
Dei
Sub Numine
Viget

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Herausgegeben

von

Joseph Lehmann.

Siebenundfünfzigster Band. + 58

Januar bis ~~Juni.~~ December

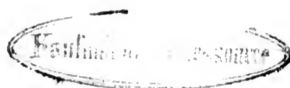
1860.

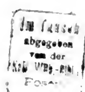
Leipzig,

Verlag von Veit & Comp.

Preis des Jahrganges vier Thaler.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter auch viertel- und halbjährlich zu beziehen.





Inhalts-Verzeichniß.

Bestellungen
nimmt jedes Postamt des deutsch-österreichischen Vereines, sowie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallstraße Nr. 21) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazin's" nicht direct correspondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commissionair, Herrn B. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

Herausgegeben von **Joseph Lehmann.**

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

№ 1. Sonntag, den 1. Januar 1860. **29. Jahrgang.**

Inhalt:

Das Jahrhundert Karl August's
und
die Literatur des Auslandes.

Das Jahrhundert, dessen Abschluß Deutschland am 10. November 1859 feierte, trifft mit dem Jahrhundert der deutschen Literatur, dem Viele mit Recht den Namen Karl August's, des edeln Großherzogs von Weimar, beilegen, beinah vollständig zusammen.

Karl August hatte ein Jahr vor der Geburt Schiller's die herzogliche Krone seines Vaters geerbt, allerdings als zweijähriges Kind, aber die vormundschaftliche Regierung seiner Mutter, der Herzogin Amalie, war dem Geiste nach so ganz identisch mit der selbständigen Regierung des Sohnes, daß die Zeit von 1758 bis 1775 als das Morgenroth des Jahrhundert-Tages begrüßt werden darf, dem wir den Namen Karl August's beilegen.

Es war Mitternacht in Deutschland, als Karl August geboren wurde. Der siebenjährige Krieg war eben ausgebrochen. Das unglückselige Land ging wieder einer der furchtbaren Verheerungen entgegen, denen es seit zwei Jahrhunderten periodisch ausgesetzt war, und die den zuletzt im Jahrhundert der Reformation aufleuchtenden, deutschen Geist völlig paralysirt hatten.

Da schlug, als das Jahrhundert Karl August's eben zu tagen begonnen, Friedrich die Schlacht von Roßbach, und dieser erste Sieg der deutschen Waffen über nichtdeutsche weckte in allen Gauen des großen, gemeinsamen Vaterlandes zum ersten Male wieder seit zwei Jahrhunderten den Gedanken, daß die Deutschen dem Auslande gegenüber doch ein zusammengehöriges Volk, eine von demselben Geiste getragene, nationale Einheit seien. Die Deutschen alle, ohne Ausnahme, mochten sie nun mit oder gegen Friedrich kämpfen, jubelten über die schmähliche Niederlage der Franzosen.

Und dem Triumphe der deutschen That folgte sehr bald auch der Triumph des deutschen Wortes. Im Gefolge des Kriegshelden, den die Mitwelt bereits den Großen nannte, befand sich ein Held des Friedens, befand sich Lessing, den die Nachwelt mit gleichem Rechte den Großen nennt. Ja, wie Jener auf dem Felde der Schlacht, so hat dieser auf dem Felde des Geistes die Franzosen geschlagen. Ihr Einfluß war bis dahin in unserer Gesellschaft, wie an unseren Höfen, auf unseren Theatern, wie in unseren Akademien, in unseren Literatur-, wie in unseren Mode-Zeitungen allein maßgebend gewesen. Eine Herkules-Arbeit war es, diesen Augias-Stall zu reinigen. Aber wenn ein neuer, nationaler Bau auf dem Boden des deutschen Geistes aufgeführt werden sollte, mußte vorher der geschmacklose Mischmasch vertilgt sein, in welchem die Kraft unserer schönen Sprache völlig untergegangen war.

Dem jugendlichen Karl August, der an Friedrich's Hoflager in Potsdam und bei dessen Heerschauen in Schlesien den Mann der That bewundern gelernt und den der König selbst als den „hoffnungsvollsten jungen Fürsten," der ihm vorgekommen, bezeichnet hatte, — ihm war es beschieden, die von Friedrich dem Großen wohl prophetisch verkündeten, aber nicht als eigene Zeitgenossen schon erkannten Männer des deutschen Geistes und Wortes um sich, an seinem kleinen Hofe in Weimar zu versammeln. Ihm war es beschieden, durch diese Männer allmählich die große Umwälzung herbeizuführen, die aus Deutschland, dem vom Auslande geistig unterjochten, das die poetischen und philosophischen Köpfe der ganzen Erde beherrschende Land machen sollte.

Das Jahrhundert Karl August's läßt sich in drei, nach ihren Erscheinungen und Wirkungen verschiedene, wenn auch der Zeit nach nicht immer getrennte, oder streng auf einander folgende Phasen eintheilen: in die Lessing'sche, die Goethe'sche und die Schiller'sche. Diese drei Phasen verhalten sich zu einander wie Morgen, Mittag und Abend, oder wie Frühling, Sommer und Herbst. Lessing war der Morgen, der die Nacht — der junge Frühlingsstrahl, der den Winter Deutschlands verscheuchte; Goethe der Mittags- und Höhepunkt — die warme Sonne, welche die Saat zur Reife brachte, und Schiller der lichte, sternenhelle Abend, der einen noch schöneren, neuen Tag verkündet, — der fruchtreiche Herbst, der seinen Segen über das Land und die Welt ausbreitet.

Herder war es, der, in Weimar mit der Mission Lessing's betraut, dessen große Aufgabe der Wegebahnung und der Erziehung des Menschengeschlechtes übernahm. Herder war es, der die Deutschen wieder mit dem wahren Volksliede bekannt gemacht und der in seinen „Stimmen der Völker" auf die noch nicht durch französische Frivolität und Unnatur entweiheten Quellen der nordischen Ballade und der südlichen Romanze hinwies. Herder endlich war es, der mit seinen „Briefen zur Beförderung der Humanität" unmittelbar an das anknüpfte, was der seiner Zeit voraneilende, große Lessing gelehrt und der die Saat, die dieser ausgestreut hatte, keimen und gedeihen machte.

Wenn Herder auch in seinem Schmerz darüber, daß ihm die Anerkennung seines Werthes durch den Glanz verdunkelt schien, den Goethe und Schiller um sich verbreiteten, zuletzt über ein verfehltes Leben klagte, so wird doch diese Klage Niemand gerecht finden, der durch ein vorurtheilsloses Studium der über die mannigfachsten Gebiete des Geistes sich ausbreitenden Werke Herder's weiß, wieviel demselben nicht blos der geläuterte Geschmack der deutschen Nation, sondern speziell auch der ihm seit der Straßburger Universitätszeit befreundete Goethe zu verdanken hat.

Ja, Herder hat in ähnlicher Weise auf Goethe, wie dieser nachmals auf Schiller gewirkt. Durch die Einwirkung Herder's war in Goethe das Gewaltsame und Heftige zur Milde und Klarheit, die rohe Kraft zur Bildung gelangt. Der Engländer Lewes sagt in seinem treff-

Buch über Goethe: „Herder's Einfluß auf den Verfasser des her und Götz war von der mannigfachsten Art, am Stärksten auf Gebiete der Dichtkunst. Er lehrte ihn, die Bibel als ein glänzendes niß für die Wahrheit betrachten: daß die Dichtkunst überhaupt eine = und Völker=Gabe sei, nicht das besondere Erbtheil einiger feinen, eten Männer."

Man kann aber wohl sagen, daß, nachdem Lessing und Herder den chen Boden gejätet, ihn vom fremden Unkraute befreit und die ersten en ausgestreut hatten, die der reinen Atmosphäre des Edelmensch- und des Unerkünstelten bedurften, um zu keimen und aufzugehen, the diesen Boden zu dem fruchtbaren Felde gemacht, dessen reiches ndes Leben im deutschen Volke und besonders in seinen Gebildeten Bewußtsein des frohen Besitzes weckte und alles Ausländische, wenn der Sinn dafür offen blieb, wenn sogar für den gewaltigen Genius speare's erst jetzt das Verständniß eröffnet ward, doch als etwas eigenen Besitze Nachstehendes erscheinen ließ.

Gleichwohl war Deutschland damals, wenn es sich auch vom Aus- glücklich emanzipirt hatte, doch noch weit entfernt davon, selbst aktiven, maaßgebenden Einfluß auf Kunst, Wissenschaft und Litera- nderer Länder zu üben. Erst mit Schiller, der mit wunderbarem nkt begriffen hatte, daß es zur Bezwingung der modernen Welt einer en Verbindung bedürfe der einfachsten, jedem Menschenherzen zu- lichen Gefühle und der tiefsten, jedem Menschengeiste als wahr und derleglich erkennbaren Gedanken — erst mit Schiller ist die Er- ung eingetreten, daß die im Reiche des Geistes einst so viel be- hten Deutschen jetzt die Herrscher wurden, und daß anerkannt ward vie dies beim Säkularfeste Schiller's von so vielen Seiten des Aus- s geschah — daß die Deutschen unendlich mehr, als irgend ein res Volk der Erde, zu dem großen, gemeinsamen Schatze der Welt- tur beigetragen haben.

Und alle diese Wandlungen von der Nacht zum Licht, von der tur zur Kunst, von der Abhängigkeit zur Freiheit und Herrschaft as abgelaufene Jahrhundert unter den Auspizien eines Fürsten ein- sehen, „der in Deutschland mit den kleinsten Mitteln die größten ge in's Werk setzte," dessen feines Verständniß für die Offenbarungen Genius die Männer nach Weimar zog, die ihrer Zeit den Stempel Genies aufdrückten, und dessen innere Größe sie dort an sich zu n wußte. Länger als ein halbes Jahrhundert ist Goethe der wärmste nd, der erste Rath dieses Fürsten gewesen — eine Befreundung her Macht mit geistiger Größe, wie sie in dieser Weise niemals in d einem Lande und zu irgend einer Zeit vorgekommen war, und wie nch wohl nicht wieder irgendwo sich wiederholen wird. Nur in schland und auch nur in dem von Karl August beherrschten Jahr- ert war eine solche Erscheinung möglich.

Das Jahrhundert Friedrich's II. hat das kleine Preußen zu einer ischen Großmacht werden sehen, aber das Jahrhundert Karl August's ganz Deutschland von der Bedeutungslosigkeit, zu der es gesunken , zu einer geistigen Großmacht erhoben. Wie glänzend auch der scher= und Heldenruhm des Preußen=Königs ist, den sein Volk nicht en Großen, sondern auch den Einzigen nennt, größer in der Geschichte eutschen Geistes, gepriesener unter den Völkern der Erde, die in stets ren Zonen den Einflüssen dieses Geistes zugänglich werden, wird das hundert Karl August's sein! J. C.

Das Wiener Schiller-Buch.*

Die pracht= und geschmackvollste, typographische Huldigung, die den nen Schiller's bei seinem Säkularfeste zu Theil geworden, ist aus der chen Kaiserstadt hervorgegangen und gereicht ebenso der längst mit m genannten k. k. Hof= und Staats-Buchdruckerei, als dem nicht er rühmlich bekannten Bibliographen, Dr. Constant von Wurz- =Tannenberg, der dieses Prachtwerk zusammengestellt, zu großer .

Gewidmet dem regierenden Großherzog von Sachsen=Weimar und r Gemahlin, besteht das Schiller=Buch aus 324 Seiten im größten rt-Format, worunter vierzig Tafeln Abbildungen und Photo-Auto- hen, welche von den beiden, von Katzler trefflich gezeichneten Fronti- n: Schiller, umgeben von sechs Skizzen nach „Wallenstein" und helm Tell," und Lotte von Lengefeld, umgeben von sechs Skizzen nach der „Jungfrau von Orleans" und „Maria Stuart," eröffnet ... den. Das illustrirte Titelblatt bietet zugleich eine photographische A... Wien's mit dem Stephans-Dom, vom Belvedere aus gesehen, ... Dr. Schiller und seiner Gattin schließt sich unmittelbar, als Dritter im Bu...de, der ehrwürdige Christian Gottfried Körner an, nach einem Pastell- gemälde von Dora Stock, das sich im Besitze von Schiller's Enkel be- findet, in geschabter Manier meisterhaft ausgeführt von Christian Meyer, der demnächst auch ein Bild von Streicher, dem Jugendfreunde Schil- ler's (nachmaligem Pianoforte-Fabrikanten in Wien) geliefert hat, wo- durch die Züge dieses liebenswürdigen, aufopferungsvollen Begleiters von Schiller auf dessen Flucht nach Mannheim zum ersten Male bekannt werden. Einer Abbildung des Rietschel'schen Goethe=Schiller=Stand- bildes schließt sich ein Blatt an, auf welchem sich die Bildnisse der Her- zogin Amalie, des Großherzogs Karl August und des regierenden großherzoglichen Paares befinden, wobei wir jedoch mit Bedauern die edle Großherzogin Luise und die nicht minder verehrungswerthe Groß- fürstin Marie vermissen. Es folgen sodann: Karoline v. Wolzogen, Charlotte von Kalb (hier noch Fräulein Marschalk von Ostheim), Schiller's Eltern, Schiller's Kinder, Schiller's Geschwister (Christophine Reinwald als Greisin), Schiller's Enkel (ein Schiller und ein von Gleichen=Rußwurm) und Schiller selbst in acht verschiedenen Abbildungen aus seiner Lebenszeit, so wie in seinen, von den berühmtesten Bildhauern gelieferten Darstellungen, wobei wir jedoch Rauch's klassische Gruppe von Schiller und Goethe vermissen. Die verschiedenen Schiller= Häuser von Marbach bis Weimar und bis zur Fürstengruft fehlen natür- lich auch nicht. Ganz ungemein interessant sind die zahlreichen photo- lithographirten Facsimilien von Schiller's und seiner Angehörigen Hand, die wir in so naturtreuer und künstlerischer Weise, wie hier durch die Pressen der Wiener Hof= und Staatsbuchdruckerei, noch nicht wiederge- geben sahen.

Wir kommen nun zu dem gedruckten Inhalte des Buches und be- merken, daß derselbe aus nicht weniger, als zweitausend neunhundert neun und siebzig größeren oder kleineren, wichtigeren und minder wichtigen An- gaben über Schiller, dessen Werke, ihre verschiedenen Ausgaben, ihre Uebersetzungen in fast alle Sprachen der Welt, ihre musikalischen Com- positionen, ihre Kritiken ꝛc. besteht, die der unermüdliche Bibliograph zu- sammengestellt, der (wie er auf S. 18, als Anmerkung zu einem Citat aus unserm „Magazin" sagt): „seit zwanzig Jahren Alles, was Schil- ler betrifft, sorgsam gesammelt."

Wir sind nicht im Stande, auch nur einen Begriff von dem Reichthume der hier aufgespeicherten Notizen über Schiller und seine Werke zu geben, denn sie betreffen nicht blos jedes einzelne Drama, jede einzelne lyrische Dichtung und jede andere Geistesarbeit des großen Dichters, sondern auch fast Alles, was über ihn, seine Werke und sein Leben jemals in Deutschland und im Auslande, in Büchern und in Zeit- schriften, geschrieben, gedichtet und — gefaselt worden. Wir freuen uns, daß der Verfasser bei der Sichtung dieser mühseligen Arbeit nicht umhin konnte, zu wiederholten Malen auf die treffliche, biographische Arbeit Emil Palleske's hinzuweisen.

Mit Recht bemerkt der Verfasser in der Vorrede, daß auf jeder Seite seines Werkes eine Bestätigung der von aufmerksamen Beobachtern längst gemachten Wahrnehmung sich findet, „daß keines deutschen Schrift- stellers oder Dichters Werke in diesem Maaße zu den verschiedensten Na- tionen der Erde gedrungen seien, als eben die unseres Schiller. Schiller und gerade er ist es, der in neuester Zeit dem deutschen Namen, dem Genius der deutschen Sprache und Dichtung in Europa und auch jenseits des Oceans Achtung verschafft und das natürliche Band, das die verschiedenen Zweige des germanischen Stammes verknüpft, fester gezogen hat... Von dem Standpunkte des Oesterreichers aus legte sich mir dieses kulturhistorische Interesse sehr nahe. Die vielen Sprachen: die deutsche, italiänische, magy- arische, rumänische, armenische, hebräische; die verschiedenen slavischen Mundarten: die polnische, böhmische, rutheuische, slowakische, slovenische, kroatisch-illyrische, serbisch-illyrische — Alle im polyglotten Kaiserstaate mehr oder weniger stark vertreten, versprachen eine große Ausbeute; sie fiel in der That nicht unbedeutend aus und bestätigte nur noch mehr die Ansicht, daß Schiller, dieser Genius, alle Volksstämme mit dem Bande seines unsterblichen Geistes verknüpft."

Wir wünschen aufrichtig, daß dieses einigende Band, der moralische Einfluß Schiller's und seiner deutschen, die Menschheit mit einem Herzen voll Recht und Wahrheit umfassenden Gesinnung sich immer fester und inniger um die zahlreichen Nationen schlingen möge, die sich seit Jahr- hunderten unter dem Scepter Oesterreichs befinden. J. C.

* „Das Schiller-Buch." Von Dr. Constant Wurzbach von Tannenberg, k. inisterial-Secretair, Bibliothekar und Vorstand der administrativen Bibliothek aiserlichen Ministerium des Innern. Festgabe zur ersten Säkularfeier von ler's Geburt, 1859. Wien, k. k. Hof= und Staats-Buchdruckerei.

England.

Literarische Korrespondenzen aus England.

G. A. Sala's Vierundzwanzig Stunden in London.

Witz- und andere Literatur.

London, December.

Wer London in vierundzwanzig Stunden kennen lernen will, der gehe nur mit George Augustus Sala einmal wieder durch die Riesenstadt. Er hat's uns neulich schon bei „Tages- und Gaslicht" und in seinem Lichte gezeigt, und schildert uns jetzt wieder ein vierundzwanzigstündiges Leben dieses monströsesten Ungeheuers aller Städte. „Zwei Mal um die Uhr, oder die Stunden des Tages und der Nacht in London."* Wer vor acht bis neun Jahren die „Household-Words" ziemlich regelmäßig las, fühlte sich durch die Irruption und Eruption eines ganz neuen Styls überrascht, und mit der Zeit mit eigener Magie davon gefesselt, einem Dickens'schen Styl mit Stahlfedern, einer von blauen Schwefelflammen erleuchteten und kaustischer Bitterkeit gewürzten Anschauungs- und Dictionsweise, die sich während der folgenden sechs Jahre merkwürdig in Tiefe und Breite durch die Household-Words entwickelte, hernach mit dem Meister brach und seitdem selbständig auftrat, um ihr merkwürdiges Licht bald in diesem, bald jenem Genre und Journale selbständig leuchten zu lassen. Sala ist, wie Dickens, sein Meister, individuell in Diction, wahr und witzig, aber kühner, kürzer, bitterer, pfefferiger, in der Malerei altflämisch oder präraphaelisch, grimmig, naturalistisch und zwar mit Worten und Wendungen, in deren Entzifferung der große Lexikons-„Flügel" erlahmt, und der beste Engländer auf dem Kontinente auf jeder Seite stecken bleibt. Hier hilft uns blos das wirkliche Leben in seinen mysteriösesten Winkeln und Phrasen aus der Verlegenheit, die Anschauung des mysteriösen Wortes, dessen Gebrauch und Ton, die Szenen, Situationen, Handlungen und Leiden, die es bezeichnet. Selbst die Polizeirichter und Magistratspersonen, obgleich echte Cockneys, müssen oft forschen und fragen, was dieser und jener „Slang"- oder „Cant"-Ausdruck ihrer Angeklagten bedeute, Spezifisches, ganz individuell Bestimmtes bezeichne, um über Geheimnisse und kriminale Beziehungen in's Klare zu kommen. Viele dieser aus dem Leben gegriffenen, in unerhörten Situationen geborenen, unerhörte Handlungen und Kniffe bezeichnenden Ausdrücke gehen zunächst zwischen „Gänsefüßchen" in die Polizei- und Kriminalberichte der „Reporters" über, und gewinnen dann, wenn diese Reporters, wie Dickens und Sala selbst waren, als Schriftsteller auftreten in sprudelnder, genialer Diction und Malerei allmählich das Bürgerrecht. So rekrutirt und bereichert sich die Sprache und Literatur stets just aus den Tiefen und Sümpfen, in welcher geschriebene und gedruckte Buchstaben eben so unbekannt sind, wie uns die chinesischen Wort- und Tonzeichen. Wer zu vornehm und respektabel wird, aus diesem Born zu schöpfen, wird, wie es scheint, als Schriftsteller bald steril, fade und frivol, wie die ganze respektable Gesellschaft. Einer meiner Freunde, berühmter Lehrer deutscher Sprache und Literatur in England, besonders höherer, junger Damen, schlug einer solchen vornehmen Damenklasse neulich den unsterblichen „Vicar of Wakefield" zu Uebersetzübungen in's Deutsche vor. Die Damen rümpften die Nase und meinten, das sei ein so gemeines Englisch, daß sie Anstand nähmen, die Worte anzusehen und zu übersetzen; sie möchten etwas Respektableres haben. Etwas Witzloseres, als die respektabeln, offiziellen Witzbolde des Punch giebt es aber nicht. Haben Sie je den Punch durchgelesen, nur gelesen? Ich glaube, daß es die Deutschen eben so machen, wie die Engländer hier; man sieht sich die immer gut gezeichneten, manchmal auch komischen Bilder an, aber die altersschwach und zahnlos lächelnden Trivialitäten des Textes liest man eben so wenig, als Parlaments-Blaubücher. Die Punch-Gelehrten geben alle Jahre ihren „Pocket-Book-Almanack" heraus, für eine halbe Krone, was bei Kalendern, die sonst millionenweise à 1 Penny erscheinen, sehr respektabel ist. Die alte, respektable Vettel des „Athenaum" bewillkommnete die Quintessenz der offiziellen Witzbolde, den Punch-Extrakt für 1860, in üblicher Weise. „Unser guter Freund Punch überwindet sehr wirksam die Langweiligkeit der jetzigen Zeit durch sein Pocket-Book, wie immer voll genialen Witzes und guten Humors, bereichert durch die übliche Menge witziger Illustrationen der bewunderten Künstler Leech und Tenniel" ꝛc.

Ich gebe Ihnen ein Beispiel aus den „Anekdoten der Alten." Hier kommt wörtlich übersetzt folgender unübertrefflicher Witz vor. „Als Veturia, die Mutter des Coriolan hörte, daß ihr Sohn gegen Rom marschirte, rief sie aus: Das ist ein hübscher Kessel voll Fische! (eine schöne Geschichte, eine unangenehme Patsche). Als sie ihn an der Spitze seiner Truppen, die er zur Zerstörung seines Vaterlandes kommandirte, begegnete, redete ihn die Matrone in demselben Geiste mit dem Ausrufe an: „Highthy fighty!"

Das ist eine Punsch-Kalender-Anekdote. Hier ist eine andere aus der Gegenwart. „Ein Kompliment der Zeit. Mein liebes Fräulein, Sie dürfen das wirklich nicht essen," sagte ein galanter Herr zu einer schönen Dame, indem er plötzlich einen Teller voll Entenbraten, der ihr präsentirt wurde, für sich wegriß. „Ich kann Ihnen diesen Kannibalismus nicht erlauben." Die Dame, begraben unter einem Rosenhaufen von Erröthen, erklärte, daß sie ihm nie vergeben werde. Zum Beweise dafür wurden sie eine Woche darauf verheiratet."

Und so geht's fort durch ein enggedrucktes Witzbuch hindurch, wo außerdem die witzigen Regenschirm-, Omnibus- und Ehemanns-Anekdoten thatsächlich zum fünfzigsten bis hundertsten Male wiedergekäuet werden. Kladderadatsch hat den „höheren" Blödsinn erfunden und kultivirt, Punsch scheint patentirter Monopolist des „niedrigeren," des Idiotismus, zu dessen Heilung man Hospitäler baut, zu sein und zu bleiben.

Wie mit dem Witze, steht's auch mit der Poesie schlecht, am allertraurigsten mit der dramatischen im Lande Shakspeares. Daß keine Dichter mehr für's Theater schreiben, ist allerdings der Grund des Uebels, aber es wird durch die geschäftsmäßig betriebene Frechheit des gemeinsten, sudeligsten, geheimen Uebersetzens und Bearbeitens aus dem Französischen dreifach vergrößert. In englischen und auch ausländischen Blättern findet man gelegentlich immer wieder stolze Lobreden über den fruchtbaren, englischen, dramatischen Nationaldichter ersten Ranges Tom Taylor. Manchmal sind zwei, drei neue Originalstücke von ihm im Gange, alle theils wörtlich, theils schlecht übersetzt, theils klobig englisirt, ohne das französische Kolorit abzustreichen. Die „Critic" schickte nun einen Stenographen in eins seiner Originalstücke und ließ hernach den Taylor'schen Text mit dem französischen Originale parallel abdrucken. Tom Taylor hatte sein Stück ein originales, englisches genannt. Er wußte nichts zu erwidern. Seitdem haben Literaten des jüngeren Geschlechts die französischen Originale zu etwa zehn Taylor'schen und ein Paar Dutzend andern englischen Original-Dramen nachgewiesen. Von zwölf neuen Stücken des West-Endes, die jetzt gespielt werden, sind blos drei Originale. Eins derselben sah ich neulich im kleinen, feinen St. James-Theater: „The Chatterbox," die Plaudertasche, die alte Klatsche, wie wir sie im Leben und auf der Bühne schon oft genug gesehen haben. Aber so 'ne Plauderbüchse hatt' ich denn doch noch nicht gesehen, nicht für möglich gehalten. Guter Gott, es war beinahe so original, wie der Punsch-Kalender. Der Himmel sei den Theater-Besuchern gnädig, wenn der jetzt ausgeschriebene Kreuzzug gegen die heimlichen Uebersetzungen in einen furchtbaren Nationalstolz der Originalität in Bühnenstücken ausartet. Ohne Reinigung der dramatischen Augiasställe, die von gewissenlosen, oft rohen, stupiden Spekulanten und Schwindlern dirigirt, und von verlotterten Subjekten aller Art bedient werden, würde die Originalität, wofür Einige sogar „Nationalbühne" sagen, zu einer literarischen Pest ausarten. Die Tages-, Wochen- und Monatspresse Englands ernährt auch schwache Talente tausendweise auf ziemlich remunerative Weise, so daß gar kein anständiger Literat mehr in Versuchung kommt, sein Glück mit einem Theaterunternehmer zu versuchen, der in der Regel kein Geld hat und die beste Aernte, wenn sie sich einstellen sollte, lieber für sich behält, statt die Hungerleider von Acteurs und Actricen zu bezahlen. Einige Ausnahmen solider Theater-Direktoren und Theater, wie z. B. Saddlers Wells, des Herrn Phelps, verstehen sich bei dieser Menge von selbst, nur daß es bei Weitem nicht genug sind, um den allgemeinen Charakter der Theater- und Künstlerwelt und ihrem Organ der „Era" eine bessere Schattirung zu geben.

Blos Ein Literatur-Zweig in England hält sich frisch und fruchtbar, weil er von allen Zonen und Nationen, allen Klimaten und Kolonieen genährt wird; es ist die Reise-, ethnographische, Erlebniß-Literatur der höheren Engländer, die als Marine-Offiziere, Gesandte, Konsuln oder Wanderer aus Lust und Liebe ꝛc. sich rund um die Erde herumtreiben und immer hübsch ausgestattete, in der Regel gut illustrirte Bücher daraus machen. Ich habe einem dieser Bücher des Herrn Trollope über Jamaica ꝛc. einen besondern Artikel gewidmet,* weil es auf ein Thema führte, das für die Zukunft eine große Rolle spielen wird. Ein für Zoologie und Naturleben noch interessanteres Werk, Sir Emerson Tennents: „Ceylon" (London: Longmans) kann ich vorläufig nur im Allgemeinen

* Twice Round the Clock; or, the Hours of the Day and Night in London. By George Augustus Sala. London: Haukton and Wright. Berlin: Asher and Co.

* Vgl. den Artikel Westindien.

erwähnen und empfehlen, da die zwei Bände voller Elephanten, Ichneumons, giftigen Schlangen, Affen, Leoparden und mehr als dreihundert Arten von Vögeln, erst gelesen und geordnet sein wollen, nachdem ich von deren rasch überflogenem Inhalte mehr in eine Verlegenheit des Reichthums, als in jenen Plutus des Mittheilens umgewandelt worden bin. Das Buch muß besonders für Naturforscher, wenigstens Zoologen, interessant sein, da es viele gangbare Irrthümer über einzelne Thiere, z. B. Elephanten, Affenarten, Vögel aus eigener Erfahrung und Forschung widerlegt. Ganz besonders viel Aufmerksamkeit ist den Elephanten gewidmet, der wunderbaren Klugheit und Liebenswürdigkeit derselben, der Art, wie sie massenweise gefangen, gezähmt und zivilisirt werden. Ich füge nur noch hinzu, daß der Verfasser mit der größten Sorgfalt eine ungemein zahlreiche, geordnete Liste aller bekannten und neuen Gattungen und Arten von Thieren der damit stark bevölkerten Insel Ceylon entworfen und so mit diesem Zweige der Naturwissenschaft einen sehr guten Dienst geleistet hat. Die lebendige Art und Weise der Schilderungen ist auch jedem Laien sofort verständlich und durchweg anziehend.

Die englischen Touristen sind überall zwischen dem Nord- und Südpol zu finden. So wundert es uns nicht, daß jedes Land und jede Gegend immer wieder in englischen Büchern erscheinen, sogar auch das vielausgebeutete Norwegen, von welchem uns eben wieder ein eigener, derber, gesunder Herr Kunde giebt. Er lief mit einer Reisetasche über die norwegischen Berge und die spärlichen Ortschaften dazwischen, brauchte dazu und zur ganzen Reise nicht mehr als 10 Wochen und Summa Summarum blos 25 Pfund 9 Schill. 4 Pence und gewann dabei noch ein Buch, das sich frischer und origineller liest, als tausend vornehmere und prätentiöse. Sein „Through Norway with a Knapsack. By W. Huttien Williams. With six tinted views and maps (London: Smith, Elder and Co.) ist das Werk eines eigenen, starken, freien Engländers, der Humbug, Hypokrisie und Respektabilitätsschwindel der Heimat gründlich aus sich herausgefegt hat und ganz offen docirt, wie man mit zwei Hemden und drei Paar Strümpfen, mit einem Ränzel auf dem Rücken, wohlfeil und seelenvergnügt die Städte vieler Menschen sehen und ihren Sinn erkennen mag, auch wie man Waschgeld ersparen kann, indem man das eine, getragene Hemde bis an die Achseln aufstreift und das andere selbst wäscht, trocknet und plättet. Solche Naivität und Ehrlichkeit thut Einem ungemein wohl. In Deutschland freilich, wo man einen Seume bewundert, nachahmt und übertrifft (ein Berliner Freund wanderte vor einigen Jahren nach Rom und zurück mit keiner andern Waffe und Belästigung, als einem Regenschirme), wird so ein Held nicht groß Wunder nehmen, aber die respektablen Engländerinnen machten große Augen noch größer, als sie hier einen gebildeten Gentleman kennen lernten, der ganz offen erzählte, wie man mit zwei Hemden auskommen und das eine selbst waschen könne, einen Gentleman, der zum Frühstück kaltes Wasser trinkt und heilig und theuer versichert, daß die drei Personen, die er in Norwegen eines Nachts aus Einem Bette aufgeweckt, zwei Männer und Ein Mädchen, sich alle drei ganz liebenswürdig, naiv und offen bemüht hätten, seine Fragen zu beantworten und ihm den rechten Weg klar zu machen, ohne die geringste Verlegenheit zu fühlen. Im Ganzen scheint er nicht viel Neues gesehen zu haben, aber die Art, wie er derb und naiv, manchmal mit einem natürlichen, trocknen Humor erzählt, ist ungemein fesselnd und frisch.

Der Delius'sche Shakspeare und Payne Collier.

Es ist wahrhaft erfreulich, nicht blos den ungestörten Fortgang des Delius'schen Shakspeare, dieses, der deutschen Kritik zur Ehre gereichenden Werkes, sondern auch anzeigen zu können, daß von dem ersten Bande desselben bereits eine zweite Auflage nothwendig geworden. Nachdem in den vorangegangenen vier Bänden alle historischen Dramen und Trauerspiele Shakspeare's aufgenommen sind, werden der fünfte und der sechste Band sämmtliche Lustspiele bringen, mit Ausnahme des „Perikles," der mit den Gedichten und einer Lebensbeschreibung des Dichters (letztere wahrscheinlich, ebenso wie die Anmerkungen und Erläuterungen, in deutscher Sprache) den Schlußband bilden wird.

Der eben ausgegebene fünfte Band* enthält die sieben Dramen: Two Gentlemen of Verona; Comedy of Errors; Love's Labour Lost; All's well that ends well; A Midsummernight's Dream; The Taming of the Shrew und The Merchant of Venice. Jedes dieser Dramen ist wiederum mit einer historischen Einleitung in Bezug auf die Quellen, die Shakspeare zu seinen Stoffen benutzte, sowie hinsichtlich der verschiedenen anderweitigen Bearbeitungen dieser Stoffe, ausgestattet.

Diese Einleitungen, sowie die Noten zum Texte, welche die veralteten Wörter erläutern, die dunkeln Stellen aufhellen und die abweichenden Lesarten der bekanntesten englischen Kommentatoren kritisch abwägen und ihrem Werthe nach feststellen, sind uns, seitdem wir die vorliegende Ausgabe benutzen, so werth geworden, daß wir bei unseren Studien Shakspeare's, den wir in den verschiedensten englischen, älteren und neueren Editionen besitzen, keine andere Ausgabe mehr zur Hand nehmen, als die in jeder Hinsicht belehrende unseres Landmannes, die wir deshalb auch dem deutschen Publikum nicht dringend genug empfehlen können.

Herr Dr. Delius hat übrigens in neuester Zeit die besondere Genugthuung erhalten, daß der von Payne Collier herausgegebene alte Korrektor Shakspeare's, den Herr Delius von Anfang an als ein unhistorisches, geistloses Produkt behandelte, als eine Fälschung erkannt und entlarvt worden, wie wir darüber bereits in Nr. 83—85 des „Magazin" vom 16. Juli v. J. berichtet haben. Es ist über diese Fälschung kürzlich eine Schrift von C. Mansfield Ingleby erschienen, welche die Korrekturen in dem sogenannten Perkins-Exemplare der Folio-Ausgabe von 1632 mit den bekannten Fälschungen von Ireland in Eine Kategorie stellt.*

In der That geht aus dem der Schrift beigegebenen Facsimile einer korrigirten Seite jenes Perkins-Folio, ebenso wie aus den detaillirten Gutachten zweier Beamten des British Museum, hervor: 1) daß das Alter der Schriftzüge dieser Korrekturen simulirt ist; 2) daß jede mit Tinte geschriebene Aenderung des Textes mit Befolgung einer darunter mit Bleistift geschriebenen Anweisung ausgeführt ist; 3) daß die mit Bleistift geschriebenen Worte einen sehr modernen Ductus und Charakter haben und 4) daß dieselbe Hand, welche die Noten in Dinte, und zwar angeblich im Charakter des siebzehnten Jahrhunderts, schrieb, auch die darunter befindlichen Bleistift-Vorschriften gemacht hatte.

Herr Ingleby begleitet den Bericht über die im British Museum angestellten Untersuchungen, die mit Hülfe chemischer Reagentien einerseits und des Mikroskopes andererseits angestellt worden — ganz so wie bei der Prüfung des Simonides'schen „Uranios" verfahren ward — mit seinen eigenen kritischen Untersuchungen des Geistes der Korrekturen, wobei er an die Schrift „Shakspeare Vindicated" anknüpft, welche bald nach dem Erscheinen des angeblich alten Korrektors ein wirklich alter, englischer Erklärer Shakspeare's, ein Freund Douce's, von dem die Shakspeare-Drucke des vorigen Jahrhunderts edirt waren, Herr Singer, zur Ehrenrettung des theuern Barden von Avon herausgegeben. Herr Singer protestirte mit aller Macht gegen diese Verballhornungen des großen Dichters, aber es half nichts; der alte Mann mußte es erleben, daß nicht allein Herrn Collier's „Notes and Emendations to the Text of Shakspeare's Plays" in mehreren Auflagen rasch verkauft, sondern auch in's Deutsche (zwei Mal) und in andere Sprachen übersetzt wurden. Ja, zwei neue Ausgaben von Shakspeare's Dramen, eine einbändige und eine sechsbändige, die Herr Collier mit seinen Verballhornungen des Textes veranstaltet hatte, fingen in England an, die alten guten Texte zu verdrängen — als endlich auf dem British Museum, welchem der Herzog von Devonshire das in seinen Besitz gekommene Perkins-Folio zugesandt hatte, die Fälschung entdeckt wurde. In Folge dieser Entdeckung ist dann auch ermittelt worden, daß der alte Herr Parry, der vor fünfzig Jahren im Besitze des vielbesprochenen Foliobandes gewesen sein und denselben aus dem Nachlasse eines katholischen Geistlichen, Namens Perkins, in Berkshire, erhalten haben sollte, keineswegs dieses Buch, sondern eine andere alte Ausgabe besessen habe.

Aber sieben Jahre lang haben sich die englischen Shakspeare-Leser von diesem Spuk anführen lassen! Herr Dr. Delius, der seinen Shakspeare von allen Einflüssen des „alten Korrektors" frei erhielt, hat dadurch einen glänzenden Beweis seiner gesunden, wissenschaftlichen Kritik geliefert.** J. C.

---

* Shakspere's Werke (in englischer Sprache). Herausgegeben und erklärt von Dr. Nicolaus Delius. Fünfter Band. Elberfeld, R. L. Friderichs, 1859.

* The Shakspeare Fabrications, or the MS. Notes of the Perkins-Folio shown to be of Recent Origin. By C. Mansfield Ingleby, LL.D. of Trinity College, Cambridge. London: John Russell Smith. Berlin A. Asher & Co.

** Man vergleiche: „J. Payne Collier's alte, handschriftliche Emendationen zum Shakspere, gewürdigt von Dr. Nikolaus Delius." Bonn, König, 1853.

Holland.

Das heutige Holland, sozial und literarisch.

I.

Holländer und Holländerinnen.

Ich lobe mir, wenn Jemand ein halbes Dutzend Jahre in Italien gewesen ist, und sich dann erst berufen fühlt, über Land und Leute ein Wort zu sagen. Solch ein Werk war neuerdings in diesen Blättern angezeigt, und unsere Touristen sollten sich darin spiegeln. Wird man doch selbst mit einem einzelnen Menschen nicht in einem Jahre vertraut, wieviel weniger mit einem fremden Volke. Schon die Sprache, dieser Schlüssel zu dem Eigenthümlichsten des Nationallebens, verräth uns manches Geheimniß erst durch längeren Verkehr.

Was ich nach sechsmonatlichem Aufenthalt in Holland erfahren habe, gebe ich daher mit möglichst wenig Prätension. Hätte ich dieselbe Zeit in Frankreich oder England zugebracht, so würde ich an solche Mittheilung gar nicht denken. Aber mit keinem Lande, das uns so nahe liegt, sind wir im Allgemeinen so wenig vertraut, als mit Holland. Und doch müßte das Volk uns nicht gleichgültig sein, schon wegen der Bande des Blutes, die uns mit ihm vereinigen: nächst den Schweizern steht uns kein anderes so nahe. Die Holländer sind unsere Brüder, während die Anglosachsen nur unsere Vettern sind. Keine Sprache der Welt bietet eine solche Analogie mit der unseren dar, als die holländische. In der That ist die nieder-deutsche Mundart, das Niederländische, vom Hochdeutschen nicht mehr verschieden, als etwa die schwäbische oder höchstens die kölnische.

Es ist eine sehr erfreuliche Bemerkung, daß viele Menschen und Dinge, gegen die wir eingenommen sind, ehe wir sie kennen, sich bei näherer Bekanntschaft besser ausweisen, als das gemeine Vorurtheil sie macht. Ich kenne z. B. den Bauern des preußischen Ostens zu wenig; aber wer, den militärische oder sonstige Verhältnisse oft und lange mit dem rheinischen Bauern zusammengeführt haben, und der Sinn hat für allgemein Menschliches, wer hat es nicht erfahren, welche echte und gute Natur ihm da entgegentritt? Auch die Bekanntschaft mit fremden Nationen macht uns gerechter gegen sie. Nehmen wir England. Freilich, es giebt auch eine Klasse von Leuten, die prinzipiell gegen das ganze Land zu Felde ziehen, die in demselben Augenblicke von freien Gesetzen mit Verachtung und Bitterkeit sprechen, wo sie sich hätten sagen können, daß diese Aeußerungen selbst, die ihnen auf keinem andern Boden straflos hingegangen wären, einigermaßen mit sich selbst streiten. Zwar den Einzelnen belästigt keine unverschämte, peinlich vorsichtige und inquisitorische Polizei; er darf sich „umherbewegen" (move about) ohne Paßkarte, darf laut seine Meinung sagen, und nichts hindert ihn — ein nicht zu ermessender ökonomischer Vortheil für den Einzelnen wie für das Land — seine Arbeitskräfte auf die einträglichste Weise zu verwerthen. Und doch, wenn die Einen an den unvermeidlichen Auswüchsen dieser Freiheit Anstoß nehmen, finden die Anderen sie nicht frei genug. Lassen wir diese Letzteren, ihr Tag ist auf der ganzen Erde am Verbleichen. Aber warum wollen die Andern sich ärgern, weil England auf dem Wege zur Demokratie zwar langsam und stetig, aber nicht in dem Sturmschritt ihrer Wünsche fortschreitet; weil es sich erst anschickt, die politische Macht in die Hände einer zahlreichen Klasse zu legen, die mit unleugbarem Unrecht bis jetzt davon ausgeschlossen ist? Die Geschichte hätte sie lehren können, daß gerade in den gesundesten Staaten der Fortschritt erst jetzt anfängt nach Jahrzehnden zu zählen, daß er in der christlichen Welt bisher nach Jahrhunderten rechnete. Sie könnten sich darüber trösten. Sollte nicht die Demokratie am gesichertsten, am wenigsten stürmisch, am freiesten sein von der Gefahr, in Pöbelherrschaft zu entarten, die durch allmählichen Fortschritt gewonnen ward? — Doch nicht nur bei Beurtheilung der glorious liberty wird so oft das Kind mit dem Bade ausgegossen. Auch dem einzelnen Engländer widerfährt gewöhnlich kein billiges Urtheil. Die englische Gentry muß es sich gefallen lassen, über einen Kamm geschoren zu werden, mit den mancherlei schäbigen Exemplaren von John Bull, die unsere Heerstraßen verpesten und sich jetzt selbst in den kleinsten Orten einnisten. Die rothwangige Tochter des reiselustigen Bürstenhändlers und Cockneys, mit den Schmachtlocken aus der Periode ihrer Großmutter, ermächtigt durch ihre magere Erscheinung unsere jungen Damen zu der schneidendsten Ironie auf Kosten des ganzen Geschlechts der „Misses." Unserem lieben Deutschland seine Ehre! Der Engländer ist vielleicht oft nur durch die Macht der Sitte, was der vorzügliche Deutsche mit Bewußtsein ist, und eine Häuslichkeit wie die Wilhelms von Humboldt werden wohl die drei vereinigten Königreiche noch nie gesehen haben. Aber im Allgemeinen sollten wir nicht so sehr mit unserem Familiensinn prahlen. Wer jemals das home eines gebildeten Engländers als werther Gast hat kennen lernen, den muthet diese elegante und doch keineswegs steife Geselligkeit unwiderstehlich an, der vergißt den Zauber jener ruhigen Feinsitte nicht mehr, die der wahre Gentleman auch seiner Gattin gegenüber nicht verlernt. Das Recht der Persönlichkeit, diese ungeschriebene Magna charta des Menschenthums, die wir dem Christenthum verdanken, wie wird es nicht in England respektirt! Selbst dem Knaben, ist deutschen Pädagogen aufgefallen*), wird von seinen Lehrern eine gewisse Achtung unwillkürlich bewiesen. Und um das schöne Geschlecht nicht zu vergessen — was haben nicht die hundert Sänger aus Köln damals öffentlich erzählt, als sie alle die blühenden Frauengesichter in Hanover Square Rooms beisammen gesehen? Natürlich — ein Engländer ist für seine Landsmänninnen eingenommen: aber es muß dem doch etwas zu Grunde liegen, was mir ein sehr gebildeter englischer Maler antwortete, als ich meinte, die Schönheit des menschlichen Körpers habe seit der hellenischen Zeit abgenommen. „Nein! Ich sah neulich einen Ringer, dessen Körper sich mit den griechischen Statuen messen konnte. Und in den Straßen Londons sehen Sie zuweilen in den Wagen der Nobility Gesichter — es benimmt Ihnen den Athem — es scheint überirdisch." Nun, Künstler und Frauen haben das Recht zu übertreiben.

Ich würde von hier ohne Weiteres zu den niederländischen Frauen übergehen, mit denen ich, wie sich's gebührt, meine holländische Skizze beginne, fühlte ich nicht in meinem Schriftstellergewissen die Verpflichtung, mich wegen dieser langen Einleitung zu verantworten. Wenn sie nicht zur Sache gehört, warum nicht gestrichen? Ich würde sie über Bord geworfen haben, wenn mir nicht in diesem Augenblick blos zur Sache zu gehören schien, was auf unser Zusammengehen mit England Bezug hat. Denn davon dürfen wir wesentliche Förderung erwarten für das, was jetzt das Caeterum censeo jedes Deutschen sein muß: die Einheit des Vaterlandes. Von unseren erfahrenen und praktischen Vettern brauchen wir uns nicht zu schämen, politischen Rath anzunehmen. Bei ihnen haben Stein und Vincke so Manches gelernt. Und wohl mehr als das werden sie uns zu leisten haben. Deutschlands politische Umgestaltung wird nur aus stürmischen Zeiten hervorgehen. Zwar lächelt uns jetzt das russische Bündniß; aber die freisinnige Richtung Rußlands steht auf zwei Augen. Daß Frankreich ein einiges Deutschland ungern wird entstehen sehen, bedarf wohl keines Beweises. Wer bürgt uns dafür, daß im entscheidenden Augenblicke der westliche und der östliche Nachbar sich nicht die Hände reichen, um die Neugeburt unserer politischen Wehen in der Wiege zu ersticken? Darum halten wir uns zu England. Preußens freiere politische Einrichtungen werden das gegenseitige Wohlwollen mehren helfen. — Deutschland ist vorzugsweise das Land des Gemüthes und der Ideenentwicklung; England vorzugsweise der Boden der Rechtsidee und der Pionier der Kultur in fernen Ländern. Beide Nationen aber sollten sich von den edelsten ihrer Gaben mittheilen.

Jetzt zu den Niederländerinnen und ihren Männern. Ich weiß wohl, was uns als der Typus des Holländers gilt. Er schwebt uns vor als ein untersetzter Mann; behäbig, an das Vierschrötige grenzend, plump in Rede und Manieren, ein superlativer Michel, nur in kaufmännischen Dingen geriebener. Wie seine Sprache sich mit der Dichtung nicht vertragen soll, so ist er selbst das Gegentheil von allem Poetischen. Was noch am meisten Gnade findet, sind die holländischen Frauen. Jedoch steht uns das Ideal einer niederländischen Schönheit nicht viel höher als das baierische Biermädel. Die guten Leute, die so über unsere Nachbarn aburtheilen, finden vermuthlich wie Frau von Stael, que prononcer sur ce qu'on ignore peut avoir une certaine élégance — dans la conversation. Wir setzen mit ihr hinzu: cela ne convient pas aux livres. In der That, was wissen wir von Holland? Fällt es Jemanden ein, sich dort für eine Weile niederzulassen, wie man in Rom oder Florenz thut, um Land und Leute kennen zu lernen? Gehen wir einmal hin, so besuchen wir das Museum in Leyden, sehen uns die „Nieuwe Kerk" von Amsterdam an, lesen die Inschrift unter der Statue des Erasmus und lassen uns von der Haarlemer Orgel erzählen. Oder kennen die Badegäste etwa Holland, die jeden Sommer auf der Allee zwischen Scheveningen und dem Haag hin- und herreiten? Unter tausend Fremden, die Holland besuchen, ist nicht Einer, der genug von der Sprache weiß, einen Bauern um den Weg zu fragen. Unsere Zeitungen und Monatsschriften wimmeln von Artikeln über englisches, französisches und alles mögliche Leben; alle zehn Jahre bringt einmal ein Hauptblatt das Feuilleton eines Literaten, der acht Tage in Utrecht und Rotterdam war. Wer noch am meisten über die Holländer schreibt, sind die Franzosen. Es wird

---

*) Encyklopädie der pädagogischen Wissenschaften, herausg. von Schmid, 1. Band, 1858.

ihnen leicht gemacht, denn früher war französisch die Sprache der feinen Kreise; und jetzt, wo die Muttersprache auch dort zu ihrem Rechte gekommen sein soll, versteht es doch noch Jeder, der die schwächsten Ansprüche auf Bildung macht. Mein Gegenstand hat also jedenfalls das Verdienst, den meisten Lesern etwas fremder zu sein, als Afrika nach den letzten Reisen von Barth und Livingstone.

In den holländischen Städten habe ich die Freude gehabt, manche reizende Gesichter zu sehen, wenn mich auch der Anblick niemals beklommen gemacht hat. Fein und intelligent, die Gestalt frei von Ueberfülle, trugen sie zuweilen den Ausdruck eines Gemüthslebens. Das Landvolk und namentlich die Männer in den ärmeren Ständen haben allerdings häufig etwas Plumpes. Unter Allen fallen die Friesinnen auf, von denen sich viele in dem übrigen Holland als Mädchen verdingen. Sie sehen sehr gesund und kräftig aus; aber ihre flammenrothen Wangen, ihre großen starkknochigen Gestalten ohne Anmuth machen sie zu derb, um gefällig zu sein. Ueberall tragen sie von ihrer Nationaltracht wenigstens das Blech von Silber oder vergoldetem Messing, das, am untern Rande bogenförmig ausgeschnitten, bis auf die Hälfte der Stirn und tief auf die Schläfe hinabreicht. Dieses Panzerstück vor der Stirn giebt ihnen vollends etwas Amazonenhaftes. Freilich sind die Verrichtungen unserer Mägde der Entwicklung körperlicher Schönheit durchaus nicht förderlich. Doch erblickt man auch so Einzelne mit Wohlgefallen. Mit ihren großen und hellen Augen sind sie doch die echten Töchter der alten „freien Friesen", deren herrliche Geschichte sie als einen der kräftigsten Zweige des großen Sachsenstammes zeigt. In Friesland selbst, sagte man mir, wird die Nationaltracht auch in den höhern Ständen in Ehren gehalten. Es wäre dies das einzige Beispiel in Europa. Bei festlichen Gelegenheiten sollen die vornehmeren Friesinnen nicht nur den Stirnschmuck von ächtem Goldblech mit edlen Steinen verziert, sondern ein vollständiges Kostüm tragen, das als reizend geschildert wird und zuweilen mehrere tausend Gulden kosten soll. So tragen denn die Mädchen einen Theil ihres Heiratsguts am Leibe. Die Frauentrachten im übrigen Holland haben wenig Eigenthümliches. Dem feuchten Klima entsprechend, ist das Kleid von schwerem dunklem Stoff; hoch an dem Hals eine bauschige gefältete Krause, die etwas aufstehend, den Nacken schützt. Daraus sehen dann die rothbäckigen Vollmondsgesichter hervor. Das Ganze ist schwerfällig, aber höchst reinlich; die Krause blendend weiß. In den größeren Städten zeigen die Gesichter der Damen keinesweges durchgängig so viel Gesundheit; manche sind krankhaft bleich. Das Klima ist die Ursache. Die ungesundeste aller holländischen Städte ist Amsterdam. Am tiefsten gelegen, auf tausenden von Pfählen erbaut, erzeugt die Hauptstadt des Landes am meisten jenes Fieber (die „koorts"), mit dem die Niederländer so viel geplagt sind, aber auch der ganze übrige Küstenstreif der Provinzen Nord- und Südholland ist so feucht, daß die Bewohner selbst an den wärmsten Sommertagen nicht um Sonnenuntergang im Freien zu sitzen wagen, weil sie den reichlichen Niederschlag aus der Luft fürchten. Von den großen Städten soll Utrecht die gesundeste Lage haben. Am höchsten gelegen, etwa 240 Fuß über dem Niveau von Amsterdam, ist der breite Landrücken, der sich als Heideland von Arnheim nach Deventer und Zütphen hinzieht. Schwächliche Amsterdamer finden dort die Luft so viel schärfer, daß sie sich nur allmählich daran gewöhnen. Auf diesem Landrücken liegt das berühmte Sommerschloß des Königs, das Loo. Wenn man englische Parks gesehen hat, lohnt sich die dreistündige Fahrt von Arnheim aus in der Diligence nicht, die uns eisenbahnverwöhnten Menschen um so härter fällt, als die Straße nur durch Haide führt.

Die holländischen Dörfer machen durch ihre außerordentliche Sauberkeit einen sehr wohlthuenden Eindruck. An den hellen steingebauten Häusern waltet unermüdlich die nationale Waffe der weiblichen Hausgenien, die auch bis über die benachbarte preußische Grenze gedrungen ist, die Handspritze. Vor dem Eisenladen liegt das Ofengeräth zur Schau, tadellos blank, in grünlackirten Kasten. Was nun gar das Eldorado holländischer Putz- und Scheuerlust betrifft, das berühmte Dorf Broek unweit Amsterdam, so erzählt Bädeker zur Genüge von den aufgebundenen Kuhschweifen und den Pantoffeln, die Napoleon oder Alexander anziehen sollte.

Die Sprache verräth uns, einen wie großen Theil des Schönen der Holländer in dem Reinlichen erblickt. Er sagt: eene schoone vrouw (eine schöne Frau) und schoon maken (reinigen), zich verschoonen (reine Wäsche anziehen). Der Palast des Loo hat keinen anderen Schmuck als seine Reinlichkeit: ein niedriges einförmiges Gebäude, aber die weiße Mauerwand und die grünen Fensterladen scheinen gestern angestrichen zu sein.

Alte Bauwerke aus der Zeit der holländischen Größe verdienen ein höheres Lob. Was die Malerei betrifft, so kann ich sie hier unerörtert lassen, da diese bekannteste Seite des holländischen Lebens an so viel andern Orten weit besser behandelt ist, als ich es vermöchte. Nur dies Eine will ich hervorheben, daß der Ruhm niederländischer Maler nicht ausschließlich der Vergangenheit angehört. In unseren Tagen ist der Name Ary Scheffers einer der bekanntesten geworden; und Scheffer war der Sohn holländischer Eltern, zu Dortrecht geboren und erzogen, obgleich er später bis an seinen Tod in Frankreich gelebt hat. Als Mensch wie als Künstler macht der Freund der verbannten Familie Orleans seinem Vaterlande große Ehre. —

Ich werde demnächst zur Schilderung des holländischen Charakters übergehen.

Frankreich.

Französischer und deutscher Protestantismus.

Edmond de Pressensé und Bunsen.

In diesen Blättern ward vergangenen Sommer (Nr. 101 vom 27. August d. J.) von uns die Meinung ausgesprochen, daß von allen europäischen Völkern die Franzosen diejenigen sind, welchen das Urtheil über den deutschen Geist bisher immer am schwächsten gerieth. Doch der Elektromagnetismus scheint Wunder zu thun. Hat der elektromagnetische Strom ein Fluidum wahlverwandter Erkenntniß befruchtend über den Acker Frankreichs ergossen? Die Frage stellte ich mir, als ich kürzlich in der Revue des deux mondes einen Aufsatz des Herrn Milsand las, der den Titel führt: „Le Protestantisme moderne et la philosophie de l'histoire." Zwei berühmte theologische Werke, das eine: „Histoire des trois premiers siècles de l'église chrétienne" von Herrn Edmond de Pressensé (tom. I. u. II., Paris 1858), welches in Nr. 107—109 des „Magazin" bereits erwähnt ist, das andere Bunsen's „Christianity and Mankind" (das Christenthum und die Menschheit, London 1854, 7 Bde.) sind hier zusammengestellt und mit wahrhafter Originalität behandelt.

Unsern berühmten Landsmann Bunsen kennt wohl jeder gebildete Deutsche; Herr von Pressensé ist, um es zu wiederholen, das Haupt der freikirchlichen Denomination der „Chapelle Taibout" zu Paris, einer der Vorkämpfer der calvinistischen Union des églises évangéliques de France, welche die Grundlage des positivgläubigen Independententhums in Frankreich ausmacht. Vielleicht hat sein ihm werthvoller Gegenstand den französischen Berichterstatter seelisch gehoben, denn man empfängt selbst von der Lesung jenes Artikels einen gehobenen Eindruck. Da ist die innerliche Seite der Sache hervorgekehrt, und obgleich Herr Milsand aus einer gewissen keuschen, ja ehrfürchtigen Zurückhaltung sich eben mit einem Berichte begnügt, statt eine durchgreifende Kritik zu liefern, so zeugt doch sein Vortrag von einem warmen, klaren Verständniß des deutschen Idealismus. Fast dünkt es uns des Lobes zu viel, wenn er in der Einleitung sagt: „Jedesmal, wenn ein neues Lebensprinzip gekommen ist, die Seele der Menschen zu verwandeln, war es Deutschland, das einen neuen Geist über die Welt gehaucht hat. Deutschland ist das Vaterland Luther's, es ist das von Kant und Schiller gewesen; Europa schuldet ihm Alles, was es an Ursprünglichem in seiner Poesie und in seiner heutigen Philosophie besitzt." So ist denn auch Deutschland für unsern Berichterstatter das Vaterland einer neuen tiefsinnigen Theologie, es ist sogar, was der Brite kaum anerkennen möchte, die Geburtsstätte des „Evangelischen Bundes." Denn Herr Milsand behauptet nicht mit Unrecht, daß in Deutschland jene Einheitsidee der evangelischen Bekenner geistig vorbereitet ward, ehe sie in England zuerst sich verkörperte.

Besser noch als der weiland Laibacher Stadtbibliothekar, Herr Charles Nodier, weiß Herr Milsand die Höhe der deutschen Gesinnung zu würdigen. Lessing, Schiller, Kant, Fichte gelten ihm als die Vertreter deutscher Art, die Dinge dieser und jener Welt aufzufassen, und er zieht den Gegensatz solcher Innerlichkeit gegen das äußerlich materialistisch-mechanische Gebahren seiner Landsleute scharf genug. Gewiß, es ist ein gewaltiger Unterschied, wie La Rochefoucauld und wie Lessing den Menschen schätzt. Die Klassiker, die Encyclopädisten und heute die Socialisten haben dem nackten Egoismus und buntscheckigen Despotismus der sinnlichen Natur gehuldigt — Göthe sagt im Faust so schön: „Das Ich, der dunkele Despot" — die deutschen Dichter und Denker haben jeder in seiner Weise das Recht unserer innersten Seele verfochten, Göthe nicht minder als Schiller, Herder nicht weniger als Lessing. Selbst der Rationalismus des vorigen (der „vulgäre"), so gut wie der des jetzigen Jahrhunderts (der

„speculative") nahm eine idealistische Gestalt an, es flammte auch hier noch der Funke fort, den die deutsche Reformation angefacht hatte. Luther und Melanchthon hatten mehr ausgedrückt, als blos einen negativen Protest, sie hatten mehr gesagt, als blos: wir wollen keinen Papst, wir wollen keine Hierarchie, keine Priester, keine Wallfahrten, keine Meßopfer; sie strebten, dem Menschen seine geistige Wesenheit, die Substanz des Ich: seine Seele zu retten! Und wenn freilich Luther und Melanchthon die Kraft hierzu nur von Dem erhofften und in Den ihr Vertrauen setzten, der außer und über uns die feste Burg, die Wehr und Waffe des Gläubigen ist, der in sich gegangen, so war jener Rationalismus trotz seiner Vergötterung der Menschenvernunft, zu der er im Wege der pantheistischen Wesensverschmelzung mit Gott gelangt war, nicht so gottverlassen, daß er nicht gewußt und laut gepredigt hätte, wie nur in uns das Heil der Seele sich auswirken kann, weil nur in uns der Keim zur Glückseligkeit ruht. „Es liegt in dir, du bringst es selbst hervor", sprach Schiller mit seiner Zeit.

Allein der deutsche Rationalismus eilte ungeachtet des sittlichen Kerngehalts, welchen ihm Kant's kritischer Idealismus einzuflößen versucht, unabwendbar seinem tragischen Ausgang entgegen. Wem von der ganzen Fülle der Welt um ihn her lediglich sein liebes Ich übrig geblieben, nachdem er von allem Sonstigen zweiflerisch abstrahirt hat, der muß schließlich auch von sich selbst abstrahiren, d. h. er muß, wenigstens in Gedanken, einen Selbstmord begehen. Herr Milsand zeichnet daher mit einer bei einem Franzosen überraschenden Sachkenntniß in Erinnerung an Strauß und Feuerbach die Katastrophe des Rationalismus, den er wohl allzu hart geradezu „antireligiös" nennt, folgendermaßen: „Sein letztes Wort bestand darin, alle objektive Wahrheit aus der heiligen Geschichte zu streichen, zu erklären, daß die Vorgänge der Schrift sich nur im menschlichen Geiste zugetragen haben, daß das Christenthum nur ein Ideal und eine Ueberlieferung war, die aus unserm Seelenbedürfniß entsprungen und die in der Folge selber den Glauben an ihre geschichtliche Thatsächlichkeit angenommen hatten." — — — Mit diesem Bekenntniß war aber in der That nicht blos die alte Glaubensform des Christenthums abgestreift, es war sogar unumwunden der Inhalt selbst für Erdichtung erklärt und folglich der religiöse Kern des Protestantismus vernichtet. Nun mußte, wenn letzterer noch irgend einen Lebenskeim in sich trug, nothwendig ein Rückschlag erfolgen. Er erfolgte, indem man die philosophischen Bauten des selbstschöpferischen Ich, das jedes seinen individuellen und privaten Gott sich zurecht construirt hatte, einfach bei Seite schob, Schleiermacher zuerst den persönlichen Christus betonte, zwar noch im Gewande eines metaphysischen Formalismus, dann aber ohne einen solchen: Neander, Tholuck, Hengstenberg, Krummacher, Müller, Ullmann, Nitzsch. Doch diese neue Theologie der dreißiger Jahre, die um das Banner der geschichtlichen Offenbarung des übernatürlichen Christus sich schaarte, zerfällt, wie schon unsere Namenreihe beweist, in eine Unzahl mannigfacher Richtungen, durch welche das Prinzip des menschlichen Fortschritts mitten hindurchgeht, und sie ist, was Herr Milsand zu verfehlen scheint, mit der neuesten Bunsen's keineswegs identisch. Zwar liegt es unzweifelhaft in der Absicht Bunsen's, im Sinne wahrhafter Freiheit von aller fremden Autorität — das zu sein, was Dörner unter der „Ueberschreitung des alten Supranaturalismus und des alten Rationalismus" versteht: ein neues Ganze auf Grund zwei alter Einseitigkeiten; aber, ob die Theologie des greisen Diplomaten die Bewahrung des Wesenskerns nach Abwerfung überlebter Formen in Wirklichkeit darstellt, bleibt noch in Frage. Wir glauben, in ihrer heutigen Gestalt ist sie erst ein Anfang dazu. Unsre Zeit ist so heißhungrig nach Erfüllung und Befriedigung ihres Selbst, daß ihr die Verdammung des todten Buchstabenglaubens allein noch nicht genügt, den innern Werth einer Lehre bereitwillig zu vermuthen.

Wie dem auch sei, Herr Edmund von Pressensé gehört eher in die Kategorie eines Nitzsch und Lehnerdt, als daß er in dogmatischer Hinsicht mit Bunsen auf gleiche Linie zu stellen wäre. Der Vergleichungspunkt liegt ganz wo anders, als in der dogmatischen Auffassung des Göttlichen, er hat in ihrer geschichtlichen Anschauung seinen Sitz. Der streng positive Independent Pressense und der speculative Theolog Bunsen haben das gemein, daß ihnen die Geschichte des Menschengeschlechts im Christenthum gipfelt. Wie Herr von Pressensé zu dieser Einsicht gekommen, liegt klar auf der Hand. Die Geschichte seiner Mitbrüder, der französischen Calvinisten, ist eine wahre Leidensgeschichte, und sie ist hinwiederum mit der seines Vaterlandes innig verwebt. Ein glaubenstreuer Hugenot konnte und kann sich die Geschichte der Menschheit nur als ein Streiten und Ringen der Seelen um den Lebenspol des Evangeliums denken; unwillkürlich wird ihm die Persönlichkeit Christi zum Typus der geschichtlichen Welt. Dies hätte Herr Milsand mit einiger Aufmerksamkeit wohl entdecken können! — Bunsen ist auf einem sehr verschiedenen, statt des praktischen auf theoretischem Wege zu derselben Idee gelangt. In seiner Jugend von den Idealen der deutschen Burschenschaft erfüllt und von dieser Seite her für Geschichtsforschung angeregt, hat er die Grundsätze der historisch-kritischen Schule eines Niebuhr (seines Beschützers, der ihn in Rom mit dem damaligen Kronprinzen von Preußen in Verbindung gebracht), Eichhorn, Böckh, Rotteck auf den Boden seiner etwas subjectiv-idealistisch gefärbten Theologie verpflanzt. Aber auch der philosophische Pantheismus der Schelling-Hegel-Epoche, welcher um die Wesenseinheit des Göttlichen und Menschlichen sein System gruppirt hatte (Spuren davon in den „Aphorismen aus der Philosophie der Geschichte" im ersten Bande des Hippolytos), war ebensowenig, als die Reaction des Glaubens ohne Einfluß auf Bunsens Denkungsart geblieben, und das Schlußergebniß all' dieser zum Theil widerstrebenden Momente ward eine Christusgeschichte der Menschheit d. h. das Christenthum als Humanitätsreligion historisch gewonnen. Dies ist die psychologische Erklärung der Vielen so räthselhaften Denk- und Sprachweise Bunsens. Er ist eine universelle Natur und dabei ein Jüngling im Greisenhaar. Mit jugendlichem Ungestüm hat er einen gewaltigen Anlauf gemacht, über die Gegensätze in der Zeit und in unserer Brust hinwegzukommen, aber — man verzeihe unsrer durch die Täuschungen der Philosophie mit Mißtrauen erfüllten Nüchternheit — zur Einheit einer positiv-christlichen Philosophie hat er die Grundstoffe unsrer Bildung nicht verarbeitet. Wir werden dies bald in Kürze darthun.

Wie verhält sich nun die Geschichtsauffassung des Herrn von Pressensé zu der unseres berühmten Landsmanns? Der französische Berichterstatter begeht einen kaum erklärlichen Irrthum, indem er die Geschichte der zum Christenthum strebenden Menschheit in Bunsens Christusgeschichte der Menschheit ebenfalls wiederfindet. Pressensé ist Realidealist, ich will damit sagen, er folgt mit objectiver Geradheit, ja Aengstlichkeit, dem leitenden Faden der wirklichen Geschichte d. h. dem Gange der Vorsehung nach; er setzt sein Ich gegen die Wirklichkeit hinten an, er construirt nicht Geschichte! Bunsen ist reiner Idealist, von einer erhabenen Idee seines Ich läßt er sich leiten, und letztere besteht in der seelischen Freiheit desselben, in der Gewissensfreiheit des Einzelnen, wie der Gemeinde. Diese Idee durchzieht alle seine Schriften, läßt ihn nicht ruhen und rasten; sie immer und immer von Neuem der Menschheit an's Herz zu legen, gießt er sie in die verschiedensten Formen, doch sie giebt immer den gleichen Inhalt. „Hippolytos und seine Zeit" (deutsch, Leipzig Brockhaus 1852, 53), „Gott in der Geschichte oder der Fortschritt des Glaubens an eine sittliche Weltordnung" und die „Zeichen der Zeit" wiederholen sämmtlich den Grundgedanken der Autonomie des Gewissens und der genauen Uebereinstimmung der „gesunden Vernunft" des Menschen, die sich nichts aufzwingen läßt, mit den Offenbarungen Gottes. Allein, diese Art von präftabilirter Harmonie ist nicht die von Leibnitz. Das Terrain ist präoccupirt, würde der Militair sagen. Wohl viele Bürger der Jetztzeit sahen sich erstaunt an, als ihnen von einer theologischen Autorität versichert ward, daß ihre Zweifel eigentlich gar nicht vorhanden, sondern lediglich in der eignen Einbildung lägen. So weit geht die Selbstgewißheit der Bunsenschen Weltharmonie. Nicht die geringste Berechtigung habe der Zweifel. Wahrscheinlich hat Bunsens jahrzehndelange Abwesenheit von der Heimat ihn an Beobachtung der krampfhaften Zuckungen unseres deutschen Zweifelthums verhindert. Gähnt doch eine ungeheuere Kluft des Zweifels, der Gleichgültigkeit, des Materialismus, ja sogar der Feindschaft gegen das Christenthum, das der Verstand mit seiner wandelbaren Gestalt verwechselt, zwischen der Kirche Christi und Hunderttausenden Derer, die Christi Namen tragen! Bunsen thut jenen „salto mortale," den Lessing in einem merkwürdigen Briefe an den Theosophen Jacobi aus Altersteife der Glieder ablehnt. Es gehört wahrhaftig ein ungeheurer Idealismus dazu, wenn man die unmittelbare Einheit der individuellen Vernunft mit dem Worte Gottes ohne Weiteres voraussetzt.

Herr Edmund von Pressensé nimmt eine bescheidnere Stellung ein. Er sieht die trüben Wolken über dem Schauplatz der christlichen Geschichte; schon gleich nach dem apostolischen Zeitalter steigen sie auf, und die Christusgemeinde des 2ten und 3ten Jahrhunderts findet er bereits von gefährlichen Krankheiten angesteckt. So wenig er die waltende Hand in der christlichen Entwickelung verkennt, so wenig verleugnet er den Einfluß des Bösen, das sich sofort und unabläßig geltend macht. Pressensé weiß, was Schillers Lehre bedeutet:

Wer zu der Wahrheit dringt durch Schuld,
Dem wird sie nimmermehr erfreulich sein!

Ohne die Ursünde, die man im Deutschen ziemlich ungeschickt „Erbsünde" nennt, sähen allerdings Einsicht und Erkenntniß des Menschen klarer,

reiner, krystallener aus. Doch die Naturanlage des Menschen zum Bösen, die sich vorerst in der Lässigkeit zum Guten zeigt, ist so wahr vorhanden, als das Böse vorhanden, im Menschen vorhanden, in allen Menschen vorhanden und folglich allgemein menschlich ist! Dieses Böse ging, wie Pressensé trefflich ausführt, von einem freien Willensact des Urmenschen aus (denn sonst wären Mensch und Böses an sich identisch!) und jede Handlung, die wirklich geschieht, hat eine unendliche Folgenreihe. Seit dem Sündenfall verfällt der Mensch seiner sinnlichen Natur, aber — und mit diesem Gefühl beginnt der Fortschritt der Geschichte — er fühlt, daß er sich nicht in seinem Normalzustand befindet, er kann den Gott seines Paradieses nicht ganz vergessen, während er doch diese Seligkeit verlor; ihn ergreift das Streben, sie wiederzugewinnen. Einen Gott braucht der Mensch. Soweit er nun seinen natürlichen Hang nicht aufgeben mag, wird er Heide. Nur wenige bewahren das Bild des geistigen Gottes in ihrem Herzen. Die millionenfache Mehrzahl stürzt sich in den Naturdienst, um alle seine Stufen bis zum Nichts zu durchleben. Der Babylonier, der Syrer, Phönizier, Scythe fröhnen der Wollust und Grausamkeit, der Aegypter zerarbeitet sich im Schweiße des Angesichts für die Dauer seines irdischen Daseins, der Perser verstrickt sich in den Kampf des Lichts mit der Finsterniß, der Indier versinkt in den Tiefen der geheimnißvollen Fleischwerdung Brahma's, ewig getäuscht und verhöhnt von der Lügnerin Maja und aus Verzweiflung, den undurchdringlichen Urwald der Schöpfung nicht durchmessen zu können, weil jegliches Leben schwindet und stirbt, wirft er sich dem Tode, als dem Nichts in die Arme. Er läßt sich rädern, erschießen, verbrennen. Die unpersönliche Natur, auf den Götterthron erhoben, endet mit dem Fall ihrer selbst und dem Tode der Person.

An die Stelle dieses wüsten, theils thierischen, theils pflanzenhaften Naturcultus ohne Individualität und Durchgeistigung setzt die hellenische Mythologie in hellerer Erinnerung an die göttlichen Züge am Menschenbilde die Verehrung übermenschlicher Menschen; die Natur wird in der Menschennatur individualisirt, große Könige, die Herrscher des Himmel-, Wasser- und Erdreichs und starke Helden versammeln sich im Olymp: zum ersten Mal im Heidenthum kommt der Mensch zum Bewußtsein seiner persönlichen Würde und Freiheit. Zwar nicht außer und über der Natur. Die griechischen Götter haben, was man von Mirabeau sagte: „la tête aux cieux, les pieds aux fanges," sie sind in den Dunstkreis der Erde gebannt. Die „Götter des Menschenthums" sind den niedrigen Regungen der Sinnlichkeit ausgesetzt, denn ewig haftet ihnen die Materie an. Als Sokrates und Plato, diese Schwächen der homerischen Götter erkennend, eine reinere Gottheit, als Zeus erstrebten, vermochten sie bei aller Verachtung der Volksreligion nicht über den Dualismus von Geist und Materie hinauszuschreiten. Neben das geistige Prinzip stellt Plato immer noch die „ewige" hylo (Weltstoff), das Element des Zufalls, der Vielheit, der Wandelbarkeit und schließlich des Uebels. „Es ist also nicht der Geist des Menschen, in welchen er den Grund seiner Unreinheit setzt, und es bedarf weiter nicht viel, um ihn nothwendig zu einem gemäßigten Nihilismus hinzureißen. Plato verzweifelt an der Wiedergeburt des Willens, er tödtet ihn oder er empfiehlt wenigstens eine theilweise Vernichtung desselben: das Aufgehen des Individuums im Staate, das Aufgehen des ganzen Menschen in seinem Erkenntnißvermögen." Was soll jetzt aus der Sittlichkeit werden? Der Glaube an die Götter verflog, die Dialektik der Philosophen verflüchtigt mit ihm auch den Anker der Sitte. Die Gesellschaft siecht an ihrer Verderbniß dahin, und der Menschheit bleibt keine andre Gewißheit als das Gefühl der Unzulänglichkeit ihrer Kraft, nämlich: sich frische Heilmittel einzubilden.

„Das vorbereitende Werk der Vernunft und der Freiheit" hat die heidnische Menschheit zur Selbsterkenntniß, zum Bewußtsein des Zwiespalts in ihr und zur Ueberzeugung von ihrer Ohnmacht geführt, so daß sie zum Mindesten das Bedürfniß eines übernatürlichen Heilands anerkennen mußte, ohne den keine Wiederherstellung und kein Friede der Seele. Trifft diese Wahrheit auch unsre Zeit? Pressensé sagt es mit divinatorischem Blick: „Wenn unsre Verzweiflung vollständig ist, dann hat die Stunde des Himmels geschlagen; wie die Athener haben wir in uns dem unbekannten Gott einen Altar errichtet und der persönliche Glaube vollendet also beim Einzelnen den Plan der Versöhnung, wie ihn das geschichtliche Auftreten Christi in der Welt vollendet hat."

Durch eine vollkommene Umwandlung des innern Menschen wird jene Versöhnungsthat der geistigen Wiedergeburt vollbracht. Herr Milsand kennzeichnet sie sehr richtig, aber, wie er sie darstellt, so wird sie zu dieser Stunde erst von den Dienern des johannischen Christenthums von Lehnerdt, dessen Wahlspruch „Leben, Liebe, Licht", von Nitzsch, Knapp, Schenkel, v. Kapff, Hoffmann, leider erst von einer kleinen Schaar verstanden. Doch es ist wirklich wahr: wir Protestanten dieser Richtung machen einen Grundunterschied zwischen der Lehre des alten und neuen Bundes. Das Christenthum ist hier mehr als ein neues Gesetz, das dem Menschen äußerlich als Richtschnur (canon) des Glaubens und Wandels auferlegt ward; es ist wesentlich eine Gnadenthat Gottes, der uns vom Fluch des Gesetzes erlöst hat und zum freien Gehorsam wiedergeboren durch kein andres Gebot, als das — der Liebe! Pressensé theilt diesen Glauben von ganzem Herzen, ja er geht in der Form seiner Auffassung noch weiter, als die deutsche Theologie. Ihm schwebt als Ideal seines Christenthums eine absolute Erneuerung des seelischen Menschen vor, den ein innerliches Wunder, ein neues Werde auferstehen läßt, ihn mit einem höheren Sinn für das Verständniß des göttlichen Willens ausrüstet und sogar unsere natürlichen Schwächen und Unvollkommenheiten abstreift, Wesen aus uns macht, die erhaben sind über Sünde und Erdenlust. Ein hohes Ideal, aber liegt es uns nicht unendlich fern? Drückt es nicht m Bewußtsein unseres jetzigen Zustandes mehr nieder, als daß es uns aufrichten könnte? Pressensé tröstet uns in tiefster Erkenntniß des Christenthums: er fordert das Opfer nicht blos unseres Stolzes, auch unsern Leiden und Schmerzen! „Was der Mensch sich selber nicht geben kann, das kann er empfangen!" Er mag alles Selbstische abthun und seine Seele öffnen dem Strome der Liebe: die unendliche Liebe Gottes wird ihn erhören und die Umwandlung vollziehen.

Aus dem Marktgewühl des Tages heraus wird man wohl einwerfen, daß diese Lehre sehr schwärmerisch-idealistisch klingt. Herrn Milsand liegt eine schmerzliche Erhabenheit darin, er vermißt den festen Boden der Wirklichkeit, wogegen ihm Bunsens Entwürfe den Vorzug praktischer Ausführbarkeit besitzen. Er ahnt zwar, daß Pressensé in der Geschichte der ersten drei christlichen Jahrhunderte unserer eigenen Zeit einen Spiegel vorhalten wollte, doch er vermißt Vorschläge zu thatsächlicher Hebung der Uebel. Es ist wahr, der französische Geschichtschreiber geht nicht unmittelbar auf die Leiden der Gegenwart ein, aber hat er nicht gerade den wesentlich praktischen Punkt getroffen? Die persönliche Gesinnung des Individuums will er gebessert und geläutert sehen durch das ewige Vorbild des Gottesmenschen, dann werde das Leben der Gesammtheit sich heilbringender gestalten; Bunsen hegt den viel idealistischeren Glauben, daß die Wegräumung aller äußern Schranken von Priesterherrschaft und Schlüsselgewalt, daß die Verbesserung der äußeren Verfassung (die independentische), daß die Freiheit der christlichen Gemeinde von selbst die Wiedergeburt bewirken werde. Das ist höchst doctrinär und hat sich auf politischem Felde an bittrer Erfahrung als falsch bewährt. Die Independentenverfassung ohne innern Umschwung ist kein Arcanum, das bezeugt der Independent Pressensé mit lauter Stimme. Und Bunsens Christusgemeinde ist überhaupt eine ideale. Man werfe einen einzigen Blick in die Gewissen der Zeitgenossen, man wird schwerlich das Material zu solcher Gemeinde bereit finden, die doch Bunsen zufolge die Beziehung aller Lebensregung auf Christus erheischt.

Aber, es kommt noch ein Andres hinzu: eine jede Kirchengemeinschaft wird erst durch den Inhalt ihres Glaubens bestimmt. Die Form — das freie Gewissen, welches Dieses oder Jenes annehmen kann — macht sie nicht. Was wäre nun der Glaubensinhalt der neuen Gemeinde? Stahl, welchen Bunsen bei seiner schwachen Seite, bei der überlieferten Autorität der geistlichen Obern und bei seiner „Katholicität" faßt, hält ihm (in der Schrift „Wider Bunsen") seinerseits mit unerbittlicher Starrheit das nothwendige Requisit eines unantastbaren Inhalts vor. Denn allerdings, jede religiöse Gemeinschaft bedarf ihrem Begriff nach einer Glaubensbasis. Der Inhalt des Christenthums ist bekanntlich in den Evangelien und in den Schriften der Apostel niedergelegt. Die Art, wie der Theolog diese heiligen Texte betrachtet, entscheidet über seine Stellung zum Kirchendogma. Die Art seiner Auslegung ist in der That das Schiboleth seines religiösen Standpunktes.

Die große Frage, welche zwischen dem Rationalismus und dem Supranaturalismus verhandelt wird, läuft daraus hinaus, ob das Christenthum eine Evolution des menschlichen Geistes, oder ob es das Geschenk eines übernatürlichen Gottes ist; ob es von Innen kommt, oder von Oben. Sind die Evangelien schlechthin Erzeugnisse menschlicher Denk- und Erfindungskraft, so ist eine schonungslose und zugleich ebenbürtige Kritik jedes beliebigen Lesers im vollen Rechte, sind sie, wenn auch nicht Buchstab' für Buchstab', Eingebung einer überirdischen Inspiration, so müssen sie von vornherein Ehrfurcht vor ihrer Heiligkeit einflößen und das Urtheil in die Grenze des Verstehenwollens bannen, das Gelüst des Nichtenwollens aber, z. B. in der Bruno Bauerschen Manier, abschneiden.

Gegen die natürliche Conception der Schrift verstößt am schroffsten das Wunder. Und Göthe, der lebenserfahrene Göthe sagt:

Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind.

Das Wunder ist durch Naturgesetz unbedingt unerklärlich. Inzwischen suchen alle Rationalisten, sofern es eben solche sind, das Wunder aus der Welt zu schaffen; die Vorsichtigen mit möglichster Schonung der Texte. Selbst David Strauß läßt eigentlich die Texte noch unberührt, er erklärt das Wunder aus der poetischen Stimmung der Gemeinde beim Gottesdienst, über den Wortlaut hadert er nicht. Wie aber Bunsen? Er giebt eine der Willkür sehr ausgesetzte Theorie; er mißt das Dasein der Wunder der semitischen Sprachweise bei, die sich in sinnlichen Bildern bewegt, wogegen die japetische der Indogermanen (Griechen, Römer, Deutsche) die Kraft des rein geistigen, d. h. eigentlich des abstracten, Ausdrucks besitzt. Im Wege der Uebersetzung verschwindet demnach das Wunder. Ein Beispiel zeigt das Wunder aller Wunder: die Ausgießung des heiligen Geistes. Nach Bunsen werden die Apostel von der Macht des heiligen Geistes dergestalt ergriffen, daß sie ohne ihr eigenes Zuthun von selbst, ein Jeder in seiner Muttersprache, daß Evangelium Christi verkünden. Allein es steht ausdrücklich im Urtext und in allen andern Texten, daß sie eine Menge andrer Sprachen geredet hätten, als sie, einfache Volksmänner, bisher gekonnt. (Vergl. Apostelgesch. Kap. 2). Man ist gespannt, wie Bunsen diese Stelle in seinem Bibelwerk erläutern wird. So wie die Sache jetzt liegt, scheint das Wunder verneint, also die Frage, in wie weit das Wunder ethisch nothwendig, vorab zu dessen Nachtheil entschieden. Alles in dem festen Glauben, positiv gläubig zu sein. (Siehe über die „allegorische" Auslegung der Vertheidigungsrede des Hippolytos, Hipp. II. S. 288 ff.).

Bunsens Verdienst ruht, wir wiederholen es, nicht in seiner Dogmatik. Was ihn so hoch emporhob über die Masse der heutigen Theologen, ist sein Protest wider die katholisirende Strömung der neulutherischen Hyperorthoxie, welche das evangelische Lehramt zum Priesterthum stempelt und das Bekenntniß dem Schriftwort völlig gleich stellt. Bunsen hat das allgemeine Priesterthum aller Gläubigen wieder in's Bewußtsein gerufen, und er hat viele Gläubige von dem jähen Abgrund des Formeldienstes heilsam zurückgeschreckt. Aber jedwede Einseitigkeit ist noch nicht überwunden. Gewissensfreiheit — welcher Protestant dürfte es leugnen? — ist die Lebensluft der evangelischen Gemeinschaft; der Leib, die Substanz derselben ist der unabänderliche Inhalt des göttlichen Wortes, der nicht ohne die höchste Gefahr unserer Kirche gerade Rom gegenüber, das uns ja stets unsern verneinenden Standpunkt vorwirft, durch allegorische Kritik erschüttert wird.

Das freie Gewissen als das eng sich anschmiegende Gefäß des ewigen Inhalts, das ist das durch Wissens- und Gewissensarbeit zu erreichende Ziel des Protestantismus, und diesem steht Herr Edmund von Pressensé um Einiges näher, als der Verfasser von Christianity and Mankind.

T. v. B.

Italien.

Massimo d'Azeglio's Schrift über die italiänische Frage.

Der berühmte Verfasser des „Ettore Fieramosca," Marchese d'Azeglio, ein in ganz Italien geschätzter Name, hat so eben in einer französisch geschriebenen Broschüre unter dem Titel: „Die Politik und das christliche Recht, vom Standpunkte der italiänischen Frage,"* seine Stimme vernehmen lassen. Als einer der einflußreichsten und intelligentesten Vertreter der höheren Stände sowohl, als der Schriftsteller und Künstler Italiens (Azeglio, ein Schwiegersohn Manzoni's, hat einen großen Theil seiner Jünglings-Lehrjahre in den berühmtesten Maler-Ateliers von Rom zugebracht, wo er es namentlich als Landschaftsmaler zu einer gewissen Meisterschaft gebracht), verdient der Verfasser, auch im übrigen Europa gehört zu werden. Wir theilen daher in Nachstehendem die Vorrede seiner Schrift mit, in welcher er den Gedanken durchführt, daß das neunzehnte Jahrhundert, wie sehr auch seine Sitten und seine Gesetzbücher von christlichem Geiste durchdrungen seien, doch in seiner Politik noch unchristlich, oder vielmehr von den heidnischen Prinzipien der brutalen Gewalt, der Eroberung und der nationalen Unterdrückung erfüllt sei. Diesen Widerspruch zu lösen, versucht die Schrift Massimo d'Azeglio's, deren Einleitung wir hier folgen lassen:

„Die italiänische Frage, gereift mitten unter den Kämpfen und Leiden eines halben Jahrhunderts, ist jetzt in eine Phase eingetreten, die wir vielleicht als entscheidend betrachten dürfen. Wenn wir nicht wollen, daß Europa in Verwickelungen gerathe, deren Ausgang Niemand vorhersehen kann, muß Italien aufhören, eine Drohung oder eine Beute der Nationen zu sein, die es umgeben.

„Traurige Erfahrungen haben gelehrt, welche Massen von Uebelständen aus jenem Hinausschiebungs-System erwachsen, das während langer Jahre in Bezug auf politische Probleme befolgt wurde, die zu unterdrücken, ebenso schwer als zu lösen schien. Völker ebenso, wie Regierungen, setzen sich schwerer Verantwortlichkeit aus, wenn sie, gleich jenem Tyrannen des Alterthums, zu sagen sich vermessen: Auf morgen alle ernsten Dinge!

„Glücklicherweise haben der glänzende Feldzug Napoleon's III. und der Friede von Villafranca, ebenso wie die würdige und feste Stellung, welche die Bevölkerungen Mittel-Italiens so standhaft zu behaupten wußten, die Dinge auf einen Punkt hingeführt, wo jede Verschleppung nicht blos ein Verbrechen gegen die Menschheit und die Civilisation, sondern auch ein großer Fehler sein würde.

„An die mächtigste und achtungswürdigste zugleich aller menschlichen Autoritäten ergeht die Aufforderung, in letzter Instanz zu erkennen. Die an der Spitze der christlichen Civilisation stehenden Nationen sind feierlichst berufen, ihre Stimmen abzugeben. Aber hier ist es unmöglich, sich einer Besorgniß zu entschlagen: der nämlich, daß das in einer so großen Streitfrage abzugebende Urtel gerade zu einer Zeit ausgesprochen werden soll, wo die entgegengesetztesten Prinzipien, die widersprechendsten Interessen, die heftigsten Leidenschaften im Spiele sind und sich das Terrain streitig machen.

„Bei ruhiger Betrachtung geschichtlicher Ereignisse erstaunt man zuweilen über die Verblendung, in welche die gesündesten Köpfe und die geradesten Charaktere unter außerordentlichen Umständen verfallen. Wenn man die unzähligen Leiden wahrnimmt, die eine Folge dieser Irrthümer waren, so frägt man sich mit einer gewissen Ungeduld, wie es kömmt, daß die Männer der oder jener Zeit nicht die eben so einfachen, als wirksamen Mittel erkannten, die sich ihnen darboten, um große Uebel zu vermeiden und das Gute zu ergreifen, das ihnen so nahe lag.

„Klarheit der Gedanken und der Blicke im Feuer der Schlacht ist allerdings nur wenigen Menschen gegeben, aber der Sieg wird nur demjenigen zu Theil, der sie benützt. Dieser Sieg der ruhigen Urtheile über die Gewalt der Leidenschaft ist heutzutage mehr als jemals nothwendig für den Frieden und das Wohlsein Europa's.

„Wenn der Geist der Neuzeit, der so stolz auf seine Eroberungen ist, die Gelegenheit, die sich darbietet, das Staatsrecht der christlichen Nationen auf seiner wahren Grundlage zu befestigen, vorübergehen ließe, wenn er — zu einem so hohen Grade der Reife gelangt — jugendlichen Verblendungen sich wieder hingäbe, und wenn seine Arbeit von heute eben nur eine Wiederholung der Arbeit von gestern wäre — dann würde er sich bald durch die Macht der Ereignisse beschämt und Lügen gestraft sehen.

„Aber ungeachtet dieser Erwägungen und mit dem besten Willen, unsere Gedanken, wie unsere Sprache, der kaltblütigen Vernunft zu unterwerfen, verhehlen wir uns die außerordentliche Schwierigkeit nicht, die es hat, sich außerhalb seiner Zeit, seiner lebhaftesten Empfindungen, seiner glühendsten Neigungen zu stellen und gewissermaßen seine Persönlichkeit zu vergessen, um einzig und allein das im Auge zu haben, was gut, was gerecht und was dem Gemeinwohl förderlich ist.

„Diese Schwierigkeit wird noch viel größer für einen Italiener, der, sein Vaterland liebend, wie man es in Italien liebt, seit Jahren Tag für Tag dessen endlose Schmerzen theilte und — was noch viel furchtbarer ist — auf seiner Stirn das Brandmal der Erniedrigung seines Vaterlandes empfunden hat.

„Ja, warum es nicht sagen? Unser Blut kocht beim Anblick einer österreichischen Uniform! Und gleichwohl ist diese Empfindung weder eines verständigen Mannes, noch eines Christen würdig. Sie erinnert an den Schwur Hannibal's, an jenen wilden Haß einer Nation gegen die andere, der in der heidnischen Welt Großes und Entsetzliches zugleich gebären konnte, den jedoch das Evangelium und das wohlverstandene Interesse der Menschheit verwerfen. Weit davon entfernt, diesen Haß zu rechtfertigen, verdammen wir ihn vielmehr. Bestrebungen edlerer Art sollen nur helfen, daß wir uns davon freimachen.

„Das Bedürfniß, das wiederhergestellte Vaterland in seine vollständigen Rechte wieder eingesetzt zu sehen, die Liebe zu seiner Unabhän-

* La politique et le droit chrétien au point de vue de la question italienne. Par le Marquis Massimo d'Azeglio. Paris, Dentu. Torino, Giannini.

gigkeit sind Empfindungen, groß genug, um das Herz zu erfüllen, so daß darin kein Platz mehr für die niederen Instinkte des Hasses und der Rache bleiben muß.

„Außerdem ruft ein Haß den andern wach, wie das Blut wieder Blut fordert. Lange Zeiträume der Weltgeschichte zeigen uns diese traurige Alternative erlittener und wieder ausgetheilter Schmach, während die Vernunft, ebenso wie die christliche Lehre, den Völkern hätte sagen müssen, daß sie, wenn das Eine wie das Andere unterblieben wäre, glücklicher sein würden.

„Oesterreich, um ein nahe liegendes Beispiel aufzuführen, hat unserm Vaterlande unbezweifelt sehr viele Leiden zugefügt, aber wenn es seine eigenen Verluste zählt, hat es dann Ursache, sich seines Systemes, des Unrechts und der Gewalt zu rühmen? Sind die letzten Konsequenzen der von ihm mit so vielem Eigensinn befolgten Politik von der Art, daß ihm dieselbe jetzt noch als weise und zeitgemäß erscheint? Hat die furchtbare Erfahrung, die so vielen Millionen Menschen auferlegt und die so viel Blut gekostet, zur Rechtfertigung des bis jetzt von ihr verfochtenen Princips gedient?

„Es ist Zeit, daß sich die Menschheit endlich ihrer selbst annehme; es ist Zeit, daß die Politik ihre Rechtsansprüche prüfe und geltend mache, und daß sie, gewarnt durch die Ereignisse, sich frage, ob sie nicht, bei ihrer Verkennung des Ausgangspunktes, weitab von ihrem wahren Ziele zu gerathen in Gefahr sei? Möge sich doch die Diplomatie keine Täuschungen machen, das allgemeine Bewußtsein sagt sich mehr und mehr von ihr los. Das sittliche Gefühl ist rege und hat sie überholt. In den hohen Sphären der Macht erkennen die gesünderen Köpfe die Nothwendigkeit nicht zurückzubleiben auf dem Wege; denn heutzutage ist die Isolirung für Staaten, wie für Institutionen, der Tod.

„Sieht man, wie unfruchtbar alle Anstrengungen waren, die seit der ersten Revolution gemacht wurden, um gewisse Probleme zu lösen, unter deren Herrschaft die Ruhe der Welt bedroht ist, so geräth man in Erstaunen. Die Berechnungen der aufgeklärtesten Staatsmänner haben sich der Probe der Erfahrung gegenüber als unrichtig erwiesen.

„Es muß sich also in die politischen Lehrmeinungen ein großer Irrthum eingeschlichen haben, welchen aufzufinden von Wichtigkeit ist. Und welche Eile auch in diesem Augenblicke die Gemüthe haben mögen, sich den Thatsachen gegenüber zu sehen; wie natürlich auch die Frage ist, die man an jeden Schriftsteller richtet, der jetzt über Italien spricht: „Was hast du für eine praktische Lösung?“ so wird man mir doch, weil es sich darum handelt, zu verhindern, daß die Irrthümer der Vergangenheit wieder die Gefahren der Gegenwart werden, verstatten, der Erwägung meiner Zeitgenossen einige Ideen anheimzustellen, die sich allerdings nicht direkt in Protokolle und Vertrags-Artikel übersetzen lassen, außerhalb deren jedoch, wie man zugeben wird, Verträge und Protokolle todtgeborene Kinder sind.“

„Für die Italiäner ist der gegenwärtige Moment von höchster Wichtigkeit und ohne Präcedenzfall in der Geschichte. Wir fühlen, daß unsere ganze Zukunft im Keimen ist. Die edelsten Empfindungen, wie die innigsten Neigungen des Herzens, machen es uns zur unwiderstehlichen Nothwendigkeit, uns zu gemeinsamem Handeln zu verbinden und Alle, soviel Jeder von uns es vermag, auf Entschließungen einzuwirken, die zu Gesetzen erklärt werden können. Europa wolle uns darum auf einige Augenblicke das Wort verstatten. Es möge auf eine Stimme hören, die niemals die Wahrheit verrathen hat. Denn in unseren Tagen mehr, als zu jeder anderen Zeit, davon sind wir überzeugt, ist die Wahrheit allein das heilige Labarum, das zum Siege führt.“

Westindien.

Jamaica und die schwarze Bevölkerung.

Zu Anfang des Jahres 1859 bereiste Mr. Anthony Trollope mit einem Auftrage der englischen Regierung die westindischen Inseln und spanisch-amerikanische Regionen, worüber er uns in einem eben erschienenen Bande* interessante, zum Theil amüsante, im Ganzen auch belehrende, nähere Auskunft giebt, wobei er uns mit trockenen, offiziellen Untersuchungen so sehr verschont, daß wir gar nicht erfahren, worin eigentlich seine Mission bestanden haben mag.

Er beginnt mit dem Vaterlande des Rums, Jamaica, und einer rührenden Schilderung der todten Hauptstädte Kingston und „Spanish Town.“ „Letztere, Sitz der Regierung, ist auch die Stadt der Todten und der Schweine. Da giebt es lange Straßen in denen man niemals ein menschliches Wesen entdecken kann. In anderen entdeckt man vielleicht einmal eine schweigend in der Thür sitzende alte Negerin und ein einzelnes Kind im Staube spielend. Auf dem Platze, wo die Regierungs-Gebäude stehen, sind alle Wände schmutzig gelb, und ein Fremder kann kaum anders denken, als daß diese Farbe von der furchtbaren Hauptseuche des Landes herrühre. Auf diesem Regierungsplatze hört man nur Einen Ton, Eine Stimme, Menschen sieht man nie. Niemand kommt hierher, als heiße, glühende Sonnenstrahlen. Der gelbe, blendende Widerschein von den Regierungsgebäuden scheint jede menschliche Annäherung zu verbieten. Die Häuser sind sehr niedrig, so daß die Sonne überall und stets sich breit machen kann, und unter diesem Himmel brennt und siedet stets eine glühende Sonne. Aber der Regierungsplatz ist nicht ganz verlassen. Hier treibt sich das scheuslichste, häßlichste Geschlecht von Schweinen umher, das je einem Menschen die Schande, ein Schinken essender Zweifüßler zu sein, fühlbar machte. Ich habe mich nie viel mit den Studien der Schweine abgegeben, aber ich glaube, daß Schweine-Grazie in Plumpheit und verhältnißmäßiger Kürze bestehe, besonders Kürze des Rüssels Die spanischen Stadtschweine sind niemals fett und plump. Wahre Gespenster von Schweinen aus Knochen und Borsten, mit langen Rücken, langen Beinen, scheuslich langen Köpfen und Rüsseln. Diese schmutzigen Bestien grunzen umher in der Sonne und stieren auf den verirrten, einzelnen Fremden mit der Miene, als ob sie ihn mit ein Bischen Anstrengung auffressen könnten.“

Der Engländer hatte den Gouverneur der Schweinestadt besucht und denkt nun, sich diese etwas näher anzusehen, bis es Zeit sein würde, mit der Eisenbahn nach Kingston zurückzukehren. Aber die Sonne preßte ihn alle flüssigen Bestandtheile aus, so daß er halb todt in einer Höhle von Taverne Zuflucht sucht und die Erfahrung macht, daß er als höherer Engländer, zu Hause gewohnt, gegen jeden Unteren grob zu sein, (was die Unteren auch gewohnt sind und als ein Zeichen höherer Bildung zu lieben, zu respektiren scheinen) in der Schweinestadt nicht einmal gegen den schwarzen Schuhwichserjungen ungestraft Englisch, d. h. grob und ungraziös, sein darf. Erst durch eine Verbeugung vor dem Jungen und höfliche Bitte bringt er den Jungen dahin, ihm ein Bad zurecht zu machen.

Der Verfasser ritt über einen großen Theil Jamaica's, da Straßen für Wagen und manchmal Wege überhaupt sehr selten sind. Auch muß man durch Flüsse gehen, steile Anhöhen überklettern und harte Arbeit aller Art vollbringen, um vorwärts zu kommen. Die Szenerie ist oft großartig und imposant, die Fruchtbarkeit des Bodens ungeheuer, Pflanzen und Früchte wahre Wunder von Größe und Menge. Aber die besten Theile dieser feurigen, fruchtstrotzenden Insel sind verwildert und verfallen und verkommen immer mehr. Arbeitende Hände sind für keinen profitabeln Preis zu haben. Das ist die größte Wunde, an der diese einst blühende Kolonie verblutet. Viele Engländer haben dies gesagt und die Aufhebung der Sklaverei und des Zuckerschutzzolls als Grund beklagt. Unser Verfasser ist verständig genug, die Freiheit der Neger und des Kolonialzuckers nicht zu bereuen. „Von dieser Sünde der Sklaverei haben wir uns gereinigt, aber nun kommt die Schwierigkeit, die freien Arbeiter dahin zu bringen, daß sie für zahlbaren Lohn treu und regelmäßig, zur Erntezeit mit etwas Opfer der beliebten Muße, arbeiten. Ohne diese Bedingungen kann keine Zuckerplantage mit Vortheil kultivirt werden.“

Diese schwierige, oft verwickelte, unendlich oft untersuchte Frage ist niemals genügend beantwortet worden. Mr. Trollope trifft wenigstens, wie es scheint, den wahren Grund des Uebels: viel Arbeitsnachfrage, wenig, oft gar kein Angebot. Die freie, dumme Bevölkerung kann sich auf dem luxuriösen, wildliegenden Boden überall leicht ansiedeln, nichts thun und sich die Früchte zur Hütte herein wachsen lassen. „Der freie Neger hat unbegrenzte Freiheit und Leichtigkeit „of squatting,“ d. h. sich auf eigenthumslosen oder nicht in Anspruch genommenen fruchtbaren Boden eine Hütte zu bauen, etwas Boden drum herum aufzukratzen, etwas Saamen hineinfallen zu lassen und davon wie ein Gott zu leben. Das haben sie sich denn auch gehörig zu Nutze gemacht und sind so wieder in einen halbwilden Zustand zurückgesunken,“ da sie die Civilisation nur als Peitsche und Plack und auch in der Freiheit nur als englische Grobheit, spanisch-brutale, faule Grandezza, die bedient sein will, kennen lernten.

Auch die freien Schwarzen, welche in Städten oder auf Plantagen dann und wann für schweres Geld arbeiten, wollen von zehn Uhr Morgens an sich ausruhen. Auch haben sie bald Geld genug. Bietet

* „West-India and Spanish America.“ By Anthony Trollope. London: Chapman and Hall. Berlin: Asher and Co.

man ihnen mehr für weitere Arbeit, heißt es: „No, tankee, Massa; me no want more money“ oder „no, workee no more; money no' nuff, workee no pay“ oder „no, me no more workee now“ und das vielleicht gerade zu Weihnachten, wenn die mächtigen Zuckerrohre reif sind und durchaus geschnitten, gereinigt und gepreßt werden müssen rc.

Sie lieben die Arbeit nicht, weil sie leicht und viel angenehmer ohne Arbeit leben können. Das würde unter den Weißen, Civilisirten überall in der Welt unter denselben Verhältnissen ganz ebenso sein, so daß es Unsinn ist, auf diese schwarzen faulen Canaillen zu schimpfen. Setzt eine Jamaica-Sonne über Deutschland, je einen Menschen, wo jetzt 2—300 leben müssen, macht den Boden eben so fruchtbar, und neun Zehntel der arbeitenden Klasse sind — freie Neger. Bevölkert Jamaica auf gesunde, anständige Weise mit Menschen, die als Menschen behandelt werden, und schwindelt nicht mehr, wie bisher, unter betrügerischen Vorwänden schwarze Waare ein, so wird Jamaica unter der Hand so einer Arbeit schöner aufblühen, als jemals unter der Peitsche des Sklavenbesitzers. Trollope beweißt dies unwillkürlich selbst durch Barbadoes, das unter denselben Verhältnissen wie Jamaica frei wird. Hier ist Alles Blüthe, Fülle, Arbeit, Lohn ohne den Schrei der Armuth oder des gepeitschten Sklaven. Aller Boden auf Barbadoes ist unter Arbeit und Kultur und stark mit Negern bevölkert, die eben so frei sind als die auf Jamaica. Warum arbeiten sie denn regelmäßig und treu? Weil sie morgen verhungern, wenn sie heute faullenzen, ganz wie die Weißen in England.

Was von Jamaica, gilt auch von Dominica, St. Lucia, und Granada. Mr. Trollope malt schön aus, wie glücklich der volle, fleißige Bienenschwarm auf Barbadoes sei, ohne zu sagen, wo hier die dichte Menschenmasse und deren Arbeit hergekommen sei und warum diese Vortheile nicht auch den anderen Inseln zugeflossen seien. Die Engländer sollten hier, wie in allen ihren Kolonien, z. B. auch in dem unglückseligen Indien und in ihrem schmachvollen China, genauer nachsehen, wo eigentlich der Fluch ihrer Kolonisirung und Civilisirung liege, warum Hindu's, Chinesen, Neger, von ihnen befreit, nichts so sehr hassen, als Engländer. „Sie behandeln die eroberten und für die Civilisation in Angriff genommenen" Völker eben nur beutel- und pfennigfuchserisch und mit einem angelsächsischen Raçen-Ueberlegenheitsdünkel als Mittel, Waare und Werkzeug, verhunzen deren einheimische Kultur, verhöhnen und verwahrlosen deren Kulturtrieb und kommen hernach mit Palmerston'schen Kriegsschiffen, um die Kreaturen zum Kaufen, zum Steuerzahlen zu zwingen. Sie scheinen nicht zu wissen, daß Kultur und Bildung unter den Völkern Arbeiter und Kunden schafft. Der verwahrloste Mensch ist zufrieden, wenn er sich das Maul mit irgend etwas gegen den Hunger stopfen und irgendwo zum Faullenzen hinlegen kann. Er strebt nicht nach höherer Bequemlichkeit und Schönheit, er hat keine Bedürfnisse, arbeitet deshalb nicht, kauft nicht. Auf Barbadoes gaben gebildete, exilirte, arbeitsame Schotten den Ton an, gaben gutes Beispiel, behandelten und bezahlten ihre Schwarzen gut, kultivirten alles Land und durch Arbeit und Lohn auch die Arbeiter. Daher Barbadoes ein Bienenschwarm, Jamaica ein faules Nest für gelbe Fieber und Schweine. Wie kultureifrig die Neger sind, davon giebt Trollope selbst ein Beispiel, das zugleich die tragikomische Vernachlässigung der Kultursüchtigen bekundet.

Auf St. Thomas kauft er sich im Laden ein Paar Schuhe. Ein Neger tritt majestätisch herein, in Hemdsärmeln mit einem französischen Hute auf dem Kopfe und verlangt barsch und „directorly“ ein Paar „pumps“ oder Schuhe an seine braunen schmutzigen Füße. Der Schuhmacher bittet ihn, sich zu setzen, bis er den englischen Gentleman bedient habe. Der Neger setzt sich, hält aber mühsam die Füße in die Höhe und verlangt einen Teppich unter seine braunen Pfoten. „Give a bit of carpet directorly“ schreit er wüthend und beruhigt sich erst, als der Ladenmann der schwarzen Majestät ein Stück Teppich unter die Füße geschoben. Er hatte gesehen, daß zarte Damen ihre weiß bestrumpften Füße beim Anprobiren von Schuhen auf ein untergeschobenes Stück Teppich setzen. Der schwarze Gentleman als Käufer von ein Paar ‚pumps“ verlangte für sein Geld dieselbe Auszeichnung, obgleich seine Herren Gebrüder „Beneke,“ wie die Berliner sagen, gar nicht das Bedürfniß dieser Auszeichnung fühlten. Es war Streben nach „feinen Manieren“ — freilich in verwahrloster, ganz unten und ungerecht angebrachter Form.

Mannigfaltiges.

— Die Leipziger Zeitung. Am 1. Januar 1660 erschien in Leipzig, in Folge eines dem Buchhändler und Buchdrucker, auch Not. Publ. Caes., Timothens Ritzsch, vom Oberconsistorium (zur Zeit des dreißigjährigen Krieges) ertheilten Privilegiums, zum ersten Male in regelmäßiger Weise die noch heutzutage bestehende, vielgelesene „Leipziger Zeitung,“ und zwar unter dem Titel: „Erster Jahr Gang der Täglich neu einlauffenden Kriegs- und Welthändel oder Zusammengetragene unpartheyliche Nouvelles Wie sich die Im Jahre 1660 in- und außer der Christenheit begeben und Von Tagen zu Tagen in Leipzig schrifftlich eingekommen In guter Ordnung und einem vernehmlichen Stilo nebst einem Register unter Churfl. Durchl. zu Sachsen gnädigster Freyheit also colligirt von Timotheo Ritzschen Lips. Not. P. C.“

Zur Feier des zweiten Säkulartages dieser Zeitung hat Herr Regierungsrath von Witzleben in Leipzig, der als königlich sächsischer Commissar für die Angelegenheiten dieses amtlichen Organs bestellt ist, eine Schrift herausgegeben, die ein nicht blos lokales oder gelegenheitliches, sondern auch ein allgemeines, kultur- und literarhistorisches Interesse darbietet.* Schon im sechszehnten und in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, als die Zeitungen noch nicht in regelmäßigen, periodischen Zwischenräumen, sondern in der Form von Flugschriften erschienen, war Leipzig ein Hauptverlagsort dieser Blätter. Während die periodische Presse England's erst vom Jahre 1588 mit dem Bericht über die spanische Armada, die von Frankreich sogar erst aus dem J. 1631 datirt, wo Renaudot zum ersten Male seine „Gazette“ zusammenstellte, welchen Namen die Zeitungsblätter in Venedig bekommen hatten, das zuerst im Jahre 1563 ein Blatt über den Türkenkrieg veröffentlichte, sah Deutschland bereits im Jahrhundert Guttenberg's dergleichen gedruckte Berichte. Ein Exemplar dieses, aller Wahrscheinlichkeit nach, ältesten Musters einer europäischen Zeitung befindet sich auf der Universitätsbibliothek in Leipzig. Es ist vom Jahre 1493 und enthält eine ausführliche Beschreibung der in Wien stattgefundenen Beisetzung der Leiche des Kaisers Friedrich III. Die ersten, regelmäßigen, deutschen Zeitungen erschienen in Frankfurt a. M., und zwar sind sie die Ahnen der dort jetzt noch gedruckten Blätter: das vom Buchhändler Egenolph Emmel im Jahre 1615 gegründete „Frankfurter Journal“ und die zuerst im Jahre 1616 in numerirten Blättern vom Reichs-Postverwalter van der Birghden ausgegebenen „Post-Avisen“ (jetzt: „Postzeitung“).

Die Schrift des Herrn v. Witzleben, die zur Geschichte des Zeitungswesens überhaupt und der „Leipziger Zeitung“ insbesondere viele neue und anziehende Data mittheilt, ist demnach auch keine bloße Monographie; sie kann vielmehr als eine werthvolle Ergänzung der unvollendet gebliebenen „Geschichte des deutschen Journalismus,“ von Robert Prutz,** betrachtet werden. Die Beilagen der Schrift, Auszüge aus den verschiedensten Jahrgängen der beiden Jahrhunderte der „Leipziger Zeitung“ umfassend, gewähren ein anschauliches Bild von den stylistischen, politischen und Kultur-Fortschritten, welche die deutsche Publizistik allmählich seit dem Jahre 1660 gemacht. Im zweiten Jahrhundert der rühmlichen Wirksamkeit dieser Zeitung haben literarisch geachtete Männer, wie Joh. Christoph Adelung (1769—1787), August Mahlmann (1810—1818), Methusalem Müller (1818—1820), Prof. Marbach (1848—1849) und Prof. Bülau (1851—1854) zu ihren Redacteuren gehört.

Wir unterlassen nicht, auch unsererseits der „Leipziger Zeitung“ unsere besten Glückwünsche zu ihrem dritten Jahrhundert abzustatten.

J. C.

— Jakob Grimm's Schiller Rede. Ueber die Dauer des Verlagsrechtes der Werke Schiller's wird in der Meisterrede, welche Jacob Grimm am 10. November in der Berliner Akademie der Wissenschaften gehalten,*** folgende Nachricht gegeben: „Ein Privileg gegen den Nachdruck der Werke Schiller's wurde durch eine preußische Kabinetsordre vom 8. Februar 1826 den Hinterbliebenen auf 25 Jahre ertheilt. Ein Bundesbeschluß vom 23. November 1838 dagegen bewilligte den Schiller'schen Erben ein Privilegium auf 20 Jahre. Beim Annahen des Zeitpunktes, wo diese Schutzfrist ablief, kamen die Erben um abermalige Verlängerung

* Geschichte der Leipziger Zeitung. Zur Erinnerung an das zweihundertjährige Bestehen der Zeitung. Von C. D. von Witzleben. Leipzig. k. Expedition der Leipziger Zeitung (In Kommission bei B. G. Teubner), 1860.

** Hannover, 1845.

*** Rede auf Schiller u. s. w. Von Jacob Grimm. Zweiter Abdruck. Berlin, Dümmler, 1859.

bis zu 1878 ein, und im Winter 1854 legte die preußische Regierung ein über den Schutz der allgemeinen Gesetzgebung hinaus gehendes Gesetz den Kammern vor, welches diese ablehnten. Darauf erschien am 6. Nov. 1856 ein Bundesbeschluß, wonach im Allgemeinen der Schutz gegen Nachdruck zu Gunsten der Werke derjenigen Autoren, welche vor dem 9. Nov. 1827 (Datum eines andern Bundesbeschlusses) verstorben sind, noch bis dahin 1867 in Kraft bleibt. Schiller's Werke und Goethe's ebenso, werden danach, ohne gerade spezielles Privileg zu genießen, obschon sie es waren, die die allgemeine Maßregel hervorriefen, erst an diesem 10. November 1867 Gemeingut und frei; selbst dann noch nicht in ganz Deutschland, da in Sachsen, dem Hauptsitze des Buchhandels, ein Gesetz von 1844 besteht, das den Werken der vor dem 1. Januar 1844 verstorbenen Schriftsteller noch dreißig Jahre lang Schutz gegen den Nachdruck sichert, also bis 1874. So kann zu Ende 1867 ein bodenloser Zustand eintreten, wenn Sachsen als Nachdruck in Beschlag nehmen wird, was im ganzen übrigen Deutschland von Goethe, Schiller, Lessing &c. rechtmäßig gedruckt werden darf." — Jacob Grimm, der hierbei den Wunsch nach einer kritisch geordneten Ausgabe, der Schiller'schen Werke und namentlich der Gedichte ausspricht, so, „daß wir ihre Folge und Ordnung, die Verschiedenheit der Lesart überschauen, alle ihre Eigenthümlichkeit aus sorgfältiger Erwägung ihres Sprachgebrauchs kennen lernen, dann der Textfeststellung in würdiger äußerer Gestalt uns erfreuen könnten," belobt zugleich die jetzt erscheinende französische Uebersetzung Schiller's, „geleitet und ausgeführt von Régnier, einem gründlichen Kenner nicht nur unserer heutigen deutschen, sondern auch der altdeutschen Sprache," der, was jenen Wunsch betrifft, „in Manchem musterhaft vorangeht."

Zu bedauern ist, daß und wie der berühmte Redner auch der allgemeinen deutschen Schillerstiftung gedacht hat, deren Idee er als „matt und unbestimmt oder unbeholfen" bezeichnet. Er nennt sie „eine Armen-Anstalt für mittelmäßige Schriftsteller, für Dichterlinge, denen von aller Poesie abzurathen besser wäre, als sie noch aufzumuntern." Es ist das wieder einmal ein Beweis, wie wenig die deutschen Gelehrten mit dem praktischen Leben bekannt sind. In Frankreich und England haben die größten Gelehrten sich beeilt, ihre Theilnahme zuzusichern, als es sich darum handelte, ähnliche literarische Unterstützungsfonds, wie die „Schillerstiftung" zu begründen. Es dürfte keineswegs so schwierig sein, wie Herr Professor Grimm meint, würdige, von der Nation geachtete Dichter aufzufinden, die von der Schillerstiftung zu bedenken seien. Was meint Herr Grimm z. B. zu dem greisen Leopold Schefer, der kürzlich das Unglück hatte, durch einen Schlag-Anfall in seiner Thätigkeit paralysirt zu werden? Leopold Schefer hat nicht das Glück, Staatsbeamter zu sein; sollte er darum nicht doch eine Pension von Seiten des deutschen Volkes verdienen?

— Zur Erinnerung an Winckelmann. Bekanntlich feiert seit einiger Zeit das archäologische Institut in Rom am 9. Dezember den Geburtstag Winckelmann's, und auch manche deutsche Universität thut dies. Aber demungeachtet ist Winckelmann mit dem, was er gewesen und was er geleistet, noch zu wenig gekannt, und jeder äußere Anlaß, diesem Mangel abzuhelfen, muß daher mit besonderer Freude willkommen geheißen werden. Ein solcher erwünschter Anlaß liegt vor. Die kleine Schrift: „Johann Joachim Winckelmann, von J. G. Rönnefahrt" (Stendal, 1859), welche der Verfasser bei Gelegenheit der im Herbst 1859 stattgefundenen Aufstellung des Winckelmanns-Denkmals zu Stendal, in der Altmark, der Vaterstadt Winckelmann's, veröffentlichte, und die eine kurze, mit edler Wärme geschriebene Lebensgeschichte eines der größten deutschen Männer des 18. Jahrhunderts enthält, stellt, bei aller Kürze, doch dessen hohe Verdienste um Kunst und Wissenschaft in das rechte Licht. Besonders hat, von Liebe und hoher Begeisterung für Winckelmann durchdrungen, die Darstellung für die Jugend etwas ungemein Anregendes und Anziehendes, indem sie nachweist, wie Winckelmann durch regsten Eifer und Fleiß, durch festen Glauben an eine höhere Bestimmung, durch unerschütterlichen Muth und Ausdauer vorzüglich das geworden ist, was er war, und sie ihn als ein Muster und als ein ermahnendes, ermuthigendes Vorbild für Jeden aufstellt, der seine Kraft gebrauchen will.

— „Zwei Städte, von Dickens.* Nachdem nun auch der zweite Band dieser trefflichen Novelle erschienen, die uns in fortwährender Spannung gehalten, können wir nicht umhin, nochmals auf diese neueste Schöpfung des beliebten Dichters, dem wir so manche Stunde der Erholung verdanken, aufmerksam zu machen. Wir haben unserem früheren Urtheil nur noch den Ausspruch hinzuzufügen, daß Boz-Dickens durch diese Dichtung einen schönen Lorbeer mehr dem Kranze, der seine Stirn schmückt, eingeflochten, und daß dieses dem Umfange nach nur kleine Werk stets als eine der wichtigsten Gaben angesehen werden wird, womit er die Leserwelt beschenkt hat. Ja, wir sind fast geneigt, es als die Perle unter seinen Werken zu betrachten, insofern es, wie bereits erwähnt, — durch den historischen Hintergrund — oder vielmehr als eine Episode aus der französischen Revolution — einerseits gehaltvoller, andererseits aber auch von den dem Verfasser eigenthümlichen Fehlern freier ist, als die meisten seiner früheren Leistungen.

* A Tale of Two Cities. Vol. II.

— Anthologie der Weltliteratur. Wir haben bereits früher der bei Brockhaus erschienenen Anthologie der Weltliteratur gedacht.* Auf 944 und XXVIII eng gedruckten Oktav-Seiten wird uns hier von einem Brasilianer, Dr. Joaquim Gomes de Souza, der seine französisch geschriebene Vorrede aus Rio de Janeiro datirt, eine Auswahl der lyrischen Gedichte aller germanischen, romanischen und slavischen Literaturen dargeboten. Allen anderen gehen die deutschen Dichter und unter diesen wieder Goethe voran, von welchem allein achtundzwanzig Gedichte mitgetheilt werden, während der ihm folgende Schiller nur mit zwölf Gedichten von zum Theil allerdings größeren Dimensionen — wie das „Lied von der Glocke" — betheiligt ist. Es folgen sodann: Lessing (die Erzählung von den drei Ringen aus „Nathan der Weise"), Klopstock, Herder, Bürger, Tieck, Heine, Uhland, Platen, Freiligrath, Lenau, Eichendorff, Geibel, Rückert und Chamisso. Die Auswahl zeugt von Geschmack und Belesenheit des brasilianischen Anthologisten. Zu verwundern ist, daß er nicht seinen romanischen Landsleuten zu Gefallen auch den deutschen Theil des Buches mit lateinischen Lettern hat drucken lassen, doch scheint das ganze Unternehmen mehr für das kosmopolitische Publikum Deutschlands, als für portugiesische oder brasilianische Leser bestimmt zu sein. England, das sich demnächst anschließt, ist durch 15, Frankreich durch 14, Italien durch 16, Portugal durch 10, Spanien durch 10, Rußland durch 8, Polen durch 4, Böhmen durch 5, Ungarn durch 6, Holland durch 7, Dänemark durch 7, Schweden durch 4 und das heutige Griechenland durch 8 Dichter vertreten, wozu auch noch einige neugriechische und serbische Volkslieder, sowie Proben alter römischer und griechischer Dichter kommen. Sehr leicht hätte der Verfasser auch eine Anthologie morgenländischer Dichtungen hinzufügen können, wie wir deren auch bereits in Deutschland (z. B. von Jolowicz) besitzen, doch scheinen die morgenländischen Poesien weniger im Geschmacke der romanischen Kritiker und Blumenleser zu sein. Interessant ist es jedenfalls, wie viel den Freunden der Poesie in Brasilien daran liegt, sich mit und in Deutschland bekannt zu machen, denn dies ist nicht das erste Mal, daß Dichtungen, von Brasilien gesandt, in Deutschland gedruckt werden. Wir verweisen namentlich auf die in diesen Blättern bereits erwähnten „Cantos" von A. Gonçalvez Diaz und auf das Trauerspiel „Lindoya," von Ernesto Ferreira França.**

— Orientalische Spruchweisheit. Unter dem hebräischen Titel: „Mib'char ha-Peninim," (Auswahl von Perlen) hatte der jüdisch-spanische Philosoph und Dichter Salomo ben Gabirol (Avicebron), der um die Mitte des elften Jahrhunderts blühete — siehe „Die religiöse Poesie der Juden in Spanien" von Dr. Michael Sachs S. 217 ff. — eine Sammlung von 652 ethischen Sprüchen, Lebensregeln, Klugheitslehren u. s. w. herausgegeben. Arabisch verfaßt war sie von Jehudah ben Tibbon (um 1120) in's Hebräische übertragen und später mehrere Mal durch den Druck veröffentlicht worden. (Die Editio princeps ist: Soncino 1615). Ein Herr Benjamin Asher hat nun in London eine neue Ausgabe dieses Büchleins besorgt, und mit einer guten englischen Uebersetzung versehen, die sich sowohl von Seiten der eleganten Ausstattung, wie durch die angehängten lehrreichen Anmerkungen bestens empfiehlt.***

* Anthologie Universelle. Choix des meilleurs poésies lyriques de diverses nations dans les langues originales. Par Joaquim Gomes de Souza. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1859.

** Erstere im Jahre 1857 und Letzteres im Jahre 1859 bei Brockhaus in Leipzig erschienen.

*** A Choice of Pearls etc. London: Trübner & Co.; Berlin: A. Asher & Co., 1859.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig. Druck von Giesecke & Devrient.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Bestellungen
übernimmt jedes Postamt des deutsch-österreichischen Postvereines, sowie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallstraße Nr. 21) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von **Joseph Lehmann.**

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazin's" nicht direct correspondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commissionair, Herrn B. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

№ 2. Mittwoch, den 11. Januar 1860. **29. Jahrgang.**

Inhalt:

Nord-Amerika.

England.

Holland.

Frankreich.

Italien.

Spanien.

Mannigfaltiges.

Nord-Amerika.

Ein Yankee als Humorist und politischer Satyriker.

Die Biglow-Papers.

„Biglow-Papers!" — Wir hören diesen Namen zum ersten Mal, erinnern uns wenigstens nicht, etwas davon bisher gelesen oder gehört zu haben; und doch ist das Buch mit diesem Titel, das uns zur Besprechung vorliegt, sicher keine alltägliche Erscheinung und keine, die man gerade neu nennen könnte. Vor mehr als zehn Jahren haben die Biglow-Papers in Amerika das Licht der Welt erblickt und müssen nach dem, was uns vorliegt, sich nicht blos dort, sondern auch in England zahlreiche Freunde erworben haben. Das vorliegende Buch „The Biglow-Papers, by James Russel Lowell" ist eine mit Zustimmung des Verfassers veranstaltete englische Ausgabe,* aus deren Vorrede wir ersehen, welcher Popularität sich das Buch bereits in England erfreut.

„Griechenland," heißt es in derselben, „hatte seinen Aristophanes, Rom seinen Juvenal, Spanien seinen Cervantes, Frankreich seinen Rabelais, seinen Molière und Voltaire; Deutschland seinen Jean Paul und Heine, England seinen Swift und Thackeray, und Amerika hat seinen Lowell. An der Seite aller dieser großen Meister der Satyre, obschon durch den Provinzialismus des Styles und des Gegenstandes etwas zurückgedrängt, nimmt der Verfasser der „Biglow-Papers" seinen eignen, von Jedem und Allen verschiedenen Platz ein. Wer das Buch zum ersten Mal liest und fähig ist, es zu verstehen, hat einen ganz neuen Gefühlseindruck erhalten. In Lowell ist zum ersten Male der amerikanische Geist zum durchaus originellen Genius erblüht."

Also ein amerikanischer Satyriker, ein Humorist, der, wie uns weiter gesagt wird, noch von Allen am meisten mit Jean Paul Aehnlichkeit hat! — Endlich eine tröstliche Erscheinung in dem gemüthlichen Sumpfe der Weltliteratur. Doch ehe wir unserem Enthusiasmus die Zügel schießen lassen, wird es wohl nöthig sein, das Buch etwas näher kennen zu lernen.

Es ist dies für einen Engländer, geschweige denn für einen Deutschen, gerade keine leichte Sache. Die Biglow-Papers bewegen sich in amerikanischen Zuständen, in amerikanischer Politik, und zwar in der eines bestimmten Zeitraumes, des letzten merikanischen Krieges — sie bedürften eigentlich schon heute eines gelehrten Kommentars, wie etwa die Vögel des Aristophanes, um alle die Anspielungen auf Ereignisse, Personen u. s. w. zu verstehen. Noch mehr aber, die eigentlichen Kernstücke, die Poesien des jungen Yankee-Dichters Hosea Biglow sind in einer Sprache geschrieben, die, ehe man den Witz nur etwas genießen kann, ein Studium erfordert. — Eine reizende Sprache, das echte Yankee-Englisch, zum ersten Mal aus den Kinderschuhen getreten und zum poetischen Aufschwung flügge geworden, zum ersten Mal der altenglischen Orthographie und Syntax stolz und selbständig den Gehorsam aufkündigend. Wird man das Folgende z. B., das aus einem Briefe des jungen urwüchsigen Talentes entnommen ist, so leicht verstehen? Er schreibt an einen Zeitungsredacteur, der seine Poesie drucken soll: „Mister Buckinum, the follerin Billet was writ hum by a Yung feller of our town that wuz cussed fool enuff to goe atrottin inter Miss Chiff arter a Drum and fife..... I bleeve u may put dependunts on his statemence. For I never heered nothin bad on him u. s. w., d. h. auf englisch: Mr. Buckingham, the following billet was written him (Hosea Biglow) by a young fellow of our town, that was cursed fool enough to go trotting into mischief after a drum and fife.... I believe, you may put dependence on his statements. For I never heard nothing bad on him u. s. w. Diese Prosa aber ist immerhin noch leicht zu verstehen im Vergleich zu den vortrefflichen Poesien, die in dieser Sprache geschrieben sind. Doch wir werden wohl gut thun, unseren Lesern, eine genauere Vorstellung von diesen sonderbaren Erzeugnissen des amerikanischen Humors zu geben, so weit wir das hier im Stande sind. Zuvörderst müssen wir die Bekanntschaft des Autors machen.

Mr. Lowell ist 1819 zu Cambridge in Massachusetts geboren und erhielt in dem Harvard-College daselbst seine Erziehung und Bildung. Vornehmlich betrieb er die Rechtswissenschaft, praktizirte aber nie, sondern las nur darüber. 1855 wurde er zum Nachfolger Longfellow's, der sein Freund ist, als Professor der Neueren Literatur erwählt. Er hat zwei Besuche in Europa gemacht und ist, abgesehen von dem vorliegenden Buche, schon oft, wenn auch in minder origineller Weise, als Dichter und Literat aufgetreten. Die Titel dieser Werke sind: „The Vision of Sir Launfal" — „A Parable" — „Stanzas on Freedom," — „The Present Crisis" und „Hunger and Cold."

Was nun das vorliegende Werk betrifft, das so einzig in seiner Art erscheint, so ist es ursprünglich durch eine Improvisation entstanden. Der englische Herausgeber, welcher den ihm persönlich bekannten Verfasser (wie es scheint) um eine Erklärung seiner Entstehung anging, erhielt brieflich folgende Antwort:

„Alles, was ich sagen kann, ist dies: das Buch war da. Wie es kam, ist mehr als ich sagen kann. Ich kann nicht, wie der große Goethe absichtlich mir einbilden, was wohl eine geeignete Entstehungsweise für mein Buch wäre und es als Thatsache annehmen. Ich weiß blos, daß ich glaubte, unser Krieg mit Mexiko sei (obschon wir gerade so gut Ursache dazu hatten, als eine starke Nation je Ursache gegen eine schwache gehabt hat) wesentlich ein Krieg von falschen Ansprüchen, und daß sein Ergebniß in der Erweiterung unserer Gränzen und somit in Verlängerung des Sklavenlebens bestehen würde. Im Glauben, daß die offenbare Bestimmung der englischen Raçe sei, diesen ganzen Erdtheil einzunehmen, und darin jenen praktischen Verstand in Sachen der Regierung und der

* London: Trübner et Co. Berlin: A. Asher & Co. 1859.

Colonisation zu entfalten, von dessen Besitz seit den Römern keine andere Raçe so viele Beweise gegeben hat, sah ich mit Ingrimm eine edle Hoffnung in eine lügenhafte Redensart verdunsten, um den faulen Athem von Demagogen zu versüßen. Indem ich die Sünde derselben Gott befahl, glaubte ich und glaube es noch, daß die Sklaverei die Achillesferse unserer Politik, daß es eine zeitweise und falsche Suprematie der weißen Raçen ist, welche zuletzt zu einem Sturze dieser Suprematie führen muß, weil ein versklavtes Volk sich zuletzt immer von derberer Muskelfaser erweist, als seine Versklaver, indem es nicht an den gesellschaftlichen Lastern leidet, die durch diese Unterdrückung in der herrschenden Klasse nothwendig erzeugt werden müssen. Ich dachte, gegen diese und viele andere Dinge müßten alle ehrenhaften Leute Einspruch thun. Ich war im Lande geboren und erzogen, und der Dialekt war mir heimisch. Ich versuchte es mit meinem ersten Biglow-Paper in einer Zeitung, und sah, daß es großen Beifall bekam. So schrieb ich die andern von Zeit zu Zeit, während des nächsten Jahres, sehr schnell und bisweilen in einem Stündchen. Als ich sie nun sammeln und in einem Bande veröffentlichen sollte, erfand ich meinen Pfarrer-Herausgeber mit seiner Pedanterei und Geschwätzigkeit, seiner liebenswürdigen Eitelkeit und seiner Ueberlegenheit über die von ihm herausgegebenen Gedichte als passenden artistischen Hintergrund und Folie. Er gab mir Gelegenheit, auf viele Dinge hinüberzuschielen, die außerhalb des Gesichtskreises meiner Charaktere lagen."

Dieses ist ein willkommener und genügender Schlüssel zum Verständniß der Biglow-Papers. Man sieht sogar noch, wie dem Verfasser bei Lesung eines früheren satyrischen Werkes „Major Downing's Letters," das gleichfalls politische Fragen behandelt und voll Witz und Laune ist, der Einfall gekommen sein mag. Ohne Zweifel hat Zechel Bigelow, Makler und Geldwechsler von Wall-Street, New-York, einer der bekanntesten Charaktere in dieser Stadt, Anlaß zur Erfindung von Mr. Lowell's Ezekiel Biglow und seines Sohnes Hosea Biglow gegeben.

Wie das Buch uns vorliegt, so führt es den humoristischen Titel:

Melibæus-Hipponax.
The
Biglow Papers
edited
with an Introduction, Notes, Glossary and copious Index
by Homer Wilbur, A. M.
Pastor of the First Church in Jaalam, and (Prospective) Member
of Many Literary, Learned and Scientific Societies.
(Verschiedene Motto's.)

Die Fiction ist nun Folgende: Mr. Ezekiel Biglow, ein alter grober Amerikaner („ein brauner, pergamenthäutiger alter Mann von der geogonischen oder bukolischen Species," wie es in den humoristischen erdichteten Rezensionen heißt, die, angeblich aus Zeitschriften entlehnt, vorgedruckt sind) hat einen Sohn, Hosea Biglow, ein wahres Prachtexemplar eines echten Yankeejünglings, voll naturwüchsiger Naivetät. Dieser würdige Hosea kommt nun im Juni 1846 nach Boston, wo eben die Regierung Truppen für den mexikanischen Krieg werben läßt, und sieht einen Werbe-Sergeanten, der daselbst mit Trommlern und Pfeifern herumzieht, um den jungen Leuten Lust zum Soldatenstande zu machen. Derselbe sucht nun den jungen Mann wohl oder übel in seine Gewalt zu bekommen; doch dieser reißt in seiner Herzensangst aus und kommt ganz außer sich nach Hause, wo er in der Nacht seinen Gefühlen gegen den Krieg und Soldatenstand Luft macht. Der Vater schickt dann das Gedicht an Mr. Buckingham, Redacteur des Boston Courier, der es abdrucken soll und wirklich abgedruckt hat. Der dazu verfaßte rohe Brief des alten Biglow, welcher seine Lebenszeit nach Kartoffel-Aerndten rechnet, ist in seinem Yankee-Englisch äußerst possirlich.

Das erste Gedicht des jungen Biglow scheint uns indessen weniger gelungen; der Verfasser ist noch nicht in seinem Humor. Es erinnert etwa an unsere deutschen Gedichte in diesem oder jenem Dialekte, in denen z. B. ein Bauernknabe einen Besuch in der Stadt oder dergleichen schildert. So spricht hier der junge Biglow, nachdem er den Werber mit seinem Aufzuge gesehen, seinen Abscheu gegen den mexikanischen Krieg und das Soldatenwesen aus, und wie man im deutschen Gedichte den städtischen Verfasser, so hört man hier deutlich die politische Partei und ihr Programm heraus. Fein und städtisch ist der Ausdruck keineswegs und wir nehmen Anstand, etwas in entsprechender Naturfrische „in unser geliebtes Deutsch" zu übertragen. Ein „fryer Schwyzer" würde im Stande sein, das richtige Kolorit zu treffen.

Der richtige Humor kommt erst im zweiten Gedicht, worin Mr. Lowell eine neue Figur erfindet. Birdofredum Sawins (der Vorname ist zu erklären Bird o' freedom, Freiheitsvogel) ist ein zweiter junger Amerikaner aus Jaalam, wo die Biglow's und Pfarrer Wilbur zu Hause sind, der Kriegsdienste genommen und nach Mexiko abmarschirt ist. Dieser Mr. Sawins ist der richtige Yankeestrolch, der aus Vorwitz und Speculation sich in dieser Falle gefangen hat und nun grausam lamentirt, in den Schwalbenschwanzfrack eingeschnürt und der militärischen Zucht unterworfen, wie er ist. Er schreibt nun mehrere höchst klägliche Briefe aus dem Lager an seinen Freund Hosea Biglow, der dieselben in Verse bringt und an Mr. Buckingham einschickt, „I have intusspussed a Few reflecksshuns hear and thair" (I have interspersed a few reflections here and there) schreibt er in seiner schönen Sprache. Natürlich ist hier Alles darauf berechnet, den Feldzug nach Mexiko lächerlich und verhaßt zu machen, und die Partei der Demokraten, die ihn begünstigt hatte, möglichst in Mißkredit zu bringen. Birdofredum Sawins, der Volontär in General Taylor's Armee, ist ein Opfer seiner Illusionen und beklagt sich bitter über die Vorspiegelungen und den Schwindel der Demokraten, die dieses Mexiko als eine Art Schlaraffenland ausgemalt haben. Er hat geglaubt, man brauche blos Volontär zu werden und hinzumarschiren, um Berge von Gold und Silber zu erlangen; Guitarrenklang, Fandango, reizende Sennorita's, köstliche Früchte, Essen und Trinken in Hülle und Fülle, ein ungebundenes, an allen Wollüsten reiches Leben, das sind die Vorstellungen, die er sich vornehmlich von diesem Lande gemacht hat — und nun die prosaische, rauhe Wirklichkeit dagegen: Strapazen, Hunger und Durst, strenge Subordination, Ungeziefer, Krankheit und zuletzt das Loos, zum Krüppel geschossen zu werden. —

Denn als solcher kehrt Birdofredum Sawins nach Jaalam zurück, körperlich krank, aber geistig gründlich geheilt von allen Illusionen. Wir wollen einige Pröbchen geben von der Art und Weise, wie Hosea Biglow dem Unmuth seines Freundes Sprache verleiht, natürlich so gut sich derlei Poesie in „unserer Muttersprache Lallen" (wie Fischart sagt) übersetzen läßt.

„Was man hierlands zu fressen kriegt, ist scheuslichste Blamage,
Für'n Geruch 'ner blau'n Kartoffel gäb' ich gern 'ne Jahresgage
Das Land, das Mister Bolles hoch erhub zu allen Himmeln,
Das thut von Läusen und Flöh'n in Wahrheit nur so wimmeln.
Von köstlichen Früchten sprach er, doch 's war Alles nur Geschwabbel!
Dreck war das Ganze, saure Birn' und hier und da an Appel.
Du siehst, da guckt ein Kerl hervor; doch eh du sagst: „was soll das?"
Hast du ein Koppel schon um den Hals. Fort in die Büsche trollt das.
Solch Riesenkäfer sahst du nie (beiläufig, in dem Lande
Sah' ich 'nen scarabaeus pillularius,* groß wie 'nen Jahr-Elephante)
Das Re'ment kam einst g'rad zurecht, n'en rothen Käfer zu hindern,
Daß er nicht mit Oberst Wright fortlief — und es war nur ein gemeiner cimex
lectularius."

Folgen noch unterschiedliche dergleichen Abenteuer. — Der Doktrinär in der Armee ist ein gewisser Kaleb, der für Alles gleich die richtige Redensart findet, so z. B. für das Verfahren gegen die Mexikaner:

„Wir schmeißen sie von Haus und Hof heraus auf's Feld — da bitt' ich,
Doch Kaleb sagt, wir schützten sie mit unseres Adlers Fittig;
Das heißt: man packt den Kerl kurzweg bei seinem Hosenbande
Und fuhrwerkt spanisch ihn heraus aus Hof und Haus und Lande;
Das scheint zwar ganz kuriose Art; indeß Hurrah für Jackson!
Recht muß es sein; denn Kaleb sagt: „'s ist richtig Angelsaxon.
Die Mexikaner fechten schlecht, heißt's — Alle lassen's Wasser!
Und thun abscheuliche Dinge dazu; die sollten sie unterlassen,
Und weil's an Blei ihnen fehlt, so machen sie Kugeln von Kopper,
Und schiessen das Teufelezeug auf uns — Kaleb sagt, 's wär nicht proper!
Er sagt: sie sollten stille stehn und auf sich zielen lassen,
(Denn wenn er so sie kriegen könnt', so wär's ein Ding zum Spaßen).
Wir wär'n 'ne stärk're Nation und unser Recht wär stärker,
Und um sie richtig zu befrei'n, bedürften sie den Kerker.
Die Idee des Angelsachsenthum's wär', sie entzwei zu schlagen,
Die Idee wär', Jeder könnte thun, g'rad' wie's ihm thät behagen." u. s. w.

Doch Mr. Sawins kehrt, lahm geschossen und verstümmelt, zurück. In einem zweiten Briefe heißt es:

Ich glaube, Ihr denkt ich komm' nach Haus ganz donner'sch reich jetzunder,
Mit ganzen Schiffen voller Geld und aller Arten Plunder.
Ja, eh ich volontirt, dacht' ich, 's ging zum gelobten Lande
Nach Kanaan; Schnaps und Wasser flöß' dort ordinär im Sande,
Und Eigenthum wüchs', mit der Zeit, wild wie im Busch die Bäume,
Gold grüb' man, wie man Kartoffeln gräbt im Yankeeland daheime.
Der Reichthum der Natur wär' dort rein Schwindel, thät ich meinen,

* Diese lateinischen Kunstwörter rühren, wie Hosea Biglow bemerkt, von Pfarrer Wilbur her, der sie, trotz des Metrum's, hineinkorrigirt, damit es die gelehrten Leute auch verstehen könnten.

Es glitzerte jeder Felsen dort besetzt mit Edelsteinen.
Mühlwellen füllten an das Land so dick, wie Wolle zum kämmen,
Und Schwernothsflüsse flössen dort, und brauchten Volk zum dämmen;
Dann gab's Gemeindehäuser d'rin, voll Gold und Silbermassen,
Das könnt' man nehmen, und Keiner könnt' ein's drum beim Kragen fassen.
Das dacht' ich, eh ich ging; das war's, was uns die Kerl's vorgaben,
Die zu ihm standen und schwadronirt; sie verkauften uns den Raben.
Ich dacht', Goldminen wären dort wohlfeil, wie China-Astern
Und sah mich im Geist schon heimgekehrt, wie sechzig Jakob Astors. u. s. w.

Die drei Briefe von Mr. Sawins sind ziemlich lang; man wird aus diesen kurzen Proben entnehmen, welche Fülle von Gegenständen darin verarbeitet ist. Ja, in der That hier ist der Aristophanische Humor zum ersten Mal wieder zu Tage gekommen, nachdem er mit dem Falle der Athenischen Ochlokratie unmöglich geworden war. Ein souveränes Volk verträgt mehr als ein absoluter König, eine beliebige Constitution oder oligarchische Republik; die süße Sprache der Bummler entfaltet ihre naiven Reize. — Das hat Mr. Lowell richtig getroffen, indem er den Pöbel mit eignen Waffen schlägt, ihn übertrumpft und überherodest.

Die Wirkung wird noch verstärkt durch Reverend Wilbur's Zugaben, von dem noch genauer die Rede sein soll. Wie schön ist folgende an die Regierung eingereichte Rechnung für gemachte Kriegsarbeit:

„Washington Sept. 30. 1848.

Rev. Homer Wilbur an Onkel Sam.

	Doll.	Cents.
Für seinen Antheil an der in Mexiko auf Compagniegeschäft gemachten Arbeit, wie folgt: Todtschlagen, Verstümmeln und Verwundung von ungefähr 5000 Mexikaner	2	
Todtschlagen einer Frau, die den Verwundeten Wasser brachte	—	10
Extra-Arbeit an zwei verschiedenen Sabbathen (ein Bombardement und ein Sturm), wodurch die Mexikaner verhindert wurden, mit ihrem götzendienerischen Prunke sich sehen zu lassen	3.	50
Werfen einer besonders glücklichen und protestantischen Bombe in die Kathedrale von Vera-Cruz, wobei mehrere Papistinnen am Altar erschlagen wurden	—	50
Sein Geldantheil für erobertes Territorium	1.	75
dito für Eroberung	1.	50
Für Düngung mit neuem Supra-fine-Dünger, genannt „Amerikanischer Bürger"	—	50
Für Ausbreitung des Gebietes der Freiheit und des Protestantismus	—	1
Ruhm	—	1
	9.	87

Um sofortige Zahlung wird gebeten."

„N. B. Dankbar für frühere Gunst. U. S. bittet um fernere Kundschaft. — Aufträge werden mit Nettigkeit und auf's Schnellste ausgeführt. Bedingungen so niedrig, wie die jedes anderen beliebigen Kontrahenten im selben Arbeitsfache und Style."

Man muß bedenken, daß Pfarrer Wilbur ganz friedlich zu Hause geblieben und als Geistlicher selbst gegen den Krieg gewesen ist — aber er ist ein Compagniegeschäft eingegangen, er hat wahrscheinlich Actien genommen. — Ergo! — der Sarkasmus ist schneidend.

Die übrigen Biglow-papers enthalten gleichfalls politische Persiflagen, selbst persönlichster Art. Da ist gleich Nr. 2 eine Satyre auf den gedankenlosen, von seinen Demagogen geleiteten souveränen Demos unter dem Namen eines Mr. Robinson. Wir geben nur einige Verse daraus:

Pfarr' Wilbur nennt's Lügen, was andere Vernunft;
Sagt, Nichts wär' auf Erden, als Paperlapaps;
Das geschwollene Geschwätz von unserer Zukunft
Wär' einerhalb Dummheit, das andere halb Schnaps;
Doch John P. R.
Robinson, der
Sagt, 's wär' nicht so; natürlich wir sagen, wie er!

Pfarr' Wilbur sagt auch, ihm wäre nicht kund,
Daß Apostel im Schwalbenschwanzfrack ausgeruckt,
Und zu Trommel und Pfeife marschirt in die Rund,
Weil sie's nach 'nem Amt oder Stimmen gejuckt.
Doch John P. R.
Robinson, der
Sagt, sie wüßten den Geier, wie's im Judenland ging her.

Wir haben, Gott sei Dank, noch Leute gar wacker;
Die sa'n uns, was Recht und was nicht Recht darin.
Gott schickt Advokaten und sonst kluge Racker,
Um den Staatswagen wieder aus 'm Schlamme zu ziehn.
Denn John P. R.
Robinson, der
Sagt: 'S wird schon gut wer'n; Präsidenten giebt's mehr!

„Die Debatte im Senate," als „Kinderstubenlied" ist auch recht artig. Hier wird die Sklavenhalterpartei, Mr. Calhoun an der Spitze, sehr gelungen persiflirt. Wer dieses Prachtstück mit Aufmerksamkeit liest, wird die Prügeleien und Skandale, die in den Zeitungen aus Washington berichtet worden sind, leicht begreifen.

„Hier stehn wir auf der Verfassung; Blitz, Krachen!
Thatsache! Beweis bring' ich scheffelweis her.
Wie könnten wir auch solch' Getrampel drauf machen,
Wenn sie unter unseren Hufen nicht wär."
Sagt John C. Calhoun, sagt a;
„Menschenrechte haben nicht mehr
Recht, zu kommen in's Haus daher,
Nicht mehr, als der Mann im Monde" sagt a!

„Der Nord hat den Henker sich drein zu mischen,
Ihr habt kein' Idee, wie das einzig vom Helle.
Was kümmert und schürt uns ihr Kreischen und Zischen?
Es ist einmal die Sitte, der Sklave kriegt Kelle."
Sagt John C. Calhoun, sagt a; —
Sagt Mister Fissig:
„Am Liebsten erschieß' ich Hornlöffel,
Das ganze Pack, beim großen Hornlöffel" sagt a.

„Freiheitseckstein ist Sklaverei; kein Zweifel kann walten,
'S ist halt, wie's ist — wie nennt Ihrs? göttlich —
Und die Sklaven, auf die wir das Meiste stets halten,
Sind die nördlich von Mason und Dixonstrich."
Sagt John C. Calhoun, sagt a —
„Für alles das, sagt Mengen,
'S wär' besser, sie zu hängen,
Und so sie gleich los zu werden" sagt a!

„Für uns ist das Sopha, der Masse die Bürden,
Das Freiheitsland soll sich erweitern — O je!
Sie bringt ja die Klügsten von uns in die Würden,
Und realisirt unseres Schöpfers Idee."
Sagt John C. Calhoun, sagt a; —
„Das is so klar, sagt Kesel,
Als daß Einer ist ein Esel,
'S ist klar, wie die Sonne am Mittage" — sagt a. —

Das Gedicht ist noch ziemlich lang; immer führt Mr. Calhoun das Wort und jedesmal bekräftigt ein anderes Parteimitglied mit naiver Rohheit die platte Phrase des Parteihauptes. Kurzum, dieses Gedicht ist die gelungene Karrikatur einer Senatssitzung, die uns ein richtigeres Bild von den betreffenden Zuständen giebt, als hundert ausführliche Korrespondenzberichte. Fast ebenso schön, nur anderer Art ist das politische Glaubensbekenntniß des frommen Herausgebers, das Mr. Hosea Biglow gleichfalls in Verse gebracht hat. Er glaubt ziemlich an Alles, was die Amerikaner zu haben vorgeben, aber vielleicht nicht haben; er glaubt, daß die Freiheit „ez fur away ez Paris is" (so weit weg als Paris ist), daß das Volk eine Thee- und Kaffeesteuer noch nöthig habe, daß man gut thue, ferne Missionen auszuschicken, vorausgesetzt daß sie jährlich 9000 Dollars und mehr einbringen, daß Preßfreiheit existire, daß aber Niemand die Nase in die Regierungspresse stecken dürfe u. s. w. Das Gedicht schließt:

In short, I firmly du believe
In Humbug generally etc.

Ohne Zweifel ist das Buch als eine, wenn auch karrikirte, doch sicherlich nicht ungetreue Darstellung des staatlichen und sozialen Lebens der Amerikaner für uns von großem Werth und Interesse. Wir erfahren hier aus erster tiefinnerster Quelle, wie ein gebildeter und denkender Amerikaner die Zustände seines Vaterlandes beurtheilt, wie behaglich oder unbehaglich er sich in den Verhältnissen fühlt, die bei uns die Einen als den Ausbund aller Vortrefflichkeit, die Andern als die Grundsuppe aller Schlechtigkeit ausgeben, je nach den Ansichten und Strebungen ihrer Partei. Es giebt Leute in Deutschland, denen die Augen wie vor himmlischer Verklärung leuchten, wenn auf die Staatseinrichtungen und die sozialen Verhältnisse Nordamerika's die Rede kommt, denen selbst das Rohste und Tollste imponirt, wenn es nur aus der amerikanischen Freiheit entsprossen ist; und es giebt Andere, welche nicht wegwerfend genug davon reden können — namentlich enttäuschte Schlaraffenlands-

fahrer, Utopisten und höhere philosophische Wolkenkukuksheimer. — Hier haben wir einen Amerikaner, einen Yankee, der sein Vaterland, wie es scheint, ohne Brille sieht, und Humor genug hat, um dem Verdachte der Verbissenheit und des Hasses zu entgehen, wie sie bei politischen Flüchtlingen natürlich genug sind. — Man kann nicht sagen, daß sein Gemälde ein besonders erfreuliches sei — offenbar gilt auch von ihm das „facit indignatio versum." —

Der Grundton der ganzen Biglow Papers ist eine souveräne Verachtung des souveränen Volkes, ein schneidender Hohn auf den großen Haufen, der nicht durch Gedanken und Einsichten, sondern durch halbthierische Instinkte, plumpmaterielle Interessen und die Rabulisterei seiner Demagogen geleitet wird. Fortwährend kommt er darauf zurück, daß sich alles politische Leben um Stimmenjagd, Aemter und Aemtchen, Unterschlagung und sonstige Schurkereien drehe. Die amerikanische Freiheit erlaubt ihm, unerbittlich darauf los zu schlagen; aber es scheint nicht, daß es viel fruchten würde. In dem Maaße, als die Preßfreiheit zunimmt, nimmt leider auch die Schaam- und Gefühllosigkeit zu; die öffentlichen Charaktere werden dickfellig, und zuletzt macht sich ein regierender Staatsmann nichts mehr daraus, selbst wenn das Aergste von ihm öffentlich gesagt wird. Diese Dickfelligkeit und moralische Abgebrühtheit wird endlich allgemeiner Ton, und so mag es wohl kommen, daß ein edleres Gemüth in allem diesen Thun und Treiben nur Schwindel sieht. Die Lehre von der Unfehlbarkeit des öffentlichen Gewissens als Controleur der Gerechtigkeit der Regierenden halten auch wir für eine läppische Irrlehre; wie der Einzelne, kann auch jede beliebige Mehrheit von Menschen, also auch ein Volk demoralisirt werden.

Der Verfasser hat wohl gefühlt, daß die Gedichte des jungen Biglow in ihrer Naturfrische etwas derbe Kost für die civilisirten Mägen seien; deshalb hat er sie in einen milden und wohlschmeckenden Butterteig eingebacken. Der fingirte Herausgeber, Pfarrer Wilbur, ein gebildeter Mann, der sich in Latein und Hochenglisch zierlich genug ausdrückt, gießt stets eine lange, geschmackvolle Brühe über diese Holzapfelpastete, um sie tafelgerecht zu machen. Pfarrer Homer Wilbur ist ein Pedant, wie ihn amerikanische Hochschulen, trotz Oxford und Cambridge in England, erzeugen. Er spricht manchmal ganz vernünftig, mit Sachkenntniß und staunenswerther Gelehrsamkeit über die Entstehung des amerikanischen Volkes, über seine Sprache und ihre Eigenthümlichkeiten, über Politik, Poesie, Klassiker u. s. w. Dann wird er zur Abwechselung wieder einmal recht läppisch und langweilig; plötzlich springt ein Witzfunken hervor und ein Humor, wie er gar nicht recht zu dem geistlichen Berufe passen will, oder er wird zur Abwechselung fromm und erbaulich. — Kurzum eine ergötzliche Mischung von Weisheit, Narrheit und Gelehrsamkeit, gerade geeignet, um einen geistlichen und gelehrten Herrn zum Patron und Herausgeber der rohen Produkte von Biglow jun. zu befähigen, nachdem ihn die Eitelkeit verlockt hat, sich darauf einzulassen.

Natürlich ist auch hierin wieder Alles Satyre, nur mit dem Unterschiede, daß hier der gebildete Theil des amerikanischen Volkes gehechelt wird, im Gegensatz zu den politischen Pferdemenschen. Pfarrer Wilbur giebt im Eingange seinen Stammbaum — eine Verbindung mit den Grafen von Wilbraham (gleichsam Wild-Bär-heim wild-boar-ham) dürfte auszumachen sein. Die Spur verdient verfolgt zu werden. 1677. John William Expect hatte Nachkommen 1. John, 2. Haggai, 3. Expect, 4. Ruhamah, 5. Desire.

> Hir liget der laib vun frowen Exspecta Wilbur,
> Die grawsamb wilde schlugent si tot
> Zuosamb mit andern christenmenuischen eilf
> Anem IX tac Octobris anno 1707 etc.

Man sieht, worauf das hinaus will, und daß der europäische Zopf nicht abgerissen ist.

Hir liget der lai (der Stein unglücklicherweise abgebrochen.)

Herrn Jhon Willber (Esq) (Ich schließe das in Klammern als zweifelhaft; mir scheint es klar.)

ob't die (unlesbar; sieht aus wie XVIII) ..... III. (wahrscheinlich 1693) u. s. w.

Also auch bereits Grabstein-Antiquare in Amerika. Der Titel Mr. Wilburs nimmt ziemlich dreiviertel Seiten ein: Homerus Willbur, Mr. Episc. Isalam, S. J. D. 1850, et Yal. 1849 et Neo-Caes. et Brun. et Gulielm 1852 u. s. w. in's Endlose; darunter auch P. U. N. C. H. et I. U. D. Gott. et Osnab. et Heidelb. 1860. Berolin. Soc. et SS. R. R. Lugd. Bat. et Patav. et Lond. Mitglied einiger sechzig Gesellschaften und Akademien ist er sicher.

Einen recht boshaften Scherz hat sich Mr. Lowell in den vorgedruckten fingirten Rezensionen, die übrigens voller Witz sind, gegen einen berühmten Todten erlaubt. Ein junger Amerikaner (meldet der Zwiebel-Hain-Phönix), der den Kontinent bereist, kommt auch nach Deutschland und überreicht dem celebrated Von Humbug, den er pflichtschuldigst, wie alle Amerikaner aufsucht, die Biglow-Papers, worauf er das unvermeidliche Briefchen erhält, welches später als Autograph prunken soll. Es lautet:

High-Worthy Mister!

I shall also now especially happy starve (sterben), because I have more or less a Work of one those aboriginal Red-Men seen in which have I so deaf (tief) an interest ever taken fullworthy on the shelf with our Gottsched to be upset. Pardon my in the English-speech unpractise!

Von Humbug.

Ein Zweifel kann bei späterer Erwähnung der cosmetics nicht obwalten — der Spaß ist grausam — indeß wer will mit Punch oder Kladderadatsch kämpfen?!

Washington Irving.

Am 28. November, Nachts zwischen 10 und 11 Uhr, starb im 77. Jahre Washington Irving auf seinem nahe bei Tarrytown malerisch am Hudson gelegenen Landsitze Sunnyside. Ein Schreiben vom 8. Nov. an den hiesigen Schillerverein, wodurch er sich entschuldigte, wegen unsicherer Gesundheit der Einladung zu der am 10. hier begangenen Schillerfeier nicht folgen zu können, war vielleicht die letzte von ihm veröffentlichte Kundgebung. Obgleich er schon seit Jahren mit einem Brustleiden behaftet war, welches auch endlich seinen Tod herbeiführte, waren doch seine letzten Tage von heftiger Krankheit nicht getrübt. Herr Morgan, der Gouverneur des Staates New-York, der ihn am Dankfeste, den 17. Nov., besuchte, fand ihn heiter im Kreise seiner Freunde; noch Sonntags, den 27. Nov., sah man ihn in seinem Kirchenstuhle zu Tarrytown und selbst den 28. Nov. verbrachte er größtentheils in üblicher Weise und fühlte erst Abends eine ungewöhnliche Brustbeklemmung. Erschöpft begab er sich zur Ruhe und verschied sanft nach ungefähr einer halben Stunde. Er starb unvermählt, hatte aber die von ihm adoptirten Kinder eines älteren Bruders um sich.

Washington Irving ward am 13. April 1783 in New-York geboren, wo sein Vater, ein bemittelter Kaufmann, seit einer Reihe von Jahren lebte. Er sollte die Rechte studiren und trat in dem Alter von sechszehn Jahren in das juristische College. Schon während seiner Studienzeit legte er eine Neigung zur Schriftstellerei an den Tag und versuchte sich in literarischen Erzeugnissen. Für die von seinem Bruder Peter Irving redigirte Morning Chronicle schrieb er unter dem Namen Jonathan Oldstyle eine Reihe von Briefen, welche, obgleich nur jugendliche Versuche, doch so viel Aufmerksamkeit erregten, daß sie später in einer Broschüre gesammelt erschienen.

Seine angegriffene Gesundheit bewog ihn 1804 zu seiner ersten Reise nach Europa, wo er zwei Jahre verlebte. Das südliche Frankreich war sein nächstes Ziel, von wo aus er nach Nizza und Genua ging und weiter durch Italien reiste. In Rom, erzählt man, wollte ihn der Maler Allston, dessen Ruhm damals im Steigen war, bewegen, sich der Malerei zu widmen; sein richtiges Gefühl ließ ihn aber diese Laufbahn vermeiden. Aus Italien begab er sich nach der Schweiz und nach Paris, wo er sich mehrere Monate aufhielt. Nach einer Tour durch Holland brachte er einen Herbst in England zu und trat sodann die Heimreise an.

Nach seiner Rückkehr trat eine Pause in seinen schriftstellerischen Arbeiten ein. Er widmete sich wieder der Jurisprudenz und ward Mitglied des New-Yorker Advokatenstandes, obwohl es ihm mit der Praxis nicht gerade Ernst war. Er betheiligte sich an einer humoristischen Zeitschrift, die unter dem Titel Samalgundi nur ein Jahr, vom Jan. 1807 bis dahin 1808, bestand. Seine Mitarbeiter waren James K. Paulding und sein Bruder William Irving.

Im Jahre 1808 erregte er durch seine humoristischen Geschichte von New-York ungewöhnliches Aufsehen. Es sind darin witzige Schilderungen der alten holländischen Kolonisten und Gouverneure mit Anspielungen auf die politischen Ereignisse der Zeit gemischt. — An sich kann man den Gedanken nicht glücklich finden, den Ernst geschichtlicher Thatsachen zu humoristischer Szenerie zu verarbeiten, indeß erreichten doch diese angeblich von Diedrich Knickerbocker verfaßten Skizzen im Publikum eine große Beliebtheit. Nicht allein erscheint noch jetzt hier eine verbreitete Monatsschrift unter dem Titel: The Knickerbocker, sondern auch Dampfboote tragen diesen Namen, und es giebt Knickerbocker-Gesellschaf-

ten, Hotels, Banken und Omnibuslinien in der Stadt und im Staate New-York.

Im Jahre 1810 gaben ihm seine Brüder einen Antheil an dem großen und gewinnreichen Handel, den sie mit Liverpool trieben, damit er sich um so ungestörter seinen literarischen Arbeiten widmen könne. Während des Krieges, der 1812 begann, gab er das Analectic Magazine heraus, was ihn aber nicht abhielt, die Epauletten als Oberst und Adjutant im Stabe des Gouverneurs von New-York zu tragen. Nach Beendigung des Krieges begab er sich nach Europa, um eine zweite große Reise zu machen; aber die kommerziellen Rückschläge, welche den Handel damals trafen, zogen auch die Firma seiner Brüder in die Krisis und versetzten ihn in eine Lage, in der er seinen Zweck unmöglich verfolgen konnte. In Liverpool gerieth er durch finanzielle Verwickelungen in nicht geringe Verlegenheit und beschloß nun, sein schriftstellerisches Talent als Hülfsquelle zu benutzen. Nach mehreren erfolglosen Versuchen gelang es ihm 1820 einen Verleger in New-York für sein Sketch Book (Skizzenbuch) zu finden, zu welchem er die Beiträge von London aus einsandte. Dieses Werk begründete seinen Ruf in Europa. Es fand anfänglich drüben mehr Abnehmer als diesseits, was ihn bestimmte, diese Hefte in Buchform in Europa herauszugeben. Murray, der das Werk von einem gewissen Miller übernahm, welcher es anfangs in Verlag genommen, zahlte dem Autor 1000 Dollars für den ausschließlichen Besitz und fügte, in Folge der unerwartet großen Nachfrage, dieser Summe später noch 500 Dollars großmüthig hinzu.

Schon früher war Irving mit mehreren der ausgezeichnetsten englischen Autoren, worunter auch Walter Scott, bekannt geworden und wurde nun von ihnen als eine Zierde der englischen Literatur bewillkommnet, während man in seinem Vaterlande das aufsteigende Gestirn mit enthusiastischer Freude begrüßte.

Sein Erfolg trieb ihn zu erhöhter Thätigkeit. Von England aus besuchte er Paris wieder und gab nach seiner Rückkehr nach London „Bracebridge Hall" heraus, das in New-York und London im Mai 1822 erschien. Im nächsten Winter machte er eine Tour durch Deutschland, besuchte Dresden und Prag und gab 1823 die „Tales of a Traveller" (Erzählungen eines Reisenden) heraus. Das Jahr 1825 brachte er in Paris und im südlichen Frankreich zu, worauf er sich nach Spanien begab, um Material für eine Lebensbeschreibung des Columbus zu sammeln. Von 1826 bis 1828 lebte er in Madrid. „Die Eroberung von Granada" und die „Geschichten des Alhambra" erschienen als Episoden seiner ernstlicheren historischen Studien, erhöhten aber seinen literarischen Ruhm. Wegen seiner „Biographie des Columbus," erhielt er eine von den beiden goldenen Medaillen von 250 Dollars, welche Georg IV. für hervorragende Historiker bestimmt hatte. 1830 reiste er nach England zurück und nahm dort die Stelle eines Legationssecretairs an, welche er aber bei der Ankunft Van Burens niederlegte. Die Universität Oxford ertheilte ihm damals das Doctordiplom.

Im Frühling 1831 kehrte er nach New-York zurück, wo er hoch gefeiert ward. Er wendete nun seine literarische Thätigkeit besonders vaterländischen Stoffen zu und schrieb die „Reise durch die Prairien," „Astoria," die „Abenteuer des Capitains Bonneville," sowie verschiedene Beiträge für das Knickerbocker-Magazin, darunter „Ein Besuch in Abbotsford." 1849 gab er das „Leben Muhameds und seiner Nachfolger" heraus, das aber nicht zu seinen besseren Werken gehört, sondern sich mehr durch die Form als die historische Behandlung auszeichnet. Er sollte aber einen würdigen Abschluß seiner schriftstellerischen Thätigkeit erleben. Lange schon hatte er sich mit dem Plane getragen, das Leben Washingtons zu schreiben, und dieser Aufgabe war der Rest seines Lebens gewidmet. Als er dieselbe in einer Weise gelöst hatte, welche hohe Erwartungen befriedigte, sah er ruhig seinem Ende entgegen. Die Ausgabe des letzten Bandes überlebte er nur wenige Monate.

Seine Persönlichkeit wird sehr gerühmt. Ein Zeitgenosse sagt von ihm: „Washington Irving war einer der liebenswürdigsten und zuvorkommendsten Männer. Seine angeborene Bescheidenheit gestattete ihm nicht, sich seiner Vorzüge zu rühmen, sondern er überließ das Urtheil über seine literarische Thätigkeit dem Publikum. Er fand keinen Geschmack an Controversen irgend welcher Art. Im Umgang war er freundlich und seine Unterhaltung in Gesellschaft derer, die mit ihm auf vertrautem Fuße standen, war zugleich geistreich und scherzhaft. Ganz besonders wird an ihm seine Zuneigung zu Kindern gerühmt."

Die Beerdigung des Verstorbenen fand am 1. December feierlich und unter Begleitung einer großen Menge Menschen statt. In Tarrytown wurden um 11 Uhr Vormittags alle Kaufläden und andere Geschäftslokale geschlossen. Der Bahnhof, alle Hotels und öffentlichen Gebäude, sowie verschiedene Privathäuser waren mit Festons von schwarzem und weißem Zeuge decorirt; zahlreiche Flaggen waren auf halben Mast gezogen. Halb 1 Uhr erschien unter anderen Personen eine Deputation des Magistrats von New-York, welche von einem Comité aus Tarrytown empfangen und nach der Christkirche geleitet ward, wo die Leichenfeier gehalten werden sollte.

In Sunnyside ward nur im Privatzirkel von einem alten Freunde des Verstorbenen, Reverend Dr. Crighton, ein Gebet gesprochen und dann der Sarg auf einen bescheidenen, nur von zwei Pferden gezogenen Leichenwagen gesetzt. Blos die Verwandten folgten. In Tarrytown ward in der dichtgefüllten Kirche der Sarg vor den Altar aufgestellt und mit Blumen geziert. Zahlreiche Geistliche und Männer von Auszeichnung waren zugegen. Dr. Crighton las den zweiten Theil des 15. Kapitels des Briefes an die Korinther, worauf ein Lied gesungen wurde. Dann ward der Sarg geöffnet und die Leiche den Versammelten gezeigt. Die Züge derselben sollen noch den natürlichen Ausdruck gehabt haben.

Als der Sarg wieder auf den Wagen gebracht war, ging der Leichenzug nach dem Begräbnißplatz auf Mount Pleasant. Er war sehr lang mit einer endlosen Reihe von Wagen. Ehrfurchtsvoll stellte sich eine große Menge Menschen um das Grab auf, an dem eine Leichenfeier durch Gebet und Gesang statt fand. Als der Sarg neben anderen Gräbern der Familie Irving versenkt war, zerstreuten sich die Anwesenden.

In New-York waren am Begräbnißtage auf City Hall und anderen öffentlichen Gebäuden, sowie auf Hotels und zahlreichen Schiffen Flaggen auf halben Mast gezogen, sowie zwischen 1 und 2 Uhr viele Glocken geläutet wurden. Das Wetter war am Begräbnißtage, sowie an den nächstvorhergehenden Tagen, auch am 2. December, wunderbar schön, sonnenhell und so mild, daß ich diese Erinnerung an einen Autor, der wohl auch bei vielen Deutschen noch in gutem Andenken ist, bei offenen Fenstern niederschreiben konnte.

New-York. A. G.

England.

Böoticus gegen Schiller.

Ein Mitarbeiter der Londoner „Critic," der sich „Atticus" zu unterschreiben pflegt, der diesen Namen aber wie lucus a non lucendo führt, da wir in seinen Artikeln niemals auch nur eine Spur attischen Salzes, oder griechischer Bildung entdeckten, wie sie der berühmte Freund und Korrespondent Cicero's besaß, der diesen Namen geführt, glaubt auf die arme englische Kritik und auf sich selbst die Aufmerksamkeit der Welt zu lenken, indem er in Nr. 194 der genannten Zeitschrift vom 3. December 1859 den Mond anbellt. Anders können wir in der That das sinn- und gedankenlose Zufahren auf Schiller und die deutsche Literatur nicht nennen, das sich der sogenannte Atticus bei Gelegenheit der Säkularfeier des in der ganzen gebildeten Welt hochgestellten Dichters und unter dem Vorwand einer Anzeige des von Lady Wallace übersetzten Palleske'schen Buches über Schiller erlaubt.

Wir vermögen uns den Sinn und die Bedeutung der ganzen, kindischen Diatribe nur dann einigermaßen zu erklären, wenn wir annehmen, daß sie handelspolitische Gründe habe. Man scheint nämlich die Konkurrenz zu fürchten, welche Schiller's und Goethe's Werke auf englischen und amerikanischen Büchermärkten machen können, und, wie man aus Besorgniß, daß der ostindische und chinesische Handel der Franzosen und Italiäner auf Kosten der Engländer zunehmen dürfte, wenn der Suez-Kanal gebaut würde, den Plan zu diesem Bau als unausführbar und chimärisch darstellt, so macht es diesen Böotiern auch Angst, daß jetzt in Amerika und in England so viel über Schiller und über die Verdienste der Deutschen um die Welt-Literatur gesprochen wird. Hiergegen muß angekämpft werden, wenn man nicht erleben will, „daß Goethe und Schiller allein bald alle Bücherschränke der größten Bibliotheken für sich in Anspruch nehmen."* Darum spricht auch Atticus-Böoticus das niederdonnernde Wort aus: „daß Goethe und Schiller als Menschen tief unter der Mittelmäßigkeit stehen, als Schriftsteller aber sich nur wenig über die Mittelmäßigkeit erheben."**

* „If the German drivellers are not smitten into silence, Goethe and Schiller will soon require the shelves of the vastest library to themselves."

** „England will turn away from German mists to its own solid glories, and confess that as men Goethe and Schiller fell rather below mediocrity, and as authors rose little above it."

Es fällt uns natürlich nicht ein, Böoticus, der eben so wenig von Goethe's und Schiller's Werken weiß, als wir von den seinigen, widerlegen zu wollen. Aber der Kurzweil wegen, die es unseren Lesern machen wird, wollen wir noch einige seiner weisen Aussprüche übersetzen, deren Kern wir — damit man unser Deutsch nicht für erfunden oder übertrieben halte — auch in seinem unerreichbaren Original-Englisch citiren werden.

Zunächst zieht unser Böoticus gegen das los, was die Deutschen „Idealismus" nennen. Dunkelheit und Plumpheit sind, wie er versichert, die in der deutschen Natur vorherrschenden Elemente. „Ueber einem empörenden Realismus hängt ein dichter Nebel, den man mit Unrecht als Idealismus bezeichnen würde, der aber oft, und zwar von den Deutschen selbst, für Idealismus gehalten wird."* Böoticus und die Engländer tragen natürlich ein ganz anderes Ideal in ihrem Busen, als Schiller und die Deutschen. „Schiller war oft blos ein nebelnder und schwebelnder Bewerber um die Hoheit des Ideals, der zuweilen aus dem Wolkenlande in die Plumpheit seiner Landsleute herunterfiel."** Es ist, als ob Böoticus keine anderen Deutschen kenne, als etwa wandernde Gesellen und andere Biertrinker, die er in den Tavernen von London gesehen; es giebt in Deutschland, sagt er, keinen Gentleman; eher noch könne man halbe Engel als Gentlemen dort finden. Auch schweben die Deutschen beständig zwischen der Bratwurst (sausage) und dem Heiligen (shrine) und das Eine wie das Andere hüllen sie „in denselben Nebel chaotischen Schwulstes."

Da sei doch der Schotte Burns, der in demselben Jahre mit Schiller geboren war, ein ganz anderer Kerl gewesen! Statt Schulden zu machen, wie Schiller, habe Burns seine Unabhängigkeit als ein geheiligtes Banner betrachtet, das ihm nur der Tod entreißen konnte. „Ja, wie kann man noch vom Ideal bei einem Menschen reden, der Pensionen von jedem zufälligen guten Bekannten angenommen, und der seinem Schneider zwanzig Pfund Sterling schuldig blieb!"***

Wahrlich, ein zweiter Daniel ist dieser Böoticus! Also wer seinem Schneider zwanzig Pfund schuldig ist — was freilich Schiller nie sein konnte, weil seine Garderobe niemals einen so hohen Werth hatte — der kann auch vom Ideale keinen Begriff haben! I thank thee, Jew, for teaching me that word.

Welchen Kontrast (so fährt unser englischer Gewährsmann fort), bilden doch auch die französischen Dichter, z. B. Rousseau und Béranger, gegen Goethe und Schiller, die sich dazu hergaben, Minister und Diener eines kleinen deutschen Tyrannen zu sein, während Jene lieber Noten abschrieben, oder sich sonstwie in der Welt herumquälten! „Ja, in dem einen John Wilson ist mehr Kraft und Energie gewesen, als in allen Schriftstellern zusammengenommen, deren Deutschland sich rühmen kann." † Leider ist dieser eine John Wilson eine dem übrigen Europa völlig unbekannte Größe geblieben!

Andere Aussprüche unseres Aristarchen, der übrigens seine Behauptungen nirgends auch nur durch den Schatten eines Beweises unterstützt, sind folgende: „Schiller und Goethe führten die Natur oft im Munde, aber die Natur in ihrer Frische, Fülle, Fruchtbarkeit und Kraft war ihnen niemals bekannt." †† „Obwohl Goethe und Schiller so mannigfache Gebiete beschritten, hatten sie Beide doch nur die Gabe der lyrischen Dichtung. Schiller war weder ein guter Historiker, noch ein guter Philosoph, noch ein guter Dramatiker, noch ein guter Kritiker."††† — „Von Shakspeare zu geschweigen, besitzt England viele Dichter, welche Goethe und Schiller überlegen sind, und die es gleichwohl gern vergißt, oder vernachlässigt."*

* „Over a revolting realism floats a haze which it would be wrong to call idealism. But it is often taken for idealism by the Germans itself."

** „Often he was a hazy and crazy pretender to idealistic grandeur, and sometimes he fell down from cloudland into the coarseness of his countrymen."

*** „What right has a spiritless wretch to expatiate on the ideal, who is content to be a pensioner on the bounty of every casual acquaintance, and who owes twenty pound to his tailor?"

† „And in the single John Wilson was there not more of vigour and valour than in all the men of letters put together that Germany can boast of?"

†† „Schiller and Goethe hat nature often on their lips; but nature in its freshness, fullness and force was wholly unknown to them."

††† „Though Goethe and Schiller had wandered into such various fields, yet they had both only the lyrical gift. Schiller was neither a good historian, a good philosopher, a good dramatist, nor a good critic."

* „Not to speak of Shakspeare, England has many poets superior to Goethe and Schiller, many whom she is content to forget or neglect."

Es wird diese Blumenlese genügen, um es zu rechtfertigen, daß wir dem Atticus der „Critic" den Namen „Böoticus" gegeben. In welchem Lichte erscheint jedoch ein Publikum, dem eine solche literarische Kritik als maßgebend geboten werden darf?! **J. L.**

Holland.

Das heutige Holland, sozial und literarisch.

II.

Züge des National-Charakters.

Das Urtheil, das man sich in der eigenen Heimat über den Charakter eines fremden Volkes bildet, wird durch häufigeren Verkehr im Lande selten so sehr zu Gunsten desselben verbessert werden, als dem deutschen Reisenden in Holland geschieht. Bei meinem ersten Eintritt in die Niederlande empfand ich die Genugthuung übertroffener Erwartungen. Von etwas Ungefügem im Benehmen habe ich nichts entdecken können. Im schlimmsten Falle begegnete mir jene Steifheit, die halb aus Verlegenheit, halb aus Zurückhaltung gegenüber dem Fremden entspricht. Als ich zum ersten Male in Arnheim war und auf einem Spaziergang wir einen begegnenden gemeinen Soldaten um den Weg zum Rhein fragte, wies er mich gewandt zurecht, und sehr höflich war auf meinen Dank sein „Tot uw dienst, Mynheer!" Zwar ist artiges und gefälliges Benehmen gegen den Fremden nicht der beste Maßstab für die Beurtheilung eines Volks. Wenn auch keine Gewinnsucht im Spiele wäre, ist es doch nicht eine Folge des Wohlwollens, sondern der Schwäche. Menschen ohne sittliches Selbstbewußtsein sind oft gegen Jeden übertrieben höflich, weil ihnen Jeder imponirt. Das ist wenigstens nicht die Höflichkeit, die Earl Chatham definirte, die grimacirende Zuvorkommenheit des Franzosen, oder jene Gentilezza des Italieners, die Adolph Stahr so sehr bestochen hat. Bei dem Holländer aber ist es ein Anderes. Bei ihm ist die Wurzel alles gesunden geistigen Lebens nicht erkrankt, die Sittlichkeit. Seine Natur ist im Allgemeinen aufrichtig wie die deutsche. Bei solcher Voraussetzung ist die Artigkeit des Benehmens ein Fortschritt. Uebrigens scheint man in allen Ländern geneigt, dem Fremden Freundlicheres zu erweisen, als dem unbekannten Landsmann. Züge von auffallender Artigkeit sind mir in Holland mehrere vorgekommen; sie prägen sich dem Gedächtniß des einsamen Reisenden tiefer ein; wie denn auch Engländer so viel von der Liebenswürdigkeit zu erzählen wissen, mit denen ihnen „Gentlemen" in Berlin den Weg gewiesen haben.

Der Charakter des holländischen Volkes bildet einen auffallenden Gegensatz zu dem jener Nation, die bis 1830 mit ihm zu Einem Staate vereinigt war. Der Amerikaner Motley hat diesen Gegensatz durch die Geschichte Belgiens und jener „sieben Provinzen", welche im Ganzen dem heutigen Königreich Holland entsprechen, klar und schön verfolgt, — in seinem interessanten Werke über den Abfall der Niederlande, das sich vor dem rhetorischen Buche unseres großen Dichters durch ausgedehnte Studien der spanischen und niederländischen Quellen auszeichnet.* Den scharfen Contrast zwischen den wallonischen und den vlaemischen Stämmen habe ich früher an dieser Stelle (in einem Artikel über wallonische Literatur) auseinandergesetzt. Die Flamänder, welche, die Nordhälfte Belgiens einnehmend, nur durch die politische, aber durch keine natürliche und Sprachgrenze von den Bewohnern Hollands geschieden sind, zeigen doch ein von ihren holländischen Stammesgenossen verschiedenes Wesen. Holländische und vlaemische Sprache sind bis auf den heutigen Tag identisch geblieben, abgesehen von Idiotismen, die freilich am deutlichsten den Volkscharakter zeichnen, und von den dialektischen Verschiedenheiten, die sich überall finden. Woher kommt es nun, daß die Vlamingen sich von ihren nächsten Verwandten ablösten und zu den romanischen Wallonen hielten? Die Geschichte beantwortet diese Frage. Aber der tiefere Grund jener Thatsache scheint mir in geographischen Unterschieden zu liegen, aus denen sich nationalökonomische ergaben. Während nämlich das vlaemische Land nur an der kurzgestreckten unentwickelten Küste Westflanderns mit dem Meere zusammenhängt, zeichnet das vielfach eingezahnte buchtenreiche Ufer der Niederlande deutlich das seefahrende Leben seiner Anwohner vor. Dort konnte neben dem Ackerbau nur die Industrie ihr Haupt erheben; hier mußte die Heimat eines Handelsvolkes sein. Allerdings hat der Handel auch zu Gent, Brügge und Antwerpen im 15. und 16. Jahr-

* Motley, Rise of the Dutch Republic. Im „Magazin" ist die deutsche Uebersetzung des Werkes (Dresden, Rud. Kuntze) mehrfach besprochen worden.

hundert geblüht; aber als der holländische im 17. mächtig wuchs, sank der flandrische darnieder.

Unter allen Theilen der heutigen Niederlande sind es wiederum die Provinzen Nord- und Südholland, die an den Segnungen des Handels am meisten Theil nehmen. Zwar ist Zeeland noch mehr vom Meer durchschnitten, aber dort herrscht das berüchtigte Fieber-Klima von Walcheren. Die Niederländer selbst bezeichnen ihr Land als „Nederland," während sie unter „Holland" die beiden Provinzen verstehen. Zwischen dem Charakter dieses westlichen Küstenlandes und den östlichen Provinzen des Reiches ist mir ein Unterschied bemerkbar geworden, der auch anderswo hervortritt. Er entspricht etwa der Verschiedenheit zwischen der Bevölkerung des mittleren Yorkshire und der Grafschaft Hampshire. Die Bewohner der Strecken von Gelderland bis zur friesischen Nordküste hinauf haben in hohem Grade den Typus der alten Holländer bewahrt. In ihnen lebt die Eigenthümlichkeit der Männer fort, welche Karl's V. Bluturtheile mit einer an dem Starken schwer begreiflichen Geduld ertrugen und dann Philipp II. mit einer noch zäheren Ausdauer widerstanden. So sind sie noch heute. Oft etwas langsam, gutmüthig, etwas starr und steif, aber doch leicht zu gewinnen und im Grunde herzlich; schwer zu reizen, aber wenn aufs Aeußerste gebracht, noch schwerer zu unterdrücken. Es sind Männer, die ihre Freiheit zu bewahren wissen, wie sie sie theuerer erkauft haben als irgend ein Volk der Erde. In geselliger Hinsicht stellt sich dieses Wesen nicht immer liebenswürdig, oft etwas kalt und steifnackig dar; „styfhoofdig" hörte ich die Gelderländer von Amsterdamer Bürgern nennen. Diese, die Holländer im engeren Sinne, sind heute, was die geselligen Beziehungen betrifft, ziemlich verschieden. Größerer Handelsverkehr hat sie geschmeidiger, Reisen haben ihre Formen weltmännischer gemacht. Natürlich habe ich auch mitten in Gelderland die Gebildeteren artig und verbindlich gefunden: Wohlwollen und Freundlichkeit sind überall dem Freunde der Wissenschaft eigen — ausgenommen dem deutschen Professor, so lange er es mit einem Kollegen zu thun hat. Auch in den Städten ist der Unterschied weniger zu bemerken, die an der Heerstraße des Landverkehrs liegen; wie z. B. Arnheim. Wird doch Europa in dieser Beziehung bald in Oerter mit und ohne Eisenbahn eingetheilt werden können. —

Der Charakter eines Volkes, wie der des Einzelnen, wird am stärksten aufgehellt durch seine Geschichte. Die Holländer waren einmal das größte Handelsvolk der Welt. Daß sie von den Engländern überholt wurden, liegt in dem Wesen beider Völker begründet. Beide sind zuverlässig, betriebsam, ausdauernd. Auch entbehrt Bruder Jan keineswegs einer bedeutenden Schlauheit; „de sluwen Mynheers" — die holländischen Kaufleute selbst wissen, daß sie so von ihren Confratres in Deutschland genannt werden. Aber Jan hatte in dem Wettlauf mit seinem Vetter John zuviel Blei in den Taschen. Ihm fehlt die schwungvolle Energie des normännisch-sächsischen Blutes. Er verfolgt jeden Vortheil, der ihm nahe liegt, mit treuer unermüdlicher Thätigkeit. Aber er zeigt an einem schlagenden Beispiel, daß diese soliden Eigenschaften allein nicht einmal zum Ideal eines Handelsvolkes ausreichen, daß auch zum großen Kaufmann ein poetisches Element gehört. Alles, was die ruhige beharrliche Prosa erreichen kann, haben die holländischen Kaufherren erreicht. Niederländisch Indien hat in diesem Jahre 40 Millionen Gulden in die Schatzkiste des Mutterlandes gestürzt. Aber ein Reich wie Britisch Indien vermochten sie nicht zu gründen. Es ist sehr merkwürdig, daß der größte Staatsmann, den Holland je hervorgebracht hat, aus deutschem, niederländischem und französischem Blut entsprossen war. Wilhelm III. hatte, neben den „sterling qualities", jenes poetische Element. Freilich keine sanfte Lyrik! Aber den ritterlichen Geist, der die Gefahr der Schlacht, wie sein Geschichtschreiber erzählt, auf ihn wirken ließ, wie Wein auf Andere wirkt; das Entwerfen großartiger Pläne bei der ausdauerndsten Klugheit, dem vorsichtigsten Abwarten in der Ausführung. Dieser ritterliche Geist lebt auch in den „stolzen Krämern" von Großbritannien. Er beseelte die Abenteuerer, die Hindostan eroberten. Er gab dem Commis Clive statt der Elle den Feldherrnstab in die Hand und drängte den Buchhalter Hastings von dem Hauptbuch an das Staatsruder. Bis jetzt hat freilich dies kühne Vorwärtsstreben, das den Engländern in allen praktischen Dingen eigen ist, der Ostindischen Compagnie keine 40 Millionen jährlicher Dividende gebracht. Aber seit der Schlacht von Plassey sind erst hundert Jahre verflossen. Die Engländer sind allerdings zu hochmüthig gegen fremde Nationen, um gute Kolonisten zu sein; doch wird sie der letzte Aufstand belehrt haben. Was Hindostan ihnen auch in finanzieller Beziehung gewährt, wird sich dann zuerst zeigen, wenn Eisenbahnen neue Baumwollenpflanzungen in Bahar und Orissa hervorrufen, indem sie den Transport der Erzeugnisse nach Kalkutta thunlich machen.

Noch heute zeigen die Holländer ein schmerzliches Gefühl der Erinnerung an ihre verlorene Macht. Wie es sich bei diesem ruhigen, gebildeten und sittlichen Volke äußert, ist es rührend zu beobachten. Die Klage Erins hat mir keine so große Theilnahme erweckt als der wehmüthige Rückblick, mit dem die edlen Geister dieser Nation, die so viel für sich gethan hat, nach den großen Tagen der verflossenen Jahrhunderte schauen. Und wie die Hoffnung die Größe überdauert, so ermuntern die holländischen Dichter noch heute ihr Volk und rufen ihm zu: „Wir sind uns selber eine Zukunft schuldig!" Gerade der Gegensatz zu dem holländischen Wesen, das sonst so viel Prosaisches hat, macht diese Klage und diese Sehnsucht um so rührender. Merkwürdiger Weise ist dies quälende Gefühl des Heruntersinkens von früherer Herrlichkeit gerade dasjenige, was ich bei dem größten holländischen Dramatiker am vollendetsten habe ausgedrückt gefunden. (J. van Vondel, „Lucifer," 4. Akt, S. 63 der Ausgabe Schiedam, Roelants, 1852.) Vondel schrieb um die Zeit Cromwell's.

Ich weiß nicht, liegt es an der Ruhe des holländischen Wesens oder hat es sonst einen mir unbekannten Grund: aber auf den Werften der blühenden Handelsstadt Rotterdam habe ich umsonst jene fröhliche Rührigkeit gesucht, die ich auf den Docks von Hull oder auch nur von Southampton nicht vermißt hätte. Es ist etwas Großes darum und ergreift selbst den gemeinen Mann, das Bewußtsein, daß die Nation, deren Theil wir sind, noch im Emporsteigen begriffen ist.

Weichheit des Gefühls und sittliches Streben geben sich bei den Niederländern am stärksten kund in ihrer großartigen Wohlthätigkeit. Für die meisten Richtungen des Schönen und der Kunst sind sie mehr empfänglich als schöpferisch thätig. Dort aber erscheinen sie in ihrem schönsten Lichte. Jedem, der auch nur zuweilen die verbreitetste der Amsterdamer Zeitungen, das „Handelsblad," überfliegt, müssen die häufigen öffentlichen Aufforderungen zur Linderung des Unglücks Einzelner auffallen, denen auch sofort entsprochen wird. Es ist viel thätiges Christenthum in diesem Lande. Das Armenwesen ist vielfach bedacht.

An der Lösung der größten Aufgabe unseres Jahrhunderts, an der materiellen, intellektuellen und sittlichen Hebung der arbeitenden Klassen, wird auch hier eifrig gearbeitet. Das erste Mal, wo ich eine holländische Zeitschrift in die Hand nahm — es war „Nederland", eine der gediegensten — fand ich außer einer Analyse von Kingsley's socialen Romanen, eine ausführliche Kritik mehrerer großer Unternehmungen, welche zu diesem Zwecke begonnen wurden. Auf dem platten Lande hat man mit großem Aufwand eine Anstalt eingerichtet, die auf kleinen Ackerwirthschaften einer Anzahl Armen, anfänglich umsonst, den Lebensunterhalt gewähren sollte. Dies Unternehmen scheint gescheitert, nicht ohne daß die Ursachen seines Mißlingens ein neuer Fingerzeig wären auf den Weg, den die Einrichtungen zur Ausrottung des Proletariats einschlagen müssen. Ja, daß die Sache, wie sie eingeleitet wurde, nicht anschlug, ist an und für sich ein schönes Zeugniß für die menschliche Natur. Man wollte nämlich den Armen Almosen geben, statt ihnen etwa kleine Summen vorzustrecken; das hat denn die besseren zurückgeschreckt. Selbst ist der Mensch. Nur der weise geleitete Vereinsgeist ist der Erlöser vom Proletariat. — Einzelne glänzende Beispiele des Gelingens hat das Urbarmachen (ontginnen) der Haide aufzuweisen, die sich von Arnheim aus nach Deventer breit hinstreckt. Ueber die Zweckmäßigkeit dieser Arbeit wird in Holland ein lebhafter Streit geführt. Sie hat bisher geringen Fortgang genommen; jener ermunternden Beispiele sind nur wenige. Bei den Versuchen soll sich herausgestellt haben, daß die Humusdecke des so gewonnenen Ackerlandes nach 5 — 6 Jahren ihre Nahrungsstoffe gründlich abgegeben hat; nach dieser ersten einträglichen Zeit würde ein nicht unbedeutendes Kapital eingeschossen werden müssen, um durch Düngen nachzuhelfen. Ob sich das rentirt, hat die Erfahrung, wie es scheint, noch nicht entschieden.

Ueber das ganze Land ist dagegen eine Gesellschaft verbreitet, die sich die Förderung der allgemeinen Wohlfahrt zum Zwecke setzt. „Tot Nut van t' Algemeen" hat allenthalben ihre Departements: gleich beim Eintritt in Holland kann der Reisende in Arnheim das stattliche Gebäude sehen, das dort dem Vereine angehört. Praktische Schriften, Volkskalender u. s. w. werden von ihm zu billigen Preisen herausgegeben. In Amsterdam ertheilt er, durch die Stadt unterstützt, Handwerkern Unterricht in praktischen Wissenschaften und Künsten.

Ueberhaupt sind die Vereine in Holland sehr zahlreich. In Arnheim, einer Stadt von beiläufig 20,000 Einwohnern, sind deren achtzehn allein künstlerischen Zwecken gewidmet; während das gleich große Wesel jenseit der preußischen Grenze nicht den vierten Theil aufzuweisen hat. Die Arnheimer Liedertafel ist recht tüchtig; sie hat, wenn ich nicht irre, auf einem Düsseldorfer Sängerfeste einen der Hauptpreise davon getragen.

Frankreich.

Instruction für die geheimen, politischen Agenten.

Der Papst und der Kongreß*

Das Londoner Athenaeum ist in den Besitz einer „Note intime" der französischen geheimen Polizei gelangt und theilt in seiner Nr. 1676 den Inhalt dieses interessanten Aktenstückes mit. Es ist in Paris gedruckt, und zwar unter dem Titel: „Situation politique, morale, religieuse et matérielle de l'Empire," und von dieser Hauptstadt aus an die geheimen Agenten der Polizei in den Departements gesandt werden, deren jedes einen solchen Agenten besitzt; doch kann dies nicht der Präfekt des Departements selbst sein, da auch über diesen und seine Leistungen Bericht zu erstatten in der „Note" aufgefordert wird. Da das Dokument einen Blick in die unterirdische Maschinerie gewährt, deren sich der Regisseur der kaiserlich französischen Staatsbühne bedient, so theilen wir nach dem Athenaeum eine Uebersetzung der Fragen mit, die unter Andern in jenem Aktenstücke an die geheimen Agenten gerichtet werden:

1) Welches ist jetzt die politische Stimmung des Departements?
2) Welches sind die politischen Tendenzen der Handwerker und Arbeiter, der Bauern, der Handelsleute und anderer Volksklassen?
3) Wie groß ist die numerische Macht jeder der folgenden Parteien: der Orleanisten, der Legitimisten, der Republikaner, der Sozialisten und Kaiserlichen?
4) Welches ist die vorherrschende Partei?
5) Nennen Sie die Namen der leitenden Personen in jeder größern Stadt unter Angabe der politischen Partei, zu welcher sie gehören.
6) Welches sind die Namen der thätigen Männer jeder Partei?
7) Welche Manöver werden von den Orleanisten, den Legitimisten, den Republikanern und den Sozialisten angewandt?
8) Wie stark ist die kaiserliche Partei? Wobei die Familien zu erwähnen, die sich durch ihre traditionelle Anhänglichkeit an die kaiserliche Regierung auszeichnen.
9) Nennen Sie die Namen derjenigen ergebenen, würdigen und ehrenwerthen Personen, welche die Gunst der Regierung verdienen, sowie wer von denselben fähig, hohe, öffentliche Aemter zu bekleiden.
10) Bezeichnen Sie diese Aemter, auch etwanige Ehrenämter und Auszeichnungen, und nennen Sie diejenigen, die darauf Anspruch machen.
11) Welche Ansicht hegt man in den verschiedenen Klassen der Gesellschaft von den Maßregeln der Regierung? Was loben, tadeln oder kritisiren sie daran? Und insbesondere, welches ist ihre Ansicht in Bezug auf parlamentarische Freiheit, Preßfreiheit und Geschworenen-Gericht?
12) Welches ist die Moralität, die Befähigung, die Erfahrung, das Ansehen, die politische Farbe, das politische Benehmen, der Einfluß und die Umgebung der verschiedenen Staatsbeamten, namentlich des Präfekten, des Ersten Präsidenten, des General-Procurators, des Maire u. s. w.
13) Wen unter diesen Beamten würde es angemessen sein, zu versetzen, in seiner Stellung zu erhalten, zu entlassen, oder zu befördern?

Man glaubt, daß der an der Spitze der geheimen Preßpolizei stehende Herr von Laguerronière, der Verfasser der beiden politischen Broschüren „Napoléon III et l'Italie" und „Le Pape et le Congrès," auch der vorgedachten „geheimen Note" nicht fern stehe. Derselbe, die Thatsachen und Menschen nach Maßgabe der Napoleonischen Interessen modelnde Geist, der dort die auswärtige Politik Frankreichs im Auge hat, ertheilt hier den geheimen Agenten der innern Politik des Kaisers die Instructionen. Diese Agenten bilden zusammen eine Art Vehmgericht, das über das Geschick von Tausenden entscheidet, ohne daß die Verurtheilten auch nur eine Ahnung von dem haben, was eben über sie verhängt wird.

Was die vorgedachte Broschüre: „Der Papst und der Kongreß" betrifft, so beginnt dieselbe mit dem Beweise der Nothwendigkeit, daß die weltliche Macht des Papstthumes im Interesse der religiösen und politischen Ordnung aufrecht erhalten werden müsse; aber diese Macht könne und dürfe weder die Republik, noch die Monarchie, noch der Despotismus sein. Die weltliche Regierung des Papstes müsse eine väterliche, ohne Verfassung, ohne Gesetzgebung, ja, selbst ohne Rechtspflege sein. Daraus folgt, daß sie nur auf sehr beschränktem Gebiete bestehen könne: „je kleiner das Gebiet, um so größer wird dessen Souverain sein." Die päpstliche Regierung soll auf die Stadt Rom beschränkt werden.

Es sind dies die Ideen, die in Italien bereits vor zehn bis fünfzehn Jahren von Gioberti und Graf Balbo ausgesprochen worden und die vielleicht nirgends so viele Zustimmung fanden, als in Italien selbst. Aber ob die Ausführung dieser Ideen nicht in Frankreich unter den frommen Katholiken eine ähnliche Verstimmung hervorrufen dürfte, als einst die Entthronung des Papstes Pius VII. durch Napoleon I. — das ist freilich eine Frage, deren Erörterung durch seine geheimen Agenten in den Departements Napoleon III. sich gewiß nicht minder angelegen sein lassen wird, als die Beantwortung der dreizehn Fragen, die in der oben erwähnten „geheimen Note" den treuen Agenten vorgelegt wurden.

Der Verfasser der offiziösen Flugschrift ist allerdings der Meinung, Napoleon I. habe sich um das Papstthum eher verdient, als unliebsam gemacht, und Napoleon III. werde in gleicher Weise „den Papst, als weltlichen Souverain, mit seinem Volke und seiner Zeit versöhnen;" aber das Haupt der katholischen Kirche scheint der entgegengesetzten Ansicht zu sein. Hören wir, wie der französische Publizist darauf im Voraus antwortet:

„Wozu nützt es, uns fernere Illusionen zu machen? Durch ein Zusammentreffen verschiedener Umstände, durch eine Verkettung von Ursachen, die sehr weit zurückgehen, ist die weltliche Macht des Papstes in den Verhältnissen, unter denen sie jetzt ausgeübt wird, ernstlich bedroht. Es ist dies ein großes Unglück, das wir von Grund der Seele beklagen, aber es ist zugleich eine große Gefahr, welche zum Wohle der Kirche, wie zu dem von Europa, abzuwenden, die Pflicht der Staatsmänner, wie aller Religiösgesinnten ist. Der heilige Stuhl steht auf einem Vulkan, und der Pontifex, der von Gott die Mission hat, dem Frieden der Welt zu erhalten, wird selbst unaufhörlich von einer Revolution bedroht. Er, der erhabene Vertreter der höchsten sittlichen Autorität auf Erden, behauptet sich nur unter dem Schutze ausländischer Waffen. Diese militairischen Besatzungen kompromittiren ihn zugleich, indem sie ihn beschützen. Sie regen alle Empfindlichkeit des Nationalgefühls gegen ihn auf; sie bezeugen, daß er sich auf die Liebe und die Achtung seines Volkes nicht stützen kann.

„Es ist dies eine beklagenswerthe Lage, welche nur Verblendung und Sorglosigkeit können verlängert sehen wollen, deren schleunigste Veränderung jedoch von klarsehender, achtungsvoller Hingebung gefordert wird. Diese Veränderung ist nothwendig, ja dringend. Nur die erklärten Feinde des Papstthumes, oder seine blinden Freunde können dieselbe zurückweisen. Es handelt sich darum, nicht das Patrimonium Petri zu vermindern, sondern es zu retten."

* Le Pape et le Congrès. Paris, Dentu et Didot, 1859.

Italien.

Literatur-Bericht aus Italien.*

I.

Literarische Hochzeitsgeschenke.

Vor längerer Zeit ist in dem „Magazin für die Literatur des Auslandes" Nachricht gegeben worden über literarische Hochzeitsgeschenke in Italien, die sehr oft wissenschaftliche Gegenstände behandeln, deren Herausgeber zur Familie gehören und selbst die Verfasser sind, oder ein gelehrtes Werk von einem fremden Verfasser zu Ehren eines befreundeten Brautpaares drucken lassen, da dieses Werk sonst keinen Verleger finden würde.

Es würde in Deutschland sehr auffallen, wenn in einem vornehmen Hause der Braut ein Buch überreicht würde, das ihr zu Ehren gedruckt worden, und von einem Gegenstande handelt, der mit ihrer Hochzeitsfeier in gar keiner Verbindung steht. Das ist aber in Italien etwas ganz Gewöhnliches. Ein solches Hochzeitgeschenk ist folgendes:

Della vita e degli scritti di Giambatista Bianconi, memorie pubblicate per le nozze Bianconi Casoni. Bologna. 1858.

Allerdings steht dieses prachtvoll ausgestattete Hochzeitsgeschenk mit dem betreffenden Feste insofern in Verbindung, daß hier die Lebensgeschichte eines Vorfahren der Braut, eines berühmten Professors der Griechischen Literatur zu Bologna, beschrieben wird. Der Verfasser ist der gelehrte Bibliothekar Frati.

* Vom Geheimen Justizrath Neigebaur.

Ein anderes solches Hochzeitsgeschenk ist von dem Professor Santi e Fabri, einem der ausgezeichnetsten Gelehrten in Ravenna, bei der Verehelichung seiner Nichte, ebenfalls sehr glänzend ausgestattet worden:

Dafne, trasformata in Alloro, versi delle Metamorfose d'Ovidio e volgarizzati dal Prof. Santi e Fabri. Ravenna. 1858. Tip. Sonio.

Diese Uebersetzung der Verwandlung der Daphne in einen Lorbeerbaum in italiänische Verse ist allgemein für sehr gelungen anerkannt worden, auch hat sich der gelehrte Verfasser bereits früher durch andere literarische Arbeiten bekannt gemacht. Da die wohlhabenden Italiäner viele Bücher auf eigne Kosten drucken lassen, statt anderweiten nobeln Passionen nachzugehen, werden natürlich solche oft schätzbare Schriften im Auslande nicht bekannt, wozu noch kömmt, daß die Zollschranken in Italien dem Buchhandel unüberwindliche Schwierigkeiten entgegenstellen.

II.

Kirchenstaatliche Literatur.

Bei der glücklichen, natürlichen Beschaffenheit des Bodens in dem Kirchenstaate und den trefflichen Anlagen der Bewohner ist es traurig, überall dem Mangel an Wohlstand und Wohlbefinden zu begegnen. Aber es ist dies wohl nicht anders möglich bei einer Regierung, welche den Bewohnern die Mittel zur Bildung in so geringem Maaße zukommen läßt, daß noch vor Kurzem in Forli der geistliche Censor einem Arzte die Ankündigung eines Extrakts von Bella Donna verweigerte, weil es nicht erlaubt sei, von schönen Frauen einen Extrakt zu machen. Dabei fehlt es aber nicht an Bemühungen aufgeklärter Privatleute, diesen Zustand zu verbessern. Ein solcher für das Wohl seiner Mitbürger thätiger Mann ist der Marchese Luigi Tanaro in Bologna, der vor Kurzem folgende Vorschläge zur Verbesserung des Ackerbaues veröffentlichte:

Di quanto si possa e si debbe migliorare la nostra agricoltura. Bologna. Tip. All' Ancora.

Dieser sehr verständige Landwirth und hochgebildete Mann bemerkt, daß da, wo der Ackersmann unwissend, auch der Ackerbau ärmlich ausfällt. Er führt daher als Beispiel England an, wo die reichen Gutsbesitzer für den Unterricht und den Wohlstand ihrer Pächter und Arbeiter sorgen. Er widerlegt die Behauptung Sismondi's, daß der englische Industrialismus den Menschen zur Maschine herabwürdige.

Von demselben Verfasser erschien schon früher eine sehr beachtenswerthe Schrift über den Realcredit:

Intorno alla materia del Credito negli interessi agrari, del Marchese Luigi Tanaro. Bologna.

Der mit den Verhältnissen auch anderer Länder wohl bekannte Verfasser schlägt vor, ein solches Pfandbriefs-System einzuführen, wie in Schlesien und dem Posen'schen — was aber nur durch ein verbessertes Hypotheken-Wesen möglich ist. Im Kirchenstaate werden dies wohl fromme Wünsche bleiben; obgleich über diesen Gegenstand bereits ein sehr gründliches Werk erschien unter dem Titel:

Sulle Condizione economica e sociale dello stato Pontificio, di Gabr. Rossi. II. Vol. Bologna 1848.

Es ist natürlich, daß auf römischen hohen Schulen die Geschichte nur von solchen Katholiken gelehrt werden darf, welche die Thatsachen der Vergangenheit ganz nach dem Sinne der Kirche darstellen. Was man aber darunter versteht, kann man aus folgendem Buche entnehmen:

Compendio del catechismo di perseveranza, del Monsignore Vescovo di Mondovi, a profitto del piccolo Seminario. 1859.

Das ist der von dem Bischofe zu Mondovi herausgegebene Katechismus, worin den Gläubigen von der Reformation und den evangelischen Christen Folgendes gelehrt wird: „Luther war durch seine skandalöse Aufführung bekannt und starb in Folge eines Mittagsmahls, wo er sich, wie gewöhnlich, im Essen und Trinken übernommen hatte. Zwingli war ein Mensch, der sich allen Unordnungen überließ, so daß alles schlechte Volk sich mit ihm verband. Sittenlosigkeit und Goldgier waren die Losung; gelehrt wurde, daß Jeder glauben könne, was er wolle, und daß auch Jeder thun könne, was ihm beliebe." Daß in dem constitutionellen Piemont der Bischof von Mondovi wagt, solche Behauptungen drucken zu lassen, denen er noch beifügt, daß Zwingli an einer galanten Krankheit gestorben, wird in italiänischen Zeitungen selbst gerügt, und dabei bemerkt daß der Herr Bischof seine Diöcese als noch auf einer tiefen Stufe der Kultur stehend halten müsse.

Spanien.

Spanische Dichter Cuba's.

„Die Poesie Cuba's besteht aus echten Havanna-Cigarren," rief ein blasirter Witzbold, als ich ihm sagte, daß auch unter spanischer Tyrannei und unter den Fußtritten und Peitschenhieben der türkischen Polizei Blüthen der Dichtkunst sich trotzig und todesmuthig hervorwagten. Allerdings hat man von jeher alles Mögliche gethan, dergleichen Pflanzen und Blüthen nicht aufkommen zu lassen und etwa entdeckte auszurotten. Das spanische Kolonial-System lastete stets mit besonderem Fluche auf dieser „Perle der Antillen," und schon Karl IV. proklamirte die Unterdrückung der Universität Maracaybo ganz offen mit der Erklärung, „daß Bildung in Amerika sich nicht über alle Bewohner verbreiten dürfe." Außerdem verfiel die spanisch-amerikanische, creolische Bildung unter dem ermattend heißen Himmel Cuba's fast ausschließlich dem „praktischen Leben," d. h. dem Müßiggang und Materialismus, dem Essen, Trinken, Schlafen und Schachern.

So erscheinen Blüthen der Poesie unter klimatischer und politischer Ungunst allerdings als Wunder, besonders wenn sie sich als kräftig, schön und tüchtig erweisen. Wir haben neuerdings wenigstens drei Dichter Cuba's kennen gelernt: Heredia, Milanes und Placido, deren Gesänge und Eruptionen unter den reichen Melodien anderer Völker noch als schön und würdig hervorklingen würden.

Poesie ist überall der Morgenstern der Kultur, in dessen Lichte Despoten gern nur eine Zierde der Macht, die sie lieben, erblicken, während die Unterdrückten in ihm den Verkündiger des Tages begrüßen. Kein Schriftsteller in Prosa würde es haben möglich machen können, auf Cuba die Gedanken und Gefühle zu veröffentlichen, die seine Dichter der Welt gaben. Die inquisitorische Regierung fand allerdings auch in jedem Dichter den Patrioten, d. h. in ihrem Sinne den Feind von Ruhe und Ordnung heraus, und es ist wohl kaum ein Dichter Cuba's zu nennen, auf welchen die Tyrannenhand der Polizei und des Gerichts nicht schwer gefallen wäre. Ihre Werke sind noch immer Contrebande im Mutterlande, und sehr schwer und nur unter ängstlichen Vorsichtsmaßregeln zu bekommen. Früher gab's noch einige Journale und Magazine auf der Insel, die ihre Spalten mit melodiöser Empörung schmücken durften, aber jetzt haben Censoren auch den „Dichter-Winkel" vollständig gereinigt und die „Revista de la Havana" ist so anständig nichtssagend geworden, wie selbst das „Giornale di Roma."

Eine kurze Revision des Charakters und der Stimmung der drei erwähnten Hauptdichter Cubas wird zeigen, wie die nobleren Klassen und das gebildete Volk der großen echten Tabacks-Insel fühlen und streben, und was die spanische Regierung bei Fortsetzung ihrer berüchtigten Kolonial-Politik zu fürchten haben mag. Heredia, Milanes und Placido gelten anerkannt als die drei größten und volksthümlichsten Dichter Cuba's und gingen aus drei wesentlich verschiedenen Klassen der Gesellschaft hervor, so daß deren im Ganzen identisches Pathos um so mehr als die eigentliche Stimmung der Bevölkerung gelten kann.

José Maria Heredia war ein Mann der höheren Klassen durch Geburt und Lebensstellung. Der Vater ein Patriot, mußte mit dem 1803 in Santiago gebornen Kinde nach Mexiko fliehen, wo er im sechzehnten Jahre des Knaben starb. José kehrte nach Havanna zurück und bekam 1823 eine Anstellung als Advokat des höchsten Gerichtshofes zu Puerto Principe. Hier hielt er mit seinen freien Meinungen und Bestrebungen so wenig zurück, daß die Polizei ihn noch in demselben Jahre verdächtigte und bedrohte. Heredia entzog sich der verrufenen Kolonial-Gerechtigkeit durch Flucht nach Amerika. Seine ersten Gedichte erschienen 1825 in New-York. Im Jahre darauf ward er, einem Rufe nach Mexiko folgend, Unter-Staatssekretair, bald darauf Mitglied des obersten Gerichtshofes. Weitere Aussichten und Hoffnungen schnitt ihm ein frühzeitiger Tod ab; er starb am 16. Mai 1839 in der Blüthe seiner Jahre und Dichterehre. Eine Gesammt-Ausgabe seiner Dichtungen erschien 1832 zu Toluca in Mexiko, eine zweite 1840 zu Barcelona, dem spanischen Marseille, das als Hafen- und Seestadt liberaler ist, als die meisten Landstädte.

Sein früher Tod gab dem Ruhme seines Namens einen Heiligenschein. Als Mensch war er großmüthig, unbestechlich, sittlich rein und liebenswürdig im Umgange. In dem Dichter bewundert man schöne Würde der Gedanken und Gefühle, Harmonie der Form und Grazie der Sprache, so daß er nicht nur als spanischer Dichter ersten Ranges gilt, sondern als würdiges Mitglied der Götter des Welt-Parnasses überhaupt wählbar gefunden ward.

Wir wählen als Muster seiner Muse einen Theil der bisjetzt nicht in seine sämmtlichen Dichtungen aufgenommenen Hymne des Verbannten,

aus welcher die echte Gluth des Dichters und nobles Pathos besonders feurig hervorbricht:

„O schönes Cuba! Deiner Ufer Schein
Birgt Edelstes und Roh'stes im Verein;
Die Sinnenwelt im schönsten Zauberkleid
Deckt deine Brust voll namenlosen Leid.
Nach Himmels Willen schönste Blum' im Meer,
Verhöhnst du ihn und deiner Abkunft Ehr',
Tyrannenruf, des Sklaven Schrei und Qual
Mit Hohn gestillt von scharfer Peitsche Strahl —
So tönt das Echo über Flur und Feld,
Wo Laster herrscht, in Ohnmacht Tugend fällt.
Erheb' ein kühnes Herz gen diese Noth,
Gen mehr als Todesqualen wage Tod,
Zerbrich Tyrannenketten, Sieg ist dein;
Wer sterben kann, wird leben, mächtig sein,
Unsterblichkeit erwerben, Ehr' und Ruhm,
Den Kindern Erb' und stolzes Eigenthum.
Schaut auf in ferner Zukunft Freiheits-Glanz
Zu Gottes unbeflecktem Sternenkranz,
Reißt auf die stolze Brust in Muth und Qual
Für uns'rer Feinde scharfen Rache-Stahl;
's ist besser, als die unbeholf'ne Noth,
Als alle Tage tausendfacher Tod.
Du schonst dein Blut? O besser ist's im Kampf
Zu spritzen patriot'schen Blutes Dampf;
Statt sklavenstiller, ruhiger Herzensschlag,
Der Sünde Qualen und der Ketten Schmach!
Cubaner sag', was nennst du sicher dein?
Dein Leben nicht, ja kaum des Todes Schrein.
Wie trop'scher Regen fließt dein Blut im Land,
Für Spaniens Boden, durch Tyrannenhand.
Und ist es wahr, daß brave Völker noch
Bestimmt sind für der Knechtschaft tödtlich Joch,
Daß Scham und Schande, gar von Gott gesandt,
Nicht wecken dürfen glüh'nden Freiheits-Brand,
So wendet sich von solcher Wahrheit Schmutz
Mein Herz mit Freiheits-Wahnsinn, Mannes-Trutz.
Die Wuth im alten Römer-Feuergeist,
Die noch Columbia's Patrioten preis't,
Sie brennt in meiner Seele mächtig auch,
Gekühlt durch schöner Zukunft Hoffnungs-Hauch.
Ja, Cuba, steig' noch rein und stolz empor
Wie deine Lüfte frei, voll Licht und Flor,
Wie deine Wogen frei um wilden Strand,
Die Ufer küssend und der Locken Sand."

Von seinen sämmtlichen Dichtungen sind besonders „Niagara" und „Die Zeit der Mütter" populär geworden. Erstere gilt als das Beste und Poetischste, was je neben diesen ewigen Donnern der Wasser gefühlt und gesungen ward, zumal da sich die Wehklagen und Schrecknisse, die unter den Schatten seiner heimatlichen Palmen wohnen, sich hörbar in die brausende Erhabenheit der Katarakte mischen. Die letztere ist reich an musikalischer, zarter, inniger Gemüthspoesie des Gatten und verbannten Patrioten. Ich würde einige Stellen daraus übersetzen, wenn mich nicht die Besorgniß abhielte, aus dem musikalischen Flusse seiner süßen Verse die Klangfiguren zu verlieren. Ist doch Mr. Bryant, der die „Niagara" in's Englische oder vielmehr Amerikanische übersetzt hat, nach meinem Gefühl oft ganz unglücklich gewesen, und aus einer der wohltönendsten Sprachen in das unangenehmste Geklappe und Gezische der englischen Kakophonie gerathen.

Milanes, dessen gesammelte Gedichte unlängst mit einer Vorrede von dem Bruder in Havanna erschienen, ist der Camoens und Tasso Cuba's; eine ewige, melodische Klage über persönliche, besonders aber über patriotische, tiefe Schmerzen, die sich zur höchsten Spannung der Melancholie und Verzweiflung steigerten und die Saiten seiner Lyra, wie seines Herzens, seiner Vernunft endlich zerrissen, so daß er wahnsinnig ward. Arm und niedrig geboren, mußte er als Diener mächtiger Kaufmannsherren sein Brod verdienen, die rauhen Töne des Befehlens, die Nüchternheit des Comptoirs, der Aufschrei gepeitschter Sklaven, die Brutalität der spanischen Satrapen-Häscher, Intriguen, frecher Uebermuth oben und Hunger, Elend, Knechtschaft in den untern Regionen seiner von der Natur himmlisch ausgestatteten Heimat, das Gefühl seiner Ohnmacht gegenüber der Macht der spanischen Tyrannei und seine Gottesgabe, auf das Innigste und Schmerzlichste zu sagen, was er litt, alle diese Elemente geben seinen Dichtungen einen eigenthümlichen Reiz — der Trostlosigkeit, der tiefsten Elegie, der höchsten Tragik. Die Geschichte seines Lebens und Leidens, die Reinheit seines Charakters, die hohen Ideale seiner Muse und deren lyrische Zartheit haben ihn zu den Genien erhoben, die nicht sterben und ihre Lebenskraft noch beweisen werden. Milanes lebt unter den durch ihn und seine Collegen veredelten Klassen Cuba's als einer der geliebtesten Dichter, als eine Art von Heiliger.

Der Dritte zu den beiden Dichtergrößen Havanna's, wenn nicht deren Erster, ist **Gabriel de la Concepcion Valdes**, bekannter durch seinen Schriftstellernamen **Placido**, ein Mulatte aus Matanzas, von Profession ein Kammmacher, ein Paria der Gesellschaft, ohne Schule und Erziehung, mit dem Kriegsstempel der Schande und der Sklaverei in seiner angeborenen Form und Farbe. Alle diese furchtbaren Hindernisse, unter denen die Farbigen aller Schattirungen in Amerika niedergehalten oder im Kampfe nach Oben niedergetreten werden, wußte der Mulatte zu überwinden, sich einen unsterblichen Namen als Dichter, Mensch und Held zu sichern und zu heiligen durch einen heroischen Tod. Im Jahre 1844 wurde den spanischen Behörden Cuba's in's Ohr geflüstert, daß eine Verschwörung der farbigen Bevölkerung dem Ausbruche nahe sei, so daß geheime und offene Polizei im ganzen Lande vigilirte und arretirte. Militairische Kommissionen mit einer Horde demoralisirter, unterer Beamten und Vigilanten triumphirten über die ganze Insel und ließen peitschen und prügeln, daß Hunderte (der englische Commissarius Kennedy sagte offiziell, **drei Tausend**!) unter den Hieben starben. Andere wurden erschossen. Der geringste Verdacht reichte hin. Andere, besonders Reichere, wurden durch bezahlte Denuncianten und honorirte Meineide oder Lügen schuldig gemacht und mindestens ihres Eigenthums beraubt, so daß die ganze Verfolgung zu einer reichen fiskalischen Aernte gemacht ward. Weiße Creolen und Fremde wurden nicht ausgenommen, und die Plantagen-Besitzer, deren Sklaven summarisch confiszirt worden waren, gezwungen, sie gegen unverschämtes Lösegeld vor einem Tribunale loszukaufen, das ohne Anklage arretirte und ohne Untersuchung verurtheilte.

Placido, als Dichter und Held seiner Farbigen, wurde mit zuerst als Opfer auserkoren. Vielleicht war er Mitglied einer Verschwörung gegen die spanische Tyrannei, obgleich er es stolz und verächtlich leugnete, aber kühn behauptete er, daß die Eingeborenen Cuba's das Recht hätten, gegen solche Unmenschlichkeit sich zu erheben. Man verurtheilte ihn zum Tode durch die Kugel, die er im Gefängniß mit großer Seelenruhe erwartete, so daß er in Bewunderung, selbst in den Augen seiner Feinde, stieg. Seine schönsten Lieder sang er im Gefängnisse in Vorbereitung zum Tode, außer dem „Gebete zu Gott," das vor seinem Todestage geschriebene „Lebewohl an seine Mutter."

Am Morgen des 28. Juni wurde er mit neunzehn Andern auf den Matanzas-Platz geführt, um zuerst erschossen zu werden. Auf dem Wege sang er sein eigenes Gebet zu Gott. Er kniete mit unverbundenen Augen vor die Soldaten und gab ihnen selbst das Zeichen. Als der Pulverdampf sich verzog, sah man ihn am Boden zucken. Ein Schrei des Entsetzens schrillte durch die Menge. Placido erhob sich mühsam auf den Knieen, streckte seine hohe Gestalt empor und schrie mit gebrochener Stimme: „Leb' wohl Welt, immer mitleidslos gegen mich! Feuert hierher!" Bei den letzten Worten zeigte er auf die Schläfe, wohin ihn denn auch der erste Beweis spanischer Gnade mit einem Pistolenschusse traf.

Diese dunkle, blutige Geschichte Cuba's und seiner Dichter ist noch nicht geschlossen. Männer wie Spartacus, Toussaint, Placido und neuerdings der alte, weißköpfige Brown in den republikanischen Freistaaten Nord-Amerika's fallen nicht wie gewöhnliche Menschen und nicht ohne Nemesis aus ihren Gebeinen. Sie und ihre Freunde sind „Ausbrüche der Erhebung und der Qual, der Liebe und Freiheit, des Menschen unsterblicher, unüberwindlicher Geist," wie Placido sang. Salas de Guerroga, ein Spanier, der Cuba durchreiste, sagt von Placido's dichterischen Verdiensten: „Ich kenne keinen amerikanischen Dichter, Heredia nicht ausgenommen, der ihm in Genius, Würde und Politur gleichkäme." — „Es ist wunderbar, einen Dichter, für niedrig in gesellschaftlicher Stellung gehalten, zu hören, wie er sich stolz an die Königin von Spanien wendet:

„Wohl Mancher singt in's souveraine Ohr
Mit gold'ner Leier auf juwelten Saiten,
Dir würdig'ren Sang' in schmeichelhaften Tönen
Doch Niemand frei'res Wort als ich, der Sklav."

Die Kraft der Verse und der Diction in Placido's Gedichten besteht nicht aus Phrasen, sondern aus Gedanken eines niedrigen, hoch- und edelstrebenden Mannes. Mit Leichtigkeit bewältigt er die zartesten und lyrisch schwierigsten Stoffe durch Worte und Bilder, welche die Seele auf's Tiefste ergreifen. Allerdings entdecken feinere Kenner der Sprache oft den ohne Schule und Erziehung aufgewachsenen Handwerker, aber seine Inspirationen sind stets schön, erhaben, männlich, das schönste, ideale Gemeingut der nobeln, gebildeten Klassen Cuba's, die den Dichter bei Lebzeiten gleichwohl nicht für werth gehalten haben würden, aufwartend bei Tische hinter ihren Stühlen zu stehen.

Es fehlt auch nicht an andern Dichtern auf Cuba und im spanischen Amerika überhaupt; aber deren poetische Verdienste stehen durchweg etwas niedrig und von Keinem so hoch, als daß sie mit den drei Erwähnten nur verglichen werden könnten. Sie oscilliren fast stets zwischen dem Trivialen und Traurigen. Der spanische Pegasus ist von der ekelhaftesten Tyrannei zur elendesten Rosinante abgetrieben und dressirt worden. Außerdem macht sich bei den Meisten eine absurde, langweilige Poetik in der Versification geltend, von der sich nur einige Kenner der französischen Romantiker etwas frei zu machen suchten, wobei sie freilich wieder ohne sittliche Kulturgrundlage in Karikirung dieser Romantik verfielen. Während Volney und Tracy den Cubanern Materialismus in Moral und Philosophie vorsingen, ahmen Andere unverdaute Idealismen eines Victor Hugo und Lamartine nach. Außerdem ist die physische und moralische Temperatur auf Cuba dem dichterischen Temperamente ungemein feindlich. In diesem ewigen, weichen, heißen Sommer wird die Stimme matt, wie Geist und Herz. „Aus ihren wenigen warmen Tagen," sagt Landor, „ärnten die Engländer zwar nicht Wein und Oliven-Oel, wohl aber Sang und Gefühl." Aus unwandelbarer Hitze und Gluth sammeln die Söhne der Tropen Thränen und Flüche über ihre Despoten und ihre Schwäche. Die cubanische Muse versucht selten den Flug des thebanischen Adlers, kaum die schwebende Gesanglust der deutschen Lerche. Sie sitzt in dem schweren Laubwerk ihrer Heimat und „trauert ihre Klagen wohl oder übel." Die Namen der cubanischen Poeten, die man nicht ohne Feierlichkeit der Stimme und unwillkürlichen Respekt aussprechen kann, sind oft das Wohlklingendste aller ihrer Dichtungen. Höchstens lassen ihre Titel, wie: „Blätter meiner Seele," „Herzschläge," „Sturmwinde der Tropen," „Passions-Blumen" u. s. w. etwas vermuthen, was man hernach vergebens in den Versen sucht. Nur in Naturschilderungen, in denen Placido selbst ein großer Meister ist, können sie uns oft Bewunderung abnöthigen.

Prosaische Literatur ist auf Cuba eben so arm, als im übrigen spanischen Amerika. „Wie können wir reden," rief de Molay seinen Richtern zu, „wenn uns die Freiheit des Wollens und Denkens fehlt? Mit der Freiheit verliert der Mensch Alles — Ehre, Muth und Beredtsamkeit." — Die Bibliotheken von Havanna enthalten kein Zeichen, daß dessen Universität Früchte trage. Die Journale und Zeitungen sind im höchsten Grade langweilig, und die Feuilletons bringen Uebersetzungen französischer Romane. Neuigkeiten der Insel stehen selten in den Zeitungen, welche durch mündliche Gerüchte im Hafen, wo sich jeden Morgen die Kaufleute versammeln, ersetzt werden. Sehr oft wird die „Garotte" aufgerichtet und Dieser und Jener still abgethan, ohne daß die Zeitungen eine Sylbe davon erwähnen. Zwei Militair-Aufstände in Villa Clara und Santiago de Cuba wütheten und endeten mit Fusilladen. Die Zeitungen schwiegen darüber.

Welche Preß-, welche politischen Zustände setzt dies voraus? In der That kann man nur wünschen, daß die amerikanische Politik mit ihrem alten, immer wieder erwachenden Appetite auf diese Perle der Antillen sich endlich befriedige, und überhaupt der langsame Tod der Fäulniß, den alle spanischen Kolonieen, alle mit spanischem Blut vergifteten Länder der neuen Welt sterben, durch Gnadenstöße der freien, rührigen Völker beschleunigt werde. Die Geschichte der nächsten Jahre wird hoffentlich zeigen, daß die Herrschaft der spanischen Stiefeln und Pfaffen theils durch anglo-sächsische Ereignisse, theils durch Freiheitskämpfe der Eingebornen bis auf die letzten Spuren dem Todesurtheile durch das Weltgericht der Geschichte verfallen sei. **G—a.**

Mannigfaltiges.

— Letzte Gaben Annetten's von Droste-Hülshof.* Es ist dies der poetische Nachlaß der im deutschen Lande ehrenvoll bekannten Dichterin, Annette von Droste-Hülshof. Was die früher in die Oeffentlichkeit gelangten Poesien der trefflichen Westfalin auszeichnet, das findet sich auch in ihren letzten Gaben in reichem Maße wieder. Das schlichte, zarte, wahrhaft weibliche und anspruchslose Gemüth einer Frau, die es verschmäht, ihren Gesichtskreis mit mühseliger Kunst auszudehnen, weiß uns die Perlen ihrer gehobenen Stimmungen so zu zeigen, daß man ihnen sofort ihre Echtheit ansieht. Daß diese Frau eine gläubige Katholikin, verletzt uns, d. h. den Andersgläubigen, nicht im Geringsten. Denn einmal spielt die absonderlich katholische Anschauungsweise nirgends absichtlich an der Oberfläche, und außerdem, wo Annette katholisch denkt, da erscheint das im Zusammenhang mit ihrem sonstigen Wesen und Gebahren so selbstverständlich und natürlich, daß man sich eher verwundern würde, wenn sie plötzlich in Ton und Sprache eines philosophirenden Theezirkels übergehen wollte. Ein Vergleich zwischen ihr und der Gräfin Ida Hahn-Hahn, die sich so gewaltig anstrengt, katholisch zu — scheinen, böte eine anziehende Parallele. Dort ein stilles Herz, das zufrieden ist mit dem Platze, den ihm die Vorsehung angewiesen, hier die hochfahrende „dame du bon pasteur d'Angers," unruhig, unbehaglich, hastig suchend, nirgends findend und schließlich glaubend, was sie zu glauben glaubt; eine kraftlose Schifferin auf einem dem Weibe fremden Element und ein trauriges Bild der Schwäche, nicht etwa der Frauen überhaupt, nein, blos ihrer Weiblichkeit. Hic mulier in ecclesia! Annette von Droste hingegen lehrt recht, daß die Schriftstellerei an sich keine Frau zur Emanzipirten macht, sondern erst die Art, wie sie schreibt. Einzelne Gedichte aus der Abtheilung „Gemüth und Leben" sind, man möchte fast sagen, klassische Belege dafür. Die reichste Seelentiefe bergen wohl die Gedichte: „Im Grase" (ein traumhafter Lebensrückblick), „die Golem," „Stille Größe," „Gemüth," „der Dichter," „Doppelgänger," „die todte Lerche." Einige gehören ihrem Stoff nach ganz eigentlich vor das Forum unserer Zeitschrift, so die „Klänge aus dem Orient" und „Volksglaube in den Pyrenäen." Annette Droste ist wie dazu geschaffen, den naiven Glauben einsiedlerischer Gebirgsbauern darzustellen. Ein paar Schilderungen, wie z. B. „der Loup garou" (Währwolf):

Brüderchen schläft, ihr Kinder still!
Setzt euch ordentlich her zum Feuer!
Hört ihr der Eule wüst' Geschrill?
Hu, im Walde ist's nicht geheuer,
Frommen Kindern geschieht kein Leid;
Drückt nur immer die Lippen zu,
Denn das böse, das lacht und schreit,
Das holt die Eul' und der Loup garou — —

„Münzkraut," „Mai-Segen" u. a. sind trefflich gelungen. Es tritt der Charakter des Pyrenäengebirges mit seinem schlüpfrigen Schiefergeröll und dem wilden Klippenstrand von Bearn als der magische Hintergrund der Volksphantasie plastisch heraus.

Von den prosaischen Mitgaben erweckt die Erzählung die „Judenbuche" wenig Interesse, größeres die 1840 verfaßten ethnographischen „Bilder aus Westfalen," welche bezeugen, daß Annette Droste ihre Heimatkunde vollständig inne gehabt. **v. G.**

— Amalie Sieveking in Hamburg. Die mit einem Vorworte von Dr. Wichern erschienenen „Denkwürdigkeiten aus dem Leben von Amalie Sieveking, in deren Auftrage von einer Freundin derselben verfaßt,"* lassen eben so tiefe Blicke in das innerlich und äußerlich so reiche Leben jener in ihrer Art einzigen Frau werfen, als sie namentlich in der Darstellung ihrer Lebensschicksale und ihrer weitgreifenden und höchst einflußreichen Wirksamkeit ein ungemein anziehendes Lebensbild gewähren. Dieses Lebensbild kann hiernach um so sicherer auf das lebendigste Interesse der Leser rechnen, je mehr die „Denkwürdigkeiten" die besondere Gelegenheit geben, die seltene Frau auf ihrem vielverschlungenen Lebensgange und in der allmählichen, aber konsequenten Entwickelung ihres Geisteslebens zu beobachten und zu begleiten, und je bestimmter daraus die Wege ihrer religiösen Bildung sich erkennen lassen. In dieser Hinsicht charakterisirt sie vorzüglich die volle Wahrheit und der tiefgehende Ernst, die innere Freiheit, Klarheit und Selbständigkeit ihres ganzen Wesens, vor Allem aber die mit der Strenge gegen sich selbst verbundene Liebe und die Milde gegen Andere, und dies macht es zugleich erklärlich, daß Amalie Sieveking in ihrem christlichen Wirken für Anstalten und Stiftungen zur Abhülfe der Noth der ärmeren Klassen nicht blos in ihrer Vaterstadt Hamburg, sondern im ganzen evangelischen Vaterlande eine so hervorragende Stellung einnehmen konnte. In Norddeutschland, in der deutschen und französischen Schweiz, in den russischen Ostseeprovinzen, in Schweden, Dänemark und Holland stehen in lebendiger christlicher Frauenarbeit die Denkmäler ihrer Liebe zu den Armen, und sie selbst steht dort und bei Allen, die ihr sonst im Leben nahe standen, als eine andere Tabea auf dem Gebiete der inneren Mission unserer Zeit in gesegnetem Andenken. Die „Denkwürdigkeiten" führen nun auch für weitere Kreise Gelegenheit zur Kenntnißnahme ihres innersten Wesens, ihres christlichen Lebens und ihrer aufopfernden Liebe in lebendigen Zeugnissen mit sich, besonders aber für die deutsche Frauenwelt. **K.**

* Letzte Gaben. Nachgelassene Blätter von Annette Freiin von Droste-Hülshof. Hannover, Karl Rümpler, 1860.

* Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses, 1860.

— Eutiner Skizzen. Unter diesem bescheidenen Titel ist vor Kurzem ein vielfach anziehendes Buch von Wilhelm von Bippen erschienen.* Die einzelnen Bilder, die hier von Eutin, von dessen Umgebungen und geschichtlichen Beziehungen in der Vergangenheit, von dem Sinn, Leben und Nationalgeiste des dortigen Volkes, so wie von Wissenschaft, Sprache und Literatur in jenem abgelegenen Winkel unseres deutschen Vaterlandes auf- und dargestellt werden, sind eine freundliche und vielversprechende Staffage für das Leben und für die mannigfaltigen Verhältnisse, in denen die hier auftretenden, bedeutenden Personen sich bewegen, und wir erhalten in diesem Betracht ein gutes Theil einflußreicher und bedeutungsvoller Kultur- und Literaturgeschichte aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, zu welcher wir auch noch in unserer gegenwärtigen Literatur-, Geschichts- und Lebens-Epoche für manche literarische Erscheinungen und kulturhistorische Momente die unmittelbarsten Beziehungen finden. In persönlicher Hinsicht sind es namentlich die beiden Grafen Stolberg, Christian und Friedrich Leopold, und Johann Heinrich Voß, die hier den Mittelpunkt bilden, und um welche Klopstock, Hölty, Claudius, Nicolovius, Friedrich Heinrich Jacobi, Schlosser, so wie die Fürstin Amalie Gallizin, die man z. B. aus Göthe und aus dem Leben von Friedrich Perthes kennt, und welche auf den Uebertritt Friedrich Stolberg's zur katholischen Kirche den bedeutendsten Einfluß ausübte, in engeren Kreisen, wenn auch mit den verschiedensten Interessen und Lebenszwecken, sich bewegen. In dem nämlichen Grade, in dem wir beim Lesen des Buches an dem bunten und geistreichen Leben des Eutiner Kreises, der erst zu Anfange des jetzigen Jahrhunderts äußerlich ganz auseinanderfiel, nachdem er innerlich bereits früher zerfallen war, innigen Antheil nehmen, gewähren dieselben auch zur tieferen und genaueren Kenntniß jener Personen und ihres literarischen und kulturgeschichtlichen Wirkens nicht unwichtige Beiträge und bieten über dies Alles die gehaltreichsten Aufschlüsse dar.

— Skandinavische und niederländische Bücher in Deutschland. Die Buchhandlung für ausländische Literatur von Alphons Dürr in Leipzig hat soeben einen Bericht über die in den letzten Monaten erschienenen Neuigkeiten der Skandinavischen (Altnordischen, Isländischen, Schwedischen, Norwegischen rc.) und Niederländischen (Holländischen, Vlaemischen) Literatur ausgegeben, dessen Durchsicht wir allen Freunden und Kennern dieser Sprachen empfehlen. Die genannte Buchhandlung hat es sich vielfach angelegen sein lassen, einen regelmäßigen Verkehr mit dem Norden zu erleichtern, und sich in dieser Beziehung den Dank vieler Literaturfreunde, denen es erinnerlich sein wird, welche Umstände und Schwierigkeiten die Beschaffung derartiger Werke verursachten, erworben. Das Leipziger Lager von Alphons Dürr bildet übrigens durch Zusammenstellung älterer und neuerer Werke der Altnordischen, Angelsächsischen, Dänischen, Isländischen, Norwegischen und Schwedischen (mit Anschluß der Finnischen), sowie der Englischen, Holländischen und Vlaemischen Literatur einen Vereinigungspunkt für die Literaturerzeugnisse der gesammten germanischen Sprachstämme, wie er in dieser Vollständigkeit und Ausdehnung bis jetzt noch nicht bestand.

— George Sand's „Schneemann." Die fruchtbare Schriftstellerin, die eben erst durch ihr „Elle et lui" den Schatten Alfred de Mussets und den Gegenroman „Lui et elle" heraufbeschworen, hat bereits wieder einen neuen Roman veröffentlicht, der unter dem Titel: „L'Homme de Neige" bei L. Hachette in Paris erschienen und zu der wohlfeilen „Bibliothèque variée!" gehört. Eigentlich ist der neue Roman ein sehr alter, nämlich ein aus englischem Beefsteak zu französischen Cotelettes verarbeitetes Gericht von Walter Scott. Eine Vergleichung haben wir nicht angestellt, um beurtheilen zu können, wie weit sich diese Revision und Verbesserung erstreckt; ob sie nicht vielleicht, je nach dem Geschmacke, gar eine Versalzung oder Verballhornung wäre. Die Geschichte, die uns im Auszuge vorliegt, ist allerdings schrecklich genug: spanischer Pfeffer, Zwiebeln und Assa-Fötida scheinen nicht gespart zu sein, um den etwas zähen Schotten für den höheren französischen Gaumen zu präpariren. Der „Schneemann" ist eine geisterhafte Personage, die (schon dem Namen nach) stets unter dem Gefrierpunkt steht und die Aufgabe hat, den Wauwau oder Knecht Ruprecht der vornehmen Gesellschaft zu machen, in die wir eingeführt werden. Natürlich konzentrirt sich in ihm der ganze nordische Frost, obgleich er nicht eigentlich der Held des Romans ist. Seiner staatsbürgerlichen Stellung nach, ist er übrigens baron, und ist demnach für Courfähigkeit gesorgt. Es scheint, als ob George Sand doch nun endlich die Schöpferkraft auszugehen anfange. Wenn sie sich indeß auf Modernisirung abgetragener Romane verlegt, namentlich derer von Walter Scott, so kann das ein recht solides und vorhaltendes Geschäft werden.

* Weimar, Böhlau, 1859.

— Zur Farbenlehre. Ein Schotte, Mr. Thomas Rose zu Glasgow, hat an den Herausgeber der „Critic" ein längeres Schreiben gerichtet, in welchem er sich über neue merkwürdige Entdeckungen in Bezug auf die Farbenlehre des Näheren ausspricht (22. Oct.). Ein Korrespondent hatte nämlich für Goethe das Verdienst in Anspruch genommen, zuerst auf die Homogeneität des Lichtes aufmerksam gemacht zu haben. — Der Schotte bestreitet dies auch nicht, namentlich weil Deutsch ein versiegeltes Buch für ihn sei; ja er scheint von Goethe und Goethe's Bestrebungen auf diesem Gebiete sehr wenig oder vielleicht gar nichts gewußt zu haben, da er meint, er schlösse aus dem, was der Korrespondent sage, daß Goethe wohl Versuche und Experimente angestellt haben möge; bloße Theorie und abstrakte Speculation führte zu nichts. Wir können also auf völlig unabhängige Forschungen und Ergebnisse gefaßt sein, und in der That ist Mr. Rose Erfinder einiger Instrumente, die sehr scharfsinnig darauf berechnet sind, die Farbenwechsel der Lichterscheinungen festzustellen. Er nennt uns namentlich das „Kalotrop" und das „Photodrom" als solche.

Ersteres beschreibt er als eine Vorrichtung zweier konzentrischen Räder, die sich fast berühren, dabei aber in entgegengesetzter Richtung laufen. Scheiben verschiedener Art sind für das hintere Rad bestimmt, und eine Anzahl durchbrochener schwarzer Scheiben für das vordere. Wenn eine Scheibe mit zwölf schwarzen Radien am hinteren Rade befestigt wird, so verwandeln die sechs Speichen des vorderen Rades bei schneller Umdrehung über denselben, die zwölf schwarzen Radien des hinteren in vierundzwanzig scheinbar stillstehende weiße Radien auf einem farbigen Grunde. Das zweite Experiment wird mit dem Photodrom gemacht, welches aus einem unabhängigen Rade besteht, das die bestimmten Farbenscheiben aufnimmt, und einem ganz davon getrennten Apparate, durch welchen in schneller und regelmäßiger Folge Lichtblicke auf die Scheibe geworfen werden. Wenn nun eine Scheibe mit zwölf dunkelblauen sich beinahe berührenden Bällen an dem Rade angebracht wird, und man etwas natürliches Licht darauf fallen läßt, sehen wir, sobald es in raschen Umschwung versetzt wird und Blitze von künstlichem Lichte (aus einer Laterne) in gehöriger Weise darauf fallen, zwölf scheinbar stehende hellblaue Bälle auf einer hellorangefarbenen Zone.

— Der große Salzsee in Nord-Amerika. Mr. Greely schreibt in Bezug auf die Ursachen der großen Salzigkeit dieses Gewässers: Daß dieser See salzhaltig sein soll, ist keine Anomalie; alle großen Wassermassen, in welche sich Flüsse ergießen, während sie selbst keinen Abfluß haben, sind oder sollten salzig sein. Wenn ein solcher See fließendes Wasser hat, dann ist es allerdings eine Anomalie. Der Utahsee empfängt vielleicht eben so viel salzige Stoffe, wie der Salzsee; aber er führt sie durch den Jordan ab und bleibt frisch; während der Salzsee, weil er keinen Abgang hat, als nur durch Verdunstung, vielleicht die salzigste Wassermasse auf der Erde ist. Der Ozean ist verhältnißmäßig frisch dagegen, selbst das Mittelländische Meer ist nicht halb so gesalzen. Man sagt, daß drei Tonnen jenes Wassers eine Tonne Salz geben. Das scheint etwas stark, doch wer seine starke Salzigkeit nicht vor Augen gehabt, nicht mit Mund und Nase erprobt hat, macht sich keinen Begriff davon. Man kann darin nicht tiefer einsinken, als in einem Lehmgrunde, aber nur sehr wenig davon in den Lungen, würde hinreichen, einen zu ersticken. Man geht hinein von einem heißen, felsigen Flachufer, über ein Chaos von vulkanischem Basalte, das für die Füße gefährlich ist; doch in der Tiefe von einer Elle und mehr hat man schönen Sandgrund, und hier ist das Baden herrlich. Das Wasser ist auf zehn bis zwanzig Ruthen hinaus von lichtgrüner Farbe, dann schön tief dunkelblau. Kein Fisch lebt darin, kein Frosch bewohnt es. Wenige Vögel lassen sich sehen, die mit den Flügeln darüber hinstreichen.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Bestellungen
übernimmt jedes Postamt des deutsch-österreichischen Postvereins, sowie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallstraße Nr. 21) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von **Joseph Lehmann.**

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazin's" nicht direct correspondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commissionair, Herrn B. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

№ 3. — **Mittwoch, den 18. Januar 1860.** — **29. Jahrgang.**

Inhalt:

Deutschland und das Ausland.

Ostpreußische Deutsche.

Skizzen aus Ost- und Westpreußen.

Preußischer Dichter-Verein und Musen-Almanach.

Schilderungen aus Ostpreußen von Max Rosenheyn sind uns seit längerer Zeit bekannt, obgleich wir gestehen müssen, daß wir sie, wenn wir sie in Zeitschriften fanden, nicht immer mit der gebührenden Aufmerksamkeit gelesen haben. Indeß wo wäre dies heutzutage möglich! — Wir haben nun diesen Fehler zum Theil wieder gut gemacht, indem wir das uns neu zukommende Buch desselben Verfassers „Reiseskizzen aus Ost- und Westpreußen,"* das wahrscheinlich eine Zusammenfassung jener einzelnen Aufsätze enthält, mit Interesse gelesen. Offenbar hat der Verfasser für das Land seiner Heimat eine Vorliebe und sucht, von derselben bestimmt, den Leuten im übrigen Preußen und den Sprachgenossen in Deutschland eine möglichst günstige Idee davon beizubringen.

Herr Rosenheyn ist also eine Art spiritus familiaris Altpreußens, wie andere deutsche Länder auch deren haben; jeder sucht seine Heimat so schön und liebenswürdig zu machen, als möglich, und die etwa dagegen obwaltenden Vorurtheile zu zerstören; der Eine beweist, daß seine Landsleute gar nicht so dumm seien, als wofür man sie hält; der Andere, daß sie weniger windbeutelig oder weniger dem Trunk ergeben seien, als sie der allgemeine Ruf bezeichnet; der Flachländer macht die märkische oder meklenburger „Schweiz" geschmackvoll; der Gebirgsländer begeistert sich für irgend ein Thal, einen Winkel, in welche der gewöhnliche Engländer oder höhere Berliner eingedrungen ist. Das ist für die Anhänglichkeit an die heimische Erde recht hübsch und ehrenvoll, verfehlt aber im Großen und Ganzen ziemlich seinen Zweck, da die allgemeinen Vorurtheile stärker sind, als der gute Wille des Einzelnen. Auch Herr Rosenheyn krankt an dem stillen Schmerze, daß sein Vaterland nicht gehörig geehrt werde und zu rechter Geltung komme; gleich im Vorworte haben wir eine ganze Elegie darüber, daß man den Altpreußen als eigene Vorzüge zwar den Bernstein, die grauen Erbsen und das Elenthier zugestehe; dagegen über die landschaftlichen Reize des Weichselthals, des Samlandes, Masurens, wenn man davon zu reden anfange, die Achseln zucke.

Wir sollten denken, die Preußen brauchen sich das nicht so zu Herzen zu nehmen. Wenn ihr Land schöner und besser ist, als sein Ruf, wenn die Leute darin glücklich leben, so wiegt das wohl das Lob einiger Touristen auf; denn ob solche nach Preußen kommen oder nicht, ist im Ganzen ziemlich gleichgültig, wenn die Preußen nicht wie die Schweizer etwa auf den Geldbeutel derselben spekuliren, was kaum glaublich ist.

Wir glauben übrigens nicht, daß die Deutsch-Preußen und die übrigen Deutschen so ganz unwissend über Altpreußen sind, daß sie so ganz falsche und geringschätzige Vorstellungen davon haben. Die Weichsel-Niederung, Danzig, Königsberg, Marienburg, Elbing haben einen guten Klang in Deutschland, und auch dem altpreußischen Volke läßt man Gerechtigkeit widerfahren; für die Lithauer interessiren sich deutsche Gelehrte mehr, als die eignen Landsleute. Was insbesondere die Deutsch-Preußen (man erlaube den Ausdruck, der hier nicht umgangen werden kann), d. h. die zum deutschen Bunde gehörigen Preußen betrifft, so hat man im Allgemeinen eine sehr vortheilhafte Meinung von den Altpreußen, die Einem als Beamte, Militairs u. s. w. häufig genug begegnen. Man findet sie etwas steif, etwas einsylbig und phlegmatisch in Sprache und Thun — das ist wahr — aber ihre derbe Naturkraft imponirt vielfach, ihr militairischer Geist, ihre Biederkeit stehen in Achtung. Die Regimenter mit den ostpreußischen Nummern auf den Achselklappen sind wohl angesehen, und es ist nicht vergessen, mit welchem Ungestüm und welcher Todesverachtung die ost- und westpreußische Landwehr, die lithauischen Dragoner im Befreiungskriege sich geschlagen.

Der gebildete Deutsche in Altpreußen fühlt die Abgelegenheit seines Vaterlandes von dem geistigen Mittelpunkte seines Volksthums — das ist es wohl hauptsächlich, was ihn bekümmert, was ihn antreibt, auf die Verbindungen mit Deutschland ein so großes Gewicht zu legen. Das Deutschthum ist in dem alten Ordenslande theils nicht ganz durchgedrungen, theils wieder zurückgedrängt worden und nun in neuem Fortschreiten begriffen. Es hat den Charakter der Colonisation noch nicht in dem Grade verloren, wie in den andern Ostprovinzen Preußens, die zum deutschen Bunde gehören; auch sind die deutschen Bewohner Altpreußens noch nicht in eine so gleichartige Masse zusammengeschmolzen und haben noch nicht einen so bestimmten Stammtypus erhalten, wie Märker, Schlesier, Pommern, die bereits ganz autochthon fühlen. Die Polonisirung Westpreußens seit dem Falle der Ordensherrschaft scheint dies verhindert zu haben; denn dadurch wurde Ostpreußen lange Zeit von Deutschland ganz abgesprengt und sich selbst überlassen. Die jüngeren Colonisationen aber, wie z. B. der Salzburger, Pfälzer u. s. w. haben ihre Familientraditionen noch nicht verloren, was unumgänglich nothwendig ist, um sich ganz heimisch im Lande zu fühlen. Dazu kommt, daß Preußen seiner geographischen Lage nach ein Küstenland, ein Vorderland von Stromgebieten ist, die einem fremden Volke angehören, einem Volke, dessen bloße Existenz eine stete Drohung und ein Druck für die alte Bernsteinküste ist. Man kennt ja die politischen Lehren über die Occupirung der Meeresküste und der Flußmündungen. Die ganze Entstehung der Ordensherrschaft in Preußen beruht, wenn man klar sehen will, auf einem politischen Fehler der Polen, oder wenn man will, ihrer Ohnmacht und Sorglosigkeit. Die Verhältnisse

* Danzig, A. W. Kafemann, 1858.

der von Deutschen kolonisirten Ostseeländer bis Petersburg hinauf haben daher viele Aehnlichkeit mit denen der Griechen am Küstensaume Klein-Asiens, die zeitig genug dem Mutterland anheimfielen.

Bisjetzt ist dazu freilich keine Aussicht vorhanden, und Alles wird von der weiteren Entwickelung des preußischen Staates abhängen — wir hoffen, daß sie, wenn einmal der rechte Ernst kommt, vorwärts gehen und solidere Basen schaffen wird.

Preußen ist jedenfalls ein Land voller Gegensätze, also auch voller Abwechselung — schon aus diesem Grunde muß es interessant sein. Da sind noch Autochthonen, deren heutiges Leben in Zeiten zurückführt, als noch der alte Sarmate seinen Götzen huldigte. Man lese die Schilderungen aus Masuren und Lithauen, und man wird in die Hinterwälder Amerika's versetzt. — Endlose Waldungen voller Wölfe, einsame Blockhäuser mit Bewohnern, die den Wilden ähnlich sehen und gewiß nicht anders leben, als zu den Zeiten Lechs und Krokus — denn von Kulturbedürfnissen, mit Ausnahme des Branntweins, ist keine Rede, und in geistiger Beziehung dürfte der Unterschied gewiß nicht groß sein, trotz dem, daß sie Pfarrer und Schulmeister haben. — Man weiß, wie sich im gebildeten Deutschland, im gebildeten Frankreich der alte heidnische Aberglaube unter dem Landvolke fortgepflanzt hat; wie viel mehr wird dies unter Sarmaten und Lithauern der Fall sein, die ganz roh und oberflächlich in's Christenthum hineingetrieben worden sind. Die Lithauer kennen bis heutigen Tages die Namen ihrer alten Götter, und bringen sie in Hunderten von Redensarten vor, ganz wie zur Zeit, als noch Herzog Keystutt und andere ihrer nationalen Helden sie zum Kampfe gegen die verhaßten Deutschen führten. Noch donnert Perkunas im Himmel (Perkuns graujа), noch überschüttet der Schneegott (Blizgullis) die Fluren im Winter mit Schnee, Laume, die Erdgöttin, giebt Getraide, der Regenbogen am Himmel ist ihr Gürtel (Laumės jostà), der Wechselbalg ihr Tausch (L. apmainitas), der Donnerkeil ihre Brustwarze (papas), Laima, die Geburtsgöttin, giebt Glück, Jagaubis, der lithauische Vulkan, zündet das Feuer u. s. w. Trotz der über allen Glauben barbarischen und brutalen Unterdrückung durch die deutschen Ordensritter, erhielt sich bis in's sechzehnte Jahrhundert hinein und vielleicht später im Geheimen der heidnische Priesterorden der Waidelotten und der ehelos lebenden Priesterinnen, welche die alten Gebräuche des Orakelsitzes von Romove in abgelegenen Häusern oder tief im Walde mit ihren Anhängern aus dem scheinbar christlichen Volke vollzogen. Wir haben hierüber den possirlichen Bericht eines Franziskanermönches, Simon Grunau, Verfassers einer Chronik (1526), der einmal mitten im Walde in ein einsames Haus tretend, solche Götzendienst feiernde Preußen beisammen fand und sein Leben nur dadurch rettete, daß er preußisch mit ihnen zu reden anfing: „Ich kundt ein Wenigk Preusch, mit welchein ich bat umb mein leben, Ich wolt thun was sie wolten, und sie hörten von mir ire sprache, sie wurden erfreut, und Schrigen Alle, sta nossen rickie, nossen Rickie (d. h. das ist unser Herr, unser Herr), und muste ein eit schweren Im Namen Perkuno des Gottis, und ich is nit wult dem Bischoff sogen, der ir herre war, und ich schwur und hillffe mit Waidelen (ich half mit waideln, d. h., ich wohnte dem heidnischen Gottesdienst bei)."

Der Waidelotte predigte ihnen von einem hohen Predigtstuhle „von Irem herkommen — dornach er in Ver Zelte die X gebot gottis, Und Worlich ich sie bis auff den tagk ny so schön hette gehörtt." —

Ein schönes Paupertätszeugniß für seine confratres und den preußischen Klerus! Er schildert hierauf ein Bockopfer, das mit einem Sündenbekenntniß von Seite der Anwesenden und einer Absolution, in einer Ohrfeige bestehend, verbunden war.

Die Reste des altpreußischen Volksstammes, wie sie in Lithauen erhalten sind, erfreuen sich der besonderen Vorliebe der Sprachforscher und aller Gebildeten, die geschichtlichen Sinn haben. Man weiß, daß dieses Völkchen eine Sprache redet, die von allen indogermanischen Mundarten die meiste Aehnlichkeit mit dem Sanskrit hat und vielfach alterthümlicher ist, als das Griechische und Lateinische.

Noch neuerdings hat sich sogar die österreichische Regierung für diese Sprache interessirt und den rühmlich bekannten Sprachforscher Prof. Schleicher freigebig unterstützt, um sie an Ort und Stelle zu studiren — eine sehr gründliche lithauische Grammatik und neue Sammlung von Wörtern ist das Ergebniß dieser Studien gewesen, ganz abgesehen von dem, was noch der Veröffentlichung entgegen sieht. Es wäre zu wünschen, daß sich auch die preußische Regierung, die doch ein weit näheres Interesse hat, für diesen Gegenstand interessirte. Eine Sammlung alter Sagen und Lieder, deren gewiß noch viele vorhanden sind, eine gründliche Arbeit über die Religion der alten Preußen, namentlich über ihre Theokratie, ihre Hierarchie, ihre Rechtsalterthümer u. s. w. würden Gegenstände sein, welche dem Staate und den Gelehrten, die sich damit befaßten, Ehre machen würden. An Männern (ich erinnere an Nesselmann, an Kurschatis) würde es nicht fehlen; Pfarrer und Schullehrer würden zu dem Sammlergeschäfte gewiß mit Freuden bereit sein, wie sie es bei andern Gelegenheiten schon gewesen sind. Ja, es würde gewissermaßen eine Ehrenschuld an den Volksstamm sein, der immer noch eigenthümliches Leben birgt, und wie aufrichtig und treu er auch an dem Staate hängt, dem er den Namen geliehen, doch noch nicht die Unbill vergessen hat, die er von den Deutschen erlitten hat. Herr Rosenheyn behauptet zwar, daß dieser Volksstamm, dem er das höchste Lob ertheilt, „echt deutsch" gesonnen sei; indessen, so schmeichelhaft dies für uns im deutschen Bunde sein mag, dürfte dies nur cum grano salis zu verstehen sein. Die Lithauer sind fast nur rohe Bauern und niedere Leute; wie sollten die „echt deutsch" gesonnen sein, in dem Sinne des Wortes, den wir damit verbinden, da unsere deutschen Bauern in Deutschland selbst sich um „Deutschland" blutwenig kümmern? Gut preußisch sind sie, das ist richtig, und insofern Preußen wesentlich deutsch ist, dem Deutschthum nicht entgegen; andererseits aber haben sie alte, böse Erinnerungen, die sich nicht so leicht verschmerzen lassen. Wir haben gebildete Lithauer gekannt, die für Deutsche vollkommen zu Deutschen geworden, selbst preußische Offiziere, feurige Patrioten — aber, wenn man ihr Inneres mit dem Zauberschlüssel der Sprache zu öffnen verstand, kam der alte Lithauer in den Bastschuhen zum Vorschein, die Klage, wie der harte Schinder, der blutige Deutsche (Aklas wukietis) sein Volk geknechtet und zum Schaarwerk (Frohnde) getrieben, wurde lebendig. Es giebt viele melancholische Lieder darüber; selbst in dem vortrefflichen Lehrgedicht von Donalaitis, das dieser preußische Hesiod für die lithauischen Bauern als eine poetische Bauernpraxis verfaßte, wird man trotz der Vermeidung aller absichtlichen Anklagen leicht den gepreßten Schmerz herausfinden, der noch in dieser Völkerseele lebt.

Was Herr Rosenheyn von der Biederkeit, der kindlichen Naivetät und Gemüthlichkeit der Lithauer berichtet, glauben wir nach unsern eigenen, beschränkten Erfahrungen gern; es liegt schon in der Sprache. Die besseren Seiten des slavischen Volkscharakters scheinen darin mit Zügen vergesellschaftet, die an dem deutschen Volke gelobt werden. Es ist ein Volk, dessen Gemüth noch ganz eins mit der umgebenden Natur erscheint und ganz in patriarchalischer Pietät lebt. Wenn die Deutschen vor Alters den Völkern des Ostens, den Preußen und Slaven, überlegen waren, so halfen, abgesehen vom Christenthum und den Hülfsmitteln der von den Römern überkommenen Kultur, wesentlich Charakterzüge dazu, die uns modernen Deutschen ziemlich abhanden gekommen sind: nämlich rauhe Strenge, starre Härte und Konsequenz des Kopfes. Damals war die Gemüthlichkeit noch nicht erfunden, oder wenigstens noch nicht kosmopolitisch, wie heutzutage wir auf Gemüthlichkeit reisen, wie die Franzosen auf Liebenswürdigkeit, um uns hinterdrein als täppische deutsche Michel auslachen zu lassen.

Wir entnehmen dem vorliegenden Buche folgende Schilderungen:

„Ganz national ist die lithauer Tracht, und vorzüglich zeichnet sich das weibliche Geschlecht darin aus; die Frauen tragen nämlich eine kurze Jacke aus feinerem oder gröberem Tuche, je nach dem Stande, und einen weiten Rock aus Wolle, mit rothen, grünen und gelben Streifen, unter diesem aber fünf bis sieben dergleichen übereinander gezogen, je nach der Jahreszeit. Um den Kopf haben sie ein buntes Tuch künstlich umgewunden, und unterscheidet sich daher die Frau vom Mädchen. Allerliebst ist der Kopfputz der Mädchen; breite Zöpfe sind nach der Stirn zu gewunden, gleich ägyptischen Ammonshörnern. Diese Kreusa-Flechten, die nur von Lithauerinnen geflochten werden können, die breiten Stirnbänder, ähnlich den Kopfbinden der Vestalinnen, haben ein alterthümliches Gepräge und scheinen der Tracht der ehemaligen Priesterinnen (oder Waidalotinnen) entlehnt zu sein. In den ärmsten Hütten findet man also geschmückte Mädchen am Stickrahmen sitzend und die ausgespannte Leinwand, auf welche ohne Musterbild mit zugeschnittener Kohle die gefälligsten Musterzeichnungen aufgetragen werden, mit Sauberkeit ausnähen. An Festtagen stolziren die Mädchen in blauen, mit Fischotterpelz verbrämten Kasawacken einher von ganz eigenthümlichem Zuschnitte, denn Goldtressen und Borten aus Zwirn laufen an Nacken und Schultern herum, und in der Mitte wird der malerische Anzug durch einen buntgewirkten Paß zusammengehalten, an dessen Ende starke Quasten herabhängen.

„Wenn nun noch der mit der sinnigsten Kunst gewirkte Linnen-Shawl hinzukommt, der, man kann sagen, mit vornehmer Nachlässigkeit über die Schulter geworfen und gegen den blauen Anzug gut abstechend, viel Verschönerndes in den Anzug bringt, so vergißt man, hier schlichte Bauermädel zu sehen und glaubt sich an den Hof eines Prusias von Bithynien

oder einer Kleopatra von Aegypten zurückversetzt, zu welcher Täuschung die lithauische Mädchenwelt wohl auch sonst Grund genug darbietet. Die schöne, an den Orient erinnernde Gesichtsbildung, der kräftige Wuchs, verbunden mit einer durchweg edlen Haltung, das glückliche Amalgama von Selbstgefühl und lieblicher Anmuth setzt den Fremden wirklich in Bewunderung und ist mehr geeignet, ihn in ein Tableau der Vorzeit als der Gegenwart schauen zu lassen. Dazu kommt, daß Lithauens Mädchen nd Frauen all' diese Modeartikel ihrer Kleidung selbst verfertigen und ihre Shawls und Bastbänder mit selbst erfundenen Sprüchen und Versen, in Zwirn und Seide gestickt, in sinniger Weise schmücken.

„Die Männer tragen meistens lange, blaue Röcke aus grobwollenem, ebenfalls selbstgefertigtem Zeuge, ohne Knöpfe, nur mit Haken und Oesen vorn verschließbar; den Kopf schmückt langes Haar, durchgängig blond, zur Sommerzeit mit einem niedrigen, schmalkrämpigen, schwarzen Hute bedeckt, im Winter wohl auch mit einer blauen Tuchkappe (Kapuze) versehen, welche heruntergezogen das Gesicht nur wie durch einen Helm bei aufgezogenem Visir erblicken läßt, in die Höhe geschlagen aber das Aussehen derjenigen Kappen hat, wie man sie auf Abbildungen von alten Schweizerbauern noch sieht. Die Beinkleider sind weit, die Brust offen, dazu ein lederner Gürtel aus Elennshaut um den Leib, noch ein Erbgut aus früheren Zeiten. Mancher alte Lithauer stellt so das beste Modell eines altdeutschen Jünglings (?) dar, nur muß man ihm nicht auf die Füße sehen, deren Bekleidung nur bei den Reichen aus kurzen Stiefeln, bei den meisten hingegen aus riemenartigem Flechtwerk von Bindenbast, Pareski genannt, bestehen, die sich jeder Lithauer selbst verfertigt.

„Einfach ist ihre Nahrung. Ein gesundes, grobes Brod, Kartoffeln, Milch und Fleisch, ein gesäuerter Brei aus Hafermehl mit Milch übergossen (Kisselis) oder Erbsenbrei mit Speck (Szuppinys), auch Butterteig mit geronnener Milch und Saffran gefüllt (Schaltinoße), sowie der sogenannte Bartsch oder Budschwing, aus rothen Rüben mit Fleischbrühe eingekocht und gesäuert, machen ihre Hauptspeisen aus. Das gewöhnliche Getränk ist ein schwaches, aus Gerste und Hafer gebrautes Bier, Alaus (Allus — engl. Ale) genannt, bei festlichen Gelegenheiten starker Meth."

Hierauf folgt eine Schilderung des sittlichen Charakters dieses Volkes. Verträglichkeit unter sich, Gastfreundschaft, tiefe, ungeheuchelte Religiosität und ein edles Selbstgefühl, ganz im Gegensatze zu „den rohen Russen und den kriechenden Polen," werden ihnen nachgerühmt. Muth, Tapferkeit und Vaterlandsliebe zeichnen sie aus, vor allem eine glühende Liebe zu ihrem angestammten Königshause. Ihre Weiber und Mädchen erfreuten sich von jeher des besonderen Lobes der Keuschheit, und es gereicht diesem Volke zur Ehre, daß seine Sprache für das Laster des Ehebruchs kein eigenthümliches Wort besitzt, und daß daher das sechste Gebot bei ihnen nur durch Umschreibung ersetzt werden kann.*

Daß die Lithauer vortreffliche Pferdezüchter sind, ist bekannt; wie die Ungarn, sind sie geborene Kavalleristen; „schon der Knabe reitet sein Pferd ohne Sattel und Zaum. Jeder Bauer hält so viele Pferde, als er nur immer halten kann. Einen Lithauer zu Fuße gehen zu sehen, gehört zu den größten Seltenheiten; sie gehen nicht einen Büchsenschuß weit; selbst nach der Kirche kommen Mann und Frau, Kind und Kegel angaloppirt. Auch zu Markte wird geritten, und an allen Markt- und Sonntagen sieht's in den Straßen aus, als wären Regimenter Kavallerie eingerückt." — Man weiß, was die lithauischen Pferde in der preußischen Armee für eine Rolle spielen.

Uebrigens existirt in dem lithauischen Lande ein buntes Völkergemisch; bei Darkehmen im Gumbinner Kreise sind Halberstädter aus Strobeck angesiedelt, bei Goldap Nassauer, sowie Schweizer, Pfälzer und Dessauer, vor allem aber, wie man weiß, wohnen dort auch die Nachkommen der vertriebenen protestantischen Salzburger, welche König Friedrich Wilhelm I. 1722 aufgenommen. — Sie sollen durchweg die Musterwirthe im Lande sein. — Das deutsche Bundesvaterland ist also in Ostpreußen stark genug vertreten. Außerdem giebt es aber auch noch russische Sel rer, die sogenannten Philipponen, welche mit den Mennoniten mehr a Eine Aehnlichkeit haben, und einige zwanzig Familien Zigeuner in jen Landstrichen.

Eben so interessant sind die Schilderungen der primitiven Zustände, die in dem benachbarten Masuren existiren. Die Masuren sind ein kräftiger, gut preußisch gesinnter Polenstamm, der aber wahrscheinlich noch nicht gesitteter und verfeinerter lebt, als zur Zeit, da König Piast den Staat am Goplosee stiftete, oder als Boleslaus Chrobry das Uebertreten der Fastengebote mit Zahnausbrechen bestrafte. Wir finden hier die allerschönste polnische Wirthschaft, die der Schrecken unserer gebildeten Söhne des Mars ist, wenn sie in dergleichen Landstrichen kantoniren sollen. Doch hat sich der Masur bereits zur Idee des Schweinestalls emporgeschwungen, was nicht bei allen Polen der Fall ist. „Ein Abschlag der Einfahrt bildet einen Schweinestall; doch füttert der Masur alles Jungvieh, Füllen, Ferkel und Kälber, wenn er solche erschwingen kann, in der Stube; das Federvieh residirt hinter'm Ofen." — Kartoffeln, Kapusta (Sauerkraut) und Schnaps, viel Schnaps sind hier zu Hause. — „Ueber Recht und Unrecht, Mein und Dein, haben die Masuren ganz eigenthümliche Begriffe. Nach ihrem Kodex ist Stehlen keine Sünde. Was ihnen nützt, halten sie für Recht, was ihnen schadet, für Unrecht. Sie sagen: der Kluge nimmt und der Dumme giebt und ehren den Betrug durch List, gleich den alten Spartanern, als Klugheit; Schlauheit ist ihnen überdieß in hohem Grade angeboren. Von Gesetzen halten sie nichts. Sie glauben, daß die Behörden Alles nur nach Gutdünken verfügen, und haben daher vor den Beamten einen eignen Respekt; sie beehren sie mit den erhabensten Titeln. Schreiber, Gensdarmen, Executoren ꝛc. werden „gnädigster, großmächtigster Herr" genannt. Man nahet ihnen in tiefster Unterwerfung. Ein Richter, ein Landrath vollends, ist in ihren Augen ein fast übermenschliches Wesen, und unter einem Minister stellen sie sich einen Halbgott vor, der in goldener Kutsche herumfährt....

Sämmtliche Masuren sind evangelisch, bis auf den Rösseler Kreis, haben aber noch eine Menge katholischer Gebräuche; sie feiern die Feiertage der katholischen Kirche zum Theil noch mit, wenigstens durch Einstellen der Arbeit. Der Bußtag dagegen wird von ihnen nicht beachtet; er sei ein Berliner Feiertag und nur für diejenigen angeordnet, welche einen Gehalt aus der Staatskasse (sic?) beziehen. Auch steckt der Masur noch arg voll Aberglauben; man glaubt an Teufel, Hexen, Gespenster, Verwünschungen und Besprechungen.....

Die Masuren haben auch den Gebrauch, bei Bällen aus ökonomischen Gründen die Schuhe auszuziehen und barfuß zu tanzen. Hier sind auch die berüchtigten Schmuggler zu Hause, von denen öfters in den Zeitungen die Rede ist.

Wenn man nun dazu hält, daß Preußen neben solchen Urländern Städte und Gegenden besitzt, die, wie die Weichselniederung, das Ermeland, Danzig, Königsberg mit vielen kultivirten Strichen in Deutschland wetteifern können, wenn man die Verschiedenheit der Volksstämme, die der Gesammtname „Preußen" umfaßt, und die wieder mehrfach nach den Glaubensbekenntnissen sich spalten, in Anschlag bringt, so wird man nicht in Abrede stellen können, daß Preußen ein interessantes Land sein muß. Wir können in dieser Hinsicht das angezeigte Buch unsern Lesern mit Recht empfehlen.

Natürlich bildet das Deutschthum in dem Ostseelande, ganz abgesehen von der Zahl, das geistig bei weitem überlegene und herrschende Element. Unsere Literatur ist verhältnißmäßig reich an Männern, die jenseits der pommerschen Gränze geboren sind und ich habe nicht nöthig, Namen, die in Aller Munde sind, zu nennen. Auch heutzutage fehlt es nicht an Männern, die ihre Heimat würdig vertreten und die geistigen Verbindungen pflegen, in welchen diese Vorlande mit dem Mittelpunkte stehen. Freilich ist es betrübend, daß dieselben von vielen Bundesdeutschen immer noch als halbe Fremde angesehen werden, und daß selbst das Ansehen des preußischen Staates nicht vermocht hat, diese Provinz dauernd dem politischen Körper Deutschlands einzuverleiben.

Wir wollen bei dieser Gelegenheit gleich noch ein anderes Zeichen geistigen Lebens aus Altpreußen besprechen. Seit einigen Jahren besitzt Preußen einen Dichterverein, der laut des Programms „die Belebung und Pflege der heimischen Muse erstrebt und dies zu erreichen" sucht:

1) durch fortgesetzte Herausgabe des ost- und westpreußischen Musen-Almanachs,
2) durch Stiftung stehender Dichterkränzchen,
3) durch Berufung außerordentlicher Dichterfeste.

Ordner des „altpreußischen Dichtervereins" ist Dr. August Lehmann in Marienwerder, zugleich der Herausgeber des uns vorliegenden „ost-

* Da wir aus Erfahrung wissen, daß mehrfache, irrthümliche Angaben dieser Art im Umlaufe sind, die dem Patriotismus germanisirter Lithauer ihren Ursprung verdanken, so erhalten wir uns Rath aus bester Quelle, des Scherzes halber. Die lithauische Bibel giebt die Stelle aus dem Pentateuch: „Du sollst nicht ehebrechen," mit „ne pérzénk wenczawonyste," wörtlich: „nicht übertritt die Trauung." Uebrigens giebt es Ausdrücke für den genannten Begriff mehrere ganz unzweideutige: moteráuju von Mote, Eheweib, (wörtlich: eheweibe), swetimoteráuju, wörtl.: „fremd-weibe" und noch mehrere andere, die indeß nichts Freches und Rohes an sich haben. Auch Herrn Rosenheyn's Behauptung, die Lithauer hätten kein Wort für Gattin, sie nennten sie ihr anderes selbst (pats), ist nicht stichhaltig und nur herkömmliche Angabe gebildeter Lithauer. Gattin heißt draugala, die Gefährtin, die Zweite; pati heißt aber nicht „selbst," (nur mit diesem Pronomen gleichlautig), sondern ist ein uraltes, arabisches Wort für „Gattin, Herrin;" das griechische πόσις, att. πότις, Gatte, Gattin. D. R.

und westpreußischen Musen-Almanachs für 1859 (Marienwerder, 1859, bei H. Jacoby). Die Veröffentlichung geschieht zum Besten des „Nationaldanks," und ist das Buch Sr. Königl. Hoheit dem Prinzen Friedrich Wilhelm, als stellvertretendem Protector der allgemeinen Landesstiftung (Nationaldank), gewidmet.

Das Subskribenten-Verzeichniß ist more antiquo hinten abgedruckt und man sieht daraus, daß patriotische Altpreußen ihre Heimat auch nicht in Westfalen oder am Rhein vergessen. Wir finden Subskribenten in fast allen preußischen Provinzen erwähnt.

Ein Gedicht aus dem poetischen Nachlasse des Freiherrn von Eichendorff macht den Eingang. Man darf sich indeß hierüber nicht wundern, da derselbe (bekanntlich ein Schlesier) Ehrenmitglied des altpreußischen Dichtervereins war, wie auch noch mehrere andere gefeierte Namen, z. B. E. M. Arndt, Dr. Firmenich in Berlin, Professor Simrock in Berlin, Varnhagen von Ense (†), Professor A. Lobeck, Professor Rosenkranz, welche beiden Letzteren freilich auch der Universität Königsberg angehören.

Man kann die Altpreußen nur glücklich preisen, daß sie noch so viel guten Humor und Gemüthlichkeit haben, um Dichtervereine zu bilden und Musen-Almanache herauszugeben. Es giebt Striche in Deutschland, wo drohende Gedichtvorlesungen im Stande sind, Gesellschaften zu sprengen, wo die Beschäftigung mit Versen in den Verdacht eines unsoliden Menschen bringen kann. Aus dem Vorworte ersehen wir, daß 106 Verfasser 932 Gedichte zur Aufnahme eingesandt hatten. „Durch die Betrauten sind 223 Gedichte mit A, 188 mit B und 520 mit C bezeichnet. Es haben dießmal 79 Dichter und Dichterinnen Aufnahme finden können."

Insofern das Dichten ein harmloser Zeitvertreib gebildeter Menschen ist, die für Poesie Sinn haben, sind Musen-Almanache ein geeignetes Mittel, diesem Triebe Ableitung zu verschaffen. Ob Dichterkränzchen und Dichterfeste nicht vielleicht prosaisch ausfallen und für die Dauer langweilen müssen, ist eine Frage, die man nach Geschmack beantworten mag. Wir glauben nur das zu wissen, daß unter einer größeren Schaar von Dichtern jeder seine eigenen Werke für vortrefflich hält und sich so lange amüsirt, als er selbst vorlesen und Bewunderung einärndten kann.

Was die in dem vorliegenden Bändchen abgedruckten Poesien betrifft, so kann man sich denken, was es damit in einer Zeit für eine Bewandtniß hat, wo selbst die dichterischen Großvögel eine erstaunlich dünne und metallarme Stimme haben, oder, wenn sie eine Vorstellung von Größe und Erhabenheit besitzen, doch nur bullern und kollern, wie die Puterhähne. Man kann nicht sagen, daß diese preußischen Dichter nach einer falschen Genialität streben; der herrschende Ton erinnert an die zwanziger und dreißiger Jahre, die Stoffe sind meist überaus einfach, fromm und patriarchalisch, wie sie stets in Musen-Almanachen gewesen sind. Das allermeiste sind natürlich mehr oder minder gut gelungene Reime, welche, wie Schiller gesagt hat, die gebildete Sprache mit dichten hilft; doch giebt es auch mehrere nicht übele Gedichte darunter. Die Waidelottin von Julius Göllmann, die Gedichte von Ed. Gisevius behandeln altpreußische Sagen und schlagen nationale Töne an, wie z. B. des letztern Daina, „Abschied einer Braut," „die Trauer" — das giebt wenigstens Physiognomie. — Auch sonst fehlt es nicht an lokalen und patriotischen Klängen, wie z. B. vom Herausgeber „Prinz-Regent von Preußen," von W. Th. Sehring, „Dem Könige bei seinem Eintritte in die Provinz Preußen." Daneben aber giebt es kuriose Dinge, eine Makame, vor allem aber „eine Phantasie über eine Wurstsendung:

„Hausherr bei Eröffnung des Convoluts (Brummstimme)."
Chor der entwickelten Würste.
Blutwurst.
(Solo, Baßarie).
Zwei Leberwürste (Duett) u. s. w.
Zum Schluß: „Chor aller Würste" (Finale):

> Schließt den leckern Reigen Dichter
> Herzenswürste, schließt euch an,
> Wer uns nicht verdauen kann,
> O das ist nicht unser Mann;
> Auf Wurstseligkeit verzicht' er u. s. w.

Der Dichter muß ein großer Wurstliebhaber sein, also einen guten Magen, folglich einen guten Humor haben. Er wird bei den Dichterkränzchen und Dichterfesten hoffentlich eine Rolle spielen, vorausgesetzt, daß Wurstabendbrot damit verbunden ist.

Eine einaktige Tragödie von Ernst Wichert „Markgraf Rüdiger von Bechlarn oder Mannentreue" behandelt eine Episode aus dem letzten Kampfe der Burgunden an Attila's Hofe. Die Diction ist etwas ungleich und wird manchmal etwas matt und undramatisch, doch giebt es auch Stellen, welche wirklich poetisches Feuer verrathen, z. B.:

Chriemhild.

> „O dann
> Zu ihm, zu Siegfried! hinüber, hinüber
> Zu ihm! — Wer seid ihr, Weiber, im Nebelgewand,
> Schrecklich und lieblich zugleich, die ihr wandelt
> Ueber der Luft unsichere Pfade,
> Geistern nur kenntlich? flatternd umrauscht
> Distelumflochtenes Haar euch im Sturm
> Finsterdrohende Stirnen: — darf ich euch nennen,
> Heilige Jungfrau'n? Seid ihr Walküren,
> Die ihr die Botschaft tragt von den Göttern" u. s. w.

Italien.

Immanuel, der Freund Dante's.

Es ist längst anerkannt, daß auch im Mittelalter, in jenen Jahrhunderten schroffster Absonderung, die Juden ihren reichlichen Beitrag nicht blos zur Entwickelung ihrer eigenthümlichen Literatur, sondern auch zur Förderung der Wissenschaft im Allgemeinen geliefert haben. Die Forschungen der neueren Zeit haben dies besonders klar herausgestellt. Die Bekanntschaft mit dem Werke des Dioskorides z. B., der Grundlage der officinellen Pflanzenkunde das ganze Mittelalter hindurch, verdankt man einem Juden des 10. Jahrhunderts, Chisdai Schoprut, der die Uebersetzung dieses Werkes in's Arabische veranlaßte und selbst mit Hand anlegte; er war Leibarzt und Minister Abdorrahman's III. In Avicebron, dem eigenthümlichen Philosophen, dem Duns Scotus freudig folgt, und der Albertus Magnus und Thomas von Aquino so vielfach beschäftigt, hat man den berühmten Salomo ben Gabirol aus dem Anfange des 11. Jahrhunderts erkannt, in dem geschätzten Mathematiker Savassorda den jüdischen Spanier Abraham ben Chija, dessen Titel Saches al Schorta (Polizeimeister) in Savassorda corrumpirt wurde. — Wenn es jedoch niemals an Männern der Wissenschaft fehlte unter den Volksgenossen der jüdischen Religion, so mochte man dennoch glauben, daß bis zur neuen, mit Mendelssohn beginnenden Zeit, ein Jude nicht in den Kreisen heimisch sein konnte, welche in der Ausbildung des Volksthümlichsten, der vaterländischen Sprache und der nationalen Literatur, ihre edelste Lebensaufgabe fanden. Philosophie, Medizin, Mathematik, sind Wissenschaften, die sich über Land und Volk zu erheben wissen, die sich blos an die allgemein menschliche Begabung knüpfen; aber konnte die Dichtung in der Landessprache mit ihren, an das ganze Volksbewußtsein sich anlehnenden Stoffen, wo die eigenthümliche Geschichte des Volkes, seine religiösen und nationalen Anschauungen tief empfunden werden müssen, konnte auch sie den lebendigen Anklang im Herzen eines mittelalterlichen Juden finden, so daß seine dichterischen Anlagen ihn mit in den Kreis dieser Bestrebungen hinzogen? Bei allem Aufschwunge, den die Geister in Italien am Ende des 13. und am Anfange des 14. Jahrhunderts nahmen, bei aller Freisinnigkeit, die uns Boccaz's Novellen enthüllen, die auch in der von diesem bearbeiteten herrlichen Parabel von den drei Ringen und der Geschichte vom Juden Aaron sich bekundet, möchte man doch Dante und seinen Kreis hier zu sehr in specifisch-nationale und christliche Interessen versenkt halten, als daß er sich einem Juden und dieser wiederum ihm sich in enger Freundschaft hätte anschließen, und der Jude in diesem Kreise hätte heimisch sein können. Und dennoch ist dem so! Alle vorgefaßten Bedenken schlägt die bezeugte geschichtliche Thatsache nieder.

Im Jahre 1853 erschien zu Neapel eine kleine Schrift* des römischen Professor Mercuri, in welcher dieser die Ansicht zu begründen suchte, Dante sei nicht, wie gewöhnlich angenommen wird, 1321 gestorben, sondern müsse mindestens bis 1328 gelebt haben. Zur weiteren Begründung theilt er auch vier Sonette mit, von denen das erstere bereits gedruckt war, die anderen drei aber erst durch ihn aus einer Handschrift zur Veröffentlichung kommen. Ich theile hier diese Sonette nebst der wörtlichen Uebersetzung mit, soweit dieselben verständlich sind und unsere Frage näher berühren.

---

* Lezione XI in forma di lettera diretta al Chmo Cav. Filippo Scolari a Venezia, nella quale è trattato se Dante veramente fosse morto nel 1321, del Prof. Filippo Mercuri ... Napoli 1853. 8. 55 S.

I.

Messer Bosone a Manoello giudeo essendo morto Dante.

Due lumi son di nuovo al mondo spenti
in cui virtu e bellezza si vedea;
pianga la mente tua che già ridea
di quel che di saper toccava il fondo.

Pianga la tua del bel viso giocondo,
di cui tua lingua tanto ben dicea;
o mè dolente che pianga dovea
ogni uomo che stà dentro a questo tondo.

E pianga dunque Manoel giudeo;
e prima pianga 'l suo proprio danno,
poi pianga 'l mal di questo mondo reo.

Che sotto 'l sol non fù mai peggior anno:
ma mi conforta ch' io credo che Dio
Dante abbia posto in glorioso scanno.

Bosone an den Juden Manoello nach dem Tode Dante's.

Zwei Lichter sind jetzt in der Welt erloschen,
an denen man Tugend und Schönheit sah;
und deine Seele, die früher lächelte, beweine
jetzt den Tod dessen, der des Wissens Grund erforschte.

Es beweine deine Seele das schöne Antlitz,
wovon deine Zunge so viel Gutes sprach;
O ich Unseliger, der ich beweinen muß
einen Jeden, der in diesem trauten Kreise steht.

Ja, es weine der Jude Manoel;
und zuerst beweine er sein eigen Leid,
dann beweine er die Uebel dieser schuldigen Welt.

Denn unter der Sonne war nie ein schlechter Jahr:
doch mich stärkt der Glaube, daß Gott
dem Dante einen herrlichen Sitz gegeben hat.

II.

Risposta di Manoello a messer Bosone.

Io che trassi le lagrime dal fondo
de l'abisso del cor, che 'n su le 'nvea,
piango che 'l foco del duolo m'ardea,
se non fosser le lagrime 'n che abbondo.

Chè la lor piova ammorta lo profondo
ardor che del mio mal fuor mi trahea:
per non morir, per tener altra vea
e percoter sto forte e non affondo.

E ben puo pianger christiano e giudeo
e ciaschedun sedere in tristo scanno:
pianto perpetual m' è fatto reo.

Perch' io m' accorgo che quel fu 'l mal' anno,
sconfortami ben, ch' io veggio che Deo
per invidia del ben fece quel danno.

Antwort Manoello's an Bosone.

Ich, der die Thränen zog aus der Tiefe
des Herzensabgrunds, die ich nach oben sende,
ich weine, so daß des Schmerzes Feuer mich verzehrte,
wären die Thränen nicht, von denen ich überfließe.

Doch ihre Fluth stillt die tiefe
Gluth, welche aus meinem Leide angefacht wird:
und nicht zu sterben, an einem andern Wege festzuhalten
und auszuharren, stehe ich fest und sinke nicht.

Und wohl mag weinen, Christ und Jude
und Jeder sitzen auf dem Trauerschemel:
mich hat beständig Weinen sündig gemacht.

Weil ich wahrnehme, daß jenes war das böse Jahr,
verzag' ich ganz, da ich sehe, daß Gott
aus Neid wider das Gute jenes Unheil gewirkt.

III.

Cino a messer Bosone, essendo morto Dante e Manoel giudeo.

Messer Boson, lo vostro Manoello,
seguitando l' error de la sua legge,
passato è nel inferno e prova quello
martir ch' è dato a chi non si corregge.

Non è con tutta la comune gregge,
ma con Dante si stà sotto 'l cappello
del qual, come nel suo libro si legge,
vide coperto Alessi Interminello,

Tra lor non è solazzo, coruccio;
del quel fù pieno Alessi come un orso
è raggea là dove vede Castruccio.

E Dante dice; quel da tiro morso
ci mostrò Manoello 'n breve sdruccio
de l'uom ch' innesta 'l persico nel torso.

Cino an Bosone nach dem Tode Dante's und des Juden Manoel.

Bosone, euer Manoello,
beharrend bei dem Irrthum seines Glaubens,
ist in die Hölle gefahren und duldet jene
Qual, die dem bestimmt ist, der sich nicht bessert.

Nicht ist er beim gemeinen Haufen,
sondern bei Dante steht er...
— — — — — — — —
— — — — — — — —
— — — — — — — —
— — — — — — — —
— — — — — — — —

— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

IV.

Risposta in persone di messer Bosone.

Manoel che mettete in quell' avello,
ove Lucifero più che altri regge,
non è del regno, di Colui ribello
ch 'l mondo fé per riempir Sue legge.

E benchè fosse 'n quello luogo fello,
ove 'l ponete, ma non ch' il v' ellegge,
n' havea dipiuto 'l ver vostro pennello
che lui e Dante cuopron tali vegge.

Alessi raggea sotto quel cappuccio
ma non se doglia se 'l con lui è corso,
lo qual fece morrir messer Guerruccio.

Dante e Manoello compïon lor corso,
ov' è lor rotto lo midollo e 'l buccio,
tanto che giunga lor lo gran soccorso.

Antwort Bosone's.

Manoel, den ihr in jenen Abgrund versetzt,
wo Lucifer mehr als ein Andrer herrscht,
gehört nicht in dessen Reich, der Rebell war gegen
den, welcher die Welt schuf, um sein Reich auszufüllen.

Und wenn er wäre an jenem treulosen Orte,
wohin ihr ihn versetzt, doch den er nicht erwählt,
so hat nicht die Wahrheit geschildert euer Pinsel,
daß ihn und Dante treffe solche Schmach.

— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

Dante und Manoel werden ihren Lauf vollenden,
wo ihnen Mark und Haut verbrannt wird,
bis für sie anlangt die große Hülfe.

Wir sind hiermit in einen Kreis von Männern eingetreten, der sich mit Dante's Bestrebungen lebhaft beschäftigte, theils in begeisterter Freundschaft sich ihm anschließend, theils ihn leidenschaftlich bekämpfend; innerhalb dieses Kreises, eng mit Dante verbunden, befindet sich der Jude Manoello. Bosone von Agobbio war — was wir den Ausführungen Mercuri's entlehnen — Rechtsgelehrter und stand wegen seiner Gelehrsamkeit zu seiner Zeit in großem Ansehen; einige Gedichte und der erste historische Roman haben sein Andenken auch auf die Nachwelt gebracht. Er war vertrauter Freund Dante's, theilte auch seine politischen

Meinungen und hatte deshalb gleich ihm wiederholt Verbannung aus seinem Vaterlande zu erleiden; aber glücklicher als Dante, ward ihm die Rückkehr gestattet, und es war ihm vergönnt, sein Alter auf dem väterlichen Boden zu verleben. —

Weit bekannter ist Cino aus Pistoja; er war ein eleganter Schriftsteller in Prosa wie in Versen, wie jedoch aus seinem Sonette hervorgeht, ein entschiedener Gegner Dante's. Wer war aber der Jude Manoello? Er war Freund Dante's und Bosone's, als solcher auch dem Cino bekannt, er war Dichter und genoß daher sicher eines bedeutenden Rufes zu seiner Zeit, und dennoch ist er Herrn Professor Mercuri ganz unbekannt. Die einzige Vermuthung, welche er ausspricht, ist unrichtig und widerlegt sich aus seinen eignen Mittheilungen. Er meint, Manoello sei durch den freundschaftlichen Umgang mit Dante und Bosone geneigt gewesen, den Glauben seiner Väter zu verlassen, und findet diese Vermuthung in Manoello's eignen Worten „er wolle an einem andern Wege festhalten" begründet. Ja, er geht noch weiter und glaubt, er habe sich wirklich „bekehrt," da Bosone „christlich von ihm denke" und ihn in's Fegefeuer, die nur den Gläubigen offene Uebergangsstufe, versetzen wolle. Er vergißt hierbei jedoch die Worte Cino's, der ihn zur Hölle fahren läßt, weil er „beim Irrthum seines Glaubens beharrt und sich nicht gebessert" habe.

Wer war nun der „Jude Manoello," der vertraute Freund Dante's? Offenbar, wie Luzzatto es schon erkannte, kein Anderer als der wohlbekannte hebräische Dichter, der Römer **Immanuel ben Salomo** (geb. um 1272). Ein gelehrter Schrifterklärer, Verfasser philosophisch grammatischer Werke über die hebräische Sprache, ist er zugleich hebräischer Dichter, zumeist im Geiste seines jüngeren Zeitgenossen Boccaccio, und weiß die hebräische Sprache mit unvergleichlicher Meisterschaft den Sprüngen seines kecken Humors anzupassen. Die Keckheit seines Humors findet ihres Gleichen in der jüdischen Poesie nicht, die meist in würdevollem Ernste einherschreitet, auch da — was selten geschieht — wo sie der Frauenliebe huldigt, es in gehobenem Schwunge thut und nur hie und da, wie bei Charisi und Juda ben Schabthai, sich einen harmlosen Witz gestattet. Immanuel jedoch kannte kein Ende im recht sinnlichen Lobe der schönen Frauen, preist die Liebe gleichfalls, wenn auch mit glühend-poetischen Farben, doch nur in ihrer Lüsternheit, rühmt weder die Treue der Frauen, noch hat er ein großes Vertrauen zu ihr. Sogleich im ersten Gesange lehrt er:

Die Bürgschaft, daß die Frau verläßlich,
Liegt darin — daß sie alt und häßlich.

Die Alten und Häßlichen aber verspottet er ohne Schonung, und in der Verhöhnung des „Hörnerträgers" hält er sich keineswegs innerhalb der Gränzen des Anstandes. Seinen „Divan," den er im Alter (um 1328) gesammelt, schließt er mit einer „Pforte," welche, nach dem Muster Dante's, eine Höllen- und Paradiesfahrt beschreibt. Freilich verleugnet auch er in dieser seinen Humor nicht, und die ganze Anlage des Gesanges ist weit entfernt von der Tiefe der Dante'schen „göttlichen Komödie;" doch bietet sie jedenfalls erhabene Stellen und läßt uns in seine Seele blicken, die sich über engherzige Vorurtheile zu erheben weiß. Bei seinem Eintritte in's Paradies, wo er so viele Fromme der alten Zeit, manche Jüngstverstorbene, auch den Sitz, der noch Lebenden bereitet ist, schaut, gewahrt er auch Andere, die er folgendermaßen beschreibt:

„Dort sah ich Männer mit einem Strahlenkranz, — vor dem des Mondes Licht erbleicht und der Sonne Glanz. — Wer sind die Männer hier in der Engel Land? — fragt' ich, da sie mir unbekannt. — Das sind, sprach mein Führer, **die Frommen anderer Religionen**; — sie gelangten durch ihre Weisheit zu den Siegeskronen. — Sie hatten darüber nachgedacht, — wer sie aus dem Nichts in's Dasein gebracht, — und der Inhalt ihres Strebens — war, was denn der Zweck ihres Lebens? — Als sie sich nun bemühten, darüber der Väter Glauben zu erkunden, — hatten sie nichts Befriedigendes gefunden. — Ueberhaupt fanden sie jeden Glauben damit beschäftigt — aufzusuchen, was seine Stützen kräftigt, — sich aufzublähen — und andere zu schwächen. — Da hielten sie nicht fest bei einer Partei, — sondern wählten aus der Glauben allerlei — die unbestrittenen Lehren, — die Alle verehren, — das ergriffen sie und übten sie gern, — doch das von Allen Verworfene hielten sie fern. — Ueber Gott aber sprechen sie: Jeder will einen anderen Namen erheben; — wie sollten wir es wagen, ihm einen Namen zu geben? — Wie sein Name sei, bleibt sich gleich, — wir verehren in ihm den Schöpfer, der weise, verborgen und gnadenreich, — der erbarmend sorgt für seine Heerde, — mit seiner Herrlichkeit uns auch wieder heimführt von dieser Erde."

In einem solchen Manne dürfen wir den Freund Dante's erkennen, ihn, dessen Seele, wie Bosone sich ausdrückt, früher lächelte, ihn, der trotz seiner dichterisch erotischen Scherze dennoch mit liebevoller Treue an seinem Weibe hing und, wie derselbe Bosone es ausspricht, in demselben Jahre, da er in dem Verluste des berühmten Freundes das Erlöschen eines Weltlichtes, der Tugend, beweinte, in dem Verlust seines geliebten Weibes das Erlöschen eines zweiten Weltlichtes, der Schönheit, zu betrauern hatte, des schönen Antlitzes, das seine Zunge so wohl zu preisen verstand, und nach dessen Verscheiden Immanuel wohl größerem Ernste sich zuneigte, was wir unter dem Betreten eines anderen Weges zu verstehen haben. — Und sollte Immanuel, der so manchen noch lebenden Freunde ein Denkmal des Nachruhms zu errichten beflissen war, seinen hohen Freund Dante mit tiefem Stillschweigen übergangen haben? Daß er ihn nicht ausdrücklich genannt haben werde, dürfen wir wohl voraussetzen; ein Cyklus hebräischer Gesänge, zunächst nur seinen Glaubensgenossen bestimmt und zugänglich, mochte sich nicht wohl für die Verherrlichung eines andersglaubenden Zeitgenossen eignen, und schon die heftigen Parteistreitigkeiten, die Dante so viele Verfolgungen zuzogen, mochten den jüdischen Dichter bedenklich machen, den Haß mächtiger Gegner herauszufordern. Dennoch dürfen wir wohl vermuthen, daß er Dante, unter einem leichten Schleier verhüllt, verherrlicht habe; vielleicht gelingt es uns, den Verschleierten aufzufinden und die Verhüllung abzustreifen.

Unmittelbar nach der Stelle über die Frommen aus anderen Religionen berichtet er, wie er einen herrlichen Sitz gesehen, der für seinen noch lebenden Freund, Jude Romano, einen fruchtbaren philosophischen Schriftsteller und Uebersetzer christlich-philosophischer Werke, bestimmt ist, und fährt dann fort:

„Da habe ich meines hohen Bruders **Daniel** gedacht, — der meinen Weg geebnet, mich auf den Pfad der Wahrheit gebracht, — der mir nahe war, da ich floh in des Elends Nacht, — er auf meinem Haupte des geweihten Stirnbunds Pracht, — er meines Geistes Geist, der in meinem Fleische das Leben angefochten, so groß und so voll Edelsinns zugleich, — so bescheiden und doch an Weisheit so reich, — deß Lob durchstrahlet der Welten Reich. — Da sprach ich zum Manne, der mich führte durch die Hallen: — O Herr, laß es dir gefallen, — mir die Ruhestätte zu zeigen, — die meinem Bruder Daniel eigen. — Er sprach: Wisse, 's ist schwer, zu seinem Platze emporzusteigen, — seine Strahlen der Erde Enden erreichen. — Wohl solltest du zu ihm hinanzudringen dich nicht unterwinden, — er wußte Sühne zu bringen des Volkes Sünden; — doch würde er ohne dich wohl Ruhe finden, — drum, reicht auch deine Würde nicht zu der seinen, — errichtete dennoch Gottes Weisheit neben seinem Sitze den deinen, — so daß dein Umgang ihm zur Wonne, — du sein Josua, er dir des Moses strahlende Sonne, — und in Aller Mund — es werde kund, — wie inniger Seelenbund. — Und ich sprach: O laß mich erspähen — den Thron, der ihm bestimmt in Himmelshöhen! — Da zeigte mir mein Führer Bezabel und Oholiab, die großen Meister,* — mit ihnen im Bunde des Himmels Geister, — wie einen Thron sie anfertigen, der ohne Gleichen, — deß Pracht Nichts kann erreichen, — und darauf strahlte eine Krone, — wie sie nur denen, die vor Gott sitzen, zum Lohne. — Und es rief der Mann, von dem ich ward geführt: — Thron und Krone dem Daniel gebührt, — weil des Gotteswortes treuer Verehrer er, — ein Weiser, ein Denker wie Keiner mehr. — Da erhob ich zu Gott meine Stimme in Lob und Preise, — daß er meinem Herrn solche Gnade erweise."

Und diesen hochgepriesenen Freund Daniel, der einzig in seiner Art als Weiser und Denker, der des Volkes Sünden durch seine Tugend zu sühnen wußte, dessen Ruhm alle Enden der Erde füllt, wußten die gründlichsten Forscher nicht aufzufinden. Wie konnten sie auch? Sie suchten ihn unter den Juden, und da gab es damals keinen berühmten, mit Immanuel befreundeten Daniel. Allein Immanuel enthält sich einer jeden Hindeutung auf Daniels Wirken für Israel, auf seine jüdische Weisheit, was er sonst hervorzuheben niemals unterläßt. Er rühmt einen nichtjüdischen Freund, und **dieser Daniel** ist, mit einer kleinen Namensänderung, **kein anderer als Dante!****

Breslau. **Geiger.**

---

* Bezabel und Oholiab waren die Meister, welche die Stiftshütte und die kunstvollen Geräthe derselben anfertigten.

** Ob aus der Zeit, da Immanuel seine Gedichte sammelte — was nach Ges. 24 u. 27 im Jahre 1328 geschah — sich auch schließen läßt, daß der letzte, der Gesang, die Paradies- und Höllenfahrt, gleichfalls erst in diesem Jahre voller worden, und daraus dann ein Schluß für Mercuri's Behauptung gezogen werden dürfte, Dante habe 1328 noch gelebt, — wage ich nicht zu entscheiden.

Spanien.

Wolf's Beiträge zur spanischen Volkspoesie.

Fernan Caballero's Romanzen, Lieder und Märchen.

Früher ward bereits im „Magazin" auf die „Proben portugiesischer und catalanischer Volksromanzen" aufmerksam gemacht, die der tüchtige Kenner der romanischen, vorzüglich der spanischen Literatur, Dr. Ferdinand Wolf in Wien, herausgegeben, und welche namentlich die Aufmerksamkeit und die besondere Anerkennung eines der größten Kenner der Volkspoesie, des seitdem leider verstorbenen Wilh. Grimm, in Haupt's „Zeitschrift für deutsches Alterthum" erlangt hatten. In neuester Zeit ist von demselben Wiener Gelehrten eine werthvolle Nachlese zu jenen „Proben" aus den, in den letzten Jahren unter dem Namen: Fernan Caballero* zu Madrid erschienenen Werken unter dem Titel: „Beiträge zur spanischen Volkspoesie" mitgetheilt werden, die an sich und unter allen Umständen um so mehr gerechtfertigt erscheint, je weniger man in jenen Werken Fernan Caballero's (welche übrigens auch nach Wolf's Angabe, von einer Dame, Cäcilie von Arrom, geborene Böhl von Faber, herrühren) neues und echtes Material für den wissenschaftlichen Forscher auf dem Gebiete der Volkspoesie zu finden vermuthet. Und doch ist dies in einem hohen Grade der Fall, indem jene Dame in ihren Romanen und Erzählungen sich die Schilderung des Volkes, besonders des in Andalusien, zur Hauptaufgabe gemacht und dazu die noch im Volke fortlebenden Lieder, Sagen, Legenden und Märchen auf das sorgfältigste gesammelt und mit solcher Treue wiedergegeben hat, daß, wie Dr. Wolf bemerkt, an ihrer Echtheit nicht gezweifelt werden kann. Er bringt dafür auch eine ausdrückliche Erklärung der Verfasserin, so wie außerdem eine interessante Angabe über ihr umsichtiges Trachten und fleißiges Sammeln von Volkspoesie bei.

Was die von Wolf unternommene Zusammenstellung der in jenen Werken Fernan Caballero's gelegentlich angebrachten und zuerst bekannt gemachten kostbaren Reste der spanischen, vorzugsweise andalusischen Volkspoesie im Einzelnen anlangt, so theilt er die Romanzen, Lieder und Singstrophen (Coplas) im Original, dagegen die prosaischen Beiträge in treuer Uebersetzung, oder in einer etwas freieren Bearbeitung mit. Jedenfalls hat er dadurch den Mitforschern auf diesem Gebiete einen nicht geringen Dienst erwiesen, wenn schon die poetischen Mittheilungen nur dem Kenner des spanischen Originals selbst zugänglich sind. In dieser Hinsicht sind es mehrere alte Volksromanzen, legendenartige und komische Romanzen, auch eine in neuester Zeit entstandene und zwar satyrisch-politische Volksromanze, welche Wolf mittheilt. In der letzteren, welche aus der Zeit des spanischen Unabhängigkeitskrieges gegen Napoleon herrührt und die ein Gespräch zwischen Napoleon und Murat enthält, spricht sich das Andenken, in welchem noch jetzt die Usurpation des Ersteren in Spanien steht, so wie das über die aufgedrungene Fremdherrschaft empörte Nationalgefühl der Spanier in bitter-burlesker Weise aus, obgleich, wie die Verfasserin ausdrücklich bemerkt, „das Volk nicht daran gedacht hat, die Helden der Romanze als Karrikaturen darzustellen, sondern nur das, was sich ereignet, in seiner Weise schlicht berichten wollte." Sodann folgen aus der Reihe der poetischen Beiträge noch theils vier anmuthige Liebeslieder, theils eine große Anzahl Singstrophen (belehrende Volksweisheit, satyrisch-epigrammatische und erotische Lieder, Kinderreime, Studenten-, Soldaten- und Schifferlieder und Ständchen.)

Die prosaischen Beiträge sind Legenden und Märchen, die ebenso durch tiefen Sinn und wahrhaft religiösen, sittlichen Gehalt ansprechen, als durch charaktervolle und anmuthige, oft gar originelle Darstellung anziehen, auch wenn sie diese letzere nur der freieren Bearbeitung des deutschen Herausgebers, wenigstens zum Theil, verdanken dürften. Manche der Legenden, z. B. die S. 55: „Von der Barmherzigkeit Christi," haben zugleich ein specifisch römisch-katholisches Gepräge, während bei manchen der mitgetheilten Märchen auch hier wieder eine große Aehnlichkeit und innige Verwandtschaft mit deutschen Märchen hervortritt. Die hier von Wolf mitgetheilten Märchen liefern den offenbaren Beweis, daß es nur der rechten Forscher und Sammler bedarf, um den im Munde des spanischen Volkes noch fortlebenden Antheil an dem großen, ganz Europa gemeinsamen Märchenschatz über jeden Zweifel zu erheben.

Unter den Legenden befindet sich auch eine vom ewigen Juden, der im Volksmunde den spanischen Namen Juan Espera-en-Dios, d. h. „Johann" — diesen Namen führt der ewige Jude auch in der englischen Volkssage, — „hoffe auf Gott") führt. Diese Legende ist um so interessanter, als trotz der vielen, über die Legende vom ewigen Juden erschienenen Schriften nirgends der eigenthümlichen und tiefsinnigen Auffassung der Legende Erwähnung geschieht, wodurch erst jener spanische Name des „ewigen Juden" erklärbar wird.

Am Schlusse wird hier auch noch eine Probe von dem Fortbestehen klassischer Mythen und ihrer Umgestaltung im Volksaberglauben in Spanien, nämlich die Sage von der Sirene (Sirenita) mitgetheilt, wie sie Fernan Caballero dem Volksmunde nacherzählt hat. Der deutsche Herausgeber macht dazu die Bemerkung, daß der Glaube an Wassergeister, desgleichen jene Sirenita im Volksaberglauben der Spanier einer ist, nicht blos in Andalusien, sondern auch in anderen Gegenden Spanien's sich finde, und daß z. B. in Asturien Wundersagen von der Schönheit und Macht der Xanas im Volksmunde sich erhalten haben, einer Art kleiner Sylphiden, die den Quellen entsteigen und an den Mondstrahlen ihre zarten Schleier trocknen. Ebenso herrscht dort der Glaube an Feuergeister (Huestes oder Güestes), die lautlos und langsam durch die Schatten hinter einander herziehen und für Vorboten des Todes oder eines Unglücks gehalten werden.

Bei Gelegenheit der legendenartigen Romanzen, die Wolf in den „Beiträgen zur spanischen Volkspoesie" mittheilt, erwähnt derselbe auch der in Spanien, wenigstens bei dem Landvolke Andalusiens noch fortbestehenden Sitte, die Weihnacht auch im häuslichen Kreise zu feiern, indem am Weihnachtsabende Krippen, vorzüglich zur Belustigung der Kinder, errichtet werden, und die Hausgenossen singen unter Begleitung der Trommel, des Tamburins und anderer ländlicher Instrumente bald einzeln, bald im Chor Romanzen, Singstrophen (Coplas) u. s. w., wovon sodann dort sechs Volkslieder zum Weihnachtsfeste ebenfalls einen Platz finden. Auch an der kirchlichen Feier des heiligen Dreikönigstages nimmt hier das Volk Theil, indem um die auf einem Altar aufgestellten Bilder der heiligen Familie Kinder als Engel gekleidet und Hirten, welche Opfergaben gebracht haben, einen feierlichen Tanz aufführen; dann kommen die heiligen drei Könige, die auf festlich geputzten Pferden mit Gefolge und unter Vortragung eines Sternes bis zur Kirche geritten und vor derselben abgestiegen waren, und bringen die bekannten Opfergaben: Weihrauch, Myrrhe und Geld. Von den Dreikönigsliedern werden aber nur wenige Coplas als Motto des obenerwähnten Sittengemäldes von Fernan Caballero und nach diesem von Wolf mitgetheilt. Auch in den spanischen Weihnachtsliedern finden sich manche Anklänge an die ausgebildeteren volksmäßigen Weihnachtsspiele außerhalb Spaniens. **K.**

* Beiträge zur spanischen Volkspoesie aus den Werken Fernan Caballero's. Mitgetheilt von Ferdinand Wolf. Wien, Hof- und Staatsbuchdruckerei, 1859.

Frankreich.

Französische Liebeshändel.

George Sand und die Brüder de Musset.

Daß Liebe sich in Haß verwandeln kann, beweisen die Schmähschriften, welche Aurora Dudevant gegen Alfred de Musset in die Welt geschickt hat, denn nur durch die Voraussetzung leidenschaftlichen Hasses ist es zu begreifen, daß ein weibliches Wesen im Stande ist, den Gegenstand einstiger Liebe mit allen seinen Gebrechen an den Pranger der Oeffentlichkeit zu stellen.

Das schauderhafte Schauspiel, einen Todten und eine Frau auf die Weise Preis zu geben, hat sich kürzlich in Frankreich zugetragen durch Veröffentlichung der vielbesprochenen Romane Elle et Lui und Lui et Elle: Ersterer unter George Sand's Name von Aurora Dudevant, Letzterer von Paul de Musset, dem Bruder des verleumdeten Todten.

Es ist nicht ritterlich, sich an einer Dame zu rächen, aber es ist menschlich, wenn es wegen eines Bruders geschieht. Das Bild, welches Paul de Musset von der berühmten Schriftstellerin entwirft, ist um so abschreckender, als es offenbar einige ähnliche Züge enthält. Er nennt sie Olympia von B. und macht sie zur Komponistin, das ist aber auch die ganze Maske. Er schildert sie so deutlich, daß ein Blinder sie erkennen muß. Die Auflösung ihres Verhältnisses mit Sandeau bildet den Eingang des Romans, Cazeau lautet der veränderte Name, und statt George Sand, heißt sie William Caze. Die Herzlosigkeit der Verabschiedung dieses Liebhabers ist wohl schon eine kleine Verleumdung, obwohl der Brief Olympia's an Cazeau eine meisterhafte Nachbildung des Styls und der Empfindungsweise George Sand's ist:

„Wozu die Erklärung suchen für die Ursachen meines Erkaltens? Die Liebe geht, wie sie gekommen ist, ohne Grund, oder vielmehr sie stirbt,

weil Alles ein Ende haben muß. Glauben Sie, daß man sich ihrer entledigen kann, wie eines Kleides, das man nicht mehr tragen mag? Sie beschuldigen mich, meine Gefühle gewaltsam abgetödtet zu haben. — Ach, armes Kind, ich wollte gern, daß meine Thorheit so lange angehalten hätte, als die Ihrige! ich wünsche sie zurück, ich weine um sie, aber ich bin nicht im Stande, sie auch nur um eine Minute zu verlängern. Ich bin daraus erwacht, wie aus einem reizenden Traume, aber einmal erwacht, vermag keine Macht der Erde uns noch einmal in denselben Schlaf zu lullen. Die Zukunft soll der heiligen Freundschaft gehören. Die Gluth Ihrer Jugend und die Aufregung Ihrer Leidenschaft hat Sie bisher gehindert, die Keuschheit meiner Zärtlichkeit, die Mütterlichkeit meiner Empfindung für Sie zu begreifen. Ich habe Sie nicht Ihrer Jugend wegen geliebt, wie es die gewöhnlichen Frauen gethan haben würden, die ein Spielwerk Ihrer Sinne sind; ich habe Sie trotz Ihrer Jugend geliebt! Diese hätte mich eigentlich vor einer Schwachheit schützen sollen, die ich jetzt so bitter bereue, weil unsere Trennung die nothwendige Folge davon ist. Anstatt mich zu schelten, sollten Sie doch daran denken, daß ich Ihnen nur nachgab, um Ihnen Leiden zu ersparen. Ich erkenne es zu spät, daß meine Aufopferung nur größere Leiden über Sie gebracht hat. Ich komme mir vor, wie eine barmherzige Schwester, die ihren Pflegling durch übermäßige Sorgfalt beinahe in's Grab bringt; um Sie nicht gänzlich zu tödten durch falsches Mitleid, muß ich Ihnen wiederholen: Ihre Abreise ist eine Nothwendigkeit.“

Olympia fürchtet, daß dieser spitzfindige Brief, der auf eine entsetzliche Weise das Heilige mit dem Sündhaften verwechselt, nicht die gehörige Wirkung haben würde; sie eilt in ihrer koketten Männerkleidung zu Cazeau und zwingt ihn mit den süßesten Worten zur Abreise. Als sie fort ist, holt sie den Schlosser, läßt das Pult erbrechen, worin ihre Liebesbriefe verwahrt sind, verbrennt sie und ruft: „endlich bin ich ihn los!“

Zu bemerken ist hierbei, daß der Anfang dieses Briefes fast wörtlich in einem Romane Sandeau's steht, aber dort ist es ein Mann, der seine unglückliche Geliebte damit verabschiedet. Sandeau hat sich wahrscheinlich auf diese feine Weise gerächt, indem er die Unweiblichkeit der Ausdrucksweise nur für die Schreiberin darthat. Der Schluß des Briefes ist mit kleinen Veränderungen dem Roman der Sand: Elle et Lui entlehnt. Paul de Musset sagt an einer andern Stelle von ihr: „Sie wiederholt die Worte Keuschheit und schwesterliche Liebe bis zur Unanständigkeit.“

Der Verabschiedung Cazeau's folgt bei Paul de Musset eine groteske Szene im Hause Olympia's, wo sie in gesticktem Schlafrock und niedlichen Pantoffeln ihre burschikosen Freunde mit Punsch und herrlicher Musik bewirthet. Dieselben machen ihr Vorwürfe über Cazeau, und sie behauptet mit dreister Stirn, daß sie ihn nie geliebt habe. Die rohe Gesellschaft, die offenbar mit Portraitähnlichkeit gezeichnet ist, wird Olympia selbst bald zuwider, als sie den feinen, aristokratischen Herrn von Falconney (Alfred de Musset) kennen lernt. Nach kurzer Zeit liebt sie ihn, bietet ihm aber nur „die heilige Sympathie und die keuschen Gefühle der Freundschaft“ an, um ihn desto sicherer an sich zu fesseln. Das Paar reist nach Italien, und Paul de Musset widerlegt bei jeder Stadt die Szenen, welche Georg Sand auf derselben Reise in Elle et Lui geschildert hat. Schließlich wird Falconney in Neapel krank, nach Georg Sand ebenfalls; anstatt aber von seiner Geliebten so aufopfernd gepflegt zu werden, wie diese schildert, verliebt sich Olympia in einen hübschen, aber dummen italiänischen Wundarzt. Beide trinken am Krankenbett aus einem Glase, küssen sich, was der Fieberkranke im Schattenspiel an der Wand sieht und nicht glauben will, bis er auch ihre Reden hört, die ihn überzeugen müssen. Als Falconney beinahe hergestellt ist, macht er ihr Vorwürfe; sie leugnet und behauptet, er sei wahnsinnig, ja sie droht ihm, mit Hülfe des Wundarztes, ihn in ein Tollhaus einsperren zu lassen, blos um ihn zu hindern, in Paris die Geschichte ihrer Verirrung zu verbreiten. Er verspricht ihr, zu schweigen und ärgert sie durch die Ruhe, womit er fortan ihre Untreue aufnimmt. Er verspottet sie und den ungebildeten Doktor; ihr Stolz empört sich dagegen, sie macht Versuche, durch neue Koketterien den zu schnell geheilten Liebhaber wieder zu gewinnen. Falconney ist zwar entrüstet über diesen fürchterlichen, weiblichen Ehrgeiz, aber er fühlt sich solchen Künsten gegenüber doch nicht stark genug. Er reist ab und überläßt Olympia dem Wundarzt, den sie aus Verdruß auch gleich sehr schlecht behandelt. Geduldig antwortet er: „Ach ich will mir Alles gefallen lassen, wenn du mich nur liebst, theure Olympia,“ worauf sie ihn wüthend anfährt und mit vieler Selbsterkenntniß sagt: „Wünsche es nur nicht zu sehr, daß ich dich liebe!“

Die weiteren Ereignisse von Musset's Roman gehen in Paris vor sich. Er erspart seinem Opfer der Rache keine einzige Schwäche, keine einzige Lächerlichkeit, keine Falschheit oder keine Bosheit, keine einzige Unwürdigkeit. Ihre verschiedenen Verbindungen mit Liszt, Chopin und Anderen werden an's Tageslicht gezogen und lächerlich gemacht. Paul de Musset behauptet, alle Details von Falconney selbst erhalten zu haben, fügt aber hinzu, daß er demselben heilig versprochen, sie nie zu veröffentlichen; nur wenn Georg Sand es sich einfallen ließe, den einstigen Geliebten zu verleumden, wie sie es mit Allen gemacht, die in einem näheren Verhältniß zu ihr standen, nur dann sollten diese Details als Vertheidigung dienen.

Empfindlicher konnte die berühmte Schriftstellerin nicht bestraft werden, als durch diese Antwort auf ihre eigene Schmähschrift. Es wird ihr nie gelingen, einen so nachtheiligen Eindruck zu verlöschen; sie ist zu sehr mit ihren eigenen Worten, mit Hülfe ihrer eigenen Briefe geschildert, als daß nicht Jedermann die Menge von Wahrheit herausfinden sollte, die unter die Uebertreibungen und Verleumdungen gemischt ist.

George Sand gesteht es selbst zu, daß Paul de Musset sie gemein und bis in's Innerste getroffen hat; sie will sich vertheidigen und weiß waschen durch Veröffentlichung der Briefe Alfred's de Musset. Es wird in ihnen ein neues interessantes Aktenstück zu diesen merkwürdigen französischen Liebeshändeln gefügt werden, aber der zerstörte Nimbus wird sich schwerlich um Georg Sand's Haupt wieder dadurch herstellen lassen. Der einfache, wahrhaftige, beinahe keusche Ton, der ihr in ihren Memoiren alle Herzen gewann, hat seinen Zauber verloren, seit man weiß, daß sie nur darum vermieden hat, Geständnisse darin abzulegen, um desto ungestörter unter falschem Namen alle Schuld ihrer Verirrungen auf andere Schultern werfen zu können.

Das Pamphlet gegen Alfred de Musset: Elle et Lui unterscheidet sich übrigens nur in den Färbungen der Persönlichkeiten von den meisten Romanen Georg Sand's. Es handelt sich wie gewöhnlich nur um drei Personen: eine aufopferungsbereite Frau, die eigentlich Scheu vor der Liebe hat, aber doch stets mit Leib und Seele sich ihr hingiebt, einen egoistischen, brutalen Liebhaber, der alle edlen, feinen Empfindungen grausam mit Füßen tritt, und einen vortrefflichen Freund, der schließlich von der mißhandelten Frau geliebt wird, trotzdem sie ihre Treue dem Geliebten verpfändete. Die Kunst Georg Sand's besteht darin, mit diesen drei Personen, wie Rousseau mit seinen drei Noten, immer wieder die angreifendsten, naturwahrsten Seelengemälde darstellen zu können.

Trotz der klaren, ausführlichen, völlig objektiven Darstellung, weht der Flammenhauch der Leidenschaft in diesem Roman, wie in allen früheren, und zwar der Leidenschaft des Hasses. Diese Frau haßt den Gegenstand ihrer Liebe — aus Hochmuth und Selbstüberschätzung behaupten ihre Feinde und Verleumder — aus gekränktem Stolz über ihre Erniedrigung, möchten wir sagen.

Georg Sand hat in sich das echt weibliche Gefühl nicht unterdrücken können, die Reinheit und die Tugend zu lieben; daß diese in den wechselvollen Liebesbanden leiden, fühlt sie jedes Mal mit neuem Schmerz und rächt sich deshalb an den Theilnehmern oder auch wohl Urhebern ihrer Erniedrigung dadurch, daß sie mit scharfer Sonde ihre Fehler untersucht und der großen, schadenfrohen Menge preisgiebt, die beutelustig darüber herfällt. Es mag sein, daß es mehr Ehrgeiz als Tugendliebe ist, was Georg Sand empfindet bei den Versuchen sich zu erheben, und es muß zugegeben werden, daß sie nicht die edelsten Mittel dabei anwendet, aber schon das heftige Verlangen, fleckenlos zu erscheinen, ist ein Beweis für die Existenz des Sittlichkeitsgefühls, das Paul de Musset ihr in seiner Schmähschrift so gänzlich abzusprechen sucht. Wenn sie wirklich so tief gefallen ist, wie er behauptet, so hat sie wenigstens offenbar ein Grauen vor der eigenen Sünde empfunden; indem sie versuchte, sich selbst in der ursprünglichen Reinheit darzustellen, was jedenfalls, selbst wenn es Heuchelei wäre, nach dem bekannten Ausspruch Labruyère's der Zoll ist, den das Laster der Tugend darbringt.

Für die Sittengeschichte Frankreichs geben diese Liebeshändel einen ergiebigen Kommentar, und so verwerflich ihre Veröffentlichung an sich ist, so kann doch in dieser Hinsicht viel belehrender und interessanter Stoff daraus gewonnen werden. **L. v. H.**

Holland.

Das heutige Holland, sozial und literarisch.

III.

Kunst, Literatur und Sprache.

Die Kunst der Rede ist in Holland, trotz der Amsterdamer Gesellschaft Felix Meritis, mangelhaft vertreten. Von den holländischen Parlamentsrednern habe ich keinen als bedeutend nennen hören. Ebensowenig haben, wie es scheint, das heutige Schauspiel oder die lebenden Schauspieler bedeutende Erscheinungen aufzuweisen.

Wenn ich hieran die Kanzelberedtsamkeit reihe, so thue ich das mit dem Gefühl, daß zwar die Weihe der priesterlichen Rede von einem Bewußtsein herrührt, das die Kunst an sich nicht giebt, daß aber Alles, was in seiner Form schön und vom Menschengeist geschaffen ist, durchaus der Kunst angehört; wie es denn auch nicht den höchsten Maßstab für die Religiosität des Priesters bildet, und nur insofern mit der Religion zusammenhängt, als überhaupt Religion und Kunst Eines Wesens sind. Leider fand ich nicht Gelegenheit, den gefeiertsten Kanzelredner des gegenwärtigen Hollands, den Rotterdamer Prediger Dr. van Oosterzee, zu hören. Manchem deutschen Leser ist die frische und phantasiereiche Darstellung bekannt, mit der er zum ersten Mal in der Behandlung der Stellung Goethe's zum Christenthum die chronologische Eintheilung in drei Entwicklungsperioden dieses Verhältnisses durchführte.*)

Ein Blick durch die Schaufenster eines holländischen Buchladens oder die Buchhändler-Anzeige einer holländischen Zeitung genügt, uns von einer erfreulichen Thatsache zu überzeugen: die deutsche Literatur wird in Holland am meisten gelesen. Gar kein Ende nehmen alle die Uebersetzungen „uit het Hoogduitsch." Da sind Auerbach's „Schatz-Kästlein" zu niederländischen „Juweelen" geworden, und kein Geringerer als van Lennep hat sie so verwandelt. Da sind Schiller's Gedichte und Burmeister's Geologie; Heine freilich nur in der Ursprache, aber eine vorzügliche „Vertaling" von Schlosser's „Wereld-Geschiedenis" und billiger als das Original.**) Einzelne Holländer sprechen unsere Sprache so, daß selbst der Deutsche den Ausländer kaum heraushört. Dr. van Oosterzee ist nicht nur mit Goethe selbst vertraut, er hat auch Alles gelesen, was Bemerkenswerthes über unseren Dichter geschrieben wurde; und dies keineswegs als Fachstudium, sondern zur Erholung von seinen theologischen Arbeiten. Diese große Geltung unserer Literatur ist um so erfreulicher, als die vlaemische Hälfte Belgiens uns durch den überwiegenden Einfluß französischer Bücher entfremdet zu werden droht.

Die Wissenschaft zählt in den Niederlanden einige hervorragende Erscheinungen auf dem Gebiete der Chemie (an der Universität Utrecht), der Augenheilkunde (der begabte und herrliche Mensch, der tüchtigste Augenarzt Hollands, Professor Donders zu Utrecht), der evangelischen Homiletik (Dr. van Oosterzee). Deutsche Sprachwissenschaft, die Arbeiten unserer Grimm und Diez, wird dort sehr gewürdigt und eifrig angewandt (Prof. Brill in Utrecht), wie sich ihre Resultate ja nun auch in England und Amerika verbreiten durch die Sprachlehren Latham's und Fowler's. An diese Namen ließen sich andere aus der Gegenwart anreihen; aber ich fürchte, im Großen und Ganzen wird Holland, wenn es gilt, Schriftsteller von europäischer Wirksamkeit aufzuführen, hinter den großen Kulturvölkern unserer Zeit und selbst hinter Dänemark zurückstehen müssen. Und das muß an den Schriftstellern selbst liegen, weit mehr als an der allgemeinen Unbekanntschaft mit holländischer Sprache und Literatur. Der Beweis dafür ist sehr einfach. Haben wir uns entgehen lassen, was in Dänemark und Schweden Bedeutendes geschrieben worden ist? Kennen wir nicht Holberg und Oersted, ebenso gut als Esaias Tegnér? Die einzigen niederdeutschen Bücher, die bei uns, in der Uebersetzung, viel gelesen werden, sind die vlaemischen Romane von Hendrik Conscience. Nun gibt es freilich im Holländischen interessantere Dinge zu lesen als diese Romane; aber den Vorwurf würden uns die Holländer mit Unrecht machen, daß wir Meisterwerke ihrer neueren Literatur aus Unkunde ignorirten. Soll hier eine Ausnahme statuirt werden, so kann es nur in der Dichtung sein, von der ich später rede. Wissenschaftliche Werke, für einen größeren Leserkreis geschrieben, sind es nicht. Unsere Grimm kennen die holländische Sprache genau; sie würden uns das vermittelt haben. Sollte ich mich täuschen, so würde ich Holländern oder Kennern ihrer Literatur für den nöthigen Hinweis verpflichtet sein. Dann wäre nur zu verwundern, warum sie sich nicht Mühe gaben, diese vortrefflichen Sachen durch eine Uebersetzung den deutschen Lesern näher zu bringen. Darin die Initiative zu ergreifen, kann ihrer Würde nichts schaden, sie sind es uns vielmehr und sich selbst schuldig. Hat sich doch Freiherr von Bunsen nicht verdrießen lassen, „Soll und Haben" den Engländern durch Vorwort und Durchsicht einer Uebersetzung bekannt zu machen. Ich fürchte, seit Hemsterhuis schuf Holland kein wissenschaftliches Werk mehr von allgemeiner Bedeutung.

Darum aber stimme ich keineswegs überein mit der Verachtung holländischer Sprache und Dichtung, die jetzt bei uns gäng und gäbe ist. Erklärlich genug ist unser Vorurtheil, aber so schroff wie es meist auftritt, durchaus unbegründet; erklärlich, weil eine sehr große Zahl von Wörtern, die wir nur aus unseren Dialekten kennen, und die in diesen eine triviale Bedeutung haben, im Holländischen zu Ausdrücken der gehobenen Rede gestempelt worden sind. Ist das aber ein Maßstab für die Beurtheilung einer Sprache? Der Eindruck ist zu natürlich, um nicht anfänglich auf Jeden mit einer gewissen Stärke zu wirken. Bald genug aber schwächt ihn die Gewohnheit bis zum völligen Vergessen ab, und er taucht dann nur bei jedem neuen Ausdruck wieder auf, der unsere hochdeutschen Ohren gar zu sehr an das „Platt" erinnert. So ist es denn allerdings, bei der ersten Bekanntschaft wenigstens, etwas schwer, von einer Vondel'schen Stelle begeistert zu werden, wo wir „Herzwunde" als „hartsquetzur" und „Höhle" als „spelonck" wiederfinden. Immerhin aber werden wir uns von vornherein gestehen müssen, wie unbillig es ist, sich durch eine zufällige Sache in unserem Urtheil bestimmen zu lassen. Ist denn das der Maßstab, nach dem man eine Sprache beurtheilt? Für den Franzosen oder den Engländer fällt jener Eindruck ganz weg. Zwar werden auch sie dem Niederländischen keinen besonderen Wohlklang zuerkennen; darin liegt ja aber überhaupt die Stärke der Sprachen des germanischen Nordens nicht. Legen wir aber den vornehmsten Maßstab an, fragen wir nach der Bildung, dem Reichthum der Schattirungen, der Biegsamkeit des Formenbaues, so wird die holländische hinter wenigen Sprachen zurückstehen. Sie wechselt in den mannigfachsten Satzverbindungen; die Nebensätze fügen sich mit befriedigender Kühnheit und Abwechslung zur Periode zusammen, obgleich die Gelenke etwas steif sind. Breite Ausdrucksweise ist der Hauptfehler des Holländischen; er verdirbt gerade ihre feierlichste Dichtung, während er in der wissenschaftlichen Prosa hauptsächlich durch langathmige Wörter stört, in der Novelle dagegen, wie in der Unterhaltung, sogar häufig durch eine glückliche Kürze verdrängt wird. Ich habe Novellen gelesen, die den abgeschliffenen eleganten Ausdruck und den Esprit der französischen leichten und geistreichen Manier meisterhaft wiedergeben, — wohl nicht weniger vollkommen wie A. von Sternberg, und Gutzkow in den Billets an Helène d'Aprémont. Wer sollte die holländische haute-volée und ihre Sprache dazu fähig halten?* Auch jene vornehme Gattung des wissenschaftlichen Styls habe ich im Holländischen wiedergefunden, die statt des einfachen gern den glänzend und fremdartig schillernden Ausdruck sucht, sich eben darum oft unnöthiger Weise des fremdländischen statt des deutschen Wortes bedient und mit schwungvoller Siegesgewißheit viele Bildung und das anhaltende Streben nach Genialität ausdrückt, nicht aber einen vollkommen durchgebildeten Geschmack. So prächtige Exemplare dieser Gattung freilich, wie wir sie an Mommsen's Römischer Geschichte und Haym's Leben Wilhelm's von Humboldt besitzen, kenne ich in der holländischen Literatur nicht. Dagegen findet sich hier die klassische, einfach edle Schreibart, zu der man von allem exoterischen Glanz endlich so gerne zurückkehrt, und, mit ihr verbunden, jene glückliche Darstellung und jene feine Beobachtung, die an dem oft Betrachteten zwanglos neue Seiten zu entdecken weiß, oder das Bekannte so eigenthümlich vorträgt, daß es als neu erscheint. Es findet sich die kräftig vordringende Rede, in welcher These und Antithese in kurzen Sätzen abwechseln. Wir begegnen endlich auch jener Fülle der Sprache, welche gesunde, klare und tiefe Gedanken mit reichem, aber unverkünsteltem Schmucke umgiebt. Das „Magazin" hat in einem frühern Jahrgange bereits die Analyse eines der berühmtesten holländischen Dramen,

---

* „Goethe's Stellung zum Christenthum." Ein literarischer Vortrag von Dr. J. J. van Oosterzee. Mit einem einleitenden Vorworte von Prof. Dr. J. P. Lange in Bonn, Bielefeld, Velhagen und Klasing, 1858. (Zuerst abgedruckt in Gelzer's Zeitschrift: „Monatsrosen.")

** Uebersetzt von D. van Hinloopen Labberton und J. Terwen, Rotterdam, Petri, 1857. Die Uebersetzung wird noch fortgesetzt. Sie erscheint in Lieferungen zu 60 Cents (etwa 10 Ngr.) vollständig 20 Gulden. Die Ausstattung ist besser als die des Originals.

* Wem die Sache zweifelhaft scheint — dem ist sie schwerlich viel unwahrscheinlicher vorgekommen, als mir, ehe ich die Novelle „Blaauwe Kousen" und eine andere, deren Titel ich vergaß, im Jahrgang 1859 der Zeitschriften „Tijd", „Tijdspiegel", „Gids" und „Nederland" gelesen hatte.

vielleicht des vorzüglichsten, geliefert, nämlich von Bondel's „Lucifer". Proben aus Cats, Bilderdyk und Tollens würden gewiß ebenfalls ansprechen; von dem Letzteren rührt das schöne Nationallied der Niederländer her: „Wien Néerland's bloed." Hier liefere ich eine kurze prosaische Probe zur Unterstützung des Gesagten. Handelte es sich um Spanisch oder Neugriechisch, so würde ich durch eine Uebersetzung manchen Leser zu beleidigen fürchten in dieser polyglotten Zeit; so aber wird es ohne eine solche nicht wohl gehen, will ich anders Mehrere für die Ansicht gewinnen, daß die holländische Literatur doch einiger Beachtung werth sei.

Het menschelijk ligchaam.

Waar is een kunststuk het menschelijk ligchaam evenarend? Daar staat hij, eener opgerigte zuil gelijk, het hoofd pralende met waardigheid en bevalligheid. Zijne bewegingen zijn gemakkelijk, vatbaar voor de zachtste ronding, op duizenderlei wijze te vermenigvuldigen. Allerlei standen, allerlei overgangen, allerlei uitdrukkingen zijn daarvan het gevolg; eene even duidelijke als bevallige taal sprekende* voor het oog. Altijd nieuw, altijd fraai is de menschelijke gestalte. Terwijl zij op eenen onnoemelijk kleinen grondslag rust, waarop zij door de volmaaktste evenredigheid wordt staande gehouden; terwijl zij dezen natuurlijken stand elk oogenblik verlaat, en steeds zonder moeite een nieuw evenwigt vindt; terwijl ze zich in allerlei bogten wringt, tot allerlei inspanningen laat brengen, om allerlei werkzaamheden te verrigten, blijft de wonderbaare gedaante, bij vereischt bestuur, altijd fraai, altijd belangwekkend. Jedere houding is slechts eene andere schoonheid, een ander beeld. Swart.

Der menschliche Körper.

Wo ist ein Kunstwerk dem menschlichen Körper gleich? Da steht er, wie eine aufgerichtete Säule, das Haupt mit Würde und Anmuth prangend. Seine Bewegungen sind leicht, der leisesten Rundung fähig, auf tausenderlei Art zu vermannigfaltigen. Allerlei Stellungen, allerlei Uebergänge, der vielartigste Ausdruck sind die Folge davon; sie sprechen zu dem Auge eine ebenso deutliche als anmuthige Sprache. Immer neu, immer schön ist die menschliche Gestalt. Während sie auf einer außerordentlich kleinen Grundlage ruht, auf der sie durch das vollendetste Ebenmaß aufrecht erhalten wird; während sie diese natürliche Stellung jeden Augenblick verläßt, und immer ohne Mühe ein neues Gleichgewicht findet; während sie sich in allerlei Biegungen windet, zu allerlei Anspannungen bringen läßt, um jede Art von Verrichtung zu vollführen, bleibt die wunderbare Form, bei erforderlicher Herrschaft, immer schön, immer anziehend. Jede Haltung ist nur eine andere Schönheit, ein anderes Bild. F. Worthmann.

Brasilien.

Das Parceria-System in Brasilien.**

Mit Liebe auf den Lippen und herzgewinnender Freundlichkeit durchziehen philanthropische Männer Deutschland und die Schweiz, loben und bedauern den im Schweiß seines Angesichts ackernden Bauer, reden ihm von dem warmen, klaren Himmel, der sich über einem Landstrich von ewiger Fruchtbarkeit wölbt, malen ihm in glänzenden Farben ein Leben, in dem geringe Mühe sich mit ungeahntem Reichthum lohnt, und weisen dem Gläubigen am Ende ein Stück Papier, welches ihm freundliche Aufnahme und gesicherte Existenz jenseit des großen Meeres und billige Fahrt hinüber verspricht. Froh, seiner Sorgen mit einem raschen Entschluß ledig zu werden, unterzeichnet der Landmann das Papier; es ist ja völlig unverfänglich. Er verkauft sein Mobiliar und seinen Morgen Acker, schnürt sein Bündel und ladet es in den Eisenbahnwagen und seine Familie hinterdrein. Er schüttelt den Staub von den Füßen und steigt mit Kind und Kegel zu Schiffe. Fort in's gelobte Land, das soll ein neues, frisches Leben werden, und arbeitsmuthig ist er ja; wo die Arbeit solchen Segen bringt, wie viel wird er gewinnen, gesund und sparsam und tüchtig, wie er ist!

Er hat den Kontrakt unterschrieben, der ihn mitten hinein in das Herz des Kaiserstaates liefern und dort weiter sorgen wird. Der Kontrakt war seine letzte freie Handlung — von nun ab geht er in Fesseln einher. Die Bedürfnisse des Lebens in Rio de Janeiro haben einen hohen Preis, und er ist fremd im Lande; aber der deutsche Philanthrop hatte mit seinem Geschäftsfreunde darüber Alles abgeredet, und glücklich trifft der Bauer auf der Pflanzung ein, geleitet von den Sendlingen des Gutsherren, der ihm Unterkunft bietet; die Reisekosten wolle man seinerzeit berechnen und loyale Preise stellen, hatte man ihm gesagt, und nun kommt der Tag der Abrechnung.

Die Summe ist hoch; aber die Löhne für Fuhrwerk und Pferde, die Lebensmittel und die kleinen Bequemlichkeiten erfordern so große Baarmittel, und die gewissenhaft notirten Kosten übersteigen in der That den landesüblichen Maßstab nicht. Die Summe ist hoch, und der Bauer besitzt nicht so viel, sie bestreiten zu können; großmüthig schießt der Gutsbesitzer das Fehlende vor, und zu Beider Vortheil und Sicherstellung wird ein Vertrag über die Zahlung der Schuld und über die gegenseitige Stellung der Kontrahenten abgeschlossen, der den Fremden zugleich den Weg vorzeichnet, wie er ein vermögender Mann wird. Dieser Vertrag enthält nichts Ungesetzliches nach dortigen Begriffen; aus seinem Rechtstitel kann der Fremde vor zuständigen Gerichten fordern, was Rechtens ist; er ist klar und leicht verständlich, Teufeleien läßt er nicht zu. Und wäre es auch, und mag auch Manches daran ihn erschrecken, der Kontrakt muß unterzeichnet werden, soll die Familie nicht von vorn herein in tiefes Elend gerathen; es giebt keine Zuflucht außer ihm. — Der Kontrakt ist die Grundfeste des Parceria-Systems. Zwei freie Männer unterschrieben ihn — der Eine ein Großer des Reiches, der Andere ein kräftiger Mann und Vater einer rüstigen Familie; nicht lange, so wird dieser in Verzweiflung und Verkommenheit untergegangen, jener nicht größer und reicher sein.

Das Parceria- oder Halbpartsystem ist im Wesentlichen eine Ueberlassung von Ländereien an Kolonisten gegen einen Gewinn an der Aernte auf unbestimmte Zeit, d. h. mindestens bis zu dem Termine, an welchem die erste und die neu aufgelaufenen Schulden des Pächters nebst 12 Procent jährlichen Zinsen getilgt sind. Auf eigenwilliges Verlassen der Kolonie ohne Genehmigung des Grundherrn ist eine Conventionalstrafe (bis zu 100 Milreis!) gesetzt, und ein Vertragsbruch bringt den Ansiedler in die Unannehmlichkeit, nach dem Schuldthurm befördert zu werden.

Bis der Pächter im Stande ist, sich selbst zu helfen, liefert der Gutsherr das zum Unterhalt der Familie Erforderliche. Diese provisorischen Auslagen werden zur Schuld addirt, die Posten für Lebensmittel jedoch nur mit 6 Procent, statt nach dem landesüblichen Zinsfuße verzinst; auch müssen die Kolonisten für ihre kleinen Wohnungen in der Fazenden Miethe zahlen.

Die Pacht wird in Ermangelung baaren Geldes in Früchten abgetragen; und zwar übergiebt der Ansiedler die Aernte — die auf besonders angewiesenem Boden erzeugten, zum Leben nothwendigen Lebensmittel und andere selbstverbrauchte Produkte abgerechnet — dem Gutsherrn, welcher sie in Gemeinschaft mit dem Kolonisten oder gegen Entgeld allein verkaufsmäßig herrichten läßt, dann auf den Marktplatz schafft und die eine Hälfte des reinen Erlöses nach Abzug der hohen Fracht nach einem entfernten Markte dem Kolonisten zurück giebt, während die andere Hälfte für ein Stückchen werthloses Land seinen Pachtszins darstellt. Zur Deckung des Schuldzinses verpfändet der Kolonist einen angemessenen Theil des ihm zufallenden Erlöses, so daß ihm oft nach Bestreitung der vom Grundbesitzer ausgelegten Beträge nicht nur nichts übrig bleibt, sondern sogar seine Schuldenlast sich erhöht.

Die Aernte besteht größtentheils in Kaffee; die zur Kultur überwiesenen Bäume hat der Ansiedler kontraktlich gebührend zu pflegen und vollzählig zu erhalten. Mißräth die Ernte, so verringert sich zwar die Naturalpacht, aber der Geldzins wird unverändert fortbezahlt, oder, ist er unerschwinglich wie fast stets, zum Kapital geschlagen. Da es in der Hand des Grundherrn liegt, guten oder schlechten Boden mit mehr oder weniger Arbeitserforderniß und reichem oder magerem Erzeugniß anzuweisen, so bestreben sich — weit entfernt, auf gewissenhafte Erfüllung der gegnerischen Verpflichtungen zu dringen, die Ansiedler um die fürsorgende Gunst des Besitzers. Die Barone des Reiches beuten diesen Umstand auf alle Weise aus, rechnen ihre Auslagen mit doppelter Kreide, führen zweierlei Maaß und Gewicht, nehmen für ein paar Monate vollen Jahreszins und erlauben sich

* Sprekende, sprechend: hier zeigt sich, an einem charakteristischen Beispiel, die größere Breite des Holländischen: das Part. Pr. schleppt ein halblautendes e am Ende nach.

** Nach der Schilderung des Dr. Lallemant in seiner „Reise durch Südbrasilien." Leipzig, Brockhaus, 1859.

derartige kleine Betrügereien mehr, bis endlich die Geduld des sanftmüthigsten Kolonisten reißt, bis er versucht, sich beim Gerichte Hülfe zu verschaffen, bis er — auch dort keine findend — das Weite sucht.

Zwei Stipulationen in den meisten Halbpartverträgen sind noch besonderer Erwähnung werth. Die eine spricht dem Grundherrn das Recht zu, den Kontrakt an wen immer abzutreten, falls der Kolonist nicht annehmbare Gründe(!) dagegen hat. Diese Bedingung überliefert ihn mit der Scholle dem neuen Besitzer, und als Parceria-Mann geht er wie ein Sklave von einer Hand in die andere über. — Eine der widerwärtigsten Bestimmungen ist die solidarische Haftbarkeit aller Familienglieder — so zwar, daß Frau und Kinder für des Mannes Schulden mit aufkommen müssen und an den Vertrag gekettet sind, bis sie sich auszulösen vermögen; und diesen Zeitpunkt hinauszuschleppen, wenn es ihm beliebt, fällt dem Grundbesitzer bei seiner ausgedehnten Machtbefugniß gar nicht schwer.

Man sieht, das Parceria-System ist — wie der treffliche Dr. Lallemant in seinem Reisebuche sagt — „ein schwarzes Blatt in der Entwickelungsgeschichte Brasiliens, eine Pestbeule im gesunden Aufblühen des freien Ackerbaues, viel schlimmer als je der Sklavenhandel war." Und dennoch wagen Deutsche das System zu preisen und Halbpart-Kolonisten hinüber zu locken — Schmach und Schande über sie!

Rußland.

Russische Finanzkrisis.

Nicht blos der österreichische Kaiserstaat befindet sich in einer Finanzkrisis, deren Tragweite für die künftige, innere und auswärtige Politik dieses Staates sich in diesem Augenblicke noch nicht übersehen läßt. Auch Rußland, dessen Staatskredit sonst den wohlbegründetsten Ruf besaß, scheint sich jetzt in einer ähnlichen Lage zu befinden. Ein Journal, das zur Wahrnehmung russischer Interessen im westlichen Europa gegründet wurde, der in Brüssel erscheinende „Nord," bringt über die Geld-, Handels- und Finanz-Krisis in Rußland einen aus St. Petersburg datirten Artikel, dessen Einleitung wir Nachstehendes zur Charakterisirung der gegenwärtigen Lage entlehnen:

„Die Umwandlung, die im Laufe eines einzigen Jahres in der ökonomischen Lage Rußlands stattgefunden, scheint wahrhaft erstaunlich. Wenn man den unglaublichen Aufschwung, der noch vor Jahresfrist in allen industriellen Unternehmungen herrschte und den mindestens scheinbar sehr gestiegenen Kredit, den zu jener Zeit das Land besaß, mit dem vergleicht, was wir jetzt vor uns sehen, so sollte man glauben, daß irgend ein großes Unglück, ein Krieg oder eine Hungersnoth, plötzlich über dieses Land gekommen sei, während wir doch bekanntlich mitten im Frieden und im Ueberfluß einer weit und breit reichlich ausgefallenen Aernte leben.

„Vor einem Jahre schien unser Privat-, wie unser Staats-Kredit seinen Gipfelpunkt erreicht zu haben. Täglich bildeten sich neue Actien- und Handels-Gesellschaften. Statt zehn Millionen, die man vom Publikum verlangt hatte, wurden hundert Millionen gezeichnet, jedes kurshabende Papier wurde hoch über seinen Nennwerth bezahlt und tausend neue Unternehmungen wurden eingeleitet. Der Wechselkurs allein deutete darauf hin, daß irgendwo im staatsökonomischen Organismus etwas nicht ganz in Ordnung sei.

„Seitdem hat sich Alles geändert; Geld und Kapitalien überhaupt scheinen den russischen Markt völlig verlassen zu haben. Der Handel ist dermaßen leidend, daß bereits einige ansehnliche Bankerotte und Geschäfts-Liquidationen stattgefunden haben. Alle Actien-Gesellschaften sind discreditirt und die Kurse ihrer Actien außerordentlich gesunken. Agio, das man sonst nur für Geld und Silber zahlte, wird jetzt für Kupfergeld bewilligt, weil auch dieses selten zu werden anfängt.

„Wie sehr viele Leute behaupten, ist unser Kredit im Auslande ebenso erschüttert, wie im Inlande, so daß es schwer, ja unmöglich werden dürfte, wie die Sachen jetzt stehen, im Ausland eine Anleihe zu bekommen. Pessimisten behaupten sogar, daß wir uns in einer finanziellen und staatsökonomischen Krisis befinden, wie sie noch nicht dagewesen. Steht es wirklich so um uns?

„Bevor wir diese Frage beantworten, fragen wir unsererseits, ob es möglich ist, daß ein junger Staat voll natürlicher Hülfsquellen, der sich auf dem Wege staatsökonomischer, sozialer und finanzieller Reformen befindet, wirklich in einem Jahre, ohne Erschütterung von außen, ohne Unordnung im Innern, ja ohne einen unmittelbaren Grund, in eine Finanzlage kommen kann, aus welcher, wie Einige behaupten, keine Rettung möglich ist? Besonders schwer begreifen wir, daß es wirklich Personen giebt, welche der Regierung den Rath ertheilen, daß sie in die Situation sich finden und durch Herabsetzung des Werthes ihres Papiergeldes gewissermaßen den Staatsbankerott erklären möge!

„Treten wir der Sache etwas näher, so finden wir, daß die gegenwärtige Krisis einen dreifachen Charakter hat: den einer Geld-, einer Handels- und einer Finanz-Krisis.

„Die Geldkrisis hat in der übertrieben starken Ausgabe von Papiergelt während des Orientkrieges ihren Grund. Dadurch ward die Landesvaluta entwerthet und alles Metallgeld nach dem Auslande getrieben. Das Verschwinden des Metallgeldes, das einem Staate in ökonomischer Hinsicht so unentbehrlich — wenn es nicht durch eine Reserve von Gold- oder Silberbarren gedeckt ist, die in einem Institute deponirt sind, das, wie die englische Bank, dem Handel als Regulator dient — sowie der Ueberfluß an Papiergeld, haben die von einer Geldkrisis untrennbaren Kalamitäten herbeigeführt: Schwankungen der Frucht- und Waaren-Preise, Unsicherheit der Geschäfte, Sinken des Wechselkursus, Schwächung des Kredits u. s. w.

„Was die Handelskrisis betrifft, so ist es gleichfalls unmöglich, an ihrer wirklichen Existenz zu zweifeln. Mancherlei Ursachen haben dazu beigetragen, sie herbeizuführen, zufällige und tiefer liegende. Zu den Letzteren muß besonders die Nothwendigkeit einer wesentlichen Umgestaltung unseres auswärtigen Handels gezählt werden. Seit sehr langer Zeit besteht dieser Handel in dem Austausche von Rohprodukten gegen fabrizirte Erzeugnisse. Bei diesem Austausche ergreifen wir nicht einmal die Initiative; uns kümmert es nicht, welches die Bedürfnisse und die Preise auf ausländischen Märkten sind; nicht für unsere Rechnung spediren wir unsere Produkte dahin, wo sie in gewissen Momenten leichter und besser verkauft werden können. Das ist uns Alles viel zu verwickelt und schwierig. Wir warten lieber ruhig bis die Commissionaire der großen Handlungshäuser des Auslandes zu uns kommen und die oder jene Waare von uns verlangen, und damit nicht zufrieden nehmen wir unter dem Versprechen, die Waare zu einer bestimmten Zeit zu liefern, im Voraus einen Theil der Zahlung oder auch das Ganze.

„Dieser Kindheits-Zustand unseres Handels, verbunden mit der durch den Krim-Krieg herbeigeführten Blokade unserer Häfen, wodurch England veranlaßt wurde, einen Theil seines Bedarfs an Talg, Hanf rc. von Amerika, Afrika und Australien zu beziehen, die seitdem in diesen Artikeln mit uns konkurriren, hat, gleichwie der Mangel an Metall-Valuten, unsere gegenwärtige Handelskrisis mit herbeigezogen.

„Was nun die Finanzkrisis betrifft, so existirt diese bisher allerdings mehr in der Einbildung als in der Wirklichkeit, da unsere Staatsausgaben wohl immer noch durch die Einnahmen gedeckt werden. Allein die Wirkungen der Geld- und der Handelskrisis können und müssen sehr bald dahin führen, daß auch unsere Staatsfinanzen in einem gefahrdrohenden Zustande sich befinden."

Mannigfaltiges.

— Gedichte von E. M. Arndt. Unser edler deutscher Sänger Ernst Moriz Arndt hat so eben in bewunderswürdiger Rüstigkeit seinen 91. Geburtstag gefeiert und will dem deutschen Volke als Vermächtniß „eine neue vollständige Sammlung seiner Gedichte in einer billigen volksthümlichen Ausgabe" bringen, damit diese vielfach zerstreuten patriotischen Gesänge, diese fast überall bekannten, aber auch vielfach entstellten Lieder des Jubelgreises in unverfälschter Gestalt bei seinen Lebzeiten den Gang in's Volk machen sollen. Es wird diese Ausgabe im Verlag der Weidmann'schen Buchhandlung in Berlin bereits gedruckt und binnen Kurzem erscheinen. Wir machen unsere Leser schon jetzt auf diese echt deutschen Kernlieder aufmerksam, da wir wissen, mit welcher Freude Arndt dieses Manuskript vorbereitet, und sind überzeugt, daß Arndt's Gedichte eine willkommene Gabe für Alt und Jung sein werden.

Arndt selbst spricht sich im Vorwort über seine neue Ausgabe der Gedichte dahin aus:

„„Die Zeit meines Scheidens ist nah, nah ist der Sturm, der meine Blätter herabweht.""

„Diesen Ossianischen Vers singen dem Neunzigjährigen die durch den Wald winterlich schwirrenden Vögel und fliegenden Blätter zu; eine Mahnung, daß er sein Haus bestellen und seine kleinen Dinge ordnen soll. Zu diesen kleinen Dingen gehören manche Verse und Reime, die

seit zwei Menschenaltern vielfach umhergeflogen, und, wie zu geschehen pflegt, nachgedruckt, verändert, verbessert oder verschlechtert sind. Er giebt sie hier nun seinem Volke als ein letztes Vermächtniß in der Gestalt, wie sie einst aus seinen Händen in die Welt ausgeflogen sind. Manche von ihnen sind seinen Deutschen lieb geworden, wohl nicht wegen ihrer Vollkommenheit, sondern eben, weil die meisten echte Kinder der Geschicke und Gefühle unserer Tage sind, Kinder des Augenblicks und der Gelegenheit.

„Mit ihnen sagt der alte Sänger und Schreiber allen seinen Freunden gleichsam sein letztes Lebewohl.

„Bonn am Rhein, in der Weihnachtswoche des Jahres des Heils 1859. Ernst Moriz Arndt."

— Herder's Cid-Romanzen in Schweden. Prinz Oscar von Schweden, Bruder des regierenden Königs, hat die Herder'schen Cid-Romanzen in's Schwedische übersetzt. Das fürstliche Werk, das von der Kritik sehr beifällig aufgenommen worden, ist mit außerordentlichem, typographischen Glanz ausgestattet und unter Anderm mit den schönen Vignetten der Cotta'schen Ausgabe geschmückt, wozu noch zwei treffliche Holzschnitte des Schweden Walbom gekommen. Das Buch ist dem regierenden Könige von Schweden gewidmet.

— Ulibischeff's Mozart. Bekanntlich ist die Arbeit über Mozart's Leben und Werke, die der verstorbene russische Musikkenner Ulibischeff geliefert, seiner späteren Arbeit über Beethoven weit vorzuziehen. Man hat nicht mit Unrecht die Mozart-Biographie des gelehrten Russen mit dem Buche des Engländers Lewes zusammengestellt. Beide Ausländer sind uns Deutschen mit einer umfassenden, objektiven und geistvollen Würdigung deutscher Genien vorangegangen. Denn Otto Jahn's gründliches Werk über Mozart, von welchem kürzlich der vierte und letzte Band ausgegeben wurde, war zur Zeit Ulibischeff's noch nicht erschienen. Kürzlich ist uns nun in zweiter, bedeutend erweiterter und wesentlich verbesserter Ausgabe die von Ludwig Gantter veranstaltete, deutsche Bearbeitung der Biographie und Kritik Mozart's von Ulibischeff zugegangen.* Wir begrüßen diese handliche Ausgabe, die sowohl in biographischer, als in musikalischer Beziehung jede Anforderung, welche die deutschen Mozart-Freunde an ein solches Werk machen dürfen, zu befriedigen vermag, mit wahrer Freude und empfehlen dieselbe zur weitesten Verbreitung. Den deutschen Bühnen-Directionen möchten wir namentlich auch zur Beherzigung empfehlen, was Herr Gantter den trefflichen Charakteristiken von „Don Juan" und „Cosi fan tutte" über die beste und würdigste Art der Aufführung dieser beiden Opern hinzugefügt hat.

— Leverrier's Planet zwischen Sonne und Merkur. Mit Bezug auf die von Leverrier zur Erklärung der Störungen in der Merkurs-Bahn aufgestellte neue Hypothese berichtet das von der kaiserlichen Sternwarte in Paris herausgegebene Bulletin météorologique: „Herr Lescarbault hat am 26. März 1859 den Durchgang eines Planeten an der Sonnenscheibe beobachtet. Von dieser Thatsache in Kenntniß gesetzt, hat sich Herr Leverrier nach Orgères, einer Ortschaft im Departement Eure und Loire, begeben, wo der genannte Beobachter seinen Wohnsitz hat. Herr Leverrier fand dort Gelegenheit, sich von der Authentizität der Beobachtung zu überzeugen."

— „Alltagsleben in London."** In einer Reihe von hübschen Genrebildern schildert Julius Rodenberg das „Alltagsleben in London," wie es sich in den verschiedenen Jahreszeiten, im Frühling und Sommer, im Herbst und Winter gestaltet. Eine „Frühlingsfahrt durch's Nordmeer" auf einem Bremer Dampfer, den er aus deutschem Patriotismus den von Hamburg fahrenden englischen Steamers vorzieht, führt ihn an die blühenden Ufer der Themse, deren erster Anblick ihm jedoch bald durch britische Zollbeamte und britischen Nebel verleidet wird. Auch in den andern Bildern werden die Licht- von den Schattenseiten mehr als aufgewogen, obgleich es keineswegs an ersteren fehlt, wie der Bericht über die „Weihnachtsfreuden" zeigt, der sich selbst nach den unübertrefflichen Schilderungen Washington Irving's und Dickens' ganz angenehm lesen läßt. Ueber den gastronomischen Theil dieser „Weihnachtsfreuden" ist aber der Verfasser offenbar noch sehr im Unklaren, indem er sogar den berühmten Weihnachts-Pudding mit den Mince pies verwechselt, wovon in der von ihm citirten Geschichte des kleinen Jack Horner die Rede ist, und wir können es daher nur billigen, wenn er das „Christmas Carol" zu Hülfe nimmt, um seine Leser in besagte culinarische Mysterien einzuweihen; gewiß wird Jeder die Bekanntschaft mit der Familie Cratchit, diesem Typus der ehrlichen und genügsamen Armuth recht gern erneuern. Nicht ohne Interesse ist auch der Abschnitt über das Parlament und die damit zusammenhängenden Clubs, die mit Recht als ein Hauptmittel bezeichnet werden, die Wechselwirkung zwischen dem parlamentarischen und dem Volksleben frisch und thätig zu erhalten. Ueberhaupt giebt das anspruchslose Werkchen einen höchst anschaulichen Begriff von dem Wogen und Treiben in der riesenhaften Hauptstadt, obwohl es bei seinem geringen Umfang natürlich darauf verzichten muß, den Gegenstand nach allen Richtungen hin zu erschöpfen.

— Schulen und Wohlthätigkeits-Anstalten der Polen in Frankreich. Die kürzlich erwähnte Schrift von Albert Gigot giebt hierüber folgende Nachrichten: Polnische, barmherzige Schwestern leiten in Paris zwei Mädchenschulen. Im Hotel Lambert hat die Fürstin Czartoryska ein Institut gegründet, in welchen die Töchter anständiger, aber mittelloser, polnischer Aeltern zu Erzieherinnen gebildet werden. Für Knaben befindet sich in Batignolles (Vorstadt von Paris) eine Lehranstalt, in welcher 250 und am Mont-Parnosse eine Vorbereitungsschule, in welcher einige Dreißig polnische Zöglinge unterrichtet werden. Von beiden Anstalten gehen sehr viele befähigte Schüler zu den höheren Schulen des Landes über. Die Emigration besitzt in Paris eine reiche polnische Bibliothek, die zugleich der Sammelplatz und das Centrum einer literarischen Gesellschaft ist. Dort werden gewöhnlich die Jahrestage nationaler Erinnerungen gefeiert und dort läßt sich oft die ehrwürdige Stimme des greisen Fürsten Adam Czartoryski vernehmen, der seine Landsleute an die großen Pflichten erinnert, die sie fortdauernd gegen ihr Vaterland haben. Die Wohlthätigkeits-Anstalten der Emigration sind sehr zahlreich. In Paris giebt es ein Hospital für alte Leute, das von Schwestern des Ordens vom heiligen Casimir verwaltet wird; ferner einen Wohlthätigkeits-Verein, an dessen Spitze die Fürstin Czartoryska steht; eine „Konferenz vom heiligen Vincenz von Paula," speziell dazu bestimmt, arme Polen zu unterstützen; eine Vorschuß-Bank, welche sogenannte „Ehren-Darlehen" bewilligt; ein Hülfsbureau, zu dessen Unterhaltung jeder in Frankreich lebende polnische Verbannte ein Prozent seiner Einkünfte, oder der Subsidien beiträgt, die er von der französischen Regierung erhält. Ein aus dem Schooße der polnischen Emigration hervorgegangener Orden nennt sich: „Priester der Auferstehung" und ist in Rom und Paris durch den Pater Kaisiewicz hauptsächlich zu dem Zwecke gegründet, polnischen Katholiken bei Krankheiten und Todesfällen die Tröstungen der Religion zu bringen. Es wird besonders hervorgehoben, daß in allen vorgedachten Schul- und Wohlthätigkeits-Anstalten die Fernhaltung von jeder demagogischen, gottlosen Verbindung als erste Pflicht eingeschärft wird. In den Schulen wird stets daran erinnert, daß in den Jahrhunderten, wo halb Europa von fanatischen Religionskriegen und blutigen Kirchenverfolgungen heimgesucht war, polnische Bischöfe ein strenges Verbot erließen, um des Glaubens willen auch nur Einen Tropfen Blutes zu vergießen. Einen poetischen Ausdruck haben diese und ähnliche Gesinnungen in den polnischen „Lebens-Psalmen" gefunden, die außerordentlich populär geworden, deren Dichter jedoch, ebenfalls ein Ausgewanderter, sich bisher noch nicht genannt hat.

— Der chinesische Kaiser Hien-fung. Der Kaiser von China hat in dem gothaischen „genealogischen Taschenbuche" für 1860 zum ersten Male die Ehre, aufgeführt zu werden. Hien-fung ist der siebente Kaiser der Tsing-Dynastie, die im Jahre 1644 der Ming-Dynastie folgte; er ist aber in der Reihe der chinesischen Herrscher, die seit 4702 Jahren über die Söhne Han's regierten, der 241ste, und seine Regierung, die am 26. Februar 1850 begann, gehört zu den denkwürdigsten dieser langen Regenten-Reihenfolge. Hien-fung (der Name bedeutet: „vollständige Glückseligkeit") ist in keinem Unternehmen glücklich und sein Volk niemals in so unglückseliger Lage gewesen, als unter diesem chinesischen Romulus Augustulus, der mit dem 20. Jahre der Vater von 415 Millionen Unterthanen wurde, doch vom ersten Tage bis zum jetzigen der Spielball ränkevoller Hofleute und das Ziel der Verwünschungen von vielen Millionen war, theils vom Beamtendruck ausgesogen, theils von den Rebellen, die seit nun fast einem Jahrzehend das Reich durchtoben, ausgeplündert, theils von den „Barbaren" mit Furcht und Schrecken erfüllt wurden.

* Mozart's Leben und Werke, von Alexander Ulibischeff. Zweite Auflage. Mit Zugrundlegung der Schraishuon'schen Uebersetzung neu bearbeitet und wesentlich erweitert von Ludwig Gantter, Professor ec. Stuttgart, Ad. Becher's Verlag, 1859. (4 Bändchen à 24 Ngr.)

** Ein Skizzenbuch von Julius Rodenberg. Berlin, Verlag von Jul. Springer, 1860.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Bestellungen
übernimmt jedes Postamt des deutsch-österreichischen Postvereines, sowie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallstraße Nr. 21) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von **Joseph Lehmann.**

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazin's" nicht direct correspondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commissionair, Herrn B. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 3 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

№ 4. **Mittwoch, den 25. Januar 1860.** **29. Jahrgang.**

Inhalt:

Griechenland.

Die Demokratie in Athen, nach Grote's Geschichte Griechenlands.

Geschwornen-Gerichte und Sophisten.

Das Studium der alten Geschichte ist in der neuesten Zeit dadurch so fruchtbar geworden, daß man die antiken Verhältnisse den unseren so viel als möglich nahe zu bringen gesucht hat, wodurch einerseits für das Verständniß des Alterthums, andererseits für die Würdigung unserer Zustände eine bessere Grundlage gewonnen wird, als wenn man, wie das in einer früheren Epoche der wissenschaftlichen Historiographie der Fall war, von gewissen allgemeinen Ideen aus die besonderen Erscheinungen des geschichtlichen Lebens der Völker zu erklären unternimmt. Im Ganzen und Großen werden Völker wie Individuen zu jeder Zeit von denselben Triebfedern in Bewegung gesetzt; es herrschen dieselben Bestrebungen, dieselben Leidenschaften, es wiederholen sich dieselben Kämpfe, dieselben Katastrophen, wenn auch die Szenerie und das Kostüm der Spielenden wechselt. Von dieser Auffassung aus hat in der neuesten Zeit Mommsen die römische Geschichte behandelt. Er hat mit unübertrefflicher Kunst das Antike gleichsam in das Moderne übertragen. Indem er die historischen Persönlichkeiten ihres fremdartigen Kostüms entkleidet und sie uns in gewohnter Tracht vorführt, hat er die todten Figuren in Wesen von Fleisch und Blut verwandelt, die wir sofort als unseres Gleichen erkennen, denen wir uns nahe gerückt fühlen, an deren Geschicken wir den lebendigsten Antheil nehmen. So ist uns die antike Welt keine fremde mehr; wir fühlen uns in ihr heimisch, wir verstehen, was ihre Heroen gewollt, wir erleben die Vergangenheit noch einmal mit. Und so nur kann die Geschichte, statt eines todten Wissens, ein lebendiges Können in uns erzeugen; so nur wird sie eine Lehrmeisterin des Lebens, eine Ordnerin der gesellschaftlichen Zustände und eine Richterin der politischen Bestrebungen.

In einer anderen, aber nicht minder fruchtbaren Weise hat ein Engländer die griechische Geschichte behandelt. G. Grote, ein praktischer Geschäftsmann und als Bürger eines freien Staates mit dem scharfen und richtigen Blick für die verwickeltsten Staatsverhältnisse ausgestattet, hat es verstanden, uns in das Getriebe griechischer Politik und griechischen Volkslebens eine so klare Einsicht zu verschaffen, wie es eben nur ein Mann vermag, der in ähnlichen Verhältnissen, wie er sie schildert, lebt. Das Werk Grote's ist schon bei seinem Erscheinen auch in Deutschland als ein bedeutendes erkannt und gewürdigt worden; die Ausführlichkeit jedoch, womit der Verfasser seinen Stoff behandelt, steht seiner allgemeineren Verbreitung im Wege. Um daher auch bei uns einen größeren Leserkreis mit den Leistungen des großen Briten bekannt zu machen, hat Theodor Fischer eine Blumenlese daraus gegeben in dem Buche: „Lebens- und Charakterbilder griechischer Staatsmänner und Philosophen aus Grote's griechischer Geschichte."* Der erste Band liefert an den drei Figuren: Solon, Klisthenes und Perikles, eine Uebersicht der Entwickelung der Verfassung in Athen; der Hauptzweck des zweiten Bandes ist, neben anderen Charakteren zwei viel geschmähte Menschenklassen, die Demagogen und die Sophisten, in das rechte Licht zu setzen. Es wird an dem übelberüchtigtsten Demagogen, an Kleon, nachgewiesen, daß man diese Männer nicht richtig beurtheilt habe, weil man sich nicht in die demokratischen Ideen hinein zu versetzen vermochte, um von diesem Standpunkte aus die Nothwendigkeit und den Nutzen dieser Männer als Klasse zu begreifen, und was die Sophisten betrifft, so lehrt uns der berühmteste und einflußreichste derselben, Sokrates, diesen Namen mit einiger Verachtung zu gebrauchen.

Wir wollen aus dem reichen Inhalte des Grote'schen Werkes nur einen einzelnen Punkt hervorheben: seine Ansicht von der demokratischen Verfassung Athens und ihrem Einflusse auf die sozialen und sittlichen Zustände der Athener. Die Demokratie, wie sie sich in Athen seit Klisthenes entwickelt und durch Perikles ihre Vollendung erhalten hat und wie sie von Perikles an bis zur macedonischen Herrschaft geblieben ist, betrachtet Grote mit einem günstigeren Auge, als die meisten alten und neueren Schriftsteller. Mit Recht warnt er, den Schmähungen der alten Komiker, namentlich des Aristophanes, unbedingten Glauben zu schenken; wir würden, meint er, zu einer ähnlichen schiefen Ansicht verleitet werden, wie wenn wir die Zustände Englands und die Bestrebungen seiner Staatsmänner etwa aus dem „Punch" kennen lernen wollten. Und ebenso wenig sind Philosophen, wie Platon und Aristoteles, competente Kritiker über praktische Politik, da sie von ihren Theorien aus die Wirklichkeit mit vorgefaßter Meinung betrachten. Die beste Kritik einer Staatsverfassung ist die Geschichte, und diese zeigt uns, wie das demokratische Athen in politischer, sozialer, intellectueller und sittlicher Hinsicht weit alle anderen griechischen Staaten mit ihren oligarchischen oder despotischen Regierungen überragte.

Man hat oft fälschlich geglaubt, daß die athenische Demokratie die Thätigkeit des Bürgers ausschließlich in Anspruch genommen habe. Was Perikles in der berühmten Leichenrede aussprach, war volle Wahrheit: „Der ganze Staat ist Griechenlands Schule, und im Einzelnen zeigt bei uns derselbe Mann in seiner Person neben Anmuth jeder Art wohlgewandte Tüchtigkeit zu möglichst Vielem." Es war der Stolz Athens, eine reiche, mannigfaltige Fülle menschlicher Bestrebungen darzustellen, ein unbeschränktes Spiel der Phantasie und die größte Verschiedenheit individueller Leistungen zu gestatten. Man hat behauptet, daß die alten Gesellschaften das Individuum dem Staate opferten, während in der

* Königsberg 1859. Verlag der Gebrüder Bornträger.

Neuzeit die individuelle Thätigkeit freigelassen ist. Dies trifft von Sparta zu und vielleicht von dem größeren Theile der griechischen Staaten; es ist auch zum Theil wahr von den idealen Gesellschaften, die Platon und Aristoteles schildern, aber entschieden unwahr von der Demokratie Athens. Der Athener war in einem hohen Grade gegen alle Verschiedenheiten menschlicher Neigungen nachsichtig; die eigenthümlichen Regungen jeder einzelnen Brust durften sich bethätigen und Frucht tragen, ohne durch die äußere Meinung unterdrückt oder zur gezwungenen Einförmigkeit nach einer angenommenen Norm dressirt zu werden. Während auf diese Weise viele der Ursachen, die unter den Menschen Haß erzeugen, wegfielen und die Gesellschaft behaglicher, geistreicher und anregender wurde, konnten alle Keime des überall so seltenen produktiven Genius in einer solchen Atmosphäre üppig aufgehen. Innerhalb der Grenzen des Gesetzes, das sicherlich in Athen ebenso treu beobachtet wurde, wie irgendwo in Griechenland, wurde alles Individuelle mit Nachsicht behandelt und diente nicht wie anderswo zur Zielscheibe der Unduldsamkeit. Dieser merkwürdige Zug in dem atheniſchen Leben erklärt uns die frappante Laufbahn des excentrischen Sokrates und zeigt einen großen Theil von dem, was die Tadler Athens als demokratische Frechheit bezeichneten, unter einem ganz anderen Lichte. Freilich war eine solche Freiheit und Verschiedenheit des individuellen Lebens Männern wie Xenophon, Platon und Aristoteles anstößig, die entweder der eintönigen Dressur Sparta's oder einer anderen idealen Norm anhingen, die sie der Gesellschaft aufdrängen wollten. Nur in einer Demokratie war eine so große Freiheit des individuellen Handelns ohne die Beschränkung des Gesetzes und unabhängig von der Tyrannei der eifersüchtigen Meinung möglich, und wir können die Thatsache nicht verheimlichen, daß keine Regierungsform der Neuzeit eine ähnliche edlere Toleranz sozialer Abweichung und der Naturwüchsigkeit des individuellen Geschmackes zeigt, wie sie der athenischen eigen war. In den modernen Staaten bescheidet die Intoleranz des National-Vorurtheils den individuellen Charakter zu einer oder ein paar bestimmten Grundformen, denen jede Person und jede Familie sich anpassen muß und jede Ausnahme trifft entweder Haß oder Spott. Den Menschen solche Fesseln des Gesetzes und der Sitte anzulegen, die zur Sicherheit und zum Wohlbefinden der Gesellschaft erforderlich sind, aber innerhalb dieser Gränzen das freie Spiel der individuellen Neigung eher zu ermuthigen, als zu beschränken, ist ein Ideal, dem Athen nahe gekommen, das aber sonst nirgends erreicht worden ist.

Mit dieser gegenseitigen Duldung individueller Verschiedenheit hing nicht nur die Gastlichkeit gegen Fremde zusammen, sondern auch die mannigfaltige, geistige und körperliche Lebensthätigkeit des Atheners im Kontrast zu dem engen Ideenkreise, in dem sich der in strenger Zucht gehaltene Spartaner bewegte. Als einen besonderen Vorzug Athens hebt Perikles in seiner Leichenrede hervor, daß eine Menge vereinigter Impulse gleichzeitig den Geist des Atheners anregt, ohne daß Eines das Andere schwächt; der Geschmack an allen Genüssen der Kunst, das Streben nach Erweiterung des geistigen Gesichtskreises, verbunden mit Thatkraft und Ausdauer, eine Fülle von Festen und öffentlichen Schauspielen, die jedoch durchaus nicht den freudigen Gehorsam gegen den ernsten Ruf der patriotischen Pflicht verminderte, die Verbindung von Rath und That, wodurch die Athener der Gefahr um so williger trotzten, da die Debatte und Berechnung vorausgegangen war, endlich ein eifriges Interesse und ein kompetentes Urtheil über politische Angelegenheiten, dem reichen und armen Bürger gemeinsam und mit jedes Einzelnen Privatstreben zusammenhängend. Ein so umfassendes Ideal der vielseitigen, sozialen Entwickelung stellte freilich nur das Athen des Perikles dar. Es war weder zur Zeit der Perserkriege, fünfzig Jahre früher, noch zu der des Demosthenes, siebzig Jahre später, vorhanden. In jener Periode waren Kunst, Wissenschaft und Philosophie noch zurück, während die Energie und das demokratische Feuer, obwohl schon sehr mächtig, sich noch nicht zu der künftigen Höhe hinaufgearbeitet hatte; in dieser finden wir den Unternehmungsgeist und die Thatkraft der Bürger wesentlich vermindert, während die intellektuelle Bethätigung in voller oder noch erhöhter Kraft existirte. Durch die Unglücksfälle des peloponnesischen Krieges war Athen an den Rand des Verderbens gebracht worden, und es ist überraschend, daß es sich überhaupt erholte, aber durchaus nicht überraschend, daß es sich auf Kosten eines bedeutenden Verlustes an persönlicher Energie in dem Charakter seiner Bürger erholte.

Den Keim zur demokratischen Verfassung hatte Solon gelegt. Er fand eine Oligarchie vor in den Händen weniger edlen Geschlechter, der Eupatriden. Den Vornehmen gegenüber verschaffte er dem Volke einige Rechte. Er selbst charakterisirt seine Gesetzgebung: „Dem Volke gab ich ein gebührendes Maß von Gewalt und Ehre, und den Mächtigen und Reichen verlieh ich, was ihrer Würde zukam, und beide mit mächtigem Schilde deckend, stand ich und ließ keiner Partei den ungerechten Sieg." Die wichtigste Veränderung, die er traf, war, daß er die Bürger nach dem Census in vier Klassen theilte. Die letzte Klasse, die Theten, die die niedere Volksmasse umfaßte, konnte zu Aemtern im Kriege und Frieden nicht gewählt werden, theilte jedoch mit den anderen das Recht, die Obrigkeiten zu wählen und die abtretenden Beamten zur Rechenschaft zu ziehen. Die Gerichtsbarkeit übten die Archonten und der Areopagus aus. — Klisthenes wurde der Gründer der Demokratie dadurch, daß er die bestehende Mauer des Privilegiums der Geburt und des Vermögens niederriß, indem er ohne Rücksicht auf die frühere Eintheilung des Volkes in Phratrien und Geschlechter die gesammte Bevölkerung in zehn neue Phylen oder Stämme, und diese wieder in Demen oder Bezirke theilte. Seine Verfassung ließ alle frei geborenen Athener zu allen Aemtern und Würden zu. Der Volksversammlung wurde als Ekklesia die gesetzgebende und als Heliäa die richterliche Gewalt übertragen. Die Heliäa, das Geschworenengericht, von Klisthenes gegründet, entwickelte sich mit der Zeit zu einer Institution, wie sie weder ein alter, noch ein moderner Staat besessen, und mit ihrer Ausbildung unter Perikles erhielt erst die Demokratie ihre Vollendung. Den Archonten blieb jetzt nur noch die vorläufige Prüfung des Rechtsfalles und die Befugniß, kleinere Geldstrafen zu verhängen, und der Areopagus hatte nur die Jurisdiction im Falle eines Mordes. Die Gesammtzahl der Geschworenen bestand zur Zeit des Perikles und später aus 6000 über dreißig Jahre alten Bürgern, die jährlich durch das Loos aus allen zehn Phylen gezogen wurden. Sie zerfielen nach der Zahl der Gerichtsstätten in zehn Sectionen, jede zu 500 Dikasten oder Heliasten, eine Zahl, die jedoch nach Umständen vermehrt oder vermindert werden konnte. Die tausend Uebrigbleibenden dienten zur Ergänzung. Nach geleistetem Eide erhielt jeder Geschworene ein Täfelchen mit seinem Namen und der Nummer seiner Abtheilung. Vor jeder Sitzung fand durch das Loos die Bestimmung der Gerichtsstätte statt, so daß vorher Niemand wissen konnte, in welcher Rechtssache er als Geschworener fungiren werde. Perikles führte zuerst die Besoldung der Geschworenen ein, die anfänglich für den Tag 1 Obolos, später 3 Obolen (1 ggr. bis 3 ggr.) betrug. Schon die Alten, namentlich Aristophanes in den Wespen, haben gegen die Besoldung geeifert; sie war aber zur Erhaltung der reinen Demokratie nothwendig, weil sonst den ärmeren Bürgern faktisch das Recht als Geschworene zu fungiren entzogen worden wäre.

Man hat in dieser Institution den hauptsächlichsten Grund der Ausartung des athenischen Volkes gefunden und wird in dieser Meinung von den Schriftstellern jener Zeit unterstützt. Eine richtigere Würdigung der Verhältnisse hat Grote zu dem entgegengesetzten Resultat geführt. Alle Lobsprüche, sagt er, die man den Geschwornengerichten überhaupt ertheilt, lassen sich von der Heliäa in Athen in noch höherem Grade aussagen; jeder Tadel, der aus gutem Grunde gegen die Heliäa erhoben werden kann, wird eben so auf die moderne Jury, wenn schon in geringerem Grade, passen. Die Theorie der athenischen Heliäa und unserer Jury ist eine und dieselbe; doch ist die Institution in Athen mit aller Konsequenz eines demokratischen Staates durchgeführt, indeß sie bei uns von einer mächtigen Krone und von Richtern, die einem künstlichen Systeme von Gesetzen präsidiren, in Subordination gehalten wird. In der Jury ist die Gewalt des vorsitzenden Richters über das Gemüth der Geschworenen und sein Einfluß auf die Procedur als Autorität in Sachen des Gesetzes immer von der Art gewesen, daß die Geschworenen in der natürlichen Thätigkeit ihres Gefühls und Urtheils als Menschen und Bürger von ihm beherrscht wurden, zuweilen zum Nachtheil, viel öfter zum Vortheil der substantiellen Gerechtigkeit. In Athen aber urtheilten die Dikasten über das Gesetz sowohl, als auch über das Faktum. Die Gesetze waren nicht zahlreich und meistentheils in wenigen, allgemein bekannten Worten abgefaßt. Die Entscheidung über die Thatsachen, und ob, wenn die Thatsachen unbestritten waren, das angerufene Gesetz auf sie anwendbar sei, gehörte zu den ihnen vorgelegten Fragen und war in ihrem Verdikt enthalten. Außerdem legte jedes Dikasterium das Gesetz für sich aus, ohne die Nöthigung, den Entscheidungen seiner Vorgänger zu folgen, außer insoweit, als diese Analogie auf die Ueberzeugung der Mitglieder einen wirklichen Einfluß ausübte. So waren die Dikasten freie, selbst richtende Personen, nicht unterstützt von der Routine, doch gleichzeitig auch nicht gefesselt durch das ehrfurchtgebietende Uebergewicht eines professionellen Richters; sie gehorchten den spontanen Eingebungen ihres Gewissens und erkannten keine Autorität an, als die Gesetze der Stadt, mit denen sie vertraut waren.

Wenn wir demnach Lobsprüche der Jury bei modernen Schriftstellern lesen, so werden wir finden, daß sowohl die direkten Wohlthaten, die

dem Geschworenengerichte zugeschrieben werden, nämlich die Sicherung einer unverfälschten, gleichmäßigen Gerechtigkeit, als auch mehr noch seine indirekten durch die Verbesserung und Erziehung der Bürger überhaupt, noch nachdrücklicher in einer Lobrede auf die Dikasterien in Athen hervorgehoben werden könnten. Wenn es wahr ist, daß ein Engländer oder Amerikaner auf ein unparteiisches, unbestochenes Urtheil mehr bei einer Jury seines Landes, als bei einem permanenten, professionellen Richter rechnet, so würde das noch weit mehr das Gefühl eines gewöhnlichen Atheners gewesen sein, wenn er die Heliäa mit dem Archon verglich. Der Geschworene hört und richtet mit der vollen Ueberzeugung, daß er für seine Person denselben Schutz oder Beistand braucht, der von Anderen angerufen wird, so auch der Dikast. Was die Wirkungen des Geschworenengerichtes betrifft, daß es Ehrfurcht vor den Gesetzen und der Verfassung verbreitet, daß es jedem Bürger ein persönliches Interesse an der Einschärfung jener und der Aufrechthaltung dieser ertheilt, daß es den kleinen und armen Leuten ein Gefühl der Würde verleiht, daß es die patriotischen Sympathien hervorruft und die geistigen Fähigkeiten eines Individuums übt, so würden alle diese Wirkungen in einem noch höheren Grade von den Dikasterien in Athen hervorgebracht, wegen ihres größeren Besuches, ihrer größeren Anzahl und der Spontaneität der geistigen Thätigkeit ohne einen professionellen Richter, auf den sie die Verantwortlichkeit wälzen konnten.

Andererseits zeigten sich die der Jury innewohnenden Mängel unter dem athenischen System in einem gesteigerten Maße. Der Geschworene und der Dikast ist im Durchschnitt der gewöhnliche Mann der Zeit und der Oertlichkeit, zwar frei von Bestechlichkeit und persönlicher Furcht, doch nicht frei von Sympathien, Antipathien und Vorurtheilen, die um so mächtiger wirken, weil er oft kein Bewußtsein von ihrer Gegenwart hat, und weil sie seiner Idee von einer offenen, geraden, guten Gesinnung als wesentlich erscheinen. Die Geschworenen bringen das allgemeine Gefühl und die allgemeine Vernunft des Publikums, oder oft nur das gesonderte Gefühl der einzelnen Fractionen des Publikums zur Anwendung des Gesetzes auf einzelne Fälle mit; sie sind ein Schutz gegen etwas Schlimmeres, nämlich gegen Corruption und Servilismus, dem permanente Beamte leichter ausgesetzt sind, doch können sie möglicher Weise nichts Besseres erreichen. Nun bewirkte das Verhör der Dikasten in Athen denselben Zweck und hatte dieselben Ingredienzien des Irrthums und der falschen Entscheidung als die Jury, jedoch in einer stärkeren Dosis, da die dagegen wirkende Autorität eines Richters fehlte. Die Gefühle der Dikasten galten mehr und ihre Vernunft weniger, nicht nur wegen ihrer größeren Anzahl, wodurch das Gefühl in jedem Individuum natürlich gesteigert wurde, sondern auch weil die Reden der Parteien den hervortretenden und die Zeugenaussagen nur einen sehr untergeordneten Theil des Verfahrens ausmachten. Der Dikast hörte deshalb sehr wenig von den nackten Thatsachen, den Dingen, die für seine Vernunft geeignet waren; dafür wurde ihm eine reiche Masse von plausiblen Unwahrheiten, Chikanen, unerheblichen Angaben und Winken der Parteien vorgeführt, und zwar in einer seiner Gemüthsart kunstvoll angepaßten Weise. Es ist die nützlichste Function des modernen Richters, daß er die Thatsachen des Falles ohne die Parteifälschung und Färbung den Geschworenen vorhält; auch ist der hemmende Einfluß, den er auf den Sachwalter ausübt, bedeutend. Wir dürfen zwar annehmen, daß die Gewohnheit, im Gerichte zu sitzen, den Dikasten eine Fertigkeit in der Entdeckung von Sophismen, die nichtprofessionelle Bürger selten besitzen, verliehen habe; nichts desto weniger kann man nicht zweifeln, daß in einem bedeutenden Theile der Fälle der Erfolg weniger von der Gerechtigkeit der Sache, als von der Gewandtheit der Parteien abhing. Indeß war keine geringe Wohlthat hierbei die außerordentliche Oeffentlichkeit der Gerichte und ihr einfaches, mündliches Verfahren ohne jene Formalität in Worten und Ceremonien, die das römische Gesetz gleich bei seinem Anfange markirte. Und weil die Aussprüche der Dikasten, selbst wenn sie ungerecht waren, aus Gründen des falschen Urtheils, die sie mit der Masse der Bürger theilten, herrührten, so schienen sie nie ein ungerechtes Verdikt auszusprechen, und sie verloren nie das Vertrauen ihrer Mitbürger.

Welches aber auch die Mängel der athenischen Dikasterien als Werkzeuge der Rechtspflege gewesen sein mögen, als Anregung zum Sprechen und Denken war ihre Wirksamkeit ohne Gleichen. Die erste Einrichtung derselben fällt fast mit der großen Vervollkommnung der Tragödie, als sie von Aeschylus in die Hand des Sophokles überging, zusammen. Dieselbe Entwickelung des National-Genius, die sich in der tragischen und komischen Poesie glänzend bethätigte, wurde durch das neue richterliche System mit verdoppelter Kraft auf die Bahn der Beredtsamkeit gelenkt. Eine gewisse Macht der Rede wurde jetzt nothwendig, nicht nur für diejenigen, die eine hervorragende Rolle in der Politik zu spielen beabsichtigten, sondern auch für Privatbürger, um vor einem Gerichtshofe ihre Rechte zu vertheidigen, oder Anklagen zurückzuweisen. In Folge dessen fingen nun die Lehrer der Rhetorik und die Verfasser von Reden, die für Andere geschrieben wurden, an, sich zu vermehren und eine beispiellose Wichtigkeit zu erlangen, sowohl in Athen, als auch unter der gleichzeitigen Demokratie in Syrakus, wo gleichfalls eine Art von Volksgerichtsbarkeit eingeführt war. Man begann Styl und Sprache in ein System zu bringen und es mitzutheilen, nicht gerade immer mit Glück, denn mehrere der ersten Rhetoren wählten eine künstliche, geschmückte und gezierte Manier, von der sich der gute, attische Geschmack später lossagte, doch der Charakter eines Rhetors ist ein Zug, der zuerst dem Zeitalter des Perikles angehört und eine neue Forderung in dem Geiste der Bürger andeutet. Neben dem Rhetor erscheint der Sophist; in der Regel getrennt, oft aber auch in derselben Person. Der Sophist gab die Prämissen für die Kunst der Ueberredung an die Hand: er erläuterte Gemeinplätze der Politik und Moral und lehrte eine Menge von Gegenständen der gewöhnlichen Erfahrung und dialektische Feinheit in der Widerlegung eines Gegners. Die Komiker, namentlich Aristophanes und die Philosophen, vorzüglich Plato, haben den Namen Sophisten gebrandmarkt, indem sie ihnen die große, moralische Verschlimmerung Athens seit dem peloponnesischen Kriege zuschrieben. Doch ist die Thatsache, die Nothwendigkeit Athens eben so unwahr, als der angeführte Grund, der Unterricht der Sophisten, unwirklich ist.

Athen war am Ende des peloponnesischen Krieges nicht verderbter, als zur Zeit des Miltiades und Aristides. Wenn die Zeitgenossen des Miltiades und Aristides als Personen der Gegenwart geschildert werden, so stellt man sie in allen, nur nicht in schmeichelnden Farben dar; man wirft ihnen die Verurtheilung des Miltiades und die Verbannung des Aristides vor; nur ihre Tapferkeit bei Marathon und Salamis findet unbedingtes Lob. Wenn aber diese Männer der Vergangenheit angehören, und eine andere Generation mit ihren Mängeln und Fehlern gegenwärtig ist, dann finden die Menschen ein Vergnügen daran, zur Begründung ihrer Klagen über die Zeitgenossen die Tugenden der Vorfahren auszuschmücken. Aristophanes, der während des peloponnesischen Krieges schrieb, schuldigt das Volk seiner Zeit an, daß es in Vergleich mit den Zeitgenossen des Miltiades und Aristides entartet sei, wogegen Isokrates, der als alter Mann zwischen 350 — 340 schreibt, in gleicher Weise über seine Zeit klagt und rühmt, wie viel besser der Zustand Athens in seiner Jugend gewesen sei; seine Jugend aber fiel gerade in die Zeit des Aristophanes, in die letzte Hälfte des peloponnesischen Krieges. Derartige Illusionen sollten Niemanden ohne eine sorgfältige Vergleichung der Thatsachen täuschen. In der ganzen Geschichte Athens giebt es keine Handlungen, die ein so großes Maß von Tugend und Urtheil des ganzen Volkes bezeugen, als die Maßregeln gegen die Oligarchie der Vierhundert und gegen die Tyrannei der Dreißig. Schwerlich würden die Zeitgenossen des Miltiades eines solchen Heroismus fähig gewesen sein sein. Die Mäßigung, die die siegreiche Demokratie gegen die Anhänger der Oligarchen und der Tyrannen bewies, läßt durchaus nicht verkennen, daß das Volk moralisch und politisch besser geworden war, und daneben hatte sich der Kreis seiner Ideen und seiner Fähigkeiten bedeutend erweitert. Das angebliche Gift der Sophisten scheint eher eine heilsame, als schädliche Wirkung gehabt zu haben. Wenn die Zeitgenossen des Miltiades nicht so schlechte Handlungen begingen, wie die Athener in den späteren Jahren des peloponnesischen Krieges, wie z. B. die Ermordung der Bevölkerung von Melos, so rührte das nicht von einer größeren Humanität her, sondern folgte aus der Thatsache, daß sie nicht derselben Versuchung ausgesetzt waren, die durch den Besitz der Hegemonie dargeboten wurde. Die Verurtheilung der sechs Feldherren nach der Schlacht bei den Arginusen, 406, würde 490 weit schneller und summarischer beschlossen worden sein, da noch keine solche Schranken existirten gegen den Impuls des Augenblickes. Welche Achtung das Volk vor der bürgerlichen Tugend hatte, davon ist die Wahl des Nicias zum Befehlshaber der Flotte gegen Syrakus ein Beweis. Der schwerste Irrthum, den die Athener je begingen, der ihrer Flotte in Sizilien und ihrer Macht zu Hause den Schiffbruch brachte, entstand aus der maßlosen Ehrfurcht vor dem achtbaren, frommen Nicias, die sie gegen seine größten Mängel als Feldherr und Staatsmann blind machte. So unheilvoll dieses falsche Urtheil auch war, es zählt mindestens als Beweis, daß die angebliche Verderbtheit des Charakters der Athener eine reine Fiction ist. Und man möge nicht glauben, daß die Kraft und Entschlossenheit, die einst die Kämpfer bei Marathon und Salamis belebte, in den letzten Jahren des peloponnesischen Krieges verschwunden war Im Gegentheil, der energische, sich in die Länge ziehende Kampf Athens

nach dem unheilvollen Unglück von Syrakus ist ein würdiges Seitenstück zu dem Widerstande, den Xerxes erfuhr, und ohne die Flotte bei Salamis irgendwie herabzusetzen, dürfen wir bemerken, daß der Patriotismus der Flotte bei Samos, der Athen von den Vierhundert befreite, eben so innig und einsichtsvoller, und daß die Anstrengung, die noch eine Flotte vor der Schlacht bei den Arginusen aussandte, eben so groß war.

Obgleich es viele Athener gab, die spekulatives Studium mit praktischer Thätigkeit verbanden, so blieben doch beide Sphären im Allgemeinen getrennt. Zwischen den Männern der Theorie und der Praxis herrschte eine beständige Polemik und eine gegenseitige Verkleinerungssucht. Wenn Plato die Sophisten und Rhetoren verachtet, so bespöttelt Isokrates wieder die Philosophen. Selbst bei Lehrern derselben Klasse herrschte nur zu oft ein erbittertes Gefühl persönlicher Rivalität, welches sie alle um so mehr den Angriffen der gemeinsamen Feinde jeglichen Fortschrittes Preis gab, und dieses stationäre, absichtlich reactionäre Gefühl der auf sich stolzen Unwissenheit hatte zu Athen, wie in jeder andern Gesellschaft keine geringe Gewalt und war da natürlich mit den einheimischen, demokratischen Ideen verbunden. Zur Parteiwichtigkeit hat diesen Widerwillen gegen neue Ideen und geistigen Fortschritt das komische Genie des Aristophanes erhoben, dessen Gesichtspunkt neuere Schriftsteller nur zu oft annehmen, wodurch sie einer der schlechtesten Richtungen des griechischen Alterthums einen Einfluß auf ihre Darstellung der Thatsachen einräumen. Außerdem haben sie selten die Gewalt literarischer und philosophischer Antipathien in Rechnung gebracht, die in Athen ebenso wirklich und herrschend waren, als sie die politischen und literarischen Parteien und Persönlichkeiten beständig gegen einander ungerecht machten. Es war der Segen und Ruhm Athens, daß Jeder seine Gedanken und Urtheile mit einer Freiheit aussprechen konnte, die im Alterthum ihres Gleichen nicht hatte und noch weniger in der neueren Zeit. Doch dieser bekannte freie Spielraum des Tadels hätte neuere Schriftsteller verpflichten sollen, nicht unbedingt den Tadel von Jedem anzunehmen, zumal da, wo dem Angeschuldigten keine Vertheidigung geblieben ist, wenigstens die Rüge in streng beschränktem Sinne zu fassen und den Gesichtspunkt, aus dem sie folgt, in Anschlag zu bringen. Aus der Unachtsamkeit auf diese Nöthigung werden uns beinahe alle Thatsachen und Personen der athenischen Geschichte von ihrer schlechten Seite dargestellt. Die Pasquille des Aristophanes, die Spötteleien Plato's und Xenophon's, auch die von Parteilichkeit diktirten allgemeinen Behauptungen eines Klägers oder Vertheidigers vor Gericht, nimmt man mit wenig Prüfung als authentischen Stoff der Geschichte an.

Nirgends aber vermißt man die Unparteilichkeit des Urtheils mehr, als bei der Darstellung des Wesens und Wirkens der Sophisten und der Staatsmänner. Ihnen hat man zum großen Theil die moralische Verschlimmerung Athens zugeschrieben. Mat hat jedoch übersehen, daß das Verdammungsurtheil von Männern ausging, die eine radikale Umgestaltung der menschlichen Gesellschaft erstrebten, die mit dem Bestehenden überhaupt unzufrieden, eine neue Genesis des öffentlichen und Privatlebens beabsichtigten. Am systematischsten verfuhr hierbei Plato, und seine Kritik wird daher von seinem eigenthümlichen Standpunkte diktirt, nach dem die ganze Gesellschaft verderbt war und alle Werkzeuge, die in derselben Functionen verrichteten, aus wesentlich schlechtem Metalle bestanden. Es würde aber eben so ungerecht sein, die Sophisten und Staatsmänner Athens von dem Standpunkte Plato's aus zu beurtheilen, als die heutigen Lehrer und Staatsmänner Englands oder Frankreichs von dem Standpunkte Owen's oder Fourier's. Sophisten und Staatsmänner wirkten für die Gesellschaft, wie sie faktisch bestand; diese besorgten die Geschäfte der praktischen Politik, jene erzogen die Jugend für das gewöhnliche Leben zu Familienvätern, Bürgern und Staatsmännern. Beide nahmen das System an, wie es stand, ohne die Möglichkeit einer Wiedergeburt der Gesellschaft zu berücksichtigen; beide dienten gewissen Bedürfnissen, stützten sich auf gewisse Gefühle und beugten sich vor einer gewissen Moral, die unter den um sie lebenden Menschen galt. Was Plato von den Staatsmännern Athens sagt, daß sie nur Knechte und Diener des Volkes seien, ist vollkommen richtig. Da er das Volk und die ganze Gesellschaft nach einem idealen Maßstabe beurtheilte, so war es natürlich, daß er alle diese Diener ohne Ausnahme verwarf, indem sie ein politisches System verfolgten, welches ihm zu schlecht war, als daß es verbessert werden konnte. Trotzdem war der Unterschied zwischen einem fähigen und unfähigen Staatsdiener, zwischen einem Perikles und einem Nicias, für die Sicherheit und das Glück der Athener von unaussprechlichem Gewicht. Die Sophisten suchten junge Männer so zu erziehen, daß sie zu Staatsmännern, wie die Athener sie brauchten, taugten, und ein gerechter Tadel würde die Sophisten treffen, wenn sie als untüchtig erfunden worden wären, solche Staatsmänner zu bilden. Allein diesen Vorwurf macht ihnen Plato selber nicht; er gesteht ihnen vielmehr jene Fähigkeit in vollem Maße zu; nur meint er, ist die Gesellschaft überhaupt mit ihrer bestehenden Moral, Intelligenz und Empfindung so verderbt, daß natürlich auch die Lehrer einer solchen Gesellschaft verderbt sein müssen, weil sie sonst keine Schüler finden würden, und wenn selbst ihr Unterricht noch so gut wäre, so würde seine Wirkung außer bei wenigen bevorzugten Naturen in der überwältigenden Fluth verderblicher, sozialer Einflüsse untergehen. Auch Sokrates war Lehrer der Jugend, und wurde daher von dem Volke als Sophist betrachtet. Der Unterschied zwischen ihm und den Sophisten war aber der, daß diese auf der Basis der geläufigen Ansichten über menschliche und soziale Angelegenheiten, auf die sich Jeder verläßt, und nach denen er handelt, ein Gebäude der Moral und Politik aufzuführen suchten, während dem Sokrates ein solcher Versuch erfolglos und widersprechend erschien. Als erste Bedingung, das echte Wissen, das er auf das rein Menschliche beschränkte, zu erzeugen, galt ihm der Nachweis des Widerspruches und der Mangelhaftigkeit jener rohen, unzusammenhängenden Abstractionen, die allgemein als ein kompetentes und leitendes Wissen angesehen wurden. Zu diesem negativen Theile seines Unterrichts kam dann der positive, die Unterweisung in dem, was wahrhaft gerecht, gut und schön sei. Er ging von der Idee aus, von der auch Baco erfüllt war, daß die Macht des konsequenten, moralischen Handelns von dem rationellen Begreifen der moralischen Mittel und Zwecke abhängig sei und also durch den Begriff bestimmt werde. Da die Sophisten danach strebten, junge Männer zum praktischen Leben geeignet zu machen, so nahmen sie das kursirende, ethische und politische Gefühl mit seinen ungeprüften Gemeinplätzen und Inkonsequenzen an, und suchten es nur zu dem zu gestalten, was in Athen für einen verdienstlichen Charakter galt. Sie waren demnach zugleich mit Anderen und mehr als Andere in Folge ihrer Berühmtheit dem analytischen Examen des Sokrates ausgesetzt, und vermochten eben so wenig siegreich daraus hervorzugehen.

Des Sokrates ewig geltender Grundsatz war, daß es kein sicheres, moralisches Handeln geben kann, als nur unter der Leitung der Vernunft. Er setzte daher die Tugend in das Wissen, und Ethik und Politik waren ihm ebenso eine in sich begränzte Wissenschaft oder Kunst, wie die speziellen Berufsarten und Gewerbe. Der Fehler seines Systems war, wie auch schon richtig Aristoteles bemerkt hat, daß er nur die menschliche Vernunft, nicht auch das menschliche Herz in Anschlag brachte und blos das Handeln, nicht auch die Neigung, die moralischen Sympathien und Antipathien vor Augen hatte. Darum eignete sich seine Ethik zu einer Grundlage für die philosophische Behandlung, und so ist er in der That auch der Vater der späteren griechischen Philosophenschulen geworden; einen praktischen Einfluß aber auf die Lebensansicht und Lebensrichtung seiner Zeitgenossen und der Späteren hat er nicht geübt, und man hat ihm nicht mit Unrecht schon bei seinem Leben vorgeworfen, die Menschen zur Tugend zu ermahnen, sei Niemand gescheidter als er, aber sie auch wirklich zur Tugend zu führen, das vermöge er nicht genugsam. Des Sokrates logischer Begriff der Tugend verwandelte sich bei Plato zur ethischen Idee, und so gestalteten sich bei ihm Ethik und Politik zu einem Ideale, worin der Wirklichkeit keine Rechnung getragen wird. Daher ist sein Staat ein schöner Traum, der, als er ihn in Syrakus verwirklichen zu können die Aussicht hatte, zerann und ihn die bittere Erfahrung machen ließ, daß eine bloße politische Theorie nicht ausreicht zur Gestaltung einer lebensfähigen Verfassung. Darum mißglückten auch die Versuche seines Freundes und Schülers Dion zu Syrakus, indeß Timoleon, der Bürger einer freien Gemeinde in Griechenland, der sich Epaminondas, den edelsten Griechen, zum Muster genommen hatte, seine Aufgabe praktisch und daher auch glücklicher und besser löste. Dion, der den Idealstaat Plato's vor Augen hatte, glaubte nach dem Sturze des Tyrannen Dionysius, daß es bei ihm stände, zu bestimmen, wie viel Freiheit er dem Volke einräumen, oder welche Gesetze er für die Gemeinde sanctioniren wolle, und für einen Tyrannen hatte Syrakus nur einen despotischen Gesetzgeber eingetauscht, der bald seinem unglücklichen Wahne zum Opfer fiel, während Timoleon jenes, wie Xenophon sagt, göttlichen, nicht menschlichen Glückes genoß: Herrschaft über willige Menschen. Abstrakte Ideale von Verfassungen und Staatseinrichtungen haben sich von jeher als unpraktisch erwiesen und haben stets dem Volke, statt Glück und Freiheit, Unheil und Fesseln gebracht. Zwei noch frappantere Beispiele zeigt uns die neuere Geschichte an Robespierre und Washington; Jener in dem Wahne, den philosophischen Staat Rousseau's verwirklichen zu können, wird das blutdürstige Ungeheuer, während Dieser, in der praktischen Schule englischer Staatsweisheit gebildet, die Freiheit Amerika's gründet. **M.**

England.

Korrespondenz-Berichte aus England.

Zeitungen und Penny-Blätter.

London, im Januar.

Literatur ist in England wohlfeiler als Brod und ein mindestens ebenso unentbehrliches Bedürfniß. Sie ist ein Theil der täglichen Nahrungsmittel, die mit Bier und Mutton-Chops wie unentbehrliche eingemachte Pfeffergurken und sonstige im schärfsten Essig und spanischen Pfeffer schwimmende Delikatessen genommen werden. Das Bedürfniß ist kaum noch ein künstliches, da es aus der intellectuellen, sozialen, politischen Atmosphäre, aus der Gewohnheit freien Denkens und Thuns hervor, und in jedem Menschen, der eben nur nothdürftig lesen gelernt hat, großgewachsen ist. Der Engländer würde nicht nur nicht satt werden ohne Zeitung beim Frühstück, er würde sich auch für einen Sklaven und Barbaren halten. Die Zeitung, worin täglich die Mächtigsten des Landes und der Erde kritisirt, abgekanzelt, verspottet, wegen „shortcoming's" (unübersetzbar) gerichtet, wegen Tugenden und Verdienste gelobt werden, ist ihm Genuß, Beweis und Garantie seiner Freiheit. Es kommt gar nicht so sehr darauf an, daß ihm Alles nach dem Munde geredet sei, daß er Alles oder nur Vieles lese: das Blatt muß auf dem Tische liegen, wie Brod und Salz, wie Eier und Schinken. Wenn er auch nicht davon ißt — ohne diese unentbehrlichen Bestandtheile des englischen Frühstücks würde er glauben gar nicht gefrühstückt zu haben.

Zeitungen, Zeitschriften, Magazine, Bücher sind tägliches Brod in England. Vor jedem anständigen Hause muß der Zeitungsjunge zwischen 8—9 Uhr Morgens die Times oder mindestens eine ziemlich eben so große Penny-Zeitung der Köchin durch das Eisengitter in die „Area" hinunter reichen. Mit dem Frühstücksteller wandert sie hinauf, noch naß aus der nächtlichen Druckmaschine. Die Familie versammelt sich um den schwerbeladenen Frühstückstisch, größtentheils gewaschen und gekämmt, Hausvater und erwachsene Söhne fix und fertig für den Omnibus und die „City;" der Hausvater, mit sorgfältig über die Glatze gekämmten letzten Hinterkopfhaaren, liest mit eintöniger Feierlichkeit das Morgengebet, während die Dienstmädchen in ihren Hauben stehen bleiben und in der Aufwartung pausiren. Dann fällt man über den Segen her, ohne viel zu reden, und der Hausvater läuft über die Spalten der Zeitung.

Beim zweiten Frühstück in der „City" muß er in eine Zeitung gucken. Jedes öffentliche Lokal raschelt und knittert hinter den hohen kirchenstuhlartig abgefächerten Abtheilungen von Zeitungen, hinter welchen sich die schon durch Breter getrennten und versteckten Essenden auch außerdem vor einander verbergen. Die vielen Tausende, welche jeden Morgen auf den Omnibusdächern nach der City fahren, kaufen sich unterwegs Zeitungen und lesen. Die Tausende, Tausende, viele Tausende von Kutschern und Conducteurs der Tausende von Omnibussen oder Droschken lesen in Pausen ihre Zeitungen. Jede Köchin hält sich ihr Wochenblatt, jeder Portier, „Fußmann," Pferdejunge, Koch und Kellner ist Mäcen eines bestimmten Organs der Presse. Die majestätische „Housekeeper," das Lady's-Mädchen, die Gouvernante, die Tochter, die Mutter, jede kultivirt nach ihrer Privatliebhaberei für die Presse, so daß in einem englischen, voll-respektablen Hause wohl 10—20 Zeitungen und Zeitschriften gehalten werden. Sie fliegen Abends zwischen 5—6 Uhr immer schock-, sack- und centnerweise in die große Luke des Hauptpostamtes, das mit dem ersten der sechs Schläge sich jedesmal wie mit dem Blitz durch dicke Breter schließt, so daß die letzten Zeitungssäcke immer unter einem furchtbaren Gelächter abprallen. Den ganzen Tag über wurden die vielen Hunderte von Briefkasten immer außerdem mit einzelnen gestempelten oder mit Penny-Postmarken beklebten Nummern gestopft — für Freunde und Angehörige in der Provinz und in den Kolonien. In jedem respektablen Hause müssen neben den illustrirten Guineen- und Halb-Guineen-Büchern ein Paar Monatsschriften und Magazine auf dem runden Parlour-Tische liegen. Die meisten beschäftigten Engländer fahren täglich ein Paar Mal auf Eisenbahnen und Dampfschiffen, die überall von Zeitungs-Depots, Zeitungs-Jungen ausgehen und in solche münden. Auf jeder Station eine Eisenbahn-Bibliothek, auf jedem Perron, jedem Dampfschiffe laufen die fliegenden Buchhändler, quälend und unverschämt wie Mosquito's, schreiend hin und her. Tausende kaufen nicht, aber andere Tausende kaufen doch dann und wann. Es ist ja so spottbillig; Achtundvierzig Foliospalten à 160—190 Zeilen (je nach großem oder kleinen Druck), also 8 bis 10,000 Zeilen, bestehend aus 330,000 bis 350,000 Buchstaben für 1 Penny, für 1 Sgr. weniger 2 Pfennige. So viel enthält die englische Penny-Zeitung, Morning- or Evening-Star, Daily Telegraph oder Standard, auf Strohpapier. Jede bringt für dieses Geld mehr, als man je verlangt oder bewältigen kann. Und wenn man ein so strohernes, rauschendes, knitteriges, bauschiges Ding alle Tage in's Haus bekömmt, wie ich, muß man sich dann und wann gleichsam aus der englischen Presse herausgraben und mit Hülfe der Dienstboten einen allgemeinen Vertilgungskrieg gegen die Makulaturhaufen anstellen.

Die Penny-Zeitungen bringen Alles, was die Times und die andern theuren Leviathan's, ja mehr, wie sie neuerdings beschuldigt wurden. Das gab einen Heidenlärm. Times und besonders die wegen ihres giftigen Kriticismus verrufene Saturday-Review versuchten der furchtbar überhand nehmenden Penny-Presse schon längst auf verschiedene Weise etwas anzuhaben, aber es wollte nichts helfen. Die fliegenden Buchhändler der Penny-Zeitungen mehrten sich und wurden allgegenwärtiger in allen Winkeln Londons. Endlich machte die Saturday-Review eine giftigere, tödtlichere Attacke und beschuldigte die Penny-Presse, daß sie mehr brächte, als die theuere — mehr Gift-, mehr Ehescheidungs-Gerichts-Skandal. Die Presse ist unser tägliches Brod, und die Penny-Zeitungen vergiften es durch Obscönitäten, hieß es. Diese Beschuldigung war die allerfurchtbarste, die man je erfinden kann. Das Leben ist überall voll der unsäglichsten Rohheiten und Immoralitäten, aber die Presse, alles respektable bedruckte Papier, rühmt sich der allerstrengsten Platonik in erotischen Sachen, als wäre jedem Autor das Unglück Petrarca's passirt. Die englische Poesie und Belletristik hat in der That etwas Castratenartiges. Ich erinnere mich nicht, je nur einen feurigen Kuß anerkannt Liebender in einem Romane gefunden zu haben. Desto unverschämter geht's freilich im realen Leben her, das die Polizei und der Kriminalrichter vor die Geschwornen und die Berichterstatter schleppen. Seitdem nun die Ehescheidungen für erträgliches Geld ermöglicht werden, läuft ein wahrer Sündenpfuhl von Unmoralität öffentlich durch die Zeitungsspalten. Eklatante Fälle und recht pikante Skandale aus „high life," wie z. B. der des Marquis von Angelsey, der mit einer reichen Kaufmannsfrau überall umher gewohnt hatte und zu zehntausend Pfund „damages" verdammt ward, oder der eines reichen, höheren Offiziers, der seine Frau auf die verschiedenste Weise gemißhandelt und sich geweigert haben sollte, unter andern Rechnungen ihre auf Kredit gerauchten Cigarren zu bezahlen und sie zuletzt beschuldigte, daß sie um der Scheidung willen einen Meineid geschworen haben sollte, (die Sache ist eben jetzt wegen unerträglicher Details zurückgezogen worden), oder der nebenher laufende Ehrenmann, der Spione und Verführer seiner Frau so lange bezahlte, bis letztere vor Zeugen durchs Schlüsselloch wirklich gefallen war — solche Skandalosa des Ehescheidungsgerichtshofes wurden natürlich von allen Zeitungen ziemlich ausführlich gebracht. Die Penny-Presse aber ward der größten Ausführlichkeit und so absichtlicher, vorsätzlicher Vergiftung der öffentlichen Moralität beschuldigt. Die Penny-Presse schlug tapfer mit ihren scheunthorgroßen, strohpapiernen Flügeln umher und krähte Rache. Sie bewies, daß die Times ebenso ausführlich, ja in Berichterstattung über Schlüssellochs-Scenen ausführlicher gewesen, als sie, und sie zuerst Lärm geschlagen über diesen jetzt öffentlich fließenden Schmutzstrom und zuerst verlangt, daß man ihn übermauere, unterdrücke und die Ehescheidungen wieder von 5000 Pfund und dem Parlamente abhängig machen solle (wenigstens that dies der stupide Standard).

Hiermit habe ich zugleich zwei Themata in meiner Weise erledigt — die neue Ehescheidungs-Praxis und den Antagonismus zwischen der theuern und der Penny-Presse. Ich füge nur noch hinzu, daß England durch den längst ersehnten Untergang der Times und die Allmacht der Penny-Presse wenig oder nichts gewinnen würde. Die Times schreibt nicht so, weil sie fünf Pence kostet, sondern weil sie, wie die Andern, aus der englischen Anschauungsweise schöpft. Die Penny-Blätter klingen im Durchschnitt eben so, nur etwas gröber und roher. Der Daily Telegraph, sonst bei den Deutschen hier beliebt, weil er die besten Korrespondenzen vom Kontinente bringt, schimpfte, als das Schillerfest auftauchte, auf „diesen Poeten untern Ranges und von wenig Erfindungsgabe," auf die Deutschen und auf die Krystall-Palast-Compagnie, und nannte eine Menge berühmte Spitzbuben, die man feiern sollte, da sie Engländer gewesen seien. Solchen Vorzug der Ignoranz und des Patriotismus zeigte übrigens nicht blos die Penny-Presse.* Die Zeitungen berichteten durchweg günstig über unser Schillerfest, aber selbst die stolze „Illustrated London News" versicherte in ihrem Berichte, daß Schiller „never married" gewesen sei. Und dieser nie verheiratet gewesene Poet untern Ranges ist einer der gefeiertsten, bekanntesten, kultivirtesten unter den wirklich

* Wir haben in Nr. 2 des „Magazin" von 1860 ein solches Beispiel böotischer Unwissenheit der Londoner „Critic" citirt. D. R.

gebildeten Klassen Englands. Bulwer Lytton's Biographie, Carlyle's Kommentare, vollständige und gute Uebersetzungen aller seiner Schöpfungen haben unsern kosmopolitischen Dichter auch zu den Heroen der englischen Kultur gesellt. Die Tagespresse freilich, deren Lieferanten für die zahllosen, hungerigen Spalten und ungeheuren, jede Stunde 15,000 Exemplare druckende Dampfmaschine arbeiten müssen, können sich um solche ihnen fern liegende Dinge nicht bekümmern. Und so wird denn richtig auch jedes deutsche Wort, das wohl in der englischen Presse citirt wird, in je hundert Fällen immer noch neun und neunzig Mal falsch gedruckt (blos die Times macht eine rühmliche Ausnahme). Als Kuriosum fällt mir dabei eine englische Korrespondentin (denn eine weibliche wird's sein) aus „Hasenbraten" in Deutschland ein, die seit Jahren zuweilen über die deutsche Küche und das deutsche Sauerkraut in „Chambers' Journal" Klagen und Witze macht. Neulich schloß sie einen solchen Artikel mit wirklicher und symbolischer deutscher Wurst und erklärte den studentikosen Ausdruck „das ist mir Wurst" als charakteristisch deutsch, gleichbedeutend mit „intense liking." „Wenn der Deutsche sagen will, daß er etwas ungeheuer liebe, so sagt er: „That is sausage to me."

Alle öffentlichen Organe Englands, Zeitungen, Pennyblätter, Reviews und Magazine, waren übrigens einstimmig, als noch in den letzten Stunden des abgelaufenen Jahres die Nachricht von dem Tode Macaulay's durch das Land ging. Jeder Partei-Widerspruch verstummte, als es galt, dem großen, whiggistischen Geschichtschreiber bei seinem Scheiden für die Ewigkeit ein Lebewohl nachzurufen. Man erinnerte sich bei dieser Gelegenheit nur seiner Vorzüge, wie wir denn auch unsererseits für einen Augenblick vergessen wollen, daß der gute Homer geschlafen hat, als er seinen höchst oberflächlichen Essay über Friedrich den Großen schrieb. Ich behalte mir übrigens vor, auf Macaulay zurückzukommen.

Die Familie Oliver Cromwell's.

Der durch seine voluminösen genealogischen Arbeiten bekannte irische Wappenkönig, Sir Bernard Burke, behandelt in einem neulich erschienenen Werke* ein an dramatischem Interesse reiches und auch schon in unserem „Magazin" berührtes Thema — die Schicksale der altadeligen Geschlechter Britanniens, die theils durch Bürgerkriege und Proscriptionen, theils durch die Thorheiten und Ausschweifungen ihrer Mitglieder von ihrem „high estate" herabgesunken sind und sich allmählich in den niedrigsten Schichten der Bevölkerung verloren haben. Er führt uns die letzten Nachkommen der Plantagenets in weiblicher Linie in dem ehemaligen Todtengräber der St. Georgskirche in London, dem Chausseegeld-Einnehmer zu Dudley und einem ehrsamen Schlächtermeister im Städtchen Hales Owen vor und hat sogar Sprößlinge jener erlauchten Dynastie in direkter männlicher Linie entdeckt, die in den drückendsten Verhältnissen im Flecken Kettering leben und ihren Namen in Plant verwandelt haben. Er erzählt von John Stuart, Grafen von Traquair, dem leiblichen Vetter Jakob's I., der im Jahre 1661 in Edinburg sein Brod von Haus zu Haus bettelte; von der Erbin des Tiger Earl, der gewaltigen Gräfin von Crawford, die als Landstreicherin und Prostituirte endete; von der Urenkelin des „Princely Buckingham," Frau eines Tischlers und Mutter eines Schuhflickers; von der Tochter des letzten Grafen von Westmoreland aus dem Hause Neville, aus welchem der „Königmacher" entsprossen war, die nur der Fürsprache des Bischofs von Durham beim Staatssekretair Burleigh ihre Rettung vom Hungertode dankte; von den Abkömmlingen Sir Thomas Kirkpatrick's, des Waffengefährten König Robert's von Schottland, die, trotz ihrer Verwandtschaft mit der Kaiserin Eugenie, jetzt als Kaufleute zu Dumfries und Havre ein bescheidenes Dasein führen, und von der sogenannten Prinzessin von Connemara, die nach Verlust ihrer unermeßlichen Güter nach Amerika auswandern mußte und auf der Reise vor Noth und Elend starb. Eines der merkwürdigsten Beispiele von gefallenen Größen bietet jedoch die Geschichte der Familie Cromwell dar, über welche Sir Bernard einige bisher wenig bekannte Details mittheilt. Das Motto der Courtenay: Ubi lapsus? quid feci? hätte die Cromwell auch zu dem ihrigen machen können, obwohl gute Royalisten ihnen auf den zweiten Theil dieser Frage die Antwort nicht schuldig geblieben wären.

Die Familie der Cromwell von Hinchinbrook stammt aus Wales und hieß ursprünglich Williams. Der erste, der den Namen Cromwell annahm, war Sir Richard Williams, und zwar als Neffe Thomas Cromwell's, Grafen von Essex, des Günstling's Heinrich's VIII. (der ihn freilich, wie die meisten seiner Günstlinge, später köpfen ließ); auf dessen Rath die Einziehung der Klostergüter stattfand und der daher „malleus monachorum" genannt wurde. Sir Richard erhielt bei dieser Gelegenheit reiche Schenkungen aus dem konfiscirten Kirchengute; er stand auch beim Könige in hohem Ansehen, dem sein ritterliches Benehmen bei einem Turnier so wohlgefiel, daß er ihm einen Brillantring mit den Worten überreichte: „Bisher warst du mein Dick (Richard), von nun an sollst du mein Diamant sein!" — und ihm befahl, diesen Ring im ersten Felde seines Wappens zu tragen. Sir Richard ward in der Folge Ober-Sheriff, Parlamentsmitglied für seine Grafschaft, Kammerherr des Königs, General der englischen Infanterie in Frankreich und Kommandant von Berkeley-Castle. Sein Sohn, Sir Henry Cromwell, den man wegen seines Reichthums und seiner Freigebigkeit den „goldnen Ritter" nannte, baute das Schloß Hinchinbrook von neuem auf und empfing dort einen Besuch von der Königin Elisabeth. Eine von seinen Töchtern war die Mutter John Hampden's und einer von seinen Söhnen der Vater des Lord-Protektors. Sein ältester Sohn, Sir Oliver Cromwell aber, kam durch seine während des Bürgerkriegs der königlichen Sache gebrachten Opfer in solche Noth, daß er Hinchinbrook an Montagu, den nachherigen Grafen von Sandwich, verkaufen mußte, dessen Nachkommen dort noch heute ihren Sitz haben. Mit seinen Söhnen, welche die Anhänglichkeit ihres Vaters an das Königthum mit dem Verlust ihres Vermögens büßten, starb der ältere Zweig des Geschlechts der Cromwell im Jahre 1673 aus, während ihre jüngeren Vettern aus der entgegengesetzten Ursache von ähnlichem Unglück betroffen wurden.

Richard Cromwell, der, wie man mit Recht bemerkt hat, die souveraine Macht so ruhig und widerstandslos erbte, als wäre er der Abkömmling einer langen Linie von Königen gewesen, und der in der That sieben Monate und achtundzwanzig Tage in England herrschte, brachte den Rest seines Lebens in der Dunkelheit zu, nur wenig von den Stuarts belästigt, von deren Sturze er noch Zeuge war. Der Vater des Naturforschers Pennant, der ihn oft in dem Don Saltero-Kaffeehause zu Chelsea sah, beschreibt ihn als „einen kleinen, sorgfältig gekleideten alten Mann, mit einem höchst ruhigen Ausdruck des Gesichts — die Wirkung seines unschuldigen, dem Ehrgeiz fernen Lebens." Von seinen Töchtern wird berichtet, daß sie „wohlerzogene, wohlgekleidete, stattliche Frauen waren und sehr auf Etikette hielten; sie schienen das Bewußtsein hohen Ranges mit sich herumzutragen, von der geheimen Furcht begleitet, daß diejenigen, mit welchen sie verkehrten, ihn nicht beachten und anerkennen würden." — Die männliche Linie Oliver Cromwell's wurde durch seinen zweiten Sohn Henry fortgepflanzt, gerieth aber in tiefen Verfall. „Unsere Familie," schreibt Henry, der Enkel des Protektors, an seine Tante, Lady Fauconberg, „ist sehr herabgekommen, und Viele möchten, daß wir so blieben; aber ich weiß, daß wir eine weit ältere Familie sind als manche andere; die ehemaligen Güter Sir Oliver Cromwell's, des Oheims und Pathen meines Großvaters, werden jetzt für mehr als 50,000 Pfd. St. jährlich verpachtet." Ein Sohn dieses Henry, Thomas Cromwell, betrieb das Geschäft eines Gewürzkrämers in Snow-Hill (London) und starb im Jahre 1748. Der Sohn des Gewürzkrämers, Oliver, war Sachwalter und Rendant des St. Thomas-Hospitals, und mit ihm, der im Jahre 1821 das Zeitliche segnete, erlosch die männliche Nachkommenschaft des Lord-Protektors. Er hatte eine einzige Tochter, Elisabeth Oliveria Cromwell, welche 1801 einen Herrn Russell heiratete. Von andern weiblichen Sprößlingen Henry Cromwell's kennt man die Frau eines Schuhmachers in Soham und ein früheres Dienstmädchen, welches nachher einen Schlächtersohn Namens Saunders ehelichte. Andere sind noch tiefer gesunken; eine, die ihren Mann in dem Arbeitshause einer kleinen Stadt in Suffolk sterben sah, endete selbst als Almosen-Empfängerin mit Hinterlassung zweier Töchter, und wahrscheinlich existiren noch zu dieser Stunde in den untersten Volksklassen Englands einige „eversae domus tristes reliquiae," armselige Trümmer des einst berühmten Hauses der Cromwell von Hinchinbrook.

Ungarn.

Kazinczy's ungarische Säkularfeier.

Der hundertjährige Geburtstag des ungarischen Dichters und Literaten Kazinczy' hat in Pesth eine Feier hervorgerufen, die unter den

---

* Vicissitudes of Families and other Essays. By Sir Bernard Burke, Ulster king of Arms. London: Longman. Berlin, A. Asher & Co.

gegenwärtigen Umständen den Charakter einer politischen Demonstration angenommen hatte, und die man gewissermaßen als ein ungarisches Gegenstück zur Schiller-Säkularfeier betrachtete. Man schreibt uns in Bezug darauf.

„Franz Kazinczy ward den 27. October 1759 in Er-Semyle geboren und legte seine Studien in Käsmark, später in Kaschau, in Eperies und in Pesth zurück. Nachdem er Advokat geworden, ernannte ihn Kaiser Joseph II., der damals sein ganzes Reich reformirte, zum Inspektor der Volksschulen im Kaschauer Distrikt. Sein protestantischer Glaube nöthigte ihn aber im Jahre 1791, als die Reaction gegen Joseph's liberale Regierungsweise eingetreten war, zur Niederlegung dieses Amtes. Von da ab widmete er sich einer Reihe von literarischen Arbeiten, die ihm einen der geschätztesten Namen unter den ungarischen Dichtern und Schriftstellern eintrugen.

„Kazinczy's erste Werke waren eine Uebersetzung von Geßner's Idyllen (1788) und ein Buch über Bacs (1789). Das „Magyarische Museum" (1788—1792) und ein Gedicht „Orpheus" gründeten seinen Ruhm. In Gemeinschaft mit dem Grafen Raday arbeitete er darauf hin, seinem Volk ein Nationaltheater zu schaffen. Er selbst gab ein anregendes Beispiel zur Nacheiferung für dramatische Dichter, indem er einige Dramen aus dem Deutschen, Französischen und Englischen übersetzte und später mehrere Originalstücke verfaßte.

„Indeß beschränkte sich Franz Kazinczy nicht blos auf literarische Thätigkeit. Die durch die französische Revolution von 1789 in die Welt geschleuderten Prinzipien fanden warme Aufnahme bei ihm. Im Jahre 1793—1794 war er ein Mitschuldiger des Priesters Martinovits und jener ungarischen „Jakobiner" — eine damals allgemein gewordene Bezeichnung — deren Verbrechen darin bestand, die Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte zu zeitig in Ungarn realisiren zu wollen. Kazinczy, der auch zum Tode verurtheilt, vom Kaiser aber begnadigt worden war, verbrachte sieben Jahre auf den Festungen Spielberg, Munkacs und Kufstein.

„Nachdem er wieder frei geworden, widmete er sich von Neuem der Literatur, die übrigens in diesem Zeitraum eine wesentlich politische war, da sie die Erweckung des Nationalgefühls gegen die österreichische Centralisation erzielte. Nach der Renaissance des Jahres 1825 befand sich der ehemalige Mitverschworene natürlicher Weise wieder unter den Wiederherstellern der ungarischen Freiheit. Bei dem Reichstag von 1830—1831 erhob er seine Stimme energisch zu Gunsten der Bauern-Emancipation. Aber das Glück, seine Hoffnungen erfüllt zu sehen, ward ihm nicht zu Theil. Die Cholera raffte ihn am 22. November 1831 hinweg.

„Diese kurze Biographie war unerläßlich zum Verständniß der Feier, welche die Ungarn zum Gedächtniß dieses Dichters und Politikers am 27. October 1859 begangen haben."

Nord-Amerika.

Die Deutschen und die Schillerfeier in New-York.*

Monate hindurch war an den Schaufenstern der deutschen Buchhandlungen eine Menge Schillerliteratur mit dahin einschlagenden Bildern ausgestellt, importirte, diesseits verfertigte und nachgedruckte. Seit längerer Zeit hatte man an den Vorbereitungen gearbeitet, denn schon im Frühjahr war hier ein Schillerverein zusammengetreten, der sich zur Besorgung der verschiedenen geschäftlichen Zweige in mehrere Comités abtheilte. Die Sitzungen und Arbeiten desselben gingen aber nicht ohne Schwerfälligkeit vor sich und brachen in Zerwürfnisse aus, wie sie bei allen Unternehmungen der diesseitigen Deutschen, die etwas Gemeinsames bezwecken, unvermeidlich zu sein scheinen, und in Folge deren einige Mitglieder austraten. Im October wurden diese Streitigkeiten durch verschiedene Blätter in unerquicklichen polemischen Artikeln vor das größere Publikum gebracht. Will man sich keinen Illusionen hingeben, so muß man bekennen, daß nicht allein Uneinigkeit, sondern auch Neid, Mißgunst und Verleumdungssucht, auch abgesehen von diesem speziellen Falle, in der deutschen Bevölkerung Amerika's sehr merklich hervortreten, und daß es den diesseitigen Deutschen trotz aller Redensarten von Republikanismus an den hauptsächlichen republikanischen Tugenden fehlt, an jener warmen Theilnahme am Allgemeinen, an der freiwilligen Unterordnung oder Zurückstellung der persönlichen Eitelkeit im Hinblick auf einen gemeinsamen Zweck. Besonders auch haben sie die Untugend, ihre Feder nicht im Zaum halten zu können, und, wo es nur möglich ist, den miserabelsten Hader durch den Druck zu veröffentlichen und Beschuldigungen, Spötteleien und Schimpfereien endlos fortzusetzen. Die amerikanische Preßfreiheit begünstigt zwar dergleichen Expectorationen, aber die Stimmung des Publikums vereitelt deren Wirkung, denn es ist sehr schwer, selbst im gerechtesten Falle, Anerkennung zu finden, sondern diese Artikel dienen gemeinhin blos zur Belustigung der Leser. Man liest heute wie A. den B. „schlecht gemacht" hat und hofft nun bald zu lesen, wie B. den A. schlecht machen wird, bis am Ende die ganze Polemik im Sande verläuft. Es ist besser, die Fehler seiner Nation zu erkennen als zu bemänteln. In Europa mögen diese Untugenden der Deutschen durch die Autorität der Macht, durch Einfluß und Gewicht der höheren Schichten der Gesellschaft und durch strenger eingehaltene Sitte verhindert werden, so scham- und haltungslos an den Tag zu kommen, wie in Amerika.

Während man in Berlin sich über die Versagung der Erlaubniß eines Fackelzuges beklagte, hielt man es hier für einen glücklichen Sieg des Schillervereins, jeden Umzug verhindert zu haben. Die Hemmungen und Zerwürfnisse des Schillervereins bestätigten übrigens, was ich in einem früheren Artikel* über die Elemente und die gesellschaftlichen Verhältnisse der hiesigen Deutschen mitgetheilt habe. Bei einer Unzahl von Vereinen giebt es keinen Mittelpunkt, der mit einiger Autorität vorangehen könnte; es giebt wohl Männer, die in kleinen Kreisen oder Cliquen sich eines gewissen Einflusses erfreuen, aber keine, die in weiterer Ausdehnung angesehen wären, keine, die durch Amt und Würden hervorragen oder ein Gewicht in die Wagschaale legen könnten; wohl aber scheint es Leute zu geben, deren Eitelkeit ihnen den Besitz eines Einflusses vorspiegelt, den sie eben nicht haben. So bestand denn der Schillerverein aus sehr heterogenen Elementen, von denen die Meisten im übrigen Verkehr in geringer oder gar keiner Beziehung standen oder auch „neben einander ungelitten" saßen. Wirft man aber einen Rückblick auf die redlichen Leistungen desselben, so läßt sich nicht verkennen, daß trotz aller Spaltungen, Mißgriffe und Hindernisse mit unsäglichen (vom Publikum schwerlich anerkannten) Mühen und Verdrießlichkeiten eine in der Hauptsache würdige Feier zu Stande gebracht ward, der es selbst nicht an glänzenden Zügen fehlte. A. B.

Süd-Amerika.

Gegen die Auswanderung nach Peru und Chili.

In Lima, der Hauptstadt von Peru, erscheint jetzt eine deutsche Zeitung, die, von Auswanderungs-Agenten redigirt, den Zweck hat, deutsche Arbeiter aus Kalifornien, Texas und anderen Staaten der nordamerikanischen Union nach Süd-Amerika zu locken, wo ihnen goldene Berge versprochen werden. Gewöhnlich werden solche Zeitungsartikel auch benutzt, um in Deutschland Propaganda für die Auswanderung nach Süd-Amerika zu machen. Gegen diese Artikel wird in dem deutschen „California Demokrat" von San Francisco mit großer Entschiedenheit gewarnt. Ein Deutscher, der selbst ein Opfer dieser, wie es scheint, hauptsächlich im südlichen Deutschland, unter den Katholiken Tyrols und der Rheinlande, betriebenen Auswanderungs-Propaganda wurde, läßt sich darüber folgendermaßen in der genannten kalifornischen Zeitung vernehmen:

„Im Jahre 1856 wurde in der Insbrucker „Schützen-Zeitung" ein Auswanderungsprojekt nach Peru eifrigst herausgestrichen, welches von dem berüchtigten nassauischen Baron S. ausging, und namentlich interessirte sich auch ein Theil der Geistlichkeit lebhaft dafür. Vergebens warnte der „Tyroler Bote." Tausende wären bereit gewesen, den ersten Auswanderern nachzufolgen, wenn der erste Versuch geglückt wäre. Man versprach jedem ledigen Mann 60 Morgen, davon 20 Morgen Thalland, den Rest Bergland. Im ersten Jahre ließen sich 300 Personen bereden, darunter 200 Tyroler und etwa 100 Rheinländer. Man versprach den Leuten freie Passage, und ich bin überzeugt, daß die peruanische Regierung auch die nöthigen Bewilligungen für eine solche gemacht. In Antwerpen mußte jedoch schon Jeder sechzehn Gulden, angeblich für die

* Aus einem Schreiben an die Redaction.

* „Die europäischen Nachrichten über Krieg und Frieden in Amerika." Nr. 116—118 dieser Blätter.

Landreise von Callao nach der Kolonie bezahlen, welches Geld der Agent, Baron S., zweifelsohne in die Tasche steckte. Auf dem Schiffe war die Kost und Behandlung erbärmlich, und die Kolonisten kamen endlich in einem solchen Zustande in Callao an, daß man nicht wagte, sie in die Stadt zu lassen, weil man fürchtete, die Leute würden sich bei den in Callao wohnenden Deutschen beschweren. Man verbreitete daher in Lima und Callao das Gerücht, es herrschten Krankheiten auf dem Schiffe, während man den Einwanderern weis machte, in Lima und Callao sei eine Revolution ausgebrochen. Man brachte Alle nach mehrtägigem Aufenthalt, während dessen Niemand das Schiff verlassen konnte, auf einem Steamer nach Huahua, wo keine Deutsche sind, und von dort machte sich die Karavane via Cerro de Pasco, Cerro rc. auf den Weg.

„An diese entsetzliche Reise werde ich mein ganzes Leben lang denken. Die Entfernung nach der Kolonie ist doppelt so weit, als in dem lügenhaften Artikel angegeben ist. Der Weg führt durch die furchtbaren Berge der Cordilleren und ihrer Ausläufer, wo man bei Tag unter der tropischen Sonne erliegt und Nachts beinahe erfriert; überall eine Wildniß, voll von Steinen und Dornen. Zu essen hatten wir Nichts. Wir mußten in den Dörfern Hunde stehlen, um von deren Fleisch zu leben, und als wir ein Mal voll Verzweiflung umkehren wollten, fesselte man uns und ließ uns gefesselt dreißig Stunden weit marschiren. Von Brod und anderen Lebensmitteln, die unterwegs sich vorfinden sollten, nirgends eine Spur.

„Cerro ist die einzige Stadt am Wege, wo Deutsche leben, und diese Stadt durften wir ebenfalls nicht betreten, damit wir keine Gelegenheit hätten, unsere Klagen anzubringen. Man spiegelte uns vor, wir würden in fünf Tagen einen Weg hauen können. Wir schickten vierzig Mann voran, Männer, Frauen und Kinder, und diese hatten sechs Wochen lang mit der Herstellung der Straße zu thun. Wir hatten zwei Tyroler Pfaffen bei uns. Diese lasen auf dem ganzen Wege kein einziges Mal Messe, angeblich, weil sie die Altarsteine in ihrem Koffer nicht finden konnten. Als ihnen aber unterwegs ein Peruaner 30 Dollars bot, Messen für seine kranken Ochsen zu lesen, fanden sich die Altarsteine plötzlich.

„Endlich kamen wir an den Platz der Verheißung. Vor uns streckten sich meilenweit die steilen Abhänge der Cordilleren aus, unfruchtbar und nackt. Dort hatten wir das Recht, uns 60 Morgen anweisen zu lassen. Das Klima ist zu heiß, selbst für Indianer, Alles schwärmt von Mosquitos; bald brachen bösartige Fieber unter uns aus, in deren Folge viele von uns noch, als sie so glücklich waren, nach Kalifornien zu entkommen, an bösartigen Krankheiten litten.

„Die, nach dem Limaer Seelenverkäufer-Artikel so blühende Kolonie besteht gar nicht mehr, Baron S. machte sich bald aus dem Staube, und wußte sich Unschuldszeugnisse von einzelnen Kolonisten zu verschaffen, deren Mittellosigkeit sie Alles unterschreiben läßt, was man verlangt. Diese Zeugnisse sollen dann als Lockvögel für Europa dienen.

„An dem Unglücksplatze selbst sind nur noch einzelne Familien, die kein Geld zum Weggehen hatten. Viele der früheren Kolonisten arbeiten nun in der Salpeter-Mine des Bremer Konsuls in Echique, Andere sind nach Chili, Andere nach Lima, Andere nach anderen Plätzen im Innern gegangen, und Allen geht es herzlich schlecht.

„Von einem Verbrechen muß ich jedoch die Regierung in Peru freisprechen, welches sich die Chileuer Regierung zu Schulden kommen ließ. Die Leute wurden nicht in förmliche Sklaverei auf Jahre hinaus verkauft, wie es mit Auswanderern geschehen, die nach Chili gingen. Die Regierung mag sogar ursprünglich einen leidlich guten Willen gehabt haben, Auswanderer anzuziehen, und Opfer dafür zu bringen. Trotzdem wird es aber allen nachfolgenden Kolonien eben so schlimm ergehen, wie es uns ergangen ist. Bedenke Jeder, daß die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika jedem Einwanderer gestatten, sich 160 Acres auszusuchen, gutes, fruchtbares Land, keine Steinwüste in den Cordilleren.

„Es wäre wünschenswerth, wenn Blätter in Deutschland diese meine Mittheilungen abdruckten, als Warnung gegen Auswanderungs-Projekte nach den südamerikanischen Staaten, die schon so viele unglückliche Menschen gemacht haben."

Arabien.

Proben arabischer Memoiren.

Abu Bekr Schebili.

Unter den von Herrn Professor Petermann in Berlin auf seiner orientalischen Reise erworbenen und der königlichen Bibliothek einverleibten Handschriften ist auch ein Manuskript der „Teskireto' lewlia," einer Art Memoiren berühmter Leute, verfaßt von Feridoddie Attâr, die, zwar eine spätere Copie, und, wie der Schreiber am Schlusse selbst sagt, in Schekeste* geschrieben, aber das Eigenthümliche hat, daß sie zweiundzwanzig Lebensbeschreibungen mehr giebt, als die Mss. 103 und 104. Diese Denkwürdigkeiten sind augenscheinlich von einem späteren Verfasser hinzugefügt, der auch anderen für heilig gehaltenen Männern ein Andenken setzen und damit die Welt erbauen wollte. Es ist allerdings auffallend, daß Attâr einige sehr bedeutende Männer übergangen hat, z. B. den Abu Bekr Schebili, von dem er doch Mehreres nebenbei erzählt, und in dieser Hinsicht ist das neu erworbene Ms. interessant, da es, wie von anderen Scheichen, so auch von diesem einige, wenn auch spärliche Nachrichten ertheilt, die wahrscheinlich älteren Sammlungen von Lebensschilderungen entlehnt wurden.

Was den Abu Bekr Schebili betrifft, so hatte er seinen Beinamen von Schebilah, einer Stadt in Mawaralnahar oder Transoxanien, aus der er gebürtig war, und hieß nach D'Herbelot eigentlich Abu Bekr Mohammed Ben Khalaf, Ben Hadschder; auch ist Hadschi Khalfa damit einverstanden, daß von ihm ein gelehrtes Werk, Mehâssen Alwassâil, auf die Nachwelt kam. Darin aber irrt D'Herbelot, wenn er, obwohl auf Schafei sich berufend, diesen Schebili einen Schüler und Zögling des Bahlul Medschnûn sein läßt, und mit eben diesem Bahalul keinen andern meint, als den am Hofe Harûn al Raschid's lebenden Witzling dieses Namens. Harûn regierte von 170 nach der Hedschra bis 193; Schebili wohnte aber noch der grausamen Hinrichtung seines Gesinnungsgenossen, des Hussein Halladsch bei, die 319 nach der Hedschra stattgefunden haben soll. Als das Volk den Unglücklichen steinigte, warf er nur eine Rose nach ihm worauf Halladsch äußerte: daß er dies Werfen einer Rose dem Schebili übler nehme, als dem Volke das Werfen der Steine, weil dies in seiner Unwissenheit handle, der Freund aber, der ihn kenne, eines Bessern überzeugt sei. Angenommen, man müsse das Datum dieser blutigen Handlung früher ansetzen, steht immer noch dem, der darauf beharren wollte, Schebili sei Schüler des unter Harûn al Raschid lebenden Bahlul gewesen, die ausdrückliche Erzählung im Leben des Khair Alnassadsch entgegen, wonach Schebili zunächst diesem seine Leitung zum Suphithume verdankte. Denn er sagt: „Schebili und Ibrahîm Chawâß thaten in einer Zusammenkunft, die er hielt, Buße."

Daß ferner Schebili ein Schüler des berühmten Dschoneid war, ergiebt sich aus der Lebensbeschreibung desselben, wo es heißt: Dschoneid, wenn er über die Einheitslehre sprach, fing jedesmal mit einer bildlichen Rede an, welche Niemand verstand. Einst rief Schebili in der Sitzung des Dschoneid: „„Allah!"" Dschoneid sagte: „„Wenn Gott abwesend ist, so ist des Abwesenden erwähnen Nachrede, und Nachrede ist verboten. Ist er aber gegenwärtig, so heißt, im Schauen des Gegenwärtigen seinen Namen rufen: die Hochachtung verletzen."" Ein anderes Mal wies Dschoneid den Schebili zurecht, als dieser ausrief: „Es ist keine Macht, noch Gewalt, außer bei Gott." Dschoneid erwiederte: „Dies ist die Rede geängstigter Herzen; die Angst von sich fern halten, geschieht durch Unterwerfung unter das Geschick." Eben daher erlaubt sich Dschoneid, den Schebili selbst mit härteren Ausdrücken zu tadeln. Schebili hatte einst gesagt: „Wenn Gott am Auferstehungstage mir die Wahl giebt zwischen dem Paradiese und der Hölle, so erwähle ich die Hölle, weil das Paradies mein Wille ist, die Hölle der Wille des Freundes (Gottes). Der, der das vorzieht, was der Freund wählt, ist ein Liebender." Dschoneid, der davon Kunde erhielt, sprach: „Schebili hat wie ein Kind geredet. Wenn man mir die Wahl frei läßt, so wähle ich gar nicht; ich sage vielmehr: „„Was hat der Diener mit der Wahl zu schaffen? Wohin du mich sendest, dahin gehe ich; und wo du mich hältst, da werde ich sein. Das ist meine Wahl, was du willst.""

Nach alle diesem kann man wohl annehmen, daß der, der die Lebensbeschreibung des Schebili zum Buche des Attâr hinzufügte, wohl unterrichtet war, indem er behauptete, dieser Scheich, ursprünglich ein vornehmer Mann, nämlich Statthalter von Demawend und später berufen zum Statthalter von Re, habe sich in Folge einer erlittenen Kränkung und der Absetzung von seinem Posten und wegen eines inneren Hanges zur Gottesliebe zuerst zu Khair alnasadsch begeben, um sich von ihm unterweisen zu lassen, auf den Rath dieses gutmüthigen Mannes aber zu Dschoneid, welcher damals höchst berühmt war, zumal den Ruf eines genauen Kenners des innern Werthes hatte. Diese Wissenschaft habe sich denn Schebili erbeten, Dschoneid jedoch geäußert, er könne ihm diese Erkenntniß weder verkaufen noch schenken, Schebili müßte selbst seinen Fuß

* Der nachlässigsten Schriftart.

vom Lande in's Wasser setzen, d. h. sie zu erringen suchen. Dies zu erreichen unternahm es Schebili, ein Jahr lang mit Juwelen zu handeln. Nachdem Verlauf dieser Zeit, da er keine Käufer fand, verordnete ihm Dschoneid, sich seinen Unterhalt auf dem Wege des Bettelns zu suchen. Nachdem er dies ebenfalls ein Jahr versucht hatte und endlich so unglücklich gewesen war, trotz seines Herumwanderns auf allen Basaren, nichts zu bekommen, gab ihm Dschoneid die Lehre: „Jetzt kenne deinen eignen Werth, schmeichle keinem der Menschen und hänge dein Herz nicht an sie!" Dann wurde er nach Re geschickt, wo er mehrere Jahre die Steuern der Dürftigen eingesammelt, und wo er, zufolge des Befehls, um Verzeihung bittend, in alle Häuser ging, außer in einem ihm selbst verbliebenen Pallast, der herrenlos stand, und auf den er 100,000 Dinare verwandt hatte, ohne Frieden darin zu finden. Nach vier Jahren zu Dschoneid zurückgekehrt, befand er sich, nach dessen Behauptung, immer noch im Zustande der Roheit, und mußte noch ein Jahr betteln und, was er erbettelte, den Derwischen geben, während er selbst fastete. Nach dieser langen Zeit, die Schebili im Stande der Bettler zugebracht, erlaubte ihm Dschoneid, in seiner Gesellschaft zu sein, doch unter der Bedingung, daß er seinen Genossen Dienste leistete und sich als Diener verhielt. Dennoch frug ihn Dschoneid eines Tages: „Wie steht's jetzt um Dich?" Schebili antwortete: „Kann ich, die geringste der Schöpfungen Gottes, noch etwas in meinen Augen sein?" „Jetzt," versetzte Dschoneid, „hast du den rechten Glauben!" Indem sich indessen Schebili auf der höchsten Stufe der **Selbstentäußerung** angelangt glaubte, indem sein eigenes Ich in seinen Augen völlig vernichtet war, gab er sich der seltsamen, und doch dem Systeme dieser Ascetiker ganz entsprechenden Ansicht hin, „er sei Gott." Sich so nennen zu hören, erfüllte ihn mit so vieler Freude, daß er den Kindern auf der Straße, die ihm zuriefen: „Gott," Zucker und Geld gab, bis er sich überzeugte, daß sie dies nicht aus höherer Erkenntniß, sondern aus Gedankenlosigkeit thaten. Er selbst aber zeichnete in seinem Umherschweifen überallhin den Namen Allah und meinte endlich eine Stimme aus der unsichtbaren Welt zu vernehmen: „Was drehest du dich um den Namen? Bist du ein Mann und ein wirklicher Suchender, so schreite fort zum Suchen des Vollkommenen!" Dies setzte ihn ganz außer sich; vom Feuer der Liebe zu Gott und Begierde sich mit ihm zu vereinigen, getrieben, achtete er sein Leben nicht mehr, warf er sich in den Tigris, gab er sich den wildesten Thieren preis, stürzte er sich von Bergen herab, bekannte er auch vor dem Khalifen, vor den man ihn gebracht hatte, und wo er die Hinrichtung zu befürchten hatte, es sei sein eignes Sehnen, daß seine Seele, aus dem Käfich des Leibes erlöst, zu dem Gegenstande der Liebe sich erhebe. Wiewohl er nun in den Augen der Einen als ein Hochweiser und Heiliger galt, hielten ihn die Anderen für einen Wahnsinnigen; und er soll zehnmal in Ketten geschlagen und in das Gefängniß geworfen worden sein. Da es den monotheistischen Muhammedanern ein Greuel sein mußte, einen Menschen behaupten zu hören, „er sei Gott," und da die Obrigkeit nicht ohne Grund Unruhen und Umwälzungen befürchtete, wenn Menschen, eine so anmaßende Rede führend, das Volk verwirrten, hätte Schebili leicht, wie Halladsch, sein Ende auf dem Schaffot gefunden; seine Neider gönnten es ihm. Dschoneid prophezeiete es ihm. Er hat später selbst eingestanden: „es wäre mir dasselbe widerfahren, was Halladsch entehren mußte; doch es rettete mich, daß man mich für einen Wahnsinnigen hielt, während er als ein Scharfsinniger galt."

Diejenigen, denen Schebili wirklich wahnsinnig gewesen zu sein schien, hätten diese Krankheit füglich für die mechanische Wirkung der Kränkung, die ihm widerfuhr, ansehen können. Sie bestand, außer der Absetzung, in einer gefährlichen körperlichen Züchtigung. Weil er, nach Bagdad befohlen und mit einem Ehrenkleide beschenkt, die Unehrerbietigkeit beging, die Aermel des Prachtgewandes, bei einem zufällig bei ihm ausbrechendem Niesen, der Nase einen Dienst erweisen zu lassen, wurde er verklagt und mit einer Tracht Schläge an den Hinterkopf gezüchtigt. Die Strafe kam ihm so hart vor, daß er das ihm später wieder angetragene Amt ausschlug.

Immer ist es keine Nothwendigkeit, dies anzunehmen; betrachten wir das Ansehen, in welchem die Suphis und ihre Lehre damals standen, und die Folgerungen, die aus ihren Dogmen flossen, dann waren seine Antworten oft sehr treffend. Ein Bäcker in Waissi hatte vom Ruhme Schebili's gehört und ihn lieb gewonnen. Einst kommt dieser unbekannt in seinen Laden und nimmt sich, weil er sehr hungert, ein Brödchen. Der Bäcker entreißt es ihm und behandelt ihn mit der größten Härte. Als der Bäcker darauf vernimmt, der Fremde sei Schebili gewesen, läuft er ihm nach, bittet fußfällig um Verzeihung und bewirthet ihn mit einem Gastmahle, wozu er die Vornehmen der Stadt ladet, und worauf er 100 Dinare wendet. Als des andern Tages Schebili auf der Reise war, wurde er gefragt, „welches das Zeichen der himmlischen und welches das der höllischen Gemüthsart sei?" Schebili antwortete: „der Höllische ist der, der um Gottes Willen nicht ein Brödchen geben kann, um seiner Lust wegen aber hundert Dinare, wie dieser Bäcker." D. P — r.

Marocco.

Das Reich Marocco.*

Seit Griechenlands Erhebung und Algiers Eroberung dringt Europa auf Civilisirung seiner orientalischen Ansätze und Nachbarschaften; die Türkei, Aegypten, Tunis, Tripolis und einigermaßen auch das entferntere Persien haben den Einfluß der europäischen Bildung und politischen Macht empfunden und anerkennen müssen, der Seeraub, den die Barbareskenstaaten Nordafrika's bisher mit offnem Visir getrieben, ward von Europa nicht länger geduldig ertragen; er mußte sich auf den meisten Punkten bescheiden zurückziehen. Nur Eine Stelle blieb immer noch von dem Anstoß zum Fortschritt unberührt. Sie befindet sich dicht am südlichen Zipfel der pyrenäischen Halbinsel unter den Kanonen des spanischen Cadiz und des englischen Gibraltar. Es ist das Reich Marocco.

Dort, wo die schmale Meerstraße von Gibraltar, jene alten Säulen des Herkules, das Thor des großen Schauplatzes für den Völkerverkehr des Südens öffnet, an der Scheidegrenze und Verbindungslinie zweier Erdtheile, dort, wo im Alterthum reges Leben und Treiben gebildeter Anwohner herrschte, wenigstens in der Römerzeit, streckt sich heutzutage in breitem Bogen ein Land hin, dessen Inneres den Bürgern Europa's noch viel unbekannter, als das von China oder Japan. Gegen die Schwierigkeiten, welche einer Wanderfahrt durch Marocco entgegenstehen, sind die, welche Barth in Sudan, Livingstone in Südafrika gefunden, keineswegs überwiegend. Jenseit des Küstenstrichs beginnt alsbald das Wirrsal der Schranken und der Vermuthungen. Denn wirklich gesehen hat wohl kaum ein europäischer Forscherblick etwas mehr, als was eine Jagd in der Umgebung von Tanger, der sorgsam von Kriegern umschwärmte Reisezug eines Gesandten oder eines Kaufmanns, dem ein Pascha die eilfertige Reise zwischen zwei Küstenstädten erlaubt hatte, was ein spanischer Deserteur nach schließlicher Rückkehr oder ein Arzt, dem eine Todesgefahr die Pforten des Harems von Fez geöffnet, kund gemacht hatten. Marocco ist in der That noch eine terra incognita. Aber der Augenblick scheint gekommen, wo die Geschichte den Schleier vor seinen Geheimnissen lüften wird.

Was man hiernach über die Natur, die Bevölkerung und Beherrschung Marocco's sagen kann, macht auf den Werth einer genauen Schilderung durchaus keinen Anspruch. Es ist dies um so weniger zu erwarten, als die Maroccaner und ihre Regierung Alles gethan haben, das christliche Ausland von der Schwelle des Reiches abzuwehren, nichts aber für den Austausch der Erzeugnisse des Bodens, der Gewerbthätigkeit und etwa des Geistes. Selbst China, das bis jetzt undurchdringliche, bietet außer seinen Waaren und Fabrikaten noch geistige Nahrung in seinen Bibliotheken und Zeitungen; Marocco hingegen hat niemals für sich selbst eine Ziffer noch eine Rechnung geschrieben, niemals ein Buch veröffentlicht noch eine Presse zugelassen. So setzt zwar Europa seine Ehre darein, bis Peking vorzudringen; auf die Annäherung an Fez und Marocco hat es jeder Zeit geringes Gewicht gelegt. Vielleicht wird das in Zukunft anders. Vorläufig muß in den mannigfachen Beziehungen, wo unsere Kenntniß lückenhaft, die Analogie von Algerien aushelfen, dessen Bodengestalt, Natur und Bevölkerung, überhaupt seine Zustände, zu den maroccanischen in nachbarlicher Verwandtschaft stehen.

Das Reich Gharb, Maghreb (Moghrib-ul-Aksâ) oder Marocco umfaßt ein Gebiet von 57 Millionen Hektaren Landes — nach Andern etwa 13,500 geogr. □ Meilen — also über 4 Millionen Hektaren mehr als Frankreich. Diese ansehnliche Bodenstrecke wird von Südosten nach Nordwesten durch die Kette des Atlas, dessen höchste Erhebung, der Milzin, mit 3475 Metern beinahe das Niveau des Gipfels der Pyrenäen erreicht, in zwei ungefähr gleiche Hälften getheilt. Eine zweite, weniger bedeutende Gebirgskette breitet sich im Norden des Landes längs der Küste des Mittelmeers aus in der Richtung von Osten nach Westen; sie führt den Namen Rif, synonym mit dem algierischen Sahel, früherhin ward sie mit einer, von der geographischen Kritik jetzt über Bord geworfenen Bezeichnung „der kleine Atlas" genannt. An dieses Gebirgsgerüst

---

* Wir folgen in der Hauptsache einer Darstellung des Herrn Jules Duval in der R. d. d. M.

lehnen sich zwei Senkungen, die eine, das Tell, sendet nach Nordwesten breite und langhingestreckte Ebenen aus, die sich von Udschda bis Mogador fortsetzen, lediglich durch ein paar Stützpfeiler der Abdachung und etliche Flüsse unterbrochen; die andere, die Sahara, entrollt im Südosten ungeheure von Oasen durchschnittene Steppen, die sich zuletzt in den Tiefen der Wüste verlieren. Diese Gegend zwischen dem 28. und 36. Breitengrade, am Südrande der gemäßigten Zone und an der Schwelle der Sahara gelegen, hat ein Klima, das eine unendliche Mannigfaltigkeit von Erzeugnissen der Natur und des Anbaues begünstigt, im Norden die des Mittelmeerbeckens, im Süden die der Tropenregion, welche die Dattelpalme kennzeichnet. Auf den Flanken der atlantischen Gebirgskette entwickelt sich eine Stufenreihe von Temperaturen, die, man kann den Vergleich wagen, die ganze Scala der europäischen Klimate darstellt. In dem Kabylenlande des Jurjura wollen die Botaniker die Normandie wiedererkannt haben; um den Miljin herum fanden sie Schottland und Norwegen, höher hinauf die ewigen Eismassen der Polarstriche wieder. Dank den schneeigen Gipfeln der Berge, den zahlreichen Flüssen, die diesen entströmen, der Feuchtigkeit, welche die erfrischende Luft zweier Meere zuführt, kann Marocco ein Algier ohne Trockenheit genannt werden, d. h. eines der fruchtbarsten Länder und eines der herrlichsten Klimate der Welt.

Auf diesem so reich gesegneten und seiner Beschaffenheit nach so mannigfaltigen Schauplatz begegnen sich mehrere Volksstämme von gleichfalls sehr verschiedenem Charakter. Wenn man das oberflächliche Moment der Lebensweise herausgreift, sondern sie sich in feste Ansiedler und Städtebewohner, Hadar's, und in wandernde Nomaden, die Beduinen. Eine genauere Eintheilung ergiebt die Abstammung.

Die Hadar's beschäftigen sich mit Handel und Gewerbe, oder mit Nichtsthun. Ohne Pferde und an ihre Häuser gebunden, können sie schwer der Unterwerfung entgehen; sie sind die Unterjochten, die Unterthanen; aber ihre geistigen Fähigkeiten sind dagegen entwickelter, als die der Nomaden; aus ihnen gehen die Beamten, die Unterhändler, die Minister des Fürsten hervor. Weil sie durch allerlei Einwanderungszuzug in die Städte sich gebildet haben, sind sie selbst ein starkes Gemisch von Menschenraçen, wie die lingua franca, die sie zu reden pflegen. Unter ihnen herrscht der Stamm der **Mauren** vor, mit denen sie oft verwechselt werden. Die Mauren sind die Ureinwohner, deren Dasein Plinius und Strabo an denselben Orten aufzeigen, wo jetzt noch die Mauren des Rif sich befinden, unter denen dieser Name auch fortlebt. Im Allgemeinen aber entspricht demselben nicht mehr ein genauer Stammesbegriff, noch ein bestimmter persönlicher Charakter der Menschen; es wäre denn, daß diejenigen Eigenschaften ihn markirten, welche die stete Gefahr, ausgebeutelt zu werden, an Unterdrückten erzeugt. Ein ziemlicher Theil dieses Volkselements kommt auf die Nachkommen der Andalusier, welche man im 15. und 16. Jahrhundert aus Spanien vertrieben hatte.

Sehr abweichenden Ansehens sind die Beduinen, die Landbewohner. Wenngleich Einige als Hirten, Ackerbauer, zuweilen auch als Handwerker in Flecken und Dörfern wohnen, so besitzt doch die Mehrzahl Pferde und Kameele, kann in den weiten Ebenen umherschweifen oder sich in die Gebirgsschluchten zurückziehen; daher sind dies die Nichtunterjochten, die freien Leute. Der Beduine ist eifersüchtig auf die Reinheit seines Blutes und lebt in den Genossenschaften der Geschlechterstämme. Um so leichter ist hier die Abstammung zu unterscheiden, die doch bei den Städtern so dunkel war. Zwei von Grund aus verschiedene Raçen, gleichsam zwei große Familien, treten hervor: die Berbern und die Araber.

Die Volksfamilie der Berbern, welche in dem übrigen Nordafrika der Zersplitterung erlag, hat in Marocco, in den unnahbaren Zufluchtstätten des Atlas und des Rif ihre Substanz bewahrt, sie hat nur eine Theilung erlitten, die in die Amasigh's und Shelluh's, mehr sprachlich als sonst verschiedene Typen. Beide Klassen der Berbern erkennt man an ihrem hohen Wuchse, der Weiße ihrer Haut, dem spärlichen Bart und oft blondem Haar, an ihren offenen Gesichtszügen. Allein dieses Bild der Berbern, welches für die Orte leichten und friedlichen Unterhalts paßt, wandelt sich in den Gegenden mit strengerem Klima, wo die Versuchung zu Seeraub oder Bürgerkrieg den Eifer zum Kampf herausfordert; da wird das Profil mager und eckig, das Auge starr, die Gestalt derb, was Alles auf Barbarei der Sitten schließen läßt, die jedoch eher zufällige Eigenschaft als wesentlicher Charakterzug ist. Es sind die Berbern und Mauren des Rif, die diesen Anblick gewähren.

Die arabische Volksfamilie bildet den dritten Bestandtheil des maroccanischen Volkes. Wie bekannt, hat sie in den großen Eroberungszügen des Islam im 7. und 11. Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung ganz Nordafrika überfluthet, in einem Strome, der freilich immer schwächer sich verlief, je weiter er vordrang. In Tripolis hat der Araber alle anderen Elemente verschlungen, in Tunis kommt schon wieder der Berber zum Vorschein, in Algier ist das Verhältniß ziemlich gleich; in Marocco endlich herrscht der Berber vor, und der Araber selbst hat durch ihren Einfluß sich modifizirt, er ist ein halber Berber geworden, zuerst in den Sitten, oft auch dem Geblüt nach. Außer den Stämmen, die an der algierischen Grenze vertheilt sind, leben die Araber in festen Wohnsitzen und häufig vom Ackerbau. Auf den Berührungslinien hat die Kreuzung der Raçen ebenso wie die Fruchtbarkeit des Bodens zu bleibenden Wohnstätten eingeladen. Immerhin erkennt man aber den Araber an der Feinheit seines Wuchses, an der hohen und breiten Stirn, an dem zarten und doch bestimmten Profil, an dem Adel seiner ganzen Erscheinung, die der faltige Burnus stattlich umwallt.

Neben diesen Hauptklassen der Bevölkerung gruppiren sich zwei sekundäre Ansätze, bedeutungsvoll durch ihre Zahl und ihren Nutzen: die Juden, Abid's oder Sklaven; ferner in dritter Reihe die Christen, vier bis fünfhundert in den Küstenplätzen, und die Renegaten, ungefähr ebenso viele, Ausreißer aus den spanischen Presidios und der französisch-afrikanischen Armee. Letztere beide, die gläubigen und die abtrünnigen Christen haben in Marocco gar kein Ansehen; auch die Renegaten spielen mit ihren Kriegskünsten im maroccanischen Dienst eine klägliche Rolle. Anders ist es mit den Juden und den Abid's. Die Juden, denen Westeuropa das Heimatsrecht verweigert hatte, fanden in dem muhamedanischen Marocco ein Asyl. Der Maroccaner bezeugt zwar, so gut wie in Deutschland mancher christliche Christ und Would-be-Aristokrat von untadeligem Adel, dem jüdischen Eindringling seine souveraine Verachtung, aber er gestattet ihm doch, nach dem Gesetz seiner Väter unverfolgt zu leben und zu sterben. Keine Inquisition treibt ihn zum Abfall. So sehr auch der Muselmann ihn demüthigt, der Jude erhebt sich durch seine Intelligenz, fast der ganze Handel der Seestädte ist in seinen Händen und größtentheils die Finanzen der Regierung. Die vornehmsten Juden vertreten als Consularagenten europäische Mächte und genießen die Freiheiten dieser Stellung. Der Landbau ist ihnen verboten wie der Besitz von Grundstücken jenseit des Mollah, des Ghetto der maroccanischen Städte. In den Bergen jedoch findet sich an einzelnen Punkten das merkwürdige Phänomen von jüdischen Stämmen, mit Berbern vermischt, welche Tracht, Sprache, Lebensweise der Berbern, selbst deren kriegerische Gewohnheiten theilen, sonst Hirten sowohl als Ackerbauer. Eine glaubhafte Ueberlieferung bezieht ihr Dasein auf die ersten Wanderungen der Kinder Israel, lange vor der christlichen Aera. Dies sind die einzigen Stämme, die dem Islam Widerstand geleistet haben und die nichts desto weniger im Genuß ihrer Niederlassungsrechte und dem der allgemeinen Achtung verblieben sind, in demselben Grade als die Familien der Berbern.

Die Abid's, d. h. die Diener, bilden den stricten Gegensatz der Juden; Kriegsmänner, Soldaten des Kaisers sind die Janitscharen oder Mamaluken von Marocco. Ihren Ursprung verdankt diese Klasse den Bekehrungszügen der maroccanischen Herrscher nach Sudan, die hier hauptsächlich die Stärkung ihrer materiellen, weltlichen Macht suchten, nämlich durch den Gewinn tüchtiger Soldaten. Im Lande Sudan, zumal in Tombuctu, griff man Sklaven auf, deren Gesammtheit man unter dem Namen Habous zu einer frommen Stiftung verschmolz zu Ehren des Sidi-el-Bokhari, eines in Marocco verehrten Heiligen. Unter dem Schutz dieses Rechtstitels wurden die schwarzen Sklaven Eigenthum der todten Hand, unverletzlich, unveräußerlich, also dem Erfolg nach frei. Nur Eine Bedingung legte man ihnen auf: den Kriegsdienst. Das ist die Entstehungsgeschichte der berühmten schwarzen Garde des Sultans. Zur leichteren Ergänzung verheiratete man diese Leute mit Negerinnen, ja sogar mit weißen Eingebornen. Ihre Privilegien erweckten den Neid der arabischen Maroccaner, welche den Eintritt in die schwarze Miliz als eine Gunst forderten. So bildete sich die Corporation oder Volksklasse der Abid's; sie hat dunkle Hautfarbe, runden Kopf, zurücktretende Stirn, krauses Haar, dicke Lippen, mittlere Statur. Die Abid's sind eigentlich die einzigen wirklichen Unterthanen des Sultans. Einige Tausend stellen die Leibwache desselben, andere geben die Besatzungen in den Städten, an der Küste und im Innern ab. Eine große Anzahl ist auf den Landstraßen postirt oder lagert in der Nachbarschaft der Stämme, deren Treue verdächtig ist. Andere endlich liefern blos in außerordentlichen Fällen und Aufgeboten die Wehrkraft der sogenannten Goum's. Die Abid's sind, mangelhaft auch ihre Organisation, doch persönlich tapfer. Die schwarze Garde allein konnte bei Isly (1844) dem Anprall der französischen Truppen widerstehen.

Wie hoch die Bevölkerung von Marocco sich beläuft und nun g... jede einzelne Raçe, läßt sich nur sehr vermuthungsweise angeben. T...

Schätzung der Gesammtzahl der Einwohner schwankt bei den Geographen zwischen 4 und 15 Millionen, die der Stadt Fez zwischen 30,000 und 300,000 Seelen. Wenn die Dichtigkeit der Bevölkerung von Algerien, die man ziemlich genau kennt, hier einen Maßstab gewähren dürfte, dieses aber 2,500,000 Bewohner hat und das Tell, welcher Strich der angebauteste in beiden Ländern ist, in Marocco die zweifache Ausdehnung des algierischen besitzt, so kämen auf Marocco 6 Millionen Menschen, wovon die Berbern, die im Tell vor den Arabern überwiegen, $2^1/_2$ Millionen, zur Hälfte Amarigh's, zur Hälfte Schelluh's, die unvermischten Araber 1,200,000, die Mauren, die Abid's und die abidisirten Araber, jedes eine Million, die Juden 300,000 ausmachen würden. Rechnet man den sechsten Theil der männlichen Bevölkerung waffenfähig, was in einem Lande, wo jedweder Mann Streiter, sehr niedrig gegriffen ist, so könnte Marocco ein Heer von 500,000 Soldaten oder Reitern, wohl oder übel ausgerüstet, aufbieten können.

Das Ferment, welches diese heterogenen Bestandtheile in Einen Staatskörper zusammenschweißt, ist die Vereinigung der höchsten geistlichen und weltlichen Gewalt in der Person des Sultans, des unumschränktesten Herrschers der Erde, den nicht einmal ein Divan noch eine Schaar von Ulema's umgiebt, noch wie in China Ueberlieferungen und geschriebene Gesetze. Er gilt für den siebenunddreißigsten Abkömmling Muhamed's durch dessen geliebte Tochter Fatime. Vor diesem religiösen Rechtstitel beugt sich der unbändigste Stolz unabhängiger Geschlechterstämme, der Araber gleich dem Berber. Das Chalifat des Westens hat in dem Statthalter Gottes zu Maghreb die Würde Omar's überlebt und dabei fortgesetzt. — Dieses amalekitische Papstthum hat seine geistliche Miliz so gut als das römische in religiösen Orden, Chouan's, deren es drei in Marocco giebt. Der bedeutendste ist der des Muley-Taïeb, den die Herrscher selber gestiftet und dessen Haupt, Scheikh genannt, eine höchst ansehnliche Person, zu Uazzan zwischen Tandscher und Fez residirt; wir sagen, eine höchst ansehnliche Person, denn die Volkssitte hat ihn mit dem Entscheidungrecht zwischen den verschiedenen Kron-, oder maroccanisch gesprochen, Sonnenschirm-Prätendenten bekleidet, und so vermag er denn den Bürgerkrieg, der fast jeden Thronwechsel begleitet, durch sein Machtwort zu ersticken. Wichtig ist es für Europa, daß der gegenwärtige Scheikh, den seine Abstammung zu seiner Würde berufen, ein junger Mann in den Zwanzigen ist, welcher sich den Anschauungen der Civilisation nicht ganz verschließen soll. — Die übrigen Orden, die Aïssonah und Derkaouh sind weniger bedeutsam. Außerdem giebt es noch zahlreiche geistliche Brüderschaften, eine Menge von Marabout's, Fakir's und frommen Pilgern, welche ihr Gewissen dazu treibt, zu betteln.

Aber den stärksten Beweis ihres religiösen Gefühls geben die Maroccaner durch ihre massenhafte und glühend eifrige Betheiligung an den großen Pilgerfahrten nach Mekka zur Kaaba und ihrem heiligen Stein. Dort erfrischt und belebt sich immer wieder die Begeisterung für den Glauben des Koran, heute, wie seit Jahrhunderten, und befestigt den Maroccaner in seiner ehrfürchtigen Ergebenheit für den Hort ihrer Seelen, den Obersultan von Fez. Dieser hält viel auf sein pontifikales Ansehen; seine Eigenliebe setzt ihren Stolz darein, mit dem Chalifen des Orients, dem Sultan zu Stambul ebenso wie mit dem Ober-Scherif von Mekka, der Gleiche mit dem Gleichen, zu verkehren. Vielleicht hätte ein Zugeständniß hinsichtlich dieser Eitelkeit manche europäische Gesandtschaft und Unterhandlung erfolgreicher gemacht!

Nächst dem Heere und der Religion stützt sich die kaiserliche Reichshoheit auf die Vielweiberei; der Harem von 7 bis 800 Weibern ist ein Mittel der politischen Herrschaft. Wenn eine mächtige Familie sich aufrührerisch zeigt und der Waffengebrauch gegen sie unthunlich dünkt, so nimmt man zum Ehejoch seine Zuflucht; der Kaiser verlangt vom Familienhaupt eine seiner Töchter zur Frau und vergoldet seinen Antrag mit reichen Geschenken. So wird der Aufstand durch Ehrgeiz und Begier entwaffnet, der Vater giebt seine Tochter zum Harem hin, die stolz darauf ist, die endlosen Gyneceen des Hofes zu schmücken. Hat sie dem Sultan einen Sohn geboren, so bringt regelmäßig die Ehescheidung sie ihrer Familie zurück, der sie einen kleinen Scherif, einen Thronerben, zuführt. Auf diese Art erweitert sich der Kreis der Anhänger des Kaisers und zugleich erklärt dies Verfahren die erstaunliche Menge von kaiserlichen Blutsverwandten, welche in den Hofkabalen und Bürgerkriegen eine Rolle spielen. Ganze Landschaften, wie Tafilet, sind mit dynastischen Sprossen bevölkert, und gründen dieselben auf ihre Abkunft das Recht zum Müssiggang und zur Bettelei.

Welcher nervus rerum im Gelde steckt, das ist den Sultanen von Marocco nicht unbekannt geblieben; schon der Koran hat dafür gesorgt, mittelst des Aschour, des Zehntens vom Korn. Die Sultane haben hierzu noch andere Hülfsquellen gefügt: Finanzmonopole, die Kopfsteuer der Juden, Zölle, eine Steuer auf jedes einzelne Karavanenkameel und auf die Waaren, welche die Kameele tragen. Kenntniß von dem Objekt der Besteuerung verschafft sich die Regierung durch Ernennung der Karavanenbefehlshaber, der Khrebrir's. Ueberdies findet die kaiserliche Geldgier in weniger regelmäßigen Einnahmen, als Confiscationen von Erbschaften, Beraubung der Reichen, willkürlichen Geldbußen, zwangsweisen Opfergaben, Münzverschlechterung, Gewaltthätigkeiten beim Handelsverkehr reichliche Nahrung. Die Erpressung kleidet sich oft in das Gewand der Gerechtigkeit. Wird ein Pascha wegen Ausbeutelung seiner Provinzialen denunzirt, was nur zu oft seinen guten Grund hat, — dann geht es dem Herrn freilich an die Kehle, und es kommt oft zu den abscheulichsten Strafen. Aber der Sultan, der das Verbrechen bestraft, will auch nicht leer ausgehen; er eignet sich sorgsam selber das Geld an und scharrt es in den düstern geheimnißvollen Kellern seiner Schlösser zu Mequinez und Tafilet an, wo es von Schwarzen bewacht wird.

Die Einnahmen des kaiserl. und Staatshaushaltes müssen sehr hoch hinaufgehen; Gewißheit hat man über den Betrag nicht. Eine Million jährlicher Ersparniß würde seit den 300 Jahren der Scherifherrschaft 300 Millionen, geben und eine Million ist überaus wenig genommen als Ueberschuß einer Wirthschaft, welche wie keine andere in der Welt das Räthsel einer billigen Regierung zu lösen gewußt hat, nämlich zum eignen Vortheil. Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten bezieht 75 Francs monatlich, der Gouverneur von Tandscher 50 Francs. Keine Ausgabe wird auf öffentliche Arbeit verwandt, es giebt weder Straßen, noch Brücken, noch Häfen, noch eine wirkliche Marine.

Man darf sich nicht wundern, wenn das Beispiel des Herrschers bei seinen Beamten Nachahmung findet. Wie der Herr, so der Diener. In einem Lande, wo die Regierung von Erpressungen und vom Raube lebt, bestiehlt und prellt die ganze Stufenreihe der Beamten vom Minister bis zum letzten Zollaufseher die Regierten. Ein solches System säet Schrecken und ärntet Haß. Unter der Decke eines allgemeinen Schweigens lauert stets der Geist der Empörung und beim ersten Anstoß bricht sie hervor. Je weiter man sich vom Mittelpunkt des Reiches entfernt, desto mehr schwindet die Unterwürfigkeit. So haben sich die Beherrscher Marocco's nach und nach ihre Gewalt über die Länder südlich vom Atlas aus den Händen schlüpfen lassen, ein Theil des Landes Sus (mit der Hauptstadt Tarudant), Uëd-Nun, der Staat Sidi-Hescham, die Oase Tuat haben sich unabhängig gemacht. An den Gränzen Marocco's und in den Bergen des Rif leben die nomadischen oder ansässigen Stämme in gesetzlosem Zustand. Da, wie gesagt, jeder Thronwechsel den Bürgerkrieg entflammt, für den die Bodengestalt des Landes wie geschaffen erscheint, so würde bei dem Mangel eines straffen Verwaltungszügels und dem auch nur mittelmäßiger Communicationen, der innere Zusammenhalt und äußere Bestand des Reiches alle Augenblicke in der höchsten Gefahr schweben, wenn nicht das Gesammtleben der Maroccaner, d. h. ihr gesellschaftlicher Zustand eine gediegene Grundlage in der Selbstregierung der Urgemeinden, in der Familie und im Geschlechterstamm besäße. Von oben her wenig regiert, verwalten sich die Maroccaner desto besser in der Sphäre des Stammes, aristokratisch bei den Arabern, demokratisch bei den Berberstämmen. Der Scheikh und Kadi, der Gemeinderath und die Mosquee haben ihre Wurzel in ehrwürdigen Sitten und Ueberlieferungen In ihren Urformen besteht die maroccanische Gesellschaft aus eigner Kraft ohne Antrieb und Schutz der Staatsgewalt. Das Gesammtleben, das auf dem Gipfel, im Haupte, zu wenig concentrirt ist, pulsirt um so lebhafter in den einzelnen Organen. Aus diesem Kern haben die Völker des Maghreb von jeher ihren Lebensmuth gesogen und Macht zum Widerstand geschöpft. Das Joch der Karthager, der Römer, der Vandalen, der Portugiesen und Spanier haben sie abgeschüttelt und die Eindringlinge verjagt; nur die Araber haben sie zur Theilnahme an dem Erbe ihrer Väter zugelassen, jene Araber, deren Religion sie angenommen hatten.

Die Zähigkeit und Widerstandskraft dieses Volkes ist nicht gering anzuschlagen, und es wäre sehr thöricht, wenn man die Hoffnung hegte, sie durch einige Lockspeisen der Civilisation im Frieden zu gewinnen, wie es andererseits ein Irrthum wäre, wollte man im Kriege eine baldige Unterwerfung Marocco's unter europäische Obmacht erwarten. —

Mannigfaltiges.

— Eine neue kirchliche Zeitschrift. Von der „Allgemeinen kirchlichen Zeitschrift," herausgegeben vom Prof. Dr. Schenkel in Heidelberg, deren Erscheinen bereits im vorigen Jahre erwartet wurde, ist kürzlich das erste Heft ausgegeben worden.* Sie empfiehlt sich der Theilnahme des evangelischen Publikums um so dringender, als sie nicht blos ein Organ für die Geistlichkeit, sondern zugleich für die Gemeinde sein will und den Hauptzweck verfolgt, „das kirchliche Leben der Gegenwart, seine Bewegung und Entwickelung namentlich auch für die weiteren Kreise der christlichen Gemeindegenossen so umfassend, eingehend und übersichtlich als möglich zu beleuchten und darzulegen." Insbesondere will die neue Zeitschrift an der Begründung, Entwickelung und Gestaltung des christlichen Gemeindelebens nach evangelischen Grundsätzen, namentlich an der in apostolischem Geiste fortschreitenden Ausbildung der Presbyterial- und Synodalverfassung in dem evangelischen Deutschland mitarbeiten und im Allgemeinen den Aufbau der evangelischen Kirche auf dem Grunde des göttlichen Wortes, die organische Entfaltung des Gemeindelebens, die freie Bewegung der in der Gemeinde ruhenden kirchlichen Kräfte und Gaben, die lebendige Theilnahme der Gemeindeglieder an allen größer n kirchlichen Lebensaufgaben und die Mitwirkung derselben an den religiösen und sittlichen Arbeiten der Gegenwart zu fördern suchen. K.

— Russische Skizzen. Wir haben im „Magazin" schon einige Proben aus den Schilderungen russischen Provinziallebens des Pseudonymen Schtschedrin (M. E. Saltykov, jetzt Vice-Gouverneur von Rjäsan) mitgetheilt, deren Erscheinen in Rußland durch die rückhaltslose Enthüllung der dortigen gesellschaftlichen Zustände so außerordentliches Aufsehen erregte. Es liegt nunmehr eine vollständige Uebersetzung des genannten Werkes durch den kaiserl. russischen Oberlehrer Herrn Mecklenburg vor uns, welche den Zweck hat, das deutsche Publikum mit diesem jedenfalls bedeutenden Produkt des russischen Geistes näher bekannt zu machen.** „In den nachfolgenden Skizzen," schreibt der Uebersetzer, „wird dem Leser eine Reihe von Bildern vorgeführt, in denen sich das nationale Element mit unverfälschter Echtheit und Wahrheit abspiegelt... und der geistreiche Verfasser ist ein eben so feiner Psycholog, wie geschickter Anatom, wo es sich um die Regungen des menschlichen Herzens, oder um die sittlichen Motive des menschlichen Thuns handelt." Das Gemälde, das er uns aufrollt, ist ein keineswegs erfreuliches; der Autor ist ein wahrer Höllenbreughel, dessen Pinsel sich nur düsteren und schauerlich-grotesken Sujets zuwendet. Daß er in dieser „unerbittlichen Analyse der Vergangenheit und Gegenwart" eine reformatorisch-civilisatorische und mithin in echtem Sinne patriotische Tendenz verfolgte, erkennen wir gern an, was aber nicht verhindert, daß die Lectüre seines Buchs einen peinlichen Eindruck zurückläßt, der durch die hoffnungsvolle Aussicht auf eine bessere Zukunft, die sich am Schluß in dem Leichenbegängniß der Skizze „vergangener Zeiten" eröffnet, nur wenig gemildert wird. Für ein solches Buch gehören eben russische Nerven; unsere zarteren europäischen Organe reichen dazu nicht aus.

— „Kerkerwonne."*** Es ist dies eine Fortsetzung der von uns besprochenen früheren Schilderungen aus der polnischen Geschichte vom Grafen Heinrich Rzewuski, (Fürst Liebchen, Schloß Krakau). Einen eigentlichen Roman kann man das vorliegende Buch nicht nennen; die Fabel ist sehr einfach und sehr locker mit der Geschichte Polens von Johann Sobieski an bis in den nordischen Krieg und unter Stanislaus Poniatowski verknüpft und enthält die Lebens- und nebenbei Liebesgeschichte des Adam von Schmiegel (Smigielski), des tapferen Sohnes eines feigen Vaters. Das Interessanteste dabei sind ohne Zweifel die Schilderungen polnischer Zustände, Sitten und überhaupt des ganzen polnischen Lebens, das hier natürlich von der rosigsten Seite und mit großer Milderung des Unangenehmen aufgefaßt wird. Die altsarmatische Gemüthlichkeit ist in den Vordergrund gerückt und mag in Polen ansprechend genug wirken, weil die Sprache hierfür ganz besonders ausgebildet ist. Unser Hochdeutsch ist dafür etwas zu kalt und phlegmatisch; die Kosewörter und Schmeicheltöne des Polen können gar nicht wiedergegeben werden, obwohl sie hier wesentlich sind. Uebrigens fehlt es dem polnischen Leben für eigentliche Romanschilderungen an Mannigfaltigkeit; der herrschende Typus ist der Edelmann in mehrfacher, aber ziemlich eintöniger Modulation und Variation; der hohe, der niedrige, der ehrliche, der nichtehrliche, der geschmeidige, der stolze, alle aber haben wieder einen starken Grundzug gemein. Von geistigen Interessen ist nicht viel die Rede, und der Verfasser muß manche Ingredienzien hinzuthun, die damals nicht im Nationalleben waren, um einigen Geschmack hineinzubringen. Der Titel „Kerkerwonne," der nicht eben aus dem Inhalte des Buches hervorgeht, klingt etwas nach der Leihbibliothek, jedenfalls ist er zu geziert und zu gesucht.

— Französische Elegie auf Windischgrätz. Unter den Lob- und Ruhmliedern über Napoleon's III. italiänischen Feldzug zeichnet sich ein Gedicht in neun Gesängen von dem Marquis de Seravalle* dadurch aus, daß es den gefallenen Feinden auch einige Lorbeerblätter zukommen läßt. Dem jungen Fürsten Windischgrätz folgt der Dichter auf das Schlachtfeld, wo er den Raubvögeln zuruft, dieses edle Herz zu schonen:

„Il est pour toi trop beau, vautour, trop généreux,
Entre nos ennemis il fut le preux des preux.
C'est lui, c'est Windischgraetz, jeune, plein d'espérance,
Un modèle d'amour et surtout de constance,
Non, ne le touche pas, respecte-le, vautour!

Dann wird die Lebensgeschichte des Fürsten in Versen verherrlicht, und seine junge Gemahlin, sein Söhnchen, mit französischer Sentimentalität überschüttet. Das Ganze ist der Kaiserin Eugenie gewidmet, deren schützenden Händen, die Friedensneigungen des kaiserlichen Siegers zu pflegen, eifrig anempfohlen wird. Nach einer Schilderung der Schrecknisse des Schlachtfeldes, meint der Dichter, könnte auch ein kriegslustiger Franzose zum Frieden rathen. — v. —

— „Nach Jerusalem!" Dieses interessante Reisewerk des Dr. Ludw. Aug. Frankl, das wir seiner Zeit im „Magazin" ausführlich besprochen und zu welchem kürzlich ein dritter Band erschienen, der sich mit Aegypten beschäftigt, ist so eben in einer hebräischen Uebersetzung von E. J. Stern in Wien erschienen. Der Zweck indessen, den der Uebersetzer im Auge gehabt: dem Buche bei den der deutschen Sprache unkundigen Juden des Orients und Rußlands Eingang zu verschaffen, sie mit dem unglücklichen Zustande ihrer Glaubensbrüder in Palästina bekannt zu machen und ihre Theilnahme für die edelmüthigen Bestrebungen und verständigen Entwürfe eines Montefiore, Rothschild, Albert Cohn zu gewinnen — dieser Zweck dürfte auf dem eingeschlagenen Wege als ein völlig verfehlter erscheinen. Denn bei dem Zwang, für die Vorstellungen, Begriffe und Gedanken des modernen Westens, die der biblischen Anschauungsweise so unabsehbar fern liegen, aus dem beschränkten Sprachvorrath der heiligen Urkunden adäquate Ausdrucksweisen zu holen, mußte die Verständlichkeit leiden, ja oft, ohne Vergleichung mit dem Original, unmöglich werden. Wir bemerken übrigens, daß früher bereits von den beiden ersten Bänden des Frankl'schen Werkes Uebersetzungen in englischer und holländischer Sprache erschienen sind, die sowohl in England als in den Niederlanden, namentlich von den dortigen Israeliten, mit Theilnahme begrüßt worden sind.

* Elberfeld, Friederichs, 1860.

** Skizzen aus dem russischen Provinzialleben von Saltykov. Deutsch von A. Mecklenburg. 2 Bände. Berlin, Verlag von Jul. Springer, 1860.

*** Historischer Roman aus dem Anfange des 18. Jahrhunderts von W. Bachmann. Berlin, 1859. Kgl. Geh. Ober-Hofbuchdr. (R. Decker.)

* Napoléon III. en Italie. Poëme en neuf chants par le Marquis de Seravalte. Paris, A. Ledoyen.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Bestellungen
übernimmt jedes Postamt des deutsch-österreichischen Postvereins, sowie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallstraße Nr. 21) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazin's" nicht direkt correspondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commissionair, Herrn F. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

Herausgegeben von **Joseph Lehmann.**

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

№ 5. **Mittwoch, den 1. Februar 1860.** **29. Jahrgang.**

Inhalt:

Deutschland und das Ausland.

Spanien.

Frankreich.

England.

China.

Mannigfaltiges.

Deutschland und das Ausland.

Charlotte Stieglitz und Herr St. René Taillandier.

Die auch in diesen Blättern bereits erwähnten „Briefe von Heinrich Stieglitz an seine Braut Charlotte" (herausgegeben von Louis Curtze) hat Herr St. René Taillandier zum Gegenstande einer Studie gemacht,* die, wie Alles, was dieser Schriftsteller über die Geschichte der deutschen Literatur seinen Landsleuten mittheilt, mit Sachkenntniß und mit der redlichsten Intention geschrieben ist. Aber bei aller Sachkenntniß und Wohlmeinung, kommen doch auch in dieser Skizze, wie in allen Darstellungen des Herrn Taillandier, Irrthümer und Mißgriffe vor, die, wenn sie, wie in dem vorliegenden Essay über Charlotte und Heinrich Stieglitz, das Charakterbild von Personen betreffen, die nicht mehr am Leben sind, dringend einer Berichtigung bedürfen — und zwar gerade wegen des moralischen Ansehens, das Herr Taillandier als Kritiker genießt. Namentlich haben wir Einiges gegen seine Darstellung der edlen Charlotte Stieglitz zu erinnern, der im Leben persönlich nahe zu stehen wir das Glück hatten, und die wir daher vielleicht besser zu beurtheilen im Stande sind, als der französische Berichterstatter, der sie nur aus fremden Mittheilungen kennt.

Zunächst ist es unkritisch und leicht widerleglich, wenn Hr. Taillandier aus den ersten Tagebuchs-Aeußerungen Charlotten's über Heinrich Stieglitz, noch bevor sie mit einander verlobt waren, schon herausliest, sie habe eingesehen, dieser sei kein wirklicher Dichter, sondern ein Schwächling und ein oberflächlicher Mensch. „Sie erkannte sehr bald," sagt Hr. Taillandier, „daß der Dichter, auf den sie gern stolz sein möchte, niemals einen hohen Flug nehmen werde, aber sie hatte es sich einmal in den Kopf gesetzt, bei und mit ihm eine Rolle zu spielen, und darum ließ sie nicht von ihm, sollte sie auch blos Krankenpflegerin am Lager eines Hoffnungslosen sein!" Diese ganze Auffassung ist unwahr. Allerdings hatte sie sich, ebenso wie er selbst, über seinen Dichterberuf und den Umfang seines Talentes getäuscht; aber nicht blos sie, sondern auch alle seine Freunde hatten von dem jugendlichen, begeisterungsvollen und gedankensprudelnden Dichter der „Griechenlieder," die er gemeinsam mit Ernst Grosse herausgegeben, Bedeutendes, Ungewöhnliches, ja Großes erwartet. Hegel, Böckh (der es jetzt noch bezeugen kann), Rauch und viele Andere begrüßten den jüngeren Dichter, — Mundt, Veit, Werder den Altersgenossen und den Mitherausgeber ihres „Berliner Musenalmanach" von 1829 mit derselben günstigen Meinung, die Charlotte Willhöft von ihm hatte.

Und wie absurd ist das, was Herr Taillandier als Grund der langen Trennung der beiden Liebenden, bald nach ihrer Verlobung sagt! „Pourquoi cette séparation si brusque?" fragt er, nachdem er vergebens in dem Buche „Charlotte Stieglitz, ein Denkmal" nach einem Grunde dafür geforscht hatte. „Weil sie," erwidert er, „für einander gegenseitig nur ein Vorwand, ein Gegenstand waren, an dem ihre Träume haften konnten; der Anblick der Wirklichkeit hätte sie nur zu bald enttäuschen können; getrennt aber fühlten sie sich durch Nichts genirt, gaben sie sich gegenseitig den Ton an, schickten sie einander das Stichwort zu und hielt Jeder für sich seine exaltirten Monologe." Nun, Stieglitz war von Leipzig nach Berlin gegangen — weil er in Preußen eine Anstellung suchte, und weil er, als geborner Nichtpreuße, diese hier nicht gefunden haben würde, wenn er nicht auch auf einer preußischen Universität studirt und hier sein Examen gemacht hätte.

In dem Briefwechsel zwischen Heinrich Stieglitz und seiner Braut will Herr Taillandier nichts weiter, als die Variation des Thema's gefunden haben: „Bin ich nicht ein großer Dichter, meine theuerste Charlotte?" „Ja, Du bist ein Dichter, ein großer Dichter, Heinrich, und wenn Du an Deinem Beruf zweifelst, so bin ich es, die Dir Deinen Glauben wiedergiebt. Bin ich nicht, o mein Dichter, für Dein Genie eine Quelle der Begeisterung und der ewigen Jugend?" — Aber die Briefe Charlotten's, in welchen sie, nach Herrn Taillandier, dergleichen Narrheiten an Heinrich geschrieben haben soll, sind gar nicht veröffentlicht, und nur die Briefe von Stieglitz lagen dem französischen Berichterstatter vor! Ja, von demselben Stieglitz, den Herr Taillandier durch diese Darstellung zum leersten und eitelsten Kopfe macht, bekennt er später, daß S. in seinen Briefen ein treues Bild von dem intelligenten Leben in Deutschland während der letzten Jahre der Restaurationszeit lieferte. „Alle bedeutenderen Männer dieser Zeit," sagt Taillandier, „beurtheilte Stieglitz damals mit einem merkwürdigen Scharfblick, der an einem so jungen Manne wahrhaft in Erstaunen setzt. E. T. A. Hoffmann wird mit allen seinen Vorzügen und Fehlern trefflich gewürdigt; H. Heine, der damals noch völlig unbekannt, mit einigen humoristischen Gedichten aufgetreten war, von denen ernsthafte Leute nur mit Achselzucken sprachen, ward von Stieglitz sofort als Dichter, als ein wahrer Dichter erkannt. Alle diese Urtheile, wie die über Goethe, und die musikalischen Urtheile über Gluck, Mozart und Weber, sie bezeugen, daß wir es hier mit einem selbstdenkenden Geiste, mit einem Manne zu thun haben, der nicht nachspricht, was Andere vor ihm gedacht und gesagt haben."

Vollkommen richtig ist Folgendes, was Herr Taillandier an die vorstehende Betrachtung knüpft: „Wenn Heinrich Stieglitz, statt eigensinnig bei der Poesie zu bleiben, die nicht sein Beruf war, sich hätte entschließen können, seinem eigentlichen Berufe zu folgen, so hätte er wahrscheinlich Außerordentliches geleistet. Es war in ihm Etwas von einem großen Kritiker, von einem ausgezeichneten Literatur- und Kunstgeschichtschreiber." Auch Charlotte Stieglitz, welcher Herr Taillandier das lächerliche Bemühen unterschiebt, aus dem unpoetischen Manne mit aller Gewalt

* Revue des deux Mondes. 1. Janvier 1860. Les drames de la vie littéraire. Henri et Charlotte Stieglitz.

einen großen Poeten zu machen, hatte, nachdem die planvollen Dichtungen Heinrich's, nachdem die „Bilder des Orients“ sowohl im engern Freundeskreise, dem sie zuerst vorgetragen worden waren, als im deutschen Publikum nur mäßigen Anklang und Beifall gefunden, die alten hochfliegenden Pläne für seine und ihre Zukunft bedeutend herabgestimmt. Schon viel früher hatte sie ihn gewarnt, sich eine Aufgabe zu stellen, die über seine Kräfte gehe, denn nach Lösung derselben würden Geist und Körper widerstandslos zusammensinken.* Jetzt war sie bemüht, entschiedener einzugreifen. Eine Professur der Aesthetik, oder der deutschen Literaturgeschichte — so war ihr Plan — sollte Stieglitz in Rußland, wo sie wackere, theilnehmende Verwandten hatten, annehmen, dorthin einige gleichdenkende deutsche Freunde nachziehen und, ohne von der Poesie sich zu trennen, — wie sollte sie, die selber Poetin war, den Poeten ganz in ihm zurückdrängen wollen? — doch einer neuen, praktischen und ihm mehr zusagenden Laufbahn sich widmen.** Es ist ihr nicht gelungen, diesen Plan zu realisiren. Stieglitz kehrte von Rußland, obwohl gestärkt und ermuthigt, in seine alten prosaischen Verhältnisse eines Berliner Bibliotheks-Kustoden zurück.

Bald machten sich die alten Nerven-Verstimmungen, der Blutandrang nach dem Kopfe, die selbstquälerische Hypochondrie, die nicht minder auch die geliebte, entsagende und leidende Gattin quälte, wieder geltend. Charlotte sah in ihrem Schmerz, in ihrer Verzweiflung alle gewöhnlichen Heilmittel vergebens angewandt; in diesem Drange psychischer und körperlicher Leiden — sie war selbst krank, viel kränker als er*** — griff sie nach einem außerordentlichen, furchtbaren Mittel — sie irrte, aber sie irrte edelmenschlich, schauderhaft groß und liebevoll — es war ein krankhafter, aus überreizten Nerven hervorgegangener, von einem bösen Traume, den Heinrich gehabt und ihr wiedererzählt hatte, unnatürlich bestärkter Entschluß — sie machte ihrem Leben ein Ende, damit er, auf sich allein nun hingewiesen und durch und durch erschüttert, zu neuem Leben erwache. Es war ein tiefer Irrthum, aber ein Irrthum des Momentes — eine Idee, die höchstens seit einigen Wochen in ihr geschlummert hatte — und Herr Taillandier stempelt diese That zu einem Verbrechen, dessen Keim er in Ueberspanntheiten findet, die von ihrer frühesten Jugend bis in ihr spätes Frauenleben sich fortgesetzt, wo sie, von den Ideen des St. Simonismus und der Himmel weiß, von was sonst noch, angefacht, bis zur entschiedensten Verrücktheit sich gesteigert haben sollen!

Ueberspannt, wahnwitzig (folle), St. Simonistisch, diese klare Seele, deren Tagebuchsblätter und Briefe — besonders diejenigen an Baron Ludwig Stieglitz in St. Petersburg — in jeder Zeile ihr Verständniß der Welt und der Menschen, ihre geringen Anforderungen an das Leben und ihre strengen an sich selbst bezeugen! Krank war sie, ja, tief krank, aber nicht blos nervenkrank; ihre Brust war leidend — der Arzt hatte der gemüthvollen Sängerin in der letzten Zeit alles Singen streng untersagt — ihr ganzer körperlicher Organismus war erschüttert, das bezeugte das halbgebrochene, glänzende Auge, das tiefe Roth ihrer Wangen, die bisweilen zum Erschrecken an die Farben hinschwindender Kranken erinnerten. Sollen wir neben der Qual und Seelenpein, die ihr die stündlich wechselnden, bald tobenden und bald in sich gekehrten Zustände ihres Gatten erregten, noch ein unbewußt auf sie einwirkendes Moment zählen, das sie zum Selbstmord trieb, so war es vielleicht der ihr reines, edles Herz erschreckende Gedanke, daß ein Dritter, ein Freund, dem sie volles Vertrauen schenkte, ein geistig vielbegabter Freund, gegen den sie über ihres Mannes und ihr eigenes Leiden schriftlich und mündlich oft und warm sich ausgesprochen, ihr nicht mehr fern genug, nicht mehr hinter dem eigenen Gatten stehe, was ihr Pflichtgefühl nicht zu ertragen vermochte, ja, um jeden Preis verhindern wollte.

Theodor Mundt, der wenige Monate nach ihrem Tode ihre Lebensskizze schrieb, zu welcher ihm Heinrich Stieglitz selbst, mit merkwürdiger Resignation, die seine eigene Schuld bloßstellenden Papiere geliefert hatte, der aber aus leicht begreiflichen Gründen jenen, die Katastrophe mit herbeiführenden Vorgang im Herzen der edeln Charlotte nicht berührte, wird sich jetzt vielleicht durch die Darstellung Taillandier's veranlaßt sehen, die von uns hier ausgesprochene Ansicht, die bereits damals, bald nach dem erschütternden Ereignisse von einigen Freunden getheilt wurde, in das rechte Licht zu stellen. Es würde dadurch die Achtung vor der Charakterstärke der Hingeschiedenen nur vermehrt und insbesondere die abgeschmackte Aeußerung Taillandier's, daß Charlotte von St. Simonistischen Zeit-Ideen angesteckt gewesen sei — eine Aeußerung, zu der leider die oft abschweifende Darstellung in dem biographischen „Denkmal“ selbst Anlaß gegeben — am Bündigsten widerlegt werden. J. C.

* Charlotte Stieglitz. Ein Denkmal (S. 31). Berlin, 1835

** Charlotte Stieglitz. Ein Denkmal (S. 46).

*** Sie schrieb wenige Tage vor ihrem Tode, am 20. December 1834: „Das doppelte Brunnentrinken, (bis über die Mitte des September hinaus) erst hier in Berlin und dann in Kissingen, hat wahrhaft wie Gift auf meine ganze Organisation gewirkt.“ (S. 286 a. a. O.).

Pasigraphie, nach Gablenz und Paić.

I.

Die Gablenzschreibung (Gavlensographie).

Vor einiger Zeit kam uns ein ziemlich umfangreiches und schön gedrucktes Buch in die Hände, dem wir, ohne Veranlassung zu näherer Kenntnißnahme zu haben, einige Aufmerksamkeit widmeten, theils wei[l] uns der Gegenstand nahe lag, noch mehr aber weil der Name des Verfassers uns für den gediegenen Inhalt zu bürgen schien. Nun da das erste Heft des zweiten Theiles uns zur Besprechung vorliegt, erinnern wir uns desselben wieder. „Sprachwissenschaftliche Fragmente aus dem Tagebuche des Freiherrn von Gablenz“ lautete der Titel. — Wir wollen aufrichtig gestehen, daß wir bei nicht grade eingänglicher, aber doch ziemlich „vielseitiger“ Kenntnißnahme des ersten Theiles etwas stutzig wurden, und gar nicht recht wußten, was wir aus einem Buche machen sollten, das einerseits ungemein gelehrt und stoffreich, der strengsten fast pedantischen Wissenschaft, andererseits der Ironie und Satyre zu dienen schien. In den Dialogen zwischen Dr. M., Baron G., Dr. K. und Graf Z. schienen uns ziemlich kennbare Angriffe gegen eine Richtung der Sprachwissenschaft zu liegen, die in diesen Blättern mehrfach besprochen worden ist. Man kennt die Bestrebungen von Männern, wie Baron Bunsen, Professor Lepsius, Professor Max Müller u. s. w., ein Universal-Alphabet herzustellen, mit welchem jede beliebige Sprache geschrieben werden könn[e]. — Andererseits verblüffte uns im hohen Grade die darin beliebte hochdeutsche Sprache, die ganz abgesehen von einer eigenthümlichen Orthographie und einem unaufhörlichen Wechsel der Typengröße, eine solche Unmasse von griechischen und sonstigen fremden Vokabeln germanisirte, und dergestalt in einen wahren Jargon ausartete, daß die Vermuthung nahe lag, hier solle eine gewisse gelehrte pedantische Richtung persiflirt werden. Freilich schien uns, wie wir nicht läugnen wollen, der Scherz selbst etwas zu abstrus gelehrt und schwerfällig, sintemal er durch ein ganzes dickes Buch hindurch nicht aufhörte. — Doch wir beschieden uns zuletzt, nicht die gehörige Vorbildung oder den gehörigen Sinn für das Verständniß dieser Mystik zu besitzen — wir wunderten uns, wie Alle sich wundern, die von der Gewalt einer Erscheinung erdrückt werden, und sagten ganz bescheiden bei uns: „Tantæne animis coelestibus iræ!“ — deutsch etwa: „Mit solchen Waffen wird der Titanenkampf der höhern Gelehrsamkeit ausgefochten!“

Nun liegt uns der zweite Theil zur Besprechung vor, und wir haben Gelegenheit, uns mit dem Grundgedanken des Herrn Verfassers genau bekannt zu machen.

Es enthält, wie der Nebentitel besagt, den

„Deutschen Schlüssel
zur
Gavlensographie und Gavlensophonie oder Gavlensolalie.“

Drei neue Wissenschaften oder vielmehr drei Zweige einer neuen Wissenschaft, die in graphie, phonie und lalie (Schreiben, Tönen und Sprechen) zerfällt; denn daß wir Gavlenso—graphie u. s. w. theilen, damit glauben wir, werden selbst die Strengsten der strengen Sprachvergleiche zu Berlin und anderer Orten einverstanden sein. — Aber das mystisch[e] Wort Gavlenso! — es hat uns Kopfzerbrechens gemacht, und wir wolle[n] gestehen, daß wir das griechische Wörterbuch nachgeschlagen haben, u[m] den Sinn desselben herauszubekommen. — Aber es lag so nahe; i[n] Gavlenso liegt der Name des Verfassers v. Gablenz, nur mit Beseitigun[g] barbarischer Härte. Ein minder feiner Attiker würde Gablenzographie geschrieben haben. — Die neue Wissenschaft hat also die Aufgabe, [die] Welt schreiben, tönen und sprechen zu lehren, wie Herr v. Gablenz, v[er]möge seines gewiß scharfsinnig ausgedachten Systems, als das richtig[e] erkannt hat; wir haben ein allgemeines Alphabet für dreißig Sprach[en] vor uns, und erhalten die Regeln, nach welchen wir (mit theilweise ge[]neuen Lettern) unsere Muttersprache forthin zu schreiben und zu sprec[hen] hätten — freilich mit einigem sächsischen Kolorit; was indeß natürl[ich] genug ist — denn ganz frei von landschaftlichen Einflüssen wird bekan[nt]lich die deutsche Sprache nirgends gesprochen, und es ist selbstverständl[ich] daß derjenige, der ein allumfassendes System aufstellt, von der sicherst

Grundlage ausgeht. Da eine Einheit durchaus nöthig ist, so kann man wohl der Sprache des Erfinders diesen Vorrang einräumen.

Das System des Herrn von Gablenz unterscheidet sich von anderen Vorschlägen und Reformversuchen dieser Art wesentlich dadurch, daß er ganz radikal zu Werke geht und eine rein phonetische Schreibung in Vorschlag bringt. — Wir sind hiermit völlig einverstanden; denn wenn einmal die Orthographie völlig diesen Namen verdienen soll, so bleibt kein anderer Ausweg, als auf die konsequente phonetische Darstellung des Sprachlautes zurückzugehen und die Laute so fest und vollkommen als möglich durch entsprechende Zeichen wiederzugeben.

Es dürfte nicht schwer sein zu zeigen, daß alle blos vermittelnden Versuche, welche z. B. überflüssige Zeichen beseitigen, Etymologien zu erhalten suchen und frühere Sprachstände berücksichtigen, nothwendig in Widersprüche und somit in Verwirrung gerathen müssen. Andererseits aber glauben wir, daß eine so radikale Umgestaltung sich gar nicht in's Leben führen läßt, und an der Indolenz und der Gewohnheitsliebe scheitern würde. Herr v. Gablenz hat eine große Anzahl neuer Zeichen eingeführt, die extra für das Buch geschnitten worden sind; namentlich um lange Laute und Diphthonge (Herr v. G. nennt sie Diftolaute) einfacher wiederzugeben. Meist sind es Ligaturen, z. B. langes a als eine Verbindung von a a, lang o ähnlich, wie das griechische ω, u. s. w.; für den Laut sch wird x gebraucht, f wird durch v gegeben, nach dem Vorgange der Sanskritaner, die hierin den Engländern folgen. Natürlich sieht unsere liebe Muttersprache darnach ziemlich fremdartig aus: (du) tobst — tωpst, Stoß xtωs, Strom xtrωm. Vieles noch Fremdartigeres können wir gar nicht geben, da uns die neuen Lettern fehlen, die die Teubnersche Buchdruckerei für dieses Werk hat gießen lassen.

Die Darstellung der neuen Orthographie ist sehr methodisch, beinah etwas zu sehr — und wir fürchten fast, daß Herr von Gablenz in einen Fehler verfallen ist, der dem sonstigen Eindrucke des gründlichen Buches schaden kann. Er scheint von den dokten und sofen Teutonen, wie er in seinem Hochdeutsch seine gelehrten und gebildeten (σοφός) Landsleute zu nennen beliebt, nicht gerade die besten Begriffe zu haben, da er ihnen seine Lehren in einer solchen Ausführlichkeit und in stets gleicher stereotyper Wiederholung einprägt, wie nur irgend ein gestrenger Lehrer den Schulknaben die Elemente des Lesens oder Schreibens beibringt.

Bei jedem einzelnen Laute und Zeichen (und deren sind viele) heißt es immer genau wörtlich im selben Katechismustone:

Frage

¿ Als was betrachten wir die nachstehend ersichtlichen bildlichen Darstellungen?

ω Ꮃ

Antwort.

Die vorstehend ersichtlichen bildlichen Darstellungen betrachten wir ausschließlich: als druckschriftliche Exemplare der fünften Grundsilbe der Gavlensographie, welche gavlensophonisch kunstgerecht, wie die deutsche Grundsilbe — o — oder ihre Stellvertreter in den beispielsweise nachfolgend veraugenscheinlichten deutschen Worten unwandelbar gedehnt lautend auszusprechen.

Folgt eine starke Druckseite mit Wörtern, die langes o enthalten. Ohr (das) s. u. w. ωr u. s. w.; dann heißt es wieder:

Frage.

¿ Als was betrachten wir, die nachstehend ersichtlichen bildlichen Darstellungen?

oi — Oi

Die vorstehend ersichtlichen bildlichen Darstellungen betrachten wir ꝛc. wie oben. Dann noch ein langes Nota Bene, und so, genau so, bei jedem einzelnen Buchstaben; stets kehrt der sofe Teutone, der geschulte Germane, und namentlich die Gavlensolalie — phonie und graphie in beständiger Wiederholung zurück, so daß für die Unsterblichkeit des Namens wohl gesorgt ist. Wir gestehen, daß wir die ganze Lehre auch in unverhältnißmäßig kürzerer Fassung begriffen haben würden. Es ist, wie gesagt, auf eine möglichst vollkommene phonetische Orthographie abgesehen, welche mit dem herrschenden Schreibgebrauche durchaus bricht. Der Herr Verfasser hat sogar, wie wir erfahren, das deutsche gavlensographirte Wörterbuch fertig und läßt seine Veröffentlichung nur durch den Beifall bedingt sein, den die vorliegende Schrift finden würde. Ob sie den finden wird? — wir zweifeln. — Die vielen sehr verschiedenen Reformversuche betreffs unserer Orthographie würden uns schon jetzt in eine babylonische Verwirrung gestürzt haben, wenn nicht die Gleichgültigkeit dagegen das beste Vorkehrungsmittel wäre. Viele Leute legen dieser Frage, mit Recht oder Unrecht, gleichviel — wenig Bedeutung bei, und schreiben, wie Lessing, wie Schiller, wie Göthe geschrieben haben; ja es giebt Gebildete, die sich darüber aufhalten, wenn ihnen ein Buch von Grimm, von Vilmar, Schleicher oder Weinhold in die Hände kommt, daß diese gelehrten Herren so schlecht orthographisch schreiben gelernt haben, und z. B. nicht wissen, daß man That mit Th. schreibt. Usus est tyrannus! Und nun erst die Gavlensographie mit so vielen ganz neuen Zeichen. Was würden die Leser unseres Blattes sagen, wenn wir es gavlensographiren wollten? Durch Einführung dieses an sich recht wohl ausgedachten Systems wäre da unsere ganze klassische Literatur so gut, wie hebräisch oder griechisch gemacht, oder um 800 Jahre veraltet. Denn nicht alle Menschen sind Sprachgelehrte und vielleicht sind unter Tausenden nicht zwei, die den fremdartigen Eindruck nur einigermaßen überwinden und sich erträglich einlesen und einschreiben.

* * *

So eben geht uns ein zweites Heft der „Sprachwissenschaftlichen Fragmente" des Freiherrn v. Gablenz zu, „Gavlensographirte deutsche Leseübungen" enthaltend. Auch hier treten wieder (in der Vorrede) die sophen Teutonen und dokten Germanen auf, zu denen wir unsrerseits nicht gehören, wie wir gleich bemerken wollen.

Die gavlensographirten Stücke enthalten „Fabeln und Erzählungen von Gellert, Diversa (aus Hamlet), Lebensbeschreibungen aus dem neuen Plutarch" u. s. w.; leider können wir aus Mangel der betreffenden neuen Lettern nur ersatzweise und annähernd einen Begriff von diesem gavlensographirten Deutsch geben:

Fωr Dzaiten gaaps ain klaines Lant, vorin man kainen Menxen fant, daer nig̃t gextotezt, von er rete.

Herr v. Gablenz hat seiner phonetischen Schreibung unfehlbar den reinen dresdner, respektiv sächsischen Dialekt zu Grunde gelegt; er gavlensographirt: der fremte (Fremde), Xante (Schande), Biltuñ (Bildung), hinkenten (hinkenden) u. s. w., wo andere Hochdeutsche ein korrektes d aussprechen.

Ebenso haven (haben), fergeevens (vergebens), seelver (selber), wo wir ein weiches b auszusprechen im Stande sind.

Auch giebt es deutsche Länder, wo man ein korrektes g ausspricht, nicht Ghermanen, Jermanen oder Chermanen. Von einem Dz im Deutschen, wie in Dzuxtant (Zustand) hatten wir bisher nichts gehört. Diese Genauigkeit der Unterscheidung hätte auch auf andere Laute ausgedehnt werden sollen, z. B. auf ch, das doppelt guttural, wie in „Fuchs (gavlensographirt Fuks), suchen, Buche" — und palatal, wie in „nicht, Licht, Becher" gesprochen wird.

Nach der Gavlensographie weiß man nicht recht, ob z. B. das Wort Chemie wie Jemi oder wie Chemi lautet. Auch ist der als langes o bezeichnete Laut oo gar kein langes o, sondern, wie die schöne althochdeutsche Schreibung zeigt, ein ou: z. B. poum (Baum), giloube (globe, glaube). Der Laut, der aus zwei kurzen o zusammenschmilzt, ist vielmehr das schwedische å, das englische aw. Man vergleiche den o-Laut in wohnt (wount) mit dem ô in Rohr (roor) Thor, und man wird leicht den Unterschied herausfinden.

Durch die Gavlensographie ist allerdings eine Fixirung der Sprachbesonderheit angebahnt worden, die Bedeutendes leistet. Die Art, wie die Organe des Herrn Verfassers das Hochdeutsche verlautbaren, ist uns vollkommen klar geworden. Aber sollen wir andern Deutschen, die wir vielleicht die kleine Eitelkeit haben, zu glauben, einige Laute richtiger auszusprechen, uns rein sächsische Intonation zulegen? Dann bitten wir um die Noten dazu.*)

Wir fügen hier gleich die Besprechung einer verwandten Erscheinung an:

II.

Pasigraphie mittelst arabischer Zahlzeichen.

Ein Versuch von Moses Paić. Semlin 1859.

Das Problem, eine allgemeine Sprache zu erfinden, das so viele Philosophen und Gelehrte früher beschäftigte, wird hier nicht berührt, wohl aber der Versuch gemacht, sehr verschiedene (möglichst alle) Sprachen durch eine ganz abstrakte Schrift zu schreiben, gleichwie z. B. mit der chinesischen Zeichenschrift auch andere Sprachen geschrieben werden. Hierzu sollen die arabischen Zahlzeichen dienen. Der Verfasser will die

*) Schließlich geht uns auch noch als „Probeblatt" Nr. 1 einer Zeitschrift zu, unter dem Titel: „Gavlensographisch-Deutsches Sonntagsblatt, für die Verwirklichung der Idee einer allgemeinen Sylben- und Lautsprache." (Herausgeber, Verleger und verantwortlicher Redacteur Heinrich Frh. v. Gablenz). Druck von B. G. Teubner in Dresden.

Ziffern von 1 — bis 1000 als Aequivalent für Alles verwenden, was Buchstabenlaut, (mit denen Eigennamen geschrieben werden müßten) und Flexion ist (Declination, Conjugation u. s. w.); von 1001 an will er jede Zahl für einen bestimmten Begriff verwendet wissen, z. B. Erde (terre, terra, γῆ u. s. w.) 1889, Buch (livre, liber, βίβλιον u. s. w.) 2300. Der Verfasser, wahrscheinlich seiner Abkunft nach ein Kroat, entwickelt seine Theorie, die freilich noch lange nicht fertig scheint, an fünf Sprachen: Deutsch, Französisch, Slavonisch, Griechisch, Ungarisch; er zeigt wie mannit Ziffern dekliniren und conjugiren könnte.

z. B. 2439 der Mensch, l'homme, tólovek'
2439-2 des Menschen, de l'homme u. s. w.
2439-3 dem Menschen u. s. w.

Ebenso bei den Pronomen und der Conjugation:

z. B. 3129 lieben: 401-3129 ich werde geliebt.
402-3129 du wirst geliebt u. s. w.

Der Verfasser meint, daß diese Pasigraphie namentlich für die Telegraphie verwendbar und selbst kürzer sein würde, als jede Buchstabenschrift, abgesehen davon, daß sie alle Uebersetzung erspart: denn ein Deutscher liest deutsch, ein Ungar ungarisch, ein Franzose französisch, weil es reine Begriffsschrift ist.

Der Gedanke ist geistreich genug, doch dürften die Schwierigkeiten, die sich bei näherer Betrachtung herausstellen, gar nicht gering sein. Schon die in den verschiedenen Sprachen oft ganz verschiedene Wortstellung, die Verschiedenheit der Constructionen und des Regime's würden die größten Dunkelheiten lassen, oder man müßte sich auf den rohsten und elementarsten Ausdruck beschränken. Wie soll man lesen, wenn z. B. der Deutsche ein Verb mit dem Genitiv, der Franzose mit dem Dativ, der Grieche mit dem Akkusativ konstruirt? Sodann würde die Fixirung des Lexikon's auf Zahlen nur nach einem ganz willkürlichen Verfahren erfolgen können und bald bedeutende Mängel zeigen, wenn man z. B. Begriffe ausgelassen, wenn neue hinzutreten u. s. w. Denn die Begriffe sind unzählig; sie philosophisch zu ordnen, zu deduciren u. s. w. wäre aber zuvor fast unumgänglich nöthig. Drittens würden Alle, die diese Schrift lernen, ganz abstrakt denken lernen und philosophische Grammatiker werden müssen, wozu erfahrungsmäßig nur wenige Leute Talent haben.

Viertens endlich — und das ist die Hauptsache, müßte man vielleicht 10,000 und mehr Zahlencombinationen lernen und geläufig auswendig wissen, ehe man diese Schrift erträglich lesen könnte. Das ist mehr, als selbst die chinesische Schrift mit ihren Schriftschlüsseln verlangt. Die Ziffern bieten dem Gedächtniß lange nicht den Anhalt, als die chinesischen Bilder. Es würde ein ungeheures, und dabei so präcises Gedächtniß erfordert, daß man kaum daran denken könnte, eine solche Arbeit mit Glück zu vollenden. Wie leicht verwechselt man Zahlen.

Doch wir wollen hiermit keineswegs ein endgültiges Urtheil gefällt haben; es lassen sich vielleicht Modificationen ausdenken, welche die Sache einfacher und praktischer machen. Auch fordert der Verfasser dazu auf und schlägt, vielleicht etwas enthusiastisch, die „Gründung von Vereinen für die Zwecke der Universalsprache" vor, damit das Werk durch vereinte Kräfte gefördert werde.

Spanien.

Die Juden in Spanien und ihre jüngsten Geschichtschreiber.*

Ad. de Castro und Amador de los Rios.

Wer sich der Aufgabe unterwindet, die Geschichte der Juden in Spanien zu schreiben, der müßte, nach des Dichters Ausdruck, „die Brust mit dreifachem Erz umpanzern", wenn ihm nicht vor dem Gemälde voll Blut und Jammer, voll Wahnsinn und Frevel, das sich seinen Augen entrollt, von Mitleid und Zorn übermannt, die Feder aus der zitternden Hand fallen soll. Zwei verdienstvolle spanische Schriftsteller unserer Zeit sind in den unten angezeigten Werken** an diese schwere Aufgabe gegangen; wie sie dieselbe gelöst, kann und soll hier nur kurz angedeutet werden.

I. De Castro's Buch ist, streng genommen, keine Geschichte; es ist eine Reihe von Episoden, Erzählungen und Anekdoten; die historischen Thatsachen sind mit Sagen und Fabeln untermischt; daher die unvermeidliche Verworrenheit, die ebenso der Wahrheit, wie der klaren Darstellung Eintrag thut. In diesem bunten, ohne Ordnung und Methode gewundenen Knäuel von eilfertig zusammengerafften Ereignissen und Daten, von Zitaten und Beweisstücken, von Originalauszügen und verdächtigen Urkunden hält es schwer, das Wahre von dem Falschen zu sondern. Trotz dieser Mängel aber liest man das Buch mit dem Interesse, das der Gegenstand erweckt. Es bringt überdies viel Neues, Bruchstücke aus wenig gekannten oder selten gewordenen Werken, aus ungedruckten Handschriften. Hier jedoch hat der Leser allen Grund, auf seiner Hut zu sein, besonders Arias Montana, den berühmten Herausgeber der Antwerpner Bibel-Polyglotte und dessen Freunde, betreffend. De Castro ist nämlich in seinem Vaterlande durch das wunderbare Talent berühmt, mit dem er den Styl des goldenen Zeitalters der spanischen Literatur aufs Täuschendste nachahmt. So machte er z. B. den Cervantes zum Verfasser einer angeblich entdeckten Handschrift, die dieser entschieden mit keinem Auge gesehen hat. So beginnt er sein vorliegendes Buch in dem feierlich-sententiösen Ton, der an die Einleitung zu dem Kriege Granada's gegen die Morisken, dem Meisterwerk Mendoza's mahnt. Leider hält er den angeschlagenen Ton nicht fest, und der Verfolg stimmt nicht mit dem genommenen Anlauf. Seine Schrift in Betreff der Form erinnert an die schönen Façaden der alten spanischen Klöster: von außen grandios und prächtig, von innen — eine Kaserne oder ein Waarenlager.

Von allen Vorwürfen jedoch, welche die Kritik dem Schriftsteller nicht ersparen kann, bleiben die edle Gesinnung und die liberalen Tendenzen des Geschichtschreibers unberührt. De Castro nimmt sich durchweg der Schwachen gegen ihre Unterdrücker an, verficht die Schlachtopfer gegen ihre Henker, brandmarkt mit Nachdruck den unsittlichen Erfolg und das beleidigte Recht; das vae victis! kommt nie über seine Lippen. Er verschont selbst den Ruhm nicht, der mit seinem schimmernden Mantel gar manche unrichtige Wege zudeckt und zeigt die schwarzen Flecken an dessen Strahlenkrone. Er behauptet nicht mit den Sophisten, daß die Macht niemals Unrecht hat; er ist stets auf der Seite der Humanität und der Moral und opfert der Wahrheit die religiösen, nationalen und stammangeborenen Vorurtheile: ein Opfer, ebenso selten wie verdienstvoll.

Geben wir, zum Beleg dessen, eine Skizze aus dem Schlußworte mit des Verfassers eignen Worten:

„Nach der Zerstörung Jerusalems suchten zahlreiche Juden eine Zuflucht in Spanien und lebten hier unangefochten. Später wurden sie durch ungünstige Beschlüsse des ersten Koncils von Elvira in ihrer Ruhe gestört; allein die Invasion der Gothen schützte sie vor neuen Plackereien. Die Ruhe dauerte so lange, als die Westgothen Arianer blieben; sobald sie aber katholisch wurden, begannen die Verfolgungen von neuem: die Könige und die Koncilien quälten sie um die Wette. Durch grausame Gesetze aufs Aeußerste gebracht, reichten die Juden den Arabern die Hand; diese verjagten die Gothen und belohnten ihre Bundesgenossen durch die Freiheit, die sie ihnen gewährten. Das war ihre Blüthenzeit. Toledo und Cordova wurden Herde der Wissenschaft und blühende Universitäten, zu deren Glanz die Juden reichlich beisteuerten. Indessen gewannen die Christen langsam den vaterländischen Boden wieder, und jeder zurückeroberte Fußbreit war durch neue Verfolgungen bezeichnet. Die Juden waren ihren Verfolgern um so verhaßter, als diese zugleich ihre Schuldner waren; daher so viele Todtschläge und Metzeleien, von den unehrlichen Gläubigern angezettelt. Der Zustand der Hebräer wurde unerträglich und konnte nur durch den Religionswechsel erleichtert werden; daher rührten die vielen Bekehrungen, besonders infolge eines berühmt gewordenen Religionsgespräches zwischen den spanischen Rabbinern und Gerónimo de Santa-Fé*, in Gegenwart des Gegenpapstes Benedikt XIII. . . .

„Ferdinand V., der Katholische, in kostspielige Kriege verwickelt, die seine Hülfsquellen erschöpften, kam auf den Gedanken, das Inquisitionsgericht zu stiften; es war eine Anstalt systematischer Gütereinziehungen, zu denen der Glaube den Vorwand gab. . . .

„Im Kriege von Grenada gegen die letzten maurischen Könige steuerten die reichsten Juden zu den Kosten des Feldzuges bei. Anstatt aber, nach seinen Versprechungen, die vorgeschossene Summe zurück zu geben, verjagte sie der katholische Monarch aus seinen Staaten, was Gelegenheit zu neuen Beraubungen gab. . . .

---

* Nach J. M. Guardia in der Revue del'Instruction publique.

** 1. Historia de los Judíos en España desde los tiempos de su establecimiento hastalos principios del presente siglo cet. por D. Adolfo de Castro. Cadix.

2. Estudios historicos politicos y literarios sobre los Judíos de España por D. José Amador de los Rios. Madrid.

* Als Jude hieß er: Josua Hallorki, und wurde nach seinem Uebertritt ein blutiger Verfolger seiner frühern Glaubensgenossen. Den ausführlichen Disput entfaltet Schewet-Jehuda, von S. Virga, (Ausgabe des Dr. Wiener) S. 68 ff.

D. R.

„Trotz Plünderungen und Scheiterhaufen war das Glaubensgericht zu ohnmächtig, das Judenthum in Spanien auszurotten, und die Juden verloren sich erst mit der Inquisition zugleich."

II. Herr Amador de los Rios, Mitglied der königl. Akademie der Geschichte und des höhern Unterrichts, Professor der spanischen Literatur an der Centraluniversität und Dekan der philosophischen Fakultät zu Madrid hat sich durch schätzbare gelehrte und kritische Arbeiten einen wohlverdienten Namen gemacht. Seine gründliche Kenntniß der hebräischen Sprache und Literatur namentlich scheint ihn besonders zum Geschichtschreiber der Juden in Spanien berufen zu haben; sehen wir nun zu, ob er sich dieses Berufes würdig erwiesen.

De los Rios gehört entschieden zu der Kategorie der ehrlichen und ängstlichen Charaktere, die man in Spanien moderados, templados (die Gemäßigten, die Lauen) nennt: er selbst versichert wenigstens, daß er kein Feind des Fortschrittes sei; indeß will uns bedünken, daß er durch allzugroße Schüchternheit und Vorsicht seinem gesunden Urtheil schade. Er hat sich zum advocatus diaboli hergegeben und, um Thron und Altar zu vertheidigen, sich eine schwere Aufgabe auf den Hals geladen. Und wohin hat er's endlich gebracht? Anstatt als helldenkender Geschichtschreiber und Mensch hassenswerthe Frevel zu brandmarken, schauerliche Verbrechen zu verdammen, zu beweisen, daß die Sache des Stärkern nicht immer die bessere sei: hat er durch sein Beispiel veralteten Vorurtheilen neuen Nutzen zu geben gesucht. Das vae victis! ist ein unmenschliches, entsetzliches Wort; die Nation, die es ausgesprochen, unterlag der früher von ihr besiegten und ging bis auf den Namen verloren: die Franken haben Gallien umgetauft.

Das von de los Rios angenommene und durchgeführte System ist so wenig neu, daß es die Widerlegung ebensowenig sein kann; darf man aber, herausgefordert, deshalb schweigen? Heute mehr, als je, ist es dringend nothwendig, den Sophismen, alten oder neuen Datum's, entgegen zu treten. Mit dem Irrthum, so oft er auf der Klagebank erscheint, keine Nachsicht! Auf Rückfall ein neuer Verdammungsspruch! Früher oder später wird die Logik der Wahrheit den Sieg erfechten. Und wenn die Kritik nicht dieses erhabene Ziel im Auge hätte, wozu wäre sie da?

De los Rios weiß recht gut, daß die Geschichte, die er erzählt, seinem Lande keine große Ehre macht, und bis zu diesem Grade verblenden ihn seine Nationalvorurtheile nicht, daß er Alles in dieser Geschichte in guter Ordnung fände. Allein es wird ihm sehr sauer, alles Vergangene nicht zu loben, nicht unbedingt gut zu heißen. Er ist Verehrer der vollbrachten Thatsachen, er beugt sich vor dem Erfolg, und gegen Das, was nun einmal so ist, thut er keinen Einspruch. Zu seiner einzigen Entschuldigung läßt sich nur anführen: Sein System hat seine Religion überrumpelt.

In den Ereignissen, die er mit reichem Wissen und Quellenkenntniß darstellt, ist er auf zahllose Ungerechtigkeiten, Gewaltstreiche, Verbrechen gestoßen; auf jedem Schritte begegnen ihm Raub und Mord; aber bei der Milde seiner Prinzipien — Andre nennen's: „hohe Gleichgiltigkeit" — bleibt er überall kalt und ungerührt; höchstens, und auch das selten, wirft er den Schlachtopfern ein abgegriffenes mitleidiges Wort hin, wie es auch der Herzloseste dem Unglück gönnt. De los Rios hält sich nicht, wie Tacitus, bei Schändlichkeiten auf, um ihnen das Brandmal aufzudrücken; das streitet mit seinen Prinzipien, und seine Prinzipien sind unbeugsam. Spürt er, daß ihn die Rührung beschleichen will, so beschwört er sie mit dem Spruch: den aufflammenden Leidenschaften müssen Mäßigung und Unparteilichkeit der Kritik folgen.

Diese Unparteilichkeit wäre recht schön, wenn sie aus dem höheren Rechtssinn hervorginge; wenn de los Rios für die Unfehlbarkeit in seinen Urtheilen gut sagen könnte. Allein das vermag er so wenig, daß vielmehr sein Erkenntniß nicht einmal das eines unbefangenen Richters ist. Freilich geräth er niemals in Leidenschaft; allein die Zunge seiner Wage, sich zu Gunsten des Unterdrückers neigend, giebt dem Unterdrücker falsch Gewicht. Wohl mochte ihm die Hand dabei gezittert haben und er seiner Aufregung nicht Herr geworden sein. Zwischen Schlachtopfer und Henker gestellt, haben ihn mehrere so eingeschüchtert, daß er sie freigesprochen, und um diese Freisprechung zu begründen, hat er, so gut es ging, aber ohne es Wort haben zu wollen, die mildernden Umstände hervorgehoben, und so lautete in diesem ärgerlichen Prozeß für die eigentlichen Verbrecher das Verdikt auf: nichtschuldig.

Unverkennbar räumt de los Rios als geschickter Anwalt seinem Gegner Manches ein; von der Augenfälligkeit überwunden, giebt er zu, daß seine Klienten allerlei Menschliches auf dem Gewissen haben, und daß sie nicht geradezu kinderunschuldig seien; dennoch aber, da er's einmal übernommen hat, sie rein zu waschen, fehlt es ihm nicht an scheinbaren Reinigungsmitteln. Er will nicht etwa sagen, daß einem Andern die Taschen leeren, eine lobenswerthe That sei; er behauptet nicht, daß es allezeit fromm oder auch nur nöthig sei, die Leute, die anders denken als wir, zu verbrennen und uns in ihre Hinterlassenschaft zu theilen; behüte! „es müßte denn eine jener großen Nothwendigkeiten eintreten, die zu Allem ermächtigen, Alles rechtfertigen." (ninguna de aquellas grandes necesidades que todo lo autorizan, todo lo santifican). An der Hand dieser bequemen Maxime gelangt man auf wohlbekanntem Wege zu der unmoralischen Theorie der zwei Moralitäten.

Die Juden wurden das Opfer ihres religiösen Glaubens. — Wahr, sagt de los Rios, und ich bedaure es; aber warum wechselten sie nicht ihre Religion? Die Taufe war ihr Heil hienieden und droben. Was man von ihnen verlangte, war in der That etwas so Geringes, und der Dienst, den man ihnen leistete, so unschätzbar; man bekehrte sie für's erste zu einem gesündern Glauben; freilich mußten sie wacker zahlen für den erwiesenen Dienst. Man zog ihre Güter ein; allein das geschah blos, „um sie von den materiellen Dingen und den Sorgen für das Irdische abzuziehen." Ist das nicht prächtig! — Aber, wirft man ein, die Juden waren ja Herren ihrer Güter, die sie mit dem Schweiße ihres Angesichts, oft mit ihrem Blute erworben hatten, und von Rechtswegen durfte sich Keiner an ihrem Eigenthum vergreifen. Schon recht, antwortet de los Rios; der Schein spricht für die Juden; bedenkt aber, daß die Juden den ganzen spanischen Handel in Händen hatten, während die Christen gegen die Ungläubigen fochten, bei welchem Geschäfte sie aber keine Schätze sammelten. Fehlte es diesen nun an Geld — und daran fehlte es hier nur zu oft — und wußten sie nicht, woher welches nehmen, so wandten sie sich an die Juden, die anfangs Schwierigkeiten machten, zuletzt aber sich willig fanden, gegen starke Zinsen den Beutel aufzuthun. Waren sie nun nicht strafbar, daß sie, die Noth der Christen mißbrauchend, sich durch Wucher ihren Säckel füllten? Freilich führten diese zu ihrer Rechtfertigung an, daß ihnen, von allen Aemtern und einträglichen Gewerben ausgeschlossen, keine andere Unterhaltungsquelle übrig blieb; daß die Wucherzinsen einen Theil der Sünden, die ihnen die Könige abgestreckt hatten, wieder in ihre Koffer zurückleiteten; daß sie endlich bei einem so hohen Zinssatz kaum auf die Rückerstattung des Kapitals rechnen durften. Ein Darlehn unter so unerschwinglichen Bedingungen brachte die Schuldner in die drückendste Klemme, aus der sie sich, so gut es ging, zu ziehen suchten. Das einfachste, schnellste und bequemste Mittel war, eine Meuterei, einen Aufruhr anzuschüren; unter dem Toben des rasenden Pöbels brach man in die Häuser der Juden, schlug die Gläubiger todt, zerriß die Schuldscheine und die Rechnungsbücher und nahm mit, was man nur fortbringen konnte. Und ein Vorwand zu solchem Tumulte war leicht gefunden. In dem Gemetzel zu Toledo, worin 10,000 Juden das Leben verloren, beschuldigte man sie, am Charfreitag ein Christenkind gekreuzigt zu haben, um die kirchlichen Bräuche zu verhöhnen. Eine ähnliche Anklage führte in Sepulveda (1468) blutige Auftritte herbei. Ist die Thatsache, die der Schlächterei zum Vorwande diente, erwiesen? Mitnichten, das räumt de los Rios ein; allein, mit dem unerschütterlichen kalten Blute, das ihn nie verläßt, wirft er im Vorbeigehen folgende Bemerkung hin: „Das ist ja Thatsache; Wahrheit oder Vorwand, genug, sie verbreitete sich rasch und erschien in den Augen der Menge als ein entsetzliches Verbrechen. Ob erdichtet, ob wirklich, das Gerücht kam in Umlauf und verstärkte alle Verdächtigungen." Wen durchschauert es nicht bei dieser eisigen Unparteilichkeit? . . . . .

Die Christen haßten die Juden von ganzem Herzen und ließen keine Gelegenheit vorbei, diesen Haß zu stillen. Hatten die Juden nicht die Invasion der Araber begünstigt und verdienten sie nicht schon deshalb den Abscheu der Christen? Diese Verräther hassen war eine Pflicht, sie ausrotten, hieß das Vaterland rächen und ihm dienen. — Was läßt sich nun auf diesen scheinbaren Grund zu Gunsten der Juden erwidern? Einfach folgendes: Die Westgothen, als echte Barbaren hatten gegen die Juden drakonische Gesetze entworfen, — die Concilien auf diesen Kodex des Unrechts das religiöse Siegel gedrückt und die, sonst so erfindungsreiche Inquisition, brauchte nur diese Dekrete der Verfolgung, der Erpressung und des Mordes in die That zu übertragen. War's glaubensmuthigen Priestern zu verargen, daß sie die Traditionen der Kirche treu befolgten? Montesquieu (Esp. de Lois L. 28, c. 1.) sagt: „Alle Grundsätze, Prinzipien und Anschauungsweisen der Inquisition verdanken wir dem Gesetzbuch der Westgothen; und die Mönche hatten nichts weiter zu thun, als die frühern Beschlüsse der Bischöfe gegen die Juden zu kopiren." Aber was kümmert sich Herr de los Rios um die Autorität eines Montesquieu? Wenn Ihr ihn zu lebhaft in die Enge treibt, so wird er Euch, mitleidige Herzen, kurz abfertigen und Euch sagen: „Dieses geächtete, verfluchte, gottmörderische Volk ohne Vaterland, ohne Herd, büßt

kein Verbrechen. Möglich, daß es, streng genommen, zu beklagen sei; gewiß aber hat es sein Schicksal verdient; es ist nach seinen Sünden bestraft worden, und endlich müssen die Prophezeiungen in Erfüllung gehen.“ Sind das nicht herrliche Gründe? Sie erinnern übrigens an Pascal, der die Juden zu einem unseligen Geschick sonder Ende und Hoffnung verdammt; denn „sie müssen bestehen, um für Christum zu zeugen; und müssen unglücklich sein, weil sie ihn gekreuzigt haben.“ . . . .

Verrannt in ein blutloses, starres System, das mit einer hirnverbrannten, vernunfthöhnenden Dogmatik Hand in Hand geht, hat de los Rios vergessen, oder vernachläßigt, die wahren Ursachen zu den unablässigen Verfolgungen der Juden zu ergründen, oder auch nur darauf hinzuweisen. Und doch liegen diese Ursachen so offen zu Tage; seit der Eroberung der Westgothen bis auf Ferdinand den Katholischen bleiben sie unveränderlich dieselben: Fanatismus und Habgier. Gegen die unglücklichen Geächteten erlaubte man sich Alles, ohne Scheu, ohne Gewissensangst: „Sie hatten ja den Christ gekreuzigt, sie waren Gottmörder,“ wiederholt unser Geschichtschreiber. Sie mißhandeln, galt allgemein für ein gottgefälliges Werk. So waren die Schlachtopfer unversöhnlichen Feinden, Henkern preisgegeben, deren Blut und Gelddurst keine Schranken kannte; zu Gottes Ehre und zu ihrem eigenen Seelenheil durften sie ihren feindseligen Leidenschaften ungezügelten Lauf lassen. Diese Verfolgungswuth wurde besonders vor den Predigten eines Priesters geschürt: Fernando Martinez, Archidiaconus von Ecija lehrte auf der Kanzel, daß es ein heiliges, Gott angenehmes Werk sei, diese Ungläubigen mit Feuer und Schwert auszurotten. Die Stimme dieses glaubenstollen Pfaffen hetzte den Pöbel auf und gab an demselben Tage, fast zur selben Stunde das Mordsignal an den Hauptpunkten in Spanien. Zu Burgos, Valencia, Toledo, Cordova, Sevilla, Barcelona, Lerida, Tudela u. a. m. stürzte die rasende Menge, lechzend nach Blut und Beute, über die Juden her, die, gleich Heerden zur Schlachtbank, in ihren Vierteln eingepfercht wurden. Das Würgen begann am 5. Aug. 1391 und dauerte so lange, wie noch ein Schlachtopfer athmete. „Taufe oder Tod!“ war die Losung der Meuchler. Einige Juden retteten durch den Religionsabfall ihr Leben; aber welch ein Leben! Ihre Synagogen waren zerstört, ihre Häuser geplündert, ihre Magazine und Werkstätten ein Raub der Flammen, Handel und öffentlicher Wohlstand zu Grunde gerichtet. Die Verbrecher blieben ungestraft, denn sie hatten ja nur eine Sendung ausgeführt: die Kirche, die sie bewaffnet hatte, hatte sie zum voraus absolvirt, und die weltliche Gewalt hatte keine Macht gegen sie: Schwäche oder Furcht machte die Könige zu Mitschuldigen dieser Gräuel. „Es konnte gefährlich sein“ sagt der Erzähler der Metzeleien von Toledo, „eine ganze Stadt zu züchtigen, um eine Judenschaft zu retten oder wieder einzusetzen; zumal der Aufstand die Religion zum Mantel und den Archidiaconus zum Apologeten hatte.“

Von diesem Schlage waren die Juden niedergeschmettert. Fürderhin war ihren Verfolgern Straflosigkeit zugesichert, und sie mußten sich auf's Schlimmste gefaßt halten. Da ergriff sie der Schrecken und trieb sie zu Tausenden an's Taufbecken. Beim Anfang des XV. Jahrhunderts zog St. Vincenz Ferier, ein volksbeliebter Kanzelredner — er selbst nannte sich den Engel der Apokalypse — durch Städte und Dörfer, segelte über die Meere, um den Israeliten das Evangelium zu predigen. Die von ihm bewirkten Bekehrungen schätzt man auf 50,000. Fernando Martinez hatte diesem neuen Apostel den Weg gebahnt.

Waren diese Bekehrungen aufrichtig? Das dürfte zweifelhaft sein. Die Glaubensabschwörung, ehrlich gemeint oder geheuchelt, blieb das einzige Rettungsmittel. Durch die Ströme vergossenen Blutes war der Haß der Henker noch nicht gestillt. Barbarische Verordnungen legten Beschlag auf die Güter der Juden; aus der Gemeinschaft ihrer Mitbürger verbannt und abgesondert eingepfercht, maß man ihnen kärglich Luft und Licht zu, beschränkte sie in ihren Bewegungen, überwachte ihre Handlungen und ließ sie in dem Elend und in der Schmach unter dem Damoklesschwert kaum athmen. Und selbst das Loos der Bekehrten, wie traurig war es! Die Bekehrung schwächte so wenig den Haß, daß sie ihn noch durch das Mißtrauen und die Verachtung womöglich steigerten. Die Unterscheidung alter und neuer Christen (cristianos viejos y nuevos) erhob eine Mauer zwischen den Spaniern und den bekehrten Juden. Noch zur Stunde, obgleich die katholische Religion in Spanien die nationale und einzige ist, dauert die Unterscheidung fort und die Abkömmlinge der bekehrten Juden bilden eine Klasse für sich, die zwar von den andern geduldet wird, ohne jedoch deren Ursprung zu vergessen, und ihn ihnen gelegentlich in's Gedächtniß zu rufen.... In Palma besteht noch ein Stadtviertel la chuetenia (von chua Speck; eine höhnende Anspielung auf den, den Juden verbotenen Speck), die ausschließlich von chuetas, den Juden-Abkömmlingen, bewohnt wird. Es bildet eine lange, enge und finstere Straße, welche die Bewohner niemals verlassen. Vor noch nicht 60 Jahren wurde es um die Stunde der Abendglocke mit Ketten gesperrt, um jede Verbindung mit den übrigen Stadttheilen abzuschneiden. Es stand unter der unmittelbaren Obhut des Inquisitionsgerichts; daher waren hier die Dominikaner gründlich verhaßt. Das zeigte sich 1835, als das Dekret zur Austreibung der Mönche auch hier ankam. Die chuetas rannten haufenweis nach dem Dominikanerkloster und ließen von dem weitläufigen Gebäude, verabscheuten Andenkens, keinen Stein auf dem andern. — Heutzutage sind die chuetas nicht mehr den religiösen Verfolgungen und den Plackereien der Behörden ausgesetzt; noch immer aber betrachtet man sie als Wesen, die zu einer niedrigen Ordnung zählen; man fliehet ihren Umgang, meidet jeden Verkehr und trotz ihres Reichthums verschwägert sich kein alter Christ mit ihnen, er würde dadurch sein reines Blut entweiht glauben. So gewaltig ist die Macht des Vorurtheils, so unvertilgbar der Stamm- und Religionshaß! Der Glaubenswechsel hat ihnen den Anspruch auf's Leben ertheilt, sie aber der Schmach geweihet. Sie sind Katholiken und Bürger, aber mit dem Brandmal ihrer Abstammung gezeichnet; sie genießen dieselben Rechte, aber nicht dieselbe Achtung; ihr Wohlstand selbst, die Frucht der Industrie und der Arbeit, ist nur ein Grund mehr zur Abstoßung und zum Neide.... Danach läßt sich die Lage der Juden in früheren Zeiten leicht ermessen.

So entsetzlich aber auch ihre Lage war, so gab es doch noch etwas Entsetzlicheres, bitterer als Tod und Knechtschaft, unerträglicher als Spott und Schmach: die Verletzung der Familienbande, die gewaltsamen Eingriffe in die väterlichen Rechte. Man nahm ihnen Habe, Freiheit, Leben, Ehre und, um diese Frevel zu krönen, nahm man ihnen die Kinder, dieses geheiligte, unverletzliche Eigenthum! Diese Menschenräuber machten es nicht wie Herodes, der die unschuldigen Kinder an der Mutterbrust erwürgen ließ; sie machten es viel ärger: die Kinder wurden getauft und entweder sofort nach der Geburt von der Familie getrennt, oder bis zum siebenten Jahre bei den Eltern gelassen, um ihnen die Trennung von dem Gegenstand ihrer Liebe desto schmerzlicher zu machen. Man erzog sie mit tückischer Sorgfalt, drückte in die weichen Kinderseelen tiefen Abscheu vor der väterlichen Religion, Verachtung und Haß gegen die eigenen Stammgenossen und bildete auf diese Weise zu den höchsten Ehrenstellen geförderte, eifrige Bekehrer und blutige Verfolger derselben. Päpste und Koncilien sanctionirten diesen Raub, und die Könige gaben sich zu Werkzeugen dieser Gräuel her.

De los Rios, das muß man der Wahrheitsliebe des Geschichtschreibers lassen, hat dessen kein Hehl; aber warum mußte er diese hassenswerthen Maßregeln vertheidigen und billigen? Die Ungerechtigkeit ist empörend, empörender aber noch die Rechtfertigung ungerechter Handlungen. Schon solche Mißbräuche beschönigen ist kläglich, und nun gar sie verfechten! Was würde de los Rios dazu sagen, wenn die Kasuisten für die Apologie der Mortara-Sache seine Argumente entlehnten? Er hat sich in einen falschen Weg verrannt, der ihn zu einer starrherzigen Unparteilichkeit geführt hat, und der, wie schon bemerkt, auf die Unterscheidung der großen und kleinen Moral hinausläuft.

Der Historiker konnte einfach all die angedeuteten Gräuel aus zwei Quellen herleiten: den Vorschriften des Evangeliums widersprechender, von finstern Pfaffen unterhaltener und geschürter Religionshaß heißt die eine, Gelddurst und Raubsucht die andere. Es ist um so mehr zu verwundern, daß der in der Literatur so einheimische Verfasser sich nicht an diese beiden ursächlichen Erscheinungen hielt, da man ihnen auch außerhalb des geschichtlichen Gebiets in allen Epochen der spanischen Literatur begegnet. Der Cid, das Musterbild kastilianischen Biedersinns in dem ältesten poetischen Denkmal Spaniens, nimmt seine Zuflucht zu einem schimpflichen Mittel, sich Geld zu verschaffen. Gegen ein beträchtliches Darlehn verpfändet er bei den jüdischen Wechslern Rachel und Vidal zwei angeblich mit Juwelen und andern Kostbarkeiten, wirklich aber mit Sand angefüllte, wohl verschlossene Kisten, unter dem ausdrücklichen Vorbehalt, sie erst nach übereingekommener Frist zu öffnen. Mit sichtbarem Wohlbehagen, des Beifalls seiner Hörer gewiß, weilt der Dichter bei dieser Episode, die seinem Helden in unseren Augen wenig Ehre macht.

Sancho Pansa (Th. 2. C. 8.) äußert: „Hätte ich nur meinen festen und aufrichtigen Glauben an Gott und an Alles, was die heilige römisch-katholische Kirche lehrt; ja, hätte ich, Alles in Allem, nur meinen tödtlichen Haß gegen die Juden für mich: die Geschichtschreiber müßten mir schon darum hold sein und mich in ihren Büchern wohlwollend behandeln.“

„Ich bin weit entfernt, — wir lassen hier den Kritiker Guardia mit seinen eignen Worten sprechen — „zu glauben, daß de los Rios mit diesem Empfehlungsbrief vor die Nachwelt treten will, kann aber die Bemerkung nicht unterdrücken, daß er für die Judenverfolger eben der nachsichtige und freundliche Geschichtschreiber war, den sich der Knappe des irrenden Ritters gewünscht hat; daß er sich durch seine Gutherzigkeit zu Menschlichkeiten verleiten ließ, die, um nicht zu sagen, seinen moralischen Sinn, sein gesundes Urtheil gefälscht haben. Will Herr de los Rios dem Rathe eines Freundes folgen, so bringe er der Humanität und der Vernunft seine vorgefaßten Meinungen zum Opfer; kann er das nicht, so würde ich ihn flehentlich bitten, sich in einer neuen Ausgabe seines Werkes aller politischen Betrachtungen zu entschlagen und sich an die Erzählung der nackten Thatsachen zu halten. Es würde mich besonders freuen, seine Vertheidigung der Inquisition daraus geschwunden zu sehen. Sie hat in drei Jahrhunderten 300,000 Menschen hingewürgt; war es wirklich nöthig, Gott so zu rächen und in seinem Namen solche Gräuel zu verüben? — De los Rios ließ sich zu dieser Gutheißung hinreißen, aus Liebe zu dem katholischen Königspaar, unter dessen Scepter das heilige Gericht gestiftet wurde. Ohne Zweifel war Isabella eine des Thrones würdige Fürstin; indeß war sie eine Frau, hatte ihre Schwächen und Vorurtheile und beging dadurch große Fehler. Ferdinand V. aber, der Dieb, Lügner und Räuber, war der Galeeren würdig; dem Rathe seines trauten Torquemada lieh er seinen Henkerarm. Die Zahl der Unglücklichen, die das Austreibungsdekret*) traf, schwankt zwischen 400,000, 500,000 und mehr. Dem sei aber wie ihm wolle, an einem bestimmten Tage mußten sie Spanien, ohne Hoffnung auf Rückkehr, verlassen, Spanien, das sie, trotz aller darin erduldeten Unbillen und Verfolgungen, liebten; scheiden von dem Boden, den sie durch dreizehn Jahrhunderte mit ihrem Schweiß, ihren Thränen, ihrem Blute gedüngt hatten. Einige konnten sich davon nicht trennen, nahmen die als Bedingung gebotene Taufe und blieben, für immer ein Gegenstand des Mißtrauens und der Verachtung, und so lange das Blutgericht der Inquisition dauerte, lieferten sie seinen Scheiterhaufen den Unterhalt. Die Anderen, ihrer Güter beraubt, meist erkrankt, zogen weg, um auf fremder Erde ein Asyl zu suchen. Vom Fieber verzehrt, von Hunger und Blöße erschöpft, fielen sie haufenweis; andere gingen auf dem Meere zu Grunde; die wenigen Geretteten mußten eine unzuverlässige und mit Mühe erlangte Gastlichkeit theuer bezahlen und wurden eine Beute der Habgier und Unredlichkeit."

„Wer mag dieses Bild mit trocknen Augen anschauen? Man muß es lesen, dieses herzzerreißende Blatt in dem Buche des Herrn de los Rios; es ist empörend und entsetzlich; und dennoch bleibt der Verfasser ungerührt; er erzählt kalt, macht seine Betrachtungen mit Ruhe, wägt gelassen das Für und Dawider und zuletzt bedünkt ihn, daß diese Austreibung nothwendig, daß sie dringend war. Bekanntlich hatten die Juden zu den Kosten des letzten Krieges gegen die Mauren Geld vorgeschossen. Als diese aus Spanien verdrängt waren, blieben nur noch jene, trotz der geleisteten Dienste so tief verabscheueten beschnittenen Unglücklichen. Der ganze Handel, die Industrie des Landes war in ihren Händen; sie pflegten die Wissenschaften mit Auszeichnung, die Literatur mit einigem Erfolg; sie waren die vorzüglichsten Hülfsquellen und zum Theil die Ehre des Staates, und dennoch wurden sie verjagt. Warum? Weil der König Ferdinand, die Königin Isabella, der Großinquisitor, und der aus Prälaten und fanatischen Mönchen bestehende Rath nicht der Meinung waren, „daß es der Ruhm eines guten Fürsten sei, daß jede Gesellschaft die Rechte genieße, die sie erworben hatte, und daß er selbst der Religion, die er nicht gut heißt, ihre Freiheiten bestätige." Das war die Meinung des Kaisers Honorius, und danach gab er das Gesetz zu Gunsten der Juden. De los Rios theilt sie nicht. Gegen Honorius für Ferdinand, lobt er die Austreibung als schickliche und sehr weise Maßregel.

„Eine seiner Gründe, „„die Vorsehung habe diese neue Zerstreuung der Juden zugelassen, damit die Kenntniß der spanischen Sprache in die Ferne getragen und verbreitet werde,"" ist zu kindisch, um auf eine Widerlegung Anspruch zu machen. Ein andrer scheinbarer Grund ist so alt, aber auch so falsch, wie der Irrthum: Spanien mußte zur politischen Einheit und dahin konnte es nur durch die religiöse Einheit gelangen; folglich mußte diese um jeden Preis erreicht werden. Für de los Rios ist die raison d'Etat die höchste Justiz, ohne zu merken, daß diese Theorie, vom Standpunkte der Moral wie des gesunden Verstandes angesehen, zum Umsturz führt. Alle Länder, alle Entschuldigungen, die Ihr hervorsuchen mögt, die Unparteilichkeit herauszuputzen, sind umsonst verschwendet; sie ist und bleibt häßlich. Es giebt nur Eine Vernunft, nur Eine Wahrheit."

Herr Guardia, selbst ein Spanier, der jedoch seit vielen Jahren in Frankreich lebt, richtet darauf folgende Apostrophe an Herrn Amador de los Rios:

„Mit der Wahrheit der spanischen Geschichtschreiber sagen Sie, daß Spanien, zu seinem höchsten Glück die religiöse Einheit, Unterpfand und Bürge seiner politischen Einheit, erstreben mußte, und zur Rechtfertigung aller Mittel, jene zu erlangen, behaupten Sie, die Vorsehung habe es so gewollt. Auf diese Behauptung habe ich nur die eine Antwort: der Gott, den Ihr anbetet, befiehlt auch Achtung und Liebe des Nächsten und Ihr verbrennt und verjagt die Juden, die Ihr, wenn Ihr Gott gehorsam und angenehm sein wolltet, lieben müßtet, wie alle Menschen. Eure politische Theorie aber strafen die Thatsachen Lügen.

„Durch Verfolgungen, Metzeleien, Austreibungsdekrete habt Ihr endlich die ersehnte Einheit herbeigeführt, aber unter der beklagenswerthen Bedingung, daß die Religion die Politik völlig aufgesogen, der Altar den Thron hoch überragt hat. Acht Jahrhunderte habt Ihr im Namen des heiligen Jacob gegen die Ungläubigen gestritten, den vaterländischen Boden fußweise zurückerobert und dann, Euch lossagend von diesem Apostel, dem Schutzpatron der heiligen Schlachten, habt Ihr zur Fahne des heiligen Dominicus und des heiligen Loyola geschworen, die Inquisition und die Jesuiten, Euern Ruin, bei Euch aufgenommen! — Verleugnet — es ist hohe Zeit — verleugnet diese Helden blutiger Verfolgung und heuchlerischer Sittenverderbniß. Fanget Eure Geschichte unter frischer, freier Luft von neuem an;. fanget sie von dem Moment des sechzehnten Jahrhunderts an, welcher den Ausgangspunkt einer, von Euren Geschichtschreibern so gerühmten Sternschnuppengröße bildet. Nicht mit Unrecht hat man diese Periode mit dem abenteuerlichen Irrzug Don Quijote's verglichen. Großartige Ereignisse, blutige und andauernde Kämpfe, unermeßliche und nie gehörte Eroberungen, ungeheuerliche Träume von Weltherrschaft und Ruhm, und zuletzt — in klägliche Ergebnisse auslaufend.

„Nach einem achthundertjährigen, hartnäckigen, heiligen und rechtmäßigen Krieg gelangt Spanien zum Besitz seiner selbst, ist Herr seines Gebietes, zu dem es eine neueroberte Welt schlägt, sinnt auf eine Universalmonarchie, wehrt mit Feuer und Schwert die Reformation ab, erhebt die Inquisition zum politischen Ideal, und als es sich in dem so gesäuberten und aufgeräumten eignen Hause wohnlich einrichten will, findet es darin zwei Herren seiner Wahl eingenistet: den kirchlichen und den monarchischen Despotismus.

„Unter dieser Doppeltyrannei athmet es mit großer Beschwerde und ist sehr nah daran in der Verdumpfung zu ersticken. Spanien ist ein ungeheurer Kirchhof, von stummen Schatten bevölkert. Es ist das Abbild Karl's V., der vom Thron in ein Kloster steigt, sich bei lebendigem Leibe in die Gruft legt und seinem Leichenbegängnisse beiwohnt. Will man ein andres, nicht minder treffendes Bild, entlehnen wir's einer Anekdote, die Herr de Luna, ein spanischer Romandichter, in der Vorrede zu einem seiner Werke erzählt. „„Ein Bauer, der in seinem Garten einen Birnbaum mit köstlichen Früchten besitzt, wird vor einen Inquisitor geladen; er hat von den Birnen gehört und will den Eigenthümer um eine Probe bitten. Der arme Teufel, der davon keine Ahnung hat, erschrickt so heftig über die Vorladung, daß er krank wird und sich in's Bette legen muß. Ein Nachbar besucht ihn und von dem erfuhr er erst, was man eigentlich von ihm will. Sofort springt er vom Lager auf, läuft in den Garten, reißt den Baum mit der Wurzel aus und schickt ihn fruchtbeladen zu dem Inquisitor. „„„Ich mag nichts in meinem Hause"""
rief er, „„„was mir eine zweite Vorladung derart zuziehen könnte."""" — So groß ist die Furcht vor dem heiligen Gericht nicht nur unter den Bauern und dem Pöbel, sondern auch unter den Großen und Vornehmen: bei dem bloßen Namen Inquisition zittern sie wie Espenlaub im Winde.""

„Dieser entwurzelte Baum ist Spanien, das an seiner Verwüstung mit eignen Händen arbeitet, sein geistiges wie leibliches Leben den Mönchen preisgiebt, die reichsten Keime des Wohlstandes aus seinem Schooße reißt, die Quellen des Ackerbau's, des Handels, der Industrie abgräbt und vor seinen bekutteten Herrn im Staube kriecht. Noch heute spürt es die verderblichen Folgen des unvernünftigen Systems, das durch die politische Einheit in die religiöse auslief. Glücklicher Weise ist ihm die unverwischbare Einheit des Charakters geblieben; in ihr liegt sein Heil, seine Hoffnung, seine Stärke. Die Geschichte seiner Vergangenheit ist

*) 30. März 1492.

für Spanien eine Schule, in der es lernen, kein Vorbild, das es nachahmen soll. Don Quijote ist heutzutage unmöglich."

Was de los Rios betrifft, so wäre er ein Geschichtschreiber, wenn er nicht vorgezogen hätte, Rechtsanwalt, und zwar der Anwalt eines verlorenen Prozesses zu sein.

Frankreich.

Daniel Chamier's Tagebuch über seine protestantische Mission bei Heinrich IV. von Frankreich.*

Der Name Chamier knüpft sich in Frankreich an die Zeit der Kämpfe der Protestanten mit den Katholiken. Die Familie stammt aus dem Dauphiné, wo auch der „große Chamier," wie man Daniel Chamier wohl nennt, im Jahre 1564 geboren wurde. Sein Vater war einer der eifrigsten Vertheidiger der neuen Lehre und hatte deshalb viele Verfolgungen zu erdulden. Man zwang ihn sogar zur Flucht von Vivaretz nach Nimes mit seiner Frau und seinen sechs Kindern. Zu letzteren gehörte auch Daniel, auf den diese Kämpfe und Drangsale, denen er schon in seiner Jugend ausgesetzt war, einen für sein ganzes nachheriges Leben bestimmenden Einfluß gehabt haben. Als er sich für den Predigerberuf nach anhaltenden Studien entschieden hatte, bekam er eine Stelle in Aubenas. Von hier wurde er vertrieben und mußte im bloßen Hemde nach Valz fliehen, und entging nur so den Händen der Mörder. Wie es ihm ergangen wäre, wenn sie ihn bekommen hätten, läßt sich aus der Behandlung schließen, die sie seinem Priestergewande zu Theil werden ließen, das er zurückgelassen hatte. Sie schlugen und peitschten letzteres mehrmals des Tages und bedauerten, daß der, dem es gehörte, nicht in ihre Hände gefallen war. Später wurde Daniel Pfarrer und Professor in Montélimart. In diese Zeit fällt seine Sendung an den Hof Heinrichs IV., um die Bestätigung einiger Rechte zu erhalten, welche den Protestanten in dem Edict von Nantes verheißen worden waren. Wenn man bedenkt, daß es sich vorzugsweise um die Genehmigung des Königs zur Errichtung einer protestantischen Akademie handelte, so kann man die Klage Chamier's darüber, fünf Monate ungebührlicher Weise aufgehalten worden zu sein, wohl nur ganz natürlich finden. Heinrich IV. dagegen war darüber ärgerlich, daß der ehrliche und glaubenseifrige Pfarrer an seinen Hof gekommen war. Als er eines Tages mit dem Erschuhmacher, Zamet de Lucques, Baron de Murat, einem Manne von 700000 Thlr. speiste, sagte er: „Dieser Chamier ist ein aufrührerischer Kopf; wenn er nur ein beleidigendes Wort zu mir sagt, so will ich ihm einen Platz anweisen, von dem er sich nichts träumen läßt." Als man Chamier diese Worte hinterbrachte, so schrieb er sie in sein Tagebuch, ohne weiter eine Bemerkung dazu zu machen, und als man ihn später davon benachrichtigte, daß der König ungehalten darüber wäre, daß Chamier die Katholiken Papisten nenne, so sagte er: „Meinetwegen kann der König sie nennen, wie er will, ich aber werde sie Papisten nennen."

Die Ausdauer, mit der Chamier die wiederholten Abweisungen ertrug, ist wirklich bewundernswerth. Nachdem er ein halbdutzend Mal vergebens antichambrirt hatte, wurde ihm endlich die Weisung zu Theil, dem Könige, wenn er öffentlich speise, seine Aufwartung zu machen. „Demzufolge," schreibt er in seinem Tagebuche, „ging ich dahin, ungefähr um 2 Uhr Nachmittags. Als die Tafel aufgehoben war, zog sich der König in die Gemächer der Königin zurück; aber ich wartete, bis Herr de Lomenie mich endlich davon benachrichtigte, daß heute nichts weiter geschehen könne und daß ich den nächsten Tag bei Zeiten wieder kommen solle." Chamier ließ es sich nicht verdrießen und ging abermals hin; und wiederum wurde ihm der Bescheid, er möge nach Tische wiederkommen. „Beim Schluß der Tafel," erzählte Chamier weiter, „kam Cardinal du Perron, und der König empfing ihn mit großer Freundlichkeit. Als Se. Majestät mit dem Kardinal fortging, verbeugte ich mich vor ihm. Da sagte er zweimal zu mir: „„Ich werde sogleich mit Euch sprechen;"" und dann wandte er sich zum Kardinal und sagte zwar mit leiser Stimme, aber so daß ich es hören konnte: „„Von allen reformirten Geistlichen ist jener Bursche der schlimmste.""

Der arme Chamier mußte noch manche andere Täuschung erfahren; aber endlich scheint er einmal zufällig mit dem Könige zusammengekommen zu sein. Heinrich war eines Tages mit dem Herrn de la Farce zusammen, und als er Chamier herankommen sah, so verließ er jenen. Chamier begann sogleich mit einem Dank für frühere Gnadenbeweise u bat ihn, seine Genehmigung zur Gründung des Collége ein Montélima zu geben. Schließlich richtete er an den König das Ersuchen, nichts z glauben, was ihn in Verdacht bringen könnte. Dem König mochte e recht lieb sein, daß Chamier's Gesuch nichts enthielt, was nicht im Ein klange mit dem Edict von Nantes gewesen wäre, und indem er über alle Andere hinwegging, sprach er über Chamier's Charakter und sagte, e wäre ein lästiger Mensch. Sein Vater hätte einen besseren Charakt gehabt, und er möge sich in Acht nehmen, oder, fügte der König hinzu — „ich werde Euch aus dem Lande jagen, nicht blos als Pfarrer, sonder als französischer Unterthan, denn ich selbst bin König über alle — Pfarr Priester und Bischöfe!" Chamier vertheidigte sich furchtlos dem Kön gegenüber, als er mit ihm durch den Park ging. Als sie endlich an ein schmutzigen Stelle angekommen waren, befahl der König sein Pferd vo zuführen und überließ, um keine nassen Füße zu bekommen, den arme Pfarrer dem Pater Cotton, einem Jesuiten, der ihn mit einer übertr benen Freundlichkeit behandelte, die ihren guten Grund hatte. Sull der dasselbe im Auge hatte, benahm sich dabei offener als der Jesuit. „Seid nicht hartnäckig," sagte er, „wenn Ihr Euch beim Könige befinde. Gebt nach; gesteht, daß Ihr ihn beleidigt habt, wenn Ihr es auch wirk lich nicht gethan haben solltet." So rücksichtsvoll und zurückhaltend si der Jesuit Chamier gegenüber zeigte, so offen und ehrlich sprach er sein Meinung dem Könige gegenüber aus. „Er ist ein aufrührerischer Kopf," sagte der König zu ihm, und zwar in Gegenwart des Herrn von St. Auban, der es Chamier wieder sagte. „Nein," sagte Cotton, „er schein mir ein fähiger und gelehrter Mann zu sein." — „Scheint es Euch so," rief der König hastig aus, „der Schein trügt."

Nebenbei erzählt Chamier in seinem Tagebuche auch noch eine Unterredung zwischen dem Cardinal du Perron und dem Herzoge von Sully. Ersterer konnte nicht begreifen, wie der Herzog seinen Meinungen seine Beförderung opfern konnte. Da sagte der Herzog: „Es handelt sich hier nicht um bloße Meinungen; sondern mein Gewissen verträgt sich nicht mit der Transsubstantiation, mit dem Abendmahl unter einer Gestalt und der Anbetung der Heiligen." „Nun," entgegnete der Kardinal; „dafür giebt es schon Auskunftsmittel. Was die Transsubstantiation und die Heiligenbilder anlange, so wäre es ein Leichtes, ihm und seinem ganzen Geschlechte ein Privilegium zu gewähren, das Abendmahl immer unter beiderlei Gestalt genießen zu können." Aber weder die Artigkeit des Kardinals noch die Höflichkeit Paul's V., der bedauerte keine Zeit zu haben, um durch eine persönliche Reise nach Paris die Bekehrung des Herzogs bewirken zu können, noch die Energie Clemens' VIII. vermochte Sully zu rühren. „Was man auch immer über meinen Religionswechsel sagen mag," bemerkte er zu Chamier, „glaubt nicht ein Wort davon."

Chamier hatte bis jetzt immer noch keine Gewißheit darüber, ob das, weswegen er gekommen war, vom König genehmigt werden würde, so weit es nämlich im Einklange mit dem Edict von Nantes war. Erst nach einer Reihe von Täuschungen und vergeblichen Versuchen näherte er sich seinem Ziele. Heinrich zeigte sich gnädiger in dem Grade, als die Gicht, von der er geplagt wurde, nachließ. Er verglich sich selbst mit vielen seiner Vorgänger und glaubte in seinen Erfolgen einen Beweis zu finden, daß das, was er gethan habe, vor Gott recht gethan sei. „Ich weiß," sagte er, „daß ich so vieler Gnade sehr unwürdig bin, dennoch thue ich nicht all das Gute, das ich möchte, und begehe viel mehr Sünden als ich sollte, aber meine Absichten sind gut;" und hier, fügt Chamier hinzu, schien er mir zu schluchzen. Chamier war darüber nicht recht im Klaren, aber er wollte wenigstens dem Könige, welcher lieber seinen Glauben verleugnete, als daß er die Krone Frankreichs aufgab, nicht noch den Schein des Anstandes rauben.

Ende October war Chamier nach Paris gekommen, Ende März des folgenden Jahres kehrte er nach dem Süden zurück. Seine Börse war um eine gute Anzahl Pistolen leichter, als zur Zeit seiner Ankunft; aber er nahm einen hübschen Ring für sein schönes braves Weib mit sich und von dem Herzoge von Bouillon den Rath, in religiöser Hinsicht ja mit der größten Vorsicht zu verfahren, „da sonst der König, sich mit allgemeinen Redensarten zufriedengebend, Euch zu ungesetzmäßigen Handlungen, so wie er sie zu seinem Zwecke braucht, treiben könnte."

Wie man sieht, zeigt sich der König Heinrich in Chamier's Tagebuche nicht gerade im günstigsten Lichte; aber als ein eben erst Bekehrter war er natürlich um so politischer gegen den Leiter jener berühmten Versammlung zu Gap im Dauphiné, durch die der Papst für den Antichrist erklärt wurde und die diese Erklärung unter ihre Glaubensartikel aufnahm.

Der große Gelehrte sollte schließlich seinen Glauben noch mit seinem

---

* Dieses Tagebuch, herausgegeben von dem protestantischen Verein in Frankreich, ist jetzt im Druck erschienen.

Lode besiegeln. Zur selben Zeit als Montauban zur Wahrung seiner religiösen und politischen Rechte zu den Waffen griff, war er dort Professor der Theologie. Die Stadt wurde von der Armee Ludwigs XIII., in dessen Namen beide Parteien sich schlugen, belagert, und bei dieser Belagerung wurde er im October 1621 durch eine Kanonenkugel getödtet, als er die Vertheidiger anfeuerte, nicht zu wanken, sondern ihre Weiber, ihre Kinder, ihre Freiheit und ihr Hab und Gut, ihren Gott und ihre heilige und wahre Religion zu schützen.

England.

Korrespondenz-Berichte aus England.

Deutsche in England und Amerika.

Thackeray, Darwin und Andere.

London, im Januar.

In den höheren und höchsten Kreisen Englands gewinnt Deutschland mit jedem Tage mehr Terrain. Man liebt und studirt und spricht deutsche Sprache und Kultur, man lebt und erzieht deutsch, man kennt es und sucht es besser und besser kennen und würdigen zu lernen. Mit der Zeit werden die Deutschen in London selbst mehr zur Würdigung Deutschlands unter den Engländern beitragen lernen. Durch das Schillerfest haben sich die Deutschen hier eigentlich erst entdeckt und fühlen gelernt. Man sehnt sich nach deutschen Kultur- und Lebensformen, man sucht sie und sich, während sich die Deutschen früher eher abstießen. Insofern sind wir hier viel weiter zurück, als in Amerika, wo die Deutschen durch Gesang- und Turnvereine, deutsches Gemeindewesen, deutschen Weinbau, besonders aber Lagerbier, das in Hunderten von Brauereien gebraut und in Tausenden gemüthlichen Kneipen mit enthusiastischen Amerikanern genossen wird, bereits weite, breite, gründliche Siege der Anerkennung und der Propagirung deutschen Wesens feiern.

Hier in London fallen die Anfänge deutscher Kultur oft noch sehr naiv aus, wie z. B. ein am 2. Jan. im „Bund deutscher Männer" eröffnetes Liebhaber-Theater. Es war ein Stiftungsfest, das besonders brillant ausfallen sollte. Man hatte „die Juden" von Lessing einstudirt, aber die Stichwörter und Abgänge klappten nicht, so daß z. B. der Schuster Müller (kein angenommener Name), der den diebischen Juden spielte, den ganzen Monolog, der gegen ihn, den Abgegangenen, gerichtet war, von Anfang bis zu Ende mit anhörte, obgleich ihn der Souffleur zehn Mal lauter und immer lauter zubrüllte: „Müller ab! Müller ab! Müller, so geh' doch zum Donnerwetter!" — Müller aber blieb wie angenagelt, bis man ihn mit Gewalt hinter die Couliſſe transportirte. Da ist man im antipodischen San Francisco viel weiter, wo unter der Regie des Herrn Viereck, Bruders der Schauspielerin, einmal die ganzen „Räuber" einstudirt und zur Aufführung bereit waren. Aber für den „Faust," der vorhergegangen und bis zu Auerbach's Keller aufgeführt worden war (die Schauspieler waren sitzen geblieben und hatten sich mit dem Publikum einer allgemeinen Vertilgungswuth gegen das Lagerbier hingegeben) hatten sie noch kein Honorar bekommen, so daß endlich Herr Viereck das ungeduldige Publikum durch die Kunde beruhigen mußte: „Meine Herrschaften, die Räuber sind mit der Kasse durchgegangen."

Unter den siegreichen Fahnen des edlen, unsterblichen, vlaemischen Königs Gambrinus haben die Deutschen bereits halb Amerika erobert, es entfuselt und ihm Geschmack an Geselligkeit, Bier und Tabak beigebracht. Der gebildete Amerikaner schwärmt für „Lager" und ist Mitglied eines deutschen Turn- und Gesang-Vereins. Das Lagerbier mit allein 36 Brauereien steht über dem Maine-Gesetze, vor welchem es ein Ritter des Gambrinus vor Gericht durch den Beweis rettete, daß er an Einem Tage achtzig Seidel zu sich genommen, ohne von der Sicherheit seiner physischen und intellektuellen Balance das Geringste einzubüßen. Von San Francisco dringt das deutsche Lagerbier siegreich in Asien ein und gelbe Chinesen, stulpnäsige Kalmücken, Kosaken und Kamdschadalen trinken am Amur mit Deutschen und andern Nationen Brüderschaft in Lagerbier, das der deutsche Kaufmann Otto Esche in San Francisco, der das erste Schiff in das neue Amur-Land schickte, mit vollen Segeln gegen die asiatischen, sich dem Lagerbiere nach langem Verschluß freudig öffnenden Küsten schleudert. Durch das Lagerbier herrschen die Deutschen in der neuen Welt. Auch der mächtigere amerikanische Wein ist fast ausschließlich in ihren Händen.*

Die englische Tagespresse, welche mich zu Thackeray's Cornhill Magazine führen sollte und mich nach Kamtschatka verschleuderte, sei hiermit als ein unzuverlässiges Irrlicht abgethan. Ich hätte gleich mit Thackeray's neuer Monatsschrift anfangen sollen. Sie war doch das Hauptereigniß in der literarischen Welt, und die erste Nummer wurde mündlich und schriftlich mit Eifer und Passion besprochen. Sie gilt als gelungen und wurde als Organ des berühmtesten, höheren, englischen Humoristen und seiner fast durchweg den höchsten Schichten literarischer Kreise angehörigen Mitarbeiter sehr warm bewillkommnet. Der „Cornhill," auf dem Umschlage geistvoll allegorisirt, hat weiter keine Bedeutung, als den Ort des Verlegers, der in der bekannten Citystraße „Cornhill" wohnt. Es ist hübsch illustrirt und mit dem Inhalte unter Brüdern seinen Schilling werth. Antony Trollope, besonders als Schilderer hochkirchlicher Lebensverhältnisse bekannt, beginnt mit einer Pastor-Novelle: „Framley Parsonage." „Die Chinesen und die Barbaren von Außen" sind von Sir John Bowring selbst, dem Palmerston'schen Bombardeur, der auf Grund einer gemeinen Lüge Krieg gegen China anfing, sonst aber als sehr gelehrter, namentlich sprachgelehrter Kenner China's und des Orients seine Verdienste hat. Der Herausgeber selbst giebt uns in seiner gut angelegten Novelle: „Lovel the Widower" einen Vorschmack vom Pendennis- und Vanity-Fair's-Styl. O wie lang wird der Monat und wieder jeder folgende Monat sein, ehe die je nächste Fortsetzung folgt! Vor einem Jahre wird er uns, wenigstens die Damen der höheren und höchsten Kreise, nicht erlösen. Das abscheuliche, alte, selbstische Weib, der alte Straßenräuber, der alte Schwammer (sponger) an der Güte anderer Leute, der alte Pensionär von der Art der alten Knarse, wie man sie in Bath und Cheltenham findet, die alte betrügerische Ladenbesitzerin — alle diese alten, höheren, echtenglischen Helden und Heroinen, die er uns verspricht, werden manchen Bogen und manche fein boshafte Scenerie und Verwickelung in Anspruch nehmen, ehe wir über Jeden und Alle die gehörige Auskunft erhalten und genossen haben.

Eine humoristische und durch individuellste, realistische Schilderung ungemein anziehende Studie des animalischen Lebens von G. H. Lewes und eine doktrinäre, anregende, obgleich hochgelehrte Abhandlung über „Our Volunteers," die als Freischaaren-Corps jetzt so viel Exercitien und Lärm im englischen Leben machen, von General Sir John Burgoyne, schließen das erste Heft ab, das gewiß seinen Schilling werth ist, da schon das eine Bein des Mannes im Barte und Schlafrocke, der unter den Illustrationen zur Thackeray'schen Novelle figurirt, einen höhern Kunstwerth haben soll, als die ganze Nummer. Im Ganzen ist es gut, daß nur die beiden Dioskuren der englischen Literatur — Thackeray und Dickens — die so verschieden sind, daß Keiner eine Zeile des andern schreiben könnte und so Beide etwas Eigenes und literarisch Bedeutendes repräsentiren, durch Zeitschriften mit dem Publikum verkehren, Ersterer mit seiner eigenthümlichen Geistes- und Standes-Aristokratie, Letzterer mit Allen, die höhere Bildung genug haben, um Humor würdigen und genießen zu können. Die Dickens'sche Weihnachtsnummer mit den vielen Geistergeschichten gilt als die beste im ganzen Jahre: „All the year round."

Auch die Literatur in geschlossenen Bänden hat wieder angefangen, interessant und bedeutend zu werden. Von dem genialen Geistlichen und Poeten Charles Kingsley sind wieder zwei Bände „Miscellanies" erschienen, die ich eben bekommen habe, um sie für einen besonderen Artikel über den Verfasser zu studiren. Eine naturwissenschaftlich-spekulative, gelehrte Untersuchung und Hypothese von Charles Darwin* macht unter den Geologen, Zoologen und Naturforschern, wie in der gebildeten Welt überhaupt, so viel Aufsehen, daß ich mich mit Fleiß und Schweiß in das Buch hineingearbeitet habe.

Darwin ist eine Autorität in dieser Sphäre. Nachdem er sich vor mehreren Jahren als Naturforscher der Expedition um die Erde (im „Beagle") einen Namen erworben, widmete er alle seine Zeit ausschließlich dem Studium und Experimenten in der „Species"-Frage, die bekanntlich noch ein Problem in der Naturwissenschaft ist. Er bereitet darüber ein großes, ausführliches Werk vor, wovon der jetzt erschienene Band blos eine summarische Skizze ist. In allgemeinster und kürzester

---

* Ueber diese Herrschaft des Lagerbiers unter den Deutschen in Amerika sind uns von anderer Seite auch schon sehr ernste, begründete Klagen zu Gesicht gekommen. „Emollit mores," kann man vom Lagerbier, sei es nun bayerisch oder amerikanisch, nicht sagen. Am meisten jedoch klagen die deutschen Frauen in Amerika über das unter ihren Männern immer mehr um sich greifende Biertrinken. Die Hälfte des Arbeitsverdienstes wird oft in „Seideln" und „Töpfchen" vertrunken, und von der andern Hälfte soll eine ganze Familie leben!

* On the Origin of Species by Means of Natural Selection, or the Preservation of Favoured Races in the Struggle of Life. By Charles Darwin. M. A. London: Murray

Form läuft die Darwin'sche Theorie auf folgende Anschauung zusammen. Alle Thierformen sind von höchstens vier oder fünf Voreltern (progenitors) entstanden, Pflanzen von einer geringern oder gleichen Zahl. Analogie jedoch drängt einen Schritt weiter und macht es wahrscheinlich, daß alle Pflanzen und Thiere sich aus einem einzigen ersten Prototypus entwickelt haben (?). Analogie freilich kann irre führen. Nichts destoweniger haben alle lebenden Dinge Vieles gemein mit einander, in chemischer Composition, in Germinalbestandtheilen, in Zellen-Structur und in den Gesetzen des Wachsthums und der Reproduction. Wir sehen dies zuweilen an ganz unbedeutenden Erscheinungen, wie z. B. in der Thatsache, daß Gifte ähnlich auf Pflanzen und Thiere wirken und das Gift der Gallapfelfliege monströse Auswüchse an der Eiche und wilden Rose erzeugt. Alle organischen Wesen führen analog auf eine erste Urform („some one primordial form") zurück, in welche zum ersten Male „Leben" gehaucht ward. Arten, Gattungen, Varietäten, Species entstanden später im Kampfe mit der Natur, deren Klima, Futter, Hitze, Wärme, Ueberfluß und Mangel 2c. Was auch diese Hypothese für ein Schicksal haben mag, ungemein interessant, geistvoll, reichhaltig und oft überraschend neu sind die Thatsachen und Beobachtungen, auf welche sie gestützt, durch welche sie wahrscheinlich gemacht wird.*

Die Engländer sind gute Natur-, namentlich Special-Beobachter. Einer der neuesten und reichhaltigsten Beweise ist Sir John Emerson Tennent's zweibändiges „Ceylon" (London: Longmans. Berlin: Asher und Co.). Es ist nicht nur eine ziemlich vollständige, aus historischen Quellen der Insel (die bis vor Christi Geburt zurückführen) geschöpfte Geschichte dieses geheimnißvollen Buddha-Centrums, sondern auch eine Naturgeschichte wahrhaft grauenhaften Reichthums von Thieren und Pflanzen, die unter dem heißen Himmel in Millionen und Myriaden quellen und in der leidenschaftlichen Hitze des Kampfes zwischen Tod und Leben gegen einander wüthen, und den Menschen einer ewigen Qual mitten im Paradiese aussetzen. Elephanten-Herden, Leoparden, Schacals, Schmetterlinge, Eichhörnchen, Tauben, Fledermäuse, Geier- und Feuerfliegen, Käfer, Ameisen, Landblutigel, Raupen, giftige Schlangen, Skorpione und Eidechsen, Spinnen, Infusorien — von dem größten Riesen bis zu den unsichtbarsten Gestalten Alles millionen- und myriadenhaft — giftig und tödtlich und überirdisch prächtig — ein Fabelland des unerhörtesten Reichthums und der hitzigsten Schnelllebigkeit, die natürlich ohne entsprechende Schnellsterblichkeit sich nicht erhalten könnte. Aber freilich, solche Bücher muß man ordentlich lesen, um einen Begriff davon zu bekommen. Selbst Auszüge würden nicht viel helfen, da deren Inhalt nicht ohne das Uebrige ordentlich verstanden werden kann.

Auch die Freunde von Louisa Anne Meredith in den Wäldern von Tasmania** bilden ein naturwissenschaftliches Prachtstück ersten Ranges. Es ist eine botanische Eleganz von der Verfasserin der „Our Wild Flowers," „The Romance of Nature" — „Notes and Sketches of New South Wales" u. s. w. mit der größten chromo-lithographischen Pracht, die man je in einem englischen Buche finden mag, würdig der Königin, welcher das Werk dedizirt worden ist und der höchsten Klassen, um ihre Drawing room- und Great-Hall-Tische damit zu schmücken. Man hat mir natürlich kein Exemplar zum Referiren verehrt, so daß ich mich in einer Buchhandlung mit bloßer Durchblätterung und oberflächlicher Bewunderung begnügen mußte. Viele Blumen und Pflanzen sind auch dem Botaniker neu. Die Schilderungen sind ästhetisch-bellettristischer Art, aber sehr genau, so viel ich sah. Wir erwähnten das Werk für die, welche sich oder Andere mit einem englischen Prachtwerke ersten Ranges zu erfreuen Lust und Mittel genug haben.

China.

Etwas über den Kindermord in China.

Gehören schon in unserem Europa, besonders in großen, volkreichen Städten, Beispiele des Tödtens oder Aussetzens junger Kinder keineswegs zu den seltensten Seltenheiten, so darf es uns gewiß nicht überraschen, wenn dieses Verbrechen im chinesischen Reiche viel häufiger vorkommt. Man erwäge die ungeheuer dichte Bevölkerung des eigentlichen Chi[na], besonders der Provinzen südlich vom großen Kiang, die mit roh[er] Sinnenlust gepaarte bittere Armuth so vieler Millionen ihrer Bewo[hner] und nehme noch hinzu, daß jedes chinesische Familienhaupt über Le[ben] und Tod der Seinen frei verfügen kann, ein Recht, welches so alt ist, [als] der Staatskörper selber. Kinder und Kindeskinder werden, so la[nge] ihre Väter und Großväter leben, nicht blos nie großjährig — sie blei[ben] ihnen sogar leibeigen von der Wiege an durch die längste Lebens[zeit]. Dies Alles ist strenges Recht (summum jus) und doch gilt es in der [Pra]xis für ärgstes Unrecht (summa injuria) — warum? weil jeder [aus] besserem Thon geformte und nicht zum Gesindel zählende Chinese [seine] Kinder zärtlich, ja aufopfernd liebt. Eltern, die zu sklavischer Ve[rkau]fung oder gar zur Tödtung ihrer Kinder sich entschließen, werden ve[rab]scheuet, obschon das Gesetz ihnen deshalb nichts anhaben kann, un[d die] Volksliteratur der Chinesen hat manche pathetische Abmahnung vom K[in]dermorde aufzuweisen.

Eine mir bekannte Arbeit dieser Art ist einer größeren Samml[ung] moralischer Volksschriften einverleibt, die unter dem allgemeinen T[itel] „Lampe des finsteren Hauses" erschienen ist. Der besondere Titel [des] Traktätleins lautet: „Abmahnung vom Ertränken weiblicher K[in]der, „und wirklich ist darin nur von Tödtung weiblicher Nachkommen [und] außerdem nur von einer Art der Tödtung — durch Ersticken in W[asser] — die Rede.

Offenbar ist das Ertränken oder Ersticken die bei weitem ge[wöhn]lichste Art, sich junger Kinder zu entledigen; daß aber von weibli[chen] allein die Rede, berechtigt uns, ein überaus seltenes Vorkom[men] der Tödtung männlicher Kinder anzunehmen. Das Weib gilt [ja] einmal für ein Wesen untergeordneter Art, und Töchter betrachte[t man] im gemeinen Leben nicht eben als einen Segen — wenn sie zahl[reich] kommen, sogar als den Ruin der Familie. Fernere Bestätigung des [Ge]sagten können wir in einem der chinesisch-portugiesischen Gespräche fin[den], welche der ehrwürdige Pater Gonçalves seiner Arte China angeh[ängt] hat, und welche ganz das Gepräge tragen, recht aus dem Leben gegri[ffen] zu sein. Da sagt ein Mann aus dem Volke zum Anderen: „Mein W[eib] hatte bereits in drei Niederkunften Töchter geboren; als sie auch in [der] vierten eines Mädchens genas, da wurd' ich ärgerlich und sagte: w[as] sollen mir so viele Töchter? Dann ging ich aus dem Hause, jedoch o[hne] zu ahnen, daß meine Frau das Kind ersticken würde, was sie wi[rk]lich gethan hat." Hierauf entgegnet der Andere: „Aber bedenke doch, [daß] eine Person, die ihre Kinder umzubringen fähig, etwas Schlechteres [ist] als Thiere. Betracht' einmal Schweine und Hunde; obschon sie v[iele] Junge gebären, thun sie doch keinem ein Leid an." — Dann sagt wi[eder] der Erste: „Ich hätt' es auch meiner Frau streng verwiesen, allein d[a sie] eben Wöchnerin war, befürchtete ich, sie könne unruhig werden und erkranken. Dein Tadel ist übrigens ganz gerecht."

Um der mir vorliegenden „Abmahnung," die auf Verstand und [Ge]müth wirken soll, höhere Autorität zu geben, wird einleitend berichtet, [daß] der heilige Schutzpatron aller Gelehrten und Schriftsteller, Wen tsch[ang] ti kiun, die Veröffentlichung derselben durch ihren Verfasser, e[inen] Herrn Kuei tschung fu aus der Binnenprovinz Hu kuang, höchst[eigen] betrieben, ja mit eigener Hand gewisse Zusätze zu dem Manus[cript] gemacht habe. Jetzt eine kurze Uebersicht des Inhalts.

„Daß die Menschen nicht aussterben, dies liegt an der Vereinig[ung] von Mann und Weib. Dennoch giebt es so Viele, die der Fortdauer [des] Menschengeschlechts gewaltsam entgegen wirken, indem sie ihre weibli[chen] Kinder tödten. Dies geschieht bald, weil man daran verzweifelt, si[e zu er]nähren zu können, bald aus bloßer Mißstimmung darüber, daß E[inem] öfter nach einander nur Töchter geboren werden. Aber Töchter sind [eben] so wie die Söhne ihrer Eltern Fleisch und Blut, und Vielheit der K[inder] ist in jedem Fall ein Segen; denn der Himmel selbst verfügt darüb[er, ob] ein Ehepaar Kinder bekommen soll oder nicht, ob ihrer mehr oder [weni]ger, und ob sie Knaben oder Mädchen sein sollen. Seine Kinder t[ödten] heißt also, wider den Himmel sich empören. Wer die ihm geborenen [Töch]ter umbringt, der bilde sich ja nicht ein, daß er dadurch den H[immel] zwingen oder bestimmen könne, ihn mit Söhnen zu beschenken. — [Die] Ergebnisse unserer Bestrebungen sind Rathschlüsse der höchsten [Macht], also auch Wohlstand und Armuth; Keiner wird deswegen reich, [weil er] ohne Töchter ist, wie sollte er arm werden, weil er Töchter hat? — [Hätte] man unsere Mütter nicht am Leben gelassen, könnten wir dann exi[stiren]? Was heute Tochter ist, das wird dereinst Mutter sein, und jede [Mutter] ist eine Tochter gewesen, die man in ihrer Kindheit nicht getödtet h[at]. Angenommen, es tödtet Einer seine Tochter, und Andere folgen de[m un]seligen Beispiel, so wird es bald keine Töchter mehr geben, also auch

---

* Neu ist die Theorie nicht, die von Pflanzen, Zoophyten und niederen Thieren, z. B. vom Frosch bis zum Menschen hinauf geführt und auch schon oft verspottet worden ist. D. R.

** Some of my Bush-Friends in Tasmania. London: Dayard Son, Lithographers to the Queen. Berlin: A. Asher and Co.

Eheweiber und keine Mütter mehr — die Menschheit wird folglich aussterben. Wer aber auf den Untergang der Menschheit hinarbeitet, den sollte der Himmel bei Zeiten vernichten! — Es wird erinnert, daß nicht jede Tochter, nicht jedes Weib ein Wesen gewöhnlicher Art ist; selbst Mädchen in noch jugendlichem Alter haben, wie die Geschichte bekundet, eine Geisteskraft oder Seelengröße bewiesen, die man bewundernd verehren muß; so Jene, die freiwillig statt ihres Vaters die Waffen ergriff und in den Reihen des Heeres wider die Feinde kämpfte; so jene Andere, die eine von ihr selbst verfaßte Schutzschrift zu Gunsten ihres Vaters einreichte und ihn vom Tode durch Henkershand errettete u. s. w. Wie schade wäre es gewesen, wenn man solche Mädchen in ihrer ersten Kindheit getödtet hätte! und doch hat damals Niemand ahnen können, daß ihre Namen einst mit unvergänglichem Glanze fortleben würden! — Ihr habt für die Ermordung eurer Kinder oder Enkel gesetzliche Strafe nicht zu befürchten — ist das schon genug, um euch zu beruhigen und den Mord vor euch selbst zu rechtfertigen? Wenn ein Hühnchen im Ei umkommt, wenn ein Ferkel todt geboren wird, so sagt man: „schade darum!" Raubthiere schonen ihre Jungen, kriechende Insekten lieben ihre Brut; der Mensch allein kann gegen die seinige sich verhärte! — Könnt ihr euer sinnliches Gelüste nicht bändigen, was für Schuld haftet an dem Säugling, der unglücklichen Frucht desselben? — Wer sein Kind tödtet, den empfängt gewiß ein Rachegeist unter der Erde, und schwere Vergeltung trifft ihn im künftigen Leben. Auch angenommen, er sei im Uebrigen tugendhaft — diese eine Sünde wird ihm nie vergeben."

So weit im Allgemeinen der Gedankengang des heidnischen Chinesen. Wir haben hier gewiß ein unverwerfliches Zeugniß vor uns. Mag man von europäischer Seite oft Uebertreibungen sich erlaubt haben, immer ist es sehr voreilig gewesen, wenn ein in Rußland wohnender deutscher Arzt unlängst (in der Petersburger Zeitung) den Kindermord in China geradezu für eine Fabel erklärt hat, und zwar lediglich gestützt auf Aeußerungen des verstorbenen Vaters Hyacinth Bitschurinski, dessen fast unbedingtes Lob der Chinesen mit nicht geringerem Mißtrauen aufzunehmen ist, wie die Verdammungsurtheile, welche gewisse Andere gegen sie aussprechen. **W. Sch.**

Mannigfaltiges.

— Macaulay's Gabe des Gedächtnisses. Ein ausgezeichnetes Gedächtniß ist für jeden Schriftsteller und Erzähler ein außerordentlicher Bundesgenosse; am Meisten aber wohl dient diese Gabe dem Talente des Geschichtschreibers. Ein Zeitgenosse erzählt in dieser Beziehung Folgendes von dem kürzlich verstorbenen Macaulay: „Die erstaunliche Gedächtnißkraft dieses Mannes machte mir's klar, wie vor Erfindung der Schrift lange Gedichte blos durch die Erinnerung festgehalten und mündlich fortgepflanzt werden konnten. Was man, glaub' ich, von einem der Scaliger erzählt, daß er den griechischen Text der Iliade an jeder beliebigen Stelle aufnehmen und geläufig in ununterbrochener Folge hersagen konnte, das vermochte Macaulay ebenfalls, und ebenso vertraut war er mit den meisten alten und englischen Klassikern. Ich hörte ihn eine ganze Seite aus Diodorus Siculus rezitiren, den er seit Jahren nicht mehr angesehen hatte, und fünf Minuten darauf rezitirte er eine lange Stelle von Paul Louis Courier, oder der Frau v. Staël, freilich mit sehr zweifelhaftem französischen Accent, aber fließend und wörtlich genau. Die Namen aller Päpste bis auf Pius IX. herunter, nicht minder alle Erzbischöfe von Canterbury von der Gründung dieses Erzbisthums an, und sämmtliche Kanzler und Minister der englischen Geschichte zählte er an den Fingern her. Kurz die ganze Weltgeschichte war ihm lebendige Gegenwart; sein Gedächtniß ein unerschöpfliches Schatzhaus, und Alles, was er darin suchte, zu augenblicklichem Gebrauch bereit. Dabei war seine mündliche Unterhaltung, in welcher er diesen Reichthum ausschüttete, frei von aller Eitelkeit, und seine ebenso bescheidene wie unvergleichliche Gabe des Wortes machte ihn zu einem der angenehmsten Gesellschafter. Er wäre als solcher vollkommen gewesen, hätte er sich etwas mehr darauf verstanden, auch die anderen anzuhören; aber wer verlangte zu reden, wenn Macaulay da war?"

— Dr. Eduard Vogel's Reisen in Afrika, herausgegeben von H. Wagner, von welchen wir das erste Heft kürzlich angezeigt, sind nunmehr in der Spamer'schen Ausgabe vollendet und bilden den dritten Band des in diesem Verlage erscheinenden, für die Jugend bearbeiteten „Buch der Reisen." Herr H. Wagner hat in einem nachträglich gedruckten Vorworte den Standpunkt dargelegt, von welchem diese Darstellung der Vogel'schen Reisen zu beurtheilen ist, die, da die Handschriften des wackern deutschen Reisenden leider verloren gegangen sind, nur nach den in den Briefen an seine Familie und seine Freunde, sowie in den amtlichen englischen Depeschen über Eduard Vogel befindlichen Notizen zusammengestellt werden konnten. Der Verfasser hat weder Mühe noch Arbeit gescheut, um mit Hülfe dieses Materials den Lesern Alles mitzutheilen, was über Dr. E. Vogel's Reisen und Schicksale bekannt wurde. Noch jetzt schwebt allerdings ein Geheimniß über dem traurigen Geschick des Reisenden. Noch jetzt schmachtet vielleicht Eduard Vogel in einem Gefängnisse Wadais, wo er vergebens auf Hülfe hofft, die ihm Europa senden soll. Der Verfasser sagt in dieser Hinsicht: „Die Wege, welche die englische Regierung einschlug, Vogel's Schicksal aufzuhellen, die aber bis jetzt noch keine Resultate geliefert, scheinen Deutschland nicht von seiner moralischen Pflicht zu entbinden, auch seinerseits sich des Reisenden in Afrika anzunehmen. Ich lebe der Ueberzeugung, daß mehr als ein Deutscher bereit sein würde, sowohl im Dienste der Wissenschaft, als auch im Interesse eines gefährdeten deutschen Bruders, sein Leben zu wagen — wenn ihm die allgemeine Unterstützung dabei zu Theil würde. Vielleicht dürfte ein solcher Versuch erfolgreicher sein, als die Erkundigungen, mit denen man einen Tribu oder Tuarik beauftragt. Caillé gelangte glücklich durch den gefürchteten Westen des Sudan, in welchem sein Vorgänger den Tod gefunden hatte. Deutschland freut sich der Triumphe, die seine Söhne im Dienste der Wissenschaft ihm bereiteten. Das deutsche Volk vermag sich, so gut wie jedes andere, für nationale Unternehmungen zu begeistern. Unser Vaterland vermag sicher auch für den verschollenen Sohn im Sudan zu handeln, wenn ihm dessen Geschick nahe gelegt wird. Dies war der erste Beweggrund zu der vorliegenden Schrift. Ich richte die Bitte um Beistand an Alle, die den Glauben an die Macht eines einheitlichen Handelns, an die Macht des geistigen Lebens unseres Volkes noch nähren und pflegen."

— Vedische Studien.* Das untengenannte Buch wird in der Revue de l'Instruction publique von Baron von Eckstein in einem interessanten Artikel angezeigt und besprochen. Unter Prâtiçâkhya versteht man die Grammatik der Veden, wie sie von den ältesten Brahmanen aufgefaßt wurde; Auswendiglernen, Recitation, Singen und grammatische Auslegung des Gesetzes war natürlich ihre Hauptbeschäftigung. Es wird also nicht Wunder nehmen, wenn hier alles heilig ist und vergöttlicht wird. Der Grammatiker vergöttert den Ton der Stimme (vâtch, vox), die Quantität, das Metrum (mâtrâ); er feiert den Buchstaben akchara, er preißt die akcharâui (Buchstaben in der Mehrheit). Wort (padam), Strophe (ritch), Absatz (pâda), Rhythmus und Recitation (Alchandas), Alles ist Gott; aber die Grammatik (mantra) kümmert sich um keine grammatische Form, obgleich an einer Stelle Nomen, Verbum, Präposition, Partikel unterschieden werden.

Die Verfasser solcher Prâtiçâkhya's oder grammatischer Vedakommentare waren, wie in Aegypten, in Chaldäa, in China u. s. w. heilige Schreiber, schriftgelehrte Priester, Hierogrammaten, oder wie man sie nennen will.

Ueber die Abstammung dieser indischen Grammatiker erhalten wir höchst sonderbare Aufschlüsse, z. B. daß die Brahmanen keineswegs durchaus reine Arier sind, daß in ältester Zeit Mischung zwischen Ariern und braunen Urbewohnern, welche den Hund und Affen verehrten, stattgefunden hat. Diese Hundepriester (Çaunakas), die einen hundsköpfigen Gott verehrten und die lauter sonderbare mit „Hund" zusammengesetzte Namen führen, stammen von solchen in die Brahmanenkaste aufgenommenen Kuschika's (Kuschiten). Ihr Gott Çunaka (Κυνικὸς, Hundegott) ist, wie der ägyptische Thot, der Vater der Literatur und Erfinder der Buchstabenschrift. Der Verfasser der von Regnier übersetzten Grammatik ist natürlich ein Çaunaka, d. h. ein Nachkömmling von ihm.

— Zur Geschichte von Polen. Aus der deutschen „Warschauer Zeitung," einem Blatte, das seit kurzem in der polnischen Hauptstadt im Verlage der Gebrüder Hindemit erscheint, und das der Geschicklichkeit seiner Redaction alle Ehre macht, entnehmen wir, daß Herr August Mosbach in Breslau mit der Vollendung eines Werkes in polnischer Sprache beschäftigt ist, welches den Titel hat: „Wiadomości do dziejów polskich z archiwum miasta Wrocławia." (Nachrichten zur polnischen Geschichte, aus dem Archive der Stadt Breslau.)

---

* Études sur la grammaire védique, Prâtiçâkhya du Rig. Véda, par M. Ad. Regnier, membre de l'Institut. Paris, imprim. impériale.

— Die Schillerfeier der alten und neuen Welt. Unter dieser Ueberschrift hat die Zeitschrift „Europa," die mit dem Jahre 1859 ein Vierteljahrhundert ihres Bestehens hinter sich hat (sie ward bekanntlich von August Lewald in Stuttgart begründet, und ist lange von Dr. G. F. Kühne redigirt worden), eine Extranummer zum Beginn ihres 26sten Jahrgangs ausgegeben.* Es sind darin alle Nachrichten zusammengestellt, die aus Deutschland, der Schweiz, den skandinavischen Ländern, Holland und Belgien, England, Frankreich, Portugal und Spanien, Italien, Rußland, Griechenland und dem Orient, den Vereinigten Staaten von Amerika und Australien über die Schiller-Säkularfeier bekannt worden sind. Diese Uebersicht hat zwar, weil fast überall die Feier auf dieselbe Weise veranstaltet worden, etwas Eintöniges und Ermüdendes, aber sie wird Manchem doch eine interessante Erinnerung gewähren, und besonders wenn einmal die zweite Säkularfeier eintritt, wird man einen solchen Bericht über Schiller's Apotheose, wie sie im Jahr 1859 in allen gebildeten Ländern der Erde stattgefunden, als einen werthvollen Beitrag zur Kulturgeschichte betrachten.

* Leipzig, Karl B. Lorck, 1860.

Die „Alex. v. Humboldt-Stiftung für Naturforschung und Reisen."

In der Hoffnung und mit dem Wunsche, auch durch unser Blatt etwas für die Vermehrung der Theilnahme an dieser Stiftung thun zu können, nehmen wir nachstehenden Bericht des Berliner Comité über dieselbe auf:

„Unter dem 28. Juni v. J. erlaubte sich das unterzeichnete Comité zu einer „Alexander von Humboldt-Stiftung für Naturforschung und Reisen" einzuladen, und verhieß, nach einem halben Jahre einen Bericht über den Erfolg zu veröffentlichen. Dankbar für die von vielen Seiten erfahrene Unterstützung, bringt es nunmehr, unter Vorbehalt einer Rechnungslegung, das Nachstehende als erstes und nächstes Ergebniß zur allgemeinen Kenntniß.

„Die Munifizenz Sr. Majestät des Königs und des Königlichen Hauses ging in Unterzeichnung von Beiträgen voran. Sr. Majestät dem Könige, Ihrer Majestät der Königin, Sr. Königlichen Hoheit dem Prinz-Regenten, Ihrer Königlichen Hoheit der Prinzessin von Preußen, Ihren Königlichen Hoheiten dem Prinzen und der Prinzessin Friedrich Wilhelm, Ihren Königlichen Hoheiten dem Prinzen Albrecht, dem Prinzen Adalbert und Prinzen Friedrich von Preußen, Sr. Hoheit dem Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen, so wie Ihrer Majestät der Königin Wittwe Désirée von Schweden und Sr. Königlichen Hoheit dem Prinzen Albert, Gemahl Ihrer Majestät der Königin von Großbritannien, ist die Stiftung in ehrfurchtsvollem Dank verpflichtet. Seit ferner die Stadt Berlin, Alex. von Humboldt's Vaterstadt, zu edler Anerkennung ihres großen Mitbürgers, einen Beitrag von 10,000 Thlr. beschloß, war das Fundament gelegt, und die Stiftung konnte sich nun als gegründet betrachten. Daher wurde bereits Hand angelegt, der ersten Einladung gemäß, in Verbindung mit der königlichen Akademie der Wissenschaften, die Statuten vorzubereiten, obwohl es für die Bearbeitung eine Schwierigkeit bildet, daß sich auch noch nicht annähernd das Kapital, über dessen Zinsen die Stiftung wird zu verfügen haben, bestimmen läßt. Sobald die Statuten zum Abschluß gediehen sind und die landesherrliche Bestätigung erlangt haben, werden sie veröffentlicht werden.

„Dankbar erwähnen wir die Beiträge der Kaufmannschaft in Frankfurt an der Oder, der Stadt Magdeburg, die Beiträge aus einer in Leipzig gehaltenen Vorlesung, aus Sammlungen in Frankfurt am Main und in Heiligenstadt, in der Stadt und an der Universität Bonn, an den Universitäten Heidelberg und Königsberg in Pr., unter den Zöglingen des hiesigen königlichen Gewerbe-Instituts, und den Assistenz-Aerzten des Charité-Krankenhauses; ferner die Beiträge aus dem Nieder-Barnim'schen, Luckauer, Sorauer und Lübbener Kreise, aus der Stadt Peitz, von der medizinischen Facultät in Würzburg, der hiesigen polytechnischen Gesellschaft, der Leopoldina Carolina, bewilligt durch Se. Majestät den König von Würtemberg, die Beiträge aus Dorpat und Moskau, und von vielen Privaten, von welchen Mehrere Summen von 500 Thlr. einsandten. Andere Sammlungen sind noch nicht geschlossen, wie die in England, veranlaßt durch die British Association for the Advancement of Science, welche bereits 500 L. angewiesen hat. Von noch anderen, wie den Sammlungen der in Bremen und Kairo zusammengetretenen Comité's, des hiesigen Gartenbau-Vereins u. a. ist ein Ergebniß bis heute nicht bekannt; eben so fehlen bis jetzt die Nachrichten über den Erfolg der Bemühungen von einzelnen bedeutenden Männern in Nordamerika, welche die Stiftung dort zu fördern versprochen haben.

„Neuerdings haben, außer den Akademien, den Universitäten und den preußischen höheren Bildungs-Anstalten, welche ersucht sind, im Interesse der Wissenschaft für das Unternehmen zu wirken, Vorstände kaufmännischer Corporationen Aussicht gegeben, sich einer Stiftung anzunehmen, welche in ihrem Zwecke, ähnlich wie Alexander von Humboldt's Wirksamkeit, mittelbar auch zu Handel und Gewerbe eine günstige Beziehung hat. In der Rheinprovinz haben hervorragende Männer diese Seite aufgefaßt und sich bereit erklärt, für das Unternehmen thätig zu sein. Karl Ritter, dessen Name in der Geographie neben Alexander von Humboldt leuchtet und dauert, beschäftigte sich noch in den letzten Wochen seines Lebens damit, für die Humboldt-Stiftung an den verschiedensten Orten und in den verschiedensten Ländern Theilnahme zu wecken. Wenn nun leider seine Unterschrift unter diesem Berichte fehlt, so bleibt der Stiftung dennoch sein treuer Wunsch als ein Vermächtniß, das ihr zur Förderung gereichen wird. Mit einem Briefe an Karl Ritter ist noch in diesen Tagen als ein ermunterndes Zeichen der Theilnahme in den entferntesten Ländern der Erde ein Beitrag von 30 L. von einem Deutschen in Hongkong eingegangen, mit dem Wunsche, daß das Unternehmen im deutschen Vaterlande allgemeinen Anklang und reichliche Unterstützung finden möge.

„Abgesehen von den noch zu erwartenden oder angekündigten Erlebnissen, sind bis heute bei der „Alexander von Humboldt-Stiftung für Naturforschung und Reisen" eingegangen: 20,580 Thlr. 4 Sgr. 6 Pf. und 500 Thlr. preuß. 5proc. Anleihe. Hierzu kommen Zinsen vom 1. Jan. d. J.: 327 Thlr. 15 Sgr. Dagegen sind abzurechnen 127 Thlr. 1 Sgr. für Unkosten, namentlich für Drucksachen. Danach beträgt, außer den erwähnten 500 Thlr. preußische 5proc. Anleihe, der Bestand 20,780 Thlr. 18 Sgr. 6 Pf., welche in pupillarisch sicheren Papieren angelegt sind.

„Wir erachten diese Summe für einen erfolgreichen Anfang, aber nur für einen Anfang. Namentlich leuchtet ein, daß die Unterstützung von erforschenden Reisen, welche eine Humboldt-Stiftung vor Allem in's Auge fassen muß, größere Mittel erfordert, als die Zinsen dieses Kapitals darreichen werden. Es wird daher von einer fortgesetzten vielseitigen Theilnahme abhängen, daß die gegründete Stiftung eine ihres großen Namens würdige umfassende Thätigkeit gewinne.

„Indem das unterzeichnete Comité Allen, welche ihm bei seiner Aufgabe behülflich waren, seinen angelegentlichen und lebhaften Dank ausspricht, empfiehlt es die junge Stiftung in Nähe und Ferne weiterer Fürsorge und Förderung.

„Berlin, 7. Januar 1860.

„Das Comité der A. v. Humboldt-Stiftung für Naturforschung und Reisen.

Abeken, Geh. Legationsrath. v. Bethmann-Hollweg, Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten. Böckh, Geh. Regier.-Rath und Professor, Secretär der Akademie der Wissenschaften. Freiherr v. Bergh, Oberst und Chef des Generalstabes des Garde-Corps. Dove, Professor, Mitglied der Akademie der Wissenschaften, stellvertretender Vorsitzender des Comité's. E. du Bois-Reymond, Professor, Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Ehrenberg, Professor, Secretair der Akademie der Wissenschaften. Encke, Professor und Director der Sternwarte, Secretair der Akademie der Wissenschaften. Flottwell, Staats-Minister. Haupt, Professor, Mitglied der Akademie der Wissenschaften, stellvertretender Schriftführer des Comité's. Krausnick, Geh. Ober-Regierungsrath und Ober-Bürgermeister von Berlin. Lepsius, Professor, Mitglied der Akademie der Wissenschaften. G. Magnus, Mitglied der Akademie der Wissenschaften, Vorsitzender des Comité's. Mendelssohn, Geh. Commerzienrath, Schatzmeister des Comité's. Reichenheim, Commerzienrath. Fürst Radziwill. Stüler, Geh. Ober-Baurath. Virchow, Professor. Wagener, königlich schwedischer und norwegischer Consul. v. Willisen, General-Lieutenant und Ober-Stallmeister. Trendelenburg, Professor, Secretair der Akademie der Wissenschaften, Schriftführer des Comité's."

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Bestellungen
vernimmt jedes Postamt des deutsch-österreichischen Postvereines, sowie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallstraß. Nr. 21) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin

für die Literatur des Auslandes.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazin's“ nicht direct correspondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commissionair, Herrn B. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

№ 6. Mittwoch, den 8. Februar 1860. 29. Jahrgang.

Inhalt:

Italien.

Dante's Göttliche Komödie.

Neuere politische Ausleger und ältere Kommentatoren.

Der Kampf um die Herrschaft in Italien, der im vorigen Jahre bei Magenta und Solferino durch das Schwert ausgefochten wurde und in diesem Jahre durch die Diplomaten ausgefochten werden soll, ist bekanntlich ein sehr alter. Papst und Kaiser, Ghibellinen und Guelfen, hießen bereits im Mittelalter die beiden Gegensätze, die sich in Italien bekämpften, — und zwar galt es damals nicht bloß der Herrschaft über die Halbinsel, sondern der über die ganze christliche Welt. Seitdem jedoch die Reformation den großen Riß in der occidentalischen Kirche herbeigeführt, blieb Italien im engern Sinne das Feld, um dessen Herrschaft Kaiser und Papst weiter kämpften, mit dem Unterschied indessen, daß in neuerer Zeit Frankreich die Rolle der Ghibellinen übernahm, während Oesterreichs und Spaniens Kaiser und Könige in der Regel auf der Seite der Guelfen, oder des Papstes, standen und stehen. Heutzutage ist es Victor Emanuel, König von Sardinien, der das Haupt der italiänischen Ghibellinen im Kampfe mit den Welfen, d. h. mit der weltlichen Herrschaft des Papstes repräsentirt.

In unserm Jahrzehend werden es sechshundert Jahre, daß Dante geboren wurde, der Dichter der „Divina Commedia,“ der seiner Muttersprache, dem toskanischen Dialekt, die Ehre errang, in den Ländern der Römer und der Hetrurier die Sprache der Wissenschaft und der Bildung zu werden. Dante Alighieri ward am 27. Mai 1265 geboren. Er war 35 Jahr alt, als er sein berühmtes Gedicht, die „Göttliche Komödie“ zu schreiben begann. Damals, im Jahre 1300, wüthete der Parteienkampf in Florenz am Heftigsten, und Dante, der ein Mitglied der Regierung seiner Vaterstadt war — er war Einer der Priori der Republik — hatte sich vergeblich bemüht, die Weißen (Bianchi) mit den Schwarzen (Neri), in welche die Guelfen von Florenz zerfallen waren, mit einander zu versöhnen. Einigen Parteihäuptern war es gelungen, den eben auf einem Kriegszuge nach Sizilien begriffenen Prinzen Karl von Anjou für sich zu gewinnen, und da sich der patriotische Dante der Einmischung des fremden Soldaten in die vaterstädtischen Angelegenheiten aus aller Kraft widersetzt hatte, so war die Folge davon, daß Karl von Anjou, der am 3. November 1301 mit 1200 Reitern in Florenz eingezogen war, den Dichter, der obendrein im Verdachte stand, ein heimlicher Ghibelline, d. h. ein Kaiserlichgesinnter, zu sein, mit allen seinen Freunden und Anhängern verbannte. Diese Verbannung, anfangs auf zwei Jahre verhängt, wurde nachmals auf die Lebenszeit Dante's ausgedehnt; ja, es wurde ihm, wenn er sich im Gebiete der Republik betreffen ließe, die Strafe des Scheiterhaufens angedroht.

Karl von Anjou, der nachmals König von Neapel wurde, was auch schon sein älterer Bruder, Karl I., war, hatte sich der besondern Protection des päpstlichen Stuhles zu erfreuen, unter dessen Segnungen er den Zug nach Florenz unternommen hatte, während er sich in offener Feindschaft mit dem deutschen Kaiser befand. Sein Bruder hat bekanntlich den letzten Hohenstaufen, den jungen Konradin, in Neapel hinrichten lassen, und Kaiser Heinrich VII., der Luxemburger, ist auf seinem Römerzuge, als er eben, auf dringendes Bitten der Ghibellinen, an deren Spitze Dante stand, eine vergebliche Belagerung des von Neapolitanern mit vertheidigten Florenz unternommen hatte, am 24. August 1313 plötzlich, und zwar unmittelbar nach dem Genusse des heiligen Abendmahles, verstorben. Es wurde gegen die Guelfen und die mit ihnen verbündeten Anjou's der Verdacht ausgesprochen, daß sie den Tod des Kaisers durch Gift herbeigeführt hätten, doch wird dieser Verdacht selbst andererseits wieder für eine boshafte Erfindung der Partei-Leidenschaft erklärt.

Wir haben dies Alles voranschicken müssen, um ein Bild von der Zeit zu geben, in welcher Dante, der aus seiner geliebten Vaterstadt schimpflich verbannte Patriot, sein großes Gedicht schrieb. Daß dasselbe aus einer gereizten, politischen Stimmung hervorging, ist aus vielen Stellen der „Göttlichen Komödie“ ersichtlich, wo der Dichter sogar die Koryphäen der eigenen Partei als „undankbar, thöricht und ruchlos“* bezeichnet, während er die Vorfahren und die Genossen der guelfischen Gegner in die tieferen Abstufungen der Hölle versetzt. Unmittelbar auf diese Gegner selbst hinweisen, durfte er jedoch nicht, theils weil er immer noch die Hoffnung hegte, bald wieder nach der geliebten Vaterstadt zurückkehren zu können, und theils weil das Haupt seiner politischen Feinde auch das geheiligte Oberhaupt der Kirche war, zu deren treuesten Gläubigen sich der Dichter der „Divina Commedia“ bis an sein Lebensende bekannte.

Man muß überhaupt die politische Opposition gegen das Papstthum, wie sie im Mittelalter, in Italien, sich kundgab, nicht mit der kirchlichen verwechseln, die außerhalb Italiens von Wikleff, von Petrus Waldus und von Huß ausging und die nachmals in Luther, Calvin und Zwingli ihren reformatorischen Abschluß fand. In Italien kämpfte man mit den Kaisern für die weltliche Herrschaft der weltlichen Macht, nicht im Entferntesten aber gegen die unbedingte Alleinherrschaft der kirchlichen Gewalt auf religiösem Gebiete. Wenn Dante in erhabener sittlicher Entrüstung Rom als das in Sünden tief versunkene Babel zeichnet, wenn Boccaz mit frivolster Ausgelassenheit das lüderliche Leben der Priester verspottet, so hatte doch der Eine, wie der Andere, nicht im Geringsten die Absicht, der Kirche selbst, und zwar der Kirche Rom's, als dem Mittelpunkte der occidentalischen Christenheit, Eintrag in den Gemüthern zu thun.

* Paradies XVII, 61 u. f.

Dante kleidete also seine Angriffe auf das Oberhaupt der Guelfen in ein mysteriöses Gewand, hinter dem nur die Eingeweiheten die volle Bedeutung erkannten. Deshalb wurde auch die „Göttliche Komödie" bereits unmittelbar nach dem Tode des Dichters schwer verständlich gefunden, und in Florenz selbst ward ein Lehrstuhl errichtet, um die Dichtung zu erläutern. Das italiänische Volk, begeistert von dem Dichter des Himmels und der Hölle, legte ihm bald selbst den Namen bei, den es seinen erhabenen Dichtungen gegeben, die er selbst nur mit ihren besondern Titeln „Inferno," „Purgatorio" und „Paradiso" bezeichnet hatte; es nannte auch ihn: „il divino," den Göttlichen; aber es blieb ihm achtungsvoll fernstehend, wie einem Gotte, den der profane Verstand nicht zu fassen vermag. Selbst seine ältesten Kommentatoren, zu denen auch Boccaz gehört, bekennen, daß ihnen Vieles, sehr Vieles, in dem großen Gedichte unverständlich geblieben sei.

Der berühmte Ugo Foscolo, welcher zehn Jahre seines Lebens auf das Studium der Werke Dante's verwandt hatte, sagt in der von ihm im Jahre 1818 veranstalteten Ausgabe der „Göttlichen Komödie": „Trotz der unzähligen Wanderer, welche auf der Bahn dieser Dichtung seit fünfhundert Jahren gewandelt sind, gleicht sie noch immer einem Labyrinth in einem undurchdringlichen Walde. Der größte Theil dieses Waldes ist, trotz der seit einem halben Jahrtausend fortgesetzten Arbeit, ungelichtet. Der Ausländer, der auf Treu und Glauben nimmt, was ihm Uebersetzer und Kommentatoren sagen, weiß von Dante ungefähr so viel, als diejenigen von einem Lande wissen, die eine Beschreibung desselben von einem ihrer Landsleute gelesen, der mit einem Fremdenführer und mit einem Wörterbuch in der Hand dieses Land im Fluge durchzog. Ein wirklich ausreichender Kommentar des Dante soll noch geschrieben werden."

Auch nach Ugo Foscolo haben sich in Italien Monti, Perticari, Troya und Andere; in Frankreich Rivarol, Ozanam und Ampère; in England Boyd und Cary; in Deutschland König Johann von Sachsen, Streckfuß, Karl Witte, Adolph Wagner (in seinem Parnasso Italiano) und Andere mit dem Studium Dante's und der Erklärung seiner Dunkelheiten viel beschäftigt. Es ist nicht zu läugnen, daß die neuere Forschung auch in dieser Beziehung mehr geleistet, als das halbe Jahrtausend, von welchem Ugo Foscolo gesprochen. Aber des Räthsels Wort, die einfachste aller Auflösungen, scheint erst in neuester Zeit wirklich gefunden zu sein, wo man von dem Lehrsatz ausging und daran festhielt, daß es ein politischer Gedanke, das monarchische Recht („Jura monarchiae," wie dies auch 1483 Bernardo Bembo in der dem Dante auf seinem Grabmal in Ravenna gewidmeten Inschrift voranstellt), das monarchische Recht, besonders im Gegensatze zur weltlichen Herrschaft des Papstes, war, was Dante in seiner großen Dichtung feiern wollte und als dessen Märtyrer er, verbannt in einen „finstern Wald" und vergebens nach der sonnigen Heimat sich zurücksehnend, an der Hand Virgil's, des Dichters der absoluten Monarchie, die Wanderung durch Hölle und Fegefeuer und an der Hand der edelsten, opferwilligsten Liebe, Beatricens, die Wallfahrt durch die Himmelsräume antrat.

Rossetti ist es namentlich, der zuerst in Italien, oder vielmehr in England, wo er seit den Dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts als Verbannter lebte, von den allegorisch-religiösen, moralischen oder philosophischen Tendenzen, die alle Ausleger der „Göttlichen Komödie" bis dahin gegeben hatten, gänzlich abstrahirte und das Gedicht, soweit es nicht durch sich selbst seine poetische, allgemein verständliche Erklärung findet, von einem historisch-politischen Gesichtspunkt auffaßte und erklärte.*

Es ist natürlich, daß diese Auffassung des italiänischen Verbannten zunächst bei seinen zahlreichen Schicksalsgenossen, dann aber auch unter den übrigen Italiänern, die für ihre politische Unterdrückung eine Schadloshaltung in der Geschichte und Poesie ihres Landes suchten, enthusiastische Zustimmung fand. Jetzt ist diese historisch-politische Auslegung Dante's wie ein Glaubensartikel über ganz Italien verbreitet. Der ehemalige politische Flüchtling hat als Quästor der Universität Turin eine Anstellung erhalten und hält jetzt dort, wie früher in England, Vorträge über das neue politische Dogma, während einzelne Sendboten desselbe[n] sogar bis Deutschland vorgedrungen, wie denn vor einigen Monaten ei[n] solcher in Berlin öffentliche Vorlesungen über die politische und antipapal[e] Bedeutung Dante's gehalten hat.

Es kann natürlich nicht unsere Absicht sein, hier eine Kritik de[r] Lucubrationen zu liefern, die in Italien im Interesse der jetzt eben de[r] herrschenden politischen Ideen an diese Auslegung des Dante geknüp[ft] werden, der dadurch gewissermaßen zu einem Propheten der Einheit Ita[]liens und der Verschmelzung des Kirchenstaates mit den übrigen Länder[n] der Halbinsel, unter der Hegemonie Victor Emanuels, gemacht w[ird]. Dante hat sicher nicht im Entferntesten an das gedacht, was man he[ute] die Einheit und Selbständigkeit Italiens nennt. Denn wen[n] einerseits auch von Can Grande della Scala eine Unterwerfung der [vom] Parteiwesen zerrütteten italiänischen Städte und namentlich auch [der] Florentiner in ähnlicher Weise hofft, wie es diesem Feldherrn, dessen Nam[en] „Scala" Shakspeare in „Romeo und Julia" in Escalus verwandelt, gelungen war, die Montecchi und die Capuletti in Verona zu unter[]drücken, so ist doch andererseits die Macht des römisch-deutschen Kaiser[s] das Ideal Dante's, das er (wie seine historisch-politischen Ausleger selb[st] zugeben) bis zur „divina maestà eterna," (göttlichen, ewigen Majestä[t]) erhebt, während er den „Imperatore Arrigo" (Kaiser Heinrich VII) als „messo dello cielo" (Abgesandten des Himmels) bezeichnet.

In seinem „Tractatus de Monarchia" hat Dante ein politische[s] Glaubensbekenntniß niedergelegt, das zum Theil dem der heutigen Ita[]liäner schnurstracks entgegengesetzt ist. Es besteht dieses Glaubensbe[]kenntniß aus folgenden drei Artikeln:

1) „Zum Heil der Menschheit bedarf es einer Universalmonarchie." Dante beweist nach Aristotelischen Prinzipien, das aus dem Triebe [zur] Geselligkeit, der dem Menschen angeboren ist, die Nothwendigkeit [der] Universalmonarchie hervorgehe. Die Gesellschaft kann ihren Zweck [nicht] erfüllen, wenn nicht Einer unumschränkt an der Spitze steht.

2) „Diese Universalmonarchie gehört von Gottes Gnaden de[m] römischen Kaiser." Es ist nicht eine äußere Macht, nicht der Papst, welche den Kaiser eingesetzt und ihn zum Herrn auch über Rom gemacht, sondern der göttliche Wille. Wenn der Hammer auf den Ambos fällt, so ist es freilich der Hammer, welcher schlägt, aber er ist nur das Werkzeug; der Wille des Schmiedes, der den Hammer bewegt, ist es, der den Schlag führt.

3) „Die Päpste müssen keine weltliche Macht haben." Eine solche Vermischung der geistlichen und der weltlichen Macht habe großes Unheil hervorgebracht und werde den Untergang des Staates und der Religi[on] herbeiführen.

Dieser dritte und letzte Artikel ist es allerdings, auf den die heutige[n] Italianissimi sich hauptsächlich berufen. Dante, der seine „Göttli[che] Komödie" nicht, wie den „Tractatus de Monarchia," in lateinische[r], sondern in der Sprache des Volkes schrieb, wollte darin durch Beispie[le] und Bilder zur lebendigen Anschauung bringen, was er in jener latein[i]schen Abhandlung, sowie in seinem „Convito," wissenschaftlich behandel[t] hatte. Doch gemäß den damaligen Begriffen von der Aufgabe der Poesie überhaupt, durfte selbst diese Volksbelehrung nicht in schlichten, allgemein verständlichen Worten, sondern nur im Gewande der Allegorie stattfinden. Boccaz sagt in dieser Beziehung ausdrücklich: „Es ist nicht der Beruf der Dichter, das Verborgene an das Tageslicht zu ziehen; vielmehr beste[ht] ihre Kunst darin, einen Gegenstand so zu verhüllen, daß er den Auge[n] der Unwissenden entzogen wird. Daher werden Dante und andere groß[e] Dichter oft so dunkel gefunden; nur ein scharfer Verstand kann ihr[e] Werke entziffern. Wer sich darüber beklagt, der mag seine eigenen Eule[n]-Augen anklagen. Wenn er den Alltagsmenschen abzulegen und eine[n] neuen starken Geist zu gewinnen vermag, wird ihm alles dort Dunk[le] klar und deutlich werden."

In diesen Worten des Boccaz ist allerdings zwischen den Zeilen [zu] lesen, daß er selbst die Anspielungen auf Rom, welche die „Göttliche K[o]mödie" enthalte, sehr genau kenne, sich jedoch nicht berufen fühle, d[en] blöden Augen derjenigen, die das Gedicht nicht zu entziffern vermög[en], den Staar zu stechen.

Um nun eine Probe von der Art und Weise zu geben, wie Rosset[ti] den Dante erklärt und kommentirt, wollen wir hier mittheilen, wie [er] den ersten Gesang der „Hölle" auffaßt, der bekanntlich die Einleitung der gesammten, großen Dichtung bildet und dessen Hauptfiguren sich du[rch] den ganzen Inhalt der „Göttlichen Komödie" hindurch ziehen*

---

* Durch Lord Brougham's Bemühungen war der ehemalige Advokat Rossetti aus Neapel an der damals gestifteten „London University" als Professor der italiänischen Sprache und Literatur angestellt worden. Hier hielt er seine ersten Vorlesungen über Dante und hier gab er auch seine Schrift: „Sullo spirito antipapale che produsse la riforma" heraus, gegen welche Aug. With. von Schlegel in einer französ. Kritik auftrat, die in der Revue des deux Mondes abgedruckt war und mit Schlegels Genehmigung Deutsch in unserem „Magazin" (1836, Nr. 115) erschien. Es wurde damals schon die Ansicht laut, daß Rossetti, bei aller seiner Excentricität, ein scharfsinniger Exeget Dante's sei und, ungeachtet der ihm entgegenstehenden Autorität Schlegel's, Recht behalten werde. D. R.

* Wir folgen hierbei zwei Vorlesungen „über Rossetti's Ideen zu einer ne[uen] Erläuterung des Dante und der Dichter seiner Zeit," die ein hochgebildeter Ka

Als der Dichter eben, so beginnt Dante, in der Mitte des menschlichen Lebens sich befand, (d. h. im 35. Lebensjahre) hatte er sich in einem dichten, dunkeln, Furcht einflößenden Walde verirrt, aus welchem er keinen Ausgang zu entdecken vermochte. Zwar eine Anhöhe bemerkt er, deren Gipfel von der aufgehenden Sonne beschienen ist und die er zu ersteigen versucht, — aber drei wilde Thiere: ein Panther, ein Löwe und eine Wölfin versperren ihm den Weg und nöthigen ihn, nach dem Wald-Thale zu fliehen. Auf dieser angstvollen Flucht begegnet er einem Mann, der ihm wie ein Schutzengel erscheint, und dieser ist kein Anderer, als Virgil, der Schatten des großen Sängers der Aeneïs. Dante bittet um seinen Beistand, und Jener verspricht, ihn auf einem langen, aber sichern Wege, und zwar durch die Hölle, bis zu den Thoren des Paradieses zu führen, das er selbst, als Heide, nicht betreten könne, wohin jedoch die fromme Beatrice ihn begleiten werde. Dieses Anerbieten nimmt Dante an; er folgt dem Virgil, und damit schließt der erste Gesang.

Was haben die Kommentatoren nicht Alles über diesen Eingang des großen Gedichtes gefabelt! Das Menschenleben, sagten sie, dauert gewöhnlich 70 Jahr. Also in seinem 35. Lebensjahre, in einem Alter, wo der Mann gewöhnlich den Gipfel seiner Kraft erreicht hat, wo die Leidenschaften, ohne bereits an Stärke verloren zu haben, doch nicht mehr dunkel gefühlt, sondern erkannt werden, hat der Dichter, und zwar in der heiligen Woche des heiligen Jubiläums-Jahres 1300, seine große Reise in das Reich des Unter- und Ueberirdischen angetreten.

Der dunkle, Furcht einflößende Wald ist (so fügen die alten Kommentatoren hinzu) als derjenige Zustand des Geistes und Gemüths, der Unklarheit und Verirrung zu verstehen, in welchen uns ungezügelte Leidenschaften und die daraus in Gesinnung und Handlung sich ergebenden Irrthümer stürzen. Die heitere Anhöhe, welche Dante erblickt, bedeutet: daß der reife Mann jetzt erkennt, daß es ein Höheres gebe, dem er nachstreben müsse, ein Höheres, das von der Sonne der Wahrheit erleuchtet wird. Aber noch kann er nicht ungehindert emporklimmen! Die Lust der Sinne — d. h. der Panther — tritt uns zuerst und so lange der Körper noch frisch ist, entgegen und hemmt unsere Fortschritte zum Höheren. Droht die Sinnenlust auch, den bessern Vorsatz in uns zu vernichten, so erscheint sie doch in minder abschreckender Gestalt, ja anziehend durch Munterkeit und Frische. Wenn die sinnliche Begier der Jugend sich mindert, so ist es der Ehrgeiz — d. h. der Löwe — der die kräftigeren Naturen von dem einzig Wahren und Göttlichen ableitet. Endlich, im höhern Alter, erscheint die Habsucht — d. h. die Wölfin — welche alles irdische Gut an sich zu reißen strebt und um so weniger befriedigt ist, je mehr sie verschlingt. Da macht endlich in der Noth die Philosophie sich geltend, die uns das Wesen der Dinge zeigt, uns Falsches und Wahres erkennen läßt und uns den Weg weist, jenes abzuwerfen und dieses uns anzueignen. Aber auch sie kann, wenn sie lange in uns geschwiegen, nicht sofort beim ersten Wiedererwachen klar und deutlich zu uns sprechen; sie scheint „heiser durch zu langes Schweigen.*" Die Philosophie aber sehen wir in Virgil personifizirt, welchem Dichter das Mittelalter eine solche Verehrung gewidmet haben soll, daß es in seinen Versen sogar eine prophetische Verkündigung des Christenthums fand. Um nun aus dem dunkeln Walde der Irrthümer und Sünden sicher zu führen und einer neuen Verirrung vorzubeugen, bietet die Philosophie dem Dante die Hand. Er will ihm in der Hölle und im Fegefeuer das Laster und die Sünde zeigen. Weiter aber reicht die Macht der heidnischen Philosophie nicht. Virgil vermag es nicht, den Dichter auch bis in die Stadt Gottes zu leiten, und darum wird er, um dahin zu gelangen, fortan der Hand der Beatrice, als Symbol der heiligen Jungfrau, übergeben.

Die Deutungen, die wir im Vorstehenden mitgetheilt, gehören noch — obwohl sie auch voller Unklarheit und Widersprüche sind — zu den sinnigsten und einfachsten; die meisten anderen Kommentare sind noch viel wunderlicher, allegorischer und widerspruchsvoller. Gleichwohl haben selbst Männer wie Karl Streckfuß an diese Symbolik der Leidenschaften: der Sinnlichkeit durch den Panther, des Ehrgeizes durch den Löwen und der Habsucht durch die Wölfin, sowie an die Personification der mittelalterlichen Philosophie durch den Dichter der Georgica und der Aenëis fest geglaubt!

Wie ganz anders schmiegt sich dagegen dem einfachen Verständniß

mann, der verstorbene Banquier, Herr Joseph Mendelssohn (der ältere Sohn Moses Mendelssohn's), der noch in vorgerücktem Alter mit Studien dieser Art sich beschäftigte, im Jahre 1840 hat drucken lassen. D. R.

* „Chi per lungo silenzio parea fioco." Dante meint damit, der klassische Virgil sei so lange nicht vernommen worden, daß er dem jetzigen Geschlechte verstummt erscheine.

Alles an, wenn wir der historisch-politischen Forschung Rossetti's folgen!

Nach ihm bezeichnet Dante sein 35. Lebensjahr als das Jahr, in welchem die unseligen florentinischen Wirren begannen, die seine Verbannung herbeigeführt. Der dunkle Wald ist das traurige Exil, aus welchem er keinen Ausweg zu finden vermag, und die sonnenbeschienene Anhöhe ist die geliebte Vaterstadt, nach der er vergeblich strebt. Drei Gewalten sind es, die ihm den Weg versperren und ihn immer wieder zur Flucht treiben: Der gefleckte Panther, das ist die Parteienwuth in Florenz, die Schwarzen und die Weißen, in welche dort die Guelfen zerfallen;* der Löwe, das ist Karl von Anjou, der den Löwen im Wappen führt und der jetzt in Florenz befiehlt,** und endlich die Wölfin, das ist Rom, das gierige unersättliche.*** Alle drei zusammen aber repräsentiren dem großen, ghibellinischen Parteimanne und Dichter die verhaßten Guelfen, die nur in der Verfolgung des Ghibellinen einig sind.

Virgil ist nicht der Vertreter der scholastischen Philosophie, sondern der Dichter der monarchischen Gewalt, die er in Julius Cäsar und Augustus gefeiert, und der lange Weg, auf dem er Dante bis an die Thore des „Paradieses," d. h. nach seiner Vaterstadt zurückführen will, ist der Weg der Dichtung; durch Beispiele und Bilder der Strafe und der Belohnung soll den lasterhaften Menschen ein Spiegel vorgehalten und der Tugend zum Siege wieder verholfen werden.

Rossetti citirt, als Beleg für seine geistvollen Hypothesen, zahlreiche Stellen aus allen drei Büchern der „Divina Commedia," wo überall, wenn die Bedeutung der hervorgehobenen Worte so aufgefaßt wird, wie hier dargelegt worden, das bis jetzt Unverständliche oder Zusammenhangslose klar und wirkungsvoll erscheint. Wir wollen in dieser Beziehung nur noch Eine Stelle anführen.

In dem uns vorliegenden, ersten Gesange der „Hölle," sagt Virgil von der Wölfin, welche den Dante arg verfolgt:

„Denn dieses Thier, das dich mit Graun durchdrungen,
Läßt Keinen ziehn auf seines Weges Spur,
Hemmt Jeden, bis es endlich ihn verschlungen.

Es ist von böser tückischer Natur
Und nimmer fühlt's die wilde Gier ermatten,
Ja, jeder Fraß schärft seinen Hunger nur.

Mit vielen Thieren wird sich's noch begatten,
Bis daß die edle Dogge† kömmt, die kühn
Es würgt und hinstürzt in die ew'gen Schatten.

Nicht diese wird um Schätz' und Land sich mühn,
Nach Tugend, Lieb' und Weisheit wird sie streben;
Inmitten Feltr' und Feltro wird sie blühn.

Zu Welschland's Heil, das jetzt ist preisgegeben,
Obwohl vordem geopfert für dies Land
Der Edlen Viele ihr geweihtes Leben.

Nicht ruht sie, bis das Thier aus jeder Stadt verbannt;
Sie wird es wieder in die Hölle senken,
Von wo's zuerst der Neid herauf gesandt."

Alles deutet darauf hin, und sämmtliche ältere, wie neuere Kommentatoren sind darin einverstanden, daß der Dichter unter der „edlen

* Dante's Lehrer, Brunetto Latini, erklärt in seinem naturwissenschaftlichen „Tesoro" den Panther ausdrücklich als „una bestia taccata di piccole tacche bianche e nere."

** Zu Neapel, in der Kirche del Purgatorio, befindet sich das Grabmahl des enthaupteten Konradin mit folgender, von dem ersten Karl von Anjou angegebenen Inschrift:

Asturis ungue Leo pullum rapiens aquilinum
Hic deplumavit acephalonque dedit.

Hier erpackte die Adlerbrust der Anjou'sche Leu einst,
Pflückete kahl sie und warf dann sie enthauptet hinweg.

Dante parodirt dieses Distichon im sechsten Gesange seines „Paradieses," wo er sagt, daß der zweite Karl von Anjou nicht gewagt, dem kaiserlichen Adler Heinrich's VII. zu trotzen, da dieser bereits „stärkerem Leu das Fell abzog mit seinem Klauenpaar."

*** Dante kannte die Ableitung des Namens Guelfe von dem deutschen Welf und Wolf sehr wohl. Nach Lothar Wolf oder Welf, Herzog von Bayern, nannte sich die Partei, auf deren Seite der Papst sich befand, „Welfen" oder, nach ihrer italiänischer Aussprache, „Guelfen," während das Schloß Waiblingen, Kaiser Konrad's Residenz, den „Waiblingern" oder, nach italiänischer Aussprache, „Ghibellinen," den Namen gab.

† „il veltro," der Windhund, die Dogge. Ueber diesen „veltro" des Dante hat Carlo Troya ein ganzes Buch geschrieben.

„Dogge," welche die Wölfin hinstürzt und würgt, seinen mächtigen Freund und Beschützer in Verona Can Grande (Can der Große, aber wörtlich: Großer Hund) della Scala verstanden habe. Nun soll aber — wie die Kommentatoren bisher behaupteten — die Wölfin den Geiz, oder die Habsucht (welches Laster sogar dem Dante persönlich von ihnen oktroyirt wurde) bedeuten. Der Dichter würde also, nach dieser Auslegung, im höchsten Pathos prophezeit haben: es werde ein mächtiger Fürst auftreten, der mit den Waffen in der Hand durch ganz Italien den Geiz — oder gar Dante's persönlichen Geiz — von Ort zu Ort jagen und endlich zur Hölle schicken werde.

Fünf Jahrhunderte hat man so kommentirt, und man hatte sich an den Unsinn dermaßen gewöhnt, daß er kaum noch auffiel. Can Grande war zwischen Feltro, einem Schlosse in der Romagna, und Feltro (oder Feltre, von dem der Marschall Clarke seinen Herzogstitel hatte), einer Stadt in der Mark Treviso, geboren, daher die Worte in der Dichtung: „E sua nazion sarà tra Feltro e Feltro." Wir wissen aber, daß Can Grande der mächtigste Ghibelline war, daß er zum Oberbefehlshaber des ghibellinischen Heeres ernannt worden, daß er die Paduaner, die Veroneser, die Vicentiner überwunden, daß er Mantua und Treviso erobert und alle diese Städte, welche guelfisch waren, dem Kaiser unterworfen hat. Wird nun, nach Rossetti's Aufstellung, angenommen, daß die von Dante's Virgil bezeichnete Wölfin das Guelfenthum, die päpstliche Weltherrschaft, ist, so geht seine Verkündigung dahin, daß ein mächtiger Fürst kommen und sich an die Spitze der Ghibellinen stellen werde, um Italien vor dem andringenden Verderben zu retten und sein Heil zu begründen. Dieser Fürst werde das habsüchtige, unersättliche Guelfenthum stürzen und ihm die Herrschaft über Latium's Städte nehmen, welche allein dem kaiserlichen Adler gebühre.

Daß man in neuester Zeit so weit geht, in dieser Stelle eine Prophezeiung zu Gunsten Napoleon's III., oder Victor Emanuel's, zu erblicken, brauchen wir nach dem Vorangegangenen wohl kaum zu bemerken. Wir wollen jedoch hier nicht über leere Phantasiegebilde berichten, sondern vielmehr einige Ergebnisse einer historischen Kritik vorlegen, die in der That überraschend sind und sich bei näherem Eingehen auf die Sache auch vollkommen bewähren. Nicht aber, und eben deshalb wollen wir Herrn Rossetti auch noch auf ein anderes Gebiet, nämlich auf das der kabbalistischen Kritik folgen, die er in der Weise des Talmuds und der scholastischen Philosophie des Mittelalters sogar auf den Sinn einzelner Buchstaben, z. B. in dem Namen Bice (abgekürzt für „Beatrice"), anwendet. Er will gefunden haben, daß in Dante's sämmtlichen Dichtungen sehr viele Wörter und gewisse Buchstaben einen Sinn haben, über welchen die Kundigen unter sich einig waren, der aber weit entfernt von dem gewöhnlichen Sinne derselben ist. So bedeute z. B. „Vita" nicht Leben, sondern „Ghibellinenthum" „Morte" nicht Tod, sondern „Welfenthum," „Amore" nicht Liebe, sondern „Anhänglichkeit an den Kaiser," „Madonna" oder „Donna" nicht die heilige Jungfrau oder eine Dame, sondern die „kaiserliche Würde" u. s. w.

Rossetti weist auch in den Werken der Zeitgenossen Dante's viele Wortverdrehungen und Sylben-Versetzungen nach, welche anscheinend geschmacklose Spielereien sind, in der That aber ebenfalls bezwecken, für diejenigen, die um das Geheimniß wußten, etwas ganz anderes hineinzulegen, als die Unkundigen darin vermutheten. Ein solches Versteckspielen findet sich fast in allen lateinischen und italiänischen Dichtungen der damaligen Zeit, und auch Dante soll, wie Rossetti behauptet, nicht frei davon sein. Es soll im 12. und 13. Jahrhundert in Italien eine Verbrüderung vieler denkenden Köpfe bestanden haben, die zunächst den Zweck hatte, die politische Macht des Papstes zu stürzen und Italien zu Einem Staate zu verschmelzen. Später soll diese Verbrüderung auch in ihrem Glauben von der Orthodoxie der römischen Kirche abgewichen und in Sektengeist verfallen sein. Diese geheime Verbrüderung nun war es, die durch Sonette, Oden und Canzonen, durch Briefe, die öffentlich erschienen, ihrem Hasse gegen die päpstliche Regierung Luft machte und unter gewissen verabredeten Formen und Zeichen ihre Hoffnungen, sowie ihre Befürchtungen in ganz Italien zu erkennen gab, während die Unkundigen nichts weiter als poetische Tändeleien und Unterhaltungen darin sahen. Von der Universität Bologna ging diese Verbrüderung aus, und die Universität Bologna war, wie die Universität Turin heutzutage der Centralpunkt der antipapalen Wissenschaft in Italien ist, damals die Wiege jener geheimen kabbalistischen Sprache.

Wir verlassen indessen alle diese Konjekturen, um schließlich noch einen Blick auf den gedruckten Text der „Göttlichen Komödie" zu werfen, wie er unserer Zeit vorliegt. Daß die Werke eines Dichters, der vor beinah sechshundert Jahren gelebt und die während ihrer ersten anderthalb Jahrhunderte nur in handschriftlicher Form verbreitet waren, nic so, wie sie der Verfasser schrieb, auf uns gekommen sind, läßt sich leich denken.

Mit zu den ersten Erzeugnissen der italiänischen Presse im Jahr hundert der Erfindung der Buchdruckerkunst gehört Dante's „Divin Commedia," und es sind nicht weniger als siebzehn Ausgaben der selben vorhanden, die als Incunabeln gelten. Dieselben sind von 1472 bis 1497 gedruckt, und zwar der Reihefolge nach, in Foligno (1472), Verona (1472), Mantua (1472), Mailand (1473), Neapel (1477), Venedig (1477), Mailand (1478), Venedig (1478), Florenz (1481), Venedig (1484), Brescia (1487), Venedig (1491), Venedig (1491), Venedig (1493), Venedig (1493), Venedig (1497) und Venedig (1497), so daß mehr als die Hälfte (9) sämmtliche im 15. Jahrhundert gedruckter Ausgaben des Dante auf das dama alle anderen italiänischen Städte an Reichthum und Bedeutung über strahlende Venedig kömmt.

Bemerkenswerth ist ferner, daß es Deutsche sind, welche die ers gedruckte Ausgabe des Dante in Foligno und noch in demselben Jahre einige Monate später, die Ausgabe von Mantua auf ihren Pressen herg stellt haben. Johann Neumeister heißt der Zögling Guttenberg's welcher den ersten Dante gedruckt, und zwar befindet sich ein Exempla dieser Folio-Ausgabe auf der kaiserlichen Bibliothek in Paris. Am Ende des Buches liest man die beiden folgenden Terzinen:

Nel mille quattro cento septe e due,
Nel quarto mese, addicinque e sei,
Quest' opera gentile impressa fue.

Io maestro Giovanni Numeister opera dei
Alla detta impressione, e meco fue
Il fulginato evangelista mei.

Im Jahre Tausend vier hundert siebzig und zwei,
Im vierten Mond, am fünften und sechsten Tag,
Ward dieses herrliche Werk gedruckt.

Ich, Meister Johannes Neumeister setzte
Den Druck in's Werk, und mit mir war
Mein hellstrahlender Evangelist.

Die Ausgabe von Mantua hat den lateinischen Titel: „Dantis Capitula italice per Georgium et Paulum Teutonicos." Am Ende des Buches heißt es: „Magister Georgius, et magister Paulus, Teutonici, hoc opus Mantuae impresserunt, adjuvante Columbino Veronensi." Auch in den ältesten italiänischen Dante-Bibliographien werden diese „Meister Georg" und „Meister Paul" als „Tedeschi" bezeichne

Endlich ist auch noch die sechste Ausgabe, und zwar die erste v Venedig, aus der Presse eines berühmten deutschen Buchdruckers, Wendelin von Speier, hervorgegangen. Diese Ausgabe, von der sich eben falls ein Exemplar auf der kaiserlichen Bibliothek von Paris befindet, i am Schlusse mit folgendem Sonett ausgestattet:

Finita è l'opera dell' inclito e divo
Dante Alighieri, Fiorentin poeta;
La cui anima santa alberga lieta
Nel ciel seren ove sempre il sia vivo.

D'Imola Benvenuto mai fia privo
D'eterna fama, che sua mansueta
Lira operò comentando il poeta
Per cui il testo a noi è intellettivo.

Cristofal Berardi Pisaurense detti
Opera, fatto indegno correttore
Per quanto intesi di quella i subbietti.

De Spira Vendelin fu il stampatore;
Del mille quattro cento e settanta setti
Correvan gli anni del nostro Signore.

(Beendet ist das Werk des berühmten und göttlichen Dichters von Florenz, Dante Allighieri, dessen heilige Seele im heiteren Himmel, wo sie ewig lebt, unter den Seligen wohnt. Benvenuto von Imola sei stets gepriesen dafür, daß seine sanfte Leier den Dichter erklärte, wodurch der Text verständlich ist. Christoval Berardi aus Pisa war der unwürdige Korrektor des Werkes, so weit er die Gegenstände desselben verstand. Wendelin von Speier war der Drucker, im Jahre unseres Herrn 1477)

Wahrscheinlich ist der bescheidene Christoval Berardi, der das Wer korrigirte, „so weit er die Gegenstände desselben verstand," auch der Verfasser dieses Sonettes, das leider eben so inkorrekt ist, wie der Text de

Buches selbst. Schon aus den Titeln späterer Ausgaben, wo sehr oft die bessere Korrektur angepriesen wird, geht hervor, wie inkorrekt die früheren waren. Die erste Aldinische Ausgabe des Dante ist zu Venedig 1502 mit Lettern gedruckt, die Aldus Manutius nach einem neuen Verfahren geschnitten und gegossen hatte. Sie bezeichnet sich selbst als „acuratissime;“ doch, obwohl sie vielen späteren Editionen als Muster gedient, ist sie nicht minder fehlerhaft, als ihre Vorgänger und Nachfolger.

Inzwischen hatte man in der Vaterstadt des Dichters die Nothwendigkeit empfunden, einen gereinigten Text der „Göttlichen Komödie“ zu besitzen. Namentlich als die Akademie della Crusca zu Florenz im Jahr 1591 ihr berühmtes Wörterbuch der italiänischen Sprache herauszugeben begann, ward von den Akademikern wörtlich der Wunsch ausgesprochen, „die Divina Commedia, diesen reichen Quell des vaterländischen Idioms, von den Fehlern gesäubert zu sehen, womit die Abschreiber und Drucker, wie die Erklärer, die Dichtung verunziert hätten.“ Im Jahre 1595 erschien wirklich eine von der Akademie veranstaltete Ausgabe „ridotta a miglior lezione,“ „zu besserer Lesart gebracht.“ Aber auch dieser Text ist höchst inkorrekt. Er genießt zwar, weil er unter der Autorität der Akademie erschien, ein großes Ansehen, und zahlreiche spätere Ausgaben sind danach veranstaltet, doch haben ihn wissenschaftliche Männer stets als mangelhaft bezeichnet. Die gesteigerten Anforderungen unserer Zeit in Betreff der Text-Kritik und die genauere Handschriftenkunde ließen endlich der Akademie della Crusca selbst eine Revision wünschenswerth erscheinen, und diese trat im Jahre 1837 an das Licht, herausgegeben von J. B. Niccolini, Gino Capponi und noch zwei anderen Mitgliedern der Akademie. So wenig aber wie die frühere, vermochte auch diese Arbeit, obwohl sorgsamer als jene ausgeführt, allen Anforderungen der Kritik zu genügen. In jedem Jahre erscheinen neue Text-Recensionen und gegenwärtig wird (wie Alfred v. Reumont in dem kürzlich erschienenen sechsten Bande seiner „Beiträge zur italiänischen Geschichte“ schreibt) den Versuch gemacht, unter Zugrundelegung der ältesten und anerkanntesten Handschriften, besonders der unter dem Namen des alten Chronisten Filippo Villani bekannten in der Mediceäisch-Laurentianischen Bibliothek, wie der ältesten Drucke, die Lesart ihrer Ursprünglichkeit so nahe als möglich zu bringen. J. L.

Ein Programm der Reaction in Italien.*

„Die ehrwürdige Aebtissin Elisabeth, in ganz Oesterreich durch ihre Prophezeiungen berühmt, hat nach ihrem, im Jahre 1450 erfolgten Tode dem hohen Adel ihrer Zeit die nachstehenden Aufzeichnungen hinterlassen. Diese so lange vergeblich gesuchten Aufzeichnungen wurden durch die Bemühungen des Kardinals Giacomo Monico, Patriarchen von Venedig, gesegneten Andenkens, wieder aufgefunden und werden jetzt mit Genehmigung Sr. Heiligkeit des Papstes Pius IX. den wahren Gläubigen allein mitgetheilt, um denjenigen Katholiken, welche den Vorzug genießen wollen, zu den Auserwählten des glückseligen Jerusalems zu gehören, als Lebensregel zu dienen:

„1) Seid immer unterthänig der heiligen, katholisch-apostolischen, römischen Mutter Kirche und gehorcht unbedingt ihren Bischöfen. Die erste aller katholischen Tugenden ist: den eigenen Willen ganz und gar dem Beichtiger und dem Pfarrer anheimzustellen. Bedenket, daß die Könige und Kaiser die Steigbügel den heiligen Päpsten hielten.

„2) Hütet Euch vor heiligen Texten des Evangeliums, schlecht angewandt, sowie vor profanen Büchern, die mit religiöser Affectation falsche Grundsätze predigen. Jedes Buch, das nur den Verdacht erregt, der Religion entgegen zu sein, übergebet den Händen des Beichtigers und des Pfarrers, oder besser des Bischofs, damit es verbrannt werde.

„3) Die Ungläubigkeit kann nur zur ewigen Verdammniß führen, aber der Glaube genügt allein, uns ewiges Heil zu sichern. Diese Maxime sollte man an jedem Morgen beim Aufstehen sich wiederholen und mit Liebe darüber nachdenken.

„4) Die Prüfung religiöser Dinge ist eine ungeheuere Sünde, weil damit Gefahr verbunden ist; an die Stelle derselben trete die erbauliche Betrachtung, deren göttlicher Ursprung die Seele mit der himmlischen Gnade erfüllt.

„5) Ohne die feierlichen Uebungen der Religion, ohne die prächtigen Ceremonien, versöhnt sich der Allmächtige nicht und gewinnt man auch das Paradies nicht. Die Verdienste wachsen mit den frommen Uebungen, mit Gebeten, Messen, Benedictionen und vorzüglich mit den, einzelnen Kirchen und privilegirten Altären vorbehaltenen, besonderen Indulgenzen.

„6) Wer wiederholentlich durch Thatsachen den eigenen Eifer für Gott und den Thron darlegt, der macht sich zum Rächer des Himmels und der Erde, welchem die Güter nicht allein dieses, sondern auch des künftigen Lebens zugesichert werden.

„7) Der Eifer für den Glauben und Thron ist um so verdienstlicher, wenn er mit größerer Werkthätigkeit verbunden ist. Deshalb war die Ausrottung der ruchlosen Rebellen gegen Gott und die Gesellschaft immer ein heiliges Werk. St. Cyrillus stellte sich, um die Christen an den Juden zu rächen, an die Spitze der Menge, vertrieb die Juden und überließ ihre Besitzungen der Plünderung. Erinnert euch, daß das heilige Concilium von Kostnitz zwei Ketzer, welche gegen den Clerus deklamirt hatten, öffentlich verbrennen ließ.

„8) Das Eigenthum ist heilig, jedoch unter der Voraussetzung, daß davon ein guter Gebrauch gemacht wird. Derjenige, der davon einen schlimmen Gebrauch macht, verliert jedes Recht daran, während, wie der heilige Augustinus, Epistel 153, sagt, die Ketzer Nichts in rechtmäßiger Weise besitzen; woraus folgt, daß alles Eigenthum von Rechts wegen allein den wahren Gläubigen gehört.

„9) Dem gemeinen Volk gegenüber muß man so viel Herablassung als möglich zeigen. Breitet unter demselben mit Hülfe eurer katholischen Ueberzeugung die ihm etwa unbekannten Lehren aus. Begünstiget diejenigen, die so denken und fühlen wie Ihr, aber weigert Arbeit und Unterkommen denjenigen, welche ketzerische und den Eurigen entgegengesetzte Meinungen hegen. Im Augenblicke seiner rächenden Vergeltung wirft Gott oft die Unschuldigen zu den Verworfenen.

„10) Eintracht ist mehr werth, als Eisen und Gold. Wenn der europäische Adel ein heiliges, unauflösliches Band haben wird, das ihn verbindet und leitet, so werden seine Würde und Macht niemals vermindert werden, und jede Katastrophe wird zur größeren Vermehrung seiner Güter dienen.

Vorgeschriebener Eid.

„Ich, N. N., verspreche und schwöre bei meiner Ehre und bei dem heiligen Kreuze rc., mich vollständig nach den oben enthaltenen Aufzeichnungen zu richten, welche ich hergesagt habe und täglich ein Mal hersagen werde, ganz in dem Sinne, wie er mir jetzt von meinem Beichtiger erklärt worden; wenn ich mich aus freien Stücken davon lossage, so sollen mich die ewigen Höllenstrafen treffen, und so sei es!“

England.

Ein spiritualistisches Drama.

Ein englisches Journal „The Critic“ macht uns mit einem Drama bekannt, das einzig in seiner Art sein dürfte — von einer Somnambule in Skandinavischer Sprache (schwedisch, norwegisch?) mitgetheilt, dann von einem skandinavischen Dichter französisch niedergeschrieben, vielleicht auch mannigfaltig ausgeputzt, endlich in London gedruckt und bei Trübner und Co. Paternoster Row zu haben* — also mystisch-kosmopolitisch — dazu der furchtbare Titel „La Mort“ und der grausenvolle Inhalt, wobei die Katastrophe durch einen tollen Hund herbeigeführt wird — das geht doch noch über den Hund des Aubry, der unserem Papa Göthe so sehr das Theater verleidete! — Aber noch nicht genug, dieses erhabene Dichtwerk hat eine höchst sittliche Tendenz; es ist geschrieben, um den Unsterblichkeitsglauben gegen den Materialismus zu vertheidigen und die Vertreter dieser Schule lächerlich zu machen. Der englische Berichterstatter belehrt uns, daß eine ziemlich burleske Personnage darin auftritt, Dr. Scholle genannt, welche die Aufgabe hat, to turn an eminent Dutch philosopher — Jacob Moleschott — into ridicule. Der Tolle-Hunds-Dramatiker scheint also auch obenein noch Humor zu besitzen. Wer er sei, erfahren wir nicht; nur eine Vermuthung äußert unser englischer Gewährsmann, indem er auf Paul Harro Harring räth, „einen Mann, der viele Bücher geschrieben, ein sehr bewegtes Leben geführt und der für die Freiheit in seinem Sinne mit Degen und Feder gekämpft hat. Nach seinen Wanderungen und Abenteuern in der alten und neuen Welt, hat auch er in Jersey einen Ruheplatz gefunden, welchem Tyrannen nicht zu

* Programma delle società segrete papaline. Der Redaction aus Italien zugesandt.

* La Mort: Drame en Prose. Par Mlle. Vara Temora. London, Trübner and Co.

nahen wagen." — Wir kennen den genannten Schriftsteller und seine Denkweise zu wenig, um beurtheilen zu können, in wiefern diese Vermuthung gegründet sein könnte; wenn aber der englische Kritiker nicht auf genauere Indicien hin urtheilen sollte, so möchten wir unsererseits, nach genauerer Kenntnißnahme des Inhaltes und Charakters dieses Stückes, eine Vermuthung äußern, die uns wenigstens in Betreff der Werkstätte des Fabrikats nicht ganz irre führen dürfte.

Das Drama, dem es keineswegs an Kraft und Interesse fehlen soll, ist nicht blos eine sonderbare Geschichte, sondern hat auch eine solche. Eine junge Dame aus dem Norden von Europa, mit dem romantischen Namen Vara Temora, litt an einer heftigen chronischen Augenkrankheit. Alle Hilfe der Kunst erwies sich als kraftlos dagegen. Einer ihrer Verwandten, der mit ungeheurer magnetischer Kraft begabt war und Physiologie als Liebhaber studirt hatte, unterwarf sie einer magnetischen Behandlung, die von einigen einfachen Hausmitteln begleitet war. Das Resultat war die Wiederherstellung ihres Gesichts. Während sie unter magnetischem Einfluß stand, hatte Vara Temora in der Nacht vom 13. zum 14. Juni 1856 einen Traum, welcher unter den Händen des nordischen Dichters, dem sie denselben mitgetheilt hatte, zum vorliegenden Drama wurde.

Vara Temora war nicht blos eine Träumerin, sie war eine Prophetin. Die Engländer in Indien und die Revolution von 1858 daselbst waren die Gegenstände einiger ihrer Vorhersagungen.

Vierzehn Monate nach ihrer Genesung wurde Vara Temora wieder krank, und zwar an einem Gehirnfieber. Während der ersten neun Tage ihrer Krankheit war sie in ähnlicher Weise hellsehend, wie das Jahr vorher, aber ganz unabhängig von aller magnetischen Einwirkung. Sie bereitete sich nicht blos zum Sterben, sondern wünschte den Tod als ein großes Glück herbei. Indem sie durch den Geist und im Geiste viele Tage lebte, weigerte sie sich sowohl Nahrung als Arzenei zu nehmen. Mit dem Geiste stets in himmlischen Sphären wohnend, sagte sie zu einer ihrer Freundinnen, die an ihrem Bette wachte: sie hätte ihre Seele gerettet, die unter den Engeln sei. Sie sprach gern von ihrem nahen Abscheiden, ordnete Alles zum Begräbniß an und bezeichnete selbst die Freunde, welche am Grabe eine Rede halten sollten. Sie weigerte sich entschieden, den Beistand eines Priesters anzunehmen, obwohl tief und glühend von der christlichen Lehre begeistert, wie sie in ältester Zeit war. Am neunten Tage ihrer Krankheit schien sie zum Leben zurückzukehren, und ihr Hirn fiel in einen unerklärbaren Zustand. Nach drei Monaten schmerzvoller Wiedergenesung wurde sie gesund, hatte aber keine Erinnerung weder an den Traum, der den Plan des Drama's hergab, noch an ihre jüngstvergangenen Leiden und an ihr Krankenzimmer. Einige magnetische Kuren, welchen sie ihr Verwandter im Jahre 1857 bei heftigen Kopfschmerzen unterwarf, scheinen blos einen medicinischen Einfluß gehabt und keine spiritualistischen Früchte hervorgebracht zu haben. Wenn sie während der ersten Krankheit in den magnetischen Zustand versetzt wurde, und ebenso während der Paroxysmen des Hirnfiebers waren ihre Visionen stets dieselben gewesen; ihre Phantasie wurde von dem Bilde eines tollen Hundes gepeinigt, und sie behauptete, daß dieser tolle Hund vor dem äußeren Thore sei. Im November 1858 erhielt der Verwandte, mehrere Monate nachdem Vara Temora sein Haus verlassen, von einem seiner Freunde einen prächtigen Neufundländer geschenkt, der am 8. Februar 1859 krank wurde und am 9. Tage darnach um Mitternacht in der furchtbarsten Weise an der Wasserscheu toll wurde. Der Hund wurde sogleich getödtet. Dies erzählt der Herausgeber des Drama's, Dr. Adalbert D'Oken, der sich als französischer Exulant, wie der (englische Kritiker vermuthet) in Jersey aufhält. Der skandinavische Dichter, dem das skandinavische Mädchen das Drama in ihrer Muttersprache diktirte, schrieb es Französisch nieder, aber es giebt außerdem eine versifizirte deutsche Uebersetzung dabei (von dem skandinavischen Dichter?)

Die Vermuthung auf den deutsch-dänischen Schriftsteller Harro Harring liegt bei der gegebenen Oertlichkeit der Insel Jersey nahe genug, indessen scheint auch die Compagnie-Arbeit deutlich hindurch. Man sieht der Geschichte deutlich genug an, daß sie in der Aristokratie spielt. Die Doktrin und ganze Moral des Stückes veranlaßt uns zu vermuthen, daß die Skandinavierin Vara Temora und ihr Verwandter, der Magnetiseur in Paris, jedenfalls in Frankreich zu suchen sind. Dort existirt eine ganze hocharistokratische Magierschule, an deren Spitze ein liefländischer Baron von Güldenstubbe steht, großer Magnetiseur und Nekromant, u. s. w., der, wie wir in einem früheren Artikel berichtet, heftig gegen die Materialisten loszieht, Physiologie aus Liebhaberei studirt hat, und — eine ebenfalls magische und dichtende Schwester besitzt. Es läßt sich sehr wohl denken, daß die Pariser Nekromanten mit Jersey in Verbindung stehen und dort ihre Werke besser zurichten und versifiziren lassen, wenn Harro Harring der Mann dazu sein sollte. Französische Flüchtlinge mögen auch etwas dabei verdient haben, wenn unser Engländer recht hat: „for it has first had a Skandinavian poet to shape it, and then some French rhetoricians to embellish it." — Ein Kunstwerk soll es übrigens nicht sein, dagegen von Grausen, Schauder, Ekel, Konvulsion und sonstiger Unnatur wimmeln.

Die Fabel ist etwa folgende:

Die Scene ist Norwegen; Zeit, der Sommer 1856; der Held Ingolf; die Heldin Estrella. — Ziemlich gleich im Anfange der Ereignisse wird Estrella, eine von den vier Nichten Thorwald's, eines pensionirten Seekapitains, von einem schönen Neufundländerhunde, Namens Fingal, gebissen, der offenbar aus keinem andern Grunde toll geworden ist, als um Estrella in den Stand zu setzen, im höheren Blödsinn zu schwärmen.

Doch das Attitüdenmachen und Rhapsodiren ist nicht auf sie allein beschränkt. Alle ihre Freunde und Verwandten scheinen von derselben Wuth, Rodomontaden zu machen, ergriffen zu sein, von einer Wuth, die ganz ebenso gefährlich ist als Fingal's Zahn, welcher von seinem Eigenthümer Lind, einem Capitain der Handelsflotte, erschossen wird. Nach dem Tode des Hundes werden unsere Gefühle durch die Heimkehr Ingolf's in Anspruch genommen, der vierzehn Jahr in der Fremde gewesen ist und aus reiner Freiheitsliebe die Bewohner des birmanischen Reiches in ihrem Kampfe mit den Briten als Pirat mächtig unterstützt hat. — Braver Ingolf! — Obgleich ein Mann des Schwertes, ist er nichts desto weniger Transcendentalist. Durch dieselben Träumereien, dieselben Extasen, dieselben magnetischen Verwandtschaften, dieselben himmlischen Bestrebungen werden er und Estrella stärker als durch irdische Banden an einander gefesselt. Als sie zusammentreffen, erkennen sie sich instinktmäßig als Bruder und Schwester im Geiste. Jenseits des Reiches des scheinbaren Todes werden sie eins werden. Durch ein wüstes Durcheinander von Reden ergreifen wir den letzten grimmen Augenblick. Ingolf erschießt Estrella in der Gegenwart ihrer Freunde und Verwandtschaften, um sie vor den schlimmsten Wirkungen ihrer Wasserscheu zu retten, und dann ersticht er sich selbst.

Bravo, bravo! — das ist noch nicht dagewesen; damit könnte eine Bühne Glück machen! Leider soll das vortreffliche Drama so gut wie keinen Plan haben, dagegen Ueberfluß an Declamationen und spöttischen Ausfällen gegen die Materialisten und andere Feinde des „Spiritualismus," besser des Dämonismus. Den Materialisten können solche Gegner ganz recht sein, welche, wie der englische Kritiker sagt, über Moses und die Propheten hinweg sind und dafür ihre Orakel bei der Hexe von Endor holen. Sehr gut ist, was derselbe am Schlusse sagt: „Hellsehen ist ein kurzer Durchhieb zum Verständniß aller Mysterien und Revolution, ein Hops in's Paradies." In der That, jede Muckerei in diesen Tagen hat ihren Ursprung eben so sehr in der geistigen und körperlichen Arbeitsscheu, als in unersättlicher Neugier..... Frivol, ungeduldig, theatralisch betrachten wir die tägliche Zeitung als unser Evangelium.... Ermüdet von tausend Bestrebungen, gequält von tausend Plänen, von denen wir keinen vollenden, hungern und dürsten wir nach der rohesten Aufstachelung von Körper und Gehirn.

Dieses Drama „des Todes" ist ein schlagendes Beispiel und Symptom davon. Unsterblichkeit ist nicht länger das heiligste aller Ideale, sie soll trotzig und krampfhaft nach dem Bisse eines tollen Hundes erpackt werden. Der Staat soll nicht mehr durch die vereinten und unermüdlichen Anstrengungen der Edelsten zu einer Stadt Gottes erbaut werden, sondern zu einem Babel, das die Angst vor der Wasserscheu ausgeheckt und erhoben hat, und ein Drama wird nicht länger eine ruhige, reine, majestätische Kunstschöpfung sein, wie sie einem Sophokles zuständig ist, sondern aus Krämpfen und Verrenkungen von Wahnwitzigen bestehen, mit einem Chorus von tollen Hunden.

Polen.

General Skrzynecki.

Am 12. Januar starb zu Krakau der General Skrzynecki. Die polnische Zeitung „Czas" ehrte den Verstorbenen am folgenden Tage durch einen Artikel aus der Feder eines seiner alten Kampfgenossen. Uns schienen diese dem Andenken des unglücklichen Helden gewidmeten Zeilen es zu verdienen, daß sie auch in weiteren Kreisen bekannt werden, weil das darin niedergelegte Urtheil über Skrzynecki ohne Widerspruch von allen

denkenden und gerechten Männern des heutigen Polens als richtig anerkannt werden dürfte. Wir geben daher in dem Folgenden den Aufsatz fast wörtlich wieder.

„Gegen die Männer, die zu ihrem Glück oder Unglück in die Geschichte eintraten, übt die Geschichte Gerechtigkeit. Lobreden haben wir nie geschrieben: die Feder würde unserer Hand entfallen, wenn wir damit bei dem Manne anfangen wollten, der sich selbst so streng beurtheilte. Freunde des Verstorbenen, sind wir ruhig und geduldig. Die Welt preist nur die Glücklichen; Skrzynecki gehört zu den Glücklichen entschieden nicht. Aber dieselbe Welt schätzt gleichwohl die Ehrenmänner; hingerissen von großen Thaten, beugt sie sich auch vor dem großen Charakter und vor der großen Seele. Falsche Vorurtheile bei Seite! Skrzynecki war von seinem Eintritt in das öffentliche Leben, d. h. in den Kriegsdienst, bis zum Tage, ja bis zum Augenblick des Todes derselbe in seinen Grundsätzen, in seinem Streben, in seiner Liebe. Niemals wankte er Angesichts der drohenden Gefahr oder der drohenden Gewalt; er ließ den Muth nicht sinken, weder durch die Ungerechtigkeit der einen, noch durch die vielleicht schmerzlichere Gleichgültigkeit der andern; er harrte aus in seinen Gefühlen und Ueberzeugungen, und darum — siegte er. Den äußern Sieg giebt Gott allein; der Mensch siegt dann sogar, wenn er das Haupt hinlegt mit seiner Beruhigung.

„Im Jahre 1806 tritt er als Soldat in die Armee des Großherzogthums Warschau ein. Schnell avancirt er. 1809 ist er schon Hauptmann. In jedem Feldzug wird er befördert oder ausgezeichnet. 1812 schlägt er mit hundert Mann den Doppelangriff eines russischen Kürassier-Regiments zurück. Allbekannt ist, wie er bei Arcis sur Aube an der Spitze seines Bataillons den Stab und sogar die Person des Kaisers Napoleon aus der Gefahr rettete. In die neue Organisation der Armee von 1815 tritt er als Oberstlieutenant ein. Bald wird er zum Oberst des achten Regiments ernannt. Was das achte Regiment war, wissen diejenigen, die sich noch an die schönste Armee auf der Welt erinnern; im Felde zeigte es sich als das beste nach dem vierten.

„Oberst des achten Regiments, geschmückt mit dem Militairkreuz und dem Kreuz der Ehrenlegion, geschätzt wegen seines Muthes, seines Edelsinns, seiner Fähigkeit und seines Wissens, hat er das Eigenthümliche, daß er den damals in Polen herrschenden politischen und religiösen Meinungen nicht huldigte. Eifriger Katholik, verachtete er offen den Unglauben. Ob deshalb, oder weil er auf Skrzynecki's Geist militairischer Disciplin rechnete — der Großfürst Konstantin berief ihn in das Kriegsgericht in der berühmten Angelegenheit Lukasinski's, im Jahr 1823. Man muß sich die damaligen Zeiten und den Schrecken vergegenwärtigen, welchen der Großfürst einzuflößen wußte, um das Verdienst Skrzynecki's zu würdigen. Das Gericht erfüllte seine Pflicht, fällte sein Urtheil, trotz der Drohungen, nach Recht und Gewissen. Es vermochte Lukasinski nicht vor der Rache des Großfürsten zu schützen, aber ein moralischer Sieg war gewonnen; das Land erfuhr, daß es in einer Zeit, wo der Bürgermuth nicht alltäglich war, einen Bürgersoldaten besaß, auf dessen Gewissenhaftigkeit und Standhaftigkeit es rechnen konnte.

„Das Jahr 1830 traf Skrzynecki als Obersten des achten Regiments. Diese Zeiten gehören schon der Geschichte an. Warum also darüber schweigen? Die schon verblühten Geschlechter, welche sie sahen, haben seitdem schon zwei Mal den Zeitraum durchlaufen, den Tacitus einen „großen" im Menschenleben nennt.

„In der National-Armee übernahm Skrzynecki das Kommando einer Brigade, später das einer Division. Als der Feldzug begann und Feldmarschall Diebitsch an der Spitze einer Armee von 150,000 Mann auf Warschau losrückte, bot Skrzynecki in seiner Stellung auf der Stanislower Straße der vordringenden Macht kühn die Stirn, lieferte die Schlacht bei Dobre und schlug blitzschnell das Corps Rosens zurück; dann aber führte er in größter Ordnung, trotz des Drängens der ganzen russischen Armee, seinen Rückzug nach Grochow mit seiner geringen Heeresabtheilung aus. Dieses Treffen und dieser mit so viel Geistesgegenwart und Kaltblütigkeit bewerkstelligte Rückzug lenkten die Augen aller Krieger auf ihn. Es folgte die Schlacht bei Grochow, seit Leipzig bis auf diesen Tag die furchtbarste Kriegsthat. Chlopicki wird schwer verwundet. Skrzynecki, der sich in diesem Kampf mit Ruhm bedeckt hat, übernimmt das Kommando, schlägt den letzten Angriff der Russen zurück und rettet die ganze Armee. Nach der Schlacht legte der Fürst Radziwil, der aus Hingebung den Oberbefehl übernommen hatte, ihn aus Gewissenhaftigkeit nieder. Am 26. Februar früh wurde ein Kriegsrath berufen, Skrzynecki einstimmig von diesem der Nationalregierung zum Oberfeldherrn vorgeschlagen und von dieser bestätigt. Wir sahen ihn am Abend nach der Schlacht von Grochow; am Morgen des 26. war dasselbe 44jährige Haupt schon von Reif bedeckt..... so tief fühlte er die furchtbare Verantwortlichkeit einer Stellung, die er nicht begehrte, die er als treuer Sohn des Vaterlandes mit Bangen und Gehorsam übernahm.

„Der weitere Verlauf der Ereignisse ist bekannt. Weder die Kriegsthaten Skrzynecki's zu würdigen, noch zu rechtfertigen, ist unsere Sache; aber wie sollten wir nicht erwähnen, daß mit seinem Namen, mit seiner Feldherrschaft die glänzenden Erinnerungen an Wawer, Dembe, Igania und selbst die schmerzliche, aber heroische Schlacht bei Ostrolenka verbunden sind? Wenn er diese unglückliche Schlacht lieferte, so wollte er in der That diesen Irrthum mit dem Leben bezahlen; aber sieben Kugeln, die seinen Mantel, ohne seine Person zu berühren, durchlöcherten, erhielten ihn zu längeren, moralischen Leiden.

„Es folgten die für Skrzynecki traurigsten Momente. Zweifel am Erfolg, innere Zwietracht herrschte im Senat und in der Stadt, wie gewöhnlich, wenn nach der Niederlage Unthätigkeit folgt. Ihm, dem Feldherrn, fehlte die den Verhältnissen gewachsene Kühnheit der Initiative. Der muthigste Mann vermochte nicht den Entschluß zur Offensive zu fassen, und doch hatte er mit einem edlen und leicht entzündbaren Element zu thun, das aber überaus schwer zu gewinnen ist und schwer sein Vertrauen schenkt. Große Männer sind oft groß durch den Boden, in welchem sie Wurzel schlagen; daher manche Völker mehr große Männer hervorbringen, als andere. Das polnische Volk, über dessen Charakter schon Dlugosch bemerkt, daß es schwer sein Vertrauen schenkt und schnell zur Mißgunst geneigt ist, muß man beherrschen, um es zu leiten. Dies wollte oder konnte Skrzynecki nicht. Gewiß ist, daß wenn er einen Würdigeren gekannt hätte, er vom Oberkommando zurückgetreten wäre; denn er gehörte zu den Ausnahme-Menschen, denen es einzig um die Sache und nicht um die Person geht. Aber dieser Würdigere war nicht vorhanden. Deshalb legte er sogar unter den ärgerlichsten Scenen den Oberbefehl nicht nieder, sondern er wurde ihm von der Regierung abgenommen. Allzugewissenhaft in solchem Augenblick, gehorchte er. Was Skrzynecki für das Kriegswesen war, zeigte sich auf's Vollständigste, als er fehlte.

„General Skrzynecki, fast im Augenblick seines Eintritts in das geschichtliche Leben wenig glücklich und noch weniger gerecht gewürdigt, hatte nur einen, aber einen großen Trost. Nie, weder im Vollbesitz der Gewalt, bei Niederlage oder Unthätigkeit, noch nach ihrem Verlust ward er des Eigennutzes verdächtigt. Darüber mußten ihn sogar die Mißgunst und der Parteigeist erheben. Wie nun? Hegte dieser Mann, der den letzten Blutstropfen für das Vaterland vergossen haben würde, den Untergebene beschimpften und sogar Freunde kalt verließen, im Herzen irgend welche Bitterkeit, grollte er der Sache, oder den Menschen? Hier enthüllt sich eine vorzügliche Seite seines Herzens. Skrzynecki war in des Wortes voller Bedeutung ein Krieger Christi. Ein mächtiger, rücksichtsloser Glaube durchdrang seine Seele durch und durch und erhob sein Herz so hoch, daß es die gewöhnlichsten menschlichen Gefühle weit, weit unter sich ließ. Nicht vom eigenen Stolz gedrängt, sondern zum Oberbefehl berufen, hätte er sich gewiß über den Erfolg gefreut, der Sieg der Sache und ihm Ruhm gebracht haben würde. Aber, nachdem er Alles nach Möglichkeit und Fähigkeit gewissenhaft gethan, war er, wohl wissend, daß am Ende Gott allein den Sieg giebt, oder die Gedanken, welche den Sieg sicher stellen, ruhig und ergeben in den Willen Gottes und in die Urtheile der Menschen. Und hier zeigte sich jenes große Herz, jene große Seele, von der wir im Anfang sprachen. Darum verleugnete er auch bis zum letzten Augenblick des Todes keine seiner Ueberzeugungen, gab keines seiner Gefühle auf, — starb als Sieger." **Th. O.**

Rumänien

Das griechische Element unter den Moldo-Walachiern.*

Die alten Bewohner der heutigen Walachei waren die Dacier, ein Stamm der Geten, welche letztere manche Gelehrte für thracischen Ursprungs halten. Da sich nun die alten Bewohner der griechischen Halbinsel südlich vom Ister (der Donau) auf drei Systeme einer Stammesverwandtschaft, den thracischen, illyrischen und hellenischen Stamm zurückführen lassen, die auf einen und denselben Nationalstamm, den

* Nach einem Vortrage des gelehrten Griechen Paparrhopulos, abgedruckt in seinem „Bericht über die griechische Erziehungsanstalt" (Ἔκθεσις περὶ τοῦ Ἑλληνικοῦ ἐκπαιδευτηρίου). Athen, 1859.

thracisch-pelasgischen, hinweisen, dessen vorzugsweise geschichtliche Völker nachmals die Hellenen und Römer waren, so müssen nun auch die Geten als Verwandte der Hellenen angesehen werden. Wie die verschiedenen Sprachen nachweisen, lag in jenem Nationalstamme zugleich eine alte Verwandtschaft mit den Vorfahren der nachmals germanisch und slavisch genannten Volksstämme begründet, wenn schon der thracisch-pelasgische Volksstamm eine größere Mannigfaltigkeit nachweist, als die anderen beiden Volksstämme, wie sich aus der Verschiedenheit der einzelnen Sprachfamilien jenes Volksstammes und aus der vielfachen Spaltung und der verschiedenartigen Bildung des von ihm bewohnten Landstriches ergiebt. Innerhalb der Gränzen muß also auch ein ursprüngliches Stammesverhältniß zwischen den Griechen und Walachiern angenommen werden.

Aus der Zeit Alexanders des Großen bis zu den Zeiten der Römer (376 J. vor Chr. bis 100 J. nach Chr.) fehlt es nicht an geschichtlichen Spuren bestimmter Beziehungen des Hellenismus zu den Daciern und Geten und an Belegen für einen gewissen Einfluß desselben in Dacien. Dagegen weist aus der Zeit vor Alexander dem Großen die Erscheinung des Zamolxis solche Beziehungen nach, und sie ergeben sich auch aus der Errichtung hellenischer Handels-Kolonien an der Westküste des Pontus Euxinus, in dessen Folge Elemente hellenischer Bildung, wenn auch schwach und langsam, in jene Länder eindrangen. Daß dergleichen Beziehungen und Einflüsse später zahlreicher wurden, erhellt aus den vielen griechischen, theils silbernen, theils goldenen Münzen (Stateren u. a.) des Lysimachus, eines der Diadochen Alexanders des Großen, der die Dacier und Geten bekämpfte. Dergleichen Münzen, sowie andere hellenische Münzen griechischer Städte jener Länder (Istria, Kallatia, Tomi, Odessos u. a.) werden noch gegenwärtig in den Donaufürstenthümern ausgegraben. Ebenso sprechen Denkmäler der Glyptik mit griechischen Inschriften, Grabschriften &c., welche dort gleichfalls gefunden werden, für derartige Beziehungen und Einflüsse, und sie lassen mit Recht vermuthen, daß damals Griechen und griechische Künstler in Dacien und unter den Geten sich aufhielten.

Unter dem römischen Kaiser Trajan machte sich der römische Einfluß in Dacien geltend, und die römische Herrschaft setzte sich dort besonders unter dessen Nachfolgern fest, welche sie während längerer Zeit gegen die Einfälle anstürmender, barbarischer Horden zu vertheidigen gezwungen waren. Während dessen entstand damals mit einer eigenen, jedoch unter hauptsächlichem Einflusse der römischen sich bildenden Sprache der walachische Volksstamm in dem von den Römern besetzten Lande, das danach bis auf unsere Zeiten den Namen „Rumania," „Rumunia" führt, und welches damals jedenfalls zum Unterschiede von den umwohnenden, fremden Völkerschaften so genannt wurde, wo die bekannte Welt nur Römer und Barbaren unterschied. Später behielten diesen Namen auch die Türken bei, indem sie den ganzen Landstrich Rumili (Rumelien) nannten und ihn dann auch auf das noch mehr nach Süden gelegene Land ausdehnten. Gleichwohl verschwanden die Eingebornen, die Dacier, dieser den Hellenen verwandte Stamm, auch unter der römischen Herrschaft in Dacien keineswegs; namentlich die ackerbautreibende Klasse gehörte fortwährend dem Stamme der ursprünglichen Bewohner an, und sie bildete ein festes Element, welches am allerwenigsten durch die von Rom aus in's Land gesandten Militärkolonien verdrängt werden konnte. Ein gewisses Vorherrschen des hellenischen Elements, trotz der politischen Herrschaft der Römer, ergiebt sich unter anderm aus einer lateinischen Inschrift, welche im Jahre 1838 in der kleinen Walachei gefunden ward und gegenwärtig in Bukarest in demjenigen Museum aufbewahrt wird, das den Namen des Ghikas führt. Jene Inschrift ist aus der Zeit des römischen Kaisers Hadrian und enthält eine sogenannte „tabula honestae missionis," (ehrenvolles Entlassungszeugniß) für ausgediente Krieger in Dacien, die theils beim Fußvolk, theils bei der Reiterei gestanden hatten. Die darin vorkommenden Namen der Führer der illyrischen Reiterei sind griechisch und diese selbst, die equites illyrici, werden als „ex Graecia" als Griechen bezeichnet. Aehnliches erhellt auch aus andern altägyptischen Denkmälern und Inschriften in den Museen in Bukarest. Jenes griechische Element erhielt sich, im Gegensatze zu dem römischen und zu dessen Einflusse in Dacien (in der Walachei), um so fester bei in den Walachiern, nachdem diese, wie es scheint, zwischen dem dritten und vierten Jahrhundert das Christenthum angenommen hatten und später die Nachbarn der letzteren, die Bulgaren, welche nach langen Kämpfen im Jahre 680 ein eigenes Königreich an den Ufern der Donau errichtet, und im Jahre 870 durch die Griechen des morgenländischen Kaiserreichs für das Christenthum gewonnen worden waren, das nach den Bedürfnissen der bulgarischen Sprache zurecht gemachte griechische Alphabet, das sogenannte kyrillische, bei den Walachiern eingeführt hatten.

Der Haß und die Verfolgungssucht des abendländischen Roms gegen die morgenländische Orthodoxie verband die Walachen und Griechen um so fester miteinander; vor allen Dingen aber kann der wohlthätige Einfluß des Hellenismus, welchen derselbe in geistiger Hinsicht unter den Walachen ausübte, insofern nicht verkannt werden, als er durch den ihm innewohnenden demokratischen Charakter zugleich dem Lehnssysteme und dessen Einführung in der Walachei mit Erfolg wehrte, während sich desselben die abendländische Kirche nicht selten als eines Mittels zu tyrannischen Zwecken bediente.

In der späteren Zeit, vom Ende des dreizehnten, bis zum Beginn des achtzehnten Jahrhunderts, blieben auch während der mancherlei Kriege zwischen den Walachen und Ungarn die Beziehungen zwischen den Griechen und Walachen fortwährend die früheren, und sie gaben sich theils in der vermehrten Niederlassung vieler griechischer Handeltreibender in der Walachei, theils in den näheren Familienverbindungen zwischen dem Hofe von Byzanz und den Fürsten der Walachei kund. Schon im siebzehnten Jahrhundert machte sich der politische Einfluß der Griechen, namentlich der Phanarioten, in den öffentlichen Angelegenheiten der Walachei und in der Regierung derselben in einer solchen Weise geltend, daß der Unwille der Eingebornen dadurch rege ward, und außer unmittelbaren Beschwerden beim Sultan in Konstantinopel sogar mehrere Verschwörungen gegen diesen fremden Einfluß und gegen die mit demselben verbundenen Intriguen stattfanden. Allein schon damals überließ man die Walachei ihrem Schicksale und sich selbst, statt sich in ihrem Interesse und nach den Grundsätzen einer wahrhaft christlichen Politik ihrer ernstlich anzunehmen. So that Oesterreich, als Kara Mustapha im Jahre 1683 bei Wien besiegt und in dessen Folge genöthigt gewesen war, nicht nur die Belagerung von Wien aufzuheben, sondern auch die Eroberung Ungarns und Siebenbürgens aufzugeben, nichts für die Walachei, die daher später, als Peter der Große seine Siege über die Türken erfocht, auf Rußland ihr Augenmerk richtete. Indeß führte das Unglück Peters am Pruth die Walachei wieder unter die frühere Gewalt der Pforte, welche zwar der Walachei ihre Verfassung ließ, aber statt der von den eingebornen Bojaren erwählten Wojewoden sogenannte Hospodare als zinspflichtige Lehnsfürsten einsetzte. Dies geschah im Jahre 1716. Damals ward zuerst ein Grieche, Nikolaos Maurokordatos, zum Hospodar der Walachei ernannt, und von dieser Zeit an gelangten nach und nach sogar einzelne griechische Familien aus dem Phanar in Konstantinopel zu dem ausschließlichen Vorrechte, daß die Pforte nur aus diesen Familien die Hospodare der Walachei, sowie auch der Moldau, wählte. Bekanntlich blieb dieses Verhältniß bis zum Ausbruche der griechischen Revolution im Jahre 1821; allein damals, als dieses Verhältniß das herrschende ward, nahm begreiflicher Weise in dessen Folge der Einfluß des Hellenismus unter den Walachen in allen Zweigen der öffentlichen Verwaltung, sowie in allen Beziehungen des Lebens so bedeutend und in einem solchen Grade zu, daß der Hellenismus gleichsam zum Wesen der Walachen zu gehören schien und beide Nationen, die Walachen und Griechen, in der Walachei als Ein Volk angesehen werden konnten. Die griechische Sprache war dort die herrschende, und sogar die vornehmen Walachen, die Bojaren, sprachen sie und nicht selten besser als die Griechen selbst.

Im Besitze der Civilverwaltung waren durchgängig meist Griechen; der Handel ward dort vielfach von ansäßigen Griechen getrieben, und noch in einem, im Jahre 1842 in Bukarest in walachischer Sprache herausgegebenen, offiziellen Staatskalender, zu einer Zeit, als dort schon der Hellenismus aus der offiziellen Sphäre verdrängt worden war, finden sich mehrere hundert echtgriechische Namen in der Walachei aufgeführt. Allerdings sagt auch unser griechischer Gewährsmann, wie wir dies bereits von anderen Seiten her zur Genüge wissen, daß unter jenen griechischen Fürsten der Walachei und unter den Archonten und Phanarioten, welche als eine Art Hofadel mit jenen selbst in die Walachei kamen, manche Nichtswürdige waren, die, ohne allen sittlichen Halt und ohne politische Tugenden, voll Betrug, Eigennutz und Habgier, voll despotischer Verachtung gegen die Eingeborenen, wie in ein feindliches Land in die Walachei einfielen und gleich Heuschrecken einen jeden Lebenskeim im Boden des unglücklichen Landes verzehrten und vernichteten. Demungeachtet ist es auf der anderen Seite eben so eine unumstößliche, thatsächliche Wahrheit, daß die Walachei der Griechenherrschaft und der Regierung der aus den Phanarioten hervorgegangenen Hospodare eine gewisse Autonomie und Befreiung von mancherlei, von Alters her auf dem Lande und Volke lastenden Drucke zu verdanken hat. Nur die Phanarioten waren es, die die Donaufürstenthümer zuerst zu civilisiren und zu kultiviren begannen, indem man dort nicht einmal die ersten Grundsätze des Landes kannte. Ein griechischer Hospodar, Konstantin Maurokordatos, der Sohn jenes

obgenannten Nikolaos Maurokordatos, des ersten Griechen, der zum Hospodarate der Walachei gelangte, ward, nachdem er im Jahre 1735 Fürst der Walachei geworden war, der Wohlthäter der walachischen Bauern, indem er die dort noch herrschende, überaus drückende Sklaverei abschaffte und die Kultur des Mais, dieses wichtigen Nahrungsmittels, für die Bewohner jenes Landes einführte. Eben so sorgten die griechischen Fürsten der Walachei auch in anderen Beziehungen für die Interessen des dortigen Landes und Volkes, und sie erwiesen ihnen die größten Dienste. Nikolaos Maurokordatos begründete in der Walachei eine Buchdruckerei und eine öffentliche Schule, wo das Slavische, Altgriechische und Lateinische gelehrt ward, und ebenso errichtete der Bruder desselben und dessen Nachfolger, der obgenannte Konstantin Maurokordatos, griechische Schulen in der Walachei, wobei er zugleich die noch wenig ausgebildete walachische Sprache berücksichtigte.*

Jene griechischen Hospodare der Walachei (und Moldau) pflegten allerdings zunächst die griechische Sprache und Literatur, und sie ließen sich zu diesem Zwecke das Schulwesen und dessen Förderung besonders angelegen sein. Das Schulwesen gelangte auch dort, namentlich in Bukarest und besonders durch das daselbst auf Kosten der griechischen Fürsten errichtete Gymnasium, zu einer vorzüglichen Blüthe, und die im achtzehnten Jahrhundert zu neuem Leben erwachte griechische Bildung feierte gerade durch die vielen gelehrten Griechen, die am Gymnasium zu Bukarest als Lehrer thätig waren, einen seltenen Sieg über die sie umgebende Barbarei und einen nicht geringen Triumph. Die Namen Neophytos, Konstantas, Lampros Photiadis, Bardalachos, Dukas Benjamin, Gennadios u. A. stehen aus jener und aus der späteren Zeit noch gegenwärtig bei der griechischen Nation in bestem Andenken und in der ehrenvollsten Anerkennung. Die beginnende neugriechische Literatur ging mit jener griechischen Bildung, wie sie auch in den Donaufürstenthümern, in Folge der Griechenherrschaft daselbst, sich zu entwickeln begonnen hatte, gleichsam Hand in Hand. Dafür sprechen die zahlreichen, von den dortigen gelehrten Griechen, und zwar häufig auf Kosten der Hospodare und Archonten der Walachei (und Moldau) in jener Zeit in Venedig, Wien, Leipzig und anderswo herausgegebenen, zum Theil nicht werthlosen Bücher; und eben so zeugen davon die vielen jungen Griechen, welche damals, ebenfalls mit Unterstützung jener Hospodare und Archonten, in der Walachei und im westlichen Europa gebildet und erzogen wurden, sowie die auf den Theatern von Bukarest und Jassy vielfach stattfindenden Vorstellungen griechischer Dramen. In den Fürstenthümern selbst waren Druckereien in Jassy und Bukarest mit dem Drucke griechischer Werke beschäftigt, und es werden über fünfzig kirchliche und philologische Bücher in griechischer Sprache erwähnt, welche während eines verhältnißmäßig kurzen Zeitraums daselbst herausgegeben wurden. Selbst Hospodare, wie der obengenannte Maurokordatos u. A. verschmähten es nicht, literarisch thätig zu sein, und Metropoliten der morgenländischen Kirche, wie Dositheos, Gregorios u. A. erwiesen sich als warme und eifrige Beschützer der griechischen Wissenschaften. Auch gelehrte Walachier fanden sich von rühmlichem Wetteifer getrieben und begannen in gleicher Weise als Schriftsteller sich hervorzuthun.

Nachdem im Februar 1821 der griechische Aufstand in den Donaufürstenthümern und dann auch im eigentlichen Griechenland ausgebrochen war, gaben sich in der Walachei und unter den Walachiern die Gesinnungen einer wahrhaft brüderlichen Theilnahme in mannigfacher Weise zu erkennen und „selbst das eigene Blut der Walachier," sagt der griechische Redner, „tränkte den Baum der hellenischen Freiheit." „Kein griechisches Herz," setzt er hinzu, „kann je der brüderlichen Gastfreundschaft vergessen, deren unsere Väter theilhaftig wurden, als sie in verwandtem Lande die Arche der griechischen Bildung und ihre Hoffnungen für die Zukunft des Vaterlandes bargen."

Anders freilich gestalteten sich die Verhältnisse, als später nach Beseitigung und Unterdrückung des griechischen Aufstandes in den Donaufürstenthümern, die Regierung des Landes wieder einheimischen Fürsten anvertraut worden war. Die Beziehungen des Hellenismus zu den Walachen änderten sich allmählich zu Ungunsten des ersteren in auffallender Weise, indem in denselben ein gewaltiger Umschlag erfolgte und gegen ihn selbst ein heftiger Widerstand eintrat, ja sogar eine fremde, feindselige Politik es unternahm, den Hellenismus als einen Widersacher der walachischen Nationalität darzustellen. Man fing dort jetzt an, sich der Sprache des Plato und der Evangelien zu schämen, und man ging vielmehr mit allem Eifer darauf aus, eine walachische Nationalität künstlich zurecht zu machen und zu schaffen. Allein es war eine romanische, eine mit französischem Firniß übertünchte, westländischte Nationalität, die man auf diese Weise zu Stande brachte, die jedoch mit einer jeden anderen in der Welt des Orients in offenbarem Widerspruch stand und abgeschlossen für sich blieb. Die walachische Literatur, welche im letzten Viertel des 17. Jahrhunderts sich zu bilden begonnen und ohne auf die griechische sich zu stützen, selbständig sich zu entwickeln unternommen hatte, vermochte zwar, nachdem sie die Reinigung der Sprache mit Glück sich angelegen sein lassen, manches der Anerkennung werthe Erzeugniß zu Tage zu fördern. Allein die Erziehung der walachischen Jugend selbst gerieth, weil sie eigentlicher bestimmter Ueberlieferungen gänzlich entbehrte, um so leichter und um so mehr auf Abwege, je weniger glücklich und angemessen, ohne den feindseligen Geist fremden Einflusses und nicht ohne fremde Intriguen, das mittlere Schulwesen geordnet worden, und nachdem dagegen die unter der Regierung von Alexander Ghikas errichteten Gemeindeschulen nachmals wieder eingegangen waren.

An die Stelle der griechischen Sprache und Literatur trat nunmehr dort die französische, aus welcher nicht immer nur das Bessere entlehnt ward, und unter solchen Umständen geschah es, daß auch der Charakter der Walachier wesentlich sich veränderte. Diese Veränderung gegen früher giebt sich auch in der Gesellschaft der Hauptstadt deutlich zu erkennen, indem die dortige Aristokratie (die Bojaren) im Zustande eines übertriebenen Luxus und Wohllebens sorglos unterging und ein Mittelstand gänzlich fehlt, dagegen es außerdem gewissen herrschenden nationalen Ideen noch nicht hat gelingen wollen, sich zu einer gewissen Geltung und zu einem festen Systeme durchzuarbeiten, außerdem aber die verschwenderisch eingeschmuggelten abendländischen Ideen keinen sichern Stützpunkt im Volke selbst finden. Auf diese Weise ist es gekommen, daß heutzutage die Walachei weder Orient noch Occident ist, und in dessen Folge hat eine feindselige Politik einen weiten Spielraum für ihre auflösenden Pläne um so leichter gewinnen können.

Gleichwohl hat es auch unter den Eingeborenen der Walachei weder vormals noch jetzt an edlen und verständigen Männern gefehlt, die, obschon sie die despotischen und durch Nichts gerechtfertigten Eingriffe der Griechen in vergangener Zeit verdammten, doch den vortheilhaften Einfluß des Hellenismus für ihr Land selbst wünschten. Statt vieler Anderer nennt der Grieche Papadopulos theils die pseudonyme Gräfin Dora d'Istria,* die, von griechischer Abstammung ein tieffühlendes Herz für das Vaterland ihrer Väter besitzt, und deren anmuthige Feder dessen Anwalt im Abendlande macht, während ihr kräftiger Geist die politische Wohlfahrt der Christen des Orients nur in ihrer brüderlichen Vereinigung erblickt; theils den gelehrten Eliadis, welcher einst die erste griechische Fahne der Freiheit in der Walachei mit zierlichen Gedichten begrüßte, und nun nach einer langen politischen und philologischen Laufbahn an dem Punkte angelangt ist, von dem er ausgegangen, nämlich bei der Vereinigung mit Griechenland, indem er, „vor Kurzem als ein Bote der Liebe nach Athen kam und wie nach einer kleinen Wanderung mit der Zärtlichkeit eines Sohnes Griechenland umfing." Aber auch außer diesen Genannten vermochte der Irrthum viele Andere gleichfalls nicht zu verwirren, und durch eine fremde Politik ließen sie sich nicht verderben.

Die griechischen Einflüsse, welche, trotz der Opposition im Schooße der Walachen gegen den Hellenismus, dort noch fortwährend sich geltend machen, und deren Vorhandensein nach dem vorstehend Bemerkten auch für die Gegenwart erklärlich wird, lassen sich gleichsam auf vier Kategorien zurückführen. Die erste Klasse bilden die in der Aristokratie und im Volke vorhandenen Ueberreste der frühern Griechenherrschaft, die sich theils unter den Grundbesitzern, theils unter den Landbebauern finden, theils mit verschiedenen Handwerken sich beschäftigen. Zu der zweiten Klasse gehören die griechischen Geistlichen der morgenländischen Kirche, welche die den Klöstern des Berges Athos, des heiligen Grabes und anderen Klöstern dieser Kirche eigenthümlichen, den Klöstern durch letztwillige Bestimmungen gläubiger Christen vermachten, einen großen Theil des Grundes und Bodens der Walachei ausmachenden Ländereien verwalten. Bei dem, nicht immer der Würde der Kirche entsprechenden Charakter, so wie dem, weder durchgängig den Interessen der Klöster oder des griechischen Volkes, oder der Walachei gemäßen Verhalten mancher jener Geistlichen, der diesfallsigen mangelhaften Verwaltung der Ländereien und der nicht immer sachgemäßen Verwendung der Einkünfte der letzteren geht die walachische Politik damit um, diesen ansehnlichen Grundbesitz dem griechischen Klerus ganz zu entziehen, und

* Dieser Nikolaos Maurokordatos war von einer außerordentlichen Gelehrsamkeit und namentlich ein tüchtiger Philolog. Er schrieb unter andern in altgriechischer Sprache ein Werk über die Pflichten (περὶ καθηκόντων), das 1719 in Bukarest, auch in einer lateinischen Uebersetzung in Leipzig, 1722 erschien. D. E.

* Deren Lehrer in der altgriechischen Sprache und Literatur der genannte Grieche von ihrem siebenten Jahre an gewesen. D. E.

die fremde Politik greift in diese Angelegenheiten in einer Weise ein, daß sie die Sache zu verwirren und die Uneinigkeit zu vermehren sucht, indem sie bald die Geistlichen beschützt, bald dieselben bedroht und ihnen zumuthet, sich in Gehorsam zu fügen. Um diese noch unentschiedene, aber äußerst wichtige Frage zu erledigen, wäre es vor Allem die Pflicht und das Interesse der Klöster, darauf ernstlich Bedacht zu nehmen, daß die Einkünfte zum Vortheile der Kirche und zu praktischen Zwecken nützlich verwendet würden, daß man geistliche Schulen errichtete zur Bildung von Geistlichen, Predigern und Lehrern, daß man für Bibliotheken, Druckereien und kirchliche Zeitschriften, für Kranken- und Armenhäuser sorgte, um auch auf diese Weise die Sache der morgenländischen Kirche und deren Interessen, sowie des Volkes wahrhaft zu fördern.

Eine dritte griechische Klasse des walachischen Volkes machen die Pächter der dem Adel der Walachei, den Bojaren, sowie den Klöstern zugehörigen Ländereien daselbst aus, indem diese Pächter meistens Griechen sind. Viele davon wenden den Ertrag der Gutserzeugnisse, welche sie theils selbst, theils durch Kaufleute verwerthen, und wodurch manche zu großem Reichthum ohne Ungerechtigkeit gelangt sind, ehrlich und zu Nationalzwecken an; andere dagegen verschmähen es nicht, aus Eigennutz und Gewinnsucht die walachischen Bauern zu bedrücken, indem sie, nicht ohne Beihülfe und Anreiz der Bojaren, deren Rechte und Privilegien sie mit gepachtet haben, und welche nach einer irrigen Meinung dadurch an Werth gewinnen, diese Rechte oft schmählich mißbrauchen. Dadurch ist es gekommen, daß viele jener Pächter bei dem walachischen Volke in schlechtem Ansehen stehen, und besonders macht man ihnen das eigennützige Liebäugeln mit der Partei der Bojaren zum Vorwurf, die das heranwachsende Geschlecht der Walachier selbst verabscheut, während man sogar auch so weit sich verirrt, jene Bedrückungen der griechischen Pächter als einen eigenthümlichen und wesentlichen Zug des Hellenismus zu betrachten.

Als die vierte Klasse der in der Walachei lebenden Griechen müssen — von anderen kleinen Kaufleuten, sowie von Handwerkern und anderen Griechen, welche aus verschiedenen griechischen Ländern stammend, ihres Erwerbes wegen nur vorübergehend an einzelnen Orten der Walachei sich aufhalten, ganz abgesehen — jene griechischen Handelsleute und Großhändler gelten, welche in den Städten an den Ufern der Donau, namentlich in Galatz und Braila, diesen wahrhaft griechischen Handels-Kolonien, wohnen, und deren Zahl über 60,000 beträgt. Während z. B. Braila um das Jahr 1830 nur aus Trümmern einer türkischen Festung bestand, kann jetzt der griechische Bewohner daselbst, sowie in Galatz, in Griechenland zu sein wähnen, wenn er auf den Straßen und selbst im Munde der Obsthändler nur griechische Laute vernimmt und sogar die dort wohnenden Juden griechisch reden hört, und wenn er ein ganzes Volk griechischer Schiffer daselbst sieht und Schiffe hier einlaufen, die vorzugsweise unter griechischer Flagge segeln. Jene griechischen Handelsleute haben vorzugsweise den Geist des Hellenismus unverfälscht bewahrt, und wenn sie auch in die Angelegenheiten der Eingeborenen sich nicht weiter einmischen und eindrängen, so gewähren sie doch der Walachei selbst große Wohlthaten und entschiedene Vortheile, indem sie bei ihren bedeutenden Handelsverbindungen die Ausfuhr der walachischen Erzeugnisse erleichtern und viel Geld in's Land bringen, was die Eingeborenen selbst nicht vermöchten, da diese weder die Anlage und Neigung, noch die nöthigen Mittel zum Handel besitzen.

Unter diesen Umständen hat es nun freilich jenen griechischen Klassen in der Walachei zur Zeit nicht gelingen wollen, im Interesse des Hellenismus engere Verbindungen im Schooße des walachischen Volkes anzuknüpfen und zu begründen, und es ist auch die Frage, ob und inwiefern sie im Stande wären, in dieser Hinsicht irgend welche Bürgschaft für die Zukunft zu gewähren. Kann man auch sagen, daß das jüngere Geschlecht der Walachier das jüngere Geschlecht der Griechen nicht kennt, weil in der Walachei alle Beziehungen des Hellenismus der Vergangenheit angehören und diese Beziehungen nicht frei von einer gewissen Bitterkeit und von Vorurtheilen sich erhalten haben, dagegen in Griechenland die Beziehungen zur Walachei nur sehr schwach und nur wie ein Nachklang aus vergangener Zeit sind, so muß es doch immer als ein Unrecht angesehen und entschieden getadelt werden, wenn die Enkel die gehässigen Vorurtheile der Väter gleichsam in Fleisch und Blut aufnehmen, da eine solche Feindschaft bei den Völkern nur zu offenbarem Schaden gereichen kann. **K.**

Arabien.

Die vorjährigen Wallfahrten nach Mekka.

Ein in französischen Journalen enthaltener Bericht aus Algerien giebt folgende interessante Aufschlüsse über die Wallfahrten nach Mekka im Jahre 1859.

„Am 11. des verflossenen Monats Oktober fanden in Mekka die Schlußfeierlichkeiten der Wallfahrt unter einem Zulauf von 50,000 Pilgern statt. 17,850 waren über das Meer und 32,150 zu Lande herbeigeströmt. Darunter waren ungefähr 1000 Algerier. Im Jahre 1858 waren 160,000 Pilger; 1857: 140,000 und 1856: 120,000 nach Mekka gekommen. Die beträchtliche A b n a h m e der Pilgerzahl im Jahre 1859 ist, nach der Ansicht der Einwohner, den Begebenheiten von Dschidda im Jahre 1858 zuzuschreiben, und auch wohl die Furcht vor der Wiederkehr der Cholera, die die Pilger 1858 heimsuchte.

„Der größte Theil der Muselmänner kommt nicht allein nach Mekka, um religiösen Pflichten zu genügen, sondern auch, um im Hedschas Waaren zu verkaufen oder einzutauschen.

„Die Wallfahrt nach Mekka, eines der Hauptgebote des Islam, soll in dem letzten Monat des muselmännischen Jahres, der unserm Oktober entspricht, und zwar in den ersten Tagen desselben stattfinden. Am 10. schließt sie mit dem Opferfest ab. Jeder Gläubige muß sie wenigstens ein Mal im Leben mitmachen; nur Krankheit und Elend können ihn davon lossprechen. So wie der Pilger geweihten Boden betritt, muß er sich in zwei weiße Gewänder hüllen; das eine umgiebt die Lenden und reicht bis über die Kniee hinab, das andere wird über die Schultern geworfen, so daß es den rechten Arm frei läßt; das Haupt muß er entblößen und Sandalen an den Füßen tragen. Wenn er so einhergeht, darf er nicht jagen, noch mit Frauen verkehren und muß sich strengster Regelmäßigkeit der Sitten unterziehen. Bei seiner Ankunft in Mekka beginnt er mit Hülfe eines Führers die Ceremonien, deren kurze Aufzählung hier folgt:

1) den Tempel besuchen und sieben Mal um die Caaba schreiten, von dem schwarzen Stein ausgehend, der bei jeder Tour geküßt, oder mit der Hand berührt werden muß. 2) Wasser aus dem Brunnen Zem-Zem trinken, an dem, nach der Tradition, Hagar und Ismael ihren Durst löschten. 3) Anhalten und Beten an der Station Abraham, durch einen Stein bezeichnet, auf dem Adam stand, als er den Tempel baute. 4) Anhalten und Beten auf El-Madschen, dem Ort, an dem Abraham und sein Sohn den Mörtel zum Tempelbau kneteten. 5) Sechs Mal um die Berge Safa und Merwa, die in der Stadt selbst liegen, herumlaufen zur Erinnerung an das trostlose Umherirren Hagars, als sie Wasser für ihren Sohn suchte. 6) Am neunten Tage des Monats nach dem Berge Arafat zwölf Meilen von Mekka, nach dem Morgengebet pilgern; Adam soll hier einen Tempel erbaut haben. Muhamed verrichtete daselbst seine Gebete. 7) Am folgenden Tage begeben sich die Pilger alle zusammen in das Thal Muna, wo sie die Sühnopfer darbringen; dann schneiden sie sich Haare und Nägel ab und legen sie fromm zur Erde. Nach dreitägigem Aufenthalt zu Muna besuchen sie noch einmal den Tempel zu Mekka und begeben sich auf die Heimfahrt.

Nord-Amerika.

Ein polnischer Bildhauer in Amerika.

Die Gazeta Warszawska schildert in einer ihrer vorjähr. Nummern die Erlebnisse eines polnischen Bildhauers, welcher, durch die Theilnahme an der Revolution von 1831 stark kompromittirt, nach ihrer Beendigung in's Ausland flüchten mußte. Er wandte sich zunächst nach Paris, wo er durch ernste Studien einen hohen Grad von Vollkommenheit in seiner Kunst erreichte, ließ sich dann in Posen nieder, von wo er im Jahre 1851 nach London übersiedelte. Aber auch hier war seines Bleibens nicht lange. Eine Verschärfung der bis dahin sehr gelinden englischen Naturalisations-Gesetze trat seinem längeren Aufenthalt in der Weltstadt hindernd entgegen, weshalb er sich entschloß, nach Amerika auszuwandern.

Wie so viele Andere, ist auch unser polnischer Bildhauer in der neuen Welt rastlos bestrebt, Vermögen zu erwerben, um dann als reicher Mann nach Europa zurückzukehren und — wo möglich in seinem Vaterlande — seine Tage in ländlicher Zurückgezogenheit zu beschließen. Die Ausübung seiner Kunst sichert ihm gegenwärtig ein jährliches Einkommen von etwa

3000 Dollars; eine ansehnliche Summe hat er bereits zurückgelegt. Zuvörderst gedenkt er nun, sich in Amerika ein Stück Land zu kaufen, das er nach einiger Zeit mit zwanzigfachem Gewinn wieder zu veräußern hofft.

„Auf solche Art," schrieb er im Jahre 1857 aus Philadelphia, „kann sich hier der Aermste, wenn er arbeitsam ist und alle gefährlichen Speculationen vermeidet, ein gemächliches Alter sichern, oft sogar zu bedeutendem Reichthum gelangen. So trat z. B. mein guter Bekannter und wohlwollender Gönner, General Caß, zur Zeit Minister der Vereinigten Staaten, vor fünfzig Jahren, arm wie eine Kirchenmaus mit einem kleinen Bündel auf dem Rücken die Wanderung nach dem Westen an. Nach einigen Jahren voll Mühe und Arbeit kaufte er ein Stück Landes von etwa 500 Morgen Flächen-Inhalt, den Morgen zu 1 Dollar, baute sich darauf ein Breterhaus und legte eine Farm an. Später erwarb er noch weitere 500 Morgen zu dem nämlichen Preise. Jetzt steht auf jener Stelle die große Stadt Detroit; der Quadratfuß des dortigen Bodens kostet heute 20 Dollars und steigt noch fortwährend im Preise, so daß dieser Mann seine Millionen schon kaum mehr zu zählen im Stande ist."

„Wie schnell hier oft ein Vermögen zu erwerben ist," schrieb er weiter, „mögen die zwei folgenden Beispiele darthun. Vor vierzig Jahren fuhr eine Dame, Französin von Geburt, deren Bekanntschaft ich jüngst gemacht habe, von hier aus mit eigenem Fuhrwerk nach St. Louis am Mississippi. Ein ihr bekannter Herr fand Gefallen an ihrem eleganten Wagen und bat sie, ihm denselben käuflich zu überlassen. Da es ihm jedoch an Geld zu dessen Bezahlung mangelte, bot er ihr 12 Morgen Land an, auf welche Offerte sie nolens volens — eigentlich mehr aus Artigkeit — einging, denn das betreffende Feldstück war damals kaum 100 Dollars werth. Heute ist St. Louis die erste Stadt des Staates Missouri und zählt über 200,000 Einwohner. Die Dame hat ihr in der Nähe des Rathhauses belegenes Land nach und nach für 400,000 Dollars verkauft. Ein anderer meiner Bekannten erstand vor drei Jahren im Staate Michigan 700 Morgen dichtverwachsenen Waldlandes für 700 Dollars. Ein Jahr darauf baute er sich auf seinem neuen Territorium eine Dampfschneidemühle und hat zur Stunde schon 40,000 Doll. für Kastanien- und Eichenbreter eingenommen, zu denen sein Wald das Material geliefert. Wo," so fragt der polnische Emigrant, „kann man wohl in Europa ein ähnliches Glück machen, es sei denn im Lotterie- oder im Börsenspiel?"

In einem späteren Briefe führt er zwei andere Fälle der Art auf: „Ein Herr hatte von einem anderen 50 Doll. entliehen. Außer Stande, diese Schuld abzutragen, offerirte er dem Gläubiger an Zahlungsstatt 50 Morgen elenden Landes, welches er am Erie-See, nahe bei der Stadt Chicago besaß. Der Gläubiger weigerte sich anfangs, ein solches Aequivalent anzunehmen; da er indeß einsehen mochte, daß er auf andere Weise doch nie zu seinem Gelde kommen werde, schlug er endlich ein. Gleich darauf verkaufte er das für ihn ganz werthlose Besitzthum mit Verlust von 20 Dollars an einen Kaufmann. Dieser von seinem Handel ganz in Anspruch genommene Geschäftsmann hatte keine Zeit, sich weiter um sein neuerworbenes Stück Land zu kümmern. Nach Verlauf von zehn Jahren erhielt er eine gerichtliche Aufforderung, die Abgaben für jenen Grund und Boden zu bezahlen, welche bereits zu der Höhe von 15,000 Dollars angewachsen waren. Hierüber nicht wenig bestürzt, machte er sich auf, um über seine Liegenschaften an Ort und Stelle Erkundigungen einzuziehen. Als er in Chicago ankam, fand er mit Erstaunen seine Morgen im Mittelpunkte der Stadt liegen. Nachdem er sofort einen Theil derselben, von 20 Fuß Breite und 100 Fuß Länge zu Gelde gemacht hatte, reichte der Erlös nicht nur zur Deckung der Abgaben aus, sondern gewährte ihm auch noch einen Ueberschuß von mehreren tausend Dollars. Jetzt verhandelt er den Rest mit 30 Dollars pro Quadratfuß. Es versteht sich von selbst," fügt der Korrespondent mit Bedacht hinzu, „daß nicht Jeder auf ein gleiches Gelingen hoffen darf; man muß seinen Treffer haben."

Mannigfaltiges.

— Jacob und Wilhelm Grimm. In der, im Januar- und Februarheft 1859 von Dr. Vogel's „Real- und Bürgerschule" enthaltenen Biographie des 1856 verstorbenen Professor Götzinger in Schaffhausen (von Eduard Köhler) findet sich folgendes Urtheil Götzinger's über den überlebenden älteren der beiden Brüder. Ein Freund hatte an Götzinger geschrieben: „Jacob Grimm und Götzinger dürften leicht die ersten Sprachlehrer sein, die unsere Nation für ihre Sprache hat." Wie antwortet er diesem Freunde? „Als ich diese Stelle las," schreibt er, „sagte ich mir: er ist nicht gescheidt. An der ungeheurn Flamme, die Jacob Grimm angezündet, habe ich mir auch eine Kerze angebrannt und trage nun mein Licht in Gegenden, wo diese Flamme blenden, aber nicht erleuchten würde. Mein Verdienst ist das eines Zwischenhändlers, wiewohl ich allerdings nicht gelten lassen würde, wenn Jemand behauptete, ich hätte meine ganze Weisheit von Grimm; denn allerdings habe ich selbst geforscht, forsche ununterbrochen, und bin sogar in sehr wichtigen Dingen ganz entgegengesetzter Meinung. Was will das aber alles sagen zu Grimm's ungeheurer Gelehrsamkeit, zu seinem durchdringenden Genie, wodurch er in ein Chaos erst Leben, Gestaltung, ja Poesie gebracht hat? Daß ich Grimm verstanden habe, ist mir schon genug; denn man muß doch auch eine Ader von ihm haben, um einem solchen Heros überall folgen zu können. Ueberhaupt gehört zur Sprachforschung, wie sie die Grimm'sche Schule nimmt, durchaus ein angeborener Instinkt, der sich durch bloßen Fleiß niemals erwerben läßt. Du kennst aber Grimm viel zu wenig, wenn Du meinst, er sei nur ein großer Grammatiker, er ist viel mehr. Er hat nicht nur eine deutsche Philologie erst geschaffen, sondern der ganzen Sprachbetrachtung einen neuen Geist eingehaucht, so daß alle Sprachstudien eine andere Gestalt gewinnen müssen, und insofern läßt er sich mit Naturforschern, wie Cuvier und Humboldt, vergleichen. Grimm ist aber auch der Schöpfer der deutschen Alterthumswissenschaft; das Studium der deutschen Geschichte, des deutschen Rechts, des deutschen Glaubens hat von ihm einen neuen Anstoß erhalten, und überhaupt läßt sich ein solcher Mann nur mit Geistern vergleichen, wie Baco, Leibniz und wenige Andere."

Bekannt ist das brüderlich trauliche Verhältniß zwischen den zwei Brüdern. Es in diesen Tagen, wo uns Alle der noch immer unvorhergesehene Tod Wilhelm Grimm's so schmerzlich berührt hat, in recht rührender Weise zu vergegenwärtigen, dürfte Nichts geeigneter sein, als die Widmung, welche Jacob Grimm dem dritten Theile seiner deutschen Grammatik (1831) vorgesetzt.*

Sie lautet: „Lieber Wilhelm! Als Du vorigen Winter so krank warst, mußte ich mir auch denken, daß Deine treuen Augen vielleicht nicht mehr auf dieses Buch fallen würden. Ich saß an Deinem Tisch, auf Deinem Stuhl, und betrachtete mit unaussprechlicher Wehmuth, wie sauber und ordentlich Du die ersten Bände meines Buchs gelesen und ausgezogen hattest; mir war, als wenn ich es nur für Dich geschrieben hätte und es, wenn Du mir genommen würdest, gar nicht mehr möchte fertig schreiben. Gottes Gnade hat gewaltet und Dich uns gelassen, darum von Rechts wegen gehört Dir auch das Buch. Zwar heißt es, einige Bücher würden für die Nachwelt geschrieben, aber viel wahrer ist doch noch, daß ein jedes auch auf den engsten Kreis unserer Gegenwart eingeschränkt, sein innigstes Verständniß durch ihn bedingt ist und nachher wieder verschlossen bleibt. Wenigstens wenn Du mich liest, der Du meine Art genau kennst, was sie Gutes haben mag und was ihr gebricht, so ist mir das lieber, als wenn mich hundert Andere lesen, die mich hie und da nicht verstehen, oder denen meine Arbeit an vielen Stellen gleichgültig ist. Du aber hast nicht nur der Sache, sondern auch meinetwegen für mich die gleichmäßigste, unwandelbarste Theilnahme. Sei also brüderlich mit Allem zufrieden!"

— Holländische Schriftsteller. Als Nachtrag zu dem letzten Artikel über „das heutige Holland" bemerkt der Verfasser: Während Oosterzee und Professor Doedes in Utrecht die Orthodoxie vertreten, zählt der Rationalismus in mancherlei Schattirungen unter seine Vorkämpfer den geistvollen Opzoomer, Scholten, die Prediger Pierson und Réville. Eine fleißige Uebersetzung des Neuen Testaments hat der Remonstrant Vissering geliefert. Für niederländische Sprache und Literaturgeschichte sind Brill, de Vries und Hofdyk zu nennen; für Geschichte der Niederlande hat Groen van Prinsterer als tüchtiger Archivar aus den Quellen

* Nicht minder reichen Inhalts und charakteristisch für die Denkweise Jacob Grimm's ist seine Widmung des (1819 erschienenen) ersten Theiles der „Deutschen Grammatik," an Savigny, seinen ersten Lehrer und Freund auf der Universität Marburg, in dessen Lehre er „ahnen und begreifen lernte, was es heiße, etwas studiren zu wollen, sei es die Rechtswissenschaft oder eine andere." Uns ist, seitdem wir unser „Magazin" gegründet und während wir es redigirten, stets gegenwärtig geblieben, was Grimm in dieser Widmungsrede von den Vorzügen sagt, welche die vaterländische Wissenschaft vor aller ausländischen habe, und wie thöricht es sei, „jedwede Vortrefflichkeit einer andern europäischen Nation, deren Werke Gelehrte und Gebildete im Urtext lesen, deutsch zu machen und ihre Form auf das Steifste nachzubilden." Selbstverständlich sind damit nicht die Hinweisungen auf Erscheinungen der ausländischen Literatur gemeint, wie wir sie uns, unter stetem Festhalten an unserer deutschen Grundlage, zur Aufgabe machen. J. L.

geschöpft. Seitdem Tollens todt ist, gelten Dacosta, Bogaers und Ten Kate für die ersten lebenden Dichter. Dacosta (von jüdisch-spanischer Abkunft und ein Verwandter Uriel Acosta's, dessen Name latinisirt ist, wie auf seinen lateinisch geschriebenen Dissertationen), der ein Leben Bilderdijk's geschrieben, ist auch in der Religion Bilderdijkianer, d. i. orthodoxer Protestant nach niederländischem Zuschnitt.

— Deutsch-belgisches Wochenblatt. Ein solches erscheint seit dem 10. November 1859 in Brüssel,* unter der Hauptredaction von F. Baader. Die erste Nummer desselben trug noch die besondere Aufschrift: „Zur Schillerfeier." Das Erscheinen dieser deutschen Zeitschrift in Belgien ist ein vielfach erfreuliches Zeichen der Zeit, das wir Deutsche um so willkommener heißen müssen, je mehr wir uns daheim und in der Fremde unserer Zusammengehörigkeit und Einheit wenigstens auf dem Gebiete des Geistes und der Nationalliteratur freuen und rühmen. In den im Auslande lebenden Deutschen das Nationalgefühl wach zu erhalten, zu befestigen und zu erhöhen, die niederdeutschen Stammesgenossen in Belgien in den Geist deutscher Wissenschaft einzuführen und ihnen klar zu machen, wie diese im engsten Zusammenhange mit der Nation sich historisch und philosophisch entwickelte, endlich für die Deutschen außerhalb Belgiens die „Vlaemische Bewegung" zu vermitteln: das ist die dreifache Aufgabe, welche die neue Zeitschrift sich gestellt hat. Wir können nur wünschen, daß dieselbe unter dem glückverheißenden Symbole des zehnten November den deutschen und belgischen Interessen und Sympathien gleichmäßig gerecht zu werden vermöge.

— Aug. Boden contra Wolfgang Menzel. Bereits in der letzten Nummer des „Magazin" von 1859 ist der Schrift „Dr. Wolfgang Menzel's in seiner deutschen Dichtung von der ältesten bis auf die neueste Zeit gegen die Größen unserer klassischen Literatur erhobene Anklagen beleuchtet von A. Boden"** kurze Erwähnung geschehen. Das darin beleuchtete Werk ist als die dritte Auflage der „deutschen Literatur" Menzel's zu betrachten, wovon die erste Auflage 1828, die zweite 1836 erschien. Schon aus diesem Grunde kann es nicht überflüssig erscheinen, daß einem Manne, welchem es weder an Geschick, noch an Rücksichtslosigkeit in der Wahl der Mittel, sich ein Publikum zu verschaffen, fehlt, eine Reihe von Irrthümern und Unwahrheiten in Beziehung auf Männer, wie Joh. Heinr. Voß, Klopstock, Lessing und Goethe nachgewiesen und damit die darauf gebauten Beschuldigungen und Verleumdungen abgewiesen werden. Dabei bleibt aber der Verfasser nirgends stehen, sondern er knüpft überall an die Widerlegung Menzel's kritische und literargeschichtliche Untersuchungen über das Leben, die Schriften und Verdienste der genannten vier Größen unserer klassischen Literatur, welche zugleich mit einzelnen Berichtigungen Julian Schmidt's, Koberstein's, Gödeke's, Danzel's, Guhrauer's und David Friedrich Strauß' verbunden sind. Den Schluß des Schriftchens, welches ein eng zusammenhängendes Ganze ausmacht, und dem man nicht verwerfen kann, daß es etwas Ueberflüssiges enthalte, bildet eine neue Erklärung des bisjetzt von den verschiedenen extremen Seiten mißdeuteten Lessing'schen „Nathan." Als Anhang ist eine Abhandlung über „Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde," beigegeben, die sich zwischen Heinrich Siegfried auf der einen und Riemer, Düntzer und Lewes auf der andern Seite in die Mitte stellt und auch den drei Letzteren große Uebertreibungen und Irrthümer nachweist, so daß die Abhandlung im Ganzen Bettinen günstig ist.

— Ed. Vogel's Reisen in Central-Afrika. Wir hatten bei unserer Anzeige des ersten Heftes dieser in Leipzig bei Otto Spamer erscheinenden, von Hermann Wagner herausgegebenen Darstellung gesagt, daß sie unter der Aufsicht des Schuldirektors Dr. Vogel redigirt werde, weil wir der Meinung waren, daß die Familienpapiere des wackern Reisenden, die am Wohnorte seines auch durch geographische Arbeiten bekannten Vaters als Material zu einem Buche benutzt werden, eben nur unter der Aufsicht des Letztern benutzt werden konnten. Herr Hermann Wagner ersucht uns jedoch, zu erklären, daß er das gedachte Buch völlig selbständig, ohne alle fremde Hülfe, gearbeitet und daher auch allein die Verantwortlichkeit dafür zu tragen habe.

* In der deutschen Buchhandlung von F. Claassen & Co.

** Frankfurt a. M. 1860.

— „Die italiänische Frage seit 1815." Unter diesem Titel enthält das 35. Heft von „Unsere Zeit"* einen höchst lesenswerthen Aufsatz, der, wie die Redaction bemerkt, einen ausgezeichneten piemontesischen Publizisten zum Verfasser hat und sich auf Schriftstücke gründet, die bisher entweder noch niemals an das Licht getreten oder doch nur Wenigen erreichbar gewesen sind. Die Geschichte der italiänischen Frage und namentlich die Wechselbeziehungen zwischen Oesterreich und Piemont werden in demselben vom Anfang des achtzehnten Jahrhunderts an verfolgt, wo wir schon die Keime des Zerwürfnisses gelegt sehen, das in unseren Tagen zum Ausbruch gekommen ist. Nicht immer zwar stand das Haus Savoyen dem Hause Habsburg feindlich gegenüber; es leistete diesem vielmehr in dem spanischen und vor Allem in dem österreichischen Erbfolgekriege, wo Maria Theresia an Karl Emanuel III. ihren einzigen kontinentalen Verbündeten fand, die wichtigsten Dienste, die freilich mit dem sprüchwörtlichen „Dank" vergolten wurden. Selbst während des französischen Revolutionskrieges, wo die Allianz mit Sardinien für die italiänische Politik des Hofes von Wien eine Lebensfrage war, suchte er die augenblicklichen Verlegenheiten seines Verbündeten zu benutzen, um ihm die drückendsten Bedingungen aufzulegen, und nachdem die Siege Suworow's Oesterreich wieder in den Besitz des nördlichen Italiens gesetzt hatten, stieß es lieber die mächtige Hülfe Rußlands von sich, als daß es sich dazu verstand, dem Könige von Sardinien das Gebiet wieder zu geben, welches er nur in Folge der österreichischen Freundschaft und der österreichischen Niederlagen verloren hatte. Der bekannte Joseph de Maistre bezeichnete dieses Verfahren in seiner kaustischen Weise mit folgenden Worten: „Das Prinzip, welches Oesterreich seit 1789 gegen uns (Piemont) befolgt hat, heißt: der König von Sardinien, zwischen uns und Frankreich gestellt, war bisher unangreifbar; jetzt aber, da er es verabscheut, sich mit einer Bande von Königsmördern zu verbinden, gehört er uns, und wir können mit ihm verfahren nach unserem Belieben." Ein anderes Prinzip, das Oesterreich übt, ist nicht weniger klar: „Alles, was dem Feinde abgenommen wird, gehört uns, selbst das Eigenthum des Freundes." — Von besonderem Interesse ist die Mittheilung, daß, nachdem das Intriguennetz der österreichischen Diplomatie bei Marengo zerrissen worden, und das drohende Uebergewicht Frankreichs eine neue Coalition unter den europäischen Mächten hervorrief, im Jahr 1804 zu Petersburg ein auch von England und Preußen gebilligtes Projekt entworfen wurde, wonach, um die Unabhängigkeit Italiens zu sichern und das Gleichgewicht Europa's auf dauerhafte Grundlagen zu stellen, die Lombardei, Venedig und Genua mit Piemont zu Einem Staat unter dem Scepter des Hauses Savoyen vereinigt werden sollten. Im Jahr 1809 wurden Vorschläge derselben Art sogar von Oesterreich gut geheißen, aber ihre Verwirklichung durch das Kriegsglück des französischen Kaisers vereitelt. Die weitere Darstellung dieser Verhältnisse muß in dem inhaltvollen Artikel selbst nachgelesen werden, wo man auch die Proclamation des österreichischen Generals Nugent an die Italiäner (vom Jahr 1813) finden wird, in der er ihnen verkündet, daß der Boden Italiens von „jeder Fremdherrschaft" befreit und sie „Alle eine unabhängige Nation" werden sollen.

— Rumänische Journalistik. Aus Bucharest erhalten wir die erste Nummer einer seit Neujahr dort in rumänischer und französischer Sprache erscheinenden Zeitung unter dem Titel: „Conservatorulu progresistu, organu politicu, commercialu si litterariu."** Im Gegensatze zu den jetzt in den moldo-walachischen Ländern mehr und mehr um sich greifenden, unsittlichen, die wahre Freiheit und das Eigenthum bedrohenden Ideen, hat sich diese Zeitung, wie sie in ihrem Programme sagt, die Verbreitung einer konservativen Politik zur Aufgabe gemacht, ohne darum jedoch den Prinzipien des Fortschrittes und der Union der beiden Fürstenthümer untreu zu werden. Die Nachahmung französischer Frivolität, die Einführung französischer Romane und des französischen Luxus unter den vornehmeren Ständen hat leider sehr traurige Folgen für den Zustand der Gesellschaft und der Familien in diesen Ländern gehabt. Es ist daher sehr zu wünschen, daß so achtbare Bestrebungen, wie die des neuen „Conservatorulu," vom besten Erfolge begleitet sein mögen.

* „Jahrbuch zum Conversations-Lexikon." Leipzig, F. A. Brockhaus.

** Druck und Verlag von Adolf Ullrich in Bucharest.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Bestellungen
übernimmt jedes Postamt des deutsch-österreichischen Postvereines, sowie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallstraße Nr. 21) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von **Joseph Lehmann.**

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazin's“ nicht direct correspondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commissionair, Herrn B. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

№ 7. **Mittwoch, den 15. Februar 1860.** **29. Jahrgang.**

Inhalt:

Nord-Amerika.

Eines Amerikaners Gesellschaftsbilder.*

I.

Das Taschentuch der Herzogin.

Es liegt eine reiche Sammlung der bisher nur zerstreut erschienenen Schriften des amerikanischen Schriftstellers Bristed vor uns. Er ist als Kritiker, Satyriker und Gelehrter unter seinen Landsleuten sehr angesehen, bei uns aber noch wenig bekannt, obwohl er seit einer Reihe von Jahren unter uns wohnt; freilich auf einem Fleckchen deutscher Erde, das mehr den Ausländern als uns zu gehören scheint, nämlich in Baden-Baden, wo man fast nur in fremden Zungen reden hört.

Herr Bristed besitzt dort eine Villa, die berühmt ist wegen ihrer herrlichen Lage am Eingang in die Lichtenthaler Allee. Einsam und still inmitten des lautesten Weltgeräusches leben zu können, ist ein Vorrecht der Bewohner von Baden-Baden; Herr Bristed genießt dasselbe im weitesten Umfange. Man sieht ihn äußerst selten auf der Weltpromenade, vor dem Säulenpalast des Conversationshauses; aber wenn er seine Schritte dorthin lenkt, beobachtet er mehr als Andere, die tagtäglich dort sind. Er hat einen merkwürdig scharfen Blick für die Physiognomie der Gesellschaft, und liebt es, dieselbe in seinen Schriften mit dem Salz der Ironie darzustellen.

Wir geben dem Leser hier einige Proben seiner Schreibart, aus denen zu ersehen ist, wie genau der Amerikaner die gesellschaftlichen Sitten überall zu beobachten versteht.

* * *

Mistreß Robinson war in Paris auf einem Ball und saß neben der Herzogin von Castelfondu, einer wirklichen, lebendigen Herzogin des Faubourg St. Germain. Aber wer ist Mistreß Robinson? Nun eine amerikanische Dame, das ist genug.

Gewiß ist, daß sie zu keiner Euch bekannten Familie gehört, ich meine weder zu den Robinson's von New-York, noch zu den Robinson's aus der X...straße, die Ihr kennt. Wenn Ihr sehr neugierig seid, will ich Euch sagen, daß ihr Mann aus England stammt und verwandt war mit einem Weltumsegler dieses Namens.

Aber wie kam Mrs. Robinson in die Lage, auf einen Ball im Faubourg St. Germain zu gehen? Das Reisen ist jetzt sehr leicht; der Dampf und die Reisehandbücher tragen dazu bei; auch spricht die halbe Welt englisch und die andere Hälfte französisch. Das Reisen auf dem Festlande und das Besuchen der vornehmen Gesellschaft ist jedoch noch nicht so ganz leicht. Jedermann kann jetzt nach Korinth reisen, aber nicht Jedermann gelingt es, die ausgezeichneten Korinthier zu sehen. Betrachtet die Liste der Erfahrungen bei Euch selbst und bei Euren Bekannten; es werden sich seltsame Kontraste vorfinden. Mistreß so und so macht eine Reise, sie ißt zu Mittag mit einem Prinzen und wird von einem Grafen auf sein Schloß eingeladen. Eine andere Dame von ganz gleicher Stellung wie diese, reist ganz in derselben Weise, hat dieselben Empfehlungsbriefe und erfährt nicht die kleinste Artigkeit. Sie kommt ärgerlich zurück, daß sie nichts zu erzählen hat und ärgert sich noch mehr, als sie erleben muß, daß eine Mistreß N. N. aus der „zweiten Sorte“ der Gesellschaft auch eine Reise durch die Welt macht und viel mehr Bekanntschaften aufzählen kann, als sie, ja sogar eine Herzogin unter ihren Visitenkarten hat!

Wie ist dies zu erklären? Ohne es vollkommen zu können, wollen wir doch einige charakteristische Gründe dafür angeben.

Alle geselligen Zusammenkünfte, besonders solche, in die man durch Billets oder gedruckte Zettel gelangt, sind für den Fremden nicht geeignet, ihm Geltung zu verschaffen, weil Niemand für seine gesellschaftliche Stellung dort Bürgschaft leistet. Er hat durch seine Reise sich von den Vorzügen der gesellschaftlichen Anerkennung entfernt, die er in der Heimat genoß, und hat keine Zeit und keine Gelegenheit, sich im fremden Lande dergleichen zu erringen. Es giebt einige Kreise, wo ein Fremder wie ein Feind behandelt wird und andere, wo es als ein Vorzug gilt fremd zu sein.

In allen Klassen der Gesellschaft wird man einander überdrüssig und sehnt sich nach einer Veränderung; man kann dreist behaupten, daß die abgeschlossensten und vornehmsten sich gerade am leichtesten langweilen. Die Stutzer aller Länder würden sehr gern von Zeit zu Zeit ihre Gesellschaft ändern, wenn sie es könnten, ohne von ihrer eingebildeten Höhe herabzusteigen. Wenn sie für kurze Zeit Leute aus andern Kreisen um sich haben könnten, würden sie sehr glücklich sein. Die Fremden, namentlich die Ausländer, erfüllen gewissermaßen diesen Zweck; sie geben neue Anregungen und frische Ideen, ohne daß man sich später um sie zu bekümmern braucht. Deshalb werden die Ausländer gern auf dem Festlande empfangen, besonders wenn sie bereitwillig sind, die Kosten der Unterhaltung zu tragen, nicht allein figürlich, sondern buchstäblich. Wenn die Ausländer hingegen nicht fortwährend freigiebig mit Schmeichelei, oder auch geradezu mit Geld sind,* wenn sie nicht stets bereit sind, die baaren Auslagen bei Vergnügungspartien zu übernehmen, und sich überhaupt als

* Pieces of a broken-down Critic Picked up by Himself. Baden-Baden, 1859.

* Der Verfasser spricht von Frankreich; in Deutschland läßt man sich zwar auch gern Schmeichelei gefallen, aber Geldopfer würde man doch als höchst taktlos überall zurückweisen, wenn man nicht etwa ein Glücksritter ist.

gleichberechtigt mit den Inländern ansehen wollen, wird man sie mißtrauisch betrachten oder ganz bei Seite zu schieben suchen.

Hierin liegt die Ursache, weshalb der Erfolg in der vornehmen Welt auf dem Festland oft so wenig den Erwartungen der Ausländer entspricht und weshalb Leute, die ganz dazu geeignet schienen, Anerkennung zu finden, mit beleidigter Eitelkeit von ihren Reisen zurückzukehren. Sie zeigten zu viel Selbstgefühl und wollen sich keine Mühe geben, zu beweisen, daß sie daheim „Jemand" wären, während man sie in der Fremde als „Niemand" behandelte. Auch legen sie meistens zu viel Gewicht auf Empfehlungsbriefe, die doch überall von sehr unsicherm Erfolg sind. Die Amerikaner sind überhaupt ein gastfreundliches Volk; wenn man nur ein Mitglied der Familie kennen gelernt hat und besucht, so wird man von der ganzen Verwandtschaft und Bekanntschaft derselben wie ein willkommener Gast behandelt. In Europa ist man dagegen übereingekommen, die Gastfreundschaft so selten wie möglich auszuüben; ja man hält es für Mangel an gutem Ton, Fremde einzuladen, wenn sie sich nicht auf's Eifrigste darum bemühen, oder dringend empfohlen sind.

Ein anderer Punkt im geselligen Leben des Festlandes, der namentlich die Engländer sehr in Erstaunen setzt, ist hier noch aufzuklären; es ist die bevorzugte Stellung, welche verschiedene amerikanische Familien in den vornehmsten Zirkeln von Paris einnehmen. Theilweis liegt dies in der schon erwähnten Naturanlage zur Gastfreiheit, welche die Amerikaner besitzen, theilweis aber auch in dem seltsamen Verhältniß der französischen Gesellschaft.

Frankreich ist wohl das einzige civilisirte Land der Welt, in welchem der Herrscher nicht zur „guten Gesellschaft" gehört, wo der Hof nicht als das Vorbild und die Quelle der aristokratischen Gebräuche angesehen wird. So war es unter Louis Philipp, so ist es unter Louis Napoleon, obgleich es politische Propheten genug giebt, die behaupten, das ganze Faubourg St. Germain würde nach und nach die kaiserlichen Farben anlegen. Aber bisjetzt hat noch keine Dame dieser Kreise sich ohne Scheu am Hofe gezeigt und kein Mann, wenn er nicht durch seine Stellung als Beamter dazu gezwungen ist. Wenn aber das Faubourg St. Germain den Hof verleugnet, wie viel mehr muß es sich von den Finanzkreisen abwenden, die eigentlich nur eine niedrigere Stufe des Hofes sind. So wird das Faubourg St. Germain auf sich selbst angewiesen, wenn es sich unterhalten will.

Nun ist aber die Gesellschaft desselben ohnehin sehr klein an Zahl und obwohl sehr fein erzogen und unterrichtet, doch ein wenig beschränkt und geneigt, sich zu langweilen, sich nach Abwechselung zu sehnen. Warum sollte man nicht Bälle und Gesellschaften unter sich geben? Sind hundert Personen nicht genug, um das ganze Jahr hindurch zu tanzen, wenn man die Mittel dazu hat?

Aber in diesem w e n n liegt eben das Geheimniß; die Vermögensumstände im Faubourg St. Germain sind verhältnißmäßig gut im Stande, noch ziemlich fern von der Armuth der spanischen Hidalgos; jedoch lange nicht so reich, wie viele andere Faubourgs von Paris, nicht zu reden von der Aristokratie anderer Länder. Die aristokratischen Franzosen lieben den äußeren Glanz so gut wie alle ihre Landsleute, sie lieben es, englische Muster nachzuahmen bei allen Einrichtungen des Fahrens und Reitens, sie wollen im Bois de Boulogne die besten Equipagen zeigen. Sie lieben das Theater, wie alle Franzosen, sie müssen eine Loge in der Oper haben.

Diese großen Ausgaben für den Aufwand außer dem Hause lassen ihnen wenig Geld übrig, um Bälle daheim zu geben; sie möchten aber gern auf Bälle gehen, wie alle müßigen und modischen Leute. In solcher Krisis kamen einige reiche Amerikaner nach Paris und nahmen dort Wohnung, weil sich nirgends leichter und angenehmer Geld ausgeben läßt wie dort. Diese Leute gaben Gesellschaften mit der eigenthümlichen amerikanischen Gastfreiheit. Die eingeborene Aristokratie war froh, dorthin gehen zu können, wo man umsonst speisen und tanzen konnte und noch ebenein sehr gefeiert wurde wegen der vornehmen Namen. Außerdem war es auch sehr angenehm, daß man sich dort gleichsam auf neutralem Boden befand, und ohne sich etwas zu vergeben, mit den andern Parisern zusammenkommen konnte. Der Ballsaal eines reichen Amerikaners ist der einzige Ort, wo Ihr sicher sein könnt, die ganze bunte französische Gesellschaft: Legitimisten, Orleanisten, den kaiserlichen Hof, die Geldaristokratie u. s. w. beisammen zu finden.

Lieber Leser, du wirst ungeduldig ausrufen: sollen diese Umschweife nur dazu dienen, um es zu erklären, daß Mrs. Robinson einen Ball giebt? Nicht so eilig, lieber Leser, sie giebt gar keinen Ball, wenigstens nicht bei dieser Gelegenheit, aber sie war auf einem Ball, noch dazu auf einem wirklich französischen, der von einer wirklichen Gräfin im Faubourg St. Germain gegeben wurde. Dies erfordert eine abermalige Abschweifung.

Mrs. Robinson hatte ein sehr hübsches Mädchen bei sich; es war nicht ihre Tochter, sie war noch zu jung, um eine erwachsene zu haben, es war eine Nichte, oder sonst etwas. Nun waren die Robinson's einst in der italiänischen Oper; in der Loge ihnen gegenüber saßen ihre Freunde, die Smiths. Wenn ich sage Freunde, so meine ich nur, daß sie zu demselben Zirkel gehören und sich gegenseitig zu Bällen und Gesellschaften einladen. Seit unsere Landsleute in Paris zu Tausenden überwintern, trifft man in der italiänischen Oper zuweilen ihrer so viele, daß man sich in Amerika's bester Gesellschaft glauben kann.

In der Loge von Smith's war auch der junge Graf Chateaudore, denn er ging oft in diese Loge, weil er es liebte, sich sehen zu lassen, namentlich an der Seite einer hübschen Frau und mit Fremden. Dadurch erregte er die allgemeine Aufmerksamkeit, und alle seine Freunde erschöpften sich in Fragen.

Als der junge Graf die telegraphischen Begrüßungen zwischen den beiden amerikanischen Familien bemerkte, fragte er nach den Robinson's und wurde von den Smith's mit ihren Verhältnissen bekannt gemacht. Er warf einen forschenden Blick durch seine Augengläser auf die Robinson'sche Nichte und sagte, sie sähe sehr gewöhnlich aus.

„Aber sie ist eine reiche Erbin, vier Millionen wenigstens," sagte Frau Smith.

Der Graf rieb sein Augenglas und sah schärfer hin; er wunderte sich, wie sehr die junge Dame bei längerem Ansehen gewann, und erklärte laut, „sie sei doch nicht so übel."

Der Graf war ein wenig verwandt mit der Gräfin Besalion; auf einer Soiree wurde Frau Robinson derselben vorgestellt und bald darauf gab sie einen Ball im Faubourg St. Germain, wozu sie die ganze Familie Robinson einlud.

So sind wir nun endlich zu der Erklärung gekommen, wie Frau Robinson auf den Ball kam; es ist gut, daß wir ihr Zeit gelassen haben, sich zu sammeln, denn sie scheint sehr unruhig zu sein. Sie sprach ziemlich gut französisch, viel besser wie ihr Mann, der manége und ménage verwechselte — Reitbahn und Haushalt, welches lächerliche Mißverständnisse verursachte. Ihre Putzmacherin und ihre Schneiderin verstanden sie stets vortrefflich, aber wenn sie in guter Gesellschaft war, überfiel sie immer die Angst, daß ihr fremdartiger Accent sie lächerlich machen könnte. Sie wollte durchaus wie eine Französin reden und gerieth in eine wahre Nervenaufregung, wenn es ihr nicht gelang.

Arme Frau Robinson, wolltest du doch bedenken, daß es ein großer Unterschied ist, ob man lächerlich ist, oder ob man nur lächerlich gemacht wird.

Es giebt eine Menge Dinge, in denen du den Pariserinnen nicht ähnlich siehst, und die deine Landsleute sehr ungern an dir vermissen würden, wegen der du aber vielleicht lächerlicher gemacht wirst, als wegen des fremdartigen Accents. Man lacht darüber, daß du so oft in die Kirche gehest, oder daß deine Kinder immer bei dir sind, oder daß du stets an deinen Mann denkst und nie an einen andern. Oder man findet es lächerlich, daß du nichts weißt von dem Verhältniß des Marquis von Servallo mit der russischen Prinzessin Chosrolowski und kein Interesse daran nimmst, wenn man dich darüber belehrt hat. Man findet es lächerlich, daß du den Baron Boisbrulé so schnöde abgewiesen hast, als er dir am zweiten Tage nach seiner Vorstellung eine Liebeserklärung machte, und daß du seitdem stets so zurückhaltend gegen ihn bist. Der Baron hält dich für eine Halbwilde.

Obwohl nun Frau Robinson mit ihrer herzoglichen Nachbarin nicht sprach, aus Furcht vor ihrem fremden Accent, so betrachtete sie die Herzogin doch sehr aufmerksam und kam zu dem Endurtheil, daß sie selbst, die einfache Frau Robinson, jünger, hübscher und kostbarer gekleidet sei, als die Herzogin. Als sie zu diesem trostvollen Resultat ihrer Beobachtungen gekommen war, fing sie an, heiter mit ihrem gestickten Schnupftuche zu spielen. Plötzlich schreckt sie zusammen; die Herzogin bemerkte es und folgte mit ihren Augen der Richtung, welche die erstaunten Blicke der Frau Robinson einschlugen, worauf sich ebenfalls das lebhafteste Erstaunen in ihrem Gesichte malte, obwohl sie zu fein erzogen war, um sich ein Erröthen zu erlauben.

Wohl konnten die beiden Damen erstaunt sein, denn das Schnupftuch in der Hand der Frau Robinson hatte in der einen Ecke eine Krone und die Namens-Chiffre der Herzogin!

Die peinliche Pause, welche dieser Entdeckung folgte, wurde durch die Pariserin unterbrochen: „Ich glaube Madame, wir haben unsere Schnupftücher verwechselt." Indem sie dies sagte, ergriff sie das gekrönte

und gab das ihrige in die Hände der Frau Robinson. Diese begriff zwar nicht, wie und wann die Verwechselung vorgefallen sein konnte, war aber froh, daß sie dieselbe entdeckt hatte, und besah eifrig das empfangene Tuch in allen Ecken, um sicher zu sein, daß es das richtige sei. Aber bald sah sie noch erstaunter aus als vorher, denn in der letzten Ecke stand wieder die Krone und die Namens-Chiffre der Herzogin!

Die Damen verglichen die Tücher, sie waren sich völlig gleich, nur eins war etwas weniger parfümirt, wie das andere. Was war zu machen? Die Herzogin konnte unmöglich zwei Schnupftücher mitgenommen haben, Frau Robinson noch weniger gar keins. Das war unzweifelhaft; doch gehörten beide Tücher augenscheinlich der Herzogin. Die Amerikanerin war im Begriff zu sagen, daß die Verwechselung wahrscheinlich durch die Waschfrau geschehen sei, aber sie schwieg, weil es ihr plötzlich zweifelhaft schien, daß eine Herzogin wissen könne, was eine Waschfrau für ein Gegenstand sei.

Beide Damen waren noch im tiefsten Stadium der Verwunderung, und würden gewiß noch lange darin verharrt sein, wenn nicht ein ganz junger Mann gekommen wäre, um die Herzogin zur Tafel zu führen. Sie war so entzückt über diese Huldigung, daß sie das battistene Räthsel vergaß und es in den Händen der Frau Robinson zurückließ.

Diese Dame machte sich nichts aus dem Abendessen; sie wünschte sich nach Hause und ihr Mann willfahrte ihr gern, da er ein französisches Souper, wo es sehr wenig Wein und gar keinen Punsch giebt, nicht zu schätzen wußte.

Frau Robinson konnte kaum schlafen; ihr Erstaunen über das Schnupftuch der Herzogin hielt sie wach. Am anderen Morgen wollte sie eiligst ihre Waschfrau ausforschen, aber das war unmöglich, denn diese lebte auf dem Lande, wie es häufig in Paris geschieht, wo man die Bequemlichkeit eines eigenen Waschhauses nicht kennt. Die Waschfrau kommt nur alle Sonnabend zu ihren Kunden in der Stadt; Frau Robinson mußte also eine ganze Woche auf diese Aufklärungen warten. Sie entschloß sich deshalb ihre Kammerjungfer in's Geheimniß zu ziehen. Nach den gebräuchlichen Ausrufungen und Achselzuckungen zerbrach sich Mamsel Marie den Kopf, um das Naturwunder zu erklären.

Sie besann sich, daß sie am Ball-Abend im letzten Augenblick ein Schnupftuch für Madame hatte holen sollen und es aus dem Zimmer des Herrn in der Eile genommen habe, weil dies nicht so entlegen wie Madame's Garderobe sei. Auch wußte sie, daß der Herr eben so prächtige Spitzentücher besitze, wie Madame.

Hier wäre nun hinreichende Veranlassung zu einer Familienscene gewesen; glücklicher Weise war Mrs. Robinson eine zu vernünftige Frau, um eifersüchtig zu sein, und Mister Robinson ein zu solider Mann, um ihr gerechte Ursache dazu zu geben. Aber sie konnte doch der Versuchung nicht widerstehen, ihren Mann ein wenig zu quälen, und der arme Robinson, der niemals mit der Herzogin gesprochen, befand sich in komischer Verlegenheit. Als seine Frau ihn schließlich bat, das Räthsel lösen zu helfen, war er noch eifriger in seinen Nachforschungen als sie.

Er unterwarf seine sämmtliche seine Wäsche einer genauen Untersuchung und das war keine kleine Aufgabe; wie die meisten reichen Amerikaner, trieb er einen ungeheuren Luxus darin und schwärmte namentlich für echte Spitzen und Battist. Seine Taschentücher konnte die vornehmste Dame brauchen, und seine Hemden strotzten von Besetzungen. Ganz genau war er nicht von seinem Besitzstand unterrichtet, und er ahnte wohl, daß sein Kammerdiener hin und wieder einzelne Theile davon entfernen möge, jedoch war es sehr unwahrscheinlich, daß dieser edle Franzose irgend etwas hinzufügen werde; auch konnte man nicht annehmen, daß er unter seine Erfolge eine Herzogin zählen würde. Dennoch entdeckte Robinson bald, daß irgend Jemand fremde Gegenstände unter seine Sachen gemischt haben mußte. Zuerst fischte er ein Vorhemd mit unechten Spitzen heraus; Robinson trug aber niemals unechte, er würde es für eine Beleidigung ansehen, wenn man so etwas nur für möglich hielt. Dann kam der Schnitt eines Nachthemdes zum Vorschein, den er nicht ausstehen konnte — wie zum Kukuk kamen die fremden Sachen da hinein? Er und seine Frau schalten auf die Wäscherin und ihre Nachlässigkeit, ein fremdes Schnupftuch fand sich jedoch nicht mehr vor; doch eins, aber ohne Krone und Spitzen, ein grobes leinenes mit einem dicken T. gezeichnet!

Da ging dem gepeinigten Manne ein Licht auf; vor einigen Monaten hatte der junge Thomson, der frisch aus Amerika kam, in demselben Zimmer gewohnt. Die Robinson's wollten gerade nach der Schweiz reisen, als Thompson, der Sohn eines Freundes, in der Hauptstadt des Vergnügens erschien. Da die gastfreien Amerikaner sich verpflichtet fühlten, etwas für ihn zu thun, überließen sie ihm einen Theil ihrer Wohnung. Er verließ dieselbe, um seine Reise weiter fortzusetzen und „Europa abzumachen," wie die Amerikaner sagen. Bei seiner eiligen Abreise hatte er unzweifelhaft einige seiner Sachen in Robinson's Garderobe liegen lassen, wahrscheinlich auch das Schnupftuch der Herzogin.

Aber wie war er in den Besitz desselben gekommen? Diese Frage zu beantworten, hielt schwer. Robinson wollte an Thompson schreiben, aber er wußte nicht, in welchem Welttheile derselbe sich befand; er machte vielleicht gerade Asien und Afrika eben so schnell ab, wie Europa.

Als die Waschfrau endlich kam, wußte sie richtig nichts von der Sache, und Robinson's zerbrachen sich noch immer hoffnungslos den Kopf über dem Schnupftuch der Herzogin. Da kam glücklicher Weise ein Brief aus Rom von einem Amerikaner, der unter den dort anwesenden Landsleuten auch Thompson's erwähnte. Robinson schrieb eiligst an ihn und bat um Aufklärungen, wenn sich diese geben ließen, ohne die Ehre einer dritten Person zu kompromittiren. Die Antwort erfolgte so schnell als möglich, aber Thompson wußte nichts von dem Besitz des Schnupftuches; er hielt es indessen für möglich, daß seine Frau es ihm einst geborgt habe.

Robinson wußte sehr wohl, daß der junge Mann nicht im Mindesten verheiratet war; jedoch hatte er bei seiner kurzen Anwesenheit in Paris doch Zeit gehabt, um in eine jener Verbindungen zu gerathen, welche die französischen Asspasien so geschickt um junge reiche Dummköpfe zu schlingen wissen. Die sogenannte Madame Thompson nannte sich in der lustigen Welt Mademoiselle Amanda.

Der ehrliche Robinson verspürte große Versuchung, diese Dame zu besuchen und nach dem battistenen Räthsel auszufragen, aber er fand es doch mit seiner Stellung unvereinbar, kompromittirend und lächerlich zugleich.

Ganz unverhofft fand er eine passendere Gelegenheit, Amanda zu sehen; er erhielt eine Einladung von seinem Landsmann Wilkinson, der Einweihung seines neuen Hauses beizuwohnen. Es war dies ein lustiger, junger Herr, der im Begriff stand, das Hôtel des Princes, dieses Stelldichein aller genußsüchtigen Junggesellen, mit einer eigenen möblirten Wohnung zu vertauschen. Ach, wenn sein geistlicher Vater und seine fromme Tante gewußt hätten, wie und in welcher Gesellschaft er diese Wohnung einräumte!

Demungeachtet mögt ihr uns dahin begleiten für eine kurze Zeit, ohne Furcht, zu sehr verletzt von dem Anblick zu werden. Es sind einige noch ganz grüne Amerikaner dort, ihretwegen wird man den äußeren Anstand wenigstens bis nach dem Abendessen zu bewahren suchen. Die Gesellschaft sieht aus, wie ein ganz hübscher, kleiner Ball, nur tanzt man mehr Polka als Quadrille.

Ich denke oft, daß, wenn die Damen, die weiblichen Damen wüßten, wie die modernen Tänze Walzer, Schottisch u. s. w. in Paris gemißbraucht werden und den Stempel der furchtbarsten Unsittlichkeit erhalten, sie sich nicht entschließen könnten, jemals wieder selbst einen Schritt in dieser Art zu tanzen. Aber freilich unsere Damen ahnen davon nichts, und es ist vielleicht schon ein Verbrechen, sie darauf aufmerksam zu machen.

Die Gesellschaft besteht nicht aus lauter Amerikanern, bei Leibe nicht; außer einigen andern Fremden, Spaniern, Italiänern sind eine Menge Einheimische da. Die Meisten tragen Orden; ihr müßt nicht denken, daß sie kein Recht dazu hätten. Orden sind billige Dinge. Man hat nicht nöthig, irgend etwas Großes deshalb zu thun, auch nicht einmal etwas Schlechtes. Das Kreuz der Ehrenlegion besitzen wenigstens fünfzig Tausend. Man sieht auch Männer mit sechsunddreißig Sternen und Bändern, eine große Schachtel wird voll davon, die zuweilen geöffnet und gezeigt wird, wie Spielzeug in einer Kinderstube. Ein solcher Mann hat oft gar Nichts gethan, nicht einmal auf die Bürger geschossen am zweiten December. Aber er wurde einst zur Hochzeit oder zum Leichenbegängniß irgend eines Fürsten geschickt, oder er reiste mit der Geliebten eines Prinzen und erhielt bei allen diesen Gelegenheiten Ordensbänder.

Robinson hielt sich nicht auf bei diesen dekorirten Männern und bebänderten Frauen; er suchte einen ältlichen Junggesellen, der dafür bekannt war, viel hinter die Coulissen geschaut zu haben; Johnson wußte die ganze Chronik der galanten Verhältnisse auswendig.

Ihn fragte Robinson nach der schönen Amanda. „Sie ist nicht hier, der Herzog hat selbst eine kleine Gesellschaft heute Abend irgendwo arrangirt," erwiderte ihm Johnson.

„Der Herzog?"

„Nun ja, der ernsthafte Mann Amanda's, seit Thompson fort ist."

Lieber Leser, wundere dich nicht, ein ernsthafter Mann hat hier nur die Bedeutung, daß er das allerdings sehr ernsthafte Geschäft des Zahlmeisters bei den schönen Damen dieser Ball-Gesellschaft übernimmt.

„Aber welcher Herzog?" fragte Robinson ungeduldig. „Nun, der Mann mit dem schwarzen Bart und der kahlen Platte, Castelfondn."

Robinson schlug in die Hände vor Freude über diese Entdeckung; er wußte nun, woher das Schnupftuch der Herzogin unter seine Sachen gekommen war. Er lief eiligst nach Hause, wurde aber doch von dem Berichterstatter des amerikanischen Blattes „Spectator" gesehen, der als Kellner verkleidet, die Gesellschaft beobachtete und den ehrlichen Robinson in seinem nächsten Briefe als handelnde Figur schildert, zum Entsetzen der tugendhaften Leser in New-York.

Ob Frau Robinson der Herzogin bei Rückgabe ihres Schnupftuches die Lösung des Räthsels mitgetheilt hat, ist mehr als zweifelhaft, denn wie sollte sie es ausdrücken, daß der Herzog und die Schnupftücher seiner Gemahlin zuweilen einer Geliebten in die Hände fallen!

England.

Englisches Schulwesen.*

Schottische Universitäten und Damen-Hochschulen.

Der Verfasser der vorliegenden Schrift kennt, wie wir im Verlaufe derselben erfahren, das englische Schulwesen aus eigenen Erfahrungen, indem er mehr als einmal das Briten-Eiland bereiste, alle täglichen Erkundigungen einzog und in mehreren berühmten Anstalten selbst hospitirte. Was wir hier erhalten, ist eine kurze und gute Uebersicht über das gesammte englische Schulwesen, nicht blos über den sehr mangelhaften Volksunterricht, von dem wir vor einiger Zeit in diesen Blättern Näheres mitgetheilt haben. Ueber die Einrichtungen und Verhältnisse der alten berühmten Universitäten und Schulen, wie Oxford, Cambridge, Eton 2c. wird alles Nöthige mitgetheilt, was uns einen klaren Begriff davon zu geben im Stande ist. Das Mittelalter ragt hier wohlerhalten und lebensfrisch in die Neuzeit herein, welche fast ohne alle Vermittelung ihre Industrie-Erziehung daneben stellt. „In großen Städten entstehen daher täglich neue Schulen (weil man keinen Schulzwang und staatliche Oberaufsicht kennt), wie neue Kaufläden, und der Schulmeister muß, wenn er kein guter Geschäftsmann ist, seine Bude eben so gut zuschließen, wie der Krämer. Sein Bestreben ist mithin auch darauf gerichtet, seine Waaren, alias Hülfslehrer, billig einzukaufen und deren Dienste theuer zu verkaufen; er sucht also seinen Kunden, den Schülern (den Eltern derselben), möglichst viel Geld abzupressen." — Doch wir kennen diese auch nach Deutschland verpflanzte Industrie hinlänglich, wenn sie auch hier nur bei sogenannten Töchterschulen annähernd aufkommen kann.

In England wird auch Schottland mit einbegriffen, dessen Erziehungswesen noch miserabler ist. Die schottischen Universitäten sollen kaum deutschen Gymnasien gleichstehen. — „Die Studenten, oder richtiger die fünfzehnjährigen Jungen kommen von Gymnasien und Dorfschulen (!) ohne nennenswerthe Vorkenntnisse zur Universität, welche kein Schulzeugniß, keinen Examen von ihnen verlangt. Nur im Griechischen stellt man eine Art Prüfung an, worin die, welche griechisch lesen können, durchkommen. Der Kursus dauert vier Jahre, in der Medizin länger; dabei aber sind alljährlich sechs Monate (sic) Ferien, d. h. den ganzen Sommer über. Glückliches Schottland! Uebrigens giebt es an diesen Anstalten vier Fakultäten, wie in Deutschland; auch wohnen die Studirenden nicht wie in England, in Pensionaten und Konvikten. Die Disciplin gegen diese Studenten soll aber wie gegen Schuljungen sein.

„Universitätsbildung heißt dort überhaupt nur Schulbildung in des Wortes anspruchlosester Bedeutung. Schottische gelehrte Grade sind mit Ausnahme der medizinischen, in England aller Geltung bar. Universitäten in Schottland sind zu St. Andrews (die älteste, 1411 gegründet), zu Glasgow (1450), zu Aberdeen — alle Stiftungen von Bischöfen, zu Edinburg (1582 von Jakob VI., als König von England Jakob I., gegründet), das Marishal College and University, gleichfalls zu Aberdeen (1593 von George Keith, Marschall von Schottland, gegründet).

Auch über die englischen Mädchen-Universitäten, die Colleges for Ladies, erfahren wir Näheres. Die Idee dazu scheint aus Schottland gekommen zu sein. Nach Dr. Heimann, Professor an der Londoner Universität, ist man durch einen Franzosen, der in London vor etwa sechzehn Jahren zuerst Vorlesungen für Damen hielt, die sehr besucht waren, darauf gebracht worden. Die Professoren von King's College richteten demnach ein regelmäßiges College für Damen ein, das Queen's College genannt, jetzt die reichste Anstalt dieser Art. Doch gab es in der That in Schottland schon früher solche Anstalten, z. B. in Glasgow, wo eine Mrs. Smart Direktorin war, jetzt in gleicher Eigenschaft in the City of London College for Ladies. „Der Lectionsplan zeigt mit Einschluß der alten Sprachen und Mathematik die meisten Gegenstände, welche wir in Deutschland in einer theologischen und philosophischen Fakultät zu finden gewohnt sind." Das Latein der Damen soll, wie Philologen behaupten, nicht weit her sein — doch was schadet das?

In jeder Vorlesung ist, da diese meist von männlichen Lehrern gehalten werden, eine Ehrendame anwesend. Altersgränzen existiren nicht bei den female students; Damen von 14 bis zu 40 Jahren sind darin. Unser Gewährsmann besuchte eine dieser Anstalten, und die Damen, von denen Viele Brillen trugen, kamen ihm „ungelehrt" vor. — Wenn diese Musentöchter nicht etwa die Ehe verschmähen, wie die alten Vesta- und Dianapriesterinnen, so steht den Gardinenpredigten eine glänzende Zukunft bevor, da sich hieraus nun ein künstlerisches Genre entwickeln dürfte, nach Demosthenes und Cicero's Praxis und Quinctilian's Theorie! Quousque tandem, o marite, cncipas perlustrabis! London hat sechs solcher Anstalten. Warum nicht? — Familienväter und alte Jungfern haben Geld, junge und alte Damen haben Bildung und Langeweile, und viele Schulmeister brauchen Geld und sind gern erbötig, ihre Kenntnisse dafür vortheilhaft umzusetzen. Wenn jetzt der allgemeine Humbug „Wissenschaft" heißt, warum sollte das weibliche Geschlecht, abgesehen von der soliden Bildung, die wir Erzieherinnen von Fach, angehenden Gouvernanten gern zugestehen, nicht die gelehrte Mode mitmachen?

* Ueber das Schulwesen Englands. Von Dr. L. Schacht, Oberlehrer. Brandenburg a. H. Wiesecke, 1859. (Programm der Realschule zu Wittstock).

Frankreich.

Dübner's griechische Grammatik.

Wir brachten vor einiger Zeit eine Notiz über die nicht eben glänzenden Zustände des Studiums der griechischen Sprache in Frankreich und die Bearbeitung einer neuen griechischen Schulgrammatik, die den bekannten deutschen, in Paris lebenden Philologen Dübner zum Verf. hat. In einer uns zugehenden Nummer der Revue de l'instruction publique erfahren wir etwas Näheres darüber. Es dürfte am Orte sein, Einiges, das für unsere philologischen Leser zunächst von Interesse sein kann, daraus mitzutheilen.

Herr Dübner hat seine Elementargrammatik für Schulen, die bereits die staatliche Gutheißung für den Gebrauch in den staatlichen Anstalten erhalten hat, zu Ehren eines älteren französischen Schulautors „Lhomond grec" betitelt. Der Verfasser sagt hierüber in der Vorrede: „Um sicherer das Ziel zu erreichen, das er sich gestellt, den ersten Unterricht in der schönsten der Sprachen zu erleichtern, hat der Verfasser sich an einem Muster von Einfachheit und Klarheit begeistern wollen."

Die Franzosen verstehen unter simplicité und clarté viel mehr als wir; hat man doch z. B. dem Verfasser der bisher gültigen griechischen Elementargrammatik vorgeworfen, daß er darin Definitionen und Regeln vorgebracht, die schon in der französischen und lateinischen Grammatik stehen. Auch Dübner folgt hierin dem französischen Geiste und läßt Alles weg, was er als bekannt voraussetzen zu dürfen glaubt. So umfaßt z. B. die ganze hinten angefügte Syntax nur 14 Seiten. Der Beurtheiler nennt sie „surtout remarquable par sa clarté et sa rapidité." Der einfache Satz, z. B. Latein „deus est sanctus" ist ganz weggelassen; der Regeln sind im Ganzen nur einige fünfzig. Eine Probe davon:

Nr. 43. Frage qua.

„Der Ort, wo man durchgeht, oder der Weg, den man nimmt, wird ausgedrückt durch den Dativ oder durch die Präposition διά mit dem Genitiv, z. B. εἰς τὴν πόλιν κατῆλθον τῇ ἐναντίᾳ ὁδῷ oder διὰ τῶν ὀρῶν. Je retournai à la ville par la route opposée ou par les montagnes."

Wir halten das französische Verfahren im Gegensatze zu unserem deutschen für das richtigere, obwohl kurze Bücher bei uns nicht durchdringen, sondern stets an dem systematisch gründlichen Sinne unserer Schulmänner scheitern werden.

Wir Deutschen glauben nämlich, daß eine Regel fester sitzen bleibe, wenn sie durch recht viel Beispiele gestützt werde, und die Schüler werden daher mit Beispiellernen überhäuft. Oft wissen sie die Beispiele ganz gut, aber sind über die Regel ganz im Unklaren, weil sie dieselben bei

ihrer Denkträgheit nicht präzis herausfinden und bei den verschiedenen Beispielen im Gedächtnißkram verlieren. Wird dagegen nur Ein Beispiel gegeben, dieses aber genau und präzis durchgeübt, so bleibt dieses als Formel leichter haften und läßt sich leichter verwerthen. Auch ist es für das Erlernen der Sprache vortheilhafter, das Beispiel (wenn es aus Klassikern entlehnt ist) aller nicht streng nothwendigen Bestandtheile zu entkleiden und als reine, klare, präzise Formel zu geben. — Aber hierzu werden sich unsere Schulmänner schwerlich entschließen, die Stoffüberfütterung und geistige Unklarheit ist das Erbstück der deutschen, gelehrten Bildung, wie formelle Klarheit bei sonstiger Oberflächlichkeit das der französischen. Die Deutschen scheinen nicht zu wissen, wie viel entbehrlich ist, die Franzosen nicht, wie viel nöthig ist, um Griechisch und Latein zu lernen. Wir sind der festen Ueberzeugung, daß der „kleine Buttmann" und „der kleine Zumpt" vollkommen für das ganze Gymnasium ausreichend wäre, vorausgesetzt, daß sie solid ausgelernt und verstanden wären; denn die großen dickleibigen Grammatiken, in denen die Jungen nicht eigentlich lernen — denn sie überwinden nie das mystische Grauen, das die gelehrten Elephanten einflößen — sondern in denen sie sich wie in einem Urwalde herumschlagen, sind mit eine Hauptursache der Verdummung, über die so viele Schulmänner klagen. Die Regeln, die Ausnahmen, die Ausnahmen von den Ausnahmen und die Bemerkungen zu den Ausnahmen von den Ausnahmen fließen in dem armen Kopfe endlich in einen sprachlichen Urbrei zusammen, und wenn das bischen Lektüre nicht wäre, das einige Ordnung in das Chaos brächte, so müßte ein Schüler, je fleißiger, desto verwirrter werden. — Manche haben indeß ein sehr gutes Präservativ gegen die Konfusionirung des Gedächtnisses — eine massive Faulheit.

Der junge Franzose ist jedenfalls besser daran; vor einer Syntax von 14 Seiten kann er unmöglich erschrecken, während unser Buttmann (griech. Schulgrammatik, 18. Aufl.) 170 Seiten mit vielen kleingedruckten Anmerkungen, der große Zumpt (latein. Grammatik) sogar gegen 400 Seiten umfaßt, und jedenfalls den Schüler gar nicht zur Besinnung, gar nicht zu dem Unterfangen sich emporschwingen läßt, er werde dieses Alles geistig zu beherrschen und zu durchdringen im Stande sein. Wenn der junge Franzose seine 14 Seiten gelernt hat, wird er sagen, er habe die griechische Syntax studirt, wie der junge bachelier ès-lettres sein Baccalaureat in zwei mäßigen Oktavbänden in den Rocktaschen mit sich herumtragen kann.

Natürlich fehlt ihm sehr viel zum Besitze der griechischen Syntax; aber er ist dem Stofflichen in der Sprache gegenüber, falls er ein anschläglicher Kopf ist, jedenfalls besser daran, als unser teutonische Hellene, der von seiner dicken Syntax ein Drittel nicht verstanden, ein Drittel nicht gelernt und das letzte Drittel, welches er gelernt und verstanden, zum Theil wieder vergessen hat.

Wir haben uns hierüber etwas des Weiteren ausgelassen, weil es recht deutlich die ganz verschiedene Anschauungsweise beider Völker charakterisirt, unsere pedantische Systematik und den Sinn für das unumgänglich Brauchbare, den der Franzose besitzt. Seine große Genügsamkeit hierin macht ihn oberflächlich, und so mag es allerdings kommen, daß Mitglieder der Akademie, die als große Hellenisten gelten, mit den unregelmäßigen Verben auf gespanntem Fuße stehen, daß sie ein falsches Futur oder Perfekt bilden, oder mit der Accentsetzung ziemlich frivol umgehen. Thorheit, was kann das den geistreichen Männern viel schaden, und wozu sind denn die deutschen Philologen da, die Herr Didot beschäftigt? So lange es Deutsche giebt, wird die Welt um die richtigen Accentchen, Krasis- und Elisionszeichen, Enklytika u. s. w. nicht kommen.

Was die Formenlehre betrifft, so enthält sie neun Kapitel, in denen die Hauptsache über Lesen und Schreiben, Wortklassen, Artikel, Substantiv, Adjektiv (adjectifs qualitatifs und adjectifs determinatifs), Pronomen, Verbum, Präpositionen, Adverbium, Konjunctionen und Interjectionen gesagt ist. Alles in Allem 112 Paragraphen. Die Syntax mit 53 Paragraphen bildet das zehnte Kapitel. Die Lectionen, welche diese Abschnitte anzeigen, sind möglichst kurz.

Die Grammatik von Burnouf, auf die zunächst zurückgegangen werden mußte, ist in vielen Stücken berichtigt, erweitert und umgestaltet. So z. B. hatte Burnouf die Lehre vom Accente an das Ende der Grammatik verwiesen. Die Zahladjektiven oder Zahlwörter nahmen bei diesem nur zwei Seiten ein, bei Dübner drei, aber sie sind vollkommen so geordnet, um die vollständige Theorie zu geben.

Selbst über die Multiplicativen ἁπλοῦς, διπλοῦς u. s. w., über die Proportionalen διπλάσιος und διπλασίων ꝛc., über die Adverbien ἅπαξ, δίς, τρίς und alle folgenden auf άκις, endlich über die Zahlsubstantive μονάς, δυάς, τριάς ꝛc. werden ungemein wichtige Einzelheiten mitgetheilt, die man gern dort findet.

Das Kapitel VI. über die Verben ist sehr klar und vollständig ausgearbeitet. Es umfaßt nur 53 Seiten. Nach dem Verbum εἰμί folgen wie überall die Verben in ω purum mit dem Paradigma λύω. 2: die kontrahirten Verben auf άω, έω, όω.

Eine Neuerung führt Dübner ein, die wir für sehr wichtig und ersprießlich halten. Wir haben uns bereits vor einer Reihe von Jahren dafür ausgesprochen. Er unterscheidet einfache Verben mit Präsensverstärkungen. Solche sind z. B. τύπτω, verstärktes Präsens von einem frühern τυπω, wovon Imperfekt, ἔτυπον (jetzt Aorist II.), ferner alle auf ττω und σσω, deren Radikal γ, κ, χ oder seltener δ, τ, θ ist. Diese Conjugation erstreckt sich bekanntlich nur auf Präsens und Imperfekt.

§. 90 behandelt die Verba in μι, gleichfalls auf eine theilweis neue Art.

§. 96 enthält die hauptsächlichsten, unregelmäßigen und mangelhaften Verben, die unter ganz neue Rubriken gebracht sind. In Vielem weicht er sehr von Burnouf ab, was natürlich genug ist, denn ohne die vergleichende Sprachforschung zu Hülfe zu nehmen, wird man hier stets sehr viele Standpunkte möglich finden. Ob z. B. der Stamm von λαμβάνω, λήψομαι — ληβ, λήβω sei, wie Burnouf will, oder λαβ, nasalirt mit Präsensverstärkung αν, wie Dübner (wir glauben mit Recht, obgleich auch Burnouf nicht ganz Unrecht hat), läßt sich durch bloße Vergleichung und Kombinirung des griechischen Sprachstoffes schwerlich ausmachen.

—el.

China.

Barbarische Diplomaten und diplomatische Barbaren.

Ein Beitrag zur chinesischen Frage.

Die Affaire am Peiho hat den Engländern mehr Schmerzen gemacht, als sie offiziell zugestehen mögen, und so beflissen sie sind oder scheinen, diese Scharte auszuwetzen, so dürften sie doch nicht ganz so leichten Muthes und mit solch selbstgenügsamer Zuversicht daran gehen, als früher, wo die Erfolge sie stolz gemacht hatten. Ein interessanter Aufsatz in der Revue des deux Mondes, überschrieben: La Diplomatie Anglaise et les affaires de Peiho, und von einem Manne (C. Lavollée) verfaßt, der an Ort und Stelle gewesen ist, wirft über diese hinterasiatischen Zustände ein überraschendes Licht und ist ganz geeignet, mehrere gäng und gäbe Urtheile über chinesisches Staatsthum und Verwaltungswesen zu berichtigen. Freilich ist das Zeugniß eines Franzosen, trotz der dicken Freundschaft, welche zwischen John Bull und Robert Macaire wieder bestehen soll, in derlei Dingen etwas verdächtig; indessen machen die gegebenen Daten und Urtheile durchaus den Eindruck großer Ruhe und Besonnenheit. Eine Anzahl englischer und chinesischer Dokumente geben überdies der Darstellung eine Grundlage, welche hinlänglich unser Urtheil unterstützen kann.

Die englische Regierung hat ein Blaubuch veröffentlicht, welches die Depeschen des Lord Elgin und die ganze diplomatische Korrespondenz desselben mit China von 1857 bis 1859 enthält. Darin sind nicht nur die Noten der chinesischen Diplomaten abgedruckt, sondern auch (in Uebersetzung) eine Anzahl Schriftstücke, welche man in den Archiven von Kanton gefunden hat, und welche zum Theil die Ansichten und geheimen Entschlüsse des Pekinger Kabinets hinsichtlich der Fremden enthalten.

Nach den Instructionen des Lord Clarendon, Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, sollte es Lord Elgin's erste Sorge sein, sich in den Meerbusen Petscheli zu begeben und sofort direkte Unterhandlungen mit dem Kabinette von Peking anzuknüpfen, um Abhülfe der Beschwerden in Kanton zu verlangen und die nöthigen Bedingungen zur Sicherung des Handels zu stellen. Lord Elgin kehrte sich nicht an diese Instructionen; im Einverständnisse mit dem Admiral Michael Seymour hielt er es nicht für gerathen, ein Ultimatum nach Peking zu bringen, um vielleicht eine abschlägliche Antwort zu erhalten und dann außer Stande zu sein, einen wirksamen Krieg zu beginnen; der Aufstand in Indien brach damals aus, und das französische Geschwader mit Baron Gros war noch nicht an Ort und Stelle.

Er blokirte also Kanton auf eigne Verantwortung und ließ die Diplomatie der Kanonen sprechen.

Die Lage war in der That mehr als sonderbar. Im Süden war der Kantonfluß blokirt; das englische Geschwader kanonirte und verbrannte hunderte von Dschonken. Es war offen erklärter Krieg. Im

Norden, zu Amoy, Ningpo, Schanghai überließen sich Engländer und Chinesen ruhig dem Handel und tauschten ihre Waaren aus. — Wenn man den Anspruch macht, den Chinesen das Völkerrecht zu lehren, sollte man es doch wenigstens zuerst selbst üben. In diesem Falle, scheint es, hätte England die Flaggen seiner Konsuln einziehen und alle seine Angehörigen auffordern sollen, das feindliche Gebiet zu verlassen. Dann hätte es der chinesischen Regierung seine Beschwerden auseinandergesetzt, seine Bedingungen gestellt und alle Beziehungen abgebrochen, bis es entweder durch die Diplomatie oder durch die Waffen Genugthuung erlangt hätte. Das wäre Völkerrecht gewesen; aber das war nicht die Ansicht des Handelstandes, der es vortheilhafter fand, seine Magazine an allen Orten, wo er sich nicht beunruhigt fand, offen zu behalten.

Der Verfasser bemerkt ferner hierzu, daß die Engländer bei den Verhandlungen sich wenig oder gar keine Mühe gegeben, die Chinesen zu verstehen und in ihre Anschauungsweise einzugehen. Die Chinesen beklagen sich in den offiziellen Berichten, die man zu Kanton gefunden, über die Treulosigkeit und das wetterwendische Wesen der Barbaren — vielleicht mit eben so vielem Rechte, wie umgekehrt die Engländer über die Chinesen. Und in der That, wenn sich zwei verschiedene Völker nicht verstehen, so sind es diese.

Die Engländer einestheils sehen auf die Chinesen, ihre Regierung, ihre stattlichen Einrichtungen und ihre ganze Kultur mit dem potenzirten Stolze des Europäers herab, und halten ihre Ideen von Völkerrecht, Humanität, Handel, für Dinge, für die man nöthigen Falles mit den Waffen Propaganda machen müsse; ihrer Macht trauen sie zu, den Sohn des Himmels zu entthronen und das feige Sklavenvolk zu unterwerfen.

Andererseits ahnt die chinesische Centralregierung zu Peking gar nichts von der Wichtigkeit und Gefährlichkeit, welche die rothhaarigen Barbaren für sie zu haben glauben; gewöhnt an größere oder kleinere Rebellionen in diesem oder jenem Landestheile, von den Verwaltungssorgen für ein ungeheures Reich in Anspruch genommen, endlich von einer nicht eben wahrheitsliebenden Bureaukratie umgeben, kann sich der Kaiser und die Centralverwaltung des Reiches gar nicht vorstellen, was eigentlich diese Westländer so treibt und drängt, um jeden Preis Handelsverbindungen zu suchen und deshalb solchen Unfug zu machen.

Sie erklären es sich, wie wir hier berichtet werden, aus einer unersättlichen Geldgier der Barbaren, und werden nur um so mehr in dem Stolze auf ihre Civilisation und nationale Herrlichkeit bestärkt. Sie denken, diese fremden Lumpe würden nicht zu uns kommen und mit aller Gewalt Geld an uns verdienen wollen, wenn es ihnen zu Hause gut ginge, wenn ihr Land sie ausreichend ernährte. Der Muth der Europäer ist für sie der Muth verzweifelter Menschen, die nichts zu verlieren haben. Nur wenige unglückliche Statthalter und Oberoffiziere haben richtigere Vorstellungen von der eigentlichen Macht der Fremden; diesen aber gebietet ihr eigenes Interesse, Alles so weit es nur irgend möglich ist, privatim abzumachen, und in Peking die Sache so darzustellen, wie sie dort in das herrschende System paßt. Trotz des Opiumkrieges, trotz der wiederholten Verträge und Friedensschlüsse, ist die Centralregierung des Kaisers zu Peking noch so gut wie unberührt geblieben von diesen Händeln, welche bereits so vielen hohen Mandarinen Amt und Würde gekostet; das Pekinger Kabinet denkt nicht daran, europäische Gesandte als Vertreter gleichberechtigter Mächte in der Hauptstadt zuzulassen, um die Interessen des Handels zu vertreten, um den es sich in seinem eigenen Reiche so gut wie gar nicht kümmert, obwohl das ganze Land eine einzige große Manufaktur ist. Wenn die Gesandten sich der Ceremonie des Kotu, d. h. einer Huldigung, die Vasallenschaft bedeuten würde, unterziehen wollen, so würde man sie allenfalls zulassen; aber was die Holländer in Japan gethan, dem werden die stolzen Lords von England in China sich nimmermehr unterziehen. Läßt aber der Kaiser von China europäische und amerikanische Gesandte auf gleichen Fuß zu, nistet sich ein englischer, französischer, russischer und amerikanischer Diplomat mit der gehörigen Suite ein, alsdann ist der kranke Mann fertig; das fünftausendjährige alte Reich mit seinen vorsündfluthlichen Einrichtungen würde dann reformirt werden sollen; man würde Propaganda für Christenthum, Baumwolle, Humanität, Steuerreform, Preßfreiheit, englisch-französische oder russische Buchstabenschrift machen, um die neue Aera herbeizuführen, um China mit den Wohlthaten der Civilisation zu beglücken. Man wundert sich darüber, daß die Chinesen so dumm sind und den Hals zurückziehen, den man ihnen abschneiden will. Der Kaiser hat offiziell noch eigentlich nicht Notiz von den Engländern und Franzosen genommen; das ist jedenfalls für einen Chinesen die klügste Politik, die er haben kann — vorausgesetzt, daß Nothwehr erlaubt ist.

Die wirklich unglaubliche Unwissenheit der Chinesen in Allem was fremde Nationen betrifft, die Achtung der herkömmlichen Vorurtheile, die Furcht vor Ungnade hindern die Provinzialbehörden, die Wahrheit zu sagen und der Regierung betrübliche Neuigkeiten einzuschicken. Daher kommt es, daß man in Peking noch fortwährend die Europäer als eine in Kultur niedriger stehende, unruhige, hinterlistige, geldgierige Menschenrace betrachtet, die man sich vom Leibe halten müsse.

Uebrigens gebietet der Kaiser durchaus nicht etwa, diese Barbaren systematisch zu chikaniren, oder ihnen das Wort zu brechen; er hat für sie selbst Gefühle der Nachsicht und väterliche Ausdrücke; wenn er befiehlt, ihre Forderungen zurückzuweisen, so bezieht er sich selbst auf die Verträge, und wünscht, daß man sie streng beobachte, aber ohne neue Concession. Er empfiehlt seinen Mandarinen je nach den Umständen ebenso wohl Milde, wie Drohung anzuwenden. Er ist überzeugt, der mildeste, gastlichste aller Fürsten zu sein und wenn er böse wird, so geschieht es, weil er nicht begreift, wie eine Hand voll Kaufleute dazu kommt, ihn bei jeder Gelegenheit mit zudringlichen oder ganz leeren Reclamationen zu belästigen.

Der von Lord Elgin in seiner Korrespondenz angeführte chinesische Rapport verdient Aufmerksamkeit, nicht blos, weil er über die vom Vice-König organisirten Widerstandsmittel Aufschluß giebt, sondern auch, weil er über die innere Verwaltung des Reiches einiges Licht verbreitet. Man sieht z. B., daß der Kaiser alljährlich einen Mandarin vom höchsten Range abschickt, um die Truppen in den Provinzen zu inspiciren, und daß diese Sendung, durch eine spezielle Entschließung übertragen, ganz und gar dieselbe ist, wie die eines General-Inspecteur's in Europa. In Militair- wie in Civilangelegenheiten ist das ungeheure Gebiet des chinesischen Reiches unter die Herrschaft der absolutesten Centralisation gestellt. Jeder Beamte ist verantwortlich, und es handelt sich hier nicht um eine vernünftige, natürliche Verantwortlichkeit, welche in gewissen Fällen durch unvorhergesehene Zufälle oder durch überlegene Macht aufgehoben werden kann; es ist eine fast barbarische Verantwortlichkeit, die mit Nothwendigkeit verurtheilt ist, in der Ausführung der übertragenen Befehle Erfolg zu haben. Der Offizier wird degradirt, wenn seine Truppen sich schlecht schlagen; der Vice-König wird abgesetzt, wenn er mit den Engländern nicht zu Stande kommt. Es giebt keine Entschuldigung für widrige Schicksale, keine Milderung in der Strafe. Fern davon, den Muth im Unglück zu ehren, zermalmt der kaiserliche Wille die Besiegten; Ungnade, bisweilen Hinrichtung ist die Folge der geringsten Einbuße. Eine unerbittliche Politik, die indeß erklärlich wird durch die Bedingungen der chinesischen Regierung selbst. Um dreihundert Millionen Menschen unter demselben Gesetze zu halten, um so viele Provinzen, größer als Königreiche, zu verwalten, müssen der Kaiser und seine Minister des passiven Gehorsam's gewiß sein und auf die unbedingte Ausführung des einmal gegebenen Befehles rechnen können. Bemerkungen, Einwände, selbst Rathschläge werden schon übel aufgenommen und als Empörung betrachtet.

Die Folge davon ist natürlich, daß die Beamten aus Furcht unvollständige, ungenaue oder ganz falsche Berichte einschicken, kleine Schwierigkeiten vertuschen, größere verkleinern oder entstellen, sich selbst kriegerische oder diplomatische Triumphe zuschreiben u. s. w.

Dies ist die natürliche Folge einer übergroßen Verantwortlichkeit, welche auf den Mandarinen lastet, und die Ursache der meisten Konflikte, die seit zwanzig Jahren mit China ausgebrochen sind. Die chinesische Politik geht darauf hinaus, die Fremden möglichst fern zu halten; und sie hat in der That ganz Recht, da, wie uns Herr Lavollée ausführlich nachweist, das chinesische Reich, so reich an Natur- und Industrieerzeugnissen ist, daß es die Fremden in keiner Weise bedarf. Auch das ist klar geworden, daß die chinesische Regierung in Peking, Dank ihrem Systeme und den Vertuschungen ihrer Mandarinen, bisher die eigentliche Natur der Sache gar nicht gekannt, daß sie also nicht die geeigneten Mittel ergriffen hat, um die wirklich über alles Maaß hinausgehenden unverschämten Forderungen der Engländer mit der richtigen Münze zu bezahlen. Die Art und Weise, wie Lord Elgin z. B. die offiziellen Abgesandten des Pekinger Kabinetes zu Tien-Tsin behandelt hat, ist wirklich empörend. „Wenn er sich einer ähnlichen Sprache gegen den Minister des kleinsten Fürsten in Deutschland (ei!!!) erlaubt hätte, man würde ihm seine Depeschen zurückgeschickt haben."

Wir finden durchaus nicht, daß die Berichte der chinesischen Beamten in ihren Urtheilen über die Europäer so ganz falsch und erlogen sind, wie selbst Herr Lavollée meint. Die Engländer, und hinterher die andern Mächte, welche Kriegsschiffe dorthin entsandt haben, gehen darauf aus, durch eine Menge verwerflicher Kniffe sich Rechte und eine Stellung zu erzwingen, welche den vollständigen Sturz des chinesischen Systemes nach

sich ziehen müßte; aus den bescheidenen Kaufleuten sind gewaltthätige Dränger geworden. Es handelt sich nicht darum, ob dieses System gut oder schlecht ist, ob es auf diese oder jene Weise stürzen werde, sondern darum, ob eine asiatische Regierung das Recht habe, ihr eigenes Recht behalten zu wollen, und Verbindungen abzulehnen, welche sie nicht für vortheilhaft hält.

Unser Gewährsmann giebt zu, daß die vorgeblichen Interessen des Christenthums, der Civilisation, des Völkerrechts 2c. Fabeln sind, mit denen man Sand in die Augen des an diese Redensarten gewöhnten Publikum's in Europa streut. Das Christenthum brauche und verlange keine Seesoldaten zum Schutze; was die Civilisation betreffe, so hätten die Chinesen ihre eigne und seien damit vollkommen zufrieden; was das Völkerrecht beträfe, so wären es gerade die Engländer, welche es offen verletzten. Der Kernpunkt sei, England brauche Märkte, Märkte und wieder Märkte, um seine Waaren abzusetzen; China sei aber aus verschiedenen Gründen nicht so profitabel gewesen, als man nach dem Opiumkriege gehofft habe.

1842 betrug das ganze englische Geschäft mit China, den Verkehr Indiens einbegriffen, 200 Millionen Francs. „Diese sich stufenweise erhebende Ziffer hat in den letzten Jahren 500 Millionen erreicht. Der Fortschritt ist also sehr merklich; indessen hat er doch nicht den Erwartungen entsprochen, die man seit dem Abschlusse des Vertrages von Nanking gehegt hatte. Wenn der ungesetzliche Opiumhandel sich zum Vortheil Indiens ausgedehnt hat, wenn die Ausfuhr von Thee und Seide aus China nach England bedeutend gewachsen ist, so haben die Sendungen der Hauptstadt in Fabrikprodukten, Geweben u. s. w. nicht den gehofften Absatz gefunden. Daher ein schwerer industrieller und politischer Rechnenfehler; denn die Unternehmungen und Kriege Großbritanniens in Asien sind nichts, als eine unaufhörliche Eroberung neuer Märkte für die Manufakturen. Es wäre Unrecht, den chinesischen Tarif anklagen zu wollen, welcher mit seinen Taxen von etwa fünf Procent sicher zu den gastfreundlichsten der Welt gehört."

Die Engländer brechen also die Gelegenheit so zu sagen, vom Zaune, um neue Streitigkeiten hervorzurufen; Mißverständnisse, Versehen und Ausschreitungen der Mandarinen, Schwierigkeiten bei den Durchgangsmauthen im Innern des Reiches u. s. w. müssen den Anlaß geben, um Krieg beginnen und neue Märkte erobern zu können. Noch mehr Handelsstationen an der Küste, Einlaufen in den Yang-tse-kiang und unmittelbarer Verkehr mit den Städten an diesem Flusse, freier Handel mit Paß durchs ganze Reich, Aufnahme eines Gesandten zu Peking, Gebrauch der englischen Sprache in dem diplomatischen Verkehr (sehr bequem in der That!), das sind die Punkte, die Lord Elgin zu Tien-Tsin den Chinesen diktirte.

„Wenn China richtig berathen wäre — sagte daselbst der Dollmetscher desselben, Mr. Lay, in Gegenwart der Franzosen — so würde es sich Großbritannien zum Freunde machen und in diesem Falle nichts von den andern Mächten zu fürchten haben. Großbritannien ist die wichtigste der Nationen, die in Sachen des chinesischen Reiches betheiligt sind."

Sehr englisch gesprochen; und die Franzosen haben es sich wohl gemerkt. England denkt aus dem chinesischen Kaiser eine Puppe zu machen, wie aus dem Sultan, und das Land à la Spanien und Portugal seines baaren Metalles zu entleeren, wenn es nur einmal seine Hand an der großen Staatskurbel in Peking hätte. Deshalb soll der Sohn des Himmels sein ganzes inneres Steuersystem ändern, alle binnenländischen Zollschranken, von deren Bestehen man erst in ganz junger Zeit Kunde bekommen hat, aufheben; kurzum, das System des free trade ohne weiteres annehmen, damit die Fabrikanten von Liverpool und Manchester Absatz haben, Geld verdienen und ihre Arbeiter beschäftigen können.

„Jede Provinz hat in China ihr besonderes Budget, welches zu gleicher Zeit ihren laufenden Ausgaben genügen und eine größere oder geringere Summe zur Verfügung der Centralregierung stellen muß für die allgemeinen Ausgaben des Staates. Die Statthalter der Provinzen schreiben also die Steuern aus, die für nöthig erachtet werden; sie vermehren und vermindern sie je nach den Umständen, reguliren die Tarife der Zollämter an den Grenzen ihres Territoriums, so daß die Regierung zu Peking gar nicht zu wissen braucht, wie das ihr eingesandte Geld aufgebracht worden ist. Zu verlangen, daß in einem so ungeheuren Reiche die Centralgewalt in alle Einzelheiten der Ausgabe und Einnahme eingehe, daß sie sich mit den an den Gränzen jeder Provinz erhobenen Gefällen beschäftige, wäre in der That so viel als das Unmögliche verlangen. Uebrigens ist es wahrscheinlich, daß diese Durchgangszölle eben so wohl von chinesischen, als von fremden Waaren erhoben werden, was die Schwere des Vorwurfes, den man der chinesischen Regierung gemacht hat, bedeutend mindern würde. Endlich beklagen sich die englischen Kaufleute über den Bund der einheimischen Kaufleute, welche, durch das Einführungssystem begünstigt, und im Alleinbesitze des inneren Marktes, den Europäern das Gesetz diktirten, nach ihrem Belieben Steigen oder Fallen der Preise machten, und so unter einer anderen Form die Mißbräuche herstellten, die man hatte unterdrücken wollen, indem man durch den Vertrag von 1842 die Corporation der Han aufhob."

So lange der Waarentausch nur auf einige Hafenplätze beschränkt ist, werden die einheimischen Kaufleute, welche denselben vermitteln, stets eine Corporation bilden und eine Art Monopol haben.

„Die Anschuldigungen der Chinesen wegen Wortbrüchigkeit zerfallen zum größten Theile vor der einfachen Auseinandersetzung der Thatsachen. Nichts deutet darauf hin, daß das Kabinet von Peking systematisch und mit Absicht darauf hingearbeitet habe, durch Akte der innern Verwaltung die Wirkung der 1842 zugestandenen Concessionen zu vernichten. Alles führt uns vielmehr zu dem Glauben, daß es sich sehr wenig um den Fortschritt, wie um den Rückschritt des fremden Handels kümmert. Denn im Vergleich mit den ungeheuren Ziffern der Production und des Verbrauches, welche die Statistiker in Betreff China's anhäufen könnten, sind die Quantitäten ein- und ausgeführter Waaren ganz und gar unbedeutend. Die Theekisten und Seidenballen, die nach Europa und Amerika spedirt werden, bilden nur einen unendlich geringen Theil der Gesammtproduction; die Einfuhr englischer Zeuge hat gar keinen Einfluß auf die Lage der einheimischen Manufakturen, und es scheint nicht, daß die chinesische Regierung sich mit einer Schutzoll- oder Einfuhrverbindungspartei herumzuschlagen habe. Eine politische Tradition regelt ihre Haltung gegenüber den Fremden; das Handelsinteresse hat keinen Werth in ihren Augen.*

Aber das, was für die chinesische Regierung nichts ist, das ist für die fremden Mächte, welche an die Thore des Reiches pochen, Alles oder fast Alles, und Lord Elgin fand in der Instruction die Punkte angegeben, auf die er beim Kabinet von Peking im Interesse des Tauschhandels besonders zu bestehen hätte. Herabsetzung der Zoll- und Transitabgaben, Oeffnung neuer Häfen mit der Erlaubniß für die Fremden die großen Handelsplätze entlang des Jang-tse-kiang zu besuchen, das war das ihm vorgezeichnete Programm. Wenn er, gemäß der erhaltenen Weisung, nach Kanton zurückgekehrt wäre, um dort mit dem an Stelle des gefangenen Yeh ernannten kaiserlichen Commissair zu verhandeln, so hätte er wahrscheinlich und ohne große Schwierigkeit die Revision der Tarife und die Zulassung der Europäer in einigen Häfen erlangt; aber das Recht in China herumzuwandern und den Jang-tse-kiang hinaufzufahren, würde hartnäckig verweigert worden sein; denn diese anscheinend so einfache Frage enthält verwickelte Einzelheiten, bei welchen die Prinzipien der Regierung selbst und die Polizei des Reiches in's Spiel kommen. „Die fremde Bevölkerung, welche im fernen Osten Glück machen will, besteht nicht blos aus friedlichen Kaufleuten, die sich den Gesetzen fügen und den Weisungen ihrer Konsuln gehorchen, sondern auch aus Abenteurern, die weder Heimat noch Konsuln haben und von dem Tage an, wo sie freies Feld hätten, sich unter dem Vorwande des Handels im Innern einnisten, die Chinesen in ihren Gewohnheiten beunruhigen, die Mandarinen um ihren Kopf bringen und überhaupt große Unordnungen hervorbringen würden."

Das Benehmen der Engländer im Verkehr mit den Chinesen wird sehr getadelt; sie hätten in Indien gelernt, sich herrisch und übermüthig zu betragen und bei jeder Gelegenheit die Asiaten zu prügeln; sie thäten das auch in Kanton, und wenn durch die Rohheit ihrer Matrosen u. s. w. Streitigkeiten und Schlägereien entständen, so müßten es bei dem barschen Auftreten der englischen Behörden, welche die Mandarinen einschüchterten, gewöhnlich die Eingebornen büßen. Man begreift hieraus, warum die Briten in Kanton nicht gerade beliebt sind und sich fortwährend über den Haß der Chinesen beklagen.

Am 28. December 1857 nahmen, wie man weiß, die Alliirten Kanton — ein Ereigniß, das dem von seinen Commissairen getäuschten Kabinet immer noch nicht die Augen über die wahre Natur dieses Ereignisses öffnete, obgleich ein so hoher Beamter, wie Yeh, gefangen worden war. Der Grund lag vornehmlich darin, daß man dem alten Gouverneur Pi-

* Es ist bereits früher im „Magazin" darauf hingewiesen worden, daß die Einfuhr ausländischer Gewebe und anderer, namentlich baumwollener und seidener Fabrikate in China stets mit Verlusten für die Absender verknüpft sei, weil jeder ländliche Haushalt in China die produzirte Baumwolle und Seide selbst zu Geweben verarbeitet und so wohlfeil herstellt, daß alle Konkurrenz des Auslandes unmöglich ist. D. R.

zwei die Verwaltung der Stadt gelassen hatte, daß also die Autorität des Kaisers nicht angetastet schien und Gelegenheit gelassen war, in den offiziellen Berichten die eigentliche Natur der Sache zu vertuschen.

Nun fing erst der diplomatische Feldzug an. Lord Elgin und Baron Gros beschlossen, an den ersten Minister eine ausführliche Note zu senden, um den Zweck ihrer Mission anzugeben und die Hauptstücke des Vertrages, den sie zu schließen wünschten, vorzuschlagen. Der russische Gesandte, Graf Putiatin, und der amerikanische, Mr. Reed, wurden eingeladen, sich den Forderungen anzuschließen. Sie thaten das auch, da es dem Grafen Putiatin, der schon von Kiachta und dann später vom Peiho aus vergeblich um seine Zulassung in Peking angehalten hatte, nicht besser ergangen war, als den Engländern. Dem Amerikaner war es eine gefundene Gelegenheit, so nebenbei einen Profit zu machen und in den Besitz von Rechten zu kommen, die seinen Landsleuten ganz erwünscht sein durften.

Man war also übereingekommen, daß die Vertreter der vier Mächte gleichzeitig der kaiserlichen Regierung ihre Vorschläge übermachen sollten, und zwar unter der Adresse des ersten Ministers und durch Vermittlung des General-Gouverneurs der beiden Kiang und des Gouverneurs von Kiang-su, der Provinz, worin Schanghai gelegen ist. Mr. Oliphant, Secretair Lord Elgin's, und Hr. v. Contades, französischer Gesandtschaftssecretair, wurden mit Ueberbringung der Depeschen beauftragt, deren Einhändigung in Su-tschu am 26. März 1858 stattfand. Der Gouverneur nahm die beiden Herren sehr freundlich und höflich auf und versprach, die Noten ohne Verzug nach Peking zu expediren.

Den Hauptinhalt der Note des Lord Elgin vom 11. Februar theilt unser Gewährsmann nach dem englischen Blaubuche mit: Erinnerung an die Ereignisse von Kanton, Klagen über die verschiebenden und ausweichenden Antworten des Vice-Königs, Versprechen sich vorläufig weiterer Feindseligkeiten zu enthalten, Forderung eines hinlänglich beglaubigten Vertreters der Regierung, um mit den beiden Europäern zu verhandeln; endlich die einzelnen Punkte: Revision der Zolltarife, der Binnenzölle, Zulassung des fremden Handels in einer größeren Anzahl von Häfen und in den Hauptflüssen, Unterdrückung der Seeräuberei, Herstellung einer wirksamen Küstenpolizei gegen dieselbe u. s. w.

Vom Opium spricht Lord Elgin kein Wort, dagegen erwähnt er zwei wichtige Fragen, die Zulassung der fremden Gesandten zu Peking und die Behandlung der Christen.

Die Noten der anderen Vertreter mögen ähnlich gewesen sein. Im Grunde genommen war es ein Ultimatum: Wenn zum bestimmten Datum keine Antwort eintreffe, so werde er (Lord Elgin) unverzüglich, ohne Kriegserklärung, die geeigneten Mittel ergreifen. Während des März 1858 erwarteten Lord Elgin und Baron Gros zu Schanghai die Antwort.

Sie langte an, datirt vom 21. März, nicht direkt vom kaiserlichen Minister, sondern von den obenerwähnten Gouverneuren gemeinschaftlich unterzeichnet, die als Vermittler gedient hatten.

„Wir haben uns beeilt, die Mittheilung, die Ew. Excellenz uns für den Staatssecretair Yu-sching geschickt hat, versiegelt nach Peking zu übermachen. Wir erhalten eben von dem Staatssecretair folgende Depesche:

„Ich habe den an mich gerichteten Brief gelesen und habe mich über die ganze Angelegenheit informirt. Im Neumonde des vorletzten Jahres (Oktob. 1856) haben die Engländer die Kanonen auf die Stadt Kanton gelöst; sie haben die öffentlichen Gebäude wie die Privathäuser bombardirt und angezündet, und die Befestigungen angegriffen und erstiegen. Die Bürgerschaft und das Volk der Stadt und der Vorstädte haben den Pallast Yeh's umringt und den Vice-König gebeten, eine Untersuchung anzustellen und Sicherheitsmaßregeln zu ergreifen. Dies ist allen Fremden bekannt. Die Entführung eines Ministers und die Einnahme einer unserer Hauptprovinzialstädte sind Dinge, die in der Geschichte der Vergangenheit ohne Beispiel sind! Seine Majestät der Kaiser ist großmüthig und voll Klugheit. Er hat geruht, durch Dekret Yeh wegen seiner schlechten Verwaltung vom Posten eines Oberstatthalters der beiden Kuang abzusetzen, und nach Kanton Seine Excellenz Huang als kaiserlichen Kommissarius abzuordnen, um den Stand der Dinge zu prüfen und unparteilich zu entscheiden. Es ist also nöthig, daß der englische Gesandte sich nach Kanton begebe, um dort seine Vorschläge unterzubreiten. Kein kaiserlicher Kommissarius kann Geschäfte zu Schanghai unterhandeln. — Da die Ordnungen des himmlischen Reiches jedem Beamten die Grenzen seiner Befugnisse vorzeichnen, und sich die Diener der chinesischen Regierung gewissenhaft nach dem Prinzipe zu richten haben, welches ihnen allen Verkehr mit Fremden untersagt, so würde es nicht passend sein, wenn ich dem englischen Minister persönlich antwortete. Machen Sie ihm also Mittheilung von Allem, was ich Ihnen eben gesagt, und so wird seine Note nicht ohne Beantwortung bleiben.

„Wir bemerken hier, daß unter dem Datum, wo Ew. Excellenz aus Kanton schrieb, Sie noch nicht wußten, daß Se. Majestät der Kaiser einen andern kaiserlichen Kommissarius in der Person Huang's, des neuen Generalstatthalters, abgesandt hatte, um eine Untersuchung anzustellen und eine Entscheidung über die ganze Sache zu geben. Wir beeilen uns denn, Sie zu benachrichtigen, daß Huang schon auf dem Wege nach Kanton ist, damit nach dieser Mittheilung Sie den vorgezeichneten Weg einhalten können, der sicher zu einer freundschaftlichen Lösung aller Schwierigkeiten führen wird."

So weit die chinesische Depesche — das war aber nicht das, was Lord Elgin und seine Verbündeten wollten. Es lag ihnen gar nicht daran, zu Kanton mit einem neuen Statthalter zu unterhandeln und die Schwierigkeiten auf gütlichem Wege beizulegen; sondern, was sie beabsichtigten, war, die chinesische Regierung zu zwingen, von ihrem Prinzipe in Behandlung der auswärtigen Angelegenheiten abzugehen.

Sie beschlossen also, ihr möglichst nahe auf den Leib zu rücken. Am 20. April 1858 kamen sie an der Mündung des Peiho an, und Lord Elgin ließ dem ersten Minister in Peking eine vom 24. datirte Depesche übermachen, in welcher er, auf die gepflogene Korrespondenz von Schanghai Bezug nehmend, gebieterisch die Absendung eines kaiserlichen Oberbeamten verlangte, der innerhalb sechs Tagen einzutreffen habe und vom Kaiser genügend beglaubigt sein müsse, um einen Vertrag zu schließen. Am 28. langte eine Antwort von Tou, Generalstatthalter von Petschili an, mit der Meldung, daß er mit zwei anderen Mandarinen beauftragt sei, die Unterhandlungen zu eröffnen. Da in diesem Schreiben der Name der Königin Viktoria nicht auf derselben Linie mit der des Kaisers stand, so schickte es Lord Elgin zurück und erhielt den 30. eine Abschrift desselben Schreibens, in welchem der Fehler gehoben war. In einer Nachschrift war die Schuld auf den Schreiber geschoben.

Da Lord Elgin wissen wollte, ob die Abgeordneten auch wirklich genügende Vollmacht hätten, einen Vertrag zu unterzeichnen, so schleppten sich die Formelstreitigkeiten noch bis zum 10. Mai hin, und als am 17. Graf Putiatin nach einem Briefe, den er von Tou erhalten hatte, die Meldung machte, daß sich der Kaiser absolut weigere, fremde Gesandte in Peking anzunehmen, so erklärte Lord Elgin am 20. den Mandarinen, daß er sich der Hauptstadt nähern werde, und forderte sie auf, den Verbündeten die Festungswerke von Taku, welche die Einfahrt in den Peiho decken, zu übergeben. Nach einem Kampfe von zwei Stunden wurden sie noch am selben Tage genommen, und am 29. Mai fuhren Lord Elgin, Baron Gros, Graf Putiatin und Mr. Reed bis nach Tien-tsin hinauf.

Hier ist nun der Ort, wo die Chinesen zur Schließung eines Vertrages gezwungen wurden, welcher seiner Konsequenz nach ihr ganzes Reich in die Hände der Engländer geben und den Kaiser zu einem zweiten Mogul machen würde. Wir können uns in eine ausführliche Erzählung der Verhandlungen nicht einlassen; diesen Eindruck aber machen sie, daß die armen chinesischen Commissaire, deren Kopf in Peking verpfändet war, buchstäblich haben Blut schwitzen müssen. Sie mußten das kaiserliche Siegel von Peking schaffen, ja sogar ein neues Wort- und Schriftzeichen schmieden, um den Begriff „Bevollmächtigter" auszudrücken, weil die chinesische Sprache kein Wort dafür hatte.

Man scheint in Peking damals denn doch zur Erkenntniß der Gefahr gekommen zu sein; den beiden Kommissaren, Kwei-liang, Staatsobersecretair, und Hua-schana, Vorsitzender der Civilangelegenheiten, die sich in solcher Drangsal befanden, wurde der alte Ky-ing, der 1842 und 1844 Hauptunterhändler in Kanton gewesen und später beim Thronwechsel wegen seiner Fremdenfreundlichkeit in Ungnade gefallen war, zu Hülfe geschickt. Schnell mit einem neuen Titel versehen, sollte der tief gefallene Greis den Sturm beschwören und die Sache in's Reine bringen.

Er wußte, daß er dem Opfertode entgegenging, daß er kein Mittel in den Händen habe, dem kaiserlichen Willen zu entsprechen, als Thränen und flehende Bitten an die stolzen Ausländer; wenn sie sich erweichen ließen, den Strom wieder hinabzufahren und von der Küste aus zu unterhandeln, so rettete er seinen Kopf; doch die klugen Diplomaten thaten das dem alten Europäerfreunde, der zu seiner Zeit als gebildeter und vorurtheilsfreier Chinese in allen Blättern gepriesen wurde, nicht zu Liebe. Am 11. Juni hatte er sein nachträglich ertheiltes Amt als kaiserlicher Kommissar an Stelle der oben genannten angetreten, und am 25. erwürgte sich der zweiundsiebenzigjährige Alte.

Man hat unter den zu Kanton gefundenen Schriftstücken auch einen Bericht entdeckt, der dem kaiserlichen Kabinet ein Bild von den Europäern, ihren Sitten und ihrem Charakter entwirft, und wundert sich,

daß derselbe so wenig schmeichelhaft ausgefallen, nachdem man den Berichterstatter so lange für einen großen Europäerfreund gehalten. Indeß man muß bedenken, an wen er schreibt, und daß ein Chinese auch recht gut gewisse Schwächen an uns herausfinden kann, die wir selber nicht merken oder merken wollen. „Was das Ceremoniel betrifft, so lieben diese Barbaren, sich mit prächtigen Titeln auszustaffiren, zu denen sie kein Recht haben; wenn man ihre kindischen Ansprüche herabsetzen und sie wie die tributpflichtigen Völker behandeln wollte, so würden das Zänkereien ohne Ende sein. Sie verstehen nichts von den Schicklichkeiten (chinesischen) und sind ebenso eingebildet als unwissend" u. s. w. Ky-ing verblümt hier sein Abweichen von den Etiquettenregeln in der Unterhandlung mit den Engländern.

So wurde denn endlich der Vertrag mit Kwei-liang über fünf Punkte geschlossen:

1. Gebrauch der englischen Sprache in dem offiziellen Notenwechsel.
2. Duldung des Christenthums.
3. Theilnahme der Engländer an der Unterdrückung des Seeraubes.
4. Revision der Tarife u. s. w.
5. Oeffnung des Jang-tse-kiang und freier Verkehr im ganzen Reiche.

Da die Russen und Amerikaner sich befriedigt erklärt und ihre Verträge bereits ausgetauscht erhalten hatten, so mäßigte sich endlich auch Lord Elgin und Baron Gros, und man stand von der Zulassung der Gesandten in Peking vorläufig ab, da die Chinesen dagegen Alles in Bewegung setzten.

Am 26. Juni wurde der Vertrag unterzeichnet; am 30. erhielt man Nachricht, daß der Kaiser Kenntniß genommen; doch bestand man darauf, die Ratification Schwarz auf Weiß zu sehen. Sie langte am 4. Juli an, und am 6. zogen die Verbündeten, nachdem sie den Chinesen ihren Abschiedsbesuch im Tempel des Geistes der Winde gemacht, von Tien-tsin ab.

Lord Elgin ermaß recht wohl die Tragweite des von ihm erzwungenen Vertrages; in der offiziellen Depesche, die er darüber seiner Regierung zugehen ließ, schreibt er: „Die erlangten Concessionen sind in den Augen der chinesischen Regierung nichts weniger, als eine wahre Revolution, und schließen ein theilweises Abgehen der heiligsten Prinzipien in sich, auf welchen die traditionelle Politik des Reiches beruht."

„Macht man eine solche Revolution in fünf, oder selbst in zwanzig Tagen?" fragt unser französischer Gewährsmann. Wir glauben's auch nicht, und fürchten fast, daß sich hier die Engländer etwas zu Viel zugemuthet haben. In dem Hasse gegen die Fremden sind Regierung und Volk in China einig; das wird uns auch hier bestätigt; wenn die Chinesen uns Europäern nur einige kriegerische Künste ablernen, wenn sie ihre tüchtigen Tatarentruppen und die keineswegs feigen Chinesen (wir berufen uns hier auf das Zeugniß von Huc und anderen) europäisch drillen und mit Kanonen und guten Gewehren bewaffnen, wobei Bruder Jonathan und Iwan Wutki ein gutes Geschäft machen können, so dürften selbst die vereinigten Kräfte Englands und Frankreichs nicht ausreichen, den Chinesen etwas Ernstliches anzuhaben. Was sind 20,000 Mann in einem so ungeheuren Lande, wenn es nur einigermaßen feindselig gesinnt ist? Im Opiumkriege war das ganz was anders; damals kümmerte sich der friedliche Chinese gar nicht um die Sache, und die Milizen rissen aus, weil sie beispiellos schlecht bewaffnet waren. Die Affaire am Peiho ist das erste Merkzeichen, daß die chinesische Regierung sich nicht mehr über die geringe Gefährlichkeit der Fremden täuscht, daß sie zu ernstlichen Mitteln der Abwehr greift. Sie hat ihre tatarischen Kerntruppen in Bewegung gesetzt und in der kurzen Zeit ihre Artillerie derart verbessert, daß selbst die Engländer vor ihr Respekt bekommen haben. Es ist dies, wie man aus dem Obigen ersehen haben wird, die ganz natürliche Antwort auf die englische Kanonendiplomatie. Wenn sich das Pekinger Kabinet englische und französische Gesandte in Kriegsschiffen bis vor die Thore der Hauptstadt erst bringen läßt, so ist es schon so gut, als ob es abgedankt hätte; es ist dies etwa so, als wenn ein französischer Gesandter nach Wien, Berlin oder Petersburg mit einem ganzen Armeecorps kommen wollte, um dort seine Kreditive zu überreichen.

England's Lage der Sache gegenüber ist keine angenehme; nicht blos seine Ehre ist verpfändet, sondern auch sein ganzer Ruf, der Zauber seiner Macht steht auf dem Spiele in Asien, wie in Europa. Indien ist vorläufig beruhigt, nimmt aber die Wachsamkeit Englands derartig in Anspruch, daß es mit indischen Kräften in China nicht viel wird machen können.

Der Stand der europäischen Angelegenheiten ist auch nicht günstig für eine glänzende Machtentfaltung in Ostasien, und wenn die französische Hülfe, schon vorher theuer genug erkauft, eine Rache an China ermöglichen soll, so fürchten wir fast, daß es den Engländern wie dem Pferde in der Fabel ergehen könnte, das den Menschen aufsitzen ließ, um den verhaßten Hirsch zu jagen. Mephistopheles schenkt nichts, und es ist der Gipfel der Verblendung, wenn Palmerston und Russell sich etwa für so gescheidt halten, den schweigenden Mann an der Seine hinters Licht zu führen und ihn im Interesse der englischen Baumwollenfabrication auszubeuten. Wir werden ja bald genug sehen, wie die neue Odyssee abläuft.

Unter den zu Kanton gefundenen Schriftstücken findet sich auch eins, welches auf den Standpunkt Licht wirft, von dem aus offiziell das Christenthum betrachtet wird. Die Stelle ist nur kurz und enthält die Auskunft, die ein Mandarin auf Befragen des Kaisers darüber giebt: „Diese Sekte empfängt ihren Zuwachs fast nur unter dem gemeinen Volke, und zählt keinen Literaten (Gelehrten) in ihrer Mitte. Ihre Bücher sprechen von einem Jesus, der auf ein Kreuz genagelt worden ist. Sie ermahnen zur Tugend und zu guten Werken. In gewöhnlicher Zeit sind die Christen nicht gefährlich; aber, da unter ihnen eine große Einheit der Lehre besteht, so wäre es möglich, daß in aufgeregten Zeiten ein kluger Häuptling unter ihnen aufstände, der das Volk mit sich fortrisse und Unruhen erregte."

Australien.

Die ersten Entdeckungsreisen nach Australien.

Im Auftrag der Haklnyt Society ist eine Sammlung von höchst wichtigen, bisher nur wenig oder gar nicht bekannten, auf die erste Entdeckung Australiens bezüglichen, französischen und holländischen Manuskripten in englischer Uebersetzung veröffentlicht worden, der als Einleitung ein interessanter Ueberblick der Anfänge und des Verlaufs der australischen Entdeckungsgeschichte vorangeht.* Wie Seneca in jenen berühmten Versen seiner „Medea" die Entdeckung einer neuen Welt vorhersagt, finden sich schon im Aristoteles, Plato, Aelianus und Aratus Stellen, die den Glauben an die Existenz eines großen südlichen Kontinents beurkunden, auf welche auch einige merkwürdige Zeilen in dem „Astronomicon" des Manilius hindeuten. Die Ehre der ersten Entdeckung Australiens ist von Einigen, mit Berufung auf Marco Polo, den Chinesen zuerkannt worden, während von europäischen Nationen die Holländer, Spanier, Portugiesen und Engländer sie in Anspruch nehmen; der Verfasser des gedachten „Ueberblicks" entscheidet jedoch die Frage zu Gunsten der Portugiesen, die, wie er glaubt, den australischen Kontinent zwischen den Jahren 1511 und 1529, ganz sicherlich aber vor dem Jahr 1542 entdeckt haben. Auf den alten Karten erscheint Australien zuerst unter dem Namen La Grande Jave oder „Lande von Java;" in der Länge ist kein bedeutender Unterschied, die Breite im Norden ist vollkommen richtig angegeben und die westliche Küste kommt in ihren allgemeinen Umrissen der Wirklichkeit ziemlich nah. Auf der Ostseeküste sind mehrere Flüsse verzeichnet, und die Inseln und Felsenriffe stimmen mit denjenigen überein, welche das heutige Neu-Holland begränzen. Auf einer Karte, welche zur Erläuterung der Reisen Drake's und Cavendish's dient und das Wappen der Königin Elisabeth trägt, ist sogar die Torresstraße angegeben, und in einem 1598 zu Löwen erschienenen Werke wird von der Terra Australis gesagt, daß sie zwei oder drei Grade vom Aequator beginne und daß sie, „wenn vollständig erforscht, als ein fünfter Welttheil betrachtet werden würde." Von den Spaniern erwarben sich Torres und Quiros, „ein Name, der nur dem des Columbus nachsteht," von den Holländern Tasman die größten Verdienste um diese Erforschung, und über ihre Reisen und die ihrer Nachfolger enthalten die jetzt veröffentlichten Dokumente manche interessante Einzelheiten. Indeß blieb die Kenntniß des „fünften Welttheils" bekanntlich nur Stückwerk, bis er durch den gefeierten Cook definitiv in das Gebiet der geographischen Wissenschaft eingeführt wurde.

Entdeckungen in Süd-Australien.

Die wichtigen Entdeckungen, die Mr. Stuart auf einer neulichen Reise in der Schwester-Provinz von Süd-Australien gemacht hat, werden, wie folgt, so in einem australischen Blatte beschrieben:

Mr. Stuart kehrte am 17. Juli in dem Dampfboote „Marion" von Port Augusta nach Adelaide zurück, nach einer Abwesenheit von 6 Mo-

* Early Voyages to Terra Australis, now called Australia. Edited, with an Introduction, by R. H. Major.

naten. Die Gesellschaft bestand außer ihm aus zwei Personen, und sie hatten etwa vier Pack- und vier oder fünf Reitpferde mit sich. Mr. Stuart's erstes Geschäft war, die von ihm vor einiger Zeit entdeckten und beschrittenen Pfade aufzusuchen und blos zu legen. Als er damit fertig war, brach er mit seinen Gefährten zu einer abermaligen Forschungsreise auf, und das Ergebniß ist die Entdeckung eines ungeheuren Landstriches gewesen, der an Pracht der Weidegefilde und Wasserüberfluß Alles übertrifft, was man bisher gefunden hat. Der durchmessene Raum geht dreihundert Meilen (engl.) über den äußersten Punkt hinaus, welcher von Mr. Babbage und Major Warburton erreicht wurde, und die Gegend erwies sich als überaus üppig. Mr. Stuart brach von den „Emerald-Springs" anfangs April auf und erreichte 26° südl. Breite den nördlichen Gränzdistrikt der Kolonie um Mitte Mai, und während dieser ganzen Reise hin und zurück, fehlte es seiner Angabe nach keinen Tag an Wasser. Das durchreiste Land waren der Hauptsache nach weite Ebenen, mit zahllosen Hügelchen von hundert bis hundert und fünfzig Fuß Höhe besäet, von deren Gipfeln Quellen frischen Wassers ausgingen, die Ebenen durchschnitten und sich in zahlreiche Bäche und Flüsse ergossen, welche in östlicher Richtung strömten. Von einem der entdeckten Flüsse berichtet Mr. Stuart, daß er an einer Stelle drei englische Meilen breit sei. Die Ränder, welche die Ebene einschließen, sind oben meist tafelförmig und an tausend Fuß hoch. Mr. Stuart machte gelegentlich einen Abstecher von 20 bis 30 Meilen zu jeder Seite seines Reisezuges und fand die Gegend überall von derselben Schönheit; und so weit das Auge noch drüber hinaus reichen konnte, schien es von ähnlichem Charakter zu sein. Er denkt, es würde gar keine Schwierigkeit machen, bis zum Meerbusen von Carpentaria, oder zu irgend einem andern Theile der Nordküste, hinüber zu gelangen. Aus mancherlei Anzeichen schließt er, daß gegen Osten zu ein Binnensee sich befindet, der wahrscheinlich seine Gewässer in Stockes' Victoriafluß nach Nordwesten zu ergießt. Jedenfalls ist die Theorie, daß das Innere von Neu-Holland nichts als eine Wüste ist, umgestoßen. Mr. Stuart hat Proben von den Gräsern, Gesämen und Mineralien des Landes zurückgebracht, unter den letztern, wie es heißt, mehrere Edelsteine. Ein bedeutender Theil des durchreisten Gebietes soll Gold enthalten.

Böhmen.

Die neue böhmische Literatur und deren Vertreter.

Nach J. Paplonski in Warschau.

In der böhmischen Literatur leuchten als Sterne erster Größe die Namen eines Schafarik, Palacki, Purkinje und Hanka; allein von den ebengenannten Männern nimmt nur der Letzte Theil an der geistigen Bewegung, welche sich in der jüngeren Generation kund giebt. Nach seinem neuesten Werke: „Ueber die glagolitische Schrift," hörte Schafarik vollständig auf, sich mit geistanstrengenden Forschungen zu beschäftigen; er klagt fortwährend über Kopfleiden und überläßt deshalb weitere Untersuchungen über die älteste Geschichte der slavischen Völker und deren Sprache jüngeren Kräften, von denen er nun, wie er sich ausdrückt, Aufklärung erwartet. Palacki ist fortgesetzt auf historischem Gebiete thätig; sein letzter Band der Geschichte Böhmens behandelt die Vorfälle zur Zeit Georg Podiebrad's, doch haben die Stände die Erlaubniß zum Drucke desselben verweigert, und zwar aus dem Grunde, weil die deutsche Uebersetzung, die keinesfalls hinter der böhmischen erscheinen soll, noch nicht beendigt ist. Palacki ging, wahrscheinlich seiner Gesundheit wegen, nach Italien. Purkinje, dieser Physiologe von europäischem Ruf, ist von der Bürde des Alters zu sehr gedrückt, um mit der Jugend, die wahrhafte Verehrung für ihn zeigt, noch viel zu verkehren. Aber Hanka, der so Manchem bekannte Hanka, dieser ungewöhnliche Mensch, ist und bleibt ewig jung. Will man ihn richtig beurtheilen, so darf man in ihm nicht nur den gelehrten Philologen suchen, sondern muß auch den Menschen berücksichtigen und schätzen, der mit so heißer Liebe an seinem Volke und dessen Sprache hängt. Hanka, der Philolog, wird einer strengen Kritik nicht immer Stich halten, allein als Mann der Oeffentlichkeit hat er große und unbestreitbare Verdienste. Er gehört mit zu den Ersten, welche böhmisch schrieben, publizirte die Königinhofer Handschrift, jenes älteste und vielfach angefochtene Denkmal heimatlicher Poesie, schuf selbst Gedichte und gab Volkslieder und Gebetbücher heraus. Jeder Czeche kennt den Namen Hanka und spricht ihn mit Achtung, mit dem Gefühl der Hochschätzung aus.

Von der jüngeren Generation nimmt in der böhmischen Literatur unbezweifelt Erben die erste Stelle ein. Vor mehren Jahren schon veröffentlichte er Volksgesänge, und gegenwärtig giebt er eine große Sammlung von Klechden (Traditionen, volksthümliche Erzählungen) aller slavischen Völker, bei denen zugleich die übrigen europäischen Berücksichtigung finden, heraus.

Ganz besonderer Aufmerksamkeit seitens des Publikums erfreuen sich die Schöpfungen Hahl's, eines Commilitonen der Prager Universität und Dichters von idealer Richtung, den deshalb auch das Argusauge der österreichischen Polizei etwas weniger scharf bewacht. Kollar's und Hawlitschek's Dichtungen, wenngleich sie schon älteren Datums sind, bleiben doch immer noch diejenigen, nach welchen am meisten gefragt wird. Der erstere, dieser ausgezeichnete böhmische Sänger, machte vor Allem durch seine „Slaventochter" eine Sammlung Sonette, historischen sowie politischen Inhalts, Aufsehen. Er wendet sich darin an alle Völker, slavischer Zunge und ruft, da er bei den Czechen anlangt: „Womit soll ich dich begrüßen, mit einer Thräne oder mit Gesang, wie eine Mutter oder Stiefmutter, du Land voll Ruhm und Schande, reich an der Götter Gnade, so wie an deren Zorn?" Diese allgemein bekannten Sonette sind heute noch im Mund und Herz jedes Czechen. Auf einem andern Felde wie Kollar, der Pastor und Prediger war, bewegt sich Hawlitschek, der politische Schriftsteller und Dichter. Vom Jahre 1848 bis 1850, wo sie verboten wurden, redigirte er die National-Neuigkeiten (Narodne nowiny) und zwar in durchaus antiösterreichischem Geiste; später gab er den „Slaven" heraus, den er indeß in Folge der fortwährenden Anfechtungen seitens der Polizei und der Geistlichkeit bald wieder fallen ließ. Der Letzteren politische Bestrebungen beleuchtete er in seinen „Kuttenberger Briefen."

Zu einem Urtheil über die „schöne Literatur" der Böhmen liefern uns die beiden unlängst erschienenen Almanache: das „Bouquet" und der „Mai" Stoff. In ihnen findet man vorzugsweise Gedichte über die Liebe, die erste Liebe, so wie deren glückseligen Zustand und dergleichen Aehnliches. Ferner einen Artikel Dr. Riegers über die Venus von Milo.

Von Zeitschriften erscheint eine ganz hübsche Anzahl, von politischen Blättern dagegen kein einziges, da die Regierung zu diesen bis jetzt die Bewilligung verweigert hat. Unlängst verfügte sich ein Böhme nach Wien, um daselbst die Concession zu einer Zeitung nachzusuchen; man empfing ihn sehr zuvorkommend und versprach jede mögliche Berücksichtigung, doch unter der Bedingung, daß der Statthalter des Königreichs Böhmen sich in Betreff des Unternehmens günstig ausspreche. Vor der Hand befindet sich die Angelegenheit noch in der Schwebe; es unterliegt aber wohl keinem Zweifel, daß vorläufig die Erlaubniß zur Herausgabe nicht ertheilt wird.

Unter den böhmischen Zeitschriften verdient zuerst genannt zu werden: die Zeitschrift des Czechischen Museums, in der man außer den Abhandlungen über die National-Literatur auch noch einer Uebersicht der geistigen Leistungen anderer slavischer Stämme begegnet. Prag, Wien, Ofen, Brünn und Pirk sind die Städte, in denen Zeitschriften in böhmischer Sprache erscheinen und unter welchen wir als die geleseneren anführen: Lumir, (belletristisch), der Bote aus Prag (zu Nutzen, Unterhaltung und Belehrung), Jason (von gleicher Tendenz), der Reisende aus Otawa, Lebensbilder, Schule und Leben (pädagogisch), Archäologische Erinnerungen, Żywa (naturhistorisch), Dalibor (musikalisch), die Verkündigung (Blahowiest) katholisch, und herausgegeben von dem Geistlichen Stulz, über welchen Hawlitschek äußert, „er sei weder Rock noch Weste, da er als Mann von liberaler, demokratischer Richtung in seiner Zeitschrift sich als Ultra zeige"), Cyrill und Melodius, die Stimme (beide religiös), die Prager Neuigkeiten (Regierungsblatt), Mährische, Slavische Neuigkeiten, der Thierfreund (gegen Thierquälerei), die Agronomische Zeitung u. s. w. Die letztgenannte ist schon in sofern eine interessante Erscheinung, da die Mitarbeiter an derselben fast ausschließlich aus Landleuten bestehen. Es ist überhaupt auffallend, daß die böhmischen Zeitschriften ihre Abonnenten vornehmlich unter dem Bauernstande finden, der nicht nur mit jedem die Landwirthschaft betreffenden Gegenstande, sondern auch mit der National-Literatur, im Allgemeinen wenigstens, vertraut ist. Daß das Letztere begründet sei, und man gerade in den Kreisen des Landvolks viel Sympathien für die heimatliche Literatur finde, dafür sprechen schon die Wahlen des Jahres 1848, die, soweit der Bauer eine Stimme zu geben hatte, sämmtlich zu Gunsten von Literaten ausfielen. Es möchte hier auch der Erwähnung werth sein, daß der böhmische Landmann, vornehmlich der wohlhabendere, gern dem Geburtslande den Rücken kehrt und nach Amerika auswandert, wenn er sich dadurch den drückenden österreichischen Gesetzen entziehen kann. Ein

Polizei-Commissair fragte einen solchen, der sich um einen Auswanderungspaß bewarb, aus welchem Grunde er das Land verlassen wolle, und erhielt zur Antwort: Ei, wir haben da ein Buch, wer das durchliest, läßt sofort alles im Stich und läuft fort, sei's auch bis an's Ende der Welt. Natürlich wurde der Beamte neugierig und dachte wohl auch gleichzeitig an die Belohnung, die ihm nicht entgehen könne, wenn er hinter etwas „Verdächtiges" komme: er fragte deshalb: Was ist das für ein Buch? — Geben Sie mir nur erst den Paß, dann werde ich's Ihnen zeigen — erwiderte der Bauer. Der Forderung wurde mit weniger Zögern, wie sonst gewöhnlich, entsprochen, und des Herrn Commissairs Neugierde durch Vorlegung eines Bandes befriedigt, der den Titel trug: Verordnungen in Betreff der Abgaben.

Gegenwärtig macht das von Dr. Rieger in Prag herausgegebene Czechische Conversationslexicon in Böhmen allgemeines Aufsehen. Das erste Heft desselben erschien den 1. Mai v. J. und mit Ende Juli war die Abonnentenzahl des Werkes schon auf 4000 gestiegen, wodurch nöthig wurde, von dem bereits Erschienenen eine neue Auflage zu veranstalten.

Sonst giebt es in der literarischen Welt gegenwärtig nicht eben viel Neues. Tschembera, Professor der böhmischen Sprache und Literatur an der Wiener Universität, lieferte eine zweite Auflage seiner Geschichte der czechischen Literatur. Das Für und Wider in Sachen der Königinhofer Handschrift ist wohl den Lesern bekannt. Daß die Gegner das Schwert zogen, geschah keineswegs, weil ihnen darum zu thun war, die Unechtheit des alten Schriftstücks zu beweisen; sie beabsichtigten, der Böhmen Glauben an das Alter ihrer Literatur, deren frühstes Denkmal die genannte Handschrift ist, zu erschüttern, und das Stückchen — ist ihnen nicht gelungen.

An der Prager Universität werden alle Lehrgegenstände in deutscher Sprache vorgetragen, czechische Geschichte und Literatur in deutscher und böhmischer. Die polnische Sprache liegt in den Händen Suchecki's, von dem wir, in Anbetracht dessen, was er bis jetzt geschrieben hat, eine nicht eben hohe Meinung haben. Hanka las über denselben Gegenstand, und zwar gratis; da sich in diesem Jahre jedoch nur zwei Zuhörer einfanden, so mußte er die Vorträge einstellen. In voller Blüthe steht die medicinische Facultät, und die Vorlesungen des Prof. Czejka, (der Uebersetzer Shakspeare's ins Böhmische), des Docenten Lambi und des alten Purkinje werden besonders fleißig besucht. Prof. Hamernik, der bedeutendste unter den böhmischen Aerzten, hat sich von der Universität zurückgezogen. Er gehört zu den Repräsentanten der medizinischen Schule in Oesterreich, die in Wien an Rokitanski und Skoda, beides Böhmen, ihre Vertreter hat.

Das böhmische Theater in Prag erhält sich, trotz vielfacher Hindernisse, und auch die dramatische Literatur scheint sich in neuerer Zeit heben zu wollen; wenigstens ist eine Gesellschaft Literaten damit beschäftigt, anerkannt gute Bühnenstücke in die Landessprache zu übertragen. Unter den polnischen dramatischen Schriftstellern hat man Fredro und Karzeniewski den Vorzug gegeben. **Fr.**

Türkei.

Die albanesische Sprache.

In Nr. 141 des Jahrgangs 1858 des „Magazin" besprachen wir die Schrift Fallmerayers: „Das albanesische Element in Griechenland," und in Nr. 18 des Jahrgangs 1859 gedachten wir der im 15. Jahrhundert stattgefundenen albanesischen und griechischen Einwanderungen in Unteritalien, dergleichen übrigens damals auch in Sizilien erfolgten. In dem ersteren jener beiden Aufsätze kam, der Natur der Sache nach, die Rede auch auf die albanesische Sprache, sowie auf die Abstammung des albanesischen Volksstammes, und in beiden Beziehungen mußte zugleich vor allen der „Albanesischen Studien von Dr. Johann Georg von Hahn" gedacht werden. Bekanntlich geht die Ansicht dieses Gelehrten dahin, daß die Albaneser Urbewohner des Landes und also sprach- und stammverwandte Ueberreste jener Urbevölkerung sind, die in den ältesten Zeiten vor den Hellenen in Epirus, Macedonien und Illyrien gewohnt und sogar den Kern der Tyrrheno-Pelasger gebildet haben, welche das Alterthum als Urbewohner der Südhälfte der illyrischen Halbinsel und folglich als unmittelbare Vorgänger der Hellenen anerkannte. Nach der Meinung von Hahn's sind die Albaneser geradezu Pelasger, und er fand den Hauptbeweisgrund dafür in den zwischen der albanesischen Sprache und der ältesten griechischen Götterlehre von ihm erkannten Beziehungen. Wenn, wie wir a. a. O. in Nr. 141 erwähnten, von Andern ebenfalls eine Verwandtschaft der albanesischen Sprache mit der altgriechischen nachzuweisen und daß der albanesische Volksstamm hellenisch, nämlich pelasgisch oder aeolisch sei, darzuthun unternommen worden ist, indem die Wurzeln der aeolischen Sprache in der albanesischen sich vorfänden, so hat diese Ansicht in anderer Zeit von anderer Seite her eine höchst merkwürdige, beachtungswerthe Bestätigung erhalten. Es findet sich nämlich in einer Sammlung sizilianischer Volkslieder (Canti Popolari Siciliani. Raccolti e illustrati da Lionardo Vigo. Catania, 1857), über welche das „Morgenblatt" 1859, Nr. 49 und 50, einen vielfach interessanten Aufsatz von Ferdinand Gregorovius brachte, auch eine kleine Sammlung sizilisch-albanesischer Volkslieder, welche der sprachgelehrte Bischof Crispi in Sizilien, ein in dem griechischen Seminar oder Kollegium zu Palermo gebildeter, tüchtiger Hellenist, mit einer Einleitung begleitet hat. In dieser Einleitung wird unter Anderm gesagt: „Die albanesische Sprache zählt ein so hohes Alter, daß man sie zu den Ursprachen rechnen kann, denen sie durch Mechanismus und Laute nahe kommt. Denn sie ähnelt darin dem Chaldäischen und Hebräischen, sie ist innig verbunden mit dem Phrygischen, Pelasgischen, dem alten Macedonisch und dem primitiven Aeolisch. Ihr größter Ruhm ist jedoch der, einer der ursprünglichen Stämme zu sein, auf denen die göttliche Sprache der Hellenen wuchs. Obwohl nun aber das Albanesische so alt ist, und obwohl es als ein außerordentliches Phänomen betrachtet werden kann, daß diese Sprache sich im Munde des Volkes, welches sie spricht, immer lebend erhielt, so hat sie doch nur wenig Schriftsteller gehabt, welche sie zu einer Schriftsprache hätten erheben können."

Wir haben unter den vorhandenen Umständen um so mehr geglaubt, das Vorstehende im Interesse der Sprachforscher und der auf die Ergründung des Albanesischen gerichteten Sprachforschung hier mitzutheilen, je willkommener gerade auf diesem Gebiete Alles sein muß, was uns in dieser Hinsicht, wenn auch nur theilweise und langsam, weiter fördert, um in Betreff der albanesischen Sprache zur Lösung des Räthsels und zur Erklärung des Phänomens zu gelangen. **K.**

Mannigfaltiges.

— Friedrich der Große über die Reorganisation seiner Armee. Das kürzlich erschienene Januar-Heft der Berliner „Zeitschrift für Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Krieges"* wird durch eine Abhandlung von J. D. E. Preuß: „Friedrich der Große im siebenjährigen Kriege und in seinen späteren Regentensorgen eröffnet," die wiederum, wie alle solche Publicationen des geschätzten Historiographen, einen Schatz von theilweise bisher unbekannten, wichtigen und charakteristischen Thatsachen aus der Regierungszeit des großen Königs enthält. Wir entlehnen dieser Abhandlung einen bisher noch nirgends abgedruckten Brief des Königs an seinen Bruder, den Prinzen Heinrich, vom 4. Mai 1767, worin über die damals nothwendig gewordene Reorganisation des preußischen Heeres Folgendes gesagt wird:

„Mein theurer Bruder:

„Du giebst Beweise eines wahrhaft patriotischen Herzens, indem Du an der Wiederherstellung unserer Armee Antheil nimmst. Denn, Alles wohl erwogen, ist es doch unter dem Schutze der Kriegskunst, wenn alle anderen Künste blühen,** und in einem Lande, wie das unserige, entspricht die Geltung des Staates dem Schutze, den die Waffen ihm gewähren. Wenn man jemals die Armee vernachlässigte, so würde es um dieses Land geschehen sein. Der letzte Krieg hatte die Truppen ruinirt und die Mannszucht vernichtet. Beide wieder herzustellen, habe ich als die erste meiner Pflichten angesehen. Wir fangen zwar bereits an, den Fortschritt zu bemerken, doch erst in drei Jahren wird die Armee den Grad von Gediegenheit wieder erlangt haben, den sie ehemals gehabt, und die Zeit bis dahin soll dazu angewandt werden, die Offiziere und die Freikorporale auszubilden, wovon nicht Viele mehr vorhanden sind."

— Ernst Moriz Arndt. In einem Nachrufe an den Heimgegangenen spricht sich die „Köln. Ztg." folgendermaßen aus:

„Arndt hatte das Glück, mit seinem verehrten Frhrn. vom Stein in Deutschland mit den siegreichen Heeren vorzudringen; aber nach dem Siege über die Franzosen, zu dem er durch seine begeisterten und begeisternden Schriften so viel beigetragen, sah er seine kühnen vaterländischen Hoffnungen nicht erfüllt. Deutschland, namentlich Preußen, ward

* Redaction: L. Blesson und E. v. Webern. Berlin: Mittler, 1860.
** Prinz Heinrich von Preußen war bekanntlich ein großer Freund der Kunst und besonders auch der Musik.

im Frieden übervortheilt, und des alten deutschen Reiches Herrlichkeit konnte nicht erneuert werden. „Griechenlands Staaten, die jeder einzeln herrschen wollten, haben insgesammt die Freiheit verloren," — diesen alten römischen Spruch pflegte er seitdem oft anzuführen und erkannte damit klar die Wurzel des Uebels. Daran scheiterte die deutsche Sache 1814 und 1815, 1848 und 1849. Aber es ist von großem Werthe, daß der schon damals hochbetagte Arndt die Hoffnungen und Täuschungen jener letzten Jahre noch durchmachte. Suchte man schon damals bei seinem Leibesleben das von ihm gedichtete, unsterbliche Volkslied gegen ihn selbst zu kehren, wie würde es geworden sein, wenn er schon dahingeschieden gewesen! Er aber, nicht blos ein feuriger und begeisterter, sondern auch ein kluger und verständiger Mann, erkannte sehr wohl den einzigen Weg, auf dem den Deutschen wenigstens eine Möglichkeit gegeben ist, zur Einheit zu gelangen, indem sie die Führung Deutschlands dem mächtigsten deutschen Staate übergeben. Welch ein Glück und eine Gnade auch, daß der herrliche Greis auch das vorige wichtige Jahr noch hat erleben dürfen! Wie würde man sonst sein Wort und sein Lied dazu mißbraucht haben, um zu beweisen, daß wir aus bloßem Franzosenhaß und Franzosenangst uns gedankenlos in den Krieg stürzen müßten, auch wenn er zu den unvernünftigsten und ungerechtesten Zwecken geführt wird. Daß seine Vaterlandsliebe die echte und die rechte war, bewies er, indem er auch für andere Völker, die für ihr Vaterland kämpften, mitzufühlen wußte. Sein letztes öffentliches Wort war für die Freiheit Italiens."

— Heinrich Theodor v. Schön. Wir wollen nicht unbemerkt lassen, daß das Januar-Heft der von R. Haym herausgegebenen „Preußischen Jahrbücher"* einen gut geschriebenen, vieles Neue und Anziehende enthaltenden Artikel über das Leben und die Wirksamkeit jenes großen preußischen Staatsmannes enthält. Wo die Namen Stein und Arndt, da wird auch stets der Name Schön genannt werden, um den vollen, patriotischen Dreiklang zu bilden. Augenscheinlich haben dem Verfasser des Artikels, der in dem vorliegenden Hefte nur bis zum Rückzuge der Franzosen aus Rußland reicht, also die glänzendste Periode der Stein'schen Wirksamkeit noch vor sich hat, Familienpapiere vorgelegen, die bisher noch nicht benutzt waren. Völlig neu ist namentlich die Nachweisung, daß nicht blos der Wortlaut des bekannten politischen Testamentes, welches Stein im Jahre 1808, bei seinem Ausscheiden aus dem Staatsdienste, dem Könige und dem Prinzen von Preußen, sowie den höchsten Beamten hinterließ, sondern auch der erste Gedanke ganz allein dem Geiste Schön's entsprungen war, welcher den von Napoleon gehaßten und vertriebenen Minister aufgefordert hatte, dasjenige, was unter seiner Führerschaft für den Staat in's Leben treten sollte, jetzt aber plötzlich gestört und unterbrochen worden, mindestens in seinen Grundzügen zusammenzustellen. Schön schrieb auf Stein's Aufforderung, den Entwurf dazu nieder und was Stein daran geändert hat, ist ohne Erheblichkeit.

— Die Kommunen und die Selbstverwaltung in England. Der kürzlich erschienene zweite Band von Rudolph Gneist's historisch politischem Werke über „das heutige englische Verfassungs- und Verwaltungs-Recht"** ist speziell der englischen Kommunalverwaltung und dem Selfgovernment gewidmet und vom höchsten Interesse für Alle, die einen Einblick in das komplizirte, innere Räderwerk des englischen Gemeindelebens thun wollen, auf welchem sich das geschichtliche Staatsleben des großen Inselvolkes auferbaut hat. Das Thörichte der bloßen, äußerlichen Nachahmung der drei englischen Regierungsgewalten in anderen Ländern, denen die Grundlage zu diesen drei Gewalten fehlen, wird in dem umfassenden Werke des Herrn Gneist auf das Gründlichste dargethan. Ohne die uneigennützigste Selbstverwaltung der Gemeinden ist ein House of Commons ebenso unmöglich, wie ohne strenges Freiheits- und Rechtsbewußtsein der grundbesitzenden Aristokratie ein House of Lords. Leider ist selbst England in neuerer Zeit von seinen alten, historischen Grundlagen der Selbstverwaltung, sowie des strengen Freiheits- und Rechtsbewußtseins abgekommen. Der Staat ist mehr und mehr aus einem Ehren- und Gerechtigkeits-Tempel zu einer gemeinen Actien-Gesellschaft herabgesunken, die nichts als ihren pecuniären Vortheil im Auge hat. Herr Gneist, der uns diesen Zwiespalt innerhalb der englischen Verfassung seit der Reformbill darlegt, fordert die Königin von Großbritannien auf, von ihren Prärogativen Gebrauch zu machen und die büreaukratischen Gewalten der von einer eigennützigen Gentry unterstützten Kabinets-Minister (Secretary of State) wieder auf ihr ursprüngliches Maaß, sowie die Gemeinden auf das allmählich immer mehr verkommene Prinzip der Selbstverwaltung, zurückzuführen. „Das Foreign Office," fügt der Verfasser hinzu, „gewinnt dadurch die Haltung wieder, vermöge deren die wirklichen und dauernden Interessen des Landes im Orient und Occident wieder zur Geltung kommen und England, wieder als Großmacht, mit vollem gegenseitigen Vertrauen Verträge zur gemeinsamen Action mit seinen natürlichen Verbündeten abschließen kann. Für den Kriegs-Secretair bedeutet diese Geltendmachung der königlichen Prärogative die Herstellung einer Achtung gebietenden Kriegsmacht und planmäßige Landesbefestigung; für den Kolonialsecretair eine Kolonialverwaltung durch Gouverneure, nicht durch die verlorenen Söhne des Cabinet; für den Staatssecretair des Innern die Einhegung der sich in dem neuen „Präfekten-System" alljährlich mehr ausbreitenden Polizei- und Administrativ-Gewalten. Für die Chancery bedeutet sie einen Lord-Kanzler, der nicht blos öffentliche Meinung, sondern auch Billigkeit (Equity) versteht. Für das ganze britische Reich endlich bedeutet sie, daß der Staat sich wieder aufgerichtet gegen die Gesellschaft."

— Das britische Oberhaus im Jahr 1860. Das britische Oberhaus bestand am 1. Januar 1860 mit Einschluß der 16 schottischen und 28 irischen Repräsentativpairs, aber ohne die Bischöfe, aus 428 Mitgliedern, und zwar aus einem Prinzen (Wales), 28 Herzögen, 36 Marquis, 169 Grafen, 30 Viscounts und 164 Baronen (Lords). Von den Herzögen sind zwei, Cumberland (König von Hannover) und Cambridge, königliche Prinzen, und nicht weniger als fünf, Buccleuch, Richmond, Grafton, St. Albans und Cleveland, Nachkommen unehelicher Söhne Karl's II. Cleveland (in weiblicher Linie). Der Herzog von Buccleuch stammt in direkter männlicher Linie von dem unglücklichen Monmouth, dessen trauriges Schicksal Macaulay mit so graphischer Feder geschildert hat und dessen Titel, obwohl er in der Vertheidigung einer Sache fiel, welche bald darauf siegreich war, merkwürdigerweise nicht zu Gunsten seiner Nachkommen erneuert wurde, während doch die Abkömmlinge der schottischen Edeln, die in den Jahren 1715 und 1745 wegen Aufruhrs gegen die noch regierende Dynastie geächtet wurden, in ihre alten Würden wieder eingesetzt worden sind. Der Herzog von St. Albans ist ein Urenkel der bekannten Nell Gwynn, was der Grund sein mag, daß diese Familie nie als recht ebenbürtig betrachtet wurde und keine so hervorragende Rolle in der englischen Geschichte gespielt hat, als ihre von vornehmeren Müttern abstammenden Verwandten. Wahrscheinlich hat sich diese Familie auch „in ihres Nichts durchbohrendem Gefühl" zu einigen schauderhaften Mesalliancen verleiten lassen; die erste Gemahlin des letztverstorbenen Herzogs war eine ehemalige Schauspielerin, die Witwe des Banquiers Coutts, und von seinen Vorgängern hatte einer gar eine „Miß Moses" geehelicht, deren Name ihre Abkunft nur zu deutlich verräth. Ueberhaupt haben sich von den englischen Pairsgeschlechtern die wenigsten durch große Verdienste oder glänzende Thaten ihren hohen Rang erworben; die meisten verdanken ihre parlamentarischen Intriguen der Hofgunst, oder einfach ihrem Reichthum. So kaufte der erste Graf von Chesterfield seinen Titel für die Summe von 12,000 Pfd. St. von dem berüchtigten Buckingham, dem allmächtigen Günstling Jakob's I.; der erste Lord Ward war ein reicher Juwelier in London, dem Karl I., weil er die bei ihm gemachten Schulden nicht bezahlen konnte, die Pairswürde verlieh. Der Ahnherr des Grafen Waldegrave wurde geadelt, weil er eine natürliche Tochter Jakob's II. zur Frau hatte; der erste Marquis Conyngham war der gefällige Gemahl einer Favoritin Georg's IV., und der Graf von Munster ist ein Enkel Wilhelm's IV. und der Schauspielerin Jordan. Bis zur Regierung Georg's III. bestand die englische Pairie aus verhältnißmäßig wenigen Mitgliedern; ihr außerordentlicher Zuwachs datirt erst von dem Ministerium des jüngeren Pitt, welcher ganze Dutzende von torystischen Landjunkern in's Oberhaus berief, oder, nach dem technischen Ausdruck, „mit Heugabeln hineinschleuderte" (pitchforked), um den Einfluß der Whigs zu brechen, der seit der Revolution von 1688 vorherrschend gewesen war. Hierdurch wird auch die überwiegende Zahl von Tories erklärlich, die sich gegenwärtig im Oberhause findet, indem die Liberalen, die seit den letzten dreißig Jahren am Ruder gestanden, sich niemals haben entschließen können, denselben rücksichtslosen Gebrauch von dem Pairs-Ernennungsrecht zu machen, den sich die Konservativen im Interesse ihrer Partei ohne Bedenken erlaubten.

* Berlin, Georg Reimer.
** Berlin, Julius Springer, 1860.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Bestellungen
übernimmt jedes Postamt des deutsch-österreichischen Postvereins, sowie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallstraße Nr. 21) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazin's“ nicht direct correspondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commissionair, Herrn B. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

Herausgegeben von **Joseph Lehmann.**

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

№ 8. Mittwoch, den 22. Februar 1860. **29. Jahrgang.**

Inhalt:

Polen.

Der Verfall der Journalistik unserer Zeit.

Unter dem allgemeinen Titel „Silva rerum“ legt Herr J. J. Kraszewski in der unter seiner Leitung in Warschau erscheinenden Gazeta Codzienna in einem „Essay“ seine Ansichten über die heutige Journalistik nieder, die in vieler Beziehung so treffend sind, daß sie auch in weitern Kreisen gekannt und gewürdigt zu werden verdienen. Wir wollen sie deshalb, sofern sie nicht speziell Polen berühren, in nachfolgenden Zeilen wiedergeben und zweifeln nicht, daß diese von Vielen mit Interesse gelesen werden.

„Mit dem Beginn des neunzehnten Jahrhunderts wirft in ganz Europa die Journalistik die beengenden Fesseln von sich, um sich in schneller und ungewöhnlicher Weise zu entfalten. Vom zwanglosen fliegenden Blättchen, das seine Leser mit Nachrichten vom Hofe oder vom Kriegstheater, mit allerlei Erzählungen und Gerüchten unterhält, wurden sie allmählich der Ausdruck der öffentlichen Meinung, ein gewichtiges Organ der verschiedenen Partien, eine moralische Macht und zugleich Führer, sowohl in Bezug auf die auftauchenden Lebensfragen, wie auch auf die Auffassung und Beurtheilung der Ereignisse und deren Bedeutung.

Man wurde bald inne, welche Macht in den öffentlichen Blättern ruhe, und gezwungen, jene nicht nur anzuerkennen, sondern auch zu achten, wenn gleich mit Unlust. Es scheint mir nothwendig, hier einzuschalten, daß ich hier vornehmlich England und Frankreich im Auge habe, wo das Zeitungswesen in verhältnißmäßig kurzer Zeit großen Einfluß erlangte und sich selbst ein bedeutendes Uebergewicht verschaffte. Es hatte Momente, in denen es durch seine Sprache ein entscheidendes Gewicht in die Wagschale der Ereignisse warf und deren Folgen vorbereitete, indem es den Völkern nicht nur den einzuschlagenden Weg zeigte, sondern diese auch führte. Heute wird wohl Niemand in Abrede stellen, daß die periodische Presse, von der Höhe, zu welcher sie sich emporgeschwungen hat, allmählich herabsteigt. Man darf nur die englischen, oder französischen Blätter, selbst die riesigen Times nicht ausgenommen, zur Hand nehmen, um sich zu überzeugen, daß der Culminationspunkt überschritten ist und die Journalistik sich eben in einer gefährlichen Krise befindet, aus welcher sie glänzend oder verkrüppelt hervorgehen kann.

Den Werth, welchen man einer Zeitung zuspricht, verdankt diese nicht dem Talente Derjenigen, deren Leitung sie anvertraut ist; nicht der Kunst, mit welcher sie dem Geschmacke des Publikums angepaßt wird, noch dem Flitterkram, mit dem man sie umhängt, und den kleinen Neuigkeiten, durch welche man sie zu würzen sucht; wohl aber der Achtung, die sie verdient, der Wahrheit, für welche sie in die Schranken tritt, dem Charakter Derjenigen, die zu deren Leitung berufen, auch die große Verantwortlichkeit begreifen, welche sie übernommen haben. Das größte schriftstellerische Talent — die Beweise liegen vor — ist nicht im Stande, die Richtigkeit in der Denkweise der Menschen zu verbergen, und Gaukelspiele der Art führen zu nichts. Ein Buch kann wohl eher täuschen und mit gehöriger Nachhülfe zu einem Rufe gelangen, der ihm nicht gebührt; anders jedoch ist es mit einer Zeitung, diesem unzertrennlichen Gefährten, denn hier muß es sich früher oder später immer herausstellen, ob die Hülse einen gesunden Kern in sich schließt.

Im Menschen ist Etwas, über das er nie nach Gefallen verfügen, dessen Heraustreten er weder zurückhalten noch verbergen kann; es beherrscht ihn im Gegentheil und kommt bei jeder seiner Handlungen zu Tage. Diese geheimnißvolle Macht ist seine Rechtlichkeit und Offenheit, das Gewissen, welches sich durch die That ausspricht, kurz sein Charakter, den keinerlei Rolle, werde sie auch noch so meisterhaft gespielt, ergänzen oder ersetzen kann. Mögen zwei Leute eins und dasselbe sagen, sich dabei sogar der nämlichen Worte bedienen, so wird man doch leicht die Wahrheit von dem Scheine unterscheiden können. Wie das zugeht, weiß Niemand; in den äußeren Zeichen der Form liegt oft nichts, was auf den innig Ueberzeugten oder kühl Berechnenden hinweist, allein Licht und Wärme strahlen von Demjenigen aus, der für die Wahrheit ficht; sein Wort erlangt das Uebergewicht, denn es hat die Gabe der Ueberzeugung, und die Macht eben dieser Wahrheit zu Seite. Wenn sich die Menschen dem Tone der Zeit anpassen und demjenigen huldigen, was eben gefällt, so ärndten sie auf einer Seite Verachtung, auf der andern Anerkennung und Vertrauen, sollten sie auch durch bittre Wahrheit und unbequeme Vorwürfe einen augenblicklichen Schmerz hervorrufen. Den Schein der Rechtlichkeit und Aufopferung bezahlt der Mensch mit gleicher Münze, und nur wirkliches Verdienst findet für die Dauer Anerkennung. Wie überall, so bemerkt man auch in der Journalistik, daß oft zwei dem Anschein nach gleiche Kräfte zu sehr verschiedenen Resultaten führen; die Eine kann durch ein Wort hinreißen und den Geist gefangen nehmen während die Andere sich auf's schrecklichste abmüht, um dafür Gleichgültigkeit, ja selbst Widerwillen einzutauschen.

Warum dem so sei? — Nun, gleichwie der Schöpfer den schädlichen Thieren in der Klapper oder sonst etwas dem Aehnlichen ein Warnungszeichen anheftete, wodurch deren Opfer von der nahenden Gefahr unterrichtet wird, so umgab er auch den Menschen mit einer Art unsichtbarer Atmosphäre, die auf uns den Eindruck der Rechtlichkeit oder des Betrugs macht. Den Letzteren zu paralysiren, giebt es bis heute noch kein Mittel.

Den gegenwärtigen Verfall des Zeitungswesens in Europa haben wir einzig und allein in der Verkümmerung der Charaktere, dem Mangel an rechtschaffenen, von der Wichtigkeit ihrer Aufgabe wirklich durchdrungenen Männern zu suchen. An Talenten fehlt es nicht, davon können wir uns jeden Tag überzeugen, wohl aber an Gesinnungstüchtigkeit. Es geht so, wie mit der heutigen Musik; da giebt es auch eine Menge verständiger Bearbeiter und gelehrter Contrapunktisten, allein von Gedanken,

Melodien, Motiven, vor Allem von der rechten Begeisterung, ist nicht viel zu spüren.

Reclame, Puff und Verkäuflichkeit haben den guten Ruf der Journalistik des Westens in gar schlimmen Geruch gebracht. Handwerksmäßigkeit trat an die Stelle gewissenhafter Pflichterfüllung, eine gewisse Gewandtheit und allerlei Spiegelfechtereien traten an Stelle des Gedankens, der Ueberzeugung, und die Zeitung selbst wurde zu einem Einkehrhause, in dem für sein gutes Geld sich's Jeder nach Möglichkeit bequem macht. Woher soll unter so bewandten Umständen die Achtung kommen? Früher vertraten die Zeitungen eine Meinung, unterstützten die gewonnene Ueberzeugung, selbst da, wo ihnen Gefahr drohte; sie kämpften, litten und vergaßen nie, daß sie eine große Mission zu erfüllen hatten; da verstand es sich von selbst, daß man den Kämpfer für eine Idee achtete, den Märtyrer derselben ehrte. Heute trägt das Ding einen ganz anderen Charakter, und darum darf es auch nicht Wunder nehmen, wenn die Leute anderer Ansicht geworden sind. Den Zeitungen gilt es heute vor Allem um die größtmögliche Abonnentenzahl; sie schmeicheln ihren Lesern, und statt ihrer Mission eingedenk zu sein, erniedrigen sie sich bis zur Thorheit, und sehen es darauf ab, das Publikum in heitere Laune zu versetzen. Sie schicken die Reporters auf die Jagd nach Neuigkeiten, und fällt die Aerndte nicht nach Wunsch aus, so greift man in das weite Reich der Phantasie und schöpft irgend Etwas, was Tags darauf widerrufen wird. In Kämpfe lassen sie sich nur insoweit ein, als sie den Rücken frei haben, oder auf den Beifall der Menge rechnen können; es handelt sich durchaus nicht um die Wahrheit, sondern einzig und allein um den Groschen. Sie sind, zu Dienern aller Arten von Speculanten herabgesunken, selbst Speculationspapiere geworden, und das Publikum vergilt ihnen dafür nicht mit Achtung und Anerkennung, sondern mit Geld. Gleich dem Kamäleon, wechseln sie Gesinnung und Farbe, schwören heute zu dieser, morgen zu jener Fahne, wie's eben das Geschäft mit sich bringt, werden zu Actien zerschnitten, an die Börse geworfen und bekommen daselbst wie jede andere Waare Cours. Ist unter solchen Umständen Achtung, Glaube noch möglich? Ganz gewiß nicht.

Die letzte Seite der Zeitungen — großer wie kleiner — ist die Mauer geworden, an welche Unternehmer oder Pächter einen Zettel ankleben, auf dem Jedermann für „so und so viel die Zeile" Vertretung findet. Bei Lichte besehen, ist dagegen nichts einzuwenden, wohl aber sehr viel dagegen, daß die Reclame nicht nur deren Hauptfaktor bei den Einnahmen bildet, sondern meist auch den größeren Raum der Blätter einnimmt. Von einem Ende zum andern begegnen wir derselben unter den verschiedensten Formen und Gestalten; sie herrscht in Politik, Handel, Industrie, an der Börse und in der Literatur und hat für jede Zeile, für jede Einfassung oder Verzierung ihren bestimmten Satz. Je mehr man an sie wendet, desto sorgfältiger wird sie abgefaßt; irgend eine gewandte Feder bringt sie als besondern Artikel, als Brief aus der Provinz, als „Stimme" eines ehrenwerthen Herrn X., Ritters der Ehrenlegion, oder Y., Mitgliedes des Municipalraths zu Z., als „Eindruck" auf einer Reise oder einem Spaziergang, als Erzählung, Anekdote, endlich als durch einen Courier eingelaufene Nachricht. Der Industriezweig begann sehr unschuldig mit Anzeigen von neu erschienenen Werken, welche die Verleger in doppelten Exemplaren einreichen mußten, wenn sie wünschten, daß der frischen Waare im Blatte Erwähnung geschehe. Daß man Dasjenige, was man beurtheilt wissen will, zur Einsicht und Prüfung vorlege, versteht sich von selbst; aber was sollen die „doppelten" Exemplare bedeuten? Die Erklärung ist sehr einfach; das aus dem einen gelöste Geld bezahlt die Ansicht über das andere. Nachdem der Weg glücklich gebahnt war, kam die Sache mehr und mehr in Schwung. Der Speculant, welcher nach jahrelangem Kopfzerbrechen die pommade philocome herausstudirt hatte, steckte ein Büchschen seiner kostbaren Schmiere in die Tasche und überreichte das Produkt schlafloser Nächte in natura der Redaction „zu gefälliger wohlwollender Berücksichtigung." Nachdem man sich überzeugt hatte, daß die Urtheile derselben günstiger ausfielen, wenn man, anstatt des Produkts, dessen Betrag hinterlegte, bediente man sich zur Empfehlung neuer Erfindungen u. s. w. des baaren Geldes. Wer gehörig zahlen konnte, mußte nothwendig ein großer Mann sein. Das ließ sich schon durch das Hegel'sche Axiom: „Alles, was ist" beweisen.

Das Blatt wurde, ganz abgesehen von seiner politischen Gewissenhaftigkeit, nun auch nach einer anderen Seite hin, der Mitarbeiter und Verbündete von Menschen, die auf die öffentliche Achtung oft sehr wenig Anspruch machen durften. Dieser scheinbar geringfügige Umstand, der einen vortheilhaften Einfluß auf die Finanzverhältnisse der Redaction äußern mußte, konnte nicht verfehlen, das Vertrauen im Publikum mehr und mehr zu erschüttern; denn Geschäfte, welche auf solche Weise betrieben werden, lassen sich eben nicht verheimlichen, und die Reclame, sei sie auch über und über parfümirt, verliert doch nicht den ihr eigenthümlichen Geruch. Man spürt sie meilenweit, und es giebt überhaupt nicht leicht etwas Unbeholfeneres, als diese frostigen Declamationen — nach einem guten, erwärmenden Frühstück. Auf Stelzen gehend und voll hohler Phrase, den schlechten Schauspielern gleich, die überladen mit Schminke, ihre Rolle nicht können und sich mit Gemeinplätzen aus der Klemme helfen wollen, sieht man ihnen die Mühe an, welche sie sich geben, den Leuten einreden zu wollen, daß sie nicht lügen, während ihnen doch das Gegentheil aus jeder Tasche heraussieht.

Mit diesen kleinen Nichtswürdigkeiten begann das Verderbniß, die Aera des Verfalls der abendländischen Presse. Darf man wohl an irgendwelche Ueberzeugung bei Menschen glauben, denen eben diese Ueberzeugung für Geld feil ist, welche ihre Feder für eine Kleinigkeit verkaufen und im Falle der Noth mit ihrem Stachel drohen, wenn das unglückliche Opfer Anstand nimmt, auf ihre Forderungen einzugehen? Dergleichen Skandal ist in französischen Blättern oft genug vorgekommen; einmal griff man in einem witzigen Artikel auf schamlose Weise einen Restaurant an, der das fernere Kreditgeben satt hatte, ein anderes Mal machte man sich über die Kaffeewirthin her, die endlich einmal bezahlt sein wollte. Diese neue Art der Wegelagererei seitens der Ritter von der Feder, war wohl im Stande, das Gelächter des Leichtsinns zu erregen, allein in eben diesem Gelächter lag auch schon der Keim der Verachtung.

Dies Alles war bereits eine Folge des Verfalls der Charaktere, der Verderbniß der Menschen, welche meinten, ihr oft nur eingebildetes Talent stelle sie über die andern Sterblichen, die nur zum Geldgeben da seien und verpflichte sie zu nichts. Nach ihrer Ueberzeugung hatten sie das Leben zu genießen, nicht im Verhältniß zu ihren Vermögensumständen, sondern ihrem Genie angemessen und auf Kosten des Publikums, dem in ihnen ein neuer, glänzender Stern aufgegangen war. Der Weihrauch, den sie dem werthen Ich opferten, verwirrte ihnen Sinne und Gewissen. Die Literatur, gleichfalls in der Atmosphäre der Speculation unseres Jahrhunderts schwimmend, blieb von deren Einfluß natürlich auch nicht verschont; sie jagte nach blanker Münze und sann vornehmlich darüber nach, wie sie deren recht viel erhaschen könne, um angenehm zu leben. Der Meistbietende hatte den Vorzug, und so wurde auch sie in den Verfall mit hineingezogen. Das Talent half nichts, wo der Charakter fehlte. Die Verderbniß führte zur Fäulniß und von dieser wandten sich die Menschen, Viele wenigstens, mit Abscheu weg.

Die Ursachen des Verfalls der Journalistik dürfen wir nicht in den inneren Verhältnissen, der Unzulänglichkeit der Redactionen, der politischen Stagnation oder der Abnutzung und Erschöpfung der Talente suchen; sie liegen einfach in dem Mangel an rechtlichen Leuten und an tüchtiger Gesinnung. Es begann die Zeit des Mammonsdienstes und die Welt erwartet eine Wiedergeburt. „Verlangt man in der Presse Apostel und Heilige?" wird vielleicht Mancher fragen. Warum nicht? Je höher der Standpunkt, desto mehr sind sie von Nöthen, und Tugend und Rechtlichkeit sind nirgends überflüssig.

Von der Zeit an, wo man mit wahrer Gier nach der Zeitung oder einem Buche griff, bis zur jetzigen allgemeinen Gleichgültigkeit, welch ungeheurer, welch schrecklicher Unterschied! Es berührt uns kaum, was und wie heute geschrieben wird, denn wir wissen, daß die Worte, welche wir vor uns sehen, nicht aus einem, von seinem Gegenstande erfüllten und ergriffenen Innern kommen, sondern einer Feder entflossen sind, deren Führer mit seinen Gedanken ganz anderswo herumschweifte. Nur wo Gefühl ist, wird Gefühl erweckt.

Nehmen die Leute heute eine Zeitung in die Hand, so wissen sie ganz wohl, was sie zu lesen haben. Vordem verschlangen sie das Blatt gleichsam; heute suchen sie sich nur das heraus, was für sie von Interesse ist und schenken dem Uebrigen weiter keine Beachtung, da sie überzeugt sind, daß daraus nur die mehr oder minder gelungene Reclame hervorsieht. Früher suchte man eine den eignen Ansichten entsprechende Färbung; heute ist's damit anders. Leute von Gesinnung greifen nach den Organen, die ihnen vor Zeiten theuer waren, nur mit Furcht und legen sie bald darauf mit Bedauern und Mißmuth weg. Der Wind weht gegenwärtig aus einer anderen Gegend, und das Gewölk hat nicht mehr dasselbe Kolorit; was gestern als Wahrheit galt, tritt heute als die ausgeprägteste Lüge auf.

Das Bild, wenngleich düster, ist im ganzen Westen sich ziemlich gleich. Und doch wäre es ein harter Schlag, wenn dasjenige, was führt und leitet, ganz sein Ziel verfehlen, sich beflecken und auf immer mit Schande bedecken sollte. Wem mehr, als denen, welche die Lehrer der Massen, die Wächter der öffentlichen Meinung sind, liegt die Verpflich-

tung ob, über ihre Gesinnung zu wachen und selbst dem leiblichen Bruder eine bittere Wahrheit zu sagen, wenn er sie verdient. Der Beruf des Schriftstellers ist groß; schwieriger noch derjenige des Journalisten. Jener spricht in den Augenblicken der Begeisterung zum Publikum, zu welchem er dadurch näher tritt, dieser späht unausgesetzt auf hoher Zinne und verwandelt jeden Herzschlag in das Wort, welches er verkündet. Sein ganzes Leben gehört dem Berufe, der ihn verpflichtet, „der Wahrheit die Ehre zu geben." Hier fallen Mensch und Schriftsteller zusammen. Was würden wir wohl von dem Prediger halten, der von der Kanzel herab die Tugenden der Freunde rühmt, bei denen er gestern zu Tische war?

Gesinnungstüchtigkeit ist aller Orten nothwendig; die kleinste Schwäche, die sich in derselben zeigt, schmälert die Achtung, sowie Glauben und Kraft zur Thätigkeit. Der Mensch in seiner Privatstellung wird oft der erbittertste Feind des Schriftstellers, wenn Beide nicht übereinstimmen. Eine Zeitung darf nicht Dienerin persönlicher Rücksichten, gewisser Liebhabereien oder sonst dergleichen sein, sondern muß eine gewissenhafte Ueberzeugung aussprechen und vertreten; für sie giebt es weder Freund noch Feind; sie hat nur ihren hohen Beruf und heilige Pflichten im Auge zu behalten. Jede Schwäche erniedrigt, und da sie den Dolmetscher der öffentlichen Meinung in der irdischen Gebrechlichkeit erscheinen läßt, macht sie ihn zu einem irrenden, leicht zu beschädigenden Einzelwesen, und reduzirt dessen Gesammtkraft auf diejenige des einzelnen Individuums. Es ist gewiß ein geringer Fehltritt, den Freund, welchen man liebt, über Gebühr zu loben; allein sind dazu die öffentlichen Blätter da?

Die Zeitungen sind vor Allem jene Rednerbühnen, von welchen herab, gleichwie von den mittelalterlichen Kanzeln, die auf der Kirchhofsseite an das Gotteshaus angebaut waren, zu dem Volke gesprochen wurde; ehe man sie betritt, läßt man im Namen der heiligen Wahrheit seine persönliche Zu- und Abneigung in der Sakristei zurück. Steht man erst oben, dann muß man sich auch erinnern, wie hoch man steht. Dadurch, daß die Blätter des Westens ihren Standpunkt außer Augen lassen, sich für das tägliche Brod verkaufen, unnöthige Rücksichten nehmen und persönlichen Interessen Rechnung tragen, kommen sie immer mehr herunter und eilen ihrem Verfall entgegen.

Ein zweiter, gleich erheblicher Grund des Mißcredits der heutigen Presse ist deren Speculationsconcurrenz, die den eignen Vortheil in die erste Linie stellt, oder vielmehr diesen allein nur beachtet. Wenn zwei in ihren Ansichten und Meinungen nicht übereinstimmende Parteien für die Wahrheit in die Schranken treten, so stellen wir gewiß Beide hoch und folgen ihren Aussprüchen mit Kopf und Herz; wir würden sie schätzen, wenn auch wir nicht mit ihnen sympathisiren. Heute hat sich das in einen Krieg zwischen Menschen umgewandelt, deren erhitzte Köpfe dem Gegner im Spiegelbilde zeigen, daß der Kampf des Geldes wegen und zur Kurzweil der Abonnenten geführt wird. Es handelt sich nicht mehr um eine Idee, sondern um die Zahl der Besteller und die Dividende; man nimmt die Farbe an, welche am besten bezahlt.

Welcher Hülfsmittel man sich bei solchem Kampfe bedient, ist nicht schwer zu errathen; jede Waffe ist gut, sei es nun Verleumdung, ehrenrührige Anspielung, ein zweideutiges Wort, ein Witz, der die Gedankenleere unter der Hanswurstsjacke versteckt, Zorn oder Versöhnung. Die neuen Simsone greifen nach jedweder Wehr, sei es auch der Kinnbacken eines Esels, und beide Theile gehen nach dem pöbelhaften Skandale zuletzt meistentheils mit Schimpf und Schande aus einander. Indem sie in fremden Wunden wühlen und die Gebrechen des eignen Bruders an's Licht ziehen, vergessen sie vollständig, daß man gleiche Mängel und Unvollkommenheiten auch bei ihnen voraussetzt. Blindheit und der Gedanke, die Sache bringe nichts Schlimmes, wären hier besser, als gründliche Bekanntschaft mit derselben. Zu guter Letzt bleibt, gleich wie in der Fabel, von den beiden grimmigen Feinden nichts weiter übrig, als ein paar Schweife, die Mirès oder Pereire licitationsweise an sich bringen, um sie beim Börsenschwindel als Handhabe zu benutzen. Heute ist das Journal des Westens nichts mehr und nichts weniger als der Geschäftsvermittler und Farbewechsel, so wie die Abhängigkeit von den Actionairen, machen dasselbe zu einem reinen Werkzeug des Handels. Von irgend welcher Bedeutung oder einem Einfluß auf Leute von Kopf und Herz ist keine Rede mehr.

Woran man, wie an das tägliche Brod gewöhnt ist, dem kehrt man nicht so leicht den Rücken; so verhält es sich auch mit den Zeitungen. Dem Pariser Thürsteher ist es eben so sehr Bedürfniß, den für einen Miether bestimmten Siècle zu studiren, wie die Matadore der Börse, die einzige in Frankreich heute thätige Aristokratie, mit Hast nach jenem feuchten Bogen mit dem Theergeruch greifen; von irgend einer Theilnahme, einer Anregung ist jedoch keine Spur vorhanden, denn es fehlt der Glaube. Man kennt ganz genau des Pudels Kern, und weiß, daß hinter jedem Posaunenstoß des Blattes irgend ein Hintergedanke, ein Etwas steckt, das die schönen Phrasen, an denen weder Herz noch Wahrheit Theil haben, auf das Papier warf, weiß, daß die Sache selbst Speculation, nicht aber Mission ist, und durchschaut seinen Véron, selbst den talentvollen Girardin, der zuletzt ja auch seine Tribüne in baares Geld umsetzte.

Glänzende Talente giebt es auch heute genug, allein wo hat man die edlen, Recht und Wahrheit liebenden Menschen zu suchen? Der Schwindel hat sie verscheucht, und der Zweifel ihnen die Sprache geraubt; Alle, mehr oder weniger haben sich verkauft, sei's für Geld, für ein Schmeichelwort, aus Furcht, oder für einen schmackhaften Bissen. Die ihnen früher geschenkte Theilnahme ist verschwunden und das Publikum meidet ihre Nähe. Die Leute gleichen so zu sagen Arbeitern, welche das Werkzeug in der Schenke zurückließen; kann da Jemand, der dies weiß, etwas bei ihnen bestellen wollen?

Eine dauernde Zukunft, sowie die Achtung der Tagespresse, bieten weder fieberhaft auffladernde Geschäftsthätigkeit, noch die Jagd auf allerlei pikante Skandälchen, noch auch die beißende Würze für entnervte Gaumen, sondern das unermüdliche Streben nach Achtung, Zutrauen und Glauben. Ohne diese giebt es kein „Morgen," sei das Heute auch noch so bequem. Man hat dankbare Freunde, welche für Erwähnung oder Lob mit Thränen in den Augen danken; es giebt ferner Mitarbeiter, welche nicht nur keine Honorarforderungen machen, sondern für ihren gedruckten Namen sich noch mit so und so viel Abonnenten revanchiren, allein dergleichen Dinge schaffen einer Zeitung keine dauernde Stütze. Nur durch Ausdauer und Ueberlegung bei der Arbeit, durch thatsächliche Beweise der Bereitwilligkeit, sich der Wahrheit und dem öffentlichen Wohle zum Opfer zu bringen, durch fortwährendes Streben, sich zur Höhe seiner Zeit zu erheben, und durch die gewissenhafteste Wachsamkeit auf Alles, was man von seiner Warte herab erspähen kann, gewinnt man allmählich Achtung, Glauben und Ruf. Werden diese Bedingungen getreulich erfüllt, so nöthigt man selbst dem Feinde Anerkennung ab; er beugt das Haupt und horcht mit derjenigen Aufmerksamkeit, welche Worte innigster Ueberzeugung verdienen. Augenblicklicher Erfolg ist vielleicht der gefährlichste, wenn ihm nicht die öffentliche Anerkennung zur Basis dient, denn Täuschung vergilt die Menge mit massenhaftem Abfall von Demjenigen, dem sie für eine Weile ihr Vertrauen schenkte. Daß aber das einmal verscherzte Zutrauen nicht so leicht und schnell wiederkehrt, ist allbekannt.

Noch einmal sei's wiederholt, die Zeitung sowohl, wie auch der Mensch, müssen sich allmählich Achtung und Zutrauen erringen, indem sie den Beweis liefern, daß sie der Lösung ihrer Aufgabe jedes mögliche Opfer bringen können. Wo diese beiden Faktoren augenblicklichem Vortheil, der Schwäche, der Furcht oder der Berechnung weichen müssen, da ist es schwierig, sie wiederzugewinnen. Also vorwärts mit Redlichkeit, Muth und Ausdauer zum Ziele, welches heißt: Allgemeiner Nutzen. Sursum corda."

Italien.

Schriften zur italiänischen Frage.

Das Studium, welches Kaiser Napoleon III. der italiänischen Frage gewidmet hat und noch widmet, hat natürlich in Frankreich zahlreiche Nachfolger gefunden; die Brüsseler und Pariser Presse ist fruchtbar an Büchern und Flugschriften, die hierauf Bezug haben. Uns liegen drei derartige Erzeugnisse in ziemlich anständigen Oktavbänden vor, und sie sollen hier eine kurze Besprechung finden.

Von vorn herein kann man sagen, daß die Lektüre keine der angenehmsten ist. Raisonnements ohne Ende, abgetriebene, mattgehetzte Gedanken, die man tausend Mal in den Zeitungen gelesen hat, Thatsachen und Nicht-Thatsachen in eine Perspektive gestellt, der man bald diese, bald jene Absicht anmerkt, endlich die Rabulisterei, die in allen dergleichen Parteischriften zu finden ist. Der hochmüthige, selbstgenügsame Ton, der französisch schreibenden Politikern durch den hergebrachten Styl selbst geboten wird, macht eben auch nicht den besten Eindruck.

I.

Ein Voltairianer in der Soutane.

Die erste Schrift führt die Ueberschrift: L'Italie politique et religieuse, suivie de la Papauté à Jérusalem par l'Abbé J. H. Michon.*

* Bruxelles et Leipzig, Emile Flatau, 1859

Wir besprechen die hier besonders abgedruckte und viel in den Blättern genannte Flugschrift über das Papstthum in Jerusalem zuerst, da sie früher erschienen ist und auch das eigentlich Originelle enthält, zumal da ihr Verfasser ein Geistlicher ist. Abbé Michon macht nach seinem Styl und seinem ganzen Auftreten den Eindruck eines gebildeten, gerade nicht tiefen Weltmannes, der die Sache vom diplomatischen und speziell vom Napoleonisch-französischen Standpunkte auffaßt. Die Grundgedanken seiner Schrift lassen sich in wenigen Zeilen darlegen und enthalten eben nichts anderes, als was in allen Zeitungen steht; die weltliche Herrschaft des Papstes sei im Widerspruche mit seiner geistlichen Würde, mit den politischen Bedürfnissen Italiens, dem Zustande der Civilisation, der Industrie u. s. w. Als kleiner Fürst neben einem weltlichen Regenten könne er nicht leben; in Europa würde sich auch kein rechter Platz finden für seine rein geistige Thätigkeit, die nie mit der Politik in Konflict gerathen dürfe; also möge er nach Jerusalem gehen, woher Petrus ja nach Rom gekommen, zumal nach Bellarmin u. s. w. der Prinzipat gar nicht an einen Ort geknüpft sei.

Er entwirft dann ein Bild von der geistigen Herrlichkeit in Jerusalem, die ziemlich wie Hohn klingt. Dort werde nämlich das préstige des heiligen Stuhles gewaltig wachsen — wegen der Entfernung; der Papst könne dort die geschichtliche Mission antreten und die Muhamedaner bekehren. Endlich entwirft er ein bezauberndes Bild von der Kultur und dem Aufschwunge, der sich in Jerusalem bald zeigen würde. Abbé Michon ist auch ein guter Rechenmeister und hat sich schon um den Preis der Grundstücke gekümmert, die man dort für den Papst ankaufen könne. „In kurzer Zeit würden die nackten Hügel mit Grün bedeckt sein, moderne Villa's würden sich wie in alter Zeit auf allen Abhängen der drei Hügel des Oelberges erheben und amphitheatralisch sich bis zu den lieblichen Bethanien hin abstufen &c.

„Was (so fährt unser Autor fort) bei dem seiner zeitlichen Macht beraubten Papstthum erschreckt, ist der Gedanke, daß es in einen Zustand völliger Entblößung verfallen könnte. Man weiß nicht, daß es im Gegentheil weit reicher werden würde, selbst von den bloßen Hülfsquellen, die es täglich aus dem Katholizismus erhält. Spanien allein schickt ihm jährlich drei Millionen (?)" — doch wir können kurz sein; das Mittel, den Papst zu erhalten, ist eine Dotation von Seiten der katholischen Mächte, eine Civilliste. „Die katholischen Staaten würden sich beeilen, eine entsprechende Dotation zu machen." — Nun, mit dem Beeilen gerade würde es Zeit haben.

Hierauf lobt der Verfasser den neuen Weg, den Pius eingeschlagen, Kardinäle aus allen Ländern und Nationen zu wählen; der Papst möge auch in Jerusalem dabei verharren.

Er träumt von einer neuen Christianisirung Palästina's durch Kolonisten, durch einen friedlichen Kreuzzug, der durch die neueren Communicationsmittel sehr erleichtert werden würde. „Ein Gut, oder eine kleine Villa im heiligen Lande zu besitzen, würde der Traum so vieler Seelen werden, welche in unserem Europa inmitten einer fieberhaften und berauschenden Civilisation ersticken. Welcher Ruhm für einen Papst, die Kreuzzüge geschlossen zu haben, für welche sich viele Geschlechtsfolgen begeisterten, ohne daß ein Tropfen Blut geflossen ist, einzig durch die rationelle Methode einer Colonisation."

Ob der Verfasser Alles dies im Ernste meint, oder ob er Spaß macht, haben wir nicht ermitteln können, im ersten Falle wenigstens würden wir gerade keine besondere Achtung vor seiner logischen Fähigkeit gewinnen können, zumal er ganz wichtige Einwendungen, die sehr nahe liegen, mit Stillschweigen übergeht, oder mit einem Phrasenschwalle überstürzt. So leicht würde sich die Vereinigung aller christlichen Religionsparteien und die Bekehrung der Araber, denen er eine enthusiastische Lobrede hält, ohne Zweifel nicht machen; vor der Hand gehört auch das heilige Land noch dem türkischen Sultan rechtlich zu, und der Papst müßte also vor Allem türkischer Unterthan werden. Jedenfalls hätte also Abbé Michon zuerst entwickeln müssen, wer dem Sultan dieses Land wegnehmen solle, und unter welchem Rechtstitel. Doch wir vermuthen: la belle France; Niemand anders.

Nebenbei erfahren wir Manches, was von Interesse ist; z. B. daß es Kardinäle geben soll, welche dafür sind, daß das Papstthum die weltliche Herrschaft als ein Hinderniß für das Wohl der Kirche aufgebe und sich ganz auf ihre geistigen Hülfsmittel stütze. Kardinal Marini soll dies in einer kräftigen Rede vor dem versammelten Konsistorium ausgesprochen und keinen Widerspruch gefunden haben.

Der vorgedruckte, bei weitem größere Theil des Buches enthält Eindrücke von einer Reise in Italien, die jedenfalls absichtlich und im Interesse höherer Personen unternommen ist.

Die Schrift ist lehrreich, weil sie zeigt, wie ein katholischer Geistlicher die Hierarchie und ihre Gebrechen angreifen kann, ohne Gefahr zu laufen, dafür zu büßen, ferner wie der Romane dies im Gegensatze zum ehrlichen Deutschen thut. Abbé Michon bewahrt stets das Decorum, spielt den Rechtgläubigen, ist voll von Ehrfurcht und Liebe gegen den heiligen Stuhl und kehrt bei jeder Gelegenheit seinen eigenen geistlichen Charakter heraus, während er dabei Stöße nach dem Herzen der Priesterschaft führt, die nicht vernichtender und tödtlicher sein können. Im Grunde genommen sagt er genau dasselbe, was Luther vor dreihundert Jahren gesagt hat, nur unterscheidet er sich darin, daß er nicht wie jener den Stier bei den Hörnern packt, daß er seine Urtheile nicht in klarem Hochdeutsch ausspricht, sondern mit schneidender Kälte und Höflichkeit Thatsachen, (ob immer ganz wahr, wollen wir dahin gestellt sein lassen) anführt, und selbst seinen Sarkasmen den Anstrich von Devotion und Mäßigung giebt. Wir entheben als Probe nur eine kurze Stelle:

„Das Grab des heiligen Petrus ist von allen Gräbern der Heiligen dasjenige, auf dem man niemals Gläubige beten sieht. Ein Schamgefühl überkam mich wegen dieser edlen Gestalt des Evangeliums, wegen dieser großen Seele, der Christus gesagt hat: „Simon, liebst du mich mehr als die andern?" Gedemüthigt sah ich sein bescheidenes Grab in der untern Krypte mit vielen andern Gräbern zusammengeworfen. Der Führer zeigt einem das, als ob er überzeugt sei, daß man nur eine gewöhnliche Neugierde zu befriedigen habe. Ich glaube, ich habe dem meinigen Ungeduld verursacht, durch meine Hartnäckigkeit, hier auf den Knien im Gebete bei den Resten des ersten Statthalters Christi zu bleiben. Und dieser Führer war einer der Kirchenbeamten im Chorkleide! Wie soll man sich das erklären? Ich habe zu Salerno das Grab des heiligen Matthäus jederzeit von Betenden, von Huldigungen und Weihtafeln umringt gesehen." (Folgen mehrere ähnliche Beispiele). Ja, wie soll man sich das erklären? Wir können dem Herrn Abbé aus dem Traume helfen. Der Herr Verfasser will sagen: dem Papstthume ist der Apostel Petrus eine bedeutende Nebensache; die große Verehrung für ihn ist ein Dunst, den man der Welt vermacht; Abbé Michon ist aber ein Mann, der heiliger und christlicher als der Papst selbst und alle Jesuiten ist, die sich für die persönliche Unfehlbarkeit begeistern.

Auf der nächsten Seite kritisirt der Verf. die berühmte Peterstatue, und erklärt sie nicht für eine antike Bronze, sondern wirklich für ein altchristliches Kunstwerk; die Apostelschlüssel seien echt und nicht nachträglich angemacht. Natürlich küßt er ihr inbrünstig die Füße. „Es schien mir, daß sie noch warm waren von dem Kusse und den Thränen Pius' IX., der einige Tage früher seine Reise nach Bologna angetreten hatte."

Nun folgt ein Vergleich der Einfachheit dieser ungekrönten und bürgerlich gestalteten Apostelstatue mit den Papstbildern der letzten Jahrhunderte. Am andern Tage hat Abbé Michon Gelegenheit, selbst die dreifache Krone in die Hand zu bekommen und zu wägen. „Ich begriff, daß man viel beten müsse für Menschen, welche so viele Kronen zu tragen hätten, da schon die irdische Königswürde so große Pflichten auflegt und die des christlichen Pontifikates eine so schreckliche Verantwortung. Ich ging sehr traurig von dannen!"

Die Regierungsmaschine und die Regierungsmethode im heutigen Rom setzt allerdings ein Volk voraus, wie es in Deutschland etwa zu den Zeiten vor der Reformation war. So weit dieses noch vorhanden ist, so weit man es mit extatischen Jungfrauen, Abläßen und dergl. noch regieren kann, ist Alles gut, und wenn man alle Köpfe danach zudrillen könnte, so wäre der Kirchenstaat eines der gesegnetsten Länder. Leider aber hat eine Reformation in Europa stattgefunden; Voltaire hat gelebt; eine französische Revolution und Napoleon haben in Italien dieses alte System erschüttert und zeitweise weggefegt. Sollte es besser werden, so müßten Papst und Priesterschaft wenigstens ein Sündenbekenntniß ablegen und zugestehen, daß sie früher Vieles gefehlt hätten, daß Luther &c. in manchen Dingen Recht gehabt; sie müßten einen guten Theil des jus canonicum, des Bullen- und Dekretalwesens, der verstarrten Formen und Ansprüche bei Seite schaffen und, wie die Reformatoren versuchten, auf das Ursprüngliche in der Kirche und im Christenthume zurückgehen — dagegen aber wehrt man sich mit Hand und Fuß, um nicht in abscheuliche Ketzereien zu fallen; die Jesuiten treiben vielmehr ihrerseits zu einer immer strengeren Ausbildung dieses Pharisäerthums, und die guten katholischen Deutschen und Engländer, deren Glaube unerschütterlich ist, bestärken sie darin.

Warum sollte der Papst als Oberhaupt der katholischen Kirche nicht ein Land eben so gut und besser regieren können, als jeder weltliche Fürst? Die christlichen Regierungsprinzipien sind die einfachsten und praktischsten der Welt; die älteste christliche Gemeinde ist das Muster eines christlichen

Staates und aller sozialen und humanen Institute; die Gemeinde wird von Oben geleitet und verwaltet sich selbst; der Bischof wird von den Gemeindegliedern gewählt und übt doch eine göttliche Autorität; die christliche Gemeinde hat die Welt regenerirt, aus ihr sind die christlichen Staaten hervorgegangen.

„Wir können nicht anders regieren, als so," sagen die Hierarchen. — Das ist eine Blasphemie gegen den Geist des Christenthums, und sie können sich nicht beklagen, wenn die Geschichte ihren ungehinderten Lauf nimmt; wenn Quälgeister gegen sie auftreten, die ihre Sache gründlicher verstehen, als die vor dreihundert oder vor hundert Jahren.

Solch' ein Quälgeist ist Abbé Michon, ein Voltairianer in der Soutane, der sein Handwerk gründlich versteht und Blut zu zapfen weiß. Immer voller Devotion, alle Heiligenbilder küssend, an allen Orten betend, überfließend von Honigworten gegen Papst, Kirche und Bischöfe schreibt er Satiren und Sarkasmen, die den Jesuiten und was d'rum und d'ran ist, tief in's Fleisch schneiden, ohne daß sie mucken dürfen. Ja, wenn so ein deutscher, jähzorniger Grobian käme und nur halb so viel sagte, wie dieser Bonapartische Abbé, wie würde man sich auf's hohe Pferd setzen, wie würden die Anatheme hallen und donnern! Was Michon z. B. über das Wunder des heiligen Januarius zu Neapel mit der größten Ruhe und Feinheit von der Welt erzählt, ist der stärkste Hohn und die ärgste Persiflage der italiänischen Mißwirthschaft, die sich denken läßt. —

„Ich wußte übrigens, daß dieses Mirakel nicht das einzige dieser Art wäre, das sonst in Neapel stattfand. St. Januarius hat natürlich viele Eifersüchtige machen müssen. Welche Reichthümer zog dieses Wunder herbei? Welche Opfergaben, die das Heiligthum verzierten! Verschiedene Kirchen besaßen in Fläschchen das Blut des heiligen Stephan, des heiligen Pantaleon, der heiligen Patricia, des heiligen Vitus, des heiligen Johannes des Täufers; und zu verschiedenen Festen boten diese Fläschchen dieselbe Erscheinung des Flüssigwerdens, wie die des heiligen Januarius dar...... Man kann über diese fortdauernden Wunder, deren Neapel früher Zeuge war, das interessante Werk (l'ouvrage curieux) des Jesuiten Pietra-Santa nachsehen, welches den Titel führt: Thaumasia."

Es folgt die Frage, warum der neapolitanische Klerus die andern Wunderschmelzungen habe eingehen lassen und nur die des heiligen Januarius beibehalten habe. „Es ist wahrscheinlich, daß die geistliche Obrigkeit sich endlich überzeugt hat, wie die Religion bei diesen Schauspielen mehr verliert, als gewinnt."

Demnächst folgen zwei Beispiele, wo das Blut auf Befehl flüssig geworden ist. General Estrée, der 1702 den spanischen König Philipp V. zur Besitznahme beider Sizilien nach Neapel geleitete, war der eine, dem dies gelang. Denn da eine große Partei, darunter die Priesterschaft, für Philipp's Nebenbuhler, den Erzherzog Karl eingenommen war, so konnte das Nichteintreten des Wunders, das schon vorhergesagt worden war, beruhigend auf die Stimmung des Volkes wirken. Der zweite war General Championnet, welcher mit Bombardirung der Stadt drohte, wofern es nicht eintrete.

„Da ich beim Vergleichmachen bin," fährt Abbé Michon fort, „ist es nicht sonderbar, daß Horaz, als er eine Reise nach Neapel machte, auf der Schwelle eines Tempels eine Schnurre sah, die mit dem Wunder des heiligen Januarius einige Aehnlichkeit hat? Es war Weihrauch, welcher schmolz, ohne mit dem Feuer in Berührung zu kommen. Aber der bissige Poet scheint, obschon er die Thatsachen erzählt, von dem Wunder wenig überzeugt." (Sat. lib. I, S. 5.).

„Um meine Eindrücke vollständig zu geben, muß ich sagen, daß alle Priester, welche ich in der Kapelle bei dem Flüssigwerden Theil nehmen sah, mir vollständig im guten Glauben daran zu sein schienen. Die Unwissenheit ist traurig, obschon sie eine Entschuldigung hat; aber absichtlicher Betrug würde ein Verbrechen sein.

„So lange die Phiolen des Reliquariums des heiligen Januarius nicht in die Hände von Chemikern niedergelegt werden, die in ordentlicher Sitzung erklären, daß weder gefärbter Wallfischthran, noch sonstige Ingredienzien-Mischung, sondern wirkliches Blut darin ist, nachdem im Voraus der Zustand der Trocknung und Flüssigwerdung konstatirt ist, ohne daß die Phiolen inzwischen in andere Hände als die ihrigen gekommen, darf man nicht hoffen, daß unser Jahrhundert diesem Wunder den geringsten Glauben beimißt. Würde sich der Klerus von Neapel nicht dieser Probe unterwerfen wollen, die so einfach und vollkommen entscheidend wäre?"

Das Buch ist interessant in dieser Zeit des erbitterten Prinzipienkampfes, wo namentlich von kirchlicher Seite Alles geschieht, um die Mängel und Gebrechen zu verdecken, an denen das geistliche Regiment krankt. Es ist ganz richtig, daß unendlich viel zu seinem Nachtheile gelogen und erfunden wird, um es in Mißkredit zu bringen, wie andererseits unendlich viel verblümt und geschönfärbt wird, um es nöthigenfalls sogar als höchstes Muster hinzustellen. Hier ist Abbé Michon am Platze, um dem ferner stehenden und nach Unparteilichkeit strebenden errathen zu lassen, wie etwa die Sache steht. Nicht als ob wir ihn für ein Muster der Wahrheitsliebe hielten — nein, das nicht; als kaiserlich französischer Mineur hat er kein Interesse, die günstigen Seiten aufzusuchen und an's Licht zu stellen — aber er kennt die Leute, kennt die Hierarchie, die Orden und das ganze innere Getriebe der scholastisch-kanonischen Maschine,* für ihn sind die Priester nicht, wie dem Laien gegenüber, in unantastbare Heiligkeit gehüllte Wesen höherer Art, die Alles durch die Unfehlbarkeit der Kirche ausmachen, sondern Confratres, die er echt kollegialisch knufft und an ihrer schwachen Seite faßt.

II.

Catinelli, ein anti-italischer Italiäner.

Das zweite uns vorliegende, in demselben Verlage erschienene Werk führt den Titel: „La Question Italienne, Études du comte Charles Catinelli, ancien colonel, chef d'état-major de l'armée anglo-sicilienne sous les ordres de Lord William Bentinck" etc. Ursprünglich italiänisch geschrieben, ist sie von Dr. Heinrich Schiel in's Französische übersetzt worden.

Eine Stelle aus dem Vorworte wird genügen, den Standpunkt, auf dem der Verfasser steht, zu kennzeichnen.

„Mein Name hat eine italiänische Endung, ich bin indeß, und der Leser wird es bald merken, Oesterreicher von Geburt und Neigung. Dieser Umstand, mit dem andern verbunden, daß von allen Ansprüchen, welche die italiänische Frage ausnahm, die gewaltsame Trennung des lombardisch-venetianischen Königreichs von Oesterreich der ist, welchen die italiänische Bewegung als den wichtigsten und bedeutendsten ansieht — dieser Umstand sag' ich, könnte leicht das Publikum zu dem Glauben veranlassen, als sei ich voll ungerechter Verurtheile gegen Italien; indessen würde diese Annahme durchaus falsch greifen......... Wenn der ruhige Leser sich die Mühe nehmen will, das Buch aufmerksam durchzugehen und zu prüfen, so werden wir vielleicht noch über einige Nebenpunkte abweichender Meinung sein; was aber die wesentlichen Punkte betrifft, so ist fast kein Zweifel, daß wir endlich darüber zusammenkommen werden."

Der alte Oberst ist ein einfacher, biderber und sich klarer Mann, wie seine Sprache und sein ganzes Auftreten zeigt. Eine Probe aus der Einleitung, wie er die italiänische Frage feststellt.

Die italiänische Frage in ihrer jetzigen Phase umfaßt folgende „concetti":

„Es besteht unter den Italiänern der feste, einstimmige und glühende Wille, sich zu einem ungetheilten Staate zu vereinen, und zwar, sobald es nur immer geschehen kann, zu einem republikanisch-demokratischen Staate.

„Die Gränze dieses Staates nach dem Kontinente zu muß die große Alpenkette sein; hier hat die Natur selbst sie bestimmt und gezeichnet. Man sieht hier sogar den Finger Gottes. Zu Italien folglich gehört ohne alle Minderung alles Land, was sich von den Gipfeln dieser Berge bis zur Meerenge von Messina erstreckt und gleicherweise ohne alle Ausnahme alle dabei liegenden Inseln; also, um nicht von den kleinen zu sprechen, Sizilien, Sardinien, Korsika und Malta.

„Italien muß in allen seinen Theilen frei und unabhängig von jeder fremden Herrschaft sein.

„Der feste, einstimmige und glühende Wille eines großen Volkes wie das italiänische, rechtfertigt und legitimirt sich durch sich selbst. Deshalb fordern die Italiäner und das mit gutem Recht:

von Oesterreich: das lombardisch-venetianische Königreich Süd-Tyrol und West-Illyrien;
von der Schweiz: den Kanton Tessin;
von Frankreich: Korsika und
von England: Malta.

„Die gegenwärtige Vertheilung von Italien ist 1814 von dem Wiener Kongreß ohne Beistimmung seiner Bewohner und selbst ihren Wünschen und Zuträglichkeiten zuwider diktirt worden, im Widerspruch mit den feierlichsten Versprechungen, welche die verbündeten Mächte, die 1814

* Er hatte auf der Reise (1857) selbst Audienz beim Papste in Bologna.

Napoleon gestürzt, allen Völkern Europa's und folglich auch den Italiänern ertheilt haben, nämlich ihre Unabhängigkeit zu achten und zu schützen. Dieser Beschluß ist nur ein barbarischer Mißbrauch der rohen Gewalt.

„Da endlich die geistliche Regierung des Kirchenstaates und die Gegenwart des Papstes zu Rom 1848 sich vollkommen unverträglich erwiesen haben mit der Einheit und Freiheit Italiens, die von jedem wahren Italiäner so brünstig ersehnt werden, so muß die katholische Welt darauf denken, dem heiligen Vater, ihrem Oberhaupte, ein anderes Land anzuweisen, wohin er seinen Sitz verlegen könne.

„Dieses ist in kürzesten Worten die italiänische Frage, auch genannt die heilige Sache Italiens. Ich gestehe, sie sieht aus, wie eine bittere Ironie; aber ohne Umschweife, ohne Hinterhalt formulirt, ist dieses ihre wahre Gestalt."

Die **erste Studie** führt die Ueberschrift: „Von dem Benehmen der Italiäner seit 1808 bis 1814, während der Unabhängigkeitskriege der europäischen Völker gegen Napoleon." Sie beginnt mit dem Satze, der hernach im Einzelnen durchgeführt wird: „Die Lage der Italiäner während der Herrschaft Napoleon Bonaparte's war nicht blos ungemein schmerzvoll, sondern zu gleicher Zeit im höchsten Grade entwürdigend." Hierauf folgen Beweisstellen aus zahlreichen Dokumenten, daß Napoleon die Italiäner nur als gutes Kanonenfutter ansah. Als die Völker ihre Unabhängigkeit erkämpften, hat Italien dagesessen und gar nichts gethan: „la neghittosa non esci dal fango."

Zweite Studie: „Ueber die Prinzipien, welche die Verbündeten 1813 und 1814, sowie den Kongreß von Wien betreffs der Reorganisation Italiens geleitet haben, und über die Opposition, welche diese Maßregel gefunden hat."

Dritte Studie: „Ueber die italiänische Erregung und die angewandten Mittel, um sie hervorzurufen und sie bis heute zu erhalten."

Vierte Studie: „Ueber die Nothwendigkeit für Europa, der italiänischen Aufregung ein Ziel zu setzen."

Fünfte Studie: „Ansprüche und Gründe zu Gunsten der italiänischen Frage; die Prinzipien, aus denen sie entspringt und ihre Konsequenzen."

Also eine österreichische, antirevolutionäre Schrift, gründlich, besonnen und vom positiv-politischen Standpunkte durchgeführt. Freilich hat schon die Geschichte halb und halb darauf geantwortet. Sind die Italiäner überspannt und wahnwitzig (was ja möglich wäre), so haben sie einen mächtigen, guten Freund in Frankreich gefunden, der auf ihren Wahnwitz eingeht, und gescheidte Leute, wie Viktor Emanuel, machen sich die Sache zu Nutze. Wie theuer sie freilich die Zeche bezahlen werden, das ist eine andere Frage.

III.

Eine Denkschrift für Diplomaten.

Endlich das dritte, in demselben Verlage in Brüssel erschienene Buch führt den Titel: „Mémoire sur les affaires d'Italie. Adressée à la diplomatie Européenne" (Verfasser ungenannt).

Es heißt in der Eintheilung dieser Schrift: „Die französische Politik in Italien ist nicht immer gerecht und freisinnig gewesen, aber es ist unbestreitbar, daß die Revolution von 1789 und der Kaiser Napoleon I. die Befreiung Italiens vorbereitet haben. Das Haus Savoyen hat seit den Ereignissen von 1814 und 1815 die italiänische Fahne erhoben; es hat sie damals auf den Kongressen zu Paris und Wien entfaltet, indem es die große Sache der italiänischen Unabhängigkeit mit derselben Ausdauer vertheidigte, wie sie dieselbe unter Napoleon III. von 1856 und 1859 vertheidigt hat."

Wir wissen auch hier gleich, woran wir sind. Wie dort ein österreichischer Mond, so beleuchtet hier eine sardo-französische Sonne die Scene und zeigt uns, wie sehr viel auf das Licht ankömmt. Auch dieses Buch ist eine Musterung der ganzen italiänischen Geschichte von 1789 bis 1859. Eine Unzahl diplomatischer Größen, de Maistre, Rossi, Guizot, d'Azeglio u. s. w. werden verhört, Zustände kritisirt und weite Digressionen in die auswärtige europäische Diplomatie gemacht, die natürlich nur für Geschäftsträger und angehende Legationssekretaire Interesse haben können. Dieses Buch ist vor dem Kriege geschrieben und also theilweise veraltet.

Spanien.

Spanien und die maroccanische Frage.

Spanische Verhältnisse besprechen, heißt fast von vorn herein die Geduld des Lesers in Anspruch nehmen, denn das wunderliche Drama der Zeitgeschichte dieses Landes gleicht einem lang ausgesponnenen Faden, der sich langsam in immer gleichen Windungen um eine endlose Axe dreht. Es ist ein langwieriges Drama. Da giebt es keine großartige Gestalt, die einmal mit Macht den Schauplatz beherrscht und den Blick sich sammeln und ausruhen läßt, keinen regelrechten Verlauf mit Eingang, Katastrophe und Lösung, lauter einzelne monotone Hebungs- und Senkungsakte, Reihe auf Reihe, in jeder neuen Phase stets das alte, leider schon öfters dagewesene Bild. Die spanische Revolution oder der spanische Bürgerkrieg — man weiß kaum zu sagen, welche Bezeichnung besser paßt — verlangt von ihrem Beschauer eine gewisse Selbstverleugnung der Betrachtung. „Zwar geschehen ist viel" seit Napoleon I. das schlummernde Volksleben in Bewegung, in Fluß und in Gährung brachte, d. h. seit 1807, aber es ist dermaßen mit dem Umwerfen gewürfelt worden, daß ein gewaltiger Vorrath geschichtlichen Interesses dazu gehört, um auszukundschaften, wer oder was gerade steht, oder gefallen ist.

Die Revolutionen haben sich in Spanien allzusehr gedrängt. Man kam nicht zu Athem, zur Besinnung und Orientirung. Die Namen Espartero, Narvaez, van Halen, Concha, Serrano, Ros de Olano, Don Juan Prim, Aspiroz — Mendizabal, Mon, Pidal, Olozaga, Lopez, Isturiz, Bravo Murillo, Gonzalez Bravo schwirrten uns Nordländern vor den Ohren, ohne daß wir in dem Gewirr der rastlosen Schwankung und Veränderung darüber zur Klarheit gelangen konnten, was denn eigentlich in aller Welt die Einen oder die Andern wollten. Man mußte schier daran verzweifeln, diese Saat von Namen zu gruppiren, nicht aus Mangel an Kategorien, wahrlich nein! — sondern wegen der Masse und des steten Wechsels der Abtheilungen. Allein über Einen Punkt erhielt Jeder sehr bald genügende Klarheit, über die furchtbare Zerklüftung der Nation in streitende Heerlager. Und was kann früher oder später die Folge solcher Zersplitterung sein? Der Parteigeist ist ein nagender Wurm, der nirgends inne hält in seinem zehrenden Sägewerk, er zertrümmert die Volkskraft zu Atomen und macht den marklosen Staat zu einer Beute der Nachbarn.

Spanien hat in den letzten Jahren das Gefühl seiner ungeheuren Gefahr überkommen. Es beginnt zu fühlen, daß es am Abgrund steht. Die Ohnmacht aller Parteien: der Karlisten, der Moderados, der Progressisten, der Exaltados ist in grellen Farben zu Tage getreten. Auf die nervösen Zuckungen des Staatsorganismus ist eine bleierne Schwäche der Motoren gefolgt, welche bei der Unempfänglichkeit des Kranken für abgenutzte Reizmittel die Hoffnung auf Heilung in trügerische Ferne rückt. Nun könnte man vielleicht denken, daß ein homöopathisches Heilverfahren anschlagen möchte! Jede einzelne Partei zeigt in sich selbst eine derartige Spaltung der Interessen, das Parteiwesen selbst ist so zerbröckelt, daß es eben einer Selbstauflösung entgegen zu gehen scheint. Danach wäre es die Aufgabe eines sparsam bedächtigen Arztes, diese absteigende Entwickelung der Krankheit, in der die Natur sich offenbar selber hilft, vorsichtig durch mäßige Milderungsmittel zum guten Ziele zu leiten. Spanien hat in der That einen Mann geboren, der diese Idee der homöopathischen Heilung aufgefaßt hat, und es handelt sich nur noch darum, ob er die Gränzen beobachtet hat, innerhalb deren sein Verfahren von Wirkung sein konnte.

Der gegenwärtige Reichsleibarzt Spaniens nennt sich O'Donnell, Graf von Lucena, Marschall der spanischen Armee und zur Zeit Präsident des Raths der Minister Ihrer Majestät Isabella II. O'Donnell hat zunächst den Vorzug einer richtigen Diagnose vor seinen staatsmännischen Mitärzten voraus. Er hat den Heerd des Uebels in der Unfruchtbarkeit der bisherigen Parteibestrebungen entdeckt, deren Gegensätze, wie die Erfahrung deutlich bezeugte, den Charakter und die Grundrichtung der Nation nur sehr äußerlich und oberflächlich darstellen. Die Moderados unter Narvaez, ursprünglich diejenige Partei, welcher Spanien sein neues constitutionelles Königthum verdankt, hatten ihren Liberalismus allmählich bis zu der Stufe eines handgreiflichen Absolutismus gemäßigt, weil sie ohne strenge Gewaltübung sich nicht zu halten vermochten; der Tag von Vicalvaro im Juni 1854 sah die Moderados einem Militairaufstand erliegen, der die Progressisten, ihnen selbst unerwartet, an's Ruder brachte, während sie in Espartero nur ein schwächliches Haupt und in ihren Grundsätzen keine Einheit besaßen; die Progressisten endlich verloren durch einen Straßenaufruhr im Juli 1856 das Gleichgewicht, und der 12. October 1856 sah die Gemäßigten plötzlich wieder auf den Stuhl-

len der Staatslenker. Gab es jetzt Ruhe? Hatten die Konservativen Spaniens etwas gelernt? Sie hatten recht eigentlich nichts gelernt und nichts vergessen. Es traten sich sofort drei Moderados-Ministerien die Fersen ab; das Ministerium Narvaez zerstob vor dem Windhauch der Unbeliebtheit beim Volke (15. Oktober 1857). Das Ministerium Armero-Mon versuchte vergeblich sich eine liberalere Färbung zu schminken, es sank vor der Mehrheit des Kongresses am 14. Januar 1858. Das Ministerium Isturiz, von reactionären Antrieben beseelt, ging daran zu Grunde, daß eines seiner Glieder, der Minister des Innern, Herr Posada-Herrera, die Kraftlosigkeit der Uebrigen allzu lebhaft erschütterte. Nicht eine bloße Vertagung des Kongresses, Auflösung desselben und Berichtigung der Wählerlisten forderte Herr Posada-Herrera zur Herstellung eines bleibenden festen Bestandes der Regierung; das dünkte den Uebrigen bis auf General Quesada zu viel Energie; das Ministerium Isturiz verschwand vom Schauplatz. Am 30. Juni 1858 sammelten sich Posada-Herrera, Quesada, Calderon Collantes, Fernandez Negrete und der Marquis Cervera um den Grafen von Lucena, und O'Donnell ergriff so an demselben Tage die Zügel, an welchem er vier Jahre vorher das Treffen von Vicalvaro geliefert und den Umschwung zu Gunsten des Liberalismus herbeigeführt hatte.

Ein Ueberblick über dieses Gemälde von Wandelungen und Sprüngen des Schicksals, verschafft gewiß die sichere Ueberzeugung von der Ohnmacht und Unzulänglichkeit jener Parteien, sowie davon, daß letztere gar nicht auf lebendigen Bedürfnissen der Nation fußten. „Die Logik der Thatsachen" mußte geraden Weges auf eine Combination führen, welche, die Schranken der seitherigen Parteigruppen durchbrechend, überall her die brauchbaren Elemente nahm und sie, so gut es anging, zu einer liberal-monarchischen Centralpartei verschmolz. O'Donnell betrat den beschriebenen Weg; er leimte die haltbarsten Trümmerstücke beider Theile, der Moderados und Progressisten, zu einer „liberalen Union" zusammen. Seiner eignen Geschichte nach, war er unleugbar der Mann dazu; 1854 der Held der Liberalen, 1856 der Helfer der Konservativen, mußte er wohl oder übel Beiden genehm sein.

Der Plan des Herrn Posada-Herrera hinsichtlich der Verbesserung der Wahllisten ward mit Erfolg gekrönt. Nachdem die Königin ziemlich ungern am 11. September 1858 in die Auflösung des alten Kongresses gewilligt hatte, floß aus den Neuwahlen insgesammt rechtmäßiger Wähler ein Strom von Leuten liebsamer Gattung. Zwar konnte die Mehrzahl derer, die das Ministerium O'Donnell unterstützen wollten, ihre Abstammung von den alten Parteien keineswegs bemänteln, aber sie schienen doch immerhin geneigt, den Hader vorläufig zu vergessen. Von den Moderados zeigten Martinez de la Rosa, Mon und Isturiz durch Uebernahme von Aemtern ihre Bereitwilligkeit, von den Progressisten Santa Cruz, Modesto Lafuente, Lujan und Infante in gleicher Weise. Wenn die Regierung im Parlament die Reihen ihrer buntscheckigen Anhänger musterte und auf den Bänken der Opposition blos dreißig unbeugsame Moderados unter Graf San Luis, Marquis von Pidal, Gonzalez Bravo, Egaña und Mogano und ferner zwanzig „reine" Progressisten unter Olozaga, Madoz, Calvo Asensio, Sanchez Silva, Sagasta, Aguirre erblickte, durfte sie schon getrost über den bösen Humor der feindlichen Zeitungen Estado und España und über die Bitterkeiten des Herrn Escosura hinwegsehn.

Auch boten die Vorgänge in den Cortes den vollen Anschein, als habe der Ministerpräsident mit seiner Behauptung, daß das alte Parteiwesen in der Auflösung begriffen, gar nicht so Unrecht. Die Regierung hatte das Glück zweier Oppositionen, deren Zwiespalt unter einander den Gegensatz gegen das Ministerium weit hinter sich ließ. Gelegentlich bekämpften sie einander zum Vortheil des gemeinsamen Feindes. Die Erinnerung an das Konkordat von 1851 seitens der Moderados scheuchte die Progressisten zum Ministerium hinüber, die von Letzteren geforderte Ausdehnung des Wahlrechts trieb die Moderados hinwiederum zur Abstimmung mit der Mehrheit. O'Donnell versäumte nicht, die Kluft zwischen den Gliedern derselben Partei drastisch zu veranschaulichen, bei den Moderados zwischen dem Herzog von Rivas und Bravo Murillo, bei den Progressisten zwischen Olozaga und Calvo Asensio. Der Bruch in den alten Parteien, der Zersetzungsprozeß in ihren Eingeweiden und dagegen die Nothwendigkeit einer starken und doch constitutionellen Regierung, dies beides trat aus den Verhandlungen der Cortes deutlich genug hervor, und O'Donnell that Alles, um den Eindruck der Thatsachen und jener Nothwendigkeit zu erhöhen. Er legte es mit geschickter Benutzung aller Blößen der Gegner darauf an, seine Politik als den letzten Rettungsanker des Verfassungsthums in Spanien zu erweisen. Obgleich seine ministerielle Mehrheit ihr Dasein gleichsam vor sich selbst entschuldigen mußte, Luzurriaga im Senat, Modesto Lafuente im Kongreß dieser Resignation des Liberalismus sogar Worte lieh und ein künftiger eventueller Abfall im Hintergrund schimmerte, blieb die Mehrheit ihrem Führer dennoch getreu, weil derselbe sie bei allen prinzipiellen Klippen vorbeizulaviren wußte.

O'Donnell hatte sich dergestalt wirklich als ein vorsichtiger Staatsmann bewährt. Allein es bedurfte noch mehr Schonung des kranken Staatskörpers. Der Graf von Lucena gab stellenweise zu erkennen, wie der barsche Krieger in ihm den Diplomaten überragte; er war manchmal ein unbarmherziger Arzt, der die scharfe, grausame Sonde hart in das Fleisch der offenen Wunde hineinstieß. Anhänglichkeit verstand er sich nicht zu erwecken. Und überdies beging er einen großen Fehler. Er, dessen ganze Herrschaft auf dem Vergessen der alten Parteiung beruhte, schritt zu einer rachedürstenden Verfolgung zweier Gegner, Lopez Santaella und Estaban Collantes, welche der Veruntreuung öffentlicher Gelder angeklagt wurden. Daß beide Anklagen im Senate scheiterten, kam O'Donnell wahrlich zu statten, denn er ärndete nun für sein unkluges und unedles Vergehen weniger Erbitterung. Immerhin schmälerte jedoch die Maßregel den Erfolg seiner parlamentarischen Anstrengung. Am Schluß der sechsmonatlichen Sitzung hatte zwar O'Donnell sich siegreich behauptet; seine eigenen Freunde in eine kompakte, festgegliederte Schaar mit gemeinsamer Losung und gleicher Gesinnung zusammenzuschließen, das war ihm nicht geglückt.

Im Uebrigen freilich durfte er mit gutem Grunde die Wege der Vorsehung preisen. Der Krieg in Italien gab erwünschte Gelegenheit zur Erhöhung der Truppenzahl unter den Fahnen, und in einem Lande wie Spanien ist eine starke Streitmacht selbst für die gesetzlichste Regierung von Wichtigkeit. Ferner gedieh die Unterhandlung mit Rom wegen des Verkaufs der Kirchengüter und der Entschädigung des Klerus in Folge der taktvollen Haltung des spanischen Gesandten Rios Rosas — auch wohl der bedrängten Lage des apostolischen Stuhles — zum günstigsten Abschluß. Die Kirche trat ihre Besitzthümer an den Staat ab und empfing von diesem als Entgeld ein Kapital an unübertragbaren Rentenbriefen. Der Staat, nunmehr Eigenthümer, verkaufte alle geistlichen Güter und verpflichtete sich, den Klerus mit einer Ausgabe von 170 bis 200 Millionen Realen auf sein Budget zu setzen. So hatte Rom das Prinzip seines Eigenthumsrechts mit Anstand gewahrt, Spanien hinwiederum den Druck der todten Hand sich von der Schulter geschüttelt. Und ebenso war den Parteien gegenüber ein doppelter Vortheil erreicht: die Progressisten entwaffnete der wirkliche Verkauf des Kirchenguts, die Moderados eine Uebereinkunft mit Rom.

Wenn wir jetzt zur maroccanischen Frage kommen, so berühren wir den fruchtbarsten Stoff der Politik O'Donnell's. Für Spanien, welches sich seit Philipp III. hauptsächlich mit sich selbst beschäftigt hat und nicht eben in der glänzendsten Art, ist es eine wahre Wohlthat, dieses Wiederhervortreten auf die Weltbühne großer vaterländischer und europäischer Interessen.

> Im kleinen Kreis verengert sich der Sinn,
> Es wächst der Mensch mit seinen großen Zwecken.

Vor einer Idee, die das Volksbewußtsein in seinem mächtigsten Grundpfeiler ergriff, in der Erinnerung an eine berühmte Vergangenheit des spanischen Namens, mußten die kleinlichen Parteizänkereien verstummen. Indem die Frechheit der maurischen Piraten die Geschichte ihrer Kämpfe in's Gedächtniß zurückrief, aus denen das Reich Kastilien allmählich emporgewachsen, hatte sich der Regierung ein Quell der ursprünglichen Volkskraft eröffnet, der, tapfer ausgebeutet, einen Strom frischen Lebens in den Leib des Staates ergießen konnte. Dem Grafen von Lucena entging dies nicht. Er war hinlänglich Soldat, um einen Krieg gegen Marocco mit Freuden zu begrüßen; ob er als Staatsmann die Aufgabe in ihrem vollen Umfang erfaßt hat, oder wenn wirklich, ob der Soldat nicht gerade hier dem Diplomaten gewichen ist, das muß noch die Zukunft genauer uns lehren. Fast scheint es, als wenn die Sache einzuschrumpfen beginnt.

Die spanischen Presidios an der maroccanischen Küste Melilla, Alhucemas, Peñon de la Gomera und Ceuta sind stets ein precärer Besitz gewesen. In den letzten zwanzig Jahren waren sie es mehr als je. Denn die Nachbarschaft der Mauren und Berberstämme des Rif, die nie freundlich gesinnt, war in den Zeiten des Bürgerkrieges unerträglich geworden. Das neueste Aergerniß gab ein Angriff der Kabylen von Anghera auf ein vorgeschobenes Werk der Festung Ceuta im August 1859, das sie zerstörten und die spanischen Gränzpfähle niederrissen. Dies geschah, während Spanien eben einen Vertrag mit Marocco wegen Sicherung von Melilla und Unterdrückung der Rifpiraterie unterzeichnen wollte. Natürlich hatte

die spanische Besatzung sich augenblicklich Genugthuung verschafft. Aber der Anstoß zu einer weiteren Verwickelung war nun gegeben. — Müde der täglichen Neckereien überlästiger Nachbarn, beschloß die spanische Regierung, das kleine Scharmützel als eine Herausforderung anzusehen. Spaniens Vertreter zu Tanger, Herr Blanco del Valle, mußte nun Genugthuung und neue Bürgschaften der Sicherheit verlangen. Bald sammelten sich spanische Streitkräfte bei Algesiras.

Es ist den Spaniern wohl kaum zu verdenken, daß sie ihre Ansprüche im Laufe der Unterhandlungen steigerten. Man hatte mit einem sonst sehr zähen Feinde zu thun. Anfangs forderte Herr Blanco del Valle blos feierliche Wiederaufrichtung der spanischen Wappenzeichen und Begrüßung derselben durch die Soldaten des Sultans, exemplarische Bestrafung der Schuldigen, Anerkennung des Rechtes Spaniens, Festungswerke zum Schutz des Gebietes von Ceuta anzulegen und gemeinsame Maßregeln zur Verhütung erneuerter Angriffe. Auf diese vier Forderungen ging der maroccanische Bevollmächtigte ein. Später, nach dem Tode des Sultans, bemühte sich Herr Blanco del Valle, den Inhalt dieser Bürgschaften schärfer zu bestimmen; es läge darin der Besitz der Vorberge, welche die Vertheidigungslinie von Ceuta sichern. Auch diesem Vorschlag trat der Maroccaner bei. Es blieb nur fraglich, wo der äußerste Vorsprung der spanischen Gränze festgesetzt werden sollte. Spanien verlangte als Gränzlinie den Rücken der Sierra Bullones, einige Meilen vor Ceuta und so viel zu bewilligen, schien dem Vertreter Marocco's über das Maß seiner Instructionen hinauszuschreiten. Nach ein paar Ueberlegungsfristen, die Marocco unnachgiebig verstreichen ließ, trat am 15. Oktober 1859 der diplomatische Bruch ein, und die Kriegserklärung folgte auf dem Fuße.

Wie gesagt, vom spanischen Standpunkte war es politisch gerechtfertigt, wenn man bereitwillig einen Krieg unternahm, der in den Augen Europa's gerecht, dem Nationalgefühl einen lebendigen Antrieb verlieh und alte geschichtlich überlieferte Strebungen der Erfüllung näher führte. Denn der Gedanke der Ausdehnung des afrikanischen Gebietes der Spanier ist nicht von gestern. Karl III. und sein Minister Florida Blanca rechneten schon auf den Fall, daß der Besitz von Tanger für Spaniens freie Schifffahrt in der Meerenge von unerläßlicher Nothwendigkeit sein werde. Und in Donoso Cortes hatte dieses Jahrhundert einen Mann gefunden, der den Parallelismus zwischen einem spanischen und dem französischen Besitz in Afrika sehr zum Vortheil seiner Landsleute zu ziehen verstand. Bei Gelegenheit einer Kongreßverhandlung im Jahre 1847 hatte Donoso Cortes die, wie ihm dünkte, unveräußerlichen Gesichtspunkte der spanischen Politik entwickelt. Spanien müsse seinen Theil haben an der Civilisirung des Nordens von Afrika; seine Ehre, seine Sicherheit, seine Zukunft hänge daran, ja sogar mehr, Frankreich selber könne ohne Spaniens thätige Mitwirkung nicht daran denken, Afrika sich zu assimiliren. Zwischen der französischen und afrikanischen Gesellschaft fehle jedes verbindende Mittelglied und dieses stelle geographisch, physisch, moralisch, in kriegerischer und in religiöser Beziehung schlechthin Spanien dar. Der Vergleich war Herrn Donoso Cortes nicht ganz schmeichelhaft für sein Vaterland gerathen. Er schloß mit den merkwürdigen Worten: „Wird Europa glauben, das es viel fordern heißt, wenn wir unsern Einfluß auf barbarische Küsten erstrecken wollen, die wir mit Händen greifen und in einem Lande, daß gewissermaßen einen Theil unseres Gebietes ausmacht?.... Es ist endlich Zeit, jene Politik auf den Staatsverkehr anzuwenden. Große Ereignisse bereiten sich vor; die Welt schreitet der Versammlung eines allgemeinen Kongresses oder einem Kriege entgegen.... Wir müssen auf beides gefaßt sein." Dies ward, wir wiederholen es, 1847 gesagt.

Indessen so durchweg handgreiflich ist die Küste Marocco's für Spanien nicht. Es schiebt sich das englische Gibraltar dazwischen, und England sieht es mit geringem Vergnügen, wenn Spanien in einer Provinz seines Alleinhandels Macht gewinnt. Es hätte am liebsten das Schwert Spaniens an die Scheide genietet, und als dies nicht gelang, nahm es gegen den unglücklichen Schuldner Spanien eine fast drohende Sprache an. England widersetzte sich unterm 22. September 1859 entschieden einer den Friedensabschluß überdauernden Besetzung Marocco's durch spanische Truppen, ausdrücklich aus Furcht für die Sicherheit Gibraltar's, und am 15. Oktober erklärte Lord John Russell, „daß die Regierung Ihrer Majestät sehnlichst keinerlei Veränderung in dem Territorialbesitz an der maurischen Küste der Meerenge wünsche." Dieses Gebahren hat auf das Kabinet von Madrid Eindruck gemacht. Herr Calderon Collantes, der Minister des Auswärtigen, versicherte, daß, falls Tanger besetzt würde, dies nur zeitweise geschehen werde, bis zur Friedensratification. Und obgleich er Spanien etwas freie Hand in der Wahl seiner Bürgschaften vorbehielt, fügte er doch hinzu: „Spanien wird keinen Punkt der Meerenge nehmen, dessen Lage ihm ein für die Schifffahrt gefährliches Uebergewicht zusichern könnte." Ist das die Gränze, welche Spanien seiner Thätigkeit steckt, dann freilich hat Europa eine großartige Entwickelung des Kriegsdrama's weder zu erwarten, noch zu fürchten. Aber, fragt Einer vielleicht, sollte O'Donnell nicht auf die Unterstützung Frankreichs gebaut haben? Bei dem Hinblick auf die gewaltige Armada, die Spanien zusammengebracht, sollte man da an einen so winzigen Ausgang glauben? Ein Mann, wie Marschall O'Donnell, der Muth und Willenskraft im Sturm des Bürgerkrieges bewährt hat, der sich fühlt in dem Bewußtsein, der Mann der Vorsehung für Spanien zu sein, zieht nicht so leicht den Fuß zurück. Thut er es, so muß er gewichtige Gründe haben. Vielleicht mag er Frankreich nicht allzustark verpflichtet sein wollen.

In Spanien selbst hat man bereits das Mißverhältniß zwischen dem Ziel und dem großen Aufwand von Streitmitteln bitter gerügt. Eine zu Madrid erschienene Flugschrift, „Aspecto diplomatico de la cuestion de Marruecos" betitelt, behauptet, es habe zwei Wege gegeben und beide habe O'Donnell verfehlt. Entweder mußte Spanien rasch und nachdrücklich über den Feind herfallen und ihm durch einen Akt summarischer Justiz die Sühne für den Schimpf an seiner Flagge abdringen, oder mit Entfaltung seiner gesammten Heereskraft und ohne sich durch vorgängige Zusagen zu binden, das Werk der Civilisirung Afrika's und der Vergrößerung des spanischen Gebiets in Angriff nehmen. In beiden Fällen hätte man eine angemessene Entschädigung für die Opfer an Geld und Menschenblut erlangt. O'Donnell aber hatte beide Gesichtspunkte vermischt. Man hat ihm das Parturiunt montes, nascitur... in den Bart geworfen. Wir können nur entgegnen: nous verrons!

Diejenigen, welche in Dingen, deren eigentliche Heimat die Weltgeschichte, nichts Mächtigeres als das Bedürfniß des Augenblicks kennen, trauen auch jedem Mitmenschen die gleiche Kurzsichtigkeit zu, während der Getadelte oft, scheinbar blos mit dem Augenblick beschäftigt, an das eine wohl eingepaßte Kettenglied eine Reihe höher hinauf reichender Entwürfe anknüpft. Herr v. Mazade, dem wir das thatsächliche Material dieses Artikels entlehnten, scheint uns im Irrthum, wenn er den Marschall O'Donnell jetzt schon des Gebrauches kleinlicher Mittel und der mechanischen Auffassung der Sachlage zeiht. Möglicher Weise könnte aus dem Verfahren des Ministers das Gegentheil sich folgern lassen. Die Sache muß unseres Erachtens durchaus von spanischer Seite betrachtet werden; was Spanien dabei frommte, darauf kommt es an. Nun war gewiß eine kriegerische Bewegung gegen Außen für einen vaterländischen, volksthümlichen Zweck, mit einer großen nationalen Idee im Hintergrunde, ein wirksames Heilmittel mannigfacher Leiden des spanischen Staats, aber ohne einigen Kraftaufwand hätte der Kampf gar nicht geführt — er mußte einmal tüchtig geführt werden. — Die Bewegung eines Volkes nach Außen ist aber lediglich ein Aufschub seiner Zerwürfnisse im Innern, die ein Unglückstag wieder zu Flammen anfacht; sie ist zur innerlichen Heilung der Volkszustände durchaus ungenügend. Dazu müssen alle Lebensquellen des Volksorganismus fließen. Gesetzt, es hätte sich der Graf von Lucena zu der Idee einer organischen Heilung aus den Urformen der Gesellschaft heraus, aus der Familie und der Gemeinde erhoben, so würde der maroccanische Krieg recht gut als vorbereitende Kur zu vertheidigen sein.

Nord-Amerika.

Eines Amerikaners Gesellschaftsbilder.

II.

Neid und Verleumdung.

Der Nationalstolz der Amerikaner bildet sich ein, daß die Tugend in den Vereinigten Staaten mehr zu Hause sei, als in Europa. Reisende, die in Paris und London waren, müssen allerdings bestätigen, daß die amerikanischen Männer mäßiger in allen Genüssen und keuscher in ihren Reden sind, als die meisten männlichen Individuen der alten Welt. Auch ist der Hochmuth und der Haß der Stände unter einander durch unsere demokratischen Institutionen einigermaßen niedergehalten. Aber es bleiben noch genug Vergehungen übrig, deren sich die tugendstolzen Amerikaner eben so häufig schuldig machen, wie die Europäer. Namentlich ist der Neid eine Folge der demokratischen Institutionen; denn der oberste Grundsatz derselben, daß alle Menschen gleich sein sollen, oder daß ein Mensch

nicht besser als der andre ist, ruft den Neid hervor gegen Alle, welche sich auszeichnen, oder mehr sind und haben, wie Andere.

Es ist tadelnswerth, daß in Europa den vornehmen, klugen und reichen Leuten Thaten verziehen werden, für die ein armer, dummer Teufel hart bestraft und verachtet werden würde; aber es ist nicht minder tadelnswerth, daß man in Amerika schon allein deshalb in Verdacht kommt, ein Uebelthäter zu sein, weil man reich, vornehm und geistreich ist. Die unglaublichsten Dinge werden von einem Manne erzählt, der diese Eigenschaften besitzt, sobald er sich in der Oeffentlichkeit zeigt, nur mit unseren Schriftstellern macht man hierin eine Ausnahme, weil man doch einsieht, daß Amerika zu arm an Berühmtheiten ist, um diese auch noch zu verkleinern.

Der puritanische Geist, der unendlich heilsam auf die amerikanische Gesellschaft eingewirkt hat, erzeugt jedoch auch einen Uebelstand, indem er die Tadelsucht nährt. Man hält sich fern von Vergnügungen, man meidet das Theater und leichte Lektüre, aber man entschädigt sich durch scharfe Urtheile über seine Mitmenschen; woher sollte auch sonst der Stoff zu einer Unterhaltung genommen werden? Wenn man hierzu den ausgebildeten Sinn der Neugier rechnet, der in Amerika jede Gesellschaftsklasse beseelt, so wird man es begreifen, daß die Klatschsucht nirgend so lebhaft ist, als dort. Ja die amerikanischen Männer sind derselben ebenso ergeben, wie die Frauen anderer Welttheile! In England überläßt man dies Laster meist allein den alten Jungfern. Ein Engländer ist von Natur schweigsam und bekümmert sich nur um seine eigenen Angelegenheiten; er liebt es nicht, sich in fremde zu mischen, oder sie gar durch unüberlegte Urtheile zu verwirren. Die Franzosen haben bekanntlich eine rasche Zunge, aber sie sprechen doch nicht über ihre Nebenmenschen aus bloßer Lust an Skandal, sondern höchstens aus persönlicher Eitelkeit, um sich selbst herauszustreichen. Wir Amerikaner haben nicht einmal die Entschuldigung des Müssiggangs bei unserm Geschwätz; unsere Frauen beschäftigen sich im Haushalt und mit ihren Kindern, aber sie reden mehr als alle Salons von Paris und alle drawing-rooms von London, in denen keine Arbeit und Kinder geduldet werden.

Wir wollen vorläufig nur eins der unschuldigsten Beispiele anführen, wie Neid und Verleumdung in der Klatschsucht thätig werden; die meisten Leute werden lächeln, daß wir in diesem Beispiel ein Unrecht sehen, es ist etwas so Alltägliches! Man sagt, daß ein junges Paar verlobt sei, ohne daß die Betheiligten eine Ahnung davon haben. Sehr viele sonst gutmüthige Leute wiederholen ohne Zögern ein solches „man sagt," obgleich sie nicht die geringste Ueberzeugung von der Wahrheit haben können. Welchen Schaden stiftet derartiges Geschwätz? Wir wollen die Sache näher betrachten. Natürlich hört der junge Mann bald davon, und wenn er zu der eingebildeten Sorte seines Geschlechts gehört, so wird er dadurch seine Selbstüberschätzung bedeutend erhöht fühlen. Er denkt, ei, die junge Dame würde gewiß sehr glücklich sein, wenn sie ihn bekommen könnte; ihre Freunde und Verwandten haben das Gerücht sicherlich in Umlauf gebracht, um ihn zu einem Antrage zu bewegen, aber er hat keine Lust, sich wegzuwerfen in der Blüthe der Jahre. Und obwohl die junge Dame ihn vielleicht um keinen Preis nehmen würde, so ist er doch mehr wie jemals von seinem Werth überzeugt. Oder wenn er etwa ein bescheidener Jüngling sein sollte, eine naturhistorische Seltenheit heutzutage, so wird ihn das Gerede wie ein Donnerschlag treffen; er wird sich nicht mehr in die Nähe der jungen Dame wagen, oder sich so ungeschickt benehmen, daß er ausgelacht wird und lieber jede Gesellschaft meidet, als ihr begegnet. Ist er mit übermäßigem Zartgefühl begabt, auch ein ziemlich seltener Fall bei einem männlichen Wesen, so kann er auch denken, er sei durch das Verlobungsgerücht gebunden, der jungen Dame als Satisfaction seine Hand anzutragen. So wird vielleicht eine Ehe ohne Liebe geschlossen und eine andere, die auf's Glücklichste hätte zu Stande kommen können, wird durch das Geschwätz auseinander getrieben. Von den Wirkungen, welche dieselben auf die besprochene junge Dame haben, wollen wir schweigen, weil uns die Gefühle eines weiblichen Herzens zu heilig sind. Der Leser mag selbst urtheilen, was für Pein ein solches empfindet, wenn der Gegenstand gleichgültig und was für Schmerz, wenn er es etwa nicht ist!

Noch schlimmer wirken die Gerüchte, die sich mit den Angelegenheiten verheirateter Damen beschäftigen; eine „Courmacherei" unter die Leute zu bringen, kann den Ruin mehrerer Familien nach sich ziehen. Das amerikanische Sprüchwort sagt zwar, an eine verheiratete Frau wird so wenig gedacht, wie an ein Paar Schuh, die verkauft sind; aber in jetziger Zeit brauchen unsere Frauen nicht mehr so zurückgezogen zu leben, als sonst, wo jede ihre eigene Hausmagd sein mußte. Unser geselliges Leben ist eben so elegant und beweglich geworden, wie es sich in England oder Frankreich gestaltet hat, unsere Frauen reiten, tanzen und gehen in's Theater, so lange sie jung sind; die Huldigungen, die ihnen dargebracht werden, müssen in den gehörigen Schranken bleiben, aber man soll einen Spazierritt oder einen Walzer nicht gleich als Verbrechen behandeln, oder ehrenrührige Schlüsse daraus ziehen, wenn der Freund des Mannes sich mit einer jungen Frau unterhält.

Eine besonders amerikanische Sorte von Neid oder Verleumdungssucht ist es, daß sich die jungen Männer unter einander so schlecht machen. Wir lachen über die Engländer, deren steife Manieren und steifer Anzug, deren Kartoffelneigung und bäuerlicher Geschmack wohl einigen Anlaß dazu geben mögen, aber sie sind in einer Hinsicht viel besser, als die jungen Amerikaner, sie haben nicht die Gewohnheit, schlecht von einander zu reden. Es ist entsetzlich, wie bei uns der Freund den Freund verkleinert und verleumdet. Wenn er ihn nur einmal bei einem Glase Grog getroffen hat, so erzählt er schon des andern Tages, „er trinkt," zu geschweigen der Urtheile über sein sittliches Verhalten, die oft eben so wenig begründet sind.

Noch eifriger verbreitet man üble Gerüchte über die Vermögensumstände seiner Bekannten. Jeder Zuwachs an Pferden oder Dienern wird mit dem unvermeidlichen: „er ruinirt sich" begrüßt. In Amerika, wo das Geld rasch gewonnen wird, zerrinnt es allerdings auch leichter. Der Verdacht ist deshalb stets rege, daß Jemand mehr braucht, als er hat; es ist der Klugheit gemäß, nicht davon zu sprechen, wenn man sich neue Pferde anschafft, oder sonst einen Luxus bei sich einführt; die Amerikaner verschweigen, das, womit die Engländer prahlen würden, aus Furcht vor dem demokratischen Neide ihrer Landsleute. Freilich hat der Leichtsinn unserer Emporkömmlinge oft Anlaß genug gegeben, um die Besitzer schöner Häuser in den Verdacht der Verschwendung zu bringen. Wir haben Mehlhändler, die vier bis fünf Jahr wie Fürsten des Kontinents lebten, und dann allen Luxus öffentlich versteigern lassen mußten. Die armen reichen Leute werden dafür in corpore bestraft; bald macht man sie doppelt so reich, als sie sind, bald hält man sie für Bettler, oder was schlimmer ist, für Betrüger.

Wir haben hier nur von den falschen Gerüchten geredet, aber wir möchten noch weiter gehen und behaupten, daß auch eine wirkliche Thatsache nicht wieder erzählt werden soll, wenn sie unsern Mitmenschen nachtheilig ist. Das schöne englische Sittengesetz sagt in dieser Hinsicht: „Du hast kein Recht, etwas Schlechtes von deinem Nächsten zu erzählen, wenn er es auch wirklich begangen hätte, es sei denn, daß du zu deiner Selbstvertheidigung dazu gezwungen bist." F. v. H.

Die Kirchen Nord-Amerika's.

In den Vereinigten Staaten hat nicht allein jede Stadt — fast jedes Dorf, selbst der abgelegenste Weiler besitzt eine Kirche. Kaum sind mitten im Walde oder auf dem Felde einige Wohnungen neben einander erbaut, als man zwischen ihnen auch eine Schule und den Glockenthurm einer kleinen Kapelle emporsteigen sieht.

Diese letztere ist allezeit gut und in passendem Styl gebaut; die städtische Kirche von räumlich weiter Ausdehnung und mit großer Pracht ausgestattet. Kanzeln in Form einer Tribüne — Kanapee und rothsammetüberzogene Armsessel bestehen aus massivem Mahagony, das man meistentheils auch bei den geschlossenen Sitzen in Anwendung bringt, welche Kissen und Teppiche zieren. — Gasbeleuchtung und Heitzung sind bei sämmtlichen Kirchen in Gebrauch gekommen.

New-York allein zählt 46 bischöfliche, 44 presbyterianische, 35 baptistische, 42 methodistische, 17 holländisch-reformirte, 22 katholische, 9 independente, 2 unitarische Gotteshäuser; noch entstehen jährlich neue, und alle sind durch Privatpersonen gegründet, werden auch durch solche erhalten.

Nach oben gegebener Voraussetzung der bedeutenden Summen, welche der Amerikaner zur Erbauung seiner Kirchen anlegt, machen wir hier die, welche Dr. Alexander für den Bau seines Gotteshauses in New-York verwendete, nahmhaft. Sie belief sich auf 187,500 Thlr., ward indessen noch weit von dem Kostenaufwand überstiegen, welchen die Kirche des Dr. Cheever erforderte. Als vor einigen Jahren Dr. Adams den Grundstein zu der seinigen legte, welche die ihm bis dahin angewiesene, zu klein gewordene ersetzen und 2000 Hörer fassen sollte, fragte ihn ein Fremder: wie hoch sich der Kostenanschlag belaufe. „Laut Berechnung des Baumeisters, welcher indessen das Material zu gering angeschlagen hat, 128,000 Thlr." — war die Antwort. „Ich werde die Summe weit übersteigen müssen, die fehlenden Mittel jedoch leicht bei den Gliedern

meiner Gemeinde beschaffen; denn wir meinen in Amerika, kein Kapital sei so gut angelegt, als das zum Dienst des Herrn verwendete."

So erklärt sich's auch von dieser Seite am besten, daß in den Vereinigten Staaten, auf 557 freie Einwohner immer eine Kirche kommt: die Zahl der dortigen Gotteshäuser beläuft sich auf 36,221.

Ihre Prediger sind gleichzeitig sehr gut gestellt; in New-York beträgt die Einnahme derselben 4—5 auch 6000 Thaler. Einem von ihnen, an der englischen Kirche Angestellten, hat seine Gemeinde den Gehalt auf 9000 Thlr. erhöhet, Fourrage für ein Pferd, und seiner Gattin — falls sie Wittwe würde — eine Rente bewilligt. Bedürfen die Geistlichen der Ruhe und Erholung, so ist es ein ganz Gewöhnliches, sie auf etwa sechs Monate nach Europa gehen, Deutschland, Frankreich, Italien bereisen zu sehen, während die Gemeinde Reisekosten bestreitet und für Besetzung der leeren Stelle, oder vielmehr der Functionen in Abwesenheit des Predigers Sorge trägt. Man darf annehmen, daß jährlich mindestens zwölf der geistlichen Hirten sich dieses Vorzuges, und fast alle sich eines sechswöchentlichen Urlaubs zu einer Erholungsreise in den Vereinigten Staaten erfreuen.

Um der Wahrheit ihr Recht zu geben, dürfen wir indessen nicht verschweigen, daß der Landprediger in den Vereinigten Staaten keineswegs so gut gestellt ist als der Stadtgeistliche — zu Zeiten auch, in Ermangelung ausreichender Hülfsquellen der Existenz, selbst dem Elend ausgesetzt ist; ja, daß die geringen Subsistenzmittel, die diese Prediger von ihren Beichtkindern beziehen, bisweilen mit sehr wenig Delikatesse dargebracht werden.

Bei aller Mannigfaltigkeit der Sekten haben die Amerikaner sehr wohl verstanden, den Gefahren mit Nachdruck entgegen zu treten, welche die große Verschiedenheit des religiösen Bekenntnisses unter den Hirten sowohl als unter der Heerde hervorbringen könnte. Die evangelischen Kirchen aller Ueberzeugungen leben in Frieden und Harmonie mitsammen; und Prediger wie Gemeinde der weit auseinander laufenden Richtungen lieben und schätzen sich gegenseitig.

Monsieur Grandpierre, zweiter Pastor der reformirten Kirche in Paris, wohnte an zwei aufeinander folgenden Sonntagen dem Gottesdienst in einer Kirche der Independenten zu Boston bei. Der am ersten Sonntag fungirende Geistliche war Presbyterianer der alten, der am folgenden Sonntag Predigende Vertreter der neuen Schule. Beide wollten dem Seelsorger dieser Gemeinde, der aus Gesundheitsrücksichten gerade Europa bereiste, ein Zeugniß ihrer Brüderlichkeit ablegen. Man kann sich kaum entgegenstehendere Prinzipien denken als die der Kirche der Independenten und jener der Presbyterianer, und selbst die letzteren theilen sich noch in zwei Klassen.

Eine andere Gelegenheit, sich von der ungeheuchelten Brüderlichkeit, welche unter den Sekten der christlichen Kirche in den Vereinigten Staaten herrscht — persönlich zu überzeugen, nahm Monsieur Grandpierre, als er eines Tages einer allmonatlichen Missionsstunde beiwohnen wollte, welche sein Freund Mr. Treat, Presbyterianer und Secretair des amerikanischen Vereins für äußere Mission, halten sollte. Im Begriff, sich zur Versammlung zu begeben, schlägt ihm Jener vor, einen Besuch in der Sitzungsmission der Wiedertäufer zu machen, wo er gleichzeitig einen Missionair von der afrikanischen Westküste werde vortragen hören, der auf dem Punkt stehe, mit zwei neuen Kollegen zu seiner Station zurück zu reisen. Mr. Treat's Gattin führt den des Weges unkundigen Pariser Geistlichen bis an die Kirchenthüre zu den Wiedertäufern, und nachdem Ersterer seine gottesdienstliche Versammlung abgehalten, folgt er Letzterem, nimmt am Verein bis zum Schlusse desselben nicht allein lebhaften Antheil, sondern nach gesprochenem Segen sucht er den Prediger, die drei Missionaire, beide Secretaire auf — sämmtlich Wiedertäufer — und Mr. Grandpierre wird Zeuge eines ungeschminkten Wohlwollens und herzlichen Verkehrs, wie es bei Geistlichen so verschiedener Ansicht eben so überraschend als erfreulich sein muß.

Daß keine Kirche privilegirt ist, und alle vor dem Gesetz gleichberechtigt sind, mag die Ausübung der Toleranz herbeiführen, oder doch erleichtern.

Die Sabbathsordnung wird in Amerika noch strenger als in England aufrecht erhalten. Man sieht am Sonntag weder Equipagen, noch Wagen, noch Omnibus. Um von Cambridge aus den Sonntag in Boston zuzubringen, thut man am besten, sich schon am Sonnabend Abend dahin zu begeben; am andern Morgen findet man schwerlich ein Fuhrwerk zu seinem Dienst.

Die Sonntagsschule noch ausgenommen, wird der Gottesdienst gewöhnlich zu dreien Malen abgehalten; tritt man in denselben ein, so findet man — welchem Ritus er auch angehören möge — ein Auditorium von 500—2000 Personen, das sowohl in getrennten als in zu vermiethenden Ständen Platz gefunden. So wie der Gottesdienst beginnt, hört jegliche Störung verspäteter Besucher auf, noch tritt irgend welche durch Geräusch und Gespräch ein. Jeder liest in Bibel oder Gesangbuch, und jegliches Mitglied der Kirche hat die zum Kultus gehörende christliche Bibliothek vor sich auf einem Gestelle.

Der Gesang, dessen Text meistentheils gut ist, und im Allgemeinen dem Werth der bessern deutschen Gesangbücher gleich kommt, wird kunstvoll und abwechselnd durch Männer- und Frauenchöre ausgeführt, welche auf der Tribüne ihren Platz vor der Orgel haben; die Versammlung stimmt indessen wenig ein.

Eine Liturgie existirt in Amerika — die bischöfliche Kirche ausgenommen — gar nicht. Die Gebete werden improvisirt, sind meistentheils sehr lang, und in's Detail gehend; man hört ihnen sitzend zu, um dem Erschöpfenden des langen Stehens auszuweichen. Das wiederholte Erheben der Gemeinde während des Gesanges, bildet zu jener Ruhe einen, den Fremden unangenehm berührenden, Kontrast; eben so auffallend und widernatürlich erscheint ihm das Behaben des Predigers, der statt die Hände während des Gebetes zu falten, sie auf der vor ihm liegenden Bibel in Folio, hin und her fahren läßt, und zugleich das Haupt senkt und die Augen bei dem Gebete schließt.

Er trägt selten das Amtskleid auf der Kanzel, erscheint hier hingegen meist im Frack, mitunter auch im Paletot, der bisweilen von schwarzer, oft jedoch auch von grauer Farbe ist, wie Mr. Grandpierre bei einem Geistlichen in Buffalo wahrnahm. Einen andern Prediger sah er sogar mit weißem Zwillich angethan, auf der Kanzel einer Kirche der Tuscarosas-Indianer, während der Häuptling der letzteren, sich an der Seite seines Missionairs befindend, ungleich passender gekleidet erschien.

Ueberraschend ist ferner der Gebrauch von Fächern in der Kirche. Man denke sich eine Versammlung von 1000—1200 Personen, und Männer, Frauen, Kinder, ja der Pastor auf der Kanzel selbst mit runden, ungeheuren, palmblattförmigen, auf langen Stielen befestigten Fächern, die Luft durch Bewegung derselben kühlend; und ich frage den ernstesten Sinn: ob ein solcher Eindruck nicht anfänglich von komischer Natur sein muß. Die Fächer selbst kommen aus China, kosten wenig, und ihr Verbrauch in Häusern und Kirchen ist so bedeutend, daß manche Schiffe nichts als Ladungen nur von Fächern führen.

Die Predigten sind zumeist geschrieben, und müssen namentlich aus dem Grund abgelesen werden, weil der Amerikaner gute Predigten hören will, und nach seinen Dafürhalten eine gesprochene Rede weder gehörig meditirt, noch gebührend ausgearbeitet sein möchte.

Kollekten für Arme sind nie mit dem Gottesdienst verbunden; die Bewohner der Vereinigten Staaten pflegen zu sagen: es gäbe keine Armuth bei ihnen, oder wenn je, so werde auf andere Weise für dieselbe gesorgt.

Ganz im Gegensatz zu der oben erwähnten Pracht der Kirchen, zeichnen sich die Friedhöfe durch Einfachheit aus. Das liegt freilich in den ersten Gründen nicht so weit auseinander, als die sinnliche Erscheinung es constatiren möchte: nach strengem Ernst des religiösen Prinzips will dem Amerikaner ein Aufwand an der Grabstätte seiner Entschlafenen auch nichts als eitle irdische Herrlichkeit dünken. Er giebt aber dem Gottesacker eine sehr große Ausdehnung im Raum; er wählt zu diesem am liebsten ein wellenförmiges Terrain, auf dem Hügel mit Thälern und Gewässern wechseln, das natürliche Grotten, riesenhafte, reichbelaubte Bäume und liebliche Rasenplätze schmücken. Die Monumente haben sich hier nicht um den Erdboden zu streiten; sie liegen sehr entfernt von einander. Dort spazierend, glaubt man in großen Gärten und schönen Parks zu wandeln. Auf dem Gipfel einer Anhöhe bemerken Sie etwa ein einsames, von wilden Bäumen beschattetes Grab; zwei bis dreihundert Schritt von demselben entfernt sehen Sie ein zweites, am Fuße eines Felsens; wieder in gleicher räumlicher Trennung das dritte, am Ufer eines Teiches. Ueberall sind die Kirchhöfe von breiten gesandeten Wegen durchschnitten, auf denen fortwährend Equipagen rollen; denn sie geben wirkliche Promenaden ab und werden von dem Amerikaner mit der ganzen Familie besucht. Mount Auburn bei Boston und Greenwood bei New-York sind beiden Städten etwa das Bois de Boulogne der Pariser; mit dem wesentlichen Unterschied freilich, daß der Ort, seiner ernsten Bestimmung angemessen, beim Betreten und Verlassen desselben entsprechende Betrachtungen anregt. Die Amerikaner wollen — möchte man sagen — sich zur rechten Zeit mit dem Tode befreundend, ihn nicht fürchten, denn drückt das Antlitz der Spaziergänger hier auch nicht geradezu Heiterkeit aus, so doch auch keine Melancholie. Die Grabmäler sind wie von verschiedenartiger Lage und Umgebung, so zwar auch sehr unterschiedlich gepflegt; einfachen Charakters sind sie indeß alle. Der protestantische Amerikaner

namentlich meint, der Mensch dürfe in nichts weniger als in seinem Leichenstein Ruhm suchen, weil da, wo der Tod alle Verhältnisse vollkommen gleich macht, eine derartige Sucht lächerlich und nicht zu entschuldigen sei.

Ein Monument macht jedoch in Greenwood eine Ausnahme. Es ward von einem katholischen Vater seiner einzigen Tochter errichtet und trägt einen französischen Namen. Dieser Vater war mit dem jungen Mädchen, dessen Schönheit und geistige Begabung es gleich sehr auszeichneten, auf der Heimkehr von einem Balle begriffen, auf welchem das Kind seines Herzens in der ganzen Blüthe ihrer Jugend und Persönlichkeit gestrahlt. Vor der Wohnung einer ihrer begleitenden Freundinnen angelangt, verläßt er mit Letzterer den Wagen, um diese in den Flur ihres Hauses zu führen. Während des im kürzesten Zeitflug vollzogenen Aktes werden die sich selbst überlassenen Pferde schen, reißen den Wagen, ihn zerschmetternd, um, und als Herr C. zurückkehrt, findet er seine Tochter auf dem Straßenpflaster hingestreckt — und todt. Der mit Verzweiflung ringende Vater glaubt die Wuth seines Schmerzes zu lindern, wenn er die reiche Mitgift seines Kindes zu einem prachtvollen Mausoleum für dasselbe verwendet; Skulptur wie Architektur erschöpfen so ihre Hülfsquellen, um es zu einem Meisterwerk der Kunst zu machen. Die Bewohner New-Yorks sehen es übrigens gar nicht ungern im Bezirk des Friedhofs, und wenn sie dem Fremden mit Vorliebe ihre Kirchen zeigen, so lenken sie auch allezeit seine Aufmerksamkeit auf diese Kunstschöpfung zu Greenwood.

Griechenland.

I.

Neugriechische Schriftdenkmäler.

Aus Athen erhalten wir die Ankündigung eines wichtigen literarischen Unternehmens, das dort von den beiden griechischen Gelehrten, Tertzetis und Mavraphrydis, beabsichtigt wird, und welches unter der Firma des thätigen Buchdruckereibesitzers und Buchhändlers Nikolaïdis Philadelpheus in Athen erscheinen soll. Nach dem vorliegenden Plane will man nämlich eine Sammlung von Denkmälern der neugriechischen „Sprache" (*Συλλογὴ μνημείων τῆς νεοελληνικῆς γλώσσης*) veranstalten, damit durch sie die Gelegenheit gegeben werde, die Anfänge der neugriechischen Sprache und Literatur und die fernere Entwickelung Beider genau erkennen und richtig beurtheilen zu können. Manche jener Schriftwerke, welche hierbei in Betracht kommen, und welche im Allgemeinen nur bis zum elften Jahrhunderte hinaufreichen, sind bereits gedruckt, aber die meisten derselben liegen noch ungedruckt in einigen Bibliotheken Europa's. Daher soll die in Rede stehende Sammlung zunächst eine Auswahl des bereits Gedruckten, sowie die wichtigsten noch ungedruckten Schriftdenkmäler, wobei man mit denen in der kaiserlichen Bibliothek von Paris den Anfang zu machen gedenkt, außerdem aber eine möglichst vollständige Sammlung der Volkslieder, Sprüchwörter u. s. w., endlich ein Wörterbuch der neugriechischen Sprache enthalten, welches aus den Schriftwerken der Sammlung selbst, so wie aus anderen entlehnt werden soll. Zugleich sollen den Schriftwerken historische, literarische und erklärende Anmerkungen beigefügt werden. Das Ganze wird aus wenigstens fünf Theilen, jeder etwa aus dreißig Druckbogen bestehen. Die Wichtigkeit des Unternehmens, nicht blos für Griechenland, sondern auch für die Wissenschaft des Auslandes, ist einleuchtend und bedarf keines weiteren Nachweises.

II.

Theologische Zeitschrift in Athen.

Auch im „Magazin" ist in den letzten Jahren von der orientalischen Kirche und von ihrer Erstarrung in abgelebten Formen und in todtem Dogmatismus die Rede gewesen, einer Erstarrung, die nur die Folge eines fast über die ganze Kirche verbreiteten Mangels an theologischer Wissenschaft hat sein können, und unter deren Einflusse nun auch das wahrhaft religiöse und sittliche Leben des Volkes nothwendiger Weise hat mehr oder weniger ersterben müssen. Vor dem Jahre 1821 war dies durch die politischen Verhältnisse und Zustände bedingt; aber nach der Errichtung des griechischen Königreichs mußte der Einfluß der abendländischen Kultur und Civilisation auch auf dem Gebiete der griechischen Kirche sich geltend machen, und selbst die Universität in Athen und die Begründung des theologischen Seminars daselbst mußte dazu beitragen, daß wenigstens der Anstoß gegeben ward, jenen Mangel an theologischer Wissenschaft immer mehr zu beseitigen. Noch mehr konnte und mußte in dieser Hinsicht die Berührung mit der protestantischen Wissenschaft, besonders insofern dieselbe auf deutschen Universitäten vertreten ist und griechische Theologen die letzteren mehr als früher besuchen, von bedeutendem Einflusse sein. Die Wirkungen sind in diesem Betrachte bereits eingetreten, und mindestens erkennen wir einen Beweis dafür in dem Erscheinen einer wissenschaftlichen, theologischen Zeitschrift, die unter dem Titel: *Ἱερομνήμων*, seit der Mitte des Jahres 1859 in Athen herausgegeben wird und von welcher uns zwei Hefte zugegangen sind. Diese Zeitschrift muß für die griechische Kirche als ein Ereigniß angesehen werden, das, wenn sie selbst Fortgang hat und mit Geschick und Takt geleitet wird, nicht ohne tiefgreifende Folgen bleiben kann. Die Herausgeber sind zwei auf deutschen Universitäten gebildete Theologen, Alex. Lykurgos und Ant. Moschatos; der Erstere namentlich war in den letzten Jahren in Leipzig, Halle und Berlin gewesen. Beide, besonders der Erstere, scheinen der Sache, die sie vertreten, vollkommen gewachsen zu sein, und es ist daher um so weniger zu verwundern, daß die griechische Geistlichkeit sie als Neuerer, als Rationalisten und Protestanten verschreit und verdächtigt.

III.

Numismatologisches.

Ein ausgezeichneter Archäolog auf dem Gebiete der Münzkunde ist der Grieche Paulos Lampros in Korfu, der auch eine treffliche Sammlung altgriechischer Münzen besitzt, von denen er auch schon mehrere in einigen werthvollen numismatischen Abhandlungen beschrieben hat. Im Jahre 1855 gab er eine griechische Abhandlung über sechs Goldmünzen der Philipper (*περὶ ἓξ χρυσῶν νομισμάτων τῶν Φιλίππων*) heraus, welche, obschon sie von einer französischen Uebersetzung selbst begleitet war, doch auch wiederum im „Bulletin archéologique français" übersetzt ward. Eine andere Abhandlung von ihm über eine Silbermünze der Athenienserin Irene, die gegen Ende des achten Jahrhunderts Kaiserin von Byzanz war, und welche Karl der Große zur Gemahlin begehrte, brachte die in Athen erscheinende Zeitschrift „Pandora" und eben so enthielt dieselbe im Jahre 1859 eine Abhandlung über bisher noch nicht herausgegebene Münzen der Großmeister des Johanniterordens auf Rhodus, welche die „Revue numismatique" (1859, im März- und Juni-Hefte) ebenfalls in einer Uebersetzung mittheilte. Der Uebersetzer, einer der Herausgeber der Revue und Mitglied des Instituts, Adrien Longpérier, rühmt die Abhandlung als besonders werthvoll und wichtig und erkennt das Verdienstvolle des griechischen Gelehrten an, der „dem hochherzigen christlichen Volke angehört, mit welchem uns so viele Bande verknüpfen." „Und," setzt er hinzu, „warum sollten wir es nicht mit Vergnügen aussprechen, daß jene Griechen, welche in Allem unsere Lehrer waren, auch jetzt noch unsere würdigen Nebenbuhler sind?" So spricht ein französischer Gelehrter über die Bestrebungen der Griechen der Gegenwart im Interesse ihrer Kultur und Civilisation. Die deutschen Gelehrten und Hellenisten hüllten sich dagegen in ein vornehmes Schweigen.

Mannigfaltiges.

— Fenelon's Schrift über Töchter-Erziehung.* Nachdem wir von Rousseau bis auf Marcelline Valmore soviel angeblich Philosophisches und Unpraktisch-Theoretisches über Kinder-, und namentlich auch über Mädchen-Erziehung aus Frankreich auf deutschen Boden übertragen haben, ist es eine wahre Freude, des milden, liebenswürdigen Mentors Fenelon einfache Gedanken über Töchter-Erziehung, die nun beinahe zweihundert Jahr alt sind, von einer augenscheinlich mit dem Erziehungswesen vertrauten, deutschen Feder der unverdienten Vergessenheit entrissen zu sehen. Was vor zweihundert Jahren der menschlichen Natur abgelauscht war, das ist auch heute noch wahr und zutreffend, denn nur die Unnatur ist veränderlich, wie ihre Halbschwester, die Mode. Obwohl von tiefer Religiosität durchdrungen, sind diese Unterweisungen Fenelon's doch fern von jedem kirchlichen Zelotismus; auch hat der deutsche Bearbeiter die lediglich konfessionellen Partien des Buches in seiner Uebertragung weggelassen. Ebenso hat er eine, den Fenelon'schen Lehren auf würdige

* Ueber Töchter-Erziehung. Von François de Salignac de Lamothe Fenelon, Erzbischof von Cambray. Leipzig, Voigt & Günther, 1859.

Weise sich anschließende Abhandlung „über die Erziehung des weiblichen Geschlechtes in unserer Zeit" hinzugefügt, wobei er aus einem trefflichen Buche von Karl Biedermann, „Frauenbrevier" (Leipzig, J. J. Weber, 1856) einen Vortrag über den Begriff der Bildung überhaupt und den Unterschied zwischen Männer= und Frauen-Bildung insbesondere, sowie aus einem Programme des Schuldirektors Dr. Stern in Frankfurt a. M. einige geistvolle Gedanken über den weiblichen Beruf und die Erziehung für denselben, auf das Lehrreichste benutzt hat. Wir sind überzeugt, daß Mütter und Erzieherinnen uns dafür Dank wissen werden, ihnen dieses reichhaltige Büchlein empfohlen zu haben.

— Der Weltschmerz und seine Heilung. Mit Bezug auf den von Herrn St. René Taillandier wieder einmal zur Sprache gebrachten Weltschmerz in der Literatur schreibt uns ein alter Mitarbeiter: „Wir schauen aus nach den Aposteln, großen und kleinen, der Literatur dies= und jenseit des Rheins, und gewahren überall stürmische Jagd nach Gütern, welche die Erde schaffen soll, Kultus der Intelligenz und wirklich auch Intelligenz und Schaffenskraft vollauf, Anbetung mehr als Eines goldnen Kalbes, Selbstvergötterung. So Manchem von ihnen steht die letztere so deutlich auf die Stirn geschrieben, daß man versucht ist, auszurufen: „„Heinrich, mir graut!"" Daneben aber Unbefriedigtsein von Welt und Verhältnissen, Europamüdigkeit, Verzagen an sich selbst, Aufgeben alles Realen, weil das geträumte Ideale — im Grunde doch nur ein Gebild aus Schaum — nicht zu erfassen ist. Ihnen Allen fehlt das Eine, was Noth thut, was einen Luther, Paul Gerhard, Gellert, Klopstock, Herder, Novalis, Spitta, Albert Knapp, was Annette von Droste-Hülshoff hob, kräftigte, beseligte, begeisterte, zu Dichtern unseres Volkes stempelte; ihnen fehlt, nächst der charaktervoll ernsten Abwägung des wirklichen Werths der irdischen Dinge, das Durchdrungensein von christlicher Gesinnung und christlicher Glaubenswärme. Hölderlin, der ursprüngliche Theolog, geht unter in gewaltsamer Selbstzerrüttung, Lenau verfällt und endet im Wahnsinn, Grabbe im Cynismus, Mancher legt die eigene Hand an's Leben. Was wissen nicht die Annalen der deutschen, englischen, französischen Literatur darüber zu berichten? Wir erinnern an den einen Gérard de Nerval aus neuerer Zeit. Der Redacteur dieser Zeitschrift weiß, wie fern wir dem Muckerthum stehen, wird aber seine Billigung nicht dem Glaubenssatz versagen, daß, wer nicht und nie von seinem Gott und seinem Erlöser abläßt, auch nicht und nie des Unglücks Beute sein, das Leben unerträglich finden, trostlos an sich und an der Menschheit verzagen kann. Oder, wie es einer unserer Dichter sagt:

„Wer sich in Gott erheben kann,
Dem wird das Schicksal unterthan."

— Handbuch der medizinischen Mikroskopie.* Wie der Titel besagt, und der Charakter des Verfassers näher bestimmt, liegt hier ein Handbuch für Militairärzte vor, das dieselben im Gebrauche des Mikroskopes in medizinischer Hinsicht unterweist. Da gute Mikroskope, die früher ungewöhnlich kostspielig waren, bei der Ausbildung der Mechanik und Optik heutzutage verhältnißmäßig wohlfeil hergestellt werden, so hat sich ihre Anwendung sehr vervielfältigt. Wir erfahren denn auch in dem Buche, daß das Kriegsministerium in Frankreich jedem Provinzial=Militairhospitale ein Mikroskop mit einer Vergrößerungskraft von 50 bis 500 Durchmesser hat zustellen lassen. Der Verfasser hat also wohl sein Buch in Bezug auf diese Maßregel geschrieben, welche gewiß Nachahmung verdient. Es enthält zwei Theile; in dem ersten wird die Struktur des Instrumentes auseinandergesetzt und die Theorie der Optik entwickelt, so weit sie zum Verständniß nöthig ist. Im zweiten wird die Anwendung auf die Medizin gemacht. Der Verfasser untersucht mikroskopisch eine Wunde, ein Getraidekorn, einen Pflanzenschaft u. s. w. und giebt von jedem eine sehr ausführliche Beschreibung, die durch beigegebene Abbildungen erläutert wird. Namentlich bei Hautkrankheiten, die unter Soldaten häufig genug vorkommen, dürfte das Mikroskop von Wichtigkeit werden.

— Zur russischen Finanzkrisis. In einem bemerkenswerthen Artikel des Russkji Wjestnik wird die gegenwärtig in Rußland eingetretene Finanznoth wohl mit Recht der unmäßigen Emission von Kreditbilleten zugeschrieben, die in den letzten zehn Jahren in Folge der politischen Ereignisse stattfand, welche durch das von Kaiser Nikolaus beliebte „System der bewaffneten Einmischung" herbeigeführt wurden. Die innere und äußere Schuld ist dadurch auf 1520 Millionen Silberrubel gestiegen, wovon 417 Millionen auf die hauptsächlich im Auslande contrahirte Staatsschuld kommen, während 735 Millionen auf die im Inland cursirenden Kreditbillete (Kassenanweisungen oder Banknoten) fallen. „Wenn man," bemerkt der Verfasser, „das Jahr 1848 als den Anfangspunkt jenes politischen Systems nimmt, so findet sich, daß die Schuld sich seitdem um 800 Millionen vermehrt hat. In den ersten fünf Jahren dieses für Rußland so unheilvollen Decenniums wuchs sie jährlich im Durchschnitt um 45 Millionen, in den letzten fünf Jahren aber jährlich um 123 Millionen. Eine Krisis war daher unvermeidlich; sie abzuwenden vermochte keine menschliche Gewalt, und je länger man sie vertagte, desto mehr stieg die Gefahr für die Zukunft." Indessen hält der Verfasser die Situation noch nicht für hoffnungslos; vor Allem komme es darauf an, der Entwerthung der Kreditbillets, die durch die verhältnißmäßige Geringfügigkeit des zu ihrer Auslösung bestimmten Fonds (1: 7 statt wie früher 1: 3) veranlaßt werde und allmählich zum Staatsbankerott führen müsse, dadurch zu steuern, daß man sie in zinstragende Schuldverschreibungen verwandele, wozu eine jährliche Konvertirung von höchstens 30 Millionen erforderlich wäre.* „Rußland," sagt er, „kann auch diese Bürde tragen, wenn es alle seine Anstrengungen auf die Entwickelung seines inneren Wohlstandes und auf die Entfernung der Hindernisse richtet, welche bisher die Fortschritte seines volkswirthschaftlichen Lebens gehemmt haben; wenn es seine Kräfte produktiv und nicht zu ehrgeizigen Plänen, in seinem eigenen und nicht in fremdem Interesse verwendet. Ganz Europa weiß, daß Rußland innerhalb seiner Gränzen unangreifbar ist. Durch seine continentale Lage wird es eben so geschützt, wie Großbritannien durch seine insulare. Ist es denn nicht für Rußland rathsam, diese gesicherte Stellung zu benutzen, um im Schooße eines unerschütterten Friedens sich mit inneren Verbesserungen zu beschäftigen, ohne welche die Entwickelung seiner natürlichen Kräfte nicht möglich ist, und es andern Staaten zu überlassen, erschöpfende Kriege zu führen und ihre überflüssigen Mittel und Reichthümer in auswärtigen Unternehmungen zu vergeuden? Hängt nicht von einer solchen Handlungsweise sogar die Bedeutung und der Kredit Rußlands in Europa ab?"

— Ladislaus Magyar in Afrika. Die Redaction von Petermann's geographischen „Mittheilungen" hat, (wie aus dem ersten diesjährigen Hefte derselben hervorgeht) von dem berühmten, ungarischen Reisenden in Inner=Afrika, Ladislaus Magyar — den man lange für verschollen gehalten — ein Schreiben aus Lucira (im portugiesischen Afrika) vom 16. November 1858 empfangen, das von einer Abhandlung und einer Karte über Inner=Afrika begleitet war, die demnächst durch die Petermann'sche Zeitschrift veröffentlicht werden sollen. In dem gedachten Schreiben giebt der Reisende seine Freude darüber zu erkennen, daß ihm nach zwölfjährigem Aufenthalt in Afrika, wo er von aller Verbindung mit europäischem Geistesleben abgeschnitten war, zwei Jahrgänge (1855—1856) der geographischen „Mittheilungen" zugegangen, durch welche er plötzlich mitten in den Kreis der neueren Forschungen auf erdkundlichem Gebiete und namentlich auch der Entdeckungen anderer wissenschaftlichen Reisenden in Afrika versetzt worden. Er hebt darunter besonders David Livingstone hervor, obwohl er demselben große Irrthümer in Bezug auf die Lage der Länder Lobar und Moluva oder Moropun, sowie hinsichtlich der hydrographischen Verhältnisse und der Flußnamen dieser Länder, nachweist. Die von Ladislaus Magyar eingeschickte Karte stellt hauptsächlich das auch von ihm bereiste, höchst interessante Wasserscheide=Gebiet zwischen dem Zambesi und Kasai dar, welches Livingstone selbst nicht sorgfältig genug zu erforschen im Stande war.

— Santerre's Wittwe. Die Wittwe des ehemaligen Bierbrauers und späteren Generals Santerre, der bei vielen traurigen Scenen der ersten französischen Revolution, unter Anderem bei der Hinrichtung Ludwig's XVI., eine so berüchtigte Rolle spielte, lebt jetzt noch in einem kleinen Hause des Faubourg St. Germain von Paris, wo sich ihr Gatte in seinen letzten Lebensjahren (er starb 1808) angekauft hatte. In ihrem Besitze sind die Schlüssel der Bastille und viele andere Erinnerungen an die Revolution. Man hat ihr mehrere Mal sehr bedeutende Summen für diese Gegenstände geboten, doch will sie dieselben um keinen Preis weggeben. Unter den Papieren, die in ihrem Besitze sind, sollen sich auch Protokolle, Briefschaften und andere Handschriften befinden, die über mehrere Gefangenen der Bastille höchst anziehende Details enthalten.

* Manuel Pratique de Microscopie appliqué à la Médicine, par M. Coulier, pharmacien major, professeur de chimie à l'école impériale d'application de médicine et de pharmacie militaires.

* Wenn wir nicht irren, ist eine derartige Maßregel unlängst von dem russischen Finanzministerium getroffen worden.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig. Druck von Giesecke & Devrient.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Bestellungen
übernimmt jedes Postamt des deutsch-österreichischen Postvereins, sowie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallstraße Nr. 21) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazin's" nicht direct correspondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commissionair, Herrn F. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

Herausgegeben von **Joseph Lehmann.**

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

№ 9. | **Mittwoch, den 29. Februar 1860.** | **29. Jahrgang.**

Inhalt:

England.

Literatur-Briefe aus England.

Verkehrs-Zustände und Eisenbahnen in London.

Geburt und Tod in England.

London, im Februar.

Mit London, wie vielleicht mit ganz Großbritannien ist's so weit gekommen, wie mit dem alten Römerreiche, so daß es an seiner eigenen Größenlast leidet „ut jam laboret mole sua," wie Livius sagt. London, fast täglich nach allen Seiten weiter ausschwellend, weit in's Land hinein, concentrirt sich weltgeschichtlich immer noch alle Tage um Bank und Börse herum, in der City, wo es nirgends mehr Platz hat, und neulich eine einzige, traurige, öde, zwischen hohe Häuser geklemmte Baustelle — die bloße Baustelle — mit 600,000 Pfund Sterling bezahlt ward. Ein Stückchen Boden an der Paulskirche, wo die Häuser eingefallen waren, sollte als neue Baustelle verkauft werden. Der Eigenthümer (ich glaube die City-Obrigkeit) wurde bestürmt, das Stückchen zu einem freien Platze zu Ehren der Paulskirche zu machen, zugleich aber auch bestürmt, den Platz für neue, hohe, steinerne Geschäftspaläste (wie in der neuen Cannonstreet, die von hier nach London-Bridge führt) zu verkaufen. Man bot ihm an, die Stelle dicht mit goldenen Pfundstücken zu belegen. Dies lockte stärker, als die Ehre der Paulskirche, die Niemand mehr in der Nähe in ihrer Schönheit sehen kann, und man überlegte sich das Anerbieten, welches man endlich auch annahm, aber mit der Klausel, daß die goldenen Pfundstücke über die ganze Stelle hinweg dicht neben einander *auf die hohe Kante* gelegt werden müßten.

Ich weiß nicht, wie man sich noch geeinigt hat, und sehe nur, daß man einen Mittelweg eingeschlagen und einen Theil frei gelassen, um die Baustelle desto höher und kostspieliger zu bebauen. Alle Omnibus zwischen West- und Ostende, alle Fuhrwerke, die innen zu Tausenden sich durcheinander wirren und einander oft Minuten lang (mit einer halben Million Pfunden täglichen Geldverlustes in Form von Zeit, wie man in der City ausgerechnet hat) stopfen, alle diese Fuhrwerke müssen um die Paulskirche herum. Es führt kein anderer Weg nach Westminster und den staatlichen, stattlichen, südlichen Theilen des Westendes, wo Parlament, höchste Gerichte, Ministerial- und Steuer-Gebäude, Klubs, Aristokratie, Hof, Millionäre, Staats- und gelehrte Sachen sich zusammendrängen. Zwar fliegen unten auch immerwährend Penny- und sogar Halb-Penny-Dampfboote hin und her; da unten ist's fürchterlich auf der Themse, der offenen Kloake von drei Millionen Menschen mit schmutzklebenden Dampfern und schmutzklebenden Passagieren, unter die sich immer seltener Leute mit reiner Wäsche wagen können. Oben in den Straßen kommt man weder zu Wagen, noch zu Fuße (obwohl im letzteren Falle oft schneller) ordentlich vorwärts. Jeder eilt, stößt, drängt und hindert so sich und Andere. Es ist eine Heldenarbeit, zu Fuße oder im Omnibus von dem einen großen Verkehrs-Schwingungsknoten zum andern (Charing-Croß mit Trafalgar-Square und Bank und Börse mit London-Bridge) zu gelangen. Seit Jahren steigt das Uebel mit jedem Tage, seit Jahren hat man projektirt und spekulirt, über oder unter den Straßen neue Wege zu bahnen, ohne bisjetzt über eine Methode einig werden zu können. Ganz neuerdings projektirte man Pferde-Eisenbahn-Omnibus, wie in New-York und anderen größeren amerikanischen Städten, aber dazu gehören Straßen mit Raum, der in der City kaum noch für Ausfüllung mit Geld leer zu haben ist, so daß nichts daraus werden konnte. Aber es geht so nicht mehr länger, so daß um jeden Preis Rath geschafft werden muß. Und so haben denn die meisten Directionen der acht großen Londoner Eisenbahnen (mit mehr als achthundert Stationen noch innerhalb des Häusermeeres) beschlossen, sich von ihren verschiedenen, weit umherliegenden Bahnhöfen nach der City hin zu concentriren, und verlangen nun von der City-Obrigkeit Expropriation von so und so viel hundert Häusern und vom Parlamente Concessionen. Diese Bahnen sollen über den Straßen und Häusern gezogen werden. Bisjetzt aber klingen die Projekte so fabelhaft stupid, daß man's kaum glauben kann. Sie benutzen hier ihre Freiheit nicht nur zu allen möglichen Straßen-Verrenkungen, so daß sie oft wie verschlungene Därme sich durcheinander wirren, sondern auch, um sich mit den neuen City-Verlängerungen gegenseitig zu chikaniren. Sie kommen nicht zusammen, sondern wollen, die eine Compagnie hierhin, die andere dorthin citywärts einbrechen, ohne sich in einem Centrum zu vereinigen.

Wenn das Parlament keine Ordnung schafft, werden diese City-Bahnen eben so lächerlich als schmachvoll, wie im ganzen Lande, wo sich die einzelnen Compagnien im ewigen Wirrwarr durchkreuzen und nicht selten mit ihren Passagieren auf einander stoßen. Neben diesen Projekten auf die City steht ein großer Plan ganz vereinzelt da: Vereinigung von Charing Croß über die Themse hinweg mit dem ungeheuren Bahnhofe der London-Bridge, von wo die Bahnen wie Fächer ausstrahlen und hauptsächlich nach dem Kontinente (Dover) führen.

Der Plan ist grandios, die Bahn, da sie einmal projektirt und konzessionirt ist, eine Nothwendigkeit, um die stets viel tausendköpfigen Menschen- und viel tausendräderigen Wagenströme zwischen Osten und Westen wenigstens in der dicksten Mitte in andere, leichtere Bahnen zu leiten. Die englische Presse spricht mit Enthusiasmus und Nationaleitelkeit davon und macht die Kurzsichtigen vollends blind. Man hält sich an das grandiose Stückchen und zählt schon im Geiste die Tausende von Menschen, die alle fünf Minuten in je fünf Minuten hin- und herfliegen, denkt aber nicht daran, daß der Bahnhof an London-Bridge jenseits, im Süden, außerhalb der City liegt und Leute, die in der City zu thun haben, auf diesem Wege der City gerade so nahe kommen, daß sie blos London-Bridge zu passiren haben. Dieser Weg aber ist eine Arbeit, die Nerven und Taschentücher, auch Uhren und dergleichen kostet. Die London-Brücke

ist ein kontinuirlicher, mindestens achtfacher Wagen- und Menschenstrom (stets gegen einander). Der Weg darüber ist mir immer wie eine Arbeit vorgekommen, die allein einen halben Tagelohn des Arbeiters werth ist. Die andern Bahnen wollen sich in der City selbst an verschiedenen Stellen Ausläufe schaffen. So kommt der Berg nicht zu dem Propheten, der Prophet nicht zum Berge, sondern steht überall als Ochse, als echter, klobiger, eigensinniger, unbeholfener John Bull, davor.

Manche sagen, die Freiheit der einzelnen Individuen und Compagnien, welche ihre Eisenbahn-Concessionen durch Bestechung der Parlamentsmitglieder und nicht im Interesse des öffentlichen Verkehrs bekommen und noch erschwindeln, sei Schuld an dieser Verwirrung, Unbeholfenheit, Isolirung und Konkurrenz der öffentlichen Interessen; aber Amerika mit viel mehr Freiheit und resp. Corruption beweist, daß man unter freiesten Formen und deren zügellosesten Extravaganzen immer noch viel besser lebt, Eisenbahnen und Dampfschiffe baut, als unter polizeilicher und staatlicher Fürsorge. Die amerikanischen Bahnen sind nicht so gewissenhaft gebaut, wie die preußischen, aber sie reichen über mehr Tausende von Meilen, als die preußischen über Hunderte, und nirgends reist man bequemer, komfortabler, wohlfeiler und schneller, als in Amerika.* Die Dampfschiffe, die für wenige Cents über Flüsse, Seen und Meere brausen, sind Prachtsalons mit Spiegeln, Mahagoni, Sammet und Krystall. Niemand hat ihnen diese Eleganz, Wohlfeilheit und Bequemlichkeit vorgeschrieben — Alles Früchte der freiesten Speculation. Nur daß diese in Amerika ihre eigenen Interessen besser kennt, als die englische, welche uns in Schmutz und Gestank auf der Themse packt, weil ja doch immer noch Leute genug kommen; welche uns in Eisenbahnwaggons schichtet, wie die preußische Polizei kaum für Schweine und Kälber dulden würde, weil die Passagiere keine Wahl haben, sich bessere zu suchen, wenn sie nicht in der Regel für just doppelte Preise erste Klasse nehmen, wo übrigens die Kissen und Polster auch nicht selten zerrissen, wenigstens niedergesessen und dabei so eng sind, daß man auf langen Reisen vor lauter Sitzen müde wird, wie durch eine tagelange Fußreise. In den amerikanischen Waggons stolzirt man hin und her, sieht sich außen um, macht in anderen Waggons Besuche, legt sich bequem schlafen, ißt, trinkt, spielt und kitzelt sich sogar zuweilen mit blauen Bohnen aus „sixshooters."

Die Engländer sind so conservativ und fabrikatorisch, daß sie von einmal festgesetzten und irgendwie sanctionirten, zur Gewohnheit gewordenen Typen nicht so leicht abgehen. Die Eisenbahnwagen sind nur Wiederholungen der ersten vor 25—30 Jahren. So geht's durch alle Lebens-, Verkehrs- und Productionsformen hindurch. Blos auf Einen Fortschritt können sie stolz sein, und das sind sie auch, nämlich auf 1000 Geborene mehr, als Gestorbene, alle vierundzwanzig Stunden. Das ist denn allerdings auch was grausam Fortschreitendes. Im Jahre 1859 wurden in England und Wales (ohne Irland und Schottland) 248,309 Menschen mehr geboren, als Menschen begraben, d. h. die Bevölkerung nahm täglich um 680 Individuen zu. Nimmt man Schottland und Irland (wo die englische Bevölkerung ebenfalls sehr fruchtbar ist) hinzu, kann man den täglichen Zuwachs getrost auf runde Tausend abschätzen. Dies wird um so auffallender, wenn man die Völker unter absoluten Regierungen vergleicht, zumal die Franzosen. Diese verlieren seit Jahren im Durchschnitt eben so viel Menschen durch den Tod, als Andere durch Zeugung und Geburt ersetzen. Die Bevölkerungszahl stagnirt, ja sie soll sich immer mehr zur Abnahme neigen. „Die 1000 Kinder mehr täglich in Großbritannien" sagt ein Penny-Zeitungs-Leitartikel, „erzählen von Fülle und Fortschritt, von Gesundheit, Glück und Gedeihen, von einem höheren Tone der Moralität." Dies wird durch ein anderes statistisches Resultat unterstützt. Im December 1859, der schlimmsten Zeit für die Armen und der freigebigsten der Wohlthätigkeits-Anstalten, wurden 31,130 Arme weniger unterstützt, als im December 1858 und damals wieder 110,240 weniger, als im December 1857. Auch die ungeheuer gestiegenen Zahlen der Aus- und Einfuhr, der Production und Consumtion, der Eisenbahn-Passagiere erzählen dasselbe Evangelium, nur in anderer Form. Wir lassen es gelten und freuen uns so glänzender Resultate verhältnißmäßig freien Verkehrs, paßloser Freizügigkeit ohne „Einzugsgelder," Bürgerbriefe, Pockenimpfungsscheine, Wanderbücher, Gesinnungs- und Confessions-Atteste, der wohlfeilen, täglichen, stündlichen Communication, die zu Wasser und zu Lande wie der starke, frische Pulsschlag eines freien Organismus das Blut des Ueberflusses und Mangels immer warm und rasch durcheinander mischt und ausgleicht. Aber wir können das Wort so hoch unmöglich schätzen, das Wort der Zahlen, die immer durch entsetzliche Gegenrechnungen regulirt werden müssen. Namentlich sollte man den „höheren Ton der Moralität" nicht mit brauchen. In einer Abhandlung über „Marriages in low life" las ich von Paaren, die gegenseitig ihre Namen nicht kannten, da sie sich eben auf der Straße hatten kennen lernen und so frisch weg von der Straße zum Pastor kamen; von einem Soldaten, der sich mit einer Dulcinea hatte aufbieten lassen und mit einer andern vor den Altar trat, weil er letztere inzwischen lieben gelernt hatte, und eine Menge ähnlicher Geschichten. Die Polizei- und Kriminalberichte, namentlich die aus dem neuen Ehescheidungsgerichte, enthüllen alle Tage solche Massen moralischer Unflath, wie kaum die ganze übrige Welt zu liefern im Stande wäre: zerschlagene, trunkene Weiber und Männer, oft zwei- und dreifach verheiratete, unter Mißhandlungen, Schmutz und Hunger zum Skelett abgemagerte Kinder, Dieberei, Völlerei, zerbrochene Glieder, geschwollene Gesichter, Ermordete. Man müßte nur diese Berichte einmal einen Monat hinter einander alle Tage lesen, wie's die englischen Damen thun. Solcher „hohe Ton der Moralität!" Vor etwa vierzehn Tagen stand eine Frau mit ihrem Kindesskelette vor Gericht; sie hatte es an einem Beine trunken durch die Straßen getragen und das Köpfchen an Steinen und eisernen Pfählen mehrmals angeschlendert, so daß es daran gestorben war. In Hertford standen neulich zwei Kinder vor Gericht, ein Knabe von sieben, ein Mädchen von zehn Jahren, angeklagt, ihre Mutter ermordet zu haben. Erst hatten sie der an der Schwindsucht sterbenden Mutter Wein und sonstige Erquickungen aus dem Armenhause weggenommen und selbst verzehrt; dann war das Mädchen ihr eines Tages auf die Brust gesprungen und hatte sie, auf ihr knieend, gemißhandelt, während der kleine Bruder sie mit einem Stocke auf die Beine schlug. Daran war die Mutter gestorben. Die Kinder vor Gericht zeigten nicht die geringste Spur menschlicher Art, keine Ahnung von der Bedeutung des Wortes Mutter! Sie waren nicht blödsinnig, sondern nur „Kinder des Schmutzes und des Elends," naturwüchsig und zählten auch mit unter den Glückseligkeitsschiffern tausendfachen Ueberschusses der Geburt über den Tod.

Belgien.

Kaiser und Papst.

*Historische Studien nach Prof. Laurent in Gent.**

Die schwebende Frage, hinsichtlich der ferneren Schicksale des Kirchenstaates und der katholischen Kirche überhaupt hat unter vielen anderen Schriften leichterer Gattung auch ein Werk hervorgerufen, das von geschichtlichem Werthe ist. Wie der Titel besagt, sind es „Studien über die Geschichte der Menschheit;" eine geschichtliche Darstellung der Verhältnisse zwischen Papstthum und Kaiserthum bildet den uns vorliegenden Theil, der indessen vollkommen in sich abgeschlossen ist, und zu der Annahme berechtigt, daß der erstere Titel nur eine Erläuterung geben soll, wie man den zweiten zu verstehen habe.

Eine kurze Prüfung des Buches gewährt uns die Ueberzeugung, daß wir es hier mit einem Historiker vom Fache, einem Manne zu thun haben, der seines Stoffes vollkommen mächtig ist und die ausgedehntesten Studien gemacht hat. Nicht nur sind durchgängig die besten Werke der deutschen, französischen und italiänischen Historiker älterer und neuerer Zeit (z. B. Raumer's Geschichte der Hohenstaufen, Giseler's Kirchengeschichte ꝛc.) benutzt und zu Rathe gezogen, sondern überall die betreffenden Quellen, von Chroniken, Konziliensammlungen ꝛc. bis auf Troubadour und Minnelieder herab, ausgebeutet, angeführt und zum Theil in den Hauptstellen unter den Text gesetzt worden. Wir haben also eine Monographie vor uns, die lediglich diesen wichtigen Gegenstand, den Streit und die Wechselwirkung zwischen Papst und Kaiser, wie sie sich seit den Karolingern gestaltet, darzustellen, und bis auf die neueren Zeiten herabzuführen die Absicht hat, um daraus die Folgerungen für die schwebende Frage zu ziehen.

Der Verfasser ist ein liberaler Katholik Belgiens, der die Unhaltbarkeit des Papstthums in der Gestalt, wie es jetzt besteht, darthun will und auf eine Neugestaltung der Kirche und des Christenthums hofft, die

* Nirgends kommen aber auch so viele Unglücksfälle vor, als auf den amerikanischen Eisenbahnen, die meistens von Schwindlern verwaltet werden, welche das fremde Eigenthum nur zum eignen Vortheil ausbeuten. D. R.

* Études sur l'histoire de l'humanité. La Papauté et l'Empire par F. Laurent, Professeur à l' Université de Gand. Paris, Bruxelles et Leipzig, Genève, Loudres: E. Dentu, Aug. Schnée etc.

aus einer Verquickung mit der modernen Civilisation hervorgehen soll. Darin und in der Weise, wie er es sich vorstellt, wird er allerdings Gegner genug finden, und auch wir gestehen, daß wir, bei aller Achtung vor den umfassenden Studien des Verfassers und der Schärfe seines Urtheils, die Anschauungen ziemlich allgemein und nebelhaft finden, die er sich von der Zukunft seiner Kirche und des Christenthums überhaupt macht. Doch wir wollen dies auf sich beruhen lassen und nur einige Stellen herausheben, die ein besonderes Licht auf diesen tiefgreifenden Gegenstand werfen.

Die Einleitung ist überschrieben:

„Der Ultramontanismus und das Christenthum."

„Der Katholizismus macht vorzugsweise den Anspruch nur einer zu sein, und von der Höhe dieser Einheit verurtheilt er als falsch jede Lehre, die sich von ihm entfernt. Indessen hat es in seinem Schooße stets zwei, wenn nicht entgegengesetzte, doch wenigstens so verschiedene Richtungen gegeben, daß die eine von den eifrigen Vertheidigern der Orthodoxie „Schisma" genannt wird, während die andere in den Augen ganzer Nationen fast ein Scheltwort geworden ist; sie sind der Gallikanismus und der Ultramontanismus. Der Gallikanismus ist keineswegs, wie man glauben könnte, eine Frankreich eigenthümliche Lehre; die Meinungen, die er über die Macht der Päpste, das Verhältniß von Kirche und Staat bekennt, sind lange Zeit von der ganzen Christenheit diesseits der Alpen getheilt worden. Daher der Name Ultramontanismus, um die römischen Lehren zu bezeichnen. Man weiß, welches die Punkte sind, die beide Schulen scheiden. Es ist ein Streit über die Souveränetät, geistige, wie weltliche. Die Ultramontanen behaupten, daß der Papst die Fülle der geistlichen Macht habe und erkennen ihm auch, direkt oder indirekt, die weltliche Macht zu. Die Gallikaner im Gegentheil sagen, daß die geistliche Macht in der Kirche beruht, und durch die Concilien dargestellt wird; sie fügen hinzu, daß die Kirche die weltliche Oberhoheit weder hat, noch haben kann, weil Christus, von dem sie ihre Sendung erhalten, erklärt, daß sein Reich nicht von dieser Welt sei. Gallikanismus und Ultramontanismus sind über die Dogmen eins; indessen hat man bei den gallikanischen Doktoren stets einen weiteren, freieren Geist bemerkt, als bei den Ultramontanen. Diese geistige Freiheit ist noch ausgesprochener unter den christlichen Völkern.

Die Religion Italiens und Spaniens ist eine unveränderliche Religion, beinah Heidenthum; die Religion Frankreichs und Deutschlands insbesondere hat etwas Innigeres und deshalb auch Unabhängigeres. Die Umwandelbarkeit, deren der Katholizismus sich rühmt, fällt also auf's Theil der Ultramontanen; der Gallikanismus öffnet sich mehr den neuern Ideen.

Diese beiden Richtungen haben die Kirche Jahrhunderte lang getheilt. Heutzutage hat, allem Anscheine nach, der Ultramontanismus die Oberhand. Die ultramontane Reaction identifizirt sich mit der politischen, welche der Revolution von 1789 gefolgt ist. Alle politischen und religiösen Interessen der Vergangenheit haben sich gegen eine Bewegung verschworen, welche eben sowohl die alten Kulte als die alten Monarchien zu zerstören drohte. Die Könige und Aristokratien haben im römischen Katholizismus ein Element des Widerstandes gegen den revolutionairen Geist und ein Konservirungsprinzip für bestehende Einrichtungen zu finden geglaubt. Wir wollen nicht sagen, auf welch' einer sonderbaren Selbsttäuschung diese Hoffnung beruht; wir beschränken uns darauf, die Thatsache dieses Bündnisses vor Augen zu stellen. Nach der Revolution von 1848 ist dieser Bund am hellen lichten Tage aufgetreten; man sah, wie eine alte Monarchie, die stets mit Energie, bisweilen selbst mit Leidenschaft den Ansinnungen des Ultramontanismus widerstanden hatte, ihm Concessionen machte, welche die Unabhängigkeit des Staates in Frage stellten. Zu derselben Zeit wurden die gallikanischen Lehren in dem Lande, wo sie entstanden waren, mißliebig. Wer hätte geglaubt, daß Bossuet's Vaterland seine religiöse Unabhängigkeit zu den Füßen der Bischöfe von Rom abdanken werde?

Zwei talentvolle Schriftsteller haben diese unerwartete Revolution vorbereitet: de Maistre und Lamennais haben mit den Waffen einer unerbittlichen Logik die Inkonsequenzen und Widersprüche des Gallikanismus angegriffen. Auf diesem Felde mußte der Sieg ihnen bleiben.

Die Inkonsequenz der gallikanischen Theorien ist klar; die geistliche Macht der Kirche zu geben, und ihr jede Einwirkung auf das Zeitliche verweigern, anzuerkennen, daß das Papstthum von göttlicher Einsetzung und das Band der christlichen Einheit ist und ihm die Rechte versagen, welche allein diese Einheit erhalten können, das sind sicher Widersprüche, die man mit Verwunderung bei Männern, wie Gerson und Bossuet antreffen würde, wenn man nicht wüßte, daß die Logik eine schlechte Rathgeberin im wirklichen Leben ist. Der Ultramontanismus ist konsequent; aber er erschreckt Fürsten, wie Völker, weil er ihnen nur eine nominale Souveränetät läßt; er ist mit der Denkfreiheit unverträglich, und doch ist diese Freiheit in unseren Verfassungen geschrieben und noch tiefer in unsere Gefühle und Vorstellungen eingegraben. In dieser Weise ist der Ultramontanismus unverträglich mit dem Geiste der modernen Gesellschaften, und folglich eine Gefahr für die Religion selbst. Der Gallikanismus ist inkonsequent, doch achtet er die Unabhängigkeit der Fürsten und Nationen; er nimmt die Errungenschaften der Freiheit an, er sucht sie mit den Lehren des Evangeliums zu versöhnen; der Gallikanismus ist eine Garantie, wir würden gern sagen, eine Bedingung der Rettung für das Christenthum."

Der Gallikanismus wäre also in Frankreich unterlegen; der Verfasser führt dann weiter aus, wie seine Niederlage und der Sieg des Ultramontanismus die nächste Folge der Revolution von 1848 war. Die Proklamirung des neuen Dogma's von Seiten des Papstes ohne Rücksichtnahme auf ein allgemeines Concilium, welche wenig oder geringen Widerspruch fand, ist der schlagendste Beweis, daß die gallikanische, oder besser gesagt, die parlamentarische (was sind die Concilien anders?) Partei der katholischen Kirche außer Cours gesetzt und von den Jesuiten, den Hauptverfechtern der unumschränkten Papstgewalt, überflügelt ist. Fortan hat der Papst nur zu sagen: l'église c'est moi, und das Ideal aller Anstrengungen der großen Päpste des Mittelalters wäre vollkommen erreicht, wenn nicht andererseits die Geschichte eine Wendung genommen hätte, welche diese römische Theorie völlig unschädlich und gefahrlos macht. Das Papstthum kämpft mit anerkennungswerther und charakterfester Entschiedenheit einen verzweifelten Kampf für seinen weltlichen Besitz, denn es weiß wohl, daß derselbe nothwendig ist, um seiner Theorie von der Souveränetät der Kirchengewalt, resp. des Papstes den letzten Schein einer praktischen Wichtigkeit zu retten. Die neueste Encyklika begnügt sich damit, den Satz festzuhalten, der Papst könne als Kirchenoberhaupt nicht eines Anderen Unterthan sein; sie erklärt den Kirchenstaat als das gemeinsame Eigenthum nicht nur des heiligen Stuhles, sondern der katholischen Christenheit, die hierin ein Wort habe, mitzusprechen — aber was wird es helfen?

Wenn die katholische Christenheit genau den Willen hätte, wie der Papst und die Anhänger der unbeschränkten Papstgewalt, so würde es gar nicht denkbar sein, daß überhaupt der kirchliche Besitz gefährdet werden konnte; hier aber tritt schon die ganze Unwahrheit, der ganze Widerspruch zwischen Theorie und Praxis zu Tage. Katholischer Christ ist doch jedenfalls jeder Katholik so lange, als er nicht rite exkommunicirt ist; also auch die ungehorsamen Unterthanen der Legationen, die zahlreichen Gallikaner und endlich Alle, welche das Ideal der Kirche höher stellen, als eine römische Priesterherrschaft und im Papstthume die Idee derselben nicht verwirklicht finden. Napoleon, der durch die Unterdrückung des Univers soeben wieder einen Hauptschlag geführt hat, welcher zeigt, daß er sich von durchaus keiner Opposition einschüchtern läßt, weiß recht wohl, daß er es wesentlich nur mit den Hierarchen und Prinzipienmännern der Kirche zu thun hat, daß die große Masse der Laien nur mittelbar davon berührt, und wenn sie auch zum Theil stark für die Frage sich erhitzen sollte, durch den in ihrer Mitte hausenden Geist der weltlichen Interessen, des Indifferentismus, wenn nicht der offenbaren Irreligiosität, in Schranken gehalten wird. Napoleon ist ein viel zu gescheidter und ruhiger Kopf, als daß er nicht schon ein Hausmittelchen in Bereitschaft haben sollte, um den Sturm des absoluten Hierarchismus zu schwächen. Der Gallikanismus läßt sich ja so leicht galvanisiren, eine gallikanische Partei auftrommeln. Wissen wir ja doch, daß er bereits Bonapartische Abbé's in Italien reisen läßt, um die Regierung der Priester in einer Weise schlecht zu machen, wie es Voltaire selber kaum im Stande gewesen wäre. Für den Augenblick steht für die Hierarchie Alles auf dem Spiele; die Entscheidungsstunde ist herangerückt, und bald dürften Würfel fallen, die schwerer wiegen, als die, welche Cäsar beim Uebergang über den Rubikon warf. Die Frivolität unseres Zeitalters sieht der Sache nicht auf den Grund; sie ist unendlich wichtiger, als man denkt.

Wie die Juden in der Königszeit, als Assyrer und Babylonier drohten, nicht glauben wollten, daß der Tempel zu Jerusalem zerstört werden und in die Hände der Feinde kommen könnte; wie die Pharisäer zur Zeit, als Titus mit seinen Legionen die Stadt umschlossen hielt, ein sichtbares Wunder erwarteten, durch das Gott selbst seine heilige Opferstätte, den lebendigen Mittelpunkt seiner Religion, retten würde, so können sich die heutigen katholischen Hierarchen und Priester nicht mit dem Gedanken vertraut machen, daß Rom aufhören könne, der Centralsitz des Statthalters Christi zu sein; Rom ist ihnen eine ewige Stadt ohne Bedingung.

Allerdings sind die Päpste in der langen Reihe der Jahrhunderte oft genug aus Rom vertrieben worden, und immer auf's Neue dahin zurückgekehrt; aber damals waren andere Zeiten. Wenn jetzt der Kirchenstaat säkularisirt würde, so läßt sich vorläufig nicht absehen, welche weltliche Macht den Papst wieder in seine Herrschaft einsetzen werde. Uebrigens sind auch die Folgen eines solchen Ereignisses, wie es unmittelbar auf den Katholizismus und mittelbar auf die noch positiv gebliebenen protestantischen Kirchengemeinschaften einwirken würde, vor der Hand nicht abzusehen.

Die Einleitung des uns vorliegenden Buches entwickelt sodann den schneidenden Kontrast, der zwischen der ultramontanen Lehre und dem Leben der Gegenwart besteht, und erläutert ihn durch einzelne Beispiele, welche darthun, daß Rom zwar brechen kann, aber nie biegen wird. Schließlich prophezeit er den Fall des Ultramontanismus, an dessen Stelle er das „philosophische Christenthum" treten läßt. „Die Mission unserer Zeit und der Zukunft ist, das Christenthum, von dem, was es Weltliches und Vergängliches hat, frei zu machen und das, was es an Fortschritts-Elementen enthält, aufrecht zu erhalten. Unsere Studien haben in ihrem religiösen Theile keinen andern Zweck, als zu zeigen, was verworfen werden muß, was erhalten werden kann. Aus diesem Gesichtspunkte sind wir nicht Feinde des Christenthums, wir sind christlicher als die katholischen Ultramontanen; ihre Lehre trägt das Christenthum mit der Kirche fort, die unserige strebt danach, aus dem großen Schiffbruche der Vergangenheit einige Trümmer zu retten, welche der Menschheit helfen können, sich neue Gebäude zu errichten.

Das würde denn allerdings da hinauslaufen, daß das Christenthum ein überwundener Standpunkt sei, denn mit einigen geretteten Trümmern wird nicht viel geholfen sein; das philosophische Christenthum aber dürfte mit dem Humanismus zusammenfallen, der eigentlich doch keine Religion im alten Sinne des Wortes ist, indem er eine göttliche Offenbarung ganz abweist, oder sie nur eine natürliche sein läßt. In der That äußert sich der Verfasser gleich im ersten Kapitel in dieser Weise: „Die christliche Einheit hat nur eine zeitweise Sendung; sie hat sie erfüllt, die Völker lösen sich vom Papstthum und dem Kaiserthum, um sich, unter der Leitung Gottes zu einer vollkommeneren Einheit aufzuschwingen."

Seine Betrachtungsweise ist wesentlich die Hegel'sche Geschichtsphilosophie und ihre Dialektik, nach welcher die Geschichte durch sich selber aufhebende Gegensätze fortschreitet, und zu immer höheren Bildungen durcharbeitet.

„Die Einheit ist das Ziel, nach welchem die Menschen streben, seit dem ersten Ursprunge menschlicher Gesellschaften." Die christliche Einheit des Mittelalters ist also nur ein unvollkommenes Vorbild der höchsten Einheit, wie sie schließlich der Humanismus herstellen wird. Danach ist der Verfasser auch weit davon entfernt, parteiisch zu sein und sich etwa auf die Seite des mittelalterlichen Kaiserthums gegen die Hierarchie zu schlagen; nichts dergleichen. Seine Darstellung ist so objektiv als möglich und ganz der Lehre Hegel's angemessen, wonach Alles, was ist, vernünftig ist. Der Papst hat Recht und der Kaiser hat Recht, ganz eben wie beide zu gleicher Zeit Unrecht haben. Die Darstellung, welche an Durchsichtigkeit und Klarheit nichts zu wünschen übrig läßt, und überall auf dem ausgedehntesten Material beruht, das sie in seinen hervorspringenden Spitzen stets vorführt, stellt uns den ganzen langen Kampf der geistlichen und weltlichen Macht vor Augen, wie er sich das Mittelalter hindurch bis auf die neuere Zeit fortgesponnen hat; das griechische Schisma und andere Theile der Kirchengeschichte sind dabei in gleicher Weise zur Prüfung herbeigezoge Und wie einfach ist im Grunde genommen der Streit? Die Doktrin von der Oberhoheit der geistlichen Gewalt bleibt, abgesehen von den logischen Konsequenzen, die sich von selber ergeben, unwandelbar dieselbe, seit Augustinus sie ausgesprochen hat. Als Konstantin das Christenthum zur Reichsreligion erklärte, übergab er die Schöpfung der alten römischen Republik und der Cäsaren der geistigen Herrschaft derselben; alle Unterthanen des Kaisers wurden, wenn auch noch nicht ausdrücklich dem Papste, der damals wenigstens noch nicht so bedeutend vor den anderen Patriarchen und Metropoliten hervorragte, so doch Christo unterthan. Es liegt auf der Hand, daß das Papstthum, sobald das alte römische Kaiserthum mit seinen noch heidnischen Lebenssäften und Traditionen gebrochen war, sich eigentlich von selbst im Besitze der Herrschaft über die Völker des alten Reichsgebietes, wenigstens im Westen vorfand und nur einige Schritte vorwärts zu thun brauchte, um sie völlig zur Wirklichkeit zu machen. Die jungen, erst christlich gewordenen deutschen Stämme, wenn auch in Sitte und Lebensweise noch heidnisch roh und barbarisch, brannten doch in der ersten Liebe, und ihr einfaches Gemüth kannte gar keine andere Form des Ausdrucks der Treue und Anhänglichkeit, als sich Christo in Frohne zu geben und von seinem Statthalter in Rom Gebot und Weisungen zu empfangen, wie sie dieselben einst von ihren Orakelpriestern in den dunklen Eichen- und Fichtenhainen, welche Roßgewieher und Rabenflug deuteten, empfangen hatten. So ging das römische Reich eigentlich gar nicht unter; denn die germanischen Stämme, welche durch ihre Siege eine weitere Fortführung der kaiserlichen Regentenlinie unmöglich gemacht hatten, waren sich dessen eigentlich nur halb bewußt und eines selbständigen politischen Gedankens bar. Betrachteten sich die siegreichen Könige in den einzelnen Provinzen doch, streng genommen, immer nur als in den römischen Reichsverband aufgenommene Lehnsleute der Majestät des Reiches.

War ja doch die geistige Einheit desselben immer noch vorhanden. Mit der Bekehrung des Franken Chlodwig beginnt die Verkörperung des neuen Gedankens, der fortan die Geschichte des Westens bestimmen sollte. „Flecte caput, mitis Sicamber!" redete ihn der Bischof Remigius bei seiner Taufe zu Rheims an, und der wilde Heide beugte das Haupt, um es als gehorsamer Sohn der Kirche und des römischen Oberbischofs aufzuheben. Natürlich blieb er vorläufig, was er war, König der Franken und Eroberer Galliens, der seine Macht Niemandem weniger als dem Papste verdankte, aber doch den Sieg bei Zülpich, der sie entscheidend begründete, der Hülfe des neuen Gottes zuschrieb, den seine Gemahlin verehrte. Das Papstthum war damals zu mächtig, um die Konsequenzen zu ziehen, die sich aus der Taufe des Heidenkönigs ergaben, und dies Verhältniß blieb während der Merovingischen Zeit. Childerich, der Gemahl der berüchtigten Fredegunde, ein Gelehrter, trieb Theologie und zeigte nicht üble Lust, seinen Bischöfen gegenüber den Kaiser Valens zu spielen; indessen kam es deshalb zu keiner ernstlichen Feindschaft mit denselben, da er sich mit nicht gerade höflichen Entgegnungen abfertigen ließ. Der Hauptpräcedenzfall war die Absetzung des letzten Merovingers; denn als Pipin es der Kurie zu entscheiden anheimstellte, ob die legitime Königslinie wegen ihrer Unfähigkeit beseitigt werden, und er selbst an die Stelle Childerich's III. als Herrscher treten könnte, erkannte er eine Machtvollkommenheit an, die noch über die Entscheidung des fränkischen Reichstages hinausging, und erhielt allerdings seine Souveränetät aus den Händen des Papstes. Das Recht desselben, unfähige Könige abzusetzen, welches in der Folgezeit so oft angesprochen und verfochten worden ist, war durch diesen Fall von der Nation der Franken und ihrem Haupte anerkannt. Hätte damals Papst Zacharias den entgegengesetzten Entscheid gegeben, die christlichen Franken würden ihn ohne Zweifel anerkannt haben. Also hatte Pipin, der sich nun „Dei gratia rex Francorum" schrieb, sein Königthum von Gottes Gnaden wirklich aus den Händen des römischen Pontifex empfangen, und es ist natürlich genug, wenn die Kurie das König- und Kaiserthum später als ein Lehen ansah, das die Kirche den weltlichen Herrschern übertragen. Auch Karl der Große empfing seine Kaiserwürde aus den Händen des Papstes, gleichviel, ob derselbe nun juristisch ein Recht, dasselbe zu verleihen haben mochte, oder nicht; auch ist dieser Gedanke der Erweckung des alten Kaiserthums sicher in dem Kopfe eines Priesters entstanden, welcher begriff, wie dasselbe im Stande sein müßte, der Kirche einen sicheren Halt zu geben und sie zu unterstützen. Der Kaiser ist von vorn herein als der Schirmvogt der Christenheit, als der Ausführer der Beschlüsse der Kirchenregierung gedacht und ist es auch so lange gewesen, als die Kirche schwach genug blieb, um diesen Schutz und Beihülfe als eine Wohlthat ansehen zu müssen. Der Streit trat erst ein, als die Kaiser gewahr wurden, daß sie eigentlich in einem Dienstverhältnisse stünden und die Päpste die Konsequenzen zogen, die in den oben angeführten Präcedenzfällen eingeschlossen sind.

Hierzu kam noch, daß die Kaiser sich der Stärke ihrer weltlichen Macht und ihres Einflusses auf die Regierung der Kirche bewußt geworden waren; die Priesterschaft von Rom hatte es gebilligt, daß ein Mann, wie Heinrich III., selber bestimmte, wer den päpstlichen Stuhl besteigen solle, nachdem weit geringere Gewalthaber es sich herausgenommen hatten, der Kirche ihre Herrscher aufzudringen. Jedenfalls hatte der Kaiser dies aus jener Machtvollkommenheit gethan, welche er wohl als Christ von der Kirche, aber nicht von dem Papste als solchem erhalten hatte, und auch dies waren Präcedenzfälle, auf die sich die Kaiser berufen konnten — nämlich auf ein Recht, im Nothfalle die in der Kirche ausgebrochenen Aergernisse durch souveränes Einschreiten zu beheben.

Die Hohenstaufen brachten in dieses neue römische Kaiserthum ein neues Element; sie wollten in den Begriff der allgemeinen Schutzherrlichkeit über die Christenheit das hineinlegen, was der Name zu besagen schien; sie wollten das alte heidnisch-juristische Kaiserthum der vorkonstantinischen Zeit zur Wahrheit machen, mit einem Worte, römische Imperatoren im eigentlichsten Sinne des Wortes sein. Friedrich Barbarossa war es, der

zuerst seine Kaiserrechte aus den altrömischen Gesetzbüchern deduzirend und seine Machtvollkommenheit durch römische Juristen beweisen lassend, vor den Papst hintrat, um zu fordern, „was des Kaisers ist“ — und nun erst entspinnt sich ein Kampf auf Tod und Leben; denn das war nicht die Absicht der Kirche gewesen, das mystische Thier der Offenbarung, das römische Kaiserthum im heidnischen Sinne zu erwecken, und neben dem kanonischen Rechte das alte heidnische Recht aufkommen zu lassen. Es standen sich somit zwei Souveränetäten entgegen, die wohl aneinander zerschellen, aber sich nie einigen konnten, so wenig sich Wasser mit Feuer vereinigt. Der Streit beider Mächte hatte wesentlich die Folge, daß sich beide vor der Welt bloßstellten, und daß die Achtung derselben vor ihnen den bedeutendsten Eintrag erlitt. Die damalige diplomatische Korrespondenz zwischen Kaiser und Papst wurde in einer Weise geführt, welche der Preßfreiheit der freiesten Länder in heutiger Zeit keine Schande machen würde; sie thaten alles Mögliche, um sich gegenseitig so viel als möglich herunterzuhandeln und überhäuften sich mit Anschuldigungen und Schmähreden, welche beweisen, daß die gegenseitige Achtung nur sehr gering gewesen sein kann. Stets appellirten Beide an die christliche Welt und es begreift sich, wie diese endlich den ganzen Streit, die Gegenkaiser und die Gegenpäpste, satt bekommen mußte. Der Fall der Hohenstaufen zog bald den politischen Fall der Päpste nach sich; die deutschen Könige wurden nüchtern und gingen, unbekümmert um Prinzipien-Fragen, dem Ländererwerbe nach; in der Kirche aber riß mit der Desorganisation und Verweltlichung ein Verderben ein, das immer gefährlicher wurde, und zuletzt zu den tiefen Spaltungen führte, welche die ganze christliche Welt zerklüftet haben.

Im Ausgange des fünfzehnten und im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts schien es, als ob die Päpste daran dächten, sich schließlich selber zu säkularisiren und aus dem Besitzthume der Kirche ein weltliches Reich zu machen; die Reformation brachte das Papstthum zur Besinnung, und seit jener Zeit ist es wenigstens seines geistlichen Berufes wieder eingedenk geworden.

Wir entnehmen unserem Werke noch eine Stelle über die Ansprüche des Kaiserthums, welche zeigen, daß ihr Grundgedanke eine unbedingte Herstellung des Augustëischen Kaiserthums war; er mußte scheitern, da dieses mit Romulus Augustulus für immer begraben worden und keiner Auferweckung mehr fähig war.

„Die deutschen Könige nahmen den Titel römischer Kaiser an. Schon Karl der Große titulirte sich Cäsar. Der Name Augustus prägte den deutschen Königen einen geheiligten Charakter auf, und machte ihnen zu gleicher Zeit die Eroberung und Vergrößerung des Reiches zur Pflicht. Die Kaiser des heidnischen Roms nannten sich Herren der Welt; diese stolzen Ansprüche traten besonders zur Zeit hervor, als das Christenthum die Staatsreligion geworden war. Da der Ehrgeiz der Kirche sich mit dem des Reiches vereinte, so sah man die Bischöfe in Schmeichelei mit den Höflingen wetteifern, um das Haupt der Christenheit zu bereichern. Die Erbschaft des Stolzes und der Eitelkeit ging mit dem Namen auf die Kaiser des Abendlandes über. Fürsten, die kaum in ihrem Königreiche Deutschland Herren waren, brüsteten sich mit dem stolzen Titel „Herr des Erdkreises.“ Die Römer, die, obwohl entartet, das Andenken ihrer alten Größe bewahrten, wollten aus ihrer Stadt das Haupt des Reiches machen, welches sich das römische nannte. Der wiedererweckte Senat begrüßte den deutschen Kaiser als Herrn der Stadt und der Welt. Die Hohenstaufen schmückten sich mit diesem glänzenden Titel; sie erhoben die kaiserliche Majestät noch höher; „sie erfüllt auf Erden den Platz des Königs der Könige und des Herrn der Herren.“

„Diese prächtigen Titel waren nicht leere Worte im Munde der Hohenstaufen; der Wille mangelte ihnen nicht, aus ihren Ansprüchen eine Wirklichkeit zu machen. Ehe Friedrich Barbarossa seinen Kreuzzug antrat, forderte er von Saladin das heilige Land nicht als ein Besitzthum Christi, sondern als Provinz des römischen Reiches zurück. „Thust du, als wüßtest du nicht,“ sagte der Kaiser von Deutschland zu dem Sarazenenfürsten, „daß beide Aethiopien, Mauretanien, Persien, Syrien, Parthien, wo unser Diktator Crassus umkam, Judäa, Samaria, Arabien, Chaldäa, Aegypten und unzählige Länder unserer Herrschaft untergeben sind?“ — Friedrich II. sagt in einem seiner Briefe: „Ich habe geschworen, alle Theile des römischen Reiches zu vereinen, und ich werde nichts vernachlässigen, um diesen Zweck zu erreichen.“

„Wenn die Hohenstaufen nicht ihren tödtlichen Feind im Papstthum gefunden hätten, Rom würde die Hauptstadt ihres Reiches geworden sein, und dieses Reich hätte keine anderen Gränzen gekannt, als die Stärke ihres Armes. Sie unterlagen und mit ihnen die Macht des Reiches; jedenfalls aber überlebte sie der Ehrgeiz. Fürsten, deren Name kaum gekannt ist, schmückten sich mit dem Titel: „Herr der Welt.“ Dieses chimärische Königthum wurde endlich die Erbschaft des Hauses Oesterreich; aber es brachte ihm nur die interessirten Komplimente der Päpste und Juristen ein.

„Derart ist die Weltherrschaft, welche die deutschen Kaiser als Häupter der Christenheit und Nachfolger der Cäsaren beanspruchten. Ihre Prätensionen fanden bei den gelehrten Klassen Unterstützung. Die Idee der Universalmonarchie, in Rom inkarnirt, war ein Ideal für Alle, welche sich am Studium des Alterthums begeisterten. Natürlich mußte das den römischen Kaisern aus Deutschland den hohen Ehrgeiz einflößen, den sie an den alten Cäsaren bewunderten. Diese Gefühle zeigen sich in der Sprache der Chronisten; man glaubt ihren Stolz zu sehen, daß sie Kinder des ewigen Lebens sind. Die Glückwünsche, welche fremde Völker an die Kaiser richten, setzen sie gar nicht in Erstaunen. „Ist nicht die ganze Welt ihren Gesetzen unterworfen? sie sind geboren zum Glück und Ruhme des Weltalls, dessen Schützer sie sind.“ Die deutschen Dichter konnten nicht umhin, die Größe ihrer Fürsten zu feiern; die Minnesänger kannten nichts Größeres auf Erden, als den „der Kaiser ist in allen Landen.“ Die Idee des „Reiches“ findet sich bei den lateinischen Dichtern ebenso, wie bei den Volkssängern Deutschlands. — Wir haben aus dem zwölften Jahrhundert ein Gedicht über den Antichrist, welches eine wahre Verherrlichung des Reiches, als der Universalmonarchie ist: „Der Kaiser nennt sich Nachfolger der Römer und als solcher Herr der Welt; er schickt Boten an den König von Frankreich, um ihn aufzufordern, sich zu seinem Heere zu begeben. Der König weigert sich; er wird besiegt und zum Vasallen des Kaisers gemacht. Die anderen Könige, den griechischen Kaiser eingeschlossen, unterwerfen sich ohne Schwierigkeit. Da erhebt sich der König von Babylon, um den christlichen Namen zu vernichten; aber auch er wird besiegt und huldigt dem obersten Kaiser.“ Selbst bei französischen Dichtern traten die Ansprüche des Reiches hervor; aber schon erhebt sich ein Geist der Nebenbuhlerschaft im gallischen Stamme. Die Chansons de geste legen die Weltherrschaft dem Könige von Frankreich bei; Gott selbst hat ihn zu seinem Dienstmanne (sergent) gemacht. In dem Romane von Brut fordert der Kaiser von Rom Tribut von Arthur; dieser antwortet, daß er nach Rom kommen wird, aber nur, um Tribut zu erheben.

„Die Ansprüche der Kaiser aus Deutschland fanden eine anscheinend stärkere Stütze im Rechte. Es mangelte ihnen ein juridischer Titel; die Gesetzlehrer entdeckten ihn in einem Texte, welcher den Cäsaren die Weltherrschaft zuerkannte.

„Man erzählt, daß Friedrich Barbarossa auf einem Spaziergange in den Feldern von Roncaglia, den er mit zwei Juristen machte, sie fragte, ob er Herr der Welt sei? Der Eine antwortete ohne Zögern: Ja; der Andere machte eine Einschränkung, indem er dem Kaiser die Nutznießung, aber nicht das Eigenthum zugestand. Friedrich zog die Antwort des Ersteren vor. Welchen Werth auch diese Anekdote habe, so viel ist gewiß, daß das Recht der deutschen Kaiser auf die Universalmonarchie ein Glaubensartikel für die Rechtsgelehrten wurde. Bartolus erklärte diejenigen für Ketzer, welche leugneten, daß der Kaiser Herr der Welt sei. Alciat wagte in Frankreich zu behaupten, daß der König der Franzosen Unterthan des Kaisers sei. „Der Kaiser,“ sagt die Glosse, „trägt drei Kronen, um anzudeuten, daß er Herr der drei Welten sei. Selbst die Form der kaiserlichen Krone enthüllt diese ungeheuren Ansprüche; sie hat in der Mitte einen goldenen Kreis, der die Welt vorstellt, die der Kaiser beherrscht. Der Reichsapfel in seiner Hand hat dieselbe Bedeutung.“

Diese Ansprüche, meint der Verfasser, wären durchzuführen gewesen; es hätte nur eines bedeutenden Geistes und günstiger Umstände bedurft, um das, was allgemeine Anschauung der Welt war, in's Werk zu setzen; die Päpste hätten aber die Welt davor bewahrt, unter das Joch eines einzigen großen Tyrannen zu fallen, wie umgekehrt die Kaiser in anderer Weise dasselbe gethan. Das ist seine Geschichtsphilosophie in dieser Hinsicht, die wohl auch im Allgemeinen richtig sein wird. Wir brauchen nach diesen Proben nicht erst zu bemerken, daß das Werk sehr anregend und lesenswerth ist und namentlich in der jetzigen Zeit, wo der Streit zwischen Kaiser und Papst, welcher ad acta gelegt und zur Fabelwelt gehörig schien, plötzlich wieder in bedeutender Stärke sich erhebt. Der Napoleonismus hat die Idee des römischen Kaiserthums, des Imperatorenthums im eigentlichsten Sinne wieder zu Tage gebracht; der erste Napoleon strebte nach einer Universalmonarchie, und der dritte hat sie wahrscheinlich nicht minder im Anschlag, wenn er auch so gescheidt ist, es vorläufig nicht auszusprechen. Aus seinen Schriften ist der Gedanke übrigens leicht zu entnehmen. Der Napoleonismus sucht das Papstthum

in seine Gewalt zu bekommen und als Werkzeug seiner Herrschaft, insofern sie die Geister zähmen soll, zu benutzen. Wenn sich das Papstthum dazu hergäbe und die Napoleonische Idee durchginge, so könnte es wohl noch einmal glänzende Tage erleben, denn des weltlichen Herrschers Bestreben würde gewiß zeitig genug darauf gerichtet sein, alle Ketzereien, d. h. Alles, was seine Herrschaft beeinträchtigte, zu Füßen der Kirche niederzulegen und eine christliche Einheit zu schaffen, welche der Tod alles selbständigen Geistes wäre. Der Papst weiß das sehr gut und deshalb der Streit, der bald mit neuen Waffen geführt werden wird. Napoleon wird wahrscheinlich einen neuen Gallikanismus zu schaffen suchen.

Italien.

Literatur-Bericht aus Italien.*

Buchhandel und Bücher-Kataloge in Italien.

Die deutsche Buchhändler Einrichtung, welche man anderwärts vergeblich sucht, macht unsere Verlags-Kataloge möglich, woraus man ersehen kann, welche Werke in den verschiedenen deutschen Ländern vor längerer oder kürzerer Zeit erschienen sind. Italien kann dies nicht haben. Wir wollen aber deshalb nicht auf gewöhnliche Weise ausrufen: da sieht man, was dies für ein geistig verlornes Volk ist! Die politischen Verhältnisse waren bisher daran Schuld, nicht nur mit ihren beengenden Zoll-Schranken, sondern auch mit der Geistes-Sperre. Ein in Genua gedrucktes Buch muß in Venedig die österreichische, in Neapel die dortige politische, und im Kirchenstaate die geistliche Censur durchmachen. Von unserm gewöhnlichen buchhändlerischen Verkehr ist daher in Italien durchaus nicht die Rede. Es ist leichter, in Parma ein Buch aus London zu beziehen, als aus Sicilien. Ein deutscher Geschichtschreiber sagt: einen solchen Zustand läßt sich das Volk gefallen, ein Beweis seiner Verkommenheit. Der Scharfblick des deutschen Gelehrten findet sofort den Splitter im Auge des Italiäners, aber er übersieht, daß wir uns die Karlsbader Beschlüsse, die Mainzer Untersuchungs-Commission und noch ganz andere Dinge, ja zuletzt noch die Umkehr der Wissenschaft haben gefallen lassen.

Es waren in Italien nicht nur wiederholt vergebliche Versuche gemacht worden, etwas unsern Verlags-Katalogen Aehnliches aufzustellen, sondern auch in Deutschland versuchte man, Berichte über die in Italien erschienenen neuen Werke zu erhalten und mitzutheilen. Nicht genug anzuerkennen sind die diesfallsigen Bemühungen des mit der italiänischen Literatur im hohen Grade vertrauten Buchhändlers George Franz in München. Er hatte sogar bei den meisten Bibliotheken, wo Pflicht-Exemplare abgeliefert werden mußten, Leute bezahlt, welche ihm die betreffenden Büchertitel abschreiben sollten — doch Alles vergeblich. Jetzt hat der sehr thätige Buchhändler Albert Detken zu Neapel gewagt, eine Art von Verlags-Katalog italiänischer Werke herauszugeben:

Revista lettereria e bibliografica. Vol. I. Napoli, 1859, presso Detken.

Das erste Heft von 96 Seiten enthält eben nur in dem ersten Abschnitte ein Verzeichniß neu herausgekommener Werke; ein anderer Abschnitt enthält Kritiken, und ein dritter Abschnitt ist bibliographischen Inhalts. Namentlich ist in diesem Hefte das Verzeichniß der auf dem Lager des Verlegers befindlichen seltenen italiänischen Werke aus dem 16. bis zum 18. Jahrhundert. Man sieht hieraus, wie wenig an dem ersten Abschnitt sein muß, der also nur von wenigen der in Italien neu erschienenen Werke die Titel angiebt. Alle zwei Monate soll ein solches Heft herauskommen, wir haben daher Hoffnung, daß diese Zeitschrift nach Möglichkeit diesen so wichtigen Zweck ausfüllen wird, um so mehr, da Herr Detken ganz der Mann dazu ist. Aus dem Umstande, daß er in Neapel eine deutsche Buchhandlung gegründet, ersieht man übrigens, daß die Italiäner deutsche Bücher kaufen. In Rom befindet sich der deutsche Buchhändler Spithöfer ebenfalls in einer sehr vortheilhaften Lage, wozu natürlich beiträgt, daß er zugleich die Anschaffung der kirchlichen römischen Werke für die derselben bedürftigen deutschen geistlichen Herren zu besorgen hat.

In Turin ließ sich vor einigen Jahren der deutsche Buchhändler Hahmann nieder. Der Einsender, den er dieserhalb um Rath frug, machte ihm Muth dazu, unter der Voraussetzung, daß er sich in Italien Bekanntschaften verschaffte, um den Verkehr mit italiänischen Büchern zu erleichtern, über welchen so viele Beschwerden geführt werden. Nach ein Paar Jahren versicherte Hahmann dem Einsender, daß er von dem Vertriebe deutscher Bücher leben könne; der Verkehr mit italiänischen Büchern sei ihm zu umständlich. Derselbe fand, daß die wissenschaftlichen Werke der deutschen Gelehrten, besonders der Philologen, am meisten gesucht würden. Als bezeichnend für die internationalen Verhältnisse erlauben wir uns hier beizufügen, daß bald nach dem Ausbruche des letzten italiänischen Krieges in mehreren geachteten deutschen Zeitungen zu lesen war: Der Buchhändler Hahmann ist auch ein Opfer des ungeheuren Hasses geworden, dem die Deutschen in Italien ausgesetzt sind. Die Augsburger Allg. Ztg. (in der damaligen Zeit allerdings eine durchaus unlautere Quelle) erzählte, daß Hahmann, in einem Kaffeehause als Deutscher erkannt, so grausam gemißhandelt wurde, daß er in Folge dessen starb. Das Wahre an der Sache war, daß Hahmann schon drei Wochen vor dem Tage, an welchem diese Unthat geschehen sein sollte, an der Brustwassersucht, nach langem Krankenlager, verstorben war.

Venedig besitzt eine sehr gute deutsche Buchhandlung: die des Herrn Münster. Mailand besitzt in der Galerie de Christoforis eine deutsche Buchhandlung: die des Herrn Länguer, und eine am Domplatz, welche beide hinreichend beschäftigt sind. In der Letzteren fand der Einsender im Jahre 1856 alle deutschen politischen Novitäten, und erhielt auf die Frage, wer denn hier diese Sachen kaufe, zur Antwort: die österreichischen Offiziere; und wer kauft jene Prachtausgaben? die hiesigen Grafen und reichen Leute. Uebrigens findet man die deutschen Bücher in Italien sehr theuer, und es ist wahr, dort kostet ein recht stattlicher Band italiänischen Verlags höchstens zwei bis drei Francs, 16 bis 24 Sgr.

Unter den bedeutendsten Verlagshandlungen in Italien zeichnet sich besonders die des Victor Pomba zu Turin aus, welcher die große illustrirte Encyklopädie jetzt bereits in zweiter Ausgabe herausgiebt. Im Ganzen ist die Zahl der Sortimentshandlungen gegen die der Verleger unbedeutend, wogegen die ersteren viele Werke in Commission erhalten. In Italien nämlich, wo die Wissenschaft die Lieblingsbeschäftigung der Reichen und Vornehmen ist, lassen sehr viele Schriftsteller ihre Werke auf eigene Kosten drucken. So hat der General della Marmora, aus dem Fürstenhause Masserano, auf sein Werk über Sardinien über 30,000 Franken verwendet, und Graf Coppi in Ravenna auf das mit kostbaren Kupferstichen versehene Werk über das Leben des Malers Luca Longhi wenigstens 20,000 Franken. Auch Graf Gozzadini in Bologna ließ die von ihm daselbst entdeckten hetrurischen Gräber mit den darin gefundenen, ein ganzes Museum füllenden Alterthümern auf seine Kosten zeichnen, und gab sie mit seiner Beschreibung heraus, meist um damit Alterthumsfreunden ein Geschenk zu machen.

* Vom Geh. Justizrath Neigebaur.

Arabien.

Die arabische Wissenschaft im achten und neunten Jahrhundert.

Wenn wir die arabischen Handschriften unserer Bibliotheken, oder gar die von den jetzigen Moslemin hauptsächlich zum Studium gebrauchten Werke überblicken, so werden wir leicht zu dem Glauben geführt, die arabische Wissenschaft habe vorzüglich in den spätern Jahrhunderten des Mittelalters geblüht, da aus ihnen die größte Masse jener Bücher stammt; aber je genauer wir nachforschen, desto höher werden wir hinaufgeführt, bis wir endlich erkennen, daß die Blüthenzeit bald nach dem Entstehen des Islâms, etwa in das zweite und dritte Jahrhundert der Hedschra (ungefähr = dem achten und neunten n. Ch. G.) fällt, also in eine Zeit, wo in Europa die tiefste Finsterniß herrschte. In dieser Periode sind fast alle Werke geschrieben, in denen die wahrhaft arabischen Wissenschaften am besten dargestellt sind, Werke, die zum größten Theil zwar verloren gegangen, aber durch Auszüge, Kommentare und mannigfache, immer aber blos äußerliche Umarbeitungen späterer Gelehrten in veränderter Gestalt auf uns gekommen sind.* Um diesen Satz klar zu machen, müssen wir kurz auf den Ursprung der einzelnen Wissenschaften zurückgehen, von denen hier die Rede ist.

Als die Araber aus ihren Wüsten hervorkamen, um die Welt zu erobern, hatten sie von Literatur Nichts, als ihre Poesie und den Koran.

* Damit soll durchaus nicht gesagt sein, daß in der spätern Zeit nicht noch Werke ersten Ranges verfaßt seien. Ward doch ganz am Ausgange der arabischen Literatur noch die großartige Geschichtsphilosophie Ibn Chaldûn's († 806 = 1405—1406) geschrieben; aber solche Bücher stehen vereinzelt unter der Masse des Mittelmäßigen und Schlechten.

Die Dichtung, die ohne alle Hülfe der Schrift sich herrlich entwickelt hatte, ward durch die gewaltigen Ereignisse der Zeit schwer betroffen und konnte sich nie wieder ganz emporrichten; vielmehr ist die Geschichte derselben von Muhamed an nur die eines immer stärkeren Sinkens, das selbst von den bedeutendsten Geistern nicht aufgehalten werden konnte, da sie einmal in einer falschen Richtung befangen waren. Aber an den Korân schloß sich die ganze literarische Entwicklung des Volkes, ja sein ganzes Leben. Die rauhen Söhne der Wüste fanden überall Völker vor, die ihnen ebenso an Kultur voraus waren, wie sie ihnen an Hochherzigkeit und Geistesfrische nachstanden. Durch die Religion streng geschieden,* kamen Sieger und Besiegte wenig in engere Berührung, und wenn jene von diesen auch bald die bequemere Weise des äußeren Lebens und die Technik vielfach annahmen, so kann doch von einer wissenschaftlichen Einwirkung erst viel später die Rede sein. Vielmehr entwickelten sich die Wissenschaften, in denen die Araber Großes leisteten, fast alle in näherer oder fernerer Beziehung zum Korân. Daher hat ihre Darstellungsweise einen ganz eigenthümlichen Charakter. Ein Hauptmangel derselben, der uns leicht geneigt machen könnte, die systematischen Handbücher der spätern Zeit den Grundwerken dieser vorzuziehen, ist die Systemlosigkeit. Strenges Schematisiren und Systematisiren ist bei dem wenig zur Verstandes-Abstraction geneigten Semiten nie sehr üblich gewesen; aber dem Araber scheint besonders wenig an der Einheit des Ganzen und der logischen Unterordnung der Theile unter dasselbe gelegen zu haben; so ist es in der alten Poesie, so in der ersten wissenschaftlichen Literatur. Man findet den Stoff in chaotischer Verwirrung; dasselbe Buch umfaßt oft ganz verschiedene Gegenstände in bunter Folge. Von dieser reichen Fülle suchten sich dann die Späteren das Gleichartige zusammen für ihre dürren Kompendien. Ein anderer Mangel, der mit dem ersten zusammenhängt, ist die Form der Tradition, die in der Darstellung der Wissenschaften damals entschieden vorherrscht. Da ein großer Theil derselben sich auf die Religion bezog, in der man nichts Neues aufbringen, sondern jede Einzelheit auf Muhamed oder dessen nächste Nachfolger zurückführen sollte, mußte man bei jeder Angabe seine Quelle nennen und wieder die Quelle dieser, bis zum Propheten hinauf, (z. B.: A. sagte mir, er habe von B. gehört, C. habe ihm erzählt, daß D. von E. erfahren habe: Der Prophet sagte einst.....) Natürlich kamen dabei viele Irrthümer und Fälschungen vor, aber, so unbequem es für uns ist, die Quellen im Texte selbst, statt etwa in den Anmerkungen zu finden, besonders wenn nach der einen Angabe ohne Vermittlung eine andere mit ähnlichem Quellennachweis folgt, die von jener vielleicht nur etwas im Wortlaut verschieden ist, vielleicht ihr aber auch geradezu widerspricht, so läßt sich doch nicht leugnen, daß wir in dieser Form eine bedeutende Handhabe für die Prüfung haben.**

Als die Araber nach Muhamed in fremde Länder versetzt waren, da kamen gar häufig Rechtsfälle vor, die sich aus den kurzen Sätzen des Korâns nicht entscheiden ließen. Man fand aber erst Ersatz in mündlichen Nachrichten über das Verfahren des Propheten in diesem oder jenem Falle, und durch Analogie ließen sich leicht alle Fälle an seine Aussprüche anlehnen. So begann ein Sammeln von Traditionen zuerst aus praktischem Bedürfniß. Man lernte massenhafte Ueberlieferungen auswendig und fing schon im ersten Jahrhundert an, sie aufzuschreiben. Aber der Rechtsinhalt war nicht der einzige. Im Islâm ist Recht und Religion nie streng geschieden; auch über Religionsgebräuche, Moral und Dogma mußte die Ueberlieferung entscheiden, wo der Korân schwieg oder nicht deutlich redete. Endlich wünschte der fromme Sinn der Moslemin auch über das ganze Leben Muhamed's, wie seiner Nachfolger, genaue Nachrichten zu haben, und diese wurden auf ähnliche Weise überliefert. Was im ersten Jahrhundert begonnen, ward im zweiten und dritten weiter ausgebildet. Es entstanden große Sammlungen von Traditionen, in denen theils diese, theils jene Rücksicht vorwaltete. Das ganze Gebiet der Religion, des Rechts und selbst der Geschichte des Propheten umfassen oder berühren wenigstens die sechs sogenannten kanonischen Traditionssammlungen, alle dem dritten Jahrhundert angehörig, deren älteste, die des Buchârî († 256 = 870), nach der Ansicht der meisten Moslemin dem Korân an Werth unmittelbar nachfolgt. Aber schon früher wurden auch einzelne Zweige der Tradition für sich bearbeitet. Mâlik's († 179 = 795—796) Buch „Almuwatta" hat in nicht übler Anordnung das Recht im Auge, natürlich mit Einschluß der religiösen Gebräuche. Mâlik war das Haupt einer Schule, der noch jetzt die nord-afrikanischen Länder im Westen von Aegypten anhängen. Wie er, so stiftete auch Abû Hanîfa († 150 = 767—8), Schâfiî († 204 = 819) und Ibn Hanbal († 241 = 855—6) ihre juristischen Schulen, von denen die der beiden ersten noch heute in der Mehrzahl der muhamedanischen Länder gelten. Alle diese Männer waren berühmte Schriftsteller, jeder hatte zahlreiche Schüler, die wieder unter sich mannigfach stritten und Tausende von Büchern und Monographien schrieben, welche zum Theil ziemlich systematisch geordnet waren, und wenn sie sich auch im Allgemeinen auf Traditionen gründeten, doch selbständiges Urtheil zeigten. Auch dogmatische Werke, besonders Streitschriften, wurden schon geschrieben, in denen das eigene Urtheil sich die Traditionen so gut wie möglich zurechtlegte. Das wissenschaftliche System der Dogmatik, das durch die Aristotelischen Lehren stark beeinflußt ist, fing freilich damals erst an, sich auszubilden.

Die Geschichte des Propheten ward mit besonderer Vorliebe bearbeitet. Schon Ibn Ishâk († 151 = 768) wagte es, in seiner vortrefflichen Biographie Muhamed's, die einzelnen Traditionen oft in einander zu verarbeiten, statt sie blos nebeneinander zu stellen. Sein Buch, das sich, wie viele der damaligen Geschichtswerke, auch dadurch auszeichnete, daß es viele alte historische Gedichte in sich aufnahm, ist uns zum Glück in der Bearbeitung von Ibn Hischâm († 213 = 828), der es nur wenig veränderte, erhalten.* Wie er und viele Andere die Geschichte Muhameds geschrieben, behandelte Belâdhorî († 279 = 892—93) die Geschichte der arabischen Eroberungen, Alkalbî († 206 = 881—82) die Genealogien und Geschichte der alten Araber; Wâkidî († 207 = 822) und besonders Tabarî (224—310 = 838—923) alle den Arabern bekannten Theile der Geschichte.** Und so schrieben noch sehr zahlreiche Historiker über jene und andere Gegenstände. Die Geschichtserzählung dieser Periode zeichnet sich im Allgemeinen vor der der spätern Zeit durch Frische der Darstellung und Zuverläßigkeit aus. Uebrigens beginnen schon damals die für die arabische Literatur so charakteristischen Sammlungen von kurzen Biographien bedeutender Männer, die meist den Titel „Tabakât" „Klassen" (eigentlich „Stockwerke") führen.

Wo fast Alles auf Traditionen gegründet ist, da kann es nicht ausbleiben, daß auch eine Menge falscher in Umlauf kommt, besonders, wo es sich um dogmatische Fragen, oder um den Ruhm einzelner vornehmer Häuser handelt. Ein Hauptverdienst der Traditionssammler ward deshalb darin gesehen, daß sie das Echte und Unechte unterscheiden konnten und nur das Erstere aufnahmen. Es entstand schon damals eine förmliche Wissenschaft der Traditionskritik, welche mehrere Klassen (gewöhnlich vier) unterschied. Aber die eigentliche Kritik ist ein modernes Prinzip und die Grundsätze, nach denen jene verfahren, müssen wir als sehr äußerlich ansehen. Mitunter sind die von ihnen verdächtigten Traditionen die besten, noch viel öfter die von ihnen für echt angenommenen tendenziös erfunden oder entstellt.

Dies gilt ganz besonders von einem Gebiet, das für den Islâm von der höchsten Wichtigkeit ist, von der Auslegung des Korâns. Im Anfang verstand der Araber den Korân ziemlich ohne Erklärung; einzelne dunkle Stellen erklärten ihm die alten Genossen Muhamed's mündlich; aber da sich die arabische Sprache gar bald in den eroberten Ländern änderte, überhaupt die Neubekehrten und Nachgebornen viele Anspielungen nicht leicht verstehen konnten, bildete sich die Korân-Auslegung immer mehr zur förmlichen Wissenschaft aus. Leider spielten hier frommer und gemeiner Betrug, Vorurtheile und Ungenauigkeit eine große Rolle; dennoch ist es sehr zu bedauern, daß wir die Ueberlieferungen der älteren Exegetenschulen, abgerechnet einige Fragmente, nicht aus den (verlornen oder vernichteten) Werken jener Jahrhunderte selbst, sondern erst aus solchen vom vierten Jahrhundert an kennen. Unter den Korân-Kommentaren, die damals schon in großer Menge geschrieben wurden, ragt besonders der sehr umfangreiche Tabarî's hervor, der alle Zweige der Exegese, die philologische, historische und kritische, umfaßte. Eine eigne Wissenschaft bildete nämlich die Kenntniß der Lesarten des Korâns. Die höchst unvollkommene Schreibweise der ältesten Exemplare machte sehr viele Lesarten möglich, die sich nach Dialekten, Schulen und individueller Willkür bildeten. Es ward natürlich über die Vorzüge der verschiedenen Leseweisen viel hin und her gestritten, und man gab sich große Mühe, mehr Einheit herzustellen, oder doch die Mannigfaltigkeit auf gewisse Systeme zu beschränken. Die bedeutendsten „Leser," auf welche die Lese-

* Der bekehrte Fremdling nahm in den wissenschaftlichen und höher gebildeten Kreisen wenigstens sofort die Denkweise und Methode der Sieger an; daher kann es nicht als fremder Einfluß bezeichnet werden, wenn sich unter den hervorragenden Gelehrten dieser Periode viele Männer persischer Abkunft befanden.

** Welches Hülfsmittel hätte die Kritik, wenn die einzelnen Erzählungen im Neuen Testament mit solchen Ketten der Ueberlieferer versehen wären!

* So eben herausgegeben von Wüstenfeld. Göttingen, 1858—1860. 2 Bde. 8.

** Von Tabarî und Wâkidî ist Einiges herausgegeben durch Kosegarten und von Kremer.

weisen der spätern Jahrhunderte zurückgingen, lebten am Ende des ersten oder im zweiten Jahrhundert.* Um den Streitigkeiten aber endlich ein Ziel zu stecken und dem Ungelehrten das Lesen des heiligen Buchs zu erleichtern, sah man sich genöthigt, nach und nach einzelne Lesezeichen in den Korântext einzufügen; damit fuhr man immer fort, so daß zuletzt genaue Korântexte mit Lesezeichen fast so überbürdet sind, wie das Alte Testament.

Das Wichtigste aber war, daß sich so am Korân eine neue Wissenschaft entwickelte: die Grammatik. Es läßt sich nicht leugnen, daß die ersten Anfänge derselben von den Syrern empfangen sind, aber dies waren eben nur schwache Anfänge,** das ganze System ist eine unabhängige arabische Wissenschaft. Man muß wissen, welche Würde dem Araber seine alte, herrliche Sprache hatte, die vom zweiten Jahrhundert an sich aus dem Leben in die Gelehrtenwelt zurückzuziehen begann, um zu begreifen, wie schon so bald nach den ersten literarischen Versuchen des Volkes die Sprachwissenschaft in solcher Ausdehnung betrieben werden konnte. Gleich mit dem Anfange des zweiten Jahrhunderts beginnt die Zeit der wissenschaftlichen Grammatik. Alchalil († 170 = 785) und Sîbawaih († 180 = 795) dessen Grammatik schlechthin „das Buch" genannt ward, sind die bekanntesten Grammatiker, aber neben ihnen stehen Hunderte von Gelehrten, zum Theil ersten Ranges. Die ganze Sprachwissenschaft: Formenlehre, Syntax, Lexikographie und Metrik ward in den Schulen von Basra und Kûfa auf's Scharfsinnigste und Sorgfältigste bearbeitet; und wenn wir auch von unserm Standpunkt aus gar Manches an ihren Systemen auszusetzen und namentlich oft eine Verschwendung von Scharfsinn an nutzlose Dinge zu bedauern haben, so können wir doch nicht leugnen, daß, vielleicht mit Ausnahme der Sanskrit-Grammatiker, erst die Sprachwissenschaft des neunzehnten Jahrhunderts höhere Muster hervorgebracht hat, als die jener Araber. Und man bedenke, daß Sîbawaih zu einer Zeit schrieb, wo die höchste Sprachwissenschaft Europa's sich in der „Grammatica" eines Alcuin zeigte!

Mit dieser Wissenschaft hängt eng die eigentliche Philologie zusammen, die Beschäftigung mit der alten Poesie. Wie im Korân, wurden schon früh in den alten Gedichten einzelne Wörter und historische Beziehungen undeutlich, und daher wurden kurze Erklärungen dem Vortrage beigefügt, die sich von einem Rhapsoden (Râwî) zum andern fortpflanzten. Als man seit dem Anfange der Omaijaden-Herrschaft begann, die alten Gedichte niederzuschreiben und zu sammeln, fügte man nach und nach solche Erklärungen auch schriftlich hinzu, die natürlich immer umfangreicher wurden, je mehr die alte Sprache abstarb. Im zweiten Jahrhundert beschäftigten sich schon sehr viele bedeutende Philologen mit der Auslegung der Gedichte; daran schloß sich eine Art von Kritik, die das viele Unechte aus ihnen auszuscheiden suchte und sie in feste Redactionen brachte. Auch die Literaturgeschichte ward schon gepflegt, wobei freilich das Biographische vorwaltete. Die meisten dieser Philologen sind zugleich als Grammatiker, Einige auch als Korânleser bekannt, z. B. Abû Amr († 154 = 771). Zu den berühmtesten dieser Philologen gehören Asmaî († 213 = 829), Abû Obaida († um 210 = 825), der im Geruch der Freigeisterei stand, und Sukkarî († 270 oder 275 = 884 oder 839).

Viele Werke dieser Periode lassen sich übrigens nicht in eins der genannten Fächer bringen, sondern greifen in mehrere über. Das berühmte Werk Almubarrad's († 285 = 899), „Alkâmil" d. i. „das Vollkommene" enthält z. B. in bunter Mischung Geschichtliches und Sprachliches, aber Alles von hohem Werthe. Die meisten Werke des Polyhistors Ibn Kutaiba († 270 = 884) berühren mehrere Gebiete.

Ueberhaupt liegt in den Gelehrten des Islâms von Anfang an ein Hang zum Encyklopädischen. Selten bearbeitete ein Gelehrter nur Ein Gebiet, manche, wie Tabarî, waren sogar in mehreren zugleich hervorragend.

Wenn wir von einigen unbedeutenderen Fächern absehen, so haben wir jetzt den Kreis der Wissenschaften übersehen, welche unter den Arabern selbst entstanden und zu hoher Blüthe gelangt sind. Einen ganz andern Kreis bilden die, welche durch griechische Vorbilder seit der Zeit Mâmûns (erste Hälfte des neunten Jahrhunderts) den Arabern bekannt wurden: Philosophie, Medicin, Mathematik u. s. w. So wichtig namentlich die arabische Philosophie dadurch ward, daß durch sie die Kenntniß des Aristoteles zu den Europäern kam, so ist die Philosophie selbst doch nicht wesentlich von ihnen gefördert. Was die anderen Zweige des Wissens betrifft, so muß ich gestehen, daß ich über sie kein kompetentes Urtheil habe.

* Jetzt sind nur noch zwei Arten, den Korân zu lesen, weit verbreitet, die des Nâfi in Nord-Afrika und die des Hafs im ganzen Orient.

** Wie die Vokalisirung durch drei Punkte.

Jedenfalls sind sie weniger als arabische, denn griechische von Arabern betriebene Wissenschaften anzusehen, obgleich sie später einen großen Einfluß auf einige der arabischen ausübten, namentlich auf Dogmatik und Recht.

Eigenthümlich steht die Geographie da. Aus gelegentlichen Bemerkungen in historischen und philologischen Schriften, aus Wanderbüchern für die Mekkapilger und aus Steuerregistern wie aus ähnlichen praktischen Anfängen, entwickelte sich schon ziemlich früh eine Art von Länder- und Völkerkunde, aber erst die Bekanntschaft mit dem Werke des Ptolemäus bewirkte eine Ausbildung derselben zur Wissenschaft. Dennoch ist die Geographie immer weit selbständiger geblieben; sie ist nie zur eigentlichen Schulwissenschaft geworden und daher mag es kommen, daß die bedeutendsten geographischen Werke zu einer Zeit geschrieben sind, wo die übrigen Wissenschaften schon sanken.

Einen großartigen Ueberblick über die Literatur der ersten Jahrhunderte der Hedschra (wie auch über die Religionsgeschichte und manches Andere) giebt das berühmte Werk „Fihrist-al-ulûm" „Register der Wissenschaften," welches Muhamed ibn Ishâk an-Nedîm gegen Ende des vierten Jahrhunderts verfaßte. In dem letzten Hefte der Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft hat G. Flügel, der verdienstvolle Herausgeber von Hâdschi Chalfa's bibliographischem Wörterbuch, ausführlich den bis jetzt nur in einzelnen Theilen bekannten Inhalt dieser „Inhaltangabe" dargelegt. Das Verdienst, das er sich dadurch um unsere Kenntniß jener Literaturperiode erworben hat, kann er nur dadurch noch übertreffen, daß er, wie er beabsichtigt, das Werk selbst herausgiebt.

Aegypten.

Deutsche Briefe aus Aegypten.

Kairo und die Pyramiden.

Die seit einigen Jahren, mit Ausschluß der Nilbrücke, vollendete Eisenbahn bringt uns in ungefähr sieben Stunden von Alexandrien nach der Hauptstadt Aegyptens, nach Kairo. Gegenwärtig ist auch diese Brücke vollendet, und hört dadurch das im höchsten Grade zeitraubende, unangenehme Uebersetzen der Passagiere auf. Die unvollendete Brücke hat schon oft Menschenleben gekostet; auch der edle Achmed Pascha, der aufgeklärteste Mann seiner Familie, fand hier vor kurzer Zeit seinen Tod.

Je näher man nach Kairo zu kommt, desto reizender wird die Gegend. Die kerzengrade Dattelpalme, in der Nähe Alexandria's fast der einzige Baum, ist vermischt mit der knorrigen Sykomore, der dunkelgrünen Olive; hier und da zeigen sich den Blicken wälderartige Anpflanzungen von Orangen, Zitronen etc., kurz Alles beweist, daß wir uns in dem fruchtbaren Nil-Delta befinden. Endlich taucht Kairo mit seinen Hunderten von Minarets vor uns auf; in kurzer Zeit haben wir es erreicht. So wie die Gegend um die Stadt, so ist der mittlere Theil derselben ein großer Garten, die Uzbekeh genannt, der allabendlich dem Publikum von Cairo zum höchst angenehmen Rendezvous-Orte dient. Eine deutsche Musikbande trägt das ihrige zum Vergnügen bei; ein guter Kaffee, Limonade u. s. w. in einem der zahlreichen Kaffeehäuser an diesem Platze macht den Comfort vollständig; rechnen wir dazu noch die so außerordentlich milde Abendluft von Kairo, so bildet Alles dies ein so herrliches Ganze, daß die hier verlebten Abende gewiß Jedem für immer in Erinnerung bleiben.

Die Stadt selbst ist im Gegensatze zu Alexandria durchweg orientalisch, und man träumt sich oft versetzt auf den Schauplatz der Tausend und Eine Nacht. Die Straßen sind eng und winklig und nur wenige sind breit genug, um Wagen den Durchgang zu erlauben. Die Bazare gewähren ein Bild des regesten Lebens. Alles, was zum Lebensunterhalt, zur Bequemlichkeit und zum Luxus gehört, Alles hat hier seinen Platz, Alles wird dem Auge des Kauflustigen auf das Einladendste vorgelegt. Tausende von Menschen, allen Raçen und Nationen des Orientes, allen Schattirungen der Bewohner Afrika's angehörig, sie drängen sich in den engen Räumen zwischen den Verkaufsläden, um, wenn auch nichts zu kaufen, doch möglicherweise etwas stehlen zu können. Europäische und orientalische Erzeugnisse liegen hier in buntem Wirrwarr unter einander: neben dem echten Damascenersäbel findet man die Klinge mit dem Stempel der Solinger Fabrik, neben dem türkischen Rosenöl steht Eau de Cologne mit der Firma Johann Maria Farina. Fabrikate aus Bernstein, als Arm- und Halsbänder, vorzüglich aber Pfeifenspitzen, sind in Unmassen vorhanden und es scheint, daß Preußen in diesem Artikel einen bedeutenden Handel

nach dem Oriente hat. Im Allgemeinen gilt auch hier der von mir schon früher erwähnte Grundsatz, stets die Hälfte des geforderten Preises zu bieten; man ist sicher, es dafür zu erhalten.

Wenn auch manche der orientalisch alterthümlichen Häuser dem Auge des Europäers einen interessanten Anblick gewähren, so ist doch in Kairo Mangel an hervorragenden Bauwerken. Allerdings machen die Moscheen davon einigermaßen eine Ausnahme, da Einige von ihnen und zwar namentlich die auf der Citadelle befindliche Moschee Mehemed Ali's mit wahrhaft orientalischer Pracht ausgestattet sind. Die letztere ist ganz aus gelbem und weißem Alabaster erbaut und fast durchgehends reich vergoldet. Noch vor nicht gar langer Zeit machte es bedeutende Schwierigkeiten, die Erlaubniß zum Besehen derselben zu erlangen; jetzt ist der Eintritt Jedem, allerdings gegen ein Trinkgeld, ohne welches hier in Aegypten auch nicht das geringste Ding zu erlangen ist, gestattet. Nachdem man uns am Eingange die Schuhe mit Leinwand umwickelt hatte, so daß die Sohlen unserer durch unsere Ungläubigkeit unreinen Fußbekleidung nicht unmittelbar die geweihten Räume berühren konnten, wurde uns das Thor geöffnet, und wir traten in eine weite, oben offene Halle, die rings herum von einem Säulengange umgeben ist. In der Mitte befindet sich eine kunstvoll gearbeitete Fontaine, die aus zahlreichen Hähnen Wasser in einen rings herumgehenden Graben wirft, in welchem die Bekenner des Islam das durch ihre Religion gebotene Waschen der Füße verrichten, ehe sie das Heiligthum des Innern der Moschee betreten. Zu größerer Bequemlichkeit sind vor jedem Hahne Steine zum Sitzen angebracht. Eine der Pracht des ganzen Gebäudes durchaus nicht entsprechende hölzerne Thür führt in das Innere, in einen Dom von wahrhaft überraschend schöner Ausführung, die um so mehr dem Auge auffällt, als die ungeheuren Dimensionen des Baues durch Aufstellen von Betpulten, Bänken, Altären u. s. w. zusammengedrückt und verkleinert werden. Eine schmale Galerie läuft rings herum, ungefähr in der halben Höhe des ganzen Gebäudes. Der Eingangsthür gegenüber befindet sich eine kanzelähnliche Erhöhung, von welcher der Vorbeter seine Stimme zu den versammelten Gläubigen erschallen läßt; dies ist Alles, was der Dom enthält, mit Ausnahme eines kunstvoll gearbeiteten Monumentes in einer Ecke, unter welchem der Erbauer dieses Tempels, der große Reformator Aegyptens, Mehemed Ali, schläft. So kunstvoll auch dieser Tempel gebaut ist, er ist nicht ein genügendes Denkmal seines Ruhmes, denn ganz Aegypten, was es jetzt ist, es zeugt von seiner Geistesgröße und von dem Genius, durch den er aus Nichts ein Reich schuf.

Die Citadelle selbst, von Mehemed Ali auf den Trümmern der alten Befestigung erbaut, ist auf einer Anhöhe über der Stadt belegen und enthält außer der eben erwähnten Moschee noch einen der zahlreichen Paläste, die der Vicekönig hier und in anderen Städten seines Reiches besitzt. Von den Fenstern desselben aus hat man eine reizende Aussicht über die Stadt mit ihren zahlreichen Minarets, über das fruchtbare Nil-Delta und den Fluß selbst und über die im Hintergrunde liegenden Pyramiden von Gizeh und Sakarah. Der Palast selbst gleicht mehr einem französischem Landhause, von einem mittelmäßig reichen französischen Bürger erbaut, als der Wohnung eines orientalischen Pascha's. Ein anderes, dem Vicekönig zugehöriges Haus im Dorfe Schubra, dicht am Nil gelegen, ist besonders seiner herrlichen Gärten halber bemerkenswerth. Obgleich man sonst dem Europäer gegenüber außerordentlich zuvorkommend ist und ihm fast überall den Eintritt gestattet, so ist merkwürdigerweise zum Besuch dieses Gartens die spezielle Erlaubniß des betreffenden Konsuls nöthig, die jedoch leicht zu erlangen ist. Beachtenswerth ist der im Garten belegene Kiosk, mit seinem großen von Säulengängen umgebenen Wasserbehälter und seinen Wasserwerken. Man erzählt, daß dieser Theil des Gartens in den letzten Lebensjahren Mehemed Ali's ein Lieblingsaufenthalt desselben gewesen, und daß zu dieser Zeit Schubra einige Aehnlichkeit mit den Lustschlössern Versailles, Trianon u. s. w. gehabt haben soll.

Unter allen den vielen Ueberbleibseln von der Baukunst der alten Aegyptier sind es wohl die Pyramiden, die am weitesten bekannt sind. Es liegt etwas Geheimnißvolles in diesen ungeheuren Steinkolossen, deren eigentlicher Zweck mit Sicherheit noch nicht ergründet worden ist. Die wahrscheinlichste Hypothese allerdings ist die, daß es die Grabstätten der ägyptischen Könige sind, die bald nach der Beisetzung des Todten vollständig vermauert, nach Jahrtausenden aber von den Chalifen geöffnet und beraubt worden sind, so daß für uns nichts als die leeren Räume übrig geblieben. Es existiren im Ganzen vier Gruppen von Pyramiden, von denen jedoch die großen Pyramiden von Gizeh die interessantesten sind.

Nach einem Ritte von ungefähr zwei Stunden auf den lustig dahin trabenden Eseln, gelangten wir aus dem lachenden Nilthale plötzlich wie durch einen Zauberschlag in die sterile, nackte Wüste, in welcher auch nicht ein Grashalm zu finden, kein Lebenszeichen zu vernehmen ist. Von einer Hochebene vor uns grinste uns das Haupt der geheimnißvollen Sphinx an, die gleichsam der Wächter der hinter ihr stehenden Pyramiden ist. In kurzer Zeit hatten wir den Fuß der letzteren erreicht, und wurden von einem Haufen von Beduinen empfangen, die mit großem Geschrei uns ihre Dienste zum Besteigen der Pyramiden anboten. Der mit einem rothen Turban, als ein Zeichen seiner Würde, bekleidete Scheikh, der sich selbst „Hüter der Wüste" nennt, schien vergebens sein Ansehen geltend machen zu wollen; immer näher um uns drängte der Haufen; nur mit großer Energie gelang es uns, frei zu werden und für jeden von uns zwei Mann auszuwählen. In der Gruppe von Gizeh, von der ich hier spreche, stehen zwei große und eine kleinere Pyramide, die herumliegenden Trümmer aber beweisen, daß noch mehrere dieser Riesen einst hier gestanden haben müssen.

Von muschelreichem Kalkstein erbaut, war ihre ganze Oberfläche mit einer Art Glasur überzogen, die jedoch mit Ausnahme der Spitze der zweitgrößten Pyramide gänzlich verschwunden ist. Der größte dieser Riesen führt den Titel der Pyramide des Cheops, weil man annimmt, daß dieser König darin begraben gewesen ist; sie hat eine perpendikulaire Höhe von etwa fünfhundert Fuß, von denen jedoch ungefähr zwanzig durch Abplatten der Spitze verloren gegangen sind. Aber unsere Beduinen warten; also vorwärts hinauf auf diesen Hauptriesen. Die beiden von uns gewählten Führer fassen uns je an einer Hand, und vorausgehend, ziehen sie uns die oft über vier Fuß hohen, stufenförmigen Absätze empor. Es ist dies die härteste Arbeit, die ich je in meinem Leben ausgeführt habe: aber der Erfolg krönt die Mühe, denn die Aussicht von dem Gipfel ist wahrhaft herrlich. Einige Flaschen Wein waren aus unserem Vorrath durch einen Beduinenjungen glücklich heraufgebracht worden, und mit einer gewissen Wehmuth tranken wir auf das Wohl aller unserer Lieben drüben über'm Meer. Unter den zahlreichen, auf dem Gipfel eingegrabenen Namen fanden wir auch einen, der in Deutschland einen gar lieblichen Klang hat, doch gewiß durch einen ihrer Verehrer eingegraben den der Frau Jenny Lind. Das Herabsteigen ist fast noch beschwerlicher, als das Hinaufklimmen, indeß auch dies ist überwunden, und nach kurzer Rast geht es hinein in das Innere dieses Kolosses. Wie ich schon erwähnte: es ist Nichts zu finden, was bestimmt den Zweck des Baues angeben könnte, und so ist der mit großen Schwierigkeiten verbundene Gang durch die Eingeweide des Riesen durchaus unbelohnend. Unsere Führer, die Beduinen, machten besonders in dem finsteren Innern fortwährende Versuche, uns einzuschüchtern und dadurch Geld zu erpressen, was von uns aber mit großer Energie zurückgewiesen wurde; wir zahlten dem Scheikh das ihm und seinen Leuten Zukommende und überließen es dem Ersteren, sich mit ihnen zu verständigen.

Wie ich schon vorhin erwähnte, steht das geheimnißvolle Bild der Sphinx dicht unter den Pyramiden. Fast bis zur Hälfte im Wüstensande verschüttet, ragt nichts als der Kopf noch über denselben hinaus und die noch immer kolossale Figur macht von Weitem, wo man sie gleichsam als den Wächter der Pyramiden betrachten kann, einen weit vortheilhafteren Eindruck, als dies von Nahem gesehen der Fall ist.

Nächst der Pyramidengruppe von Gizeh, ist diejenige von Sakkarah die interessanteste. Die Pyramiden von Dashoor bieten durchaus nichts Eigenthümliches, diejenigen von Abusir, oder die falschen Pyramiden, sind nur noch ein Trümmerhaufen. Man nennt sie falsch, weil ihre Steinverbindung ganz anders als in den übrigen Pyramiden ist und man deshalb auf ein weit geringeres Alter derselben schließt. Besonders interessant ist die größte in der Sakkarah-Gruppe, deren Oberfläche stufenförmig ist. Von dem Gipfel derselben hat man eine Uebersicht über alle die vier Gruppen dieser Steinriesen, über das Nildelta und über dasselbe hinaus bis zu den den Horizont begränzenden Hügeln. Die Sand-Ebene, die sich rund um dieselbe Pyramide erstreckt, ist mit Knochen besäet, und bei näherer Untersuchung fanden wir, daß es die Reste zerstörter Mumien sind. Ein großer Theil der sich hier zu Tausenden vorfindenden Gräber ist bereits geöffnet; man sucht nach Schätzen, die sich allerdings hier sehr häufig in Gestalt von sehr interessanten Alterthümern finden, und zerstreut den übrigen Inhalt der Stätte. Wir begegneten auf unserem Wege nach Sakkarah einer Masse Kameele, die alle mit Mumienknochen beladen waren. Zu was man dieselben anwendet, habe ich nicht in Erfahrung bringen können. Die steinernen Särge, in denen die meisten der Mumien liegen, sind oft von der kunstvollsten Arbeit; so fanden wir einen, der leider schon wieder halb vom Sande verschüttet war, welcher die Gestalt einer Mumie selbst darstellte und so wohl erhalten war, daß man in Versuchung gerieth, denselben für neu zu halten. In den höher

liegenden Theilen der Ebene von Sakkarah finden sich in den unter dem Sande sich überall erstreckenden Kalkstein die Grabhöhlen der Ibismumien. Zu Tausenden liegen sie daselbst, je in einen irdenen Krug eingeschlossen; die Feuchtigkeit hat aber doch ihren Weg in dieselben gefunden und ein großer Theil dieser Krüge enthält jetzt nur noch Staub.

Sowie der Ibis, so war den alten Aegyptern der Ochse Apis heilig; auch die Körper dieser Letzteren wurden einbalsamirt und in Grabstätten beigesetzt, die den Besuchenden mit Erstaunen über das Riesenwerk, welches man zu diesem Behufe ausführte, erfüllen müssen. Wir gingen eine gute halbe Stunde in gerader Richtung in diesen in den Stein gehauenen, mindestens 40 Fuß hohen und 20 Fuß breiten Gewölben, ohne an das Ende zu kommen. Zu beiden Seiten sind in regelmäßigen Zwischenräumen Seitengewölbe, in denen die ungeheuren Sarkophage aus dunklem Granit stehen, welche die Körper der heiligen Ochsen enthielten. In früheren Zeiten waren an den Wänden hinter diesen Särgen Tafeln angebracht, die den Namen des Königs, unter dessen Regierung der Apis lebte, und einige geschichtliche Notizen enthielten; man hat dieselben jedoch weggenommen und nach irgend einem Museum, wenn ich nicht irre, nach Paris gebracht.

Von höchstem Interesse sind die in unmittelbarer Nähe der eben erwähnten Apisgräber sich befindenden Königsgräber. Wie die ersteren ebenfalls in Stein gehauen, zeichnen sich die letzteren vorzüglich durch die herrlichen Skulpturen aus, die an allen Wänden und an der Decke eingegraben sind. Das ganze politische, religiöse und Familienleben der alten Aegypter läßt sich aus diesen Bildern studiren. Leider verschont die Manie, Namen überall anzukleren, selbst diese so interessanten Denkmale nicht, und eine Menge der schönsten Figuren sind schon heute nicht mehr erkennbar, weil irgend ein Narr es für gut fand, seinen Namen gerade auf denselben einzukratzen.

Indem wir uns auf dem Wege nach Kairo zurück etwas mehr nach dem Nil zu halten, treffen wir auf einige wenige Schutt- und Trümmerhaufen, die alles sind, was von der einst größten Stadt Aegyptens, von Memphis, noch übrig ist. Eine Stadt wie diese, die über zwei Millionen Einwohner zählte, ist ganz von der Oberfläche der Erde verschwunden, aber die beim Graben sich häufig vorfindenden Ueberreste von Baudenkmälern, Bildsäulen 2c., zeugen von ihrem Glanz und ihrer einstigen Pracht. Von den einst so berühmten Tempeln von Memphis ist nichts mehr übrig als die riesigen Bildsäulen des Königs Ramses II. und seiner Gattin, allgemeiner unter dem Namen der Kolosse bekannt. Sie sind Beide gut erhalten und besonders die den König vorstellende von herrlicher Ausführung. Letztere ist das Eigenthum der englischen Regierung, wird wohl aber der Kosten halber, die der Transport eines so ungeheuren Steinkolosses machen würde, nie nach England gebracht werden. Ich kann nicht unerwähnt lassen, daß die Bewohner der umliegenden Dörfer, die sich überall vorfindenden alten Steine zum Bau ihrer Wohnungen benutzen, so daß Jemand, der das Lesen der Hieroglyphen versteht, oft an einem neu-arabischen Hause ein ganzes Kapitel aus der alt-ägyptischen Geschichte lesen könnte.

Unter den sich in der Nähe Kairo's vorfindenden Alterthümern nimmt der in einem Garten des Dorfes Heliopolis stehende Obelisk einen hohen Rang ein. Er ist durchaus gut erhalten und von bedeutender Höhe. Leider haben seit einiger Zeit eine Art Insekten die Aushöhlungen der Hieroglyphen vollständig mit Erde verklebt, und wenn es auch ohne besondere Schwierigkeit wäre, dieses Kunstwerk von hohem Alter zu reinigen, so dürfte dies bei der bekannten Trägheit der Araber doch nie geschehen. Auch einige andere Steine, offenbar von irgend einem Tempel u. s. w. herrührend und ganz mit Hieroglyphen bedeckt, sind auf den Feldern dicht am Dorfe gefunden und für den Beschauer zu Tage gelegt worden. Ein Denkmal des christlichen Alterthums ist eine ebenfalls in Heliopolis stehende uralte Sykomore, von der man sich erzählt, daß unter ihr Joseph, Maria und das Jesuskind bei ihrer Flucht nach Aegypten geruht haben. Eine Menge von in den Baum eingegrabener Namen beweist, daß die heutige Welt weit mehr Egoismus hat, als der große Philosoph der Welt oder dessen Eltern, die es durchaus nicht für nöthig befunden haben, ein Zeichen von ihrer einstigen Anwesenheit an diesem Platze zurückzulassen.

Mehrere römische Schriftsteller erzählen uns, daß Kleopatra aus Palästina die Balsampflanze gebracht und dieselbe nach Heliopolis verpflanzt habe; dieselbe ist jedoch hier nicht mehr zu finden.

Baudenkmäler aus den ältesten Zeiten des Islams sind fast gar nicht mehr zu finden. Der Barbarismus der neueren Zeiten verwendete das Material von Kunstwerken, für die man seit ihrer Erbauung nie mehr etwas that, zur Anlage der elenden Hütten der heutigen Bewohner Aegyptens, und so beschränkt sich Alles, was aus dieser für den Orient so äußerst wichtigen Epoche noch übrig ist, auf zwei oder drei Dome, gekrönt mit Minarets, welche die Gebeine der Chalifen enthalten. Leider sind auch diese bereits so baufällig, daß in kurzer Zeit der Eintritt in dieselben unmöglich sein wird, und doch sind mindestens zwei davon von hohem Kunstwerthe und einer davon vorzüglich merkwürdig als im reinsten byzantinischen Style gebaut. In dem eben erwähnten Letzteren befinden sich die aus Mekka stammenden beiden Steine, die Abdrücke der Füße Muhammed's enthalten. Auf dem Einen derselben ist nur ein Fuß ohne Bekleidung, auf dem Anderen beide Füße mit Schuhen bekleidet zu sehen.

Die Gräber der hingerichteten Mameluckenchefs bieten durchaus nichts Interessantes dar; dagegen lohnt das dicht daneben befindliche Erbbegräbniß der jetzigen Regentenfamilie wohl einen Besuch. Mit Ausnahme von Mehemed Ali, liegen alle Zweige dieser Dynastie hier; der Letztgekomene ist der unglückliche, im Nil ertrunkene Achmed Pascha. In Frankreich erzogen, war er ein großer Freund der Europäer und beförderte den Fortschritt, dagegen war er ein abgesagter Feind aller Projektenmacherei und Projektenmacher. Seinem Hauptbestreben, Theile der Wüste urbar zu machen, ist er leider zu früh entrissen worden.

Dicht an der Stadt, zu beiden Seiten der Citadelle, zieht sich eine Reihe von Hügeln hin, die ihres rothen Gestrines halber den Namen der „rothen Berge" erhalten haben. Sie bilden nach dieser Seite hin die Gränze der Wüste, in der, wenigstens am Tage, auch nicht ein Lebenszeichen ist; es ist das Bild des Todes. Bei Nacht schwärmen hier Hunderte von Hyänen und Schakalen, und Wehe dem armen Sterblichen, der unbewaffnet dann in diese Regionen kommt. Der Anfang der Wüste herbergt wenigstens noch zwei oder drei Arten von Pflanzen, unter denen namentlich eine Bilsenkrautart darum interessant ist, weil der Araber aus dem Saamen derselben das opiumähnliche Haschisch bereitet, mit welchem er sich in angenehme Träume zu versetzen weiß. Vergiftungen, die hier gar nicht selten, sind fast immer mit dem Saamen dieser Pflanze bewirkt; in kleineren Quantitäten genommen berauscht er, und man sieht öfters hier arabische Frauen durch die Stadt schwanken, die durch Hyoscianus aufgeregt sind. Folgen wir der einen Hügelreihe, die sich mitten in die Wüste hineinzieht, so gelangen wir nach einigen Stunden auf eine Hochebene, die besonders für den Mineralogen und Geologen vom höchsten Interesse ist. Der Boden auf Meilenweite rings herum ist mit großen Steinblöcken besäet, die Jeder, selbst der Laie, sogleich für versteinertes Holz erkennt. Wir fanden unter Andern sogar einen ganzen noch zusammenhängenden Stamm von der ausgeprägtesten Holztextur, aber so sehr mit dem Silikat durchdrungen, daß die Stücke am Stahl Funken gaben. Der Platz führt den Namen „der versteinerte Wald."

Bei meinen Spaziergängen am Abend durch die Stadt, war ich öfters an einem großen Gebäude vorübergekommen, vor dessen Thüre stets eine Menge Volk, Soldaten und Polizisten versammelt waren. Zufälligerweise traf ich daselbst einen Deutschen, der, wie ich wußte, im Dienste des Polizeidepartements für Europäer angestellt war, und dieser erklärte mir, daß dieses das Polizeigebäude sei, in welchem alle Abende während des Ramadans die alte Justitia gehandhabt würde. Ich folgte ihm auf seine Aufforderung, um Zeuge einer arabischen Gerichtsverhandlung zu sein. Alles ist hier öffentlich und mündlich; auch nicht ein Buchstabe wird geschrieben. In einem geräumigen Zimmer, auf seinem Divan, saß der Pascha der Polizei, ein schöner, noch junger Mann und von Geburt Grieche, gemüthlich seinen langen Tschibuk rauchend. Mir und meinen mich begleitenden Freunden wurden von ihm Plätze neben ihm eingeräumt und auf einen Wink erschienen sogleich Diener, die uns Kaffee und Tschibuks präsentirten. Mit großer Geduld hörte der Pascha die vor ihn gebrachten Klagesachen; er sprach mit jeder der Parteien und zwar entfaltete er dabei eine außerordentliche Sprachfertigkeit, indem er während meiner Anwesenheit in mindestens vier Sprachen und in jeder derselben geläufig redete. Größtentheils suchte er die Zwistigkeiten zu schlichten, was ihm auch sehr häufig zu gelingen schien. Aber bald nahm die Sache einen ganz anderen Anstrich an. Es handelte sich darum, von einem anerkannten Diebe den Ort herauszubekommen, wo er die Früchte seines Diebstahls verborgen hielt. Längere Zeit suchte der Pascha durch Milde ihn zum Geständniß zu bewegen; der Dieb leugnete hartnäckig und es blieb, wenigstens nach der arabischen Anschauungsweise, kein anderes Mittel übrig, um ihn redseliger zu machen, als die Bastonade. Zwei Polizeidiener ergriffen ihn und führten den schon im voraus Schreienden vor die Thüre des Zimmers, wo er im Augenblicke auf den steinernen Fußboden mit dem Gesicht nach unten lag. Einer der Haltefeste setzte sich auf seinen Rücken und hielt mit den Händen den Kopf des Delinquenten fest, zwei Andere hielten die durch eine lange Stange und darum gelegte

Kette festgehaltenen Füße in die Höhe, und zwei Soldaten begannen mit langen ledernen Riemen von fast einem Zoll Dicke, die Fußsohlen des armen Teufels zu bearbeiten, und zwar in so gleichmäßigem Takt, daß man sehen konnte, die Kerle mußten viel Uebung in dergleichen Dingen haben. Nach ungefähr zwanzig dieser Hiebe, die einen Europäer mindestens zum Wahnsinn treiben könnten, wurde der Delinquent aufgehoben und nochmals vor den Pascha geführt. Allein auch dieser Versuch half nicht mehr als die ihm gleich darauf applicirten weiteren zwanzig Hiebe. Der Kerl wurde vorläufig krumm geschlossen, um am andern Abend eine zweite, wo möglich vermehrte Auflage zu erhalten. Ich meinerseits hatte von dieser Art Justiz vollständig genug und war im Herzen sehr erfreut, daß die ägyptischen Behörden keine Strafgewalt über die hier lebenden Europäer haben, sondern daß alles etwa Vorkommende vor die betreffenden Konsuln gebracht und von diesen entschieden werden muß.

Rudolph Schück.

Mannigfaltiges.

— Gegen italiänische Verleumdung. Das Turiner Journal „L'Unione," das, seinem Titel entsprechend, für die politische Einheit des gesammten Italiens kämpft, enthält in seinem Blatte vom 7. Febr. d. J. einige Bemerkungen gegen unser „Magazin," die wir nicht unerwidert lassen können. In einem aus Leipzig vom 1. Febr. datirten Artikel jenes Blattes war auf diejenigen deutschen Journale, die sich mit Erörterung der italiänischen Frage beschäftigen und dabei auch auf unser „Magazin" hingewiesen worden. Zu diesem Artikel macht die Redaction der Unione eine Anmerkung, in welcher der Herausgeber des „Magazin" als ein „eingefleischter Oesterreicher" (un austriacante sfegatato,* bezeichnet wird, der alles Italiänische entstelle und verleumde. Unseren Lesern gegenüber brauchen wir wohl diese Bezeichnung, die selbst eine grelle Entstellung und Verleumdung ist, nicht erst abzulehnen. Unsere Leser wissen, daß wir, ebenso wie den Franzosen, Engländern und Russen, auch den Italiänern Gerechtigkeit widerfahren lassen, wo wir ihnen auf geraden, die Kultur der Menschheit zum Ziele habenden Wegen begegnen und daß wir nicht gegen die Italiäner allein, sondern ebenso auch gegen Franzosen, Engländer ꝛc. auftreten, wenn sie auf deutsche Sitte und Art mit Hochmuth und Anmaßung herabsehen. Nur aus diesem Grunde waren wir in unserer Schilderung Triest's, die die Unione als unser „libro sulle strade ferrate" bezeichnet, dem Treiben der Italiäner auf deutschem Bundesgebiete, der Anmaßung, mit welcher sie ihre Nationalität als eine der deutschen überlegene betrachten, entgegen getreten. Nie und nirgends haben wir jedoch die nationalen Bestrebungen auf italiänischem Boden bekämpft, oder, wie der verleumderische Mitarbeiter der Unione sich ausdrückt, entstellt und verleumdet. Wir glauben übrigens die Persönlichkeit dieses Herrn an einer beiläufigen Aeußerung desselben zu erkennen. Er erinnert nämlich daran, daß wir einmal im „Magazin" Proben einer italiänischen Uebersetzung von Ernst Schulze's „bezauberter Rose," die aus der Feder eines geachteten, in Deutschland lebenden Römers geflossen waren, mitgetheilt und empfohlen haben; es waren Verse, die der Mitarbeiter der Unione als „pessimi versacci perfin sbagliati" bezeichnet. Nun kann aber eben nur einer der halbgebildeten, anmaßenden, italiänischen Sprachlehrer, die sich zu Hunderten in Deutschland umhertreiben und die mit wahrem Handwerker-Neid Einer auf den Andern blicken, jenem römischen Landsmanne die Anerkennung mißgönnt haben, die seine Uebersetzung deutscher Verse gefunden — und ein solcher gesinnungstüchtiger, ehemaliger italiänischer Sprachlehrer von Berlin ist denn auch, allem Vermuthen nach, der gedachte Mitarbeiter der gesinnungstüchtigen, italiänischen Unione von Turin.

— Die Gebeine Dante's. Im Jahre 1849 war die Stadt Florenz so gütig, ihrer Schwesterstadt Pisa die gewaltigen Hafenketten zurückzuschicken, welche bis dahin an den Porphyrsäulen gehangen und von dem mittelalterlichen Siege der Florentiner über die Pisaner erzählt hatten. Man wollte nicht, daß selbst Trophäen an alte Feindschaften erinnerten, und man fand, daß die Stadt Florenz damit einen schönen Charakter bewiesen, und lobte diesen Charakterzug. Jetzt, in der Fortsetzung des Jahres 1849, hofft Florenz, daß die zeitweilige Schwesterstadt Ravenna ihm einen ähnlichen Beweis der Brüderlichkeit geben und die Gebeine des altissimo poeta, die sterblichen Reste Dante's, die dort unter einem geschmacklosen Monumente des Kardinals Bembo ruhen, ausliefern werde. Der Minister Ricasoli hat darum Unterhandlungen mit dem Dictator von jenseit der Apenninen, mit Herrn Farini, angeknüpft. Florenz freut sich auf die Rückkehr des großen Verbannten. Aber es läßt sich über solche historische Reparaturen und ihren Werth streiten. Man kann dem Dome im Nothfalle eine Façade geben, die vollkommen mit dem Style des ganzen Gebäudes übereinstimmt, und so im neunzehnten Jahrhundert vollenden, was im zwölften angefangen worden; aber historisch feststehende Thatsachen, Gestalten, Charakterbilder können durch solches späte Handanlegen nur verstümmelt werden, und es zeugt der bloße Versuch schon von geringem historischen Sinn. Dante, im Leben verbannt und seit mehr als einem halben Jahrtausend verbannt, ist einmal die große, gewaltige Personificirung des Verbannungs-Elendes geworden; auf dem schwarzen Piedestale des Exiles stehend, sehen wir ihn seine „Hölle" und sein „Fegfeuer" dichten; diese eingewurzelte und imponirende Vorstellung wird erschüttert, sobald er der fremden Erde enthoben und unter ein modernes Monument in die warme, heimische Erde gelegt wird. Man vergreife sich nicht an vollendeten, von der Geschichte geformten Schicksalen! Nur die Cicerones von Florenz würden durch die Rückkehr Dante's gewinnen; er selber schwerlich. Indessen hoffen wir, daß Farini, der aus Ravenna stammt, sich gegen die Entführung dieser Reliquien aus seiner Heimat sträuben und daß der altissimo poeta in seiner Ruhe und seiner Verbannung bleiben wird. Hätte er doch wie Shakspeare einen Fluch auf die Störung seiner Ruhe gesetzt!

So weit ein Korrespondent der „Köln. Ztg." in Florenz, dem wir die beruhigende Versicherung ertheilen können, daß die Stadt Ravenna nicht daran denkt, die Gebeine Dante's herauszugeben, denen übrigens nicht der Kardinal Bembo, sondern dessen Vater, Bernardo Bembo, das Grabmal mit der bekannten, von Dante selbst herrührenden lateinischen Inschrift (Jura monarchiae etc.) hat setzen lassen. Gleich nach dem Tode Dante's verlangte die Republik Florenz die Ausantwortung seiner irdischen Ueberreste, doch ward ihr diese von Ravenna damals und zu allen späteren Zeiten verweigert, und zwar mit Recht. Hatte Florenz für den lebenden Dichter nur Schmach und Verbannung, so konnte man im Namen des Todten mit Recht erwidern: „Ne quidem mea ossa habebis!"

— „Rom und sein Beherrscher." Wir haben vor einiger Zeit in diesen Blättern des von John Francis Maguire herausgegebenen englischen Buches über Rom, seine Staats-Einrichtungen und öffentlichen Anstalten gedacht. Gegenwärtig ist nun eine Fortsetzung dieses Buches, die Beobachtungen des Verfassers bei seinem zweiten Aufenthalt in Rom, im Jahr 1858, umfassend, erschienen, und auch von dieser zweiten Abtheilung ist eine „autorisirte" Uebersetzung in die sogenannte „Sammlung von klassischen Werken der neueren katholischen Literatur Englands" aufgenommen.* Die Fortsetzung dürfte jedoch nicht mit der Theilnahme und Nachsicht gelesen werden, die die erste Abtheilung gefunden hat. Der Verfasser muthet nämlich seinen Lesern nicht blos eine Beschönigung aller Verwaltungsmaßregeln des Kirchenstaates, sondern sogar auch eine Rechtfertigung des gehässigen Kinderraubes zu, der an dem jungen Edgar Mortara in Bologna begangen worden. Es ist wahrlich ein starkes Stück, daß sich freie Engländer und Amerikaner — denn außer dem Engländer Maguire tritt in dem Buche auch der Amerikaner Dr. Brownson als Apologet der Inquisition auf — dazu hergeben, eine Handlung zu rechtfertigen, die von den als unfrei verschrieenen Italiänern allgemein als Kinderraub gebrandmarkt wird. Die Eltern des jungen Mortara haben, nach der Ansicht des Engländers und des Amerikaners, ihr Schicksal selbst verschuldet, und müssen sich die Beraubung ihres Kindes als wohlverdiente Strafe gefallen lassen, weil sie, gegen das römische Gesetz, eine christliche Magd in ihre Dienste genommen! „Wenn die Rechte der Eltern verletzt wurden," sagt der Verfasser, „so ist dies nicht durch die päpstliche Regierung geschehen, sondern durch die Magd, welche das Kind ohne Einwilligung der Eltern taufte. Diese aber hatte keine Schuld, weil sie glaubte, das Kind sei dem Tode nah. Und der alte Mortara kann sich nicht beklagen, weil er selbst, mit Uebertretung des Gesetzes, die Magd in sein Haus aufgenommen hatte." — Auch ist es, nach derselben Theorie, nur ein väterlicher Akt der römischen Regierung, wenn sie vor kurzem dem Ghetto in Rom eine bedeutende Geldstrafe auferlegte, weil es hier ebenfalls vorgekommen, daß Juden christliche Dienstboten angenommen. Es sei diese Strafe eben nur verhängt, um

* Es ist dies zwar nicht die Ausdrucksweise eines gebildeten Italiäners, doch als einen solchen vermögen wir auch den Verfasser nicht anzuerkennen. D. R.

* Rom und sein Beherrscher ꝛc. Köln, J. P. Bachem, 1860.

ähnlichen Ereignissen, wie dem in Bologna, vorzubeugen. Herr Maguire hat den jungen Mortara im Katechumenen-Haus in Rom gesehen und gesprochen. Er versichert, daß sich der Knabe vor nichts so sehr fürchte, als daß er gezwungen werden möchte, nach dem Hause seiner Eltern zurückzukehren, bevor diese ebenfalls zur alleinseligmachenden Kirche übergetreten seien.

— Das preußische Heer und der Tabak. In seinem City-Artikel äußert sich der Commercial Telegraph folgendermaßen über die mit der neuen Heeres-Organisation in Preußen verbundenen, bedeutenden Mehrausgaben dieses Staates: „Wenn Preußen, das seinen achtzehn Millionen Einwohnern einen jährlichen Mehrbedarf von $9^1/_2$ Millionen Thaler für sein Heer auferlegt, und das seine männliche Jugend in einem viel stärkern Maße, als bisher, zum Militairdienst heranzieht, dafür nicht irgendwie und wo ein Aequivalent an Nationalkräften ausfindig macht, so wird es in zwei Jahrzehnden der ärmste Staat nicht blos in Deutschland, sondern auch in Europa sein. Ein solches Aequivalent wird sich aber nur darin finden lassen, daß die Last, die jetzt auf Preußens Schultern allein ruht, über das ganze Deutschland vertheilt wird, das ja auch an dem Bewußtsein der größeren Sicherheit Theil nimmt, welches die bedeutende Vermehrung des preußischen Heeres gewährt. Nicht also die direkten Steuern in Preußen, sondern die indirekten des deutschen Zollvereins müssen erhöht werden, und von dem Mehrertrage, den diese gewähren, muß nicht das unbedeutende Hannover, sondern das in der deutschen Politik schwer wiegende Preußen ein Präcipuum erhalten. Die einfachste Vermehrung der Zollvereins-Erträgnisse würde aber eine Erhöhung der Tabaksteuer sein, die, als Luxussteuer betrachtet, in ihrer verstärkten Anwendung nicht einmal ein Verstoß gegen die Freihandels-Theorie sein würde. Mehr als irgend ein anderer Consumtions-Gegenstand, ist gewiß der in Rauch aufgehende Tabak ein Luxus-Artikel, dessen Besteuerung sich Jeder gefallen lassen wird und muß. Und mehr als in irgend einem andern Lande, ist in Deutschland der Verbrauch des Tabaks und besonders der Cigarren gestiegen, und auf keinem anderen Wege könnten die fehlenden Millionen so leicht herbeigeschafft werden, als auf diesem. Es brauchte darum keineswegs zu einem „Tabaks-Monopol," wie in Oesterreich und Frankreich, geschritten zu werden. Sollten jedoch die übrigen Staaten Deutschlands dem zu dessen Vertheidigung sich rüstenden Preußen es versagen wollen, sich auf diesem Wege die Mittel zur Bestreitung seiner Rüstungen zu verschaffen, sollten sie es zwingen, seine direkten Steuern stets mehr zu erhöhen und seine ohnehin nicht reichen Einwohner, von denen schon jetzt viele Rentiers, um der preußischen Einkommensteuer zu entgehen, in die benachbarten, kleineren deutschen Staaten ziehen, noch ärmer zu machen, so müßte Preußen jedenfalls, und zwar lieber heute als morgen, wenn nicht die bundes-, doch mindestens die handelspolitische Verbindung mit ihnen aufgeben."

— Die Besteuerung der Actien-Gesellschaften.* Ein juristischer Dozent der Universität Bonn hat diesen in Deutschland und namentlich in Preußen mit unstaatsmännischer Weisheit behandelten Gegenstand der Finanzpolitik zum Thema der vorliegenden, lesenswerthen Schrift gemacht. Der Verfasser beweist schlagend, wie sehr durch die gegenwärtige Besteuerung der Actien-Gesellschaften der Grundsatz non bis in idem verletzt werde. Mindestens sollte doch, wie in England, der ausgleichende Grundsatz befolgt werden, daß ein Einkommen, von welchem nachgewiesen wird, daß sie bereits einer gleich hohen oder höhern Steuer unterlegen habe, nicht nochmals zur „Einkommen-Steuer" herangezogen werde. Eben so absurd ist die Art und Weise, wie jetzt jedes preußische Krähwinkel die an seinen Mauern vorübergehende Eisenbahn, von der es der Meinung ist, daß sie leichter, als die Krähwinkler selbst, die Gemeindebedürfnisse derselben decken könne, dazu heranzieht. Es thut Noth, daß, wie in vielen anderen Beziehungen, so auch in dieser, die erleuchteten Staatsmänner, welche Preußen seit dem November 1858 regieren, die „shortcomings" ihrer unerleuchteten Vorgänger verbessern. Die Gemeindebesteuerung der Actien-Gesellschaften und Eisenbahnen ist ebenfalls zu den neuen Bestimmungen der retrograden Gemeinde-Ordnungen von 1850 und 1853 zu zählen, welche bald wieder der segensreichen Städte-Ordnung vom 19. November 1808, der Schöpfung des Frhrn. vom Stein, Platz machen sollten.**

* In Verbindung mit der Gemeinde-Besteuerung. Von Dr. Karl Dietzel. Köln, Du Mont-Schauberg, 1859.
** Man vgl. Zarncke's „Literarisches Centralblatt," 1860, Nr. 3, p. 41.

— Balduin Möllhausen's Reisen. Eines der interessantesten, an neuen Beobachtungen reichen, deutschen Reisewerke ist bekanntlich das im Jahre 1858 erschienene „Tagebuch einer Reise vom Mississippi nach den Küsten der Südsee," zu welchem Alex. v. Humboldt ein treffliches Vorwort geschrieben. Dieser Einführung durch den großen, deutschen Naturforscher hatte es Möllhausen allerdings zu verdanken, daß zahlreiche hochgestellte Personen, sowie viele Bibliotheken und öffentliche Anstalten, das theure Werk (18 Thlr.) sich anschafften, doch blieb dasselbe bisher, eben seiner kostspieligen Ausstattung wegen, von den Büchertischen der weniger bemittelten Gelehrten und Freunde der Erdkunde ausgeschlossen. Es ist daher sowohl im Interesse des Publikums, als des Werkes, wenn die Verlagshandlung jetzt eine neue wohlfeile, nur mit einer lithographirten von Dr. H. Lange entworfenen Karte ausgestattete Auflage desselben veranstaltet hat.* Die rastlose und ausdauernde Thätigkeit des Verfassers auf der großen Expedition, die namentlich unsere Kenntniß der Indianer in den amerikanischen Prairien und Wüsten sehr bereicherte, die bescheidene Einfachheit seines kräftigen, überaus ehrenwerthen Charakters und sein seltenes, in den von ihm gezeichneten Blättern sich kundgebendes Kunsttalent sind von Humboldt so hervorgehoben und anerkannt worden, daß es wohl keines weiteren Wortes der Empfehlung bedarf. Die zu der Prachtausgabe gehörenden 13 Illustrationen in Ton- und Oelfarbendruck sind übrigens auch noch besonders in einem eleganten Karton zu dem Preise von 6 Thlr. zu haben.

— Böhmisches Märchenbuch. Die Freunde volksthümlicher Märchen-Poesie machen wir auf das jetzt in Prag erscheinende „Böhmische Märchenbuch," deutsch von Alfred Waldau, aufmerksam.** Der deutsche Herausgeber, der sich bereits durch einige gelungene Bearbeitungen czechischer Poesien bekannt gemacht, hat hier aus dem Märchenschatze des Böhmerlandes, wie ihn der verdienstvolle K. J. Erben, Bozena Nemcowa, Jacob Maly u. A. nach den im Volke lebenden Traditionen gesammelt, eine Auswahl geliefert, die den Märchen der Brüder Grimm, Andersen's und Bechstein's an die Seite gestellt werden darf. „Alle diese Märchen," sagt der deutsche Bearbeiter im Vorworte, „sind wirkliches Eigenthum des Volkes und auch treu im Tone desselben erzählt. Wohl sind darunter manche, die sich in ihren Grundzügen in den Märchendichtungen aller Völker wiederfinden; viele Triebfedern, die in deutschen Märchen einwirken, kommen auch hier vor; viele Darstellungen entbehren jenes bestimmten Charakters einer besondern Lokalität oder Landschaft, so daß sie auch anderen Ländern und theilweise sogar dem allgemeinen Märchenkreise angehören könnten. Hierdurch wird aber nur das Wort des Serben Wuk Stephanowitsch Karadschich bestätigt, daß die Märchendichtungen überhaupt für den Niederschlag uralter, wenn auch umgestalteter Mythen zu gelten haben, die von Volk zu Volk, jedem sich anpassend, fortgetragen, richtigen Aufschluß darzubieten vermögen über die Verwandtschaft zahlloser Sagengebilde und Fabeln, welche Europa unter sich und zum Theil auch mit Asien gemein hat."

J. L.

* Wanderungen durch die Prairien und Wüsten des westlichen Nordamerika, vom Mississippi nach den Küsten der Südsee im Gefolge der von der Regierung der V. St. unter Lieut. Whipple ausgesandten Expedition. Von Balduin Möllhausen. Zweite Auflage. Leipzig, Hermann Mendelssohn, 1860.
** Prag, Kalb. Gerzabek, 1860.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Bestellungen
übernimmt jedes Postamt des deutsch-österreichischen Postvereins, sowie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallstraße Nr. 21) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von **Joseph Lehmann.**

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazin's" nicht direct correspondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commissionair, Herrn B. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

№ 10. Mittwoch, den 7. März 1860. **29. Jahrgang.**

Inhalt:

Zur Literatur von Weimar's Blüthezeit.

Ein fürstliches Leben.

In zweiter Auflage bereits liegt uns eine zur Erinnerung an die, am 23. Juni 1859 von der Erde abgerufene, edle Großherzogin Maria von Sachsen-Weimar, erschienene Lebensskizze aus der Feder des Oberbibliothekars, Hofrath Preller in Weimar, vor.* Sechs Monate vor dem Tode Schiller's war die mit allem Liebreiz der Jugend und der Geistesbildung geschmückte Schwester der Kaiser Alexander und Nikolaus nach dem damals in der höchsten Blüte seines unvergänglichen, literarischen Lebens stehenden Weimar gekommen. Schiller hatte ihre Vermählung mit dem Erbprinzen Karl Friedrich und ihren Einzug in die Musenstadt durch das ihrer, wie seiner würdige Festspiel „Die Huldigung der Künste" gefeiert, in welchem namentlich die Stelle:

„Ein schönes Herz hat bald sich heim gefunden;
Es schafft sich selbst, still wirkend, seine Welt,
Und wie der Baum sich in die Erde schlingt
Mit seiner Wurzeln Kraft und fest sich kettet,
So rankt das Edle sich, das Treffliche,
Mit seinen Thaten an das Leben an.
Schnell knüpfen sich der Liebe zarte Bande,
Wo man beglückt, ist man im Vaterlande" —

elektrisch wirkte, denn hier war mit dichterischem Seherblick das Vermächtniß der edeln, nordischen Kaisertochter zu dem ihr mit voller Liebe entgegenkommenden, neuen Vaterlande vorgezeichnet.

Herzogin Amalie, die noch die Freude hatte, ihre neue Enkelin zu segnen, schrieb über sie, am 28. November 1804, an Knebel in Jena: „Sie wird von allen Menschen hier angebetet; auch hat sie schon so viele gute und edle Handlungen ausgehen lassen, die ihr gutes Herz auszeichnen. Ich kann mir auch schmeicheln, daß sie mich liebe. In meinen Enkeln werde ich also glücklich werden."

Nicht minder entzückt schreibt am 22. November 1804 der alte Wieland an Böttiger: „Ich danke dem Himmel, daß er mich lange genug leben ließ, um des beseligenden Anschauens eines solchen Engels in jungfräulicher Gestalt noch in meinem 72. Jahre zu genießen. Mit ihr wird ganz gewiß eine neue Epoche für Weimar angehen. Sie wird durch ihren allbelebenden Einfluß fortsetzen und zu höherer Vollkommenheit bringen, was Amalie vor mehr als vierzig Jahren angefangen hat."

Und siebenundzwanzig Jahre später, am 16. Februar 1831, also etwa ein Jahr vor seinem Tode, schreibt Goethe an die Großherzogin Maria, deren Geburtstag der 16. Februar war, Nachstehendes:

„Ew. Kaiserl. Hoheit tragen mehr, als ich ausdrücken kann, zur Vollständigkeit meines Daseins bei. Denn welche Lücke würde in meinen Wochentagen erscheinen, wenn ich nicht das Glück hätte, Sie zu geregelter Stunde verehren zu dürfen und einer so höchst interessanten Unterhaltung in Ihrer Gegenwart zu genießen. Die Fortsetzung der bedeutenden Beihülfe, welche Sie den mir untergebenen Anstalten zu widmen geruhen, gereicht zu meiner größten Beruhigung. Denn wie Vieles müßte zurückbleiben, wie Vieles dürfte gar nicht unternommen werden, wenn ich ohne solche Theilnahme, jene seit einigen Jahren mir zugewachsenen Anforderungen befriedigen sollte. Indem ich nun für mich und meinen Geschäftskreis einen verpflichteten Dank, begleitet von den frömmsten Wünschen, ausspreche, füge ich zugleich die dankbarste Anerkennung meiner gebildeten Mitbürger hinzu, welche bei den neuerdings so trefflich eingeleiteten, begründeten und durchgeführten Anstalten* sich unterrichtet, erhoben und aufgeklärt fühlen. Mögen diese und so viele andere Segnungen Ihrem näheren und entfernteren Wirkungskreise lohnend zu Gute kommen, und auch mir gleiche Gunst und Gnade für immer gewährt sein!"

Fünfzig Jahre nach dem ersten Einzuge Maria Paulowna's in Weimar, am 9. Nov. 1854, wurde im Theater der Musenstadt abermals Schiller's „Huldigung der Künste" aufgeführt, und als die prophetischen, längst zur Wahrheit gewordenen Worte des großen Dichters wieder vernommen wurden, jubelte ein ganzes Land seine Zustimmung, die auch im übrigen Deutschland ein Echo fand. Der Verfasser der vorliegenden Schrift hat das Leben der edeln Frau in drei Abschnitten, als Erbprinzessin (1804—1828), als Großherzogin (1828—1854) und als Großherzogin-Mutter (1854—1859) in würdiger, ansprechender und einen wohlthuenden Eindruck hinterlassender Weise dargestellt. Eine Charakteristik der Verewigten aus der Feder eines langjährigen Freundes und Dieners der Großherzogin, des Staats-Ministers von Watzdorf, schließt sich dem Ganzen in entsprechender Weise an.

Wir entnehmen den literarischen Beilagen der Biographie, wie die obenmitgetheilten Bruchstücke von Briefen, auch das nachstehende Schreiben Alexander's von Humboldt an die Großherzogin, das wenige Monate vor seinem und ihrem Ableben geschrieben worden und das unseren Lesern auch wegen der darin enthaltenen Anekdote nicht ohne Interesse sein dürfte. Wir bemerken, daß die Uebersetzung des französisch geschriebenen und abgedruckten Briefes von uns herrührt.

„Gnädigste Fürstin! Es giebt Pflichten, deren Erfüllung eine Last ist, weil sie auf bloßer Konvenienz und kaltem Ceremoniell beruhen; es giebt aber auch andere, welche direkt das Herz berühren, indem sie uns an Motive der innigsten Dankbarkeit erinnern, wie diejenigen, die sich für mich an die Wohlthaten knüpfen, welche ich gleichzeitig in dem großen russischen Reiche, unter der Regierung des edeln und energischen Kaisers

* Ein fürstliches Leben. Zur Erinnerung an die verewigte Großherzogin zu Sachsen-Weimar-Eisenach, Maria Paulowna, Großfürstin von Rußland, von L. Preller. Zweite Auflage. Zum Besten des Instituts der Frauenvereine. (Preis 15 Sgr.) Weimar, Böhlau.

* Dem Weimarer Lesemuseum.

Nikolaus, und in dem erhabenen Großherzoglichen Hause von Sachsen empfangen.

„Diese Erinnerungen werden besonders lebhaft an dem Tage, an welchem Ewr. Kaiserlichen Hoheit ich meine ergebensten und achtungsvollsten Glückwünsche zu Füßen lege.* Doch vermischt sich heute ein fast traurig zu nennendes, häusliches Ereigniß mit diesen Erinnerungen.

„Ew. Kaiserl. Hoheit wollen Sich geneigtest des schönen schwarzen Papagei erinnern, den Se. K. Hoheit der Großherzog Karl August in seinem Testament mir vermachte, weil der gelehrte Valenciennes (der Nachfolger Cuvier's) bei seinem ersten Aufenthalt in Weimar (ich habe leider das genaue Datum vergessen) in diesem Papagei, nach der Erinnerung an eine Kupferplatte in den „Papageien" von Levaillant, den „Grand Vaze" von Madagaskar erkannt hatte — eine Gattung, die in keiner europäischen Sammlung, selbst nicht ausgestopft, existirt. Ew. K. Hoheit haben die Gnade gehabt, mir diesen Vogel gegen Ende des Monats Juni 1828 nach Berlin zu senden. Der schöne Papagei hat demnach dreißig Jahr in meinem Hause gelebt, und da Ihre Majestät die Königin von Preußen ihn bereits in ihrer frühesten Kindheit bei ihrem Vater, dem Könige Maximilian Joseph, in München gesehen, so ist es wahrscheinlich, daß der Grand Vaze mehr als fünfzig Jahr in Deutschland gelebt. Jedem Morgen habe ich diesem alten Freunde meines Hauses einen Besuch abgestattet, wobei sich stets die ernste Frage in mir regte, wer von uns Beiden, der Vogel oder ich, wohl zuerst diesen irdischen Aufenthalt verlassen werde? Der Vogel ist am 13. Januar in der Nacht gestorben, nachdem er noch meinen Kammerdiener „Herr Seifert!" gerufen, der ihm helfen sollte. Diese Anekdote wird vielleicht von einigem Interesse sein, da die Beispiele hohen Alters der Papageien selten so gut konstatirt sind.

„Meine Genesung schreitet langsamer vor, als ich wünsche, aber sie schreitet doch vor. Ich habe die Unklugheit begangen, meine nächtliche Gewohnheit, bis 3 Uhr früh zu arbeiten, noch im Alter von 89 Jahren fortzusetzen. Ich habe meine Kräfte zu sehr angestrengt; aber die Vorsehung hat mir die Gnade erwiesen, mich noch das glückliche Ereigniß vom 27. Januar** erleben zu lassen und die Freude meiner Wohlthäterin, der Frau Prinzessin von Preußen, zu theilen.

„Ich bitte Ew. Kaiserl. Hoheit, die Huldigung der lebhaftesten Dankbarkeit und die treue Bewunderung genehmigen zu wollen, mit welcher ich die Ehre habe, zu zeichnen

Ew. Kaiserlichen Hoheit
gehorsamster und unterthänigster Diener
Alexander von Humboldt."

Berlin, 14. Februar 1859. J. C.

* Zum 16. Februar, dem Geburtstage der Großherzogin.

** Geburt des Sohnes des Prinzen Friedrich Wilhelm und der Prinzessin Victoria von Preußen.

England.

Das Mausoleum von Halicarnassus im Britischen Museum.

Was soll aus diesem Britischen Museum werden? Was es ist, kann es nicht bleiben, wenn die höchste Glorie Englands nicht zur ärgerlichsten Lächerlichkeit werden soll. Es ist der größte Raritäten-Laden der Welt, überpfropft mit Gerippen, Knochen, Skeletten, Mumien, Vogeleiern, Edelsteinen, Särgen, Steinen, Marmorstücken, halb verwitterten Mauer- und Inschriften-Resten, steinernen Ochsen-Torso's und noch viel mehr kostbarem Schutt und Moder, den Niemand kennt, aber Allen im Wege ist, da er in Kisten und Fässern verpackt seit Jahren überall umhersteht und Niemand Zeit und Platz findet, die mysteriösen Raritäten und Antiquitäten auszupacken und aufzustellen. Man arbeitet schon seit Jahren an Plänen für Vergrößerung und Erweiterung des ungeheuren Raritäten-Kolosses, respective für Absonderung und anderweitige Unterbringung gewisser Abtheilungen, konnte aber bis jetzt zu keiner Entscheidung kommen, da viele Köpfe dirigiren und verwalten und Einer den Andern überstimmt. Vielleicht hilft uns endlich Königin Artemisia aus der Verlegenheit. Wenigstens ist man hundertfältig aufgebracht, daß die welthistorischen Schätze ihres Mausoleums nun schon seit Monaten im Museum umherliegen und noch nicht in Ordnung für's Publikum ausgebreitet werden konnten. Nur durch Gunst und Zufall kam ich zu einer Inspection derselben hinter Labyrinthen Aegyptischer, Assyrischer, Griechischer, Römischer, Xanthus'scher, Carthagischer u. s. w. Marmor- und Monumental-Reliquien. Dr. G. Kinkel, der diese Mausoleums-Schätze den Deutschen und Engländern* zuerst ausführlich und als Kunstkenner schilderte, machte mich darauf aufmerksam: es seien Kunstwerke, welche unsere ganze Anschauung über die antike Schönheitswelt umstoßen, radical ändern und so Epoche in der Kunstgeschichte machen würden. Ich will versuchen, kurz zu sagen, was ich gesehen und wie ich's gesehen. Der Vollständigkeit wegen, will ich denen, welche die Geschichte dieses Mausoleums nicht kennen oder vergessen haben, dessen Entstehung und Schicksal bis zu den Ausgrabungen Mr. Newton's andeuten.

Mausolus war der große König Cariens, einer griechisch-dorischen Kolonie an der Südküste von Kleinasien. Er machte Halicarnassus zu einem Hafen und zu seiner Hauptstadt, sein Land zu einem zur See und zu Lande mächtigen und blühenden und starb 353 vor Christi Geburt. Seine Schwester und Frau Artemisia feierte den Tod des Heldenkönigs durch großartige poetische und künstlerische Festlichkeiten und beschloß, ihn durch das grandioseste Denkmal zu verewigen. So entstand das Mausoleum, das schönste Weltwunder griechischer Architektur und Skulptur in der blühenden Hafenstadt Halicarnassus, die sich in herrlichen Terrassen hinauf nach den umliegenden Höhen zog, das Meisterwerk eines Pythius, Architekten des berühmten Minervatempels zu Priene, eines Scopas, der das blühendste Fleisch der Schönheit in den Marmor der Venus von Milo gehaucht, des Bryaxis, Timotheus, Leochares und anderer Künstler ersten Ranges der damals klassisch-griechischen Periode, die wir jetzt erst in ihrer wahren Schönheit kennen lernen. Artemisia sah die Vollendung des Mausoleums nicht. Ihr Nachfolger scheint sich wenig um dessen Vollendung gekümmert zu haben; die Künstler vollendeten es aus Liebe und Begeisterung zur Sache, um der Glorie der Kunst selbst willen.

Die erste volle Schilderung dieses Weltwunders verdanken wir Plinius, der es vier Jahrhunderte später noch in ganzer Herrlichkeit sah. Nach ihm hatte es 411 Fuß Umfang, 63 Fuß Breite und 140 Fuß Höhe. Die Colonnade bestand aus 36 Säulen, die eine Längen-Pyramide mit 24 Stufen trugen. Auf der Spitze derselben stand der Siegeswagen mit vier Pferden von Pythius, in einer Höhe von 140 Fuß. Im Augusteischen Zeitalter stand es noch in voller Glorie und wird von den verschiedensten Dichtern gepriesen. Das Lob zieht sich fort bis in's zehnte Jahrhundert, selbst bis in's zwölfte. Im dreizehnten oder vierzehnten ist es wahrscheinlich durch ein Erdbeben erschüttert worden. Carien und Halicarnassus versanken auch mit der Zeit und die stolze Haupt- und Hafenstadt wird endlich zu einem jämmerlichen Fischerdorfe Mesey. Die Johanniter von Rhodus bauten von den Ruinen der Stadt eine Festung, wozu sie auch, von Sultan Solyman bedroht, 1522 die marmornen Herrlichkeiten des Mausoleums verwandten. Nach Vertreibung der Johanniter bauten die Türken Budrum auf den Ruinen von Halicarnassus. Das Mausoleum verlor sich im Seesande, aus welchem dann und wann ein Marmorstück hervorgewaschen ward. Solche Stückchen wurden öfter von Reisenden bemerkt, aber die Türken erlaubten keine Nachgrabungen. Der deutsche Professor Roß in Athen petitionirte 1844 um gewisse Marmorplatten, die für Reste des Mausoleums galten, aber Lord Palmerston und Sir Stratford Canning kamen ihm zuvor und erwirkten sich 1846 eine Vollmacht vom Sultan, solche Stückchen und Marmor-Reliefs in Besitz zu nehmen. Diese wurden im Britischen Museum versteckt und erregten die Neu- und Wißbegier nach weiteren Schätzen des vergrabenen Mausoleums. Während sich Roß und Capitain Sprott um die Stelle, wo es gestanden haben sollte, stritten, entdeckte Mr. Charles Newton dieselbe richtig ganz wo anders. Dies war 1848. Die Sache ruhte, bis Newton Consul von Mitylene ward und sich Autorität verschaffte, auszugraben. Er fand auch bald drei ganze Schiffe voll, die ihm nebst Geld und Menschen zur Verfügung gestellt wurden. Zuerst entdeckte er wundervolle Terra-Cotta-Figuren, römische Lampen, Mosaikpflasterungen, den Torso einer lebensgroßen Tänzerin, an der noch Alles fliegt, pulsirt und in wilder Leidenschaft pocht u. s. w., dann an einer andern Stelle wirkliche Ruinen des Mausoleums, zerbrochene Friese, architektonische Ornamente verschiedener Art, den Vordertheil eines Pferdes und den Theil eines kolossalen Löwen, Reste einer Reiterstatue von überraschender naturalistischer, anatomischer Wahrheit u. s. w. Endlich entdeckte man das ganze Fundament des Baues, ein Parallelogramm von 126 und 100 Fuß, in den natürlichen Felsen eingehauen, reichlich überstreut mit den verschiedensten Kleinodien, darunter das Grab des Mausolus, mit einem 200 Centner schweren Steine bedeckt und noch mit metallenen Riegeln befestigt. An einer anderen Stelle fand man den Torso einer sitzenden weiblichen Figur u. s. w. und Friese mit Reliefs kämpfender Amazonen und Griechen, deren klas-

* In den Westermann'schen Monatsheften und dem Universal Magazine.

fische, unübertroffene Schönheit dem Scopas zugeschrieben wird. Die Amazonen-Gestalten sind nicht offiziell-klassisch schlank, sondern naturalistisch derb, untheatralisch, ernsthaft und grimmig kämpfend. Besonders imposant ist eine Gruppe, wie eine Amazone, von einem Griechen angegriffen, rückwärts lehnend mit aller Gewalt und Muth ihre Streitaxt mit kühnem Ausholen nach ihm schleudert. Ihre Tunica ist aber geplatzt und enthüllt Hals, Busen und Hüfte in scharfer, sehniger, gespanntester Muskulatur, die bei aller Schärfe und Massenhaftigkeit doch immer noch voll weiblich erscheint. Die Draperie ist meisterhaft leicht und natürlich, wie an allen Mausoleums-Skulpturen.

Die Hauptschätze wurden im Norden außerhalb des Baues selbst, jenseits einer weißen Marmorwand gefunden; ein kolossales Pferd in zwei Theilen unter einer Masse aufgehäufter marmorner, zum Theil unkenntlicher Bruchstücke, ein kolossaler Löwe und die kolossale Statue des Mausolus selbst in zweiundsiebzig Stücken, welche vom Bildhauer Westmacott hier meisterhaft zu dem originalen Ganzen gefügt wurden. Es fehlen freilich noch die Arme, ein Fuß und der Hinterkopf.

Das Kunstwerk ist aber in seiner Hauptmasse da und macht einen gewaltigen Eindruck des einfach Grandiosen und wahrhaft Majestätischen. Da alle Kunstwerke des Mausoleums sich durch überwiegenden Naturalismus auszeichnen, dürfen wir annehmen, daß diese Statue wesentlich Portrait ist, wofür außerdem die eigenthümlich individuelle männliche Schönheit des Kopfes und die historische Kunde spricht, daß Mausolus ein ungewöhnlich heroisch schöner Mann gewesen sei. Der carische König steht in einfach würdiger Haltung mit einer Tunica unter dem Mantel. Erstere zieht sich in geraden, weichen Falten nach der rechten Hüfte zusammen; der schwere Mantel fällt von der linken Schulter rückwärts nach der rechten Hüfte, kreuzt die Brust und wird mit dem linken Arme angedrückt. Diese Gewandung wird von Fach-Skulptoren für das klassischste Meisterwerk aller griechischen Draperie gehalten. Ich glaube auch, daß sie Recht haben, just weil der Laie alle diese Falten und eng schmiegenden, weichen Undulationen so natürlich findet, daß er sie kaum beachtet. Das Haar reicht tief in die Stirn, hebt sich von deren Mitte und fällt in langen Locken über die Ohren, so daß das intelligente Gesicht bewußt und groß aus dem Haar, dem vollen Schnurr- und dem kurzen, starken Kinnbarte hervorleuchtet. So etwa sieht die älteste griechische Portrait-Statue aus, jedenfalls eine der nobelsten Schöpfungen und ein Meisterstück der Combination des Idealen und Realen, d. h. der realistischen Wirklichkeit, gereinigt, verklärt durch die Hand des Künstlers, ohne ihr damit, wie schlechte Portraitmaler, zu schmeicheln. Die daneben gefundene, weibliche Statue, leider ein Torso ohne Kopf, ist der carischen Majestät würdig. Sie steht, vollständig gekleidet, mit Ausnahme der Arme und des rechten Fußes. Der Busen blickt durch leichte Untergewandung, ebenso die unteren Theile der Füße. Das kolossale Pferd (zwei Stücke von zwei verschiedenen, wie Westmacott fand) gehörte zu denen vor dem Triumphwagen, dem Werke des Pythius; es ist eine wahre Studie für Anatomen, so naturalistisch wahr und genau und klar ist der ganze Organismus in den Stein geathmet. Ein Theil des bronzenen Gebisses ist noch zwischen den Zähnen. Die Zunge des Löwen ist so ciselirt, daß man daran natürliche, reibeisenartige, scharfe Rauhheit genau sehen und fühlen kann. — Etwa 150 Fuß vor dem Pferde lagen die Reste des halben Schiffes, eine Speiche und ein Stück Felge des Siegeswagens, woraus man schließen kann, mit welcher Gewalt das stolze Kunstwerk von seiner Höhe, auf der es Jahrhunderte geblüht, herabgeschleudert worden sein mag. Nahe der Mausolusstatue grub man einen kolossalen Leoparden, mehrere Löwen, einen schönen weiblichen und einen männlichen Kopf und manche andere Schätze aus.

Von den sechsunddreißig jonischen Säulen fand man bis jetzt blos drei noch ganz erhaltene Kapitäle, aber Fragmente von allen Herrlichkeiten, wie sie Plinius beschrieb. Ein nicht uninteressantes Resultat dieser Entdeckungen und Untersuchungen ist die Gewißheit, daß die Griechen, wie Professor Semper vor vielen Jahren in einer besondern Broschüre zuerst aus bestimmten Gründen und Forschungen in Griechenland behauptete, ihre Statuen wirklich färbten. Alle architektonischen und plastischen Ueberbleibsel des Mausoleums tragen unverkennbare Spuren ehemaliger Färbung. Außer einigen einzelnen Buchstaben an Löwen entdeckte man bis jetzt keinerlei Art von Inschriften, die man höchst wahrscheinlich auch nirgends angebracht haben wird, da Skulptur und Malerei nur von Narrenhänden mit Buchstaben oder erbaulichen Texten beschmiert werden. Die Kunstwerke müssen durch sich selbst in ihrer eigenen Sprache reden, und die klassischen Schöpfungen der Art entwickeln in ihrer schweigenden Schönheit oft mehr als Demosthenes-Beredtsamkeit.

Lieutenant Smith, der Mr. Newton in seinen Ausgrabungen unterstützte, hat durch die sorgfältigsten minutiösesten Berechnungen die verschiedenen Dimensionen des Baues, der einzelnen Statuen, deren Postamente u. s. w. so genau ermittelt, daß seine Resultate mit den genauen Angaben des Plinius bis auf den Zoll übereinstimmen. Die Statue des Mausolus ist 9 Fuß 9 Zoll hoch; die Siegeswagengruppe ragte $14^1/_2$ Fuß über die Spitze des Mausoleums empor. Ebenso sind die andern Größenverhältnisse genau nachgerechnet und so die Schilderung des Plinius überall bestätigt worden. Eine Menge combinirte Umstände lassen darauf schließen, daß die Säulen-Colonnade auf einem soliden, hohen Marmor-Fundamente stand und zwischen den einzelnen Säulen kolossale Statuen und Gruppen sich reihten. Die Marmorwand dahinter war mit zwei Reihen Basreliefs gefüllt. Ein bis jetzt unlösbares Mysterium bleibt es, wie die ungeheuere, seltsame Pyramide oben, das Postament des Siegeswagens, 108 Fuß lang, 86 Fuß breit und $23^1/_2$ Fuß hoch — über dem πτερον, der Colonnade, architektonisch getragen ward, da sich die Hypothese des Lieutenant Smith einer zugespitzten Wölbung als unmöglich erwiesen hat.

Ich habe die hauptsächlichsten Schätze, wie sie jetzt in einem Flügel des Britischen Museums durch einander stehen und liegen, genannt, und auf deren Werth, deren naturalistische Lebenswahrheit und anatomische Sorgfalt hingewiesen. Leider war ich nicht im Stande, mich einer genauen Besichtigung hinzugeben, sie gehörig zu würdigen und zu genießen. Ich hatte keine Geduld, keine Stimmung dafür, da ich mir immer das welthistorische Originalwerk aus den traurigen Stücken, Splittern und Blöcken im Geiste zusammenzusetzen suchte und mein Luftschloß aus Mangel an Material nie vollenden konnte. Auch ärgerte ich mich über die kannibalischen Johanniter, die einst in das Heiligthum der Schönheit wüthend einbrachen, die kolossalen Marmorwesen, Wände und Säulen zerhackten, um sich damit zu befestigen.

Welch marmorner Wunder-Koloß! Da stand und glänzte er aus der griechischen Schönheitsblüthe herüber durch Jahrhunderte, bewundert und gepriesen von heidnischen und christlichen Autoren bis zu Eustathius im zwölften Jahrhundert, noch eine Quelle schöner Erhebung und Freude, als schon die gothischen Spitzbogen und die christlichen Dome gen Himmel ragten. Auf Felsen steht er, auf marmornem Fundamente. Hohe, schlanke, weiße Marmorsäulen glänzen, dazwischen leben in farbiger Fülle göttliche Gestalten von Menschen und Thieren in wundervollen Gruppirungen, in kolossaler Lebenswahrheit. Die Basreliefs dahinter erzählen von Kraft und Schönheit, von Kampf und Sieg, von schönen Frauen und heroischen Männern. Die carische Majestät, erhaben aus ihnen hervorragend, der Schöpfer eines neuen Seestaates und Sieger über viele mächtige Könige, lebt und athmet Heroismus, Manneskraft, Schönheit und Unsterblichkeit unter seiner Tunica. Die einzelnen Lebendigen, die in der Mitte auf dem Marmorboden staunend schreiten, sehen wie Zwerge aus und verschwinden still und stumm in dieser ewigen Schönheitswelt des Marmors, in dessen Falten und Zügen griechische Klassicität, der Genius großer Meister athmen und rauschen.

Von Außen, welch ein Anblick! Heiter und erhaben glänzt der marmorne Tempel mit seiner Marmor-Pyramide und seinem Siegeswagen oben unter dem blauen Himmel, umkränzt von den Terrassen einer blühenden Stadt, die sich hinauf in vulkanische Hügel und Höhen verlieren, weit hinaus glänzt er auf das von Schiffen belebte Meer, das Wunder und die Freude aller für Schönheit Empfänglichen viele Jahrhunderte hindurch.

Nach vierzehnhundertjährigem Begräbniß stieg er wieder empor, noch ein Wunder, noch Epoche machend in seinen traurigen Ueberbleibseln, um im Britischen Museum in Glasschränken ohne Licht, in Winkeln und Ecken wie Gerümpel zusammengeschoben zu werden und Jeden mit Aerger zu erfüllen, der sich gern dem Studium und Genusse dieser Torsos, Falten, Draperien, Muskeln und Lebenslichtern hingeben möchte. Solche Schätze, wenn wir sie im juristischen Sinne auch als englisches National-Eigenthum respektiren, gehören gleichwohl der ganzen Welt, so daß die Engländer durchaus kein Recht haben, sie anatomisch zu behandeln und in ihrem überstopften Raritäten-Laden noch mehr Unheil damit anzurichten, als sie schon wegen ihrer zoologischen, mineralogischen, handschriftlichen und Kupferstichsammlungen, die Niemand mehr bei Lichte und in Ordnung sehen kann, auf ihrem Gewissen haben. **B—n.**

Das alte Wales.

Es thut sehr wohl, in dem trostlosen Bücherozean unserer Tage zuweilen einem Werke zu begegnen, das gleich einer glücklichen Insel zum

Verweilen einladet, unseren Aufenthalt reichlich belohnt und uns erquickt entläßt, wenn wir weiter reisen. Als ein solches Werk müssen wir dasjenige bezeichnen, mit welchem unter obigem Titel Professor Ferdinand Walter* uns beschenkt hat. Dieses Werk, die Frucht sechsunddreißigjähriger Studien, hält weit mehr, als sein Titel verspricht. Ausgegangen von der rechtlichen Anschauung, entrollt die sichere Hand des Verfassers vor unseren Augen das Gemälde eines Landes und eines Volkes, in welchem der Freund desselben mit tiefer Freude alle die liebgewordenen Züge, alle die Merkmale, ja sogar alle die Farben wiedererkennt, die heute noch die Ruinen des Einen und die Reste des Andern an sich tragen. Wir werden daher diesem neuen literarischen Denkmal deutschen Forscherfleißes — das uns auch im Auslande die höchste Ehre machen wird — keine Gewalt anthun, wenn wir es zum Zweck der Besprechung in diesen Blättern, mehr von seiner kulturgeschichtlichen Seite betrachten, und das, was es zur Rechts- und Kirchengeschichte bringt, der Prüfung Anderer empfehlen. Unsere Ausbeute wird schon so nicht gering sein und in dieser Beschränkung ein um so glänzenderes Zeugniß für den Reichthum des Ganzen ablegen.

Die Bewohner von Wales sind es gewohnt, die parteilosen Beurtheiler und Geschichtschreiber ihrer alten Kultur und Literatur unter den Franzosen und den Deutschen zu suchen; die Engländer haben für den fremdartigen, mit ihrer Krone nun schon seit sechs Jahrhunderten vereinten Stamm zumeist nur ein ungläubiges Kopfschütteln oder ein ironisches Lächeln. Unter den Deutschen war es in letzterer Zeit besonders der unter dem Pseudonym San Marte bekannt gewordene Regierungsrath Schulz, welcher mit seinen Forschungen über die Sagenwelt Arthurs und ihren Einfluß auf die Romantik des Mittelalters nicht blos Beachtung in der deutschen Gelehrtenwelt, sondern auch den ausgesetzten Preis einer walisischen Gesellschaft sich erwarb. Unter den Franzosen war es der auf dem Gebiete celtischer Studien als Autorität bekannte Villemarqué, der in seinen „Bardes Bretons" das schätzbarste Material über das alt-celtische Bardenthum zusammentrug. Von den Engländern, so viel ihrer auch über Wales geschrieben haben, ist es fast nur Einer, Sharon Turner nämlich, der es gewagt hat, den als ein Volk von Träumern und Schwärmern verschrieenen Walisern, gerecht zu werden, indem er für die Echtheit ihrer alten Barden in seiner „Vindication" auftrat. Alles, was sonst von Bedeutung ist, geht von walisischen Schriftstellern selbst aus, die oft mit Aufopferung ihres Vermögens, ihrer Zeit, ja ihres ganzen Lebens, die zerstreuten Schätze ihrer heimatlichen Sage, Poesie, Musik und Geschichte sammelten, lange genug freilich nur, um von der „Times" verhöhnt und von dem „Athenaeum" verspottet zu werden.

Glücklicherweise jedoch hat man sich nach und nach überzeugt, welche wichtige Stellung die celtischen Studien zur Universalkulturgeschichte einnehmen, und seitdem in der „Grammatica Celtica" — zu unserem Ruhme ist ihr Verfasser Zeuß, wie Humboldt und Grimm, ein Deutscher! — gleichsam das Fahrwasser zur Neu-Entdeckung dieser halb untergegangenen Welt angezeigt ist, seitdem beginnt der mit Trümmern bedeckte Boden der Bretagne, von Wales-Irland, Hochschottland und den Inseln neuer, fruchtbarer Ackergrund für die Wissenschaft und die Sittenschilderung zu werden. —

Der trefflichste Leitfaden für das, was nach dieser Richtung hin bereits gethan, giebt — verbunden mit dem Verzeichniß der von Walter gelesenen und citirten literarischen Hülfsmittel — das erste Kapitel, welches die Quellen der cambrischen Geschichtschreibung behandelt. Besondere Beachtung verdient dabei, was über die verschiedenen Sammlungen der Triaden und ihre hohe historische Wichtigkeit gesagt wird. Die Triaden sind bekanntlich jene knappgefaßten, antithetisch construirten Dreizeilen, in welchen der zur Paradoxie geneigte Volksgeist der Waliser seine Reminiscenzen, seine Moral, seine Wissenschaft niederzulegen liebte. Es sind Denksprüche, durch ihre pointirte Gestaltung sehr geeignet, sich dem Gedächtniß einzuprägen; sie lebten zu Hunderten und zu Tausenden im Munde des Volkes, bis auf die jüngste Zeit, wo man anfing, sie zu sammeln und durch Aufschreiben dem Vergessen unserer Tage zu entreißen. Die Form ist uralt; es scheint sich auf sie zu beziehen, was Cäsar (de bello Gallico, VI. 14) sagt: „Sie sollen daselbst eine große Anzahl von Versen auswendig lernen .... und sie glauben nicht, daß es recht sei, dieselben niederzuschreiben." — Herr Walter hat sich das große Verdienst erworben, diese vielfach zerstreuten Materialien der Volksüberlieferung in eine systematische, nach ihrer wissenschaftlichen Ordnung zusammengestellte Reihenfolge zu bringen, und das noch größere Verdienst, die bis jetzt zum Theil noch unübersetzt, zum Theil in wenig zugänglichen Werken verborgen gebliebenen Triaden in einer kritisch genauen deutschen Uebertragung, ihrem ganzen Zusammenhange nach, an das Ende seines Werkes zu stellen. Wir besitzen nun, Dank seinem Eifer und seinem unverdrossenen Bemühen, diese Monumente der celtischen Vorzeit in einer Vollständigkeit und Gestalt, wie kein anderes Volk, und den Gelehrten ist eine neue Quelle der Forschung, den Freunden einer durchaus originellen, reflektirenden Poesie ein neuer Reichthum schöner, erhebender Sentenzen eröffnet. — Das zweite Kapitel beschäftigt sich mit der Sprache, und zwar in einer Weise, die für den durch die Terminologie der Wissenschaft nicht disziplinirten Leser durchaus nichts Abschreckendes hat. Das ist der große Vorzug der modernen deutschen Wissenschaft, daß sie auch den großen Kreis der wahrhaft gebildeten, d. h. bildungsfähigen Gesellschaft in ihr Interesse zu ziehen versteht; die Scheidewand zwischen Gelehrten und Laien beginnt zu fallen, und aus den sogenannten Dilettanten zieht sich die Wissenschaft ihre eifrigsten Schüler. Für den Fachmann enthält der bezeichnete Abschnitt wenig Neues, aber er ist ganz dazu gemacht, den Rest der Leser zu unterrichten, welche Stellung die kymrische Sprache zu dem großen celtischen Sprachstamme, zu den näher verwandten Dialekten in der heutigen Bretagne und Cornwallis, sowie zu den entfernteren von Irland und Schottland einnimmt, sowie welche Entwickelungen sie bis zu diesem Momente durchgemacht, wo sie fast nur noch das Volk in den Gebirgen von Nord-Wales redet. Hier ist Zeuß sein und unser Aller Lehrer gewesen. — Das dritte Kapitel behandelt die Quellen der Geschichte von Wales, die Aufzeichnungen der Barden, die Stammtafeln, die Hauschroniken und vor Allem die historischen Triaden; die Werke des Gildas, Nemius, Gotfried von Monmouth und Giraldus Cambrensis werden in Bezug auf die Zeit ihrer Abfassung, die von ihren Autoren benutzten Quellen und Hülfsmittel, sowie auf ihre historische Wichtigkeit überhaupt kritisch beleuchtet. Und daran schließt sich im vierten Kapitel eine Betrachtung über die Bearbeitung der Geschichte von Wales, welche die einschlagenden Werke bis auf unsere Zeit in kurzen, treffenden Beurtheilungen an uns vorüberführt. Das vom Verfasser aus diesen beiden Abschnitten selbständig gezogene Resultat enthält das fünfte Kapitel unter der Ueberschrift: die Landesgeschichte. Es ist darin der Versuch gemacht, über die Urgeschichte und Einwanderung der Celten nach Britannien einiges Licht zu werfen und ihr Verhältniß zur großen Gesammtvölkerfamilie einigermaßen festzustellen. Dem Verfasser standen in den historischen Triaden Hülfsmittel zu Gebote, die in dieser Weise und zu diesem Zwecke vor ihm noch nicht benutzt worden sind, und neu und überraschend ist namentlich, was er über den zwar mit seinem ersten Stoße heftig wirkenden, aber nach seinem Abzuge spurlos verschwindenden Einfluß des Römerthums auf die britischen Celten sagt. Der genannte Abschnitt verfolgt die Geschichte von Wales bis zur systematischen Einverleibung des seit Heinrich VIII. sogenannten „Fürstenthums" in die politische, kirchliche und gerichtliche Verfassung Englands und giebt alsdann das folgende Kapitel unter dem Titel „das Land," die Geographie des alten Wales und den Text gewissermaßen zu der beigefügten Karte.

Eines der glänzendsten Kapitel ist das nun folgende, das in lebendiger, oft begeisterter Darstellung das „Volk" zu schildern unternimmt. „Das Volk zeichnet sich durch zwei Eigenthümlichkeiten aus. Einerseits blickte es mit stolzem Selbstgefühl auf sich, als eine Nation von uralter, unvermischter Abkunft, so daß es selbst die Ehen mit anderen Völkern vermied. Andererseits betrachtete es sich als den, kraft der ersten Einwanderung, allein rechtmäßigen Herrn der Insel Britannien, und es hielt daran mit seinem unerschütterlichen Rechtsgefühle fest .... Diese Mischung von überaus kräftigen Stammeseinrichtungen mit der Festigkeit und Allem, was am Grund und Boden hängt, hat es eben zu einem so ausgezeichneten Kulturvolke gemacht." Nirgends wurzelten die Standesunterschiede lebendiger im Bewußtsein des Volkes; weit entfernt, in starren Kastengeist auszuarten, gaben sie vielmehr der Entwickelung des öffentlichen Lebens etwas ungemein Mannigfaltiges und Buntes, und gipfeln sich in dem Haupte der Stände, in dem König und seinem Hofe, zum höchsten Glanze. — Die Grundlage der Verfassung, welche das achte Kapitel entwickelt, beruhen — ähnlich wie im germanischen Recht — auf dem Begriffe des Friedens, der aber bei den Walisern etwas, wenn nicht Heiligeres, so doch Kultivirteres hat, als bei unseren Vorfahren. In dem Schutze, den der Friede gewährt, wurzelt die Königsgewalt, die Volksversammlung und die Rechtspflege, „die drei Säulen des gesellschaftlichen Zustandes," wie sie eine der Triaden bezeichnet. — Die folgenden Kapitel, von vorwiegend juridischem Interesse, beschäftigen sich mit den Besten der Unterthanen und der bäuerlichen Verfassung, während das elfte Kapitel, „Religion und Kirche" einen sehr schätzenswerthen

* Das alte Wales. Ein Beitrag zur Völker-, Rechts- und Kirchengeschichte. Mit einer Karte. XIII. und 535. Bonn, Adolph Marcus. 1859.

Beitrag zur allgemeinen Kirchengeschichte, namentlich in dem Theile liefert, wo der Verfasser die irrigen Ansichten über das Verhältniß der sogenannten britischen Kirche zum päpstlichen Stuhle bekämpft. Das nun folgende Kapitel ist uns das interessanteste; es behandelt die Barden, jene in der Gesellschaft des alten Wales so hervorragende Klasse, die den standesmäßig gearteten Beruf von Denkern, Dichtern, Musikern, und Historikern in sich vereinigte. Der Verfasser leitet seine verdienstvolle Untersuchung durch die kritische Betrachtung der Quellen und Schriftsteller über das Bardenthum ein und entrollt alsdann die Geschichte desselben mit der ganzen Pracht der ihm zur Szenerie dienenden Feste, Versammlungen und Preiskämpfe. Mit Vergnügen sehen wir, daß der Verfasser — trotz seiner unverhohlenen Vorliebe für die Traditionen des walisischen Volkes — doch mit jener bricht, die ein geheimnißvolles Fortleben druidischer Lehren und Mysterien in der Bardenpoesie behauptet. Walter schließt sich in diesem Punkte dem jüngsten Werke der englischen Forschung, dem 1858 erschienenen „Taliesin ... a translation of the Remains of the Earliest Welsh Bards and an Examination of the Bardic Mysteries, by D. W. Nash" an. Nash gehört zu der eben geschilderten Klasse von englischen Gelehrten, welche für das walisische Volk nichts weniger als sympathisch gestimmt sind. Er ist hart in seinem Urtheil und oft grausam in seinem Schlußfolgerungen; aber er hat in vielen Dingen Recht. Namentlich richtig und treffend ist das, was er über den Inhalt der walisischen Poesie im Allgemeinen sagt; und da sein Buch in Deutschland bis jetzt wenig bekannt geworden ist, so wollen wir — von unserem Verfasser, nicht aber von unseren Gegendstand abschweifend — die Stelle hier mittheilen: „das bemerkenswertheste Resultat unserer Untersuchung über die früheste Literatur des walisischen Volkes — welches Alter man ihr immer zusprechen mag — ist, daß in diesen ältesten auf uns gekommenen Resten der walisischen Poesie, mit Ausnahme der wenigen Gesänge in der Geschichte Taliesin's, eine vollständige Abwesenheit von alle Dem überrascht, was wie eine Geschichte, oder die Erzählung eines Abenteuers oder selbst eine Liebesgeschichte aussieht. Es giebt, so weit ich davon unterrichtet bin, nicht ein Gedicht oder eine Ballade, welche auf einen Vorfall, ein Abenteuer gegründet wären, oder von denen man sagen könnte, daß sie einen Helden, eine Heldin hätten (wenn wir die Beschreibungen der wirklich stattgehabten Kämpfe ausnehmen), oder welche zum Lobe heroischer Thaten der historischen Persönlichkeiten geschrieben wären. Anspielungen auf die Erzählungen, welche sich in der Mabinagion-Sammlung, oder auf andere beziehen, die theils verloren, theils nur noch aus fragmentarischen Resten bekannt sind, kommen sehr oft vor; aber daß wir eine Sammlung von mehr als hundert Gesängen ohne eine einzige Liebesgeschichte, ein einziges Abenteuer haben, das ist sehr bemerkenswerth. Es ist eine in der Geschichte der Literatur und Menschheit ohne Gleichen dastehende Erscheinung, eine Nation von rastlosen, kriegerischen und abenteuerlichen Sitten, von rascher Einbildungskraft und lebhafter Phantasie zu finden, die — überlaufen von Barden, Minstrels, Sängern und Musikanten — dennoch nicht ein einziges Liebeslied, eine einzige Abenteurergeschichte, eine einzige Ballade hinterlassen hat, welche die Thaten irgend eines fabelhaften Helden, ausgezeichnet in der Liebe und im Kriege, berichtet. Alles dies ist in Prosa gethan worden, aber nicht in Poesie. Die dichterische Composition, welche noch am Meisten den Charakter einer Ballade an sich trägt, ist der „Sang von den Rossen," eine begeisterte und lebhafte Dichtung, die aber einzig und allein von — Pferden handelt. — Die Geschichte von Arthur und seinen Rittern an der Tafelrunde war, wie wir aus der Mabinagion ersehen, ein Gegenstand welcher die Aufmerksamkeit der „Storiawr" beschäftigte und sie während des 12. und 13. Jahrhunderts mit reichlichem Material versah; aber nicht eines dieser Abenteuer, so voll von Handlung und Wundern, ist zum Gegenstande eines Gesanges gemacht worden." —

Die Erklärung dieser allerdings auffallenden Erscheinung hat für uns keine Schwierigkeit, wenn wir den formalen Charakter der walisischen Poesie in's Auge fassen. Dieser hatte so viele, für die freie Behandlung eines epischen oder lyrischen Stoffes theilweis unüberwindliche Hindernisse in dem vorschriftsmäßigen Regelzwang, nach welchen die Barden arbeiten mußten, daß in der That die einzige Möglichkeit Geschichten und Abenteuer zu erzählen, die Prosa blieb. Wir sehen ja in der Poesie unserer eigenen Vorzeit, daß das Heldengedicht und die Ballade sich der einfachsten Versformen bediente, die Nibelungenstrophe bei der Volksdichtung, des kurzen Reimverses bei der Lustdichtung, während die Lyrik der Minnesänger sich nicht ohne Vorliebe und Geschick in schwierigeren Formen bewegte. Der Grund liegt auf der Hand; und der steife, bis in's Unerträgliche gesteigerte Formal- und Formenzwang der walisischen Dichtung ist für die von Nash aufgeführte Thatsache Erklärung genug. Auf diese Schattenseite scheint es, als ob Herr Walter nicht genug Gewicht gelegt habe; sie ist jedoch zu wichtig, um sie übergehen zu dürfen. Er schließt den in Rede stehenden Abschnitt über die Barden mit einem kurzen Hinweis darauf, daß die altwalisischen, „Eistedfodd" und „Gorsedd" genannten Barden- und Liederfeste auch zuweilen in unseren Tagen von dem Volke in Wales nachgeahmt und wiederholt worden seien.

Es dürfte nicht unangemessen sein, etwas über ein solches Fest mitzutheilen, welches Referent vor einem Jahre in Wales mit anzusehen Gelegenheit hatte, und in der Art, wie man dasselbe in England beurtheilte, zugleich einen schlagenden Beweis für das zu geben, was er oben über das Verhältniß der englischen Gelehrten und Publizisten zu den Aeußerungen der celtischen Nationalität in Britannien gesagt hat. — Das Plakat, welches dreimal an allen Straßenecken der Städte in Wales angeheftet war, besagte: daß unter dem Schutze von Gott und seinem Frieden auf Alban Elved (d. h. am 1. Oktober)* zu Llanyollen in den Provinzen von Powis der National-Convent (gorsedd) der britischen Barden, begleitet von einem großen Bardenfeste (eistedfodd) Statt finden solle. Unterschrieben war das Programm von zwei Geistlichen, die sich als Barden die Namen Ab Ithel und Carn Ingli gewählt hatten. Die Gegenstände aller vorzutragenden Dichtungen waren der Sage und Geschichte der Kymren entnommen; die Titel lauteten: „Einnahme Roms durch die Kymren unter Brennus" — „Entdeckung Amerika's im 12. Jahrhundert durch Fürst Madoc ap Owen Gwyn" — „Die Schlacht von Bosworth-Feld, in welcher die Kymren die Monarchie der Insel Britannien wieder herstellten" — „Oden zum Andenken an Llevellyn" und „Erinnerungen an Gwyaned und Powis" wurden dazwischengefügt; einem heiligen Gedicht auf „Uffern," die walisische Hölle, folgte ein satyrisches und die „Rhiangerdd" oder das Liebeslied, auf welches als Preis ein Birkenkranz in Silber gesetzt war, und das Liederfest schloß mit einem Wettstreit in jenen improvisirten Verschen, die unter den Namen Panuillion bekannt und in einzelnen Proben auch schon in's Deutsche übertragen worden sind. Die Barden, Druiden und Ovaten erschienen dabei in ihren altnationalen Kleidern, mit all' den Emblemen und Eigenthümlichkeiten der alten Feste und Versammlungen, von denen Walter selbst ein so klares und schönes Bild (§ 114 und 115) entworfen hat. — Nicht lange nachdem diese Eistedfodd in Llanyollen gehalten worden war, erschien in der „Times" ein Brief „to the Editor," in welchem ein Waliser, der sich „Tudor" unterzeichnete, sein Verwundern darüber ausdrückt, daß die „Times" — die doch für jede Nationalität, mit Ausnahme der der alten Kymren, Sympathie, und für Alles Raum hätte, mit Ausnahme der aufrichtigen Anstrengungen dieser Nation, ihr unabhängiges Leben zu bewahren und fortzusetzen — mit keiner Zeile jener großen Eistedfodd gedächte. — Es ist sehr wahrscheinlich, daß dieser Brief nur ein fingirter gewesen sei, um der „Times" neue Gelegenheit zum Ausspielen eines ihrer Tricks gegen die Celten zu gewähren; denn es ist höchst unwahrscheinlich, daß ein Waliser sich noch darüber wundert, wenn die „Times" von ihren Eistedfodds keine Notiz nimmt. Die „Times" aber beantwortete jenen Brief mit einem Witz- und Bosheitreichen Leitartikel, aus welchem wir folgende Stelle mittheilen wollen: „Wir halten es für fraglich," sagt das große Krämerblatt, „ob das Walisische Volk seine Ahnen darum wirklich um so mehr verehrt, weil es eine Anzahl wohlhabender Handelsleute und Ladenbesitzer, dilettantischer Rentiers und Geistlichen vor seinen Augen als Llewellyns, Gwyaneds und Powyses (die beiden Letzteren sind Landschafts-, nicht Personennamen, was die gute „Times" nicht zu wissen scheint!) figuriren sieht. Wir glauben, wenn wir ehrlich sein wollen, daß die Masse des Walisischen Volkes sich den Teufel um die ganze Eistedfodd scheert; daß sie sich nur durch die Thätigkeit eines kleinen Kreises Walisischer Gelehrten und die Sympathien einiger weniger vermögender Handelsleute erhält, die — nachdem sie sich in England ein hübsches Geld gemacht haben — plötzlich am Schluß ihrer kommerziellen Laufbahn vom Enthusiasmus für ihre Ahnen ergriffen werden und nach Wales zurückkehren, um ihre verwandtschaftlichen Ansprüche auf die todten Waliserfürsten vom 12. Jahrhundert geltend zu machen. Wir misgönnen Keinem der ehrsamen Strumpfwirker und Leinenhändler aus der Gegend von Holborn und Farringdonstreet das Vergnügen, in das Land seiner Heimat zurückzukehren, aber wir halten es für zweifelhaft, ob es im Geringsten begeisternd sei, ihn bei feierlicher Gelegenheit im Charakter eines walisischen Fürsten erscheinen zu sehen. — Die Vorstellungen des Volkes mögen vielleicht

* Auf einen „blunder" erlauben wir uns den hochgeschätzten Verfasser aufmerksam zu machen. Er spricht (p. 314. Anm. 14) von einer Gorsedd zu Alban Elved" — Alban Elved ist jedoch kein Ortsname, sondern bezeichnet das Datum, und heißt: „am ersten Oktober." J. R.

schärfer und bestimmter, aber ganz gewiß nicht poetischer werden, wenn sie einen achtbaren, vom Geschäft zurückgezogenen Kaufmann in dem altnationalen Kostüm eines walisischen Fürsten figuriren, und ehrwürdige Parochialgeistliche als alte Barden erscheinen sehen."...

Doch wir kehren nach diesem Excurse aus dem neuen in das alte Wales und zu Professor Walter zurück. Das dreizehnte Kapitel seines Buches schildert „Leben und Sitten" dieses im Guten wie im Bösen außerordentlichen Volkes; ihre leidenschaftliche Raschheit, das leicht erregte Aufwallen ihres edlen Herzens, ihre Gastfreundschaft, ihre Häuslichkeit, Ackerbau, Jagd,* Spiele rc. Der folgende Abschnitt behandelt „die Geistesbildung" und hier namentlich ist es, wo wir tiefe, wohlthuende Blicke in das Innerste des von der Natur so feinbegabten Volkes werfen. Es werden von Walter in diesem Zusammenhange einige Sprüchwörter und Sittenverse mitgetheilt, die besser als alle Ausführungen den Volkscharakter illustriren. Es leuchtet die ganze Beschaulichkeit des in dieser Hinsicht an seine sagenhafte Heimat im Orient erinnernden Walisischen Volkes, sein milder Geist und die scharfe Art, sie in Gedanken und Wort zu fassen, daraus hervor. Wir geben beispielsweise folgende:

(pag. 349) In jedem Menschen ist eine Seele;
In jeder Seele ist Intelligenz;
In jeder Intelligenz ist Gedanke;
In jedem Gedanken ist entweder Gutes oder Böses;
In jedem Bösen ist Tod;
In jedem Guten ist Leben;
In jedem Leben ist Gott.

(pag. 350) Ohne Lehrer, ohne Unterricht;
Ohne Unterricht, ohne Kenntnisse;
Ohne Kenntnisse, ohne Weisheit;
Ohne Weisheit, ohne Frömmigkeit;
Ohne Frömmigkeit, ohne Gott;
Ohne Gott, ohne Alles.

(pag. 352) Hast du gehört den Spruch der weisen Krähe,
Welche das Schicksal vorhersagt?
Eine reine Hand, sicher wer sie hat.

Hast du gehört den Spruch der Nachtigall,
In den Wäldern, in der Sommernacht?
Ueber des Gottseligen Haupt schwebt ein Schirmdach.

Hast du gehört den Spruch der Meise,
Die mit den Vögeln spielt?
Der Tod kommt in jeder Gestalt.

Den reichen Inhalt der übrigen Kapitel „Rechtsquellen und Rechtswissenschaft," „der König," „der königliche Hof," „die Landes- und Gerichtsverfassung," „das Hauswesen," „das Vermögens- und Erbrecht," „Vergehen und Strafen" und „das gerichtliche Verfahren" haben wir nur in den Titeln derselben andeuten wollen; eine Analyse würde sowohl den Raum, als auch, bei dem vorwiegend juristischen Interesse der genannten Stücke, die Tendenz dieser Blätter überschreiten. Aber man sieht auch aus der bloßen Nennung der abgehandelten Materie, wie allseitig der Verfasser das ganze Kulturgebiet dieses Volkes zu erschöpfen wußte, und wie er — vom kirchengeschichtlichen und rechtlichen Gesichtspunkte ausgehend, nach und nach den ganzen Umkreis seines geistigen Lebens beschrieben hat. Wir schlagen nicht ohne aufrichtige Dankbarkeit das schöne Buch zu und wollen nicht verfehlen, auch dem Verleger, Herrn Adolph Marcus in Bonn, unser Kompliment dafür zu machen, daß er dem würdigen Werke eine so durchaus würdige Ausstattung hat zu Theil werden lassen. Denn wie die Sachen nun einmal stehen, haben unsere Buchhändler mit den löschpapierenen Traditionen der Vergangenheit noch immer nicht ehrlich gebrochen; und ein Kompliment, das sehr plump klingen würde, wenn man es in Paternoster-Row in London machen wollte, hat in Deutschland leider noch immer Nichts von seinem Courswerthe verloren!

Julius Rodenberg.

* Walter sagt (p. 327, 10) von den Bibern: „sie fanden sich aber nur in dem Teivin bei Cardigan." Dies dürfte nicht ganz richtig sein, auf meinen Reisen in Wales besuchte ich auch Nant Francon, den Biberfluß, von welchem noch heute das Volk sagt, daß er bis vor nicht gar zu ferner Zeit von unzähligen Bibern bewohnt gewesen sei.

Frankreich.

Eine neue Oper von Dumas und Thomas.

Elvirens Roman.

Herr Ambroise Thomas, von dem der französische „Sommernachtstraum" (Un songe d'une nuit d'été) komponirt ist — eine Oper, in der Shakspeare als Verliebter auftritt, und zwar verliebt in die Königin Elisabeth! — hat das schöne Talent, das an diesem unsinnigen Operntext verschwendet ist, in einem eben von ihm auf die Bühne gekommenen, neuen Werke, wie es scheint, besser angewandt. Der Text dieser neuen Oper: „Elvirens Roman" ist von Alexandre Dumas und de Leuven, welcher Letztere ein nicht minder gewandter Theater-Routinier, als der Erstere, ist, und in der That haben Beide ein merkwürdiges, phantastisches und unterhaltendes Produkt geliefert, wie es ihnen nicht leicht andere Operntext-Dichter nachmachen dürften.

Der Hergang der Handlung ist folgender: Gennaro heißt ein junger, liebenswürdiger Roué in Palermo, der bereits ein großes Vermögen durchgebracht hat und eben dabei ist, die letzten Ueberreste eines ihm noch unvermuthet zugefallenen Erbtheils in Saus und Braus aufgehen zu lassen. Man hat ihm die Hand einer jungen, schönen und reichen Venetianerin von edelster Familie angetragen, aber er will vom Heiraten nichts hören. Er will ein ungebundener, freier Mann bleiben und sein Leben noch recht lange, ungestört durch Weiberlaunen und Kindergeschrei, genießen. Da kömmt in Palermo eine Marchesa von Villabianca an, eine Frau von sechzig Jahren, die ein ungeheueres Vermögen besitzt, den großen Palast Monteleone bezieht und dort ein glänzendes Haus macht, in welchem Alles Zutritt hat, was in Palermo zur guten Gesellschaft gehört. Die ganze Stadt unterhält sich von ihren prächtigen Equipagen, ihren goldstrotzenden Livreen und ihren Zauberfesten und Bällen. Der junge Adel von Palermo strömt schaarenweise nach dem Palast Monteleone; da ist Keiner unter den jungen Offizieren und anderen Edelleuten, der nicht die Sechzigjährige mit ihren Millionen auf der Stelle heiraten würde. Nur Gennaro behauptet auch ferner, es sei besser, daß der Mensch allein und ledig bleibe.

Aber auch Gennaro ist oft in den glänzenden Räumen von Monteleone. Ihn verlocken allerdings nicht die überständigen Reize jener sechzigjährigen Ninon de l'Enclos, wohl aber die Verführungen des Spieltisches, wo ein gewandter, eleganter und abgefeimter Bankhalter präsidirt. Gennaro will diesem mit Gewalt das Glück abwendig machen, aber das kostet ihm nicht blos die letzten Goldstücke, über die er verfügen kann, sondern es stürzt ihn auch noch in ungeheure Schulden. Und als Gennaro den Palast verlassen will, wird er überall von Wachen zurückgewiesen, die ihn bedeuten, daß er so lange ein Gefangener dieses Hauses sei, als er seine Verpflichtungen nicht erfüllt habe.

Es bleibt ihm nichts übrig, als an die alte Marchesa sich zu wenden, und diese, die darauf schon vorbereitet ist, liest ihm, um ihn zu zerstreuen, ein Kapitel aus „Elvirens Roman" vor, das auf die aus „Figaro's Hochzeit" bekannte Alternative hinausläuft: heiraten, oder — büßen. Der unglückliche junge Mann hat keine Wahl; er muß, wenn er einen Ausgang aus seinem goldenen Gefängniß finden will, die ihm angebotene dürre Hand der sechzigjährigen Schönen ergreifen.

Aber nachdem er diesen verzweifelten Entschluß ausgeführt, fangen die Leiden Gennaro's erst recht an. Kaum hat er den Trauring an den magern Finger der alten Marchesa gesteckt, als diese ihn wie ihr Eigenthum betrachtet, das sie mit Argus-Augen bewacht, so daß er jetzt in noch engerem Gewahrsam, als in seinem früheren Schuldgefängniß, ist. Seine Frau trägt zu besserer Sicherheit den Schlüssel zu den Pforten des Palastes an ihrem Gürtel, und Gennaro versucht einigemal vergebens, während sie eingeschlafen ist, den Schlüssel zu entwenden; sie wacht jedesmal zeitig genug auf, um es zu verhindern.

Da naht sich ihm die kleine Lilla, eine Zigeunerin, die er schon früher gekannt, und die sich jetzt ebenfalls um die Marchesa als deren Dienerin befindet. Sie will ihm zu dem Freiheitsmittel verhelfen, indem sie der Herrin einen Schlaftrunk bereitet, nach dessen Genuß sie gewiß nicht so leicht aufwachen wird. Um keinen Preis darf diese jedoch merken, daß Gennaro mit der Zigeunerin im Einverständniß sei, da sonst Beide verloren sein würden. Der Arme fügt sich in jede Bedingung, die Lilla ihm stellt, und die ihm zur Freiheit verhelfen kann.

Er wartet auf das verabredete Zeichen, als die Zigeunerin athemlos und bleich zu ihm stürzt und ihm berichtet, sie habe sich in dem Fläschchen vergriffen; statt des Schlaftrunkes, habe sie der Marchesa den Zaubertrank der Verjüngung gereicht — und diese sei nun plötzlich um vierzig Jahre jünger geworden. Gennaro will dies natürlich nicht glauben, aber

aus dem Schlafzimmer, in welchem die Marchesa eben ganz allein sich befindet, tritt jetzt eine jugendliche Gestalt voll Reiz und Anmuth — eine Achtzehnjährige, die der ihm angetrauten Frau so ähnlich sieht, wie etwa eine schöne Tochter ihrer matronenhaften Mutter. Und diese Gestalt thut, als ob sie ihn nicht kenne. Gennaro, der jetzt seine Rechte als Gatte geltend machen will, sieht sich von ihr verhöhnt, während sie gegen alle Andere leutselig und liebenswürdig ist. Er weiß nicht, ob er träumt oder wacht; sicher scheint ihm nur, daß seine Frau, als sie die Jugend wiederfand, ihr Gedächtniß verloren hat.

Aber das ist noch nicht Alles! Er bekömmt es nun auch mit der Palermitanischen Justiz zu thun. Der Staatsanwalt, Baron Malatesta, erscheint und richtet die hochnothpeinliche Frage an ihn: „Was haben Sie mit der Marchesa von Villabianca gemacht?" Hier ist sie! antwortet er. „Was?" ruft das öffentliche Ministerium, „Sie unterstehen sich noch, sich über des Königs Magistratspersonen lustig zu machen? Diese achtzehnjährige Dame wollen Sie uns als Ihre Frau darstellen, die eine Greisin war? Zeigen Sie uns diese lebendig, oder ich bin genöthigt, Sie in den Kerker werfen zu lassen." Natürlich erzählte Gennaro jetzt von dem Verjüngungstrank, den die Alte genommen. Aber dies war nur Oel in's Feuer gegossen, denn die Staatsanwaltschaft konkludirt sogleich, daß die Frau Gemahlin nicht einen Verjüngungstrank, sondern Gift bekommen, und zwar damit der Herr Gemahl, statt ihrer, eine junge, schöne Frau, wie Figura zeigt, ehelichen könne.

Gennaro wird also festgenommen und aus besonderer Rücksicht vorläufig im eigenen Palast bewacht. Seine junge Frau, die sich, zu seinem großen Aerger, inzwischen mit einem Cousin und Cavaliere serviente versehen, begiebt sich mit diesem zum Vicekönig, und letzterer hat aus Nachsicht mit der Jugend des Angeklagten, denselben zu ewiger Einsperrung begnadigt, was seine ehemalige Alte ihm jetzt ankündigt. Der arme Gennaro ist außer sich, und nachdem er zunächst den angenehmen Cousin Cavaliere serviente zu allen Teufeln geschickt, beschwört er seine immer noch scheinbar gegen ihn gleichgültige Frau, Mitleid mit ihm zu haben und sich bei der sizilianischen Justiz als identisch mit der vermißten Marchesa von Villabianca auszuweisen, damit er aus seiner Sträflings-Lage befreit werde. „Ich möchte dies wohl thun," erwidert sie, „aber wie es anfangen, da mir Niemand glauben will, daß ich die alte Marchesa bin?"

Da tritt glücklicherweise die kleine Zigeunerin ein. Sie, die das Unglück angerichtet, wird auch wohl Rath wissen, wie es wieder zu beseitigen sei. Und in der That holt sie ein neues Fläschchen hervor, das einen **Veralterungstrank** enthält, dessen Bereitung sie, wie die des Verjüngungstrankes, von ihrer Großmutter gelernt hat. Wenn davon die gnädige Frau einige Schluck nehmen wollte, würde sie sofort eine Sechzigjährige werden.

Die reizende junge Frau erklärt sich dazu bereit, um Gennaro wieder zu seiner Freiheit zu verhelfen. Sie greift nach der Flasche — aber da überkömmt ihn das Gefühl der Liebe, er fällt ihr in den Arm und beschwört sie, jung und schön zu bleiben, während er sein Leben gern in der Einsamkeit zubringen wolle. Davon wird die reizende Frau natürlich so gerührt, daß sie ihm allen seinen früheren Leichtsinn verzeiht, und nun dem wieder eintretenden Malatesta erzählt, sie sei keine Andere, als die reiche, vornehme Venetianerin, die Gennaro einst so verschmäht habe und die sich darauf mit Hülfe ihrer geschickten Kammerfrau die Gesichtszüge, die Runzeln und die grauen Haare der alten Marchesa von Villabianca zu geben gewußt, als welche sie in Palermo erschienen sei, um den stolzen, leichtfertigen Gennaro in der Weise zu bestrafen und zu bessern, wie geschehen. Sie habe nunmehr ihren Zweck erreicht und biete ihm daher mit der Hand, die er bereits besitze, auch ihr ganzes Vermögen an. So endigt die Intrigue und das Stück zur Zufriedenheit aller Personen und des Publikums.

Man muß gestehen, daß die Herren Dumas und de Leuven selbst die Erzählerin von „Tausend und Eine Nacht" überboten haben, denn sie wußten mit den staunenswerthesten Wundern der arabischen Märchen gleichwohl auf dem Boden der demi-monde zu bleiben, wo Leichtfertigkeit und ein gewisses gutes Naturell stets Hand in Hand gehen.

Die Musik des Herrn Ambroise Thomas wird als wahrhaft französisch, als im echten Style der opéra-comique komponirt, gerühmt. Es ist die Schule Auber's, des Komponisten der „Weißen Dame," des „Schnee," der „Gesandtin" 2c., die man heraus erkennt, und ebenso, wie diese Opern, dürfte auch „Elvirens Roman" bald den Weg auf die Opern-Bühne des Auslandes finden. J. C.

Eine neue Ausgabe der Werke des Descartes.

Herr Prouhet, ein Mitarbeiter der „Revue de l'instruction publique," berichtet über die neue vom Grafen Foucher de Careil veranstaltete, vollständige Ausgabe der Descartes'schen Schriften. — Schon Cousin hatte in den Jahren 1824—1826 eine treffliche Ausgabe veranstaltet, an der man jedoch den Originaltext der lateinischen Werke, eine Analysis der Materien, endlich ein treues Lebensbild des Philosophen mit Bedauern vermißte. Denn die von der Akademie gekrönte Lobrede von Thomas an der Spitze des ersten Bandes ist, wie alle derartigen Arbeiten des Schriftstellers, mehr ein oratorisches Kunstwerk, in welchem über dem Blumenschmuck der Form die Schärfe in Auffassung und Zeichnung der Gedanken vernachlässigt wird. Später hat Baillet eine auf, jetzt größtentheils verlorene, authentische Urkunden gegründete Biographie herausgegeben. Baillet ist kein großer Philosoph, wissenschaftlich ziemlich beschränkt, überdies von seinem Helden zu sehr eingenommen, aber ein ehrlicher Mann, kein Deklamator; er giebt seine Quellen in aller Breite an und setzt uns so in den Stand, seine Urtheile danach zu prüfen und zu berichtigen. In Verbindung mit den jüngsten Entdeckungen des Herrn Foucher de Careil übersehen wir nun den handschriftlichen Nachlaß des großen Denkers.

Nach dem Tode Descartes', 1650, in Stockholm wurden seine Papiere von dem französischen Gesandten Chanut sorgfältig gesammelt, und das aufgenommene Inventarium ergab folgendes Verzeichniß:

1) Einige Betrachtungen über die Wissenschaften im Allgemeinen.
2) Etwas über Algebra.
3) Einige Gedanken unter dem Titel: Democritica.
4) Eine Sammlung von Beobachtungen mit der Aufschrift: Experimenta.
5) Eine angefangene Abhandlung, überschrieben: Praeambula.
6) Ein andere in Gesprächsform, überschrieben: Olympica — 12 Seiten.
7) Eine ziemlich umfängliche Sammlung mathematischer Betrachtungen unter dem Titel: Parnassus.
8) Abhandlung über den Menschen.
9) Abhandlung über die Bildung der Leibesfrucht.
10) Abhandlung über das Licht, oder über die Welt.
11) Erklärung der Kriegsmaschinen.
12) Konzepte von Briefen, zu verschiedenen Zeiten geschrieben.
13) Eine ziemlich weitläufige Einleitung, die Grundlagen der Algebra enthaltend.
14) Bruchstücke über die Natur und Geschichte der Metalle.
15) Beobachtungen über die Natur der Pflanzen und Thiere.
16) Beschreibung des menschlichen Körpers und ein Kapitelverzeichniß zu einer projektirten Abhandlung über die Natur des Menschen und des Thieres.
17) Ein lateinisches Werk: Studium bonae mentis, einem pseudonymen Freund Musäus zugeeignet; es enthält: Betrachtungen über den Wissensdurst, über die Wissenschaften, über die Anlagen des Geistes zum Lernen 2c.
18) Ein unvollendeter Leitfaden der reinen Mathematik.
19) Regeln zur Leitung unseres Geistes beim Suchen der Wahrheit; lateinisch.
20) Das Suchen der Wahrheit beim natürlichen Lichte — französisch.
21) Eine Abhandlung über die Fechtkunst, nach Prinzipien erwiesen.
22) Ein französisches Lustspiel, in Prosa mit Versen untermischt. Dieses Stück, in Stockholm verfaßt, scheint nicht identisch zu sein mit den Versen, die Descartes zur Feier des Friedens von Münster auf Veranlassung der Königin Christine gedichtet hatte. Sie hatte anfangs dem Philosophen die Zumuthung gemacht, als Tänzer in einem Ballet aufzutreten. Natürlich wies er diesen Einfall zurück, und ward mit den Versen quitt. Davon waren zu Baillet's Zeit nur einige Bruchstücke übrig geblieben.

Außer diesen Papieren hatte Descartes in Holland mehrere Handschriften hinterlassen; sie scheinen aber von keinem großen Belang gewesen zu sein. Uebrigens hatte Baillet bei dem Besitzer derselben, einem Schüler des Philosophen, Namens Raey, vergebliche Schritte gethan, sie zur Ansicht zu erhalten; keine dringende Bitte vermochte ihn, auch nur eine Auskunft darüber zu geben.

Endlich führt Baillet unter dem Verzeichniß noch eine Abhandlung „De Deo Socratis" an, die sich in der aus Schweden angekommenen Kiste nicht vorfand.

Die hinterlassenen Papiere, die Chanut von den Erben Descartes'

erhielt, schenkte er seinem Schwager Clerselier. Unglücklicher Weise scheiterte das Fahrzeug, das sie von Schweden brachte, in der Nähe von Paris, und die Handschriften lagen drei Tage im Wasser. Am meisten litten dadurch der Briefwechsel; die einzelnen Blätter der Konzepte waren ohne Datum, unpaginirt, ohne Namen der Adressaten. Die Mägde, die sie an aufgezogenen Schnüren trocknen sollten, machten die Verwirrung noch größer. Daher ist die von Clerselier besorgte editio princeps voll Versetzungen und Lücken. Das Uebel, insofern es die Korrespondenz betrifft, wäre leicht gut zu machen gewesen; denn die Originalbriefe an Mersenne existirten noch; allein Roberval, ein persönlicher Feind Descartes', der sie nach Mersenne's Tod an sich genommen hatte, ließ sich durch die dringendsten Bitten Clerselier's nicht bewegen, sie ihm mitzutheilen.

Als Roberval gestorben war (1675), kamen die Briefe in die Hände De la Hire's, der der Akademie der Wissenschaften damit ein Geschenk machte. Diese war sofort entschlossen, die Briefe von neuem herauszugeben. Als sie aber erfuhr, daß Baillet die Briefe bei der Abfassung seiner Arbeit nothwendig brauche, ließ sie ihm dieselben einhändigen, und mit ihrer Bewilligung gingen sie dann in den Besitz eines gewissen Abbé Legrand über, der eine vollständige Ausgabe der Descartes'schen Werke beabsichtigte. Diesem hatte Clerselier überdies die gesammten Handschriften des Philosophen und fünfhundert Bände vermacht, unter der Bedingung, alle Papiere druckfertig zu ordnen. Allein Legrand starb 1704, ohne seine Aufgabe gelöst zu haben. Sein Nachfolger im Besitze der Manuscripte, der fünfhundert Bände und des Geldes zur Bestreitung der Druckkosten, Professor Marmion, ging schon ein Jahr darauf mit Tode ab und ließ den ganzen Nachlaß der Mutter Legrand's zustellen.

Hier bricht der Faden der Geschichte ab. Warum blieben die zahlreichen Anhänger des Philosophen in Frankreich bei der in's Stocken gerathenen Unternehmung so gleichgiltig? Warum hat die Akademie, die so viele Kartesianer unter ihren Mitgliedern zählte, die Rückgabe des kostbaren Schatzes nicht verlangt? Darauf werden vielleicht weitere Nachsuchungen in den öffentlichen, literarischen Sammlungen befriedigende Antwort geben.

Dem sei indeß, wie ihm wolle, bis zur Zeit der Cousin'schen Ausgabe war die Bibliographie der Descartes'schen Werke um keine interessante Thatsache reicher geworden. Dem berühmten Gelehrten ist es geglückt, in der Bibliothek des Instituts ein kostbares Exemplar der Briefe zu entdecken. Es war mit Randbemerkungen versehen, die das Datum und mitunter die Adressaten feststellten; dann trug es das Siegel der Pariser Universität, sowie dasjenige des Professors Montempuis, der um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts das Rektorat an dieser Universität bekleidete. Dem letzteren schreibt Cousin, aber freilich nur vermuthungsweise, jene Randbemerkungen zu; denn sie können eben so gut von Legrand und zum Theil von Marmion oder De la Hire herrühren, da die Schrift zweierlei Hände verräth. Jedenfalls hat Cousin, wenn man seine Arbeit mit der Clerselier's vergleicht, der Philosophie, wie der Geschichte einen anerkennungswürdigen Dienst geleistet.

An manchen Stellen seines Briefwechsels mit Bernouilli spricht Leibniz von mehreren ungedruckten Arbeiten Descartes', Pascals und Galilei's, die er besäße und zu veröffentlichen gedächte. Diese Andeutungen sind der Wachsamkeit des Herrn Foucher de Careil nicht entgangen, der sich den Ruhm des großen Denkers des achtzehnten Jahrhunderts mit so lobenswürdigem Eifer angelegen läßt. Von Leibniz geleitet, war er so glücklich, unter den Handschriften der Bibliothek zu Hannover sieben ungedruckte und von Leibniz eigenhändig abgeschriebene Werke Descartes' zu finden; es sind folgende:

1) Cartesii cogitationes privatae — Seite 1—57. Es scheint dasselbe zu sein, was Baillet in dem oben verzeichneten Katalog unter 1 aufführt, und da es überdieß manches Algebraische und einige abgerissene Gedanken enthält, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß Leibniz die Nummern 2 und 3 damit vereinigt hat.

2) Ad principia philosophiae annotationes quas videtur D. Cartesius in sua principia philosophiae scripsisse — S. 58—71. Dieser Titel ist von Leibniz; daß das Videtur keinen Zweifel über die Autorschaft des Descartes in sich schließt, beweist der Herausgeber vollständig in seiner Vorrede. Dieses Stück ist in Baillet's Katalog nicht verzeichnet.

3) Observationes meteorologicae et variae quaestiones — S. 72—99. Vielleicht Nr. 4 in B. K.

4) Physiologica — S. 100—156. Wahrscheinlich Nr. 15 desselben.

5) 6 und 7 werden einen Band bilden, der noch nicht erschienen ist.

Italien.

Literatur-Bericht aus Italien.*

I.

Staatswissenschaftliche und politische Schriften.

Seit dem Tode von Rosmini und Gioberti gilt Graf Mamiani delle Rovere für den ersten Philosophen Italiens. Aus dem Kirchenstaate gebürtig, ernannte ihn der Papst im Jahre 1848 zum Minister, welches Amt er aber niederlegte, als nach der Flucht von Pius IX. nach Gaëta die Republik in Rom proklamirt wurde. Mamiani ist jetzt Professor an der philosophischen Fakultät in Turin und zugleich Abgeordneter zum Parlamente des Königreiches Sardinien. Sein neues Werk ist:

Di un nuovo diritto Europeo, libro di Terenzio Mamiani. Torino, 1859. Tip. Marzonati.

Wenn der Verfasser in seinem letzten berühmten Werke „Del rinnovamento della filosofia" mehr Theoretiker war, so giebt er hier eine praktische Philosophie der Geschichte. Er zeigt, daß dem Menschengeschlechte ein gewisser Trieb zur staatlichen Vereinigung angeboren ist; so wie es Thiergattungen giebt, welche ihr Instinkt zu einem gesellschaftlichen Leben treibt. Wir finden zuerst, daß größere Vereine zu gottesdienstlichen Verrichtungen stattfanden, wobei der Wille der Gottheit personifizirt sich offenbarte. Die kleinen Staaten Griechenlands führten schon zu höherer, mehr menschlicher Bildung des staatlichen Lebens. Rom schien sich allein auf Gewalt statt auf Recht zu gründen; doch während seiner Eroberungen stellte es gleichwohl die zwölf Tafeln als aeterna auctoritas esto! auf, und verstand es, durch seine Kolonien, sowie dadurch, daß die Autonomie der eigenen Municipien und selbst der fremden geachtet wurde, sich die Völker mehr anzueignen, als zu erobern. Dazu kam das Christenthum, welches Anfangs die Lehre der allgemeinen Menschenliebe befolgte, bis das Lehnswesen zerstörend eintrat. Diese Oligarchie strebte nach Ungebundenheit, die allen Staats-Verband auflöste, und so wurden die großen Staaten zerstückelt und der Verfall der Wissenschaften machte der schändlichsten Roheit Platz. Zum Glück erschien die Kirche als Rettung, und führte wieder zur Theokratie zurück, bis in Italien das Gemeindewesen durch Handel und Industrie erstarkte und die Menschenrechte wiederherstellte, da die Geistlichkeit selbst die Gesetze Gottes nicht mehr achtete. Seit der Zeit kam wieder Achtung der Menschenrechte in die Welt, und die tapfern Bürger bewachten die Zwingburgen der Ritter in Italien. Selbst die Geistlichen hatten dort den neuen Umschwung vorbereitet, indem sie die griechischen Philosophen mit den Lehren des Christenthums in Verbindung zu bringen suchten. Der heilige Augustinus erkennt den Druck der Mächtigen und erklärt ihn als die Strafe Gottes für die Sünden der Menschen; so daß die Kirche das einzige Mittel gegen solche Sündhaftigkeit ist. Der monarchisch gesinnte Dante lehrte aber, daß der höchste Zweck der Monarchie sein müsse: „die Macht der Intelligenz möglichst frei walten zu lassen." Dennoch haben die Lehren von Alberico Gentili, von Vico und Montesquieu nicht vermocht, die unglücklichen Folgen des Lehnwesens aufzuheben und eine staatliche Einheit möglich zu machen, bis die Revolution von 1789, nach der Ansicht des Verfassers, ein neues Völkerrecht einführte. Obgleich das Kaiserthum manche Beschränkung im Innern herbeiführte, so bereitete es doch die Möglichkeit der Abschaffung des Lehnwesens vor, und die bürgerliche Gleichheit und Gesetzlichkeit konnte nach und nach an die Stelle der Willkür des Lehnwesens treten.

Was Napoleon I. für Italien gethan, ist in folgendem Werke ausgeführt:

Napoleone il grande e l'Italia per l'ano. F. V. Milano, 1859. Tip. Radaelli.

Der Verfasser zeigt hier, wie Lady Morghen, den Zustand Italiens vor und nach Napoleon I., dem er nur das Eine nicht verzeiht, daß er Venedig an Oesterreich überließ. Vor Napoleon I., sagt der Verfasser, gab es keine Straßen über die Alpen, keine Brücke über den Po bei Turin, keine über den Tanaro, keinen Volksgarten in Venedig u. s. w. Darum entschuldigt der Verfasser auch den Frieden von Campo-Formio, welcher einige Aehnlichkeit mit dem von Villafranca hat, wegen der Folgen desselben. Der Verfasser giebt einen Beweis der italiänischen Dankbarkeit und gewissermaßen die beste Widerlegung der deutschen „Geschichte des italiänischen Volkes unter Napoleonischer Herrschaft," von Dr. C. Ruth,** dessen Gelehrsamkeit gebührend anerkannt werden muß,

* Vom Geheimen Justizrath Reigebaur.

** Leipzig. G. Mayer, 1859.

wenn er auch den gewöhnlichen Vorurtheilen folgt, welche man in Deutschland gegen die Italiäner so häufig findet.

Der berühmte Dalmatiner Tommaseo hat folgende für die Gegenwart wichtige Schrift herausgegeben, die älter als die vielbesprochene französische Schrift „Le pape et le congrès“ ist:

Il papa e l'imperatore, discorso di M. Tommaseo. Torino, 1859.

Es wird hier die weltliche Macht des Papstes beurtheilt und dargethan, daß noch bis in's vierzehnte Jahrhundert die „freie Reichsstadt“ Rom dem Papste keineswegs gehörte, sondern er nur ihr Schutzherr war, und wie Arnold von Brescia, Cola di Rienzi und Stephan Fornari versuchten, die nach und nach eingeführte Verjährung der päpstlichen Herrschaft zu unterbrechen, wobei die Thaten von Bonifaz VIII., Urban V., Gregor IX., Alexander VI., Urban VIII. u. a. m. beurtheilt werden.

Le Vittorie della Chiesa, pel prete Margotti. Torino, 1859.

Diese Schrift von der Redaction der durchaus klerikalen Zeitung des anticonstitutionellen Marchese Birago ist in einem der vorhergehenden Schrift ganz entgegengesetzten Sinne abgefaßt.

Il debito publico pontificio, di G. M. Pepoli. Torino, 1858.

In dieser Broschüre zeigt der Marchese Pepoli in Bologna die päpstliche Finanz-Verwaltung in ihrer vollen Blöße. Der Verfasser steht jetzt an der Spitze der provisorischen Verwaltung in Bologna als Minister; er ist mit der Schwester des preußischen Minister-Präsidenten, Fürsten von Hohenzollern vermählt, und ein Sohn der Tochter des Königs Murat von Neapel.

Für die neueste Geschichte Italiens ist die Lebensbeschreibung des letztverstorbenen Königs von Neapel sehr merkwürdig, die von dem Marchese Mariano d'Ayala, einem ehemaligen neapolitanischen Artillerie-Offizier, nachherigen Kriegs-Minister von Toscana, herausgegeben worden, dem berühmtesten jetzt lebenden militairischen Schriftsteller Italiens, der seit einiger Zeit Bibliothekar des Herzogs von Genua ist.

Vita del re di Napoli, scritta da Mariano d'Ayala. Torino, 1859.

Der Verfasser geht von der Idee aus, daß die Bourbonen sich überlebt haben und nicht mehr für das gegenwärtige Jahrhundert passen. Besonders aber macht er darauf aufmerksam, daß seit dem Wiener Congresse die Großmächte nicht bemerkt hätten, wie Metternich verstand, die österreichische Macht über ganz Italien auszudehnen; so daß weder der Papst noch ein weltlicher Herrscher Italiens Aenderungen in der Verwaltung machen durfte, die anerkannt überall schlecht war. Der österreichische General Nugent hatte 1814 den Italiänern ein neues Leben versprochen, die Aufrechthaltung der italiänischen Nationalität gegen die Franzosen; allein als die Könige von Neapel und Sardinien im Jahre 1828 Constitutionen gegeben hatten, wurden sie von österreichischen Bajonetten abgeschafft, und selbst der Papst mußte sich seine Verordnungen erst von Metternich begutachten lassen. Seit jener Zeit entstand der unauslöschliche Haß der Italiäner gegen die Tedeschi, worunter sie stets nur die Oesterreicher verstehen. Der Verfasser sagt von Ferdinand II., daß er abergläubisch, aber verschlagen und dabei furchtsam war, und als Verehrer des Absolutismus sich nur auf die Jesuiten und die schweizer Soldaten verließ. Unter solchen Umständen war es nicht zu verwundern, daß die geheimen Gesellschaften wieder wirksam wurden, welche einst hauptsächlich von seiner Großmutter, der Königin Karoline, und dem Kardinal Ruffo gestiftet worden waren, wenn auch damals als heimliche Waffen gegen Napoleon I., mit dem sich endlich dieselbe Königin gegen die Engländer in Unterhandlungen einließ. Der Verfasser erzählt den Ausbruch der Revolution in Sicilien, worauf der König, in Neapel, auf den bloßen Ruf der Bevölkerung: „Es lebe die Constitution! es lebe der König!“ die Verfassung gab. Am 25. März 1848 wurde von seinem Ministerium der Vorschlag zu einem italiänischen Bunde gemacht, wonach Neapel in Italien gewissermaßen aufgehen sollte; aber es war nicht Ernst, obwohl der König am 6. April ein liberales Ministerium ernannte, den General Pepe mit einer Armee zu Lande und eine Flotte gegen Venedig sandte. Unterdeß kam der 15. Mai heran, über welchen die Geschichte einst richten wird; die italiänische Conföderation ward vernichtet, die Constitution aufgehoben, und alle die Ungehörigkeiten erfolgten, welche 1851 Gladstone in seinem Schreiben an Aberdeen berichtet hat, so daß im Jahre 1856 die auf dem Friedens-Congreß zu Paris versammelten Mächte anerkennen mußten, daß die Verwaltung dieses Königs die Ruhe von Europa gefährdete. Als die Kriegs-Furie wieder in Italien los war, starb am 12. April 1859 Ferdinand II. zur Freude seines Volkes.

II.

Neapolitanische Literatur.

Bücher aus Neapel sind in Deutschland nicht gerade häufig, wie wir denn von dem geistigen Leben daselbst nur selten etwas vernehmen. Klagen doch Italiäner darüber, daß bei dem traurigen Zustande des Buchhandels die einzelnen geistigen Werkstätten der Halbinsel fast isolirt bleiben, daß namentlich das Königreich Neapel fast gänzlich abgesperrt sei und ein Land für sich bilde. Es liegen uns nun zwei Bücher vor, die in Neapel erschienen sind, beide im Verlage bei Alberto Detken. Der Verleger ist ein Deutscher. Das erste führt den Titel: „Saggi di Critica storica per Niccola Marselli. (1858) mit dem deutschen Motto: ..... „der Weise ..... sucht den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht.“ (Schiller). Man kann sich also auf deutsche Einflüsse gefaßt machen, und in der That scheint er ziemlich deutlich durch, wenn auch nur mittelbar. Es sind Abhandlungen über Herodot, die Sophisten und Thucydides von einem allgemeineren geschichtlichen Standpunkte aus geschrieben. Belesenheit und Umfang der Studien tritt zu Tage, wenn auch alle Noten vermieden sind; der Styl ist der etwas weitschweifige, deklamatorische, den die Italiäner lieben. In der Vorrede spricht sich der Verfasser sehr umfangreich über seinen Styl und den der Pedanten, die „durch Lattich und Mohn“ gingen, aus, so daß man sieht, welchen Werth man in Neapel noch auf runde, wohlklingende Perioden legt. Daher spielt auch der Styl Herodot's und Thukydides eine große Rolle: obgleich er nicht ausrufen will: „O süße Rede des Herodot; o über die Heiterkeit seines Styles; o über die Aufrichtigkeit seines Geistes und jenes liebliche homerische Gebahren, das ihm eigenthümlich ist.“

„O über die Kraft des thukydideischen Styles, die Munterkeit seines Geistes, die Tiefe seines Gedankens! O verflucht seien jene, die an der Spree, an der Elbe oder der Donau leichtfertig oder feindlich davon sprechen; o verflucht jene, welche am Eridanus (Rhone), der Seine oder dem Ebro gelehrig die eitlen oder dreisten Schreie wiederholen! — Im Gegentheil, meine Absicht ist, den Charakter der Geschichte Herodot's und Thukydides an's Licht zu stellen“ u. s. w. — Diese Ausrufungen scheinen uns ziemlich sonderbar, indeß ist das Buch durchaus nicht ganz übel und zeigt wenigstens, daß die humanen Wissenschaften in Neapel noch Vertreter haben, die sich um das Ausland kümmern und Belehrung zu schöpfen suchen.

Das andere ist eine Zeitschrift: Revista letteraria e bibliografica (1859), volume I. parte, I. also Probeheft. Der Inhalt ist leicht besprochen; den größten Theil (46 S.) nimmt eine Uebersetzung des Briefwechsels von Schiller und Goethe ein. Hierauf folgt ein Bücherkatalog: Italiänische Originalwerke und Ausgaben aus dem 16., 17. und 18. Jahrhundert. Hierauf Kritik: „Verse und Gedichte von Damen, zu Florenz in der kleinen Bibliothek von Le Monnier veröffentlicht.“ Die Damen sind Faustina Buonarroti, (Versi per i fancinlli, Poesie varie 1857); Massimina Rosellini (Amerigo, Poema in 20 canti, 1858), Francesca Lutti (Maria tre canti 1858), also Zeitgenossinnen. Die Gedichte der ersteren Dame werden als poetiche nullità klassifizirt. Hinterdrein folgen Besprechungen anderer Werke, darunter musikalischer.

Die Ausstattung beider Bücher ist sehr gut, Papier wie Druck.

III.

Religiöse Toleranz.

Wenn ein geachteter deutscher Geschichtschreiber in einer neuerlich erschienenen Schrift, die als Grundlage einer neuesten Geschichte Italiens bezeichnet wird, zum Beweise der moralischen und politischen Verkommenheit der Italiäner anführt, daß sie sich die Gewaltthätigkeit gegen das Kind des Israeliten Mortara in Bologna gefallen ließen, so könnten wir eine ähnliche Geschichte vom Jahre 1845 in Jassy anführen, wo ein deutsches Ministerium seinen General-Konsul anwies, ein in ähnlichem Falle befindliches Kind nicht für seinen Vater zu reklamiren. Wir könnten einen ähnlichen Fall aus Mislowitz, an der österreichisch-russischen Grenze, vom November 1859 anführen — allein wir wollen — vielleicht unfreiwillig — darüber einen Schleier ziehen; dagegen anführen, daß in dem katholischen Königreiche Sardinien eine evangelische Kirchen-Zeitung, (Buona novella. Anno VIII. Torino, 1860) herauskommt, und in den Kaffeehäusern öffentlich ausliegt. Herausgeber ist der Prediger Meille, an der Waldenserkirche zu Turin, eines der schönsten neuerbauten Gotteshäuser dieser schönen Stadt. Dieses Wochenblatt nimmt den evangelischen Glauben gegen die herrschende Kirche kräftig in Schutz.

Ueber römisch-kirchliche Mißbräuche sprechen sich jetzt die italiänischen Katholiken mit größerer Freiheit aus, als es selbst zur Zeit der Reformation in Deutschland geschah, worüber wir Vieles anführen könnten.

Rußland.

Die Theater in St. Petersburg.*

Die Theatergebäude von St. Petersburg erscheinen dem Auge des Beschauers als klassische Kunstwerke und erinnern in ihrer Bauart an das Odeon in Paris. Da sie frei auf großen Plätzen stehen, so gewähren sie große Leichtigkeit des Ein- und Ausganges. Doch würde unserem Geschmack ein originellerer Styl mehr zusagen, der aus angemessenen, dem Lande eigenthümlichen Formen gebildet, von wirksamerem Eindruck sein könnte. Dieser Vorwurf trifft indeß Rußland nicht allein. Die mißverstandene Bewunderung der Antike schafft in allen großen Städten mehr oder minder genau kopirte Parthenon's und viereckige Gebäude. Nur sehen die armen griechischen Nachkömmlinge nirgends unglückseliger und weniger heimisch aus, als in St. Petersburg, wo sie, die an Azur und Sonnenschein Gewöhnten, unter dem kalten Schnee, der ihre flachen Dächer einen langen Winter hindurch bedeckt, erstarren müssen. Man fegt sie zwar nach jedesmaligem Schneefall stets sorgfältig ab, — die beste Kritik des erwählten Styl's — man denke sich aber Eiszapfen, an den Verzierungen von korinthischen Kapitälern! Eine romantische Reaction bereitet sich zu Gunsten der moskovitisch-byzantinischen Architektur vor; wir wünschen ihr den besten Erfolg. Jedes Land, insofern man es nicht im Namen des vorgeblich guten Geschmackes mißbraucht, erzeugt seine Monumente so gut wie seine Menschen, Thiere und Pflanzen, je nach den Bedingungen des Klima's, der Religion und der Abstammung. Rußland verlangt also das Griechenthum von Byzanz, nicht das von Athen.

Von dieser Bemerkung abgesehen, können wir alles Andere nur loben. Das große Theater, oder die italiänische Oper, ist prächtig und von so kolossaler Größe, daß es in dieser Beziehung mit la Scala oder San Carlo wetteifern kann. Die Wagen, die auf einem ungeheuern Platz halten, können ohne die geringste Störung und Verwirrung vorfahren. Zwei oder drei Vorsäle mit verglasten Thüren verhindern den Zudrang der eisigen, äußeren Luft, und vermitteln den Uebergang von 10—15 Grad Kälte zu 20—25 Grad Wärme. Alte Soldaten in Veteranen-Uniform stehen am Eingang und nehmen die verschiedenartigsten Pelze, Mäntel und Ueberschuhe in Empfang, die sie den richtigen Besitzern ohne jegliche Verwechslung wieder einhändigen. Dies Pelzgedächtniß scheint eine russische National-Eigenschaft zu sein. Wie in Her Majesty's Theatre in London erscheinen die Herren in der italiänischen Oper in Petersburg entweder im schwarzen Anzug, mit weißer Kravatte und hellen Handschuhen, oder, wie es am häufigsten stattfindet, in Uniform. Die Damen erscheinen in Gesellschafts-Toilette, mit Blumen-Coiffüren im Haar. Diese Etiquette trägt viel zum Glanze des Schauspiels bei.

Das Parterre des Theaters ist in der Mitte durch einen breiten Gang getheilt. Ein halbkreisförmiger Korridor, der es umgiebt und von einer Seite durch eine Logenreihe begränzt wird, bietet Gelegenheit, im Zwischenakt mit Bekannten im Parquet zu plaudern. Diese angenehme Einrichtung, die mit Ausnahme von Paris, überall in den ersten Theatern der Hauptstädte getroffen ist, gestattet uns, die Zeit der Zwischenakte auf die unterhaltendste Weise auszufüllen.

Beim ersten Eintritt in das Theater wird das Auge von der kaiserlichen Loge frappirt, die nicht zwischen den Säulen des Prosceniums's, sondern gerade in der Mitte, der Bühne gegenüber, eingerichtet ist und die Höhe zweier Logenreihen erreicht.

Ungeheure, vergoldete, mit Sculpturen überladene Pfeiler halten die purpurfarbenen Sammetdraperien, die durch goldene Schnüre und Quasten gerafft sind und stützen ein riesiges Wappenschild mit russischen Waffen von kühnster, phantasiereichster, heraldischer Arbeit. Eine wundervolle Verzierung bildet ein Adler, mit zwei gekrönten Häuptern, fächerartigem Schweif und ausgebreiteten Flügeln, der den Globus und das Scepter in den Krallen hält, das Wappenschild St. Georg's im Schnabel und als Ordensband um den schuppigen Leib die Wappen der Königreiche, Herzogthümer und Provinzen trägt. Kein griechisch-pompejanischer Schmuck würde an dieser Stelle so wirksam und wohlangebracht sein.

Der Vorhang zeigt eine Ansicht von Peterhoff mit seinen Säulengängen, Hallen, Statuen und nach russischer Mode grün bemalten Dächern. Die Vorderseiten der Logen, die nach italiänischer Art regelmäßig über einander gebaut sind, sind durch weiße Medaillons in goldenen Rahmen verziert, auf denen aus rosigem Grunde Figuren und Attribute in zarten, leichten, pastellartig gehaltenem Tone hervortreten. Es giebt weder Galerien noch Balkone, und die Prosceniums-Logen werden ebenfalls durch zierlich vergoldete Pfeiler abgegränzt, die an orientalische Zeltstangen erinnern und dem ganzen Arrangement Grazie und Neuheit verleihen.

Der Styl des Saales ist nicht leicht zu definiren: man müßte denn dem Spanier das Wort plateresco entlehnen, das eigentlich Styl der Goldarbeiterkunst heißt und eine Architektur bedeutet, bei der eine regel- und zügellose Ausschmückung sich in tausend unnützen Launen in ungeordneter Fülle ergeht. Man sieht die verschiedensten Blumen, Arabesken und Verschlingungen, die an tausend hellen, vergoldeten Punkten den Glanz der Lichter widerstrahlen. Doch gefällt uns diese ausschweifende Verzierung im Theater besser, als eine tadellos korrekte Bauart, da ein wenig Extravaganz angenehmer als Pedanterie ist.

Die erste Logenreihe über dem Parquet führt den Namen bel étage, und ohne daß ein formeller Befehl dazu veranlaßt, wird diese bel étage der hohen Aristokratie und den Großwürdenträgern des Hofes reservirt. Keine Frau ohne Rang und Titel, sie sei noch so reich und angesehen, würde dort zu erscheinen wagen; ihre Gegenwart auf diesem privilegirten Platz würde alle Welt, mehr noch sie selbst in Staunen setzen. Eine Million reicht in Petersburg noch nicht hin, alle Unterschiede zu verwischen.

Die ersten Reihen des Orchesters werden ebenfalls für distinguirte Personen frei gelassen. In der Reihe, die dicht an die Plätze der Musikanten stößt, sieht man nur hohe Offiziere, erste Gesandtschaftssekretaire und andere ansehnliche und angesehene Leute, sowie Fremde von Berühmtheit und Titeln. Die folgenden Reihen sind noch sehr aristokratisch; die vierte nimmt schon Banquiers, Beamte, Künstler und Fremde auf; ein gewöhnlicher Kaufmann würde sich aber nicht über den fünften oder sechsten Rang hinauswagen. Es ist dies ein gewisses, stillschweigendes Uebereinkommen, das Niemand herausfordert, dem sich aber Jedermann fügt.

Die eigenthümliche Gewohnheit, in's Orchester zu gehen, überraschte uns anfangs ungemein bei Personen von so hoher Stellung. Die ersten Persönlichkeiten des Reiches ziehen diesen Orchesterplatz ihren Familienlogen im ersten Rang vor, und diese Gewohnheit verursacht wahrscheinlich die Zurückhaltung des großen Publikums von den vorderen Reihen. Auch darf diese Classification in Rußland nicht überraschen, wo der Tschin die Gesellschaft in vierzehn wohl unterschiedene Kategorien theilt, deren erste Klasse oft nur zwei oder drei Personen enthält.

Im großen Theater in Petersburg werden Oper und Ballet nicht an einem Abend gegeben; es sind zwei vollständig von einander getrennte Vorstellungen, deren jede einen Abend für sich beansprucht. Der Abonnementspreis ist für das Ballet billiger, als für die Oper. Da nun der Tanz einen ganzen Abend lang fesseln soll, so sind die Ballets weit mehr entwickelt, als bei uns; sie dauern vier bis fünf Akte hindurch und werden durch die mannigfachsten Tableaux und Wandlungen belebt. Auch werden manchmal zwei hinter einander aufgeführt.

Die europäischen Berühmtheiten der Gesangs- und Tanzkunst sind alle im großen Theater aufgetreten; jeder Stern hat seiner Zeit an diesem Polarhimmel geglänzt und keinen seiner Strahlen dadurch verloren. Russische Rubel und gute Aufnahme haben die chimärische Furcht vor Stimmverlust und Rheumatismus besiegt. Rubini, Tamburini, Lablache, Mario, die Grisi, Taglioni, Elsler, Carlotta sind nach einander bewundert und verstanden worden. Hohe Aufmunterung regt den Eifer der Künstler an und beweist ihnen, daß sie auf's Außerordentlichste geschätzt werden. Rubini ist selbst decorirt worden.

Dieses Jahr bildeten Tamberlick, Calzolari, Ranconi, die Damen Bosio, Lotti, Bernardi, Döttini den Kern einer bewundernswerthen Gesellschaft und Madame Ferraris, seit dem Zurücktritt von Carlotta Grisi, die vollendeste Tänzerin, führte ein eigens für sie von Perrot, dem Balletmeister ohne Gleichen, erfundenes Ballet auf. Wenn man in Petersburg durch ein Pas Beifall erringen will, so muß man große Mitte besitzen. Die Russen sind feine Kenner des Ballets, und das Feuer ihrer Lorgnetten ist furchtbar. Wer es aber siegreich bestanden hat, kann seiner Kunst gewiß sein. Das Petersburger Tanz-Konservatorium liefert ausgezeichnete Tänzer und ein corps de ballet, das in Ensemble, Präzision und Gewandtheit der Bewegungen nicht seines Gleichen hat. Es ist ein wahres Vergnügen, diese geraden Linien, diese zierlichen Gruppen zu betrachten, die sich nur auflösen, um sich im nächsten Augenblick zu noch

* Nach Théophile Gautier.

schöneren wieder zusammenzufinden, die unendliche Zahl der kleinen Füße zu bewundern, die im Takt einherschweben, ohne auch nur durch den geringsten Fehler die Harmonie des Ganzen zu stören. Keine Plaudereien, kein Kichern, kein Blick gegen das Proscenium oder das Orchester, stören die Illusion.

Aus der Welt der Pantomime ist das Wort verbannt, das Bild tritt nur aus seinem Rahmen heraus. Das corps de ballet ist mit Sorgfalt der Wahl aus Zöglingen des Conservatoriums zusammengestellt; viele darunter sind hübsch, alle aber jung, wohlgebildet und mit Ernst bei ihrem Stande, oder vielmehr ihrer Kunst, wenn Sie das lieber hören.

Die sehr prächtigen, zahlreichen, sorgsam gearbeiteten Decorationen sind von deutschen Künstlern gefertigt. Sie sind häufig gut erfunden, poetisch und durchdacht, manchmal aber mit Details überladen, die den Sinn zerstreuen und den Effekt schmälern. Die Färbung ist im Allgemeinen blaß und kalt; wenn man von Paris kommt, wo man es mit dem Zauber der Decoration so weit gebracht hat, merkt man es recht, daß die Deutschen keine Koloristen sind. Das Maschinenwesen des Theaters ist bewunderungswürdig, die Versenkungen, die Verwandlungen, die Flugmaschinen, die elektrischen Lichtspiele, kurz alle Gaukeleien, die eine schwierige Scenirung erfordert, werden mit sicherer Gewandtheit ausgeführt.

Wie schon oben gesagt, ist der Anblick des Hauses ein höchst glänzender; die Damentoiletten heben sich auf's Wundervollste von dem purpurnen Sammet-Hindergrund der Logen ab, und für den Fremden ist der Zwischenakt nicht minder interessant, als das Schauspiel selbst. Er kann ungehindert einige Augenblicke dem Vorhang den Rücken kehren und mit seinem Glase die mannigfaltigen, für ihn so neuen weiblichen Typen mustern; irgend ein gefälliger Nachbar, der die Aristokratie am Finger herzählen kann, nennt ihm mit Vergnügen die Namen und Titel der Prinzessinnen, Gräfinnen und Baroninnen, deren blonde und braune Köpfchen mit Blumen und Diamanten geschmückt sind.

Das französische oder Michaels-Theater liegt auf dem Platze gleichen Namens. Das Innere ist zwar bequem eingerichtet, aber ziemlich ärmlich ausgestattet und enthält auch im Orchester einige nur für Russen und Fremde von Rang bestimmte Reihen. Es ist sehr besucht, und das Ensemble der Truppe ein gutes. Die Damen Volnys, Naptal-Arnant, Theric, Mila, Berton, Deschamps, H. Varlet, Vernet, Leménil, Pechena Tetard spielen Lustspiele, Vaudevilles und Dramen mit außerordentlichem Talent. Die Schauspieler wetteifern für ihre immer Sonnabends oder Sonntags stattfindenden Benefizvorstellungen stets mit den neuesten Stücken, so daß solche in Petersburg fast zu gleicher Zeit wie in Paris aufgeführt werden. Der Franzose kann sich eines gewissen Stolzes nicht erwehren, wenn er 6—700 Meilen von Paris unter dem 60. Breitegrad seine Sprache so heimisch findet, daß ein exklusiv französisches Theater immer ganz gefüllt ist, obgleich die sogenannte Kolonie kaum die Hälfte des Saales einnimmt. Das Michaels-Theater ist soeben nach einem neuen, großartigeren Plan wieder erbaut worden; zur Eröffnung sprach Berton eine von H. Varlet verfaßte Rede mit viel Gefühl und Schwung.

Während unseres Aufenthaltes in der Zaren-Stadt, gab der berühmte, amerikanische Tragöde, der Neger Ira Aldridge, Gastvorstellungen im Cirkus-Theater. Er war der Lion von St. Petersburg, so daß man sich schon mehrere Tage vorher um Billets für seine Vorstellungen bemühen mußte. Er trat zuerst im Othello auf. Der Ursprung Ira Aldridge's ersparte ihm den sonst erforderlichen Lakritzen- oder Kaffeegrund-Anstrich. Die Hautfarbe des Originals ist die seinige, und daher machte es ihm auch keine Schwierigkeit, sich in den Charakter der Rolle hineinzudenken. Sein Erscheinen auf der Bühne war prächtig; er war der Othello, wie ihn Shakspeare geschaffen hat, mit den halbgeschlossenen, wie von der afrikanischen Sonne geblendeten Augen, der ungezwungenen, orientalischen Attitüde, die kein Europäer nachahmen kann.

Da sich keine englische Truppe in St. Petersburg befand, so spielte Ira Aldridge mit einer deutschen Gesellschaft; er recitirte den Shakspeare'schen Text, während die übrigen Mitwirkenden, Jago, Cassio, Desdemona in der Schlegel'schen Uebersetzung antworteten. Die beiden Sprachen, sächsischen Ursprungs, kontrastirten nicht gar zu auffallend, besonders für uns, die wir Beider nicht mächtig waren und uns nur an das Spiel der Physiognomie und Pantomimen und die plastische Seite der Rolle hielten. Für Den freilich, der beide Sprachen versteht, muß dies Gemisch höchst drollig gewesen sein. Wir hatten eine energische, zügellose, wilde, etwas barbarische Darstellung im Genre Kean's erwartet; der große Mohren-Tragöde zeigte aber, wohl um eben so civilisirt wie ein Weißer zu erscheinen, ein sehr durchdachtes, klassisches, majestätisches Spiel, das sehr an Macready erinnert. In der Schlußscene überschreiten seine Wuthausbrüche keineswegs die Gränzen, er erdrosselt Desdemona mit Anstand und brüllt ganz erträglich. Mit einem Wort, er scheint uns, insofern man einen Schauspieler unter solchen Bedingungen beurtheilen kann, mehr Talent als Genie, mehr Ueberlegtheit als Inspiration zu besitzen. Jedoch müssen wir hinzufügen, daß er ungeheuern Eindruck machte und stürmischen Beifall einerndete.

Ein unbändigerer, wilderer Othello würde am Ende weniger gefallen haben; überdies lebt ja auch Othello seit so langer Zeit unter Christen, daß der Löwe von San Marco den Löwen der Wüste schon gezähmt haben mußte. Man sollte meinen, das Repertoire eines Mohrenschauspielers müsse sich auf farbige Stücke beschränken; bedenkt man aber, daß ein Weißer sich mit Ruß barbirt, um eine dunkle Rolle zu übernehmen, so muß man es auch billigen, wenn ein schwarzer Schauspieler sich, um eine helle Rolle zu spielen, mit Bleiweiß bepudert. Dies geschah in vorliegendem Falle. Ira Aldridge spielte in der folgenden Woche den König Lear in einer Weise, die jede Illusion begünstigte. Eine künstliche, verlängerte, fleischfarbene Stirn, auf die einige silberne Locken herabfielen, bedeckte sein wolliges Haar und ging wie ein Helm bis an die Augenbrauen; ein wächsener Aufsatz versteckte seine dicke, stumpfe Nase, dichte Schminke bedeckte seine schwarzen Wangen und ein großer, weißer Bart der den Rest des Gesichts verhüllte, ging ihm bis auf die Brust herab. Die Verwandlung war eine vollständig gelungene. Cordelia hatte keine Ahnung davon, daß ihr Vater ein Neger sei.

Eine leicht begreifliche Koquetterie veranlaßte Ira Aldridge, seine Hände ungefärbt zu lassen; braun wie Affentatzen kamen sie aus den Aermeln seiner Tunika hervor. Wir fanden seine Darstellung des alten, von seinen bösen Töchtern verfolgten Königs besser, als die des Mohren von Venedig; in jener spielte er, in dieser gab er sich selbst. Vortrefflich waren seine Zornes- und Entrüstungsgeberden, dabei die sichtliche Altersschwäche, das beständige Zittern und eine unbewußte Wiederholung der Wörter, die einem fast hundertjährigen Greise, der unter der Last unerträglichen Unglücks von Blödsinn zur Tollheit übergeht, natürlich ist. Für seine Selbstbeherrschung spricht das erstaunliche Faktum, daß der robuste, in der Kraft der Jahre stehende Ira Aldridge sich während des ganzen Abends nicht Eine jugendliche Bewegung entfahren ließ. Die Stimme, der Gang, die Gesten waren alle greisenhaft.

Der Erfolg des schwarzen Tragöden stachelte den großen, russischen Schauspieler Samoilov zum Wetteifer auf. Er spielte im Alexandra-Theater ebenfalls Othello und König Lear mit wahrhaft Shakspear'scher Kraft und Begeisterung. Samoilov ist ein genialer Schauspieler in Frédérick's Styl, phantastisch, ungleichmäßig, oft erhaben, voll von Geistesblitzen und Inspirationen. Er ist zu gleicher Zeit furchtbar und burlesk, er spielt den Helden eben so bewunderungswürdig, wie den Trunkenbold. Außerdem ist er ein Weltmann mit ausgezeichneten Manieren. Vom Scheitel bis zur Zehe Künstler, schreibt er sich selbst sein Kostüm vor und zeichnet die geistreichsten Karrikaturen. Seine Vorstellungen waren besucht, doch nicht so wie die des Ira Aldridge. Samoilov konnte sich doch wahrhaftig nicht zum Neger machen.

Mannigfaltiges.

— Alexander v. Humboldt und Varnhagen. Daß die beiden freisinnigen Männer im Leben sehr befreundet waren, ist bekannt; ebenso daß sie in fleißigstem Briefwechsel mit einander standen. Dieser Briefwechsel, einen Zeitraum von mehr als dreißig Jahren umfassend, ist jetzt im Druck erschienen, und wir unterlassen nicht, unsere Leser darauf, als auf ein überaus merkwürdiges Buch, aufmerksam zu machen.* Zwar war nach dem Tode Humboldt's in seinem Namen der Wunsch ausgesprochen worden, vorläufig nichts von seinen unzähligen, in alle Welt ausgegangenen Briefen zu veröffentlichen; auf den Briefwechsel mit Varnhagen konnte dieser Wunsch jedoch nicht anwendbar sein, da er selbst bereits im Jahre 1841 mit Bezug auf diese Briefe an den Freund geschrieben hatte: „Ueber solch' Eigenthum mögen Sie nach meinem baldigen Hinscheiden walten und schalten." Varnhagen, der früher als Humboldt vom Schauplatze dieser Welt abgerufen ward, hat seiner Nichte, Lud-

* Briefe von Alexander von Humboldt und Varnhagen von Ense, aus den Jahren 1827 bis 1858. Nebst Auszügen aus Varnhagens Tageblättern und Briefen desselben, sowie Anderer, an Humboldt. Leipzig, Brockhaus 4?? S. Preis 3 Thaler.) 1860.

milla Assing, den Auftrag ertheilt, „diese merkwürdigen Zeugnisse des Lebens, der Thätigkeit und des Denkens des großen Mannes herauszugeben," und diese sagt in dem Vorworte des Buches: „Bei der Erfüllung einer solchen Pflicht, war es eine Aufgabe der Pietät, jedes Wort getreu so stehen zu lassen, wie es aufgezeichnet war; ja es hätte geheißen, den Schatten Humboldt's beleidigen, wäre ich so anmaßend gewesen, an seinen Aussprüchen Aenderungen vorzunehmen." Mit den Briefen Humboldt's erhalten wir übrigens hier auch sehr viele Briefe hochgestellter und anderer bekannter Personen an Humboldt, die Letzterer augenscheinlich dem Freunde überlassen, damit dieser sie nach dem Tode des Neunzigjährigen veröffentliche.

— Wissenschaft und Kunst in Florenz. Ein in der Stadt der Medizäer jetzt sich aufhaltender Deutscher schreibt von dort: „Man kann überzeugt sein, daß, wenn sie frei bleibt, in dieser Stadt, die schon jetzt im Verhältniß zu ihrer Größe eine erstaunliche Masse von Bildung und Wissen in sich vereinigt, sich ein großes, wissenschaftliches und literarisches, vielleicht auch künstlerisches Leben entfalten werde. Die Elemente, der gute Wille und die Geister sind schon vorhanden; die gegenwärtige Regierung hat das Ihrige gethan, um die Mittel herbeizuschaffen. Ihr Streben geht dahin, Florenz zur Metropole des italiänischen Geistes zu machen, wenn es durch die Annexion an Piemont aufhört, Hauptstadt eines Landes zu sein, und eben so den Verlust, den es erleiden könnte, zu ersetzen. Zu diesem Zwecke wurde die Akademie der schönen Künste auf neuer, französischer Grundlage neubegründet und wurde die neue Hochschule gestiftet. Diese soll eine Art von Collége de France werden und denjenigen, die etwas mehr als Brodstudien machen wollen, die Gelegenheit zu höherer Ausbildung bieten, nur mit dem Unterschiede, daß hier die berühmten Professoren selbst lesen und sich nicht, wie die Berühmtheiten des Collége de France, durch Doubluren ersetzen lassen werden, um nur die Gehalte einzustecken und aus ihren Stellen Sinecuren zu machen, wie das z. B. selbst der puritanische, unbestechliche Guizot getrieben. Männer wie Vannucci, Michele Amari u. A. sehen diese Dinge anders an, und gebildete Regierungsmänner, wie Ricasoli, Salvagnoli, Ridolfi, wenn sie Bildungs-Anstalten gründen, wollen auch, daß diese in der That die Bildung befördern und nicht da seien, um Cumulirungen von Gehalten zu begünstigen. Man ist hier wirklich noch so naiv, solche Institute wegen ihres ursprünglichen Zweckes zu lieben. Cosa volete! Wir hatten noch nicht Zeit, uns der Pariser und Halle'schen Prinzipien des Jahrhunderts der Umkehr zu bemächtigen; aufrichtig streben wir nach Bildung, Wissen, Aufklärung, und halten diese für der Menschheit und dem Staate nützliche Kräfte, im Gegensatz zu vielen unserer Kollegen in den Regierungen des Auslandes, auf die Gefahr hin, in unserer Jugend für veraltet gehalten zu werden."

— Zur Geschichte des Hauses Savoyen. Obwohl die Savoyarden ein französisches Patois sprechen und die meisten Namen ihrer Ortschaften sowohl, als ihrer Familien, französischen Klang haben,* ist doch ihre Geschichte, wie ihr Nationalleben, mit Ausnahme der kurzen Unterbrechung durch die erste Napoleonische Herrschaft, stets mit Italien und niemals mit Frankreich in Zusammenhang gewesen. Die Grafen von Savoyen, deren Nachkommen die heutigen Könige von Sardinien sind, waren ursprünglich deutsche Reichsvasallen. Das savoyische Haus leitet seinen Ursprung aus altem, sächsischen Adel her. Es hat nicht an Versuchen gefehlt, es zur unmittelbaren Descendenz des Gegners Karl's des Großen, Wittekind's, zu machen; doch gehört diese Genealogie in dasselbe Fabelgebiet, welches die gleichzeitigen Aleramischen Markgrafen von Montferrat, die Rivalen der Savoyer, zu Nachkommen des Kaisers Otto I. stempelte. Der älteste namhafte und historisch feststehende Stammvater der Grafen und nachmaligen Herzoge von Savoyen ist ein gewisser Berthold, Graf von Maurienne, ein Sachsenfürst, der zu Anfang des elften Jahrhunderts lebte und vom Könige von Burgund, Heinrich II., zu seinem Reichsvikar ernannt wurde. Durch Heiraten und Lehnsverbindungen haben sich die Grafen von Maurienne nach und nach ganz Savoyen erworben. Im Jahre 1284 brachte Graf Thomas I., den der Kaiser zum Generalvikar der Lombardei ernannt hatte, die Stadt Chambery durch Kauf an sich. Philipp I. von Savoyen (1268) nahm sich der Berner (Schweizer) an, die Kaiser Rudolph v. Habsburg unterwerfen wollte, und von dieser Zeit ab waren die Savoyer mit den Habsburgern entzweit. Das Haus Savoyen, welches inzwischen das rebellische Turin sich unterworfen hatte, theilte sich gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts in die beiden Linien Piemont und Savoyen, doch erlosch die erstere wieder im Jahre 1418, und bald nach Wiedervereinigung derselben wurde Savoyen vom Kaiser Sigismund zum Herzogthum erhoben. Die Fürsten dieses Hauses waren bei allen Kämpfen Italiens im Mittelalter betheiligt. Namentlich führten sie auch mit den Anjou's Krieg, als sich diese der Krone von Neapel bemächtigt hatten, und wenn die heutigen Turiner Kommentatoren des Dante (wie wir in Nr. 6 des „Magazin" berichteten) die Vorfahren Victor Emanuel's unter den Ghibellinen erblicken, denen der Dichter der „Göttlichen Komödie" die Herrschaft über Italien, im Gegensatze zum päpstlichen Regimente vindizirte, so liegt dem allerdings ein Körnlein historischer Wahrheit zum Grunde.

Wir können übrigens nur wiederholen, was bereits vor einigen Monaten in diesen Blättern stand, daß die Savoyarden, die eine große Anhänglichkeit für ihr altes, angestammtes Fürstenhaus besitzen, wenn sie sich von diesem aufgegeben und verlassen sehen, entschlossen sind, den benachbarten Schweizern sich anzuschließen, deren freie Institutionen sie lieben und mit deren Land das ihrige so vieles gemein hat. Es fehlt allerdings nicht an französischen Emissairen, die namentlich durch die savoyische Presse (Courrier des Alpes) auf die Gemüther zu wirken suchen. Aber auch von Genf aus läßt es namentlich der Staatsrath James Fazy an Thätigkeit nicht fehlen, um den Einfluß dieser Napoleonischen Emissaire zu paralysiren.

* Der Name Savoyen selbst stammt von Sabaudia, einem Gebiete der Allobroger, ab und kömmt zuerst im vierten Jahrhundert vor. D. R.

— James Fazy. Die zweite Lieferung des höchst verdienstlichen Werks des Dr. J. B. G. Galiffe: Notices généalogiques sur les familles Génevoises, die vor Kurzem in Genf erschienen ist, enthält einen interessanten Aufsatz über die Familie James Fazy's, des Mannes, der seit Calvin den entschiedensten Einfluß auf die Geschicke der Genfer Republik ausgeübt hat. Nach den Aufklärungen, die dort gegeben werden, stammt die Genfer Linie aus dem Dauphiné; eine alte Ueberlieferung leitet jedoch den Ursprung der Familie von Bonifazio von Pisa (Fazi oder Fazy eine Abkürzung von Bonifazio) ab. David Fazy verließ nach der Aufhebung des Edictes von Nantes sein Vaterland; sein Sohn Antoine wanderte zuerst in Genf ein und legte daselbst eine große Kattunfabrik an, die gegen 700 Arbeiter beschäftigte. Von diesem Antoine stammt James Fazy, der gegenwärtige Genfer Staatsrath (geb. den 12. Mai 1794) in gerader Linie ab, und danach wäre also die gewöhnliche Angabe, daß James Fazy ein französischer Flüchtling sei, irrig.

— Freie, wissenschaftliche Regungen in Rußland. Aus Moskau wird geschrieben, daß ein dortiger junger Gelehrter, Herr Leschkov, einen der großen Demidov'schen Preise davon getragen, den ihm die Akademie der Wissenschaften von St. Petersburg für seine Forschungen über das russische Kommunalleben und über die geschichtliche Bedeutung des Gemeindewesens in Rußland zuerkannt hat. Herr Leschkov hat den authentischen, quellenmäßigen Nachweis geliefert, daß die Gemeinde-Ordnung in Rußland die Grundlage nicht blos des Staatslebens, sondern sogar der gesellschaftlichen Ordnung bildet. Der Russkji Wjestnik, dessen gründliche Besprechung der russischen Finanznoth wir kürzlich erwähnten, brachte in seinem vorletzten Heft auch aus der Feder des Prof. Lubimov einen interessanten Artikel über Universitäts-Examina, worin sich eine genaue Kenntniß der Organisation des höheren Unterrichts im Auslande, namentlich in Deutschland, Frankreich und England zu erkennen giebt. Die Redaction des Wjesstnik fügt diesem Artikel folgende Bemerkung hinzu: „Es handelt sich um eine neue Organisation der Universitätsstudien in Rußland, durch welche zugleich den Professoren und den Studirenden eine größere Unabhängigkeit verliehen werden würde. Wir glauben, daß, wenn diese Organisation, die übrigens größtentheils den Einrichtungen der deutschen Universitäten entlehnt ist, bei uns eingeführt würde, sie den wissenschaftlichen Studien in Rußland einen mächtigen Impuls verleihen werde." J. C.

Im Verlage von **Veit & Comp.** in Leipzig. Leipzig, Druck von **Giesecke & Devrient.**

Redigirt unter Verantwortlichkeit von **Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn** in Leipzig.

Bestellungen
übernimmt jedes Postamt des deutsch-österreichischen Postvereines, sowie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallstraße Nr. 21) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazin's“ nicht direct correspondiren, wollen ihre Sendungen, Drucksachen entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commissionair, Herrn D. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

Herausgegeben von **Joseph Lehmann.**

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

№ 11. **Mittwoch, den 14. März 1860.** **29. Jahrgang.**

Inhalt:

Deutschland und das Ausland.

Redende Bilder; ein Traum.

Ein deutscher Maler, der nicht blos Maler, sondern, wie es jeder echte Künstler sein sollte, auch Dichter ist, befand sich eines Tages allein in einer deutschen Gemälde-Galerie, d. h. in einer Bilder-Sammlung Deutschlands, in welcher die Schüler aller Länder, Italiens und der Niederlande, Spaniens, Frankreichs und sogar Englands, am Allerwenigsten jedoch deutsche Meister, vertreten sind. Er hatte sich, von dem vielen Anschauen, von den mannigfachen, wechselnden Eindrücken ermüdet, eben in einem Lehnsessel niedergelassen, um ein gegenüber hängendes, frommes, italiänisches Bild, neben welchem ein Amor hing, der seinen Pfeil abschoß, während auf der andern Seite ein vlaemischer Bauer von Teniers sich die Tabakspfeife stopfte, recht gemüthlich zu betrachten — als diese und noch viele andere, vor und hinter ihm hängende Bilder in dem Kopfe des deutschen Malers sich zu bewegen anfingen und ein deutsches Wort über die Kunst, sowie über die Unnatur der Gesellschaft, in der sie sich hier befinden, mit einander sprachen. Diese Gespräche nun hat der dichterische Maler belauscht, niedergeschrieben und zur Unterhaltung der Lesewelt nicht blos drucken lassen, sondern auch mit zahlreichen, von ihm gezeichneten Illustrationen ausgestattet, durch welche wir die Gemälde jener Galerie, das Publikum, das sie zu besuchen pflegt und den Maler selbst, der Alles mit deutschem Humor in Wort und Bild aufgefaßt, kennen lernen.*

Als bezeichnendes Emblem für die ganze Sammlung, hängt über der Eingangsthür der babylonische Thurmbau, der bekanntlich bis in den Himmel hinein reichen sollte, dessen Baumeister aber vor lauter Theorien über den Fortschritt der Kunst, über die Umkehr der Wissenschaft und über den Stillstand des Glaubens zuletzt auf dem eigenen Grund und Boden nicht mehr sich zurecht fanden und hier begraben und vergessen sind, während ihre Gesellen und Jünger in alle Welt zerstreut wurden.

* Redende Bilder. Ein Traum. 48 S. in 4. Leipzig, Veit & Co., 1860.

Und von aller Welt her kommen nun die spottlustigen Gesellen und machen sich lustig über den deutschen Thurmbau von Babel. Da ist der vlaemische Bauer von Teniers; der die lernäische, schwarzgelbe Schlange zerdrückende Herkules von Caracci; der kalabresische Räuber von Salvator Rosa; der spekulirende Engländer von Sir Josuah Reynolds; Don Ruy Gomez von Mirevelt, als moderner Scipio Africanus, und vor Allen die nach französischer Mode gekleidete Muse der Geschichte von Mignard, die sämmtlich sehr weise über Kunst und Natur, über Sein und Nichtsein, über Schein und Wesen, über Deutsch und Undeutsch raisonniren, so daß der arme Deutsche zuletzt verzweiflungsvoll dasitzt, mit der freien Nachtmütze auf dem Haupt, mit den revolutionären Schlafrock und Pantoffeln angethan, mit der langen, kaltgewordenen Pfeife in der Linken, während die Rechte, aufliegend auf dicken, gelehrten Folianten, den Kopf unterstützt, der ganz irre geworden über den Lärm, welchen die fremden Nationen anstimmen, die alle zusammen Ein goldenes Kalb anbeten.

Es ist dieses Bild des armen Deutschen unter den Fremden, das sich auf S. 35 des Buches befindet, ein kleines Meisterstück politischer Ironie. Wir vermuthen, daß der Verfasser und Zeichner keiner der jungen Männer, die ihr schönes Talent an den nicht unwitzigen, aber karrikirten Eintagsbildern der Journale von Berlin, München und Düsseldorf verschwenden, sondern ein alter, gewiegter Meister ist, der seine Betrachtungen aus der Tiefe eines vielbewegten Geistes schöpft, und der seine Bilder nach den Erfahrungen eines langen, beobachtungsreichen Lebens zeichnet.

Hören wir, wie der Maler, dessen übrige Gestalten alle, ihrer Natur nach, in mehr oder weniger derber Prosa sich ausdrücken, einen ernst und trefflich auch in der Zeichnung gehaltenen „Johannes in der Wüste,“ der ebenfalls in diese Galerie verschlagen wurde, über das Schicksal der Kunst in gebundener Rede sich aussprechen läßt:

„Rings umstarrt von schroffen Felsenmassen,
Weil' ich einsam an des Waldes Quelle,
Heute sinnend in die weite Ferne,
Dort, wo Galiläa's Berge dunkeln.
Agnus Dei! ruf' ich in die Wüste,
Agnus Dei! tönt das Echo wieder.
Und damit die Mahnung nie verstumme,
Wenn es scheint, daß ich ermüdet schweige,
Ist mit diesem Wort mein Stab umwunden.
Hört denn Niemand hier auf meine Stimme?
Ist von all' den Hunderten, die täglich,
Um der eiteln Augenlust zu fröhnen
Dieses weiten Saales Raum durchwandern
Auch nicht Einer, welcher meinem Rufe,
Meinem Fingerzeig sehnsüchtig folge
Und, still betend, sich den Spruch ergänze?
Nicht so war's, als an geweihter Stätte
Ich die dämmernde Kapelle zierte,
Wo bei feierlichem Gottesdienste
Sich die Menge zum Altare drängte,
Oder auch in abendlicher Stille
Fromme Pilger oft betrachtend weilten
Sel'ge Zeit, wo bist du hingeschwunden?
Nur der Andacht galten da die Blicke,
Folgten ehrfurchtsvoll dem Fingerzeige,
Anzubeten dort, wohin ich deute.
Und die Kunst war nur der Andacht Träger.
Doch durch ungeweihte Räuberhände,
Beutegier'ge, schnödem Mammon dienend,
Ward ich meinem Heimatland entrissen,
Umgetauft, der Galerie verschachert;

Seh' mich auf den Kunstaltar erhoben,
Wo die Götzendiener Weihrauch streuen,
Die mit dünkelvollen Kennermienen
Kolorit und Zeichnung strenge prüfen,
Und wohl mit dem gleichen Enthusiasmus,
Den ein Christusbild in ihnen weckte,
Auch ein heidnisch Bachanal bewundern,
Wenn es nur, dem Kunstgeschmack entsprechend,
Ueppig lockend ihren Sinnen schmeichelt!"

Dem Inhalt und seinen Illustrationen entsprechend, ist die Ausstattung dieses poetisch-humoristischen Traumbilderbuches, das zu einem sinnigen Geschenke sehr geeignet ist und in jeder gewählten Bibliothek eine Stelle zu finden verdient. J. L.

Bemerkungen über die Uebersetzungskunst.

Die freundlichen Zeilen, in denen Sie, geehrter Herr Redacteur, in Ihrem Blatt meinen „Dichtungen von Puschkin und Lermontov"* Erwähnung gethan, veranlassen mich zu einigen Bemerkungen über die Uebersetzungskunst, denen Sie im Interesse der Sache vielleicht einen Platz in Ihrem Journal einräumen.

Die Hauptbedingung einer guten Uebersetzung ist und bleibt die Treue; das ist die größtmögliche Annäherung an alle Eigenthümlichkeiten des fremden Dichterwerks.

Da bei einem Kunstwerk die Form nicht gleichgültig, vielmehr, je echter jenes, desto untrennbarer von dem Inhalt, von dem Gedanken, von der Seele ist, die sich in derselben ihren genau entsprechenden Leib selbstherrlich gebildet, so muß der Uebersetzer die Form seines Originals als ein Heiligthum respektiren. Er wird sich also nur schwer und nur in dem Fall entschließen dürfen, die Form zu modifiziren, oder zu erweitern — dürfen, sag' ich, und müssen — wenn der Genius der beiden Sprachen, mit denen er es zu thun hat, wirklich so verschieden ist, daß ein genaues Beobachten der Form den Inhalt und den Gedanken beeinträchtigen, damit aber die so gerettete Form selbst nur eine hölzerne, unorganische, kurzum sein Werk eine Stümperarbeit sein würde.

Es mag — denn es wird viel auf Bestellung gearbeitet! — viele solche Stümperarbeiten geben, aber sie gehören nicht in die Literatur, und wer sie lesen muß, ist nicht zu beneiden.

Wenn aber ein berufener Uebersetzer, d. h. ein Mann von dichterischer Begabung, der sich con amore viele Jahre in die Werke eines fremden Genius vertieft hat, ehe er auch nur daran denkt, diese übersetzen zu wollen, wenn ein solcher einmal den Beweis geliefert hat, daß der Genius der beiden in Betracht kommenden Sprachen verwandt ist; wenn in einer der Literatur bereits einverleibten Uebersetzung ein poetisches Meisterwerk vorliegt, worin mit Sicherheit und Gewandtheit der Grundton des Originals festgehalten und die Form in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit wiedergegeben ist, so daß eben durch sie der Inhalt wieder, wie im Original, zu seinem vollen Ausdruck gelangt, dann steht es einem später auftretenden Uebersetzer keineswegs mehr frei, die Form zu modifiziren, oder zu erweitern. Solche Modification oder Erweiterung ist dann, in meinem Augen wenigstens, nur ein Beweis eines Mangels an Formsinn, ein Beweis, daß die innige Zusammengehörigkeit des Inhalts und der Form im Original nicht lebhaft und stark genug empfunden worden, um, die Fähigkeit vorausgesetzt, das Schwierige leicht zu reproduziren. Die Versicherung des Uebersetzers: er erblicke in seinen Modifizirungen oder Erweiterungen der Form des Originals „eine größere Treue gegen dasselbe," würde, wenn er sich nicht selber täuschte, einfach lauten: „Ich find' es so viel bequemer!" — Worin man ihm denn — experientia docet — unbedingt beistimmen müßte. Wer nach Voß die griechischen Epiker in einem anderen Versmaaß als dem Hexameter in's Deutsche übertragen wollte, wäre durch Hin- und Herreflektiren an seinem gesunden Kunstinstinkt irre geworden und wie man sagt — auf dem Holzwege. Es kann sich hier nur darum handeln, den Hexameter noch griechisch-anmuthiger zu gestalten, als es dem großen Meister Voß möglich war. Wer die Chöre der griechischen Tragiker in modernen Reimversen übersetzt, nachdem die deutsche Literatur ausgezeichnete Uebersetzungen in den antiken Maßen besitzt, der wird sich durchaus nicht auf Schiller zur Rechtfertigung seines vielleicht recht gelungenen modernen Reimwerks berufen können; denn wenn die Kenntniß des klassischen Alterthums zu des jugendlichen Schiller's Zeiten auf der Stufe gestanden hätte, wie heute, wenn Schiller so meisterhafte Uebertragungen der griechischen Tragiker hätte lesen können, wie wir jetzt, so würde auch Er sicher anders übersetzt haben. Wendet man ein, aber die Chöre, antik übertragen, bleiben den modernen Lesern allzu fremd! — so ist zu antworten: nicht allen! und für diejenigen, die sich in solche Uebertragung nicht hineinfinden können, wären sie nicht viel weniger unverständlich gewesen, wenn sie dieselben als Griechen in Athen hätten griechisch vortragen hören. Oder meint man, daß die gewaltigen Chöre des Aeschylos für alle — Böotier gedichtet waren?

Was nun die russische Sprache anlangt, so hat vor länger als zwanzig Jahren Varnhagen von Ense in einer vortrefflichen Charakteristik derselben bereits bemerkt: „Ihre prosodischen und metrischen Anlagen haben in Grund und Richtung viel mit unserer deutschen gemein, und während sie die klangvollsten Reime reichlich darbietet, fügt sie sich zugleich der sorgfältigsten Sylbenmessung." Diese vollkommen richtige Bemerkung genügt allein, um dem deutschen Uebersetzer es zum Gesetz zu machen, die Form einer russischen Dichtung streng und treu wiederzugeben, sich jeder Modifizirung, jeder Erweiterung, als von dem Genius der Sprache, der seinem Bruder mit der Freude des Wiederkennens gerade in's Auge blicken will, zurückgewiesen, zu enthalten. War eine Abweichung von diesem Gesetz, ein Esnichtsogenaunehmen früher noch vielleicht zu entschuldigen, so fiel von dem Moment an, wo Bodenstedt Puschkin's „Eugen Onägin," das Meisterwerk seiner Uebersetzungskunst, worin er die Form auf's Glücklichste und Strengste wiedergegeben, geliefert hatte, jede Entschuldigung für Willkürlichkeiten in der Form für den späteren Uebersetzer weg und blieb für ihn, wenn er nicht auf dieser durch „Onägin" eröffneten Bahn weiter schritt, nur der gerechte Vorwurf des Sichsbequemmachens übrig. Wenn der Genius der der russischen so nahe stehenden polnischen Sprache, für welche aber Varnhagen's Ausspruch keine Geltung hat, sehr bedeutende Modifizirungen der Form gebietet, so kann man — „Onägin" beweist es — aus dem Russischen in's Deutsche höchst poetisch und geistvoll und mit der größten Formenstrenge übersetzen; und daher muß man es seitdem entweder eben so, oder noch leichter, noch graziöser machen, oder es überhaupt bleiben lassen.

Theodor Opitz.

* M. f. d. L. d. A. No. 149—151. 1859.

Aegypten.

Deutsche Briefe aus Aegypten.

Derwische und muhamedanische Feste.

Suez und das Rothe Meer.

Unter den verschiedenen Sekten, die, wie in jeder Religion, sich auch im Islam gebildet haben, sind wohl die Derwische die bekanntesten. Sie sind die Mönche und zugleich auch die Freimaurer des Muhamedanismus, und stehen im Geruche großer Heiligkeit. Ihre Andachtsübungen aber, wie man diese gewöhnlich nennt, ihre Tänze, sind so eigenthümlicher Natur, daß ich die erste Gelegenheit ergriff, dieselben zu sehen. In Alt-Kairo ist ein seit sehr langer Zeit bestehendes Derwisch-Kloster, von Mehemed Ali auf's Neue eingerichtet. Der Besuch von Fremden ist, wenn auch nicht gern, doch gestattet, und wir begaben uns dahin am Donnerstag Abend, wo der türkische Sonntag und mithin auch die Feierlichkeiten beginnen. In einem geräumigen Dome, in welchem unter Anderen, als besondere Reliquie, der Pantoffel des Gründers dieses Klosters aufgehängt war, saßen in einem Kreise auf Fellen etwa dreißig alte Männer mit langen Haaren, die unter fortwährendem Neigen des Kopfes mit tiefer Baßstimme eine Art Recitative sangen. Plötzlich begann eine Flöte zu spielen, nach kurzer Zeit stimmte ein Tambourin ein; sämmtliche Derwische erhoben sich, faßten sich bei den Händen, so daß sie einen geschlossenen Kreis bildeten, und es begann ein Schauspiel, von dessen Nochvorhandensein in einem, wenn auch nur theilweise civilisirten Staate ich nie eine Idee hatte. Der ganze Kreis begann sich fortwährend bis tief auf die Erde zu beugen, dabei ohne Aufhören diese einförmigen Baßtöne singend. Der in der Mitte sich befindende, älteste Derwisch, feuert fortwährend an, sich tiefer zu beugen; er springt herum, den Körper verdrehend und jedem Einzelnen seiner Kollegen tiefe Verbeugungen machend. Je schwächer die Tänzer, desto lauter wird die Musik, ein lärmendes Instrument nach dem andern stimmt ein, der Gesang wird zu einem bloßen Aechzen, aber immer schneller und schneller spielt die Musik, immer schneller werden die Bewegungen. Fast eine Stunde dauerte dieses Schauspiel, wenigstens zehn der Mitwirkenden waren bereits mit Schaum vor dem Munde zu-

sammengestürzt; man trug sie hinweg, als ein Instrument nach dem andern wieder aufhörte, zuletzt blieb die Flöte allein, auch sie verstummte; der größere Theil der Derwische stand still, nur einige Hartnäckige setzten ihre Leibesübungen noch einige Zeit fort; auch sie endigten und das Schauspiel war aus. Es ist merkwürdig, daß, so fürchterlich auch die ganze Sache ist, sie doch auf den Zuschauer einen gewissen Reiz ausübt, die Bewegungen mitzumachen. Mehrere meiner Freunde gestanden mir, daß sie einen Hang gehabt hätten, in den Kreis einzutreten; auch ich selbst empfand ein derartiges Gefühl. Wir hatten den Tag darauf in dem Hause eines reichen Arabers Gelegenheit, noch einmal den Tanz der Derwische zu sehen, und beschränkte sich dieser fast auf dasselbe, nur daß die Verbeugungen nicht wie dort nur nach der Mitte des Kreises zu, sondern auch abwechselnd seitwärts gemacht wurden. Ein gräßlicher Gebrauch, der jedoch hier noch jedes Jahr in Anwendung kommt, ist das Ueberreiten. Sobald nämlich die Pilger von Mekka kommen, werden die armen Araber auf den Straßen zusammengetrieben und genöthigt, sich platt auf den Bauch zu legen. Ueber diese Unglücklichen reiten nun die mit von der Wallfahrt kommenden Derwische hinweg; die durch diesen barbarischen Gebrauch zu Krüppeln gemachten bringt man in die Klöster, und für ihre Schmerzen und den Verlust ihrer gesunden Glieder haben sie die Genugthuung, als Heilige verehrt zu werden.

Wie ich schon von Alexandria aus erwähnte, ist der Ramadan ein Fest, das am Tage strenges Fasten bedingt, dagegen die Nacht dem Vergnügen frei giebt. In den vierzig Tagen der Dauer dieses Festes wird daher von speculativen Köpfen alles aufgeboten, was irgend den Arabern Vergnügen und den Unternehmern Vortheil bringen könnte. Besonders gilt dies für den in diese Periode fallenden ersten Tag des heißen Chamsinwindes, der von den Arabern auf's festlichste begangen wird. Obgleich der Chamsin durchaus nichts vom Zephyr an sich hat, wird dieser erste Tag doch „der Geruch des Zephyrs" genannt, und wahrscheinlich ist es auch nur, um diesen Geruch hervorzubringen oder zu vermehren, daß dann alle Araber Zwiebeln essen. Gewiß ist, daß an diesem Tage die ganze arabische Bevölkerung nach Zwiebeln stinkt und daß der ohnedies bedeutende Consum ein mindestens doppelter oder dreifacher ist.

Kaum zeigte sich die Sonne am Morgen des eben erwähnten Festtages, als auch der Lärm auf den Straßen begann. Die nach den Straßen zu gehenden Fenster waren dicht besetzt mit festlich geputzten, aber leider dicht verschleierten arabischen Damen, von allen Seiten strömte das Volk nach dem in der Mitte der Stadt gelegenen Garten, um daselbst im Schatten der Bäume den Tag des Vergnügens zu verbringen. Ueberall hört man das Tambourin die Leute anlocken, um irgend eine Sehenswürdigkeit anzustaunen. Taschenspieler, Tänzer, Gaukler, Sänger, gelehrte Affen, Ziegen, die auf einem Stück Holz mit einer Fläche nicht größer als Thaler stehen, Schaukeln ꝛc., alles ist zu finden und alles findet sein Publikum. Die schlimmste Schaustellung aber ist die sogenannte Fantasia, die trotz ihrer entwürdigenden Gemeinheit doch stets einen ungeheuren Haufen von Leuten, und unter ihnen Weiber und Kinder, zusammenströmen läßt. Ich kann hier nicht näher auf die Sache eingehen, kann mich aber nur wundern, daß eine Regierung, die sich europäische Verhältnisse fast in Allem zum Vorbilde genommen hat, nicht mit Macht gegen derartige, den Menschen entwürdigende Zoten einschreitet.

Die traurigste Fahrt, die ich bis jetzt noch gemacht habe, ist diejenige von Kairo nach Suez. Die Bahn geht fortwährend durch die öde, todte Wüste, und wäre es nicht um der paar elenden Stationshütten auf dem Wege, oder etwa ein paar Arbeiter, die den Damm ausbessern, so würde man auf der ganzen Fahrt, die circa fünf Stunden dauert, keinen Menschen zu sehen bekommen. Uebrigens wird man bei der Ankunft in Suez durchaus nicht entschädigt, denn ein Haufen elender Hütten, vermischt mit einigen wenigen halb europäischen Häusern, ist Alles, was den in den letzten Jahren so oft besprochenen Namen Suez führt. Ein einziger Gasthof trägt den Stempel des Erträglichen, und hat noch etwas an sich, was an Civilisation erinnert, und doch hat diese Stadt alle Elemente eines schnellen Aufblühens in sich. Sollte, wie es jetzt den Anschein hat, der Kanalbau sich verwirklichen, so dürfte Suez bald zu den bedeutendsten Städten gehören. Aber auch jetzt schon ist es von Wichtigkeit, da es eine Hauptstation für die Overland Route nach Indien und Australien ist und Tausende von Reisenden passiren durch dieselbe. Als ich das erste Mal vor ungefähr acht Monaten Suez passirte, fanden sich daselbst fast keine europäischen Professionisten; heute giebt es dort zwei Bäcker, einen Fleischer, zwei Schuhmacher, einen Friseur, aber noch keinen Schneider. Sogar Promenadenkonzerte mit europäischer Musik giebt es jetzt in Suez. Da nämlich stets eins der Dampfboote der Peninsular & Oriental-Company hier im Hafen liegt, und fast jedes derselben eine Musikbande hat, so hat der Agent der erwähnten Compagnie die Veranstaltung getroffen, daß jeden Sonnabend Abend das Musikcorps auf der großen geräumigen Landungsbrücke spiele. Es ist dies der Zusammenkunftsort der hier lebenden Europäer, und was an diesen Abenden die Toiletten der Damen betrifft, so dürften sich dieselben dreist mit London, Paris und Berlin messen. Ein großes Hinderniß des Aufblühens bildet der Mangel an Wasser, welches man durch drei Eisenbahnzüge täglich von Kairo hierher bringen muß. Wir, als Laien, können allerdings nicht ermessen, warum man bei Erbauung der Suez-Eisenbahn den französischen Plan dem englischen vorzog, jedenfalls aber erscheint uns der verworfene Stephenson'sche Entwurf, wodurch derselbe Suez zugleich mit Wasser, und als eine Folge davon, mit Vegetation, versehen wollte, so einfach, daß es nur zu bedauern ist, daß man ihn nicht ausführte.

Das Rothe Meer, an dessen Ufer wir uns in Suez befinden, ist für die Schifffahrt ein unendlich gefährliches. Voller Riffe und Klippen war es allgemein gefürchtet, und erst in neuester Zeit hat die englische Admiralität viel dafür gethan, um gute Sondirungen zu erhalten und die Herausgabe einer guten Karte zu bewerkstelligen. Namentlich gebührt besonderer Dank den außerordentlichen Bemühungen des Kommandeurs des englischen Kriegsdampfbootes „Cyclops" Capitain Pullen, eines Mannes, der unter Anderem von dem nördlichen Eismeere, wo er eine Expedition zur Aufsuchung Sir J. Franklin's befehligte, unter die glühende Sonne des Rothen Meeres kam, um hier Jahrelang unermüdlich für das Wohl der Schifffahrer zu wirken. Das Rothe Meer trennt Afrika von Asien; seine öden Küsten an beiden Seiten sind noch immer wenig bekannt, und ich glaube nicht zu weit zu gehen, wenn ich behaupte, daß nicht gar viele sind, die so viel davon gesehen haben als ich. Ich lade den Leser ein, mit mir eine Umreisung des rothen Meeres vorzunehmen, und obgleich ich wenig Naturschönheiten zu zeigen haben werde, da fast das ganze Ufer an beiden Seiten Wüste ist, so dürften wir doch manches Interessante, manches bisher Wenigen Bekannte finden. Ich beschränke mich natürlich nur auf die Haupthäfen und ihre Umgebungen, und versuche von da aus einen Blick in das Innere zu werfen. Folgen wir zuerst der afrikanischen Küste, so gelangen wir nach ungefähr 240 Meilen zu dem nächst Suez wichtigsten ägyptischen Hafen im Rothen Meere: Cosseire.

In früheren Zeiten, ehe die Eisenbahn von Kairo nach Suez vollendet waren, nahm Cosseire in der Overland Route denselben Platz ein, welchen Suez nun behauptet, demungeachtet ist dieser Ort für Aegypten noch immer von Wichtigkeit, da es der Hafen von Oberägypten ist. Die Stadt selbst ist klein und ohne hervorragende Gebäude. Sie wird durch einen ägyptischen Effendi regiert, der zugleich Befehlshaber über das hier angelegte Fort und die darin befindlichen rostigen Kanonen ist. Die Gegend rund um die Stadt ist Wüste, ein einziger kleiner Palmengarten zeigt aber, daß der Boden fähig ist zu produziren und nur Wassermangel die Cultivation unmöglich macht. Cosseire entbehrt jedes süßen Baumes, und muß alles Wasser fast fünf Tagereisen weit vom Nil aus der Gegend von Kenneh durch Kameele gebracht werden. Der Handel, der von Cosseire aus betrieben wird, ist nicht bedeutend, dagegen ist dieser Ort der Hauptsammelplatz für die Pilgrimme nach Mekka, die hier oft zu Tausenden zusammenkommen. Von Europäern lebt hier außer den Beamten der Telegraphenstation der Red Sea & India Telegraph-Company nur ein Deutscher, der eine Art Kneipe errichtet hat, und den Eingebornen schlechten Branntwein und verfälschten Wein gegen schweres Geld verkauft. Die Bewohner Cosseire's, gleich den Aegyptern, dunkelbraun von Farbe, sind durchaus friedliebender Natur, dagegen sind die durchziehenden Pilger sehr zu fürchten, und zwei Mal versuchte man die Christen daselbst zu ermorden. In neuester Zeit verbreitete sich das Gerücht, daß man in unmittelbarer Nähe Cosseire's eine reiche Goldmine gefunden habe; gewiß ist, daß die ägyptischen Behörden die Sache in die Hand genommen haben, und bei meinem letzten Besuch in Cosseire, Anfangs December, erwartete man eine Commission, welche die Sache untersuchen sollte.

Mit Cosseire verlassen wir die mehr bekannten Regionen der Ufer des Rothen Meeres und gelangen in Länder, deren Namen oft in den Träumen unserer Jugendzeit vorkamen, und die uns mehr der Märchenwelt als der Wirklichkeit anzugehören schienen. Wir nähern uns den großen Länderstrecken, die zusammen unter dem Namen „Nubien" bekannt sind, und machen Halt in dem Haupthafen dieses Reiches, Sonakin.

Palästina.

Titus Tobler's dritte Pilgerfahrt.

Moderne Kreuzfahrer.

Die topographischen Beschreibungen des heiligen Landes von Dr. Titus Tobler haben sich einen verdienten Ruf erworben; nun liegt seine dritte Wanderung nach Palästina in einem schön ausgestatteten, starken Oktavbande vor uns.* Was ihn veranlaßt hat, diese dritte Pilgerfahrt zu unternehmen, die voraussichtlich mit nicht wenigen Beschwerden und selbst Gefahren verknüpft sein mußte, ist charakteristisch für den Enthusiasmus des Mannes, und ein Beweis dafür, wie ganz derselbe sich seinem Lieblingsgegenstande hingegeben hat. Er sagt uns darüber Folgendes:

„Als verlautete, daß die Thore des Heiligthumes (der Mosquée) auf dem Berge Moriah auch für Andere, als für Anhänger Muhamed's sich öffneten, reifte in mir der Entschluß zur dritten Jerusalemfahrt; nach meinen vielen Wanderungen von Druckblatt zu Druckblatt, und nachdem ich, gestützt auf das Zeugniß von Andern, mit saurer Mühe, gleichsam mit den Sorgen einer Mosaikarbeit, die Felsenkuppel und die Aksa-Mosquée und andere inner- und unterhalb der Tempelarena liegende Denkwürdigkeiten beschrieben hatte, wollte ich selber hinziehen und Augenzeuge werden. Ich brannte vor Begierde, das Bild zu retouchiren. Ein Pfund Sterling, der Tribut für den Eintritt, lag bereit. Allein in Jerusalem angekommen, erfuhr ich zu meinem Leidwesen, daß es anders sei, und der Besuch der großen Mosquée nunmehr zu den Unmöglichkeiten gehöre. Gegen Ende meines Aufenthalts im Christmonat machte ich zum Ueberfluß einen Versuch bei Sureija Pascha, zu welchem ich den gefälligen preußischen Konsul Rosen begleiten durfte; man hält sich gern noch an die äußerste Spitze der Hoffnung, und gleich zerschnitt ich den weiten Wunsch zum Wünschchen, einzig und allein im Nordwestwinkel auf den Tempelplatz hinabzusteigen, um dort die Felsenwandung genau zu besehen, nicht einmal zu vermessen. Auch dieses Wenige wurde abgeschlagen, und mir nur, wie ich oben meldete, gestattet, durch das offene Fenster die ziemlich nahe nördliche Felsenwand zu betrachten. Vor der Ankunft Ibrahim Pascha's wohnten die Landpfleger auf der Nordseite des Haram-esch-Scherif, wodann ich auf die Westseite, nicht aber auf jene hätte schauen können; seither jedoch nehmen dieselben die Wohnung auf der andern Seite, und zwar nahe der Nordwestecke. Verschiedene Vorstellungen über das Ungenügende dieser Erlaubniß halfen nicht mehr, als wenn sie dem Monde gemacht worden wären. Der Pascha verschlich sich mit der Antwort, daß er in Betracht der unter den Moslemin waltenden Verstimmung es nicht wagen dürfte, die Bewilligung zu ertheilen, und daß er sich in der That deswegen schämen müsse. Der Schweizer Ludwig Tschudi erlangte die Erlaubniß, zum Tempel selbst hinzugehen, zu einer Zeit (1519), als die Rhodiser Ritter in nimmer rastender Feindseligkeit gegen die Muhamedaner auf den Meeren kreuzten und die Sicherheit gefährdeten, wogegen in neuerer Zeit, in welcher die aufgeklärtesten Christen dem kranken Mann am goldnen Horn voll brüderlichen Mitleids Lebensbalsam einträufelten, und in welche die Erweiterung des europäischen Koncerts oder das Bündniß des christlichen Europa mit der hohen Pforte fällt, mir verwehrt ward, auch nur den Fuß in einen Winkel des Tempelplatzes zu setzen — im Jahr, als man zählt 1857. Nach meinem fruchtlosen Versuche kehrte ich der Paschawohnung den Rücken mit unnennbarem Schmerz, der durch das ganze Leben an meinem Herzen nagen wird, und mit gründlicher Verachtung der türkisch-muhamedanischen Mißwirthschaft, oder der Sprünge auf dem Wege der Civilisation, woferne man die Phraseologie in Lord Palmerston's Lobrede auf das Türkenthum vorzieht. Ich schäme mich nun auch, öffentlich kund zu geben, wie der Muhamedaner mich zur Entbehrung zwang, lediglich aus dem Grunde, weil ich mich zum Christenthum oder derjenigen Religion bekenne, welcher die Weltherrschaft gehört."

Auch in der Vorrede hat der Verfasser „die schwere Klage vorzubringen, daß seit einiger Zeit dem religiösen und politischen Fanatismus der Muhamedaner der Kamm immer mehr wächst." ...... „Mit der Sicherheit der Personen und des Eigenthums ist es seit ein paar Jahren unleugbar viel schlimmer geworden. Wo außer den Städten die Franken ohne klösterlichen Zusammenhalt wohnen, sind sie feindseligen Angriffen ausgesetzt. Bei Jâfa wurden zwei fränkische Bauern ermordet; bei Jerusalem ward Schneller wiederholt überfallen und beraubt, und endlich genöthigt, sich in die Stadt zu flüchten; Meschullam in Artâs wird in neuerer Zeit nicht wenig beunruhigt; bei Jerusalem wurde der Gang der Windmühle Moses Montefiore's mit gewaltsamer Hand gehemmt."

Seite 361 finden wir einen Abschnitt über das Pilgerwesen, der sehr interessant ist. Ohne Zweifel ist es eine merkwürdige Erscheinung, daß in unserem Jahrhundert, das dem Wallfahrtswesen nicht gerade hold ist, und dessen vorherrschende Richtung eher dahin geht, die Gefühle, welche zu einer solchen Reise anspornen können, eher zu schwächen als zu stärken, ein förmlicher Wetteifer um die alte Stadt der Weltreligionen entstanden ist. Man weiß, welch eine Menge neuer Institute kirchlichen Charakters in neuer Zeit zu Jerusalem entstanden oder neu belebt worden sind. Katholiken wie Protestanten, Griechen wie Lateiner, sind um die Wette beflissen, ihre kirchlichen Gemeinschaften an dem Orte der Entstehung des Christenthums würdig zu repräsentiren, und die Israeliten stehen darin nicht zurück. Natürlich erklären die politischen Konjunkturen Manches, namentlich den Zustand des türkischen Reiches und die offenkundige Thatsache, daß dem Religionseifer der Moslemin ein Zaum angelegt worden ist, der es ihnen verwehrt, ihren eigentlichen Gedanken den gehörigen Ausdruck zu geben. Der Muhamedanismus hat eine geistige Niederlage erlitten, und wenn nicht vor dem Christenthume, so doch vor der christlich-abendländischen Gesittung die Waffen gestreckt — freilich nur vor der Hand! — Es ist natürlich, daß auf diesem freigewordenen Gebiete der halb religiöse, halb profane Wetteifer und Kampf der beiden großen politischen Repräsentanten der lateinischen und griechischen Kirche — Frankreichs und Rußlands — erwacht, daß die alte geschichtliche Ader aus den Kreuzzügen wieder zu Tage kommt. — Als drittes Element tritt nun noch der Protestantismus dazu, der hier vor Allem Gelegenheit sucht, seine christliche Natur zu erhärten und sich unter die beiden alten katholischen Kirchen würdig einzukaufen. Ohne Zweifel ist dies der Grundgedanke zur Stiftung des anglikanisch-preußischen Bisthums zu Jerusalem.

Andere Staaten wollen nicht zurückbleiben; auch Oesterreich, das sich leider die Repräsentation des Katholicismus im Orient, zu der es ebenso gut und besser berechtigt wäre, hat nehmen lassen, thut Vieles, um seinem Namen Achtung zu verschaffen, obgleich seine Thätigkeit ziemlich geräuschlos ist. Es ist wunderbar, wie katholisch die Franzosen sich im Orient geberden und thun, als ob sie die einzigen gewesen wären, die in den Kreuzzügen im Morgenlande Ruhm erworben hätten. Ohne Zweifel ist ihre Repräsentation der lateinischen Kirche die geräuschvollste und glänzendste, die man sich denken kann, und die Morgenländer müssen in der That zu dem Glauben kommen, daß der große Sultan von Frankreich, dessen kanonenberühmten Onkel sie vor nicht gar zu langer Zeit mit Schlachtvieh und Geflügel versehen haben, das wahre Musterbild eines Beherrschers der Gläubigen und Schirmvogtes der lateinischen Kirche sei.

In der That wallfahrten die Franzosen ziemlich stark zum heiligen Lande. Die so sehr erleichterten Verbindungen erleichtern die Reise, die nicht gerade sehr kostspielig ist und in größeren Reisegesellschaften unternommen wird. Diese größeren Pilgerzüge begannen im Jahre 1853, und es bildete sich zu diesem Zwecke ein Verein für das oeuvre des pèlerinages en Terre-Sainte, der bereits im August desselben Jahres den ersten Zug von Marseille aus veranstaltete; der Verein konstituirte sich jedoch abschließlich erst den 10. April 1856 in Paris. Nach den veröffentlichten Statuten, hat derselbe den Zweck, allen römischen Katholiken die Reise nach Palästina zu erleichtern und dadurch die Pietät und Liebe zu den heiligen Stätten zu beleben; jedes Jahr am grünen Donnerstage, am Montag Quasimodo und am Tage der Auffindung des heiligen Kreuzes wird in Paris für die Mitglieder eine Messe gelesen; der Beichtvater jedes Pilgerzuges wird in der Grabkirche zu Jerusalem eine Messe für alle dazu einzuladende Pilger lesen; ein öffentlicher Bericht wird sich über die Abreise der Pilgerzüge, den eingeschlagenen Weg, die hervorragendsten Vorfälle der Reise, und über einen kurzen Abriß der wichtigsten Nachrichten, die sich auf das heilige Land beziehen, verbreiten; ein Verwaltungsrath, dessen Mitgliederzahl zwanzig nicht übersteigt, steht an der Spitze; der Verein hat seinen Sitz unter dem Bischofe von Tripoli, Sibour, in Paris....... Unter den Pilgern begegnete man Grafen, Vicomtes, Baronen, Marquis, am meisten Abbés, wenigen Advokaten oder Juristen. Die Pilgerzüge werden sich wahrscheinlich längere Zeit halten, jedoch vermuthlich an numerischer Theilnahme einbüßen. Die französischen Pilger steigen in Marseille an Bord, berühren Malta, Alexandrien, landen in Jâfa, besuchen vornehmlich Jerusalem, Bethlehem, Nazareth und den Jordan. Die Pilgerreise dauert zwei Monate. Die eine fällt auf Ostern und die andere auf die Monate August und September. — Ziemlich so war es zur Zeit der Kreuzzüge, wo man ein passagium Martii oder paschae und ein passagium Augusti oder

* Titus Tobler's dritte Wanderung nach Palästina im Jahre 1857. Gotha, Justus Perthes, 1859.

S. Johannis Baptistae unterschied. Die Kosten für einen Pilger sind auf 1000 bis 1200 Franken berechnet.

Das von den Franzosen gegebene Beispiel spornte auch die katholischen Deutschen zur Nachfolge an. Der Severinusverein zu Wien übernahm speziell die Leitung; später trat ein zweiter zu Köln gestifteter Verein, (zum heiligen Grabe) daneben auf, der seit 1855 unter dem Patronate des Erzbischofs v. Geissel steht. Der Kanonikus Prissac und der Konservator Ramboux waren hierbei die Anreger, nachdem sie selbst eine Jerusalemfahrt gemacht.

Diese deutschen Wallfahrtszüge sind gerade nicht stark; im Jahre 1859 waren es achtzehn Männer, die unter der Führung des Pfarrers Emanuel Widinsky aus Köln abgingen. Bisher waren es meist Oesterreicher und Rheinländer. Wie der Referent aus Zeitungsblättern entnimmt, betreibt man auch nun in Schlesien einen solchen Pilgerzug, der in diesem Jahr abgehen soll. Die deutschen Pilger stechen nur zu Ostern zu Triest in die See. Die Kosten veranschlagt man auf 500 Gulden Conventionsmünze (also über 1200 Francs).

Herr T. Tobler findet, daß die französischen Züge praktischer angelegt seien. — Nun freilich, das versteht sich ziemlich von selbst; denn der Deutsche kommt immer nur auf Umwegen zum Ziele. Er besucht weit mehr und entlegenere Seestationen. Die sociale Richtung unserer Zeit „giebt sich besonders dadurch kund, daß die Reisegesellschaft eine Art Aktiengesellschaft ist und die Kosten gemeinsam getragen werden."

„Man gewahrt überhaupt ein lebhafteres geistiges Wesen und ein sehnlicheres Verlangen nach dem heiligen Lande. Die Massen von griechischen und armenischen Pilgern, welche sich dahin wälzen, nehmen größere Dimensionen an." — Man nahm früher gewöhnlich die Pilgermenge höchstens zu 10,000 an. Herr Tobler giebt eine Uebersicht der Pilgerzahl aus dem Jahre 1858, wie sie nach Zählung in den verschiedenen Hospizen festgestellt wurde, jedoch zu einer Zeit, als der Wallfahrtsstrom noch nicht den Höhepunkt erreicht hatte. Danach würden die Griechen (griechische und russische Klöster) allein über 14,300 stark gewesen sein, die Armenier 8,700 Köpfe, Lateiner 660, Syrer 275, Kopten 101. Im preußischen Hospize, im Brüderhause und einigen jüdischen Herbergen dürften die Gäste meist als Protestanten zu zählen sein. Es kommen da noch einige neunzig Personen heraus, dazu 1100 in verschiedenen Herbergen, deren Bekenntniß sich schwerer errathen läßt, die aber wohl meist den ersteren Kategorien zufallen dürften, in Summa 23,329.

„Selbst die nüchternen Protestanten werden von dieser religiösen Bewegung nach dem Osten mehr und mehr ergriffen. Namentlich sind es Engländer und Amerikaner, die immer häufiger auf den Schauplatz der Bibel sich begeben."

Es ist bekannt, daß sich in dem an Mystikern reichen Würtemberg eine religiöse Gemeinschaft gebildet hat, die einen zweiten Exodus nach Palästina, und eine Sammlung „des Volkes Gottes in Jerusalem" vorbereitet, die Hoffmannianer, wie sie auch nach ihrem noch lebenden Stifter genannt werden. Die Sache wurde allen Ernstes angegriffen; und 1858 waren von Februar bis Juli drei Abgesandte, Hoffmann selbst, (mehr herumschwebender Idealist als feststehender Denker, wie Herr T. Tobler sagt) Bubeck und Hardegg in Palästina, um sich Alles anzusehen. Sie bereisten verschiedene, auch weniger bekannte Striche des Landes, haben aber nach Herrn Tobler's Urtheil, wie zu erwarten stand, so ziemlich ganz ihren Zweck verfehlt.

Uebrigens ist der Bericht über ihre Reise, den sie ihren Anhängern vorlegten, bereits gedruckt. Er soll nichts Neues enthalten, und Nichts, was sie nicht ebenso gut aus Büchern hätten erfahren können. — Auch die französischen und deutschen Pilgerzüge der Katholiken haben eine ziemlich umfangreiche Literatur hervorgerufen, die der Verfasser mit seltener Genauigkeit aufführt, wie er sich denn überhaupt nichts entgehen läßt, was nur im Entferntesten in dieses Fach schlägt. Es sind bereits siebzehn Reisebeschreibungen, darunter acht französische und neun deutsche, meistens ohne großen, bisweilen (abgesehen vom erbaulichen Zwecke) ganz ohne Werth. Eigentliches Lob erhält nur das Buch von Alban Stolz. „Er schreibt schön, geistvoll, witzig, selbst beißend, belebend, und als aufgeklärter gläubiger Katholik; im Ganzen nüchtern, doch nicht überall genau." Indeß sind noch andere Reiseberichte in Zeitschriften veröffentlicht worden; die Franzosen gaben gar ein „Bulletin de l'oeuvre des pèlerinages" heraus.

Wir haben hier aus dem sehr gründlichen und gelehrten Buche Einiges hervorgehoben, was von allgemeinerem Interesse schien und auf die Zeitstrebungen ein Licht wirft. Es giebt natürlich dessen noch mehr, Schilderungen von der Reise, Schilderungen vom Dampfschiff, aus Hafenstädten, aus Palästina selbst, das der Pilger an einzelnen Strecken sogar zu Fuß durchwanderte und dabei ganz abgelegene Striche aufsuchte. Nach diesen Wanderungen ist eine Karte entworfen, welche nur die Ortschaften und Flußläufe des Landes westlich von Jerusalem enthält, und die für die Geographie Palästina's sehr werthvoll sein dürfte, da sie auf den sorgfältigsten Augenschein hier gezeichnet ist.

Das Uebrige ist sorgfältige topographische und historische Forschung, wie wir sie von T. Tobler gewohnt sind. Die Lage von Oertern wird näher bestimmt, die Angaben antiker oder arabischer Schriftsteller darüber näher geprüft, die Trümmer derselben u. s. w. werden untersucht und genau verzeichnet. Wir finden eine Anzahl kleiner Holzschnitte beigedruckt, welche einzelne Denkmälerreste, Spuren von Fundamenten (z. B. der alten Stadtmauern von Jerusalem) veranschaulichen. An klimatologischen und physikalischen Bemerkungen fehlt es gleichfalls nicht. So werden z. B. tägliche Thermometer- und Witterungsbeobachtungen aus Jerusalem aus einer Reihe von Jahren mitgetheilt. Merkwürdig ist die Elasticität und Durchsichtigkeit der Luft in jenen Strichen, die bedeutend größer als bei uns erscheint. Ein Schrei ist aus der Entfernung einer kleinen halben Stunde noch deutlich vernehmbar; wenn man auf Zion steht, so soll es einem vorkommen, als ob der Oelberg unmittelbar hinter der Tempelmosquée in die Höhe steige. Namentlich sind die topographischen Untersuchungen zu Jerusalem selbst, die Forschungen über die früheren Zustände berühmter Oertlichkeiten, z. B. die Lage der Gräber von Gottfried v. Bouillon, Balduin, in der heiligen Grabkirche, von großem Interesse. Außerdem erhalten wir die Statistik u. s. w. aller möglichen Klöster, Schulen und andern Anstalten, die zu Jerusalem sind, die Zahl der Mitglieder, die Mortalitätsverhältnisse, die milden Beiträge, durch welche sie bestehen, und die Zahlen, wie sich dieselben nach den verschiedenen Ländern und Konfessionen vertheilen; kurzum, man wird schwerlich einen Punkt ausfindig machen können, welcher der alles umfassenden Umsicht des auf seinem Felde vollkommen heimischen Verfassers entgangen wäre.

Italien.

Zur Geschichte der weltlichen Herrschaft der Päpste.

Sanct Bernhard und das Papstthum.

Zur Zeit des zweiten Kreuzzuges saß auf dem päpstlichen Stuhle Eugenius III. (1145—53), ein wohlgesinnter und frommer Mann, Zögling und Freund des heil. Bernhard von Clairvaux, zuvor Abt eines Cistercienserklosters in Rom, zu welcher Würde er von seinem Lehrer, dem Papste Innocenz II., empfohlen worden war. An ihn gerichtet ist die bedeutungsvollste, und nach Aller Zeugniß beredteste der Schriften des „doctor mellifluus" (Lehrers mit dem Honigmunde), die fünf Bücher „von der Betrachtung" (de consideratione), und zwar nach Mabillon, dem Herausgeber der Werke Bernhard's, innerhalb der Jahre 1149—52, das zweite Buch namentlich nach dem unglücklichen Ausgange der Expedition nach Palästina geschrieben. Bekanntlich war es nur der unwiderstehlichen Beredtsamkeit dieses großen Mannes, dessen Stimme auf den Concilien seiner Zeit einem göttlichen Orakel gleichgalt, der — beiläufig gesagt — auch als Gegner des damals aufkommenden Dogma von der unbefleckten Empfängniß Maria's auftrat, gelungen, den ersten Hohenstaufen, Konrad III., und Ludwig VII. von Frankreich zu dem verhängnißvollen Zuge zu bereden, weshalb er sich auch, da er dem Kreuzheere den glücklichsten Erfolg verheißen hatte, nachgehends als ein voreiliger und falscher Prophet verlästert hören mußte. Wie wenig indeß auch solch ein Ausgang seinen begeisterten Erwartungen entsprochen haben, und wie streng man ferner seine Unduldsamkeit gegen Abälard und Arnold von Brescia beurtheilen mag, immerhin bleibt der schon einundzwanzig Jahre nach seinem Tode (1174, von Alexander III.) heiliggesprochene Abt Bernhard eine der hervorragendsten Erscheinungen des Mittelalters, nicht sowohl als zweiter Gründer des Ordens der Cistercienser (ihm zu Ehren in Frankreich Bernhardiner genannt), als seiner Sittenstrenge und des Freimuths wegen, in Bekämpfung der klerikalen Verderbniß seiner Zeit, insbesondere der edlen Mystik wegen, womit er der vorherrschenden Scholastik entgegentrat und ein werkthätiges Christenthum forderte; dann um seiner tiefen Gelehrsamkeit und hinreißenden Beredtsamkeit willen, als Rathgeber meherer Päpste, als Vermittler in den Streitigkeiten zwischen geistlicher und weltlicher Gewalt. Mit solchen Vorzügen ausgerüstet, konnte er auch Luther das Zeugniß abnöthigen: „Ist je ein gottesfürchtiger und frommer Mensch gewesen, so war's Sanct Bernhard, den ich allein viel höher halte, denn alle Mönche und

Pfaffen auf dem ganzen Erdboden," und hat so auch mit Recht an einem protestantischen Theologen, an August Neander, in der Schrift: „Der heilige Bernhard und sein Zeitalter" (Hamburg und Gotha 1848) einen trefflichen Biographen gefunden.

Die überaus merkwürdige Schrift de consideratione war, wie Neander bemerkt, „das letzte Denkmal seines Lebens, ein beschämender Spiegel für die Päpste der folgenden Zeiten, sein Vermächtniß für das Beste der Kirche." Bernhard stellte sich darin die Aufgabe, dem Papste Eugen III., seinem Freund und Schüler, mit nachdrücklichster Zurückweisung auf die Vorschriften des Herrn und deren treue Beobachtung Seitens der Apostel, seinen wahrhaften Beruf als Nachfolger des Apostelfürsten Petrus vorzuzeichnen, einen Beruf, der, weit entfernt von Verweltlichung der Kirche, in dem Siege des Evangeliums über die Welt, in dem Heraufziehen der rohen Völker zu diesem Evangelium und in Vertilgung der Barbarei, als nothwendiges Gegengewicht gegen den Mißbrauch oder die Willkür der weltlichen Gewalthaber, bestehe. Insofern und als ein siebenhundertjähriges Zeugniß ist die Schrift von nicht geringer Wichtigkeit auch für unsere Zeit, worin, lange bevor das Pamphlet le Pape et le Congrès sich beeilt hat, den gordischen Knoten zu zerhauen, keine Frage eine brennendere ist, als die lüsterne Frage nach dem weltlichen Besitzthume des heiligen Petrus. Wir lassen daher in treuer Uebertragung einige Auszüge aus ihr folgen,* welche die Ansichten Bernhard's des Weitern zu veranschaulichen geeignet sind, ohne damit den dem protestantischen Laien geziemenden Standpunkt der Nicht-Intervention in kirchlicher Polemik verlassen zu wollen. Die ausdrucksvollsten Stellen finden sich im sechsten Kapitel des ersten und im sechsten Kapitel des zweiten Buches, nachdem der heilige Mann hier seinem trauernden Herzen über das Fehlschlagen aller Hoffnungen und Weissagungen im Oriente Luft gemacht und eine Selbstrechtfertigung versucht hat.

Im ersten Buche sucht er vornehmlich darzuthun, daß nicht sowohl den Bischöfen als den Fürsten die richterliche Gewalt zustehe. „Wohl lese ich," heißt es da, „daß die Apostel vor Gericht gestanden, daß sie aber als Richter dort gesessen haben, lese ich nicht. Das wird geschehen, aber nicht in dieser Welt (erit illud, non fuit, nach Math. 19, 28). Vergiebt sonach ein Knecht der Würde etwas, wenn er nicht größer sein will als sein Herr, oder der Jünger nicht größer als der ihn gesandt, oder der Sohn, wenn er nicht die Gränzen überschreitet, die seine Väter gesteckt haben? Wer hat mich zum Richter bestellt? sagt jener Herr und Meister (Luc. 12, 14), und wird es für den Knecht und Jünger ein Unrecht sein, wenn er nicht Alle und Jede zu richten hat? Mir scheint Der kein rechter Abschätzer der Dinge zu sein, welcher es der Apostel oder ihrer Nachfolger (apostolici viri) für unwürdig erachtet, über solche Dinge nicht zu richten, da sie zu Richtern über Größeres bestellt sind. Was sollten sie nicht verschmähen, über die winzigen irdischen Besitzungen der Menschen zu richten, sie, die in himmlischen Dingen selbst über Engel richten sollen? Demnach braucht eure Gewalt (in dem Gerichthalten) über die Sünden, nicht über (weltlichen) Besitz, dieweil ihr um jener, nicht um dieses willen die Schlüssel des Himmelreichs empfangen habt, allerdings um die Rabulisten (praevaricatores), nicht aber die Besitzer auszuschließen. (Hier Berufung auf Math. 9, 6). Welche Würde und Macht scheint dir größer, die Sünden zu erlassen, oder Güter (praedia) zu vertheilen? Aber es ist kein Vergleich. Diese niedern und irdischen Dinge haben zu ihren Richtern der Erde Könige und Fürsten. Was greift ihr in fremde Gebiete ein? Was streckt ihr eure Sichel in fremdes Erntefeld aus? Nicht weil ihr unwürdig seid, sondern weil es eurer unwürdig ist, auf solchen Dingen zu bestehen, da ihr ja mit höheren beschäftigt seid."

Bernhard kannte seinen Zögling Eugen und hatte großes Vertrauen zu ihm; aber unbedingt war dieses Vertrauen keineswegs, denn er war ein Menschenkenner, und wußte, wie das Menschenherz wankelmüthig ist und im Glück sich aufbläht und alsdann die edelsten Regungen und Vorsätze früherer Zeiten vergißt. Kein Emporkömmling steht vor diesem Falle sicher, auch nicht der auf Petri Stuhl Erhobene. Der Meister glaubt hier also den Jünger warnen zu müssen, daß er in der ihm verliehenen Machtvollkommenheit eine weltliche, nicht vielmehr eine rein geistliche Herrschaft, nicht ein ihm zum Kampfe mit der Welt für die höchsten Zwecke des Evangeliums aufgetragenes Amt erblicke, und schreibt demzufolge: „Kein Gift, kein Schwert fürchte ich mehr für dich, als die Herrschsucht (libidinem dominandi)." An Eugen III. machte zwar der weise Bernhard nicht die bittere Erfahrung, wie wohlbegründet seine Warnung gewesen sei; denn es ging ihm derselbe bald nach Vollendung der Schrift im Tode voran, und er selbst überlebte ihn nur um wenige Monate († 20. August 1153). Ueber drei Jahrhunderte nachher bewahrheitete sie sich vollkommen an Aeneas Sylvius Piccolomini, der als Geheimschreiber des Baseler Concils die freisinnigsten Meinungen über den weltlichen Primat der Päpste hegte, und in einem eignen, berühmt gewordenen Dialogus niederlegte, nachmals aber, 1458 zur dreifachen Krone gelangt, als Pius II. seine Vergangenheit widerrief und in die Fußstapfen Gregor's VII., Alexander's III., Innocenz' III., Gregor's IX. und Bonifacius' VIII. trat.

Aber schon seit vier Jahrhunderten hatte in des heiligen Bernhard Zeit das Papstthum einen weltlichen Charakter und Rang angenommen oder usurpirt. Das meiste Uebel in der Kirche ging indeß oft weniger von den Päpsten selbst aus, als von ihren schlechten Berathern und Umgebungen, welche sich, wie Bernhard sagt, nur durch Gewinn oder Hoffnung auf Gewinn in ihrem Thun bestimmen lassen, die dann gerade am meisten ihre Herrschsucht zu befriedigen trachten (dominari volunt), wenn sie dem Papste Unterwürfigkeit gelobt haben, die da große Worte im Munde führen, aber nur wenig thun, die voll brennenden Eifers sind, des Papstes (weltliche) Würde zu wahren und seiner äußeren Ehre alles, seiner Heiligkeit aber wenig oder nichts geben. Seinen Freund wußte er nun zwar erhaben über jeglichen Verdacht von Habgier, Bestechlichkeit oder Prunksucht. Demungeachtet ruft er ihm warnend zu: „Hier schone ich dich nicht, damit dich Gott verschone. Du hast es mit Wölfen, nicht mit Lämmern zu thun, deren Hirte du doch bist. Erweise dich diesem Volk (den Römern) als einen Hirten, damit nicht der, dessen Sitz du einnimmst, dich als Erben verleugne. Petrus ist es, von dem man nicht weiß, daß er je in Edelgestein und Seide einherstolzirt, mit Gold verbrämt, auf weißem Zelter dahergeritten, von Kriegsvolk und lärmenden Trabanten umdrängt gewesen ist. Auch ohne das alles hat er dem heilsamen Gebote: „Wenn du mich lieb hast, weide meine Lämmer!" nachkommen zu können geglaubt. Darin bist du nicht dem Petrus, sondern dem Constantin nachgefolgt. Gehst du auch in Purpur und Gold einher, so darfst du doch vor der Arbeit und Sorge des Hirten, als des Hirten Erbe, nicht zurückbeben, noch des Evangeliums dich schämen. Das Evangelium predigen, das heißt „weiden." Richte aus das Werk des Evangelisten, und du hast deine Hirten-Aufgabe erfüllt. Du sagst: Drachen und Scorpione heißest du mich weiden, nicht Schafe. Darum spreche ich, nur noch rüstiger an's Werk! Mit dem Worte aber, nicht mit Eisen. Warum abermals das Schwert versuchen, das dir in die Scheide zu stecken geboten ist?

Jedoch ist es, wie schon bemerkt, vornehmlich in Kapitel 6 des zweiten Buches, wo der heilige Mann ein Bild des wahrhaft apostolischen Berufs der Päpste entwirft und seinem Zögling vorhält. „Daß du erhöht worden bist, können wir nicht ableugnen, nicht aber des Herrschens wegen, denke ich. Denn auch der Prophet, als er in ähnlicher Weise erhoben wurde, mußte hören: „auf daß du ausreuten, zerbrechen, verstören und verderben sollt, und bauen und pflanzen" (Jerem. 1, 10). Was daran klingt nach (weltlichem) Prunk? Im Gegentheil wird unter dem Bild von Bauernschweiß die geistliche Arbeit dargestellt. Also auch wir, gesetzt wir hielten viel von uns, sollen merken, daß uns ein Dienst auferlegt, nicht eine Herrschaft verliehen worden ist. Ich bin nicht größer als der Prophet, und wenn vielleicht an Gewalt gleich, kommt doch das Verdienst in keinen Vergleich. Dieses sage dir und belehre dich selber, du, der andere lehrt. Denke dich als irgend einen der Propheten. Ist dir das nicht genug? Ja, zu viel. Aber durch die Gnade Gottes bist du, was du bist. Wie? Sei, was ein Prophet. Etwa mehr als ein Prophet? Wenn du weise bist, wirst du zufrieden mit dem Maße sein, welches Gott dir zugemessen hat. Denn was darüber, ist vom Uebel. Lerne aus der Propheten Beispiel, daß du obenan sitzest (praesidere), nicht sowohl zum Herrschen als zum Ausrichten dessen, was deine Zeit erfordert. Lerne, daß dir, um des Propheten Werk zu thun, eine Jäthacke, nicht ein Zepter nöthig ist. — Nicht vermochten die Propheten ganz und gar alles Unkraut auszujäten, etwas hinterließen sie noch ihren Söhnen, den Aposteln, zu thun, etwas auch dir deine Vorfahren. Aber auch du wirst nicht zu Allem ausreichen. Etwas wirst du deinem Nachfolger hinterlassen, und er andern, und die andern wieder andern bis an's Ende. Um die eilfte Stunde werden die letzten Werkleute des Müßiggangs halber ausgescholten und in den Weinberg geschickt. Zu deinen Vorfahren, den Aposteln, ward gesagt: „die Ernte ist groß, aber wenig sind der Arbeiter." Eigne dir das väterliche Erbe zu. Denn bist du der Sohn, so bist du auch der Erbe. Auf daß du dich als Erben erweisest, erwache und ernüchtere dich zur

---

* So bereits ausführlicher Neander in der angegebenen Schrift S. 488—514, und in seiner Kirchengeschichte Theil IX. So auch H. G. Hasse in der Haarlemer Preisschrift von 1852: „Ueber die Vereinigung der geistlichen und weltlichen Obergewalt im römischen Kirchenstaate," S. 96 ff. 124 ff.

Sorge, und erschlaffe nicht im Müßiggange, damit nicht auch dir gesagt werde: „was stehst du hier den ganzen Tag so müßig?"

„Noch viel weniger darfst du in Lüsten verschwommen oder versessen (resupinus) und Gepränge erfunden werden. Nichts von dergleichen stellt dir des Erblassers Testament in Aussicht. So du mit dem Testament zufrieden bist, wirst du eher Sorge erben und Mühe, als Ruhm und Reichthümer. Wie kommt Einem auch das Gelüsten nach Ruhm an, wo man nicht feiern darf? Es ist aber kein Raum zum Feiern da, wo die gebieterische Sorge drängt um alle die Kirchen. Was hat dir denn der heilige Apostel anders gelassen? „Was ich habe," spricht er, „das gebe ich dir." Was ist das? Eines weiß ich: es ist nicht Gold noch Silber, da er selber sagt: „Silber und Gold habe ich nicht" (Act. 3, 6). Wenn's dir gelänge, solches zu besitzen, gebrauch' es nicht nach deinem Gelüste, sondern wie Zeit und Umstände heischen. Du magst es dir auf jedwede andere Art verschaffen, doch nicht vermöge eines apostolischen Rechts. Denn der Apostel konnte dir nicht geben, was er nicht besaß. Was er besaß, gab er: die Sorge, wie gesagt, für die Kirchen. Etwa die Herrschaft? Vernimm ihn selbst. „Nicht als die über das Volk herrschen, heißt es 1. Petri 5, 3, sondern zu Vorbildern der Heerde berufen." Und damit du nicht meinest, es sei dies aus bloßer Demuth so gesprochen, nicht in Wahrheit, so spricht des Herren Stimme im Evangelio (Luc. 22, 25): „Die weltlichen Könige herrschen, und die Gewaltigen heißt man gnädige Herren," und setzt hinzu: „Ihr aber nicht also." Es ist klar, den Aposteln wird das Herrschen untersagt. Geh' also, geh' und wag' es entweder als ein Herrschender dir das Apostelamt, oder als Nachfolger des Apostels dir Herrschaft anzumaßen. Eins von beiden bleibt dir versagt. Wenn du beides zugleich haben willst, wirst du beides verlieren. Sonst glaube nicht, du werdest eine Ausnahme machen von der Zahl derer, über welche Gott also klagt: „Sie machen Könige, aber ohne mich, sie setzen Fürsten, aber ohne mein Wissen" (Hos. 8, 4). Weg also mit der Anmaßung (usurpatio)! Tilge du den Firniß dieser flüchtigen Ehre und den Schimmer einer schlecht übertünchten Glorie, und betrachte dich nackt, weil du ja nackt aus deiner Mutter Leib gekommen bist. Wenn du das alles, was da glänzt und glitzert, wie schnell vorüberziehendes Morgengewölk von dir scheuchst und von deinem betrachtenden Antlitz wegbläsest, wird dir ein nackter, armer, elender und jämmerlicher Mann begegnen, klagend, daß er ein Mensch ist, erröthend, daß er so nackt ist, bejammernd, daß er geboren ist, murrend, daß er auf der Welt ist, ein Mensch, geschaffen zur Arbeit, nicht zur Ehre, ein Mensch, geboren vom Weibe, und darum unter Schuld und Sünde (cum reatu), kurze Zeit am Leben, und darum unter Furcht, mit vielem Elend belastet, und derohalb unter Jammer und Wehklage. Es ist eine gar heilsame Gedankenverbindung (copula), wenn du dich als Hoherpriester denkst, daß du dann zugleich bedenkst, wie du armselige Asche nicht gewesen bist, sondern bist."

So das Buch „von der Betrachtung" seinem Hauptinhalte nach. Die Worte Bernhard's von Clairvaux blieben, wie anderthalb Jahrhunderte nach ihm, in weit verderbteren Zeiten, die seines edlen Gesinnungsgenossen Dante, von der Mit- und Nachwelt ungehört und unbeachtet. „Das Schwert," sagt Dante, „ist zum Hirtenstabe gefügt, und in solcher Verbindung muß das eine mit dem andern nothwendig übel fahren" (S. Hasse a. a. O. S. 125). E. Köhler.

Spanien.

Unterrichts- und Erziehungswesen.

Spanische und französische Alumnatsschulen.

Die Frage, ob die öffentliche Erziehung überhaupt, oder die häusliche Erziehung den Vorzug verdiene, ist schon seit Quinctilian zu einem Gemeinplatz geworden. Vor Kurzem haben sie, mit besonderem Bezug auf die Alumnatsschulen, auch spanische Literaten von neuem angeregt. Die spanische Regierung hatte nämlich Don Fernando de Castro, Professor an der Central-Universität zu Madrid, mit der Sendung betraut, die Organisation der Sekundärschulen — Gymnasien — in Frankreich, an Ort und Stelle zu studiren. Das Ergebniß seiner Erfahrungen und Beobachtungen hat er in einem umfassenden Bericht niedergelegt. Dieser wichtigen Arbeit läßt nun ein Herr Polo zu Oviedo, Korrespondent der Madrider Revista, volle Gerechtigkeit widerfahren, nimmt aber davon Anlaß, das Erziehungssystem in den Alumnatsschulen — Colegios internos — schonungslos anzugreifen und mit Eifer die häusliche Erziehung zu verfechten. Bei dieser, sagt er, bildet die wunderschaffende Zuneigung die Grundlage, bei jenem wird die Zuneigung durch die Furcht ersetzt; die Furcht aber trägt nimmer gute Frucht. Der durch elterliche Milde erzogene Jüngling wird natürlich offen, zutraulich, leutselig, redlich, voll Mitgefühl; der in der Alumnatsschule dagegen durch Furcht und Strenge abgerichtete Zögling wird verstockt, falsch, arglistig, heuchlerisch und herzlos. Das harte Urtheil, womit Señor Polo über die Alumnatsschul-Erziehung den Stab bricht, fällt um so schwerer in's Gewicht, als er selbst Direktor — in Frankreich heißt er Proviseur — einer solchen Anstalt war. Diese Eigenschaft theilt zwar Don Fernando de Castro mit ihm; denn auch er stand früher an der Spitze einer Alumnatsschule, ohne sie so schwarz gefärbt zu sehen; allein er ist Priester und hat, wie Polo, diesen Umstand scharf betont, ohne seine wissenschaftliche Bildung und Erfahrung im Schulfache zu bestreiten, kein Urtheil über den Werth der häuslichen Erziehung.

Zuvörderst hebt Polo das religiöse Moment der Erziehung hervor, von dem, nach ihm, alles Heil der werdenden Generation abhängt, und behauptet, daß die religiöse Bildung nur im Vaterhause und nimmer in der Schule gedeihen kann; hier vielmehr vergessen sich nicht nur sehr rasch die dort empfangenen Lehren und verwischen sich die durch das Beispiel aufgenommenen Eindrücke, sondern alle religiöse Aeußerungen und Uebungen werden lächerlich und verächtlich gemacht. Dann führt er das schwere Geschütz seiner Argumente in's Feld und geht der ganzen modernen Erziehung hart zu Leibe. Lassen wir ihn selbst sprechen.

„Der verfeinerte Egoismus, der den Mode-Menschen von seiner Familie trennt; die Isolirung, die man in der gegenwärtigen Gesellschaft bemerkt; diese schaugetragene Verachtung der Ehe, wenn sie nicht eine gute Rente abwirft, diese unersättliche Gier zu prunken und um jeden Preis sein Glück zu machen, die unselige Idee (des Kommunismus), daß der Staat verpflichtet ist, uns die Existenzmittel zu verschaffen und uns die uns gebührende Stellung zu geben, indem er uns in Allem und für Alles seinen Schutz gewährt — alles das hat seine Quelle in der Erziehung der Alumnate; hier gewöhnt sich der Mensch früh angewiesen zu werden, wann und wie er essen, arbeiten, sich erholen soll. Weil man für ihn denkt, bleibt er ewig minorenn an Verstand und verlangt, daß der Staat sein Vormund sei. Mit Einem Worte, er wird Maschine, die gedankenlos das ihre verrichtet, je nach dem stärksten Antrieb, der ihr von Oben oder von Unten gegeben wird. Er bewegt sich stets, ohne zu prüfen, ob das, was er zu thun hat, gut oder böse sei, zufrieden, wenn er nur weiß, daß es mit seinen materiellen Genüssen und Vortheilen übereinstimmt. Das Gute und Rechte sind überflüssige Dinge für den Zögling der Alumnate; er hat keine Vorstellung von den reinen und schlichten Freuden des häuslichen Herdes; die Schule hat ihn auf seine bloße Individualität zurückgebracht und ihn unfähig gemacht, die sanften und lieblichen Regungen des Familienlebens zu empfinden."

„Die sogenannte lateinische Raçe ist im Allgemeinen selbstisch, ungestüm, aufrührerisch, anspruchsvoll, sie erwartet Alles vom Staate; von freien Stücken macht sie Emeuten und Aufstände. Die Männer, die sich seit 1789 bis auf den heutigen Tag an die Spitze der politischen und sozialen Bewegungen gestellt haben, sind in Alumnaten erzogen worden. Schlaget in den Geschichtsbüchern nach, und ihr werdet finden, daß sie diese Behauptung nicht Lügen strafen; daß die blutdürstigsten, grausamsten Menschen, die in den Revolutionen und bei den Regierungen eine Rolle gespielt, Jünger der Alumnate gewesen sind. Wer seine Kindheit bei seinen Eltern, unter seinen Geschwistern, in seinem Dorfe, oder in seiner Geburtsstadt verlebt hat, in dessen Herzen wurzeln zärtliche Neigungen, Anhänglichkeit und Liebe für diejenigen, unter denen er geboren ist, und die ihn bei seiner Geburt begrüßt haben. Erscheint es ihm unumgänglich, den gegenwärtigen Stand der Dinge zu ändern und dem Irrthum den Krieg zu erklären, so wird er's thun, ohne deshalb für nothwendig zu erachten, Scheiterhaufen anzuzünden und Galgen aufzurichten." — Endlich entlehnt Polo Beweise aus dem Gebiete der Staatsökonomie, um zu dem Entschlusse zu kommen, daß die Gründung von Alumnaten auf Rechnung und unter ausschließlicher Leitung des Staats eine reine Absurdität wäre.

Guardia, ein geborener Spanier, Mitarbeiter der Revue de l'Instruction publique, ein helldenkender Kopf, der sich nicht viel darauf zu Gute thut, ein Landsmann des heiligen Dominicus und des heiligen Ignatius Loyola zu sein, der vielmehr dem kühnen Reformator Mendizabal, dem entschiedenen Gegner der Mönchsorden, freudig die Palme zuerkennt, scheuet sich nicht, den dem fortschreitenden öffentlichen Erziehungswesen in Spanien hingeworfenen Handschuh aufzunehmen, und seinen Widerpart theils mit den Waffen der Ironie und der persönlichen Argumente, theils aber auch durch Thatsachen zu bekämpfen.

„Herr Polo," sagt er unter Anderm, „von seinen Radikalreform-

plänen zu lebhaft eingenommen, scheint alle daraus zu ziehenden Folgerungen nicht vorgesehen und vergessen zu haben, uns zu sagen, ob sein Bannstrahl ohne Unterschied die weltlichen und geistlichen Erziehungshäuser, oder nur die ersteren treffe. Sind die Kostschulen, als Herd der Laster und Quell der Entsittlichung, eine drohende Ruthe für die Gesellschaft, so müssen sie schlechterdings aufgehoben werden, mit ihnen zugleich aber auch die großen und kleinen Seminare, in denen der väterliche und häusliche Einfluß ein noch weit geringerer ist, als in den Alumnaten. Verlangt Polo das, so hat er den gesammten Klerus auf dem Hals; verlangt er's nicht, so wird es nicht schwer halten, ihm zu beweisen, daß die Ausnahme, die er zu Gunsten der geistlichen Anstalten gestattet, sein System über'n Haufen wirft; denn was den Seminarien recht, ist auch den Kostschulen billig.

„Mir scheint es das Klügste, beide neben einander bestehen und blühen zu lassen, damit die Eltern, die ihren Kindern eine angemessene Erziehung geben wollen, sich nicht genöthigt sehen, sie in's Ausland zu schicken. Es ist noch gar nicht lange her, daß in Folge politischer Bewegungen und unseliger Wirren des Bürgerkrieges viele Spanier außerhalb Spanien eine Bildung suchten, die ihnen ihr Vaterland nicht gewähren konnte.

„Auch mich brachte derselbe Beweggrund nach Frankreich, wo ich verblieben bin, und ich gestehe, daß die fünf Jahre, die ich als Alumnats-Schüler in einem Lyceum verlebte, mich nimmer gereuen. Die Zeit war streng, und die gründlichen Schularbeiten ließen den Keimen der scheußlichen Laster, die Herr Polo in den Alumnatsschulen sieht, nicht Zeit, sich zu entwickeln. So weit ich mich erinnere — und dieser Dinge erinnert man sich lebenslang — arbeiteten wir mit Lust, lebten sehr kameradschaftlich mit einander, sagten uns die Wahrheit frei von der Leber weg, erledigten unsere Sträußlein ohne Vermittler, beurtheilten einander sehr richtig, rangen in den Körper- und Geisteskämpfen um den Preis ehrlich mit Wetteifer, aber ohne Scheelsucht, begrüßten verdiente Erfolge mit herzlichem Beifall und trösteten uns über eigenes Mißlingen mit der Hoffnung, es künftig besser zu machen. Bei einem solchen Leben voll Bewegung und Arbeit und in einem solchen Alter zumal beschleichen uns die Stunden übler Laune sehr selten, und eine Kostschule ist wahrlich nicht das Nest, das den Trübsinn ausbrütet. Wenn auch die Kost ziemlich mager und der Strohsack etwas hart, so aß man doch mit gutem Appetit und schlief die Nacht durch, ohne sich umzudrehen; Frohsinn und Gesundheit erzeugten eine glückliche Stimmung, man litt keine Ungerechtigkeit und duldete weder Angeberei noch heuchlerische Tücke. Wenn unsere Lehrer und Aufseher uns auch nicht verhätschelten, so regierten sie doch nicht durch Furcht, und wir suchten uns ihre Zuneigung und ihren Beifall durch unser Betragen zu gewinnen. Wir Schüler beobachteten uns gegenseitig, ohne deshalb eine polizeiliche Aufsicht über einander zu üben. Die geistig Verwandten schlossen sich aneinander, und es erwuchsen daraus unmerklich jene unauflöslichen freundschaftlichen Bande, die um so fester und aufrichtiger sind, als sie in der ersten Jugend in einer Zeit geknüpft werden, wo die Berechnung und der Eigennutz keinen Einfluß auf die Herzensneigungen haben.

„Ja, wenn ich mir jene Erinnerungen freudig zurückrufe, so dünkt mich, daß die in der Alumnatsschule verlebten Jahre nützlich angewendet worden sind, nicht nur für den Anbau des Geistes, der den fruchtbaren Samen der Literatur und der Wissenschaft gierig in sich aufnahm, sondern auch und vorzugsweise für die Bildung des Charakters, d. h. für das, was den eigentlichen Kern des Menschen ausmacht und am wenigsten dem Wechsel unterworfen ist. Nach meiner Erfahrung beginnt in der Schule die Lehrzeit für das bürgerliche Leben; hier wird man in die so schwierige und abgeschlossene Kenntniß der Sachen und Personen eingeweihet, so daß die Zöglinge, in die Welt tretend, nicht wildfremd erscheinen, wie jene arglosen Jünglinge, die von einem Hauslehrer unter den Augen der Eltern erzogen werden und die, um sich zu enttölpeln — denn in der Regel sind sie sehr unbeholfen — ihre Erziehung von vorn anfangen müssen, und zwar für neues Schulgeld und unter andern Lehrern, die man nicht in der Pension, sonst aber überall findet, und die um schweres Honorar in der Liederlichkeit unterrichten. Es ist erwiesen, daß die fleißigsten Studenten an der Universität größtentheils diejenigen sind, die auf Alumnatsschulen vorgebildet worden sind; hier haben sie schon in früher Jugend die Gewohnheit anhaltender Arbeit und Sinn für gründliche Studien und jene Liebe zum Wettkampf in sich aufgenommen, der die kräftigen Naturen beseelt und das Frohgefühl überwundener Schwierigkeiten um einen unsäglichen Reiz vermehrt.

„Betrachte ich die so verschiedenen Ergebnisse der beiden Erziehungsweisen, so bekenne ich mich immer entschiedener zu den gesunden und freien Ideen eines spanischen Denkers des sechzehnten Jahrhunderts: Juan Huarte, der alle großen Menschheitsfragen mit einer Ursprünglichkeit und Tiefe aufgefaßt hat, um die ihn Herr Polo ohne falsche Bescheidenheit beneiden könnte. Huarte verlangt, daß die Jugend fern vom Elternhause mit dessen Annehmlichkeiten, die einem anstrengenden Studium im Wege sind, im Mittelpunkte der Hochschulen erzogen werde. Hier sei der günstigste Platz für strenge Zucht und tüchtigen Unterricht, um die Jünglinge mit mannhaften Gewohnheiten auszurüsten und sie zu den ernsten Pflichten in den mannigfaltigsten Lebensberufen vorzubereiten.

„Diese Ansicht eines überlegenen Geistes war in Spanien um die Blüthezeit der Wissenschaften eine ziemlich verbreitete. Derselben entsprechend, waren die Hochschulen ersten Ranges organisirt; die berühmtesten zu Salamanca, Alcala, Valladolid waren buchstäblich von Kostschulen umringt; Freitische (becas) waren darin, ursprünglich für das bedürftige Verdienst eröffnet, in der Folge aber auch bemittelten Familien nach Gunst bewilligt, was endlich den Verfall dieser herrlichen Einrichtungen herbeiführte. Man glaube aber nicht, daß die Anwendung jener vernünftigen Prinzipien sich aus der Renaissance-Zeit herschreibe; nein, sie geht bis in's Mittelalter zurück. Als Alfons X., der Weise, die Hochschule von Salamanca umgestaltete (1254), verordnete er, daß die Erziehung mit dem Unterricht Hand in Hand gehe, daß die Schüler bei ihren Lehrern wohnen, essen, beständig unter deren Augen leben und sich an ihrem Beispiel, wie durch ihren Unterricht heranbilden.

„Nach denselben Grundsätzen des gelehrten Königs von Kastilien stiftete der gefeierte Kardinal Gil Albornoz 1360 in Bologna eine Kostschule für vierundzwanzig Knaben seiner Landsleute, und eben eine solche der berühmte katalonische Arzt Juan Bruguera (1452) zu Montpellier für angehende Mediziner; diese ausgezeichnete Anstalt, die noch um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts blühete, ging nur durch die Fahrlässigkeit der spanischen Regierung zu Grunde.

„Hätte sich Polo die Mühe genommen, diese und noch viele ähnliche Thatsachen aus der Geschichte seines Vaterlandes zu schöpfen, er würde reiflicher über sein Thema gedacht und weniger leidenschaftlich deklamirt haben. Dank aber dem gesunden Verstand meiner Landsleute, die, unbeirrt von jenem rhetorischen Pathos und ohne die Initiative der Regierung abzuwarten, gute Erziehungshäuser, Bildungsanstalten aller Art, Kostschulen um die Wette in's Leben rufen, worin junge Leute unter tüchtigen Lehrern gründliche Studien machen, und nicht auf's gerathewohl die Bahn der freien Künste einschlagen, welche nicht mehr so überlaufen wird, seitdem Handel und Industrie den praktisch guten Köpfen eine Zukunft aufthun.

„Schon existiren zu Madrid treffliche Vorbereitungs-Anstalten für die Fachschulen, die ihren gerühmtesten Schwestern im Auslande nichts zu beneiden haben. Don F. M. Orst, Professor der klassischen Philosophie, hat soeben zu Monovar, in der Provinz Alicante, ein Gymnasium eröffnet, das in zunehmendem Gedeihen begriffen ist; Don Juan Manzanedo, ein reicher Madrider Banquier hat kürzlich in seiner Vaterstadt Santoña auf eigene Kosten ein Alumnat gegründet, und hoffentlich wird dieses Beispiel edlen Gebrauchs vom Reichthum Nachahmer und Förderer finden, so lange Polo das Ministerium des öffentlichen Unterrichts nicht in die Hände bekommt."

Ja, die Erziehung in den öffentlichen Anstalten, vereint mit den Fortschritten des Handels und der Industrie, die wiederum von den Eisenbahnen ihren Impuls empfangen, hat den Beruf, die Halbinsel umzugestalten und unfehlbar Tage der Größe und des Wohlstandes herbeizuführen. Das erwarten Guardia und seine Gesinnungsgenossen von der Zeit und den ersprießlichen Reformen.

Polen.

Studien über die polnische Literatur.

Von Eleonora Ziemięcka.*

I.

Ein polnischer Schellingianer.

Als wir in diesen Blättern von Schiller und Goethe sprachen, blieben wir in der Sphäre allgemeiner Begriffe; wir waren Kosmopoliten, denn der Genius ist das Eigenthum des menschlichen Geschlechts und der

* Von der polnischen Verfasserin Deutsch für das „Magazin" bearbeitet.

Gedanke an ihn ein Stütz- oder Ruhepunkt in dem Kampfe menschlicher und Nationalgefühle.

Jetzt, da wir uns vorgenommen haben, von unserer Literatur zu sprechen, stellen sich uns diese Gefühle auf's Neue dar, und unter ihrem Einflusse fangen wir unsere ersten Studien an. — Aber auch hier ist ein Ruhepunkt, ein Stützpunkt: die Wahrheit; diese kann Alles noch mehr versöhnen und beruhigen, als der Genius. — Wir wollen die Wahrheit sagen, wir wollen die Reichthümer unserer Literatur und Philosophie unseren Nachbarn enthüllen, und nachdem man uns näher wird kennen gelernt haben, wird uns erlaubt sein, ein unparteiisches Urtheil zu fordern. Denn wirklich können wir uns selbst den Vorwurf machen, bisjetzt wenig von uns gesprochen, uns über unsere Schätze selbst zu egoistisch gefreut zu haben; um daher leichter verstanden zu werden, fangen wir unsere Arbeit mit den Studien der Werke eines Mannes an, welcher durch seine Erziehung, seinen Geschmack, seine Neigungen und durch die Richtung seines Geistes der deutschen Nation am nächsten stand.

Wir werden hier noch eines Umstandes erwähnen. Im Jahre 1846 am 1. Februar, erscholl die Stimme eines Polen, welcher dem Verdienste und der Freundschaft huldigte, in Berlin, in einer großen Gesellschaft Gelehrter und Denker zum Geburtstage des Nestors der deutschen Philosophie, des großen Schelling. Es war die Stimme Joseph Goluchowski's, und von ihm wollen wir sprechen, von seinem verdienstvollen und gelehrten Lebenslaufe und zugleich von seinem letzten Werke, welches, unserer Meinung nach, einen neuen Gedanken enthält und hohen, moralischen Werth hat.

Joseph Goluchowski wurde im Jahre 1799, den 11. April, im tarnowskischen Kreise in Galizien geboren. Er stammte von den ältesten, adeligen Familien in Polen. Nachdem er seinen Vater frühzeitig verloren hatte, wurde er durch seine Mutter auf die Theresianische Ritterakademie in Wien gebracht, wo sich damals viele polnische Jünglinge bildeten. Dort zeigten sich schon früh seine großen Fähigkeiten; er beschäftigte sich hauptsächlich mit alten und neueren Sprachen, mit geschichtlichen, physikalischen, mathematischen und politischen Wissenschaften. Schon damals bemerkte man an ihm eine Hauptneigung zur Philosophie, welche Neigung viel zu den Fortschritten in den übrigen Wissenschaften beitrug.

Noch auf dem Gymnasium, schrieb er in seinem achtzehnten Lebensjahre eine Abhandlung über die Bedeutung der Geschichte. In seinem neunzehnten Jahre schrieb er eine eben solche unter dem Titel: „Ansicht des Einflusses der Mathematik auf die Bildung des Menschen," welche im Jahre 1816 in Wien gedruckt wurde. 1817, in seinem achtzehnten Lebensjahre, bearbeitete er in deutscher Sprache einen Traktat über die Moral-Philosophie, welche ihn vier Jahre später, 1821, zur Würde eines Doktors der Philosophie an der Heidelberger Universität erhob. — Gegen das Ende des Jahres 1817 zog er von Wien nach Warschau und endigte auf der Warschauer Universität den Kursus der Rechte und der Administration, und dann erhielt er die Würde eines Magisters. Damals konkurrirte er durch einige Abhandlungen über Jurisprudenz, Theologie und Philosophie, wofür er die Preismedaille erhielt. — Nachdem er seine Studien beendigt hatte, hielt er auf der Universität zu Warschau Vorlesungen über das Naturrecht. Zu gleicher Zeit erfuhr er, daß die Universität zu Wilna einen Konkurs für eine dortige Professur ausgeschrieben habe. Er bearbeitete das gegebene Thema: „die Grundsätze der Logik, Mathematik und der Moral-Philosophie" und wurde einstimmig zum wirklichen Professor von der Fakultät der Philosophie ernannt. Ehe jedoch die Bestätigung dieser Ernennung von dem Minister der Aufklärung aus Petersburg anlangte, begab er sich aus Paris nach Deutschland und nachdem er, wie bereits erwähnt, die Würde eines Dr. der Philosophie an der Universität zu Heidelberg erhalten hatte, trat er in nähere Verhältnisse mit den berühmtesten deutschen Philosophen, namentlich mit Steffens, Krug, Wendt, Hegel und besonders mit Schelling, mit welchem er ein enges Freundschaftsbündniß schloß, welches bis zu den letzten Lebenstagen dieses berühmten Weisen fortdauerte. Deshalb brachte er den größten Theil der Jahre 1821 und 1822 in Erlangen zu, wo damals Schelling lehrte. Hier gab er ein Werk in deutscher Sprache heraus, betitelt: „Die Philosophie in ihrem Verhältnisse zum Leben ganzer Völker und einzelner Menschen," welches Werk noch heutzutage mit großem Vortheil gelesen werden kann. — Im Oktober des Jahres 1823 übernahm er den Lehrstuhl in Wilna, und seine Vorlesungen zogen eine große Menge Zuhörer herbei. — Die Erinnerung an diese gelehrten Vorträge lebt noch heute im Gedächtniß seiner Landsleute fort. Zu allgemeinem Bedauern mußten diese Vorlesungen im Jahre 1824 aufhören, und von nun an zog sich Goluchowski vom öffentlichen Leben zurück, heiratete die verwitwete Frau seines Bruders, Magdalena Goluchowska, und lebte auf seinem Stammgute Garbacz, wo er seine großen Fähigkeiten der Agronomie widmete. Von Zeit zu Zeit jedoch unterbrach er diese Einsamkeit durch eine Reise in's Ausland zu wissenschaftlichen Zwecken.

Die Berufung Schelling's auf das Katheder der Philosophie in Berlin rief ihm seinen Lieblingsgegenstand, die Philosophie, in's Gedächtniß zurück. Er konnte zwar nicht augenblicklich zum Freunde eilen, welcher ihn mit freundlichen Worten zu sich berief, doch begab er sich im Jahre 1846 dahin, und es war gerade damals, als er den Namenstag Schelling's feierlich beging und die Rede hielt, deren wir schon erwähnt haben.

Wieder kehrte er in die häusliche Stille zurück, um sich auch ferner freiwillig der Ausbildung der jungen Landsleute in der Agronomie zu widmen. Seine philosophischen Gedanken ruhten aber nicht, sie bedurften noch einer definitiven Erklärung. Sein ganzes Leben lieferte hierzu das Material; er hatte so viel gedacht, gelitten und gefühlt; konnte er also ruhen, ohne ein vollkommenes Resultat erreicht zu haben? Das war unmöglich, und wir haben davon einen Beweis in der Arbeit, welche er kurz vor seinem Tode beendet hat. Das Werk ist noch nicht herausgegeben; ich glaube jedoch, ein großer Gedanke muß so schnell als möglich mitgetheilt werden und daher ist es mir lieb, denselben den Deutschen bekannt zu machen.

Betrachtungen über die wichtigsten Aufgaben für den Menschen.

Der Autor fängt mit einem Ueberblicke der Natur an, in welchem ihm die Grundsätze der Chemie, Physik und aller andern Natur-Wissenschaften als Basis dienen. Langsam entsteht aus dem Schooße dieses Ganzen der Mensch und wir sehen von fern den Umriß der geistigen Welt.

Glauben wir aber nicht, dieses Feld sogleich zu betreten; lange, sehr lange wird er uns noch in dem Bereiche der Natur, in der Hülle des Stoffes erhalten, indem er sich stufenweise zu den zartesten Phänomenen, namentlich auch des Magnetismus erhebt.

In dieser Materie kann uns der Autor sehr viel sagen, denn er selbst beschäftigte sich mit den Forschungen des thierischen Magnetismus, indem er zahlreiche Thatsachen desselben mit demjenigen praktischen und gesunden Ueberblicke zergliederte, welcher ihn immer charakterisirte. Das letzte Resultat aller dieser Forschungen ist, wie man es von einem solchen Geiste erwarten konnte, die tiefe Ueberzeugung von der geistigen Natur des Menschen. Diese Ueberzeugung drückt er aus und beschreibt sie in den Kapiteln seines Werkes, welche beweisen, daß nur die Unsterblichkeit der Seele alle diese Fragen lösen kann, und daß nur allein die Idee eines persönlichen Gottes aus diesem dunkeln, unterirdischen Labyrinthe herausführt.

Aber ich wiederhole, diese Wahrheiten sind hier nur hingeworfene Themata, deren Entwickelung und Beweisführung das ganze Werk gewidmet ist. Dennoch haben sie einen großen Werth für den christlichen Leser, welcher darin eine gewisse Stütze, einen sicheren Hafen und einstweilige Ruhe findet.

Wir betreten jetzt das unendliche Reich der Gedanken, in dessen unermeßlichen Räumen es leicht ist, das Gleichgewicht zu verlieren, doch mit einem solchen Führer dürfen wir diese Sphäre nicht fürchten. Betreten wir sie also muthig und mit vollem Vertrauen! Er wird uns führen, auf daß wir uns nicht verirren und, was das Wunderbarste ist, er wird uns niemals Ermüdung fühlen lassen; und auch auf den höchsten Gipfeln wird es uns noch immer vorkommen, als wandeln wir durch liebliche Ebenen, ruhige Felder und fruchtbare Gegenden. Er lehrt uns diese Höhen lieben, wird uns von den Schwierigkeiten erzählen, welche die Pilger auf denselben erfahren haben, von den Widerwärtigkeiten, gegen welche sie ankämpfen mußten, wird uns die Abgründe zeigen, welche sie uns durch eigenes Beispiel und auch durch ihren Fall meiden lehrten und diese Pilgerschaft beendigen wir mit einem Gefühl der Verehrung für die Bestrebungen der Menschen, mit der Hoffnung, das Ziel erreichen zu können, nach welchem sie strebten.

Dieser Theil des Werkes von Goluchowski, den wir mit Recht eine Reise nennen dürfen, umfaßt eine ernste und gewissenhafte Analysis der Systeme, welche die Erklärung der wichtigsten Fragen für den Menschen zum Zwecke haben. Hauptsächlich analysirt der Autor hier eben deutsche Philosophen, als die ihm am besten bekannten, und obgleich man oft bedauern könnte, daß dieser durchdringende Geist sich nicht mit der ganzen Geschichte der Philosophie beschäftigt habe, so finden wir doch in dieser Auswahl den Beweis einer großen Tüchtigkeit des Autors.

So zergliedert er die Systeme Kant's, Fichte's, Schelling's, Hegel's

und endigt mit Herbart. In dieser weitläufigen und gelehrten Uebersicht zeigt sich die eigene Meinung des Schriftstellers noch nirgends deutlich. Langsam bereitet er den Leser auf die weiteren Resultate und Entwickelungen vor, indem er beiläufig auf das Mangelhafte und die Lücken in den Systemen der deutschen Philosophen hinweist.

Kein Schatten von Geringschätzung, kein Zug von Ironie entstellt diese Forschungen. Jede ideelle Abweichung wird hier mit ehrfurchtsvoller, taktmäßiger Rücksicht behandelt. Das große Ziel der Entdeckung der Wahrheit veredelt Alles in den Augen unseres Schriftstellers. Und wirklich nicht ihm, dem unermüdeten Denker, stand es an, die Arbeiten des menschlichen Geistes herabzusetzen. Als Beweis dieser Verehrung weisen wir besonders auf die Zergliederung des Fichte'schen Systems hin und auf das Kapitel, betitelt: „Unbegreifliche Beschränkungen unseres Ichs," wo der deutsche Denker in einem dunkeln, nebeligen Raume zu verschwinden scheint. Und dennoch verfolgt ihn unser Erzähler mit der größten Liebe, denn die Liebe, wie wir später selbst sehen werden, ist für ihn ein allumfassendes Wort, der höchste Grundsatz der Speculation. Ihm ist Alles theuer, was den Gedanken betrifft, denn Denken ist der höchste Triumph für den Menschen, und dann giebt es unter diesen Forschern einen, den er mit dem Gefühl kindlicher und brüderlicher Liebe umfaßt hat. Konnte dieses Gefühl ihm eine strenge Kritik erlauben? Die Leser werden errathen haben, daß ich von Schelling spreche; wir wissen, welche Bande ihn mit dem großen Philosophen verknüpfen. Wir haben die öffentlichen Beweise dieser Freundschaft vor Augen gehabt. Mit Vergnügen können wir also hier die Entwickelung dieser Vertraulichkeit verfolgen, indem wir zugleich die Einzelheiten im Leben Schelling's kennen lernen, welche uns der Autor in seinem Werke sehr anmuthig beschreibt. Gleichwohl muß man nicht glauben, daß diese, für den geliebten Meister so innige Verehrung ihn im Geringsten zum Sklaven seines Systems macht. Nein, Goluchowski hat eine besondere, ihm eigenthümliche Selbstthätigkeit, welche sich durch keinen Einfluß unterdrücken läßt, sich schon in seinem Vortrage auf der Universität zu Wilna sichtbar zeigte und dann immer mächtiger wurde. Er war immer Meister seines Wortes, seines Gedankens und blieb es bis an's Ende, und der zweite Theil seiner Schriften, von welchem wir später sprechen werden, ist der beste Beweis dieser Selbstthätigkeit.

Wir haben oben gesagt, daß der ganze erste Band der Kritik und der Geschichte der Philosophie gewidmet ist, aber wir haben auch hinzugefügt, daß in der Art und Weise des Vortrages selbst das Merkmal eines unabhängigen Geistes sichtbar ist, welcher sich gar nicht auf die Erzählung fremder Gedanken beschränken will, sondern nach einem selbstthätigen Endresultat trachtet. Ein aufmerksamer Forscher könnte schon aus diesem ersten Bande auf den Standpunkt des Schriftstellers schließen, und würde wenigstens wissen, was er nicht will, was er nicht bekennt; dennoch wiederhole ich, nur ein aufmerksamer Forscher, indem diese Opposition sich so sanft zeigt, daß man nirgends eine unbedingte Verdammniß entdecken kann.

Lange blieb diese selbständige Ansicht in ihm verschlossen, lange hatte Goluchowski, beschäftigt mit der Landwirthschaft, den Familienpflichten und der unter seinen Augen in der Agronomie sich bildenden Jugend weder Muße noch Ruhe, um sich selbst und Andere von den in ihm entstandenen Gedanken Rechenschaft geben zu können; außerdem verschafften ihm seine unbegränzte Liebe zu den Menschen, das Gefühl der Bedürfnisse und seine unvergleichliche praktische Geschicklichkeit, einen anderen Gegenstand zur Bearbeitung, den er zum Ruhme seiner Nation und zu ihrem großen Nutzen behandelt hat.

Zuerst entstand seine Abhandlung über die Bauernfrage, welcher sich die metaphysische Frage anreihete. Dennoch war jene erste Arbeit auch für die Philosophie nicht verloren; die Ergründung des Sozialismus, die tiefe Kritik des Materialismus stärkten ihn in der Liebe zu geistigen Gegenständen und inspirirten ihm die Worte voll von Energie gegen das Uebertreiben des Strebens nach Industrie und Wohlleben, vor welchem er, selbst stirnbietend, seine Nation beschützen wollte.

Der ganze letzte Theil der „Bauernfrage" ist zugleich die schönste Abhandlung über die Unsterblichkeit der Seele, über das Dasein Gottes und über die Nächstenliebe. Aber alles dieses befriedigte Goluchowski noch nicht, seine Gedanken häuften sich an und sein Herz war voll von Liebe für Wahrheit. Die Ueberzeugung, daß die Philosophie nothwendigerweise die Krone der Nationalaufklärung ist — diese Ueberzeugung, sage ich, machte ihn in den letzten Lebensjahren fast zum Märtyrer der Ideen, welche er erst nach langem Kampfe formuliren konnte.

In der Thatsache der inneren Ueberzeugung vereint er die natürliche Welt mit der übernatürlichen und stellt ein Gebäude dar, in welchem Religion und Philosophie innig verbunden sind, und das Christenthum wird der Ausdruck aller dieser Geheimnisse.

In unserm nächsten Artikel wollen wir zum Vortrage dieses schwersten, eigenthümlichsten Theiles übergehen.

Nord-Amerika.

Karl Heinzen über die Schreib- und Preßfreiheit in Amerika.

Karl Heinzen's „Pionier" feierte am 1. Januar 1860 den zehnten Jahrestag seines Bestehens in Amerika. Der unermüdliche und in seiner Art merkwürdige Publizist wirft bei dieser Gelegenheit einen Rückblick auf seine Laufbahn, der manches charakteristische Wort enthält. So sagt er unter Anderm:

„Wir wollen uns selbst kein Zeugniß ausstellen, aber so viel dürfen wir konstatiren, daß die 10 Jahre, die wir in Amerika gegen unsere Landsleute ausgehalten, eine härtere und schwierigere Probe waren, als die 10 vorhergehenden, die wir in Europa gegen das Fürstenregiment, und die 10 noch früheren, die wir gegen Büreaukraten und Philister gekämpft haben. Seit 30 Jahren sind wir eigentlich nicht aus dem Sattel des Einzelkampfes gegen die Ueber- und Massen-Macht gekommen, und sollten wir in dieser Weise noch 10 Jahre aushalten, so haben wir, nach einer 20 jährigen stürmischen Jugend, als Mann 20 Jahre in Europa und 20 Jahre in Amerika für die Freiheit gestritten, um — zu zeigen, was ein Mensch überdauern kann, ohne den Humor zu verlieren.

„Die Freiheit zu schreiben wäre nicht so schwierig, wenn die Freiheit zu lesen allgemeiner wäre. Freie Leser finden, ist ein Glück; aber freie Leser schaffen, ist eine Herkules-Arbeit. Wie viel Blätter haben ihr Publikum wirklich auf die Probe gestellt? Der „Pionier" hat seine Freunde durch jede erdenkliche Manifestation der Freiheit erprobt; sie haben die Probe bestanden, und wenn ihre Zahl auch nicht so groß ist, wie das Publikum der Allerweltsblätter, sie sind ihm treu geblieben unter den schwierigsten Umständen. Sie haben ihn aufrecht erhalten, nicht wegen, sondern trotz jenes mächtigen Hindernisses, das man die „öffentliche Meinung" nennt, nicht als Gewohnheitsleser, sondern als Gesinnungsgenossen, die ein Interesse daran hatten, den Prozeß der rücksichtslosesten Wahrheitäußerung gegen den hartnäckigsten Widerstand allseitiger Vernirtheit und Gemeinheit durchführen zu helfen. Gegen den Strom zu schwimmen, ist ein hartes Stück Arbeit, aber es ist der Weg zu den Quellen, und je näher den Quellen, desto reiner und frischer das Wasser."

Weiterhin sagt Herr Heinzen: „Wir bleiben dabei, daß Nordamerika auf dem Wege der Revolution ist, und diese Revolution muß nicht blos zur äußern Vernichtung tonangebender Parteien, sondern auch zur Aufrüttelung aller latent gebliebenen Entwickelungselemente und zu einer Umgestaltung des ganzen Verfassungsbaues dieser Republik führen."

Endlich fügt er in einem Artikel „Preßfreiheit in Amerika" hinzu:

„Schon zu der Zeit, als Pierce zum Präsidenten erwählt und in der Baltimorer Plattform die Sklavereifrage „definitiv" gelöst wurde, haben wir in bestimmte Aussicht gestellt, daß die „demokratische" Partei die Preßfreiheit werde zu vernichten suchen. Sie mußte darauf hinauskommen, wie jede Macht, die ein Unrecht verewigen will. Die Frage war blos, wie sie es beginnen werde. Im Süden freilich wußte man schon längst Rath, auch ohne besondere „Gesetze" zu machen und offiziell die Constitution anzutasten. Man machte einfach den Pöbel zum Censor und ließ ihn sein Amt durch Zerstörung der Pressen, durch Theeren und Federn, oder gar durch Stricke und Bowiemesser verwalten. Diese Ur-Mittel, direkt von der Majestät des souverainen Volks angewandt, waren wo möglich noch wirksamer als Gesetze der Volksvertreter, und was die Production von Schriften betrifft, so war der Süden an sich durch jene Mittel vor der Gefahr gesichert, neben seiner edlen Baumwolle das verderbliche Unkraut der freien Geistesäußerung aufschießen zu sehen. Wo die Bodenprodukte durch Sklavenarbeit gezogen werden, da werden auch die Geistesprodukte zur Sklavenarbeit gemacht.

„Doch die nie rastende Zeit, welche eine besondere Aversion gegen „definitive" Erledigungen hat, ließ auch jenen idealen Zustand der Sicherheit nicht bestehen. Der Geist ist zudringlich wie Luft und Wasser, und wo ihm nur eine Ritze offen bleibt, weiß er durchzuschlüpfen. Wenn auch die Production sich durch die bloße Brutalität niederhalten ließ, die Importation wußte sie theilweise zu ersetzen, und, nachdem diese sogar an der nachrückenden Invasion eine Gehülfin gefunden, müssen neue Mittel angewandt werden, der Gefahr zu begegnen.

„Es war neulich von einem „Gesetz“ die Rede, durch welches sich der tapfere Staat Virginien gegen die 21 bleiernen Soldaten schützt und zu dessen besondrer Exekuterin sich die republikanische Postverwaltung gemacht hat.

„Jetzt ist im Süden in der That eine „Acte“ erschienen, wodurch „die Veröffentlichung und Circulation von Büchern abolitionistischen Inhalts“ untersagt und bestraft wird.“

Mannigfaltiges.

— Humboldt und seine kleinen Gegner. Am 21. November 1851 schrieb Varnhagen in seine Tagebuchblätter: „Ich höre von Einflüsterungen, die man gegen Humboldt versucht. Die Kleinen und Mittelmäßigen, die wohl fühlen, daß sie gegen einen Großen nichts sind, vereinigen sich gegen ihn neidisch und gehässig und glauben, dadurch etwas zu sein. Einer kömmt lächelnd zum Andern, vertraut ihm die Abneigung, die er empfindet, die Schwächen und Mängel, die er entdeckt hat; der Andere nimmt das freundlich auf, antwortet in gleicher Weise, sie drücken sich vergnügt die Hände und sind festverbundene Freunde gegen den Helden. Die angeblich Treuesten geben sich zu solchen Ränken hin. Einzeln bedeuten sie nichts, aber in der Masse wirken sie als solche, bedrücken den Tag, hemmen und verderben das Gute, untergraben Lust und Stimmung. Von solchem Gezücht hat Goethe gelitten, leidet Humboldt. Ich kenne dergleichen aus Erfahrung; an Rahel habe ich die Fülle davon erlebt! Die Brüder, die Nichten, wie gern waren sie einig mit den untergeordnetsten Leuten, ihre vereinigte Mittelmäßigkeit höher zu stellen, als die Genialität des Herzens und Geistes, von der sie sich doch stets erhellen und erwärmen ließen! Humboldt's Schwächen sind bekannt; er thut nicht geheim, er läßt sich sehen, wie er ist; aber seine Größe bleibe unangetastet, die Größe seines Geistes, wie die nicht minder seines Herzens! Und achtzig Jahr — welch' ein Bollwerk! Wer darf es wagen, dawider anzustürmen!“

— Schiller's „Glocke,“ englisch von einem Amerikaner. Der sich in Regensburg aufhaltende (von uns mehrfach rühmlich erwähnte) englische Dichter Charles Boner theilt in der Augsb. „Allgem. Zeitung“ Proben aus einer neuen, englischen Uebersetzung der „Glocke.“ von dem Amerikaner G. W. H. Furneß, mit, die in der That überaus gelungen zu nennen, wie unsere, des Englischen kundige Leser aus dem Nachfolgenden ersehen mögen:

„Lovely round the bride's locks clinging,
Plays the virgin coronal,
When the merry church-bells ringing
Summon to the festival
Ah! the hour of life most festal
Ends the May of Life also,
With the veil, the girdle vestal,
Breaks the lovely charm in two.
For Passion will fly,
But Love is enduring,
The flower must die,
Fruit is maturing.
The man must be out
In hostile life striving,
Be toiling and thriving
And planting, obtaining,
Devising and gaining,
And daring, enduring,
So fortune securing;
Then riches flow in, all untold in their measure,
And filled is the garner with costliest treasure.“

— Gleim und Arndt. Unter dieser Ueberschrift brachte das vor kurzem gegründete „Leipziger Journal“ am Todestage Arndt's (29. Jan.) folgende Betrachtung: „Wie reimen sich diese zwei — Gleim und Arndt? der Sybarit aus Halberstadt und der Recke aus Rügen? Der preußische Grenadier und der deutsche Bannerträger? Der leichthintändelnde Poet und der blitzende, zündende Tyrtäos unserer Tage? Der halbvergessene Zögling des achtzehnten Jahrhunderts und der von Immergrün umlaubte Kämpe, der die politischen und geistigen Schlachten des neunzehnten geschaut und d'reinschlagen half? Der arme, erblindete Vater Gleim, der bei des deutschen Vaterlandes Niedergang sein Auge schloß, und der Vater Arndt, der unverdüsterten Blicks und hoffnungsreich nach Morgenroth und Sonnenaufgang ausschaut? — Man suche — alle Leser bitten wir darum — ein nächstens fünfzig Jahr altes Buch hervor: Das Leben Gleim's, von Körte, und ganz Deutschland wird ehrerbietig den Hut abziehen vor dem Vierundachtziger, wie jüngst das ganze Deutschland vor dem Einundneunziger gethan hat. Was E. M. Arndt dem heutigen erstarkten, das war Gleim am Lebensabend dem erschlafften Deutschland: ein deutscher Patriot von echtem Schrot, den kein neufränkischer Posaunenklang bethörte, als Klopstock, Ebert, Forster, Schiller dem Pariser Freiheitsjubel ihr Ohr liehen; der prophetisch voraussah und vorher verkündigte, was Deutschland bevorstände; der, schon ein Siebziger, seine Leier zu Soldaten-, Marsch- und Kriegsliedern stimmte, der auch in Superlativen zu sprechen liebte, wie sein Epigone, der seinen deutschen Zeitgenossen sang:

Wenn eine Macht zu mächtig wird
Und zeigt zu stolzen Muth,
Dann sorge jeder Völkerhirt
Und wach' auf seiner Hut!
Kennst du, du deutscher Patriot,
Solch' eine Macht, so sei
Für frühes Kriegesaufgebot,
Und Deutschland bleibe frei!“

— Shakspeare in Italien. Moritz Hartmann schreibt aus Florenz über das dortige Theater: „Es scheint mit der Oper in Italien nicht mehr recht fort zu wollen; es giebt keine neuen Sänger und Componisten. Das Publikum, das etwas sehen und hören und nicht blos plaudern, Logenbesuche machen und Toiletten zeigen will, geht in die Schauspielhäuser und ergötzt sich mit Andacht an den erwähnten Werken und an Shakespeare, den der talentvolle Schauspieler Rossi ziemlich oft auf die Bühne bringt. Schon haben wir Hamlet und Macbeth gesehen, und nächstens sehen wir Lear und Othello. Das italiänische Publikum, dem das etwas Neues ist, macht große Augen, staunt, begreift endlich und ist entzückt. Nie habe ich ein so an- und aufgeregtes Parterre, ein solches Ergriffensein gesehen, wie bei der ersten Vorstellung des Hamlet: es war dem Volke wie eine Offenbarung, und nun verlangt man immer und immer Shakspeare. Dieser Name, noch vor Kurzem so sehr unbekannt, ist bereits so beliebt, daß ein schlechter Poet, darauf spekulirend, ein Drama „Guglielmo Shakspeare“ geschrieben, in welchem er dargethan, daß er über den Dichter und sein Leben die verkehrtesten Begriffe habe; doch nahm man es nachsichtig auf, weil der Dichter auf der Bühne stand, den man bereits neben Dante nennt. Das sind gewiß gute Zeichen des Erwachens, daß man sich aus dem Klingklang musikalischer Gedankenlosigkeit losreißt und den besten Werken der Dichtung zuwendet. — Uebrigens sind die heutigen Italiäner, vielleicht nur die Florentiner, auch auf musikalischem Felde nicht mehr so ausschließlich, wie sie es ehemals gewesen sein sollen. In der „Filarmonica“ wird kein Konzert gegeben, ohne drei bis vier Instrumental- oder Vokal-Nummern von Mozart, Beethoven, Mendelssohn und anderen Deutschen, und der Beifall ist, wie ich mich selbst überzeugt habe, jedes Mal sehr groß. So kann man bei Musik und Theater, wie bei jeder Gelegenheit die Erfahrung machen, daß die Italiäner mehr als alle anderen lateinischen Völker fähig sind, das Fremde zu begreifen, daß sie unter diesen das universellste, das verhältnißmäßig kosmopolitischste Volk sind.“

— Horaz französisch. Welche Fortschritte in neuerer Zeit die französische Sprache gemacht, die nicht mehr in ihrer akademischen Unbeweglichkeit stets wieder zu der alten Leier zurückkehrt, welche einmal im siebzehnten Jahrhundert als normal und klassisch proklamirt wurde, beweist eine kürzlich erschienene Uebersetzung des Horaz von Cass-Robine, die von allen kritischen Organen und insbesondere auch von Edouard Thierry im Moniteur mit Recht als musterhaft bezeichnet wird.* Allerdings ist es keine Uebersetzung im antiken Metrum, wie wir sie in Deutschland längst besitzen — dazu eignet sich einmal die französische Rhythmik nicht — aber jeder Vers, in Prosa wiedergegeben, ruft in prägnantester Kürze den vollen Eindruck des Originales zurück — besser, als es die oft sehr gezwungene metrische Uebertragung in deutscher Sprache vermag. Vergleichen wir einmal die Cass-Robine'sche Uebersetzung der ersten Hälfte der ersten Ode mit den Worten des Horaz, die wir hier in interlinealer Weise der ersteren vorangehen lassen, und man wird das Urtheil der französischen Kritik gerechtfertigt finden:

Maecenas, atavis edite regibus,
Mécène, descendant d'aïeux rois,
O et praesidium et dulce decus meum!
O mon appui et ma douce gloire!

---

* Odes d'Horace, traduites avec notes par F. Cass-Robine. Paris, Didier; Berlin, B. Behr, 1859.

Sunt quos curriculo pulverem olympicum
Il en est qui, sur leur char, de la poussière olympique

Collegisse juvat, metaque fervidis
Se couvrent avec joie, et que, pour une borne

Evitata rotis, palmaque nobilis
Evitée par des roues brulantes, la noble palme

Terrarum dominos evehit ad Deos;
Transporte vers les Dieux maitres du monde;

Hunc, si mobilium turba Quiritium
Celui-ci veut que l'inconstante foule des Quirites

Certat tergeminis tollere honoribus;
S'empresse de l'élever jusqu'aux trois honneurs;

Illum, si proprio condidit horreo,
Celui-là qu'une grange renferme pour lui

Quidquid de Libycis verritur areis
Tout ce qui se ramasse sur les aires libyennes.

Gaudentem patrios findere sarculo
L'homme heureux de creuser à la houe le champ

Agros, Attalicis conditionibus
Paternel, des offres d'Attale jamais

Nunquam demoveas, ut trabe Cypria
Ne l'en éloigneront, pour que, sur une barque de Cypre

Myrtoum pavidus nauta, secet mare.
Il fende, navigateur timide, la vague de Myrtos.

— Der französische Erzbischof Gerson. Ueber diesen französischen Kirchenfürsten ist uns kürzlich eine Monographie von J. C. Schwab zugekommen.* Es ist ein gehaltreiches Buch, das auf tüchtigen Studien beruht. Es läßt tiefe Blicke in jene Zeit politischer, namentlich aber kirchlicher Verwirrung thun, wo das Papstthum durch die sogenannte babylonische Gefangenschaft in Avignon, und durch das Auftreten mehrerer Gegenpäpste, vornehmlich jedoch durch seinen inneren Verfall, um so sicherer alles Ansehen verloren hatte, je tiefer die herrschende leere Förmlichkeit im kirchlichen Leben und die offenbaren Grundübel der Kirche dieses Ansehen und das Papstthum selbst in seinem innersten Wesen erschüttert hatten, so daß es, bei dem Mangel an Klarheit und sittlichem Ernste, und noch mehr an gutem Willen, zu einer entschiedenen Beseitigung verjährter Menschensatzungen und zur wahrhaften Verbesserung der Kirche an Haupt und Gliedern nicht hatte kommen können. Das systematische Hängen am Alten, und das consequente, aber blinde Bekämpfen des auch noch so sehr berechtigten Neuen verwirrte selbst erfahrene und kenntnißreiche Männer, die, statt zu einer unbefangenen Prüfung der Dinge sich zu erheben und im Interesse des religiösen Lebens, des christlichen Sittengesetzes und der im Christenthume wurzelnden echt evangelischen Gesinnung die aus barbarischer Zeit stammenden Rechte und Anstalten der Kirche zu opfern, durch einen verkehrten blinden Eifer den Riß erweiterten, die Verwirrung vermehrten und die Heilung erschwerten. Auch Gerson gehörte zu der Zahl jener Männer; denn es ist ein Irrthum, wenn bisher angenommen worden ist, daß er sogar unter denen sich befunden habe, welche den Widerstand gegen die päpstliche Kirchengewalt einleiteten, und daß er selbst auf der Versammlung in Pisa das Haupt der Reformpartei gewesen sei, während Gerson vielmehr als entschiedener Anhänger des Papstthums jede Neuerung bekämpfte. Es ist nicht das geringste Verdienst der Monographie Schwab's, daß sie diesen Irrthum und andere bisherige irrige Annahmen im Leben Gerson's nachweist und Vieles über ihn berichtigt; aber es verdient die dankbarste Anerkennung, daß Schwab ein treues Bild des bisher in einem falschen Lichte dargestellten Mannes aufgestellt, und sein weniger günstiges Wirken der Wahrheit gemäß geschildert hat. Die Schrift ist zugleich aus mehr als Einem Grunde geeignet, gerade in unserer Zeit die Leser zu interessiren.

K.

— Russischer Verein zur Unterstützung von Dichtern und Literaten. Der in St. Petersburg gegründete Verein zur Unterstützung bedürftiger, russischer Literaten findet dort immer größere Theilnahme, obwohl nicht gerade unter den aristokratischen Ständen, die es nicht eben für nothwendig zu halten scheinen, daß auch eine russische Literatur existire. Am Sonntag, den 23. Januar, hatten die Dichter und Schriftsteller Benediktov, Maikov, Nekrasov, Polonskii und Turgenev eine literarische Soiree zum Besten jenes Vereines veranstaltet, und diese war hauptsächlich von Studirenden und vom Publikum der Mittelklassen besucht. Die neuen Dichtungen und andere literarische Arbeiten, die von den Verfassern selbst vorgetragen wurden, fanden vielen Beifall, namentlich Benediktov's „Kampf" (der Vergangenheit mit der Gegenwart und Zukunft) und Turgenev's seltsame Parallele zwischen Hamlet und — Don Quijote. Herr Nikolaus Turgenev wurde schon bei seinem Erscheinen mit so vielem und anhaltendem Applaus begrüßt, daß er ganz verlegen ward und mit den Worten dankte, er wage es nicht, diese lebhaften Zeichen der Sympathie sich selbst zuzueignen, sondern glaube vielmehr, daß sie lediglich der russischen Literatur gelten, die man in seiner Person ehre.

* Würzburg, 1859.

— Petherik's Reisen im Innern Afrika's. In der letzten Sitzung der königl. geographischen Gesellschaft in London, die unter dem Vorsitz des Grafen von Ripon abgehalten wurde, berichtete J. Petherik, englischer Konsul zu Khartum, über die Reise, die er den Weißen Nil hinauf bis zum Aequator gemacht hat, sowie über seine Reisen im Innern Afrika's in den Jahren 1857 und 1858. Während seines Aufenthalts in Khartum hatte Petherik mehrere Ausflüge auf dem Weißen Nil gemacht, um das Land kennen zu lernen und mit den Eingeborenen zu unterhandeln. So hatte er sich den Weg zu größeren Unternehmungen gebahnt, zu denen er Ende 1858 schritt. Mit einer zahlreichen Escorte von Arabern und Negern reiste er ab. Bei einer seiner letzten Expeditionen waren seine Leute gezwungen, gegen einen Volksstamm die Waffen zu gebrauchen, der sich verrätherisch gegen sie benommen und sie zu ermorden versucht hatte. Die Mittheilungen des Herrn Petherik waren Auszüge aus seinem Reisetagebuche während seiner letzten Expedition, in das er die Begebenheiten verzeichnet hatte. Sie bestanden größtentheils in Schilderungen der Eingeborenen und seiner Beziehungen zu ihnen; es geht daraus hervor, daß er sie mit Mißtrauen betrachtete, obgleich sie sich ganz offen in Tauschhandel mit ihm einließen. Die hauptsächlichsten Gegenstände, die er auf diese Weise von ihnen erhielt, waren Elephantenzähne.

Bei seiner Expedition vom Jahre 1858 beschiffte er wieder den Weißen Nil ungefähr 400 Meilen weit in süd-östlicher Richtung und gelangte auf einen mit Wasserpflanzen bedeckten See. Hier warf er Anker und setzte seinen Weg zu Lande in südlicher Richtung fort, bis er den Aequator erreichte. Das Land längs des Flusses, durch das er kam, war fruchtbar und an vielen Stellen mit Baumwolle bebaut, die die Eingeborenen verarbeiteten. Feigen- und mimosenartige Bäume gediehen kräftig; die üppigste Vegetation herrschte in dieser Region bis nahe an den Aequator. Herr Petherik lieferte eine anziehende Beschreibung seiner Abenteuer unter den dortigen Volksstämmen und der Art und Weise, wie sie ihren Tauschhandel ausführen. Bei einem dieser Stämme herrscht eine eigenthümliche Sitte: die Ehefrauen und Männer leben die vier ersten Tage jeder Woche in Gemeinschaft, und an den andern sind sie getrennt und selbständig. Polygamie ist etwas sehr Häufiges. Herr Petherik erhielt davon einen ihn in ziemliche Verlegenheit setzenden Beweis. Er wollte einen Dienst belohnen, den ihm einer der Eingeborenen erwiesen hatte, und versprach diesem Geschenke für sich und seine Kinder. Andern Tages kommt der Vater in Begleitung von 40 jungen Leuten, seinen Söhnen, und giebt ihm zu verstehen, daß er weder seine jüngsten Söhne noch irgend eine seiner Töchter mitgebracht habe, um seine Großmuth nicht zu mißbrauchen. Nach eingezogener Erkundigung ergab sich, daß die ganze Familie aus ungefähr neunzig Personen bestand. — Herr Petherik sagt ferner, daß er auf seinen Reisen keinerlei wissenschaftliche Instrumente bei sich führte, um die Längen- und Breitengrade zu berechnen, und daß er den Aequator erreicht zu haben glaubte, indem er die jeden Tag zurückgelegte Strecke mit der vom Kompaß angezeigten Richtung verglich.

J. L.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Bestellungen
übernimmt jedes Postamt des deutsch-österreichischen Postvereins, sowie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallstraße Nr. 21) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazin's“ nicht direkt correspondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commissionaire, Herrn B. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

№ 12. Mittwoch, den 21. März 1860. 29. Jahrgang.

Inhalt:

Frankreich.

Die Napoleonische Idee nach den Schriften Napoleon's III.

I.

Vor 1848.

Wenn etwas nicht in das System paßt, das sich die philosophisch-politische Welt vor dem Jahre der großen Erschütterung so schön zurecht gemacht hatte, so ist es der ernste Mann, der so viele Millionen neuerungssüchtiger und unruhiger Gallier zu ruhigen und gehorsamen Unterthanen gemacht hat und ziemlich die ganze europäische Civilisation und Nicht-civilisation in Respekt erhält, die andern vier Erdtheile gar nicht mitgerechnet. In den Vierziger Jahren war unter den ruhigen, friedlichen Leuten, die Geld verdienten und alltäglich in die Frühstückstuben gingen, die Meinung eingerissen, daß die Industrie, die Entwickelung des Handels, die Verschuldung der Staaten und die Interessen der Börse fernerhin jeden Krieg unmöglich machten, daß die Völker zu human und gebildet seien, um sich zum Besten ihrer angestammten Fürsten hinschlachten zu lassen u. s. w., kurzum — der ewige Friede war im Anmarsch; das Ideal der Tagespresse war ein gemüthlicher Industriestaat, wo Tag und Nacht die Spindeln und Räder der Fabriken schnurrten und schnarrten, die Bahnzüge an- und abpfiffen, und Müller und Schulze alljährlich prächtige freisinnige Reden in den Kammern zum Besten gaben. Das System der allgemeinen Gleichheit, welches aus den radikalen Tiefen in die liberalen Höhen halb verstohlen hereinragte, duldete keine hervorragende Individualität mehr; weg jede Größe, die Verwunderung oder Staunen hätte erregen können; fortan sollten es nicht einzelne Helden, die hoch hervorragten, es sollten die Massen sein, welche der Zeit ihren Stempel aufdrückten. Man machte sogar aus der offenbaren Unfähigkeit, Großes zu zeugen, eine Tugend; es müsse so sein, weil jetzt das Individuum in der Masse aufzugehen bestimmt sei.

Napoleon III. hat die Welt eines Andern belehrt; wir wissen jetzt wenigstens so Viel, daß ein einziger Mann, welcher sich klüglich die Mittel verschafft und, wenn er an der rechten Stelle steht, die Hebel seines Geistes und Willens kräftig ansetzt, die halbe Welt aus den Angeln heben kann.

Hohn und Spott empfingen ihn, als er 1848 in Frankreich auftauchte und in schlichter Erscheinung unter die gescheidten, geistreichen, klugen Männer trat, die so lange die Welt mit der überströmenden Weisheit ihrer Rede gewässert hatten; und der Abenteurer von Straßburg und Boulogne schien in der That nicht der Mann zu sein, der zu besonders großen Erwartungen berechtigte.

Seit jener Zeit sind Wunder geschehen; der neue Bonaparte hat dem krakehlsüchtigen, declamationsmuthigen Galliervolke ein Schloß an den Mund gezaubert, das es zu unfreiwilliger Buße zwingt; und siehe da, es trägt es mit Geduld und Anstand, und macht jede Bewegung, die der Gewaltige gebietet. Nun sollte man denken, das übrige preßfreie oder preßfreiheitbeflissene Europa, das Bollwerk der Freiheit, England voran, müßte Himmel und Erde in Bewegung setzen, gegen ein solches Sakrilegium und Verbrechen an der heiligen Sache der Freiheit und dem edlen französischen Volke! Nichts davon, höchstens wird etwas gemurmelt; der große, von Medea beschützte Zauberer Jason hat der feuerschnaubenden Stirne des Zeitgeistes ein Zauberkräutlein hingeworfen, daß ihn mild und kirre macht; wie wohldressirte Hündlein lassen sich die Freisinnbeflissenen von ihm auf Oesterreich und den Papst hetzen, und Alles jauchzt Beifall, wenn er so schön von Freiheit und Civilisation redet. — Wir haben eben einen Artikel aus England gelesen, in dem gesagt wird, daß ein Despot für ein Land bisweilen eine große Wohlthat wäre. — Die englischen Staatsmänner hat er zu bescheidenen Lämmlein gemacht, die um Entschuldigung bitten, wenn sie es wagen, der engen Freundschaft die sie mit ihm eingegangen, nicht völlig zu trauen; die freie englische Presse hat ihr Selbstgefühl, ihren Trotz zum großen Theil verlernt; englische Blätter beweisen aus Gründen, und trösten sich damit, daß der große Kaiser wirklich nichts Böses gegen England im Schilde führe — schon aus Gastfreundschafts-Rücksichten nicht, oder, wie es in einem uns vorliegenden Blatte heißt, weil man in seinen Schriften nichts davon angedeutet finde. John Bull fürchtet sich, das ist eine Thatsache die zu Tage liegt; denn er katzenbuckelt, so gut es sich nur mit seinem etwas steifen Rücken verträgt. Daher auch seine ungeheuchelte Freude, wenn er einen Beweis in die Hand zu bekommen glaubt, daß Napoleon III. wirklich noch einigen Respekt vor ihm habe; daher sein Jubel über den neuen Köder, der ihm in den neuen freihändlerischen Maßregeln von Seiten Frankreichs zugeworfen worden ist.

Napoleon III. hat im Anfange seiner Regierung Tausende der vorgeschrittenen Parteien auf Pariser Plätzen erbarmungslos zusammenschießen oder nach Cayenne transportiren lassen. Wir glauben nicht, daß er die Hydra der socialistischen und kommunistischen Gemeinschaften ganz erstickt und vernichtet hat, — aber ist es nicht charakteristisch, daß gewisse röthlich schillernde Blätter in Deutschland nichts Besseres zu rathen wissen, als sich dem großen Imperator anzuschließen, der die Prinzipien des Fortschritts vertrete? Man berechnet, daß die Kriege, welche er ohne ersichtlichen Vortheil für Frankreich geführt, Frankreich bereits einen Menschenverlust von 200,000 Seelen verursacht haben — und siehe da, wie man heute die Sache ansieht und davon spricht, ist es reines Bagatell, es versteht sich von selbst.

Weder Humanität noch Civilisation wird mehr als ein Hinderniß des Menschenschlachtens betrachtet; die französischen Soldaten gehen auf die Feinde mit Tigersprung und Hyänengeheule los, sie rufen vive l'empereur, ehe sie todtgeschlagen werden, und wenn der Große befehlen

wird, so lassen sich noch einmal so Viel für gloire, Kommißbrot und die Napoleonische Dynastie niederschießen, obgleich dieselbe keine angestammte ist.

Und die Moral der Fabel?! Wir glauben, es liegt gar keine Moral darin, oder wenigstens keine andere, als die vor zweitausend oder viertausend Jahren der Menschheit aber und abermals eingepaukt worden ist, die Moral, auf welche alte philosophische Graubärte und Menschenkenner stets zurückgekommen sind, um das Treiben dieser Welt zu erklären — nämlich, daß man vor der Menschheit im Großen und Ganzen keinen besonders großen Respekt zu haben braucht, daß dieselbe nichts Besonderes zulernt und sich schon durch eine mäßige Klugheit leiten läßt. — Entweder ist Napoleon ein sehr kluger, sehr großer Mann, oder seine Zeitgenossen, die civilisirten Europäer, sind im Großen und Ganzen Schwachköpfe, ein charakterloser und rathloser Haufe, der gar keiner edlen Entrüstung und Thatkraft fähig ist. — Wir wissen recht gut, daß Napoleon durchaus keine Wunder gewirkt hat, daß Alles mit natürlichen Dingen zugegangen ist; aber eben der Umstand, daß sich die civilisirte Welt so überraschend schnell, leicht und gelehrig in die neue Lage gefunden hat, ist uns ein deutliches Zeichen, wie charakterlos und windig unsere Zeit im Ganzen ist, wie nahe sie daran war, im Phrasenwust der philosophischen und politischen Systeme, in Materialismus und Genußsucht zu versumpfen. — Wir haben keine sonderlichen Sympathien für die Kraftausdrücke des Professor Leo in Halle, aber der Vergleich von dem Hechte im Karpfenteiche ist wirklich so übel nicht.

Es ist ein interessantes Studium, zu sehen, wie allmählich der Respekt vor dem Gefangenen von Hamm gewachsen ist, wie sich aus dem Präsidenten der verspottete, der verhaßte, der gefürchtete, zuletzt der schon vielfach bewunderte Kaiser entpuppt hat.

Ein Räthsel ist er für seine Zeit gewiß. Jeder, der sich für die Zeitgeschichte und für die Schicksale seines eigenen Vaterlandes interessirt, sucht sich ein Bild von dem Manne, von seinem Charakter, seinen Bestrebungen und geheimen Absichten zu machen, um danach auf die Ereignisse der nächsten Zukunft zu rathen, die drohend genug erscheinen. Da nun der Mann in seinem Privatstande eine Anzahl Schriften verfaßt hat, so ist es natürlich genug, daß man zunächst aus ihnen jene Belehrung zu schöpfen sucht, deren man so dringend bedürftig ist — und allerdings ist dies ein trefflicher Schlüssel.

Ludwig Napoleon's Schriften, in der Ordnung aufgezählt, wie sie erschienen, bis zu der Zeit, wo er den Präsidentenstuhl bestieg, sind folgende:

1. **Politische Träume**, 1832 geschrieben, als der Verfasser im 25. Jahre seines Alters stand, und mit seiner Mutter, der Exkönigin Hortensia, in der Schweiz lebte. Der Tod seines ältern Bruders und der des Herzogs von Reichsstadt hatten ihn eben zum Erben der Napoleonischen Ansprüche gemacht.

2. **Politische und militairische Betrachtungen über die Schweiz**, 1833, als der Verfasser noch schweizer Bürger war.

3. **Napoleonische Ideen**, datirt von Carlton Terrace, London, im Juli 1839. Der Verfasser, damals im 32. Jahre, hatte seit seiner letzten Veröffentlichung den berühmten Straßburger Versuch gemacht, war nach Amerika gegangen, und hatte dann, nach der Schweiz zurückgekehrt, seine Mutter verloren. Nach Ludwig Philipp's Wunsche aus der Schweiz ausgewiesen, hatte er sich nach England geflüchtet.

4. **Die Napoleonische Idee**, 1840 in London als erste Nummer einer beabsichtigten Monatsschrift herausgegeben, die aber durch des Verfassers bekannten Ausflug nach Boulogne (August 1840) in's Stocken gerieth.

In der Festung Hamm, in welcher er nun bis zu seiner abermaligen Flucht nach England im Mai 1846 gefangen saß, verfaßte er eine Anzahl Flugschriften und Aufsätze, historische Fragmente (namentlich über die englische Geschichte im 17. Jahrhundert), eine Auseinandersetzung der Zuckerfrage (zu Gunsten der Runkelrübenzuckerfabrikation in Frankreich 1842), Miscellanien, über die Ausrottung des Pauperismus, über die Vergangenheit und Zukunft der Artillerie.

In einem zweiten Artikel werden wir auf den Geist dieser Schriften näher eingehen.

Italien.

Foresti, ein Leidensgefährte Silvio Pellico's.

Das „Atlantic Monthly" widmet einem der italiänischen Patrioten, die nach harten Schicksalen in Amerika einen Zufluchtsort fanden, einen ehrenden Nachruf. Es ist Eleutario Felice Foresti, ein Leidensgefährte Silvio Pellico's und Maroncelli's in den Bleikammern von Venedig und dem Spielberge bei Brünn, der nach seiner Entlassung 1836 nach Amerika gebracht wurde, sich dort naturalisirte, beim Ausbruche der Revolution 1848 nach Europa und Italien zurückkehrte, und endlich, nachdem er nach Unterdrückung derselben wieder in Amerika gelebt hatte, als amerikanischer Resident nach Genua geschickt, im September 1858 daselbst verstorben ist. Der ziemlich umfangreiche Artikel der transatlantischen Zeitschrift, die uns vorliegt, ist ohne Zweifel von einem genauen Bekannten des Verstorbenen und einem enthusiastischen Freunde des italiänischen Volkes und seiner Unabhängigkeit verfaßt; er enthält deshalb sehr Vieles, was für ferner stehende Leser von weniger oder gar keinem Interesse ist, oder Ansichten und politische Betrachtungen, welche nicht Alle unbedingt unterschreiben werden. Im Ganzen ist die Begeisterung der Amerikaner für die europäischen Freiheitshelden und Freiheitsbestrebungen ziemlich wohlfeil und läuft am Ende auf eine behagliche Selbstberäucherung hinaus. Wir entnehmen demnach unserer Quelle nur, was für unsere Leser von wirklichem Interesse sein kann.

Die Jugendgeschichte der gebildeten Italiäner hat fast stets einen und denselben Grundzug gemein. Wer nicht gerade Priester wird (und auch bei diesem schützt der Stand nicht immer), wer Jura, Medizin oder dergleichen studirt, ist sicher im sechzehnten oder siebzehnten Jahre in eine Conspiration zum Sturze des Oesterreicherthums oder des Papstes eingeweiht, oder eingeweiht gewesen; später kommt die Sache heraus und dann sitzt er so oder so lange im Gefängnisse, bis ihn eine Amnestie oder eine neue Revolution befreit.

„Gesessen," wie man im gewöhnlichen Leben sagt, hat er ganz gewiß. Man mag die Lebensgeschichte noch so vieler italiänischer Patrioten und Fortschrittsmänner aufschlagen; dieses „Gesessen," oder zum wenigstens eine Flucht in's Ausland fehlt nie. Immer ist es eine Art Märtyrergeschichte; bei Foresti ist sie das im höheren Grade.

Selbst bei der größten politischen Unparteilichkeit muß man doch zugestehen, daß das Metternich'sche System, welches zu seiner Zeit als Hort alles Conservativismus gepriesen wurde und als Stütze der Throne galt, an sich bedenkliche Zustände bis zur Unheilbarkeit verschlimmert und der selbstbewußten Revolution Zündstoffe zugeführt hat, die nur sehr schwer zu bewältigen sein werden. Austria, Austria! welch' einen abscheulichen Klang hat dieses für uns Deutsche so ehrenreiche Wort Oesterreich in dem Munde der Italiäner und Aller, die es mit ihnen halten! Kalte Gefühllosigkeit, Spielberg, Ketten, Stockprügel, kroatische und tschechische Soldaten und werthlose Banlzettel — das etwa sind die Vorstellungen, die beim Aussprechen des Namens blitzschnell durch den Kopf des Italiäners laufen. „Austrian System" spricht der Engländer und Amerikaner dem Italiäner nach; Austrian System ist das gerade Gegentheil von dem Ideale der Freiheit, in deren Besitz die angelsächsische Raçe zu sein glaubt. Alle Betheuerungen von Oesterreichern und befreundeten Deutschen helfen nichts. Die Lombardei und Venedig mögen besser behandelt worden sein, als die alten Erbländer, wie selbst echte Oesterreicher und gute Patrioten beklagen; sie mögen Silbergeld gehabt haben, wo die anderen Bankzettel, die fremden Beamten mögen italiänisch gesprochen und sich akklimatisirt haben, wie nur immer möglich, — Alles hilft nichts, Oesterreich bleibt einmal die bête noire; selbst die jetzt so hübsch geknebelten Franzosen, die Kaiser Napoleon wie die Hampelmänner tanzen läßt und bald rechts, bald links Volte reitet, selbst die Franzosen, die in Cayenne einen Spielberg haben, gegen den der von Brünn ein Spielwerk ist, hacken als civilisirtes Normal- und Mustervolk auf das unglückliche Oesterreich los und wissen sich, wer weiß was, mit ihrer Freiheitsmission. Ja, selbst die Russen, die Besitzer der schönen Gegenden am Baikalsee und am Jablonskoigebirge, wo diverse Polenkolonien sein sollen, haben Plette, Knute und die schwarze Kibitke mit ihren stummen Einwohnern ganz vergessen. Auch sie hacken auf Oesterreich los, aus Freundschaft für die armen Italiäner. Der stille, sanfte Silvio Pellico mit seinen le mie prigioni, hat sich, ohne Rachegedanken zu hegen, schrecklich an dem Staate gerächt, welcher anständige, gebildete Männer wie gemeinste Verbrecher zu behandeln wagte — ohne ein Cayenne oder ein Sibirien zu haben. Denn das ist allerdings die Hauptsache.

Foresti war geboren zu Confetica in Ferrara. Zur Zeit, als Napoleon vom Throne stürzte, war er Student an der Universität von Bo-

logna, von wo er bald mit dem Titel eines Doktor Juris nach Ferrara zurückkehrte. Nachdem er hier seine juristische Laufbahn antretend, mit der Vertheidigung in Kriminalfällen begonnen, wurde er nacheinander stellvertretender Hülfsrichter am Gerichtshofe von Ferrara, außerordentlicher Professor der Eloquenz und der schönen Wissenschaften am Lyceum und Friedensrichter. In dieser Eigenschaft siedelte er nach Polesino, jenseits des Po über, indem er die österreichische Jurisdiction der päpstlichen vorzog. Zu Crespino, in der Provinz Rovigo im lombardisch-venetianischen Königreiche, wurde er als k. k. Prätor angestellt. Er gehörte bereits zu dem Geheimbunde der Carbonari und spielte darin eine nicht unbedeutende Rolle, wenn wir unserem Gewährsmann glauben dürfen. Er preist Foresti's kräftigen und wohldisziplinirten Geist, sein edles Gemüth, seinen Bürgermuth und seine Weisheit. Freilich hätte er unter solchen Umständen den österreichischen Beamteneid zu leisten Anstand nehmen sollen. Die Prinzipien des Bundes zu verbreiten und die Theilnahme und Mitwirkung von Venedig zu sichern, war der besondere Auftrag, den die Leiter der Carbonari von Ferrara von der Centralleitung erhielten; Foresti war daran vor Allem betheiligt, und so geschah es denn, daß ein Mitglied die ganze Sache an die kaiserlichen und päpstlichen Geschäftsträger verrieth. Der Papst schrak vor extremen Maßregeln zurück, und war mit einer Abschwörung der Sache zufrieden, nicht so die österreichische Regierung; diese gab den Polizeidirektoren zu Ferrara und Venedig sogleich Befehl, alle die von Graf Villa als betheiligt genannten aufzuheben. Der Befehl wurde mit gewaffneter Hand ausgeführt und die Verdächtigen in die Bleikammern von Venedig gebracht, welche Silvio Pellico so anschaulich beschrieben hat. Aller Briefwechsel und persönliche Verkehr wurde untersagt; eine strenge Untersuchung nach Ziel, Zweck, Mitteln und Umfang der Verschwörung eingeleitet. Man konnte darüber nicht lange im Unklaren bleiben; denn in dieser Zeit barst an verschiedenen Orten die gelegte Mine; Neapel und Piemont standen unter Waffen. Die natürliche Folge davon war, daß die Gefangenen und ihre Freunde um so argwöhnischer überwacht und ausspionirt wurden. Entziehungen und Einsamkeit, Wachsamkeit und Ungewißheit wurden als Mittel angewandt, um die Entschlossenheit der Gefangenen zu beugen und sich in ihr Vertrauen einzustehlen. Man kann sich ihre schreckliche Lage denken.

Endlich wurde ihr Schicksal entschieden. Foresti's Zellengenosse war der Sohn eines Richters aus Ferrara. In einer Novembernacht wurde ihre Unterhaltung durch den plötzlichen Eintritt des Gefangenwärters unterbrochen, welcher Foresti aufforderte, ihm zu folgen. Die Stunde und das Benehmen des Mannes brachten beide zur Ueberzeugung, daß sein Schicksal entschieden sei; sie umarmten sich, und er trat aus der Zelle, wo ihn sogleich sechs Soldaten in strenge Hut nahmen. Schweigend ging der nächtliche Zug durch die weiten, einsamen und prächtigen Zimmer des Dogenpalastes nach dem Thore hin, welches zur Seufzerbrücke führt. Alte schauerliche Geschichten von geheimen Hinrichtungen mußten ihm einkommen; doch bald klirrte das Schlüsselbund und ein enges, dumpfes Gefängniß, von einer hängenden Lampe schwach erleuchtet, eröffnete sich ihm. Er wurde eingeschlossen und konnte traurigen Betrachtungen nachhängen; daß er schuldig befunden worden war, lag ihm auf der Hand. Als kaiserlicher Beamter und hartnäckigster Leugner, war er dreifach gravirt und konnte wohl darauf gefaßt sein, als das Schlachtopfer aus den Carbonari's von Ferrara herausgegriffen zu werden. Zu dieser Periode seines Lebens hielt er den Selbstmord noch für erlaubt, um einem so schmachvollen Tode zu entgehen. Da er sein Schicksal für entschieden hielt, widmete er dem Andenken seiner verstorbenen Mutter einige Augenblicke zärtlicher Erinnerung und dachte mit Rührung an seinen noch lebenden Vater und seine Schwestern, an die Träume seiner Jugend und seine patriotischen Bestrebungen. Der Gefangenwärter kehrte zurück mit einem Buche und einer Flasche Wein, warum er gebeten hatte; er vergoß einige Thränen, schickte ein Gebet um Vergebung zum Himmel und stieß dann ein Messer in seine Brust. Die Klinge brach, er verschüttete die Flasche an seiner Seite, verschlang die Stücken davon, und fiel dann blutend und erschöpft auf's Stroh. Glücklicherweise besuchte ein Beamter, welcher eine solche Katastrophe vielleicht vermuthet hatte, die Zelle zeitig genug, um ihm die Ketten anlegen zu lassen. Ein Wundarzt wurde gerufen, Mittel angewandt und zwei österreichische Schildwachen trugen ihn vor den Richter. Die Dämmerung war kaum angebrochen. Der sehr gelehrte und höfliche, aber unbeugsame Stellvertreter des Kaisers bezeigte ihm seine Betrübniß und seine Theilnahme. Ein Sekretär und ein Arzt standen bei dem dämmerigen Lichte zweier Kerzen dem Gefangenen und der Wache gegenüber. Die conventionelle Höflichkeit des Richters, Ritters Mazetti, brachte Foresti auf's Höchste auf, er ergoß sich in den wildesten Scheltworten, betheuerte kühn seine Anhänglichkeit an die Sache, für welche er litt, und erklärte seinen vollen Haß gegen die Feinde der Freiheit seines Vaterlandes. Mazetti behandelte diesen Ausbruch der Leidenschaft als das Ueberschäumen eines jugendlichen, romantischen, unerschrockenen, aber unverständigen Gemüths; er äußerte das aufrichtigste Mitleid mit einem so begabten und braven jungen Manne, beklagte seine Verblendung, malte in emphatischen Worten seinen Mangel an Dankbarkeit und Loyalität, behandelte sein politisches Glaubensbekenntniß und Staatsideal als eine Chimäre und schloß damit, Foresti die Mittheilung zu machen, daß er verurtheilt sei, auf dem Markte von Venedig zu sterben, und daß Nichts ihn retten könne, als eine vollständige Enthüllung des wahren Planes, der Zurüstungen und der Mitglieder des geheimen Bundes, zu dem er gehöre.

Drohungen und Schmeicheleien verfehlten ihren Zweck; der Gefangene schwieg und wurde mit einem Leidensgefährten, der später Geständnisse machte, in den Kerker zurückgeführt. Zwei traurige Jahre dauerte diese Haft, ehe die Sache zur Entscheidung gekommen war. Am Weihnachtsabende 1821 kam es zu jener tragischen Scene auf dem Platze von St. Markus, die Silvio Pellico so erschütternd beschrieben hat. Die österreichische Regierung wollte durch Einschüchterung wirken, ohne zum Aeußersten zu schreiten. Die Gefangenen wurden bekanntlich auf's Schaffot geführt und ihnen zuerst feierlich das Todesurtheil verlesen, hierauf aber das Leben geschenkt und dafür schwere Kerkerstrafe erkannt. Es waren darunter auch Silvio Pellico, Maroncelli u. A. Foresti's Urtheil lautete auf zwanzig Jahr strenge Haft auf dem Spielberge. Die Scene hatte indessen mehr oder minder ihren Zweck verfehlt; als die Gefangenen vom Markusplatze nach der Insel San Michele gebracht wurden, folgten zahlreiche Gondeln voller wohlgekleideter Herren und Damen, welche mit den Schnupftüchern winkten und Muth zuriefen. Freilich ein geringer Trost. — Dieselben Scenen wiederholten sich kurz darauf mit unwesentlichen Abänderungen zu Rom, Turin, Modena, Parma und Neapel.

Nicht lange darauf wurden die Verurtheilten aus San Michele still abgeholt und mitten im Winter nach Brünn und dem Spielberge gebracht. Welches Loos ihrer hier wartete, brauchen wir nicht erst zu sagen; wir verweisen einfach auf Silvio Pellico's „Gefängnisse" und die neueren Schriften „Spielbergo e Gradisca; Scene del Carcere Duro di Giorgio Pallavicini (Turin, 1856), sodann Mémoires d'un Prisonnier d'Etat, par Alexandre Andryane (Paris). Foresti, eine besonders robuste Natur, bestand die Kerkerleiden mit seltener Kraft und Zähigkeit, obwohl auch er nicht ganz frei von ihren Wirkungen blieb. Nur hatte er bei seinem starken Appetit, den die schmale Kerkerkost nicht stillte, viel an Hunger zu leiden. Endlich nach langen Jahren starb Kaiser Franz, und der Regierungsantritt Kaiser Ferdinand's öffnete den Kerker. Im November 1835 wurden die gefangenen Italiäner befreit, unter der Bedingung, zeitlebens in Amerika verbannt zu bleiben.

Anfangs April 1836 verließen die Freigelassenen Brünn, und wurden nach Gradisca gebracht, nunmehr nicht wie Gefangene, sondern wie Gäste, die man gut bewirthet. Ihr Aufenthalt auf dem Schlosse Gradisca hatte bei der schönen Jahreszeit einen wunderbaren Einfluß auf die Wiederherstellung ihrer Gesundheit nach so langen Kerkerleiden. Sie durften ausgehen, Besuche machen und annehmen, in der See baden, die Friauler Jahrmärkte und sonstige örtliche Festlichkeiten in Augenschein nehmen. Nur ein einziger Beamter begleitete sie, um Fluchtversuche zu verhüten.

Den 1. August 1836 führte sie ein Schiff zur Nachtzeit nach Triest über — zufällig dieselbe k. k. Kriegsbrigg, welche vor einigen Jahren bei Gelegenheit der Kozsta-Affaire in Smyrna vielfach in öffentlichen Blättern genannt wurde. In Triest erhielten sie warme Kleider und das vor ihrem Prozeß weggenommene Geld zurück — freilich statt Gold Papier nach dem Nennwerthe, wenn wir dem Berichterstatter glauben dürfen — und wurden nach Amerika eingeschifft. Die Reise dauerte drei Monate. Gegen Ende Oktober liefen sie in der Bucht von New-York ein.

Foresti nationalisirte sich hier und wurde bald der gesuchteste Professor seiner schönen Muttersprache und ihrer Literatur in New-York — der Lieblingsgast und theuerste Freund in den gebildetsten Familien und Zirkeln. — Auf die enthusiastischen Lobeserhebungen und Schilderungen seines Charakters, seiner Häuslichkeit ꝛc., die einen großen Raum einnehmen, können wir hier nicht näher eingehen, und müssen uns mit dem Glauben begnügen, daß Foresti ein talentvoller, feingebildeter und charakterfester Mann gewesen sei. Unser Gewährsmann sagt uns, daß er seine Ersparnisse auf Unterstützung flüchtiger Landsleute, die nach Amerika kamen, verwandt und sonst viel Gutes gestiftet habe. Ebenso unterstützten ihn, als er in Folge seiner Leiden mehrfach schwer und dauernd er-

krankte, amerikanische Freunde auf das großmüthigste, ohne daß er ihren Namen erfuhr.

Wie wir schon gesehen, kehrte er auf die Nachricht der Schilderhebung Italiens im Jahre 1848 nach Europa zurück, um sich dabei zu betheiligen, sah aber bald das Vergebliche der Sache ein, worauf er wieder nach New-York schiffte. Hier lebte er wieder längere Jahre im alten Berufe, bis seine Gesundheitszustände riethen, ihm ein besseres Klima zu verschaffen. Durch Vermittelung einflußreicher Personen wurde die Exekutivbehörde bestimmt, ihm den Konsulposten zu Genua zu verleihen.

So kam er denn nach Piemont, starb aber schon im September 1858 an dem Orte seiner Bestimmung. Amerikanische Matrosen trugen seinen Sarg, der mit dem Sternenbanner bedeckt war, zur letzten Ruhestätte.

England.

George Canning und seine Zeit.*

Das alte Sprüchwort: „Gott beschütze mich vor meinen Freunden, gegen meine Feinde will ich mir schon selber helfen," hat eine neue lehrreiche Illustration in einem vor Kurzem erschienenen ausgedehnten biographischen Werke über George Canning gefunden, welches den früheren Privat-Sekretair des berühmten englischen Staatsmannes, Herrn Augustus Granville Stapleton, zum Verfasser hat. Der Autor welcher in sehr jungen Jahren mit Canning in Berührung kam, sog eine ungemessene Verehrung für den Minister ein, der mit seinen Subalternen so liebenswürdig umzugehen und besonders junge Leute vortrefflich zu behandeln wußte; diese Verehrung hat er auch in vorgerückten Jahren mit aller Wärme bewahrt und glaubt noch jetzt, daß sein Führer, Philosoph und Freund, der größte Mann gewesen sei, der je gelebt habe. Diese Täuschung, welche man dem Freunde wohl verzeihen kann, wird zu einem großen Fehler in dem Biographen; und obwohl Herr Stapleton viel zu sagen und eine große Menge Material zu seiner Disposition hat, so wird man doch durch die Lektüre seines Werkes, von irgend welcher Verehrung die man allenfalls früherhin für Canning gehabt haben mag, ebenso gründlich kurirt, wie Ladenjungen beim Krämer von ihrer Passion für Kandiszucker und Syrup kurirt werden, wenn sie ein paar Tage lang so viel davon essen können, wie sie wollen. Die unparteiischste Biographie Canning's ist unzweifelhaft die von Robert Bell, ein Werk, das in meisterhafter Weise das ganze innere Leben der Staatsmänner und Ministerien condensirt, welche in England während der ersten großen Kriege mit Frankreich herrschten, und die amüsanteste Chronik der trockenen Diskussionen und blutigen Parteikämpfe jener Zeit ist, welche es giebt. Das Buch des Herrn Stapleton ist jedoch deswegen sehr werthvoll, weil es eine große Menge von Material enthält, wozu Bell keinen Zutritt hatte, sowie auch wegen der vielen persönlichen Anekdoten, welche unser Autor erzählt, und die an und für sich interessant und äußerst charakteristisch für Canning sind.

Das ungemessene Lob welches in dem vorliegenden Buche Canning gezollt wird, zeigt, daß die Ansichten über diesen Staatsmann noch immer sehr schwankend sind; man weiß nicht genau, wohin man ihn stellen soll. War er ein großes Genie oder ein großer Charlatan? ein vom Himmel gestiegener Minister oder eine zierliche Marionette? Man hört eben von verschiedenen Seiten auch die verschiedensten Ansichten über ihn, und dazu kommt noch der sonderbare Umstand, daß viele Leute, welche ihn sonst ausnehmend lobten, doch nicht unter ihm dienen wollten. Sodann ist Canning's Ruhm so groß, und das was er gethan hat so wenig, daß Viele ihn in der That als eine Mythe ansehen, ungefähr wie König Arthus von der Tafelrunde und Preußens Mathilde. Nur allzuhäufig sind die Ansichten über Zeitgenossen auf persönliche Eigenschaften gestützt, welche bei der Nachwelt weniger in die Wage fallen, nämlich ein angenehmes Wesen und persönlichen Anstand, oder umgekehrt, ein albernes Benehmen und eine scharfe Stimme; so muß man denn auch Canning's schlagfertigen Witz und seine geselligen Gaben nicht allzuhoch anschlagen. Feine Conversation ist eins der angenehmsten Talente die es giebt, aber gerade weil sie so hinreißend ist, wird sie gewöhnlich überschätzt und als Maßstab für andere Gaben angesehen, welche gewöhnlich durchaus nicht in gleichem Verhältniß dazu vorhanden sind. Man darf daher die Berichte von Canning's Freunden nicht ganz als baare Münze hinnehmen. Seine Freunde beteten ihn geradezu an; sie betrachteten ihn als den Spiegel der Mode und das gültige Muster für alle Männer von Welt. Seine Subalternen wären für ihn durchs Feuer gelaufen, weil er sie wie seinesgleichen behandelte. In seinen Depeschen z. B. nahm er sich kein Blatt vor den Mund und machte nicht selten gute Witze. An den englischen Gesandten am Wiener Hofe schrieb er einmal: „Sie fragen mich, was Sie Metternich sagen sollen. Ich will Ihnen daher zuerst meine Meinung über ihn sagen: er ist der abgefeimteste Schurke und Lügner auf dem Kontinent, vielleicht in der ganzen civilisirten Welt." Einmal erhielt Sir Charles Baget, der englische Gesandte im Haag, eine als „sehr dringend" bezeichnete Depesche in dem Augenblicke, wo er sich gerade bei Hofe befand; der Schlüssel der Chiffre war unglücklicherweise im Gesandtschaftshotel; er schickte daher in aller Eile einen Boten dahin ab, um ihn zu holen, und brachte endlich mit einiger Mühe die folgenden Reime heraus:

„In matters of commerce the fault of the Dutch
Is giving too little and asking too much;
With equal advantage the French are content,
So we'll clap on Dutch bottoms a twenty percent.

Was sich Deutsch ungefähr folgendermaßen wiedergeben ließe:

„Geht's an's Geld, so wollen die Käskrämer immer
Nur Alles bekommen, doch zahlen sie nimmer;
Der Franzos ist auf gleiches Profitchen bedacht!
Drum schlagt 20 Prozent 'raus. — gebt wohl darauf Acht!

Ein witziger Minister der auswärtigen Angelegenheiten, der seinen diplomatischen Agenten nicht nur Gründe, sondern auch Verse zukommen ließ, mußte nothwendigerweise populär sein und Popularität ist wie Zinn, das beste Substitut für Silber.

In der That sind die glänzenden Eigenschaften, wofür Canning berühmt war, an und für sich von großem Werth und fallen zu seinen Gunsten in die Wagschale. Für einen Staatsmann ist es äußerst wichtig, wenn er es versteht, gehörig auf andere Leute einzuwirken; und ein guter Witz mit einer frappanten Pointe ist oft mehr werth, als ein großer Haufe langathmiger Depeschen. Besonders in England ist die Redekunst eigentlich ein Maßstab dafür, ob Jemand ein Staatsmann ist oder nicht. Trotzdem aber ist es Thatsache, daß Canning's gesellschaftliche Talente ihm bei den Diplomaten wenig nützten, und daß sein Einfluß auf seine Kollegen immer äußerst gering war. In den großen Krisen seiner politischen Laufbahn ließ man ihn im Stiche. Diese Thatsache ist höchst auffallend und nie von seinen Lobrednern aufgeklärt worden. Wie kam es, daß der „beste Mensch" und der fähigste Staatsmann nach Pitt von seinen Freunden über Bord geworfen wurde? Die gewöhnliche Erklärung ist, daß Canning ein Commoner, Sohn einer Schauspielerin war, und daß die „Combination der großen Familien" ihn deshalb nicht als Führer leiden mochte; man sagt, er sei als Opfer aristokratischer Vorurtheile gefallen; warum aber ließ man ihn denn die Stellung erringen, welche er doch lange Zeit inne hatte? Die großen Familien haben doch die Führung Sir Robert Peel's sich gefallen lassen, und gewiß würden sie auch Canning gefolgt sein, wenn dieser nur den Takt Sir Robert Peel's gehabt hätte. Es ist allerdings sehr leicht, Canning's Mißgeschick durch die Standesvorurtheile der Aristokratie zu erklären, aber sicher ist es, daß Canning selbst sein böser Genius gewesen ist.

Lord Malmesbury sagte von ihm, er sei wie eine Schmarozerpflanze in einem wohlgehaltenen Gewächshause in die Höhe geschossen; es sei zu schnell und zu üppig gegangen, nirgendwo habe er ein Hinderniß gefunden, kein Frost habe ihn zurückgeworfen, und schon in früher Jugend sei ihm Alles in den Schooß gefallen. Jedenfalls berechtigte Canning von früh auf zu den schönsten Hoffnungen, und als Pitt von den alten Parteiführern verlassen, sich nach jüngeren Leuten umsah, um seine Schlachten zu fechten, warf er seine Augen vor Allem auf Canning. Er machte ihm ausgezeichnete Eröffnungen, bot ihm einen Sitz im Parlament an und machte ihn binnen Kurzem zum Unter-Staatssekretair für die auswärtigen Angelegenheiten, unter Lord Grenville. In seinen ersten Amtsjahren sprach Canning nur wenig und konnte Pitt im Unterhause nicht viel nützen. Doch aber finden wir, daß er bald auf sehr vertrautem Fuße mit Pitt stand, dessen alter ego er wurde und dem er zuweilen selbst vorschrieb. Wie kam er zu dieser Stellung? theils durch Zufall, theils auch durch seine Fähigkeiten. Nach dem Premier war der Minister des Auswärtigen in dieser Zeit die wichtigste Person; nun war aber Lord Grenville ein kalter, stolzer Mensch, der so isolirt lebte, daß Windham von ihm sagte: er kennt Niemanden und Niemand kennt ihn. Selbst Pitt konnte kaum mit ihm fortkommen, und es convenirte ihm daher sehr,

* George Canning and his Times. By Augustus Granville Stapleton. London, 1859.

einen feurigen Anhänger als Vermittler zwischen sich und dem auswärtigen Amte zu haben. Canning machte sich somit als Mittelsmann zwischen Grenville und Pitt nützlich, welcher Letztere außerdem die glänzende Unterhaltung Canning's sehr goutirte.

Pitt starb bald darauf; sein Ministerium war dem Untergange geweiht und dasjenige „aller Talente" kam mit Addington in's Amt. Pitt's Freunde bildeten nun eine Clique für sich, ungefähr wie es die Peeliten jetzt thun. Dazu gehörten die Lords Eldon, Liverpool, Castlereagh, Westmoreland, Chatham, und die Herren Huskisson, Perceval und Canning. Gewiß war Canning der fähigste unter diesen allen, und wenn blos Schärfe des Verstandes und Beredtsamkeit den leitenden Staatsmann ausmachten, so mußte er Nachfolger Pitt's und legitimer Führer der Tories sein. Dies war auch Canning's Ansicht, der vergaß, daß gesellschaftliche Stellung, Takt und moralisches Gewicht ebenso wesentliche Elemente für einen Premierminister sind. Lord Grenville, der zusammen mit ihm im auswärtigen Amte gearbeitet hatte, versuchte, ihn zu sich hinüberzuziehen, und hatte ihm, da Fox immer schwächer wurde, auch einen Sitz im Kabinet gegeben; dieses Anerbieten schmeichelte Canning, aber er wollte ein Ministerium nur annehmen, wenn auch seine Freunde mit ihm in's Amt gekommen wären. Er kannte wohl den Vortheil, welchen der Besitz einer Partei mit sich bringt, und glaubte, er würde höher steigen, wenn er bei seiner Partei ausharrte; so lehnte er denn Lord Grenville's Anerbieten ab. Bald fiel auch dessen Ministerium, der Herzog von Portland wurde Premier und machte Canning zum Minister des Auswärtigen. In dieser Stellung unternahm er, nachdem er die geheimen Klauseln des Friedens von Tilsit kennen gelernt hatte, die Expedition gegen Kopenhagen — ein vom Standpunkte der Moral gewiß nicht zu rechtfertigendes Unternehmen, welches aber den größten Erfolg hatte und die Pläne des französischen Kaisers für eine Zeitlang vollkommen in Verwirrung brachte. Der Erfolg der Expedition warf natürlich ein helles Licht auf Canning, aber die Intriguen, welche er bald darauf begann, ekelten seine Kollegen an und schwächten seine Stellung erheblich. Zum Herzog von Portland hatte er ein eigenthümliches Verhältniß. Der älteste Sohn des Herzogs von Portland, der Marquis von Tithfield, und Canning selbst hatten nämlich Schwestern geheiratet, von denen jede 100,000 Pfd. Sterling unter der Bedingung geerbt hatte, daß sie keine aristokratischen Verbindungen eingehen sollten; und daß, würde Eine von beiden dieser Bestimmung zuwiderhandeln, die Andere die ganze Summe von 200,000 Pfd. erhalten sollte. Die ältere Schwester nun verwirkte dadurch, daß sie den Marquis von Tithfield heiratete, ihr Erbtheil, aber die jüngere Schwester, die Mistreß Canning, bestand darauf, dem Testamente keine Folge zu leisten und der Marquise doch die ihr ursprünglich zukommende Summe bei Heller und Pfennig auszuzahlen. So ist es denn leicht begreiflich, daß der Minister des Auswärtigen einen ungewöhnlichen Einfluß beim Premier haben mußte, und Canning fühlte sich bald so stark, daß er anfing um den Vorsitz im Kabinet für sich zu intriguiren, da der Herzog von Portland bereits mit einem Fuß im Grabe stand. So kam es nach und nach zu den soviel besprochenen Streitigkeiten zwischen Canning und Castlereagh. Der Letztere war Kriegsminister und kam als solcher vielfältig mit dem auswärtigen Amte in Collision; es wurde schließlich so arg, daß Canning den Herzog von Portland bat, entweder Castlereagh oder ihn selbst aus dem Kabinet zu entlassen. Diese Differenzen traten besonders nach der unglücklichen Expedition von Walcheren hervor, und eine weit verbreitete Ansicht ist, daß, wenn man Canning's Warnung gehört hätte, dieses Unglück nie passirt wäre, und daß er durchaus nicht dafür verantwortlich sei. Thatsache ist aber, daß Canning erklärte, er wünsche den Austritt Castlereaghs nicht; er habe Zutrauen in dessen Fähigkeiten als Administrator, er wolle auch nicht die Oberleitung der Expedition nach der Schelde aus Castlereagh's Händen nehmen; alles was er wolle, sei die ausschließliche Leitung der auswärtigen Angelegenheiten und daß die gesammte politische Korrespondenz durch seine Hände gehen solle. Im Grunde aber wollte er das Kabinet stürzen und die Bildung eines neuen übernehmen, in welchem er dann als Premier fungiren wollte. Diese Intriguen schlugen aber in kläglicher Weise fehl, alle übrigen Minister stellten sich auf die Seite Castlereagh's, und Canning erholte sich eigentlich nie wieder von diesem Schlage. Er kam jetzt nicht nur unter Castlereagh zu stehen, sondern auch unter Perceval, welcher Führer des Unterhauses war. Als später Lord Liverpool in's Amt kam und Canning ein Ministerium und die Leitung des Unterhauses anbot, lehnte dieser ab, bedauerte aber später seine Entscheidung sehr; er mußte nämlich noch tiefer hinabsteigen, indem er englischer Gesandter in Spanien und somit direkt Castlereagh's Untergebener wurde. Als er nach England zurückkam, nahm er das Handelsministerium an. In seiner eigenen Falle gefangen, durch seine eigenen Kniffe gestürzt, hatte er die beste Gelegenheit vorübergehen lassen, welche sich ihm darbieten konnte, und sah mit Gift und Galle im Herzen, daß der Ehrenposten im Kabinet zur Zeit des Sturzes Napoleons von seinem gehaßten Nebenbuhler eingenommen wurde.

Erst nachdem Lord Castlereagh sich den Hals abgeschnitten, kam Canning wieder in's auswärtige Amt. Castlereagh war nie populär gewesen, und da er nicht sprechen konnte, lachte man ihn gewöhnlich aus. Im Ganzen übrigens war seine und Canning's Politik ganz identisch. Castlereagh war ein homo illiteratus, Canning, ein feiner Stylist, der äußerst gefeilte Depeschen schrieb und so das Publikum glauben machte, daß er weit liberaler sei als Castlereagh. Der Letztere gab sich selten die Mühe, öffentliche Erklärungen über sein Verfahren abzugeben; Canning dagegen schrieb beständig erläuternde Briefe, diktirte Depeschen, welche sich in einem Blaubuch vortrefflich ausnahmen und hielt dazu sehr glänzende Reden; aber darum führte er doch die auswärtige Politik in derselben Weise fort wie seine Vorgänger, d. h., er befolgte die Politik Pitt's. Der Zweck der Kriege, welche England gegen Frankreich führte, war nicht die Restauration der Bourbons, sondern Frankreich nicht zu mächtig werden zu lassen; Canning wollte dies nie zugeben und sagte, man führe ebensowohl gegen die verderblichen französischen Prinzipien Krieg, während Castlereagh Napoleon unter der Bedingung Frieden anbot, daß er die Eroberungsgelüste definitiv aufgeben und andere Länder in Ruhe lassen wolle. Dies wollte Napoleon nicht eingehen, und er wurde in die Verbannung geschickt.

Man giebt gewöhnlich an, daß die heilige Allianz in Castlereagh einen Unterstützer, in Canning aber ihren Todfeind gefunden habe. Thatsache indessen ist, daß Castlereagh zu wiederholten Malen dagegen protestirte. Canning protestirte in Verona laut dagegen, zum Entzücken des englischen Volkes, aber Castlereagh hatte dasselbe schon in Wien und Laybach, nur freilich mit weniger Eclat, gethan. Der König, welcher die Leute so viel davon sprechen hörte, daß Canning eine so ungeheure Aenderung in der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten habe eintreten lassen, verlangte Auskunft darüber, und das ganze Ministerium, Canning mit eingeschlossen, schickte die Antwort zurück, daß nicht die geringste Aenderung darin eingetreten sei. In diesem merkwürdigen Schreiben spricht er folgendermaßen: „Die Diener Ew. Majestät halten es für ihre Pflicht, Ew. Majestät daran zu erinnern, daß eine Meinungsverschiedenheit zwischen Ew. Majestät und ihren Verbündeten über die zur Aufrechthaltung des europäischen Friedens nöthigen Maßregeln schon in den Verhandlungen von 1815 hervortrat; diese Verschiedenheit wurde noch größer auf den Aachener Conferenzen im Jahre 1818, und nachdem weiterhin die alliirten Regierungen auf ihrer eigenen Auslegung der Prinzipien der Verträge bestanden und selbst Ew. Majestät als damit einverstanden erklärten, fand Ew. Majestät es nöthig, der Welt durch eine Cirkularnote von Lord Londonderry (Castlereagh) vom 19. Januar 1821 kundzuthun, daß Ew. Majestät durchaus nicht damit einverstanden sei, die Allianz zu einer Schutzwaffe gegen innere Revolution zu machen."

Aus dem Kongreß von Verona, welchen Canning zerstreute, ging die spanische Verwicklung hervor, mit welcher Canning's Name unzertrennlich verbunden ist, und bald darauf die portugiesischen Händel. Trotz Canning's Protestation rückten die Franzosen in Spanien ein, und Spanien bedrohte Portugal wegen der constitutionellen Tendenzen dieses Landes. Portugal bat England um Hülfe, und mit Blitzesschnelle wurde eine englische Flotte nach dem Tajo abgeschickt, so daß die Antwort an die portugiesische Regierung nicht das Versprechen von Hülfe, sondern die Hülfe selbst war. Das Ganze war ein glänzender Coup, wie Canning es liebte. Die Flotte war in vier Tagen abgesegelt, und als noch Niemand etwas der Art vermuthete und selbst der „Einpeitscher" der ministeriellen Partei so wenig davon wußte was geschehen war, daß er einen Boten an Canning schickte, um ihm zu melden, daß er nicht in's Unterhaus zu kommen brauche, weil nichts Wichtiges vorkommen werde. Doch es erschien der Minister des Auswärtigen mit einer Botschaft vom König, um anzukündigen, was geschehen war. Man giebt gewöhnlich an, und das ist auch Stapletons Ansicht, daß dies der größte Tag in Canning's Leben gewesen sei, und daß die Beredtsamkeit, welche er bei dieser Gelegenheit entfaltete, unter die erhabensten Leistungen des menschlichen Geistes gerechnet werden müsse. Untersucht man aber den ganzen Vorgang genauer, so ergiebt sich, daß das Ganze ein wunderliches Gebräu von Selbstgefälligkeit und Schwindel war, ganz ähnlich dem Berichte, welchen Falstaff über sein Zusammentreffen mit den Straßenräubern ablegt; wie man denn überhaupt in allen Reden Canning's Phrasen findet, welche selbst vor der oberflächlichsten Prüfung nicht Stich halten und heutzutage geradezu Ge-

lächter erregen würden. Die artistische Anordnung der oben erwähnten Rede war wunderbar; in bedeutsamer Climax folgten Freitag, Sonnabend, Sonntag und Montag auf einander, ungefähr wie Cicero in der berühmtesten catilinarischen Rede das abiit, abscessit, evasit, erupit mit Effekt anwendete. „Die genauen Nachrichten, worauf wir allein unsere Handlungen basiren konnten, sagte Canning, trafen erst am Freitag ein. Am Sonnabend entschied die Regierung, was zu thun sei; am Sonntag erhielten wir die Zustimmung Sr. Majestät; am Montag kamen wir in's Parlament, und in dieser Stunde, wo ich die Ehre habe zum Hause zu reden, sind britische Truppen auf ihrem Wege nach Portugal!" Das Unterhaus war mit Sturm erobert, und Hume's skeptische Rede welche folgte, fand nur unwillige Zuhörer. Canning kam gleich hinterher, um seine Ansichten zu erläutern. Er sagte, daß er die Besetzung Spaniens durch die Franzosen bedauere; er glaubte aber, daß man darum noch keinen Krieg mit Frankreich anfangen solle; er habe sich deshalb bedacht, ob es nicht einen andern Weg gegeben habe, als Frankreich direkt anzugreifen, oder den Krieg auf spanischen Boden zu spielen; er habe Ersatz in einer anderen Hemisphäre gesucht. „Ich beschloß, daß, wenn Frankreich auch Spanien hätte, es doch nicht Spanien mit den indischen Besitzungen sein sollte! Ich rief die neue Welt in's Leben um das Gleichgewicht der alten wiederherzustellen." Der Effekt dieser Worte war riesig. Das ganze Unterhaus wurde dadurch erschüttert, als ob ein elektrischer Schlag hindurch gegangen wäre, und Stapleton, der zugegen war, berichtet, daß Alle einen Augenblick aufstanden, um Canning anzusehen. Tierney, der vorher auf seinem Platze hin- und herrückte, seinen Hut aufsetzte und wieder abnahm, und ungeduldig eine Prise nach der andern aus der Dose holte — Tierney, der sonst das Unterhaus zu verlassen pflegte, sowie Canning aufstand, um zu sprechen, war wie versteinert, und saß eine Minute lang mit weit offenem Munde da. Canning erreichte seinen Zweck vollkommen, und es ist schließlich ja auch der Triumph der Beredtsamkeit, wenn man die Leute überzeugt. Analysirt man indessen, was er sagte, so findet man in dem Orakelspruch, wodurch er seine Zuhörer elektrisirte, ebenso viel Thorheiten als Worte: Er sagt: „Ich rief die neue Welt in's Leben," als ob dieselbe nicht schon lange vorher ohne Wort und Zeichen von Canning dagewesen wäre. Alles was er that, war, die Existenz der neuen Welt anzuerkennen und den König zu bewegen, Gesandte von den befreiten südamerikanischen Republiken zu empfangen! Er sagte, daß diese Länder unter spanischer Botmäßigkeit standen, bis er die Verbindung trennte; daß er dies that, weil die Franzosen in Spanien einrückten und er eine permanente Besetzung Spaniens durch die Franzosen hintertreiben wollte. Er stellte das Gleichgewicht Europa's also dadurch wieder her, daß er Spanien lähmte und zur Vergrößerung des französischen Einflusses seine Zustimmung gab! Von solchen Fehlschüssen der schlimmsten Art wimmelt es in den meisten Reden Canning's; und man darf sich daher nicht darüber wundern, daß nüchterne Staatsmänner, wie Peel und Wellington, nichts mit ihm zu thun haben wollten und sich fern von ihm hielten. Canning verstand es, die Leute zu blenden, welche ihn nur aus der Ferne sahen, aber seine Kollegen waren beständig auf ihrer Hut vor ihm. Die halb vereitelte Carrière eines Mannes, der zugleich so stark und so schwach, so ehrgeizig und so wenig berechnend war, ist eine große politische Lehre, deren Eindruck man dadurch nicht schwächen sollte, daß man alle Schuld andern Leuten in die Schuhe schiebt.

Holland.

Briefe aus den Niederlanden.

Holländische Kultur.

Wie man sich hier zu Lande vergnügt.

> Die Grazien sind leider ausgeblieben, —
> Und wo die Gaben dieser Holden fehlen,
> Da mag der Mensch noch vieles nehmen, vieles geben,
> Doch läßt sich nie an seinem Busen ruh'n.
>
> Doch läßt sich ihm vertrau'n, und das ist viel!
> Göthe's „Tasso."

Ich lasse mir die Holländer nicht schelten; aber große Männer und tüchtige Völker ehrt man nicht durch das Verschweigen oder Vertuschen, nein! durch das klare und nachdrückliche Hervorheben dessen, was ihnen fehlt. Es ist nicht wahr, daß hier das Paradies des gemeinen Materialismus; daß nichts dem Niederländer theurer ist, als Schiffsladungen oder „Genever." Guizot setzt es in seiner „Histoire de la Civilisation en Europe" sehr schön auseinander, wie das Christenthum beinahe zwei Jahrtausende lang fast nur auf den Einzelnen gewirkt hat, wie es aber jetzt mehr und mehr das Leben der Gesellschaft zu durchdringen, ihre Einrichtungen umzubilden beginnt. Diese versittlichende Gewalt der christlichen Idee hat kaum ein Land reicher erfahren, als Holland. Die umfassende Großartigkeit seiner wohlthätigen Anstalten wetteifert mit den angelsächsischen Staaten; wer das Hospital von St. Louis gesehen hat, der kann noch das palastähnliche Krankenhaus von Rotterdam bewundern, mit seiner sorglichen, pünktlichen, reichlichen Einrichtung. In diesem Lande ist der längste und hartnäckigste Kampf gekämpft worden für die Freiheit des Gewissens, dessen die Geschichte der Menschheit gedenkt; es ist dieser Streit, der den Namen der Niederlande unsterblich machen wird, so lange glücklichere Geschlechter dankbar dessen gedenken, was ihre Vorfahren für die theuersten Güter gethan und gelitten. Aber die Nachkommen haben auch geärndet, was die Väter säeten. Aus dem Boden, von dem jeder Zoll mit Männerblut gedüngt ist, steigt jetzt so herrlich wie irgendwo der Baum der religiösen Freiheit auf. Sein breiter Schatten schirmt den Paria der Völker, den Juden; ihn, der der Menschheit ihren Erlöser gegeben, und den sie darum wie billig mit unauslöschlichem Hasse verfolgt. Hier genießt er alle Rechte des Bürgers; und in der freundlicheren Sonne eines menschlichen Schicksals haben sich denn auch die unerschöpflichen Kräfte seines im eigentlichen Sinne unsterblichen Stammes von neuem entfaltet.* Hier wie in Deutschland hat die große Mehrzahl der tiefer Gebildeten eine innerliche Abneigung gegen mittelalterlichen Dogmatismus und allen Wunderglauben. Aber in Deutschland ist zwar die ganze Wissenschaft vernunftgläubig; im Leben dagegen ist selbst bei uns in Preußen noch Alles von staatsdienerischer Heuchelei und conventionellem Zwang eingehegt und gehemmt. Zeigt mir bei uns den Gymnasialdirektor, der am Weihnachtsmorgen seine Familie zu einem Prediger führt, welcher ihnen darthut, wie es an dem Tage weit mehr der Geburtsfeier der christlichen Ideen gilt, als der Erörterung eines unbegreiflichen Dogmas! Keineswegs beirrt auch den Protestanten das Chaos der hiesigen Sektensplitterung, wenn er sich klar gemacht hat, daß diese allen freien protestantischen Ländern der Gegenwart gemeinsame Erscheinung ein nothwendiger Durchgangspunkt gesunder religiöser Entwicklung heißen muß. Wenn das individualistische Element für den Augenblick in wilder Ueppigkeit aufschießt, so wird die Zeit kommen, wo die Menschen die Thorheit auch dieses Gebahrens einsehen und sich sammeln werden um den gemeinsamen Mittelpunkt einiger großer religiöser Gedanken.

In Holland ist die unnatürliche Verbindung von Kirche und Staat, an der im heutigen England die bevorzugte Sekte immer schwerer erkrankt, durchschnitten wie mit einem Schwert. Scharf und folgerichtig wurde bestimmt, daß jedes Bekenntniß seine Privatschulen haben kann, daß aber die Staatsschulen sich gegen alle Dogmen neutral verhalten müssen. Die reformatorische Bedeutung Christi darf hervorgehoben werden. Schwieriger ist das Verhältniß des protestantischen Lehrers gegenüber der Reformation. Von ihr schreibt sich alle Größe protestantischer Länder her, und nicht am wenigsten die der Niederlande. Vor Schülern gemischter Bekenntnisse bleibt der Weg offen, den Kaulbach, wie verlautet, im Berliner Museum betreten wird; nämlich die religiöse Bedeutung jenes Ereignisses bei Seite lassend, nur seine übrigen kulturhistorischen Folgen hervorzuheben. Die Gedanken des Christenthums, welche von socialer Wirksamkeit sind, dringen überdies gegenwärtig mit Macht auch in den Katholizismus ein durch die Systeme Gioberti's und die weitherzige Toleranz Eduard Laboulaye's.

Es ist wahr, daß sociale Fragen von der größten Wichtigkeit in Holland bis heute sehr mangelhaft gelöst sind. So ist der Unterricht, abgesehen von jener heilsamen Trennung von Kirche und Staat, im Großen und Ganzen schlecht organisirt; und die Arbeiter leben hier nicht wie sie in England leben können. Bei diesen Mängeln scheint dennoch der Vorwurf des Materialismus viel zu einseitig. Ein tiefer, thatkräftiger, religiöser Sinn ist dem niederländischen Volke von jeher eigen gewesen.

Wohl aber — so sehr liegt hier die Wahrheit in der Schattirung — hat der niederländische Geist eine mehr als realistische, eine materielle Richtung. Man kann Realist und doch ein großer Dichter sein; Holland

* Ein Israelit, der Appellationsrath Godefroi, Mitglied der zweiten Kammer und Präsident der „Hoofd-Commissie" für jüdische Kultus-Angelegenheiten, ist kürzlich zum Justizminister ernannt worden.

hat große Meister seiner Sprache, aber wohl nie einen großen Dichter gehabt. Nachdem sich die batavische Republik Freiheit und Macht erobert, hat auch die Stirne dieses Heldenvolkes der Lorbeer der Kunst geschmückt. Aber in diesem einzigen Kunstgebiete, worin die Niederländer schöpferisch waren, in ihrer berühmten Malerei, offenbarte sich doch wieder jener vorwiegend sinnliche Zug. Der einzige Philosoph, den das Land hervorgebracht hat, das für Descartes und den portugiesischen Juden da Spinoza eine Freistätte ward, Franz Hemsterhuis nämlich, der Verfasser des „Aristée," der Freund der jungen Fürstin Gallitzin, war ein Schüler des Locke'schen Sensualismus. Für diejenigen geistigen Bestrebungen, welche keine unmittelbar praktischen Zwecke haben, ist der Niederländer fast nur receptiv. So schwere und ruhmreiche Siege hier die Reformation erfochten hat, — kein Luther und kein Calvin, kein Wicleff und kein Pascal ist hier aufgestanden. Aus fremdem Lande wehte der Sturm der Freiheit herein und entflammte die empfänglichen Gemüther.

Berühmte Philologen sind hier groß geworden; aber abgesehen davon, daß der jüngere Scaliger der Sohn eines Italiäners war und in Frankreich gebildet, Ruhnken ein Pommer und in Königsberg erzogen, Wyttenbach aus Bern gebürtig und der Sohn eines Marburger Professors, so steht doch weder von ihnen Einer, noch auch Erasmus oder Tiberius Hemsterhuis so genial, selbständig und epochemachend da, wie Bentley oder F. A. Wolf. Vielmehr wurde gerade Tiberius Hemsterhuis, an den sich dann Ruhnken und Wyttenbach als Schüler anlehnten, durch Bentley angeregt.

Es giebt noch ein Gebiet, auf dem die Holländer groß und schöpferisch waren: von wissenschaftlicher, aber zugleich unmittelbar praktischer Bedeutung. Hier erfand um den Anfang des 17. Jahrhunderts ein Brillenmacher zu Middelburg das zusammengesetzte Mikroskop. Von hier ist um dieselbe Zeit die Entdeckung ausgegangen, des mächtigsten jener neuen Organe, „die der Mensch sich geschaffen, und welche das sinnliche Wahrnehmungsvermögen erhöhen; erst durch die raumdurchdringende Eigenschaft des Fernrohrs gelangte die Menschheit in den Besitz der „„himmlischen Sphäre"" des Kosmos." (A. v. Humboldt, Kosmos II. 397). Es müßte denn sein, daß der Weselaner Hans Lippershey die Priorität dieser Erfindung jenem Zacharias Jansen, dem wir das Mikroskop verdanken, streitig machen könnte; Beide waren in der Hauptstadt von Zeeland ansässig, und darum ist an eine unabhängige Doppelerfindung kaum zu denken, wie man sie bei Laurenz Coster und Guttenberg annehmen kann. Der Ostfriese Johann Fabricius entdeckte die Sonnenflecken und folgerte aus ihnen die Rotation der Sonne. Der Haager Huygens war der Erste, der einen Saturnsmond gesehen hat; der die Erscheinung des Saturnsringes erklärte und die doppelte Brechung des Lichtes im isländischen Krystall; der den Uhren ihren Pendel gab und zuerst die Länge des einfachen Sekundenpendels als Normallängenmaß vorschlug. —

Dagegen weiß der Niederländer wenig zu behandeln Alles, was nur als Schmuck des Lebens gilt.

Wie ein Volk seine Muße erheitert, das scheint nur dem pedantischen Moralisten, der die Heiligkeit der Freude nicht kennt, von untergeordneter Bedeutung. Dieser Einseitigkeit, welche die größte Schwäche des Christenthums ausmacht, setzen die Schüler Göthe's eine andere Einseitigkeit entgegen. Wie jenen Grämlichen die Sittlichkeit den vollen Inhalt des Menschenlebens erschöpft, so fragen diese Aesthetiker fast ausschließlich, ob ein Volk das Leben geschmackvoll zu genießen weiß; lebendiges Schönheitsgefühl verhüllt ihrem Auge alle sittliche Hohlheit, wie Rosengewinde einen Todenschädel.

Würden sie in Holland also fragen, so müßte die Antwort ungünstig lauten. Selbst die volksthümlichste Kunst, die Musik, wird hier zum Theil in einer exclusiven Weise gepflegt, die auf den Deutschen einen peinlichen Eindruck macht. Dieses ausschließende Wesen ist ein Charakterzug niederländischer Geselligkeit. Die heiteren Volksfeste sind hier unbekannt, die in Deutschland Beamten und Bürger, Kaufmann und Militair vereinigen. Zwar finden sich die Kirchweihen wieder; aber es sind rohe Bachanalien, widerliche Possen. Der Hauptzug im holländischen Charakter ist die Zähigkeit. Wie sein Zorn, so muß sich seine Freude lange aufgesammelt haben, ehe sie überströmen kann; dann aber geschieht es mit unaufhaltsamer Wildheit. In der Woche wird schwer gearbeitet, viel zu anhaltend für menschliches Gedeihen. Keine Mußestunden stellen sich mit belebendem Licht zwischen das unaufhörliche Werk. Bedächtige, aber ruhelose Thätigkeit herrscht in dem Treiben der meisten Stände, den einen natürlich vor allen ausgenommen, dessen Beruf der Müßiggang ist. In ihren eigenen Zeitschriften geißeln die Holländer das ungesunde Ueberarbeiten der kostschoolen, die von allen Schulanstalten bei weitem die meiste Frequenz haben. In den Städten äschert sich der Lehrer vom Morgen bis zum Abend ab, für sich und seine Familie den Unterhalt zu erwerben. Im größten Handelsstaate Europa's werden die Pulte der Kaufleute um fünf oder sechs Uhr verlassen; hier arbeiten Prinzipal und Untergebene bis neun, ja bis elf Uhr Abends. Wie da die Stunden des Arbeiters gemessen sind, läßt sich denken. Kommt dann der Sonntag, dann kann man Abends die Bahnzüge von Arnheim, Utrecht und dem Haag, den gewöhnlichen Zielen der Ausflüge, voll Betrunkener nach Amsterdam und Rotterdam zurückkehren sehen.

Tages Arbeit, Abends Gäste

wird hier für zu Viele eine Unmöglichkeit. In gesteigertem Maße bricht dann der Trieb zur Belustigung aus in der Kirmeß. Das ist keine gesunde Freude; das ist ein roher Ausbruch zu lange verhaltener Lust. Der „Genever" muß die Würze dieser Gelage ausmachen; und bei allen branntweintrinkenden Völkerschaften ist die edlere Festfreude nicht zu Hause.

Und die wohlhabenderen Stände? Es ist unverkennbar, in Holland kennt oder pflegt man den Reiz des Lebens nur wenig. Wenn ich einen Augenblick an den künstlerischen Zauber denke, mit dem der Immermann'sche Kreis seine Abende schmückte, so empfinde ich freilich einem glänzenden Beispiele gegenüber den Abstand zwischen holländischer und deutscher Geselligkeit am stärksten. Damit will ich aber keine unmäßigen Ansprüche erhoben haben.

Stettin hat eine gute Bühne zweiten Ranges; könnte Rotterdam, das holländische Hamburg, sie nicht eben so gut haben? Aber die tüchtigen Schauspieler sind hier schwarze Schwäne. Gut, so lasse man sie aus dem Auslande kommen! Nicht einmal eine eigene Truppe hat Rotterdam; des Samstags kommen zwei Amsterdamer Gesellschaften, die auch Utrechts Kunstbedürfnisse durch periodische Besuche befriedigen. Je zuweilen läßt sich die französische Oper aus dem Haag sehen; sie ist nicht besonders. Das Beste, was hier auf Thespis' Karren herumfährt, sind die Italiäner, und die spielen zu Rotterdam sechs Mal im Winter in einer geschlossenen Gesellschaft — einer Gesellschaft, deren weite Räume sich nur gegen eine erste Einlage von einigen siebzig, in jedem folgenden Jahr fünfunddreißig Gulden öffnen, — für viele Rotterdamer „a joke, but to us it is death." — Theater! „Gottlob, unsere Bürger haben wichtigere Dinge zu thun!" Was Lessing in Hamburg zu hören bekam, danach thut man hier noch heutigen Tages:

— Haec animos aerugo et cura peculi
Cum semel imbuerit. —

Der große Channing predigte gegen den Rausch der Ballnächte, die vorher und nachher zuviel Zeit in Anspruch nähmen; aber warm empfahl er, die jungen Leute an manchem Abend in Familien- und Freundeskreisen tanzen zu lassen. Der edle Amerikaner verstand den sittlichen Einfluß echter Geselligkeit; er fühlte, daß es mit dem: „Ihr sollt heilig sein!" nicht gethan ist. Hier zu Lande hält man nicht viel vom Tanzen. Im Haag ist das natürlich schon anders, des Hofes und der Fremden wegen, die sich meistens dorthin ziehen. Aber in den sämmtlichen Casinos von Rotterdam kann man die Winterbälle an den Fingern Einer Hand aufzählen; und die schöne deutsche Sitte jener improvisirten „Tanzkränzchen" findet sich auch nicht. In den Gasthöfen ersten und zweiten Ranges trifft man nur selten einen holländischen Kellner; die Wirthe behaupten, sie seien nicht gewandt genug; danach sollte man beinah urtheilen, daß die Niederländer etwas schwerfällig sind.

Die hohe Kaufmannschaft vergnügt sich auf substantiellere Weise. Sie giebt kostbare Mittags- und Abendessen, deren Würze die Karte der Speisen und Weine ist; auch zwei oder drei Bälle im Jahr, die dann recht glänzend sind, wenigstens müssen sie viel kosten. Es geht eine Sage, wie vor einigen Jahren dreißig der „ersten" jungen Leute aus der Stadt Rotterdam sich vereinigt haben, um in den Sälen der „Amicitia" einen Ball zu geben, auf den sie allein an Blumen zweitausend Gulden verwendeten. Darauf aber folgte eine lange Pause. Aber warum sollten diese Herren und Damen auch noch tanzen? Hat man doch die vornehme Unsitte der Kinderbälle eingeführt!

Auf dem großen Markt zu Rotterdam steht das Standbild des Erasmus, zwischen Zwiebelhändlern und Kartoffelsäcken oft sehr in die Enge gebracht. Es ist das Bild der Wissenschaft in Holland. Freilich sperren sich die Gebildeten par excellence oft genug in gewisse Lokale ein, wo ihnen von „Rednern" ziemlich leeres Stroh vorgedroschen wird. Unglaubliche Dinge erfährt man aus der „glaubwürdigsten Quelle," über die Langmuth eines solchen Publikums. Zwar übt die Phrase überall eine mächtige Herrschaft, aber anderswo muß sie doch pikant sein.

hier kann sie sich in der ganzen Breite des holländischen Kanzleistyls zu Markte tragen. Bei jenen Zusammenkünften der zahlreichen literarischen Gesellschaften sind wenig oder gar keine Damen anwesend; es sei denn, ein Prediger ließe sich geistreich vernehmen, dann zieht sie das hieropathische Interesse hin. Ich halte diese Abwesenheit der Frauen für ein bedeutendes Zeichen. Zwar kommen sie auch bei uns, wie böse Menschen sagen, mehr um die neuen Valenciennes, als ihren Geist zu zeigen, — aber wie sollten sie anders? Um einen Vortrag über den „Kosmos" des Vortrags wegen zu besuchen, muß man doch etwas gelernt haben; auf unseren Mädchenschulen dagegen, mit löblichen Ausnahmen, lernt man nichts (?). Wenn diese Anstalten einmal wirklich den Verstand entwickeln werden, dann dringt auch ein mächtigerer Hauch des Geisteslebens in unsere Familien ein.

Ich bin wieder bei der Wissenschaft angelangt. Fruchtbar gepflegt wird heutigen Tages keine in den Niederlanden, auf rein geistigem Gebiet, als die Theologie und etwa die Philosophie. In hoher Blüthe stehen die praktischen Disciplinen. Selbst was die Theologen und Philosophen leisten, darf wenig Anspruch machen auf Originalität. Opzoomer ist ein Krausianer, Oosterzee liebäugelt mit der Evangelischen Kirchenzeitung, die Rationalisten sind höchstens Größen dritten Ranges. Dagegen behaupten die Naturwissenschaften ihren alten Ruf. Das Land, das Boerhaave und van Swieten hervorgebracht, glänzt auch heute durch die Namen Mulder und Donders.

Ich schließe diese zusammenfassende Darstellung holländischen Kulturlebens mit einem letzten Blick auf die Freuden und Leiden der ärmeren Klassen. Der holländische Arbeiter ist schlecht genährt gegen den englischen; Fleisch an Wochentagen ist für ihn eine unerschwingliche Kost. Kein Wunder; ein Beefsteak, das man im „Goldenen Stern" zu Bonn mit acht Sgr. bezahlt, findet sich in hiesigen Gasthöfen zweiten Ranges mit zehn bis zwölf auf der Rechnung wieder. Darum fördert auch die Arbeit bei einem englischen Tagelöhner noch einmal so gut als bei dem kartoffelgenährten Holländer. Von Bouillonanstalten und Volksküchen hört man hier nichts. Ebenso wie für den Unterhalt, so geschieht für die Erholung des gemeinen Mannes zu wenig. Man überläßt ihn seinem Tröster, dem echten Schiedamer. Seit der Zeit, wo Mrs. Page den Fallstaff einen „vlämischen Trunkenbold" nannte, ist vieles besser geworden. Ein Mäßigkeitsverein, die „afschaffers," wirken im ganzen Lande. Das beste Mittel wäre, dem Volke edlere Vergnügungen zu bieten. Statt dessen vertheuert man durch hohe Zölle die billigen leichten Rheinweine. Die Stadt Amsterdam offenbar hat ihre Aufgabe meisterhaft begriffen. Sie petitionirte kürzlich gegen die trains de plaisir zu ermäßigten Preisen, die sonntäglich in der guten Jahreszeit den kleinen Bürger von der Hauptstadt nach Utrecht, Arnheim und dem Haag tragen. Nicht dagegen jedoch protestirten die Väter der Stadt, daß die Hälfte dieser Leute Abends betrunken zurückkommen. Nein — durch solche massenhafte Auswanderung litte die Stadt Amsterdam Schaden. Es ist ein Rechenexempel: während der „kleine Mann" jetzt 24 Stüber auf die Fahrt verwendet und 24 auf Speise und Trank, könnte er ja die vollen 48 in Amsterdamer Krügen verprassen! Welcher Vortheil für die Stadt! Das ist die Moral von der Geschichte.

Polen.

Studien über die polnische Literatur.

Von Eleonore Ziemięcka.

II.

Goluchowski's Ideen über Gott und Unsterblichkeit.

Das erste Kapitel von Goluchowski's „Betrachtungen" in ihrem metaphysischen Theile trägt die Ueberschrift: „Aus etwas Niederem kann nichts Höheres geschaffen werden." Dies ist der Schlüssel zu seinem ganzen Systeme. In der ganzen Natur ist das Niedere in Wahrheit die negative Bedingung des Höheren, aber es ist nicht im Stande, das Höhere zu schaffen, obgleich das Niedere im Höheren vorhanden ist, wie z. B. verschiedene Erdarten in den Pflanzen. Eine solche Ansicht der Dinge ist die Einleitung der Idee des Menschen, dessen geistiges Wesen die ganze Natur gar nicht erklärt, und dieser Umstand dient dem Autor wieder zu sehr wichtigen Schlüssen. Der Existenz des Menschen sollten mehrere andere Existenzstufen vorhergehen, aber nur als negative Bedingungen seines Daseins, oder als nothwendige Unterlage desselben. Aber so wie man auch nicht den kleinsten Theil einer Pflanze aus all ihren Erdbestandtheilen herstellen kann, eben so wenig kann man auch den Menschen aus all seinen Elementen bilden, obgleich diese Elemente nothwendigerweise zu seiner Entstehung erforderlich sind. Hier unterbricht der Autor seinen Vortrag und spricht von der Abstraction, welche nie definitiv zur Entscheidung der philosophischen Aufgaben führen kann, denn die Abstraction verwandelt alle Wirklichkeit in ein idealisches Sein, und obgleich Goluchowski der Abstraction in dem Prozeß des Gedankens einen großen Werth beilegt, so setzt er doch die konkrete Anschauung weit höher, und diese Art der Betrachtung giebt ihm noch Gelegenheit zur Beurtheilung des Hegel'schen Systems. Dieses ist nach seiner Meinung nur ein idealisches System; denn das, was Hegel den realen Begriff nennt, ist wirklich nur ein abstrakter Begriff, obgleich ausführlich und viele Einzelheiten umfassend, dennoch aber immer nur in der Sphäre des Gedankens bleibend. — Schöpfungskraft giebt es da nicht, obgleich Hegel dieselbe seinem Begriffe zuschreibt; er thut es willkürlich, denn solche Fähigkeit besitzt er durch sich selbst nicht. — Das reale Dasein läßt sich am besten begreifen, wenn wir es ableiten, nicht von einem abstrakten Begriffe, sondern von der Quelle aller Begriffe, das heißt von dem absoluten Subjekt-Objekt, oder eine gewöhnliche Sprache sprechend, von dem persönlichen Gott. Dies ist weit verständlicher für die menschliche Vernunft, als alles Andere.

Einen geringen Beweis haben wir am Menschen, welcher als Subjekt-Objekt, wenn er zu handeln anfängt, auch ein solcher Begriff in concreto, Schöpfungsbegriff ist, der alle Einzelheiten in sich schließt und dennoch nicht aufhört, Subjekt zu sein. — In den folgenden Kapiteln setzt der Autor diesen Vergleich fort, indem er uns zeigt, wie wir dahin geführt werden können, uns Gott als ein absolutes Subjekt-Objekt vorzustellen und läßt diesen Begriff eben so gut aus der schöpferischen Natur des Menschen, als aus der Einrichtung der ganzen Natur hervorgehen.*

Hier stellt Goluchowski seinen Hauptgrundsatz dar, und nennt ihn die Theorie der Wunder- oder Schöpfungskraft. Auf jeder Stufe muß solche Kraft wirken. Es giebt unter den Stufen eine negative Verbindung, wiederholen wir, aber ohne die Schöpfungskraft würde keine höhere Stufe entstehen obgleich es uns anders scheint.

Die höchste dieser Stufen, das höchste Werk einer solchen Wunder- oder Schöpfungskraft ist der Mensch. Ihn können wir namentlich ohne diese Wunderkraft nicht begreifen. Die Idee des Menschen, das konkrete Ergreifen seines Wesens, das reale Umfassen seiner freien, bis zu einem gewissen Grade schöpferischen Natur, das ist der Standpunkt, welcher zur vollkommenen Theodicee führt, d. h. zum wahren Begriffe von Gott. — Und die Idee des freien, persönlichen Gottes erklärt wieder Alles, denn nicht die Nothwendigkeit, sondern die Freiheit steht an der Spitze der Welt. Durch seine Begeisterung trifft hier Goluchowski auf die Theorie, welche die Kirchenväter entwickelten, welche der große Malebranche bis zur Uebertreibung verfolgte, welche unter der Feder der berühmten Schriftsteller der spiritualistischen und neuen katholischen Schule, wie z. B. die Priester Maret und Gratry, zur höchsten Vollkommenheit gelangte. In Gott, wie im Menschen, sagt er, ist die Idee der That, welche erfüllt werden soll; sie ist in ihm von aller Ewigkeit und ebenso ist in ihm die Idee der Welt, und diese Idee, ewig ideal, obgleich verwirklicht, geht durch die ganze Schöpfung und ist nicht nur eine verkörperte Idee der Sache, welche ihre metaphysische Seite ausmacht, sondern noch eine ewige, immer in Gott verbleibende Idee, die den rechtschaffenen Dingen leuchtet. In ihr sind die Vorbilder der Weltgesetze und der logischen Prinzipien, wie auch die Vorbilder der Axiome, welche in dem Gemüth des Menschen wie verkörpert (innessenciés) sind und diejenige Intelligenzkraft ausmachen, welche die heilige Schrift das Licht eines Jeden, der auf die Welt kommt, nennt.

Diese Idee in Gott, das ist das idealische Bündniß des Daseins mit dem Gedanken; eine andere Vereinigung kann nicht gesucht werden, es ist unmöglich.....

Sie erklärt uns noch die Veranlassung der Schöpfung; Gott wollte seine Idee verwirklichen, in ihrer ganzen Fülle, in ihrer ganzen Wahrheit oder Wahrhaftigkeit — hier wurde der Autor auf den Gipfel seines Thema's gerissen, „Gott als vollkommen, muß ein ihm würdiges Ziel haben;" die Wahrhaftigkeit seiner Idee also, ihre Erfüllung ist weder das Werden, noch der Gedanke oder die Idee in spekulativer Bedeutung, nein, ihre Erfüllung ist erst der Geist, der erschaffene, freie Geist. Die Erscheinung der Freiheit in der erschaffenen Welt giebt den Schlüssel zu den wichtigsten Wahrheiten. Hier folgen sehr inhaltreiche Kapitel von der Freiheit,

* Hier hat der Autor wichtige metaphysische Beweise geliefert.

von dem liberum arbitrium, welche mit dem Grundsatze schließen, daß die Endbestimmung des Menschen keineswegs die Wahl zwischen Gutem und Bösem, sondern ewige Glückseligkeit ist. Also wird die Freiheit des Menschen der Fingerzeig nicht nur seines Zweckes, sondern der Endzweck der ganzen Schöpfung. — Freiheit, also Wahl, also die Möglichkeit des Fehlens, also Schmerz, Elend, Möglichkeit des Falls. Ist es nicht deutlich — Schmerzen, Leiden — drücken sie der Welt nicht eiserne Fesseln auf? — Nun folgen wieder schöne Kapitel von den Schmerzen des Lebens, welche einzig und allein durch höhere Bestimmung erklärt werden können. — Aber kann dieses Ziel in Schmerzen und Ohnmacht erreicht werden? Kann die Freiheit allein zu demselben führen? In der todten Natur hat Gott selbst die Stufen erschaffen, aber hier sind wir in der Geisteswelt; hier kann den Menschen Nichts vertreten, er muß selbst handeln; man kann ihm nur Anleitung, Licht und Hülfe geben, und das finden wir auch wirklich in der Geschichte der Menschheit; eine solche Thatsache wunderbarer Anweisung begegnen wir in der Wirklichkeit, solche Hülfe hat sich deutlich geoffenbaret. Wir sehen also, daß die Freiheit uns die wichtigsten Aufgaben gelöst, uns zu den lebendigsten Aufgaben geführt hat. —

Aber bleibt dieses logische, durch das wirkliche Leben abgehärtete Gemüth hier stehen? Wird es nicht in der Idee der Freiheit den Mangel der organisirten und bindenden Kraft erblicken, ohne welche die geistige Welt in Atome zerfallen muß? Befürchten wir es nicht! Goluchowski übergeht keine wichtige Wahrheit, denn er war eine große Seele, welche dreist in den Kampf des Lebens zu gehen wußte; es giebt eine höhere, göttliche Schöpfung, eine höhere Thatsache im menschlichen Dasein, als die Freiheit, dessen letztere nur eine Stufe ist — es giebt Liebe.

Die Liebe, als das absolute Ziel der geistigen Welt, erklärt erst alle höchsten Aufgaben des Menschen und der ganzen Schöpfung; sie ist die absolute Wahrheit der Erde. Die Liebe ist nicht nur eine That des Herzens, sondern zugleich die wichtigste That der philosophischen Speculation, sie führt zu den gründlichen Hauptwahrheiten der Philosophie, denn sie existirt nicht ohne Persönlichkeit. — Die Kategorie der Liebe ist also die höchste Kategorie, und löst die höchsten Aufgaben der Speculation. — Hierher hat uns unser lieber Denker geführt, aber man muß nachlesen, wie er diesen Gedanken ausgeführt hat, wie er denselben mit der ganzen Macht seines großen Herzens erkräftigt, um zu verstehen, welche Schätze er in dieser Wahrheit, in diesen von ihm sogenannten Kategorien findet. Sie enthält, nach seiner Meinung nicht nur unermeßliche Schätze des Herzens, sondern zugleich auch die tiefsten Wahrheiten der Vernunft. Die Philosophie hat also diese Kategorie unbillig übersehen, sie gering geschätzt und dieselbe für eine Sache des Gefühls, mit welcher der Gedanke Nichts zu thun habe, angesehen. Und dennoch umfaßt sie Alles, was die Speculation am meisten zu ergründen trachtet und was man auf anderem Wege niemals erreichen kann. Zuerst ist sie der schlagendste Beweis der Persönlichkeit Gottes und des Menschen, da die Liebe nur bei sich einander gegenüber stehenden Persönlichkeiten und als solche dauernd existiren kann. — In der Kategorie der Liebe verbindet sich die Wissenschaft mit dem Leben, der Glaube mit der Vernunft, die Philosophie mit der Religion, das Zeitliche mit dem Ewigen, der Mensch mit Gott und mit seines Gleichen, das Privatleben mit dem öffentlichen Leben. Die Familie, die Nation, die Menschheit gewinnt Ruhe und Sicherheit, und der einzelne Mensch die Verbürgung des ewigen Daseins. Die Kategorie der Liebe löst die Aufgabe der Schöpfung und ihres Endzwecks, sie löst die Aufgabe des Willens und der Freiheit und der Endbestimmung des Menschen, die Aufgabe seines Falls und seiner Erlösung, der Offenbarung, die Aufgabe des zeitlichen und ewigen Lebens und wirft Licht auf viele andere Fragen, welche ohne sie ein ewiges Räthsel bleiben würden. Das französische Wort „Charité" würde hier dem Gedanken des Autors besser entsprechen. — Zu dieser Kategorie sind wir also durch die Kategorie der Freiheit gelangt. Indem wir letztere als eine unleugbare Thatsache im Menschen gefunden haben, und die dennoch ohne Liebe in der geistigen Welt der größte Widerspruch (Anomalie) sein würde. — Jetzt, diesen herrlichen Gedanken zu einem Ganzen vereinigend, dieses Gebäude der Begeisterung, der Intuition, der inneren Ueberzeugung und moralischen Gewißheit zusammenfassend, sagen wir, daß die ganze Methode des Verfassers darin liegt, von dem Höheren zum Niederen herabzusteigen, daß das Ziel Alles erkläre, und dieses Ziel kann nur das Allerhöchste sein. — Es giebt daher Gesetzlichkeit, weil es Freiheit giebt, es giebt Freiheit, weil es Liebe giebt, und daher entwickeln sich wieder außer den oben genannten noch tiefe Blicke auf die menschliche Gesellschaft, welche den Standpunkt der Liebe und Freiheit in den menschlichen Verhältnissen bezeichnen. Die gegenseitige Liebe der Menschen ist die höchste Aufgabe der menschlichen Gesellschaft, aber da zur Liebe durchaus Persönlichkeit erforderlich ist, so ist es auch nöthig, dieselbe zu sichern; für die Freiheit braucht man Garantie und auch Gesetze. Weder Gesetz noch Freiheit sind hier aber hinreichend, denn das sind nur Stufen, obgleich nothwendige. Dieses tiefe Kapitel enthält den Hauptgedanken des Verfassers, hinsichtlich der Philosophie der menschlichen Gesellschaft und hat für unser Zeitalter eine wichtige Bedeutung, indem er die zwei Grundprinzipien des Lebens der Menschheit und ihrer Fortschritte aufzeigt, nämlich Gesetz und Liebe und also Freiheit und Association. In diesem Geiste löst er die wichtigsten Fragen der Philosophie der Geschichte in den folgenden Kapiteln:

„Die Geschichte muß als ein sich selbst überlassener Prozeß der Freiheit betrachtet werden, welcher unscheinbar von der Vorsehung beschützt wird."

„Das erste Studium im Prozesse der Freiheit ist das zeitliche Familienglück."

„Die zweite Stufe des Prozesses der Freiheit ist der Standpunkt des Gesetzes. Auf welchem Wege die Gesetze entstehen, die Privatgesetze, die öffentlichen Gesetze, die Internationalgesetze ꝛc."

„Die dritte und höchste Stufe im Prozesse der Freiheit ist der moralisch religiöse Standpunkt der Liebe Gottes und des Nächsten."

Demnächst geht er in die Sphäre der Geschichte über, analysirt die höchste Offenbarung der Liebe Gottes in Christo und vereint, versöhnt und erklärt in dieser Liebe Alles.

Hierbei werden wir an eine Episode der oben erwähnten Rede am Geburtstage Schelling's erinnert, in welcher Goluchowski, das Wissen und den Glauben gegenüberstellend, über ihre Trennung so schmerzlich klagt.

Wir wollen diese Worte anführen, damit der Leser erfahre, welchem ernsten, tiefen Kummer, welchen heißen Wünschen das analysirte Werk entspricht:

„Die Wissenschaft glaubt die Menschheit und ihre Schicksale auf ihre eigenen Schultern nehmen zu können, und auf der andern Seite steigert sich die Religion bei Einigen bis zu jener äußersten Spitze, wo ihr die Vernunft und das Erzeugniß derselben, die Wissenschaft, viel mehr ein Gräuel ist, denn ein tüchtiges Rüstzeug des Herrn. Auf beiden Seiten ein Abgrund, der entweder einen guten Theil unserer Civilisation, die auf Vernunft gebaut ist, zu verschlingen, oder aber sie in ein wildes, weil von Gott bares Aufbrausen zu verwandeln droht.

„Wenn man die Persönlichkeit Gottes, als eine seines erhabensten Wesens unwürdige und beschränkende Zuthat, und die persönliche Unsterblichkeit des Menschen, als etwas, das den Widerspruch in sich einschließen soll, aus der Welt hinausträgt, was bleibt denn noch in ihr übrig, das für das menschliche Gemüth einen Werth hätte?

„Würde da die Welt nicht einer von lebendigen Wesen verlassenen Rüstkammer gleichen, oder vielleicht einer kolossalen Spinnfabrik ähnlich sehen, in welcher, ohne persönliches Zuthun, alles blos nach allgemeinen Gesetzen vor sich ginge?

„Freilich wäre dieses auch erstaunungswürdig genug, aber kann dieses bloße Gerassel der sich abwindenden Kategorien, oder dieses unheimliche Wehen sich unsichtbar bewegender Gedankenfittige, ohne daß es zu einer wirklichen Persönlichkeit käme oder bei ihr bliebe, für den Menschen ausreichen? Kann es seinen Durst nach Leben stillen? Kann die Vernunft, auf diese Weise gehandhabt, gegenüber den Drangsalen und Mühen, gegenüber den zahllosen Leiden, die einmal unser Loos hinieden sind, gegenüber der allgemeinen Entfesselung des Bösen und den Furien des Hasses, mit denen man sich zerfleischt, gegenüber der hoffärtigen Aufgeblasenheit der Eitelkeit, kann sie, die Vernunft, mit dem Reiche der ewigen Liebe, welches die Offenbarung' dem verschmachtenden Menschengeschlechte eröffnet, um die Wette laufen? oder sie gar auf die Seite schieben? Auf der andern Seite, wenn der Glaube das beseligende Prinzip und Religion der sichere Hafen ist, muß denn darum die Vernunft, diese Mutter aller Wissenschaften, namentlich der größten unter ihnen, der Philosophie, diese Gebärerin aller Kultur, diese Führerin der glänzendsten Epochen der Civilisation, gleich einer zweiten Hagar in die Wüste verstoßen sein? Und soll ihr Kind, die Wissenschaft, ohne welche in der Welt eigentlich kein Schritt gemacht werden kann, gleich dem Ismael in der dürren Haide, der Gefahr des Dahinschmachtens preis gegeben werden? — Will man den Menschen mit lauter Gefühlen regieren? Will man ihm auf seinem verwickelten Wege durch diese Welt, das Auge, das er am meisten nöthig hat, ausstechen? Denn die Vernunft ist wirklich sein Auge, aus dem Grunde, weil es ihm auch falsche Pfade zeigen kann und wirklich auch gezeigt hat.

„Ist es denn wirklich entschieden, daß es unmöglich ist, mit der ganzen Schiffsladung geistig erworbener Schätze in den Hafen einzulaufen?

und daß es ohne Schiffbruch nicht abgehen kann? Muß denn wirklich die bessere Hälfte von dem, was der menschliche Geist mit so vieler Mühe in der Wissenschaft errungen, muß denn namentlich die Philosophie über Bord geworfen werden?

„Kurz, sind Wissenschaft und Religion, Vernunft und Glaube zwei entgegengesetzte, sich absolut feindliche Mächte, die sich nur wechselseitig zerfleischen, vernichten, aber nie Hand in Hand mit einander gehen können?"

Aegypten.

Deutsche Briefe aus Aegypten.

Souakin und die Nubier.

Ländlich, sittlich!

Nubien, zum großen Theil dem Namen nach Aegypten unterworfen, gehört in Wirklichkeit Niemandem an. Die Eingeborenen verweigern jeden Tribut, und nur eine ungeheure Armee könnte sie nach langen, vielleicht nach unnützen Kämpfen, zum Gehorsam bringen. Souakin selbst, auf einer Insel gelegen, ist einer der Haupthandelsplätze am Rothen Meere. In Wirklichkeit den Aegyptern angehörig, wurde Mehemed Ali gezwungen, Souakin und Massowa an die Türken abzutreten, die es gegenwärtig noch besetzt halten. Die Stadt und ein kleines Gebiet auf dem festen Lande wird durch einen türkischen Gouverneur, unter Beihülfe von etwa 200 türkischen Soldaten, meist Arnauten, regiert, und bildet ein für die Pforte nicht unwichtiges Gebiet, da es jährlich zwischen 14000 und 15000 Pfund Sterling an Zöllen in die türkischen Kassen zahlt. Die Haupthandelsgegenstände sind: Gummi, Elephantenzähne, Straußenfedern und Kaffee, vor Allem aber der hier noch immer in höchster Blüthe stehende Sklavenhandel. Es vergeht fast kein Tag, wo nicht eine Karavane mit dreißig oder mehr dieser Unglücklichen von Abyssinien hier ankommt; man bringt sie nach dem Zollhause, wo sie von den Beamten gleich einem Stücke Vieh abgeschätzt werden. Für diese Bemühung nahm in früherer Zeit die türkische Regierung ein Viertel des Werthes jedes Sklaven, in neuester Zeit hat man jedoch den Preis erhöht, und jetzt fließt ein Drittel in die türkischen Kassen. Man sagt, daß man durch Erhöhung der Steuern den Handel nach und nach unterdrücken will. Von Souakin aus bringt man die in vollständiger Gleichgültigkeit in ihr Schicksal sich Ergebenden (zwei Drittel davon sind stets Mädchen im Alter von dreizehn bis vierzehn Jahren) nach Arabien, wo sie einzeln feilgeboten werden. Ich komme später darauf zurück. Die Bewohner von Souakin, meist durch ihre Grausamkeit verrufen, beginnen, sich allmählich an den Anblick der Europäer zu gewöhnen. Eine alte französische Reisebeschreibung sagt, daß die Bewohner von Souakin an Grausamkeit alle anderen Völkerstämme Afrika's übertreffen, und noch heute finden sich die Beweise, daß sie diese Leidenschaft nicht allein gegen Europäer, sondern auch gegen ihre eigenen Brüder ausübten, indem Krüppel mit einem Arm oder einem Bein gar nichts Seltenes sind. Ohne ein bis zwei Messer, von denen Eins an's Bein, das Andere an den Arm geschnallt ist, geht noch heute keiner dieser Leute aus. Die Bewohner Souakins sind fast schwarz von Farbe, unterscheiden sich aber von den übrigen Negern dadurch, daß sie ihr Haar lang tragen. Dasselbe steht in der Mitte des Kopfes in die Höhe, während es an beiden Seiten und hinten in langen künstlichen Locken herabfällt. Sie halten sehr viel auf diesen Schmuck und tragen fortwährend ein Holz zum Kämmen desselben in den Haaren. Ein großer Theil pudert sich den Kopf mit einer gelben Farbe. Ihre Wohnungen bestehen aus einigen in die Erde gesteckten Stangen, über denen Matten befestigt sind; doch scheint unter ihnen einiger Kunstsinn zu herrschen, denn man sieht nicht selten ihre Häuser in vollkommenen regelmäßigen Spitzbogen erbaut. Um die Hütte herum, einen kleinen Hof lassend, zieht sich eine Dornhecke, deren Eingang bei Nacht durch einen Dornbüschel geschlossen wird. Die Frauen der Bewohner von Souakin sind fast alle häßlich! und scheinen frühzeitig zu altern. Trifft Einer von uns eine dieser Schönheiten, so dreht sie sich schnell mit dem Gesicht gegen eine Mauer, und verhüllt zum Ueberfluß noch den ganzen Kopf. Die Einwohner von Souakin sind fast alle schön gewachsene Leute, mit regelmäßigen, sogar feinen Zügen, aus denen man den grausamen, fanatischen Charakter nicht lesen kann. Außer ihnen finden sich hier noch eine Masse von Negern, mit kurzem, wolligem Haar; dieselben sind fast alle Sklaven und verrichten die Arbeiten am Hafen und dem Zollhaus, wobei sie fortwährend einen einförmigen Gesang hören lassen oder in die Hände klatschen, um sich zur Arbeit aufzumuntern. Die in Souakin wohnenden Araber sind zum größten Theil reich. Sie sind die eigentlichen Handeltreibenden, und besonders ist Dscheddah der Centralpunkt aller ihrer Geschäfte. Sie sind duldsam und freundlich, allerdings wohl nur deshalb, weil sie in ihren Geschäftsbeziehungen nothwendigerweise von den Europäern abhängen. Außer allen diesen Racen haben sich hier, nächst den Beamten der Telegraphenstation, nur noch zwei Europäer niedergelassen, von denen der Eine, ein Deutscher, ebenso wie in Cosseire, eine Art Kneipe errichtet hat; der junge Mann ist ein geborner Kölner. Der Andere, ein alter Franzose, Namens Thibaut, ist Agent der Medjidie Dampfschiffahrts-Compagnie. Seit fast vierzig Jahren im Innern Afrika's, besonders in Sudan und in Cordofan lebend, hat der alte Herr sich eine große Kenntniß des Landes angeeignet. Er ist einer der Angestellten Mehemed Ali's, und war eines der Glieder der großen ägyptischen Expedition zur Erforschung der Nilquellen. Seit dreißig Jahren kennt er alle afrikanischen Reisenden, und wird von ihnen allen, wie ich es aus Briefen ersah, hochgeschätzt. Durch und durch Franzose, ist er fortwährend vergnügt, und singt und tanzt, trotz seines Alters.

Die Insel, auf welcher Souakin erbaut ist, wird nur durch einen vielleicht $^1/_8$ englische Meile breiten Kanal vom Festlande Afrika's, und von der daselbst gelegenen Negerstadt El Kaif getrennt. Die Verbindung zwischen beiden Plätzen wird durch fortwährend hin- und zurückfahrende indische Canoes unterhalten, und der Verkehr ist ziemlich lebhaft. El Kaif ist schon deshalb interessant, weil die Neger daselbst vollständig in ihrem Naturzustande leben, sie sind die Herren des Platzes, in dem sich bis jetzt noch kein Europäer hat niederlassen dürfen. Der Bazar daselbst ist etwas bedeutender, als der in Souakin, die feilgebotenen Waaren beschränken sich aber fast nur auf Kaffee, Leder, Fleisch und Glasperlenschnüre. Von europäischen Erzeugnissen finden sich außer dem eben erwähnten noch Wiener Salonzündhölzchen, Reibschwamm und Schnupftabak, welcher letztere nicht in die Nase, sondern etwas darunter, in den Mund gesteckt, von allen den Bewohnern El Kaif's und Souakin's mit Vergnügen gekaut wird.

Das Klima von Souakin ist im Allgemeinen gesund und ohne besonders herrschende Fieber, oder andere ansteckende epidemische Krankheiten. Für den Europäer ist allerdings das Klima im Sommer nichts weniger als angenehm, da die Hitze einmal ungeheuer hoch, andererseits aber vollständig trocken und auszehrend ist. Die Eingeborenen selbst können die Hitze nicht vertragen und ziehen in Masse für die heiße Jahreszeit in die kühleren Gebirge. Eine besondere Beschwerde sind die Sandstürme, die während eines Theiles des Sommers wehen. Von der Wüste her kommend, bringt dieser glühend heiße Wind Unmassen von Staub und Sand mit sich, und droht alles vor sich her zu begraben. Die Sonne verliert allen ihren Glanz und erscheint vollständig ohne Macht; dafür haucht aber der Wind eine Hitze aus, die der in der unmittelbaren Nähe eines geheizten Backofens vollständig gleich kommt. Das Klima Souakin's im Winter wird von allen Bewohnern als ein ausgezeichnetes beschrieben, und soll namentlich sehr schön sein, wenn Regen fällt, was übrigens seit zwei Jahren nicht geschehen ist.

Eine allgemein im Munde des hiesigen Volkes lebende Sage von der Entstehung der Stadt Souakin ist nicht ohne Interesse, und ich füge sie deshalb hier an. Man leitet nämlich den Namen Souakin von Saua, Wanderer, Reisender, und Gin, Erdgeist, Teufel, ab, und erzählt sich darüber Folgendes: Vor alter Zeit schickte einer der Chalifen Kairo's einen seiner Diener, einen Eunuchen, mit dem Auftrage in einem Schiffe nach Abyssinien, ihm von dort vierzig reine Jungfrauen für seinen Harem zu bringen. Die sämmtliche Besatzung des Schiffes bestand mit Ausnahme des Eunuchen aus Weibern. Nach langer beschwerlicher Reise kam er in Abyssinien an, suchte die vierzig Jungfrauen aus, und schickte sich sogleich mit ihnen zur Heimreise an. Aber widrige Winde und Stürme hielten das Schiff so sehr zurück, daß erst nach Ablauf von vielen Wochen die Küste Nubiens in Sicht kam. Da man befürchten mußte, daß die Jungfrauen von den ungewohnten Beschwerden gar zu sehr angegriffen würden, so ankerte man an einer niedrigen unbewohnten Insel, und nachdem man sich überzeugt hatte, daß kein menschliches Wesen in der Nähe dieses Ortes, erlaubte der Eunuch seiner lebendigen Ladung, am Lande spazieren zu gehen und sogar daselbst zu schlafen. Aber bei Nacht stiegen Geister aus der Erde und bezwangen sämmtliche Jungfrauen; doch hüteten sich die Letzteren wohl, etwas davon zu sagen. Nach langer, gefahrvoller Reise langte das Schiff in Kairo an, aber o Graus, anstatt Jungfrauen, fand man vierzig schwangere Frauen. Der Rath der Weisen, durch den Chalifen zusammenberufen, erklärte es, da der Eunuch betheuerte, daß kein männliches Wesen seiner Ladung nahe ge-

kommen wäre, als ein Werk des Teufels, und daß man diese Teufelskreaturen so bald als möglich aus dem Lande schaffen müsse. Auf Befehl des Chalifen wurden diese vierzig Frauen auf ein Schiff gebracht, und mit Vorräthen versehen an derselben Insel ausgesetzt, wo die Teufel dem Chalifen diesen Schabernack gespielt hatten. So entstand der Sage nach die erste Niederlassung auf dieser wüsten, unfruchtbaren Insel, nun zur Erinnerung Souakin genannt, und es ist eine eigenthümliche Thatsache, daß noch heute die angesehensten Familien Souakin's ihre direkte Abstammung von diesen vierzig abyssinischen Frauen herleiten, und dies in ihren Augen und denen der übrigen Bewohner des Landes als eine Art Adelsbrief gilt.

Die gänzliche Unfruchtbarkeit in der unmittelbaren Nähe Souakin's, verbunden mit der niedrigen Kulturstufe auf der die Eingebornen stehen, macht es, daß die Märkte, sowohl in Souakin als auch in El Kaif, nur geringe Auswahl von käuflichen Artikeln bieten. So genügsam der hiesige Einwohner ist, so hat er doch ein Bedürfniß: den „Kaffee," der ihm in zahlreichen Kaffeehäusern in den kleinen orientalischen Täßchen wirklich ausgezeichnet kredenzt wird. Hat er dazu noch eine kleine Büchse voll Schnupftabak zum Kauen, einen den klimatischen Verhältnissen angemessen kühlen Trunk Wasser, so sind seine hauptsächlichsten Bedürfnisse befriedigt. Das Brod, welches hier gegessen wird, ist von einer Art sehr kleinkörnigem Mais, Dourah genannt, gemacht, und so schwarz und schwer, daß es für einen europäischen Magen ganz unverdaulich ist. Man hat versucht, Mais und Weizen einzuführen, doch wollte sich keiner der Herren Wilden entschließen, dasselbe zu benutzen, und doch trifft es sich sehr häufig, daß die Zufuhr an Dourah aufhört und gänzlicher Mangel an Mehl und Brod eintritt.

Der Genuß des Fleisches wird beinahe als Luxus betrachtet, und wenn solches gegessen wird, so ist es fast rohes Schaf- oder Kameelfleisch, was höchstens zwei Minuten auf dem bloßen Kohlenfeuer gelegen hat. Selbst die in Aegypten so großartige Hühnerzucht ist nicht bis hierher gedrungen, und nur einige wenige dieser nützlichen Hausthiere sieht man hier und da herumlaufen. Milch ist den Einwohnern Souakin's nur geronnen bekannt, wie solche in Schläuchen vom Gebirge herabgebracht wird.

Die einst so bekannte Grausamkeit der Bewohner Souakin's, die allerdings durch den Verkehr mit Europäern bedeutend geringer geworden ist, bricht doch noch öfters durch und zeigt sich in ihrer ganzen Stärke. Ein französischer Arzt fiel vor gar nicht langer Zeit ihr zum Opfer. Auf seiner Reise nach dem Innern kam er über Souakin, und als er daselbst auf der Straße ein krankes Kind antraf, versuchte er, dasselbe zu kuriren, indem er ihm ein leichtes Abführmittel gab. Kaum war dies geschehen, als sich in der ganzen Stadt das Gerücht verbreitete, der Nazarener habe das Kind vergiftet; die Wuth steigerte sich auf's Höchste, man schleppte den unglücklichen Arzt auf eine der benachbarten kleinen Inselchen, und tödtete ihn daselbst unter den größten Martern, indem man ihn in Stücke schnitt. Ein ungeheurer Vortheil für die wenigen hier lebenden Europäer, und was wesentlich zu ihrer persönlichen Sicherheit beiträgt, ist, daß die Eingebornen gänzlich ohne Feuerwaffen sind. Die paar alten Pistolen mit Steinschlössern, mit denen die türkischen Soldaten hier bewaffnet sind, dürften sich beim Gebrauch als gänzlich unbrauchbar zeigen, und die Europäer haben dadurch ein wesentliches Uebergewicht. So geschickt auch die Eingebornen ihre Spieße und Schilde zu handhaben wissen, so erfordert dies immer eine nicht zu große und nicht zu geringe Entfernung von dem anzugreifenden Gegenstande; für Kämpfe in der Nähe tritt das halbrunde Messer in Thätigkeit. Jedenfalls fühlen die Eingebornen das große Uebergewicht der Feuerwaffen und halten sich deshalb so ruhig, was bei ihrem grausamen Charakter fast in Erstaunen setzt.

Die Bekleidung der Nubier ist die einfachste der Welt, sie besteht in Wirklichkeit nur aus dem paradiesischen Feigenblatte, verwandelt in eine aus Lederstreifen geflochtene Schürze. Bei dem weiblichen Geschlechte treten hierzu noch Ringe um die Knöchel der Füße, Arm- und Halsbänder, und sogar Ringe durch die Nase und die Augenlider. Ich habe es oft gesehen, daß ein Frauenzimmer, die unglücklich genug war, einem Europäer auf der Straße zu begegnen, sich das Gesicht mit der einzigen ihr zu Gebote stehenden Bekleidung, der erwähnten Schürze, zudeckte. Ländlich, sittlich! Die Bewohner Nubiens sind noch in ihrem Naturzustande, und es können noch Jahrhunderte vergehen, ehe die Civilisation sich auch in diesem ungeheuren Lande Bahn bricht.

Rudolph Schück.

Mannigfaltiges.

— **Humboldt und Varnhagen.** Die Veröffentlichung des vertrauten Briefwechsels der beiden Freunde, womit zugleich Auszüge aus dem Tagebuche Varnhagen's über Gespräche, die er mit Humboldt geführt, verbunden waren, hat zur Wiederaufnahme der Frage Anlaß gegeben: ob und inwiefern die Besitzer von Briefen berechtigt seien, diese ohne Bewilligung der Verfasser, oder ihrer Rechtsnachfolger, drucken zu lassen. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß der verstorbene Varnhagen, der bei der Herausgabe von Rahel's Briefwechsel sehr oft mit dieser Frage in Berührung kam, selbst der entschiedenen Ansicht war, es habe kein Empfänger und Besitzer von Briefen das Recht der Veröffentlichung derselben ohne Zustimmung der andern Seite. Nun hat zwar Humboldt im Jahre 1841 seinem Freunde geschrieben, daß dieser mit seinen (H's.) brieflichen Mittheilungen nach seinem (H's.) Tode schalten und walten könne, wie er wolle. Diese Erlaubniß ist rechtlich jedoch eben nur auf die Korrespondenzen bis zum Jahre 1841 anwendbar. Ueber alle späteren Briefe hat Humboldt ausdrücklich in entgegengesetzter Weise verfügt, indem er (wie jetzt aus einem längeren, wahrscheinlich von der Humboldt'schen Familie veranlaßten Aufsatz der „Allg. Zeitung" hervorgeht) am 23. September 1856 an einen Literaten, der ihn zu seinem Geburtstage (14. Sept.) mit einer Schrift hatte überraschen wollen, in welcher seine Privatkorrespondenz benutzt war, folgendes schrieb:

„Ich bin weit davon entfernt, es mit Ihnen ein Mißgeschick zu nennen, daß die mir jetzt von Ew. Wohlgeboren vorgelegten schon gedruckten Bogen — mich nicht an meinem Geburtsfeste haben überraschen können. Die Erscheinung würde mir überaus unangenehm gewesen sein, wie jeder Druck von Briefen, die ich nicht selbst zum Druck bestimmt habe, und die mir vor dem Erscheinen nicht vorgelegt worden sind.* Ich bestreite das vermeintliche Eigenthumsrecht selbst derer, an die vertraute Briefe gerichtet sind, noch weit mehr aber das Recht der Veröffentlichung von Seiten derer, in deren Hände Briefe zufällig, oder durch Geschenk, oder durch Kauf gekommen sind; ja ich habe auch Anstalt getroffen, daß nach meinem Tode von meinen Verwandten in öffentlichen Blättern auf das bestimmteste gegen einen solchen sehr unzarten Mißbrauch protestirt werde. ..... Alex. Humboldt."

— **Band CCCCC der Tauchnitz Edition.** Mit Vergnügen begrüßen wir das Erscheinen des fünfhundertsten Bandes der bei Bernhard Tauchnitz in Leipzig mit Bewilligung der Verfasser gedruckten Kontinental-Ausgabe englischer Schriftsteller.** Wie Borsig in Berlin seine fünfhundertste und tausendste Lokomotive, so hat auch der Verleger der „Tauchnitz Edition" das hundertste Lustrum derselben gefeiert — natürlich in seiner, d. h. in literarischer Weise. In fünf Jahrhunderte der englischen Sprache und Literatur führt uns der vorliegende Band ein, welcher folgende höchst interessante Schriftproben eines halben Jahrtausends bringt: 1) Aus dem vierzehnten Jahrhundert: a) das Evangelium St. Johannis, nach der Uebersetzung oder vielmehr Bearbeitung von Wicliffe, und zwar in alterthümlicher gothischer Schrift, mit allen typographischen Eigenthümlichkeiten der älteren Ausgaben, gedruckt — ein sowohl in sprachlicher als in theologischer Hinsicht sehr belehrendes Stück; b) die Geschichte der Griseldis, aus Chaucer's „Canterbury Tales." 2) Aus dem fünfzehnten Jahrhundert: a) die dem Könige Heinrich VII. gewidmete Dichtung „The pastime of Pleasure," von Stephen Hawes; b) Sir Thomas More's Beschreibung Richard's III. 3) Aus dem sechzehnten Jahrhundert: drei Gesänge aus Edmund Spencer's „Faerie Queene." 4) Aus dem sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert: a) Ben Jonson's Lustspiel: „der Alchymist;" b) John Locke's „Gedanken über Erziehung." 5) Aus dem achtzehnten Jahrhundert: Thomas Gray's (unstreitig der glänzendste Vertreter dieser Zeit) Gedichte in mannigfaltiger Auswahl.

Mit Recht spricht der Herausgeber und Verleger in der Vorrede zu diesem Bande seine Genugthuung über den gelungenen Fortgang seines Unternehmens aus. Fast alle Namen, die zu dem literarischen Ruhme Großbritannien's beigetragen, sind in diesem Halbtausend vertreten, das ihren Ruhm nicht blos über Deutschland, sondern über alle gebildete Länder

* Es ist uns speziell ein Fall bekannt, daß Humboldt den Verfasser eines Werkes, welchem ein Brief Humboldt's vorgedruckt werden sollte, veranlaßte, ihm diesen Brief erst vorzulegen, um beurtheilen zu können, ob er sich wirklich und vollständig zum Abdruck eigne. D. R.

** Fife Centuries of the English Language and Literature. Volume CCCCC of the Tauchnitz Edition. With a preface by the Editor. Leipzig, Bernhard Tauchnitz, 1860.

der Welt ausbreiten half. Auch ist durch diese Sammlung zum ersten Male der praktische Beweis geliefert, daß das internationale Verlagsrecht kein leerer Wahn ist. Die meisten der lebenden britischen Autoren von Ruf haben eine Ehre darin gefunden, sich in dieser, in Deutschland veranstalteten Sammlung aufgenommen zu sehen, und Einer derselben (nach den gegebenen Andeutungen: Sir Edw. Lytton) schrieb in dieser Beziehung: „Die Sympathie einer großen Nation ist die werthvollste Belohnung der Schriftsteller, und die Anerkennung, die uns von einem fremden Volke zu Theil wird, hat Etwas von dem Charakter und Werthe, den wir dem Fiat der Nachwelt beilegen."

— Washington Irving's letzte Arbeit. Als würdigsten Schwanengesang, hat der gegen Ende des vorigen Jahres verstorbene Washington Irving, den bis zum Tode des großen Washington reichenden fünften Band der Lebensbeschreibung des Präsidenten der Vereinigten Staaten hinterlassen.* Der Herausgeber der deutschen Uebersetzung des Werkes, Professor Friedrich Bülau, ist inzwischen ebenfalls mit Tode abgegangen. Ist der neuerschienene deutsche Band auch nicht gerade ausgezeichnet durch Styl und Redefluß, so thut dies doch, abgesehen davon, daß es eine bloße Folge des nicht mehr so kräftig, wie die früheren Bände, geschriebenen Originales sein kann, der Lesbarkeit und dem Verständnisse keinen Eintrag. Der amerikanische Verfasser sagt selbst in der Vorrede, daß er sich durch zu großen Arbeits-Eifer eine nervöse Unpäßlichkeit zugezogen und daher die Revision des letzten Bandes seinem Neffen, Pierre Munro Irving, habe überlassen müssen. Mit folgender Betrachtung aus der Feder des Lords Brougham schließt das vollendete Werk ab: „Es wird die Pflicht der Geschichtschreiber und der Philosophen aller Nationen sein, keine Gelegenheit, wo sie diesen berühmten Mann erwähnen können, vorübergehen zu lassen; ja, so lange die Welt steht, wird die Verehrung, die dem unsterblichen Namen Washington's gezollt wird, ein Maßstab für den Fortschritt des Menschengeschlechts in Weisheit und Tugend sein."

— Das Alter des Menschengeschlechts. Das fortschreitende Studium unserer Erdrinde hat bewiesen, daß die Urgesteine, d. h. die ersten, welche sich bildeten, als die flüssige Masse unseres Planeten sich mit einer festen Hülle umgab, keine organischen Reste enthalten; daß die folgenden Bildungen deren zwar aufzeigen, aber daß diese zu Thier- und Pflanzengattungen gehören, die man heutzutage nicht mehr im lebendigen Zustande findet; und daß man endlich die Reste noch bestehender Arten nur in den zwei obersten Schichten, d. h. in den Alluvionsgebilden, findet. Und auch hier muß man noch eine Einschränkung machen; denn die alten Anschwemmungen bieten Knochen von Thieren dar, welche heute nur noch unter den Tropen leben; und menschliche Reste werden nur in den Alluvionen gefunden, welche aus geschichtlicher Zeit stammen. Man schließt hieraus natürlich, daß der Mensch erst nach der Bildung des Diluviums, d. h. der älteren Anschwemmungen, aufgetreten sei, und daß er ausschließlich der Epoche der neueren Anschwemmungen angehöre. Andererseits behauptete man, in dem Diluvium der Picardie und anderwärts viele aus Kieselstein geschnittene Aexte zu gleicher Zeit mit den Resten von Elephanten und Nashörnern gefunden zu haben, welches auf das Vorhandensein von Menschen in dieser Epoche schließen lassen würde. Um sich dieser Sache zu gewissern, hat nun ein Herr A. Gaudry im vergangenen September Nachgrabungen in der Umgegend von Amiens anstellen lassen. Das Ergebniß hat vollkommen die bestrittene Behauptung bestätigt; denn Herr Gaudry hat mitten unter Resten des Equus fossilis** und einer Art Rinder, die von den heutigen verschieden sind, neun solcher Steinärte gefunden, was für das gleichzeitige Vorhandensein von Menschen mit diesen Thieren zu sprechen scheint.

Es hat sich über diesen Gegenstand ein sehr lebhafter Briefwechsel französischer und englischer Gelehrten entsponnen, der noch nicht beendigt ist. Er betrifft namentlich den sehr interessanten Gegenstand der Steinärte, der hier vom geologischen Standpunkt aus betrachtet wird, wie sonst gewöhnlich vom keltischen. Wahrscheinlich wird die Geologie ebenso wenig herausbringen, als die kelto-finnisch-germanische Feuerstein-Archäologie.

In der geologischen Section der britischen Gesellschaft, die voriges Jahr ihre Sitzungen in Aberdeen hielt, hat Sir Charles Lyell, der berühmte Geolog, die Frage über das gleichzeitige Vorhandensein des Menschen mit den großen Raubthieren der heißen Zone, die einst auch Europa bevölkerten, zu beantworten versucht. Er stellt es in Abrede; denn die 1844 in den Steinbrüchen der Auvergne bei Puy de Velay gefundenen Menschenreste bewiesen keineswegs, daß zur Zeit der letzten vulkanischen Ausbrüche in Mitteleuropa bereits Menschen gelebt hätten. Wäre dies der Fall, so müßte das Menschengeschlecht älter als die sibirischen Mammuths-Elephanten sein.

* Das Leben George Washington's, von Washington Irving. Fünfter Band. Leipzig, Carl B. Lorck, 1860.

** Es wäre indessen nicht das erste Mal, daß man ein gewöhnliches Pferdegerippe, wie es auf jeder Abdeckerei zu sehen ist, für equus fossilis u. dgl. hielte, wie man in Amerika Schädel von Urmenschen in antediluvianischen Schichten fand, die man später als gewöhnliche Negerschädel erkannte.

— Nervöser Schlaf durch Metallspiegel erzeugt. Die Revue Contemporaine enthält einen Artikel über den Hypnotismus, d. h. über den künstlich erzeugten magnetischen Schlaf, um während desselben Operationen schmerzlos zu machen. Es handelt sich dabei um die angebliche Entdeckung, daß man durch Vorhaltung eines glänzenden Gegenstandes, auf den die einzuschläfernde Person aus einer Entfernung von 8 bis 15 Zoll zu blicken hat, einen „nervösen Schlaf" erzeugen könne. Schon im Jahre 1829 hatte ein Magnetiseur, um eine schmerzhafte Operation möglich zu machen, durch seine Manipulationen eine Dame in Schlaf versetzt. Zwei Aerzte, die Herren Cloquet und Pailloux vollzogen diese Operation mit glücklichem Erfolge, wie der Erstere neuerdings bei dieser Gelegenheit in der „chirurgischen Gesellschaft" berichtete. Die gerühmte Methode aber, Menschen durch Vorhaltung von glänzenden Metallstücken einzuschläfern, hat ihren Urheber in einem englischen Arzte, Dr. James Braid, der vor fünfzehn Jahren damit auftrat und ein Buch darüber geschrieben hat. Diese Entdeckung nun hat in einem jungen Arzte, Dr. Azam, supplirendem Professor an der medizinischen Schule zu Bordeaux, einen beredten Anwalt gefunden. Er will sie seit siebzehn Monaten mit großem Erfolg angewandt haben und hat zu Paris in den Aerzten Dr. Broca, Follin, Trousseau, Velpeau, zu Turin in Dr. Bertusio Nachfolger gefunden, die sich der Sache mit Eifer annehmen. Bei genauerer Prüfung hat sich herausgestellt, daß dieses Einschläfern allerdings nicht in allen Fällen gelingt, und daß dazu gewisse physische Vorbedingungen gehören.

Wir hatten vor einiger Zeit Gelegenheit, dem Vortrage eines praktischen Arztes über diesen Gegenstand, und einer sich daran knüpfenden Discussion von Fachmännern beizuwohnen, die eben nicht die günstigste Vorstellung von dieser neuen Entdeckung erweckte. Versuche waren in großer Anzahl angestellt worden, doch war ihr Erfolg nur ein sehr theilweiser gewesen und hatte auch nicht zu einem magnetisch-anästhetischen, sondern zu einem gewöhnlichen Schlafe geführt, wie er in Folge der angestrengten Aufmerksamkeit, der Ermüdung der Sehmuskeln und der damit zusammenhängenden Irritation der Gehirnnerven wohl eintreten kann. Es wurde schließlich gewarnt, sich von einer Charlatanerie imponiren zu lassen, wie sie in ähnlicher Weise nicht selten in unser bewunderungssüchtiges Vaterland von jenseits des Rheines einwandert, um eine Zeit lang die Köpfe zu berücken.

— Zur Statistik der Universität Moskau. Auf der Universität Moskau, die am 24. Januar (dem Geburtstage Friedrich's des Großen) den 105. Jahrestag ihrer Stiftung feierte, befinden sich jetzt 1643 Studirende, von denen 412 der juristischen, 899 der medizinischen, 274 der physisch-mathematischen und nur 58 der historisch-philologischen Fakultät angehören. Außerdem haben noch 225 Personen die Erlaubniß, die Vorlesungen der Universität zu besuchen, so daß sich die Zahl der Hörer im Ganzen auf 1868 beläuft. Hiervon werden 120 auf Kosten des Staates und 115 durch verschiedene Institute erhalten; 20 beziehen Stipendien und alle Uebrigen zahlen Jeder fünfzig Silberrubel jährlich. Von 592 jungen Leuten, welche in diesem Jahre das zum Eintritt in die Universität erforderliche Examen machten, sind nur 74 zugelassen worden, da auf Befehl des Ministers die Examinatoren diesmal besonders streng waren. J. C.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Bestellungen
übernimmt jeden Postamt des deutsch-österreichischen Postvereines, sowie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallstraße Nr. 21) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazin's“ nicht direct correspondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commissionair, Herrn F. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von **Joseph Lehmann.**

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

№ 13. Mittwoch, den 28. März 1860. **29. Jahrgang.**

Inhalt:

Deutschland und das Ausland.

Eine in Frankreich verloren gegangene und in Deutschland wieder aufgefundene Stadt.

Bis gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts lag im Elsaß, unmittelbar am linken Rheinufer, und zwar auf dem Wege von Straßburg nach Colmar, die Stadt Rheinau. Es giebt zwar jetzt noch in dieser Gegend ein Städtchen desselben Namens, doch liegt dieses eine halbe Meile vom Rhein entfernt. Dieser Strom, der bei seinem Eintritte aus der Schweiz in das von Süden nach Norden sich erstreckende Thal, das den badischen Schwarzwald von der elsassischen Ebene trennt, ein sehr starkes Gefäll hat, überschwemmt oft das linke Ufer in verheerender Weise, während er im Gegentheil vom rechten Ufer zurückweicht und gewissermaßen, wenn auch in homöopathischer Weise, wieder gut zu machen sucht, was hier die französische Nationalität gegen die deutsche gesündigt hat. Der Großherzog von Baden gewinnt am Rhein alljährlich einige Ruthen an Terrain, und so ist es denn im Verlaufe von Jahrhunderten gekommen, daß die Ruinen einer alten Stadt, die unbestritten im Elsaß lag, sich jetzt im badischen Oberlande befinden.

Wir entnehmen elsassischen Mittheilungen, die uns von zuverlässiger Hand zugehen, Folgendes über diesen interessanten, eigenthümlichen Fall:

Die Chroniken des Elsasses berichten über furchtbare Verheerungen, die in früheren Jahrhunderten der Rhein in diesen Landestheilen angerichtet. Ganze Städte und Dörfer wurden von ihm überschwemmt und vernichtet. Namentlich hatten die beiden, im Mittelalter sehr bedeutenden elsassischen Rheinstädte Honau und Rheinau dieses Schicksal. Der Strom hat sich da, wo diese Ortschaften standen, ein ganz neues Bett geschaffen, so daß von den früheren Wohnstätten der Menschen kaum noch eine Spur zurückgeblieben ist.

Der elsassisch-französische Geschichtschreiber Laguille erzählt, daß das alte Rheinau eine freie Stadt und der reiche Sitz eines Benediktiner-Ordenskapitels gewesen sei, welches im dreizehnten Jahrhundert durch die Verheerungen des Rheins aus der Stadt Honau vertrieben worden. Gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts war jedoch der Orden aus denselben Gründen genöthigt, auch die Stadt Rheinau zu verlassen. Das Kapitel wurde im Jahre 1398 nach Straßburg in die Gebäude der St. Peters-Altenkirche verlegt, die der Bischof Friedrich von Blankenheim dem Orden schenkte.

Ein deutsch-elsassischer, leider ebenfalls französisch schreibender Geschichtsforscher, Herr Schöpflin, berichtet ebenfalls nach alten Chroniken, daß zu jener Zeit, als das Ordenskapitel von Honau nach Rheinau übersiedelte, der Rhein an der Seite dieser Stadt, unmittelbar an ihren Häusern, vorübergeflossen sei. Im vierzehnten Jahrhundert fing er jedoch an, als ein reißender Strom, die Stadt und ihre Mauern, so wie die Häuser selbst, zu verheeren. Die Paläste der Prälaten und Stiftsherren, sowie der Geistlichen der St. Michaelskirche, kamen bald ebenfalls an die Reihe. Und im fünfzehnten Jahrhundert hatte der Strom sein Bett bereits so weit überschritten, daß von Zeit zu Zeit die ganze Stadt überschwemmt war.

Angesichts dieser Noth, bestimmte der Bischof von Straßburg, daß die dem Bisthume aus dem Wein-Zehnten erwachsenden Einnahmen darauf verwandt werden sollten, die Kirchen und die Stadt-Mauern von Rheinau, sowie die Wohnungen der Stifts-Herren wieder herzustellen. Die Gefahr wuchs jedoch mit jedem Jahre. Jemehr man aufbaute, um so mehr riß der Rhein wieder nieder, so daß die Bürgerschaft endlich sich entschloß, ihre alte Stadt zu verlassen und sich auf einer Anhöhe, etwa eine halbe Meile vom Ufer entfernt, neu anzubauen. Gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts war dieser Beschluß ausgeführt, und es dauerte auch nicht lange, so war das alte Rheinau völlig vom Strome verschlungen.

Nur wenn der Rhein außerordentlich gefallen und wasserarm war, erblickte man noch etwas von der verlassenen Wohnstätte. Namentlich steht fest, daß man im December 1749 die Ruinen mitten im Strombett erblickte, wo der Giebel eines kirchlichen Gebäudes hervorragte, in dessen Tiefe man durch das Wasser hindurch eine große Pforte und darüber ein Fenster erkannte. Dieselbe Erscheinung nahm man auch bei einem anderen niedrigen Wasserstande im Jahre 1752 wahr.

Im Jahre 1766 hat jedoch Herr Silbermann aus Straßburg die Ruinen des alten Rheinau nicht mehr in der Mitte des Stromes, sondern schon in der Nähe des badischen Rhein-Ufers entdeckt. Sie waren dort unter Kies- und Sandmassen vergraben und bildeten die Grundlage einer kleinen Insel, wie sie dort im Strom sehr zahlreich sind.

Seit einem Jahrhundert hat inzwischen der Rhein sein Bett mehr und mehr links verschoben. Am rechten Ufer bildete sich ein sehr bedeutendes Alluvionsland, und die badische Gränze, die durch die Mittellinie des Rheins bestimmt wird, wurde dadurch immer mehr erweitert. Mit Recht ward daher auch bereits vor längerer Zeit von elsassischen Landmessern behauptet, die Ruinen des alten Rheinau seien nicht mehr auf französischem, sondern auf deutschem Boden zu suchen.

Und dies hat sich in der That bestätigt, indem Herr Schwab, Maire des heutigen Rheinau, als im vorigen Jahre durch Ueberschwemmungen des Rheines mehrere Sandflächen des rechten Ufers bloßgelegt waren, dort — ungefähr 150 Ellen von der französisch-badischen Gränze entfernt — sehr bedeutendes Mauerwerk entdeckte, in welchem man die Ruinen des alten Rheinau erkannte. Herr Schwab hat dort mit Bewilligung der badischen Regierung Ausgrabungen veranstaltet, in der Hoffnung, irgendwo auf eine Jahreszahl zu stoßen, doch ist ihm dies bisher

nicht gelungen. Das Gemäuer besteht aus rothen Backsteinen. Zahlreiche Mauerstücke sind losgelöst und nach dem heutigen Rheinau geschafft worden, wo sie als Reliquien betrachtet und aufbewahrt werden. **J. L.**

Salomon Geßner's Bedeutung für die französische Literatur.*

Um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts beginnt mit Konrad Geßner, dem deutschen Plinius, in derselben Familie eine ganze Reihefolge von Naturforschern, Geschichtschreibern, Archäologen, Theologen, Literaten und Künstlern, die erst 1826 mit einem andern Konrad Geßner, einem Thier- und Landschaftsmaler, abbricht.

Salomon Geßner, Gegenstand unserer Studie, kam den 1. April 1730 in Zürich zur Welt und starb daselbst den 2. März 1788.

Seine in poetischer Prosa geschriebenen Werke sind nicht nur zu wiederholten Malen in alle europäische Sprachen übersetzt worden, sondern auch die Bühne, die Tonkunst, der Pinsel und der Grabstichel haben sie unter das Volk gebracht. Der Verfasser selbst erschien bereits als dramatische Person in einigen Bühnenstücken. Mit Einem Worte, diesem Schriftsteller hat es weder beim Leben, noch nach dem Tode an irgend einer Ausdrucksweise der Huldigung, man möchte fast sagen der Anbetung gefehlt. Ludwig Bathiany, ein ungarischer Magnat, ließ ihm im Park seines fürstlichen Edelsitzes eine Statue errichten. Graf Franz Krazinski, sein polnischer Uebersetzer, trieb die Verehrung noch weiter und weihete eine Art Sacellum der Gemahlin Geßner's, als der personificirten Muse des Dichters. Und allerdings verdiente Frau Geßner, wenn auch nicht Altäre, doch alle Achtung als eine in jeder Beziehung ausgezeichnete Frau, die auf das Talent ihres Mannes den wohlthätigsten Einfluß geübt hat. In Zürich auf dem von dem Zusammenfluß der Sihl und Limmat gebildeten Delta, erblickt man mitten auf einer mit prachtvollen alten Bäumen besetzten Promenade das Denkmal Geßner's, auf dem man die Inschrift liest:

„Dem Gedächtniß Salomon Geßner's seine Mitbürger
„Mit gutem Recht verehrt die Nachwelt den Dichter,
Den die Musen sich geweihet haben,
Daß er die Welt unterweise in der Unschuld und der Tugend."

Das Werk ist von Trippel, einem Züricher Künstler, Zeitgenossen und Freunde Geßner's. Aus dem Stein-Bilde in Medaillonform spricht mehr Güte als Genie. Die kunstvollen Basreliefs, die man, um sie der Einwirkung der feuchten Luft zu entziehen, von den Wänden des Unterbaues abgelöst hat, werden gegenwärtig in einem in Tempelform aufgeführten benachbarten Hause aufbewahrt.

Turgot, der große Staatswirth, war der erste, der den Namen Geßner's in Frankreich bekannt machte. Turgot, schon als Philosoph und Schriftsteller berühmt, hatte sich in seinen Mußestunden auf die deutsche Literatur gelegt und in Gemeinschaft mit seinem Sprachmeister, einem jungen Doktor aus Baiern, Michael Huber, den Tod Abels zu übersetzen angefangen. Die Mitwirkung des frühern Ministers erleichterte es Huber, Geßner beim Pariser Publikum einzuführen. Ein kleiner Kreis schöner Frauen, denen Huber Unterricht im Deutschen gab, trug nicht wenig zur Propaganda bei; Geßner kam in Schwung, wurde vielmehr Mode, und man weiß, was das sagen will, in Frankreich Mode werden! Die Ausgaben, ungerechnet die Nachdrücke, folgten aufeinander mit fieberhafter Hast. Die Buchhändler verlangten nach Idyllen à la Geßner, wie sie später nach „Paul und Virginie" verlangten. Jetzt ließ die Herzogin v. Choiseul dem Züricher Dichter den Vorschlag machen, nach Paris zu kommen, wo es, wie sie sagte, leicht sein würde, ihm unter der Schweizer Garde (!) eine ehrenvolle Stelle anzuweisen. Nach der Meinung dieser edlen Freundin der Literatur, gab es keinen günstigeren Boden, die besten Idyllen zu erzeugen, als Paris. Geßner, über diesen Punkt abweichender Ansicht, überdies durch die sanftesten Bande an Zürich gefesselt, lehnte in den dankbarsten Ausdrücken gegen die Herzogin das Anerbieten ab.

Ein Landsmann und Vetter Geßner's, Heinrich Meister, den Franzosen bereits als guter Schriftsteller bekannt, förderte mit gleichem Eifer den Ruf unseres Dichters. Mit gründlicher Kenntniß der beiden Sprachen strengen Geschmack und zarte Empfänglichkeit für das Schöne verbindend, übersetzte er verschiedene Arbeiten seines Verwandten, oder verbesserte die schon vorhandenen Uebersetzungen, und empfahl sie dann mehreren angesehenen Schriftstellern, bei welchen er als Mitarbeiter Grimm's in Kredit stand. Diderot namentlich hielt Heinrich Meister als edlen Charakter, wie als geistig begabten Menschen, sehr hoch. Indessen hat jedes Land gewisse Schattirungen, die dem Fremden, selbst dem scharfsichtigsten und freisinnigsten, leicht entgehen; und daraus erklärt sich's, wie Meister sich in dem Grade täuschen konnte, um zu glauben und zu sagen, daß Diderot aus freien Stücken sich an den Triumphwagen des deutschen Theokrit gespannt habe! Der gründliche Aesthetiker Diderot, der so viel Vortreffliches über Wesen und Ausdrucksweise der verschiedenen Künste geschrieben hat, — Diderot, der geschworene Feind alles Falschen, Manierirten, Uebereinkünstlichen, konnte die Schäferdichtungen Geßner's nicht so unbesehen in Bausch und Bogen hinnehmen; und hatte er sich auch anfangs fangen lassen, so bezeichnete er doch in der Folge sein abweichendes Urtheil mit voller Freiheit und Schärfe. Aber man kennt ihn ja; da sitzt er im Schlafrock an seinem Schreibtische, die Feder arbeitet unter dem schöpferischen Hauch seines Genius; da tritt die vielgeliebte Tochter ein und meldet Heinrich Meister an, den er seit Monaten nicht gesehen. „Immer herein mit dem lieben, liebenswürdigen, prächtigen Meister!" — Händedrücke, Austausch von Fragen und Antworten! — Er kommt eben von Zürich mit einer vollen Ladung Grüße und Gedanken; besonders gerieth er in Feuer, als er von seinem Vetter Geßner zu sprechen anfängt, in dessen und in seinem eignen Namen er endlich den Wunsch äußert, die Pracht-Ausgabe des Züricher Dichters in französischer Uebertragung, die seine Geburtsstadt vorbereitet, mit irgend einer Diderot'schen Erzählung geschmückt zu sehen. Diderot, ohne sich lange bitten zu lassen, sagt zu, nur mußte man ihm, dem augenblicklich sehr Ueberhäuften, einige Frist gönnen.....

Inzwischen war auch Michael Huber nicht müßig. Zu schüchtern, sich dem menschenscheuen J. J. Rousseau, der in seiner Einsiedelei im Thale bei Montmorency hauste, persönlich vorzustellen, überschickte er ihm ein donum auctoris, von einem Briefe begleitet, worauf er folgende Antwort erhielt:

„In der Einsiedelei, den 24. Dec. 1761.

„Als ich Ihren Brief und Ihre Idyllen empfing, war ich eben von grausamen Körperleiden heimgesucht. Nachdem ich Ihren Brief gelesen hatte, öffnete ich maschinenmäßig das Buch, in der Meinung, es bald wieder zumachen zu können; allein ich machte es nicht eher zu, bis ich's ganz durchgelesen hatte und legte es dann neben mich hin, um es noch einmal zu lesen. Das ist die buchstäbliche Wahrheit. Ich fühle, daß Ihr Freund Geßner ein Mann nach meinem Herzen ist, woraus Sie auf seinen Uebersetzer und Freund schließen können, durch den allein er mir bekannt geworden. Ich weiß es Ihnen besonders über die Maßen Dank, daß Sie es gewagt haben, unsere Sprache von dem dummen und zimperlichen Kauderwelsch zu säubern, die den Redebildern alle Wahrheit, der Empfindung alles Leben nimmt. Die Natur verzieren und aufputzen können nur Leute, denen es an Seele und Schönheitssinn fehlt, die niemals deren Reize erkannt haben. Seit sechs Jahren führe ich in meiner Klause ein Leben, das sich so ziemlich dem des Menalk und Amyntas nähert, bis auf das Gute, das ich wohl wie sie liebe, nur nicht zu thun verstehe, und ich kann Ihnen, mein Herr, betheuern, daß ich in den sechs Jahren mehr, als in dem ganzen Verlauf meines Lebens, gelebt habe. Jetzt rufen Sie in mir den Wunsch hervor, noch einmal den Frühling wieder zu sehen, um mit Ihnen, lieber Hirte, von Neuem zu lustwandeln, mit Ihnen meine Einsamkeit zu theilen, die ländlichen Stätten wieder zu besuchen, die den von Herrn Geßner und von Ihnen geschilderten nicht nachstehen. Grüßen Sie ihn meinerseits und empfangen auch Sie meinen Dank und Gruß. Rousseau."

Dieser Brief blieb, wie sich's denken läßt, nicht in den Schubfächern Huber's vergraben. Von dem Klausner im Thale bei Montmorency, fern genug, um die Pariser Neugierde zu reizen, nah genug, um nicht der Vergessenheit zu verfallen, ein Autograph — welch' eine Reclame, um einen Barbarismus der feilen Journalistik zu gebrauchen, zu Gunsten Geßner's! Er war nun, was wir heutzutage, auf die Bahn gebracht (lancé) nennen. Ist aber ein Schriftsteller einmal lancé, dann geht es mit ihm rasch in die Wolken; und je höher der Abstand, zu dem man ihn hinaufgeschwungen, desto größer erscheinen seine Vorzüge, desto kleiner seine Flecken; das dauert nun so lange, bis ein neues Meteor die Bewunderung auf sich zieht, die zu heiß ist, um nicht schnell zu erkalten. So ist Geßner längst bei den Franzosen von andern deutschen Schriftstellern verdrängt, „und diese" — fügt der Korrespondent hinzu — „sind, das erkenne ich an, unserer Achtung weit würdiger."

Ist Geßner mit Recht oder Unrecht, diesseits wie jenseits des Rheins in solchen Mißkredit gerathen? Die ernste Kritik vermeidet es, über diese Frage summarisch zu erkennen, weil summarische Urtheile über

* Nach der R. de l'instruction publique.

Schriftsteller, die zu ihrer Zeit sich der allgemeinen Theilnahme erfreut haben, stets eine gewisse Ungerechtigkeit in sich schließen.

Nein, nicht Alles in den Dichtungen Geßner's ist zu verwerfen, oder der Vergessenheit zu übergeben. Entsprechen sie auch nicht dem Geschmack und dem Bedürfniß unserer Zeit, so liegt das in unserm tiefern Naturgefühl; wir dürfen jedoch nicht verkennen, daß dieser Fortschritt das Ergebniß einer allgemeinen geistigen Bewegung ist; insbesondere dürfen wir die Männer nicht mißachten, die zu dieser Bewegung das ihrige beigesteuert haben. Und das hat Geßner allerdings gethan; er hat die Schafe, die Schäfer und Schäferinnen Fontenelle's einen bedeutenden Schritt vorwärts gebracht. Seinen Hirten aus Arkadien oder aus der Patriarchenwelt fehlt es allerdings an Lebenskraft, oft sogar an Naturwahrheit; man vermißt in ihnen die mit Anmuth gepaarte Einfalt; dafür jedoch schmachten sie nicht in ewigen Liebeleien, wie die des geistreichen, aber kalten Akademikers. Neben den süßesten Genüssen des häuslichen Herdes giebt er vorzugsweise den edelsten Gesinnungen des gesellschaftlichen Lebens Ausdruck, und bei Lichte besehen, erkennt Ihr sofort die feurigen Apostel des achtzehnten Jahrhunderts, die ihre großherzigen Lehren unter frischem Laubdach inmitten einer entzückenden Landschaft predigen.

Sagen wir's unverhohlen, heutzutage, wo die unveräußerlichen Rechte der Menschheit sich im Guten oder Bösen einen immer breiteren Platz in den Institutionen, oder in der Denkart der Völker verschaffen — heutzutage ist es leicht, auf einen Idyllendichter — der, beiläufig gesagt, den Wölfen seiner Zeit einige Angst eingejagt hat — von Oben herab zu sehen; allein hinter diesem vornehmen Naserümpfen blickt schlecht verhüllt ein Geschwisterpaar hervor, auf das man weder in der Literatur noch sonst wo Grund hat, stolz zu sein: Frivolität und Undankbarkeit heißt das saubere Paar.

Was man Geßner mit Recht vorwerfen kann, ist der Mißbrauch der Empfindsamkeit, die unter seiner Feder in Empfindelei umschlägt. Ein handgreifliches Beispiel dafür giebt die achte Idylle.

Amyntas kommt mit einer Holzbürde aus dem nächsten Walde. Am Wege bemerkt er eine junge Eiche mit bloßgelegten Wurzeln; ein Gießbach hatte die schützende Erddecke weggespült. Dieser Anblick rührt unsern Amyntas, und mit den Scheiten, die er zu seinem Gebrauche abgehauen hatte, bauet er einen Damm zum Schutz des Baumes. Der Genius des Waldes erscheint. Er frägt Amyntas, was er sich zum Lohne seiner guten Handlung wünsche? „Die Genesung meines Nachbars Palemon" antwortet Amyntas. „Welche Sitten! Welche Tugend!" ruft hier Ramler vom Hochsitz des kritischen Tribunals, den er seiner Zeit unbestritten einnahm. „Wie freudig müssen die Bewohner dieses glücklichen Erdwinkels zu Dienstleistungen bereit sein, wenn sie von dem Loose einer wilden Staude so gerührt sind! Und wie erst, wenn es sich um das Geschick eines Menschen handelte!"....

Man würde irren, wenn man hier eine versteckte Satyre vermuthete, die sich auf Kosten der Idylle lustig macht. Nicht doch; Ramler macht jene Reflexion alles Ernstes in einer Note zu seiner Uebersetzung des „Cours de Littérature" von Batteux. Es war die sentimentale Tonart der Epoche, nicht blos in den deutschen Hirtendichtungen, sondern auch in den französischen und englischen Romanen.

In dem ersten Bande des seiner Zeit allgemein gefeierten Spectator von Addison liest man z. B. die lange Geschichte einer jungen Indianerin, die von ihrem eigenen Geliebten an den Gouverneur von Barbados verkauft wird. Gellert legte sie einem Gedichte zum Grunde, das damals viel Aufsehen machte. Dasselbe Thema behandelten drei französische Schriftsteller von Ruf: Chamfort als Tragödie, „die junge Indianerin;" Dorat als Heroide: „Zeila und Valcour" und Sedaine als versifizirte Erzählung. Alle Welt war darauf versessen. Bodmer, der alte Züricher Aristarch, weckte seine längst eingeschlafene Muse, um mit Gellert, dem Mitkämpen aus jungen Jahren, einen Wettlauf zu machen. Er entwarf einen Plan zur Fortsetzung der rührenden Geschichte, wonach die unschuldige Jariko — so hieß die junge Indianerin — der Habsucht ihres Liebhabers Inkel nicht zum Opfer fällt. Diese Idee faßte Geßner auf und verleiblichte sie in einem zweiten Theil, „der," sagen die zeitgenössischen, empfindelnden Kritiker, „leider nur Dichtung ist."

„Komme, o Muse," lautet Geßner's Anruf, „und beseele mich! Den zweiten Theil Inkel's und Jariko's will ich singen. Wenn der Leser dieses Mädchen einem unverdienten Mißgeschick nicht entzogen siehet, dann bleibt er von Schauern ergriffen; seine Seele ist schmerzlich bewegt, wenn er in Inkel nicht die Spur von Reue und einen Zug von Menschlichkeit entdeckt. Aus keinem Menschenherzen ist dieser so völlig verwischt, daß es nicht eine gewisse Sehnsucht nach der Tugend und jenes heilsame, aus den Gewissensmahnungen erzeugte Bangen empfände. Die Keime der Güte, die der Mensch in sich birgt, können aus dem Unkraut der Leidenschaften hervorbrechen. Ich singe also u. s. w." — Und ein Herr Rivière, Secretair der französischen Gesellschaft zu Dresden, hatte nichts Eiligeres zu thun, als von dieser Fortsetzung eine französische Uebersetzung zu bringen.

Geßner's Hauptwerk, der Tod Abels wurde mit einem Enthusiasmus begrüßt, wie keine seiner frühern Dichtungen. Eine wahre Flut von Uebersetzungen, Bearbeitungen, Nachahmungen in allen lebenden Sprachen Europa's überschwemmte den Büchermarkt. Ein Abbé Bergeron brachte sogar eine Uebersetzung in lateinischen Versen.

Seltsamer Gegensatz in dem Schicksal der gefeiertesten literarischen Werke! Während in London ein anonymer Verf. von Betrachtungen über den Tod Abels äußerte: man könne diese Schrift als Andachtsbuch vor und nach dem Genuß des Abendmahls lesen, donnerte in Leipzig ein Theologe, Namens Kraft dagegen: „Da haben wir ein Gedicht in Prosa, ein deutsches Gedicht mit lateinischen Lettern, eine wirkliche Geschichte in eine Fabel entstellt, eine biblische Erzählung ohne die biblische Wahrheit!" .... Dann kanzelt er Geßner weidlich ab, daß er die himmlischen Geister in irdische Naturkräfte umgewandelt, sie mit ätherischen Leibern ausgestattet und die bösen Engel der Ueberwachung der guten entzogen habe. Darin fand der gallige Kritiker die sichtbare Spur der Valentinianischen Ketzereien aus der Kirchengeschichte des zweiten Jahrhunderts wieder. — Geßner war verständig genug, sich weder die überschwänglichen Lobeserhebungen drüben, noch den maßlosen Tadel hüben anfechten zu lassen.

Die in den Idyllen angedeuteten Mängel zeigen sich, obwohl minder fühlbar, auch in dem Tod Abel's. Störend ist hauptsächlich die unbillige Länge der Gespräche; die Zeichnung der Charaktere ist zu weichlich, zu verschwommen. Nur an den Stellen, wo er durch die Aehnlichkeit der Situationen mit Milton und Klopstock zusammentrifft, da fühlt man, daß er von dem Genius des großen Dichterpaars angewehet ist. Ueberdies beurkundet er in mehreren Schilderungen sein Talent als Landschaftsmaler.

Der „erste Schiffer," ein Gedicht in drei Gesängen, das all' die Geßner'schen Vorzüge und Mängel aufweist, hat ebenfalls eine ganze Reihe französischer Uebersetzungen und Bearbeitungen hervorgerufen. Unter Anderem gab es Anseaume Stoff zu einem Schäferspiel mit Arietten, die der berühmte Sänger Philidor komponirte. Auch im Hirtendrama hat sich Geßner, aber mit geringem Erfolg, versucht. Man hat von ihm das dreiaktige „Evander und Alcime" und „Erast" in einem Akt. Aus dem letzteren nahm Marmontel den Text zu seinem Lustspiel „Silvain," das Gretry in Musik setzte.

Wir kommen nun auf Diderot zurück. Der Verfasser von „Deux amis de Bourbonne" und „l'Entretien d'un père avec ses enfants," — diese beiden Erzählungen wurden in die obenerwähnte Gesammtausgabe aufgenommen — sagt es nicht geradezu, wie tief die Kluft sei, die ihn in der Theorie, wie in der Praxis von dem deutschen Theokrit trennt; dazu ist er zu gutmüthig. Allein die bloße Zusammenstellung dieser Muster einer männlichen, gedrängten, gefühlergreifenden und dennoch so schlichten und naturwahren Erzählung mit den Dichtungen Geßner's weist belehrend genug auf den scharfen Gegensatz hin. Geßner oder seine Herausgeber begriffen das so gut, daß sie den stylistisch meisterhaften Epilog voll blitzender Gedanken zu „l'Entretien etc" klüglich unterdrückten. — Zur Charakteristik Diderot's mag hier eine Stelle aus der Lobrede desselben von Heinrich Meister einen Platz finden.

„Seine breite, offene und reich abgerundete Stirn trug das Gepräge eines umfassenden, hellen und fruchtbaren Geistes; aus seinem Profil sprach männliche und hohe Güte; der gewöhnlich gefühlvolle und sanfte Ausdruck seiner Augen ging in Feuer über, wenn er von einem Gedanken erglühete. Um seinen Mund spielte eine Mischung von Feinheit, Anmuth und Gutherzigkeit. Wie nachlässig er sich sonst trug, so lag doch in der Haltung seines Kopfes, besonders wenn er lebhaft sprach, viel Adel, Kraft und Würde. Begeisterung schien überhaupt der natürlichste Zustand seiner Seele, seiner Züge, seiner Stimme. In kalter, ruhiger Situation mochte man ihn befangen, kindisch, schüchtern, selbst affektirt finden; der wahre Diderot, wahrhaft er selber, war er erst dann, wenn sein Gedanke ihn außer sich versetzt hatte."

Heinrich Meister (geb. 6. Aug. 1744, gest. 9. Oct. 1826) gehörte ebenfalls einer Familie Züricher Schriftsteller an. Da er eine lange Zeit in Paris gelebt und auch nach seiner Rückkehr in die Vaterstadt französische Tracht und Sitte beibehielt, so nannte man ihn hier den Pariser Meister. Sein Vetter Leonhard Meister, der sehr viel, aber Mittelmäßiges geschrieben, veranlaßte Goethe zu dem, auf dessen Namen anspielenden Epigramm:

„Deinen Namen tragen viele Werk' an der Stirne;
Doch kein einz'ges verräth, daß es ein Meister erschuf."

Die Erwähnung Göthe's bringt uns unwillkürlich auf folgenden Gedanken: Wäre Geßner nach der Erscheinung von „Hermann und Dorothea" in der Literatur aufgetreten, er hätte unfehlbar die einwirkende Macht des überlegenen Genius empfunden, der alle ihm irgend verwandte Geister mit sich fortreißt. — Diesen Kanon der Idylle, in welcher sich das gemeine Leben in Poesie verwandelt, ohne jemals den Boden der Wirklichkeit unter den Füßen zu verlieren — diesen Kanon vor Augen, hätten sich in Geßners Phantasie Landschaften und Staffagen ganz anders abgespiegelt, und er hätte für die schweizer Sitten und Oertlichkeiten die Farben zu seinen Gemälden gefunden, wie sie der große Meistersänger für Deutschland gefunden hat. Man wolle aber bedenken, daß Göthe seine unsterblichen Idyllen erst nach zurückgelegtem achtundvierzigsten Jahre veröffentlicht hat. Er mußte zuvor die Strömung äußerer Ereignisse über sich ergehen lassen, er mußte Zeuge sein jener gewaltsamen Katastrophen, welche die Grundfesten der sozialen Welt erschüttern, aber zugleich mit den neuen Erfahrungen neue Regungen in das Menschenherz bringen. Denkt euch die schrecklichen Revolutionskriege, deren Fluth durch Europa's Entgegenstemmen einen Augenblick gestaut, mit um so größerer Gewalt über ganz Deutschland hereinbrach — denkt sie euch hinweg, konnte dann zu „Hermann und Dorothea" die Idee empfangen, der Plan entworfen werden? So wahr ist es, daß, wenn bis zu einigen Punkten die genialen Menschen ihrer Zeit vorauseilen, auch sie auf gewissen Wegen ihr folgen müssen.

Frankreich.

Die Napoleonische Idee nach den Schriften Napoleon's III.

II.

Wiederaufnahme der altnapoleonischen Politik.

„Der erste und fast durchgängige Eindruck von Louis Napoleon's Charakter, den man bei Durchlesung dieser Schriften erhält — sagt ein englischer Kritiker * — ist die ganz besondere Stärke seines Erbglaubens, daß es ihm, als einem Mitgliede der Familie der Napoleoniden zukomme, sich mit Gegenständen zu beschäftigen, welche die Interessen der Nationen und der ganzen Welt angingen. Jede Seite seiner Schriften, ja ihre Titel selbst, athmen diese Ueberzeugung. Wenn der erste Napoleon sich selbst definirte, pflegte er zu erklären, er sei vornehmlich „ein politisches Wesen," ein Mensch, von der Natur geschaffen, wahrzunehmen, was falsch, mangelhaft oder ungehörig in den gesellschaftlichen Einrichtungen der Menschen wäre, und solchen Fehlern, Mängeln, oder Ungehörigkeiten durch richtige politische Erfindungen und Combinationen abzuhelfen.

„Es fügte sich, daß Frankreich der unmittelbare Schauplatz wurde, welcher der Ausübung seiner Kunst angewiesen war, und hier wirkte er sehr durchgreifend und gründlich; doch sein Genie erkannte dergleichen geographische Schranken nicht an; und in seiner Absicht lag es, von Frankreich als seiner Operationsbasis aus, diese erfinderische oder verbessernde Thätigkeit über eine so weite Fläche des Erdrundes auszudehnen, als die begränzten Kräfte von Kommissariat, Kanonentransport und thätigem Eingreifen ihn befähigen würden, in seinen Bereich zu ziehen. Er richtete die Glieder seiner Familie ab, als „politische Wesen" unter ihm zu stehen, und postirte sie als Fragmente seiner geistigen Wesenheit unter die Völker und Sprachen rings um Frankreich. Zuletzt, als seine Herrschaft zusammenbrach und die Welt ihn an den einsamen Fels im Meere schmiedete, wurden die jüngeren Napoleoniden, die er so unter die Völker verstreut hatte, Ausgestoßene und Flüchtlinge — vor Allem von dem Boden Frankreichs verbannt. Eine neue Menschengattung war indessen der Welt in diesen zerstreuten Napoleoniden gegeben worden; selbst in dem Zustande ihrer Zerstreuung war nicht Einer unter ihnen, der nicht wissentlich oder unwissentlich in seinen Fibern eine gewisse erbliche kosmopolitische Tugend besaß, die allen andern Menschen fehlte. In einem einzigen von ihnen incarnirte sich dieser Begriff. Während andere der zerstreuten Bonapartes sich mit Ornithologie abgaben, oder Etruskische Vasen sammelten, oder Baskische Sprachwurzeln studirten, fiel es Louis Napoleon anheim, besonders nach dem Tode seines Bruders und seines Vetters, die Thatsache zu verwirklichen, daß Politik, und Politik im großen Maßstabe sein erblicher Beruf seien. Von seinem fünfundzwanzigsten Jahre an, wenn nicht früher, hören wir ihn unaufhörlich zu sich selbst sagen: „Es kommt mir zu, als einem Gliede der Familie, welche das Genie eines einzigen außergewöhnlichen Mannes aus dem ursprünglichen kleinen Zusammenhange mit der Insel Corsika erhob, und nach Frankreich als eine Familie von europäischer, wenn nicht gar planetarischer Geltung und Wichtigkeit verpflanzte — es kommt mir zu, als einem Gliede dieser Familie, fortwährend mit meinem Blicke die Erde zu überfliegen, und Acht zu haben auf alle wichtigen Erscheinungen, die sich, wo es immer sei, darbieten, mir Ansichten zu bilden nach ihren Ergebnissen und Strebungen, diese Ansichten der Welt mitzutheilen und danach zu trachten, die Stellung wieder zu gewinnen, wo die Welt sie mich in Ausführung bringen sehen wird."

* „The Writings of Louis Napoleon." Macmillan's Magazine.

Nach einem solchen Grundsatze sehen wir ihn durchaus verfahren. Naturgemäß mit Frankreich beginnend, sehen wir ihn den Zustand des Landes, wie er nach der Revolution von 1830 eintrat, überschauen, die Regierung Ludwig Philipp's kritisiren und seinen Geist mit Träumen von einer Ordnung der Dinge bevölkern, welche dieselbe beseitigen könnte.

Als er hernach in der Schweiz lebt, kann er nicht umhin, die Einrichtungen dieses Landes zu studiren und den Plan eines neuen Helvetiens vorzuschlagen. Nach dem Fehlschlagen seines ersten Versuches, wirkliche Macht zu gewinnen, nach England vertrieben, benimmt er sich wie ein Kaiser, der inzwischen ohne Amt ist, aber die Ueberzeugung hat, daß man ihn holen wird — und hält einen kleinen Hof von Flüchtlingen um sich. Seine Morgenstunden verbringt er, wie einer dieser Attachés uns erzählt, mit Lesen von Journalen, wobei er Das notiren läßt, „was ihn interessirt." So bringt er die „Ideen," deren Ausführer er zu werden die Zuversicht hat, nach und nach in eine systematische Gestalt. Bei seinem zweiten Unternehmen zu Boulogne ergriffen und sechs Jahre lang in einer französischen Festung eingeschlossen, athmet er ein, was nur an Nachrichten über die Vorfälle in Frankreich und der übrigen Welt durch die Festungsmauern zu ihm gelangen kann, und athmet seine Gedanken darüber in Flugschriften aus, oder vertieft seine Studien in besonderen Theilen der englischen Geschichte, oder wirft in kurzen Noten seine Ansichten über alle Gegenstände hin, namentlich die Bezug auf die Thätigkeit eines Staatsmannes der laufenden Zeit haben. — Kolonien, Sklavenhandel, Durchsuchungsrecht, Rekrutirungssystem, Spanische Kabalen rc. Schließlich feilte er seine Kenntniß jener Artilleriekunst aus, auf die sich Denker seiner Art zuletzt als ultima ratio verlassen müssen. Wenn wir nicht irren, so schrieb er auch zu dieser Zeit eine Abhandlung (welche in der Sammlung seiner Schriften nicht enthalten ist) über das Projekt, den Atlantischen und Stillen Ocean mit einander zu verbinden — als ob eine Veränderung der physikalischen Einrichtungen des Erdballs, wie sie durch einen Durchstich zwischen den beiden Festländern von Nord- und Südamerika eintreten würde, seiner Aufmerksamkeit nicht entgehen dürfe und seine Gutheißung erhalten müsse.

Es ist nur eine Verallgemeinerung dieser Bemerkung, wenn wir sagen, daß Louis Napoleon's Schriften Beweis für seinen starken Glauben ablegen, daß jene Art zu regieren, jene kaiserliche Behandlungsweise menschlicher Wesen und ihrer Angelegenheiten, zu der er sich durch die Umstände seiner Geburt so vorzüglich berufen hielt, eine Kunst sei, die der Welt noch fehlte. Hierin besonders folgte er seinem Oheim; und hierin stand er im schroffen Gegensatze gegen eine Glaubensrichtung, welche in dem denkenden Theile der Welt seit seines Oheims Zeit allgemeines Wachsthum erlangt hatte. Die Idee „des Gehenlassens, des Uebersehens" — die Idee, daß die Welt am füglichsten der Wirksamkeit der natürlichen Strebungen aller ihrer Individuen überlassen werden könnte, die sich mit vollständiger Freiheit durcheinander bewegten, oder nur von einem kleinen Reste von Regierung, in der Gestalt einer Polizei, hinreichend um Betrug und Gewalt zu verhindern, controlirt würde — diese Idee, noch mehr im Besonderen von der Wissenschaft der Staatsökonomie abgeleitet, und von den Männern, welche diese Wissenschaft aufgenommen und genährt hatten, hartnäckig festgehalten; jene Freiheitslehre, welche einige Denker aus dieser Weisheit der Staatsökonomie metaphysisch entwickelt, daß Alles, was die Menschen Regierung nennen, eine Größe sei, welche sich nach und nach in der Welt vermindert habe, noch in Minderung begriffen sei, und schließlich ganz verschwinden werde — in Louis Napoleon's Glaubensbekenntnisse findet man nichts Derartiges. Die Idee ist in der That mehr Englisch und Amerikanisch, als Französisch; aber obgleich er sie kennen muß, und genau kennen muß, so hält er es doch unter seiner Würde, davon Notiz zu nehmen und sie zu widerlegen. „Monarchen gehen an der Spitze der Ideen unseres Zeitalters!" ist einer der Grundsätze, in welchem er seit 1841 sich gänzlich von den herrschenden demokratischen Systemen lossagt, nach welchen

der Staat ein bloßer Konstabler und Sicherheitswächter sein soll. Regierung ist ihm in allen seinen Schriften eine leitende, gebietende, erziehende, ordnende Gewalt, welche die Menschen in Zucht hält, sie in ihre gebührende Stelle weist, und hin und her fährt, um den Schwankenden zu ermuntern und den Ungehorsamen niederzuschmettern.

Diese Idee hat Louis Napoleon als heimatloser Flüchtling, als Gefangener, zur vollkommenen Klarheit entwickelt — schon dieser Umstand, daß er sich von den herrschenden Zeitideen nicht den Kopf einnehmen, daß er sich nicht von den Millionen imponiren ließ, welche das englisch-amerikanische self-government auf die Spitze treiben und zu einer Freiheit entwickeln, die schließlich der Anarchie ziemlich ähnlich sein muß — schon dieser Umstand allein genügt zum Beweise, daß wir es mit einem Geiste von ungeheurer Willensenergie und nüchterner Klarheit zu thun haben. Ganz gewiß hat er die Grundidee seines Oheims, eine souveräne Verachtung der Menschheit und namentlich der Ideologen (denn was sind die staatsökonomischen, socialen, communistischen Sekten anders?) vollständig begriffen, ja wir möchten sagen, noch nüchterner und bestimmter gefaßt. So lange er als Privatmann, als Flüchtling, als Gefangener diese Gedanken aussprach, konnte man ihn vom Standpunkte der herrschenden Idee aus als einen Querkopf, als einen Schwärmer und harmlosen Thoren, der am Napoleonismus kranke, bemitleiden oder verachten; man konnte seine kanonischen Studien vornehm belächeln. — Nun wohl, das Alles hat man verlernt; es hat sich herausgestellt, daß der schweigsame, fast schüchterne, und im Reden wie Schreiben etwas unbehülfliche Mann vortrefflich spekulirt, und die Bewegung, die ihn an's Ruder bringen konnte, höchst besonnen und klug benutzt hat. Wie der erste Napoleon die letzte reife Frucht der Revolution von 1789, so ist Napoleon III. durch die Julirevolution geistig gezeitigt und zum Bewußtsein gekommen, und durch die Umwälzung von 1848 an die Stelle gehoben worden, die ihm bereits so viele Gelegenheit gegeben hat, seine Idee praktisch durchzuführen.

Napoleon III. strebt nach nichts weniger, als nach Originalität; er wird nie müde, seine höchste Verehrung, seine tiefe und gränzenlose Liebe für das Haupt seines Stammes auszusprechen; es liegt fast etwas Ritterliches in der Art und Weise, mit welcher er aber und abermals eingesteht, daß die Ansichten, die er zu Tage bringt, alle von dem großen Napoleon stammen, daß er keinen Anspruch mache, etwas Neues zu bringen. „Nicht blos die Asche, sondern auch die Ideen des Kaisers müssen zurückgebracht werden," lautet das Motto einer seiner Schriften. „Und nicht blos die Ideen müssen zurückgebracht werden" können wir hinzusetzen, „nicht blos die Theorie, sondern auch die Praxis" — „und die Praxis bin ich." — Das ist des Pudels Kern; das heißt so viel: die Welt ist reif für einen großen Tyrannen; in dem Wuste ihrer widersprechenden Gedanken, Systeme und Bestrebungen müßte sie zu Grunde gehen; die Menschheit müßte sich schließlich selbst gegenseitig aufreiben, wenn es keinen Napoleoniden gäbe, welcher von der Vorsehung oder vom Schicksal die Sendung hätte, den Tollen Zwangsjacken und den Lahmen Schienen und Bänder anzulegen.

„Die Welt ist ausgerenkt; wie muß mich's kränken,
Daß ich geboren ward, sie einzurenken!"

läßt Shakespeare seinen Hamlet, den legitimen Königsohn sprechen. — Napoleon III. scheint sich zu freuen, der Mann zu sein, dem diese Heilung anvertraut wird, und zwar, weil er gerade das im höchsten Grade besitzt, was Hamlet so sehr abgeht: Willenskraft und Entschiedenheit.

Man hat Napoleon III. vielfach diesen Mangel an Originalität zum Vorwurfe gemacht, und sogar darüber gespottet — indeß mit Unrecht. — Gerade dieser Mangel und das Eingeständniß desselben ist seine Stärke und ersetzt ihm zum Theil die Hilfsmittel, welche legitimen Machthabern aus den Traditionen ihres Geschlechts entspringen. Nur dadurch, daß er die Bestrebungen der Napoleonischen Familie und ihre Grundansicht solidarisch für sich und alle Zukunft macht, giebt er der Idee eine Dauer, die von Personen unabhängig ist, und die ihn überleben wird, wie hohl und unschöpferisch sie sonst auch sein mag. Mit dem Augenblicke, wo er auf Originalität Anspruch machte und sich von der persönlichen Eitelkeit hinreißen ließe, welche schwache Köpfe so leicht bemeistert, wäre er in der That das, wofür ihn Viele bisher gehalten haben, ein Abenteurer und Charlatan. So lange er aber an dem Anspruche festhält, die geistige Erbschaft seines Oheims angetreten zu haben und seine Idee in der Welt zu verwirklichen, steht er auf dem Boden der Thatsache, und hat die Aussicht, eine Schule zu stiften, eine Grundanschauung zur Geltung zu bringen, die selbst nach seinem Abtreten, ja nach seinem Sturze nicht untergehen würden. — Man muß hier nur etwas weiter in die Zukunft hinaussehen. Es ist das gemeinsame Kennzeichen aller Fortschrittsparteien, vom abstrakten Konstitutionalismus angefangen bis zu den fanatischen Sekten der Thronen- und Himmelsstürmer, daß sie der Welt vom Durchdringen ihrer Pläne ein fast absolutes Glück, eine Verwirklichung der Gerechtigkeit und des größten Wohlstandes, eine Art Paradies versprechen, mag es sich der Eine nun als Urwahl- und Einkammersystem, der Andere als Abschaffung aller Stände und Durchführung absoluter Gleichheit, ein Dritter als kommunistisch-industrielles Ergastulum mit Weiber-Emancipation im kecksten Sinne des Wortes vorstellen. Wie nun, wenn keine dieser Parteien ihr Wort halten kann, wenn das self-government an der Unbildung, Indolenz, Leidenschaftlichkeit rc. der souverän erklärten Masse scheitert, wenn die Menschen, statt sich gegenseitig zu beglücken und aufzuhelfen, einander in die Haare gerathen und einen Krieg Aller gegen Alle entzünden?! — Ist das etwa nicht schon dagewesen? Wie, wenn sie die ewigen Parteikämpfe, die Tyranneien der einander ablösenden Majoritäten satt bekommen, wenn die Leidenschaften verkohlt sind und Ruhe und Ordnung das allgemeine Bedürfniß wird? — wird nicht der Napoleonismus dann wieder von selbst lebendig werden? würde man dann nicht sagen: „Wahrhaftig, der erste und dritte Napoleon waren große Männer, welche wußten, was der Welt Noth thut! — Vielherrschaft taugt nicht; viele Köche versalzen den Brei; wir haben es satt, die ewige Zungendrescherei unserer Redner anzuhören, die zu nichts führt; wir haben es satt, uns von zahllosen kleinen Tyrannen knechten und alle vier Wochen nach einem neuen Systeme drillen zu lassen; wir brauchen einen Mann, der um jeden Preis Ordnung schafft, der die Fanatiker niederkanonirt und ihnen ein Gebiß anlegt, daß sie nicht mucken können, der den ruhigen und fleißigen Bürger gegen den Ehrgeiz und die Rastlosigkeit der Störenfriede schützt, der die Geldleute und Spekulanten an der Ausnützung des Volkes hindert u. s. w."

Doch wir brauchen nicht in die Zukunft zu sehen; das ist es ja, was Louis Napoleon den Weg zum Throne gebahnt hat. Die große Mehrzahl der Franzosen begriff instinktmäßig diese Napoleonische Idee. Seine Wahl ist das Mißtrauensvotum, welches der Konstitutionalismus unter Louis Philipp, welches die demokratisch soziale Republik 1848 von dem Lande erhielt.

Die Napoleonische Idee wird fortan der Doppelgänger der demokratischen sein, und zwischen beiden wird die Geschichte schwanken, wenn nicht noch die gesunde Naturkraft anderer europäischer Länder die Oberhand gewinnt. Man kann das voraussagen, ohne auf prophetische Gabe Anspruch machen zu wollen; so einfach ist es und in der Natur des menschlichen Geistes begründet. Auch hat die Geschichte bereits ihre Vorbilder aufgestellt und uns den natürlichen Entwickelungsgang klar gemacht. Jede große Revolution, welche ein Volk in zahllose Parteien und Parteischattirungen zerreißt, ohne eine schöpferische Idee zu haben, welche dieselben aussöhnt und wieder zusammenschmilzt, wird schließlich einen großen Tyrannen erzeugen, der die Vorsehung spielt und seinen Willen als Zwangsgebot diktirt.

Die Laufbahn des ersten Napoleon war glänzender als die des dritten; kein Zweifel! denn der Oheim schnitt aus vollem Holze, wo der Neffe leimen muß; den Oheim trug die Revolution empor, wie ein glänzender Luftballon; der Neffe hat den ganzen Druck der Verbannung auf sich gefühlt, und eine Dulderprobe bestanden, die bei diesem Ehrgeize, bei diesem riesigen Streben eine sehr harte gewesen sein muß. Man wundert sich, daß sein ganzes Wesen den Eindruck des Phlegmatischen mache, daß sein Styl nicht glänzend und leicht beschwingt, daß er uneben und schwerfällig, eher englisch als französisch sei. — Wir wollen gern zugeben, daß sein Geist nicht die Schnellkraft und den Schwung seines großen Oheims hat; wenn er ihn hätte, so müßte er ein doppelter Napoleon sein. Der Oheim schiffte auf dem breiten Strome des Glückes, wie ein glänzendes Meteor hob er sich über die Menschheit empor; Artillerie-Lieutnant, Hauptmann, General, erster Konsul, Kaiser — es war ein Avancement, wie es die Geschichte nicht gesehen hat. Als junger Mann konnte er seinem Ehrgeize die ungemessenste Nahrung geben, kaum dreißig Jahr alt, auf Fürsten, Minister, ja selbst auf Könige, wie auf seine Lakeien herabsehen, um sie, je nach der Laune, ungestraft anzuschnauzen, wie der ehemalige Hauptmann seine Kanoniere. Der Neffe hat eine ganz andere Schule durchgemacht; er kennt die Menschen nicht blos aus der Vogelperspektive, sondern aus der Stellung von unten hinauf, wo Mittelmäßigkeiten allenfalls als Riesen erscheinen, und nur die Reflexion lehren kann, wie sie etwa von oben aussehen dürften. Trotz seines Stolzes hat er so sich fügen, hat mit Menschen, die er vielleicht verachtete, auf gleichem Fuß leben und verkehren müssen; er kennt Geldverlegenheiten, Heimatslosigkeit, Kerkereinsamkeit, kurz, die ganze Misère eines gedrückten Daseins; er kennt die Gefühle, die ein verlassener Mensch von Geist beim nase-

rümpfenden Mitleid des Reicheren, oder des in seinem Dünkel Klügeren ruhig unterdrücken muß. — Dafür ist aber seine Menschenkenntniß tiefer und gefährlicher. Dem Onkel schwindelte bisweilen das Hirn in bedenklicher Weise, er träumte von Vergötterung seines Ichs, er entwarf chimärische Pläne und äußerte seine Menschenverachtung auf verletzende und cynische Weise — der Neffe scheint dagegen gestählt zu sein, wenigstens ist uns kein Zug von ihm bekannt, der einer stolzen Selbstüberhebung ähnlich sähe; im Gegentheil bemüht er sich so viel als möglich, im Niveau der Menschheit zu bleiben und das Selbstgefühl der Menge nicht zu reizen. Mit merkwürdiger Schlauheit geht er so weit als er es gerade für gut findet, auf die Anschauungsweise der Leute ein, die er für seine Zwecke benutzen will, und sucht es mit Keinem ganz zu verderben. Er besitzt eine Bonhommie, die der alte Napoleon nicht hatte; der Despot von Frankreich geht mit den englischen Freihandels-, Parlaments- und Twistleuten so menschlich, so cordial um, daß Viele sich mit der Meinung befreunden, in ihm einen biedern Freund zu sehen. Es ist wirklich ein Malheur für diesen charmanten Freihandels-, Constitutions- und Preßfreiheitsfreundlichen Mann, daß er Tyrann der Franzosen sein muß — aber es geht nicht Anders; er muß sie kurz halten und knöcheln, eben weil es Franzosen sind — ja, wenn es Engländer wären, wenn Louis Napoleon mit der Königin Victoria tauschen könnte, was würde das für ein Muster eines verfassungsmäßigen Monarchen sein!

Ganz in ähnlicher Weise hat er es mit dem Klerus gemacht, so lange „der Retter der Gesellschaft" auf dem Programme stand. „Sohn der Kirche, Nachfolger des heiligen Ludwig, Erbe Karls des Großen, Autorität des Glaubens, unbedingte Ehrfurcht vor dem heil. Stuhle" &c. Da der Klerus heutzutage um jeden Preis mit frommen Redensarten betrogen sein will, so war dies keine schwere Aufgabe. Der gedankenlose Franzmann endlich findet es schön, daß der Kaiser Broschüren schreibt oder schreiben läßt, und dadurch die öffentliche Meinung als eine Macht anerkennt, welcher er einen Einfluß auf seine Entschlüsse einräumt.

Man würde, unserer Meinung nach, Unrecht thun, den Kaiser der Verstellung und Heuchelei zu zeihen; nicht seine Schuld ist es, wenn seine Idee nicht besser verstanden wird, wenn die Welt vor lauter Bäumen den Wald nicht sieht. Was er will, ist klar. Die Napoleonische Idee ist zunächst keine Idee, sondern eine Wirklichkeit: die Napoleonische Dynastie; die Napoleonische Idee heißt Louis Napoleon, und was er thut, ist, mag es sein was es will, ein Ausfluß derselben. Ein Princip der Weltbeglückung ist sie nicht, das sagt er selber; aber wohl ein Princip der Weltrettung durch die Napoleonische Dynastie, zunächst durch ihn. Was diese Weltrettung, zunächst die Rettung Frankreichs, angeht, so muß jedes Mittel dazu gut sein, welches die Umstände erfordern; denn die Selbsterhaltung des Kaisers ist höchstes Gebot. Er wendet alle Curmethoden des Hippokrates zu gleicher Zeit an, je nach den Symptomen, welche die deutlichsten werden; warme Bäder, kalte Bäder, Aderlassen, Schröpfen, Ruhe, plötzlicher Schrecken, Zerstreuung u. s. w. Ebenso ist seine äußere Politik beschaffen: Alles aufzustören, in Unruhe zu erhalten, alle Systeme und Schulen, Legitimität, Absolutismus, Constitutionalismus, Industrialismus, die Nationalitäten, selbst die Revolution zu benutzen, ohne sich mit etwas gründlich einzulassen, namentlich aber viele Dinge in Anregung und Nichts zum Abschlusse zu bringen, das scheint das Geheimniß einer Politik zu sein, die nur zu gut auf die Ruheliebe und Kraftlosigkeit der Zeit berechnet ist. Seine äußere Politik ist ein complicirtes System von Fuchseisen für die fremde Diplomatie und von Hinterthürchen für sich selber; sein Hauptstudium, das sich bisher trefflich bewährt hat, ist, unter den anderen Großmächten keine gemeinsamen starken Interessen aufkommen zu lassen, die ihm gefährlich werden könnten.

Der Napoleonismus ist allermindestens die vollendete Diktatur Frankreichs über Europa, ja über den ganzen Erdball. Das steht in seinen Schriften klar und deutlich zu lesen: „Frankreich ist der Schiedsrichter der europäischen Civilisation." Zur Zeit, als Louis Philipp noch regierte, apostrophirte der Gefangene von Hamm das Land seiner Bestimmung mit den Worten: „Bald wird der Tag kommen, wo die, welche dich regieren, begreifen müssen, daß deine Bestimmung ist, bei allen Friedensschlüssen das Schwert des Brennus in die Schale zu werfen." — Sehr deutlich gesagt, wenn auch noch nicht deutlich genug für viele Leute, welche den Mann nach ihrer eigenen Traumseligkeit beurtheilen.

Frankreich muß deshalb eine große Armee haben, muß den militairischen Geist pflegen. Von Krieg und Frieden, als Gegensatz von Bös und Gut, scheint er keine Notiz zu nehmen; ja, man möchte fast schließen, als ob ihm Krieg eher als Normalzustand der Thätigkeit für eine große Nation gälte. — Der „Frieden ist das Ergebniß überstandener Schwierigkeiten." In jedem Falle ist die Ansicht, daß Kriegslust dem materiellen Gedeihen nachtheilig sei, nicht die seinige. „Die Masse Waaren," sagt er, „welche ein Land ausführt, steht in geradem Verhältnisse mit der Zahl der Kanonenkugeln, welche es in die Feinde schicken kann, wenn Ehre und Selbstachtung es gebieten." —

Gleich seinem Oheim ist er ein Verächter aller Doktrinen über Staatsverfassung und Regierungssysteme. „Es giebt ebenso wenig eine Regierungsformel zum Glücke der Nationen, wie ein Universalmittel zur Heilung aller Krankheiten" — und mit Beistimmung führt er einen Satz von Armand Carrel an: „Jede Frage politischer Form (der Regierung) hat ihre Bedingungen in dem Zustande der Gesellschaft und sonst nirgend." Wie seinem Oheim und dem Kaiser Nikolaus, sind ihm Rußland und die Vereinigten Staaten die einzig naturgemäßen Regierungsformen: reiner Despotismus oder reine Demokratie. Wir glauben indessen, daß alle drei großen Völkerhirten hier, um das große Publikum zu verblüffen und der öffentlichen Meinung einen Brocken zum Kauen hinzuwerfen, mit Absicht ein Paradoxon gesagt haben, das cum grano salis zu verstehen sein wird. Diese klaren, nüchternen Köpfe, diese Selbstherrscher im vollsten Sinne des Wortes sollten Respekt vor der amerikanischen Demokratie gehabt haben? Glaub' es, wer da wolle! Was sie im Sinne hatten, was sie aussprechen wollten, war ihre Verachtung der constitutionellen Verfassungen als einer traurigen Halbheit, eine Verachtung der Fürsten, die sich dieses Spiel gefallen ließen und nicht mit der ultima ratio vorzurücken wagten. Denn was diese Männer denken und wollen, ist Ordnung und Gehorsam um jeden Preis. Napoleon III. hat in seinen früheren Schriften Manches einfließen lassen, was nach Constitutionalismus aussieht; indeß gerade dies sind halbe Plagiate und Formeln, wie sie alle Welt auch macht: der Herrscher soll vorschlagen, das Volk soll sanctioniren u. s. w. Es sei unmöglich, daß das ganze Volk deliberire; die deliberative Macht müsse einer engeren Körperschaft anvertraut werden u. s. w." — Was das Volk an der Initiative seines Herrschers zu sanctioniren hat, wissen wir bereits, und wie er mit den Baroche's, den Troplong's u. s. w. deliberirt, wissen wir auch. Sein Senat ist der Senat des ersten Napoleons, ein besoldeter Verein zum Schmeicheln, zum Anredehalten, zum Lobhudeln der höchsten Weisheit. Indeß hat Napoleon III. bis jetzt eine Achtung — oder besser gesagt, eine Beachtung der Volksinstinkte an den Tag gelegt, welche den Konstitutionalismus einigermaßen ersetzt. Wie der Reiter eines stätischen Pferdes, merkt er genau auf jede Laune, jede verdächtige Wendung des Volkes, das ihn auf seinen Rücken gehoben hat; denn er weiß wohl, daß jeder Mißgriff ihn herabwerfen kann.

Eine Hauptstütze der Napoleonischen Macht ist das Arbeiterproletariat, und in der That, die Arbeiter können ihm vorläufig dankbar sein; für sie ist er eine Art Heiland. Das übermäßig entwickelte Industriewesen, die Bourgeoisie, wenn wir wollen, nutzt tausende von Menschen aus, versklavt sie an die Maschine, und wirft sie dann, wenn Krieg, Handelskrisen u. s. w. eintreten, erbarmungslos auf's Pflaster. Wie die Ackerbausklaverei in der alten Welt, so ist für uns das Fabrikwesen in seiner schrankenlosen Entwickelung das eigentliche Hecknest der Revolutionen; Druck, Hunger, Roheit erzeugt einen Fanatismus, den die Apostel der Weltbeglückung sehr wohl für sich zu verwerthen wissen. Können sie den Arbeitern auch nicht Brot und Braten geben, so ist doch ihr Hirn erfindungsreich genug, ihnen prachtvolle Schlaraffenländer, kommunistische und socialistische Paradiese, Utopien und Ikarien vorzumalen, allerliebste Länder, wo die Bäche von Schnaps und Honig fließen, wo alle Tage Sonntag ist, wo die Regierungen Steuern an die freien Bürger zahlen &c. Für diese Utopien gehen die armen betrogenen Teufel dann auf die Barrikaden und lassen sich todt schießen oder fangen und nach Cayenne oder in den Bagno transportiren, während die vorsichtigen und gescheidten Anstifter der Krawalle nach England oder Amerika entweichen und ruhig weiter wühlen. Der Proletarier, selbst der wüthendste, der verbissenste ist leicht zu heilen, so bald er nur erst wieder den Glauben in die Hand bekommt, daß man ihn für einen Menschen hält. Gebt ihm Brot, Fleisch und zu Zeiten ein Glas Bier, er wird sich die kommunistischen Gedanken aus dem Kopfe schlagen, und vielleicht, um Euch seine Dankbarkeit zu bezeugen, heidenmäßig auf die Louis Blanc und Cabet fluchen, die ihm ihren Unsinn eingeschwindelt haben. Louis Napoleon hat das begriffen, und mögen seine Mittel, um das Proletariat in Ruhe zu erhalten, der Bourgeoisie noch so tief in's Fleisch schneiden und noch so abenteuerlich und oberflächlich sein — er hat dafür gesorgt, daß die Napoleonische Idee den Arbeitern einleuchtet. Sollte er einst von der Bühne abtreten, sein Zeitalter wird von ihnen als ein goldenes gefeiert werden, man wird ihn bedauern, zurückwünschen, und künftige Helden dieser Art ersehnen. Napoleon III. hält Frankreich durch Proletarier und Soldaten, die vielfach

aus Ersteren hervorgehen, in Ruhe — was wollen die Akademie, der Klerus, die Bourgeoisie dagegen?

Napoleon III. hält sich, wie sein Oheim, für einen Mann des Schicksals; er glaubt an seinen Stern; und in der That, wenn wir sehen, wie ihn sein Glaube nicht betrogen hat, wie er, trotz Verbannung, Irrfahrt und Gefängniß zu seinem Ziele gelangt ist, so mag uns wohl der Glaube kommen, daß seinem Erscheinen Tieferes zu Grunde liege, als menschliche Klugheit zu errathen vermag. Schon sehen wir, daß der consequente starre Wille eines Einzigen die Weisheit von Millionen hoch in die Luft geschnellt hat; aber leider sehen wir auch, daß unsere sonst so kluge, vielwissende Zeit gar nicht zum klaren Verständniß dessen kommen kann, was auf dem Spiele steht. Es ist, als ob Taumel und Verblendung alle Köpfe eingenommen hätte, als ob ein böses Verhängniß waltete, das die Menschen mit Blindheit schlägt. England und Frankreich im Bunde — Faust und Mephistopheles — eben noch hat England aus banger Besorgniß die umfassendsten Rüstungen angestellt, und siehe da, ein hingeworfener Köder, auf den Magen John Bulls berechnet, verwandelt die noch so eben besorgte Miene in ein freundliches Schmunzeln. Noch liegen eine Anzahl diplomatischer Fußangeln in Konstantinopel, in Marokko 2c. für den Verbündeten vom Krimkriege her, und doch wird eine neue Judasfreundschaft offen und ohne Schaam angeknüpft, bei der England nur die Zeche bezahlen kann. Welche Früchte kann der Seeräuberzug nach China den Engländern selbst im besten Falle bringen, als die gefährlichste Nebenbuhlerschaft im Orient, als die bittere Beschämung, die sie schon im Krimkriege an sich erfahren haben, daß ihre Landmacht neben der französischen erbärmlich ist? Wird England, wenn französische Feldsoldaten Peking einnehmen und das Reich erobern sollten, den Hundebissen, den ihm Napoleon zuwirft, mit Anstand aufnehmen? Napoleon braucht kein Waterloo, um an England Rache zu nehmen; er bedarf nur noch einige Jahre engeren Bündnisses mit dem gefeierten Lande der Freiheit, um es gehörig gedemüthigt, um Parlament, Preßfreiheit, den englischen Volkscharakter und Alles, worauf sich die Briten so Viel einbilden, hinlänglich entwürdigt und prostituirt zu haben; er braucht nur auf diese Weise zu zeigen, daß alle diese schönen Dinge Trug und Schwindel, Lug und wächserne Nasen sind, die man beliebig drehen kann, und er hat die Richtigkeit der Napoleonischen Idee bewiesen; er bedarf keiner Invasion, um das Land gründlich zu schlagen; er kann es in der Peripherie angreifen, den Abfall der schon sehr lockeren Kolonien, wie Kanada, Indien u. s. w. befördern, ihm die Märkte stören und wegnehmen, um es dann ruhig seinem Schicksale zu überlassen. Schon ärndtet Frankreich ziemlich überall, wo England gesäet hat, in Italien vor Allem, aber auch in Portugal, in Spanien, in der Türkei, in China; England hat seinen Handelsegoismus mit allerlei schönen Ideen: Protestantismus, politischer Freiheit, Humanität verbrämt; es hat damit die Völker aufgestachelt und aufgestört, aber, sobald die Baumwolle in's Spiel kam, sie stets im Stiche gelassen.

Napoleon allein hat den Muth gehabt, wie er den Engländern und uns Allen gesagt hat, für eine Idee Krieg zu führen und Ernst zu machen aus dem, was Lord Feuerbrand und Consorten stets als Spaß behandelt zu haben scheinen. Aufzuhetzen und zum Aufstand ermuntern verstanden sie Sicilianer und Neapolitaner, Toskaner und Romagnolen; aber wenn die Suppe eingebrockt war, wenn der Aufstand verunglückte, so war es regelmäßig John Bull, der sich klüglich aus der Affaire zog und ruhig zusah, wie die von ihm aufgestachelten armen Menschen gehängt, eingekerkert und unter strengster Zuchtruthe gehalten wurden. Wie der Teufel die arme Seele, so nimmt Napoleon die Palmerston's und Russell's, die hierin die Hauptschuldigen sind, beim Worte, und schleppt sie dem Triumphwagen der Napoleonischen Idee nach, deren Kern zu sehen sie nicht im Stande sind. Und indem er es nachschleppt, bringt er das sonst so eifersüchtige England dahin, schmachvoll zuzusehen, wie Frankreich ein freies Gebirgsland und einen Mittelländischen Seehafen „revindizirt" zu Ehren Napoleon's I. England hat ein böses Gewissen; es ist den Briten nicht wohl dabei, aber doch folgen sie dem Zuge und reden sich den falschen Trost ein, daß ihre Flotten, ihre Armstrong-Kanonen, ihre freiwilligen Schützen im Augenblicke der Gefahr die alten Wunder thun werden; aber ihre Auguren suchen mit Aengstlichkeit in den Schriften des großen Bundesgenossen, ob Etwas darin Pläne gegen England andeute, und sprechen sich Muth ein, wenn sie verhältnißmäßig wenige Andeutungen davon finden. Fortwährend kommen sie darauf zurück, sich einzureden, daß der Franzosenkaiser eine ungeheure Hochachtung vor dem englischen Volke, vor seinen politischen Einrichtungen, vor seiner Handelsgröße empfinde, daß ihm an seiner Freundschaft Alles gelegen sei, daß er nicht wagen werde, das stolze Britannien zum Kampfe zu fordern. — Die Leute sind blind; was Napoleon denkt, will, beabsichtigt, ist so klar in seinen Schriften zu lesen, daß nur ein wenig geistige Klarheit dazu gehört, um den Mann durch und durch zu verstehen, eben weil seine Idee ganz einfach und consequent, wie sie nur die Tradition des ersten Napoleons ist. Der englische Parlamentarismus ist ihm eine Lächerlichkeit, das englische Parlament eine Sprechbude voll bornirter Krämer und querköpfiger Gentlemen, die werth ist, geschlossen zu werden in der Weise, wie sie Oliver Cromwell einst schloß; auf die Palmerston's, Russell's, Cobden's, Cowley's u. s. w. mag er etwa im Innern seines Geistes herabsehen, wie Napoleon I. auf die österreichischen Cobenzl, Thugut, oder auf unsere Lucchesini, Haugwitz und ähnliche pfiffige Männer, welche ihn betrügen zu können vermeinten.

Der englische Parlamentarismus zieht seinen Todfeind, die Napoleonische Idee, groß — das ist die traurige Thatsache, die offen vorliegt. Wer soll noch an eine vernünftige politische Freiheit glauben? die englischen Staatsmänner trösten sich, daß der Napoleonismus eine vorübergehende Erscheinung sei; ja wohl, es ist glaublich, wenn auch nicht gewiß; aber ehe die Erscheinung vorüber ist, kann England einen Schlag erhalten haben, der genügt, ihm die Vergänglichkeit alles Glanzes zu Gemüthe zu führen. Die Lehren, die für Deutschland aus der Napoleonischen Idee hervorgehen, wollen wir dem ernsten Nachdenken unserer Leser überlassen.

Italien.

Italiänisches Volksleben.

Der Weihnachtsabend in Neapel.*

Der Reisende, der zufällig am 23. oder 24. December in Neapel landete, würde dort ein so wunderbares Schauspiel erleben und sich plötzlich in eine so seltsame, lärmende und fieberhaft aufgeregte Umgebung versetzt sehen, daß er entweder glauben würde, er müsse verrückt werden oder die ganze Bevölkerung sei mit einem Mal von Wahnsinn befallen.

Er würde mit großer Vorsicht vorwärts gehen, aus Furcht, sich in diesem Menschenlabyrinth, dieser beweglichen Menge zu verirren, die sich fortwährend stößt und drängt und von ihrem eigenen Geschrei fast betäubt wird, und würde, falls er in der ersten Viertelstunde noch nicht taub geworden, sich gewiß diesen Zustand herbeiwünschen, gleich jenen Verdammten Dante's, die Cerberus mit seinem ewigen Geheul plagt: Che ser vorian sordi. Eine geräumige Halle scheint die Stadt in ihrer ganzen Ausdehnung zu durchkreuzen und von der großen, schönen Hauptstraße „Toledo" ausgehend, sich nach den unzähligen Gäßchen und Plätzen besonders nach den Quais hinzuziehen.

Welches Ereigniß, welche Wasserfluth konnte eine große Stadt so vollständig in Bewegung setzen und aus den Häusern vertreiben? Bedroht sie ein Vulkan, ein Erdbeben, eine Ueberschwemmung? Hat das Meer die Absicht, seine friedliche, gefällige Rolle aufzugeben; will es vielleicht nicht länger der reine, klare Spiegel sein, in dem die Stadt der Sirenen, die nachlässig auf dem Abhang von Hügeln ruht, sich zu betrachten und zu bewundern liebte? Letzteres ließe sich beinah aus der wunderbaren Menge von Fischen und anderen Seethieren folgern, die an jeder Straßenecke in enormen Zubern zappeln und Läden, Trottoirs und Fahrstraße anfüllen.

Gilt es, einen Beitrag zur Ichthyologie oder eine Apotheose des Fischfangs zu liefern, oder soll der Carneval des Meeres gefeiert werden?

Wahre Legionen von Fischern sind in den Straßen zerstreut, von denen Jeder den Mittelpunkt einer Gruppe von Neugierigen oder Käufern bildet. Aus dem Eifer, mit dem die Vorräthe gekauft werden, ließe sich beinah schließen, die Stadt sei entweder ganz ausgehungert, oder es sollte überhaupt zum letzen Male gespeist werden. Wunderschön sind diese Fischer in dem kunstlosen Anzug, der ihre nervigen Arme, wahre Modelle für einen Gladiator, und ihre herkulischen Beine unbedeckt läßt, welche den Farbe-Ton und die Festigkeit florentinischer Bronze besitzen.

Mit einer Hand gestikuliren die Verkäufer in echt südlicher Lebendigkeit, mit der anderen halten sie den Vorübergehenden große lebendige Aale unter die Nase — eine Bewegung, die ihnen das Ansehen von Schlangenbeschwörern giebt. Bei jedem Schritt erblickt man ganze Stöße von Tellern, irdene und zinnerne Töpfe, da hier solches Küchen-

* Nach A. d. Lauzières.

geräth das bescheidene Tafelgeschirr im Bewußtsein seines höheren Alters verdrängt hat; Vorbereitungen zu Feuerwerken, Kinderspielzeuge und Eßwaaren jeder Art. Bäuerinnen aus Ischia oder Procida kauern und sitzen auf der Erde, verkaufen Eier und Gemüse, oder kochen Tannäpfel auf Kohlenbecken, von denen Weihrauchwolken aufsteigen. Ein Bettelmönch geht vorüber und segnet Fischer und Bäuerinnen; diese bekreuzigen sich und tauschen frommerweise ein Ei, etwas Kraut oder einen Fisch gegen eine kleine Prätzel des heiligen Pascal oder Franz ein.

Die ganze Scene gleicht einem unendlichen Karavanserai ohne Zelte, die der Neapolitaner gern entbehrt, weil der schönste, am Tage türkis-, am Abend saphirblaue Himmel sich über ihm wölbt und die Atmosphäre am Ende des Decembers noch mild und lau ist. Der Winter hat noch nicht Zeit gehabt, dies glückliche, gesegnete Land in Beschlag zu nehmen, wenn er sich überhaupt hier niedergelassen! Gewiß würden es Viele schön finden, wenn die Lava des Vesuvs diese malerische Scene mit ihrem rothen Wiederschein beleuchtete, und ein Gerhard Storer aus der großen Landschaft eines Callot oder Salvator Rosa entstände. Allein der Vulkan liegt zu weit von der Stadt entfernt und sein Feuer erhellt sie nur in einigen Romanen. Auf dieses Detail der Inscenirung muß man also verzichten und sich mit dem Gas der Handelsgesellschaft, mit den Laternen und Fackeln der Fischer und dem Monde begnügen. Doch geschieht hierdurch dem Feste kein Abbruch; denn ein Fest ist es, das hier begangen wird, das schönste aller neapolitanischen Volksfeste: Weihnachten, zu gleicher Zeit auch das erste wahrhaft christliche Fest.

Da es indeß auch hier kein schönes Fest ohne Musik giebt, so suchen die anwesenden zampognari mit ihrer sanften ernsten Monotonie das Geschrei der Kaufleute und den Lärm der fieberhaft erregten Bevölkerung zu übertönen. Ueberall wo nur eine Lampe oder Kerzen vor einem Madonnenbilde glänzen, lassen die guten pifferari die taktmäßigen Klänge ihres Dudelsacks hören.

Die zampognari bilden im Verein mit der Krippe und dem Abendmahl die drei Grundelemente des Weihnachtsfestes in Neapel. Die zampognari kommen aus so weiter Ferne zu Fuß aus den Abruzzen und den Schluchten Calabriens, und ihre Sackpfeife ist ihr einziger Reichthum! Sie führen kein überflüssiges Gepäck mit sich; ein braunwollener Mantel, der ihnen Nachts gleichzeitig als Matratze und Decke dient, eine Jacke von Schaffell, ein spitziger, mit einer Hahnfeder oder einer wollenen Borte geschmückter Hut und Sandalen, die das Bein entlang mit einfachem Bindfaden geschnürt sind, bilden ihr Kostüm seit mehreren Jahrhunderten. Das älteste Kind begleitet den Vater bei der langen Pilgerreise durch Europa's Hauptstädte, es spielt ein Instrument sui generis, halb Querpfeife, halb Clarinette. Die cennamella, so heißt es, giebt scharfe, flötenartige, ungestüme Töne von sich und mischt mit schalkhafter Beweglichkeit ihr schreckliches Kindergeschwätz in die langsame monotone Dudelsackmusik. In solchem ländlichen Concert stellt die cennamella die Melodie und der Dudelsack die Begleitung vor, doch scheint die Stimme des Orchesters zu spotten. Die armen Gebirgsmusikanten wandern von Thür zu Thür, und das sehr fromme, wohlthätige neapolitanische Volk engagirt sie zu den neuntägigen Andachtsübungen. Es ist dies das einzige, leider allzu vorübergehende Verhältniß, in das es zu ihnen tritt.

Das so verdiente Geld muß zur Aussteuer der Töchter, zur Bezahlung von Stellvertretern für die Knaben, und oft zur Ernährung der Familie für das ganze übrige Jahr dienen; dagegen verpflichten sich die zampognari, an neun dem Weihnachtsfest vorhergehenden Tagen vor dem Bilde der Jungfrau Maria oder der Krippe zu spielen.

Diese Krippe nun spielt in der Geschichte der neapolitanischen Feste und Gebräuche eine große Rolle. Einige derselben stehen auf runden Tischen, andere nehmen mehrere Säle ein. Ein phantastisches Bethlehem wird aus Kork und Holzstücken erbaut, meistens erblickt man hohe, spitze Berge, abgerissene Felsen, über Ströme geworfene Brücken, Seen, Wasserfälle, und ganz im Hintergrunde kleine schneebedeckte Dörfchen.

Es thut nichts zur Sache, daß der Schauplatz viel eher einer nordischen als einer orientalischen Landschaft gleicht; denn im Hintergrunde befindet sich da die Grotte mit dem Stall und der Krippe (presepio), in der das göttliche Kind geboren wurde. Die vor dem Eingang schwebenden Engel stimmen das Gloria an und rings herum neigen kleine Cherubim ihre Köpfe herab, um den Neugeborenen recht in der Nähe zu betrachten. Hierauf naht eine ganze Prozession von Hirten und Schäfern, die demselben ihre bescheidenen Geschenke bringen; weiterhin sieht man den Seraph, der ihnen das heilige Geheimniß offenbart. Hoch oben leuchtet der Stern, der die Magier zu den Füßen des kleinen Jesu führt. Hier sind die Geschenke schon anderer Art, nicht mehr kunstlose Spenden von Schäfern und Pagen; Diener, bewaffnete Männer, Stallknechte und Mohren sind in dem Gefolge der drei Magierkönige. Die Pferde sind mit reichen Decken belegt und die Kameele werden von nubischen Sklaven geführt. Die Könige tragen mit Weihrauch und Myrrhen gefüllte goldene Vasen.

Die Bauern sieht man im neapolitanischen Kostüm des 17. und 18. Jahrhunderts, die Frauen mit der Kopfbedeckung der Schönen Frascati's, mit Halskettchen und Ohrgehängen in Form von Trauben und Tannzapfen. Der Anordner dieser Kostüme ist in Bezug auf die Details nicht allzu gewissenhaft; überdies hat er auf diesem Felde Vorgänger auf manchen Bildern berühmter Meister gehabt. Der Anachronismus thut übrigens sein Werk nicht blos halb; er geht so weit, uns einen Kapuziner oder einen barfüßigen Karmeliter vorzuführen, der mit dem Stock in der Hand und dem Sack auf dem Rücken einherkommt, um den Messias anzubeten. Eine Gruppe Bauern hält ihn auf dem Weg an und bittet um seinen Segen. Die ehrlichen Leute sind vielleicht in dem Wahn, daß der gute Mönch geradewegs aus Jerusalem komme und dort am heiligen Grabe gekniet habe. Es darf selbst nicht in Erstaunen setzen, wenn ein Stallknecht des Königs Melchior eine Stutzbüchse in der Hand trägt, oder ein Jäger mit einer Flinte eine Taube herabschießt, die er dem Jesuskinde bringen will.

Für eine solche Krippe werden fabelhafte Summen ausgegeben; oft setzt sogar der Sohn das vom Vater begonnene Werk fort und läßt sein ganzes Erbtheil in einem solchen ländlichen Museum aufgehen. Die kleinen, aus gebrannter Erde oder geschnitztem Holz geformten Figuren sind Arbeiten der besten Künstler, die sich zwar nur auf Kopf und Arme erstrecken, da der übrige Körper mit Kleidungsstücken bedeckt ist, die aber doch enormes Geld kosten. Es giebt Ziegen und Hammel, von Baccaro gearbeitet, die Goldeswerth haben. Die Größe der Figuren steht im Verhältniß zu der Krippe, in die sie gehören; es giebt dergleichen von zwei Zoll und von einem Fuß Höhe. Letztere sind die beliebtesten, doch giebt es selbst welche in Lebensgröße. Vor 14—15 Jahren ließ König Ferdinand II. ein presepio für sein Schloß in Caserta bauen. Um es zu sehen, kamen die Leute zwanzig Meilen weit in der Runde herbeigeströmt, so daß die Säle nicht leer wurden. Es war auch wahrhaft königlich.

Ein Priester besaß eine so ungeheuer werthvolle Ausstellung dieser Art, daß er Dragoner vor die Thür und Schildwachen in jeder Ecke aufstellen ließ, als er sie zeigte. Hier trugen die mit prächtigen Gewändern bekleideten Magier ganze Kisten mit Gold und Edelsteinen; Perlen, Rubinen und Smaragden funkelten in bunter Fülle. Eine Frau aus Georgien trug einen so großen Diamanten von reinstem Wasser auf der Stirn, daß eine Herzogin ihn gewiß gern in ihr Diadem aufgenommen hätte. Wenn der arme Kautz seinen Schatz sehen ließ, zitterte er während der ganzen Zeit fieberhaft. Eines Morgens wurde er todt im Bette gefunden; vielleicht war er im Traum beraubt worden und vor Schreck oder Verzweiflung über das vermeintliche Unglück gestorben.

Um Mitternacht kniet die ganze Familie vor der Presepe nieder, und das jüngste Kind legt in eine Mooswiege zwischen die Jungfrau Maria und den heiligen Joseph ein kleines wächsernes Püppchen nieder. Die Krippe ist a giorno erleuchtet; die zampognari stimmen ihre schönsten Melodien an, Lobgesänge antworten ihnen. Alle beten, die junge Tochter für den Verlobten, der Vater um Arbeit für den heutigen Tag, nie aber für den morgenden: „Gieb uns unser tägliches Brot heute," und die Mutter für die ganze Familie. Es ist eine Scene rührender Frömmigkeit. Die schöne Theorie scheint in diesem Miniatur-Bethlehem in's Leben zu treten; das göttliche Kind erscheint von goldenem Nimbus umwoben, das Haupt der Jungfrau wirft Strahlen, die Engel sind von Heiligenschein umgeben, ihre Harfen klingen, ihre Lippen öffnen sich zu Gebeten, die vereint mit denen der armen Hirten gen Himmel steigen.

Nun kommt die Reihe an das Abendbrot. Das Wirthshaus, das hatten wir ja ganz vergessen — das Wirthshaus ist nicht umsonst in der Krippe. Der Neapolitaner kann sich keine Landschaft ohne ein wohl eingerichtetes, besuchtes, einladendes Wirthshaus denken, in dem die von der langen Pilgerschaft ermatteten Schäfer Ruhe und Erholung finden konnten; darum hat er auch Bethlehem nach dem Muster seiner Vaterstadt eingerichtet.

Ist einmal der bambino in der Krippe, so eilt die Familie an den gedeckten Tisch, um das Herz der Freude zu weihen. Das Mahl besteht nur aus Gemüsen, Gebäck, Fischen und getrockneten Früchten, doch macht eine geschickte Zusammenstellung ein wahres Festessen daraus. Die vermicelle eröffnen den Reigen, dann folgen die einfachen Aale, der Riesenaal, der capitone, der König des Banketts, eine Muräne mit weißem, fetten, milchigen Fleisch, das sehr schwer, sogar unverdaulich und außer-

ordentlich theuer ist. Die Aerzte verbieten es schwachen, eigentlich auch kräftigen Mägen, in der Hoffnung daß ihr Gebot übertreten werde; die Leute hüten sich auch sehr, zu gehorchen. Die meisten dieser Gerichte erscheinen nur einmal des Jahres und dienen zur Erinnerung an das Mysterium von Bethlehem.*

Am heutigen Tage giebt es keine Armen; die Reichen haben ihnen ein außerordentliches Abendbrot herrichten lassen. Wer hierbei vergessen worden, verkauft gern seine letzten Mobilien oder trägt seine letzten Lumpen in's Leihaus. Außerdem ist der Festtag auch für Trinkgelder günstig, da die Neujahrsgeschenke um acht Tage voraus gegeben werden. Der Neapolitaner ist kein Gourmand; der Lazzaroni lebt im Gegentheil von sehr Wenigem, der Arbeiter ißt eine einfache Suppe mit Gemüse zu Mittag, nur an Sonn- und Feiertagen bewirthet er sich mit Maccaroni; am Weihnachtsabend würde ihm aber Mäßigkeit als Indifferentismus in religiöser Beziehung erscheinen. Für den heutigen Abend ist die Unmäßigkeit von der Liste der Todsünden gestrichen.

Man setzt sich gegen Mitternacht zu Tisch und erhebt sich, — wenn man aufsteht um die Feuerwerke anzuzünden und die Sonnen, Räder, Raketen und Schwärmer vom Ruggieri des Orts fliegen zu lassen. Es gab eine Zeit, in der dies Vergnügen etwas zu weit getrieben wurde und die Bomben einen riesigen Umfang gewannen. Die Goldarbeiter-Innung sandte den Wollkämmern eine Herausforderung, so daß das Gesetz einschreiten mußte und das Abfeuern der Bomben bei Geldstrafe verbot. Doch die Goldschmiede kehrten sich nicht an die Geldstrafe, sie borgten sich die erforderliche Straffumme und setzten ihr Treiben fort. So mußte denn mit Gefängniß gedroht werden, einem Mittel, das gleich zuerst hätte angewandt werden sollen. Man wirft zwar bei Gelegenheiten leicht eine Handvoll Geld zum Fenster hinaus, verbringt aber nicht gern die längste Nacht des Jahres im Gefängniß, besonders des Abendessens wegen!

Die Menge, die in den letzten Tagen so dicht und unübersehbar war, öffnet sich zum ersten Male vielleicht freiwillig am Weihnachtstage, um die Wagen passiren zu lassen. Der König will der jungen Herrscherin das Schauspiel der Volksfreude gewähren und der ganze Hof ist seinem Beispiel gefolgt; eine Menge von Equipagen schließen sich der königlichen Carosse an. Das Volk grüßte und klatschte in die Hände. Man sah weder Soldaten noch Polizisten. Was hätten dieselben auch in dieser heiteren Welt zu schaffen gehabt, die sich amüsirt und lacht, kauft und verkauft, und einen Augenblick lang Weihnachten und den capitone vergißt, um ihren jungen König und ihre anmuthige Herrscherin zu begrüßen.

Am folgenden Morgen würde der Reisende, der einige Stunden vorher noch für sein Leben fürchten mußte, ebenso über die leere, stille Stadt erstaunt sein, als er es über das vorangegangene Geräusch gewesen. Nirgens mehr Schreien oder Stoßen, ein geöffneter Laden oder ein zampognaro. Das tiefste Schweigen herrscht auf Straßen und Plätzen. In der Nacht konnte man sich in Aversa, dem Charenton von Neapel, wähnen, am Morgen könnte man meinen, in Pompeji zu sein. Die Freude ruht einen Augenblick, um am Abend mit neuer Kraft wieder anzufangen.

Diesmal wird das Mahl patriarchalisch an einer Riesentafel eingenommen, an der alle Verwandten vom Altvater bis zum Urenkel Platz finden. Man kann das Fest nun nicht mehr auf der Straße beobachten; es befindet sich so wohl im Schooß der Familie, daß es dort verbleibt.

England.

Literatur-Briefe aus England.

Budget und Handelsvertrag, politisch und ökonomisch.

Gesetz und Recht in England.

London, Anfangs März.

Das war eine hübsche, lebendige Zeit während der letzten Wochen, vielleicht die interessanteste für diese ganze season, wenigstens politisch-parlamentarisch genommen. Budget mit wohlfeilem französischen Wein inclusive! Kohlen und Eisen für Frankreich beinah zu natürlichen Marktpreisen, Aufhebung der Schutz- und Finanzzoll-Plackereien für die meisten, und Herabsetzung derselben auf ein Dutzend wesentliche und wichtige Handelsartikel — kurz eine ganze, große, friedliche und endlich einmal vernünftige, das ganze übrige Europa ebenfalls productiv revolutionirende Revolution; endlich einmal ein wirkliches, respectables, welthistorisches Ereigniß unter der seit Jahren in fauler Gährung Blasen und giftige Dünste treibenden diplomatisch-geschäftigen, Angstschweiß schwitzenden Thatenlosigkeit und Zersetzung; Cobden in zweiter, bedeutend vermehrter und verbesserter Auflage, Cobden, 1846 Ritter der Anti-Korn-Gesetz-Revolution, 1860 als Sieger über Napoleon; Eröffnung der englischen Thore für den Mittelpunkt aller Weltmärkte, das Radikalmittel für England gegen Anfechtung durch künftige Kriege und politische Revolutionen, wie Cobden England schon zwei Jahre vorher vor den revolutionären Krankheits-Eruptionen von 1848 schützte.

Das sind Anklänge aus der national-ökonomischen Beurtheilung des Handelsvertrages, die im englischen Parlamente über die politische siegte. Politisch betrachtet soll er Hölle und alle Teufel in sich haben und England thatsächlich unter Napoleons Fuchtel bringen, unterjochen. Man traut nun einmal dieser personificirten Strafe Europa's für die letzten zehn Jahre nichts Gutes mehr zu und sagt, daß er England durch seine wohlfeilen Weine und Pariser Luxusartikel entnerven, abschwächen und sich mit den wohlfeilen englischen Kohlen- und Eisenbarren so stärken wolle, daß er das bereits nach seiner Pfeife tanzende Großbritannien eines schönen Morgens mit einem Schlage zu seinen Füßen legen könne. — Beide Ansichten gelten und wirken in England neben einander; man bereitet sich vor, französische Waaren und Weine aufzunehmen, und rüstet sich auf der anderen Seite gegen die wohlfeilen Kohlen- und Eisenbarren, die man ihm liefern will, befestigt Höhen und Flußmündungen, exercirt und schießt in Rifle-Corps und gießt Kanonen mit mehr als fünfmeiliger Zerstörungsweite. Was für Kontraste und Reibungen in Literatenkreisen! Welche Discussionen! Welches Leben von Klub zu Klub und zwischen Klubs- und Parlamentsgebäude mit Droschken, Gig's, Brougham's, elektrischen und menschlichen Boten! Wenigstens vor der großen Entscheidung über Budget und Handelsvertrag, gegen welches verschmolzene „Meisterstück der Palmerston'schen Politik“ eine Derby-Disraeli-Verschwörungs-Ministerkrisis vorbereitet werden sollte, vorher, und bis mitten in die große Nacht der Entscheidung ging es wahrhaft dramatisch und mysteriös zu. Klubs und Parlament waren in dieser Nacht den „outsiders“ hermetischer verschlossen als je, so daß die Cab's und Fly's, die Gig's und Brougham's, die sich beinahe umlaufenden, in entgegengesetzten Richtungen athemlos gegen einander prallenden Boten, Evangelisten, Apostel und Hiobsbriefträger für uns auf der Straße (ich war auch ein Paar Stunden unter ihnen) etwas ungemein Mysteriöses und die Phantasie Aufregendes annahmen. Ein Glück, daß man mich nicht in's Parlament ließ. Augen- und Ohrenzeugen berichten, daß kein Redner etwas Großes, Neues, Oratorisches gesagt und sich Alles in Mittelmäßigkeiten hingeschleppt habe. Man gab nur Eine Ausnahme zu, und zwar eine glänzende, Mr. Bright's berühmt gewordenes, witziges, schlagendes Citat. Er schlug den Feind des Handels-Vertrages und Chef der conservativen Verschwörung mit dessen eigenen Waffen und einem Homerischen Göttergelächter, wie sich die ältesten Parlamentsmitglieder keines ähnlichen an Kraft, Erschütterung, Tragweite und Gründlichkeit erinnern können.

Bright's berühmtes Citat heißt auf Deutsch etwa so:

„Doch ich habe ein Recht, den sehr ehrenwerthen Herrn, Vertreter von Buckinghamshire, als einen Freund dieses Handelsvertrages zu reclamiren (Gelächter). Es war einmal eine Zeit, als er nicht Leiter der „großen Partei“ war (Hört! hört!). Damals war er ein Gigant auf einem andern Gebiete. Dort räumte er seine erhabene Stellung, um sich eine viel mühsamere zu gewinnen. Ich weiß nicht, daß sie irgendwie nützlicher sei, als die, in welcher er früher arbeitete (Cheers).“ Nun schilderte er nach einem jener bewundernswürdigen Bücher, die der sehr ehrenwerthe Herr schrieb, die Lebensweise eines englischen Edelmannes von großem Vermögen in Paris. Er sagt: „Die Diners des Lord Monmouth in Paris waren berühmt. Man gab allgemein zu, daß es nicht ihres Gleichen gäbe. Und doch waren Andere, die eben so geschickte Köche hatten, Andere, die für dieselben Zwecke ebenso verschwenderisch in ihren Ausgaben waren. Was war das Geheimniß seines Erfolges? Seiner Lordschaft Teller waren stets heiß (Großes Gelächter), wogegen in den am Besten bestellten Häusern von Paris und bei Diners, die in der Kostbarkeit ihrer Materialien und bewundernswürdigen Kunst der Zubereitung nicht zu übertreffen sind, der Effekt beträchtlich durch die Thatsache geschwächt wird, daß jede Person mit einem **kalten Teller** versehen wird (Erneutes Gelächter). Der Grund dieser Sitte oder vielmehr Nothwendigkeit, die eine wegen ihres gastronomischen Geschmacks so berühmte Nation besser

---

* Man weiß, daß das älteste Christenthum und das Mittelalter in dem griechischen ἰχθύς (Fisch) die Anfangsbuchstaben der Worte Ἰησοῦς Χριστός, Θεοῦ Υἱός, Σωτήρ fanden, weshalb der Fisch oft als Sinnbild der christlichen Religion diente und noch heutzutage in vielen Ländern am Feste der Geburt Christi der Fisch als symbolische Speise betrachtet wird. D. R.

reguliren würde, ist der, daß das französische Porzellan so untergeordnet ist, daß es die gewöhnliche Hitze für's Diner nicht vertragen kann" (Lautes Gelachter). Nun bricht der sehr ehrenwerthe Herr mit einem Instinkte, den wir nicht genug bewundern können, in eine Art von Exclamation aus. „Wenn wir nun," sagt er nämlich, „einen bloßen *Handelsvertrag mit Frankreich* hätten (Laute „Cheers" und Gelächter), wie er so oft im Werke war, und die Fabrikate unserer unübertrefflichen Töpfereien gegen die capitalen französischen Weine ausgetauscht werden könnten, würden die Diners beider Nationen vollkommner werden. England würde ein freudenvolles Getränk gewinnen, und die Franzosen würden zum ersten Male in ihrem Leben von heißen Tellern essen" (Brüllendes Gelachter). Und dann schließt er mit einem Ausdrucke, den ich seinen ergebenen Anhängern empfehlen will: „Ein schlagendes Beispiel von den Vortheilen commercieller Reciprocität" (Langes, oft wiederholtes Gelächter mit Stürmen von „Cheers"). Keine Sprache kann das beispiellose Lachen und Triumphiren schildern, das jetzt folgte und weit hinaus über die Gränzen des Ungeheuers von Parlamentsgebäude gehört ward. Bright, der Verhöhnte und Verleumdete, weil Ehrliche und Einsichtsvollrücksichtslose, hatte damit der national-ökonomischen Diplomatie Cobden's, dem Besieger Napoleon's und des mächtigsten Schutzzöllnerthums, dem aus dem englischen Parlamente Verbannten, den Sieg verschafft. Dieser Sieg, dieser Handelsvertrag, kein Werk Napoleons, sondern der englischen Freiheitshelden von 1846, der wirklichen, praktischen Befreier, das nur dem Napoleon als ein pfiffiger Schachzug in seinen Verlegenheiten plausibel gemacht ward, wird, wenn nicht durch spätere Diplomatieen und ernste Kriege verhunzt, ein Segen für ganz Europa werden, da es die andern Völker nöthigen wird, ihre Arbeits- und Productionskräfte, ihre Bedürfnisse von den Weltmärkten ebenfalls von künstlichen Vertheuerungen und Hindernissen, von Paß- und Zoll-Plackereien, von Wanderbüchern, Concessions-, Heirats-, Umzugs- und Wanderungsschranken zu befreien. Freilich das wird Hitze, Courage und Anwendung von Gewalt kosten, um die tausenderlei *Privat-Interessen*, die sich bis jetzt auf Kosten des Gemeinwohls von diesen Schutzmaßregeln und hinter diesen Schranken mästen, zum Schweigen und unter die Gesetze freier Arbeit und freien Austausches zu zwingen.

Gladstone, der in seinem Budget einige Gewerbs-Schranken aufhebt, wurde nicht nur wegen dieser, sondern noch wegen einzelner Paragraphen des französischen Handelsvertrags Wochen lang alle Tage von Vertretern der verschiedenen „Interessen" belagert, daß für dieses Interesse Dieses, für ein anderes das Entgegengesetzte geändert oder aufgehoben werden müsse. Am tollsten sind die Londoner „Publicans," die Besitzer und Eigenthümer der Bier- und Spiritus-Paläste, welche sich des Privilegiums und Monopols, entweder blos Bier, oder Bier und Spirituosen (die berüchtigte spirit-license) zu verkaufen, neben den Kaffeehäusern und Restaurationen, die bisher von ihnen zum Wiederverkauf kaufen mußten, zum Fettwerden an Korper und Geld erfreuen. Diese Publicans oder licensed victuallers (vulgo „vittlers") strömten bis jetzt alle Tage in Deputationen entweder direkt in's Parlament, oder zu den Vertretern von Londons City, mit mündlichen und schriftlichen Klagen über das ihnen drohende Todesurtheil. Kuriose Herren diese Publicans! Sie sind nicht dick und fett und jovial, wie die alten Wirthe und Kneipiers, die ohne Gefahr und zu ihrem Gedeihen ihre eigenen Getränke genossen, sondern trockne, blasse, stumpfe Gestalten mit gierigen Augen, einige mit Karfunkel- und Bardolphs-Nasen, vornehmthuerische Kerle, aus den höchsten Kreisen, wo sie durch jahrelangen Müßiggang in seidenen Strümpfen und mit ausgestopften Waden ihre tausend Pfund machten, vielleicht noch eine unbequem gewordene Mätresse ihres Lords heirateten und sich ein Public-Haus kauften. Ein Beispiel. John Smith war so und so viel Jahre „Fuß- oder Kutschmann" des Lord Foibble in Meyberi. Sein „Honorar," seine Sporteln und Geschenke von den Gästen seines Herrn wurden in 10—15 Jahren zu Tausend Pfund. Jetzt dachte er an eine eigene Wirthschaft, und las eines Tages in der Zeitung dieser Publicans, dem „Tizer" (Morning Advertiser) von einem verkäuflichen Publichouse „in einer dicht bevölkerten und tüchtig trinkenden Nachbarschaft." Er ging und kaufte — aber mit 1000 Pfd. Kredit, denn „Pacht" und Einrichtung und Vorräthe waren nicht unter 2000 Pfund zu haben. Der Brauer indessen half nach; 99 unter 100 „victuallers" sind in den Händen der Brauer. John Smith also kam in die Stelle, heiratete und macht nun seit Jahren Geld in Masse aus der „tüchtig trinkenden" Nachbarschaft. Das Monopol in der Nachbarschaft schützte ihn vor der Nothwendigkeit, durch gute Waare sich Kunden zu erwerben und zu erhalten. So verdünnt er sein Bier wie jeder Kollege und verdickt es wieder durch Lakritzen, Salze, narkotische Gifte u. s. w. und bestialisirt die tüchtig trinkende Nachbarschaft mit horrendem Profit. Nun erfährt er auf einmal, daß die ihm auf beiden Seiten dicht umgebenden Kaffeehäuser und Restaurationen auch Bier und Spirituosen auf ihre Rechnung verkaufen dürfen sollen. Das ist empörend. Sie Alle empörten sich, diese ehemaligen herrschaftlichen Kutscher, Kellner und Portiers, und belagern seitdem das Parlament und alle Vertreter Londons im Parlamente auf massenhafte, tumultarische und hartnäckige Weise. Viele haben noch „Anhang" im Parlamente. Wollen sehen, ob Gladstone Macht und Majorität bekommen wird, eins der verderblichsten Monopole zu brechen.

Diese Publicans sind die größten Fälscher und Thugs. Aber dieses Thug-System oder heimliche Morden des Publikums durch Fälschung aller Lebensmittel geht durch die *ganze* englische Industrie. Es ist so arg geworden, daß endlich das Parlament durch die „Adulteration-Bill" Mr. Scholefields sein Heil gegen diese allgemeine Thug-Praxis versuchen will. Man wird zwar die Bäcker, die Gips und Alaun als Brod verkaufen, nicht mit dem Ohre an ihre Ladenthür nageln, wie das in der Türkei üblich ist oder war, aber hoffentlich wird man auf jede Fälschung den gesetzlichen Stempel eines groben Verbrechens drücken und danach operiren.

Eine andere sociale Reformmaßregel richtete sich gegen die periodisch immer wieder ausbrechende und *immer* spukende Krankheit der strikes. Der letzte große Bauhandwerker Strike soll dem Lande über 5 Millionen Pfund kosten, abgesehen von den Todten und Verkommenen, die aus Mangel an Arbeit und Nahrung entweder begraben wurden oder in Hospitälern, Gefängnissen und Armenhäusern dem Lande zur Last fielen. Aber der Versuch wurde aufgegeben, da man zwischen der polizeilichen Gewalt des Kontinents und den Gesetzen der Freiheit, unter welchen diese strikes hervorbrechen, keinen Mittelweg fand. Es ist sehr bezeichnend und löblich, daß dieser Versuch gemacht ward und durchfiel. Schlimm genug, daß man um „Fälschung" zu bestrafen, erst ein „Statut" machen muß. Das hätte sich schon längst von selbst verstehen müssen, wenn das englische Gesetz nicht tausendfach *für* Verbrecher und Schwindler gemacht wäre.

Mir sagte einmal ein alter englischer Richter von mehr als dreißigjähriger Praxis, daß, wenn ihm ein Schneider, den er nie gesehen, eine Rechnung über Rock, Hosen und Weste, die er nie bekommen, nie bestellt habe, zugestellt, und wegen Verweigerung, sie zu bezahlen, eine Klage an den Hals geworfen habe, er die Rechnung sofort bezahlen werde, statt sich auf die Klage einzulassen, weil er einem so determinirten Verbrecher gegenüber doch verlieren und deshalb noch mit einer unverschämten Kostenrechnung bezahlen müsse.

Gesetze können eine solche „Gesellschaft" nicht bessern, es müßte denn sein, daß man von der vollen Million parlamentarisch fabricirter Statutengesetze während jeder Parlamentssitzung einige Tausende oder Hunderttausende derselben abschaffte. Niemand, auch der eingeweihte Advokat nicht, hat eine Ahnung, was Alles in diesen Statut-Gesetzen steckt, die aus einer immer mit jedem Jahre gestiegenen Sündfluth von parlamentarischen Abstimmungen entstanden sind, so daß jeder, auch der einfachste Streit- und Proceßfall durch irgend einen pfiffig entdeckten Nebenumstand und durch ein zufällig aufgefundenes, längst vermodertes, aber nicht aufgehobenes „Statut," eine auch den gelehrtesten Juristen überraschende und das Rechtsgefühl auf das Grimmigste beleidigende Wendung und Entscheidung gewinnen mag. Wir hatten hier neuerdings ein berüchtigtes deutsches Prozeß-Scandalosum, das nur durch besondern Scharfsinn und unverhoffte Zeugen *gegen* die Verbrecher ausfiel. Ein Herr von Welzenstein, ehemals hoher Offizier in der Oesterreichischen Armee, und seine und Anderer Frau, unter verschiedenen Namen operirend, hatten sich einem reichen deutschen Schneider so zu insinuiren gewußt, daß er ihnen wiederholt mit Geldsummen, Rath und That aus der Noth half. Aber sie wurden immer unverschämter und er des Wohlthuns mit Händen voller Pfunde müde, besonders da er endlich merkte, daß sie wohl nicht ganz ehrlich seien. Abgewiesen, droht ihm die Frau, ihn wegen ihr gemachter Zumuthungen an den Pranger zu stellen, wenn er nicht 100 Pfund schicke. Der Schneider läßt sich dadurch nicht rühren. Endlich kommt der Mann aus Amerika zurück und verlangt nach lieblicher englischer Sitte Geldentschädigung von dem alten, reichen Schneider, wegen verletzter Ehre seiner Frau. Der Schneider ist sich keiner Unehrenhaftigkeit bewußt und wird vor Gericht geladen, wo der Welzenstein mit seiner und Anderer Frau mit einem so frechen Gewebe von Lügen, Fälschungen und falschen Zeugen auftritt, daß er, bewaffnet mit dem englischen Gesetze, seiner Sache schon gewiß war, als der Scharfsinn eines Advokaten und aufgeschriebene, ehrliche Zeugen es noch möglich machten, durch das grobe, freche Gewebe, das man um den Schneider gesponnen,

durchzubrechen und die verschwornen, mit englischem Gesetze gestählten Verbrecher zu entlarven, so daß der Schneider wirklich mit heiler Haut davon kam.

Belgien.

Johann Dominik Fuß,
ein neulateinischer Dichter.

Am 31. Januar d. J. verstarb in Lüttich ein neulateinischer Dichter. Die Nachfolger der Johannes Secundus, der Sarbiewski, der Banière und der Owen sind in unseren Tagen so rar, daß es nicht zu verwundern, wenn einem der Ausgezeichneteren unter diesen Epigonen die Pariser Revue de l'instruction publique einen besondern Artikel widmet, welchem wir Nachstehendes entlehnen.

Johann Dominik Fuß ward zu Düren am 2. Januar 1782 geboren und besuchte zunächst das von den Jesuiten geleitete Gymnasium dieser Stadt. Aus der an seinem Grabe, von dem Rector der Universität Lüttich, Herrn Lacordaire, gehaltenen Rede erfahren wir, daß Fuß als junger Mann das Glück hatte, der Frau von Staël einige wichtige literarische Dienste zu leisten, und zwar zu der Zeit, als diese eben in Deutschland in der Verbannung lebte. Auf den Rath dieser berühmten Frau begab sich Fuß nach Paris, wo er in dem Hause des bekannten Banquiers Odier, als Hofmeister der Kinder desselben, Aufnahme fand. Hier machte er die Bekanntschaft des geschätzten Philologen Hase, seines deutschen Landsmannes, mit welchem gemeinschaftlich er im Jahre 1812, nach einer dem Grafen von Choiseul-Gouffier gehörenden Handschrift, die editio princeps der wichtigen Monographie über die römischen Magistrate von Lydus herausgab, ein Werk, das zu den werthvollsten Schriften der byzantinischen Sammlung gehört und das Fuß in's Lateinische übersetzte, während Hase die Revision des griechischen Textes, sowie die Abfassung eines Kommentars und einer Notiz über das Leben und die Arbeiten des Lydus übernommen hatte.

Der Ruf des jungen Philologen war nunmehr begründet. Er wurde zunächst bei der Kaiserlichen Bibliothek und darauf in Köln angestellt, von wo er einen Ruf als Professor der Archäologie nach Lüttich erhielt. Hier gab er in lateinischer Sprache seine „römischen Alterthümer" heraus, die in mehrfachen Auflagen erschienen und auch in andere Sprachen übersetzt worden sind. Als seine gelungenste Arbeit werden jedoch seine Poemata latina angesehen.* Er war mit dem Geiste der lateinischen Sprache so vertraut, daß er mit größerer Leichtigkeit in dieser, als in der deutschen Muttersprache dichtete, obwohl er auch deutsche Verse, unter Anderm eine Uebersetzung von Ponsard's „Lucrezia" hat drucken lassen.

Neben epischen Versmaßen, Distichen und horazischen Strophen, liebte Fuß auch die poetische Form der alten Kirchen-Hymnen, die er häufig in seinen lateinischen Liedern nachgeahmt, wobei er mit besonderer Vorliebe den Reim anwandte. Seine Uebersetzung von Schiller's „Glocke" ist in dieser Beziehung ein kleines Meisterstück.

Als Proben seiner Behandlungsweise mögen nachfolgende Anfänge zweier bekannten Gedichte dienen.

Nach Schiller's „Ritter Toggenburg."

Fidum, eques, cor amorem
 Hoc sororis dat;
Nolis alium, dolorem
 Mihi ne adferat.
Te venire, te cedentem
 Placidum videam;
Non intelligo silentem
 Tuam lacrymam.

Nach Goethe's „König von Thule."

In Thule rex amavit,
 Fidus ad tumulum:
Moriens scyhum donavit
 Cui pellex aureum.
Nil carius habebat,
 Quovis in epulo,
Udoque hauriebat
 Hunc semper oculo.
Mortisque jam futurus,
 Regni urbes numerat,
Heredi nil demturus....
 Scyphum sed nulli dat.

* 2 Bde. Zweite Auflage. Lüttich, 1846.

Fuß hat auch in griechischer Sprache Manches gedichtet, doch sind es hauptsächlich seine lateinischen Verse, die ihm besonders in den Niederlanden einen großen Ruf verschafft haben. In der That verdienen diese, und zwar sowohl seine Originaldichtungen, als seine Uebersetzungen, auch im Deutschen mehr bekannt zu werden, als sie es sind.

Mannigfaltiges.

— Deutsche Waffenehre und französische Verleumdung. Im „Magazin f. d. L. des Auslandes" vom Jahr 1856, Nr. 153, ward hingewiesen auf die in Nr. 99—100 der (Darmstädter) „Allg. Militär-Zeitung" desselben Jahres gerügte, leichtfertige Geschichtschreibung des Herrn Thiers und seine Neigung, die Fehler und Sünden der Franzosen durch ehrenverletzende Beschuldigungen ihrer Bundesgenossen zu verschleiern und zu beschönigen. Insbesondere ist daselbst des feigen und lügenhaften Gouverneurs von Badajoz, Generals Philippon, und seines Chefs vom Generalstab, Obersten Lamare, gedacht, auf deren entstellte, nachträgliche Berichte hin Herr Thiers, mit Vernachlässigung jeder geschichtlichen Kritik, den Fall jener Festung den Hessen zur Last gelegt,* welche die Citadelle vertheidigten und dort der Uebermacht der Engländer durch die Schuld des Gouverneurs (welcher der bedrängten Besatzung der Citadelle die benöthigte und verlangte Hülfe nicht zuschickte und aus der Festung feig entflohen war) endlich erlagen und meistens einen ruhmvollen Tod fanden.

In Nr. 7 der Allgemeinen „Militär-Zeitung (vom 18. Februar 1860) wird nun das Zeugniß der beiden obengenannten Verleumder selbst, nebst einem Fac-simile von Philippon, zur Rechtfertigung der von Herrn Thiers in ihrer Waffenehre und Diensttreue so sehr verletzten Hessen mitgetheilt und ein schlagender Beweis geliefert, mit welchem Undank und mit wie übermüthiger Lügenhaftigkeit die Franzosen die Hülfeleistungen ihrer Bundesgenossen belohnt haben. Wir erlauben uns, die Freunde deutscher Kriegsehre auf diesen, aus der Feder des großherzoglich hessischen Majors, Dr. Maurer, geflossenen Aufsatz hinzuweisen.

— England, Savoyen und Frankreich. Das Brüsseler Journal „Le Nord," das seinen Titel füglich jetzt in „L'Ouest" verwandeln sollte, da es augenscheinlich seine Subventionen weniger aus St. Petersburg, als aus Paris bezieht, weist in einem merkwürdigen Artikel über die „Annexion von Savoyen" darauf hin, daß es hauptsächlich England und die alte Politik der Tories gewesen, welche Frankreich in den Jahren 1814 und 1815 um den Besitz von Savoyen gebracht. Bereits die heilige Allianz soll, wie in einer besondern Schrift: „Les origines de la Sainte-Alliance," dargethan wird, eine englische, ursprünglich von Pitt im Jahre 1805 ausgegangene Idee gewesen sein, die der Kaiser Alexander im Jahre 1815 wieder aufnahm, während sich England hinter die Coulissen steckte. Englands Bestreben sei stets gewesen, Sardinien zu einem mächtigen Staate zu machen, um es als Barrière gegen Frankreichs Uebergriffe in Italien zu gebrauchen. Deshalb habe man im Jahre 1814 Sardinien nicht blos durch die ehemaligen Besitzungen der Republik Genua, sondern auch durch einen Theil von Savoyen vergrößert, während ein anderer Theil dieser Provinz (im Departement Montblanc die Unter-Präfekturen Chambery und Annecy) noch bei Frankreich verblieben. Aber auch dieser Theil sei im J. 1815, hauptsächlich auf Englands Andringen, den Franzosen genommen worden, was um so ungerechter gewesen, als der damalige Herrscher von Frankreich, Ludwig XVIII., nicht der Feind, sondern der Bundesgenosse Europa's war. England, so fährt der Nord fort, habe, seiner alten Politik treu, auch jetzt nur für die Vergrößerung Sardiniens gesorgt, damit Frankreich einen starken, möglichst von ihm unabhängigen Nachbar bekomme. An Frankreich sei es nun, diese englische Politik dadurch zu neutralisiren, daß es die Franzosen von Savoyen wieder mit denen von Frankreich vereinige.

Das wäre also der Dank, den Lord Palmerston für seine Napoleons-Politik davon trägt!

— „Enthüllungen aus England."** So heißt eine kleine Schrift, die auch noch den besondern Titel hat: „England unter Lord Palmerston." Professor Gneist hat bekanntlich im zweiten Bande seines Werkes über das heutige englische Verfassungs- und Verwaltungs-Recht die viel Wahres enthaltende Behauptung aufgestellt, daß England jetzt

* Geschichte des Konsulates und des Kaiserreiches, von Thiers. Bd. III.

** Von einem Deutschen. Hannover, Carl Rümpler, 1860.

nicht mehr von Königin und Parlament, sondern von einer Actien-Gesellschaft regiert werde, deren erster Direktor Lord Palmerston sei. Als einzigen Weg, aus dieser unwürdigen Lage herauszukommen, bezeichnet Herr Gneist die Wiederherstellung des alten „Privy Council" (geheimen Raths, Staatsraths), der die Königin von diesem Regiment ihrer „Staatssecretaire" emancipiren würde. Auch die vorliegende, kleine Schrift hat diese Tendenz, indem sie nachweist, daß das heutige englische Staatsleben, hauptsächlich durch Palmerston's Einfluß, alle sittlichen Grundlagen und Voraussetzungen verloren habe. Der Verfasser erinnert daran, wie Lord Palmerston im Jahre 1852 in Folge seiner heimlichen Mitwirkung bei Louis Napoleon's Staatsstreich und seiner, ohne Vorwissen der Königin, aus eigener Machtvollkommenheit ausgesprochenen Anerkennung des neuen Kaisers der Franzosen auf schmachvolle Weise aus dem Ministerium scheiden mußte; er erinnert ferner an seine ebenfalls im Interesse Napoleon's III. im Jahre 1858 versuchte Beschränkung des englischen Asylrechts, was den Lord damals nicht blos um sein Amt, sondern auch um seine Popularität brachte. Aber dessenungeachtet sei die Königin genöthigt gewesen, dem Manne der ihr persönlich zuwider wäre, stets von neuem die Zügel der Regierung anzuvertrauen. Es bestehe, sagt der Verfasser, in England keine Partei mehr, auf welche die Königin sich stützen könne; sie müsse den ihr von der Majorität des Unterhauses aufgedrungenen Premier bestätigen, der ihr sofort ein Stück Papier überreiche, auf welchem seine Kollegen verzeichnet sind. Den Staatsrath, den Privy Council, hält auch der Verfasser für das einzige Mittel, durch welchen die Königin die Würde ihrer Regierung und ihres Landes zu retten vermöge.

— Schiller-Literatur. Der Buchhändler Adolph Büchting hat ein „Verzeichniß der zur hundertjährigen Geburtsfeier Friedrich's von Schiller erschienenen Bücher, Kunstblätter, Kunstwerke, Musikalien, Denkmünzen &c." herausgegeben* und dadurch eine interessante Uebersicht dessen geliefert, was Alles bei dieser Gelegenheit geschrieben, gedichtet, gezeichnet, musizirt u. s. w. wurde. Nicht weniger als 84 S. in 16. füllt dieses Verzeichniß, und dabei ist ein sehr zahlreiches Kontingent zur Schillerfeier, das nur in periodischen Blättern abgedruckt war, fast ganz unberücksichtigt geblieben.

— Der britisch-französische Handelsvertrag.** Ein Handelsvertrag ist bei der ewigen Handelsfeindschaft der Nationen, was der Waffenstillstand im Kriege. Zwei Regierungen versprechen, für die Folge ihren eigenen Bürgern weniger Schaden, als bisher zufügen zu wollen, und glauben damit ein Opfer zu bringen, welches mit einem Aequivalent von Seiten des Gegners aufgewogen werden muß. Von diesem Gesichtspunkte kann heute, nach fünfzehnjährigen Erfahrungen britischer Volks- und Finanzwirthschaft, der jetzt zwischen England und Frankreich abgeschlossene Vertrag nur beurtheilt werden. Dieser Vertrag schlägt dem französischen Staatsschutz-System eine gefährlichere Wunde, als die bisher so hoch beschützten Fabrikanten ahnen, welche in Aufhebung der französischen Einfuhrverbote und in der Einführung eines milderen Schutzzolles von 30 Prozent noch immer die Gefahr für Frankreich erblicken. Nicht die englischen Kohlen, die Maschinen, oder die sonstigen bedeutenden oder minder wichtigen englischen Waaren, die jetzt Absatz nach Frankreich finden sollen, sind es, welche der französischen Produktivwirthschaft schaden werden, sondern umgekehrt, die völlig zollfreie Einfuhr aller französischen, deutschen, belgischen und schweizer Waaren in England wird die Ursache sein, um in wenigen Jahren dem freien Verkehr auf dem Kontinente ebenfalls die Bahn zu brechen.

Alle Rohstoffe und fertige Waaren (mit sehr wenigen Ausnahmen) werden zollfrei in England eingehen; es bleiben nur die mit Finanzzoll belegten Hauptgegenstände: Tabak, Spirituosen, Thee, Kaffee, Zucker, Wein, Gewürze, Rosinen, Korinthen &c. zusammen nicht mehr als fünfzehn Artikel übrig, welche besteuert werden; von diesen werden ferner nur Tabak und die Spirituosen einem hohen, die übrigen einem niedrigeren Zolle unterliegen, als in den Staaten des Kontinents. Getraide, Schlachtvieh, gesalzenes oder Rauchfleisch, Wurst, Fische, Obst, Mehl und Mehlfabrikate waren bisher schon zollfrei. Von nun an ist der Schlußstein gelegt, wodurch England der alleinige Markt für die Welt geworden ist. Der Amerikaner braucht nur nach London zu kommen, um neben den britischen Erzeugnissen, die größte Auswahl kontinentaler Waaren zollfrei vorzufinden, englisches Kapital kaufte stets billig ein; die an sich schon ausgedehnte Kundschaft der Engländer wird sich von London, Manchester und Birmingham aus mit den neuesten Erzeugnissen Frankreichs versehen; nicht in Paris wird man die neuen französischen, nicht in Leipzig die billigen Partien deutscher Waare suchen, sondern in England — und man wird, wie dies bei den jetzt schon zollfreien Fabrikaten der Fall ist, sie in London finden. Den Beweis liefern die seit den letzten zehn Jahren verdoppelten Ein- und Ausfuhren Großbritanniens.

* Nordhausen, Büchting, 1860.

** Nach der Zeitschrift „Hermann."

— Rom und die Campagna.* Rom, die Stadt des ewig jugendlichen Alters, fesselt noch immer, obgleich die Welt schon in so mannigfacher Weise ihre Bekanntschaft gemacht, die Aufmerksamkeit unserer Zeitbürger und im gegenwärtigen Augenblick vielleicht stärker, als jemals im 19. Jahrhundert. Unter solchen Umständen scheint es keine fruchtlose Mühe, den reichhaltigen Schauplatz vergangener Größe, die durchaus nicht abzudanken gewillt ist, nochmals an der Hand eines denkenden Führers zu durchwandern, der es versteht, anzudeuten: „wie die Steine zeugen." Mehr bedarf es hier in der That nicht. Die uns vorliegende Skizze des Berliner Geographen, Herrn Moritz von Kalckstein, der mit dem Buche: „Erinnerungen an England und Schottland" (Berlin, 1854, F. Schneider) seine Befähigung zur Reiseliteratur vor Publikum und Kritik Nord- und Süddeutschlands dargethan hat, besitzt den angedeuteten Vorzug in hervorstechendem Maße, während sie auf die Ansprüche der oft im Stoff erstickenden Handbücher ausdrücklich verzichtet.** Des Verfassers Reise nach Italien, von welcher er diesen Bruchtheil beschreibt, ist in den Herbstmonaten des Jahres 1858 unternommen, also an dem Vorabend der neuesten Katastrophe. Allein der Verfasser ist, zumal innerhalb seines eng abstrakten Feldes, im Ganzen meist auf dem Boden ästhetischer Gegenständlichkeit verblieben, er hat sich nicht in die Bereiche der Politik und Sozialwissenschaft vertieft. Dabei ist jedoch anzuerkennen, daß er dem Glanz der sinnschmeichelnden Eindrücke gegenüber die Freiheit kaltblütigen Urtheils männlich gewahrt hat. — Herr von Kalckstein beginnt logisch richtig damit, uns die großartigen Trümmerreste des alten Roms, das Forum, das Kolosseum, den Scherbenberg, die appische Straße, die Thermen des Caracalla vorzuführen; denn aus dem klassischen Fundament der antiken Weltstadt heraus erbaut er uns an der Staffel greiflicher Anschauung und in gefälliger Sprache die Denkmäler des päpstlichen Herrscherſitzes, freilich in gedrungener Fügung. Die Hauptheilnahme wird den eigentlichen Kunstschätzen zugewandt. Was der Verfasser — ein Schüler von Rosenkranz in Königsberg — im philosophischen Geiste über die Antinousköpfe und im ästhetischen über den Torso sagt, dürfte der unbefangene Leser willig unterschreiben. Einen wohlthuenden, weil mehr Ruhepunkte beschaulicher Betrachtung bietenden Abschluß gewähren die Ausflüge in die Campagna, nach Frascati und Tivoli, in denen der überall mit scharfen Pinselstrichen gezeichnete Gegensatz des alten und neuen Roms zur milden Perspektive eines landschaftlichen Hintergrundes sich abtönt.

— Karl Ritter. In der letzten Jahresversammlung der Pariser geographischen Gesellschaft brachte der Präsident Elie de Beaumont in einem kernigen, inhaltreichen Vortrage dem Gedächtniß Humboldt's und Karl Ritter's seine Huldigung dar. Mit Bezug auf Letzteren namentlich sagte er: „Ein nicht minder als das Ableben Humboldt's schmerzlicher Trauerfall hat im Laufe des vorigen Jahres die geographische Gesellschaft betroffen. Herr Karl Ritter ist in einem sehr vorgerückten Alter zwar aus dem Leben geschieden, hat indessen die unerschöpflichen Schätze einer Gelehrsamkeit, die er in seinem großen Werke über Asien noch nicht vollständig niederlegen konnte, mit in's Grab genommen. Während seine Arbeit gleichen Schritt hielt mit der Wichtigkeit des Gegenstandes, mit der Zahl und dem Umfang der Dokumente, welche die Wissenschaft seit Herodot und Strabo bis Everest, Jacquemont und Hügel aufgehäuft hat, entfaltete Ritter in der Reihe von Bänden seiner Erdkunde von Asien das vollständigste Bild des Erdtheils, der die Wiege des Menschengeschlechts war, und dessen ungeheuer ausgedehnter Raum in seinen mannigfaltigen Klimaten noch heute mehr als die Hälfte der gegenwärtig lebenden Menschen ernährt."

J. C.

* Rom und die Campagna. Eine Skizze von Moritz von Kalckstein. Berlin, 1860, Ferd. Schneider.

** Gleiche Vorzüge, sowie den einer geistreichen Auffassung des Volkslebens, darf man auch dem kurz vorher über Rom und die Campagna erschienenen Buche „Torso und Korso," von Hermann Lessing (Berlin, Springer, 1859), zuerkennen. Leider ist uns dieses Buch nicht zeitig genug zugegangen, um es, wie viele andere Zeitschriften gethan, mit dem Reiz der Neuheit anzeigen zu können. D. R.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Bestellungen
übernimmt jedes Postamt des deutsch-österreichischen Postvereines, sowie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallstraße Nr. 21) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazin's“ nicht direkt correspondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commissionaire, Herrn B. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

Herausgegeben von **Joseph Lehmann.**

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird

№ 14. Mittwoch, den 4. April 1860. **29. Jahrgang.**

Inhalt:

Frankreich.

Frau von Swetschin und ihr Pariser Salon.

Wie bei uns in Deutschland, gleichsam zu sichtbarem Anzeichen, daß ein Säkulum abscheidet, die letzten großen Fürsten der Wissenschaft und Kunst und die Bannerträger der vaterländischen Idee heimgehen, so sterben in Frankreich die Salonköniginnen hinweg, deren Ruhm, wenn auch minder an Werthe, doch fast eben so ausgebreitet und kosmopolitisch ist. Wir haben Alexander von Humboldt, Rauch, Ritter, Arndt bestattet — und wenn, wie angedeutet, nach altrömischer Lehre ein Säkulum dann endet, wenn die Längstlebenden einer Generation zur Ruhe gegangen sind, dann dürften wir aus Alex. v. Humboldt's und Arndt's Ableben wohl den Schluß ziehen, daß wir in eine neue Zeit eintreten, welche ihre besondere Signatur haben wird, und wenn in Paris in auffallender Gleichzeitigkeit die alten gefeierten Salons geschlossen werden, die für Frankreich bisher die eigentlichen Brutheerde der Literatur, der Kunst, Politik, Religion gewesen sind, wenn die Fürstin von Lieven, Madame Récamier und Madame Swetschin hinter einander ihr Scepter niedergelegt haben, mit dem sie so lange über ganze Schaaren von Schöngeistern, Künstlern, Journalisten, Politikern, Abbé's u. s. w. geboten, so hat das — wenn wir uns hier des Ausdruckes der Volksdivination bedienen wollen — wohl etwas zu bedeuten.

Der Salon der Frau von Swetschin und die Rolle, welche diese vornehme Russin — der Name verräth schon die Nichtfranzösin — in Paris gespielt, sind jedenfalls in Deutschland weniger bekannt, als die der anderen beiden Damen; indeß selbst bei den kosmopolitischen Verbindungen unserer Tage wird doch noch gar Manches erst nach dem Tode berühmt. — Zudem trug der Salon der Frau von Swetschin einen Charakter, der minder geeignet war, die Augen des großen Publikums auf sich zu ziehen und sich bemerkbar zu machen. Madame Swetschin war eine zum Katholizismus übergetretene Russin; ihr Haus war der Versammlungsort alles dessen, was in Paris, einheimisch oder fremd, mit kirchlichen Interessen in Verbindung stand; der hohe Klerus, die Wissenschaft, Politik u. s. w. hatten in ihrem Salon einen Einigungspunkt.

Unter ihrem Nachlasse hat sich eine große Anzahl merkwürdiger Korrespondenzen und anderer Aufzeichnungen gefunden, welche theils für die Zeitgeschichte, theils in anderen Beziehungen von Interesse sind, und so hat denn ihr Testamentsvollstrecker und ehemaliger Hausfreund, der frühere Kultusminister, Graf von Falloux, es im Interesse des Publikums erachtet, eine Auswahl aus demselben zu treffen und zu einem zweibändigen Buche zusammenzustellen. Dasselbe ist unter dem Titel erschienen: „Madame Swetchine, sa vie et ses écrits, par M. le comte de Falloux.“ Wir entnehmen daraus Einiges, was aus diesen Schriften namentlich über das Leben und den Charakter einer jedenfalls nicht ungewöhnlichen Frau erhellt und mit der Zeitgeschichte in Verbindung steht. Denn allerdings ist es ein Stück Geschichte, das in diesem Buche durchlebt wird und sich in der bescheidenen Frauenseele abspiegelt; die Geschichte Rußlands, die Geschichte Frankreichs ist es, nach der sich die äußeren und inneren Erlebnisse dieser Dame gliedern, die einst den höchsten Regionen menschlichen Daseins nahe stand, und später wenigstens stets in den hohen lebte.

Sophie Soymonov ist der Geburtsname von Frau von Swetschin; ihr Vater Soymonov war Geheimsekretair der Kaiserin Katharina II., dem diese Tochter 1782 geboren wurde. Er war ein sehr liberaler Mann und muß innerhalb seiner vier Wände weit liberaler gewesen sein, als es einem Russen von dieser Stellung geziemte; seine Tochter schwärmte zu einer Zeit, wo Kinder eigentlich noch nicht wissen sollen, daß es dergleichen Dinge gebe, schon für die französische Revolution. Das moskowitische Dämchen war etwa sieben Jahre alt, als es (im Herbste 1789) die ganze Gallerie im Hause mit kleinen Lichterchen illuminirte und dem Abends spät zurückkehrenden Vater, als er erstaunt nach der Ursache dieser Erleuchtung fragte, die Antwort gab: „Aber Väterchen, muß man nicht die Einnahme der Bastille und die Befreiung der armen französischen Gefangenen feiern?“

Soymonov war ein Schüler der Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts und lehrte seiner Tochter, was er selbst gelernt hatte; doch sollte sie nicht lange diesen Unterricht genießen. Er fiel in Ungnade bei Kaiser Paul; sein bester Freund verleugnete ihn deswegen — diese zwei Schläge wirkten so heftig auf sein Gemüth, daß er sie nicht lange überlebte. Von dieser Zeit fängt für seine Tochter ein ganz neues Leben an, das der Herausgeber des Buches durch Zusammenstellung der betreffenden Briefe sehr lebendig vor Augen treten läßt. Wir sehen, wie diese Dame den Tod der Kaiserin Katharina erlebt; wir sehen die Regierung des Kaisers Paul und sein gewaltsames Ende, die glänzende, aber melancholische Regierung Alexanders, die kräftige Herrschaft und den Tod des Kaisers Nikolaus, den Krimkrieg und den Fall Sebastopols an uns vorübergehen, bis zu ihrem Tode im Jahre 1857. Nachdem sie dem Triumph der Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts und der französischen Revolution zugejauchzt, lernte sie zu Petersburg ihre Mitschuldigen, ihre Gegner, wie ihre Schlachtopfer kennen; sie lernte unter der französischen Auswanderung an den Ufern der Newa Tugenden schätzen, die nur das Unglück bedurften, um im hellen Glanze zu scheinen, Umgangsformen, deren Vollkommenheit vielleicht nie wieder erreicht werden wird, endlich Leidenschaften, welche die Vergangenheit erklärte, und welche die Folgezeit mehr als ein Mal versucht hat, zu entschuldigen. So gelangte sie, trotz ihrer philosophischen Vorbildung, zum Verständniß der Idee des Christenthums und durch einen ganz freiwilligen Aufschwung, der vom eifrigsten und umsichtigsten Studium unterstützt wurde, zur entschiedensten Form des Christenthums, zum Katholizismus. Man kann sich denken, daß das Mitgefühl

mit den Leiden der französischen Emigrirten, welche der kleinen Revolutionärin jedenfalls näher lagen, als die der Bastillegefangenen, die Bewunderung ihres noblen Auftretens und ihrer feinen Lebensart an dieser Bekehrung und diesem Konfessionswechsel keinen geringen Antheil hatten, der freilich erst weit später und in Folge neuer Einwirkungen eintrat. Entschieden wurde damals ihrem jungen Geiste die Richtung gegeben, welcher derselbe die ganze Folgezeit treu blieb.

Die junge Sophie Soymonov entwickelte zeitig Willensfestigkeit, Opferbereitschaft, Pflichtgefühl und Arbeitsliebe. Zwölf bis vierzehn Jahre alt, verstand sie russisch, was die meisten ihrer gebildeten Landsleute gar nicht kannten, sprach italiänisch und englisch eben so rein, als französisch, das Deutsche korrekt, studirte lateinisch, griechisch und hebräisch. Ihr Vater hatte sie kurz vor seinem Tode noch mit einem Manne verheiratet, der eine glänzende Laufbahn gemacht und sein persönlicher Freund war. Sie war damals gerade siebzehn Jahre alt (1799.) „Der Aufenthalt am Hofe hatte ihr den Geschmack an der Arbeit nicht benommen; ihre Talente gesellschaftlicher Annehmlichkeit hatten bei dem Wetteifer gewonnen; noch heute existiren Pastellbilder von ihr, welche einem Künstler von Fache Ehre machen würden. Ihre volle, geschmeidige und umfangreiche Stimme war eben so vertraut mit den gelehrten und rührenden Harmonien des Norden, als mit den glänzenden Melodien Italiens; sie sang vom Blatte weg und spielte dabei die Begleitung auf dem Piano." — Ihre äußere Erscheinung zog nicht gerade die Blicke auf sich; aber ihre Physiognomie, ihre Geberden, ihr Sprechton hatten einen unaussprechlichen sympathischen Reiz. Ihre blauen, kleinen, etwas unregelmäßigen Augen waren belebt und voll Wohlwollen. Ihre Haut war von blendender Weiße, ihr Wuchs unbedeutend, ihr Gang bemerkenswerth leicht und anmuthig. Ihre geringsten Worte und alle ihre Bewegungen waren gleicher Weise von Zartheit und Vornehmheit durchdrungen.... General Swetschin war ein Mann von imposantem Aeußeren, festem und geradem Charakter, von ruhigem und heiterem Geiste, damals zweiundvierzig Jahr alt. Die junge Sophie nahm diese Wahl, wie Alles, was von ihrem Vater kam, mit der Unterwürfigkeit des Kindes auf.

Auch über General Swetschin und seine Verhältnisse zum Kaiser Paul und seiner Umgebung werden Mittheilungen geboten, die geschichtlichen Werth haben. „Der Kaiser beauftragte eines Tages den General mit der Ausführung eines grausamen Urtheilspruches an einem Obersten. Der General begab sich auf den Exercierplatz, ging auf den Verurtheilten, der bereits bis auf den Gürtel von seiner Kleidung entblößt war, los und sagte zu ihm: „Nehmen Sie Ihren Degen wieder, verlassen Sie Petersburg auf der Stelle, der Kaiser hat Sie begnadigt." — Hierauf geht er zurück und begiebt sich in's Kabinet des Kaisers. „Sire, ich bringe Ihnen meinen Kopf; ich habe den Befehl Ew. Majestät nicht vollzogen; der Oberst ist frei, ich habe ihm Ehre und Leben zurückgegeben. Lassen Sie mich gleich an seiner Statt hinrichten." — Der Kaiser ergriff mit Heftigkeit den Arm des Generals, stockte mit der Stimme und sagte dann: „Sie haben's gut gemacht; ich bedaure, daß ich nicht mit dem Großfürsten Alexander davon gesprochen." — Er fügte hinzu: „Nur möge das wenigstens nie in Petersburg bekannt werden."

General Swetschin hatte kurz vor Paul's Tode den Kommandantenposten mit der Wohnung im kaiserlichen Palaste erhalten; hierauf den eines provisorischen Gouverneur's von Petersburg. Dieser Umstand nöthigte die Verschworenen, die dem unglücklichen Kaiser zu Leibe wollten, ihn in's Geheimniß zu ziehen; indeß wies er nach der ihm von einem hochstehenden Mitgliede derselben gemachten Eröffnung jede Theilnahme von der Hand, obgleich er sich zum Schweigen verpflichtete und bat, daß man die Mittheilung so gut als nicht geschehen betrachten möge. Der General hat selbst in einem ziemlich unvollkommenen Französisch diesen Zwischenfall beschrieben; er liegt abgedruckt vor uns, und zeigt von dem inneren Getriebe der Verschwörung so viel, als man einem Manne mitzutheilen für gut fand, der jedenfalls die Unhaltbarkeit der Regierung des Kaisers Paul recht gut einsah, aber zu pflichtgetreu und ehrlich war, um sich zu einer hochverrätherischen Handlung herzugeben. „Der Plan ist festgestellt, heißt es in der Eröffnung des Grafen ***, die Mittel zur Ausführung sind gesichert, die Verschworenen zahlreich. Es handelt sich darum, den Michaels-Palast, sobald der Kaiser darin eingezogen sein wird, zu überrumpeln und von ihm die Abdankung zu Gunsten seines Sohnes zu verlangen. Der Kaiser wird zum Staatsgefangenen gemacht, in die Festung eingeschlossen und mit allen Rücksichten bewacht, welche ihm als Vater des Souverains gebühren. Wir können indeß nicht für die Zwischenfälle stehen, die bei der Ueberfahrt über die Newa in einer Jahreszeit eintreten können, wo sie mit Eis geht, namentlich in der Nacht."

Noch einmal wurde Swetschin abermals durch eine Anfrage von Seiten der Leiter der Verschwörung durch den Admiral R. in Versuchung geführt, die er gleichfalls mit einer Berufung auf seinen Eid abwies. Zwei Tage darauf wurde er am Morgen zum Senator ernannt, am Abende abgesetzt. Nach dem Tode des Kaisers fiel er in Ungnade, obgleich die Umstände, unter denen sie stattfand, nicht genauer bekannt sind. Jedenfalls hatte Paul seine Treue nicht erkannt, zumal sie eigentlich nur eine halbe war, und Alexander, umgeben von den Einflüssen der Mörder seines Vaters, wie er damals war, hatte von dem Sachverhalte wohl schwerlich klare Vorstellungen. Swetschin zog sich also ganz vom Hofe zurück, und obgleich Kaiser Alexander später mit dessen Frau einen sentimentalen Briefwechsel anknüpfte, scheint er doch nie seine Gunst in höherem Maße wieder erlangt zu haben. Ueberhaupt zeigte sich dieser Herrscher, der auf so unheimliche Weise auf den Thron gelangt war, ebensowohl gegen Die gleichgültig, welche ihm zur Herrschaft verholfen, als gegen Jene, welche dagegen gewesen waren, und dies war allerdings die beste Politik, die er unter diesen Umständen befolgen konnte. Fern vom Hofe, aber nicht von der Hauptstadt und ihrer Gesellschaft, führten Herr und Frau Swetschin ein Privatleben, in welches zahlreiche Freunde und ernste Studien eine Abwechselung brachten. Da die Aerzte der jungen Frau die Aussicht auf jede Mutterschaft benommen, so füllte sie die Lücke so gut als möglich durch die hingebende Sorgfalt, die sie der Erziehung einer jüngeren Schwester angedeihen ließ.

Mit dieser Zeit beginnt, was man die geistige Arbeit dieser Frau nennen kann; ihre Aufzeichnungen gehen bis in's Jahr 1801 zurück. Barthélemy's moralische Abhandlungen, die Vorschriften des Pythagoras, Bernardin de St. Pierre, Young's Nachtgedanken, Frau von Genlis, Homer-Uebersetzungen, Jean Jaques Rousseau, verschafften ihr Stoff zu Auszügen und Betrachtungen. Voltaire ist ausgeschlossen. „Ich habe Voltaire selten lesen können, ohne den peinlichsten Eindruck zu empfinden, während die Nachtgedanken Young's mich oft in eine angenehme Stimmung des Geistes versetzt haben."

Ebenso war sie von Marmontel's „Belisar" entzückt, den sie das Brevier der Könige nannte. Die Kaiserin Katharina hatte ihn in's Russische übersetzt. Später beschäftigte sie sich vorzüglich mit Rousseau, Maupertuis, Madame de Staël, Duclos, Madame Cottin, Paul und Virginie, Bourdaloue, Le Sage, Bossuet, den sie ganz vorzüglich bewunderte. Die Gedanken, welche sie nach dieser Lektüre niederschrieb, sind oft tief, manchmal auch ironisch und wechseln mit lebhaften Gefühlsergüssen ab, wie sie Frauen eigenthümlich sind. Bei dieser Gelegenheit erfahren wir, daß Frau v. Staël in ihrer „Delphine" die junge Russin zu porträtiren versucht hat — nicht immer ganz glücklich, wie diese selbst in einem dieser Ergüsse äußert.

Mehrere Umstände wirkten zusammen, um sie auf ihrem Wege zur Frömmigkeit zu bestärken und schließlich in den Schooß der katholischen Kirche zu führen. Die Frömmigkeit der Kaiserin Maria, Witwe Paul's I., deren schmerzliche Resignation während der unruhigen und drohenden Regierung des verstorbenen Zaren Sophie Soymonov gesehen und bewundern gelernt hatte, die Gesellschaft der französischen Emigranten in Petersburg, und vor Allem die Bekanntschaft mit dem sardinischen Gesandten, dem Grafen Joseph de Maistre, der später ihr Freund, ihr Rathgeber, ja fast ihr Leiter auf diesem Wege wurde, Alles dieses wirkte zusammen, ihrem lebhaften und gefühlvollen Geiste eine Richtung zu geben, in welcher er später ohne Schwanken verblieb. Das Kapitel, welches Falloux den französischen Emigranten in Rußland widmet, ist eines der interessantesten; mag auch die Auffassung ihre bestimmten Eigenthümlichkeiten haben, so kehrt sie doch eine Seite heraus, die gewöhnlich minder berücksichtigt wird, aber doch zur Ergänzung des Bildes gehört. Fürsten von Geblüt, große Herren, Geistliche, deren mehrere die Ehre gehabt hatten, den „Grafen von Nord" in Frankreich zu empfangen, oder kennen zu lernen, suchten eine Zuflucht an Paul's Hofe; sie wurden dort, Einige mit Pracht, Alle mit Edelmuth aufgenommen. Alexander übernahm diese Erbschaft seines Vaters; er fügte die edle Anmuth seiner Manieren, seine ausgesuchte Höflichkeit, seine Hülfsbereitschaft hinzu. Die stille Ergebenheit der Exilirten, die musterhafte Befolgung ihrer Religion, die fromme Aufopferung der Geistlichen, der erbauliche Tod der Fürstin von Tarent, der letzten Châtillon und Freundin Marie Antoinette's, machten auf die russische Gesellschaft, und insbesondere auf Frau von Swetschin den tiefsten Eindruck.

Dieselbe schloß in dieser Zeit einen Freundschaftsbund mit einem Fräulein Roxandra Stourdza, einer jungen Dame aus der bekannten walachischen Familie, welche Hofdame bei der Kaiserin Elisabeth, früheren Prinzessin Louise von Baden war, die Alexander noch als Großfürst in sehr jungem Alter geehlicht hatte. Trotz der Schönheit und Anmuth der

Kaiserin, war diese Verbindung nicht glücklich. Alexander war lange Zeit von seiner Gemahlin getrennt und trat ihr erst kurze Zeit vor seinem Tode wieder näher. Man weiß, wie sie ihn auf seiner letzten Reise im Süden des Reiches begleitete und sorglich pflegte.

Frau von Swetschin theilte zu Petersburg ihre Zeit zwischen ihrem Gatten, ihrer Schwester, welche Fürstin Gagarin und Mutter von fünf Knaben geworden war, Fräulein Roxandra Stourdza, dem Grafen de Maistre und dem Studium.

Dieses Familienleben wurde durch den Krieg mit Frankreich unterbrochen. General Swetschin trat in aktiven Dienst, und seine Frau zog sich auf ihre Güter in den Gouvernements Nischnei und Saratov zurück. 1813 half Kaiser Alexander mit seinen Russen den großen Entscheidungskampf in Deutschland auskämpfen; die Kaiserin hatte ihren Gatten um die Erlaubniß gebeten, ihn begleiten zu dürfen, sie aber nicht erhalten. Sie folgte ihm deshalb wenigstens in der Ferne und besuchte einige Hauptstädte Deutschlands. Fräulein Roxandra Stourdza befand sich in ihrem Gefolge, und dies gab Veranlassung zu einem Briefwechsel derselben mit der daheim gebliebenen Freundin, der einen bedeutenden Theil des Werkes einnimmt — freilich nur zur Hälfte, da die Briefe von Fräulein Stourdza nicht aufgefunden worden sind.

Der Styl von Frau v. Swetschin, der in den früheren Aufzeichnungen noch manche fremdartige Spur zeigt und nichts weniger als musterhaft erscheint, ist jetzt leicht, klar und sanft bewegt; die Gedanken machen Eindruck, ohne gesucht zu sein, und das Gefühl eines glühenden Patriotismus und einer Frömmigkeit, die ihr ganz Natur geworden, athmet in allen Briefen und belebt sie.

Einige Stellen sind interessant, auch im weiteren Sinne, namentlich aber das, was sie über den Grafen de Maistre, ihren Freund und Meister, äußert, von dem Lamartine in seinen Confidences ein ziemlich oberflächliches und verwaschenes Bild gezeichnet hat. Die Russin schmeichelt (gewiß absichtslos), aber doch scheint ihr Portrait wohl getroffen. Ein eigentlicher Proselytenmacher, der sie zum Uebertritt in den Schooß der Kirche vermocht hätte, wäre danach de Maistre nicht gewesen, sondern hätte mehr durch das Feuer seiner Ueberzeugung, durch seine heroische Fechterstellung gewirkt. „Ein Theologe, der von Religion redet“ — sagt Madame Swetschin in einem ihrer Briefe — „rührt mich weniger, als ein Weltmann, der von ihr durchdrungen ist; der eine sieht aus, als ob er nur eine Pflicht erfüllte, der andere, als ob er einem Drange folge, und ich kann kaum schwankend sein zwischen denen, welche überzeugt und denen, die blos überredet sind.“ — Man weiß, daß de Maistre einer der Hauptschriftsteller der kirchlichen und staatlichen Reaction und Restauration war, königlicher als der König und bedeutend katholischer als der Papst selbst — wagte er es doch in dem Buche „le Pape“ den guten, armen Pius VII. offen in's Gesicht zu schmähen, weil dieser Napoleon, den Wiederhersteller des Kultus, gesalbt und gekrönt hatte. Uebrigens hat er sich mit seiner diplomatischen Mission in Petersburg nicht viel Ehre eingelegt und um den Ruf gebracht, ein feiner, scharfsinniger und tiefer Diplomat zu sein; auch griff er, um gewisse Familiengeheimnisse und dergl. herauszubekommen, zu Mitteln, die — falls es nicht Verleumdung ist — sonderbar genug sind, um seinem Rufe als Theologe und frommer Mann zu schaden.

De Maistre war ein achtbarer Mann im Familienleben, ein für die Religion begeisterter Mann — das mag man zugeben — aber dabei ein Adliger alten Styls und ein kirchlicher Scholastiker, wie sie aus den dumpfen Klassenräumen der Jesuitenschulen hervorzugehen pflegen; — kommt Weltbildung und Diplomatie hinzu, so entsteht aus dieser Mischung ungleichartigster Bestandtheile der geistreiche Zelot, welcher der unfehlbaren Theorie die Moral liefert.

Frau v. Schwetschin lebte damals (nach dem Kriege) mit einem jungen Mädchen, Namens Nadine, das sie angenommen hatte, in großer Zurückgezogenheit auf einem Gute des Fürsten Variatinsky und studirte sehr eifrig den Katholizismus. — Sehr richtig widerrieth ihr de Maistre, die Sache auf diese Weise anzufangen; er wußte wohl, daß die Scholastik und kasuistische Jurisprudenz über den Primat Petri, die Rechte des heiligen Stuhles u. s. w., nicht das richtige Geistesfutter für eine so zarte und feinfühlige Frauenseele sei. „Niemals,“ schrieb er ihr, „werden Sie auf diesem Wege, den Sie einschlagen, zum Ziele gelangen. Sie werden sich mit Beschwerden überlasten, Sie werden seufzen, aber ohne Salbung und Trost; Sie werden einer gewissen dürren Wuth anheimfallen, welche die Fibern Ihres Herzens eine nach der andern benagen wird, ohne sich je von Ihrem Gewissen, noch von Ihrem Stolze losmachen zu können...... Jetzt lesen Sie Fleury, der vom Papste verworfen ist, um genau zu wissen, woran Sie sich in Bezug auf eben diesen Papst zu halten haben. Das ist sehr gut Madame, aber wenn Sie fertig sein werden, rathe ich Ihnen, die Widerlegung von Doktor Marchetti zu lesen; dann lesen Sie wieder Febronius gegen den römischen Stuhl.....“ und Graf de Maistre zählt nun dutzendweise die Oktav- und Quartbände auf, deren bloße Titel im Stande wären, uns schwindlig zu machen.

Am 18. November 1815 trat Frau von Swetschin feierlich zum Katholizismus über, obschon dieser Schritt vor der Hand geheim gehalten wurde. Damals waren, wie früher unter Paul, die Jesuiten noch in Rußland geduldet und hatten sich sogar eines gewissen Wohlwollens von Seiten des Hofes erfreut. Am 3. Januar 1816 erschien ein Ukas, der sie aus Moskau und Petersburg verbannte, und worin als Beweggrund hierfür ihre Proselytenmacherei, namentlich unter jungen Leuten und Frauen angegeben wurde. Sehr möglich, daß der Kaiser, der Hof, der russische Klerus den geheimen Uebertritt der Generalsfrau, die mit Fräulein Stourdza u. s. w. korrespondirte, zeitig genug erfahren hatte, und daß er mit Anlaß zu dieser Vertreibung der Jesuiten gab.

Dieses Ereigniß, welches hinlänglich Aufsehen erregte, hatte zunächst die Folge, daß Frau von Swetschin nun vortrat und sich öffentlich zu der neuen Gemeinschaft bekannte. Sie begab sich sogar in die Zelle des Superiors, Pater Rosaven, um ihm materielle Linderungen, welche die Lage erheischte, und die Tröstungen der Seele zu bringen. Dieser anerkennungswerthe Muth flößte dem Kaiser persönlich die lebhafteste Hochachtung ein; allein es dauerte nicht lange und neue Intriguen wurden angesponnen, um gegen General Swetschin das alte Mißtrauen in der Seele des Kaisers wach zu rufen; was die Folge hatte, daß dieser gerathen fand, Rußland den Rücken zu kehren. Seine Frau begleitete ihn, von Alexander bedauert, aber nicht zurückgehalten; er fand einen Ausweg zwischen seiner Schwäche als Herr und seinen Freundschaftsgefühlen, und bat Madame Swetschin, ihm während ihrer Reise zu schreiben. Diese Korrespondenz ist leider nicht aufgefunden worden.

Das russische Ehepaar kam also nach Paris, um hier den Winter von 1816 — 1817 zuzubringen. Frau von Swetschin war damals 34 Jahre alt. Sie fand hier den Marquis d'Autichamp, den Herzog von Richelieu, den Herzog von Blacas, die sie schon in Rußland kennen gelernt hatte. Auch brachte sie einen Brief de Maistre's an Herrn von Bonald mit, der sie lebhaft empfahl. Es konnte nicht fehlen, daß die convertirte Russin bald eine Unzahl Bekanntschaften machte und in alle hohen Kreise eingeführt wurde. Es war damals gerade im Anfange der Restauration, wo sich die alte zersprengte französische Gesellschaft wieder zusammenfand und mit neuer Hoffnung in die Zukunft sah, wo der Kult der Vergangenheit, die Religion, die Hingebung an das monarchische Prinzip die lebhaftesten Bestrebungen in jenen Kreisen hervorriefen, auf welche Madame Swetschin zunächst angewiesen war. Sie mußte sich hier bald heimisch fühlen. Sie schloß bald eine intime Freundschaft mit der Herzogin von Duras, in deren Salon sich damals „das compakte Bündel monarchischer Intelligenzen“ (wie Falloux sagt) zusammenfand: Chateaubriand, Abel de Rémusat, Cuvier, der Vicomte Matthieu de Montmorency, Molé, Villemain, de Barante. Hier traf sie auch beim Diner mit Frau von Staël zusammen, die sie in Rußland nicht gesehen hatte. Diese männliche Literaturdame machte ihre Bekanntschaft mit der Russin mit einem Grade von weltmännischem Schliffe, den man, wofern sie nicht eben eine Französin gewesen wäre, für ungeschliffen halten könnte. Nach dem Essen trat sie auf Frau v. Swetschin zu:

„Man hatte mir gesagt, Madame, daß Sie Lust hätten, meine Bekanntschaft zu machen. Hat man mich getäuscht?“

„Gewiß nicht, Madame,“ antwortete die Russin; „aber es ist immer der König, der zuerst spricht.“

„Warum nicht die Königin?“ sagte die Staël.

Als Frau v. Swetschin mit ihrem Gatten, der in Petersburg neuen Intriguen zu begegnen hatte, später auf ein Jahr nach Rußland zurückkehrte, entspann sich ein Briefwechsel zwischen ihr und der Herzogin von Duras. Wir erwähnen dies nur, weil darin mehrfach Chateaubriand's gedacht wird.

Die russische Familie, die in der Heimat bereits Vieles verändert getroffen hatte, kehrte nach Paris zurück; doch ehe sie sich daselbst völlig niederließ, machte sie 1827 eine Reise nach Italien. Diese ist wieder durch Briefe bezeichnet, durch Briefe an die Marquise von Montcalm und auch einen an Madame Récamier (aus Neapel). Letzterer ist sehr schwärmerisch. Auch Roxandra Stourdza ist nicht vergessen. — Endlich machte sich Frau von Swetschin zu Paris völlig heimisch und bezog, nachdem sie lange in der Nähe der Herzogin von Duras gewohnt, das Hôtel Nr. 71, Rue Saint-Dominique-Saint-Germain. Hier war es, wo sie ihren spezifisch kirchlichen Salon eröffnete. Graf Montalembert, Herr von

Falloux, Pater Lacordaire, Albert von Broglie und Alexis von Tocqueville waren ihre Hausfreunde, die daselbst noch manchen anderen Mann von Bedeutung einführten. Während dreißig Jahren sah Frau v. Swetschin in diesem Salon fast alle Berühmtheiten der Kirche, der Politik, der Wissenschaft vorübergehen. Man kann sagen, daß ganz Europa bei ihr repräsentirt war — der Nuntius Lambruschini, der Erzbischof von Quêlen, Donoso Cortes und General von Radowitz werden als Besucher ihres Salons genannt.

Die Julirevolution, obgleich sehr ihren Grundsätzen zuwider, änderte in ihrer äußeren Lage nichts; desto fühlbarer machte sich ihr und ihrem Gatten die Regierung des Kaisers Nikolaus. Aufgebracht gegen die französische Revolution, gegen den Aufstand Polens und von den Fortschritten des Katholizismus in seinem Reiche beunruhigt, lieh er den alten Beschwerden gegen den General Swetschin, die seit den Zeiten Paul's nie ganz eingeschlafen waren, Gehör, und so kam denn ein Urtheilsspruch nach Paris, der demselben einen entlegenen Winkel Rußlands zum Exil anwies. Das Ehepaar reiste demnach sofort nach Petersburg, um einestheils dem Befehle zu gehorchen, anderntheils sich zu verantworten. Frau von Swetschin rechtfertigt sich und ihren Gemahl, und ihrer Rückkehr nach Frankreich stand nichts im Wege; doch hatte die winterliche Reise für die zarte Gesundheit der Dame die übelsten Folgen. In der Fastnachtszeit 1835 in Paris wieder angelangt, verfiel sie in dreimonatliche schwere Krankheit. Das folgende Jahr traf sie ein noch härterer Schlag, indem ihre Pflegetochter Nadine, nach ihrer Verheiratung Gräfin Segur d'Augueffeau, in voller Jugendblüthe hinweggerafft wurde. Man kann sich denken, daß nach solchen Prüfungen die fromme Frau noch ascetischer wurde und sich ganz dem Gebete, der Meditation und den Werken der Barmherzigkeit hingab. Zwei junge und rüstige Freunde, die der Gegenstand ihrer mütterlichen Sorgfalt geworden, erschienen damals auf der religiösen und politischen Weltbühne: der Graf Montalembert und der Abbé Lacordaire. — Sie hatte zuerst des Letzteren hohe Befähigung erkannt und ihn dem Erzbischofe Monseigneur de Quêlen empfohlen. Lacordaire gerieth in den größten Schrecken, als ihm derselbe die Kanzel von Notre-Dame anwies.

Die Revolution von 1848 erschütterte die ganze Welt in ihrer Nähe, und die schrecklichen Scenen, die damals Paris mit Blut tränkten, machten auch ihr Herz bluten. In diesem Jahre starb auch ihr Gatte, der alte General Swetschin, ein einfacher Mann, bescheidener Christ, treuer, gehorsamer Unterthan, aber stolz „selbst in der Unterwerfung." In dieser Zeit war es auch, wo General von Radowitz und Donoso Cortes bei ihr eingeführt wurden.

Die Beschwerden des Alters machten sich bei der ohnehin schwächlichen Dame immer fühlbarer, und so ist von dieser Zeit ab nichts mehr zu erreichen, was für das äußere Leben von Bedeutung wäre. Zwei Abhandlungen über „das Alter" und die „Entsagung" sind von ihr in diesen Jahren verfaßt worden, „eine Art religiöser Meditationen, wo die Loskettung von der Erde, die himmlische Geduld in Leiden, die Annäherung des Unendlichen und der lebhaft ersehnte Frieden im Schooße Gottes ein Bild von ruhiger, sanfter, melancholischer Färbung bilden, aus dem aber der Strahl göttlicher Hoffnung alle Furcht und Traurigkeit hinweggebannt hat."

Sie erlebte noch den Krieg zwischen Frankreich und Rußland, der ihr, welche gewissermaßen beiden Nationen angehörte, schmerzlich genug sein mußte; sie erlebte den Tod des Kaisers Nikolaus, mit dem gleichfalls für sie eine ganze Lebensperiode zu Grabe ging, und auch mit ihr ging es rasch bergab. Sie zog sich in die Ruhe des Landlebens, nach Fleury, am Saume des Waldes von Fontainebleau zurück, wo Frau von la Rochejaquelin, eine von den Töchtern der Herzogin von Duras ihr ein Schloß zur Verfügung gestellt hatte; dort verlebte sie zwei Jahre in häufiger Gesellschaft mit ihren Freundinnen, der Baronin von Seebach, Tochter ihrer Freundin, der Gräfin Nesselrode, und Madame Craven, Tochter des Grafen de la Ferronays, ehemaligen Gesandten zu Petersburg. Sie starb, wie gesagt, 1857, ruhig und gottergeben, wie sie gelebt hatte.

Die Auswahl aus ihren hinterlassenen Papieren, welche Herr von Falloux herausgegeben, ist, wie wir schon bemerkt, eben so sehr und vielleicht noch in höherem Grade durch die Briefe ausgezeichneter Personen, mit denen sie Umgang gehabt — wie z. B. Alexis von Tocqueville — als durch ihre eigenen Schriften merkwürdig. — Den Charakter der Letzteren haben wir bereits angegeben. Eine Schriftstellerin von Fach war Frau von Swetschin nicht und wollte es nicht sein; sie giebt sich in ihren Briefen an ihre Freundinnen hin und schüttet ihre Seele aus, wie dies bei geistreichen und zartfühlenden Frauen so gewöhnlich ist; der Werth derselben liegt theils in den Seelenzuständen, in dem geistigen Entwickelungsgange, der zu Tage tritt, theils in den Verhältnissen, in denen sie zu hohen oder ausgezeichneten Personen stand. Ihre übrigen Schriften sind Aufzeichnungen, die sie für sich selbst macht, Beobachtungen des eigenen Innern, psychologische, moralische Aphorismen u. s. w., die bisweilen tief und geistreich im besseren Sinne sind. Z. B.:

„Fürchtet vor allem die Verbitterung und Aufregung im Zorn.

„Gott segnet den Menschen nicht, weil er gefunden, sondern weil er gesucht hat.

„Man kann über Alles hinweg sein, und braucht doch nicht blasirt zu sein.

„Die Servilität geht fast immer über Mißbrauch des Befehles hinaus.

„Der Gott der Christen ist der Gott der Verwandlungen; du wirfst in seinen Busen den Schmerz, und ziehst heraus den Frieden; du wirfst hinein die Verzweiflung, und siehe, die Hoffnung schwimmt oben auf; einen Sünder hat er geschlagen, und ein Heiliger dankt ihm.

„Die Frömmigkeit mildert Alles, was der Muth erträgt.

„Ich will, daß man ein Heiliger werde; aber ich will, daß man vor Allem und im höchsten Grade ein rechtschaffener Mensch sei.

„Es ist falsch, daß schwerer Kummer für leichtere Schmerzen minder empfindlich macht.

„Für diejenigen, die Alles können, ist Alles ein Wunder, was sie nicht können.

„Die Höflichkeit bei einer Hausfrau besteht darin, die Unterhaltung zu nähren, aber sich nie ihrer zu bemächtigen. Sie hat die Aufsicht über dieses heilige Feuer; aber es müssen sich Alle ihm nähern können."

England.

Eine neue Theorie der Fortpflanzung.

Professor Huxley, einer der bedeutendsten Naturforscher Englands, bespricht in „Macmillan's Magazine" das von unserem Londoner Korrespondenten bereits erwähnte, neu erschienene Werk Darwin's „Origin of Species," welches über die Entstehung neuerer Thierarten ganz neue Ansichten aufstellt. Wir entnehmen aus dieser Besprechung, was uns das Hauptsächlichste zu sein scheint, und unseren Lesern am meisten von Interesse sein dürfte.

„Jedermann weiß, daß das Häutchen, welches die Oberfläche der Erdmasse bildet, in seiner kaum zehn Meilen (englische) betragenden Dicke, welche menschlicher Forschung zugänglich ist, zum größten Theil aus Steinbetten und Lagen besteht, d. h. aus dem verdichteten Schlamm und Sande früherer Meere und Seen, die auf einander geschichtet werden und also desto älter sind, je tiefer sie liegen. Diese zahlreichen Ablagerungen bieten solche Aehnlichkeiten und wieder solche Verschiedenheiten unter einander dar, daß ihre Klassificirung in Gruppen oder Formationen möglich ist, und diese Formationen werden wieder in noch größere Abtheilungen zusammengethan, die bei den älteren Geologen primär, secundär und tertiär heißen; bei den neueren paläozoisch, mesozoisch und kainozoisch. Die Grundlage der ersteren Nomenklatur war das relative Alter der Lagerungsgruppen; die der letzteren die Arten der in ihnen enthaltenen Lebensgebilde.

„Obgleich nur ein Häutchen, verglichen mit dem ganzen Durchmesser unseres Planeten, ist die ganze Reihe der Formationen doch ungeheuer, wenn sie nach menschlicher Größe gemessen wird, und wie alle Handlung Zeit zur Annahme braucht, so werden wir gezwungen, diese Mineralmassen als Maß der Zeit zu betrachten, die während ihrer Anhäufung vergangen ist. Der Betrag der Zeit, welche sie darstellen, steht allerdings im umgekehrten Verhältnisse zur Stärke der Kräfte, die in Thätigkeit gewesen sind. Wenn in der alten Welt Schlamm und Sand sich auf dem Meeresgrunde zehn Mal schneller häuften, als heutzutage, so ist klar, daß ein Schlamm- oder Sandbett von zehn Fuß Dicke damals in derselben Zeit sich gebildet haben müßte, als eine Schicht ähnlicher Stoffe von ein Fuß Dicke sich heute bilden würde, und umgekehrt.

„Beim Beginn seiner Forschungen hatte also der physikalische Geologe zwischen zwei Hypothesen zu wählen: entweder haben während der Zeitalter, welcher durch die aufgehäuften Schichten dargestellt sind, und welche wir die geologische Zeit nennen können, die Naturkräfte mit wesentlich derselben intensiven Stärke gewirkt, als heutzutage, und dann muß der Zeitlauf, den sie darstellen, etwas Fabelhaftes und Unbegreifliches sein, oder in der Urzeit waren die Naturkräfte bei weitem stärker, als

jetzt, und dann ist die Zeit, während welcher sie diese Wirkungen hervorbrachten, verhältnißmäßig kurz.

„Die früheren Geologen bekannten sich fast einstimmig zu der letzteren Ansicht, denn sie hatten von der jetzigen Thätigkeit der Natur nur geringe Kenntniß und lasen die Jahrbücher der geologischen Zeit, wie ein Kind die römische oder griechische Geschichte liest und sich einbildet, daß das Alterthum groß, heroisch und der jetzigen Zeit unähnlich sei, weil es seiner geringen Kenntniß von der Gegenwart so scheint. So wurden auch die früheren Beobachter durch den anscheinenden Abstand von alter und neuer Naturordnung mit Verwunderung erfüllt; die elementarischen Kräfte schienen in der Urzeit großartiger und energischer gewesen zu sein.....

„Doch allmählich wurden denkende Forscher der Geologie zur Wahrnehmung geleitet, daß die frühesten Anstrengungen der Natur keineswegs die großartigsten waren. Alpen und Anden sind Kinder von gestern her, verglichen mit dem Snowdon und den Cumberlandhügeln, und die sogenannte Eisepoche — d. h. jene, worin vielleicht die ausgedehntesten Naturveränderungen, von denen noch Spuren vorhanden sind, stattgefunden haben — ist die letzte und jüngste unserer Erdrevolutionen. In dem Maße, wie die physikalische Geographie — d. i. die Geologie unserer eigenen Epoche — zur Wissenschaft erwachsen und die gegenwärtige Ordnung der Natur durchstöbert worden ist, hat sich die anscheinende Nothwendigkeit der Annahme, daß die Vergangenheit von der Gegenwart bedeutend verschieden war, sehr vermindert.

„Die Fortwälzungskraft der größten Fluth, die wir uns denken können, sinkt in's Unbedeutende neben der des langsam treibenden, langsam schmelzenden Eisberges oder des Gletschers, der mit Schneckenschritt jeden Tag eine Elle macht. Das Studium der Delta des Nils, des Ganges, des Mississippi hat uns gelehrt, wie langsam die träge Wirkung des Wassers ist, wie ungeheuer dagegen die Wirkungen, wenn ihm Zeit zur Wirksamkeit gelassen wird. Die Riffe des stillen Ozeans, die Senkblei-Untersuchungen des Atlantischen Meeres zeigen, daß wir die langsam wachsende Koralle und das kaum wahrnehmbare Thierchen, welches nach kurzem Leben seine Schaale auf denen seiner Brüder und Ahnen zurückläßt, als die Ursache der Bildung von Kalkstein ansehen müssen, und nicht geträumte Ozeane mit kalkigen Salzen zum Niederschlagen geschwängert."

Professor Huxley zieht nun den Schluß, daß „die bekannten Kräfte, **wenn man ihnen Zeit giebt**, im Stande sind, alle Naturerscheinungen zu erklären, die wir in den Felsen finden. — Die neueren Naturforscher hätten diese Ansicht, oder strebten ihr wenigstens zu. Doch wenn sie dies thun, ist es klar, daß sie auf keine Weise die Frage präjudiciren, was wohl der physikalische Zustand unserer Erdkugel gewesen sein möge, ehe die Kapitel ihrer Geschichte beginnen, in der Zeit, die man die prägeologische nennen könnte." — Natürlich hört mit dieser prägeologischen Zeit Alles auf, und weitere Schlüsse verlieren ihren Anhalt.

Geologen und Paläontologen schreiben „über den Ursprung des Lebens" und „die erstgeschaffenen Formen lebender Wesen," als wenn das die familiärsten Dinge von der Welt wären, und selbst vorsichtige Schriftsteller scheinen auf dem freundlichsten Fuße zu stehen mit dem „Archetypon," durch welches der Schöpfer „beim Krachen einstürzender Welten" geleitet wurde.

Gerade, wie man gewohnt ist, sich einzubilden, daß das alte Universum dem jetzigen entgegengesetzt war, so nimmt man noch im weiten Umfange an, daß die lebende Bevölkerung unseres Erdballes, sei sie Thier oder Pflanze, in älteren Epochen Formen von so schlagendem Gegensatze gegen die, welche wir jetzt um uns sehen, darbot, daß sie kaum etwas mit einander gemein haben. Durchgehends nimmt man schweigend an, daß wir alle Lebensformen, die jemals existirten, vor uns haben; und obgleich sie der Fortschritt der Wissenschaft jährlich und beinahe monatlich von ihrem Platze vertreibt, so verschanzen sie sich doch stets hinter einer neuen Vertheidigungslinie, als ob nichts geschehen wäre, und verkünden den „neuen Urbeginn," als „den wahren Urbeginn."....

„Die zahlreichen Arten von Thieren und Pflanzen, neuerer, sowohl als fossiler, werden, wie man weiß, von den Zoologen und Botanikern nach ihren natürlichen Verwandtschaften in Gruppen geordnet, welche die Namen von Klassen, Ordnungen, Familien, Sippen, Arten 2c. erhalten. Nun ist es ein merkwürdiger Umstand, daß, von einem großen Gesichtspunkte betrachtet, die lebenden Wesen durch die ganze geologische Zeit eigentlich so wenig verschieden waren, daß kein Reich und keine Klasse gänzlich erloschen oder ohne lebende Vertreter ist. Wenn wir zu den kleineren Gruppen hinabsteigen, so finden wir, daß die Zahl der Pflanzenordnungen etwa zweihundert beträgt; und ich habe es von der besten Autorität, daß keine einzige davon absolut fossil ist, so daß es nicht einen einzigen erloschenen Ordnungstypus im Pflanzenleben giebt, und erst wenn wir zur nächsten Gruppe, oder zu den Familien hinabsteigen, finden wir dort Typen, die vollständig erloschen sind. Andererseits mag die Zahl der Thierordnungen auf etwa hundert und zwanzig gerechnet werden, und von diesen haben acht oder neun keine lebenden Vertreter. Das Verhältniß erloschener Ordnungstypen von Thieren zu den lebenden Typen überschreitet also nicht sieben Prozent — ein wunderbar niedriges Verhältniß, wenn wir die ungeheure Dauer der geologischen Zeit in Betracht ziehen.

„Eine andere Art von Betrachtungen, zwar verschieden, aber doch in derselben Richtung gehend, scheint übersehen worden zu sein. Es ist nicht blos richtig, daß der allgemeine Constructionsplan von Thieren und Pflanzen in allen uns zugänglichen Zeiten derselbe gewesen ist, wie jetzt, sondern daß es besondere Thier- und Pflanzenarten giebt, welche durch ungeheure Epochen, bisweilen durch alle nachweisbaren Zeiten hindurch mit sehr geringer Aenderung bestanden haben. Mit Rücksicht auf dieses Sichgleichbleiben möchte man versucht sein, die typische Form einer solchen Art einen „Dauertypus" zu nennen, im Gegensatze zu jenen Typen, die nur kurze Zeit im Laufe der Geschichte der Welt aufgetreten sind. Beispiele dieser Dauertypen sind im Thier-, wie im Pflanzenreiche zahlreich genug vorhanden. Die älteste Pflanzengruppe, die wir kennen, ist die, aus deren Resten die Kohle besteht, und soweit diese Kohlenpflanzen bestimmt werden können, sind sie Farrenkräuter, Bärlapp oder Koniferen, die in vielen Fällen mit den jetzt lebenden generisch dieselben sind.

„Unter den Thieren lassen sich Beispiele derselben Art in jeder Klasse nachweisen. Die Globigerina der Atlantischen Senkbleiforschungen ist identisch mit der, die sich im Kalke findet, und die Formen der untern Foraminifera, welche Ehrenberg neuerdings beschrieben hat, scheinen in jener entlegenen Periode das Bestehen von Gestaltungen anzuzeigen, die den heutigen ungemein ähnlich sind. Unter den Korallen sind die paläozoischen Tabulaten genau nach demselben Typus konstruirt, wie die neuen Milleporen, und wenden wir uns zu den Mollusken, so bringen die spruchfähigsten Malakologen keinen generischen Unterschied zwischen den Oraniae, Lingulae und Discinae der silurischen Gesteine und den jetzt lebenden heraus. Unser heutiger Nautilus hat seine stellvertretende Art in jeder großen Formation von der ältesten bis zur jüngsten. In der großen Klasse der Ringthiere bieten die zwei obersten Klassen, die Insekten und die Spinnen, eine wunderbare Gleichmäßigkeit des Typus dar. Die Kellerasseln der Kohlenzeit sind denen, die heute in unseren Kohlenkellern umherlaufen, ungemein ähnlich, und ihre Heuschrecken, Termiten, Libellen stehen im engen Anschluß an die Glieder derselben Gruppen, die jetzt auf unsern Feldern zirpen, unsere Häuser unterhöhlen, oder mit leichter Anmuth um die Ufer unserer schilfbewachsenen Weiher fliegen. In gleicher Weise können die paläozoischen Scorpione nur vom Auge eines Naturforschers von den heutigen unterschieden werden.

„Endlich hält auch das Gesetz in Bezug auf die Wirbelthiere Stand; gewisse Typen, wie z. B. die der ganoiden und placoiden Fische, haben von der paläozoischen Epoche bis heutzutage ohne größere Abweichung von dem normalen Muster bestanden, als die, welche man innerhalb derselben Gruppen noch jetzt wahrnehmen kann. Selbst unter den Reptilien — jener Klasse, welche verhältnißmäßig die meisten erloschenen Typen aufweist — hat **ein Typus**, der der Crocodilia mindestens vom Beginne der mesozoischen Epoche, bis herab zur gegenwärtigen Zeit mit solcher Beständigkeit fortgedauert, daß das Maß der Veränderung, die er aufzeigt, im Verhältniß zu der verflossenen Zeit, mit vollem Rechte unbedeutend genannt werden mag. Die unvollkommene Kenntniß, die wir von der alten Säugethierbevölkerung unserer Erde haben, führt zu dem Glauben, daß einige ihrer Typen, z. B. die Marsupialia mit entsprechend geringer Veränderung durch eine ähnliche Zeitendauer bestanden haben.

„So würde also nachzuweisen sein, daß, trotz der großen Veränderung, welche die thierische Bevölkerung unserer Erde als Ganzes aufweist, gewisse Typen verhältnißmäßig ohne Veränderung geblieben sind, und es entsteht die Frage, was haben solche Thatsachen für ein Gewicht in Bezug auf unsere Vorstellungen, von der Geschichte des Lebens in der geologischen Zeit? Die Antwort auf diese Frage würde von der Ansicht abhängig scheinen, die wir uns rücksichtlich des Ursprungs der Art im Allgemeinen gebildet. Wenn wir annehmen, daß jede Thier- und Pflanzenart durch einen besonderen Akt der Schöpferkraft gestaltet wurde, und wenn die Arten, welche unausgesetzt auf einander folgten, durch diese besonderen Akte auf die Erde gesetzt wurden, dann ist die Existenz von Dauertypen einfach eine unverständliche Unregelmäßigkeit."

Hierauf kommt Professor Huxley zu dem Schluß: „Die Hypothese, daß die Formen oder Arten lebender Wesen, wie wir sie kennen, durch die

stufenweise Modification früher existirender Typen entstanden sind, ist die annehmbarste. Sie gewinnt jetzt wenigstens die vorläufige Beistimmung der besten Denker des Tages." Danach wären also Pferd, Esel, Zebra, Dschiggetai ꝛc. Modificationen und Abarten eines pferdeartigen Unthieres, welche durch klimatische Einflüsse ꝛc. stehend geworden; ebenso würde dann die Entstehung der Menschenraçen aus einem einzigen Paare angenommen werden müssen. Wir wissen freilich nicht, was die anderweitige geologische Geschichte der Erde dazu sagt, ob sie die trennenden Meere und dergl. wegschaffen kann, welche z. B. zwischen dem virginischen Hirsche und unserem Rothwilde, oder dem indischen liegen, oder zwischen dem bos urus, dem Zebu u. s. w., der alten Welt und dem amerikanischen Bison. Diese Annahme scheint wenigstens mit den bisherigen Theorien der Erdrevolutionen, die freilich Professor Huxley mit anderen, auch deutschen Naturforschern ganz oder halb aufzugeben scheint, nicht recht vereinbar.

Der Vortrag, dem wir Vorstehendes entnommen, ist von dem erwähnten Gehrten in der Royal Institution of Great Britain vor längerer Zeit gehalten werden; er dient als Einleitung zur Besprechung des bereits angeführten Buches von Professor Darwin, einem Freunde und Forschgenossen, der zu ziemlich ähnlichen Schlüssen gelangt ist. Seine Aufnahme in England ist nicht die beste gewesen. „Die hastigere Sorte von Kritikern hat angefangen, nicht meines Freundes Buch zu besprechen, sondern darüber in einer Weise zu heulen, welche den Geist des Publikums sehr beirren muß. Niemand wird zufriedener sein, als ich, wenn Mr. Darwin's Buch widerlegt wird, wenn Jemand im Stande sein sollte, diese Aufgabe zu vollführen; aber ich möchte andeuten, daß durch bloße sarkastische Entstellung die Widerlegung verzögert, nicht befördert wird. Wer die Viehzucht studirt, Taubenliebhaber oder Pomologe geworden ist, muß überrascht worden sein durch die ungemeine Modificationsfähigkeit und den Gestaltenwechsel jener Thier- und Pflanzenarten, die solchen künstlichen Bedingungen unterworfen werden, wie sie die Häuslichmachung auflegt. Hundewürfe sind verschiedener von einander, als Hund und Wolf, und die rein künstlichen Taubenarten würden, wenn ihr Ursprung unbekannt wäre, von Naturforschern sicher als verschiedene Species, ja als verschiedene genera angesehen werden. Diese Zuchten werden stets in derselben Weise erzielt. Der Züchter wählt ein Paar aus, von denen ein Theil oder der andere, oder beide ein Anzeichen der Besonderheit bieten, die er fortzupflanzen wünscht, und dann wählt er von dem Erzeugten das aus, was am meisten Charakter hat und verwirft das andere. Von der gewählten Erzielung züchtet er wieder, und mit derselben Vorsicht, wie vorher, wiederholt er den Prozeß, bis er den bestimmten Unterschiedsgrad von dem Urtypus erreicht hat, nach welchem er gestrebt hat.

Wenn er nun mit der so festen Varietät einige Generationen weiter züchtet und dabei stets Sorge trägt, den Stamm rein zu erhalten, so wird der Trieb diese besondere Varietät hervorbringen, immer stärker und stärker erblich; und es scheint nicht, daß es eine Gränze für die Ausdauer der so entwickelten Raçe giebt.

„Männer, wie Lamarck, diese Thatsachen fürchtend und wohl wissend, daß Abarten, denen vom Züchter erzielten vergleichbar, sich häufig genug in der Natur vorfinden, auch findend, daß es unmöglich sei, in einigen Fällen zwischen Spielarten und wirklichen Arten zu unterscheiden, konnten schwerlich umhin, die Möglichkeit zu ahnen, daß selbst die ausgesprochensten Arten zuletzt blos ungewöhnlich dauerhafte Spielarten seien, und daß sie durch die Modification irgend eines gemeinschaftlichen Stammes entstanden, gerade so, wie man mit gutem Grunde glaubt, daß Spitz und Pudel, Hühner und Turteltauben entstanden sind.

„Aber es fehlt ein Kettenglied, um den Vergleich vollständig zu machen. Wer nahm in der Natur die Stelle des Züchters ein? Wie konnte das Geschäft der Auswahl, welches seine wesentliche Thätigkeit ist, durch bloße Naturtriebfedern ausgeführt werden? Lamarck erwog diese Räthselfrage nicht hinlänglich; ebensowenig gestand er seine Unfähigkeit ein, sie zu lösen; aber er ahnte eine Lösung. Heutzutage ist Rathen in der Wissenschaft ein sehr gewagtes Unternehmen, und Lamarck's Ruf hat schmerzlich gebüßt für die Abgeschmacktheiten, in welche seine grundlosen Annahmen ihn geführt haben.

„Lamarck's Konjekturen, mit einem neuen Hute und Stocke ausstaffirt, wie Walter Scott von einer alten, aufgewärmten Geschichte zu sagen pflegte, bildeten die Grundlage der biologischen Speculationen der „Vestiges," ein Werk, welches dem Fortschritt des gesunden Denkens über diese Dinge mehr Eintrag gethan hat, als irgend ein anderes, das man nennen könnte, und in der That erwähne ich es hier einfach, um in Abrede zu stellen, daß es etwas mit dem gemein hat, was wesentlich Mr. Darwin's Werk charakterisirt.

„Der vorstehende Zug des letzteren ist in der That der, daß er sich anheischig macht, uns zu sagen, was in der Natur die Stelle des Züchters vertritt, was die Entwickelung einer Spielart in das begünstigt, was als eine Art umläuft und was die einer andern hemmt, und daß er zuletzt zeigt, wie diese natürliche Auswahl, wie sie genannt wird, die physische Ursache der Hervorbringung einer Art durch Modification sein kann.

„Das, was in der Natur die Stelle des Züchters und Auswählers vertritt, ist der Tod. In einem höchst merkwürdigen Kapitel: „Ueber Kampf um Existenz," zieht Mr. Darwin die Aufmerksamkeit auf jene wunderbare Zerstörung des Lebens, die beständig in der Natur vorgeht. Jede Art hat ihre Feinde, jede Art muß sich mit andern vervollständigen für die Bedürfnisse des Lebens; das Schwächste geht zu Grunde, und Tod ist Strafe, welche alle Trägen und Schwächlinge trifft. Jede Spielart, welcher eine Art zur Entstehung verhilft, ist entweder besser oder schlechter für die Zustände umher geeignet, als ihre Eltern. Wenn sie schlechter geeignet ist, kann sie sich gegen den Tod nicht halten und schwindet wieder schnell hinweg. Wenn sie besser ist, muß sie früher oder später ihren Ahnherrn vom Angesicht der Erde ausstechen und seinen Platz einnehmen. Aendern sich die Zustände, so wird der Sieger auf gleiche Weise von seiner eigenen Nachkommenschaft ausgebeizt werden, und so mag durch Wirkung rein natürlicher Ursachen im Verlauf langer Zeitalter unbegränzte Modification stattfinden.....

„Ich glaube, den Grund genau festgestellt zu haben, auf welchem diese ganze Theorie stehen oder fallen muß, und es ist nicht meine Absicht, eine volle Beurtheilung des Werkes vorweg zu nehmen. Wenn bewiesen werden kann, daß der Prozeß natürlicher Auswahl in seiner Wirkung auf jede beliebige Art zu Spielarten führen kann, die so verschieden von einander sind, daß keines unserer Kriterien sie von einer wahren Art zu unterscheiden im Stande ist, wird Mr. Darwin's Hypothese vom Ursprunge der Art ihren gebührenden Platz unter den stehenden wissenschaftlichen Theorien einnehmen, welches auch ihre Konsequenzen sein mögen. Wenn Mr. Darwin andererseits geirrt hat, sei es in den Thatsachen, sei es in seinen Schlüssen, so werden seine Forschungsgenossen bald die schwachen Punkte seiner Lehre ausfinden, und ihre Vernichtung der Hypothese durch eine der Wahrheit näher kommende, wird sein Prinzip von der Naturauswahl als Beispiel aufstellen. Es ist die Pflicht des größeren Publikums, das Resultat in Geduld abzuwarten.

Italien.

Literatur-Bericht aus Italien.*

Politik und Geschichte.

Die französische Flugschrift „Der Papst und der Kongreß," welche in ganz Europa so außerordentliches Aufsehen gemacht hat, hat einen Vorgänger in Italien gehabt, wo schon einen Monat vorher folgende Schrift herauskam:

Sul dominio temporale dei Papi, considerazioni di G. B. Giorgini. Firenze.

Damals hatten die französischen Bischöfe angefangen, die weltliche Herrschaft des Papstes zu vertheidigen; gegen diese Bischöfe ist die vorliegende Schrift gerichtet, denen sie vorhält, daß Avignon ebenfalls dem Papste gehörte, und daß es doch von dem Kirchenstaate getrennt worden. Kardinal Consalvi protestirte allerdings dagegen auf dem Wiener Kongresse, und dennoch behielten die Franzosen dieses Eigenthum der Kirche. Der Verfasser ruft ihnen zu: „Wenn Ihr die erste katholische Nation sein wollt, so gebt zuerst Avignon zurück, ehe Ihr gegen uns Italiäner ein so heftiges Geschrei erhebt." Uebrigens ist es bemerkenswerth, daß diese Schrift ganz von denselben Grundsätzen ausgeht, wie die gedachte französische Schrift, vor der sie die Priorität voraus hat, daß sie aber Alles rein heraussagt, was der Franzose mit einer Menge von ehrfurchtsvollen und heuchlerischen Redensarten umhüllt. Wenn die Schrift des Herrn Giorgini früher in Deutschland bekannt geworden wäre, hätte sie gewiß dasselbe Aufsehen gemacht, wie die französische Flugschrift; abgesehen davon, daß man bei dieser eine höhere Miturheberschaft voraussetzte.

Es ist überhaupt zu bedauern, daß die neue italiänische Literatur nicht früher in Deutschland bekannt wird. Auch gehen sehr wenige der

* Vom Geheimen Justizrath Reigebaur.

italiänischen Zeitschriften und Zeitungen nach Deutschland; am meisten noch die ultramontanen, z. B. die Armonia, eine von dem Marchese von Virago in Turin, in Verbindung mit den Priester Margotto herausgegebene Zeitung, welche mit wahrer Berserker-Wuth die Constitution des Königreichs Sardinien angreift und die Italiäner gern in die gute Zeit des Mittelalters zurückversetzen möchte. Die Bischöfe zwingen die Pfarrer, diese Zeitung zu halten, und diese nöthigen sie wieder ihren Beichtkindern auf. Außer dieser Geistes-Nahrung für die gläubigen Seelen, geht die Civiltà cattolica viel nach Deutschland, die von dem Jesuiten-Kollegium in Rom herausgegebene Zeitschrift, welche die „Berliner Revue," nach ihrem Programme, zum Muster genommen hat. Wahrscheinlich haben die Jesuiten die vorliegende Schrift Giorgini's absichtlich todt geschwiegen; denn sie ist noch viel schlagender, als die französische, da die Italiäner bei weitem nicht so bigott, als der große Hanfe in Frankreich, sind.

Herr Giorgini, einer der bedeutendsten Publizisten zu Florenz, kennt natürlich Italien besser, als es die ausländischen Methodiker kennen; er war einer der Abgeordneten, welche dem Könige von Sardinien die Nachricht brachten, daß Toscana ihn zum Herrn haben wollte, während man in Deutschland fortwährend wiederholte, daß die Italiäner revolutionäres, republikanisches Gesindel seien. Er sagt, daß er für den Papst keine andere Rettung sähe, als daß Rom für eine neutrale Stadt erklärt werde, wo er seine geistliche Herrschaft fortsetzen könne.

Jetzt sind die Italiäner mehr mit den Waffen, als mit den Angelegenheiten der Kirche beschäftigt. Vor einigen Jahren wurden überall Sammlungen zur Anschaffung von hundert Kanonen für die Festung Alessandria veranstaltet, die so reichlich ausfielen, daß davon 126 Stück angeschafft werden konnten; jetzt wird für eine Million Gewehre gesammelt, denn die Bildung von National-Garden findet überall Beifall. Zu diesem Behuf ist folgende Schrift erschienen:

Teoria Militare della guardia nazionale. Torino, 1860. (490 S. mit Kupfertafeln.)

Das Werk ist aber nicht blos ein Exercir-Reglement, sondern enthält auch die betreffenden gesetzlichen Bestimmungen, und zwar mit dem 4. März 1848 anfangend, die also zum Theil erschienen nachdem der König Karl Albert am 10. Febr. 1848 freiwillig die Constitution gab, welche die ersten Klassen der Gesellschaft so lange erwartet hatten. Seit jener Zeit ist die Nationalgarde fortwährend zu jedem Sicherheits-Dienst, mit und ohne Militair benutzt worden. Im letzten Kriege ward ihr die Besetzung der Hauptstadt allein anvertraut, und Abtheilungen derselben verstärkten die Besatzung der Festungen Casale und Alessandria. Man hört nichts von Belästigung im Dienste, und auf der andern Seite ist man hier von aller Uniform-Spielerei weit enfernt. Daß sich die italiänischen Freischaaren unter Garibaldi brav geschlagen haben, ohne lange vorher eingeübt zu sein, ist allbekannt; ebenso die Vertheidigung von Rom gegen die Franzosen, die der tapfere Hauptmann Begetri beschrieben hat und nicht minder die Vertheidigung von Venedig, das erst dem Hunger, dem Mangel an Trinkwasser und der Cholera erlag.

Ein wichtiges Werk zur Geschichte des fünfzehnten Jahrhunderts in Italien ist nachstehendes:

La storia di Girolamo Savonarola e di suoi tempi, di Pasquale Villari, con nuovi documenti. Firenze, 1859. (I. Band, 490 S.)

Der 1452 geborne Savonarola war der Sohn des Leibarztes des Herzogs von Este zu Ferrara, dessen Hof den Wissenschaften die größte Unterstützung gewährte. Der Sohn des Leibarztes an einem solchen Hofe hatte daher Gelegenheit, die Welt und seine Zeit genauer kennen zu lernen und unter einem weiteren Gesichtskreise zu beurtheilen, als die anderen Mönche, in deren Reihen er eingetreten war, da damals der geistliche Stand ihn zum Kirchenfürsten machen konnte; obwohl die Italiäner nicht so viele geistliche Monarchen aufkommen ließen, wie wir in Deutschland (über 100), von dem Kurfürsten von Mainz bis zum souveränen Abte von Werden und zur Fürstin-Aebtissin in Elten herab; sie hatten an dem einzigen Papste und dessen weltlicher Herrschaft genug. Darum sagen auch die Italiäner, daß die Deutschen die Hierarchie groß gezogen hätten. Savonarola war der bekannte Vorläufer der Reformation. Daß das Leben eines solchen berühmten Gegners der geistlichen Mißbräuche jetzt in Italien mit Begierde gelesen wird, kann man sich leicht denken. Schon vor ein Paar Jahren erschien das Leben von Paolo Sarpi, einem andern Italiäner, welcher ebenfalls hart verfolgt ward, weil er sich den geistlichen Anmaßungen entgegensetzte. Das Werk war von dem gelehrten Kirchenhistoriker Bianchi-Giovini herausgegeben, der jetzt für den gefährlichsten Gegner des Papstthums gehalten wird.

Die seit einigen Jahren rühmlichst bekannte literarische Zeitschrift:

Revista contemporanea, compilata da Guglielmo Stefori. Torino, 1860. presso Pomba.

hat durch die Erweiterung des liberalen Italiens an Theilnahme gewonnen. Sie ist für Geschichte, Philosophie, Wissenschaft, Poesie, Reisen, Kritik, Bibliographie und schöne Künste bestimmt, und hat bedeutende Mitarbeiter, von denen wir nur den Marchese d'Azeglio nennen, welcher die jetzt so gewöhnlichen Hirtenbriefe der Bischöfe über politische Angelegenheiten scharf beurtheilt. Ein anderer gelehrter Mitarbeiter dieser, der Revue des deux mondes nachgebildeten Revista, ist der Ritter Begezzi-Ruscalla, welcher nicht nur sehr gut deutsch, sondern auch die meisten neuen europäischen Sprachen versteht. Er hat hier einen Artikel über die Nationalität der Savoyarden geliefert — ein Gegenstand, der jetzt auch in politischer Beziehung wichtig ist. Ein anderer Mitarbeiter ist der Freund der deutschen Literatur, Streffarillo, bekannt durch seine Uebersetzungen aus dem Deutschen und Englischen. Auch von dem bekannten Galenga finden sich hier ethnographische Abhandlungen; er ist der Verfasser des englischen Werkes: „Italien und die Italiäner," das unter dem Namen Mariotti erschienen und von Seybt vor einigen Jahren in's Deutsche übersetzt wurde.

Della economia pubblica, di Marco Miseghotti. Firenze, 1859, presso L. Morrier. (595 S.)

Einer der vornehmen und reichen Patrizier von Bologna hat hier seine Studien über die Staats-Wirthschafts-Lehre hauptsächlich auf die Grundsätze der Moral und des Rechts zurückgeführt.

Der erste Abschnitt des Werkes handelt von der Geschichte dieser Wissenschaft, und fängt, was bei den klassischen Reminiscenzen der Italiäner gewöhnlich ist, mit Plato, Aristoteles und den Römern an, geht dann zum Lehnswesen über, bis die tapfern Bürger in Italien das Gemeinde-Wesen begründeten. Im zweiten Abschnitt wird der Begriff und Umfang dieser Wissenschaft entwickelt; im dritten die Haupt-Grundsätze derselben; im vierten folgt die Anwendung dieser Grundsätze auf die Sittenlehre. Der fünfte Abschnitt endlich behandelt diese Wissenschaft aus dem Gesichtspunkte des Rechts, sowohl in Bezug auf das Privat- als das Familienrecht, und das Staats- und Völkerrecht.

Ein anderer vornehmer Bologneser Patrizier hat in folgendem Werke sich der leidenden Menschheit angenommen.

Scienza medica della Povertà, ossia la beneficenza illuminata, del Cte. G. Massei. Firenze. (3 Bände jeder an 550 Seiten).

Der erste Band bespricht die Leiden der Menschheit im Allgemeinen, den Ursprung der Armuth von der klassischen Zeit an und die Uebel und Krankheiten, welche sie mit sich führt. Im zweiten Theile zeigt der die Menschheit wahrhaft liebende Graf Massei die Heilmittel, wozu besonders Verschaffung von Arbeit gehört. Im dritten Bande werden die Medicinal-Polizei und wohlthätige Anstalten behandelt. Ein Anhang giebt umständliche Nachrichten über dergleichen Stiftungen in Bologna, von denen wir nur die der Marchese Pepoli und Malvezzi, der Grafen Marsigl und Aldobrandi, so wie der Fürstin Ercolani erwähnen.

Rußland.

Historische Literatur.

Die Censur-Erleichterungen, die seit der Thronbesteigung des gegenwärtigen Kaisers in Rußland eingetreten, sind namentlich der historischen Literatur zu Gute gekommen, die jetzt eine große Thätigkeit entwickelt. Von Kostomarow, der unter Nikolaus wegen Theilnahme an einer angeblich sozialistischen Verschwörung nach Sibirien exilirt wurde, und der nun seit Kurzem als Professor der Geschichte an der Universität Petersburg angestellt ist, erschien außer einer sehr ausführlichen Geschichte des Aufstandes der Kosaken unter Bogdan Chmelnizky gegen Polen eine nach handschriftlichen Quellen bearbeitete Darstellung der großartigen Empörung Stenka Rasin's, der zwischen den Jahren 1667 und 1671 das ganze südöstliche Rußland von Astrachan bis Nijni Nowgorod unter seine Gewalt brachte, und dem es auf ein Haar gelungen wäre, den Zaren Alexei Michailowitsch vom Throne zu stoßen.

Von Solowjew wurde der neunte Band seiner „Geschichte Rußlands seit den ältesten Zeiten," die Regierung Michail Feodorowitsch's (1613—1645) enthaltend, herausgegeben, und von Usträlow der sechste Band seiner Lebensbeschreibung Peters des Großen, der die Geschichte

des unglücklichen Zarewitsch Alexei behandelt, aber in einer Weise, die, wie aus den Bemerkungen der russischen Kritiker hervorgeht, sich weniger durch Unparteilichkeit und historische Treue, als durch das Bestreben, das grausame Verfahren Peter's gegen seinen Sohn zu rechtfertigen oder zu beschönigen, kennzeichnet.

Schtschebalsky, Verfasser einer, wenn wir nicht irren, auch in's Deutsche übersetzten Geschichte der Zarewna Sophia (Schwester Peter's des Großen), hat in dem Russkji Wjestnik eine anziehende Schilderung des Versuches mitgetheilt, den die russischen Bojaren nach dem Tode Peter's II. unternahmen, um der Kaiserin Anna Iwanowna eine aristokratische Constitution, nach dem Muster der damals in Schweden bestehenden, aufzuzwingen. So lange Anna der Krone noch nicht sicher war, versprach sie natürlich Alles; sobald sie aber die Macht in Händen hatte, zerriß sie den von ihr unterschriebenen Akt und begann mit Hülfe ihres Liebhabers Biron die blutigen Verfolgungen, welche die Macht des Adels brachen und in Rußland noch heute unter dem Namen der Bironowtschina in Andenken sind.

In dem genannten Journal erscheinen auch die Memoiren des Generalmajor Engelhardt (1766—1836), der in seiner Jugend Adjutant von Potemkin war und ein graphisches Bild von der Günstlingswirthschaft unter Katharina II. entwirft. Uebrigens ist Engelhardt, dessen Familie (die zu Anfang des 17. Jahrhunderts aus Kurland nach dem heutigen Gouvernement Smolensk kam) mit Potemkin weitläufig verwandt war, ein großer Verehrer desselben, und nennt ihn noch 40 Jahre nach seinem Tode nie anders, als den „durchlauchtigsten Fürsten."

Ein wichtiger Beitrag zur Zeitgeschichte sind die von dem Marine-Capitain Gendre publicirten Tagebücher und Briefe des Admirals Kornilow, der bei der Vertheidigung von Sebastopol getödtet wurde; sie werfen ein helles Licht auf die ersten Operationen des Krim-Feldzuges und zeigen, wie wenig die Russen auf einen Angriff von der Landseite vorbereitet waren. Außerdem sind noch die Biographien zweier, während des letzten Krieges thätigen und bald nachher verstorbenen russischen Notabilitäten, des Admirals Ricord, von Melnizky, und des Feldmarschalls Woronzow, vom Senator Tscherbinin, so wie eine neue Beschreibung des Feldzuges von 1812, von Bogdanowitsch, bei der die handschriftlichen Aufzeichnungen Barclay de Tolly's und anderer russischer Feldherren benutzt sind, zu erwähnen. Die Geschichte des Krieges in Italien und der Schweiz unter Suworow im Jahr 1799, von dem General Miljutin, jetzigem Chef des Generalstabes der Kaukasus-Armee, ist unlängst in einer zweiten Auflage erschienen.

—— + ——

Griechenland.

Neugriechische Literatur.

Die „Hellenika" des Xenophon. — Forschungen über die Nationalität der Neugriechen. — Reden des Patriarchen Photius.

Aus Athen sind uns einige dort von Griechen herausgegebene Schriften zugekommen, die für die Gelehrten im Allgemeinen, namentlich für die Philologen, Hellenisten und Geschichtsforscher von Interesse sein werden.

Die erste jener Schriften, über deren wesentlichen Inhalt wir hier das Nöthige kurz bemerken wollen, handelt von den unter dem Titel: *Ἑλληνικά* auf uns gekommenen „Griechischen Geschichten" des Xenophon („*Περὶ τῶν Ἑλληνικῶν τοῦ Ξενοφῶντος,*")* und hat den Griechen A. Kyprianos zum Verfasser. Derselbe hat in den letzten Jahren auf deutschen Universitäten seine wissenschaftlichen Studien gemacht, wo er vorzugsweise mit der altgriechischen Geschichte sich beschäftigte, und er untersucht nun in jener Schrift die Frage wegen Echtheit der „Hellenika" des Xenophon. Er bestreitet die Echtheit derselben, indem er dies magere, unzusammenhängende und kunstlos zusammengetragene Machwerk, welches eher einer byzantinischen Chronographie gleicht, des griechischen Geschichtsschreibers, der mit den übrigen beiden Historikern des griechischen Alterthums, mit Herodot und Thucydides, auf Eine Stufe gestellt ward, und der als Philosoph mit Plato und Aristoteles zugleich genannt zu werden pflegte, geradezu für unwürdig erklärt. Er vermuthet daher, daß dem Geschichtswerke des Xenophon, welches von Dionysius aus Halikarnaß und andern alten Schriftstellern so rühmend erwähnt worden, etwas Aehnliches widerfahren sein möchte, wie der Geschichte des Herodot, welche Theopompos zur Uebung in der Rhetorik auszugsweise in zwei Bücher gebracht habe; wie die aus achtundfünfzig Büchern bestandene Geschichte des nämlichen Theopompos zu verschiedenen Malen in Auszüge gebracht und dann bis auf wenige Bruchstücke, welche bei späteren Schriftstellern zerstreut sich vorfinden, gänzlich verloren gegangen; und wie ferner die Atthis des Philochoros zweimal verstümmelt worden sei. In ähnlicher Weise sei es mit den Auszügen und Chrestomathien von Polyb, Diodor, Strabo und Andern, so wie mit dem allein noch erhaltenen unbedeutenden und gehaltlosen Skelette der Metrik des Hephästion aus vierzig Büchern gegangen. Jene Vermuthung veranlaßt nun den Verfasser, um so sorgfältiger mit der vorliegenden Frage sich zu beschäftigen und eine Lösung des Räthsels zu versuchen. Mittelst einer Prüfung und Vergleichung der „Hellenika," wie sie zu uns gelangt sind, und der übrigen Schriften des Xenophon, in Verbindung mit unwiderleglichen Zeugnissen alter Schriftsteller, kommt er zu der Ueberzeugung, daß die fraglichen „Hellenika" nicht jenes herrliche und berühmte Werk der attischen Biene (wie bekanntlich Xenophon im alten Griechenland genannt ward), sondern vielmehr das kümmerliche Machwerk irgend eines traurigen Epitomators sei, der aus dem großen Geschichtswerke des Xenophon einzelne Stücke gewaltsam herausgerissen, die gegenwärtig die kleineren Schriften des Xenophon ausmachen, und der dann das Uebrige ohne Zusammenhang in der vorhandenen Gestalt zusammengeflickt habe. Auf diese Weise würde sich das Lückenhafte, Unzusammenhängende und vielfach Ungehörige in der Erzählung der wichtigsten Ereignisse der griechischen Geschichte, während eines Zeitraumes von achtundvierzig Jahren, wie sie die „Hellenika" gewähren, ganz natürlich erklären lassen, und zugleich wäre dadurch das Ansehen und die Ehre des, wegen seiner historischen Nachlässigkeit und Ungeschicklichkeit, wegen seiner Schadenfreude und seines Hasses gegen das Volk ungerechter Weise von sonst achtbaren Gelehrten, wie Manso, Niebuhr und Andern, geschmähten Schriftstellers Xenophon, als des Verfassers der „Hellenika," für alle Zeiten gerettet.

Zu diesem Zwecke faßt der Verfasser der griechischen Schrift die Urtheile der älteren Philologen und Historiker über die „Hellenika" besonders in's Auge, setzt hierauf die inneren und äußeren Gründe in Betreff der eigentlichen Meinungen des Schriftstellers auseinander, und versucht endlich eine wahrscheinliche Anordnung des ursprünglichen Werkes der „Hellenika," welcher er sodann eine Charakteristik derselben und des Xenophon als Schriftsteller folgen läßt. Die ganze Schrift des Griechen Kyprianos zeichnet sich ebenso durch Genauigkeit der Untersuchung und durch Schärfe des Urtheils, als durch Klarheit der Darstellung aus, und muß, vom wissenschaftlichen Standpunkte betrachtet, als eines der wichtigsten Erzeugnisse der zu neuem Leben erwachten neugriechischen Literatur, namentlich der historischen Kritik, angesehen werden.

Ein ähnliches Urtheil gilt auch von dem, wesentlich geschichtlichen Werke des Griechen Spyridon Zampelios* welches unter dem Titel: „Byzantinische Forschungen über die Quellen der neugriechischen Nationalität vom achten bis zehnten Jahrhundert nach Chr. Geb." (1857) in Athen erschienen ist. Dasselbe gehört jedenfalls zu den wissenschaftlichsten Werken, die überhaupt seit langer Zeit in Griechenland an's Licht getreten sind, und das Buch gewinnt dadurch noch an Interesse und an Wichtigkeit, daß es die griechische Nation selbst, ihre Geschichte und die Entwicklung ihrer Nationalität, und in dieser Entwicklung die Einheit des Hellenismus zum Gegenstande hat. Diesem Werke muß das unbefangene Urtheil Tiefe der Forschung, großen Scharfsinn in der Anwendung der Ergebnisse derselben und Klarheit der Darstellung nachrühmen. Der eigentliche Zweck des Buches ist, die Darstellung der Entwicklung der neugriechischen Nationalität während des achten, neunten und zehnten Jahrhundert nach Chr. Geb.; aber der Verfasser geht dabei und zu besserer Darlegung dieser Nationalität bis zur Mitte des fünften Jahrhunderts v. Chr. Geb. zurück. Er findet die ersten Anfänge dieser Nationalität in der Bildung des attischen Dialekts, welcher die aeolischen, dorischen, jonischen und andere lokale Formen in sich verschmolz, und mit deren Hülfe die damalige Bildung nach allen Seiten hin verbreitete, dadurch aber der Entstehung einer, die besonderen Stammesverschiedenheiten verschmelzenden allgemein griechischen Nationalität und einer griechischen Vulgärsprache vorarbeitete. Das Eindringen des macedonischen Elements trug zur größeren und weiteren Verbreitung der griechischen Bildung und Nationalität nach Asien bei, und eben so gewannen beide theils durch die politischen Verbindungen, die in Griechenland selbst nach Alexanders d. Gr. Tode entstanden, theils durch die gemeinsame Kultur, die von Athen,

* Athen, 1859.

* Derselbe ist der Sohn des durch seine patriotischen Trauerspiele bekannten Johannes Zampelios, über den wir im Magazin 1857, 117, berichteten.

Alexandrien und Pergamus ausging, bis endlich die römische Herrschaft die Aufhebung der vorhandenen Unterschiede durchführte und die Ausgleichung derselben zu Einer griechischen Nationalität bewirkte. Das Christenthum führte die Entwicklung dieser Nationalität im Kampfe mit der römischen Reichsverfassung und mit der altgriechischen Bildung, welche in der neuplatonischen Philosophie und der attischen Sophistik dem Christenthume entgegentraten, auf weitere Bahnen, und es gelang auch dem Hellenismus und der griechischen Kirche, nicht nur aus jenem Kampfe wider die römische Herrschaft und wider das Heidenthum siegreich hervorzugehen, sondern sogar das römische Kaiserthum nach der Einen Richtung hin bis auf den Namen zu hellenisiren, dagegen die griechische Orthodoxie auf den sieben oekumenischen Synoden in festen und starren Formen (die leider noch heutzutage fast das ganze Wesen der griechischen Kirche ausmachen) zum Abschlusse zu bringen, während diese Orthodoxie den veralteten und abgelebten Atticismus in die Schulen verwies und ihn zum Hüter der Vergangenheit und der Bildung der Vorfahren bestellte, um einst zu passender Zeit auf's Neue die Welt zu erleuchten. Nachdem im neunten Jahrhundert Basilius Macedo auf den Thron von Konstantinopel gelangt war, wird das nur noch dem Namen nach römische Ostreich völlig hellenisirt, und in Folge des Schisma des Photius trennt sich der griechische Orient auf dem Gebiete der Kirche vom römischen Abendlande. Fortan erstarkte der Hellenismus in den immerwährenden Kämpfen mit der altgriechischen und mit der römischen Ueberlieferung, mit Chosroes und den Persern, mit Muhamed, den Saracenen und Arabern, und mit allen den verschiedenen Horden, die aus Ost, Nord und Süd in das griechische Reich einbrachen, so wie mit dem römischen Papstthum und mit den Franken, mit dem Islam und mit den Türken.

Eine neue Phase des Hellenismus trat mit dem Jahre 1821 in die Geschichte ein, und wenn es auch aus verschiedenen inneren und äußeren Gründen noch nicht zu einer wahren und vollkommenen Wiedergeburt des griechischen Volks hat kommen können, so hat doch der Hellenismus selbst in diesen letzten Kämpfen an innerer Kraft und an Selbstbewußtsein gewonnen, und er ist, wenn die Zeit sich erfüllen wird, für die ferneren Kämpfe um so tüchtiger und geschickter.

Ein zunächst die theologische Welt und Wissenschaft angehendes, aber in hohem Grade interessantes Werk hat der Sohn des im Jahre 1857 in Athen verstorbenen gelehrten, auch außer Griechenland namentlich in Deutschland, bekannten und geschätzten Konstantin Oikonomos, der Arzt Dr. Sophokles Oikonomos in Athen (1859) herausgegeben. Es sind unter dem Titel: *Ἀμφιλόχια* eine Sammlung von Reden des Patriarchen Photius über die heilige Schrift, zum größten Theile nach einer im Kloster Laura auf dem Berge Athos befindlichen Handschrift. Diese neueste Sammlung der Reden des Photius ist unter allen bisher erschienenen die vollständigste, und enthält mehr als die bisherigen Ausgaben. Außerdem hat sie als werthvolle Zugaben theils eine Vorrede mit einer ausführlichen Lebensbeschreibung des Photius, welche, unter Benutzung der von Griechen und Ausländern verfaßten Biographien des von katholischen und protestantischen Schriftstellern vielfach geschmähten und falsch beurtheilten Patriarchen, Vieles in dessen Leben und in den Urtheilen über ihn aufklärt und berichtigt, so wie mit genauen Angaben der Schriften des Photius und deren Handschriften und Ausgaben, theils historische und philologische Anmerkungen, und für die Bibelerklärung nützliche Sach- und Wortregister, die zugleich ein sprachliches Interesse gewähren. Die Ausgabe zeugt namentlich von guten Studien über die byzantinische Geschichte und über die Kirchengeschichte. Ein großer Theil des Werkes ist noch von Konstantin Oikonomos selbst bearbeitet; an der Vollendung des Ganzen hatte ihn aber der Tod verhindert. **K.**

Deutschland und das Ausland.

Der deutsche Volks-Aberglaube und die Kultur.

Sitten und Sagen der Oberpfalz.

Seit Jakob Grimm den deutschen Volks-Aberglauben und die Reste alter Sitten und Gebräuche, die sich namentlich unter der ländlichen Bevölkerung erhalten, für die Wiederherstellung der altdeutschen Mythologie und des altdeutschen Heidenthums mit Erfolg verwandt hat, sind nicht Wenige seinem Beispiele gefolgt und ein reger Wetteifer ist entstanden, alles Mögliche, was in dieses Gebiet einschlägt und noch vorhanden ist, an's Tageslicht zu bringen; ja das Beispiel hat bei anderen Völkern Nachahmung gefunden und bei Romanen, wie bei Slaven jeden Stammes giebt es Sammler und Forscher in nicht geringer Anzahl, die mit dem Eifer der Pietät die untersten Volksschichten durchstöbern und Alles sorgfältig aufschreiben, was sie nur Sonderbares und Ungereimtes hören.

Die Sache ist gar nicht so leicht, als sie aussieht; das Volk, d. h. hier die Landleute, oder noch genauer gesagt, die armen Leute auf dem Lande (von den civilisirten Großbauern wohl zu unterscheiden) sind gar nicht leicht zum Sprechen zu bringen, am allerwenigsten, wenn ein bebrillter Professor, oder sonstiger hochcivilisirter, klassikerbelesener Stadtmensch das Examen unternehmen will und mit „lieber Mann," oder „liebe Frau" anfängt. Wer hier etwas herauslocken will, muß schon sehr dumm und zutraulich thun können. — Erst wenn der gute Freund vom Lande gewiß ist, einen halben oder ganzen „Vetter" vor sich zu haben, erst wenn er an den Mund- und Augenwinkeln Alles in Ordnung und keine Art von ironischem oder skeptischem Lächeln erblickt, wird er aufgehen und allmählich mit der Sprache herausrücken — aber dann ist auch der Genuß echt — so eine Gespenstergeschichte, so eine alte Mähr, solche Prophezeiungen ꝛc. in voller, treuherziger Einfalt mit allen Accenten ungebrochener Gläubigkeit erzählt anzuhören, ist eine ganz andere Sache, als wenn es in dem vertrackten, hochdeutschen Buche steht, um den müssigen Stadtleuten die Grillen zu vertreiben und ihnen eine Idee von dem „Volke" beizubringen.

Das „Volk" hat einen Widerwillen dagegen, dem Civilisations- und Stadtmenschen sich hinzugeben und sein Inneres aufzuthun — und zwar aus sehr begreiflichen Gründen. Der gemeine Mann weiß recht gut, daß er mehr ein Gegenstand müssiger Neugierde, als wirklicher Theilnahme ist; er weiß recht gut, daß man ihn als ein Wesen niederer Gattung betrachtet, im Glauben geistiger Ueberlegenheit auf ihn herabschaut; andererseits aber hat er ein Gefühl seines Werthes, ein Gefühl der Ueberlegenheit, welche die Einheit von Denken und Handeln und die solide Grundlage seines ganzen Wesens giebt, daß es ihm gar nicht schwer wird, den zudringlichen Städter oft weit richtiger abzuschätzen und zu beurtheilen, als dieser nur ahnt. Der echte Bauer sieht sich seine Leute wohl an; er wird die Frager nach Volkssagen ꝛc. mit einem humoristischen „Ach, dummes Zeug," wohl abzufertigen wissen und ihnen nicht Alles „auf die Nase binden."

Der Verfasser des Buches, das in seinem dritten Theile vor uns liegt,* scheint mit den Landleuten seiner Heimat auf sehr gutem Fuße zu stehen, da sie ihm so viel erzählt haben und dabei Dinge, welche in den meisten Fällen mit heiligem Stillschweigen bedeckt werden. Die Oberpfalz, der diese Sitten und Sagen angehören, ist ein im Ganzen weniger bekanntes Land; wie man aber ersieht, eine reichere Fundgrube für derlei Dinge, als manches andere, welches die Kultur schon mehr beleckt hat. Dies mag zum Theil seine Lage, der Mangel an größeren Städten, namentlich aber der hier noch ungebrochene Katholizismus mit sich bringen. Denn wenn, trotz der Aufklärung, trotz der rationalistischen Geistlichen der Aberglaube auch unter dem protestantischen Landvolke keineswegs ausgerottet ist, ja hin und wieder noch recht üppig blüht, so kann man doch, ohne ein Unrecht zu begehen, behaupten, daß das katholische noch etwas einfältiger, im guten, wie im bösen Sinne sei. Die naive, arglose Gläubigkeit, diese gänzliche Unbekanntschaft mit Allem, was Zweifel und Kritik heißt, hat etwas Rührendes; da leben die Urenkel wesentlich noch, wie die Vorfahren vor tausend Jahren gelebt, wenn sie auch schon zum Frühstück Kaffee trinken und sich in englische Baumwolle kleiden; da liegen noch mythische Länder hinter den Bergen, die trotz der Eisenbahnen in unendlicher Ferne erscheinen; Menschen, Zauberer, Hexen, Kobolde, Gespenster treiben sich unter einander herum; der Türke ist gefürchteter Unhold, die Bedrängnisse, die der nahende Antichrist bringen wird, sind der einzige große Kummer, den sich die Leutchen machen. Es ist ein schweres Ding mit der Aufklärung — ich glaube, mancher großstädtische Reformer, der auf die fortgeschrittene Bildung und auf die Aufklärung des Volkes Systeme der Zukunft baut, würde zeitig genug bekehrt werden, oder jedenfalls seine Ansichten bedeutend umgestalten, wenn er in das geistige Innere der großen Mehrzahl des Volkes dringen könnte, wenn er sähe, in welchem Verhältnisse eigentlich die „Bildung" zu dem natürlichen Leben des Volkes steht.

Das gilt selbst von Gegenden, die im Rufe der Kultur stehen. Da gehen die Kinder wohl in die Dorfschule, sie lernen Lesen, Schreiben, Rechnen; sie haben Vaterlandskunde, vaterländische Geschichte und wer weiß noch Alles — aber was denken sie sich dabei, was bleibt es in ihrem

---

* Aus der Oberpfalz. Sitten und Sagen. Von Fr. Schönwerth, k. b. Ministerialrath und Generalsekretair. Augsburg, M. Rieger, 1859.

Geiste, als Formel und Gedächtnißwerk, welches sie wie die Papageien herplappern? — Kommen sie aus der Schule, so verbauern sie ungemein schnell und kehren, wie die Barbaren ferner Welttheile, zu den natürlichen Instinkten und Traditionen zurück, selbst wenn sie recht hübsch hochdeutsch sprechen und eine gewisse Manierlichkeit gelernt haben. Sie wissen Lesen, Schreiben, Rechnen wohl zu schätzen, weil sie den praktischen Nutzen einsehen — alles Andere erklärt der Vater für „dummes Zeug," selbst Vaterlandskunde und vaterländische Geschichte, von denen sich die Schulräthe wunderthätige Wirkungen für den Patriotismus des Volkes versprechen. Der Patriotismus des Bauern ist ganz anderer und minder löschpapierner Art; nicht die Regenten, aber wohl die Regenten-Namen und die Erwerbungen und Jahreszahlen, (mehr lernt man am Ende doch nicht) sind ihm höchst gleichgültig; dagegen ist Eulenspiegel, der gehörnte Siegfried, die schöne Melusina ꝛc. im höchsten und unbestrittensten Ansehen. Was seine altherkömmliche Sitte beengt oder beeinträchtigt, martert ihn und widert ihn an, und er stemmt sich mit Händen und Füßen dagegen, so lange er kann. Dieser Instinkt ist auch gerechtfertigt, insofern die Pietät seine wirkliche Lebenskraft ist. Nichts ist widerwärtiger und unausstehlicher, als der echte, aufgeklärte Bauer, der sich von der Scheu und Pietät gegen das Alte losgesagt hat. Denn er schlägt sogleich in's äußerste Extrem um und weiß das Gute des früheren Zustandes nicht mit in den neueren hinüber zu nehmen.

Der Aberglaube hat sehr widrige und gefährliche und eben so gemüthliche und unschuldige Seiten, die aber so ineinander verwachsen und verschlungen sind, daß sie sich schwer sondern lassen; der Aberglaube hält den Menschen in gemüthlichen Schranken, in denen er für edle Einflüsse, für das Rechte und Gute offener und zugänglicher ist, als der gebildete Reflexionsmensch; andererseits ist er aber im Stande, ihn doppelt verstockt, halsstarrig und boshaft zu machen. Ein abergläubischer Bösewicht braucht eine ungewöhnlich stärkere Energie des Willens, um über die Schrecken des bösen Gewissens hinwegzukommen, als ein freigeistischer; er muß Himmel und Hölle zugleich trotzen. — Man wird in dem vorliegenden Buche vielfach zu dieser Betrachtung angeregt.

Der geistige Zustand des Volkes in der Lage, worin es sich befindet, scheint bedauernswerth bei den zahlreichen Schreckbildern, die es umgeben und die seine Phantasie in steter Spannung halten. Dort hinten auf der Anhöhe, wo der alte Baum steht, geht es um — hier am Weiher ist eine gespenstische Kegelbahn — der wandernde Zigeuner kann das Vieh mit Seuche schlagen, oder dem Hause das Feuer über den Hals schicken — beim Handel kann Teufelsgeld eingenommen werden ꝛc. — in der That ein Zustand fortwährender Besorgniß und Furcht; indeß bei sonstiger gesunder Körperbeschaffenheit geht dieselbe nicht tief, und der derbe Spott und Humor gränzt gewöhnlich hart daran. Man wird zuletzt auch mit den Geistern vertraut. Vor Allem aber ist der Glaube das Gegengift des Aberglaubens, das in vollem Maße vorhanden ist. Alle diese Schreck- und Schauerwesen können dem rechtschaffenen Manne und gläubigen Christen ja nichts anhaben; der Spruch: „Alle guten Geister loben Gott den Herrn" und das Vaterunser sind unfehlbare Mittel gegen allen Gespensterspuk; ja man kann den armen Geistern sogar hülfreiche Hand leisten, wenn man den Muth hat, sie anzureden und zu fragen, was ihnen fehlt und wie ihnen geholfen werden kann. Da ist also die stete Moral:

„Ueb' immer Treu' und Redlichkeit."

Freilich gehört ein Zügel dazu, denn der Hexenglaube ist noch gar nicht ausgerottet und könnte, wenn ihm Freiheit gelassen würde, wieder alte böse Dinge hervorrufen. Das beste Mittel dagegen ist allerdings ein vernünftiger Unterricht, aber derselbe wird an den religiösen Glauben anknüpfen und diesen schonen müssen. Ein vernünftiger Glaube ist jedenfalls das beste Gegengift gegen den Aberglauben und seine Uebelstände. Es giebt freilich heutzutage gescheidte und denkende Leute genug, die den religiösen Glauben und den Aberglauben für ziemlich dasselbe halten, und das Volk mit jener souveränen Aufklärung beglücken wollen, in der sie das Heil der Welt erblicken; aber wir glauben, daß sie die Natur, die Denkungsweise und Bedürfnisse des Volks nicht genug kennen. Gott bewahre unser deutsches, noch in der lebendigen Tradition der Vorzeit lebendes Landvolk vor der großstädtischen Aufklärung der Fabrikarbeiter und sozialen Proletarier. Sollte es je dazu gelangen, so wäre die Hauptwurzel unserer nationalen Existenz zerstört.

Wir sind entschiedene Gegner jener Leute, welche in der Erhaltung des Aberglaubens das geeignete Mittel sehen, Religion und kirchlichen Glauben zu erhalten, können dennoch aber nicht umhin, jenem Vorurtheile entgegenzutreten, nach welchem namentlich die Priesterschaft u. s. w. für den dauernden Aberglauben des Volkes verantwortlich gemacht wird.

Dem Volke gegenüber ist der schlichteste Dorfgeistliche ein Gebildeter, ein Gelehrter und als solcher von vielen Geheimnissen ausgeschlossen, die sich trotz langer Jahrhunderte aus der heidnischen Vorzeit erhalten haben; man wird Vieles vor ihm geheim halten, und wenn er Manches erfährt, so geschieht dies durchaus nicht immer auf direktem Wege. Wie viel heidnische Gebräuche, Sitten, Fabeln haben sich trotz der rationalistischen Pfarrer selbst in Gegenden erhalten, die als vorzüglich aufgeklärt gelten. Man glaubt gar nicht, wie Viel davon bewußt oder unbewußt noch immer fortgepflanzt wird. Das Christenthum hat dem Heidenthume den Kopf abgeschlagen, aber noch wuchert es in zahlreichen Nebenschößlingen, die fast unausrottbar erscheinen. Grimm hat aus dem deutschen Volksaberglauben das alte deutsche Heidenthum noch ziemlich klar und umfassend herzustellen vermocht; das Band aber, welches unser angestammtes Volksleben mit der humanistischen Bildung der Stadtbewohner vermittelt, soll noch gefunden werden; wer es genauer kennt, wer darin gelebt hat, wird diesen Schnitt fühlen und erkennen, wie sehr er eigentlich seinem natürlichen Stammesleben entfremdet ist. Unser ganzes höheres Geistesleben, namentlich unser Denken, ist wesentlich römisch-griechisch, und nur in gemüthlicher Beziehung schlägt noch der höhere Grundton durch. Durch die neuere germanische Philologie sind wir zwar wieder mit den alten Grundlagen unserer Stammnatur genauer bekannt geworden, und eine lebendige Ader ist daraus wieder in unsere höhere Kultur übergeflossen; im Ganzen aber sind wir derselben doch entfremdet und die Allermeisten können sich fast nur durch Reflexion hineinheimeln, aber nie darin ganz heimisch werden, trotz schöner Redensarten und pathetischer Declamation. Die Zeit selbst aber geht eher darauf aus, die letzten Grundlagen unseres Volksthumes, wie sie noch in der niederen Schicht unserer ländlichen Bevölkerung ziemlich beschränkt und entstellt enthalten sind, vollends zu zersetzen, und wenn man den Eifer betrachtet, mit welchem man heute beflissen ist, alle Reste alter Ueberlieferung und alten Brauches zu sammeln, so kann es Einem wohl vorkommen, als ob wir — instinktmäßig — unser Inventarium machten.

Das Völkchen in der Oberpfalz ist offenbar noch weit hinter unserer Zeit zurückgeblieben und lebt noch in Jahrhunderten, die man vielfach bereits als Sage betrachtet. Wie wir aus einer Erzählung schließen, ist es dort wohl noch möglich, daß einfältige Leutchen eine Nürnberger Gliederpuppe, die ein dreister Landfahrer aus dem Ranzen holt und auf der Hand tanzen läßt, für einen Geist halten, den derselbe „verträgt."

Denn es giebt schreckliche Zauberer und Hexenmeister unter diesen Landfahrern, und ein gewöhnliches Geschäft von ihnen ist, die vom Priester gebannten Spukgeister an einen Ort zu bringen, wo sie nicht mehr schaden können; das nennt man „vertragen."

Es ist natürlich genug, wenn Vagabunden sich diesen Glauben zu Nutze machen, und das arme Volk mit dem Geiste in ihrem Ranzen erschrecken, um Zehrung oder einiges Geld herauszuschlagen.

Dieses Verbannen der Geister (S. 113) ist eigentlich die Sache des Priesters. „Doch muß derselbe ein Mann Gottes sein, welcher durch frommes Leben dem Herrn treu dient und keine Schuld auf sich hat." Auch soll es einer sein, der die hohe Weihe besitzt, wie ein „Jesuwiter," oder sonst ein Klostergeistlicher. Nach Aufhebung der Jesuiten waren es besonders die Franziskaner, welche die Macht des Bannens besaßen, und seit Aufhebung der Klöster wendet sich das Volk den Frühmessern zu, d. h. jenen Weltgeistlichen, welche den Morgengottesdienst für diejenigen halten, die dem feierlichen Hochamte ꝛc. an Sonn- und Festtagen nicht beiwohnen können.

Bei dem Geisterbannen wird der böse Geist vorerst in Gestalt eines Thieres, meist eines Raben oder einer Krähe, hervorgerufen und in ein Behältniß hineingesprochen, um auf eine öde Stelle, gewöhnlich in einem sumpfigen Wald, vertragen zu werden. Die sogenannten Ranzenmänner vertragen den Geist. Ranzenmann kann nur einer sein, wer an einem der vier Jahres-Sonntage geboren ist und kein Verbrechen auf sich hat. Der Priester liest gewöhnlich zuvor den unruhigen Geist in eine Schachtel oder Büchse hinein und giebt diese dem Ranzenmann, der sie in seinen Ranzen versteckt. Zugleich erhält er vom Priester eine geweihte Haselruthe, womit er den Geist, wenn er auf dem Wege zu schwer oder zu unruhig wird, zur Ruhe bringt. Ehe die Sonne aufgeht, oder ehe es zwölf Uhr Mittags oder Mitternacht schlägt, oder ehe die Abendglocke läutet, muß der Mann auf dem Platze sein; da nimmt er die Schachtel heraus und wirft sie hin, oder wenn der Geist gleich in den Ranzen gelesen ist, schlägt er mit der geweihten Ruthe unter gewissen Worten so lange auf den Ranzen, bis der Geist heraus und in das Loch im Weiher oder Sumpfe hineingeht, wobei es an starker Erschütterung der Erde und Gestank nicht fehlt. Oft bittet dieser um Urlaub, alle hundert, fünfzig oder

zehn Jahre auf eine Viertelstunde an einen beliebigen Ort herauszudürfen; Beide handeln dann einige Zeit darüber herum, bis der Geist die Erlaubniß erhält, zu gewissen Zeiten auf eine Viertelstunde als Krähe oder Rabe auf einen Baum oder einen Stock sich setzen zu dürfen. Beim Fortgehen darf der Ranzenmann nicht umschauen, mag ihn Spuk auch noch so sehr ängstigen, sonst wechseln Beide die Rolle.

Doch nicht Priester allein sind nach diesen Geschichten im Stande, Geister zu bannen; sie haben als Gottesdiener ein Gegenbild in gewissen Menschen, die dies durch Teufelskünste zu thun im Stande sind, wobei ohne Zweifel noch Heidenthum zu Grunde liegt. Solche Menschen sind namentlich die fahrenden Feilenhauer oder Sägenfeiler, deren Macht noch über die der Priester gehen soll. Ihre Kunst, die von Vater auf Sohn erbt, gereicht den Besitzern selber zum Verderben; der Sohn muß den eigenen Vater nach dessen Tode vertragen. Zigeuner, dienstlose Jäger sind Leute ähnlicher Art, und in besonderen Zauberkünsten erfahren, sind sie der Schrecken des Volkes.

Ohne Zweifel ist die Oberpfalz eine reiche Fundgrube für altgermanische Sagen und Mythenreste, die hier vielfach in einer Frische auftauchen, welche in anderen Gegenden unseres Vaterlandes längst vertrocknet und abgeblaßt scheint. Möglicherweise mag der Umstand hier beitragen, um diesen Eindruck zu machen, daß das vorliegende Buch innerhalb der Gränzen einer besonderen Landschaft bleibt, und deshalb den einzelnen Sagen mehr Einheit und Gesichtsausdruck verleiht, als dies z. B. in den Büchern von J. Grimm, Mannhardt u. A. der Fall ist, wo das Landschaftliche vor dem Allgemeinen zurücktritt. Jedenfalls muß man staunen, daß so Vieles aus Zeiten sich erhalten hat, die in das graueste Alterthum hinaufreichen. — Die ganze deutsche Literaturgeschichte, die ganze geistige Entwickelung vom Mittelalter bis in die Neuzeit ist fast spurlos an diesem sinnig träumenden Volksleben vorüber gegangen; der Bauer in Kniehose und Jacke und mit dem Hut auf dem Kopfe und der Tabakspfeife im Munde, lebt und webt und denkt fast noch genau so, wie seine bärenfellbekleideten, ungeschlachten Vorfahren, als sie das Christenthum angenommen und dasselbe mit ihrer Naturreligion im Groben und Ganzen in Einklang gebracht hatten. Da giebt es noch Mythen von Eisriesen, von Sonne und Mond, weiße Frauen, Allraunen und Zauberer, wenn diese auch ein modernes Kleid angelegt haben und Hexen, Feilenhauer, Bilmenschneider und dergl. heißen; im Walde gehen die Schrate (Schrödl) um, um Wasser sitzen die Nixen, am Herde wohnen die Hausgeister. Die Opferstätten, wo man einst Pferde geopfert, sind bekannt, und die Geister dieser Thiere gehen dort um; böse Menschen verwandeln sich, um zu schaden, in Wölfe und Füchse; ein Rabe, eine Krähe, die auf einem Baumstumpfe sitzt, kann eine Seele sein, die den Weg zur Unterwelt nicht gefunden; Zaubermittel, Zaubergebräuche, Heilung, Besprechung, Anwünschen u. s. w. sind in Unzahl vorhanden. Die ganze alte materia medica der Opfergoden und Allraunen ist noch den späten Enkeln bekannt, und wenn Wodan und die Asen nicht mehr im Volke segnend umherwandeln, so thun es an ihrer Statt und ganz in entsprechender Weise doch der Herr selbst mit Petrus und anderen heiligen Männern und Frauen. Die große Furcht aber und die große Hoffnung, in der das Volk lebt, ist das Weltende, der jüngste Tag; — die alte Götterdämmerung, das nordische ragnarök, wo die guten, lichten Götter mit den Mächten der Zerstörung, mit Loki und den Muspillmännern die letzte Entscheidungsschlacht kämpfen, um zu unterliegen, hierauf aber glänzender aufzuleben, ist zusammengeflossen mit den alttestamentarisch-christlichen Prophezeiungen vom Weltende und Weltgerichte.

Ich habe mich stets gewundert und bei den Germanisten durchaus keine Auskunft darüber finden können, warum gerade der Prophet Elias in den germanischen Mythus kommt und eine Art Thor, Donnergott und der Held wird, der mit dem Antichriste (Loki) zu kämpfen hat, wie z. B. in dem von Schmeller entdeckten althochdeutschen Bruchstücke vom jüngsten Tage, das er Muspilli überschrieben.

Hier ist es mir klar geworden. Nach der Offenbarung Johannis werden zur Zeit der Macht des Antichristes zwei Zeugen auftreten, die nochmals die Menschen zur Bekehrung auffordern werden, ehe die Gerichte hereinbrechen. Sie werden aber getödtet und stehen nach drei Tagen wieder vom Tode auf, um gen Himmel zu fahren. Nach den Erklärern der ältesten Zeit sind unter diesen zwei Zeugen Enoch und Elias zu verstehen, welche nach der Bibel bekanntlich den Tod nicht gekostet.

Diese Erklärung müssen bereits die ältesten Heidenbekehrer in Deutschland gekannt und auf den ihnen ungesucht sich darbietenden Mythus von der Götterdämmerung angewendet haben. Von diesen beiden Zeugen heißt es: „Will sie Jemand beschädigen, so wird Feuer aus ihrem Munde gehen und ihre Feinde verzehren" (Offenb. K. 11, V. 5). Nun wird man einsehen, warum Elias, einer dieser beiden Zeugen zum rothbärtigen Donnergotte Thor geworden ist. Thor bläst Feuer aus, kämpft mit der Midgardschlange, wird getödtet und lebt wieder auf — die Entsprechung liegt auf der Hand, und wir sehen jetzt vollständig ein, warum Elias seinen Zweikampf mit dem Antichriste besteht, von dem die christliche Tradition nichts weiß.

Die merkwürdige Stelle über Elias, die uns auf diese Fährte gebracht hat, ist folgende:

„Mit dem Antichrist kehrt aber auch Elias zur Erde; er ist nicht gestorben, sondern lebt im Paradiese; dort schläft er unter einem Baume, oder in einer Höhle und muß so bleiben bis zur Zeit, wo er das Ende der Welt verkündigen soll. Einmal aber ist er seitdem schon erwacht, damals, als Alles anders wurde und träumend in seine r o t h e n Haare gefahren, daß es noch nicht an der Zeit sei für ihn; es waren die Tage Napoleon's. „Bis hieher und nicht weiter!" rief Elias und wendete sich auf die andere Seite und schlief wieder ein.

„Wird er sich wieder wenden, so erwacht er zum zweiten Male, aber dann ist das Ende gekommen. Auf einer kleinen dunkeln Wolke wird er niedersteigen vom Himmel, unter Donner und Blitz, nackt, um die Hüften ein blutrothes Tuch, den rechten Arm um einen Stab gewunden. Er soll den Antichrist, den Betrüger, den Gaukler, den Teufel bekämpfen; aber die Katholiken sind glaubensarm und feige, und laufen in Schaaren zu dem Widersacher über. Wenn daher Elias unter einem Birnbaum die Katholiken versammelt, deckt sie dessen Schatten, und wie sie sich zählen, sind ihrer nur sieben oder neun. Während er so der kleinen, aber heiligen Zahl seiner Getreuen unter dem Baume katholischen Gottesdienst hält und das Wort Gottes erklärt, stellt der Antichrist, nicht fern davon auf einer Wiese, seine Schaaren auf; doch will er zuvor noch die wenigen Glaubenstreuen herüberziehen und auf's Neue versuchen, ob er nicht Weltregent werden kann. So fährt er vor Aller Augen empor gen Himmel. Da trifft ihn aus einer Wolke, unter heftigem Donner, der Blitz und schleudert ihn hernieder, daß er in tausend Trümmer zerbricht. Wo ein solches Glied hinfällt, so entzündet es die Erde, welche nun in einem großen Brande untergeht. Das ist das Ende!"

Ganz ähnlich geht bereits in dem altdeutschen Muspilli die Erde in Brand auf, wenn das Blut des vom Antichrist im Zweikampfe verwundeten Elias zur Erde fällt; do intprinnant diu derga — denne daz preita wasal iz allaz varprennit. Kurzum, diese Sagenfassungen werden nicht viel jünger sein, als da St. Emmeran in Regensburg oder St. Kilian in Franken das Evangelium predigte und auf das nahe Weltgericht hinwies. Die Offenbarung Johannis und ihre Auslegung muß damals eine bedeutendere Rolle gespielt haben, als im späteren Katholizismus. — Was z. B. 337 aus Oberbernried erzählt wird, beweist noch klarer die Richtigkeit unserer Erklärung von der Entstehung des deutschen Donnergottes Elias; denn hier tritt wirklich noch Enoch als zweiter Zeuge dazu, und ihre Beziehung auf die erwähnte Stelle aus der Apokalypse liegt hier klar zu Tage.

Die Grundstimmung des Volkes ist melancholisch; in harter Arbeit lebend, stets mit der Nothwendigkeit kämpfend, und ohne jene Illusionen über die Verwirklichung von Idealen, in welchen die Glücklicheren und Gebildeteren leben, hat es nur das Gefühl des leiblichen und geistigen Druckes. Sein ewiger Gedanke ist die Verschlechterung der Menschen und das Weltende, auf das es im Grunde genommen hofft, wie auf den Tag der Erlösung.

Das Volk späht fortwährend nach Zeichen aus, welche ihm das Nahen der großen Katastrophe versichern sollen. Natürlich geht ihm ein Maßstab ab, die sittliche Verschlechterung der Mitwelt zu bemessen; aber es läßt sich nicht leugnen, daß es instinktmäßig herausfühlt, was unheilvoll und verderblich ist, und daß es sich nicht von den Illusionen des Tages täuschen läßt. Oft sind es schneidende Sarkasmen, die es in ein solches Anzeichen einkleidet.

„Wenn der Wald gepflanzt wird von Menschenhänd',
Wird es bald gehen zu einem End'.

Ja wohl, mit dem alten Walde ist ein gutes Stück deutsches Volksthum verloren gegangen — die Deutschen sind Waldleute von Ursprung, der Wald ist das deutsche Heimweh, in seinen Schauern hat sich das sinnige, andachtsvolle Gemüth unseres Volkes entwickelt. Ein Wald, von Menschenhänden gepflanzt, ist dem Waldbauern ein kindisches Beginnen, ein Spott auf die Natur, wie die alten Landbauern das Düngen mit Gyps und modernen Chemikalien, statt mit Thiermist, gewissermaßen als eine Nothzucht der Erde betrachten, die immer noch mit ehrfürchtigen Blicken betrachtet wird. Schade, daß das Volk seine Gedanken nicht in richtiger Sprache ausdrücken kann!

Noch andere derartige Sprüche zeigen, wie ernst das Volk den Verfall der alten Sitte nimmt; das Weltende ist nahe,

wenn Sammet und Seide in den Stall gehen,
wenn Bauer und Bäuerin gesondert von den Dienstboten essen,
wenn der Bauer weiß, wie ein ausgebalgter Hase aussieht,
wenn Ehebruch keine Sünde ist ꝛc.

An Göttern und Helden, die wie Barbarossa, in Burgen und Höhlen schlummern, ist in der Oberpfalz kein Mangel, und eine Menge schöner Sagen sind davon vorhanden. Da schläft Prinz Karl (welcher?) im Fichtelgebirge, Kaiser Karl im Berge Sion (bei Waldkirch?), König Salomon im Ochsenkopfe, auch im Steinwalde, Kaiser Karl V. im Sumpfe bei Weiden ꝛc. Die Sagen selbst sind in der Hauptsache oft der Kyffhäuser Sage fast ganz gleich, so z. B. das drei- oder siebenmalige Herumwachsen des Bartes um den Tisch, das Fragen nach der Zeit. Mit Kaiser Karl im Berge Sion schlafen noch eine Menge Gewaffneter; die Fahnenschmiede sind aber in voller Arbeit. Hier hängt indessen der Schlaf mit der Verwünschung eines alten Weibes zusammen, welcher der Kaiser auf einem Kriegszuge den letzten Laib Brod genommen hatte.

Daß der Verfasser dem Denken und Fühlen des Volkes nahe steht, und deshalb ein besonderes Verständniß für diese Dinge hat, haben wir schon bemerkt; wir müssen hinzufügen, daß er sich auch als ein Kenner der deutschen Mythologie überhaupt ausweist und vielfach Analogien aus der nordischen Sage und sonst her beibringt.

Mannigfaltiges.

— Alex. v. Humboldt über die Franzosen. Varnhagen erzählt Folgendes: „Alex. von Humboldt sagte nach der Juli-Revolution zu Gans, der allzu warme Hoffnungen von der neuen Regierung hegte: „„Glauben Sie mir, lieber Freund, meine Wünsche stimmen mit den Ihren überein, aber meine Hoffnungen sind schwach. Seit vierzig Jahren sehe ich in Paris die Gewalthaber wechseln; immer fallen sie durch eigene Untüchtigkeit; immer treten neue Versprechungen an die Stelle, aber sie erfüllen sich nicht, und derselbe Gang des Verderbens beginnt auf's Neue. Ich habe die meisten Männer des Tages gekannt, zum Theil vertraut; es waren ausgezeichnete, wohlmeinende darunter, aber sie hielten nicht aus, bald waren sie nicht besser als ihre Vorgänger, oft wurden sie noch größere Schufte. Keine Regierung hat bisjetzt dem Volke Wort gehalten, keine ihre Selbstsucht dem Gemeinwohl untergeordnet. So lange das nicht geschieht, wird keine Macht in Frankreich dauernd bestehen. Die Nation ist noch immer betrogen worden, und sie wird wieder betrogen. Dann wird sie auch wieder den Lug und Trug strafen, denn dazu ist sie reif und stark genug.""

— Aristokratische Literatur in Frankreich. Der Pariser Korrespondent des Nord meldet, daß die Kaiserin Eugenie am 21. Jan., dem Todestage Ludwig's XVI., Halbtrauer getragen und mit besonderer Theilnahme von der unglücklichen Marie Antoniette und von dem vortrefflichen Fürsten gesprochen habe, den die Geschichte jetzt den „königlichen Märtyrer" nennt. Das Faubourg Saint Germain feierte diesen Tag, wie gewöhnlich, durch zahlreiches Messelesen und durch Gebete. Auch dieser Korrespondent bestätigt, daß sich die alten, aristokratischen Kreise von Paris fortdauernd sehr zurückgezogen halten und sich höchstens bei einer Tasse Thee vereinigen. Es werden dann gewöhnlich die Erzeugnisse einer kleinen Anzahl von Schriftstellern vorgelesen, die entweder durch ihre Geburt ebenfalls jenen Kreisen angehören, oder durch ihre Gesinnung sich dem Faubourg Saint Germain empfohlen haben, so z. B. „La Legende des Pyrénées," von Karl (nicht Charles) des Monts; „Mlle. de la Vallière et Mme. de Montespan," von Arsène Houssaye; „Mme. la Duchesse de Parme devant l'Europe," von Henri de Riancey und „Les églises de la Terre-Sainte," vom Grafen Melchior de Vogué.

— Piemontesische Volkslieder. Die Canzoni popolari del Piemonte von Costantino Nigra, deren wir bereits im „Magazin" (1859. Nr. 47—49) gedachten, haben im Januar-Hefte der Revista Contemporanea, 1860, eine Fortsetzung von demselben italiänischen Gelehrten erhalten, die nun auch in einem besonderen Abdruck erschienen ist. Die Fortsetzung enthält ebenfalls geschichtliche und romantische Volkslieder (Romanzen, Balladen), wie die frühere Sammlung. Das dort mitgetheilte historische Volkslied auf einen deutschen Baron von Laitrum aus Schwaben, der zu Anfange des vorigen Jahrhunderts auf Empfehlung Eugen's v. Savoyen in die Kriegsdienste Victor Amadeus' II. und Karl Emmanuel's III. von Sardinien trat, und in seiner Grabschrift als „italicae libertatis vindex," „populorum deliciae" und „inimicorum terror" bezeichnet ward, liefert auf's Neue den Beweis, daß und in welcher Art und Beziehung die traditionelle Poesie des Volks die Geschichte unterstützt und welchen Nutzen die letztere aus jener ziehen kann. Die außerdem mitgetheilten romantischen Volkslieder ziehen, außer dem poetischen Interesse, das sie an sich gewähren, dadurch noch besonders an, daß sie die genauen Beziehungen und die enge Verwandtschaft zwischen der italiänischen (piemontesischen), spanischen (catalanischen, castilischen) und portugiesischen Volksdichtkunst nachweisen, und daß sie zu einer allgemeinen Volkslieder-Concordanz der Nationen werthvolle Beiträge darbieten. Der Italiäner Nigra, der namentlich mit der hier einschlagenden deutschen Literatur genau bekannt ist, liefert selbst hierzu, vorzüglich unter Bezugnahme auf die „Proben portugiesischer und catalanischer Volksromanzen von Ferd. Wolf" (Wien, 1856), interessante Beiträge. Uebrigens ist dies auch in Ansehung der Kenntniß der Volksdialekte in Oberitalien der Fall, in der uns die Sammlung der „Canzoni" von Nigra bedeutend weiter fördert.

— Die Juden im Kirchenstaaat. Die Israeliten des Kirchenstaates haben an ihre Glaubensgenossen in den übrigen Ländern Europa's eine Adresse erlassen, die in mehreren italiänischen, französischen und deutschen Zeitschriften (unter Andern in der von Dr. L. Philipson herausgegebenen „Zeitung des Judenthums") abgedruckt ist. Es wird darin eine Schilderung des Glaubensdruckes und der unmenschlichen Gesetze gegeben, unter welchen die Juden des Kirchenstaates leben — Gesetze, deren Aufrechthaltung man im übrigen Europa mit Ausnahme des preußischen Herrenhauses kaum für möglich halten sollte. So heißt es dort: „Wir dürfen uns weder dem Studium der Wissenschaften und der Literatur, noch der Ausübung von Handwerken, selbst nicht der niedrigsten, und noch viel weniger dem Ackerbau widmen. Musik, die das Herz der leidenden Menschheit erleichtert, zu treiben, ist uns nicht gestattet. Wehe dem Israeliten, der es wagen würde, zu singen, oder in öffentlicher Gesellschaft ein Instrument zu spielen! Ein solcher Uebelthäter würde sofort allen Verfolgungen der Polizei und des heiligen Offiziums ausgesetzt sein, und das Wenige, was er besitzt, würde ihm in der Form von Geldstrafen abgenommen werden."

— Sprachliche Bemerkung. Die alten Römer, das kriegerischste Volk der Erde, sagten arma (Vertheidigungs-) und tela (Angriffswaffen); wir, in ihre Fußtapfen tretend, „Schutz- und Trutzwaffen, Schutz- und Trutzbündniß;" die Franzosen umgekehrt armes offensives et défensives, alliance (ligue) offensive et défensive. Man ist zu fragen berechtigt, ob nicht schon in dieser Voranstellung des Offensiven ein Merkmal, das die angeborene Kampf- und Rauflust unserer Nachbarn charakterisirt, nicht eine Herausforderung und direkte Kriegserklärung an alle Mächte des Auslandes enthalten ist?

— Zunahme der Bevölkerung von Großbritannien. Die fortdauernde Zunahme der Bevölkerung von Großbritannien ist mehr als erstaunlich. Durchschnittlich, sagt der Generalregistrator in seinem Bericht, hat sich in den drei Monaten, die jetzt mit dem Monat December abschlossen, die Bevölkerung, blos von England und Wales zu reden, täglich um 695 Individuen vermehrt. Diese Zahl ist der durchschnittliche Ueberschuß der Geburten über die Todesfälle innerhalb von 92 Tagen, und der Generalregistrator rechnet aus, daß im ganzen vereinigten Königreich die Bevölkerung täglich um 1042 Individuen zunimmt. Den gewöhnlichen Sterblichkeitstabellen zufolge, erreichen täglich 347 Personen das 20. Lebensjahr. Die Jugend des Landes nimmt dergestalt zu, daß die militairische Macht alle 2—3 Tage um ein Bataillon reicher werden kann. Tag für Tag wandern Individuen von dieser unaufhörlich wachsenden Menge aus. Im letztverflossenen Vierteljahr haben 34,864 Personen, also täglich 379 Personen, das vereinigte Königreich verlassen, unter denen 12,464 englischen Ursprungs sind. Ungefähr ein Fünftel dieses Ueberschusses der Bevölkerung wandert fort, aber größtentheils nach Englands eignen Kolonien.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig. Druck von Giesecke & Devrient.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Bestellungen
übernimmt jedes Postamt des deutsch-österreichischen Postvereines, sowie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallstraße Nr. 21) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazin's" nicht direct correspondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commissionair, Herrn B. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

Herausgegeben von **Joseph Lehmann.**

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

№ 15. **Mittwoch, den 11. April 1860.** **29. Jahrgang.**

Inhalt:

Deutschland und das Ausland.

Baltische Monatsschrift.*

Humboldt, Varnhagen und Sivers.

Seit dem letzten Vierteljahre des Jahres 1859 erscheint in Riga eine von dem livländischen Hofgerichtsrath Theodor Bötticher und dem Riga'schen Rathsherrn Alexander Faltin herausgegebene „Baltische Monatsschrift," deren erste vier Hefte, von October 1859 bis Januar 1860, uns vorliegen.

Es ist erfreulich, aus der alten Stadt der deutschen Schwertritter, wo, trotz dreihundertjähriger polnischer, schwedischer und russischer Herrschaft, deutsche Sitte, deutsches Recht und deutscher Geist vorherrschend geblieben, aus der Stadt, in der Herder den Grundstein seines schriftstellerischen Ruhmes gelegt und wo, wie uns Holtei in seinen „Vierzig Jahren" erzählt, auch heutzutage noch jugendlicher Enthusiasmus für deutsche Kunstbestrebungen herrscht, eine Manifestation deutschen Geistes hervorgehen zu sehen, die jedenfalls mit als ein Beweis von der unter Kaiser Alexander II. milder und humaner gewordenen Verwaltung in Rußland betrachtet werden darf.

Sehr bezeichnend und schön spricht sich, mit einem Hinblick auf die Deutschen in den Ostsee-Provinzen, Herr Jegór von Sivers in seiner Skizze, „Alexander von Humboldt" (Baltische Monatsschrift, Jan. 1860) folgendermaßen aus: ...„So wuchs Humboldt zu der geistigen, mitwirkenden, allwärts anerkannten Macht heran, die der Stolz seines deutschen Vaterlandes und die Lust der ganzen gebildeten Welt geworden, so dürfen die Deutschen, in welchem Theile der Erde sie auch zerstreut leben, bei seinem Namen als zusammengehörige Ganze sich fühlen. In diesem Sinne bleiben uns doppelt werth und hoch alle großen Männer unserer Literatur; in diesem Sinne wissen wir uns stolz vereint durch die Namen Goethe und Schiller, die wir noch in den jüngsten Tagen mit Begeisterung feierten; durch diese Namen erwerben wir uns das Recht geistiger und sittlicher Einwirkung auf alle Nationen, und wer wollte den Einflüssen der Gesittung und Bildung sich entziehen?"

Da wir einmal diese Humboldt-Skizze aus der Feder des Herrn von Sivers berührten, so wollen wir auch gleich hinzufügen, was Letzterer, der, als er dies schrieb, noch keine Ahnung von Fräulein Ludmilla Assing's Buch hatte, über den Briefwechsel Humboldt's mit Varnhagen sagt:

...„Mit ihm (Humboldt) lebte Varnhagen von Ense in steter Wechselbeziehung, und eine Sammlung von einigen Siebzig Briefen, die dieser mir in der ersten Zeit unseres Verkehres wies, wurde wegen der Unbefangenheit, mit welcher jener große Naturforscher und Hofmann in jovialer Laune über verschiedene Personen und Dinge sich äußerte, sorgfältig verborgen gehalten und dürfte auch noch nach dem Ableben des Königs weiteren Kreisen vorenthalten bleiben, da Humboldt in einem letzten Wunsche sich dahin ausgesprochen, daß Zeitgenossen das Geheimniß seiner vertrauten Briefe ehren möchten. Die Unbefangenheit des Urtheils, die sich Humboldt in der Nähe seines königlichen Freundes bewahrt hatte, verleiht jenen Briefen erhöhten Werth, und eine spätere Generation, welcher dieses Veto freundschaftlicher Pietät nicht mehr gilt, wird den großen Gelehrten auch als hellsehenden Politiker, freisinnigen Volksfreund und humanen Rathgeber kennen lernen."

Fräulein Assing hat nicht geglaubt, auf den Wunsch Humboldt's, daß die Zeitgenossen das Geheimniß seiner vertrauten Briefe ehren möchten, Rücksicht nehmen zu müssen. Allerdings ist ihr durch Varnhagen's Schenkung und Testament besonders das unbeschränkte Eigenthumsrecht über seinen literarischen Nachlaß verliehen worden. Wir hören aber auch von zuverläßigster Seite, daß dasselbe Testament eine Bestimmung enthält, wonach für den Fall des Ablebens von Fräulein Assing die königliche Bibliothek in Berlin als Erbin von Varnhagen's literarischem Nachlaß, jedoch mit der ausdrücklichen Maßgabe eingesetzt ist, daß dieser erst zwanzig Jahre nach dem Tode des Erblassers veröffentlicht werden dürfe.*

Sollte die Vorschrift, die, falls Varnhagen seine Nichte überlebt hätte, für die königliche Bibliothek bindend war, nicht auch für Fräulein Assing mindestens ein Fingerzeig gewesen sein? Wir glauben wenigstens, so im Geiste des Verstorbenen interpretiren zu müssen, der dem Herrn von Sivers zwar die Briefe Humboldt's zeigte, jedoch ausdrücklich als Etwas, das vor der übrigen Welt sorgfältig verborgen zu halten sei. Es ist unsere feste, durch die Skizze des Herrn von S. nur bestärkte, moralische Ueberzeugung, daß weder Humboldt noch Varnhagen eine so bald nach ihrem Ableben stattfindende Veröffentlichung vertrauter Briefe und mündlicher Aeußerungen des einen Freundes gegen den Andern —

* Riga, Druck der livländischen Gouvernements-Typographie. Preis für 12 Monatshefte (à 6 Bogen) in jeder deutschen Buchhandlung Rußlands 6½ Silber-Rubel, durch die Postämter 8 S.-R.

* Damit stimmt überein, was der Secretair der Hamburger Stadtbibliothek, Herr Dr. Isler, gestützt auf das Zeugniß des hochachtbaren Herrn Dr. Nicolaus Heinr. Julius, über die von Varnhagen bei seiner letzten Anwesenheit in Hamburg geäußerte Absicht mittheilt, seinen literarischen Nachlaß der dortigen Stadtbibliothek unter der Bedingung zwanzigjähriger Geheimhaltung überweisen zu wollen. Varnhagen hat wahrscheinlich daran gedacht, die Bibliothek in Hamburg, statt der königlichen in Berlin, in einem Codicill zu substituiren, doch ist er durch seinen bald darauf erfolgten Tod an der Ausführung dieser Idee verhindert worden. J. L.

mindestens so weit sie nicht der bereits dem Urtheile der Nachwelt verfallenen Regierungszeit Friedrich Wilhelm's III. angehörten — gewünscht hat. Als Humboldt im J. 1841 seine „Impietäten" dem „Schalten und Walten" des Freundes überließ, war eben ein Abschnitt eingetreten, der mit Bezug auf die Vergangenheit eine geringere Discretion zulässig erscheinen ließ; während er von dem ihm durch Herausgabe zahlreicher Korrespondenzen auch in dieser Hinsicht als taktvoll bekannten Manne wohl erwarten konnte, er werde den verstorbenen Freund nicht als unzarten, rücksichtslosen Verletzer von Mitlebenden erscheinen lassen, denen er Dankbarkeit und Wohlwollen schuldig war. Fräulein Assing beruft sich zwar zu ihrer Rechtfertigung auf einzelne Aeußerungen in Humboldt's Briefen an Varnhagen, wie: „Behalten Sie ja meines Schülers Brief" (es ist ein Brief des Großherzogs Karl Alexander gemeint), oder: „In Ihren Händen ist gerettet, was ich in meinem Uebermuth zerstöre." Hieraus und aus allen anderen Citaten geht jedoch keinesweges die Ermächtigung hervor, solche Briefe dritter Personen auch drucken zu lassen — eine Ermächtigung, die Humboldt ja, ohne daß die Verfasser es erlaubt hatten, gar nicht ertheilen konnte.

Wir entnehmen übrigens der Sivers'schen Skizze auch noch folgende treffliche Zeichnung des Hauptes und des Geistes Alexander's von Humboldt, wie sich Beide dem livländischen Verfasser, bei seiner Rückkehr von einer wissenschaftlichen Reise nach Central-Amerika, im Jahre 1853, darstellten:

„Trotz seines hohen Alters ist Humboldt's Gang und die Haltung des Rückens gerade; nur das Haupt hält er nach vorn gebeugt, als trüge er den Kosmos auf seinem Nacken, wie ihn Kaulbach in Gestalt des Riesen-Atlas mit der Himmelskugel nach der griechischen Mythe gezeichnet hat. Humboldt ist klein von Wuchs. Das schlichte, weiße, noch volle Haupthaar hebt sich etwas struppig über der hohen und breiten Stirne empor, deren Wölbung dem Phrenologen die höchste Ausbildung des Vergleichungs- und Schlußvermögens beurkundet. Der Ortssinn über dem Auge ist stark vorspringend. Wohlwollen spricht aus dem gespaltenen Kinne und wird durch ein über der Stirn hervortretendes Organ bekräftigt. Selbstgefühl und Festigkeit liegen in der Erhebung der Scheitelgegend stark ausgeprägt zu Tage. Das hellblaue Auge, über welches buschige, weiße Brauen weit vorragen, ist klein, aber von lebhaftem Feuer. Der forschende Blick wird durch weltmännischen Anstand gezähmt. Die Fülle der frischgefärbten Wangen verräth gute Gesundheit. Die Nase ist nicht fein, aber minder ungeschickt, als auf den Photographien und anderen Bildnissen; die Oberlippe erscheint kurz, die Unterlippe stärker, der Schnitt des beweglichen Mundes fein geschwungen, der Ausdruck berechnender Höflichkeit unverkennbar. Das bartlose Gesicht erhebt sich aus einer weißen Halsbinde, unterhalb welcher Band und Orden pour le mérite bei voller Kleidung nie fehlen.

„Wer gewohnt ist, die Form nicht als äußerliche Zier, sondern als kongruente Umhüllung, als genauen Abdruck des umkleideten Innern anzusehen, wird aus den gegebenen Einzelheiten der äußern Erscheinung Humboldt's seine weiteren Schlüsse selbst ziehen können. Wir wollen ihm mit eigenen Betrachtungen nicht vorgreifen.

„Dem vorherrschend geistigen, wohlwollenden, höflichen Ausdrucke der Züge entspricht die Rede Humboldt's, die, ohne sich zu überstürzen, aber auch ohne Unterbrechung zu erleiden, ebenmäßig hinfließt, wie ein klarer Bach, durchsichtig bis auf den Grund, aber mit blitzendem Wellenschlage alles Land verklärend, erfrischend, befruchtend, worüber er sich ergießt. Seine Rede schweift vom Hundertsten in's Tausendste, ohne daß je der rothe Faden verloren ginge; er blendet durch den Reichthum vielseitigen Wissens und hat, wenn die Ueberraschung sich gelegt, so viel soliden Stoff des Nachsinnens, so reiche eigene Erfahrung und Schlußfolgerung uns hinterlassen, daß wir nicht aufhören, an weiterer Verarbeitung der Gabe uns zu bereichern. Aber und aber staunen wir über die Beweglichkeit und Tiefe dieses vielgestaltenden Geistes; denn wo wäre die Sphäre, die der Allseitigkeit seines Wissens keinen Anhalt, keine Vergleichungspunkte darböte! Das Dozirende seiner Rede soll, wie mir Varnhagen sagte, in den letzten dreißig Jahren bedeutend abgenommen haben. Wenn uns die sprudelnde Fülle seines Geistes überrascht, die Schärfe seiner Beobachtung fesselt, die Tiefe der Gedanken erhebt, muthet uns gleichzeitig die ästhetische Form der Rede mit eigenthümlichem Zauber an, erwärmt uns die höhere poetische Weihe seines Gemüthes, welche ihn gleichsam zwingt, nur in schöne Formen die edlen Metalle zu prägen, die sein tiefgehender Geist aus dem dunkeln Schachte bisher unbekannter Regionen hervorzog, und dieser ästhetische Zug ist es nicht zum kleinsten Theile, der seine populären Schriften dem Leser so lieb gemacht hat."

* * *

Man wird aus dieser Probe abnehmen können, daß die „Baltische Monatsschrift" ein ganz achtungswerthes Glied in der Kette der deutschen Journalistik zu werden verspricht. Wir fügen hinzu, daß in dem deutschen Geiste, der die Skizze Humboldt's charakterisirt, auch mehrere andere, wissenschaftliche sowohl, als politische und rein literarische Artikel abgefaßt sind, die sich in den vorliegenden vier Heften befinden. Ein Artikel: „Das Testament Peter's des Großen," von G. Berkholz, weist die Quellen dieses vollständig erfundenen Dokumentes, das zum Theil — wie die „Weissagung von Lehnin" — ein vaticinium post eventum ist, auf das Schlagendste nach. Es reichen diese Quellen nicht weiter, als bis in das Jahr 1812 zurück, um welche Zeit ein kaiserlich französischer Pamphletschreiber, Namens Lesur, der damalige Laguerronnière, den Auftrag erhielt, ein Buch über Rußlands Eroberungspolitik zu schreiben, das in Paris, kurz vor dem Ausbruche des russisches Krieges, unter dem Titel: „Des progrès de la puissance russe" erschien und zum ersten Male dem entsetzten Europa jenen furchtbaren Plan der Welteroberung enthüllte, die Peter angeblich entworfen und seinen Nachkommen zur Ausführung empfohlen hat. Hier war jedoch der Plan nur in seinen Grundlinien angedeutet, obwohl bereits nach den vierzehn Abtheilungen schematisirt, in welchen er später verarbeitet erschien. Das Verdienst dieser Verarbeitung gebührt einem französischen Theaterdichter, dem Mitarbeiter von Alex. Dumas an der „Tour de Nesles," Herrn Gaillardet, der in seinen im Jahre 1836 erschienenen „Memoiren des Chevalier d'Eon" — einem Romane, wie so viele andere „Memoiren" aus dieser Periode — von diesem weiblichen Ritter das Testament Peter's des Großen aus Petersburg, wo er Gesandtschafts-Attaché gewesen war, im Jahre 1757 nach Paris bringen ließ. Bei dieser Gelegenheit hatte Herr Gaillardet das Schema Lesur's, nach seinen vierzehn Abtheilungen, vollständig ausgeführt, in welcher Form es dann von dem Polen Leonhard Chodzko in seiner „Pologne illustrée" als „historisches Aktenstück" aufgenommen und dergestalt allmählich in die ganze Welt eingeschmuggelt wurde.

Auf einem anderen Artikel der Baltischen Monatsschrift: „Zur Geschichte des Volkes in Kurland" denken wir noch zurückzukommen; doch wollen wir jetzt schon nicht unterlassen, auch in Deutschland die Anschaffung und Förderung dieses Organes deutschen Geistes und Kulturfortschrittes in den russischen Ostsee-Provinzen angelegentlich zu empfehlen.

J. C.

Frankreich.

Die Korrespondenz der Benedictiner.

Ein Beitrag zur Geistes-Geschichte Frankreichs.

Es giebt Episoden im Geistesleben der Völker, wo der Geist von größeren Anstrengungen auszuruhen scheint und wo er nichts Neues schafft, gleichsam in Erwartung eines frischen, lebendigen Anstoßes durch irgend eine große That der Geschichte. Das sind die interregna des Fortschritts. Thätig aber muß der Geist sein, er lebt nun einmal nicht anders. Wenn also nichts Neues geschaffen wird, so begnügt man sich mit der Herausgabe älterer Werke, oder mit der Veröffentlichung von Materialien, die als Quellen für zukünftige Schöpfungen dienen können. Wenn der Muth zu einer Hauptarbeit gebricht, füllt man die Zeit mit einer Vorarbeit aus. Und auch die Herausgabe älterer Werke gehört in das letztere Fach. Denn jede Rückerinnerung an die Erkenntnißfrüchte vergangenen Strebens wirkt neu befruchtend auf den brach liegenden Acker der Gegenwart: der Geist empfängt einen Anreiz, eigentlich eine Gewissensmahnung, über den Standpunkt der Väter hinauszugehen und eben dazu ihre Hinterlassenschaft zu benutzen. Wir möchten nun unseres Theils gern annehmen, daß der brennende Eifer, den die Franzosen jetzt gerade auf die Herausgabe geistiger Schätze verwenden, im Hinblick auf eine schöpferische Zukunft entfaltet wird, für welche man im Voraus die Bausteine sammelt. Dies wäre der beste Sinn, den man den Bestrebungen der Herren Hachette — der eine neue, schön ausgestattete Gesammtausgabe der Werke des vielgeschmähten Voltaire jüngst veranstaltet hat. — Didot mit seinem splendid gedruckten Victor Hugo und der Gesellschaft der französischen Bibliophilen: Herrn Auguste Aubry oben an, freundnachbarlich unterlegen könnte. Aber nicht allein Buchhändler und Vereine beschäftigen sich mit dergleichen Publicationen, auch von Staatswegen wird mancherlei hierfür gethan. So hat Herr Alphonse Dantier, welcher in besonderem Auftrage des französischen Unterrichtsministers die Bibliotheken in Burgund, der Schweiz und Bel-

gien durchsucht hatte, die bisher unveröffentlichte Korrespondenz der Benedictiner von der Congregation des heiligen Maurus herausgegeben.*

Man darf nicht voraussetzen, daß der Briefwechsel eines Mönchsordens, vielleicht mit Ausnahme des der eigentlich nicht mönchischen Jesuiten, einen wenig anziehenden Gegenstand bilden möge, etwa wegen der abgeschlossenen klösterlichen Lebensweise; die Benedictiner schützt ihr hochachtbarer Ruf vor dem Verdachte thatlosen Hinvegetirens, welcher die sogenannten „beschaulichen Orden" seit dem 14. Jahrhundert mit Recht oder Unrecht betroffen und in der sprichwörtlichen „Mönchsarbeit" eine nicht sonderlich schmeichelhafte Verewigung erhalten hat. Die Benedictiner sind thatsächlich über einer solchen Anschuldigung erhaben. Keine literarische Gesellschaft der Welt kann sich rühmen, so viel zur Weckung und Hebung der Geistesbedürfnisse der europäischen Menschheit beigetragen zu haben, als dieser Orden, der älteste, ehrwürdigste von allen, dessen Stifter schon, der heilige Benedict von Nursia, wissenschaftliche Lehre, Forschung und Erziehung als die Gebote thätigen, geistigen Wirkens in die Regel aufnahm (A. 529). Ursprünglich nach zwei Richtungen hin beschäftigt, mit gelehrten Studien und zugleich in der Volksschule (letzteres namentlich auf den britischen Inseln) trat nach der Reform des Ordens durch den heiligen Maurus und den Anschluß der Mehrzahl der Glieder an die Congregation desselben die Gelehrsamkeit und die Pflege der Schriftverlassenschaft der Vorfahren in den Vordergrund. Die Benedictiner wurden die Sammler und Hüter der Bibliotheken, die Begründer der Bibliographie und der Methodologie des Forschens in Schriftwerken, und sie haben diesen Beruf bis in die neueste Zeit, in Frankreich bis zur großen Revolution, unermüdlich erfüllt. Was sie überdies zu der Erhaltung werthvoller Handschriften beigetragen haben, ist allbekannt. Wir wollen zwar nicht in Abrede stellen, daß die ausgleichende Milde ihrer Regel, die schwache Betonung der Askese, welche außerhalb der Welt ein Leben mit der Welt erlaubte, die Sucht nach Prunk und irdischen Glücksgütern begünstigt hat; der Orden hat sich einzelne Paläste erbaut, wie z. B. die stolze Abtei Moelk an der Donau, welche weit eher den Eindruck von Königsburgen machen, als den von Zufluchtstätten armseinsollender Einsiedler — die Frage, in wie weit das Gelübde der Armuth von der Gesammtheit gebrochen ward, liegt uns hier ebenso fern, als die andere, ob seit der Wiedergeburt der Wissenschaften gegen Ende des 15. Jahrhunderts der in Breite und Tiefe gewaltig wachsende Umfang der Bildung die engen Schranken klösterlicher Abgeschiedenheit nicht längst überschritten hat? Gebührt doch den Benedictinern die Anerkennung, neben den rings um sie her aufschießenden Erzeugnissen freier, zum Theil freigeistiger Forschung ihr stilles Schaffen behauptet zu haben. Und dies geschah, weil sie sich nicht gegen die übrige Menschheit steif und fest verschlossen, sondern im entschiedenen Widerspruch mit dem Spätlingsorden der Trappisten und den todtstarren Idealismen des Abts Dominique de Rancé (der gelehrte Benedictiner Jean Mabillon hat in seinem „Traité sur les études monastiques" den Unsinn gottgefälliger Verthiertheit aufgedeckt) regen Antheil nahmen an der Zeitgeschichte, an den Angelegenheiten der Fürsten, des Staates, der großen Körperschaften, überhaupt des Vaterlandes, als dessen Bürger sie sich fühlten. Zumal die französischen Benedictiner haben eine warme vaterländische Gesinnung bekundet. Dies eben macht ihren Briefwechsel so bedeutsam. Denn das Urtheil von unbefangenen, unparteiischen Gelehrten über öffentliche Dinge fällt wohl zu jeder Zeit in's Gewicht, aber am stärksten, wenn der Urtheiler ein Herz hat für die Heimat der Handlungen, welche er bespricht.

Wie es sich von selbst versteht, liefern unsere Benedictiner mehr Stoff für die innere und für die Litterärgeschichte Frankreichs, als für die Beziehungen zum Ausland. Man darf es ja Niemanden verdenken, daß er vorzüglich das betrachtet, was seinem Gesichtskreise am nächsten liegt, und wenngleich diese Bemerkung auch hier zutrifft, so sind die Fragen solcher Art doch nicht selten viel ansehnlicher, als sie es auf den ersten Blick scheinen mögen. Wenn Dom Clément, einer der Veranstalter der „Geschichtschreiber Frankreichs" und Herausgeber des Werkes: „L'art de vérifier les dates" aus Paris an Dom Berthod, Benedictiner zu Besançon schreibt: „So eben erschien ein neues Edict über Errichtung eines mons pietatis (Leihhauses), wo man zu 10 Procent auf Pfänder leihen wird," so berühren diese Worte nichts Geringeres als die soziale Frage, die man ebenso gut die „Armuthsfrage" nennen könnte. Der fromme Mann fährt fort: „Voilà une charité bien usurière," ich glaube nicht, daß dieses Unternehmen Glück machen wird." Er hat sich geirrt, der Zinsfuß ist noch erhöht worden und das Leihhaus hat doch gute Geschäfte gemacht. Sein mönchischer Eifer wider die „usuraria pravitas," welche die Päpste durch gänzliches Verbot der Zinsnahme nicht gerade zum Vortheil des Verkehrs zu unterdrücken strebten und übrigens höchst vergeblich, weil die sächliche Nothwendigkeit des Geldbedarfs die Menschen auf tausend sinnreiche Umgehungsformen, wie z. B. auf den Rentenkauf brachte, diese kanonische Denkungsart läßt ihn das Nützliche mit dem Guten verwechseln. Es ist jedenfalls zweierlei, ob die öffentlichen Leihhäuser nach Billigkeit und Sittlichkeit Gewinn suchen sollen und ob sie dabei Erfolg haben, wie es in verwandter Beziehung zweierlei ist, ob man die Wuchergesetze in Zeiten der Theuerung und außerordentlichen Geldmangels suspendirt, oder ob man den Begriff „Wucher" gänzlich aus dem Codex des Landes ausstreicht, unbesorgt darum, ob man ihn aus der Ethik des Rechts ausstreichen kann. Aber mag der Klosterbruder in einer Geldfrage falsch berathen sein, er zeigt immerhin, daß die humane Eubiotik für ihn vorhanden; er zeigt sein Interesse für menschliches Wohlergehen.

Derselbe Dom Clément, kennt auch die Frage vom geistigen oder sogenannten Schrifteigenthum, welches in Frankreich gegenwärtig, wie in Deutschland, zu den streitigen Dingen gehört, zu denen nämlich, deren die constructionelle Kunst der Rechtsgelehrten noch nicht Meister zu werden gewußt hat. Er erzählt uns unter Anderm folgende Episode aus dem langwierigen Drama: „Die Corporation der Buchhändler ist hier (zu Paris) in großer Bewegung wegen der neuen Staatsrathsbeschlüsse, welche das Eigenthum an den Büchern, die sie drucken lassen, auf die Frist ihres Privilegiums beschränken und nach Ablauf dieser Frist jedem Buchhändler, als dem, der einen Abdruck erworben hat, gestatten, sich des Buches für eine neue Ausgabe zu bemächtigen. Es sind die Buchhändler von Lyon und Rouen, welche die Beschlüsse erwirkt haben. Die Witwen derer von Paris haben sich nach erfolglosen Vorstellungen beim Siegelbewahrer, unmittelbar an den König mit einer Bittschrift gewandt, die das Haupt der Magistratur (den Siegelbewahrer und Justizminister) sehr aufgebracht hat. Der Advokat L., der sie unterzeichnet, und Boudet, der sie gedruckt hat, wurden am letzten Freitag nach Versailles bestellt, um ausgescholten zu werden. Ich weiß noch nicht, wie sie sich aus der Sache gezogen haben." — Man erkennt wohl, daß das geistige Eigenthum im Zeitalter Ludwig's XV. ziemlich stiefmütterlich behandelt wurde, wenigstens das Verlagsrecht.

Indeß die Correspondenz der Benedictiner betrifft noch größere Dinge, als solche, die wesentlich privater Natur sind. Eine Congregation, die durch Herausgabe der Kirchenväter einen Namen in der Kirchenliteratur errungen, nahm eine Stellung in der geistlichen Welt ein; Männer wie Mabillon und der berühmte Alterthumsforscher und Bibliograph Montfaucon, dem Papst Innocenz XII. mit höchster Achtung begegnete, hatten, unbeschadet ihrer freien Richtung und unbeschadet ihres gallicanischen Bewußtseins, eine gewichtige Stimme in der katholischen Christenheit. Dem Kardinal Fleury, dem ersten Minister Ludwig's XV. schien die Congregation des heiligen Maurus wohl geeignet, die Kirchengeschichte des Abbé Fleury, die dieser unvollendet gelassen, fortzusetzen. Er gab Montfaucon den Auftrag zur Auswahl einer hierzu passenden Persönlichkeit. Allein die Fortsetzung eines anerkannt klassischen Werkes im Geiste, im Styl und mit der Gelehrsamkeit des ursprünglichen Verfassers hat seine Schwierigkeit und die entging Herrn Bernhard von Montfaucon nicht. Er schreibt dem Kardinal: „Ich suche fortwährend Jemanden, der die Kirchengeschichte des Abbé Fleury fortsetzen könnte, einen Mann, wie ihn Ew. Eminenz wünscht, der unparteiisch sei und nicht gewissen Leuten zu gefallen sucht, die wollen, daß man Alles nach ihrem Sinne dreht." Wer die „gewissen Leute" sind, ist leicht einzusehen; es sind diejenigen, welche endlich das gallicanische Prinzip in Frankreich gestürzt und den letzten Schimmer von episkopaler Selbständigkeit Rom gegenüber ausgelöscht haben, so daß die politische Beherrschung der katholischen Metropole zu einem Gebot der Staatsraison ward, schon des bloßen Gleichgewichts halber. Es versteht sich, daß es heutzutage in Frankreich Schriftsteller giebt, die auf diesen Punkt recht gewandt aufmerksam machen und einige Seitenhiebe auf die Jesuiten werden ihnen daher in Gnaden gestattet. Um aber auf Montfaucon zurückzukommen, so fand er, trotz der Wissenschaftlichkeit seines Ordens, nicht den Mann, den er brauchte; die Fortsetzung der Histoire ecclésiastique von Fleury, die bis 1414 reicht, wurde dem Dominicaner, Pater Fabre, übertragen.

Nun ist es freilich, wollen wir der Wahrheit die Ehre geben, eine unleugbare Thatsache, daß die geachtete Stellung der Benedictiner vom heiligen Maurus im Geiste wissenschaftlicher Unabhängigkeit und eines von äußeren Mächten unbeeinflußten Urtheils wurzelte; sie besaßen, was Göthe „ein stilles Herz" nennt, das mit Andacht auf den Stundenschlag

* Rapports sur la correspondance inédite des Bénédictins de Saint-Maur, par M. Alphonse Dantier. Imprimerie Impériale, in 8.

der Zeit horcht und keinerlei Regung des Daseins sich entgehen läßt. Bernhard von Montfaucon, der außer sich war vor Glückseligkeit über die Vollendung des großen Katalogs der Bibliotheca Coisliniana (bibliothèque de Coislin), einer Art von Arbeit, welche von den Gelehrten diesseits und jenseits des Rheins gar zu gern und, wie ich aus Erfahrung versichern kann, mehr aus Convenienzpflicht, denn aus Ueberzeugung, zu den geisttödtenden gerechnet wird, besaß Freiheit des Geistes genug, um auch an der schönen Literatur seines Vaterlandes Antheil zu nehmen. Und was hätte ihn daran gehindert? Unsere Beschäftigung ist es nicht, die unseren Geist niederdrückt, sondern der Zwang fremder Unfreiheit, kastenmäßigen Wesens, der Vorurtheile, die eigene Trägheit, seltener nur die Mahnung des Gewissens, mit seiner Kraft nicht an rechter Stelle verwandt zu sein. Man dürfte im Gegentheil behaupten, daß eine Thätigkeit, wie sie Montfaucon sein Lebelang als Katalogisirer und Sammler vollführt hat, jene innerliche Sammlung und jenen Frieden der Seele hervorbringt, der, weil fern den Kämpfen der Parteien, das Vorurtheil von der Schwelle des Hauses abwehrt und sogar über die Schranken der Volksindividualität hinaushebt. Montfaucon z. B. ließ sich nicht von dem äußeren Glanz und der hochtrabenden Rhetorik der Poesie seiner Zeit bestechen. Dies bezeugt einer seiner Briefe, wo es heißt: „Es bleibt mir noch übrig, Ihnen von unsern französischen Dichtern zu sprechen. Unter die, welche man in der Satire am höchsten schätzt, gehört Herr Boileau-Despréaux, der seit einiger Zeit seine poetische Begeisterung wieder wachgerufen zu haben scheint. Er machte auf die Einnahme von Namur ein lyrisches Gedicht in Nachahmung des Pindarischen Styles, welches, um Ihnen meine Meinung zu sagen, in einem etwas gasconischen Tone gehalten und mit überschwenglichen Beiwörtern vollgepfropft ist. Obwohl Herr Boileau nicht soweit gegangen ist als Pindar, so hat er es doch nicht unterlassen, sich sehr kühner Vergleiche zu bedienen. Ein solcher ist der, wo er den weißen Federbusch, den der König bei der Belagerung von Namur trug, mit einem Gestirne vergleicht." — Es liegt uns nicht ob, eine Kritik dieser Kritik zu geben, es genügt, darauf hinzuweisen, wie sehr unserm Benedictiner die überschwengliche Unnatur seiner dichterischen Landsleute verhaßt war, denen doch Boileau selbst in seinen Episteln die Lehre vorhält:

> Rien n'est beau que le vrai, le vrai seul est aimable,
> Il doit régner partout, et même dans la fable —

und weiter:

> C'est la nature en tout qu'on admire et qu'on aime.

Der Briefwechsel der Benedictiner von St. Maurus reicht bis in die letzten Stunden der Congregation, d. h. bis zur Revolution von 1789. Hegel berührt einen tragischen Punkt, wenn er sagt, daß der Mensch das einzige Erdenwesen ist, welches seinen eignen Tod erlebt. Auch die Benedictiner müssen uns ihren eignen Untergang beschreiben. Schon 1772 schreibt Dom Clément an Dom Berthod: „Wir werden jetzt ein Generalkapitel halten, von dem man sich wenig Gutes zu versprechen hat; unsere arme Congregation ist in einem beklagenswerthen Zustande." Warum dies? Weil die Ahnung einer Katastrophe, wie ein schwarzes Gespenst die Gemüther der sonst so ruhigen Forscher ergriffen und ihren geschichtlichen Eifer gelähmt hatte. Kein neues Werk ward unternommen, weil man den Abgrund vor sich sah, der doch Alles verschlingen würde. Eine Veränderung der damaligen Lage der Dinge schien unvermeidlich; Viele fürchten sie, Einige blicken mit Hoffnung auf den Einsturz des Alten, der ihnen Aufbau des Bessern verheißt. Die Civilverfassung des Clerus erscheint, und sogar unter der Regulargeistlichkeit findet sie Anhänger. Der Benedictiner Dom Mouton schreibt unter'm 12. März 1791 an seinen Ordensbruder Dom Grappin: „Ich habe zum Beweise der unerläßlichen Verbindlichkeit des Clerus, die Civilorganisation, welche die souveraine Gewalt ihm so eben vorgezeichnet hat, zu befolgen und anzunehmen, keine Untersuchung erst angestellt. Seit langer Zeit schon wünschte ich ungefähr eine ähnliche Form. Als der Entwurf erschien, glaubte ich die Grundlinien wieder zu erkennen, die ich mir meinen Lesefrüchten gemäß gezogen hatte." — Eine solche Erklärung wäre in der Mitte des 19. Jahrhunderts im Munde eines katholischen Geistlichen unerhört. Aber das Zeitalter der Revolution liebte das Recht des individuellen Standpunkts hergebrachten Ordnungen gegenüber; man glaubte nicht an die strenge Folgerichtigkeit des kanonischen Systems, weil man in seiner eigenen Seele sich frei davon wußte; und man glaubte hinwiederum, daß einzelne Theile desselben sich herausgreifen ließen und Verbesserungsversuche damit anstellen. Die Revolution selbst hat diesen Wahn zerstört. Es ward, hauptsächlich durch den Sieg der Ultramontanen über den Gallicanismus augenfällig klar, daß man in geistigen und geistlichen Dingen nicht nach Belieben aussuchen darf, sondern wählen muß: aut, aut! Entweder den Protestantismus annehmen, oder — sich fügen!

T. v. B.

Die neusten Entdeckungen in unserm Planeten-System.

Als man das erste Mal aus der Lücke in der Abstandsweite der Planeten von der Sonne auf das Vorhandensein eines unbekannten Weltkörpers geschlossen hatte, bestätigte sich diese Vermuthung durch die Entdeckung der „Ceres," welche Piazzi am 1. Jan. 1801 machte. Die beiden anderen ähnlichen Vorhersagungen gebühren Frankreich. Leverrier setzte vor ungefähr vierzehn Jahren die wissenschaftliche Welt durch die Ankündigung in Staunen, daß, einer der kühnsten Rechnungen zufolge, jenseits des Uranus, noch ein Planet sein müßte, und er hatte das seltene Glück, daß seine Vorhersagung einige Tage später sich als richtig erwies. Jetzt hat er zum zweiten Male in seinem Leben einen nicht minder glänzenden Erfolg am entgegengesetzten Ende unseres Planetensystems gehabt.

Durch gegenseitige Vergleichung von einundzwanzig Beobachtungen über die inneren Berührungen der Merkurscheibe mit der Sonnenscheibe, die von 1697 bis 1848 gesammelt worden sind, hat Leverrier darin einen fortschreitenden Fehler entdeckt, der 1753 schon neun Secunden beträgt. Um ihn zu erklären, mußte man annehmen, daß Männer, wie Lalande, Cassini, Bougner u. s. w. durchgehends Fehler von mehreren Minuten gemacht hätten, was schwer zu glauben ist. Aber es fand sich zu gleicher Zeit, daß, wenn man die Säcularbewegung des Sonnenumlaufes dieses Planeten um 38 Secunden vermehrt, diese anscheinend falschen Rechnungen richtig werden. Hieraus hat Leverrier geschlossen, daß man die Ursache dieser Fehler dem Dasein eines andern noch unbekannten Planeten zuschreiben müsse, der zwischen Merkur und Sonne kreise, oder, wenn es nicht Ein Planet wäre, einer Anzahl kleiner Sphären, die, so zu sagen, einen Ring um die Sonne bildeten — wohlverstanden immer zwischen Sonne und Merkur.

Diese Schlußfolgerung erweckte natürlich die Aufmerksamkeit der Astronomen; Leverrier erhielt mehrere Briefe, die seiner Meinung Beifall gaben. Herrick, ein amerikanischer Astronom, theilte ihm unter Anderem mit, daß er bereits vor mehr als zehn Jahren an einen neuen Planeten jenseits des Merkur gedacht habe, wobei er sich auf gewisse, in verschiedenen Sammlungen einregistrirte Beobachtungen gründete. Es ergiebt sich in der That aus seinen Nachsuchungen, daß Pastorff mehrere Mal 1822, 1823, 1834, 1836 und 1837 auf der Sonnenscheibe zwei kleine runde Körper vorbeigehen gesehen hatte, von denen einer der Trabant des andern zu sein schien, und daß bereits 1819 Gruithuisen ähnliches beobachtet hatte. Andererseits war Buys Ballot, als er die Periode der größten und der kleinsten aus der Sonne strömenden Hitze zu erforschen suchte, zur Vermuthung eines Ringes um die Sonne gekommen, der einen inneren Durchmesser von 36 Sonnendurchmessern haben dürfte.

So stand die Frage, als am 22. December vergangenen Jahres Herr Lescarbault, Arzt zu Orgères, im Departement Eure-et-Loire, an Leverrier schrieb, um ihm anzuzeigen, daß er im März 1859 einen kleinen runden Körper durch die Sonnenscheibe habe gehen sehen, und daß er die Zeit und andere auf den Durchgang bezügliche Umstände vermerkt habe. In seinem Briefe sagt Doktor Lescarbault ferner, daß er seit 1837 das Dasein anderer kleiner Planeten außer den vier, die man damals kannte, geahnt; aber daß er, der nöthigen Mittel beraubt, sich zum Warten habe bescheiden müssen, ohne indeß seine Idee aufzugeben. Am 8. Mai 1845 konnte er den Durchgang des Merkur durch die Sonnenscheibe beobachten und er hatte damals den Gedanken, daß, wenn zwischen der Sonne und uns noch ein anderer Körper außer Merkur und Venus vorhanden wäre, dieser Körper eben so seine Durchgänge haben müsse, wie Merkur. Zu dieser Zeit war es ihm unmöglicher, als jemals, seine Beobachtungspläne in's Werk zu setzen. 1853 konnte er sich ernstlich daran machen; aber erst 1858 hatte er eine Terrasse zu seiner Verfügung, und demnach baute er sich selbst ein Instrument, das fähig war, bis auf etwa einen Grad einen Stellungswinkel zu geben. Endlich, am 26. März 1859, hatte er das Glück, den neuen Planeten zu sehen, der als ein schwarzer Punkt an einem gut abgegränzten Kreisumfange erschien. Doktor Lescarbault schätzt seinen Durchmesser weit unter einem Viertel von dem des Merkur. Der Planet scheint sich in einer Ebene zu bewegen, die in einem Winkel von etwa fünf bis sechs Graden zur Ekliptik geneigt ist.

Leverrier begab sich am 31. Dezember nach Orgères. „Wir fanden, sagt er, in Herrn Lescarbault einen Mann, der sich seit langer Zeit dieser Wissenschaft widmet, umgeben von Instrumenten und Apparaten aller Art, die er selbst verfertigt, und der sich eine kleine drehbare Kuppel

hat bauen lassen..... Herrn Lescarbault's Erklärungen, die Einfachheit, mit der er sie uns gegeben hat, haben uns die vollständige Ueberzeugung gewährt, daß die umständliche Beobachtung, die er gemacht hat, wissenschaftlich zugestanden werden muß..... Bei einer Prüfung der gegebenen Daten haben wir gefunden, daß die von dem Planeten auf der Sonnenscheibe durchlaufene Sehne 9 Minuten, 17 Sekunden beträgt, und daß er nach dieser Rechnung 4 Stunden, 26 Minuten, 48 Sekunden gebraucht hätte, um die ganze Scheibe zu durchlaufen. Diese Zahlen sind sehr wenig von denen, die Herr Lescarbault giebt, verschieden...... Der Planet würde nur $1/_{17}$ der Masse des Merkur ausmachen, eine Masse, welche viel zu klein ist, um in der Entfernung, in welcher sie sich befindet, die Gesammtheit der in der Bewegung der Merkurbahn nachgewiesenen Unregelmäßigkeit hervorzubringen. Der neue Stern würde sich wegen des kleinen Bereichs seiner Bahn nie weiter als um 8 Grad von der Sonne entfernen, und da das gesammte Licht, das er uns zusendet, weit schwächer als das des Merkur ist, so begreift man wohl, warum man ihn bisjetzt nicht entdeckt hat."

Wenn nun auch die Entdeckung des Sternchens die Frage noch nicht löst, so ist sie doch in anderer Hinsicht merkwürdig, als sie zur Entdeckung eines tüchtigen Astronomen geführt hat, der wohl am längsten Dorfarzt gewesen sein dürfte.

Durch einen Bericht in Galignani's Messenger von der Entdeckung des Doktor Lescarbault in Kenntniß gesetzt, ließ Mr. B. Scott, Kämmerer der Stadt London, die Notiz in die Zeitungen einrücken, daß ein ähnlicher Weltkörper bereits am 6. Januar 1818 von Mr. Loft entdeckt worden sei, und daß Mr. Scott selbst einen ähnlichen im Juni 1847 gesehen habe.

Seit dieser Zeit hat Mr. Scott diese Thatsache in seinen öffentlichen Vorträgen über das Sonnensystem stets erwähnt. „Zur angegebenen Zeit, heißt es, war er daran, ein neues Teleskop zu probiren, und nachdem er das Instrument auf die Sonnenscheibe gerichtet, wurde er überrascht, etwas zu sehen, was ihm anfangs ein Durchgang von Merkur oder Venus durch die Sonne schien. Erstaunt über diesen Fall, in Betreff dessen die Ephemeriden das tiefste Schweigen beobachteten, rief er seinen damals fünf Jahre alten Sohn, und ihn durch das Teleskop blicken lassend, frug er: „Was siehst du?" — „Ich sehe" antwortete ihm das Kind, „eine kleine Kugel auf der Sonne." — Mr. Scott theilte diese Neuigkeit sehr bald Mr. Abbot, einem Mitgliede der astronomischen Gesellschaft, mit; aber dieser versicherte ihn, er müsse sich getäuscht haben. Dies veranlaßte Mr. Scott, seine Beobachtung nicht zu veröffentlichen. Etwa zwei Jahre später machte er die Bekanntschaft des Doktor Dick, eines ausgezeichneten Astronomen, der ganz anderer Meinung war, und ihm in einem seiner Werke einen Durchgang zeigte, wo er mehrerer anderer Personen erwähnte, welche dieselbe Erscheinung bemerkt hatten. Mr. Scott meint übrigens, daß, wenn die Beobachtung des Doktor Lescarbault genau ist, der von dem letzteren gesehene Körper nicht derselbe sein könne, wie der von 1847, weil dieser weit größer war.

Stellen wir die Thatsachen zusammen und ziehen die Folgerungen daraus. Mr. Loft sieht einen Planeten 1817. Später sieht Pastorff mehrere Mal einen, der einen Satelliten hat. 1847 sieht Scott einen ohne Satelliten, 1859 beweist Leverrier auf das strengste, daß allermindestens Einer existiren müsse. Lescarbault hat einen gesehen, aber er ist nicht von hinreichender Größe und weit kleiner als der von Scott.

Also müssen ihrer wenigstens drei sein, darunter einer mit einem Satelliten.

Leverrier wird uns nun zu sagen haben, ob die vereinte Wirkung dieser drei Planeten hinreichend ist, um die Merkurstörungen zu erklären.

Eine andere wichtige Entdeckung verdankt man einem Deutschen. Es ist bekannt, daß man dem Monde eine eigentliche Atmosphäre, folglich auch Vegetation und Bewohner abspricht, oder wenigstens dieselbe weit feiner und schwächer sein läßt.

Herr Schwabe, ein ausgezeichneter Astronom, berichtet in den „Astronomischen Nachrichten," daß er im Monde eine Art Vegetation gesehen, und gründet sich dabei auf folgendes Faktum. Die Oberfläche des Mondes zeigt uns zahlreiche, schmale, furchenartige Streifen. Bald erscheinen sie gerade, bald leicht gekrümmt. Man hat sie auf verschiedene Weise zu erklären versucht; die Einen haben sie für alte, ausgetrocknete Flußbetten gehalten, Andere haben darin Lavaströme gesehen, welche die Vulkane ausgespien, und welche das Sonnenlicht lebhafter als die übrige Mondfläche zurückstrahlen. Schwabe giebt eine andere Erklärung. Ihm zufolge haben die Streifen, welche vom Gipfel des Tycho, einem der höchsten Mondgebirge ausgehen, zu gewissen Zeiten eine grüne Färbung, welche sie während einiger Monate verlieren. Hieraus schließt er, daß es im Monde Gewächse giebt, welche in einer unserem Frühling entsprechenden Jahreszeit ausschlagen und in einer andern, die unserem Herbst entspricht, ganz wie die Pflanzen auf unserer Erde absterben. Stände die Thatsache fest, so müßte man daraus schließen, daß es auch Wasser auf dem Monde gebe, und daß das Wachsthum der Pflanzen daselbst unter denselben chemischen Bedingungen stattfinde; denn warum wäre die Vegetation dann grün und nicht blau, roth, gelb &c. Allerdings giebt es Pflanzen, die nur sehr wenig Wasser bedürfen, wie die Cactusarten. Die Frage ist allerdings schwierig und hat ihre Bedenken; vor der Hand würde auszumachen sein, welche Monate aus allgemein kosmischen Gesetzen als Frühling oder Herbst im Monde anzunehmen wären, und ob dann die grüne Färbung dieser Striche, vorausgesetzt, daß sich dieses Grün wirklich unzweideutig erkennen läßt, mit der entsprechenden Sommerzeit zusammenfalle.

Italien.

Italiänische und englische Geselligkeit.

Die Rivista Contemporanea gehört zu den auch in Deutschland anerkannten, durch die Auswahl ihrer Mitarbeiter, durch die zugleich ideelle und praktische Darstellung und Behandlung ihrer Stoffe, sowie durch ihre ruhige Haltung gleich sehr sich auszeichnenden, besten Zeitschriften der innerlich und äußerlich viel bewegten Halbinsel.

Wenn ihr Einfluß ursprünglich auch nur in den Gränzen des piemontesischen Königreichs sich geltend machte, so hatte sie es doch allmählich dem „Lichte und der Farbe," wodurch sie von weitem bemerkbar, sich strebsam hervorthut, zu verdanken, daß auch in der Ferne man auf sie hinschaute, wie zu einem, auf schmaler Grundlage sich erhebenden, befestigten Vorwerke, von dessen Zinnen ein befreundetes, siegverheißendes Banner hinabweht, als eine Standarte für geistige Freiheit und wissenschaftliche Gleichheit, die sichersten Bürgen vorschreitender Civilisation. Weniger dürfte es indeß im Auslande, d. h. am heimischen Herde unserer Leser bekannt sein, daß die umsichtige Redaction der genannten Revue — welcher Name ihr auch in der militairischen Bedeutung des Wortes vortrefflich zukommt, indem sie sich die gründliche Musterung ihrer mitwirkenden Kräfte emsig angelegen sein läßt — seit einiger Zeit ein Lesekabinet, im weitesten Umfange des Raumes und Begriffes eröffnet hat, welches, ohne ausschließlich ein reading-room zu sein, zugleich geräumige Conversations-Säle und solche, die sowohl leibliche als geistige Unterhaltung bieten, in sich faßt, und somit die Vorzüge eines Klub- mit denen eines Kaffeehauses verbindet. In diesem Lokale nun wurde von einem der Vorstandsmitglieder des jungen und in erfreulicher Blüthe begriffenen Instituts, ein Vortrag gehalten, der, es sich zur Aufgabe stellend, die Idee von der Zweckmäßigkeit der Verpflanzung eines solchen, eigentlich einer mehr nordischen Kultur entspringenden Produktes auf italiänischem Boden zu verfechten und zu begründen, eine Parallele zwischen dem nationalen und dem englischen Volkscharakter, soweit jeder im Zusammenleben, in der Geselligkeit sich äußert, hineingezogen hat; es möchte diese für uns Deutsche insofern ein gewisses Interesse haben, als wir, weder der einen, noch der andern Seite angehörend, vergleichen und daraus entnehmen können, ob unsere vorgefaßten Meinungen über Beide mit dem Bilde übereinstimmen, welches hier ein hochgebildeter Piemontese von seinen Landsleuten und den britischen Insulanern entwirft. Sein Urtheil ist zwar, in Einzelheiten zerlegt, durchaus nicht übermäßig günstig „pro domo" gehalten, und werden die gegenseitigen Verdienste gebührend gewürdigt; das Ganze jedoch ließe sich vielleicht in den Satz resumiren: Der Italiäner ist ein bewegliches, geselliges, geräuschvolles Individuum, welches, wenig Häuslichkeit zu Hause findend, doch nicht weit von der Scholle sich wegwagt; der Brite hingegen ein kalter, starrer Egoist, der in steife Formen verrannt, sich darin feststemmt und nicht davon abläßt, wenn gleich er unablässig den ganzen Erdball auf- und abklimmt; er erscheint schwerfällig und doch unermüdlich auf Reisen; der Italiäner mobil und behende, umkreiset selten mehr, als den campanile, der zu seinem Wiegenfeste geläutet.

Da wir nun schon unmerklich in medias res gerathen sind, wollen wir in dem Gedankenzuge des Redners und im summarischen Auszuge seiner ethischen Skizze in zwangloser Weise fortfahren. Nachdem zuvor die, noch aus dem vorigen Jahrhundert datirenden, geselligen Zerstreuungen kurz erwähnt, und dabei auch des absterbenden Arlecchino gedacht ist, wird die Versammlung auf die allmähliche Umwandlung der sozialen

Beziehungen hingewiesen. Wir können uns nun eben auch nicht verhehlen, heißt es dann weiter, daß eine gewisse Zerfahrenheit, ähnlich der, welche Voltaire in dem moskowitischen grand monde bemerkt haben wollte, eben so bei uns in den Berührungspunkten der verschiedenen Stände sich kund gegeben hat. In unsere Sitten haben sich Verirrungen eingeschlichen, wie sie dem Instinkte eines Volkes zuwider sein müßten, dessen Genius die Transfiguration auf die Leinewand warf und die Noten zur Norm setzte. Doch werden wir daran gemahnt, wenn wir ein heutiges Caffé betreten, dessen gräßlich kreischende Thüre keine zwei Minuten geschlossen bleibt und dem empfindlichsten Zugwinde euch preisgiebt. Unmöglich scheint es dort auch, daß die Aufwärter eine Tasse Mocca euch verschaffen, ohne ein wahrhaft kannibalisches Geschrei zu erheben, oder daß der Küchenjunge anders als in eurer Nähe die Schüsseln spült, und zwar mit einem Geklapper, welches an das Kettengerassel und Klirren in den Gewölben eines verwünschten Schlosses erinnert. Sind wir ja doch κατ' ἐξοχὴν ein musikalisches Volk; unser Haupt-Element ist wohl der Spektakel und daher natürlich, daß auch die Kellner, Jünglinge voll Ehrgeiz daran ihren Antheil haben und in ihrer Welt sich hören lassen wollen. Indeß abgesehen vom Lärm, wie weht uns die von tausend Aromen und Nicht-Aromen geschwängerte Atmosphäre eines solchen Lokales an? Hohe Spiegel, vergoldete Deckengesimse, Marmor-Säulen, Fresco-Malereien und dabei jener überall wahrnehmbare Hauch abwesender Reinlichkeit und mangelnder Ordnung, triefende Regenschirme, beschmutzte Fußböden und eine Gesellschaft, deren Glieder in beständiger Fehde mit frischem Wasser zu leben, den tiefsten Abscheu gegen jegliche Seife zu empfinden scheinen. Wohl ist es gleich einem Wunder von der Macht der Gewohnheit anzusehen, daß wir so manche Stunden in den Martern eines derartigen Aufenthaltes auszuharren vermögen und uns noch obendrein fast heimisch fühlen in dem mephitischen Dufte, an den unsauberen Tischen, auf den abgenutzten Divans, so daß selbst die Heiklichsten unter uns wenig Ekel verspüren, dort mit der niedrigsten Hefe Stuhl an Stuhl zu verkehren. Gestehen wir es nur offen, Freiheit ist ein gar herrlicher Besitz, und das Heiligste unserer Rechte heißt Gleichheit, Gleichheit vor dem Gesetze; dennoch aber werden weder Plato noch Mazzini je eine Republik aufstellen wollen, in der nicht eine Absonderung der Stände gemacht werden müßte, in gewaschene nämlich von den ungewaschenen.

Die Sauberkeit und die dem Hermelinchen entlehnte Scheu vor jedem Schmutzflecken ist bei den Bewohnern des Nordens zu Hause, zumal bei den Engländern, welche darum das Kaffee- durch das Klub-Haus verdrängt haben. Kaffee und Klub zerlegen Europa in eine boreale und meridionale Hälfte. Lange hat man hin und her gesonnen, eine genaue Scheidelinie zwischen den Völkern des Südens und Nordens, zwischen den germanischen und celto-romanischen Rayen zu ziehen. Es leuchtet ein, daß dazu natürliche Gränzen nicht ausreichen; denn Berge, Flüsse, Wüsten sind keine Schlagbäume für den Ehrgeiz unseres Geschlechts; auch politische Gränzpfähle sind unzulänglich, denn Staaten sind menschliche Thaten, Nationen aber göttliche Schöpfungen; auch die Sprachen geben kein vollgültiges Kriterium, indem das Uebergewicht einer Eroberung, oder der Fortschritt der Civilisation in einigen Fällen einem Volke ein fremdes Idiom aufgeknechtet haben; selbst die religiösen Tendenzen sind keine sicheren Wegweiser, denn wir haben französische Protestanten und deutsche Katholiken. Nein, das rechte Wahrzeichen, welches den Celten vom Germanen unterscheidet, ist unzweifelhaft das Café; nie wird es heimisch auf germanischem Boden. Durchstreift die Schweiz, dieses nach drei Sprachen getheilte Land, welches zugleich in drei Nationen und zwei Religionen zerlegt ist; ihr werdet in Genf auf gallischem Boden eben so zahlreiche und bevölkerte Café's, wie zu Lyon und Turin antreffen; zu Bern, einer deutschen Stadt, nur wenige und kleinliche, elende Stuben, über deren Eingang zwar die Inschrift: „Café" zu lesen ist, welche aber zu jeder Stunde verödet stehen. In Freiburg, wo es französische und deutsche Stadtviertel giebt, könnt ihr aus den Café's abnehmen, von welcher der beiden Nationen eine Straße vorzugsweise bewohnt sei. In London, in ganz London, giebt es nur zwei Cafés, welche davon nichts als den Namen tragen; der wahre demokratische und soziale Geist dieser Institution wohnt ihnen nicht inne. Der Engländer weiß nirgends anders als, und nur er versteht es, im Klub zu leben, doch auch in England ist der Klub neuern Ursprungs. Bis auf Johnson und Goldsmith, d. h. bis zur Hälfte des vorigen Jahrhunderts, versammelten sich die Schöngeister und die Müßiggängerin den „Coffeehouses," einem Mitteldinge zwischen unserm Café und der Taverne. Sie standen Jedem offen, und waren die Märkte für Neuigkeiten und Gerüchte; sie beherrschten, wie wir aus Macaulay erfahren, in den Zeiten Karl's II. und Jakob's II. das ganze Reich. Eine verfeinerte Civilisation hat jedoch an Stelle der öffentlichen, Privat-Institute errichtet; der Fortschritt hat den Engländer aristokratischer, exklusiver, ungeselliger gemacht. Der englische Klub ist ein Tempel der Ordnung, des Schweigens und der Reinlichkeit. Alles ist wohl vertheilt, und jedes an seinem Platze; wo man speist und trinkt, liest und schreibt man nicht; wo man liest und schreibt, wird weder gespielt noch gesprochen. Zeitungsblätter liegen nicht haufenweise auf den Tischen; und deshalb wißt ihr auch immer, wo das Blatt oder Buch, dessen ihr bedürft, zu suchen ist. Die Diener sind schwarz gekleidet, mit weißer Kravatte; sie gleichen den Doktoren der Gottesgelahrtheit; sie wandern umher auf Schuhen von Filz, sie schleichen mehr, als sie gehen, durch die Gemächer. Es sind sich selbst bewegende Maschinen, lautlos, unempfindlich. Fragen beantworten sie mit gedämpfter Stimme und halben Worten; den Befehlen entsprechen sie mit einer Verbeugung; auf Vorwürfe, und wären sie auch noch so ungerecht, erwidern sie — gar nicht. Der Engländer aus dem gewöhnlichen Volke, anstatt Injurien zu vergelten, läßt sie sich baar bezahlen. Bekannt ist die Anekdote jenes Herrn, der einen widerspenstigen Kellner zum Fenster hinauswarf und dem darüber sich beschwerenden Wirthe sagte: „Setzen Sie ihn auf die Rechnung." Uebrigens herrscht im wohlerzogenen, englischen Klub große gegenseitige Höflichkeit; es wird hier weder geschimpft, noch gelärmt. Man schreibt auf die Rückseite seiner Rechnung seine etwaigen Klagen über die Bedienung; giebt sie dem Diener selbst, der sie dem Secretair überreicht, welcher sie dem Verwaltungs-Ausschusse vorlegt. Niemals wagt es irgend ein englischer Bedienter in fremde Gespräche auch nur im Entferntesten sich einzulassen; zu Scherzen Anderer lacht er nicht, die Ungezogenheiten Anderer merkt er nicht, nichts bringt ihn aus der Fassung; er hat keine Sympathien, weder Augen noch Ohren, als nur für seinen Dienst; diesem liegt er mit Eifer ob, doch ohne Ueberstürzung, stets unbeirrt und lautlos.

Wenn wir es uns angelegen sein lassen, also die Lebensweise anderer Nationen zu beschreiben, so wollen wir damit keinesweges vor der unserigen unbedingten Vorrang ihnen einräumen. Uns z. B. steht es wohl an, das Vertrauen und die Liebe unseres Gesindes uns zu erwerben, wenngleich wir dafür auch etwas Unaufmerksamkeit und Zerstreuung, etwas zu große Dreistigkeit und Vertraulichkeit mit in den Kauf nehmen müssen. Die vortreffliche Einrichtung eines englischen Klubs, die Geräumigkeit, die Behaglichkeit, die glänzende Ausstattung des Lokals, der wohlerwogene Comfort jedes Einzelnen, der mäßige Preis, wofür ein Privatmann auch mit beschränkten Mitteln frei in eigener Wohnung, in einem fürstlichen Palaste leben kann, Alles dieses ist gewiß wundervoll und beneidenswerth; aber — der Klub ist ein durch und durch aristokratisches, eifersüchtiges, exclusiv gehaltenes Institut. Das Londoner Athenaeum, ursprünglich zur Versammlung für Männer der Wissenschaft bestimmt, hält mehr auf Titel, als auf Wissen. Um zugelassen zu werden, wird, wenn nicht gerade die Zustimmung aller Mitglieder, doch von neun Zehntel derselben erfordert, und häufiger erfolgt die Zulassung mehr auf aristokratische Gönnerschaft, als in Anbetracht wahren literarischen Verdienstes. Noch schlimmer ist es in anderen Klubs, wo eine einzige schwarze Kugel zur Ausschließung genügt. Und weil die Zahl der Mitglieder beschränkt, und für die angesehensten Klubs der Drang zur Anmeldung so stark ist, daß Tausende harren, kommt es vor, daß man acht bis neun Jahre Kandidat bleibt, ehe man nur bis zur Ballotage gelangt, und obendrein gilt das Durchfallen, wenn gleich unverdienter Weise, in gewissen Klubs als ein unauslöschlicher Makel für jeden Gentleman. Wem es dann auch nach Jahre langer Geduld gelingt, Eingang in einem Klub zu finden, der lasse ja es sich nicht einfallen zu glauben, Freundlichkeit, Höflichkeit oder gar Entgegenkommen bei jenen Mitgliedern zu finden, welche, falls sie auch eure Zulassung nicht begünstigten, ihr doch nicht feindlich waren, und bei denen, sollte man glauben, der Name des euch Einführenden hinreichende Bürgschaft wäre. Gott bewahre; ohne eine förmliche Einführung, pflegt man spöttisch zu sagen, bietet der Engländer selbst einem Ertrinkenden nicht die Hand. Wenn ihr nicht Freunde im Klub habt vor eurem Eintritte, da drinnen werdet ihr sicher keine finden; zwei Mitglieder desselben Klubs speisen vielleicht seit einem Lustrum jeden Abend an demselben Tische, ohne jemals anders, als höchstens mit einem stummen Kopfnicken sich zu begrüßen, oder mehr als ein „Après vous" hervorzubringen, sofern der Eine das Anrecht auf die vom Andern in Beschlag genommene Times beansprucht. In der größeren Anzahl der vornehmeren Klubs, gleich wie im Athenaeum, wird kein Nichtmitglied jemals zugelassen, es sei denn ausnahmsweise, um das Lokal in Augenschein zu nehmen: in diesem Falle ist es jedoch dem euch geleitenden Freunde nicht gestattet, euch einen Stuhl anzubieten, ein Buch in die Hand, oder eine Mahlzeit auf eure Kosten zu geben. Bekannte, welche

aus irgend einem andern Grunde kommen, empfangt ihr im Vorzimmer, stehend, oder auf schlichten Bänken sitzend, inmitten der Aufwärter-Schaar; und selbst ausgezeichnete Fremde werden nur aus Gnade und durch Einstimmigkeit des Verwaltungs-Ausschusses zugelassen. Es hatte den Anschein, als wären die Engländer zuletzt ihrer Ungastlichkeit selbst inne geworden, und wurde zu diesem Behufe der „Travellers Club" errichtet, um die Fremden von besserer Herkunft mit weniger Etikette zuzulassen; indessen bald fand sich, daß in andern Weltgegenden „wohlgeboren" nicht gleichbedeutend sei mit „wohlerzogen," und heute sind die Ausländer fast gänzlich ausgeschlossen, auch von jenem Klub, der eigentlich der ihrige war, indem die Engländer die Verunglimpfung nicht dulden konnten, welche einige ungeschliffene Slaven oder Germanen sich an ihren fleckenlosen Teppichen, glänzend polirten Stahl-Kaminen, Feuerschirmen, Aschenbehältern und anderem prunkenden Hausrathe erlaubten, der uns nicht einmal dem Namen nach bekannt ist, welchem aber von Jenen ein besonderer Kultus, als wären es schützende Hausgötter, gewidmet ist, deren Beschmutzung einer unverzeihlichen Entweihung gleichsteht.

Doch auch die Engländer sind gesellig, d. h. nach ihrer Weise, und diese besteht eben darin, daß sie Klubs für alle Kreise, für alle Gewerke, für alle Sekten, für alle politische Parteiungen, für alle Liebhaber irgend eines Studiums oder Zeitvertreibs besitzen. Das Universalgesetz scheint zu heißen: „Geselle dich zu deines Gleichen, befasse dich nur mit dem, was dich angeht." Und dennoch ist das Streben eines Jeden auf jener Insel, sich hervorzudrängen aus dem Haufen der ihm Gleichstehenden und heran zu Jenen, welche das Glück einen Grad höher, als ihn selbst stellte, und Diejenigen fern zu halten, welche das Geschick einen Grad tiefer, als ihn selbst gestellt hat. Der klubheimische Brite ist ein Mensch, welcher in Gesellschaft geht, um allein zu leben, und dort die schlechtesten Seiten seiner egoistischen Natur zu entfalten.

Es giebt in England auch wissenschaftliche und literarische Vereine, welche, sozialere Zwecke hegend, zur moralischen Entwickelung und geistigen Verfeinerung der verschiedenen Klassen dieses eigenthümlichen Volkes beitragen. In London zählt man solche Institute nach Hunderten, und nimmt auch bei ihnen eine unendliche Abstufung wahr. Dort seht ihr im „Royal Institution" ein Prachtgebäude mit kostbarer Bibliothek und Lesezimmern, welche betreten zu dürfen, Herren und Damen nicht weniger Mühe sich kosten lassen, als wenn es sich um Bälle bei Hofe, oder um die gesuchteren bei Almacks handelt. Mit frühestem Morgen begeben sie sich dorthin, zu den Vorlesungen über Chemie und Physik, die von einem Faraday und anderen Gelehrten von europäischem Rufe gehalten werden, und zwar gehen sie hinein mit demselben Kleider-Aufwande und dem gleichen Stutzer-Gefolge, mit dem sie einige Stunden später in den Parks paradiren. Auf Hundert der dortigen feinen Damen, welche kommen, um sich sehen zu lassen, und Hundert geschäftslose Männer, welche sehen wollen, darf man kaum Eine oder Einen zählen, die eifriges Studium hineintreibt; es ist eben Modesache. Indessen läßt sich doch viel zu Gunsten einer Mode sagen, welche in der Weise ihre Huldigung der Wissenschaft darbringt, daß sie ein Interesse für Kenntnisse und Künste an den Tag legt. Nach Analogie des französischen Sprüchwortes: „L'hypocrisie est l'hommage, que le vice rend à la vertu," ließe sich sagen: Schein-Studium ist der Zoll, den die Mode dort der Wissenschaft entrichtet.

Weit besuchter sind die commercial und mechanical institutions, wo des Abends, nach vollbrachtem Tagewerke, Ladenbesitzer und Handwerker sich versammeln, um Zeitungen zu lesen, Neuigkeiten zu besprechen, oder Unterricht zu nehmen in Sprachen, Zeichnen, Musik, oder was sonst den Geist erfreuen und die Sitten verfeinern mag. In den Provinzialstädten finden sich ähnliche Vorkehrungen zur Fortbildung der Erwachsenen. In Manchester z. B. gehören die zu solchen Zwecken bestimmten Gebäude zu den großartigsten Palästen dieser Stadt. Leeds, Glasgow, Sheffield, als große Industrie-Mittelpunkte, haben Analoges aufzuweisen. Die hervorragendsten Literaten, Redner und Edelleute, welche, wie in allen freien Ländern ein Interesse haben, das Volk für sich zu gewinnen, entfalten den erstaunlichsten Wetteifer, derartige Institutionen hervorzurufen und zu fördern. Sie selbst halten dort Vorträge, präsidiren bei feierlichen Veranlassungen und suchen durch ihr Protektorat Leben und Gedeihen zu schaffen. Mit den Büchersammlungen und Lesezimmern, welche Lexica, Encyklopädien, Atlanten u. s. w. enthalten, werden Leihbibliotheken verbunden zum Nutzen der Frauen und Kinder; außerdem sind Zimmer für Schach und Billard, Café und Restauration vorhanden.

Auf solche Weise verbringt seine Mußestunden der größere Theil jenes Volkes, welches wir, aus Einzelfällen allgemeine Schlüsse ziehend, und den abgeschmackten Vorurtheilen der Franzosen nachhängend, so gern uns als in beständiger Trunkenheit umhertaumelnd vorstellen. Von der Unmäßigkeit der Engländer muß man wenig mehr glauben, als von ihrer Sitte, ihre Frauen mit dem Stricke um den Hals, auf offenem Markte zu verkaufen.

In den großen See- und Handelsplätzen, welche, wie Glasgow und Manchester von je einer halben Million bewohnt sind, mag man die Berauschten nach Dutzenden, ja vielleicht an besonderen Tagen schockweise aufgreifen; die Hunderte von Tausenden aber, welche bei uns ihre Zeit im Café und Theater verlottern würden, sie verwenden den Tag zur Arbeit, den Abend zur Belehrung.....

So viel aus dem Entwurfe unseres Redners, welcher demnächst die Zwecke seines neuen patriotischen Institutes weiter ausführt. Wir übergehen dies, um seinen Schluß, und wie uns scheint, richtige Schlußfolgerung in abgekürzter Form dem Inhalte nach hier mitzutheilen. Ueber den Erfolg und die Tragweite mögen Unternehmer und Gründer häufig sich täuschen; die Macht der Verbrüderung aber unter allen heutigen Nationen ist unberechenbar; es läßt sich gar nicht voraussagen, zu welch' großen Dingen der Grundstein gelegt werden kann, sobald nur drei oder vier Personen zu gemeinschaftlichem Zwecke sich vereinigen. Die französische Revolution von 1789, sowie die folgenden, sowohl in diesem Lande, als anderswo, führten nicht eher zu großen Resultaten und erlangten nicht eher eine nachdrückliche Bedeutung, als bis die Menschen begannen, sich zu verständigen, sei es im guten oder schlechten Sinne, innerhalb ihrer politischen Kreise, d. h. in den verschiedenen Klubs. Nichts geht über die Association, welche der öffentlichen Meinung die ganze Wucht und wachsende Stärke einer Lawine verleiht. Sobald die Masse gebildet, ist nichts leichter, als den Impuls ihr gut zu geben. Das ist der Grund, warum despotische Regierungen nichts so sehr anfeinden, als den Geist der Association; darum eben auch könnte ein Institut dieser Art, wie wir es hier auf der breiten Grundlage der Freiheit errichten, nirgends in ganz Italien sein Bestehen finden, als nur in Turin. Denn wir genießen hier nicht nur volle, unbeschränkte Freiheit, sondern erfreuen uns auch jener Ordnung und Sicherheit, welche jedes derartige Unternehmen unschädlich, ja sogar willkommen und ersprieslich macht. — Das, was die politischen Klubs während der Entwickelung der Revolution waren, können und sollen wissenschaftliche und literarische Institutionen für eine geregelte, soziale und moralische Reform sein. Die Schrift bleibt nur zu sehr ein todter Buchstabe; das mächtigste Bedürfniß des Menschen jedoch ist der Umgang mit seines Gleichen, ihm kräftig die Hand zu reichen und die geistigen Beziehungen, die übersinnlichen Sympathien zu vermehren, mit einem Worte, durch den menschlichen Verkehr der eigenen Menschenwürde sich bewußt zu werden.

England.

Shakspeare und Payne-Collier.

Die in unserer Zeitschrift bereits mehrfach erwähnte Beschuldigung des bekannten Shakspeare-Editors John Payne-Collier, das Publikum bei der Herausgabe seines sogenannten „alten Korrektors" wissentlich oder unwissentlich getäuscht zu haben, ist in neuerer Zeit in noch verstärktem Maße erhoben worden. Ein Beamter des British Museum, Herr N. E. S. A. Hamilton, hat in einer kürzlich bei Bentley in London erschienenen Schrift* alle Indizien gegen die Echtheit der von Collier vorgeblich in einem Exemplar der Folio-Ausgabe Shakspeare's von 1632 aufgefundenen, handschriftlichen Korrekturen eines Zeitgenossen des Dichters zusammengestellt, außerdem aber auch nachzuweisen sich bemüht, daß mehrere andere von Herrn Collier im Laufe von dreißig Jahren publizirte, höchst interessante, das Leben und die theatralische Laufbahn Shakspeare's betreffende Dokumente unzweifelhaft gefälscht seien. Zu diesen gehört unter Anderm ein im Besitze von Lord Ellesmere befindliches Exemplar der Folio-Ausgabe Shakspeare's von 1623, dessen Marginalbemerkungen ebenfalls zuerst von Collier entdeckt wurden, ferner ein von demselben im Jahre 1835 in der Bibliothek von Bridgewater-House entdecktes Schreiben des Lord Southamton, Oberkammerherrn des Königs Jakob I., im welchem Shakspeare dem Lord-Kanzler Ellesmere

* An Inquiry into the Genuineness of the Manuscript Corrections in Mr. J. Payne-Collier's annotated Shakspeare-Folio, 1832, and of certain Shakspearian Documents likewise published by Mr. Collier.

empfohlen wird, sowie ein Dokument, durch welches Daborne, Shakspeare, Field und Kirkham zu Unterrichts-Ertheilern der Kinder von königlichen Hofbedienten ernannt wurden.

Das merkwürdigste dieser Aktenstücke aber ist eine im königlichen Archiv in London sich befindende Bittschrift an die „sehr ehrenwerthen Lords des Geheimen Rathes Ihrer Kgl. Majestät," von Thomas Pope, Richard Burbadge, John Flemings, Augustin Phillips, William Shakspeare und anderen „Eigenthümern und Schauspielern des Privathauses oder Theaters auf dem Vorplatze oder der Freiheit von Blackfriars," welche darum bitten, daß „Ew. Herrlichkeiten sie nicht hindern mögen, auch ferner in ihrem obengenannten Privathaus auf dem Vorplatze oder der Freiheit von Blackfriars zu spielen." Herr Collier hatte dieses Aktenstück zuerst in seinen 1831 erschienenen „Jahrbüchern der Bühne" (Annals of the Stage) abdrucken lassen und dabei gesagt: „Dieses merkwürdige Schriftstück ist vielleicht seit dem Augenblicke, wo es eingereicht bis zu der Zeit, wo es kürzlich entdeckt wurde, niemals wieder von Jemand gelesen worden. Es ist sieben Jahr älter, als irgend ein anderes authentisches Zeugniß, das den Namen unseres großen Dramatikers enthält. Ueberdies trägt es die Beglaubigung und den Stempel eines öffentlichen Archives, indem es im königlichen Staats-Dokumenten-Amt (State Paper Office) aufbewahrt und einer Sammlung von Aktenstücken einverleibt, von denen der größte Theil unzweifelhaft echt ist."

„Und gleichwohl," bemerkt hierzu Herr Hamilton in seinem Anti-Collier, „kann kein Zweifel darüber obwalten, daß dieses Schriftstück zu derselben Sorte von Fälschungen gehört, die wir in dem Vorangegangenen ermittelt haben, sowie daß es auf irgend eine Weise, die noch zu ermitteln sein wird, unter die archivalischen Dokumente, wo es sich befindet, eingeschmuggelt worden, unter denen es mit der Zeit und unter dem Einflusse der amtlichen Routine, wie die anderen Papiere, den Stempel der Authentizität erlangte." Für das Datum von 1596, das man diesem Schriftstücke beilegt, giebt es keinen andern Nachweis, als ein Bleistift-Notat, welches einer der Archivbeamten darauf gemacht hat. Herr Hamilton sagt: „Eine nähere Prüfung der Handschrift, besonders der Form einzelner Buchstaben, und das Aussehen der Dinte brachten mich auf den Gedanken, daß das Schriftstück nicht blos unecht, sondern auch von derselben Hand, wie die bereits besprochenen, nachgemachten Aktenstücke ausgeführt sei."

Als diese Ansicht dem königlichen Oberarchivar (Master of the Rolls) bekannt wurde, ordnete dieser sofort eine amtliche Untersuchung der Sache an, zu welchem Zwecke eine besondere Kommission ernannt wurde, bei der sich folgende Männer befanden: Sir Francis Palgrave, Archivar, Herr Duffus Hardy, Archiv-Assistent, Professor Brewer, vereideter Sachverständiger, Sir Frederic Madden, Oberbibliothekar der Handschriften im British Museum, und Hr. Hamilton. Die Kommission hat, nach sorgfältiger Prüfung des Schriftstückes, einstimmig das nachfolgende Zeugniß ausgefertigt:

„Wir, die Unterzeichneten, haben auf den Wunsch des Master of the Rolls sorgfältig das beigefügte Schriftstück untersucht, welches angeblich eine Bittschrift an die Lords des Geheimen Rathes Ihrer Majestät ist von Thomas Pope, Richard Burbadge, John Flemings, Augustin Phillips, William Shakspeare, William Kempe, William Slye, Nicholas Tooley und Anderen, als Erwiederung auf eine Bittschrift von Einwohnern der Freiheit von Blackfriars, und wir sind der Ansicht, daß das fragliche Dokument gefälscht sei. London, 30. Januar 1860."

Der Master of the Rolls, Sir John Romilly, hat angeordnet, daß dieses Urtheil der Sachverständigen den im k. Archiv befindlichen Aktenstücken Nr. 222, Elisabeth, 1596, angeheftet werden solle."

Es frägt sich nun, wer war der Fälscher dieser und aller übrigen jetzt angezweifelten Schriftstücke von und über Shakspeare? Herr Hamilton giebt nicht undeutlich zu verstehen, daß Payne-Collier nicht blos der erste Betrogene, sondern auch der erste Betrüger in dieser Angelegenheit war. Herr Collier ist jedoch ein alter, gelehrter Herr, der bisher bescheiden von dem Ertrage seiner Studien und literarischen Arbeiten gelebt und dem man in seinem langen Privatleben Nichts nachsagen kann, was seiner Ehrenhaftigkeit nur den geringsten Eintrag thut. Er selbst ist, seitdem die Schrift von Hamilton ausgegeben worden, mit einer Entgegnung hervorgetreten, die zum Theil auch im Athenaeum vom 18. Febr. abgedruckt ist, welches Blatt überdies einen Artikel der eigenen Redaction zur Zurückweisung der Verdächtigungen des Herrn Collier geliefert hat. In beiden Entgegnungen wird ein besonderes Gewicht darauf gelegt, daß Herr Lemon, der gegenwärtige Vorsteher des State Paper Office, bezeugt, die obgedachte Petition der Schauspieler vom Blackfriars-Theater habe sich bereits in jenem Archive befunden, bevor Herr Collier seine Untersuchung darauf gerichtet, und daß sie namentlich auch schon von dem Vater des Herrn Lemon, welcher ebenfalls Archivar gewesen, gekannt worden sei. Ferner wird in beiden Entgegnungen Bezug genommen auf das Schreiben eines Geistlichen, Dr. Wellesley, von der Universität Oxford, welcher sich erinnert, in dem Laden des verstorbenen Antiquars Thomas Rodd, von dem Herr Collier seinen korrigirten Shakspeare von 1632 für 30 Schilling gekauft haben will, ein solches Exemplar gesehen zu haben, das ihm jedoch der gedachte Rodd nicht habe verkaufen wollen, weil er es bereits einem andern Kunden versprochen habe.

Ob diese und ähnliche Zeugnisse im Stande sind, die vielen Verdachtsgründe zu widerlegen, welche in dem Anti-Collier des Herrn Hamilton gesammelt erscheinen, das wird die literarische Kritik, die in dieser Shakspeare betreffenden Angelegenheit nicht sorgfältig genug sein kann, demnächst zu ermitteln haben. **J. C.**

Aegypten.

Ein Ausflug in die Umgegend von Kairo.

Der versteinerte Wald. — Heliopolis. — Khalifen-Gräber.

Sie haben in einer Ihrer letzten Nummern einige ziemlich aphoristisch gehaltene Mittheilungen über die interessantesten Punkte in der Umgebung Kairo's gebracht; erlauben Sie mir auf einige derselben, die die Leser Ihres „Magazin" interessiren dürften, etwas näher einzugehen. — Der erste Ausflug, den der in Kairo eingetroffene Reisende zu unternehmen pflegt, gilt gewöhnlich der Citadelle, der zweite den Pyramiden von Gizeh, der dritte aber sicherlich dem versteinerten Walde; ja, die blonden Söhne Albion's ändern obige Reihenfolge häufig dahin ab, daß sie gleich nach ihrer Ankunft zu dem petrified wood eilen. Lassen Sie mich dem Beispiele derselben folgen und Ihre Leser zuerst dorthin geleiten. Hinaus geht es durch die engen, finstern Straßen Kahira's, an der Citadelle vorbei, in die Wüste; links liegt der sogenannte rothe Berg, der Dschebel achmer, rechts der Mohattam, vor uns die arabische Wüste. Kein lebendes Wesen ist zu sehen außer unserer kleinen Karavane; nur manchmal zeigt sich am blauen Himmel ein kleiner, fast unmerklicher schwarzer Punkt, ein Geier, der im Aether seine weiten Kreise zieht; dazu Todtenstille, die nur durch den ihre Thiere ermunternden Zuruf der Eseltreiber unterbrochen wird. Ein seltsam beängstigendes Gefühl ergreift den Reisenden, der zum ersten Mal dieses Sand-Meer durchzieht, ihm ist, als müsse der böse Geist der Wüste, der Chonasin, am fernen Horizont auftauchen und mit feurigem Odem die Flugsandhügel über des Wanderers Haupte zusammenstürzen. Doch immer weiter ziehen wir in östlicher Richtung in die Wüste hinein, rechts, links, vor und hinter uns nichts als Sand, mit unzähligen Kieseln bedeckt; allmählich werden die Sandhügel höher, die auf dem Boden zerstreuten Steine seltener, länglicher und größer; da hält der vorderste Eseltreiber, hier ist der versteinerte Wald, erklärt unser zerlumpter Cicerone. Wald! rufen wir verwundert aus. Ja. Wo sind denn die Bäume? Auf dem Boden liegen sie, auf und unter dem Sande; kleine Stückchen versteinerten Holzes — zwei, höchstens drei Fuß lang, einige Zoll im Durchmesser, voilà tout. Freilich ist dies noch nicht die Hauptstelle des versteinerten Waldes, Holzes wäre freilich bezeichnender; eine Stunde südlicher stoßen wir auf stärkere und längere Stämme, einzelne messen bis vierzig Fuß, die auf den Sandhügeln in großer Anzahl herum liegen; doch auch hier ist kein Wald wie ihn unsre gutgeschulte Phantasie sich vorzustellen pflegt. Interessanter wie der Wald selbst, dürfte eine Frage über sein Entstehen sein. Herodot, der bekanntlich von 444—434 v. Ch. Aegypten bereiste und bis nach Nubien kam, erzählt: Die Hephästos (Phtah)-Priester zu Memphis hätten ihm mitgetheilt, vor König Menes* sei ganz Aegypten mit Ausnahme des Thebanischen Kreises ein Sumpf gewesen; er sagt ferner bei Erwähnung der Stadt Memphis, dieselbe sei von Menes auf der Stelle gegründet worden, welche durch Zuschüttung des mittäglichen Armes des Nils, Austrocknung des alten Bettes und Ableitung des Flusses durch einen Kanal entstanden sei; auch habe der König Dämme anlegen und nördlich

* Menes, der Stifter der ersten (memphitischen) Dynastie nach Manetho, verließ 3893 v. Ch. This, die älteste Residenz der Könige in Ober-Aegypten (wahrscheinlich zwischen dem heutigen Kenneh und Denderah) und gründete Memphis, während die Könige der zweiten, gleichzeitigen Dynastie in This weiter regierten. Dem Regierungsantritt des ersten Menschenkönigs gehen ungefähr 18,000 Regierungsjahre der Götter und Halbgötter voran.

von der Stadt zu ihrem Schutze einen See graben lassen. Heißt das nicht vielleicht, Menes habe die bis dahin sumpfige Gegend trocken gelegt und menschlichem Verkehr geöffnet, wie das ja in neuerer Zeit bei der Gründung von St. Petersburg der Fall gewesen ist? — Ein einfacher Blick auf die Karte zeigt, daß diese Angaben der Priester kein nur dem Reisenden aufgebundenes Märchen gewesen sein können.

Bei einem höheren Stande des Meeres, wie er unzweifelhaft stattgefunden, müssen alle Thalsenkungen mit Wasser bedeckt gewesen sein, wie 1) die Wüste e Tih im Norden der Sinai-Halbinsel, welche im Westen und Süden durch den Dschebel-e-Tih, im Osten durch die Gebirgszüge der Wadi Akaba und el Gohr begrenzt werden, welche sich von dem Ras es-Sa, d. h. von der Nordspitze des Bahr Akaba bis zum Bahr Loud, dem todten Meere ziehen; 2) die arabische Wüste von Dschebel Atakla (Ataka) bis zu dem die nubische Wüste im Norden begränzenden Gebirgszuge, welcher von Dschebel Baram bei Assuan bis zum Ras el Aub, unter dem 24° nördl. reicht. Die häufig unterbrochenen westlichen Küstengebirge des Bahr Dues und Bahr Hedjar, sowie der Dschebel Chalil, Dokhan (Porphyr) und Zaburah im Innern dürften die Inseln dieses Meeres gewesen sein; 3) die ganze lybische Wüste und 4) das Delta und Nilthal bis in die Höhe von Karnak und Luxor, dem alten Theben, vielleicht bis Assuan, eine Annahme, die noch wahrscheinlicher wird, wenn man bedenkt, daß die Sohle des Nilthals früher bedeutend tiefer gelegen haben muß, und erst durch die jahrtausend lange Ablagerung des Schlammes ihre jetzige Höhe erreicht hat; zu Herodot's Zeiten durfte der Nil nicht unter 15—16 Ellen steigen, während heute eine Ueberschwemmungshöhe von mehr als 22', also 8'—10' weniger, von den traurigsten Folgen begleitet sein würde. Nach den von Lepsius bei dem Tempel von Semmeh aufgefundenen Felseninschriften (Angaben der höchsten Nilschwellen aus der Regierung Amenemha's III. [Möris] und seiner Nachfolger, [Dynastie 12; erste thebanische, allgemein anerkannte Reichsdynastie c. 2300 v. Ch.]) stieg der Nil damals 24' höher als jetzt; nimmt man dazu, daß die denselben König Amenemha III. aus dessen Regierung die obigen Angaben herrühren, darstellenden Kolosse, (die sog. Memnon's Säulen), die sich auf einer, sich 8' über die Thalsohle erhebenden Erhöhung befinden, auf einer 13' 7'' hohen Basis stehen, häufig bis an den obern Rand derselben unter Wasser gesetzt werden, was zur Zeit ihrer Erbauung nicht geschehen durfte, so ergiebt die einfache Addition der Lepsius'schen Angabe und der Basenhöhe, daß die Sohle des Nilbettes zu Amenemha's III. Zeiten mindestens 37' Fall mehr gehabt haben muß, wie heutzutage. —

Bei dem spätern langsamen Zurücktreten der Fluthen, muß in dem bloßgelegten, durch die Nähe des Meeres und die mit Wasserdünsten reichlich geschwängerte Atmosphäre mit tropischen Regengüssen befruchteten Lande eine üppige Vegetation gestanden haben; dafür spricht, daß man in der ganzen Ausdehnung der Wüste, der arabischen sowohl, wie der des Sinai und auch der lybischen (z. B. auf der Strecke von Daschur nach Tomieh, von Garra nach der Quah el Bacharieh, d. h. der kleinen Oase, am Wadi Fargh u. s. w.) ähnliches versteinertes Holz findet als in dem versteinerten Walde. Die Stämme müssen auf derselben Stelle gewachsen sein, wo man sie noch heute sieht; denn, wären sie, wie man häufig annimmt, aus dem Sennaar angeschwemmt worden, so würden wir sie auf der Sohle des Nilthals von Schlamm bedeckt finden; wären die schon versteinerten Stämme durch eine vulkanische Kraftäußerung an den Ort ihrer Auffindung gebracht worden, so würde ihre Lage eine gegen die Horizontale geneigte sein, während sie im Gegentheil vollständig mit derselben übereinfällt. Wahrscheinlich sind die Stämme durch einen Orkan, wie das ja noch heut zu Tage vorkommt, niedergeworfen worden; sie liegen sämmtlich, so weit noch keine fremde Macht an ihnen gerührt, in Einer Richtung. Der Sand der lybischen Wüste, die damals schon aus dem Wasser hervorgetreten war, wurde über die am Boden liegenden Stämme geweht; vielleicht lagerten auch die Ueberschwemmungen des Meeres und des Nils Sandlagen darüber ab; wenigstens findet man neben dem versteinerten Holze Haifischzähne, Meerkrabben, Seemuscheln und Schnecken in der ganzen Ausdehnung der Wüste. Das Wasser der Regengüsse, vereint mit dem starken Niederschlage der damals sehr feuchten Atmosphäre sickerte durch die Sanddecke, nahm dabei kieselsaure Bestandttheile in sich auf, durchdrang und versteinerte die Stämme. Als später das Meer immer weiter zurücktrat und die klimatischen Verhältnisse in die jetzigen übergingen, d. h. als alle Feuchtigkeit aus der Luft verschwand und an ihre Stelle die heutige glühende Hitze trat, trockneten die Sandschichten aus, wurden vom Winde weggeweht und die Stämme traten an der Stelle zu Tage, wo sie gestanden und gefallen waren. —

Während wir, d. h. meine Reisegefährten und ich, unsere Ansichten über die Entstehung des versteinerten Waldes austauschten, hatten wir zugleich auf die in der Wüste sehr zahlreichen Skorpione Jagd gemacht; einer hob die herumliegenden Steine auf und der zweite packte den Skorpion mit einer kleinen Zange, während der dritte eine Blechbüchse zur Aufnahme desselben bereit hielt. — Sonnini erzählt in seiner Reise in Aegypten, daß er einen Berber in Kairo gesehen, der unter seiner Mütze stets einige Skorpione bei sich getragen und dieselben ungestraft angegriffen habe; später jedoch habe man in Erfahrung gebracht, daß er den Skorpionen den Stachel ausgerissen gehabt. Auch mir ist während meines Aufenthalts in Aegypten Etwas ähnliches begegnet. Eine den meisten Europäern in Kairo wohl bekannte Persönlichkeit ist der sogenannte Schlangen-Mohamed, ein großer, schlanker Araber, der mit Schlangen, Skorpionen, Eidechsen u. s. w. handelt und sich nebenbei für einen Beschwörer ausgiebt; derselbe führte häufig eine große Blechbüchse bei sich, in der sich zwanzig und mehr Skorpione befanden, und in die er ungenirt hineingriff, um die gewünschten Exemplare herauszuholen; ich hatte mit dem Mann vielfach zu thun gehabt, indem ich einerseits für mich, andrerseits für meine Bekannten Thiere gekauft, und manchmal verwundert seinen dreisten Manipulationen zugeschaut, bis ich eines Tages bemerkte, daß sämmtlichen Skorpionen die Spitze des Stachels abgeschnitten war. — In den Bazars von Kairo wird eine abyssinische Wurzel isto agrap als Amulet gegen den Stich dieser Thiere verkauft.

Unsere Skorpionen-Jagd hatte uns weidlich müde gemacht, so daß wir dem mitgenommenen Frühstück herzhaft zusprachen und dann nach Heliopolis aufbrachen. Die Verzweiflung unserer Eseltreiber, als sie uns nicht den geraden Weg nach Kairo einschlagen sahen, war groß; anfangs schienen sie remonstriren zu wollen, aber ein Blick auf unsere allerdings nicht ganz unverdächtigen Reitpeitschen brachte sie wieder zum Gehorsam zurück. — Beinah drei Stunden ritten wir in nordwestlicher Richtung vorwärts, da blitzte uns über dichte Baumgruppen ein mächtiger Obelisk, der Grabstein von Heliopolis, entgegen. Im Garten von Boghos-Bey, dem früheren Minister Mehemed-Ali's, steht zwischen Wasser und Bäumen der 68 Fuß hohe Obelisk das in der Erde verborgene erste Piedestal mitgerechnet — ein herrliches Denkmal einer großen Vergangenheit. Er besteht aus syenitischem rothen Granit, seine Spitze soll mit Erzplatten bedeckt gewesen sein; die sehr tief eingeschnittene hieroglyphische Inschrift lautet:

„Der Sohn der Sonne Osortasen (Seturtesen), der Horus, welcher den Menschen das Leben giebt, dem König Sonne, welcher der Welt geschenkt ist, der Herr des Obern und des Untern Aegypten's, der geliebt wird von den Geistern der reinen Gegend, der immer lebt und den Menschen das Leben giebt, der das Leben der Menschen ist, dem Gotte, welcher ihn zum Lebensgeber machte.“

Wahrscheinlich stand dieser Obelisk, (zwei Seitenflächen desselben sind dicht mit Wespennestern überzogen) mit noch einem vor dem Propylon des Sonnentempels und schloß eine Reihe von Sphinxen, von denen Pococke noch einige verstümmelte von gelbem Marmor gesehen haben will. Die andere Spitzsäule hat man in der zu Rom auf der piazza del popolo befindlichen wiederzuerkennen geglaubt, die die Namensringe des Seti und seines Sohnes Rhamses II. trägt.

Heliopolis, das biblische On,* die Stadt des Herhat oder Horus, d. h. Gott des Nordens, war der Sitz der ägyptischen Priesterweisheit. Wie geehrt die Lehrer desselben schon in frühester Zeit gewesen, beweist 1. Moses 41. 45. „Und Pharao gab ihm (d. h. Joseph) ein Weib, Asnath, die Tochter Potiphar's, des Priesters zu On.“ — Herodot besuchte auf seiner Reise die Priester, weil „sie die erfahrensten in alten Geschichten seien;“ Eudoxus, Plato, Dionysius Areopagita haben in Heliopolis studirt; Strabo fand bei seinem Besuche noch viele Obelisken und erzählt, daß zwei derselben vom Kaiser Augustus nach Rom gebracht worden seien; ja noch im 13. Jahrhundert sah der arabische Arzt Abd-Allatif kolossale Ruinen; heute ist der obenerwähnte Obelisk und ein Paar niedrige Schutthaufen das einzige, was von dem alten Heliopolis übrig geblieben. Hier stand auch einst vor Jahrtausenden jener riesige Sonnentempel, in dem Thot (die Sonne) verehrt wurde, der dreimal große Lichtgott, wie er zuweilen genannt wird, der schon vor der Sündfluth die heiligen Bücher der Aegypter in heiliger Sprache auf Steintafeln geschrieben, die von Thot, dem zweimal großen, dem Mondgott, in die gewöhnliche Sprache übersetzt wurden. Von diesem Tempel spricht Jeremias 43. 13. „Er soll die Bildsäulen zu Beth Schemesch** in Aegyp-

* Heliopolis ist wahrscheinlich auch das Rhaemses der Bibel, von dem die Juden auszogen; hier läßt Josephus dieselben stationirt sein; auch haben die alten griechischen Uebersetzer 2. Mos. 1. 11. für „Rhamses“ gesetzt „Rhamses und On, was Heliopolis ist,“ was wohl so viel bedeutet als „Rhamses heißt es auf altägyptisch, On ist der gebräuchliche biblische Name und Heliopolis der griechische.

** „Beth el schems“ heißt noch heute auf arabisch das Haus der Sonne.

tenland zerbrechen und die Götzenkirchen in Aegypten mit Feuer verbrennen;" welche Prophezeihung zweimal, durch Nebukadnezar und durch Cambyses (525) in Erfüllung ging.*

Eine Meile nördlich von Heliopolis liegt der Birket el Hadsch', der Pilgersee, zu dem der Kanal von Kairo, der Chalidsch Emir el Mumenin führt. Dieser Kanal wurde, wie Ptolemäus angiebt, unter Trajan erbaut, doch kann man annehmen, daß er weit älter, wahrscheinlich ein Werk der Pharaonen ist; die arabischen Schriftsteller berichten, daß sein Bett mit Marmor ausgepflastert sei, doch ist dieses jetzt mit dicken Schichten von Schlamm bedeckt. Der See ist deswegen interessant, weil sich an ihm die nach Mekka gehende Pilgerkaravane sammelt. Zwischen Heliopolis und dem Birket el Hadsch' schlug General Kleber mit 6000 Franzosen 40,000 Türken.

Der Rückweg vom Obelisken nach Kairo führt durch gut angebaute Felder an dem Dorfe Matarieh vorüber, bei dem sich der von der apokryphischen Literatur der Evangelien erwähnte Marienbaum und die Sonnenquelle befinden; ersterer ist eine uralte, riesige Sycomore, welche die heilige Familie durch das Herabsenken ihrer dichten Zweige den Augen der Verfolger entzogen haben soll; so unwahrscheinlich diese Legende auch sein mag, so verleiht sie doch dem Orte eine gewisse Weihe, die leider dadurch gestört wird, daß der Baum mit einer Unmenge Kleider-Fetzen und andern Lappen, die mohamedanische Pilger geweiht haben, behängt ist. Die Sonnenquelle, welche nicht weit von der Sycomore entspringt, soll früher bitteres Wasser enthalten haben, welches erst durch das Gebet der auf der Flucht befindlichen heiligen Familie trinkbar gemacht worden sein soll; die Quelle führt seit dem 12. Jahrhundert den Namen Ajin el schems, Sonnenquelle. — Doch hat Matarieh (Metarieh, Matarea) noch andere Ansprüche an das Interesse der Reisenden; hier wuchs einst die Balsamstaude, welche die Königin von Saba (Sheba) dem Salomo zum Geschenk machte und welche durch Kleopatra nach Aegypten gebracht wurde; heute wächst dieselbe nur noch in der Gegend von Mekka und kommt unter dem Namen Mekka-Balsam in den Handel. In Matarieh wurden auch auf Befehl Mehemed-Ali's 1827 die ersten sehr glücklichen Versuche mit der Akklimatisirung der Baumwollenstaude gemacht.

Der weitere Rückweg führt bei der Abassieh, einem mitten in der Wüste von Abbas-Pascha erbauten Palast vorüber, bei dessen Anblick man nur bedauern kann, daß die ungeheuren darauf verwandten Kosten nicht zur Hebung des Ackerbaues angewendet worden sind. Den Uebergang von der Stille der Wüste zu dem regen Leben der Stadt bilden die fälschlich sogenannten Khalifen-Gräber, welche die Grabdenkmäler der Ajobiten- und Bahariten-Dynastie der Mameluckenkönige, bis zur Invasion Selims, 1250 enthalten. Obgleich zum größten Theil zerstört und in Trümmern liegend, zeichnen sich doch fast alle diese Moscheen durch architektonische Schönheiten, besonders geschmackvolle Portale und Minaret's, aus. Die bedeutendsten dieser Grabmoscheen sind: die des Sultan Amir-Kebir (d. h. Amir des Großen), heute ein Pulvermagazin der Regierung und deshalb den Fremden unzugänglich; die Moschee von Aschraf, mit wundervollen, leider zum Theil durch den Fatalismus englischer Travellers zerstörten Marmormosaiken, mit denen der Fußboden und die Wände bedeckt sind; das Grab des Sultans Barkuk, besonders sehenswerth durch die schönen Steinarbeiten und die meisterhaft in durchbrochener Arbeit ausgeführten Verzierungen der Kanzel. In dieser Moschee fällt die Wahrheit der Bemerkung am meisten auf, daß die Araber, denen ihre Religion die Ausschmückung der Tempel verbietet, es verstanden, den Stein gleichsam weich und biegsam zu machen und die Wände und Säulen mit steinernen Ranken zu überziehen. Das größte und heiligste dieser Grabdenkmäler ist die Moschee von Kaid-Bey, welche sich weniger durch architektonische Schönheiten, als durch die in ihr aufbewahrten Reliquien auszeichnet; dieselben bestehen in dem Abdrucke eines unbeschuhten und zweier beschuhten Füße des Propheten in schwarzem Marmor; auch ist die schöne Holzarbeit an der Kanzel sehenswerth. Die Moscheen, die tausend und aber tausend sie umgebende kleinere und größere Grabmäler zu einer wahren Todtenstadt machen, bilden mit ihrer feierlichen Stille einen schneidenden Kontrast zu dem lärmenden Treiben in der Stadt, in die man unmittelbar durch das Siegesthor (bab el nasr) gelangt. Vor einem Kaffeehause entließen wir unsere müden Esel, setzten uns auf die Rohrdivans und lauschten, bei einer Tasse Kaffee und einer Wasserpfeife, dem monotonen Gesange eines arabischen Barden, der mit Darabuka-Begleitung ein damals sehr beliebtes Volkslied:

Ya ras rachti
Zanis il baticheh fil libbu

* In diesen Tempel kam auch der Sage nach alle fünfhundert Jahre der Vogel Phönix aus Arabien, um sich zu verjüngen.

seinen aufmerksamen Zuhörern vortrug; vielleicht gefällt Ihnen die allerdings etwas freie Uebersetzung:

Tief ist mein Kummer, groß mein Schmerz!
In der Melone hier
Verdarb ein fauler Kern das Herz;
So nagt der Schmerz an mir.
Fort ging der, den ich so geliebt,
Verlassen weine ich;
Doch wer für Lieb' Verachtung giebt,
Den straft Gott sicherlich.
Weg flog ein Täuberich von mir,
Warum, ich weiß es nicht!
Vielleicht erfuhr er, daß von mir
Ein Schlechter Schlechtes spricht.
Wer mit den Bösen Umgang hegt,
Der ist wohl selber schlecht,
Doch wer mit Guten ihn nur pflegt,
O, der ist nimmer schlecht.
Weg fliegt die Taube. Warte doch,
Warum denn eilest du?
Ach, nur das eine sag' mir noch,
Sahst den Geliebten du?
Und Antwort gab die Taube mir:
Was stört noch deine Ruh?
Weg ging, der einstens theuer dir,
Darum vergiß auch du!

von Brandt.

Mannigfaltiges.

— Wilhelm von Humboldt's Briefe an eine Freundin. Die Veröffentlichung der vertrauten Briefe Alexanders von Humboldt an Varnhagen von Ense hat einen andern, in diesem Buche vielfach erwähnten Briefwechsel, die „Briefe Wilhelm's von Humboldt an eine Freundin" wieder in Erinnerung gebracht. Die Buchhandlung Brockhaus hat viel Glück mit dem epistolarischen Nachlasse der beiden Humboldt. Wilhelm's Briefe an seine Freundin müssen ebenfalls einen reichen Gewinn abgeworfen haben; das Buch erlebt noch immer neue Auflagen, und soviel uns bekannt, ist Niemand vorhanden, der irgend einen Honorar-Antheil davon erhält. Es waren diese Briefe an eine arme Frau, Charlotte Diede in Kassel, gerichtet, die in ihren späteren Lebensjahren von ihrer Hände Arbeit sich ernähren mußte. Hätte sie zu ihren Lebzeiten den Briefwechsel veröffentlichen wollen, und ihre alten Tage mit dem gewonnenen Gelde erleichtert, ihr edler Freund würde sich gewiß im Grabe darüber gefreut haben. Ein allzu großes Zartgefühl hinderte sie daran, obwohl sie die Aufmerksamkeit der Welt nicht zu scheuen brauchte, denn sie hatte sich schon bei Lebzeiten in die tiefste Einsamkeit vergraben. In Kassel wußten nur wenige alte Leute von ihrer Existenz; in einem verfallenen Hause wohnte sie vor dem Thore, in der sogenannten „alten Wilhelmshöher Allee," und arbeitete mit ihren schwächlichen Händen künstliche Blumen zum Verkauf. Wilhelm v. Humboldt besuchte sie einst in ihrer Armuth und ließ, davon gerührt, ihr seitdem eine kleine Pension zufließen, welche nach seinem Tode sein Bruder Alexander fortzuzahlen übernahm. Die arme „Doktorin Diede" hatte keinen andern Trost, als Humboldt's Briefe; sie stand gänzlich vereinsamt im Leben. Kinderlos und freundlos, hatte sie noch schwer zu tragen an einer romantischen Verirrung ihrer Jugend; sie war eine geschiedene Frau. Ihr Leben war ein rührender und lehrreicher Roman. Es ist von einer ihrer Zeitgenossinnen und Landsmänninnen, der Baronin Elise v. Hohenhausen, in ansprechendster Weise bearbeitet und verdiente wohl, der Oeffentlichkeit von Neuem übergeben zu werden. Kurz vor ihrem Tode vermachte Frau Diede ihre Briefschätze den einzigen Freundinnen, die ihr in ihrem traurigen Leben treu geblieben waren. Es sind vier Schwestern, fromme und edle alte Jungfern, die auch mit feinen Handarbeiten Geld zu erwerben suchen, aber nicht für sich selbst, sondern für die Armen ihrer Vaterstadt; denn für die eigenen bescheidenen Lebensanforderungen reicht ihr väterliches Vermögen aus. Aber wie beglückt würden sie sein, wenn die Verlagshandlung von dem Ertrage des Briefwechsels ihnen ein Scherflein für ihre Armen mittheilen wollte! Als Erbinnen des Nachlasses ihrer Freundin, hätten sie ein Recht darauf, aber Frauenzimmer verstehen es nicht, ein solches Recht zur gehörigen Zeit geltend zu machen. Die wohlhabenden Nachkommen Wilhelms von Humboldt werden gewiß auch in keiner Weise Ansprüche an jenen Briefwechsel machen; also bleibt die Buchhandlung unbeschränkte Nutznießerin und müßte es ihr eine Freude sein, den rechtmäßigen Eigenthümerinnen etwas zufließen zu

lassen. Alexander von Humboldt hat den Schwestern oft theilnehmende Briefe geschrieben, die, wenn sie gedruckt würden, seinen edlen Charakter nur in ein neues günstiges Licht stellen könnten. — v. —

— Mayr's Atlas der Alpenländer. Wenn man sich recht augenscheinlich davon überzeugen will, wie grundfalsch es ist, die savoyer Alpen als französische Abhänge des Gebirges zu bezeichnen, so muß man den von J. G. Mayr herausgegebenen, trefflichen „Atlas der Alpenländer,“* Blatt IV., zur Hand nehmen. Höchstens können wir die Gebiete von Chambéry mit dem See Bourget und von Annecy mit dem See gleichen Namens als Abdachungen bezeichnet werden, die den benachbarten französischen Gebieten von Grenoble, Seyssel und Chatillon zugewandt sind. Dagegen bildet das ganze obere Savoyen eine Fortsetzung des schweizerischen Hochplanteau, als dessen Centrum der Genfer See zu betrachten, nach welchem das Rhone- und das Arve-Thal, als natürliche Verbindungen der Walliser und der Savoyer Alpen, hinstreben. Wenn es irgendwo, nach dem Systeme der neueren, von Karl Ritter begründeten, wissenschaftlichen Erdkunde, natürliche Gränzen giebt, so sind es diejenigen, welche die Alpen zwischen Italien und der Schweiz einerseits und Frankreich und Deutschland andererseits bilden. Nur das alleroberflächlichste Gerede kann da eine natürliche Gränze suchen, wo die Franzosen sie haben wollen. Wir bemerken übrigens, daß von dem Mayr'schen Atlas kürzlich die zweite Lieferung, die Algäuer, Bayerischen, Rhätischen, Tiroler, Veltliner, Judicarischen und Venetianer Alpen umfassend, erschienen sind.

— Kieperts Hand-Atlas. Auch die kürzlich erschienene neunte Lieferung dieses Atlas,** welche die vier Karten Deutschland, Südwestliches Deutschland, Böhmen-Mähren-Oesterreich und Ost-Alpenländer enthält, giebt Gelegenheit, die prekäre Lage zu überschauen, in welche die Schweiz durch Savoyens Abtretung an Frankreich kömmt. Der Besitz von Chablais und Faucigny verleiht den Franzosen dieselbe vortheilhafte Stellung gegen die Schweiz, die sie Deutschland gegenüber durch den Besitz des Elsaß mit Straßburg einnehmen. Ebenso erhalten sie auf der andern Seite durch den Paß über den Mont Cenis, welchen ihnen Sardinien obendrein durch einen kostspieligen Eisenbahn-Tunnel bequem machen läßt, die Schlüssel zur piemontesischen Ebene. In wenigen Stunden können dann französische Heeresmassen einerseits nach Susa und bis vor die Thore von Turin und andererseits über den Leman-See nach den Kantonen Genf und Waadtland, sowie in das angränzende Wallis, geworfen werden. Der Kanton Genf wird eine völlige Enklave von Frankreich, dessen Gebiet dann einen ganz ähnlichen Keil in die Schweiz, wie das Elsaß in das südwestliche Deutschland bildet.

— Italien und die Jonier. Derselbe Pariser Publizist, der im „Nord“ den Engländern bewiesen hatte, daß Savoyens Einverleibung in Frankreich lediglich eine Folge der englischen Politik in Italien sei, unternimmt es jetzt auch, zu beweisen, daß eine weitere Folge dieser Politik die Verbindung der Jonischen Inseln mit dem Königreich Griechenland sein werde. „Wenn Italien,“ sagt dieser Publizist im Nord vom 21. März, „seine Souveraine ausweisen und sich mit Sardinien verbinden durfte, so kann Jonien mit um so mehr Recht seine Protectoren ausweisen und sich mit Griechenland verbinden. Ohne Zweifel wird dort, wie hier, im Betreff der europäischen Verträge, das Einschreiten der dabei betheiligten Mächte nöthig sein, um die vollbrachten Aenderungen zu sanctioniren, aber unbezweifelt wird Europa, welches nicht mit England der Ansicht ist, daß das Protektorat ein größeres und unverletzlicheres Recht, als die Souverainetät verleihe, auch die Wünsche des unglücklichen Volkes von Jonien als vollkommen gerecht anerkennen. Auch dort findet sich, was auch Lord Palmerston dagegen einwenden möge, die vollendete Thatsache einer unüberwindlichen Abneigung der Regierten gegen die Regierenden. Wenn sich der Lord-Obercommissair nicht geflüchtet hat, wie die Fürsten von Toskana und Modena, so hat er doch nicht minder, als diese, die ganze Bevölkerung gegen sich und — was dem Einen recht, das ist dem Andern billig.“

— „Jonische Verbrüderung.“ Nach neueren Mittheilungen öffentlicher Blätter in Korfu hat sich auf den Jonischen Inseln ein Verein unter dem Namen: *Ἰόνιος Ἑταιρία* gebildet, der die Beförderung der Wissenschaften und Künste zum Zweck hat. Die ausgezeichnetsten Männer der Siebeninsel-Republik, wie Mustoxydis, Brailas u. A., sind ihm als Mitglieder beigetreten, und namentlich die Griechen des Königreichs setzen auf die Bestrebungen des Vereins keine geringen Hoffnungen. Indeß hat es mit Recht auffallen müssen, daß gleich in der ersten Versammlung des Vereins diejenigen, die öffentlich gesprochen haben, sich dabei der italiänischen Sprache bedient, und daß nach der Versicherung einer korfiotischen Zeitung auch die Sitzungsprotokolle des Vereins in derselben Sprache abgefaßt werden sollen, in einer Sprache, die das griechische Volk der Jonischen Inseln vor wenigen Jahren mit Unwillen aus gewissen Kreisen des öffentlichen Lebens verbannt hatte.

— Florentinische Denkmäler der neuesten Geschichte. Ueber die Statuen, die in Florenz den Monarchen von Frankreich und Sardinien, sowie einigen anderen, um die Befreiung Italiens verdienten Männern gesetzt werden sollen, berichtet Herr Moritz Hartmann in der Köln Ztg.: „In den Belle Arti sind seit einigen Tagen die Modelle der Monumente ausgestellt, welche Staat und Städte decretirt haben; die Concurrenten sind zahlreich, und das Publikum strömt herbei, um den künftigen Schmuck der Städte Toscana's in Augenschein zu nehmen und zu beurtheilen. Da sind zunächst die Modelle dreier die Zeitgeschichte betreffenden Monumente, Carlo Alberto's, Vittorio Emmanuele's und Louis Napoleon's, welche in den Städten Florenz und Livorno aufgestellt werden sollen, wo sie sich neben den Habsburgern sonderbar genug ausnehmen werden. Auffallend ist es, wie wenige junge Künstler sich für die Statue des „Helfers“ begeisterten, während von Vittorio Emmanuele's und Carlo Alberto's ganze Völkerschaften zu Fuß und zu Roß geliefert wurden. Doch ist das Modell zum Monument des Helfers meist am großartigsten angelegt; er reitet über gewaltige Terrassen hinweg, und ihm zu Füßen liegen vier allegorische Gestalten: die Politik, der Krieg, der Friede und noch eine, die ich vergessen habe, welche aber gewiß nicht die Freiheit ist; vielleicht ist es ihr Surrogat, ihr Eichelkaffee, die Ordnung. Die Vittorio Emmanuele's sind alle häßlich, und daran ist der gewaltige Schnurrbart schuld, jener Schnurrbart, der eine so eigenthümliche Entwicklungsgeschichte hat. Der Besitzer war offenbar mit der angeborenen Größe desselben nicht zufrieden und hat ihm rechts und links einen Theil des Backenbart-Territoriums annectirt. Aber man erkennt noch die Gränzen an der Verschiedenheit des Wachsthums, und das verstimmt in einem Kunstwerke, von wegen des Mangels an Einheit. Doch hoffen die Barbiere, daß die Zeit das Ihrige thun werde. Der bronzene Schnurrbart aber wird, wenn längst die Gränzen in einander gewachsen sein werden, als ewiges Denkmal des Jahres 1859—60 aere perennius in das Gemüth der Zukunft hineinragen.... Die anderen Monument-Modelle, die ebenfalls in großer Zahl geliefert wurden, sind: Francesco Burlamacchi, den man den ersten Märtyrer der italiänischen Einheit nennt. Er war Gonfaloniere von Lucca, und hatte in der That den Gedanken, erst die toscanischen Länder, dann um diese, wie um den Kern, den Rest Italiens zu vereinigen. Dafür wurde er von Karl V. mit dem Tode bestraft. Man könnte in jener Zeit ähnliche Märtyrer auffinden, die für dieselbe Idee von den Franzosen mißhandelt wurden; aber es würde sich jetzt nicht schicken, nach solchen zu suchen, und man läßt sie einstweilen in der Vergessenheit ruhen. Leonardo Fibonacci, „der Begründer der algebraischen Studien in Europa,“ wird Pisa schmücken, wo er gelehrt hat, und Sallustio Bandini die Universitätsstadt Siena.“

— Ein Parvenü. Nachdem sich einmal der Selbstherrscher eines großen, in der Modewelt den Ton angebenden Reiches selbst einen „Parvenü“ genannt, ist dieses Wort in der halben Welt (d. h. im demi-monde) ein epitheton ornans geworden, und in diesem Sinne hat es jetzt auch ein Herr A. Rolland, als Gegenstand eines feineren Lustspieles, auf die Bühne gebracht. „Un Parvenu,“ heißt eine Komödie in fünf Akten und in Versen, die kürzlich im Theater des Odeon in Paris zum ersten Male aufgeführt wurde. Der Held desselben ist ein ehemaliger Müllergesell, Namens Mercier, der sich durch Fleiß, Geschicklichkeit und Scharfsinn zum Millionär emporgeschwungen und der die Vorurtheile, die sich in der sogenannten guten Gesellschaft gegen den Emporkömmling geltend machen, sehr glücklich zu besiegen weiß. Hören wir, mit wie glänzender Beredtsamkeit er auf die Geschichte Frankreichs seit dem Jahre 1789 hinweist, um seine Gegner zu Boden zu schmettern:

„Tenez, je ne sais rien d'aussi platement bête
Que ce mot *parvenu* que vous jette à la tête
Le premier fainéant et le dernier venu.
Comme l'on crie au loup, on crie au parvenu!
Que lui demande-t-on? Des ancêtres peut-être?
Mais chaque parvenu n'est-il pas un ancêtre?
N'est-ce pas lui le tronc du chêne glorieux

* Gotha, Justus Perthes. 1859—60.

** Berlin, Dietrich Reimer.

D'où chaque jour encor naissent d'autres aïeux?
Artistes, ouvriers, savants, hommes de guerre,
Avec la plume, avec l'épée, avec l'équerre,
Nous avons tellement, fils de quatre-vingt-neuf,
Labouré le vieux sol et mis la France à neuf,
Fondé le droit moderne et semé par le monde
Aux quatre vents du ciel sa semence féconde,
Que nos grands parvenus se comptent par milliers
Sur les champs de bataille et dans les ateliers;
Que de leurs jeunes noms toute l'Europe est pleine,
Et que si l'on voulait par imbécile haine
Effacer d'un seul trait tous ces noms éclatants,
Il faudrait raturer l'histoire de cent ans!"

— Mignet über Karl V. und Franz I. Die Revue de deux Mondes bringt im Februar dieses Jahres die Fortsetzung der seit beinahe zwei Jahren abgebrochenen Geschichtsstudie Mignet's, welche das Zeitalter und die Konflikte Karl's V. und Franz' I. zum Gegenstand einer tiefeingehenden Behandlung gewählt hat.* Der vorliegende Abschnitt hat es mit den Antecedentien des Connetable Karl von Bourbon und seinem in der Geschichte Frankreichs fast unerhörten Abfalle zu thun, und erzählt in zwei Abtheilungen die mit Karl V. und Heinrich VIII. wider seinen Souverain eingegangene Verschwörung, hierauf die (völlig erfolglos gebliebene) Invasion Frankreichs durch die verbündeten Mächte im Jahre 1523. Sonach ist ein fernerer Abschnitt, welcher mit der Katastrophe auf den Mauern Roms im Jahre 1527 seinen Abschluß findet, annoch im Rückstand. Jedoch schon die bisherigen Aufhellungen enthalten ein reichhaltiges und bisher verschlossen gebliebenes Material, verarbeitet mit dem bekannten historischem Takt und Talente Mignet's, und in gedrängter, doch lichtvollster Darstellung, darin weder eine jede Einzelheit in der Art „ausgedüftelt," wie man es von seinem akademischen Kollegen V. Cousin gewohnt ist, noch anderer Seits der Stoff unserem Gesichtskreise so entlegen, wie die übrigens so musterhaften historischen Arbeiten eines Amédée Thierry. Es ist diese Beleuchtung einer noch zeither nicht sattsam aufgehellten Episode des 16. Jahrhunderts, ohne Zweifel eine dem Geschichtsforscher sehr willkommene Studie, für den Leser überhaupt eine fesselnde, ungemein unterhaltende und belehrende Lektüre, die uns in ein Zeitalter von welthistorischer Bedeutung entrückt, sodann um ihres Zusammenhanges willen mit der Geschichte Deutschlands in eine Region versetzt, worin wir heimisch und betheiligt sind, endlich, und zwar in dem noch zu erwartenden Abschnitt, worin die Konflikte des damaligen Papstthums mit den weltlichen Gewalten zur Sprache kommen müssen, auf ein Geschichtstheater führt, dessen Vorhang so eben auf's Neue vor den Augen der Mitwelt aufgezogen ist.

— Tennyson. Den Lesern des „Magazin" wird es gewiß angenehm sein, zu erfahren, daß Tennyson's größere Dichtungen so eben in der Tauchnitz'schen Sammlung erschienen sind und eine nähere Bekanntschaft mit den hervorragendsten lebenden Dichter Englands auch in Deutschland nun für einen billigen Preis ermöglicht ist. Der Inhalt der beiden Bände (The Idylls of the king, Maud, The Princess und In Memoriam) ist bereits im „Magazin" ausführlich besprochen worden, und es bedarf daher hier keines nähern Eingehens auf dieselben. Es sei hier aber so viel erwähnt, daß, wie abweichend auch die Urtheile über die drei erst genannten Dichtungen gefällt worden sind, doch nur eine Stimme über die Vortrefflichkeit des letzteren „In Memoriam" herrscht. Nach der Meinung des Edinburgh Review (October 1855) ist es die vollendetste Schöpfung unserer Zeit. „Das Versmaaß dieser Dichtung," heißt es ebendaselbst, „muß von nun an als Muster angesehen werden." Auch habe der Dichter sein Glaubensbekenntniß in derselben entwickelt; es sei dieses von so universellem Charakter, daß alle Sekten, ja selbst die skeptischen Philosophen, ihn als den ihrigen daran erkennen. Wir zweifeln nicht, daß die neue Ausgabe seiner Dichtungen dem englischen Poeta Laureatus zahlreiche Freunde und Verehrer zuführen wird. Eine kurze Biographie des Dichters findet man in Asher's „Englands Dichtern und Prosaisten der Neuzeit."**

— Isländische Volkssagen. Bei dem, seit einiger Zeit namentlich auch unter uns Deutschen erwachten Eifer, dem Volksliede und der Volkssage — dem in Wort und Gesang wiedertönenden Herz- und Pulsschlage des Volks — unter den einzelnen Nationen der Erde beharrlich nachzugehen, wird man auch die kürzlich erschienene Sammlung: „Isländische Volkssagen der Gegenwart," vorwiegend nach mündlicher Ueberlieferung gesammelt und verdeutscht von Dr. Konrad Maurer* mit Interesse zur Hand nehmen. Sie ist sehr reichhaltig und umfaßt mythische Sagen, Spuk-, Zauber-, Natur-Sagen, Legenden und historische Sagen, Märchen und Schwänke, worüber zugleich vielfach erklärende Bemerkungen und Hinweisungen auf Aehnliches und Verwandtes in andern Volkskreisen beigefügt werden. Der Herausgeber, welcher bereits durch andere wissenschaftliche Arbeiten über Gegenstände aus dem Gebiete der nordischen Volkssage den Gelehrten bekannt ist, benutzte, als er auf Island im Sommer 1858 längere Zeit sich aufhielt, diese Gelegenheit auch dazu, die Volkssagen der Insel in's Auge zu fassen. Er weist in der Vorrede auf die große Reichhaltigkeit des in Island überhaupt noch vorhandenen Sagenschatzes und auf die Ursachen hin, aus denen gerade dort dieser Reichthum sich erklären läßt; aber er weist auch zugleich auf die erheblichen Schwierigkeiten hin, denen derjenige begegnet, der darauf ausgeht, jene Sagen nach mündlicher Ueberlieferung zusammenzutragen. Bisher war für die Veröffentlichung der Isländischen Volkssagen nur wenig geschehen, obgleich die königliche Gesellschaft für Nordische Alterthumskunde in Kopenhagen schon im Jahre 1846 die Isländer aufgefordert hatte, nicht nur Handschriften, Urkunden und Ortsbeschreibungen, sondern auch Volkssagen, Volkslieder, Beschwörungsformeln u. dergl. ihr mitzutheilen, auch die Isländische gelehrte Gesellschaft selbst diesem Zweige der Volkskunde ihr Augenmerk zugewendet hatte. Von dem hier, wie dort in dieser Richtung Gesammelten ist jedoch zur Zeit noch Nichts veröffentlicht werden, was um so mehr beklagt werden muß, je größer die Vorliebe ist, mit welcher der geweckte und nachdenkliche Isländer jeden Standes an der Geschichte und herrlichen Literatur seiner Vorzeit hängt. Um so dankbarer mag man dem deutschen Herausgeber für das sein, was er hier in möglichst wortgetreuer Uebersetzung dem deutschen Publikum darbietet.

— Der englische Oberst Leake. Dem im Januar d. J. verstorbenen englischen Oberst Leake widmete die in Athen erscheinende Zeitschrift „Pandora" einen Artikel, der den gelehrten und besonders um die Geographie Griechenlands verdienten Mann eine würdige und ehrende Anerkennung zu Theil werden läßt. Der Artikel bezeichnet ihn als „den Vordermann jener edlen Phalanx der Fremden, welche in geistigem Sinne mehr Griechenland angehören, als dem Lande ihrer Geburt und Erziehung," und nennt ihn den „Pausanias der neueren Zeit," der wegen seiner Kenntniß Griechenlands der werthvollste Führer durch das Land selbst sei. Aber sein besonderer Ruhm bestehe darin, daß er nicht nur griechische Bildung besessen, sondern auch ein griechisches Herz gehabt, und daß er fortwährend als Fürsprecher für Griechenland, für das freie und unabhängige wie für das noch abhängige und unfreie, aufgetreten sei. Er gab nicht nur im Jahre 1826 eine „Geschichte der griechischen Revolution" heraus, welche edlen Philhellenismus athmet, sondern auch später, so oft es sich vor dem europäischen Areopag um die Interessen Griechenlands handelte, erhob er für sie seine hochherzige Stimme. Als England einige kleine griechische Inseln für sich beanspruchte, gab Leake eine Schrift heraus, in der er die Grundlosigkeit und Unstatthaftigkeit dieser Forderung nachwies, und als das freie Griechenland das fünfundzwanzigjährige Fest seiner Erhebung zu einem Königreiche feierte, veröffentlichte der warme Freund Griechenlands ein anderes Schriftchen zu dessen Gunsten („Greece at the end of twenty three years protection"). Und in der Vorrede zu seinem letzten Werke: Numismata Hellenika, dessen letzter Theil wenige Tage vor seinem Tode erschien, sagte er: Wenn die englische Regierung auf die Stimme der öffentlichen Meinung gehört und auf den Rath der Freunde der Menschheit geachtet hätte und im Jahre 1821 im Oriente eingeschritten wäre, würde sie sich die Gewissensbisse und die Vorwürfe erspart haben, daß sie die Katastrophe von Tausenden von Christen verschuldet und auf 38 Jahre die Verbreitung der Civilisation in der europäischen Türkei und in Kleinasien gewaltsam zurückgedrängt habe, in welchem letzteren die Trümmer von Kydoniä, einer der blühendsten Sitze griechischer Bildung, noch jetzt die britische Neutralität anklagen."

J. L.

* Rivalité de Charles V. et de François I.

** Berlin 1853. A. Rauck & Comp.

* Leipzig, Hinrichs 1860.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Bestellungen
übernimmt jedes Postamt des deutsch-österreichischen Postvereines, sowie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallstraße Nr. 21) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazin's" nicht direct correspondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commissionaire, Herrn B. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

№ 16. Mittwoch, den 18. April 1860. 29. Jahrgang.

Inhalt:

Frankreich.

Der religiöse Zustand im heutigen Frankreich.

I.

Die Religionsphilosophie.

Deutschland, welches bis vor einigen Jahren jenseits des Rheins keiner sonderlichen Werthschätzung seiner Geistesprodukte sich erfreute, hat gegenwärtig ein Mal über das andere die angenehme Aufgabe, eine französische Anerkennung derselben zu buchen. Unsere Dichtkunst und unsere Theologie, unsere Religionsphilosophie insbesondere, haben jetzt in der Pariser Revue des deux mondes ihre Lobredner gefunden, und je kleinlicher die frühere Ungerechtigkeit gegen deutsches Wissen und deutsche Kunst sich ausnahm, desto ehrender ist es für die „große Nation," daß Männer in ihr das Wort ergreifen, denen ein gütiger Gott das Verständniß unseres besten, unbestreitbaren Gutes erschloß, ich meine, unserer Literatur.

Kaum hat Herr Milsand die geschichtliche Theologenschule von Neander bis Bunsen mit hochachtungsvoller Vorliebe geschildert, so ertönt eine neue Stimme aus demselben Blatte, welche unserer Religionsphilosophie, und zwar auf Kosten der eigenen Landsleute, die schmeichelhafteste Würdigung zu Theil werden läßt. Es ist Herr Albert Réville, der in einem Aufsatze: „De la Renaissance des études religieuses en France" uns Deutschen vor seinen Landesgenossen den Vorzug einräumt, nie und zu keiner Zeit die religiösen Studien ganz vernachlässigt zu haben, wie er dies, und gewiß mit Recht, dem Frankreich des achtzehnten Jahrhunderts vorwerfen zu können glaubt. Man wird es nur Billigkeit nennen, wenn er auch dem achtzehnten Jahrhundert seinen Idealismus zuspricht, nämlich den für die zeitliche Glückseligkeit des sichtbaren Menschen in der endlichen Welt. Aber, ebenso ist es zweifellos wahr, daß mit Ausnahme Rousseau's, dessen Hang zum Mystizismus der sonstigen Zeitrichtung schnurstracks zuwiderläuft, die französische Wissenschaft und Poesie von damals Alles, was Religion heißt, sei es Judenthum, Christenthum, Katholizismus, Bibel und Dogma, Tradition und Bekenntniß mit gleicher Mißachtung und spröder Ablehnung behandelt hat. Herr Réville beklagt diesen Mangel und diese Lücke in der Geisteskultur der Vergangenheit, versäumt indeß den Grund der Erscheinung anzugeben. Derselbe lag in der gewaltsamen Unterdrückung der Glaubensfreiheit, in dem starren Auflegen eines Staats-Gottesdienstes. Den Hugenotten war das Wort entzogen; die katholischen Wortführer hatten keine Freude an einer Religion, die den blutigen Haß der Parteien mitverschuldet zu haben schien; sie sahen in dem Eifer beider Theile nur wahnwitzige Schwärmerei. Ein Glaube mit solchen Früchten widerstrebte ihrer Menschlichkeit zu sehr, als daß sie sich nicht aus folgerechtem Zweifel versucht gefühlt hätten, alle Religionsbegriffe in das Reich des Aberglaubens zu verstoßen. Die sensualistische Naturvergötterung hatte zudem eine zahlreiche Schule von Verehrern um ihren Tempel versammelt, um so weniger konnte die übernatürliche Offenbarung, deren Priesterschaft das Recht der freien Forschung hartnäckig bestritt, ein Gegenstand „vernunftgemäßer Betrachtungen" werden. Und hiernach riß unter Gebildeten und Gelehrten eine Unbekanntschaft mit den Dingen des Glaubens ein, die den unerhörtesten Grad von oberflächlicher Verstandestrockenheit für tiefe Weltweisheit ausgeben konnte.

Die Abkehr von der Religion und religiöser Forschung hat in Frankreich sehr lange gedauert; länger, als der Drang der Ereignisse es erwarten ließ. Während Deutschland längst den sogenannten rationalismus vulgaris abgeschüttelt hatte, während daselbst erst die spekulative, dann die historische Theologie den innersten Kern des Christenthums als der Wahrheit des Menschengeschlechts zu enthüllen sich bemühte, blieb Frankreich gegen das Ringen nach Glaubenserkenntniß gleichgültig kalt. Der französische Berichterstatter findet in dieser Haltung den Grund des geringeren Einflusses, den die Literatur seiner Heimat heutzutage auf die Nachbarvölker ausübt. „Mag man es betrauern, oder sich dessen freuen, Thatsache ist, daß im Herrschaftsgebiete des Wissens der deutsche Geist der Eroberer unter den gebildeten Völkern ist, und daß wir (die Franzosen) zu den Unterjochten gehören."

Erst im Zeitalter der Bourbonischen Restauration ward die Aufmerksamkeit auf das Feld der Religion hingelenkt. Der Vicomte von Chateaubriand gab durch seinen Génie du christianisme den ersten Anstoß zur Beschäftigung mit dem Ewigen; er suchte, wie es Herr Réville ganz richtig bezeichnet, den „Geschmack an der Religion wieder beizubringen." Hierin nimmt er gewissermaßen, aber sehr gewissermaßen, dieselbe Stelle als bei uns Schleiermacher ein, insofern er die Religiosität des Individuums, d. h. dessen Empfänglichkeit für religiöse Wahrheiten in's Auge faßte. Wissenschaftlichen Trieb hat Edgar Quinet (Génie des religions) in diese Bestrebungen gebracht, und nach ihm haben Männer der verschiedensten Standpunkte, Katholiken und Protestanten, Ultramontane und Liberale, die Wissenschaft des Glaubens mit lebhafter Theilnahme bearbeitet. Herr Réville nennt die Namen: Guignot, Maury, Michel Nicolas, Munk, Colani (ein früher, hier bereits erwähnter Straßburger Gelehrter, Redakteur der Nouvelle Revue de Théologie), Renan, Montégut, E. Laboulaye, Rigault, von Rémusat als Schriftsteller im religiösen und kirchlichen Fache, eine geringe und nicht eben genaue Auswahl aus der Reihe derer, die uns selbst bekannt sind. Unser Berichterstatter hätte dergestalt sehr leicht noch Herrn St. René Taillandier mit seiner in derselben Lieferung der Revue des deux mondes angezeigten Histoire et philosophie religieuse hinzufügen können und vielleicht noch dringlicher Herrn Jules Bastide, den Verfechter der gemäßigten, weißen Republik, den Freund Cavaignac's, der von einem Werk: Les guerres de religion en France soeben den ersten Theil herausge-

geben hat. Bastide ist ein so guter Protestant, wie Karl Hase in Jena. Der ehemalige Minister der Republik begnügt sich nicht mit der Schilderung der kriegerischen Vorgänge, er geht auf die inneren Ursachen der Religionskriege ein, giebt ein anschauliches Bild von den Lehren der verschiedenen Ketzersorten, die man seit den Arianern in Frankreich verfolgt hat und von den Verfolgungen selbst, wider die Herr Bastide den tiefsten Abscheu empfindet. Daß er dabei sich selber als Ketzer bewährt habe, dürften wir ihm nicht allzu streng verübeln. Recht hat er darin unbedingt, daß die französische Staatseinheit auch ohne Ketzerverfolgungen im friedlichen Wege des Verkehrs durch Duldung und Erziehung zum Gehorsam vor dem Gesetze sich weit segensreicher begründet haben würde. Das gleiche Gebiet berührt die Schrift des Herrn Ad. Schöffer: Essai sur l'avenir de la tolérance (Colmar, Decker) und braucht man wohl in einer Zeit, welcher das Lichtgebet August's von Stägemann in ahnendem Geiste gesungen scheint, auf die Wichtigkeit des Gegenstandes nicht erst aufmerksam zu machen. Dies in parenthesi. Jedenfalls ist wirklich einiges Leben in der religiösen Literatur Frankreichs bemerkbar und hoffen wir mit Herrn Réville, daß recht bald der Wunsch in Erfüllung ginge: „O, wenn doch Frankreich müßte und Deutschland könnte!"

Wir enthalten uns, eine vollständige Wiederholung der Gedanken zu geben, die unser Gewährsmann zur Charakteristik seiner und der Religionsphilosophie des Herrn Rénan, auf dessen in diesen Blättern schon besprochenes Werk über das Buch Hiob (vergl. Nr. 116—118 des „Magazin" vom 1. Oct. 1859) gestützt, etwas breit entwickelt. Er geht davon aus, daß der altfranzösische Deismus und Supranaturalismus zwei einander fliehende und doch auf der gleichen Basis der Unbekanntschaft mit Gottes Wesen beruhende Richtungen waren, welche die neue Religionswissenschaft durch Einschlagung des Mittelwegs zwischen den beiden Einseitigkeiten aufzuheben und so zu vereinigen hat. Im Hinblick auf den in Frankreich vorherrschenden Katholizismus ist es ganz richtig, wenn hier der Kampf der Aufklärung mit dem Aberglauben als derjenige bezeichnet wird, den die Wissenschaft schlichten soll. Aber in der Ausführung macht Herr Réville sich die Sache doch allzu leicht. Es ist wahr, daß der Aberglaube, in thörichter Blindheit befangen, der Erforschung der Naturgesetze den Krieg erklärt, als wenn diese Gesetze nicht Ausfluß des göttlichen Willens wären; es ist wahr, daß Gott sein Wesen in allen Kreaturen, in der ganzen Schöpfung bezeugt, im Flammen des Blitzes und im Rollen des Donners; aber glaubt Herr Réville, weil auf dem höchsten Gipfel der Entwickelung die geistliche und die natürliche Offenbarung sich nicht widersprechen, daß diese Identität, diese Einheit aller Dinge auch von allen Forschern erkannt wird? Giebt es denn nicht in Frankreich eben so gut Materialisten, als bei uns in Deutschland? Ich vermuthe dies stark, denn Herr Réville selbst enthüllt eine rein empirische, lediglich aus der Erfahrung schöpfende Weltanschauung. Der Zweck aller Wissenschaft ist ihm „die Bestimmung der Gesetze, welche die Phänomene regieren." Nun ist wohl richtig, daß unser Wissen nicht weiter als unsere Erfahrung reicht (extensiv), allein darum ist noch lange nicht alles Wissen im strengsten Sinne Erfahrung. Denn ohne mit Kant die Lehre von den angeborenen Begriffen kurzweg anzunehmen, ist es doch bei der Besonderheit und Eigenthümlichkeit unseres Selbst undenkbar, daß unser Ich allen und jeden Inhalt der Außenwelt verdankt. Es giebt eine innere Intuition, und gerade diese ist es, welche die höchsten Denkmale des Geistes, die Schöpfungen des Genies hervorgebracht hat.

Bei anderer Gelegenheit, als wir die geschichtliche Philosophie des Herrn Funck beurtheilten, erlaubten wir uns auf den Sensualismus, der noch immer in den Köpfen der französischen Gelehrten spukt, hinzuweisen. Selbst Herr Réville ist nicht ganz frei davon. Alle Erkenntniß verweist er ausnahmlos auf den Weg der Wahrnehmung und Beobachtung, die Religion insonderheit ist deshalb eine Wahrheit, weil ihr Dasein als allgemeine Eigenschaft am Menschen wahrgenommen wird. „L'homme est religieux, comme il est intelligent, comme il est moral, comme il est sociable, non parcequ'on l'a fait religieux, mais parce qu'il l'est devenu, parcequ'il l'est en lui-même." Es sei unmöglich, eine Religion zu machen, die Religion mache sich von selbst. Die Religion wächst nach Réville pflanzenhaft empor, allmählich aus dem Schoße der Menschenbrust; sie **wird**, indem sie alle Stufen der Entfaltung zurücklegt. Darum hält er auch das Heidenthum für eine Vorstufe des Judenthums und des Christenthums, nicht für den absoluten Gegensatz, sondern für die Vorläufer dieser selbst. Die Religion wird nicht **gemacht**, aber „**sie macht sich**." Diese Wendung ist das untrügliche Zeichen einer pantheistischen Vorstellungsart. Hegel hat uns die von ihm beliebte Medialform der Zeitworte: „es entwickelt sich, es macht sich, es denkt sich, es wirkt sich aus" und ähnliche Phrasen zu wahren Merkmalen des Pantheismus gestempelt. Da ist nirgends ein schöpferisches Ich vor der Welt, nirgends ein Urheber, nirgends ein Thäter. Ueberall herrscht das Unpersönliche vor, das Gedachte, die Idee vor dem Denker.

Der französische Berichterstatter giebt auch ausdrücklich zu, daß der Pantheismus die Klippe unserer heutigen Denkweise ist, wie der Deismus die des vorigen Jahrhunderts war. Doch in wie weit er selbst in jenem Zauberkreis des All verstrickt ist, davon scheint er keine Ahnung zu haben. Und dies wiederum ist unmöglich, weil er sich auf einem der Wirklichkeit hoch entrückten Standpunkt befindet, wo ihn das kleine Leid unserer irdischen Widersprüche wenig anficht.

Herr Albert Réville stellt seine religiösen Studien an einer Religion an, die ihm erst unter den Händen entsteht; denn, weil er jede Parteilichkeit in Glaubenssachen ablehnen will, construirt er sich, wie Viele vor ihm, eine Religion aus den gemeinsamen Wahrheiten aller Religionen. Keine einzelne und keine einzige ist absolut wahr, keiner einzigen kann er ganz angehören. Er verfährt also mit der Religion gerade so, wie man in der Zoologie und Botanik bei Feststellung der Klassenmerkmale verfährt. (Er sagt wörtlich: „die Wissenschaft hat nicht Partei zu ergreifen für oder gegen die Phänomene, die sie studirt, sondern einfach sie festzustellen, zu klassifiziren und ihre Gesetze zu bestimmen.") Und nichts desto weniger greift er in einem Athem den Eklektizismus an, der doch dasselbe thut. Jene Auskunft wäre recht verständig und glücklich getroffen, wenn nicht in der Religion die Eigenthümlichkeit des Gegenstandes ein solches Verfahren zu eitler Inhaltlosigkeit verdammte. Wenn vorausgesetzt ward, daß alle Religionen und Konfessionen ebensowohl falsch als wahr sind, so kann keine den Trost der Gewißheit gewähren, auf den in der Religion Alles ankommt. Eine aus der Abstraction geschöpfte Religion vollends nicht, würde doch jedes Individuum eine **andere haben**! Unser Berichterstatter bewegt sich zu sehr in dem Element des transscendentalen Idealismus, d. h. in einer Welt jenseit der Wirklichkeit. Dort freilich kann man sich eine Religion präpariren, die weder heidnisch, noch jüdisch, noch christlich, aber von Allem Etwas ist; dort giebt es allerdings einen Standpunkt, wo man sine ira et odio, aller geschichtlichen Bekenntnißformen vergessend, unangefochten und für sich reden und aufbauen kann. Allein die Jetztzeit begnügt sich, wie ich bereits mehrfach in diesen Blättern gesagt, durchaus nicht mit solcher Anschauungsweise. Eine gründliche, ja sogar radikale Kritik in der Metaphysik und Aesthetik, die Naturwissenschaft und die Geschichte haben uns mit voller Energie auf die Lösung der **wirklichen** Welt- und Seelenfragen hingedrängt. Die wirklichen Erscheinungen von Staat, Kirche, Schule, Haus, Glauben und Wissen, Sitte und Freiheit, die wirklichen Widersprüche und Anforderungen haben sich mit starrer Entschiedenheit und bis in unser innerstes Innere hinein geltend gemacht. Die Wissenschaft darf nicht länger selbstgefällige Monologe, nur Eingeweihten verständlich, halten; sie muß hinaustreten in's **Leben**, dessen reale Bedingungen erfassen und vernunft- und sachgemäß zur Befriedigung des Geistes von Neuem gestalten. Ob protestantisch oder katholisch, ob absolutistisch oder constitutionell, ob gottesfürchtig oder gottlos, ob auctoritätisch oder geistig frei — das sind die Fragen, die das neunzehnte Jahrhundert an seine Bürger stellt. Das sind die wirklichen Bedürfnisse unserer Entwickelung.

Man will sich, darüber darf keine Täuschung walten, durchaus nicht mit einer halben Lösung dieser Gewissensfragen abfertigen lassen; man will sich auch nicht bei dem Troste Lessing's beruhigen, wonach das Streben nach Wahrheit in sich selbst die Erlangung der Wahrheit ersetzen soll; wir fordern die ungeschminkte und unbedingte Wahrheit in allen Lebenskreisen, weil wir eingesehen haben, daß eine relative Wahrheit nichts nützt, sondern nur volle Wahrheit und diese, wie Wahrheit überhaupt, „einig, einzig und unbedingt ist."

Die merkwürdige Erscheinung, daß die Religionsfrage in allen Ländern sich in den Vordergrund geschoben hat, daß Richtungen und Grundsätze wieder den Schauplatz der Geschichte betraten, die man längst überlebt glaubte, und daß andererseits Männer sich mit der Religion befaßten, denen bisher Manches näher lag, als dieses Thema, dessen Stelle eine wohlmeinende Humanität recht gut auszufüllen schien, giebt nicht blos vielen Stoff, über den Charakter unserer Zeit nachzudenken und über den Gegensatz zu der Indifferenz des achtzehnten Jahrhunderts, den Herr Réville ziemlich treffend vor Augen führt; sie erhält erst ihre ausreichende Erklärung durch das Zugeständniß, daß in der Religion sich der Zwiespalt von Ueberlieferung und Zweifel am schärfsten entwickelt und die neue Zeit, die mit der Revolution begann, am dringendsten der Aufhebung dieses Widerspruches bedarf.

Wird eine Religion aufrecht erhalten, und wir können nicht verhehlen, daß dies nur durch die Wahl zwischen den Hauptprinzipien, dem pro-

testantischen und katholischen, zwischen dem modernen Fortschritt und der Conservation des Mittelalters erreichbar ist, so führt den Menschen hierzu weniger die äußere Noth der gegebenen Einrichtung des Lebens, die eine höhere, göttliche Besiegelung erheischt, als das innerste Bedürfniß des Menschen nach *Fortsetzung* seines Wesens zu gesteigerter Geistigkeit in einer *bessern Welt*, sei es hienieden, sei es im Jenseits. Um nicht auf die Stufe des Thieres zurückzusinken, muß der Mensch *streben*, und er strebt Gott zu. Aus diesem Seelengrunde erhebt sich in dem aufgeklärten neunzehnten Jahrhundert der Drang nach dem Unendlichen, dem Glauben, nach der Gottheit, nach der Kirche. Der Kern, selbst der abergläubigsten Ueberschwenglichkeit, ist ein Fortschrittskern.

Obgleich nun Herr Réville die Bedeutung dieses Punktes nicht völlig klar erkennt, besitzt er doch den eigenthümlichen Takt, an ähnlicher Stelle die Unsterblichkeitsfrage anzuschließen. Er hegt den festen Glauben an die Unsterblichkeit der Seele, und er vertheidigt diesen hochherzigen Glauben trotz der Gegengründe, die ihm wohl bekannt sind. Seinen Standpunkt zwar hat er hierin weit überschritten! Denn ist etwa die Unsterblichkeit der Seele ein Phänomen, das man beobachtet, und dessen Gesetz sich bestimmen läßt? Entzieht sich nicht diese Idee — den Gespensterglauben natürlich bei Seite — jedweder Wahrnehmung? Und dennoch erhält die Lehre von der Vergeltung erst ihren Sinn durch die Annahme der Unsterblichkeit — und dennoch ist überhaupt alle Sittlichkeit erst durch diese letzte Instanz gesichert! Ohne Unsterblichkeit giebt es keine Gerechtigkeit Gottes. Das Reich des Geistes hat keine äußerlichen Schranken, mit Händen zu greifen, und ebensowenig kann die Schöpfungskraft Gottes anders als unerschöpflich sein. Wir kommen immer wieder auf das schöpferische Prinzip im Weltall zurück, wenn wir dem Ausgang zustreben. Weil uns eine Unendlichkeit umgiebt! Es ist ein inneres Auge, jener induktive Blick der Seelenreinheit, der ein Fünkchen des höchsten Lichts erhaschen darf; Herr Réville sagt dies ausdrücklich, während er doch die Welt jenseits der Erfahrung bezweifeln will!

Mit den materialistischen Einwürfen gegen die Fortdauer der Seele verfährt Herr Réville mit Recht summarisch. Dieselben sind viel zu irrationell, um nicht deutsch zu sagen: unvernünftig, als daß es sich lohnte, ernstlich darauf einzugehen. „Unfähig, das organische Leben in Wirklichkeit zu erklären und sogar, wenn man es recht erwägt, die geringste chemische Verwandlung, wie könnte da der Materialismus befugt sein, dem Leben des Geistes Gesetze vorzuschreiben?“ Zum Beleg dieser Worte will ich ein kleines Beispiel anführen: Gummi arabicum, Stärkemehl und Pflanzenhafer (Cellulosis) haben ganz genau dieselbe chemische Zusammensetzung von zwölf Aequivalenten Kohlenstoff, zehn Aequival. Wasserstoff und zehn Aequival. Sauerstoff ($C_{12}H_{10}O_{10}$), sind aber, wie Jeder sich durch den Augenschein überzeugt, ihrer physikalischen Beschaffenheit und Gestalt noch drei grundverschiedene Körper. Diese Erscheinung hat den Materialisten und auch manchem Anderen unerklärlich gedünkt, selbst die abenteuerliche Theorie von der Verschiebung der Atome (welche man unvorsichtig genug mit den Wassertheilchen, den Molekülen identisch setzt), vermochte die Sache nicht aufzuhellen. Thatsächlich erwies die bloße Chemie und überhaupt die materialistische Naturbetrachtung sich völlig unfähig, das *Wesen* dieses Vorgangs einzusehen. Es wird erst dann möglich, wenn man eine *ideale Macht*, die *Substanz*, anerkennt, denn diese schafft aus innerer Nothwendigkeit heraus drei verschiedene Körper: *so und nicht anders*!

Länger dürfte man sich mit der stoischen Anschauung aufhalten. „Die Tugend um der Tugend willen“ heißt hier das Feldgeschrei. Jeder, auch der Geringste arbeitet mit an dem gemeinsamen Bildungswerk der Menschheit, deren Gesammtgeistesleben unsterblich sei, der Einzelne nicht. Nur als Theilnehmer an jener Arbeit genießt er Fortdauer, oder besser, den Eindruck derselben. Ein Mehr zu ersehnen, sei egoistisch; das sei ein Nebel der unersättlichen Phantasie. — Auf den ersten Blick imponirt diese Meinung, und sie imponirt noch heute den gelehrtesten Männern. Aber ist sie denn nicht die vollendete Werkheiligkeit? Was sind denn die Werke des Ich ohne diesen lebenden Hauch, der sie *beseelt*; was ist die That des Menschen ohne seine sittliche Verantwortung? Er kann Tausenden genützt haben, aber aus einem *schlechten* Beweggrund, und den sieht Gott an, denn er sieht auf das Herz. Der Stoiker leugnet das Tribunal, vor welchem der Bettler und der Mann des Ruhms *gleiche* Schuldner, weil beide *Menschen*!

Aus dem pantheistischen Stoicismus heraus hat man in unsern Tagen die Unsterblichkeit am härtesten verdammt. Jene philosophische Allwissenheit, die, in gleichförmige Fässer verpackt, auf den Jahrmarkt des Lebens kommt, enthält eine stolze Resignation auf den Bereich aller der Dinge, von denen ihr Herr und Inhaber weiß, daß er sie eigentlich nicht weiß und weil er sie nicht weiß, ihr Vorhandensein leugnet. Von hier aus wird die Sehnsucht nach Unsterblichkeit als eine pfiffige Seelenspeculation dargestellt, als eine Speculation auf ein Mehr an Lebensgenuß, um das der Tod nicht betrügen soll. Herr Réville geht nicht zu weit, wenn er solche Auffassung der höchsten Menschheitsinteressen mit „roh“ bezeichnet. Man könnte sie vielleicht noch anders nennen. In jedem Falle erscheint sie unbescheiden. Die wahre Wissenschaft ist nicht so dreist, Alles zu leugnen, was sie nicht mit apodiktischer Gewißheit ad hominem demonstriren kann. Und in dieser Beziehung sind die Choryphäen der *Naturwissenschaft*, die Humboldt, Liebig, Encke, Ehrenberg, Muster von Anspruchslosigkeit. Die Einsicht, daß das Reich der Erkenntniß eine Unendlichkeit vor uns aufthut und noch unzählige, unerforschte Lebensgebiete umfaßt, giebt eine stillere und edlere Größe, als der Prunk mit dem Schein, alle Weisheit in der Tasche zu haben.

Daß die Menschheit in den Jahrhunderten der christlichen Geschichte in der Lösung des Räthsels der Zukunft wenig fortgerückt ist, läßt Herr Réville an der Erfüllung seines Wunsches nicht verzweifeln. „Man stelle nur die neuen Fortschritte fest, welche die Menschheit am Leitseil der Ewigkeit gemacht hat. Mehr als ein Vorgebirg hat sie schon umschifft, und es giebt Solche, die den Leuchtthurm sehen und die da rufen: Land am Horizont!“

Auch wir können mit dieser Hoffnung schließen. Aber besser mit einer Zuversicht. Der heutige Stand unserer Wissenschaft flößt das feste Vertrauen ein, daß dieselbe innerhalb der durch die menschliche Natur gesteckten Gränzen, welche die Vernunft ihr gegeben, erkennt, die Nothwendigkeit der persönlichen Fortdauer des Geistes zu beweisen vermag, wenn auch das Wie uns aus guten Gründen verschlossen bleibt. Und in demselben Maße, als diese Frage ihrer Lösung entgegen geht, schreiten auch alle anderen ihrer Aufklärung entgegen. Sollte denn Ulrich's von Hutten Ausruf: „Die Studien blühen, die Geister erwachen, es ist eine Freude zu leben“ — nicht auch für unsere Zeit eine Wahrheit sein? Mag die französische Religionswissenschaft auch erst die Grundlagen des Gebäudes zu legen versuchen, mag sie in schwerem Kampfe ringen mit der Gleichgültigkeit der Massen, mit der Besorgniß der Herrschenden, mit der Feindschaft eines Kirchenthums, das ein freisinnig, selbstständiges Emporstreben des Gedankens aus Furcht vor Erschütterung der Autorität ungern duldet, der geistige Keim der Wiedergeburt, den das neunzehnte Jahrhundert dort wie bei uns in die Seelen gepflanzt hat, trägt die Zukunftsfrucht einer Ewigkeit in sich. Frankreich wie Deutschland dürfen trotz der Wandelbarkeit unserer zeitlichen Formen und Formeln den Trost der Gewißheit theilen, daß wir am Thore einer neuen Zeit stehen, die uns auf eine höhere Stufe des Daseins erheben wird.

T. v. B.

François Arago's sämmtliche Werke.*

Von Arago's Werken ist kürzlich der 16. und letzte Band der neuen vollständigen Ausgabe derselben erschienen. Sie umfaßt: 1) die populäre Astronomie, 4. Bde.; 2) Biographische Notizen, 3 Bde.; 3) Wissenschaftliche Aufsätze, 5 Bde.; 4) Wissenschaftliche Denkschriften, 2. Bde.; 5) Instructionen, Berichte, Notizen über zu lösende Fragen auf wissenschaftlichen Reisen; 6) Vermischte Aufsätze über verschiedene Gegenstände.

Was nun die *populäre Astronomie* betrifft, so spricht der Titel Inhalt und Zweck aus: die astronomische Wissenschaft soll dem nur einigermaßen Gebildeten zugänglich gemacht werden. Die höchst interessante Einleitung giebt einige nothwendige Vorbegriffe über Geometrie, Mechanik, Uhrmacherei, Optik, so wie geschichtliche Notizen über astronomische Instrumente.

Es ist allbekannt, daß Arago auch in der Technik der genannten Materien, namentlich in der Uhrmacherei, heimisch war. Sehr oft ist er den Fachmännern mit kostbaren Anweisungen der Mittel, die Apparate den Bedürfnissen der Wissenschaft anzupassen, hülfreich an die Hand gegangen. Schon 1832 eröffnete er, um die Uhrmacherei in der Herstellung genauer Zeitmesser zu fördern, über diesen speziellen Zweig der Kunst einen Kursus in einem Saale des Observatoriums für etwa fünfzehn Uhrmacher, unter denen mehrere sich in ihrem Fache zum ersten Rang erhoben. Zu seinen fleißigen Zuhörern zählten: *Perrelet*, der zu Paris eine Uhrmacherschule hielt, in welcher die Regierung mehrere Jahre eine gewisse Anzahl Schüler auf Staatskosten unterrichten ließ; *Jacob*,

* Oeuvres complètes de François Arago. 16 vol. Paris, Gide, 1857—60.

Chronometerfabrikant zu St.-Nicolas-d'Aliermont bei Dieppe, der infolge seiner schönen Proben auf der Industrie-Ausstellung zu Rouen 1859 die Decoration der Ehrenlegion erhalten hatte. Es ist demnach ganz in der Ordnung, daß Arago mit einer gewissen Vorliebe von der Uhrmacherei spricht, an deren Vervollkommnung er einen so bedeutenden Antheil hat; nur dürfte man sich verwundern, daß er über den berühmten Uhrmacher, dem man eigentlich die Construction des Chronometers verdankt, über Pierre Leroy († 1785) nicht so ausführlich gesprochen, wie er's hätte thun können. Arago kannte gründlich die Geschichte der Versuche, die dieser Meister seit 1743 angestellt und die jene Erfindungen angebahnt haben, welche jetzt gewöhnliche Uhren zu Chronometern erheben. Indeß ist hier der Umstand in Anschlag zu bringen, daß die populäre Astronomie ein nachgelassenes Werk ist, mit dem sich Arago bis kurz vor seinem Hintritt beschäftigt hat. Wer es aber weiß, mit welcher Gewissenhaftigkeit, mit welcher Achtung vor der Wissenschaft, vor dem Publikum und vor sich selber er seine Arbeiten der wiederholten Durchsicht unterzog, bevor er sie der Oeffentlichkeit übergab — der zweifelt nicht, daß er bei längerm Leben Manches abgeändert, verbessert und auch diese Auslassung in Bezug auf Leroy nachgeholt hätte.

Der Einleitung folgt dann in klarem faßlichen Vortrage die Lehre der Gestirne und ihrer Bewegung, kurz aller Erscheinungen, die mit dem Mechanismus des Himmels zusammenhängen.

Die wissenschaftlichen Notizen bilden eine Reihe von Studien über die wichtigsten und merkwürdigsten Punkte der Physik und Meteorologie, so wie über gewisse Fragen, welche theils die Mechanik, theils die großartigen Anwendungen der Wissenschaft auf die Industrie unserer Zeit berühren. Diese Notizen sind so geschrieben, daß selbst Leute, die dem wissenschaftlichen Gebiet fremd sind, sie mit Nutzen lesen können. Die Data der Wissenschaft über eine Menge Erscheinungen und ihren wesentlichen Charakter sind mit jener Klarheit und Korrektheit zusammengefaßt, die ganz besonders die Darstellungsweise Arago's kennzeichen. Man lese zum Beispiel die Kapitel über den Donner, Elektromagnetismus, thierische Elektrizität, Erdmagnetismus, Nordlicht, physische Beschaffenheit der Sonne und der Gestirne, Wärmestoffthätigkeit, chemische Thatigkeit und Schnelligkeit des Lichts, den Einfluß des Mondes auf die Erderscheinungen, die Strahlung der Wärme durch die Atmosphäre u. a.

In der Reihe der Belehrungen über Mechanik und Industrie — dieselbe Mannigfaltigkeit, dieselbe Klarheit. Dieser Theil des Werkes enthält namentlich sehr interessante Untersuchungen über die Dampfmaschinen, deren Geschichte Arago so gründlich kannte und auf die er bei jedem schicklichen Anlaß mit einer gewissen Vorliebe zurückkommt; über die artesischen Brunnen überhaupt und den Brunnen von Grenelle insbesondere, dessen Bohrung er mit so viel Sorgfalt und Beharrlichkeit verfolgte.

Im vierten Bande der wissenschaftlichen Notizen wird eine Thatsache ausführlich erzählt, die im Leben Arago's Epoche macht, wir meinen seine Untersuchungen über die totale Sonnenfinsterniß 1842. Nachdem er einige Zeit im Voraus die nähern Umstände der Erscheinung bezeichnet hatte, ging er zu deren Beobachtung nach Perpignan, wo sie sich in ihrer ganzen Fülle zeigen sollte. Von seiner Reise in das Departement der Ostpyrenäen, wo er geboren war, der Aufnahme, die ihm dort ward, den Studien, die er dort machte sprach man damals weit und breit. Es war, kann man sagen, der glänzendste Moment in seinem Leben. Er stand im Gipfelpunkt seines Rufes. Seine Reise glich einem Triumphzug.

In Perpignan erst reiheten sich die Ovationen ununterbrochen an einander. Das Volk drängte sich, den Gelehrten zu sehen; man folgte all' seinen Bewegungen mit ehrfurchtsvoller Scheu aus der Ferne, wenn er auf einem Altane der Citadelle das Phänomen an der Sonne beobachtete. Man behandelte ihn mit Einem Wort als Offenbarer der Himmelsgesetze. Einen größern Enthusiasmus hatte selbst Galilei niemals erregt, als er einer von Wißgier und Aufregung athemlosen Menge die neuentdeckten Wunder erklärte. Wohl mochte Arago mehr als Einmal die Episoden jener Reise in seinem Gedächtnisse vorüberziehen lassen, als seltene Momente, welche die Vorsehung einigen ihrer bevorrechteten Günstlinge vorbehält; die charakterstarken Menschen werden von solchen freudigen Erinnerungen nicht berauscht, sondern sie sind ihnen ein Sporn, mit noch erhöhter Energie gegen die Schwierigkeiten ihrer Rolle zu kämpfen.

Die meisten wissenschaftlichen Notizen sind wirklich noch ungedruckte, oder als solche anzusehen; denn die in dem „Tagebuch des Längenbüreaus" erschienenen wurden von Arago sorgfältig durchgesehen und erfuhren zahlreiche Veränderungen und Zusätze.

Die wissenschaftlichen Denkschriften sind allerdings strenger wissenschaftlich als die Notizen; der technische Apparat mit seinen algebraischen Formeln tritt sichtbarer hervor; an mehren Punkten wendet sich der Verfasser ausdrücklich an die Männer vom Fach, an Mathematiker und Feldmesser. Allein in seiner Darstellungsweise liegt eine solche Klarheit, daß er selbst in diesen Bänden den Laien das Verständniß möglich gemacht hat. Als Beleg dafür mögen dienen die Denkschriften über gewisse optische Erscheinungen, über die Schnelligkeit des Schalls, über die Anziehung der Gebirge, über verschiedene astronomische Instrumente, über die Kometen, die Sternschnuppen u. a.; sowie die Bemerkungen über Elektrizität und mancherlei Erscheinungen von exceptionellem Charakter.

Die biographischen Notizen sind unter den Schriften, die Arago bei Lebzeiten herausgegeben, unstreitig die bekanntesten. Es sind ursprünglich in der Akademie gehaltene Vorträge, die von der wißbegierigen Nachfrage in die Oeffentlichkeit gezogen worden. Das Originelle derselben besteht darin, daß der Verfasser an das Lebensbild irgend welches Mathematikers, Physikers, Geometers eine tiefeingehende Prüfung irgend einer wichtigen, mehr oder weniger bestrittenen wissenschaftlichen Frage geschickt zu knüpfen wußte. In keinem seiner Werke hat er es so gut verstanden, die Data der Theorie der Praxis nahe zu bringen, und sie auf eine mittelbare und wie beiläufige Weise in das Gebiet der Industrie hinüber zu spielen. Es gehören zu jenen Männern Namen wie: Fresnel, Volta, Young, Fourrier, Watt, Carnot, Ampère, Condorcet, Bailly, Monge, Poisson, Gay-Lussac.

An diese ausführlich gezeichneten Lebensbilder schließen sich einige gedrängte Bemerkungen über das Leben von Astronomen ersten Ranges. Durch ihren raschen, das Persönliche nur flüchtig berührenden Gang kontrastirt diese Partie mit der vorangegangenen in ihrer mehr ausgearbeiteten und weitläufig beschreibenden Form, und ist eigentlich mehr als ergänzender Anhang zu der populären Astronomie anzusehen. Mit begreiflich hohem Interesse überblickt man hier die Berechnungen und Entdeckungen der astronomischen Wissenschaft auf ihrem gegenwärtigen Standpunkt, wie sie sich in chronologischer Reihenfolge an die Astronomen aller Zeiten und aller Länder knüpfen.

Der Band, der die wissenschaftlichen Reisen enthält, bringt umfassende Data: die Meteorologie, die Physik des Erdballs, die Hydrographie und die Nautik betreffend. Es sind die Reisen, welche „l'Uranie," „la Coquille," „la Chevrette," „la Bonité," und „la Venus" auf Befehl der Regierung zu wissenschaftlichen Zwecken unternommen hatten. Hier rollt sich vor unsern Augen das Tableau einer grandiosen Natur mit ihren Erscheinungen auf, wie sie einer andern Hemisphäre eigenthümlich sind. Vervollständigt ist der Band durch die Schilderungen der Polargegenden oder australischen Länder, eines Theils von Abyssinien und Binnenafrika's.

In den vermischten Schriften findet man namentlich eine Reihe, größtentheils noch ungedruckter Berichte, die er, als früherer beständiger Sekretair in der Akademie, bei Gelegenheit verschiedener Mittheilungen vonseiten der Erfinder oder Verfertiger astronomischer Instrumente als: Barometer, Brillen, Spiegel, Heliostate, Boussolen, Luftmesser u. s. w. gelesen hatte. Es werden auch über verschiedene Erscheinungen, die man als zufällig bezeichnen kann, Andeutungen gegeben, die freilich nicht alle von gleicher Bedeutsamkeit sind, deren manche aber von nachhaltigem Interesse sind und dazu beitragen können, über noch immer bestrittene Punkte Licht zu verbreiten. Einige allgemeine Bemerkungen sind durch die eingestreuten, gewissermaßen praktischen Erklärungen, oder auch durch merkwürdige Details über die tagtäglichen Erscheinungen anziehend. So untersucht der Verfasser, in einer Bemerkung über den Regen, die Quantität des Regens, der aus verschiedenen Höhen über dem Boden herabfällt, die Menge Regen, die jährlich in Paris fällt, die jährliche Durchschnittszahl der Regentage, in Paris, den Einfluß, den die Ausrodung der Wälder auf die Elemente üben, den Wechsel der Regen mit den Breitengraden, den Regen in den Tropen, die mit fremdartigen Körpern gemischten Regen u. a. m.

Dieser dürftige Abriß schon läßt ahnen, welch ein Reichthum in diesen Werken angehäuft liegt — ein Reichthum nicht blos in schweren Barren, sondern in gangbaren, gehaltvollen Münzen ausgeprägt; denn wie unermüdet, mit Anstrengung aller Kräfte er in die tiefen Schachten der Wissenschaft gedrungen, so verstand es doch so leicht Keiner wie er, die Erklärung der physischen Erscheinungen dem allgemeinen Verständniß näher zu bringen und den abstrakten Theorien die praktische Seite abzugewinnen.

Aber trotz der umfangreichen Bände, die er hinterließ, verwendete er dennoch nur einen sehr geringen Theil seiner Zeit auf's Schreiben, und, in den letzten Jahren, als seine geschwächte Sehkraft ihn nöthigte, sich der

fremden Feder zu bedienen, auf's Diktiren. Allein, wie bei allen denkenden Menschen, arbeitete der Geist in ihm ohne Unterlaß. Die Idee, die ihn erfüllte, trug er überall, unter den zahlreichen und mannigfaltigen Beschäftigungen, in die seine Zeit sich theilte, mit sich herum, ohne indeß jemals in jene Wunderlichkeit des seiner selbst nicht mächtigen Gedankens, in die Zerstreutheit, zu verfallen. Alle Bäche seines arbeitenden Geistes, kann man sagen, mündeten in den Einen Strom: in das unablässige Streben, die Wissenschaft weiter zu bringen; im Dienste dieser edlen Sache wirkte er mit einer seltenen Macht des Willens.

Ein schönes Wort äußert über ihn, in einem Briefe von 1842, der damalige Prinz Louis Napoleon, jetzt Napoleon III.: „Arago ist nicht nur der Hohepriester der Wissenschaft, er versteht es auch, den Laien in ihre Mysterien einzuweihen."

Skizzenbuch eines mittelalterlichen Baumeisters.

Vor einiger Zeit ist ein Werk veröffentlicht worden, das für Künstler und Antiquare, insbesondere aber für solche höchst interessant ist, welche mittelalterliche Architektur studiren. Es ist dies „Ein Facsimile des Skizzenbuches von Wilars de Honecort, einem Baumeister des dreizehnten Jahrhunderts; mit Kommentaren und Beschreibungen von Lassus, früher Baumeister an der Notre-Dame-Kirche 2c., und Guicherat, Professor der Archäologie an der Ecole des Chartes zu Paris; übersetzt und herausgegeben (mit vielen Zusätzen und Noten) von dem Rev. Robert Willis, (London: J. H. und J. Parker). Der inzwischen verewigte Lassus war als ein Architekt, welcher mehrfache gelungene Wiederherstellungen mittelalterlicher Kirchen und anderer Gebäude ausgeführt und außerdem zahlreiche andere Bauten und Pläne in demselben Geiste entworfen, zu der Herausgebung dieses Skizzenbuches besonders befähigt. Als es ihm durch Zufall in die Hände kam, wurde er davon so begeistert, daß er beschloß, es dem Publikum im Facsimile vorzulegen und ihm so den richtigsten Begriff von dem Zustande der freien Handzeichnung in jener frühen Zeit beizubringen. Die noch vorhandenen Maler-, Bildhauer- und Bauwerke, sagt Professor Willis, bieten die vollendeten Resultate jener Zweige der schönen Künste dar. Dieser Band zeigt uns die Art und Weise, wie die Künstler ihre Studien machten. Er beweist, daß, wenn sie in der Darstellung körperlicher Formen nicht zur Vollkommenheit gelangten, dies keinesweges aus Mangel an Erkenntniß geschah, wie dieselben nach dem Leben studirt werden müßten, oder aus Unterlassung solcher Studien. Er zeigt auch, daß sie nicht durch fromme Vorurtheile verhindert wurden, die Antike zu kopiren." Die Handschrift, worin diese Zeichnungen sich befinden, war früher in der Bibliothek der Abtei von St. Germain des Prés, aus welcher sie zur Zeit der ersten Revolution in die Nationalbibliothek zu Paris gebracht wurde. Dort befindet sie sich noch. Es ist ein kleiner Band von dreiunddreißig Blättern in Kalblederpergament (Velin), in einen dicken Lederdeckel geheftet. Sein ursprünglicher Umfang war indeß größer, da ein Memorandum aus dem fünfzehnten Jahrhundert angiebt, daß er damals aus einundvierzig Blättern bestand. Auf jedem stehen Federzeichnungen in Dinte, die zuvor mit dem Bleistift entworfen sind, und viele Zeichnungen sind von erklärenden Noten begleitet, welche in der picardischen Mundart des dreizehnten Jahrhunderts und in der Cursivschrift jener Zeit geschrieben sind.

Was Wilars de Honecort selbst betrifft, so besteht einiger Zweifel darüber, ob er wirklich größere Werke persönlich geschrieben hat, oder nicht. Nach Herrn Willis Untersuchungen erscheint er mehr als ein großer praktischer Baumeister, welcher, neben anderen Werken, den größeren Theil der Kathedrale zu Cambray wieder herstellte und geraume Zeit in Ungarn verweilte, um Bauten zu leiten. Man hat keine genaue Kenntniß von dem, was er in diesem Lande that, aber man glaubt, daß er durch seine Leistungen zu Cambray die Aufmerksamkeit der Prinzessin Elisabeth von Ungarn (der heiligen Elisabeth, Landgräfin von Thüringen) auf sich gezogen haben mag, deren Schenkungen an die Kathedrale zu Cambray zum großen Theil diesen Umbau bestritten, und daß er nach ihrem Tode und ihrer Canonisation die Kirche der heiligen Elisabeth zu Kaschau nebst einigen anderen Gebäuden zu Strigonium oder Gran, welche letzteren gänzlich verschwunden sind, gebaut hat. Vielleicht hat er auch an dem Baue der Kirche St. Elisabeth zu Marburg Antheil gehabt. — Das ist Alles, was die Untersuchungen von Lassus, Guicherat und Willis über diesen Künstler ergeben haben. Jedenfalls gehörte er seiner Lebenszeit nach zu der großen Kunstschule unter Philipp August.

China.

Das Drama der Chinesen.

I.

Ein Trauerspiel im kaiserlichen Palast.

Während die meisten Völker des ungeheuer ausgedehnten Welttheils Asien noch jetzt von dramatischer Poesie nichts wissen, hatte Indien diesseit des Ganges bereits vor unserer Zeit seine hochbegabten Bühnendichter, von deren Leistungen wir erst in unserem Jahrhundert eine Auswahl kennen und bewundern gelernt. Viel später zwar, doch allem Anschein nach unabhängig von jedem auswärtigen Einflusse ist das Drama in dem uns entlegensten Staate des asiatischen Festlandes aufgeblüht. Um das siebente Jahrhundert unserer Zeitrechnung begann man in China wahre und erdichtete Begebenheiten, deren Mittelpunkt eine oder mehrere hervorragende Persönlichkeiten bildeten, in dialogische Form zu gießen. Fast gleichzeitig mit den ersten Versuchen dieser Art kam der Chinese auf den Gedanken theatralischer Darstellung derselben, bald zur Rührung und sittlichen Erhebung, bald zu bloßer Belästigung eines Hörerkreises. Anfänglich mochten die Bühnenstücke der Chinesen nicht viel mehr als dialogisirte Auszüge aus ihren (weit älteren) historischen Romanen sein; nach und nach gestalteten sie sich selbständiger; die Haupthandlung wurde in verschiedenen Abschnitten vorgeführt, und das Gespräch öfter durch Gesang-Partien unterbrochen, so daß jedes Bühnenstück gewissermaßen ein Melodrama heißen kann. So ist es geblieben bis auf den heutigen Tag.

Seitdem im „Reich der Mitte" ein Theater existirt, erscheint den Chinesen (wie jedem anderen Volke, das ein solches besitzt) die Menschheit überhaupt als eine große Schauspieler-Truppe. So begegnen uns in dem Motto über dem ersten Kapitel eines beliebten chinesischen Familienromans die gewichtigen Worte:

> Diese Welt ist ein Schaugerüste, auf welchem ein langes Stück sich abspielt;
> Jetzt wie weiland sind unsere Kämpfe und Verirrungen die Komödie.

Der Leser möge uns nun bei Zerlegung zweier Muster-Dramen der chinesischen Nation, die auch bereits in's Englische und in's Französische übersetzt sind, einige Aufmerksamkeit schenken.

Das erste ist eine wahre Tragödie mit dem bedeutsamen Titel: „Trauer im Palaste der Han." Dieses versetzt uns in eine Periode, wo das einst in ganz Inner-Asien gefürchtete Kaiserhaus der Han (206 vor bis 222 nach unserer Zeitrechnung) beinahe unter die Botmäßigkeit der wilden Hiungnu gekommen war, die aus ihren nordischen Steppen häufige, verheerende Einfälle in China machten. Ein verrätherischer Minister flüchtet zu dem Oberhaupte dieser Horden mit einem Bildnisse der liebsten Gemahlin des Kaisers. Vom Anblick des Bildnisses entzündet, dringt der übermüthige Häuptling durch Gesandte auf Auslieferung der Kaiserin. Der Kaiser erfüllt seinen Wunsch, aber, den Hiungnu schon ausgeliefert, findet die edle Heldin im Strome Amur einen freiwilligen Tod. Der Hiungnu-Fürst zeigt dies dem Kaiser an, schickt ihm den treulosen Minister in Ketten zurück, und bietet, gleichsam über der Leiche des Opfers, die Hand zu dauernder Versöhnung.

Personen. Kaiser Hiao juanti (48—33 v. Chr.). — Groß-Chan der Hiungnu. — Tschao kiun, die junge Gemahlin des Ersteren. — Mao jen schen, erster Minister und Günstling des Kaisers. — Der Vorsitzende des Staatsraths. — Ein Offizier der Leibwache. — Ein Gesandter des Groß-Chan's. — Männliches und weibliches Gefolge.

Der Schauplatz ist in jähem Wechsel, bald das Gezelt des Hiungnu-Fürsten, bald der kaiserliche Palast; einmal am Südrande der Wüste Schamo und einmal am Amur.

Was man gewöhnlich den ersten Akt nennt, ist eine Art von Zwitter zwischen Akt und Prolog. Erster Auf- und Abtretender ist der Groß-Chan. Dieser präsentirt sich dem Publikum als Alleinherrscher im Norden und rühmt seine eignen und seiner Vorfahren Großthaten gegen China, dessen Kaiser schon öfter um den Preis ihrer Töchter oder Schwestern die ersehnte Ruhe von den Horden seiner Nation erkauft hätten. Weiter benachrichtigt er seine Zuhörer, daß er selbst kürzlich durch Gesandte um eine chinesische Prinzessin geworben und nun der Antwort entgegensähe.

Nach dem übermüthigen Hiungnu-Fürsten tritt der erste Minister des chinesischen Kaisers auf (wobei man die Scene verwandelt denken muß). Dieser bekennt mit scheuslicher Offenheit, daß er es durch hundert Künste der Schmeichelei und Heuchelei dahin gebracht habe, ausschließlicher Günstling des Kaisers zu werden, so daß Jeder sich vor ihm verneige. „Ich halte" — so sagt er — „die tugendhaften Rathgeber dem

Kaiser fern, und überrede ihn, sein ganzes Lebensglück im Gynäceum zu suchen." Das Auftreten des Kaisers stört den erbaulichen Monolog; was dieser spricht, ist auch größtentheils noch an das Publikum, nur die letzten Worte sind an den Minister gerichtet. Nach kurzem geschichtlichem Rückblick auf seine Dynastie beschwert sich der Monarch mit etwas schroffem Uebergange, daß sein Vater den unseligen Gedanken gefaßt habe, das Gynäceum in betrübendem Grade lichten zu lassen, d. h. die meisten Bewohnerinnen desselben zu verabschieden; jetzt sei es beinahe verödet und der Zustand schwer erträglich. Der dienstfertige Günstling will sogleich mit dem nöthigen Gefolge von Unter-Bevollmächtigten im ganzen Staate herum reisen, damit aller Ausbund weiblicher Schönheit zwischen dem 15. und 20. Lebensjahr für den Harem gewonnen werde. Der Kaiser verspricht ihm die schriftliche Vollmacht zur Leitung des wichtigen Unternehmens, und damit endet der Prolog.

Von dem zweiten oder eigentlich ersten Akte an, wird nun ausnahmsweise direkt zum Publikum gesprochen. Zuerst erscheint der mächtige Günstling wieder und berichtet den Zuhörern, seine Rundreise sei nun zu Ende und der Ertrag bestehe in 99 jungen Mädchen. Herr Mao jen scheu ist aber ungefähr so zu Werke gegangen, wie Fallstaff bei seinen Rekrutirungen; er hat von den Eltern der meisten Mädchen Bestechung genommen und sonach mehr für seine Tasche als für das Interesse des Kaisers gesorgt. Die Krone aller Gewählten war die Tochter eines armen Landmannes in der romantischen Gebirgs-Region Tsching tu. Der Minister erbot sich gegen die Eltern, ihre Tschao kiun den Kaiser als erste Gemahlin (Hauptgemahlin) zu empfehlen, verlangte aber für seine Bemühung einen Lohn, der weit über die Kräfte dieser armen Leute ging und also natürlich ihm abgeschlagen wurde. Da er die schöne Tschao kiun für kaiserliches Geld bereits bekommen hat, so will er nun aus Rache für die nicht empfangene Bestechung dem Kaiser ein so gefälschtes Bildniß des Mädchens vorlegen, daß dieser sie gar nicht beachten soll.

Zweite Scene, Nacht. Die reizende Tschao kiun tritt auf und klagt, daß, obgleich sie schon lange im Innern des Palastes weile, der Kaiser sie niemals seiner hohen Gegenwart würdige; ihre Laute (oder Zither) sei in der traurigen Einsamkeit ihr einziger Trost. Sie greift in die Saiten und spielt eine Zeitlang — da locken die Töne den Kaiser selbst herbei, der nicht immer eines guten Schlafes sich erfreut und alsdann bei nächtlicher Weile in seinem Palaste herumwandelt. Zum Verdruß seines Günstlings hatte er bis jetzt an keiner der übrigen neuen Palastdamen besonderen Geschmack gefunden. Schon die erste Zusammenkunft mit Tschao kiun ist, wie man sich denken kann, für seine Wahl entscheidend; auch kommt es bald zu einer für den Minister sehr ungünstigen Erklärung zwischen Beiden. Der Kaiser will einmal energisch handeln und den allmächtigen Günstling zu strenger Verantwortung ziehen. Die schöne Tschao kiun benimmt sich einfach und edel, sie bittet um keine andere Gunst, als daß der Kaiser ihre Eltern jeder Last enthebe.

Zweiter Akt. Der Hiungnu-Fürst beschließt an der Spitze seiner Schaaren eine großartige Razzia wider China, weil der Kaiser seinen ersten Antrag unter dem Vorwande, daß die verlangte Prinzessin noch zu jung sei, abgelehnt hat. Gleich darauf erscheint der chinesische Minister und meldet dem Publikum, daß er durch die Flucht seiner Strafe sich entzogen habe und ein treues Bildniß der Tschao kiun mitbringe, um den Groß-Chan für sie zu entflammen. Dann läßt er sich diesen vorstellen und redet ihn so an:

„Ich bin Minister des chinesischen Kaisers. Im Harem meines Gebieters befindet sich ein junges Weib von seltenen Reizen. Als der Gesandte mit Euerer Forderung kam, da konnte der Kaiser es nicht über sich gewinnen, dieses Weib auszuliefern. Ich machte ihm deshalb manche ernstliche Vorstellung, und frug ihn, wie er um eines schönen Antlitzes willen die Wohlfahrt zweier Nationen auf's Spiel setzen könne? Zum Lohne meiner Aufrichtigkeit wollte er mich enthaupten lassen. Ich entkam glücklich mit dem Bildnisse der Schönen, das ich Euch, großer Fürst, hiermit überreiche. Wolltet Ihr einen Gesandten mit diesem Bilde an den Kaiser schicken, so würde Euch das Original unfehlbar ausgehändigt."

Der rauhe Häuptling geberdet sich beim Anblick des Conterfei's solcher Reize beinahe wie Tamino in der Zauberflöte. „Wie hat solche Schönheit in's irdische Dasein kommen können!" ruft er singend unter gedämpfter Musikbegleitung. Aber sein praktischer Sinn drängt die Ausbrüche der Empfindsamkeit bald in den Hintergrund und mahnt ihn, keine Zeit zu verlieren. Er will durch den Mund eines Botschafters die sofortige Auslieferung der Tschao kiun verlangen und droht im entgegengesetzten Falle mit Feuer und Schwert.

Jetzt werden wir wieder in den Palast der Han versetzt. Tschao kiun tritt auf und spricht in kurzem Monologe die dankbaren Gefühle aus, welche des Kaisers verliebte Aufmerksamkeiten ihr einflößen. „Seine Zärtlichkeiten gegen mich" — sagt sie — „ist so groß, daß er selbst die Sitzungen des Staatsraths lange nicht besucht hat. Wie ich vernehme, wird er heut' einmal wieder dieser Pflicht nachkommen; so will ich meinen schönsten Schmuck anlegen, seine Rückkehr freudig erwartend." Sie tritt vor einen Metallspiegel. Schon während der Toilette kommt der Kaiser auf den Fußspitzen herein und sagt zu sich selber: „Seit Unserer ersten Begegnung mit Tschao kiun befinden Wir uns in einem alle Sinne verwirrenden Taumel. Erst heute wieder im Staatsrath erschienen, konnten Wir den Schluß der Verhandlungen nicht abwarten und sind zurückgekehrt, damit ihr Anblick Uns erquicke. Beobachten Wir, was sie thut, ohne sie zu stören. (Er blickt, von Tschao kiun nicht bemerkt, über ihre Schulter.) Von diesem Spiegel zurückgestrahlt, erscheint sie wie der Genius des Mondes.

Dieser Höhepunkt der Seligkeit Beider wird durch die gleich einem Wetterstrahl dazwischen fahrende Botschaft des Hiungnu-Fürsten ein Wendepunkt zu endlosem Leiden. Der Präsident des Staatsraths tritt ein und meldet vorläufig in kurzer Fassung, was ein draußen harrender Abgesandter ausführlich zu eröffnen hat. In seiner Bestürzung klagt der Kaiser die Feigheit seines Heeres an; der strenge Würdenträger aber entgegnet: „Die Barbaren sagen, Eure Anhänglichkeit an die Kaiserin sei es, was den Staat zum Untergang bringe. Möge der letzte Kaiser vom Hause Tscheu, den seine blinde Hingebung an die geliebte Ta ki um Thron und Leben brachte, für Euch ein warnendes Beispiel sein. Majestät! bewältigt Eure Zärtlichkeit und rettet Euer Volk."

Der Kaiser läßt nun den Gesandten eintreten, der seines Auftrags zwar ehrerbietig, aber mit stolzer Entschiedenheit sich entledigt. Nachdem er wieder abgetreten, sagt der rathlose Monarch: „Laßt Unsere Großbeamten für Krieg und Frieden zusammentreten und Uns darüber Bericht erstatten, wie man die Feinde zurückhalten könne, ohne das zu thun, was der Groß-Chan verlangt." Dann ruft er mit unfreiwilliger Ironie aus: „Ha! wenn die Kaiserin Liu heu jetzt lebte — nur ein Wort brauchte sie zu sprechen, und wer würde es wagen, anderer Meinung zu sein?"*

Jetzt nimmt die bis dahin stumm gebliebene Tschao kiun das Wort: „Die von Ew. Majestät mir bewiesene Güte macht es mir zur Pflicht, für Euch in den Tod zu gehen. Der Segnungen eines dauernden Friedens eingedenk und für mich nie welkenden Ruhm erhoffend, schlöß' ich dieses Bündniß mit dem Barbaren frohen Muthes, könnt' ich der Liebe zu meinem Kaiser entsagen." Dieser entgegnet: „Ach! ich weiß nur zu wohl, daß ich nicht mehr thun kann, als du selbst!"**

Dritter Akt. Der Kaiser hat seiner abziehenden jungen Gemahlin bis zur Gränze der Wüste Schamo (Gobi) das Geleit gegeben. In dem Gefühle des Unrechts, das er gegen sie begeht, bittet er sie, seiner in der Ferne weder mit Schmerz noch mit Entrüstung zu gedenken und ruft dann fast verzweiflungsvoll: „Bin ich ein Nachkomme der großen Han?" Die Größe seiner Vorfahren lastet in diesem Augenblicke zermalmend auf ihm.

Die nächste Scene zeigt uns das Heer der Hiungnu auf seinem Rückmarsche nach Norden. Eben ist der Groß-Chan mit Tscha kiun zum „Strome der schwarzen Drachen" (dem Amur) gelangt. Hier spricht sie, als ihr neuer Gebieter den Becher kredenzt: „Großer Fürst, gestattet ihr daß ich ein Trankopfer gegen Süden ausgieße!" Dann fährt sie begeistert fort: „Mein letztes Lebewohl dem Kaiser! Kaiser der Han, dieses Leben ist für mich zu Ende — ich harre deiner im nächsten." Sofort eilt sie an das steile Ufer und stürzt sich in den Strom.

Vergebens hat der Groß-Chan sie zu retten versucht. „Wehe" — ruft er aus — „sie ist dahin — unwiederbringlich. Man errichte ihr ein Grab am Ufer — es werde das blühende Grab genannt. Ich habe sie verloren und ohne Gewinn für mich war meine Feindschaft mit dem Kaiserhause. Ergreift den Urheber all dieses Jammers und liefert ihn gebunden dem Kaiser aus, damit er die verdiente Strafe empfange. Ich will meinen Bund mit China für Lebenszeit erneuen."

Vierter Akt. Der trostlose Kaiser von China hat eben vor dem Bilde der Tschao kiun edles Räucherwerk geopfert, was in Zukunft sein liebstes Geschäft bleiben soll. Bald sinkt er, von Schmerz aufgelöst, in Schlummer. Da erscheint ihm die Geliebte als Traumbild und spricht: „Kaiser der Han, sei getröstet! Ich bin den Barbaren entkommen und nun frei für immer!" Das Gesicht verschwindet, und der Kaiser erwacht in einer Fieberhitze. Er erinnert sich seines Traumes, dessen Bedeutung ihm jedoch nicht klar ist. Der Schrei vorüberziehender Wasservögel ver-

* Dies kühne und begabte Weib war Regentin für ihren minderjährigen Sohn gewesen.

** Soll heißen, daß auch ich nur zu resigniren im Stande bin.

ursacht ihm Grauen. Von einem Diener an die Pflicht erinnert, seine geheiligte Person zu schonen, sagt er: „Mein Schmerz kennt keine Gränze — höret auf, mir ein Gefühl zu verargen, dem wir Alle unterworfen sind." Dann versinkt er wieder in eine Art Fieberwahnsinn. „Jener Wehschrei" — singt er — „kommt nicht von der Schwalbe auf schön geschnitztem Gebälk — er ist nicht das Lied bunter Vöglein auf blühenden Bäumen. Wisset Ihr, wo sie sich härmen mag, gleich mir dem Rufe des wilden Geflügels lauschend?"

Jetzt tritt der Präsident des Staatsraths ein und meldet daß ein Gesandter angekommen ist, der den Verräther gefesselt mitbringt, die Kaiserin habe freiwillig geendet, und der Groß-Chan wünsche Frieden und Freundschaft zwischen beiden Völkern. Der Kaiser befiehlt sogleich, daß man Mao jen scheu hinrichte und sein verruchtes Haupt dem Schatten der Tschao kiun als Todtenopfer darbringe. Dann beschließt er das Drama mit folgenden Worten:

„Beim Falle der Blätter, als des wilden Vogels Schrei gehört ward in unserem Palaste — da suchten mich traurige Bilder heim — auf meinem einsamen Pfühle. — Ihre Gestalt trat verklärt vor meine Seele! Ihr blühendes Grab — ewig wird es dauern; doch wo suchen wir die Theuere selbst?"

Das ganze Stück ist nur eine flüchtig hingeworfene Skizze; Scenen und Gespräche sind sehr kurz, die Sprache, soweit sie Prosa, sehr einfach. Eine genaue Darlegung von Seelenzuständen oder reifenden Entschlüssen würde man vergebens suchen. Die Charaktere sind übrigens gut durchgeführt. Obenan steht die zarte, fast hingehauchte Gestalt der jedes Opfers fähigen jungen Kaiserin — ein Gewebe, das auf die zarteste Weise berührt sein will; ihr zur Seite und doch weit hinter ihr der gutherzige, aber entnervte und nur eines gewissen passiven Muthes fähige Kaiser, dessen Ohnmacht sich da am naivsten kund giebt, wo er die glücklichen Zeiten einer energischen Kaiserin herbeiwünschte. Sonst verwechselt er wohl die Wirkungen seiner Kraftlosigkeit mit der Ursache und will z. B. auf das Heer schieben, was ihm selber zur Last fällt. Als sehr verschiedener Natur bietet sich der Groß-Chan, ein rauher, in Steppenluft aufgesäugter Nomade, dem Schwäche ebenso fremd ist wie tückische Hinterlist, der also gegen den Kaiser und seinen Günstling wohlthuend absticht. In dem Vorsitzer des Staatsraths erblicken wir einen Rathgeber, wie die heiligen Bücher der Chinesen ihn verlangen, treu seinem Gebieter, aber noch treuer der eigenen Ueberzeugung und unbeugsam, wo das Wohl des Ganzen in Frage kommt. Der Kaiser wird zwar seit ältester Zeit „Sohn des Himmels" betitelt, aber den Willen des Himmels erkennt die altchinesische Weisheit nicht in den Worten seines Sohnes, sondern in der Stimme der Nation. „Wollt Ihr" — so heißt es in Schu king — „erfahren was der Himmel will, so beachtet nur des Volkes Gesinnung — das ist hinreichend." Und ein anderer Spruch desselben Buches lautet: „Was das Volk will, das leistet der Himmel gewiß," soll heißen: die das Ganze betreffenden Wünsche der Gesammtheit wird er gewiß erhören.

W. Sch.

Aegypten.

Deutsche Briefe aus Aegypten.

Abyssinien und seine Beherrscher.

Indem wir Souakin verlassen und längs der afrikanischen Küste hinsegeln, gelangen wir bald an die Gränzen eines ungeheuren Länderkomplexes, der dem Europäer fast ebenso wie Nubien nur dem Namen nach bekannt. Es ist dies das große Reich Abyssinien mit seinen unendlichen Wüstenstrecken, wimmelnd von Löwen, Straußen, Tigern und wilden Thieren aller Art, mit seinen fruchtbaren Ebenen und Wäldern, in denen zahllose Elephantenheerden einen unerschöpflichen Fundort an Elfenbein geben, mit seinen Gebirgen, reich an Gold und edlen Steinen. So wie in Nubien, so suchen wir auch hier von der Hauptstadt des Reiches aus in das Innere zu gelangen, und wir lassen deshalb unseren Anker in der Rhede des Haupthafenplatzes Abyssiniens, in Massowa, fallen.

Die Stadt selbst gehört der Pforte, welcher sie von Mehemed Ali gezwungenerweise abgetreten wurde. Der Handel ist hier bedeutend, und eine Anzahl hier wohnender Europäer vermitteln den Verkehr mit Europa und Indien. So wie von Souakin, so ist auch von Massowa aus der Handel mit Sklaven ein bedeutender. Nur die Stadt allein und ein unbedeutendes Territorium um dieselbe ist Eigenthum der Türken; das Land selbst gehört den Königen von Abyssinien, und wir treffen hier ein so eigenthümliches Bild an, wie wohl die Neuzeit kein zweites aufzuweisen hat.

Abyssinien begreift zwei Königreiche in sich, und so wie fast alle Abyssinier, so sind auch die beiden Könige Christen.

König Theodor, der Mächtigere, ist römisch-katholisch, und zwar ist er diesem Kultus fanatisch ergeben. Abgesehen davon, ist er ein Mann, der alle Achtung und allen Respekt verdient. Ein Freund des Fortschrittes, sucht er in seinem Lande alles einzubürgern, was an Verbesserungen und Erfindungen bis zu ihm gelangt. Um seinen Charakter zu würdigen, brauche ich nur zu bemerken, daß er in seinem Reiche den Sklavenhandel vollständig unterdrückt hat. Er ist besonders den Deutschen zugethan, und fast sämmtliche Priester in seinem Gebiete sind Oesterreicher, sein Kriegsminister ein geborner Dessauer, sein Premierminister aber ein Engländer. Der Lieblingswunsch Theodor's ist, Kanonen zu erhalten, doch dürfte derselbe schwer zu realisiren sein, da die Türken in Massowa den Durchzug von Kanonen nicht gestatten, andererseits aber auf dem Landwege, der Vicekönig von Aegypten seinem ihm gefährlichen Nachbar nicht die Waffen, mit denen er vielleicht ihn selbst bekämpfen würde, in die Hände geben wird. Was Gewehre, Säbel u. s. w. anbelangt, mit denen die Armee Theodor's bewaffnet ist, so gesteht der Vicekönig von Aegypten selbst ein, daß alle diese Waffen seinen Soldaten erst abgenommen worden sind, um sie später damit zu bekämpfen.

König Dejai Nagoosi, genannt der Tiger, Theodor's Rival in der Beherrschung von ganz Abyssinien, ist griechisch-katholisch, und eben so fanatisch als der Vorhererwähnte. Ueber den eigentlichen Charakter Nagoosi's ist wenig bekannt; sein Beiname „der Tiger," scheint auf Grausamkeit zu schließen, doch ist mir kein einzelner Fall dieser Leidenschaft von ihm bekannt geworden. Verdächtig erscheint allerdings die Sache, wenn man dem Gerücht Glauben schenkt, daß eine seiner Villa's ganz aus Menschenschädeln erbaut sei. Ich meinerseits glaube zur Ehre Nagoosi's, daß diese fürchterliche Trophäe von einem seiner Vorgänger herrühre und daß es die Schädel im Kriege erschlagener Feinde sind. Jedenfalls ist auch er, als der Erste in seinem Reiche, der das Christenthum annahm, ein beachtenswerther Mann. Gewiß übrigens ist, daß er den Sklavenhandel nicht mit solcher Macht unterdrückte, als dies von Seiten Theodor's geschah; man könnte sogar geneigt zu glauben sein, daß ein Theil des Profites dieses unmenschlichen Verkehres in die königlichen Kassen fließt. Wie es auch sei, Theodor und Nagoosi sind zwei eigenthümliche Erscheinungen in der Geschichte Afrika's; sie sind es Beide, die der Kultur den Weg in das Innere Afrika's öffnen. Leider ist das Eindringen derselben durch die fortwährenden Kriege sehr erschwert, die Beide um den alleinigen Besitz Abyssiniens fortwährend führen. In Wahrheit ist das Ebenangeführte der Grund dieser Kämpfe, doch dient ihnen die Religion zum Vorwande, und so sehen wir in Abyssinien, einem Lande, das erst jetzt einigermaßen bekannt zu werden verspricht, das merkwürdige Schauspiel eines Religionskrieges für die verschiedenen Dogmen des Christenthums. In den letztverflossenen Monaten hatte Theodor entschieden die Oberhand, und Nagoosi wußte keinen anderen Rath, als sich unter französischen Schutz zu begeben. Anfangs December (1859) sind mehrere französische Offiziere von Suez nach Massowa abgereist, um sich in das Lager Nagoosi's zu begeben.

Authentischen Nachrichten zufolge, die mir erst vor einigen Tagen zugekommen sind, hat Nagoosi den Franzosen einen Platz am Rothen Meere, Adoolis, und die davorliegende Insel, welche auf einigen englischen Karten unter dem Namen Balencia angegeben ist, abgetreten. Die Sache ist nur insofern von Bedeutung, als dadurch die Franzosen einen festen Fuß in Abyssinien haben und daß dadurch die Beendigung dieser für die Civilisation dieses Reiches so hinderlichen Kriege weit hinausgeschoben werden dürfte. Die Insel Balencia ist bei den Abyssiniern und den umwohnenden Völkerstämmen durch ihren Reichthum an heißen Mineralquellen berühmt, und es wäre möglich, daß, allerdings erst nach Hunderten von Jahren, europäische Aerzte ihre Patienten nach Balencia in Abyssinien schicken werden. Der größere Theil von Abyssinien ist von großer Fruchtbarkeit; namentlich gilt dies von dem Gebiete in der Nähe des Nil, das fast ganz bebaut und sorgfältig kultivirt ist. Ungeheure Wälder bedecken große Strecken und bergen gewiß noch manches Unbekannte und Werthvolle. Fast das einzige aus diesen Wäldern bis jetzt gewonnene Produkt ist das in Europa unter dem Namen „Gummi arabicum" bekannte Harz, das in Unmassen von Massowa aus, nach Europa exportirt wird. Ein weiterer Handelsartikel ist Elfenbein, für welches Abyssinien mit seinen zahllosen Elephantenheerden, die in den Wäldern hausen, ein unerschöpflicher Fundort ist. Straußenfedern, Tiger-

felle und etwas weniges Ebenholz bilden den Beschluß der bis jetzt von Abyssinien exportirten Handelsartikel, zu denen jedoch im Laufe der Zeit gewiß hundert Andere hinzukommen werden.

Die Bewohner Abyssiniens, dunkelbraun von Farbe, sind fast durchgehends schön gewachsene Leute, die nichts mit dem allgemeinen Negertypus gemein haben. Sie sind friedfertig und zeigen einen nicht geringen Grad von Intelligenz. Während die Bewohner Nubiens fast ganz im Adamskostüme einhergehen, zeigt sich der einigermaßen wohlhabende Abyssinier bekleidet mit einem Stücke Zeug, dessen Enden er graziös über die Schulter wirft. Die Beine aufwärts von den Knieen, der Unterleib, ein Theil der Brust und der untere Theil des Rückens sind von den herabhängenden Falten dieses Kleidungsstückes vollständig bedeckt, und erinnert ein so geschmückter Abyssinier an einen in der Toga stolz einherschreitenden Römer. Obgleich Christen, können sich die Abyssinier noch immer nicht an die durch das Christenthum gebotene Stellung der Frauen gewöhnen; die Letzteren sind mehr oder weniger Sklavinnen, und es gehören bedeutende Zeiträume dazu, um dieses Ueberbleibsel des alten Glaubens bei ihnen auszurotten. Mit Ausnahme der vorher erwähnten Kriege sind die Verhältnisse in dem größten Theile dieses Reiches vollständig geregelt, und der Reisende ist sicherer in den Länderstrecken Abyssiniens, als er dies vielleicht auf den Landstraßen Neapels oder anderer derartiger Staaten Europa's ist.

Bei meiner Rückkehr nach Kairo, Mitte December 1859, fand ich daselbst eine Anzahl junger Preußen, Einen davon aus sehr hoher Familie, welche die Absicht haben, nach Abyssinien, und zwar in das Reich Theodor's, zu gehen. Jedenfalls können wir erwarten, daß in Folge dessen uns bald eine vollkommenere Kenntniß dieses uns bisher fast fabelhaften Landes zugehen wird.

Adoolis, nächst Massowa der wichtigste Hafen an der abyssinischen Küste, ist, wie ich bereits vorher erwähnte, von Nagoosi den Franzosen abgetreten worden, und man erwartet täglich ein französisches Kriegsschiff daselbst, um den Platz in Besitz zu nehmen. Bei der Erleichterung des Verkehres, den natürlicherweise die Franzosen dem Handel daselbst bieten werden, dürfte sich in kurzer Zeit Adoolis wieder zu dem Range aufschwingen, den es in alten Zeiten behauptete, nämlich zur ersten Handelsstadt am Rothen Meere. Für die Sache Theodor's ist dieses Eindringen der Franzosen in Abyssinien sehr zu beklagen; die Beherrschung des ganzen Landes und damit verbunden das Vorwärtsschreiten des Reiches werden dadurch wesentlich zurückgehalten werden.

Indem wir Adoolis hinter uns lassen und südwärts segeln, dünkt es uns bald, als ob wir in einem Sacke gefangen wären; das Rothe Meer scheint geschlossen zu sein, und erst indem wir ganz nahe kommen, sehen wir zwei schmale Wasserstraßen und in der Mitte die vor einigen Jahren so vielfach besprochene Insel Perim.

Die Straßen von Bab el Mandeb oder das Todesthor sind so eng, daß sie von der Insel Perim aus vollständig beherrscht werden können; die Engländer, denen die Obergewalt im Rothen Meere sehr wichtig war, sahen wohl ein, daß sie mit Perim den Schlüssel dazu haben würden; sie bemächtigten sich daher auf's Neue dieses Felsens, den sie früher schon einmal besessen, aber wieder verlassen hatten. Perim ist allerdings ein fester, äußerst vortheilhafter Punkt für die Engländer, doch hätte es nicht so vieles Geschreies von Seiten der Franzosen bedurft, die über die Besitznahme entrüstet waren. Auch ohne Perim werden die Engländer Herren des Rothen Meeres bleiben; die ganze Schifffahrt des Rothen Meeres ist ein Werk der Engländer, und nun, wo mehrere englische Schiffe Jahre lang beschäftigt waren, Sondirungen zu machen, um gute Karten zu erhalten, nun erst dürfte sich ein französisches Schiff hier zeigen.

Die Insel Perim selbst ist ein nackter Felsen, auf dem auch nicht ein Halm zu finden ist. Sie war bisher gänzlich unbewohnt, und auch jetzt noch finden wir daselbst nur die Hüter des Leuchtfeuers und eine Compagnie englischer Soldaten, Eingeborne von Indien. Die Hitze auf diesem der Sonne gänzlich ausgesetzten Felsen ist so groß, daß man gezwungen ist, auch diese an Hitze gewöhnten Indier alle vier Wochen abzulösen. Rechnen wir dazu noch die Schwierigkeit, die dortige Garnison mit Lebensmitteln, und vor Allem mit Wasser zu versehen, so muß man gestehen, daß England seiner Politik zu Gefallen große Opfer bringt. Die Behauptung Perims ist nur durch den Besitz von Aden, dem nächsten Hafen von dort, an der arabischen Küste gelegen, möglich, und so lange dieser letztere Ort den Engländern gehört, wird denselben auch ohne Perim, die Obergewalt im Rothen Meere zufallen. In neuester Zeit hat man in Perim einen Condensator aufgestellt und die nöthigen Steinkohlen dazu angefahren, um die Besatzung vor dem schrecklichsten aller Leiden in diesem Himmelsstriche, dem Mangel an Wasser, zu sichern. Die Bewohner dieses Felsens können sich von jetzt ab ihren Wasserbedarf aus Seewasser bereiten. Wenn es vielleicht auch in der Absicht der Engländer liegt, die Inseln zu befestigen, so ist dies bis jetzt noch nicht geschehen, und alle Nachrichten von großartigen Fortificationen daselbst sind eine Fabel. **R. Schück.**

Nord-Amerika.

Prediger in Wildniß und Wüsten Amerika's.

In dem fernen Westen der Vereinigten Staaten von Amerika, an den oft hundert Meilen breiten und Tausende von Meilen langen Gränzen der Civilisation, wo Indianer und „Gränz-Schurken" (border ruffians), ungeschlachte „Pioniere" in „Shantees" oder Blockhütten, „Squatters" und Abenteurer aller Art dünne, wandernde, sich überall noch „aus dem Gröbsten heraushauende Bevölkerung zwischen Wüsten und Einöden, Wäldern, Felsen, Seen und Sümpfen ausmachen, in solchen Regionen bilden sich oft seltsame, soziale und sittliche Verhältnisse. Es sind selten Leute darunter, die für Zeitungen oder gar Bücher schreiben, so daß man von der wilden Romantik, der Noth, Rohheit, Naivetät, Anarchie, Selbsthülfe dieser Gegenden selten etwas Näheres erfährt. Um so interessanter erscheint uns nun ein Buch, das zehn Jahre eines solchen Lebens und solchen Erfahrungen in einem weiten derartigen Gränzgebiete schildert. Der Verfasser war wandernder Prediger im Winchester-Gränzgebiete von Illinois, d. h. von etwa dreißig Gotteshäusern, die sich über dreihundert Meilen Länge ausdehnten. Er war verpflichtet, täglich eine Predigt zu halten und seine dreihundert Meilen jährlich dreizehn Mal, von einer Predigtstelle zur andern, durchzumachen. Dabei war der Prediger so gut wie blind, da ihm nur die Fähigkeit blieb, mit einem Auge unter gewissen Vorsichtsmaßregeln etwas Licht und Farbe von nahe gebrachten Gegenständen aufzunehmen. Wir haben's nämlich mit William Henry Milburn und seinen „Ten Years of Preacher Life" (London: Sampson Son and Co., Berlin, Asher and Co.) zu thun. Er studirte, nachdem dem Knaben ein Spielkamerad das Augenlicht mit einer geworfenen Austerschaale bis auf den erwähnten, geringen Rest zerstört hatte, auf der jungen Universität Illinois mehr durch Hören und Schärfung aller andern Sinne, als durch Sehen. Nachdem seine Familie 1857 durch Bankerott in Philadelphia veranlaßt worden war, den wohlfeileren, fernen Westen zu suchen, sah er sich nach eigenem Erwerb um, zumal da der ferne Westen auch nicht sehr wohlfeil war. Wenigstens fanden Indianer, die einmal Eier kaufen wollten, diese viel zu theuer, so daß die Verkäuferin wüthend ausrief: Was? denkt Ihr, unsere Hühner sollen sich abstrapaziren, das Dutzend Eier für drei Cents zu legen? Legt sie erst mal selbst und sagt dann, wie Euch so'n Preis gefallen würde."

Milburn suchte also nach Brod und Arbeit und fand eine Predigerstelle bei den Wesleyanischen Methodisten, die ihm den angedeuteten weiten, jeden Tag in Anspruch nehmenden Wirkungskreis für vierhundert Dollars jährlich überwiesen. Andere bekamen auch nicht mehr, so daß sie sich häufig mit weltlichen Nebenverdiensten abgaben. Ein solcher, deshalb einmal angeklagt, daß er Pferdehandel treibe, nach allen Mädchen gucke und gar nichts vom Predigen verstehe, vertheidigte sich gegen diese Beschuldigungen nach Milburn's Versicherung auf folgende Weise: „Was die Beschuldigung betrifft, daß ich mit Pferden handele, so frage ich einfach, was ich sonst thun sollte, da man mir nichts zahlt und ich doch Geld verdienen muß, schon um mich zu kleiden. Wegen der Mädchen braucht auch Niemand in Sorge zu sein, denn ich schwöre, daß ich keine Tochter eines hier Anwesenden heiraten werde. Am lächerlichsten ist die dritte Beschuldigung, daß ich nicht predigen könne, da Niemand besser weiß als ich, daß ich wirklich nicht predigen kann, was übrigens mir am meisten leid thut und den Andern durchaus keine Sorgen macht."

Die fernwestlichen Methodisten Amerika's haben eine sehr einfache Methode, Prediger zu bilden. Der Neuling wird eben in's Wasser geworfen und muß nun sehen, wie er zu schwimmen vermag. „William, exhort!" schrie plötzlich der „Aeltere" an einem Versammlungsabende unsern Neuling und Autor an. „Ich wußte zunächst nichts zu thun," erzählt er, „als aufzustehen und zum Tode erschrocken stehen zu bleiben hinter meiner Stuhllehne. Was sollte ich den in der Hütte versammelten Jägern, Holzhackern und Bauern, die Maul aufsperrend auf den schwachen, unbärtigen Jungen starrten, sagen? Ich fand wohl Worte, aber spärlich, wohl Gedanken, aber noch wenigere, und als ich mich wieder hin-

setzte, hatte ich das Gefühl, daß die Leute die armseligste Predigt gehört haben müßten. Dies war mein erster Versuch, zu predigen." — Aber es muß doch gegangen sein, predigte er hernach doch zehn Jahre lang alle Tage, in der Regel mit Herzenslust. Aber er macht nicht viel Wesens davon und beschäftigt sich häufig mit den größeren Verdiensten Anderer. Der berühmteste unter diesen Wüstenpredigern, Peter Cartwright, wird von ihnen vergöttert.

„Als ich ihn zum ersten Male sah, war er vierzig Jahre lang ununterbrochen Hinterwalds-Geistlicher gewesen, immer umherziehend von den großen Seen bis zum Golf von Mexiko, von den Alleghany-Gebirgen bis zum Mississippi. Er war jeder Gefahr gewachsen, an jede Entbehrung und Härte der Wildniß gewöhnt. Jeder Gefahr hatte er ruhig in's Auge gesehen, dem Tomahawk des Indianers, dem Sprunge des Panthers, der Umarmung des gräßlichen Bären, der Wuth des Tornado, der Tod und Verderben reißenden Sturzfluth des geschwollenen Bergstromes, dem gräßlichen, wogenden Abgrunde der vom Erdbeben gespaltenen Erde. Er hatte übernachtet zwischen Schilfrohr und sein Bett gemacht auf unabsehbarem Schnee der Prairie, auf dem schmierigen Boden des Sumpfes, von Hunger und Durst gequält, zwischen den Einöden der Gebirge. Er war in Lebensgefahr gewesen unter Räubern, unter mexikanischen Desperados und unter Feinden, die geschworen hatten, ihm das Leben zu nehmen. Er hatte gepredigt in der Hütte des Sklaven und in dem Palaste seines Herrn, den Indianern und den border-ruffians. Er hatte sein Leben in die Hand genommen und sich zwischen pfeifende Kugeln gestellt, um Frieden zu predigen. Er hatte gestanden an den äußersten Gränzen der Civilisation, und die ersten Pioniere in den wilden Wäldern und Prairien bewillkommnet. Auf das Geheiß dessen, der gesagt hatte: „Gehet hin in alle Welt und lehret alle Heiden!" war er predigend, ermahnend, strafend vierzig Jahre lang durch die Wildnisse gezogen. Die Welt ist mein Kirchsprengel, sagte er. Alles dies that er ohne Lohn, ohne Aussicht auf äußere Anerkennung für sich oder die Seinen, sondern als freier Priester der Rechtschaffenheit im Dienste Gottes und seiner Mitmenschen. Ueberall war er unerschrocken der Gottlosigkeit entgegengetreten und hatte sie gezüchtigt. Jede Form des Lasters hatte gebebt vor seinem unüberwindlichen Sarkasmus und Spott, oder gezittert unter dem feurigen Blick seines zornigen Angriffs."

Dies war denn auch ein Held, auf den jede Religion stolz sein kann, den kein Mensch, „werth seines Stolzes," verrathen darf. Auch würde dies seiner heroischen Person gegenüber stets gefährlich gewesen sein. Ueberall, wo es darauf ankam, wußte er sich Respekt aus eigenen Mitteln zu verschaffen. In seiner Bescheidenheit spricht Milburn viel von den Verdiensten Anderer, doch bringt er sich auch manchmal an die Reihe, so daß wir sehen, es habe ihm auch nicht an Muth des göttlichen Wortes gefehlt. Folgende Scene ist echt amerikanisch.

Er reiste einmal auf einem Dampfboote nach Cincinnati, um im Auftrage für einen wohlthätigen Zweck (mit zehn Prozent für sich) Geld zu sammeln. Damals hatte er keinen Cent in der Tasche. Einige Kongreßmitglieder auf demselben Dampfboote spielten Karten und soffen unbändig Tag und Nacht. Dies empörte ihn sehr, schon deshalb, weil er des Nachts neben diesen Trunkenbolden nicht schlafen konnte. Als nun eines Sonntags ein dichter Nebel das sonst übliche Landen verhinderte, wurde er aufgefordert, auf dem Decke des Schiffes für die Passagiere zu predigen. Für die Kongreßmitglieder hatte er folgende Worte: „Ich muß Euch sagen, daß ich mich, als amerikanischer Bürger, dieser Herren, welche zu unseren Gesetzgebern gehören wollen, schäme. Ich fühle mich verpflichtet, Euch zu sagen, daß Ihr, falls Ihr Euren üblen Lebenswandel nicht ablegt, Eure Sünden nicht bereut, nicht mit neuer Rechtschaffenheit an Jesum Christum glaubt, Ihr gewiß und sicherlich verdammt sein werdet."

Abends in seiner Kajüte über die fromme Bombe, die er unter die Kongreßherren geworfen, nachdenkend, wird er durch leises Klopfen an seiner Thür gestört. Ein Herr tritt ein. „Man hat mich gebeten, Ihnen meine Aufwartung zu machen; die Kongreßmitglieder hier haben eben ein Meeting gehalten und mich gebeten, Ihnen diese Börse mit Geld für Ihren Zweck zu überreichen (gegen 100 Dollars) und zwar als ein Zeichen ihrer Anerkennung, daß Sie so furchtlos und aufrichtig gegen dieselben sprachen. Auch haben sie mich ersucht, Sie zu fragen, ob bei der künftigen Wahl des Kongreß-Kaplans Ihr Name mit auf die Liste der Kandidaten gesetzt werden darf. In diesem Falle versichern sie, daß Sie ehrenvolle Majorität haben werden."

Anderswo hätten sie ihn schikanirt, wegen Verleumdung denuncirt und dergleichen; nur die Amerikaner, scheint es, wissen einen Feind, einen Gegner, selbst den durch List, smartness und slyness, ja Schwindel und Betrug Ueberlegenen zu ehren, und sollte er ihnen Tausende von Dollars abgeschwindelt, mit dem Bowie-Messer den Bauch aufgeschlitzt, mit dem „sixshooter" Beine oder Arme durchlöchert haben. Milburn wurde endlich für seine furchtlose Aufrichtigkeit wirklich Kongreß-Prediger. Nur in Bezug auf Sklaverei scheint er stets vorsichtig gewesen zu sein im Süden; er wollte wahrscheinlich nicht, wie andere Prediger wegen Antisklaverei „gepecht, getheert und gefedert" werden. Er begnügte sich mit der Forderung, daß farbige Personen auch in der christlichen Religion unterrichtet werden sollten. Auch hatte er, wie er offen gesteht, keine besondere Ursache, den Negern Freiheit zu wünschen, und erzählt Manches aus seiner Erfahrung gegen sie. Eine freie, alte Negerin jammert eines Tages auf einer Poststation. Sie hat ihr Billet zum Mitfahren, aber seit vielen Tagen ist sie von allen Passagieren abgewiesen worden. Milburn nimmt sich ihrer an, verschafft ihr einen Platz, bezahlt für sie unterwegs, da sie keinen Pfennig mehr hat, und kommt endlich eines Nachts neben ihr in den fremden Straßen von Pittsburg an. Er lehnt sich aus dem Postkutschenfenster, um die nächtliche Scenerie der Stadt zu studiren, wird aber plötzlich durch einen Stoß in die Seite unterbrochen. Es war die alte, freie Negerin. „Ich will auch sehen," schreit sie empört, „meint Ihr etwa, daß farbige Personen nicht auch das Recht haben, aus dem Fenster zu gucken. Ihr weißer Glatzkopf, Ihr?!"

Unser blinder Seher und wandernder Prediger hatte nur einige Gebäude für den Gottesdienst, die im Kleinen einige Aehnlichkeit mit einer Kirche hatten, die meisten Räume für seine Gemeinden waren nur Block-, auch manchmal nur Privat-Blockhäuser. Auch gab's keine Prediger-Häuser in seinem ganzen Distrikte, ebenso keine Hotels, auch kein Geld, Nachtquartier zu bezahlen. So war er immer auf die Gastfreundschaft Derer angewiesen, die er, nach Reisen auf schrecklichen Breterkasten über Berge und Sümpfe und geschwollene, wüthende Gewässer, mit Raum und gutem Willen für sich und später auch seine Frau ausfindig machen konnte.

Milburn's zehnjähriges Predigerleben im fernen Westen ist ein Schatz von Kraft, Energie, Heroismus, Aufopferung, heiterer und hartarbeitender echter Christlichkeit, die uns in allen seinen Zügen und Scenen herzlich wohlthat. Er war noch dazu ein sehr schwacher und außerdem blinder Mann. Wie er alle seine andern Sinne schärfte und so zur Virtuosität ausbildete, daß sie nicht nur ihm, sondern auch Andern das schärfste Augenlicht ersetzten und er immer bald in neuen Städten Wegweiser für Sehende ward, das muß man lesen, um's zu glauben.

Unser Held und Freund hat sich in Montgomery mit Weib und Kindern friedlich niedergelassen und schont jetzt die Sinne, die ihm das seitdem völlig erloschene Augenlicht ersetzen. Es wird ihm ersetzt durch die Dienste Derer, die ihn lieben; er geht stets Hand in Hand mit einem der Seinigen spazieren, seiner Kinder, „die zärtlich für mich wachen und sorgen, als ob sie Vater wären und ich das Kind."

Amerikanische Humoristen.*

Wir haben vor einiger Zeit unsere Leser mit einem amerikanischen Humoristen näher bekannt zu machen versucht, der uns ganz besonders der Beachtung werth schien. Wir meinen Lowell, den Verfasser der von uns ausführlicher besprochenen Biglow-Papers. Nun finden wir in dem uns zugegangenen Hefte von „Macmillans Magazine" vom Jan. 1860 einen Aufsatz von F. G. Stephens über „American Humorous Poetry," wo neben den Werken zweier andern amerikanischen Humoristen auch Lowell's Buch einer näheren Besprechung unterzogen wird. Wir haben uns gefreut zu finden, daß der englische Kritiker mit unserem Urtheile über den Werth dieser politischen Satyren vollständig übereinstimmt. Auch er ist der Ansicht, daß sie das erste wirklich originelle Produkt des Yankeethums seien, und daß daneben die Bemühungen anderer Humoristen fast gänzlich erblassen.

Zuerst macht er auf die sonderbare Erscheinung aufmerksam, daß die Amerikaner, obgleich sie ein ganz besonders humoristisches Volk sind, in der Poesie bisher so wenig davon gezeigt haben. „Wir können nicht mehr als drei Schriftsteller ausfindig machen, welche irgend Anspruch auf den Titel von humoristischen Dichtern haben; diese sind Holmes, Saxe und Lowell."

Er findet dies um so sonderbarer, als die Amerikaner so gut wie die Engländer die Werke von Chaucer, Shakspeare, Butler und Pope als Muster vor sich hätten; im Allgemeinen leide die amerikanische Literatur an Schwächlichkeit; es fehle ihr an Mannhaftigkeit und Muskelkraft;

* Vgl. Nr. 2. des „Magazin" von 1860.

viele amerikanische Dichter seien gleichsam exotische Pflanzen, die in ethischen Treibhäusern warm gehalten und über dem schwachen Feuer der Sentimentalität gebäht werden müßten. Freilich ist das ein ziemlich allgemeiner Fehler in den heutigen Zeiten der Weltliteratur; England, Frankreich, Deutschland, Italien u. s. w. können hier die gleiche Elegie anstimmen, und der Unterschied von Amerika liegt nur darin, daß dieses überhaupt noch keine großen Dichter und keine eigentliche Literatur gehabt hat. Literatur ist das Geistesleben eines Volkes; die Veränderung der Scholle schafft noch kein neues Geistesleben, aber sie ist wohl im Stande, das alte zu schwächen. Trotz der politischen Trennung sind die Amerikaner noch lange, lange und zum guten Theile noch bis heute Engländer geblieben und haben in englischen Vorstellungen und Begriffen gelebt; weil diese beim Entrücktsein der lebendigen Anschauung natürlich verblassen müssen, so ist leicht begreiflich, warum die amerikanische Literatur bisher nur mehr als ein schwächlicher Abklatsch der englischen erscheint.

Wenn der Amerikaner altenglische Muster, Chaucer, Shakspeare, Butler, Pope ꝛc. nachahmt, so wird er darin immer im Nachtheile zu dem Engländer stehen, der das Gleiche unternimmt. Noch heute führt daher Amerika ein Zwitterleben, und wir sind gewiß, daß jeder um Beifall werbende Schriftsteller daselbst das Mutterland im Stillen mehr im Auge hat, als seine eigenen Landsleute; denn das Volk in Amerika ist von gestern her und wird noch lange Zeit bedürfen, ehe es einen ganz ausgeprägten Charakter auch in literarischer Beziehung erhält.

Die beiden anderen neben Lowell besprochenen Humoristen sind John G. Saxe und O. W. Holmes. Als Werke des Ersteren werden angeführt: Poems of John G. Saxe. Third Edition. Boston. Tickuor Reed, and Fields, 1851. In Amerika ist Saxe vielleicht der populärste Humorist, da seine „Gedichte" drei und mehr Auflagen erlebt haben. Dies mag theilweise einer gewissen schulgerechten Eleganz und Feile des Styles zugeschrieben werden, welche sie aufweisen, noch mehr aber dem Umstande, daß sie unschuldig sind und Niemandem etwas zu Leide thun — das wichtigste seiner Werke ist „Progress: a Satyre," die sittlichen und politischen Zustände der Vereinigten Staaten betreffend. Eine kurze Probe mag genügen, die Behandlungsweise zu zeigen. Es soll ein „Sturm" im Kongresse geschildert werden.

„Here rural Chatams, eager to attest
The „growing greatness of the mighty West,"
To make the plainest proposition clear,
Crack Priscian's head, and Mr. Speaker's ear;
Then closing up, in one terrific shout
Pour all their „wild cats" furiously about!
Here lawless boors with ruffian bullies vie,
Who last shall give the rude, insulting „lie!"
While „Order! order!" loud the chairman calls,
And echoing „Order!" every member bawls;
Till, rising high in rancorous debate,
And higher still in fierce envenomed hate,
Retorted blows the scene of riot crown,
And big Lycurgus knocks the lesser down!"

Das ist der amerikanische Kongreß mit englischen Reminiscenzen geschildert — wie kommt Chatham, wie Priscian her? Der Styl ist eine Nachahmung Pope's und der französirenden Schule und weiter hinauf der gelehrten römischen Satyre à la Horaz. Wie ganz anders schildert Lowell in den Biglow-Papers solche Stürme im Senat! Er schildert sie nicht ruhig, objektiv, durch die antike Brille, sondern frisch aus dem Leben heraus, indem er uns mitten in das Getobe und Gerase hineinversetzt und die pöbelhafte Sprache, welche im Kongresse guter Ton ist, hinschreibt, wie sie gesprochen und gebrüllt wird.

Uebrigens müssen die Schweintreiber-Manieren in dem amerikanischen Kapitol wirklich einen hohen Grad erreicht haben, da sie von den Dichtern so oft zum Vorwurfe genommen werden.

Ein anderes Gedicht „The Proud Miss Macbride" — eine offenbare Nachahmung von Hood, sagt der Kritiker — enthält eine witzige und feine Verspottung hochmüthigen Adelstolzes (pride of blood) — also auch in Amerika noch zu Satyren zu verwenden. Summa Summarum, der Dichter ist ein Nachahmer von Pope und Hood. Andere Stücke der Sammlung sind didaktisch und sentimental.

Die Werke des anderen Dichters, Oliver Wendell Holmes, sind: „The Autocrat at the Breakfast Table (Sampson Low, Son and Co., London, 1858) und O. W. Holmes' Poetical Works. (Routledge and Co., London, 1852). Das erstere wird sehr gelobt; es enthält Prosa mit Versen vermischt; der Styl ist scharf, klar und pfiffig, und Humor durchwehe das ganze Werk. Der Plan desselben ist einfach; ein in einem Boarding-Hause einlogirter Mann von Geist und Bildung läßt sich bei der Frühstückstafel im Gespräche mit anderen charakteristisch gezeichneten Personen gehen und schweift über alle möglichen politischen und literarischen Gegenstände aus. Wir erinnern uns jetzt, vor einiger Zeit Auszüge daraus in einer anderen englischen Zeitschrift, wenn wir nicht irren, in der Literary Gazette, zu Gesicht bekommen zu haben. „Dieses Buch, sagt der englische Beurtheiler, enthält mehrere Sarkasmen, die fast Swiftisch in Stärke und Nachdruck sind. Seine Genialität, Schliff und Styleleganz machen es gerade zu dem, was der Titel besagt, zum Gesellschafter am Frühstückstisch und Beförderer der Verdauung."

In den poetischen Werken soll der kräftigere Styl von Dryden erkennbar sein, keine Nachahmung von Pope, wie bei Saxe. Eine Stelle wird angeführt, wo der Autor die kindischen Nachahmer der deutschen Transcendentalisten verspottet.

„Astraea" und „Urania" sind zwei kräftige Satyren auf die Laster der Civilisation und rücken dem Yankeethume etwas stärker zu Leibe, als Saxe. Ein Gedicht „The Music Grinders" (die Musikmüller) ist eine Verspottung der Fabrikmusik, z. B. auch der italiänischen Drehorgelmänner. — Sich hierüber zu ärgern, ist erlaubt.

Hierauf kommt der Beurtheiler auf die Biglow-Papers zurück, die er nach dem Hudibras von Butler wieder als das erste humoristische Werk von Bedeutung anerkennt. „Diese Satyren haben direkten Zweck und Bedeutung, indem sie kräftig wider die großen Laster der transatlantischen Republik gerichtet sind — Sklavenhandel, Wahlbestechung, Stumpredner und anderes Unkraut, das sich in solchen Staaten entwickelt. Auch auf England ist viel von dieser Satyre anwendbar, wenn es sich um Thorheiten und Laster der civilisirten Gesellschaft handelt. Der Leser begreift alsbald die Mannhaftigkeit des Buches, worin Hudibras-Lowell als Tambourmajor der amerikanischen Satyre dasteht, eine stramme, finstere, ernste Gestalt mit der neunschwänzigen Katze in der Hand, der, ehe er auflegt, die Finger durch die Riemen zieht und den Griff bewegt."

Finnland.

Die finnische Zeitschrift Suomi.

Von dieser an gediegenen Arbeiten reichen wissenschaftlichen Zeitschrift sind uns kürzlich die Jahrgänge 1857 und 1858 zugekommen. Während in früheren Jahrgängen die meisten Abhandlungen schwedisch geschrieben waren, und nur einige wenige finnisch (welche Sprache bekanntlich ganz anderen Stammes und von wesentlich verschiedenem Charakter), so ist es jetzt umgekehrt; die letztere Sprache drängt die erstere, das Idiom der ehemaligen Beherrscher Finnlands, immer mehr in den Hintergrund. Selbst Runeberg, dessen Namen jeder patriotische Finnländer mit freudigem Stolze nennt, wird es vielleicht noch erleben, daß man die finnischen Uebertragungen seiner poetischen Werke lieber als die schwedischen Originale liest.

Jetzt eine Uebersicht des Inhalts, doch mit Uebergehung solcher Artikel, die nur örtlichen Werth haben. Herr Ahlqvist (Oksanen), der würdige Nachfolger Castren's auf dem Gebiete der Sprach- und Völkerkunde, liefert vier weitere Berichte über seine Forschungsreisen im östlichen Rußland und in Sibirien; der erste enthält etwas über die Sprache der Mordwinen vom Stamme Mokscha, außerdem Räthsel, Beschwörungen und Lieder dieses Volkes. Herr Ahlqvist sagt: „Wenn auch ihre Sprache nicht verkündete, daß die Mordwinen zur Finnischen Völkerfamilie gehören, so würden wir aus den Liedern dieses Volkes schon ersehen, daß der Mordwine wie der Finne (Suomalainen), eine ruhige, mit Schwermuth gemischte, nachdenkliche Seelenstimmung liebt. Dabei ist er zufrieden mit seinem Loose, zuverlässig im Verkehr und ein ebenso fleißiger als geschickter Arbeiter. Von allen Völkerschaften fremden (nicht-slavischen) Stammes im östlichen Rußland gleichen die Mordwinen selbst ihrem Aeußeren nach uns Finnen (Suomalaiset) am meisten ꝛc." Der zweite Bericht widerlegt den Irrthum, als ob außer Ersa und Mokscha noch ein dritter Mordwinen Stamm (Karatai) existirte. Im dritten Bericht ist von den Wogulen, ihren Wohnsitzen und ihrer Lebensweise die Rede. „Die heutige Existenz dieses Volkes" — sagt Herr Ahlqvist — „mag uns sehr armselig erscheinen, aber vom Wogulischem Standpunkte betrachtet, nimmt die Sache sich anders aus. Der Wogule ist keines Menschen Herr, aber auch keines Menschen Sklave; er arbeitet wie und wo er kann und will, isset was Gott ihm giebt, und braucht, wenn er seinen geringen Tribut entrichtet hat, Niemand zu fürchten. Wie ganz anders steht es mit den leibeignen Russen im Innern

Rußlands, welcher zwar alle Tage unabsehbare, von der Natur reich gesegnete Felder baut, dessen Lagerstelle aber nicht besser ist, als die des Wogulen, und der zur Winterzeit Hunger leiden muß, überdies unaufhörlichen Mißhandlungen ausgesetzt ist." Der sehr kurze vierte Bericht bietet uns einige Proben des Ostjakischen, wie es am untern Obj, von Beréfov bis Obdorsk, gesprochen wird.

Herr Andelin liefert eine in geographischer, naturgeschichtlicher und ethnologischer Hinsicht sehr schätzbare Beschreibung des nördlichsten aller Kirchspiele Finnlands, Utsjoki. Besonders ausführlich und dankenswerth sind die das äußere und innere Leben der dortigen Lappen betreffenden Mittheilungen. — Herr Koskinen handelt von der Kolonisirung Nordfinnlands (Pohjanmaan asutt aminen) seit ältester Zeit; hier kommen hauptsächlich die alten Kainulaiset (Quenen), die Birkkalaiset mit ihren Gerechtsamen und Einrichtungen, die Sawolaiset, und die schwedischen Ansiedler im Nordlande (Pohjanmaa) zur Sprache. — Herr Blomstedt erzählt die Heldenthaten des finnischen Feldwebels Roth am Ruo-west, in dem Kriege wider Rußland (1808). — Der auch im Ausland berühmte Elias Lönnrot bietet seinen Landsleuten in zwei Abhandlungen finnische Ersatzwörter für die abzudankenden lateinischen oder griechischen termini technici der Botanik und der Sprachwissenschaft, und man muß gestehen, daß die Suomi-Sprache ob ihrer fast ganz isolirten Stellung, zur Wahl solcher Ersatzwörter sehr befugt ist, wie sie denn auch die erforderliche Geschmeidigkeit in hohem Grade besitzt.*

In schwedischer Sprache abgefaßt sind nur: Elmgren's Beschreibung des (südfinnischen) Kirchspiels St. Martin, zwei Sammlungen von Urkunden zur Geschichte und Alterthumskunde Finnlands, und die Berichte über vierzehn Sitzungen der Literaturgesellschaft zu Helsingfors (vom 16. März 1857 bis 2. Juni 1858); wogegen über weitere sieben Sitzungen (vom 1. September 1858 bis 16. März 1859) in finnischer Sprache berichtet wird. **W. Sch.**

* In dieser Beziehung kann ihr im heutigen Europa vielleicht nur ihre Stammgenossin (im weiteren Sinn des Wortes), das Magyarische zur Seite treten.

Mannigfaltiges.

— „Die Schweiz." So heißt eine seit zwei Jahren in der F. A. Stocker'schen Verlagshandlung in Frick (Kanton Aargau) erscheinende „illustrirte Monatsschrift des Berner literarischen Vereins," herausgegeben von Ludwig Eckardt und Paul Volmar. Es liegt uns von dieser Zeitschrift das erste Heft des dritten Jahrgangs (Januar 1860), sowie eine besondere, aus dem November 1859 stammende „Schillernummer" vor, welche Letztere ausschließlich der Schillerfeier des literarischen Vereins von Bern gewidmet und mit sehr geschmackvollen Tell-Illustrationen geschmückt ist. Auf uns Leser in Deutschland macht diese Zeitschrift etwa den Eindruck, welchen ähnliche, in Nordamerika erscheinende, deutsche Journale auf uns machen, doch mit dem charakteristischen Unterschiede, daß uns das Deutsche aus Amerika bei weitem mehr anheimelt, als das aus der Schweiz. Die Deutschen in New-York, Boston und St. Louis sind zwar durch den Ozean von uns getrennt, aber mit ihren Anschauungen und Empfindungen, mit ihrem Gemüths- und Familienleben stehen sie, die selbst, oder deren Eltern noch der deutschen Lebensluft entsprossen sind, uns viel näher, als die dicht an unseren Gränzen wohnenden Schweizer und Holländer, die seit Jahrhunderten uns den Rücken kehren und die wohl für die politische Unfreiheit und Unmündigkeit der Deutschen, nicht aber auch für ihr überlegenes, tief-inneres Geistesleben ein scharfes Auge haben. Der deutsche Amerikaner spottet wohl auch über die Misere und das Gebahren sogenannter deutscher Staatsmänner in Frankfurt a. M., Kassel, Hannover und anderen schönen Gegenden, aber es wird ihm nie in den Sinn kommen, den deutschen Geist und die Deutschen überhaupt, die er liebt und allen anderen Völkern vorzieht, für diese Sünden einer traditionellen Politik verantwortlich zu machen. Nicht so der Schweizer! In seinem beschränkten Kantönli- und Kastengeist sieht er auf deutsche Wissenschaft und Kunst, auf die Eigenartigkeit des deutschen Familien- und Volkslebens mit derselben Verachtung und gleichem Hohn herab, wie er auf die Metternich, die Hassenpflug, die Manteuffel und die von der Pfordten blickt. Ein gebildeter Deutscher braucht nur einige Zeit in Basel, Bern oder Zürich — von Luzern, Freiburg oder Schwyz ganz zu geschweigen — gelebt zu haben, um aller Sympathieen für das, seiner älteren Meinung nach, nicht blos freie, sondern auch gerechte und biedere Schweizervolk ledig zu werden. Inzwischen wollen wir uns dadurch doch nicht von unserer Theilnahme für die jetzt durch die machiavellistische Politik Frankreichs gemißhandelte Schweiz, sowie für ihr entschiedenes Auftreten zur Vertheidigung ihres alten, guten Rechts, zurückhalten lassen. Die Schweiz hätte allerdings auch in der Neuenburger Angelegenheit die Achtung vor den internationalen Verträgen, die sie jetzt gewahrt sehen will, an den Tag legen sollen; aber selbst damals hat das von ihr mit solcher Nichtachtung behandelte Deutschland nicht gewünscht, daß die Schweiz in ihrer Selbständigkeit und Nationalität beeinträchtigt werde.

— Straßburger Korrespondent für West- und Mittel-Europa. Auch uns sind einige Probenummern dieser seit dem 1. April dieses Jahres bei Bergen-Levrault in Straßburg erscheinenden deutschen Zeitung zugegangen, die sich angeblich die Aufgabe gestellt hat, die Friedens- und Freundschafts-Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland ungestört zu erhalten, oder, wo sie gestört sein sollten, wiederherzustellen. „Es ist," wie in dem Einleitungs-Artikel der ersten Nummer versichert wird, „Frankreichs heißester Wunsch, mit Deutschland zu gehen... Franzosen und Deutsche, zu einem großen Werke verbunden, wollen es hier versuchen, die Vertreter eines Geistes zu sein, der, auf der Scheide und doch im Mittelpunkte französischer und deutscher Gesittung, Frankreich und Deutschland zusammenführt ... auf daß man hier wie dort sich in der Erkenntniß bestärke, daß die Eintracht Frankreichs und Deutschlands nicht blos die sicherste, daß sie die einzige Bürgschaft ist für die theuersten Güter Europa's, für sein Recht und für seine Freiheit, für die Ordnung und für den Frieden."

Sehr schöne Worte, denen auch der übrige Inhalt der uns vorliegenden Blätter mit geringen Ausnahmen entspricht, aber — Deutschland hat namentlich während der letztverflossenen zwölf Monate sich so sehr daran gewöhnt, in den Worten, die von Frankreich herübertönen, einen ganz andern Sinn zu finden, als sie anscheinend haben, daß es den Franzosen und Deutschen, die sich zu dem Werke des „Straßburger Korrespondenten" verbunden haben, schwer, wo nicht unmöglich, werden dürfte, Proselyten und Gläubige in Deutschland zu machen und zu finden.

Gegen Oesterreich ist die Richtung des Blattes entschieden feindselig; dagegen wird von Preußen, Bayern, Württemberg, Sachsen und Baden (besonders in dem Leitartikel vom 4. April) mit außerordentlicher Hochachtung gesprochen. Ja, von den Hohenzollern wird gesagt: „Man befrage morgen durch das allgemeine Stimmrecht das preußische Volk, und vom Fels zum Meer wird des Volkes Stimme den ererbten Rechtstitel der Hohenzollern von neuem bekräftigen, weil das Herrscherhaus zu dem angestammten Rechte jenes Recht hinzugesellt hat, das die Herzen der Völker in Liebe und Treue fesselt."

Aber sollten alle diese Darlegungen, alle diese Achtungsbezeugungen vor deutschem Volksthum und deutschen Herrschern nicht darauf berechnet, sein, einstweilen wieder das Nationalgefühl der Deutschen zu beruhigen, weil man vielleicht damit umgeht, nächstens Belgien zu annexiren oder auch Venetien von Oesterreich abzureißen? Caveant Consules!

— „Die Turnkunst und die Wehrverfassung im Vaterlande."* Als Motto dieser Schrift ist die vielbesprochene Stelle aus der letzten Thronrede des Prinz-Regenten, wo von dem preußischen Heere als dem preußischen Volke in Waffen die Rede ist, vorangestellt. Ein zweites Motto von Blücher steht auf der Rückseite des Titelblattes. „Es giebt für jeden Menschen im Leben Augenblicke, in welchen er sich auf Niemand als sich selbst verlassen kann, und wehe dann dem, der nicht zur rechten Zeit seinen Körper zu brauchen gelernt hat." (Fürst Blücher auf dem Turnplatze zu Hamburg 1816.) Das Schriftchen (32 S. stark), enthält gerade nichts Neues, eine Uebersicht über die Geschichte der Turnkunst, von der körperlichen Tüchtigkeit der alten Deutschen, dann von Basedow, Salzmann, Gutsmuths und endlich Jahn und seinen Nachfolgern. Ein zweites Kapitel enthält dann den Vorschlag, das Turnen allgemein und das ganze Volk dadurch wehrhaft zu machen. Kapitel III. formulirt die einzelnen Vorschläge, die zu diesem Ende führen sollen: der Staat soll in allen Dorfschulen, Stadtschulen 2c. Turnplätze, Winterturnsäle, Turnhallen einrichten und alle Elementarlehrer und Volksschullehrer zu Turnmeistern fähig machen; dann aber bei Aushebung der jungen Leute zum Militair ihre körperliche Ausbildung berücksichtigen und danach ihre Dienstzeit ermäßigen 2c. Wir verkennen keinen Augenblick die Wichtigkeit des Turnens für körperliche Ausbildung, eben so wenig die

* Eine Denkschrift des Berliner Turnrathes, 1860. Selbstverlag des Berliner Turnrathes. Adolph Berg, Berlin.

, die für uns in den Zeitverhältnissen liegt und solda-
..t bald sehr nothwendig machen dürfte; andererseits aber
..nicht glauben, daß die Sache in dieser Allgemeinheit durchführ-
..et. Gerade die Stände, aus denen die kräftigsten und tüchtigsten Soldaten hervorgehen, die Dorfbewohner, würden eine entschiedene Abneigung haben, sich in eine neue bureaukratische Dressurmaschine hineinzubegeben; denn das würde sie werden, wenn der Staat wieder Alles in Allem ist. Wie man aber von den armen Schulmeisterlein verlangen kann, daß sie für ihr geringes Salarium täglich noch Purzelbäume schießen und auf dem Kopfe stehen sollen, ist uns nicht recht verständlich. Wir möchten den Herren Turnern zurufen: Nur nicht zu große Angst für's Vaterland; 1813 turnten die allerwenigsten Soldaten, und wenn es jetzt losgehen sollte, so würde das Turnen doch zu spät kommen. Der beste Turnmeister ist und bleibt der Krieg selber.

— Französische Studien der Walachei. Herr Damas Hinard, ein in Spanien geborener, französischer Literat, der früher eine französische Uebersetzung des Calderon und Lope de Vega herausgegeben, hat im Jahre 1858 das „Poema del Cid" im spanischen Original mit einer französischen Einleitung erscheinen lassen. In dieser Einleitung ergeht sich Herr Damas in Betrachtungen über Ursprung und Zusammenhang der verschiedenen romanischen Sprachen, und bei dieser Gelegenheit überrascht er die gelehrte Welt mit der von ihm gemachten Entdeckung, daß die walachische Sprache, ebenso wie die churwälsche — beide werden bekanntlich mit dem Namen „rumänisch" bezeichnet — ein Geschenk sei, welches die Franzosen den Graubündtnern bei ihrer Herrschaft über dieselben und den Donauländern auf ihren Durchmärschen zur Zeit der Kreuzzüge gemacht haben.* Die Entdeckung selbst und die Art, wie sie der Verfasser mittheilt, ist zu naiv; so daß wir nicht umhin können, die betreffende Stelle aus der gedachten Einleitung hier zu übertragen. „Graubündten," sagt Herr Damas, „ist Jahrhunderte lang der Herrschaft der Franken unterworfen gewesen; dies besagt genug. Was das walachische Idiom betrifft, so wird dieselbe Erscheinung durch dieselbe Ursache erklärt. Als sich diese Idee uns zum ersten Male darstellte und uns gewissermaßen unversehens überraschte, war es uns gleichwohl unmöglich, sie sofort zu adoptiren. Unbekannt wie wir, gleich vielen anderen mehr oder weniger unterrichteten Weltleuten, mit der Geschichte der Donauprovinzen sind, wandten wir unseren Blick auf die Karte von Europa, und zwar auf den östlichen Theil derselben. Wir erinnerten uns der Fürstenthümer oder Gouvernements, die unsere Vorfahren einst in diesen Gegenden gegründet: des Fürstenthums Athen, des Fürstenthums Macedonien, des Fürstenthums Thessalien, des Kaiserthums in Konstantinopel — und, das Auge geheftet auf die benachbarten Donauprovinzen, sagten wir uns: Zur Zeit der Kreuzzüge sind die Franzosen auch hier durchpassirt, ...Besser, als alles Andere, erklärt diese Thatsache, wie uns scheint, die Analogien der walachischen und der französischen Sprache, sowie die Sympathien, welche die Einwohner dieser Provinzen für Frankreich hegen."

Nun wenn das nicht eine „Napoleonische Idee" ist, so müßten wir uns sehr irren. Wir bemerken nämlich, daß Herr Damas-Hinard Privatsekretair Ihrer Majestät der Kaiserin Eugenie und zugleich der Verfasser eines bereits in zweiter Auflage erschienenen „Dictionnaire Napoléon" ist, worin die Aussprüche Napoleon's I. über Personen und Dinge, wie sie auf verschiedenen Wegen uns überkommen, alphabetisch zusammengestellt sind.

— „Eine Sommerreise nach Tripolis."** Der rühmlichst bekannte Verfasser des deutschen Berichtes über die amerikanischen Expeditionen in die Seen von China, Japan und Ochotsk, Herr Wilhelm Heine, hat von Berlin aus, wohin er im vorigen Jahre gekommen war, um sich Alexander von Humboldt vorzustellen, über Marseille und Malta eine Reise nach Tripolis unternommen, wo er die Spuren der amerikanischen See-Waffenthaten in den Jahren 1801—1805, aufsuchte, um, einem ihm gewordenen Auftrage zufolge, malerische Darstellungen dieser Waffenthaten für das Kapitol von Washington zu entwerfen. Herr Heine ist bekanntlich ebensowohl Künstler, als Gelehrter und Naturforscher. Inzwischen scheint er vorläufig an die Ausführung seiner in Tripolis entworfenen Zeichnungen nicht zu denken. Vielmehr hat er ein neues Engagement bei der preußischen, wissenschaftlich-kommerziellen Expedition nach Japan angenommen, und diese kann sich nur Glück wünschen, einen so erfahrenen, mit den ostasiatischen Ländern bereits vertrauten Reisenden unter ihren Theilnehmern zu besitzen, zu denen auch noch einige andere, der literarischen Welt bereits vortheilhaft bekannte, deutsche Männer gehören werden. Einstweilen hat Herr Heine seine Beobachtungen in Tripolis und auf der Reise dahin in dem vorliegenden Buche niedergelegt, das nächstdem mit vielen interessanten, historischen Erinnerungen ausgestattet ist. Namentlich hat er der Insel Malta und ihrer ritterlichen Vertheidigung durch die Johanniter, die durch Kaiser Karl V. gleichzeitig auf die Wahrung von Tripolis gegen das Anstürmen der türkischen Macht hingewiesen waren, mehrere Kapitel seines Buches gewidmet. Einen nicht minder großen Raum nimmt die Beschreibung der obengedachten, amerikanischen Feindseligkeiten gegen Tripolis ein. Der Verfasser wünscht, daß sich die im Entstehen begriffene, preußische Marine an der amerikanischen, die im Jahre 1800 nur erst dem Namen nach existirte und gleichwohl bald darauf Wunder der Tapferkeit ausführte, ein rühmliches Beispiel nehmen möge. Der Styl des Herrn Heine ist zwar weder glänzend noch gewandt zu nennen; seine Erzählungen lassen aber gleichwohl einen ebenso angenehmen, als belehrenden Eindruck zurück.

— Eines Deutschen Reisen in Frankreich zu Anfang des 17. Jahrhunderts. Herr Thalès Bernard hat des Deutschen Johann Zinzerling, der unter dem Namen Jodocus Sincerus schrieb, in Thüringen 1590 geboren war und 1618 starb, lateinisch abgefaßte Reisebeschreibung Frankreichs (Itinerarium Galliae) in's Französische übersetzt und herausgegeben.* Auf der kaiserlichen Bibliothek in Paris befindet sich eine Ausgabe des lateinischen Originals, gedruckt im Jahre 1616 bei du Creux in Lyon, wo der Verfasser zwei Jahre lang als Schriftsetzer gelebt haben soll. Aus dem Buche selbst ist jedoch zu entnehmen, daß er ein sehr gelehrter Mann gewesen, der sich besonders für Rechtswissenschaft und Philologie interessirt hat. Er besucht keine Universitätsstadt, ohne ihre Legisten und klassischen Philologen aufzusuchen. Ganz besonders rühmt er Orleans, das zu seiner Zeit, nächst Paris, die berühmteste französische Hochschule besessen zu haben scheint. Die Studirenden theilten sich daselbst in vier Nationen: Franzosen, Deutsche, Normannen und Picarden, deren jede ihren Regenten hatte. In Orleans wurde, wie unser Landsmann versichert, das beste Französisch gesprochen, und als „Orleanismus" bezeichnete man damals jede elegante Redewendung, etwa so wie man im alten Griechenland von „Atticismen" sprach. Frankreich besaß zu Anfang des 17. Jahrhunderts, außer Paris, nicht weniger als sechszehn Universitäten, und zwar in Angers, Avignon, Bordeaux, Bourges, Caen, Cahors, Dôle, Lyon, Marseille, Montpellier, Nantes, Nimes, Orleans, Poitiers, Reims und Toulouse. Zinzerling hat beinah alle diese Städte besucht und beschreibt sie, ganz besonders aber das damalige Paris, mit eben so vieler Anschaulichkeit, als Wahrheitsliebe, so daß seine Darstellung auch heute noch mit großem Interesse gelesen wird.

— Das Konservatorium der Musik zu Mailand.** Dieses Institut ist nach dem Konservatorium in Paris eines der bedeutendsten. Der hier vorliegende Bericht über dessen Einrichtung gedenkt mit außerordentlicher Achtung der deutschen Musik. Bach und Händel werden darin erhabene Meister genannt, und von Beethoven sagt der italiänische Verfasser, daß er eine musikalische Revolution in dem modernen Europa herbeigeführt habe. Karl Maria von Weber, Meyerbeer und Wagner, nicht minder, aber auch Franz Liszt, werden mit Verehrung genannt, wobei mit Bedauern bemerkt wird, daß in dem musikalischen Italien die deutschen Liedertafeln ganz fehlen, indem die „Società corali" sie nicht ersetzen.

J. C.

* Vgl. die Anzeige der Diez'schen „Grammatik der Romanischen Sprachen," von N. Delius, im „Jahrbuch für romanische und englische Literatur," Bd. I., Heft 3.

** Von Wilhelm Heine. Ein Band. Berlin, Besser'sche Buchhandlung. 1860.

* Voyage dans la vieille France, avec une excursion en Angleterre, en Belgique, en Hollande, en Suisse et en Savoie, par Jodocus Sincerus, écrivain allemand du XVII. siècle; traduit du latin par Thalès Bernard. Paris, 1860.

** Osservazioni sul regolamento organico del R. Conservatorio di Musica in Milano, di alcuni professori del Conservatorio.

Im Verlage von **Veit & Comp.** in Leipzig. Leipzig, Druck von **Giesecke & Devrient.**

Redigirt unter Verantwortlichkeit von **Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn** in Leipzig.

Bestellungen
übernimmt jedes Postamt des deutsch-österreichischen Postvereines, sowie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallstraße Nr. 21) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazin's" nicht direct correspondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commissionair, Herrn F. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

№ 17. Mittwoch, den 25. April 1860. 29. Jahrgang.

Inhalt:

Frankreich.

Unsittliche Literatur der Franzosen.

I.

Katharine d'Overmeire.

In Frankreich ist von jeher der schlüpferige Roman mit Eifer geschrieben und gelesen worden; Crébillon Vater und Sohn hieß die Firma, die kurz vor der Revolution das Gift bereitete und die Sittenverderbniß in die vornehmen Kreise brachte. Wie schnell auch die unteren Schichten der Gesellschaft davon infizirt wurden — es geschah doch nicht mit so unvermittelter Wirkung wie in unseren Tagen, wo Jedermann lesen will, jede Obsthändlerin, jede Nähterin ihren Roman aus der Leihbibliothek holt, und was noch schlimmer ist, jeder Schüler für wenige Groschen sich das neueste Produkt der unsittlichen Literatur kaufen kann. Es wird in allen Zeitungsinseraten angepriesen und von den Anzeigen des Verlegers verlockend geschildert, und zwar sorgen leider gewissenlose Uebersetzer dafür, daß das französische Gift in Deutschland ebenso raschen Vertrieb findet, wie in Frankreich.

Der neueste Roman Feydeau's, „Katharine," ist fast gleichzeitig mit dem Original in Deutschland erschienen und wird bereits verschlungen von dem leselustigen Publikum, wie die Buchhändler-Anzeigen versichern. Man ist zuweilen in Versuchung, den ganzen Lärm für eine Speculation zu halten, jedenfalls lassen sich viele Leser dadurch verblenden und kaufen das Buch, um ihre aufgestachelte Neugier zu befriedigen. Entblöden sich doch die spekulativen Verleger nicht, Feydeau's Werke als billige „Volksausgabe" drucken zu lassen, damit sie nur ja in recht viele Hände kommen und recht viel Geld einbringen mögen.

Es giebt kein anderes Mittel gegen solche niedrige Speculation, als die allgemeine Verachtung und eine eindringliche Warnung, strengere Aufsicht zu üben über die leselustige Jugend; denn die Erfahrung hat gelehrt, daß öffentliche Verbote und Verdammungsurtheile schlechten Büchern nur noch größere Verbreitung verschaffen.

Feydeau's „Katharina" ist übrigens gegen seine Fanny als ein Schritt zur Besserung zu bezeichnen; die Heldin ist wenigstens keine Verworfene ihres Geschlechts, sondern eine ursprünglich edle Natur, die einem gewissenlosen Wüstling zum Opfer fällt. Er entführt sie aus dem Kloster, in welchem sie erzogen wurde, bringt sie auf eines seiner Schlösser und verspricht ihr, sie zu heiraten, sobald die Hindernisse beseitigt wären, verschweigt aber, daß dieselben in seiner Frau und zwei Kindern bestehen. Das junge, unerfahrene Mädchen wird nicht nur grausam und roh von ihm betrogen und überlistet, sondern auch mißhandelt und mit ihrem Kinde verstoßen. Er läßt sie im tiefsten Elend leben, was bei seinem so üppig geschilderten Reichthum nicht im Mindesten motivirt erscheint; sie arbeitet, um sich und ihr Kind nebst einer alten Verwandten zu ernähren und fühlt sich glücklicher dabei, als im Ueberfluß des gräflichen Schlosses. Hätte Feydeau diesen Gedanken weiter ausgeführt, so würde er dem sittenlosen Anfang seines Romans wenigstens eine moralische Lehre beigefügt haben, aber er geht zu flüchtig darüber hinweg und bethätigt seinen niedrigen Standpunkt in der Sittlichkeit dadurch, daß er seine gefallene Heldin mit einem jungen Maler verheiratet, als wäre nicht die geringste Sühne nöthig. Es ist hauptsächlich George Sand, die in ähnlichen Fällen eine so laxe Moral in ihren Schriften gepredigt hat; wenn Frauen mit solchem Beispiel vorangehen, kann man es begreifen, daß ihnen die Männer folgen. Feydeau ist überhaupt nur ein Nachklang der ganzen neueren Literatur in Frankreich; er besitzt durchaus keine Selbständigkeit der Erfindung und der Ausdrucksweise. Die Zuthaten seines Romans zeugen sogar von schülerhaftem Ungeschick. Er hat Grausen und Spannung hervorbringen wollen, aber selbst der ungebildete Leser wird sehr bald erkennen, daß er sich in den Mitteln dazu vergriffen und sein Ziel verfehlt hat.

Die unsittliche Literatur ist in Frankreich in neuerer Zeit hauptsächlich durch Dumas den Jüngeren bereichert worden, der, gerade wie früher Crébillon der Jüngere, seinen Vater weit übertrifft; seine Camelien-Dame, seine Diana de Lys, sind eigentlich die nächsten Vorbilder zu Fanny und Katharina gewesen, aber auch bei ihm müssen wir notiren, daß er sich in seinem neuesten Werke mit einigen Aeußerungen das Zeugniß einer richtigern Erkenntniß der Moral ausgestellt hat. Es geschieht in seinem „Père prodigue; er läßt darin nicht nur die Dame des demimonde eine der untergeordnetsten Rollen spielen, während er sie sonst feierte, sondern er legt auch seinem Helden das Bekenntniß in den Mund, daß die fleckenlose Weiblichkeit und das legitime Verhältniß der Ehe das einzige wahre Glück in dem Leben eines jungen Mannes hervorbringen können. „Es giebt keine Frau, sie sei noch so schön, so gebildet, so bezaubernd, so gefeiert und so beliebt, die im Stande wäre, ihrem Geliebten auch nur eine Ahnung von der Seligkeit zu geben, welche er empfindet, wenn er dem jungen Mädchen seiner Wahl seine Hand und sein Herz antragen darf. Die Offenbarung eines schüchternen, unwissenden und so unschuldig neugierigen Herzens erfüllt die Seele des Mannes mit einer so allmächtigen Wonne, daß jede andere Empfindung ausgeschlossen wird; keine kann jemals diese Höhe erreichen, ja kein Mann ist im Stande, in seinem Leben etwas Aehnliches zum zweiten Male zu empfinden. Wie ist derjenige zu bedauern, der eine Ehe schließt, ohne diese Seelen-Extase gekannt zu haben."

Vor dem Palladium reiner Weiblichkeit hatte sogar Jean Jaques Rousseau tiefe Ehrfurcht, obwohl er so selten Gelegenheit hatte, sie zu bewundern. Er schrieb in die Vorrede zur „Neuen Heloise" eine dringende Warnung, keinem jungen Mädchen das Buch in Händen zu lassen, es wäre denn, daß sie schon verloren wäre; dann würde sie durch dasselbe gerettet werden.

Die Autoren der neuen unsittlichen Literatur sind den Müttern und

Erziehern hoffentlich als Schreckbilder bekannt genug, um die Jugend davor hüten zu können; leider giebt es auch außer den schlechten Uebersetzungen aus dem Französischen, unsittliche Romane in Deutschland, vor denen gewarnt werden muß. Wie beneidenswerth sind die Engländer wegen der strengen Sittlichkeit ihrer Schriftsteller! v.—

II.

Sainte-Beuve und die unsittlichen Romane Ernst Feydeau's.

Sie hatten die Güte, Herr Redakteur, mir ein „kurzes Referat" über Feydeau's neuen Roman „Catharine d'Overmeire"* aufzutragen. Mit dem Buche wäre ich wohl bald genug fertig; aber indem ich Sainte-Beuve lese, der es im Pariser Moniteur bespricht, reißt es mich fort, über die große ästhetische Frage zu reden, um die es sich hier im Grunde handelt. Diese freilich ist nicht so kurz beantwortet. Aber über Jahr und Tag habe ich mich mit ihr getragen, sie ist mir eine Herzensfrage geworden, und so will ich es denn auf Ihr nachsichtiges Urtheil ankommen lassen.

Welches Verhältniß hat die Sittlichkeit zur Dichtung? Es ist eine Lebensfrage nicht allein für die Wissenschaft des Schönen und die literarische Kritik. Mit ihrer Lösung hängt unmittelbar zusammen die Wirksamkeit der Dichtung auf das Leben, ihre Stellung zur Kultur. Ja, große Bedeutung hat die Sittlichkeit im Leben, in der Geschichte; hätte sie in der Dichtung nur eine geringe? Oder sollten wir sie dort gar nicht wieder finden? Sollten wir uns, sobald wir den Berg des Apollo betreten, unserer sittlichen Ueberzeugungen als eben so viel altfränkischer Gewänder entäußern müssen? Zwar hat uns Goethe gewarnt, indem er sagt, die Musen begleiteten uns auf dem Lebensweg, aber sie taugten nicht, darauf zu leiten. Und Sainte-Beuve versichert, Goethe sei „der Meister der Kritik," der souveraine Grundsätze aufgestellt habe. En tout bien tout honneur; aber bei uns gilt sonst Lessing als „der Meister der Kritik," und den wahrhaft großen Dichter mit dem großen Kritiker hat noch kein Mensch vereinigt. Auch irrt Sainte-Beuve, indem er Goethe die Aufstellung des „souverainen Grundsatzes" zuschreibt: bei den Werken der Kunst müsse man allein die Ausführung des künstlerischen Gedankens beurtheilen; Thorheit sei es, diesen Gedanken selbst nach einer abstrakten Schönheits-Idee zu prüfen. Dieses Prinzip lag vielmehr in der ganzen Anschauung der damaligen Zeit; Schiller hat ganz dasselbe behauptet. Es ist eine bekannte, noch von Lewes angeführte Stelle, in der Schiller seinem großen Freunde über den Wilhelm Meister schreibt. Nur darauf kommt es an, ist sein Gedanke, ob es Wesen von Fleisch und Blut sind, die uns dargestellt werden? Giebt die Darstellung treu den Charakter des Lebens wieder. Wenn nicht, so ist ästhetisch gefehlt. Hat der Dichter Unsittlichkeiten vorgebracht, die nicht aus dem Wesen seiner Menschen fließen, dann ist sein Buch unsittlich, aber auch nur dann, und dann ist es zugleich unschön. Wenn dagegen der Dichter nur die Gebrechen des Lebens zurückgegeben hat in seinem Bilde des Lebens, dann müssen sich Sittenmeister und Aesthetiker beide zufrieden geben. — Es ist leicht zu sehen, daß jener Goethe'sche und dieser Schiller'sche Satz identisch sind. Denn welches ist die Schönheit, die von keiner wahren Darstellung des Lebens, nur von jeder falschen beleidigt wird? Nichts anderes als die Wahrheit, die Goethe sogar an die Stelle des Wortes „Schönheit" gesetzt sehen wollte. Der Vatikanische Apoll, Laokoon und Silenus, sie sind alle drei wahr; darum, sagt Goethe, gehören sie in dieselbe ästhetische Kategorie. Therese, Wilhelm Meister und Philine, meint Schiller, sie sind alle drei wahr; darum sind sie in der Dichtung nicht unsittlich.

Indem wir durch diese Stimmen aus der Vergangenheit unsere Frage beantworten lassen, haben wir nicht, wie es scheinen kann, vom Gegenstande abgeschweift. Für die Lösung dieser und anderer Räthsel giebt es keinen besseren Weg, als den der Geschichte. Wenn es gelingt, die gewichtigen Urtheile früherer und gegenwärtiger Zeit auszudeuten und sie zu messen, gegen einander nicht nur, sondern auch an der Entwickelung des Geisteslebens der Zeit, dann können wir am ersten hoffen, das Urtheil der Zukunft vorahnend zu bestimmen. Wohin aber deutet der Gang dieser inneren Geschichte?

Jener Satz, in dem Schiller und Goethe den obersten Maßstab zu geben meinten für alle Kritik der Kunst, war nichts, als das in Gedanken gefaßte Bewußtsein ihrer Zeit. Und erklärlich genug. Mit Sturm und Drang hatte man sich losgerissen von der spielenden Dichtung, die nur unterhalten, von der hofmeisterlichen, die nur belehren wollte. Natur! war der Aufschrei der neuen Zeit. Viele „Genies" waren im Naturalismus stecken geblieben oder untergegangen; Goethe und Schiller schritten fort zur Kunst. Nicht Wirklichkeit, sondern Wahrheit verlangten sie von der Dichtung, von dem Schauspieler; d. h. die Pockennarben und Finnen, mit denen das Leben seine Gestalten verunziert, sollten auf dem Kothurn verschwinden. Mancher große Portraitmaler sucht den Gedanken heraus, den die Natur in einem Gesichte darstellen wollte; ihn strebt er heller und überzeugender wieder zu geben, als es dem Leben meistens gelang. So sollte der Dichter malen. Aber sonst mußte er treu sein; und war er treu gewesen, dann hatte er Alles gethan.

Die Vollendung der Ausführung machte den Meister; der Faun stand gleich dem Apoll von Belvedere, wofern er nur ein echter Faun war.

Und man muß sagen, es ist etwas Köstliches um einen Shakspear'schen Narren, selbst der geringeren Sorte, oder um einen Bummler bei Goethe. Mit Liebe und Kraft ist jede Gestalt gezeugt; jede trägt, wie Descartes von dem Menschen sagte, la marque de l'ouvrier. Was waren dagegen die Engel und Jünger des „Messias," die „Sedlen" cheinfiguren in „Olint und Sophronia!" Man schwelgte in den kernigen, lebendigen Gestalten, welche die Musen den großen Dichtern geboren. Wie begreift man noch heute diese neue Lust an der Wahrheit, an der sinnlichen Fülle der Dichtung, wenn man jene nach Wieland's „Agathon" liest, wo wir uns beinahe nie einfallen lassen zu träumen, daß wir Wirklichkeit vor uns hätten; wo die Menschen nur Puppen sind, welche die Moral der Geschichte dialektisch gegen einander entwickeln; wo der Dichter selbst an ihnen herumerklärt in fortwährender Angst über den Grad ihrer Lebenswahrheit.

Aber — und an diesem Punkte liegt der Keim, aus dem sich bald ein neuer Gegensatz zu jenem Hellenismus entwickeln sollte — wie reizend das Lied auch ist, in dem Goethe uns die Geheimnisse der Liebe entschleiert: der durch das Christenthum vertiefte Sinn sieht in dieser antiken Frauenliebe eine Erniedrigung. Das Christenthum hatte die Frau zur „Herrin" im Hause gemacht; zur Gefährtin des Mannes war sie geworden, um sein eigenstes Vertrauen zu theilen und mit ihm in allen dem weiblichen Geiste zugänglichen Gebieten der Kunst und Wissenschaft zu wandeln. Eine Zeit, welche die harmonische Erscheinung Karolinens von Dacheröden und die tragische einer Charlotte Stieglitz hervorbrachte, mußte ungern sehen, wie tief das Familienleben ihres größten Dichters hinter der edleren Sitte zurückblieb. Daß Schiller ein anderes Beispiel zeigte, das hat ihm mitverholfen zu dem Vorrang in den Herzen des deutschen Volkes.

Und bald traten schwere Drangsale an dieses Volk heran. Eine Familiensitte freilich, wie die in dem Hause der Christiane Vulpius gepflegt wurde, paßte nicht zu dem unbeugsamen, sittlichen Ernst, den das strenge Schicksal in jenen harten, aber begeisterungsfreudigen Tagen von Stein und Wilhelm Humboldt forderte. Die Thaten Wilhelm Meisters und Faustens waren Goethe's Thaten. Sie waren groß in ihrer Art, aber nicht von der zusammengefaßten und sittlichen Energie, deren der Bau des deutschen Staates bedurfte. Der tüchtige Geschichtschreiber, welcher nach Goethe's Tode uns unsere klassischen Dichter zum Bewußtsein brachte, maß den Schüler der Natur, den schönheitstrunkenen Hellenen mit dem hohen, sittlichen Maß des Christenthums, wie sehr er selbst allen dogmatischen und manchen Einseitigkeiten des historischen Christenthums feind ist.

Nimm die Gottheit auf in deinen Willen.

So war schon der Ruf Schiller's und Kant's an die deutsche Nation, an die Menschheit ergangen. Damit unsere Dichtung sich erhebe, muß unser Leben größer werden — so klang es von den Lippen Julian Schmidt's. Tüchtige Thaten, energische Männer forderte die neue Zeit politischer Anstrengungen.

So naiv sinnlich, so sorglos den Trieben der Natur folgend, wie Goethe am Alterthum rühmte, und wie er selbst gern lebte, kann das moderne Leben nicht mehr sein. Seit dem Christenthum hat der Menschheit das Gewissen geschlagen, und sie hat sich ihrer Blöße geschämt. Das Griechenthum mochte im Zustande paradiesischer Nacktheit einhergehen; ihm war noch nicht mit himmlischer Gewalt die sittliche Idee lebendig vor Augen erschienen. Denn was bedeuten die erhabenen, ethischen Formeln des dunklen Herakleitos und der dichterisch-sittliche Schwung der Dialoge des Platon gegen die Uebermacht des Beispiels, der That? Herzbewegend trat die sittliche Idee an die abendländischen Völker heran in dem Sohne der Maria. Erst von da ab lernten diese Völker fühlen, beides, wie groß der Mensch sein kann und ihre eigene Kleinheit und Erhebungsbedürftigkeit.

Dies Gefühl ist seitdem nicht zu verlöschen gewesen aus dem Ge-

* Paris, Dentu, éditeur, Palais-Royal.

müthe der Menschheit. Mit immer neuer Gewalt brach es hervor, in der Reformation, in Kant, in Schleiermacher. Wie es viele herrliche Erscheinungen belebt hat, so spricht es noch aus dem Laster. Denn die französische Lorettenwirthschaft unserer Tage hat vielleicht ganz die ausgekünstelte Gemeinheit, aber nicht mehr die Naivetät der römischen Unzucht. Das dunkle Bewußtsein ihres Elends liegt schwer auf ihr.

Soll uns darum wieder verloren werden, was die Dichtung des vorigen, die vollendete Technik und die materialistische Philosophie dieses Jahrhunderts an berechtigter Sinnlichkeit zurückerobert hatten? Mit nichten! Der Zwiespalt zwischen dem alten Idealismus und dem erneuerten Realismus muß sich und wird sich versöhnen. Als eine vollkräftige, aber erhöhte, innerlich gewachsene Gestalt wird der Mensch aus diesen Kämpfen hervorgehen, nachdem er der Freude des Lebens ihr Recht zurückgegeben, aber die Gottheit aufgenommen hat in seinen Willen.

Die Dichtung kann nichts Höheres darstellen, als was das Leben giebt. Vor allem sei jede Gestalt lebendig. Aber ist damit Alles gethan? Hat der Gegenstand keine Bedeutung, nur die Meisterschaft seiner Darstellung? Dann ist ein Wouvermans gerade so viel werth, als ein Raphael, und die Sixtinische Madonna nicht mehr als ein niederländischer ausgeweideter Hase!

Die Dichtung hatte viel und hielt eine Zeitlang Alles für gewonnen, wenn ihre Gestalten nur volles Leben offenbarten. Aber es ist nicht wahr, daß es ihr gleichgültig sein kann, ob diese Gestalten edle oder gemeine Menschen, Pygmäen oder Männer sind. Der gesunde Sinn der Gebildeten sowohl als des Volkes fühlt das besser. Wenn die Dichtung ihre Aufgabe lösen soll, das Herz über die niederdrückende Schwere der Wirklichkeit hinauszuheben, dann müssen unter ihren Gestalten einige erhaben vorragen, die einen Mittelpunkt bilden und die Blicke an sich fesseln. Thersites ist auch lebenswahr geschildert; aber um des Achilleus willen wünschte sich Alexander von einem Homer besungen zu sein. Freilich muß der Dichter sich keine Größen erlügen; sie würden doch nur Schatten bleiben. Aber er muß sie auch suchen, wo sie zu finden sind; sich selbst und seine Zeit muß er zu erheben trachten, indem er das Beste ergreift, was sich ihm zeigt. Goethe's Charaktere stehen sinnlicher, vollkommener da, als die meisten Schiller's; er hatte eine stärkere, plastische Kraft. Aber er hat nie einen Mann hingestellt, wie Wilhelm Tell. Nein, es ist das schönste Vorrecht der Dichtung, daß sie uns herrliche Menschen giebt, voller, überzeugender sie uns nahe bringt, als es die Geschichte kann.

Sie sind es, die auf das Herz veredelnd wirken; mit ihren Worten auf den Lippen entschlief Wilhelm von Humboldt. Goethe selbst widerspricht sich da, wo er in der von Sainte-Beuve angeführten Stelle gegen den Begriff der „Schönheit" zu Felde zieht; denn indem er von dem Apoll von Belvedere redet, nennt er diesen „an sich schön, während es an einem Faun nur die Darstellung sei."

Es giebt Arten in der Schönheit, wie Goethe sie faßte. Freilich ist es der Beruf des Dichters, das Leben seiner Zeit darzustellen in allen seinen Hauptzügen. Aber wehe ihm und wehe seiner Zeit, wenn er keine Gestalten findet, die sich dem Ideale entwickelter, edler Kräfte nähern, die den Reiz der Schönheit und die sittliche Energie in reineren Zügen ausgeprägt haben! Nur für Juvenal und Molière ist dann noch Größe zu hoffen. Kein Sophokles, wenn das Leben keine Antigone mehr hat.

Wenn Julian Schmidt behauptet: alles Unsittliche ist auch unschön, so gilt das im Goethe'schen Verstande allerdings nicht. Jago, Richard, Goneril und Regan machen eine Gallerie von Scheusalen aus. Aber damit ist auch nicht gesagt, daß jede Gemeinheit darstellungsfähig sei. Mit dem Häßlichen, mit dem Unsittlichen muß sich, wo es nicht komisch erscheint, eine eigenthümliche Kraft verbinden. Die Gluth der Rache in Shylock; das rücksichtslos Ungeheuerliche in dem Frevel der Töchter Lear's; die schlangenartigen Ränke, mit denen Othello's Vertrauter seine Beute umschlingt — das ist es, was uns fesselt. Ein Faun kann so gut echt komisch sein, wie Fallstaff; will er anders erscheinen, so rufen wir, wie in dem Goethe'schen Stücke: „Ein Thier! Ein Thier!" Priapen aber kennt nur die entartete Kunst.

Feydeau's „Fanny" — wir haben sie früher an diesem Orte besprochen — war ein Priapus. Und das nicht einmal. Es war etwas Schlimmeres, als jene franke Bestialität: es war die fieberhafte Kränklichkeit einer Genußsucht, die Alles mit Füßen tritt, um zu genießen und sich dann noch mit dem Namen der Liebe belügt. Sainte-Beuve hatte das Buch im Ganzen gelobt; seine Kollegen in der Presse griffen ihn zum Theil heftig deswegen an, und über diese Angriffe beklagt er sich heute. Wir glauben ihm gerne, was er von sich sagt, daß er ein streng sittlicher Mann sei, und daß er es gut gemeint habe. Er hatte sich gefragt: „Y a-t-il quelque part encore de la verve, de l'ardeur, de la jeunesse et de l'avenir?" Aber großer Gott! wie muß es mit Frankreich stehen, wenn ihm gerade Feydeau's „Fanny" das Alles zu bieten schien! Feuer! — Ja, die Gluth eines Fieberkranken!

Man könnte auf den Gedanken kommen, „Fanny" habe, wie Werther, nicht eine Apologie, sondern die objektive Darstellung eines pathologischen Vorganges sein sollen. Aber Fanny ist keine objektive Darstellung, wie sie ein Dichter geben würde, der sich gerade aus einer leidenschaftlichen Bewegung herausarbeitet und sammelt. Der Darstellende gibt kein wahres Bild jenes Elends, sondern ein sentimental verzerrtes, weil er selbst in solchen Anschauungen noch befangen ist. Und endlich — Goethe's Roman zeichnet das Bild einer Schwäche, aber keiner unedeln; während die schwächliche Gemeinheit in Feydeau's Buch gar kein Gegenstand für die Dichtung ist.

Seitdem hat Feydeau zwei andere Bücher geschrieben, von denen das eine „Daniel" ziemlich unbeachtet vorüberging. Das zweite „Catherine d'Overmeire" ist soeben erschienen, und wir wollen es uns einen Augenblick ansehen.

Und wahrlich! Nichts soll uns abhalten anzuerkennen, daß der Eingang in dem neuen Buche uns sehr gefallen hat. Das Stillleben in Brügge ist mit einer feinen Eigenthümlichkeit, einer Plastik ausgemalt, die nur von Dickens übertroffen ist. Feydeau mag wie Byron von sich sagen: Description is my forte. Schade, daß die Schwächen neben diesem Forte zu sehr abfallen, und die Schwächen laufen fast durch das ganze übrige Buch, sie machen seinen Kern aus. Zwar der Gegenstand ist nicht, wie er es in Fanny war, des epischen Dichters unwürdig. Wir haben dies Mal keine interessante Prostitution, wie in „La dame aux camélias," oder eine ehebrecherische Mutter und Gattin. Die Heldin ist eine Gefallene; — aber es bleibt doch merkwürdig, der französische Roman kommt aus dem Pathologischen und gerade aus dieser Art nicht heraus: kein gesundes Leben mehr in seinen Fabeln, es sind lauter Krankheitsgeschichten. — Vor unseren Augen wächst das Kind auf, und das Stillleben im Hause der Großmutter, später die Pension im Kloster zeigen, daß der Verfasser mehr Gemüth hat, als wir bei ihm erwarten durften. Die einzigen guten Seiten seines Buches sind nun genannt. Zwar wir zweifeln gar nicht mehr, er hat wirklich nicht auf die Unsittlichkeit spekulirt; denn es sind keine halbverschleierten Bilder mehr da, wie sie in „Fanny" der That, wenn auch nicht der Absicht nach, alle gutgemeinte Moral überwiegen mußten. Ein übler Einfluß von dieser Seite steht von dem Buche nicht zu besorgen, trotz oder vielmehr wegen der Kruditäten, die es in Menge enthält. Der Verfasser hat also einen sittlichen Zweck gehabt. Aber der wird in der Dichtung nur erreicht durch getreue, naturwahre Darstellung des Unsittlichen. Freilich ist es ein mißlich Ding mit dem Urtheil über die Natürlichkeit von Charakteren. Es gehört dazu viel Menschenkenntniß, also reiche Erfahrung; vor Allem ein sicheres Gefühl. Große Dichter zwingen uns zu fühlen, daß ihre Gestalten Menschen sind, wenn sich die Lebenswahrheit, wie ihr Gegentheil nicht immer beweisen läßt. Bei Feydeau wird uns zuweilen recht leicht, den Finger auf das Verzerrte seiner Figuren zu legen. Eine Mutter, wie die Katharinens, hat nie gelebt. Es hat Mütter gegeben, die ihre Kinder haßten, weil sie der Vater verließ. Frau d'Overmeire hat ihre Tochter durch diesen Haß bodenlos elend gemacht. Das mußte ihr genug sein, wenn es ihr nicht zu viel war; denn es war keine Absicht von ihrer Seite, nur Vernachläßigung. Sich dann noch an sie zu drängen, um ihr „Verfluchte! Geschändete!" zuzurufen, das ist eine Ungeheuerlichkeit im Geschmack Han d'Islande's und der „Légende des siècles." Wenn Shakspeare uns Regan und Goneril darstellt, so hat er diese Scheusale stark motivirt. Sie sind in jener künstlichen Sphäre aufgewachsen, wo durch Müssiggang, Hochmuth, Genußsucht und Macht die Verirrungen der Menschen wie in einem Treibhaus zu krankhaften Auswüchsen riesenmäßig sich entwickeln können, wo Katharina von Medici und die Tochter des Augustus möglich wurden. Wie sie erzogen sein konnten, beweist der eitle, kurzsichtige, gewaltsame Vater hinlänglich in der Behandlung Cordelia's. Endlich treiben sie Lear nur aus, weil sie des verkehrten, herrschsüchtigen, alten Mannes und seiner übermüthigen Trabanten müde sind. — Auch in anderen Einzelheiten wimmelt Feydeau's Roman von Unnatürlichkeiten und Effekthascherei.

Wir wenden uns von dieser neuen Fehlgeburt der französischen Muse gerne ab, um noch ein Mal der Hoffnung in's Angesicht zu blicken, die uns auf einen edleren Realismus, eine Verschmelzung der Wirklichkeit mit den Ideen, welche unsterblich in uns leben, hinzuweisen scheint. Die Seligkeit der reinen Freude ist das Ziel menschlicher Bestrebungen. Daß heiterer Genuß sich mit sittlicher Thatkraft verbinden könne, daß im menschlichen Wesen die Möglichkeit dieser Harmonie begründet sei, dafür bürgt uns mehr als Eine Erscheinung der letzten Menschenalter. Wilhelm

Humboldt machte die feine und tiefe Bemerkung, der Genuß sei erst recht heiter und voll, wenn er nicht Bedürfniß sei. Genießen ist herrlich; Genießen müssen ist demüthigend. Aber die Lust an der verbotenen Frucht? Verbietet nur erst ein Mal nicht mehr Früchte, als nöthig ist. Der Weg zu menschlichem Adel führt nur durch Freiheit.

Ferd. Worthmann.

Die Religion im heutigen Frankreich.

II.

Der französische Katholicismus.

Unsere Naturforscher sowohl als Philosophen haben uns mehrfach auf den Parallelismus der Naturgesetze mit den Erscheinungen der geistigen Welt hingewiesen, und in der That, es findet oft eine erstaunliche Aehnlichkeit statt. So ist z. B. die vis inertiae, das Trägheitsgesetz oder Beharrungsvermögen, ganz ernstlich gesprochen, auch ein Moment in dem Seelenleben der Menschen. Während der Bildungstrieb aus der Fülle der organischen Kraft heraus die Menschheit zur Schöpfung neuer Gestalten ihres Verkehres mit sich und den Andern anspornt, und in dem Vorwärtsdrang zuweilen recht wegwerfend mit den abgestreiften Schalen verfährt, hält die Liebe zur Gewohnheit des Daseins aus Pietät, aus Bequemlichkeit, aus Eigensinn, aus Stetigkeit, aus Faulheit, kurz aus tausend guten und schlechten Gründen an den altbekannten handlichen Formen fest, und ist der hartnäckig steifen Ueberzeugung, daß mit dem vom Zeitrad längst zermahlenen Denkgefäß aller Lebensinhalt zugleich genommen werde. Das ist in einem gewissen Entwickelungsstadium auch wirklich wahr und mit richtigem Instinkte bemerkt. Aber jeder folgende Tag fordert von Neuem zum Antritt neuer Schritte auf, und das Recht des Alten wird zum Recht einer Vergangenheit, für die der neuen Zeit und den neuen Menschen der Sinn, das Verständniß fehlt. Was im Mittelalter vollkommen richtig und sachgemäß war, z. B. auf geistlichem Felde der überschwengliche Glaube im Gewande sinnlichen Bilder- und Menschendienstes, und andererseits eine aristokratisch-feudal-monarchische Kirchenverfassung will spätere Geschlechtern überlebte Form dünken, sie reformiren, sie gehorchen dem Bildungstrieb und schaffen dem jungen Kinde ihrer Erkenntniß ein frisches Kleid. Dagegen wehrt sich das überlieferte Gewohnheitsrecht mit aller Macht seiner in der Geschichte gesammelten Mittel eifrig und heftig; und, es ist kein Blendwerk der Hölle, das Herkommen, d. h. die Bewahrung des Alten siegt an manchen Stellen so vollständig, als wäre nie das Bedürfniß einer Veränderung empfunden worden. Warum das Letztere vorkommen kann, darüber giebt eben die Einsicht in's Menschenherz Aufschluß. Nichts hält sich in der Welt, was nicht seine Wurzel hat im Boden des Binnenreichs, Seele genannt. Und wäre auch nur die unbewußte Gewohnheit die Wurzel, der Mensch lullt gern seine Wünsche in Schlaf ein, wenn deren Erlangung bittere Kämpfe, heiße Beschwerden, Wunden und Opfer kostet.

Das französische Volk hat, wie die Geschichte bezeugt, wenig Neigung verspürt, sich die Frucht der religiösen Wahrheit viele Opfer kosten zu lassen. Es hat aller politischen Neuerungssucht zum Trotz in den Sachen des Glaubens dem Hergebrachten freien Spielraum gegönnt, es hat allen prunkenden Zierat der Gotteshäuser bewahrt, es ist katholisch geblieben. Im Ganzen und Großen urtheilt man nicht zu hart, wenn man sagt: aus Gleichgültigkeit! Die kirchlichen Gegensätze hatten das Volk mehr äußerlich berührt, jedenfalls nicht so stark, daß eine tiefsinnige Wiedergeburt seines Geistes daraus hätte hervorgehen können, wie in Deutschland durch Luther und Melanchthon. So ist denn Frankreich, das in der Revolution den Christengott schlechtweg abzusetzen unternahm, ein katholisches Land.

Mit dem französischen Katholicismus verhält es sich aber etwas eigenthümlich. Zwar gilt in Frankreich dieselbe Gottesdienst-Ordnung wie in allen anderen Provinzen der dreifachen Krone, und auch die Lehre selbst kann sich in der Hauptsache der vollen Rechtgläubigkeit rühmen; nichts desto weniger offenbart Frankreich in dieser Beziehung eine Wahrheit, die noch weit allgemeiner ist, als das allgemeine Gesetz des römischen Katholicismus. Es findet sich nämlich in allen Lebensverhältnissen ein gewaltiger Abstand zwischen dem Soll und dem Sein, denn der äußern Gleichförmigkeit, der abstrakten Vorschrift steht die dichte Mannigfaltigkeit des bunten Volkslebensbilds gegenüber, und nirgends ist das Volksthum ein so weicher Stoff, daß es die Prägform seiner Weisen mit unbedingter Geschmeidigkeit wiedergäbe. Frankreich ist allerdings ein wenig ketzerisch, ganz abgesehen von der Stellung, welche die ungeheure Mehrheit der Nation zu geistlichen Dingen überhaupt einnimmt.

Wer den französischen Charakter einigermaßen, auch nur aus der Ferne beobachtet hat, wird sofort den Schluß ziehen, daß die Besonderheit des französischen Katholicismus lediglich in der nationalen Eifersucht auf Selbsteigenheit und Selbständigkeit beruhen kann. Ein Schluß, der sich vollkommen rechtfertigt. Von jeher haben die Franzosen ihre Kirche als die ecclesia Gallicana angesehen, lange vor der Reformation, und als die letztere nicht durchdrang, tröstete man seinen Stolz, um nicht zu sagen seine Eitelkeit, mit dem Bewußtsein, wenn auch keine confession Gallicane réformée, so doch immerhin „des libertés de l'église Gallicane“ zu besitzen. Das blieb der Trost des großen Kanonisten Pierre Pithou (Verfasser des Traité des libertés de l'église Gallicane, zuerst Paris 1594, zuletzt 1817 von Clavière herausgegeben), nachdem er seinen Calvinismus abgeschworen hatte, das der Trost Heinrich's IV., der dasselbe, vielleicht aus geringerer Noth, gethan.

Frankreichs Volk, seine Herrscher und sein Klerus — dieser bis in's 19. Jahrhundert — hatten offenbar bei ihren Ansprüchen die Idee eines nicht ganz in den Romanismus aufgehenden Katholicismus vor Augen; sie widerstrebten der Religion des Papstthums, d. h. jener ultramontanen Anschauungsweise, welcher der Papst als Grundsäule des ganzen Kirchengebäudes gilt. So wenig nun jene Idee der Katholicität sich von selbstischen Beweggründen der Mächtigen ungetrübt erhielt — sie hatte doch einen großen geschichtlichen Hintergrund. Es lag eine Erinnerung an das Unschuldsalter der ersten Christenheit in der Aufstellung des Satzes, daß in den allgemeinen Concilien, als den Rathsversammlungen der Christusgemeinde, der heilige Geist seine Wohnstatt habe, in ihren Beschlüssen sich bezeuge, und daher der Papst unter dem ökumenischen Concil stehen müsse. Obgleich die christliche Gesammtheit in dem aristokratischen Element der Bischöfe und Prälaten ihre erschöpfende Vertretung fand, lag hier doch der Keim einer reformatorischen Entwickelung vor, was die Folge auch klärlich bewährte; denn in Sachen des Dogma hatte man den Weg der Ausdehnung des Entscheidungsrechts betreten. Frankreich aber war es, das auf den Concilien von Kostnitz und Basel am eifrigsten die Hoheit der Kirche über den Papst anerkannt hatte. War es doch die Lieblingsidee der Pariser Sorbonne und ihres Kanzlers Gerson; ein Beweis, daß die gescheidten Köpfe Frankreichs den politischen Vortheil ihrer Fürsten und ihres Volkes sehr wohl unter allgemeine Gesichtspunkte zu bringen wußten.

Der gallikanische Oekumenismus verräth jedoch nur allzu deutlich seine Abstammung aus dem Reiche der Staatsklugheit. Die „gallikanischen Freiheiten“ sind ein Name, der sich unzweifelhaft großartig ausnimmt, — der religiöse Werth derselben ist äußerst gering; schon deshalb, weil sie das beste Mittel wurden, einer religiösen Katastrophe zu entgehen. Klerus und Volk, meist mit Leid und Freud' des zeitlichen Daseins beschäftigt, waren es völlig zufrieden, daß man das Freiheitsbedürfniß der Gewissen mit der, wenigstens theilweisen, Emancipation des Staates von Rom absand. Als erreicht war, daß der Pontifex Maximus nur bescheidenen Wünschen in Frankreich gerecht werden, daß er weder politischen Einfluß üben, noch die Geldkraft der Nation ausbeuten durfte, hörte der Widerstand gegen das römische Wesen allmählich auf; die Reformation erweckte ihn nur sporadisch, und er hat sich überhaupt immer erst dann wieder merkbar gemacht, sobald der Papst die Autonomie des Staates anzutasten schien.

Urheber der gallikanischen Freiheiten ist der fromme Ludwig IX., der Heilige, welcher nicht eben zur Erbauung Roms im Jahre 1228 die erste Pragmatique Sanction errichtete und dieselbe vor seiner Abreise zu dem unglücklichen Kreuzzug gegen Tunis 1268 nochmals feierlich bestätigte. Es handelte sich um zwei Kardinalpunkte, um das freie Wahlrecht der Kleriker zu den geistlichen Stellen und Pfründen (Beneficien), und zwar mit Ausschluß des von Rom behaupteten Ernennungsrechts, und um die Abschaffung der mißbräuchlichen Auflagen, Peterspfennig u. dergl., mit denen der heilige Stuhl in jener Zeit die Völker zu bedenken pflegte, sowie der Simonie („vice destructeur de l'église,“ wie Ludwig IX. sich ausdrückt), der in dem Verkauf der Beneficien bestand, von Gregor VII. für Kirchenschändung erklärt, bei seinen späteren Nachfolgern indeß weniger mißgünstig angesehen war. Die Gelderpressungen hatten nämlich das Volk dergestalt erbittert, daß ein Dichter dieser Epoche, Hugo von Berzy (Berze, Bersil, welcher die Bible au Seigneur de Berze geschrieben hat) singt:

Rome nous suce et nous transgloust,
Rome traict et destruit tout,
Dont sourdent tout li mauvais vices.

Wenn Philipp der Schöne mit Bonifacius VIII. nicht blos hart, sondern sogar unwürdig verfuhr, so schöpfte er die Kühnheit hierzu aus

der gegen Rom sehr gereizten Stimmung des Volkes, das sich in den Generalstaaten laut und entschieden zu Gunsten der königlichen Prärogative ausgesprochen hatte. Während der „Babylonischen Gefangenschaft" der Päpste zu Avignon ruhte dieser Zwiespalt; erst im 15. Jahrhundert, in dem Strome der neuen reformatorischen Bewegung, brach er mit frischer Kraft hervor.

Die berühmte zweite Pragmatique Sanction, die Karl VII. in der Sainte-Chapelle von Bourges 1437 durch die Reichsstände zum Grundgesetz erheben ließ, enthält eine umfassende Erweiterung der Satzungen Ludwig's IX. Sie ward das Palladium der gallikanischen Partei. Gestützt auf die Beschlüsse des Concils von Kostnitz und unmittelbar auf die der Baseler Kirchenversammlung, deren Abgeordnete ihre canones in Bourges vorgelegt hatten, verkündigte diese Pragmatica gleich an der Spitze ihrer Verfügungen das wahrhaft katholische Prinzip der Unterordnung des Papstes unter das ökumenische Concil, d. h. eigentlich unter die Gesammtheit der Kirche. (Denn diese allein kann der christlichen Offenbarung gemäß unfehlbar sein.) Daran schloß sich das Zeugniß des Landes für das in lebendiger Uebung befindliche Wahlrecht des Klerus zu seinen Aemtern mit den gesetzlich anerkannten Ausnahmen; der Satz, daß kein Franzose beim römischen Stuhl zu klagen brauche; daß der Papst in Appellationsfällen einheimisch-französische Richter im Lande selbst delegiren müsse; ferner die Abschaffung aller Gnadenanwartschaften, Vorbehalte, Uebergriffe; die Reduction der Kardinäle auf 45, Unterdrückung des Mißbrauchs mit der Excommunication und dem Interdict; ausdrückliches Verbot der päpstlichen Annaten, d. h. des päpstlichen Fruchtbezugs einer erledigten Pfründe in dem Jahre der Erledigung (ein kanonisches Recht der Landesbischöfe) u. s. f. Am 3. Juli 1439 ward die pragmatische Sanction in die Register des Pariser Parlaments eingetragen, d. h. sie empfing die in Frankreich nothwendig erachtete Weihe und Aufnahme in den Rechtsbestand durch den höchsten Gerichtshof des Reiches.

So hatte denn das Ansehen und der Einfluß des Laterans in dem Gebiete des allerchristlichsten Königs einen empfindlichen Stoß erlitten, und man darf es wohl glauben, daß er auch von den Nachfolgern Petri in seiner ganzen Schwere empfunden ward. Rom hat seit Romulus niemals auf etwas verzichtet, nie ist der Gedanke der Weltherrschaft dort erstorben. Schon unter Ludwig XI. machte der damalige Inhaber des apostolischen Stuhles einen Versuch der restitutio in integrum. Es war der Erzghibelline, der hohepriesterliche Poet, Aeneas Sylvius, Graf Piccolomini, der als Pius II. die cathedra bestiegen hatte. Zwei schlaue Diplomaten von gleicher Feinheit und Gewissenlosigkeit standen sich gegenüber; ihr Verkehr bietet das Schauspiel der spitzfindigsten Intrigue in dem rastlosen Bemühen gegenseitiger Ueberlistung. Ludwig XI. strebte nach der Obmacht in Italien; Neapels Krone auf der Stirn seines Tochtermanns, des Marquis du Pont, des Sohnes von Johann Herzog von Calabrien (ein Anjou), sollte das Mittel dazu gewähren und der Papst dabei behülflich sein. Pius II. verlangte als Preis für seine Unterstützung die Rücknahme der pragmatischen Sanction, was nicht allzuviel verlangen hieß, da Ludwig keinem Werke seines Vaters hold war. Der päpstliche Unterhändler Jean Jeoffredy, Bischof von Arras, der seinerseits für den Preis des Kardinalhuts die Sache betrieb, setzte auch wirklich durch, daß Ludwig ein sehr schmeichelhaftes Schreiben an Pius richtete, in welchem er die pragmatische Sanction aufzuheben versprach. Allein Ludwig XI., dem seine Bereitwilligkeit für's erste und letzte blos einen geweihten Degen mit poetischer Inschrift des Gebers eintrug, wußte recht gut, daß seine Parlamente niemals in die Aufhebung willigen würden, was der Erfolg, namentlich der Muth des Pariser General-Procurators Saint-Romain, lediglich bestätigte. Ludwig dachte nicht daran, die Parlamente ernstlich zu zwingen; dafür freilich that weder Pius II., noch sein Nachfolger Paul II., das Geringste für das Haus Anjou. Die Pragmatica blieb also bei den Gerichten in Kraft, während der Hof sie bald vernachlässigte, bald befolgte; unter Karl VIII. und Ludwig XII. trat sie wieder in ihre alten Rechte ein.

Auch das zweite Mal war es ein ästhetisch gebildeter Pontifex, der die gallikanische Freiheit in Lebensgefahr stürzte, und zum zweiten Male hatten die italiänischen Gelüste des Herrschers die Mitschuld. Franz I., der ritterlich-leichtsinnige, unbedachte Monarch, bewarb sich um Leo's X. Bundesgenossenschaft bei der Vertreibung der Spanier aus Italien, und der weltmännische Kunstkenner und Freund alles Schönen der Erde näherte sich ihm mit gehöriger Vorsicht, hielt zu Bologna eine verschwenderisch-glänzende Zusammenkunft mit dem allerchristlichsten König, versprach für später sehr viel, vorläufig gar nichts, weil er noch durch einen nicht abgelaufenen Vertrag mit Ferdinand von Aragon gebunden sei, und gewann zum Dank für jene Aussichten und für den diamant Gaudin das Konkordat vom 15. August 1516.

Dieses Konkordat von 1516 ist ein recht eigentlicher Vergleich des Eigennutzes in bester Form. Franz I. opferte die Pragmatique feierlich auf mit allen ihren, den päpstlichen Supremat beschränkenden Grundsätzen; er erkannte das Recht des Papstes auf die Annaten stillschweigend an und Leo X. opferte die Unabhängigkeit des Klerus vom Throne, indem er das Ernennungsrecht zu allen Beneficien in Frankreich ausdrücklich auf den König übertrug, sowie, wenige Fälle ausgenommen, eine Gerichtsbarkeit in geistlichen Sachen ohne Appellation. Allein die französische Nation nahm den Verlust ihrer Freiheiten zu Gunsten des Königs höchst unwillig auf; die Parlamente, der Klerus, die Universität von Paris bereiteten einen ernstlichen Widerstand. Franz I., der sein Wort verpfändet hatte, die Einregistrirung des Konkordats beim Pariser Parlament zu bewirken, konnte, nachdem er den Seigneur von La Tremouille mit einem herrischen Befehl in's Parlament geschickt, kaum eine scheinbare Unterwerfung der Körperschaft erzwingen. In Wahrheit erfolgte die Eintragung nicht. So versichern es die achtbarsten Geschichtschreiber. Denn der Registratur-Vermerk ward vermißt. In diesem Jahrhundert entdeckte zwar Baillet in den Registern die Abschrift des Konkordats nebst dem Eintragungsvermerk, allein dessen Form (es fehlen die Unterschriften der Räthe) macht noch wahrscheinlicher, was schon früher behauptet war, daß nämlich des Königs Kanzler Duprat einen gefälschten Akt habe einschlüpfen lassen.

Es würde zu weit führen, wollte ich die Geschichte des Konkordats von 1516 ausführlich erzählen, wie Franz I. sich der Einsprache des Parlaments zu entledigen suchte, die Ausführung des Konkordats dem grand conseil anvertraute, dem Parlament die Entscheidung der Pfründensachen entzog u. s. w.; dies Alles gehört nicht hierher. Es genügt, hervorzuheben, wie er 1539 mittelst der merkwürdigen Ordonnanz von Villers-Cotteret den Geschäftskreis der geistlichen Gerichte beschränkte, alle Sachen der Laien und verheiratheten Kleriker an die weltlichen Gerichte verwies und zugleich das Frankreich eigenthümliche Institut der „Berufung wegen Mißbrauchs," d. h. der geistlichen Gewalt (appel comme d'abus), zum Schutze der Unterthanen vor Uebergriffen der letzteren bestimmt, endgültig einführte. Das war eine kleine Steuer, welche der eigensinnige Fürst dem reformatorischen Streben der Zeit darbringen mochte. Diese Berufung vom geistlichen auf den weltlichen Richter hat daher in Frankreich einen hohen Grad von Volksthümlichkeit erreicht; sie ist bis zur Stunde in Uebung und Ansehen, Napoleon I. hat sie durch den 6. Artikel des Gesetzes vom 18. Germinal des Jahres X nach Begriff und Umfang genau festgestellt: die Freiheiten der gallikanischen Kirche, die Herrschaft der Staatsgesetze, die Unverletzlichkeit des Gewissens bilden die Brennpunkte der Verfügung.

Was es nun aber nach der Richtung, welche die Entwickelung der kirchlichen Verhältnisse Frankreichs genommen, mit den gallikanischen Freiheiten zu bedeuten hatte, bewies am klarsten die Art, wie Ludwig XIV. seinen Streit wegen der Regale Rom gegenüber auszutragen suchte. Die starke Krone auf dem Haupte eines willenskräftigen Regenten und mit allem Glanze der Legitimität und allerchristlichsten Majestät umgeben, vermochte viel über das Episcopat. Die französischen Bischöfe und Prälaten königlicher Creation ließen sich zu der Declaratio Cleri Ecclesiae Gallicanae von 1682 herbei, welche zwar einerseits den Oekumenismus der pragmatischen Sanction durch Bezeugung der Rechtsgültigkeit der Kostnitzer Beschlüsse wiederhergestellt und sogar in Glaubenssachen nur dem vom Concil berathenen Papst Unfehlbarkeit zuschreibt, andrerseits jedoch das „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist," d. h. die Alleingewalt des Königs in allen zeitlichen Dingen, und allen, die nicht unmittelbar zum Glauben gehören, sehr eifrig befürwortet. Beides fand wenig Beifall in Rom; Alexander VIII. schleuderte 1691 eine Vernichtungsbulle gegen die vier gallikanischen Propositionen, und Ludwig, den der römische Hof durch Verweigerung der Confirmation seiner Ernennungen zu bedrängen wußte, nahm 1693 in einem Briefe an Innocenz XII. die Declaration zurück. Nichtsdestoweniger blieb sie mit der Würde eines Grundgesetzes bekleidet, denn Ludwig XIV. schlug den gleichen Weg ein, wie sein schlauer Vorfahr, der elfte Ludwig, oder vielleicht doch einen geraderen; er duldete geradezu, daß die Parlamente die vier Artikel zur Losung machten. Daß sie hierunter ihren Jansenismus verbargen, wie die ultramontane Partei ihnen vorwirft, ist nicht ganz unwahrscheinlich, aber auch gar nicht erheblich.

Napoleon I. hat nach dem Fall der Revolution, wie allbekannt, Christenthum und Katholicismus in Frankreich wieder aufgerichtet. Das Pariser Konkordat vom 15. Juli 1801, mit Papst Pius VII. ge-

schlossen, ist eine ziemlich getreue Rückkehr zum alten Zustand der gallikanischen Kirche und ihrer Stellung im Staate. Der Erste Konsul, nachherige Kaiser, trug das Ernennungsrecht zu den zehn neuen Erz- und fünfzig Bisthümern davon, d. h. vorbehaltlich der päpstlichen Bestätigung; die Ernennung der Pfarrer kam an die Bischöfe, die ganze Geistlichkeit wurde auf Staatssold gesetzt, bischöfliche Domkapitel und Seminare auf Staatskosten errichtet. All' dieses war vortrefflich gemeint und hätte auch zum Frieden geführt, wenn nicht das organische Ausführungsgesetz von Germinal X. in Folge seiner allzu paritätischen Tendenzen, Pius VII. zu einem Proteste angeregt und endlich einen offenen Kampf zwischen dem „neuen Cäsar“ und dem alten Pontifex heraufbeschworen hätte. Man weiß, wie standhaft Pius VII., trotz des Verlustes seiner Staaten und seiner unfreiwilligen Uebersiedelung nach Savona und Fontainebleau sich wehrte, Napoleon hingegen die Souverainetätsrechte und seine organischen Dekrete mit eisernem Scepter schirmte, ja sogar den Papst in einen kaiserlichen französischen Staatsbeamten mit zwei Millionen Francs Jahrgehalt verwandeln wollte (S.-C. vom 17. Febr. 1810). Was die gallikanischen Freiheiten betraf, ging der Kaiser sogar so weit, die Declaration von 1682 von Neuem als Reichsgesetz publiciren zu lassen. Doch das Episkopat hatte er nicht in dem Maaße auf seiner Seite, als Ludwig XIV.; er war in den Augen des Klerus ein Usurpator und ein Kind der diesem so verderblichen Revolution. Auch hatte die gemeinsame Gefahr in den blutigen Stürmen Frankreichs und Italiens die Geistlichkeit auf den Papst als auf den persönlichen Mittelpunkt ihres Kultus verwiesen, das Band zu Rom hatte sich straffer gefestigt. Kein Wunder, daß der Sturz des Gewaltigen das Signal zu einer geistlichen Reaction ward, feindlich der Napoleonischen Gesetzgebung des Code und der organischen Dekrete, feindlich überhaupt den Errungenschaften der Revolution.

Das Jahr 1814, in welchem Ludwig XVIII. auf den Thron der Väter zurückkehrte, bezeichnet den Umschwung im Sinne der ultramontanen Partei. Nicht daß Ludwig XVIII. Kopf und Herz der Sache Roms gewidmet hätte, dazu war er zu human, zu „aufgeklärt,“ zu sehr Kind des 18. Jahrhunderts; aber er hatte Interessen zu schonen, die er in ihrem Grunde mit den seinigen innig verwachsen glaubte und er durfte auf seinem wankenden Platze keinerlei Hülfe verschmähen. Als königlicher Hüter aller Unterthanenrechte schien ihm schon genug, wenn er Protestanten und Juden unter die Obhut der Charte nahm; dem Ultramontanismus kräftig entgegenzuwirken, der doch die Charte sammt der bürgerlichen Gesetzgebung offen und geheim bekämpfte, hielt er für Uebermaß. An die Spitze der Geistlichkeit war inzwischen der Jesuitenorden getreten, ebenfalls durch das Jahr 1814 und die Huld Pius VII., der an der Unfehlbarkeit seines Vorfahrs Clemens XIV. zu rütteln gewagt, zu neuem Leben erwacht. Ludwig XVIII. erkannte die „Väter des Glaubens,“ „Liguorianer,“ „Paccanaristen“ nicht als geistliche Corporation an, er begnügte sich damit, ihr Thun zu dulden; diese Duldung ging freilich etwas weit. Denn es war offenbar, daß die weitverzweigte „Congregation zur Anrufung der heiligen Jungfrau,“ welche von der Aristokratie begünstigt, Frankreich mit einem Netz von geistlichen Brüderschaften umspannte, unter der unsichtbaren Leitung der Jesuiten stand, und die Congregation, die ihr eignes Dasein dreist leugnete, wuchs unter den Augen der allwissenden Verwaltung Frankreichs zu 40 bis 50,000 Mitgliedern an, die sie 1820 zählte. Die Frauenorden zur Verehrung des heiligen Herzens Jesu und Mariä, die Gesellschaft für gute Bücher, der St. Josephsverein für Gesellen und Dienstboten und ähnliche waren und sind sämmtlich dem Jesuitenorden affiliirt. Der Congregation verdankten sie ihren Ursprung. Hier flammte der Heerd der Agitation, und was das Vereinswesen noch unerfüllt gelassen hatte, das vollendete die Literatur, die jeder Bewegung erst ihren geistigen Sporn giebt. Joseph de Maistre, sardinischer Staatsminister, früher Gesandter zu Petersburg, der letzten Zufluchtsstätte der Jesuiten zur Zeit ihrer Vertreibung, schrieb das Buch „Du Pape,“ eine Verherrlichung und Apologie des Papstthums, wie nie zuvor eine bessere aus Laienfeder geflossen. Er wußte die Konsequenz des ultramontanen Systems in's volle Licht zu stellen, gewandter noch als sein Streitgenoß, der Abbé de Lamonnais, dessen „Essai sur l'indifférence en matière de religion“ einen zu hohen Flug der Phantasie nimmt, um in weiten Kreisen verständlich zu sein. Letzteres schien den Klerikalen um so nöthiger, als der praktische Zweck dieser Schriften darin bestand, die Gemüther für das neue Konkordat empfänglich zu stimmen, das die Regierung am 25. Januar 1817 mit Pius VII. abgeschlossen hatte. Allein dieser vom französischen Bevollmächtigten in Rom, dem Marquis von Blacas, errungene Erfolg mußte im Gegentheil die Gemüther auf das heftigste erbittern. Nichts anderes brachte Herr von Blacas heim, als die Erneuerung des verhaßten Konkordats von 1516 und dazu die Aufhebung des organischen Gesetzes von Germinal X., folglich die Vernichtung der gallikanischen Freiheiten. Nachdem schon der Ausschuß der Deputirtenkammer das Ausführungsgesetz zum Konkordat abgelehnt hatte, hielt das Ministerium Decazes es am gerathensten, die Vorlage zurückzuziehen, und alle Veränderung lief nur auf eine Vermehrung der Bisthümer auf 86, der Zahl der Departements, hinaus. Auch die weiteren Fortschritte der Reaction unter Karl X. konnten den Rechtsbestand nicht wesentlich erschüttern; das Ministerium Martignac brachte die Jesuiten (1828) sogar um die Leitung der ihnen von Ludwig XVIII. eingeräumten sieben geistlichen Seminare.

So darf man wohl sagen, daß die ultramontane Reaction außer der Abschaffung der Ehescheidung 1816 mit gewissen moralischen Siegen, hauptsächlich mit Gewinnung der Geistlichkeit, sich begnügen mußte, und wie weit dies gelang, dafür hat Monseigneur Denys Auguste d'Affre, der 1848 in den Junitagen in Folge eines „Mißverständnisses“ auf feindseliger Barrikade gefallene Erzbischof von Paris, in seinem Angriff auf den appel comme d'abus und auf die Gallikaner den höchsten Beweis von Jansenisten- und Protestantenhaß geliefert. Die Nation aber hat der Klerus nicht hinter sich. Das erklärt viele Erscheinungen der Gegenwart.

T. v. B.

Italien.

Die Familie Ferrucci in Pisa.*

Schon ein Mal, im Jahrgang 1854 des „Magazin“ (Nr. 109), fanden wir uns veranlaßt, über diese interessante Familie aus persönlicher und mehrjähriger Bekanntschaft einige Nachweisungen zu geben, und namentlich die Gattin des Professors Ferrucci, die Signora Catterina, als eine Frau von klassischer Bildung, als die ausgezeichnetste Pädagogin und pädagogische Schriftstellerin des jetzigen Italiens zu bezeichnen. Wir knüpfen an das dort Gesagte, worauf wir der Kürze halber verweisen müssen, nachstehend weitere Mittheilungen. Herr Ferrucci, er wie seine Gattin Romagnolen von Abkunft, hatte sich, das sehnende Auge seit Jahren nach der bella Italia zurückgewandt, gegen die Zeit des Sonderbundkrieges bewogen gefühlt, seine Genfer Professur aufzugeben und Genf und die Schweiz zu verlassen und bald darauf in Pisa als Professor und Bibliothekar ein neues Amt gefunden. Zwei Kinder, Antonio und Rosa, waren den Gatten dahin gefolgt. Vater und Sohn, beide so glühend für Italiens Befreiung von der Fremdherrschaft, als sie eifrige Katholiken waren, hatten 1848 beim Ausbruch des ersten Krieges mit Oesterreich nebst anderen Lehrern der Universität, und außer ihnen eine Freischaar, cohors tumultuaria, die sich aus den Auditoren der Akademie bildete, die Waffen ergriffen und Antheil an allen Kämpfen und Wechselfällen jenes unglücklichen Feldzugs, zuerst den Siegen, dann auch den Niederlagen der Piemontesen genommen, und erst nach dem Schwinden der letzten Hoffnung waren sie nach Pisa heimgekehrt. Bald nachher fand der ungemein fähige und trefflich entwickelte Antonio eine ehrenvolle Anstellung in Florenz.

Inmitten der kriegerischen Wirren im Norden Italiens hatten Mutter und Tochter fortdauernd den gewohnten Studien obgelegen, und ihre Sorge insbesondere auf Verbesserung der öffentlichen und Familien-Erziehung, welche der Mutter Lebenszweck geworden war, gerichtet. Rosa sah der Unterzeichnete im Elternhause zu Genf im Spätjahr 1842, und das Bild des anmuthigen, damals etwa 7—8jährigen Kindes ist nicht verwischt in seiner Erinnerung. Nach dem, was man an ihr rühmte und

* Wir theilen Nachstehendes als den letzten, für unsere Zeitschrift bestimmt gewesenen Beitrag eines alten Mitarbeiters mit, der unter der am Schlusse dieses Artikels befindlichen Chiffre seit einer Reihe von Jahren die mannigfaltigsten Artikel für unser Blatt geliefert hat. Herr Ernst Köhler, früherer Conrector des Gymnasiums in Zwickau, starb am 3. April in Leipzig, in vorgerücktem Alter, doch bei unverminderter Regsamkeit des Geistes. Ein Freund der persönlichen Unabhängigkeit, wenn sie auch nur mit empfindlichen Opfern zu erkaufen war, hatte er sowohl in Zwickau, als in der Schweiz, wo er längere Zeit als Lehrer an einer berühmten Erziehungs-Anstalt fungirte, seine Stellungen aufgegeben, um ganz der Literatur und der Wissenschaft zu leben. Ein Polyhistor im wahren Sinne des Wortes, verband er mit allen Vorzügen auch die minder angenehmen Eigenthümlichkeiten eines deutschen Gelehrten aus alter Zeit. Voll Begeisterung für Wahrheit, Freiheit und Recht, verurtheilte er in seinem Eifer Alles, was nicht gerade mit seinen Ansichten harmonirte, wogegen er an dem, was er einmal als recht und wacker erkannt hatte, mit unwandelbarer Liebe hing. Persönlichkeiten seiner Art werden in unserer Zeit immer seltener; darum soll uns sein Andenken in Ehren bleiben.

D. Red.

bewunderte, müßte Rosa noch talentvoller und frühreifer als ihr Bruder gewesen sein. Sie las, wie es nun auch in ihren Nekrologen heißt, damals aber von uns nur bedingungsweise geglaubt wurde, im Alter von sechs Jahren geläufig italiänisch, deutsch und französisch, sie wurde in Kurzem auch des Englischen mächtig. Später wußte sie die Divina Commedia auswendig; sie las unter Anleitung ihrer in den Sprachen des Alterthums bewanderten Mutter Virgil, Cicero und Tacitus im Urtext, und unter den Neuen Bossuet, einen ihrer Lieblinge (il mio B.), Bourdaloue, Fénelon, Fleury, Milton, Schiller und Klopstock. In ihrer Individualität haben Milton und Klopstock einen unverkennbar tiefen Eindruck hinterlassen. Viele Andere werden übrigens noch in ihren hinterlassenen Briefen citirt, oder wörtlich eingeführt.

Rosa Ferrucci war nächstdem auch musikalisch gebildet. Sie selbst schrieb mehrere Abhandlungen religiösen und moralischen Inhalts, deren jede, wie namentlich die uns bekannteste della Carità cristiana, von ungewöhnlicher Begabung, seltener Tiefe des Gemüths und innigster, jede Zeile beseelender Frömmigkeit ein herrliches Zeugniß ablegt. Es sind dieselben von ihrer Mutter zusammengestellt und zuerst nur für Freunde gedruckt wurden, später auch in den Buchhandel gekommen.*

Denn das hoffnungsvolle Geschöpf weilt nicht mehr unter den Lebenden, sondern ist im März oder April 1857 das Opfer einer damals in Toscana grassirenden Seuche (miliare) geworden. Rosa war seit etwa zwei Jahren mit einem edlen jungen Manne aus Livorno, dem Advokaten Gaetano Orsini, verlobt. Die milden und ungezwungenen Sitten der guten italiänischen Gesellschaft gestatteten ihnen, sich häufig zu sehen, sich fast täglich zu schreiben. Zu Rosa's Nachlaß gehört eine dreifache, wie man sagt gleich bemerkenswerthe Sammlung von Briefen in französischer, deutscher und italiänischer Sprache; die in letzterer geschriebenen sind an ihren Verlobten gerichtet und reichen vom 6. April 1856 bis zum 21. Januar 1857, drei Tage vor ihrer tödtlichen Erkrankung, der Zahl nach gegen dreißig. In allen diesen Briefen herrscht ein einziger Gedanke vor, der an Gott, den sie auf jedem Weg und Stege bis in ihre Träume wiederfindet, und an ihre himmlische Bestimmung, die das fromme Mädchen im Abstreifen des Irdischen, in vollendeter Gottseligkeit erblickt. Mitten unter ihren Freuden und Hoffnungen, beim Gedanken an ihr herannahendes Hochzeitsfest, in ihren Träumen von der Zukunft, sieht sie nur den Himmel vor sich aufgethan. Sie liebt Gaetano um so inniger, als er von gleichem Himmelsstrahl entzündet, von gleichen Gesinnungen beseelt und mit ihr in dem Entschlusse vereinigt ist, ihren Ehestand zum Muster einer christlich frommen Ehe zu erklären. Aber Rosa's Frömmigkeit war keine klösterlich beschauliche, sondern eine liebethätige, und bewährte sich tagtäglich in der rührendsten Erweisung der Selbstverleugnung, der Opferfreudigkeit, der Nächstenliebe, der Mildthätigkeit, der carità cristiana, der Duldsamkeit gegen Andersgläubige. Solch ein weibliches Wesen war schon auf Erden eine Heilige, und galt dafür auch in ganz Pisa, daher die unsägliche Betrübniß, welche bei der Kunde von Rosa's Tode sich über die Stadt verbreitete. Schriftsteller, Dichter, alle öffentlichen Blätter besangen und berichteten diesen Trauerfall, und Denktafeln mit Inschriften wurden der Frühvollendeten gesetzt.

Der Kardinal-Erzbischof von Pisa, der jetzt in den öffentlichen Blättern so oft genannte Corsi, forderte die Signora Ferrucci zur Veröffentlichung der Briefe ihrer Tochter auf. Sie erschienen bereits 1857, zugleich mit einer ausführlichen Schilderung ihrer letzten, in schwerem Ringen des Todesengels mit der Jugend- und Lebensfülle verbrachten Wochen, Tage und Stunden, in zweiter, noch vollständigerer Auflage 1858. Sie liegen uns nicht im italiänischen Originale vor, sondern in französischer Uebersetzung,** und dieser zweiten Hand müssen wir die Briefproben entnehmen, die wir nachstehend dem Leser vorlegen.

17. April 1856. Ich bin überzeugt, daß das rechte Mittel uns auf Empfang des Sakraments vorzubereiten, welches uns für Zeit und Ewigkeit vereinigen soll, darin besteht, daß wir alle unsere Kraft aufbieten, um zu jenem Stande christlicher Vollkommenheit zu gelangen, wozu uns Gott beruft, und ich bin auch versichert, daß, wenn wir nicht durchaus den Grad von Vollkommenheit erreichen können, nach welchem unsere Sehnsucht verlangt, wir wenigstens in unseren Herzen die Flammen göttlicher Liebe zu entzünden vermögen, die schon allein das ganze Gesetz ist. Du wirst da mein Führer und Vorbild sein, Gaetano; wir werden beide nur einen Willen, auch nur eine Liebe haben, indem wir uns in Gott lieben, in welchem alle Neigungen geheiligter werden. Unsere Liebe stammt nicht von äußerem Schein, noch von dem Schimmer vergänglicher Schönheit. Unsere Seelen sind durch ein viel festeres Band verknüpft. Wir lieben uns, weil wir Gott lieben. In ihm ruht unsere Einigung, weil er der Inbegriff aller Tugend und der Reinheit unserer Liebe, er auch unser höchstes Ziel ist. Daher kommt uns jener Wechsel von Freude und Betrübniß, je nachdem wir uns jenem idealen Urbild von Vollendung, wonach wir uns sehnen, entweder nähern, oder uns davon zu entfernen scheinen. O wie ist Gott so gütig, und wie segne ich ihn, daß er in unsere Herzen solche Sehnsucht und Hoffnung gelegt hat! Ich denke, Gott ist nicht nur die ewige Macht, die Himmel und Erde schuf, oder die ewige Liebe, die uns erlöste, sondern auch die barmherzige Milde, welche mir an Dir, so zu sagen, das letzte Wort seiner Segnungen geschenkt hat.

30. Mai 1856. Ich habe in der „Revue des deux Mondes" einen schönen Gedanken von Jean Paul Richter gelesen: „Wenn das Heilige in der Seele einer Mutter dem Heiligen in der Seele ihres Sohnes entspricht, dann verstehen und begreifen sich ihre Seelen." Diese Idee hat einen großen Eindruck auf mich gemacht, und wie mir scheint, enthält sie eine treffliche Lehre für diejenigen Mütter, welche die religiöse Erziehung ihrer Söhne leiten. Sie erklärt uns außerdem das Entstehen der intimen Beziehungen, welche zwischen uns und unsern Eltern und Freunden obwalten. Und fürwahr, warum lieben wir uns so wahr und treu? Weil das, was für deine Seele geheiligt ist, es auch für die meine ist. Warum bin ich so tief bewegt, wenn ich eine schöne That erzählen höre, wenn ich die Größe der Helden der Erde, und besonders die der Heiligen und Märtyrer betrachte? Warum entlocken mir die von ihnen mit Hingebung und Seelenstärke vollbrachten Opfer Thränen? Weil das, was für sie ein Heiliges war, es auch für mich ist. Konnte man mehr (als Jean Paul) in wenigen Worten sagen? Ja, jeder Mensch muß das von Gott in seinem Herzen entzündete Himmelsfeuer unterhalten. Unglücklich der, welcher es verglimmen und erlöschen läßt! Er verliert es für sich, und er selbst ist für seine Brüder verloren, weil er das Liebesband zerrissen hat, das ihn für immer an sie geknüpft hätte. Wie die Flamme emporsteigt

per la sua forma ch' è nata a salire,

so auch strebt unsere Seele von Natur zu Gott empor, und sobald sie umkehrt nach der Erde, kann es für sie keine Hoffnung mehr auf Frieden, noch auf Seligkeit geben.

28. Juli 1856. Vorerinnerung. Wie Vater und Bruder, war auch Rosa eine eifrige Patriotin; auch ihre so reine, fromme Seele glühte für die Unabhängigkeit der italiänischen Nation. Daher in vielen ihrer Briefe die Begeisterung für das Haus Savoyen, der Schmerz über das Mißgeschick des Königs Karl Albert, den Tod seines Sohnes, des Herzogs von Genua, die Zerstörung so vieler glänzender Hoffnungen. Auch der folgende Brief ist ein Beleg dazu; von dem darin gepriesenen Sarden-könig mag man sonst halten, was man will. — Das Heute, schreibt sie an ihren Gaetano, bringt uns einen schmerzlichen Jahrestag. Armer Karl Albert! An diesem Tag und in derselben Stunde, wo ich an Dich schreibe, gab er Gott seine schmerzgebeugte Seele zurück, die aber noch voll von unbezwinglichem Vertrauen war auf die Gerechtigkeit und Unveräußerlichkeit seiner Rechte. Die Heiligen werden im Himmel den gefeiert haben, der auf Erden Gott liebte und für die Gerechtigkeit duldete. Ich denke mit Wehmuth an seinen königlichen Sohn, ihn, der allein alle die Seinigen überlebt, die, Einer nach dem Andern, ihm im Tode vorangehen.

4. August 1856. Darf ich Dir sagen, Gaetano, was ich von unserem künftigen Verhältniß denke? Wir müssen zuerst, wie wir es so oft gesagt haben, den Willen Gottes immerdar vor Augen und im Herzen halten, ihn in allen Stücken erfüllen, ihm stets von Herzensgrunde unterworfen sein. Wir werden, nicht wahr? nur e i n Herz und e i n e Seele haben, um Gott zu dienen; aber ich will auch, daß wir nur e i n Herz in der Liebe zu unseren theuren Eltern haben. Wie undankbar wäre es, wenn wir in unserem Glücke diejenigen vergessen wollten, die uns so viel Gutes erzeigt, die uns geliebt haben, bevor wir wissen konnten, daß es eine Liebe auf der Welt gäbe (prima che noi potessimo sapere che fosse amore). Bestreben wir uns, die Neigungen unserer Herzen so zu regeln, daß keine derselben von den übrigen erstickt werde, sondern daß sie alle in schöner Harmonie sich zu Dem erheben, der uns geschaffen hat und für den wir leben sollen. Er allein sei das Endziel aller unserer Handlungen und Gedanken! Dann wird die Ermattung niemals unsern Muth überwinden; dann werden uns unsere Pflichten niemals drückend scheinen, dann wird unser Leben gut sein und unsere Absichten rechtschaffen, und wir werden schon hienieden jenen innern Frieden schmecken, den keiner fassen kann, der ihn nicht empfindet:

Che intender non la può chi non la sente

* Rosa Ferrucci, e alcuni suoi scritti pubblicati per cura di sua madre. Firenze, 1857.

** Rosa Ferrucci. Ses lettres et sa mort. Par M. l'abbé H. Perreyre. Paris, 1859.

Das sei unser Lebensplan; ich habe ihn aus Furcht, es möchte scheinen, als wollte ich Dir Rathschläge und Verordnungen geben, nur angedeutet. Dies alles ist nur durch Gottes Gnade möglich. Bitten wir darum durch Fürsprache der heiligen Jungfrau, bei Annäherung des großen Festes ihrer Himmelfahrt; wir bedürfen so sehr ihren Schutz und Rath.

Ohne Datum. Noch ein Schmerz. Mathilde ist todt. (Mathilde Manzoni, die Tochter des berühmten Dichters.) Ach, wie liebten wir uns! Sie war ein Engel. Wir sind die duldenden Verlierenden, denn für sie ist das Verlassen der Erde nur ein Glück. Sie hat keine Klage hören lassen; sie hat in der Liebe zu Gott alle ihre Kraft und ihren Frieden gefunden. Ihr Herz öffnete sich so leicht der Freude. Am Tage vor ihrem Tode erblickt sie einen Blumenstrauß. Wie viel Schönes hat unser Gott gemacht! ist das Einzige, was sie spricht. Man wollte ihren Vater die Gefährlichkeit ihres Zustandes wissen lassen. Sie hat sich standhaft widersetzt, um dem armen Vater das Herzzerreißende des letzten Lebewohls zu ersparen. Das sind Vorbilder!

21. Januar 1857 (der letzte ihrer Briefe). Wahrlich, man muß immer bereit zum Sterben sein, wenn und wie Gott will, und ihn lieben, ihn unendlich mehr als Alles auf der Welt, was mit unserem gebrechlichen Dasein vorgeht. Unsere unsterbliche Seele ist nicht für diese Erde geschaffen, worauf Alles nur von kurzer Dauer ist, sich zerstreut und wechselt; ihrer innersten Natur zufolge, verlangt sie nach dem Himmel. Ich lebend oder todt, in dieser oder der andern Welt, ich werde immer die Deinige sein, mein Gaetano, in der Liebe, die Gott kennt und segnet.

Wir beschließen die vorstehenden Auszüge aus Rosa's Korrespondenz mit ihrem Verlobten, mit einer ihr gesetzten lateinischen Inschrift:

„Integri pueri, tenerae virgines, honestate lacrimis tumulum Rosae Ferrucciae, puellae suavissimae, politioribus artibus supra feminarum morem excultae, quae sub ipsum connubium, dum insueta gaudia tacito pectore exciperet, juveniles explevit annos secura." E. K—r.

England.

Der Schützencorps-Enthusiasmus der Engländer.

Unter der Ueberschrift „The Literature of the Rifle" bringt die Londoner Literary Gazette einen längern Artikel über die in England durch die bedrohlichen Manöver des kaiserlichen Nachbarn jenseits des Kanals zur Volkssache gewordenen Studien des Handgewehrs, welches man „Rifle," Stutze, gezogene Büchse, nennt, welche Studien eine ganze Literatur von Handbüchern und eigenen Zeitschriften hervorgerufen haben. Büchsen- oder Scharfschützen-Vereine haben sich auf allen Punkten der britischen Inseln gebildet und sind nur des Winkes von oben gewärtig, um sich in Irland sowohl, als in Schottland und England, in einen lebendigen Wall zu verwandeln, gegen den alle Geschosse der gepanzerten Schiffe Napoleon's III., sowie seiner Zouaven und Turcos, vergebens gerichtet sein würden.

„Es beweist diese Bewegung," sagt die Literary Gazette, „daß wir in der That ein einiges Volk von Brüdern, daß wir so durch und durch loyal, so zufrieden mit unserer Regierungsform, so wenig geneigt zur Revolution sind, daß die Königin wagen darf, eine Schußwaffe von der weitreichendsten und tödtlichsten Präcision den Händen der ganzen Nation anzuvertrauen. Wir dürfen wohl sagen, daß wir in dieser Beziehung allein in der Welt stehen. Denn mit unseren bürgerlichen Scharfschützen- und Artillerie-Corps, wie sie sich jetzt gestalten, darf wohl weder die Landwehr in Preußen, noch die vorgeschlagene Reserve-Miliz in Frankreich verglichen werden. Bei uns bewaffnet sich das Volk selbst, um die Regierung zu schützen und das Land zu vertheidigen, und die Regierung weiß, daß in den Köpfen des Volkes keinerlei Hintergedanke dabei lauert.

„Es ist die Agitation eines freien Volkes, das seine Freiheit, seine Selbständigkeit, seine Weltstellung um jeden Preis gegen die möglichen, direkten oder indirekten Angriffe ausländischer Unfreiheit und Despotie gewahrt wissen will. O, möchte doch das unserm Volke in so vielen Stücken verwandte Deutschland an diesem ein Beispiel nehmen! Möchte es alle Uneinigkeit, alle angeborene Stammes-Eifersucht, alle unberechtigte Herrschbegierde kleiner, für sich allein wehrloser Staatsgemeinschaften aus seiner Mitte verbannen, so lange es gilt, den berechneten Plänen eines heimtückischen, gemeinsamen Feindes zu widerstehen, dem Nichts erfreulicher, als der Zwiespalt im Hause seiner Nachbarn ist! Möchte aber auch die aufgeklärte preußische Regierung jene große Institution der Landwehr, die sich in den Jahren 1813—1815 so bewährte, nicht allein nicht aufgeben, sondern vielmehr in der Weise eines freien, sich selbst vertrauenden Volkes, in der Weise der britischen Riflemen ausbilden, damit der böse Feind, wenn er Ernst macht, wirklich das „Volk in Waffen" finde, von welchem der preußische Prinz-Regent in seiner Thronrede gesprochen hat."

Wir lesen mit Freuden, was uns das englische Blatt sagt, aber wir erlauben uns den bescheidenen Einspruch, daß auch drüben noch nicht Alles gleich heldenhaft und muthig zu einem Ganzen zusammenwirkt, und daß zwischen der begeisterten Idee, wie sie in Meetings und Druckschriften ausgesprochen wird, und der wirklichen That noch eine große Kluft ist. Die Anzahl der Freiwilligen (volunteers), die sich zu den neuen Scharfschützen-Corps gemeldet, soll allerdings sehr groß sein; aber schon jetzt warnt die Literary Gazette davor, man möge sich bei der Organisirung des neuen Volksheeres nicht etwa „von dem großen militairischen Vorbilde Georg's IV." leiten lassen, „der zu seiner Zeit die Armee als eine wundervoll schöne Gelegenheit betrachtete, das Genie der Schneider glänzen zu lassen." Die beiden Juristen-Schulen des Temple und von Lincoln's Inn in London, sowie die Universitäten Oxford und Cambridge, rüsten jede ihr „Rifle-Corps" aus, doch deutet unser englischer Gewährsmann an, daß sich bei diesen und anderen Corps schon Spuren eines Mangels an gehöriger Mannszucht wahrnehmen lassen, indem Beispiele vorliegen, daß Offiziere ihre alten Privatzwiste, Streitigkeiten, die oft blos die Folge von Gewerbsneid waren, auf den Dienst übertragen und dadurch alle schönen Organisationspläne zerstört hätten. In solchen Fällen werden wohl die „Horse-Guards" (wie man das englische Kriegsministerium zu bezeichnen pflegt) einschreiten und die erforderliche, strenge Disziplin durchführen müssen.

Die Literary Gazette beklagt ferner, daß für die Meisten, welche sich gern bei den neuen Schützencorps betheiligen möchten, namentlich für die Fabrikarbeiter, die doch am Ende ebenso viel Recht, als die shopkeepers (Krämer und Ladendiener) hätten, für ihr Vaterland einzustehen, der **Kostenpunkt** ein abschreckendes Moment sei. Einfachheit und Wohlfeilheit der Ausrüstung dürfe also niemals aus dem Auge gelassen werden.

Interessant ist aber jedenfalls die Masse von militairischen Handbüchern, „drill books" und Exerzir-Reglements, die mit einemmal auf den Büchermarkt von England gekommen. Es ist, als ob Napoleon III. mit Einem Schlage das Volk der Handelsleute in ein Volk von Spartanern und alten Römern verwandelt hätte! Die Anzahl der Schützen in allen drei Ländern des Königreichs soll sich jetzt bereits auf eine halbe Million belaufen. J. L.

E. A. Bowring's Uebertragung H. Heine's.

Herr Edgar Alfred Bowring — nicht zu verwechseln mit Sir John Bowring, dem glücklichen Uebersetzer, der seine Landsleute mit fast allen „Stimmen der Völker" in deren Weisen und Stimmungen bekannt gemacht — hat es unternommen, sämmtliche Gedichte Heine's, wie sie sich im „Buch der Lieder," in den „Reisebildern," der „Nordsee," dem „Atta Troll," der „Winterreise" und dem „Romancero" zerstreut finden, in's Englische zu übertragen. Jedenfalls ist derselbe ein Geistesverwandter (wenn nicht, wie wir vermuthen, ein Sohn) Sir John Bowring's, denn es ist ihm, gleich diesem, auf merkwürdige Weise gelungen, in den poetischen Geist seines Originales einzudringen, wenn er es auch, ebenso wie dieser, an zahlreichen Mißgriffen und „blunders" ebenfalls nicht hat fehlen lassen.

Als einen Beleg, wie treu Herr Bowring den Geist und die Form des Heine'schen Liedes zu treffen und wiederzugeben wußte, theilen wir seine Uebertragung des berühmten: „Auf Flügeln des Gesanges" mit, die vollständig nach Felix Mendelssohn's meisterhafter Composition gesungen werden kann:

„On song's exulting pinion
I'll bear thee, my sweetheart fair,
Where Ganges holds his dominion, —
The sweetest of spots know I there.

There a red blooming garden is lying,
In the moonlight silent and clear;
The lotos-flowers are sighing
For their sister so pretty and dear.

The violets prattle and titter,
And gaze on the stars high above;
The roses mysteriously twitter
Their fragrant stories of love.

The gazelles, so gentle and clever,
Skip lightly in frolicksome mood;
And in the distance roars ever
The holy river's loud flood.

And there, while joyously sinking
Beneath the palm by the stream,
And love and repose while drinking,
Of blissful visions we 'll dream."

Minder gelungen sind dem Uebersetzer die scherzhaften und witzigen Wendungen, die Pointen und sprachlichen Spielereien Heine's. Unter der wörtlich treuen, metrischen Uebertragung ist zuweilen die Neckerei und der Doppelsinn verloren gegangen. Vergleiche man z. B. mit den Heine'schen Versen:

„Sterbend spricht zu Salomo
König David: A propos,
Daß ich Joab dir empfehle,
Einen meiner Generäle.

„Dieser tapf're General
Ist seit Jahren mir fatal,
Doch ich wagte den Verhaßten
Niemals ernstlich anzutasten.

„Du, mein Sohn, bist fromm und klug,
Gottesfürchtig, stark genug,
Und es wird dir leicht gelingen,
Jenen Joab umzubringen." —

nachstehende Verse Bowring's:

David said to Salomon,
On his deathbed. List, my son!
My most dreaded foe, of course, is
Joab, general of my forces.

This brave general, many a year,
I have view'd with hate and fear;
But, however I detest him,
In ne'er ventured to arrest him.

Thou, my son, of sterner stuff,
Fearing God, art strong enough;
'Tis for thee an easy matter
That said Joab's brains to scatter.

Eine kleine Blumenlese von „blunders," die Herr Bowring gemacht, hat das Londoner Athenaeum ihm nachgewiesen. So hat er z. B. im „Atta Troll" die schwäbischen „Gelbveiglein" durch yellow figs (gelbe Feigen), in dem Gedichte „Seekrankheit" das „banausisch schwerhinwandelnde Rindvieh" durch banatian (banatisches) heavy and lumbering cattle, wobei auch der Homerische Ton des Verses verloren gegangen, wiedergegeben. In dem „Schlachtfeld bei Hastings" (Romancero) hat er den „Bankert" mit einem „Bankeruttirer" verwechselt; die „Nordsee" (von den Engländern „German Sea" genannt) verwandelt er in „the Baltic" (die Ostsee), und die Lüneburger Haide, diesen Juwel der hannoverschen Krone, macht Herr Bowring zu einem bloßen „place where thou art dwelling." **J. C.**

Böhmen.

Literarische Berichtigungen aus Prag.

Geehrter Herr Redacteur! In Nr. 7 Ihres „Magazin" haben Sie, nach der Darstellung eines Polen, des Herrn Paplonski, eine Mittheilung über den gegenwärtigen Zustand der böhmischen Literatur gebracht, die einige Irrthümer und Unrichtigkeiten enthält, deren Berichtigung Sie mir in den folgenden Zeilen gestatten wollen.

Wenn zunächst Herr Paplonski sagt, von den älteren Koryphäen der böhmischen Literatur — er nennt Šafařik, Palacky, Purkyně und Hanka — nehme nur noch der Letztere Theil an der geistigen Bewegung, welche sich in der jungen Generation kund gebe, so ist dies einestheils nicht deutlich genug, anderntheils geradezu falsch. Herr Hanka, als Bibliothekar des Museums, hat freilich am meisten Gelegenheit zum persönlichen Verkehr mit den jüngern Literaten; weiter aber erstreckt sich das Theilnehmen des behäbigen, alten Herrn an den Bestrebungen derselben nicht. Hingegen besitzt der greise Purkyně einen nie alternden Geist, und abgesehen von seiner Thätigkeit als Hauptredacteur der Živa, hält er tüchtig Schritt mit der Zeit, nimmt Akt von jeder literarischen Erscheinung und sogar auch muntern Antheil an den geselligen Vergnügungen der neuen Generation.

Daß die böhmischen Stände die Erlaubniß zum Drucke des letzten Bandes von Palacky's Geschichte (des IV. Theiles 2. Abtheilung) verweigert hätten, ist grundfalsch; der 614 Seiten starke Band, dessen Druck eine geraume Zeit erforderte und daher dem Herrn P. hätte bekannt sein sollen, wurde bereits mit dem neuen Jahre ausgegeben und befindet sich in Aller Händen.

Unter dem Dichter Hahl soll wohl Hálek gemeint sein, welcher in dem Almanache Máj einen Kreis von geistesverwandten jungen Leuten um sich sammelte, welche sämmtlich in affektirtem Weltschmerz (zum Glück keine sonderlichen Geschäfte) machen, wobei vornehmlich Heine nachgeäfft wird.

Die Angabe, daß die Zeitschrift des Museums Abhandlungen über die Nationalliteratur enthalte, ist stark antiquirt; ja es wird bei ihr gerade dasjenige schmerzlich vermißt, was am meisten Noth thäte: eine stätige kritische Uebersicht des Laufenden.

Mit welchem Rechte Havlíček (der übrigens seit zwei Jahren todt ist) unter die Dichter und neben Kollar kömmt, leuchtet den böhmischen Lesern des Magazins nicht recht ein; H.'s Feld war ein ganz anderes als Versemachen. Eben so unrichtig ist die Angabe, er habe die „Nationalzeitung" (die richtige Uebersetzung von Národní Noviny) in antiösterreichischem Sinne redigirt, es wäre denn, daß man liberal und antiösterreichisch für gleichbedeutend nähme, worüber ich freilich mit Niemanden streiten will.

Eine Stadt Pirk* existirt im ganzen Umfange des österreichischen Staates nicht, wohl aber eine Kreisstadt Písek am Flusse Otava, wo bis zu Ende des Jahres 1859 die Zeitschrift: „Der Pilger (nicht Reisende) von der Otawa" erschien, welche mit dem März des l. J. in neuer Folge fortgesetzt werden soll.

Andere minder bedeutende Unrichtigkeiten, entsprungen größtentheils aus fehlerhafter polnischer Uebersetzung böhmischer Ausdrücke, übergehend, corrigire ich nur den Namen des Wiener Professors der böhmischen Sprache, welcher nicht Tschembera heißt, sondern Schembera (Šembera), sodann des Prager Docenten Dr. Lambl, nicht Lambi. Endlich ist Professor Čejka nicht alleiniger Uebersetzer Shakspeare's, wie man nach Herrn P.'s Ausdrucksweise glauben könnte, sondern nebst ihm beschäftigen sich mit dem Uebersetzen der Werke des großen Briten noch Franz Doucha, Ladislaus Čelakovský (Sohn), Josef Georg Kolár und Jakob Malý.

Schließlich die Notiz, daß Dr. Riegers Conversations-Lexikon bereits in einer Auflage von 7000 Exemplaren gedruckt wird. Die bisher erschienenen 10 Hefte gehen bis Beringůo ostrov (Beringsinsel).

China.

Das Drama der Chinesen.

II.

Salomon's Urtel in China.

Das zweite der beiden Bühnenstücke, denen wir unsere Aufmerksamkeit zuwenden, spielt in den Schichten der bürgerlichen Gesellschaft. Unter dem sonderbaren Titel Huei lan ki, d. i. „Geschichte des mit Kalk gezogenen Kreises," lernen wir einen der vielen in Scene gesetzten Kriminal-Prozesse kennen, im Ganzen ein Gemälde sittlicher Verworfenheit, aus welchem nur wenige Lichtgestalten hervorschimmern. Für Manche der handelnden Personen endet das Stück verdientermaßen trostlos, während die unschuldig gemarterte Heldin zuletzt volle Genugthuung erlangt. Wir haben also hier ein Schauspiel vor uns, nicht ein Trauerspiel, aber mit mancher Scene, die den Zuschauer mächtig zu ergreifen berechnet ist. Für unser ästhetisches, ja moralisches Gefühl würden solche Scenen größtentheils allzu drastisch sein. Uebrigens ist auch hier wieder ein Weib vornehmster, man kann sagen — einziger Gegenstand der Theilnahme.

Personen. Frau Tschang, eine arme Wittwe (nur im Prologe).

* Dieser Name, wie der obenerwähnte Hahl, verdankt wahrscheinlich einem Druckfehler seine Entstehung. D. R.

— Herr Ma kiun king, reicher Privatmann. — Frau Ma, dessen Gattin vom ersten Range (Hauptgemahlin). — Hai tang, Tochter der Wittwe Tschang, von Herrn Ma als Gattin zweiten Ranges angenommen. — Lin, ihr Bruder. — Pao tsching, Generalstatthalter der Provinz. — Ho nan, in Kai fung fu residirend. — Su schün, Statthalter und Untersuchungsrichter von Tsching tscheu ebendaselbst. — Tschao, Beisitzer am dortigen Gerichte. — Zwei Gerichtsdiener. — Männliche und weibliche Zeugen.

Ein vorangehender Prolog soll über gewisse Umstände aufklären, deren spätere Erwähnung unbequem oder störend sein würde. Die alte Tschang erscheint und meldet dem Publikum, daß sie zwei erwachsene Kinder hat: Lin und Hai tang — die Letztere schön, geistvoll und im Besitze mannigfacher Kenntnisse. Ohne ihr Verschulden in bittere Armuth gestürzt, hat die Mutter der begabten Tochter angesonnen, aus ihrer Schönheit in gewissem Sinne ein Gewerbe zu machen. Bald jedoch meldet sich ein reicher und kinderloser Nachbar, Herr Ma, der Hai tang als Gattin zweiten Ranges annehmen will, mit einem leidenschaftlichen Antrage. Der reiche Bewerber verspricht der Alten Unterstützung auf Lebenszeit und beruhigt ihre ängstlichen Zweifel, ob die gute Hai tang bei der Hauptgemahlin auf freundliche Behandlung rechnen dürfe. Vor dem Eintreten des Herrn Ma hat Lin nach einer heftigen Scene mit Mutter und Schwester Abschied genommen, um in der Fremde das falsche Glück zu suchen und von der Erniedrigung seiner Familie nicht ferner Zeuge zu sein.

Erster Akt. Sechs Jahre später. Ma kiun king's Hauptgemahlin tritt auf und verkündet den Zuschauern mit unverstelltem Ingrimm, daß Hai tang die ganze Gunst ihres Mannes an sich gerissen und ihn dazu noch mit einem jetzt schon fünfjährigen Sohne beschenkt habe. Ebenso wenig verhehlt sie dem Publikum ihr eignes Liebesverhältniß mit einem Beisitzer, Namens Tschao, den sie eben jetzt zu sich bestellt hat. Die Abwesenheit des Herrn Ma ist damit zu erklären, daß er heute, als am Geburtstage seines Söhnleins, in dessen Begleitung alle Pagoden der Stadt besucht und in jeder dem vollendeten Buddha für das künftige Wohlergehen des Kleinen räuchert. Frau Ma entfernt sich ein Weilchen und läßt dem jetzt eintretenden Liebhaber Zeit zu einem Selbstgespräche, worin er ihre Reize mit Begeisterung lobt. Die Angebetete erscheint bald wieder und eröffnet Herrn Tschao nach herzlicher Begrüßung, daß sie ihren Mann zu vergiften beabsichtige. Herr Tschao hat das Gift schon mitgebracht, weil er, ob naher Seelenverwandschaft mit seiner Geliebten, auf denselben Gedanken gekommen ist.

Die Beiden entfernen sich mit einander, worauf Hai tang erscheint und in langem Selbstgespräche heitere Parallelen zieht zwischen dem Sonst und Jetzt ihres Daseins. Sie hat Alles erreicht, was sie nur wünschen konnte, sie ist geliebt, hochgeehrt, glückliche Mutter und im Schooße des Ueberflusses. Eine unangenehme Störung in diesen angenehmen Betrachtungen verursacht ihr Bruder Lin, der zerlumpt und halb verhungert von seinen Wanderungen zurückkehrt und nun seinen reichen Schwager um Unterstützung angehen will. Eingedenk der harten Behandlung die sie wegen ihres nicht ehrenhaften Debüts im Leben einst von ihm erlitten, empfängt ihn Hai tang, jetzt verwöhnte Günstlingin des Glückes, mit Schmähungen und herben Vorwürfen und wendet sich von ihm ab wie von einem Verpesteten. Der Unglückliche findet Gelegenheit, das Mitgefühl der Hauptgemahlin anzuflehen. Diese will sich bei seiner Schwester für ihn verwenden. Sie geht zu Hai tang, bestimmt sie durch lebhaftes Einreden, daß sie des Schmuckes, den sie eben trägt, zum Besten ihres Bruders sich entäußert, und überbringt nun diesem die Gabe, jedoch mit dem Bemerken, es sei ihr eigener Schmuck, indem die Schwester sich hartnäckig geweigert habe, ihm etwas zuzuwenden. Lin scheidet mit Gefühlen innigen Dankes gegen die Hauptgemahlin und tiefen Grolles gegen seine Schwester.

Bald darauf tödtet Frau Ma ihren heimgekehrten Gatten mit dem von Tschao ihr behändigten Gifte; Herr Ma verscheidet auf dem Theater unter Zuckungen, nachdem er die Fleischbrühe getrunken, in welche sie das Gift heimlich geschüttet hat. Dann beschuldigt sie die ihr verhaßte Hai tang, die Bereiterin der Brühe, des Verbrechens, und befiehlt ihr, ohne Verzug das Haus zu verlassen. Hai tang bittet, ihr Söhnlein mitnehmen zu dürfen. Frau Ma sagt: „Wenn du den Kleinen mir überlässest, so soll dir kein Haar gekrümmt werden; willst du aber dein Recht an das Kind geltend machen, so klag' ich dich als Vergifterin unseres Mannes an."* Hai tang, die sich frei von aller Schuld fühlt, fürchtet die Drohung nicht; Frau Ma aber verabredet mit ihrem Liebhaber das Nöthige.

* Man muß nämlich wissen, daß eine kinderlose Gemahlin ersten Ranges ihren Anspruch auf die Erbschaft verliert, wenn von der Gemahlin zweiten Ranges Kinder vorhanden sind.

Zweiter Akt. Gerichtshof von Tsching tscheu. Vor Su schün, dem Statthalter und Untersuchungsrichter, erscheint Frau Ma als Klägerin wider Hai tang, die ihr ohne Widerstand gefolgt ist. Der Statthalter, ein bestechlicher Schurke, heißt sie, der Sitte gemäß, Beide niederknien; sobald aber Frau Ma als verwittwete Hauptgemahlin des reichen Ma kiun king vorgestellt ist, erhebt er sich von seinem Sitze und bittet sie (d. h. Frau Ma allein) ebenfalls wieder aufzustehen. Ein Büttel muß ihm bedeuten, daß der Verstorbene zwar reich, aber nicht Würdenträger gewesen ist, worauf der Statthalter sie ungern wieder niederknien heißt. Frau Ma beschuldigt nun Hai tang der verschiedenen Verbrechen, die sie selbst begangen hat, und erklärt sich für die Mutter des hinterlassenen Kindes. Der Statthalter kommt anscheinend in Verlegenheit; er heuchelt Mangel an Sammelkraft in einer so verwickelten Sache, und überträgt die Untersuchung dem Beisitzer Tschao, der ihm, wo irgend Bestechung zu empfangen ist, als Mittelsperson dient, und mit welchem er den Ertrag zu theilen pflegt. Dieser fordert die Beklagte auf, zu gestehen, mit der Folter drohend. Hai tang sagt Alles, was sie weiß; daß der Kleine ihr eigner Sohn ist, sollen zwei Weiber bezeugen, die zuerst mit ihm beschäftigt gewesen. Aber diese sind von Frau Ma mit Geld bestochen und legen falsches Zeugniß ab. Jetzt folgt die abscheuliche Scene des Folterns. Von Schmerz überwältigt, bekennt sich die Angeklagte in allen Punkten schuldig, unterzeichnet ihre Erklärung, und wird zwei bewaffneten Gerichtsdienern übergeben, die sie gefesselt nach Kai fung fu abführen, um dort ihr Urtheil zu empfangen. Zum Abschiede sagt sie: „Ich kann nur noch den Himmel anrufen — aber ach! dieser ist zu hoch, um meine Wehklage zu hören." Dies erinnert an den Seufzer des russischen Leibeigenen vor seinem gnädigen Tyrannen: „Gott ist zu hoch, der Kaiser zu fern!" Dem Beisitzer Tschao hat die Verhandlung großen Appetit gemacht — er freuet sich auf eine tüchtige Mahlzeit.

Dritter Akt. Auf dem Wege nach Kai fung fu. In einem furchtbaren Wintersturm muß die unschuldige Hai tang gefesselt und mit einem Block um den Hals den beiden Schergen folgen, die ihr Stöße und Schläge versetzen, so oft sie vor Schmerz und Erschöpfung zusammensinkt; denn sie hat nicht das Geringste, womit sie ihre Peiniger bestechen könnte, was diese ihr sogar mit widerwärtigster Offenheit vorwerfen. In die Nähe einer Schenke gekommen, erblickt sie plötzlich in einiger Entfernung ihren Bruder, der unterdeß in Kai fung fu eine Anstellung erhalten und den gewisse Amtsgeschäfte desselben Weges führen. „Ich hab' ihn erkannt" — ruft sie aus — „ja, ich täusche mich nicht, er ist's — noch mit Mühe halt' ich mich aufrecht! Wie kann ich zu ihm eilen in diesen Ketten und mit dem schweren Klotz am Halse!" Die Scene wäre ergreifender, hätte Hai tang nicht in ihrem Glücke den damals äußerst hülfsbedürftigen Bruder übermüthig fortgewiesen. In frischer Erinnerung an diese herzlose Aufnahme will er sie anfangs zurückstoßen; dann schenkt er ihr nach und nach Gehör, und ihr ganz unverschuldetes Leiden empört ihn dergestalt, daß er auf eigene Gefahr ihr Fürsprecher werden will. Lin geht mit Hai tang und den Schergen in die Schenke, wo bald auch der Beisitzer Tschao und Frau Ma sich einfinden. Herr Tschao hat nämlich aus bösem Gewissen die Gerichtsdiener bestochen, damit sie Hai tang unterwegs an einem abgelegenen Orte tödteten; es währt ihm aber zu lange, bis sie wiederkehren und Bericht erstatten, deshalb hat er sich, von seiner Geliebten begleitet, bei schlechtestem Wetter auf den Weg gemacht. Hai tang erkennt sogleich ihre beiden Todfeinde, und fordert ihren Bruder auf, das ruchlose Paar ergreifen zu lassen. Dies gelingt jedoch nicht, da die Gerichtsdiener der Flucht Beider sogar Vorschub leisten. Lin schlägt aus Unwillen den Einen, und dieser nimmt dafür Rache, indem er Hai tang schlägt, weil sie seine Gefangene, ihm also zeitweilig untergeordnet ist. So bewegt man sich unter Püffen und Scheltworten zur Schenke hinaus, des Wirthes ganz vergessend, der seinen Gästen eine Strecke nachrennt, sie an ihre Zeche zu mahnen. Statt der gehofften Bezahlung empfängt er von einem der ohnehin sehr übel gelaunten Häscher einen Fußtritt, daß er seiner Länge nach zu Boden stürzt. In einem folgenden kurzen Monologe meldet der langsam wieder aufstehende Wirth seinen unwiderruflichen Entschluß, einen anderen Broderwerb zu ergreifen, indem man als Besitzer einer Schenke fast nur Aerger und Verluste habe.

Vierter Akt. Obertribunal der Provinz, zu Kai fung fu. Der Generalstatthalter (Vicekaiser) tritt auf, und spricht ein Wehe aus über jeden Beamten, den sein Beispiel nicht zur Unparteilichkeit und Uneigennützigkeit ermuntere. Er rühmt sich, des Kaisers Vertrauen in solchem Grade zu besitzen, daß es ihm sogar frei stehe, die Verbrecher erst hinrichten zu lassen und dann über sie zu berichten. Dann sagt er, der Statthalter von Tsching tscheu habe ihm die Schriftstücke des Prozesses gegen eine

gewisse Hai tang zugesandt, dieser Prozeß sei jedenfalls übereilt worden, und er halte es für seine Pflicht, die Untersuchung wieder aufzunehmen. Begleitet von ihrem Bruder, tritt Hai tang ein; anfangs verstummt sie vor dem erschrecklich hohen Würdenträger, in dessen Händen das Schicksal vieler Millionen Menschen ruht (denn fast jede chinesische Provinz könnte für sich schon eines der mächtigsten Königreiche sein), und wagt nicht eher für sich zu reden, bis der erlauchte Pao tsching ihren Bruder angehört hat. Auf Befehl des Magnaten werden Frau Ma, das streitige Kind und die bestochenen Zeugen vorgeführt. Alle bleiben bei ihren früheren Aussagen. Jetzt läßt Pao tsching am Boden des Gerichtssaals mit einem Stücke Kalk einen Kreis ziehen und das Kind in die Mitte stellen. Dann fordert er die beiden Frauen auf, den Kleinen gleichzeitig, jede nach ihrer Seite, zu ziehen; denn er meint, die rechte Mutter werde sich das Kind nicht entreißen lassen. Zweimal wird der Versuch angestellt, und beide Male zieht die Hauptgemahlin den Kleinen zu sich herüber. Der Generalstatthalter wirft Hai tang einen dräuenden Blick zu; diese aber sagt unter strömenden Thränen: sie habe das von Natur gebrechliche Kind mit unsäglicher Sorge gepflegt, um es nur am Leben zu erhalten. „Schwächlich und zart gebaut, wie es ist, kann es nicht mit Gewalt nach zwei Seiten gezogen werden ohne Schaden zu nehmen. Lieber erleid' ich einen qualvollen Tod, als daß ich meinem Kinde eines seiner Aermchen breche oder verrenke." — Jetzt erleuchtet den Vicekaiser ein Strahl der Weisheit. „Die rechte Mutter" — so ruft er aus — „ist erkannt — eine gewaltige Macht hat dieser Kreis in sich geschlossen. Wo die Anwendung des Gesetzes schwer, da kann noch ein sicherer Blick in das Herz gestattet sein."

Der nichtswürdige Beisitzer Tschao wird zuletzt hereingebracht. Dieser versucht seine ganze Schuld auf den Statthalter von Tsching tschen zu wälzen und leugnet seinen verliebten Umgang mit Frau Ma. Vor Angst und Verwirrung sagt er unter Anderem seiner Geliebten zu Gehör, ihre ganze Schönheit sei eigentlich Wirkung von allerlei Schminke, und wenn man diese abwüsche, würde eine widerwärtige Larve zurückbleiben. Hierüber auf's Aeußerste empört, hält Frau Ma ihm vor, daß er sie in traulichem Zwiegespräch eine Göttin genannt habe — ihr tiefgekränktes Selbstgefühl zwingt sie, sich zu verrathen.

Jetzt erhält Tschao die Tortur, unter der er Alles bekennt. — Es folgt der feierliche Urtheilsspruch: die bestochenen Personen werden zu derber Abprügelung und lebenslänglicher Brodlosigkeit verdammt — Herr Tschao aber und Frau Ma zu dem langsamen Tode lebendiger Zerstückelung. Alles was die Schuldigen besessen, kommt an Hai tang, die auch ihr Söhnlein zurückerhält. Ihr Bruder Lin darf den fürchterlichen Spruch, der die Hauptschuldigen getroffen, mit eigner Hand an ihnen vollziehen.

In dem Hoei lan ki wird — wie man sieht — die Scheußlichkeit der Bestechung (der thätigen wie der leidenden) vorzugsweise gegeißelt, und zugleich dem gewissenhaften Richter ein Wink gegeben, daß er in die Tiefen der Seele einzudringen versuche, indem er sonst unter Umständen entsetzlich ungerecht werden könne.

Es läßt sich also eine Absicht schwerlich verkennen; das Stück gehört nicht zu den uninteressanten Schöpfungen oder Bearbeitungen. Gegen übereilte Anwendung der Folter empört sich das bessere Gefühl des Verfassers ohne Zweifel, da er ein Wesen, dem das höchste Mitgefühl sich zuwenden soll, am meisten unter derselben leiden läßt. Ob dies barbarische Mittel ihm unbedingt als solches erscheine, ist unerweislich, sogar unwahrscheinlich. Man darf aber nicht zu vornehm auf die Chinesen herabsehen, wenn dort die Tortur und gewisse Strafen von erfinderischer Grausamkeit noch heutiges Tages für unentbehrlich gelten; denn wie kurze Zeit sind wir über dergleichen hinaus!! Und während das Fortbestehen der Folter im chinesischen Reiche uns wehmüthig ergreift, finden wir die Annalen dieses Reiches wenigstens nicht mit Ketzergerichten oder Hexen-Prozessen geschändet, diesen dunkelsten und unvertilgbarsten aller Brandmale der christlich-europäischen Menschheit.

Was übrigens selbst an bezüglich edeln Charakteren des vorliegenden Schauspiels, wie anderer chinesischer Bühnenstücke, empfindlich berühren mag, das ist ein stark hervortretendes Bedürfniß, für Kränkungen jeder Art sich Genugthuung zu verschaffen, und eine nie verhehlte herzliche Befriedigung, wenn die Vergeltung eintritt. Der Chinese schämt sich nicht, zu gestehen, daß er ihm widerfahrene Schmach dem Beleidiger nachträgt, und wir dürfen uns daher kaum wundern, wenn selbst Muster-Charaktere, die er uns auf seiner Bühne vorführt, von Rachsucht und Schadenfreude nicht frei bleiben. Nur an den eigenen Eltern Rache nehmen, ist bis in die Welt der Dichtungen hinein etwas Unerhörtes; daher z. B. ein Orest, eine Elektra in China zu den undenkbaren Erscheinungen gehören. Während der freilich ruchlose Tschao die Folter erleidet, fordert Hai tang selbst mit aller Gemüthsruhe ihn auf, zu gestehen, und nachdem die Schuldigen verurtheilt sind, richtet sie an Jeden derselben einige Worte, deren gemeinschaftlicher Sinn ist: „Seht ihr nun, welche gerechte Ahnung euch trifft!" Wer von Kindheit an Gelegenheit gehabt, mit grausamen Strafen und ebenso grausamen Mitteln der Erpressung bekannt zu werden, wer von solchen Greueln der Rechtspflege gleichsam umgeben aufwächst, der empfindet allerdings nicht so leicht den krankhaften Schauder davor, welcher späte Enkel oder ferne Ausländer, die mit anderen Vorstellungen aufgewachsen, ergreifen muß.

W. Sch.

Mannigfaltiges.

— Frankreichs Allianzen. Die Revue Contemporaine vom 31. März bringt in ihrer Chronique politique über Frankreichs Allianzen Betrachtungen, die namentlich in Petersburg gelesen zu werden verdienen. Das Organ Napoleonischer Ideen ist erschreckt über die von der savoyischen Annexion hervorgerufene, trotzige Haltung des englischen Parlaments. Es ist außer sich darüber, daß selbst so bedeutende Zugeständnisse Frankreichs, wie der Handelsvertrag, ganz weggeworfen sein sollen, aber es tröstet seine Leser mit der Aussicht auf Ersatz von anderer Seite. Frankreich, meint die Revue, wird nicht isolirt, denn an Englands Stelle tritt sofort das von dem großen Freunde der Franzosen, von Gortschakow, geleitete Rußland. Frankreich braucht nur die Hand hinzureichen, und Rußland, das längst nach dieser Ehre strebte, schlägt alsbald ein. Es ist dies, wie gesagt, eine französische Ansicht. Wir unsererseits können uns allerdings nicht denken, daß ein mächtiges Reich, dessen Allianzen unter der Regierung der Kaiser Alexander I. und Nikolaus von der ganzen Welt gesucht waren, sich zu einem solchen pis-aller hergeben werde, oder, mit anderen Worten, zu einem Satelliten der Napoleonischen Sonne machen lasse.

— Die Persönlichkeit Napoleon's III. Die „Deutsche (Leipziger) Allgemeine Zeitung," die wegen ihrer echt deutschen Gesinnung eine größere Verbreitung verdient, als sie zu haben scheint, hat seit kurzem an Werth sehr gewonnen, indem mit derselben eine wöchentliche, literarische Beilage: „Fliegende Blätter der Gegenwart" verbunden worden.* Wir entnehmen dieser Beilage (vom 5. April) Nachstehendes über die Persönlichkeit des Kaisers der Franzosen: „Die Person des französischen Machthabers bietet, wie in moralischer so auch in physischer Beziehung ihre seltsamen Seiten dar. Das Aeußere des Kaisers läßt für den ersten Anblick keineswegs auf einen bedeutenden und kräftigen Mann schließen. Ein weniger als mittlerer Wuchs, eine etwas vorgebeugte Haltung, ein müder und schleppender Gang, ein Antlitz ohne Ausdruck, ein halberloschener Blick, gleichwie versunken in ferne Nebel: das sind die ersten Eindrücke, welche der scharfsinnigere Beobachter empfängt. Diesen Wahrnehmungen entgegengesetzt wirkt indessen die Stimme Ludwig Napoleon's. Diese Stimme erschallt sicher, kernig, metallisch. Die Worte rollen nacheinander hervor, nicht halb verschluckt, wie es in der pariser Aussprache gewöhnlich der Fall, vielmehr vollendet, abgesetzt, selbständig und sorgsam abgewogen, so oft die Sache dies erheischt. So scheint die Stimme eine gewisse Energie zu bekunden, welcher im übrigen die körperliche Erscheinung nicht entspricht. Aber auch anderes steht mit der hinfälligen und zerrütteten äußern Erscheinung des Kaisers im seltsamsten Kontrast. Nehmen wir z. B. an, daß derjenige, welcher soeben seine Wahrnehmung von der großen Hinfälligkeit Ludwig Napoleon's gemacht hat, plötzlich unter das Getümmel der Hofjagden von Compiègne oder auf die weiten Rasenflächen von Villeneuve l'Etang, der kaiserlichen Sommerresidenz, dicht neben St.-Cloud, sich versetzt finde. Da gewahrt er an der Spitze der Jäger einen Reiter, der auf seinem feurigen Thiere über Gräben und Zäune setzt und die Schaar des Hofgesindes weit hinter sich läßt. Ununterbrochen seit sechs Stunden währt die Hetze, und Menschen und Thiere erliegen vor Ermüdung; nur jenem vordersten Reiter scheint noch kein Gedanke an Ruhe zu kommen — und jener Reiter ist der Kaiser. Wiederum, in Villeneuve, nach der Tafel, wenn die Sonne sich bereits zum Niedergange anschickt, da sieht man den Wirth und die Gäste sich auf dem Rasen mit gymnastischen Uebungen und Ringkämpfen aller Art

* Preis für die Abonnenten der Zeitung ⅙ Thlr. vierteljährlich.

belustigen. Die geschniegelten Kammerjunker schnappen nach Luft; aber einer aus der Gesellschaft, obgleich er vom Anfang bis zum Ende nicht einen Augenblick geruht, zeigt eine trockene Stirn und ruhigen Athem. Dieser wilde Jäger, dieser Athlet ist der Kaiser. Dennoch hindert das wiederum nicht, daß jemand, der wenige Minuten nach der Jagd, einige Augenblicke nach jenen Ringkämpfen Napoleon III. zum ersten Male zu Gesicht bekäme, mit dem besten Grunde bei sich meinen dürfte, spätestens nach einem Monate würden wohl die Bewohner der Hauptstadt auf den Tuilerien die schwarze Trauerflagge flattern sehen. Lethargische Zustände — dann plötzliches Aufschnellen und Anspannen geheimer Kräfte: gibt dies nicht ein Analogon mit dem Verlauf und den Thathandlungen der Napoleonischen Politik?"

— Russische Journalistik. Von den zahlreichen Journalen, welche im Jahre 1859 in Petersburg entstanden, sind mehrere mit dem Schlusse des Jahres wieder eingegangen. Sie haben eine harte Concurrenz gegen die älteren Blätter zu bestehen, von denen sich jetzt auch die „Nordische Biene" der Fortschrittspartei zugewendet hat und unter der Redaction des Herrn Ussov sich durch Mannigfaltigkeit des Inhalts und zum Theil sehr gediegene Leitartikel empfiehlt. Trotzdem sind mit dem Jahre 1860 wieder einige neue Journale in's Leben getreten, unter denen sich namentlich die „Fackel" (Свѣточъ) und die industrielle Zeitung Производитель и Промышленникъ bemerklich machen. Als Kuriosum verdient Erwähnung, daß die russische Dampfschifffahrts-Gesellschaft, um sich der Angriffe zu erwehren, denen sie von allen Seiten ausgesetzt ist, jetzt ein eigenes Journal herausgeben will; vielleicht wird die große russische Eisenbahngesellschaft, mit deren Leistungen man gleichfalls höchst unzufrieden scheint, es für rathsam halten, dem Beispiel ihrer Kollegin zu folgen. In Moskau sind die „Русская Газета" und die „Русская Бесѣда," das Organ der Panslavisten, eingegangen, aber sogleich durch mehrere neue ersetzt worden; darunter sind „Unsere Zeit" (Наше Время), redigirt von dem bekannten Novellisten Pawlov, und „Die Gegenwart" (Современность) zu nennen, in der sich eine interessante Korrespondenz Alexanders von Humboldt mit dem Moskauer Professor Rouillier befindet. Außerdem zeichnet sich das Оберточный Листокъ (wörtlich Umschlageblatt!) durch Riesenformat und ungemeine Wohlfeilheit aus. In Feodosia erscheint seit Januar 1860 eine Zeitschrift in russischer und armenischer Sprache, der „Regenbogen" (Радуга). Sie wurde im Jahre 1855 in Paris, armenisch und französisch, unter dem Titel La colombe du Massis gegründet und ist nunmehr nach der Krim verlegt worden. Ein den Interessen des Judenthums gewidmetes Journal, die „Morgenröthe" (Заря), wird von Rabinowitsch in Odessa herausgegeben.

— Das th in der deutschen Rechtschreibung. Daß h nach t in der deutschen Rechtschreibung (die überhaupt noch weit entfernt ist, diesen Namen zu verdienen) ein fehlerhafter Zusatz sei, haben schon Viele behauptet; aber der wissenschaftliche Beweis ist auch hier erst möglich geworden, seitdem die vergleichende Sprachforschung nicht mehr blind herumtappt, sondern zu einer Wissenschaft sich erhoben hat. Jetzt erhalten wir von Hrn. Dr. G. Michaelis eine mit vieler Sachkenntniß, Umsicht und Sorgfalt geschriebene Abhandlung über den Gegenstand.* Im ersten Abschnitt: „Historisches," sind die Ansichten früherer Grammatiker, meist unter Anführung ihrer eigenen Worte citirt und kritisirt. Der zweite Abschnitt entwickelt die Gesetze der sogenannten „Lautverschiebung," mit besonderer Rücksicht auf die Zungenlaute und ihre Aspiraten im Bereich der arischen oder indisch-europäischen Sprachenklasse. Hier möchten wir gern ausführlich werden, müßten aber dann nothgedrungen weit über die Gränze hinausgehen, die einer Besprechung solcher Arbeiten im „Magazin" gezogen ist; denn eine kurze Zusammenfassung würde zu Vieles dem größeren Publikum unverständlich lassen. Im dritten Abschnitt „Wörter mit fehlerhaftem th," sind die allgemeinen Ergebnisse des Vorangegangenen praktisch angewendet. „Aus allem Bisherigen" — sagt der Verf. — „geht hervor, daß im Hochdeutschen, wo d, t und z oder tz die Stelle der Media, Tenuis und Aspirata einnehmen, für th eigentlich keine Stelle übrig ist, daß solches in den ganzen Organismus des Hochdeutschen gar nicht paßt und nur noch in solchen Wörtern, namentlich Namen stehen kann, welche in der Form eines älteren Dialektes, namentlich des gothischen und des fränkischen auftreten, wo dann in den entsprechenden hochdeutschen Formen ein d an dessen Stelle tritt......" Wem übrigens — setzen wir hinzu — sein th an die Seele gewachsen ist, der tröste sich mit der angenehmen Hoffnung, daß ohne Zweifel noch viele Jahre verstreichen werden, ehe dieser, wie mancher andere viel schwerer wiegende Zopf zu Grabe getragen wird; nur versuche er nicht, uns zu überreden, daß man th im Deutschen wirklich anders ausspreche als t, oder daß wenigstens — wie wir selbst öfter sagen hören — Theil, Thräne, Miethe u. s. w. sich weicher (?) und gemüthlicher (!) ausnehmen, als dieselben Wörter ohne h beim t.*

Zl.

— Der Mond. Von Herrn Schwabe in Dessau, dessen auch in Frankreich und England mit großem Interesse aufgenommene, neuere Beobachtung des Mondes wir in Nr. 15 erwähnten, geht uns mit Bezug darauf die nachstehende Berichtigung zu: „Mein Aufsatz in den „Astronomischen Nachrichten" (1222) besagt nicht, daß die Lichtstreifen, die vom Tycho ausgehen, zu gewissen Zeiten eine grüne Farbe haben, sondern ich sage ausdrücklich, daß sich zwischen den Lichtstreifen eine unzählige Menge hellgrauer Linien befinden, deren Färbung ich mit der Farbe der sogenannten Mondmeere für analog halte, welche, nach den meisten Astronomen, besonders nach Mädler, von einer Art Vegetation herrührt. Diese feinen Linien bewirken nach meiner Ansicht, wegen ihrer großen Menge, eine geringe Verdunkelung in der Umgebung der Lichtstreifen, wodurch diese hervortreten, indem sie selbst ihre ursprüngliche Helligkeit behalten. Ueberhaupt glaube ich, daß der Verfasser jenes Berichts im „Magazin" die gedachten Lichtstreifen mit den Mondrillen verwechselt, welche schmale Furchen bilden, bald gerade, bald gekrümmt sind und von Einigen für ausgetrocknete Flußbetten gehalten werden, was sie aber nicht sein können."

— Lenkbares Luftschiff. Ueber das Modell eines solchen, im Pariser Industrie-Palast ausgestellten Luftschiffes wird aus Paris geschrieben: „Falls man zwischen 3 und 4 Uhr Nachmittags in der Nähe des Industrie-Palastes ist, rathe ich Jedem, dem es nur irgend möglich ist, einzutreten und für die geringe Summe eines Franken äußerst interessanten Experimenten beizuwohnen. Man bekommt dort ein Schrauben-Dampfboot zu sehen, welches in der Luft schwebt und sich nach allen Seiten hin mit der größten mathematischen Genauigkeit richtet. Man scheint das Mittel gefunden zu haben, die Luftschiffe auf die einfachste Art von der Welt leiten zu können. Unter einem länglichen, fischförmigen und mit einer breiten, schwanzförmigen, beweglichen und als Steuerruder dienenden Schwimmflosse versehenen Luftballon hängt ein wahres Dampfboot. Zwei scheitelrechte Schrauben (hélices) bringen die Bewegung nach vorn hervor; eine andere horizontale Schraube, die unter der Maschine angebracht ist, kann nach der gegebenen Richtung ein sehr schnelles Auf- oder Hinabsteigen hervorbringen; breite, wagerechte Schaalen, die auf einer querlaufenden Achse schräg vor- und rückwärts gebeugt werden können, machen es möglich, von einer athmosphärischen Schicht, ohne Verlust an Ballast oder an Dampf, in eine andere überzugehen; endlich, da man bei den festestgebauten Schiffen auf alle möglichen Zufälle vorbereitet sein und Rettungsschaluppen haben muß, so befinden sich in dem Luftballon Gondeln, die mit starken Fallschirmen versehen sind und die man mit der größten Leichtigkeit lösen kann. Das so lange gesuchte Problem, in der Luft schiffen zu können, scheint endlich gefunden, und man darf hoffen, daß man bald ein dieser Erfindung günstiges Experiment im Großen wird anstellen können."

J. L.

* Berlin, Besser'sche Buchhandlung.

* Die sprachvergleichenden sowohl, als die logischen Einwürfe gegen den Gebrauch des th in solchen deutschen Wörtern, die nicht einen griechischen oder semitischen Ursprung haben, sind so unwiderleglich, daß wir der Aufforderung des Herrn Dr. Michaelis, die richtige Schreibung dieser Wörter zuerst in Zeitschriften einzuführen, gern Folge leisten würden, wenn sich auch noch andere deutsche Blätter dem anschließen wollten. Wir erwarten, daß die treffliche Schrift des Herrn M. auch anderweitig Anklang finden werde und erklären uns mit Vergnügen bereit, einem Beschlusse, der etwa von literarischen Kreisen in dieser Beziehung gefaßt werden möchte, auch unsererseits beizutreten. D. R.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Bestellungen
übernimmt jedes Postamt des deutsch-österreichischen Postvereines, sowie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallstraße Nr. 21) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von **Joseph Lehmann.**

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazin's“ nicht direkt correspondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commissionair, Herrn B. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

№ 18. **Mittwoch, den 2. Mai 1860.** **29. Jahrgang.**

Inhalt:

England.

Literatur-Briefe aus England.

Die Schablonen zur englischen Roman-Fabrication.

George Eliot und andere Novellisten.

London, Mitte April.

Seit langer Zeit habe ich mich nur sehr nebenher um eines der fruchtbarsten Felder der englischen Literatur bekümmert, die Romane. Ich muß endlich ein Mal und auf Einmal Versäumtes nachzuholen suchen. Da es aber kaum menschenmöglich sein würde, die unzähligen Produkte und Fabrikate à 3 Bände einzeln vorzunehmen und zu charakterisiren, geben wir den gemeinsamen Inhalt aller der conventionellen Erzeugnisse dieser Sphäre, um dann den abweichenden und eigenen ein besonderes Wort zu gönnen.

Auch in der englischen Romanliteratur wird nach bestimmten Schablonen, Mustern und Conventionalitäten fabrizirt. Da das menschliche Herz einmal seine „Saiten“ hat, bieten sich Notenzeichen als die beste Veranschaulichung des Inhalts der conventionellen Romane. Das Herz der Menschen in den englischen Romanen hat in der Regel sieben Saiten, auf denen die drei Bände abgespielt werden: A, B, C, D, E, F und G. A ist die Saite der Hoffnung, B der Furcht, einer Dissonanz mit A und C, der Liebes-Saite, D ist Aerger, Verdruß, Verlegenheit, Zorn, E Mitleid und Humanität, F Eifersucht, G Rache. Wer auf diesen sieben offiziellen Saiten des Romanherzens zu spielen weiß, kriegt dreibändige Romane nach Belieben und auf Bestellung fertig, zumal wenn man die üblichen Tempus- und Ausdruckszeichen musikalischer Technik mit anzubringen und danach zu spezificiren weiß. Lacrimoso bedeutet melancholische und Rührscenen; Vivace: Heiterkeit; Allegro: dramatische Lebendigkeit mit moussirendem Styl; Maestoso verlangt Handlungen und Scenen in Grosvenor und Belgrave-Square; Bravura: italiänische Banditen-Scenen; Innocente: ländliche, pastoral-idyllische Simplicität; Amoroso: Milch- und Wasserstraßen zärtlicher Episoden; con furia: wüthende Papa oder Onkel; Agitato: die zärtliche Mutter; Crescendo: Drang nach dem Schlusse u. s. w.

Die Buchstaben-Noten müssen natürlich personificirt werden. So muß Hoffnung A zum Helden der Geschichte werden mit einem nachtönenden Namen; sagen wir: Augustus Nobranes (latinisirt von „no brain“). Er ist eine vieltönige Mischung von Harmonie und Dissonanz. Hoffnung und Furcht streiten sich in seinem Herzen und zwingen ihn zu extravaganten Thaten und Worten. Ihm fällt alle schwere Arbeit der drei Bände zu, und er muß wieder und immer wieder in die halsbrechendsten Situationen gerathen, um, gegen die Erwartung aller Leserinnen, immer wieder unbeschädigt, oder wenigstens ohne Verlust von Beinen und sonstiger dem Liebhaber unentbehrlichen Gliedmaßen daraus hervorzuspringen. Der Verlust des linken Armes ist erlaubt und oft vorgekommen, aber insofern er zuletzt heiratet, darf ihm nichts weiter fehlen, nachdem er drei bis fünf Mal niedergeschmettert und verwundet, als todt verlassen, in Feuersbrünste gestürzt, auf Flüssen oder Seen gesunken, von 1500 Fuß hohen Felsen gefallen und in Kanonenmündungen geladen wurde. Aus allen diesen Schrecknissen muß er immer ganz wie neu auftauchen, und zwar immer an den unwahrscheinlichsten Stellen im unerwartesten, aber effektvollsten Augenblicke. Es scheint zuweilen, als müßte er Wochen lang in einem Busche gelegen und gelauert haben, um den Schurken, der eben im Begriff war, seiner Angebeteten Ehre oder Hals abzuschneiden, just im letzten Augenblicke mit einem Sprunge aus dem Busche niederzuschmettern, oder, da er immer der beste Schütze ist, aus beträchlicher Entfernung durch's Herz zu schießen. Gelegentlich findet man C, Liebe, oder Clarissa Herbert, auf einem durchgehenden Pferde, das schnurstracks nach einem jähen Felsenabhange rast, blos um dem Helden, der zu diesem Zwecke am Felsenabhange lauert, zu einer heroischen That zu verhelfen. Das Pferd kömmt angebraust, Clarissa schreit, der Held springt hervor, sie fällt ohnmächtig in seine Arme und das edle Roß stürzt sich für den Effekt des Schlusses im ersten Bande in den Abgrund. Bis dahin sind aber unterschiedliche, schreckliche Gefahren und Verschwörungen gegen unsern Helden, verwickelte Pläne und Intriguen angelegt, die uns durch den zweiten Band treiben.

A und C als Harmonien werden durch den Mißton B, Furcht, Gefahr, Gegnerschaft aller Art, eben so oft gestört, als in ihrem Zusammenklange vervollkommnet. C, Clarissa, ist „unsere Heldin,“ die mit ihren Reizen, Kleidern, Talenten, Vermögens- und Familienverhältnissen ausführlich geschildert und mit einer ganz unsäglichen Schönheit ausgestattet wird. Das Haar ist stets „fließender Art,“ in der Regel braun, der Fuß schmal und klein, das Auge (nach der neuesten Mode) grau. Nachdem man sie in ihrer rührenden Schönheit kennen gelernt, finden wir sie plötzlich und ganz unerwartet in den tragischsten Konflikten, aus denen sie sich auf die genialste Weise zu befreien weiß. Sie stürzt sich aus einem Schloßfenster, über hundert Fuß hoch, um die feinsten, boshaftesten, lange und sorgfältig gesponnenen Rachepläne des G, der Rache, des Shylok oder Bill Scowlem's zu vereiteln. Sie selbst bricht dabei den Hals nicht, wird aber bewußtlos an einen Ort getragen, den sie beim Erwachen durchaus nicht kennt, so daß sie verwundert frägt: „Wo bin ich?“ um sich über die Antwort noch mehr zu wundern! Der Variationen giebt es natürlich hier unzählige, wie die großen Verleger solcher Romane, z. B. Bentley, bezeugen können. Die Heldin hat übrigens noch schrecklich auszustehen, ehe sie an den Mann kömmt, muß aber inzwischen zuweilen durch eine Scene im Mondschein, dem offiziellen Lichte für noch nicht verheiratete und behinderte junge Liebende, getröstet und frisch erhalten werden.

D, oder Aerger und Zorn, mit Namen etwa Roderik Redhot Herbert Esq., ist der wesentliche, alte Gentleman, der immer zu rechter, d. h. störendster und unpassendster Zeit in wilden Leidenschaften aufflammt und den jungen Nobranes, den Helden, dann und wann zur Thür hinausstößt, und die unglückliche Clarisse bei Wasser und Brod eingesperrt hält. Er kommt dabei mit E, dem Mitleiden und der Menschlichkeit Mrs. Herbert in bösartige Konflikte, die zu häuslichen Schilderungen, wobei eigenthümliche Dienstboten regieren, Anlaß geben.

D intriguirt auch mit F, Eifersucht oder Melanchol Greenhue, dem vom Alten begünstigten Liebhaber zum Verderben A's, und stößt und schlägt so wüthend umher, daß Jedermann zweifelt, A und C könnten je zusammen kommen. Aber endlich wird er zuletzt umgebracht, oder durch ein Wunder (reiche Erbschaft A's und dergl.) in den mildesten, segnenden Vater oder Onkel verwandelt, der über den bisher begünstigten Greenhue so wüthend wird, daß er statt A's zur Thür hinaus praktizirt wird.

E, Mitleid, Cecily Herbert, ist der passive Charakter, eine Göttin des Duldens unter dem Zorne ihres Gatten, die sich sehr oft in Thränen auflöst und zuletzt, d. h. während der letzten Auflösung weinend oder gar sterbend in die Arme ihres erweichten, zu spät bereuenden Gatten fällt.

F, Eifersucht und Alles, was in das Departement des durchfallenden Anbeters fällt, typisch als Melanchol Greenhue gedacht, ist in der Regel ein trauriges Subjekt, häßlich, reich, von gelblicher Gesichtsfarbe, mit schwarzen Haaren und Augen. Sein Hauptgeschäft besteht darin, unheimlich in den Parks, Feldern und Schluchten um Blazy Hall, oder wie sonst die Residenz der Angebeteten heißt, gesehen zu werden, und in der Nachbarschaft Stoff zu schauerlichen Gerüchten zu liefern. Da er nicht interessant ist, und das Lesepublikum kein Mitleid mit ihm hat, fällt er unbedauert in Sümpfe und Höhlen, und wird zuletzt gern aus Mißverständniß in Verwechselung mit A, Nobranes, dem vielgequälten Glücklichen, von G, dem Rachegott, Bill Scowlem umgebracht.

G, oder Bill Scowlem, hat immer etwas Shylock'sches und macht blos in Wucherzinsen und Rache. Nobranes weiß mehr von ihm und scheint schon im ersten Bande durch diese Kenntniß die Macht zu haben, ihn an den Galgen zu bringen. G sucht deshalb den großmüthigen A zwei Mal im Verlaufe der drei Bände unter sehr feingesponnenen, fabelhaft boshaften Verhältnissen zu attentaten, zum zweiten Male so, daß der Held für todt liegen bleibt und die Leserin nicht umhin kann, ihn als wirklich mausetodt zu beweinen, so daß sie den unverhofft Auferstandenen und vollkommen Geheilten mit um so freudigerer Ueberraschung begrüßen kann, wenn er ganz gegen alle Erwartung plötzlich einmal wie aus einer Theater-Versenkung mitten in eine Gesellschaft emporwächst. Zum dritten Male taucht Scowlem, um sicher zu gehen, seinen Dolch in ein augenblicklich tödtendes Gift, und schleicht damit in ein eine hohle Gasse, durch welche Nobranes unfehlbar kommen muß, aber noch verstohlen zur Mondschein-Liebesscene. Mondschein kommt, endlich auch eine Gestalt, die sich vorsichtig von Schatten zu Schatten stiehlt. Scowlem nimmt ihn auf's Korn, stürzt hervor und bohrt dem Nobranes den giftigen Dolch in die Brust. Triumphirend guckt er dem endlich gefallenen Feinde in's Gesicht, erschrickt, reißt das Hemd des eben Sterbenden auf, entdeckt gewisse Muttermale, so daß er nicht blos den Melanchol Greenhue in ihm erkennt, sondern auch seinen Sohn, seinen eigenen einzigen Sohn, Scowlem jun. Scowlem senior hat noch ein Fläschchen Gift bei sich, das er verschluckt, Gift und Flasche zugleich. Inzwischen trifft Nobranes unbeschädigt seine Clarissa im Mondschein. Sie läßt sich entführen, und kommt auf einem Umwege zum Segen des tyrannischen Vaters oder direkt, indem der Tyrann sie überrascht, und dem Liebhaber vielleicht zum ersten Male mittheilt, daß so und so viel tausend Pfund, oder eine Lords-Besitzung sein Eigenthum seien und er deshalb nun Clarissa in Gottes Namen nehmen könne.

Das ist natürlich blos der Generalbaß der Kunst, offizielle, respektable Romane zu componiren. Die sieben Töne lassen eine fabelhafte Variation von Combinationen zu. Auch werden natürlich halbe und Mischtöne, gekreuzte und ge"be"te mit angebracht, so daß man mit den einfachsten Mitteln eine große Mannigfaltigkeit von Handlungen, Empfindungen und Scenen erzielen kann.

Die Grundtöne für den conventionellen, englischen Roman sind hiermit nach meiner Erfahrung richtig angegeben. Wir haben damit Wesen und Inhalt einer X-Anzahl von neuen und neuesten Erscheinungen angegeben, und können uns nun mit gutem Gewissen zu solchen wenden, welche den Bruch mit diesem Conventionalismus, neue Charaktere, Anschauungen und Handlungen, eine neue Aesthetik, die naturalistische, präraphaelitische, in's Detail malende, dem Conventionalismus und der Hypokrisie der Respektabilität Krieg erklärende Richtung und Praxis darstellen.

Gelegentlich habe ich schon auf einzelne Erscheinungen der Art aufmerksam gemacht und wohl auch bemerkt, daß hauptsächlich Damen die Courage und die Genialität hatten, mit der allerheiligen Welt hypokritischer Respektabilität zu brechen und der sündigen Wirklichkeit keck in's Gesicht zu leuchten. Unter diesen machte neuerdings die lange conjekturirte und bescandalisirte Verfasserin von „Adam Bede" ungewöhnliches Aufsehen. Die Respektabelen schrien Zeter über die schönen, kecken „Unmoralitäten" des Adam Bede, und eine vielfach gedrehte, öffentliche Discussion um Autorschaft und Mitautorschaft erhöhte den Reiz dieser kecken Erscheinung. Endlich kam's sicher heraus, daß Miß George Eliot die Verfasserin sei, deren neuester Roman nur unter ihrem eigenen Namen erschienen, nicht verfehlen konnte, Publikum und Kritik in Bewegung zu bringen und den alten Konflikt zwischen der conventionell-respektablen Schule und den neuen Naturalisten wieder aufzufrischen.

„The Mill on the Floss. By George Eliot, in three volumes." Die alte Dame, welche uns zuerst in ihrem Sorgenstuhle empfängt, wo sie wie eine Wahrsagerin auf dem Dreifuße sitzt, träumt und faselt von einer Mühle, worauf wir zu den geistigen Geschwistern der famosen Poyser's von Adam-Bede'scher Celebrität eingeführt werden. Sie heißen dies Mal Mr. und Mrs. Tulliver, deren stupid stockenglische Kindererziehung und Hausmißwirthschaft wir näher kennen lernen. Hier haben wir nun gleich das spezifische Talent der Verfasserin zu bewundern, ihre beinahe vlämisch-holländische, dabei aber pikante und satyrische Detailmalerei des häuslichen Lebens, wozu die englischen Familien den wirklichen Stoff liefern, so daß wir alle Stupidität und Langweiligkeit dieser Tulliver's durchaus nicht als erdichtet ansehen dürfen. Doch die Pointe und das eigentliche Scandalosum des Romans und der Verfasserin überhaupt (in den Augen der „Respektabilität"), ist ihre weibliche Lascivität. Es giebt, nach der Theorie der Verfasserin, zwei Arten weiblichen Geschlechts, solche, die ihr Leben verkochen, verstricken und verflicken, stets im Hause als Drachen umherscharwerken, Wirtschaftsteufel, die Silberzeug anbeten, die „gute Stube" nie betreten, noch weniger betreten lassen, tausenderlei Sorten von Putz und Flitter für viel zu gut zum Gebrauch halten, jeden Knopf an des Ehemanns Kleidern rechtzeitig annähen, immer mit den Dienstboten scandaliren, früh aufstehen und den ganzen Tag durch's Haus fegen und schreien, Philistinen zu den Philistern; zweitens Philinen, weibliche Don Juans, die schon von der Wiege an kokettiren, mit drei bis vier Anbetern zu gleicher Zeit äugeln, korrespondiren, heimlich zusammenkommen, vor Spiegeln umhertrállern, sich putzen und stets in „läufischer" Unruhe auf den Beinen sind. Miß Eliot schildert eine solche Philine, einen solchen englischen, weiblichen Don Juan in ihrer Heldin Maggie. Sie schlägt Herzen und Moral, wo sie auch erscheinen mag. Sie geht zu ihrer Cousine Lucy, die sich eben verheiraten will. Ihre Romanbestimmung treibt sie, trotz anhänglicher Gewissensbisse, den Bräutigam derselben zu fangen; sie stellt ihre Fallen und fängt ihn. Heimliche Zusammenkünfte gefallen ihr so, daß sie's bald versucht, sie mit andern Anbetern zu wiederholen. Dies geschieht. Nachher geht sie mit Lucy's Bräutigam auf ein holländisches Schiff als dessen Frau, und entschuldigt sich bei der Rückkehr mit der Schwäche des Herzens, und daß sie nicht beabsichtigt habe, auf dem Deck unter einer Heerde roher Passagiere unter seinem Schutz zu schlafen. Sie kommt nun natürlich mit der Gesellschaft und ihrer Moral in Konflikt, welche deshalb gehörig mitgenommen wird, und rettet sich endlich nur durch eine große Ueberschwemmung aus ihrer physischen und sittlichen Verlegenheit.

Insofern die Verfasserin, die viel deutsche Literatur studirt hat und mit Lewes Goethe bewundert, eine Philine, einen weiblichen Don Juan — allerdings eine gefährliche und ungemein schwierige Aufgabe — schildern zu wollen, die Absicht gehabt haben mag, wird man den Roman wohl für verfehlt halten müssen. Ueberhaupt erschien mir die Geschichte, die Composition ziemlich geschmacklos, und in vielen Situationen und Scenen unnatürlich und langweilig. Dabei hat aber die Dichtung durchweg etwas Anziehendes, weil Originelles. Es ist eben so viel Humor als Satyre und detaillirteste Wahrheit, volle, englische Wirklichkeit darin. — So fabelhaft absurd, wie die Familie Dodson, sind Familien in England, in zahllosen, wirklichen Exemplaren. Mrs. Pullet und Mrs. Glegg, zwei der hervorragendsten Figuren, sind wahre Meisterwerke englisch-weiblicher Verschrobenheit und so humoristisch gezeichnet, daß wohl der elendeste Hypochonder über ihre Dialoge und Ansichten lachen muß. Mit welch' feierlicher Andacht zeigt Mrs. Pullet der Schwester ihren neuen Hut. Wie ist sie besorgt, daß sie vor ihrem Tode nicht genug Medicin und Pillen mehr einnehmen können werde, um mit den Gläsern und

Schachteln die drei dazu bestimmten Simse zu füllen. Das häusliche, besonders das Kinderleben — letzteres eine förmliche Neuigkeit in der Romanliteratur — sind ihre Force, ihre Zauber, womit sie auch die „respektabelsten" Leser fesselt. Sie ist groß und genial als Malerin von Genrebildern, so daß wir die Mängel und respektive sittlichen Verirrungen in der Handlung und in den Charakteren gern darüber vergessen. Wir meinen mit „sittlichen Verirrungen" nicht die Koketterien und Immoralitäten der Maggie Tulliver, sondern die ästhetischen Verirrungen in Zeichnung der Abweichungen von der steifleinenen Sittlichkeit der englischen Gesellschaft. Zur Zeichnung einer Philine, oder gar eines weiblichen Don Juan gehört mehr, als die Verfasserin zu leisten im Stande war. Sie wird vulgär, wo wahre Dichter sittliche Abirrungen als poetische, psychologische Gemälde zu rechtfertigen wissen.

Doch weiter. Es liegt ein gar zu reiches Material zur Auswahl für bloße Erwähnung vor. Weiter können wir uns nicht einlassen, wenn das Beste, das wir fanden, eben nur noch registrirt werden soll.

Wir lernten einen „Mann des Volkes" von William Howitt,* dem Verehrer und Kenner deutscher Literatur kennen, worin sich manche noble, neue Gedanken und Bestrebungen verherrlicht finden, ohne daß es dem Verfasser gelang, sich ganz von Conventionalitäten und hergebrachten Roman-Katastrophen zu befreien. Er schließt die Leiden und Kämpfe seines Helden dadurch, daß er ihm ein großes Lordsgut und einen Barontitel verschafft. Das ist sehr trivial. Auch sein Kampf gegen die Korngesetze, die längst vergessen sind, ist ein Stoff-Fehler. Das Hauptpathos aber: die Leiden, Verfolgungen, Verunglimpfungen eines hohen, fast übermenschlich edeln Charakters, blos deshalb, weil er durch seine Gottähnlichkeit der gemeinen Menge zum Vorwurfe wird, ist eben so ergreifend, als tragisch zur Anschauung und Wirksamkeit gebracht. Die große, demüthigende Wahrheit, daß die Menschen sich gern in ihrer ganzen Bosheit gegen Den vereinigen und ihn zu sich, unter sich herunter zu reißen suchen, der sie durch seine Tugenden, seine durchgebildete, echte Seelengröße und Unbeflecktheit beschämt, ist hier zum Pathos eines Romans von ungewöhnlicher Bedeutung verarbeitet worden. Diese Bedeutung quillt recht eigentlich aus der englischen Gesellschaft hervor, die es in Hypokrise weiter gebracht hat, als irgend ein Volk. Die kontrastirenden Bilder aus der conventionellen, hypokritischen, mit allen Bosheiten der Selbst- und Habsucht reichgespickten Gesellschaft und dem Leben des Helden sind eben so englisch nach dem Leben, als tragisch erschütternd.

„Rocks and Shoals," von Capitain Lowesy (London: Charles Westerson), ist ein heiteres, humoristisches Beispiel der neuen, naturalistischen Roman-Dichtung. Die Geschichte selbst ist nicht eben sehr phantastereich und originell, nicht einmal ordentlich romanhaft ausgesponnen, aber Alles ist mit einem Pinsel gemalt, der die Wirklichkeit mit ihren lächerlichsten Geheimnissen in Licht und Farbe zu stellen weiß.

Auch „Mabel Owen," eine Autobiographie von M. S. (London: Wewhy) ist ein neuer, eigener, von Conventionalitäten unbehinderter Styl, reich an Extravaganzen in Ausdruck und Charakteristik. Der Roman endet zwar mit einer Doppelheirat der Helden (nur eine alte Jungfer bleibt sitzen), aber nicht so, daß wir als Leser mit der Befriedigung schließen, zu wissen, was nun endlich aus ihnen geworden. Man interessirt sich für sie nicht als Träger der Handlung, sondern für ihre Persönlichkeiten in jeder Situation. Dies schien mir ein Hauptverdienst und ein glänzender Beweis für die Eigenheit und Originalität des Verfassers. Gewöhnliche Romane fesseln Leser — wenn sie überhaupt fesseln — hauptsächlich durch die Folge der Handlung und Verwickelung, nicht durch die Persönlichkeiten, Anschauungen und Schilderungen selbst, so daß man so ein Buch, so sehr es uns auch das erste Mal spannte, zog und fesselte, selten zum zweiten Male lesen können wird. „Mabel Owen" gehört nicht dazu. Eigene, kräftige Diction, glühende Phantasie, kühne Wendung und intelligente Fassung des Lebens lassen auf fast jeder Seite so viel Gold zurück, daß wir gern wiederholt Körner aus ihnen auflesen.

Da „Say and Seal" (gezwungener, alliterenirende Titel — eine schon verrufene Manie) von der in Amerika schriftstellernden, interessanten Plaudertasche Miß E. Wetherell auch in London offiziell bei Bentley erschienen ist, erwähnen wir diesen „Brief und Siegel" um so lieber, als die Verfasserin in der extravagantesten, culinarischen Weise realistisch ist. Wenn sie in ihrem Buche weniger als fünfhundert Mahlzeiten, Thee's, Diners und Soupers beschrieben hat, geb' ich die fehlenden den Lesern auf meine Kosten nach. Vom Thee zum Kaffee, vom Frühstück zum Conditor, vom Conditor zum Luncheon, vom Luncheon zum Diner, vom Diner zum Thee, vom Thee zum Souper — das ist das amerikanische Leben der Damen, wobei man die heimlichen Freuden im Hause und auf der Straße nicht vergessen darf. Miß Wetherell hat eigentlich keinen Roman geschrieben, aber allerliebstes Geplauder aus der amerikanischen (Damen-) Gesellschaft.

In einer andern Sphäre hat Dr. Doran den Conventionalismus, den Macaulay'schen Beschönigungsstyl durchbrochen und die Prinzen von Wales* gründlich deidealisirt. Nach Doran ist die Abgötterei, die heidnische Götzenanbeterei unverwüstlich, und grassirt ganz besonders im christlichen England, wo man Reiche, Große und Mächtige, besonders fürstliches Fleisch und Blut viel devoter anbetet, als Vater, Sohn und heiligen Geist. Dr. Doran hat es hier unternommen, mit viel Belesenheit und Humor, namentlich in der reichen Sphäre des Anekdotischen, die Menschheit von dieser Abgötterei, insofern sie sich in der Sphäre der Höfe und Fürsten geltend macht, gründlich zu kuriren. Dr. Doran hat die Prinzen von Wales, namentlich die Hanoveraner, zum ersten Male ehrlich geschildert, so daß wir wahrhaft erschrecken, hier der Geschichte Englands, insofern sie vom Hofe ausging, in das ungeschminkte Gesicht zu blicken. Herrlicher Stoff zu Auszügen, zu kaustischen Anekdoten und Schlaglichtern, eine Anthologie, die ich Zeitungs-Redacteuren empfehle.

Nord-Amerika.

Die drohende Krisis des Südens der Vereinigten Staaten.**

Das Sklaventhum und der Werth des Bodens.

Ungefähr in derselben Zeit, als die Pamphlets des Herrn de Laguerονière so viel Aufsehen in Europa machten, gewann das in der Anmerkung genannte Buch in Amerika eine enorme Verbreitung, und führte alten Parteileidenschaften neuen Zündstoff zu. Es erschien etwas früher als jene Pamphlets und machte besonderes Aufsehen, als nach dem kopflosen Unternehmen des hingerichteten John Brown die Aufregung in der alten, nicht abzuwickelnden Sklavereifrage zu neuer Heftigkeit angeregt ward. Eben war ich im Begriff, einen ausführlicheren Artikel über das Helper'sche Buch für diese Blätter zu schreiben, als ich erfuhr, daß in Deutschland eine vollständige Uebersetzung desselben erscheinen werde. Ich lege daher mein Manuskript bei Seite, und beschränke mich auf einige Notizen, um den allgemeinen Charakter des Buches zu bezeichnen.

Schon bei einem flüchtigen Ueberblicke finden wir, daß Herr Helper durch das statistische Rüstzeug einer Menge von Zahlen seine Ansichten zu unterstützen sucht. Nun habe ich zwar mehr als ein Mal in diesen Blättern auf die Oberflächlichkeit und Unsicherheit der amerikanischen Statistik hingewiesen, allein in Ermangelung eines Besseren mögen in großen allgemeinen Umrissen die Thatsachen durch die mitgetheilte Statistik können bezeichnet werden, und zwar um so mehr, als manches, was er beweisen will, sich aus mehr als Einer Erscheinung aufdringt. Er behauptet nämlich, daß während die Staaten mit freier Arbeit riesenhaft fortgeschritten, die Sklavenstaaten auffallend zurückgeblieben, oder auch Rückschritte gemacht; ferner, daß allenthalben, wo freie Arbeit neben Sklaven-Arbeit bestehe, erstere durch die letztere beeinträchtigt, ja vernichtet werde. Beides ist richtig, aber durchaus nicht neu, sondern schon vor Jahren bekannt gewesen und auch nachgewiesen worden; allein dieser Nachweis ist hier ausführlicher gegeben, und wird gerade in einer Zeit aufgegriffen, wo er um so mehr Eindruck machen kann. — Weiter versucht der Verfasser nachzuweisen, daß es im Interesse der keine Sklaven besitzenden weißen Bevölkerung der Sklavenstaaten liege (die sich zu der sklavenhaltenden wie 8 zu 1 verhalte), die Sklaverei überflüssig zu machen.

Wenn sich der Verfasser an die weiße Bevölkerung der Sklavenstaaten wendet, die keine Sklaven besitzt, mag sein Buch den Sklavenhaltern um so gefährlicher erscheinen. Bisher waren sie gewohnt, in ihrem Kampfe für Sklaverei und deren Ausdehnung sich gegen die nördlichen Anti-Sklaverei-Parteien zu kehren, jetzt soll ihnen aber ein Feind im Innern erweckt werden.

Andererseits wird diese Gefahr durch die Qualität dieser weißen Bevölkerung beträchtlich abgeschwächt; denn die Mehrzahl derselben besteht

---

* The Man of the People. By William Howitt. In 3 vols. London: Hurst and Blackett, 1860.

* The Book of the Princes of Wales, Heins tho the Crown of England. By Dr. Doran, F. C. A. London, Bentley. Berlin: Asher and Co.

** Compendium of the impending Crisis of the South. By Hinton Rowan Helper, of North Carolina. — New-York: A. B. Burdick, 1860. 214 S.

aus einer sehr untergeordneten Klasse, die durchschnittlich unwissend und demoralisirt ist. Hochmüthig wegen ihres Vorzugs als Weiße, sind sie gewohnt, die Farbigen hart, ja grausam zu behandeln. Gelegentlich verbrennen sie in tumultuarischer Pöbeljustiz mit kannibalischem Vergnügen einen Neger lebendig. Tausende von ihnen würden wohl gern behülflich sein, Herrn Helper eine Tortur mit Theer und Federn zu bereiten. Von den Sklavenhaltern aufgehetzt, haben sie schon die scheußlichsten Grausamkeiten verübt. Flüchtige Sklaven helfen sie gern hetzen und einfangen. Sie sind, ohne darüber nachgedacht zu haben, gemeinhin aus Gewohnheit große Verehrer der Sklaverei und geneigt, der entscheidenden Autorität einflußreicher Sklavenhalter zu folgen. In wie weit aber dennoch Herrn Helper's Buch Eindrücke unter ihnen machen könnte (wenn es nämlich möglich ist, es unter sie zu bringen), muß ich dahin gestellt sein lassen.

Die Zahl der eigentlichen Sklavenhalter wird übrigens auf 347,525 angegeben, worunter aber, nach Professor de Bow, unter dessen Leitung der Census von 1850 verfaßt wurde, auch die Sklavenmiether und solche Leute begriffen sind, welche Sklaven in verschiedenen Counties eines Staates, oder in verschiedenen Staaten, besitzen, und deshalb im Census mehr als ein Mal gezählt werden. Wirkliche Sklavenbesitzer giebt es nach Aufstellung des Verfassers blos 186,551, während die Zahl jener, welche im Census mehr als ein Mal aufgeführt erscheinen, 2000 und die Zahl der Sklavenmiether 158,974 beträgt. — Zeugt es wohl von großen politischen Fähigkeiten der Amerikaner, daß diese Minorität Jahrzehnte hindurch ein so großes, politisches Uebergewicht behaupten konnte und noch behauptet?

Der Verfasser schreibt nicht im Geiste der philanthropischen Sympathie für die Farbigen, sondern er sucht die verderblichen, ökonomischen Folgen der Sklaverei für die Weißen auseinander zu setzen. „Das Genie des Nordens," sagt er, „hat die Sklavereifrage auch sehr geschickt und beredt in der Form des Romans diskutirt. Frauen von Neu-England haben die volksthümlichste Antisklaverei-Literatur des Tages geschrieben. Dagegen habe ich nichts einzuwenden; es ist gut genug für Frauenzimmer, Sklavenromane zu geben; Männer sollen Thatsachen liefern." — Wenn von Herrn Helper's Buch eine Uebersetzung erscheint, so wird sie sich einen anderen Leserkreis suchen müssen, als „Onkel Toms Hütte," das so angenehm für die Speculation auf Unterhaltungsliteratur war. — Indeß verdammt der Verfasser auch die Sklaverei im Allgemeinen und sagt, daß das Halten von Sklaven verbrecherisch sei und gegen die christliche Religion streite, stellt aber diese seine Privatansicht nicht als maßgebend für seine Beweise auf. — Zunächst vergleicht er den Staat New-York mit Virginien, Massachusetts mit Nord-Carolina und Pennsylvanien mit Süd-Carolina. Ich übergehe hier die Armee von Zahlen, welche der Verfasser zur Unterstützung seiner Ansichten aufmarschiren läßt, und hebe nur eine kleine Probe davon heraus. — „Im Jahre 1790, als der erste Census aufgenommen wurde, zählte der Staat New-York 340,120 Einwohner; zu derselben Zeit betrug die Bevölkerung in Virginien 748,308, war also mehr als zwei Mal so groß, als die von New-York. Genau 60 Jahre später hatte New-York, wie wir aus dem Census von 1850 ersehen, eine Bevölkerung von 3,097,394, während die von Virginien nur 1,421,661, also weniger als die Hälfte der Seelenzahl von New-York ergab. Im Jahre 1791 umfaßte der Export von New-York 2,505,465 Dollars, der Export von Virginien 3,130,865 Doll. Im Jahre 1852 hatte sich der Export New-Yorks auf 87,484,456 Doll. erhoben, während der Export Virginiens in demselben Jahre nur 2,724,657 Doll. erreichte. Im Jahre 1790 war der Import New-Yorks und Virginiens beinahe gleich groß; 1853 betrug der Import von New-York die enorme Summe von 178,270,999 Dollars, während der von Virginien in demselben Jahre den vergleichsweise jämmerlichen Betrag von nur 399,004 Doll. erreichte." — Nachdem er noch Verschiedenes in dieser Richtung angeführt, bemerkt er mit den betreffenden Zahlen, daß die Stadt New-York mehr werth sei, als der ganze Staat Virginien.

Der Verfall Virginiens wird auch dort selbst gefühlt, und Gouverneur Wise von Virginien, den man gewiß keiner Antisklaverei-Ansichten bezüchtigen kann, sagte: „Es mag schmerzlich, aber nichts desto weniger vortheilhaft sein, gelegentlich auf die Geschichte der Vergangenheit zurückzukommen, den Warnungen der Erfahrung zu lauschen und Weisheit von Jenen zu lernen, die uns in dem Drama des menschlichen Lebens vorangingen. Die Annalen früherer Tage zeigen, daß in einer nicht sehr entlegenen Periode Virginien der hervorragend erste kommerzielle Staat in der Union war; wo sein Handel dem Werthe nach größer war, als der Handel aller Neu-England-Staaten zusammen genommen, wo die Stadt Norfolk mehr als hundert Handelsschiffe besaß, und ihr direkter Handel mit dem Ausland den der Stadt New-York übertraf, die jetzt der Mittelpunkt des Handels und das große Emporium Nordamerika's ist. Zur Zeit des Unabhängigkeitskrieges war der Handel von Virginien vier Mal größer, als der von New-York."

In ähnlicher Weise führt der Verfasser aus, wie einst Nord-Carolina dem Staate Massachusetts voraus gewesen und ihm jetzt weit nachstehe, sowie daß früher Süd-Carolina im Handel Pennsylvanien übertroffen habe, während jetzt der Handel von Süd-Carolina weit hinter dem von Pennsylvanien zurückstehe, Charleston, das kommerzielle Emporium Süd-Carolina's siech und verarmt sei und die unglückliche Bevölkerung ohne geeignete oder lohnende Beschäftigung, arm an Geld und gering an Zahl, trauernd oder bummelnd durch die Straßen der Stadt wandere. In weiterer Ausführung bezeichnet der Verfasser die Sklaverei als Ursache des Zurückbleibens und Verkommens der südlichen Staaten und will voraussehen, daß das „eigenthümliche Institut" nur noch eine kurze und wie bisher unrühmliche Existenz vor sich habe.

Da im Süden, selbst unter vielen intelligenten Männern, der Glaube an die landwirthschaftliche Uebermacht des Südens so fest steht, daß sie vom Norden wie von einer unfruchtbaren Region sprechen, die hinsichtlich ihrer nothwendigsten Bedürfnisse vom Süden abhänge, bestrebt sich der Verfasser, diesen Irrthum zu widerlegen. Wenn er zu diesem Zwecke auch manches Richtige vorbringt, verfällt er doch dabei in die gewöhnliche Seichtigkeit und Illusion amerikanischer Statistiker, welche zuweilen in einer großen Zahlenwüste Millionen Dollars finden wollen, die nirgends existiren. So will er z. B. den Beweis führen, daß die Heuärndte in den freien Staaten beträchtlich mehr Bedeutung habe, als alle Stapelartikel des Südens. Er berechnet nun die Heuärndte in den freien Staaten nach dem Census von 1850 auf einen Werth von 142,138,998 Dollars, dagegen nach demselben Census als Produkte der Sklavenstaaten Baumwolle, Tabak, Reis, Heu, Hanf und Zuckerrohr auf 138,605,723 Dollars (wobei die Baumwolle mit 78,264,928 Dollars aufgeführt ist), so daß für das Heu der freien Staaten ein Uebergewicht von 3,533,275 Doll. herauskommt. Diese Ansicht ist ebenfalls nicht neu, sondern mit langen Zahlenkolumnen schon längst aufgestellt worden, aber jetzt so unrichtig, wie damals; denn das Heu ist zum Viehstand und zur Landwirthschaft nothwendig, und wird von Pferden, Ochsen, Kühen und Schafen aufgefressen, während Tabak, Reis und besonders Baumwolle in großen Quantitäten ausgeführt werden. Indeß mag der Verfasser darin nicht Unrecht haben, daß die Bedeutung der Baumwolle im Süden übertrieben wird.

Endlich mag noch berührt werden, wie sich der Verfasser die Emancipation der Sklaven vorstellt, ohne das Eigenthum zu beeinträchtigen. Er geht nämlich von der Thatsache aus, daß die Sklaverei im Allgemeinen Grund und Boden entwerthet und dadurch dem Eigenthum der Majorität der Bevölkerung in den Sklavenstaaten großen Nachtheil bringt. „Im Jahre 1850," bemerkt er, „hatte durchschnittlich der Morgen Landes im Norden den Werth von 28 Dollars 7 Cents, im Nordwesten von 11 Dollars 39 Cents, im Süden von 5 Dollars 34 Cents und im Südwesten von 6 Dollars 26 Cents. Bei den zahlreichen, natürlichen Vortheilen, die dem Süden sein mildes Klima, sein reicher Boden, seine mineralischen Reichthümer, zahlreiche und geräumige Häfen gewähren, würde das Land in den südlichen und südwestlichen Staaten, wäre es frei von der Sklaverei gewesen, wenigstens denselben durchschnittlichen Werth haben, den das Land des Nordens hat." — Sehr fraglich, und zwar aus verschiedenen Gründen, die in der Kürze nicht angeführt werden können; indeß bleibt unbestritten, daß die Sklaverei den Werth von Grund und Boden beeinträchtigt, es fragt sich nur, in welchem Grade? und dieser kann durch Herrn Helper's Berechnung nicht ermittelt werden. Auf obige Angaben gestützt, folgert nun der Verfasser weiter, daß die Sklavenhalter den nicht sklavenhaltenden Grundbesitzern des Südens 22 Doll. 73 Cts., nämlich die Differenz zwischen 28 Doll. 7 Cents und 5 Doll. 34 Cents an jedem Morgen des südlichen Bodens schuldig sind. In einer Berechnung, mit deren Einzelheiten ich die Leser verschonen will, bringt er als Forderung der sklavenlosen Grundbesitzer des Südens an die Sklavenhalter die enorme Summe von 7,544,148,825 Doll. heraus. Da dieselbe nicht gezahlt werden kann, so stellt Herr Helper in Forderung und Gegenforderung eine andere Berechnung auf. Die Sklavenhalter schätzen ihre Neger auf 1,600,000,000 Dollars. Würden sie diesen Betrag durch Emancipation zu Gunsten der sklavenlosen Grundbesitzer verlieren, so soll sich folgende Rechnung herausstellen:

Forderung der sklavenlosen Grundbesitzer gegen die Sklavenhalter	7,544,148,825 Doll.
Forderung der Sklavenhalter gegen die sklavenlosen Grundbesitzer	1,600,000,000 „
Bilanz zu Gunsten der Letzteren . .	5,944,148,825 Doll.,

eine Summe, die freilich auch nicht bezahlt werden kann. — Die Befreiung der Sklaven, meint der Verfasser, würde ihren Herren nichts kosten, denn in dem Moment der Abschaffung der Sklaverei würde der vermeintliche Werth der Sklaven reeller Werth des Bodens werden. Wenn also die Sklavenhalter, deren Land jetzt durchschnittlich einen Werth von 5 Dollars 34 Cents per Morgen hat, am Mittwoch ihre Sklaven frei geben, so wird am folgenden Donnerstag ihr Land und das der übrigen Grundbesitzer im Durchschnitt wenigstens 28 Doll. 7 Cents per Morgen werth sein. In dieser Richtung rechnet der Verfasser den Sklavenhaltern einen Gewinn von 3,933,535,520 Dollars heraus, der ihnen durch Emancipation der Sklaven zu Theil werden könnte. — Man braucht kein Sklavenhalter zu sein, um an diesen Zauberschlag zu zweifeln, wenn auch etwas Wahres an der Sache ist.

Der Verfasser ist aber weit entfernt zu glauben, die Sklavenhalter würden sich durch die von ihm berechneten Vortheile zur Emancipation bewegen lassen, er wendet sich daher blos an die Weißen der Sklavenstaaten, welche keine Sklaven besitzen, und schlägt ihnen folgende Maßregeln zur Vertilgung der Sklaverei vor:

1) Durchgreifende Organisation und unabhängiges, politisches Handeln seitens der Weißen des Südens, welche keine Sklaven halten. — 2) Keine Wählbarkeit von Sklavenhaltern, welche die Sklaverei begünstigen. Niemals fortan eine Stimme für den, welcher Erhaltung und Verewigung menschlicher Sklaverei befürwortet. — 3) Kein Zusammengehen mit Politikern, welche die Sklaverei begünstigen. Keine Gemeinschaft mit denselben in der Kirche. Keine Verbindung mit ihnen in der Gesellschaft. — 4) Keine Begünstigung von Kaufleuten, welche der Sklaverei geneigt sind. Kein Verkehr in Hôtels, wo die Bedienung aus Sklaven besteht. Keine Gebühren an Advokaten, die der Sklaverei geneigt sind. Keine Beschäftigung von ähnlich gesinnten Aerzten. Kein Kirchenbesuch bei Geistlichen, welche die Sklaverei begünstigen. — Kein Miethen von Sklaven seitens der Leute, welche dergleichen nicht halten. — 6) Abbrechen des Abonnements auf Zeitungen, welche für Sklaverei schreiben. — 7) Größtmögliche Aufmunterung freier Arbeit der Weißen.

Ohne diesen Vorschlägen die Zweckmäßigkeit an sich abzusprechen, kann man doch nicht umhin, deren Ausführbarkeit in Zweifel zu ziehen. Schon die sub 1 vorgeschlagene, durchgreifende Organisation der Weißen des Südens, welche keine Sklaven halten, ohne die alle anderen Vorschläge zusammenfallen, möchte sich schwerlich in's Werk setzen lassen. Wollte eine Anzahl solcher Weißen damit den Anfang machen, so würden die Sklavenhalter unter einer noch größeren Anzahl ähnlicher Weißen gegen erstere hülfreiche Hände finden, und mit Theer und Federn, Peitschenhieben (deren kürzlich einem Weißen über 200 applicirt wurden), gewaltsamer Verbannung, Galgen, oder Pulver und Blei, mit oder ohne die Form einer Verurtheilung, rücksichtsloser und schneller als europäische Kriegsgerichte, gegen die Leute verfahren, die sich unterfangen wollten, eine solche Organisation anzufangen. Aehnliche Gewaltthätigkeiten sind alle schon dagewesen.

Eine Hauptschwierigkeit bei einem Vorschlage zur Emancipation der Sklaven in Amerika liegt aber in dem Umstand, daß diesseits die Raçensklaverei besteht. Es entsteht dann die Frage: Welche Stellung sollen die Millionen emancipirter Farbiger einnehmen? Denn daß sie als völlig gleichberechtigt unter die Weißen könnten aufgenommen werden, dürfte sich wohl nicht durchführen lassen und schon an der Raçen-Antipathie der weißen Volksmassen scheitern. In den Zeiten der Philanthropie hat man diesen Punkt wenig oder gar nicht beachtet und theoretisch eine gleiche Kulturfähigkeit und heilsame Verschmelzung der Raçen angenommen, die faktisch nicht besteht. Man kann fragen: Wie verhält es sich in solchen Staaten, wo es Farbige giebt, und gleichwohl die Sklaverei längst aufgehoben ist? Auch in solchen Staaten sind die Farbigen nicht völlig gleichberechtigt, besonders aber streng geschieden von den Weißen. Sie werden als eine untergeordnete Menschenart angesehen und behandelt, und sind jedenfalls ein unerfreulicher Bestandtheil der Bevölkerung. Alle diese Uebelstände steigen aber im Verhältniß der Zahl der Farbigen, denn während sie im Norden nur die Minorität bilden, sind sie im Süden ungleich zahlreicher und übersteigen in manchen Staaten sogar die Seelenzahl der Weißen. — Doch es ist unmöglich, ohne weitere Ausdehnung dieses Artikels den berührten, verwickelten Stoff zu erschöpfen, der in den Vereinigten Staaten zu einem solchen Haufen Unrath und Zündstoff aufgehäuft ist, daß sich eher die Auflösung der Union als die Lösung der Sklavereifrage denken läßt.

Vor lauter „Freiheit" ist die Sklaverei in Amerika so unantastbar, daß nicht einmal eine Milderung derselben in Aussicht steht. Die Bundesregierung hat in diesem Punkte den einzelnen Staaten nichts vorzuschreiben, und die Sklavenhalter sind die faktischen Souveraine ihrer Länder und halten alle Vorschriften über etwanige Regelung der Sklaverei für eine himmelschreiende Beschränkung ihrer Freiheit.

New-York. Alb. Böhme.

Frankreich.

Zur Kritik des französisch-englischen Handelsvertrages.

Vor Kurzem erst hat der Kaiser der Franzosen wieder einmal eine neue Aera des Friedens inaugurirt; die Welt möchte zwar sehr gern daran glauben, sieht sich aber daran leider aus verschiedenen Gründen verhindert, die sich ziemlich ungesucht aufdringen — freilich ein schlimmer Umstand, wenn ein Kaiserwort so wenig überzeugende Kraft besitzt, wie es mit dem vorliegenden der Fall ist. — Wenigstens haben unsere deutschen Landsleute ziemlich allgemein ihren Unglauben daran ausgesprochen. Sonderbarer Weise scheint es auch in dem glücklichen Frankreich eine ganze Anzahl von Leuten zu geben, die sich von der strengen Konsequenz und unzweideutigen Wahrheitsliebe ihrer höchsten Regierung bisjetzt noch nicht haben überzeugen lassen, und die immer noch nicht wissen und begreifen, daß „das Kaiserreich der Friede" ist.

So brachte die Revue des deux Mondes einen von Léonce de Lavergne verfaßten Artikel mit der Ueberschrift: Le programme de la paix, dessen Styl recht bezeichnend für die ganze jetzige Epoche ist. Ohne Zweifel würde der Verf., wenn Preßfreiheit in Frankreich bestände, wesentlich anders geschrieben haben; indessen sagt er theils in wohlgesetzten Worten, theils zwischen den Zeilen gerade genug, um selbst einem entfernter Stehenden begreiflich zu machen, wie etwa die Zustände beschaffen sind. Der diplomatisch und elegant geschriebene Artikel enthält wesentlich eine Beleuchtung des durch kaiserliches motu proprio abgeschlossenen Handelsvertrages mit England. Wir entnehmen ihm Folgendes:

„Nach den zwei schrecklichen Kriegen, welche seit fünf Jahren Schlag auf Schlag ausgebrochen sind, und die uns so viel Menschen und Geld gekostet haben, kann man nur mit tiefgefühlter Freude die Verkündigung einer neuen Aera des Friedens und der Arbeit vernehmen. Die Welt hat hinreichend Gelegenheit gehabt, zu sehen, was unsere unvergleichliche Armee zu leisten im Stande gewesen, um die Unabhängigkeit des türkischen Reiches zu vertheidigen und die Lombardei an Piemont zu geben. Frankreich will sich endlich mit sich selbst beschäftigen und das berühmte Programm: „Das Kaiserreich ist der Friede" verwirklichen.

„Was in dem neuen, von allmächtiger Hand entworfenen Programme den Grundton bildet, ist die Absicht, vollständiger als bisher auf die Leitung der Nationalinteressen die Grundsätze der Nationalökonomie anzuwenden. Niemand kann diese Zusicherung mit größerer Genugthuung aufnehmen, als die Oekonomisten. Zwar giebt es in der Zergliederung dieses großen Projekts einige Punkte, welche die ökonomische Theorie nicht billigen dürfte; aber diese Nebensachen verlieren vor dem Ganzen viel von ihrer Wichtigkeit. Die öffentliche Meinung hat sich hierüber weder in Frankreich, noch auswärts getäuscht. Was man allgemein gesehen und beim ersten Worte verstanden hat, ist das ausgesprochene Streben nach einer größeren Handels- und Industriefreiheit, im Hinblick auf jene andere Art Freiheit, welche einst den Schlußstein des ganzen Gebäudes bilden und gewiß über kurz oder lang der ersteren folgen wird (gut gesagt!!). Denn in der stufenweisen Entwickelung der Elemente öffentlichen Wohlergehens ist Alles wechselweise verkettet.

„Indessen möge es uns erlaubt sein, vor Allem eine Verwahrung und ein Bedauern auszusprechen. Dem Prinzipe der Freiheit, in Oekonomie, wie in Politik, unwandelbar zugethan, begreifen wir ihren Triumph nur in der öffentlichen Meinung. Alles, was sie auf dem Wege der Autorität durchsetzen will, scheint uns ihrem Prinzipe selbst zuwider. Als der Freihandel in England durchdrang, hat er nur durch die Macht der öffentlichen Meinung gesiegt, und zwar nach einer Reihe von Untersuchungen und freien Debatten, welche endlich die Wahrheit an's Licht stellten. Seine Förderer haben niemals die Königin Viktoria gebeten, diese so stark angefochtene Neuerung zu dekretiren; sie würden sie aus ihren Händen gar nicht angenommen haben......

„Lag denn eine so große Gefahr im Verzuge, daß es dringlich und nothwendig wurde, Alles auf ein Mal zu thun? Die neue ökonomische Revolution, weil dieses das geheiligte Wort ist, wird unserer Meinung nach keine der ausschweifenden Folgen haben, welche man ihr von beiden Seiten beimißt. An sich selbst betrachtet, ist sie sicher etwas Gutes; aber

von der Art, daß die Wirkungen, zumal im Beginne, wenig zu merken sein werden. Das Schutzzollsystem war, was man auch sagen mag, nicht mehr die Grundlage unserer ökonomischen Organisation. Eine Nation, welche mit der übrigen Welt jährlich einen Austausch von vier Milliarden macht, kann nicht als in kommerzieller Abgeschlossenheit lebend gelten. Unser äußerer Handel wuchs reißend schnell, da er sich seit 1815 verfünffacht hat und ohne Zweifel noch in allen Fällen gewachsen wäre."

„Muß ich hier erst die Hauptgesetze in's Gedächtniß rufen, welche nach vorausgegangener Discussion unsere Zollverwaltung mehr und mehr verbessert haben? Unter der constitutionellen Monarchie das Gesetz vom 9. Februar 1832, welches die Entrepots und den Transit auf breiter Grundlage organisirt hat; das vom 15. April desselben Jahres, welches das bestehende Ein- und Ausfuhrverbot von Getraide aufgehoben hat; die vom 2. u. 5. Juli 1836, welche mehrere Verbote beseitigt, und die Steuern auf eine große Anzahl von Artikeln herabgesetzt haben; das vom 25. Juni 1840, welches den Vertrag mit Holland bestätigte; das vom 6. Mai 1841, welches neue Herabsetzungen aussprach; die von 1845 und 1846 zur Bestätigung der mit Belgien und Sardinien geschlossenen Verträge; das von 1847, welches zum ersten Mal die wandelbare Scala aufhob; unter der Republik die Erneuerung des Vertrages von 1843 mit Sardinien und die Bestätigung des Vertrages von 1847 mit den beiden Sizilien; unter dem Kaiserthum endlich die Gesetze von 1856, 1857 und 1859, welche neue und zahlreiche Zollherabsetzungen gemacht haben."

Der Verfasser fährt nun fort, die parlamentarische Behandlung dieser Angelegenheiten als die richtige darzustellen.

„Das Nationalgefühl hat sich immer ganz besonders empfindlich gezeigt, wenn es sich um Handelsverträge mit fremden Nationen, zumal mit England, handelte. In vernünftigen Gränzen gehalten, begreift und rechtfertigt sich dieser Widerwille. Die Engländer, in ökonomischen Kenntnissen weit fortgeschrittener als wir, haben soeben gezeigt, daß sie ihn theilen. Wenn eine Nation zu Hause ihren Tarif reformirt, so hat sie darüber nur sich selbst Rechenschaft zu geben; sie kann, wenn sie ihren Irrthum gewahr wird, wieder zurücktreten. Wenn sie dagegen durch eine gegenseitige Verpflichtung gebunden ist, so kann sie es nicht mehr. Genügt diese Betrachtung auch nicht, um jeden Handelsvertrag systematisch auszuschließen, so kann sie wenigstens den Regierungen lehren, in diese zarten Unterhandlungen nur mit äußerster Klugheit einzutreten."

Es folgt nun die Betheuerung, daß den Verfasser durchaus keine Abneigung gegen England oder das englische Bündniß bewege, diese und die folgenden Einwendungen zu machen. „Nur war, um es (das Bündniß) zu verkitten, kein Vertrag nöthig." — „Die Gefahr besteht blos darin, daß man sich für die Zukunft bindet. Das Bündniß selbst kann leiden durch die vielleicht übertriebenen, aber tief gehenden Befürchtungen, welche bei uns dergleichen Verbindlichkeiten mit einer reichen und kühnen Nation erwecken, deren Unternehmungsgeist man fürchtet. Unabhängigkeit bei gutem Einvernehmen, darin liegt die wahre Politik beider Regierungen."

Herr de Lavergne ist ein grausamer Spaßvogel; denn er meint bald darauf, der Kaiser habe den Vertrag mit England, kraft der außerordentlichen Vollmachten, die er von der Verfassung habe, geschlossen. Hierauf geht er daran, ausführlich darzuthun, daß die neue Reform durchaus keinen merklichen Einfluß auf die Preise üben werde; diese Erwartung werde, wie die Verkündigung des berühmten wohlfeilen Lebens, unerfüllt bleiben.

„Die Hauptstoffe sind von mehrfacher Art: diejenigen, welche zum Lebensunterhalte dienen, wie Fleisch und Getraide; die, welche zur Verfertigung von Geweben dienen, wie Seide, Wolle, Baumwolle, Lein, Hanf; dann die, welche anderen Gewerben dienen, wie Holz, Steinkohle, Erze. Was das Fleisch betrifft, so ist hier nichts zu thun, weil der alte Schutzzoll sowohl auf lebende Thiere, als auf frisches und eingesalzenes Fleisch schon seit zehn Jahren aufgehoben ist. In Betreff des Getraides ist es jetzt durch die Thatsachen bewiesen, daß die bewegliche Scala nur eine geringe Wirkung auf die Preise übt."......

Bei Seide, Lein und Hanf ist nichts zu thun, da der bestehende Zoll nur nominell ist. Was die Wolle anbelangt, so nimmt die Frage anscheinlich eine größere Wichtigkeit an; in der Wahrheit aber hat sie keine. Man hatte in früheren Zeiten versucht, die französischen Wollen durch einen Zoll von 30 Procent gegen fremde Wollen zu schützen; dieser Zoll aber ist nach und nach herabgesetzt worden, so daß er in Wirklichkeit nicht mehr als 6 bis 7 Procent beträgt. Auf eine Gesammteinfuhr von 400,000 metrischen Centnern im Werthe von mindestens 120 Millionen Francs, betrug der eingenommene Zoll 1859 gegen 7,600,000 Fr. Es verschlägt für die einheimischen Wollen und für die Fabrication von Wollenwaaren wenig, ob ein derartiger Zoll bestehen bleibt oder nicht....... Der Preis der einheimischen Wollen wird nur um ein Centime fallen und der Verbraucher dabei nichts gewinnen.

„Für Baumwolle ist der Zoll höher. Auf eine Gesammteinfuhr von 816,000 Centnern roher Baumwolle im Werthe von wenigstens 150 Millionen Fr. wurden 1859 an Zöllen 19 Millionen eingenommen; man kann 12 Procent annehmen. Da der Werth der rohen Baumwolle etwa ein Drittel im Werthe der Baumwollenwaaren einnimmt, so würde die mögliche Verminderung im Preise dieser Gewebe nach der gänzlichen Aufhebung des Zolls 4 Proc. betragen. Was heute 100 Fr. kostet, würde dann nur noch 96 Fr. kosten, unter der Bedingung freilich, daß dem Konsumenten diese Herabsetzung zu Gute kommt, und es ist wahrscheinlich, daß der amerikanische Producent, der Großhändler, der Rheder, der Fabrikant, der Kleinhändler suchen werden, daran Theil zu nehmen. Die Baumwolleneinfuhr hat seit 40 Jahren ungeheure Fortschritte gemacht; von 12 Millionen Kilos 1816 hat sie sich bis auf 82 Mill. 1859 erhoben; sie kann kaum schneller steigen. Da die Baumwolle übrigens ein exotisches Produkt ist, das in Frankreich nichts Entsprechendes hat, so liegt hier die Schutzzollfrage abseits und die Aufhebung des Zolles hat nur bei denen Widerspruch gefunden, welche das Gleichgewicht des Budget beschäftigt.

„Was Holz und Erze betrifft, so ist nichts zu thun."... „Es bleiben also die Kohlen.

„1859 sind 50 Millionen Centner Steinkohlen eingeführt worden, und die eingenommenen Zölle belaufen sich auf 10 Millionen Fr., etwa 20 Centimen durchschnittlich für den Centner. Auch sind hier die alten Schutzzölle seit lange verschwunden. Der bestehende Zoll ist, wie man weiß, nach den Gränzen verschieden: 10 Cent. an der deutschen Gränze, 15 an der belgischen, 30 an der Küste gegen England." Herr de Lavergne macht nun darauf aufmerksam, daß die Transportkosten bei der Kohle den Preis so erheblich steigern, daß schon darin ein wirksamer Schutz gegeben ist; übrigens liege Frankreich daran, daß recht viel Kohlen eingeführt würden, weil die französische Förderung für die Industrie nicht zureiche und eine Wohlfeilheit derselben schon darum wünschenswerth sei.

„Das neue Regime kann also auf den Preis der ersten Lebensbedürfnisse keine Wirkung ausüben, ausgenommen Baumwolle und Steinkohle, und selbst für diese zwei Artikel wird die Aufbesserung wenig bemerkbar sein."

Hierauf kommt der Verfasser auf Zucker und Kaffee zu sprechen, die man seit einiger Zeit für Gegenstände erster Nothwendigkeit halte. „Bisher hatte man sie nicht so betrachtet; man hatte geglaubt, sie als Luxusgegenstände stark belasten zu können. Der Eingangszoll verdoppelte den Preis der Waare, und das jährliche Einkommen des Schatzes erhob sich bis auf 100 Mill. für Zucker und 30 Mill. für Kaffee. Es handelt sich jetzt, wie man sagt, darum, den Zoll um die Hälfte herabzusetzen, was dem Schatze jährlich einen Verlust von 65 Mill. bringen würde; aber dieses Defizit würde vielleicht ziemlich schnell eingebracht werden, denn die Verminderung um ein Viertel am Kaufpreise von Zucker und Kaffee könnte der Verzehrung, die sich trotz der hohen Gefälle seit 1815 verzehnfacht hat, nur einen neuen Aufschwung geben. Hier würde die Besserung eine wirkliche sein."

Er kommt hierauf auf die drei Arten Zucker zu sprechen: Kolonialzucker, fremdländischen und einheimischen Zucker. „Wenn man die Verzehrung des Zuckers erleichtert, wird man zwei unserer Hauptindustrien, dem Ackerbau und der Schifffahrt eine nachhaltige Ermunterung geben."

Hierauf geht er auf die Manufakturwaaren über.

„Zuerst bieten sich die Verbote dar. Trotz der stufenweisen Verbesserungen, belegen wir noch mit absolutem Ausschlusse die Wollengespinnste und Gewebe, die Baumwollengespinnste und Gewebe fertiger Kleider, zubereitete Felle, plattirte Arbeiten, Messerschmiedewaaren, Topfgeschirr Gläser und Krystalle, Wagen in Federn, Kunsttischler-Erzeugnisse u. s. w.

„Die Verbote sind eines der traurigsten Vermächtnisse der Revolution und des ersten Kaiserreiches; sie haben 1793 ihren Anfang genommen, seit dem Kriege des Konventes mit England, und sind dann unter dem Kaiserreiche im Schutze der Abgeschmacktheiten der Kontinentalsperre eingewurzelt. Bei der Rückkehr des Friedens hat die Restauration das Unrecht begangen, diese Kriegsmaßregel aufrecht zu halten; sie hat es zeitig genug bereut. Seit 1816 schlug Herr von Saint-Cricq vor, die Verbote zu unterdrücken und sie durch einen Zoll von 15 bis 18 Procent zu ersetzen; dieser Vorschlag wurde von den Kammern zurückgewiesen. Unter der Monarchie von 1830 ist derselbe Versuch zu wiederholten Malen von der Regierung gemacht worden, was schließlich zu

einigen Zugeständnissen in Einzelheiten geführt, aber das Prinzip nicht erschüttert hat."

Weitere Betrachtungen über den Freihandel übergehen wir, weil sie uns ähnlich häufig genug aufstoßen und einem großen Theile unseres Publikums geläufig sein dürften. Der Verfasser sucht seinen Landsleuten mancherlei Befürchtungen auszureden. Manche derselben sind ziemlich spaßhaft. So fürchten, wie wir erfahren, die Franzosen, daß in Folge des herabgesetzten Einfuhrzolles in England der Wein, der in Frankreich selten und theuer ist, noch seltener und theurer werden könne. Der Verf. tröstet sie damit, daß die Engländer sich ihr Biertrinken nicht so schnell abgewöhnen würden, und daß man in Frankreich auch eben wegen der vermehrten Ausfuhr mehr Wein bauen werde.

Unser Gewährsmann kommt hierauf auf andere Theile des kaiserlichen Programmes zu sprechen, z. B. auf die gebieterische Nothwendigkeit der Anlegung neuer Verbindungswege. Vor 1848 figurirte ein jährlicher Kredit von 150 Millionen auf dem Budget für öffentliche Arbeiten; derselbe ist erheblich vermindert worden; es wäre aber gut, ihn herzustellen. „Riesige Summen würden nöthig sein, um Frankreich hierin auf gleiche Höhe mit den meisten seiner Nachbaren zu heben. Das gegenwärtige Eisenbahnnetz hat vier Milliarden gekostet, davon drei auf Gesellschaften kommen, eine auf den Staat. Die Ausdehnung dieses Netzes muß mehr als verdoppelt werden, um den dringendsten Bedürfnissen zu genügen."

Was der Verfasser über die Kanäle sagt, übergehen wir als weniger zu der Sache gehörig, um die es uns hier zu thun ist. Es ist eine weitere Erörterung über die Konkurrenz der Eisenbahnen und Kanäle, der Kanalmauthen u. s. w.

Ein Theil des kaiserlichen Programmes besteht in dem Entwurfe, dem Ackerbau und der Industrie Vorschüsse zu machen — allerdings ein vortreffliches Mittel, Gläubiger und somit Herr und Gebieter eines großen Theils des Privatverkehrs zu werden. „Die ökonomische Theorie weist diese Art staatlichen Eingreifens in die Privatverhältnisse zurück." — Ganz wohl, die ökonomische Theorie des Parlamentarismus, aber nicht die des Kaiserreichs. 1856 wurde bereits ein Gesetz votirt, welches 100 Millionen für Drainirung aussetzte; aber bisjetzt erreichen die ausgegebenen Darlehen nicht 500,000 Fr. „Der Staat kann nicht allen denen leihen, welche zu borgen benöthigt sind. Man muß also Kategorien, Ausnahmen, Privilegien feststellen, und da der Staat nur über das Geld der Steuerpflichtigen verfügen kann, so ist die schließliche Folge davon, daß er Allen nimmt, um es Einigen zu geben. Hier sitzt der Grundfehler aller dieser künstlichen Combinationen; sie schlagen immer am Ende nur zum Vortheil der Bestgestellten und der Zudringlichsten aus, auf Kosten der Allgemeinheit."

1847 erschien indeß die Frage reif und ein Gesetzvorschlag war eingebracht, der dem Prohibitivsystem einen entscheidenden Schlag versetzte. Dieser Vorschlag verschwand indeß in der unglückseligen Februarrevolution, welche so viele nützliche Werke verzögert hat. Die kaiserliche Regierung hat ihn im Jahre 1856 aufgenommen, aber ihn noch einmal vor der vermutheten „Opposition (!!) des gesetzgebenden Körpers vertagen zu müssen geglaubt."

Wir übergehen einige weitere Auslassungen über die Schädlichkeit der Prohibition. Der Verfasser behauptet, daß die französische Industrie in ihrem blühenden Zustande dieselbe entbehren könne; die Ausstellungen von London und Paris hätten die Ueberlegenheit der meisten französischen Produkte klar bewiesen; dieselben hielten auf fremden Märkten siegreich die Konkurrenz der in Frankreich verbotenen Waaren aus; die Gesammtausfuhr des Landes, welche gegenwärtig zwei Milliarden erreiche, bestehe aus Manufaktur-Erzeugnissen; Frankreich führe für 200 Millionen Leinengewebe, für 75 Mill. Baumwollenzeuge, für 100 Mill. Kunsttischlerei-Waaren, für 100 Mill. zubereitete Felle, für 70 Mill. Kleider, für 20 Mill. Thongeschirr, Krystall u. s. w. aus. „Da wir die Konkurrenz in der Fremde aushalten, trotz der Eingangszölle und der Transportkosten, so werden wir sie bei uns wohl ohne diese Kosten aushalten. Der Vertrag behält übrigens einen Schutzzoll von 25 bis 30 Proc. bei, der über und über genügt."

Der Verfasser kommt nun auf's Eisen zu sprechen, dessen Eingangszoll, 12 Francs für den Centner, obgleich gegen früher ermäßigt, einem Verbote nahe komme. „Der Handelsvertrag setzt den Zoll auf Eisen englischer Erzeugung auf 7 Fr. bis 1. October 1864, und von da ab später auf 6 Fr. herab." Er findet, daß dieser Zoll in gewöhnlichen Zeiten hinreichen würde, die heimische Production zu schützen; doch komme die Herabsetzung jetzt zu ungelegener Zeit. 1853 und 1854, als das französische Eisen ungemein theuer gewesen, hätte man den Zoll herabsetzen müssen, um wohlfeilere Schienen zum Baue der Eisenbahnen zu bekommen; jetzt sei in Folge der durch den Krimkrieg und den italiänischen Feldzug hervorgerufenen Stockung der Preis des Eisens sehr gesunken und die Eisenerzeugung rc. liege sehr darnieder.

„Wir haben Alles, was unser Zollsystem angeht, flüchtig die Revue passiren lassen. Man sieht, warum wir von der angekündigten Reform keine großen Resultate erwarten, und warum wir gewünscht hätten, sie selbst auf Kosten einiger Verzögerungen, durch die gewöhnlichen Mittel der Discussion sich vollziehen zu sehen. Die Hauptthatsache, eine Sache von großer Wichtigkeit, ist das formelle Verlassen des Schutzzollsystems."

Nach einer weiteren Auseinandersetzung über die Schädlichkeit dieses Prinzips kommt der Verfasser auf eine andere Napoleonische Maßregel zu sprechen, die mehr seinen Beifall findet, nämlich die Wiederbewaldung der Berge; nur bemerkt er dabei, daß dieselbe bereits 1847 im Anschlage war. Damals gemachte und gegenwärtig wieder aufgenommene Nachforschungen veranschlagen die Ausdehnung der wieder zu bewaldenden Flächen auf 1,133,000 Hektaren. Der größte Theil befindet sich in den Alpen, den Pyrenäen, den Cevennen, den Gebirgen der Auvergne.

Eine andere Berichterstattung, von drei Ministern unterzeichnet und in den Moniteur vom 1. Januar eingerückt, bringt ein zweites, neues und schwieriges Projekt. Diejenigen Kommunal-Ländereien, die durch kaiserliches Dekret als anbaufähig erkannt worden sind (nach einer Berathung in vollem Staatsrath), sollen von den Kommunen selbst urbar gemacht, gesundet (assainis) und angebaut werden. Was sich gegen eine solche Maßregel sagen läßt, wird gesagt, obgleich sie freilich ganz im allgemeinen Geschmacke der Franzosen ist. Wozu giebt es überhaupt noch Kommunalbehörden, wenn die Regierung denselben auch den letzten Schein einer Selbstverwaltung nimmt und Alles vom grünen Tische und dem Kabinette des Kaisers aus regiert? Es ist eine allgemeine Erfahrung, daß Unordnung, Verschleppung, Unterschleif und Kostenvermehrung die sicheren Folgen eines solchen Instanzenzuges sind, ganz abgesehen von der Ertödtung aller Anstelligkeit und Lust zur Selbsthülfe bei den so Regierten. Dazu ist die dafür ausgeworfene Summe von 10 Millionen für ein so kolossales Unternehmen bei Weitem nicht ausreichend. „Mit 100 Franken kann man eine Hektare Landes bewalden; aber man braucht mindestens 1000, um ihn zum Anbau fähig zu machen." „Wenn es sich um den Ackerbau handelt, so nimmt Alles sogleich solche Verhältnisse an, daß das direkte Dazwischentreten des Staates, wie mächtig es auch sei, sich noch schwächer und unmerklicher erweist, als sonst. Der Staat vermag etwas über vereinzelte und in der Unendlichkeit des Landes verlorene Punkte; aber über das Ganze vermag er nur etwas durch allgemeine Regeln, welche nur indirekt wirken. Von der Art ist z. B. die Vermehrung der Communicationen......" Er schlägt vor, die 10 Millionen, die für die Urbarmachung der Kommunal-Ländereien ausgeworfen sind, an die einzelnen Departements zu vertheilen, um davon Vicinalstraßen bauen zu lassen. Auf jedes Departement kämen dann 120,000 Fr., und man würde bald den Erfolg merken. Auf eine Gesammtheit von 83,000 Kilometer Vicinalwege im Stande der Befahrbarkeit befänden sich 58,000 in 43 Departements und 25,000 in 43 andern, eine schreiende Ungleichheit.

Herr de Lavergne kommt nun auf den wichtigsten Punkt, auf das Geld, auf die Mittel und Wege, die ungeheuern Summen zu beschaffen, welche der Krieg verzehrt und der Frieden gleichfalls in Anspruch nimmt.

„Die Staatseinnahmen um etwa 200 Millionen vermindern, die Ausgaben wenigstens um 50 Millionen vermehren und das im Angesicht eines Budgets, in welchem seit fünf Jahren die Ausgaben schon um 2½ Milliarden die Einnahmen überschritten haben, das scheint ein Vornehmen, welches schwer zu begreifen ist, wenn nicht die Gesammtheit der Ausgaben sich zu gleicher Zeit so weit vermindert, um in's Gleichgewicht treten zu können, oder sich ihm wenigstens zu nähern. Die unumgängliche Reduction kann nur durch Herabsetzung der Militair-Ausgaben bewerkstelligt werden. Die zwei Ministerien des Krieges und der Marine haben in letzter Zeit 900 Millionen Fr. alljährlich verschlungen, d. h. noch einmal so viel, als sonst. Es heißt, daß man sie wieder auf den Normal-Etat bringen will; ohne Zweifel der beste Trost, den man uns geben kann. Die Zollfrage, wie jede andere staatswirthschaftliche Frage, verschwindet vor ihr. 450 Millionen jährlich, das ist schon über genug, um unsere Streitkräfte zu Land und See auf einem furchtbaren Fuße zu halten; mit einem Militairbudget von 450 Millionen hat die Monarchie von 1830 Algerien erobert, Belgien befreit, Ancona besetzt, die Expeditionen nach Lissabon, Mexiko und Marokko ausgeführt, und endlich jene Armee und Marine geschaffen, welche in den rauhen Feldzügen in der Krim und in Italien so glänzend aufgetreten sind."

Der Verfasser meint, mit den vom Militair-Budget genommenen

450 Millionen ließe sich sehr viel für die Industrie, den Ackerbau, überhaupt das öffentliche Wohlsein thun. — Wir glauben es auch; aber wir sehen, daß der gewaltige Mann, der jetzt das Schicksal der Franzosen ist, den Frieden und das öffentliche Wohlsein für seine Zwecke jetzt nicht brauchen kann. Warum haben die Männer der Industrie und der friedlichen Künste im Jahre 1848 jene Verfassung und jenen König gestürzt, welche der natürliche Ausdruck ihrer Weltanschauung waren?! Der Napoleonismus, der für sich die Aufgabe in Anspruch nimmt, die ausgerenkte Welt wieder einzurenken und nebenbei für sich, wenn die Sache mißglückt, ein Geschäft zu machen, leidet an keiner überflüssigen Sentimentalität, an keinem schwächlichen Mitleid mit der Noth des Volkes, der Bedrängniß der Industrie, der Verarmung des Landes; er wird seinen Weg weiter gehen, bis er Frankreich und vielleicht Europa nach seiner Weise kurirt haben wird; und Frankreich und Europa scheinen es insoweit werth zu sein und verdient zu haben, als sie in unbegreiflicher Verblendung ein Uebel reif werden ließen, das nun die drohendste Gestalt annimmt. Was nutzt jetzt alle Opposition, alles Anpreisen einer früheren Regierungsform, da man nur an den Folgen eigener Sünde krankt?! Die Aussicht, die Herr de Lavergne am Schlusse eröffnet, Sinken der ohnehin schlecht stehenden Papiere und Schwächung des Kredits, Anleihen ohne Ende, finanzielle Kunststücke ohne Maß und Ziel, Entmuthigung und Lähmung der Industrie, Verarmung des Volkes &c., ist für Frankreich jedenfalls gewisser, als ein Umkehren zu verlassenen Bahnen, eine Herabsetzung des Militair-Budgets, eine wahrhaft friedliche Regierung und leider nicht für Frankreich allein — Europa wird den sicheren Frieden, den es sich so unvorsichtig und kopflos stehlen ließ, sehr theuer wieder zu erkaufen haben.

P. Scudo's musikalische Kritiken.

Haydn und Beethoven.

Der bekannte musikalische Kritiker, Pierre Scudo in Paris, ist kein geborener Italiäner, sondern ein Franzose. Er hat sich zuerst durch eine von ihm komponirte, einfache Romanze „le Fil de la Vierge" bekannt gemacht, ist jedoch in der musikalischen Welt dadurch populär geworden. Der musikalischen Literatur sich widmend, hat er vor etwa zehn Jahren eine erste Sammlung seiner in der Revue de Paris und in der Revue des deux Mondes abgedruckten Aufsätze herausgegeben, von denen kürzlich eine zweite Serie erschienen ist.* Außerdem hat er im Jahre 1854 eine Schrift über ältere und neuere Kunst und im Jahre 1857 einen musikalisch-ästhetischen Roman unter dem Titel „Le Chevalier Sarti" herausgegeben. Wir lassen aus seiner unten genannten neuesten Sammlung, und zwar aus einem Artikel über Beethoven, die nachstehende Episode folgen, die das Verhältniß des alten Meisters Haydn zu der neuen Richtung des genialen Beethoven bespricht:

„Dem Abbé Carpani, der uns in seinen reizenden „Briefen" das ruhige Leben Haydn's erzählt und mit eben so viel Geschmack als Lebhaftigkeit die Werke dieses großen Musikers beurtheilt, fällt es ebenfalls schwer, die Schwelle der neuen Aera zu überschreiten, die sich eben vorbereitet. Carpani scheint das Urtheil des ehrwürdigen Komponisten der „Schöpfung" über den neuen Genius zu theilen, der den „Fidelio" und die C-dur-Symphonie geschaffen: „Eines Tages," so erzählt Carpani, „frug einer meiner Freunde Haydn nach seiner Meinung über den jungen Komponisten. Mit vollständiger Aufrichtigkeit erwiderte der Greis: „„Ich war mit seinen ersten Werken außerordentlich zufrieden, doch muß ich gestehen, daß ich seine neueren Arbeiten nicht verstehe. Es scheint mir immer, als ob er Phantasien schriebe.""

„Dieses Urtheil Haydn's über Beethoven ist so ziemlich dasselbe, das Männer von Genie gewöhnlich über ihre unmittelbaren Nachfolger fällen. Es ist das Urtheil der Generation, die den ihr zuertheilten Lebenssaft erschöpft hat, und nun in der folgenden einen Nachwuchs ohne Disziplin erblickt, da diese von dem gewohnten Wege bedeutend abweicht. Man könnte auf den Tod das Wort Voltaire's über Gott anwenden: Wenn er nicht existirte, so müßte er erfunden werden, und wäre es auch nur, um die Herrschaft gewisser Ideen zu stürzen, die nur mit den Menschen, die sie gehegt, verschwinden können.

„Dem sei jedoch, wie ihm wolle; der Sohn denkt immer ein wenig anders, als der Vater, und der Schüler wird durch die Natur der Dinge gezwungen, in irgend einer Weise die vom Meister erhaltene Lehre zu modifiziren. Die ersten Werke Beethoven's, seine Trios für Klavier, Violine und Violoncello, die Sonaten, das Septuor und alle Compositionen des großen Musikers bis zur C-dur-Symphonie, die im Jahre 1801 entstanden und demselben Doktor van Swieten gewidmet ist, der Haydn's Freund und Verfasser des Textes zu der „Schöpfung" und zu den „Jahreszeiten" war, — zeigen eine direkte Nachahmung des Haydn'schen und Mozart'schen Styles. So liebte es Beethoven denn auch nicht, wenn man von seinen ersten Productionen, besonders vom Septuor sprach. Als Jemand, der ihn besuchte, unvorsichtigerweise die Ungeschicklichkeit beging, das bewunderungswürdige Septuor zu loben, antwortete er grob: „„Das Septuor ist nicht von mir, es ist von Mozart,"" und wandte der Person, die ihm ein Kompliment zu machen glaubte, den Rücken zu.

„Nun wohl, gerade diese ersten Compositionen sind es, die den Beifall Haydn's hatten, der in ihnen die Spuren des eigenen Einflusses entdeckte und sich in dem aufgehenden Gestirn des ruhmvollen Nachfolgers wieder aufleben fühlte. Auch Carpani, der treue Biograph des Vaters der Symphonieen, spricht von den ersten Compositionen Beethoven's in folgenden Ausdrücken: „„Was wird nun aus der Kunst, insbesondere aus der Musik werden, da Haydn nicht mehr schreibt und diese fruchtbare, Schätze spendende Mine verschlossen ist? Was wird aus ihr werden? Nun, seht ihr es denn nicht schon zum Theil? Wartet ein wenig, und ihr werdet es sicherer noch bemerken. Es giebt nur Einen Mann, der sie noch stützen kann, von dem man sich aber in der That das Höchste nach seinem schönen Septuor, seinen ersten Klavier-Konzerten, seinen ersten Symphonieen, nach all diesen wahrhaft ausgezeichneten Werken versprechen kann, in denen er glücklich den Styl Haydn's und Mozart's vereint. Wird er aber seiner Phantasie Zügel anlegen, sie zur Ordnung zwingen und auf ein richtiges Maß zurückführen wollen? Wird er das Schöne dem Bizarren vorziehen mögen?""

„Kein Mann von Genie hat so wie Beethoven, den wohlüberlegten Plan der Rolle in sich getragen, die er im Reich der Kunst übernommen, kein Bahnbrecher neuer Formen ein reineres Gewissen in Bezug auf das Ziel gehabt, das er zu erreichen strebte.

„Gluck vielleicht ausgenommen, der seit seinem Eintritt in die Laufbahn eines dramatischen Komponisten in fortwährender Berührung mit dem Hochmuth der Virtuosen und den Unwahrscheinlichkeiten der italiänischen Oper war, denen er sich zu unterwerfen verschmähte, ist Beethoven gewiß derjenige geniale Künstler, der die meiste Macht über den geheimnißvollen Akt seiner Inspiration besaß. Nachdem er wie alle außerordentlichen Männer dem Einfluß des Kreises, von dem aus er sich gebildet, genügt hatte, riß sich Beethoven mit Ungestüm von der Tradition los, die ihn genährt hatte. Der Schöpfer der Symphonie mit Chören und der fünf letzten Quatuors hat wohl gewollt, was er erfüllt hat, und wenn jener Willensüberfluß in einer Kunst der Phantasie und des Gefühles die Größe Beethoven's ausmacht und ihn eng an das Jahrhundert kettet, in denen er gelebt, so war dieser auch gleichzeitig die Quelle seiner Mängel."

Die Literatur über Beethoven, an der sich in neuerer Zeit Russen, Franzosen und Engländer betheiligten, wird jetzt auch durch die Amerikaner vermehrt. Das März-Heft des in Boston erscheinenden Atlantic Monthly bringt eine aus der Feder eines Amerikaners geflossene, ausführliche Kritik des im vorigen Jahre in Berlin erschienenen Werkes über Beethoven von Professor A. B. Marx, die von sehr gründlichen, musikalischen Studien zeugt. Der Amerikaner weist dem deutschen Professor mancherlei Irrthümer und Mißverständnisse in Bezug auf das Leben und die Schöpfungen Beethoven's nach. Hin und wieder geht diese Kritik sogar weiter, als es von einem objektiven Standpunkte erlaubt scheint, aber es bleibt immerhin charakteristisch für die universelle, musikalische Bildung unserer Zeit, daß so eingehende Besprechungen über den Geist und den Einfluß Beethoven's auch in Amerika geschrieben und mit Interesse gelesen werden.

J. L.

* Critique et littérature musicales. Par P. Scudo. Deuxième série. Paris, L. Hachette & Co., 1859.

Italien.

Literatur-Bericht aus Italien.*

Marchese Pepoli über die Verwaltung der Romagna. Venetianisches und Neapolitanisches.

Eine auffallende Erscheinung ist folgender Verwaltungsbericht über ein Land, aus dem bisher solche öffentliche Kundgebungen am wenigsten erwartet werden durften, nämlich aus dem Kirchenstaate:

* Vom Geheimen Justizrath Neigebaur.

Governo della Romagna. Conto amministrativo del quadrimestre da Giugno al Settembre 1859, e bilancio preventivo del ultimo semestre 1859, dal ministro delle Finanze. Bologna.

Der durch die Kriegs-Ereignisse im Juni 1859 veranlaßte Abzug der österreichischen Besatzung in Bologna machte der geistlichen Herrschaft in der Romagna ein Ende. Es gab keinen Aufstand, keine Unruhe, ja nicht die geringste Unordnung; sondern es war eine vollbrachte Thatsache, daß die päpstliche Regierung aufhörte. Der höchste Verwaltungsbeamte des Landes, der Kardinal-Legat, entfernte sich mit den ausländischen Soldaten, ohne belästigt zu werden, und von diesem Augenblick an gehörte die ganze Romagna sich selbst an. Man denke sich nun solche vollständige Auflösung alles Staatsorganismus anderwärts! Wer würde zum Befehlen berufen, wer zum Gehorchen geneigt gewesen sein, während allen Privat-Leidenschaften freier Spielraum gelassen war? Hier, wo die Vornehmen zugleich die Gebildetsten sind und durch wahre Humanität stets allgemeines Vertrauen erwecken, so daß das Volk in ihnen die Vorkämpfer des Rechtes zu sehen gewöhnt ist, machte sich Alles von selbst. Die Gemeinde-Verwaltungen im ganzen Lande behielten ihren Fortgang, da jede Gemeinde daran gewöhnt war, sich zu ihren Beamten diejenigen zu wählen, die selbst am meisten beizusteuern hatten und sich das meiste Vertrauen zu erwerben wußten, und so kam auch die obere Leitung gewissermaßen instinktartig in die Hände von Männern, die in der öffentlichen Meinung stets am höchsten gestanden hatten. Auf diese Weise trat eine provisorische Regierung gleichsam durch Acclamation sofort in Wirksamkeit. Von den Mitgliedern derselben wollen wir nur Einen nennen, den Marchese Taroni, einen eben so reichen als gebildeten Mann, in dessen Palast mehrere Säle mit Gemälden von seiner, seines Vaters und seiner Mutter kunstreicher Hand gefüllt sind, und den Versammlungsort der gebildetsten und gelehrtesten Gesellschaft Bologna's ausmachen, von welcher wir nur den bedeutenden Staats-Oekonomen Gabriele Rossi erwähnen wollen. Auch Taroni selbst hat sich als Schriftsteller über die Verbesserung des Ackerbaues und des Real-Credits im Kirchenstaate ausgezeichnet. Solche wohlmeinende Männer kamen bald über die Vertheilung der Geschäfte überein, und wie gut man es verstanden hatte, die rechten Personen zu wählen, zeigt der erwähnte Bericht über die Verwendung der öffentlichen Abgaben, deren Fortbezug natürlich war; was auch bei der Nothwendigkeit, auf alle Fälle gerüstet zu sein, allgemein anerkannt wurde. Hier stattet nun der Finanz-Minister, Marchese Pepoli, Bericht ab über das Einkommen vom Monat Juni bis zum letzten September 1859 und von dessen Verwendung. Zugleich legt er das Budget bis zum Ende dieses Jahres vor, das eine Einnahme von 8,872,605, bei einer Ausgabe von 7,605,326 Francs nachweist, mithin ohne Deficit abschließt; wessen sich nicht alle Finanz-Minister rühmen können. Aber freilich ist dies auch ein Finanz-Minister seltener Art. Sein Vater, einer der reichsten Grundbesitzer der Romagna, hatte die Tochter des Königs Murat von Neapel geheiratet; seine Gemahlin ist eine Prinzessin von Hohenzollern-Sigmaringen. Sein Palast, der Vereinigungspunkt der bedeutendsten Männer des Landes, findet diesseits der Alpen wenige seines Gleichen. Die Pepoli, von denen noch Münzen vorhanden sind, waren Herren von Bologna, nachdem der Gonfaloniere jener Stadt den König Enzio besiegt und in lebenslänglicher Gefangenschaft gehalten hatte, bis die kaiserliche Partei später durch die Umtriebe des Papstes dergestalt beseitigt wurde, daß der Papst sich zum Herrn von Bologna machen konnte, nachdem die deutschen Ritter ganz ruhig zugesehen hatten, wie ihr Kaiser, Friedrich der Rothbart, sich vor dem Papste demüthigen mußte, obgleich italiänische Bürger nicht gleiche Furcht vor dem päpstlichen Bannstrahl zu zeigen pflegten.

Wenn wir übrigens aus dem vorliegenden Werke die große Ordnung im Lande ersehen, so ist es nicht genug zu verwundern, daß dort, wo früher unter der geistlichen Herrschaft und unter der der österreichischen Bajonette, die meisten Verbrechen vorfielen, jetzt die größte öffentliche Ruhe herrscht; damals glaubte sich jeder im Falle der Nothwehr gegen eine ungerechte Regierung; jetzt wird öffentlich regiert und allgemein gehorcht.

In Venedig, wo die Presse natürlich jetzt nicht an den politischen Bewegungen der Gegenwart Theil nehmen kann, ist ein sehr beachtenswerthes Werk über die Verhältnisse der Jonischen Inseln zur ehemaligen Republik Venedig erschienen unter dem Titel:

Delle condizione politiche delle Isole Jonie sotto il dominio veneto, di Ermanno Lunzi. Versione di Marino Dotti, Tipaldo etc. Venezia.

Der Verfasser ist Mitglied des jonischen Parlaments, und ist seine griechisch geschriebene Arbeit von italiänischen Gelehrten nicht nur übersetzt, sondern auch vermehrt und bereichert worden.

Eine in Venedig seit zwei Jahren herauskommende literarische Zeitschrift verdient wegen ihres gediegenen Inhalts beachtet zu werden.

L'Eta presente; giornale politico letterario. Venezia, Tip. dell Commercio.

Diese Wochenschrift, von dem geachteten Literaten A. dall Acqua Giusti herausgegeben, giebt zwar stets eine politische Wochenschau, allein die Hauptsache sind die literarischen Abhandlungen und Beurtheilungen neu erschienener Werke. Besonders wird unter Anderm auf den beliebten Dichter Teobaldo Cicroconi aufmerksam gemacht, von dem zuletzt ein Lustspiel, „die verlornen Schafe," bekannt geworden ist. Nebenbei beweist auch diese Zeitschrift die Theilnahme der Italiäner an der deutschen Literatur. So wird einer Abhandlung über eine Ausgabe von Arretin in dem zu Leipzig erscheinenden Serapeum erwähnt, „welche 1584, in der edeln Stadt Bengodi in dem sonst glücklicheren Italien" gedruckt worden. Dem Verfasser dieses Artikels im Serapeum hat der Druckort Bengodi viele Sorge gemacht, da ihm das Universal-Lexikon von Zedler, die Erdbeschreibung von Balbi, und die Geographen Ritter und Müller im Stich gelassen hatten. Der italiänische Berichterstatter sagt: daß der Korrespondent des Serapeum sich diese Mühe hätte ersparen können, wenn er statt den Ort Bengodi zu suchen, die Worte: in dem sonst glücklicheren Italien, beachtet hätte, indem der gesunde Menschenverstand ihn hätte darauf leiten müssen, daß Bengodi ein fingirter Name ist, wie z. B. Genußreich, Wohlsein u. s. w. Ein anderer Aufsatz beklagt sich über die Feindseligkeit der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" gegen die Italiäner; da man doch sehr wohl wisse, daß das gelehrte und unterrichtete Deutschland eine ganz andere Meinung von Italien habe. Es war dabei ein Gemälde von unserm auch in Italien sehr geachteten Overbeck erwähnt, zwei schöne Frauen, Deutschland und Italien vorstellend, welche zwischen Ruinen alter Burgen, in tiefe Trauer versenkt, sitzen; die eine mit einem Lorbeer, die andere mit einem Eichenkranze geschmückt. Während die Erstere ihre schmerzensvollen Blicke nach dem entfernten Horizonte wendet, als erwarte sie eine ihr versprochene Zukunft, senkt die andere ihre Blicke zur Erde, in ihr trauriges Schicksal versunken. Eine literarische Chronik macht gewöhnlich den Schluß jeden Blattes.

Eine weit ältere literarische Zeitschrift ist folgende:

L'Album, giornale letterario e di belle arti. Anno XXVI. Roma, 1859. Tip. delle belle arti.

Der Herausgeber und Redacteur ist der auch vielen Deutschen wohlbekannte Ritter de Angelis, der bedeutende Mitarbeiter hat, von denen wir nur den Ritter C. L. Visconti, die Professoren Mestica und Atti und Herrn Biaggi erwähnen. Auch bemerken wir zur großen Empfehlung dieser Zeitschrift, daß der berühmte Orioli ebenfalls ein fleißiger Mitarbeiter derselben war. Wir sehen in diesem Journale zugleich eine der ältesten illustrirten Zeitschriften, doch mit dem Unterschiede, daß hier nur Kupferstiche gegeben werden. Der Inhalt ist sehr mannigfach, aber meist gediegen.

Ich nenne noch nachfolgendes Gedicht der ersten jetzt lebenden Dichterin Italiens:

Agesilao Melana, Canzone di Laura Beatrice Mancini-Oliva, Italia 1858.

Diese Dichterin ist die Gemahlin des Ritter Mancini, der, als berühmter Advokat in Neapel, nach der von Ferdinand II. freiwillig gegebenen Constitution einer der bedeutendsten Abgeordneten war, aber, nachdem der König diese Constitution zurückgenommen hatte, mit so vielen ausgezeichneten Neapolitanern, dem Minister Scialoja, dem Gesandten Leopardi, dem Fürsten della Rocca, dem Grafen Amari, dem Präsidenten Arbarella de d'Afflitto, dem Doctor Tomasi und vielen andern sein Vaterland verlassen mußte. Hier stellt die Dichterin den Melana als einen zweiten Brutus dar, von Vaterlandsliebe begeistert, schildert den Schmerz seiner Mutter, aber auch wie der Vesuv und der Aetna ihre flammenspeienden Häupter schütteln, zum Beweise, daß die ewige Gerechtigkeit müde des Tyrannen ist. Als diese begeisterte Dichterin vor der zahlreichen Versammlung in ihrem gastlichen Hause diese feurige Dichtung vortrug, glaubte man in ihrer erhabenen Einfachheit eine zweite Corinna zu sehen, oder vielmehr die tragische Muse selbst.

Später hatte dieselbe Dichterin Veranlassung zu einem andern, hohe Vaterlandsliebe athmenden Gedicht:

Per la statua inalzata a Guglielmo Pepe a Torino. Canto di Laura Beatrice Mancini-Oliva. Torino.

Der Vertheidiger Venedigs 1848, der viel verkannte General Pepe,

der sein ganzes Leben der Befreiung seines Vaterlandes von fremdem Einflusse geweiht hatte, war in Turin ebenfalls als Ausgewanderter gestorben, obwohl er auf Befehl seines Königs die Neapolitaner gegen Oesterreich hatte führen müssen. Seine Gemahlin ließ ihm ein Standbild errichten; seine Landsmännin Mancini hat ihm hier ein poetisches Denkmal errichtet.

Rußland.

Die Prinzessin Tarakanov.

Die Leser des „Magazin" werden sich vielleicht noch dieser unglücklichen Frau erinnern, über deren Leben wir vor mehreren Jahren einige, polnischen Quellen entlehnte, Nachrichten mitgetheilt haben. Sie war eine Tochter der russischen Kaiserin Elisabeth Petrowna, aus deren heimlichen Ehe mit dem Feldmarschall Rasumowsky, und wurde nach dem Tode ihrer Mutter durch den Fürsten Karl Radziwill (Panie Kochanka), der sie als Kronprätendentin gegen Katharina II. gebrauchen wollte, nach Italien entführt, wo Alexis Orlov sie auf ein russisches Schiff zu locken wußte und nach Petersburg bringen ließ. Ueber ihr ferneres Schicksal sind verschiedene Versionen im Umlauf; nach Helbig („Russische Günstlinge." Tübingen, 1809) starb sie, vielleicht an Gift, im Jahr 1776; nach Castera („Histoire de Catherine II.") kam sie im Dezember 1777 bei einer furchtbaren Ueberschwemmung der Newa um's Leben. Dagegen theilt jetzt die Sjéwernaja Ptschelá einen auf mündliche Ueberlieferung gegründeten Bericht mit, aus dem sich ergeben würde, daß sie erst viel später, und zwar in Moskau, gestorben ist.

„Nachdem sie," heißt es darin, „von Orlov-Tschesmensky in Livorno festgenommen und durch den Admiral Greig im Mai 1775 nach Kronstadt gebracht worden, wurde die Tarakanov für verrückt ausgegeben und in die Peterpauls-Festung eingesperrt. Man sagt, daß die Kaiserin Katharina sie besucht und lange allein mit ihr gesprochen habe; doch ist über diese Unterredung nichts weiter bekannt geworden. Seit dem Versuche Mirowitsch's, den entthronten Kaiser Iwan aus der Schlüsselburger Festung zu befreien, war indeß Katharina gegen mögliche Kronprätendenten äußerst empfindlich, und sie traf daher auch in Bezug auf die Tarakanov die strengsten Vorsichtsmaßregeln. Die Gefangene wurde insgeheim nach Schlüsselburg transportirt und von dort im Jahr 1785 nach Moskau. Unterdessen hatte in Petersburg die bekannte Ueberschwemmung vom 11. Dezember 1777 stattgefunden, während der die Kasematten der Peterpauls-Festung ganz unter Wasser gesetzt wurden. In Folge dessen wurde das Gerücht verbreitet, daß man zur Zeit der Fluth vergessen habe, die wahnsinnige Tarakanov an einen sicheren Ort zu bringen, und daß sie demnach in ihrem Kerker ertrunken sei. Es läßt sich annehmen, daß dieses Gerücht absichtlich ausgesprengt wurde, um einer Wiederholung des Mirowitsch'schen Versuchs zuvorzukommen. Die Feinde Katharina's und namentlich die dem König Stanislaus Poniatowski feindlichen Polen verbreiteten zugleich, um die Kaiserin in Europa anzuschwärzen, ein anderes Gerücht, das auch nach Rußland drang: die Tarakanov, versicherte man, sei in einem Gewölbe des Palastes von Zarskoje-Selo eingemauert worden. Doch das ist eine reine Erfindung.

„Im Jahr 1785 aus Schlüsselburg nach Moskau gebracht, wurde die Tarakanov auf Befehl Katharina's in das Frauenkloster Iwanowsky aufgenommen, welches die Kaiserin Elisabeth Petrowna durch einen Ukas vom 20. Juni 1761 zum Asyl für Wittwen und Waisen vornehmer und verdienter Männer bestimmt hatte. Hier wurde die Prinzessin, die jetzt ihr vierzigstes Jahr erreicht hatte, als Nonne unter dem Namen Dosithea eingekleidet. Während ihres ganzen fünfundzwanzigjährigen Aufenthalts im Kloster wohnte sie in besonders für sie eingerichteten Gemächern, aber mit Ausnahme der Aebtissin und des Beichtvaters wurde Niemand zu ihr gelassen. Auch in die Klosterkirche ging sie nur selten, und in solchen Fällen verrichtete der Beichtvater den Gottesdienst für sie allein, während die Kirche von außen verschlossen wurde, damit nicht Jemand zufällig hereinkomme und die geheimnißvolle Nonne sehe. Zu ihrem Unterhalt war eine gewisse Summe ausgesetzt; sie erschien niemals an der gemeinschaftlichen Tafel, sondern hatte ihre eigene, reichliche und auserlesene Beköstigung. Diejenigen, denen es trotzdem gelang, sie zu sehen, erzählten, daß Dosithea von nicht großem Wuchs, aber außerordentlich wohlgebaut sei und ungeachtet ihrer Jahre und langjährigen Einkerkerung die Spuren von seltener Schönheit beibehalten habe. Sie starb am 4. Februar 1810, vierundsechzig Jahr alt, nachdem sie in der letzten Zeit ihres Lebens sich ausschließlich ascetischen Uebungen gewidmet hatte. Der Held von Tschesme, der gleichfalls seine letzten Tage in Moskau verbrachte, soll es immer sorgfältig vermieden haben, an dem Iwanowsky-Kloster vorbeizukommen; wenn er in der Nähe war, so machte er stets einen Umweg. Bei dem reichen, ja prachtvollen Leichenbegängniß Dosithea's erschien in voller Uniform und mit dem Bande des Andreas-Ordens geschmückt der General-Gouverneur von Moskau, Feldmarschall Graf Gudowitsch, der die Gräfin Praskowja Kirillowna Rasumowskaja zur Frau hatte, die, wenn die Sage von dem Ursprung der Tarakanov gegründet ist, ihre leibliche Base war. Mit Gudowitsch nahmen viele andere in Moskau lebende Magnaten, namentlich Veteranen aus der Zeit Katharina's, an der Feierlichkeit Theil. Das Todtenamt verrichtete der Bischof Augustin Dmitrov, Vikar der Moskauer Eparchie, unter Assistenz des ganzen hohen Klerus der Hauptstadt. Dosithea wurde im Nowospaßky-Kloster, der alten Familiengruft der Romanov und ihrer Verwandten in männlicher und weiblicher Linie beigesetzt, wo ihr Grab noch jetzt in einem Winkel der östlichen Mauer zu sehen ist. Es trägt folgende Inschrift: „„Unter diesem Stein ruht der Leib der im Herrn entschlafenen Nonne Dosithea, Bewohnerin des Iwan-Klosters, welche fünfundzwanzig Jahre lang dem Heiland im klösterlichen Stande diente, und am 4. Februar 1810 verstarb. Ihr Leben brachte sie auf vierundsechzig Jahr. Herr, nimm sie auf in Deine ewigen Behausungen.""

Aegypten.

Deutsche Briefe aus Aegypten.

Ein Ausflug nach der arabischen Küste.

Indem wir Perim verlassen und der gegenüberliegenden nicht gar weit entfernten Küste zusegeln, gelangen wir bald in einen anderen Welttheil, und zwar in einen Theil desselben, der, obwohl in den ältesten Zeiten genügend bekannt, in neuerer Zeit dem Europäer fast ganz verschlossen ist. Der Welttheil ist Asien, und der von uns nun erblickte Theil desselben ist Arabien. Keiner Macht unterworfen, fällt die Herrschaft des Landes den einzelnen Scheikhs zu, die in fortwährender Eifersucht sich gegenseitig bekämpfen, im Falle einer Invasion fremder Mächte aber fest zusammenhalten. Bereits zwei Mal haben diese Horden ganzen Armeen widerstanden, das erstemal den Türken, das zweitemal der ägyptischen Armee unter Mehemed Ali. Nur einige wenige Hafenplätze sind von den Türken erobert und behauptet worden. Außer diesen fortwährenden Kämpfen im Innern tritt für den europäischen Reisenden noch die Gefahr des muhamedanischen Fanatismus hinzu, der das Erforschen dieses Landes, selbst der Küstenstriche, fast ganz unmöglich macht.

Fast der Insel Perim gegenüber, treffen wir eine der größten Städte dieses Landes, bekannt in der ganzen Welt, die jedoch ihres äußerst gefährlichen Hafens halber fast nie von europäischen Schiffen besucht wird. Es ist dies Mokka, das Eldorado des Kaffeeliebhabers. Der Handel dieses Ortes beschränkt sich fast allein auf Kaffee, der in den arabischen Barken, Bugaloow's genannt, von hier nach Aden oder Djeddah gebracht wird. Die Stadt selbst ist in den Händen der Türken, doch ist der Besitz derselben mehr ein nomineller, als wirklicher und selbst die türkischen Behörden sind in fortwährender Gefahr, von ihren eigenen Glaubensgenossen ermordet zu werden. Obgleich die Ausfuhr von Kaffee von hier aus eine ungeheure ist, so kommt dieselbe doch dem Konsum nicht gleich. Ein großer Theil des in der ganzen Welt getrunkenen Mokkakaffees ist das Erzeugniß von Abyssinien und den Arabien gegenüberliegenden Küsten Afrika's. Ich habe bereits bei Souakin angeführt, daß auch von dort eine immerhin bedeutende Ausfuhr von Kaffee stattfindet. Die Stadt Mokka selbst bietet durchaus nichts Interessantes dar, wie fast alle arabischen Plätze ist es ein bunt zusammengewürfelter Haufen von Lehmhütten, aus denen die Minarets von zwei oder drei Moscheen hervorragen. Die Einwohner sind ein schön gebauter, kräftiger Menschenschlag, bekleidet mit einem langen Hemde von Kameelhaaren, welches durch einen Gürtel an den Hüften zusammengehalten wird. Die Füße sind mit Sandalen bekleidet, der Kopf ist mit einem buntfarbigen seidenen Tuche mit langen Fransen bedeckt. Im Gürtel steckt jederzeit der halbrunde Yatagan und eine oder zwei Pistolen, oft jedoch statt der letzteren die den Arabern eigenthümliche lange Flinte. Unbewaffnet geht nie einer dieser Leute aus; im Gegentheil sieht man öfters Einige derselben, die ein vollständiges Waffenmagazin im Gürtel mit sich tragen. Es hält schwer, etwas über das weibliche Geschlecht in Arabien zu sagen, da die fürchterliche Eifer-

sucht der Herren und Gebieter ihren Frauen das Ausgehen ganz verbietet. Ja sogar eine Frau, die von ihrem Manne die Erlaubniß erhält, auf die Straße zu gehen, würde fest glauben, daß sie nicht mehr geliebt sei. Die einzigen Glieder des weiblichen Geschlechtes, die man ab und zu zu sehen bekommt, sind kleine Mädchen, und zwar diese nicht älter als neun bis zehn Jahre, indem in diesem Alter die Mädchen verheiratet und dann natürlich eingesperrt werden.

Der Küste folgend, gelangen wir bald an eine andere Stadt, die jedoch nur als die Hauptstadt einer der Provinzen Arabiens nennenswerth ist. Es ist dies Yemen, die Hauptstadt der Provinz gleichen Namens. Da sie durchaus nichts Eigenthümliches darbietet, so lassen wir sie hinter uns und segeln weiter dem Bezirke zu, welchen die muhamedanische Religion als das heilige Land bezeichnet. Wir befinden uns in der Umgebung des den Europäern unzugänglichen Heiligthums Mekka, und wir lassen unseren Anker in dem Hafenplatze dieses Ortes, in Djeddah, fallen. Die Rhede ist eine der gefährlichsten im ganzen Rothen Meere, und die Schiffe sind genöthigt, sich in Schlangenwindungen zwischen den Felsen hindurchzuzwängen. Trotz alledem können sie nur bis 1½ Stunde von der Stadt gelangen. Die Stadt selbst macht von Weitem einen sehr vortheilhaften Eindruck, der jedoch bald verloren geht, sobald man sich derselben nähert. Etwa 40 bis 50,000 Araber bilden die Bevölkerung derselben, jedoch ist die Anzahl der Einwohner schwer zu bestimmen, da die Stadt fortwährend von Hunderttausenden von Gläubigen wimmelt, die auf ihrer Wallfahrt nach Mekka, das man von hier aus auf einem Kameel in etwa sechs Stunden erreichen kann, begriffen sind oder von ihr zurückkehren. Fast alle Kaffeehäuser sieht man voll dieser Leute, die durch ihre weiße Kleidung und das Gehen mit bloßem Kopfe sehr leicht erkenntlich sind. Für den Europäer sind diese Leute sehr gefährlich, und es waren wohl mehr diese Hadschi's oder Pilger, als die Bewohner von Djeddah selbst, die vor etwas mehr als achtzehn Monaten die Ermordung aller hier lebenden Christen ausübten. Den Aussagen aller jetzt in Djeddah lebenden Christen und denen der Araber nach, fällt ein großer Theil der Schuld auf den englischen Konsul, der durch sein unkluges Benehmen den Muhamedanern gegenüber die Bevölkerung aufreizte. Er büßte seinen Fehler mit dem Leben; er war der Erste, der fiel. Die Ermordung des französischen Konsuls und seiner Frau folgte unmittelbar danach. In einem großen, fast alleinstehenden Hause, nahe am Zollhause, wohnten zwei Griechen, Brüder, die sich eben zu Tische setzen wollten, als man ihnen die Nachricht brachte, daß man die beiden Konsuln ermordet habe. Alle in Djeddah lebenden Griechen flüchteten sich in dieses Haus, und diese Leute gewarnt und wohlbewaffnet hätten wohl die Macht gehabt, sich zu vertheidigen, besonders da sie wußten, daß ein englisches Kriegsschiff, „der Cyclops", im Hafen war, und daß eine Stunde genügte, ihnen Hülfe zu bringen, aber die Warnung wurde in den Wind geschlagen, und von etlichen dreißig Personen wurden in diesem Hause zweiundzwanzig ermordet. Noch heute sind die Wände der Zimmer in diesem Hause über und über mit Blut befleckt, und der heutige Bewohner, ebenfalls ein Grieche, ist herzlos genug, diese Denkmäler des Fanatismus zu lassen und sie jedem Fremden als eine Merkwürdigkeit zu zeigen. Im Ganzen wurden etwa dreißig Personen ermordet und nur etwa zehn entkamen, darunter die Tochter des englischen Konsuls. Die Beschießung Djeddahs durch das englische Kriegsschiff Cyclops und bald darauf durch eine französische Fregatte, hatte den Zweck, die türkischen Behörden zu zwingen, die Schuldigen auszuliefern; dem Scheine nach, erreichte man sein Ziel, man überlieferte eine bestimmte Anzahl armer Teufel den beiden Schiffen. Sie wurden gehängt und büßten für die Schandthat der Reichen, welche entwischten. Der einzig wirklich Schuldige, der zur Verantwortung gezogen wurde, war der Gouverneur von Djeddah, den man nach Konstantinopel brachte, wo er zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt wurde. Großes Lob gebührt den Beamten des Zollhauses, die mehrere Personen verbargen und dieselben so vom sicheren Tode retteten. Die heutige christliche Bevölkerung Djeddahs besteht, außer den französischen und englischen Konsuln, noch aus vielleicht zwanzig Personen, meistens Griechen. Eine Wiederholung des Blutbades ist nicht zu fürchten; man hat die Wirkungen der Kanonen kennen gelernt und scheut dieselben. Uebrigens dürfte es nicht gerathen sein, aus den Thoren Djeddahs herauszugehen; die Nähe Mekka's macht den Muhamedaner ungeheuer fanatisch und läßt ihn jeden Europäer mit scheelen Augen betrachten.

Djeddah ist für den Handel des Orients von ungeheurer Wichtigkeit, indem es den Stapelplatz für alle Erzeugnisse Arabiens, Persiens und Indiens bildet. Des schlechten Hafens wegen jedoch wird der Handel meistentheils mit kleineren Barken betrieben, und erst in neuerer Zeit ist eine regelmäßige Dampfschifffahrtsverbindung zwischen Suez und Djeddah durch die ägyptische Compagnie Medschidié eingerichtet worden, die großen Erfolg verspricht.

Die Sklaverei und der Sklavenhandel sind so innig verwebt mit den Sitten und Gebräuchen Arabiens und mit der muhamedanischen Religion, daß, trotz der Bemühungen der türkischen Behörden, dieser Mißbrauch nicht unterdrückt werden konnte; im Gegentheil, man war gezwungen, etwaige Beschränkungen durch erlassene Regierungsbefehle aufzuheben und dem unmenschlichen Handel freies Spiel zu lassen. Die einzige Maßregel dagegen ist jetzt der hohe Zoll, den die türkische Behörde für jeden Sklaven nimmt. Bereits in Souakin habe ich über den Sklavenhandel und die Einfuhr dieser Unglücklichen gesprochen; dasselbe gilt für Djeddah, nur mit dem Unterschiede, daß, während Souakin mehr den Markt en gros bildet, Djeddah mehr der Ort ist, wo die bedauernswerthen Geschöpfe aus den Händen der Sklavenhändler in die der resp. Besitzer übergehen. Indem wir die Straßen Djeddahs durchwandern, begegnen wir oft Arabern, die mit lauter Stimme eine Zahl ausrufen. Es ist dies der gebotene höchste Preis (in österreichischen Thalern) für den theilnahmlos hinter ihm hergehenden zu verkaufenden Sklaven. Stundenlang hat der arme Teufel in der größten Sonnenhitze hinter dem Ausrufer herzutraben, nur von Zeit zu Zeit durch irgend einen Kauflustigen angehalten und wie ein Stück Vieh betrachtet und an allen Gliedern betastet und befühlt, bis endlich der von dem früheren Eigenthümer geforderte Preis erreicht, der Handel abgeschlossen und der Sklave seinem neuen Herrn überliefert wird. Dies ist der Weg, wie männliche Sklaven hier verkauft werden; bei dem weiblichen Geschlechte findet ein anderes Verfahren statt. Die zu verkaufenden Sklavinnen setzt man zur Schau auf einen hohen mit Teppichen belegten Sessel in den Vordergrund der Verkaufsläden, und ich habe ein junges Mädchen von vielleicht dreizehn oder vierzehn Jahren vier Tage lang so zur Schau sitzen sehen, ehe sie einen neuen Herrn fand, der den geforderten, vielleicht zu hochgefundenen Preis bezahlte. Man glaube nicht, daß diese eben beschriebenen Gebräuche nur Ausnahmsfälle seien. Es wird genügen, wenn ich hier anführe, daß im Durchschnitt der jährliche Import von Sklaven beiderlei Geschlechts in Djeddah die Höhe von 6 bis 8000 Köpfen erreicht, von denen vielleicht ⅔ Mädchen im Alter von 13 bis 14 Jahren und selbst von 9 bis 10 Jahren sind.

Rudolph Schück.

Mannigfaltiges.

— Zur Berichtigung in Betreff der „Briefe Wilhelm von Humboldt's an eine Freundin." Das „Magazin für die Literatur des Auslandes" enthält in Nr. 15 eine Mittheilung über Wilhelm von Humboldt's „Briefe an eine Freundin," die sich namentlich auch mit dem Verhältniß der Verlagshandlung zu dem Werke beschäftigt und eine directe Aufforderung an dieselbe richtet, den „rechtmäßigen Eigenthümerinnen" von dem Ertrage des Werks etwas zufließen zu lassen. Die unterzeichnete Verlagshandlung sieht sich deshalb zu folgender Antwort veranlaßt.

Die betreffende Mittheilung tritt mit großer Bestimmtheit und Zuversicht auf, so daß das Publikum derselben leicht Glauben schenken wird. Trotzdem sind darin die Verhältnisse vollständig falsch dargestellt und sie kann nur von Jemand herrühren, der diese durchaus nicht näher kennt.

Die „Briefe Wilhelm von Humboldt's an eine Freundin" wurden nach dem 1846 erfolgten Tode der Empfängerin, Charlotte Diede in Kassel, zufolge einer testamentarischen Verfügung derselben der Humbold'schen Familie übergeben. Diese überließ das Eigenthumsrecht und die Veröffentlichung derselben der langjährigen Freundin und Gönnerin der Verstorbenen, Therese von Bacheracht, geb. von Struve (der unter dem Namen „Therese" bekannten, vor einigen Jahren gestorbenen Schriftstellerin), der die Briefe früher von Charlotte Diede für den Fall ihres Todes versprochen worden waren, zunächst um dieselbe für die langjährigen bedeutenden Geldopfer, die sie ihr gebracht, zu entschädigen. Dieser also verdankt das deutsche Publikum die Herausgabe der Briefe und nächst derselben Gutzkow, da dieser Frau von Bacheracht in der Geltendmachung ihrer Ansprüche bei der Humboldt'schen Familie lebhaft unterstützte und ohne seine Dazwischenkunft die Veröffentlichung vielleicht ganz unterblieben wäre. Von Frau von Bacheracht hat die Verlagshandlung später, nachdem schon mehrere Auflagen erschienen waren, auf den Wunsch der Herausgeberin, als diese nach Indien ging, das Eigenthums-

recht erworben und derselben, beiläufig bemerkt, sowohl hierfür als für die ersten Auflagen bedeutende Summen gezahlt, welche die Unterstützungen, die sie ihrer Freundin gewährt, jedenfalls reichlich ersetzt haben werden.

Aus dieser Darstellung, deren Richtigkeit allenthalben durch Actenstücke nachgewiesen werden kann, erhellt, wer das „rechtmäßige Eigenthum" des Werks früher besaß und wer es jetzt besitzt, so wie welchen Anspruch darauf die in der erwähnten Mittheilung als „rechtmäßige Eigenthümerinnen" genannten vier Schwestern in Kassel haben. Die Verlagshandlung hat übrigens von der Existenz derselben bisher nie ein Wort gehört, während sie einer als „Bitte" ausgesprochenen Aufforderung, denselben als Freundinnen von Charlotte Diede ein „Scherflein für ihre Armen" von dem Ertrage des Briefwechsels mitzutheilen, jederzeit auf das Bereitwilligste entsprochen haben würde und trotz jener, vielleicht ohne Vorwissen der Betheiligten veröffentlichten Mittheilung auch jetzt noch gern entsprechen wird.

Die Verlagshandlung überläßt hiernach die Beurtheilung jenes Artikels vertrauensvoll dem deutschen Publikum.*)

Leipzig. F. A. Brockhaus.

— Die Wochenschrift des Nationalvereins.** Wenn die Probenummern des „Straßburger Korrespondenten" in Deutschland Niemand, oder höchstens einige Wenige, verleitet haben, ein Blatt anzuschaffen, das dazu bestimmt ist, ausländischen Interessen zu dienen, so hoffen wir dagegen, daß die eben versandte Probenummer der „Wochenschrift des Nationalvereins," herausgegeben von A. L. von Rochau, in allen Gauen des deutschen Vaterlandes, im Süden wie im Norden, zu lebhaftester Theilnahme anregen werde. Ein Blatt, das sich die Aufgabe gestellt, die Idee der deutschen Nationalität, die auf wissenschaftlichem und literarischem Gebiete längst zur Wahrheit geworden, auch auf politischem Gebiete zur Wahrheit machen zu helfen, verdient gewiß überall, wo die deutsche Zunge klingt, willkommen geheißen und unterstützt zu werden. Das uns vorliegende Probeblatt vom 15. April bespricht zwei der brennendsten Fragen der inneren deutschen Politik: die schleswig-holsteinische und die kurhessische, und beide werden in einem Sinne besprochen, der mit den Gefühlen deutscher Vaterlandsfreunde von der Nordsee bis zur Adria, vom Niemen bis zur Mosel, auf das Innigste übereinstimmt. Gleichzeitig wird in einem Artikel über „die politische Fähigkeit des deutschen Volkes" nachgewiesen, daß zu allen Zeiten und unter den verschiedensten politischen Weltstellungen die deutsche Nation ihre Befähigung, sich selbst und zugleich fremde Volksstämme zu beherrschen, dargethan habe, was unter Anderm daraus hervorgehe, daß in Oesterreich acht bis neun Millionen Deutsche Jahrhunderte lang an 25 Millionen fremder, widerwilliger Unterthanen in Ordnung zu halten gewußt. Wenn dort jetzt scheinbar ein anderes Verhältniß eingetreten, so sei daran sicherlich nicht die Erschöpfung der deutschen Volkskraft schuld, sondern vielmehr die Regierungspolitik, die diese Volkskraft dem Staate selbst abwendig gemacht habe.

Die politische Richtung der neuen Wochenschrift ist identisch mit der des deutschen Nationalvereins, und als Ziel dieser Richtung wird Folgendes bezeichnet: „Vereinigung der gesammten, militairischen und diplomatischen Gewalten in Einer Hand, Wiederherstellung einer Gesammtvertretung der Nation, wachsame Wahrung aller wahrhaft deutschen Interessen gegenüber dem Ausland, Entfesselung der durch verkehrte Staatsmaximen gebundenen, politischen und wirthschaftlichen Kräfte des Volkes, Beseitigung eines unberechtigten, bureaukratischen und Polizei-Regimentes zu Gunsten einer vernünftig aufgefaßten Selbstregierung in Provinz, Gemeinde, Genossenschaft."

— Zur Erinnerung an Melanthon. Die Erinnerung an diesen Praeceptor Germaniae kann mit dem 19. April 1860 nicht abgeschlossen sein, und auch noch nach der Säkularfeier an diesem Tage wird manche der bei dieser Gelegenheit erschienenen Schriften dazu beitragen können, das Andenken Melanthon's in größeren Kreisen des Volks auf das Lebhafteste zu erneuern. Dies möchte vorzüglich auch von dem Lebensbilde gelten, welches unter dem Titel: „Philipp Melanthon, wie er leibte und lebte, von M. Joh. Ernst Volbeding" erschienen ist,* und das der Letztere für Leser aus allen Ständen bestimmt hat. Die den Hauptinhalt des Buches ausmachende Erzählung: „Ein Tag aus Melanthon's Leben," die wohl Manche in kürzerer Gestalt bereits vor einigen Jahren mit Interesse gelesen haben und die hier bedeutend erweitert erscheint, ist um so anziehender und fesselnder, da sie die Bilder Melanthon's und Luther's vorführt, wie dieselben vom Boden des häuslichen Lebens sich abheben und daraus ein tiefer Einblick in die Häuslichkeit und Gemüthsart beider Männer sich erschließt.

Auch eine in Form eines Gymnasial-Programmes zu Ostern 1860 erschienene Schrift des kenntnißreichen Direktors des evangelischen Gymnasiums in Glogau, Dr. Gustav Adolph Klix, „Philipp Melanthon, der Praeceptor Germaniae," können wir mit gleichem Rechte als eine eindrucksvolle Skizze empfehlen.

— Russische Censur. Ueber die seit Kurzem wieder eingetretene, größere Strenge der russischen Censur berichtet ein Petersburger Schreiben der (Augsburger) „Allgemeinen Zeitung": „Die neue General-Censur-Direction meint es sehr ernstlich mit der Vorbeugung von Klagen über die Presse. Richtig ist, daß einzelne unserer Blätter schon zu weit vorgegangen waren, und die allgemeinen Zustände des Staates keiner Beachtung mehr gewürdigt hatten. Eben so richtig ist auch, daß die jetzt wieder angewendete Strenge sehr viel weher thut, und größere Mißstimmung hervorruft, als wenn man der Tagspresse nie den Zügel hätte schießen lassen. Aber man hat wiederholt erklärt, daß man die freieste Bewegung der Presse wünsche und wolle, und man muß gestehen, die russische Presse hat diesem Wunsche und diesem Willen Ehre gemacht. Nun soll ihr der Kappzaum wieder angelegt werden. Da schüttelt und bäumt sich denn der Pegasus: „Ißkra" (unser Punch, Charivari, Kladderadatsch) wird wohl das erste Opfer sein, welches dem neuen, oder vielmehr wiedergekehrten alten System verfällt, und es läßt sich nicht läugnen, daß die HH. Stepanoff und Kurotschkin es etwas zu arg gemacht haben. Nun je stiller der Funke, um so lauter die Glocke — Isskra heißt nämlich der Funke, und Kolokoll die Glocke."

— Pater Vercellone's Ausgabe der Vulgata. Mitten unter den politischen Wirren Italiens und Roms insbesondere kündigt der deutsche Buchhändler Spithöver in Rom den ersten Band eines von dem Barnabiten, Pater Vercellone, herausgegebenen, nach den ältesten und zuverlässigsten Handschriften des Vatikans korrigirten Textes der „Vulgata" an, welches bekanntlich der einzige, von der römischen Kirche als orthodox anerkannte Bibeltext ist. Derselbe erscheint unter dem Titel: „Variae lectiones vulgatae latinae Bibliorum editionis quos Carolus Vercellone sodalis barnabites digessit. Tomus I, complectens Pentateuchum."

— Zur Entdeckung von Amerika. Ein höchst verdienstvolles Unternehmen, von dem man nur bedauern kann, daß nicht auch Alex. von Humboldt schon das Ganze vor sich gesehen, ist das von der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften herausgegebene Werk: „Die Entdeckung von Amerika," nach den ältesten historischen Quellen zusammengestellt und mit einem Atlas von dreizehn alten, bisher ungedruckten Karten herausgegeben von Friedrich Kunstmann. Es bildet dieses Werk einen Theil der großen Sammlung, welche die Akademie unter dem Titel: „Monumenta Saecularia" herausgiebt.

— Antonio de Trueba. In Madrid ist soeben das Erscheinen der fünften Auflage von Antonio de Trueba's Libro de los Cantares (Buch der Lieder) angekündigt worden. Trueba wird als der spanische Heine bezeichnet, und wie der Letztere für seine letzte Gedichtsammlung die spanische Benennung „Romancero" gewählt, so hat Ersterer von Heine die Benennung „Buch der Lieder" entlehnt. Don Antonio ist übrigens nicht mit Don Telesforo de Trueba zu verwechseln, der größtentheils Romane, und zwar sowohl in spanischer, als in englischer Sprache während seines Exiles in England, zur Zeit des Königs Ferdinand VII. geschrieben.

J. C.

* Der Verfasser des Artikels in Nr. 15. des „Magazin" hat damit der geachteten Verlagshandlung in keinem Fall einen Vorwurf machen wollen. Es war, wie er uns schreibt, lediglich seine Absicht, auf das Verhältniß der wackern vier Schwestern in Kassel zu der verstorbenen Frau Dr. Diede aufmerksam zu machen. Als Freundinnen und Testaments-Vollstreckerinnen von Charlotte Diede, haben diese das Manuscript der Briefe allerdings in Folge der rechtmäßigen Verfügung der Familie Wilhelm von Humboldt's zur freien Disposition der Frau von Bacheracht gestellt; aber es bleibt darum doch wahr, daß sie ein ebenso gutes Anrecht darauf hatten, als Letztere, obwohl sie bescheiden auch jetzt noch keinen Anspruch geltend machen und keine Ahnung davon haben, daß die Sache überhaupt zur Sprache gebracht worden. D. R.

** Coburg, Expedition der Wochenschrift. Vom 1. Mai ab regelmäßig. Preis am Orte des Erscheinens nur 10 Sgr. vierteljährlich.

* Leipzig, Dyk'sche Buchhandlung. 1860.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig. Druck von Giesecke & Devrient.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Bestellungen
übernimmt jedes Postamt des deutsch-österreichischen Postvereines, sowie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallstraße Nr. 21) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazin's“ nicht direct correspondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commissionair, Herrn B. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

Herausgegeben von **Joseph Lehmann.**

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird

№ 19. Mittwoch, den 9. Mai 1860. **29. Jahrgang.**

Inhalt:

Belgien.

Die Werke und der Esprit des Fürsten von Ligne.*

Die Revolution in Frankreich hat mächtige Veränderungen in allen Verhältnissen des Lebens hervorgebracht, in keinem aber mehr, als in der geselligen Gemeinschaft der Gebildeten. Noch ist kein Jahrhundert verflossen, und die Zeit des eleganten Frankreichs liegt uns so fern, als die ähnliche in Athen, deren Repräsentanten Alcibiades und Agathon waren. Die galanten und geistreichen Ducs und Duchessen, Marquis und Marquisen, die frivolen Abbés treffen wir kaum noch auf der Bühne und in Romanen an. Unsere Väter sahen noch lebende Exemplare, freilich oft von sehr zweideutiger Art, in jenen unglücklichen Emigranten, die der Sturm der Revolution in die Fremde getrieben hatte und die, als bepuderte und beschuhete Hofleute, oder als Sprach-, Tanz-, Fecht- und Stallmeister in fast allen größeren und mittleren Städten sich für das liebe Brot abmühten, den plumpen Deutschen französische Galanterie und Tournure beizubringen.

Man hat dieser Gesellschaft viel Schlimmes nachgesagt, und es dürfte schwer werden, eine Rettung derselben zu schreiben; allein das eine Gute hatte sie, daß sie sich offen gab, daß sie nicht besser scheinen wollte, als sie wirklich war. Der Geist der Lüge und Heuchelei war ihr fremd. Sie war leichtsinnig, frivol, genußsüchtig, aber aufrichtig und wahr. Das bessere Gemüth konnte vom Strudel mit fortgerissen werden, aber nicht untergehen; es konnte in der Zeit des Genusses seinen Halt verlieren, aber wenn der Ernst des Lebens es aus dem Rausche weckte, auch wieder sich emporraffen, da es sich durch Trug und Verstellung nicht um die Selbstachtung gebracht hatte. Das rege Ehrgefühl bewahrte die adlige Gesinnung und die feine Sitte schützte vor Gemeinheit des Handelns. Hierin liegt der Zauber der Liebenswürdigkeit, womit diese Gesellschaft die Welt zu fesseln verstand. Das Schöne galt nur, wenn es eine Seele belebte. Der sinnliche Genuß genügte allein nicht, auch der Geist wollte dabei seinen Theil haben. Der Frauendienst des mittelalterlichen Ritterthums ward durch die Sitte verfeinert und durch geistigen Verkehr gehoben. Das Wissen war ein oberflächliches, encyklopädisches, dafür aber frei von aller Pedanterie und um so wirksamer, je allgemeiner es sich verständlich machen konnte. Der Esprit ersetzte die Gründlichkeit; die wichtigsten Fragen wurden mit einem treffenden Bonmot, mit einem witzigen Epigramm entschieden. Die Gesellschaft konnte keine exclusive mehr sein, sobald sie neben dem Vorzug der Geburt auch den des Geistes gelten ließ. Sie that den ersten Schritt, die Schranken der Stände zu durchbrechen; die Revolution begann von oben. Die edleren Elemente derselben, Mirabeau, Lafayette, Sieyes u. A., gehörten diesen Kreisen an, indeß die unsaubern Geister aus denjenigen Schichten hervorgingen, die dort keine Aufnahme finden konnten. Der Haß gegen die Aristokraten hatte seine Quelle nicht blos in den demokratischen Prinzipien, sondern nur allzu häufig auch in dem Neide und der Eifersucht, sich aus jenen Kreisen ausgeschlossen zu sehen. Diese leichtsinnige, tändelnde, genußsüchtige Gesellschaft wußte, als das Unglück an sie herantrat, es mit einer Würde zu tragen, der wir unsere Bewunderung nicht versagen können. Man betrat mit demselben feinen Anstande das Schaffot, wie früher die Parquets der Salons; man hatte es verstanden, mit Geschmack zu leben, man wußte auch mit Heldenmuth zu sterben; ein Beweis, daß die Philosophie des 18. Jahrhunderts, wenn sie auch die Sitten lockerte und den traditionellen Glauben untergrub, doch eine Charakterstärke zu verleihen vermochte, die die Feuerprobe des Unglücks aushielt.

Einzelne Repräsentanten dieser Gesellschaft hat das Schicksal aus den Stürmen gerettet und in das neue Jahrhundert, gleichsam zur Vergleichung des Frankreichs vor und nach der Revolution, hinübergetragen. Unter diesen nimmt unstreitig der Fürst von Ligne den ersten Rang ein, der, einst die Seele jener Zirkel, der würdigste Vertreter des galanten Frankreichs, das Schooßkind aller Höfe Europa's zugleich mit der Revolutionszeit, die der Kongreß zu Wien zu schließen sich vornahm, zu Grabe getragen wurde. Er gehörte einer der ältesten und berühmtesten Familien Belgiens an. Geboren im Jahre 1735, genoß er eine vielseitige, aber oberflächliche Bildung. Im Dienste seiner Kaiserin, Maria Theresia, zeichnete er sich zuerst auf den Schlachtfeldern des siebenjährigen Krieges aus. Seinen militärischen Verdiensten verdankte er später den Rang eines Feldmarschalls. Von seiner Monarchin mit einer Mission an Ludwig XV. betraut, erhielt er in Paris eine glänzende Aufnahme. Seine anmuthige Persönlichkeit, seine ritterlichen Tugenden, wie die Lebhaftigkeit seines Geistes, machten ihn zum allgemeinen Liebling, und als solcher konnte er freilich am häuslichen Heerde keine Befriedigung finden; die Ehe, die er auf Wunsch seiner Familie eingegangen, war keine glückliche. Die Muße, die der Frieden brachte, erlaubte ihm, seine Reiselust zu befriedigen. Er besuchte England, Italien und die Schweiz. Eine officielle Mission führte ihn auch an den Hof Friedrich's des Großen, der, entzückt von seiner geistreichen Unterhaltung, vergeblich ihn längere Zeit an sich zu fesseln suchte. Ihn zog es immer wieder nach Paris hin, wo er die Seele jener Feste wurde, die die junge, liebenswürdige Königin Marie Antoinette in Versailles und Trianon gab. Die Freimüthigkeit, womit er sich zuweilen äußerte, wurde ihm von dem Könige und der Königin gern verziehen, weil sie von seinem Geiste und seiner Liebenswürdigkeit zeugte und sein gutes Herz verrieth. Ihm war Alles erlaubt und er benutzte oft dieses Vorrecht, Gutes zu thun und die Unschuld zu beschützen. Der Hof und seine vielen Liebschaften ließen ihm doch noch Muße zu schriftstellerischen Arbeiten, die er in den vornehmsten literarischen Zirkeln vorlas. Von seinen zahlreichen zärtlichen Verbindungen war nur eine, mit Madame de Coigny, dauernd; er widmete ihr, so lange sie lebte, eine ernste Zuneigung und unterhielt mit ihr einen ununterbrochenen Briefwechsel. Zuweilen flüchtete er aus dem geräuschvollen Paris auf seine schönen Besitzungen in Belgien, Beloeil und Beaudour, um sich in

* Oeuvres du Prince de Ligne, précédées d'une introduction par Albert Lacroix. 4 vol. Bruxelles et Leipzig, Em. Flatau, 1860.

stiller Einsamkeit der Arbeit hinzugeben. Die Politik führte ihn nach Petersburg. Hier erfreute er sich der höchsten Gnade der Kaiserin. Katharina die Große, wie er sie nannte, vergaß ihren Rang und war für ihn ganz Frau. Er begleitete sie nach der Krim und kämpfte für sie bei Otschakow und unter den Mauern von Belgrad. Die Unruhen, die unter Joseph II. in den österreichischen Niederlanden ausbrachen, zogen ihm die Ungnade seines Monarchen zu, weil er ihn in Verdacht hatte, daß er sie begünstige. Der Kaiser erkannte aber bald seinen Irrthum. Der Fürst fand es süßer, von Königinnen angebetet zu werden, als sich gegen Könige zu verschwören. Er war überhaupt nicht zum Revolutionär geschaffen. Als die Revolution 1789 in Frankreich ausbrach, erklärte er sich entschieden gegen sie. Er hielt sich von der Zeit an von aller Politik fern und lebte blos seinen literarischen Beschäftigungen, indem er die Muße benutzte, Alles, was er früher geschrieben, zu sammeln, damit ihn wenigstens sein Geist überlebe. In seiner Zurückgezogenheit vergaß ihn jedoch die Welt nicht. Man suchte ihn in dem Schlosse Leopoldsberg bei Wien, das er zu seinem Aufenthalte gewählt hatte, auf, und selbst die Napoleonischen Krieger ehrten sein Asyl. Sein Körper alterte, während sein Geist jugendlich und frisch blieb. Seine Schriften verbreiteten sich durch ganz Europa. Er hatte den größten Theil seines Vermögens eingebüßt, theils durch seine großmüthige Verschwendung, theils durch die Confiscation seiner Besitzungen in Belgien. Das trübte jedoch seine heitere Laune nicht. Die Monarchen, die der Kongreß nach Wien geführt hatte, drängten sich in seine Nähe. Er gab ihnen Feste und noch am letzten Tage, als er im Sterben lag, rief er aus: „Der Kongreß tanzt, aber geht nicht vorwärts (le congrès danse, mais ne marche pas); ich will ihm ein ganz neues Schauspiel geben: das Begräbniß eines Marschalls."

Der Fürst von Ligne hat selbst eine Sammlung aller seiner Werke herausgegeben unter dem Titel: Mélanges militaires, littéraires et sentimentaires; 34 vol. Dresde 1794—1811. Hierzu kam im Jahre 1812 ein Nouveau recueil de lettres du Feld-Maréchal Prince de Ligne, und 1817: Oeuvres posthumes, 6 vol. Eine Auswahl von seinen Schriften veranstaltete 1808 Frau von Staël; eine neue Auswahl erschien 1809 in Genf, und eine Ausgabe der vorzüglichsten Werke 1822 in fünf Bänden; doch vermißte man in dieser manche Schrift, die einen Wiederabdruck wohl verdiente. Die neueste, in diesem Jahre erschienene Ausgabe: „Oeuvres du Prince de Ligne," vier Bände, mit einer Einleitung von Albert Lacroix, die eine Sammlung der Hauptschriftsteller Belgiens aus dem 18. und 19. Jahrhundert eröffnet, empfiehlt sich durch eine treffende Wahl unter den zahlreichen und mannigfaltigen Schriften des Fürsten und ist wohl geeignet, dem Leser ein treues Bild des liebenswürdigen Schriftstellers zu geben.

Der Fürst von Ligne giebt selbst den richtigen Standpunkt an, von dem aus man seine schriftstellerischen Leistungen zu beurtheilen habe. Er sagt irgendwo von den Schriftstellern: „Man möge ihnen nachsehen, was man den Musikern nachsieht. Es giebt keine Oper in Italien, die nicht von mehreren Komponisten in Musik gesetzt wäre. Ich bin als Schriftsteller nicht was ein Gluck, ein Paer, ein Paesiello, ein Mozart als Musiker ist; aber ich werde vielleicht in meiner Art einen passablen Kapellmeister abgeben." In der That ist es nicht die Neuheit oder Tiefe der Ideen, die uns in seinen Schriften fesselt, sondern jene unbefangene und gefällige Art, die auch dem Gewöhnlichsten ein Interesse abzugewinnen versteht. Er weiß, wie der Herausgeber richtig bemerkt, so schön das Anmuthige mit dem Natürlichen, das Feine mit dem Treffenden zu verbinden, die Schärfe der Rüge durch wohlwollende Milde zu mäßigen, das Frivole selbst durch die Koketterie des Styls zu heben, daß wir uns unwillkürlich zu ihm hingezogen fühlen. Seine Schriften sind ein interessantes Studium für den Freund der Literatur, sie geben dem Forscher der Vergangenheit ein lebendiges und treues Zeitgemälde und bieten dem Manne der Welt eine geistreiche Unterhaltung. Sie reichen in ihrer Mannigfaltigkeit einem Jeden das Zusagende; sie enthalten historische, literarische, philosophische und militärische Aufsätze, Romane, Märchen, Memoiren, Dialoge, Reiseberichte, Briefe, Kritiken, Komödien und Gedichte; das Ernste wechselt mit dem Frivolen, das Belehrende mit dem Ergötzlichen, Alles in der schönsten Unordnung, wie es der Fürst so sehr liebte.

Der Inhalt des ersten Theiles ist die reizende Erzählung: Le parfait égoiste, conte moral ou immoral, comme on voudra; das Mémoire pour mon coeur; das Mémoire sur M. le comte de Bonneval, des bekannten Kriegsgefährten des Prinzen Eugen, der durch die Intriguen seiner Feinde aus Oesterreich verbannt, zu den Türken ging, vergeblich das türkische Militärwesen zu reformiren versuchte und als Muselmann den 23. März 1747 in Konstantinopel starb; kleinere historische, militärische und politische Schriften; das Coup d'oeil sur les jardins, eine Schrift, die, wie der Verfasser sagt, den Zweck hat, aller Welt eine gleiche Vorliebe, wie er sie hatte, für die Gärtnerei einzuflößen; denn unmöglich könne der ein böser Mensch sein, der an dieser Kunst Geschmack finde; endlich der Sermon sur l'héroïsme, eine geistreiche Entgegnung von Rousseau's Lettres sur l'héroïsme.

Der zweite Theil enthält die interessante Korrespondenz aus der Krim mit Joseph II., mit dem König von Polen, mit Katharina von Rußland, mit Kaunitz, Lacy u. A.; die Lettres sur la dernière guerre des Turcs (1788, 1789); die Lettres à Eulalie sur les théâtres de société und die Fantaisies militaires. Wir heben aus der Korrespondenz ein merkwürdiges Urtheil über den Herzog von Orleans, den nachmaligen Egalité, hervor. Der Fürst von Ligne gehörte vor der Revolution dem Kreise seiner Freunde an. „Wir haben," sagt er, „nie irgend eine Spur des künftigen Ungeheuers an ihm bemerkt; wir haben im Gegentheil gesehen, wie er sein eigenes Leben wagte, um das eines seiner Leute zu retten; wir haben gesehen, wie er weinte und das Schießen ganz aufgeben wollte, als sein Läufer, der sich unvorsichtig aus einem Graben erhoben hatte, von ihm einige Schrotkörner in den Hals erhielt. Er war geizig in Kleinigkeiten, aber freigebig im Großen. Seine Fehler entsprangen aus seinem unglückseligen Leichtsinne, aus seiner zu geringen Achtung der öffentlichen Meinung, die unwillkürlich zu Verbrechen führt, und endlich aus dem Ehrgeize, den wahres Verdienst nicht unterstützte. Er war abergläubisch. Ich führte ihn eines Tages zu einem Zauberer, dem großen Etrella, der im fünften Stocke eines Hauses der Straße Froidmanteau wohnte. Er sagte ihm wunderbare Dinge voraus, worauf mein allzu geringes Vertrauen wenig Gewicht legte. Ich weiß nur im Allgemeinen, daß von Versailles und dem Königthume die Rede war, und ich bin überzeugt, daß das ihm den Kopf verdreht habe. War dies der Fall, so muß ich noch jetzt meine unglückliche Unbesonnenheit bedauern. Mir verkündete der Zauberer: ich würde sieben Tage, nachdem ich ein großes Geräusch gehört haben würde, sterben. Ich warte immer noch darauf. Doch da ich seit dieser Zeit das Getöse von zwei Belagerungen und von dem Auffliegen zweier Pulvermagazine gehört habe, so mag er sich, glaube ich, wohl getäuscht haben. Was man von den Orgien des Herzogs von Orleans erzählt hat, sind Fabeln. Er war ein guter Gesellschafter selbst in schlechter Umgebung, von feinen Manieren, gegen Männer ein wenig stolz, gegen Frauen fast ehrerbietig und aufmerksam. Von Natur heiter, vergaß er auch in Scherzen den guten Geschmack nie. Da ich sein Freund gewesen bin — ein Wort, dessen vollen Werth er kannte —, so muß ich ihn beweinen, bevor ich ihn verabscheue, den liebenswürdigen Mann vergessen, um dem Frevler zu fluchen, der für den Tod seines Königs gestimmt hat."

Der dritte Theil bringt zuerst die Mélanges historiques, reich an einzelnen Charakterzügen berühmter Personen und an treffenden Bemerkungen über historische Ereignisse. Von der Kaiserin Katharina erwähnt der Verfasser unter Anderem die charakteristische Aeußerung: „Man spricht so viel von dem Petersburger Kabinet. Ich kenne kein kleineres als dieses; denn es hat nur eine Ausdehnung von einigen Zollen; es erstreckt sich von einer Schläfe zur anderen und von der Nasenwurzel bis zum Anfange des Haarwuchses." — Die Kaiserin hatte eines der Gouvernements besucht, und als sie abreiste, ließ sie es an Lobeserhebungen, Danksagungen und Geschenken nicht fehlen. Der Fürst bemerkte: „Ew. Majestät scheint mit den Leuten hier sehr zufrieden gewesen zu sein." — „Keineswegs," erwiederte die Kaiserin, „ich pflege nur ganz laut zu loben und ganz leise zu schelten." — Als Beweis der Gutmüthigkeit Katharinens führt er folgende Anekdote an: „Die Kaiserin erzählte mir eines Tages: Um nicht meine Leute zu zeitig aufstehen zu lassen, weil es sehr kalt ist, habe ich mir heute selbst Feuer angezündet. Ein kleiner Schornsteinfeger, in dem Glauben, ich würde erst um halb sechs Uhr aufstehen, befand sich im Kamin. Er schrie ganz jämmerlich; ich löschte schnell das Feuer aus und bat ihn vielmal um Verzeihung."

In dem Aufsatze: Sur la révolution française heißt es: „Es giebt Niemanden, der nicht nach seiner Weise sich die Ursachen der Revolution zurechtgemacht hätte. Die Frommen sagen: sie ist gekommen, weil man die Encyklopädie gelesen hat; die Geistlichen: weil der König keinen tüchtigen Beichtvater hatte, der ihn hätte leiten können; die Libertins: weil er keine Maitressen hatte; die Minister: weil man sich nicht ganz auf sie verlassen; die jungen Hofleute: weil man sie nicht als Gesandte geschickt; die alten Betschwestern: weil sie nicht wie früher intriguiren konnten; die jungen Palastdamen: weil ihre Verehrer keine Marschälle von Frankreich geworden; die Parlamentairs: weil man sie es hatte fühlen lassen, daß sie kein englisches Parlament seien; die Gelehrten: weil man

sie nicht in's Ministerium gerufen; die Juweliere: wegen der Geschichte des Halsbandes; die Dichter: weil man am Hofe keinen Gefallen an Versen gefunden; die Kaufleute: weil man keine Feste gegeben; die Bauern: weil man sie nicht von der Frohne und der Salzsteuer befreit; die Soldaten: weil nur Adlige Offiziere werden konnten; die jungen Pedanten der guten Gesellschaft: weil die Königin die Denkschriften, die Vorschläge, die Langeweile nicht liebte; endlich ich, der ich keiner dieser Klassen angehöre, sondern ein bloßer Beobachter und Weltmann bin, ich sage: die Revolution ist gekommen durch die Thoren, die Bösewichter und die geistreichen Leute, durch Irrthümer, Abscheulichkeiten und Rathlosigkeit." — „Man sage nicht: die Philosophie hat die Revolution gemacht. Ich habe auch nicht Einen Philosophen bemerkt, sondern große Herren, die sich zu Bürgerlichen, und Bürgerliche, die sich zu großen Herren machten." — „Wenn man zu Voltaire gesagt hätte: Alles hängt von Ihnen ab; was wollen Sie, daß man an die Stelle Gottes setze? so würde er mit einer Donnerstimme gesagt haben: Nichts Anderes, als daß man ihn an des Papstes Statt verehre und diesen in Rom lasse."

Es folgen die Mélanges littéraires und zwar die Caractères und Portraits, letztere eine Galerie geistreicher und pikanter Charakterbilder von Zeitgenossen, Männern und Frauen, theils unter wahrem, theils unter erdichtetem Namen. Vorausgehen Diverses remarques sur les femmes. Hier heißt es unter Anderem: „Wie tugendhaft auch eine Frau sein mag, so macht ihr ein Kompliment über ihre Tugend gewiß am wenigsten Vergnügen. Wenn man sie wegen der Treue zu ihrem Gatten lobt, so ist sie immer nahe daran, Euch zu fragen: Welchen Beweis haben Sie davon? Ja, sie hat selbst ein wenig Lust, ein halbes Geständniß zu machen, nur um an ihrer Treue zweifeln zu lassen, wenn auch in der That nicht daran zu zweifeln ist." — „Ich liebe ebenso wenig eine Frau, die auf der Jagd über Barrièren setzt, als die, welche die Barrière aller Vorurtheile überspringt. Mögen die Frauen sich nur über diejenigen Vorurtheile hinwegsetzen, die dem geselligen Leben und dem süßen und zärtlichen Umgange hindernd entgegentreten." — „Die liebenswürdigen Frauen, wenn sie auch weniger wissen als wir, werden uns doch auch hierin überlegen sein. Sie werden uns leiten, ohne daß wir es ahnen. Sehen wir aber, daß sie sich mit uns auf gleiche Linie stellen wollen, dann rufen wir die Vernunft zu Hülfe, und gewinnt auch die Vernunft die Schlacht, das Herz verliert sie unzweifelhaft."

Von den Portraits wollen wir zwei der kleineren als Probe geben: „Zeila ist schön, als wenn sie nicht hübsch, und hübsch, als wenn sie nicht schön wäre. Man würde sich schon gern mit ihrem Anblicke begnügen und ihr fast ihre Liebenswürdigkeit erlassen. Aber nein, sie hat es sich in den Kopf gesetzt, es zu sein und Alles, was von ihr kommt, ist voll Anmuth, ohne daß sie selbst eine Ahnung davon hat. Sie legt keinen Werth auf das, was sie Schönes besitzt, sagt oder weiß. Ihr Fehler ist, von sich selber eine allzu geringe Meinung zu haben; daher glaubt sie, daß man ihr schmeicheln wolle, wenn man ihr Gerechtigkeit widerfahren läßt. Ihre Heiterkeit ist ebenso ungekünstelt, wie ihr Gesichtchen frisch ist. Ihre Wangen schmückt die rosige Jugendblüthe, ihr Herz die fleckenloseste Reinheit. Wer möchte sie nicht lieber sehen, als schildern?" — „Iphise geht nicht in die Messe; sie hält sich für einen Freigeist. Sie hat keinen Geliebten; sie hält sich für tugendhaft, und zwar ist sie eine Aristokratin in der Tugend; sie spricht nur mit Leuten, die wie sie, in derselben sechszehn Ahnen zählen. Sie thut Niemandem Gutes; sie hält sich für sparsam. Sie spricht von Niemandem Gutes; sie hält sich für aufrichtig und für eine Feindin der Schmeichelei. Iphise liest nicht; sie hält sich für eine Denkerin. Iphise gehört weder Gott, noch dem Teufel, noch den Menschen an; Iphise gehört nur sich an, und das ist das Allerschlimmste!"

Es folgen die Fragments diverses. Wir führen hieraus den Artikel: M. de Chateaubriand an. „Wie richtig und erhaben äußert sich Herr von Chateaubriand über Voltaire! Er zeigt ihn als einen inconsequenten Gotteslästerer und als einen Antichrist; aber was er hierbei zu Gunsten der Religion sagt, das kann höchstens ein schönes Gebetbuch abgeben. Wäre ich, als ich in Ferney war, ebenso alt und ein ebenso guter Christ gewesen, als jetzt, so wollte ich wetten, ich würde Voltaire mit Christus ausgesöhnt haben. Ich hätte ihm nur zu sagen brauchen: seine thörichten Feinde glauben nicht an Christus, und man sage allgemein, Voltaire sei ein Jude. Den folgenden Tag hätte er eine Schmähschrift gegen die Ungläubigen und die Juden geschrieben und gerufen: Leset mir die Messe! Ich glaube daran und werde von nun an alle Tage in die Messe gehen."

Der vierte Theil enthält die Entretiens avec Rousseau et Voltaire; die Dialogues des morts; Mes écarts ou ma tête en liberté; Les enlèvements, comédie en 3 actes; Coup d'oeil sur Beloeil; Oraison funèbre; De Plutarque et de ses grands hommes; Poésies. — Wir wollen noch schließlich einige geistreiche Pensées aus seinen Ecarts geben, einer Schrift, von der er humoristisch selbst in der Einleitung sagt: „Alle die, welche Gedanken und Maximen schreiben, sind Charlatane, die Euch Sand in die Augen streuen. Es giebt nichts Leichteres, als ein Buch der Art zu machen. Ich will es versuchen. Man ist an nichts gebunden; man kann das Werk schließen und wieder aufnehmen, wie man will. Das ist für mich wie geschaffen." — „Ich liebe die geistreichen Leute, die recht dumm sind. Ihre Dummheit hat immer etwas Liebenswürdiges und Gutmüthiges; aber fürchten wir die Narren!" — „Ich liebe die zerstreuten Leute; das ist immer ein Zeichen, daß sie Gedanken haben und daß sie gut sind, denn die Bösen und die Narren vergessen sich nie." — „Man plaudert nicht mehr, man versteht nicht mehr sich zu unterhalten, ja selbst nur mit Laune einen kleinen boshaften Streich zu erzählen; desto besser aber einen solchen zu begehen." — „Wehe den Menschen, die nie Unrecht haben; sie haben auch nie Recht!" — „Es giebt zwei Arten von Thoren: solche, die an Nichts Anstoß nehmen, und solche, die an Allem Anstoß nehmen. Die Ersteren sind gefährlich, denn sie befassen sich mit Allem; die Letzteren sind es nicht; denn sie muntern Niemanden auf, sie mir Etwas zu beauftragen." — „Ich kenne keinen Glücklicheren, als ich selbst bin. Gewissensbisse, Ehrgeiz Eifersucht haben nie mein Leben getrübt. Doch will ich, wenn ich mich einen Glücklichen nenne, nur damit sagen, daß ich nicht unglücklich gewesen bin; denn wahrhaft glücklich war ich nur an vier Tagen meines Lebens: erstens an dem, an welchem ich meine Uniform zum ersten Male anlegte; zweitens am Abend der ersten Schlacht, der ich beiwohnte; drittens an dem Tage, an welchem man mir zum ersten Male gestand, daß man mich liebe; endlich viertens, als ich nach der Blatternkrankheit zum ersten Male ausging. Das sind die vier Tage, an welchen ich mich meines Daseins auf der Welt wahrhaft freute. Der erste und der letzte Fall konnten sich nicht wiederholen; die beiden anderen haben sich wohl etwa fünfzehn Mal wiederholt; sie haben aber bald die Frische des ersten wonnigen Gefühls verloren."

Diese wenigen und unvollkommenen Proben, die in der Uebersetzung viel von ihrer originellen Leichtigkeit und Anmuth verlieren, werden hoffentlich genügen, auf einen der geistreichsten und liebenswürdigsten Schriftsteller von Neuem aufmerksam zu machen. **M.**

Frankreich.

Alfred Maury über die Ausartungen des menschlichen Typus.

Wer sich nicht gar große Mühe giebt, einen weiten oder „breiten" Blick über das bunte Gebiet des Geistes zu werfen, sammelt in unseren Tagen sehr schnell den Stoff zu der Erfahrung, wie immer mehr und mehr eine Annäherung der einzelnen Fächer bemerkbar ist, als wenn gleichsam eine magnetische Richtkraft deren Moleküle ergriffen und aus ihrer bisherigen, gleichgültig stumpfen Abgeneigtheit herausgerissen hätte. Die Forschungsreisen z. B. gewähren von dem sachlichen Zusammenhange der Wissenszweige ein lebendiges Abbild; da sind Erd- und Völkerkunde, Natur- und Sprachwissenschaft in dem innigsten Verein bei einander. Manche der Wahlverwandtschaften in diesem Bereich haben schon einen alten Rechtstitel für sich, den die Gewohnheit ziemlich kampflos begründet hat; man denke nur an die Geschwisterschaft von Theologie und Philosophie, die fort und fort besteht, trotz der Einreden Einzelner, welche die Wirklichkeit nicht umkehren können und trotz der Stellung, die unser deutscher Idealismus der Weltweisheit als Weltherrscherin einräumen wollte; man denke an die stets unbestrittene Gemeinschaft von Rechts- und Staatswissenschaft, an das nahe Verhältniß der Geschichte zu dem Boden, auf dem ihr Drama geschieht. Andere Verbrüderungen sind erst die Frucht unserer neuesten Entwickelung, so die Gesellschaftswissenschaft eines Riehl, die da Grundstoffe aus der Geschichte, Nationalökonomie und dem Naturrecht, allerdings in noch wenig knapper Form, in sich vereinigt. Eine ähnliche, man möchte fast sagen Zwitterbildung, ist die hygiène der Franzosen, die bei uns noch ein halber Fremdling, bald Diätetik, bald Gesundheitspflege heißt. Wir wollen uns nicht mit einer Analyse derselben aufhalten. Bedeutsam ist die fragliche neue Erscheinung jedenfalls, und wir haben alle Ursache, Frankreich für den fleißigen Anbau dieses Feldes dankbar zu sein. Es ruht hier der Keim einer größeren Pflanze, die wir S o z i a l p h y s i k nennen möchten. Wird der französische Geist

sie zur Reife bringen? Unser Nationalgefühl würde das eher von Deutschland erwarten.

In Alfred Maury begrüßten wir schon mehremals an diesem Ort einen Mann, der den centripetalen Charakter unserer Wissensbewegung zu würdigen weiß. Der Verfasser des gelehrten Werkes: Histoire des religions de la Grèce antique (3 Bde.), hat kürzlich wieder durch seinen Aufsatz: Les dégénérescences de l'espèce humaine in der Revue d. d. M. einen klaren Beleg dafür gegeben.

Maury nimmt, philosophisch genug, einen Grundtypus des ursprünglichen Menschen an, der in den wesentlichen Zügen des Menschenbildes besteht, der aber in den Nebenmerkmalen Veränderungen erlitt, welche die Verschiedenheit der Raçen und schließlich der Individuen hervorgebracht haben. Allein was Maury unter Temperament versteht, wird sonst wohl schwerlich darunter verstanden. Ihm gilt als Temperament diejenige Besonderheit des Einzelnen, welche die Wechselwirkung der physischen Lebensbedingniß und des Verhaltens seiner Functionen zu dieser an ihm abspiegelt. Wir zweifeln nicht im Geringsten an der Realität eines solchen Begriffes, so wenig als an seiner Bedeutung für die hier behandelten Thatsachen; er scheint jedoch nicht recht genau bestimmt zu sein. Jene physische Eigenthümlichkeit der Person pflegt man bei uns Constitution zu nennen. Nun gebraucht auch Maury zur Abwechselung das letzte Wort. Er will also geradezu das Temperament mit der Constitution identificiren. Ist das erlaubt? So viel uns bekannt ist, werden in der deutschen Arznei-Wissenschaft beide Begriffe unterschieden, wie sie ja der tägliche Sprachgebrauch der Ungelehrten fortwährend unterscheidet. Kein Mensch redet von einer cholerischen Constitution, oder von einem schwachen Temperament; sondern umgekehrt. In der heutigen Zeit, wo das Nervensystem eine sehr maßgebliche Wichtigkeit erlangt hat, führt man den Gegensatz der vier Temperamente auf den Nervenzustand zurück, und es werden die einseitigen Temperamente schlechthin als Abweichungen, als Störungen des nervösen Gleichgewichts angesehen. Sie fallen mit ihrem Schwerpunkte der Krankheitslehre anheim. Dem widerspricht Maury ausdrücklich, indem er die Erzeugung des Temperaments nicht als unregelmäßige und krankhafte Abweichung von dem Normaltypus anerkennen mag. Er würde aber auch, schiebt man den Begriff Constitution unter, in einen ähnlichen Widerspruch gerathen. Denn die Verschiedenheit der Constitutionen, welche man im gewöhnlichen Leben häufig mit der ganzen Musterkarte der Krankheitsanlagen zusammenwirft, beruht auf dem Wechselverhältniß der Blutmischung und der Ernährungsnerven, von denen der eine oder der andere Theil erkrankt sein muß, um im Rückschlag auf den ersten eine spezifische Constitution, sei sie gichtisch, rheumatisch, apoplektisch &c., zu erzeugen. Man müßte eben die feine Gränze zwischen Entartung (dégénérescence) und Bastardbildung (abâtardissement) ohne Rücksicht auf die Schulbegriffe Temperament und Constitution zu ziehen versuchen, wenn man aus der Anschauung von Maury eine Grundlage für seine Aufgabe gewinnen wollte. Die Bastardbildung ist nach ihm noch verträglich mit dem regelmäßigen Getriebe der Functionen, während die Ausartung immer einen zerstörlichen Charakter besitzt, da sie die Schwächung der Lebensfähigkeit des Individuums und seiner Nachkommenschaft in sich schließt.

Sehr richtig bemerkt Maury, daß der Mensch unaufhörlich den entgegengesetztesten äußeren und inneren Einflüssen seine Gesundheit Preis geben muß. So lange die nachtheiligen Ursachen blos zufällig und vorübergehend wirken, behauptet die Lebenskraft, d. h. der Inbegriff der im Organismus thätigen Naturkräfte, ihren heilsamen Beruf der Erhaltung des Ganzen, und nur eine theilweise und zeitweise Zerrüttung ist die Folge. Erst wenn jene Einflüsse langsam und stetig fortgesetzt wirken, tritt eine Stufenreihe bösartiger Abwandelungen ein, bei denen zwar noch die Möglichkeit einer Aktivität der Functionen übrig bleibt, die Regelmäßigkeit derselben aber unausgesetzt gestört ist, und folglich die Unordnung im Organismus zur eingewurzelten Gewohnheit wird. Dies ist das Stadium der wirklichen Ausartung. Sie ist immer das Produkt allgemeiner, umfassender Ursachen, von denen in gewisser Hinsicht das Dasein organischer Wesen abhängt.

Maury theilt die Ursachen der Ausartung unserer Species in vier Klassen ein: in physische, physisch-moralische oder gemischte, angeborene oder congeniale und moralische. Die physischen kommen so ziemlich auf die Einwirkungen des Klima's hinaus, auf Hitze, Kälte, Trockenheit, Feuchtigkeit, Miasmen, Dichtigkeit der Luft u. s. w. Die physisch-moralischen bestimmt die Lebensweise des Menschen, seine Diät, zu der ihn entweder seine Lage verurtheilt, oder die er aus freien Stücken wählt. Dahin gehören Speisen, Getränke, Kleidung, Beschäftigung. Die angeborenen Ursachen der Ausartung stammen aus der ungünstigen Entwickelung des Embryo im Mutterleibe, die sich sofort an den verkrüppelten Formen des Kindes offenbart, oder wenigstens den Keim einer krankhaften Abweichung für die spätere Lebenszeit gelegt hat. Hier öffnet sich die reiche Galerie der Abnormitäten. Die moralischen Ursachen endlich finden ihren Anlaß in der Behandlung, welche die Seele dem Körper nach Laune und Stimmung angedeihen läßt, in der Sorge, der Leidenschaft, der Gemüthsbewegung. Auch die moralischen Ursachen führen leider nicht selten zu einer Erniedrigung der menschlichen Natur.

Es bedarf kaum des Zusatzes, den Maury macht, daß nämlich die lebendige Wirklichkeit meistens die straffen Grundlinien dieser Eintheilung überschreitet, daß die Ausartungen gewöhnlich aus einem Zusammenwirken dieser verschiedenen Ursachen fließen, daß die Eintheilung überhaupt mehr zur Uebersicht, als zum Wegweiser des Forschens dient. Nichtsdestoweniger giebt es eine große Zahl von Ausartungen, in denen eine der vier Klassen von Ursachen klärlich vorherrscht, und die daher typisch sind.

Für die physischen Ursachen nimmt diesen Platz ein der Cretin, und einen hervorragenden. Schon der erste, oberflächliche Anblick belehrt darüber. Sein Kopf ist unmäßig groß oder schlecht gebildet, der Leib aufgedunsen, der Hals dick und häufig mit einem Kropf belastet, seine Beine sind spindeldürr oder plump, sein Gang unsicher, sein Geist stumpf oder schwach. Entweder läßt er nur unartikulirte Laute hören, oder er stammelt blos etliche Worte hervor. Er ist dabei zu einer ewigen Kindheit verdammt, ohne den Reiz, die Anmuth und Unbefangenheit jenes Alters. Unter den Cretins findet man Einige, wo das gemeine Kennzeichen des Idioten einer siechen, skrophulösen Constitution aufgeprägt ist, während Andere in ihrer Organisation, an ihrem Gehirn und ihren Gliedmaßen, das Bild einer in ihrer Kindheit stehen gebliebenen Entwickelung darbieten. Die Ausbildung der Organe ist unvollständig, die allgemeinen Körperformen sind die kleiner Kinder, das Zahnwachsthum ist gehemmt, der Puls behält die Schnelligkeit der ersten Jahre, die Geschlechtsreife erscheint nie, oder spät; die Neigungen und der Geschmack des Kindes pflanzen sich bis in's herangewachsene Alter fort. Wie beim Eunuchen ein künstlicher Eingriff in das Bildungswerk der Natur den Typus der Mannheit in den des Weibes übersetzt, und mit dieser Umwandlung zugleich die Neigungen des Weibes, z. B. die Vorliebe für Kinder und für Putz zum Vorschein kommen, so hat beim Cretin die Natur selbst jenen Eingriff in die Entwickelung gethan: sie hat kleine Kinder im Mannesalter mit kindischen Eigenschaften und Gelüsten hervorgebracht. Von einer geregelten Beschäftigung ist wenig die Rede, der Cretin entledigt sich seiner Arbeit wie ein Automat, und das geringste Hinderniß, das sich entgegenstellt, veranlaßt ihn, die Arbeit zu verlassen; seine Fassungsgabe ist auf die Lebensnothdurft beschränkt, und seine Erziehung ähnelt daher derjenigen, die wir Thieren zu geben pflegen.

Fast wunderbar klingt es, wenn man sagt, der Cretinismus hat seine Heimat in der reinen Luft und der üppigen Bergvegetation der Alpenländer. Vorzüglich ist Savoyen seine Hauptniederlassung. Und doch ist es ganz zweifellos der Boden des Hochgebirges, der die Schuld des Cretinismus trägt. Sie liegt in der geologischen Beschaffenheit des Ortes. Msgr. Billiet, Erzbischof von Chambery, hat beobachtet, daß der Cretinismus beinah ausschließlich auf Thon- und Gypsboden vorkommt. Der Arzt Grange, welcher mehrere Reisen zur Erforschung dieses endemischen Uebels gemacht hat, bemerkte, daß überall, wo Magnesia vorherrscht und das Jod fehlt, Kropf und Cretinismus sich zeigen, und etwas Annäherndes liegt in der Meinung des Chemikers Chatin, der einem zu niedrigen Verhältniß des Jodgehalts in der Luft, dem Trinkwasser und den Pflanzen das Erscheinen des Kropfes und des Cretinismus zuschreibt. Der russische Gelehrte Kachine hat dies aus seiner Erfahrung an den Ufern des Urov, eines Nebenflusses des Argun im Distrikt von Nertschinsk, bestätigt. Obgleich zwar noch einige Ungewißheit über die beiden Eltern des Cretinismus und Kropfes: Boden und über ihn lagernde Atmosphäre, besteht, so sind doch unbedingt Geologie und Mineral-Chemie die Quellen, aus denen man die Erklärung für den endemischen Charakter des Cretinismus schöpfen muß. Der beträchtliche Einfluß des Orts auf die Entwickelung des Gehirns und der ihm verwandten Organe ist anerkannt. So hat man z. B. festgestellt, daß die schottischen Hochlande dreimal mehr Idioten erzeugen, als das Tiefland. Andererseits freilich giebt es Berggegenden, wo gerade der schönste, kräftigste und geweckteste Menschenschlag lebt.

Unter den physisch-moralischen Ursachen der Entartung machen sich Diät und Nahrung am stärksten geltend. Werden doch unsere Körpertheile durch die festen und flüssigen Substanzen, die wir zu uns nehmen, unaufhörlich erneuert und mit frischer Bewegungskraft versehen.

Sind nun diese Nahrungsmittel dem Bedarf unseres Organismus zuwider, sind sie von schlechter Beschaffenheit oder ungesund zubereitet, so empfindet der Körper gar bald die Wirkung hiervon; der Haushalt des Leibes geräth in Unordnung und das Uebel wächst mit dem häufigen Gebrauch solcher Nahrungsmittel. Daher tritt eine wirkliche Ausartung der Bevölkerung ein, sobald die Vegetabilien, die ihr den Nahrungsstoff liefern, einen zerstörlichen, atmosphärischen Einfluß erleiden. Mehl aus Getraide gewonnen, das mit Mutterkorn untermischt ist, erzeugt beim Genuß die bösartige Epidemie der Mutterkorn- oder Kriebelkrankheit (Ergotismus), die einer fortgesetzten Vergiftung gleicht, die aber nicht blos die Sinne lähmt, selbst das Gesicht, sondern schließlich sogar die Intelligenz ergreift und mit einer unheilbaren Schlaffheit oder wirklichem Wahnsinn endet. — Ein noch furchtbareres Beispiel gewährt die Pellagra, die Schuppenkrankheit, eine Art der Ichthyosis, welche erst seit dem achtzehnten Jahrhundert bekannt, in Spanien, Oberitalien und Süd-Frankreich wüthet und eine vollständige Ausartung bewirkt. Diese Krankheit stört die wesentlichen Functionen, Gehirn und Gehirnnerven werden tief erschüttert, die Haut an den Handwurzeln, den Händen, den Fußwurzeln und zuweilen auch das Antlitz bedeckt sich mit Finnen, der Körper offenbart eine hinfällige Schwäche und die Vernunft sinkt in den traurigen Zustand des Deliriums. Und dieses gräßliche Uebel hat meistentheils keine größere Ursache, als die Anwesenheit eines mikroskopischen Pilzes im Getraide, besonders im Mais, der dem Korn eine eigenthümliche Verderbniß mittheilt, in Italien verderame genannt.

Aber diese unheilvollen Wirkungen ungesunder Nahrung werden noch übertroffen durch die Verwüstungen, die der Genuß narkotischer Stoffe und berauschender Getränke unter der Menschheit anrichtet. Jedermann weiß von der entnervenden, den ganzen Organismus aufreibenden Gewalt des Opiumrausches, den der Chinese, Malaie, Hindu in den Rauchhöhlen der Opiumhäuser sich zu erkaufen liebt. Weniger hört man bei uns vom *Haschisch* reden, und doch ist der Gebrauch oder Mißbrauch dieses Narcoticums weit verbreiteter, als der des Opiums. Unser deutscher Landsmann, Freiherr von Bibra, welcher in einem von Maury mit Stillschweigen übergangenen Werke: „Die narkotischen Genußmittel und der Mensch" die Ergebnisse seiner hygienisch-statistischen Beobachtung niedergelegt hat, giebt die Zahl der Menschen, die auf dieser Erde dem Haschisch opfern, auf 300 *Millionen* an. Das Haschisch stammt aus Indien. Es wird aus einem Harze (Churrus) bereitet, welches die Tropensonne aus der Hanfpflanze entwickelt. Seinen Freund versetzt es in einen Zustand überschwenglicher Verzückung durch die ungeheuerste Ueberspannung der Nerven bis zur Sinnlosigkeit, bis zum starren oder wilden Außersichsein. Daß der Genuß nur entsprechende Folgen herbeiführen kann, ist selbstverständlich.

Wir übergehen hier den Tabak und den Branntwein, Erregungsmittel, über deren Schädlichkeit und den Grad derselben man in Deutschland hinlänglich unterrichtet ist. Das Nicotin im Tabak ist, wie der Prozeß Bocarmé grell beleuchtet hat, ein entschiedenes Gift, das auf jugendliche Erstlingsraucher nicht ohne Einfluß bleibt. Der Alkohol im Branntwein, welcher dem Trunksüchtigen die eigenthümliche, „chronischer Alkoholismus" genannte Krankheit und zuletzt den Säuferwahnsinn, das delirium tremens, zu Wege bringt, erweist sich als ein noch viel furchtbareres Gift, das besonders den Norden Europa's verheerend heimsucht, namentlich Schweden, wo nach Magnus Huß alljährlich der 49ste Mensch der Trunksucht erliegt.

Den *angeborenen* Ausartungen mit dem angeborenen Blödsinn an der Spitze, widmet Maury eine etwas weitläufige Betrachtung. Wie oben schon angedeutet, tragen sie sämmtlich ihren Keim in Störungen der normalen Entfaltung des Embryo im Mutterleibe. Der geringste Zufall, der die Mutter trifft und die Gesundheit ihres Körpers erschüttert, kann dem späteren Kinde für sein Leben das unvertilgbare Zeichen jener Störung ausdrücken. Isidor Geoffroy St.-Hilaire hat in seiner Geschichte der Anomalien gezeigt, daß die angeborenen Unvollkommenheiten, Mißgestalten u. s. w., ihrer Art nach in dem engsten Zusammenhange stehen mit der Natur des Ereignisses, das zu ihnen den Grund gelegt hat. Je weniger die Ausbildung des Foetus vorgeschritten ist, desto heftiger wirken solche Vorkommnisse sofort auf die edelsten Theile des Kindes, zumal auf das Gehirn und das Nervensystem, ohne daß äußerlich gleich nach der Geburt immer die Spur der Anomalie sich merkbar machte. Der angeborene Blödsinn tritt oft erst nach 5 bis 6 Monaten und noch später hervor, und das erklärt sich daraus, daß überhaupt der Mensch mit seiner Geburt keineswegs die Gränze seiner Gestaltung erreicht hat, natürlich abgesehen vom Wachsthum. Die Knorpel- und Knochenbildung, die Ausbreitung der Eingeweide, die Stärkung der Muskeln, all' dies nimmt zu bis zum Gipfelpunkte des Lebens, der für jedes Individuum ein anderer. So hat auch das neugeborene Kind keine vollständige Verknöcherung des Schädels; sie wird erst allmählich. Große Ausdehnung des Gehirns verzögert diesen Prozeß. Die Wasserköpfe bestätigen das, aber nicht blos diese. Denn das Gehirn des Menschen hat vor dem der übrigen Geschöpfe den Vorzug voraus, daß es während der Lebenszeit wächst; in den ersten fünf Monaten um das Doppelte (Meckel). Die Schädelblättchen, die bei den Affen bald verschwinden, halten sich mehrere Jahre; die Stirnnaht verknöchert sich noch langsamer und desto langsamer, je höher die Intelligenz des Individuums. Gratiolet (man sehe übrigens den Anhang zu J. Moleschott's „Kreislauf des Lebens") verglich diesen Prozeß beim Europäer und beim Wilden und Neger. Er fand, daß gerade die Stirnnaht beim Europäer sich am spätesten schließt, bei diesem das Hinterhaupt. Der große Pascal beobachtete an sich selbst, daß während seiner ganzen Kindheit seine Stirnnaht offen blieb, und nur ein leicht erkenntlicher Knorpel die Linie bedeckt hatte. Die außerordentliche Entwickelung des Gehirns hatte das Phänomen veranlaßt.

Die angeborene Entartung schreibt ein kurzes Lebensziel vor, weil die im Organismus des Unglücklichen wirkende Ursache seiner Ausbildung, der natürlichen und geistigen, ein baldiges Ziel gesteckt hat. Zum Glück hat auch die Natur ihren Mißgestaltungen eine bestimmte Gränze gezogen, über die hinaus der Urtypus des Menschenbildes nicht weiter verletzt wird.

Was endlich die *moralischen* Ursachen der Ausartung betrifft, deren Früchte das wüste Feld des Wahnsinns darbietet, so sind es die Begierden, Laster, Leidenschaften und andererseits die Sorgen, der Kummer, tief ergreifende Gemüthsbewegungen, welche Gehirn und Nervensystem zerrütten, den Gedankenzusammenhang unterbrechen, den Geist sich selbst und dem Leben entfremden, den Willen an die Wahnvorstellung schmieden, den Körper selbst verunstalten und zuletzt die völlige Ertödtung dessen, was den Menschen recht eigentlich zum Menschen stempelt, herbeiführen können.

Nun wirken aber die hier aufgezählten Ursachen nicht lediglich direkt; sie haben auch indirekte Folgen, sie pflanzen einen Keim des Verderbens auch für künftige Geschlechter. Mit einem Worte, das Prinzip der Ausartung ist *vererblich*, es verschlimmert oder verringert sich bei den Nachfolgen, die es überkommen, je nachdem diese Verhältnissen unterthan werden, die dem Fortschritt oder der Hemmung des Uebels günstig sind. Die Arzneiwissenschaft der Gegenwart hat nämlich den Bereich der physiologischen und pathologischen Erblichkeit zu einem früher kaum geahnten Umfange ausdehnen müssen. Die Schwindsucht, die Gicht, der Krebs, eine große Mannigfaltigkeit gliedlicher Fehler, höchst unbedeutende Modificationen der Haut gehen über, vor Allem aber die Krankheiten des Hirns und des Nervensystems. Die Mehrzahl der Wahnsinnigen, der Blödsinnigen, der Epileptiker, der mit dem Veitstanz Behafteten, stammt von Personen, welche ähnliche Krankheiten hatten, oder deren Nervensystem doch tief erschüttert war. Eine Behauptung von Maury, die wir ungeprüft lassen wollen. Auch die Pellagra pflanzt sich fort, und zwar in der weiblichen Linie von Mutter auf Tochter; ja die angeborene Blindheit soll nach Dr. Allibert zuweilen gerade bei Kindern kurzsichtiger Leute vorkommen.

Die Erblichkeit der Gehirn-Krankheiten und der Affectionen der Empfindungsorgane muß freilich sehr nachdrücklich zugegeben werden, wobei man nicht erst auf die trivialen Erb-Aehnlichkeiten in Gesichts- und Wesenszügen hinzuweisen braucht. Das Gehirn und das Nervensystem hängen viel zu innig mit dem Prinzip und dem Erbgang unseres Geschlechts zusammen; Kopf und Rückenmark bilden viel zu sehr den Grundstock des Sinnenapparates, als daß, wie der Charakter desselben überhaupt, so auch die Schwächen seiner Tragsäule sich nicht forterben sollten. Das bedarf nicht der weitschichtigen Belege. Die Thatsachen, welche hier einschlagen, die Metamorphose der Erbkrankheit in den Kindern, bald zu einer andern Form desselben Uebels, bald zu einer Verwandelung der Krankheitsgattung selbst, die Wichtigkeit der Umstände, welche die Zeugung begleiten und der Geburt vorangehen, der Einfluß von Verbindungen kranker oder kränklicher Personen und von nahen Verwandten, denen leicht schon an sich pathologische Keime gemein sind, schließen sich genau an jene Thatsache unserer eigensten Körpernatur an und setzen die Erblichkeit der Ausartungen gewiß außer Zweifel.

Man sieht, die Natur hat ein ganzes Arsenal von Zerstörungsgeschossen aufgespeichert; schon die einzelnen sind furchtbar genug, und das Leben vermehrt die Gefahr, indem es mehrere Pfeile zugleich auf dasselbe Ziel richtet und überdies den Stachel im eigenen Fleisch auf die Nachkommen überträgt. Der Anblick solchen Zersetzungsgewühls könnte alle

Lebensfreude benehmen und selbst die Erfahrung, daß der höchste Grad der Entartung sein Opfer mit Unfruchtbarkeit behaftet, die Natur also ihrer Ausschreitung selbst Schranken setzt, könnte nur einen um so traurigern Trost gewähren. Uns scheint es, als hätte Maury die Lichtseite der Sache, die doch auch ihr Recht haben will, weder mit Vorliebe, noch mit der gehörigen Seelenoffenheit, was etwas mehr ist, als Gegenständlichkeit, behandelt. Er mußte, dünkt uns, energischer auf den Geist verweisen, als den Helfer und Heiland all diesem Wirrsal siecher Entartung gegenüber. Weil eben der äußere Bildungsschliff, statt die Gefahr zu beseitigen, seinerseits neue Seuchen und Ausartungen oft wunderlicher Gestalt hervorzaubert, erkennt der tief blickende Forscher, daß allein der sittliche Geist in der Menschheit und eine höhere, waltende Hand, welche die unserige unterstützt, einen Damm wider das Sumpfmeer aufbauen kann. In der Wissenschaft, gerade in der Arzneiwissenschaft, in der diätetischen Erziehung, von welcher Maury an Dr. Guggenbühl's Bemühungen für die Cretins (auf dem Abendberge bei Brienz im Berner Canton) ein herrliches Beispiel vorführt, in der Freiheit von der Scholle, welche die Erfindungen und das Rechtsgefühl der Zeit uns errungen haben, vor Allem aber in der Sammlung aller Bildungsmomente um einen bewußten Einheitspunkt, lebt eine Wehrkraft von Heilungs- und Hülfsmitteln, die jeder neue Tag verstärkt und befestigt, während sie in ihrem Fortschrittskampf auf die Vernichtung der Verwahrlosung hinarbeitet.

Aeskulap und Possenreißer.

Lebenslauf Eugène Coulon's.

„Mon Dieu! Papa Coulon verläßt uns," sagte neulich ein Pariser zu dem anderen, als ein Leichenzug sich die Straße St. Honoré entlang bewegte. „Seine Frau hat nicht lange auf ihn warten müssen," war die Antwort; „es ist kaum vierzehn Tage her, seitdem sie gestorben ist." Und dies war die ganze Leichenrede Papa Coulon's, der doch einst eine bedeutende Rolle in der Pariser Gesellschaft gespielt hatte.

Eugène Coulon war der Sohn eines Apothekers und wurde gegen Ende des vorigen Jahrhunderts geboren. Er kam nach Paris, um Medicin zu studiren, aber es war sein mimisches, nicht sein heilkünstlerisches Talent, dem er sein Glück verdankte. Er war dem berühmten Wundarzte Alibert empfohlen worden, der ihn lieb gewann und den er oft auf seinen Besuchen bei den Patienten und im Hospital begleitete. In der Ausübung seiner Kunst verfuhr Alibert auf eine ziemlich originelle Weise. Im Hospital blieb er gewöhnlich an der Thür des Krankensaals stehen, warf einen Blick auf die Betten und zeigte, ohne einzutreten, mit dem Finger auf jedes derselben, indem er das Wort „Ipéca" so oft wiederholte, als Betten im Zimmer waren. Sämmtliche Kranke mußten alsdann Ipecacuanha einnehmen, während Alibert weiter ging und es im nächsten Saal ebenso machte, oder nach Umständen ein anderes Mittel verordnete. Coulon hatte sich nun die eigenthümliche Manier seines Lehrers so vollständig angeeignet, daß er bisweilen selbst an der Thür eines Krankensaals erschien und, die Stimme, die Physiognomie und die Geberden Alibert's annehmend, gleichfalls: Ipéca, ipéca, ipéca! ausrief; wenn dann Alibert herbeikam, versicherten ihn die Wärter, daß er seinen Besuch schon abgestattet habe, und er entfernte sich ganz erstaunt über seine unerklärliche Vergeßlichkeit.

Als erster Chirurgus Ludwig's XVIII. hatte Alibert die Pflicht, täglich die wunden Beine des gichtbrüchigen alten Königs zu verbinden. Es war eine peinliche Arbeit, welche eben so viel Geschicklichkeit als Selbstverleugnung erforderte und die Ehren, Ordenskreuze und pecuniären Belohnungen reichlich verdiente, mit denen der Posten verknüpft war. Während dieser täglichen Operation stand dem Leibchirurg ein junger Gehülfe zur Seite, der auf einem silbernen Teller die nöthigen Binden, Salben ꝛc. trug. Dieser junge Gehülfe war Coulon.

Er wußte sich bald beim Könige beliebt zu machen. Wie dieser, hatte er eine satyrische Ader und eine Hinneigung zur Voltairianischen Philosophie, und außerdem brachte Alibert sein außerordentliches Nachahmungstalent zur Sprache, wovon er sogleich eine Probe gab, indem er seinen Meister hinter seinem Rücken nachäffte. Ludwig XVIII. wollte sich vor Lachen ausschütten, und von der Zeit an wurde Coulon täglich aufgefordert, die langwierigen und oft schmerzhaften Operationen des Wundarztes durch seine Darstellungen lebender Personen zu verkürzen. Er fand hinlänglichen Stoff unter den Höflingen und Hofdamen, denen er auf dem Wege nach dem königlichen Schlafzimmer begegnete; der König fragte ihn, wen er getroffen habe, und ohne zu antworten, gab dann Coulon eine genaue Kopie des Gesichts, der Geberden und des Ganges der respektiven Personen. „Vortrefflich!" rief der König lachend; „das ist Herr Lainé — das ist Herr Decazes — die Herzogin von Blacas — Herr de Serres." Und er lachte, bis ihm die Thränen über die Wangen liefen.

Für die Medicin hatte Coulon nie Geschmack und er hing seine Praxis jetzt ganz an den Nagel, indem er davon nur seinen täglichen Besuch beim Könige beibehielt, dem er unentbehrlich wurde. Mitunter zeigte er, wenn ihn Ludwig nach den Personen fragte, die er gesehen hatte, eine affektirte Verlegenheit, als ob er nicht wage, sie nachzumachen. „Nur zu!" sagte dann der König, „ich erlaube Ihnen Alles," und so ermuthigt gab Coulon Imitationen der Prinzen und Prinzessinnen der königlichen Familie. Aber er war ein geborener Hofmann; seine Nachahmungen der ältern Linie fanden nur in maßvoller Weise statt; wenn er jedoch einem Mitgliede der jüngeren begegnete, hielt er Nichts zurück und ließ seinem Talent volles Spiel. Besonders gelang es ihm mit dem Herzog von Orleans, Ludwig Philipp, der ihn eines Tages in den Tuilerien mit folgenden Worten anredete: „Herr Coulon, Sie personifiziren mich mit wunderbarer Treue. Ich hatte Gelegenheit, mich gestern selbst davon zu überzeugen. Es fehlt nur eine Kleinigkeit, um das Portrait zu vervollständigen, aber für einen Künstler wie Sie ist auch das geringfügigste Detail von Wichtigkeit." — „Wovon reden Sie, gnädiger Herr?" fragte Coulon etwas beschämt. — „Ich trage immer diese Brillantnadel in meiner Kravatte," sagte der Herzog, „erlauben Sie mir, sie Ihnen anzubieten, um die Nachahmung vollkommen zu machen." Und indem er die Brosche abnahm, reichte er sie Coulon, der mit einer Verbeugung erwiederte: „Ach, gnädiger Herr, Ew. königliche Hoheit sind zu großmüthig. Als Nachahmer könnte ich höchstens auf böhmische Steine Anspruch machen."

Dank seinen hohen Connexionen, ward Coulon bald ein reicher Mann. Er heiratete die Tochter eines Herrn Bernard aus Marseille, der durch Kontrakte für die Regierung ein großes Vermögen erworben hatte. Er pachtete die Spielhäuser in Baden, Wien und Paris. Er besaß Hotels, Schlösser, Millionen; er führte seine Frau nach Longchamps in einer vergoldeten Equipage, von schneeweißen Pferden gezogen; er speiste täglich dreißig Schmarotzer an seiner Tafel, gab seiner Tochter eine Million als Aussteuer, verschwendete seine ganze Habe und rettete sich nur dadurch vor dem Schicksal, in einem Hospital zu sterben, daß er die wenigen Franken, die ihm übrig blieben, in der Rente anlegte. In seiner Glanzzeit wohnte Coulon mit seiner Frau in der Rue de Varennes, dicht neben Alibert, der jeden Sonntag ein splendides Mittagsessen gab, zu welchem Dichter, Literaten, Künstler, Abbés, Hofleute, Banquiers und Schauspielerinnen geladen wurden. Die nämliche Gesellschaft traf gewöhnlich bei Coulon zusammen, der sie des Donnerstags empfing. Geistreich und unterrichtet wie er war, schrieb er oft für Journale, in welchen jedoch sein Name nie genannt wurde. Er war Mitredacteur der Annales politiques et littéraires, welche dem Herrn Lainé, damaligem Minister des Innern, zum Organ dienten, und betheiligte sich auch an der Herausgabe der Archives, die von einem kleinen Kreise von Schriftstellern geleitet wurden, welche le canapé hießen. Coulon wurde von Allen geliebt, die ihn kannten. Sein Charakter war voller Gegensätze — ein Gemisch von Freundlichkeit und Härte, von Strenge und Nachsicht, von Achtung für alte Namen und Sympathie für junge Talente. Er vereinigte großen Sinn für Kunst mit einer gewissen Verachtung gegen Künstler. Seine Redlichkeit war fleckenlos und für seine Freunde war er jedes Opfers fähig. In der Gesellschaft war er neugierig, ein großer Schwätzer und Anekdotenjäger.

Seine Kunstliebe bethätigte er dadurch, daß er eine werthvolle Sammlung von Gemälden anlegte, die aber alle von einer eigenthümlichen Art waren. Er kaufte nichts als Portraits. Es befanden sich darunter Werke von Tizian, Vandyck und Velasquez, am vollständigsten aber war sie in Bezug auf neuere Zeiten, indem sie das Bildniß jedes berühmten Schriftstellers, Staatsmannes und Feldherren von Ludwig XIV. bis zur zweiten Republik in sich schloß. Die Sammlung enthielt Oel-, Pastell- und Crayonbilder, Emaillen von Petitot, Kupferstiche, Lithographien, Photographien, Büsten, Basreliefs und Medaillons. Sein merkwürdiges Nachahmungstalent setzte ihn in den Stand, sich Portraits anzuschaffen, die ihm sonst nicht zugänglich gewesen wären. So gab es z. B. kein gutes Portrait des Herrn Villèle. Coulon erwähnte dies einst in Beisein des bekannten Malers Gros, indem er bemerkte, daß der schlaue und boshafte Gesichtsausdruck des Ministers niemals aufgefaßt worden sei; zugleich gab er seinen eigenen Zügen den in Frage stehenden Ausdruck. Gros war von der Aehnlichkeit so frappirt, daß er Coulon

bewog, für das Portrait Villèle's zu sitzen, welches das beste ist, was von diesem Staatsmann existirt. Auch von Herrn Thiers und dem Grafen Molé sind Portraits vorhanden, für welche Coulon gesessen hat.

England.

Rechts-Ueberlieferungen der Iren und Schotten.*

Wir wollen auseinandersetzen, welche Arten der Betrugsverbrechen in den Rechts-Ueberlieferungen der Völkerschaften, die erst, nachdem die Normannen ihre Herrschaft in dem heutigen England fest begründet hatten, nach und nach dem britannischen Scepter unterworfen wurden, in denen der Iren und Schotten hervorgehoben werden.

Der Prioritätsstreit, welchen die Alterthumsforscher beider Nationen mit patriotischer Hartnäckigkeit führen — jeder sucht der seinigen die Ehre des Stammes zu vindiciren, die andere aber soll mit der bescheideneren Rolle des Zweiges sich begnügen, — hat für unsern Zweck kein Interesse.

Es ist überhaupt mit Untersuchungen dieser Art eine mißliche Sache. Der Scharfsinn der Gelehrten führt in solchen Fällen gar zu oft in unergründliche Labyrinthe, und nur selten ist ein Forscher des Voltaire'schen Ausspruchs eingedenk: „Il faut toujours se souvenir qu'aucune famille sur la terre ne connait son premier auteur, et que par conséquent aucun peuple ne peut savoir sa première origine.“ („Histoire de l'empire de Russie.“ chap I.)

Darum mag es genügen, hier anzuführen, daß sichere Nachrichten von Ansiedelungen der Iren in den schottischen Hochlanden aus dem 3., 6. und 8. Jahrhundert vorhanden sind; ferner, daß die Iren früher allgemein „Scoti“ genannt wurden, und endlich, daß bei dem entschiedenen Uebergewicht der Einwanderer über die einheimischen Stämme der nördliche Theil von Britannien den Namen: „Scotia“ erhielt — ein Name, der später nur für Schottland in Gebrauch geblieben ist, während man in früheren Zeiten Irland und Schottland durch die Bezeichnungen: „Scotia major“ und „Scotia minor“ unterschied.

Wir weisen ferner auf das politische Mißgeschick hin, welches die Irländer von ihrem ersten Auftreten in der Geschichte bis auf die Gegenwart verfolgte und ihre Nationalität nie zur rechten Geltung kommen ließ, ein Mißgeschick, welches sich auch darin zeigt, daß man ihnen mit unberechtigter Kritik selbst den Trost des Glaubens und der Erinnerung an ihr goldenes Zeitalter rauben möchte, wie viele Umstände auch dafür sprechen, daß sie ein solches gehabt haben.

Die historisch beglaubigten Ueberlieferungen jener Zeiten zeigen die Iren auf einer hohen Stufe der Bildung, während sie von den alten Schotten des nördlichen Hochlandes neben der Bardenpoesie, als dem einzigen Schmucke ihres Lebens, nur Züge von Rohheit und Unmenschlichkeit zu melden haben. Die ritterliche Hochherzigkeit in Macpherson's Ossian gehört, wie die unerbittliche Kritik nachgewiesen hat, in doppeltem Sinne dem Reiche der Dichtung an; der historische Gehalt derselben beruht auf irischen Anschauungen.

Von Versuchen, das bürgerliche Recht zu ordnen, berichten die Chronisten schon aus frühester Zeit. So soll bereits um Christi Geburt der Barde Forchner mit mehreren Anderen eine Sammlung „himmlischer Urtheile“ verfaßt haben; überhaupt werden Könige, Barden und Druiden, statt Letzterer seit dem 5. Jahrhundert Geistliche, als Gesetzgeber genannt. Die Chronisten lassen sich jedoch auf den Inhalt der Gesetze nicht ein; desto schätzbarer ist der Einblick in die alten Rechtszustände, den uns die sogenannten Brehon laws gewähren, wenn sie auch in ihrer uns überlieferten Fassung, die nach Einigen in das 8. Jahrhundert, nach Anderen in eine spätere Zeit zu setzen ist, Spuren der Einmischung fremdartiger Elemente aufweisen. Die Brehon selbst scheinen ähnlich den Druiden und Barden einen eigenen, angesehenen Stand gebildet zu haben, in welchem Rechtskunde und Rechtspflege sich erblich fortpflanzten. So bildete sich das irische Volksrecht durch mündliche Tradition, zu welcher, nachdem die Iren mit der Schreibkunst vertraut geworden, schriftliche Aufzeichnung hinzukam.

Gemäß derselben, gehörte das Ablegen, sowie das Anstiften falscher Zeugenaussagen, überhaupt jede Art von Betrug, ferner Falschheit und Verrath zu denjenigen Verbrechen, durch welche sogar ein Fürst sich des Rechtes zu regieren verlustig machte. Ohne Rücksichtnahme auf seinen Stand, sollte er für die erwähnten Verbrechen gleich einem Manne des niedrigsten Ranges büßen. Auch Verleumder und falsche Ankläger waren mit Strafen bedroht.

Wie bei den Cambriern stand das Recht in großer Achtung; selbst Männer aus dem Volke ihrer Unterdrücker können nicht umhin, die Iren „the greatest lovers of justice“ zu nennen. Unter den zehn Personen, welche der König stets um sich hatte, befanden sich immer auch ein Richter und ein Barde, der Filedha, welcher die brehonischen Gesetze auswendig wissen mußte, um erforderlichen Falls dem Gedächtniß des Richters zu Hülfe zu kommen. Barden der Gerechtigkeit sprachen in letzter Instanz. Der Richter, welcher überführt ward, ein ungerechtes Urtheil gefällt zu haben, wurde im Gesichte gebrandmarkt.

Um Uebervortheilung zu verhindern, war der Preis jedes Gegenstandes festgestellt, ebenso der Lohn für Kleidung, Nähterei und das Honorar für Aerzte. Letzteres war, je nach dem Stande des Patienten, variirend, jedoch nur für erfolgreiche Kuren, und zwar sehr hoch bemessen; für die Heilung einer lebensgefährlichen Krankheit sollte jeder freie Eigenthümer 14 cumals, d. i. 42 Kühe, oder deren Werth, entrichten; ein Knecht gab 2 cumals.

Anmaßung eines falschen Standes konnte nicht leicht stattfinden, da ein eigenes Gesetz die Farbe der Gewänder bestimmte, welche jedem Stande zukommen sollten.

Wie die alten Iren den Eid auffaßten, mag folgende Stelle aus einem der sogenannten finnischen Gedichte — Bardenpoesie des 10. bis 12. Jahrhunderts — darthun.

Magnus der Große kommt aus Schottland herüber, um die Finians anzugreifen, wird geschlagen und erhält Gnade und friedlichen Abzug unter der Bedingung, daß er nicht wiederkehre. Aber die Schmach der Niederlage läßt ihn den Eid vergessen; er kehrt zurück und greift die Finians auf's Neue an. Da redet ihn Finn, der Finnanführer, wie folgt, an:

Finn: „Großer Magnus und Ihr kühnen Krieger,
Wohin ist Eure Ehre gewichen?
Haltet Ihr versprochene Treue
Mit der linken Hand allein?
Wenn Ihr als Feinde hierher kommt,
Wo habt Ihr dann Eure Eyde gelassen?“

Magnus antwortet:

„Wir haben sie gelassen auf jenem Grase
Mit Thau, über das der Südwind weht.
Und nun zu diesem Haideplan kommen wir,
Verlorenen Schlachtruhm zu gewinnen.“

Da begann der Kampf, und der eidbrüchige Magnus fiel „wie ein feuriges Meteor vom Himmel fällt.“*

Wir wenden uns nun zu den Schotten. Auch bei ihnen weisen die Brehon das Recht; von ihren in Bardenlieder gefaßten Satzungen sind uns indessen nur wenige erhalten. Reichhaltiger ist dagegen, was uns von der einer spätern Zeit, dem 11. und 12. Jahrhundert, angehörenden Gesetzgebung der Könige und von der durch reges, städtisches Leben begünstigten Entwickelung des Gewohnheitsrechts überliefert ist. — Wir erwähnen zunächst die auf den Mißbrauch feierlicher Betheuerungen und auf Unredlichkeiten bei der Rechtspflege Bezug habenden Bestimmungen.

Die vom König David I. herrührenden leges burgorum verordnen, daß, wer ein Mal einen Meineid oder falsches Zeugniß geleistet hat, künftig weder Eid noch Zeugniß soll ablegen dürfen. — Nach dem Rechtsbuche Regiam Majestatem sind Meineidige mit Confiscation der Mobilien, Gefängniß nicht unter einem Jahr und Infamie zu bestrafen. — König Wilhelm erklärt Meineidige, Zauberer und solche, welche Jemand beschuldigen, ohne ihre Beschuldigung erweisen zu können, für ehrlos.

Die leges burgorum bedrohen den Beamten, welcher einer Falschheit beistimmt, oder Bestechung annimmt und so das Interesse der Stadt beschädigt, mit Verlust des Amtes und des Rechtes, Zeugniß abzulegen, sowie mit einer Geldstrafe von 8 Sol. Wilhelm bestraft den Richter, der sich bestechen läßt, mit Confiscation des Vermögens und Exil.

Durch zahlreiche strenge Verordnungen sollte Uebervortheilungen im Handels- und Gewerbsverkehr, sowie unrechtmäßigem Gewinn und hinterlistiger Aneignung fremden Eigenthums vorgebeugt werden.

---

* Aus dem ersten Bande eines im Verlage der Decker'schen Oberhofbuchdruckerei in Berlin erscheinenden, umfassenden, rechtsgeschichtlichen Werkes unter dem Titel: „Lug und Trug vom Standpunkte des Strafrechtes und der Geschichte.“ Band I, mit dem besondern Titel: „Lug und Trug unter den Germanen“ 2c. Von Leonhard Freund.

* Vgl. die unter der Presse befindliche Schrift: „Die Harfe von Erin.“ Sitten, Sagen, Märchen und Lieder des Volkes in Irland, von Jul. Rodenberg.

Die leges burgorum gebieten den Bürgern nur solche Maße und Gewichte zu führen, die mit dem legalen Stempel der Stadt versehen sind. Der mit falschem Maß und Gewicht Betroffene unterliegt einer Geldstrafe. Wer einer Fälschung von Maß oder Gewicht überführt wird, soll die ersten paar Male von dem ballivus burgi gezüchtigt werden. Das vierte Mal unterliegt er hinsichtlich der Strafe an Leben und Gliedmaßen der Gnade des Königs, vor dessen Richterstuhl Fälschungen von Gewicht unmittelbar gehörten. Von dem Willen des Königs hing es dann ab, ob er sein Leben, sowie sein gesammtes Vermögen verlieren sollte. Seine Erbberechtigten wurden enterbt. — David I. normirt Maße und Gewichte für feste und flüssige Gegenstände und empfiehlt, auf die heilige Schrift sich berufend, Reellität beim Wägen in Kauf und Verkauf. Wer sich ungleiches Gewicht anschafft, soll für die Contravention mit 8 Kühen an den König büßen. — Ein „camerarius" hatte die Aufsicht über Gewichte und Maße. Auf jeder seiner Rundreisen sollte sein Gehülfe normale Gewichte und Maße mit sich führen, um die Gewichte der öffentlichen Waagen mit denselben genau zu vergleichen. — Bäcker und Brauer unterlagen nach den leges burgorum der Aufsicht des „praepositus," und wurden für Vergehen körperlich gezüchtigt. Der Preis der Viktualien sollte genau bestimmt werden; dem camerarius, der dafür verantwortlich war, lag es ob, Contravenienten streng zu verfolgen. Die Bäcker waren gehalten, weiße und gut gebackene Brode zu liefern. Brauer, welche schlechtes Bier brauten und gegen die gewerblichen Ortsgewohnheiten handelten, zahlten entweder 8 Schillinge, oder mußten auf dem Schandstuhle sitzen. Ebenso erging es Fabrikanten von schlechtem Meth. Die Verkäufer von Bier, Fleisch und Fischen sollten für sich und ihre Familien nicht mehr als den Werthbetrag von 4 Denar zurückhalten dürfen. Dawiderhandelnde büßten mit 8 Sol. Der Lohn für mancherlei Hantierungen war gesetzlich bestimmt, z. B. für die der Schlächter, Sattler ꝛc.

Weber sollten bestraft werden, wenn sie das ihnen zugewogene Tuch anfeuchteten, um es schwerer zu machen und auf diese Weise unbemerkbar etwas für sich zu behalten.

Wenn Jemand aus Noth sein Grundstück verkauft und seine näheren Verwandten, denen es zuvor angeboten worden, nicht im Stande waren, es zu kaufen, später aber, nachdem sie gesehen, daß es gut bewirthschaftet und in seinem Ertrage gefördert werden, sich betrüglicher Weise Geld verschaffen und dann als Kauflustige auftreten, so sollen sie keineswegs den Verkauf rückgängig machen können.

Nach Regiam Maj. fiel das gesammte Vermögen der Wucherer nach ihrem Tode an den König. Ihre Erbberechtigten wurden enterbt.

Wer einem fremden Sklaven unrechtmäßiger Weise zurückhält, soll, nach einer Verordnung Wilhelm's, ihn zurückgeben, das Doppelte des entstandenen Schadens ersetzen und außerdem nach Willkür des Königs bestraft werden.

In Fällen von Gränzverrückung hatte der „ballivus" dem Kläger Gerechtigkeit zu verschaffen. Bei der Abfassung von Testamenten müssen nach Regiam Maj. mindestens zwei unbescholtene Zeugen anwesend sein.

Von Betrugsverbrechen in Beziehung auf öffentliche Interessen finden wir Fälschung von Testamenten, Urkunden und Münzen, sowie das Verbreiten von falschen Nachrichten berücksichtigt.

In Bezug auf Urkundenfälschung unterscheidet dasselbe Verfälscher von königlichen und Verfälscher von Privat-Urkunden. Erstere werden als Beleidiger der Majestät mit dem Tode bestraft, letztere gelinder mit dem Verluste oder mit der Verstümmelung von Gliedern. Die Gnade des Königs konnte von diesen Strafen befreien.

Zur Verhinderung von Münzverbrechen normirte David I. das Gewicht der Münzen. Malcolm II. bedrohte diejenigen, welche falsche Nachrichten zum Nachtheil des Königs in Umlauf setzten, mit der Strafe der Verräther. Sie verloren ihre sämmtliche Habe, es sei denn, daß der König sie begnadigte.

Wir erwähnen zum Schlusse, daß die Iren noch zur Zeit der Königin Elisabeth ihr nationales Recht gegen das der englischen Eroberer zu behaupten suchten; ferner, daß das statutarische und Gewohnheitsrecht von Schottland, trotz des Unions-Traktates von 1707, ungefährdet und für sich bestehend geblieben ist.*

* Hinsichtlich der Quellen, auf denen unsere Darstellung beruht, verweisen wir auf unsere unter der Presse befindliche Schrift: „Lug und Trug vom Standpunkte des Strafrechts und der Geschichte." Bd. I. D. Verf.

Ostindien.

Russel's indisches Diarium.*

Erst durch die furchtbare Rebellion in Indien ist diese „Perle der englischen Kolonien" etwas allgemeiner bekannt geworden. Bis dahin gab's kaum ein ehrliches, wirklich Aufschluß gebendes Buch über dieses alte Wunderland und die englische Wirthschaft darin. Die Kenntniß Indiens unter der großen Masse beschränkt sich auf etwa folgende Vorstellungen: Es ist ein ungeheueres Land weit im Osten, das wir (Engländer) auf irgend eine Weise erobert haben und besitzen, vor der Welt: des Handels wegen, im Ernste aber: um jungen und alten Taugenichtsen von guter Familie und Connexion, die zu Hause zu unbequem werden und nichts Ordentliches gelernt haben, thun wollen oder können, gute Civil- und Militairstellen zu geben. — Die Engländer selbst haben niemals eine wirkliche Geschichte Indiens und ihrer Eroberungen geschrieben, sie schämen sich ihrer und beschränken sich auf lügnerische, heuchlerische Memoiren und „Essays." — Civilisation, Versöhnung der unendlich verschiedenen Raçen von Eingeborenen, Christianisirungsversuche, fiskalisches System — Alles ist dermaßen in Blamage, Schaden und Schande zusammengebrochen, daß Indien zu einem Zehrfieber an dem Hauptkörper Englands geworden ist, daß eine allgemeine, ausnahmslose Empörung der Eingebornen, beinahe erfolgreich, nur durch die furchtbarsten Mittel vorläufig unterdrückt werden konnte. Jetzt hat endlich ein scharfsehender und vorurtheilsfreier Engländer das erste, ehrliche Licht auf diese dunklen Schandflecke der englischen Geschichte geworfen, Mr. W. H. Russel, der martialische, heroische Krim- und Indien-Times-Korrespondent, der noch mitten in seinen Leib und Geist absorbirenden Korrespondenten-Pflichten im Lager und auf den Feldzügen des Lord Clyde Zeit und Stoff genug fand, ein zweibändiges Diarium aller Erlebnisse und Abenteuer zu schreiben, die uns genau in die faktischen Verhältnisse Indiens und der Engländer darin einweihen.

Nach einer kurzen Ruhe vom Krim-Feldzuge, begab sich Russel als Times-Gesandter zu Ende des Jahres 1857 über Land nach Calcutta. Schon auf der Alexandria-Cairo-Eisenbahn erlebte er hübsche Gentlemen-Streiche mehrerer Herren des medizinischen Armee-Departements. Sie bombardiren die Eisenbahnen-Beamten mit Apfelsinen, ohne sich durch Bitten abhalten zu lassen. Erst als der Ingenieur, in's Auge getroffen, droht, er werde sie Alle umwerfen, lassen sie ab. Auf dem Suez-Aden-Dampfschiffe schmeckt die Sozialität schon englisch-indisch. Jeder Beamte, auch der dümmste Junge, gehört zum Salz der Erde, der wahren Aristokratie. Kauf- und Handelsleute, Pflanzer, Kapitalisten, obgleich die Einzigen, die dem Lande nützen und den Beamten ihr Geld zahlen, werden als untergeordnete Wesen über die Achsel angesehen. Die eingeborenen Indier, obgleich oft feine, reiche, gebildete und noble Männer, sind alle ohne Ausnahme „niggers," Sklaven. Jeder mit einer dunklen Haut ist wie ein „beast of the field." Diese Vorstellungen glänzen in Gesprächen auf Deck und Diner. „By Jove, sir," rief der Major schon im Zustande der Wallnußbeweise bei Tische, hinter Sherry, Port, Ale und Madeira, „by Jove!" schreit er dick und grimmig, mit jeder Ader an der Stirn geschwollen wie Peitschenschnuren, „diese Niggers sind so verdammt faule Kerle, die sich mit Thee und Zuckerzeug stopfen, ihre verfluchten Chillumjees rauchen Tag und Nacht, daß man eben so leicht Schweine civilisiren könnte, Ho, Du, do! Punka chordo, oder ich schlage — doch ich denke, wir greifen jetzt zu 'ner Cigarre."

Mr. Russel reflektirt über dergleichen Demonstrationen und giebt seiner weißen Raçe, den „Günstlingen des Himmels," was sie verdienen. „Wie sollten wir's machen, Meister eines großen Reichs, aber in jedem Augenblicke abhängig von dem Volke, das wir fanden, als wir kamen, unfähig, wie wir sind, den schwächsten Zweig unseres Stammes aus ihrem Boden zu nähren? — Es ist immer schwer, die Herrschaft Fremder zu ertragen; aber wenn dieser Fremde hochmüthig, herrschsüchtig, insolent und beleidigend ist, erträgt man dessen Autorität blos so lange, bis man sich mächtig genug glaubt und wüthend genug ist, sie zu vernichten." — „Wenn wir, die dieses Volk beherrschen wollen, uns selbst nicht beherrschen und es nicht schützen, was haben sie von uns, und was können wir von ihnen erwarten? Solche Betrachtungen drängten sich mir immer wieder auf, als ich Tag für Tag solche Aeußerungen, wie die angeführten, wiederholen hörte. Wie können solche Herren mit solchen Ansichten vor den Hindu's diese mit Recht regieren? Weshalb sind wir überhaupt in Indien? Weil es der Himmel so haben will, sagen einige

* „My Diary in India, in the Year 1858—1859. By W. H. Russel, 2 vols. London, Routledge. 1860. Berlin: Asher and Co.

Gentlemen, welche zugleich der Ansicht sind, daß der Himmel in Bezug auf sie keine andere Absicht habe, als so schnell als möglich so viel Rupien als möglich zu machen, pensionirt zu werden und sofort das „verfluchte Land" zu verlassen."

Russel kam Ende Januar 1858 in Calcutta an, wo er als Times-Korrespondent zum Ehrenmitgliede des Bengalischen Clubs (ohne ein einziges, indisches Mitglied) ernannt ward und er sich vorbereitet, nach Cawnpore aufzubrechen. Unterwegs, von Lord Canning gefördert, fällt ihm nichts so sehr auf, als die Menge von braunen Gesichtern und Menschen, unter denen niemals ein weißes, ein englisches sichtbar wird. Letztere zeigen sich blos unter den braunen, wenn sie Steuern ausschrauben wollen. „Mein erster Eindruck war unsere Nichtigkeit unter diesen fremden Schaaren. Alle Pracht der englischen Equipagen in Calcutta konnte diesen Eindruck nicht wieder verwischen." — Mit 120 Meilen Eisenbahn und Gharries (Kasten auf 4 Rädern mit verschiedenen Bequemlichkeiten zum Liegen und Schlafen) kommt er endlich in das obere Land. An den Hauptstraßen giebt es Bungalows für die Bequemlichkeit der Reisenden, wofür Jeder, um darin eine halbe Stunde auszuruhen &c., 8 Annas, oder 1 Schilling „an die Regierung" bezahlen muß. Die Regierung ist hier Kneipier. Der Khitmutgar oder Wirth (Miether) dieser Bungalows verabreicht Erfrischungen auf seine eigene Rechnung. Diese Wirthshäuser sind Allen zugänglich, aber Niemand läßt sich je darin sehen, als „die regierenden Klassen." Man würde sich eben so empört fühlen, wollte ein Mal ein Eingeborener für seinen Schilling in einer solchen Regierungs-Herberge ausruhen, als wenn in Calcutta ein Hindu sich ein Billet erster Klasse für die Eisenbahn kaufen würde."

Russel sieht die braunen Hindus in Masse umherschwärmen und in der Nähe von Benares fährt er vor Tausenden vorbei, „aber in keinem einzigen Falle sah ich einen einzigen freundlichen Blick in der Richtung gegen die Equipage eines Weißen. O diese Sprache des Auges! Wer kann sie mißverstehen? Aus dieser Sprache hab' ich gelernt, daß unsere Race nicht einmal gefürchtet, aber von Allen ohne Ausnahme verachtet werde. Gebe Gott, daß ich falsch gelesen!"

In Cawnpore hat Russel zuerst eine Zusammenkunft mit dem Chef-Commandeur. Sir Colin war krank und fröhlich. Nach einigen Bemerkungen über die Krim sagte er: „Nun, Mr. Russel, ich will offen gegen Sie sein. Wir wollen einen Vertrag schließen. Sie sollen Alles wissen, was vorgeht. Sie sollen alle meine Rapporte sehen und Alles erfahren, was ich selbst weiß, aber unter der Bedingung, daß Sie Niemandem im Lager etwas davon sagen und überhaupt nichts davon anderswo erwähnen, als in Ihren Briefen nach England." — „Ich nehme diese Bedingungen an und werde sie treulich halten." „Sehen Sie," fuhr Sir Colin fort, „Sie werden oft unter einer Sorte von jungen Leuten sein, die, wie wir Alle, von eingeborenen Dienstboten umgeben sind, was hier vorgeht, besser verstehen, als wir denken. Sie hören, horchen und sprechen darüber **und Alles kommt zu den Ohren des Feindes**, so daß unsere besten Pläne vereitelt werden." — Wir sehen, daß auch keine Spur von Vertrauen zu den treugebliebenen, den Engländern dienenden Eingeborenen vorhanden war und die oft wiederholten Phrasen, die indische Rebellion sei eine militärische, das Volk sei treu &c., grober Irrthum, grobe Lüge war.

Die Schilderung des heißen, staubigen Lebens im Lager bis zum Marsche nach Lucknow, ist reich an lustigen und tragischen Scenen und Erlebnissen. Russel kommt dabei wieder auf seine Haupterfahrung zurück. Haß, Verachtung und Unverschämtheit der Engländer gegen die „treuen" Eingeborenen, deren Beste mindestens unwürdig behandelt werden. „Man blicke auf diese eingeborenen Diener in unserm Lager. Der Ton, in welchem zu ihnen gesprochen wird, hat selten eine Färbung von Menschlichkeit, desto mehr von Aerger und Bosheit. Unser Lager ist voll eines spöttischen und mitleidlosen Geistes, den der Eingeborene unstreitig erwidert. Kein größerer Feind jener Dunkelhäute, als Euer Angelsachse, der so viel für Freiheit gethan haben will." An einer anderen Stelle bemerkt er: „Ich fühle die Schwierigkeit tief, Indien zu regieren, da es auf Gewalt beruht, die Wenige ausüben, und wozu sie Eingeborene als Werkzeuge brauchen müssen. Nichts als Gewalt in jedem Verhältnisse zu den Eingeborenen. Anstrengungen für deren Wohl werden von Individuen gemacht, die mit der Gewalt, der Regierung in keiner Verbindung stehen. Die Regierung „verbessert" blos im Interesse ihres Geldgewinnes. Diese Regierung, die große Lehrerin, die Trägerin unserer höheren Moralität — **hält sie Verträge?** Zeigt sie sich gerecht und ohne Habsucht? Sind nicht unsere eigenen Gerichtshöfe von uns selbst verachtet und verdammt? Jeder giebt zu, daß sie der Fluch und das Verderben des Landes sind. Wir haben Wittwenverbrennung und Kindermord abgeschafft, aber ich bin Hunderte und Hunderte von Meilen durch Landesstrecken gewandert, alle bevölkert mit verkommenen Bettlern und Wigwam-Dörfern."

Wir übergehen die meisterhafte Schilderung der Einwohner von Lucknow, wo der große Korrespondent wie in andern Schlachten, oft mitten in Feuer und Lebensgefahr seine Notizen machte, und begleiten die Sieger in die vom Feinde geräumte Hauptstadt eines niederträchtig erschlichenen und eroberten Reichs (14. März 1858). Horch, das Freudengeschrei hinter uns! Sir Colin kommt die Straße heraufgeritten. Jetzt steigt er ab und die Stufen der Imambarra-Moschee hinan mitten durch brüllende Truppen. Welch' eine Scene von wilder Zerstörung in der großen Halle! Der Marmorboden ist überall mehrere Zoll hoch dicht mit den Fragmenten zerbrochener Spiegel und Kronenleuchter bedeckt, und die Soldaten fahren noch frisch fort, zu zerschmeißen. Diese sinnlose, brutale Barbarei — Niemand hindert sie. **Ich denke an Kertsch**, seufze und gehe weiter.

Wir sind auf dem platten Dache der Imambarra-Moschee. Unter uns winden sich Sikhs und Hochländer um die verschiedenen Thüren und Fenster der Gebäude im Hofe wie Ameisen und zerren hier und da mit Jubelgeschrei versteckte Eingeborene aus ihren Schlupfwinkeln. Kaum entdeckte man an den Wänden noch Stellen ohne Zeichen der Wirkung von Bomben und Eisenstücke. Die Höfe sind voll von Ruinen der Imambarra, vermischt mit Fetzen von Sepoy-Uniformen, Waffenstückchen, Pulverhörnern, Gewehren, Schildern und Tulwars. Die Hitze war erstickend im letzten Momente. Jammergeschrei nach Wasser blieb unerhört. Disziplin gab's nicht mehr. Die schönsten Kunstgegenstände wurden zerschmettert oder fortgeschleppt.

Mitten in diesem letzten Akte bot mir ein Soldat ein Armband voll Diamanten und sonstigen kostbaren Steinen für 100 Rupien an, die ich nicht hatte, so daß es hernach für 7500 Pfund Sterling anderweitig verwerthet ward.

Bei der Rückkehr in's Lager kamen Scenen vor, welche England, die ganze Menschheit auf ewig schänden. Hier nur eine: „Als die Füsiliere an's Stadtthor kamen, warf sich ein Kaschmir-Knabe, der einen alten, blinden Mann führte, zu den Füßen eines Offiziers und flehte um Schutz. Dieser Offizier zog seinen Revolver und drückte ihn gegen das Haupt des bittenden Kindes ab. Einige Soldaten schrien Shame! Das Zündhütchen hatte versagt. Er zielte und drückte zum zweiten Male los, das Zündhütchen versagte. Zum dritten Male zielend und losdrückend — versagt das Zündhütchen zum dritten Male. Zum vierten Male — der tapfere Offizier hatte drei Mahnungen zur Besinnung gehabt — war er glücklich: das Lebensblut des bittenden Knaben floß zu seinen und des alten blinden Großvaters Füßen."

Wo ist der Macaulay der englischen Heldengeschichte Indiens, auch diesen Halbgott, wie die Clive's und Hasting's für die Ruhmes-Halle der Westminster-Abtei einzusalben?

Aber hatten rebellische Sepoys nicht unschuldige englische Weiber und Kinder in Masse abgeschlachtet? Ja, die Geschichte von diesem Kanibalismus brannte durch alle Zeitungen und lieferte Geld und Mannschaften nach Indien. **Aber wahr ist diese Geschichte nicht.** Russel, dem diese diplomatische Erfindung aufgebunden wurde, **konnte hernach zwei Jahre lang trotz aller Forschungen keine Spur und keinen Zeugen von dieser Geschichte finden.**

Noch eine Bemerkung über englisches und indisches Kastenwesen. „Jeder," sagt Russel, „hängt von seiner amtlichen Stellung für die soziale ab. Es giebt blos eine Selekt-Klasse, das ist die Beamtenwelt, in Indien die Aristokratie, lauter Engländer. Wer nicht „beamtet" ist, fällt außerhalb des heiligen Zirkels, wie viel er auch Geld und Verdienste haben mag. Die Weiber hängen von dem Range der Männer ab. Mrs. A., Frau eines Advokaten mit 5000 Pfund Praxis jährlich, ist ein Nichts im Vergleich zu Mrs. C., der Frau des Stations-Wundarztes. Ein „Kaufmanns-Fürst" kann sich in England bis in die höchste Gesellschaft drängen, bei Hofe vorgestellt werden und auf Hofbällen glänzen; in Indien bleibt er stets außerhalb der heiligen Barrière, die Beamte von Nichtbeamten trennt." — Also eine Gewalt- und Betrugs-Regierung in Form der ödesten Beamten-Hierarchie.

Die Eingeborenen können dieses englische Kastenwesen, gegen welches die Engländer so grimmig wüthen, wenn es sich unter den Hindus zeigt, um so weniger begreifen, als sie erfahren haben, diese Engländer bekannten sich zu einer allgemein verbrüdernden Religion der Liebe. Gegen Ende einer üblichen Offizier-Schmauserei, wo jeder einen Eingeborenen als Diener hinter dem Stuhle stehen hat, als die Herren Civilisateurs in den Zustand gekommen waren, daß sie Gläser an die Wände

werfen, Stühle in Stücken zerschlagen und wie Wahnsinnige brüllen, und die indischen Diener mit über einander geschlagenen Armen schweigend und statuenähnlich dahinter standen, fragte Russel einen gebildeten Hindu, was sie wohl von den Engländern und deren Thun und Treiben hielten.

„Haben Sahib wohl schon unsere Affen beobachtet?" sagte der Hindu. „Sie spielen wirklich auf eine sehr heitere Weise. Aber Sahib kann nicht sagen, warum sie spielen, oder was sie im nächsten Augenblicke thun werden. Gut. Unser armes Volk blickt auf Euch etwa eben so, wie auf jene Affen. Dabei wissen sie freilich, daß Ihr grausam und stark seid und Ihr wüthen würdet, wenn sie über Euch lachten. So fürchten sie sich, zu lachen. Aber sie halten Euch für mächtige Kreaturen, gesandt, sie zu quälen, von deren Handlungen und Gefühlen sie aber schlechterdings nichts begreifen."

Die gebildeteren Hindus sind über alle Maßen über die Art und Weise empört, wie sie von englischen Beamten behandelt werden. Russel erzählt von einem mächtigen Fürsten, der als „verdammter Nigger" von einem englischen Beamten in Hemdsärmeln und aufgestreiften Hosen empfangen wurde. So halten sie auch Gericht; ein Mal bemerkte Russel auch noch herunterhängende Hosenträger an einem eben zu Gericht sitzenden Richter. Als die Proclamation der Königin für die Hindus von einer Platform verlesen wurde, standen die englischen Soldaten im weiten Kreise dicht darum. Ein Sergeant sagte dabei zum andern: „Ich gehe ein Weilchen weg, paß auf, daß kein Nigger sich hier durchdrängt." — Wir haltens für genug, obgleich eine Durchlesung des Russel'schen Diariums den Ekel vor der englischen Wirthschaft in Indien noch ganz anders nähren würde. Die unterdrückten Italiäner, Ungarn, Polen, Circassier und sonstige barbarischen Sceptern unterworfenen Völker wissen viel von Gewalt, Grausamkeit, Betrug und Heuchelei zu erzählen; aber wenn sie die von englischer Civilisirung und Christianisirung gesegneter Hindus hörten, würden sie wahrscheinlich Gott danken, daß sie wenigstens nicht so mißhandelt werden, wie die Hindus. „Wie's jetzt steht," sagt Russel, „ist noch kein Staatsmann geboren, der Indien für uns sicher oder profitabel zu machen im Stande wäre."

Rußland.

Biblisch-thalmudische Studien eines russischen Israeliten.

Herr Dr. Mandelstam, bis vor Kurzem im Ministerium der Volksaufklärung (des öffentlichen Unterrichts) zu St. Petersburg angestellt und gegenwärtig in Deutschland weilend, giebt unter den Titeln „Biblische Studien" und „Thalmudische Studien" eine Reihe von Abhandlungen heraus, mit den besondern Ueberschriften: 1) Geschichte (ein Heft); 2) Kritik der Quellen (zwei Hefte); 3) Sprachliches und Sachliches (ein Heft); 4) Reform im Judenthum (ein Heft); 5) Rabbi Joshua ben Chananja, in englischer Sprache (ein Heft).*

Nachdem der Verfasser über die unwissenschaftlichen und poesielosen Schriftsteller, namentlich in der Judenheit, einerseits, so wie über die „Darsteller der biblischen Geschichte, die sich gleichsam auf die Spitze eines in die Wolken der spekulativen Mythologie hineinragenden Thurms von gewissen dem Zeitgeiste schmeichelnden Doktrinen stellen," andererseits den Stab gebrochen, will er durch seine vorliegenden Arbeiten „einen wissenschaftlichen Standpunkt der Geschichte des jüdischen Volkes in Harmonie mit seiner Gesetzgebung anzubahnen versuchen." Allein zu dieser Bescheidenheit, die ihre Ergebnisse als bloßen subjektiven Fund bezeichnet, will, wie uns dünkt, der Ton, mit welchem der Verfasser alle Gegner, die mitunter an's Skurrile streifende Polemik, womit er alles Nichtbiblische abfertigt, und zu dem wissenschaftlichen Standpunkt die unklare und unlogische, oft in's Phantastische sich versteigende Darstellung schwer passen. Wir erwarten den ruhigen, bündigen, geistbefriedigenden Beweis des Lehrers; statt dessen überschüttet uns der Prediger mit Bildern, die uns verwirren, mit Redeblumen, die uns mehr betäuben, als durch ihren Wohlgeruch für den Mangel an gesunder Kost entschädigen.

Wir müssen uns darauf beschränken, unser etwas strenges Urtheil durch einige auf's Gerathewohl herausgegriffene Proben zu begründen.

Nachdem der Verfasser (1, 37 ff. unter der Ueberschrift: Offenbarung) sich mit einiger Weitschweifigkeit über die Begriffe: möglich, unmöglich, denkbar, undenkbar, Glauben, Aberglauben ausgelassen, fährt er fort: „Wie über das Erdbeben, so sprechen sich die Griechen und fast sämmtliche Völker des Alterthums auch über den Donner aus; sie waren ihnen willkürliche Akte gewisser Individuen und keinesweges blos Aeußerungen der Naturgesetze, dies war ein falscher Glaube. Man dachte sich aber auch dabei einen Jupiter und gegen ihn ankämpfende Götter, die den Ossa auf den Pelion thürmten, um den Olymp zu erobern, oder einen rollenden Wagen auf der Krystalldecke des Himmels, und glaubte damit sich die Erscheinung des Vulkanismus und des Donners zu erklären..... Sie unternahmen es also, so zu sagen, mit dem Rücken zur Natur gewendet, ihre Erscheinungen durch die Phantasie zu bewältigen, anstatt sie von Antlitz zu Antlitz, mit der Vernunft und der Wissenschaft zu studiren; ein solcher Glaube nun war kein blos falscher, unbegründeter, sondern eine Unvernunft, eine Finsterniß, welche die gewöhnliche Dunkelheit erhellen sollte, eine Ansicht mit dem Rücken, ein Aberwitz, ein Aberglaube."*

„Wenn nun in diesem Sinne alle Naturerscheinungen zu mythologischen Göttern erhoben wurden und in Folge dessen ein Kultus des Götzendienstes allgemein sich verbreitete, so mußte es auch völlig glaubwürdig erscheinen, daß der Esel des Silenus, eines der verständigsten Thiere seiner Zeit, wenn Götter und Göttinnen in eine Gefahr geriethen, die Stimme zu erheben pflegte, um sie zu warnen. Geschieht doch fast ganz dasselbe noch bis auf den heutigen Tag, daß, sobald die falschen Götter des Aberglaubens in Gefahr gerathen, durch die Vernunft und ihre der Wahrheit entlehnten Waffen entlarvt zu werden, sämmtliche um ihre Tempel versammelten Esel, welche ebenfalls für die verständigsten (d. h. klügsten) Thiere ihres Jahrhunderts gehalten werden, ein so widerlich ohrenzerreißendes Geschrei erheben, daß selbst dem muthigsten Kämpfer für Wahrheit und Wissenschaft oft die Lust benommen wird, die nöthigen Schritte zu wagen; er zieht es vor, sie ihrem eignen Schicksal zu überlassen und ihre Besserung der Zeit und der fortschreitenden Bildung zu übertragen." Wem dieser Seitenhieb gelten soll — mag auf sich beruhen; in einer wissenschaftlichen Untersuchung aber muß er überall als ungehörig bezeichnet werden. Und hat der Fechter für Wahrheit und Wissenschaft, für die Göttlichkeit der Bibel, die unerläßliche Vorsichtsmaßregel vergessen, daß man beim Angriff seines Gegners vor Allem keine Blöße geben darf? Besorgte er nicht, daß ihm die Mythologie den Spott auf Silen's Esel mit Zinsen zurückgeben könnte? (Num. 22, 28 ff.) Und verdiente ein, trotz seiner Schwächen, doch immer umfassend gelehrtes und tiefsinniges Werk, wie Creuzer's Symbolik, so wegwerfend abgefertigt zu werden, wie der Verfasser es thut? „Selbst wenn eine Creuzer'sche Symbolik uns belehren will, daß in all jenem Unsinn ein Streben nach Vergeistigung der Materie liegen soll, so müssen wir, abgesehen von der willkürlichen Verfahrungsweise dieser Manier und ohne daß wir die Stichhaltigkeit solcher Erklärungen zugeben, doch behaupten, daß ein derartiges Streben höchstens einem Menschen zukomme, welcher mit den Füßen nach oben gekehrt seinen Flug zum Aether nehmen wollte, oder das Aufsuchen eines Gegenstandes damit anfinge, daß er sich die Augen verbände und auf's Dach klettern wollte." Herr Mandelstam hätte wohlgethan, den Kampf gegen Creuzer's Theorie Gegnern, wie Hermann und Voß zu überlassen.

Es scheint auch, daß der Verfasser mit der philosophischen Terminologie noch nicht auf's Reine gekommen ist. So sagt er (das. S. 56) indem er den Dekalog bespricht — den er, beiläufig gesagt, in eine wahre Zwangsjacke spannt, um ihm einen innern Zusammenhang abzunöthigen —: „Das erste Gebot führt uns den abstrakten Begriff von einem Gotte, dem Ewigen vor die Seele; er hat in seiner Vorsehung den Israeliten die Freiheit gegeben." Aber ein Wesen, das mit freiem Willen und Allmacht aus reiner Liebe eine That vollbringt, ist das ein abstrakter Begriff? Manifestirt sich das nicht als konkrete Persönlichkeit in überschwänglichster Weise?

Wie der Verfasser mitunter Citate aus der heiligen Schrift behandelt, um sie als Belege für irgend eine Aufstellung zu gebrauchen, davon eine Probe: „Moses," sagt er daselbst S. 26, „läßt oft diese beiden Empfindungs- und Denkströme" — die Liebe und das Recht — „als mit einander im Kampfe begriffen, aus den dargestellten Begebenheiten für den Leser deutlich hervortreten, auf daß er es erkenne und danach die eigene Gesinnung, die eigene Handlungsweise bilde und bestimme. Sara zürnt der Hagar wegen des Knaben Ishmael mit Recht, denn dieser

* Berlin, A. Asher & Co.

* Zu dieser Kategorie müßte der Verfasser auch die Wettergemälde voll Farbenpracht und Leben werfen, die uns namentlich in dem 18. Psalm und im 37. Kapitel des Hiob entzücken; denn vor dem Forum der Naturlehre unserer Tage werden sie ebenso wenig, wie seine mythologische Darstellung bestehen.

Ref

lacht über Jakob's (s. h. Isaak's) rechtmäßige Geburt;* in dem Uebermaße ihres Hasses aber zwingt sie Abraham, die arme Hagar nebst ihrem Sohne fortzujagen, die doch in der Wüste elendiglich umkommen konnten. „Dies mißfällt sehr in den Augen Abraham's," sagt die Schrift, „obgleich er gegen Sara's Rechte über die unglücklichen Opfer nichts einzuwenden hat, und Gott nimmt durch einen besondern Schutzengel die Betrübten unter seine Obhut. Sara handelte in ihrem Rechte aber lieblos." — Warum verschweigt aber der Verfasser, daß Gott selbst dem Abraham befohlen: „In Allem, was Sara zu dir sagt, höre auf ihre Stimme?" (das. S. 12.) Ist das eine absichtliche pia fraus? Oder hat er auswendig citirt und war ihm sein Gedächtniß untreu?

Das Kapitel Königthum (das. S. 67 ff.) hat der Verfasser offenbar in Rußland, noch als russischer Beamter, unter der Inspiration Zarvergötternder Anschauungen, oder auch ad majorem benevolentiae cantationem geschrieben; denn er weiß nicht seltsamliche Bilder genug aufzutreiben, um den unbeschränktesten Despotismus zu verherrlichen. „Der König ist der höhere Lebensfunke, durch den der Docht einer Lampe entzündet wird. Auf einmal strömt das helle Licht über die ganze Umgebung hin, zerstreut die frühere Dunkelheit und alle Einzelheiten werden klar und deutlich; gerade so wird durch die Weisheit und den erleuchteten Sinn des Königs Beruf und Fähigkeit jedes Einzelnen kenntlich, ein Jeder seiner eigenen Bestimmung und Stellung zum Heile der Gesammtheit sich klar bewußt. Dies im Innern. Dem Auslande gegenüber aber konzentrirt er in sich unwiderstehlich die Kraft seines Volkes und ist einem geschliffenen Brennglase vergleichbar" u. s. w. Dann führt ihn unwillkürlich der richtige Begriff von einem Staate und seinem Oberhaupte zu dem Bilde der magnetischen Nadelspitze, oder des elektrischen Stromes; die Kraft des Magnetismus und der Elektrizität ist wohl im ganzen magnetischen oder elektrischen Körper vertheilt; aber die Kraftäußerung wird erst bei der Kondensirung, Koncentrirung in der scharfen, feinen, auf einen Punkt hinauslaufenden Endung zu einer wirklichen, thätigen und wirkenden; und je feiner und schärfer diese Endung, desto größer wird die Kraft und Wirkung derselben. Ganz so muß auch das Staatsoberhaupt nur Einer sein" u. s. w.

Zum Beleg aber für die unabweisliche Nothwendigkeit eines solchen einzigen Lichtes, Sonnenglases, Magnets und Elektrizitätsträgers muß eine Schriftstelle aus Deuteronom. 17, 14. herhalten; sie lautet: ssom tassim alécha mélech, die Herr Mandelstam folgenderweise erklärt:

„1) Setzen, setzen sollst du über dich einen König (also wiederholentliches (!) Gebot).

2) Setzen, setzen sollst du u. s. w. (also unabweisbares Gebot).

3) Setzen, setzen sollst du über dich u. s. w. (also höher als das Volk).

4) Setzen, setzen u. s. w. einen König (also nur Eine Person(!), damit die Macht nicht zersplittert werde).

5) Setzen, setzen u. s. w. einen König (also (!) eine, die gesetzgebende und die exekutive, die innere und äußere Politik vereinigende Person)."

Auf die Spitze aber wird diese Art Auslegung an einer Stelle (Kritik der Quellen, 2. Heft S. 123 ff.) getrieben. Hier wird einer Hypothese zu Liebe allen Gesetzen der Grammatik und des Sprachgebrauchs, wie dem klaren Sinn des Textes der Krieg erklärt, und zum Schlusse dem Leser zugemuthet, in den selbstgefälligen εὕρηκα-Ruf einzustimmen. Um nämlich die allerdings chronologischen Schwierigkeiten in den biblischen Zeitangaben, besonders die Dauer des Aufenthalts der Israeliten in Aegypten betreffend, zu lösen, braucht er eine Anzahl Jahre zur Ausfüllung der Lücke zwischen Joseph's Erhebung und Jakob's Uebersiedelung nach Aegypten. Diese Summe wird nun dadurch aufgebracht, daß an der biblischen Erzählung (Gen. 41, 1—35) herumgezerrt und gemäkelt wird und das unbeschreiblich verworrene Raisonnement auf das eben so wirre Ergebniß hinausläuft: der zweite Traum der zweimal sieben Aehren war ein Traum im Traume; jede der sieben Aehren in Einem Halme bedeutet ein Septennium, so daß sich eine Zahl von 7×7=49 Jahre ergiebt; denn das besage der Ausdruck: und daß sich der Traum des Pharaoh zwiefach verdoppelt** hat u. s. w. (daselbst S. 32.) — Unsere Leser werden vielleicht einwerfen: Sind die sieben fetten Kühe und die sieben vollen Aehren Faktoren, die 49 fette Jahre zum Produkte haben, so müßten ja ganz folgerichtig die sieben mageren Kühe mit den sieben hohlen Aehren multiplizirt ebenfalls 49 Hungerjahre geben und dann kämen ja 98 Jahre als Facit heraus. Ja, darauf konnen wir ihnen nicht antworten und wollen wir sie damit an den Verfasser gewiesen haben, von dem wir überhaupt hier scheiden müssen, indem wir ihn noch wohlmeinend an sein Motto mahnen möchten: „Rüste dich im Vorzimmer, bevor du in den Saal trittst!" In Deutschland ist ihm Gelegenheit geboten, viel zu lernen und — was allerdings noch schwieriger — viel zu vergessen, ehe er sich auf das Gebiet der Kritik und der Geschichtsforschung wagt. Bei seinem Talent, das sich selbst in seinen Verirrungen nicht verkennen läßt, und bei seinen schönen linguistischen Kenntnissen dürfen wir dann von dem Verfasser, namentlich im Fache der Lexikographie, Reifes und Gediegenes erwarten. Seine auf den Thalmud in Uebereinstimmung mit Liebig's chemischen Prinzipien gegründeten Reformvorschläge, die in Butter gebackenen Hühnchen in die jüdische Küche und das Bohnengericht auf den Passah Tisch einzuführen, kommen dann noch immer zurecht. m.

* Ein Scholiast zu Genes. 21, 9 läßt nämlich Ishmael, auf ein verläumderisches Gerücht, daß Sara von Abimelech geschwängert worden (das. 20, 2 ff.), den Isaak als Bastard verhöhnen und für sich, als legitimen Sohn, das künftige Erbe Abraham's in Anspruch nehmen. Daher Sara's Haß. Ref.

** Ein Blick in die Grammatik kann uns freilich belehren, daß solche synonymische Häufungen zur Verstärkung des Ausdrucks im Hebräischen nicht ungewöhnlich sind. Ref.

Mannigfaltiges.

— Memoiren des Fürsten von Ligne. Als Nachtrag zu den kürzlich in Brüssel erschienenen „Werken des Fürsten von Ligne"* sind soeben die „Memoiren" desselben geistvollen Welt- und Hofmannes, begleitet von seinen aphoristischen „Gedanken" und herausgegeben von Hrn. Albert Lacroix erschienen, der auch die „Oeuvres" eingeleitet und erläutert hatte.** Die vorliegenden „Memoiren" geben sich übrigens nur als „Fragmente" und Auszüge, da die eigentlichen Denkwürdigkeiten, Tagebücher und vertrauten Briefe des Fürsten, die sich in den Händen des Herrn von Cotta befinden und die eine nicht minder pikante Ausbeute als die Humboldt'schen Briefe und Varnhagen'schen Tagebücher liefern würden, nach einer ausdrücklichen, letztwilligen Bestimmung des Fürsten, erst veröffentlicht werden dürfen, wenn sämmtliche darin erwähnte Personen nicht mehr am Leben sind. Zum Erben seiner Memoiren hatte der Fürst von Ligne die kaiserliche Hartschieren-Leibgarde in Wien, deren Hauptmann er war, eingesetzt, und diese hat das Manuskript unter der obigen Bedingung an Cotta verkauft. Gleichwohl ist in den vorliegenden „Fragmenten" und „Gedanken" immer noch Anziehendes und Geistreiches genug, auf das wir auch in diesen Blättern zurückzukommen denken.

Der Herausgeber des vorliegenden Buches, Herr Albert Lacroix, ist ein Belgier, der, trotz des echt französischen „Esprit" des Fürsten von Ligne, von welchem Frau von Staël sagte, daß er „der einzige Ausländer" sei, „der im französischen Genre zum Modell geworden, statt Nachahmer zu sein," doch die Nachweisung führt, daß der Fürst nichts weniger, als Franzose auch in politischer Hinsicht gewesen und vielmehr das wallonische Element des belgischen Landes repräsentirt habe, so daß er gemeinschaftlich mit Marnix, welcher das vlaemische Element vertreten hätte, den eigenartigen, germanisch-romanischen Nationalcharakter, wie er sich auch heute noch als etwas von Frankreich Verschiedenes darstelle, bildete.

Es ist jedenfalls erfreulich, dergleichen literarische Stimmen aus einem Lande zu vernehmen, das nur allzu sehr von französischen Annexionisten umschwärmt ist und dem leicht durch Geld und Ordensdecorationen aus Paris ein ähnliches Schicksal und eine ähnliche „Volksabstimmung," wie dem unglücklichen Savoyen bereitet werden könnte. Wird uns doch von praktischen Männern versichert, daß die Handelsverträge, welche jetzt Napoleon III. mit England abgeschlossen und mit dem deutschen Zollverein abzuschließen denkt, hauptsächlich darauf berechnet seien, die belgischen Industriellen in eine solche Lage zu bringen, daß sie von ihrem materiellen Interesse zu dem Wunsche gedrängt werden, sich in Frankreich einverleibt zu sehen! Wir wiederholen daher das bereits vor Kurzem bei ähnlicher Gelegenheit ausgesprochene Caveant Consules!

— Friedr. Gerhard's Gewerbe-Zeitung. Der deutsche Buchhändler Friedrich Gerhard, früher in Danzig und nachmals in

* Wir theilen im heutigen Blatt einen ausführlichen Bericht darüber mit. D. Red.

* Memoires du Prince de Ligne, suivis de pensées et précédés d'une introduction par Albert Lacroix. Bruxelles et Leipzig, Emile Flatau, 1860.

Berlin etablirt, lebt bekanntlich seit längerer Zeit in Amerika, und zwar ist es ihm nach mancherlei Schicksalen gelungen, wieder ein recht schwunghaftes, buchhändlerisches Geschäft in New-York zu begründen. Dort giebt er seit dem 1. Januar 1859 eine „Deutsch-Amerikanische Gewerbe-Zeitung" heraus, die, nach den uns vorliegenden Probeblättern zu schließen, ihren Zweck, ein belehrendes Organ und zugleich ein Mittelpunkt der deutschen Gewerbetreibenden in den Vereinigten Staaten zu bilden, vollständig erfüllt. Zweimal monatlich erscheint ein Blatt im Format und Umfang der „Leipziger Illustrirten Zeitung," mit zahlreichen Illustrationen von gewerblichen und landwirthschaftlichen Maschinen, hauswirthschaftlichen Geräthen ꝛc. ausgestattet. Der Preis für den Jahrgang von 24 Nummern beträgt in Amerika 1 Doll. 70 Cents (2 Thlr.) und soll auch, wie eine Ankündigung des Herrn Gerhard besagt, durch Vermittelung des Buchhandels in Deutschland nicht mehr als 3 Thaler betragen. Der Jahrgang 1859 hat an achthundert größere und kleinere Artikel und 217 Illustrationen enthalten. Natürlich sind dabei viele Aufsätze und Cliché's der in englischer Sprache erscheinenden, amerikanischen Gewerbeblätter benutzt, aber es fehlt auch nicht an originalen, deutschen Abhandlungen, wie denn z. B. in einer uns vorliegenden Nummer folgende interessante Beiträge sich finden: ein Artikel von Gustav Heydrich in Neu-Ulm: „Uebersiedelung europäischer Kulturpflanzen nach den Vereinigten Staaten," ein anderer von Dr. Karl Riedel über den amerikanischen Gewerbeverein in New-York und ein dritter über die von Herrn Wilhelm Aussermann in New-York begründeten permanenten Kunstausstellungen aller Nationen, deren Comité in Berlin die Herren Professor Schrader, H. Kretzschmer und Meyer von Bremen bilden. Es versteht sich, daß ein amerikanisches Unternehmen dieser Art auch die Kennzeichen des „Humbug" an sich trägt; gleichwohl ist doch darin der deutsche Charakter der Solidität vorherrschend. Jede Nummer ist reich an Mittheilungen über neue, patentirte Erfindungen, von denen sich natürlich der größte Theil nicht bewährt. Von den vier Druckspalten jeder Folioseite sind die beiden äußeren (Marginalspalten) mit illustrirten Privat-Anzeigen gefüllt, während nur die beiden inneren dem Texte des Blattes gewidmet sind. Aber auch die Privatanzeigen sind charakteristisch und in vielen Beziehungen interessant. So finden wir darunter die Anzeige in Bezug auf eine neuerfundene „Bügelmaschine" zum Gebrauch der Schneider, die ein nicht unwürdiges Seitenstück zu der bekannten amerikanischen Nähmaschine ist. Wir theilen aus der betreffenden Ankündigung Folgendes mit: „Dazu bestimmt, das altmodische Bügeleisen zu verdrängen, preßt diese Maschine alle Näthe, gleichviel wie schwierig sie auch sein mögen, macht den unteren Rand der Beinkleider und glättet alle Anzüge mit der größten Leichtigkeit und Bequemlichkeit. Sie ist einfach von Construction, stark, kann nicht in Unordnung kommen und ist leicht zu handhaben. Das Preßeisen ist an einem gegliederten Arm befestigt, der den ganzen Mechanismus des menschlichen Arms hat; der Druck wird durch ein mit dem Fuß zu regierendes Trittbret ausgeübt und die Bewegungen werden durch die Hand geleitet. Der Druck, den das Preßeisen ausübt, beträgt über 500 Pfund, und es übt also dieselben Dienste, wie ein Eisen von dieser Schwere. Jeder praktische Schneider muß einsehen, daß die Maschine stärker, besser und leichter pressen muß, als es auf die alte Art möglich war."

— Seidenkultur in Frankreich. Einem Bericht über die Seidenkultur, welchen Herr Dumas an die Akademie der Wissenschaften abgestattet, entnehmen wir Folgendes:

„In Frankreich wurden vor 1789 jährlich 6,500,000 Kilogramm Cocons gewonnen, und während der Revolutionsperiode blos 3,500,000. Unter dem Consulat hob sich die Production wieder auf 4,200,000 Kilogramm, während des Kaiserthums auf 5,200,000; aber seit dieser Epoche ist sie in regelmäßigem, beständigem Wachsen begriffen. Um 1830 beträgt sie 11 Millionen, 1840 15 Millionen, in den Jahren 1846 bis 1853 mehr als 24 Millionen; 1853 erreicht sie ihr Maximum: 26 Millionen Kilogramm. Nun kommt eine Periode, in der sie sich verringert: 1854 beträgt sie 21,500,000, und 1856 mißräth sie gänzlich, wenn man die 7,500,000 Kilogramm mit der Anzahl vergleicht, auf die sie sich vor 40 Jahren belief. Der Preis der Cocons ist nichts weniger als gesunken, er war vor der Revolution 2 Fr. 50 C., wurde mit dem Anfang dieses Jahrhunderts immer höher und ging in den letzten Jahren des Ueberflusses nicht unter 5 Fr. herab; in den letzten Jahren des Mangels stieg er auf 8 Fr. das Kilogramm.

Die Zahl der Seidenwebstühle in Lyon steht in demselben Verhältniß; von 15,000 im Jahre 1780 sinkt sie während der Revolution auf 3000 herab, steigt 1805 auf 8000, 1811 auf 11,000, 1820 auf 22,000, allmählich bis 1846 auf 47,000 und endlich 1855 auf 72,000.

— Zur neugriechischen Literatur. In Athen erschienen in neuerer Zeit einige Bücher von allgemeinerem Interesse, theils Originalwerke, theils Uebersetzungen, auf welche wir nur summarisch aufmerksam machen wollen. Konstantin Barbatis gab ein Neugriechisch-französisches Wörterbuch (*Νέον λεξικὸν Γαλλοελληνικόν*) in vier Bänden heraus, das sich durch große Vollständigkeit auszeichnet, und namentlich die von der griechischen Regierung für Bezeichnung gewisser Gegenstände festgesetzten Ausdrücke enthält. — Von Phrearitis erschien die „Geschichte Alexander's des Großen," nach Droysen, während von Dragumis das „Leben Washington's," in zweiter Ausgabe und die „Reisen Gulliver's" (für die von ihm herausgegebene „*Βιβλιοθήκη τῶν παίδων*," mit Illustrationen) erschienen. Zampelios, der Verfasser der „*Βυζαντιναὶ μελέται*" (Athen, 1857), gab seine bereits früher zum Theil publizirte Sammlung neugriechischer Volkslieder in einem neuen Abdruck heraus, und Alexand. Risos Rangawis veröffentlichte einen dritten Band „Erzählungen und Dichtungen." Ebenso erschien von Orphanidis, Professor der Botanik an der Universität Athen, der erste Band seiner „Dichtungen," mit denen er bei dem poetischen Wettkampfe des Ambr. Rallis zum Theil den Preis erlangt hatte.

— Die Universität Kiev zählt in diesem Jahre etwa tausend Studirende, sowie außerdem noch etwa dreihundert Hörer, die, weil sie die vorgeschriebenen Formalitäten noch nicht beobachtet, in die Listen der Universität nicht eingetragen sind. Der berühmte Chirurg Pirogov ist vom Kaiser zum Kurator dieser Universität bestellt worden. Außerdem fungirt der vom Adel der elf Gouvernements, die zu diesem Universitätsbezirk gehören, erwählte Graf Tyschkiewitsch als Kurator und Vertreter der Eltern der gesammten Universitäts-Jugend. Der bekannte National-Oekonom, Professor Bunge, ist für das laufende Jahr zum Rektor der Universität ernannt. Graf Tyschkiewitsch, der zu diesem Zwecke mehrere Reisen nach Deutschland und Frankreich gemacht, hat den Plan zu einer mit der Universität zu verbindenden, großartigen polytechnischen Schule entworfen, der nächstens in Ausführung gebracht werden soll. Man hofft, dieser neuen Institution, die jedenfalls nach liberaleren und umfassenderen Grundsätzen eingerichtet werden soll, als das „Gewerbe-Institut" in Berlin, die gesammte, den Bau- und anderen technischen Wissenschaften sich widmende Jugend des russischen Reiches zuzuführen.

— Mittel zum Schutz und zur Erhaltung von Früchten an den Bäumen.* Um dem Schaden zu begegnen, den zunächst Insekten, später die Fliegen beinahe allen meinen Früchten zugefügt, habe ich eine kleine Vorrichtung erfunden, die sie selbst gegen Regen schützt. Ich nehme getheertes Papier, mache Düten von verschiedener Größe, je nach der Gestalt der Frucht daraus, setze einen solchen kleinen Apparat auf die Birne, die ich zu konserviren wünsche, und befestige ihn ordentlich mit einer Stecknadel. Die vier Zipfel, die diese Art von Kapuze bildet, erleichtern den Abfluß des Wassers außerordentlich, das auch niemals hindurchdringen kann. Der Gebrauch dieser, wie man sieht, eben so einfachen als billigen Vorrichtung, hat bei mir den besten Erfolg erzielt. Ich hatte zur Probe während des letzten sehr regnerischen Oktobers Winterbirnen auf diese Art geschützt und an demselben Baum andere Früchte derselben Art frei hängen lassen. In den ersten Tagen des Novembers fand ich die ersteren unversehrt, während die anderen zuerst von den Vögeln beschädigt, dann von den Fliegen ausgehöhlt und endlich faul geworden waren. Also dient, wie gesagt, dieser kleine Apparat durch sein kegelförmiges, abgeglättetes Aeußere nicht allein zur Abwehr der Vögel, welche die Früchte nahe am Stiel, wo gewöhnlich die ersten Spuren der Reife sich zeigen, anzupicken lieben, sondern auch zum Schutz gegen den Regen, der gewisse für Feuchtigkeit empfängliche Birnen, wie die Schmalzbirne, leicht beschädigt. Ich will hier noch mittheilen, daß dieses Jahr die Birnen fast überall von den Vögeln gelitten haben, ebenso in der Umgegend von Paris, als im nördlichen Frankreich — ein Umstand, den man ohne Zweifel dem Mangel an Steinfrüchten, ja selbst der Krankheit der Weintrauben zuschreiben muß, die sonst die Hauptnahrung der Sperlinge bilden.

J. C.

* Von einem französischen Landmanne in den Annales de l'agriculture française mitgetheilt.

Im Verlage von **Veit & Comp.** in Leipzig. Leipzig. Druck von **Giesecke & Devrient.**
Redigirt unter Verantwortlichkeit von **Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn** in Leipzig.

Bestellungen
übernimmt jedes Postamt des deutsch-österreichischen Postvereines, sowie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallstraße Nr. 21) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Dieienigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazin's“ nicht direkt correspondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commissionnair, Herrn B. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

Herausgegeben von **Joseph Lehmann.**

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird

№ 20. Mittwoch, den 16. Mai 1860. **29. Jahrgang.**

Inhalt:

England.

Sir Robert Wilson und seine Memoiren des Feldzuges von 1812.*

Sir Robert Wilson, dessen geheime Geschichte des russischen Feldzugs jetzt, lange nach seinem Tode, veröffentlicht wird, war ein Mann, der durch seine militairische, politische und schriftstellerische Thätigkeit und noch mehr durch seinen abenteuerlichen und unruhigen Charakter zu den merkwürdigsten Persönlichkeiten seiner Zeit gehörte. Im Jahre 1777 geboren, trat er schon 1793 als Cornet in ein englisches Dragoner-Regiment, diente bei der österreichischen Armee in der Schlacht von Fleurus, wo er dem Kaiser Franz auf der Flucht vor den anstürmenden Republikanern Leben oder Freiheit gerettet haben soll und dafür von ihm das Marien-Theresienkreuz empfing; half 1798 die Rebellion in Irland unterdrücken, focht unter Abercromby in Aegypten, dann in Süd-Amerika und war bei der Eroberung des Caps der guten Hoffnung gegenwärtig. Er befand sich als britischer Commissair bei der russischen Armee an dem Tage von Pultusk bis zum Frieden von Tilsit, in welcher Stadt er, als Kosak verkleidet, von der Zusammenkunft zwischen Alexander und Napoleon Zeuge war. In Petersburg gelang es ihm, sich darüber Gewißheit zu verschaffen, daß Rußland im Begriff sei, in Finnland einzufallen und England den Krieg zu erklären. Um ihn zu verhindern, seine Regierung davon in Kenntniß zu setzen, wurden seine Pässe 36 Stunden in Petersburg zurückgehalten und ein russischer Courier unterdessen nach London abgefertigt, um alle russische Schiffe in Sicherheit bringen zu lassen, ehe die Feindseligkeiten ausbrachen. Als Wilson endlich Erlaubniß zur Abreise erhielt, eilte er mitten im Winter von Abo über den Bottnischen Meerbusen nach Stockholm, welches er vor dem Courier erreichte, benachrichtigte die Schweden von der drohenden Gefahr und setzte während eines furchtbaren Sturmes von Gothenburg nach England über. Um 4 Uhr Morgens erschien er am Bette Canning's, des auswärtigen Ministers, und 5 Stunden später verkündete der Telegraph von Portsmouth, „daß die Fregatte Sperkoi (?) mit Baarschaften für die russische Flotte, die sich damals auf dem Wege nach dem Archipel befand, aufgefangen worden sei.“ Wäre nicht ein kurzer Verzug eingetreten, so hätte man sich der ganzen Flotte bemächtigt.

In den Jahren 1808 und 1809 war Wilson in Portugal thätig, indem er sich namentlich mit der Organisation der portugiesischen Armee beschäftigte. Er wußte in der That den Geist dieser sehr heruntergekommenen Truppen so zu heben, daß er nicht anstand, sie zum Angriffe gegen die sieggewohnten Schaaren Napoleons zu führen — eine Keckheit, die er durch die Niederlage von Puerto de Banos am 8. August 1809 büßen mußte. Mitten im Kampfgetümmel fand Wilson jedoch Zeit, seinen Bericht über den Feldzug von Eylau und Friedland auszuarbeiten, der 1810 in London erschien, und noch jetzt eine der werthvollsten Quellen für die Geschichte jenes Krieges bildet.

Unterdessen war auf die freundschaftlichen Beziehungen zwischen Frankreich und Rußland bereits eine Spannung gefolgt, die einen nahen Bruch vorhersehen ließ. Napoleon hatte sich geschmeichelt, daß er das Zarenreich wenigstens für seine Lebenszeit unschädlich gemacht habe; allein er überzeugte sich bald, daß die Hülfsquellen des nordischen Kolosses noch nicht erschöpft seien, und daß die Politik der russischen Regierung seinen Weltbeherrschungsplänen ernste Hindernisse entgegenstelle. Indem er sich zu einem neuen Kriege entschloß, hoffte er viel von der Diversion, die das Zerwürfniß zwischen Rußland und der Türkei zu seinem Gunsten hervorbrachte, welches einen großen Theil der russischen Streitkräfte im Süden festhielt. Er machte deshalb der Pforte die glänzendsten Versprechungen, aber Wilson war schon als britischer Agent in Konstantinopel angekommen, um den Sultan zu bewegen, einen Frieden mit seinem alten Gegner abzuschließen. Diese Mission wurde von dem glücklichsten Erfolge gekrönt, und nach Abschluß des Vertrages von Bucharest eilte er abermals als Militair-Commissair in das russische Hauptquartier, welches er zeitig genug erreichte, um der Schlacht von Smolensk beizuwohnen. Hiermit beginnt seine Darstellung des Feldzuges von 1812, in der er stets von sich selbst in der dritten Person, unter dem Namen des „englischen Generals“ spricht.

Es verdient Bemerkung, daß sogar in Preußen, welches die Franzosen als Bundesgenossen, und in Lithauen, welches sie als Freunde durchzogen, sie das Volk mit grausamem Uebermuth behandelten. Die Lithauer waren anfangs geneigt, mit ihnen gegen die Russen zu sympathisiren, aber das rohe Betragen der Franzosen verwandelte sie in erbitterte Feinde, und auf dem Rückzug aus Moskau nahmen sie an ihnen die furchtbarste Rache. Indessen wurden die ersten Operationen des Feldzugs von Napoleon trotz der Verluste, die sein Heer durch die Sonnenhitze, die ermüdenden Märsche und die mangelhafte Verpflegung erlitt, mit seiner gewöhnlichen Energie geleitet, und der Eifer seiner Unterfeldherren ließ nichts zu wünschen übrig. Nur ein einziger erwies sich saumselig — der kaiserliche Bruder Jerome, dessen Sohn seitdem im Krim-Kriege und in Italien das väterliche „festina lente“ sich gleichfalls zum Wahlspruch erkoren hat. „Mißvergnügt über die geringe Thätigkeit, die der König von Westfalen in der Verfolgung Bagrathion's und in der Unterstützung Davoust's gezeigt hatte, stellte Napoleon ihn unter das Commando dieses Marschalls, wodurch der König sich so beleidigt fühlte, daß er sich ganz von der Armee zurückzog und durch seine plötzliche Abreise die Ausführung der von Davoust gegebenen Befehle verzögerte, welcher Umstand dem Seitenmarsch Bagrathion's auf Bobruisk sehr zu statten kam.“ Die russischen Soldaten zeigten sich fast immer ihren Führern überlegen, deren Fehler sie durch ihre Tapferkeit und Hingebung nicht selten wieder gut machten. Aber

* Narrative of Events during the Invasion of Russia by Napoleon Bonaparte, and the Retreat of the French Army, 1812. By General Sir Robert Wilson. Edited by the Rev. Herbert Randolph. London: Murray.

die Räumung von Smolensk, der alten Gränzstadt des „heiligen Rußlands," erregte unter ihnen den tiefsten Unwillen; sie mißtrauten ihrem General Barclay de Tolly und es verbreitete sich das Gerücht, daß der Minister Romanzov im Begriff stehe, mit den Franzosen Unterhandlungen anzuknüpfen. Die ganze Armee war außer sich vor Wuth, und Wilson wurde an den Kaiser abgefertigt, um ihm zu erklären, daß, wenn Befehle kämen, die Feindseligkeiten einzustellen, man diese Befehle als nicht von ihm, sondern als vom Feinde ausgegangen betrachten werde.

„Während dieser Erklärung," schreibt unser Verfasser, „wurde der Kaiser abwechselnd bleich und roth. Als Sir Robert Wilson seine Botschaft ausgerichtet hatte, entstand eine Pause von einer oder zwei Minuten und Sr. Majestät näherte sich dem Fenster, gleichsam um die Fassung wieder zu gewinnen, die zu einer Antwort nöthig war. Nach einem innerlichen Kampfe kam jedoch Alexander auf Sir Robert Wilson zu, nahm ihn bei der Hand und küßte ihn nach russischer Weise auf Stirn und Wange. „Sie sind der einzige Mann," sagte der Kaiser, „von dem ich eine solche Mittheilung hätte hören können oder wollen. In dem früheren Kriege bewiesen Sie Ihre Anhänglichkeit gegen mich durch die von Ihnen geleisteten Dienste, und erwarben sich ein Recht auf mein unbedingtes Vertrauen; aber Sie müssen fühlen, daß Sie mich in eine äußerst peinliche Lage versetzt haben. Moi! souverain de la Russie! mir dergleichen von irgend Jemandem sagen zu lassen! Doch die Armee irrt sich in Romanzov; er hat mir nie gerathen, mich Napoleon zu unterwerfen, und ich habe eine hohe Achtung für ihn, da er fast der Einzige ist, der in seinem ganzen Leben keine persönliche Gunst von mir verlangt hat, während sonst Alle, die sich in meinen Diensten befinden, nur Ehren, Reichthümer oder Privatvortheile für sich und ihre Connexionen suchen. Es würde mir leid thun, ihn ohne Grund aufzuopfern; aber kommen Sie morgen wieder — ich muß mich erst sammeln, ehe ich Sie mit einer Antwort zurücksende. Ich kenne meine Generäle und die Offiziere ihrer Umgebung genau; sie haben, dessen bin ich gewiß, keine andere Absicht, als ihre Pflicht zu thun, und ich fürchte nicht, daß sie mit unerlaubten Anschlägen gegen meine Autorität umgehen. Aber ich bin zu bedauern, denn ich habe wenige Personen an meinem Hofe, die sich einer gesunden Erziehung oder fester Grundsätze rühmen können; die Regierung meiner Großmutter hat die höheren Stände meines Reichs vollständig korrumpirt, indem sie ihre Bildung auf die französische Sprache, französische Frivolitäten und Laster, namentlich das Spiel, beschränkte. Ich habe daher wenig, worauf ich mich fest verlassen kann, fast nichts als Impulse; ich darf ihnen jedoch nicht ohne Weiteres nachgeben, sondern will mir das, was Sie gesagt haben, überlegen."

Wilson kehrte zu der Armee mit der Versicherung von Seiten des Kaisers zurück, daß er die Waffen nicht aus den Händen legen werde, bis der Feind vom russischen Boden vertrieben sei.* „Ich werde mir eher den Bart bis an den Leib wachsen lassen," sagte Alexander, „und in Sibirien Kartoffeln essen." Inzwischen war Kutusov zum Oberbefehlshaber der russischen Armee ernannt worden, von dem Wilson folgende Schilderung entwirft:

„Der Marschall, Fürst Kutusov war von edler Geburt und durch Heirat mit noch edleren Geschlechtern verwandt. In seiner Jugend wurde er als ein sehr tapferer Offizier betrachtet und hatte mit Auszeichnung gedient. Mehrmals verwundet, verlor er bei einer Gelegenheit ein Auge, aber der Ausdruck seines Gesichts war noch immer geistreich und einnehmend. In der Schlacht von Austerlitz befehligte er die russische Armee, aber da er den verhängnißvollen Flankenmarsch mißbilligt hatte, der den Verlust der Schlacht fast schon vor dem Beginn derselben verursachte, so war sein Ruf durch dieses Ereigniß nicht geschmälert worden. Im Jahre 1811 hatte er große Erfolge über die Türken davon getragen, und schloß im folgenden Jahre mit Hülfe des englischen und schwedischen Einflusses jenen Frieden, der so viel zur Sicherheit des russischen Reiches beitrug. Er hatte einige Zeit in Paris zugebracht und eine Vorliebe für die Franzosen beibehalten; er mißtraute Napoleon, war ihm aber persönlich nicht abgeneigt. Ein Lebemann, glatt, höfisch, schlau wie ein Grieche, mit der natürlichen Intelligenz eines Asiaten und der Bildung eines Europäers, hoffte er auf Erfolg mehr von diplomatischen Künsten, als von kriegerischen Heldenthaten, für welche er durch sein Alter und seinen körperlichen Zustand nicht länger befähigt war. Als er bei der Armee eintraf, war er 74 Jahre alt,** und obwohl gesund, so außerordentlich korpulent und schwerfällig, daß er selbst auf dem Schlachtfelde sich nur in einer Droschke umher bewegen konnte."

Wilson behauptet, daß Kutusov dem Zaren gegen seinen Willen durch den russischen Adel aufgezwungen wurde, und es ist allerdings sicher, daß Alexander sich nur ungern zur Entlassung Barclay's verstand, den er nicht mit Unrecht als das Opfer eines blinden Nationalvorurtheils betrachtete. In der That begannen die glücklichen Wirkungen des von Letzterem angenommenen Defensivsystems sich bereits zu äußern. Mit jedem Schritt vorwärts schmolz die Invasions-Armee immer mehr zusammen. Murat klagte über die Schwäche seiner Kavallerie-Attaken. „Die Pferde haben keinen Patriotismus," sagte Nansouty; „die Soldaten fechten nöthigenfalls ohne Brod, aber die Pferde bestehen auf Hafer." Aber trotz aller Schwierigkeiten erkämpfte sich Napoleon den Weg über Borodino nach Moskau. Die Räumung dieser Stadt durch ihre Bewohner, beschreibt unser Verfasser mit der Lebhaftigkeit eines Augenzeugen: „Die Russen," bemerkt er, „haben so viel von ihren nomadischen Gewohnheiten beibehalten, daß sie weit eher für eine solche Auswanderung vorbereitet und eingerichtet waren, als es bei den Einwohnern irgend einer anderen europäischen Hauptstadt möglich gewesen wäre. Die Armee war schon seit dem ersten Tage des Rückzugs aus Smolensk von einer wandernden Nation begleitet. Alle Städte, Dörfer und Weiler wurden verlassen, sobald ihre Colonnen sich zeigten. Die Alten und Kranken, die Weiber und Kinder wurden mit der beweglichen Habe und den Heiligenbildern auf die Kibitken und Telegen (ein- und zweispännige Karren, die bei keinem russischen Bauer fehlen) gepackt, und da diese nicht auf der Hauptstraße fahren durften, welche der Artillerie und den Militairwagen vorbehalten war, so bildeten sie von selbst oft ein Dutzend Flanken-Colonnen. Es war ein wunderbares Schauspiel, die Zahl, die Ordnung, die Umsicht und Gewandtheit wahrzunehmen, mit der sie ihren Weg durch Ströme und über Moräste und Schluchten verfolgten, welche bis dahin sogar die Einwohner selbst für völlig unpraktikabel gehalten hatten — und zwar, wie die französischen Bülletins zugaben, ohne auch nur ein Rad zurückzulassen, das Unordnung oder Eile verrathen, oder die Richtung ihres Marsches bezeichnet hätte."

Als Held des Brandes von Moskau wird Rostoptschin auch von Wilson geschildert, der ihm zur Seite stand, als er sein eigenes, in einem nahe liegenden Dorfe befindliches Schloß den Flammen überlieferte. „Bei Tagesanbruch erschien eine Deputation der Aeltesten des Dorfes mit der Anzeige, daß sie alle Vorbereitungen getroffen hätten, um sich mit den Truppen zurückzuziehen, und um Erlaubniß bäten, nach einem Gute ihres Lehnsherren in Sibirien (?) überzusiedeln, da sie sich lieber dorthin oder nach welcher anderen Provinz des Reiches begeben würden, als sich der französischen Herrschaft unterwerfen. Nachdem ihr Gesuch bewilligt worden, setzte sich die ganze Gemeinde, siebzehnhundert Seelen an der Zahl, in Bewegung und bot einen der rührendsten Anblicke dar, die es jemals gegeben hat; aber nicht eine Klage war zu hören. „Gott verleihe unserem Kaiser und Rußland Sieg!" und „Segen über unsern Herrn!" waren die einzigen Worte, die von ihren Lippen fielen. Sobald Rostoptschin ihre Erklärung in drei Sprachen an den Kirchthüren angeheftet hatte, schritt er, da die Vorposten bereits mit dem Feinde zu scharmuziren begannen, auf das Schloß zu, indem er seine Freunde bat, ihn zu begleiten. Am Eingang wurde Jedem eine brennende Fackel gereicht. Die Treppe ersteigend, hielt Rostoptschin einen Augenblick an der Thür eines prachtvollen Schlafgemachs inne und wandte sich zum englischen General. „Da ist mein Ehebett," sagte er. „Ich habe nicht das Herz, es in Brand zu stecken; Sie müssen mir diesen Schmerz ersparen." Als Rostoptschin selbst den übrigen Theil des Gemachs angezündet hatte, dann, und erst dann wurde sein Wunsch erfüllt. So wurde jedes Zimmer der Reihe nach dem Feuer übergeben, und in einer Viertelstunde war das Ganze eine brennende Masse. Rostoptschin eilte hierauf nach den Ställen, welche bald gleichfalls in Flammen standen, und stellte sich dann dem Gebäude gegenüber hin, um den Fortgang des Brandes und die fallenden Trümmer zu beobachten. Als die letzte Figur der äußeren Fronte niederstürzte, sagte er: „Nun bin ich ruhig!" und da die feindlichen Kugeln schon umherpfiffen, zog er sich mit allen Anderen zurück; den Franzosen folgende, unheilverkündende Botschaft, an eine in die Augen fallende Säule angeschlagen, hinterlassend: „Ich habe acht Jahre lang diesen Herrensitz geschmückt, wo ich glücklich im Schooße meiner Familie lebte. Die Bewohner dieses Gutes verlassen es bei eurer Annäherung, und ich habe freiwillig das Schloß in Brand gesteckt, damit es nicht von eurer Gegenwart befleckt werde. Franzosen! ich habe euch meine zwei Häuser in Moskau Preis gegeben, mit ihrem Mobiliar und Inhalt, eine halbe Million Rubel an Werth. Hier werdet ihr nur Asche finden.""

* Dieser Entschluß war von Alexander bereits in seinem Manifest vom 25. Juni 1812, am Tage nach dem Uebergang Napoleons über den Niemen ausgesprochen worden. „Ich werde," heißt es darin, „mein Schwert nicht in die Scheide stecken, so lange sich ein Feind auf russischem Gebiete findet." D. R.

** Kutusov war am 5/16 September 1745 geboren, also im Jahre 1812 nicht vierundsiebzig, sondern erst siebenundsechzig Jahre alt. D. R.

Diese Handlung Rostoptschin's ist schon öfter beschrieben worden, aber in einem Augenblick, wo der Ehrgeiz eines zweiten Napoleon die Welt in Bewegung setzt, möchte es nicht überflüssig sein, noch einmal eines Mannes zu gedenken, an dessen wildem Heroismus das Glück des Ersten scheiterte. Denn nach Wilson, war es in der That der Brand von Moskau, der Rußland und Europa rettete, und es lag einzig und allein an der Unschlüssigkeit oder dem bösen Willen Kutusov's, daß der Rückzug von der Brandstätte dem Imperator, wenn auch nur mit den Trümmern seines Heeres, möglich wurde. Ohne die Schlaffheit, mit der Kutusov die Verfolgung leitete, ohne seine Weigerung, Positionen zu besetzen, in denen er den Feind auf den Durchmarsch vernichten konnte, wäre von der französischen Armee nicht ein einziger Mann entkommen. Das Benehmen des alten Feldmarschalls erregte allgemeine Unzufriedenheit; die russischen Offiziere ergossen sich in die bittersten Sarkasmen. „Als Kutusov auf dem Schlachtfelde ankam, ritt der Prinz von Oldenburg auf den englischen General zu und fragte ihn, ob er den Marschall gesehen habe? „Er wird in jener Richtung sein," sagte der Engländer, auf einen entfernten Baum zeigend. „Nein," entgegnete der Prinz, „das kann nicht sein, denn ich habe eben eine Kanonenkugel darüber wegfliegen sehen."'"

Da kam endlich der Frost, der so lange ausgeblieben war, daß die Russen selbst an ihrem Klima irre zu werden begannen. Er verschonte weder Feind noch Freund, aber obgleich die Russen zu Tausenden starben, so litten sie doch im Ganzen weniger, da sie ihren Hülfsquellen am nächsten waren. Als die Kälte zum ersten Mal energisch auftrat, umringten die Kosaken den englischen General, zeigten auf die Hufe der gefallenen Pferde und tanzten wie wahnsinnig umher. „Gott," riefen sie, „hat Napoleon vergessen lassen, daß es in unserem Lande einen Winter giebt. Trotz Kutusov werden die Gebeine des Feindes in Rußland bleiben."

Am meisten hatten die Franzosen jetzt auf ihrer Flucht von jenen lithauischen Bauern zu leiden, die sie auf ihrem Einmarsch so grausam mißhandelt hatten. Hunderte von französischen Gefangenen wurden nackt ausgezogen und in den Dörfern zu Tode gemartert, oder in die Wälder getrieben, wo sie vor Kälte und Hunger umkamen. Einer solchen Gruppe von nackten, halb erfrorenen Unglücklichen begegnete Wilson, als er mit dem Generalstabe Benningsen's der russischen Avantgarde folgte. Unter diesem traurigen Convoi erregte ein junger Mann durch sein Aeußeres Aufmerksamkeit, der sich etwas seitwärts von der Hauptgruppe hielt. Ein Offizier von hohem Range im Gefolge Benningsen's (der Großfürst Konstantin) ließ sich mit ihm in ein Gespräch über sein Vaterland, seinen Rang und seine Gefangennahme ein und fragte ihn, ob er unter den gegenwärtigen Umständen nicht lieber sterben möchte. „Ja," erwiderte der Unglückliche, „das möchte ich allerdings, wenn ich nicht gerettet werden kann, da ich weiß, daß ich in wenigen Stunden durch Hunger, oder durch die Lanze eines Kosaken umkommen muß, wie ich schon Hunderte von meinen Kameraden zu Grunde gehen sah. Es giebt Personen in Frankreich, die mein Schicksal beklagen werden; um ihretwillen wünschte ich zurückzukehren; ist dies aber nicht möglich, dann — je eher diese Schmach und diese Leiden zu Ende sind, desto besser." Der Russe versetzte hierauf, daß er sein Geschick aus dem Grunde seines Herzens beklage, daß aber seine Rettung unmöglich sei; wenn er aber wirklich zu sterben wünsche, so möge er sich auf den Rücken niederlegen, und als Beweis seiner Theilnahme würde er selbst den Todesstreich gegen seinen Hals führen. Der General Benningsen war schon etwas vorgeritten, aber der englische General hatte angehalten, um dem Gespräch zuzuhören. Als er fand, daß es einen so grausamen Ausgang nahm, protestirte er ernstlich gegen das Vorhaben des Russen, indem er darauf drang, den unglücklichen Offizier — denn ein solcher war es — um jeden Preis zu retten, nachdem man einmal durch Anknüpfung eines Gesprächs Hoffnungen in ihm erregt hatte. Da er jedoch sah, daß seine Vorstellungen nicht beachtet wurden, so spornte der englische General sein Pferd, um den General Benningsen einzuholen und zurückzubringen; ehe er ihn jedoch erreichen konnte, wandte er sich zufällig um, und sah den russischen Offizier, welcher abgestiegen war, mit seinem Säbel den tödtlichen Streich führen, der den Kopf des Franzosen fast von seinem Rumpf trennte! Auch konnte man diesen Offizier nachher nicht überzeugen, daß er eine tadelnswerthe Handlung begangen habe. Er vertheidigte sie damit, daß es kein Mittel gab, den Unglücklichen zu retten, und daß er ihn daher nur von seinen Leiden erlösen wollte."

Ohne Zweifel glaubte Konstantin nach seiner Art ganz wohlwollend und menschlich zu handeln. Als man später der Wuth des Landvolks Einhalt that, als die Frauen nicht mehr um die französischen Verwundeten herumtanzten und sie langsam nach dem Takte zu Tode schlugen, und als die Männer aufhörten, diejenigen lebendig zu begraben, die sie stundenlang gemartert hatten, begann auch Konstantin, dem Beispiel seines Bruders folgend, sich der Humanität zu befleißigen. In dem großen Hospital zu Wilna, das von todten und sterbenden Franzosen angefüllt war, zeichneten sich der Kaiser und der Großfürst durch ihre menschenfreundliche Theilnahme aus. „Beide trotzten der Ansteckung, der Krankheit und allen sie begleitenden Gefahren, um die Pflichten christlicher Milde zu erfüllen. Unter die Offiziere wurde Geld vertheilt, und man kann ohne Schmeichelei von dem Kaiser sagen, daß er als ein Sendbote erhabener Menschenliebe und Barmherzigkeit unter gefallenen Feinden erschien. Das Hospital von St. Basilius bot einen schauderhaften und ekelerregenden Anblick dar; 7500 Leichen waren wie Bleiblöcke in den Korridoren über einander gehäuft; überall waren menschliche Körper umhergestreut, und die zertrümmerten Fenster und Mauern waren alle mit Füßen, Beinen, Armen, Händen, Rumpfen und Köpfen verstopft, um die Oeffnungen auszufüllen und die kalte Luft von den noch Lebenden abzuhalten."

In Wilna hatte unser Verfasser eine zweite vertrauliche Unterredung mit Alexander, in welcher ihm dieser, wie er sagt, „ein peinliches Geständniß machte, indem er sich auf seine Ehre und Discretion verließ." Es ist in Folge von solchen Enthüllungen, daß die Herausgabe der Memoiren Wilson's auf seine Anordnung so lange verzögert wurde, bis keine lebende Person dadurch kompromittirt werden konnte — was allerdings das Ueble hat, daß die Betheiligten der Gelegenheit beraubt werden, sich gegen seine Anklagen zu vertheidigen. Die erwähnte Unterredung drehte sich hauptsächlich um das Benehmen Kutusov's, über welches sich der englische General in den herbsten Worten aussprach. Alexander dankte ihm für seine Eröffnungen und für die von ihm geleisteten Dienste, und setzte dann hinzu: „Sie haben mir immer die Wahrheit gesagt — Wahrheit, die ich aus keiner andern Quelle erfahren konnte. Ich weiß, daß der Marschall nichts von dem gethan hat, was er hätte thun sollen; daß er nichts gegen den Feind unternommen, was er vermeiden konnte; daß ihm alle seine Erfolge aufgezwungen wurden. Er hat wieder seine alten tückischen Streiche gespielt, aber der Adel Moskaus unterstützt ihn und besteht darauf, daß ihm der Nationalruhm dieses Krieges zuerkannt werde. In einer halben Stunde muß ich daher (und er hielt einen Augenblick inne) diesen Mann mit dem großen Bande des St. Georgenordens dekoriren und dadurch die Statuten desselben verletzen; denn es ist die höchste Ehre und bisher auch die reinste meines Reiches. Aber ich will Sie nicht bitten, dieser Ceremonie beizuwohnen; ich würde mich zu sehr gedemüthigt fühlen. Allein ich habe keine Wahl; ich muß mich einer zwingenden Nothwendigkeit fügen. Ich will jedoch meine Armee nicht wieder verlassen und der Marschall soll keine Gelegenheit mehr haben, sie falsch zu leiten."

Die Leistungen Kutusov's in diesem Feldzuge unterliegen allerdings den gegründetsten Kritiken, und die Lobeserhebungen, mit denen ihn ganz Europa am Schlusse desselben überhäufte, erscheinen heutzutage mit Recht als maßlos übertrieben. Er war offenbar nur zu sehr geneigt, dem fliehenden Feinde eine goldene Brücke zu bauen; er zögerte und manövrirte, wo ein Blücher entscheidende Schläge geführt hätte. Bei dem Allen ist nicht zu leugnen, daß seine Erfolge so groß waren, wie sie beim Uebergang Napoleon's über den Niemen, bei seinem Einzuge in Moskau kaum Jemand zu hoffen gewagt hätte; zwar der Imperator selbst war nicht gefangen, wie es bei einer energischen Verfolgung möglich war, aber seine Armee war vernichtet, seine Macht tödtlich getroffen. Die Schaaren, mit welchen er Europa durchzogen hatte, waren nicht mehr, und in dem bevorstehenden Kampfe mit dem erwachten Deutschland mußte er den Verlust seiner alten Soldaten, der Sieger von Marengo, von Austerlitz und von Jena, nur zu schmerzlich empfinden. Uebrigens verdankten, wie Chambray bemerkt, selbst die schwachen Trümmer des französischen Heeres ihre Rettung fast allein dem Umstande, daß der Feind sich nicht das beispiellose Elend ihrer Lage vergegenwärtigen konnte und die „große Armee" noch immer vor sich zu sehen glaubte, während er es nur mit ihrem Schatten zu thun hatte. „Diese Illusion, die so natürlich aus den heldenmüthigen Thaten der französischen Armee entsprang, wurde durch den Umstand vermehrt, daß mehrere Depeschen Berthier's an die Marschälle von den Russen aufgefangen wurden, in welchen er von den verschiedenen Armeecorps sprach, als ob sie noch in bedeutender Stärke existirten, während sie in der That nicht viel besser als Skelette waren. Die Einbildungskraft konnte die Größe des Unglücks nicht fassen, welches die Franzosen getroffen hatte; das Andenken ihrer Thaten erfüllte noch immer die Gemüther, und Napoleon war ihnen noch der mächtige Eroberer an der Spitze der großen Armee, während er in der Wirklichkeit um seine Fahnen keine dreißigtausend Mann sammeln konnte, die im Stande waren, dem Feinde entgegenzutreten."

Es möchte hier am Orte sein, eine Charakteristik Kutusov's anzuführen, die in dem vor Kurzem erschienenen Werke des russischen Generals Bogdanowitsch über den Feldzug von 1812* enthalten ist, und die interessante Vergleichungspunkte mit der oben mitgetheilten Schilderung Wilson's darbietet. Man sieht daraus, daß selbst die Russen von dem unbedingten Panegyrikus ihres Nationalhelden, der noch in dem Werke Danilewski's so unangenehm auffällt, zurückgekommen sind und sich eine, wie uns scheint, im Ganzen richtige Idee von seinem Charakter, seinen Verdiensten und seinen Schwächen gebildet haben.

„Die Kunde von der Ernennung Kutusov's zum Oberbefehlshaber sämmtlicher gegen Napoleon agirender Streitkräfte wurde in ganz Rußland mit unaussprechlichem Entzücken aufgenommen. Die Einmüthigkeit, mit der sich die Volksstimme zu erkennen gab, ist ein hinlänglicher Beweis von der Nothwendigkeit, Kutusov an die Spitze der bewaffneten Vertreter dieses Volks zu berufen. Man hat behauptet, daß der siebenundsechzigjährige Kutusov unfähig gewesen sei, eine Armee zu kommandiren; aber seine Geisteskräfte blieben bis an sein Ende ungeschwächt, und auf dem Todtenbette in Bunzlau gab er noch weise Rathschläge. Man hat sich bemüht, die Verdienste der anderen Generäle auf seine Kosten geltend zu machen; wir wollen nicht leugnen, daß der Rückzug Barclay's die späteren Erfolge Kutusov's vorbereitete, aber indem wir Jedem das Seinige einräumen, müssen wir sagen, daß Kutusov allein sich zu dem ungleichen Kampfe von Borodino und zur Preisgebung der von dem russischen Volk für heilig gehaltenen Hauptstadt entschließen konnte. Ausländische Schriftsteller haben ihn der Langsamkeit, einer zu großen Vorsicht in seinen Operationen beschuldigt und die Meinung geäußert, daß er noch viel glänzendere Erfolge hätte erringen können. Es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß diese Behauptung Manches für sich hat; aber anderseits unterliegt es keinem Zweifel, daß für Napoleon, der alle seine Gegner in taktischer Meisterschaft übertraf, und für die Franzosen, denen es leichter ist, auf dem Schlachtfelde zu siegen, als anhaltende Mühseligkeiten und Entbehrungen zu ertragen, die vorsichtigsten Feldherren auch die gefährlichsten waren. Während des ganzen Verlaufs der Napoleonischen Kriege zeichneten sich die beiden Führer, die mit dem größten Erfolge gegen die französischen Heere operirten, Wellington und Kutusov, durch das Talent aus, den Feind zu schwächen, ohne eine entscheidende Katastrophe zu wagen. Einige Schriftsteller beschuldigen unseren Feldherrn der Hinterlist, der Doppelzüngigkeit, der höfischen Ränkesucht. In der That hatte Kutusov einen äußerst raffinirten Geist, der ihm die Mittel an die Hand gab, sich mit Glück aus den schwierigsten Lagen zu ziehen. Als er von Petersburg zur Armee abreiste und einer von seinen Verwandten ihm die etwas indiskrete Frage stellte: „Hoffen Sie, Onkel, wirklich Napoleon zu schlagen?" — erwiderte er: „Schlagen? Nein! aber zu täuschen hoffe ich ihn." Während seines ganzen Lebens und noch mehr in seinem vorgerückten Alter, zeigte Kutusov eine Nachgiebigkeit, die ihn nicht selten dahin führte, seinen eigenen Ueberzeugungen untreu zu werden. Ein Beamter seines Hauptquartiers, Majewskoi, erzählt, daß, als die Armeen sich an der Beresina vereinigten, er den Feldmarschall auf die Nothwendigkeit aufmerksam machte, einen einzigen Artillerie-Chef für sämmtliche Truppentheile zu ernennen. „Nun," antwortete Kutusov, „wir können keinen besseren finden, als Reswoi; er ist ein verständiger, erfahrener Mann und kennt sein Fach genauer, als alle Anderen." Kaum hatte er ausgesprochen, als der Graf Araktschejev eintrat. „Der Kaiser hält es für angemessen, das Commando der Artillerie in der Person Eines Generals zu vereinigen; die Wahl überläßt er Ew. Durchlaucht. Se. Majestät glauben, daß Jermolov sich für diesen Posten am meisten eignen dürfte." „Fragen Sie den da," versetzte Kutusov, auf Majewskoi zeigend, „wir haben eben davon gesprochen, und ich wollte selbst den Kaiser bitten, daß er Jermolov ernennen möge. Und wäre es auch in der That möglich, eine bessere Wahl zu treffen?" — Ueberhaupt war Kutusov so sehr an diplomatische Heimlichthuerei gewöhnt, daß er seine Zuflucht auch dann zur List nahm, wenn es durchaus nicht nothwendig war, und obwohl die bittere Erfahrung eines langen Lebens ihm die Undankbarkeit vieler von ihm mit Wohlthaten überhäuften Menschen gezeigt hatte, so bewahrte sie ihn doch nicht vor dem Einfluß von Personen, die sein Vertrauen genossen und es bisweilen mißbrauchten. Aber trotz der Unzugänglichkeit und Verstocktheit seines Charakters, war Kutusov doch beliebt; seine Fehler und Schwächen verhinderten ihn nicht, die Anhänglichkeit der Soldaten zu gewinnen und zu fesseln."

Mit dem Rückzug der Franzosen über den Riemen, auf dem der Marschall Ney in seiner einzigen Person die Arrièregarde der Armee vorstellte, welche einige Monate vorher mit einer halben Million Streiter diesen Fluß überschritten hatte, schließen die Mittheilungen Wilson's über das große Vergeltungsjahr 1812, in welchem er als Beobachter und als handelnde Person eine so bedeutsame Rolle spielte. Seine späteren Schicksale, die manche nicht weniger interessante und dramatische Momente darbieten — seine Rettung des zum Tode verurtheilten Lavalette, welche ihm eine mehrmonatliche Haft in St. Pelagie zuzog, seine Parteinahme für die unglückliche Königin Karoline, die seine Ausstoßung aus dem britischen Heere zur Folge hatte, seine Betheiligung an den Freiheitskämpfen in Süd-Amerika und Spanien, wegen der ihn die drei nordischen Mächte der ihm verliehenen Orden verlustig erklärten, seine parlamentarische Kandidatur in Westminster und seine endliche Rehabilitation unter Wilhelm IV. — haben ihm gleichfalls den Stoff zu Aufzeichnungen geliefert, die sich in den Händen des Herausgebers der hier besprochenen Schrift (seines Schwiegersohns) befinden, und deren Veröffentlichung man demnach entgegensehen darf.

---

* Исторія Отечественной Войны 1812года. Сочиненія М. Богдановича. Petersburg, 1859. Bd. 1 u. 2.

Belgien.

Wallonische Literatur-Bestrebungen.

Wie wir bereits früher mehrfach gemeldet, besteht zu Lüttich eine literarische Gesellschaft, welche für die wallonische Sprache und Literatur Aehnliches zu leisten unternimmt, wie andererseits der flandrische Thei[l] Belgiens für die vlaemische. Sie führt den Namen einer Sociét[é] Liégeoise de littérature Wallonne und hat sich laut Artikel 1 ihre[r] Statuten die Aufgabe gestellt, gute Volkslieder zu verbreiten, die Rein[-] heit der alten Muttersprache zu erhalten, so viel als möglich ihre Orth[o-] graphie und grammatischen Regeln festzustellen und ihre Beziehungen [zu] andern Aesten der romanischen Sprache nachzuweisen. Damit ist ei[ne] jährliche Preisbewerbung in der wallonischen Poesie und ebenso eine [in] der Philologie und Geschichte verbunden, um wallonische Dichter u[nd] Gelehrte aufzumuntern und die Literatur zu bereichern. Alle Jahre kom[mt] ein Bericht (Bulletin) über die stattgehabte Preisbewerbung und ihr [Er-] gebniß, überhaupt über den Stand der Gesellschaft heraus; der uns [zur] Besprechung vorliegende (Lüttich 1860) ist der dritte.

Zuerst sind die Statuten und das Verzeichniß der Mitglieder a[bge-] druckt. Ihre Anzahl beträgt nach unserer Zählung 218, meistens Juri[sten,] Professoren, Fabrikanten, Rentiers, einige Militairs, Künstler, Studir[ende,] Privatgelehrte, Aerzte u. s. w. Aus dem Handwerkerstande ist un[s] Bäcker, aus dem Klerus ein Ehrenkanonikus aufgestoßen. Von den [aus-] wärtigen Mitgliedern, deren im Ganzen nur wenige sind, kommen e[ins] auf Frankreich, eins auf Deutschland (Hamburg). Vlaemische N[amen] sind ziemlich stark vertreten, was übrigens nur bedingte Schlüsse z[ulässt.]

Hierauf folgt eine von Herrn Adolph Picard (Richter am Ci[vilge-] richtshofe zu Lüttich) bei der Preisvertheilung am 24. Juni 18[59 ge-] haltene Rede; sodann die nächste für 1860 ausgeschriebene Bewe[rbung,] über deren Aufgaben wir Folgendes herausheben:

Bewerbungen.

1) Eine Denkschrift über die Geschichte der wallonischen [Sprache] und Literatur, mit der Bibliographie aller Werke oder Brochür[en, die] Bezug auf die verschiedenen wallonischen Mundarten haben, die in [der Provinz] im Gebrauch sind. Der Preis ist eine goldne Medaille von 500 [Francs] an Werth (400 Francs sind vom Präsidenten der Gesellschaft [Herrn] Charles Grandgagnage angewiesen, 100 Francs von der Ge[sellschaft] selbst). Im Falle die eingelaufenen Schriften den gestellten Anfor[derungen] nicht ganz entsprechen sollten, wird zur Ermunterung ein Ac[cessit von] 250 Francs bewilligt u. s. w.

2) Herr Charles Grandgagnage, Stifter der Gesellschaft [verlangt] eine Elementargrammatik des Lütticher Patois. Die Hauptbe[dingungen] sind: die angewandte Rechtschreibung möge rationell, und da[bei so viel] als möglich der Tradition und Analogie der romanischen Lite[ratursprache] chen angemessen sein; ein Hauptaugenmerk möge auf die Co[njugation,] namentlich die unregelmäßigen Verben, gerichtet werden; endl[ich ein] Kapitel darin sein, welches die grammatikalischen Idiotismen [und die] dem Wallonischen eigenthümlich angehörigen Constructionen u[nd Rede-] arten umfaßt. Preis: eine goldene Medaille, 300 Francs we[rth.]

3) Eine möglichst vollständige Sammlung von Sprüchw[örtern und] sprüchwörtlichen Redensarten, die im Wallonischen gebräuchli[ch sind]

französischer Uebersetzung und wo möglich geschichtlichen Bemerkungen. Preis: eine Medaille von vergoldetem Silber (vermeil).

4) Ein Theaterstück in Versen. Preis: eine Medaille im Werthe von 200 Francs.

5) Ein Gedicht von mindestens hundert Versen, welches einen wallonischen Charakter schildert, z. B. la boteresse, la cotiresse, den Kohlenmann, den Kahnführer, den Lastträger, die Finkenliebhaber, den Taubenfreund u. s. w. Preis: eine Medaille wie bei 3.

6) Zwanzig Stück Epigramme, die zusammen nicht über 200 Verse hinausgehen, doch ohne persönliche Anspielungen und wo möglich moralisch. Preis wie bei 3. und 5.

7) Un cràmignon (?), mit demselben Preise.

Hierauf folgt ein ausführlicher Bericht der Preisrichter über die Preisbewerbung von 1859, die ziemlich günstige Resultate gehabt hat.

„Die Lebendigkeit" (lautet der Anfang des Berichtes) „unserer dramatischen Preisbewerbungen erhält sich, und das Preisgericht meldet Ihnen mit Genugthuung, daß der Wettkampf, der eben geendet, die früheren an Glanz überboten hat. Fünf Kämpfer sind in die Schranken getreten, mit verschiedenen Waffen und ohne Zweifel mit ungleichen Kräften; drei davon sind aus dem Sattel geboben worden, nicht ohne mit ziemlicher Ehre gekämpft zu haben. Von zwei Siegern endlich hat der eine die schönste Palme verdient, die wir noch zuerkannt haben, und der andere hat, indem er im Wallonischen so zu sagen eine neue Dichtart schuf (Thierfabel auf die Art wie Reineke Fuchs, der ursprünglich aus jenen Gegenden stammt), nicht den Athem verloren und hat sich erst am Ende des Laufes überflügeln lassen."

Der frühere Wettstreit war nicht so erfreulich ausgefallen. — Hierauf geht der Bericht auf eine Abschätzung dieser Bestrebungen über; die mit dem Preise gekrönten wallonischen Stücke wollten nicht wetteifern und sich vergleichen lassen mit den dramatischen Werken, auf welche die großen Literaturen stolz seien. „Ihr Verdienst ist nur bezugsweise und hält sich innerhalb der Gränzen, welche der natürliche Verstand den Anstrengungen Derer anweist, welche „le parler naïf" unserer Väter gebrauchen."

Eine weitere Stelle ist sehr interessant in Beziehung auf die französische Literatur und den Standpunkt, welchen die kleinen Literaturen der Provinzen zu der in derselben herrschenden Fäulniß und Verderbniß einnehmen.

„Das ist sicher, daß sich die französische Literatur im Besondern heutzutage mit wenigen Ausnahmen in einer unfruchtbaren Aufregung herumschlägt, welche an die schlechtesten Tage Roms erinnert. Auf das Heroenalter folgt die Epigonenzeit, oder noch etwas Schlechteres. In diesen Untergeschossen einer ekelkranken und verderbten Gesellschaft sucht man die Charaktere für's Theater, und die feile Unzucht prunkt mit ihrer Gemeinheit unter dem Jubel der feinen Welt. Daneben finden Hanswurstzoten und Possen wüthenden Beifall; selbst die grobe Lustigkeit der alten Jahrmarktsbühne war nicht so aufgeborgt und jammerhaft. Da man nichts mehr erfinden kann, secirt man das Laster bei lebendigem Leibe oder tüncht die modrigen Gräber. Je frecher und dreister der Sittenverderber, desto mehr wird er beklatscht. Es genügt nicht, an der Auflösung der Familie zu arbeiten; man hält sich für einen Athener, weil man Weihrauch zu Füßen der Hetären verbrennt. Früher begnügte man sich mit paradoxen Sätzen, um vorübergehende Fehler zu beschönigen; jetzt hebt man die in's System gebrachte oder zum Gewerbe gemachte Niederträchtigkeit auf den Schild. Wessen Gaumen ist heutzutage nicht wie der des Mithridates, mehr oder minder an Gift gewöhnt? Die Folge von alle dem (wenn wir auch den moralischen Gesichtspunkt bei Seite lassen) ist nichts weniger, als die vollständige Vernichtung des literarischen Sinnes. Ja wohl, das literarische Leben, die edlen und fruchtreichen Bestrebungen von Herzen ohne Gewinnsucht, die Stunden, welche dem Kulte anmuthiger Phantasien und holder Geistesreize geweiht sind, das Alles verschwindet, löst sich allmählich auf, um den Mechanikern das Feld frei zu machen, welche die Gauklerbühne aufschlagen, wo der schmutzige Egoismus, die Schamlosigkeit in Gala und die im Delirium zitternde Betrunkenheit thronen sollen. Das ist eine Thatsache, meine Herren, nicht ein Stück aus einer Predigt; wir führen Thatsachen auf, weiter nichts; und wenn wir gleich daneben eine andere anführen, so werden Sie sehen, wie sich aus dieser Zusammenstellung in Bezug auf unsern vorliegenden Gegenstand Schlüsse von der höchsten Wichtigkeit ergeben.

„Diese zweite Thatsache ist die: in allen Ländern französischer Zunge vollzieht sich gegenwärtig eine kennbare Gegenstrebung zu Gunsten der örtlichen Mundarten. Gestern war es Jasmin an den Ufern der Garonne, heute ist es Mistral zu Marseille; in allen Theilen der alten Gallia, von Metz bis Rouen, von Lille bis Toulouse stimmen Minnedichter und Troubadoure wieder ihre so lang verstummte Lyra, und jede Provinz hat ihren besonderen Dichter, wie Schottland seinen Burns und der Schwarzwald seinen Hebel. Das ist eine große Thatsache für uns, meine Herren, und man müßte blind sein, um ihre Wichtigkeit nicht herauszufinden. Das, was in einem so freien Lande, wie das unsrige, die natürliche Wirkung der Thätigkeit des Volksgeistes ist, nimmt im Süden Belgiens den Charakter einer Reaction des gallischen Geistes an, der sich gerade deswegen zu decentralisiren strebt, weil es eine sehr absolute und wesentlich auf materielle Kräfte gestützte politische Centralisation giebt. Man träumt zu Paris von Reichthum und Ehrenstellen; Alles ist dort; die Ansteckung ergreift ohne Zweifel auch die Provinzen; aber man hat hier gute alte Gewohnheiten bewahrt; man ist hier noch hinter der Zeit zurückgeblieben, um etwas zu glauben, um zu träumen, zu lieben, sich rühren zu lassen. Endlich läßt sich hier auch der leichte Pfeil der Satyre besser schleudern. Warum sollte man sich zu Paris darüber beunruhigen? er hat seine Kraft verloren, wenn er dort ankommt, falls er einen so großen Raum durchfliegen sollte. Frankreich also, und wir sagen, das Frankreich, welches Geist besitzt, ist keineswegs ganz und allein in Paris; daran fehlt Viel; und wenn der geistige Glanz der großen Hauptstadt nicht mehr die Augen blendet, dürfen sich die kleinen Lichter nicht mehr schämen, zu leuchten; und wenn die Pariser Schriftsteller allmählich verlumpen und verkommen, so können die Schriftsteller der Provinz wohl auftreten und ihr frisches Thal- und Waldleben zeigen. Ohne Zweifel findet hier ein Uebergang statt, oder vielmehr eine Krise; aber man muß nicht daran denken, gegen den Strom zu schwimmen. Man verschanze sich mit Deichen, wenn es geht; aber man verhülle weder das Gesicht, noch spreche man ex cathedra die Verdammung der Volksmundarten aus." —

Also eine Aufkündigung des Gehorsams an die herrschende Literatur! Wir wünschen alles Glück dazu. Es wäre dies eine Revolution, die ihre vollste sittliche Berechtigung hätte. Denn wenn das gesunde Volksleben gegen die herrschende geistige Verderbniß, wie sie sich in zahllosen Romanen, Theaterstücken u. s. w. breit macht, nicht kräftigen Einspruch thut, so kann die Zukunft unseres geistigen Lebens, und nicht blos in Frankreich, nur ein verkommenes Römer- und Byzantinerthum sein. Vorläufig sind freilich die Gegenstrebungen noch schwach genug. Zugleich machen wir auf den Unterschied aufmerksam, den diese wallonische Literaturthätigkeit im Vergleiche mit der landsmannschaftlichen vlaemischen zeigt. Denn während diese letztere Anknüpfungspunkte an die größere hochdeutsche sucht und mit Eifer pflegt, sucht sich die erstere möglichst von der französischen los zu machen. Die Gründe liegen nahe; unsere deutsche Literatur, wenn sie auch in gegenwärtiger Zeit keine hervorragenden Größen aufzuweisen hat, besitzt immer noch einen gewissen sittlichen Grund, und die schlechten Elemente, die unleugbar vorhanden sind, wirken wenigstens nicht so überwältigend wie in Frankreich, wo Paris auf Alles seinen Stempel gedrückt haben muß.

Weiterhin schlägt das Preisgericht vor, wenigstens als guten Rath, den schwerfälligen Alexandriner zu beseitigen und dafür den achtsilbigen Jambus einzuführen, dessen sich alte französische Dichter und auch Goethe rc. mit Glück bedient hätten. Der Alexandriner passe für das Wallonische schon wegen der häufigen Elisionen, die darin vorkommen, nicht; er werde schwerfällig und eintönig. Ueberhaupt möge man sich der correkten, aber pedantischen Tiraden des französischen Dramas enthalten, und auf den einfacheren, rascheren Ausdruck des spanischen und englischen Theaters zurückgehen. Späterhin folgt die lange und ausführliche Begutachtung der eingesandten Dichterwerke und Auseinandersetzung der Gründe, die maßgebend gewesen sind bei Zuerkennung des Preises. Das Stück, welches als bestes siegreich aus dem Streite hervorgegangen, ist, wie es die Statuten festsetzen, am Schlusse abgedruckt; ein Lustspiel in drei Akten, betitelt: Les deux Nèveux. Ein Drama in fünf Akten: J'han-Joseph et l'Maule anneie, hat ein Accessit erhalten; drei andere Stücke sind ganz zurückgestellt worden.

Wir sind außer Stande gesetzt, den Werth des Preisstückes zu beurtheilen, da das wallonische Patois uns zu große Schwierigkeiten macht, als daß wir hoffen könnten, sie ohne gelehrte Hülfsmittel zu bewältigen. Andere französische Mundarten scheinen bei weitem leichter verständlich, als dieser an Ausstoßungen, Verschluckungen und ungewöhnlichen Wörtern reiche Dialekt Belgiens. Man urtheile nach folgender Probe:

Scène I.

Louise qui brosdéie; Durand qui lét l' gazette.

Durand (léhant)

Ah! c'est todi l' mêm' sope, et c'est todi l' mêm' gosse!
I promettet di v' fer magnî dè souk à l' losse

Qwand c'est po les loumer! I n'y sont nin d' dix joûs,
Qui s' fet à vos deux oûie' in' vaute avou vos oûs.
Libèrâls, clèricâls, vos estez tots pareies:
Int' vos aût' c'est à l' ci qu' jou' li mi l' comèdeie!...

Frankreich.

Louis Jacques Thénard.*

I.

Zur Geschichte der Chemie.

In der öffentlichen Sitzung der Akademie am 30. Januar d. J. las der beständige Sekretair Flourens die Lobrede auf das jüngst verstorbene Mitglied des Instituts, den berühmten Chemiker Thénard. Es unterscheidet sich aber dieses éloge von dem gewöhnlichen Schlage besonders dadurch, daß es, allen Redeprunk und oratorische Gespreiztheit verschmähend, schlicht und einfach, wie der Gefeierte selber, ein treues Lebensbild wiederspiegelt und zugleich von der Geschichte der chemischen Wissenschaft einen lichtvollen Abriß zeichnet. Mit Recht macht diese Rede auf den Namen éloge historique und auf das Interesse jedes Lesers Anspruch.

Die Alchymie, so beginnt der Redner, aus dem angeborenen Hang zum Wunderbaren und der Leichtgläubigkeit hervorgegangen und daher so alt wie das Menschengeschlecht, wurde von den Arabern in Europa eingeführt. Reichthum und Gesundheit verheißend, wurde ihr überall als Herrscherin zugejauchzt. Der Besitz des geheimnißvollen Steins der Weisen, mittelst dessen man alle Metalle in Gold verwandeln, alle Uebel heilen, das Leben in's Unendliche verlängern, die Geister zu unserm Umgang herbeirufen könnte — das war das Ziel, wonach sie trachtete. Tausende eifriger Adepten opferten Gold, Zeit, Gesundheit, allen Lebensgenuß diesem Hirngespinst. Indeß sprühete aus der Finsterniß mancher lichte Funke. Die unermüdlichen Sucher hinterließen uns einige kühne Errungnisse: das Schießpulver, das Alkohol, die mineralischen Säuren, das Spießglanz. Roger Bacon, Arnault de Villeneuve, Raimund Lullius, Valentin, Paracelsus, van Helmont, Becher vertreten die Heroenzeit der Chemie, die in ihnen ihre Schöpfer anerkennt.

Eine Zeitlang hemmte die Unvernunft die neue Wissenschaft in ihrem Fortgang. Saint-Simon versichert alles Ernstes, der Regent, der die Chemie liebte und pflegte, habe nach Kräften gesucht, durch sie mit dem Teufel persönliche Bekanntschaft zu machen, ohne es dahin bringen zu können.

Nach dieser ersten alchymistischen Periode, in welcher man den Teufel nicht zu Gesichte bekam, kamen die arabischen Arzneien zum Vorschein, die um kein Haar besser waren. „Ich bin" sagt Guy Patin, „ein abgesagter Feind all' dieser arabischen Köche, die mit dem Spießglanz allein mehr Leute umbringen, als der König von Schweden in Deutschland." — Von seinem Kollegen, dem Leibarzt des Kardinals Mazarin, schrieb er: „Er brüstet sich mit drei Dingen, die niemals einen Menschen gescheid gemacht haben: Mit Chemie, Astrologie und dem Stein der Weisen. Mit diesen saubern Geheimkünsten heilt man keinen Kranken."

Eine dieser Geheimkünste jedoch machte sich Bahn in die Welt. Lemery kam 1666 nach Paris. Er wandte sich an Glazer, den damaligen Lehrer am jardin du roi, und gab sich bei ihm in Kost, um an dieser Quelle der Experimente und der chemischen Untersuchungen zu schöpfen; verließ aber bald den zwar tüchtigen Chemiker, aber verschlossenen Mann, voll Schrullen, die er eifersüchtig vor jeder Mittheilung bewachte, und ließ sich als Apotheker nieder, was damals von dem Beruf eines Chemikers unzertrennlich war. Sein Laboratorium, worin er öffentliche Vorlesungen hielt, glich weniger einem Zimmer, als einem Keller, ja fast einer Zauberhöhle, blos von dem Schimmer der Oefen schwach erhellt; dennoch war der Zulauf so groß, daß er kaum Platz für seine Operationen hatte. Die Vorlesungen wurden gedruckt und brachten was man dazumal die Geheimnisse der Chemie nannte, unter die Leute. Indem er sich dabei einer verständlichen Sprache bediente und die Geheimnisse durch klare und einfache Gedanken verdrängte, führte er die Chemie einen bedeutenden Schritt weiter.

Allein eine Wissenschaft wird zu einem Ganzen nur durch das Band, das die erkannten Thatsachen vereint. Stahl, der sie unter dem großen Verbrennungsprozeß zusammenfaßte, versuchte diesen aus einem eingebildeten Prinzip, das er Phlogisticum nannte, zu erklären. Funfzig Jahre huldigte das ganze gelehrte Europa seiner Theorie.

Ein genialer Franzose, Lavoisier, warf dieses Gebäude über den Haufen. Mit ihm, den man anfangs bald für einen zu großen Finanzmann hielt, um ein Gelehrter, und bald für einen zu großen Gelehrten, um Finanzmann zu sein, beginnt die große Epoche der Chemie.

Er stellte zuvörderst die Lehre auf, daß die Luft, in der wir leben, aus zwei Gasen bestehe: das eine, das Sauerstoffgas, ist beim Athmen und Verbrennen thätig; das andere, das Stickstoffgas, bleibt den beiden Prozessen fremd. Er zeigte, daß ein Lebendiges, in Sauerstoff getaucht, mit größerer Thätigkeit als in der gemeinen Luft athmet, in Stickluft dagegen getaucht, den Geist aufgiebt; ferner, daß Verbrennung ohne Sauerstoff, ohne Luft unmöglich sei. Er bewies, daß kalcinirte Metalle an Gewicht zunehmen, und daß diese Zunahme von dem sich damit verbindenden Sauerstoff herrühre. Diese Theorie, welche die Verbrennung als eine Zersetzung der Luft und eine Verbindung mit Sauerstoff auffaßte, vervollständigte sich, als Lavoisier eben dieses Sauerstoffgas auch zum Prinzip der Säuerung erhob.

Unter dem Impuls dieser schönen, einfachen Theorie erschienen die Fortschritte der Chemie als eine Kette von Wundern. Schon erklang der Ruhm dieses Mannes durch die Welt, als ein entsetzlicher Frevel den Faden dieses edlen Daseins zerschnitt und sein Vaterland in die Trauer ewiger Gewissenspein hüllte.*

Berthollet, Fourcroy, Monge wurden nun die Ausleger der Chemie. Sie, täglich mehr als auf's Praktische anwendbar erkannt, ging mit Riesenschritten zu einer Popularität, die keine ihrer Schwestern zu erreichen sich beikommen lassen dürfte.

Drei Hirtenjungen, so erzählt man uns, unterhielten sich eines Tages auf der Weide. „Wenn ich Kaiser wäre," sagte der eine, „würde ich meine Kühe zu Pferde hüten." — „Ich," meinte der andere, „würde in dem Falle dreimal wöchentlich meine Suppe mit Speck essen." — „Und ich," bemerkte der dritte und jüngste, „würde mir meinen Tagelohn mit dreißig Sou bezahlen lassen, um zwanzig davon meiner Mutter zu geben." Und so sehen wir denn an einem leuchtenden Frühlingsmorgen drei kräftige Kinder der Champagne, beseelt von jenen naturwüchsigen und edlen Triebkräften, die in unsern Großstädten nur einen schwachen Widerklang finden, auf der Wanderschaft durch die reichen Fluren unseres Vaterlandes. Mit vollem Herzen und leerem Beutel schieden sie von dem väterlichen Dach in dem Dörfchen La Louptière, unweit Ugent-sur-Seine. Sie gingen nach Paris, nicht um dort ihr Glück zu suchen, sondern weil sie das Bedürfniß drängte, den wissenschaftlichen Vorrath, den sie aus dem Unterrichte beim Herrn Pfarrer, und später bei dem gelehrten Pater Bardin, dem Orakel dieser Gegenden, gesammelt hatten, zu mehren; denn sie hatten Ehrgeiz. Der eine zielte darauf, der Arzt, der andere, der Apotheker des Kreises zu werden; der kühnste verstieg sich bis zu dem Gedanken, einen kleinen Spezereihandel mit seinem Laboratorium zu verbinden.

In diesen süßen Hoffnungen gewiegt, schritten unsere Wanderer rüstig auf ihr Reiseziel zu; als sie nun nahe daran waren, machte der umsichtigste des Kleeblatts den andern Beiden die Nothwendigkeit bemerklich, ihre Hülfsquellen zu untersuchen. Nach dem strengsten Ueberschlag, wobei ihm auch nicht der geringste Bruchtheil entging, konnte er jedoch nicht mehr herausbringen, als höchstens sechzehn Sou für jeden auf den Tag.

Nach dieser gewonnenen Ueberzeugung wendeten unsere Jünglinge ihre Schritte zu den Höhen des Quartier latin; hier erklimmten sie das oberste Stockwerk eines Hauses und waren so glücklich, eine Kammer zu finden, in der sie gemeinschaftlich nisten konnten. Nun blieb noch die Sorge für die ersten Bedürfnisse. Unser praktischer Rechner sah sich in der Nachbarschaft um. Es wohnte aber unter demselben gastlichen Dach ein Paar jener wackern Auvergnaten, die, um eines Tages einen Fleck Acker besitzen und in ihren Bergen sterben zu können, dreißig Jahre in Paris Wasser und Kohlen in die Häuser tragen. Der Parlamentär eröffnet die Unterhandlungen. Mit der Offenheit seiner siebzehn Jahre setzt er der Mutter Bateau seine Lage und Hülfsquellen auseinander. Das brave Weib ist gerührt, und trotzdem, daß sie das Gewagte nicht übersiehet, drei jugendliche Magen für ein so winziges Kostgeld zu befriedigen, räumt sie ihnen einen Platz an ihrem Tische ein, für Obdach und Essen war gesorgt, was brauchten sie mehr?

Louis Jacques Thénard — am 4. Mai 1777 geboren — ging

* Éloge historique de L. J. Thénard, par M. Flourens, secrétaire perpetuel, lu dans la séance publique du 30. Janvier 1860.

* Er endete unter der Guillotine 1794.

also siegreich aus der schwierigsten diplomatischen Sendung hervor, die er jemals unternommen, und richtete sich in Paris ein. Anfangs begegnete es ihm, daß er sich bei Mutter Bateau nicht pünktlich zur Eßstunde einfand, „das unfreiwillige harte Fasten, als Folge der Versäumniß, gewöhnte mich," sagte er später, „an eine strenge Pünktlichkeit, von der ich mich niemals entfernte und wofür ich der trefflichen Frau doppelt dankbar war."

Zwei Männer von Verdienst lehrten damals die Chemie: Fourcroy erwarb sich einen Weltruf durch die Klarheit seines Geistes, durch einen eben so verständlichen, wie wissenschaftlichen Vortrag; Vauquelin war nicht so glänzend, experimentirte aber mehr, und häufte durch unablässiges Arbeiten ein reiches Material für die Wissenschaft.

Unser Champagner-Jüngling, ganz Auge, ganz Ohr, fehlte in keiner ihrer Vorlesungen, er hörte und hörte, aber nach einer gewissenhaften Selbstprüfung überzeugte er sich, kein Wort verstanden zu haben. Auf diese traurige Entdeckung, die Dummköpfe niemals machen, spürte er dem Hinderniß nach, und es wurde ihm begreiflich, daß man bei einer nicht spekulativen Wissenschaft vom Handwerk auf beginnen müßte. Vauquelin, damals in dürftigen Umständen, gestattete zwar seinem Schüler gegen ein monatliches Honorar von 20 Francs den Zutritt zu seinem Laboratorium; woher sollte aber Thénard diese Unsumme aufbringen? Und doch sah er hier den einzigen Weg zu seinem Ziele. Er faßt sich ein Herz, geht zu Vauquelin, stellt ihm wahrheitsgetreu seine Lage, seine Liebe zur Arbeit vor, bittet ihn flehentlich um Aufnahme, wenn auch nur als Bursche; er würde das Honorar redlich abdienen. Umsonst, Vauquelin weist ihn entschieden ab, und der Aermste sieht seine Hoffnungen schwinden. Sein bekümmerter Blick, sein verständiges Benehmen, besonders sein ländliches Wesen gewannen indessen die Theilnahme der Schwestern Vauquelin's, die sich während der Unterredung eingeschlichen hatten. „Behalte ihn doch," bat die Eine, „er ist so schmuck, er könnte dir im Laboratorium an die Hand gehen und auf unsern Feuertopf Acht haben, den alle diese feinen Stadtherrchen überkochen lassen." Und Dank diesem praktischen Lehrsatz der Chemie, erhielt Thénard Einlaß in das ersehnte Sanktuarium. „Niemals," äußerte er später, „war ich undankbar genug, um zu vergessen, daß ein überkochender Topf eine schlechte Suppe giebt." Seine Gefälligkeit, sein Scharfsinn machten ihn bei allen jungen Leuten, die das Laboratorium besuchten, beliebt; durch sie erweiterte er den Kreis seiner Studien, und seine bedeutenden Talente fanden Gelegenheit, sich zu entwickeln.

Drei Jahre verflossen ihm so, und noch wollte das Glück ihm kein freundliches Lächeln gönnen, ohne daß er müde wurde, zu ringen, zu hoffen.

Eines Tages ruft Vauquelin seinen ersten Präparator. „Ich bekomme hier" redet er ihn an, „eine Probe von Beryll. Untersuchen Sie dessen Bestandtheile und berichten Sie mir darüber." Thénard assistirt als Gehülfe; die Experimente werden auf's Mannigfaltigste wiederholt, und das Ergebniß bleibt dasselbe, so daß der Experimentator endlich erklärt, dieses Mineral enthalte keinen Körper, der nicht schon bekannt wäre. Vauquelin schüttelt den Kopf und murmelt in den Bart: „Das werden wir sehen; man muß von vorne anfangen." Nichts ist unserm Thénard entgangen, Nichts zerstreut ihn. Einen vollen Monat geht er in tiefen Gedanken umher, und Alles macht sich über den Ernst seiner zwanzig Jahre lustig. Nach Verlauf dieser Zeit tritt er vor Vauquelin mit der entschiedenen Erklärung, daß der Beryll allerdings einen neuen Körper enthalte. „Ei, wie können Sie das wissen?" — „Ich habe die Materialien, die von uns bei dem ersten Experiment gebraucht worden, gesammelt; ich ließ allmählich die Agentien verschwinden und erlangte endlich den Körper, den ich Ihnen anzeige; hier ist übrigens die Hälfte davon, Sie können ihn prüfen." — Mehr aus Gefälligkeit, als in der Erwartung, die Anzeige wahr zu finden, prüft Vauquelin und, erstaunt über den Scharfblick seines Schülers, überträgt er diesem die endliche Untersuchung, und eine schöne Probe von Glycin ist das Ergebniß.

Einige Tage darauf ist Thénard im Hörsaal mit den Vorbereitungen zu einer Eröffnungsvorlesung beschäftigt; unter dem freudigen Bewillkommungsgruß des Auditoriums tritt Vauquelin auf's Katheder und beginnt seine Anrede mit den Worten: „Meine Herren, ein neuer Körper ist so eben isolirt worden; längst vermuthete ich ihn in dem Limoger Smaragd oder Beryll; Ihr Mitschüler Thénard hat mir diesen schwierigen Dienst geleistet. Künftighin werden Sie ihm die Achtung zollen, die man dem Talent schuldet. Er ist ein Chemiker, meine Herren, er wird weit gehen, weiter vielleicht, als ich."

Bald darauf brachte ihn Vauquelin als Lehrer an eine Anstalt. Jetzt sagte ihm sein gerader Verstand, daß er darauf hinwirken müsse, Ton, Haltung, Ausdruck, kurz die Nachklänge einer bäuerlichen Erziehung zu veredeln. So oft er nun an der ohnehin kärglichen Kost 30 Sous absparen konnte, besuchte er das Schauspiel, um die Ausleger Corneille's und Racines zu sehen und zu hören. Die Klippen eines öffentlichen Lehrstuhls erschienen ihm noch in entfernter Zukunft.

Da trat eines Morgens Vauquelin zu ihm: „Ich muß nach Rouen reisen," sagte er, „ich habe den Kursus angefangen; vertreten Sie mich." Bei der ersten Vorlesung fühlten Docent und Auditorium, daß hier noch viele Mängel zu ergänzen sind; die folgenden Vorträge zeigten schon merkliche Fortschritte; bei der fünften endlich wagt es Thénard, immer mehr Herr seines Gegenstands geworden, sein Haupt zu erheben und sich im Saale umzusehen, und wen erblickt er? Vauquelin und Fourcroy, die in einem Winkel stehen und ihm lächelnd zuhören. Bei diesem Anblick erblaßt er und eilt vom Katheder herab. Beide treffliche Männer erwirken ihm nun gemeinschaftlich die Stelle eines Famulus in der polytechnischen Schule.

1799 übergab Thénard der Akademie seine erste Denkschrift, und seitdem verging bis zu seinem Tode kein Jahr, in welchem er dem Institut nicht die Früchte seiner Forschungen dargebracht hätte; und welche Fortschritte verdanken Wissenschaft, Kunst und Industrie diesen Forschungen!

Unerwartet kam eines Tages aus dem Kabinet des Ministers des Innern eine Vorladung an Thénard. Der junge Chemiker erscheint ziemlich befangen. „Es fehlt uns an Ultramarin," redet ihn Chaptal an. „Ueberdieß ist dieser Färbestoff sehr selten und sehr theuer, und Sèvres braucht ein Blau, das der Hochgluth widersteht. Hier sind 1500 Francs, gehe und entdecke mir ein Blau, das diesen Bedingungen genügt." — „Aber ich..." stotterte Thénard. — „Ich, ich... habe keine Zeit übrig" unterbricht ihn Chaptal mürrisch; „mach fort und bringe mir mein Blau auf's Schleunigste." — Einen Monat später bezeugten die reichen Zeichnungen auf den schönsten Vasen von Sèvres den glücklichen Erfolg.

1803 wies Thénard nach, daß die vermeintliche Thiersäure (eine Entdeckung Berthollet's, der damals auf dem Höhepunkt seines Rufes stand) blos unreine Essigsäure wäre. Berthollet war aber edel genug, sich den Beschützern seines jungen Gegners anzuschließen.

Mit der Oxydirung der Metalle beschäftigt, setzte er die Idee der Oxyde in ihren festen Verhältnissen klar auseinander und blieb unerschüttert in seinen Ueberzeugungen, obgleich er auch hier Berthollet entgegentrat.

In seinen zahlreichen Arbeiten über organische Chemie, obgleich von seinen Nachfolgern übertroffen, bleibt ihm das Verdienst, die Beziehungen der Chemie zu der Physiologie entdeckt zu haben.

1807 erschienen die Untersuchungen über die ätherischen Substanzen. Bis dahin wußte man blos, daß beim Abziehen der Säuren mit Alkohol sich Aether bildet. Thénard, außerdem daß er neue derartige Substanzen entdeckte, legte den Grund zu den Agentien, die uns bereits ihre staunenswerthen Wirkungen auf das Leben offenbart haben und noch wunderbarere verbergen...

Einst nach einer jener überanstrengenden Arbeiten durchwachter Nächte — er war kaum erschöpft auf's Lager gesunken — stürmt Vauquelin in sein Zimmer: „Heraus aus dem Bette!" drängt er, „machen Sie sich hübsch und kommen Sie!" — „Was gibt's denn?" fragt der Schlaftrunkene sich die Augen reibend. — „Was es gibt? das Gesetz über die Aemterhäufung nöthigt mich, meinen Lehrstuhl am Collège de France zu entsagen und Sie sollen mein Nachfolger werden." — „Das kann und darf ich nicht," ruft der nun völlig Erwachte. — „Aber so eilen Sie sich doch, Kind; ich habe das Kabriolet, das unten wartet, auf die Stunde gemiethet; Sie richten mich zu Grunde, wenn Sie zögern." — Da half nun kein weiteres Sträuben; er wird in's Schlepptau genommen, macht die nöthigen Visiten, Alles geht auf's Erwünschteste und bald besteigt er das Katheder, das so viel zu seiner Popularität beitragen sollte. Die Jugend begrüßte freudig und mit einer Art Protectionsgefühl den jugendlichen Meister der Wissenschaft, der eben aus ihren Reihen hervorgegangen, den kräftigen Sohn der Arbeit, die ihm die Armuth überwinden half. Thénard indeß, der den ganzen Werth seiner etwas unbeholfenen und doch so herrlichen Persönlichkeit nicht zu würdigen wußte, wurde von dem Verlangen beschlichen, sich einen weltmännischen Schliff zu geben; gewiß das einzige Experiment, das ihm versagte. Er sah sich in der Gesellschaft nach einem Vorbilde um, bat seine Freunde um Rath, die großen Mimen Molé und Talma um Belehrung — umsonst; der Landmann ließ sich zum Glück nicht verwischen; das originelle, obwohl etwas bäuerische Gepräge blieb unserm Thénard aufgedrückt und machte

ihn zu einem Typus, den die gesammte Nation kannte, liebte und auf den sie stolz war.

Mit Gay-Lussac, an den ihn geistige Verwandtschaft wie Aehnlichkeit der Schicksale eng verbanden, arbeitete er in dem Laboratorium, das Berthollet, der Schützling Napoleons, in Arcueil errichtet hatte. Zu den Inspirationen eines solchen Meisters gesellte sich der wohlwollende Einfluß eines Laplace, der seinen Genuß darin fand, jugendliche, strebsame Talente zu beschützen.

Um diese Zeit erklang durch die gelehrte Welt Berzelius' neue Entdeckung, durch die Einwirkung der Volta'ischen Säule zusammengesetzte Körper in ihre Bestandttheile zu zersetzen. Davy zersetzte mit Hülfe stärkerer Apparate feste Alkalien, die man bis dahin für einfache Körper gehalten hatte. In der Pottasche und Soda fand er zwei oxygenirte Metalle, die er Pottassium und Sodium nannte. In einer an kühnen Blicken reichen Schrift bewies er die innigen Beziehungen zwischen den chemischen und elektrischen Kräften, zwischen Wahlverwandtschaft und Elektrizität. Das Institut erkannte ihm den für die Fortschritte des Galvanismus ausgesetzten großen Preis zu, den der Verfasser in Empfang zu nehmen eingeladen wurde, obgleich beide Länder im offnen Kriege waren. Das war ein großherziger Akt der Gerechtigkeit.

„Und Sie können diesen Sieg der Engländer ertragen?" sagte Napoleon verdrießlich zu Berthollet. Auf seinen Befehl wurde eine galvanische Riesensäule konstruirt und den Dioskuren Thénard und Gay-Lussac zu Operationen übergeben. Nicht lange, so meldeten sie der Akademie, daß sie mittels der Affinität mehr neue Substanzen, als durch die Volta'ische Säule gewönnen; ja mit Hülfe von Pottassium und Sodium brachten sie ein neues Element zum Vorschein, das sie Bor nannten.

Davy erkannte zwar das Uebergewicht der chemischen Methode bei der Extraction der Metalle an, nahm aber die Entdeckung des Grundstoffs Bor für sich in Anspruch. Das wollten nun, und mit Recht, Thénard und Gay-Lussac um keinen Preis zugeben, behaupteten aber zugleich, aber ohne Grund, Pottassium und Sodium seien gar keine einfachen Körper, sondern Combinationen von Alkalien mit Wasserstoff oder Hydrure.

Somit war der Fehdehandschuh hingeworfen und fünf Jahre dauerte der Streit zum Frommen der Wissenschaft und zur Ehre der beiden Länder; er bezeichnet die Epoche, in welcher der Grund zu der Theorie der einfachen Körper gelegt wurde.

In einer Denkschrift, die Thénard und Gay-Lussac über den Stand des Kampfes mit ihrem überseeischen Gegner einreichten, äußerten sie als schüchterne Vermuthung: oxygenirte Salzsäure sei ein einfacher Körper. Bewährte sich diese Voraussetzung, so war ein neues Säurungsprinzip gefunden und die Theorie Lavoisier's bekam einen weiten Riß. Von solcher Folge erschreckt und überdies von der unerschütterlichen Ueberzeugung Berthollet's zurückgehalten, wagten sie es nicht, sich entschiedener auszusprechen, und so entging ihnen ein Siegespreis, den nun England gewann; Davy stellte die fragliche Substanz als einfachen Grundstoff auf, dem er den Namen Chlorin oder Chlor gab, bekannte jedoch, daß er die erste Andeutung seinen beiden Rivalen verdanke. So erhielt die großartige Theorie Lavoisier's einen Stoß, ohne deshalb weniger eine der ehrenvollsten Denkmäler der Wissenschaft zu bleiben.

Bei diesem Kampf sowohl, wie bei all' den anstrengenden und unablässigen Arbeiten, die ihr Wissen wie ihren Ruf immer mehr ausbreiteten, gingen die beiden Freunde so völlig in einander auf, daß sie selbst kaum wußten, was jedem an den Forschungen und Erfolgen als individueller Antheil gehörte und daß man sie im Auslande für eine und dieselbe Person hielt.

Als 1809 an der Sorbonne eine Schule eingerichtet wurde, lud man unsere beiden Kämpen der scientia militans zur Theilnahme ein. Thénard faßte den Gedanken, bei der Fakultät einen Elementarkursus zu eröffnen und am Collège de France die höhere Chemie zu lehren. Bei dem ungeheuren Zufluß von Schülern begriff er die Nothwendigkeit, ihnen ein Kompedium in die Hände zu geben. Sein Lehrbuch in vier Bänden erschien zuerst 1813, und zum sechsten Mal 1836. Diese wiederholten Auflagen waren aber stets erneute, sehr ernste Arbeiten, da sie mit dem Fortgang der Wissenschaft gleichen Schritt hielten. Fünfundzwanzig Jahre herrschte dieses Lehrbuch in den Schulen, und man darf sagen, daß fast ganz Europa bei Thénard Chemie lernte und daß die meisten großen Chemiker in Frankreich wie im Auslande es sich zur Ehre rechnen, ihm ihr Wissen zu danken.

Italien.

Literatur-Bericht aus Italien.*

Politisches, Wissenschaftliches und Aesthetisches.

Während die deutschen Bischöfe einen Kreuzzug zum Schutze der weltlichen Macht des Papstes predigten, und viele evangelische Deutsche, aus Furcht vor der italiänischen Bewegung, damit von Herzen übereinstimmten, erschienen hier in Italien fortwährend Flugschriften gegen diese weltliche Herrschaft. Eine solche:

Le pastorali politiche dell' episcopato, per **Roberto d'Azeglio.** Torino, 1860, presso Botta.

liegt hier schon in zweiter Auflage, vom Verfasser bedeutend erweitert, vor. Er beleuchtet die Entstehung des Papstthums, und wie Gregor der Große und die Geistlichkeit überhaupt damit sich so großen Einfluß verschafften, daß sie das Volk gegen die schlechte Regierung der byzantinischen Kaiser und der Exarchen in Schutz nahmen; er führt den deutschen Professor Heinrich Leo an, der in seiner berühmten Geschichte Italiens nachgewiesen, welchen Schutz die Kirche früher gegen die Gräuel des Lehnwesens und die Anmaßungen des germanischen Ritterthums gewährte, so daß es möglich ward, daß die tapferen Bürger die Ritterburgen brachen und ein freies Gemeindewesen begründen konnten. Diese Schrift eines guten Katholiken sucht ferner nachzuweisen, welche Unwahrheiten von den verschiedenen Bischöfen in die Welt geschickt wurden, um die Gläubigen gegen die Italiäner aufzubringen, indem behauptet ward, die weltliche Herrschaft des Papstes sei die älteste Legitimität in Europa, da sie von Gott eingesetzt worden. Wenn dies sogar von deutschen Bischöfen behauptet worden, so werden sie freilich besser unterrichtete Leser gefunden haben als die Bischöfe in Frankreich, wo trotz des Gallikanismus, doch die bigottesten Ideen bei einem großen Theile des Volkes noch vorherrschend sind. Den Italiänern kommt die französische und deutsche Katholizität einigermaßen wie Aberglaube neben großer Gelehrsamkeit vor, woran, wie sie meinen, die lange Herrschaft des Lehnwesens schuld ist, welches das Gemeindewesen nicht aufkommen ließ, das sich in Italien früh entwickelte.

Darüber finden sich sehr beachtenswerthe Andeutungen in folgender Schrift:

Brevi notizie storiche e genealogiche dei Reali di Savoia, del Cav. Luigi Cibrario. 4. Torino, 1859.

Der gelehrte Verfasser, früher Minister des öffentlichen Unterrichts des Königreichs Sardinien, bekannt durch mehrere geschichtliche Werke, hat hier das Entstehen und das Wachsthum des savoyischen Hauses beschrieben — ein Gegenstand, der unter den gegenwärtigen Verhältnissen sehr interessant und wichtig ist. Er zeigt, wie der ganze Landstrich von Basel bis zum Mittelmeere, die Schweiz, das Dauphiné, Provence und Savoyen umfassend, im achten Jahrhundert das Burgundische Reich bildete, welches Letztere eben durch die Ungebundenheit des Lehnwesens unterging, das aber bald selbst durch die Bildung des Gemeindewesens beseitigt wurde, indem die Grafen von Savoyen dieses gegen die Ritter vertheidigten, was zum Wachsthum des Hauses Savoyen viel beitrug.

Der Verfasser giebt von dem Jahre 1032 an die Lebensgeschichte der savoyischen Fürsten zwar kurz, aber mit Hinweisung auf die Quellen bis zum jetzigen Könige, mithin die Geschichte seiner 39 Vorgänger seit 827 Jahren, mit Hinzufügung eines vollständigen Stammbaumes, der mit Berengar II., Könige von Italien 950, dem Urgroßvater von Humbert, dem ersten Grafen von Savoyen, anfängt. Besonders wichtig ist die Uebersicht der im Laufe dieser Jahrhunderte von dem savoyischen Hause gemachten Länder-Erwerbungen und erlittenen Territorial-Verluste. Er schließt mit der Eroberung der Lombardei und mit der jetzigen freiwilligen Unterwerfung von Toscana, Parma, Modena und der Romagna, mit dem Bemerken, daß ein solches Beispiel in der Geschichte unerhört sei, und daß, wenn es dabei bleibt, die italiänische Frage ihrer Lösung entgegengeht; wenn diese Unterwerfung aber mit Gewalt bestritten werden sollte, so könne dadurch Europa in lange Kämpfe verwickelt werden.

Sulle costituzioni sidero e cosmo-telluriche del 1859, del Pietro Betti. Torino, 1860.

Der Verfasser ist der ausgezeichnete toscanische Arzt Betti, welcher über die Cholera vor einigen Jahren ein Werk von fünf Bänden herausgab und von seiner Regierung im Jahre 1850 zu dem Kongresse für Gesundheitspflege nach Paris geschickt worden war. Er ist in einem wissenschaftlichen Streite mit dem ebenfalls rühmlichst bekannten Leibarzte Dr. Trompeo in Turin begriffen, welcher, nachdem er schon mehrere ge-

* Vom Geheimen Justizrath Neigebaur.

schätzte Werke veröffentlichte, jetzt an einem großen Werke über die Pest und Ansteckung überhaupt arbeitet. In der vorliegenden Schrift hat Betti die verschiedenen siderischen Erscheinungen seit dem letzten großen Kometen bis zu den vulkanischen Ausbrüchen bei dem ganz Italien berührenden heftigen Ungewitter am Schlacht-Tage von Solferino (?) mit allen den criptogamischen Erscheinungen (?) an dem Weinstocke, dem Maulbeerbaum und der Kartoffel beschrieben, und darauf aufmerksam gemacht, daß bei allen den vielfachen Veranlassungen zur Cholera auf dem letzten Kriegsschauplatze derselbe doch damit ganz verschont geblieben ist, obwohl dieselbe damals in Mecklenburg wüthete.

Einen freundlicheren Gegenstand behandelt das folgende Buch, das einen bekannten Franzosen zum Verfasser hat, aber in Italien, in dessen Sprache geschrieben und auch hier gedruckt ist:

Una pagina della storia de' miei libri; di Eugenio Sue. Torino, 1859.

Eugen Sue, einer der gegen Napoleon III. schmollenden französischen Schriftsteller, von denen manche sich durch seine Amnestie nicht haben zur Rückkehr bewegen lassen, lebte seit einigen Jahren in Annecy in Savoyen, wo er sich damit beschäftigte, die Geschichte seiner Bücher zu schreiben. Dies war gewissermaßen nothwendig, wie er selbst sagt, um der bösen Welt zu erklären, wie er von dem theokratischen Legitimisten zum Republikaner umgewandelt werden. Während dieser Arbeit erhielt er einen Besuch von einer der schönsten und geistreichsten Frauen der Gegenwart, der liebenswürdigen Enkelin von Lucian Bonaparte, welcher für seinen kaiserlichen Bruder zu republikanische Begriffe hatte, um von ihm ebenfalls mit einem Königreiche bedacht zu werden, als sich überall nur Zeichen der Verkommenheit offenbarten. Auch sein ältester Sohn, der gelehrte Prinz Canino, stand stets im Geruche zu republikanischer Gesinnungen. Seine Schwester Lätitia heiratete einen Engländer, Wyse, Gesandten in Athen; deren Tochter ist das liebliche Wesen, welches bereits so viele Federn in Bewegung gesetzt hat, und in dem vorliegenden Buche auch die von Eugen Sue. Er beschreibt den Eindruck, den diese Enkelin von Lucian auf ihn gemacht, und der nicht nur durch ihre seltene Schönheit, sondern auch durch ihre Geistesgaben gerechtfertigt wird. Schon in der Pension zeichnete sie sich durch ihren Fleiß so aus, daß sie die Prüfungen für die Lehrerinnen erster und zweiter Klasse der weiblichen Erziehungsanstalten bestand. Sie heiratete, leider zu jung, einen Herrn v. Solms, der vielleicht weniger politisch-liberale Ansichten hatte, als ihre bisherigen Umgebungen gehabt hatten; die Ehe war nicht glücklich und Napoleon III. wünschte ihren Aufenthalt nicht in Paris, daher sie gewöhnlich in Nizza und später in Aix les Bains in Savoyen lebte und als Miniatur-Malerin, als Pianistin und Dichterin unermüdet beschäftigt ist. Man wird sich darüber nicht wundern, da sie gewissermaßen von der berühmten Recamier erzogen und in der Gesellschaft von Chateaubriand und Balzac aufgewachsen ist. Unter mehreren von ihr herausgegebenen Schriften ist besonders eine Beschreibung von Nizza bekannt, welche sehr viele Auflagen erlebt hat. Hier giebt Sue nicht nur Nachricht von den geistreichen Werken ihrer fruchtbaren Feder, die er zu würdigen verstand, sondern er theilt auch Briefe von Lamennais, Beranger und andern bedeutenden Schriftstellern mit, welche sie zu würdigen wissen. Da sie reich ist und stets in geschmackvollem Anzuge mit reichen Edelsteinen geschmückt erscheint, hat sie natürlich Feinde; gegen diese nimmt sie Sue ritterlich in Schutz. Daß sie, wie andere schönen Frauen, jede Gelegenheit benutzt, sich in vollem Putze zu zeigen, würde man ihr auch verzeihen; allein daß sie dabei unermüdet literarisch thätig ist, daß sie den Umgang von Gelehrten und Schriftstellern dem gewöhnlichen Trosse leerer Köpfe vorzieht, die sich in den ersten Zirkeln am meisten breit machen, verzeiht man ihr nicht. Wie sie aber ihre Freunde zu schätzen weiß, kann man aus dem Leben Beranger's sehen, das sie zu Genf in französischer Sprache mit vielen bisher ungedruckten Briefen und Gedichten desselben herausgegeben hat. Zu ihren neuesten Schriften gehört eine Novelle in Versen unter dem Titel:

La recherche de l'Idéal par Mad. Marie de Solms. Turin, 1859.

worin unter der Ausführung des Sprüchwortes: „Man muß nichts verschwören," ein liebliches Sittengemälde der Gegenwart gegeben wird. Ein anderes Werk von ihr ist eine Lebensgeschichte des venetianischen Ditators Manin, und der neueste Roman von ihr hat folgenden Titel:

La reputation d'une femme, étude des moeurs par Mad. M. de Solms, née Bonaparte-Wyse. 4. edition. Turin, 1859.

ein Buch, das dem amerikanischen Gesandten gewidmet ist.

In Aix gab sie während der Bade-Zeit ein Morgenblatt heraus, welches sehr gefiel, aber Alle in Erstaunen setzte, daß dieselbe Dame, welche stets in der großen Welt sichtbar ist, Zeit gewinnt, auch literarisch so thätig zu sein. Ihre „Matinées d'Aix les Bains" hatten besonders den Reiz, daß man sich stets in guter Gesellschaft befand, denn viele bedeutende Literaten, besonders Ponsard, waren ihre Mitarbeiter an dieser Zeitschrift. „La reputation d'une femme" ist ein treues Sittengemälde der Gegenwart.

Ein für die Befreiung Italiens von fremder Herrschaft ebenfalls begeisterter Literat ist der bekannte Roman-Schriftsteller Guerrazzi, Verfasser des „Assedio di Firenze." Er ist aber auch Staatsmann, und ist im Jahre 1848, als der Großherzog von Toscana die Constitution gegeben, aber das Land verlassen hatte, zum einstweiligen Dictator ausgerufen worden. Von ihm erschien bald nach dem Frieden von Villafranca:

Al popolo Toscano, ricordi dell' avvocato F. D. Guerrazzi. Torino, 1859.

Der Verfasser sagt, daß, wenn Fürsten reisen, ihre Fackelträger voranschreiten, um Licht zu schaffen; wenn diese stürzen, werden sie gepflegt, und wenn sie sterben, ihre Hinterlassenen versorgt. Auch die Völker haben solche Fackelträger, die ihrem Fortschritt vorleuchten; wenn diese aber stürzen, hebt sie Niemand auf, und oft sterben sie im Hospitale. Oft wollen auch die Völker lieber schlafen und schlagen dann mitunter dem Fackelträger diese auf dem Kopfe entzwei, und das aus den Wunden fließende Blut droht dann das Licht zu verlöschen. Allein es erlischt nicht; denn es giebt keine sicherere Nahrung für das Licht der Freiheit, als das Blut der Märtyrer für dieselbe. So geht er auf die Geschicke seines Vaterlandes über, das ganz von Metternich unterjocht ward. Was die andern Großmächte sich so lange gefallen ließen, das brachte die Italiäner zur Verzweiflung; so daß der Verfasser sagt: die Aerzte würden bald eine neue Krankheit finden, der sie den Namen Delirium Austriacum geben werden. Im Uebrigen zeigt er, was Toscana jetzt hauptsächlich Noth thut.

Von demselben Verfasser erschien jetzt:

Pasquale Paoli, ossia la rotta di Pontenuovo, racconta Corso, di F. D. Guerrazzi. Torino, 1860. II. Vol.

ein Roman aus der korsischen Geschichte, der sehr gefällt.

Ferner erscheint von ihm in einzelnen Heften:

Le vite degli uomini illustri d'Italia in politica ed in armi, dal 1450 al 1850, di F. D. Guerrazzi. Torino, 1860.

Dieses Werk, welches das Leben der bedeutendsten Staatsmänner und Kriegshelden Italiens seit der Wiederherstellung der Wissenschaften enthält, ist auf acht starke Bände berechnet und erscheint eben zur rechten Zeit.

Daß nach der Uebersetzung der Werke unseres Schiller von Maffei noch eine andere italiänische Uebersetzung von dessen „Don Carlos" erscheinen würde, war kaum zu erwarten; doch ist hier eine solche kürzlich erschienen:

Don Carlos, Infante di Spagna, poema dramatico di Fr. Schiller, versione dell Avvocato Cesare Bodini. Torino.

Der Uebersetzer, einer der vielen Verehrer der deutschen Literatur in Italien, sagt allerdings, daß er, mit dieser Uebersetzung seit langer Zeit beschäftigt, ziemlich überrascht ward, als er das Erscheinen der Arbeit Maffei's erfuhr; dennoch fuhr er fort, und hat allerdings Recht gehabt. Darauf liefert er eine umfassende Kritik über die Anlage dieses Stückes und die demselben zu Grunde liegenden geschichtlichen Thatsachen; sodann giebt er eine brave Lebensbeschreibung unseres Schiller, worin er auf die Worte der Frau von Staël hinweist: Sein Gewissen war seine Muse. Daß der Uebersetzer ganz gleich mit dem Dichter gefühlt hat, zeigt besonders die Lebendigkeit der Sprache in dem Gespräche des Königs mit dem Marquis Posa, das durch die Worte seinen Glanzpunkt enthält; „Libertà di pensieri a noi concedi." In einem Anhange giebt der Uebersetzer Rechenschaft, warum er die oder jene Stelle so und nicht anders übersetzt hat; wie gewissenhaft er dabei zu Werke gegangen ist, kann man aus der Schwierigkeit sehen, die ihm das Wort: Reigen gemacht hat, wo Maffei sich mit viole geholfen; Bodini sagt aber ganz richtig:

un baccanale
frastuonante di danze e di timbali.

Doch nicht blos als Uebersetzer, sondern auch als selbständiger dramatischer Dichter ist Herr Bodini aufgetreten, z. B.:

Antonio Botta-Adorno, ossia il cacciamento degli Austriaci da Genova 1746. Poema dramatico in 5 atti, del Avv. Cesare Bodini. Torino, 1859.

Wie es heißt, gab ein unbedeutender Handwerkslehrling — vielleicht ein Schusterjunge — den ersten Anlaß zu dem Aufstande der genuesischen Bürger gegen die damalige österreichische Besatzung, indem er auf die Soldaten einen Stein warf, welches deren Vertreibung im December 1846 zur Folge hatte, worüber der Verfasser in seiner Vorrede Näheres berichtet. Die Hauptpersonen des Stückes sind der Marchese Antonio Adorno, der Befehlshaber der österreichischen Soldaten und sein Bruder, eines der bedeutendsten Mitglieder der genuesischen Aristokratie, nebst seiner Frau und Tochter, welche aus Vaterlandsliebe natürlich die Fremden haßt. Außer dieser Familie sind die Patricier Lomellino, Fieschi und Grimaldi bei der Handlung betheiligt.

Von demselben Verfasser erschien früher: Federico Barbarossa, ein Drama, den lombardischen Städte-Bund zum Gegenstande habend, und ein anderes: Il Crociato.

Allen denen, welche mit Verwaltung von Eisenbahnen zu thun haben, können wir den sardinischen Eisenbahn-Almanach empfehlen:

Almanacco delle strade ferrate, anno secondo. 1860. Torino, Unione tipografica.

Dieses mit einer Karte von Italien versehene Jahrbuch fängt mit einer Geschichte Italiens im vergangenen Jahre an, giebt dann eine Beschreibung der Telegraphen, eine Abhandlung über die Verhältnisse des Staates zu den Eisenbahn-Gesellschaften, worauf die nähern Nachrichten über die Eisenbahnen des Königreichs Sardinien folgen, welche 1177 Kilometer (acht auf eine Meile) umfassen, wovon 210 auf die Lombardei kommen. Tarife und anderweite Anzeigen und Beiträge, selbst Gedichte, fehlen diesem Eisenbahn-Kalender nicht, welcher mit 190 Seiten und der Karte nebst geschmackvollem Einbande nur 8 Sgr. kostet.

Fisionomie dell' esercito Italiano, nella guerra dell indipendenza Italiana dal 1859, da C. M. Torino.

Diese Schrift giebt eine zwar kurze, aber sehr klare geschichtliche Beschreibung der von dem Sarden-Könige im letzten italiänischen Unabhängigkeitskriege befehligten Soldaten. Mit dem Genie anfangend, wird diese Benennung von dem Worte Engina, eine Maschine, abgeleitet, und bemerkt, daß, als die ersten bekannten Ingenieure, Embriano und Guascone da Bario, unter Gottfried von Bouillon bekannt sind; das Castel del Ovo in Neapel wurde 1154 von Buono erbaut und Andrea Pisoni befestigte Florenz im 14. Jahrhundert. Katharina von Medici nahm den Ingenieur Orolaggi mit nach Frankreich, welcher dort das erste Genie-Corps stiftete, und Ridolfi di Camerino ward dazu damals nach Polen berufen. In dem sardinischen Heere blieb das Genie anfangs mit der Artillerie verbunden, im Jahre 1848 befehligte Baron Chiodo das Genie und nahm Peschiera. In der Krim befehligte Staglieno, und im letzten Feldzuge der General von Menabra, welcher, was Manchem sehr auffallen möchte, seit Beendigung des Krieges wieder seine Vorlesungen an der Universität zu Turin über Architektur fortsetzt. So geht der Verfasser alle Waffengattungen durch bis zu den Bersaglieri oder Schützen, welche vor den Jägern von Vincennes von dem General Lamarmora errichtet wurden und schon seit 1836 Waffenröcke nebst runden Hüten erhielten. Diese haben mit den Zuaven gewetteifert.

Rumänien.

Dora d'Istria über die Frauen im Orient.

Das bereits kurz von uns erwähnte Buch der Gräfin Dora d'Istria: „Les femmes en Orient,"* kann, wenn es auf die rechte Weise benutzt wird, in mehr als einer Beziehung unsere Kenntniß des Orients bedeutend fördern und namentlich manche Irrthümer berichtigen. Zu diesem Zweck beschränkt sich auch die Verfasserin nicht blos auf die Schilderung des Zustandes der Frauen im Orient (worunter sie jedoch im Wesentlichen die europäische Türkei mit allen ihren einzelnen Nationalitäten versteht), vielmehr zieht sie im Allgemeinen auch die politischen und religiösen, sowie die sozialen Zustände jener Völkerschaften in den Gesichtskreis ihrer Darstellung. Sie hatte bei ihrem Werke „über die Frauen im Orient" besonders die Absicht, den Beweis zu führen, daß die christlichen Völkerschaften des Orients die Elemente einer vollkommenen, sozialen Wiedergeburt besitzen, und deshalb faßt sie zunächst das weibliche Geschlecht jener Völkerschaften in's Auge, um darzuthun, daß im östlichen Europa die Gattin und Mutter im Stande ist, zu jener Wiedergeburt wirksam beizutragen, wenn jene Elemente selbst verständig benutzt und weiter entwickelt werden. Freilich sind dort in der Gegenwart fast noch überall die sozialen Zustände in der traurigsten Verfassung, und nur hier und dort sind Anfänge zu ihrer Besserung gemacht. Alles ist bei den christlichen Völkerschaften der Türkei noch erst im Werden, und nur der verständig geleiteten Kultur und Civilisation des Abendlandes bleibt es vorbehalten, die auflösenden Wirkungen des orientalischen Despotismus zu beseitigen, welcher dort seit Jahrhunderten geschaltet und gewaltet hat, und dem, wie die Verfasserin auseinandersetzt, in unverständigem Egoismus hier die weltliche Politik Oesterreichs, dort die geistliche Herrschsucht Roms nicht ohne Erfolg sich zugesellt hatte.

* 2 Bände, Zürich, Meyer und Zeller.

Uebrigens ist die Rumänin Dora d'Istria der Ansicht, daß die „orthodoxe Religion die Seele der orientalischen Völkerschaften ausmache, weil sie selbst nichts Anderes, als das mit der Nationalität dieser Völkerschaften identifizirte Christenthum sei." Dagegen giebt sie, was die politische Zukunft des östlichen Europa anlangt, den Rumänen, Griechen, Serben, Albanesen und Bulgaren für den Fall des Zusammensturzes des türkischen Reichs in Europa den Rath, eine Conföderation zu bilden, welche, wie die Schweiz die Pflicht und den Beruf habe, die Tendenzen der verschiedenen Nationalitäten zu achten. Daß aber in Folge der Polygamie, des Fatalismus, der Ausschweifungen u. s. w. die türkische Raçe in einem solchen Grade sich vermindere, daß ohne eine radikale Reform übrigens, sogar ohne Gewalt und ohne Eroberung, die Herrschaft in der Türkei auf die Christen übergehen werde, ist in dem nämlichen Grade, wie dies die Meinung aller verständigen Beurtheiler der türkischen Zustände, so auch die Ueberzeugung der Verfasserin. Die Völkerschaften, mit denen dieselbe auch zur theilweisen Begründung dieser Ueberzeugung in ihrem Buche: „Les femmes en Orient" sich beschäftigt, und über welche letzteres einen reichen Schatz der anziehendsten und lehrreichsten Mittheilungen enthält, sind die Rumänen, Bulgaren, Serben und Montenegriner, Bosniaken und Dalmatiner, ferner die Albanesen, Griechen, Türken und Russen. Der nationale Patriotismus, die Entschiedenheit des Charakters, der politische und kirchlich-religiöse Freisinn, die wissenschaftliche Bildung und Aufklärung, die wir schon aus anderen Schriften der geistreichen Verfasserin kennen, verleugnen sich auch hier nicht, und die Masse des Anziehenden und Wissenswürdigen giebt sich dem Leser in einer gefälligen, anmuthigen und ungemein lebendigen Darstellung kund.

Das Buch selbst hat sie ihrem früheren Lehrer im Altgriechischen, Papadopulos in Athen, gewidmet.

Afrika.

Madagascar und seine Bewohner.

Diese Insel, auf der seit dem Anfange des sechszehnten Jahrhunderts, wo sie von den Portugiesen entdeckt wurde, Engländer, Franzosen, Holländer mit mehr oder weniger Erfolg Niederlassungen versuchten, kann und wird endlich ihrem Loose nicht entgehen, in einer, freilich noch sehr entfernten Zukunft, wie heftig sie sich auch dagegen sträubt, in die Geschicke Europa's verflochten zu werden, um auf der Schaubühne des Völkerdrama's eine angemessene Rolle zu spielen. Eine geo ethnographische Skizze derselben, die ein französischer Arzt, Dr. Milhet-Fontarabie, von der Königin des Hovastammes, Ranavalona, aus der Insel Réunion nach Madagascar berufen, um ihren schwer erkrankten Minister zu heilen, seinen Freunden in der Heimat vor Kurzem brieflich mitgetheilt hat, ist nicht ohne Interesse.

Beim Anblick dieses Landes, sagt er, ergreift uns der schroffe Gegensatz zwischen der schönen Natur und den barbarischen Bewohnern. Die herrlichen Fluren laden euch zur Freude ein und erwecken in euch den Wunsch, ihnen eure Kraft, eure Jugend, eure Bildung zuzuwenden, den Geist der modernen Industrie herbeizurufen. Ihr wiegt euch in süßen Hoffnungen, schauet in eine unferne blühende Aussicht dieses schönen Landes — da tritt euch der Mensch entgegen, und gelähmt ist der Schwung eurer Phantasie und verflogen ist der liebliche Traum; der Mensch heißt Hova. Halb Malaye, halb Araber, mahnen einige eingesprengte Züge an die Mischung mit der Kafferraçe. Dieser bunte Typus trägt den Stempel seiner Instinkte, seiner Laster, seiner Grausamkeit. Er scheint euch warnend zuzurufen: „Nehmt euch in Acht! von eurer Civilisation wollen wir nichts wissen. Und wie unsere Königin über eure Religion denkt, das könnt ihr alle vierzehn Tage erfahren, wenn ihr euch den Tagesbefehl an die Truppen anhoren wollt." Und an der Art, wie der Hova die

andern unterworfenen Stämme behandelt, läßt sich's leicht abnehmen, daß unter einer solchen Regierung der Gedanke an Civilisation nur sehr langsam Eingang finden und sich nur so lange erhalten werde, als sie ihr handgreiflichen Nutzen zu bieten hätte, um sofort zu verschwinden, wenn ihre Habgier und ihre Leidenschaften befriedigt sind.

Das Plateau von Tananariva enthält Granit, Quarz, Gneiß, Schiefer und Glimmer. Der angebaute Boden ist thonig und zeigt überall Eisenspuren. Das Wasser verläuft sich schwer und die thätigen Hovas legen zum Zweck der Reiskultur mehr oder weniger tiefe Abzugsgräben an. Im Nordwesten der Insel Madagascar strömt der von zahlreichen Zuflüssen angeschwellte Bombatok von Osten nach Westen. Von September bis März wüthen häufige Gewitter mit großer Heftigkeit und richten vielen Schaden an. Sie entstehen durch die Ausdünstungen der unermeßlichen mit Wasser bedeckten Reisfelder, unter dem Einfluß einer glühenden Sonne. Der Boden, von den wesentlichen Bedingungen aller Fruchtbarkeit: Wärme und Feuchtigkeit, begünstigt, eignet sich daher auch zu jeder Kulturart. Reis, Maniok, Bataten, Kartoffeln, Wein, Hafer, alle unsere Gemüse, so wie einige Fruchtbäume kommen sehr gut fort, werden aber nur in geringer Menge und nur von einem Europäer, Herrn Laborde, der hier seit langer Zeit ansässig ist, gepflegt. Das Plateau wird hin und wieder von engen, nicht sehr tiefen Thälern und von mehr oder weniger hohen Hügeln unterbrochen; diese tragen oft einen ungeheuren Granitblock auf ihrer Spitze; an manchen Stellen ist der Granit rein, an manchen mit Glimmer eingesprengt. Tananariva liegt auf einem solchen Granitblock.

Im Westen dieser Stadt zieht sich in der Ferne eine Hügelreihe, deren Höhe nach dem Augenmaß etwa 600 Fuß betragen mag. Tananariva dürfte sich, nach meinen wiederholten Beobachtungen, bis zu 3600 Fuß über den Meeresspiegel erheben. Auch jene Hügelkette ist mit Granitblöcken gekrönt, und das so regelmäßig, als wären sie von Menschenhänden dahin gelegt worden.

Die Temperatur wechselt zwischen 12 und 26 Grad des hunderttheiligen Thermometers; im Januar und Februar steigt sie sogar bis 30 Grad. Die Nächte sind frisch, angenehm; das Klima überhaupt gesund und die Einwohner, des Plateaus von Imerity besonders, niemals von Fiebern heimgesucht. Diese Hochebene, die sich beiläufig 50 Lieues von Norden nach Süden und 35 Lieues von Osten nach Westen erstreckt, liegt in der Mitte der Insel, von dem Ankova-Gebirge mit seinen 900—1200 Fuß hohen Granithügeln eingeschlossen und von dem übrigen Lande getrennt, und so gegen das Fieber wie gegen die umwohnenden feindlichen Völkerschaften geschützt.

Die Halden dieses Gebirges zeigen noch Spuren der unermeßlichen Waldungen, die früher das ganze Plateau bedeckten; die aber von der Zerstörungssucht, dem Unverstand, den inneren Kriegen der Hovas verschwunden sind. Von dem zahlreichen Wild, das sich sonst hier tummeln mochte, erblickt man jetzt nur selten einen Affen oder einen Eber.

Aus seinem Tagebuche giebt nun der Reisende einen flüchtigen Bericht über die Flüsse, Seen und Ortschaften, die er auf seiner Wanderung berührt hat.

Tamatava mit seinem Hafen, seiner Festung, von Sand und Korallen aufgeführt, enthält 2500 Mann als Garnison, von denen zwei Drittel krank sind; an diesem Posten der Hovas wird der meiste Handel getrieben und hier wohnen die meisten Weißen. Die fünfzehn Steuerpächter aus verschiedenen Nationen handeln mit den Erzeugnissen, die sie von den Inseln Réunion, Mauritius und aus Amerika beziehen. Alljährlich bringen drei oder vier amerikanische Schiffe Leinwand im Werthe von 7—800,000 Francs auf den Markt von Tamatava. Diese Leinwand, stärker als die französische und englische, ziehen die Hovas vor und verfertigen daraus ihre Hemden, eine Art antiker Tunika, und ihre Lambas, ein einfaches Gewand, acht Fuß lang und sechs Fuß breit, in das sie sich wie in einen spanischen Mantel hüllen. Die Steuerpächter vertauschen diese Linnen und verschiedene andere Produkte gegen Hausthiere und Reis, die sie nach Réunion und Mauritius versenden. Fast ausschließlich verkehren nur die Hovas mit den Weißen; sie sind durchweg Soldaten, Offiziere und die ersten Beamten der Hauptstadt. Kein Volk zeigt in Handelsgeschäften so viel Schlauheit, Gewandtheit, Geduld und Unredlichkeit wie der hovaische Stamm. Seinen Trieben kam noch das Beispiel der ersten Weißen zu Hülfe, die durch Stürme oder andere Zufälle an seine Küsten verschlagen worden. Der civilisirte und der wilde Mensch traten in die Schranken, und in diesen Kampf der List und der Verschmitztheit zog und ziehet noch heute jener den Kürzern. Die Unredlichkeit und Entsittlichung herrschen überall, an der Küste, in der Hauptstadt, bei Hofe; Ranavalona-Manjaka ist, wie der erste im Rang, auch der erste in der Schelmerei.

Dieses unselige System, von den ersten Weißen befolgt, hat sich bis auf die neueste Zeit erhalten und führt wiederholentlich Zerwürfnisse herbei zwischen den Hovas und den Weißen, die, mit Verleugnung ihrer Nationalität, sich völlig zu Hovas umgestaltet, ja sie überboten haben, einerseits und den neuen Pächtern andrerseits, die von unseren Küsten in dieses Land Gesinnungen der Gerechtigkeit und geschäftlicher Solidität und Redlichkeit eingebracht haben. Der Kampf stellte sich aber als ein ungleicher heraus. Die alten Pächter, die sich in ihrem Handelsmonopol beeinträchtigt sahen, benutzten den Einfluß des Geldes, dem ein Hova niemals widersteht, um einen völligen Bruch herbeizuführen. Daher rührt die Austreibung der Pächter 1845; daher das Einschreiten unserer Waffen; daher die Verzögerung der Civilisation und die Vergeblichkeit der Anstrengungen von Seiten der Freunde der Humanität, die kein Opfer scheuen um bei diesen Völkern den Sinn für Rechtlichkeit und Nationalität zu wecken....

In Tamatava führen drei Gouverneure das Regiment; der erste Namens Raiusiringa, gebietet als unumschränkter Herr und hat nur der Königin Rechenschaft zu geben; unter ihm befehligt ein zweiter, Raiubetivy, und ein dritter, Andrianatara. Der Steuereinnehmer heißt Rachemitsay, dessen Sohn im Jesuitenkollegium auf Réunion erzogen wird.

Alle Produkte der Ostküste werden nach Tamatava gebracht, von wo vier bis fünf Schiffe, die während der Monate Mai bis December die Fahrt drei- oder viermal wiederholen, sie verladen und dem Verkehr auf Réunion und Mauritius überliefern. Von den eingeführten Waaren zahlt man 10%, von Getränken 33%; von den ausgeführten 20% und zwar der Verkäufer 10% und der Käufer 10%.

Tamatava ist auf dem Sande gebaut. Dieses Dorf zählt etwa tausend Hütten und bildet zwei gesonderte Theile, in dem einen, an der Meeresküste, wohnen die Madegassen und Weißen, in dem andern, der hinter der Festung liegt, die Hovas. Jede von Holz oder Ravinalalaub aufgeführte und ebenso gedeckte Hütte ist von einem Pfahlwerk umgeben. Das ansehnlichste Gebäude bewohnt der Oberrichter; es besteht ebenfalls aus Holz, hat nur ein Stockwerk und mehrere Zimmer. Es ist das einzige das ganz so wie der Palast Ranavalona's, von abgekanteten, zehn Fuß hohen Pfählen eingeschlossen ist. Hier residirte früher Jean René, König von Tamatava und leiblicher Bruder Radama's. Tamatava war die Hauptstadt der Völkerschaften Betsimi-Sarak und der Betanimenen. Nach dem Tode Jean René's und seit der Eroberung der Hovas leitet ein von der Königin ernannter Oberrichter unter dem ersten Gouverneur die öffentlichen Geschäfte. „Bei meiner ersten Reise," bemerkt Milhet-Fontarabie, „bekleidete dieses Amt Philipp, ein Neffe des Königs Jean René. Er begleitete mich in die Residenz zur Königin, um ihr Beschwerden von Seiten der von ihm verwalteten Bewohnerschaft vorzulegen. Während seines hiesigen Aufenthalts hatte sich ein organisches Herzübel ausgebildet und bei meiner zweiten Reise lebte er nicht mehr."

Mannigfaltiges.

— Varnhagen's Briefe an eine Freundin.* Die Zusendung englischer Autographen für die Sammlung Varnhagen's hat die damals in England lebende Empfängerin dieser Briefe mit dem Letztern in Verbindung gebracht und darauf zehn Jahre lang (1844—1853) in einem ziemlich lebhaften und anziehenden Briefwechsel mit ihm erhalten. Schon aus dem ersten Briefe Varnhagen's ersehen wir, wie streng diskret dieser in Bezug auf die Veröffentlichung solcher Autographa dachte. Er bemerkt nämlich: „Ich bin immer etwas betroffen, wenn ich Blätter der gewünschten Art nicht in ihrer Vollständigkeit, sondern verstümmelt empfange. In England geschieht diese Verstümmelung am häufigsten; man scheint ein Erforderniß der Discretion darin zu sehen. Es gehören aber zu der Unterschrift billig einige Zeilen, oder wo möglich Seiten, in denen neben der Hand auch Sinn und Ausdruck sich erkennen lassen. Ich bemerke dies für den Fall, daß ich mir schmeicheln darf, auch vielleicht fernerhin, bei vorkommender Gelegenheit, durch Ihre Güte freundlich bedacht zu werden. Und ich füge hinzu, daß meine Sammlung unzerstreut, als ein historisch-literarisches Zeugniß unserer und der nächstvergangenen Zeit, auf die nachfolgende ver-

* Hamburg, Hoffmann & Campe, 1860.

erben soll, daher etwaniger Mißbrauch hier am wenigsten zu fürchten ist."

Thomas Carlyle gab die erste Veranlassung dazu, daß die deutsche Empfängerin dieser Briefe in England auf die Handschriften von Celebritäten, deren Namensverzeichniß ihr von Varnhagen aufgegeben ward, förmlich fahndete. Carlyle, dessen französische Revolutionsgeschichte zuerst durch Varnhagen in Deutschland bekannt wurde, ist vielfach Gegenstand dieser Korrespondenz. Wie begeistert auch Varnhagen von Carlyle's Auffassungs- und Darstellungsweise war — von dessen Geschichte Friedrich's des Großen erwartete er Nichts, ja weniger als Nichts, und diese Erwartung hat sich vollkommen bewährt. Carlyle war bekanntlich im Jahre 1852 in Berlin, um Vorstudien zu seiner Geschichte zu machen, und bei dieser Gelegenheit erkannte Varnhagen, wie wenig der sonst von ihm hochverehrte Engländer befähigt, der Historiograph Friedrich's zu sein. „Für ihn und die Sache," schreibt Varnhagen, „wäre mir jetzt lieber, daß Carlyle sein Vorhaben aufgäbe, so sehr ich früher ihm zuredete. Der Stoff ist zu schwierig, zu verwickelt, zu fremd für ihn, und läßt sich aus tausend kleinen Einzelnheiten, die zusammen wichtig sind, nicht unverletzt herausschälen. Eine Merkwürdigkeit wird Carlyle's Buch freilich immer sein. Indessen glaube ich nicht, daß er literarisch ferner steigen wird; er hat seinen Gipfelpunkt, wie mich dünkt, schon überschritten."

So geistreich und treffend dieses, wie alle anderen literarischen, historischen und psychologischen Urtheile Varnhagen's, ist, so dürftig und unzutreffend erscheint sein politisches Urtheil über die Zeitereignisse, besonders im Jahre 1848. Nicht allein daß er den endlichen Sieg einer freisinnigen Politik in Preußen, wie wir ihn jetzt erleben, nicht vorhergesehen, huldigt er in seiner radikalen Anschauung bald einem chimärischen Ideal und bald dem verzweifeltsten Pessimismus. Während in Deutschland eben nur von Männern der richtigen Mitte, wie sie jetzt in Preußen am Ruder, nachhaltige Erfolge und moralische Eroberungen zu erwarten sind, eifert er gegen dieselben Männer, die im Jahre 1848 den jetzigen Prinz-Regenten von England zurückberiefen und begeistert er sich für die damals auf der Straße gepredigten Lehren, deren Unverstand und Uebermuth leider dem nachfolgenden reactionairen Treiben die Wege gebahnt haben.

— Joseph von Hammer's nachgelassene Denkwürdigkeiten. Der berühmte Orientalist von Hammer-Purgstall hat seine Memoiren und Briefe testamentarisch seinem Freunde, dem Director der Staatsdruckerei in Wien, Hofrath Auer, mit der Bestimmung vermacht, dieselben zu ordnen und zu publiziren. Wie ein Korrespondent der Augsb. Allg. Ztg. berichtet, bestehen diese Handschriften aus 1600 Bogen, sowie aus 800 Nummern brieflicher Beilagen. Die Arbeit der Ordnung und Collationirung ist erst vor Kurzem beendet, obgleich sie bald nach dem Tode Hammer's begonnen worden, doch scheint der Herausgeber noch unschlüssig darüber, ob und wie weit er mit der Veröffentlichung der Memoiren vorgehen soll. Hammer war bekanntlich ein freimüthiger, offener Charakter und dabei etwas indiskret, während sein Freund Auer es nicht gern mit irgend Jemand verderben will. Deshalb fragt die Allg. Zeitung, ob es nicht überhaupt besser wäre, die Herausgabe lieber auf eine spätere Zeit zu verschieben?

Julius Hammer, der Dichter von „Schau um dich und schau in dich," hat soeben eine neue Gedichtsammlung: „Unter dem Halbmond; ein osmanisches Liederbuch,"* mit einer Einleitung über die Geschichte der osmanischen Poesie, herausgegeben. Osmanische Geschichte und Poesie ist bekanntlich auch das vornehmste Gebiet Joseph v. Hammer's gewesen. Die Hammer, sowohl die poetischen, als die politischen im alten Europa, scheinen es nun einmal auf den osmanischen Ambos abgesehen zu haben.

— Rodenberg's Irland. Von Dr. Julius Rodenberg, dem wir bereits ein poetisches Buch über Wales verdanken, ist soeben eine ähnliche, historisch-poetische Arbeit über Irland ausgegeben worden: „Die Insel der Heiligen; eine Pilgerfahrt durch Irland," erster Band.** Der zweite Band wird im nächsten Monat und der dritte, unter dem besondern Titel: „Die Harfe von Erin; Märchen und Dichtungen in Irland," gegen Weihnachten erscheinen.

* Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

** Berlin, Otto Janke.

— Sittlich-religiöse Sozialistik.* Das große Problem der Rettung oder wenigstens der Kräftigung und Neubefestigung der Gesellschaft in allen ihren Lebensbeziehungen wird hier von einem streng christlichen, aber in keiner Weise confessionellen Standpunkte eingänglich besprochen. „Wenn wir uns von ganzem Herzen zu derjenigen christlichen Gemeinschaft bekennen, welcher wir seit Langem unsere besten Lebenskräfte gewidmet haben, so betrachten wir doch auch die übrigen, insofern sie den gemeinsamen Kern des Christenthums beibehalten haben, als seine Zeugen, und schließen uns den Worten des Apostel Paulus an: „Auf welche Weise Jesus Christus verkündet wird, ich freue mich doch darüber und will mich freuen. Allein es muß im Geist und in der Wahrheit geschehen." Die Welt ist des Streites müde und fühlt die Richtigkeit eines ebenfalls schönen Wortes von Jacobus: „Die Frucht der Gerechtigkeit wird gesäet im Frieden deren, die den Frieden halten." Diese Worte genügen, um das Buch zu charakterisiren; sie bilden den Schlüssel zu demselben. Es ist ein friedfertiges, gemüthliches Buch, dessen Verfasser dabei eine tiefe Einsicht in die Noth der Zeit und die sozialen Uebelstände bekundet. Den Geistlichen aller Confessionen wird manche ernste Wahrheit nicht vorenthalten. Welchem Bekenntnisse der Verfasser angehört, ist uns deshalb nicht klar geworden. — l.

— Frau von Arrom (Fernan Caballero). Von dieser gelehrten und hochgebildeten Dame, die nicht allein durch ihre, in mehreren Uebersetzungen verdeutschten Romane, sondern auch durch die, im Wesentlichen aus diesen Romanen entlehnte Zusammenstellung von Volksliedern, Legenden und Märchen in Ferdinand Wolf's „Beiträgen zur spanischen Volkspoesie" (s. Nr. 3 des diesjährigen „Magazin") in weiteren Kreisen bekannt geworden ist, erschien neuerdings im vorigen Jahre in Sevilla ein weiterer, höchst interessanter Beitrag zur spanischen Volkspoesie, unter dem Titel: „Coleccion de cuentos y canciones populares andaluces („Sammlung andalusischer Volkserzählungen und Volkslieder"). Sie hat in dieser Sammlung, unmittelbar aus dem geistigen Leben des andalusischen Volkes schöpfend, in größerem Maßstabe die Zeugnisse und Blüthen dieses Volkslebens zusammengestellt und auf diese Weise dasjenige in reicherem Maße weiter ausgeführt, was Wolf in seinen „Beiträgen" durch Vermittlung der Romane Fernan Caballero's zu geben versuchte. Diese Sammlung der Frau von Arrom gewinnt durch den Umstand ein um so größeres Interesse, daß die Verf. die „Beiträge" von Wolf noch nicht kannte, als sie diesen ganz ähnlichen Plan ausführte. Wenngleich darin einige bereits von Letzterem in Uebersetzung mitgetheilte Märchen sich finden, so enthält die Sammlung doch auch deren mehrere neue und außerdem Volksschwänke, sprüchwörtliche Anekdoten und eine sehr reichhaltige Zusammenstellung von Coplas (Singstrophen), darunter mehrere mit Musikbegleitung.

— Louis Ulbach. Die Arbeiten dieses französischen Schriftstellers, des Verfassers der „Contes tristes" und des geistvollsten Gegners von Louis Veuillot's Univers, den er namentlich in der Revue de Paris bekämpfte, sind in Deutschland noch wenig oder gar nicht bekannt, obwohl sie die Ehre, auch im Auslande gekannt zu sein, weit mehr verdienten, als die Schriften eines andern, von Ulbach viel bekämpften Autors, des Verfassers der „Fanny" und der „Katharine d'Overmeire." Wir hören daher mit Vergnügen, daß eine seiner neueren Novellen: „Herr und Madame Fermel" (2 Bde.), demnächst in einer deutschen Uebersetzung von Dr. A. Mecklenburg erscheinen werde.** Es bilden die Arbeiten des streng sittlichen, idealen Novellisten einen diametralen Gegensatz zu denen Feydeau's. Andere seiner in Frankreich sehr geschätzten Schriften sind die „Philosophie maçonnique," „l'Homme aux louisd'or" und „Écrivains et hommes de lettres."

J. C.

* Der Mensch, die Familie und die Gesellschaft in ihren Verhältnissen zur sittlichen Entwickelung der Menschheit, von Eugen Buisson. Aus dem Französischen. Basel und Biel, Bahnmeier's Buchhandlung. 1860.

** Berlin, Julius Springer.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig.

Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Bestellungen
übernimmt jedes Postamt des deutsch-österreichischen Postvereins, sowie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallstraße Nr. 21) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazin's“ nicht direct correspondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commissionair, Herrn B. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

Herausgegeben von **Joseph Lehmann.**

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

№ 21. **Mittwoch, den 23. Mai 1860.** **29. Jahrgang.**

Inhalt:

Nord-Amerika.

Zufluchtshäuser in Nord-Amerika.

Anstalten zur Erziehung verwahrloster Kinder.

Jeder Menschenfreund wird mit den Absichten und den Zwecken der unter dem Namen „Innere Mission“ seit mehreren Jahren in den Vordergrund tretenden Bestrebungen derer, welche von dem überhand nehmenden Materialismus die Auflösung und den gänzlichen Ruin der bürgerlichen Gesellschaft befürchten, einverstanden sein, ohne daß es nöthig ist, alle dazu in Vorschlag kommenden Mittel und deren Ausführung zu billigen, oder gar das, was von jener Seite her vorgeschlagen wird, als unfehlbar oder auch nur als unverbesserlich anzusehen.

Was kann es Edleres und Erhabeneres geben, als die Aufmerksamkeit und Theilnahme, welche der verwahrlosten Jugend zugewendet wird, indem man eigene Anstalten gründet, dazu bestimmt, mit christlicher Liebe und väterlicher Strenge das nachzuholen, was ein ungünstiges Geschick, fehlerhafte Anlagen und Neigungen, Verwahrlosung, böses Beispiel, oder gar strafbare Anleitung verschuldet haben? Und wie schmerzlich muß es den aufmerksamen Beobachter berühren, wenn er sieht, wie so viele vereinte Anstrengungen den gehegten und berechtigten Erwartungen nicht entsprechen, — wie die an verschiedenen Orten gegründeten, sogenannten Besserungs- und Rettungshäuser mehr oder wenige ungünstige Resultate liefern und die Früchte nicht bringen, die man mit so vielem Rechte hoffen durfte!

Gewiß liegt hier die Frage nahe, wem die Schuld davon beizumessen ist, ob der Einrichtung dieser Anstalten, oder ihrer Leitung, — oder vielleicht gar beiden?

Am zweckmäßigsten dürfte wohl eine Vergleichung der deutschen Anstalten mit denen in Nord-Amerika sein, wo sie die erwarteten Früchte in reichlichem Maße bringen, und es möchte ein solches Vornehmen um so gerechtfertigter sein, als bekanntlich die erste Idee zu diesen Anstalten wohl diesem Lande angehört, dessen praktischer Sinn schon vor einer Reihe von Jahren einsah, was seinen sozialen Verhältnissen Noth thue, und was mit solchen Anstalten erreicht werden könne.

Clinton, früher Gouverneur in New-York, welcher das erste Haus dieser Art daselbst gründete, hat seine Ansichten und Erfahrungen über diese Anstalten in einer Schrift niedergelegt, aus welcher ich hier die interessantesten Hauptpunkte mittheilen will.

Jenseits des Oceans hat man diesen Häusern den Namen „Zufluchtshäuser“ gegeben, einen Namen, der nur die Idee erlittenen Unglücks erweckt, damit keine Art von Unehre an dem Aufenthalte in demselben hafte und denen, welche darin zurückgehalten werden, später ein, ihre bürgerliche Ehre antastender Vorwurf nicht gemacht werden könne. Wie bedeutsam ist schon dieser Unterschied! In Deutschland will man gleich der Welt sagen: hier haben wir ein Haus erbaut, in welchem Kinder, die verloren gegangen waren, gerettet und junge Verbrecher gebessert werden sollen! Wie man früher den schweren Verbrechern mit Aufdrückung des Stempels T. F. einen unauslöschlichen Scheidebrief aus der ehrlichen Gesellschaft mitgab, wenn sie aus dem Zuchthause oder Bagno entlassen wurden — und ihnen damit unmöglich machte, sich aus ihrer sittlichen Verderbniß emporzuarbeiten, so giebt man diesen jugendlichen Gemüthern den Glauben an ihre moralische Verderbtheit mit in die Welt, weil sie nie vergessen werden, daß sie einen großen Theil ihrer Jugend in einem Rettungs- oder Besserungshause zugebracht haben.

Solche Zufluchtshäuser bestehen schon seit 35 Jahren in den Vereinigten Staaten und haben die Richtigkeit der Theorie, welche sie in das Leben gerufen, durch ihre praktische Wirksamkeit und unendlich wohlthätige Folgen genugsam erwiesen. Diese Resultate veranlaßten den Gouverneur Clinton zu dem Ausspruche: die Zufluchtshäuser seien die besten Strafanstalten, die der menschliche Geist erdacht und seine Wohlthätigkeit in's Werk gesetzt habe.

Das erste dieser Häuser wurde im Jahre 1825 in New-York, das zweite in Boston im darauf folgenden Jahre, das dritte in Philadelphia im Jahre 1828 errichtet, und seitdem folgten viele Städte der Union diesem Beispiele.

Gerührt von dem schrecklichen Loose junger Uebelthäter, die mit verhärteten, vollendeten Verbrechern vermengt in den Gefängnissen schmachteten, faßten Privatleute in der erstgenannten Stadt den Vorsatz, diesem Uebel abzuhelfen. Sie vereinigten ihre Bemühungen, bestrebten sich zuerst, die öffentliche Meinung für ihr Vorhaben zu gewinnen, gingen sodann mit edlem Beispiele voran, brachten bedeutende Geldopfer und in Kurzem schlossen sich ihnen zahlreiche Theilnehmer an.

Obwohl Privat-Anstalten, wurden sie doch von den öffentlichen Behörden auf Ersuchen unverzüglich sanktionirt. Alle Individuen, welche Aufnahme darin finden, gleichviel auf welche Weise, befinden sich in gesetzlicher Haft. Indem aber das Gesetz diese Zufluchtshäuser gestattet, mischt es sich doch keineswegs in ihre innere Verwaltung, die sie den Stiftern derselben überläßt. Der Staat giebt jährlich eine Geldunterstützung zu ihrem Unterhalte her, und dennoch nimmt er keinen Theil an der Verwaltung — er begnügt sich, Kenntniß von den Resultaten durch seine Organe zu nehmen. Die Regierungsgewalt dieser Häuser ruht gemeinschaftlich bei denen, die zu ihrer Errichtung beigetragen haben und noch zu den jährlichen Unterhaltungskosten beisteuern.

Die Subskribenten kommen zusammen und ernennen die Directoren (Managers), denen sie die Macht übertragen, die Stiftung nach ihrem Gutdünken zu verwalten. Diese Directoren ernennen die Beamten, und ordnen den Gang der Verwaltung. Sie setzen aus ihrer Mitte ein permanentes Comité nieder, welches die Vollziehung aller Beschlüsse zu überwachen hat. Die Beamten stehen unmittelbar unter dem Comité, dem

die vollziehende Gewalt übertragen ist, dem sie alle ihre Akte zur Billigung vorlegen müssen.

Unter den Beamten ist es der Aufseher, der von den Directoren mit der größten Behutsamkeit gewählt wird, denn er ist die Seele der ganzen Verwaltung; er soll der Vater der Kinder sein, welche ganz seiner Leitung, seiner Erziehung anvertraut sind — und so hat die ganze Einrichtung das Ansehen einer großen Familie und muß es haben, weil schon dadurch auf das Gemüth der Kinder eingewirkt wird.

Die Zufluchtshäuser gedeihen so, sich selbst überlassen und nur dem Urtheile der öffentlichen Meinung unterworfen. Man wirkt so kräftiger zu ihrem Bestehen mit, da diese Mitwirkung frei ist, und nur aus eigenem Antriebe geschieht.

Die Bewohner bilden zwei Hauptklassen — erstens junge Leute beiderlei Geschlechts unter zwanzig Jahren, die eines Vergehens oder Verbrechens wegen verurtheilt sind — und zweitens solche, die ohne verurtheilt zu sein, noch selbst vor Gericht gestanden zu haben, blos zur Vorsorge hineingebracht werden.

Die Nothwendigkeit solcher Häuser für junge Züchtlinge bestreitet wohl Niemand. Man hat zu allen Zeiten und in allen Ländern den Uebelstand eingesehen, junge Sträflinge mit alten verhärteten Verbrechern an dem nämlichen Orte einzusperren.

Dieser Uebelstand hatte in Nord-Amerika oft für das Gemeinwohl die nachtheiligen Folgen, daß die Beamten Anstand nahmen, junge Verbrecher vor Gericht zu ziehen und die Jury sie zu verurtheilen, und dieses würde eine andere Gefahr nach sich ziehen. Die Straflosigkeit macht die Uebelthäter nur noch verwegener, und bald begehen sie Verbrechen, von denen eine zweckmäßige Züchtigung sie vielleicht auf immer ferne gehalten hätte. Ein Zufluchtshaus, in welchem die Behandlung weder zu strenge für ein Kind, noch zu gelinde für den Schuldigen ist, hat also den doppelten Zweck, den jungen Sträfling der Gefahr einer zu strengen Züchtigung und einer gänzlichen Straflosigkeit zu entziehen — sodann ihn von einer Gesellschaft fern zu halten, welche in den meisten Fällen ihm verderblich sein müßte und ihm Gelegenheit zu geben, den Unterricht und die Lehre zu erhalten, welche in seiner früheren Jugend versäumt wurde.

Die nicht verurtheilten Individuen, die man in's Zufluchtshaus schickt, sind junge Bursche und Mädchen, welche, ohne gerade ein Verbrechen begangen zu haben, dennoch in einer Lage sind, die für die Gesellschaft und sie selbst Besorgnisse erregt. — Waisen, welche das Elend zum Betteln zwingt, Kinder, die von ihren Eltern verlassen wurden und ein unsittliches Leben führen (man übersehe nicht, daß hier von Nord-Amerika und nicht von Deutschland die Rede ist, indem hier die erwähnten Fälle wohl nur äußerst selten vorkommen), kurz alle diejenigen, welche durch eigene Schuld durch die Schuld der Eltern, oder die eines ungünstigen Schicksals in einen Zustand gerathen sind, der so nahe an's Verderben streift, daß sie nothwendig darin versinken müßten, wenn man ihnen die Freiheit ließe.

In dem Zufluchtshause von New-York waren nach einer vor einigen Jahren erlassenen Bekanntmachung zu jener Zeit 513 Kinder. Davon hatten 135 ihren Vater, 40 ihre Mutter verloren, 67 waren elternlos, 51 waren durch die Schlechtigkeit oder Vernachläßigung ihrer Eltern zu Vergehen verleitet worden, 47 waren darunter, deren verwittwete Mütter wieder geheiratet hatten. Es waren also über die Hälfte der damals aufgenommenen Kinder, in Folge von unverschuldeten Zufälligkeiten — hier Unglücksfällen — hineingebracht worden.

Diese Anstalten nehmen, wie gesagt, eben sowohl junge Verbrecher auf, als solche, die nahe daran waren, es zu werden. Diesen erspart es dadurch die Schande einer Verurtheilung, beiden aber die Schmach einer Einkerkerung, denn ein solches Haus ist kein Gefängniß, obgleich es mehreren Verurtheilten zum Gewahrsam dient — und der Verhaftete, der es bewohnt, leidet keine Strafe. Auch fehlt es im Allgemeinen der Verfügung, welche die Kinder in dieses Haus sendet, an der Form und Feierlichkeit eines Urtheils, und es ist in dieser Beziehung sehr charakteristisch, daß nie eine Zeit für die Dauer des Aufenthaltes bestimmt wird. Von dem Augenblicke an, in welchem das Kind eintritt, übernimmt die Verwaltung die Rechte und Pflichten eines Vormundes, welche erst mit dem zwanzigsten Jahre — Eintritt der Volljährigkeit — aufhören. Die Pfleglinge können natürlich schon früher entlassen werden. Das Zufluchtshaus hält die Mitte zwischen Schule und Gefängniß. Die jungen Sträflinge werden weniger zur Züchtigung aufgenommen, als um ihnen eine Erziehung zu geben, die ihre Eltern oder das Schicksal ihnen versagte. Daher können auch die Behörden die Dauer des jeweiligen Aufenthaltes nicht voraus bestimmen, weil sie nicht wissen können, ob und wann die Kinder sich bessern, oder es gelingen wird, ihre bösen Neigungen auszurotten.

Diese Bestimmung ist auch für die Erfolge der Erziehung von ungemeiner Wichtigkeit. Weiß ein Kind, daß es eine bestimmte Reihe von Jahren in der Anstalt zurückgehalten wird, ohne Rücksicht darauf, ob es hinreichende Proben seiner begründeten Besserung gegeben hat oder nicht, — weiß es, daß die Pforte dieses Hauses sich ihm nach Ablauf einer bestimmten Reihe von Jahren öffnet, sein Verhalten möge gut oder tadelnswerth gewesen sein — so wird in den meisten Fällen sich Gleichgültigkeit seiner bemächtigen, und der wirksamste Antrieb zum Guten ihm fehlen. Hat aber das Kind die Ueberzeugung, daß es durch Aufmerksamkeit, Fleiß und Fortschritte die Zeit seiner Entlassung beschleunigen kann, — hat es die Aussicht, durch solche Thätigkeit den Zeitpunkt der Erlangung seiner Freiheit und bürgerlichen Wirksamkeit um Jahre näher zu bringen, so wird ihm dieses die beste Belohnung sein, und ein mächtiger Sporn, den Zwecken dieser Anstalt gemäß zu leben.

Uebrigens bleiben solche Kinder, welche in Folge ihrer guten Aufführung das Haus vor dem 20. Jahre verlassen dürfen, nichts desto weniger unter der Oberaufsicht der Directoren, welche sie jeden Augenblick in das Zufluchtshaus zurückbringen lassen dürfen, wenn jene den von ihnen gehegten Erwartungen nicht entsprechen.

Auch diese Bestimmung muß nothwendig die ersprießlichsten Folgen haben, indem die stete Furcht, die kaum errungene Freiheit wieder zu verlieren, diesen jungen Leuten bei allen ihren Unternehmungen vorschweben muß, und die gewonnene moralische Kraft und Stärke des Charakters, im Falle sie wankend werden sollten, unterstützt und mehr befestigt.

Folgende Behörden können in den Vereinigten Staaten Kinder in die Zufluchtshäuser schicken:

1) das Kriminalgericht;
2) die Polizeibeamten (police officers);
3) die Commission des Armenhospitals (almhouse).

Die revidirten Statuten des Staates New-York enthalten Kap. 1, § 13, Tit. 7. folgende Bestimmung:

„So oft ein Individuum unter 16 Jahren eines sträflichen Vergehens (felony) überführt wird, kann der Gerichtshof, anstatt es zur Einsperrung in ein Centralgefängniß zu verurtheilen, seine Haft in dem von der Gesellschaft zur Besserung junger Züchtlinge in New-York errichteten Zufluchtshause verordnen, es sei denn, daß die gedachte Gesellschaft den Gerichtshof davon in Kenntniß setze, daß es an Platz fehle."

Man hat in Pensylvanien Einwendungen erhoben, ob das Zufluchtshaus das Recht habe, Menschen in Haft zu halten, die kein Verbrechen begangen haben, und von keinem Richter verurtheilt worden sind. Eine solche Gewalt, sagte man, laufe der Verfassung der Vereinsstaaten zuwider. Man sagte ferner, die Macht der Directoren, die Haft nach Belieben zu verlängern oder abzukürzen, wäre eine Willkür, die in einer freien Gesellschaft nicht geduldet werden dürfe rc.

Diese Einwendungen lassen sich theoretisch schwerlich widerlegen, — dennoch hat man erkannt, daß das Zufluchtshaus, anstatt das Loos der jungen Verbrecher zu erschweren, es vielmehr erleichtert und daß die nicht verurtheilten Kinder, die man darin in Haft hält, unter keinem Drucke seufzen, sondern nur eine für sie selbst schädliche Freiheit einbüßen. Schon längst hat man deshalb nichts mehr gegen diese Häuser, indessen begreift man, wie behutsam die Gewalthaber dieses Hauses ihr Amt verwalten müssen, wenn man erwägt, daß sie die Befugniß haben, ein Kind seinen Eltern mit Gewalt zu nehmen und es in die Anstalt zu bringen, und daß sie von dieser Befugniß jedes Mal Gebrauch machen, wenn Eltern an dem schlechten Lebenswandel ihrer Kinder schuld sind. Das Gesetz hat in Voraussicht der Möglichkeit von Mißbräuchen dem Kinde sowohl, als den Eltern das Recht verliehen, von dem Ausspruche des Beamten, der es in das Zufluchtshaus schicken will, an den ordentlichen Richter zu appelliren.

Man sieht hier ganz klar den praktischen Sinn unserer Brüder jenseits des Weltmeeres. Wir bedächtige und zögernde Deutsche haben die erhobenen Einwendungen noch lange nicht aufgegeben, die Rechte des Menschen und dessen persönliche Freiheit sind uns viel zu heilig und erhaben, als daß wir uns in solcher Weise daran zu versündigen wagten und Gleiches thun wollten, wenn wir auch längst schon darüber einig und davon vollkommen überzeugt sind, daß diese Anstalten für alle Theile der bürgerlichen Gesellschaft von durchaus unverkennbaren Vortheilen sein würden. Wird der Gegenstand nicht ernstlicher, nicht mit der durchaus nöthigen Thatkraft angegriffen und ausgeführt, so bleibt uns noch

lange das Zusehen, während anderwärts die ersprießlichste Erndte schon längst zu allseitiger Befriedigung gezogen wird.

Die Grundprinzipien, auf welchen die Einrichtung der Zufluchtshäuser beruhen, sind sehr einfach. In New-York und Philadelphia werden die Kinder bei Nacht in einsamen Zellen abgesondert und dürfen nur bei Tag mit einander verkehren. Die guten Sitten scheinen diese Absonderung bei Nacht durchaus zu fordern, am Tage aber ist sie nicht nothwendig. Eine fortwährend gänzliche Absonderung würde Kindern schädlich sein, und das nothwendige Schweigen könnte man nur mit Strafen bewirken, deren Härte uns empören müßte. Dagegen muß eine beständige, unermüdliche Aufsicht eintreten, so daß die Kinder nie sich selbst überlassen sind. Die gänzliche Beraubung des geselligen Verkehres würde außerdem den größten Nachtheil für sie haben, indem sie die geistige Entwickelung bei ihnen hemmte.

In Boston werden die Kinder weder bei Tag noch bei Nacht getrennt. Man hat nicht gefunden, daß die Gemeinschaft bei Nacht in diesem Hause schädliche Folgen gehabt hätte; — dennoch ist sie in meinen Augen nicht weniger bedenklich, und wird in Boston nur durch eine ganz außerordentliche Aufsicht und Sorgfalt unschädlich gemacht, die man im Allgemeinen selbst von den treuesten und eifrigsten Beamten nicht immer erwarten darf.

Strafen und Belohnungen sind wie in jeder Schule die beiden Disziplinarmittel zur Erhaltung der Ordnung. In der Anwendung derselben weichen aber die Zufluchtshäuser von Philadelphia und New-York von dem zu Boston ab.

In beiden ersteren sind folgende Strafen eingeführt:

1) Ausschließung von den Erholungsstunden,
2) Einsperrung in eine einsame Zelle,
3) Wasser und Brod statt aller Kost,
4) körperliche Züchtigung, d. h. Peitschenhiebe.

Man übersehe nicht, daß man es hier nur mit bereits ganz verdorbenen, verwahrlosten Kindern zu thun hat, und daß dennoch die letzterwähnte Strafe nur bei wiederholten, schweren Vergehen, und wenn alle anderen Correctionsmittel fruchtlos versucht und erschöpft sind, angewendet werden. Man unterscheidet demnach zwischen guten und bösen Züchtlingen. Ist bei den bösen Züchtlingen ein oder das andere Individuum, welches Hoffnung giebt, es aus seiner moralischen Verdorbenheit noch retten zu können, so wird es getrennt und zu den guten befördert. Die Hoffnung auf diese Beförderung weckt manchen schlummernden Funken um so mehr, als der Zustand in diesen beiden Abtheilungen allerdings verschieden ist und bei den Kindern immer den Wunsch rege erhält, den Guten beigesellt zu werden. Diese letzteren sind der körperlichen Züchtigung nicht unterworfen, — die härteste Strafe für sie ist, daß sie diesen Unverbesserlichen beigesellt werden, und die Furcht vor dieser Zurücksetzung hat sich jeder Zeit heilsam bewährt.

Die Unverbesserlichen selbst sind wieder in zwei Klassen getheilt, — in solche, welche noch einige Hoffnung zulassen, und solche, welche wirklich ganz unverbesserlich sind, denn immer noch muß die Hoffnung durchblicken, seinen Zustand verbessern zu können. Bei den letzterwähnten sind nur körperliche Züchtigungen wirksam, doch werden dahin

1) isolirte Einsperrung in eine enge Zelle,
2) Wasser und Brod als alleinige Kost

gerechnet und nur als letztes Mittel

3) Peitschenhiebe

angewendet, denn wer der angestrengten Aufmerksamkeit und unausgesetzten Beobachtung auch gar keine Seite zeigt, welche wenigstens eine, wenn auch sehr entfernte Hoffnung begründet, bei fortgesetzter Mühe civilisirte, menschliche Regungen hervorzubringen — der steht auf einer Stufe der Thierheit, welche nur einer solchen Behandlung weichen wird. Es bleibt hier nichts anderes übrig, als ein solches entartetes Individuum durch Zufügung körperlichen Unbehagens und durch Schmerzerregung dahin zu bringen, daß er dasjenige unterläßt, was ihm wiederholt solche Unbehaglichkeit oder solche Schmerzen verursachen wird.

In New-York gestattet das Reglement ausdrücklich Schläge — in Philadelphia beschränkt es sich darauf, sie nicht zu verbieten, da es sie nicht ausdrücklich gut heißen mag. Die Strafen werden von dem Oberaufseher verhängt, der in der Anstalt unbeschränkte Macht hat.

Während die widerspenstigen Gefangenen so nach Maßgabe ihrer Vergehungen verschiedene Strafen erleiden, genießen diejenigen, die sich besonders gut betragen, ehrenvolle Auszeichnung. Zur ersten Klasse zu gehören, ist an und für sich schon eine Ehre, — außerdem tragen diejenigen, die sich in den übrigen Klassen hervorthun, gewisse Ehrenzeichen, die sie von allen übrigen unterscheiden. Endlich ernennt der Oberaufseher noch unter den besten Subjekten eine Anzahl Monitoren, denen er einen Theil der Aufsicht überträgt. Dieser Beweis von Vertrauen ist eine Auszeichnung, auf welche die Zöglinge einen besonders großen Werth legen.

In dem Zufluchtshause zu Boston finden körperliche Züchtigungen nicht statt — die Disziplin ist durchaus moralisch und auf Prinzipien der erhabensten Philosophie gegründet. Alles ist darauf berechnet, die Seelen der Züchtlinge zu heben und ihnen ein Streben nach ihrer eigenen Achtung und nach der ihrer Nebenmenschen einzuflößen. Zu diesem Zwecke giebt man sich das Ansehen, sie wie Erwachsene und Glieder einer freien Gesellschaft zu behandeln.

Diese Theorie kann man allerdings zu den Disziplinarmitteln rechnen, denn es scheint, daß die hohe Meinung, die man dem Kinde von seiner Moral und seiner geselligen Stellung beibringt, nicht allein seine Besserung bewirkt, sondern auch das beste Mittel ist, völligen Gehorsam von ihm zu verlangen.

Als Hauptgrundsatz steht fest, daß Niemand für einen Fehler bestraft werden kann, der weder durch ein Gesetz Gottes, noch des Landes, oder der Anstalt selbst untersagt ist. Dann enthält das Reglement noch folgende Bestimmung:

> „Da es die Macht des Menschen übersteigt, die gegen die Gottheit verletzte Ehrfurcht zu bestrafen, so wird demjenigen, der sich eines solchen Vergehens schuldig gemacht hat, blos alle Theilnahme an dem Gottesdienste untersagt, indem man so den Schuldigen der Gerechtigkeit Gottes, die seiner wartet, anheim stellt."

Dieses Ausschließen vom Gottesdienste wird in Boston von allen Kindern, sowie von den Ausgeschlossenen selbst, als die schrecklichste aller Strafen betrachtet.

Eine andere Bestimmung setzt fest, daß keine Angeberei der Kinder gegen einander angenommen wird, und in dem folgenden Artikel wird erklärt, daß kein Kind für einen aufrichtig und reuevoll bekannten Fehler Strafe zu erwarten habe.

In Boston giebt es auch ein Sittenbuch, wo jeder Gefangene gut oder schlecht eingeschrieben steht. Was aber dieses Buch von denen in anderen Zufluchtshäusern unterscheidet, ist, daß jedes Kind selbst die Noten über seine Aufführung diktirt. Jeden Abend werden die jungen Gefangenen nach einander befragt. Jeder hat sein Betragen den Tag über selbst zu beurtheilen und nach seiner eigenen Erklärung wird die ihn betreffende Note niedergeschrieben. Die Erfahrung hat gelehrt, daß sie sich selbst immer strenger beurtheilen, als es Andere gethan hätten, man muß deshalb oft die Strenge, ja selbst Ungerechtigkeit ihrer Urtheile mildern.

Wenn sich bei der durch das Sittenbuch zu bewirkenden Classification Schwierigkeiten ergeben, oder einige junge Sträflinge sich gegen die Disziplin vergangen haben, so wird ein Gericht gehalten. Zwölf Geschworene werden unter den Kindern der Anstalt gewählt, die den Angeklagten verurtheilen oder lossprechen.

So oft unter ihnen ein Beamter oder Monitor erwählt werden soll, versammelt sich die ganze Körperschaft der Wahlberechtigten, sie schreitet zur Wahl, und der Kandidat, welcher die meisten Stimmen erhalten hat, wird zum Präsidenten erklärt. Es ist das durchaus keine Spielerei, noch weniger eine Profanirung jener ernsten Scenen und Vorkommnisse im bürgerlichen Leben, — es läßt sich nichts Ernsteres denken, als die Art, wie diese zehn- und zwölfjährigen Wähler und Geschworenen ihr Amt verrichten.

Die Disziplin hat übrigens noch andere Waffen, wenn die moralischen Mittel nicht ausreichen. Die Kinder, welche sich gut aufführen, genießen besondere Vorrechte — sie nehmen an den Wahlen Theil und sind allein wählbar — die Stimme derjenigen, welche die erste Klasse bilden, zählt sogar doppelt; das kann die anderen nicht neidisch machen, weil es lediglich bei ihnen steht, dieselbe Gunst zu erhalten. Die Guten haben die wichtigsten Schlüssel des Hauses in Verwahrung; sie dürfen frei aus dem Hause gehen, und in den Versammlungen können sie ihren Platz wechseln, ohne einer Erlaubniß zu bedürfen; man glaubt ihnen bei allen Vorfällen auf ihr Wort, und ihre Geburtstage werden gefeiert. Nicht alle Guten haben alle diese Vorrechte, aber wer zu einer dieser guten Klassen gehört, hat auf einen dieser Vorzüge Anspruch.

Die Bestrafung der Bösen besteht in Entziehung des Wahl- und Wählbarkeitsrechtes — sie dürfen bei dem Oberaufseher ohne dessen Erlaubniß nicht eintreten, noch mit ihm sprechen, auch die Unterhaltung mit den andern Kindern ist ihnen verboten; — wenn es nöthig wird, legt man dem Verbrecher auch körperliche Strafen auf, die ihm sehr empfindlich sind — man legt ihm Handschellen an, er muß eine Binde vor den Augen tragen, oder er wird in eine einsame Zelle gesperrt.

Es ist bekannt, daß in Boston viele und glänzende Resultate verhältnißmäßig erzielt wurden — es kam einige Male sogar vor, daß Sträflinge nach mehrjährigem Aufenthalte entlassen werden konnten, die während der ganzen Zeit keine Strafe, nicht einmal einen Tadel erhalten hatten. Dennoch scheint es mir, als ob das System der Anstalten in New-York und Philadelphia, wenn auch weniger merkwürdig, doch vielleicht besser und mehr zu empfehlen sei; auch hat das Letztere ungleich mehr Nachahmung gefunden. Das Zufluchtshaus in Boston ist allerdings vortrefflich verwaltet und unstreitig vorzüglicher als die beiden anderen; allein dies ist gewiß weniger dem System selbst zuzuschreiben, als dem ausgezeichneten Manne, der es in Anwendung bringt, oder vielmehr um die Sache genauer und bezeichnender auszudrücken, das letzterwähnte System würde mit wenigen, hauptsächlich auf praktische Anwendbarkeit Bezug habenden Abänderungen vielleicht unverbesserlich sein, wenn es nicht in jener Gestalt den großen unvermeidlichen Fehler hätte, daß die Anwendung desselben außer jeder Kontrole ist. Findet man einen Oberaufseher, welcher die Grundsätze dieses Systems zu den seinigen zu machen versteht, so daß er nicht nur von deren Vortrefflichkeit überzeugt, sondern von der Idee durchdrungen ist, daß nur durch Anwendung dieser Grundsätze das Ziel erreicht werden kann, welches ihm als Zweck — als einziger Zweck seines Lebens vorschwebt — dann kann man ungefährdet jeder Kontrole entbehren, und mit voller Ruhe einer solchen Leitung nicht nur die Besserung einer Anzahl Sträflinge, sondern selbst die Erziehung und Bildung eines ganzen kommenden Geschlechtes überlassen.

Wer bürgt aber dem Staate, als der oberaufsehenden Behörde dafür, daß er jederzeit solche Männer findet? Männer, welche diese Beschäftigung, diese Amtsführung so umfassen, daß sie darüber hinaus weiter nichts sehen? Und doch giebt es nur diesen Weg, um sich auf die Stufe zu schwingen, von welcher aus allein das fragliche System auf eine wirklich segensvolle Weise angewendet werden kann. So lange aber der Staat diese Bürgschaft nicht hat, werden wir uns an ein System halten müssen, welches so viele Vorzüge wie möglich in sich vereinigt, und allerdings ist es möglich, wenn auch nicht das ganze System, welches in Boston in Anwendung kommt, zu adoptiren, doch diejenigen Grundsätze auszuwählen, welche die unumgängliche Oberaufsicht des Staates weder ausschließt, noch unwirksam macht.

Wie schön könnten in Deutschland solche Zufluchtshäuser und die an vielen Orten — meistens jedoch ohne den erwarteten Erfolg — bestehenden Vereine zur Beaufsichtigung und Unterstützung entlassener Züchtlinge Hand in Hand gehen, wenn Letztere ihre bisjetzt noch sehr beschränkte Wirksamkeit auf die aus den Ersten entlassenen jungen Leute ausdehnen wollten.

Denke man sich einen solchen jungen Mann mit väterlicher Sorgsamkeit in allem Guten unterrichtet, und in den Grundsätzen der Moral und Religion befestigt, Jahre lang zu strenger Ordnung und unablässiger Arbeit angehalten, im Besitze der erforderlichen Kenntnisse zu Ausübung eines Gewerbes, welches ihn, und demnächst seine Familie genügend ernähren wird — denke man sich, daß ein solcher junger Mann, nachdem er ernstliche, Jahre lang andauernde Beweise der Besserung und Selbstständigkeit gegeben, nun entlassen und der Leitung freundlicher und sorgsamer Führer aus der Zahl der Mitglieder eines Vereines zur Beaufsichtigung und Unterstützung ꝛc. übergeben wird, wie diese sich bemühen, ihm ein Unterkommen zu verschaffen, ihn mit dem nöthigen Handwerkszeug zu versehen, ja sogar ihm unter Umständen in der Folge kleine Vorschüsse anzuvertrauen, um das erlernte Gewerbe ausüben zu können und ihm fortwährend mit Rath und That beizustehen bereit sind, — denke man endlich hinzu, daß dieser Mensch stets sehr genau beobachtet bei dem leisesten Anzeichen eines Fehltritts freundlich, dann ernstlich gewarnt wird und stets besorgt sein muß, seine theure Freiheit wieder zu verlieren — so bedarf es wohl keiner Versicherung, daß die Fälle, in denen die letzterwähnte Maßregel wieder eintreten muß, zu den seltenen Ausnahmen gehören, und daß diese vielfachen Bemühungen wenigstens oft durch den beabsichtigten Erfolg gekrönt werden!

Wir haben in Deutschland nur wenig Staaten, welche bisher Rücksicht auf eine zweckmäßige Trennung junger Sträflinge von den gewöhnlichen Züchtlingen nehmen; — strafbare Kinder unterliegen nur der Schuldisziplin, und solche junge Leute, die in ihrer Verwahrlosung dem verbrecherischen Leben zu verfallen drohen, haben eine besondere Berücksichtigung häufig noch nicht gefunden. — Bei jenen Zufluchtshäusern dürfte jedoch Einiges auszusetzen sein.

In Nord-Amerika sind diese Häuser jedenfalls übervölkert, — eine Zahl von 5 bis 600 Kindern dieser Art kann selbst bei der schärfsten und pünktlichsten Aufsicht nicht so sorgfältig überwacht werden, wie der Zweck erheischt, und dürfte wohl die Hälfte jener Anzahl schon mehr als zu viel sein.

Ein zweiter Mißstand scheint mir darin zu bestehen, daß die Zufluchtshäuser in jenem Lande sich immer in größeren Städten befinden, eine Folge des Umstandes, daß solche Häuser nicht für ein ganzes Land, oder eine ganze Provinz, sondern stets nur für die Stadt bestimmt und auf sie beschränkt sind, welcher sie ihre Entstehung verdanken, und deren Bewohner sie unterhalten.

Ich bin der Ansicht, und hierin werde ich wohl wenig Widerspruch finden, man müßte solche Häuser vorzugsweise auf dem Lande, oder doch an einem Orte errichten, wo eine Landwirthschaft damit in Verbindung gesetzt ist. Einmal ist es nicht möglich, wenigstens mit den zu beabsichtigenden Zwecken ganz unverträglich, alle Korrigenden zu Handwerkern zu erziehen und heranzubilden, vielmehr muß die weit überwiegende Mehrzahl für den Ackerbau bestimmt werden, und dann wird eben die mit der Anstalt verbundene Oekonomie die immer beträchtlichen Kosten sehr vermindern.

Dieses wird um so leichter bewerkstelligt werden können, als größere Zufluchtshäuser, welche dem vorhandenen Bedürfnisse entsprechen, in den kleineren Staaten unseres Vaterlandes nie aus freiwilligen Beiträgen allein errichtet werden können, und somit stets von dem Staate ausgehen müssen, der gewiß — das allgemeine Interesse des Landes im Auge habend — diese Punkte berücksichtigen wird.

In Amerika verwaltet die Oekonomie und Disziplin im Allgemeinen der Oberaufseher — in Deutschland würde es ein Director sein, da hier das eigentliche Directorium in den Händen einer Staatsbehörde liegen müßte. Zur Oekonomie wird die Arbeit gerechnet, mit welcher die Zöglinge beschäftigt werden. Diese ist nach den Kräften und Fähigkeiten der Kinder und jungen Leute eingetheilt und festgesetzt. Für jedes Handwerk ist ein Meister bestellt und sorgfältig ausgewählt, für den Ackerbau müßte ein tüchtiger Gutsverwalter und unter diesem die erforderliche Anzahl Oberknechte — lauter durchaus zuverlässige Leute — ausgewählt werden. Ist der Knabe aus der Schule entlassen, dann kommt er zu einem Meister in die Lehre, ohne daß jedoch der Schulunterricht aufhört; — ist die Lehre beendigt, dann arbeitet der Lehrling als Geselle, bis er für tüchtig erachtet wird, wieder in die Welt hinauszutreten.

Es ist hier der Platz, nicht näher in die Details einzugehen, — ich will nur noch einige Worte über die Methode der Behandlung im Allgemeinen sagen und da glaube ich, daß die Grundsätze, welche in Boston angewendet werden, allerdings die größte Beachtung verdienen.

Wenn es wahr ist, daß der erste Schritt zum Verbrechen durch mehr oder weniger unterdrücktes Ehrgefühl bedingt ist, und daß wenigstens bei neun Zehntheilen der Menschen, welche Verbrechen begangen haben, alles Ehrgefühl unterdrückt ist, und nur dieser Zustand die gesunkene Moralität erklärlich macht, welche bei dem Menschen den Hang zum Verbotenen hervorruft und es zuläßt, daß er sündigt, — so bedarf es wohl keines Nachweises, daß ein Verfahren, welches zum Zwecke hat, das unterdrückte Ehrgefühl wieder zu heben, auf die Besserung solcher Menschen von überwiegendem Einflusse sein muß und um so überraschendere Folgen haben wird, als man es nur mit jungen und demnach nicht mit verhärteten Verbrechern zu thun hat. Ist in den Kindern der Glaube an sich selbst wieder erweckt und erstarkt, — gewinnen sie nach und nach die Ueberzeugung, daß ihre Lehrer, ihre Vorgesetzten ihre Besserung für möglich halten — sehen sie die einzelnen, wenn auch nur spärlichen Anklänge von dem Zustande des Besserwerdens entdeckt, hervorgehoben, unterstützt — so muß das ein mächtiger Sporn für sie sein, sich aus dem Zustande der Verachtung emporzuarbeiten, welche auf der Sünde und dem Verderben haftet.

Eben so wird es ganz gewiß — die Erfahrung hat es vielfach bestätigt — von dem besten Erfolge sein, wenn diejenigen Zöglinge, welche sich vor den anderen vortheilhaft auszeichnen — auch durch die Lehrer und den Director ausgezeichnet werden und zwar auf eine Art, welche ihrem Ehrgeize schmeichelt und zur Nacheiferung anspornt. Wer Gelegenheit hatte, in dieser Beziehung Beobachtungen anzustellen, der wird die ganz außerordentliche Wirkung bestätigen, welche dadurch bei den meisten Schülern erreicht wird.

Diese kurze Darstellung soll natürlich keine Anleitung sein, nur anregen wollte ich diesen hochwichtigen Gegenstand, welcher in Deutschland noch in dem Stadium der frühesten Kindheit liegt. Allerdings wird bei uns die Gelegenheit zur Bevölkerung dieser Zufluchtshäuser — neben den jugendlichen Verbrechern weit seltener sein, wie in Nord-Amerika, da es bei uns Gottlob! sehr selten Waisen giebt, welche das Elend zum Herumstreichen und Betteln zwingt, oder Kinder, die von ihren Eltern

verlassen wurden, — dennoch wird es leider nicht daran fehlen. Alle Theile unseres Vaterlandes werden immer noch häufig von sogenannten Landkrämern durchzogen, welche mit allerlei Waaren, Porzellan, Steingeschirr, Holzwaaren ꝛc. handeln. Die Familien dieser Leute sind gewöhnlich sehr zahlreich, und fast immer ist unter ihren Nebengewerben das Betteln das am wenigsten strafbare. Seiltänzer, Marionettenspieler, Orgler ꝛc. gehören in dieselbe Klasse. Alle diese Kinder werden nur in den seltensten Fällen zur Schule angehalten, — verwildert, roh wachsen sie auf und werden somit geborene Vagabunden und Bettler. Diesem Uebelstande ist nicht abzuhelfen, so lange der Hausirhandel gesetzlich erlaubt ist.

Die Erfahrung bestätigt, daß unter zehn Vagabunden neun größere oder kleinere Verbrecher sind. Welch' reiches Feld einer höchst segensreichen Wirksamkeit für Zufluchtshäuser! Den Polizeibeamten muß die Gewalt eingeräumt sein, sich um die Erziehung dieser Kinder bekümmern zu dürfen, wenn dieses nicht schon in ihrer Pflicht liegen sollte. Die Zahl dieser verwahrlosten Kinder ist viel beträchtlicher, als es den Anschein haben mag, sie beträgt in Deutschland viele Tausende, und während der rechtliche, ansässige Bürger gezwungen ist, seine Kinder im zartesten Alter schon in die Ortsschulen zu schicken, möchte es bei jenen Kindern doppelt nothwendig sein, die äußerste Sorgfalt darauf zu verwenden, sie dem Verderben zu entziehen, dem sie sonst mit seltenen Ausnahmen rettungslos verfallen sind.

Der Deutsche ahmt ja so gern nach — möchte es auch bei den amerikanischen Zufluchtshäusern der Fall sein! H. H.

England.

Englische Frauenromane.

Es ist eine auffallende Erscheinung in der Literatur, daß die englischen Frauen im Roman eine stets wachsende Thätigkeit und Fähigkeit entwickeln; sie verdrängen aus dieser Domaine mehr und mehr ihre männlichen Mitarbeiter, oder höflicher gesagt, Vorbilder. Man frage nur in den Leihbibliotheken nach, die Bücher der Damen Gaskell, Bronte, Kavanagh, Wetherell, Sewell u. s. w., werden eifriger gelesen, wie selbst Dickens oder Thackeray.

Neuerdings sind eine Menge Frauenromane erschienen, denen dieser Vorzug unstreitig noch viel mehr zu Theil wird. Die Klarheit und Kraft der Darstellung, die spannende Erfindung, und besonders die religiös sittliche Tendenz waren wohl noch nie so trefflich vereinigt, wie in dem Roman Adam Bede, aus der Feder einer pseudonymen Schriftstellerin geflossen; ihr Name ist jedoch in England kein Geheimniß mehr. Sie heißt Miß Evans und hat außerdem noch sehr anziehende Schilderungen aus dem geistlichen Leben geschrieben.

In Adam Bede die Feder einer Dame zu erkennen, wird dem Leser schwer werden; denn es sind Fragen darin abgehandelt, die man sonst für zu ernsthaft und für zu unweiblich hielt, um in Damenhände zu gelangen. In England ist das weibliche Geschlecht dem allgemeinen Glauben nach overdelicate, zu deutsch: zimperlich, oder auf französisch prude, was bei uns eigentlich der bekannteste Ausdruck für die Sache ist. Aber seit einiger Zeit haben sich die schreibenden Damen von dieser Eigenschaft frei gemacht, die auch nur zu rechtfertigen ist, wenn Rücksichtslosigkeit gegen die feine Sitte geübt werden sollte. In allen ernsten Lagen des Lebens ist es der weiblichen Würde viel angemessener, ein wahres Wort zu sprechen, als falsches Zartgefühl zu zeigen.

In den englischen Frauenromanen findet sich übrigens, trotz dieser stattgehabten Emancipation, niemals eine Verletzung des echten Zartgefühls; sie stehen darin unendlich höher, als leider so viele unserer deutschen Frauenromane, die durch üppige Schilderungen und unmoralische Handlungen ihre Leser anzulocken suchen.

Miß Evans hat sich dem Volksleben zugewendet in ihrem Roman; sie schildert in Adam Bede das Ideal eines braven, fleißigen, feinfühlenden Arbeiters, der seinen Brüdern als Muster, seiner Mutter als Stütze dient und seinem unglücklichen Vater, der dem Trunk ergeben ist, ein milder Warner ist. Wie ergreifend die Verfasserin das tragische Element zu behandeln weiß, welches so oft in dem einfachsten Familienleben auftaucht, beweist die Scene, wo Adam Bede und sein Bruder an einem schönen Frühlingsmorgen einen bestellten Sarg nach dem nächsten Dorfe tragen, und unter einem Brückensteg die Leiche ihres Vaters finden, der am Abend vorher in der Trunkenheit dort verunglückte.

Wahrhaft hinreißend wird die Verfasserin aber in der spätern Entwickelung ihres Romans, wo sie eine junge Kindsmörderin darstellt. Es ist dies die Braut des braven Adam Bede, die hinter seinem Rücken von einem jungen Edelmann bethört worden ist. Die heftigen Scenen zwischen diesem und dem betrogenen Bräutigam sind von völlig dramatischer Wirkung. Die Lieblingsgestalt der Verfasserin ist Dinah, eine Quäkerin, die der jungen Sünderin den Trost der Religion in den Kerker bringt und mit ihr den Karren zum Schaffot besteigt. Ganz meisterhaft und von der bewunderswerthesten, psychologischen Schärfe ist das Gespräch zwischen den beiden Frauen; die klare, milde Gottesliebe der einen, und die verwirrte, dunkle Gefühlsreligion der andern, bilden einen rührenden Gegensatz. Die Angst der jungen Sünderin vor dem Tode ist mit der erschütterndsten Naturwahrheit geschildert, aber es wird dem Leser nicht zugemuthet, die Grausamkeit mit anzusehen. Das arme Mädchen, dessen Verbrechen eigentlich das eines Anderen ist, wird im letzten Moment begnadigt, und es ist naturgemäß, daß dadurch die frommen Lehren der Quäkerin ihr viel glaubhafter erscheinen. An Adam Bede wird die poetische Gerechtigkeit geübt, daß er nach Ueberwindung seines Schmerzes um die schöne Sünderin, durch die fromme Dinah doch noch ein beglückter Hausvater wird; sie giebt ihre geistlichen Neigungen zum Predigen und Trösten der Verbrecher auf und wird eine brave Hausfrau.

Die pseudonyme Verfasserin einer Anzahl anderer neuer und trefflicher Romane ist jetzt auch namhaft gemacht, sie heißt Miß Mulock, und ist gewiß durch ihren Roman John Halifax, der Ehrenmann, schon dem größern Publikum auch in Deutschland bekannt. Miß Mulock hat in vieler Hinsicht Aehnlichkeit mit der vorgenannten Miß Evans, aber sie hat noch nicht den hohen Grad von Naturwahrheit erreicht, der dieser eigen ist. Miß Mulock arbeitet noch zu sehr nach hergebrachten Formen, namentlich sind ihre Frauengestalten farblos.

In John Halifax, gentleman, wie der Titel sagt, ein Wort, das in seinem vollen Sinn für andere Sprachen nicht existirt, denn es heißt eigentlich ein „vornehmer Mann", wendet sich Miß Mulock auch dem Volksleben zu. John Halifax ist ein Bettelknabe, aber von so edler Natur, so durchaus „gentleman" (sogar von Geburt, denn sein Vater war ein vornehmer und gebildeter Mann), daß er sich zu Ansehen und Würden emporschwingt.

Ein anderer Roman derselben Verfasserin, das Familienhaupt, ist nach unserer Ansicht vorzüglicher, weil mehr Handlung darin ist. John Halifax kann eigentlich nicht auf den Titel Roman Anspruch machen, sondern ist nur eine Lebensgeschichte, das Familienhaupt gehört aber zu der besten Gattung der Romane von Frauenhand, schon weil er auf der einfachen Grundlage des Hauses aufgebaut ist. Ein junger Mann verliert den Vater, und wird dadurch zum Versorger seiner zahlreichen Geschwister; er erfüllt seine Pflicht als Familienhaupt so gewissenhaft, daß er sogar seine Liebe zu einem lieblichen Mädchen überwindet, bis seine Pfleglinge versorgt sind; das tragische Schicksal wird ihm statt Lohn zu Theil, seine Geliebte durch einen andern Mann sich entrissen zu sehen, der noch dazu ein Verbrecher ist. Er hat sich nämlich der Bigamie schuldig gemacht, ein Verbrechen, das in englischen Romanen hoffentlich häufiger vorkommt, als im Leben. Die Verfasserin versteht es übrigens, nach allen Kämpfen und Leiden doch noch ein heiteres Ende herbeizuführen, und zwar ohne gewaltsame Mittel. Auch hierin möchten wir sie ihren schreibenden Kolleginnen in Deutschland als Muster empfehlen. F. v. H.

Noch Einiges über George Eliot's neuesten Roman.

(Aus einem Schreiben an die Redaction.)

Ihr Korrespondent in London ist mir mit seiner Besprechung des neuesten Romans von George Eliot* zuvorgekommen, und sehe ich mich um so weniger genöthigt, den Lesern des Magazins einen zweiten Bericht darüber abzustatten, als ich mit dem Urtheile Ihres Korrespondenten vollkommen übereinstimme und stellenweise die nämlichen Worte in meiner bereits in Gedanken entworfenen Rezension gebraucht habe. Nur eine kleine Berichtigung bitte ich Sie, mir zu gestatten. Ihr Korrespondent spricht von Adam Bede als einem anonym erschienenen Roman, und scheint anzunehmen, daß George Eliot der Name der Verfasserin sei. Der wahre Sachverhalt aber ist der, daß beide oder alle drei Schriften der Verfasserin (also auch die neueste, „The Mill on the Floss") pseudonym als von G. Eliot erschienen sind, und der wahre Name der begabten Dichterin Miß Evans ist. Nach englischer Sitte hat man ihn

* The Mill on the Floss, in II. vols. B. Tauchnitz.

seit seiner Bekanntwerdung verschwiegen, trotzdem man sich anfangs in allerlei Vermuthungen erging und sogar ein Prätendent öffentlich aufgetreten war. Erst in der Revue des deux Mondes hat man das Geheimniß enthüllt und den Schleier gelüftet. Zum Schluß noch ein Wort: Das Athenaeum tadelt diesmal die Verfasserin wegen der Eilfertigkeit, mit welcher ihr neuer Roman geschrieben sei. Das kann ich durchaus nicht finden. Soviel aber wage ich zu behaupten, daß, hätte ich The Mill on the Floss vor Adam Bede und The Scenes of Clerical Life gelesen, ich nicht einen Augenblick daran gezweifelt hätte, daß das Buch von Frauenhand herrührt. Für den Einsichtsvollen ist hiermit genug gesagt, um meine relative Werthschätzung dieses neuesten Romans anzudeuten. Ich freue mich übrigens, daß auch ein so vortrefflicher Aesthetiker wie Adolph Stahr dem Adam Bede volle, ja enthusiastische Anerkennung werden läßt und die Uebersetzung desselben von Dr. G. Frese dem deutschen Publikum angelegentlichst empfiehlt. Sein in der National-Zeitung vom 28. April veröffentlichter Literaturbrief an Miß E—s (wohl Miß Evans selbst?) verdient die aufmerksamste Beachtung.

Leipzig. D. A.

Frankreich.

Louis Jacques Thénard.

II.

Aus dem Leben eines Naturforschers.

Um den durch den Tod Fourcroy's erledigten Sitz im Institut waren die Bewerber Legion; die einstimmige Wahl fiel auf Thénard. Die Freude darüber stieg ihm nicht zu Kopf, sie drang ihm gerade in's Herz. „Sobald ich" erzählt er, „des Ausgangs gewiß war, schnürte ich mein Bündel und machte mich nach La Louptière auf. Welche Freudenbotschaft sollte ich meiner Mutter bringen! Um ihre Glückseligkeit zu krönen, brachte ich ihr ein Buch mit, das sie so sehnlich gewünscht hatte: l'imitation de Jesus Christ in großem Druck, damit sie es ohne Brille lesen könnte. Lange hatte ich mich nach einem solchen Exemplar umgesehen, und als es mir endlich unter die Hände kam, hielt ich es für die kostbarste meiner Entdeckungen."

Am mütterlichen Herde wieder Dorfkind geworden, empfing und bewirthete er Alle, die Zeugen seiner ersten Schritte in's Leben waren. Er lauschte den zärtlichen Rathschlägen der Mutter mit aller kindlichen Hingebung. Beim Abschied wiederholte sie ihm: „Nun mußt du heiraten."

Dieser mütterliche Wunsch sollte bald seiner Erfüllung entgegengehen. Eine frühere stille Neigung zu der Tochter eines wohlhabenden Chemikers, Herrn Humblot, in dessen Hause er freundliche Aufnahme und traulichen Umgang gefunden hatte, wagte sich jetzt, von der Mutter der Geliebten aufgemuntert und begünstigt, an's Tageslicht. Er warb um ihre Hand und erhielt sie.

Mit seinem praktischen Verstande und seinem Ordnungssinne begann er nun, den Grund zu seinem spätern bedeutenden Wohlstande, der Frucht seiner Arbeit, seiner Verbindung und seiner Wirthschaftlichkeit, zu legen.

Der stets zunehmende Erfolg seines Unterrichts wurde die empfindlichste Taste seiner Eigenliebe. In jeder Vorlesung entfaltete er das Feuer eines Generals, der auf dem Schlachtfelde kommandirt; da durfte nichts Unvorhergesehnes stattfinden. Nur wenige Experimente wurden, aber streng, schlagend, in pünktlichen Momenten dargestellt. Bei der leisesten Unachtsamkeit, dem geringsten Versehen brach ein heftiges Wetter über die armen Gehülfen los, und sie würden unter einem so lebhaften und leicht entzündbaren Temperament einen sehr harten Stand gehabt haben, wenn der biedere und gutmüthige Charakter die aufgeregten Stürme nicht schnell wieder beschworen hätte. „In einem Lehrkursus," pflegte er zu sagen, „zählen nur die Schüler; die Professoren, die Präparanten, das Laboratorium sind nur für sie da." — In Gegenwart eines Auditoriums, das Zeuge eines der Zornausbrüche war, tröstete er den empfindlichen Gehülfen, der ihn auszustehen hatte, mit den Worten: „Na, Fourcroy sprang noch ganz anders mit mir um; das macht den Geist flink!"

Dank dieser Geistesflinkheit, eignete sich Thénard jenen durchdringenden Blick an, der der Wissenschaft neue Gesichtskreise aufthut. Mit diesem Blicke gelangte er zur Entdeckung des oxygenirten Wassers. Der Klang dieser Entdeckung hallt durch das wissenschaftliche Europa; aus weiter Ferne strömen die Chemiker herbei, um den Experimenten beizuwohnen.

Eines Morgens tritt ein Mann zu Thénard in's Zimmer: es ist Berzelius, der eben aus Stockholm angelangt war. Ohne einander jemals gesehen zu haben, erkannten sie sich auf der Stelle. Das Gesetz der Wahlverwandtschaften übte hier seine geistige Macht. Treuherzig, für dieselbe Wissenschaft glühend, frei von allem Handwerksneid, begrüßte der Eine in dem Andern sofort einen alten Freund. „Ich komme," sagte der ernste Schwede, „Kenntnisse zu sammeln in Ihrem chemischen Frankreich, das Sie so groß, so reich machen. Ich werde doch Ihr oxygenirtes Wasser zu sehen bekommen?" Er sprach dann von Gay-Lussac, von dessen Jod, einem neuen einfachen Körper, dessen Eigenschaften er so klar beschrieben hatte; von dem Blaustoff, einer zusammengesetzten Substanz, die in ihren Combinationen alle Charaktere der einfachen Körper affizirt. „Und" unterbrach Thénard, „Ihre schöne Theorie der Stoffverhältnisse, können wir die vergessen? Ihre Offenbarung der unwandelbaren Gesetze, nach denen sich die Körper kombiniren — das war eine Fackel, die der Chemie vorleuchtete." — „Allerdings," erwiederte der bescheidene Skandinave, „war ich so glücklich. Wissen Sie auch, daß Davy in Bezug auf Ihre und Ihres Freundes neueste Arbeiten äußerte: „„Thénard und Gay-Lussac getrennt sind stärker, als Thénard und Gay-Lussac vereint?""

Doch die Unterrichtsstunde schlägt, und Thénard, von dem lieben Gaste scheidend, eilt nach der Sorbonne, drängt sich mit Mühe durch die dichten Zuhörer auf's Katheder und beginnt seine Vorlesung. Eben ist er im besten Zuge, als er die Augen zufällig nach einem Winkel des Saales richtet — Ueberraschung, Verlegenheit malen sich auf seinem Gesichte; er stottert, verliert den Faden seines Vortrags; das Publikum bemerkt es, wird besorgt. Bald aber gewinnt er seine Geistesgegenwart: „Meine Herren" sagt er, „Sie werden meine Verwirrung begreifen, dort steht Berzelius!"

Wie ein elektrischer Schlag trifft das Wort die Zuhörer; jauchzend umdrängen die Studenten den guten Berzelius, der betäubt, gerührt, sich zu einem Sitz in der Nähe des Katheders führen läßt. „Es ist unmöglich," wiederholt er, „bei solchen Schülern kein guter Lehrer zu sein!" — „Es war mein Vorsatz," sagte er später zu Thénard, „mich unerkannt und ungesehen zu vergewissern, ob der Ruf Ihres Lehrtalents, wie er zu mir gedrungen, der Wirklichkeit entspreche; ich finde Sie in der That größer, als Ihren Ruf."

Thénard studirte nun die Eigenschaften des oxygenirten Wassers. Eine darunter blieb ihm ein Räthsel; Berzelius nannte sie die katalytische Kraft. Manche Körper nämlich zersetzten dieses Wasser, ohne selbst irgendwelche chemische Veränderung zu erleiden; es sah aus, als wenn sie durch ihre bloße Gegenwart wirkten. Die Erscheinung hatte also weder mit der gewöhnlichen Wahlverwandtschaftlichkeit, noch auch mit der Elektrizität Etwas gemein; wenigstens vermochte die schärfste Beobachtung während der Operation nicht das leiseste Zeichen elektrischer Thätigkeit wahrzunehmen.

Sollte man hier auf eine neue Kraft gestoßen sein? Thénard glaubte, sagte es. Die katalytische Kraft, meinte er, dürfte das theoretische Band einer ganzen Reihe von zum Theil schon bekannten Thatsachen werden. In dem so geübten Geiste trat stets zu der Freude einer Entdeckung die Sorge, daß er sich täuschen könnte. Er nahm nun zu dem erleuchteten Rath eines Freundes, eines kühnen Chemikers und hellen Kopfes, Zuflucht. Gemeinschaftlich mit Dulong, der seine Meinung theilte, sann er anhaltend, arbeitete unablässig, und doch mußten sie es der Zukunft überlassen, der Aufgabe die Lösung zu bringen.

Seit 1810 war Thénard Professor an der polytechnischen Schule. Durch gemeinsames Wirken, gleiches Alter und auf Achtung gegründete Freundschaft der ruhmvollen Phalanx angereihet, die über diese Musterschöpfung einen weitstrahlenden Glanz verbreitete, liebte er diese, wie man sein Kind liebt. Die Fortschritte der Anstalt zählten zu seinen höchsten Freuden; jedes aufblühende Geschlecht, das er darin unterrichtete, trug in seinen Augen die Verheißung fortdauernden Ruhmes.

1814 nahm er Sitz in dem berathenden Ausschuß für Manufakturen; 1815 wurde er Mitglied der Ehrenlegion; 1821 Dekan der Fakultät der Wissenschaften; 1825 erhielt er von Karl X. den Baronstitel. Bei der Nachricht dieser Ernennung rief er bewegt: „Und Gay-Lussac, warum er nicht? Er verdient es so gut wie ich!"

Hier noch einige Züge des liebenswürdigen Menschen in dem großen Chemiker.

Gros hatte, vom Könige beauftragt, die Kuppel des Pantheon gemalt. Unaufhörlich strömten die Massen zur Anschauung dieses Kunstwerks herbei. Aber kaum nach einigen Monaten erblickte man den Boden

des Schiffes mit unzähligen Plättchen von allerlei Farbe und Form übersäet. Gros, davon benachrichtet, begriff auf der Stelle die ganze Tragweite des unseligen Ereignisses. Die aus dem Gestein dringende Feuchtigkeit hatte die Farben abgelöst, daß sie schuppenartig sich schälten und zu Boden fielen. Die Verzweiflung des Künstlers kannte keine Gränzen; seine Schöpfung ging einer völligen Vernichtung entgegen. Und der König selbst sah mit Schmerz das Blatt ausgelöscht, das in diesem nationalen Bilder-Epos seiner Regierung geweihet war.

Thénard, dem Meister innig befreundet, hatte auf die erste Kunde im Stillen eine Reihe von Experimenten angestellt, die ihn endlich auf die Erfindung eines Mittels führten, die porösesten Steine wasserdicht zu machen. Er begab sich nun in die Malerstatt des Freundes. „Wenn Sie die Bürgschaft hätten, daß die Farbe Stich hält, würden Sie von Neuem an's Werk gehen?" — „Gehen Sie zum Henker" fuhr ihn Gros grob an; „reden Sie mir kein Wort wieder davon!" — Aber, „Fourcroy ist noch anders mit ihm umgesprungen;" Thénard ging still in sein Laboratorium und erwartete ruhig die Ankunft des Malers. Es dauert auch nicht lange, geht die Thür auf, Gros tritt ein und mit einer von Dankgefühl bewegten Stimme bringt er kaum die Worte hervor: „Also es wäre wirklich möglich?" Thénard zeigt ihm die Probe. Der entzückte Gros eilt nach den Tuilerien; Thénard wird an den Hof befohlen; man hört ihn an, wird überzeugt, ordnet ihm auf seinen Wunsch Darcet bei und verspricht ihm eine dankbare Erinnerung.

Freilich kommt es ihm nicht zu Sinn, jemals von dieser königlichen Zusage Gebrauch zu machen; indeß wer kann sich irgendwas verschwören?

Es begab sich eines Tages, daß die Polizei eine meuterische Gruppe zerstreute; die letzten Flüchtlinge schlichen sich in den Hörsaal Thénard's und verkrochen sich unter das zahlreiche Auditorium. Die Polizisten aber hatten den Eingang besetzt, hielten die Heraustretenden als verdächtig an und verhafteten sie. Der Lärm darüber dringt bis zu dem Professor; er kommt heraus und sein freundliches Zureden beschwichtigt die aufgeregten Studenten. Er eröffnet die Unterhandlung mit der Polizei, allein sie weigert sich steif und fest, die Verhafteten frei zu lassen. Endlich erlangt er doch so viel, daß alle mit der Matrikelmarke Versehenen sich entfernen dürfen, und so gewinnt der größte Theil seine Befreiung. Auch eine richtige Antwort auf eine chemische Frage wird, in Ermanglung der Marke, für Viele ein Rettungsbret. Wehe aber dem, der bei dieser Prüfung aus dem Steggreif stumm blieb; der arme Teufel mußte in's Gefängniß wandern. Es waren ihrer Fünfzig. Das war für das gute Herz unsres Examinators zu viel. Er läuft zum Minister des Innern; da kommt er aber schlimm an; zum Polizeiminister — noch schlimmer. Da steht er nun auf der Straße mit gesenktem Haupte. „Ich war zu streng," monologisirt er, „es sind ignorantes, ignorantissimi, wahr, allein das ist doch kein unverzeihliches Verbrechen. Was nun zu thun?"... Plötzlich schimmert ihm ein Hoffnungsstrahl. „Halt, die Kuppel! Man hat mir ja so große Versprechungen gemacht." Gesagt, gethan. Er rennt nach den Tuilerien, erhält mit Mühe Vorlaß; erzählt mit Wärme, Offenheit, Betrübniß; es sind seine Schüler, seine lieben Schüler, seine Kinder; er verbürgt sich für sie. „Ja," sagt der König lächelnd, „aber nur Die, die nichts von Chemie verstehen, sind eingesperrt worden...... Gehen Sie zu meinem Minister. — Der Fall ist nicht vorgesehen"... Um Mitternacht thaten sich die Gefängnißthüren vor Thénard auf. „Kommen Sie, meine Herren!" ruft er ihnen zu; aber auf der Schwelle dreht er sich um und fügt hinzu: „Doch unter Einer Bedingung: Sie müssen Chemie lernen!"

1820 wurde er zum Universitätsrath ernannt.

„Hier," sagt Saint-Marc-Girardin, „leistete Thénard den Wissenschaften die Dienste, die man sich von ihm vermuthen durfte. Der hervorragende Gelehrte bewährte sich überdieß als bewundernswerther Geschäftsmann. Streng gegen Mißbräuche, hart gegen den Schlendrian, gab er mit willigen und vollen Händen, wo es wirklichen Verbesserungen galt. Er hatte wohl Ursache, auf Vieles stolz zu sein, und doch sah ich ihn auf Nichts so stolz, als auf den guten Zustand der öffentlichen Schulen; Nichts machte ihn so glücklich."

Nachdem er vier Jahre hintereinander in der Deputirtenkammer gesessen hatte, äußerte er gegen einen Freund, der für seine Wiederwahl wirken wollte: „Thun Sie mir den Gefallen und suchen Sie die Wähler zu bestimmen, nicht wieder an mich zu denken." Auf Anlaß der Wahl seines Nachfolgers wurde ein Freudenfeier angezündet. „Da muß ich nur hingehen," sagte Thénard, „um der Feier meiner wiedererlangten Freiheit beizuwohnen."

1832 zum Pair ernannt, erschien er zwar in der Pairkammer, verlangte hier aber, sich von allen politischen Fragen fernhaltend, nur den Schutz des Staates für die Wittwen ausgezeichneter Gelehrten, den neuen Abdruck der Werke Laplace's, die Revision der Unterrichtsgesetze; auch einigen Fragen der Nationalindustrie widmete er ein gründliches Studium. Der Parteigeist jedoch hatte niemals die geringste Macht über ihn. Von der Vernunft allein geleitet, zog er das Reelle des Gebietes, das er beherrschte, dem Schein vor, der von außen auf ihn fiel; Nichts in ihm galt ihm höher, als der Chemiker. Reichthum, Würden, Baronie, Pairie waren in seinen Augen Gewänder, deren Vortheile und Bequemlichkeiten er zu schätzen wußte, nur durften sie die Rechte des schlichten und fleißigen Arbeiters nicht zwängen und beeinträchtigen.

In der Akademie, der er siebenundvierzig Jahre als Mitglied angehörte, saß nicht Ein Kollege, der ihm nicht irgend einen Beistand verdankte; jeder Anspruch, der Hoffnungskeime barg, fand in ihm einen redlichen Vertreter; jede Arbeit, die einen Fortschritt bekundete, war seines offnen, warmen, vorurtheilsfreien Beifalls gewiß. Sein Ruhm, seine Dienste, hauptsächlich seine versöhnende Milde sicherten seiner Stimme in der von ihm hochgeachteten Gesellschaft ein wohlbegründetes Uebergewicht.

Als eine der Verpflichtungen, die ihm seine hohe wissenschaftliche Stellung auflegte, betrachtete er es, seinen Salon allen, heimischen wie fremden ausgezeichneten Persönlichkeiten mit hingebender Freundlichkeit zu öffnen. Hier wurde jedes Verdienst gefeiert; jedes Streben fand Aufmunterung und Theilnahme. Was aber den Gast hier mit besonderm Reiz anzog, das war der unverwischte Hauch ländlicher Einfalt und Gutmüthigkeit, der, vom Hausherrn ausgehend, über die ganze großstädtisch-glänzende Einrichtung und die feingebildete Familie sich ausbreitete.

Auf dem hochgewachsenen, kräftigen Körper trug Thénard straff den starken Kopf, den eine Fülle schwarzen Haares beschattete. Seine scharf betonten Züge beseelte ein Auge, aus dem der durchdringende Geist schaute. Auf den ersten Blick erkannte man hier einen jener begünstigten Organismen, denen die Natur alle Gaben einer gesunden Existenz gespendet hat.

Ein Vorfall, der von seiner unerschütterlichen Seelenruhe zeugte, gab zumal Anlaß, die Liebe, mit der Schüler und Freunde an ihm hingen, zu bekunden.

Bei einer Vorlesung in der polytechnischen Schule fehlte gerade ein nothwendiges Requisit zur Beweisführung eines Lehrsatzes. Thénard verlangt es ungeduldig, und während ein Präparant spornstreichs davoneilt, um es zu holen, greift der Professor in Gedanken nach einem Gefäße und führt es unbesehen an die Lippen.

Er nimmt einen Schluck davon und setzt es nieder. „Meine Herren, ich habe mich vergiftet," sagt er kaltblütig. Wie ein elektrischer Schlag zuckt der Schrecken durch das Auditorium, Alles erbleicht. „Ich habe Quecksilbersublimat verschluckt; man bringe mir Eier; Eiweiß allein kann die Wirkung bekämpfen." Kaum ist das Wort gesprochen, so stürzt was nur Beine hat zu Fenstern und Thüren hinaus, stürmt nach allen Richtungen, jeder bringt seinen Antheil herbei, und bald thürmt sich ein Berg von Eiern.

Währenddeß rennt ein Schüler nach der medizinischen Fakultät. Hier wird gerade eine Prüfung abgehalten. „Ein Arzt!" schreit er, „ein Arzt! Thénard hat sich in der Schule bei seiner Vorlesung vergiftet!" — Dupuytren springt auf, läuft hinaus, wirft sich in das erste Kabriolet, das ihm begegnet, und langt in gestrecktem Galopp an.

Schon ist Thénard, Dank den Eiweiß, gerettet; Dupuytren beruhigt sich aber dabei nicht und wendet die Sonde an, um sicher zu sein, daß der Magen Nichts von dem ätzenden Stoff zurückbehalten hat. Dadurch entzündet sich das Organ. Vom Gifte gerettet, ist sein Leben durch das Mittel bedroht.

Man bringt ihn nach Hause. Hier werden alle Zugänge abgesperrt; die Zöglinge aller Schulen umgeben vereint die Wohnung mit einer dreifachen Schutzwehr, um jeden Zudringlichen abzuhalten. In düsterm Schweigen harren sie der aus dem Innern kommenden Berichte; Tag und Nacht wachen sie unablässig, unermüdet; denn dieser Mann, allmächtig durch seine Güte, ist ein Gut der Jugend, das sie sich um jeden Preis erhalten will. Jeden Morgen sind in allen großen öffentlichen Anstalten genaue Bulletins angeheftet; wer sie ausgegeben, weiß Keiner.

Als der wiederhergestellte Thénard auf dem Katheder erschien, empfing ihn ein so trunkener Jubel, daß kein Zuhörer beim Weggehen aus der Vorlesung recht wußte, was eigentlich vorgetragen wurde; und der Professor selbst gestand, er könne sich nur über eine innige und tiefe Rührung Rechenschaft geben.

Nach einer langen Reihe glücklicher Jahre, die darauf folgten, kamen harte Prüfungen seiner Standhaftigkeit. Im hohen Alter sah er die

Gegenstände seiner innigsten Liebe nach einander erlöschen: zuerst starb seine Schwiegermutter, diese langjährige Freundin, die Gründerin seines Glücks; dann wurde ihm die theure Gefährtin, der Schutzengel seines Lebens, plötzlich entrissen; ihr nach sanken in's Grab ein Bruder, eine Schwester, ein Neffe.

Ein einziger Sohn, seiner zärtlichen Liebe würdig, blieb ihm noch. „Ich wage es nicht mehr, an seine Erhaltung zu glauben," sagte der schwer heimgesuchte Greis. Und nur zu bald erfüllte sich die traurige Ahnung: der Tod brach diesen letzten Zweig in der Fülle der Kraft und Blüthe.

Die Gründung der **Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften** war eine Dankhymne, welche die Erinnerungen der Vergangenheit dieser schönen Seele eingegeben haben. Im achtzigsten Jahre, nachdem er ihr ein beträchtliches Vermächtniß ausgesetzt und all' seine Freunde darin aufgenommen hatte, schied er aus dem Leben mit den Statuten des Vereins auf den Lippen. „Ich hoffe," wiederholte er mit ersterbender Stimme, „einen Bund geknüpft zu haben, den Nichts wieder zerreißen wird. Ich hoffe, daß Alle, die die Wissenschaften anbauen, Alle, die sie praktisch verwenden, Alle selbst, die nur ihren Werth fühlen, vereint bleiben werden, sie zu beschützen."

Waisen, Wittwen, arme Anfänger, ihr alle begrüßet mit dankbaren Lauten das Grab dieses rechtschaffenen Mannes, dessen letzte Gedanken euch geweihet waren!

Rußland.

Baltische Monatsschrift.*

Reformen in Rußland.

Das Jahr 1859 hat sich durch eine große Zahl von **Vorarbeiten zu Reformen** auf verschiedenen Gebieten der Gesetzgebung ausgezeichnet. Wir geben hier nach dem „russischen Boten" eine Uebersicht über die zu diesem Zwecke niedergesetzten Kommissionen und ihre Arbeiten, insoweit dieselben zur Publizität gebracht sind.

Der **Civilprozeß** wird in kurzer Frist auf der Basis der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit umgestaltet werden. Nach dem „politisch-ökonomischen Anzeiger" ist zunächst die Einführung des öffentlichen Verfahrens in allen Schuldforderungssachen zu erwarten. Bei der allgemein anerkannten Nothwendigkeit dieser Reform des bürgerlichen Prozesses bedarf es keines besonderen Nachweises, welche Bedeutung dieselbe für Rußland habe; der Bericht der in St. Petersburg niedergesetzten temporären Kommission, welche Streitigkeiten zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern zu schlichten berufen ist, liefert den deutlichen Beweis, welcher Segen von der Einführung rationeller Formen im Gerichtsverfahren erwartet werden dürfe. In den 9 Monaten ihres Bestehens hat die Kommission in 129 Sitzungen von 936 an sie gebrachten Streitsachen 773 im Werthe von 400,000 R. definitiv erledigt. Unter diesen Prozessen waren 182, welche sich, ehe sie vor die Kommission gebracht wurden, Jahre lang (darunter einige seit 1847), in verschiedenen Gerichtsbehörden, Polizei- und Gensdarmerie-Verwaltungen hingeschleppt hatten.** So erfreuliche Resultate erzielte die Kommission, trotz wesentlicher Mängel in ihrer Organisation. Ein Advokatenstand existirt nicht; den Prozeßführern fehlten die einfachsten juridischen Begriffe; und so mußte die Kommission einen großen Theil ihrer Zeit mit dem Ermitteln der thatsächlichen Momente aus dem ordnungslosen Streiten der Parteien verlieren; sie mußte Advokat und Richter in einer Person sein.

Der Wunsch liegt nahe, daß die dem Civilprozeß bevorstehende Reform auch bald dem Kriminalverfahren zu Theil werden möge, in welchem es sich um höhere Güter, um Ehre und Leben handelt, und daß bei solcher Reform von dem überall in Europa erprobten Grundsatze der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit ausgegangen werden möge.

Gleichzeitig mit dem Civilprozesse sollen andere Theile der Civilgesetzgebung im Interesse der Hebung des Privat-Kredits eine Umgestaltung erfahren. So wird namentlich ein neues **Bankerott-Reglement**, welches den Gläubigern größere Sicherheit gewährt, als das bisherige, und eine neue **Hypotheken-Ordnung** vorbereitet.* Es steht zu hoffen, daß diese neuen Bestimmungen der Entwickelung des Privat-Kredits förderlich sein werden, der jetzt so gut wie gar nicht vorhanden, zur Förderung der Landwirthschaft, der Industrie und des Handels aber unentbehrlich ist. Auch hat bereits die Staatsregierung die Nothwendigkeit der Belebung des Privat-Kredits anerkannt, indem sie die Operationen der öffentlichen Banken eingestellt hat.

In dem dem Kaiser überreichten Berichte des Finanzministers über den gegenwärtigen Zustand der Kredit-Anstalten und die Unabweislichkeit einer radikalen Reform derselben wird einer Kommission erwähnt, welche sich mit dem Projekt der Errichtung von **Landbanken** beschäftigt. Vorsitzer dieser Commission ist J. von Hagemeister. Nachdem die Kommission sich über die Hauptprinzipien verständigt hatte, auf welche der Immobiliar-Kredit im Reiche basirt werden solle, erwählte sie vier ihrer Mitglieder, die Herren Besobrasov, von Hagemeister, von Reutern und Fürst Tscherkasski, zu Ausarbeitung des Entwurfs einer Landbanken-Ordnung. Diese Arbeit liegt gegenwärtig der Kommission vor. Zur Beurtheilung von Spezialfragen sind verschiedene mit denselben genau bekannte Personen (wie die Herren Tschernjawski, von Ceumern u. a.) hinzugezogen worden. Die Kommission neigt sich im Ganzen dahin, daß die Errichtung derartiger Institute der Privat-Unternehmung zu überlassen und der zweckmäßigste Modus der der gegenseitigen Bürgschaft sämmtlicher, aus den Banken Darlehen empfangender Grundbesitzer sei; indessen will die Kommission auch andere Grundlagen für derartige Banken nicht ausschließen, namentlich nicht die Konstituirung von Actiengesellschaften zu diesem Zwecke in Gemäßheit der allgemeinen Reichsgesetze. Der Entwurf soll, nachdem er durch die Versammlung der Kommission gegangen, zur allgemeinen Beurtheilung veröffentlicht werden.

Demnächst sind beim Finanzministerium Kommissionen zur Reorganisation der **Kommerzbank** und zur Verbesserung des Systems der **Abgaben und Steuern** niedergesetzt worden, und werden gleichzeitig die Verordnungen über die **Handelsgilden**, die **Tabaks-Accise**, das **Stempel-Papier** und die **Krepoststeuer**** einer Revision unterzogen. Auch ist die Frage in Anregung gebracht worden, das Recht, **Wechsel auszustellen**, auf Personen aller Stände auszudehnen.*** Die letzterwähnte Maßregel greift ersichtlich in das Ständerecht hinüber und hat nicht allein die Erleichterung des Kredits, die Erhöhung der Staatseinkünfte und die Beschränkung eines dem Handelsstande ohne Nutzen für ihn und das Publikum zustehenden Vorzuges zum Zwecke, sondern noch mehr eine Ausgleichung in den Rechten der verschiedenen Stände. Ebendahin zielt auch die Revision der Gilde-Verordnungen und des Steuersystems, welches gegenwärtig auf der Untrennbarkeit der Steuerpflichtigen vom Boden und der Gemeinde basirt ist.

Diese Reform wird auch eine Aenderung des **Paßsystems** ermöglichen, zu welchem Zwecke bereits eine Kommission bei dem Ministerium des Innern niedergesetzt ist. Sie beschäftigt sich mit den zur Erleichterung

---

* Ersten Bandes fünftes Heft (Febr. 1860). Vgl. Nr. 15 des „Magazin."

** Zur näheren Charakteristik des Verfahrens vor dieser Kommission mögen folgende Daten dienen. 4000 Kläger erschienen in dem oben angegebenen Zeitraume vor der Kommission; die Zahl der Angeklagten belief sich auf 1000. 250 Zeugen wurden vernommen und unter diesen 82 eidlich. Richterliche Dekrete wurden 2,622 gefällt. Die Vorladung der Beklagten erfolgte der Regel nach auf den vierten bis siebenten Tag nach angebrachter Klage, in dringenden Fällen auf den folgenden, ja auf denselben Tag. Von den erledigten 773 Prozessen wurden 460 durch Vergleich auf Vermittelung der Kommission beigelegt; in 56 Sachen wurde auf Execution erkannt; 53 Klagen wies die Kommission als unrechtfertig ab; 57 wurden wegen Ausbleibens der streitenden Theile reponirt; 105 wurden dadurch erledigt, daß die Kläger ihre außergerichtliche Befriedigung durch die Beklagten zur Anzeige brachten; 42 Sachen endlich wies die Kommission wegen Incompetenz zurück. Nur gegen 15 dieser Erkenntnisse wurde die Appellation an den Senat eingelegt, ungeachtet die Einbringung derselben vom Stempelpapier befreit ist, und keine Strafen im Falle ihrer Unrechtfertigkeit nach sich zieht. Nach russischem Rechte werden nämlich in Schuldforderungssachen die streitenden Theile für muthwilliges Prozessiren in der ersten Instanz zu einer Geldstrafe von 5 Procent vom Werthe des Streitobjekts verurtheilt, die sich in der zweiten Instanz auf 10 und in der dritten (dem Senat) auf 20 Procent steigert.

* Das russische Recht gestattet nur eine **einmalige** Verpfändung eines Immobils zur Sicherheit für ein Darlehen. Die weitere Verpfändung eines bereits mit einer Hypothek belasteten Immobils zieht schwere Kriminalstrafe nach sich. — Die Ostseeprovinzen haben ihr eignes, wesentlich auf deutsch-rechtlicher Grundlage ruhendes Privatrecht und ihren eigenen Civilprozeß, namentlich aber auch ein wohlorganisirtes Hypothekenwesen. (A. d. B. M.)

** Eine Steuer, die beim Verkauf, der Verpfändung u. a. Contracten über Immobilien erhoben wird, durch welche das Eigenthum oder der Besitz derselben von einem Kontrahenten auf den andern übertragen wird. Sie beträgt beim Kauf 4 Procent vom Kaufpreise und wird auch in den Ostsee-Provinzen, mit Ausnahme Kurlands, erhoben.

*** Wechselfähig sind gegenwärtig nur: die Kaufleute der drei Handelsgilden, Edelleute, die zu einer dieser Gilden verzeichnet sind, „ausländische Gäste" (Ausländer, die unter Entrichtung der Steuer der ersten Gilde in Hafen- und Gränzorten zur Betreibung von Handelsgeschäften zugelassen werden), die Städtebürger, die ausländischen Handwerker in den Residenzen und Bauern, welche auf die den Handelsgildescheinen entsprechenden „Scheine" Handel treiben.

des Paßwesens der steuerpflichtigen Stände und zur Milderung der in dieser Beziehung bestehenden harten Geldstrafen dienlichen Maßregeln.

In engem Zusammenhange mit dieser steht die Bauernfrage, deren baldige Lösung jetzt zu erwarten ist. Bekanntlich sind behufs genauerer Durchsicht und Vergleichung der von den Gouvernements-Comité's gemachten Vorschläge zur Verbesserung und Organisirung der Lage der Privatbauern, sowie zum Entwurfe einer allgemeinen Verordnung über diese Verhältnisse, auf kaiserlichen Befehl Redactions-Kommissionen unter dem Vorsitz des General-Adjutanten Rostowzov* niedergesetzt worden, deren Glieder theils aus der Zahl der erfahrenen Gutsbesitzer gewählt sind, theils aus Beamten der Ministerien des Innern, der Justiz und der Domainen, sowie der kaiserlichen Kanzlei bestehen.

Hier das Namensverzeichniß derselben: W. Apraxin, J. Arapetov, P. Bulgakov, W. Bulygin, N. Bunge, K. Domontowitsch, G. Galagan, Fürst S. Golizyn, A. Girs, O. Jaroschinski, N. Kalatschov, N. Kristofari, E. Lamanski, M. Ljuboschtschinski, N. Miljutin, N. Pawlov, Fürst Paskewitsch, J. Samarin, N. Semenov, P. Semenov, J. Solowjew, A. Sabletzki, B. Saleski, A. Sheltuchin, N. Sheleznov, S. Shukowski, W. Tarnowski, A. Tatarinov, Fürst W. Tscherkaßki.

Ueber den Gang der Verhandlungen in den Kommissionen bringt der „politisch-ökonomische Anzeiger" Folgendes:

„Die Redactions-Kommissionen eröffneten ihre Sitzungen im März 1859, und bereits im September hatten sie die ihnen für die erste Periode ihrer Wirksamkeit zugewiesenen Arbeiten beendet. Es war eine planmäßige Uebersicht alles dessen, womit die Kommissionen sich beschäftigen sollten, hergestellt; die allgemeinen Prinzipienfragen — deren Feststellung bei so komplizirten und in ihren Grundlagen unklaren Verhältnissen eine äußerst schwierige Arbeit war — waren berathen worden und danach hatten die Abtheilungen, in welche die Kommission zerfällt, die ökonomische, die administrative und die juridische, die aus den Gouvernements eingegangenen Projekte (21 an der Zahl), ihrer Durchsicht unterzogen, dieselben systematisch geordnet und ihre Gutachten in 30 mehr oder weniger ausführlichen Berichten niedergelegt. Acht dieser Berichte sind von der administrativen Abtheilung erstattet worden, 11 von der juridischen, 17 von der ökonomischen, 1 von der juridischen und ökonomischen gemeinschaftlich. Alle drei Abtheilungen schlossen ihre Arbeiten gleichzeitig. Die Kommission hielt, abgesehen von den Abtheilungskonferenzen, in dieser verhältnißmäßig kurzen Zeit 52, bisweilen sehr lange andauernde allgemeine Sitzungen. So waren denn bei der Ankunft der aus den Gouvernements-Comité's einberufenen Delegirten alle wesentlichen Arbeiten beendet und konnten denselben zu den durch die verschiedenen Oertlichkeiten bedingten Modificationen übergeben werden. Hiermit ist jedoch die Aufgabe der Kommission nicht erledigt; sie hat noch die Vorschläge der übrigen Gouvernements, aus denen dieselben später eingelaufen, zu prüfen und wird erst dann zu einem definitiven Abschluß ihrer Arbeiten gelangen können. Die Redactions-Kommissionen haben sich übrigens nicht auf diese offizielle Thätigkeit beschränkt, sie haben gegen 400 Projekte, die zur Lösung dieser Frage zu verschiedenen Zeiten bei der Staatsregierung eingereicht worden waren, ihrer Durchsicht unterzogen und nicht minder alles, was hierüber in der russischen und in der ausländischen Literatur erschienen ist, in Berücksichtigung gezogen.

Die Lösung der Bauernfrage zieht mit Nothwendigkeit eine Umgestaltung der ganzen lokalen Administration und Justiz nach sich. Es ist daher bei dem Ministerium des Innern eine besondere Kommission gebildet worden, welche Vorschläge zu einer neuen Organisation der Kreispolizei-Verwaltungen, sowie zu Institutionen machen soll, die zur Schlichtung von Streitigkeiten zwischen den Gutsherren und Bauern geeignet wären. Auf kaiserlichen Befehl sind in diese Kommission die erfahrensten Gouverneure, wie auch Beamte der Gouvernements- und Kreisverwaltungen berufen worden. Als Prinzip dieser Reform ist eine vollständige Trennung der Justiz von der Administration hingestellt.

Zur Umgestaltung der Reichs-Kontrole ist eine Kommission errichtet worden, die unter dem Vorsitz des Staats-Secretairs Tatarinov — welcher von der Staatsregierung nach Frankreich, Belgien, Preußen und Oesterreich geschickt worden war, um sich mit den betreffenden Einrichtungen des Auslandes bekannt zu machen — ihre Arbeiten dem Reichsrath vorlegen soll. Zur näheren Beleuchtung dieser wichtigen Frage ist deren öffentliche Besprechung gestattet worden. Auch das gegenwärtige System der Volkszählung soll den Anforderungen der Zeit entsprechend umgeändert werden.

Die Errichtung einer militärisch-statistischen Abtheilung beim Departement des General-Stabes wird ebenfalls vorbereitet. Es unterliegt keinem Zweifel, daß dieselbe in Verbindung mit dem statistischen Central-Comité erfolgreich für die russische Statistik werde wirken können, sobald nur das ihnen zu Gebote gestellte Material brauchbarer wird. Bisjetzt liefert dasselbe nur Stoff zu Anekdoten. Bei der Bedeutung, welche die Statistik in unsern Tagen gewonnen hat, bei der Nothwendigkeit einer wissenschaftlichen Behandlung derselben, können sich nicht füglich Personen mit ihr beschäftigen, die weder die nöthige Vorbereitung, noch Zeit und Lust dazu haben. Die Statistik mag für gewisse Fälle einen offiziellen Charakter tragen und mag es zuweilen unvermeidlich sein, die Sammlung statistischer Auskünfte von Beamten, als eine Dienstpflicht zu verlangen. Nichtsdestoweniger werden statistische Arbeiten nur von demjenigen mit Erfolg betrieben werden können, der sich diesem schwierigen und anstrengenden Studium aus freiem wissenschaftlichen Antriebe zuwendet. Die Einsammlung statistischer Daten würde in Zukunft eher durch Betheiligung der Gemeinden, als durch offiziell dazu verpflichtete Beamte erfolgen können. Die russische geographische Gesellschaft hat sich bereits mit Maßregeln zur Beseitigung der in unserer Statistik herrschenden Uebelstände beschäftigt. Auch andere Gesellschaften, besonders die landwirthschaftlichen, sollten ihre Aufmerksamkeit lieber auf die Sammlung zuverlässiger, statistischer Auskünfte richten, statt, wie viele unserer ökonomischen Gesellschaften, die kaum wissen, womit sie sich beschäftigen sollen, ihre Zeit mit fruchtlosen Erörterungen über ihre Statuten und sonstigem Formelwesen hinzubringen. Die Warschau'sche Ackerbau-Gesellschaft ist hier mit gutem Beispiel vorangegangen. Ihre statistische Kommission hat sich bereits mit der Regierung wegen Mittheilung der offiziellen statistischen Auskünfte und Errichtung statistischer Comité's in den einzelnen Theilen des Landes in Relation gesetzt.

Eine besondere Kommission beim Finanz-Ministerium beschäftigt sich mit einer Revision der Fabrik- und Gewerbeordnung im Sinne der für die Entwickelung der Industrie und der Gewerbe unentbehrlichen freien Bewegung; eine andere Kommission hat die Aufgabe, die Formalitäten im Zollwesen zu vereinfachen. Gegenwärtig sind z. B. einundzwanzig verschiedene Proceduren erforderlich, um in den Besitz einer aus dem Auslande eingebrachten Waare zu gelangen. Aus dem „Odessaschen Boten" ersieht man, daß die russischen, zwischen russischen Häfen fahrenden Dampfschiffe sich nicht selten verspäten, weil sie zu jeder Fahrt eines besonderen Reisepasses bedürfen, dessen Erlangung mit weitläufigen Formalitäten verbunden ist.

Im Forst-Departement des Domainen-Ministeriums sind Kommissionen zur Prüfung der Forst-Wirthschaft niedergesetzt worden. Es heißt, daß verschiedene Vorschläge derselben bereits angenommen sind, wie: die Aufhebung des Unterschiedes zwischen den Schiffbauwäldern und andern Waldungen der Krone, der Verkauf von Holz zu jeder Zeit des Jahres, eine praktischere Instruction für die Forstkultur; andere Maßregeln, wie die der Verminderung des Kanzleiwesens für die Förster, sind zur Publication vorbereitet.

Die Krone hat es endlich grundsätzlich ausgesprochen, daß es weder zu ihrem noch zu der Gesellschaft Vortheil gereiche, wenn sie industrielle Unternehmungen betreibe, und ist daher im Begriff, die kaiserlichen Fabriken im Orenburg'schen Gouvernement zu verkaufen. Auch die Chausséen im Königreich Polen sollen, wie verlautet, in Privathänden übergehen.

So geht ein frischer Hauch durch alle Zweige der Staatsverwaltung. Ueberall ist das Streben sichtbar, organische Ordnung an die Stelle eines todten Mechanismus und überlebter Zustände zu setzen und in diesem Sinne auch die Erfahrungen des Auslandes zu verwerthen. Mit der Einführung der angestrebten Reformen in die Gesetzgebung ist aber eben nur erst der kleinere Theil der Arbeit gethan; mögen Verständniß und guter Wille dort nicht fehlen, wo es die Aufgabe ist, die neuen Ordnungen in das Leben der Nation einzuführen!

* Er ist am 6. Februar d. J. in St. Petersburg gestorben. (A. d. B. M.)

Böhmen.

Das tschechische Conversations-Lexikon.*

Während in Warschau an einer riesig großen Encyklopädie in polnischer Sprache gearbeitet wird, welche an Umfang leicht alle bisherigen

* Slovník Naučný. Redaktor: Dr. Frant. Lad. Rieger. V Praze. Kober und Markgraf.

Werke dieser Art übertreffen dürfte, erscheint seit einem Jahre in Prag unter dem in der Anmerkung genannten Titel ein populair gefaßtes, tschechisches Conversations-Lexikon in sechs Bänden, deren jeder 15 Lieferungen zu 4 Bogen umfassen soll.

Es ist dies das erste Werk dieser Art in tschechischer Sprache, und der überaus günstige Erfolg, den es bereits errungen — es zählte Anfang dieses Jahres schon über 6000 Abonnenten — beweist, daß ein solches Unternehmen ein längst gefühltes Bedürfniß des tschechisch lesenden Publikums war. Da es vorzugsweise für dieses letztere bestimmt ist, kann es nicht befremden, daß das Slavische besonders berücksichtigt und namentlich Alles auf Böhmen Bezügliche ausführlicher behandelt wird. Aus demselben Grunde sind auch die Realwissenschaften und Fremdwörter stärker vertreten, als in ähnlichen Werken anderer Länder und die Abfassung der meisten Artikel mußte dem Zweck des Werkes angepaßt werden.

Die Namen, welche die lange Liste der Mitarbeiter enthält, genügen, um von dem Slovník Naučný, welches der Dr. Fr. Lad. Rieger redigirt, Gediegenes zu erwarten. Denn fast alle tschechischen Schriftsteller, welche sich mit Kunst, Wissenschaft und Literatur beschäftigen, haben sich vereinigt, um dieses Real- und Universal-Lexikon zu einem wahrhaft nationalen Werk und zu einem bleibenden Ehrendenkmal der tschechischen Sprache zu machen.

Mit vorzüglicher Genauigkeit und Sachkenntniß sind Geographie, Chemie, Theologie, Philologie und einzelne Biographien behandelt.

Um so auffallender ist es, wenn man in der Lebensbeschreibung des Babulinović Bunić den bekannten südslavischen Dichter Graf Orsato Pozza in Ragusa, welcher seinen Vornamen aus dem Italiänischen in's Slavische übersetzt hat, und sich daher slavisch Medo Pučić, „Medo Orsat Počić" genannt, findet, gerade, als ob Jemand, der Gottlieb oder Johann heißt, sich tschechisch „Bogumil Gottlieb," oder „Jan Johann" schriebe.

In dem vortrefflichen Artikel über „Bibliographie" ist es zu bedauern, daß gerade eine der besten, dieses Fach betreffenden Zeitschriften: „Bulletin du Bibliophile belge" vergessen worden ist, welche vor sechzehn Jahren von dem gelehrten Baron v. Reiffenberg gegründet wurde, seit 1855 unter der ausgezeichneten Redaction des Dr. August Scheler, Bibliothekar des Königs der Belgier, in Brüssel steht und ausnahmsweise viel über slavische Literatur gebracht hat.

Ebenso vermißt man auch ungern in dem Artikel „Archäologie" unter den südslavischen Gelehrten, welche sich mit der Alterthumskunde ihres Landes beschäftigen, die Namen der Professoren Pietro Nisitec in Cittavecchia auf Lesina und Simeone Gljubich in Spalato, während der Professor Petter angeführt ist, der zwar ein berühmter Botaniker war, aber kein Wort Slavisch verstand.

Da es indeß zu erwarten steht, daß das „Slovník Naučný" mehrere Auflagen erleben wird, indem die ersten Lieferungen bereits drei Mal nachgedruckt werden mußten, um allen Anforderungen genügen zu können, so wird bei der wiederholten Durchsicht und Verbesserung der einzelnen Artikel alles Mangelhafte, was bei einem solchen Werke unvermeidlich ist, mehr und mehr schwinden, und wenn die Fortsetzung, wie man es hoffen darf, den bisherigen Leistungen entspricht, so ist das tschechische Conversations-Lexikon unstreitig berufen, einst durch Gediegenheit einen hervorragenden Platz in der Literatur der Encyklopädien einzunehmen.

Die Verlagshandlung von Kober und Markgraf (früher J. L. Kober), welche in Deutschland durch das „Album, Bibliothek deutscher Originalromane," die „Alterthümer und Denkwürdigkeiten Böhmens. Mit Zeichnungen von J. Hellich und W. Kandler und Text von F. B. Mikovec;" die „Geschichte der Marie Antoinette. Aus dem Französischen von Schmidt-Weißenfels;" die „Geschichte der französischen Revolutions-Literatur" von demselben Verfasser; die „Geschichte der englischen Literatur," von S. Gätschenberger; „Land und Leute der Moldau und Walachei," von W. Derblich und mehrere belletristische Werke bereits vortheilhaft bekannt ist, hat sich daher durch die Herausgabe dieses Lexikons ein nicht geringes Verdienst um die tschechische Literatur erworben, wie sie überhaupt es sich angelegen sein läßt, dieselbe nach Kräften zu fördern und zu heben. Denn noch sind die Werke der tschechischen Dichter Jaroslav Langer, K. H. Mácha und Fr. J. Rubeš (Spisy výtečných Českých básníků novověkých), sowie die auserwählten Schriften des J. K. Tyl (Sebrané spisy Jos. Kaj. Tyla), welche zusammen 91 kleine Lieferungen ausmachen sollen, nicht vollständig erschienen, und schon ist unter dem Titel „Slovanské besedy" eine Sammlung Romane aus allen slavischen Sprachen und unter Palacký's Leitung eine Auswahl der besten Geschichtsschreiber (Výbor výtečných dějepisců), wie Thierry, Thiers, Lelewel, Macaulay, Ranke u. A. angekündigt. Auch die Autobiographie Kollár's, des berühmten Verfassers der „Slávy Dcera" ist bereits zur Herausgabe vorbereitet. — g.

Griechenland.

Die Dichtungen des Zalokostas.

Wie in dem Leben des neugriechischen Volkes manche eigenthümliche und auffallende Erscheinung in gewissen Verhältnissen und Individuen hervortritt, die eben so in den politischen Zuständen des Volkes selbst, als in seiner geistigen Individualität ihren eigentlichen Grund und ihre alleinige Erklärung findet, so ist dies auch mit dem neugriechischen Dichter Zalokostas der Fall, dessen „Άπαντα" (Athen, 1859), nachdem er selbst im September 1858 verstorben, von seiner Wittwe dem griechischen Volke dargeboten werden. Der genannte Grieche gewährt nämlich die eigenthümliche Erscheinung, daß, nachdem er in seiner Jugend als Mitkämpfer für das Vaterland an dem Freiheitskriege vom Jahre 1821 thätigen und rühmlichen Antheil genommen und in späteren Jahren als Offizier der griechischen Armee beim Rechnungswesen eine Anstellung gefunden hatte, nachmals das poetische Talent in ihm, obgleich er Autodidakt und in der Poesie Naturalist war, der keine besonderen gelehrten Studien gemacht hatte, mit so siegreicher Gewalt rege und wach geworden war, daß bei dem, von dem reichen Griechen A. Rallis in Triest begründeten, seit dem Jahre 1851 in Athen alljährlich stattfindenden poetischen Wettkampfe zweien seiner epischen Dichtungen der Preis, dagegen einigen anderen eine rühmliche Erwähnung zu Theil ward. Die Liebe zur Poesie war schon früher bei ihm in seltenem Grade vorhanden gewesen, da er z. B., wie uns berichtet wird, in den Schlachten des Unabhängigkeitskampfes in den Gedichten des Homer zu lesen pflegte. Viele seiner Dichtungen, besonders die Preisgedichte, waren schon früher gedruckt worden; allein sie erscheinen in der vorliegenden Gesammtausgabe zugleich mit andern, bisher ungedruckt gewesenen epischen und lyrischen Gedichten, sowie mit vielen Uebersetzungen aus dem Italiänischen (z. B. den Sepolcri des Foscolo), dem Französischen (z. B. den Messeniennes von Delavigne) und Englischen (aus Bulwers „Letzten Tagen von Pompeji," die er sogar ganz in's Neugriechische übersetzt hatte). Kann auch nicht verkannt werden, daß seine früheren Dichtungen fast nur als poetische oder versificirte Prosa und als Geschichte in Versen erscheinen, in denen auch die Behandlung der Sprache und der dichterischen Formen von einer gewissen Unbeholfenheit noch nicht ganz frei ist, so lassen doch die späteren Dichtungen einen großen Unterschied von jenen, und sie lassen sogar seltene Vorzüge erkennen, die ihnen namentlich griechische Ohren und Sinne in gewissen Kreisen unbedingt zugestehen. In den epischen Dichtungen des Zalokostas drückt sich ein kräftiger, stolzer Sinn, ein edler, erhabener Geist, fruchtbare Phantasie, Adel der Gedanken, große Gefühlsinnigkeit und vorzüglich tiefe und reiche patriotische und nationale Gesinnung aus, und er bedient sich dazu einer kräftigen Ausdrucksweise, die zwar bis zur Anwendung echt altgriechischer Formen, auch syntaktischer, sich zu erheben vermag, meistentheils jedoch der Bildungen der Vulgarsprache sich zu bedienen pflegt. Deshalb gilt er auch vorzugsweise als ein Nationaldichter der Griechen, und er tritt durch einen großen Bilderreichthum in seiner, dem Volke an und für sich schon geläufigen Sprache demselben nur um so näher, je mehr er zugleich durch Behandlung nationaler Stoffe, z. B. einzelner Begebenheiten aus dem Freiheitskriege, an denen er selbst Theil genommen hatte, das Interesse des Volkes besonders anspricht und fesselt. Wenn dies letztere auch Nicht-Griechen von einzelnen seiner Dichtungen werden zugestehen müssen, die durch glückliche und geistreiche Behandlung eigenthümlicher Ideen oder eines an sich schon interessanten, geschichtlichen Stoffes den Leser anziehen und das Interesse desselben in dem tiefen Eindrucke, den sie machen, fortwährend festhalten und steigern, so hat doch gleichwohl die Ungleichheit der Sprache und namentlich das bisweilen Unedle der sich gehen lassenden Volksweise gerade hier etwas Fremdartiges an sich, und wirkt unangenehm für Auge und Ohr, ohne dafür immer durch den inneren Gehalt genügend zu entschädigen. Daß dazu auch hin und wieder die Wahl der metrischen Formen und die Anwendung des sogenannten neugriechischen Hexameters, wobei nicht die Quantität der Sylben, sondern nur der Gebrauch des Accents in Betracht kommt, nicht wenig beiträgt, ist leicht zu begreifen. Auf Einzelnes können wir hier nicht weiter eingehen; aber auf das Eigenthümliche und Interessante der vorliegenden Gedichtsammlung haben wir im Allgemeinen besonders aufmerksam machen wollen.*

* Auch die Revue des deux Mondes bringt in ihrer Nummer vom 1. Mai d. J. einen sehr anerkennenden Artikel in Bezug auf Zalokostas und seine Dichtungen. D. R.

Mannigfaltiges.

— Die Napoleonischen Ideen. Ein französischer Abdruck der bekannten Schrift des damaligen Prinzen Napoleon Louis Bonaparte ist soeben in der Springer'schen Verlagshandlung in Berlin erschienen.* Das Studium dieser Schrift in Deutschland kann nicht dringend genug empfohlen werden. Man wird daraus erkennen, wie nothwendig es ist, die wohlberechneten Ideen des Neffen nicht mit Ideen à la Metternich, Bundestag und preußisches Herrenhaus, die er sämmtlich als sehr erwünschte Gegner betrachtet, sondern mit denselben Ideen der Volksbewaffnung, der nationalen Selbständigkeit und der bürgerlichen Freiheit zu bekämpfen, die einst den Oheim besiegt haben. Diese Ideen sind es, die er wirklich fürchtet, so fern sie ihm gegenüber stehen, während er in der gedachten Schrift darthut, daß sie dem ersten Napoleon, als Erben der Revolution von 1789, bei seinen europäischen Siegen zur Seite gestanden, daß Europa von ihm gelernt, sich dieser Ideen, als der besten Verbündeten, zu bedienen, daß jedoch die Feinde Frankreichs und Napoleon's, nachdem sie ihren Zweck erreicht hatten, sofort wieder zu ihren alten Ideen zurückgekehrt seien, unter deren Aegide sie ihrem eigenen Verderben entgegeneilten.

— „Elsaß und Lothringen deutsch."**) Wir haben im vorigen Jahre einer Schrift des Historikers Adolph Schmidt gedacht, der die Frage untersuchte, wie es gekommen, daß im Laufe dreier Jahrhunderte Elsaß und Lothringen dem deutschen Reiche verloren gingen. Die uns vorliegende, von einem ungenannten deutschen Patrioten herrührende, neue Schrift knüpft an diese historische Untersuchung die weitere Frage: Sind Elsaß und Lothringen für alle Zeiten Deutschland verloren? „Es ist," sagt der Verfasser, „noch keine Sache verloren gegangen, bevor sie aufgegeben war. Woran man glaubt, das hat auch noch eine Zukunft." Und den festen Glauben unter den Deutschen zu erwecken, daß ihnen Elsaß und Lothringen dereinst wieder zurückgewonnen wird, ist die Aufgabe, die sich diese jedenfalls ernst gemeinte und gründlich durchdachte Schrift gestellt hat. An der Hand der Geschichte führt uns der Verfasser in die Zeit zurück, wo das Elsaß und besonders Straßburg durch seine Tauler und Gottfried, durch seine Erwin, Geiler von Kaisersberg, Sebastian Brant und viele Andere an der Spitze der deutschen Wissenschaft, Kunst und Poesie gestanden; an der Hand Goethe's läßt er uns einen Blick in das vor dem Ausbruche der Revolution noch ganz deutsch patriarchalisch gestaltete Elsaß thun — doch er verschweigt nicht, daß seitdem Alles dort eine völlig andere Gestalt bekommen. Deutsch treten Elsaß und Lothringen in diese Zeit ein und französisch wieder heraus; man kann sagen, daß sie erst durch die Revolution wahrhaft erobert wurden. Eine Wiedervereinigung mit Deutschland findet dort seitdem keine Sympathien mehr. Besonders die Zersplitterung, die ständische Ungleichheit und die politische Schwäche Deutschlands ist es, welche die Sympathien des noch seinem innersten Wesen nach deutschen Elsasses — von Lothringen giebt der Verfasser allerdings zu, daß es größtentheils und unwiederbringlich wälsch sei — bei Frankreich zurückhalte. Alles, was uns der Einheit und allgemeinen Rechtsgleichheit näher bringt, bringt uns daher auch der Hoffnung auf Wiedererlangung des geographisch unbedingt zu Deutschland gehörenden Elsasses näher. Und dem beständigen, französischen Geschrei nach den sogenannten natürlichen, in der That aber unnatürlichen Gränzen gegenüber ist es vollkommen gerechtfertigt, sich um das entgegengesetzte Feldgeschrei zu schaaren. Der Verfasser sagt: „Man vertheidigt sich nicht durch Leiden (Passivität), sondern durch Gegenangriff. Man macht die Mine durch eine Gegenmine unschädlich und löscht den Steppenbrand, indem man ihm ein anderes Feuer entgegenjagt. Nun, so setze man der Lehre von der natürlichen Gränze Rhein entgegen die von den natürlichen Gränzen Jura, Vogesen, Ardennen. Dies ist nur ein anderer Ausdruck für: Elsaß und Lothringen deutsch, und bezeichnet im großen Ganzen in der That die wahren Sprach- und Nationalitätsgränzen zwischen Deutschland und Frankreich."

— Der entlarvte Palmerston. In Nr. 13 des „Magazin" haben wir einer in Hannover erschienenen Schrift: „Enthüllungen aus England," gedacht, worin die unstaatsmännische, des großen und freien Englands unwürdige Politik Lord Palmerston's charakterisirt wird. Ein Seitenstück zu dieser ist die gleichzeitig mit ihr in Berlin ausgegebene Flugschrift: „Der entlarvte Palmerston,"*** als deren Verfasser auf der in London erschienenen, englischen Ausgabe derselben* Herr Dr. Eduard Fischel, Verfasser der „Despoten als Revolutionaire" genannt ist. Noch viel entschiedener und schlagender, als die hannoversche, geht die Berlin-Londoner Flugschrift dem englischen Premierminister zu Leibe. Nichts Geringeres, als den Beweis zu führen, daß Lord Palmerston ein Verräther an dem eigenen Lande und daß er des Hochverraths anzuklagen sei, beabsichtigt die mit unzähligen Belegen aus Palmerston's langjähriger, ministerieller und parlamentarischer Laufbahn ausgestattete Fischel'sche Schrift. Sie ist augenscheinlich, ja wir möchten sagen: ausschließlich für englische Leser geschrieben, denn einerseits haben die historisch-parlamentarischen Details der Schrift für deutsche Leser wenig Anziehendes, und andererseits ist der ganze publizistische Charakter derselben ein englischer, unserer deutschen politischen Anschauung und Terminologie völlig fremder. Wir vermuthen, daß Herr Fischel, dessen erste Schrift: „Despoten als Revolutionaire," in England, wo man sie für eine Arbeit des Herzogs von Sachsen-Koburg-Gotha hielt, einer Erwiederung aus der Feder eines Palmerstonisten (Ismael's Reply) werth gehalten wurde, bei seiner vorliegenden neuen Schrift einen englischen Mitarbeiter, und zwar keinen Geringeren, als Herrn Disraeli, gehabt habe. Wenigstens finden wir uns an diesen durch viele Gedanken, Ausdrücke und Wendungen des „Palmerston Unmasked" erinnert. Nicht zweifeln wir, daß auch Herr Ed. Fischel seinen Autor-Antheil an dieser Anklageschrift gegen Lord Palmerston habe — es lassen sich sogar die Stellen, die ursprünglich deutsch und nicht englisch gedacht und niedergeschrieben worden, mit einiger Sicherheit nachweisen — doch jedenfalls macht die englische Ausgabe im Ganzen mehr den Eindruck eines Originales, als die deutsche. Ja, wir müßten Herrn Fischel, falls er diese Schrift wirklich allein ausgearbeitet, als den größten Detailkenner der parlamentarischen Zustände und der politischen Personalien Englands bezeichnen, den es in Deutschland und auf dem Kontinent überhaupt giebt.

Man vergleiche übrigens mit diesem „entlarvten Palmerston" zwei andere, neuere Flugschriften des Verfassers der „Despoten als Revolutionaire": „Preußens Aufgabe in Deutschland," und: „Deutsche Federn in Oesterreichs Doppeladler",** und man wird den Unterschied in Geist und Form der Darstellung nicht verkennen — einen Unterschied, der wesentlich zum Vortheil des deutschen Autors ausfällt, der, wenn er sich nicht mit englischen Ideen associirt, viel gewandter schreibt und für deutsche Leser viel verständlicher und anziehender ist. Preußens Aufgabe in Deutschland ist, wie der Verfasser schlagend darthut, eine der politischen Auffassung des preußischen Herrenhauses diametral entgegengesetzte. Preußens Aufgabe ist es, den Sinn für Recht und bürgerliche Freiheit überall in Deutschland rege zu erhalten und damit im eigenen Lande voran zu gehen. Nur weil Preußen in den Jahren 1822 und 1850 den entgegengesetzten Weg eingeschlagen, war es, wie der Verfasser darthut, ein Spielball in der Hand Oesterreichs geworden und hatte es die ihm seit der Zeit des großen Friedrich zu Theil gewordene Achtung der intelligenten und politisch gebildeten Welt verloren. Erst in den Jahren 1840 und 1858 sind die Sympathien Deutschlands, Europa's und der ganzen Mitwelt für Preußen wieder erwacht. Nur mit diesen Sympathien vermag Preußen seine Aufgabe in Deutschland zu erfüllen; nur mit diesen Sympathien wird es sich und das gesammte Deutschland vor den Eingriffen und Eroberungsplänen Frankreichs und aller derjenigen Staaten bewahren, die, wie dieses, von gleicher Verachtung des Rechtes und der bürgerlichen Freiheit durchdrungen sind. In hoc signo vinces!

Nicht damit in Widerspruch ist, was der Verfasser in seiner Flugschrift: „Deutsche Federn in Oesterreichs Doppeladler" über den positiven Nachtheil sagt, den Deutschlands Weltstellung und Einfluß durch jede Demüthigung und Schwächung Oesterreichs erleiden. Aber leider hatte Deutschland es nicht in seiner Macht, zu verhindern, daß Oesterreich durch eigene Schuld gedemüthigt und geschwächt wurde. Die europäische Bedeutung des österreichischen Kaiserstaates kann Niemand in Deutschland verkennen, doch zunächst ist es an Oesterreich selbst, durch eine Politik des Rechtes und der Gerechtigkeit dafür Sorge zu tragen, daß seine Bedeutung erhalten und sein Ansehn wiederhergestellt werde.

— Der siebenjährige Krieg, von Archenholz. Ein ganz zeitgemäßes, gewiß einem großen Leserkreise willkommenes Buch ist die kürzlich erschienene, sechste Auflage der Geschichte des siebenjährigen

---

* Des idées Napoléoniennes. Par le prince Napoléon Louis Bonaparte. Berlin, Jul. Springer, 1860.

** Berlin, Julius Springer, 1860.

*** Berlin, Haude und Spener.

* Palmerston Unmasked. Answer to Ismaels Reply to the Duke of Coburgs Pamphlet. By Eduard Fischel, Author of „Despots as Revolutionists." London, Rob. Hardwicke, April 1860.

** Berlin, Haude und Spener'sche Buchhandlung.

Krieges, von Archenholz, herausgegeben von Dr. August Potthast.* Es ist diese Geschichte stets ein Volksbuch gewesen, und als solches wird sie sich auch in der neuen Auflage bewähren, die der Herausgeber stylistisch durchgesehen und von einzelnen veralteten Ausdrücken gereinigt hat. Erfreuliche Zugaben der neuen Auflage sind ferner ein Bild des jugendlichen Helden (nicht des Greises) Friedrich, nach Pesne, ein Register der in dem Buche vorkommenden Personen- und Orts-Namen, sowie der wichtigsten Ereignisse, und endlich eine Karte des Kriegsschauplatzes, die nicht blos nach der politischen Eintheilung der damaligen, vornehmlichsten Staaten Deutschlands illuminirt ist, sondern auf der auch alle Orte, bei welchen Schlachten und Gefechte stattgefunden, besonders hervorgehoben sind. Bekanntlich hat Archenholz seine Geschichte für Laien geschrieben, während Tempelhoff den siebenjährigen Krieg für Militairs dargestellt hatte. Man kann es nur billigen, daß Herr Dr. Potthast diesen Charakter des Buches nicht verändert und ihm nicht etwa durch Hinzufügung von Schlachtplänen, wozu in der neuen Ausgabe der Werke Friedrich's des Großen die Materialien vorhanden sind, oder anderer Forschungen, ein gelehrtes Ansehen gegeben hat. Ohnedies behauptet ja Thomas Carlyle, daß Alles, was deutsche Geschichtsforscher bisher über Friedrich den Großen geschrieben, aus der Feder Dryasdust's (des Pedantismus) geflossen sei. Wir zweifeln jedoch, daß der allerdings nichts weniger als pedantische, sondern sehr originelle Bocksprünge machende Thomas Carlyle in seiner „Geschichte Friedrich's II. von Preußen, genannt Friedrich der Große" den siebenjährigen Krieg so les- und genießbar darstellen werde,** wie der anspruchslose Archenholz, den wir in dieser neuen Gestalt dem deutschen Publikum nur empfehlen können.

Sollte, wie sich erwarten läßt, diese sechste Auflage des Archenholz'schen Werkes rasch verkauft und bald wieder eine neue nöthig werden, so würden wir, an der Stelle der Verlagshandlung, auch den Preis des Buches zu einem volksmäßigen machen; wir sind überzeugt, daß ihm dadurch der Weg zu allen Schichten des preußischen und des deutschen Volkes geöffnet werden würde.

— Pierre des Noyers' Briefe über den schwedisch-polnischen Krieg.*** Das Buch hat keine Vorrede, sondern fängt sogleich auf der ersten Seite mit den Briefen an, die an Ismael Bouillard gerichtet sind. Der erste ist aus Regensburg, datirt vom 15. Okt. 1655. Merkwürdig sind darin folgende Zeilen: „Herr von Brienne sagte mir im Vorbeigehen zu Fontainebleau, der König von Schweden habe dem Kurfürsten von Brandenburg Schlesien zum Tausche für Preußen angeboten, mit dem Versprechen, es dem Kaiser zu nehmen; doch Sie wissen das bereits." — Die Schweden hatten damals eben Krakau genommen, und die Sache schien ausführbar. Der letzte Brief (der 237.) ist vom 27. December 1659 von Danzig; die ganze Reihe derselben (die 570 Druckseiten einnimmt) bildet eine laufende Zeitung jenes Krieges und stets vom Hauptquartiere, vom Hofe der Königin aus, dessen Sitz häufig genug wechselt. Meistens haben sie einen diplomatischen Charakter und nehmen auf andere Dinge nur so weit Rücksicht, als es sich gerade schickt; daher werden sie sehr wichtig für die innere Geschichte jenes Krieges sein, aber weniger interessant für den Leser, der mit der Geschichte desselben nicht genau bekannt ist.

Eine Stelle ist uns aufgefallen (S. 264), die aus dem Jahre 1656 fast wie eine Prophezeiung klingt:

„Sie werden jetzt einsehen, daß es dem Könige von Schweden unmöglich ist, Riga zu unterstützen, und daß er es nothwendig verlieren muß. Die Moscowiter werden mächtig werden, wenn sie einen Seehafen an der Ostsee besitzen, und ihre ganz despotische Regierungsform wird ihren Nachbarn sehr unbequem werden." Im selben Briefe klagt Pierre des Noyers' auch über den unbeständigen Charakter der Sarmaten; die französische Unbeständigkeit sei nichts dagegen. Der große Kurfürst spielt in diesen Briefen eine hervorragende Rolle, und es ist häufig und eingänglich von ihm die Rede. Für den schwedisch-polnischen Krieg sind dieselben ohne Zweifel eine werthvolle Geschichtsquelle.

— Literarisch-kritische Bemerkung. Daß die Säkularfeier des Todestages Melanthon's, des Wittenberger Reformators, in welchem der evangelisch-protestantische Geist das beseelende Prinzip war, an gar vielen Orten im April des laufenden Jahres vollzogen worden, ist für jede Persönlichkeit, in welcher derselbe Geist eine Lebensmacht ist, hoch erfreulich. Inzwischen muß es von dem Gesichtspunkte der geschichtlichen Wahrheit aus sehr bedauert werden, daß der große Lehrer Deutschlands in Reden, Zeitungen und auf Büchertiteln sehr oft in nicht wohlklingender Weise Melanchthon genannt wird.* Der allein richtige Name des berühmten Mannes, wie er ihn selbst geschrieben, lautet: Melanthon. Das notorisch fein gebildete Ohr des Magister Philipp würde den hart klingenden Namen: Melanchthon nicht haben ertragen können.

Wilh. Böhmer in Breslau.

— Die Samariter von Nablus. Ueber diesen Rest eines vereinzelten israelitischen Volksstammes in Palästina theilt der preußische Konsul in Jerusalem, Herr Rose, einen anziehenden Bericht in den April- und Mai-Heften der „Grenzboten" mit. Nach den Behauptungen des Cahin Amram, Oberhauptes und Priesters der Samariter in Nablus, dem alten Sichem, enthält der in ihrem Besitze befindliche Pentateuch sehr viele wichtige Abweichungen von dem Texte der Thora, wie er sich in den Händen der Juden und der ganzen übrigen Welt befindet. Namentlich soll in ihrem Dekalog ein Gebot dahin gehen, daß dem einigen Gotte auf dem Berge Garizim, bei welchem Nablus liegt, ein Altar errichtet werde — ein Gebot, das angeblich Esra bei seiner Redaction des Pentateuch eliminirt habe, um den damit in Widerspruch stehenden Salomonischen Tempelbau auf Zion nicht als eine Verletzung der Gebote Gottes erscheinen zu lassen. Die Samariter nennen sich nicht „Juden," weil sie angeblich nicht von Juda, sondern von Joseph, dem Sohne Jacob's, abstammen. Auch protestiren sie dagegen, daß man die Benennung „Samariter" von der Stadt Schomron (Samaria), dem Sitz der Könige von Israel, ableite; sie behaupten vielmehr, daß ihr hebräischer Name „Schomerim" soviel als „Beobachter des göttlichen Gesetzes" bedeute und daß nur der Parteihaß sie nicht als Israeliten, sondern als Kuthäer bezeichne. Ein französischer Gelehrter, Abbé Bargès, Professor an der Sorbonne in Paris, der im Jahre 1853 das heilige Land besuchte, giebt übrigens in einer, 1855 im Druck erschienenen Episode seiner Reise: „Les Samaritains de Naplouse," ganz ähnliche Nachrichten, wie Herr Rose, über das alte Sichem, die Samariter, ihre Schriftsprache und ihren Cultus.

— Das Mönchthum unserer Tage. Das Februarheft der diesjährigen „Protestantischen Monatsblätter" von Gelzer, brachte in einer Korrespondenz aus Rheinpreußen einen mit genauer Kenntniß seines Gegenstandes geschriebenen interessanten Aufsatz über das Mönchthum unserer Tage, besonders in Rheinpreußen. In diesem Aufsatze wird zunächst auf die Nothwendigkeit hingewiesen, das mit den Klöstern und Orden neu erwachte Mönchthum in politischer und kirchlicher Beziehung nicht außer Acht zu lassen. Sodann giebt eine in alle Einzelheiten genau eingehende Schilderung der Tagesordnung der in die Rheinlande eingezogenen Franziskaner-Mönche Gelegenheit, das Wesen ihrer Thätigkeit und ihren Geist, andererseits aber auch das geistige Elend zu erkennen, welchem diese Mönche bei dem ewigen Einerlei ihrer Tagesordnung verfallen sind. Dabei theilt der mit Humanität und Toleranz abgefaßte Aufsatz auch einen merkwürdigen Anachronismus mit, den man im 19. Jahrhundert kaum erwarten sollte. Im vorigen Jahre hielt nämlich ein Oberer des Franziskanerklosters zu Rietberg in Westphalen dem dortigen Bürgermeister bei Gelegenheit einer vom Kloster zu erhebenden Steuer in allem Ernste vor, daß er „nach dem jus canonicum exkommunicirt sei, indem dieses von den Klöstern Steuern zu erheben verbietet," und als der Bürgermeister erwiderte, daß wir nicht mehr im Mittelalter wären, meinte der Mönch, daß ja das jus canonicum bei allen Gerichten anerkannt sei.

J. L.

* Geschichte des siebenjährigen Krieges in Deutschland, von J. W. von Archenholz, vormals Hauptmann in k. preuß. Diensten. Sechste Auflage. Herausgegeben und mit einem Lebensabriß des Verfassers und einem Register versehen von Dr. August Potthast. Berlin, Haude und Spener'sche Buchhandlung, 1860.

** Die bisher erschienenen, sehr umfangreichen zwei Bände dieser Geschichte (Deutsch von J. Neuberg, Berlin, Decker) reichen bekanntlich nur bis zur Thronbesteigung Friedrich's des Großen. D. R.

*** Lettres de Pierre des Noyers, sécretaire de la reine de Pologne Marie-Louise de Gonzague, princesse de Mantoue et de Nevers, pour servir à l'histoire de Pologne et de Suède de 1655 à 1659. Berlin, B. Behr, 1859.

* Wir sind diesem Beispiele nicht gefolgt, sondern haben stets Melanthon geschrieben (Vgl. Nr. 17 des „Magazin").

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig.

Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Bestellungen übernimmt jedes Postamt des deutsch-österreichischen Postvereines, sowie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallstraße Nr. 21) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von **Joseph Lehmann.**

Diejenigen, welche mit dem Herausgeber des „Magazin's" nicht direkt correspondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commissionair, Herrn H. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird

№ 22. **Mittwoch, den 30. Mai 1860.** **29. Jahrgang.**

Inhalt:

England.

Preis-Boxerei und „Nay-Boen" in England.

Das Heidenthum ist in Europa längst verschwunden und vergessen, so daß auch nirgends mehr Abgötterei getrieben wird. Kein Brahma und Buddha, kein Ormuzd und Ahriman, nicht einmal die schönen Götter Griechenlands, geschweige ein Moloch oder Quatzalpezikoatl, ein Thor, Wodan, Locke oder sonst ein Ungethüm aus alten blinden Zeiten und Zonen, kann sich irgend einer besonderen Aufmerksamkeit von uns aufgeklärten Leuten des 19. Jahrhunderts rühmen, nicht zu reden von göttlicher Verehrung. Und nun gar in dem bischof- und hochkirchlich-thurm- und glockenreichen England mit den Bibel- und Sonntagskirchenschul-Gesellschaften, dem christlichsten, civilisirtesten, freiesten Lande — wo sollte hier die Abgötterei herkommen? Kaum noch in einigen Winkeln hier und da vermorschte Druidensteine, sonst Alles christlich. Und doch beten nicht nur einige kleinasiatische Raubstämme den Teufel an; auch in England hab' ich diesen Kultus in voller Wuth und Kultur gesehen, als ein gewisser Kaiser und speziellster Freund Palmerston's hier war. Von dem Molochsdienste des Mammon will ich nicht reden, auch nicht von andern ganz hinterheidnisch-fetischartigen Kulten; aber daß sie jetzt einen Stier anbeten, darf ich nicht ungesagt lassen. Wir Kinder machten auch immer einen Feiertag daraus, wenn der Gemeindestier als geputzter Pfingstochse feierlich in ein neues Logis zog; aber zum Anbeten war er uns doch immer zu rindviehmäßig. Der Ochse, welcher jetzt als Nationalgottheit Großbritanniens angebetet wird, ist nun allerdings kein wirklich zoologisch vier-, sondern ein zweibeiniger, wodurch dieses Heidenthum einerseits von seiner Bestialität verliert. Andererseits ist er freilich auch kein maskirter Zeus mit den verführerischen olympischen Augen, dem einst Europa nicht widerstehen konnte, sondern ein zur Stierartigkeit degradirter Mensch, wodurch die Bestialität dieser neuesten englischen Nationalreligion nur um so brutaler wird. Und doch hab' ich auch wieder so viel Menschliches, Englisch-Naturwüchsiges darin zu bewundern, daß ich eigentlich gar nicht weiß, wie ich den Ochsen und seine Anbeter behandeln soll.

Eine merkwürdige Geschichte. Es ist die von Tom Sayers, dem Inhaber des Gürtels der Kraft Englands, und John Heenan, dem „Benicia-Bay," der Preis-Boxerei zwischen den Ersten beider Nationen und die daraus hervorgegangene Sayers-Abgötterei.

Ich sehe voraus, daß Sie von dem famosen Boxduell gehört und gelesen haben, wie sie — Lords und Bischöfe, darunter à Person drei Guineen — des Nachts polizeiwidrig in zwei Extra-Eisenbahnzügen nach der vorher allen Theilnehmern unbekannten Wiese weit im Süden von London hinausfuhren, dort den „Ring" von Stricken und Pfählen bildeten, mit einem Extra-Entrée zum Stehen innerhalb, wie sich dann beide erste Helden Englands und Amerika's zum ersten Male sahen, die Hände schüttelten, sich bis auf die Unterhosen auszogen und nun in beinahe vierzig „Runden" (Gängen), gegen drei Stunden lang mit den Knochenherkuleskeulen ihrer geballten Fäuste gegenseitig die Nasensättel, die Stirnen, die Mäuler, die Kinnladen, die **Augen** rc. so kannibalisch zerstampften, daß Keiner mehr menschenähnlich aussah und Heenan's Gesicht bis beinahe zur völligen Blindheit zugeschwollen war; wie die unzählige Male vom Blute Reingewaschenen und immer wieder sich gegenseitig frisch mit Blut in die Gesichter Stampfenden endlich durch polizeiliches Eindringen (die Polizei hatte bisher gewartet) und Zerschneiden der Stricke in wilder Confusion zu unentschiedener Beendigung des Preis-Boxens genöthigt wurden. Die Zeitungen, vorher und nachher voller Leitartikel über die Sache, brachten ausführliche Berichte dafür und dagegen. Die „Times" berichtete so ausführlich, wie über eine Völkerschlacht, auf drei enggedruckten Foliospalten. Volle, wissenschaftliche und nationalstolzeste Würdigung gab nur „Bell's Life in London," das ungeheuere Organ aller „Sports," die man nur aus diesen Spalten — wenn man ihre Sprache versteht — in vollem, fabelhaften Umfange kennen lernen kann.

Während dieser Tage gab's gar keine Politik, kein öffentliches Thema in London, vor lauter Sayers und Heenan. Die Times sagte, kein Lord-Oberrichter und Bischof hätten in diesen Tagen fünf Minuten miteinander sprechen können, ohne über Sayers und Heenan alle Staats- und Hochkirchenfragen zu vergessen, und ausschließlich von Sayers und Heenan zu sprechen. Kein Spitzbuben-, nicht das niedrigste Verbrecher- und Lumpenloch, das nicht über Sayers und Heenan alles Elend, allen Hunger, alle Pläne auf seidene Taschentücher und Geldbörsen vergessen hätte. Kein Damen-Boudoir ohne Sayers und Heenan. Ich hörte ein Mal zwei kleine, feine Mädchen auf dem Wege aus der Schule von Sayers und Heenan sprechen.

Die neue Religion und der Ochse dazu waren gefunden. Sie brach mit tückischem Fanatismus für die „noble Kunst der Selbstvertheidigung" gegen mehrere feindliche Stimmen, für Sayers gegen Heenan aus. Equipagen hielten vor der Thür des englischen Helden, der mit dem Preisgürtel der Kraft (prächtiger Gegensatz zu dem Venusgürtel) geschmückt geblieben war. Sie führten ihn auf die Stockbörse, beteten ihn an und schenkten ihm einen Sack voll hundert Guineen, und Sir Robert Carden, Lord Mayor, d. h. König der City und erster Arm des Gesetzes, hielt dem Helden, der polizei- und gesetzwidrig gepreisboxt hatte, eine anbetende Rede unter den Helden der Stockbörse, die sonst für jeden gewöhnlichen Sterblichen unzugänglich ist. Darauf ward der neue Nationalgott nach Mincing-Lane, die Geschäftsstraße der großen Kaffee-, Zucker-, und Rosinenmänner, geführt, um sich Treu und Glauben an sich von ihnen freiwillig schwören zu lassen. In dem Vorzimmer des Parlaments vergaßen die Gesetzgeber ihr Ober- und Unterhaus und Russell's Reformbill und schwärmten für Tom Sayers. Wo er hinkam, sah, siegte er. Ich erwähne nur noch die Hauptstadt Lancashire's, Liverpool. Die Bewohner der Hauptstadt wußten, daß und wann er käme. Tausende warteten auf ihn vor der Eisenbahnstation und brüllten vor Jubel und schwangen Mützen und Hüte, als er erschien. Der neue Gott sucht auf einem Seitenwege zu entkommen und flüchtet in eine Droschke. Die Tausende erkennen ihn,

spannen die Pferde aus und ziehen ihn in furchtbarem Triumphe nach dem Talbot-Hôtel, das sich, wie andere Häuser und Straßen mit Fahnen und Flaggen füllt, unter Blasen, Pauken, Trompeten und Posaunen. Zehntausende schreien ihn heraus auf den Balcon, um sich heiser zu brüllen vor Enthusiasmus. Man führt ihn im Triumphe nach der Börse, betet ihn an und schenkt ihm 120 Pfund.

Elektrische Telegraphen und Zeitungen brachten weitere Berichte, wie er sich im Talbot-Hôtel befinde, und ihn die Nation anderweitig angebetet habe und sie Anstalt mache, ihm aus öffentlichem Enthusiasmus eine glänzende Jahresleibrente zu sichern. Wer kann wissen, was noch Weiteres geschehen mag?*

Wir suchen uns diese plötzlich hervorgetretene und alle Stände durchdringende Abgötterei nach Möglichkeit zu erklären. Fast jeder Engländer, persönlich und körperlich attackirt, stellt sich unwillkürlich sofort in Boxer-Position, macht ein Paar Keulen und Kolben aus seinen Armen und Fäusten, und fängt damit an, gegen Gesicht und Nase des Feindes so regelmäßig zu arbeiten, wie ein Kolben der arbeitenden Dampfmaschine.

Als ich einmal an einem Bilderladen stehen blieb, fühlte ich eine Hand in meiner Rocktasche arbeiten. Ich faßte den Dieb mit der einen Hand in Flagranti, und gab ihm, mich rasch umdrehend, mit der andern eine unter diesen Umständen ganz naturwüchsige, unwissenschaftliche, continentale Ohrfeige, so was der Berliner einen „Katzenkopp“ nennen würde. Sofort sah ich den ertappten Dieb in Boxer-Position vor mir, und ganz commentmäßig vorläufig imaginär meine Nase zerstampfend und die Augen ellenlang aus den Höhlen herausmeißelnd, bis ich mich ebenfalls commentmäßig zurechtgestellt haben würde. Ich konnte mir blos durch tüchtige Fortsetzung meiner Ohrfeigen helfen, indem ich den Umstehenden, die sich des Diebes annehmen wollten, bemerklich machte, daß ein „pickpocket“ nicht auf solche kavaliermäßige Behandlung Anspruch machen könne. Des Diebes nahmen sie sich nicht an, aber des Engländers, der unwürdig mit Ohrfeigen traktirt werde, ohne daß er das Taschentuch schon genommen habe. „Fight it out!“ schrien sie, „Fight it out!“ Wer weiß, was daraus geworden wäre, hätte in diesem Augenblicke nicht der Glanzhut eines Policeman sich eingedrängt, vor welchem der Dieb denn allerdings zu verschwinden für gut befand. Das Boxen ist längst polizeilich verboten, ganz besonders das Preis-Boxen. Nichtsdestoweniger kann man noch alle Tage vor den Augen der Policemen Box-Scenen sehen und in „Bell's Life“ von geschehenen und vorbereiteten Preis-Boxereien ausführliche Berichte lesen, eben so wie von verbotenen Ratten-Hetzen und Ausstellungen von Hunden, die wegen so und so viel todtgebissener Ratten per Minute berühmt sind, und auf die so und so viel in Wetten gewonnen ward, eben so von Hahnenkampf-Angelegenheiten und unzähligen andern Formen und Arten von sports mit Wetten, welche die verbotene Lotterie hundertfach ersetzen.

Das Boxen ist als die „noble Kunst der Selbstvertheidigung“ nationaler und volksthümlicher, als irgend etwas in England und deshalb auch mächtiger, als alle Gesetze dagegen, die wohl mit Gewalt angewendet werden könnten, wenn die Freiheit in England nicht ganz wesentlich darin bestände, daß man das Gesetz überall da auslacht, verhöhnt, übersieht, ganz unbeachtet läßt, wo nationale, volksthümliche, in Fleisch und Blut der großen Massen lebende Ungesetzlichkeiten sich geltend machen. Und hierin liegt, glaub' ich, ein Hauptgeheimniß der ganzen englischen Freiheit, der Sicherheit vor Revolution, der souverainen Verachtung, womit die regierenden Klassen die regierten mißhandeln und ausbeuten. Es giebt auch nichts Gehässigeres und Empörenderes, als unter besondern temporairen Umständen an grünen Tischen von vertrockneten Schädeln für das Interesse einiger Einzelnen Gesetze zu fabriziren, und sie dann durch Schergen und Gerichtshöfe aller Art nach § So und So gegen ganze Völker und deren natürliche Sitten und Gebräuche durch x Thaler, x Tage oder Monate Gefängniß u. s. w. „gewissenhaft“ anzuwenden. In England giebt's vielleicht Tausende von Statut-Gesetzen, durch die man, nach O'Connell, mit Vieren hindurchfahren kann, Tausende von Gesetzen, an deren Anwendung Niemand eher denkt, als bis ein so hartnäckiger Kläger — Privatperson — durchaus darauf besteht, daß nach diesem und jenem verfahren werden müsse. Die Richter helfen sich dann — wenn es gegen common sense u. s. w. zu arg verstößt, in der Regel damit, daß sie solch' ein Gesetz durch Verurtheilung zu einem Farthing Strafe befriedigen.

Wenn England nach der Million parlementarischen „statute laws“ behandelt und verwaltet würde, gäb's keine unsinnigere und härtere Tyrannei, als in dem freiesten Lande Europa's. Es ist aber unsere Freiheit und unsere Civilisation hier — noch von keinem andern Volke erreicht — daß wir die Gesetze des Lebens, der Gesellschaft, der Nationalität, des Volkes unwillkürlich über die Machwerke der Menschen stellen und als solche im Volke selbst und von allen Höfen herab, theils ernstlich, theils mit jenem eigenthümlich-englischen Humor einer gewissen Hypokrisie und des japanischen „Nay-boen“ respektirt sehen.

Niemand kann die brutale Boxerei ärger hassen, als ich. Aber es hat sich einmal in diesem klebrigen, clubblichen Inselvolke in allen Muskeln und Adern zu Sitte, Gebrauch und Lebens- oder Gesellschaftsgesetz ausgebildet, persönliche Differenzen auf die unmittelbarste Weise durch die Kavalierwaffen der Naturwüchsigkeit zu schlichten. Die militairischen, gegen das allgemeine Landrecht laufenden Ehren- und Duell-Gesetze des Kontinents verlangen Waffen von Stahl, und endigen nicht selten mit einem Tode oder ärgerer Verwundung, während es beim Boxen wirklich auf persönliche Kraft, Gewandtheit und Kunst ankommt, und es Jedem der Kämpfer stets ganz freisteht, zu sagen, wenn er genug hat. Ich muß gestehen, daß ich meine persönlichen Differenzen nicht in dieser alten, volksthümlichen, englischen Form schlichten möchte; aber zugleich ist es noch unangenehmer und jedenfalls persönlich unfreier, zum Commissarius oder auf die Gerichte zu laufen und sich einen gemeinen, oft unsinnigen und kostspieligen Gesetzparagraphen gegen den Feind zu kaufen, wobei Keiner von Beiden fett wird.

Die militairischen Ehrengesetze des Kontinents durchdringen hier in der unmittelbaren Form des Box-Comments alle Klassen des Volkes. Das ist Etwas. Außerdem mischte sich in diesem speziellen Falle die nationale Imagination, die englisch-amerikanische Superioritäts-Eifersucht ein. Was Wunder, daß sie ihren wohl fünfzig Mal hingeworfenen Stier, der immer wieder aufsprang und sich größtentheils mit der bloßen linken Hand gegen den bei Weitem überlegenen Amerikaner hielt (die rechte war ihm gleich anfangs durch einen Schlag unbrauchbar geworden), als Repräsentanten der Kraft und Ehre Englands apotheosiren? Ist noch lange nicht so arg, als wenn Behörden, Volk und reichgekleidete Jungfrauen einen sogenannten Feldherrn und Kaiser, der aus sicherm Versteck 10 bis 12,000 Menschen in einem Tage niederschmettern ließ, als Halbgott empfangen und mit ihm Gott in der Kirche danken, daß 10,000 fielen und nicht etwa blos lumpige 4 oder 5 Tausende.

So viel über die Stier-Apotheose, die mir einer besondern Kritik nicht unwerth erschien, da sie, wie alle sports, das englische Leben so ganz wesentlich charakterisirt und zur Berührung des merkwürdigen Nay-boen Anlaß gab.

Nay-boen ist eine japanische Korrectur gesetzlicher und sozialer Härten. Ich weiß nicht, was die Worte heißen, aber sie bezeichnen die Freiheit eines Jeden, der unter drückenden Rücksichten gefesselt ist, diese zuweilen abzuwerfen und zu thun, was er will.

Nay-boen ist eine soziale Tarnkappe, die gesetzlich Verbotenes oder Etikettenwidriges unsichtbar macht. Ein Minister oder hoher Adeliger kann per „nay-boen“ Geld machen, Industrie treiben 2c. — Niemand bemerkt es. Man kann sterben und Niemand trauert, wenn der Tode unter dem Schutze des nay-boen gestellt wird. Der Tyrann selbst oder weltliche Kaiser kann auf einem Steckenpferde reiten, alle Regeln der Etikette verletzen, wenn er nur erklärt, er mache von seinem nay-boen Gebrauch.

Das englische nay-boen hat einen weiteren Spielraum. Alles, was respektable Leute Unrespektables thun, bleibt ungesehen von respektablen Personen ähnlichen Ranges, die dafür natürlich dasselbe nay-boen-Recht in Anspruch nehmen und genießen. Unter diesem Schutze besuchen Personen höchsten Rufes verrufene Häuser und Personen. Sollte aber Jemand so moralisch sein, ein unmoralisches Verhältniß etwa durch Heirat und öffentlich vor der Welt gut zu machen, ist die Tarnkappe gefallen und der Mann unfähig, je wieder in seinen bisherigen Kreisen zu erscheinen. Je-

* Ehe ich diesen Artikel abschickte, fand ich in der „Era,“ einer höhern Art von „Bell's Life in London“ und zu besonderem Aerger für Schauspieler, Kunstkritiker, Jongleurs, Messerverschlucker, Preisfechter aller Art, daß die beiden Helden im Juni entscheidend boxen würden. Beim Wettrennen in Newmarket wurden 685 Pfund Sterling für Tom Sayers gesammelt, außerdem beschenkten ihn Aristokraten aller Art reichlich, Earl of Stomford mit 100, Herzog von Beaufort mit 50, eben so der Earl of Glasgow, Earl of Chesterfield mit 20 und ein Dutzend anderer Lords, Viscounts u. s. w. jeder mit 10. Mitglieder des Unterhauses, der Gesetzgeber, sammelten für den Helden eines ungesetzlichen Akts 200 Pfund. Mr. Wilkes, Redacteur des in New-York erscheinenden „Spirit of the Times,“ der mit Heenan als „booker“ oder Sekundant herüberkam, und Dr. Rawlings, der sie als Berichterstatter begleitete, wurden vorige Woche der Königin von Großbritannien und Irland bei einem Lever vorgestellt. — Die Zeitungen setzten hinzu, daß Heenan, wenn sein Gesicht wieder einigermaßen menschlich aussehe, auch zu dieser Ehre kommen werde.

D. Korresp.

der respektable, hochkirchliche Engländer kann Strauß, Heine und andere Gottlosigkeiten gelesen haben, ein Atheist, ein Schwindler und Fälscher sein, ohne daß die sittlichste, skrupulöseste und respektabelste Gesellschaft, in der man sich bewegt, die geringste Notiz davon nimmt. Aber ohne daß sich das Geringste an einem solchen Schuldigen und Unreinen verändert, kann und wird er sicherlich durch einen einzigen Umstand von Außen unrettbar verloren sein, durch den Bruch des nay-boen, durch einen Zeitungsartikel, eine bloße Enthüllung vor einem Polizei- oder Gerichtshof, wenn auch nicht die geringste Strafe — aus Mangel an einem formellen Kläger — damit verbunden sein sollte. Der Unreine sündigte bisher nay-boen und die Gesellschaft lächelte über ihn privatim, aß und trank mit ihm, war glücklich, seine Visitenkarte auf Drawing-room-Tische leuchten zu lassen, bis nach einem plötzlichen Falle der eigenthümlichen sozialen Tarnkappe, der hypokritischen Voraussetzung, daß Niemand von seiner Maitresse, seinen hübschen Wechseln, seinem Atheismus etwas wisse, das humane Durch-die-Finger-Sehen, das unschuldige Nichtwissen nicht mehr möglich ist und die Gesellschaft einmal streng tugendhaft wird, und die Gesetze der Moralität und Etikette mit unbarmherziger Grausamkeit gegen ihn zur Geltung bringt, so daß er sich nicht wieder in seinen bisherigen Kreisen zeigen, es nie wagen darf, seine bisherigen Herzensfreunde einzuladen.

Was ist die Psychologie des nay-boen? Will die Gesellschaft gnädiger und humaner sein, als sie praktisch einzugestehen wagt? Dies wäre theilweise eine Lösung, aber durchaus nicht die wesentliche. Niemand kann unter dem Schutze des nay-boen morden, oder wirkliche, unter allen Umständen und Bildungsgraden mit oder ohne Gesetz als Verbrecher gestempelte Thaten begehen. Die Gesellschaft ist darin oft grausamer, als das Gesetz, das vielleicht über einen moralisch Verurtheilten wegen irgend eines juristischen Formenfehlers kein Schuldig aussprechen konnte. Nay-boen tritt nur da in seinem wohlthätigen Schutze auf, wo sich „Recht und Gesetz wie eine ewige Krankheit forterbten" und grausame Quälerei verursachen würden, wo sich der Widerspruch zwischen dem positiven Gesetze und dem gegenwärtigen Rechts- und Anstandsgefühl gar zu peinlich geltend macht. Dieses Gefühl ist in England einer unzähligen Masse alter, theils lächerlicher und unsinniger, theils grausamer Gesetze gegenüber eine allgemeine, auch in Richtern und Kriminalbeamten wirksame Macht, die Jeden schützt, der nach dem Rechtsgefühle, den Sitten und Gebräuchen des Volks Recht, dem Gesetze nach aber Unrecht hat, Jeden so lange schützt, bis ein Ankläger oder die Chronique scandaleuse diesen Schutz und diese Schonung unmöglich machen. Und hierin seh ich die Quintessenz aller Freiheit und Civilisation Englands, obgleich ich damit die Hypokrisie und die Philosophie „of saving appearences," welche hierbei eine große Rolle spielt, in keiner Weise mit in Schutz nehmen will. Aber dieses nay-boen schützt den Boxer, die Wett-Bureaux, die Rattenhetz-Theater, die Fechtböden der Kampfhähne, die furchtbar strafbaren Freiheiten der Presse und tausenderlei Erscheinungen, Hantierungen, Gewerbe, Skandäle und Unarten des öffentlichen und Privatlebens, die als unvermeidliche, aus dem Volke herausquellende Unkrautgewächse vielleicht nur mit dem ganzen Weizen der Freiheit ausgerottet werden könnten. Das lassen Polizei und Behörden hier weislich wohl bleiben. Und das ist Englands Freiheit. Auf dem Kontinente zieht man mit millionenarmigen Gesetzen dagegen los — und das ist das Widerliche, Tyrannische, Knechtische der öffentlichen Zustände. B—a.

Frankreich.

Das literarische Eigenthum im achtzehnten Jahrhundert.*

Wir haben zur Zeit in diesen Blättern über den zu Brüssel im Monat September 1858 abgehaltenen Kongreß berichtet, der über das internationale Verlagsrecht und über das Prinzip des literarischen Eigenthums überhaupt allgemeine Normen feststellen sollte. Dieser Kongreß hat, wie man sich erinnern wird, manche Erwartungen getäuscht. Statt der gehofften europäischen Anerkennung des Prinzipes, daß das literarische Eigenthum ein ebenso gutes Recht begründe, wie jedes andere Eigenthum, beschloß man nichts weiter, als die Verlängerung eines gewöhnlichen Privilegiums. Das Recht der Schriftsteller begründet kein Eigenthum — so erklärte ein Kongreß, auf welchem gleichwohl nur Schriftsteller, Buchhändler und Advokaten tagten. Natürlich wurde dadurch Niemand befriedigt, der an die Existenz eines geistigen Eigenthums glaubte. Ein Genuß, dessen Rechtsgrund bezweifelt wird, ist ein verkümmerter, wenn er uns auch noch auf längere Zeit gelassen wird.

In Frankreich stieß diese Entscheidung des Brüsseler Kongresses auf so vielen Widerspruch, daß daraus ein Verein von Schriftstellern, Buchhändlern ꝛc. hervorging, die es sich zur Aufgabe machten, die jener Entscheidung entgegengesetzte Ansicht zur allgemeinen Geltung zu bringen. Der „Verein zur Vertheidigung des literarischen Eigenthums" (wie sich diese Association nennt) hat ein Comité erwählt, welches zunächst historisch den Gesichtspunkt der Frage der französischen Gesetzgebung gegenüber erörtern will.

Zu diesem Zwecke ist das von uns angekündigte, kürzlich im Buchhandel erschienene Werk zusammengestellt worden. Es bringt nach einer übersichtlichen, lichtvollen Einleitung eine Anzahl der wichtigsten, seit Aufwerfung der Frage im 18. Jahrhundert in Frankreich erschienenen, gesetzlichen Verordnungen, Denkschriften ꝛc. über den Buchhandel und das Verlagsrecht und hat demnach sowohl für die Rechtswissenschaft, als für jeden Schriftsteller, Buchhändler und Buchdrucker ein großes Interesse.

Wir lassen hier eine Uebersicht der wichtigsten, in diesem Werke zusammengestellten Aktenstücke folgen: 1) ein Regulativ für Buchhändler und Buchdrucker, vom Jahre 1723; 2) eine Denkschrift von L. v. Héricourt an den Großsiegelbewahrer (Justizminister), vom Jahre 1725; 3) Vorstellungen der Pariser Buchhändler an den Polizei-Präsidenten von Sartine über den Zustand des Buchhandels, vom Jahre 1764; 4) Verfügungen des königlichen Staatsraths in Bezug auf den Buchhandel und die Buchdruckereien, vom Jahre 1777; 5) Bericht an den König, begleitet von Rechtsgutachten in Bezug auf den Buchhandel und die Buchdruckereien von Paris, hinsichtlich der beiden Verfügungen vom 30. Aug. 1777; 6) Linguet's Ansicht in Betreff der Verfügungen über die Privilegien, vom Jahre 1778; 7) Briefe an einen Freund, vom Abbé Pluquet (über denselben Gegenstand), vom Jahre 1779; 8) Verfügung und Regulativ über die Privilegien und den Nachdruck, vom Jahre 1778; 9) Protokolle der Parlaments-Sitzungen vom 23. April, 10., 27. und 31. August 1779; 10) Denkschrift der Buchhändler an den Großsiegelbewahrer, sowie ein Protokoll der Parlaments-Verhandlungen über die sechs Verfügungen vom 30. August 1777 hinsichtlich des Buchhandels und der Rechenschaftsbericht darüber, vom Jahre 1787; endlich 11) ein Dekret des Nationalkonvents vom Jahre 1793.

Aus denjenigen vorgedachten Aktenstücken, die vor dem Jahre 1777 datiren, ist ersichtlich, daß in Frankreich bis zu dieser Zeit das literarische Eigenthum als solches anerkannt war. Erst die Verfügungen von 1777 änderten den Stand der Dinge. Die Nachdrucker griffen das ausschließliche Verlagsrecht als ein Privilegium an, während es von den Buchhändlern und Schriftstellern als Eigenthumsrecht vindizirt wurde. Durch langjährige Anwendung war es inzwischen bereits sanctionirt, und namentlich war es durch das Regulativ von 1723 und die Verfügungen, die den Nachdruck für strafbar erklärten, als Recht anerkannt worden.

Allerdings durfte, nach der von Karl IX. im Jahre 1563 gegebenen Erklärung, Niemand ohne Erlaubniß oder Privilegium ein Buch, ja auch nicht einmal eine Landkarte, drucken; aber dieses Privilegium war eine rein politische Anordnung und nichts, was in das Privatrecht eingriff. An das Recht der Autoren hatte man dabei nicht im Geringsten gedacht. Das Privilegium war gewissermaßen ein Passirschein, unter dessen Schutz das Buch überall im Lande cirkuliren durfte; die Eigenthumsfrage blieb dabei ganz aus dem Spiele.

Im Jahre 1777 verändert sich jedoch die Scene. Die Regierung macht jetzt aus dem Rechte der Schriftsteller ein königliches Privilegium, das nach Gutdünken verliehen oder verweigert wird. Aber die Verfügungen vom Jahre 1777 sind nichts weniger, als der Ausdruck des damaligen Begriffes vom öffentlichen Eigenthum. Sie verstoßen vielmehr direkt gegen die überkommene Tradition, verletzen wohlerworbene Rechte und ertheilen der Regierung unter dem Deckmantel schöner Worte die Willkürgewalt der Confiscation. Das Eigenthum ward damit gewissermaßen — wenn auch nicht als Diebstahl — doch als eine besondere Vergünstigung erklärt.

Und auch die „konstituirende Versammlung," als sie Frankreichs Grundgesetze reformirte, that nichts für die französischen Schriftsteller. Sie sah in dem Rechte derselben nichts weiter, als was die Verfügungen vom Jahre 1777 darin gefunden hatten: ein bloßes Privilegium, und wie alle anderen Privilegien, so wurde auch dieses von der konstituirenden Versammlung mit ungünstigem Blicke angesehen.

Merkwürdig genug, herrscht aber auch heutzutage noch, vermöge einer gewissen Kurzsichtigkeit des französischen Buchhandels, der sein

---

* La propriété littéraire au XVIII. siècle. 1 vol. XXVIII et 630 p. Paris, 1860.

eigenes Interesse nicht mit dem der Schriftsteller zu identifiziren vermochte, in Frankreich ein gewisses Vorurtheil gegen das geistige Eigenthum. Hoffentlich werden die in dem vorliegenden Werke von den Herren E. Laboulaye und G. Guiffrey zusammengestellten Aktenstücke dazu beitragen, daß der Gesichtskreis aufgehellt und alle Vorurtheile auf diesem Gebiete beseitigt werden.

Dänemark.

Skizzen aus Dänemark.*

I.

Kopenhagen.

Die Fahrt von Stettin nach Dänemarks Hauptstadt wird durch das Postdampfschiff in achtzehn Stunden zurückgelegt. Mich führte „der Geyser," ein altes dänisches Kriegsschiff, das jetzt Postdienste versieht, über die Ostsee hinweg.

Es war meine erste Seefahrt, und ich entbehrte keinen der mächtigen Eindrücke, welche eine solche erste Fahrt auf den Binnenländer auszuüben pflegt.

Es war an einem prachtvollen Sonntag-Morgen, als „der Geyser," genau nach achtzehn Stunden Fahrzeit, in den Hafen von Kopenhagen einlief.

Dieser Hafen wird durch die Meerenge zwischen Seeland und der kleinen, dicht vor Kopenhagen liegenden Insel Amager gebildet und ist nur von der nördlichen Seite zugänglich, weil die südliche Oeffnung der Meerenge durch Untiefen völlig unfahrbar ist. Die aus Deutschland kommenden Schiffe müssen daher einen Bogen um die Insel Amager beschreiben, bevor sie den Hafen erreichen. Und dieser Hafen ist wohl befestigt. Ein respektables Fort steigt drohend aus dem Meere empor; ein zweites ist im Bau begriffen. Vor diesen trotzigen Mauern ankert ein dänisches Kriegsschiff, eine bewegliche Festung, welche sich vor der damals bei Swinemünde lagernden preußischen Fregatte Gefion allerdings durch gewaltigen Gliederbau, achtunggebietende Größe und zwei kriegerisch genug dreinblickende Reihen Kanonenluken vortheilhaft auszeichnete. Im Innern des Hafen aber konnte ich sechszehn solcher Kriegsschiffe, welche hier eingetakelt in Reihe und Glied lagen, und ein Wachtschiff zählen — eine Zahl von Kriegsschiffen, welche ich Deutschland von ganzem Herzen wünsche, damit es in dieser wichtigen Beziehung dem kleinen Nachbarstaate wenigstens ebenbürtig werde, welcher, wie später gezeigt werden wird, ohnehin in jeder Weise sich über Deutschland erhaben dünkt.

Nach längeren Manövern hat unser Geyser angelegt; der Steuerbeamte hat sein „Revidirt" auf meine Reisetasche geschrieben, und ein sehr theurer Fiacker bringt mich hinein in Dänemarks Hauptstadt.

Sie ist nicht schön, diese Stadt; ihr fehlt der Zauber der Jugend und der Zauber des Alterthums. Sie macht den Eindruck einer freundlichen, bürgerlich ausstaffirten, reinlich gekleideten Matrone, welche das Leben noch lange zu genießen gedenkt. Selbst der Königs-Neumarkt, der Stolz des Eingebornen, kann weder auf Schönheit und Eleganz in seinen Häusern, noch auf geschmackvolle Anlage überhaupt Anspruch machen, da ihm jede Symmetrie mangelt, und die von Kopenhagener Künstlern selbst als mangelhaft bezeichnete Reiterstatue irgend eines Christian, welche sich auf der Mitte des Platzes aus einigen verkümmerten Sträuchern erhebt, dem allgemeinen Mangel an Schönheit keineswegs Abhülfe zu leisten vermag.

Die Straßen sind für eine Haupt- und Seestadt eng genug; und selten begegnet man einer Façade, welche auf architektonische Schönheit Anspruch machen könnte. Außer den beiden königlichen Schlössern kann ich nur zwei Bauwerke als bemerkenswerth bezeichnen: die Akademie der Künste und die Börse. Jene befriedigt wenigstens das prüfende Auge durch ihren einfachen, schmucklosen Styl, Symmetrie in der Anlage und schöne Verhältnisse in den einzelnen Theilen; die Börse empfiehlt sich durch alterthümlich germanischen Styl und ist mit einem Thurme geschmückt, welchen der Baumeister in seltsamer Laune von vier Delphinen geformt hat, deren Schweife, indem sie sich um einander wickeln, die leicht sich erhebende Spitze des Thurmes bilden. Aehnliche barocke Ideen findet man nicht selten an den Gebäuden Kopenhagens.

Nachdem wir auf diese Weise einen flüchtigen Blick auf das Aeußere der Stadt geworfen, genießen wir ein Seebad in „Venedig," einem sehr empfehlenswerthen Etablissement mitten im Hafen, in welchem dem Körper neben dem erfrischenden Bade im Bassin auch eine gute Tasse Mokka geboten wird.

Bevor ich jedoch zu dem Besten, was Kopenhagen, Dänemark, ja ganz Skandinavien in künstlerischer Beziehung zu bieten vermag, zu den Werken Thorwaldsen's, übergehe, mögen einige allgemeine Bemerkungen über dänische Verhältnisse hier Platz finden.

Der Deutsche hat im Allgemeinen über das schroffe Wesen des Dänen zu klagen. An sich von verschlossenem, zurückhaltendem Charakter, dabei stolz und anmaßend, zeigt sich der Däne dem Fremden gegenüber in der Regel abstoßend; insbesondere aber glaubt er durch die Erfolge des sogenannten Holsteinischen Krieges von 1848 und 1849 sich berechtigt, von der Stärke seines Vaterlandes mit einem Uebermuthe zu denken und zu sprechen, welcher zumal den in Dänemark lebenden Deutschen schwer drückt und verletzt. Dazu kommen die letzten Verwickelungen wegen der Verfassung Holsteins, in welcher der gute Bundestag, als Repräsentant Deutschlands und der Deutschen so große Energie gezeigt und so große Erfolge erreicht hat — Verwickelungen, welche die Kluft zwischen den Völkern noch tiefer gestaltet haben. Nicht die Sprache der Deutschen ist's, welche der Deutsche in Dänemark vermißt; wohl aber die Achtung vor Deutschland, und das ist die schmerzlichste Erfahrung, welche dem Reisenden außerhalb seines Vaterlandes begegnen kann.

Zuweilen macht sich diese Mißachtung in den Tagesblättern gewaltsam Luft. Man läßt es hier nicht bei einer maßvollen, die Sache, d. h. die deutschen Zustände allein beleuchtenden Kritik bewenden, sondern man lästert und schimpft in den gemeinsten Ausdrücken, wirft Koth auf Koth auf öffentliche Persönlichkeiten, und nicht selten hat unser Königshaus zu den niedrigsten Satyren und Karrikaturen den Stoff liefern müssen. Ist dies auch nur ein Pulver, das wirkungslos in der Luft verpufft, so verdient ein solches Gebahren doch insofern unsre Beachtung, als dergleichen Blätter ihr weites Publikum haben, dem sie, so zu sagen, nach dem Munde schreiben, von den Blättern also auf einen großen Theil des Volkes selbst geschlossen werden muß.

Je größer nun die Mißachtung gegen andere Länder ist — denn Deutschland darf sich solcher Aufmerksamkeiten nicht allein erfreuen, — mit desto größerem Wohlgefallen betrachtet der Däne die Zustände seines eigenen Vaterlandes. Daß er Dänemarks Verfassung und die bürgerlichen Freiheiten, welche sie gewährt, als Muster für alle Reiche hinstellt, versteht sich von selbst. Wir wollen diesen Freiheiten gern Gerechtigkeit widerfahren lassen und sie für manches Vaterländchen in unserm großen bunten Vaterlande als sehr wünschenswerth erachten; wir wollen den Dänen bereitwillig den Rückblick auf ihre viel bewegte, wenn auch nicht immer ehrenvolle Geschichte gönnen, auch gern den Werth jener großen Männer anerkennen, welche dieses kleine Land von Zeit zu Zeit geboren hat; allein wenn dieser Stolz auf eigene Zustände sich auf alle Verhältnisse erstreckt, so wird er zur Lächerlichkeit, und man gewinnt das Recht, solche Absurditäten mit der Waffe der Satyre und des Witzes zu bekämpfen.

Von diesen Absurditäten einige Beispiele:

Man sprach, als ich in Kopenhagen war, bei Tafel unter einigen Deutschen von dem Ballet „Flick und Flock," das gegenwärtig in Berlin aufgeführt und als eine besonders schätzenswerthe Neuigkeit in diesem Genre betrachtet wird. Man spendete dem Ballet ein entsprechendes Lob und sprach dem preußischen Königshause seine Anerkennung in Bezug auf die Munifizenz aus, mit welcher es die Berliner Oper und das Ballet ausstatte. Diese harmlose Betrachtung wurde von einem mitspeisenden Dänen mit der Behauptung unterbrochen:

„Unser Ballet ist besser als das Berliner!"

„Wir haben," entgegnete ihm ein Berliner Kaufmann, „nicht das Gegentheil behauptet; aber gestatten Sie mir die Frage, haben Sie ein Ballet in Berlin gesehen?"

„Ich selbst," antwortete in einiger Verlegenheit der gute Kopenhagener, „hatte nicht Gelegenheit, mich durch eigene Anschauung von den Leistungen des Berliner Ballets zu überzeugen; aber man ist hier allgemein der Ansicht, welche ich vorhin aussprach."

Die Gesellschaft beantwortete dieses naive Bekenntniß mit einem herzlichen Lachen.

Ein anderer Fall dänischer Urtheilsbefangenheit wurde von demselben Berliner Kaufmann erzählt:

Ein Kopenhagener ist in Berlin sein Gast. Man durchzieht zusammen die Stadt nach allen Seiten. Anstatt für seine Vaterstadt einige Anerkennung und Bewunderung einzuärndten, muß sich der Berliner belehren lassen, daß Kopenhagen weit reicher an äußeren Schönheiten sei.

---

* Aus der Reisemappe eines Deutschen.

Man erreicht auf diesen Fahrten endlich den Platz vor der Akademie, und der Berliner macht seinen Gast auf den prachtvollen Anblick aufmerksam, den das Auge von hier aus nach allen Seiten hin genießt. Aber nur mitleidig zuckt der Kopenhagener die Achseln: „Der Platz ist zu lang gestreckt; ich ziehe den Königs-Neumarkt in Kopenhagen vor; er ist runder, geschlossener!"

Was aber dieser Königs-Neumarkt bietet, ist oben bereits Gegenstand der Betrachtung gewesen.

Ein solcher Dünkel auf das Eigene, und die Abneigung, fremden Werth anzuerkennen, wie sie sich in dergleichen kleinen, unzählige Male sich wiederholenden Zügen dokumentirt, zieht sich durch alle Schichten der dänischen Bevölkerung, vom Handwerker an, der sein Tivoli als das Herrlichste auf dieser Welt preist, bis hinauf in die kleinen Kreise, wo die höchsten Interessen vertreten werden.

Eine Größe müssen wir in Kopenhagen anerkennen: es ist groß in Anlagen für das leibliche Vergnügen seiner Einwohner.

Obenan steht Tivoli, ein Garten-Etablissement, das allerdings seines Gleichen in Europa sucht. Von riesenhafter Ausdehnung, wie es ist, hat es an besonders festlichen Tagen an 30,000 Menschen zu fassen. Das ist eine große Ziffer; allein man muß berücksichtigen, daß der Kopenhagener, wie er selbst anerkennt, an Vergnügungssucht selbst den schwelgerischen Orientalen hinter sich läßt. — Und alle die Ströme von genußgierigen Menschen, welche Kopenhagen ausgießt, weiß Tivoli zu befriedigen: Oper, Schauspiel, Konzerte, Tanz in Sälen, Tanz im Freien, Karoussel, Jongleure, feste und ambulante Restaurationen, Kaffee's bieten jedem Sinne den wünschenswerthen Genuß. Wer Allen Alles bringt, bringt Jedem Etwas.

Wer jedoch glaubt, daß Tivoli allein dem Kopenhagener als Quelle des Vergnügens gilt, täuscht sich. Hier ist nur der hauptsächliche Zusammenfluß alles Volkes. Allein die Umgebung der Stadt ist reich an Naturschönheiten; sanft sich erhebende Hügel sind mit den schönsten Buchenwäldern geschmückt; grüne Auen füllen die Thäler aus, und die ganze Landschaft zwischen Kopenhagen und Helsingör hat sich mit einer Anmuth angethan, welche, in Verbindung mit der blauschimmernden, von Millionen Wellen bedeckten Ostsee, seltsam kontrastirt mit den gegenüberliegenden öden, düsteren Felsenküsten Schwedens. In diese Landschaft hat sich denn der Hof, der Adel, die reiche Kaufmannschaft mit leicht und luftig gebauten Villen niedergelassen; der Wald umher ist zum Park, die Niederung zum Garten umgewandelt; mit Flaggen ist der höchste Punkt der Anlage geschmückt, und mit einer gewissen Koketterie die Façade der Villa dem Meere zugewandt. Dazwischen lagern in ihrer eigenthümlichen Bauart, mit bunten Farben ausgestattet, die kleinen Gebäude niedlicher Dörfer, einzelne Meiereien, Restaurationen auf erhabenen Aussichtspunkten. Kein Wunder, daß diese artige Scenerie eine gewaltige Anziehungskraft auf den Bewohner der Stadt ausübt. Wer daher das frische beschauliche Landleben dem unbequemen Getümmel Tivolis vorzieht, eilt auf der Landstraße oder auf dem Dampfschiffe hinaus in diese heiteren Gegenden, wo sich ihm der Wald mit kühlem Schatten, das fruchtbare Feld mit seinem Segen, und die weite Aussicht auf die Ostsee und die dahin ziehenden Segel erschließt. Während nun die am Strande sich hinziehende Chaussee namentlich des Sonntags mit Wagen, Reitern und Fußgängern bedeckt ist, veranstalten Dampfschiffe billige „Lusttouren" nach Helsingör, Helsingborg, Kronstadt und Malmö, und setzen auf diesen Fahrten allenthalben ihre Passagiere auf heranrudernde Boote aus, in welche Damen und Kinder, gleich den Männern, mit einer Geschicklichkeit und Furchtlosigkeit einspringen, welche eine innige Bekanntschaft mit dem beweglichen Elemente der See voraussetzen läßt.

Berücksichtigt man nun die vielen öffentlichen Lokale, welche in Kopenhagen selbst oder in unmittelbarer Nähe wohlwollend ihren langen Arm ausstrecken und immer Liebhaber finden, so wird der Ausspruch, der Kopenhagener sei in besonderem Grade vergnügungssüchtig, begründet genug erscheinen.

Indem wir uns nun mehr dem inneren Werthe der Hauptstadt Dänemarks zuwenden, übergehen wir alle jene wissenschaftlichen Sammlungen, welche in jeder Stadt gleichen Ranges mehr oder weniger gleichmäßig dargeboten werden. Wir übergehen auch das „Museum nordischer Alterthümer," welches als das vollständigste dieser Art gilt, und besuchen Thorwaldsen, welchem billig ein besonderer Abschnitt zu widmen ist.

Brasilien.

Zustände in Süd-Brasilien.

Deutsche Kolonie Blumenau — Kolonisten-Beförderung und Parceria-System.

Wir besprachen vor einiger Zeit den ersten Band der brasilianischen Reisen des Dr. Robert Avé-Lallemant, welche über die südamerikanischen Zustände so viele und zum Theil sehr wünschenswerthe Aufschlüsse geben. Nun ist uns der zweite Theil dieses Werkes zugegangen* und wir verfehlen darum nicht, Einiges daraus, was uns von größerem Interesse schien, mitzutheilen.

Die Reise berührt diesmal die Süd-Provinzen Sta-Katharina, Paraná und San Paulo, lauter Gegenden, in denen sich, so zu sagen, die Civilisation erst einnistet. Die Natur hat hier noch gewaltig die Oberhand und das weiße Menschenvölklein verliert sich, mit Ausnahme einiger Küstenorte, von denen aus der neue Zufluß erfolgt, noch ziemlich in den tropischen Urwäldern und Savannen, obgleich es hinreichend gewesen, um die Ureinwohner, die elenden Bugres, wie sie hier genannt werden, in noch entlegnere Wildnisse zu verscheuchen. Weite Zwischenräume trennen eine schlecht bevölkerte Nation von der andern, und wer den öden, oft gänzlich ungebahnten Pfad von der einen zur andern zurücklegt, muß sich immer auf Abenteuer gefaßt halten, welche dichter bewohnten Gegenden ziemlich fremd sind. Insofern entbehrt unsere Reise, namentlich im Binnenlande, des malerischen Reizes nicht, obgleich andererseits freilich sich bald eine gewisse Eintönigkeit in den Erlebnissen geltend macht, die fast ermüdend wirkt. Die Schuld liegt daran, daß die Erzählung uns jene glänzenden Anschauungen nicht vergegenwärtigen kann, die den Augenzeugen beim Schreiben beschäftigten. Denn selbst die besten Schilderungen vermögen uns die Anschauung nicht zu ersetzen.

Wir ziehen also durch ein bald bergiges, bald ebenes Land, bald durch Wälder, bald durch Lichtungen, begegnen einzelnen Gehöften, Dörfchen, Militairposten, werden bekannt mit Negern, Mulatten und sonstigen Gesichtsfarben aller Art, lernen brasilianische Beamte und andere Persönlichkeiten in großer Anzahl kennen und erfahren eine Menge anderer Dinge, die in dieser oder jener Hinsicht interessant, lehrreich oder sonst von Wichtigkeit sind — ohne Zweifel wird also das Buch auf mehrfache Weise geographisch, statistisch, kulturhistorisch ausgenutzt werden können.

Uns interessirt vor allem das Schicksal unserer deutschen Landsleute. — Nun, wir begegnen ihnen auch in diesem Bande in großer Zahl und haben Gelegenheit, manche gemüthliche deutsche Familie mitten in den südamerikanischen Waldböden in ihrem neuen Leben und Treiben näher zu beobachten. Es hat etwas Wohlthuendes, zu vernehmen, wie sie in dem fremden, tropischen Lande, wo zu Weihnachten Hochsommer ist, schaffen und wirthschaften, gedeihen, reichlichen Kindersegen haben und ihrem alten Vaterlande Ehre machen, während uns andererseits eine gewisse Wehmuth beschleicht, daß diese wackern Leute und ihr kräftiger Stamm bestimmt sind (oft schon in nächster Generation), in einem andern Volksstamme zu verschwinden. Doch das ist noch nicht das Schlimmste. Man lese nur (und zwar selbst in brasilianischen Blättern, wie das Jornal do Commercio), in welchem empörenden Zustande sich die meisten der nach dem Parceria-System angeworbenen Deutschen in Brasilien und besonders deren Frauen befinden! Wahrlich, in ganz gleichem Grade, wie die unterdrückten Deutschen in Schleswig, verdienen unsere zu Sklaven und Sklavinnen gemachten Landsleute in Brasilien unsere Sympathie und die Intervention der deutschen Regierungen. Allerdings giebt es dort, wie Dr. Avé-Lallemant berichtet, auch einige Ausnahmen, doch sind es eben nur Ausnahmen, welche die Regel bestätigen. So kam unser Reisender nach Sta-Izabel, einer Ansiedlung bei Sta-Katharina, und stieg vor einem wohlgezimmerten Hause ab, vor dem ein Mann stand, an den er einen Brief vom Präsidenten der Provinz abzugeben hatte. Er trat in's Haus.

„Da tanzten nach einem Leierkasten einige schlanke Bursche und Mädchen und Alles war seelenvergnügt, just, als ob's Kirchweih werden sollte. Der Hausbesitzer Scheid aus Rheinbaiern vom Donnersberg her, setzte sich zu mir und erzählte mir von der deutschen Kolonie Sta-Izabel, in deren Mitte ich mich befand, und kaum hatte er angefangen, mir von seinem Schicksal in Brasilien zu erzählen, als mir die Auswanderer vom Eridano aus dem Jahre 1846 wieder vor Augen traten."

Dr. Avé-Lallemant hatte nämlich diese Ankömmlinge, darunter

* Reise durch Süd-Brasilien im Jahre 1858 von Dr. Robert Avé-Lallemant, 2 Thle. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1859.

Scheid selbst, im größten Elende gesehen, wie sie zu Rio-de-Janeiro krank und elend auf dem Pflaster lagen, hatte damals den kranken Scheid behandelt und einer Frau, die auf offener Straße niedergekommen war, Geburtshülfe geleistet. Manche der Armen mögen freilich zu Grunde gegangen sein; doch den Ueberlebenden ist es geglückt.

„Die Auswanderer von Eridano waren nach Sta-Katharina gebracht worden, im Anfang des Jahres 1847, wo man eben am Rio-dos-Bugres die Gründung einer nach der jungen Prinzessin Donna Izabel genannte Kolonie angelegt hatte. Allen war es gut gegangen. Sie überwanden die ersten Schwierigkeiten, die ihnen im fremden Lande und bei dessen fremdartigem Ackerbau in den Weg traten, ohne große Mühe, und leben nun seitdem dort als glückliche, wohlhabende Menschen. Scheid ist sogar ein sehr wohlhabender Mann geworden. Er besitzt 1200 Morgen Landes, 19 Maulesel, viele Milchkühe, dazu ein noch nicht fertiges, gutes Wohnhaus, wohin er jetzt auch seine hübsche Mühle verlegt. Um ihn gedeihen sechs gesunde, derbe Kinder, von denen die ältesten Söhne die mannhaften Stützen des Vaters sind. Auch seine alte Mutter von 79 Jahren lebt bei ihm, eine Frau von einer wirklich unbegreiflichen Rüstigkeit; sie arbeitet im Felde auf den höchsten Abhängen, und am Sonnabend tanzt sie mit den derben Enkelinnen ihren Walzer so gründlich, als wäre sie noch vor sechzig Jahren am Donnersberg. So hat denn in kaum elf Jahren der gnädige Gott hier eine Schaar von Menschen zu Gedeihen und materiellem Wohlstand gebracht, die ich im Jahre 1846 in Rio-de-Janeiro nur mit der tiefsten Wehmuth anschauen konnte."

Doch das sind, wie gesagt, Ausnahmen; es werden uns auch Bilder vorgeführt, die ziemlich peinlich sind. Leute, die in der Heimat den gebildeten Ständen angehört und den Comfort der städtischen Kultur genossen haben, erwachen, wenn der romantische Traum ausgeträumt ist, zu einer desto traurigern Wirklichkeit. Männer sollen sich eher noch in das harte Wald- und Kolonistenleben finden; aber Frauen, die daheim in aller Verfeinerung des Stadtlebens zu athmen gewohnt waren, junge Mädchen, die noch den Kopf voll frischer Erinnerung an europäische Bälle, Theater, Herrengesellschaft u. s. w. haben, sollen in den brasilianischen Araukarienwäldern, in den oft kläglichen Waldhäuschen sich sehr verlassen fühlen und sehr traurige Gesichter machen. So schildert uns Herr Avé-Lallemant die Lage einer solchen gebildeten Familie aus Hamburg (S. 196). Nachdem er uns den Mann, die Frau und die drei hübschen Töchter vorgeführt, fährt er fort: „Alle leben in einer Art von Verbannung! Ja, wenn die Mädchen tüchtige Bauermädchen wären und die Axt schwingen könnten! da bekämen sie nach der Reihe bald einen derben Mann, und das lebensfrische Ehepaar wäre im Stande, die Waldbäume mit der Wurzel auszureißen. So aber, wie sie beschaffen sind, leiden sie tief an der Auswanderung nach Blumenau, von der man in deutschen Zeitungen so viel Schönes gesagt hat."

„Am glücklichsten sind diejenigen, die in Europa allein auf ihre tüchtigen Fäuste angewiesen waren. Ehemalige Tagelöhner, Knechte, Gärtner ꝛc. gedeihen glänzend, zumal dann, wenn sie mit einer gesunden Frau verheiratet sind und alle Jahre ein Kind bekommen."

Ueber die viel besprochene Kolonie Blumenau erhalten wir sehr ausführlichen Bericht. Unser Reisende schildert recht humoristisch den ersten Eindruck, den „die Stadt Blumenau" auf ihn gemacht hat.

„Es geht mit manchen Dingen und Namen, wie es mit jenem Löwen im Sommernachtstraume geht: er ist kein rechter Löwe und das Publikum braucht nicht vor ihm zu erschrecken. Und so ist auch manche Wand keine wirkliche Wand, und hundert Mal ersetzt eine Laterne auf der Bühne des Lebens den Mondschein. Von Stimmung und gutem Willen hängt zuletzt Alles ab. Kaum brauche ich an Heine's Brockenjüngling zu erinnern, der die gelbe, lederne Hose im Glasschrank als umnebelnden Mond apostrophirt und in einen Ossianischen Hymnus ausbricht.

„Stadt Blumenau! Geneigter Leser! Wenn du, wie ich, einige Stunden des Morgens und den ganzen vorhergehenden Tag im Prokrustesbett eines Itajahycanots eingezwängt gewesen wärest, du würdest mit unendlicher Liebe und Nachsicht dem vor dir liegenden Etablissement die Qualität einer Stadt und der Stadt den Namen Blumenau von Herzen geschenkt haben.

„Die Stadt Blumenau hat den besten Willen, eine Stadt zu werden. Vorläufig aber fehlt ihr Alles, was eine Stadt konstituirt. Von Kirche, Administrationshaus und sonstigen öffentlichen Bauten ist noch keine Spur zu sehen, auch stehen so wenig Häuser am Wege, daß man unwillkürlich fragt: wo ist nun aber die Stadt? Ein Empfangsschuppen gleich links ist in seiner einen Hälfte fertig, die andere ist ein von Pfeilern getragenes Dach. In der ersten Hälfte ist ein Raum für eine provisorische Schule und für einen provisorischen Betsaal und einige Abtheilungen für etwaige Neuankommende, welche unbedingt keinen freundlichen Eindruck erhalten. Sehr hübsch ist dagegen das Wirthshaus des Herrn Friedenreich, wo Dr. Blumenau wohnt, und wo wir uns ebenfalls einquartierten."....

Also ein gutes Wirthshaus! Das ist doch wenigstens Ein Trost für jede deutsche Seele. — Wir hoffen, daß es bereits seine Stammgäste haben wird, die nach des Tages Last und Hitze dort Karten spielen, Tabak rauchen, Bier trinken und politisiren.

„Zu beiden Seiten des ziemlich schlecht gehaltenen Weges stehen nun einige ganz hübsche Häuschen bis gegen eine Höhe hinwärts, wo ein sehr gutes Pastorenhaus gebaut wird und eine Kirche projektirt ist; irgend welche Spur ist noch nicht davon zu sehen. Das Ganze macht immerhin einen recht freundlichen Eindruck, besonders wenn sich der Neuankommende erst an den Euphemismus „Stadt" Blumenau gewöhnt hat.

„Neben dem Eindrucke des Freundlichen und Friedlichen macht das Etablissement aber auch einen wehmüthigen Eindruck. Wohin man blickt, wohin man geht, wo man steht, überall sieht man, daß es absolut an Geldmitteln fehlt, um dem Gemeindewesen fortzuhelfen und die Kolonie als eine Gesammtheit zum Blühen zu bringen. Kaum hier und dort ein Stückchen Weg, kaum hin und wieder ein Steg, nichts hat den Ausdruck einer Abrundung oder auch nur eines Fortschreitens zu einer solchen Abrundung. Was an Wegen und Stegen gut gewesen sein soll, ist von der Ueberschwemmung vernichtet worden. Seitdem fehlen die Geldmittel. Dr. Blumenau war eben von Rio zurückgekommen, ohne dort neue Unterstützung gefunden zu haben. Seinen mit der Regierung gemachten Contract kann der gute Doktor nicht erfüllen, und ich kann mich nicht überzeugen, daß eine weitere Entwickelung seines Unternehmens möglich ist.

„Diese negative Ueberzeugung liegt nicht allein im Mangeln an Geldmitteln begründet. Wollte ich meine Ansichten hier entwickeln, warum ich der Kolonie Blumenau, wie sie jetzt steht und liegt, keine gute Prognose stellen kann und stellen darf, so müßte ich gar Manches darstellen, was wegen seines Spezial-Charakters kein Interesse für die Oeffentlichkeit haben kann. Mein guter lieber Blumenau und ich haben uns in der Zeit meines Aufenthalts am Itajahy halb todt disputirt, ohne uns in gar manchen Meinungsverschiedenheiten auch nur um einen Zoll zu nähern. Wenn mich nicht Alles täuscht, so ist Blumenau's Kolonie-Unternehmen eines Einzelnen in Colonisations-Angelegenheiten nicht rein und frei von mancherlei Einwendungen zu halten, Einwendungen, die sich hier und da selbst zu gerechten Vorwürfen steigern lassen."

Das Land am Itajahy ist übrigens ausgezeichnet, Alles gedeiht in reichlicher Fülle, namentlich kommt der Zuckerrohrbau in die Höhe, und vielen Einwanderern ist es gelungen, sich durch Fleiß und Betriebsamkeit recht bald emporzuarbeiten. Anderen geht es freilich schlecht. Einige Seiten später kommt unser Gewährsmann noch einmal, und zwar sehr ausführlich auf die Gründe zurück, weshalb das Unternehmen in ein so bedenkliches Stocken gerathen ist. Wenn die Regierung, trotzdem daß Dr. Blumenau seinen Contract nicht halten könne, Geld hergebe und die Mittel nicht schone, so werde sich die Kolonie überraschend schnell heben und gedeihen; Geld und Menschen, Menschen und Geld, das seien die zwei Dinge, um die es sich hier handele.

„Menschen, nicht beschwatzt durch Agenten und lügenhafte Ankündigungen in den Zeitungen, sondern geleitet von sicherer Ueberzeugung zur eigenen Kraft und deren freiester, ungehemmtester Entwickelung; Geld, nicht in sparsamer, ängstlicher Verwendung und dem Rückhaltsgedanken, daß jeder Einzelne auch dabei verdient, sondern im reichlichen Maße und zur vollsten Bestreitung des Nothwendigen und Nützlichen, damit die Auswanderer gedeihen und kräftig aufwachsen, ohne unter der Aengstlichkeit eines Privatunternehmens zu leiden."

„Nur keine Privat-Speculationen wieder! Wie oft, ja wie ununterbrochen möchte ich das ausrufen, wenn vom Kolonisiren die Rede ist. Sie sind aber alle, auch die besten, wenn sie überhaupt gut sein können, Spekulanten; ich kann ihnen den Ausdruck nimmermehr ersparen, Spekulanten von verdächtiger Färbung und unklarem Charakter. Wenn sich noch ferner Unternehmer zu solchem Kolonial-Unternehmen finden sollten, so lasse man sich nicht wieder darauf ein. Wenn ihre Sache auf nur einigermaßen guten Prinzipien beruhen will, so kommen sie nicht zu Stande und fallen auf halbem Wege zusammen, wie am Itajahy schon zwei derartige Beispiele existiren. Und statt der Auswanderungsfrage genutzt zu haben, thun sie ihr den größten Schaden. In ihrer eigenen Unzulänglichkeit desacreditiren sie das Land und finden die Schuld nie in sich, sondern in der Landesregierung, und salviren sich durch eine gut geschriebene Publication in Europa."

Soll das auf Dr. Blumenau gehen? Der Verfasser rückt in Betreff

seiner nicht ganz mit der Sprache heraus und deutet Manches an, was er aus Rücksichten zu sagen nicht für gut findet. Uebrigens meint er, daß die Regierung kein besonderes Interesse habe, auf einer strengen Erfüllung ähnlicher Kontracte, wie der, den sie mit Dr. Blumenau abgeschlossen, zu bestehen, daß sie vielmehr die Pflicht habe, ihn in seiner bisherigen Stellung zu halten und ihm die nöthige Hülfe zu gewähren; es liege das in ihrem eigenen Vortheile. „Die Regierung hat eben nur ein einziges Interesse: das Aufblühen der Einwanderung und das Gedeihen der jungen Kolonien; bei jeglichem Privatunternehmen aber wird aus diesem einzigen Interesse ein dreifaches. Die Regierung will ihr Interesse gegen den Koloniegründer behaupten und ihre Gelder nicht nutzlos verloren gehen sehen. Der Unternehmer will, und mag er sein wer er auch will, aus der angeregten Einwanderung baaren Geldnutzen ziehen; sie wird ihm zu einer Handelsspeculation, zu einem Geschäft und geräth so himmelweit ab von der Bahn eines humanen Unternehmens, daß es nicht ohne harte Verstöße gegen Billigkeit und Schicklichkeit durchzuführen ist, wenn auch immerhin ein gewisser Rechtsboden, ein vorher stipulirter Rechtsvertrag eingehalten wird." So wie die Kolonie jetzt steht, könne sie, glaubt der Verfasser, nicht weiter gehen.

Auch über den Unfug, der bei der Ueberfahrt der Passagiere, namentlich von Antwerpen aus, durch die Speculation gewissenloser Agenten getrieben wird, erhalten wir reichliche Beläge.

„Die Herren Beaucourt und Comp., Rue d'Hauteville Nr. 19 in Paris und Serigiers und Steinmann in Antwerpen rührten die Werbetrommel, und es ward eine kleine Broschüre publizirt: „Emigration pour le Brésil. Rien à payer devant le depart! Ligne regulière d'Anvers à Rio-de-Janeiro, départ le 1er et le 15 de chaque mois!"

„Ich kann aus der kleinen Schrift nicht recht klug werden; Thatsache aber ist, daß verschiedene Schiffe mit Leuten kamen, welche im Kloster der Ilha do Bom Jezus einquartiert wurden. Trotz des Ausbietens konnte aber die Associaçao Central, wie es scheint, ihre Leute nicht absetzen; statt der Arbeit, fanden sie ein ziemlich ödes Leben und statt des Verdienstes machten sie täglich Schulden. Nun entstand Murmeln, Unzufriedenheit und Meuterei, und diese um so nachdrücklicher, da unter den Belgiern liebenswürdige Subjekte waren. Jetzt schlug sich die Regierung in's Mittel, packte den ganzen Schwindel auf ein Schiff und schickte ihn nach der Kolonie Donna Franzisca mit einer Schuldenrechnung von 13 Conto's (10,000 Thlr.), aber auch mit der Weisung, Herr Aubé möchte sich keinen Kummer machen, wenn die Schlechten mit ihren Schulden davon liefen, es würden sich auch manche Gute unter ihnen finden.

„Und so war es auch. Mit großer Energie und stiller Resignation brachte der Director Herr Aubé die Leute unter. Es waren Trunkenbolde und Meuterer unter ihnen, so daß Jedermann in der Kolonie entsetzt war. Am wüthendsten war die rohe Masse darüber, daß man ihnen in dem, was man ihnen in Belgien versprochen hatte, nicht Wort hielt, und es hielt sehr schwer, sie zu überzeugen, daß das nicht Schuld des Herrn Aubé, sondern Schuld jener Menschenklasse in Europa wäre, die ich oben mit dem richtigen Ausdrucke bezeichnet habe.

„Ich suchte die Leute auf, und hatte selbst mit ruhigem Blute Ursache genug, mich zu empören. Schon mit der Ueberfahrt fing die Klage an. Auf einem Schiff, „Elite," von Antwerpen auf Rio, sind eine Menge Gemeinheiten vorgegangen. Und wie ist es möglich, daß man ein Kolonistenschiff von Antwerpen nach Rio nur zu 70 Tage Proviant verpflichtet? Die Verpflichtung muß mindestens 96 Tage sein! Ich erinnere mich eines Auswandererschiffs, welches von England nach Rio 114 Tage Reise hatte. Es waren, wenn ich nicht irre, zwanzig Menschen gestorben und vierzehn kamen mit Hungertyphus an Bord. Es ist nicht nur möglich, sondern sehr wahrscheinlich, daß ein Kolonistenschiff über 70 Tage hat von Antwerpen bis Rio. Mit der Novara hatte ich 50 Tage von Madeira nach Rio, und doch war das eine Fregatte.

„Und nun gar die Proviantverpflichtung! Für einen Erwachsenen muß das Schiff zur Reise mitnehmen:

8 Pfund gesalzenes Ochsenfleisch,
10 Pfund gesalzenes Schweinefleisch,
40 Pfund Weißbrod,
4 Pfund Butter,
70 Pfund Kartoffeln,
6 Pfund Mehl,
6 Pfund irgend Gemüse, Bohnen, Reis ꝛc.
3 Pfund Zucker,
2 Pfund Kaffee — und noch einige Kleinigkeiten.

„Auch in dieser sehr erbärmlich zugeschnittenen Verproviantirung liegt eine schwere Sünde, die um so mehr hervortritt, wenn ich sie der Hamburger Verordnung entgegenstelle.

„Ein Hamburger Segelschiff, welches von Hamburg nach Brasilien geht, muß für mindestens 13 Wochen verproviantirt sein, und der Proviant für einen jeden Passagier besteht in wenigstens:

26 Pfund gesalzenem Ochsenfleisch,
13 Pfund gesalzenem Schweinefleisch,
26 Stück gesalzenen Häringen,
65 Pfund Weißbrod,
$5^5/_{12}$ Pfund Butter,
$6^1/_2$ Spint Kartoffeln,
$45^1/_2$ Pfund Weizenmehl, Erbsen, Bohnen, Graupen, Reis, Pflaumen, Sauerkohl,
$1^1/_2$ Pfund Syrup,
$1^3/_4$ Pfund Kaffee,
$^1/_4$ Pfund Thee,
2 Quart Essig und $1^3/_4$ Oxhoft Wasser.

„Zwei Kinder von zehn Jahren werden für einen Passagier berechnet. Damit kann ein gewissenhafter Kapitain sich in See hinauswagen, aber mit dem Antwerpener Proviant nicht." Man läßt also die Passagiere halb verhungern.

Auch über das vielbesprochene Parceria-System, welches durch die großen Grundbesitzer eingeführt worden ist, um die Negersklaverei durch weiße Arbeiter zu ersetzen, finden wir sehr dankenswerthe Aufschlüsse, namentlich theilt der Verfasser einen solchen Halbparts-Vertrag mit, welcher deutlich genug beweist, daß dieses scheinbar rechtliche Verfahren ohne besondere Schwierigkeiten zur Leibeigenschaft und Versklavung der Leute führen muß, die solche Contracte zu schließen gezwungen sind. Weil die Sache wichtig genug ist, so theilen wir ihn mit und klammern, um den längeren Betrachtungen darüber zu entgehen, bei jedem Punkte die verfänglichen Seiten ein, die sich bei der Ausführung herausstellen.

Halbparts-Vertrag

zwischen Herrn Luciano Teixeira Noqueira einerseits, und den unterzeichneten Kolonisten andererseits....

Artikel 1.

Der Kolonist Joseph Salin und seine Familie, geboren im Dorfe St. Pierre, Kanton Freiburg in der Schweiz, verpflichten sich nach freiem Willen und Entschluß (!!) auf die Bedingungen dieses vorliegenden Vertrags hin, an Herrn Luciano Teixeira Noqueira die Summe von 1945 Mlrs. 657 Rs (etwa 1600 Thaler Preuß. Cour.) zu bezahlen, welche er vorgeschossen hat zur Deckung der Schulden des genannten Kolonisten an seinen frühern Schutzherrn (also Schuldknechtschaft von vorn herein! 1600 Thlr. sind zu viel für die bloßen Reisekosten einer armen Familie; sie sind kontrahirt durch Wucher und Betrug, und die Deckung alter Schulden ist eine bloße Redensart).

Artikel 2.

Herr Luciano Teixeira Noqueira übernimmt folgende Verpflichtungen:

1. Ihnen Alles zu liefern, was nothwendig ist zu ihrem Unterhalt und ihnen Arbeit zu verschaffen, bis sie im Stande sind, sich selbst zu helfen (mit 1600 Thlr. Schulden).
2. Jedem Familienvater eine Anzahl Kaffeebäume zu übergeben, im Verhältniß zu ihren arbeitenden Kräften (man giebt oft zwei Drittel ertragfähige Bäume, ein Drittel Neupflanzung, die noch nichts bringt und dgl.).
3. Ihm an einem dazu bestimmten Orte eine Grundfläche anzuweisen, passend und hinreichend, um daselbst die zum Leben nothwendigen Nahrungsmittel zu bauen.

Artikel 3.

Dagegen verpflichtet sich der Kolonist:

1. Sich friedlich zu betragen, und in nichts die Ruhe und Ordnung, wie sie in der Kolonie herrscht, zu stören.
2. Die ihm zuertheilten Kaffeebäume zu kultiviren und zu pflegen, wie es sein muß, sie zu bepflücken und das Produkt dem Empfänger der Kolonie an dem dazu bestimmten Orte abzuliefern.
3. Gemeinschaftlich und im Verhältniß zu dem zur Bereitung der Waare abgegebenen Produkte, bis diese auf den Markt gebracht wird, beizutragen.
4. Dem Eigenthümer für jede Arroba ungeschälten Kaffee's etwa drei gestrichene Alqueiren, 400 Reis (ungefähr 10 Silbergroschen), für

den Gebrauch der Trockenheit u. s. w. zu bezahlen, bis daß die Arbeit gemeinschaftlich geschehen könne, wie es im vorhergehenden Artikel gesagt ist.

5. Die Kaffeebäume, welche in der Zahl der ihm angewiesenen aussterben, wieder zu ersetzen.
6. Solidarisch dem Herrn Luciano Teixeira Nogueira zwölf Procent Zinsen zu bezahlen, von dem Tage an, wo er die ihm vorgeschossene Geldsumme erhalten hat. (Solidarisch ist die ganze Familie verhaftet. Stirbt z. B. Salin mit 1600 Thlr. Schulden im Gefängnisse und hinterläßt einen Sohn von sechs Jahren, so bleibt die Schuld auf Zinsen, und der Jüngling kann mit 16 Jahren anfangen, eine Schuld von vielleicht 3 bis 4000 Thlr. abzuarbeiten.)
7. Die Interessen der Lebensmittel für die Familie des genannten Kolonisten werden nur mit sechs Proc. bezahlt. (Der Kolonist verpfändet für diese beiden Zahlungen mindestens die Hälfte seines Reinertrags.)
8. Die Kolonisten sind dem Reglement der Kolonie unterworfen.

Artikel 4.

Nach dem durch Herrn Luciano Teixeira Nogueira gemachten Verkauf der Waaren gehört diesem die eine Hälfte, die andere dem produzirenden Kolonisten (d. h. unter Umständen giebt er dem Letzteren so viel er will; denn wer controlirt ihn, ob er richtig halbirt?).

Artikel 5.

Die Lebensmittel und andere vom Kolonisten geärndete und konsumirte Subsistenzgegenstände gehören ihm zu ganzem Eigenthum. Von dem Antheil dessen aber, was verkauft wird (was der Kolonist vom Ertrage des Bodens verkauft), fällt die Hälfte dem Herrn Luciano Teixeira Nogueira zu.

Artikel 6.

So lange der Kolonist treu seine Verpflichtungen erfüllt, kann Herr Luciano Teixeira Nogueira nicht die seinigen brechen; doch steht dem Kolonisten frei, die Kolonie zu verlassen, vorausgesetzt, daß er ein Jahr vorher dem Herrn Luciano Teixeira Nogueira davon Nachricht gegeben habe. Sollte er die Kolonie verlassen, ohne diese beiden Verpflichtungen erfüllt zu haben, so unterwirft er sich einer Geldstrafe von 50 Mlrs. per Kopf (der Artikel ist rein illusorisch bei 1600 Thlr. Schulden).

Artikel 7.

Jeder Zweifel, der sich über den vorliegenden Kontract zwischen Herrn L. T. N. und dem Kolonisten erheben sollte, soll entschieden werden durch Schiedsrichter vor den kompetenten Behörden des Landes, und das ohne weitere Formalität und Appellation.

Artikel 8.

Herr L. T. N. kann den gegenwärtigen Kontract mit allen Stipulationen abtreten, an wen er will, falls nicht der Kolonist Joseph Salin anerkennenswerthe und gegründete Ursachen hat, nicht bei der vorgeschlagenen Person eintreten zu wollen.

Artikel 9.

Die unterzeichneten Kolonisten erklären, übereinstimmend und zufrieden zu sein mit den Artikeln des gegenwärtigen Kontractes, und daß von heute an die ganze Familie sich solidarisch verpflichtet zur Bezahlung der in Artikel 1 erklärten Summe und zur Bezahlung der Vorschüsse an Geld und Gegenständen, die ihnen in Zukunft gemacht werden.

Beglaubigung.

Campanas, 29. April 1857. Unterschriften.

Man braucht über diesen Vertrag nicht erst Worte zu verlieren, er spricht für sich selbst; was in einem gesetzlich so schwach organisirten Lande die Folge solcher Abkommen sein kann und sein muß, liegt klar zu Tage. Der Kontract ist gerade bindend genug, um den armen Kolonisten und seine Nachkommenschaft in Leibeigenschaft zu fangen; denn der Koloniеherr hat es vollkommen in seiner Hand, zu bewirken, daß die Kolonisten trotz aller Mühe und Arbeit nie aus seiner Schuld loskommen. Namentlich kommen Skandale in der Zinsenberechnung vor; da in dem Kontracte nicht „jährlich" steht, kann man monatlich 6 Procent nehmen; kurz, die bedauernswerthen Einwanderer sind schmachvoll betrogen und sind deshalb über das weite Meer, in den fremden Erdtheil, unter fremdsprechende Menschen gekommen, um sich und ihre armen Kinder in eine Sklaverei zu bringen, die kaum besser ist, als die der Neger. Herr Dr. Avé-Lallemant nennt das Parcerie-System eine Pestbeule am brasilischen Staatskörper. Die europäischen Mächte sollten gegen diesen Unfug energisch protestiren, und nicht blos Vorsorge für die Zukunft dagegen treffen; sondern auch dahin wirken, daß die Schuldverknechtung, wo sie bereits eingerissen, aufgehoben wird. Es ist eine Schande für Europa, das die Leibeigenschaft beseitigt hat, wenn weiße Menschen in Amerika dazu dienen sollen, die Neger zu ersetzen, und wenn sie zu dem Ende durch lügnerische Rechtsformeln in ihrer bäuerischen Arglosigkeit eingefangen werden. Wenn die brasilische Regierung diesen Kontracten keine Rechtskraft beimessen wollte, und sie von ihren Gerichten abwiese, so wäre der Sache bald abgeholfen; diese Regierung aber dazu zu bewegen, würde, denken wir uns, wohl in der Macht der europäischen Regierungen liegen.*

Ostindien.

Das indische Fabelbuch Pantschatantra.

Die jetzt mit so vielem Erfolge und im weitesten Umfang getriebenen indischen Studien müssen früher oder später dazu führen, uns eine indische Literaturgeschichte zu schaffen. Freilich ist trotz der Menge des vorhandenen Stoffes ein solches Werk mit großen Schwierigkeiten verknüpft, und dürfte nur allmählich und auch nur im annähernden Grade zu erreichen sein. So interessant es wäre, die geistige Entwickelung des indischen Volkes an der Hand seiner Literaturwerke durch alle Stadien hindurch verfolgen zu können, so hat dieses doch selbst dafür gesorgt, daß darüber stets ein gewisses Halbdunkel und ein Schleier bleiben wird, der sich schwerlich jemals völlig lüften dürfte. Die äußeren Anhaltspunkte einer Literaturgeschichte, wie eine bestimmte Zeitrechnung, Daten über die Lebensumstände und den Charakter der Verfasser, fehlen fast gänzlich, da bei dem Inder die Phantasie über den Verstand so sehr das Uebergewicht hat, daß er dergleichen prosaische Dinge zu beobachten fast gar nicht für nöthig hält. Selbst wo bestimmte Personen genannt werden, nehmen sie doch sofort ein ganz oder halb mythisches Gepräge an und versinken bald rettungslos in dem Strome der geistigen Richtung, die sie, sicher halb unbewußt, eingeschlagen haben. Das von ihnen geschaffene Werk behauptet nicht sein individuelles Gepräge; nur zu bald wird es Gemeingut und verfällt dem Treiben und Walten der umgestaltenden Phantasie der Nachtreter, wie unsere herrenlosen Märchen und Volkslieder. Namentlich gilt dies von einer bestimmten Klasse von Büchern, welche wesentlich der Profanliteratur angehören und darin eine vorragende Stelle einnehmen.

Ein solches Werk ist das uns vorliegende: Pantschatantra, fünf Bücher indischer Fabeln, Märchen und Erzählungen; aus dem Sanskrit übersetzt mit Einleitung und Anmerkungen von Theodor Benfey** — ein Werk, das in zahlreichen, sehr abweichenden Gestalten und Redactionen, und überdies in persischen, arabischen, hebräischen u. s. w. Uebersetzungen vorhanden ist. Die Zeit seiner ersten Entstehung ist nur sehr im Allgemeinen zu ermitteln. Wir entnehmen der Vorrede des Uebersetzers darüber so Viel als zur allgemeinsten Orientirung vonnöthen scheint.

Die historische Gränze der Abfassungszeit ergiebt sich aus dem Umstande, daß eine verhältnißmäßig beträchtliche Anzahl der Fabeln, die im Pantschatantra vorkommen, ja selbst ein sehr wesentliches Moment des Rahmens des dritten Buches, aus Aesopischen stammen. Demgemäß bestand vor Abfassung desselben eine ziemlich genaue Bekanntschaft mit griechischen Fabeln; diese aber läßt sich nicht vor der Zeit voraussetzen, in welcher die Inder in dauerndere Berührung mit den Griechen geriethen, d. h. der der griechischen Königreiche neben und in Indien, etwa im zweiten Jahrhundert v. Chr.

Als Gränzen der Entstehung des Werkes haben wir also etwa das zweite Jahrhundert vor Chr. und das sechste nach Chr.; eine Bestimmung, welche so weitschichtig ist, daß sie fast kaum noch für eine solche gelten kann. Eine genauere wird vielleicht möglich werden, wenn es gelingt, die Zeiten derjenigen Schriften zu fixiren, aus denen die Partien des Pantschatantra entlehnt sind, welche in's Chinesische übersetzt sind. Denn es sprechen bedeutende Gründe dafür, daß sie jünger sind, als das Grundwerk, aus welchem das Pantschatantra stammt.

---

* Leider haben die von der preußischen Regierung getroffenen Maßregeln gegen die brasilianischen Werber bisher noch keine praktischen Erfolge gehabt. Ja, der wackere Generalkonsul des Kaisers von Brasilien in Deutschland, Herr Sturz, ist blos deshalb, weil er sich der von den brasilianischen Werbern und Landbesitzern betrogenen deutschen Arbeiter angenommen hatte, seines Amtes entsetzt worden. D. R.

** Leipzig, F. A. Brockhaus. 1859.

Wenn wir aber weder über den Autor noch die Entstehungszeit des Werkes bis jetzt eine sichere Nachweisung zu geben vermögen, so erhalten wir dagegen keinen unbedeutenden Ersatz dafür dadurch, daß sich mit unzweifelhafter Gewißheit herausstellte, daß es ein ursprünglich buddhistisches Werk war.... Der Beweis, daß es aus dem buddhistischen Kulturkreis hervorging, ist von zwei Seiten von Bedeutung, einmal für die Geschichte des Werkes selbst, dann aber auch, was von größerer Wichtigkeit, für die Charakteristik des Buddhismus...... Dies bezieht sich darauf, daß es uns denselben von einer neuen Seite kennen lehrt, nämlich, ganz im Gegensatze zu der gewöhnlichen Vorstellung vom Buddhismus, als Freund munterer Scherze und selbst leichtfertiger Poesie und Unterhaltung. — Freilich wird man hier wohl zwischen Buddhismus und Buddhisten unterscheiden müssen, und das, was die Letzteren trotz des Systems gethan haben, nicht auf Rechnung des Ersteren schreiben. Denn sonst konnte auch Tyll Eulenspiegel als Beweis dafür angeführt werden, daß die christlich mittelalterliche Weltanschauung eigentlich gar nicht so ernst und düster gewesen sei.

Was den Umfang des Werkes betrifft, so ergab sich, daß es ursprünglich nicht, wie das jetzige Sanskritwerk, aus fünf Büchern bestand, sondern höchst wahrscheinlich aus zwölf, vielleicht nur elf, oder — jedoch minder wahrscheinlich — dreizehn Abschnitten..... Die ursprüngliche Gestalt dieser Abschnitte ergab sich als sehr verschieden von derjenigen, welche uns in dem heutigen Pantschatantra entgegentritt. Diese machten sicherlich nicht den Eindruck einer bloßen Sammlung von Fabeln und Erzählungen, wie die heutigen Bücher des Pantschatantra, sondern — setzten unter der Hülle einer Fabel eine Lehre der Niti auseinander. Niti bedeutet zwar eigentlich überhaupt: „richtige Art, sich zu betragen," „Moral, Lebensklugheit," allein die Werke, welche die Regeln derselben enthielten und an denen die indische Literatur so reich war und theilweise noch ist, scheinen vorzugsweise zum Gebrauch für Prinzen und Könige ausgearbeitet zu sein, und in Folge davon ist nitiçâstra „Lehrbuch der Niti" wesentlich identisch mit „Regierungskunst" und begreift vorzugsweise die Lehre über diejenigen Gegenstände, welche für Regierende — Könige und auch Minister — von Bedeutung sind......

Hieraus scheint sich uns auch der Zweck des ursprünglichen Buches zu ergeben; es war, wie wir sagen würden, ein „Fürstenspiegel." Daß man für ihn gerade diese Form wählte, wird seine Veranlassung in der orientalischen Sitte gefunden haben, Lehren in die Hülle von Fabeln zu kleiden, zu welcher der Despotismus des Orients gerade vor Königen nicht selten in Wirklichkeit rathen mochte.

Der Uebersetzer vermuthet nun, daß dieses Werk, als es sich von seiner Urgestalt bereits merklich entfernt hatte, zuerst in's Pehlwi übertragen worden sei, eine Uebertragung, die uns nicht erhalten ist. Die arabische Uebersetzung beruhe auf dieser Pehlwi-Uebersetzung, auf der arabischen eine hebräische, welche theils verloren, theils noch nicht veröffentlicht ist, und die lateinische des Johann von Capua, die zwar treu ist, aber sich einer sehr barbarischen Sprache bedient. Von dieser wurde schon gegen das Ende des 15. Jahrhunderts eine deutsche Uebersetzung gemacht und gedruckt, woraus erhellt, daß dieses Buch kein Neuling in Deutschland ist, so sonderbar auch sein indischer Name in's Ohr klingt.

Dies sind ungefähr die allgemeinen Resultate, welche sich in Bezug auf das Grundwerk und seine Geschichte an und für sich ergaben. Allein bei Betrachtung der zu ihm gehörigen Werke trat noch eine andere und für die Geschichte der Kultur bei weitem wichtigere Seite hervor, nämlich die Aufsuchung der Quellen und der Verbreitung des Inhalts. Was jene betrifft, so ergab sich, daß im Allgemeinen die meisten Thierfabeln aus dem Occident stammen, mehr oder minder umgewandelte, sogenannte Aesopische sind; doch tragen einige auch das Gepräge indischen Ursprungs, sowie denn überhaupt die große Fülle indischer Fabeln, die Freiheit, mit welcher die entlehnten behandelt sind, und manche andere Momente dafür sprechen, daß die Inder schon vor Bekanntschaft mit der von den Griechen überkommenen Aesopischen Thierfabel eigene Gebilde von wesentlich gleicher Art — und zwar wahrscheinlich in großer Menge — geschaffen hatten.

Der Unterschied zwischen ihren Conceptionen und den Aesopischen bestand im Allgemeinen wohl darin, daß, während das Aesopische Kunstwerk die Thiere ihren eignen Charakter entsprechend handeln ließ, die indische Fabel sie, ohne Rücksicht auf ihre spezielle Natur, gewissermaßen wie in Thiergestalt verhüllte Menschen behandelte. Dazu mag theils die wesentlich — und im Indischen nur — didaktische Natur der Thierfabel beigetragen haben — theils auch der in Indien herrschende Glaube an die Seelenwanderung.

Die Erzählungen dagegen, und insbesondere die Märchen, erweisen sich als ursprünglich indisch, und was noch wichtiger ist: sie sind es, mit denen die Inder — wenngleich zum allergrößten Theile erst in einer spätern Zeit — die bezüglich der Thierfabeln eingetretenen Entlehnungen dem Occident über und über gewissermaßen zurückzahlten.

Nach des Herrn Uebersetzers Ansicht, haben sich wenige Fabeln, wohl aber eine große Anzahl von Märchen und Erzählungen von Indien aus fast über die ganze Welt verbreitet, und zwar, wenn auch einige Werke (und darunter das Pantschatantra, auch Kalilah und Dimnah genannt) schon früher in's Persische u. s. w. übersetzt worden waren, und die mündliche Ueberlieferung durch Reisende, Kaufleute u. s. w. Manches verschleppt haben mag, seit dem 10. Jahrhundert nach Chr. Mit dem gegebenen Zeitpunkte begann durch die fortgesetzten Einfälle und Eroberungen ismaelitischer Völker in Indien eine immer mehr zunehmende Bekanntschaft mit diesem Lande, und von nun an trat die mündliche Ueberlieferung gegen die literarische zurück. Die indischen Erzählungen wurden jetzt in das Persische und Arabische übersetzt, und theils sie selbst, theils ihr Inhalt verbreitete sich verhältnißmäßig rasch über die ismaelitischen Reiche in Asien, Afrika und Europa, und durch die vielfachen Berührungen derselben mit christlichen Völkern auch über den christlichen Occident. In letzterer Beziehung waren die Knotenpunkte das byzantinische Reich, Italien und Spanien...... In anderer Richtung verbreiteten sich diese indischen Erfindungen durch den Buddhismus schon frühzeitig nach China (seit dem ersten Jahrhundert n. Chr.), nach Tibet und zu den Mongolen; durch diese Letzteren, die fast zwei Jahrhunderte in Osteuropa geherrscht, kamen sie zu den Slaven, und fanden so einen zweiten Abzugsweg nach Europa. Daher die oft merkwürdig genaue Uebereinstimmung slavischer, deutscher, romanischer u. s. w. Märchen und Erzählungen mit indischen, von denen man bereits viele Beispiele gesammelt hat.

In der That ist ihre große Fülle nur scheinbar; in Wirklichkeit reducirt sich die große Masse, insbesondere der europäischen Märchen, auf eine keineswegs beträchtliche Anzahl von Grundformen, aus denen sie sich mit mehr oder weniger Glück und Geschick durch theils volkliche, theils individuelle Thätigkeit vervielfältigt haben. Die literarischen Vehikel bildeten hauptsächlich das Tûtinâmeh (das Papageienbuch, das neuerdings von Konsul Rosen in's Deutsche übersetzt und von uns im vorigen Jahre besprochen worden ist), arabische und höchst wahrscheinlich jüdische Schriften. Daneben aber lief mündliche Ueberlieferung, insbesondere in den slavischen Ländern. In Europa's Literatur bürgern sich die Erzählungen vor Allem durch Boccaccio, die Märchen durch Straparola ein. Aus der Literatur gingen sie dann in's Volk über, aus diesem verwandelt wieder in die Literatur, dann wieder in's Volk u. s. w., und erreichen insbesondere durch diese wechselseitige Thätigkeit nationellen und und individuellen Geistes, jenen Charakter nationaler Wahrheit und individueller Einheit, welcher nicht wenigen von ihnen einen so hohen poetischen Werth verleiht.

Der ganze erste Theil des vorliegenden zweibändigen Werkes, welcher allein über 600 Seiten umfaßt, enthält nichts von der Uebersetzung, sondern ist ausschließlich kritischen Voruntersuchungen gewidmet, welche sich namentlich auf den Ursprung, die Umgestaltung und Verbreitung der einzelnen Geschichten und Märchen beziehen — in der That eine Arbeit, die unendlichen Sammlerfleiß und eine kritische Geduld verräth, wie sie selbst unter Gelehrten nicht gerade häufig getroffen wird.

Johann Gottfried Ludwig Kosegarten ist der Erste, dem man die Ausgabe eines Sanskritterxtes des Pantschatantra verdankt (Bonn 1848), und nach ihm ist die vorliegende Uebersetzung gemacht. Freilich unterscheidet sich diese Ausgabe wesentlich von denen, die gewöhnlich von griechischen oden lateinischen Klassikern gemacht werden. Denn fast jeder der zahlreichen Codices, die ihm zu Gebote standen, gewährte einen verschiedenen Text, hier Auslassungen, dort Einschiebsel, Versetzungen ganzer Geschichten u. s. w. Welche Grundsätze übrigens den Herausgeber bei Gestaltung seines Textes geleitet haben, ist nicht klar zu erkennen, da der zweite Theil des Werkes, die kritischen Kommentare enthaltend, bis jetzt noch nicht erschienen ist.

Das Pantschatantra wurde, wie gesagt, zuerst in's Persische, d. h. aus Pehlwi, der damaligen Hofsprache, übersetzt, und zwar zur Zeit von Khosru Anuschirwan, welcher von 531 bis 579 n. Chr. regierte. Nach dieser Uebersetzung wurde, nachdem der Islam aufgetreten und das Arabische reißend schnell das Pehlwi und seine Literatur verdrängt hatte, eine in's Arabische gemacht, die, wie wir oben gesehen, wieder die Mutter mehrerer andern wurde. Die älteste davon ist wahrscheinlich die griechische von Simeon Seth, welche etwa um 1080 unserer Zeitrechnung abgefaßt ist. Man besitzt leider noch keine brauchbare Ausgabe davon. Denn die

von Seb. Gottfried Stark (Berlin 1697) und ein zu Athen 1851 veranstalteter Abdruck derselben lassen Vieles zu wünschen übrig.

Im 12. Jahrhundert ist die arabische Bearbeitung von Nasr-Allah in's Persische übersetzt, eine Uebersetzung, die sich in mehreren Handschriften zu Paris, Berlin und Wien befindet, aber nur erst sehr unzureichend bekannt ist. Sie wurde über dreihundert Jahre später unter dem Titel Anvâr-i-Suhailî von Hussain Vaiz neu bearbeitet. Unserem Herausgeber lag diese Bearbeitung in der englischen Uebersetzung von Eastwick vor.

Außerdem existirt eine sehr merkwürdige hebräische Uebersetzung, deren Verfasser „uno Joel gran Rabbi Giudeo," indeß sehr problematisch ist. Ihre Abfassungszeit läßt sich nicht genauer bestimmen, doch jedenfalls geht dieselbe nicht später, als 1250 n. Chr. hinaus, da die davon gemachte lateinische Uebersetzung zwischen 1263 bis 1278 fällt. Dieselbe ist von Johannes von Capua verfaßt und zum erstenmal etwa 1470—1480, ohne Angabe des Ortes und des Jahres, gedruckt worden. Aus etwa derselben Zeit existirt eine gedruckte deutsche Uebersetzung, wie wir schon oben bemerkt haben. Ein Ulmer Druck stammt aus dem Jahre 1483. In's Spanische ist dasselbe Werk nach einer andern lateinischen Uebertragung aus dem Arabischen bereits um 1251 übersetzt worden.

Doch wir müssen mit diesen Daten, die wir unserem Werke enthoben, um den Umfang des Vorhandenen und die Größe der Aufgabe einigermaßen verständlich zu machen, abbrechen und auf das Buch selbst verweisen. Der zweite Theil enthält nun die Uebersetzung. Wir entnehmen daraus eine der kürzeren Erzählungen zur Probe. Es ist die einundzwanzigste des ersten Buches, welches die Ueberschrift führt: „Verfeindung von Freunden."

Wunder über Wunder.

An einem gewissen Orte wohnte einmal ein Kaufmann, Namens Nanduka. Außerdem wohnte an demselben Orte ein Kaufmann, Namens Lakschmana. Dieser, da er sein Vermögen verloren hatte, dachte daran, in die Fremde zu wandern. Es heißt auch:

> Hat wer ein einem Orte, Lande nach seinen Mitteln froh gelebt und bleibt da, nach Verlust seines Vermögens ist er gemeinen Sinns.

Und so:

> Wer, wo er stolzen Sinns lange vergnügt vorher die Zeit verbracht, an eben diesem Ort andern elendig klagt, ist tadelnswerth.

In seinem Hause war eine von seinen Vorfahren erworbene, aus einer schweren Menge Eisen verfertigte Wage. Diese legte er zum Aufbewahren in das Haus des Gildeherrn Nanduka nieder und machte sich auf den Weg in die Fremde. Nachdem er darauf lange Zeit, seiner Lust folgend, in der Fremde umhergewandert war, kehrte er nach seiner Heimat zurück und sprach zum Gildeherrn Nanduka: „O Gildeherr! gieb mir die anvertraute Wage zurück!" Jener sagte: „O! die ist nicht da! deine Wage haben die Mäuse gefressen." Nachdem er dies gehört, sprach Lakschmana: „O Nanduka! wenn sie von den Mäusen gefressen, so bist du außer Schuld. So ist ja einmal der Lauf der Welt: es ist nichts in ihr ewig. Doch ich will zum Fluß gehen, um mich zu baden; schicke deshalb dein Kind mit mir, hier den Dhanadeva mit Namen, damit er mir das Badegeräth trägt." Nanduka aber, der aus Angst wegen seines Diebstahls sich vor Lakschmana fürchtete, sagte zu seinem Sohne: „Kind! Hier dein Onkel Lakschmana will in den Fluß zum Baden gehen; geh' deshalb mit ihm, um ihm das Badegeräth zu tragen!" Ah! mit Recht sagt man:

> Kein einziger Mensch erweist einem andern irgend Gefälligkeit, ausgenommen aus Furcht, Habsucht oder aus einem andern Grund.

Und so:

> Wo ohne einen Grund übermäßige Rücksicht erwiesen wird, da hege man nur gleich Sorge, daß es am Ende schlimm ergehe.

Darauf machte sich dieser Sohn des Nanduka, die Badegeräthschaften tragend, vergnügten Sinnes mit Lakschmana auf den Weg. Nachdem dies so geschehen, badete sich Lakschmana. Dann warf er den Sohn des Nanduka, den Dhanadeva, in eine Höhle am Ufer des Flusses, verschloß die Oeffnung derselben mit einem großen Stein und ging dann eilig zu Nanduka's Haus. Hier wurde er von diesem Kaufmanne gefragt: „He! Lakschmana! Sprich, wo ist mein Kind, welches mit dir zum Fluß gegangen ist?" Jener sagte: „Es ist vom Ufer des Flusses durch einen Falken entführt." Der Kaufmann rief: „Du Lügner! wie in aller Welt kann ein Falke einen Knaben rauben? darum gieb mir meinen Sohn zurück; sonst zeige ich es am Hofe des Königs an." Jener sagte: „O du Wahrheitredender! führt ein Falke keinen Knaben weg, so fressen auch Mäuse eine aus einer schweren Menge Eisen verfertigte Wage nicht. Drum gieb mir meine Wage, wenn du nach deinem Sohn verlangst!"

So miteinander zankend gingen sie alle beide zur Pforte des Königs, und da sprach Nanduka mit lautem Geschrei: „O! eine Ruchlosigkeit, eine Ruchlosigkeit geht da vor! dieser Dieb hat mir mein Kind geraubt!" Darauf sagten die Richter zu Lakschmana: „He! lief're des Gildeherrn Sohn zurück!" Dieser antwortete: „Was kann ich thun? vor meinen Augen ist er durch einen Falken vom Ufer des Flusses entführt." Als sie dieses gehört, sagten sie: „Ah! du sagst nicht die Wahrheit. Wie wäre ein Falke fähig, einen fünfzehnjährigen Knaben zu rauben?" Lakschmana antwortete lachend: „He! he! hört diesen Spruch:

> Wo Mäuse tausend Pfund Eisen fressen, da kann ein Elephant selbst dem Falken zum Raub werden, geschweige denn ein Jüngelchen."

Hiermit wäre die Geschichte zu Ende; es folgt aber, wie durchgehends, noch eine sehr umfangreiche Spruchweisheit, die aber auf den angeführten Fall ziemlich wie die Faust auf's Auge paßt. Entweder sind viele dieser Sprüche Interpolationen, oder der indische Verfasser ist ein Sancho Pansa, gegen welchen der spanische ein höchst knapper und besonnener Weltweiser ist. Wie man aus der gegebenen Probe entnehmen wird, ist die Erzählungsweise ziemlich breit und gedehnt; noch mehr ist dies in den Thierfabeln der Fall, indem hier der ethische Kern, die sittliche Vorschrift, die anschaulich gemacht werden soll, durch eine Menge poetisches Beiwerk überwuchert und verdeckt wird. Man fühlt es bald heraus, daß dem Inder die sittliche Gerafftheit und die Schnellkraft abgeht, die dem Griechen und überhaupt den europäischen Völkern eigenthümlich ist. Den zahllosen Sprüchwörtern und Lebensregeln fehlt fast durchgängig die epigrammatische Fassung, die Schärfe und der Humor des Abendlandes; ihr Ton hat etwas Weichliches und Schlaffes; auch ist ihre Anwendung vielfach ungeschickt und ungehörig, wie wir bereits bemerkt haben. Zudem ist es mit dieser Weisheit auch nicht weit her, da die ganze Weltanschauung des Verfassers und seiner Schule trotz des Buddhismus eine ziemlich leichtfertige und frivole ist. Der Spott über die brahmanischen Götterfabeln, über die buddhistischen Bettelmönche u. dergl. erinnert mehrfach an die Art, wie Boccaccio und andere Erzähler sich über die Gebrechen der Geistlichkeit lustig machen; auch fehlt es nicht an Rohheiten ziemlich toller Art. So z. B. wird in der Geschichte vom Weber als Wischnu (fünfte im ersten Buche) erzählt, wie ein Weber sich sterblich in eine Königstochter verliebt, die er im Glanze eines Götterfestes auf dem Elephanten zum Tempel reiten sieht, und in Verzweiflung geräth, daß ihm gewisse dreiste Wünsche nicht in Erfüllung gehen sollen. Ein Freund von ihm, ein Zimmermann, weiß Rath und verspricht ihm noch heute vollkommenen Erfolg; er verfertigt sogleich einen auf einem Stifte sich bewegenden Garudavogel, ein Paar Arme mit Muschel, Scheibe, Keule, Lotus in den Händen, sammt Diadem und Brustjuwel. — So wird der Weber Abends als Wischnu ausstaffirt und geht in den Palast, wo Alles in Ehrfurcht vor ihm ausweicht. So erringt er vollständigen Sieg, nachdem er sich der Prinzessin als Wischnu kundgegeben und mit ihr sich nach Sitte der Gandharvenehe vermählt. Dieses Verhältniß setzt er lange Zeit fort; auch dann noch, als die Prinzessin ein Töchterlein geboren; denn der König, ihr Vater, ist höchst entzückt, einen solchen Schwiegersohn zu besitzen, wie Wischnu, der ihm zum Siege über alle Feinde verhelfen kann. Natürlich stellt er auch alsbald dieses Ansinnen an den vorgeblichen Gott, der alles Gute und Heilsame verspricht und Sieg über Sieg verheißt. Der König beginnt nun Krieg, wird aber überwunden und in seine Hauptstadt eingeschlossen; natürlich werden die Bitten an den armen Gott mit dem hölzernen Garudavogel immer dringender, so daß dieser zu einem verzweifelten Ausweg greift. Um die Feinde zu schrecken, will er nämlich am Tage der Schlacht, die er zur Entscheidung bestimmt, auf seinem Vogel reitend erscheinen, um entweder seinen Zweck zu erreichen, oder von Pfeilen durchbohrt zu fallen. Denn merkwürdigerweise kann der Weber auf dem hölzernen Vogel nur nichts dir nichts durch die Luft fahren, ohne daß uns der Erzähler eine nähere Andeutung über den Mechanismus giebt, durch den dies bewerkstelligt wurde.

Nun kommt aber das Schönste: der wirkliche Wischnu im Himmel geräth in Besorgniß, daß er um Ehre und Ansehen kommen könne, wenn es heiße, Wischnu und sein Vogel Garuda seien aus der Luft herabgeschossen worden. Da nun nach Wischnu's Ausspruch der Weber durch seinen kühnen Entschluß Buße gethan, so beschließt er, seine eigne Herrlichkeit zu bewähren und in den Leib des Webers zu fahren, wie der Vogel Garuda in den hölzernen Vogel fährt. Natürlich erfocht der König

durch diese göttliche Hülfe den Sieg, und der Weber war ein gemachter Mann für immer: „Er brachte mit ihr sein Leben im Genuß der fünf Arten sinnlicher Freuden zu, welche die Quintessenz der Welt der Lebendigen bilden."

Mannigfaltiges.

— Payne Collier und die Shakspeare-Fälschungen. Die bekannten Anschuldigungen gegen Payne Collier bilden noch immer den Gegenstand einer sehr lebhaften, journalistischen Polemik in England. Ein in der Londoner „Critic" vom 21. April enthaltenen Artikel sucht den Beweis zu führen, daß Collier's Angabe, er habe das in Rede stehende Exemplar der Folio-Ausgabe Shakspeare's von 1632 („Perkins Folio," mit den Verbesserungen des „alten Korrektors") im Jahre 1849 bei dem Antiquar Rodd für 30 Sch. gekauft, welcher Letztere das Buch in einem Bücherballen gefunden, den er kurz vorher vom Lande empfangen, unwahr sei. Es ist nämlich ein Bücher-Katalog des verstorbenen Antiquars Rodd aus dem Jahre 1847 aufgefunden worden, in welchem jenes Exemplar der Folio-Ausgabe von 1632, ganz in dem äußerlichen Zustande, in welchem es sich noch jetzt befindet, nämlich „mit fehlendem Titel und ausgerissenen vier Blättern am Ende" u. s. w., zum Preise von 30 Sch., aufgeführt ist. Dieses Exemplar ist also unmöglich erst im Jahre 1849, wo Collier es von Rodd gekauft haben will, dem Letztern zugegangen; vielmehr hat es Rodd wahrscheinlich schon 1847 verkauft, da es sich in seinem gedruckten Katalog von 1848 nicht mehr vorfindet. Ein anderer Korrespondent der „Critic" spricht mit Recht seine Verwunderung darüber aus, daß Collier, wenn er wirklich unschuldig sei, nicht längst schon darauf angetragen, daß eine öffentliche Untersuchung seiner vielen, sämmtlich angezweifelten Shakspeare-Entdeckungen stattfinde. Als Mitglied der „Society of Antiquaries" habe er das Recht, von dieser gelehrten Gesellschaft zu verlangen, daß sie sich der Sache unterziehe und diese werde sich gewiß nicht weigern, es zu thun. Payne Collier befindet sich jetzt unter der Last von neun Anschuldigungen, welche die Critic folgendermaßen zusammenstellt:

1) hat Collier beschworen, er glaube, daß die Korrekturen in dem Perkins-Folio von 1632 von Jemand geschrieben worden, der ungefähr um dieselbe Zeit gelebt; während die geachtetsten Paläographen jetzt erklären, diese Korrekturen gehören der neuesten Zeit an;

2) hat Collier beschworen, dieses Buch 1849 von Rodd unter gewissen Umständen erworben zu haben, was als mit der Wahrheit in Widerspruch befunden sei;

3) behauptete er, alle handschriftlichen Noten jenes Folio veröffentlicht zu haben, während er kaum die Hälfte davon wirklich publizirt habe;

4) hat Collier nach dem Familien-Archiv von Lord Ellesmere fünf Aktenstücke in Bezug auf das Leben und die Zeit Shakspeare's drucken lassen, die sämmtlich für Fälschungen erklärt werden;

5) hat Collier gewisse, angeblich sehr alte handschriftliche Marginal-Noten eines alten, dem Lord Ellesmere gehörenden Shakspeare drucken lassen, die ebenfalls in neuerer Zeit, wiewohl in altmodischer Weise, geschrieben sind;

6) hat Collier den Text eines im Dulwich-College aufbewahrten alten Schreibens publizirt, worin er den Namen Shakspeare's erwähnt, der sich dort gar nicht findet, während er dafür andere Worte ausgelassen;

7) aus demselben Archiv hat er ein anderes Aktenstück publizirt, auf welchem er eine Liste von Namen in quasi-antiker Handschrift hinzugefügt;

8) hat er ein Schreiben Marston's publizirt, das sich unzweifelhaft als Fälschung herausgestellt;

9) endlich ist von ihm das bekannte Schreiben der Theater-Unternehmer, unter denen sich Shakspeare's Name befindet, nach einem Aktenstück im Staats-Archiv, publizirt worden, welches Aktenstück sich ebenfalls als eine Fälschung herausstellt, während nicht zu ermitteln, auf welche Weise es eigentlich unter die Elisabethanischen Akten des Archives gekommen.

— Historische Geographie von St. Cyr. Auf der Militairschule von St. Cyr werden bekanntlich die Aspiranten für den Marschallstab und den Schlachten-Herzogstitel der Franzosen ausgebildet. Dort, wo einst Frau von Maintenon den Damen von St. Cyr Bescheidenheit, Demuth und Frömmigkeit überhaupt als einzige Bürgschaften eines glücklichen Lebens dies- und jenseits predigen ließ, da wird jetzt den Junkern und Fähnrichen des kaiserlichen Frankreichs die Wissenschaft der „Gloire," d. h. der Unterjochung von Europa, vorgetragen. Ein Lehrbuch dieser Art ist das geographische Werk von Theophile Lavallée, Professor der Erdkunde an der Schule von St. Cyr, aus dessen Ausgabe vom Jahr 1858 folgender Passus entlehnt ist:

„Région française. Diese Region, im Alterthum Gallien genannt, deren größeres Stück heute Frankreich heißt, ist begränzt im Osten durch den Rhein von seiner Mündung bis zu seiner Quelle und die Alpen von St. Gotthard bis an das Mittelländische Meer. Im siebenten (sic) Jahrhundert eroberten austrasische Franken auch Gallien, dehnten ihre Herrschaft in Deutschland bis an die Elbe und Donau, in Italien bis an den Vulturnus, in Spanien bis an den Ebro aus und gründeten ein großes Reich, welches 43 Jahre bestand. Als es zerfiel, erhielt ein Stück den Namen Frankreich, begränzt von dem Ocean, den Pyrenäen, der Rhone, der Saone, der Maas und der Schelde. Kern des alten Galliens, strebte Frankreich unaufhörlich danach, seine natürlichen Gränzen zu gewinnen, erreichte sie aber erst spät, und nur für die kurze Zeit von 1797 bis 1814. Im Jahr 1789 wurde die Einheit Frankreichs geschaffen. Von dem Augenblick an war es der Ehrgeiz Frankreichs, die natürlichen Gränzen des alten Galliens wieder einzunehmen und die Länder einzuverleiben, die von ihm gekommen, seit das Reich Karl's des Großen gefallen. Damals gehörte Venaissin noch den Päpsten; Flandern, Hennegau, Lüttich, Luxemburg, die mehrere Jahrhunderte lang unter französischen Fürsten gestanden, waren in die Gewalt des Hauses Oesterreich gerathen; Trier, Köln u. s. w. gehörten zum deutschen Reiche; die Thäler des oberen Rheins und der oberen Rhone gehörten zur Schweizer Republik, Savoyen und Nizza zu Sardinien. Die Kriege von 1792 bis 1797 trugen Frankreich den Besitz von Avignon, dem österreichischen Belgien, Köln, Trier, Genf, Nizza und Savoyen ein. Siebenzehn neue Departements wurden aus diesen Eroberungen gebildet, und ihr Besitz wurde legitim gemacht durch die Verträge von 1797 und 1801, welche die natürlichen Gränzen Frankreichs anerkannten. Die fortgesetzten Angriffe Europa's zwangen Frankreich, dieses so ersehnte und mit acht Jahrhunderten des Kampfes erkaufte Ne plus ultra zu überschreiten; es dehnte seine Gränzen bis an das Ufer des Garigliano in Italien, der Elbe in Deutschland, der Sau und des Busens von Cattaro in Illyrien aus. In Folge dieser riesenmäßigen Ausdehnung erhob sich ganz Europa gegen Frankreich, und die Verträge von 1814 und 1815 führten es nicht auf seine natürlichen Gränzen, sondern auf die von 1790 zurück, und selbst diese wurden an den verwundbarsten Punkten durchbrochen. Von der Beute wurden Holland und Belgien an den Prinzen von Oranien, Cleve, Köln ꝛc. an Preußen, Genf und Wallis an die Schweiz, Savoyen und Nizza an Sardinien gegeben."

— Die Inseln des Thrakischen Meeres. Ueber die vier, mehr oder weniger interessanten Inseln Thasos, Samothrake, Imbros und Lemnos im Norden des griechischen Archipelagus ist vor Kurzem eine gehaltvolle Monographie: „Reise auf den Inseln des Thrakischen Meeres von A. Conze" *) erschienen, die die besondere Beachtung der Geographen und Statistiker, namentlich jedoch die der Archäologen, in hohem Grade verdient. Der zu den Zwecken einer wissenschaftlichen Untersuchung jener Inseln gut vorbereitete Verfasser machte die Reise im Jahre 1857, hielt sich überall lange genug auf, und wußte zugleich die rechten Quellen und Führer zu weiterer Belehrung mit Glück und Geschick zu finden. Seine klare und lebendige Darstellung gewährt in allen Beziehungen die anziehendsten Details und die bildlichen Andeutungen, die die beigegebenen einundzwanzig lithographirten Tafeln darbieten, erhöhen die Anschaulichkeit der Darstellung. Die Ausbeute für Archäologie und Epigraphik, die das Werk gewährt, ist keine geringe, und auch für die neugriechische Linguistik ist aus demselben Manches zu lernen. Dabei unterläßt der Verfasser nicht, namentlich in Ansehung der Alterthümer auf der Insel Samothrake, auf die Nothwendigkeit ausgedehnter Ausgrabungen hinzuweisen, deren Ausführung ein wahrhaft „königliches" Werk sei, und deren Ergebnisse zur Kenntniß des hellenischen Alterthums der Verfasser als reich und umfänglich bezeichnet. Die Mittel, die zu solchen Zwecken den einzelnen Reisenden zu Gebote stehen, können dazu begreiflicher Weise nicht ausreichen.

— Allgemeine deutsche Universitäts-Zeitschrift. Eine solche erscheint jetzt in „zwanglosen Heften," die jedoch nur den Umfang eines halben Bogens in 8. haben, herausgegeben von Dr. Eduard Löwen-

*) Hannover, Rümpler 1860.

thal, in Frankfurt a. M.* Sie ist hauptsächlich den Interessen und Wünschen der Studirenden gewidmet, wie denn auch im Eingange der uns vorliegenden beiden Probeblätter „die verehrlichen Corps, Burschenschaften, Verbindungs- und Nicht-Verbindungs-Studenten der deutschen Hochschulen eingeladen werden, je ihre Interessen in dieser Zeitung zu verfechten.“ Von allen deutschen Universitäten werden kurze Nachrichten und von einigen, namentlich Wien und Prag, auch längere Korrespondenzen mitgetheilt. Unter geschickter, umsichtiger Redaction kann diese Zeitschrift, wenn sie, wie bei ihrem niedrigen Preise zu erwarten steht, zahlreiche Verbreitung unter den deutschen Studirenden findet, einen geistig belebenden heilsamen Einfluß auf dieselben üben und ein neues einigendes Band der verschiedenen deutschen Stämme bilden.

— **Avé-Lallemant über Bonpland.** Unser Reisender erfuhr seinen Tod in Donna-Franzisca, glaubte aber an die Nachricht erst, als sie ihm in Curityba bestätigt wurde. B. war am 4. Mai (1858) auf seiner Estancia von Sta Anna (deren Abbildung den Umschlag des Buches ziert), am rechten Ufer des Uruguay gestorben, wenig Wochen später, als Dr. Lallemant bei ihm gewesen. Lallemant hatte ihm damals in seinen Gedanken etwa noch sechs Monate Leben zugedacht und war deshalb überrascht, daß der Tod so zeitig eingetreten sei. Er sagt:

„Bonpland war die eigenthümlichste Erscheinung, die ich gesehen habe. Durch seinen Namen an den größten Namen unsers und der kommenden Jahrhunderte geknüpft, ward er vom Schicksal auf rauheren Pfaden geführt, als sein großer Bundesgenosse. Dem Franzosen fehlte die Titanengewalt des deutschen Forschers. An einen Vergleich beider ist im entferntesten nicht zu denken. Zu der hohen Achtung, die ich zur Estancia von Sta-Anna mitbrachte, mischte sich ein tiefes, unbeschreibliches Weh, als ich neben dem fünfundachtzigjährigen Botaniker saß und ich Ruhe gewonnen hatte, ihn zu betrachten. Zu arg hatte der Sturm des Lebens ihn zerrissen, zu öde war die Einsamkeit des Daseins ihm geworden, zu fern wohnte er ab von den Wohnungen europäisch kultivirter Menschen. Ein einfaches Hemd und Beinkleid genügte ihm zum Anzug, ein Rancho, eine Feldhütte war seine Wohnung; kein eigentlicher Weg führte zu seiner Estancia; ich mußte mir den Rückweg mit dem Kompaß suchen. Nie werde ich seinen Auftrag an mich vergessen. Als ich seine tief untergrabene Gesundheit sah, und er mir von seinen Manuskripten und liegengebliebenen Arbeiten erzählte, hielt ich es für meine Pflicht, all' meine Kraft zur vollständigsten Disposition zu stellen; ich bot ihm Alles, was ich hatte, mich selbst zum Dienst an. „Sagen Sie Herrn Kasten (einem Freunde in Uruguayana), er möchte mir ein Dutzend Messer und Gabeln schicken!“ Das war sein ganzer Auftrag und ich drang nicht weiter in ihn; denn wirklich er wollte nichts, gar nichts von mir, gar nichts vom wissenschaftlichen Europäer!

„Und dennoch wollte er noch so viel, so ganz viel vom Leben. In zwei Jahren sollte sein Garten in herrlichster Ordnung sein, in den dann folgenden Jahren wollte er seinen Campo mit Vieh füllen und dann eine große Anpflanzung anlegen. Das alles konnte er mir mit einem Ernst, mit einer Bestimmtheit sagen, daß ich ihn wirklich etwas erstaunt anblicken mußte; er litt an einer falschen Vorstellung: er glaubte nie, sterben zu müssen; nur an den Tod schien er nie denken zu wollen!

„Friede sei mit seiner Asche! Nie ist mir beim Gedanken an einen ehrwürdigen, vor tausend andern aus dem Dasein scheidenden Todten ausgezeichneten Mann dieser Friedenswunsch so tief aus dem Herzen gekommen, als wenn ich an Bonpland denke. Er vor Allen, gerade er ist ein Märtyrer der Wissenschaft zu nennen. Denn wahrlich, es ist viel leichter, mit Begeisterung für ein edles Forschen plötzlich zusammenzubrechen, mitten im vollen Thun und Schaffen, als so langsam, Tag für Tag, mehr und mehr, von Stunde zu Stunde der Wissenschaft absterben zu müssen; erst gefangen gehalten im Lande geistiger Versumpfung, dann aller weiterer Hülfsmittel beraubt, um weiter zu gelangen, dem Fortschritt der Zeit folgen und ihr nach altgewohnter Weise als Stern erster Größe vorschreiten zu können.“

— **Scythen, Germanen und Slaven.**** Das Buch, nur gegen 80 Seiten stark, muß, da es auf dem Titel als zweite Auflage bezeichnet wird, in Deutschland, namentlich aber wohl in Frankreich, Glück gemacht haben. Dies kommt uns einigermaßen sonderbar vor; denn die Kritik, mit welcher diese Hypothese von der ursprünglichen Gleichheit der Scythen mit den Germanen — oder den Slaven besprochen wird, ist, nach unserem schwachen Dafürhalten nicht die glücklichste. Jene Art wilder planloser Etymologie und Schlußmacherei aus sprachlichen Einfällen, zu der unsere polyglotten Landsleute ein besonderes Talent zeigen, hat hier den weitesten Spielraum gefunden; Deutsch, Latein, Slavisch, Griechisch, Sanskrit u. s. w. wird hier aus dem Hundertsten in's Tausendste gemengt, wie es von denen zu geschehen pflegt, die von einer Verwandtschaft der indogermanischen Sprachen und der vergleichenden Philologie haben läuten hören. Doch vielleicht ist diese Pasilalie den Franzosen etwas Neues und hat ihnen imponirt. Die Deutschen (thindiskon) haben z. B. ihren Namen von der scythischen Herdgöttin Tabiti (nach Herodot), die scythischen Zwillingsgötter Koraloi (bei Lucian Toxaris) hießen eigentlich kuarkes: Le nom même de koarkes signifiait Nains et se rapportait à un thème (K-Raka, lat. ex- tendere qui exprimait l'idée de élanoé, mince, petit, chetif) sancr. krçai petit; lat. gracchus, gracens, gracilis; fr. grêle; norr. kraki nain; russe karla p. karkla etc. zuletzt nach deutsch Schrat, Schratz. Später hat sich kvarcus im Getischen in chvarichus und thvarichus verwandelt, daraus ist gothisch dvairgs (Zwerg) u. s. w. geworden. An solchen Belehrungen über Dinge, wovon man nichts weiß, ist das Buch sehr reichhaltig; offenbar ist die Grimm'sche Hypothese von der Identität der Gothen und Geten, die mehr als fraglich erscheint, hier des Weiteren ausgesponnen worden, doch ohne die sprachliche Besonnenheit des großen Gelehrten. In gewissen Dingen ist es die Krone der Wissenschaft, nichts zu wissen; um die Scythen mit völliger Sicherheit einem bestimmten Volksstamme zuweisen zu können, müßte man mehr und verlässigeres Material haben, als man hat; durch bloße Combinationen ist der Mangel nicht zu ersetzen; die größere Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß die Scythen, deren Lebensweise an die Kalmüken u. dgl. erinnert, eher Mongolen oder Finnen gewesen sind. Man scheint den Namen dann auf alle Wanderstämme, auch namentlich Alanen, Massageten, Saken u. s. w. übertragen zu haben.

— **Das Patrimonium Petri.** Es ist eine merkwürdige Thatsache, daß die Beeinträchtigungen, welche das Patrimonium Petri zu verschiedenen Zeiten erlitten hat, einzig und allein von den katholischen Großmächten herrühren, während die „ketzerischen“ und „schismatischen“ sich von diesem „Kirchenraube,“ wie der Kardinal-Erzbischof von Wien solche Handlungen betitelt, vollständig rein erhalten haben. Daß Avignon einst eine päpstliche Legation gewesen und daß, nachdem die Revolutionsmänner es zu Gunsten der Republik konfiscirt, weder die Bonaparte noch selbst die untadelhaft frommen Bourbons je daran gedacht haben, es der Kirche wieder zugeben, ist männiglich bekannt; aber auch das Haus Habsburg hat der Versuchung nicht widerstehen können, dem Apostel vorkommenden Falls einen Zipfel seines Mantels abzuschneiden. Nach dem Sturze des ersten Napoleon forderte der päpstliche Staatssecretair, Kardinal Consalvi, in einer vom 23. Oktober 1814 datirten Note von dem Wiener Kongreß die Wiedererstattung aller Provinzen und Besitzungen, die der französische Machthaber dem heiligen Stuhl entrissen hatte, nämlich der Marken Ancona, Macerata und Fermo, der Herzogthümer Camerino, Benevento und Ponte Corvo, und der Legationen Romagna, Bologna und Ferrara, „mit Einschluß des auf dem linken Po-Ufer gelegenen Theiles der letztgenannten Legation.“ Hiermit war jedoch die österreichische Regierung nicht einverstanden, und sie wußten es durchzusetzen, daß durch Beschluß des Kongresses dieser Distrikt zu den italiänischen Besitzungen Oesterreichs geschlagen wurde, dem man auch das Besatzungsrecht in den zum päpstlichen Territorium gehörigen Festungen Ferrara und Commacchio einräumte. Der von dem Kardinal-Legaten unterm 14. Juni 1815 erhobene und in Klöber's „Akten des Wiener Kongresses“ (Bd. IV. S. 319) abgedruckte Protest blieb unbeachtet. „Se. Heiligkeit,“ heißt es darin, „protestirt feierlich gegen die in Bezug auf den am linken Po-Ufer gelegenen Theil von Ferrara getroffenen Anordnungen; da sie jedoch die Frömmigkeit Sr. kaiserlichen und apostolischen Majestät kennt, so zweifelt sie nicht, daß Mittel gefunden werden, den heiligen Stuhl zu entschädigen.“ Aber trotz seiner Untrüglichkeit hatte sich der Papst in diesem Falle getäuscht, und von einer Entschädigung für den ihm abgenommenen Landstrich ist nie weiter die Rede gewesen.

J. C.

* Preis 45 Kreuzer pro Quartal.

** Les scythes les ancêtres des peuples germaniques et slaves, leur état social, moral, intellectuel et religieux; Esquisse ethno-généalogique et historique par F. G. Bergmann, professeur à la faculté des lettres de Strasbourg. Halle, H. W. Schmidt, 1860.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig. Druck von Giesecke & Devrient.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Bestellungen
übernimmt jedes Postamt des deutsch-österreichischen Postvereins, sowie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallstraße Nr. 21) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von **Joseph Lehmann.**

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazin's" nicht direct correspondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commissionair, Herrn B. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

№ 23. Mittwoch, den 6. Juni 1860. **29. Jahrgang.**

Inhalt:

Holland.

Briefe aus den Niederlanden.

Klima der Provinz Holland.

Theater und Vergnügungsörter.

Anfangs Mai.

Erst im Frühjahr erfährt der Fremde die Tücken des holländischen Klima's. Die „schöne" Jahreszeit ist hier die gefährlichste. Im Winter ist die Luft bei Frostwetter rein und scharf genug; die Nebel sind eher deutsch als englisch, und selbst das Thauwetter ist nicht nasser und schmutziger, als anderswo. Während dieser Zeit beobachtet die Temperatur eine solide Gleichmäßigkeit, die durchaus zu dem stätigen holländischen Charakter paßt. Aber kein Weib hat so gefährliche und überraschende Launen, als das hiesige Frühjahr. *Frühling* will ich es gar nicht nennen; die Holländer selbst gestehen, daß sie davon wenig oder gar nichts haben. Gewöhnlich schleppt sich das rauhe Wetter fort, so weit es eben kann, von wenigen milderen Tagen unterbrochen; dann steht plötzlich der Sommer da und der pflegt recht heiß zu sein. Hier fehlen sie meist, die Tage des Uebergangs, die bei uns Jung und Alt, Volk und Dichter immer von Neuem entzücken. Wir in Deutschland dürfen dann die lästigen Doppelgewänder zurücklassen und in die aufathmende Brust den anregenden Hauch einziehen, hinter dem wir gern etwas Zauberhafteres vermuthen möchten, als einen simplen, sanft fächelnden Südwind. Aber wehe dem vermessenen Fremdling, der sich hier im „Frühlingsgewand" in die erste Sonnenwärme hinauswagt! Die Natur belohnt ihn sofort für seinen Enthusiasmus mit vier bis sechs Wochen Grippe oder Fieber.

In Hindostan, oder am Atlas, ist das Klima golden dagegen. Da *weiß* man, daß, wenn man Morgens um drei in einer Schafschur mit den Zähnen geklappert hat, trotzdem das Thermometer nach zwölf wenigstens auf 80° Fahrenheit zu stehen kommt; man weiß das, sieht sich vor. Hier kann man nur durch Erfahrung klug werden. Denn wer sollte glauben, daß es bis ein Uhr Mittags nicht warm, sondern heiß sein kann, und zwei Stunden später ein schauerlich kühler Wind von der See herwehen, der für alle vertrauensvoll zurückgelassenen Ueberzieher grausame Strafe auferlegt? Selbst im Hochsommer zählt man kaum drei Tage, an denen es gerathen wäre, den Abend im Freien sitzend zuzubringen. Was aber soll man von einem Lande halten, dem die schönsten Dinge der Welt fehlen: Frühlingstage und Sommerabende? Was anders, als daß es kein passender Aufenthalt für Menschen ist, und daß man besser thäte, es den rechtmäßigen Eigenthümern zurückzugeben, nämlich den Fröschen und Schellfischen, denen man es abgestohlen hat.

Da wir nun aber doch vom Winter endlich Abschied zu nehmen scheinen, so wollen wir einen letzten Scheideblick auf die Genüsse werfen, die er uns gebracht hat. Ohne undankbar zu sein: es war nicht viel Gutes. Zugvögel haben uns einige schöne Abende bereitet. Maria Seebach trat in Amsterdam auf, Frau Klara Schumann, Jaël und Laub haben bei uns gespielt, Stockhausen hat einige Lieder gesungen. Aber das waren Kometen; die hiesigen Fixsterne sind dafür, mit wenig rühmlichen Ausnahmen, von einem Grade, den die Astronomen noch nicht numerirt haben. Doch ein gut Ding, das sich bessert; und Aussicht auf Besserung haben wir jetzt. Rotterdam will sich eine stehende Bühne geben. Die Sache wird auf Aktien betrieben; die Art aber, wie man zu Werke geht, ist eigenthümlich. Die Aktie kostet 500 Gulden; ganz Rotterdam wird aufgefordert, zu zeichnen. Zwanzig Procent von dem Kapital müssen nun zunächst die Verwaltungskosten bestreiten; rentirt sich das Theater wider Erwarten nicht, so kann im Laufe von drei Jahren das ganze Kapital zur Deckung aufgewandt werden. Die Entschädigung der Aktionaire bleibt aber auch dann nicht aus. Sie besteht in jährlich 140 Logenbillets. Es ist ein Aufruf an den städtischen Patriotismus der großen Kaufleute. Bisjetzt konnte man sehen, wie die Fremden Rotterdam nur flüchtig durcheilten, um womöglich im Haag oder in Amsterdam den Abend zuzubringen, wo ihnen regelmäßig eine Unterhaltung geboten war. Durch das Theater nun hofft man sie zu fesseln und zugleich die Gasthöfe zu heben, die der Fremde hier zum Erstaunen dürftig eingerichtet findet.

In der That, nichts konnte ihn bisher bestimmen, länger als nur den einen Tag zu verweilen, den Bädeker und die Merkwürdigkeiten für sich in Anspruch nehmen. In der großen, reichen, blühenden Stadt ist kein einziges, recht anständiges Vergnügungslokal zu finden. Der Holländer zieht, wie Vetter John, den Klub und die Familie vor; ganz so exklusiv ist er sonst nicht. Da giebt es ein paar Lokale, wo Sänger von einem unbestimmbaren Range zwei oder drei wohlklingende Töne nebst einem ganzen Register verdorbener verwenden, um damit so neue und geschmackvolle Lieder zu würzen, als „Mädel, ruck, ruck, ruck!" und die unvermeidlichste aller Arien, die Gnaden-Arie. Das einzige in Permanenz erklärte Institut trägt den vornehmen Namen „Frascati;" es hat keine Gefahr, daß, wer sich ein Mal in dieser Musenhalle befunden hat, sie mit dem berühmten Frascati der Hauptstadt, dem Kroll Amsterdams, verwechseln möchte. An Italien vollends erinnert nichts, als der Name einiger „Sänger." Ein alter Signor ist mir noch im Gedächtniß, der mir immer sehr leid gethan hat. Er spielte den komischen Alten; wenn der Vorhang aufging, saß er in einer verzweifelt verschrobenen Stellung da, die Lachen erregen sollte. Aber nie hat ein einziger Mensch im Saal über ihn gelacht. Diese dürftigen Beinchen, dieses unglückliche hölzerne Gesicht konnte nur Mitleid erregen. Freilich war auch sein Gesang eine grobe Beleidigung gegen das Publikum. Er hatte noch einen kräftigen Ton übrig; alles Andere krächzte er. Wenn dieser eine Ton kam, dann wandte er sich voll gegen das Parterre; mit kühner Miene, den rechten Arm stolz ausgestreckt, stieß er ihn mit aller Kraft hervor; es war sein Triumph. Dieser Ton war Alles, was ihm aus besseren Tagen übrig blieb; er fristete sein Leben.

Zwischen diesen Lokalen und den Klubbs steht nichts in der Mitte. Auch im Sommer ist es nicht anders. Die Blechmusik im Park können

freilich die Spaziergänger genießen, ein Mal wöchentlich; der Restaurant dagegen gehört einer „Societeit." Giebt es eine Stadt in der Welt, wo ein Thiergarten nicht öffentlich wäre? Rotterdam ist eine. Der Thiergarten ist erst im Werden; aber er hat prächtige Exemplare, er ist sehr sauber und reichlich unterhalten, den Thierbändiger Martin hat man zum Director gemacht. Da ist ein kolossaler Tiger, der in den Kampfspielen des Königs von Audh manchen Büffel zerrissen hat; ein schwarzer Kakadu, der nach Levaillant nie vorher in Europa gesehen wurde; australische Vögel von der größten Seltenheit. Das Löwenpaar kann sich im Sommer auf dem Rasen tummeln, eingeschlossen von einem weiten Drahtkäfig. Auch dort wird dann Musik gehört. Aber der Rotterdamer darf nur in dem Kirmeßmonat hinein, er müßte denn „Mitglied" werden, d. h. jährlich einige Zehngulden-Noten bezahlen.

Solch' eine vornehme Ausschließlichkeit hat nicht allein den Nachtheil, daß sie das Volk vieler edleren Genüsse beraubt. Bei uns am Rhein vermischen sich die Stände bei einer Menge von Vergnügungen. Dadurch entsteht eine größere Gleichmäßigkeit der Sitte; auch der vornehmere Theil gewinnt, denn er wird seine Steifheit los; noch mehr der Bürgersmann, denn er lernt durch Beispiel lustig sein ohne Rohheit. So mildert sich die Volkssitte; so durchdringt der Ton echter Geselligkeit viele Klassen der Nation. Die Engländer wie die Holländer tragen den Fluch ihrer vornehmen Ueberhebung. Der Gentleman und der Mynheer haben freilich den Vortheil, nur mit Leuten ihres Standes Wein zu trinken. Aber das Volk bleibt roh. Es sind ja Rechenkünstler; sie könnten das Resultat ihrer Exklusivität durch einen Vergleich der Kriminal- und Polizeilisten ungefähr finden. Wie es in England damit aussieht, ist bekannt genug.

Mitte Mai.

Man hat mir Holland verleumdet: es kann hier doch Frühling sein. Wir haben schöne Tage gehabt. Selbst mit der Gegend habe ich mich einigermaßen ausgesöhnt. Es ist wahr, der Frühling giebt, wie alle Jugend, fast jeder Gestalt einen Reiz. Ich finde gar nicht mehr, daß Lenau Recht hat:

Die Natur, Herbstnebel spinnend,
Scheint am Rocken eingeschlafen.
(„Auf eine holländische Landschaft.")

Um Rotterdam bietet die Landschaft, selbst für Holland, wenig. Den Schmuck und Ruhm holländischer Gegenden, den Baumwuchs des Haager- und Haarlemer-Wäldchens muß ich noch sehen. Hier ist nur Ueberfluß an Weide und Wasser. Die Häuser an der Landstraße, die zugleich ein Damm ist, liegen alle hinter ziemlich breiten Wassergräben (sloten). Es ist mir aufgefallen, daß die meisten Zug- oder Drehbrücken haben, die gewöhnlich aufgezogen oder abgedreht sind. Man wird an das Mittelalter erinnert.

Ehe ich vom Theater für dieses Jahr Abschied nehme, will ich Ihnen doch erzählen, was man hier Alles spielt: Das Schauspiel nährt sich von dem Abfall der französischen und deutschen Bühne. Alles ist „vertaald" und „vry bewerkt." Bei dem letzten Preiskampf von Originallustspielen wurde ein Ding gekrönt, das „Een bankbiljet van duizend gulden" heißt. Ich habe es gelesen; etwas Schwächeres giebt es kaum; von Charakteren keine Spur. Zwei alte Originalstücke werden alljährlich am 1. Januar auf allen Bühnen gegeben. Es sind die volksthümlichen Dramen der Holländer, ein Schauspiel und ein Lustspiel. Das Haus ist immer zum Brechen voll; hier wurden beide Stücke an demselben Abend auf zwei Bühnen gespielt, und als ich nach aufgezogenem Vorhang eintrat, waren die Logenthüren geöffnet, Kopf an Kopf stand die Menge bis auf den Gang hinaus. Das Schauspiel ist Vondel's „Gysbrecht van Amstel;" es soll lyrische Schönheiten enthalten, sagen die Holländer; dramatische, möchte ich sagen, enthält es nicht. Freilich stellten es die Schauspieler erbärmlich dar. Der Styl ist ganz rhetorisch, in gereimten Alexandrinern, der Geschmack der gleichzeitigen Tragiker Frankreichs. So deklamirten sie denn nach Herzenslust. Sie schienen so recht durchdrungen von ihrer Aufgabe; Einer um den Anderen trat vor mit einer Miene, die zu sagen schien: „Jetzt sollt Ihr mich hören!" Bei den letzten vier Versen erhob er seine Stimme, als Signal für den Applaus, der ihm auch nie fehlte. Alle spielten auf den Abgang. Dieses hohle Pathos bemerkt man bei allen Völkern, deren Charakter der echten Poesie im Allgemeinen entbehrt, wie die Franzosen. Sie ist ihnen ein fremdes Wesen, zu dem sie nur gelangen können, indem sie aus sich selbst herausgehen. Die Holländer sind aber doch besser daran: ihr Vondel stellt wenigstens ihre eigene Geschichte dar, wie denn „Gysbrecht" die Eroberung Amsterdams im 13. Jahrhundert erzählt. Am Schlusse erscheint der Erzengel Raphael, fordert den Fürsten auf, die Stadt zu verlassen und verkündigt ihre dereinstige Blüthe. Die dramatische Verwicklung ist aus der Aeneide. Das hölzerne Pferd wird ein Schiff, und Sichäus heißt Vosmeer.

Das Lustspiel ist jedenfalls unterhaltender. „Die Hochzeit von Kloris und Röschen" (Bruiloft van Kloris en Roosje) wäre eher ein Genrebild als ein Lustspiel zu nennen. Es hat gar keine Verwicklung; die Heirat ist beschlossen, und alsbald geht es an ein Tanzen und Schmausen. Die Pointe bilden einige Strophen, welche die beliebteste Person des Stückes recitirt, „Thomasvåer" (Vater Thomas). Sie sind voll satyrischer Beziehungen auf die Vorgänge des Jahres; der Spott ist derb und burlesk, und der Beifall, welchen sie erhalten, um Vieles herzlicher und noch lauter als er vorher den Tiraden Gysbrecht's gezollt wurde. Die Mahlzeit spielt dabei eine große Rolle. Thomasvåer trägt jede Schüssel vorne an die Lampen, ehe sie auf die Tafel kommt; seine Strophen gehen von der Betrachtung der einzelnen Gerichte aus, die nach Gebühr gelobt werden. Daß ein solches Stück das volksthümlichste Lustspiel der Niederlande werden konnte, ist ungemein charakteristisch. Es zeigt, wie unpoetisch und wie familienhaft* die Holländer sind. In der That heiratet man hier jung; alle Tage verkündigt die Zeitung silberne Hochzeiten, die nach der Landessitte öffentlich bekannt gemacht werden. Aber auch die große Rolle, welche die Tafelfreuden bei dieser Nation spielen, wird hier recht offenbar. Der Holländer ist weniger ein Feinschmecker als vielmehr ein feuriger Verehrer seiner Hausmannskost; doch ist in dem wohlhabenden Lande der Begriff etwas umfassend.

Van Lennep, der holländische Walter Scott, erzählt in „Ferdinand Huyck," wie der Held nach längerer Abwesenheit von einer italiänischen Reise zurückkehrt und sich nun lebhaft freut, bald wieder die Seinen zu umarmen, aber auch, wieder die nationalen Gerichte essen zu können; „bei jedem Mundvoll," drückt er sich drastisch aus, habe er die alte Bekanntschaft mit innigem Behagen erneuert. Das ist nun vollkommen natürlich; aber so sehr blos natürlich, daß es nicht leicht in den klassischen Romanen eines anderen Volkes zu finden wäre.

Unter den Schauspielern — ich habe den Groteskkomiker Jüdels noch nicht gesehen — hat mir Driessen in Charakterrollen sehr gut gefallen: er spielt fein und natürlich. Das Letztere läßt sich auch von dem ersten Liebhaber Spoor sagen. Nur scheitert er vollkommen, sobald er pathetisch werden will. Driessen ist in der That ein Künstler. So genau und gewissenhaft bereitet er sich auf seine Rollen vor, daß er sich die Perücken dazu selbst macht; es dauert wohl einmal einen Monat, bis er mit einer neuen zufrieden ist: ein Haar, sagt er, verändert die Physiognomie.

Wie vollständig den Holländern das Pathos mißlingt, ist mir neulich noch aus der Vorstellung einer „Kamer van Rederykers" klar geworden. Das sind die alten Meistersänger, die wir nur noch aus der Literaturgeschichte kennen, und die sich hier bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Auch hier haben sie Jahrhunderte lang bestanden; Motley erwähnt sie aus dem 16. Jahrhundert. Ist es nicht ungemein bezeichnend, daß sich dies aus Formklauberei, langweiliger Gemüthlichkeit und hohler Declamationsübung bestehende Institut hier noch immer, und zwar im Stande der Kleinbürger und Handwerker, aufrecht erhält? In jener Vorstellung wurde „König Lear" gegeben, nicht nach Shakspeare! Die Uebersetzung vielmehr einer französischen Uebersetzung. Der Darsteller des Lear versuchte vergebens das Versprechen auf dem Programm zu halten, daß er den Abend König Lear sein wolle; er war bei jedem Athemzug der Rederyker, den Alle kannten, den sie zu Hause vielleicht recht gemüthlich gefunden hätten, den aber schlechte Reime herjammern zu hören, sie für einen mäßigen Kunstgenuß halten mochten.

In Einem Punkte muß ich meinen vorigen Brief berichtigen. Den Winter hindurch besteht hier eine Suppenanstalt.

Dänemark.

Deutsche Skizzen aus Dänemark.

II.

Thorwaldsen und sein Museum.

Es macht auf denjenigen, welchem der geistige Fortschritt der Menschheit am Herzen liegt, stets einen wohlthuenden Eindruck, aus der verschwimmenden Allgemeinheit des Zeitalters ein Genie hervorragen zu

* Riehl hat das Wort gebraucht, und ich finde es gut.

sehen, dessen Werke auf lange Zeit hinaus Nachstrebenden zum Muster dienen und gleichsam den Leuchtthurm bilden, welchen der Schiffer im weiten Meere des Lebens bedarf, um den Cours zu seinem Ziele nicht zu verlieren.

Ein solcher Leuchtthurm im Gebiete der Kunst ist ohne Zweifel Thorwaldsen. Das skandinavische Volk nennt ihn den Seinigen, und wahr ist es, daß er den Norden Europa's aus dem Dunkel zog, welches vor ihm in künstlerischer Beziehung darüber lagerte, und daß er seiner Vaterstadt Kopenhagen durch eine Hinterlassenschaft, ebenso reich wie eigenthümlich, jenen Ruf verliehen hat, der stets und immer wieder eine mächtige Anziehungskraft auf den Künstler und den Verehrer der Bildhauerkunst ausüben muß. Dennoch hat Skandinavien, hat Dänemark Unrecht, den Ruhm des Meisters für sich allein in Anspruch zu nehmen: Thorwaldsen gehört ganz Europa; seine Werke, zumeist in Rom geschaffen, sind überall zu treffen, und es dürfte kaum ein Land unseres Erdtheils zu finden sein, wo der schaffende Geist Thorwaldsen's sich nicht irgendwo ein Denkmal errichtet hätte.

So groß die Bewunderung ist, welche man Thorwaldsen's Werken zu zollen sich gedrungen fühlt, so steigt sie noch mehr bei der Betrachtung, daß die besten Jahre seines Lebens, in denen der Mann den noch idealen Flug seiner Phantasie mit vollkommener Technik, mit tieferer Auffassung einer Idee verbinden konnte, in jene unglückliche, mit 1789 beginnende Periode der Geschichte Europa's fallen, in welcher der bildenden Kunst die Flügel gelähmt schienen. Die Fackel des Krieges, welche Europa durch nahe an drei Dezennien verwüstete, war nicht geeignet, den Künsten ein förderliches Licht zu leihen. Mag die Poesie, während rund umher die Völker im Kampfe sich messen, im Stillen fortblühen, ja selbst für den Kampf und aus dem Kampfe ihre Stoffe zu augenblicklicher Verwerthung wählen — für die bildende Kunst, namentlich für die Bildhauerkunst wird der vom Schwerte aufgewühlte Boden der menschlichen Verhältnisse keine Fruchtbarkeit entwickeln; ihr sind zum Gedeihen die Ruhe, die Beschaulichkeit, die Segnungen des Friedens erforderlich.

Thorwaldsen aber hat sich weder durch die französische Revolution, noch durch ihre, ganz Europa mit Krieg überziehenden Folgen von seinen künstlerischen Arbeiten abziehen lassen.

Geboren im Jahre 1772, folgte Thorwaldsen schon als Schulknabe dem inneren Triebe zur Kunst; ja, die Akademie der schönen Künste in Kopenhagen beschäftigte den Knaben weit mehr als die Schule. Die Letztere vernachlässigte er vollständig, und da seine Lehrer nicht wußten, mit welchem Eifer er sich den künstlerischen Studien hingab, so war der angehende Meister als ein unverbesserlicher Faulpelz bekannt. Gerade in der Zeit, als Thorwaldsen mit 14 Jahren den ersten akademischen Preis davon trug, genügte er seinem Religionslehrer am wenigsten. „Wie können," rief dieser dem wie gewöhnlich unwissenden und zerstreuten Thorwaldsen einst zu, „wie können Brüder so unähnlich sein in ihrem Fleiße und ihrem Streben! Während du keine Spur von Neigung zum Lernen zeigst, gewinnt dein Bruder, auch noch ein Knabe, den ersten Preis der Akademie! Ist das nicht dein Bruder?"

„Ich habe keinen Bruder," erwidert Thorwaldsen ruhig, und mit einem stolzen Lächeln setzt er hinzu: „der akademische Preis wurde mir zugesprochen!"

Dadurch wurde der Abneigung Thorwaldsen's gegen die Schule freilich eine andere Beurtheilung zu Theil.

Der Umstand, daß Thorwaldsen schon so frühzeitig eine Meisterschaft in der Ausübung seiner Kunst erlangte, und glücklicherweise ein gerade bei Bildhauern seltenes hohes Alter erreichte — er war, als er 1844 starb, 72 Jahr alt — erklärt einigermaßen die in der That an das Wunderbare gränzende Zahl der Arbeiten, welche aus unseres Meisters Hand hervorgegangen ist, und welche die Errichtung eines besonderen Museums Thorwaldsen'scher Werke nicht allein möglich, sondern sogar nothwendig machte, um einen Ueberblick seiner ganzen Thätigkeit zu erlangen.

Obgleich Thorwaldsen diese Thätigkeit zumeist und mit dem schönsten Erfolge in Rom entwickelte und seine Werke für ganz Europa arbeitete, so bewahrte er doch eine ungeschwächte Anhänglichkeit an sein Vaterland und an seine Vaterstadt, welcher er den schönsten Ausdruck dadurch verlieh, daß er einerseits die Frauenkirche in Kopenhagen mit den trefflichsten Werken schmückte, andererseits aber die Stadt Kopenhagen zum Erben seines künstlerischen Nachlasses einsetzte. Freilich ehrte man ihn hier mit einer Auszeichnung, welche selten einem Künstler zu Theil geworden ist, und welche wir uns in Deutschland wohl zum Muster nehmen möchten; und als Thorwaldsen nach einer Abwesenheit von achtzehn Jahren am 17. September 1838 aus Rom nach Kopenhagen zurückkehrte, empfing man ihn wie einen König. Die Behörden, welche ihn, der über Dänemark so großen Ruhm gebracht, besonders zu ehren sich verbunden fühlten, die Künstler, als deren ersten ihn Jeder anerkannte, und das Volk, das in Thorwaldsen einen wahren Freund verehrte, das sein ganzes liebevolles, großes Herz besaß, — Alles wetteiferte, seinen Einzug zu verherrlichen, ein Wetteifer, welcher lebhaft an die Blüthezeit Griechenlands erinnert.

Nun zunächst in die Frauenkirche.

Schon vorn, an dem von Säulen getragenen Portale, finden wir ein schönes Relief von Thorwaldsen, die Bergpredigt darstellend; Jesus mit seinem ernst-milden Antlitze in der Mitte, umgeben von seinen Jüngern und im weiteren Kreise von dem Volke, das die Worte seiner Offenbarung mit Andacht hinnimmt; der Landsknecht, der Hirt, Frauen, Greise, Kinder empfinden die Wirkung des überzeugungsvollen Vortrags, und selbst die Thiere scheinen die allgemeine Andacht zu theilen.

Ein zweites Relief, der Einzug Christi in Jerusalem, ist im Innern des Portals angebracht, steht tief im Schatten und geht dem Beschauer zum großen Theil verloren.

Im Innern der Kirche wird unsere Aufmerksamkeit zunächst durch die zwölf Apostel angezogen, welche, in weißem Marmor lebensgroß gearbeitet, zu beiden Seiten des Schiffes aufgestellt sind. Wer möchte entscheiden, welche dieser herrlichen Figuren die gelungenste sei? Wir bewundern an Johannes das zarte schöne Antlitz, die jugendlichen, weiblichen, schwärmerischen Züge; an Petrus das starke, markige Wesen, hier die besonders wohlgelungene Hand, dort die natürlich dargestellte Gewandung. Der prüfende Blick wird überall in gleicher Weise gefesselt. Thorwaldsen jedoch besaß unter diesen Aposteln einen Liebling, welchen er mit besonderem Wohlgefallen als die beste Arbeit zu bezeichnen pflegte; das ist Jacobus der Jüngere, der vierte zur rechten Seite. Als Grund dieser Auszeichnung hat Thorwaldsen die wohlgelungene Darstellung des Fortschreitens bei diesem Apostel angegeben.

Früher hatte man Nischen in die Mauer gearbeitet, um die Apostel darin aufzustellen. Allein Thorwaldsen erkannte bald, daß ihnen auf diese Weise zu viel Licht entzogen würde, und drang darauf, denselben freie Plätze längs den Wänden zu geben, wodurch allerdings eine weit größere Wirkung erzielt werden muß.

Dem Eingange gegenüber, auf dem Altarplatze fesselt unsere Aufmerksamkeit Christus, in der Altarnische stehend, und das Taufbecken, von einem Engel gehalten.

Obgleich die kirchlichen Arbeiten Thorwaldsens gegen die historischen und mythologischen im Allgemeinen zurückstehen, so verdienen diese beiden Figuren, wegen der schönen Idee, welche der Meister in sie gelegt, doch zu dem Besten gezählt zu werden, was aus seiner Hand hervorgegangen. Man wird wohl thun, die beiden Arbeiten im Zusammenhange zu betrachten. Christus mit seinen ernsten und doch so sanften, milden Zügen, erscheint uns in dieser Darstellung nicht als der Sohn Gottes, sondern als Lehrer des Volks, als der Weise von Nazareth. Dagegen ist alles Göttliche, alles Himmlische und Ueberirdische dem Engel zu Theil geworden, welcher in der That die ganze Lehre Christi verkörpert, und, indem er dem Eintretenden das Taufbecken entgegenhält, das Symbol des Christenthums mit dem ersten Gesetze der christlichen Lehre, der Liebe und ihrer Wirkung, der Seligkeit, vereinigt. Denn während die ganze so zarte, ich möchte sagen, ätherische Figur auf den rein seelischen Zustand des Christen nach dem Tode hindeutet, ist in den Gesichtszügen unendlich viel Liebe ausgedrückt, eine Liebe, rein, allumfassend, unerschöpflich. Durch diesen Mund ruft Christus uns unwiderstehlich zu: Kommt her zu mir, Alle, die Ihr mühselig und beladen seid; dieses zarte Lächeln auf den sanft geformten Lippen überzeugt uns, wie groß die göttliche Liebe, wie gern sie zur Vergebung der Sünden bereit sei; dieses große, so ruhig daherschauende Auge befestigt den Glauben, und die knieende Stellung, in welcher der Engel das Taufbecken der andächtigen Versammlung in der Kirche entgegenstreckt, drückt in wahrhaft rührender Weise die Demuth aus, mit welcher das Christenthum seinen Bekennern zu dienen bereit ist.

Ursprünglich hatte Thorwaldsen einen Engel, welcher stehend das Taufbecken trägt, und von welchem man einen Gypsabguß im Thorwaldsen-Museum auf der linken Seite des Korridors erster Etage findet, für diese Stelle bestimmt. Er ist fertig und im Begriffe, von Rom nach Kopenhagen versandt zu werden, als ein Engländer seine Neigung, dieses Werk nach seinem Vaterlande zu entführen, dem Meister mit so großer Entschiedenheit und so großer Freigebigkeit zu erkennen giebt, daß auch das letzte Bedenken gegen die Ueberlassung im Strome der Begeisterung, welcher aus dem Munde, und im Strome des Goldes, welcher aus der Hand des Sohnes Albions fließt, im wahren Sinne des Wortes unter-

geht. — Der Kirche in Kopenhagen dagegen kann man für diesen Tausch nur gratuliren.

Ueber dem Altar, an der Wölbung des Presbyteriums, ist wiederum ein bedeutendes Relief, den Leidensgang Christi darstellend, angebracht. Kleinere Reliefs schmücken einzelne angemessene Stellen der Kirche, so daß in diesem Raume das Auge und die Seele überall mit dem Künstler in Verbindung gebracht wird.

Nun zum Thorwaldsen-Museum.

Wie bereits erwähnt, hatte Thorwaldsen die Stadt Kopenhagen zum Erben seines künstlerischen Nachlasses und seiner Sammlungen eingesetzt. Dieses Geschenk war so bedeutend, daß man beschloß, die Gegenstände in einem besonderen Museum zu vereinigen, welches man zu einer möglichst vollständigen Sammlung der Werke unseres Meisters wenigstens in Gypsabdrücken erweitern wollte.

Zu diesem Zwecke ließ die Stadt, nachdem ungefähr ein Drittheil der erforderlichen Kosten durch öffentliche Subscription gedeckt worden, ein besonderes Gebäude auf dem Platze rechts vom königlichen Schlosse, durch den Architekten G. Bindesboll errichten. Noch zu Lebzeiten Thorwaldsen's, im Jahre 1839, angefangen, stand es im Jahre 1847 vollendet da. Seinem Wunsche gemäß enthält das Gebäude in der Mitte unterirdisch Thorwaldsen's Grabgewölbe, in welches die zeitlichen Ueberreste des großen Mannes im September 1848, also ungefähr $4^1/_2$ Jahr nach seinem Tode, und als das Museum der Oeffentlichkeit übergeben zu werden bereit war, beigesetzt wurden. Das Museum Thorwaldsen's ist demnach gleichzeitig sein Mausoleum. Dieser Bestimmung entspricht auch die äußere Ausstattung des Gebäudes. Die Bauart desselben ist größtentheils den griechischen und etruskischen Grabstätten entlehnt, und namentlich erinnert die Ausschmückung des weiten bedeckten Hofraumes, welcher den Grabstein und seinen frischen Epheu umschließt, an die antiken Gräber. Und dieser Zweck allein ist's, welcher, sobald man ihn kennt, den sonderbaren Eindruck mildert, welchen die äußeren Flächen der Mauern des Gebäudes machen. Hier hat man nämlich mit einem in die Mauer eingelegten bunten Cement auf der einen Seite den feierlichen Empfang Thorwaldsen's, als er am 18. September 1838 nach 18jähriger Abwesenheit auf einem mit seinen Werken beladenen Schiffe in seine Vaterstadt zurückkehrt, auf der anderen Seite den Transport dieser Werke in das Museum dargestellt. Die Figuren der ersteren Scene sind Portraits, und gewinnen auf diese Weise einen gewissen Werth. Im Uebrigen möchte, so schön und lobenswerth die Absicht sein mag, diese Art, ein Museum modernen Ursprungs und Inhalts, zu schmücken, kaum zu empfehlen sein.

Bemerkenswerth aber in der äußeren Ausstattung des Gebäudes ist die über der Front derselben aufgesteckte Viktoria, ein Viergespann lenkend, Geschenk Christian's VIII. Der Hauptfigur liegt eine Skizze Thorwaldsen's zum Grunde, ebenso hat dieser Meister das Modell zu einem der Pferde gearbeitet; die übrigen Pferde sind von dem in Kopenhagen lebenden, als Künstler geachteten Professor Bissen modellirt, der ganze Guß in Bronce von Dahlhoff in Kopenhagen ausgeführt.

Der Inhalt des Museums zerfällt in acht Abtheilungen, nämlich:

1. Werke Thorwaldsen's.
2. Gemälde und Zeichnungen.
3. Kupferplatten, Medaillen und andere moderne Skulpturen.
4. Aegyptische, etruskische und griechisch-römische Alterthümer, Vasen &c.
5. Antike Gemmen &c.
6. Antike Münzen.
7. Gypsabgüsse, namentlich von antiken Skulpturen.
8. Kupferstiche und Bücher.

Schon hieraus ersieht man, wie reichhaltig auch die Sammlungen Thorwaldsen's gewesen sind, und nach wie vielen Richtungen hin seine Thätigkeit sich gewendet hat. Desto größer ist unser Erstaunen über die Zahl seiner eigenen Werke. Der Katalog von 1856 weist deren im Museum allein nicht weniger als 648 nach, die Gypsabgüsse auswärtiger Arbeiten natürlich eingerechnet. Dabei kann angenommen werden, daß manches Werk im Museum noch nicht vertreten ist, weil man Gypsabgüsse nicht immer hat erlangen können. Und unter diesen 648 Werken befinden sich nicht wenige, welche nach kompetentem Urtheile allein die ganze Thätigkeit eines Künstlers in Anspruch nehmen würden. Dahin gehört z. B. das großartige Basrelief: „Alexander des Großen Siegeseinzug in Babylon," eine höchst gelungene Arbeit, welche Hunderte von Menschen und Pferden darstellt und die ganze Breite des Korridors zweiter Etage an der Façade entlang, d. h. ungefähr 25 Meter, einnimmt. (Bekanntlich eine Wiederholung des Alexanderzuges in der Villa Carlota.)

Es würde hier zu weit führen, auf die einzelnen Werke speziell einzugehen. Es mögen vielmehr nur noch einige allgemeine Bemerkungen, wie sie dem Besucher sich ausdrängen, hier Platz finden.

Wie bereits oben ausgesprochen, liegt die eigentliche Größe Thorwaldsen's nicht in den verhältnißmäßig auch wenig zahlreichen kirchlichen Werken, sie beruht vielmehr auf der gelungenen Darstellung mythologischer und historischer Gegenstände, und hier führte der eigene liebenswürdige Charakter den Meister immer zu dem Anmuthigen hin. Schöne, gefällige Gestalten, graziöse Stellungen, edle Gesichtszüge treten dem Beschauer überall entgegen und gewinnen das Herz. Niemals wird der Schönheitssinn durch Verzerrungen, wie sie bei Darstellung menschlicher Leidenschaften bei den Alten nicht selten vorkommen, beleidigt; ja selbst der sinnlichste Faun, dem wollüstigsten Satyr, den Thorwaldsen zu bilden sich veranlaßt sah, ist Anstand und der Ausdruck gutmüthiger Empfindungen eigenthümlich, und nur der nackte Materialismus, welcher in solcher Gestalt sich kund giebt, erweckt ein gewisses Grauen.

Hervorragend in der Leichtigkeit des Entwurfes, in der Gefälligkeit der Ausführung sind jedenfalls die zahlreichen Reliefs. Die Behauptung, daß hierin Thorwaldsen in besonderem Grade glänzte, wird durch den Eindruck gerechtfertigt, welchen oft die kleinsten Platten dieses Genres hervorbringen. Der Beschauer ist oft in der Lage, nicht glauben zu wollen, daß diese anmuthigen Gestalten mit dem ausdrucksvollen, heiteren, das ganze Gemüth erwärmenden Lächeln aus kaltem Marmor bestehen; er erwartet, daß sie, die so beweglich sich zeigen, sich auch wirklich bewegen, daß diese geistreichen Züge, so lebendig erscheinend, wirklich Leben gewinnen, daß diese reizenden Lippen Töne hervorbringen werden.

Ein Liebling Thorwaldsen's ist offenbar Amor gewesen. Wir finden ihn in den verschiedensten Situationen unzählige Mal dargestellt. — „Warum," fragt man den Meister einstmals, „hat sich Cupido Ihrer Auszeichnung in so hohem Grade zu erfreuen gehabt?" — „Weil mir," antwortet Thorwaldsen in seiner gemüthlichen Weise, „der kleine Gott selbst ein guter, treuer Freund war!"

In dem Kabinet XX der ersten Etage befindet sich der Gypsabguß einer Statue, welche den Meister selbst darstellt: Thorwaldsen, gestützt auf die Hoffnung! — eine Idee, welche von seinem zarten, bescheidenen Gemüthe das herrlichste Zeugniß ablegt.

Dieses Gemüth spiegelt sich aber am schönsten in den Zügen des Meisters ab, wie sie durch ein im Museum befindliches Gemälde von Horace Vernet der Nachwelt überliefert sind. Diese Freundlichkeit in den Augen und auf den Lippen stammt aus dem weiten Künstlerherzen, das Thorwaldsen in sich trug; diese fast antik geformte Nase läßt uns auf den edlen Charakter schließen, welcher noch mehr als die Künstlerschaft selbst, dem Meister die Achtung seiner Mitbürger gewann; diese geraden, starken Züge bieten der Welt eine Offenheit dar, welche Vertrauen gewährt und Vertrauen erweckt.

Wir sind zweifelhaft, ob diese persönliche Liebenswürdigkeit, oder der von ihm erworbene Künstlerruf den größeren Einfluß auf die Verehrung ausgeübt hat, welche ihn von den Damen des Landes gewidmet wurde, und von welcher noch gewisse Zimmer des Museums schöne Beweise liefern. Diese Zimmer zeigen nämlich Thorwaldsen's häusliche Einrichtung, enthalten seine Bibliothek, Gegenstände, welche zu seinem Gebrauche gedient haben, Möbels &c. Hier finden wir manches kunstvolle Werk zarter Frauenhände, und manches Andenken der Freundschaft, Verehrung und Zuneigung. Unter Anderem wird man aufmerksam auf die gleichförmige Ausstattung des Meublements mit geschmackvoll und reich gearbeiteten Fußdecken, die von einer Gesellschaft von Damen herstammen soll. Solche Beweise der Verehrung machen einen höchst erfreulichen Eindruck und tragen ein allgemeines Interesse auch insofern an sich, als sie auf eine glückliche Häuslichkeit, auf anregende vertrauliche Beziehungen schließen lassen, welche niemals ohne wichtigen Einfluß auf das Wirken und Schaffen des Mannes sich erweisen.

In vortrefflichem Andenken steht, wie schließlich bemerkt werden muß, Thorwaldsen bei den Kopenhagener Künstlern. Sein Ruf ist ein wahrer Kultus, welchem sich jeder Kunstjünger widmet; und ein junger Bildhauer, Namens Wolff, welcher mich in zuvorkommendster Weise durch das Museum und selbst durch das dem Publikum nicht geöffnete, mit Thorwaldsen's Jugendarbeiten und mit Abgüssen von Antiken angefüllte Souterrain des Gebäudes führte, sprach, obgleich er den Meister persönlich nicht gekannt haben konnte, mit einer Begeisterung von seinen Tugenden, welche beide Theile gleich ehrt. So hat sich Thorwaldsen nicht

allein unvergängliche Denkmale von Marmor und Erz, sondern auch seine unschätzbaren Denkmale in den Herzen der Menschen errichtet, welche im Künstler den höher stehenden menschlichen Beruf auf das Schönste erkennen lassen.

Frankreich.

Memoiren eines Legitimisten.*

A Dieu mon âme,
Mon épée au roi,
Mon coeur aux dames,
L'honneur pour moi.

Das ist das Motto einer Schrift, die uns das Leben und die Schicksale eines bretagnischen Edelmanns vorführt, der sein ganzes Sein der Errettung und Erhaltung des legitimen Königthums in Frankreich geweiht hat. Der Herausgeber, Julius von Wickede, hatte, wie er in der Vorrede erzählt, im Jahre 1847 zufällig Gelegenheit, den schon siebenundsiebenzigjährigen, aber trotzdem geistig noch sehr rüstigen Greis näher kennen zu lernen. Seine Erzählungen der vielen bedeutungsvollen Kriegsereignisse, an denen er persönlichen Antheil genommen, fesselten den Herausgeber in so hohem Grade, daß er ihn wiederholt um die Aufzeichnung seiner Erlebnisse ersuchte. Hin und wieder hatte der Marquis früher schon ein ziemlich ausführliches Tagebuch geführt, das aber theilweise wieder verloren gegangen war; ein reiches Material von Abschriften von Briefen, kurzen Aufzeichnungen, militairischen Plänen und Rapporten war außerdem noch in seinen Händen. Er starb im Frühjahre 1848, und eine ausdrückliche Testamentsverfügung setzte den Herausgeber in den Besitz aller dieser Papiere, und gestattete ihm ihre freie Benutzung für die Oeffentlichkeit unter der Bedingung, sowohl den Namen des Verstorbenen streng zu verschweigen, wie auch hinsichtlich aller übrigen darin erwähnten Persönlichkeiten die mögliche Discretion zu beobachten. Diese Dokumente hat nun Herr von Wickede zu einem geordneten und zusammenhängenden Ganzen gestaltet, und so sind die Memoiren eines Legitimisten entstanden, die einem Romane gleichen, dessen Held das verkörperte Ideal des Legitimitätsprinzips ist.

Geboren auf dem Stammschloß seiner Ahnen in der Bretagne, am 17. Juni 1770, erhielt der Marquis von B. eine streng religiöse Erziehung und wuchs in den Grundsätzen des alten französischen Landadels auf, der im Gegensatz zu dem Hofadel noch seine feudalen Begriffe von ritterlicher Ehre und Pflicht bewahrte. Auf Empfehlung eines Freundes des Vaters erhielt der achtzehnjährige Jüngling eine Stelle bei der Garde du Corps zu Versailles und verließ die Heimat im Herbste 1788. Seine Treue gegen das Königshaus bewies er zuerst am 6. October 1789 bei der Erstürmung des Schlosses in Versailles. Als er das Schlafgemach der Königin vertheidigte, wurde er schwer verwundet. Er begab sich nach seiner Wiederherstellung nach Paris und wurde in Folge eines Duells mit einem demokratisch gesinnten Dragoner-Offizier verhaftet und aus Paris gewiesen. In Nancy, wohin er sich begab, nahm er Dienste als Volontair-Offizier bei dem Regiment Royal-Allemand-Dragoner; doch die Einsicht, daß er bei dem meuterischen Geiste der Truppen wenig für die Sache des Königs wirken könne, bewog ihn, nach seiner Heimat zurückzukehren.

Noch war dahin die Revolution nicht gedrungen; doch in der Gegend von Amiens war das Volk schon in Aufregung. Auf die Bitte einer alten Tante übernahm er die Aufsicht in ihrem Schlosse Davenecourt bei Amiens, das bald darauf von aufrührerischen Bauern erstürmt und zerstört wurde. Nunmehr entschloß er sich, dem Emigranten-Heere in Koblenz sich anzuschließen. Als Viehhändler verkleidet, kam er unter vielen Gefahren nach Deutschland, sah sich aber in seinen Erwartungen arg getäuscht. Man nahm in Koblenz die Verhältnisse leichter, als sie in der That waren, und begnügte sich, mehr über die Revolution zu schmähen und zu spotten, als mit Energie gegen sie zu handeln und mit dem Schwerte dreinzuschlagen. Von den königlichen Prinzen sogleich zum Offizier der zu bildenden königlichen Occupations-Armee ernannt, machte er in Begleitung des Grafen Vire diplomatische Rundreisen nach Mainz und den verschiedenen kleinen Höfen des südlichen Deutschlands. Im Frühling 1792 begann endlich der Krieg. Unser Marquis ward vom Grafen von Provence beauftragt, sich nach dem preußischen Hauptquartier zu begeben, um dem kommandirenden General, dem Herzog von Braunschweig, in seinem täglichen Verkehr mit den Einwohnern Frankreichs und dem Condé'schen Emigranten-Corps Dienste zu leisten. Er schildert den Eindruck, den die preußischen Truppen auf ihn gemacht, als einen günstigen. Die Disziplin war streng, die Pünktlichkeit und Schnelligkeit in der Ausführung der Befehle musterhaft. Die Kavallerie zeigte sich besonders gut beritten; die übrige Ausstattung der Soldaten jedoch namentlich der Infanterie, sah ärmlich aus. Dem bloßen Schein war viel Nützliches geopfert und das Bestreben, mit wenig Geld doch Alles äußerlich möglichst glänzend einzurichten, blickte überall durch. Der Ton unter den preußischen Offizieren gefiel ihm durchaus nicht. Tüchtige Soldaten waren die Subaltern-Offiziere fast durchgehends, und ein guter, militairischer Ehrgeiz herrschte unter ihnen; doch waren sie abgeschlossen, hochmüthig, blickten auf Alles, was nicht preußisch war, mit großem Vorurtheil herab. Einen sehr peinlichen Eindruck machte die rohe, brutale Behandlung, welche selbst unbärtige Offiziere sich oft gegen alte gediente Soldaten erlaubten. Das stete Schimpfen und Prügeln um jede Kleinigkeit mußte jeden Fremden höchst unangenehm berühren. Als unser Legitimist 1814 das preußische Heer wiedersah, fand er Alles in dieser Hinsicht gänzlich verändert. Im preußischen Lager hatte er Gelegenheit, mehrere interessante Bekanntschaften zu machen. Zu Blücher fühlte er sich trotz seiner Derbheit besonders hingezogen. Im Gefolge des Herzogs von Weimar befand sich Goethe, mit dem unser Marquis manchen Abend verplauderte, und den es besonders interessirte, über die alten Sagen der Bretagne und die eigenthümlichen Sitten der dortigen Bauern Mittheilungen zu erhalten.

Die Einnahme von Longwy und Verdun, die Flucht Lafayette's, gaben Aussichten zu einem glücklichen Erfolg; aber die unglückliche Schlacht bei Valmy und der bald darauf angetretene Rückzug vernichteten jede Hoffnung wieder. Unser Held verließ die preußische Armee bei Verdun, da er Befehl erhalten hatte, Depeschen nach Mainz zu bringen. Er kam nach vielen Abenteuern gerade in dem Augenblicke vor Mainz an, als diese Festung schmachvoll kapitulirt hatte. Nach seiner Rückkehr ward er zu den kaiserlichen Truppen, die in Belgien standen, gesandt, und kam gerade zur Schlacht bei Jemappes, die den traurigen Feldzug der Alliirten 1792 schloß. Im December desselben Jahres erhielt er die Schreckensnachricht, daß seine Eltern auf ihrem Schlosse von Pöbelhaufen überfallen und nach Caen in's Gefängniß gebracht worden seien. Er eilte nach Frankreich zurück, kam am 18. Januar 1793 nach Caen und war Zeuge der Hinrichtung seiner Eltern und Geschwister. Er selbst wurde als Emigrirter verhaftet und nach Paris transportirt, doch auf dem Wege von seinem treuen Diener und einigen Landsleuten befreit und nach der Vendée gebracht. Hier nahm er Theil an den Kämpfen der Chouans gegen die Blauen, bis eine schwere Verwundung ihn an der Fortsetzung des Kampfes hinderte und eine glückliche Flucht ihn im October 1794 nach England brachte.

Auf der Insel Wight wartete er seine völlige Genesung ab, nahm hierauf Theil an der Expedition nach der Halbinsel Quiberon und an den letzten Kämpfen in der Vendée unter Charette und begab sich, als Pferdehändler verkleidet durch Frankreich wandernd, zu Ludwig XVIII., der seine Treue mit dem Orden des heiligen Ludwig belohnte. Er trat hierauf als Volontair-Offizier in österreichische Dienste, und machte die Feldzüge von 1796—1797 mit. Nach dem Frieden zu Campo Formio verließ er den österreichischen Dienst und begab sich nach Mitau an das Hoflager Ludwig's XVIII. Den 1799 wieder beginnenden Kampf gegen Frankreich machte er unter Suwarow mit. Nach dem Rückmarsch des russischen Heeres trat er wieder in österreichische Dienste, wurde bei Marengo schwer verwundet, und bewarb sich nach seiner Wiederherstellung um eine definitive Anstellung im österreichischen Heere. Durch die Gnade des Erzherzogs Karl ward ihm die Stelle eines Oberlieutenants in einem Infanterie-Regimente. Als der Krieg 1805 wieder ausbrach, machte er den Feldzug unter Mack mit; eine Sendung an den Feldmarschall Kutusow nach Böhmen ersparte ihm jedoch den Verdruß, Zeuge der schmachvollen Capitulation bei Ulm zu sein. An der Schlacht bei Austerlitz nahm er wieder thätigen Antheil. Der Friede zu Preßburg brachte ihn nach Ungarn in Garnison, wo er auf den Schlössern des gastlichen ungarischen Adels glückliche Stunden verlebte.

Beim Ausbruche des Krieges zwischen Preußen und Frankreich, 1806, hegte er anfänglich den Wunsch, denselben im preußischen Dienste mitzumachen; allein ihn hielt das Bedenken zurück, ob auch die preußische Armee unter dem Oberbefehl des Herzogs von Braunschweig einem Bonaparte

---

* Memoiren eines Legitimisten von 1770—1830. Nach handschriftlichen Tagebüchern, Briefen und Aufzeichnungen aus dem Nachlasse des Marquis Henri Gaston de B.......... herausgegeben von Julius von Wickede. 3 Bände. Potsdam, 1858—1859. Verlag von Aug. Stein (Riegel'sche Buchhandlung).

und seinem kampfgeübten Heere würde gewachsen sein. Als sich Oesterreich im Winter 1808—1809 von Neuem gegen Frankreich rüstete, wurde er zum Major und Befehlshaber eines Landwehr-Bataillons in Böhmen ernannt. Im Kriege wurde ihm die Führung eines Grenadier-Bataillons anvertraut. Er kämpfte bei Aspern und Eßlingen, übernahm im Lager bei Wagram die Führung eines Infanterie-Bataillons, und trug am zweiten Schlachttage eine schwere Verwundung davon, von der er sich in Prag langsam erholte.

Auf die Nachricht von der Vermählung Napoleons mit der Erzherzogin Maria Louise trat er aus dem österreichischen Dienste, begab sich nach England und von da nach Cadix, wo er in der spanischen Armee eine Anstellung als Stabsoffizier erhielt. Als solcher kam er mit Wellington und dem englischen Heere in häufige Berührung. Mit der englisch-spanischen Armee betrat er den französischen Boden wieder, zog in Begleitung des Herzogs von Angouleme in Bordeaux ein, nahm Theil an dem letzten Kampfe vor Bayonne und eilte nach Paris, um dem Einzuge Ludwig's XVIII. beizuwohnen. Der König ernannte ihn zum Obersten in der königlichen Garde. Ihm blieben die Schwierigkeiten, die die Bourbons in Frankreich zu bekämpfen hatten, nicht verborgen. Die übertriebenen Ansprüche der Emigrirten, die Entsittlichung des jungen Adels, die Mißstimmung des Heeres ließen die Katastrophe befürchten, die im März 1815 mit der Rückkehr Napoleons aus Elba eintrat. Unser Marquis begleitete den König nach Gent, begab sich von da in das Lager Wellingtons und kämpfte an dessen Seite bei Waterloo. Nach der zweiten Restauration der Bourbons kehrte er wieder nach Frankreich, und zog sich auf ein Schloß in den Pyrenäen zurück. Die Juli-Revolution rief ihn wieder nach Paris. Als Volontair-Offizier in einem Schweizer-Regiment kämpfte er gegen das Volk und begleitete den König Karl X. bis Rambouillet. Von da eilte er nach der Bretagne, um dort die Fahne der Legitimität aufzupflanzen, fand jedoch hier wie in der Vendée zwar die lebhafteste Unzufriedenheit mit dem Gange der Ereignisse in Paris, aber wenig Neigung zum Aufstande, zumal es an einer Persönlichkeit aus dem königlichen Hause fehlte, die sich an die Spitze hätte stellen können. Er schiffte sich daher im Oktober 1830 nach England ein und begab sich von da nach Deutschland. Hier fand er endlich in einem Alpenthale ein friedliches Asyl, wo er im Frühjahre 1848 sein vielbewegtes Leben schloß.

Das sind in Kurzem die Erlebnisse und Schicksale des Legitimisten, deren nähere Schilderung, wie sie die Memoiren geben, in der That eine unterhaltende Lektüre gewährt, im Ganzen aber einen wehmüthigen Eindruck hinterläßt. Wir lernen in dem Legitimisten einen Mann von redlicher Gesinnung und ritterlichem Muthe kennen und bedauern ihn, daß er sich in dem Kampfe gegen den Geist der Zeit wie ein Sisiphus immer wieder von neuem vergeblich abmühen mußte. Und das ist das Loos aller Legitimisten, Konservativen, Reactionaire, die, ihre Zeit verkennend, das Alte, das nicht mehr zu halten ist, mit aller Gewalt halten wollen. Die Welt hat sich um sie geändert, ohne daß sie es von ihrem beschränkten und isolirten Standpunkte aus gemerkt haben, und ihnen erscheint das Neue als das Böse und Unberechtigte, weil es sie aus der süßen Gewohnheit ihres Lebens herausreißt. Für sie hat nur das Vergangene eine Berechtigung, weil ihr Recht in der Vergangenheit wurzelt, und sie knüpfen ihre Sache an einen historischen Namen, der ihr die Legitimität geben soll. Sie vergessen, daß das, was ihnen heute legitim erscheint, einmal auch illegitim gewesen. Die legitime, Merovingische Dynastie haben die Karolinger gestürzt, diese wieder die Kapetinger, und hat sich nicht Heinrich IV., der erste Bourbon, seinen Thron erst durch Waffengewalt und Abschwörung seines angestammten Glaubens erringen müssen? Das historische Recht ist eben nicht das moralische, und was die Zeit heiligt, das kann sie auch wiederum entheiligen. Heinrich's IV. Herrschaft wurde erst legitim durch die Gesetzlichkeit, mit der er seine Unterthanen in ihren Rechten schützte, und wenn seine Nachfolger diese Rechte mißachteten, so war ihre Herrschaft eine illegitime, wie legitim auch ihre Erfolge sein mochten. Der wahre Revolutionair war Ludwig XIV. Sein l'état c'est moi hat die Selbstsucht zum Gesetz gemacht und war der Umsturz alles historischen und moralischen Rechtes. Er hat nicht nur dem Volke, sondern auch dem Adel und der Geistlichkeit ihre politischen Rechte geraubt und so ein Junkerthum und Pfaffenthum geschaffen, das durch hundertjährigen geistigen und leiblichen Druck das Volk endlich zur Selbsthülfe trieb. Wenn einzelne Land-Edelleute und Geistliche in ihrer Umgebung die Leiden des Volkes milderten, so bildeten sie nur rühmliche Ausnahmen. Daß sie nur in einem beschränkten Kreise wirken konnten, ist der schlimmste Vorwurf sowohl für diese Stände selbst, die um eitle Hofehren und reiche Pfründen ihren politischen Einfluß hingegeben hatten, durch den sie, wie jene Wenigen ihren Gemeinden, für das ganze Volk hätten segensreich wirken können, als auch für die Regierung, die den Besseren keinen größeren Spielraum gestattete. Daß sich in einem Winkel der Bretagne noch das alte patriarchalische Verhältniß zwischen Gutsherren und Bauern erhalten hatte, beweist nur, daß der Adel im Konflikt mit den Interessen des Volkes, den die vermehrte Bildung der neuen Zeit hervorgerufen, seinen Einfluß und seine Würde nur da habe behaupten können, wo er sich außerhalb des Kampfes befunden.

Der gutmüthige Ludwig XVI. hat die Schuld seiner Väter büßen müssen, weil er die Kraft nicht hatte, gänzlich mit den Sünden derselben zu brechen, weil die Junker und die Pfaffen ihn gegen seine bessere Ueberzeugung immer wieder zu Reactionen verleiteten und ihn im Stiche ließen, als es zum ernsten Kampfe kam. Nicht in dem Heerlager zu Koblenz, nicht an den Höfen des Auslandes war die Stelle, die den königlichen Prinzen und dem Adel ziemte. Indem sie feige den König verließen und durch Hülfe fremder Waffen ihr Recht suchten, haben sie selbst ihr Verdammungsurtheil gesprochen und sich zu Verräthern des Königs und des Vaterlandes gestempelt.

Wie das Phantom der Legitimität selbst die Besseren für alle moralische Pflicht blind zu machen vermocht habe, davon giebt uns eben auch unser Legitimist ein trauriges Beispiel. Er hält es für ein verdienstliches und gottgefälliges Werk, sich überall den Feinden seines Volkes und seines Vaterlandes anzuschließen; er schürt den Bürgerkrieg, er mordet seine Landsleute, er fleht den Fremden bei zur Unterjochung seines Vaterlandes — nur damit die Bourbons, deren Unfähigkeit zu regieren er selber eingesteht, wieder auf dem Throne Frankreichs sitzen. Zuweilen regt sich doch auch bei ihm das Gewissen. Er erinnert sich, daß er Franzose sei; er freut sich über die militairische Tüchtigkeit seiner Landsleute; er bedauert, daß er ihnen als Feind gegenüberstehen müsse, daß er an ihrem Ruhme nicht Theil nehmen könne; bald aber gewinnt die Parteileidenschaft wieder Gewalt über sein besseres Gefühl. So erzählt er, wie er kurz vor der Schlacht bei Austerlitz einmal zur Recognoscirung gegen die französischen Linien ausgeschickt worden sei. „Ich hatte," fährt er fort, „vier altversuchte Reiter, lauter geborene Wallonen bei mir, und da die Franzosen stets den Vorposten- und Sicherheitsdienst sehr nachlässig zu versehen pflegen, so wagten wir uns dicht an sie heran. Eine lebhafte Bewegung herrschte an den meisten Wachtfeuern. Musik-Corps spielten lustige Tänze und der jubelnde Ruf: Vive l'empereur! scholl oft laut zu uns herüber, wie denn auch die Soldaten mit angezündeten Strohbündeln eine Art von Illumination zu veranstalten schienen. Ich muß bekennen, eine düstere Stimmung überkam mich bei dieser nächtlichen Recognoscirung. Ich haßte die Feinde da drüben gewiß so bitter, wie nur irgend ein Offizier in dem ganzen vereinigten österreichisch-russischen Heere (!) und doch konnte ich auf der anderen Seite eine gewisse Regung von patriotischem Stolze nicht unterdrücken, daß es meine Landsleute waren, die einer blutigen Schlacht mit so großer Kampfeslust entgegenjubelten. Es ist immer ein schmerzliches Gefühl, wenn traurige Umstände es dem Manne von festen Grundsätzen zur unbedingten Nothwendigkeit machen, gegen seine eigenen Landsleute kämpfen zu müssen. Dies empfand ich, wie so oft in meinem Leben, besonders auch wieder in dieser Nacht vor dem Beginn der Schlacht bei Austerlitz." Armer Legitimist! Du mußt den Muth und die Kampfeslust deiner Landsleute bewundern und darfst dich doch ihrer nicht freuen, darfst nicht ihren Ruhm theilen! Gewiß eine härtere Strafe, als wenn du als Vaterlandsverräther ergriffen und füsilirt worden wärest!

Zuweilen entschuldigt sich unser Legitimist vor sich selbst, daß es nur Rache sei, die er an den Mördern seiner Verwandten übe. Allein der fromme Mann, der täglich die Messe hörte und vor jeder Schlacht beichtete, hätte doch wohl die Rache Gott überlassen sollen, der denn auch gewußt hat, ohne Zuthun unseres Legitimisten die Mörder zu bestrafen. Es klingt gar nicht fromm, wenn es heißt: „Mir war so recht im Kampfesgewühl wieder unendlich wohl; ein nie gefühlter Durst nach Rache beseelte mich, und ich vergaß ganz den tiefen Kummer, der mein Herz belastete. Mein langer Reiterpallasch triefte zuletzt förmlich von Blut und mir war der Arm so müde geworden, daß ich ihn kaum noch rühren konnte, so viele scharfe Hiebe hatte ich mit der schweren Klinge geführt. Das war doch wieder ein schöner Tag; denn im offenen, ehrlichen Kampfe mit den Waffen in der Hand, konnte ich das Andenken meines ermordeten Königs und meiner Eltern und Geschwister in dem Blute ihrer Feinde so recht rächen!" Und doch waren diese Feinde seine Landsleute, die wohl an dem Tode des Königs und der Verwandten des Herrn Marquis so unschuldig waren, wie er selbst, die vielleicht selber manches theure Familienglied auf dem Schaffot verloren hatten und dennoch ihrem Vaterlande nicht untreu geworden waren.

Der Kampf der Adeligen war aber auch nicht, wie unser Legitimist es uns gern glauben machen möchte, ein Kampf für Gott und den König, sondern für ihr eigenes Ansehen und ihre eigenen Vorrechte. Sehr naiv äußert sich der Herr Marquis selbst: „Ich bin gewiß ein strenger Legitimist mein ganzes Leben hindurch gewesen und habe für das unumschränkte Königthum, die heiligen Rechte der Kirche und die guten Sitten der alten Zeit beständig gekämpft, aber jene selbstsüchtige Ueberhebung des Adels hat mir niemals gefallen. Da wir nicht mehr in den schweren Ritterrüstungen unserer Vorfahren kämpfen, so können wir auch nicht mehr auf alle (aber doch auf einige?) Vorrechte Jener vollgültigen Anspruch machen, und wenn wir die Bequemlichkeit unseres Zeitalters genießen wollen, so müssen wir auch einzelne Unannehmlichkeiten desselben mit in den Kauf nehmen (leider!); anders geht es nun einmal nicht. Einen mächtigen und festen Geburtsadel hat es bei allen Völkern und zu allen Zeiten gegeben (auch in Nordamerika? in Norwegen?), und mag die Revolution ihn auch in Frankreich noch so häufig aufheben, er wird dennoch niemals seine Geltung verlieren. Zeichnet der Adel sich aber selbst nur durch streng adelige Gesinnung, wahre Frömmigkeit, altbegründete, patriarchalische Sitten, einfache Lebensweise, ritterlichen Muth und humanes Benehmen gegen die unteren Stände aus, so wird das Volk ihn stets sehr hoch stellen, wenn er auch nicht durch allzu viele, nur dem Gemeinwohle schädliche Privilegien besonders begünstigt ist. Die sogenannte liberale und dabei doch so aufgeblasene und selbstsüchtige Bourgeoisie wird nun und nimmermehr den Geburtsadel verdrängen können, denn sie besitzt wohl alle Fehler desselben, nicht aber seine Vorzüge. Das untere Volk gehorcht doch einem Montmorency, der nur tüchtig ist, ungleich lieber, als einem Rothschild." O nein! das untere Volk will weder einem Montmorency, und sei er noch so tüchtig, noch einem Rothschild, und sei er noch so reich, gehorchen; es will nur dem Gesetze gehorchen, das nicht zugiebt, daß Vorrechte und Privilegien Anderer ihm den Weg versperren, durch Muth und Tüchtigkeit selber ein Montmorency, oder durch Fleiß und Klugheit selber ein Rothschild zu werden.

Das ist es eben, was die neue Zeit fordert; die persönlichen Tugenden sollen den Einzelnen, wie den Ständen ihren Werth geben, nicht die Privilegien, und wären ihrer noch so wenige, und so lange noch der Adel das geringste Maß von Privilegien seiner Geburt wegen in Anspruch nimmt, stellt er sich selbst das traurige Zeugniß aus, in dem Kampfe der Neuzeit ohne diese äußere Unterstützung seine Würde nicht behaupten zu können. Ein wahres Ehrgefühl muß den wahren Edelmann in dem Wetteifer aller Stände die Gewährung eines Vorsprunges, der ihm ohne sein Verdienst eine Ueberlegenheit über die Anderen giebt, verschmähen lassen. In diesem Sinne hat der edele Vicomte von Noailles in jener denkwürdigen Nacht des 4. Augusts 1789 das Beispiel gegeben, alle Adelsvorrechte dem allgemeinen Wohle zum Opfer zu bringen. Die Selbstsucht hat entgegengekämpft und kämpft immer noch dagegen. Allein der Ausgang des Kampfes kann nicht zweifelhaft sein. Privilegien der Geburt, des religiösen Bekenntnisses, des Standes und des Vermögens sind illegitime Forderungen geworden. Die Legitimität besteht in der allgemeinen Gesetzlichkeit der Rechte und Pflichten, und wer für eine andere kämpft, den bedauern wir, wenn er, wie unser Legitimist, sich am Ende seines Lebens mit seinem Wollen über sein verfehltes Wirken trösten muß. Der Herausgeber mag seine Hoffnung erfüllt sehen, durch diese Memoiren sich in den militairischen, wie auch weiteren konservativen Kreisen nicht allein zahlreiche Leser, sondern auch wahre Freunde erworben zu haben. Uns hat der Legitimist nur eine rein menschliche, nicht politische Sympathie abgewinnen können. Es hat immer etwas Rührendes, wenn man einen wackeren Mann wie weiland den edelen Ritter von la Mancha für eine abgestorbene Idee kämpfen sieht. M.

Rußland.

Die Zukunft des russischen Adels.

Die vom Kaiser Alexander II. befohlene und angebahnte Aufhebung der Leibeigenschaft, verbunden mit der gewährten größeren Rede- und Druckfreiheit, hat das bisher so schweigsame und zuchtgewohnte Rußland in eine Bewegung versetzt, von der wir uns schwerlich einen richtigen Begriff machen können. Russische Politiker beschäftigen sich lebhaft mit der Zukunft ihres Vaterlandes und machen Pläne, Vorschläge und geben den Regierenden gute Räthe, wie wir es im Westen Europa's gewohnt sind. Einer der thätigsten Publizisten in dieser Hinsicht ist ein russischer Adeliger, der sich unter dem Pseudonym oder vielleicht Anagramm: D. K. Schédo-Ferotti verbirgt. Eben geht uns die vierte seiner „Etudes sur l'avenir de la Russie" zu, welche im Besondern vom Adel, seinen Aussichten, Befürchtungen, Erwartungen und seiner künftigen Stellung handelt.* Das Heft muß, da es bereits die zweite Auflage erlebt hat, seinen Leserkreis gefunden haben. Wir entnehmen ohne weitere Bemerkungen Einiges daraus, was uns von besonderer Wichtigkeit zur Beurtheilung dieser Frage scheint.

„Jetzt, wo die große, gesellschaftliche Umgestaltung Rußlands nicht mehr wie zur Zeit, wo ich meine Leser damit unterhielt, ein blos in Aussicht stehender Plan, ein zu lösendes Problem, jetzt, wo sie eine ihrer Erfüllung zueilende Thatsache, eines der tiefgreifendsten Ereignisse der Neuzeit ist, dürfte es an der Zeit sein, sich mit folgender Frage zu befassen: Von welcher Seite wird sich im Anfange der Einfluß des neuen Zustandes der Dinge darstellen, und welches werden die Maßnahmen sein, die dem großen Akte der Abschaffung der Leibeigenschaft zur Ergänzung und zum Abschlusse dienen müssen?

„Um in dieser Untersuchung einen Leiter zu haben, müssen wir unser Gesetzbuch befragen und sehen, ob sich unter seinen Anordnungen nicht einige finden, welche, ohne namentlich widerrufen zu sein, nicht in Folge der persönlichen Freiheit, deren sich der gemeine Mann erfreuen wird, bereits thatsächlich abgeschafft sind. Die Einrichtungen, auf welche sich diese Anordnungen bezögen, würden jene sein, welche einer Ergänzung oder Umformung bedürften, je nachdem die daran zu machenden Aenderungen nur Einzelheiten beträfen, oder die Grundlage der Einrichtung selbst gänzlich erschüttern würden.

„Ist diese Prüfung geschehen, so werden wir zu dem Schlusse kommen, daß man nach der Freilassung des Bauern folgende Punkte abändern muß: 1) das Rekrutirungs-Reglement; 2) das Gesetz über die direkte Steuer; 3) das Statut, welches die Rechte und Vorrechte der verschiedenen Stände und Rangstufen bestimmt; 4) die Artikel des Gesetzbuches, welche vom Rechte der Erwerbung von Landbesitz handeln; 5) die Organisation der ländlichen Polizeigerichte und der Bezirksgerichte; 6) die Erbgesetze; 7) die Ukase über die Adelswahlen und das organische Statut, welches die Rechte des Adels als einer Körperschaft feststellt.

„Es ist klar, daß das Rekrutirungs-Gesetz abgeändert werden muß, da der Wille des Grundherrn, der bisher, so weit es sich um Leibeigene handelte, unumschränkt war, nicht mehr allein in Betracht kommt, wo es sich hinfort darum handeln wird, unter den freien, auf seinem Grunde lebenden Leuten diejenigen zu bezeichnen, die Soldaten werden sollen. Ebenso könnte das Gesetz über die direkte Steuer nicht im bisherigen Zustande bleiben; denn es würde ungerecht sein, dem Eigenthümer eines Gutes die Verpflichtung aufzulegen, für die Zahlung der Kopfsteuer für alle auf diesem Gute lebenden Menschen aufzukommen, zumal ein großer Theil davon gar nicht in seinem persönlichen Dienste stehen würde, sondern in dem seiner Pächter und Zinsleute.

„Vielleicht könnte man, was die Rekrutirung unter Bewohnern von Privatbesitzungen und die Einnahme der direkten Steuer betrifft, denen ähnliche Reglements aufstellen, wie die, welche für die Kronbauern bestehen; vielleicht findet man noch eine einfachere und billigere Auskunft; aber es ist darum nicht minder gewiß, daß das bestehende Gesetz nicht so bleiben kann.

„Nach den noch gültigen Statuten über die Rechte und Vorrechte der verschiedenen Klassen und Stände kann ein Bauer, selbst wenn er eine so sorgfältige Erziehung genossen, daß er mehrere Sprachen versteht, in den Wissenschaften bewandert, oder ein ausgezeichneter Künstler ist (obgleich selten, mangelt es doch nicht an Beispielen hierfür), nicht aus seinem Stande als Leibeigner heraustreten. Er kann nicht Bürger in einer Stadt werden und muß Bauer bleiben, da er den Stand, in welchem er geboren, nur mit Beistimmung seines Leibherrn und nachdem er von diesem freigelassen ist, verlassen kann.

„Da die Befreiung aller Bauern durch das Gesetz ausgesprochen ist, wird es ihnen erlaubt sein, ihren Stand zu verlassen, sich in irgend eine Stadtgemeinde aufnehmen zu lassen, und dort ein beliebiges Geschäft zu treiben. Sie werden das durch das bestehende Gesetz dem Leibeignen entzogne Recht haben, ihre Söhne auf Gymnasien und Universitäten zu schicken, und können dann diese jungen Leute beim Austritt aus denselben, wie Söhne von Beamten, oder aus andern freien Ständen in den Staatsdienst treten. Man wird ihnen hoffentlich doch dieses Recht nicht streitig

* Berlin, librairie B. Behr, 1859.

machen wollen. Das Gesetz muß also mit den wohlwollenden Absichten der Regierung in Einklang gebracht werden.

„Das Recht des Landbesitzes bildet bisjetzt ein ausschließliches Privilegium des Adels, welcher allein bewohnte Güter, d. h. Güter mit Leibeignen, erwerben darf. Nicht bewohnte Güter, d. h. Güter ohne Bauern, die daran gebunden sind, können von Jedermann freien Standes, vom Kaufmann, Handwerker, Beamten und jedem Andern erworben werden, der im Stande ist, sie durch dazu gemiethete Leute, mögen es nun Freie oder Leibeigne irgend eines Grundherrn sein, zu bearbeiten.

„Da das Gesetz den Fall vorausgesehen, wo ein Nichtadeliger in Folge einer Erbschaft, oder selbst durch Kauf in Besitz eines bewohnten Gutes befände, so legt es ihm die Verpflichtung auf, entweder die an dieses Gut gebundenen Leibeignen einem Adeligen zu verkaufen, der sie dann auf sein eigenes Besitzthum übersiedeln muß, oder sie Alle frei zu lassen. In letzterem Falle ist es den Bauern erlaubt, zu bleiben und fürderhin die Felder des neuen Eigenthümers zu bebauen, mit dem sie dann Pachtverträge machen, oder dem sie ihre Dienste als freie Leute vermiethen.

„Mit dem Tage, wo alle russischen Bauern frei sein werden, wird es keinen Vorzug mehr geben, der dem Sinne entspricht, den das Gesetz mit dem Ausdruck „bewohntes Gut" verbindet, d. h. mit der einzigen Art unbeweglichen Besitzes, der dem Bürgerstande unzugänglich war. Dann werden unsere Kaufleute, Fabrikanten, niederen Beamten, mit einem Worte Jeder, der verfügbare Kapitalien hat, Güter kaufen können, die bisher die Ausstattung des Adels bildeten.

„Wenn dieses Gesetz nicht abgeändert wird, so läßt sich voraussehen, daß der Bürgerstand in Masse auftreten wird, um bisherige Adelsgüter zu kaufen. Es ist wahrscheinlich, daß die gegenwärtigen Besitzer dabei gewinnen werden, da das Zuströmen der Kapitalien nothwendig den Preis der Güter zum Steigen bringen muß; aber es ist unzweifelhaft, daß der Adel als solcher dabei unterliegen wird, indem ein halbes Jahrhundert hinreichend ist, um ihn außer Besitz des größten Theiles seiner Güter zu setzen, während in weniger als zehn Jahren seine Eigenschaft als staatliche Körperschaft durch eine Menge Nichtadeliger bloßgestellt sein wird, denen man bei der Größe ihres Landbesitzes nicht das Recht wird versagen können, in den Adelsversammlungen der Provinzen zu stimmen und die, fast mit Gewalt sich darin einführend, endlich die Wirkung des Gesetzes, das die Existenz eines Adelsstandes anerkennt, vernichten müssen.

„Was wird dann aus dem Adel werden? Um den Besitz seiner Güter gekommen, jeder Einwirkung auf das Volk beraubt und folglich unfähig, dem Throne zur Stütze zu dienen, wird er thatsächlich aufgehört haben, trotz des Gesetzes, welches feierlich seine Zuständigkeit ausspricht, und trotz des gesunden Menschenverstandes, der in einem monarchischen Staate seine Aufrechthaltung verlangt.* Es wird dann zwar noch Edelleute geben, die sich gewisser Vorrechte in Bezug auf ihren Eintritt und ihr Vorrücken im Dienste erfreuen werden, aber es wird keinen Adelstand mehr geben.

„Wir kommen auf diesen Gegenstand zurück. Es genügt für den Augenblick, die ungemeine Wichtigkeit einer Frage fühlbar gemacht zu haben, deren Lösung zugleich die andere in sich schließt: Soll es einen Adel, oder soll es keinen in Rußland geben?

„Die ländlichen Polizeigerichte und die Bezirksgerichte können nicht in dem Stande bleiben, wie sie sind, da die den frei gewordenen Bauern zuerkannten Rechte die Errichtung von besonderen Gerichten unumgänglich erheischen, welche die Zwistigkeiten zwischen Bauern und Grundherrn entscheiden. Die sogenannte patriarchalische Gerichtsbarkeit, die eben deshalb ohne Kontrole der letzteren war, läßt sich nicht mehr üben.

„Diese Frage hat schon die Aufmerksamkeit der Regierung erweckt; auch giebt es betreffs der Umgestaltung unserer ländlichen Gerichte ein Projekt, das nach unserer Ansicht große Aussicht hat, zum Gesetze zu werden."

Der Verfasser theilt nun den Entwurf einer ländlichen Gemeinde-Ordnung mit, aus der wir nur einige Punkte hervorheben, die von besonderer Wichtigkeit sind:

1) Jedes Herrngut bildet eine Landgemeinde, deren adeliger Besitzer ipso facto das Oberhaupt ist.
2) Mehrere Gemeinden vereinigt (bis zu 10,000 Seelen) bilden einen Kanton.
3) Das Haupt des Kantons wird von den adeligen Eigenthümern erwählt, deren Güter den Kanton bilden, sei es unter ihnen selbst, sei es unter den Gutsbesitzern eines benachbarten Kantons.
4) Jede Gemeinde muß eine Gemeinde-Verwaltung und ein Gemeinde-Gericht haben.
5) Die Gemeinde-Verwaltung besteht aus der Versammlung aller Gemeindemitglieder unter Vorsitz des Gemeindeältesten (Starosta).
6) Sie beschließt über die besondern Angelegenheiten des Dorfes, wählt die Gemeindevertreter bei der Kantonversammlung, nimmt die Theilung der Ländereien vor, die der Herr zur Verfügung der Gemeinde stellt, nimmt die Repartition der Steuern und an den Staat und den Ortsherrn zu leistenden Servituten vor. Aufnahme neuer Mitglieder in den Gemeindeverband und Austreten von alten liegt ebenfalls im Bereiche ihrer Entscheidung.
7) Die Beschlüsse der Versammlung bedürfen in den meisten Fällen der Bestätigung des Ortsherrn.
8) Der Gemeindeälteste wird von den Bauern gewählt und vom Herrn bestätigt.
9) Das Bauerngericht übt die Gemeindepolizei aus. Es besteht aus dem Aeltesten und zwei Gerichtsleuten (prud'hommes), die von den Bauern gewählt werden. Es erkennt nur ausschließlich über polizeiliche Vergehen geringer Wichtigkeit. Es ist nicht stehend und wird nur berufen, wenn es nöthig ist. Es hat das Recht, die Bauern zu bestrafen; die höchste Strafe sind zwanzig Ruthenstreiche, oder sechs Tage Arbeit zum Vortheil der Gemeinde, oder drei Rubel Strafgeld. Die Urtheile dieses Gerichtes müssen vom Gutsherrn bestätigt werden u. s. w.

Das Projekt verbreitet sich nun weiter über die Organisation des Kantons, des Distrikts, der Gerichte, die zwischen Herren und Bauern zu entscheiden hätten 2c., und behandelt verwickeltere Verhältnisse, bei denen der Grundgedanke nicht mehr so klar hervortritt. Welches ist nun dieser Grundgedanke? Ohne Zweifel ist es der, das Leibeigenschafts-Verhältniß in ein Klienten-Verhältniß zu verwandeln, wie es in älterer Zeit bei den meisten Völkern bestanden hat, die ein einfaches, ländliches Leben führten. Der Gutsherr soll fortan der Stammhäuptling werden, etwa in dem Sinne, wie die schottischen Lairds; und der Adelstand soll dann aus der Versammlung und Gemeinschaft der Stammhäuptlinge bestehen. Er würde mächtiger als zuvor werden, wenn nicht der Staat ein wirksames Gegengewicht gegen diese Vertretung des flachen Landes fände. Uebrigens glauben wir gern, daß dieses oder ein ähnliches Projekt Aussicht auf Erfolg, angenommen zu werden, haben dürfte. Eine Bevölkerung, die so lange Zeit an die ganze Willenlosigkeit der Sklaverei gewohnt gewesen, wird sich schwerlich gleich vom Anfang an der neuen Freiheit ebenbürtig zeigen, und eine vernünftige Selbstregierung führen können; andererseits aber kann der Adel, der ohne Zweifel ein großes Opfer bringt, nicht ohne Weiteres bei Seite geschoben und aufgelöst werden, zumal Rußland in seinem schwachen Bürgerstande, in seiner nicht eben moralischen Büreaukratie nicht den nöthigen Ersatz findet. Die Sache ist schwierig. Der Herr Verfasser geht weiter.

„Die Ordonnanzen über die Adelswahlen, ebenso wie das organische Gesetz, welches die Corporationsrechte des Adels festsetzt, enthalten eine große Anzahl Paragraphen, die auf den hörigen Zustand des Bauern begründet sind, und welche von dem Augenblicke an, wo die Leibeigenschaft fällt, keinen Sinn mehr haben. So z. B. muß man, um in den Adels-Versammlungen das Stimmrecht zu haben, hundert Bauern besitzen, oder, wenn man den Rang eines Obersten hat, fünf Bauern. Die Edelleute, welche nicht Obersten-Rang haben und weniger als hundert Bauern, aber nicht weniger als fünf, können unter sich einen Bevollmächtigten wählen, der sie bei den Wahlen vertritt.

„In diesen Paragraphen ist das Recht der Edelleute, an den Wahlen Theil zu nehmen, nach der Zahl der Hörigen bestimmt, die sie besitzen; da nun die Hörigen in Folge der Freilassung künftig ganz wegfallen werden, so wird es unumgänglich nothwendig, einen andern Modus einzuführen, um zu bestimmen, wer die Wähler-Eigenschaften haben soll und wer nicht, und wer für die Provinzial-Versammlungen wählbar sein soll.

„Außer diesen Gesetz-Paragraphen, die von selbst fallen, finden wir andere, die, wenn sie in den Umständen, in denen sich der Adel nach der Freilassung der Hörigen befinden wird, aufrecht erhalten würden, schließlich dazu führen müßten, die Bedingungen seiner Existenz als Stand oder Corporation umzustoßen, — Bedingungen, die bereits in ihren Grundfesten erschüttert sind, trotz der Kraft, die der Adel aus der unterwürfigen Stellung des Volkes schöpfte, welche seinem ausschließlichen Privilegium,

* Solche übertriebene, aristokratische Befürchtungen wurden auch in anderen Ländern ausgesprochen, als dort die bis dahin adeligen Rittergüter auch bürgerlichen Besitzern zugänglich wurden, doch sie haben sich überall als grundlos erwiesen. D. R.

Leibeigene zu besitzen, als Grundlage diente. Die Paragraphen, die wir meinen, sind jene, welche jeden russischen Edelmann in die Nothwendigkeit versetzen, in den Staatsdienst zu treten, und darin einen Tschin (Beamtenrang gleich der 14. Civilklasse) zu erlangen, bei Strafe, der kostbarsten seiner Vorrechte verlustig zu gehen, nämlich des Rechts, an den Provinzial-Versammlungen Theil zu nehmen. Der § 38, Bd. III. unseres Civil-Gesetzbuches macht aus der Erlangung eines Tschin eine Bedingung sine qua non, um zu den Adels-Versammlungen zugelassen zu werden, und der § 77 verlangt, daß die zum Erbadel gehörigen Individuen, die aber nicht im Staatsdienste gestanden und folglich keinen Tschin besitzen, für keines der verschiedenen Aemter erwählt werden können, zu denen die Provinzial-Versammlung ernennen kann.

„Abgesehen von dem verderblichen Einfluß, den dieses Gesetz durch die dem Range, selbst dem geringsten, zugestandenen Vorzüge auf den Corpsgeist des Adels ausüben mußte, hat es auch noch den Uebelstand, daß es den Adel zwingt, das Landleben aufzugeben, um fast ausschließlich in der Stadt zu wohnen.

„Um diesen Tschin zu erringen, den er nicht entbehren kann, überläßt der russische Edelmann die Sorge für seine Güter geworbenen und oft unredlichen Verwaltern, die, während sie sich selbst bereichern, ihn zu Grunde richten. Wenn der edle Tschinownik sieht, wie sein Einkommen sich zu schmälern anfängt, verläßt er den Staatsdienst, um sich selbst mit der Sorge für seine Güter zu befassen; aber die längste Zeit ist sein Bemühen fruchtlos; die Gewohnheit des müssigen Lebens in den Kasernen oder Verwaltungsbüreaus hat ihn zu einer so strengen Arbeit unbrauchbar gemacht; er muß erst langsam eine ganze Wissenschaft lernen, von der er nicht das erste Wort weiß.

„Da er nur versteht, ein Bataillon manövriren zu lassen, wenn er Soldat gewesen, oder nur die büreaukratischen Formeln kennt, wenn er als Civilbeamter gedient, so ist er auf keine Weise zum Ackerbauer vorbereitet, und kennt nicht die ersten Anfangsgründe des Geschäftes, das er ausüben will, so zwar, daß er gänzlich in die Hand seiner eigenen Starosten (Dorfältesten) gegeben ist, deren praktische Kenntnisse hinreichen müssen, ihn zu leiten. Alles was er thun kann, ist, daß er einige Mißbräuche abschafft und darauf sieht, daß Jeder seine Pflicht thue. Wenn er übrigens vernünftig ist, so wird er die Dinge gehen lassen, wie sie früher gingen, weil er fühlt, daß das theoretische Halbwissen, welches er sich vielleicht durch Lesen von landwirthschaftlichen Büchern angeeignet, durchaus nicht hinreichen würde, ihn beim Unternehmen einer gründlichen Aenderung der bisherigen Art und Weise des Landbaues richtig zu leiten.

„Dazu nehme man die dem slavischen Charakter anhaftende Sorglosigkeit und die im Staatsdienste erworbene Gewohnheit, es niemals mit seinen Pflichten ernst zu nehmen, und man wird wenig erstaunt sein, wenn man sieht, wie der zum Landbauer gewordene Tschinownik sein müssiges Leben fortsetzt und seinen Aufenthalt auf dem Lande als eine Ruhezeit betrachtet, auf die er nach dem, was er die „Mühen des Staatsdienstes“ nennt, ein Recht zu haben glaubt.

„Es ist wahr, es finden sich unter den Herren welche, die frühzeitig auf sind, um zu Pferde ihre Felder zu besichtigen, welche in den Wald reiten, oder die Meiereien besuchen; aber es ist für sie eine Gesundheitssache, mehr ein Zeitvertreib, als eine ernste Beschäftigung, oder eine zu erfüllende Pflicht.“.....

Ein solcher Stand der Dinge konnte obwalten, so lange die Leibeigenschaft bestand, aber er kann nicht länger dauern, sobald die Freilassung der Hörigen rechtsgültig ausgesprochen ist. Da ihm bisher Arbeitskräfte nie mangeln konnten, brauchte der Grundherr nur seine Bauern schaffen zu lassen; es war gewiß, daß ihre Arbeit ihm Lebensunterhalt verschaffte; hiefür eröffnet sich ein neues Zeitalter für die Ackerbauthätigkeit und die freie Arbeit, welche die Konkurrenz und den Fortschritt mit sich bringt, wird den Grundeigenthümer in die unausweichbare Nothwendigkeit versetzen, sich ernstlich um sein Gut zu kümmern, wenn er seine Felder nicht verödet und ihren Werth nicht auf Nichts heruntergebracht sehen will.

„Wir können kurz sein; der Schluß liegt nahe, wenn der Edelmann fortan seine Güter selbst bewirthschaften muß, um nicht den bürgerlichen Gutsbesitzern nachzustehen und sich in Kurzem überflügeln zu lassen, so muß die Bedingung aufgehoben werden, wonach nur der Tschin die Berechtigung, an den Provinzial-Versammlungen Theil zu nehmen, verleiht. Die Aenderung dieses Gesetzes ist eine Lebensfrage für den russischen Adel. Wenn also die Regierung nicht etwa eine demokratische Freiheit und Gleichheit im Lande einzuführen gedenkt, was man schwerlich annehmen kann, so wird sie Anstalten treffen müssen, dem Adel eine rechtliche Existenz zu ermöglichen. Um seine Güter gebracht, weil er den Tschin suchen mußte, wird der Adel darin bald die letzte Glückshoffnung sehen, die ihm bleibt. Er wird aus dem Staatsdienste sein Gewerbe, seinen Broderwerb machen, und zuletzt noch die leider schon allzu zahlreiche Klasse der Beamten-Proletarier vermehren.“

Der Adel als Landstand würde also bald völlig aufhören, zu existiren. Der Verfasser untersucht nun, ob dies ein fühlbarer Verlust für Rußland sein würde oder nicht, und kommt zu dem Schlusse, daß das monarchische Rußland einen Adelstand auf keine Weise entbehren könne. Weder die Armee, noch der Bürgerstand mit seinen vielen und stets wandelbaren Interessen seien im Stande, den Thron dauernd zu stützen; dies vermöge nur die große Klasse der Ackerbauer. „Die wahre Stütze des Thrones, die festeste Grundlage, die ein Staat wünschen kann, findet sich in der großen Klasse der Landbauer, die sich in zwei Stände theilt, deren einer aus den Bauern besteht und in Rußland $^{9}/_{10}$ der Gesammtbevölkerung ausmacht, also das wahre russische Volk, während der andere aus den großen Gutsbesitzern besteht, welche den Adel des Landes ausmachen. — Hier findet sich das Element der Stabilität.“....

Es wird also nun verlangt, daß man den Adel als solchen erhalte und eine zeitgemäße Umgestaltung mit ihm vornehme. Eine ausgesprochene, staatsrechtliche Stellung und hinreichende Unabhängigkeit wäre das Haupterforderniß. Er möge ein Mittelglied zwischen Regierung und Volk bilden; seine Vorrechte müßten die Form von Verpflichtungen annehmen; er müsse in Allem dem Volke vorangehen als Bannerträger seines Landes.

Wir wissen freilich aus nächster Erfahrung, was es heißt, Vorrechte sollen die Form von Verpflichtungen annehmen; auch „Mittelglied zwischen Regierung und Volk“ und „Bannerträger“ klingt sehr schön; aber wir wissen auch, was es mit diesen schönen Redensarten auf sich hat, sobald mit ihnen Ernst gemacht werden soll.

Regierung heißt wesentlich Büreaukratie und Justiz; wenn aber der Adel einmal anerkannte Stütze des Thrones, trotz dieser beiden Ausflüsse der königlichen Gewalt, geworden, so überhebt er sich gewöhnlich des allgemein nothwendigen bürgerlichen Gehorsams und beansprucht eine rein discretionaire Gewalt über die anderen Stände des Volkes und einen Einfluß über die Person des Monarchen, die das „von Gottes Gnaden“ am liebsten als „von Adels Gnaden“ verstünde. Peter der Große, Friedrich Wilhelm I. kannten diese „Stützen des Thrones“ sehr wohl, und stabilirten die Souverainetät dagegen, wie einen rocher de bronce. Doch die Zeit der liberalen Tyrannen, welche die ausgleichende Gerechtigkeit spielten, ist vorübergegangen, die Ansprüche des Adels sind aber, trotz der Revolution, dieselben geblieben (wir reden hier weniger von Rußland), und bei jeder Restauration desto hartnäckiger, erbitterter und für die andern Stände des Volkes kränkender hervorgetreten. Um seinen Bankerutt zu verhüllen, hat man das „adelige“ Christenthum erfunden und eine Adelstheorie aufgestellt, die sich sehr geschickt die Ermüdung und die Unlust an den steten Revolutionen, welche nachgerade die Völker befallen, zu Nutze macht. Der Adel macht Ansprüche, über der Büreaukratie zu stehen; das ist recht schön und klingt ganz gut, weil die Büreaukratie auf gleiche Weise der Sündenbock der Liberalen, der Self-Governmentsleute, der Radikalen ist; aber was ist denn die Büreaukratie, wenn man sie recht betrachtet?!

Der moderne Rechtsstaat, wie man ihn haben will, der Rechtsstaat, welcher die ausgleichende Gerechtigkeit zwischen allen Klassen und Ständen des Volkes handhaben soll, kann, selbst wenn er eine Republik wäre, bei den zusammengesetzten Verhältnissen der modernen Gesellschaft gar nicht anders, als büreaukratisch verwaltet werden. So wie man aber einem Stande eine rein discretionaire Gewalt einräumt, vernichtet man sofort die staatsrechtliche Stellung seiner Schützlinge und schafft einen neuen Feudalismus.

Den Adelstand zum „Mittelgliede“ zwischen Regierung und Bauern machen, heißt faktisch weiter nichts, als ihnen die Wohlthaten des Rechtsstaates entziehen, trotz Gemeindeversammlung und dergl.

Dem sehr wohlmeinenden und aufrichtigen Verfasser schwebt unstreitig in Betreff Rußlands etwas vor, wie Landstände, Landstandvertretung und demgemäße verfassungsmäßige Monarchie; der Adel soll für den Verlust, den er durch die Freilassung der Leibeignen erleidet, entschädigt, er soll streng gesetzlich zu einem Stande gegliedert werden, welcher vor Allem die Aufgabe hat, den Thron zu stützen. Die Schlußworte seines Buches sind charakteristisch:

„Kein großer Staat ohne monarchische Regierung, keine Monarchie ohne Adel, kein Adel ohne Grundbesitz und ohne den Corpsgeist, der nicht auf die Gemeinschaftlichkeit der Ansprüche und Vorrechte, sondern auf der Gemeinschaftlichkeit edler und hochherziger Bestrebungen und zu erfüllender Pflichten beruht, der mit Stolz die Fahne der Nationalität entfaltet

und daraus die Devise schreibt: „Die Ehre ist ein Kultus, deren Priester der Edelmann ist."

Der Begriff „Ehre," oder besser gesagt honneur, wie es der Franzose versteht, ist in Rußland ein importirter Artikel, den sich die moskowitischen Bojaren seit längerer Zeit angeschafft haben, wie sie sich etwa einen vollkommenen Modefrack aus Paris kommen lassen. Der Verfasser selbst gesteht dies zu und stimmt lange Klagelieder über den russischen Adel an, wie er thatsächlich ist. Eigentlich gäbe es, behauptet er, in dem deutschen oder englischen Sinne gar keinen Adel in Rußland.

„Wenn man Ihnen sagte, ich habe Lord A. und den Marquis B. getroffen, englische und französische Edelleute und wahre Typen ihrer Nationen, so würde Ihre Phantasie sich einen steifen Mann, mit etwas eckigen Manieren, voll Ruhe, Verschlossenheit und durch nichts zu störender Gelassenheit vorstellen; daneben einen andern lebhaften, unternehmenden, plauderhaften, etwas leichtsinnigen, aber sehr liebenswürdigen Mann. Wenn man hinzusetzte, daß noch ein Baron von C., ein deutscher Edelmann bei Ihnen gewesen, so würden Sie sich gefaßt halten, einen methodischen, sehr gebildeten, etwas pedantischen Mann voller Ehrgefühl, aber auch aufgeblasen von Adelstolz, zu sehen......... — Was würde Ihnen Ihre Einbildungskraft sagen, wenn man Ihnen von Herrn D., einem russischen Edelmann spräche? Ganz und gar nichts!..... Man spreche von einem russischen Tschinownik, von einem russischen Militair, von einem Kaufmann, von einem Plotnik (Zimmermann, Tischler), von einem russischen Bauern; alle werden eine bestimmte Physiognomie haben: ein Resultat der Regierungsformen, oder der Nationalität; aber der Ausdruck „russischer Edelmann" sagt gar nichts.

„Er will sagen, der russische Edelmann hat gar nichts Russisches mehr an sich; er ist durchgängig entnationalisirt, ein platirter Franzose.

„Um wahrhaft russisch zu sein, muß man Familien-Traditionen und heimatliche Jugenderinnerungen haben, die Euch dem russischen Volke nähern. Man muß das Volk (d. h. die Bauern) kennen, man muß es mit väterlicher, wahrer und hingebender Liebe lieben, welche fähig ist, seinem Wohlergehen, den eitlen Stolz des Tschin und der Orden, das fortwährende Emotionsbedürfniß, den glühenden Durst nach Vergnügungen zu opfern, den der Aufenthalt in den Hauptstädten in uns entwickelt hat."

Das Ideal des russischen Edelmanns ist dem Verfasser, wie schon berührt, der alte slavische Knäs oder Supan, an der Spitze seines kleinen Stammes; indessen ist ein verlüdertes Junkerthum am allerschwersten für Ideale zu begeistern, und es dürfte schwer werden, aus den glatten, gelockten Herren und Herrchen, welche die gesunde Naturkraft, die sie noch von ihren barbarischen Moskowiter-Ahnen überkommen, in dem Pariser Lasterleben vergeuden, solche patriarchalische, langbärtige Bojaren zu schnitzen, welchen ein Methrausch aus selbsterzeugtem Honig die höchste menschliche Wonne scheint. Auch die edleren Naturen unter unserem deutschen Adel haben ähnliche Ideale, und malen sich wohl die Zukunft nach dem Bilde der Vergangenheit aus; aber sie scheitern an der Uebermacht des Raçenmenschen gemeiner Gattung, dessen habituell gewordener Gehirntypus ihm einmal nicht erlaubt, über den traditionellen Centaurismus (Pferdemenschenthum) hinauszukommen.

Die plebejische Menschheit zu verachten, alles Prügelbare zu prügeln, und den noblen Passionen obzuliegen, das ist einmal in diesen Köpfen mit dem Begriffe von Vornehmsein und Aristokratie zusammengewachsen.

Der Adel als solcher hat, wie der Herr Verfasser behauptet, in dem westeuropäischen Sinne gar keine Geltung, er erhält sie erst durch den Tschin, den Verdienstadel, dessen Stufen gewissermaßen die Elle sind, nach welcher der Grad der Vornehmheit und der Bedeutung gemessen wird. „Die Träger der berühmtesten, geschichtlichen Namen, die Abkömmlinge der alten Bojaren, und selbst die der apanagirten Prinzen, sind durch sich selbst gar nichts, und erfreuen sich erst einer gewissen Wichtigkeit in der Gesellschaft durch einen Civil- oder Militairrang im Staatsdienste," — d. h. die russischen, großen Landbauer mit ihren Leibeigenen sind von Natur etwa so wenig adelig, als die amerikanischen Sklavenhalter; aber der europäisirte Staat hat sich Mühe gegeben, sie als Adel anzusehen, und durch seine Rang-Hierarchie zu adeligen Anschauungen und Gefühlen zu drillen.

Ein wirklicher Adel wird also erst geschaffen werden, wenn die neue Organisation in der vorgeschlagenen Ordnung stattfände — nur scheint es uns, wenn, wie der Verfasser behauptet, ein wirklicher Adel gar nicht existirt, ganz unberechtigt, daß blos der ehemalige Seelenbesitzer und nicht der jedesmalige Grundherr in diese Corporation aufgenommen werden soll. Durch eine Umgestaltung, wie die vorgeschlagene, würde der bisherige Adel ungemein gewinnen; wenn jeder Grundherr zugleich der Stammhäuptling seiner Gutseinsassen würde, so müßte er gegenüber der Krone, d. h. der centralisirenden Büreaukratie, eine ungemeine Macht erlangen, die Provinzial-Versammlungen würden bald eine große Rolle spielen und Zustände würden eintreten, wie sie Peter der Große abgeschafft hat.

Macht Ihr die Russen wieder ganz zu Russen, die Adeligen zu moskowitischen Bojaren, so wird Rußland zwar ein sehr großes Land bleiben, aber seinen Nachbarn wenig Schrecken einflößen.

Der Herr Verfasser erzählt uns schreckliche Dinge von der Entnationalisirung des russischen Adels und der Nachäffung des Franzosenthums, die so weit geht, daß man sich schämt, Russe zu sein und russisch zu verstehen, und daß man Andere nur durch die französische Brille sieht; aber diese Entnationalisirung ist vollkommen in den Zuständen eines Staates begründet, dessen Regierung wesentlich einen fremden, kosmopolitischen Charakter trägt. Es mag wahr sein, daß der russische Bauer und das Moskowiterthum das neuere Russenthum nicht erfunden haben; sie sind hineindressirt und hineingeprügelt worden; stellt das Russenthum in seiner Reinheit wieder her, und ihr werdet die alten asiatischen Zustände von Peter dem Großen wieder haben. Der Geist, der Rußland regiert, ist am allerwenigsten russisch zu nennen, und kann, trotz Nikolaus, vom Moskowiterthume so wenig als möglich brauchen; wenn das Reich dauernd der europäischen Civilisation gewonnen werden soll, so muß das Moskowiterthum auf sehr lange Zeit hinaus die Schule sich gefallen lassen, in die es genommen worden ist. Das Tschinwesen wird Rußland nicht entbehren können; der Ehrgeiz, den es befördert, mag ziemlich kläglich sein; aber er ist doch das einzige Mittel, um künstlich das zu erzielen, was in andern Ländern Resultat der Geschichte ist, nämlich eine reichere Gliederung der Stände und des Lebens. Adel-, Bürger-, Bauernstand ist in Rußland nur mehr Material; das thätige Element, welches Leben in die asiatische Indolenz bringt, ist die militairisch-büreaukratische Verwaltungsmaschine, der deutsch-französische Korporalstock in der Hand des Herrschers und seiner obersten Beistände; ohne dieselbe ist kein Rußland denkbar.

Aegypten.

Deutsche Briefe aus Aegypten.

Die Wallfahrten nach Mekka.

Unter den unzähligen Religionsbestimmungen der Muhamedaner ist eine, die es jedem Gläubigen zur Pflicht macht, wenigstens einmal in seinem Leben Mekka und das Grab Muhamed's zu besuchen und daselbst sein Gebet zu verrichten. Bekanntlicherweise richtet jeder Muselmann bei seinen Andachtsübungen stets das Gesicht nach der Himmelsgegend, wo Mekka liegt, allein die erwähnte Bestimmung, damit nicht zufrieden, zwingt ihn, an den heiligen Platz selbst zu kommen. Es ist dies ein Gesetz, welches jedenfalls von einem der Nachfolger Muhamed's herrührt, und wohl neben der Verehrung, die man für den Platz hat, wo der Prophet begraben liegt, noch den Zweck hatte, die Macht der Nachkommen desselben, denen Mekka angehörte, zu vermehren. Wie es auch sein mag, keine Verordnung wird so gewissenhaft innegehalten als diese, und obgleich die Bekenner des Islams oft Tausende und Tausende von Meilen von der heiligen Stadt entfernt wohnen, keine Mühseligkeiten, keine Gefahren können sie abhalten, dieser ihrer Pflicht nachzukommen. Von der äußersten Gränze China's kommen die Tataren, die oft Jahrelang auf der Reise zubringen, die Bewohner des Kaukasus, kräftige Gestalten, denen man wohl ansieht, daß sie fähig waren, den Russen so lange die Spitze zu bieten, die verschiedenen Negerraçen vom Innern Afrika's, fast ohne Bekleidung und in den verschiedensten Hautschattirungen, die dunkelbraunen Beduinen der Wüsten Algeriens, Marokko's und Tunis', im fliegenden Burnus und bewaffnet mit der bei ihnen üblichen langen Flinte, der fast dem Europäer an Hautfarbe gleiche Türke, schläfrig und fett, der dem Muhamedanismus angehörende Indier, oft bekleidet mit den reichsten Stoffen und behängt mit Edelsteinen, und der Perser, in langem schwarzen Kaftan und hoher Grenadiermütze; sie Alle geben sich hier ein Rendezvous und bilden ein Völkergemisch, wie es wohl nirgendwo mehr gefunden werden kann.

Wohl sagt man, daß in den großen Handels- und Hafenstädten, als London, New-York rc., Leute von allen Nationen zu finden sind; es ist wahr, allein die Civilisation hat ihnen zum größten Theil ihre Eigenthümlichkeit geraubt und alle diese Leute, durch den Handel oder Zufall in den Bereich dieser Weltstädte geworfen, sie bilden bereits ein, wenn auch unbedeutendes Glied in der Kette der Civilisation. Selbst der Chinese, der auf irgend einem Schiffe nach Europa kommt, hat in China

selbst und auf der Reise schon so viel von europäischen Gebräuchen und Sitten gesehen, daß er, ohne es eigentlich zu wollen, bei Beendigung der Reise bereits einen Theil derselben adoptirt hat, die Nothwendigkeit zwingt ihn dazu, ja ich möchte behaupten, daß bei längerem Aufenthalte in einer dieser Städte, er auch eins oder das andere europäische Kleidungsstück tragen wird und seine Specialität ist dadurch verloren. Anders ist es in Mekka. Jede Nation giebt sich in ihrer vollen Eigenthümlichkeit, bekleidet wie es ihre Vorfahren waren, und mit den Waffen ihrer Heimat. Rechnen wir dazu, daß ein großer Theil dieser Völkerstämme der Civilisation ganz fremd steht, ja daß die Gebräuche, Sitten rc. vieler derselben dem Europäer vollständig unbekannt sind, so glaube ich, Jeder wird mit mir einverstanden sein, daß ein anderes derartiges Schauspiel wohl nicht aufzufinden ist. Mekka ist für jeden Ungläubigen fest verschlossen. Der Fanatismus der Muselmänner bewacht dieses ihr Heiligthum so gut, daß Tod unter den gräßlichsten Martern das sichere Loos jedes Eindringlings sein würde; trotz alledem hat es ein Engländer, dessen Namen ich leider vergessen habe, gewagt, bei vollständiger Kenntniß der arabischen Sprache und der Religionsgebräuche, Mekka zu besuchen, und durch ihn haben wir die einzigen Mittheilungen über die Geheimnisse dieses Platzes. Ich habe bereits erwähnt, daß Djeddah der Hafen für Mekka ist und hier strömen die Schaaren der Gläubigen alle zusammen. Die eigentliche Zeit der Wallfahrt ist der Beginn des Sommers, das eigentliche Hauptfest der große Beyram, welches ungefähr Ende Juli fällt. Es ist gar nichts Seltenes, daß unmittelbar vor dieser Zeit sich in Djeddah bis zu einer halben Million Wallfahrer befinden. Die Folge dieses ungeheuren Völkerkomplexes in einer verhältnißmäßig kleinen Stadt ist jedes Jahr Hungersnoth und ansteckende Krankheiten. Für die wenigen in Djeddah lebenden Europäer ist dies eine gräßliche Zeit, denn sie haben nicht allein die Epidemie, die Tausende und Tausende hinwegrafft, sondern auch den in dieser Zeit auf das Aeußerste getriebenen Fanatismus zu fürchten. Die wohlhabenderen Wallfahrer sind alle mit einem weißen Tuche bekleidet, die Aermeren behalten ihre Kleidung, die oft aus dem bekannten Feigenblatte besteht, bei, alle aber gehen von Djeddah bis Mekka mit bloßem Kopfe und entfalten dadurch dem Auge des Europäers ein fast lächerliches Bild. Fast alle Bekenner des Islam haben nämlich den Kopf geschoren und nur in der Mitte ist ein kleines Haarbüschel stehen gelassen, welches bei dem Tode des Gläubigen Muhamed als Handhabe dient, um ihn daran direkt in den Himmel zu ziehen. Ich will bei dieser Gelegenheit noch anführen, daß die grüne Farbe dem Muselmann eine heilige und es ihm nicht erlaubt ist, Kleidungsstücke in dieser Farbe zu tragen. Nur die Nachkommen der Familie Muhamed's haben das Recht, einen grünen Turban zu tragen, und wir können aus der großen Anzahl derselben sehen, wie weit die Familie des Propheten verbreitet ist. Man glaube nicht, daß dadurch Einem derselben ein wesentlicher Vortheil erwachse, oft sind dieselben ohne jede Bekleidung, tragen aber irgend einen grünen, von Schmutz fast schwarzen Lappen als Turban.

Wir haben nun die Wallfahrer bis an das Thor Djeddahs begleitet, wir können ihnen nicht weiter folgen. Die Gefahren die diese Leute auf der Reise oder in Djeddah ausgestanden haben, sind noch nicht vorüber, denn die räuberischen Horden Arabiens, obgleich selbst Muhamedaner, drängen von allen Seiten heran, und wehe dem Armen, der ermattet etwas zurückbleibt, sein Tod ist ihm gewiß. In neuerer Zeit werden die Pilgrime von einer bedeutenden Anzahl türkischer und ägyptischer Soldaten begleitet, trotz alledem aber werden jedes Jahr Tausende erschlagen. Man rechnet, daß im Ganzen nur etwa der fünfte Theil der Wallfahrer ihre Heimat wiedersehen. Für den fanatischen Muselmann hat diese gräßliche Thatsache durchaus nichts Schreckendes, da Jeder, der auf der Wallfahrt stirbt, direkt in den siebenden Himmel eingeht.

Ich hatte in Souakin einigemale Gelegenheit zu sehen, wie man die Nachricht von dem Tode eines der Eingebornen dieses Platzes, der auf der Wallfahrt gestorben war, aufnahm. Die Weiber des Ortes versammelten sich und begannen unter dem Klange von Trommeln und Cymbeln in jeder Straße einen in Wahrheit gräßlichen Tanz auszuführen, dabei durch ihren Gesang allen den Einwohnern diese glückliche Neuigkeit mittheilend. Die dem Muhamedanismus angehörenden Fürsten haben die Verpflichtung, jedes Jahr einen Teppich nach Mekka zu senden, der unter großen Festlichkeiten dahin gebracht, daselbst zu religiösen Zwecken dient, dann aber in kleine Stücke geschnitten dem Volke Preis gegeben und als ein Talisman für Krankheiten und andere Gefahren sorgfältig aufbewahrt wird. Die Frauen, die, dem Islam nach, nicht in den Himmel eingehen können, sondern nur die Vergünstigung haben, an der Thüre zu stehen und die Glückseligkeit ihrer Männer mitanzusehen, haben auch nicht das Recht, in irgend eine Moschee und vor Allem nicht in die in Mekka zu kommen; dieserhalb sieht man so wenig Frauen unter der Zahl der Pilgrime. Ich bin mit Willen etwas ausführlicher in diesen Gegenstand eingegangen, da derselbe in Europa noch wenig bekannt ist; nun aber ist es Zeit, Djeddah zu verlassen und unsere Umsegelung des Rothen Meeres fortzusetzen. Ein anderer nicht uninteressanter Ort ist unsere nächste Bestimmung.

Suez. Rudolph Schück.

Mannigfaltiges.

— „Habsburg und Hohenzollern."* Wie Adolph Schmidt in seiner Schrift „Elsaß und Lothringen" nachweist, auf welche Weise diese beiden Provinzen dem deutschen Reiche verloren gingen, so zeigt der Verfasser der vorliegenden, historischen Untersuchung, Herr S. Stern in Frankfurt a. M., unter welchen Auspizien Burgund, die Schweiz, die lothringischen Bisthümer, Belgien und Holland, Livland, Esthland und Kurland, die Reichsstädte und Landschaften des Elsasses, sowie Deutsch- und Wälsch-Lothringen, nicht blos dem Kaiser, sondern auch der deutschen Nationalität entfremdet wurden, und unter welchen Auspizien dagegen die zum größten Theil von Slaven bewohnt gewesene Mark Brandenburg, Pommern, Ostpreußen, Schlesien, Westpreußen und Posen der Sprache, der Gesittung und der politischen Macht Deutschlands gewonnen worden sind. Der Verfasser verwahrt sich dagegen, daß die Schrift, in welcher er diese geschichtlichen Thatsachen zusammenstellt, aus einseitiger Parteinahme gegen Oesterreich und für Preußen hervorgegangen sei. Ihm schwebt vielmehr der höhere Zweck der deutschen Einigung nach Innen und der deutschen Unabhängigkeit nach Außen vor. „Als Grundlagen einer deutschen Einigung," sagt er, „darf und muß die Nation fordern, daß deutsche Kraft für kein anderes, als deutsches Interesse verwendet und in Anspruch genommen werde; daß aber vor Allem derjenige deutsche Staat, dem sie ihre Führung anvertraut, nicht neben diesen deutschen Interessen auch noch andere verfolge." Leider ist man in Deutschland nicht überall so einsichtig, diese einfache, politische Wahrheit anzuerkennen, und Manche hätten Deutschland im vorigen Jahre gar zu gern in einen Kampf gestürzt, den Oesterreich gegen das deutsche Interesse begonnen hatte und der dann ebenso gegen das Interesse Deutschlands plötzlich und ohne Noth von ihm geschlossen wurde. Durch Schriften, wie die vorliegende, mögen diejenigen unserer deutschen Brüder, die obwohl sie, gleich uns, nur das Wohl des gemeinsamen Vaterlandes vor Augen haben, doch über die Mittel zum Zwecke sich täuschen, erkennen, wie selbstmörderisch Deutschland zu allen jenen Zeiten handelte, wo es den ehrgeizigen Plänen eines nur die Vermehrung seiner Hausmacht im Auge habenden, einzelnen, deutschen Staates diente, der seinen Schwerpunkt stets außerhalb Deutschlands hatte. Fern sei von uns jede Ausschließung der deutschen Oesterreicher aus Deutschland, aber nicht dürfen wir uns ihnen, sondern sie müssen sich den anderen Deutschen unterstellen. Deutschland vor Allem und über Alles! Und derjenige deutsche Staat, der am würdigsten und mächtigsten Deutschlands und nur Deutschlands moralisches Ansehn zu wahren weiß, den wird auch die Nation als ihren Führer anerkennen — gleichviel ob Herr v. Borries und der „Württembergische Staatsanzeiger" noch so laut dagegen protestiren!

— Der große Kurfürst und die Juden.** Die in Deutschland, wie es scheint, immer noch nicht vollständig gelöste Judenfrage macht es uns interessant, wie der größte deutsche Fürst des 17. Jahrhunderts, Friedrich Wilhelm von Brandenburg, dem Volk Israel gegenüber gedacht und gehandelt hat. Jeder Deutsche weiß, wie die innere Politik des weitschauenden Herrschers von dem leitenden Grundsatz religiöser Duldung tief durchdrungen war; es möchte daher nicht auffallend sein, wenn er auch demjenigen Volke, das „die Schmach der Heimatlosen," wie der Hebräerbrief sich ausdrückt, betroffen, die Milde seines menschenfreundlichen Herzens und zugleich seine Weisheit offenbart hat. Eine 1687 zu Amsterdam erschienene jüdische Uebersetzung des alten Testaments in's Deutsche (mit hebräischen Buchstaben) von Joseph Witzenhausen — nach der von Blitz die zweite in ihrer Art — giebt in der von dem

* Oesterreich und Preußen in ihrem Verhältnisse zu Deutschland und zu den Interessen der deutschen Nation. Von S. Stern. Berlin, Jul. Springer. 1860.

** Jeschurun. Ein Monatsblatt für und über Israel, im Verein mit Freunden Israels herausgegeben von Dr. Klee, Prediger in Berlin. Maiheft. Aufsatz: Zur Geschichte der jüdischen Uebersetzungen des Alten Testaments von Dr. J. H. R. Biesenthal.

Herausgeber des Werks, dem bekannten jüdischen Buchdrucker, *Joseph Athias*, in fließendem Latein geschriebenen Widmung ein merkwürdiges Denkmal der Verehrung, welche die doppelt heimatlose, nämlich spanisch-portugiesische Judenheit Hollands für den Schützer der Glaubensfreiheit empfand. Dem großen Kurfürsten ist das Werk gewidmet und der klassisch gebildete Israelit, dessen Vater, Abraham Athias, 1667 zu Cordova den Feuertod erlitten, redet eine Sprache, die seine Erkenntniß von der Weltstellung Brandenburgs durch Friedrich Wilhelm und von dessen Rang im Geistesgebiet des Protestantismus in's hellste Licht stellt. „Keiner unter den christlichen Fürsten sei einer reineren Gottesverehrung zugethan und er wisse wohl, daß die ganze Welt ihn einstimmig für den mächtigsten Schirmherren der Protestanten, als deren *Grundstein und Tragsäule* anerkenne." Allein der fernere Inhalt der Dedication giebt zu verstehen, daß ein besonderes thatsächliches Beispiel der Humanität Friedrich Wilhelm's den Amsterdamer Juden zu seiner warmen Lobrede begeistert hat. Er sagt, seine Glaubensgenossen möchten bei Lesung dieses Buches Dessen gedenken, „der das durch lange Verbannung ermüdete Volk, das nirgends auf Erden seinen Wohnsitz befestigen dürfe, *mit milder und liebevoller Gastlichkeit aufzunehmen* geruhe." Der Missionar Dr. Biesenthal zu Berlin, unser Gewährsmann, glaubt den geschichtlichen Anlaß zu der Dedication, und wir fügen hinzu, der letzterwähnten bedeutungsvollen Worte, gefunden zu haben. Das Ereigniß, auf welches angespielt wird, war die bei Leopold I. seitens der Jesuiten durchgesetzte Bedrückung der Juden in Oesterreich und ihre Vertreibung im J. 1670. Die Unglücklichen hatten sich in ihrer Noth an den brandenburgischen Residenten zu Wien, Andreas Neumann, mit der Bitte gewandt, er möge seinem Landesherrn, dem Kurfürsten, die Aufnahme einer Anzahl von ihnen empfehlen. Neumann that, was gewünscht ward, und der Kurfürst war, wie immer, gern bereit, den Umständen, zumal in Rücksicht auf die Entvölkerung und Verarmung der Mark durch den dreißigjährigen Krieg, thatkräftig entgegenzukommen. Er schrieb am 19. April 1670 an Neumann, er wäre nicht abgeneigt, wohlhabende Leute aufzunehmen. Zwar könne er den Bau einer Synagoge nicht erlauben, doch solle den Juden der häusliche Gottesdienst unverwehrt sein. Jede Familie sollte ein Schutzgeld von acht Thalern jährlich entrichten. In Handel und Gewerben ward den Einwandrern größtmögliche Freiheit vergönnt; ihre Civilsachen wurden der Gerichtsbarkeit des Bürgermeisters überlassen, für Kriminalfälle dagegen behielt sich der Kurfürst den Bericht an seine Person vor u. s. w. *Für die damalige Zeit* waren im Hinblick auf die sonstigen Zustände im deutschen Reich diese Aufnahme-Bedingungen *ungewöhnlich vortheilhaft*. Daher zögerten die Wiener Juden nicht und suchten ihr Asyl schleunig auf. — Diese That fürstlichen Edelmuths fand ihren Wiederhall in dem freisinnigen Holland, das, als die Wiege der Toleranz, den Juden zuerst sein calvinisches Land gastlich eröffnet hatte. Wie einst der gelehrte Manasseh ben Israel in Amsterdam bei dem Protector Cromwell für die Wiederaufnahme der Juden in England sich verwandte, so fühlte sich nachmals sein spanisch-holländischer Landsmann und Glaubensgenosse, der Buchdrucker Athias, der das Privilegium der „hochmögenden Staaten von Holland und Westfriesland" den von ihm verlegten Werken aufdrucken durfte, zu einem bleibenden Zeugniß der Dankbarkeit gegen den großen Kurfürsten verpflichtet, der in allen Zügen seines Lebensbildes den gleichen Grad von Klugheit und *Gerechtigkeit* für Jedermann aufzeigt. T. v. H.

— *Englische Dichter-Bibliothek.* In der Verlagshandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig ist vor Kurzem das erste Heft einer Library of British Poets erschienen, die neben den rühmlichst bekannten Tauchnitz'schen Ausgaben englischer Klassiker einen Platz einzunehmen verdient.* In letzterer ist hauptsächlich die Prosa-Literatur der Engländer berücksichtigt, während das neue Unternehmen ausschließlich den Heroen der Dichtkunst gewidmet ist, deren Werke bisher unter dem nicht-englischen Publikum viel weniger verbreitet waren, als die der Novellisten und Geschichtschreiber. Das erste Heft enthält Byron's Hours of Idleness und seine kleineren Poesien, denen sich die übrigen Dichtungen des berühmten Verfassers anreihen werden, worauf die folgenden Bände uns die Werke von Wordsworth, Coleridge, Campbell, Milton, Southey, Shelley, Burns und Scott vorführen sollen. Die dramatische Abtheilung wird, außer den Werken Shakspeare's, die natürlich in keiner Sammlung englischer Dichter fehlen dürfen, eine Auswahl aus den Erzeugnissen der renommirtesten neueren Dramatiker, als Bulwer-Lytton, Sheridan Knowles, Douglas Jerrold, Leigh Hunt, Talfourd ꝛc. in sich schließen, mit biographischen und literar-historischen Einleitungen aus der Feder des Herrn *G. H. Lewes*, des bekannten Biographen Goethe's, den die Herausgeber für das Unternehmen gewonnen haben. Die ganze Library wird aus 60 Lieferungen zu 9 bis 12 Bogen im Preise von 10 Silbergroschen für die Lieferung bestehen, von welchen 3—4 Lieferungen einen Band bilden. Die Ausstattung ist recht sauber, und der Druck läßt, so weit wir das Probeheft nachgesehen haben, an Korrektheit nichts zu wünschen übrig. In dem auf dem Umschage befindlichen Prospektus ist jedoch statt „witdos" — widest zu lesen.

* Library of British Poets. The Poetical Works of Lord Byron. Part I. Leipzig: F. A. Brockhaus. 1860.

— *Ein deutsches Lokaldrama in New-York.* In dem deutschen „Stadttheater" zu New-York ist neulich ein von Herrn M. Cohnheim verfaßtes Originaldrama zur Aufführung gelangt, welches unter dem charakteristischen Titel „Herz und Dollar" die gesellschaftlichen Zustände des amerikanischen Emporiums schildert. Die Intrigue ist folgende: Ein reicher Kaufmann der Fifth Avenue will seine einzige Tochter an einen Industrieritter verheiraten, der sich für einen vornehmen europäischen Edelmann ausgiebt. Die Tochter giebt dem vermeintlichen Aristokraten einen Korb, da sie bereits ein Liebesverständniß mit ihrem Vetter angeknüpft hat, der im Hause seines Onkels als Kassirer fungirt. Der Millionär, ein Theaterwütherich vom alten Schnitt, geräth natürlich außer sich; er kassirt seinen Kassirer und wirft seine liebenswürdige Tochter zur Thür hinaus. Sie findet bei armen, aber tugendhaften Verwandten in der Vorstadt Zuflucht, und nach mancherlei Fatalitäten wird der Betrüger entlarvt, der père noble fällt vor Schreck in's Wasser und wird von dem Neffen herausgezogen, und aus Dankbarkeit giebt er dem liebenden Pärchen seinen Segen und seine Dollars. Wie man sieht, zeichnet sich das Sujet eben nicht durch seine Neuheit aus, was jedoch nicht verhindert hat, daß das Stück, wie der Herald berichtet, von dem deutsch-Newyorker Publikum mit großem Beifall aufgenommen wurde.

— *Bädeker's Reisebücher.* Die Zeit der Bade- und der Vergnügungs-Reisen ist wiedergekommen; nicht blos das Wetter ist einladend — auch am politischen Horizont haben sich die drohenden Gewitterwolken etwas verzogen. Während sich ein neues Drama im fernen Orient entwickelt, bei dem Deutschland nur in zweiter Linie betheiligt ist, können wir wieder einen jener Ausflüge antreten, an die uns die Zeit der Eisenbahnen und der jährlich wachsenden Völkerverbindungen gewöhnt hat. Wohin aber reisen wir zunächst? Welche von den vielen anziehenden Touren Deutschlands und der Nachbarländer wählen wir? Wo kehren wir ein und wo lebt es sich, als Fremder, am angenehmsten und wohlfeilsten? Das Alles erfahren wir am besten von unserem alten, lieben Bädeker! Allerdings, er selbst, der liebenswürdige, unermüdete Zusammensteller und Verbesserer dieser Bücher in rothem Einband ist heimgegangen und ruht jetzt aus an den schönen, segenreichen Ufern des Rheins, die er, obwohl sie seine Heimat waren, mit derselben ehrlichen, unbestochenen Feder beschrieben, wie die Ufer der Donau oder der Elbe; doch seine Arbeiten haben einen sorgsamen Fortsetzer gefunden, einen Fortsetzer, wie er ihn gar nicht besser sich wünschen konnte. Der Sohn des Verfassers, der auch dessen Buchhandlung in Coblenz übernommen, betrachtet es als eine Pflicht der Pietät, den Reisebüchern seines Vaters, mit den durch die Zeit gebotenen Veränderungen ausgestattet, auch ferner die bewährten Vorzüge zu erhalten. Eine ganze Reihefolge diesjähriger Ausgaben von Bädeker's „Deutschland" (I.), „Südbayern, Tirol und Salzburg," „Oesterreich und Ober-Italien," „Die Schweiz nebst den italiänischen Seen" (Letzteres mit einem besondern Nachtrage von 1860 zur achten Auflage) liegt uns vor. Verbesserungen, oder veränderte Sachlagen sind fast auf jeder Seite dieser neuen Ausgaben zu finden. Für Veränderungen in der Schweiz und in Italien hat bekanntlich Napoleon III. gesorgt; dagegen ist in Deutschland Alles noch beim Alten, was zwar gewissen Leuten in Paris gegenüber ein ganz angenehmes Bewußtsein ist, doch schmeicheln wir uns gleichwohl, daß Bädeker in künftigen Jahrgängen dem Herrn v. Borries und Genossen über Veränderungen in der Eschenheimer Gasse zu Frankfurt a. M. mancherlei, was ihnen gerade nicht angenehm ist, zu berichten haben wird.

Für die zahlreichen, der deutschen Sprache nicht kundigen Ausländer, welche alljährlich die deutschen Bäder, den Rhein und unsere Hauptstädte besuchen, ist jetzt auch eine recht lesbare, den gedachten Reisenden besonders zu empfehlende, französische Uebersetzung des Bädeker'schen Handbuches über Deutschland und die angränzenden Länder erschienen.*

* L'Allemagne et quelques parties des pays limitrophes. Manuel du voyageur, par K. Baedeker. Avec deux cartes routières, 13 cartes spéciales et 50 plans de ville. Coblenz, Baedeker, 1860.

J. C.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig. Druck von Giesecke & Devrient.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Bestellungen
übernimmt jedes Postamt des deutsch-österreichischen Postvereins, sowie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallstraße Nr. 21) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von **Joseph Lehmann.**

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazin's" nicht direct correspondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commissionair, Herrn F. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

№ 24. **Mittwoch, den 13. Juni 1860.** **29. Jahrgang.**

Inhalt:

England.

Das englische Parlament und sein Geschäftsverfahren.*

Das englische Parlament ist seit mehr als hundert Jahren der Mittelpunkt, um den sich die politischen Theorien, wie die praktischen Verfassungsexperimente, gleich Planeten um ihre Sonnen, drehen. Als unter der schrecklichen Mißwirthschaft der Regierung Ludwig's XV. die Franzosen zum Nachdenken über staatliche Dinge angeregt wurden, als die Theorie „L'état c'est moi" sich in der Praxis immer unmöglicher und haltloser machte, als sich, um diesem Uebel entgegenzuarbeiten, denkende Köpfe nach einem Muster, nach einem Beispiele umsahen, das sie dem verderbten Absolutismus gegenüber setzen könnten; da boten sich ihnen England und das englische Parlament dar. Letzteres wurde damals, obschon seit lange bekannt, doch eigentlich erst entdeckt, und ist seit dieser Zeit nur stets im Glauben der Völker gewachsen, am stärksten aber durch die französische Revolution und die Napoleonischen Kriege. Das vorige Jahrhundert ließ es zu einer gerechten und unbefangenen Würdigung dieser Staatseinrichtung, welche in der Geschichte, wenn man von Rom, seinen Comitien und seinem Senate absieht, ohne Gleichen dasteht, noch gar nicht kommen; dazu war die Zeit zu unruhig, zu enthusiastisch, zu sehr von Vorurtheilen und Schwärmereien erfüllt.

Die französischen Bewegungsmänner, die Philosophen und revolutionären Politiker hatten, obwohl sie das englische Parlament als etwas Bewunderungswürdiges, als eine äußerst weise und glückliche Einrichtung ansahen, doch ein entschieden höheres, glänzenderes und vollkommeneres Ideal, als daß sie nicht geglaubt hätten, dieses britische Staatswesen weit überflügeln zu können; das blutige Lehrgeld der Geschichte war noch nicht gezahlt; mit Hülfe der allgemeinen Menschenrechte hoffte man einen Staat konstruiren zu können, gegen den Athen und Rom, ja selbst Plato's Republik in den Schatten treten würde. Die französische Revolution unterscheidet sich von allen früheren, daß sie sich nicht begnügte, vorhandene Uebelstände durch einen neuen Kompromiß streitender Parteien zu beseitigen, oder zu mildern, sondern daß sie bewußt und planmäßig darauf ausging, mit der alten Gesellschaft tabula rasa zu machen und hierauf durch einen neuen Socialkontrakt, auf Grund der allgemeinen Menschenrechte, eine neue Gesellschaft zu konstruiren. So kam es, daß sie alle gesellschaftlichen Einrichtungen, alle Vereinsformen menschlichen Zusammenlebens umstieß und fast gänzlich vernichtete — aber die alten Menschen behielt. Die fast fünfhundertjährige Geschichte, die Rom von der Vertreibung des Tarquinius bis zur Alleinherrschaft des Augustus durchmachte, durchlebte Frankreich in nicht viel mehr Jahren, als dort Jahrhunderte verflossen; ja, der Umsturz der alten Staatsordnung schlug sofort in die Herstellung eines Despotismus um, der die entfesselten Kräfte der Revolution nur zu benutzen schien, um die ganze Welt in seine Fesseln zu schlagen. Der Sturz des alten Napoleon führte zur Restauration; diese, weil sie eben keine soliden Grundbestandtheile sondern nur Trümmerwerk der Gesellschaft vorfand, zu einer neuen Revolution; aber auch der neu begründeten Herrschaft des Mittelstandes gelang es nicht, die Grundlagen für eine neue Gesellschaft zu schaffen; der Parlamentarismus Frankreichs, das Ludwig Philipp beherrschte, zerstörte sich durch seine Frivolität — man kann es nicht anders bezeichnen — zuletzt selbst, und rief eine dritte Revolution hervor, die in ihren Folgen noch ganz unberechenbar ist. Die neue Republik der Socialisten, die den vierten Stand an's Ruder zu bringen bemüht war, brauchte etwa ein halbes Jahr, um ihren Käufer zu finden, und vier Jahr, um sich in ein Kaiserreich zu verwandeln, welches parlamentarische Vertretungen etwa so betrachtet, wie ein Tiberius seinen Senat. Nach drei so gründlich fehlgeschlagenen Versuchen, Frankreich die Wohlthaten der Selbstregierung und einer vernünftigen Freiheit zu geben, dürfte man einen bescheidenen Zweifel hegen, ob das französische Volk überhaupt im Stande sei, eine andere Regierung zu ertragen, als die es eben erträgt.

Daneben behielt England sein Parlament, seine gesetzmäßige Freiheit, seine Presse, seine Selbstverwaltung u. s. w., und mit Ruhe und Zuversicht sah es allen möglichen feindlichen Strebungen in seinem Innern zu, ohne Aufruhr oder Umsturz zu befürchten. Natürlich wuchs der Kredit Englands, namentlich bei uns Deutschen, und, da wir von Haus aus große Philosophen sind, so konnte es nicht fehlen, daß man sehr bald entdeckte, warum die Constitutionen und Parlamente à l'anglaise in anderen Ländern, in Spanien, Italien u. s. w. nicht gedeihen wollten. Einestheils fand man heraus, daß die romanische Raçe kein Talent zur Selbstverwaltung habe, andererseits erkannte man, daß die Geschichte, oder besser gesagt, das alte Herkommen und die Gewohnheit eine Macht sind, welche man nicht durch rein logische Constructionen, wie schön sie auch in der Theorie aussehen mögen, ersetzen kann. — England wurde als das Land der Erbweisheit angestaunt.

Im Großen und Ganzen jedoch waren und sind die Vorstellungen, die man vom englischen Parlament und der englischen Staatsverwaltung hegte, ziemlich allgemein und farblos, und wenn tüchtige Juristen und Geschichtskundige sich durch vieles und eingängliches Studium ein genaueres Bild davon verschafft hatten, so war doch der Einfluß, den ihre Belehrungen auf das große Publikum übten, nicht bedeutend; denn einer unbefangenen Würdigung stehen nicht blos die politischen G
sondern noch mehr die Scheu der Meisten, sich mit vielem
zu beschäftigen, entgegen.

Wer sich nun auf eine bequeme Weise eine Vorste
ganzen Getriebe des englischen Parlamentslebens und wie

* Das englische Parlament und sein Verfahren. Ein praktisches Handbuch von Thomas Erskine May, of the middle temple, barrister at-law, clerk assistant of the House of Commons. Nach der vierten Aufl. übersetzt von O. G. Oppenheim, Kgl. Stadtgerichts-Rath in Berlin. Leipzig, Herm. Mendelssohn, 1860.

schichtlich gebildet hat, verschaffen will, dem können wir ein Buch empfehlen, das den Forschungen von Professor Gneist würdig zur Seite tritt, ja vielleicht in mancher Hinsicht Einiges vor ihnen voraus hat. Es ist dies kein Vorwurf für den deutschen Gelehrten; denn es liegt auf der Hand, daß ein Mann, wie der englische Verfasser des vorliegenden Buches, Thomas Erskine May, welcher als clerk assistant im Unterhause angestellt ist, und mitten in der Sache lebt, einen unberechenbaren Vortheil in der Perspektive hat, aus welcher er das Ganze betrachtet. Gerade, daß das englische Werk als ein Handbuch theorielos sich nur mit dem Thatsächlichen befaßt und keine didaktischen Nebenrücksichten, wie etwa die Nutzanwendung auf eine andere Staatsverfassung, hat, wird für den, welcher unbefangen urtheilen will, als ein Vortheil gelten.

Die Engländer führen ihr Staats- und Rechtswesen mit Vorliebe auf die angelsächsischen Zeiten und in die altgermanischen Wälder zurück, und in der That wird sich nicht in Abrede stellen lassen, daß es wesentlich der germanische Geist ist, der in fast allen ihren Einrichtungen lebt; andererseits aber würde es gegen die geschichtlichen Thatsachen verstoßen, vor diesem einen Faktor alle übrigen in den Hintergrund zu schieben. Die Angelsachsen hatten wesentlich dieselben staatlichen Einrichtungen, wie die Sachsen des Festlandes und die andern deutschen Stämme, nur mit dem Unterschiede, daß sie sich reiner von den starken Einflüssen des durch die fränkische Monarchie wieder belebten römischen Herrschergeistes erhielten. Der scire-gemót war eine Art von Grafschaftsparlament, welchem der Landesälteste (ealdorman) des Bezirkes vorsaß, unter Theilnahme des Bischofes, des Schaargrafen (scire-geresa, jetzt Sheriff) und der zur Berathung von Rechtsfragen ernannte Beisitzer. Eine solche Bezirksversammlung fand mindestens zweimal jährlich in jeder Grafschaft (scire, althochd. scara, Schaar) statt. Die hohen Beamten, Kronvasallen (thanes, die fränkischen thegane, Degen), Aebte mit der Geistlichkeit und die Grundbesitzer wurden dazu eingeladen. Der Charakter dieser Versammlungen war aber mehr der eines Gerichtshofs, als eines gesetzgebenden Körpers — mit einem Worte, es war das altgermanische Gaugericht; der Sciregeresa, dem fränkischen Gaugrafen entsprechend, war der königliche Kommissarius, der die Rechte der Krone wahrnahm, während der Ealdormann die Spitze der Landesvertretung bildete.

Die eigentliche Nationalversammlung war das witena-gemót (Weisenversammlung), dessen eigentliche Natur sehr dunkel ist. Wahrscheinlich saßen darin nur die Vertrauensmänner, die aus den einzelnen Shiren abgeschickt waren, die Bischöfe, die großen Würdenträger u. s. w.; die kleinen Grundbesitzer hatten, wenn sie auch nicht streng ausgeschlossen sein mochten, schwerlich Sitz und Stimme darin.

Man weiß, wie England von den französischen Normannen erobert, wie es unter normannische Barone vertheilt, und wie die Engländer Jahrhunderte lang allen Druck eines unterworfenen Stammes tragen mußten, so daß englische Abstammung, englische Sitte und Sprache zu Schimpf und Schmach gereichten. Es versteht sich ohne Weiteres, daß scire-gemót und witena-gemót so gut als vernichtet wurden. Denn das Land der sächsischen Edeln gehörte zum größten Theile normannischen Baronen, die sich, je fremder und verhaßter sie sich fühlten, um so enger um den Erobererkönig schaarten, der ihnen ihre Lehen ausgetheilt; die Bischofsitze selbst wurden mit Franzosen besetzt; alle Würden und Aemter waren in den Händen der Franzosen; — wenn also der König, wie schon Wilhelm der Eroberer that, eine Versammlung einberief, so ist keine Frage, daß diese Versammlung eine fast durchgängig französische war. Das Parlament Englands ist also, wie schon der Name zeigt, normannisch-französischen Ursprungs; die Sprache, deren es sich bediente, war die französische; wie allgemein bekannt ist, haben sich die Spuren davon bis heutigen Tages erhalten, indem mehrere solenne Formeln bis heutigen Tages französisch gesprochen werden (z. B. das la reine (le roi) s'avisera bei Ablehnung, oder le veut bei Annahme eines Antrags, das oyez, welches indeß durch das englische hear verdrängt worden ist).

Das Parlament ist also ursprünglich eine der normannisch-feudalen Vertretung nachgebildete Versammlung des Eroberer-Adels. — Man weiß, wie viele der vornehmsten englischen Geschlechter bis heutigen Tages ihren Stammbaum auf die französischen Barone Wilhelm's des Eroberers zurückführen. Freilich mußte der neue König, wenn er eine dauerhafte Regierung auf der Insel begründen wollte, an die alten sächsischen Rechtstraditionen anknüpfen und die neuen Gesetze so gut als möglich mit den alten in Einklang zu bringen suchen. Daher finden wir, daß Wilhelm der Eroberer bereits im vierten Jahre seiner Regierung (1069) auf Anrathen der Barone eine Versammlung edler und gelehrter, mit den Gesetzen Englands vertrauter Männer berief. Jede Grafschaft entsandte zwölf derselben, um dem Könige über die Gebräuche des Königreichs Auskunft zu geben. Obgleich die Engländer (namentlich Lord Hale) dies für ein vollkommenes Parlament zu halten geneigt sind — aus leicht begreiflichen Rücksichten — so ist doch klar genug, daß diese Versammlung ein solches nicht war, nicht sein sollte und nicht sein durfte. Gesetzgebende und beschließende Gewalt hatte sie jedenfalls nicht; sondern nur die Aufgabe, den höchsten Entschließungen des Königs und seiner Barone ein „schätzbares Material“ unterzubreiten.

Die nach dieser Zeit von Wilhelm und seinen Nachfolgern erlassenen Gesetze erwähnen stets die Versammlung der Bischöfe, Aebte, Barone und der vornehmsten Personen des Königreichs, von den Gemeinen aber schweigen sie.

Erst anderthalbhundert Jahre später kommt die erste zweifelhafte Spur derselben vor. Im fünfzehnten Regierungsjahre König Johanns (1213) erging ein Erlaß an den Sheriff einer jeden Grafschaft, „vier diskrete Ritter zu entsenden, um über die Angelegenheiten des Königreichs zu berathen.“ Zwei Jahre später fällt die Ertheilung der magna charta durch denselben König, die ein deutlicheres Bild von der Bildung des Parlaments giebt, als irgend eine frühere Urkunde; aber auch sie läßt den Ursprung des Repräsentativsystems im Dunkeln. Denn wenn auch darin der Stadt London, allen andern Städten, Burg- und Marktflecken, den fünf Häfen (cinque ports) und andern Häfen ihre alten Freiheiten und Rechte zugesichert werden, so erscheinen andererseits als Mitglieder des Parlaments nur alle Erzbischöfe, Bischöfe, Aebte, Grafen, Barone und andere Kronvasallen genannt. Von Vertretern der Städte ist nicht die Rede.

Erst aus dem Jahre 1254, aus der Regierung Heinrich's III., finden wir nähere Angaben über die Art und Weise der Vertretung. In einem Erlasse aus diesem Jahre wird nämlich der Sheriff jeder Grafschaft aufgefordert, „vor des Königs Rath kommen zu lassen zwei brave und diskrete Ritter aus jeder Grafschaft, welche die Mannen (men) der Grafschaft zu wählen haben, um an ihrer Statt mit den Rittern der übrigen Grafschaften über die dem Könige zu bewilligenden Subsidien zu berathen.“ Dies war überdies nur ein besonderer Fall, und keine stehende Einberufung als Reichsstand.

Die eigentlichen Gemeinen aber treten erst im Jahre 1265 im neunundvierzigsten Regierungsjahre Heinrich's III. auf. Simon v. Montfort beruft nun als Minister nicht nur zwei Ritter aus jeder Grafschaft, sondern auch aus jeder Stadt zwei Städter und aus jedem Burgflecken zwei Burgfleckenbewohner ein. Unter diesem Könige also müssen sich die Stadtbewohner ihr Vertretungsrecht errungen haben — ein Beweis, daß damals, wie gleichzeitig auf dem Kontinent, das Bürgerwesen an Kraft und Einfluß zugenommen und von dem Feudalstaate nicht mehr ignorirt werden konnte. So kam also das alte angelsächsische Wesen wieder in Geltung, indem es durch seine städtische Vertretung gewissermaßen in das normannische Adelsparlament hineinwuchs, wie einst die plebejische Gemeinde von Rom in das patricische Staatswesen der alten Stämme hineingewachsen war. Es scheint, daß aus solchen Mischbildungen, je feindlicher sich ihre Elemente einst entgegenstanden, wenn sie die Einigungsformel finden und sich gegenseitig durchdringen, die haltbarsten politischen Einrichtungen hervorgehen. Seiner Entstehung nach ist also das englische Parlament eine feudale Ständeversammlung, wie jede andere, die wir in so großer Zahl im Mittelalter finden; aber sie hat zeitig das Glück gehabt, feste legale Grundlagen und eine stehende Rechtstradition zu erhalten, namentlich aber sich der königlichen Macht gegenüber als Ganzes und Solidarisches zu fühlen.

Es trugen viele glückliche Umstände dazu bei, aus dem englischen Parlamente das zu machen, was es bis heutigen Tags geworden ist.

Ursprünglich saßen die drei Stände des Königreichs in einem Hause vereint und beriethen nur in besondern Fällen besonders. Der Titel „Sprecher der Gemeinen“ wurde zum ersten Mal im einundfünfzigsten Regierungsjahre Eduard's III. (1378) dem Sir T. Hungerford ausdrücklich beigelegt. Aus den Urkunden aus der Zeit dieses Königs ist ersichtlich, daß, nachdem der König das Parlament in einer gemeinschaftlichen Zusammenkunft der drei Stände eröffnet, die Prälaten mit der Geistlichkeit, die Grafen und Barone, desgleichen die Gemeinen — zuweilen selbst die Städter und Burgfleckenbewohner für sich besonders beriethen. Die Antwort aber, die sie dem Könige gaben, geschah wieder gemeinschaftlich.

Die förmliche Trennung der beiden Häuser wird in verschiedene Zeiten verlegt; nach Einigen schon in das neunundvierzigste Jahr Heinrich's III., nach Andern erst in das siebzehnte Eduard's III.; doch ist die Sache keineswegs klar. Wenn die Gemeinen besonders beriethen, so versammelten sie sich in der Westminster-Abtei, und tagten auch daselbst.

Die Zahl der Mitglieder, welche zu dem Hause der Gemeinen Zutritt hatte, war zu verschiedenen Zeiten eine erheblich verschiedene. Durch Nachlässigkeit oder Bestechung der Sheriffs gingen Burgfleckenrechte verloren; andere Burgflecken gaben ihr Recht, einen Vertreter zum Parlamente zu schicken, selbst auf, weil ihnen die Besoldung desselben zu kostspielig schien; während andererseits fortwährend neue eintraten, denen die Krone oder das Gesetz die Vertretung zugestand. Zur Zeit Eduard's III. erhielt der Ritter eines Bezirks vier Schilling den Tag, der Stadt- und Burgfleckenvertreter zwei Schilling — für arme und kleine Gemeinden eine große Last. Unter Heinrich VI. (1422—1461) gab es nicht mehr als 300 Mitglieder des Unterhauses, früher noch weniger. Unter der Regierung Heinrich's VIII. fügte die Gesetzgebung für Wales 27, für die Grafschaft und die Stadt Chester 4 hinzu. — Ueberhaupt wurden zwischen Heinrich VIII. und Karl II. durch königliche Verordnung 180 neue Parlamentssitze geschaffen.

Bei der Einverleibung Schottlands wurden Schottland zur Betheiligung an dem britischen Parlament 45 Parlamentssitze zugewiesen; Irland ist seit Anfang dieses Jahrhunderts mit 100 Sitzen bedacht. So stieg die Zahl der Unterhausmitglieder bis auf 658, welche Zahl bis 1844, bis zur Aufhebung des Wahlrechts von Sudbury, unverändert dieselbe blieb.

Das Haus der Lords in seiner Gesammtheit besteht gegenwärtig aus 456 Mitgliedern. Diese theilen sich je nach den verschiedenen Klassen, wie folgt:

Geistliche Lords:

2 Erzbischöfe (Canterbury und York),
24 englische Bischöfe.
4 irische Repräsentativ-Bischöfe.

Weltliche Lords:

3 Herzöge königlichen Blutes.
20 Herzöge.
21 Marquesses.
112 Grafen (Earls).
24 Viscounts.
204 Barone.
16 Repräsentativ-Peers von Schottland.
26 Repräsentativ-Peers von Irland.

Summa 456

Die Krone selbst wird mit als ein Faktor des Parlaments betrachtet, und das Reichsparlament des vereinigten Königreiches von Großbritannien und Irland besteht demnach aus dem König oder der Königin und den drei Ständen des Reichs, den geistlichen Lords, den weltlichen Lords und den Gemeinen. Diese Faktoren gemeinschaftlich geben das die Unterthanen des britischen Reiches bindende Gesetz; als gesondertes Glied der höchsten Gesetzgebung hat ein jeder seine Privilegien und jeder seine besonderen Verrichtungen.

Die Krone ist erblich, doch gewissen Beschränkungen durch das Parlament unterworfen. Die Träger der Krone haben nach Herkommen, geschriebenem und ungeschriebenem Gesetze stets Vorrechte gehabt, welche ihnen den obersten Platz im Parlamente und die ausschließliche Uebung der Exekutiv-Gewalt zuweisen. Das Parlament aber in seiner Gesammtheit bildet die höchste gesetzgebende Gewalt. Daher sind Erbfolgerecht, gleichwie die Privilegien der Krone, insoweit Beschränkungen und Veränderungen unterworfen, als sich hierzu der derzeitige Träger der Krone in Gemeinschaft mit den im Parlament versammelten drei Ständen des Reiches vereinigt. Die Gewalt des Parlaments über die Krone ist im Gesetze ausdrücklich ausgesprochen und wird als wesentlicher Grundsatz der Verfassung anerkannt.

Von der Zeit der Revolution (1688) an hat jeder Träger der Krone einen Krönungseid geleistet, durch welchen er gelobt und geschworen, das Volk des Königreichs und die dazu gehörigen Besitzungen im Einklang mit den Verordnungen, den Gesetzen und dem Brauche des Parlamentes zu regieren.

Das englische Königthum ist also wesentlich ein Ehrenkönigthum, ein Königthum, das nicht, wie in den festländischen Verfassungen, der Landesvertretung entgegensteht und ihr das Gleichgewicht hält, sondern in derselben so aufgenommen ist, daß es nicht von ihr los kann. Seine wesentliche Aufgabe in der Stellung, die es demgemäß einnimmt, scheint darin zu bestehen, den Angelpunkt zu bilden, um den sich die beiden großen Parteien der Whig's und Tory's drehen und die Schwankungen des Staatslebens zu reguliren. Der englische Monarch ist wesentlich, wenn wir uns eines Vergleichs aus dem römischen Staatsleben bedienen dürfen, ein Interrex, aber lebenslänglich und mit Erbrecht ausgestattet. Wenn ein Interregnum eintritt, d. h. wenn eine Partei die andere ablöst, tritt er in Wirksamkeit, um durch die neue Kabinetsbildung den Uebergang zu vermitteln; das Ministerium selbst entspricht in seiner Machtvollkommenheit und Verfahrungsweise ziemlich den höchsten ausführenden Magistraten einer Republik während ihres Amtsjahres, nur daß seine Thätigkeit einerseits an dem gesetzlich bestimmten Intercessionsrechte der Krone eine Gränze findet, andererseits seine Amtsdauer nicht durch eine festgesetzte Zeit bemessen ist, sondern von den Parteiconjunkturen abhängt. Darnach liegt der eigentliche Schwerpunkt der englischen Verfassung im Parlamente, das seinem Wesen nach ganz richtig als eine Oligarchie charakterisirt worden ist. Der Umstand, daß diese Oligarchie (wenigstens theoretisch und zum Theil praktisch) nicht geschlossen und an bestimmte Familien gebunden ist, daß die Wahl des Volkes stets neue Elemente hineinbringen kann, erhält die Verfassung flüssig und lebendig und macht sie zur Fortentwickelung fähig. Daß diese im demokratischen Sinne vor sich geht, liegt in der natürlichen Entwickelung der Verhältnisse.

Die englische Verfassung verräth ihren mittelalterlichen Ursprung an allen Ecken und Enden; sie hat eine Tradition des Rechtes, der Gesetze, der Förmlichkeiten und Gebräuche, die zu keiner Zeit unterbrochen und abgesprengt worden ist; noch heute ist das Parlament der Form nach die alte Ständeversammlung aus dem dreizehnten Jahrhundert, obgleich die Verhältnisse lange bereits ganz andere geworden sind. Bischöfe, Barone und Gemeine sind die generellen Unterschiede, die das Herkommen macht, obschon die Geistlichkeit als solche längst ihre Bedeutung verloren hat und die geistlichen Lords als solche im Oberhause fast gar nicht in Betracht kommen. Da nun das Parlament die ganze gesetzgebende Gewalt des Landes in sich begreift, da alle Rechtstradition von ihm abhängt, so ist es sehr erklärlich, daß die englische Jurisprudenz sich wesentlich von denjenigen festländischen unterscheidet, die auf ein rationelles Gesetzbuch, wie das preußische Landrecht oder den code Napoléon gegründet sind.

Wenn das Parlament etwas Derartiges für England schaffen und die Rechtspflege gründlich reformiren wollte, so müßte es eben den größten Theil seiner Geschichte streichen und seine eigene Autorität aufheben. Denn was den Römern die senatusconsulta und plebiscita waren, das sind den Engländern die Parlamentsbeschlüsse und rechtlichen Entscheidungen; sie bleiben, wie vielfach sie auch gegenseitig sich widersprechen mögen, stets die Grundlagen des öffentlichen Rechtes, auf die man stets zurückgehen muß.

Was das Parlament selbst betrifft, so spielt in seinem Auftreten, seinem Verfahren, seiner Geschäftsordnung das Herkommen, der Usus, die bedeutendste Rolle, und fast jede Einzelheit derselben hat eine Rechts- und Gebrauchstradition die bis in's fünfzehnte Jahrhundert und höher hinaufgeht. Alle Präcedenzfälle und Exemplificationen werden bei neuen Entscheidungen sorgfältig in Betracht gezogen, und es gehört in der That keine geringe Wissenschaft und Umsicht in der Geschichte des Parlamentes dazu, diese Präcedenzfälle geschickt herauszufinden und juristisch zu verwerthen. Das vorliegende Buch enthält, was diesen Punkt betrifft, eine Unzahl von Beispielen, ja sein hauptsächlicher Zweck scheint darin zu bestehen, ein Rathgeber in diesen Fällen zu sein. Wir berühren nur ein Beispiel, z. B. welche Befugnisse und welchen Schutz die Parlamentsbeamten, der sergeant at-arms und seine Untergebenen, bei Ausführung der Befehle des Parlaments haben. Die Lords dulden nicht, daß Beamte des Hauses oder andere Personen bei Vollziehung ihrer oder der Befehle eines Ausschusses belästigt werden und schützen sie vor Prozeß-Verfolgung. Folgen nun die Beispiele, z. B. sehr ergötzlicher Art; so z. B. hatte John Bell M. P. den dienstthuenden Thürsteher F. Platz bei dem Westminster Court of Request verklagt, daß er seinen ihm während einer Debatte zur Aufbewahrung anvertrauten Regenschirm durch Unachtsamkeit verloren habe. Als der Gerichtshof den Verklagten zum Schadenersatz und zu den Gerichtskosten verurtheilt hatte, schritt das Parlament ein; Bell erhielt eine Vermahnung wegen ungebührlichen Betragens, die Clerks des Court of Request dagegen wurden, weil sie die Tragweite der Klage nicht erkannt hatten, ohne Weiteres entlassen.

Wie gesagt, das ganze vorliegende Buch dreht sich um solche Fälle, und ist wesentlich ein Handbuch für Parlamentsmitglieder, um sich über alle Theile des Herkommens und dessen, was als Brauch, Recht und Sitte gilt, zu unterrichten. Um einigermaßen einen Begriff von seinem Inhalte und dessen Gliederung zu geben, nennen wir die Ueberschriften der einzelnen Abschnitte, in die es zerfällt. Aktives Wahlrecht, Passives Wahlrecht, Berufung des Parlaments, Prorogirung und Vertagung

desselben, Gerichtsbarkeit der Lords, Ausstoßung von Mitgliedern, Privilegien, Beamte, Beistand der Civilgewalt, Verhaftungen, Veröffentlichung der Debatten, Schmähschriften, Privilegienbruch und Bestrafung desselben, Redefreiheit, Befreiung von Personalhaft und Auspfändung ꝛc. Zum Schlusse sind Eidsformulare und Aehnliches beigefügt. Für Solche, die sich genauer mit dem Getriebe der englischen Regierungsmaschine bekannt machen wollen, wird das Buch, welches alle unnützen Betrachtungen und Abschweifungen vermeidet, sehr lehrreich sein.

Frankreich.

Jules Simon über das Fabrikleben und die Familie.

Ueber diesen Gegenstand hat der rühmlichst bekannte Verfasser der philosophischen Werke über die „Pflicht" und über die „Freiheit" eine längere Abhandlung drucken lassen, welche auch außerhalb Frankreichs Beachtung verdient. Herr Jules Simon ist der Cato unter den französischen Philosophen, eine censorische, ernste Natur, die alle ihre Kraft und Kunst aufwendet, um der herrschenden Entsittlichung und Auflösung der Gesellschaft einen Damm entgegenzusetzen. Mit einem lebhaften Sinne für das Gute und Rechte, für Tugend und Sittlichkeit begabt, dabei voller Mitgefühl für die zahllosen schweren Leiden der niederen Stände, von denen er nicht etwa blos phantastische, sondern ganz konkrete Vorstellungen hat, widmet er seine Denkthätigkeit den gesellschaftlichen Problemen, um Wege und Mittel zu finden, dieselben zu lösen, und die Uebel, wenn nicht aufzuheben, doch wenigstens, so weit es angeht, zu lindern. Freilich ist dies ein Bestreben, in welchem er Mitbewerber genug hat! Denn die Kunst, sociale Uebelstände zu heilen, eine neue Gesellschaft zu konstruiren und die Menschheit zu beglücken, ist nachgerade bei der freien Konkurrenz, welche unsere Zeit verstattet, in einen ziemlich ähnlichen Mißkredit gerathen, wie, wenigens bei Vielen, die gewöhnliche Menschenleib-Heilkunst, oder Medizin, mit ihren Systemen, ihrer Allopathie, Homöopathie, Hydropathie u. s. w. Denn worauf laufen in letzter Instanz alle die zahlreichen Theoreme der socialistischen, kommunistischen, deistischen, atheistischen, materialistischen, idealistischen u. s. w. Gesellschaftskünstler und Weltbeglückungs-Ingenieure hinaus, als auf allgemeine Konkurrenz in der höheren Medizinalpfuscherei, theoretisch und praktisch? theoretisch im Zungenkampf, praktisch! — nun wir wissen das, und kennen auch das probate Mittel, welches eine in der Theorie überlebte, aber praktisch ewig junge Methode gegen akutes Weltbeglückungsfieber anwendet!

Jules Simon ist kein Socialist gewöhnlichen Schlages, kein Schwärmer, der Unmögliches erstrebt und Constructionen macht, bei denen an den materiellen Schwerpunkt gar nicht gedacht ist — nein, dazu ist er zu klar und überlegt, dazu kennt er die Welt viel zu gut — aber doch ist die Reconstruction der zerrütteten französischen Gesellschaft der Angelpunkt, um den sich seine ganze Philosophie dreht. Wir wissen aus einer früheren Besprechung seines Werkes über die „Freiheit," mit welchen Hebeln er diese Arbeit angreift, die so weit über alle Menschenkräfte und menschliche Weisheit hinausgeht; wir wissen, daß er, ein Idealist in der besten Bedeutung des Wortes, Alles von einer Wiederbelebung der ewig gültigen Moralprinzipien, wie sie im Gewissen sich offenbaren, erwartet, und aus dem Gewissen heraus die Grundzüge für seinen Neubau der Gesellschaft entwickelt. Seine Anschauungen haben etwas von der Strenge der Stoiker und dem Ernste des Kantischen kategorischen Imperativ's; nur, wie gesagt, mit dem Unterschiede, daß seine Philosophie praktisch ist und gewissermaßen im Feldlager lebt, in steten Kämpfen mit einem gefährlichen Feinde begriffen. Denn die Frage nach der Zukunft der Gesellschaft ist namentlich in Frankreich ernst genug geworden, um die Philosophie und das Denken zu veranlassen, aus der abgeschlossenen Studierstube herauszutreten und sich in das Getreibe der Welt zu stürzen. Jules Simon's Schriften enthalten, abgesehen vom Theoretischen, ein reiches Material und reiche Belege, aus denen man die sittlichen und gesellschaftlichen Zustände Frankreichs, wie sie im Lichte einer wirklich moralischen Vernunft erscheinen, kennen lernen kann; die glänzende Hülle, mit welcher Leichtsinn und Frivolität die entsetzlichen Schäden verkleistert, fällt hier weg, und wir sehen eine Fäulniß- einen Desorganisations-Prozeß, der uns mit Grauen erfüllt, und uns, da wir leider an ähnlichen Schäden leiden, auch für unsere Zukunft besorgt macht.

Die zu besprechende Abhandlung unseres Philosophen trägt die Ueberschrift: „Le salaire et le travail des femmes" und scheint bestimmt, den Anfang einer Reihe von „Sittenstudien" (Études morales) zu bilden, die sich auf einzelne, ganz positive Lebensverhältnisse beziehen. So ist auch hier die Seidenfabrication von Lyon der eigentliche Gegenstand der Betrachtung. Unter andern Händen wäre aus dem Gegenstande eine national-ökonomische Studie geworden; wir hätten erfahren, von welcher Wichtigkeit die Seidenfabrication von Lyon für die Finanzen Frankreichs und seinen Handel sei, wie viel Menschen sie Brod gewähre, welche Chancen sie für die Zukunft habe, welche Konkurrenz ihr drohe ꝛc. Alles dieses erfahren wir von J. Simon gleichfalls, aber außerdem noch vieles Andere, was der herrschende Materialismus gewöhnlich gänzlich außer Acht läßt.

Das Fabrikwesen ist ein bedeutender Faktor im modernen Staatsleben geworden, und hat bei dem raschen Aufschwunge, den es genommen, große Veränderungen in den gesellschaftlichen Zuständen bewirkt; Veränderungen, die theilweise von bedenklicher Natur sind und die volle Wachsamkeit der Staatsleiter und Menschenfreunde in Anspruch nehmen.

Das Fabrikwesen in seiner Verbindung mit der Maschine ist eine Schöpfung Englands und steht und fällt mit demselben. Die unabweisbare Nothwendigkeit, der englischen, Alles überwuchernden Industrie, ihrer alle gewerbträgen Völker ausbeutenden Kaufherrschaft einen Damm zu setzen, hat Frankreich, Deutschland, selbst Rußland und andere Staaten veranlaßt, alle Segel beizusetzen, um ihm Konkurrenz zu machen und die Früchte des Fleißes und der Anstrengung dem eigenen Lande zu erhalten. So ist denn die Industrie eine Macht geworden, die jetzt ziemlich unbestritten in allen inneren Fragen der Staaten die Oberhand hat. Es kann nicht in Abrede gestellt werden, daß die kräftige Anregung, die dadurch in die Völker gekommen ist, vortheilhaft auf ziemlich alle Zweige menschlicher Thätigkeit gewirkt und zur Ausbeutung von Schätzen geführt hat, die lange Zeit todt und unbenutzt gelegen hatten, daß der Nationalreichthum gewachsen, daß Kunst und Wissenschaft neuen Aufschwung genommen, daß das materielle Wohlsein in vielen Kreisen gefördert worden ist; andererseits aber ist man jetzt, wo wir wieder an einem geschichtlichen Haltepunkte angelangt sind, über Manches stutzig geworden, das man sich früher im Rausche des Erfindungseifers und des Civilisationsstolzes nicht recht zu gestehen wagte. Es ist die Frage, welchen Einfluß die zum Hauptfaktor des Staatslebens gemachte Industrie auf das Volksleben im Allgemeinen übe, und ob derselbe ein vortheilhafter oder ein nachtheiliger sei. Die Frage ist ernst, und doppelt ernst in der unruhigen und schwankenden Zeit, in der wir leben; es ist also ein Gebot der strengsten Pflicht, daß wir aufrichtig gegen uns selbst seien, und das, was als geschichtliche Erfahrung vor uns liegt, ungescheut aussprechen.

Die Industrie, wie sie die Konkurrenz mit den großen Handelsnationen hervorgerufen, hat die Völker zu einer so fieberhaften Thätigkeit und Betriebsamkeit angespannt, daß darunter die geistige und leibliche Gesundheit derselben leiden muß. — Wird dem nicht nach allen Gesetzen der Erfahrung eine Erschlaffung folgen? Schon sind die Folgen davon in der Routine sichtbar, die auf allen Lebensgebieten um sich greift; in der Routine, die sich z. B. in Kunst, Wissenschaft als Gewerbsmäßigkeit und Mittelmäßigkeit ausspricht. — Durch die Ablenkung des Geistes von allen Gebieten, die über diese Schleuderfertigkeit und Gewerbsmäßigkeit hinausliegen, entsteht das, was wir Materialismus nennen und worüber so sehr und so allgemein geklagt wird.

Die Production zur Ausfuhr findet ferner ihre Gränze daran, daß endlich die Märkte fehlen und die Käufer und Konsumenten ausgehen. Wie groß die Erde auch ist, England hat bereits ihre Gränze ermessen, und muß, um seinen Produkten Abnehmer und seinen Arbeitern Beschäftigung zu verschaffen, bereits zu Mitteln greifen, die nicht mehr naturgemäß sind.

Englische Staatsmänner und Zeitungen haben es offen eingestanden, daß China z. B. mit so und so viel Millionen Pfd. Sterling in dem Budget der nächsten Jahre veranschlagt sei, und daß man den Chinesen jährlich so und so viel englischer Waaren „in den Leib propfen müsse." Der letzte Krieg in China hatte den in Europa eingestandenen Zweck, das hinterasiatische Reich für den englischen Markt wenigstens mittelbar zu erobern. Es liegt auf der Hand, daß, wenn eine Nation nach der andern ihre Industrie auf die vorherrschende Ausfuhrproduction einrichtet und demgemäß künstlich fördert, sehr bald die Käufer und Abnehmer fehlen werden und die Erde viel zu klein für alle diese Industrien werden muß. Die Ueberproduction hat Krisen zur Folge, die höchst verderblich in das Staats- und Volksleben eingreifen; die Verschleuderung von Arbeits- und Geldkräften geht in's Unendliche, wenn man die große Masse der Erzeugnisse in Betracht zieht, die keinen Käufer und keinen Verbraucher finden, und entweder nutzlos in den Vorrathshäusern und Läden verkommen, oder wieder als Rohmaterial verbraucht werden.

Welchen Einfluß die neuere Industrie auf das Volksleben noch gehabt hat, brauchen wir hier nur anzudeuten: Bereicherung einzelner Klassen, Verarmung der mittleren Stände in Folge der Entwerthung der Handarbeit, Schaffung des Proletariats, Herrschaft des Kapitals mit seinem Gegensatze, der Hungerempörung u. s. w.

Wenn es ein Land giebt, in dem die üblen Seiten des Industrialismus doppelt nachtheilig und gefährlich wirken müssen, so ist es Frankreich in seiner Zerrüttung aller bürgerlichen Verhältnisse, wie sie die große Revolution zurückgelassen und neue Revolutionen stets noch vergrößert haben. Während England in seiner dehnbaren und das Treiben des Einzelnen nicht beengenden Verfassung bisher einen wirksamen Schutz gegen die offen zu Tage liegenden schädlichen Folgen seines Industrialismus gefunden hat, kämpft die französische Gesellschaft mit denselben auf Tod und Leben. Die Februar-Revolution von 1848 war eine Proletarier-Revolution, ein Sturz der Bourgeoisie, d. h. jenes Standes, der wesentlich den Industrialismus vertrat. In unbegreiflicher Verblendung entfesselte er selbst den Sturm, der ihn bald zu verderben drohte, und wahrscheinlich auch verdorben hätte, wenn die Vorsehung nicht den klugen Bändiger der Revolution an's Ruder geführt.

Wäre es den socialistischen (und späterhin ohne Zweifel den kommunistischen) Gesellschaftskünstlern, wie Louis Blanc u. s. w. gelungen, dauernd die Herrschaft zu behalten, gewiß, es wären Zeiten für Frankreich gekommen, gegen welche die Schreckenszeit der ersten Revolution hätte erblassen müssen; eine Sekte nach der andern, eine fanatische Partei nach der andern würde die tollsten Versuche mit der unglücklichen Mehrzahl der Franzosen gemacht haben, um ihre hirnverbrannten Systeme durchzuführen und den seligen Zustand vollkommenster Volksbeglückung zu verwirklichen. Socialisten und Kommunisten stimmen darin überein, daß sie sich diesen künftigen paradisischen Zustand der Menschheit unter dem Bilde einer großen Fabrik vorstellen, weil ihre Phantasie wesentlich die des Fabrikarbeiters ist, der von den Zuständen der übrigen Menschen gar keinen Begriff mehr hat, der keinen Familienheerd, kein Familienleben mehr kennt, dessen Gedanken sich allein um Tagelohn, Arbeitsstück, Fabrikreglement und rohe Vergnügen drehen.

Frankreich ist das Heckmest dieser tollen Systeme, die an Keckheit und Ruchlosigkeit Alles hinter sich lassen, was je von Menschen gedacht und gesagt worden ist. Will die französische Gesellschaft genesen, so muß sie zu sich selbst kommen; sie muß diese Doktrinen, mit welchen ein gesundes Volksleben schlechterdings unverträglich ist, ausstoßen und moralisch überwinden. Sonst ist keine Rettung zu hoffen, geschweige denn bürgerliche Freiheit.

Von diesem Standpunkte aus müssen wir das Bestreben eines Mannes, wie Jules Simon, auffassen; er ist ein Kämpfer für das normale gesunde Volksleben, das in Frankreich immer noch hin und wieder vorhanden ist, gegen die eben besprochenen Theorien, ein Kämpfer für die Moral gegen die in's System gebrachte Zuchtlosigkeit und Verlüderung.

Mit Recht erkennt er in der Familie die Grundlage des Staates, und seine tiefste Trauer ist eben die, daß diese in Frankreich tief angegriffen und vielfach zerstört ist; auf die Erhaltung, auf die Stärkung, auf die Heiligung des Familienlebens ist daher sein ganzes Augenmerk gerichtet und von diesem Punkte betrachtet er auch die vorliegende Frage. Er zeigt, daß die Fabrik das Familienleben zum größten Theile aufhebe und darauf den nachtheiligsten Einfluß ausübe; er will die Mittel angeben, wie bei der Seidenfabrication zu Lyon, die einer bedeutenden Umgestaltung entgegengeht, das Familienleben der Arbeiter so viel als möglich geschont werden könnte. Er betrachtet, was nicht alle Leute thun, die Fabrikarbeiter, namentlich aber das schwächere Geschlecht unter denselben, als menschliche Wesen, nicht blos als Arbeitsmaschinen.

Wir heben hier ein Paar Stellen aus, die von der wahrhaft humanen Gesinnung unseres Autors Zeugniß geben. Nachdem er von den Krippen und den Asylen gesprochen, wo man die kleinen Kinder der Arbeiterfrauen während der Arbeitszeit unterbringt, fährt er fort:

„Was fehlt denn dieser Frau, dieser Mutter noch, um glücklich zu sein? es fehlt ihr die Gegenwart ihres Kindes. Wenn in der Welt Alles damit gut wäre, daß man ein Dach für sein Haupt, Kleider und Nahrung hat, so könnte man gegen dieses gemeinschaftliche Leben nichts sagen. Das Brot ist reichlich, die Nahrung gesund, der Körper leidet nicht; aber die Seele leidet. Diese Frau wird jeden Augenblick in ihrer Scham verwundet, in ihrer Keuschheit bedroht; jenes Eheweib lebt fern von ihrem Manne, indem sie selbst nicht die Mahlzeit mit ihm einnimmt, und ihn erst Abends wiederfindet, wenn Beide erschöpft und abgejagt aus ihren Werkstätten kommen; hier, die Mutter umarmt ihr Kind nicht am hellen Tage, sie verschlingt es nicht mit ihren ergötzten Augen, sie ist nicht bei seinem ersten Stammeln zugegen, sie erfreut sich nicht an seinem ersten Lächeln. Sonderbare Verblendung jener Mechaniker des socialen Lebens, welche Alles durch ein Räderwerk abmachen: die Krippe für das Wiegenkind, die Werkstatt für den Erwachsenen, das Spital für Krankheit und Alter! Sie denken an alle Bedürfnisse der menschlichen Natur, nur nicht an das Herz, dessen Klopfen sie nicht fühlen. Sie werden sich große Mühe geben, die Quantität Luft und Nahrung zu bemessen, die eine Arbeiterin braucht, sie werden Gesetze vorschlagen, damit ihre Arbeit nicht über ihre Kräfte verlängert werde; aber sie werden nichts thun, damit diese Arbeiterin ein Weib sein könne. Sie wissen nicht, daß die Frau nur groß durch die Liebe ist, und daß die Liebe sich nur im Heiligthume der Familie entwickelt und kräftigt."

„Wenn man den Werkstätten, den Krippen, den Schulen, den Spitälern die letzte Vollendung gegeben haben wird, wenn es, Dank den Eroberungen der Philanthropie, wohl bewiesen sein wird, daß der Arbeiter in dem gemeinschaftlichen Leben mehr Wohlsein findet, als er sich im Familienleben träumen lassen könnte; so wird doch der einzige Umstand, daß die Frauen mit ihren Männern und Kindern zugleich in diese neue Organisation treten, wo gemüthliche Beziehungen so wenig Berücksichtigung finden, ein wahrhaftes sociales Unglück sein. Die Frauen sind gemacht, um ihr Leben zu verbergen, um das Glück in ausschließlichen Herzensneigungen zu suchen, und um friedlich die enge Welt der Familie zu regieren, welche ihrer natürlichen Zärtlichkeit nothwendig ist. Die Fabrik, die etwas vom Kloster und der Kaserne hat, trennt die Glieder der Familie gegen den Willen und Wunsch der Natur; sie setzt an die Stelle der Autorität des Gatten und Vaters die Autorität des Reglements, des Fabrikherrn und des Faktors, und die frostige Unterweisung des Schulmeisters an die Stelle der lebendigen Moral, die eine Mutter mit ihren Küssen und Thränen in des Kindes Herz pflanzt. Wenn die Sittlichkeit ihre Reinheit und Kraft bewahren oder wiederfinden soll, ist die erste von allen Bedingungen, daß die Frau zum Herde, die Mutter zur Wiege zurückkehre. Das Haupt der Familie muß seine Beschützermacht ausüben können, die es von Gott und der Natur hat; die Frau muß im Manne den Führer, den Beschützer, den treuen und starken Freund finden, den sie braucht; das Kind muß sich, ohne daran zu denken, an die Sorgsalt und Zärtlichkeit seiner Mutter gewöhnen...... Das Kind, welches in der prosaischen Wiege einer Krippe geschlafen hat und nicht am Lichte der Sonne geküßt worden ist von den einzigen zwei Wesen, die es in Wahrheit lieben, ist nicht gerüstet wider die Kämpfe dieses Lebens; es besitzt nicht, wie wir, jenen Grundstock zarter und mächtiger Religion, der uns ohne unser Wissen tröstet, der uns vom Bösen zurückhält ohne daß wir eine Anstrengung zu machen brauchen, und uns, wie durch einen geheimen Zug der Natur, zum Guten hinleitet. Am Tage schrecklicher Prüfungen, wenn man glauben sollte, das Herz wäre durch Trotz und Leiden ausgedörrt, erinnert man sich, wie in einem Zaubergesichte, an die tausend Kleinigkeiten, die man gar nicht erzählen könnte und die uns mit Lust durchbeben, an jene Thränen, an jene Küsse, an das theure Lächeln, die ernste und dabei sanfte, von einer rührenden Stimme gewisperte Belehrung. Die lebendige Quelle der Moral ist hier; nirgends anders. Wir können Bücher schreiben und Theorien aufstellen über Pflicht und Opfermuth; aber die wahren Lehrer der Sittlichkeit sind die Frauen."

Man sieht, diese Worte kommen aus einem warmen Herzen, welches tiefe Blicke in's Innere gethan; aber wie sollen solche Worte verstanden, wie gewürdigt, wie befolgt werden in einer Gesellschaft, wo die Frauen, denen die Umstände erlauben würden, sich ihrem so hohen Berufe zu widmen, alles Muttergefühl bei Seite setzen und ihre Kinder vernachlässigen, um der Sittenlosigkeit oder wenigstens eitlen Vergnügungen zu fröhnen? Gleich im Eingange sieht sich Jules Simon veranlaßt, den französischen Frauen eine Philippika entgegenzuschleudern, die leider auch in Deutschland vielfach am rechten Platze sein dürfte. „Die absoluten Geister, die sich stets in Extremen gefallen, verlangen, daß die Frauen zu gar keiner schweren Arbeit angehalten werden sollen. Ihr Haus leiten, ihrem Manne gefallen, ihre Kinder erziehen, das ist nach ihnen die ganze Bestimmung der Frauen."

Der Verf. sucht das zu widerlegen, obgleich es selbstverständlich eine Thorheit ist, im Angesichte der zwingenden Nothwendigkeit eine solche Anforderung zu stellen, und fährt später fort;

„Diese Theorie sieht, wie viele andere, sehr schön aus; aber sie hat mehr Schein als Wahrheit. Daraus, daß die erste Pflicht der Frauen ist, ihrem Manne zu gefallen und ihre Kinder zu erziehen, folgt noch gar nicht, daß dies ihre einzige Pflicht sei. In reichen Familien wird dieser Schluß indeß als eine unangreifbare Wahrheit angenommen; Männer und Frauen kommen darin überein, daß die Frauen mit Ausnahme der

Pflichten als Familienmütter, auf der Welt gar nichts zu thun haben. Und da diese einzige Beschäftigung, selbst gewissenhaft erfüllt, für die meisten von ihnen immer noch lange Mußestunden offen läßt, so verdammen sie sich mit peinlicher Absichtlichkeit selbst zu den Qualen und der Pein des Müßigganges; ihr Geist verkümmert durch dieses naturwidrige Verhalten; ihre Gefühlsamkeit überspannt und verfälscht sich, durch eigne Schuld verfallen sie kindischen Lüsteleien und einer krankhaften Abspannung, die eine mäßige Beschäftigung ihnen sparen würde. Dieses Vorurtheil geht so weit, daß es wohl bürgerliche Familien giebt, deren Vater nur mit großer Anstrengung ihre Bedürfnisse zu befriedigen im Stande ist, während seine Frau, eine musterhafte Gattin und zärtliche Mutter, die der Hingebung und Aufopferung fähig ist, ihre Zeit mit Besuchmachen, Klavierspielen und mit Sticken irgend welchen Krägelchens verbringt......

„Man muß zugestehen, wenn die reichen Frauen nicht genug arbeiten, so arbeiten zur Ausgleichung die armen Frauen zu viel. Für sie gerade sind die Sorgen der Wirthschaft beschwerlich und erschöpfend. Es ist ein großer Unterschied, einer Magd Befehle zu geben oder selbst Magd zu sein, die Amme, die Gouvernante, die Lehrerin zu überwachen, oder ohne Beihülfe alle leiblichen und geistigen Bedürfnisse des Kindes zu befriedigen. Die Glücklichen der Welt, welche sich begnügen, die Armen aus der Entfernung zu unterstützen, haben gar keinen Begriff von all' der Mühe, die man sich für die geringste Sache geben muß, wenn das Geld mangelt; keinen Begriff von der hülfreichen Thätigkeit, welche eine Familienmutter in ihrer niederen Wirthschaft entfaltet, damit der Mann, wenn er von der Arbeit kommt, seine Entblößung nicht zu sehr fühle, damit die Kinder reinlich gehalten werden und weder Frost noch Hunger leiden. Oft ist in einem Winkel der Dachstube neben der Wiege des Neugebornen die Lagerstätte des Großvaters, der, nach einem harten Arbeitsleben, der Sorge der Seinigen anheimgefallen ist.

„Die arme Frau sorgt für Alles; sie ist am Morgen die erste auf, die letzte in der Nacht zu Bett. Wenn ihr ein Augenblick übrig bleibt, wenn ihre alltägliche Arbeit zu Ende ist, waffnet sie sich mit ihrer Nadel und vervollständigt oder bessert die Kleider der ganzen Familie aus; denn sie ist in allen Dingen die Vorsehung ihrer Familie; sie beunruhigt sich über ihre Krankheiten, sieht ihre Bedürfnisse vorher, bittet die Arbeitsgeber, beschwichtigt die Gläubiger, macht unschuldige und ohnmächtige Versuche, das Uebermaß des gemeinsamen Elends zu verstecken, und findet endlich mitten in ihren Sorgen und Qualen eine Liebkosung, ein Herzenswort, um ihren Mann zu ermuthigen und ihre Kinder zu trösten."

Ein guter Arbeiter verdient, nach J. Simon, im Durchschnitt zwei Francs täglich; zum Lebensunterhalt einer Familie brauche man aber selbst bei der größten Sparsamkeit mindestens drei Francs. Hieraus folge, daß die Frau das Uebrige erarbeiten müsse; ein Arbeiter könne für sich allein keine Familie ernähren. Turgot hat die Lehre aufgestellt, die nun ihre Früchte trägt: „In jeder Art Arbeit muß es dazu kommen, daß die Löhnung des Arbeiters sich auf das beschränke, was nöthig ist, um ihm die Existenz zu sichern;" und so ist es gekommen, daß die Fabrikanten nach und nach die Arbeit der Frauen an Stelle der Männer eingeführt haben, und man weiß, was draus geworden sein würde, zum großen Nachtheile des Menschengeschlechts und zum großen Schaden der Moral, wenn der Gesetzgeber sich nicht beeilt hätte, die Kinder gegen die schrecklichen Nothwendigkeiten der Konkurrenz zu schützen.

Des Verfassers Bestreben, das zu der vorliegenden Arbeit Anlaß gegeben, ist also wesentlich dahin gerichtet, eine Ausgleichung zwischen den Interessen der Industrie und denen der Familie, woran der Staat so wesentlich betheiligt ist, zu treffen. Dieses versucht er an dem Beispiele der Lyoner Seidenfabrication darzuthun. Da auch dies ein interessanter Gegenstand ist, so wollen wir aus der reichen Fülle von Material in Kürze dasjenige hervorheben, was von hauptsächlicher Wichtigkeit ist.

Die Lyoner Seidenfabrication, so wichtig und umfangreich dieselbe auch ist, wird nicht eigentlich fabrikmäßig, sondern in einer Weise betrieben, die über die Eigenthümlichkeit der neuern Industrieformen weit hinausgeht und an vergangene Jahrhunderte erinnert. Der Fabrikant ist ein Unternehmer, der die Seide in Strähnen kauft und sie außer dem Hause in Werkstätten arbeiten läßt, von denen er weder der Eigenthümer noch der Leiter ist, um sie dann als Gewebe in den Handel zu bringen. Seine Thätigkeit umfaßt drei Dinge: die Seide einkaufen, die Verarbeitung überwachen und den Stoff zu verkaufen. Ein Comtoir, ein Magazin und zwei oder drei Kommis genügen, um das ganze Geschäft zu verwalten. Der Einkauf der Seide, deren Erzeugung bekanntlich mannigfachen Fährlichkeiten unterworfen ist, die auf den Preis großen Einfluß haben, ferner die rasch wechselnde Mode, sind Dinge, die in demselben, da der Werth der liegenden Vorräthe ein sehr schwankender ist, große Umsicht und Klugheit erfordern. Zu gleicher Zeit muß der Fabrikant künstlerischen Geschmack besitzen, um die zu wählenden Farbenabstufungen, die Muster und die Ausführung derselben beurtheilen zu können — eine Sache, worin bekanntlich die französische Industrie ihre Hauptstärke hat.

Dabei ist ein bemerkenswerther Umstand zu berücksichtigen, der wohl ziemlich einzig in seiner Art ist. Das Geschäft der Seidenfabrication zu Lyon wird ohne allen kaufmännischen Kredit getrieben und hält doch die Konkurrenz der englischen Seidenfabriken siegreich aus. Die Fabrikanten von Lyon kaufen die Seide auf 60 Tage, unter der Bedingung, von dem Kaufpreise Interessen zu zahlen, wenn sie die Frist ablaufen lassen, und keine zu zahlen, wenn der Preis innerhalb zehn Tagen berichtigt wird. Das Geschäft ist also sehr vorsichtig und solid. Gewöhnlich zahlen sie sogar voraus, und der Kaufmann, der die Frist von zehn Tagen verstreichen läßt, schadet seinem Rufe. Lyon zählt jährlich kaum einen Bankerott, obgleich das Geschäft, wie oben bemerkt worden, den größten Chancen unterworfen ist. Daher kommt es, daß, so wie der Absatz zu stocken anfängt, die Fabrikanten sofort ihre Einkäufe mindern.

Wenn sie, wie die Engländer, eigne Fabriken besäßen, so würden sie in diesem Falle eine Masse von Arbeiten auf dem Halse, ein bedeutendes Arbeitsgeräth und große Grundstücke haben, die vorläufig nichts brächten; oder würden sich gezwungen sehen, selbst in Zeiten der Krisis um jeden Preis zu arbeiten. Andererseits ist dies der Grund, warum die Lehrjungen-Schulen zu Jujurieux, Tarare und La Séauve mit großen Schwierigkeiten kämpfen und nicht recht gedeihen wollen.

Die alte Handarbeit zu Lyon und überhaupt in Frankreich, hat sich, wie gesagt, siegreich gegen die englische Konkurrenz behauptet, selbst ohne sich etwa blos ausschließlich auf Geschmacksartikel zu legen. Nur etwa 5000 Webestühle, die sich dazu meist nicht in Lyon und im Departement der Rhône befinden, werden in Frankreich durch mechanische Kraft in Bewegung gesetzt. Hauptsächlich ist dieser Umstand den geschickten Musterzeichnern und dem Geschmacke zuzuschreiben, gegen welche zwei Dinge die Engländer, trotz glänzend ausgestatteter Musterzeichenschulen, nicht aufkommen können. „Engländer, wie Deutsche," sagt J. Simon, „kopiren uns nur. In diesem Sinne ist Lyon eine Werkstatt einer Weltmusterzeichenschule geworden. Der englische oder deutsche Arbeiter ahmt das Stück peinlich genau nach: Zeichnung, Farbe, Abschattung, Alles findet sich in der Kopie wieder, ausgenommen ein gewisses Originalansehen, das ihm sein Siegel aufdrückt." Das ist freilich mit glatten Stoffen anders und hierin hätten die Franzosen allerdings eine Ueberflügelung zu befürchten, wenn sie auch bis jetzt noch nicht eingetreten ist.

Wenn der Lyoner Fabrikant die Seide gekauft hat, läßt er sie zwirnen und färben, und giebt dann einem Arbeiter davon so viel, als genügt, um ein bestimmtes Stück zu weben. Der Arbeiter trägt sie heim mit dem Muster und den Kartons, wenn es ein gemusterter Stoff werden soll. Dann läßt er sie von der Schererin (ourdisseuse) und Aufzieherin (remetteuse) auf den Webstuhl bringen. Wenn er das Stück fertig hat, trägt er es dem Kaufmann heim und erhält sofortige Bezahlung. Er selbst ist der Herr der Werkstatt, und bezahlt von dem Verdienste wieder die Personen, die er zur Hülfe braucht. Solche Werkstätten giebt es in Lyon sehr viele; nicht gerade einladende Lokale in Privathäusern, in welchen eine Anzahl Webstühle arbeiten und sonstige zur Sache gehörige Beschäftigungen verrichtet werden. Der Werkstattherr und seine Frau führen dabei einen Haushalt, in welchem die Unterarbeiter und Arbeiterinnen zugleich Beköstigung finden — also ein Verhältniß, wie bei uns die kleinere Tuchmacherei betrieben wird. Die Werkstatthalter stehen sich erträglich, dagegen ist die Löhnung der Arbeiterinnen, die nicht eigentliche Weberinnen sind, sehr gering. Eine Hasplerin verdient nur acht Francs wöchentlich; eine Hasplerin-Suppe gilt sprüchwörtlich zu Lyon für dürftige Nahrung. Eine Zettlerin verdient täglich wohl 1 Franc bis 1 Francs 25 Cent.

Herr J. Simon giebt eine lange Aufzählung von Arbeiterinnen-Klassen und Angabe ihrer Löhnung; indeß trauen wir uns nicht alle, die einzelnen Namen richtig zu übersetzen, da hierzu eine genaue technische Kenntniß der Lyoner Seidenfabrication gehören würde.

Die drei Hauptfeinde der Arbeiter sind, wie überall, die Arbeitslosigkeit (le chômage), die Krankheit und das Alter. Die Arbeit reicht eben hin, um den Hunger zu stillen, und so ist das Leben dieser Menschen ein fortwährender, oft verzweifelter Kampf gegen den Hunger. Uebrigens tragen selbst die ärmeren Leute zu Lyon Bedenken, ihre Kinder, namentlich Mädchen, zu diesem Gewerbe zu geben, jedenfalls, weil sie das Elend stets vor Augen haben. Die Lehrlinge werden ziemlich weit hergeholt, selbst aus dem Dauphiné, aus der Provence und Auvergne; aber auch

dort haben sich die daheim gebliebenen Eltern der Kinder zeitig genug Skrupel gemacht, namentlich in Betreff der Sittlichkeit, da das familienlose Leben während der Lehrzeit sehr viele auf Abwege führt. Um diesem abzuhelfen, hat man freilich eine Lehranstalt in der Nähe von Lyon errichtet, aber dieses Institut, eine schreckliche Ineinanderbildung von Fabrik, Schule und Kloster ist derart, daß Jeder, der menschliches Gefühl hat, davor erschrecken muß. Kloster ist es, insofern sie unter der Leitung von Nonnen steht; nun denke man sich Klosterzucht und Fabrikreglement in Harmonie auf junge Mädchen von 13 Jahren an aufwärts angewendet; täglich 15 Stunden Thätigkeit, wobei auf Frühstücken, Bettmachen, Essen etwa drei Stunden abgehen, dabei den Sonntag mit zweimaligem Gottesdienste, Catechisation, Sonntagsschule (Wochenschule existirt nicht), bedacht, und alle sechs Wochen einen Ausgang. Das ist mehr als Zuchthaus. Uebrigens hat der Erzbischof von Lyon vor Kurzem eine Ordensgemeinschaft von Schwestern gestiftet, deren Zweck es sein soll, die Privatpensionate der Lehrmädchen zu beaufsichtigen, um sie von dem Wege des sittlichen Unterganges möglichst abzuhalten. Jedenfalls ist dies, wie J. Simon anerkennt, ein Fortschritt zum Bessern und ein richtigerer Weg, um den vorliegenden Zweck zu erreichen, als jene widrige Verbindung von Kloster und Zuchthaus.

Der Vorschlag, den J. Simon macht, besteht darin, die Seidenfabrication möglichst in der alten Weise fortzuführen, und dabei die Webstühle und Werkstätten, wie man schon angefangen hat, aus Lyon mit seinen hohen Lebensmittelpreisen und seinen ungesunden Mauerlöchern auf die umliegenden Dörfer anzusiedeln. Der Mann könne z. B. dem Ackerbau nachgehen, während die Frau am Webstuhle arbeite; der Lebensunterhalt sei auf dem Lande wohlfeiler als in der Stadt, also könnten die Leute auch etwas verdienen; die Landmädchen und Frauen seien anstellig genug, um bald die Kunst zu lernen; selbst mechanische Kräfte ließen sich auf Dörfern, wenn die Sache einmal allgemeiner geworden, leicht zur Hülfe nehmen; was aber die Hauptsache sei, bei solcher Fabricationsweise bliebe die Beschäftigung gesund, einträglich und die Menschen lebten dabei in Familie, könnten ihre Kinder erziehen u. s. w. Nur keine englischen Ergastula, keine Kasernfabriken! Auf die Ausführung, wie diese Punkte im Einzelnen besprochen werden, können wir nicht eingehen.

Paul Pelisson, ein Günstling Ludwig's XIV.

Das goldene Zeitalter der Literatur unter Ludwig XIV., dessen glänzender Hof den Mittelpunkt und Herd derselben bildete, ist ein Gegenstand, dem sich auch heute noch die französischen Literatur- und Geschichtsforscher mit Vorliebe zuwenden; und dies um so mehr, als derselbe keineswegs erschöpft ist. Ganz abgesehen davon, daß unsere deutsche Art und Weise, die Literaturgeschichte in ihrem innern geistigen Entwickelungsgang und ihrer ganzen Pragmatik zu erforschen und darzustellen, in Frankreich nur sehr allmählich Nachahmung findet, bleiben, selbst wenn die Heroen jener Zeit — was gar nicht der Fall ist — erschöpfend behandelt wären, noch eine Menge Sterne zweiter und dritter Größe übrig, die bisher nur sehr geringe Berücksichtigung gefunden haben, deren genauere Bekanntschaft zu machen aber fast unumgänglich nothwendig ist, wenn man sich ein anschauliches und möglichst vollständiges Bild von jener ganzen Periode machen will.

Ein solcher ist Pelisson, über den soeben ein Buch erschienen ist: „Pelisson, étude sur sa vie et ses oeuvres, suivie d'une correspondance inédite du même, par M. Marcou."* Wir entnehmen über diesen Schriftsteller leichterer Gattung, der außerdem durch seine Stellung am Hofe in den Vordergrund gerückt wird, so viel, als für unsern Zweck genügend erscheint.

Pelisson war 1624 zu Castres geboren und gehörte einer parlamentarischen Familie an, die dem Protestantismus ergeben war. Seine Rechtsstudien machte er zu Toulouse, und nachdem er daselbst seine „Paraphrase des Institutions de Justinien" veröffentlicht hatte, begab er sich zum ersten Mal auf einige Zeit nach Paris, kehrte aber später nach Castres zurück, um dort eine Advokatenstelle zu übernehmen. 1650 kam er von dort wieder nach Paris und nun für immer. Er kaufte sich nämlich die Stelle eines königlichen Sekretairs (secrétaire du roi). Unbekannt und ohne Protection bei seiner Ankunft in Paris, gelang es ihm doch, durch seine geselligen Talente der gefeierte Held der damals berühmtesten Salons und sogar das Orakel der Akademie zu werden. Freilich kam ihm dabei der Umstand zu statten, daß gerade damals einige der beliebtesten Schöngeister von Paris abwesend waren und so neuen Talenten und Namen gestatteten, sich geltend zu machen. Er wußte sich das zu Nutze zu machen, verband sich mit allen Berühmtheiten, die damals Paris besaß und herrschte bald im Salon von Fräulein de Scudérie, welcher uns in Marcou's Buche sehr anschaulich geschildert wird. Niemand drechselte besser, als er, solche kleine Verschen, wie sie damals in der Mode waren, und inmitten dieser liebenswürdigen und leichtsinnigen Welt behauptete er eine eben so gute Haltung, wie Voiture selbst. Drei Jahre nach seiner Ankunft in Paris veröffentlichte er seine „Relation de l'histoire de l'Académie française," und dieses Buch trug ihm von Seiten seiner akademischen Freunde eine Ehre ein, deren kein Anderer weder vor ihm, noch nach ihm theilhaftig geworden ist. Es wurde ihm nämlich der erste Stuhl der Akademie, der demnächst vacant werden würde, zugesichert und zugleich das Recht ertheilt, sofort ihren Sitzungen beizuwohnen.

Sein Verdienst als Schöngeist, wie noch mehr seine geschäftlichen Kenntnisse, trugen ihm die besondere Gunst des königlichen Oberintendanten Fouquet ein, mit dem er in dem Salon der Fräulein von Scudérie näher bekannt geworden war. Derselbe machte ihn zu seinem Sekretair (commis), und so war er in das Finanzfach gerathen, das seine Stellung hinlänglich befestigte — leider nur für kurze Zeit. Denn als Fouquet wegen verschiedener mißlicher Dinge in Ungnade fiel, wurde Pelisson, als sein Sekretair, der von Vielem wissen mußte, in seinen Sturz verwickelt und eingekerkert. Marcou, sein Biograph, sucht ihn als unschuldig darzustellen. Nach fünfjähriger Haft wurde er indessen auf Befehl des Königs freigelassen und von ihm zuerst als offiziöser, später als offizieller Historiograph des Hofes angestellt; wahrscheinlich, weil man seine scharfe Feder fürchtete — denn er hatte nach seiner Freilassung den König selbst angegriffen. Späterhin wurde Pelisson katholisch, nachdem er vorher eifriger Protestant gewesen. Marcou sucht seine Bekehrung als eine aufrichtige nachzuweisen. Nach diesem Uebertritte wurde er maître des requêtes, was damals eines der wichtigsten Aemter der Staatsverwaltung war, und erfreute sich von nun an der vollkommensten Gnade Ludwig's XIV., der ihn sogar am Unterricht des Dauphin's mitarbeiten ließ. Endlich wurde er sogar zum königlichen Oekonom ernannt, d. h. mit einem Amte betraut, das ziemlich einem Ministerium der geistlichen Angelegenheiten gleich kam. In der That hatte er auch die Weihen genommen und war Geistlicher geworden. So starb denn der ehemalige Jurist, Dichter, Salonmann, Finanzverwalter, Geschichtsschreiber, als Geistlicher und Oekonom des Königs im Jahre 1693.

Italien.

Literatur-Bericht aus Italien.*

Turin und seine Umgebung. — Bianchi Giovini. — Italien, von deutschen Dichtern besungen.

Der Professor der philosophischen Fakultät zu Turin, Dr. Baruffi, benutzt gewöhnlich die Ferien-Zeit zu einer größeren Reise, und verdanken wir ihm bereits mehrfache Früchte dieser Reisen. Es befinden sich darunter Beschreibungen von Griechenland, Schweden, Deutschland, Aegypten, England und Frankreich. Ueberall hat der gelehrte Verfasser genau beobachtet und geistreich dargestellt. Außer jenen größeren Reisen unternimmt der Verfasser aber auch alle Jahr eine Wanderung in die Umgebungen von Turin und liegt uns jetzt der 13. Jahrgang seiner Schilderungen vor.

Passeggiate dei dintorni di Torino, da G. F. Baruffi. XIII. Torino, 1859.

Ohnerachtet die Wanderskizzen dieses nicht blos mit seinen Büchern, sondern auch in der großen Welt lebenden Gelehrten hauptsächlich für die Einwohner von Turin bestimmt sind, verdienen sie doch auch in weiteren Kreisen bekannt zu werden, da sie nicht blos reichhaltige geschichtliche Nachrichten enthalten, sondern auch mit der Kunst und dem Leben dieser Hauptstadt bekannt machen. Den vorliegenden Spaziergang fängt der Verfasser bei dem Rathhause an, welches von dem Grafen Lanfranchi 1603 in reinem Styl erbaut worden. Unter den Säulenhallen desselben ward vor Kurzem dem Könige Carl Albert ein kolossales Standbild errichtet; den Eingang zieren die Standbilder des Prinzen Eugen von Savoyen und des Herzogs von Genua, zweiten Sohnes von Carl Albert.

---

* Paris, Didier, 1859.

* Vom Geheimen Justizrath Neigebaur.

Beide Standbilder von karrarischem Marmor hat ein hiesiger Banquier der Stadt geschenkt. Vor dem Rathhause steht die treffliche Gruppe von Palagi, den Kampf Amedeus VIII., genannt der graue Graf, mit den Sarazenen im heiligen Lande vorstellend; sie erinnert an Laocoon. Von den benachbarten Kirchen und Häusern weiß der Verfasser alles Beachtenswerthe zu berichten; z. B. von der Dominikaner-Kirche, daß sie 1214 gegründet wurde, als der heilige Franciscus hier durch nach Gallien reiste und der heilige Dominicus nach Frankreich zurückkehrte. Hier befindet sich das treffliche Gemälde von Guercino (il Rosario). Neben dem Rathhause beschreibt der Verfasser den Palast des Grafen Sclopis, der sich über den Porticini di Citta erhebt. Er macht uns aber auch mit den Bewohnern desselben bekannt. Graf Sclopis ist in der gelehrten Welt durch mehrere bedeutende Werke, besonders durch seine Geschichte der Gesetzgebung in Italien bekannt; er war der erste constitutionelle Justiz-Minister des Königreichs (S. Die Insel Sardinien von J. F. Neigebaur. Leipzig, 1855, bei Costenoble) und ist jetzt Vice-Präsident des Senats, Präsident der Gesellschaft zur Herausgabe der vaterländischen geschichtlichen Denkmäler u. s. w. Aber auch in das Innere seines Hauses führt uns der Verfasser ein; wahrscheinlich um den Unterschied gegen das Leben der Gesellschaft in andern Ländern zu zeigen. Anstatt großer Feste, wo Essen und Trinken, Kartenspiel und Langeweile die Freude der exklusiven Gesellschaft ausmachen, steht dieser Palast der wahren gebildeten Geselligkeit offen, indem der Hausherr mit seiner liebenswürdigen und geistreichen Gemahlin, der Gräfin Isabella, in seinen gastfreien Sälen nicht nur zahlreiche Bekannte täglich empfängt, sondern auch alle gebildeten Fremden, so daß dieser Palast der Mittelpunkt der guten und gebildeten Gesellschaft in Turin genannt werden kann. Der Verfasser bedauert nur, daß die zweihundert Kaffee-Häuser in Turin, und die zahlreichen Kasinos, Klubbs, Ressourcen u. s. w. der weiteren Verbreitung eines so schönen Familienlebens Abbruch thun. In der Basilica macht uns der Verfasser mit der geistlichen Brüderschaft (Societas Battitorum) bekannt, vor welcher im Jahre 1714 die Tochter des Grafen von Lunel von Cherasco öffentlich mit vieler Gelehrsamkeit theologische Thesen vertheidigte. Ein Nachkomme dieses Grafen, ein jetzt in Turin lebender Graf Lunel, bemerkte bei seiner Tochter ein hervorragendes Talent für Gesang; er begleitete sie daher während des verflossenen Karnevals nach mehreren Städten Italiens, wo sie mit vielem Beifall als Prima-Donna in den bedeutendsten Opern auftrat. Bekanntlich ist auch Frau Gräfin Rossi-Sontag die Gemahlin eines piemontesischen Grafen gewesen, der sogar als Gesandter in Berlin beglaubigt war.

Demnächst führt uns der geistreiche Verfasser aus der Stadt nach dem königlichen Jagd-Schlosse Veneria, wo 1696 der Bruder des ersten Königs von Preußen, Markgraf Karl Philipp, sich mit der schönen Markgräfin Salmour, geb. v. Balbiano, vermählte, welcher Prinz 6000 Mann Hülfs-Truppen gegen die Franzosen hierher geführt hatte, aber bei der Belagerung von Casale starb.

Polemischen Inhalts ist die neueste Schrift des gelehrten Kirchenhistorikers, **Bianchi Giovini**, des Herausgebers der antiklerikalen Zeitung, „Unione," in Turin, worin er die Mißbräuche des Ultramontanismus mit um so mehr Erfolg geißelt, als er selbst Katholik ist; aber er versteht, die Religion von der Kirche zu unterscheiden, was leider nur Wenige können. Seine letzte Schrift heißt:

La Corte del Papa, memorie di un carabiniere, publicate da A. Bianchi-Giovini. Torino, 1859.

Unter Zugrundlegung der Memoiren eines päpstlichen Carabiniers oder Gendarmen, der stets um die Person des Papstes Gregor XVI. war, erhalten wir hier eine genaue Beschreibung des damaligen päpstlichen Hofes, des geistlichen und weltlichen Ceremoniels, besonders aber des Privatlebens dieses Vorgängers des jetzigen Papstes und vieler seiner Kardinäle. Man weiß zwar, daß alle diese heiligen Personen auch Menschen sind; allein ihr Privatleben von einem Augenzeugen vor die Oeffentlichkeit gebracht zu sehen, mag doch Manchem als Profanation des Heiligsten erscheinen. Gleichwohl muß man gestehen, daß hier weit weniger Skandalosa erzählt werden, als man damals in Rom täglich erzählen hörte. Manche ziemlich verdächtige Verhältnisse werden nur angedeutet, obwohl man sich damals in Rom öffentlich darüber unterhielt. Zu größerer Erbauung ist dieses Werk mit vielen Zeichnungen ausgestattet.

Zum Beweise, daß durch das constitutionelle Leben im Königreiche Sardinien auch die literarischen Unternehmungen gewonnen haben, können wir die Volksbibliotheken anführen, welche die Verlags-Gesellschaft in Turin begründet hat, um gute Werke recht wohlfeil in viele Hände zu bringen. Dies hat so guten Erfolg gehabt, daß jetzt schon der 176. Band ausgegeben werden:

Nuova biblioteca popolare; raccolta di opere classiche di ogni letteratara. Torino.

Den ersten Band bildete das Leben Alfieri's. Bekanntlich sind in Italien Papier und Druck stets gut und dennoch kostet ein solcher Band von 3—400 Seiten nur 8 Sgr. Darum klagen auch die Italiäner über die Theurung französischer und deutscher Bücher. Die Uebersetzung des dreißigjährigen Krieges von Schiller kostet in dieser Ausgabe nur 12 Sgr. Die erste starke Auflage desselben, so wie vieler anderen dieser Werke ist bereits vergriffen. Die Uebersetzung von Schiller's Aufstand der Niederlande kostet nur 7 Sgr. Die treffliche Uebersetzung von Duller's „Geschichte des deutschen Volkes," durch Saudrini in 2 Bänden, nur 19 Sgr. Von Klopstock's „Messias," von Cereseto übersetzt, ist bereits die zweite Auflage nothwendig geworden. Natürlich fehlen in dieser Sammlung auch die italiänischen Klassiker nicht. Von Engländern findet man darunter die Uebersetzungen von Macaulay und Andern; von Franzosen weniger; dagegen Thukydides, von Boni übersetzt, mit Anmerkungen von dem gelehrten Predari zu Turin, und Polybius nach der Schweighäuser'schen Uebersetzung von Coppellina italiänisch herausgegeben.

Der letzte vorliegende Band ist besonders deutschen jetzt lebenden Dichtern gewidmet, unter dem Titel:

L'Italia nei canti dei poeti stranieri contemporanei tradotti da Gustavo Straffarello. Torino.

Herr Straffarello, ein genauer Kenner der deutschen Literatur, hat hier eine Auswahl von deutschen Dichtungen gegeben, die sich mit Italien beschäftigen, um, wie er in seiner Vorrede, bald nach der Schlacht von Solferino geschrieben, sagt, zu zeigen, daß die gebildeten Deutschen und ihre edelsten Herzen Italien lieben, und damit seine Landsleute diese von den „Kroaten" unterscheiden lernen, welche sich für „deutsche Soldaten" ausgeben. Den Eingang des Buches bilden Dichtungen über Italien im Allgemeinen, und **Leopold Schefer** eröffnet mit seinem „Eintritt in das heilige Land" den Reigen. Sehr zweckmäßig ist, daß diese Sammlung geographisch geordnet ist. Ueber Piemont und Genua finden wir hier Gedichte von **Guido Görner**: „Barbarossa zu Susa", **L. Schücking**: „Ansicht von Genua" u. s. w. Ueber die Lombardei das Gedicht von **Kinkel** „Alboin;" auf den Lago Maggiore, von dem Freiherrn von **Wessenberg**; „Aquileja," von **Kopisch**; „Venedig," von **A. Meißner**, **Platen**, und so auch Gedichte auf die Herzogthümer, die Romagna, Toscana und den Kirchenstaat. **Rom** ist natürlich durch zahlreiche deutsche Dichter vertreten, unter Anderen durch **B. v. Lepel**, „Welf oder Waibling?" und „das Reiter-Standbild auf dem Kapitol;" ferner „die Obelisken von St. Peter" und „die Katakomben;" so wie die „Römische Nacht" von **Hebbel**; „die großen Römer," von **König Ludwig von Bayern**. Demnächst werden wir nach **Neapel** und **Sicilien** durch vaterländische Bekannte geführt. Als Anhang erscheinen in so guter Gesellschaft noch neun Engländer und fünf Amerikaner. Von den vorgeführten deutschen Dichtern hat der Verfasser auch die Biographien beigefügt.

Rußland.

Schedo-Ferroti über Militairreform in Rußland.

Der von uns kürzlich erwähnte pseudonyme russische Schriftsteller **Schedo-Ferroti**, der in seinen „Studien über die Zukunft Rußlands" die Zustände dieses Reiches mit eben so viel Sachkenntniß als Freimuth bespricht, und namentlich durch seine Bemerkungen über die brennende Frage des Tages, die Bauern-Emancipation, bedeutendes Aufsehen erregt hat, ist jetzt im Verlauf seiner Untersuchungen zur Erörterung eines Gegenstandes vorgeschritten, der heutzutage leider auch im nichtrussischen, ruhe- und kulturbedürftigen Europa an der Tagesordnung ist: — das Militairwesen und die dabei nothwendigen Reformen und Reorganisationen.*

Rußland, sagt der Verfasser, war bisher ein ausschließlich militairischer Staat. Alles trägt Uniform; sogar die Civilbeamten rangiren nach den entsprechenden Graden der Militairhierarchie, und Personen, deren ganzes Verdienst in ihrer friedlichen Thätigkeit besteht, werden mit kriegerischen Titeln geschmückt. So war Herr von Cancrin, der nie in der Armee gedient hatte, und dem es bei allem seinen Genie schwer ge-

* Études sur l'avenir de la Russie. Par D. K. Schédo-Ferroti. Cinquième étude: Le militaire. Berlin, B. Behr. — Als Verfasser dieser Schriften wird zwar ein livländischer Baron von Fircks bezeichnet, doch wollen Andere ein russisches Anagramm aus dem Namen herauslesen.

fallen wäre, ein einziges Bataillon zu kommandiren, zugleich General der Infanterie und Finanzminister, Herr v. Perowsky General en chef und Minister des Innern u. s. w.* Dieses Uebergewicht, das man dem Wehrstande eingeräumt, wird zum Theil durch die Geschichte des Landes erklärt. Bei seiner Entstehung nahm die russische Monarchie schon ein weites Gebiet ein, auf welchem sich die Quellen von sechs großen Flüssen, der Dwina, dem Wolchow mit der Newa, der Dwina, dem Dnjepr, dem Don und der Wolga befanden, die aber sämmtlich, mit Ausnahme der Dwina, auf fremdem Territorium ausmündeten. Der Staatskörper war mithin an seinen Extremitäten gelähmt; um nicht zu ersticken, mußte er sich ausbreiten; er mußte die Mündungen der Flüsse erobern, die sein Gebiet durchströmten, oder untergehen. Hierdurch wurde eine Eroberungspolitik bedingt, welche die Unterhaltung einer unverhältnißmäßig starken Armee nothwendig machte. Nun ist aber das russische Volk durchaus nicht kriegslustiger Natur; seinen eigenen Herd vertheidigt der Russe mit heroischer Aufopferung, aber an auswärtigen Kriegen findet er wenig Geschmack, und selbst im Jahre 1812 hätte man, wenn es auf den Volkswillen angekommen wäre, nach Vertreibung des Feindes lieber an der Gränze Halt gemacht und sich um den Verlauf der Dinge nicht weiter bekümmert. Um also den Kriegsdienst populär zu machen, mußten dem Heer besondere Privilegien verliehen werden; es wurde der erste Stand im Reiche, der Stand, dem der Kaiser selbst angehörte, dem sich alle Prinzen des Kaiserhauses von Kindesbeinen an widmeten. Um den militairischen Kastengeist auszubilden, erfand man die Paraden, Revuen, Manöver und andere kriegerische Schauspiele, und da die Monarchen persönlich an diesen Beschäftigungen den eifrigsten Antheil nahmen, so wurde das bürgerliche Element immer mehr in den Hintergrund gedrängt. Nur die Armee bot einem strebsamen Geiste Hoffnung, die Aufmerksamkeit der allerhöchsten Personen auf sich zu ziehen und eine glänzende Carrière zu machen; wer ein guter Offizier war, der war auch zu allen andern Aemtern tauglich; der Civilist sank zum Paria herab und ganz Rußland hallte von klirrenden Sporen und rasselnden Säbeln wieder.

Gegenwärtig sind jedoch die Umstände, welche diese militairische Manie zuwege brachten und gewissermaßen rechtfertigten, nicht mehr vorhanden. Rußland, meint der Verfasser, hat die „natürlichen Gränzen“ erreicht, welche seine geographische Lage ihm anweist; es hat fortan nicht nöthig, auf Eroberungen auszugehen, und die Zeit ist daher gekommen, wo es sein bisheriges System ändern muß. Ein Angriffskrieg hätte jetzt keinen Zweck mehr; eine feindliche Invasion hat es nicht zu fürchten, und es bedarf mithin nur noch einer Armee von hinreichender Stärke, um seine Stellung als europäische Großmacht dem Auslande gegenüber aufrechtzuhalten, was recht gut angehen wird, ohne den „vertige épaulettophile“ zu nähren, den man durch künstliche Mittel in's Leben gerufen hat.

Je weniger zahlreich die Armee aber ist, desto mehr muß dafür gesorgt werden, daß sie auf die höchste Stufe der kriegerischen Tüchtigkeit gebracht wird, und zu diesem Zweck tritt unser Pseudonymus mit einer Reihe von Vorschlägen auf, die zu sehr in's Detail gehen, als daß wir sie hier verfolgen könnten. Wir begnügen uns mit einigen Andeutungen, wie z. B. über die Stellung der Garde. „In Frankreich,“ bemerkt Herr Schedo-Ferroti, „ist man in Bezug auf die Rekrutirung der Garde-Regimenter den Traditionen des ersten Kaisers treu geblieben, dessen Garde aus den Soldaten bestand, die sich auf dem Schlachtfelde am meisten ausgezeichnet hatten. Um der Garde eingereiht zu werden, mußte man eine glänzende That vollbracht oder ungewöhnlichen Heldenmuth bewiesen haben; sie war demnach aus den Tapfersten unter den Tapfern zusammengesetzt und bildete ein Elitencorps, dessen Mitglieder diese Ehre ihren kriegerischen Leistungen verdankten. Hieraus erklärt sich die Achtung, deren sich der Gardesoldat unter seinen Waffengefährten von der Linie erfreute, und der Stolz und die Genugthuung derjenigen, die man für würdig hielt, aus der Armee in die Garde überzutreten, die Schnelligkeit in den Manövern, die forcirten Märsche, welche fabelhaft schienen und nur von so erprobten Kriegern ertragen werden konnten, endlich jener bewundernswürdige esprit de corps, der diese unsterblichen Legionen beseelte und sie zugleich unüberwindlich (?) und unerschütterlich in ihrer Anhänglichkeit an den Mann machte, der ihre Liebe zu verdienen gewußt hatte. Bei uns folgt man bei der Wahl der für die Garde-Regimenter bestimmten Mannschaften einem ganz anderen Prinzip. Weder Bravour noch militairische Tugenden sind hierbei maßgebend, sondern nur physische Eigenschaften allein, so daß die Soldaten unserer Garde nicht die Tapfersten unter den Tapfern, sondern nur die Schönsten unter den Schönen sind — ein Verdienst, dem man durch vieles Exerziren ein zweites hinzuzufügen sucht: man macht sie zu den Dressirtesten unter den Dressirten.“ In anderer Beziehung steht die Garde, weit entfernt eine Elitentruppe zu bilden, der übrigen Armee in Erfahrung und kriegerischer Tüchtigkeit nach; an Petersburg festgebannt, ist sie seit 1831 nicht im Feuer gewesen und der Einfluß der üppigen Hauptstadt bringt sowohl auf Offiziere als auf Soldaten eine entnervende Wirkung hervor. Um diesen Uebelständen abzuhelfen, will der Verfasser die Garde „mobilisiren;“ sie soll aufhören, ein eigenes Corps zu bilden, und die einzelnen Regimenter sollen den verschiedenen Armeecorps zugetheilt werden, um, dem Capua der Residenz entrückt, sich im Kriegsfall gleich den übrigen Truppen an den militairischen Operationen betheiligen zu können. Die Offiziere der Garde sind ihren Kameraden von der Linie jetzt um zwei Rangstufen voraus; der Garde-Kapitain rangirt mit dem Armee-Oberstlieutenant, der Lieutenant mit dem Hauptmann ꝛc. Diese Privilegien, „die für keine andere königliche oder kaiserliche Garde in der ganzen Welt existiren,“* müssen abgeschafft werden, was dadurch zu erreichen wäre, daß man den Grad eines Majors und Stabshauptmanns eingehen und alle Hauptleute der Armee gleich zu Oberstlieutenants, alle Lieutenants zu Hauptleuten avanciren ließe und sie in dieser Weise der Garde gleichstellte.

Ein anderes Uebel ist die enorme Anzahl der Generale, was die Folge hat, daß, da nur für die wenigsten unter ihnen Kommandostellen vorhanden sind, man genöthigt ist, sie in Civilämtern unterzubringen und eine Menge unnützer Commissionen zu schaffen, die nur dazu dienen, ihnen einen Schein der Beschäftigung zu geben. Seit der Thronbesteigung Alexander's II. sind die alten Generale zwar massenweise verabschiedet worden, aber für zwanzig in den Ruhestand versetzte werden immer wieder dreißig neue ernannt, und ihre Zahl ist daher stets im Wachsen. Um dieser „inondation d'Excellences“ zu steuern, macht unser Pseudonymus verschiedene Vorschläge, die im Wesentlichen darin bestehen, daß alle Avancements zum Generalsrange so lange aufhören sollen, bis die jetzigen Titulare auf ein in richtigem Verhältniß zu den Cadres der Armee stehendes Maximum reducirt sind. Die zu Civilposten ernannten Militairs müßten die Uniform ablegen und wirklich zum Civil übergehen. Das Avancement in den unteren Graden bis zum Hauptmann will der Verfasser auf das Wahlprinzip basiren; bei jeder Vacanz sollen die Fähnriche und Lieutenants zusammentreten und drei Kandidaten wählen, aus denen der Oberbefehlshaber die betreffende Charge auszufüllen hätte. Hierdurch würde das jetzt gültige Anciennetätssystem beseitigt werden, das allen Wetteifer erstickt und den kenntnißreichen und pflichttreuen Offizier mit dem unwissenden und nachlässigen auf gleiche Linie stellt.

Was den gemeinen Mann betrifft, so will der Verfasser ihn vor Allem moralisch heben und ihn von einer bloßen Maschine in einen denkenden und fühlenden Menschen verwandeln. Pikant ist die Notiz, daß sich bei der russischen Armee nicht weniger als 7 bis 8000 Personen befinden, die einzig und allein damit beschäftigt sind, die Soldaten zu rasiren. Ein solches Heer von Barbieren könnte man leicht dadurch überflüssig machen, daß man den Soldaten erlaubt, sich den Bart wachsen zu lassen, was nicht nur den klimatischen Verhältnissen entsprechen, sondern auch dazu beitragen würde, die Abneigung des Volkes gegen den Militairstand zu vermindern, der gleich damit anfängt, es seiner schönsten und durch das Nationalvorurtheil geheiligten Zierde zu berauben. Besonders macht Herr Schedo-Ferroti auf das Wort des verstorbenen Feldmarschalls Woronzow aufmerksam, als Kaiser Nikolaus bei der Belagerung von Varna die Ueberlegenheit der Flottenmannschaften über die Landarmee bemerkte und ihn nach der Ursache fragte. „Ихъ лучше кормя итъ менѣе учатъ,“ man füttert sie besser und läßt sie weniger exerziren, antwortete Woronzow. In diesem Ausspruch ließen sich alle Reformpläne für die russische Armee zusammenfassen: Weniger Dressur und mehr Humanität. Das ewige Exerciren mache nicht den Soldaten; es fördere nicht einmal die Disciplin, die gerade in der russischen Armee sehr vernachlässigt werde. Nur diese pedantische und unverständige Abrichtungsmarotte habe zu der Meinung Anlaß gegeben, daß es einer Dienstzeit von fünf bis zehn Jahren bedürfe, um einen russischen Rekruten zum Soldaten auszubilden, während man im letzten Kriege gesehen habe, daß

---

* „In Frankreich,“ bemerkt Herr Schedo-Ferroti, „würde man außerordentlich erstaunt sein, einen Finanzminister zum Marschall von Frankreich, oder einen Divisionsgeneral zum Minister des Innern ernannt zu sehen.“ Dieses Beispiel ist jedoch schlecht gewählt, da gerade in Frankreich dergleichen Anomalien öfter vorgekommen sind. Einer der tüchtigsten französischen Finanzminister, Sully, starb als Marschall von Frankreich, und noch unlängst wurde bekanntlich der General Espinasse mit dem Portefeuille des Innern betraut. D. R.

* Mit Ausnahme der englischen, was übrigens dort zu eben so gerechten Klagen Anlaß giebt wie in Rußland. D. R.

die erst eben ausgehobenen Milizen zwar nicht in so mathematisch genauer Linie marschirten und ihren Körper nicht so kerzengerade trugen, als die reguläre Armee, aber sie in Leichtigkeit der Bewegung weit übertrafen und ihr in kriegerischer Haltung und Tapferkeit wenigstens gleichkamen.

Die Schrift des Herrn Schedo-Ferroti, von der wir hier nur eine kurze Uebersicht mitgetheilt haben, kann jedenfalls als ein interessanter Beitrag zur Kenntniß des russischen Militairwesens empfohlen werden. Von nationaler Parteilichkeit ist darin nicht das mindeste zu entdecken; er läßt vielmehr der preußischen und namentlich der französischen Armee auf Kosten seiner vaterländischen die vollständigste Gerechtigkeit widerfahren.

Der Adel und die Leibeigenschafts-Frage.

Wir lassen dem Artikel über die Zukunft des russischen Adels (Nr. 23), nachstehende Mittheilung folgen, welche die Augsburger Allg. Ztg. in einem aus St. Petersburg vom Monat April 1860 datirten Schreiben über die eigenthümliche Wendung enthält, welche die Erörterung der Leibeigenschafts-Frage im Schoße der russischen Adels-Comité's genommen hat:

„Durch die diesmaligen Adelswahlen — nicht allein hier, sondern in den meisten Gouvernements — hat es sich von nun an zweifellos herausgestellt, daß in der That der Adel an der Spitze der liberalen Bewegung stehen wird, deren theils bewußter, theils unbewußt drängender Zweck die Einführung eines Verfassungslebens in Rußland ist. Die Presse, die Universitäten, die allgemeinen Strömungen der Zeit werden helfen, aber machen wird es nur der Adel, selbst auf die Gefahr hin, das in Wirklichkeit eintreten zu sehen, was er als eine Folge der Aufhebung der Leibeigenschaft gefürchtet — seine politische Vernichtung.

Hier in St. Petersburg sind Graf Schuwalov mit nahezu übertriebener und jedenfalls demonstrativer Begeisterung zum Adels-Marschall und Alexander Platonov zum Vorsteher des Zarskojer Distrikts wieder gewählt worden. Beide können der Regierung nicht angenehm sein, weil beide mit dem ersten Auftauchen jenes Arguments eng verbunden sind, welches als der Ausgangspunkt der gegenwärtigen liberalen Bestrebungen angesehen werden muß. Als nämlich das St. Petersburger Adels-Comité zur Begutachtung der ursprünglichen Vorlagen des Ministers Lanskoi zusammentrat — der damals sogenannten Reglements —, kam das bekannte und auch geschichtlich begründete Dictum zur Sprache. Der Adel hat gar kein Recht auf die Hörigkeit oder gar Leibeigenschaft der Bauern, da sich keinerlei gesetzlicher Ursprung für dieselbe nachweisen läßt. Die Sache hat sich eben im Laufe von zwei Jahrhunderten so gemacht, und aus dem Erschweren der Freizügigkeit — wie Boris Godunov sie als nothwendig erkannte — hat sich nach und nach, ohne nachweisbare Mitwirkung gesetzgebender oder staatlicher Organe, die vollständige Leibeigenschaft entwickelt. Es handle sich also bei Aufhebung derselben gar nicht um das Wegnehmen eines Eigenthums, sondern um die Sühne für eine Usurpation. Es könne demnach nicht in Frage kommen, ob die Gutsbesitzer jetzt etwas verlieren, sondern eigentlich nur, ob sie für lange usurpirten und ungerechtfertigten Besitz überhaupt eine Entschädigung beanspruchen, oder irgend eine Rücksicht verlangen können. Dieses Argument ist allerdings so schlagend, daß noch Niemand versucht hat, es entkräften zu wollen.

Aber die Parallele dazu hatte Alexander Platonov in den Sitzungen des hiesigen Adels-Comité's gefunden, indem er die Auseinandersetzung der Regierung bestens acceptirte, dann aber darauf erwiderte: „In derselben Lage befindet sich die Selbstherrschaft des Kaisers und die nur von dem Willen des Kaisers abhängende Regierung in Rußland. Sie hat sich ohne einen gesetzlichen Akt, ohne die Zustimmung der Bojaren in der alten Duma, eben so nach und nach eingefunden, ist durch tüchtige Regenten festgestellt worden, und war ihrer Zeit eine Nothwendigkeit, welcher Rußland seine ganze jetzige Bedeutung verdankt. Wenn die Herrenrechte des Adels über die Bauern usurpirt sind und jetzt aufgegeben werden sollen, so ist es auch die autokratische Gewalt des Zaren; aber nur eine Duma vermag es, einen so großen Akt zu sanctioniren, wie es die Aufhebung der Leibeigenschaft, oder die Beschränkung der Macht des Zaren sei. Es muß also vor allen Dingen die ganze Leibeigenschafts-Frage den Beamten und der Bureaucratie entzogen und vom Volke selbst durch Abgeordnete entschieden werden, nicht allein, weil dies das beste, sondern auch das einzige Mittel ist, die wichtige Veränderung ohne gewaltsame Erschütterung einzuführen"

Dieses Argument machte einen außerordentlich tiefen Eindruck auf das Adels-Comité. Platonov verlangte, daß seine Deduction mit in das Gutachten aufgenommen werde, wurde aber überstimmt, weil man so starkes doch als Corporation nicht wagen wollte. Da trat der Vorsitzende, Adels-Marschall Graf Schuwalov, auf Platonov's Seite, und verlangte daß dieses Votum, als das der Minorität, ebenfalls dem Minister neben dem Gutachten eingereicht werde, und erbot sich selbst zur Ueberreichung. Das Auftauchen einer solchen Idee beunruhigte in den Regierungskreisen, und als die Sache auch in deutschen Blättern ruchbar wurde, erfolgte eine Widerlegung, welche so weit ging — die Existenz eines Platonov im St. Petersburger Adels-Comité abzuleugnen. Nichtsdestoweniger verhielt es sich so, und die Idee Platonov's ist deßwegen nicht getödtet worden.

Die Versammlungen, Bittschriften und Proteste der im vorigen Jahre hieher berufenen Deputirten aus den Gouvernements, welche sich sämmtlich an das Haus des Grafen Schuwalov knüpfen, beweisen das Fortleben jener Idee; nicht weniger die Bestrafungen Besobrasov's und Unkowski's, Männer welche durchaus auf dem Boden dieser Anschauung stehen, und doch gegenwärtig für dieselbe leiden. Es werden diese beiden Verweisungen, Besobrasov's aus St. Petersburg und Unkowski's aus Twer, auch späterhin noch von sich reden machen, denn der Adel scheint nicht gesonnen, sie auf die Dauer zu ignoriren. So lange das Damokles-Schwert einer Verbannung nach Sibirien ohne jede gerichtliche Form nur aus augenblicklichen Nützlichkeitsgründen über dem Haupte jedes Adeligen schwebt, wird auch das Bestreben vorhanden sein, sich dieser fortwährenden Drohung zu entziehen. Allerdings hatte Besobrasov durch seine amtliche Stellung keinerlei Berechtigung, sich in diese Angelegenheiten zu mischen, namentlich nicht eine directe Eingabe an den Kaiser zu richten, und Unkowski begnügte sich nicht allein mit Opposition und Protesten, sondern reizte das Adels-Comité von Twer zu positiven Drohungen auf, namentlich Verweigerung der Wahlpflichten, während Platonov sich durchaus in den Schranken seiner Berechtigung hielt, und sich auf die Discussion innerhalb der dazu bevollmächtigten Versammlung beschränkte. Deswegen wurde er auch nicht bestraft, und konnte also jetzt wieder gewählt werden, und eben diese Wiederwahl ist ein sehr bedeutungsvolles Zeichen der Zeit. In mehreren Gouvernements war bei den Adelswahlen davon die Rede, eine Bittschrift an den Kaiser einzureichen, in welcher um eine Untersuchung gegen Unkowski gebeten werden sollte. Bis jetzt ist aber noch nichts daraus geworden, und die Thätigkeit des Grafen Panin an der Spitze der Redactionscommissionen scheint beruhigend auf die Stimmung in den Adels-Comités gewirkt zu haben.

Aegypten.

Deutsche Briefe aus Aegypten.

Medina, der Sinai und das Rothe Meer.

So wie Mekka, so ist auch Medina dem Muselmann eine heilige Stadt, in welcher dem Koran gemäß jeder Gläubige wenigstens ein Mal in seinem Leben gewesen sein muß. Gewöhnlich pilgert die Karavane der Wallfahrer nach beendigten Festen in Mekka nach Medina und von da wieder zurück nach Djeddah. Yambo, der Hafenplatz Medina's, ist eine miserable, kleine Stadt, aus bloßen Erdhütten bestehend, kaum daß zwei oder drei steinerne Häuser in derselben sind. Die Stadt selbst gehört dem Namen nach der Pforte und wird von einem türkischen Effendi unter Beihülfe von einigen hundert Arnauten regiert. Die Einwohner übertreffen an Grausamkeit alle Stämme Asiens und Afrika's, und bisjetzt hat es noch kein Europäer gewagt, eine Nacht in dieser Stadt zuzubringen. Die Capitaine der von Zeit zu Zeit hier landenden Dampfboote der ägyptischen Medjidie-Compagnie haben strengen Befehl, keinen ihrer europäischen Passagiere hier an's Land gehen zu lassen, und alle Geschäfte werden vom Hause des Gouverneurs aus, welches dicht am Ufer belegen ist, abgemacht. Die Capitaine und die etwa nach diesem Orte Handel treibenden, werden unter Militair-Eskorte bis nach diesem Hause gebracht und bleiben daselbst, bis alle ihre Geschäfte erledigt sind, wonach sie unter derselben Begleitung wieder an Bord gebracht werden; trotz alledem folgt jedesmal ein Steinhagel dem Boote, in welchem sich die Nazarener befinden. In den langjährigen, fruchtlosen Kämpfen der Türkei für die Eroberung Arabiens, sowie in dem Feldzuge Mehemed Ali's zu demselben Zwecke, spielen die Um- und Einwohner von Yambo und Medina eine nicht unbedeutende Rolle, und obgleich die Pforte sich des Besitzes von

Arabien rühmt, so ist in Wahrheit die Eroberung einiger kleinen Hafenplätze die einzige Frucht langjähriger Kämpfe. Die um Yambo wohnenden Beduinen sind in fortwährender Revolte, und erst vor einigen Monaten war es dem Pascha von Medina nicht möglich, auf dem Landwege von dort nach Mekka zu gelangen; er war genöthigt, von Yambo per Dampfschiff nach Djeddah zu gehen. Vor ungefähr einem Jahre nahmen diese Leute die beiden auf der Wallfahrt begriffenen Söhne des Kaisers von Marokko gefangen, und nur ein ungeheures Lösegeld machte sie frei. Es wird noch Jahrhunderte dauern, ehe die Civilisation sich in diesen Wüsten und in diesen nackten Felsgebirgen Bahn bricht und Hunderte von Jahren, ehe diese halbcivilisirten Räuberhorden (ich nenne sie halbcivilisirt, weil dieselben nicht allein mit Feuerwaffen versehen sind, sondern auch mancherlei Hausgeräthe ꝛc. europäischen Ursprungs haben), die bei weitem schlimmer und bösartiger sind, als die nackten Wilden des Urwaldes ihren barbarischen Charakter ablegen werden. Der Araber ist so fanatisch, daß er durchaus nicht anerkennen will, daß von Europa und den Nazarenern irgend etwas Gutes kommen kann, und obgleich die Stoffe, welche er zu seiner Bekleidung benützt, die Waffen, welche er trägt ꝛc., offenbar europäischen Ursprungs sind, so beharrt er fest bei seinem Glauben, daß alle diese Dinge in Kairo, welche Stadt bei ihm als das non plus ultra aller Industrie gilt, gemacht worden sind.

Indem wir fortwährend an der arabischen Küste entlang segeln, bekommen wir bald in nicht gar zu großer Entfernung vom Meere eine Reihe von Bergen zu Gesicht, die in nicht gar zu weit vorgerückter heißer Jahreszeit oft mit Schnee bedeckt sind. Mit Ehrfurcht blicken wir auf den Hauptriesen dieser Gebirgskette hin, der ein bleibendes Denkmal der Geschichte der Völker ist. Bei seinem Anblicke wird uns Alles wieder lebendig, was hier vor Jahrtausenden geschehen ist; wir sehen das jüdische Volk lagern um den Fuß dieses Berges und von seinem Gipfel herab den großen Weltweisen den Seinen diese Gesetze geben, die heute noch als die einfachsten und doch zweckmäßigsten anerkannt sind. Es ist dies der Berg Sinai. Außer den herumstreifenden Beduinenhorden der Wüste ist die Gegend um denselben fast nicht bewohnt, in halber Höhe des Berges aber befindet sich ein von Katharina von Rußland gegründetes griechisches Kloster, in dem eine bedeutende Anzahl von Mönchen sich befinden. Jeder Reisende, gleichviel welcher christlichen Sekte und Konfession angehörig, wird hier freundlich aufgenommen, doch wird, der räuberischen Anfälle der Araber halber, der neue Ankömmling nicht durch das Thor in das Haus gelassen, sondern in einem an Stricken heruntergelassenen Korbe zu einem in den oberen Stockwerken befindlichen Fenster hereingezogen. In neuerer Zeit hat sich der Zug der Reisenden nach dem Sinai bedeutend vermehrt, und man hört jetzt auch weniger von Beraubung der Karavanen. Gerade jetzt, wo ich dies schreibe, befinden sich der Graf von Paris und der Herzog von Chartres daselbst. Der Weg nach dem Berge geht durch die öde, nackte Wüste, und außer einigen hieroglyphischen Inschriften an Steinen zu beiden Seiten des Weges findet sich durchaus nichts Bemerkenswerthes. Fast unmittelbar unter dem Fuße des Berges am Meere liegt der kleine Ort Thor mit einem nicht ganz schlechten Hafen und es ist hier, wo wir abermals unsern Anker fallen lassen. Die Stadt selbst ist ein elendes Nest, welches nur von Europäern zum Zweck der Reise nach dem Sinai, den man von hier aus auf einem Dromedare bis zur Höhe des Klosters in ungefähr sechs Stunden besteigen kann, besucht wird. Die Eingeborenen nähren sich zum großen Theil durch Perlenfischerei, doch sind durch den öfteren Besuch der Europäer die Forderungen für Perlen so bedeutend gesteigert worden, daß man jetzt dieselben billiger in Europa kaufen kann.

Wir haben nunmehr unsere Umsegelung des Rothen Meeres fast vollendet, denn nicht gar lange Zeit, nachdem wir Thor verlassen haben, gelangen wir in die große Bucht von Suez. Vielleicht sechs bis sieben englische Meilen von Suez entfernt, wird die Monotonie des wüsten Ufers durch eine ziemlich bedeutende Anzahl von Bäumen unterbrochen. Im Schatten derselben erblicken wir eine Anzahl Häuser, einige davon offenbar europäischer Bauart und um dieselben herum wohlgehaltene Gärten. Es ist dies eine der Wüsten-Oasen, dem Reisenden so willkommen. Diese hier ist unter dem Namen „der Moses-Brunnen" bekannt, und wird selbst von den Arabern seit den ältesten Zeiten so genannt. Die Sage erzählt, daß dieses der Platz sei, wo Moses das goldene Kalb des Aaron vergraben habe. Die europäischen Einwohner von Suez benutzen diesen frischen, grünen Ort als ihren Sommeraufenthalt und als Ziel ziemlich häufiger Vergnügungspartien, um dadurch die Monotonie des Lebens in der Wüste in Etwas zu unterbrechen.

Der Anker fällt in der Rhede von Suez; unsere Reise ist vollendet, doch ehe ich Abschied nehme, will ich noch einige Worte über das Rothe Meer im Allgemeinen sprechen. Es ist bisjetzt noch immer nicht mit Bestimmtheit ermittelt worden, woher der Name „Rothes Meer" stammt, obgleich darüber verschiedene Hypothesen aufgestellt worden sind; eine derselben sagt, daß das Meer zu Zeiten durch Unmassen mikroskopischer Thierchen roth gefärbt erscheine, doch habe ich in der ziemlich langen Zeit, welche ich an den Ufern des Meeres zugebracht habe, nie etwas davon bemerken können, obgleich ich stets ein aufmerksamer Beobachter gewesen bin. Eine der natürlichsten Deutungen ist wohl die, daß oft am Abend in Suez die hinter den Bergen untergehende Sonne diese und durch den Wiederschein zugleich das Meer roth gefärbt erscheinen läßt. Es ist dies eine reizende Naturerscheinung, die ich stets mit Vergnügen beobachte. Das Klima des Rothen Meeres ist fast durchgehends ein sehr schlechtes, und besonders sind bösartige Fieber in der Uebergangsperiode von der kalten zur heißen Jahreszeit dem Europäer sehr gefährlich. Die Hitze in diesem Meere ist so drückend, daß die englischen Seefahrer es stets das roth-glühende Meer (red-hot sea) nennen. Das Rothe Meer ist sehr reich an den schönsten Conchylien, doch ist es bei der Trägheit der Uferbewohner sehr schwer, diese Sachen zu erlangen, so daß gewiß noch manche hier vorkommende Species ganz unbekannt ist. Der Meeresboden gleicht fast überall einem Walde, so sehr ist er voll von Korallen in den verschiedensten Bildungen. Obgleich das Meer von Fischen wimmelt, so wird doch wenig Fischerei getrieben und selbst die Perlenfischerei mehr dem Zufall als einem regelmäßigen Betriebe überlassen. Obgleich das Rothe Meer durch seine zahllosen Riffe und Korallenbänke für die Schifffahrt ein sehr gefährliches ist, so ist es doch in den letzten Jahren durch die allgemeine Annahme der Overland-Route nach Indien zu bedeutender Wichtigkeit gelangt, und eine ziemliche Anzahl von Dampfbooten kreuzen nun dasselbe fortwährend, so daß wir bald hoffen können, daß Alles noch davon Unbekannte uns in Kurzem aufgeklärt werden wird.

Suez. Rud. Schück.

Mannigfaltiges.

— Sizilien als Kriegsschauplatz. Die Insel Sizilien bietet die in geographischer Beziehung eigenthümliche und nicht zum zweiten Male vorhandene Erscheinung dar, daß sich nur Städte und fast gar keine Dörfer im ganzen Lande finden. Nur in der Umgebung von Messina und in der Ebene von Catania giebt es einige ländliche Wohnsitze und isolirte Weiler, die man jedoch kaum mit den Namen Dörfer bezeichnen kann. Alle übrigen Orte bilden städtische Gemeinden, die durchschnittlich eine Bevölkerung von 12,000 Seelen haben. Diese Erscheinung macht es erklärlich, daß Sizilien in so hohem Maße den politischen Ideen zugänglich ist. Der Stadtbewohner beschäftigt sich in allen Ländern mehr, als der Landmann, mit Politik, und daher kömmt es auch, daß das Königreich Neapel, welches bei weitem mehr Land- als Städtebewohner zählt, an politischer Bildung weit hinter der minder volkreichen Insel zurücksteht.

Die Insel Sizilien wird, ihrer ganzen Länge nach, von einer Gebirgskette durchschnitten, welche als Fortsetzung der Apenninen zu betrachten ist, mit denen sie auch eine große, geognostische Aehnlichkeit hat. Die Hauptkette der sizilischen Apenninen beginnt am Kap Faro, dicht an der Meerenge, und erstreckt sich an der ganzen nördlichen Küste entlang, bis nach Trapani und San Vito. Nach der Küste zu ist der Abhang dieses Gebirges sehr steil, so daß es dem Meere viele Klippen und unerreichbar hohe Felsen darbietet, während der entgegengesetzte, südliche Abhang große und weite Plateaus umfaßt, die sich allmählich dem Meere zuneigen, das hier viele schöne und bequeme Buchten bildet. Das Innere der Insel ist größtentheils öde, gar nicht, oder doch schlecht angebaut. Man findet jedoch auch hier eine Anzahl nicht unansehnlicher Städte, wie Corleone, Rivona, Caltanisetta, Piazza-Caltagirone und Nicosia. Die Städte an der Küste sind natürlich die bedeutenderen. Sie kommuniziren sämmtlich durch eine große Heerstraße mit einander, die allerdings schlecht genug und nur zwischen Messina, Palermo und Trapani, d. h. an der ganzen nördlichen Küste, chausseeartig ist, aber doch eine Art von Communications-Gürtel bildet. Im Innern der Insel gab es noch vor einigen Jahren nur drei Wege, die für Wagen fahrbar waren: alle drei gingen von Catania aus, der erste nach Palermo, der zweite nach Alicata und der dritte nach Girgenti. Die Wasserläufe der Insel sind fast sämmtlich Bergströme, welche zwischen und über Felsen sich ergießen und nirgends schiffbar sind. Die Ebenen sowohl, als die Höhen, Felder, Gärten und Wege sind mit undurchdringlichen Hecken von Cactuspflanzen, oder mit starken Lavastücken bedeckt, was natürlich die Schwierigkeit der Circulation noch sehr vermehrt.

Deshalb eignet sich denn auch Sizilien und besonders der südliche Theil der Insel ganz besonders zum Guerrillakrieg — einem Kriege, wie ihn Garibaldi, der darin bereits mit seinen Alpenjägern Ausgezeichnetes geleistet hat, allein zu führen im Stande ist. Unterstützt durch das Terrain und durch die Sympathie der Sizilianer, wird er den kleinen Krieg im Gebirge lange und mit Erfolg führen können, auch wenn er im offenen Felde von den taktisch geschulten, neapolitanischen Truppen geschlagen werden sollte.

— Karl Witte's Dekameron. Kürzlich ist eine neue Auflage, und zwar die sechste, von Karl Witte's deutscher Uebersetzung des Dekameron erschienen.* Der gelehrte Kenner italischen Lebens, Wissens, Dichtens und Schaffens, Professor Karl Witte, hatte diese Uebersetzung vor einigen und dreißig Jahren für die im Brockhaus'schen Verlag erschienene „Bibliothek klassischer Romane und Novellen des Auslandes," in der sie den 20—22. Band bildete, geliefert. Der Uebersetzer sagt in dem Vorworte der neuen Ausgabe, daß, wenn die Verlagshandlung ihn jetzt, wie vor 35 Jahren, zu einer Bearbeitung des „Dekameron" aufforderte, er dies, auch wenn die Arbeitsfrische und die Muße der Jugend ihm noch zu Gebot ständen, doch ablehnen würde. Wir glauben dies gern. Hat doch selbst Boccaz, als er alt geworden war, diese Arbeit seiner Jugend nicht mehr goutiren mögen und sich in dichterischer Wehmuth über seine mit wenigen Ausnahmen unpoetischen, hundert Novellen ausgelassen! Ja, meistens sind sie unpoetisch, hin und wieder sogar geschmacklos und albern, so reizend und romantisch auch das Gewand sein mag, in welchem der Dichter von sieben schönen Frauen und drei jungen Männern diese, in einem heutigen Frauenkreise unmöglich zu erzählenden Geschichten vortragen läßt. Unzweifelhaft ist das Decamerone ein Denkmal der italiänischen Prosa, wie keine andere Sprache es besitzt. In ihrer vollen Schönheit, gewappnet und geschmückt, wie Minerva dem Haupte des Jupiter entsprungen, so steht hier die im vierzehnten Jahrhundert neugeborne italiänische Prosa, die eben von Boccaccio geschaffen worden war, vor uns da. Während wir Mühe haben, die deutsche Prosa des Mittelalters überall zu verstehen und ihre Schönheit herauszufühlen, begegnet uns in den Erzählungen des Boccaz der ganze Wohlklang und das volle Verständniß der feinen Gedanken- und Wortwendungen, die auch heutzutage noch mustergiltig jenseits der Alpen sind. Doch leider ist auch diese ungezügelte Einbildungskraft, dieser lascive Ton und diese oft rücksichtslose Verspottung geheiligter Vorstellungen bei den Italiänern mustergiltig geblieben bis auf den heutigen Tag. Nicht die erhabene und erschütternde Formengestaltung und Welten-Darstellung des Meisters Dante, sondern die tändelnde, verführerische und ermattende Weise seines Schülers Boccaz ist in der halbtausendjährigen Literatur Italiens, welche von den Gebildeten aller Länder bewundert wird, vorherrschend geblieben. Dank den tieferen Studien und dem wiederholten Aufenthalte Karl Witte's in Italien, haben wir durch ihn sowohl über die erhabene und ideale, als über die süßliche und skurrile Seite der transalpinischen Poesie und Literatur die belehrendsten Uebertragungen und Erklärungen erhalten. Der letzten Gattung gehört auch die vorliegende Bearbeitung des Dekameron an, die mit zahlreichen Berichtigungen und Verbesserungen der ersten Auflage ausgestattet ist. Seit dreißig Jahren ist in Italien auch über Boccaz so Vieles im Lichte historischer und ästhetischer Kritik zur Geltung gekommen, daß der gelehrte deutsche Bearbeiter natürlich mit Vergnügen die Gelegenheit wahrnahm, auszumerzen, was in seiner Jugendarbeit Unkritisches war. Zum Studium der italiänischen Literaturgeschichte — soweit sich nicht etwa auch junge Damen mit diesem Studium befassen — können wir daher das Buch mit seiner ausführlichen Einleitung nur empfehlen.

Aufruf zu Beiträgen

für die Ritterstiftung.

Ein und dasselbe Jahr hat der Wissenschaft und zwar eng verbrüderten Zweigen der Wissenschaft ihre größten Stützen und ihre schönsten Zierden geraubt, Alexander von Humboldt und Karl Ritter.

Das Gefühl des Verlustes zweier Männer, wie diese, ergriff die Männer der Wissenschaft, ja das ganze an dem wissenschaftlichen Fortarbeiten Theil nehmende Publikum auf das Tiefste, und wie die natürliche Richtung unserer Zeit eine Einigung zerstreuter Kräfte anstrebt, so knüpfte sich auch an diese beiden Namen der Gedanke, eine in ihrem Sinne fortwirkende Stiftung zu gründen.

Zur Ehre und zum Gedächtnisse Humboldt's wollte man eine Stiftung in's Leben rufen, um naturhistorische Forschungen und Entdeckungsreisen zu fördern; so entstand die Humboldtstiftung. Ein ähnlicher Gedanke ging aus von der hiesigen Geographischen Gesellschaft.

Auch diese Gesellschaft, für die Ritter als ihr Begründer und langjähriger Vorsitzender unendliche Verdienste sich erworben und durch die er bei nur beschränkten Mitteln zu wiederholten Malen selbstthätig in die Erweiterung der Geographie durch Unterstützung von Reiseunternehmungen einzugreifen versucht hatte — wir führen hier als Beispiele nur den Dr. Overweg und Dr. Bleek an —, wollte zu seiner Ehre und zur Verherrlichung seines Namens eine derartige Stiftung machen, die im Geiste seines rastlosen Strebens bis auf die Nachwelt fortwirkte.

Der aus sich selbst schöpfende Schriftsteller und Dichter gebraucht der äußeren Stütze nicht so dringlich, und unter den beschränktesten Lebensverhältnissen ist hier Großes und ewig Dauerndes geschaffen worden. Nicht so der Reisende, der fern entlegene oft schwer zugängliche Länder erforschen soll. Hier ist ohne materielle Mittel nichts auszurichten.

Nun war es die Ansicht Mancher, es wäre besser, die Ritterstiftung mit der Humboldtstiftung zu verschmelzen. Allerdings ist eine Vereinigung in den meisten Fällen besser, als eine Zersplitterung; hier aber handelt es sich um etwas Verschiedenes, wie der Forschungskreis der beiden Männer bei vielfachen Berührungen doch so grundverschieden war. Humboldt's ganzes Streben war der Erforschung der gesammten Natur, des Kosmos, gewidmet, Ritter hingegen hatte bei allen seinen Arbeiten nur die Oberfläche der Erde in ihrem lebendigen Zusammenhang mit dem Wirken und Schaffen des Menschen zu seinem Gegenstande, und wie sein Forschungskreis so unendlich beschränkter war, so war auch sein Einwirken auf diesen Zweig der Wissenschaft um so durchdringender.

Um Forschungen im Sinne Humboldt's in fremden Ländern auszuführen, bedarf es bei der Mannigfaltigkeit der wissenschaftlichen Apparate großer, ich möchte sagen fürstlicher Mittel, um dagegen zur Erforschung unbekannter Gegenden nur in geographischer Beziehung beizutragen, reichen schon beschränktere Mittel hin. Schon durch Ankauf der nothwendigen Instrumente oder durch theilweise Beschaffung der Reisekosten kann oft einem strebsamen Manne geholfen werden, um unbekannte oder unzulänglich bekannte Gegenden der geographischen Erkenntniß zu eröffnen. So also wird eine Stiftung im Sinne Ritter's schon mit einem Kapital von 5000 Thalern ihre Thätigkeit beginnen können, und wenn sie so thätig einzugreifen anfängt, kann es bei der wissenschaftlichen Regsamkeit des Deutschen nicht fehlen, daß ihr immer reichlichere Mittel zufließen.

Dabei bleibt es der Stiftung vorbehalten und es kann nur ihr eifriger Wunsch sein, sich in einzelnen Fällen der Humboldtstiftung anzuschließen oder mit anderen ähnlichen Anstalten oder mit Landesregierungen sich zu einem gemeinsamen Zwecke zu verbinden.

In diesem Sinne erlauben wir uns, alle Diejenigen, die von Karl Ritter durch mündlichen Vortrag oder durch seine Schriften zu lebendiger Anschauung der Erdkunde sich angeregt gefühlt, oder die überhaupt seinen Namen hochzuachten gelernt haben, zu dieser verdienstvollen, in das geistige so wie materielle Leben der Nation fort und fort lebendig eingreifenden Stiftung nach Kräften ihr Scherflein beizutragen.

Ueber 2000 Thaler sind schon gesammelt und werden die Zeitschrift der Berliner Geographischen Gesellschaft, so wie die „Mittheilungen" von Dr. A. Petermann das Nähere über den Fortgang der Beiträge seiner Zeit berichten. Auch hat sich die an allen geographischen Bestrebungen sich so lebhaft betheiligende Anstalt von Justus Perthes in Gotha sogleich erboten, Beiträge in Empfang zu nehmen, und werden der Herr von Martius in München, der Herr Oberst Ziegler in der Schweiz, der Herr Hauptmann Gustav Schubert in Dresden sich freundlichst der Mühe unterziehen, ein Gleiches zu thun. Wenn irgend sonst ein Bewunderer oder Schüler Ritter's zu Gunsten der Stiftung besonders wirken zu können meint, so wird er hierdurch ergebenst aufgefordert, sich zu melden.

Den 1. Mai 1860.

Der Vorstand des Comité's für die Ritterstiftung.
Prof. Ehrenberg. Dr. Heinr. Barth.

Adresse: Geographische Gesellschaft. Berlin, Kronenstraße 21.

J. L.

* Das Dekameron von Giovanni di Boccaccio. Aus den Italiänischen übersetzt von Karl Witte. Dritte verbesserte Auflage. 3 Bde. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1859.

Im Verlage von **Veit & Comp.** in Leipzig. Leipzig, Druck von **Giesecke & Devrient.**
Redigirt unter Verantwortlichkeit von **Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn** in Leipzig.

Bestellungen
übernimmt jedes Postamt des deutsch-österreichischen Postvereines, sowie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallstraße Nr. 21) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazin's" nicht direct correspondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commissionair, Herrn H. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 3 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

№ 25. Mittwoch, den 20. Juni 1860. **29. Jahrgang.**

Inhalt:

Rußland.

Die Wahrheit über Rußland, nach Fürst Dolgorukow.

I.

Die ausländische Presse und die heimische Corruption.

Wir lasen vor einiger Zeit in öffentlichen Blättern, daß der zu Paris lebende Fürst Dolgorukow ein Buch über Rußland veröffentlicht habe, welches das ungeheuerste Aufsehen mache. Es ist uns jetzt zugegangen: „La vérité sur la Russie par le Prince Pierre Dolgoroukow"* — allerdings eine starke Wahrheit. Hören wir gleich die Vorrede.

„Dem aufgeklärten Willen des Kaisers Alexander II. ist es zu verdanken, daß Rußland in diesem Augenblicke den Weg der unumgänglichen Reformen betritt — den Weg von Reformen, die es allein vor einer politischen Sündfluth bewahren können, und ganz natürlicherweise drängt sich uns eine große Anzahl von Fragen auf, deren regelrechte und friedliche Lösung nur mit Hülfe der Oeffentlichkeit herbeigeführt werden kann — einer unparteiischen und ernsten Oeffentlichkeit, die vollkommen frei ist von allem Höflingsgeiste, allen persönlichen, offiziellen und halboffiziellen Einflüssen.

„Kaiser Alexander, der so hingebend für sein Land ist, dürfte sich von dem Tone der Wahrheit nicht verletzt fühlen, wenn er ihm mit Ehrfurcht vor ihm und mit Liebe für Rußland ausgedrückt wird.

„Manche unserer Landsleute pflegen zu sagen: „„Man darf den Fremden nicht die Wahrheit auf Kosten Rußlands aufdecken; man muß ihnen die Wunden des Landes verbergen."" — Dies ist, nach unserer Meinung, in vollständigem Widerspruche mit der gesunden Vernunft, mit der Würde und einem wahrhaft aufgeklärten Patriotismus. Um gar nicht von dem tiefen Ekel zu reden, den die Lüge jedem ehrenhaften und biederen Manne einflößt, müßte man mit einer ungeheuren Dosis Anmaßung begabt sein, um an die Möglichkeit zu glauben, alle Welt hinter's Licht führen zu können........ Die Oeffentlichkeit ist für Rußland das einzige Mittel zur Heilung.....

„Um über Rußland zu schreiben, muß man Russe sein, da unser Land keinem andern ähnelt und seine geschichtliche Entwickelung unter ganz ausnahmsweisen Umständen stattgefunden hat. Aber bei der Censur, und besonders der russischen Censur, die an zwei unheilbaren Uebeln leidet, an der Furcht und der Dummheit, kann man nur in fremden Ländern ein Buch über Rußland drucken lassen...... In Rußland hat die Rückschrittspartei, welche, wenn man ihr das Feld offen ließe, das Land in eine politische Sündfluth reißen würde, und die russische Büreaukratie, diese eifrige Stütze, dieser bleibende Rathgeber der Rückschrittspartei, bei ihrer gemeinsamen Liebe für die offizielle Lüge und für das diese Lüge schützende Geheimniß, Haß gegen und Furcht vor der Oeffentlichkeit.

„Was sie aber besonders fürchten und scheuen, das ist die europäische Oeffentlichkeit und mehr, als jede andere, die Oeffentlichkeit in französischer Sprache, der bekanntesten Sprache der Welt. Hieraus folgt, daß man, um die Rückschrittspartei und die Büreaukratie anzugreifen, sich an die Oeffentlichkeit in französischer Sprache wenden muß."

So viel aus der Vorrede. — Um die Stellung des Verfassers zu charakterisiren, lassen wir gleich ein Urtheil über den bekannten russischen Schriftsteller **Herzen** folgen, das auf Seite 336 zu finden ist.

„Das am Meisten Widerhall findende Organ der russischen Presse im Auslande sind die Veröffentlichungen von Herrn Herzen in London. Der Name Herzen hat in ganz Europa sich einen Ruf erworben, der vollkommen gerechtfertigt ist durch das wahrhaft ausgezeichnete Talent und den biedern Charakter dieses beredten Schriftstellers mit so lebhaftem und beißendem Style. Wir sind weit davon entfernt, die politischen Ueberzeugungen von H. Herzen zu theilen: er ist Sozialist; wir betrachten die constitutionelle und beschränkte Monarchie als die beste Regierungsform. Aber es ist unmöglich, nicht blos dem ausgezeichneten Talente von H. Herzen, sondern auch seiner hohen Biederkeit und seiner in unserer Zeit so seltenen Uneigennützigkeit Gerechtigkeit zu versagen. — Die russische Büreaukratie und die Camarilla würden sich glücklich schätzen, die Nachsicht des Herrn Herzen, wenn sie könnten, um jeden Preis zu erkaufen und noch mehr, wenn er mit seinen Veröffentlichungen aufhörte. Wir wissen in dieser Hinsicht eigenthümliche Einzelheiten, die vielleicht Herrn Herzen selbst unbekannt sind..... Noch einmal, trotz der Verschiedenheit unserer politischen Meinungen, können wir seinen Talenten, seiner Biederkeit, seiner Ausdauer nicht genug Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Herr Herzen veröffentlicht von Zeit zu Zeit eine Sammlung mit dem Titel: **Stimmen aus Rußland**, worin er die ihm zugeschickten Artikel druckt (der achte Band ist eben auf dem Punkte, zu erscheinen). Seit 1855 veröffentlicht er alle Jahre einen Band, betitelt: **der Nordstern.** Alle vierzehn Tage läßt er zu London ein russisch geschriebenes Blatt unter dem Titel Kolokol (die Glocke) erscheinen, welchem seit den letzten Monaten von 1859 von Zeit zu Zeit ein Beiblatt angefügt ist, betitelt Pod sud (Stellung vor's Gericht), worin er die in Rußland verübten und zur Kenntniß gekommenen Akte der Ungerechtigkeit und Niederträchtigkeit an den Pranger stellt und der öffentlichen Schande überliefert. Bei dem Zustande der Barbarei und Käuflichkeit, in welchen Gerichtshöfe und Verwaltung in Rußland versunken sind, ist die „Glocke" der Cassationshof der öffentlichen Meinung geworden; die ungerechten

* Paris, A. Franck (Berlin, A. Asher & Co.) 1860.

Richtersprüche der Gerichte werden einer Prüfung unterworfen; die „Glocke" verfolgt die Nichtswürdigkeiten der Beamten, wie hoch auch ihre Stellung und ihr Kredit am Hofe sein mag. Bei seiner strengen Rechtlichkeit weigert sich Herzen, wenn er die Anklagestücke gedruckt hat, nie, auch die Vertheidigungsstücke abzudrucken......

„Die Unglücklichen, die Unterdrückten, die in Rußland keine Gerechtigkeit finden, wenden sich an die „Glocke," welche den Inhalt ihrer Beschwerden und ihres Unglücks zu Ohren des Publikums kommen läßt. Auch giebt es keine noch zu entfernte Provinz in Rußland, wo nicht eine größere oder geringere Zahl von Herzen's Schriften im Umlauf ist, der sich in unserem Lande der ausgedehntesten und wohlverdientesten Popularität erfreut.

„Die russische Regierung wird umsonst ihre Censurvorschriften ändern und umgestalten; sie wird umsonst in ihrer inneren Politik des Jahres fünf oder sechs Mal umwechseln, wie es heutzutage der Fall ist; sie wird umsonst liberale Redensarten in Worte setzen und sie in fremden Zeitschriften drucken lassen, während sie doch bei sich zu Hause eine käufliche und gründlich verhaßte Verwaltung und sogenannte Rechtspflege fortbestehen läßt. Alles das wird nur zu einem immer größeren Wachsthume der russischen Presse im Auslande führen. Das Beispiel der letzten, so unheilvollen Jahre der Regierung des Kaisers Nikolaus beweist bis zur Nagelprobe, daß Strenge, Härte, selbst Grausamkeit nie im Stande gewesen sind, der Einführung und dem Umlaufe verbotener Bücher Schranken zu setzen. Statt einen unmöglichen und für eine ernsthafte Regierung wenig würdigen Kampf fortzusetzen, wäre es tausendmal besser, den Russen das Recht zu geben, mit Mäßigkeit und in schicklicher Weise alle das Wohl des Landes betreffende Fragen zu besprechen. Die vorbeugende Censur zu unterdrücken, Preßfreiheit gestatten bei einem selbst strengen Preßgesetze, würde weit gescheidter und würdiger sein, als sich Angesichts der fremden Presse mit unfruchtbaren und folglich lächerlichen Anstrengungen zu erschöpfen. Die Büreaukratie und Camarilla fürchten die Presse, welche ihre Handlungen überwachen und ihre Schlechtigkeiten an's Tageslicht ziehen könnte. So lange die Vorcensur in Rußland besteht, wird der Kaiser Alexander, dieser rechtliche und gute Fürst nie dazu kommen, alle Niederträchtigkeiten kennen zu lernen, die in seinem Namen von denen verübt werden, welche er mit seiner Autorität betraut, und deren Macht in der That die seine übertrifft."

Also Preßfreiheit für Rußland, Aristokrat und Demokrat, Monarchist und Sozialist im Bunde gegen Alles, was eigentlich Staat ist in Rußland.

Stärkeres, als was in diesem Buche steht, zu sagen, ist in der That nicht möglich, und wenn unser Bericht auf anscheinend eine für Rußland ungünstige Gesinnung schließen lassen sollte, so würde man in großem Irrthum sein; wir würden selbst beim besten Willen die Sache mit feindlichen Augen anzusehen, nicht im Stande sein, auch nur im Entferntesten die Wirkung wiederzugeben, welche die Lesung dieses Buches macht — im Gegentheil, man wird, wenn man sein eigenes Unbetheiligtsein bei dieser Geschichte gewahr wird, allmählich humoristisch gestimmt und muß zuletzt lachen über die Unschuld und Naivetät, mit der in diesem Lande die Spitzbüberei im Großen und Kleinen betrieben wird.

Kaiser Nikolaus soll einmal geäußert haben, daß er der einzige, ehrliche Mann in seinem Reiche sei. — Wir wollen gar nicht einmal so streng sein und gern annehmen, daß es auch in Rußland, und selbst in den Beamtenkreisen rc., eine Anzahl rechtschaffener und braver Männer gebe — aber das sind Phönixe, weiße Sperlinge, vierblätteriger Klee. Die allgemeine Signatur dessen, was in Rußland regieren hilft, von den obersten Hofstellen herab bis zum letzten Polizeischreiber, ist, wenn wir unserem Buche glauben — Spitzbube, Gauner, Hallunke, oder mit welchem andern hochdeutschen Ausdruck man diese Menschenart bezeichnen will. Wollte der Kaiser alle Diebe in seinem Reiche in's Zuchthaus stecken, er brauchte blos ein Dach über das Land zu bauen; wollte er sie alle hängen lassen, der Kaukasus würde wahrscheinlich halb kahl werden, um alle die Galgen zu liefern. Im alten Aegypten soll eine obrigkeitlich autorisirte Diebeszunft bestanden haben, die ihre wohlbekannten Oberen hatte, und mit der Polizei in steter Verbindung blieb; diese Einrichtung, welche so sonderbar aussieht, wird, wenn Herzen und Fürst Dolgorukov Recht haben, von der russischen Administration und Gerichtspflege bei Weitem übertroffen; jene Einrichtung war im Interesse des Publikums, diese zum Nachtheil des Volkes; die Bestechung von Unten nach Oben und das Augezudrücken von Oben nach Unten, ist hier zu einem schönen Systeme geordnet, durch alle die vierzehn oder fünfzehn Grade des Tschin, d. h. des Adels, hindurch.

Da ein ehrlicher Mann diesen Instanzenzug der wechselseitigen Bestechung und Betrügerei unterbrechen würde, so versteht es sich von selbst, daß ein solcher auf jede Weise ausgebissen wird, und daß die Annahme jeder einzureichende Beamte sei, „Einer" — (wie man bei uns „Eine" sagt), vollkommen selbstverständlich ist. Uebrigens wird dieses Handwerk mit einer so liebenswürdigen Unverschämtheit getrieben, daß es oft possirlich wirkt; namentlich sind die Richtersprüche, die unter solchen Umständen durch „Schmieren" rechts und links erzielt werden, wahre Salomonsurtheile, daß man sich oft vor Lachen den Bauch halten müßte, wenn das Ding nicht eine so ernste Seite hätte. Schildbürgerweisheit ist nichts gegen ein Urtheil, z. B. nach welchem ein Mann, den ein wilder Ochs gestoßen, die Fütterungskosten für diesen Ochsen während der Zeit, daß er von dem Stoße krank im Spitale gelegen, laut Erkenntniß bezahlen muß.

Mäßigkeit und Branntweinpacht in Rußland.

In dem Erman'schen „Archiv für die wissenschaftliche Kunde Rußlands," befindet sich ein Aufsatz über die Mäßigkeits-Bestrebungen in Rußland, der interessante Data über die Entstehung und den Verlauf dieser merkwürdigen Bewegung enthält. Es geht daraus hervor, daß die teetotalistischen Ideen fast zu gleicher Zeit im Westen und im Osten des europäischen Rußlands aufgetaucht sind, dort unter dem Einfluß des katholischen Klerus, hier, wie es scheint, aus bloßen moralischen und ökonomischen Beweggründen, auf der von dem gemeinen Mann gewonnenen Ueberzeugung von der physischen und materiellen Verderblichkeit der Trunksucht beruhend. Die Regierung ist offenbar nicht mit sich einig, ob sie die Bewegung ermuthigen oder unterdrücken soll; einerseits kann sie unmöglich gegen die Vortheile blind sein, die dem Staate aus der sittlichen Reform des Volks erwachsen werden, andererseits aber mag sie die ungeheuren Einkünfte nicht geschmälert sehen, die ihr aus der Branntweinpacht zufließen. So kömmt es denn, daß, wie auch in unserem „Magazin" erwähnt wurde, in einzelnen Theilen des Reichs, wie in Lithauen, die Gouverneure Verordnungen erlassen, welche direkt oder indirekt gegen die Mäßigkeitsvereine gerichtet sind, während dergleichen in andern Provinzen des Reichs unter dem ausdrücklichen Schutz der Behörden gebildet werden, und vor Kurzem sogar der heilige Synod die orthodoxe Geistlichkeit in einem Rundschreiben aufforderte, die löblichen Tendenzen ihrer Pfarrkinder nach Kräften zu befördern.

Nach den letzten Berichten aus Rußland mehrten sich denn auch die Mäßigkeits-Gesellschaften in der That mit einer die Branntweinpächter zur Verzweiflung bringenden Schnelligkeit. In einem einzigen Kreise des Gouvernements Woronesh, Korotojak, legten 20,000 Bauern auf einmal das Gelübde ab, sich des Branntweingenusses zu enthalten, wiewohl die Pächter alle möglichen Manöver in's Werk setzten, um es zu verhindern. Die Preise wurden um mehr als die Hälfte herabgesetzt und die verführerische Flüssigkeit am Ende unentgeltlich ausgeschenkt, aber trotzdem blieben die Kabachen leer. In der Stadt Balaschov, Gouvernement Saratov wurden durch einstimmigen Beschluß der Bürgerschaft alle geistigen Getränke verpönt und die ganze Bevölkerung begab sich unter Vortritt der Honoratioren nach der Kathedrale, um diesen Beschluß durch ein solennes Te deum zu bekräftigen. Dabei fehlt es nicht an Raufereien und Excessen mancherlei Art, die mitunter zu bedauernswerthen Folgen führen. Bei der Stadt Spask, Gouvernement Tambov, wurden in einigen Dörfern und Weilern von Bauern und beurlaubten Soldaten die Branntweinpachthäuser, Magazine und Schenken total ausgeplündert und demolirt, was den Schuldigen von Seiten des mit der Untersuchung beauftragten kaiserlichen Generaladjutanten ein strenges Strafgericht zuzog.

Die Zeit wird lehren, ob die Mäßigkeits-Ideen in Rußland festen Boden gewinnen und einen heilsamen Umschwung im Volksleben bewirken, oder schließlich im Sande verlaufen werden. Ohne Zweifel werden die armen russischen Bauern einen schweren Stand gegen die gewissenlosen Machinationen der Branntweinpächter haben; denn daß diese Herren sich keineswegs für geschlagen halten, sondern im Gegentheil bemüht sind, ihre Wirksamkeit auch über solche Gegenden auszudehnen, die bisher von ihr verschont waren, beweist folgender, von dem „Archiv" mitgetheilter Auszug aus der Irkutsker Zeitung, der zugleich als Probe von der Entschiedenheit dienen wird, mit der sich die russische Presse in der Mäßigkeitsfrage ausspricht.

„Eine seltsame Kunde ist zu uns gelangt. Wir wissen noch nicht, ob wir diesem Gerüchte Glauben schenken sollen oder nicht; aber wir wissen, daß, wenn es authentisch, wenn es zur Thatsache geworden ist, die öffent-

liche Meinung sich mit dieser Thatsache nicht aussöhnen wird. Man versichert, daß durch Gott weiß, welche sophistische Interpretation ihres Kontracts die scheußliche Pest, die bei uns unter dem Namen der Branntweinpacht bekannt ist, sich auch über das neu erworbene, kaum erst in den Verband des russischen Reichs aufgenommene Amurland zu verbreiten droht. Ein schönes Geschenk, das man ihm zu Neujahr machen will!

„Wie denn! Nachdem die öffentliche Meinung, die sich gleichmäßig in allen Organen der russischen Presse ausgesprochen, die Erwerbung dieses neuen Landes mit einem einzigen Wunsch, einem einzigen Rath, einer einzigen Parole begrüßt hat — mit der Losung: Freiheit! Freiheit der Colonisation, Freiheit der Arbeit, Freiheit des Gewerbes und Handels, Freiheit in allen seinen Bewegungen für das neue Land, das, wie ein Kind, nur die volle Freiheit braucht, um zu wachsen und zu gedeihen — will man auf diesem jungfräulichen Boden, der bereit ist, die Samen des Guten zu empfangen, mit hastiger Hand das Unkraut des Monopols ausstreuen? Auch dort will man jene exotische Giftpflanze, die Branntweinpacht, verbreiten, die dem Volke die besten Säfte aussaugt und das Land, wo man sie Wurzel fassen läßt, erschöpft und verdörrt! Als wenn die verderblichen Resultate des Branntweinpacht-Systems, sowie die in jeder Beziehung unheilvollen Wirkungen nicht so offen am Tage lägen, daß nicht eine einzige Stimme sich zu seinen Gunsten zu erheben wagt! Und in welchem Augenblick will man es einführen? In einem Augenblick, wo es, von allen Seiten mit Flüchen beladen, sich mit Mühe durch das letzte Quadriennium seiner Existenz hinschleppt.* Nein! Dies ist nicht allein ein Anachronismus, nicht ein einfacher Mißgriff — es wäre dies ein Verbrechen gegen die allgemeine Sittlichkeit.

„Wir schmeicheln uns gewöhnlich mit dem Glauben, daß Rußland vor allen anderen europäischen Staaten berufen ist, eine Mission der Kultur in Asien zu erfüllen. Unsere Pflicht soll es sein, das Licht des Christenthums und der Wissenschaft unter die Völker zu tragen, die noch in tödtlicher Finsterniß schmachten, ihnen die Wohlthaten der Civilisation und der bürgerlichen Ordnung zugänglich zu machen. Und jetzt hören wir, daß Frankreich Dutzende von seinen talentvollen Missionären, England Hunderte von Schiffen, mit den Erzeugnissen seiner mächtigen Industrie beladen, nach China sendet, während wir an den herrlichen Ufern des breiten und wasserreichen Amur nichts Besseres anzufangen wissen, als eine Branntweinkneipe und einen Schenkwirth hinzupflanzen!

„Aber nein! Wir glauben nicht, wir können nicht an die Wahrheit der zu uns gelangten Märe glauben. Wir hoffen, daß die Amurregion von der Branntweinpacht frei bleiben werde; unsere Regierung, die schon bewiesen hat, daß ihr das Wohl der Unterthanen am Herzen liegt, wird sicherlich die nicht zu rechtfertigenden Uebergriffe einer unersättlichen Habgier gleich von vornherein zurückweisen. Oder sollte es in der That ein unerbittliches Verhängniß sein, daß nicht ein einziger Winkel unseres weiten Rußlands unangesteckt bleibe, von dieser scheußlichen Lepra, der Branntweinpest?"

Schweden.

Deutsche Skizzen aus Skandinavien.

III.**

Ueberfahrt von Dänemark nach Schweden. Schwedens materielle und geistige Zustände.

Von Kopenhagen nach Helsingborg braucht das Dampfschiff etwa 2½ Stunden. Die meisten Dampfboote nehmen ihren Weg über Helsingör, und durchschneiden von hier aus den Oeresund in einer Viertelstunde.

Welche anmuthigen Ansichten die Küste Seelands auf dieser Fahrt darbietet, ist schon früher Gegenstand der Betrachtung gewesen; es ist eben eine „Lusttour," welche sich freilich neben die Fahrt auf unserem Rheine nicht stellen kann, aber dem Freunde der gefällig sich darstellenden Natur immerhin eine Erquickung für Auge und Herz verschaffen wird.

Helsingör, den seefahrenden Nationen wegen des glücklich abgelösten Sundzolles in schlechtem Andenken, ist eine hübsche Stadt mit einem etwas engen, aber gut angelegten Hafen. Auf einem kleinen sandigen Vorsprunge steht am Meere das stattlich und regelmäßig gebaute, mit vier Thürmen versehene Schloß, von welchem aus die Schifffahrt auf dem Sunde überwacht wurde. Es wird jetzt als Kaserne benutzt, und unsere guten Holsteiner haben hier Muße, sich ihren Betrachtungen über das Schicksal ihres Vaterlandes, eines deutschen Landes, zu überlassen.

Nun hinüber nach Schweden!

Schweden ist, trotz seiner hoch in's Alterthum hinauflangenden Geschichte, noch ein jugendliches Land, aber ein Land, das vielleicht noch eine große Zukunft vor sich hat, eine politische wie industrielle Zukunft. Politische Größe würde Schweden erlangen, wenn eine starke, patriotische Hand sich der skandinavischen Idee bemächtigte und die Vereinigung Dänemarks mit dem jetzigen engeren Skandinavien zu Stande brächte. Groß in der Industrie wird Schweden werden, wenn es seinen Eisenreichthum in entsprechendem Maße wird ausbeuten können. Dies ist gegenwärtig noch nicht der Fall, und schwerlich hat ein Land in Europa — die Türkei etwa ausgenommen — in gewerblicher Beziehung soviel nachzuholen, als Schweden.

Was zunächst den Handel betrifft, so besitzt Schweden nur zwei wichtige Plätze: Gothenburg und Stockholm, und wir sehen hier, namentlich in der ersteren Stadt, einen großen Theil der Geschäfte in den Händen von Ausländern, d. h. Engländern und Deutschen.

Im Ackerbau kommt eigentlich nur die Provinz Schonen, und allenfalls der südliche Theil von Småland, sowie der östliche Theil von Oestergothland in Betracht; aber nur der außerordentlichen Fruchtbarkeit der ersteren Provinz gelingt es, Getreide zum Export zu erzeugen. Auch in dieser Beziehung ist es seit einiger Zeit die Aufgabe der Deutschen geworden, Kultur zu verbreiten und namentlich in der Behandlung der Aecker eine rationellere Weise einzubürgern. Das würde bei der Fruchtbarkeit des Bodens (man baut in Schonen nicht allein Weizen und Gerste mit vorzüglichem Erfolge, sondern hat auch mit Oelfrüchten, namentlich Raps, günstige Versuche angestellt) bald die besten Früchte tragen; allein dazu bedarf man auch deutscher Arbeiter, welche mit Fleiß, Sorgfalt und Geschicklichkeit die landwirthschaftlichen Arbeiten verrichten und dadurch die deutsche Ackerbau-Theorie praktisch unterstützen. Der schwedische Arbeiter unterzieht sich, wie ich mich überzeugt habe, seinen Geschäften — ob aus Gewohnheit, oder angeborner Trägheit, sei dahin gestellt — bei weitem nicht mit der Sorgfalt, welche wir in Deutschland gewöhnt sind. Wenn also Deutsche sich des Ackerbaues in Schweden annehmen, so haben sie auch die schwierigere Aufgabe zu erfüllen, den schwedischen Arbeiter zu erziehen — eine Aufgabe, vor welcher schon mancher brave, tüchtige Landmann zurückgeschreckt ist.

Im Maschinenbau erzielt man an einzelnen Orten, z. B. in den großartigen Werkstätten von Norrköping und Motala, anerkennenswerthe Leistungen. Dennoch durchlebt auch dieser Industriezweig, wie das Fabricationswesen überhaupt, in Schweden noch seine Jugendzeit, und hier auch sind die deutschen Elemente berufen, den Schweden die Geheimnisse der Mechanik zu eröffnen. So werden nicht allein zahlreiche deutsche Maschinenbauer nach Schweden berufen, sondern deutsche Techniker siedeln sich auch selbständig an, gründen größere gewerbliche Anlagen und bringen auf diese Weise ein größeres Leben in die im Allgemeinen öden Landstriche Schwedens. Hierbei muß als ein ihnen günstiger Umstand angeführt werden, daß der Grund und Boden, da er in den nördlicheren Gegenden fast nur mit schlecht sich verwerthendem Holze bewachsen ist, unseren Begriffen nach, außerordentlich billig abgelassen wird, sowie das Holz zur Anlage der Etablissements und Wasser zum Betriebe der gewerblichen Anstalten in Masse sich vorfindet.

Soll aber dem gewerblichen Leben Schwedens wirklich eine helle Zukunft erblühen, so wird man eifriger als bisher auf die Verbesserung der Verkehrsmittel bedacht sein müssen. Die Beförderung von Personen und Lasten auf dem Lande unterliegt den größten Schwierigkeiten. Zwar durchziehen einige treffliche Chausseen die südlichen Provinzen, und auch die gewöhnliche Landstraße zeichnet sich durch Festigkeit der Grundlage aus; allein die Transportmittel stehen bei allen Reisenden, welche sich ihrer bedienen mußten, in dem traurigsten Andenken. Die schwedische Post besteht nämlich in dem sogenannten Schuß, d. h. einem durchaus primitiven, meist zweirädrigen Karren, welcher der Federn und der Bedeckung, als verächtlicher Luxusartikel, ebenso entbehrt, wie jedes anderen Comforts. Dieser Karren wird mit den Zugthieren von den Bauern der betreffenden Ortschaft gestellt, welche der Reihe nach verpflichtet sind, den Reisenden bis zum nächsten Dorfe zu befördern. Diesem steht dabei das Recht zu, eigenhändig die Rosse zu lenken; verpflichtet dagegen ist er in jedem Falle, die Peitsche über den vorgespannten Thieren zu schwingen, eine Verpflichtung, welche von dem Reisenden gewiß oft als ein Abzugsmittel gegen unvermeidliche Gallenbeschwerden benutzt wird, deren Ent-

* Im Jahre 1858 wurden die Kontracte der Branntweinpächter von der russischen Regierung auf vier Jahre erneuert, wie man hofft, zum letzten Mal.

** Vgl. Nr. 22 und 23 des „Magazin."

stehung mit dem Zorne über die unmäßige Erschütterung der Gefäßtheile des Körpers in engster Verbindung steht. Ist man im nächsten Dorfe angekommen, so wird man abgesetzt, und man begiebt sich zum Ortsvorstande, um den Bauer, der an der Reihe ist, zu ermitteln und ihn zur Weiterbeförderung zu veranlassen. Da der Bauer natürlich seinen ländlichen Beschäftigungen nachgegangen ist, so ist leicht zu begreifen, daß eine geraume Zeit in's Land streicht, bevor der Reisende wieder zum Dorfe hinaus kutschirt, und daß er eine unendlich lange Marterzeit auszuhalten hat, um z. B. die achtzig schwedischen Meilen von Helsingborg nach Stockholm zurückzulegen. Wer daher schnell befördert sein will, muß den Schuß einige Tage zuvor bestellen. Wer viel reist, hat in der Regel seinen eigenen Wagen und benutzt nur die von dem Schußbauer zu stellenden Pferde. Der Bauer bezieht die Fahrgelder, hat aber auch die Verbindlichkeit, die Straßen in Stand zu halten. — Mit eigenen Pferden weite Reisen zu unternehmen, scheint bei dem Mangel an Gasthäusern auf dem Lande fast unthunlich.

Je größer nun die Mühseligkeiten einer solchen Reise sind, desto mehr, sollte man glauben, müßte das Bedürfniß besserer Verkehrsmittel, namentlich das Bedürfniß der Eisenbahnen erkannt worden sein. Allein gerade im Eisenbahnbau ist man in Schweden, wo man doch so vorzügliches Material gewinnt, arg zurückgeblieben. Bis jetzt nämlich besteht nur eine vollständig fertige Eisenbahn-Verbindung, und zwar zwischen Gefle am Bottnischen Meerbusen und Falun, dem Mittelpunkte eines der ergiebigsten Eisenbezirke. Eine zweite Bahn zwischen Stockholm und Gothenburg ist in der Ausführung begriffen und bereits von Gothenburg bis Thorboda, einem kleinen Dorfe am Kanale zwischen dem Wener- und dem Wiken-See, seit dem 1. September 1859 fahrbar. Eine dritte Bahn wird eben jetzt projektirt; sie soll Stockholm direkt mit dem Sunde verbinden, und es war zur Zeit meiner Anwesenheit in Schweden nur noch zweifelhaft, ob man Malmö oder Helsingborg als Ausgangspunkt wählen solle.

So bleibt denn die Hauptverkehrsader durch Schweden noch immer der Kanalweg zwischen Gothenburg und Stockholm, ein Werk, das seiner Zeit einen ungeheuren Aufwand von Zeit, Mühe und pekuniären Mitteln erfordert hat, das aber, so große Bewunderung es auch jetzt noch dem Erbauer einträgt, den Anforderungen der Gegenwart nicht mehr entspricht. Denn das Kanal-Dampfboot, im Verhältniß zur Eisenbahn ohnehin ein beschränktes Verkehrsmittel, braucht für die Strecke zwischen Gothenburg und Stockholm, d. h. für eine Entfernung von dreiundfünfzig schwedischen = siebzig deutschen Meilen, alle Krümmungen der Fahrt mit eingerechnet, nicht weniger als drei Tage und drei Stunden, während dieselbe Strecke durch die Lokomotive in höchstens fünfzehn Stunden durchlaufen wird.

Die Ursachen dieser langen Fahrt sind zum Theil in den fünfundsechzig Schleusen, welche das Schiff mit großem Zeitaufwande passiren muß, zum Theil in dem Umstande zu suchen, daß die Kanalschiffe während der Nacht auf gewissen Stationen „liegen bleiben." Mag der hierdurch verursachte längere Aufenthalt immerhin nothwendig sein, für den Geschäftsreisenden, welchem an schneller Beförderung gelegen sein muß, ist er ein großer Uebelstand, dessen Beseitigung durch Anlegung von Eisenbahnen freudig begrüßt werden wird.

Man ist geneigt, das langsame Vorschreiten der Eisenbahnen, das Zaudern in Anlegung derselben den vorhandenen Terrainschwierigkeiten zuzuschreiben. Allein diese Schwierigkeiten sind gar nicht so groß. Oesterreich hat beim Bau der Sömmeringbahn ganz andere Hindernisse zu überwinden gehabt. Ich glaube in der Verfassung Schwedens den größeren Gegner der Eisenbahnen suchen zu müssen. Bekanntlich hat Schweden eine Repräsentativ-Verfassung, einen Reichstag, welchen die vier Stände: der Adel, die Geistlichkeit, die Städte und die Bauern bilden. Diese Stände versammeln sich und berathen einzeln wie ebenso viele Kammern; sie fassen einzeln ihre Beschlüsse. Die Minister bringen die Gesetzesvorlagen ein, und die Beschlüsse erlangen erst durch Bestätigung des Königs gesetzliche Wirkung. Die Gesetzgebung besteht also aus nicht weniger als sechs Faktoren, welche um so weniger leicht unter einen Hut zu bringen sind, als bei der bezeichneten Gliederung der Volks-Repräsentation die verschiedensten Interessen sich begegnen. Die Gesetzgebung Schwedens ist daher so schwerfällig und konservativ, als nur irgend möglich, und wirkt mit diesen Eigenschaften natürlich auch lähmend auf die Einrichtung neuer Verkehrsmittel, namentlich der kostspieligen Eisenbahnen, deren Anlage der Staat doch einigermaßen in Schutz nehmen und selbst pekuniär unterstützen muß. Allein hierin liegt eben die Schwierigkeit für die Erbauer schwedischer Bahnen: der Staat interessirt sich nur wenig für die Projekte und die Unternehmungen lasten fast gänzlich auf den Schultern der Association.

Bei weitem rascher ist man in Schweden mit der Errichtung elektrischer Telegraphen-Linien vorgegangen. Stockholm ist mit Gothenburg, Calmar, Lund und Helsingborg, von wo eine unterseeische Leitung nach Dänemark und Deutschland geht, verbunden, ebenso Gothenburg mit Helsingborg rc., so daß diese Beförderung der Gedanken seltsam kontrastirt mit der Beförderung der Personen und Güter.

Das Einzige jedoch, worin Schweden selbständig Ausgezeichnetes leistet, ist die Eisen- und Stahl-Production. Hierin übertrifft nach kompetentem Urtheil Schweden selbst England. Dazu trägt nun freilich das vorzügliche Material, welches die Gebirge Schwedens liefern, das Meiste bei; immer aber kann die in den schwedischen Eisenwerken heimische Art der Production als Muster dienen.

Schweden würde bei seinem unerschöpflichen Reichthum an Eisen ganz Europa mit diesem Metall überschwemmen, würde mit seinen Preisen auf ein Minimum herabgehen und so jeder Konkurrenz die Spitze bieten können, wenn ihm die Natur die Steinkohle nicht gänzlich versagt hätte. Das Land besitzt nur ein Kohlenbergwerk, das bei Höganäs in Malmöland, Provinz Schonen, dicht neben den vom Kattegat aus sich erhebenden Kullen. Allein diese Kohle ist schlecht und ihre Gewinnung wegen des bedeutenden Täufwassers kostspielig. Mit eigenem Zusatz-Material können die Eisen- und Stahlwerke Schwedens also nicht versorgt werden, und man ist genöthigt, die Kohlen aus England zu importiren, ein Umstand, welcher die Eisen- und Stahl-Production Schwedens im Verhältniß zu der wirklich fabelhaften Leichtigkeit, mit welcher man das Rohmaterial gewinnt, theuer macht, und England bisher noch immer erlaubt hat, mit Schweden auch in dieser Beziehung erfolgreich zu konkurriren.

Diese Konkurrenz dürfte indeß bald ihre Gränze wenigstens in Bezug auf die Bereitung des Stahls finden. Hierin ist Schweden durch Anwendung einer englischen Methode wesentlich weiter gekommen, als England selbst. Jene Methode sollte die Zusetzung des Kohlenstaubes zur Schmelzmasse rascher herbeiführen; dem Erfinder derselben selbst aber ist die praktische Durchführung seiner Idee bis jetzt noch nicht mit dem erwarteten Erfolge gelungen. Als sich aber schwedische Techniker der Methode bemächtigten und ihr reines Schmelzmaterial zu den Versuchen verwandten, erzielten sie so günstige Erfolge, daß jene Methode sofort definitiv eingeführt wurde, und ihr Erfinder das Kind seines Geistes im Auslande besser gedeihen sieht, als unter seiner eigenen Pflege. Durch diese Stahlbereitungsart werden die Kosten des Schmelzens bedeutend ermäßigt und wird Schweden in den Stand gesetzt werden, trotz des fremden Zusatz-Materials, den Preis des Stahles weit unter den des englischen zu stellen.

Die Wissenschaft und die Poesie haben von jeher in Schweden ihre gediegenen Vertreter gehabt. Linné, Berzelius, Tegnér rc., sind Namen, welche unter civilisirten Völkern den schönsten Klang haben.

Zwei Universitäten, Lund und Upsala, streuen den Samen der Wissenschaft über das Land aus. In neuerer Zeit ist noch eine medicinische Akademie hinzugetreten, bei welcher jeder Mediciner das Staatsexamen ablegen muß bevor er zur Praxis übergehen kann. Diese Bestimmung ist mit Rücksicht auf die große Entfernung zwischen Stockholm und Lund, und mit Rücksicht auf die mangelhaften Verkehrsmittel für die südlichen Theile des Landes überaus lästig.

Stiefmütterlicher als in Wissenschaft und Poesie finden wir Schweden in künstlerischer Beziehung bedacht. Als Modelleure und Bildhauer ragen Sergell und Fogelberg, auf welche ich später zurückkommen werde, allerdings hervor; sie stehen jedoch ziemlich vereinzelt da. Maler finden wir nur wenige, und ihre Werke werden kaum Anspruch auf Bedeutung erheben können. Am traurigsten aber wird die Musik gepflegt. Nirgends in Schweden, selbst nicht in der Hauptstadt, wird dem Ohre und dem Herzen ein irgend nennenswerther Genuß geboten. In Stockholm besteht zwar eine musikalische Akademie; allein man bewegt sich hier, wie man mir versichert hat, nur in der Theorie; gute Ausführung der Musik ist der gebildete Schwede in Deutschland zu suchen genöthigt. Die musikalische Zone findet in Kopenhagen ihre Gränze, wo Lumbye, der nordische Johann Strauß, seine gefälligen Melodien ausgießt.

Schweden ist ein Land, das für seine Zukunft noch Vieles nachzuholen hat. Bereits hat sich das deutsche Element daran gemacht, die Lücken in Schwedens Kultur auszufüllen, und ich bin überzeugt, daß es deutscher Intelligenz, deutscher Thätigkeit gelingen wird, auch hier ihren Beruf, die Welt zu kultiviren, auf das Glänzendste zu bewähren.

England.

Verwandte Klänge, von Georg Pertz.*

Die poetische Verwandtschaft des englischen und deutschen Sprachgeistes tritt nie deutlicher hervor, als wenn man den Versuch macht, Gedichte aus einer in die andere Sprache zu übersetzen. Es ist daher sehr begreiflich, daß Georg Pertz seine Blüthenlese englischer Poesien als „verwandte Klänge" den deutschen Lesern darbietet. In einem anmuthigen Sonnet, das, reich an Duft und Farbe, eine sehr günstige Meinung von dem eigenen poetischen Blumenflor des Uebersetzers giebt, spricht er noch eine andere sinnige Deutung des gewählten Titels aus. Die „verwandten Klänge" sollten „Altenglands schönste Rose," die in das preußische Königshaus verpflanzt ist, von der Heimat grüßen.

Diese Widmung an die Prinzessin Viktoria wird gewiß dazu beitragen, der sorgfältig gewählten und geschmackvoll ausgestatteten Sammlung den Antheil jener Leserkreise zuzuwenden, in denen die Poesie ihre schönsten Altäre haben sollte. Wir meinen die deutschen Frauen; die englischen sind ihnen hier zur Vermittelung einer nähern Beziehung in anziehender Weise vorgeführt. Felicia Hemans, unstreitig die reichste und weichste Dichternatur Englands in der Neuzeit, ziert auch in bildlicher Darstellung das Buch. Ihr Portrait zeigt die eigenthümliche englische Schönheit: regelmäßige, edle Züge, verbunden mit einem sanften, träumerischen Ausdruck um Mund und Augen. Die Dichterin hatte das unglückliche Frauenloos, unglücklich verheiratet zu sein; die Poesie war die Blume, die aus den Dornen ihres Lebens wuchs. In einem ihrer Gedichte sagt sie bezeichnend:

> — In Ketten blutet mein Herz
> Und ich träume von Allem, was frei!

England, sonst die bevorzugte Heimat des glücklichsten Familienlebens, hat unter seinen schreibenden Frauen auffallend viel unglückliche Ehen aufzuweisen: Caroline Norton, Lady Blessington, Lätitia Landon, Lady Bulwer u. s. w. sind nur einige der allgemein bekannt gewordenen Beispiele davon.

Die drei zuletzt genannten Damen hat der sonst so fleißige Uebersetzer in seiner Sammlung vergessen; bei einer sicherlich bald erscheinenden zweiten Auflage derselben wird er diese Lücke hoffentlich ausfüllen, denn Lätitia Landon hat namentlich viel dichterisches Feuer, sie galt in England für eine poetische Aehnlichkeit von George Sand; ihr tragischer Tod nach kurzer Ehe trug dazu bei, ihre Gedichte noch bekannter zu machen.

Von allen berühmten Dichtern Englands bringt die Sammlung wenigstens einige, wenn auch kurze Proben; sogar von Shakspeare ist ein „Ständchen" vorhanden, das hier gewiß zum ersten Mal übersetzt ist. Die Dichter-Trias Walter Scott, Thomas Moore und Lord Byron, durch welche eigentlich die moderne, englische Literatur erst populär geworden ist, sind in besonders guter Auswahl vorgeführt. Nur hätte man von Byron gern noch mehr, namentlich einige seiner schmerzvollen Liebeslieder, in denen er wahrhaft einzig geblieben ist. Heine, der so oft unser deutscher Byron genannt wurde, hat ihn darin nie erreicht; nur Lenau nähert sich zuweilen seiner melancholischen Glut. Georg Pertz ist selbst Dichter, er vermag die schwere Aufgabe zu lösen, Byron in deutschen Versen wiederzugeben, und es ist zu bedauern, daß er eben nicht mehr dargeboten. Das berühmte Abschiedsgedicht an Byron's Gattin: „Fare thee well and if for ever," ist besonders treu und hat denselben Klang, wie das Original; das andere nicht minder schöne „Fare well" zeigt dagegen in der ersten Strophe einen Verstoß, den wir rügen müssen, weil er gegen Byron's Eigenthümlichkeit sündigt. Er braucht nie einen Diminutiv in seinem hochpoetischen Styl, und Georg Pertz hätte deshalb durchaus nicht „Thränchen," statt Thräne, sagen dürfen, noch dazu ist im Original von blutigen Thränen die Rede. Die Schlußstrophe ist hingegen fast noch schöner im Deutschen, als im Englischen, wie das eben unter dichterischer Feder nur vorkommen kann:

> Stumm ist mein Mund, mein Auge leer,
> Doch fiebernd brennt durch Mark und Hirn
> Verzweiflung — nie entwölkt sich mehr
> Von finstern Sorgen meine Stirn.
> Nicht giebt mein Herz der Klage Raum,
> Wie tief mein Gram, mein Blick wie hohl,
> Ich weiß nur: uns're Lieb' war Traum —
> Ich fühle nur Leb'wohl — Leb'wohl!

Auch von Kirke White, dem rührenden Sänger des Todes, hätte der Uebersetzer lieber noch einige Proben mehr geben sollen, er ist in Deutschland noch lange nicht genug bekannt. Die Engländer lieben ihn so sehr, daß er in keiner Hausbibliothek fehlen darf, ja häufig begleitet er sie auf ihren Reisen als Trösteinsamkeit. Byron versicherte, daß er Kirke White die elegische Tonbildung oft beneidet hätte, und aufmerksamen Vergleichungen kann es nicht entgehen, daß er sie ihm sehr glücklich abgelernt hatte. Byron's Nachruf an diesen Dichter möchten wir auch als wünschenswerthe Zugabe für die nächste Auflage der „verwandten Klänge" empfehlen.

Auch einigen bei uns noch sehr unbekannten Dichtern hat Georg Pertz ein wohlverdientes Ehrenplätzchen eingeräumt; Thomas Baily (geb. 1797, gest. 1839), ist durch zwei tiefgefühlte Liebesgedichte, die sicherlich viel Sympathie erwecken werden, vertreten, und William Motherwell (geb. 1797, gest. 1835), durch mehrere sehr eigenthümliche Lieder, von denen wir „das Wasser" und „der Mitternachtswind" besonders hervorheben möchten.

Die Uebertragung von Tennyson's herrlichem Gedicht, „die Maikönigin," ist als eine Perle der Sammlung zu betrachten; wohl noch nie ist die Jugendblüthe und ihr Tod in so einfacher, schöner Naturwahrheit besungen worden. Kein weibliches Auge wird thränenlos, kein männliches Herz ungerührt bleiben bei diesen drei Abschnitten aus dem Leben eines schönen, glücklichen, jungen Mädchens, das den Tod als Erlösung auf sich herabbetet. Wegen dieses Gedichtes allein hätte es Tennyson verdient, Englands gekrönter Poet zu werden, um welche Ehre er seit Jahren beneidet und verkleinert wird.

Drei amerikanische Dichter des englischen Idioms, hat Georg Pertz mit Recht seiner Sammlung eingereiht: Bryant, Edgar Poe und Longfellow; die Amerikaner dichten gewiß sehr verwandte Klänge für uns. Sie sind so zu sagen Eklektiker der Poesie, und haben namentlich aus unserer deutschen viel Honig gesammelt.

Bryant schildert die wilden Schönheiten seiner heimatlichen Urwälder, er ist origineller, als die andern, aber auch weniger verständlich für uns; sein Gedicht: der „Blumen Tod," erinnert jedoch an den englischen Gray und den deutschen Matthison.

Edgar Poe hat im Lebenslauf und Talent eine unverkennbare Aehnlichkeit mit unserm Grabbe, der freilich noch grotesker und mächtiger war. Das Gedicht, welches Georg Pertz als Probe giebt, charakterisirt ihn jedoch nicht genug; der schauerliche „Rabe," wäre dazu besser geeignet gewesen.

Longfellow's Geltung wächst auch in Deutschland immer mehr; die Amerikaner huldigen ihm als ihrem Dichterfürsten und umgeben ihn fast mit Goethe'schen Ehren; die zahlreichen Gedichte, welche Georg Pertz von ihm übersetzte, werden ihm noch mehr Sympathien erwecken. F. v. H.

Frankreich.

Die geschichtlichen Namen unter den Protestanten Frankreichs.

Eine an Zahl schwache Partei pflegt, der Mechanik des Lebensverkehres gemäß, durch Rührigkeit das zu ersetzen, was ihr an Massengewicht abgeht. Dies gilt ganz vorzüglich von Religionsparteien. Welch ein reges Treiben und Werben in der Diaspora der Katholiken und Evangelischen! Da bezeugt sich der Satz: die Noth lehrt beten! Die großen Massen von Anhängern desselben Kultus in demselben Lande versinken nur allzu leicht in Unentschiedenheit und Abspannung, während schon der Drang der Nothwendigkeit, das Dasein vor der Uebermacht zu behaupten, die kleine Religionspartei zu lebhafter Thätigkeit anspornt. In dieser Hinsicht verdienen auch die französischen Protestanten, die unverhältnißmäßige Minderheit der Bevölkerung, kein geringes Lob. Alle Werkstätten des Geistes sind ihres Fleißes voll. Wenn der Protestantismus jemals zu der Einsicht sich erhob, daß er vermöge des Grundsatzes der freien Schriftforschung das Lebensprinzip der Wissenschaft bekannt hat, so muß man Frankreichs Protestanten den schönen Vorzug dieser Erkenntniß einräumen. Denn allerdings, wie kann der Protestantismus sich besser behaupten, als durch den Beweis seiner ungezwungenen Uebereinstimmung mit den Anforderungen der Wahrhaftigkeit, Mäßigung und Gerechtigkeit, welche die Leitsterne der objektiven Wissenschaft bilden?

Der Schauplatz, auf dem dieser Beweis zu führen, ist die Geschichte. Wir haben schon mehrfach in diesen Blättern, z. B. in den Nrn. 107—109 vom 10. September 1859 und Nr. 1 vom 1. Januar

* Verwandte Klänge. Eine Auswahl englischer und amerikanischer Gedichte, übertragen von Georg Pertz. Leipzig und Heidelberg, C. F. Winter'sche Verlagshandlung. 1860.

1860 den geschichtlichen Sinn der französischen Protestanten an's Licht gerückt, und obgleich davon dem allgemeinen Zeitcharakter sein Antheil zu Gute kommt, so gereicht es doch Männern, wie Pressensé, Coquerel, Reuß, Schmidt, Bartholmèß zu bleibendem Ruhme, den geschichtlichen Zug in der Zeit aufgefaßt und begriffen zu haben, inwiefern derselbe für die Rechtfertigung der reformatorischen Idee zu verwerthen ist und der letzteren ihren Platz im Volksleben anweist. Mit einem fein fühlenden Geschick haben die protestantischen Geschichtsschreiber Frankreichs die vollständige Solidarität ihres Kultus mit dem Prinzip der Gewissensfreiheit und mit den innersten Beweggründen der Neuzeit, oder der Aera der „Wiedergeburt," proklamirt.

Unter dem steten Rufe: „Gerechtigkeit für die Unterdrückten!" haben sie den Kampf mit dem glanzschimmernden „siècle de Louis XIV." kühn aufgenommen und tausend Vorurtheile überwunden, weil ihnen der freisinnige Duldungstrieb und die Erinnerung an 1789 zur Seite standen. Die Aufgabe ist, den Protestantismus in dem Boden der Volksgesinnung festzuankern, damit er unausreißbare Wurzeln im Volksthum schlage und dereinst wirkliche Freiheit ermögliche.

Natürlich hat es in unsern Tagen nicht an Werken gefehlt, welche die nationale Bedeutung des französischen Protestantismus kräftig hervorleuchten ließen; die protestantischen Schriftsteller haben sich fast hauptsächlich damit beschäftigt. Vor sieben Jahren erschien das Buch von Charles Weiß: „Histoire des réfugiés protestants en France depuis la révocation de l'édit de Nantes jusqu' à nos jours" (Paris, Charpentier, 1853); gegenwärtig ist ein viel umfassenderes Werk vollendet worden. „Das protestantische Frankreich" der Herren Eug. und Em. Haag,* welches den Gesammtantheil der Protestanten Frankreichs an der Geschichte ihres Vaterlandes auf das Genaueste bucht und zwar in einer aus den Quellen geschöpften Encyklopädie von Biographien. An die Spitze ihrer Arbeit haben die Verfasser eine kurzgefaßte Geschichte der französisch-protestantischen Kirche gestellt und als Motto davor die berühmte Einleitung der Historien des Tacitus: „Opus agredior opimum casibus, atrox proeliis, discors seditionibus, ipsi etiam pace saevum." Wir haben einmal die Geschichte der Hugenotten eine „wahrhafte Leidensgeschichte" genannt. Nun, eine Geschichte von Leiden und Kämpfen, wechselvoll im Bürgerkriege, verhängnißvoll im Frieden, war sie in der That. (Man vergleiche unsern geschichtlichen Ueberblick in Nr. 104—106 des „Magazins" vom 3. September 1859.) Von der Verkehrtheit Franz I., der in seinem frivolen Leichtsinn keine Ahnung von den Aussichten bekam, welche die Reformation der freien Bewegung des Staatskörpers eröffnete, bis zu der Versunkenheit Ludwig's XV., unter dessen Pantoffelregiment ein herschsüchtiger Klerus der damaligen Stimmung hohnsprechende Opfer fordern durfte, läuft die Kette von Widerwärtigkeiten, welche die kernigsten Bürger Frankreichs erdulden mußten. Es kann uns das spätere Schicksal des französischen Königthums nicht Wunder nehmen, wenn wir eine solche Politik vor uns sehen, der es nichts verschlägt, die gediegensten Elemente vom Staatsleben abzustoßen und die sich dem blinden Hasse fanatischer Eiferer und dem unlauteren Ehrgeiz gesinnungsloser Ränkeschmiede in die Arme wirft.

Ein unheiliger Lügengeist hat dieses Unheil über Frankreich heraufbeschworen. Er hatte in Italien seine Heimat. Die aalglatte, heuchlerische Geschmeidigkeit der wälschen Mediceer, die florentinische Pfiffigkeit jener Giftpillendreher, denen Nicolo Machiavelli das Handbuch der Staatsmedizin mit mephistophelischer Ironie dictirt hatte, nicht ein urfranzösisches Gewächs hat seine Drachensaat ausgestreut. Mit instinktivem Abscheu hat man Katharinen von Medici fort und fort als die Hauptschuldige in dem blutigen Rechtsgang bezeichnet. Die Schule der „vorurtheilsfreien Forscher" à la Capefigue und Chantelauze versucht zwar, „den Standpunkt zu verbessern" und die galante Frau von jedem Verdacht rein zu waschen — die Herren Haag verzichten auf den Ruhm einer Vorurtheilsfreiheit von dem erwähnten Kaliber. Sie bezüchtigen Katharina von Medici unverhohlen des Giftmordes an Johanna d'Albret, der Mutter Heinrich's IV., und ebenso ihren Sohn, Karl IX., gleich ihr selbst, der Mitschuld an dem Gemetzel der Bartholomäusnacht. Die Einwürfe der ultramontanen Schriftsteller der Gegenwart, namentlich wider den zweiten Anklagepunkt, werden quellengetreu widerlegt. Nachdem Herr Athanase Coquerel seinen „Précis de l'histoire de l'Eglise réformée de Paris" veröffentlicht hat, wird wohl kein Zweifel an jener Doppelschuld übrig geblieben sein.

Auf der andern Seite nehmen die Verfasser des „protestantischen Frankreichs" Heinrich IV. gegen die bösliche Unterstellung in Schutz, als habe der liebenswürdige Monarch das Edict von Nantes mit einem machiavellistischen Hintergedanken erlassen. Ja, diesen Hintergedanken in der Urkunde, der sogenannten „Charte des Eglises protestantes," selbst auszudrücken, wäre ebenso schlecht als unpolitisch gewesen. Die Verfasser sagen: „Ein katholischer Schriftsteller (etwa Capefigue?) hat sich nicht gescheut, jenen berühmten Akt als ein Werk der Heuchelei zu kennzeichnen, weil man dort, vom Eingang ab, die Hoffnung, denselben eines Tages zu widerrufen, durchschimmern lasse. Wir glauben, daß er sich zu streng gezeigt hat. Ohne Zweifel war es der eifrigste Wunsch Heinrichs IV., in seinem Reiche nur Eine Religion bekannt zu sehen, denn trotz seiner glänzenden Talente, überragte dieser Fürst sein Jahrhundert doch nicht genug, um nicht das gewöhnliche Vorurtheil zu theilen, wonach nicht zwei Religionen in demselben Staate in Frieden neben einander bestehen können. Indessen denken wir nicht, daß er jemals gewillt gewesen, die gehässige Rolle seines Enkels zu spielen, die gewaltsamsten und ungerechtesten Mittel anzuwenden, damit die Protestanten mit der römischen Kirche vereinigt würden. Um dem Clerus zu gefallen, wünschte er wohl, sie im Wege der Gnade und Gunstbezeugung zu gewinnen, oder sie durch kleine Plackereien von ihrer Religion abzuziehen; aber die Waffen zu ergreifen gegen sie, die ihm so treu gedient, dazu hätte er sich niemals entschließen können. „Einer meiner lebhaftesten Wünsche," sagte er zu Sully, „wäre wohl der, nicht die reformirte Religion (denn ich habe in meinen Aengsten und Nöthen von mehreren ihrer Bekenner zu viel Dienste und Beistand gehabt), aber die Hugenottische Faction zu vernichten ...... ohne daß ich jedoch irgend etwas mit Härte und Waffengewalt oder durch Verfolgung wider sie unternähme!"

Dem guten König Heinrich, dem geborenen Hugenotten, hätte auch eine Verfolgung der Protestanten sehr übel zu Gesicht gestanden. Sein 1593 vollbrachter Abfall vom Glauben seines Vaters, seiner berühmten Mutter und von dem Bekenntniß seiner treuesten und edelsten Anhänger, die bei Ivry für seinen Thron ihr Blut verspritzt, war eine That, welche in der Duldung der Freunde ihrer Sühne bedurfte, kraft der Bedrückung derselben aus einem politisch entschuldbaren Vergehen in ein Verbrechen umschlug. Eine sehr dringende Scham hielt ihn ab, bis zum Verrath vorzuschreiten. Der Wortbruch dem Gewissen gegenüber war hinlänglich treulos. Darum ist es ein gerechtes Gericht, das die Herren Haag über Heinrichs Abschwörungsthat verhängen: „Vom Standpunkte der Sittlichkeit ist sie unmöglich zu rechtfertigen, der fromme Christ wird sagen, daß Heinrich wider den heiligen Geist gesündigt hat, der Ehrenmann jeder Religion, daß er sein Gewissen belogen hat. Eine Meinung, selbst eine religiöse, für eine andere aufgeben, die man als besser erkannt hat, das ist für ein vernünftiges und freies Wesen nicht blos ein Recht, sondern sogar eine Pflicht, von deren Erfüllung keine menschliche Erwägung entbinden kann. Die Vernunft, Gesetzgeberin des Willens, übt in dieser Hinsicht eine unbeschränkte, unbedingte Gewalt aus, dergestalt, daß eine Religion, die befehlen würde, der Stimme des Gewissens ungehorsam zu sein, als eine falsche Religion verworfen werden müßte. Aber es besteht für den Menschen noch eine hierauf bezügliche und nicht weniger gebieterische Pflicht, nämlich die, daß er unaufhörlich daran arbeiten muß, seine Vernunft aufzuklären, sie in Einklang zu setzen mit der allgemeinen Weltordnung und dem göttlichen Willen. (— So spricht in Frankreich ein positiver Calvinist! —) „Er muß also mit unermüdlichem Eifer das Licht suchen, welches das Leben seiner Seele ausmacht; er muß mit Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit suchen, und wenn er die Wahrheit gefunden zu haben glaubt, muß er sie frei heraus bekennen; jede Verstellung wäre ein Verbrechen gegen die Andern und gegen sich selbst. — Wer würde nun aber, wofern nicht das Augenscheinliche geleugnet wird, zu versichern wagen, daß Heinrich IV. mit Ehrlichkeit gesucht hat? Wer würde zu behaupten wagen, daß seine Bekehrung das Ergebniß einer festen und vollkommenen Ueberzeugung war? Selbst der Bischof Péréfix, der zwar nicht erröthet, bei dem gottlosen Akt von Saint-Denis den heiligen Geist mitspielen zu lassen, sieht sich gezwungen, einzugestehen, daß Heinrich nicht einzig und allein dem Antrieb der Gnade folgte, sondern daß er auch menschlichen Beweggründen gehorchte. Heinrich IV. ist demnach verurtheilt vor dem Richterstuhl des Gewissens." (Artikel Henri IV. im Hauptwerk.)

An diesem Wahrspruch dürfte man nur das aussetzen, daß er einen Blitz von zu erhabener Abkunft in faules Holz schleudert. Ein Mann

* La France Protestante, ou vies des protestants français qui se sont fait un nom dans l'histoire depuis les premiers temps de la Réformation jusqu' à la reconnaissance du principe de la liberté des cultes par l'Assemblée nationale; par M. M. Eug. et Em. Haag. 9 vol. grand in-8 à 2 colonnes, avec un volume contenant les pièces justificatives. Paris, Cherbuliez, 1846 à 1859.

von der leichtfertigen Lebensauffassung Heinrichs IV., dem die Ehe mit der Königin Margot keineswegs ein Gräuel gewesen, ein ritterlicher Hofmann, der von der calvinischen Askese nicht ein Haar des härenen Gewandes behalten hatte, dessen Seele von eitelem Glanze und Ruhmsucht erfüllt war, dem konnte es keinen heftigen Gewissenskampf kosten, als ihm Gelegenheit ward, durch ein Meßopfer ein Reich zu erkaufen.

Wenn Heinrichs IV. Uebertritt in merklich geringem Grade der Herren Haag Mitgefühl erregt, so fällt das Erstaunen schwächer aus, welches man sonst bei der Verdammung des von den Franzosen meist vergötterten Ludwig XIV., des „großen Ludwig" empfinden würde. Die Herren Haag besprechen seine Dragonaden in folgender Weise: „Um die Frömmigkeit des Königs in's volle Licht zu setzen, gestatte man uns sein Verfahren mit dem der spanischen Inquisition zu vergleichen! Der französische Monarch bestrafte mit den furchtbarsten Martern diejenigen seiner Unterthanen, welche die Gebote des Gewissens seiner unbeschränkten Willkür entgegenzustellen wagten, und verbot ihnen zu gleicher Zeit, bei Strafe der Galeeren, daß sie unter einer andern Herrschaft die Freiheit, Gott zu verehren, wie sie es verstanden, sich suchen gingen. Das hieß in seinen Augen ein Attentat auf seinen Ruhm. Was that unter ähnlichen Umständen die Inquisition, welche man doch, und mit vollem Recht, mit den gehässigsten Namen gebrandmarkt hat? Sie stellte den Mauren, die sie aus Spanien verjagen ließ, die Wahl zwischen Bekehrung und Exil, indem sie so dem Naturgesetz Rechnung trug, das der große König vermessen verletzte. Selbst die Ligue hatte, inmitten ihres Wüthens, mehr als Ludwig XIV. die Gewissensfreiheit geachtet; sie begnügte sich damit, die Protestanten aus dem Reiche zu verbannen, welche die Annahme des Katholizismus verweigerten."

Eine sonderbare Verkettung der Umstände hatte es damals gefügt, daß die Maßregel der Hugenotten-Verfolgung am eifrigsten von der Marquise von Maintenon betrieben ward, der Enkelin eines hervorragenden Hugenottenführers, des Theodor Agrippa d'Aubigné, dessen Lebensbeschreibung 26 Seiten zu zwei Columnen gewidmet sind. Der Mann ist für Frankreich allerdings eine wichtige Person, und nicht blos wegen der Ironie des Schicksals, das ihn durch seinen ältesten Sohn Constant d'Aubigné mit der frommen Frau von Maintenon vermittelt. Mag ihm auch seine Eigenschaft als Großvater dieser Dame zu dem erwähnten breiten Platz in dem „protestantischen Frankreich" der Herren Haag verholfen haben, oder etwa seine Verwandtschaft mit Professor Merle d'Aubigné in Genf, von der jüngern Linie seines Hauses — der ehrenfeste Agrippa war in so mannigfachen Richtungen des Erdenlebens thätig: als erotischer Dichter, als Theolog und Staatsmann, als unbeugsamer Parteimann, als unerschrockener Soldat und Offizier, als Geschichtsschreiber, Satiriker, Pamphletist und Heldensänger, und bei all' dieser Proteusnatur ein knorrig-drolliger, biederer Charakter vom Schrot und Korn des Reformationszeitalters, das hinter Luther und Calvin auch den Protestanten Johann Fischart und den Gallicaner Rabelais hervorbringen wollte — daß die starke Hervorhebung solcher Persönlichkeit schon deshalb gerechtfertigt scheint, weil sie das volle Zeitalter in dem reichen Spiegel eines vielgestaltigen und doch gedrungenen Selbst's wiedergiebt. Unsere Autoren verfolgen den bunten Lebenspfad des Herrn von Aubigné an dem Faden seiner eigenen, zwar im Greisenhaar, aber mit jugendlicher Kraft und Schärfe des Ausdrucks geschriebenen Memoiren, deren Echtheit schwerlich Anfechtung erleiden darf. — Agrippa d'Aubigné war der Sohn von Jean, seigneur de Brie en Saintonge, aus dem Hause d'Aubigné d'Anjou. Der Vater hatte sich an den religiösen Bewegungen des Jahrhunderts lebhaft betheiligt, in's Besondere an der Verschwörung von Amboise, und ward kurz vor seinem Tode maître des requêtes in Religionssachen. Dieses Amt soll, den Herren Haag zufolge, zu der Fabel Veranlassung gegeben haben, Jean d'Aubigné sei Kanzler am Hofe von Navarra gewesen. Agrippa mußte schon als Kind für seinen Glauben eine Lebensgefahr bestehen; ihm ward nebst seinem Lehrer Beroald vom Inquisitor Demochares zu Courance der Ketzerprozeß gemacht, und nur das Wohlwollen des im Gefängniß wachthabenden Offiziers rettete ihn. Bald darauf verlor er in Orleans seinen Vater. Man schickte ihn nun zur Vollendung seiner Studien nach Genf, wo er auch zwei Jahre blieb; länger konnte er es in der gelehrten Stille nicht aushalten, es dürstete ihn nach dem Getümmel der Welt und der Schlachten, und der sechszehnjährige Jüngling erreichte endlich, nachdem er sehr unbequeme Hindernisse des Hungers und der Einschließung durch seinen Vormund überstanden hatte, das Heer des Königs von Navarra, der ihn 1574 in seine Dienste nahm, sowohl in Anbetracht der Verdienste des verstorbenen Seigneur d'Aubigné, seines Vaters, als weil er ein entschlossener Mensch war, der nichts zu heiß und nichts zu kalt fand." D'Aubigné bewährte sich allerdings bei Heinrich als ein entschlossener, aber auch als ein sehr unabhängiger und freimüthiger Mann, und es ist vielleicht nicht unwahrscheinlich, daß Heinrich einmal mit dem Plane umging, seinen Lieutenant sich für immer vom Halse zu schaffen. Ebenso dreist und unbeugsam benahm er sich nach des Königs Tode, als Maria von Medici ohne Weiteres die Regentschaft forderte. D'Aubigné, ein „Pflüger des Rechtsbodens," setzte der Italiänerin das Erforderniß der Befragung der Generalstände entgegen, aber von den Hugenotten an den Hof abgesandt, versicherte er fast zu nachdrücklich die Fürstin der Treue und Unterwürfigkeit der Reformirten, indem er in Gegenwart des die Ohren spitzenden Beichtvaters erklärte, die Reformirten „seien von einer Religion, kraft welcher Niemand sie von dem Gehorsam entbinden könne, den man den Königen nach Gottes Wort schuldet." Das war ein Hieb auf die päpstlichen Bannflüche mit obligater Eidesentbindung der Völker. — Inzwischen traute der Hof der ketzerischen Ergebenheit doch nur wenig; er hielt Bestechung zu ihrer Gewinnung nöthig. Der alte d'Aubigné wehrte jede Zumuthung ab, stürzte sich noch einmal mit Jugendfeuer in den Parteikampf und zog sich erst nach Genf zurück, als er die Undankbarkeit seiner eignen Glaubensfreunde erfahren hatte. In Genf starb er 79 Jahr alt 1630, nachdem der 71jährige Greis noch zur zweiten Ehe mit einer „durch Tugend, Wohlthätigkeit, vornehme Herkunft und beträchtliches Vermögen" ausgezeichneten Genferin, der Wittwe Barbany, geschritten war.

— Diese Einzelheiten mögen nun für den Betrachter jener Zeitgeschichte höchst interessant sein, größeren Lerngewinn würden wir vom Standpunkte der „Literatur des Auslandes" aus einer Schilderung sämmtlicher literarischen Verdienste des Herrn Agrippa d'Aubigné ziehen, deren Kenntniß, unseren Handbüchern gemäß, doch noch ziemlich lückenhaft aussieht. Agrippa d'Aubigné ist literarisch noch nicht hinreichend geschätzt, weil seine Werke noch nicht genügend studirt sind; wir wollen hoffen, daß das Werk der Herren Haag Andere dazu anfeuern wird, das Versäumte in echt historischem Geiste nachzuholen.

Welche Stellung die elsasser Lutheraner unter den Protestanten Frankreichs einnehmen, erkennt man an der Gründlichkeit, mit der die Artikel gearbeitet sind, welche von berühmten Elsassern handeln. Uns dürfte zwar einige Eifersucht beschleichen, wenn wir die Juristen Silberrad, Schoepflin, Kugler, Pfeffel unter den französischen Celebritäten prangen sehen — Männer die zum Theil noch ganz in deutscher Weise dachten und lehrten. Wir müssen uns trösten: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen!"

An Masse überwiegt natürlich der Stoff, den die Calvinisten Altfrankreichs geboten haben, so Calvin, Coligny, Beza, Heinrich IV., Renata von Frankreich, die Tochter Ludwigs XII., das Haus Rohan in älterer, Portal, Rapin-Thoyras, die Rabaut und Andere in späterer Zeit. Es scheint übrigens, als ob dieses umfassende biographische Werk bereits den Eifer für ähnliche Forschungen in den Fundgruben der französisch-protestantischen Geschichte wachgerufen hat. Dafür zeugt, um ein beachtenswerthes Beispiel anzuführen, die Schrift des geistreichen Pariser Theologen Athanase Coquerel fils, betitelt: Jean Calas et sa famille. Etude historique d'après les documents originaux suivie des dépêches du comte St. Florentin (Paris, 1858). Dem letzten großartigen Märtyrerthum des Protestantismus in Frankreich ward hierdurch ein Denkmal gesetzt. T. v. S.

Italien.

Ein Russe in Garibaldi's Hauptquartier.

Der Russkji Wjestnik enthält einen Bericht des durch seine Poesien und seine Erinnerungen aus Sebastopol bekannten russischen Schriftstellers Nikolai Borg über seine Kreuz- und Querfahrten in der Lombardei zur Zeit des letzten Krieges und namentlich über einen Besuch, den er kurz vor dem Friedensschlusse von Villafranca im Hauptquartiere Garibaldi's abstattete. Der kühne Parteigänger befand sich damals zu Tirano, an der Gränze Tyrols, wo unser Russe, nachdem er ihn umsonst in Brescia und Bergamo aufgesucht hatte, endlich mit ihm zusammentraf.

„Im Korridor der Casa Salis," schreibt er, „wimmelte es von Offizieren und Soldaten, unter welchen ich auch den Stabschef Garibaldi's, Oberst Carrano, einen neapolitanischen Emigranten, bemerkte, dessen vortreffliche Eigenschaften allgemein gerühmt werden. Ich erklärte ihm, daß ich den General zu sprechen wünsche; er bat mich, in den Saal zur

Rechten einzutreten und dort zu warten, bis man mich gemeldet habe. Der Saal war fast ganz von einem ungeheuren runden Tisch eingenommen, auf dem eine Vase mit frischen Blumen stand. In diesen Blumen drückt sich die poetische Seele Garibaldi's aus: er ist immer von Büchern und Blumen umgeben. Sonst war nichts in dem Saal, als einige Gemälde, die natürlich dem Wirthe gehörten und die Siege des ersten Napoleon, sowie Ansichten des Comer See's darstellten. Zwei Offiziere schritten auf und ab, wovon einer sogleich in das anstoßende Zimmer ging, um mich anzumelden. Er kam mit dem Bescheide zurück: „Der General lasse bitten."

„Ich überschritt die Schwelle mit einem Gefühl lebhafter Aufregung und sah vor mir einen Mann von mittler Größe, etwa fünfzig Jahre alt, mit blondem, in's Graue spielenden Bart und kurz geschnittenen Haaren, in der neuen Generalsuniform der piemontesischen Armee. Nachdem man Tausende von seinen Portraits gesehen, war es nicht schwer, Garibaldi zu erkennen. Ich stellte mich ihm vor, und der General begann rasch, mit einer etwas scharfen, aber angenehmen Stimme sich zu entschuldigen, daß er mich gestern Abend nicht habe empfangen können. Er sprach vortrefflich französisch, was bei den Italiänern eine Seltenheit ist. Außerdem redete er das Spanische wie seine Muttersprache und auch ziemlich fertig Englisch. Ob er Deutsch versteht, wird man, glaub' ich, niemals erfahren; denn der Ton der deutschen Sprache ist den Italiänern so verhaßt, daß man mich noch in Turin „um Gotteswillen" bat, ja kein Wort in dieser Sprache fallen zu lassen.

„Nach den ersten paar Worten — den gewöhnlichen Begünstigungen und Höflichkeitsbezeugungen, setzten wir uns und begannen erst von Rußland zu sprechen (Garibaldi war in Odessa und Tagarrog gewesen), und dann vom Kriege......

„Kann ich Ihnen hier nicht sonst dienen?" sagte zum Schlusse Garibaldi. „Befehlen Sie!"

„Ich erwiederte, daß ich mich einige Tage hier aufzuhalten gedächte und einen Geleitsbrief durch das Lager zu haben wünschte, wenn ich Tirano verlassen würde. „Bleiben Sie, so lange Sie wollen," versetzte er, „und was den Geleitsbrief betrifft, so will ich ihn gleich schreiben, um ihn ja nicht zu vergessen."...

„Ich hoffe, daß wir uns noch oft sehen werden," sagte Garibaldi, indem er mir das Papier überreichte. „Kommen Sie nur immer zu mir, wenn es Ihnen einfällt. Leider bin ich nicht oft in Tirano; ich werde alle Augenblicke durch nothwendige Geschäfte abgerufen."

„So endete meine erste Zusammenkunft mit Garibaldi. Er hatte den vortheilhaftesten Eindruck auf mich hervorgebracht. Mit großer Einfachheit verbindet er ungewöhnliche Würde. Seine Stimme hat etwas Befehlendes; ich erinnere mich nicht, daß ich je eine ähnliche gehört habe. Er spricht rasch und ohne zu stocken, namentlich in seiner Muttersprache, wie ich später wahrzunehmen Gelegenheit hatte, und schreibt, wie er spricht — klar, bestimmt und elegant. Man kann ihn einen schönen Mann nennen; besonders die Augen haben einen angenehmen Ausdruck. Diese reiche, graziöse Bewegung der breiten Augenlider wiederzugeben, vermöchte nicht der Pinsel eines Brüllov, oder Vandyck. Ein in Turin erschienenes Brustbild Garibaldi's ist recht ähnlich, nur fehlt die **Bewegung** dieser Augen, welche ihren Ausdruck ganz und gar verändert, und außerdem trägt er die Haare jetzt anders. Der ritterliche Anstand Garibaldi's ist auch in diesem Bilde verloren gegangen; ich sah ihn nachher krank im Bette, im Hemde, und auch so sah er ritterlicher aus, als alle seine Portraits. Aber seltsam: es giebt Minuten, wo er genau dem Bildniß gleicht, wovon ich eben sprach — wenn er still und leise, wie erschöpft und niedergedrückt, aus seinem Zimmer tritt und zwischen seinen Offizieren steht, wird Niemand ahnen, wie viel Poesie, Reiz, Kraft und Leben sich im folgenden Augenblick in dieser kleinen, ruhigen, einfachen Figur offenbaren wird. Aber man muß ihn in der Schlacht oder — in Damengesellschaft gesehen haben! sagt man mir."

Nach dem Tage von Villafranca reiste Herr Berg nach Turin zurück, wo er von dem Einzuge Napoleon's und Victor Emanuel's Zeuge war. „Die Portraits des französischen Kaisers waren aus den Ladenfenstern verschwunden und in einem sogar durch das Bildniß Orsini's ersetzt worden. Ein französischer Gens'd'arm (man merke es wohl: ein **französischer**), erschien in diesem Laden und begann die Portraits von Orsini zu zerreißen. Der Eigenthümer des Ladens beklagte sich noch an demselben Tage in der „Italia" über diesen unerhörten Eingriff der französischen Polizei und der Gens'd'arm erhielt Befehl, sich zu entschuldigen und den Schaden zu ersetzen.... Am 15. Juli versammelte sich die Nationalgarde im Bahnhof, wo der König und der Kaiser aus Mailand erwartet wurden. In der Theresienstraße stellten sich die französischen Truppen in zwei Reihen auf. Von einem Fenster dieser Straße aus konnte ich die Scene nach Bequemlichkeit in Augenschein nehmen. Um sieben Uhr erschien ein viersitziger Landau; Napoleon saß zur rechten, Victor Emanuel zur linken Hand, beide in Uniform mit Federhüten. Dem Kaiser gegenüber saß Marschall Vaillant, dem Könige gegenüber ein anderer General. Ich blickte im Vorbeigehen auf den König; er war, wie ich ihn in meinen frühern Briefen geschildert habe, dasselbe offene, lebhafte, **menschliche** Gesicht. Die grauen Augen schauten wohlwollend umher und begrüßten das Volk. Ich wendete mich dann zu Napoleon. Ich weiß nicht, womit ich diesen schroffen Uebergang von Wärme und Leben zur Kälte und Finsterniß vergleichen soll. In meinem ganzen Leben habe ich nichts Aehnliches gesehen. Es war, als ob dort nicht ein Mensch, sondern eine eherne, unbewegliche Bildsäule säße; besonders frappirte mich diese gleichmäßige, blaßgelbe Farbe des Gesichts, in dessen Augen kein Ausdruck zu bemerken war. Nicht eine Miene verzog sich, es regte sich nicht ein einziges Haar in dem nach oben gekräuselten Schnurrbart. Alles war starr und kalt wie eine Statue. Wie man sagt, ist dies seine gewöhnliche Physiognomie. Er hat es sich zur Aufgabe gemacht, nicht das mindeste Gefühl zu verrathen, und dies mit so glänzendem Erfolge ausgeführt, wie es noch keinem Schauspieler gelungen ist. In der That ist sein Gesicht völlig ausdruckslos."...

Vor seiner Abreise aus Italien wollte unser Russe noch einmal Garibaldi besuchen. Er begab sich deshalb nach Lovere, wo er ihn bettlägerig fand — vielleicht eher geistig als körperlich krank, aus Gram über den unerwarteten Frieden, der so viele schöne Hoffnungen zerstört hatte. Auch jetzt empfing ihn Garibaldi mit großer Herzlichkeit und erkundigte sich namentlich sehr theilnehmend über die bevorstehende Emancipation der Leibeigenen in Rußland. „Ich habe," sagte er, „stets auf Seiten der unterdrückten, vom Schicksal verfolgten Nationen gestanden. Ich kämpfte für sie in Amerika und hier. Urtheilen Sie demnach, wie sehr mich die Befreiung eines ganzen Volkes rührt, seine Befreiung ohne alle Gewalt, durch den redlichen Willen seines Monarchen. Gebe Gott, daß die edlen Absichten Ihres Kaisers bald in Erfüllung gehen mögen!"....

Belgien.

Vlaemische Lieder von De Cort.*

Der Dichter dieser Lieder, Frans De Cort, ein junger Antwerpener, gehört unstreitig zu den vielversprechendsten Talenten der neuesten vlaemischen Literatur.

Die erste Sammlung seiner Lieder, welche 1857 in Antwerpen erschien und in kürzester Zeit in der ersten Auflage vergriffen wurde, hat ihn bereits in seiner Vaterstadt zu einem der beliebtesten Volksdichter gemacht. Die Lieder, theils ernsthaft, theils lustig und übermüthig, wie das Leben auf einer vlaemischen Kirmeß, drangen bis in die untersten Schichten der Bevölkerung und werden gleich den alten Volksliedern in den Estaminets und auf den Straßen gesungen.

Von den Liedern des zweiten Bändchens, welches Ida von Düringsfeld gewidmet ist, tragen nur Wenige den Stempel des Volksliedes. Die Meisten sind innig und zart, als hätte sie ein Deutscher gedichtet und beweisen, daß der Dichter verschiedener Richtungen fähig ist.

Einer der bedeutendsten vlaemischen Schriftsteller unserer Zeit, J. M. Dautzenberg in Brüssel, welcher ein ebenso ausgezeichneter Dichter, wie gründlicher Kenner seiner Muttersprache ist, und nicht nur im Niederdeutschen und Französischen, sondern auch im Hochdeutschen mit gleicher Geläufigkeit und Dichtung schreibt, hat in einer der ersten Nummern des „Pangermanen," dieser echt germanischen Zeitschrift, welche seit der Schillerfeier bei Ferdinand Claaßen in Brüssel erscheint, mehrere Lieder aus der vorliegenden Gedichtsammlung Frans De Corts in's Deutsche übersetzt.

Zwei andere, von denen das erste in Prag bereits in's Čechische übertragen und im „Lumir" abgedruckt wurde, hat Ida von Düringsfeld in Hackländer's Illustrirter Zeitung „Ueber Land und Meer" in deutscher Uebersetzung mitgetheilt.

Für diejenigen, welche den jungen vlaemischen Dichter nicht in der Originalsprache lesen können, dürfte es vielleicht nicht uninteressant sein, diese Lieder hier nochmals beizufügen.

---

* Liederen. Van Frans De Cort. Tweede reeks. Antwerpen, 1859.

Mutter.

Sie ist schon alt, die gute Frau,
An deren Brust ich einst gelegen,
Ihr Rücken ist gekrümmt, und doch
Ist flink sie auf den Beinen noch
Und läuft dahin durch Wind und Regen.

Sie mußte meinetwegen einst
So viel sich müh'n, so viel entbehren!
Sie rieb sich ihre Finger krumm
Und stand im Schweiß am Waschfaß, um
Mich gut zu kleiden und zu nähren.

Mein Vater ist fünf Jahr schon todt
Und ließ nur Armuth ihr zum Erbe,
Ich tröst' auf ihre alten Tag'
So viel sie, wie ein Sohn vermag,
Auch wünscht sie jetzt nicht mehr zu sterben.

Ich könnte, Gott sei Dank, mir jetzt
Wohl einen eig'nen Herd vergönnen,
Doch seh' ich mir kein Mädchen an —
Wer weiß es, würd' ich Mutter dann
Noch mehr als Alles lieben können?

Julia.

Gestorben, sie ist gestorben
Die Maid, so schön, so hold!
Sie schwebt nun in dem Lichtkreis
Um Gottes Thron von Gold.

So ruhig wie ihr Leben
Muß auch ihr Sterben sein;
Auf ihrer Mutter Schoße
Da schlief sie friedlich ein.

Bringt Lilien her und Rosen,
Und seid damit nicht karg,
Bethauet sie mit Thränen,
Sie braucht solch' einen Sarg.

—g.

Süd-Amerika.

Die Schulen in Buenos Ayres.*

Der Zustand der Schulen eines Landes bildet den hauptsächlichen Maßstab für die Beurtheilung der Kulturstufe, auf der sich ein solches befindet. Wenn sich dieser Zustand auch aus statistischen Dokumenten nicht genau erkennen läßt, so dürfte doch ein annäherndes Bild der geistigen Bewegung daraus gewonnen werden können, um so mehr, wenn jene Statistik nicht blos in einer nackten Aneinandersetzung von Zahlenreihen besteht, sondern durch eingehende Berichte, Urtheile und Vorschläge Leben und Bewegung erhält. Dies ist bei den vor uns liegenden statistischen Nachrichten über die Schulen in Buenos Ayres der Fall, aus denen wir entnehmen, daß, wenn der Zustand der dortigen Schulen und die Verbreitung der Schulbildung auch nicht glänzend genannt werden kann, doch in dieser Beziehung mehr geschehen ist, als man von einem romanischen und amerikanischen Staaate und Volke billig erwarten konnte, und daß namentlich ein entschiedenes Bestreben herrscht, diejenige geistige Stufe zu erreichen, auf welcher die ersten Länder Europa's angelangt sind.

Nach den amtlichen Angaben, betrug die Anzahl Schulen im Staate Buenos Ayres, bei einer Einwohnerzahl von 300,000, im Jahre 1859 246 mit 13,655 Schülern, während im Jahr 1856 erst 177 Schulen mit 10,912 Schülern verhanden gewesen waren. Es hat sich somit die Ausbreitung des Schulunterrichts in drei Jahren um 25 Proc. gehoben.

Von jenen 13,655 Schülern werden 7,895 vom Staate erzogen, nämlich:
4317 Knaben, wovon 2164 in der Hauptstadt und 2153 auf dem Lande, und
3578 Mädchen, wovon 1674 in der Hauptstadt und 1904 auf dem Lande;
in Privatanstalten 5760, nämlich:
2503 Knaben, wovon 2073 in der Hauptstadt und 440 auf dem Lande, und
3257 Mädchen, wovon 2153 in der Hauptstadt und 1104 auf dem Lande.

Diese Angaben sind noch insofern unter der Wirklichkeit, als namentlich viele Schülerinnen von Privatmädchenschulen notorisch nicht zur Anzeige kommen, so daß man die Gesammtzahl der Schüler wohl auf 15,000 annehmen kann, wonach 1 Schüler auf 20 Einwohner käme.

* Segundo informe del gefe de departemento de escuelas del estado de Buenos Ayres por el año de 1858. Buenos Ayres. Imprenta Argentina, 1859.

Vergleicht man den Stand der Schulen in der Stadt Buenos Ayres mit demjenigen einiger andern großen Städte Süd-Amerika's, so springt der Fortschritt der ersten in die Augen. Es zählt nämlich:

	bei Einw.	Oeffentliche Schulen		Private Schulen	
Lima . . .	100,000	3 mit 400 Kn.,	12 mit 50 M.	7 mit 131 K.,	14 mit 513 M.
Rio de Jan.	260,000	21 „ 1824 „	13 „ 902 „	46 „ 2951 „	39 „ 1329 „
Buen. Ayres	120,000	19 „ 2164 „	17 „ 1674 „	26 „ 2073 „	56 „ 2153 „

Hieraus ersieht man nicht nur die hervorragende Stellung, welche Buenos Ayres im Allgemeinen einnimmt, sondern namentlich auch wie hier für das weibliche Geschlecht, dessen Bildung sonst in romanischen Ländern so sehr vernachlässigt wird, in der Stadt, wie auf dem Lande eben so sehr gesorgt ist, wie für das männliche. Wir wollen indessen hierbei nicht verschweigen, daß noch immer viele Gemeinden ohne ordentliche Schulen sind, und die vorhandenen Schulen noch keineswegs den Anforderungen der Jetztzeit entsprechen.

Die Staatsschulen sind nämlich mit wenigen Ausnahmen sämmtlich Primärschulen, wie sie in Europa für Kinder von 7—10 Jahren bestehen, und wird in denselben nur Lesen, Schreiben, die vier Rechen-Species und der Katechismus gelehrt. Der Fortschritt im Unterricht dieser Staatsschulen ergiebt sich aus folgender Tabelle. Es lernten

	1856 von 1764 Kn.,	1858 2164 Kn.	1856 von 1888 M.,	1858 1674 M.
Buchstabiren . . .	678	955	488	684
Lesen	704	1041	934	868
Schreiben	1453	2026	1813	1626
Katechismus . . .	919	991	918	913
Multipliciren . . .	179	304	261	384
Dividiren	265	314	340	336
Allgem. Arithmetik	195	309	64	209
Grammatik	464	555	365	457

Man ersieht hieraus, daß in den Knabenschulen ein entschiedener Fortschritt zu erkennen ist, während in den Mädchenschulen in einigen Fächern ein Rückschritt eingetreten zu sein scheint. Dies rührt indessen daher, daß bei der ersten Anlage der statistischen Tabellen von den Mädchenschulen übertriebene Berichte einliefen, die allmählich auf die Wahrheit zurückkamen, so daß auch hier ein Fortschritt angenommen werden kann.

Auch auf dem Lande hat der Unterricht an Ausdehnung gewonnen. Während man nämlich im Jahre 1856 nur 87 Schulen mit 2,200 Knaben und 1,922 Mädchen zählte, belief sich die Zahl im Jahre 1858 bereits auf 131 Schulen mit 2,583 Knaben und 3,008 Mädchen.

Ungleich bedeutender als der Primär- hat der höhere Unterricht zugenommen, obwohl derselbe noch immer einen mäßigen Umfang hat. Es lernten nämlich

	1856: Schüler.	1858: in Staatsschulen, Knab.	Mädch.	in Privatschulen, Knab.	Mädch.	Zusammen.
Geographie . . .	687	131	107	1466	311	2015
Geschichte	155	130	16	314	140	630
Buchhaltung . .	143	130	—	142	—	372
Musik	325	140	36	242	212	600
Zeichnen	340	240	22	336	109	737
Französisch . . .	—	140	10	473	128	751
Englisch	—	130	—	654	212	996
Deutsch	—	130	—	62	50	242
Lateinisch	—	98	—	98	—	196
Mathematik . . .	132	—	—	—	—	256
Physik	16	—	—	—	—	19
Chemie	16	—	—	—	—	19
Literatur	16	—	—	—	—	48
Philosophie . . .	26	—	—	—	—	30

Zur besseren Förderung des höheren Unterichts wurde eine Musterschule für Knaben gegründet, in welcher 120 Zöglinge in Orthographie, Arithmetik, Geographie, Astronomie, Geschichte, französischer, englischer und deutscher Sprache, Musik und Zeichnen unterrichtet werden.

Die kostspielige Errichtung einer Normalschule für Lehrer, welche in Chile keine guten Früchte getragen hatte, war in Buenos Ayres deßhalb nicht nöthig, weil sich bei Organisation des Schulwesens genug Lehrkräfte zeigten. Es meldeten sich nämlich 110 Männer und 8 Frauen, wovon 52 Männer und 4 Frauen angestellt und die übrigen zur Disposition gestellt wurden. Von diesen waren 43 Süd-Amerikaner, 36 Spanier, 27 Italiäner, 6 Deutsche, 4 Franzosen und 1 Engländer. Zwei besaßen den Doktorgrad, 10 hatten auf Universitäten studirt, 9 besaßen Lehrerdiplome, 39 hatten bereits Unterricht ertheilt und 48 waren ohne Praxis.

Dagegen war eine Normalschule für Lehrerinnen nöthig erachtet worden, wurde aber leider nur mit 12,000 Pesos datirt, während die Waisenmädchenschule 256,000 erhielt und ganz unnöthigerweise ihren Unterricht auf Französisch und Zeichnen erstreckte.

Die Anstellung von Lehrerinnen muß als ein entschiedener Fortschritt bezeichnet werden. Das Beispiel von Nord-Amerika hatte nicht nur den lebendigen Beweis geliefert, daß Frauen für Primärschulen geschickter sind, als Männer, während sie zugleich weniger kosten, sondern auch daß durch diese Anstellung von Frauen dem weiblichen Geschlechte ein neues Mittel geboten wird, sich in selbständiger und ehrenhafter Weise einen passenden Lebensberuf zu gründen. Buenos Ayres ist diesem Beispiele gefolgt, und bereits lehren in den dortigen Staatsschulen neben 59 Lehrern mit 23 Lehrgehülfen, auch 63 Lehrerinnen mit 63 Gehülfinnen.

Wenn es in Buenos Ayres nicht an Lehrkräften fehlt, so mangelt es um so mehr an Lehrbüchern. Es giebt kein gutes Lesebuch, keine passende Geographie, kein vollständiges Rechenbuch. Die vorhandenen Bücher sind schlecht gedruckt, und wegen geringen Materials und schlechten Einbandes in kurzer Zeit ruinirt, so daß ihre Anschaffung durch die häufig nöthig werdende Erneuerung sehr kostspielig wird. Man hat daher angefangen, von Staats wegen taugliche und billige Bücher aus New-York kommen zu lassen. Indessen wäre sehr zu wünschen, daß Presse und Buchhandel sich in Buenos Ayres dem vorhandenen Bedürfnisse entsprechend heben möchten.

Während die übrigen Staaten Süd-Amerika's den größten Theil ihrer Mittel an ein unfruchtbares Kriegsbudget vergeudeten, war man in Buenos Ayres so weise große Summen für den Schulunterricht auszusetzen. Dieser Entschluß hat wesentlich dazu beigetragen, das Land von dem Kampfe der Parteien zu reinigen; der öffentliche Unterricht bildet gewissermaßen selbst eine Partei, an der sich alle Familienväter betheiligen. Doch verlangt dieser Zweck noch weitere große Opfer, wenn wirklich die Totalität der Staatsbürger eine den Anforderungen der Zeit entsprechende Bildung erhalten soll. Noch immer ist die Zahl der nicht unterrichteten Kinder eine große.

Bisjetzt zahlt der Staat für 119 Stadt- und Landschulen zwar für 59 Knabenschulen 934,000 Pesos (334,800 Miethe, 599,880 für Lehrer und Gehülfen), für 60 Mädchenschulen 1,351,680 Pesos (409,800 Miethe, 658,800 für Lehrerinnen und Gehülfinnen); ferner für das weibliche Waisenhaus 256,000, für die Normalschule 12,000 und sonst noch 24,000 Pesos.

Dieses Mißverhältniß der Kosten rührt daher, daß die Mädchenschulen mit 900 Pesos datirt sind, während für die Knabenschulen nur 660 ausgesetzt sind. Man hat nämlich bei den ersteren regelmäßig eine Gehülfin angestellt.

Um die Volksbildung auf dem Lande noch mehr zu heben, wurde im Jahre 1858 ein Gesetz gegeben, wonach solche Gemeinden vom Staate bei Errichtung von Schulen wesentlich unterstützt werden sollten, welche durch selbst gebrachte Opfer beweisen würden, daß ihnen diese Sache wirklich am Herzen liege. Dieses Gesetz hatte die erwünschten Folgen: mehrere Gemeinden entschlossen sich zu bedeutenden Opfern, um der Staatsunterstützung theilhaftig zu werden.

Im Geiste eines Freistaats, der keinen seiner Bürger von der Wohlthat des Unterrichts ausschließen will, ist das Schulgeld bei den Staatsschulen ausgeschlossen. Die Beiträge der Familienväter zu den selbst errichteten Schulen sind freiwillige, welche im Verhältniß zum Vermögen stehen; sie schwanken in einzelnen Gemeinden von 4 bis 200 Pes. monatlich, und zwar so, daß etwa die Hälfte 10 Pesos, $^1/_3$ mehr als 20 Pesos und nur $^1/_6$ unter 10 Pesos beisteuert.

Ein Hauptübelstand ist der Mangel einer Concentration. Es giebt kein eigenes Ministerium des Unterrichts; vielmehr theilen sich vier verschiedene Behörden darin: der Magistrat führt die Aufsicht in der Stadt, durch das Organ der Erziehungs-Commission; das Schul-Departement überwacht zunächst die Staatsschulen auf dem Lande; der übrigen nimmt sich die Wohlthätigkeits-Gesellschaft an. Daher kein ordentliches System des Unterrichts, keine Disziplin, kein geregelter Behördengang.

Trotz all' diesen Mängeln wird man doch den guten und festen Willen, die zeitgemäße Anschauung, welche den einzelnen Anstalten Inhalt und Form giebt, den großen Fortschritt in wenigen Jahren, insbesondere gegenüber von den andern süd-amerikanischen Staaten nicht verkennen. Erfreulich muß es aber namentlich auch für den Deutschen sein, daß seine Sprache am Plata einer so guten Pflege genießt, wie die französische und englische, und daß selbst das weibliche Geschlecht sich mit einem Idiome bekannt zu machen beginnt, dessen Vaterland zugleich als dasjenige gilt, in welchem das Weib am meisten geachtet, das Band der Familie am heiligsten gehalten wird, und dessen Literatur, ein Spiegel hiervon, so viel für die Herzens- und Geistesbildung des Weibes bietet. S.

China.

Die neue Völkerwanderung und die Kolonial-Production.

Von der starken Einwanderung der Chinesen in Borneo, Java und Kalifornien, ferner in den westindisch-englischen Kolonien und in Südamerika ist in diesen Blättern bereits oft die Rede gewesen. Man ist namentlich in den Vereinigten Staaten nicht unbesorgt, daß einzelne Territorien von den Kuli's — welchen von den indischen Schiffsleuten herstammenden Namen man jetzt auch den chinesischen Einwandrern allgemein beilegt — so überschwemmt werden möchten, daß Letztere über das amerikanisch-europäische Element das Uebergewicht erlangen und dieses mit der Zeit ganz verdrängen. Gewiß ist, daß durch diese chinesische Völkerwanderung ein völliger Umschlag in der Production und im Preise der Kolonial-Erzeugnisse sich vorbereitet. Denn die Arbeitskräfte, welche für die Kolonien auf diesem Wege gewonnen werden, sind ungleich größer und zugleich billiger als diejenigen, welche ihnen jemals früher durch den Sklavenhandel zugeflossen sind. Die sklavenhaltenden Länder, wie die südlichen Staaten der amerikanischen Union, Brasilien u. s. w. werden sicher eine solche Konkurrenz weder in den Zucker- und Kaffee-Plantagen, noch im Baumwollenbau, bestehen können, und die überseeischen Handelsverhältnisse werden in Folge dessen schon innerhalb weniger Jahre eine außerordentliche Umgestaltung erleiden.

Um dem in den letzten Monaten in völligen Menschenraub ausgearteten abscheulichen Kuli-Handel zu steuern, hat die chinesche Statthalterschaft von Canton im Einvernehmen mit den französischen und englischen Konsuln und den von Letzteren ernannten „Auswanderungs-Kommissaren" ein Reglement für die Annahme und den Transport der Kulis festgestellt, dessen Bestimmungen wir dem in Berlin erscheinenden „Deutschen Botschafter" entlehnen. Daraus geht hervor, daß die chinesischen Provinzial-Regierungen von Canton und Shanghai der Auswanderung nicht das Mindeste in den Weg legen, selbst nicht der von Frauen oder ganzen Familien; daß sie im Gegentheil ein Interesse nehmen an der billigen und gerechten Behandlung der Scheidenden und deshalb vor Allem darauf bestanden, daß bei dem nun als Norm für alle künftigen Engagements angenommenen Kontrakt-Schema die Vorbedingung sei: „daß keine Klausel darin eingerückt werde, welche bezwecke, den Kuli einer ausnahmsweisen Gesetzgebung oder auch besondern polizeilichen Vorschriften in dem Lande zu unterwerfen, wohin er gebracht wird." Das ausführliche Reglement bestimmt unter Anderm: daß keine verschlossenen Sammelhäuser von Auswanderern mehr erlaubt sind; daß kein Kuli, unter Strafe der Confiscation des Schiffes, wozu die „Alliirten Kommissarien" Beistand leisten, an Bord gebracht werden darf, ohne einen Kontrakt der vorgeschriebenen Form, den er freiwillig in Gegenwart dieser, unterzeichnet hat, nachdem ihm von denselben vier Tage vorher die Kontraktformel eingehändigt und über deren Tragweite für ihn die ausführlichsten Erläuterungen ertheilt waren; daß kein Vorschuß oder Kopfgeld an irgend Jemand für einen Kuli gemacht werden darf, an den Kuli selbst nur von dem respektiven Expedienten ein kleiner Vorschuß bei Gelegenheit der Unterzeichnung des Kontrakts in Gegenwart der „Alliirten Kommissare" und eines Beauftragten des Konsuls des Landes, dem das Schiff angehört, in welchem er Ueberfahrt erhält; daß die Dauer des Engagements nur fünf Jahre, die Arbeitszeit nur sieben Stunden den Tag sein darf, mit Ausnahme von wenigstens fünf Tagen im Jahre zur Feier des chinesischen Neujahrsfestes und der christlichen Sonntage; daß der Kuli als Lohn mindestens vier Dollars monatlich mit zureichender Kost, Kleidung, Haus und Gartenfeld, ärztlicher Behandlung und Pflege in Krankheit unentgeltlich erhält, und daß er sich zu jeder Zeit von seinem Kontrakte dadurch befreien kann, daß er die Kosten seiner Ueberfahrt mit 75 Dollars erlegt, von welchen ihm jedoch für jedes Jahr, das er bereits gedient hat, 25 Dollars oder in diesem Verhältnisse für einen Theil des Jahres nachgelassen wird; daß es ferner dem Kuli frei steht, am Ende jeden Jahres zu erklären, ob er vorzieht, wie die anderen freien Arbeiter der Kolonie wo er sich befindet, auf Stückarbeit bezahlt zu werden, was ihm dann erlaubt ist, und wobei ihm die Vergünstigung seines Häuschens und Gartenfeldes und Pflege in Krankheit zwar bleibt, aber kein Monatslohn und keine Kleidung mehr gegeben wird.

Von den „Vereinten Kommissaren" und den chinesischen Behörden

ist demnächst eine Einladung an die Konsuln aller auswärtigen Mächte ergangen (worunter Preußen, Oldenburg, Bremen, Belgien, Spanien und Peru) diesem Uebereinkommen beizutreten (der nordamerikanische Gesandte in China war bereits beigetreten), mit dem Bedeuten, daß auf andere Weise keine Befrachtungen von Schiffen mit Auswanderern unter irgend welcher Flagge vom 1. Juli an mehr gestattet werden würden.

Mannigfaltiges.

— Frankreichs constitutionelle Geschichte. In höherem Sinne eine constitutionelle Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts, als die von Gervinus, die nur sehr langsam, obwohl in immer dicker werdenden Bänden, vorschreitet, ist die „Geschichte der parlamentarischen Regierung von Frankreich," von Duvergier de Hauranne, von welcher kürzlich der vierte Band ausgegeben wurde.* Herr Duvergier ist seit dem Jahre 1824, wo er mit Guizot und Remusat zu den Mitarbeitern des freisinnigen „Globe" gehörte, einer der liberalen Koryphäen Frankreichs, und hat an den parlamentarischen Kämpfen seines Landes unter der Restaurations-, wie unter der Juli-Regierung, in hervorragender Weise Theil genommen.** Seit dem Jahre 1852, oder vielmehr seit dem December-Staatsstreich, der ihn mit vielen anderen royalistischen Mitgliedern der damaligen Legislative in das Gefängniß versetzt hatte, arbeitet er an seiner „Geschichte der parlamentarischen Regierung in Frankreich," von welcher im Jahre 1857 der erste Band erschien. Duvergier hat es in diesem Werke sich zur Aufgabe gemacht, zu zeigen, daß Frankreich keinesweges, wie Manche glauben, das Land der Extreme, das entweder nicht reif genug, oder zu blasirt sei, um unter einer parlamentarischen Regierung gedeihen zu können. Er zeigt, daß nur jene absolutistischen Männer der Kirche und des Staates, die sich in Frankreich zwischen die Monarchie und die Freiheit gestellt hatten und die, statt an der Versöhnung dieser beiden Prinzipien zu arbeiten, vielmehr die Kluft zwischen beiden stets zu erweitern suchten, die Saat des Mißtrauens im Lande gestreut hätten, aus welcher die giftige Frucht der Revolutionen und des Umsturzes aller Freiheit erwachsen sei. Es ist erfreulich, daß, trotz aller „Gloire" und aller scheinbaren Erfolge des kaiserlichen Absolutismus, doch die alten Kämpfer für Freiheit und parlamentarisches Recht in Frankreich nicht blos ihre Grundsätze treu zu bewahren wissen, sondern auch für ihre Schriften, in welchen sie der ruhmvollen Zeit der constitutionellen Regierung ihres Landes Denkmäler setzen, ein großes Publikum und die lebhafteste Theilnahme finden.

— Mlle. Rachel in Sanssouci. In einer kürzlich erschienenen Künstler-Novelle von E. Legouvé: Béatrix, ou la madone de l'art" wird aus dem Leben der Mlle. Rachel folgende Anekdote erzählt, die der Verfasser aus dem Munde der verstorbenen Künstlerin selbst gehört haben will: „Mlle. Rachel befand sich in Berlin, als der Kaiser (Nikolaus) und die Kaiserin von Rußland auf einen Tag daselbst eintrafen. Sie hatten sie niemals gesehen, wollten sie gern einmal sehen und hören, und der König von Preußen hatte die Idee, sie seinen erlauchten Gästen auf einem ganz neuen Theater vorzuführen. Der Hof, die Prinzen und die Prinzessinnen des preußischen Königshauses, sowie der Kaiser von Oesterreich — der ebenfalls nach Berlin gekommen war*** — wurden, ebenso wie Ihre kaiserlichen Majestäten von Rußland, für den nächsten Vormittag nach Sanssouci eingeladen. Es war im Monat Juni, und ein blendend reiner Himmel beleuchtete die prächtigen Gärten des Schlosses. Eine mit reizenden Blumen und kostbaren Früchten bedeckte Tafel war an einem malerischen Punkte, nahe von plätschernden Fontainen, am Eingange einer Prairie aufgestellt, die sich weit hinunter bis zu dem prachtvollen Saume hundertjähriger, schattiger Bäume erstreckte. Hier saß die hohe Gesellschaft im Halbkreise, als Mlle. Rachel erschien. Sie war weiß gekleidet, ohne den geringsten Schmuck im Haare, und wer die edle, elegante Erscheinung auf diesem grünen Rasen, unter diesem heitern Himmel, einherschreiten sah, der konnte sich nach Griechenland versetzt und die jüngste der Musen vor sich zu haben glauben. Der Kaiser von Rußland, mit seiner gewohnten, liebenswürdigen Artigkeit gegen Künstler, erhob sich zuerst, eilte auf sie zu und reichte ihr die Hand, um sie neben sich sitzen zu lassen. Ein von so hoher Stelle gegebenes Beispiel der Huld hob die Künstlerin hoch in den Augen Aller und, fügen wir hinzu, auch in den eigenen. Man forderte sie auf, einige Verse zu rezitiren; sie überreichte, statt der Antwort, dem Kaiser eine Liste ihrer vornehmsten Rollen zur Auswahl. Der Kaiser wählte eine Szene aus der „Phädra" von Racine. Sie trat dann einige Schritte zurück und begann sofort die Recitation des ersten Aktes. Mehr als ein Jahr nachher, sagte sie mir: „Waren es die Räume dieser merkwürdigen Bühne, war es der Eindruck, den auf mich selbst meine Stimme machte, die ich zum erstenmale in freier Luft ertönen hörte, war es die nahe Umgebung so vieler erlauchten Zuhörer — genug, ich hatte mich noch niemals so tief und so lebhaft begeistert gefühlt! Es schien mir, daß in dem Maße, als die schönen Verse meinem Munde entströmten, ich auch zu der Höhe der Personen emporstieg, die mir zuhörten, und ich, so verwirrt ich anfangs war, so bewußt meiner bescheidenen Stellung den mächtigen Souverainen gegenüber, ich fühlte mich zuletzt ganz heimisch unter ihnen, als ob ich mitten unter meines Gleichen gewesen wäre."

— Ehegesetzgebung in England. Daß in England die alten, puritanischen Schrullen noch nicht ausgestorben sind, beweist die „Marriage Law Defence Association," die ganz kürzlich in London gegründet worden. Dieser Verein hat lediglich den Zweck, nicht zu dulden, daß Jemand die Schwester seiner Frau eheliche, zu welchem Zwecke beide Häuser des Parlamentes durch Petitionen angegangen werden sollen. Moses hat zwar die Levirats Ehe, d. h. die Heirat der Frau des Bruders, zur Pflicht gemacht; ebenso jedoch, wie man im Judenthume diese Pflicht nicht blos aufgehoben, sondern sie in das entgegengesetzte Verbot der Verehelichung mit der Brudersfrau verwandelt hat, so will man in England dieses Verbot auch auf der Frauen Schwester ausdehnen, oder vielmehr, wie in der römischen Kirche, aufrecht erhalten. Secretair des neugegründeten Vereins, dessen Mitgliedschaft durch einen Jahresbeitrag von fünf Schilling, oder durch ein Geschenk von einer Guinee zu erlangen, ist Herr William M. Trollope.

— Lorck's Hausbibliothek. Diese in unseren Blättern bereits mehrfach empfohlene Sammlung praktischer und populärer Werke auf den Gebieten der Länder- und Völkerkunde, der Naturwissenschaft und der Technologie hat sich kürzlich auch durch einige Werke auf dem Gebiete der älteren und neueren, klassischen Literatur bereichert. Band LXVII der Hausbibliothek (Preis 1⅓ Thlr.) umfaßt nämlich die gesammten Tragödien des Sophokles, übersetzt von Oswald Marbach* — eine Arbeit, deren Ausgabe in kleinerem Formate wir im „Magazin" bereits besprochen haben — während Band LXVIII (Pr. 1 Thlr.) das „Nibelungenlied," von demselben Gelehrten bearbeitet und erläutert,** den deutschen Lesern darbietet. Das Nibelungenlied hat vor kurzer Zeit auch einen Uebersetzer in's Englische gefunden, der in den Geist des altdeutschen Originals einzudringen und das alte, riesenmäßige Gedicht dem verwandten britischen Geiste ansprechend zu machen wußte, so daß es jetzt in England viel und gern gelesen wird. Um wieviel mehr sollte das deutsche Volk mit dieser ältesten, poetischen Reliquie des mittelalterlichen, germanischen Geistes, in welchem dargestellt wird, „wie Liebes mit Leidem am Ende lohnen kann," bekannt machen! Herr Professor Marbach und die Leipziger Verlagshandlung haben dazu Gelegenheit geboten, indem Ersterer, ohne der Dichtung ihren alten Stempel und Eindruck zu rauben, sie dem modernen Verständniß sowohl durch seine Bearbeitung, als durch Einleitung und Anmerkungen, nahe gebracht, während die Verlagshandlung in dankenswerther Weise das schön ausgestattete Buch zu einem sehr billigen Preise verkaufen läßt. Das Nibelungenlied ist eine Zeit lang in Deutschland ganz vergessen gewesen; der Fluch des dreißigjährigen Krieges hatte dem deutschen Volke auch seine alte Poesie abhanden kommen lassen. Erst in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wurde man wieder auf das Nibelungenlied aufmerksam; der Schweizer Bodmer fand in Hohenems eine Handschrift desselben, welche nachmals der Freiherr von Laßberg erworben hat. Diese Handschrift hat, ungeachtet später noch

---

* Histoire de gouvernement parlementaire en France, par M. Duvergier de Hauranne. T. IV. Paris, Michel Lévy, 1860.

** Vgl. den Artikel über ihn in dem vortrefflichen „Dictionnaire universel des contemporains," von G. Vapereau. Paris, Hachette, 1858.

*** Hier muß ein Irrthum obwalten, da uns nicht bekannt ist, daß die beiden Kaiser gleichzeitig in Berlin waren. Auch vermögen wir überhaupt nicht die vollständige Richtigkeit dieser Erzählung zu verbürgen. D. R.

* Sophokles. Deutsch von Oswald Marbach. Nebst einführender Abhandlung: „Die griechische Tragödie und Sophokles;" mit erläuternden Anmerkungen und Einleitungen. XXIV und 470 S. Leipzig, Carl B. Lorck, 1860.

** Das Nibelungenlied. Neuhochdeutsche Uebersetzung von Oswald Marbach. Nebst einführender Abhandlung: „Das Nibelungenlied und die altgermanische Volkssage;" mit ausführlicher Inhalts-Angabe und Anmerkungen. LXX und 351 S. Leipzig, Carl B. Lorck, 1860.

mehrere andere, angeblich einen bessern Text enthaltende Handschriften des Nibelungenliedes aufgefunden und publizirt worden, den Ruf der ältesten und besten sich erhalten, und dieselbe ist auch bei der Uebersetzung von Oswald Marbach wesentlich berücksichtigt worden.

— Maack's Reise nach dem Amur. Die ersten wissenschaftlichen Reisen nach dem Amur wurden von dem Naturforscher Schrenk und dem Botaniker Maximowitsch ausgeführt und die Resultate derselben von der Petersburger Akademie veröffentlicht. Im Jahre 1855 rüstete auch das sibirische Filial der russischen geographischen Gesellschaft eine Expedition nach dem, dem Zarenreiche jetzt glücklich annectirten Amurlande aus, zu der ein reicher Kaufmann, Solowjew, die Geldmittel lieferte, und die aus dem Naturforscher Maack, dem Astronomen Roshkow, den Topographen Sondhagen und Kotschetow bestand. Das thätigste Mitglied derselben war Herr Maack, ein junger Petersburger, Lehrer der Naturgeschichte beim Gymnasium von Irkutsk, von dessen Feder der Reisebericht herrührt, der gleichfalls auf Kosten des freigebigen Solowjew vor Kurzem in russischer Sprache erschienen ist.* Er besteht aus zwei Abtheilungen, einer historischen und einer naturwissenschaftlichen. In ersterer wird die Reise von Irkutsk nach Albasin, die Fahrt von diesem Ort zwischen die Bergkette des Chingan hindurch bis zum Marienposten (Mariinsk), die Rückfahrt, der Aufenthalt in der chinesisch-mandschurischen Stadt Aigun, endlich die Rückkehr nach Irkutsk beschrieben; die zweite enthält eine ethnographische Skizze des Landes, Schilderungen seiner Fauna und Flora, seines mineralogischen Charakters &c. Das Buch ist reich an interessanten und neuen Details, und sein Werth wird durch die beigefügten Illustrationen vermehrt, wovon namentlich die Ansichten der Amurgegenden ein höchst anschauliches Bild von der pittoresken Natur jener Regionen gewähren.

— Vapereau's Conversations- und Literatur-Lexika. Herr G. Vapereau, der Verfasser des „Dictionnaire des Contemporains," welches vollständiger und, bei allen Irrthümern, die in so umfassenden Darstellungen unvermeidlich sind, auch zutreffender, als irgend ein englisches, oder deutsches Wörterbuch die Männer und Frauen der Zeit ist, giebt in jedem Jahre auch eine Rückschau auf die Jahres-Leistungen der französischen Literatur und Schaubühne heraus. Kürzlich ist dieses Jahrbuch für 1859 erschienen.** Die Zusammenstellung und die Uebersicht ist weder rein bibliographischer, noch rein kritischer Art. Der Verfasser begnügt sich nicht mit Titeln und Inhalts-Angaben, aber er geht auch nicht tiefer in eine Betrachtung des Werthes der Erscheinungen ein. Vorzugsweise verweilt die Uebersicht bei Büchern, welche die Aufmerksamkeit des Publikums, oder der Kenner, erregt haben, doch übergangen wird Nichts — auch nicht die kleinste Broschüre über politische oder soziale Tagesbegebenheiten. Es ist allerdings ein starkes Stück, daß Ein Kritiker es unternimmt, über etwa zwölftausend literarische Erscheinungen eines Jahres in demselben Buche, bald nach Ablauf dieses Jahres, zu berichten, doch Herr Vapereau ist der Mann dazu. Er hat uns in seinem „Wörterbuche der Zeitgenossen," das über achtzehnhundert Seiten in Lexikonformat stark ist und alle irgend bekannten Namen nicht blos Frankreichs, sondern auch Deutschlands, Englands, Italiens, Spaniens, Polens, Rußlands, so wie des übrigen Europa, Asiens, Afrika's, Amerika's und der Inselwelt umfaßt, bewiesen, was ein systematischer Geist, verbunden mit einem unermüdlichen Fleiße, vermag.

— Valentini's italiänisches Taschen-Lexikon. Ein seit einem Vierteljahrhundert sowohl in Deutschland als in Italien in Ansehen stehendes, italiänisch-deutsches und deutsch-italiänisches Lexikon, das Valentini'sche Taschen-Wörterbuch, ist kürzlich in dritter Auflage bei Brockhaus in Leipzig ausgegeben worden.*** Ursprünglich bei C. F. Amelang in Berlin erschienen, hat dieses Lexikon die Ehre gehabt, in Italien, wo man es zur Erlernung des Deutschen als ebenso praktisch erkannte, wie es in Deutschland zur Erlernung des Italiänischen war, vielfach nachgedruckt zu werden. Der Verfasser hat inzwischen nicht aufgehört, sein Werk zu vervollkommnen, und die vorliegende, dritte Auflage ist das Resultat zwanzigjähriger, fleißiger Forschung und Verbesserung. Wir haben dieselbe mit der ersten Auflage verglichen und fanden auf jeder Seite viele neue Artikel, sowie bei zahlreichen älteren Worterklärungen viele neue Bedeutungen hinzugefügt. Namentlich ist es durch einen großen Reichthum technischer Ausdrücke vermehrt, wie sie die neuere Zeit im Gebiete der Mechanik und der Gewerbe überhaupt hervorgerufen. Viele über die ganze Welt verbreitete, technische Ausdrücke des Handels, des Wechselrechts und der Buchhaltung sind bekanntlich der italiänischen Sprache entlehnt, weil Venetianer, Genueser und Lombarden im Mittelalter die Handelsleute der Welt waren. Mit Rücksicht auf diesen, sowie auf den nicht minder wichtigen Umstand, daß der deutsch-adriatische Handel sich meistens der italiänischen Sprache bedient, hat der Verfasser seinem Wörterbuche ein besonderes Verzeichniß von Handels-Ausdrücken hinzugefügt, das jedoch noch nicht ganz vollständig zu sein scheint, da wir einige ebenso gebräuchliche als wichtige Ausdrücke, wie z. B. conto, correnle, delcredere, ricambio etc., in diesem Verzeichnisse vermissen. Gleichwohl wird vorliegende neue Ausgabe des Valentini'schen Wörterbuches, obgleich es doch nur ein Dizionario portatile (Taschenwörterbuch) ist, in irgend einer Beziehung den Nachschlagenden ohne Rath lassen, was von manchen umfangreicheren Wörterbüchern der italiänischen Sprache nicht gesagt werden kann. Die äußere Gestalt des Buches ist musterhaft, so daß, trotz der kleinen Schrift, das Auffinden der Wörter sehr leicht und übersichtlich ist.

— Japanische und chinesische Häfen. Unter allen Regionen der Erde ist Ostasien eine derjenigen, welche gegenwärtig am meisten im Vordergrunde stehen: ein englisch-französisches Kriegs-Geschwader bewegt sich gegen die Küsten des „Reiches der Mitte," während eine glänzende Gesandtschaft des Friedens von Japan nach Nordamerika geht und eine preußische Expedition nach japanesischen Gewässern unterwegs ist. Tausende von Handelsschiffen aller seefahrenden Nationen durchkreuzen sich im ostasiatischen Meere Jahr ein Jahr aus, um einen großartigen Verkehr zwischen diesen so lange abgeschlossenen Reichen und der übrigen Welt zu entwickeln; doch beschränkte sich der ganze Verkehr bisher auf wenige Handelshäfen, unter denen Canton, Schanghai und Nangasaki die besuchtesten waren. Es sind aber nunmehr in Japan, China und den Philippinen im Ganzen schon zwanzig Handelshäfen eröffnet worden, nämlich außer den erwähnten drei: Hakodadi, Niegata, Kanagawa, Fiogo, Nintschuang, Tengtschou, Tschingkiang, Hankau, Ningpo, Futschou, Amoy, Swatau, Khiungtschou, Taiwan, Sual, Iloilo und Zamboanga. Ueber diese interessanten Punkte, von denen man die bloßen Namen vieler selbst auf den besten und neuesten Karten oft vergeblich suchen würde, bringt das letzte Heft (VI.) der Petermann'schen „Mittheilungen" die neuesten Nachrichten, sowie eine Uebersichtskarte und sieben spezielle Pläne von Dr. Petermann.

— Ein Institut zur Belehrung von Auswanderern. In der Mai-Sitzung der Berliner geographischen Gesellschaft wurde unter Anderem ein von Herrn Sturz entworfener Plan vorgelegt, in Berlin ein Institut zur genaueren Kenntniß aller derjenigen englischen Kolonien zu errichten, die sich, wie Canada, die Falklands-Inseln, das Cap, Port-Natal, Australien, Neuseeland und Tasmanien, ganz besonders zur Einwanderung von Deutschen und anderen Nord-Europäern eignen. Da ein solches Institut hauptsächlich im Interesse der genannten Kolonien liegt, die sehr gern einen Theil der alljährlich nach den Vereinigten Staaten auswandernden Deutschen an sich ziehen möchten, so sollen jene britischen Besitzungen selbst die Mittel zur Herstellung der Anstalt schaffen, in welcher Alles, was zur Kenntniß der gedachten Länder dienen kann, namentlich alle neueren Berichte darüber, alle Bücher, Landkarten, topographische Pläne, Zeitungen &c., der gedachten Kolonien zu finden sein und zugleich Belehrungen über den Gegenstand in wissenschaftlicher, oder auch populärer Form vermittelt werden sollen. Womöglich soll dann eine Zeitschrift mit dem Institute verbunden werden, um dasselbe auch außerhalb Berlins nutzbar zu machen. Die Idee scheint ebenso neu, als praktisch zu sein, und verdient gewiß allseitige Aufmunterung.

J. C.

* Путешествіе на Амуръ, совершенное по распоряженію Сибирскаго Отдѣла Р. Геогр. Общ. въ 1855 году Р. Маакомъ. С. Пб., 1859.

** L'année littéraire et dramatique, par G. Vapereau. Paris, Hachette, 1860.

*** Taschen-Wörterbuch der italiänischen und deutschen Sprache. Von Dr. Francesco Valentini aus Rom, Professor der italiänischen Sprache und Literatur in Berlin. Dritte Auflage. Erster Theil: Italiänisch-Deutsch. Secondo volume: Tedesco-Italiano. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1859.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Bestellungen
übernimmt jedes Postamt des deutsch-österreichischen Postvereins, sowie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallstraße Nr. 21) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von **Joseph Lehmann.**

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazin's" nicht direkt correspondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commissionair, Herrn F. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

№ 26. Mittwoch, den 27. Juni 1860. **29. Jahrgang.**

Inhalt:

England.

Literatur-Berichte aus England.

Der Krystall-Palast und die Mendelssohnsfeier.

Das Pferderennen von Epsom.

Ein noch nicht dagewesener Parlamentsfall.

London, Juni.

Es war der erste englische Frühlingstag, an welchem die Sonne wirklich hell und klar vom blauen Himmel (wirklich blauen, wie viele alte Londoner zum ersten Male staunend sahen), schien und auch ganz ehrlich wärmte. Der Himmel war blauer, die Erde grüner, die Luft würziger und erquickender, als jemals in meinem Leben. Unter diesem idealen, blauen Himmel, auf der saftig grünen Erde hell umleuchtet und strahlend, standen über zweihundert Equipagen der englischen Aristokratie mit Pferden und Wappen, und Polstern und Kutschen-Moden, und Sammet und Seide, und Gold und Silber, schöner und prächtiger, als je in einem Feenmärchen, an der Hauptfront des Krystall-Palastes entlang, einem Wunderbaue, wie ihn nie ein König oder Kaiser, eine Fee oder Göttin so fabelhaft schön und großartig besaß. Ich habe dieses Mirakel von Glas und Eisen vor Jahren in einem dicken Buche haarklein beschrieben und gesagt, aus wie viel Scheiben und Eisensäulen es bestehe, wie groß es sei, wie lang, breit und hoch, welche Wunderwerke darin aufgehäuft und versteckt liegen u. s. w.; ich kenn' es in- und auswendig, und doch kam es mir heute, am 4. Mai, wunderbarer, unbegreiflicher, mysteriöser und wahnsinniger vor, als je. Da glänzten und stolzirten über ein halbes Tausend der kostbarsten englischen Rosse vor den Lords-, Marquis- und Sir's-Equipagen der englischen Hocharistokratie, die zu Tausenden ihre Guinee-Plätze drin im Palast einnahmen. Alles, was die englische Aristokratie an Damen-Schönheit besitzt, schien sich heute vorgenommen zu haben, in der massenhaftesten Weise, im herrlichsten Lichte und in der bewältigendsten Fülle ihrer Reize aus den Equipagen zu steigen und die 9 Millionen Kubikfuß Krystall-Palast mit ihrem Lichte zu blenden. Vom Ost- und West-Ende dampften unaufhörlich lange, dichtbeladene Eisenbahnzüge an und schütteten unaufhörlich zahllose, geputzte Menschenmassen in den Krystall-Palast. Dies ging stundenlang so fort. Und als ich endlich von unserer „Preß-Galerie" oben, gerade dem Riesen-Orchester gegenüber, diese zahllosen Massen beisammen sah, waren sie wie verschwunden. Die 200 Equipagen mit ihren überschwenglichen Schönheiten, die unaufhörlich angekommenen Eisenbahnzüge, diese hier versammelten 15,000 Menschen-Elite des Londoner Season-Publikums mit dem geringsten Entrée von 5 Schillingen und mehr als 6000 reservirten Plätzen à 10 Schillinge, wurden hier blos zum Mittel, die unzähligen Reihen leerer Stühle und leeren Galerien recht augenfällig hervorzuheben. Die beiden ungeheueren Flügel auf beiden Seiten des Haupt-Transepts waren absolut leer. Auf dem Orchester hatten sich 3000 Personen eingefunden, ohne es zu füllen. Etwa 20,000 Menschen in der bloßen Mitte des Palastes zusammengedrängt, sahen leer, nichtssagend, ameisenhaft aus. 3000 Personen bilden anderswo ein großartiges Publikum und ein volles Orchester für die glänzendste Aufführung eines Oratoriums; hier reichten sie nicht hin, das Orchester zu füllen und die Fortissimo-Stellen der Mendelssohn'schen Doppelchöre dem Fünfschillings-Publikum nur leise hörbar zu machen. 3000 Personen können zusammen schon etwas leisten, und man sah es ihnen an, daß sie alle ihre Lungen, ihre Blas- und Streich-Instrumente unter Costa's Direction, der öfter mit beiden weitausgestreckten Armen und mit den Füßen dirigirte, auf das Höchste anstrengten, um die majestätischen Melodien und Passagen des Mendelssohn'schen „Elias" hörbar und wirksam zu machen; aber das Prächtigste und Kräftigste behielt auch in der Nähe des Orchesters etwas Schwächliches, Zerstreutes, Verfliegendes, ungenau Verschallendes. Letzteres Uebel ist vielleicht das größte und für Musikkenner unerträglichste, da die 3000 räumlich ausgedehnten Vokalisten und Instrumentalisten wegen der räumlichen Ausdehnung nie ganz genau à tempo consoniren können. Kurz, welch' großartige Pracht und welch' großartigerer Unsinn liegt in diesen musikalischen Monstre-Festlichkeiten des Krystall-Palastes! Welch' eine riesenhafte Vereinigung von Kapitals- und Künstlerkräften, um die in akustischer Beziehung tödtlichsten, widersinnigsten Räumlichkeiten, die 9 Mill. Kubikfuß, mit Glas bedeckt, mit Tausenden von Blumen und Bäumen, und Bauten und Statuen, und Leinewand und Tapete, Sammet und Seide und sonstigen tontödtenden Stoffen ausgefüllt, zu Konzert-, zu musikalischen Hallen umzuwandeln! Alles, was hier singt oder spielt, wird zum Schreier, zum Instrumentenverwüster, zum Lungenvertilger, nur um sich hörbar zu machen.

Dies gelingt nur im gröbsten Sinne. Alle feineren Partien und Passagen, schon von vornherein durch zu starkes Austragen gleichsam verbauert, gehen dem Publikum verloren, oder gelangen entweiht marktschreierisch zu dessen Ohren. Das Größte und Ungeheuerste wird klein in diesen tödtlich ermüdenden, zerstreuenden, erschöpfenden, feenhaften Räumen, die mit wahrhaft englischer Hartnäckigkeit und Brutalität just für musikalische Zwecke, denen in der ganzen Welt nichts feindlicher sein kann, mißbraucht werden.

Blumen und Früchte, Hühner und Gänse, Kaninchen und Kanarienvögel ꝛc., die hier zuweilen in großen Massen ausgestellt werden, bilden nicht alle Tage Attractionen, und die fabelhaften Massen hier aufgehäufter, meilenlang ausgedehnter Kunstschätze und Merkwürdigkeiten hat man selbst entwerthet, da man immer für ganz besondere, immer neue Zugmittel sorgen zu müssen glaubte. So ist der Krystall-Palast mit sei-

nen in der ganzen Welt beispiellosen Schönheiten die häßlichste, konfuseste Monstrosität geworden. Heute ladet man zu Hühnern, Gänsen und Kaninchen ein, morgen zu einer unhörbaren Virtuosen-Violine, dann wieder zu Elephanten,-Hunden und Affen, ein ander Mal zu Händel, Schiller, Mendelssohn ꝛc. Die Mendelssohnfeier bestand in der angedeuteten Monstre-Aufführung des Elias, Enthüllung seiner Statue im Parke mit deutschem Gesang, Abends einem großartigen Fackelzuge und erleuchteter Promenade innerhalb des Palastes. Die Enthüllung der lebensgroßen Broncestatue — der Kern des Festes — wäre jedenfalls im armseligsten Krähwinkel würdiger ausgefallen. Das Bild unseres großen Tondichters war von einem Eisenzaune umgeben und in einen engen, schmutzigen Sack genäht. Die deutschen Sänger hatten sich tausendfach verirrt und verwirrt, in den Labyrinthen des Palastes, keinen bestimmten Versammlungsplatz, keine Disziplin und fanden sich deshalb nur spärlich, oder zu spät ein. Ehe sie begannen, ward der schmutzige Sack vom Standbilde geschnitten und wie ein altes Hemd abgezogen. Dabei brüllten die Umstehenden ihre Hurrah's, worauf die Deutschen zu singen begannen, ohne gehört zu werden. Keine Rede, keine Würde, keine Feierlichkeit. Der Fackelzug war prächtig, noch feenhafter die erleuchtete Promenade zwischen Statuen, Bäumen, Blumen und Tausenden brillanter Gasflammensignren. Aber Viele konnten nicht promeniren, nicht gehen. Sie hatten nichts zu essen und zu trinken erobern können. Ich selbst, nachdem ich nach einem halbstündigen Kampfe für eine halb ohnmächtige Dame eine Tasse Thee — ohne Zucker und Milch — erobert hatte, wurde unterwegs so gestoßen, daß ich den Inhalt der Tasse in den Hut eines Herrn schüttete, der Gott sei Dank! Humor genug hatte, mit Anderen darüber zu lachen.

Der Hut war glücklicher, wie unzählige Menschen im Krystall-Palaste; hatte er doch eine Tasse Thee bekommen, wenn auch ohne Milch und Zucker. Menschen, Männer, Väter, Brüder, feuerige Liebhaber und Helden kämpften wenigstens auf Leben und Tod, zunächst eine Marke für etwas Eß- und Trinkbares an einem engen Bretterkasten zu kaufen und damit an einer ganz anderen Stelle die ersehnte Waare einzulösen. Mancher bracht' es bis zur Marke, aber nicht bis zur Waare. Ich lernte Unglückliche kennen, die drei bis vier Marken zu Thee, verschiedene Marken für Kuchen, für Fleisch ꝛc. gekauft hatten, um endlich am Büffet — eine Stunde später — zu erfahren, daß kein Thee mehr vorhanden, der Kuchen alle aufgegessen, Fleisch und Brod bis auf die letzten Bissen und Krumen verzehrt seien. Inzwischen war auch der Bretterkasten, wo Marken verkauft wurden, geschlossen, so daß die Markenbesitzer, oft mit schwachen Damen und Kindern, ohnehin noch mit einem schweren Kampfe um Eisenbahn und Platz vor sich, zum Theil wirklich die Schrecknisse der Hungersnoth und des Verschmachtens kennen lernten.

Der Krystall-Palast ist das größte Wunderwerk der Gegenwart und die Küche darin das größte Wunderwerk des Krystall-Palastes. Aber was hilft uns dies, wenn man darin weder ästhetisch noch culinarisch feines Lebens froh wird? Es fehlt Form und Gränzlinie, die Bedingung aller Schönheit. Die großartigen Dimensionen gehen überall über menschliches Maß hinaus, so daß sich Freunde, Eltern und Kinder, selbst Eduard und Kunigunde, darin verlieren, daß nach dem ersten Staunen aller Genuß aufhört, und nie das Gefühl der Beruhigung, der Gemüthlichkeit, der Erholung ermöglicht werden kann, wenn man sich nicht mit Gewalt von den zerstreuenden, beunruhigenden Massen losreißen und im Alhambra-Palaste, im römischen Hause, in einer tragischen oder sonstigen Abtheilung concentriren kann. Der Mensch wird aber auch dabei mit der Zeit hungrig und durstig, und als Deutscher (die Engländer aber verstehens auch), will man dann zur Erholung auch eine Cigarre rauchen. Essen, Kaffeetrinken und Cigarrenrauchen liegen aber im Krystall-Palaste wie Berlin, Pankow und Charlottenburg in verschiedenen schönen Gegenden auseinander. Da erhole sich Einer! Besser, als letzte lumpige Person für $2^1/_2$ Sgr. mit Crethi und Plethi vom Brandenburger Thore nach Charlottenburg zu fahren.

In London ist Alles beispiellos großartig, aber „Fritz, mein Vaterland," ist schöner. Es fehlt hier überall an Maß, Gränze, Form, Schönheit. Sie arbeiten immer in's Massenhafte. Man muß ein Millionär sein, um für reich zu gelten.

Die Konzerte, Theater, Vergnügungen, Erholungen, Schönheiten, Sehenswürdigkeiten ꝛc., reichen über 4 bis 5 Stunden und alle Maße des Faß- und Genießbaren hinaus. Diners und Soupers, selbst alltäglich-englische Frühstücke sind nur für Homerische, Nibelungen- oder Edda-Helden eingerichtet. London hat keine Gränzen mehr und Großbritannien, das zu Hause keine Ordnung mehr herstellen und die fünfzig Kolonien in keiner Weise mehr regieren oder befriedigen kann, sucht sich in China und Japan Raum zu verschaffen, nur um größer zu werden. „Die Menge muß es bringen," „Leviathan," „Maß ohne Maß," „auf beiden Händen links," „Größe ohne Grazie," das ist die ewig-englische Spezialität, die von den Ausländern draußen immer noch bewundert und als Ideal ersehnt, von uns Ausländern immer aber als ewig befremdend und abstoßend empfunden wird.

Nur wenn das Unermeßliche und Maßlose naiv, natürlich, komisch, oder erhaben auftritt, wie z. B. am Derby-Tage bei Epsom, läßt es sich genießen, läßt man es gern gelten. Diese Mai-Mittwoch bei Epsom ist das Kolossalste von Volksleben, das sich je an einem Tage und auf einem Terrain entwickeln kann. Der Derby-Tag ist das Nationalfest Englands, das Volksfest von London, das Tausende, Hunderttausende, welche sich sonst das ganze Jahr innerhalb der Häusermassen abquälen, zu einem Ausfluge in's Grüne, zum Austoben zurückgedrängten Uebermuths benutzen. — Außerdem sind vielleicht Millionen durch Theilnahme an dem das ganze Land durchdringenden Weltschwindel — der die verbotene Lotterie hundertfach ersetzt und an Verderblichkeit übertrifft, betheiligt. So erklärt es sich, daß am Derby-Tage Parlament und Theater, Bureaux und Geschäfte, Spitzbuben-Herbergen, Wagen-Remisen und Pferdeställe, das ganze, sonst vollgedrängte London leer sind, und schon von Mitternacht an die Wege nach Epsom sich mit tausenderlei Arten von Fuhrwerken und Menschen bedecken. Von allen Richtungen der Windrose her lustige, tolle, schreiende, jubelnde, einander foppende und neckende Pilger zu Fuß, zu Pferde und auf Rädern, essend, trinkend, rauchend, singend, Fahnen, Taschentücher, Mützen und Hüte schwenkend, von allen und nach allen Seiten endlos und unabsehbar einander drängend und stoßend, seltsame, zum Theil improvisirte Fuhrwerke aller Art sich ineinander verfahrend, Lords-Equipagen mit Fleischerkarren, Hundekomödien-Thespis-Gespanne mit Bischof- und Lord-Oberrichter-Kutschen, Garde-Offiziere mit Vieren vom Bocke und Schnaps- und Bierlastwagen, liederliches Gesindel und feinste Damen, gefärbte Negersänger und rothwangige Kinder, Jongleurs und Mädchen auf Stelzen, Krüppel sich zwischen Krücken schleppend, alle Arten von Künstlern, Marktschreiern, Betrügern, Verbrechern, Hunden, Affen, kunstgebildeten Thieren, Monstrositäten, Riesen, Zwergen — Alles läuft, fährt, kriecht, springt und bewegt sich irgendwie Epsomwärts. Um zehn Uhr Morgens sieht man noch kaum etwas von den grünen Ebenen und Hügeln. Alles wimmelt von Menschen, Wagen und Buden. Nur in der Mitte hält sich ein langer, unabsehbar langer grüner Streifen, der sich hinter einer sanften Anhöhe verliert: die Rennbahn. Sie ist in's Unabsehbare ringsum so dicht umdrängt, daß der unglückselige Hund, der sich auf sie wagte, nach keiner Seite mehr einen Ausweg fand und zur Belustigung der unabsehbaren Massen hin- und hergewiesen ward, bis das erste Rennen begann. Niemand nahm besondere Notiz davon. Es ist wie das erste Stück vor einer großen Oper, welches blos gegeben wird, damit die Herrschaften während der Zeit ihre Plätze suchen und sich arrangiren. Das kolossale Opernhaus, „der große Stand," wie die vier Stockwerke hohe Platform für das Guinee-Publikum genannt wird, das sich am Anfange der Bahn breit und hoch in die Sonne und den blauen Himmel erhebt, ist dicht gehüllt mit flatternden Sonnenschirmen und Schleiern. Auch Herren tragen Schleier an ihren weißen „wide-awaker." Die dreißig Konkurrenten erscheinen auf ihren blanken, schlanken, kostbaren Pferden, deren zarte, polirte Hufe nun binnen wenig Minuten über Hunderttausende von Pfunden, über Wohl und Wehe, Glück und Galgen, Zucht- oder Haus der Lords entscheiden sollen. Das Aufstellen und Abwägen macht große Schwierigkeiten. Endlich fliegen sie ab, aber es war ein „falscher Ansatz" (false start), so daß sie Alle zurückgewiesen werden.

Endlich tönt das Zeichen. Die dreißig Rosse fliegen dahin, kaum den Boden berührend. Hunderttausende, mehr als eine Million Menschen brechen in Tobwahnsinn aus, der sich wie eine Riesenschlange mit den fliegenden Pferden an der Bahn entlang hinwälzt. Alles brüllt aus Leibeskräften und wirft mit Händen und Füßen, Tüchern und Mützen wie besessen um sich her. „Now they're off! Now they're coming round! Here they are! Black cap! No, red cap! Blue cap has it! Green Jacket! — Red Jacket! — Red Jacket, it is! — No, Thormanby! Thormanby — The Yankee 's beaten. Thormanby, Hurreech! Merry! Merry — Hurreech! Hurreech! etc.

Auch der „große Stand," dem das Resultat durch den elektrischen Feld-Telegraphen mitgetheilt ward, schreit und jauchzt auf. Unzählige Tauben flattern durch die Lüfte. Stöcke, Hüte, Mützen fliegen. Hunderttausende, vielleicht über eine Million von Menschen zucken, zappeln, brüllen, zahlen und empfangen unzählige Tausende von Pfunden. Mr. Merry selbst hat durch sein siegendes Pferd Thormanby mit einem Schlage über 100,000 Pfund allein direkt durch Wetten gewonnen, ohne

die Preise. Diese Minute machte Einen zum Millionär, Andere für dessen Rechnung zu Bettlern und Verbrechern, drehte für sie den Strick zum Galgen, oder bahnte den Weg zu lebenslänglicher Transportation oder Tretmühle. Palmer kam durch Epsom an den Galgen; Pullinger, der Kassirer der Union Bank, wegen mehr als 260,000 Pfund Betrug, zu welchem ihn die Wetten und die Pferde, die famose Weltbörse Tattersall's im Hyde-Park-Winkel, verführte, zu Zuchthaus-Zwangsarbeit. Die Engländer haben keine Lotterie, keine Hasardspiele, weil dies Alles verboten ist; aber in diesem einzigen Derby-Tage steckt mehr Lotterie, mehr Spielhölle, als in sämmtlichen Gauen und Bädern Deutschlands das ganze Jahr hindurch. Die verbotenen Wett-Bureaux ziehen sich durch's ganze Land, und Bischöfe, Minister, Ober- und Unterhaus sind Mitglieder von „Tattersall's."

Nach dem Derby-Rennen hört alle Theilnahme an weiteren Operationen der Bahn auf. Alles trinkt Champagner, in jeden Mund wird Hummersallat gesteckt. Hunderttausende von Proviant- und Flaschenkörben öffnen und leeren sich auf Wagen, Bretterkasten und in Buden, nach allen Seiten meilenweit in Picknicklagern auf grünem Rasen. Jeder auch Jede scheinen sich mit Gewalt zu betrinken. Dazwischen unaufhörliches, unabsehbares Trommeln und Pfeifen, Orgeln, Tuten und Blasen, Schmettern und Quieken, Kreischen und Posaunen, Jongleurs, Schauspieler, gefärbte Negersänger, tanzende Hunde, Affen in Napoleons-Uniform, Preis-Boxer, Schießen, Werfen, Springen, Reiten, entsetzliche Krüppel, die durch Erregung von Grauen viel Geld machen, Mädchen von hohen Stelzen herab den Teller in Equipagen herunterneigend, Buden und Karren und Tische mit Eß- und Trinkwaaren, Merkwürdigkeiten, Monstrositäten. Gegen Abend tollt und taumelt's mit glühenden Gesichtern, rollenden Augen, zerdrückten Hüten neckend, schimpfend, im Ernste und Scherze boxend, stehlend und bestohlen, betrügend und betrogen. Frauenzimmer mit Hüten auf den Rücken hängend, zerzausten Haares mit halb im Schmutze schleppenden Umschlagetüchern, picken, trunken taumelnd bald Diesen, bald Jenen an, und fordern „a treat." Sie lachen und höhnen in anständige Damen-Equipagen, die sich im Gedränge fest gefahren, hinauf, und die Policemen, welche den Anstand aufrecht erhalten sollen, sind Alle selbst betrunken in ihren langen Reihen von Epsom bis London. Kein Gesetz, keine Obrigkeit, keine Polizei. Auch die Kutscher hoch oben auf den Böcken taumeln und wackeln betrunken. Man sollte meinen, das müsse am Ende tausenderlei Unglücksfälle, Mord und Todtschlag der verwegensten Anarchie geben; aber Alles kömmt mit der Zeit, wie es scheint, glücklich und ganzbeinig von Mitternacht bis Morgen nach Hause, obgleich in der „Times" in der Regel Klagen und Beschwerden über diese und jene Uebelstände folgen. Niemand denkt freilich daran, sie abzustellen. Der nächste Derby-Tag entwickelt sich eben so, wie der letzte, nur noch massenhafter, anarchischer, humoristischer. Es ist das nationale Volksfest, der Tag, wo alle Standesunterschiede, alle Gesetze und Polizeimaßregeln aufhören, damit die ungeheuersten Volksmassen wieder einmal zeigen und genießen, daß sie sich selbst unter den gefährlichsten Umständen immer noch selbst regieren können.

Und was sollte ohne diese Tugend aus England werden? Die Millionen Gesetze und Statuten sind doch blos dazu da, damit sie übertreten und in einzelnen Fällen theuer von den Juristen zur Anwendung für den Vortheil Einzelner erkauft werden. Selbst Palmerston verhöhnt gelegentlich Recht und Gesetz, das er als Premier schützen soll, ganz offen. Er erklärte sich neulich im Parlamente vor den Gesetzgebern des Landes für die Schönheit des gesetzlich streng verbotenen Preis-Boxens für Sayers und Heenan, und wurde nur in diesem Falle genöthigt, zu gestehen, daß er sich übereilt habe und dieses Vergnügen allerdings gesetzlich verboten sei. Was diese beiden Helden betrifft, so haben sie sich endlich in den Preis-Gürtel getheilt. Das heißt, sie haben sich dazu verstanden, verschiedene Abende hinter einander im Alhambra-Palaste, jetzt einer Reiterbude, mit silbernen Kopien des Gürtels sich beschenken zu lassen, immer denselben Gürteln, damit das Publikum, das diese feierliche Ceremonie sehen will, seine Guinee Entrée à Person recht oft bezahlen und Heenan und Sayers jeder, jeden Abend 100 Pfund Honorar für diese Exhibition erhalten. Es wurden dabei auch Reden gehalten, wobei thatsächlich die Stelle vorkam, daß sie nach Napoleon und Wellington die ersten Helden des Jahrhunderts seien. So etwas ist, glaub' ich, nur in England möglich. Nirgends in der Welt würden Preis-Boxer oder sonst Künstler des Polizeiwidrigen mit Napoleon und Wellington im Ruhme konkurriren, nirgends sich ein Guinee-Publikum finden, um für 7 Thaler à Person zu sehen, wie sie sich Gürtel geben lassen, die Röcke ausziehen, die Gürtel umschnallen, Arm in Arm ringsum gehen und sich dann mit einer Verbeugung zurückziehen, sich jeder 100 Pfund zahlen lassen, nach Hause gehen und dieses grandiose Schauspiel mehrere Abende und in mehreren Lokalen vor immer wieder frischem Guineen-Publikum wiederholen.

Giebt es noch ein Land, wo eine gesetzwidrige, brutale, ekelhafte Virtuosität zu so hohen Ehren gelangen kann, daß ein Palmerston im Parlamente dafür schwärmte und die Sekundanten eines Heenan selbst der Königin vorgestellt wurden? Welch' eine Aesthetik! Welch' eine Autorität des Gesetzes! Man glaubt es sonst nicht gern, daß Gesetz und Recht hier an und für sich selbst kaum irgend Achtung genießen oder Werth haben, wenn nicht expreß dafür schwer bezahlt wird. Am Derby-Tage und in den Triumphen der beiden Preis-Boxer sehen wir aber schlagende Beweise.

Die parlamentarischen Statuten-Gesetze haben mehr als eine Million Paragraphen, und doch lassen sie die größten Rechtsgelehrten im Stiche, wenn sie einmal für eine wichtige Lebens- und Rechtsfrage einen Paragraphen brauchen. Ein Königreich für einen solchen Paragraphen! hieß es im Oberhause, als sie für den revolutionairen Papiersteuer-Drachen einen solchen brauchten. Die Lords, selbst Lyndhurst und Brougham fanden nichts, und im Unterhause ist eine ganz besondere Kommission erwählt worden, einen solchen zu suchen. Bisjetzt weiß Niemand den Rechtsboden der constitutionsgrundgesetzlichen Frage, ob die Lords ein Recht haben, die Aufhebung einer von Krone, Ministerium, Unterhaus und Volk aufgehobenen Steuer zu verweigern. Und doch ist die Sache so rechtseinfach. Die Krone allein hat Geld zu fordern, und zwar durch die Minister, das Unterhaus allein es zu bewilligen. Das ist ABC des englischen Parlamentarismus. In Sachen der Papiersteuer nun sagte die Krone: Ich brauche das Geld nicht mehr, heben wir die verhaßte Steuer auf. Das Unterhaus thut es. Nun kommen die Lords und sagen: Krone soll das Geld noch nehmen, Volk soll das Geld noch bezahlen, Unterhaus soll die bereits aufgehobene Steuer nicht aufheben und zwar Napoleon's wegen, gegen welchen das Land viel Geld brauchen könnte. — Damit ist der ganze englische Parlamentarismus in seinem Innersten gebrochen. Millionen Gesetzparagraphen haben an die Möglichkeit einer solchen Collision nicht gedacht. Wer soll entscheiden? Ein bisjetzt gesuchter, aber noch nicht gefundener Präcedenz-Fall — in dem parlamentarischen England.

Schweden.

Deutsche Skizzen aus Skandinavien.

IV.

Helsingborg und die Provinz Schonen.

Probst Mellin und seine Schriften.

Helsingborg ist eine Stadt von höchstens 5000 Einwohnern und besitzt einen kleinen, in den Sund hineingebauten Hafen. Sollte die Eisenbahnlinie von Stockholm nach dem Sunde hier münden, so würde Helsingborg ein bedeutender Platz werden; auch würde dann die Nothwendigkeit eintreten, den Hafen zu erweitern, um ihn für den lebhafteren Verkehr auch zur See in geeigneter Weise einzurichten.

Am Hafendamme steht ein einfaches Denkmal aus Gußeisen mit den Inschriften: „Dieser Hafen wurde unter Karl XIV. Johann's Regierung im Jahre 1832 vollendet;" und: „Hier stieg Kronprinz Karl Johann mit schwedischem Gefolge den 20. Oktober 1810 an's Land." — Das war die erste Erinnerung an jenen Mann, welchem die französische Revolution einen Thron eingebracht hatte. Es giebt in Schweden unzählige solcher Erinnerungen, in Säulen, Statuen, Gedenktafeln, einzelnen Namenszügen &c. bestehend, so daß man an eine große Volksthümlichkeit dieses Mannes und an die Erfüllung seines Wahlspruches: „Des Volkes Liebe ist meine Belohnung," glauben muß.

Helsingborg besitzt Seebäder, aber auch einen Sauerbrunnen, der sich in nächster Nähe befindet und durch ein „Badehaus" und einige natürliche Waldpartien in einer anmuthigen Bergschlucht dem Publikum zugänglich gemacht ist.

Abgesehen von dieser Anlage stellt sich die nächste Umgebung von Helsingborg, wie die ganze schwedische Küste, ziemlich traurig und öde dar. Der Blick wendet sich unwillkürlich stets wieder nach Seeland hinüber, wo Helsingör, zwar in verschwimmenden Formen, aber immerhin malerischen Umrissen, namentlich aber das alte Hamletschloß, ein höchst anziehendes Bild gewährt.

Aber nur die nächste Umgebung Helsingborgs ist unschön. Je weiter

man in das Innere der Provinz Schonen dringt, desto wechselvoller, desto interessanter wird die Gegend. Zunächst eine fruchtbare Ebene, welche Meiereien, Dörfer und Schlösser einschließt; sodann ein kleiner Gebirgszug mit Buchenwäldern, welche sich in ihrer Wildheit und Pracht getrost an die Seite unserer deutschen Wälder stellen können. Die Buche hat hier einen so üppigen, schlanken Wuchs, wie unsere Tannen; astlos bis zum Gipfel, scheint sie eine Säule in dem mächtigen Dome zu bilden, welchen diese Tausende von Bäumen über weite Länderstrecken zusammenwölben.

Eine der schönsten Besitzungen in Malmöland ist ohne Zweifel die des Rittmeisters und Reichstagsmitgliedes, Freiherrn von Tonnerhielm, Wrams Gunnarstorp. Den Mittelpunkt bildet ein im 17. Jahrhundert erbautes, in altgermanischem Style gut durchgeführtes Schloß, dessen buntes Gewand mit dem Walde, an den es sich anlehnt, dem Maler einen schätzbaren Gegenstand zu einer Landschaft darbietet. Ein Park mit wunderbar schönen Bäumen und weiter Ausdehnung schließt sich unmittelbar an die schon modernen Gartenanlagen an, welche das Schloß unmittelbar umgeben. Diese Gartenanlagen enthalten, als einen Rest des Gartens vergangener Jahrhunderte, einige Buchsbaumhecken von so ehrwürdigem Alter und so kolossaler Größe, daß schon Linné, als er Wrams Gunnarstorp einst besuchte, sich staunend über sie äußerte. Dieses Erstaunen wird man theilen müssen, wenn ich mittheile, daß zwei dieser Hecken gegen dreißig Schritt lang und, verschnitten, drei Fuß breit und sechs Fuß hoch sind, sowie daß die Stämme oft die Stärke eines mäßigen Beines erreichen. — Gunnarstorp ist ein Kirchdorf. Pfarrer an der Kirche, welche, wie alle Gotteshäuser in Schweden, kein Glockenspiel besitzt, ist der Probst Mellin, einer der fruchtbarsten schwedischen Schriftsteller. Seine Muse bewegt sich auf dem Felde der romantischen Erzählungen; sie wandert durch die Gebirge Schwedens und greift aus dem Munde des Volkes jene Sagen auf, die dem Lande einen so wunderbaren, märchenhaften Charakter verleihen; sie greift in die Geschichte des Landes und zieht daraus seine großen Heldengestalten hervor, an denen Schweden so reich gewesen ist.

Von Mellin's Werken sind in's Deutsche übersetzt worden: Der Fremdling von Alsen; Jakob Casimir de la Gardie; der Zug über den großen Belt (Fortsetzung des vorigen); die Blume auf dem Kimmkulle; die ungesehene Gattin; Johannes Fjällmann; Geschichte Oskar's I., Königs von Schweden und Norwegen; „Schwedens Schutzgeist wacht noch!" romantische Scenen aus des Prinzen P. C. Feldzügen gegen Schweden; Stockholm und seine Umgebungen ꝛc.

Außerdem möchten folgende Werke Beachtung verdienen: des skandinavischen Nordens Volk und Natur; alte nordische Heldensagen; vaterländische Geschichte; Schwedens berühmte Männer; schwedische historische Novellen.

Mehrere Geschichtswerke sind im Gebrauche der Volksschulen. — Ueberhaupt schreibt Mellin mit seinem klaren, gemüthlichen Style, welcher durch seinen Fluß und seine Leichtigkeit besonderen Reiz hat und anregend wirkt, hauptsächlich für das Volk. Seine Sagen-Sammlungen sind nicht allein bestimmt, die Sage, welche sich von Generation zu Generation forterbt, der unzuverlässigen mündlichen Tradition zu entreißen, sondern haben den edleren Zweck, dem Volke seinen Sagenschatz in schöner, poetischer Form darzubieten und ihm an dem anmuthigen, blühenden Vortrage einen reinen, das Gemüth erquickenden Genuß zu verschaffen. Daß Mellin diesen Zweck zu erreichen versteht, beweist der schnelle Absatz seiner Werke, und man kann ihn unbedenklich unter die beliebtesten Schriftsteller Schwedens zählen.

Sein neuestes Werk: „Des skandinavischen Nordens Volk und Natur," ist eine Schilderung der Zustände in Lappland, Finnland ꝛc. in Form von Novellen. Diese Erzählungen, anmuthig und gefällig geschrieben, mit anziehenden Pointen ausgestattet, zeigen, wie auch in diesen nordischen Gegenden, wo die Natur so verschwenderisch mit Eis und Schnee, und so karg mit Blättergrün und Blüthenduft gewesen ist, die Brust des Menschen warme Empfindungen und Gefühle birgt.

Wie wir gesehen, beschränken sich die Stoffe, mit welchen sich Mellin's Muse beschäftigt, lediglich auf Schweden. Im Jahre 1851 jedoch schrieb Mellin eine Geschichte der europäischen Revolutionen in den Jahren 1848 und 1849. Das war ein Mißgriff. Denn abgesehen davon, daß Mellin mit diesem Werke aus dem Kreise seines bisherigen Wirkens, aus dem Elemente, in welchem er so glückliche Erfolge erzielte, heraustrat, scheint es an sich fast unmöglich, schon im Jahre 1851, zwei Jahre nach den Thatsachen, über jene Revolutionen kritisch zu Gericht zu sitzen. Sie waren der Geschichte noch nicht verfallen und sind es noch jetzt nicht. Der Geschichtsschreiber, will er anders auf Vollständigkeit Anspruch machen, und nicht nur eine Chronik oder Geschichten, sondern Geschichte schreiben, d. h. Begebenheiten und deren Ursachen und Wirkungen kritisch darstellen, muß ihre Folgen mit besonders wachsamem Auge betrachten. Das Gewitter von 1848 aber hat sich noch jetzt nicht ganz von Europa verzogen; hier und da grollt der Donner noch als ein Nachhall jener gewaltigen Erschütterung; hier und da empfinden wir noch einzelne Stöße, deren Ursprung im Jahre 1848 zu suchen ist; und noch immer drückt uns die schwüle Atmosphäre jener entsetzlichen Zeit. Wer vermöchte hier schon Geschichte zu schreiben?

Daß Mellin dies gewagt hat, erscheint auch als die Ursache der großen Oberflächlichkeit, deren Zeichen das Werk an sich trägt.

Uebrigens ist diese Geschichte von spezifisch schwedischem Standpunkte aus geschrieben. Die bürgerlichen Freiheiten, welche das schwedische Volk seit Jahrhunderten genießt und auf welche es so stolz ist, hauptsächlich aber seine Preß- und Vereinsfreiheit, haben in dem Verfasser den anerkennenswerthen Wunsch erzeugt, andere Völker im gleichen Besitze des kostbaren Freiheitsschatzes zu sehen. Deshalb beklagt er jeden mißlungenen Versuch eines Volkes, seine Freiheit durch Revolutionen zu gründen, aus tiefem Herzensgrunde, ohne freilich das wahrheitsvolle Wort unseres Schiller zu beherzigen:

Wo sich die Völker selbst befrei'n,
Da kann die Wohlfahrt nicht gedeih'n! —

Mellin war Erzieher des jetzigen Königs von Schweden und lebt jetzt in dem hohen Selbstbewußtsein, welches die in Schweden so sehr bevorzugte, politische und soziale Stellung der Geistlichkeit ihren Gliedern verleiht, auf seiner schönen einträglichen Pfründe der Poesie und dem frohen Genusse des Lebens. So anmuthig wie seine Muse sich in den Werken zeigt, so anmuthig weiß Mellin auch seine persönlichen Verhältnisse zu schaffen. Die Gastfreundschaft, in Schweden überhaupt noch immer in hohen Ehren, wird von dem guten Probste mit besonderer Liebenswürdigkeit gepflegt, und ihr hatte auch ich die Bekanntschaft mit ihm zu verdanken. Die Opfer, welche Mellin der Gastfreundschaft bringt, gehen zuweilen weit über die ihm zu Gebote stehenden Mittel hinaus; ja vor einigen Jahren hatte ihn das Prinzip der Gastfreiheit so weit gebracht, daß er Konkurs machte und sich nach Stockholm zurückziehen mußte, „um seinen literarischen Arbeiten ungestört zu leben."

Liebenswürdig, geistreich, anregend im Umgange, so lange derselbe in häuslicher Bequemlichkeit gepflogen werden kann, ist Mellin steif, einsilbig, langweilig, wenn man in großer Gesellschaft Ansprüche an ihn macht. Das ist der Einfluß schwedischer Sitte. Weil große Zusammenkünfte zu festlichen Gelegenheiten, wenigstens in Gemeinschaft mit Damen, in Schweden selten veranstaltet zu werden pflegen, und das schöne Herkommen, im engen Kreise der Familie zu leben, zur bleibenden Neigung geworden ist, mangelt es in den schwedischen Gesellschaften an der freien, gemeinsamen, lebendigen Unterhaltung, welche mit der ihr eigenen Entfaltung von gewandter Rede, von Witz und Anmuth eine gesellige Vereinigung von Menschen erst genießbar macht. Man bewegt sich bei solchen Gelegenheiten steif, ist in der Unterhaltung kalt und gemessen, und die Begegnungen unterliegen einem gewissen lästigen Ceremoniell, das selbst die dichterische freie Geisteskraft Mellin's in seinem Kreise nicht verbannen kann. Wer daher in der Familie sich nicht heimisch fühlen kann, wird in Bezug auf Geselligkeit schwerlich in Schweden seine Rechnung finden.

Unter diesen Umständen nimmt es nicht Wunder, unsern Mellin mit dem Staatsrocke eine erstere, feierlichere, zurückhaltendere, mit dem Hausrocke dagegen eine vertraulichere, gemüthlichere Stimmung anlegen zu sehen. Immer aber herrscht in seinem Wesen der Ausdruck der Biederkeit vor, welcher ihn unserer Freundschaft, unserer Verehrung durchaus werth macht.

Einige Meilen nordöstlich von Gunnarstorp liegt der Flecken Qviinge. In der nächsten Umgebung dieses Ortes steht ein Denkmal, um die Stelle zu bezeichnen, an welcher der zum Nachfolger des damaligen kinderlosen Königs Karl's XIII., also zum Kronprinzen gewählte Herzog von Augustenburg im Jahre 1809 sein Leben aushauchte. An dieses Denkmal knüpfen sich interessante Erinnerungen, welche von der damaligen Zerfahrenheit der inneren Zustände Schwedens ein trauriges Zeugniß ablegen.

Die Wahl des Kronprinzen hatte eine tiefe Spaltung im Volke hervorgerufen, welche sich, wie überall, so auch hier, am deutlichsten in der Hauptstadt zeigte. Die Volkspartei hatte, indem man den Herzog von Augustenburg zum Nachfolger des Königs berief, gegen die Hofpartei den erwünschten Sieg errungen. Der Herzog, von den Prinzipien der Humanität erfüllt und mit persönlicher Liebenswürdigkeit ausgestattet, hatte

sich die Neigung des Volkes in hohem Grade erworben. Das Volk hoffte viel von seiner Regentschaft; es hoffte ebensoviel, als die Hofpartei von ihr zu fürchten schien. Da plötzlich, bei Gelegenheit einer Revüe in der Provinz Schonen, stirbt der Prinz; er stirbt, ohne vorher krank gewesen zu sein; er sinkt vom Pferde und ist todt! — Ist das ein natürlicher Tod? fragt sich das Volk; wird ein junger, in der Blüthe seiner Kraft stehender Mann Anwandlungen unterworfen sein, welche seinem Leben und unseren Hoffnungen so plötzlich ein Ende machen? — Nein! dieser Tod muß eine Ursache haben, welche den Faden des Lebens auf eine unnatürliche, gewaltsame Weise zerreißt. — Der Prinz kann vergiftet sein! so spricht der Eine; er ist vergiftet, der Andere. Und wer kann diesen Mord angestiftet haben? Wer anders als diejenigen, welche die Wahl des Prinzen mit Furcht erfüllte, die Hofpartei!

Allein man bleibt bei der bloßen Vermuthung der Vergiftung selbst nicht stehen. Man sucht eine einzelne Person, an welcher Rache geübt werden kann. Und der Verdacht des Volkes fällt merkwürdigerweise auf einen der edelsten, würdigsten Männer; auf einen solcher That durchaus unfähigen Mann, den Reichsfeldmarschall Grafen Fersen. Gegen ihn erhebt sich der Haß des Volkes, welcher, wahrscheinlich durch unlautere, im Trüben wirkende Geister genährt und angefacht, bald zur heftigsten Erbitterung sich steigert. Bei seinem Einzuge in Stockholm von der Revüe her wird er von dem wüthenden Pöbel empfangen; man tobt und schreit, man umringt ihn, man bezüchtigt ihn offen des Mordes, man sucht ihn durch Steinwürfe zu verletzen, zu tödten. Um sein Leben zu retten, flüchtet der Graf in die Reihen seiner Soldaten, und — ist es Furcht vor der Wuth des Pöbels, ist es absichtlicher, ehrloser Verrath — er wird von den Offizieren selbst den erbarmungslosen Händen derer ausgeliefert, welche sich zu seinen Henkern aufgeworfen. Nach wenigen Minuten ist der Graf im wahren Sinne des Wortes zerrissen.

Die nächste Wahl zum Kronprinzen fiel auf Bernadotte, Marschall von Frankreich.

Italien.

Literatur-Bericht aus Italien.*

Neapolitanische Gelehrte in Turin. Militair-Literatur.

Italien hat zu allen Zeiten freisinnige Männer gehabt, um so mehr, da hier die Wissenschaft stets bei den vornehmsten Klassen der Gesellschaft geachtet und gefördert war, obwohl sich hier mancher Naturforscher und Politiker großen Verfolgungen aussetzte. Ein solcher schwer verfolgter Zeuge der Wahrheit war P. Giannone, welcher, gegen die Uebermacht der Hierarchie ankämpfend, aus Rom fliehen mußte, allein wenn er auch dort dem Gifte der Locusta und dem Dolche entging, dem Sarpi erlag, wurde er doch bis nach Turin hin verfolgt und starb im Gefängnisse daselbst 1798. Jetzt erscheinen seine Werke zum erstenmale:

Opere inedite di Pietro Giannone. Vol. I. II. Torino, 1859.

Wir verdanken diese Publication dem berühmten neapolitanischen Rechtsgelehrten Stanislao Mancini, welcher in den folgenden Bänden das Leben von Giannone geben wird. Mancini ist einer der ausgezeichneten Neapolitaner, welche 1848 ihr Vaterland verlassen mußten, weil sie an der von dem Könige freiwillig gegebenen Constitution festhielten; er ist jetzt Professor des Völkerrechts an der Universität zu Turin, zugleich sehr beschäftigter Advokat und im auswärtigen Ministerium bei der rechtskundigen Consulta angestellt, welcher der als Jurist und Geschichtschreiber bekannte Graf Sclopis vorsteht. Ueberhaupt war Turin bisher der Zufluchtsort sehr ausgezeichneter Neapolitaner. Der vormalige neapolitanische Minister Scialoja ist jetzt General-Secretair des Finanz-Ministeriums in Turin; der ausgezeichnete Rechtsgelehrte Tofano ist von Turin nach Bologna als Rath am neuen Cassationshofe versetzt; ein Anderer, Pisanelli, lehrt an der Universität zu Bologna; Tomasi hat die Klinik in Pavia übernommen, Barghi, Uebersetzer des Euripides, ist daselbst als Professor der Philosophie angestellt; als solcher auch in Modena de Meis; ebenso Spaventa, Imbriani und de Sanctis in Pisa; der Marchese d'Ajala, der von dem Großherzoge von Toscana zum Kriegsminister ernannt worden war, bis er fremdem Einflusse weichen mußte, ist jetzt bei der Militair-Akademie in Florenz angestellt. Zu diesen bedeutenden Neapolitanern gehört auch noch der ehemalige Appellationsrath Arbarella de d'Afflitta, welcher die neue evangelische Gemeinde in Turin gestiftet hat (S. das Glaubensbekenntniß der italiänischen evangelischen Kirche von J. F. Neigebaur, Leipzig, 1855); ferner der ehemalige Gesandte und Geschichtschreiber Leopardi, und der 9 Jahr verhaftet gewesene Baron Poerio, welche sämmtlich in Turin Aufnahme fanden und beweisen, daß es in Neapel sehr gelehrte und freisinnige Männer giebt. Die Gemahlin des obengenannten gelehrten Mancini ist eine der bedeutendsten jetzt lebenden italiänischen Dichterinnen und in diesen Blättern bereits erwähnt worden. Wir knüpfen daran die:

Rime di F. Petrarca con l'aggiunte di 114 Sonnetti. Torino, 1859.

In vorliegender Ausgabe hat Straffarello die Gedichte Petrarca's durch 114 Sonette vermehrt, die der gelehrte Georg Thomas zuerst, nach einer auf der Bibliothek zu München aufgefundenen Handschrift, bekannt gemacht hatte. Die italiänischen Kritiker halten diese Gedichte aber großentheils für nicht echt, da sie keineswegs die gewohnte Feinheit des Dichters haben. Freilich hat Petrarca viel an seinen Dichtungen verbessert, allein, wenn man diese neu aufgefundenen auch für den ersten Entwurf halten wollte, so fehlt ihnen doch, wie die italiänischen Kritiker bemerken, die Reinheit der Gesinnung jenes großen Dichters.

Album della publica esposizione di 1859, da Luigi Rocca. Torino, 1859. 4. (mit 8 Lithographien.)

Dies ist der jährliche Bericht über die von dem Kunstverein zu Turin veranstalteten Ausstellung von neuen Kunstwerken, welchen, prachtvoll ausgestattet, die Mitglieder dieses Vereins unentgeltlich erhalten, besonders diejenigen, die bei der jährlichen Verlosung von angekauften Bildern leer ausgehen, zu welcher Verlosung jährlich über 5000 Thaler verwendet werden. Man berechnet daß außerdem noch für 15000 Thaler Gemälde alljährlich von Liebhabern angekauft werden. Das Album bespricht die im J. 1859 ausgestellten 371 Bilder, und findet man unter den Kritikern, die dazu Beiträge geliefert haben, auch vier Damen, die als Schriftstellerinnen geachtet sind. Wenn man bedenkt, daß diese Ausstellung in den Monaten Mai und Juni 1859 stattfand, als eben der Krieg in der Nähe wüthete, so muß man einräumen, daß Turin keine unbedeutende Stufe der Kunst-Bildung einnimmt.

Die letzten Kriegsbegebenheiten, welche wie gesagt die Kunstbestrebungen in Turin nicht unterbrachen, haben an Herrn Rayneri bereits einen Geschichtschreiber gefunden, wie folgendes Werk zeigt:

Da Montebello a Solferino, guerra per l'indipendenza Italiana. Aprile—Giulio 1859. Relazione compendiosa con adjunta di documente e delle ricompense date all essercito. Torino, S. 305.

Diese kurze Beschreibung des letzten Krieges, der den Italiänern ganz dasselbe ist, wie uns der Befreiungskrieg im Jahre 1813, ist besonders wegen den beigefügten amtlichen Urkunden wichtig, welche mit der Aufforderung Oesterreichs, binnen drei Tagen sich zur Entwaffnung bereit zu erklären, anfangen. Die Italiäner finden, daß das, was Napoleon I. gegen Deutschland mit offener Gewalt gethan, Oesterreich durch geheime Verträge mit den verschiedenen Regierungen bewirkt habe. Die Könige von Neapel und Sardinien hatten im Jahre 1821 nicht, wie man zu sagen pflegt, durch Aufstände der Canaille, sondern durch die ersten Männer des Landes bewogen, Constitutionen gegeben; die österreichische Regierung ließ dagegen ihre Heere marschiren. Wir haben ja Aehnliches in Deutschland erlebt. Metternich verstand es, in Carlsbad die Mainzer Inquisition einzusetzen, durch welche so mancher Student auf Lebenszeit eingesperrt wurde, blos weil er die deutsche Einheit erstreben wollte. Es hieß damals: Burschenschaft ist Burschenschaft! (S. „Geschichte der geheimen Verbindungen der Neuzeit." Acht Hefte. Leipzig, 1832. A. Barth.) Wir mußten uns dies gefallen lassen. Die Italiäner aber hörten nicht auf, dagegen sich zu erheben, und zu Tausenden zählt man die Opfer, welche wegen ihrer Vaterlandsliebe verfolgt wurden. Der deutsche Name ward in Italien verhaßt, denn die Italiäner hörten bei den Kroaten, Hannaken, Walachen, Slavoniern stets das deutsche Kommando. Für Oesterreich war es aber in der neuesten Zeit eine Lebensfrage, daß an der Gränze der Lombardei das constitutionelle Piemont lag; dies wird hier für die eigentliche Veranlassung des letzten Krieges angesehen. In der vorliegenden Kriegsgeschichte ist besonders der Zug der Garribaldi'schen Freischaar sehr interessant. In ein Paar Wochen hatte Garribaldi an 6000 Freiwillige aus allen Theilen Italiens vereinigt; die reichsten und vornehmsten jungen Leute traten als gemeine Soldaten ein, und viele blieben auf dem Felde der Ehre. Ein tüchtiger Maler in Turin brachte es bald zum Hauptmann. Die Verzeichnisse der Beförderungen wegen

---

* Vom Geheimen Justizrath Neigebaur.

Tapferkeit und der Auszeichnungen, welche der König von Sardinien bewilligte, machen den Schluß des Werkes.

Aber die Italiäner schlagen sich nicht allein gut, sondern sie liefern auch Beweise, daß sie die Kriegswissenschaft ernstlich studiren, wie aus folgender Militair-Zeitschrift hervorgeht.

Rivista militare. Anno IV. Torino, 1859. Tip. Cassone, 8. (in monatlichen Heften.)

In dem vorliegenden letzten Hefte befindet sich ein Aufsatz von dem Marchese d'Ayala, unbestritten dem ersten jetzt lebenden italiänischen Militair-Schriftsteller, über die italiänischen Ingenieure. Von diesen sagte schon der General Allent in seiner Geschichte des französischen Genie-Wesens, „daß die neue Befestigungskunst gewissermaßen den drei mit Katharina von Medici aus Italien nach Frankreich gekommenen italiänischen Ingenieuren, Orloggi und den Brüdern Marini zu danken ist, welches Land die Ingenieure für ganz Europa geliefert hat." Auch hat der Venetianer Scala das Fort Magdalena in Valenciennes um 1530, die Festungen von Amiens, Lafère, Clairmont u. a. erbaut; Calvi befestigte 1560 Perpignan; Pasino 1579 Sedan. Auch außerhalb Frankreich wurden italiänische Ingenieure benutzt, della Cornia 1556 in Flandern, Attanazi in Siebenbürgen, Gradamella befestigte Küstrin und Spandau (S. 121). Der Verfasser, Bibliothekar des Herzogs von Genua zu Turin, liefert ein alphabetisches Verzeichniß der bedeutendsten italiänischen Ingenieure mit kurzer Lebensbeschreibung und Anführung ihrer Werke, das fortgesetzt werden wird. Hier macht de l'Abadie den Anfang, der in modenesischen Diensten war und 1800 als General starb, nachdem er über Kriegs-Baukunst geschrieben hatte. Der letzte der hier auf 80 Seiten vorgeführten Ingenieure ist Nicolo Dandolo, der Erbauer der Befestigungswerke von Nicosia im Jahre 1570. Ein anderer Aufsatz von demselben Verfasser giebt Nachricht über die Militair-Literatur Sardiniens. Italien hatte sehr früh bedeutende Schriftsteller in diesem Fache. Zur Zeit Dante's schrieb Egidio Colonna, der Lehrer von Philipp dem Schönen, im folgenden Jahrhundert Volturio von Rimini, im 16. Jahrhundert Machiavelli, im 17. Montecuculi, im 18. der Neapolitaner Palmieri, und im gegenwärtigen Jahrhundert der Neapolitaner P. Colletta, Verfasser der Geschichte des Königreichs Neapel. Im Piemontesischen zeichnete sich zuerst Teodoro Paleologe, Marchese von Saluzzo aus. Der Seeheld Doria schrieb über die Begebenheiten unter Karl V. (gedruckt zu Genua 1571) und so geht der Verfasser nun in die neueste Zeit fort. Ein anderer Aufsatz von demselben betrifft die Militair-Erziehungs-Anstalten. Der weit erfahrene Verfasser, welcher deshalb von dem Großherzoge von Toscana im Jahre 1848 zum Kriegsminister ernannt worden war, ist der Meinung, daß die Militair-Erziehungs-Anstalten nur dazu dienen sollten, zu ermitteln, welche Zöglinge wirklich Anlagen zu diesem Fache haben, um nicht Treibhauspflanzen zu erziehen. Er erinnert an die frühere Sitte, daß der älteste Sohn zum Gutsbesitzer des Majorats, der zweite zum Soldaten, der dritte zum Geistlichen bestimmt war, ohne auf den inneren Beruf Rücksicht zu nehmen, da man gewiß war, daß der Berufene es mit dem Alter durchsetzen würde, General zu werden. Der Verfasser glaubt nicht, daß die Unterrichtszeit und die bestandene Prüfung hinreiche, den Beruf zum Soldaten zu bekunden. Wer in England den Beruf zum Kriegs-Handwerk hat, sucht in den verschiedenen Privat-Militair-Instituten sich zu unterrichten. Ein solches hat unter Anderen in London der Major Corte aus Turin angelegt, welcher Zöglinge genug findet, die es sich viel lassen kosten, um sich vorzubereiten, es sich wieder viel Geld kosten lassen, um in das Heer einzutreten, und ihrem inneren Berufe, nicht den Bedürfnissen, zu folgen. Man will seiner Neigung, seinem inneren Berufe folgen, nicht blos untergebracht werden. Ueber das Verhältniß des Civil-Beamten zum Militair besteht in dem Königreiche Sardinien folgende Bestimmung: Wenn der Civil-Gouverneur der Provinz (Departements-Präfekt), seinen ersten Einzug in den Sitz seiner Verwaltung hält, muß ein Bataillon der Garnison, ohne Fahne, mit dem Brigade General und allen Offizieren ihn empfangen und ihn stets, wenn er in Uniform erscheint, zuerst grüßen; auch müssen alle Schildwachen vor dem Civil-Gouverneur präsentiren.

Aegypten.

Neuere Nachrichten über Abyssinien.

Zugleich als Berichtigung der „Deutschen Briefe aus Aegypten."
(Aus einem Schreiben an die Redaction.)

Ihr geschätztes Blatt bringt seit einiger Zeit „Deutsche Briefe aus Aegypten."

Ich weiß nicht, inwieweit dieselben bei Ihren außerägyptischen Lesern Beifall gefunden haben. Hier hat man mit Bedauern einige auffallende Unrichtigkeiten bemerkt, die sie enthalten. Indessen würden mich weder die „mit einer Art Glasur überzogenen Pyramiden" noch „der Mangel an hervorragenden Bauwerken in Kairo" zu einer Berichtigung veranlaßt haben. Am Ende ist Aegypten jetzt bekannt genug, als daß dergleichen nicht leicht als das, was es ist, erkannt würde. Aber der Aufsatz in Nr. 16 über Abyssinien und seine Beherrscher, übersteigt denn doch alles Maaß, und ich bitte im Interesse Ihrer Leser, den nachfolgenden Bemerkungen einen Platz zu gönnen.

Man kann es dem Verfasser der „Deutschen Briefe" glauben, daß ihm Abyssinien ganz unbekannt ist. Im Uebrigen ist aber dieses Land schon seit Jahrhunderten nach verschiedenen Richtungen hin durchforscht und eine zahlreiche Literatur giebt über seine Verhältnisse die umfassendste Auskunft. Der auch sonst lesenswerthe Artikel Abyssinien des Brockhausischen Conversations-Lexikons (10. Auflage) enthält die Titel der Hauptwerke. Seitdem ist namentlich von den Missionaren viel publizirt worden, ich erwähne nur die Aufsätze in der Evangelischen Kirchenzeitung (Berlin), Nr. 71 bis 74 von 1856 und the Church Missionary Intelligencer (London), Nr. 2 bis 9 desselben Jahres.

Nachdem Abyssinien schon im vierten Jahrhundert dem Christenthum zugänglich geworden war, hat sich die abyssinische Kirche zu einer eignen, in den meisten Lehrsätzen mit der koptischen übereinstimmenden Kirche ausgebildet. König Theodor ist, weit davon entfernt, römisch-katholisch zu sein, ein eifriger Anhänger der Landeskirche. Es ist in seinem Gebiete kein einziger österreichischer Priester; der „geborne Dessauer" (es ist der Maler Zander gemeint) ist nicht sein Kriegsminister, und es existirt in seiner Nähe kein Engländer, welcher als sein Premier-Minister gelten könnte. Kanonen hat König Theodor — allerdings in geringer Anzahl — vom Vice-König von Aegypten geschenkt erhalten, theils seinen Gegnern abgenommen. Bis jetzt hat der Vice-König von Aegypten nicht im Kriege mit ihm gelebt, und die von Herrn Schück citirte Aeußerung Said Pascha's bezieht sich nicht auf ihn, sondern auf die aufständigen Negerstämme in den Südprovinzen des ägyptischen Reiches. Der Gouverneur der abyssinischen Provinz Tigre, Agan Negussi (nicht Dejai Negoosi) hat sich gegen König Theodor aufgelehnt und, um von Rom unterstützt zu werden, den von König Theodor verwiesenen katholischen Missionaren Tigre eröffnet. Er bekennt sich aber gleichfalls zu der Landeskirche und ist nicht griechisch-katholisch. Der Beiname, „Tiger," welchen Herr Schück ihm beilegt, beruht wahrscheinlich auf einer Verwechslung mit der von ihm beherrschten Provinz Tigre; mir ist wenigstens von einem solchen Beinamen nie etwas bekannt geworden.

Doch ich will nicht weiter den Herrn Schück auf seinen Irrgängen folgen — fast jeder Satz enthält eine Unrichtigkeit —; gestatten Sie dagegen noch den nachstehenden neuesten Nachrichten aus Abyssinien Raum. Ich entnehme sie theils aus Briefen des Missionars Flad, welche derselbe von der abyssinischen Festung Magdala aus unterm 20. Oktober und 9. November vorigen Jahres an mich gerichtet hat, theils aus mündlichen Mittheilungen des Vice-Königs von Aegypten, welcher zur Zeit einen eignen Gesandten bei dem König Theodor unterhält. Vom Bischof Gobat bereits im Jahre 1855 an den König Theodor gesendet, hat Herr Flad seitdem durch Vertheilung von Bibeln in der Landessprache zur Hebung der in ein unfruchtbares Formenwesen versunkenen abyssinischen Landeskirche mitzuwirken gesucht. Er wird von mehreren Missions-Handwerkern unterstützt, welche er theils im Jahre 1856 mitgenommen, theils im vorigen Jahre aus Europa selbst dorthin geholt hat. Herr Flad ist mit der frühern Apothekerin des Diakonissen-Hospitals zu Jerusalem, Pauline Keller aus Saarbrück, verheiratet. Als Herr Flad in der ersten Hälfte des vorigen Jahres wieder in Abyssinien eintraf, fand er den König Theodor in Bekämpfung der Wollo-Gallas begriffen. Es ist dies ein, dem Islam anhängender, zwischen Schoa und Amhara seßhafter Stamm. Schon seit vier Jahren bekriegt König Theodor diese Gallas ohne nachhaltigen Erfolg; zeitweise hatten sie sogar Theile Amhara's an sich gerissen. Von beiden Seiten werden arge Grausamkeiten verübt. Die Gallas zerstören, wo sie können, Städte, Dörfer, Kirchen und Klöster. König Theodor vergilt ihnen mit gleichem Maße, führt Weiber, Kinder, Rindvieh und Pferde weg und läßt den streitbaren Männern, welche in seine Gewalt gerathen, beide Hände abhauen. Herr Flad schreibt mir in dieser Beziehung:

„Ich erhielt vor einiger Zeit Nachricht von einem Elsaßer, der im königlichen Lager ist, daß an einem Tage etwa 300 Jünglingen und Männern die Hände abgehauen, und diese Metzelei fünf Tage hintereinander fortgedauert hat. Etwa 3000 Kinder wurden kürzlich gebracht

und unter die Soldaten vertheilt, daß sie christlich sollen erzogen werden. Da ich mich bereit erklärte, solche Kinder aufzunehmen, wurden mir sechs zugetheilt und es sind uns noch weitere versprochen, so daß ich bald ein kleines Waisen-Institut von lauter Gallas-Kindern haben werde. Auf diese Weise wird das Volk und das Land der Wollo in kurzer Zeit gänzlich zu Grunde gerichtet sein. — Ist erst der König damit fertig, so wird er seine Länder säubern und ordnen, und mit Kirche und Staat eine Reform vornehmen. Wie dieselbe ausfallen wird kann natürlich nicht voraus bestimmt werden, obwohl man sagen kann, daß es keinen fähigeren Abyssinier gegeben hat, noch geben wird, dieses Volk und Land aus seiner Versunkenheit herauszureißen und den Staat in einige Ordnung zu bringen. Für Kunst, Wissenschaft und Industrie hat er sehr viel Interesse, sucht sie auch in seinem Lande zu heben, freilich fehlt es ihm zu sehr an Mitteln. Denn durch die immerwährenden Kriege ist das Volk sehr verarmt. Die mit mir angekommenen Arbeiter sind von König Theodor beauftragt, in Gemeinschaft des Herrn Zander eine Pulvermaschine anzufertigen. Herr Zander ist seiner großen Geschicklichkeit wegen in Holz- und Eisen-Arbeit von dem König zu großen Ehren erhoben worden. Auch uns hat er unlängst allen die abyssinische Edelmanns-Kleidung geschenkt. Im Gericht verfährt er auf's Strengste nach dem bestehenden Gesetzbuch. Staatsverbrecher läßt er alle, sobald sie verhaftet sind, aufhängen. So wurden vor einigen Monaten sieben an einem Tage in der Provinz Wadela an einem Baum aufgehängt. Wie scharf er jede Uebertretung des Gesetzes bestraft, so gütig und gelinde ist er auch gegen alle Bedrängte und Nothleidende."

Ferner schreibt mir Herr Flad am 9. November:

„Vor einigen Monaten warf sich in Schoa der Sohn des frühern Königs Sahela Selassie als Rebell auf. Er sammelte sich einen großen Anhang Gesindels, zog im Land umher, verheerte, raubte und plünderte grausam. Vor einem Monat kam der König Theodor nach der Festung Magdala, und ging schnell mit seinem Heer nach Schoa. In acht Tagen kam er von Ankobar, der Hauptstadt Schoa's, an. In diese Stadt, welche eine natürliche Festung bildet, hatte sich der Rebell sammt seinem Anhang geworfen. Der König nahm die Stadt bei Mondschein ein, machte viele Gefangene und tödtete etwa 3000 Mann. Der Rebell selbst entkam, aber seine Mutter, Frau und Kinder wurden gefangen genommen und hieher (nach Magdala) gebracht. Der König fand in Ankobar sehr viele königliche Schätze, 500 Flinten und vier Kanonen, welche er mit sich brachte. Vor vier Tagen kam er hier an, verweilte aber nur einen Tag hier, und begab sich sogleich wieder auf einen andern Marsch. Wie ich vermuthe, geht er nach Tigre. Der König hält seine Pläne sehr geheim. Jetzt ist noch alles ruhig im ganzen Lager, auf einmal setzt sich der König auf's Pferd oder Maulthier und geht. Das ganze Heer folgt, aber kein Mensch weiß wohin. Ist er gesonnen nach Potscham zu gehen, so sagt er, er gehe nach Tigre, und umgekehrt; so geschieht es, daß er die Rebellen immer unvorbereitet findet und ihm noch nie der Sieg gefehlt hat."

Soweit Herr Flad. Bekanntlich ist schon seit längerer Zeit der französische und englische Einfluß sich rivalisirend in Abyssinien entgegengetreten.* König Theodor vermeidet es, Agenten der fremden Regierungen anzuerkennen. So hat der schon seit einer Reihe von Jahren ernannte englische Konsul seine Nationalflagge noch nicht entfalten dürfen. Der diplomatische Verkehr mit dem Vice-König von Aegypten ist auch ein sehr eigenthümlicher. Im August 1856 hatte Said Pacha den koptischen Patriarchen von Kairo, welcher früher Abuna (geistliches Oberhaupt der abyssinischen Kirche) gewesen war, zu dem König Theodor geschickt, um freundnachbarliche Beziehungen anzubahnen. Die Ankunft dieses Gesandten erregte Anfangs allgemeine Freude in Abyssinien. Niemals, sagte man, ist der Stuhl des heiligen Markus — der Patriarch selbst, nach Abyssinien gekommen. Man erwartete Großes und Außerordentliches von ihm. Der König, die Priester und Haufen Volks zogen ihm entgegen. Endlich erschien der Kirchenfürst. Der Empfang war der herzlichste. Kostbare Geschenke wurden ausgetauscht. Seidne Stoffe, Sammet, Teppiche, roth und gelb gefärbtes Leder brachte der Patriarch, kostbar gesattelte Maulthiere erhielt er von seinem königlichen Gastfreunde. Endlich fragte der König, weshalb er gekommen sei? „Ich hörte," erwiderte der Patriarch, „daß Gott dich zum Könige gemacht habe, deshalb komme ich zu dir. Sende alle Europäer aus deinem Lande und mache Freundschaft mit Said Pascha, dem Vice-Könige von Aegypten. Er wird dir Alles geben, dessen du bedarfst. Schreibe ihm einen freundlichen Brief, sende Boten an ihn und laß mich bald zu ihm zurückkehren. Und wenn Deine Majestät mir Wachs, Elfenbein und Maulthiere u. s. w. geben will, so werde ich Dir sehr dankbar sein." Der König war durch diese Rede nicht wenig betroffen. Er hatte gehofft, der Patriarch sei gekommen, ihm beizustehen in der Bekehrung der Muhamedaner, Juden und Gallas, und nun erschien er als Abgesandter eines muhamedanischen Fürsten und als Händler um Landesprodukte. Der Argwohn des Königs war geweckt und sei es, daß er weitere Wahrnehmungen machte, sei es, daß längeres Nachdenken ihn mehr aufbrachte — acht Tage später ließ er den Patriarchen, den Bischof und alle Kopten verhaften.

„Es sind Geistliche," erwiderte er auf die Fürbitte des Klerus, — „sie mögen beten, Gott wird sie, wenn ich Unrecht habe, erhören und ihnen Flügel geben, daß sie entfliehen. Dann will ich bereuen."

Am folgenden Tage versammelte der König alle seine Soldaten und lud den englischen Konsul, den Missionar Flad und einen der Gefährten des letztern ein. „Dies sind," sagte er, auf die Fremden zeigend, „meine wahren Freunde, sie sorgen für unser Wohl und haben Bibeln und Neue Testamente in unserer eigenen Sprache mitgebracht, aber jener, unser heiliger Vater, kommt als ein Krämer und als Gesandter Said Pascha's, Wachs und Elfenbein verlangend und Freundschaft beanspruchend für die Muhamedaner. Ich mühe mich nur zur Ehre des Herrn; ich will unsere Kirche gegen die Muhamedaner schützen und mit der Hülfe des Höchsten werde ich alle Heiden in unserer Nachbarschaft zu Christen bekehren. Aber er kam, um uns zu Unterthanen Said Pascha's zu machen. Gott weiß es, so lange ich lebe, werde ich nicht nur den Patriarchen zügeln und den Bischof, sondern auch Said Pacha und — die Königin von England, wenn sie Said Pacha helfen wollte." Nun ließ der König alle Habe des Patriarchen und des Bischofs mit Beschlag belegen. Man fand über 1000 Napoleons d'or und goldne Armbänder darunter. „Was hat dieser Mönch mit Armbändern zu thun," rief der König, „was will er mit diesem Gelde? Er hat Schätze, und Hunderte meiner Unterthanen hungern! Ich meine, ich könnte nichts Besseres thun, als dieses Geld unter die Armen zu vertheilen!" Nur der Konsul und einige seiner Beamten hielten ihn ab. Auf Fürbitte der Königin, welche den Bischof sehr begünstigt, wurden endlich nach fünf Tagen die Gefangenen freigegeben, nachdem sie geschworen hatten, dem Könige beizustehen bei Unterdrückung des Muhamedanismus, bei Erweiterung seines Reiches und Bekehrung der Heiden.

Der schlaue Patriarch hatte eingesehen, daß er anders auftreten müsse, und es gelang ihm schließlich, den König günstiger zu stimmen. Dieser entließ ihn und gab ihm seinen Beichtvater Lil Mamheran Alaca Pebra Jesus (d. h. den Obergelehrten, Befehlshaber Pebra Jesus) und den General Jaffet Alaca (Befehlshaber über Tausend) als Gesandte an Said Pascha mit.

Wir haben diese abyssinischen Gesandten hier gesehen. Sie machten einen ziemlich ärmlichen Eindruck. Als bei Gelegenheit des Beiram-Festes die hier residirenden General-Konsuln mit ihrem Personal dem Vice-König den offiziellen Glückwunsch abstatteten und sie sich dabei betheiligen wollten, mußte ihnen erst eine passende Kleidung gefertigt werden, damit sie angemessen erscheinen konnten. In dem langen, rothen Kaftan mit goldnem Gürtel sahen sie dann ganz stattlich aus. Nachdem sie noch auf vicekönigliche Kosten nach Jerusalem gereist waren, kehrten sie mit reichen Geschenken zu ihrem königlichen Gebieter zurück. Der jetzige Gesandte des Vice-Königs, der bereits genannte Abderrachman Bey, hat lange Nichts von sich hören lassen und man weiß daher nicht recht, welche Stellung er in Abyssinien einnimmt.

Alexandrien, d. 14. Mai 1860.

König,
k. preuß. General-Konsul.

* Der gegenwärtige, faktische Beherrscher von Tigre hat im vorigen Jahre eine Gesandtschaft nach Rom und Frankreich gesendet. Die Zeitungen machten damals viel Wesens von den kostbaren Geschenken, welche dieselbe für den Kaiser der Franzosen überbrächte. Der französische General-Konsul, Herr Sabatier, damals Kommissar in Djeddah, hatte die Gesandschaft von letzterem Orte nach Suez auf seinem Schiffe mitgenommen. Er schilderte mir diese Geschenke als derart ärmlich (eine abgeschabte Löwenhaut, ein alter Sattel rc.), daß er selbst sie nicht annehmen würde. Ich vermuthe, daß der „König Aethiopiens, Nikkas," welcher durch Vermittelung des französischen Konsuls in Massanna einen Brief an Herrn von Lesseps gesendet (Vergl. Isthme de Suez vom 1. April 1860) und Zeitungsnachrichten zufolge, mit Frankreich einen Vertrag abgeschlossen hat, mit dem Agau Negussi von Tigre identisch ist. Natürlich liegt es im französischen Interesse, ihn als den mächtigeren Herrscher darzustellen. Nach allen Nachrichten, welche wir hier in Aegypten haben, ist aber der König Theodor, obwohl in seinem letzten Feldzuge gegen Tigre nicht glücklich, zur Zeit noch im Besitz der Herrschaft über den bei Weitem größeren Theil Abyssiniens. Durch Vermittelung der englischen Regierung hat neuerlich die französische versucht, den katholischen Missionaren auch in den, von dem König Theodor beherrschten Landestheilen Eingang zu schaffen, bisher aber vergeblich.

Rußland.

Die Wahrheit über Rußland, nach Fürst Dolgorukov.*

II.

Verwaltung und Rechtspflege.

Das Buch fängt mit einer allgemeinen Uebersicht über Rußland an: „Was ist Rußland unter dem politischen und administrativen Gesichtspunkte? Es ist ein ungeheures Gebäude von europäischem Ansehn, mit einer europäischen Vorderseite geschmückt, aber inwendig ausstaffirt und verwaltet auf gut asiatisch.

„Die bei weitem größere Mehrzahl der russischen Beamten, obgleich in mehr oder minder europäische Trachten vermummt, verfährt in Ausübung ihrer Amtsgeschäfte wie wahre Tataren. Auf welcher Grundlage beruht die russische Verwaltung? Vielleicht auf den Gesetzen? — Gewiß nicht; kein Land ist reicher an Gesetzen, Verordnungen und Reglements aller Art, als Rußland; das russische Gesetzbuch ist das dickste auf der ganzen Erde; es enthält fünfzehn dicke Bände, jeder von mehr als tausend Seiten. Alle Jahre erscheinen noch Ergänzungen. Aber dieses Gesetzbuch, so nützlich für das Gedeihen der Papierfabriken, ist im Lande ein todter Buchstabe. Der erste Artikel des ersten Bandes verwandelt, indem er den Kaiser über alle Gesetze stellt, alle fünfzehn Bände in die umfangreichste aller unnützen Arbeiten. Die russische Staatsverwaltung beruht auf der Gleichheit Aller — nicht vor dem Gesetze, wie in Europa — sondern vor der Laune der Macht und der Käuflichkeit der Verwaltung, wie in Asien. Um ihr zu entgehen, muß man eben zur Hofcamarilla gehören, oder von ihr beschützt sein, ganz wie in Asien.

„Unsere Worte können nichts Verletzendes für den Kaiser Alexander haben; er ist ein Ehrenmann, und der Erste, der eine sittliche Wiedergeburt des Landes wünscht.

„Einer der verbreitesten Irrthümer besteht darin, daß man den Kaiser aller Reußen als einen allmächtigen Selbstherrscher betrachtet. Dies ist ein großer Irrthum. Selbstherrscher nach dem Recht, ist der Kaiser thatsächlich es nie. Er kann Jeden in die Verbannung schicken, kann jedem Russen sein Vermögen, seine Freiheit, sein Leben nehmen; er kann Köpfe abhauen lassen nach dem Belieben seiner Laune; aber man sieht wohl, daß Kaiser Alexander ein aufgeklärter und guter Fürst ist, sich wohl hütet, diese rohen Rechte auszuüben. Im Grunde ist der Kaiser nur der Redacteur und manchmal selbst blos der Verkündiger der Gesetze und Verordnungen, ohne im Geringsten im Stande zu sein, ihre Ausführung durchzusetzen. Wenn ein vom Kaiser veröffentlichtes Gesetz den Interessen der Schreiberherrschaft, denen der Minister oder der nächsten Umgebung des Kaisers vortheilhaft ist, kann man sicher sein, daß es mit merkwürdigem Eifer und Nachdruck ausgeführt werden wird; wenn es aber den Interessen der drei eben erwähnten Mächte keinen Nutzen verheißt, wird es nur mit Schlaffheit und Mißachtung, wenn es ihnen entgegen ist — man sei dessen versichert — wird es nie und nimmer ausgeführt werden. Aber von diesen drei Mächten ist die einflußreichste, die mächtigste ohne Widerrede die Büreaukratie, diese moralische Krätze Rußlands. Dem Namen nach dem Kaiser unterworfen, zwingt sie ihm in den meisten Fällen ihren eigenen Willen auf. Der Kaiser herrscht, die Büreaukratie regiert und ihr Selbstherrscher für sie besonders ist das Geld, der einzige Herrscher, dem die russische Büreaukratie den steten Tribut vollkommenen Gehorsams und unverbrüchlicher Treue bringt.

„Diejenigen, welche das russische Volk wohl kennen, dieses geistig und gemüthlich so reich begabte Volk, dieses Volk mit so klarem, lebhaftem, scharfen Geiste, das Alles begreift, Alles nachahmt und sich in so Verschiedenes findet, dieses gute, gefällige Volk, voll Mitleid mit dem Unglück, voll Ehrfurcht gegen das Alter und die Obrigkeit — Alle sie, die es genauer kennen, müssen die Zähne knirschen beim Gedanken an die scheußliche Verwaltung, unter welcher es seufzt. Zwischen dieses so bewundernswerthe Volk und einen guten und rechtschaffenen Herrscher stellt sich eine verderbte, gierige, plündersüchtige Büreaukratie, die Quintessenz der schlechtesten und gemeinsten Leidenschaften. Diese Büreaukratie betrügt das Volk, indem sie ihm den Glauben beibringt, daß die Mißbräuche selbstverständlich vom Kaiser gut geheißen seien; sie betrügt den Kaiser, indem sie ihm ein der Liebe und des Vertraues so würdiges Volk als gefährlich darstellt. Sich wie eine Mauer zwischen Kaiser und Volk erhebend, nachdem sie allen wirklichen Einfluß aufgekauft hat, beherrscht die Büreaukratie Alles, plündert Alles, und wenn man ihren Einfluß nicht umstürzt, wenn man nicht durch weise Reformen und Maßnahmen, so lange es noch Zeit ist, die Regierung auf haltbare, aufgeklärte, mit der Aufklärung des Jahrhunderts übereinstimmende Grundlagen versetzt, so wird die Herrschaft der Büreaukratie in Rußland zu guter letzt, und eher, als man denkt, eine schreckliche Sündflut herbeiführen, welche die Regierung verschlingen wird, und woran schon der bloße Gedanke Schauder erweckt; denn es ist keinem menschlichen Verstande gegeben, das schließliche Ergebniß davon vorauszusehen."

Hierauf wird des Weiteren auseinandergesetzt, warum der Kaiser selbst am allerwenigsten von Allen weiß, was in Rußland vorgeht. „Der Kaiser wird von allen Seiten betrogen; denn Rußland ist das Land der offiziellen und organisirten Lüge. Auf allen, in Rußland so zahlreichen Stufen der Verwaltung reichen die Unterbeamten ihren nächsten Vorgesetzten Berichte und amtliche Nachweisungen ein, von denen Alle, von dem Stanovoi (Polizeibeamter) anzufangen, bis hinauf zu den Ministern und dem Vorsitzenden des kaiserlichen Raths mit Bestimmtheit wissen, daß sie falsch sind. Die russischen Herrscher nahmen, um die Wahrheit zu erfahren und die Mißbräuche kennen zu lernen, zu drei Mitteln ihre Zuflucht: 1) eine Bittschrift-Commission sollte die an den Kaiser eingereichten Bittschriften und Klagen annehmen; 2) die Post sollte die Briefe öffnen; 3) eine geheime Polizei, die sich sofort in eine wahre Staats-Inquisition umgestaltete, sollte die Mißbräuche untersuchen und sie dem Kaiser enthüllen. — Was ist aus allem dem geworden? Die Büreaukratie erlangte ein Gesetz, kraft dessen jede gegen einen öffentlichen Beamten oder einen Minister eingebrachte Klage diesem Minister selbst übermacht wurde, um die Klage zu prüfen und seinen Bescheid über die Bittschrift zu geben!"

Hierauf folgt ein persönlicher Angriff; der jetzige Staatssekretair, welcher das ganze Gesuchswesen unter sich hat, wird als einer der unfähigsten und verachtetsten Menschen in ganz Rußland erklärt. „Alle Welt weiß, daß man in der Kanzlei dieses Beamten seine Angelegenheiten nur mit Gold in der Hand betreibt."

„Was die Oeffnung der Briefe auf der Post betrifft, so zeigt man nur diejenigen dem Kaiser, die man ihm sehen lassen will. Alle diejenigen, welche der Camarilla oder ihren Schützlingen schaden könnten, kommen dem Herrscher nicht vor Augen, und mehr als einmal hat man zu dem Mittel die Zuflucht ergriffen, falsche Briefe zu schmieden.

„Die politische Polizei endlich war die längste Zeit eine Räuberhöhle der entsetzlichsten Käuflichkeit. Alles war käuflich und verkäuflich, und mit Gold in der Hand konnte man die niederträchtigsten Handlungen begehen. Die politische Polizei hatte den Gebrauch angenommen, den Kaiser Nikolaus fortwährend durch sogenannte Spuren von Verschwörungen und politischen Verbindungen zu schrecken. Dieses gab ihr Ansehen beim Herrscher und noch mehr, wenn die Verhaftungen geschehen waren und die Untersuchungen angefangen hatten, wurden die Reichen, die sich freikaufen ließen, begnadigt; die Armen und die, welche nicht zahlen wollten, wanderten in die Verbannung. Zur selben Zeit wurden dem Herrscher die schreiendsten Mißbräuche verheimlicht; so z. B. stahl ein Beamter in St. Petersburg selbst fortwährend seit langen Jahren aus der ihm anvertrauten öffentliche Kasse Summen, die sich im ganzen auf mehrere Millionen beliefen; aber da er der Freund und „Compagnon" eines der Oberbeamten der Polizei war, so verdankte der Kaiser die Entdeckung dieser Sache nur dem reinen Zufalle."

Hier folgt abermals ein nicht eben schmeichelhaftes Portrait des eben abgetretenen Oberhauptes der geheimen Polizei. Ehrlichkeit im Betreff des Geldpunktes wird ihm zugestanden, dagegen Despotismus, Brutalität, Betrug durch Lieferungen verfaulten Tuches und schlechten Branntweins 2c. vorgeworfen. Sein Sturz erfolgte, als es dem Kaiser indirekt zu Ohren kam, daß er seiner verheiratet gewesenen und geschiedenen Tochter gestattet, sich öffentlich wieder zu verheiraten und so in Bigamie zu treten. Die geheime Polizei war dem Paare behülflich, sich in aller Bequemlichkeit aus Rußland zu entfernen.

Das Buch handelt in den einzelnen Abschnitten von folgenden Gegenständen:

1) von der Rechtspflege und dem Reichsrathe;

2) vom Senat;

* Seitdem das Buch des Fürsten Dolgorukov in Paris erschienen, ist von demselben ein in London gedrucktes Schriftchen unter dem Titel: „Correspondance du Prince Pierre Dolgoroukov avec le gouvernement russe" versandt worden, worin er mittheilt, daß, nachdem ihn die russische Regierung vergeblich aufgefordert hatte, sein Buch „La vérité sur la Russie" zurückzunehmen, er ebenso entschieden abgelehnt habe, dem Befehle zu gehorchen, sofort nach Rußland zurückzukehren. Fürst Dolgorukov will, wie er schreibt, im Auslande noch fünf oder sechs Werke über Rußlands politische und soziale Zustände, über dessen Geschichte und namentlich auch über den Aufstand vom 14. December 1825 drucken lassen. Er beschwört den von ihm, wie er versichert, hochverehrten Kaiser Alexander II. in dieser Schrift auf's Neue, seinem Lande eine Verfassung zu verleihen. D. R.

3) von der Verwaltung;
4) vom Tschin (den Rangklassen);
5) von der Aufhebung der Leibeigenschaft;
6) vom Adel, der Leibeigenschaft und den Wahlversammlungen;
7) vom Bürgerstande;
8) von der Militairverwaltung;
9) von den Finanzen und dem Budget;
10) von der Branntweinsteuer und den Mäßigkeitsvereinen;
11) von der Staatspolizei;
12) von der Presse;
13) von der Gewissensfreiheit.

Die ältesten Gesetzbücher der Russen, der Sudebnik, 1550 von Zar Johann III., und der Ulofchenje, 1649 vom Zar Alexis veröffentlicht, waren noch von den Landständen (Zemskoi Cobor oder Zemskaia Duma) geprüft und gut geheißen worden. — Unter der Herrschaft der Zaren Alexis und Theodor III., wurden die Gesetze mit dem Zeichen der Billigung der Landstände, die noch von Zeit zu Zeit einberufen wurden, veröffentlicht und seit Peter I. einzig und allein kraft des allerhöchsten kaiserlichen Beliebens.

„Rechtspflege existirt in Rußland nur dem Namen nach. Um sich Recht zu schaffen, wenn man ein ehrlicher Mann ist, oder wenn man ein Schuft ist, um zum eigenen Vortheil eine Ungerechtigkeit zu begehen, muß man zahlen, überall und immer zahlen, oder vielmehr mächtige und thätige Beschützer unter den Ministern, oder der Camarilla, oder Personen haben, die mit der Camarilla oder den Ministern innig verbunden sind. Obenein, wenn man zahlt, muß man sich sehr in Acht nehmen, nicht betrogen zu werden. Wir geben eine hierauf bezügliche Anekdote: Ein zu St. Petersburg ansässiger Fremder, wollte unter die Lieferanten einer Verwaltung aufgenommen sein. Er geht zu dem Geschäftsträger seines Landes, einem sehr geachteten und gescheidten Manne, und bittet ihn um seine Bevorwortung. Der Geschäftsträger antwortet ihm, Diplomaten mischten sich nicht darein, Lieferanten zu empfehlen; aber er könne wissen, wie die Dinge in Rußland zugingen; erstlich müsse man dem Grafen.... Geld geben; dann der Maitresse des Vaters vom Grafen....; denn da der alte Graf.... oberster Leiter des fraglichen Verwaltungszweiges sei, und sein Sohn sich eines ungeheuren Einflusses am Hofe erfreue, so werde sich die Sache machen lassen." „Aber, mein Herr," erwidert der Kaufmann, „ich habe so viel dem jungen Grafen...., so viel der Maitresse des alten Grafen.... gegeben; man hat mein Geld genommen, man hat Alles versprochen, aber Nichts gethan."

Eine Entschuldigung für die Bestechlichkeit der unteren Richter liegt allerdings in der beispiellos elenden Besoldung, die oft kaum für einen Unverheirateten ausreicht, geschweige denn für einen Familienvater. Selbst nach der neuesten Erhöhung von 40 Procent erhält ein Beamter im Justizministerium immer nur erst 100 Rubel (?).

Das heißt freilich den Leuten eine staatliche Anweisung auf's Stehlen geben, und es ist kein Wunder, wenn sie ihre Stelle rein dazu benutzen, das Fehlende durch Raub zu erwerben.

„Die Rechtspflege in Rußland geschieht schriftlich und heimlich; öffentliches und mündliches Verfahren existirt nicht, eben so wenig giebt es Rechtsanwalte."..... Ein Minister äußerte im Gespräch mit dem Fürsten Dolgorukov, er könne die Möglichkeit der Einführung von Advokaten in Rußland nicht zugeben, da es sehr gefährlich sein würde, die Kenntniß der Gesetze außer dem Kreise der Beamten zu verbreiten. Weiterhin werden mehrere ergötzliche Proben mitgetheilt, wie dieser Minister in seinem Verwaltungskreise Gesetze giebt und aufhebt, wie nur irgend ein Monarch oder gesetzgebender Körper.

„Ein Prozeß in Rußland kann, um schließlich durch kaiserlichen Machtspruch entschieden zu werden, zehn Instanzen durchlaufen, welche S. 26 aufgeführt sind; das Bezirksgericht, das Provinzialgericht (Civil oder Kriminal), das Senatsdepartement, das Plenum des Senats, die Befragung des Justizministeriums, der Justizminister selbst, das Plenum des Senats abermals, die Bittschrifts-Kommission, das Departement des Reichsrathes, das Plenum des Reichsrathes, das kaiserliche Belieben.

„Zehn Instanzen durchzumachen, am öftersten den Beutel in der Hand, um endlich zur Entscheidung beim kaiserlichen Belieben als elfter Instanz anzukommen, ist das nicht schrecklich, ist das nicht mehr als asiatisch? Wer würde danach zu sagen wagen, daß eine Gerechtigkeit in Rußland existirt, wer könnte die fünfzehn dicken Bände des russischen Gesetzbuches anders bezeichnen, denn als den dickleibigsten aller schlechten Witze?"

Der Justizminister ist der Sultan der Justiz; er kassirt nach seinem souverainen Belieben die Entscheidungen der Gerichtshöfe. Was das für ein bischen Rechtspflege sein muß, wo die sämmtlichen Richter des Landes die Sklaven des Justizministers und ihm gegenüber vollkommen rechtlos sind, kann man sich denken, und muß sich nur wundern, daß es in Rußland noch Leute giebt, welche überhaupt Prozesse anstrengen. Unser fürstlicher Gewährsmann meint, zu Khiwa und Bokhara ginge es nicht übler zu, als in Rußland, und das ist wohl Alles gesagt, was man überhaupt sagen kann. Die asiatische Weise, Recht zu sprechen, dürfte, wenn die Dinge wirklich so stehen, wie sie geschildert werden, sogar in mehrfacher Hinsicht den Vorzug verdienen; denn bei dem höchst einfachen und summarischen Verfahren, wie es im Islam stattfindet, kann der Prozeßführende doch nicht so systematisch mit Rechtsformeln verstrickt, ausgeplündert und zu Grunde gerichtet werden, als da, wo eine Scheinlegalität besteht, die mit allen europäischen Schreiberkniffen, wie mit Polypenfangarmen gewaffnet ist, und ihr Opfer durch eine Menge Instanzen schleppt. Ein türkischer Kadi kann immerhin noch ein rechtschaffener Mann sein, und salomonisch gerade Urtheile fällen; das ist aber in Rußland kaum möglich, weil hier die Kollegialität und der Instanzenzug fast nothwendig den einzelnen Biedermann unter den Richtern einflußlos machen müssen.

Ein hübsches Mittel, Prozesse zu Gunsten oder Ungunsten zu wenden, ist auch der Kunstgriff, durch gelegentlich auskommendes Feuer die Akten verbrennen zu lassen (S. 41), wie es z. B. in einem Falle geschah, wo die Söhne eines reichen Gutsbesitzers erster Ehe ihren noch unmündigen Stiefbruder zweiter Ehe, um seinen Erbtheil für sich zu gewinnen, in den Stand der Leibeigenen hatten bringen wollen. — Doch wir müssen es uns versagen, aus dem reichen Schatze von Skandalprozessen, welche hier mit deutlichen Fingerzeigen auf die einzelnen Betheiligten vorgeführt werden, ein Mehreres mitzutheilen. Aergeres läßt sich schlechterdings nicht sagen, als was dieser russische Patriot von der Rechtspflege seines Vaterlandes berichtet; wenn er die ersten Minister, die höchsten Spitzen der Behörden mit deutlichstem Fingerzeige, so daß sie jedem Russen und Jedem, der in Rußland lebt, sofort bekannt sein müssen, als die kläglichsten, abgefeimtesten...... doch wir wollen hier das deutsche Wörterbuch in dieser Hinsicht unbehelligt lassen — an den Pranger stellt, wenn er auf sie Bezeichnungen anwendet, die selbst in den Ländern dickhäutigster Preßfreiheit für ehrenrührig gelten würden; was können wir da weiter thun, als auf das Buch selbst verweisen?

„Welches die Lage der Bauern unter so bewandten Umständen sein müsse, läßt sich ermessen, und dabei sollen die Kronbauern, angeblich frei, noch übler daran sein, als die Leibeignen.

„Die Kronbauern befinden sich unter dem unerträglichen Joche von Beamten, welche durchaus keinerlei ökonomische oder private Gründe haben, sie zu schonen, wie dies bei Besitzern von Leibeignen der Fall ist. Diese Beamten machen sich ihre zeitweisen Functionen zu Nutze, um das Blut des Volkes zu saugen. Die Kronbauern haben zwar in ihren Gemeinden eine angeblich gewählte Verwaltung, aber thatsächlich ist sie es nicht, weil die Behörden das Recht haben, beim Ablauf des Wahlmandats diejenigen Individuen fortverwalten zu lassen, mit denen sie Ursache haben, zufrieden zu sein. Ein Bauer also, der auf diese Weise zum Gemeindebeamten berufen ist, plündert die Gemeindemitglieder, und erwirbt sich mit diesem Raube die Gunst der Beamten, die ihn auf seinem Posten erhalten. Wenn ein gewählter Gemeindebeamter der Raubgier der Beamten nicht hinlänglich Genüge leistet, so finden diese alsbald ein Mittel, ihn abzusetzen und vor's Gericht zu bringen.

„Da alle Angelegenheiten schriftlich und in büreaukratischer Form abgemacht werden, die Mehrzahl der Gemeindebeamten weder lesen noch schreiben kann, so hängt es stets von dem Schreiber ab, diese Beamten der Gefahr auszusetzen, die gesetzlichen Formen zu überschreiten und sie so nöthigenfalls vor's Gericht zu bringen. Da andererseits derselbe Schreiber von der Regierung angestellt ist, so erlaubt er sich alle möglichen Mißbräuche. So z. B. bestimmt das Gesetz, daß ein Kronbauer nur eine bestimmte Zahl von Ruthenstreichen bekommen darf, und nur kraft einer protokollirten Entscheidung der Gemeinde-Verwaltung. Ein Beamter kommt in eine Gemeinde, läßt einem Bauern nach seinem Gutbefinden drei oder vier Mal mehr Streiche aufmessen, als das Gesetz erlaubt, und der Schreiber nimmt ein oft verdatirtes Protokoll auf, demzufolge der Sträfling, angeblich in Kraft eines Gemeindebeschlusses die gesetzlich bestimmte Zahl von Streichen empfangen hätte. Will der Bauer Klage führen? Das Gesetz erlaubt ihm nicht, sich an die Gerichtshöfe zu wenden, und übrigens, falls es ihm erlaubt wäre, was würde ihm die Beschwerde helfen, bei der bestehenden Organisation der Rechtspflege in Rußland, die eine wahre Stufenleiter der Käuflichkeit ist, mit der Willkür an der Spitze?"

Ein paar recht nette Fälle, wie die armen Bauern von diesen Halunken geplündert werden.

„In einer Gemeinde von Kronbauern lag auf offnem Felde ein ungeheurer Stein von etlichen hundert Centnern Schwere. Eines Tages kommt der Kreishauptmann, versammelt die Bauern und kündigt ihnen an, daß er vom Kaiser Befehl habe, ihnen aufzugeben, den Stein nach St. Petersburg zu bringen. Die Bauern schreien laut auf, indem sie auf die ungeheure Schwere des Steines hinweisen, und bitten den Kreishauptmann, ihnen von dieser Frohne zu helfen. Der Beamte ist mit einverstanden, läßt sich von den armen Leuten reichlich bezahlen, und verspricht ihnen, den Widerruf eines Befehles zu hintertreiben, der natürlich gar nicht gegeben war.

„Zur Zeit der dringendsten Feldarbeiten, in der Aerndte oder im Heuschnitt z. B. kommen häufig zu den Kronbauern, oder der Leibeignen auf Gütern, wo die Eigenthümer nicht anwesend sind, angebliche Untersuchungs-Kommissionen, oft in einer rein erdichteten Angelegenheit. Sie lassen die wohlhabendsten Bauern holen und halten sie drei bis vier Tage zurück, unter dem Vorwande, ein Inquisitorium anzustellen. Die dringende Nothwendigkeit, welche die Bauern haben, zu ihren Arbeiten zurückzukehren, bestimmt sie, den Beamten Geld zu geben, und die Untersuchung ist in einem Augenblick beendigt."

Dieses sind noch nicht die abgefeimtesten Bubenstreiche der Art, sondern nur die einfachsten, die sich mit den wenigsten Worten erzählen lassen.

„Einer der lohnendsten Erwerbzweige des organisirten öffentlichen Diebstahls ist die Branntweinpacht. Wir werden diesem so wichtigen Theile der Anarchie, welche russische Verwaltung genannt wird, ein besonderes Kapitel widmen; hier genüge es zu sagen, daß die von dem Pächter einer ganzen Provinz an die Beamten verschiedenen Ranges gegebenen Summe sich nie unter 50,000 Rubel, und für einen Distriktspächter sich nie unter 5000 Rubel belaufen dürfen.

„Die Rekrutenaushebung ist ein ertragreicher Erwerbszweig für die Beamten, namentlich für die vom Domänenministerium. Da unter den Kronbauern die Ziehung eingeführt ist, so wird ein Theil der guten Loose gewöhnlich im Voraus an die Söhne der reichen Bauern verkauft, und dieselben nehmen nur zum Scheine Theil an der Ausloosung.

„Will man von einem Verwaltungsbüreau eine gesetzlich verlangte Erkundigung einziehen, oder eine vidimirte Abschrift von irgend einem Aktenstücke haben, so muß man entweder zahlen, oder man erhält das Verlangte nie; selbst die Steuerzahlung muß von einem Tribute begleitet sein, falls man nicht Wochen lang auf die gesetzlich nothwendige Quittung warten will. In Rußland ist Alles käuflich und verkäuflich."

So viel über Rechtspflege und Verwaltung. Richter und Beamte eine einzige, große, engverbundene Gaunerbande, welche durch die maßlose Centralisation (S. 77) fast unangreifbar gemacht wird. Der gute Wille des Kaisers und derjenigen Minister, die nicht selbst Mitschuldige sind, scheitert an der Vielköpfigkeit und Zähigkeit dieser Hydra, die sich vom Marke des Landes nährt. Als Gegenmittel verlangt Fürst Dolgorukov 1) Trennung der Justiz von der Verwaltung; 2) eine Oeffentlichkeit auf breitester Grundlage, „dieses Medusenhaupt der Spitzbüberei und des Mißbrauches;" 3) eine Revision der Reichsgesetze; 4) ein System ernstlicher Garantien, welche die Gesetze, die bisher bloßer Buchstabe waren, zur Wahrheit machen; zuletzt Abschaffung des Domänenministeriums, welches die angeblich freien Kronbauern zu Leibeignen jedes beliebigen Schreiberjungen macht.

In einem folgenden Artikel werden wir auf andere Gegenstände von höchster Wichtigkeit zu sprechen kommen, und zum Schlusse die Moral daraus ziehen, die sich für uns aus diesen inneren Verhältnissen des angeblich so starken Nachbarreiches ergiebt.

China.

Zur Mythologie der Chinesen.

Daß man in China an sehr viele Elementargeister, schützende Genien und böse Dämonen glaubt, ist eine bekannte Sache. Einen Theil dieses Pandämonismus hat die eigene Phantasie der Chinesen in's Dasein gerufen; ein anderer nicht geringerer Theil ist ihnen aus den Ganges-Ländern, im Gefolge des Buddhismus (Foismus) zugekommen. Da nun manche buddhistische Intelligenz ungefähr dieselben Attribute hat, wie irgend ein in China heimischer Kollege, so kann es leicht sich ereignen, daß der aus Indien stammende Gott oder Genius mit einem ur-chinesischen gleichsam zusammenfließt, oder auch der für einen echten Chinesen erklärte unvermuthet als dem Boden Vorder-Indiens entsprossen sich ausweist.

Von einem Götter-Staate mit seinem Olymp, seinen Revolutionen und Entwickelungs-Perioden, den Zwistigkeiten, Ränken und Kabalen seiner seligen Bewohner, weiß die chinesische Mythe nichts. Doch kann man wenigstens Spuren des Aufeinanderwirkens himmlischer Wesen entdecken. Als Beispiel diene das Schicksal der „göttlichen Weberin" (Sternbild Adler), einer Enkelin des Kaisers Sirius, die an den „Rinderhirten" (Sternbild Lyra) verheiratet wurde. Bis dahin emsig in ihren Arbeiten, ließ sie als Ehefrau den Webstuhl feiern. Zur Strafe für diese Lässigkeit versetzte sie ihr erzürnter Großvater vom westlichen an's östliche Ufer der Milchstraße (die ein mächtiger Strom sein soll), und seitdem darf sie nur einmal jährlich, am siebenten Tage des siebenten Monats, ihren Gatten besuchen. Zu diesem Zwecke wird ihr an jenem Tag eine Brücke über die Milchstraße geschlagen. Am Abend desselben versammeln sich Frauen und Mädchen unter freiem Himmel, breiten im Sternenlicht bunte Seidenfäden aus, und flehen die himmlische Weberin um Segnung ihrer Thätigkeit während des laufenden Jahres.

Dieser Mythus offenbart uns also das Dasein einer Familie von Stern-Genien, deren Oberhaupt der Sirius ist. Das Familienhaupt macht in den höheren Sphären dieselben patriarchalischen Rechte geltend, wie irdische Väter und Großväter in ihren häuslichen Kreisen. Die verbannte Enkelin darf nur einen Tag im Jahre zurückkehren und des Gatten sich erfreuen, wie Persephone die ganze eine Hälfte des Jahres den finstern und mürrischen Gemahl (dem sie bekanntlich wider ihren Willen in die Unterwelt gefolgt ist), verlassen und auf der Oberwelt die Gesellschaft ihrer Mutter genießen darf.

Den „Mann im Monde" läßt die alte Sage der Chinesen, wie mehrer anderer Völker, ein viel schwereres Verbrechen abbüßen, das jedoch nicht näher bezeichnet wird. Er muß, wie Sisyphus und die Danaiden, ewig eine vergebliche Arbeit thun, welche darin besteht, daß er einen ungeheuren Cassia-Baum (tanus Cassia) zu fällen versucht, während jeder Spalt von seinen Axthieben im nächsten Augenblicke sich wieder schließt.

Ein anderes, in unserem Trabanten hausendes Wesen ist eine Art Schicksalsgöttin, die „Alte des Mondes" genannt. Ihr Geschäft besteht darin, die Füße jedes künftigen Ehepaars mit mystischem Faden zu verknüpfen, einem hochrothen und doch unsichtbaren Faden, den keine irdische Macht zerreißen kann. Die Ehen werden also bei den Chinesen „im Monde" geschlossen, wie bei uns nach gemeiner Sprachweise „im Himmel." Dennoch legt das Gesetz einer Ehescheidung, wenn der Mann dazu Beruf fühlt, niemals Hindernisse in den Weg. Ein gewisser Wei Ku fand einmal Gelegenheit, die „Alte" zu fragen, mit was für einem Mädchen sie ihn „verknüpft" habe. Sie nannte ihm die damals erst drei Jahre alte Tochter einer Gemüsekrämerin. Herr Wei Ku schnitt ein fatales Gesicht, als er die pöbelhafte Abkunft seiner Zukünftigen erfuhr; doch trieb ihn die Neugier, das Kind einmal sich anzusehen. Zu seinem noch größeren Verdrusse war es häßlich! Jetzt beschloß er, es tödten zu lassen. Der von ihm gedungene Mörder verwundete die Kleine am Kopfe und ließ sie für todt liegen. Als Wei Ku nach einer Reihe von Jahren der Erste nach dem Bürgermeister der Stadt geworden war, gab ihm dieser seine siebzehnjährige Adoptiv-Tochter zum Weibe. Dem Neuvermählten fiel es bald auf, daß sein junges Weib beständig eine künstliche Blume auf dem Kopfe trug. Einmal fragte er nach der Ursache, und sie antwortete: „Mit dieser Blume bedecke ich die Narbe einer Wunde, die ein Mörder in meiner Kindheit mir geschlagen." Jetzt erkannte Wei Ku den Zusammenhang der Sache, und huldigte der unwiderstehlichen Macht der „Alten des Mondes."*

Die ernsthafte und geheimnißvolle Blässe dieses Himmelskörpers eignet ihn sehr gut zum Aufenthalt einer Schicksalsgottheit. Doch treiben auch leichtgesinnte Genien auf seinen Gefilden ihr heiteres Spiel. Kaiser Minghuang vom Hause Tang (er regierte 713—755 unserer Zeitrechn.), hatte in einer Nacht die Ehre, zum Palaste des Mondes entrückt zu werden, wo er eine große Gesellschaft reizender Feen sah, die mit Gesang, Musik und mimischen Darstellungen sich ergötzten. Auf unsere Erde und in seinen eigenen Palast zurückgekehrt, erfand er in Nachahmung dessen, was er droben geschaut, die dramatische Bühne, und seitdem traten die Schauspieler in's Dasein. Am Gedächtnißtage jener kaiserlichen Entrückung (15. des 8. Monats), schenkt man einander mondförmige, mit fantastischen Figuren bemalte Kuchen, und ist der Mond gerade voll, so werden ihm Opfer dargebracht. Die Sage setzt übrigens hinzu, der Kai-

---

* So betitelt man noch jetzt die Heirats-Vermittlerinnen, deren Geschäft bei den Chinesen sehr in Ansehen steht.

ser habe bei jenem nächtlichen Besuche in seiner allerhöchsten Befriedigung so weit sich vergessen, die Feenkönigin in ihre blühenden Wangen zu kneifen, und seitdem sei keinem Sterblichen mehr der Zutritt im Mondpalaste gestattet.

In den Schluchten und auf den Gipfeln der Hochgebirge hausen selige, zu Geistermacht gelangte Anachoreten, die an verirrten Bergreisenden oft Wunder verrichten, aber auch Ungethüme, deren Anblick den Wanderer mit Entsetzen erfüllt. Ein gewisser Wang Tsche, der einen Berg erstiegen hatte, um Holz zu fällen, sah, wie zwei Greise von seltsam-ehrwürdigem Ansehen in einer Grotte mit einander Schach spielten. Der Holzfäller stellte seine Art bei Seite und schaute mit gespannter Aufmerksamkeit dem Spiele zu, bis einer der Greise ihm eine gewisse Frucht reichte und dazu sagte: „Sauge den Saft aus, so wirst du weder Hunger noch Durst verspüren und dann kehre heim, denn du bist schon geraume Zeit hier." Als Wang Tsche nun wieder nach seiner Art griff, war der Stiel bereits morsch geworden, und zu Hause angekommen, erfuhr er, daß schon längst kein Glied seiner Familie mehr am Leben sei. Er hatte, ohne es zu ahnen, ein paar Jahrhunderte auf dem Berge verweilt. Von Schwermuth ergriffen, kehrte er dahin zurück und wurde selbst ein heiliger Einsiedler.

Die Sage erinnert etwas an jene mittelalterlich-christliche von einem Mönche, der aus seinem Kloster in den Wald ging, um Beeren für den brüderlichen Tisch zu pflücken. Da dringt plötzlich der Gesang des Vogels im Paradiese zu seinem Ohr, und der Mönch geräth in solche Verzückung, daß ein Jahrtausend über seinem Haupte hinstreicht, ehe das Aufhören des Gesanges ihn zu eiliger Heimkehr mahnt. Vermeinend, nur einige Stunden sich verspätet zu haben, erblickt er zu seinem maßlosen Staunen ein anderes Kloster, als das verlassene, und andere ihm völlig unbekannte Mönche, die von der ehemaligen Existenz des Klosters, in welchem er gewohnt, aus alten verwitterten Urkunden sich überzeugen müssen.

Auch Elementargeister erscheinen dem irdischen Auge vorzugsweise auf Bergen. Eine solche Erscheinung hatte im 25. der Jahre Kjanlung (1760, also vor 100 Jahren), in der Provinz Kuangsi ein junger Beamter, der zu den schwergläubigen Leuten gehörte. Erst unlängst nach einem Distrikte dieser sehr gebirgigen Provinz versetzt, erfuhr Herr U Funglai von einem Bergsee in derselben, dessen Genius Gebete um Regen zu erhören pflegen. Eines Tages, in einer Zeit anhaltender Dürre, beschloß der genannte Herr, den Genius auf die Probe zu stellen, und machte deshalb in großer Gesellschaft eine Excursion nach dem bezeichneten Bergsee. Dort angelangt, fanden sie das Wasser still und klar; nach einer Weile kamen rothe und weiße Fische zum Vorschein, die bald auf- und bald niedertauchten. Die Meisten von der Gesellschaft schickten sich zum Gebete an, aber Herr U Funglai zweifelte noch und rief aus: „Wenn hier wirklich ein Genius wohnt, so zeige er uns doch seine wahre Gestalt!" Dann schoß er einen Pfeil in's Wasser, der einem Fisch im Leibe stecken blieb. Dieser verschwand blutend in der Tiefe; aber gleich darauf umzog finsteres Gewölk den Himmel; die Wellen des See's schwollen hoch, und ein Wesen mit gehörntem Farrenkopfe, langem Barte und blitzenden Augen glitt majestätisch über das empörte Wasser dahin. Fische schwammen zu beiden Seiten des Genius wie Diener, die ihren Herrn begleiten, unter ihnen jener verwundete Fisch, immer noch den Pfeil im Leibe tragend. Reumüthig niederfallend, bekannte jetzt U Funglai seinen Frevel, betete mit Inbrunst, und nach wenig Augenblicken fiel ein eben so mächtiger als anhaltender Regen.

Es scheint unstatthaft, dem Genius eines Wassers die Gestalt eines Farren zu leihen, aber in derselben Gestalt sieht auch die Phantasie des Ersten diese Elementargeister, wie aus einem der von Reuß edirten estnischen Volkslieder und einer beigefügten Note des Herausgebers zu ersehen, nach welcher sogar ein See als graues Rind seine alte Heimat verlassen haben und in eine andere Gegend gewandert sein soll, um dort wieder See zu werden.*

Die Chinesen besitzen eine Gattung fantastischer Romane, in welchen Elementar- und andere Geister unter sich und mit Sterblichen verkehren. Ihre Einmischung in irdische Händel hat bald Heil und Segen, bald das gerade Gegentheil zur Folge. Einige der bekannt gewordenen Produkte dieser Art erinnern etwas an E. T. A. Hoffmann's Phantasiestücke.

W. Sch.

* Vgl. W. Schott's Recension in Erman's Archiv zur wissenschaftl. Kunde von Rußland, Bd. 13, S. 374 ff. insonderheit S. 381, Anm. 2.

Mannigfaltiges.

— Das französische Kaiserthum noch immer der Friede. Das politisch-staatsökonomische Jahrbuch der Revue des deux Mondes, eine überaus werthvolle Zugabe für die Jahres-Abonnenten dieses Journals, ist erst ganz kürzlich für das Jahr 1859 ausgegeben worden* — viel später als sonst, wo es immer bereits im Herbste des Jahres erschien, dessen politische Geschichte, von der Mitte des vorigen Jahres beginnend, in der Regel auch bereits um die Mitte des betreffenden Jahres abschloß. Vielleicht hat diesmal die komplizirtere Lage der Dinge in Europa zu einer vorsichtigeren und daher verspäteten Fassung Anlaß gegeben. Bei dem reichen Materiale an diplomatischen, konsularischen, Landesverwaltungs- und handelsstatistischen Berichten, mit welchen das Jahrbuch stets ausgestattet erscheint, ist die Mitwirkung amtlicher Federn bei der Redaction desselben nicht blos wahrscheinlich, sondern unumgänglich. In Folge dessen vertritt auch das Jahrbuch die Politik des Kaisers Napoleon III. viel entschiedener, als die Revue des deux Mondes selbst, die sich in ihrer politischen Chronik immer noch eine gewisse Unabhängigkeit zu bewahren weiß. In dem vorliegenden Bande des Jahrbuches spiegelt sich in Betreff der wichtigen Ereignisse in Italien ganz die Auffassung der berühmten Kaiser-Reden und Moniteur-Artikel wieder. Danach ist Napoleon III. fast wider seinen Willen von Oesterreich in den italiänischen Krieg hineingezogen worden. Die bekannten Neujahrsworte des Kaisers an Herrn von Hübner sollen sich lediglich auf Differenzen in — Serbien bezogen haben; ja, Se. Majestät war weit davon entfernt, dabei an die Möglichkeit eines Krieges in Italien zu denken. An die Nichterfüllung der Friedensbedingungen von Villafranca und Zürich ist Frankreich natürlich ganz unschuldig. L'Italia fa da se. In Italien hat sich seit Villafranca Alles von selbst gemacht, und der Papst, sowie die vertriebenen Fürsten, haben keinen Grund, deshalb die französische Politik anzuklagen. Deutschland aber vollends hat, dem Jahrbuch zufolge, ein durchaus unbegreifliches Mißtrauen gegen das zweite Kaiserthum, das, wie hier wiederholt versichert wird, der Friede und nichts als der Friede ist. Preußen und besonders der Prinz-Regent werden mit rücksichtsvoller Achtung behandelt; nichtsdestoweniger wird aber auch die Partikularpolitik und der Unabhängigkeitsstolz der kleineren deutschen Staaten belobt. Das umfangreiche, friedenathmende Jahrbuch schließt seine Betrachtungen mit folgenden Worten:

„Auch für Asien ist jetzt eine Zeit der Krisis eingetreten, die für den Welttheil, wie wir hoffen, günstig ausfallen wird. Es handelt sich darum, zwischen den Mächten des Occidents und den alten Reichen des äußersten Orients regelmäßige Beziehungen herzustellen, die dem Handel, der Civilisation und der Ausbreitung des Christenthums zugut kommen sollen. Von neuem gegen China verbündet, haben Frankreich und England in Ostasien, ebenso wie in Europa, die Regelung der die gesammte Welt interessirenden Angelegenheiten in die Hand genommen. Diese Allianz ist, während sie in einem fernen Kriege zur Anwendung kömmt, zu gleicher Zeit eine Bürgschaft für die Erhaltung des Friedens in Europa. Ein chinesischer Feldzug hat nichts Furchtbares für die Gegenwart und kann für die Zukunft viel nützlicher sein, als ein neuer europäischer Brand zu einer Zeit, wo die Nationen, die an Wundern des Krieges mehr als genug haben, so innig die Wohlthaten und Früchte des Friedens herbeiwünschen."

— Aus Straßburg. Die bei Julius Springer in Berlin erschienene, patriotische Schrift „Elsaß und Lothringen deutsch!", deren Ertrag für die Schleswig-Holsteinischen entlassenen Beamten bestimmt ist, wird auch im „Straßburger Korrespondenten" angekündigt, und zwar in derselben Nummer, welche die Zusammenkunft des Kaisers der Franzosen und des Prinzen-Regenten von Preußen als eine Bürgschaft des Friedens und der Völker-Einigkeit begrüßt. In dieser Nummer, die den Redactionen der gelesensten deutschen Blätter und auch uns zugesandt worden, versichert der „Straßburger Korrespondent" auf's Neue, daß der Gedanke der Gründung dieses Blattes kein anderer gewesen sei, als alle Mißverständnisse zu beseitigen, welche den Frieden zwischen Deutschland und Frankreich stören könnten.

— Savoyen schweizerisch. Unter diesem Titel hat Hr. Ludwig Eckardt, Mitherausgeber der illustrirten Zeitschrift „Die Schweiz,"** ein paar dramatische Scenen zusammengestellt, die im literarischen Verein zu

* Annuaire des deux Mondes. Histoire générale des divers états 1858—1859. Paris, Bureau de la Revue des deux Mondes.

** Frid. Stocker; Bern, Blom; Leipzig, Herbig.

Bern und auf einem Liebhaber-Theater in Frick (Kanton Aargau) aufgeführt worden und jetzt in der genannten Zeitschrift abgedruckt sind. Daß diese Scenen, die an die Zeit erinnern, in welcher Savoyen 31 Jahre lang im 16. Jahrhundert (1536—1567) schweizerisch war, unter den gegenwärtigen Umständen lebhaften Anklang bei jenen Aufführungen fanden, läßt sich leicht denken. Der schweizerische Geschichtschreiber Tillier erzählt aus dem Jahre 1567: „Nicht ohne innige Wehmuth, sowohl von Seite der Vögte, als ihrer Untergebenen, fand jene Uebergabe eines zum neuen Glauben übergetretenen Volkes an eine katholische Regierung statt; um so mehr, als während einer einunddreißigjährigen Verwaltung das neue Geschlecht ganz schweizerisch geworden war." Diesen übereinstimmenden Gefühlen der Schweizer und der Savoyarden hat Herr Eckardt in seinem Dramolet Ausdruck gegeben. Der Savoyarde scheidet von den Schweizern mit den Worten:

„Die Freiheit löset alle Räthsel, Brüder,
Gedenkt deß, treffen wir uns einstens wieder."

Und dann die Schweizer-Fahne als Erinnerungszeichen mit sich nehmend, ruft er:

„O, schöner Traum, entfliehe nicht der Seele
Daß einst Ein Bund die Völker rings vermähle,
Die auf den Alpen wohnen.........
Vergesset Schweizer eures Bruders nie,
Der arm in den savoyer Bergen lebt;
Die Fahne hier, sein Hoffen, das ist sie,
Das Ziel, nachdem er ringt und kämpft und strebt.
Vorahnend faßt er sie, als sein bereits,
Und ruft mit Euch: Hoch, hoch die freie Schweiz!"

— Polignac und Mirès. 1830, 1848 und 1860. Von dem Fürsten Alphons Armand von Polignac, der sich kürzlich mit Mlle. Mirès, der Tochter des bekannten Börsen-Millionairs in Paris, vermählt hat, erzählt die Londoner Literary Gazette Folgendes: „Fürst Alphons war es, der, als ein junger Mann von achtzehn Jahren, im Februar 1848 an der Spitze eines Insurgenten-Haufens in die Tuilerieen eindrang. In den Empfangszimmern Ludwig Philipp's tanzte das Gesindel Polka's, nach den Melodieen, die er ihnen auf dem Piano der Prinzessinnen vorspielte. Er hatte sich mit diesem Gesindel auf den vertraulichsten Fuß gestellt, so daß er unbedingt auf dasselbe zählen konnte. Da fällt es ihm plötzlich ein, den Leuten zu sagen: „Das ist Alles sehr schön, meine lieben Freunde, aber wenn ihr meinen Namen wüßtet, so würdet ihr mich wahrscheinlich in die Seine werfen. Nun — ich bin der Sohn des Fürsten Polignac." Die Bande schmutziger, pulververbrannter schwielenhändiger Kerle gaffte ihn dumm an und rief: „Den Namen kennen wir nicht!" Der junge Polignac lächelte und erzählte ihnen von den Juli-Tagen des Jahres 1830 in eben nicht sehr schmeichelhaften Worten für die Orleans, worauf sie einstimmig erwiederten, daß Jeder, der gegen den weggejagten König Ludwig Philipp gewesen und unter ihm gelitten habe, ein Freund des Volkes sei. Der fürstliche Volksfreund wurde sodann aufgefordert, hier, in den Tuilerieen, die „Marseillaise" zu spielen, was er jedoch zu thun sich weigerte, da, wie er sagte, ein großer Theil seiner Familie unter den Tönen dieser Melodie geköpft worden sei. Aber er fuhr fort, Tänze und andere lustige Weisen dem vom Weine Ludwig Philipp's trunkenen Gesindel vorzuspielen, das dabei die ärgsten Excesse beging und sich dann in den Prachtzimmern des Schlosses häuslich niederließ. Nach dem Jahre 1848 zog Fürst Alphons über das Meer auf Abenteuer aus, gleich jenem Grafen von Boulbon, der seine Rauflust in Südamerika mit dem Leben büßte. Auch Fürst Polignac nahm an mehr, als Einer Flibustier-Expedition Theil; unter Anderm befand er sich mit Walker in Nicaragua, doch gelang es ihm überall, mit heiler Haut davon zu kommen. Endlich nach Frankreich zurückgekehrt, hat er sich entschlossen, seine etwas zerrütteten Finanzen durch eine Geldheirat zu ordnen, und mit Hülfe des Herrn Mirès dürfte es ihm wohl auch gelingen, die künftige Generation der Polignac's wieder mit dem alten Glanze zu umgeben."

— Ein neuer Roman des Amerikaners Nathanael Hawthorne.* Eine neue Schöpfung vom Verfasser des „Scarlet Letter," wie er sich auf dem Titelblatte nennt, wird den zahlreichen Freunden desselben stets willkommen sein, nur würden sie sich enttäuscht finden, wenn sie etwa eine so spannende Gefühle erwarteten, wie sie ihnen in den früheren Werken des Dichters geboten wurde. Das Geheimnißvolle, das jene kennzeichnete und dem Verfasser, hierin seinem genialen Landsmanne, Edgar Poe ähnlich, eigenthümlich ist, hat er auch diesmal wieder über die Erzählung zu verbreiten gewußt, indessen bedarf es keines scharfen Blickes, um einzusehen, daß die Erzählung, seiner Versicherung in der Vorrede zum Trotz, nur eine sehr untergeordnete Rolle in dem Buche spielt, ja, nichts weiter als das dünne Gewebe ist, auf welches er die bunten, wahrheitsgetreuen, oft in glühenden Farben gemalten Bilder, nicht etwa seiner Phantasie, sondern das wirkliche, mit eigenen Augen angeschaute Rom und seine Kunstschätze darstellend, aufgetragen hat. Wenn es nun ein so begabter Schriftsteller wie Hawthorne unternommen hat, uns eine Schilderung Italiens zu liefern, so kann sie gewiß nur anziehend sein. Er sah in der romantischen Lokalität, wohin er die Erzählung verlegt hat, eine Entschuldigung für das Phantastische derselben. Sein amerikanisches Vaterland, ein Land, wie er sagt, ohne Schatten, ohne Alterthum, ohne irgend etwas Geheimnißvolles, ohne malerisches und düsteres Unrecht, kurz mit nichts als einem gewöhnlichen Wohlstand, bei hellem und einfachem Tageslichte, hätte ihm eine solche Freiheit nicht gestattet. In Anbetracht des vielen Schönen, was er uns bietet, der Wärme, mit welcher er seine Eindrücke von der ewigen Hügelstadt wiedergegeben und die Wirklichkeit mit der Zauberkraft des Dichters auf seinen Blättern heraufbeschworen hat, wird der Leser seine Entschuldigung gern gelten lassen und dem Verfasser gewiß nur Dank wissen. Daß bei einem Hawthorne viele geniale Gedankenblitze und geistreiche Bemerkungen mit unterlaufen, brauchen wir wohl nicht erst hervorzuheben. D. A.

* Transformation, or the Romance of Monte Ceni, by Nath. Hawthorne. Leipzig, Tauchnitz, II Vol. 1860.

— Deutsche Münzgeschichte. Ein Werk, das für die deutsche Kulturgeschichte von hoher Bedeutung zu werden verspricht, ist die „Deutsche Münzgeschichte" von Dr. Johannes Heinrich Müller.* Es beruht dasselbe auf gleichmäßiger Benutzung der schriftlichen und monumentalen Quellen. Sowie einerseits die Materialien in reichhaltigster Fülle zusammengetragen sind, so hat es der Verfasser (Beamter am germanischen Museum in Nürnberg) trefflich verstanden, durch scharfsinnige Combination und einschneidende Kritik aus ihnen zahlreiche, für die Kulturverhältnisse jener Zeit höchst beachtenswerthe Ergebnisse zu gewinnen. Bisher diente die Münzkunde nur dem Sammler. Dr. Müller erhebt sie zum Range einer wirklichen historischen Wissenschaft. Die eingehende Weise seiner Untersuchung ergibt sich schon aus der Inhaltsübersicht, indem der 1. Abschnitt die ältesten Zeiten; der 2. die Anfänge des fränkischen Münzwesens; der 3. die karolingische Münzgesetzgebung; der 4. das Münzrecht; der 5. das Gepräge, die Münzstätten und ihre Beamten; der 6. die Münzbenennungen; der 7. Gewicht und Werth der Münzen; der 8. die Preise behandelt. Namentlich die drei letzten Abschnitte sind sehr verdienstlich.

— Beethoven in Amerika. Das Atlantic Monthley (Boston) setzt in seinem April Hefte die von uns bereits erwähnte, gründliche Kritik des Marx'schen Werkes über Beethoven's „Leben und Schaffen" in ausführlichster Weise fort. Der amerikanische Kritiker findet eine ganz besondere Genugthuung darin, dem deutscher Professor Irrthümer und innere Widersprüche nachzuweisen. Auch er ist der Ansicht, die früher bereits das Londoner Athenaeum ausgesprochen, daß, trotz der Arbeiten von Schindler, Lenz, Ulibischeff, Marx und Anderen, eine wirkliche Biographie Ludwig von Beethoven's erst noch geschrieben werden müsse.

* In drei Theilen. Erster Theil: deutsche Münzgeschichte bis zu der Ottonenzeit. Leipzig, T. O. Weigel. 1860.

J. L.

Zur geneigten Beachtung!

Die geehrten Abonnenten, welche im regelmäßigen Empfang dieses Blattes keine Unterbrechung wünschen, werden höflichst ersucht, ihre Bestellungen auf das III. Quartal 1860 baldigst auf der Post, wie durch den Buchhandel zu erneuern.

Für die Redaction bestimmte Briefe, Bücher und Manuscripte sind **franco an die Verlagshandlung des „Magazin" in Leipzig,** oder an deren Commissionair, Herrn B. Behr's Buchhdlg., Unter den Linden 27, Berlin, zu richten.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Herausgegeben

von

Joseph Lehmann.

Achtundfünfzigster Band.

Juli bis December.

1860.



Leipzig,
Verlag von Veit & Comp.

Veit & Comp. in Leipzig

empfehlen die nachstehenden Werke ihres Verlags, die sich zum großen Theile vorzüglich als Festgeschenke eignen, und durch alle Buchhandlungen bezogen werden können.

Leipzig, im December 1860.

Bilder, redende. Ein Traum. Hoch-4. Mit zahlreichen Holzschnitten. In allegorischem Umschlag. Cart. 1 Thlr. 10 Ngr.

Vorstehenden Titel trägt ein mit trefflichen Holzschnitten geschmücktes Heft, welches in höchst origineller Form tiefsinnige Ideen über die Kunst und Kunstpflege der Gegenwart entwickelt. Der Verfasser hat sich nicht genannt, aber er hat sein Bild auf den Umschlag gezeichnet; zugleich durch die Andeutung des Textes es unmöglich gemacht, ihn zu verkennen; es ist Ph. Veit, ehemals Director des Städel'schen Instituts zu Frankfurt, nunmehr in Mainz, unbestritten einer der ersten unserer katholischen Maler. Es ist im Ganzen eine höchst originelle Conception; voll Geist, voll attischen Salzes! Der Verfasser zeigt in diesen wenigen Zügen seiner Feder nicht weniger die Allseitigkeit seiner Bildung und den katholischen Ernst seiner Lebensanschauung, als er dies in den Zeichnungen seiner Kreide und seines Pinsels ausgesprochen hat. Es verdient daher dieser Traum mit vollem Recht eine aufmerksame Anerkennung im Kreise unserer katholischen Literatur.

Kathol. Liter.-Zeitung

Fischer, J. M., (Gymnasial-Professor), Musikalische Rundschau über die letzten drei Jahrhunderte. kl. 8. VIII u. 192 S. broch. 20 Ngr.

Eine kleine gehaltreiche, mit Verständniß und Wärme geschriebene Schrift, die in ihren ersten Abtheilungen ästhetisch-kritische Erörterungen über das Wesen der Tonkunst und über die Mittel zur Darstellung ihrer Erzeugnisse enthält, in ihren Schlußcapiteln aber einen übersichtlichen Geschichtsabriß liefert, welcher besonders den Bedürfnissen und Anforderungen gebildeter Laien zu genügen im Stande sein dürfte.

Europa.

Marggraff, Hermann, Schiller's und Körner's Freundschaftsbund. Zugleich als Einleitung zur zweiten wohlfeilen Ausgabe von Schiller's Briefwechsel mit Körner. kl. 8. 94 S. broch. 15 Ngr.

Wie Alles, was wir aus Marggraff's Feder lesen, zeichnet sich auch diese Arbeit durch den Geist wissenschaftlichen Ernstes und durch den wohlthuenden urbanen Charakter der bei aller Humanität scharfen und bestimmten Kritik in empfehlenswerther Weise aus. Aus dem reichen Schatze seines Wissens hat der Verfasser mit prägnanter Kürze jene Zeiten und jene Verhältnisse in klarer lichtvoller Darstellung geschildert; nicht bloß den Literarhistoriker von Fach, jeden Gebildeten aus dem Publikum überhaupt wird die interessante Studie durchaus ansprechen und befriedigen.

Jahreszeiten.

Mosenthal, S. H., Düweke. Drama in fünf Aufzügen. Min.-Ausg. 140 S. broch. 1 Thlr.

— — Das muß dem Dichter zugestanden werden, daß er mit Geschick, Gewandtheit und Energie seine Aufgabe bemeisterte. Mosenthal's „Düweke" dürfte — wir sind dessen gewiß — auch in der Lectüre eines nachhaltigen Eindrucks nicht ermangeln, und so sei denn das Buch unsern Lesern bestens empfohlen.

Oesterreichische Zeitung.

Schefer's, Leopold, Gedichte. kl. 8. VIII und 447 S. Eleg. gbdn. 1 Thlr. $7^1/_2$ Ngr.

Schefer's, Leopold, Laienbrevier. Mit einer biographischen Skizze: Leopold Schefers Leben und Werke von W. v. Lüdemann. 12. (Taschen-) Ausgabe. CXXXII und 302 S. In farbigem Umschlag cart. 1 Thlr. 20 Ngr. Eleg. gbdn. mit reicher Deckelvergoldung 2 Thlr.

Wie man die Poesie auch auffassen möge, als schöne Empfindung, die einen verwandten Gedanken sucht, oder als Gedanke, der nach schönem Ausdruck ringt, in beiden Auffassungen gehört Schefer unstreitig zu unsern erhabensten dichterischen Geistern. Schefer's Poesie entsteht und wird nicht. Sie ist immer da und fertig. Der Gedanke erzeugt nicht bei ihm das Bild, das Bild nicht den Gedanken, nein, beide sind durchaus gleichzeitig und eins: es ist ein glühender Erguß, Gedanke, Empfindung und Ausdruck. Man fühlt sich von diesem wunderbaren Dichtergemüth, von der Fülle der originellsten Gedanken-Combination, von dem Schwunge und dem Zauber einer eigensten, einheitsvollsten Weltanschauung so mächtig ergriffen, daß man in diesem uferlosen Strome prächtigster Erd- und Himmelsbilder, erquickt von diesem frischesten Naturbade, gerne untertaucht. Schefer ist aber zugleich ein durchaus deutscher Dichter, ja vielleicht der deutscheste aller unserer Dichter, wovon das Laienbrevier, die Quintessenz aller seiner poetischen Erzeugnisse, den sichersten Beweis liefert.

Schiller's Briefwechsel mit Körner. Von 1784 bis zum Tode Schiller's. Zweite wohlfeile Ausgabe. 4 Bde. ca. 100 Bogen. broch. 2 Thlr. Gebdn. 3 Thlr.

Der Schiller-Körnersche Briefwechsel ist eine so überaus häufig benutzte, jetzt fast für unentbehrlich geltende Quelle literarischer Belehrung nicht nur über Schiller selbst, sondern über die deutsche Literatur und das deutsche geistige Leben jener Zeit überhaupt geworden, daß er für die Periode, welche er im Leben Schiller's umfaßt, und die zugleich die glänzendste seines Wirkens ist, fast vollständig eine Biographie des Dichters ersetzt. rc.

Wissenschaftl. Beilage d. Leipz. Zeitg

Schwerin, Franziska Gräfin, Der Stunden Gottesgruß. Eine Apotheose des Lebens. Den deutschen Müttern geweiht. Min.-Ausg. 156 S. Eleg. gebdn. mit reicher Deckelvergoldung. 1 Thlr. 10 Ngr.

Eine Apotheose des Lebens in leicht symbolischem Gewande, eine Dichtung von solcher Geistesfülle und Tiefe und von solcher formeller Vollendung in Reim und Metrum, wie wir keine andere von einer deutschen Frau besitzen. Mögen viele edle weibliche Seelen diese Gottesgrüße in all ihrer Kraft und Tiefe empfinden und erwiedern!

Literar. Mittheilungen.

Stolte, Ferd., Faust. Dramatisch-didaktisches Gedicht in zwei Theilen. Zweite Aufl. 1. Theil. gr. 8. XXVI u. 249 S. broch. 2 Thlr.

Ein fürwahr merkwürdiges Buch, gedankenreich und oft schwungvoll. Eine Dichtung, die nur in Deutschland, der Heimat des Faust, in solcher Weise komponirt werden konnte. rc.

Leipz. Journal.

Telschow, Wilh., Gedichte. kl. 8. XII und 148 S. broch. 15 Ngr.

Unter der Masse von Sammlungen lyrischer Poesieen stoßen wir auf ein in Leipzig erschienenes Buch, welches den einfachen Titel führt: „Gedichte von Wilh. Telschow." Es sind Lieder, Sonette, Distichen, geistliche Lieder (Oden) und vermischte Gedichte, keineswegs ausgezeichnet durch neuen Gedanken-Inhalt und ungewöhnliche Formvollendung, wohl aber warm ansprechend durch den milden Ton eines in sich gefaßten und beruhigten Herzens. Namentlich sind es die geistlichen Lieder, in denen das Sinnen dieses Dichters sich am innigsten ausprägen zu können scheint.

Köln. Zeitung.

---

v. Bilguer, P. R., und v. d. Lasa, Handbuch des Schachspiels. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. Lex.-8. VIII und 540 Seiten. Broch. 3 Thlr. 10 Ngr. In englischem Prachtband 3 Thlr. 20 Ngr.

Das als bedeutendste Schöpfung der Schachliteratur allgemein anerkannte Werk gewährt in einer höchst übersichtlichen Form auf Grundlage tabellarischer Darstellung die vollständige Entwicklung der gesamm-

ten Theorie des Schachspieles wie sie in keinem Lehrbuche bisher möglich gewesen ist. Das Ganze zerfällt in zwei Bücher, deren erstes nach einer elementaren und historischen Einleitung nebst umfassender Uebersicht der Schachliteratur die ausführliche Bearbeitung aller Spieleröffnungen in 32 Abschnitten enthält. Bedeutende Zusätze, welche interessante und bisher unbeachtete Angriffs- wie Vertheidigungsmethoden lehren, finden sich bei allen Spielen, namentlich aber in den Gambitspielen, deren Analyse in dieser neuesten Auflage ganz besonders vervollständigt und theilweise gänzlich umgearbeitet ist. Viele hinzugefügte von den größten Meistern aller Zeiten gespielte Partien (im Ganzen 216) bieten eine Anleitung für die Mitte der Partie, während die Spielendungen eine ausführliche Darstellung in dem zweiten Buche gefunden haben. Dieses ist nach den sechs verschiedenen Arten der Figuren in sechs einzelne Abschnitte getheilt, deren jedes ausschließlich die Wirksamkeit eines Steines gegenüber dem anderen behandelt. Die nöthige Uebersicht ist hier durch zahlreiche bei jeder neuen Stellung der Steine in den Text eingedruckte bildliche Darstellung erreicht worden. Ueberhaupt ist an der Ausstattung des Ganzen Alles aufgewendet, um die äußere Form mit der inneren Vorzüglichkeit im Einklang zu erhalten.

v. d. Lasa, Leitfaden für Schachspieler. **Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Mit in den Text gedruckten Diagrammen.** gr. 8. VIII und 236 S. Eleg. gebdn. 1 Thlr. 20 Ngr.

Ausgezeichnet durch ebenso präcise Darstellung und klare Entwickelung der Resultate wie durch stetige Rücksichtnahme auf die leitenden Grundsätze des praktischen Spieles giebt dieses klassische Lehrbuch in leichtfaßlicher Erläuterung des Wesentlichen eine gedrängte und allseitige Belehrung über die verschiedenen Theile der analytischen Schachtheorie. In diesem Sinne gewährt es nicht nur dem besseren Spieler einen schnellen Ueberblick über den neuesten Standpunkt der theoretischen Entwickelung sondern auch dem angehenden Schachfreunde wie reinen Praktiker eine leichte und bequeme Einführung in alle theoretischen Gebiete des Spieles. Zahlreiche Musterpartien anerkannter Meister, von ausführlichen möglichst elementar gehaltenen Anmerkungen begleitet, sind mit großem Geschick in die theoretische Darstellung verwebt worden und empfehlen das nicht minder durch äußere Ausstattung sehr ansprechende Werk auch dem ersten Anfänger als wahrhaft klassische Bildungsschule für das edle Spiel.

Morphy, Paul. Skizze aus der Schachwelt. 1. Theil: gr. 8. VIII und 207 S. broch. 1 Thlr. 2. Theil: A. u. d. T. Schachkämpfe in Paris vorzüglich mit deutschen Meistern. Mit Titelbild. gr. 8. 102 S. broch. 18 Ngr

Diese interessante Schrift entwirft den deutschen Schachfreunden ein Bild von dem rapiden und großartigen Aufschwunge des Schachspieles jenseits des Oceanes, sowie von seiner hohen Verherrlichung durch den neuerstandenen so schnell zu allgemeinem Weltrufe gelangten Meister. Der erste Theil schildert in zehn Kapiteln die Thätigkeit des letzteren in New-York, in New-Orleans und in England. Ein fortlaufendes Glossar fügt theils Belege theils speciellere Ausführungen hinzu. Außerdem sind die vorzüglichsten bisher gespielten Partien des Meisters eingeschaltet, während ausführliche Anmerkungen die Vorzüge und charakteristischen Eigenthümlichkeiten im Spieltypus des neuerstandenen Meisters darlegen. Der zweite in gleichem Geiste gehaltene Theil berichtet in fünf Kapiteln von dem Aufenthalte des Meisters in Paris, von seiner dort abgelegten glänzenden Production im Blindlingsspiel und vorzüglich von seinen dort gegen die deutschen Meister Harrwitz und Anderssen gewonnenen Wettkämpfen. Die Gesammtzahl der in beiden Theilen aufgenommenen und gründlich glossirten Spiele beläuft sich auf 120. Den zweiten Theil ziert außerdem ein Titelbild: Anderssen und Morphy am Schachbrett in Gegenwart der vier Ehrenzeugen darstellend.

Schach-Erinnerungen, Berliner. **Nebst den Spielen des Greco und Lucena vom Herausgeber des von Bilguerschen Handbuchs.** gr. 8. 224 S. u. 9 Tabellen. Broch. 2 Thlr. In engl. Leinwd. gebdn. Thlr. 2. 10 Ngr.

Ein lebendiges Bild der theoretischen wie practischen Bestrebungen der an klassischen Leistungen so reichen Zeit der sog. Berliner Schule, vertreten durch die Namen eines von Bilguer, Bledow, Hanstein, Mayer, von Jaenisch, sowie des berühmten, über Alle hervorragend, Herausgebers (v. d. Lasa) selbst, verbunden mit einer Reihe höchst gediegener und musterhafter Partien. Wichtig ist auch der reichhaltige Anhang mit den Uebersetzungen des originellen Lehrmeisters Greco und des ältesten Schachautors Lucena.

Schachzeitung, gegründet von der Berliner Schachgesellschaft. **Herausgegeben in monatlichen Heften. 1860. Fünfzehnter Jahrgang.** Preis des Jahrgangs 3 Thlr.

(Jahrgang 1859 in engl. Lwd. gebdn. Thlr. 3. 10 Ngr.)

Diese Zeitschrift, gegenwärtig das älteste aller bestehenden Schachblätter, hat die Förderung des Schachspieles nach jeder Richtung, auf theoretischem, praktischem wie literarischem Gebiete, zur Tendenz und gilt insbesondere als Hauptorgan für die vaterländischen Schachinteressen. Ihre musterhafte, durch 14 Jahre hindurch consequent fortgeführte, Verwaltung hat sie allmählich, selbst im Urtheile des Auslandes, zum allgemeinen Tribunale der gesammten Schachwelt in allen theoretischen, praktischen wie literarischen Fragen erhoben. Gehalten im Geiste gediegener Belehrung und anregender Unterhaltung, hat sie theoretische Artikel, erzählende Aufsätze, kritische Erörterungen über ältere und neuere Werke, Mittheilungen über alle Neuigkeiten im Gebiete des Schach sowie wirkliche Spiele und zahlreiche Aufgaben zu Hauptgegenständen ihres Inhalts. Jede einzelne Nummer bringt Abhandlungen aus der Theorie und Analysis des Spieles, aus seiner Geschichte und Literatur, sodann gemischte und Monatsberichte, ferner Partien und Endspiele, endlich Aufgaben und Lösungen.

Droysen, J. G., (Professor an der Universität Berlin), **Geschichte** der preußischen Politik. I. Theil: Die Gründung. gr. 8. VIII u. 650 S. broch. 3 Thlr. 15 Ngr. II. Theil. 1 Abthlg: Die territoriale Zeit. gr. 8. VI u. 520 S. broch. 2 Thlr. 20 Ngr. II. Theil. 2. Abthlg.: Die territoriale Zeit. gr. 8. IV u. 643 S. broch. 3 Thlr. 15 Ngr.

Auf dem Gebiete der deutschen Geschichte ist im Jahre 1859 die Geschichte der preußischen Politik von J. G. Droysen II. Bd. 2. Abthlg. die hervorragendste Leistung. An Vielseitigkeit des Talents sind wenige unserer Gelehrten mit Droysen zu vergleichen. Die Art wie er in seinen historischen Werken durch das empirische Material die allgemeine Idee durchschimmern läßt, verräth einen reich ausgestatteten speculativen Geist. Dabei schöpft er durchweg aus der Tiefe der historischen Forschung und seine Forschung erstreckt sich über alle Gebiete der Geschichte. 2c.

Grenzboten.

Droysen, Joh. Gust., (Professor an der Universität Berlin) das Leben des Feldmarschalls Grafen York von Wartenburg. Neue wohlfeile Ausgabe. 2 Bde. 67 Bogen. kl. 8. broch. 2 Thlr. Eleg. gebdn. 2 Thlr. 10 Ngr. Pracht-Ausg. in 3 Bänden, 90 Bogen. gr. 8. Eleg. gebdn. 8 Thlr.

Das vorstehende Buch ist bereits so allgemein und vortheilhaft besprochen worden, daß es einer besonderen Empfehlung nicht mehr bedarf; indessen ist es gewiß nicht überflüssig, in schwer bedrängter Zeit auf solche Charactere der Vorzeit hinzuweisen, an denen sich die gegenwärtige Generation das Beispiel ächt patriotischer Gesinnung und aufopfernder Hingebung für die Interessen des gemeinsamen Vaterlandes erholen kann, damit man in der Stunde der Gefahr bereit sei, solch edlen Vorkämpfern für deutsches Recht und deutschen Geist würdig nachzufolgen. Durch die gewandte Feder des Herrn Verfassers wird uns hier ein solches nachahmungswerthes Beispiel geschildert. Möge das Buch noch recht viele Leser finden!

Kalisch, Dr. M., die Judenfrage in ihrer wahren Bedeutung für Preußen. gr. 8. XV u. 410 S. broch. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die Erklärungen des Justiz- und Unterrichtsministers in der abgelaufenen Session des Landtags über die Nichtzulassung der Juden zu den richterlichen und Lehrämtern, obgleich ihre Berechtigung zu allen Staatsämtern aus den Artikeln 4 und 12 der Verfassungsurkunde vom Staatsministerium vollkommen anerkannt wurde, haben zu einem Buche Veranlassung gegeben, welches die allgemeinste Aufmerksamkeit verdient und sie auf sich zu ziehen nicht verfehlen wird. Es führt den Titel: die Judenfrage 2c. und bringt den inneren politischen Zusammenhang der Judenfrage mit den einzelnen Entwickelungsstadien des preußischen Staats zur klarsten Anschauung. Von dem Resultate, zu welchem der Verfasser gelangt, und welches darin besteht, daß er die Ansichten des Justiz- und Unterrichtsministers schlagend widerlegt, wollen wir hier nicht weiter sprechen, uns vielmehr auf die Hervorhebung dessen beschränken, was dem Buche seinen ganz eigenthümlichen Charakter und seinen bleibenden historischen Werth giebt. 2c.

Lith. Correspondenz Stern.

Ranke, Leopold, Neun Bücher Preußischer Geschichte. 3 Bde. gr. 8. 94 Bogen. broch. 6 Thlr.

Roßmann, Dr. W., (Erzieher des Prinzen Bernhard von Meiningen), Die makkabäische Erhebung. Vortrag, auf der Rose zu Jena gehalten. gr. 8. 48 S. broch. 7½ Ngr.

Dieser Vortrag, in dem bekannten Cyklus der Jenaischen Rosenvorlesungen gehalten, nimmt mehr als das flüchtige Interesse eines Abends in Anspruch. Er macht den Versuch, die Entwickelung des jüdischen Volkes, bisher unter supranaturalistischen Gesichtspunkten oder mit rationalistischer Willkühr behandelt, mit dem Maaße echt menschlicher Geschichte zu messen und die Stellung des Volkes Israel in der Weltgeschichte in feinerer und geistigerer Weise zu bezeichnen, als sie durch den hergebrachten Gegensatz von heiliger und profaner Geschichte durch das Verhältniß von Weissagung und Erfüllung angedeutet ist.

Schmidt, Adolf, (Professor an der Universität Jena), Elsaß und Lothringen. Nachweis, wie diese Provinzen dem deutschen Reiche verloren gingen. gr. 8. 84 S. broch. 16 Ngr.

Dieses treffliche Schriftchen will in einem Spiegelbilde aus der Vergangenheit das deutsche Volk an die Gefahren und die unausbleiblichen Folgen innerer Zerrissenheit erinnern, indem sie dem Leser Thatsachen schildert, die in ihrer Gesammtheit ein warnendes Denkmal französischer Politik bilden, dessen Inschrift Deutschland gründlich belehrt, wie es durch Mangel an Einheit jederzeit zu kurz kam und zu kurz kommen mußte. — Elberfelder Zeitung.

Heydemann, Dr. L. E., (Königl. Preuß. Geh. Justizrath und Professor der Rechte in Berlin), Einleitung in das System des Preußischen Civilrechts. Zweite, völlig umgearbeitete Auflage. gr. 8. 1. u. 2. Lieferung (21 Bogen). 2 Thlr.

(Das Ganze erscheint in 4 Lieferungen bis Ostern 1861.)

Archiv für Anatomie, Physiologie und wissenschaftliche Medicin. Herausgegeben von Dr. C. B. Reichert, Professor der Anatomie und vergleichenden Anatomie ꝛc. in Berlin, und Dr. Emil Du Bois Reymond, Professor der Physiologie ꝛc. in Berlin. Fortsetzung von Reil's, Reil's und Autenrieth's, J. F. Meckel's und Joh. Müller's Archiv. Jahrgang 1860. Preis des Jahrgangs von 6 Heften (zusammen 50 Bogen Text und 20 Kupfertafeln) 6 Thlr.

Kalisch, Dr. M., medicinisch-gerichtliche Gutachten der Königlich Preußischen wissenschaftlichen Deputation für das Medicinalwesen aus den Jahren 1840 bis 1850. gr. 8. LVI u. 463 S. broch. 2 Thlr. 24 Ngr.

Bei der Herausgabe gerichtlicher Gutachten kommt es vor Allem auf eine zweckmäßige Auswahl an; wir müssen in dieser Beziehung dem Herausgeber Beifall zollen: er hat mit vielem Geschick und tüchtiger Sachkenntniß das ausgewählt, was der Wissenschaft wie jedem einzelnen ihrer Jünger von Nutzen sein muß. Wir empfehlen das Werk auf das Angelegentlichste, mit dem Bemerken, daß jeder Arzt viel daraus zu lernen vermag. — Literar. Centralblatt.

Kalisch, Dr. M., Die Kunstfehler der Aerzte. gr. 8. XXXII u. 315 S. broch. 1 Thlr. 24 Ngr.

Dem Herrn Verfasser gebührt das Verdienst, durch geschickte Zusammenstellung einschlagender Fälle und eine sich daran schließende wissenschaftliche Kritik derselben dargethan zu haben, wie wichtig, ja nothwendig es sei, daß derjenige Arzt, welcher als solcher ohne dolose Absicht gehandelt, dennoch aber ein derartiges Heilverfahren angewendet hat, daß ihm nach Ansicht einzelner Kunstgenossen die Beschuldigung zu Theil wird, gegen die Lehren in seiner Wissenschaft gehandelt, d. h. einen Kunstfehler begangen zu haben, von Aerzten, nicht aber vom rechtsgelehrten Strafrichter sein Urtel empfange ꝛc. — Preußische Gerichts-Zeitung.

Kunze, Dr. med. Carl Ferdinand, Der Kindermord. Historisch und kritisch dargestellt. gr. 8. VIII u. 288 S. broch. 1 Thlr. 20 Ngr.

Sind auch auf dem Gebiete der gerichtlichen Medicin schon recht viele gediegene Leistungen vorhanden, so ist doch in allen diesen Arbeiten der „Lehre vom Kindermord" nur mangelhaft gedacht worden. Der Herr Verfasser hat daher diese Lehre in dem vorliegenden Werke ausführlich und in so praktischer Weise behandelt, daß dasselbe nicht nur Aerzten und Geburtshelfern, sondern auch Criminalbeamten als sehr brauchbar empfohlen werden kann.

Kühne, Dr. Willie, Myologische Untersuchungen. gr. 8. 226 S. und 1 Kupfertafel. broch. 1 Thlr. 10 Ngr.

Dieses Werk enthält eine Zusammenstellung mehrerer Versuchsweisen, welche der Herr Verfasser auf dem Gebiete der Muskellehre angestellt hat. Dieselben bestehen in drei Abtheilungen: 1) über directe und indirecte Muskelreizung mittels chemischer Agentien; 2) über Muskelzuckungen ohne Betheiligung der Nerven; 3) Untersuchungen über Bewegungen und Veränderungen der contractiven Substanzen.

Ravoth, Dr. Fr., (pract. Arzt, Operateur, Accoucheur, Privatdocent an der Universität Berlin), Grundriß der Akiurgie, nebst einem Anhang von fünfzehn Tafeln Instrumenten-Abbildungen und zahlreichen Holzschnitten im Text. Zugleich als vierte Auflage von Schlemm's Operations-Uebungen am Cadaver. gr. 8. VII u. 402 S. broch. 3 Thlr. 20 Ngr.

Bürgt schon der Umstand, daß drei in nicht großen Zwischenräumen erschienene Auflagen der Schlemm'schen Operations-Uebungen verkauft wurden, für die Vorzüglichkeit des genannten Buches, so dürfen wir doch mit Gewißheit annehmen, daß diese vierte Auflage den Beifall nur noch reichlicher erfahren wird, dessen sich die drei vorhergehenden erfreuten. Freilich wird man das frühere Werk in der vorliegenden durchgängig vermehrten und verbesserten Auflage kaum wieder erkennen, da es dem Herrn Verfasser geboten war, dem Umschwunge, den auch der operative Zweig der medicinischen Wissenschaft seit Erscheinen der dritten Auflage erfuhr, Rechnung zu tragen; doch ist immerhin die frühere practische Anlage des Ganzen, die das Buch vorzüglich an Universitäten so beliebt machte, auch in dieser neuen Auflage gewahrt worden. Wir empfehlen daher das Buch sowohl Lehrenden als Lernenden auf dem Gebiete der Operationslehre.

Fuchs, C. J., (Professor an der Thierarzneischule in Carlsruhe), Pathologische Anatomie der Haussäugethiere. 8. XVI u. 447 S. broch. 2 Thlr. 12 Ngr.

Die Literatur über pathologische Anatomie der Haussäugethiere ist, so Tüchtiges und Brauchbares auch in einer Reihe von Abhandlungen in Zeitschriften dafür geleistet worden, nicht zahlreich und es war daher ein zeitgemäßes Unternehmen, nach den neuesten Forschungen ein Handbuch zu bearbeiten, das die wesentlichen Momente kurz und bündig darstellt. Daß dies dem Verfasser gelungen, kann mit Recht gesagt werden, und es ist daher sein Werk nicht nur Thierärzten, sondern namentlich auch Gerichtsärzten zu empfehlen, sowie es selbst practischen Juristen nützlich sein wird, da so manches darin vorkommt, was der advocatorischen Wirksamkeit anheimfällt ꝛc. — Gersdorf's Repertorium.

Auerswald, B., Anleitung zum rationellen Botanisiren. gr. 8. 106 S. broch. 20 Ngr.

Rationelles Botanisiren ist ein Ding der dringendsten Nothdurft in unsern Tagen, wo durch den habgierigen Vandalismus planloser Sammler die schönsten unserer wildwachsenden Pflanzen, namentlich Phanerogamen und Farren immer seltener gemacht und beinahe ganz ausgerottet werden, aber ferner auch ein unabläßiges Gebot für Jeden, der durch Pflanzensammeln sich erheblich und gedeihlich im Studium der Pflanzenkunde gefördert sehen will. Das Schriftchen enthält eine Menge wichtiger Erörterungen und practischer Winke, welche man in den meisten Lehrbüchern der Botanik vergebens sucht, und deren Kunde bei dem Studium der Botanik doch unerläßlich ist und daher jedem zu erwerben frommt, dem Lehrer wie dem Schüler. Wir empfehlen das Buch wegen seines vorwiegend practischen Characters und seiner ganzen Tüchtigkeit Jedem, der sich für Pflanzenkunde und Pflanzenleben interessirt, auf das Angelegentlichste. — Erheiterungen

Sextus Aurelius Victor de viris illustribus urbis Romae. Mit Anmerkungen und einem vollständigen Wörterverzeichnisse, für Schulen herausgegeben von Dr. Karl Fr. Aug. Brohm, weiland Director des Gymnasiums zu Thorn. Dritte, durchgängig berichtigte Ausgabe. kl. 8. IV u. 124 S. broch. 12 Ngr.

Lehmann, Jos., Deutschland, Oesterreich und Italien. Erinnerungsblätter. Zweiter Abdruck. kl. 8. 92 S. broch. 12 Ngr.

Wer die Reise von Wien nach Triest machen und in dieser Stadt und ihrer Umgebung sich umsehen, auch dabei einen Blick nach Italien thun will, dem empfehlen wir diese Schrift, die sich durch eine lebendige Darstellung und durch den verständig beobachtenden Blick, sowie endlich durch die deutsche Gesinnung des Verfassers besonders auszeichnet &c.

Gersdorf's Repertorium.

Zille, Dr. Moritz, Meister Friedrich. Ein Dichterleben. $11\frac{1}{2}$ Bogen. Min.-Ausg. Eleg. gebdn. mit Goldschnitt und Schiller's Bildniß als Deckelverzierung Thlr. 1. 15 Ngr. In farbigen Umschlag cart. mit derselben Verzierung Thlr. 1. 10 Ngr.

Der Herr Verfasser bietet hier ein Leben Schiller's in dichterischer Gestaltung. Die Frische und Lebendigkeit der Darstellung lassen das Bild des allgeliebten Dichters in neuem Glanze vor uns auftauchen und werden wesentlich dazu beitragen, die Begeisterung zu steigern, die man in hohen und niedern Kreisen naher und ferner Länder dem erhabenen Dichterfürsten widmet. Die Ausstattung ist eine in jeder Weise elegante.

Petermann, H., Reisen im Orient. Erster Band. Mit einem Titelbilde: Druse und Drusin. gr. 8. VIII. u. 408 Seiten. broch. Thlr. 3.

Der vorliegende erste Band der Petermann'schen Reisen, welchem der Schluß in einem zweiten Bande unverzüglich folgen wird, enthält nächst der Beschreibung der Reise in Palästina, einem zweimonatlichen Aufenthalte in Jerusalem, einer eingehenden Schilderung der Samaritaner, sowie eines Abstechers nach Cilicien und Cypern den Bericht über das Verweilen des Herrn Verfassers in gerade den Gegenden, welche neuerdings der Schauplatz blutiger Gräuelthaten gegen die Christen gewesen sind. Die vielbesprochenen Drusen und Maroniten hat er dabei näher kennen gelernt, beide Sekten ausführlich geschildert, namentlich aber die Ersteren, über die er von einem ihrer ehemaligen tief eingeweihten Glaubensgenossen die genauesten, sonst ganz unzugänglichen Nachrichten erhielt. Bietet schon aus diesem Grunde dieser erste Band so vieles Interessante, so dürfte auch der übrige Theil des Inhalts als eine wesentliche Bereicherung der einschlagenden Wissenschaften zu betrachten sein.

Bildniß J. G. Droysen's, Professor an der Universität Berlin. Gezeichnet von H. Bendemann. Radirt von H. Bürkner. gr. Fol. Chines. Papier. 1 Thlr.

Böckh, August, des Sophocles Antigone. Deutscher Text. gr. 8. 62 S. broch. 10 Ngr.

Böckh, August, des Sophocles Antigone. Griechischer Text. gr. 8. 61 S. broch. 10 Ngr.

Hotho, H. G., die Malerschule Huberts van Eyck nebst deutschen Vorgängern und Zeitgenossen. Erster Theil: Geschichte der deutschen Malerei bis 1450. kl. 8. 490 S. broch. 2 Thlr. Zweiter Theil: Die flandrische Malerei des fünfzehnten Jahrhunderts. 1 Lief. kl. 8. 244 S. broch. 1 Thlr.

Jessen, Prof. Dr. P., Versuch einer wissenschaftlichen Begründung der Psychologie. gr. 8. 716 S. broch. 3 Thlr. 25 Ngr.

Lengerke, Dr. A. v., Anleitung zur Anlage, Pflege und Nutzung der lebendigen Hecken. Dritte sehr verbesserte Aufl. Herausgeg. von Dr. C. W. L. Gloger. Mit 25 Zeichnungen auf 2 Tafeln. 8. XVIII. u. 78 Seiten. broch. 12 Ngr.

Lerchenfeld, Gustav Freiherr von, Geschichte Bayerns unter König Maximilian Joseph I. Mit besonderer Beziehung auf die Entstehung der Verfassungsurkunde. gr. 8. 416 S. u. 1 Tabelle. broch. 2 Thlr. 10 Ngr. Herabges. Pr. 20 Ngr.

Nitzsch, K. W., die Gracchen und ihre nächsten Vorgänger. Vier Bücher römischer Geschichte. gr. 8. 456 S. broch. 2 Thlr. Herabges. Pr. 1 Thlr.

Pfeil, Dr. W., Anleitung zur Ablösung der Waldservituten. Eine Hülfsschrift für General-Commissionen, Justizbehörden, Forstbeamte. Dritte, mit Rücksicht auf die Preuß. Gesetzgebung bis zum Jahre 1854, gänzlich umgearbeitete Auflage. gr. 8. 369 S. broch. 2 Thlr. Herabges. Pr. 1 Thlr. 10 Ngr.

Pfeil, Dr. W., neue und vollständige Anleitung zur Behandlung, Benutzung und Schätzung der Forsten. Ein Handbuch für Forstbesitzer und Forstbeamte. Erste Abtheilung: Literatur-Nachweisung. A. u. d. T.: Kritisches Repertorium der Forstwirthschaft und ihrer Hülfswissenschaften. 2. Aufl. gr. 8. XXIII u. 243 S. broch. 1 Thlr. $7\frac{1}{2}$ Ngr. Herabges. Pr. 1 Thlr. Zweite Abtheilung: Holzkenntniß und Holzerziehung. A. u. d. T.: Das forstliche Verhalten der deutschen Waldbäume und ihre Erziehung. 3. Aufl. gr. 8. X u. 501 S. broch. 2 Thlr. $7\frac{1}{2}$ Ngr. Herabges. Pr. 1 Thlr. 22 Ngr. Dritte Abtheilung: Forstschutz und Forstpolizeilehre; im Anhange die Nachweisung der preußischen Forstpolizeigesetze. 3. Aufl. gr. 8. 395 S. broch. 2 Thlr. $7\frac{1}{2}$ Ngr. Herabges. Pr. 1 Thlr. 22 Ngr.

Regesta Pontificum Romanorum ab condita ecclesia ad annum post Christum natum 1198. Edidit PH. JAFFÉ. 4 maj. 951 S. 1851. Cart. 12 Thlr. 10 Ngr. Herabges. Pr. 6 Thlr. 10 Ngr.

Repertorium der Physik, enthaltend eine vollständige Zusammenstellung der neueren Fortschritte dieser Wissenschaft. Unter Mitwirkung der Herren Lejeune-Dirichlet, Jacoby, Neumann, Rieß, Strehlke und Andern herausgegeben von H. W. Dove und L. Moser. gr. 8. 8 Bde.

Herabges. Pr. für alle 8 Bände zusammen 10 Thlr.
Einzelne Bände für die Hälfte des früheren Preises.

Rönne, Ludwig v., und **Lette** (Präsident des Revisions-Colleg.) Die Landes-Kultur-Gesetzgebung. 2 Bände. Erster Band: enthält Einleitung, Sammlung der Verordnungen und Rescripte. gr. 8. CXLIV und 909 S. 1854. 3 Thlr. 20 Ngr. — Zweiter Band, enthält den Kommentar. gr. 8. 1032 und 868 S. 1854. 6 Thlr. Herabges. Pr. für beide Bände zusammen 7 Thlr. 15 Ngr.

Rönne, Ludwig v., und **Lette.** Das Domänen-, Forst- und Jagd-Wesen. gr. 8. 1062 S. 1854. 4 Thlr. Herabges. Pr. 2 Thlr.

Rönne, Ludwig v., und **Lette.** Das Unterrichts-Wesen. Erster Band. Allgemeiner Theil. Privat-Unterricht. Volksschulwesen. gr. 8. 965 S. 1855. 3 Thlr. 5 Ngr. — Zweiter Band. Höhere Schulen. Universitäten. Sonstige Kultur-Anstalten. gr. 8. 660 S. 1855. 2 Thlr. 25 Ngr. Herabges. Pr. für beide Bände zusammen 4 Thlr.

Schmidt, Dr. A. W., Geschichte der Denk- u. Glaubensfreiheit im ersten Jahrhundert der Kaiserherrschaft und des Christenthums. gr. 8. 456 S. broch. 2 Thlr. 10 Ngr.

Schmidt, Dr. A. W., Geschichte der preußisch-deutschen Unionsbestrebungen seit der Zeit Friedrich's des Großen. Nach authentischen Quellen im diplomatischen Zusammenhange. Erste Abtheilung: Der Fürstenbund 1785. gr. 8. 402 S. 2 Thlr. Zweite Abtheilung: Der norddeutsche Reichsbund 1806. gr. 8. 246 S. 1 Thlr.

Stamma's Hundert Endspiele. Nach der zweiten verbess. Ausgabe von 1745 bearb. von L. Bledow u. O. v. Oppen. 8. 250 S. Cart. 25 Ngr.

Stieglitz, Charlotte. Ein Denkmal. Mit lithogr. Bildniß. 4. 314 S. 1 Thlr. 15 Ngr. Herabges. Pr. 24 Ngr.

Vincent, L., Der Wiesenbau, dessen Theorie und Praxis. Zweite Aufl. Mit 12 Tafeln Abbildungen. 8. XIV u. 288 S. broch. 2 Thlr.

Werder, Karl, Columbus. Trauerspiel. gr. 8. 315 S. broch. 2 Thlr.

Wörterbuch, encyclopädisches, der medicinischen Wissenschaften. Herausgegeben von C. F. v. Gräfe, C. W. Hufeland, H. F. Link, K. A. Rudolphi und E. v. Siebold, Dr. H. W. Busch, J. F. Dieffenbach, J. C. Hecker, E. Horn, J. C. Jüngken, H. F. Link und J. Müller. gr. 8. 37 Bde. incl. Reg.-Band. 1828—1849. 37 Thlr. Herabges. Pr. 15 Thlr.

Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.

Inhalts-Verzeichniß.

Deutschland und das Ausland.

Frankreich.

England.

Italien.

Spanien.

Belgien.

Holland.

Schweden.

Norwegen.

Rußland.

Finnland.

Polen.

Bestellungen
übernimmt jedes Postamt des deutsch-österreichischen Postvereins, sowie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallstraße Nr. 21) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin

für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazin's" nicht direct correspondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commissionair, Herrn H. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

№ 27. Mittwoch, den 4. Juli 1860. 29. Jahrgang.

Inhalt:

Frankreich.

Die Abtretung Lothringens an Frankreich.*

Charakter und Deutschheit Lothringens.

Die Geschichte ist so eigensinnig, uns nicht blos Dinge zu erzählen, die uns Herz und Muth anfeuern, sondern auch solche, die zwar fesselnd genug, aber nicht eben anmuthig und oft in unliebsamster Weise den Wünschen und Hoffnungen unseres Ich's entgegengesetzt sind. Auch fehlt zuweilen, man muß es leider einräumen, abgesehen von der sittlichen, sogar jene dramatische Gerechtigkeit, welche tragische Schicksale an großartige Katastrophen knüpft; statt eines gewaltigen Sturzes tritt an einzelnen Stellen ein allmähliches leises Hinschwinden ein; es geschah eine Veränderung der Scene, welche selbst die Mitwelt kaum bemerkt hat.

Solcher Art ist die Entwickelung, die das Herzogthum Oberlothringen, das Land an der Meurthe und die obern Stromgebiete der Mosel und Maas, nordwestwärts von den Vogesen, dem deutschen Reichskörper entfremden durfte. Die Entfremdung ist so verborgen vor sich gegangen, daß unsere deutschen Publizisten, als sie endlich diesen Zipfel des Reichsmantels erfaßten, nicht daran glauben wollten, daß die Abtrennung schon als vollendete Thatsache vorlag. Der berühmte Halle'sche Jurist Johann Peter Ludewig (1668—1743) hat, als er im Jahre 1697, bei Gelegenheit des Ryswicker Friedens, seine beiden Abhandlungen über die unrechtmäßige Besetzung Lothringens durch den König von Frankreich und über die Zusammengehörigkeit des Herzogthums zum deutschen Reiche schrieb, sich diesen Ungläubigen beigezählt, und noch in unseren Tagen kann so mancher deutsche Vaterlandsfreund schwer den Glauben an die unabänderliche Losreißung einer Landschaft über sich gewinnen, die, genau genommen, den Stempel deutscher Weise zu drei Viertheilen eingebüßt hatte, ehe denn der Lehnsverband mit dem Reiche gänzlich zerrissen war. So verhielt sich die Sache in Wirklichkeit, und die Wirklichkeit der Geschichte ist bei alledem nicht so schlimm, als das düstre Bild unserer Vorstellung.

* Histoire de la réunion de la Lorraine à la France par Mr. le comte d'Haussonville, 2. édition, Paris, Michel Lévy frères, 1860.

Wir beschränken uns hier auf das eigentliche Herzogthum Lothringen, das mit dem Herzogthum Bar oder, nach einigen deutschen Schriftstellern, dem „Herzogthum an der Maas," französisch: dem „Barrois," unter demselben Fürstenhause stand. Niederlothringen oder die Niederlande und die sogenannten „Drei Bisthümer" (Metz, Toul und Verdun), welche geographisch Theile von Oberlothringen sind, haben ihre eigene Geschichte. In wie weit dieselbe deutsch zu nennen, darüber läßt sich nicht leicht eine bündige Antwort geben. Uns Deutschen wird der Waffenstillstand von Vaucelles vom 5. Februar 1556, der zuerst Metz, Toul und Verdun an Frankreich, nämlich an ihren Eroberer Heinrich II. brachte, lange in lebhaftem Andenken sein, aber meint man etwa, daß das Herzogthum selbst, daß der Kern des alten Oberlothringens inniger zum deutschen Reiche gehalten hätte? Graf d'Haussonville, dessen mit Geist und Fleiß geschriebene „Geschichte der Vereinigung Lothringens mit Frankreich" kürzlich in zweiter Auflage erschien, spricht von lothringischer Anhänglichkeit an Deutschland äußerst wenig, obgleich er sich vorwiegend als Lothringer und nicht gar schroff als Franzose fühlt. Die Herzöge von Lothringen und Bar waren zwar Fürsten deutschen Geschlechts, denn sie stammten wohl zweifellos von Gerhard, Landgrafen vom Elsaß ab, welcher Gerhard um 1048 von Kaiser Heinrich III. die Belehnung mit dem Herzogthum Lothringen empfangen hatte. Aber die Unterthanen dieser deutschen Reichsfürsten deutschen Stammes folgten dennoch, was Charakter und Sprache betrifft, in ihrer Mehrzahl dem romanischen Typus ihrer französischen Nachbarn. Und blieben denn die Herren des Landes dem deutschen Wesen getreu? Man schlage die Geschichte Frankreichs nach! Die jüngern Glieder des Herrscherhauses hatten früh ihren besondern Zug nach Paris und Versailles; was haben nicht die Guisen für eine Rolle gespielt! Vollends neigte der Schwerpunkt nach Westen hinüber, als die Herzöge in Bezug auf Bar die Lehnsoberheit des Allerchristlichsten Königs anerkannten. Was half es da, daß die unermüdliche Feder des deutschgesinnten Jean Jaques Chifflet in dem commentarius Lothariensis (Antwerpen, 1649) die Hoheit des deutschen Reichs über Bar vertheidigte? Die französischen Waffen waren stärker. Nach der siebenundzwanzigjährigen Occupation Lothringens (vom August 1670 bis zum Ryswicker Frieden, 30. October 1697, der immerhin Frankreich um Longwy und Saarlouis bereicherte) durch die dichten Schlachtschaaren des allmächtigen Ludwig XIV. ward es eine selbstverständliche Pflicht, daß die letzten altlothringischen Herzöge, Leopold, am 27. November 1699, und Franz III., am 1. Februar 1730, dem Könige von Frankreich und Navarra für das Herzogthum Bar Huldigung und Lehnseid leisteten. Fragen wir nun das Bewußtsein des Volkes in dem „Barrois," so mag die allzu große Nähe der Grafschaft Champagne verschuldet haben, daß die Anwohner der Maas und des Ornain sich für Franzosen hielten und Jeanne d'Arc* aus Domremy (zwischen Vaucouleurs und Neufchâteau), uneingedenk oder unbekannt mit der Oberhoheit des Kaisers zu Prag, als Jungfrau von Orleans zur französischen National-Heldin werden konnte. Allein das geschichtliche Recht hatte — nach unsern Begriffen — der Kaiser für sich.

Den Verfasser der „Histoire de la politique extérieure du gouvernement français" (1830—1848) dürfte vielleicht der Vorwurf treffen, daß er auch in seiner lothringischen Geschichte den politischen Ge-

* Es wird selbst von französischen Historikern zugegeben, daß der Name Darc (nicht d'Arc) nicht romanischen Ursprungs, sondern mit dem englischen dark (dunkel) verwandt sei. D. R.

sichtspunkt über alle andern, namentlich über den des Rechts gestellt hat. Es möchte hier, sowie in allen Richtungen, wo deutsche Quellen und Kenntniß deutscher Sprache und Verhältnisse nothwendig waren, noch manche Lücke auszufüllen sein. Indessen ist allerdings das „Staatsrecht" ein Gewächs aus dem Boden des deutschen Reiches, und die Rechtsgeschichte, man könnte fast sagen, eine Erfindung der deutschen Wissenschaft.

Darum wollen wir mit den Rechtsanschauungen des edlen Grafen minder streng zu Gericht gehen, als die Bedingnisse auch einer politischen Geschichte es sonst erforderten. Die Frage, wie Lothringen zu Deutschland sich stellte, müssen wir, so gut als möglich, aus dem Material, das d'Haussonville geboten, und aus eigenem, zu erörtern versuchen.

Das alte Herzogthum Lothringen bestand neben der Grafschaft Salm aus drei Haupttheilen und Amtsbezirken (baillages): aus der Landschaft Nancy (Nanzig) oder Lothringen im engsten Sinne, wo die Hauptstadt lag, aus dem Wasgau (baillage de Vôge, d. h. Amtei der Vogesen) mit dem Hauptort Mirecourt und endlich Deutsch-Lothringen (baillage d'Allemagne) mit dem Hauptort Wallerfangen (Vaudrevange), in der nächsten Umgegend der von Ludwig XIV. auf fremdem Gebiet angelegten Festung Saarlouis. Es sind die Thäler der Saar und Nied die einzige Stelle in Lothringen, wo die Deutschen massenweise beisammen wohnen. Von diesem Deutsch-Lothringen besitzt jetzt die Krone Preußen das untere Saarthal mit Saarlouis und dem sehr herabgekommenen winzigen Vaudrevange. Die obern Landstriche an der Saar vertheilen sich von Süden nach Norden den Fluß hinab unter die französischen Departements: Meurthe mit Saarburg (Sarrebourg), Niederrhein mit Saarwerden und Bouquenom, und Mosel mit Saaralbe und Saargemünd (Sarreguemine). Außerdem zieht sich das deutsche Sprachelement im Mosel-Departement längs der ganzen deutschen Gränze, d. h. längs des Luxemburgischen, Trierschen und Pfälzischen hin; deutsche Orts- oder genauer Dorfnamen leiten hier von vornherein schon mit Recht auf die Spur deutscher Volksthümlichkeit, während freilich in den Städten das amtliche Franzosenthum vorherrscht.

Also nur etwa der dritte Theil des eigentlichen Herzogthums Lothringen (ohne Bar) schloß und schließt sich ethnographisch an Deutschland an, aber es war auch bezeichnend genug, daß die Lothringer diese Landschaft „Amtsbezirk Deutschland" nannten. Das war ihr „Deutschland." Drüber hinaus scheinen sie deutsches Volksthum bei sich nicht zu kennen. Denn in den übrigen Landschaften war auch wirklich das romanische Element fast allein vertreten. Hätte man nun deshalb die Lothringer aus der herzoglichen Zeit für Franzosen erachten dürfen? Nichts weniger als das! Der Lothringer hatte sein eigenes lothringisches Vaterland, dem er mit warmer Hingebung anhing, Deutschredende und Französischredende wußten sich als die Söhne derselben fruchtreichen Erde und darum als Brüder! Es war ein ähnliches Verhältniß unter den Einwohnern, wie noch gegenwärtig die Schweiz darstellt. Wer die Schweiz anschaut, wird uns zugeben, daß Sprache und Volksthum nicht so ganz zusammenfallen. Der gemeinsame Wohnplatz und gemeinsame Schicksale durch Perioden der Geschichte hindurch bereiten ein starkes Ferment, das höchst ungleichartige Grundstoffe zu lebendiger Einheit verschmelzen kann. Ein Janusangesicht besaß die „Lotharingische Jungfrau" allerdings, aber einen inneren Zwiespalt hatte sie nicht zu ertragen. Bieten nationale Sympathien und Antipathien einen Maßstab für die Beurtheilung der Festigkeit eines nationalen Typus, dann möchte im Gegentheil die alte Abneigung der Franzosen gegen die Lothringer deren nationale Geschlossenheit sehr nachdrücklich bezeugen. Diese Abneigung ist sprüchwörtlich. Vielleicht um das Doppelwesen der Lothringer in der Verzerrung nach der Seite der Sittlichkeit zu kennzeichnen, sagt der Franzose in seinem Aerger von ihnen: Lorrain vilain traître à Dieu et à son prochain! Zum Glück widerlegt die Geschichte dieses Sprüchwort am besten. Die Treue der Lothringer gegen ihr Fürstenhaus, die sich so viele Jahrhunderte in Sturm und Drang trotz tausendfacher Verlockung bewährt hat, ihre Zuverlässigkeit als Soldaten und gerade ihre häufig nur zu sehr an Schwärmerei gränzende Frömmigkeit sind Eigenschaften, die der angeblichen Falschheit wohl klar widersprechen.

Kommen wir auf die oben aufgeworfene Frage zurück, so war es vorzugsweise jene abgerundete Geschlossenheit des lothringischen Partikularismus, welche den äußersten Vorposten von der Hauptmacht des deutschen Reiches getrennt hat. Der in den großen Reichsgeschlechtern früh erwachte Trieb nach Selbständigkeit wurde hier, bei Lothringens Fürsten, durch die Entfernung von dem Mittelpunkte Deutschlands und andererseits durch die nahe Gefahr, von einem übermächtigen Nachbar verschlungen zu werden, zu einer ungewöhnlichen Spannkraft gesteigert. Dazu kam, daß der Landadel, dessen Privilegien ohne Benachtheiligung der Gemeinen, sorgfältig geschützt wurden, wenig Lust verspürte, die Lehnsmannschaft eines Lehnsmannes zu sein. Was konnte der Adel von der Einmischung von Kaiser und Reich gewinnen? Die Staatsämter, soviel es deren gab, waren in seinen Händen; in den „Assisen" übte er allein für Jedermann kostenfreie Justiz (welcher feudale Zustand im Ganzen gewiß zur Zufriedenheit des Landes unerhört lange, nämlich bis 1634, d. h. bis in die Mitte des 30jährigen Krieges fortdauerte); sein Bestand war durch den echten Grundzug aller Aristokratie, durch die Gleichheit gesichert. Der lothringische Adel verschmähte andere Titel als die uralten: „baron" und „seigneur," die „grands chevaux de Lorraine," d. h. die „großen Ritterpferde," wie die vier ältesten Adelsgeschlechter — unserm Autor seltsam unverständlich — hießen, und zwar die Du Châtelet, die Ligneville, die Haraucourt und die Lenoncourt, ebenso wie die „petits chevaux de Lorraine," acht oder zwölf an der Zahl, worunter die Ludres, d'Haussonville,* Savigny, die Beauvau, Desarmoises, die Bassompierre, die Gournay, Raigecourt, Hunolstein u. A., welche die nächstältesten Familien waren, hielten ihre Stimme in den Gerichten und auf den in früherer Zeit fast jährlich versammelten Landtagen der drei Stände, kurz ihre wirksame Bedeutung höher, als prunkende Titel, und waren am stolzesten auf die Stellung von Gleichen des Herrschers. Erst in den letzten Jahren des 17. Jahrhunderts, unter Leopold, tauschten sie den Verlust ihres politischen Ansehens gegen den Gewinn der aus Frankreich entlehnten Titel „Marquis" und „Graf" ein. Diese Männer von Recht und Schwert hatten selbst zuviel Autarkie, Selbstgenüge und Selbstgefühl, als daß sie nach den Gnaden von Kaiser und Reich sehnsüchtig geblickt hätten. Und wie sie dachten, dachten auch Klerus und Volk. Die Geistlichkeit, deren Oberhäupter, die Fürstbischöfe von Metz, Toul und Verdun, außer Landes auf eigenem Grund und Boden residirten, folgte in Ermangelung tonangebender Führer der Losung des Adels, obwohl sie bei 33 Kollegiatstiftern, 55 Abteien, 97 Prioraten, 1090 Pfarreien ohne die Filialkirchen, 779 Kapellen, der Jesuiten-Universität Pont-à-Mousson, sechs ihr offenen Komthureien der Johanniter und zweien des heiligen Antonius-Vincenz mit guten Pfründen reichlich gesegnet war und wenigstens ein Massengewicht in die Waagschale zu werfen vermochte. Der dritte Stand endlich, der jüngste, der zwar im Staatswesen und auf den Landtagen einen bescheideneren Platz einnahm, während ein ziemlicher Steuerantheil auf ihm lastete, strebte nicht, wie der französische, in bitterer Opposition sich geltend zu machen, sondern hielt treu zum Fürstenhause, mit dessen Wohl er das seinige eng verknüpft glaubte. Das war die Stimmung der Stände. Ihr Recht der Selbstregierung und Selbstbesteuerung, von der Dynastie weislich beschützt und benutzt, förderte den Geist der Unabhängigkeit beim ganzen Volke. Unter solchen Auspizien in der Heimat gelangten die Herzöge leicht zu völliger Selbständigkeit gegen Außen. Herzog Anton der Gute verschaffte sich durch den Nürnberger Vertrag von 1542 die Lösung des Lehnsverbandes mit dem Reich. Derselbe Karl V., der Julianus Apostata der humanen Wiedergeburt, welcher vierzehn Jahre später in die Abtretung der „Drei Bisthümer" willigte, mußte auch dieses Zugeständniß gegen seine römische Weltherrschaft unterzeichnen. Von da ab gingen die Herzöge von Lothringen nicht mehr zur Huldigung und Eidesleistung nach Frankfurt, aber wohl beschwuren sie, ein Jeder bei seinem Regierungsantritt, angesichts der feierlichen Landtagsversammlung zu Nancy die unverbrüchliche Aufrechthaltung der Rechte, Freiheiten und Privilegien ihrer drei Stände.

In dem hier Gesagten ist die spätere Katastrophe der lothringischen Verhältnisse schon vollständig angelegt. Lothringen ging derselben, nimmt man die Hoheitsansprüche über Bar als nebensächlich aus, in der Stellung eines selbständigen, souverainen Staates entgegen, dessen innerer Bestand eine starke Aristokratie und eine tiefgewurzelte, volksbeliebte Stände- und Rechtsverfassung verbürgten. Vom deutschen Reiche hatte der kleine Staat kein Recht mehr, Hülfe zu fordern; was ihn allein noch erhalten konnte, war die unauflösliche Einheit der Rechte des Fürsten mit denen der Nation. Wo die Unabhängigkeit des Thrones, ja das Dasein der Souverainetät auf dem Rechtsboden der Landesverfassung erbaut war,

* Die alten Barone d'Haussonville sind ausgestorben. Ein Theil ihrer Baronie, den das Haus Cléron-Saffres geerbt hatte, ward von Herzog Leopold zu Gunsten seines Großmeisters der Artillerie, des Baron Ignaz von Cléron-Saffres, in eine Grafschaft verwandelt. Von diesen Grafen d'Haussonville — ich glaube, auch unser Autor gehört zu ihnen — lebte unlängst noch ein hervorragender Abkömmling in Preußen. Es war das der königl. preuß. General-Lieutenant z. Disp., Graf Cléron-d'Haussonville, der noch im Jahre 1856 die 5. Kavallerie-Brigade zu Frankfurt a. d. O. kommandirte, aber seither verstorben ist. Die Schreibart „Clairon" in den preuß. Armeelisten hat nichts für sich.

da mußte die landesherrliche Handhabung derselben das Geschick des Fürstenhauses bestimmen. Dies ist der Knotenpunkt, den Graf d'Haussonville, zu sehr vom Zuge der Politik ergriffen, nicht hinlänglich markirt hat. Wir möchten, durch eigene Abkunft dem Schauplatze des fraglichen Ereignisses nicht fernstehend, die dringende Vermuthung aussprechen, daß das lothringische Haus den Verlust der „Wiege seines Geschlechts" vorzüglich der Drangabe seiner Rechtsstellung im Lande, d. h. dem verhängnißvollen Umstande verdankte, daß es sich in falscher Nachahmung der Bourbonen einfallen ließ, die Landesverfassung anzutasten. Wie durfte sich die Dynastie über die Französirung des Landes wundern oder beklagen, wenn sie selbst die heimischen Einrichtungen auf französischen Fuß zu setzen begann? Als Ludwig XIII. nach der Einnahme von Nancy unter Abschaffung „aller andern souverainen Gerichtsbarkeit," nämlich der der Assisen, eine „cour souveraine" von gelehrten Richtern daselbst installirt hatte (7. September 1634), fand der halbvertriebene Herzog Karl IV. diese Maßregel so trefflich, daß er zu Sierk sofort ein Gleiches that, dann eine ambulante cour souveraine auf seinen unfreiwilligen Wanderzügen mit umherschleppte und ohne Klugheitsrücksicht auf seine armselige Lage und die doppelt wichtige Stimmung der treu gesinnten Ritterschaft bis zum Ende bei seiner bald wirklichen, bald idealen Richtergewalt eigensinnig beharrte. Seinen Protest von Yverdun im Jahre 1661 mußte der Adel hart büßen, der Freiherr von Cléron-Saffres z. B. mit Landesverweisung. Und nun folgte 1670 die neue französische Occupation, welche 27 Jahre lang, die ganze Regierungszeit Herzog Karl's V. hindurch und die ersten sieben Regierungsjahre des glücklichen Leopold, Lothringen das Loos einer eroberten Provinz (pays conquis) der Krone Frankreich bereitete und überall den französischen Stempel aufzuprägen bemüht war. Es würde die Popularität der 1697 zurückkehrenden Dynastie sehr erhöht haben, wenn Herzog Leopold, dem es an weiser Mäßigung nicht gebrach, in den Bahnen der uralten Landesverfassung gewandelt wäre. Leopold beschwor zwar auch nach seinem Einzug in Nancy die Freiheiten seiner Unterthanen, aber weder berief er den Landtag der drei Stände, noch stellte er die drei Assisen (von Nancy, Mirecourt und Baudrevange) wieder her. Statt deren, setzte er eine neue cour souveraine nach französischem Muster ein und gewährte der Ritterschaft außer einer stoßweißen Lieferung französischer Adelstitel nur den Trost einiger Sitze neben den Plätzen der gelehrten Mitglieder dieses Parlaments. Der „aufgeklärte Absolutismus," dem Leopold huldigte, schob mit Manier, doch nachdrücklich genug, die alten Rechtsgewohnheiten des Landes (les coutumes de Lorraine) bei Seite und gab, ohne es zu ahnen, selber das Vorspiel zu der Umwälzung, die das Land an Frankreich überantwortete und dem einheimischen Fürstenhause den Boden unter den Füßen entzog.

Schon mit dem Tode Leopold's hatte auch die Todesstunde des lothringischen Staates geschlagen. Herzog Franz III., der am 27. März 1729 den Thron seines Vaters erbte, hatte die sechs vorhergehenden Jahre in Oesterreich, meist am Hofe Kaiser Karl's VI. verlebt. Der bestimmte Gemahl für die Erzherzogin Maria Theresia galt in den Augen des dortigen Hofes und in seinen eigenen als österreichischer Prinz, ja als dereinstiger Kaiser von Deutschland. Als er von seinem Erbe Besitz nahm, fühlte er sich fremd in der Heimat seiner Väter; der Geist, der ihn hier anwehte, hatte nichts gemein mit der steifen Grandezza des Wiener Hofcermoniels. Aber in anderer Hinsicht war Franz auch sparsam und einfach, und er hatte viel von deutscher, von süddeutscher Sinnesart, zumal unter dem Einfluß der charakterstarken Erzherzogin, eingesogen; er paßte ganz und gar nicht in die französirte Atmosphäre der gutmüthigen Frivolität der Günstlinge seines verschwenderischen Vaters. Fühlte er sich fremd und unheimlich daheim, so wurden seine Unterthanen noch mehr von seinem Wesen abgestoßen, und er merkte das wohl. Der Schwerpunkt seines Selbst, wie der seiner Krone, war über Lothringen hinaus entrückt; es bedurfte nur eines mäßigen Anstoßes, und er war von der Schwelle seiner Ahnen verdrängt.

Diesen Anstoß gab der polnische Erbfolgekrieg. Stanislaus Leszczyński, durch seine Tochter Maria der Schwiegervater Ludwig's XV. von Frankreich, hatte das Schicksal gehabt, zum zweiten Male zum König von Polen gewählt zu werden. Obgleich Ludwig's Premierminister, der greise Kardinal Fleury, gegen kriegerische Unternehmungen einen tiefen Abschen hegte, so schien doch die Ehre und der Rang des eignen Königs die Verfechtung der Kandidatur des zum Privatmann herabgedrückten Stanislaus zu erfordern, und Fleury war ein zu guter Hofmann, um nicht dem Glanz des bourbonischen Hauses ein wenig zu opfern. So zog Frankreich das Schwert gegen die Feinde dieser Kandidatur, und zwar gegen Oesterreich, das die Wahl des Kurfürsten August von Sachsen unterstützte. Sehr zum Aerger des friedliebenden Kardinals hatte Frankreich ein kaum erwartetes Kriegsglück; sowohl in Deutschland als in Italien siegten seine Waffen. Belle-Isle, Villars, Asfeldt, Broglie, Noailles hatten in beiden Feldzügen von 1734 und 1735 Lorbeeren gepflückt und Eroberungen gemacht — der Thatendurst der französischen Jugend erheischte noch größere. Dem beschloß der alte Fleury zuvorzukommen. Im grellen Widerspruch mit den Erfolgen der Feldherren ergriff er die erste beste Gelegenheit und sandte in der Person des Herrn von La Baume einen geheimen Agenten nach Wien. La Baume bewährte sich als der geeignete Mann, hätte man ihn nur handeln lassen! Der französische Bevollmächtigte wußte dies Ziel der Gedanken des Kardinals den kaiserlichen Ministern Sinzendorf und Bartenstein ganz gelegentlich und recht geschickt anzudeuten. War etwa die polnische Krone für Stanislaus dieses Ziel? Nein, dem alten Herrn war ein besserer Einfall gekommen, er wünschte Lothringen durch die Zwischenperson des königlichen Schwiegervaters an Frankreich zu bringen, La Baume verlangte Lothringen für Stanislaus. Der Gesichtspunkt, daß Frankreich es nicht gleichgültig mit ansehen könne, wenn der künftige Kaiser von Deutschland zugleich der Souverain eines Landes sei, das nah an der Mitte von Frankreich liegt, erschien plausibel genug; aber wie seltsam bescheiden klang das in den Ohren der kaiserlichen Diplomaten, denen der Sieger in Deutschland und Italien einen Frieden anbot, der dem Kaiserhause von eigenem Erbgut keinen Fuß breit Landes kosten sollte! Ja, der Sieger überbot sich noch. Fleury schrieb an den Kaiser selbst ein paar lamentable Briefe devotester Art, voll rührender Besorgniß für die gemeinsame Sache der katholischen Mächte. D'Haussonville hat Unrecht, wenn er hierin Ultramontanismus wittert. Bei dem Gallikaner Fleury war es einfach ein Kardinalsmantel muthlosester Friedensmanie. Das Ergebniß zeigten die Wiener Präliminarien vom 3. October 1735, kraft deren Stanislaus das Barrois sofort, Lothringen aber erst dann erhalten sollte, wenn der Großherzog von Toskana gestorben und sein Land an den kaiserlichen Eidam gefallen wäre. Ein Schrei des Entsetzens fuhr durch Frankreich, und Jeder warf die Schuld dieser diplomatischen Niederlage nicht auf den Unterhändler, sondern auf den Kardinal-Premierminister. Was thun? Um seinen Fehler zu verbessern, schickte er in Herrn Lestang einen neuen Agenten, der sich an der Vermählungsfeier von Maria Theresia mit Franz von Lothringen erlustigen durfte, endlich einen dritten, den Herrn Dutheil, und schrieb noch zwei flehende Briefe an die apostolische Majestät, in denen er um die Annäherung des Anfalls von Lothringen bat und den Kaiser auf die Gefahr für seinen Ministerposten allerunterthänigst aufmerksam machte. Natürlich hätte Frankreich seinen Wunsch, die unmittelbare Abtretung Lothringens an Stanislaus Leszczyński, nimmer erreicht, wenn nicht der Kardinal in seiner Seelenangst die Feder dem bisher stets umgangenen Minister des Auswärtigen, Herrn Chauvelin, überlassen hätte, der in seinen Marginalien etwas energischer sprach, und wenn nicht Herr Dutheil in 100,000 guten, baaren Gulden zur Aufklärung des Herrn von Bartenstein und 20,000 dito zu der des Hofrathes Kiew das Mittel gefunden hätte, die österreichische Politik geschmeidiger zu stimmen.

So kam, als Schluß der Tragikomödie, der Wiener Friedensvertrag vom 15. Februar 1737 zu Stande. Der Exkönig Stanislaus Leszczyński erhielt auf seine Lebenszeit die Souverainetät über die Herzogthümer Lothringen und Bar, Frankreich das eventuelle Successionsrecht, indem nach Stanislaus' Tode der Besitz der Herzogthümer unmittelbar an die französische Krone übergehen sollte. Nicht ohne heftigen innern Kampf hatte Herzog Franz III. der Proteste seiner Umgebung, des Prinzen Karl Alexander, des Prinzen von Craon, des Marquis von Gerbevilliers, der Herren von Lambertye und Lenoncourt, sich entschlagen; dreimal hatte er die Feder fortgeworfen, ehe er am 11. April 1736 die Abtretungsurkunde unterschrieb. Aber der Gemahl der Thronfolgerin mußte dem Willen des Kaisers weichen. Auf der Gegenseite war freilich die Rolle, die Ludwig XV. seinem Schwiegervater zumuthete, noch in höherem Grade unehrenvoll. Stanislaus übernahm die Rolle eines Scheinherrschers. Durch den geheimen Vertrag, oder die Declaration von Meudon vom 30. September 1736, wurden die ganze Finanzverwaltung und alle Einkünfte von Lothringen und Bar dem Könige von Frankreich überwiesen, ohne dessen Genehmigung kein Beamter ernannt werden sollte, wogegen Stanislaus mit einer Abschlagssumme von 1,500,000 Livres jährlich, die nach dem Tode des Großherzogs von Toskana auf zwei Millionen Livres steigen würde, abgefunden ward. Den Bevollmächtigten des Königs von Frankreich bei seiner Person, und zwar den sehr entschiedenen Herrn Chaumont de la Galaizière, mußte der König-Herzog zum „Intendanten der Justiz, der Polizei und der Finan-

zen," wie die Declaration, Art. 7 besagt, d. h. zu seinem eigenen Oberaufseher, annehmen.

Lothringen war mit Fleisch und Bein französisch geworden, ehe es öffentlich — vom 24. Februar 1766 an — französisch hieß!

T. v. G.

Zur Geschichte der Civilstandsregister.*

Unsere neuere staatliche und bürgerliche Entwickelung legt, wie schon ein flüchtiger Blick auf ein beliebiges Lebensgebiet merklich macht, einen hohen Werth auf die Nachweise der Statistik, denn sie fühlt das Bedürfniß der Gewißheit, Genauigkeit und Sicherheit für den Bereich der Thatsachen, auf deren Grund und Boden das jeweilige Geschlecht fußt. Diese Thatsachen bilden in gewissem Sinne den Spiegel für den Zustand der Generation und zwar den Spiegel der unantastbaren Wirklichkeit, die man eben hinnehmen muß, ob sie dem Einzelnen gefällt oder nicht. Erwägt man, wie sehr unser menschliches Wohlergehen von der gründlichen Kenntniß unserer Kräfte und von der weisen Benutzung eines zuverlässigen Materials abhängt, so wird man gern eingestehen, daß die Leistungen des Belgiers Quetelet und anderer Statistiker, vorzüglich im Fache der Personalstatistik, nicht blos die wohlerworbene Anerkennung der Gegenwart verdienen, sondern in noch unendlich reicherem Maße einer bedeutungsvollen Zukunft entgegengehen. Für die sämmtlichen Zweige des Staatslebens und der Erfahrungswissenschaft, für Staat und Recht, für Geschichte, Volkswirthschaft, Völkerkunde, Naturlehre und Arzneikunst stehen die ergiebigsten Schätze an lebendigen Stoffen in Aussicht.

Was die Personalstatistik anlangt, so hat hier die Staatsgesellschaft ein selbstverständliches Interesse an der genauen Aufzeichnung des Familienbestandes ihrer Bürger, denn der Staat wächst ja aus der Wurzel der Familie empor. Geburt, Verheiratung und Tod der Staatsmitglieder beeinflussen die Wirksamkeit des Ganzen, wie den Rechtsverkehr der Einzelnen zu jeder Stunde — sollten da die Hauptereignisse in dem Leben der Person, der doch der Staat seine eigenste Sorge zu widmen hat, nicht des wohlthätigen Schutzes der Oeffentlichkeit und insonderheit der staatlichen Oeffentlichkeit genießen? Der Staat bleibt immer die große und wohlgeordnete Familie, der selbst das vereinsamte Individuum noch angehört, und es macht darum dem aus der Revolution wiedererstandenen Frankreich keine Unehre, daß es jene Aufgabe des Staats im Bewußtsein der Sache und mit Entschlossenheit in die Hand nahm. Der Tribun Siméon, nachmaliger Justizminister im Königreich Westfalen und übrigens ein Ehrenmann, sagte, als die Einführung der staatlichen Civilstandsregister berathen wurde: „Die große Staatsfamilie hat sich als die Wahrerin und Bewahrerin der ersten und wesentlichsten Rechtstitel des Menschen constituirt; er wird in der That nicht für sein Selbst geboren, noch blos für die Familie, sondern für den Staat. Indem er die Geburt feststellt, sorgt der Staat zugleich für das öffentliche Interesse der Gesellschaft, wie für das Privatwohl des Individuums." — „Die Register sind allen Familien gemeinsam, welcher Rang, welche Stellung, welche Reichthümer sie unterscheiden mögen. Dazu bestimmt, die drei Hauptepochen des Lebens zu bezeichnen, mahnen sie uns daran, daß wir geboren werden, uns wiedererzeugen und sterben, alle nach denselben Gesetzen!"

Bis zur Revolution von 1789 hatte auch in Frankreich der Pfarrklerus die Aufzeichnung jener Ereignisse in die Kirchenbücher zu besorgen, und es geschah dies in Einklang mit den Bestimmungen des Tridentinischen Concils und der sie ergänzenden Synodalbeschlüsse der Diöcesan-Geistlichkeit. So gab es auch in Frankreich die gewöhnlichen Tauf-, Ehe- und Sterberegister in jeder Pfarrei. Weil die katholische Religion Staatsreligion, folglich eine jede geistliche Handlung zugleich Staatshandlung war, durfte die Verschmelzung des Priesters und des Staatsbeamten in einer Person sowohl überhaupt als in der genannten Beziehung nichts Anstößiges haben. Anders dachte die Revolution. Sie schrieb die Losung: „Trennung der Kirche vom Staat," auf ihre Fahne. Wenn der Staat aufhörte, einer herrschenden Kirche anzuhängen (wobei sich beide Theile in wechselseitiger Dienstbarkeit befanden), schien es ihm Pflicht, dem Priester ungeistliche Functionen abzunehmen und die Kirchenregister ihres weltlichen Rechtscharakters zu entkleiden, so daß sie jetzt nur noch die Verwaltung der Sakramente selbst feststellen sollten. Siméon erklärte dies im Tribunal mit folgenden Worten: „Da die römisch-katholische Religion nicht mehr die herrschende ist, kann man solche Familien, die sie nicht bekennen, auch nicht dazu zwingen, daß sie sich bei Ereignissen, welche ihre nächsten Interessen berühren, an die Priester dieser Religion wenden. Die Nation, welche sich, so wenig wie die Individuen, in Sekten spalten darf, mußte für alle Staatsbürger Register aufstellen und Beamte einsetzen, deren sich Alle ohne Widerwillen bedienen können. Selbst wenn alle Franzosen denselben Gottesdienst hätten, würde es doch noch gut sein, daß man stark markirte, wie der Civilstand und der religiöse Glaube nichts miteinander gemein haben, wie die Religion den Civilstand weder nehmen noch geben kann, wie dieselbe Unabhängigkeit, welche sie für ihre Dogmen und ihre geistlichen Interessen beansprucht, auch der Gesellschaft für die Regelung und Aufrechthaltung des bürgerlichen Zustandes und der zeitlichen Interessen zukommt." — In diesen Worten ist die Würde des Staats, ohne Unterschied des Glaubens der Unterthanen, der Hort allen Rechtes zu sein, hinlänglich kräftig bezeichnet und Herr Gustav Chaix d'Est-Ange, der Bonapartistische Advokat am kaiserlichen Gerichtshofe zu Paris, hat klug gethan, solchen Ausspruch zu dieser Zeit uns in's Gedächtniß gerufen zu haben.

Die Führung der öffentlichen Register ging also bei Beginn des Kaiserreichs an weltliche Civilstandsbeamte über, und obgleich, namentlich auf dem Lande wegen der Unwissenheit und Nachlässigkeit der mit der Sache betrauten Munizipalen, anfänglich große Schwierigkeiten hervortraten, welche man unter der Fürsorge der studirten Kleriker nicht gekannt, hat sich Frankreich doch allmählich an die neue Einrichtung dermaßen gewöhnt, daß die alte jetzt einer ausführlichen Erklärung bedarf, um nur verstanden zu werden. Die größtentheils nur örtlichen Mängel suchte man im Verwaltungswege durch strenge Aufsicht und daneben durch Beförderung des Volksunterrichts zu beseitigen, und überdem kamen den Bestrebungen der Regierung noch literarische Unterweisungen der Praktiker zu Hülfe. Den ausgebreitetsten Ruf hat in letzterer Hinsicht das Werk des Herrn Sauvan, der vormals erster Civilstandsbeamter an der Mairie zu Lyon gewesen. Dergleichen umfassende und in leicht verständlicher Sprache geschriebene Handbücher sind sehr geeignet, dem im Geschäftsfach minder geübten Landbewohner eine amtliche Thätigkeit zu erleichtern, und sie lassen vollends das Vorurtheil schwinden, als wäre das Institut der Civilstands-Register nicht gleichmäßig auf dem Lande, wie in der Stadt durchführbar. So wenig etwa in Deutschland eine sklavische Nachahmung der französischen Einzelbestimmungen empfehlenswerth wäre — schon das Amt selbst würde man hier eher dem Richter, als dem Verwaltungsbeamten übertragen —, so wenig darf uns die Aussicht schrecken, daß in allen, auch den nothwendigsten Dingen, der Anfang schwer ist. Aber das Recht aller Bürger mit dem zeitgemäßen Erforderniß einer genauen Personal-Statistik zu vereinigen, ist gewiß eine dringende Nothwendigkeit. Man wird sich derselben schwerlich lange verschließen können. Denn die Annahme der Civil-Ehe, auf die unsere Zeitströmung unablässig hinarbeitet, bringt ja die Anlegung der Civilstands-Register von selbst mit sich.

* Traité complet des actes de l'état civil par M. A. Sauvan, ancien chef de l'état civil à la mairie de Lyon. 1 vol. 4. édit. 1860.

England.

Staunton's Shakspeare.*

Eine neue englische Ausgabe des Barden vom Avon, die durch ihre gründliche Kritik eine werthvolle und zugleich durch ihre zahlreichen Illustrationen (gezeichnet von John Gilbert und gestochen von den Brüdern Dalziel) eine geschmackvolle Bereicherung der Shakspeare-Bibliothek genannt werden kann, ist soeben von Routledge in London, in drei starken Bänden in Lexikon-Format, ausgegeben worden. Der Herausgeber, Howard Staunton, ist als ein Mann von vielen Kenntnissen geachtet, der sich seit Jahren mit seinem Gegenstande beschäftigt und der sowohl durch seine Einleitung in Bezug auf das Leben und die Werke des Dichters, als durch seine scharfsinnigen Kritiken und bereits von vielen Seiten als richtig anerkannten, neuen Lesarten, die Erwartungen, die man von ihm gehegt, vollkommen bewährt hat. Einige dieser neuen Lesarten sind ebenso einfach als naheliegend, und doch ist, obwohl dadurch die abgeschmacktesten Irrthümer beseitigt werden, keiner der früheren Editoren Shakspeare's darauf gekommen.

Wir wollen beispielsweise einige dieser Kolumbus-Eier hier aufzeigen:

* The Plays of Shakespeare. Edited by Howard Staunton. 3 vols. London, Routledge, 1860.

Aus der „Comedy of Errors," Akt 3, Sc. 2.

Gewöhnliche Lesart.

Sing, syren, thyself and I will dote;
Spread o'er the silver waves thy golden hairs,
And as a bed I'll take thee, and there lie.

Staunton.

Sing syren, for thyself and I will dote;
Spread o'er the silver waves thy golden hairs,
And as a bride I'll take thee, and there lie.

Hierzu bemerkt Herr Staunton: Für „bride" übernehme ich die Verantwortung. Die authentische Abschrift liest „bud," welches in der zweiten Folio-Ausgabe in „bed" verwandelt wurde, und dabei ist es denn bis auf den heutigen Tag geblieben.

Aus „All's Well That Ends Well," Akt 1, Sc. 3.

Gewöhnliche Lesart.

This his good melancholy oft began
On the catastrophe and heel of pastime,
When it was out: — let me not live, quoth he.

Staunton.

This his good melancholy oft began
On the catastrophe and heel of pastime,
When wit was out, — let me not live, quoth he.

„It" war hier augenscheinlich ein Druckfehler für „wit;" das Erstere hat gar keinen Sinn.

Aus „Pericles," Akt 2, Sc. 1.

Gewöhnliche Lesart.

Then honour be but a goal to my will;
This day I'll rise, or else add ill to ill.

Staunton.

Then honour be but equal to my will;
This day I'll rise, or else add ill to ill.

Für dieses „equal," das das unsinnige „a goal" beseitigt, führt Herr Staunton auch eine Parallelstelle aus „Pericles" an, wo es heißt: „Were my fortunes equal to my desires."

Durch eine ähnliche, naheliegende Verbesserung wird ein gleicher Unsinn im „Hamlet" beseitigt, ein Unsinn, der auch deutschen Uebersetzern stets eine crux gewesen. Akt 3, Sc. 4 sagt nämlich die:

Gewöhnliche Lesart.

Monster custom who all sense doth eat
Of habit's devil is angel yet in this

Staunton.

Monster custom who all sense doth eat,
Oft habit's devil is angel yet in this.

Andere Lesarten, welche von älteren Kommentatoren eingeführt worden, beseitigt Herr Staunton wieder, weil sie weder mit den von ihm verglichenen, authentischen Handschriften übereinstimmen, noch vor einer erleuchteten Kritik als stichhaltig befunden werden. Besonders streng ist er gegen die Einschiebsel von Worten und ganzen Verszeilen, die sich der sogenannte „alte Korrektor" Payne Collier's erlaubt hat. Er weist nach, daß diese in einigen Fällen höchst unpoetisch und des großen Dichters unwürdig seien, ja, seinem ursprünglichen Gedanken geradezu widersprechen. Zur Zeit, als Staunton seine Arbeit begonnen und auch zum Theil schon ausgeführt hatte, war Payne Collier's alter Korrektor noch nicht so als Fälscher angeklagt und überwiesen, wie jetzt. Erst im Verlaufe und gegen das Ende seiner Arbeit fand Ersterer seine Angriffe auf Collier unerwarteterweise durch die gegen ihn erhobenen Anschuldigungen bestätigt.

In Folge dessen hat Staunton aus seiner Lebensbeschreibung Shakspeare's alle diejenigen Momente beseitigt, die sich bisher auf gewisse, von Collier im Verlaufe von dreißig Jahren veröffentlichte, aber jetzt als gefälscht erkannte Aktenstücke gestützt hatten. Er war dagegen so glücklich, einige bisher noch nicht bekannte und unzweifelhaft echte Dokumente zu veröffentlichen, die kürzlich in der Rolls Chapel aufgefunden wurden und die sich auf Shakspeare's und seiner Familie Vermögen und Grundeigenthum beziehen. Durch diese Dokumente wird bestätigt, daß Lady Anne Barnard, Enkelin des Dichters, einen großen Theil der Papiere desselben von Stratford mit fortgenommen habe, welche Papiere leider als unwiederbringlich verloren zu betrachten seien. Gleichwohl ist das, was Staunton darüber zum erstenmale mittheilt, vom höchsten Interesse.

Staunton war es übrigens auch, auf dessen Veranlassung eigentlich der sogenannte „Perkins Folio" Payne Collier's dem „British Museum," zur Prüfung durch die kompetentesten Paläographen von dem Herzog von Devonshire, jetzigem Besitzer des Foliobandes, übergeben ward. Er selbst theilt uns das Ergebniß dieser Prüfung mit, und auch er ist über allen Zweifel hinweg, daß einerseits die „notes and emendations" des alten Korrektors aus neuester Zeit herstammen und daß andererseits eine sehr große Zahl von „Shakspeare-Dokumenten," die bisher als echt betrachtet wurden, das Erzeugniß eines systematischen Betruges sei.

Belgien.

Französische Annexionisten in Belgien.

Wir haben bereits kürzlich erwähnt, daß es auch in Belgien, ungeachtet der Vaterlands- und Freiheitsliebe, die dieses Land auszeichnet, nicht an Lumpen fehlt, die, gleich der berüchtigten, savoyischen Deputation in Paris, ihr Vaterland um dreißig Silberlinge verkaufen möchten. In Lüttich, in Namur, in Mons, ja selbst in Brüssel giebt es Leute, die gern ihre Steinkohlen und ihr Eisen in Frankreich frei einführen, oder auch so ein rothes Bändchen, wie man sie in Paris zu Tausenden an die Freunde des Kaiserthums vertheilt, im Knopfloch tragen möchten, und denen es dann kein Opfer sein würde, nicht mehr „Belgier" zu heißen. Diese Leute werden in einer soeben in Brüssel erschienenen kleinen Schrift trefflich charakterisirt,* und erlauben wir uns, daraus den nachstehenden Auszug zu liefern:

„Wer sind die, welche sich mit so philosophischem Gleichmuth auf die Einverleibung in das Kaiserreich gefaßt machen? Gewiß nur diejenigen, deren Gefühl stumpf geworden durch ihre ausschließliche Eingenommenheit für ihre Interessen. Der Kultus des Goldes hat eine Menge Angehöriger unter uns; in gewissen Kreisen hat er alle edleren Gefühle verdrängt.

„Unsere Staatsordnung hat nicht wenig zu diesem Ergebniß beigetragen. Der Reichthum ist eine Kraft, ja eine fast unwiderstehliche Macht in den Ländern mit Volkswahlen. Im liberalen Belgien ist der Mann, der nichts hat, eine Null, wie groß auch sonst seine Verdienste sein mögen; man verehrt nur die reichen Leute — weil sie als Wähler oder Gewählte Einfluß haben. In den Augen der Minister, wie in denen des geringsten Dorfbürgermeisters, gelten nur die etwas, welche über eine Anzahl Stimmen bei den Wahlen gebieten können. Die Regierungskunst hat bei uns in die Kunst „Majoritäten zu schaffen" sich verwandelt.

„Die Durchführung dieses Systems hat, man darf es nicht mißkennen, die materiellen Fortschritte des Landes bedeutend gefördert. Aber Alles fiel der Industrie zum Opfer — selbst die Konsumenten. Man hat Millionäre gewonnen — aber keine Vaterlandsfreunde. Im Gegentheil, die erst reichgewordenen sind größere Egoisten, als die alten. Durch jeden Millionär ward das Land um einen Patrioten ärmer. Wer durch Industrie oder Handel reicher wird, will noch mehr haben; die Nationalitätsfrage ist für ihn die der Douane. Sobald sie zwischen dem Nachbarland fällt, wird er mehr Eisen oder Kohlen verkaufen und rufen: Frankreich soll leben, dem er anzugehören sich glücklich preist! Vergebens wird man diesen Drang bekämpfen, der Materialismus der Industrie und des Handels ist unheilbar verwurzelt im Organismus des Mercantilismus.

„Auch unsere Nationalrepräsentation steht unter dem Einfluß dieses mercantilen Egoismus; man verdrängte sogar die Beamten und Offiziere aus den Kammern. Ebensowenig Wohlwollen haben die reichen Herren für die arbeitenden Klassen. Das Vereinsrecht existirt nicht für sie, sondern nur für die großen Fabrik- und Kaufherren, die durch ihre Coalitionen oft in skandalöser Weise die Konsumenten ausbeuten. Sie vergessen daß, wenn die Gefahr hereinbricht, sie doch nur bei den Beamten und beim Volk Hülfe suchen müssen! Was thaten die unter König Wilhelm reich gewordenen Männer? Nichts, weder für den von ihnen verlassenen König, noch für das sich emanzipirende Vaterland!

„Die Lage der Gegenwart ist dieselbe; die Volksmasse allein hat patriotische Gefühle, das der Geldmenschen hat sich nicht gesteigert. Die uns jetzt bedrohende Gefahr ist aber bedeutend größer, als 1830. Es handelt sich nicht mehr um die Freiheit der Klöster und der Schulen der Frères-Ignorantins, sondern um alle auf dem Boden der Menschenwürde wurzelnde Freiheiten, von der des Denkens an bis zu der, seine Cigarre zu rauchen!

* La Belgique devant l'empire français. Bruxelles, 1860.

„Frankreichs Spione haben eine europäische Berühmtheit; wohin sie kamen, blieben Spuren ihrer Thätigkeit zurück. Belgien erinnert sich ihrer aus frühern Zeiten noch ganz wohl, ja sogar der sogenannten „Kellerratten," die in unzähliger Menge 1813 aus den annexirt gewesenen Ländern flüchtend, in Eile es durchzogen.

„Diese Schmarotzer-Race ist in Frankreich nicht ausgestorben, sie bereitet sich schon vor zu neuen Einfällen in die Länder, zu welchen die Armee ihnen nächstens den Weg öffnen soll; neue Präfekten werden an ihrer Spitze sein, gleich einem Heuschreckenschwarm werden sie gefräßig sich auf die annexirten Länder stürzen. Belgien hat auch die Blutströme der Napoleonischen Conscription nicht vergessen; obwohl jetzt noch nicht wieder die gleiche, drückt sie schwerer das Volk, als unsere Milizen-Aushebung. Da ohne Krieg die Annexion Belgiens nicht vor sich gehen kann, und darauf andere Kriege folgen, so wird das Zeitalter des Oheims von selbst wiederkehren. Und wie schmerzlich müßte unser an politische und bürgerliche Freiheit so gewöhntes Land den französischen Regierungs-Despotismus empfinden! Wie die Schweiz, haßt Belgien jede ihm unerträgliche Vielregiererei. Für den Belgier ist die Regierung die beste, welche am wenigsten regiert! In Frankreich mischt sich die Verwaltung in Alles. Man soll nie vergessen, wie sehr die Beamten des ersten Kaiserreichs bei uns verhaßt waren — es giebt keine Schimpfworte, die man nicht an ihnen vergeudete. Selbst die zur Zeit des Königreichs der Niederlande in Belgien angestellten Holländer waren unbeliebt. Wir wollen nur von unseren Landesgenossen regiert sein.

„Was wird, oder was soll geschehen, wenn die Annexionsgefahr heranrückt?

„Möglich — ja wahrscheinlich —, daß Franzosenfreunde sogleich mit Ergebenheits-Adressen nach Paris eilen! Wir werden unsere Savoyarden haben: allein wird das Land, wird das Volk ohne Widerstand dem neuen Herrn sich unterwerfen? Wir hoffen, wir glauben es nicht! Wir sind nicht seit gestern erst ein freies Volk. Wenn die Sansculottes von 1794 uns mit Füßen traten, so wird der kaiserliche Gentleman nicht vergessen, was man uns schuldig ist. Zwei Königsdynastien Frankreichs, die leider seine Luft verpestete, gingen einst von Belgien aus. Unsere natürlichen Gränzen waren einst die Seine und die Marne; wir denken nicht daran, sie wieder zu haben, wir bitten nur, daß man uns in Ruhe lasse. Zwanzig Jahre hat uns Frankreich tyrannisirt. Wenn es glaubt, daß wir mit ihm sympathisiren, weil wir seine Gesetzbücher haben, und weil seine Sprache die bei uns vorherrschende der gebildeteren Klassen ist, so ist es sehr im Irrthum. Wenn die feinen Franzosen uns als eine Art von Barbaren, vielleicht gar für Wilde ansehen, so können sie sich jeden Tag von solch' einem Irrthum heilen. Ja, in dem Sinne sind wir allerdings Barbaren, daß wir der französischen Propaganda die Thür verschließen. Man wird nicht vergessen haben, wie wir 1848 die französischen Sozialisten empfingen.

„Frankreich hat sich seit jener politischen Verirrung mit Kriegsruhm bedeckt! Mag er ihm wohlbekommen, wir beneiden es nicht darum! Lasse man dem kleinen Winkel Europa's, der die Wiege der bürgerlichen Freiheit und der Civilisation der Neuzeit ist, sein Selbstbestehen und seine Weiterentwickelung! Wird man es nicht thun, so werden wir handeln, wie ein innig an seiner Nationalität hängendes Volk handeln muß. Indessen möchte ich den jetzigen Leitern des Staats den Rath geben, sich dann nicht, wie früher König Wilhelm, auf den zerbrochenen Stab derjenigen zu stützen, die durch sie reich geworden sind."

Rußland.

Die Wahrheit über Rußland, nach Fürst Dolgorukov.*

III.

Soziales und Kirchliches.

In unserem letzten Artikel über das unten genannte Buch haben wir demselben Mehreres entlehnt, was über die russische Verwaltung und Rechtspflege Aufschluß gab — eigentlich bekannte Dinge; denn daß in Rußland die Beamten-Corruption in hohem Grade herrscht, weiß man wenigstens in Deutschland ziemlich allgemein und nicht blos etwa aus den Büchern, die darüber veröffentlicht worden sind. Reisende, namentlich Geschäftsleute, die aus Rußland kommen, wissen theils aus eigener Erfahrung, theils nach Erzählungen, die sie im Lande selbst gehört, eine Menge Geschichten darüber zu erzählen. In den an Polen stoßenden Gegenden, wo man vielfach mit russischen Behörden zu thun hat, weiß man vor Allem Wunderdinge zu berichten, und man kann im Allgemeinen nur so viel sagen, daß sie wirklich nicht im Rufe Aristidischer Rechtlichkeit und Biederkeit stehen. Es sind Fälle vorgekommen, wo man preußische Unterthanen, die zufällig über die Gränze gerathen, festgenommen und vier bis sechs Wochen lang die Kreuz und die Quer durch alle polnischen Städtchen von Kalisch bis Warschau geschleppt hat — einzig um Geld zu bekommen. — Hätte der gute Mann dem Kosaken, der ihn, auf ein Trinkgeld begierig, festnahm, einen polnischen Gulden in die Hand gedrückt, er wäre auf der Stelle freigelassen worden; so aber geräth er von einer habgierigen Schreiberbande zu der andern, und weil er keine Rubel springen läßt, so thun Alle, als hätte die Sache wer weiß was auf sich, als verständen sie ihn nicht, und Alles bleibt „nie rosumie" (verstehe nicht), bis er endlich von Staatswegen reklamirt wird.

Interessant ist, was über die Entstehung des Tschin (des Rangwesens) mitgetheilt wird: Im alten Rußland gab es einen Gebrauch, der endlich zum Gesetze wurde, wonach Jemand, dessen Vater, Großvater oder Urgroßvater ꝛc. einen höheren Posten bekleidet hatte, als der Vater, Großvater oder Urgroßvater von Jemand Anderem in keinem öffentlichen Dienstzweige, im Civil- wie im Militairdienste, oder am Hofe unter dem Befehle desselben stehen konnte, ohne die Ehre seiner Familie zu beflecken. Man kann sich einen Begriff machen von der Verwirrung, die daraus entstand, von den täglichen Vorgängen, welche in dieser Weise den Gang der öffentlichen Angelegenheiten und der militairischen Operationen hemmten.

Diese Einrichtung, welche Mestnitschestwo hieß, wurde 1682 vom Zar Theodor III., älterem Bruder von Peter dem Großen, abgeschafft. Aber eine Einrichtung, welche Jahrhunderte lang gedauert und in den Sitten Wurzel geschlagen hat, läßt sich nicht durch einen Federstrich abthun und behält nichts desto weniger ihren Einfluß; wenn sie auch in der offiziellen Politik verschwunden ist, so fährt sie doch darum nicht minder fort, ihre Herrschaft, ja oft ihre Tyrannei, im Kreise privater Verhältnisse und des täglichen Lebens zu üben, und diesem aus den Gesetzen ausgestrichenen Einflusse, der aber in der Sitte wurzelt, kann sich Niemand, wie hoch auch seine gesellschaftliche Stellung übrigens sein mag, entziehen. Um ihn vollständig auszurotten, mußte man die abgeschaffte Einrichtung durch eine andere starke Organisation ersetzen. Das that Peter der Große vierzig Jahre später, 1772, indem er die tabelo rangah, ein langes Verzeichniß der Rangstufen aufstellte, welches die Ordnung des Vorranges in den verschiedenen Graden, auf russisch den Tschin, bestimmte. Zwei Gründe waren hierbei maßgebend. Zuerst mußte er den Widerstand der sehr wenig aufgeklärten Mehrheit des Adels brechen, welcher sich von den Reformen entfernt hielt und auf alle mögliche Weise den Staatsdienst zu vermeiden suchte; zweitens war es nöthig, den zahlreichen Fremden, die zu dieser Zeit nach Rußland kamen, um ihm ihre Kenntnisse und Fähigkeiten zur Verfügung zu stellen, die aber trotz der Dienste, die sie leisteten, trotz des Wohlwollens, welches ihnen der Kaiser bezeugte, noch fortwährend als Eindringlinge betrachtet und selten auf gleichem Fuße behandelt wurden, eine würdige und gebührende Stellung zu verschaffen. Aber Peter der Große hatte zu viel Verstand, um nicht einzusehen, daß eine Regierung, welche sich weder auf Aufklärung, noch auf gescheidte Köpfe stützt, ihrem Verfalle entgegengeht, und daß der Kampf gegen die Civilisation schließlich einen großen Staat in die Lage eines gelähmten Menschen bringen müsse. Dieses ist übrigens durch den letzten Krimkrieg bewiesen worden, dessen Unfälle und schmähliche Niederlagen, trotz des herrlichen Muthes und der wunderbaren Hingebung der russischen Soldaten, ausschließlich den durch jenen Civilisationshaß eingewurzelten Mißbräuchen zugeschrieben werden müssen, welche die 30 Jahre der letzten Regierung kennzeichneten. Man kann es nicht oft und nicht laut genug wiederholen: Peter der Große hütete sich wohl, den ungeheuren Fehler zu begehen, sich die Hände in der Wahl der fähigen Männer zu binden und stellte es als Grundsatz auf, daß der Herrscher jeder Person seiner Wahl den Rang verleihen könne, den er für gut fände. Unter der Regierung des Kaisers Paul, des unglücklichen Fürsten, der, wie man weiß, öfter an Anfällen einer Geisteskrankheit litt, wurde bestimmt, daß man in allen Zweigen des Civildienstes die ganze Hierarchie der verschiedenen Grade nacheinander durchlaufen müsse.

Nur für Bedienstungen am Hofe, für die Kämmerer und Hofjunker machte man eine Ausnahme; mit anderen Worten, man schaffte den von

* La vérité sur la Russie. Par le Prince Pierre Dolgoroukov. Paris, A. Franck (Berlin, Asher) 1860.

Peter I. eingeführten Gebrauch ab, gerade dort, wo er zum Besten des Landes wahrhaft nützlich, und man behielt ihn bei, wo er vollständig nutzlos war. Anstatt den Gebrauch Peter des Ersten wieder herzustellen, schaffte Alexander I. 1809 auch die für Kämmerer und Hofjunker gemachte Ausnahme ab. So ist also der Kaiser aller Reußen, angeblich Selbstherrscher, vollständig des nicht blos allen constitutionellen Monarchen, sondern selbst den Präsidenten von Republiken zuständigen Rechtes beraubt, Beamte zu wählen. Um in Rußland eine Stelle zu bekommen, muß man unabweislich einen entsprechenden Rang haben. Wenn der Herrscher einen ehrlichen und zu einem Amte wohl geeigneten Mann findet, der aber nicht den dazu nöthigen Rang besitzt, so kann er ihn dazu nicht berufen. Diese Einrichtung ist das stärkste Bollwerk, das man der Nichtigkeit, der Niederträchtigkeit und Käuflichkeit gegeben hat; und von allen Reformen ist es gerade diese, welche der allmächtigen Büreaukratie den größten Widerwillen einflößt. Von allen Mißbräuchen ist das Bestehen des Tschin am schwersten auszurotten wegen der Zahl und des Einflusses seiner Vertheidiger.

In Rußland ist das Verdienst eines Mannes ein großes Hinderniß für sein Aufrücken, vor Allem, wenn Gefühl persönlicher Würde hinzukommt. Die Verschmitztheit, diese vorherrschende Eigenschaft der Sklaven, wird hier für Klugheit angesehen; das Verdienst wird von der Masse von Nullen, welche die Verwaltung führen, gefürchtet; das Gefühl der Würde wird von der Büreaukratie und der Camarilla fast als eine persönliche Beleidigung betrachtet; ein Mensch, gewohnt zu grüßen, zu schmeicheln, zu kriechen, Ränke zu schmieden und furchtlos zu stehlen, kommt zu Allem, und je glatter, hündischer, kriechender, ränkevoller, habsüchtiger er ist, desto schneller.

Welchen Nutzen können alle diese lächerlichen „Tschin's," deren Aufzählung man nicht ohne ein unfreiwilliges Lächeln hören kann, für Rußland haben? Provinzialsekretair, Kollegiensekretair, Titularrath, Kollegienassessor, Hofrath, Kollegienrath, Staatsrath, wirklicher Staatsrath, geheimer Rath, wirklicher geheimen Rath zweiter Klasse, wirklicher geheimer Rath erster Klasse — lächerliche Liste kläglicher Mandarinen! Rußland ist das Land, wo es am meisten Räthe giebt, und wo man am wenigsten nach Rathe fragt.

Folgendes ist dem Anfange des Kapitels über die Aufhebung der Leibeigenschaft entnommen:

„Wir befanden uns in St. Petersburg an dem für unser Land so glücklichen Tage, wo Kaiser Alexander II. den Thron bestieg (18. Februar (2. März) 1855).

„Niemals werden wir die Freude vergessen, die damals wie ein elektrischer Funke ganz Rußland durchzuckte. Jedermann hatte das Gefühl eines Menschen, der aus der Finsterniß an's Tageslicht kommt. Eine Zeit der Unterdrückung hatte geendigt und welcher Unterdrückung! Man muß es gesehen, man muß darunter gelebt haben, um eine Vorstellung davon zu besitzen. Die Presse gefesselt, das Wort gekettet, die Gewissensfreiheit unterdrückt; alle edlen Gefühle der Menschlichkeit mit Füßen getreten und zu Majestätsverbrechen gestempelt; die Staatspolizei über Rußland herrschend und einen wahren Schrecken verbreitend; die Sklaverei, welche der Herrscher mehr als ein Mal hatte abschaffen wollen, in Folge des politischen Grundsatzes aufrecht erhalten, daß ein Kaiser von Rußland die höheren Klassen nur unterdrücken könne, wenn er sie ihrerseits Unterdrücker der niedern Stände sein lasse; die Finanzen in Unordnung; ein Krieg, angefangen und geführt mit auffallender Ungeschicklichkeit; Generale, deren Unfähigkeit sprüchwörtlich geworden, unsere braven Soldaten, so bewunderungswürdig an Muth und Selbstverleugnung, am Nöthigsten darbend, während ihre Anführer in einem Luxus ersoffen, der durch die schamlosesten Diebstähle ermöglicht war; ein auf die Grundsätze einer rückschrittigen und zurückgebliebenen Politik gegründetes Bündniß mit Oesterreich, welches seit anderthalbhundert Jahren nichts gethan hat, als Rußland zum Narren zu haben und das unser wahrer, natürlicher Feind ist (sic!); der Krieg mit unsern natürlichen Verbündeten (sic!) und die gegen Rußland erbitterte Meinung von ganz Europa, weil es unserem Herrscher gefallen hatte, sich allen edlen Instinkten der Menschheit als Feind gegenüber zu stellen; — das war die Lage Rußlands bei der Thronbesteigung Alexander's II.

„Die Wunde der Leibeigenschaft nagte an dem Lande; man mußte sie heilen und Kaiser Alexander hat es auf edle Weise begriffen. Aber es ist eine Täuschung zu glauben, daß man die Leibeigenschaft abschaffen kann, ohne die Gerichte und die Verwaltung zu reformiren, ohne Ordnung in die Finanzen zu bringen, ohne fähige und rechtschaffene Männer in die höchsten Verwaltungsämter zu bringen. „Aber es ist schwer, so viele Reformen zu gleicher Zeit vorzunehmen." — Es ist wahr, die Aufgabe ist nicht leicht, aber sie ist unumgänglich; die vorige Regierung hat die Dinge zu einem Punkte kommen lassen, wo das Staatsgebäude einen vollständigen Einsturz droht, wenn man nicht beinahe alle Theile zu gleicher Zeit aufbaut. Die Beschwichtigungsmittel, die halben Maßregeln selbst werden nur den Einsturz beschleunigen. Kräftige Reformen, mit Weisheit ausgedacht, mit Festigkeit vollführt und auf Berufung an die öffentliche Meinung gestützt, können allein die Wiederherstellung des Gebäudes herbeiführen, es schön und dauerhaft zugleich machen und das Wohlergehen seiner Bewohner sichern.

„Die Adeligen der Provinzen Wilna, Grodno und Kowno, Nachbaren von Preußen und Zeugen des glücklichen Einflusses der Entwickelung öffentlicher Freiheit auf das Gedeihen dieses so aufgeklärten Landes, baten um die Befugniß, sich in Provinzial-Comité's vereinigen zu dürfen, um die Freilassung ihrer Frohnbauern in's Werk zu setzen. Den 20. November (2. Decbr.) 1857 wurde das kaiserliche Reskript unterzeichnet, welches ihnen diese Vollmacht ertheilte. Große Aufregung der Rückschrittspartei, um so größer, als das oberste am 2. (14.) Jan. 1857 zur Prüfung der Frage erwählte Comité Mittel gefunden hatte, in zehnmonatlicher Sitzung zu keinem Entschlusse zu kommen. Die Rückschrittspartei griff zu einem Mittel, das ihr unter Kaiser Nikolaus stets geholfen hatte: sie beschwor das Schreckbild einer Empörung herauf, als ob die Leibeigenen, in der Freude über das Versprechen einer baldigen Freiheit geneigter seien, sich zu empören, als Leibeigene, die gar keine Freiheitshoffnungen haben! Dank diesem Manöver, sie setzte es durch, daß in Zeitungen, wie in offiziellen Schriften das Wort „Emancipation" durch „Verbesserung des Zustandes der Bauern" ersetzt wurde. Dieses war schon ein Rückzug und ein spaßhafter Rückzug, den keinerlei Grund rechtfertigte. Es war nicht der einzige."

Weiterhin wird gesagt, daß die aufgeklärte Minderheit des Adels überall für Aufhebung der Leibeigenschaft sei, und daß sich die Rückschrittspartei getäuscht habe, wenn sie gehofft, die Mehrheit des Provinzial-Adels werde Mittel finden, die Sache zu verhindern.

„Was wohl des Staunens und der Bewunderung würdig war, ist das, daß die lange Sklaverei dieses geistig und gemüthlich so reichbegabte Volk keineswegs verthiert hat; auf die Zukunft vertrauend, bleibt es jetzt, ein stummer Zuschauer, still und ruhig bei Verhandlungen, die sein Schicksal entscheiden sollen. Die Rückschrittler mögen sich hierüber nicht täuschen: es ist die Ruhe der Kraft. Diese Sklaven von gestern sind heute Männer; sie erwarten ihre Freiheit, und wehe Rußland, wenn die Rückschrittspartei zum Schlusse ihre unklugen und blinden Wünsche erhört sähe, die dahin gehen, die früheren Sklaven zu betrügen, indem man ihnen statt der Freiheit eine halbe Leibeigenschaft unter dem Namen von Pflichtarbeit gäbe. Wir sagen es mit dem tiefsten Schmerze, aber mit tiefster Ueberzeugung, die auf die Kenntniß der inneren Zustände von Rußland gegründet ist; sollte das System der Rückschrittler durchdringen, unser unglückliches Land würde von Blutströmen überschwemmt werden."

Wir können auf die nun folgenden, umständlichen Erörterungen der Sache nicht eingehen; nur so viel leuchtet ein, daß das Unternehmen ein ungeheures ist und eine so gründliche Umgestaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse Rußlands zur Folge haben muß, wie sie noch vielleicht in keinem Lande versucht worden ist. Zweiundzwanzig Millionen Sklaven soll die persönliche Freiheit gegeben werden, und jeder dieser Sklaven repräsentirt nach der Schätzung des General T...., der unter Ablösungs-Bedingungen seinen Leibeigenen die Freiheit anbot, 450 Rubel.

Nehmen wir an, daß er beim weitern Handel auch 150 Rubel herablassen würde, und schätzen wir den Werth, den der Leibeigene für seinen Leibherrn hat, auf 300 Rubel im Durchschnitt, so stellt die gesammte Masse derselben einen Realwerth von sechstausend sechshundert Millionen Rubel dar. — Die Vorschläge zur gesetzlichen Ablösung sind S. 120 entwickelt; dort wird allerdings die Ablösungssumme für jeden männlichen Leibeigenen auf nur 100 Rubel festgesetzt. Die Zahl der männlichen Leibeignen beträgt 10,850,000 Köpfe.

Weiterhin folgt ein kurzer Abriß der russischen Geschichte mit besonderem Bezuge auf die nächstliegende Aufgabe, nämlich die heutigen Zustände zu erklären. Einen großen Theil der Schuld an der großen Unterwürfigkeit und dem Mangel an Selbstgefühl bei den Russen, trägt die mongolische Unterjochung, in welcher sich nicht nur das gemeine Volk, sondern auch der Adel alle Demüthigungen gefallen lassen mußten, die nur die rohsten der asiatischen Barbaren von den Besiegten verlangen. Daher blieb auch nach der Befreiung von dem Joche dieser Nomaden ein Knechtsinn im Volke zurück, der es den Herrschern erleichterte, eine rein asiatische Herrschaft zu üben. Johann III. war der erste der russischen

Herrscher, der anfing, seine Unterthanen als Wesen niederer Gattung zu betrachten und sie demgemäß behandelte; und dies blieb bis Peter I. Bojaren, selbst mittelbare Fürsten mußten sich danach vor dem Herrscher niederwerfen und ihm die Hand küssen; ja sich allenfalls prügeln lassen. Erst deutsche Einwirkung brachte im 18. Jahrhundert dem russischen Adel die Vorstellung bei, daß körperliche Züchtigung sich nicht mit der persönlichen Ehre des Adels vertrage. Dies erzählt unser fürstlicher Gewährsmann selbst S. 193: „Der neue Kaiser nahm den Namen Peter III. an; derselbe war ein halb blödsinniger, halb verrückter Fürst, Feigling und ärgster Trunkenbold. Aber die Holsteiner, welche mit ihm nach Rußland gekommen, um sich hier festzusetzen und ein Glück zu suchen, das, wie sie meinten, ihnen nicht entgehen könnte, waren in Deutschland erzogen worden, einem Lande, wo der Adel keineswegs gemeint war, dem Beispiele des russischen zu folgen, der sich, je nach dem guten Belieben des Kaisers der Tortur und körperlichen Züchtigungen unterwarf. Da diese Deutschen die Absicht hatten, in Rußland zu bleiben, so dachten sie daran, den russischen Adel, unter den ja ihre Kinder dereinst eintreten würden, seiner entwürdigten Lage zu entreißen. Da der Kaiser, wenn er bei der Flasche saß, nie etwas abschlug, so erhielten sie von ihm Freiheit des Adels von jeder körperlichen Züchtigung — und noch mehrere andere Rechte."

Ein stets von Neuem wieder hervortretender Gegenstand des Schreckens und des Abscheus ist die Regierung des Kaisers Nikolaus; der fürstliche Verfasser kann gar nicht Worte finden, seine Gefühle in Bezug hierauf kräftig genug auszudrücken. Er bespricht z. B. jene Art von Staatspolizei (S. 296), welche, wie ein sehr deutlich bezeichneter Minister in vollem Staatsrathe sich ausdrückte, jeden „Schriftsteller für einen geborenen Verschwörer" ansah:

„Damals begann für Rußland eine Epoche unheilvollen Andenkens, die bis zum Tode des Kaisers Nikolaus dauerte. Wir Mitlebende können an dieselbe nicht ohne ein tiefes Gefühl von Ekel und Schauder denken, wir, die wir die schönsten Jahre unseres Lebens zugebracht haben unter diesem stupiden, für die Menschenwürde schmachvollen Regimente, unter diesem Regimente, welches alle aufgeklärten Ideen, alle edlen und hochherzigen Triebe der Menschenbrust für Staatsverbrecher erklärte. Rußland wurde durch die Staatspolizei in reglementirten Haarschnitt gebracht; es gab kein Verbrechen, von dem man sich nicht loskaufen konnte, keine Scheußlichkeit, kein Unheil, das man nicht stiften konnte, wenn man diese Polizei bezahlte. In den Berichten, die sie an den Herrscher einreichte, verleumdete sie die rechtschaffensten Männer und nahm Partei für die unverschämtesten Hallunken und die offenkundigsten Spitzbuben. Der General, von dem wir gesprochen haben (der die Rapporte der Polizei empfing), hatte zu seinem gewöhnlichen Umgange die verrufensten Menschen, die offenbarsten Gauner; und durch Vermittelung dieser schmutzigen Existenzen behandelte man die wichtigsten Angelegenheiten, welche das Glück und die Ehre der Einzelnen betrafen.

„In jeder Provinz war ein Gensd'armerie-Oberst mit der Staatspolizei beauftragt, und Rußland war in Kreise getheilt, deren jeder einen Gensd'armerie-General an der Spitze hatte. Diese Generäle und Obersten waren gehalten, dem obenerwähnten General alljährlich einen von ihm festgesetzten Tribut zu zahlen, der nach der Wichtigkeit der Provinz und ihrer politischen Stellung verschieden war. Die östlichen, dann die ehemals polnischen Provinzen bildeten für die Staatspolizei ein wahres Kalifornien. Beinahe alle polnischen Gutsbesitzer waren abgeschätzt; nach der Höhe ihres Vermögens mußten sie der Gensd'armerie einen jährlichen Tribut zahlen, und wehe dem, der sich als nachlässiger Zahler erwies. Bei Nacht aufgehoben, in's Gefängniß geworfen, einem geheimen Verhör unterworfen, mußte er, um seinen Fehler gut zu machen, eine beträchtliche Buße zahlen, oder wurde, angeblich für ein Staatsverbrechen, nach Sibirien verbannt."

Hier folgt eine ganze Skandal-Chronik; die Art und Weise, wie man Verschwörungen machte und entdeckte, wie man mit den Polen nach dem Aufstande von 1831, mit den Verbannten in Sibirien verfuhr 2c. Viele Namen, die dort im Dunkel verschwanden, treten hell an's Tageslicht.

„Der Kaiser Nikolaus fügte oft eine besondere, raffinirte Grausamkeit hinzu, um die Qualen der Gefangenen zu vermehren." Schriftstellern und Künstlern, die man als gemeine Soldaten nach den Kaukasus geschickt, wurde Schreiben und Zeichnen verboten, Verurtheilte mußten als Verschärfung mit Ketten belastet zu Fuß nach Sibirien wandern 2c., und dies Loos traf Fürsten, Grafen und Leute von höchster Stellung. Selbst der Beichtstuhl wurde durch dieses infame Spionirsystem entweiht, und wenn auch die große Mehrzahl der russischen Geistlichkeit sich zu diesem Geschäfte nicht hergab, so fanden sich doch schlechte Subjekte unter den Priestern, welche in dieser Weise der Polizei dienten. „Man höre, was uns zu Moskau passirt ist, einige Jahre nach unserer Verbannung zu Viatka. Der Priester, dem wir dieses Jahr die Beichte ablegten, frug uns, ob wir den Kaiser liebten? Nie werden wir den feierlichen Augenblick vergessen; unsere Unruhe war außerordentlich: die Wahrheit sagen, hieß sich nach Viatka zurückschicken lassen, und wir hatten keine Lust dazu. Lügen ist jederzeit etwas Schmachvolles; übrigens kann man Gott nicht täuschen, der das Innere des menschlichen Gewissens sieht und die geheimsten Gedanken kennt. Nach einem Augenblicke der Ueberlegung richtete ich an Gott das stumme Gebet: „Herr, du siehst, mit welchen Leuten ich in diesem Lande zu thun habe; verzeihe mir in deiner unendlichen Barmherzigkeit die schmähliche Lüge, die ich begehen muß!" und als der Priester seine Frage wiederholte: „Lieben Sie den Kaiser?" antwortete ich: „Ja." Das war unrecht gehandelt, wir wissen es, und um uns dafür zu strafen, machen wir jetzt das offene Geständniß, aber wir hatten keine Lust, in die Verbannung zurückzuwandern. War dies nicht eine scheußliche Regierung, welche die Religion selbst so weit herabwürdigte, daß sie dieselbe zu einem Werkzeuge der Spionirung und politischer Inquisition machen wollte?"

Wie wir sehen, ist der hohe Verfasser ein sehr ernster, strenggläubiger Christ. Dies gesteht er auch selbst ein, in dem interessanten Kapitel über den russischen Klerus: „Ergeben mit Herz und Ueberzeugung unserer heiligen Mutter, der rechtgläubigen, orientalischen Kirche, der wahren Kirche Jesu Christi, würden wir meinen, ihr das grausamste Unrecht zuzufügen, ihr die blutigste Schmach anzuthun, wenn wir einen Augenblick glauben könnten, daß sie zu ihrem Bestande und ihrem Gedeihen Gensd'armen, Kerkermeister und Henker brauche. Sie hat nur den göttlichen Schutz und die bürgerliche Freiheit nothwendig, jene Freiheit, deren heilige Quelle das Evangelium, wie auch ihr erhabenster Ausdruck ist." — Die klägliche Abhängigkeit, in welcher der russische Klerus von der Regierung steht, das Elend, die Armuth, die Unwissenheit, namentlich der Dorfpriester, wird mit voller Anschaulichkeit geschildert. Ein kaiserlicher Adjutant macht mit einem solchen Erzbischofe, was er will (S. 345). Nicht mit Unrecht hat man von russischem Cäsaropapismus gesprochen; denn Nikolaus spielte in der That den geistlichen und weltlichen Statthalter Christi zu gleicher Zeit (S. 346).

Weiterhin werden nun eine Menge Scheußlichkeiten gegen polnische und russische Katholiken und andere Bekenntnisse mitgetheilt, und also umfänglich bestätigt, was sonst davon im Auslande verlautet ist. — Scheußlichkeiten, die man, mögen auch einzelne fanatisch-griechische Priester dabei betheiligt sein, doch nicht der orientalischen Kirche, sondern der nichtswürdigen Büreaukratie, welche die Kirche zum Werkzeuge benutzt, Schuld geben muß.

„In unserer Eigenschaft als gehorsamer Sohn der rechtgläubigen, orientalischen Kirche halten wir es für unsere heilige Pflicht, dergleichen Handlungen (wie die Zwangsbekehrungen römischer Katholiken nach erzwungenem Abendmahl und dergl.) zu veröffentlichen, um sie an den Schandpfahl der öffentlichen Meinung der civilisirten Welt zu stellen. Wie wir schon oben gesagt haben, würde dies heißen, unsere heilige Kirche schänden, wenn wir einen Augenblick zugeben, daß sie Gensd'armen, Kerkermeister und Henker nöthig habe. — Der schofle Katechismus des Herrn Etsch.... ist der der Büreaukratie, aber nicht der orthodoxen Kirche, die vom Geiste christlicher Liebe und Sanftmuth beseelt ist."

Es steht freilich dahin, wie die russischen Priester diese Betheuerungen der Rechtgläubigkeit aufnehmen, ob sie dieselben nicht etwas idealistisch finden; denn in dergleichen Dingen sind die Priester gewöhnlich die stärksten Realisten, weil sie nämlich stets die Kirche selbst sind.

Ueber die vielen Sekten, die sich von der russischen Kirche getrennt, werden dann sehr interessante Mittheilungen gemacht, von denen uns einige neu waren. Man kennt die Namen der Altglauber (starovery), der Geisteskämpfer (duchoborzy), der Milchtrinker (malakany), der Eunuchen (skoptsy), der Läufer (beghuny); Sekten, die zum Theile politisch-socialistischen Charakter haben. So z. B. erkennen die Beghunen weder Ehe, noch Regierung, noch Eigenthum an.

Nach Fürst Dolgorukov, beträgt die Zahl der Altglauber ungefähr 9 Millionen, der siebente Theil der Gesammtbevölkerung des Reiches, und ist in stetem Wachsthume begriffen; denn alle Verfolgten, flüchtige Leibeigene, Schuldner, Soldaten, selbst Verbrecher finden bei ihnen Unterkommen und Versteck, wenn sie nur ihren Glauben annehmen; die schurkische Büreaukratie aber drückt ein Auge zu, weil die Altgläubigen gut schmieren. „Ist der glücklich, sollen die Tschinownik's sagen, daß er so viele Starovery hat!" Freilich sagt auch dafür der russische Bauer

zu dem Kinde, das ihn fragt, was der Teufel sei — „Mein Kind, der Teufel, das ist der Oberste der Tschinownik's!"

Die Altgläubigen verlangten seit langer Zeit nach Bischöfen und einem Metropoliten, und es wäre im Interesse der russischen Regierung gewesen, ihnen denselben zu gestatten, schon aus den einfachsten Gründen der Staatsklugheit.

Schon Fürst Potemkin wirkte dafür, weil er einsah, daß man auf diese Weise gesetzlichen Einfluß auf diesen bedeutenden Bruchtheil der Unterthanen und Sicherung gegen geheime Uebel erhalten könnte; und auch der jetzt lebende Erzbischof von Cherson und Taurien, Innocent, hat sich dem Verfasser gegenüber dafür mehrfach ausgesprochen.

Nun die Altglauber haben ihren Erzbischof (den Sohn eines Kaufmanns aus Moskau), wenn er auch von der Regierung nicht anerkannt ist.

„Als dieser einmal Metropolitan geworden (ein Bischof altgläubigen Ritus in der Walachei, hatte ihn auf Ansuchen der russischen Starovery geweiht), schlug er seine Residenz in dem Flecken Bielokrinitza in Galizien unter dem Schutze der österreichischen Regierung auf, und der Flecken Bielokrinitza ist heutzutage die religiöse Metropole der Altgläubigen Rußlands. Dieser neue Prälat theilte ganz Rußland mystischer Weise in sechs Bisthümer, Nowgorod, Moskau, Kiew, Kasan mit Astrakan, Sibirien und Kaukasus. Für jedes Bisthum bestellte er einen Bischof. Diese Bischöfe schreiten ihrerseits zur Ordination von Priestern, und so besteht diese von der russischen Regierung nicht anerkannte, aber von der Polizei und Verwaltung für Geld geduldete Kirche der Altgläubigen thatsächlich unter dem Schleier eines für Jedermann, nur nicht für den Kaiser durchsichtigen Geheimnisses. Sie erstreckt ihr Netz über ganz Rußland und zählt ungefähr neun Millionen Sektirer, deren Zahl alle Tage zunimmt. Der Oberste ihrer Bischöfe, in dessen Hand alle Fäden der geistlichen Verwaltung zusammenlaufen, residirt auf fremdem Boden, aber in der Nähe Rußlands. Durch seine Glaubensgenossen, seine geistlichen Kinder, ist er im Stande, das Geringste, was in unserem Lande vorgeht, zu wissen, während die Regierung ihre Verwaltung auf das Geheimniß und die offizielle Lüge stützt. Unter dem General-Gouverneur, welcher Moskau von 1848 bis 1859 verwaltete und plünderte, wohnte der altgläubige Bischof von Moskau, Namens Sofronii, ganz ruhig in der Hauptstadt, unter dem Halbschleier des Geheimnisses. Von Zeit zu Zeit nahm die Polizei mit großem Geräusch Haussuchungen bei reichen Sektirern vor, trug aber stets Sorge, den Sofronii davon zuvor in Kenntniß zu setzen, daß er sich gerade an diesem Tage nicht betreffen lasse."

Das geistliche Haupt von neun Millionen Russen ist also österreichischer Unterthan, und Oesterreich hat danach eben so gut eine religiöse Handhabe gegen Rußland, wie Rußland durch die Beeinflussung der Griechen in Galizien, Ungarn u. s. w. gegen Oesterreich; viele dieser Schmerzen aber bleiben geheim, einestheils weil die Regierungen die Sache möglichst geheim betreiben, anderntheils weil sich das europäische Publikum um diese Angelegenheiten weniger kümmert.

Zum Schlusse noch Einiges über den jetzigen Zustand der Dinge in Rußland.

„Wenn unsere europäischen Leser uns fragen sollten, welches ist die Partei, welches die Meinung, die heutzutage Rußland regiert, so würden wir in Verlegenheit sein, zu antworten. Der thatsächliche Gang der Angelegenheiten in Rußland bietet das Schauspiel eines fortwährenden täglichen Kampfes, der sich auf die Camarilla und die Staatspolizei stützenden Büreaukratie gegen die öffentliche Meinung und die wahren Interessen des Landes, welche vertreten und aufrecht erhalten werden von dem aufgeklärten Theile des Adels, von allen ernsten und rechtschaffenen Leuten Rußlands und von der russischen Presse, welche durch ihren hohen Verstand und ausgezeichnete Loyalität Mittel gefunden hat, dem Lande seit den fünf Jahren, daß es der barbarischen Herrschaft des Kaisers Nikolaus entronnen ist, die größten Dienste zu leisten. Diese bedauernswürdige Lage, die wir eben geschildert, dieser unausgesetzte Kampf droht eine wirkliche Gefahr für die Zukunft. St. Petersburg, seit seiner Gründung ein Schauplatz aller Ränke, ist voller davon als jemals. In einem Augenblicke so feierlicher Wichtigkeit, wo der Kaiser und die öffentliche Meinung so wichtige Reformen unternommen, sind es Personenfragen, Eifersüchteleien aus Eigenliebe und mehr als das persönliche Raubgelüste, welche den Gang der Angelegenheiten unaufhörlich hemmen und oft verfälschen. Die russische Regierung gleicht in diesem Augenblicke vollkommen einem Schiffe, das auf dem Weltmeere treibt, auf's Gerathewohl, ohne Richtung; der Capitain hat die besten Absichten, aber die Steuerleute und Matrosen zeigen einen augenblicklichen Stumpfsinn. Zwischen ihnen und den Passagieren des Schiffes herrscht ein tiefer Widerwille und ein endloser Kampf. Der Capitain entscheidet sich nicht, sie durch fähige Männer zu ersetzen; er wartet lieber, bis Steuerleute und Matrosen sterben und geschickte Leute darüber hinaltern und nach Ruhe sich sehnen, ehe er ihnen die Leitung des Schiffes anvertraut; mit der Aussicht, daß das Schiff auf Klippen stoßen kann..... Das ist in wenigen Worten der gegenwärtige Zustand Rußlands.".....

Wenn die Schilderungen des Fürsten Dolgorukov's nicht maßlos übertrieben sind — und das scheinen sie trotz der kräftigen Farben nicht zu sein —, dann wundert man sich, wie Rußland das türkische Reich als einen kranken Mann erklären kann. Denn es ist selbst nicht viel gesünder, in mancher Hinsicht vielleicht sogar kränker. Die türkische Rechtspflege kann nicht schlechter, als die russische sein; die Bedrückungen der christlichen Unterthanen sind jedenfalls weniger systematisch als die, welche in Rußland die Sektirer und Nichtgriechen erfahren; die Unterschleife in der Verwaltung, im Heerwesen, die Unordnung in den Finanzen, die Rohheit und Barbarei des Volkes können in der Türkei nicht größer sein.

Was Rußland voraus hat, ist der Muth zum Angreifen, die Traditionen der Politik, die Erbschaft der griechischen Kirche; wenn die Türkei noch einmal einen kräftigen Despoten bekommen sollte, der für sie das wäre, was Nikolaus für Rußland, wer weiß, ob sich nicht noch einmal für kurze Zeit das Blatt wendete? Andererseits aber sieht es aus, als ob für Rußland das liberale Prinzip in ähnlicher Weise eine zersetzende Kraft ausüben könne, wie die europäische Civilisation auf die Türkei. Um Rußland zu reformiren, um die scheußlichen Mißbräuche seiner Verwaltung zu beseitigen, müßte eine sehr bedeutende Zahl rechtschaffener und fähiger Leute in die Aemter treten. Wie wird Rußland, die nöthige Zahl rechtschaffener Leute auftreiben und einordnen? Und werden dieselben nicht in kurzer Zeit von der Mehrzahl der im Amte Gebliebenen, denen sie Ehrlichkeit beibringen sollten, angesteckt werden? Was die freie Presse betrifft, so ist es ganz in der Ordnung, daß sie dieses Unwesen schonungslos angreift; aber auch dieses Mittel hat seine Gränzen und stumpft sich ab; wenn die Angriffe der Presse längere Zeit gedauert haben, werden die russischen Tschinowniks, die doch immer noch eine Art Gewissen zu haben scheinen, eben so abgebrüht, hart gesotten und rhinocerosshäutig werden, wie z. B. die republikanischen Spitzbuben von Nord-Amerika, welche gegen die freie Presse geharnischt sind, und die es mit fischblutiger Gleichgültigkeit hinnehmen, wenn man sie Gauner, Spitzbuben, Hallunken, Hundsfotte heißt und einen ausführlichen Rechenschaftsbericht über die Summen veröffentlicht, die sie gestohlen haben. Ein großer, freisinniger Tyrann, der an allen Landstraßen und Thoren Galgen errichtete, und jeden der Bestechung Ueberführten sofort aufhängen ließe, würde noch das Meiste ausrichten. Die Lage des guten Kaisers Alexander ist keine beneidenswerthe.

Wie wir hören, darf in Frankreich von dem Buche des Fürsten Dolgorukov nicht viel Aufhebens gemacht werden — angeblich wegen der jetzt eben besonders gepflegten Freundschaft beider Höfe —, das mag zum Theil der Fall sein; zum guten Theil aber kommen andere Gründe in Anschlag: Mutato nomine de te fabula narratur; Kaiser Nikolaus kann unter Umständen auch Kaiser Napoleon, der General Stibitzki oder Spitzbubowski könnte auch Präfekt so und so heißen, kurzum die Franzosen könnten bei der Schilderung des Glückes, das die Russen unter Nikolaus genossen, zu lebhaft an die glorreiche Zeit erinnert werden, wo Frankreich wieder an der Spitze der Civilisation marschirt.

Für Preußen, für Deutschland liegt ein großer Trost in dem Buche; wir sind stärker und gesunder, als wir scheinen, und das wird wohl zu Tage kommen, wenn es einmal gelten sollte. Erlogene Macht bricht zusammen; weder der französische Schwindel noch der russische wird uns etwas anhaben können, wenn wir auf der geraden Bahn vorwärts gehen und den Muth haben, uns selbst und unserer unbescholtenen Ehre zu vertrauen.

Schweden.

Deutsche Skizzen aus Skandinavien.

V.

Ein Fest der skandinavischen Union.

Bevor ich von Helsingberg scheide, muß ich eines Festes erwähnen, welchem ich daselbst zufällig beiwohnte.

Es war ein skandinavisches Fest im eigentlichen Sinne des Wortes.

Die Welt erfuhr vor einiger Zeit, daß in den dänischen, schwedischen und norwegischen Ländern eine nationale Bewegung sich geltend

mache, welche den Zweck hatte, diese Länder zu Einem Verbande zu vereinigen, ein Skandinavien herzustellen. Die Bewegung schien vorübergehend; sie schien es nur; denn in der Wirklichkeit schreitet sie vorwärts, ungehindert, denn die Freiheit, sich zu politischen Zwecken zu verbinden, wird wenigstens in Schweden in keiner Weise beschränkt; kräftig, denn die Idee der Vereinigung drang tief in das Bewußtsein des Volkes; wirksam, denn die praktische Wichtigkeit einer solchen Vereinigung wird selbst von den beiderseitigen Behörden anerkannt. Insofern ist das Schicksal dieser Bewegung gegenüber demjenigen, was neuerdings die deutsche nationale Bewegung in einzelnen Gauen des Vaterlandes erfahren hat, wahrhaft beneidenswerth. Ob sie es aber in gleichem Maße in Bezug auf die praktischen Folgen sein wird, liegt noch tief im Schooße der Zukunft. Noch selten ward einem Volke das Glück zu Theil, das Ziel seiner Wünsche ohne langen blutigen Kampf zu erreichen. Doch das Schicksal der skandinavischen Bewegung zu beurtheilen, ist nicht meine Aufgabe. Es genügt hier, die Thatsache festzustellen, daß die skandinavische Idee sich des Volkes bemächtigt hat.

In dieser Beziehung giebt das Fest in Helsingborg einen kleinen Beweis.

Ich saß am 29. August im Zwielicht mit meinem in Helsingborg wohnenden deutschen Freunde in der Conditorei und trank meinen Toddy. Plötzlich drangen vom Hafen herauf die Töne eines kräftigen Männer-Chorgesanges, dann die eines Marsches, von Hörnern geblasen, in unser Ohr. — Helsingborg ist so todt, daß selbst der Fremde eine Leben erzeugende Abwechselung in dem herrschenden Alltagsleben mit Freuden begrüßt und mit Theilnahme verfolgt. Wir traten daher auf die Straße, welche sich so eben mit einem vom Hafen herauf dringenden Menschenstrome füllte. Diese kompakte Masse umschloß eine Anzahl Männer, welche, ein Musik-Corps an ihrer Spitze, eine wallende Fahne voran, in geschlossenen Reihen durch die Stadt marschirten. Wir schlossen uns an. Man zog in das außerhalb der Stadt gelegene Badehaus. Dort hatte sich inzwischen eine ähnliche Anzahl Männer aus Helsingborg versammelt, welche den Zug bei Fackelbeleuchtung, mit Trompetentusch und lautem Hurrahgeschrei bewillkommneten.

Die Gäste waren Männer aus dem gegenüberliegenden Helsingör, und offenbar in der Absicht herübergekommen, um mit den Nachbarn in Helsingborg zu fraternisiren.

Als sich der erste Tumult der Ankunft gelegt hatte, sprach, noch im Freien, ein Schwede den Willkomm, worauf ein Däne in längerer, fließender Rede antwortete.

Nun begab man sich in den Salon des Badehauses.

Um dem weiteren Hergange folgen zu können, ließ ich mich einigen hier als Ordner fungirenden Männern vorstellen und wurde herzlich willkommen geheißen.

In der Freude des ersten Augenblicks nahmen sich die Versammelten zu Vieren unter den Arm und marschirten so nach dem Takte der Musik, und die Melodie des Marsches lebendig nachsingend, durch den Saal, um die Verbrüderung der Nachbarvölker anzudeuten.

Der Marsch verklang und die geschlossenen Reihen lösten sich auf. Alles begiebt sich nach dem Hintergrunde des Saales, in welchem eine lange Tafel sich mit unzähligen kleinen Gläsern den Blicken zeigte, bestimmt, den, beiläufig ziemlich starken Durst dieser nordischen Naturen, je nach der Neigung jedes Einzelnen mit Toddy oder mit dem schweren schwedischen Punsch zu löschen und die Begeisterung der Festgenossen zu erhöhen.

Allein die Tafel enthielt noch einen Gegenstand, welcher die Neugierde eines Fremden zu erwecken ganz geeignet war. Eine mächtige irdene Flasche zierte den Mittelpunkt der Tafel, mit Inschriften bedeckt und mit Guirlanden bekränzt. So herausgeputzt, mußte sie eine große Rolle bei diesem Feste spielen. In der That war sie die Urheberin des Jubels, welcher in diesen Räumen wiederhallte. Ich ließ mir hierüber Folgendes erzählen:

Die skandinavische Idee ist schon ziemlich alt. Hin und wieder ist das Projekt einer Vereinigung Dänemarks mit den eigentlich skandinavischen Landen im Volke aufgetaucht, und hier und da feierte man diese Vereinigung verweg. So begab sich auch einst im Jahre 1838 eine Anzahl von Anhängern jener Idee von Helsingör hinüber nach Helsingborg, nicht allein um gute Nachbarschaft zu üben, sondern hauptsächlich um die skandinavische Idee durch ein fröhliches Trinkgelag zu befestigen.

Gegenwärtig füllt man den Punsch in Schweden zierlich auf Glasflaschen; damals aber hielt man noch fest an der alten, ehrwürdigen Sitte, dieses schwedische Nationalgetränk in gewaltigen irdenen Flaschen aufzubewahren.

Der Schwede ist ein vollendeter Meister im Trinken, insbesondere wenn es sich um seinen Punsch handelt.

Manche Flasche mochte bei jener Zusammenkunft Begeisterung für Skandinavien geliefert haben, als man sich brüderlich trennte. Die Dänen traten den Rückweg über den Sund auf ihren Booten an. Am nächsten Tage werden die zu Ehren Skandinaviens ausgestochenen Flaschen gezählt, und siehe, es fehlt ein theures Haupt. Man erinnert sich, bei der Abfahrt der Dänen einen dieser kolossalen grauen Sorgenbrecher in einem dänischen Boote gesehen zu haben. Man reklamirt also das Gefäß; man verschwendet um seine Rückgabe manch' schönes Wort, ja sogar manch' guten Bogen Papier, umsonst! Endlich am 29. August des Jahres 1842 landet eine Schaar Bewohner von Helsingör im Hafen von Helsingborg, und führt die verlorene Flasche, bekränzt, mit Punsch gefüllt, und von fröhlicher Musik begleitet, im Triumphe in ihre Heimat wieder ein. Sie ist mit Inschriften bedeckt, welche ihr den Charakter eines skandinavischen Bundeszeichens zusprechen, und sie insbesondere als Andenken an das Fest vom Jahre 1838 den späteren Geschlechtern empfehlen, um unter ihrer Aegide alljährlich die Verbrüderung zwischen Schweden und Dänemark zu erneuern.

Diese Bestimmung der Flasche ist denn auch bis jetzt erfüllt worden. Man hat redlich jedes Jahr am 29. August das Verbrüderungsfest gefeiert, dabei regelmäßig die Flasche mit Punsch gefüllt und aus ihr den Stoff zu den skandinavischen Reden gesogen, welche bei dieser Gelegenheit Bedingung sind.

Freilich, setzte mein Berichterstatter lachend hinzu, hat der Inhalt dieser einen Flasche niemals ausgereicht.

In solcher Weise verlief auch das diesjährige Fest. Begeisterte Redner warfen hinter der riesigen Flasche hervor ihre Gedankenblitze in die Versammlung, kräftige, fließende Reden, deren Kernstellen, namentlich wenn sie der Vereinigung Skandinaviens in Hoffnung und Vertrauen gedachten, mit dröhnendem Hurrah beantwortet wurden.

Zwei Musik-Corps, ein schwedisches (mit deutschem Dirigenten) und das dänische, sorgten abwechselnd und im Verein mit einem von den Dänen gebildeten Gesangvereine für Abwechslung und Kurzweil in den Pausen, und der Punsch löste bereitwillig die Zungen der Versammelten.

Ich wurde mehreren Herren vorgestellt, welche der deutschen Sprache mächtig waren, und die Gelegenheit, sich in dieser Sprache verständlich zu machen, mit Vergnügen wahrnahmen. — Natürlich war in der Regel die politische Lage der Staaten bei diesem politischen Feste Gegenstand der Unterhaltung.

„Sie sehen," sagte einer dieser Herren selbstbewußt zu mir, „wie frei, wie unbelästigt wir uns hier bewegen. Diese Freiheit, politische, demonstrative Versammlungen abzuhalten, macht uns in der That stolz, und wenn Deutschland, was wir von Herzen wünschen, je in ähnlicher Weise solche Freiheiten erlangen sollte, so wird es sie von uns haben!"

„Ich danke," erwiederte ich, mich verbeugend, „im Voraus verbindlichst für dieses schätzenswerthe Geschenk. Allein erhalten wir Ihre Freiheiten, so tauschen wir nur ein kostbares Gut um das andere ein!"

„Nun?"

„Deutschland, mein Herr, theilt mit Schweden seine Intelligenz — ein Gut, nicht minder werthvoll, als die politische Freiheit."

„Das wäre nachzuweisen."

„Sehr leicht. — Hören Sie diese Musik — der Komponist ist ein deutscher Meister (man spielte eben eine Pièce aus Weber's „Preziosa"); gehen Sie auf's Land — was Ihre Fluren in vorzüglicher Güte, in vollstem Maße hervorbringen, ist größtentheils das Werk Deutscher; begeben Sie sich in Ihre Fabriken: den emsig schaffenden Maschinen geben Deutsche das wirkende Leben; treten Sie in Ihre Buchhandlungen ein: Sie werden als gesuchten Artikel deutsche Wissenschaft, deutsche Poesie, deutsche Philosophie bezeichnen hören. — Theilen Sie Ihre Freiheiten mit uns, wie wir unsere Intelligenz mit Ihnen theilen, und wir sind quitt!"

Mein Freund und ich waren nicht die einzigen Deutschen in der Versammlung. Ein hier ansässiger Kaufmann aus Bremen stellte sich mir als Landsmann vor, und wir tauschten in herzlicher, gemüthlicher Weise unsere Gedanken aus.

„Was für ein Landsmann sind Sie?" fragte er mich endlich.

„Ich bin Schlesier, oder eigentlich Lausitzer," erwiederte ich.

„Ja, das ist eben Deutschlands Unglück, daß Jeder so peinlich auf seinem engen Vaterländchen besteht," fing er wehmüthig zu klagen an; „dieser will kein Schlesier, er will Lausitzer, jener nicht Lausitzer, sondern Schlesier sein, und so geht's in hundert Fällen fort. Sagten wir ein für

alle Mal, ich bin ein Deutscher — es würde um die Einigkeit Deutschlands weit besser bestellt sein!"

Er hatte Recht. Allein die Nothwendigkeit und das Bedürfniß, sich des großen deutschen Vaterlandes bewußt zu sein und zu freuen, tritt auch nie so stark hervor als im Auslande. Dort, gleichsam in der Perspektive, verschwinden die Sonder-Interessen der einzelnen Stämme vor der Macht, welche deutsche Sprache und deutsche Sitte mitten unter fremden Tönen, unter fremdem Gebahren entwickelt; dort macht sich nur ein deutsches Gefühl geltend und der Beruf des Deutschen, des allgemeinen Vaterlandes Ruf Fremden gegenüber zu wahren. Dort wird das Wort zur Wahrheit, daß ein mächtiges Band alle Deutschen umschlingt, und nie habe ich eine größere Freude empfunden, als damals, als ich mit meinem deutschen Freunde einer in Schweden verheirateten deutschen Dame von ihrem schwedischen Gatten mit den Worten vorgestellt wurde: „Die Herren N. N. Es sind Deutsche."

Wer in der Heimat das große deutsche Vaterland und die Nothwendigkeit seiner Herstellung nicht anerkennen will — er gehe in's Ausland; sein eignes Gefühl wird ihm zeigen, wie hoch ihm selbst Deutschland über dem engeren Vaterlande ist.

Inzwischen wurde das Fest zum Gelage; die Stimmen der Redner wurden heiser, die Geister heißer; der starke Dampf der Cigarre und der stärker werdende Tumult machten den weiteren Aufenthalt wenig behaglich. Wir empfahlen uns und überließen Skandinavien seinem Schicksale, seine Freunde aber der schützenden Hand des freundlichen Gottes Bacchus.

Mannigfaltiges.

— Sybel's Essays über die Kämpfe gegen Napoleon I. Kaum kann es auf wenigen Seiten eine anregendere, belehrendere und befriedigendere Lectüre für deutsche Leser geben, als die kürzlich in München gedruckten drei Vorlesungen, welche Prof. Heinrich v. Sybel daselbst am 24., 27. und 30. März dieses Jahres vor einem nicht blos akademischen Publikum gehalten hat.* Es war des Vorlesers Absicht, „ein warmes Bild der Gesinnung zu zeichnen, durch welche Europa, durch welche vor Allem unser Vaterland sich aus tiefem Sturze wieder auf die Höhe der Ehren emporschwang," und dieses Bild, diese Zeichnung mit einer wahrhaft graphischen Feder, die es dreist mit jeder ähnlichen Leistung Macaulay's aufnehmen darf, ist ihm vollkommen gelungen. An Macaulay's Schreibart werden wir zunächst durch die in die Erzählung eingestreuten, mit wenigen, überraschend treffenden Linien gezeichneten Charaktere historischer Personen, so namentlich Napoleon's, Wellington's, Stein's, Stadion's, Metternich's, Alexander's I. und Blücher's, erinnert, aber auch der Herzschlag für die nationale Ehre und die bürgerliche Freiheit des Vaterlandes, den man in des Engländers Darstellungen herausfühlt, pulsirt in der Feder des jungen, deutschen Geschichtschreibers. Es ist ein wahres Labsal, gerade von München, das doch sonst immer so leicht und gern in die systematischen Herabsetzungen Preußens einstimmt, zu welchen der Ton von Wien aus angeschlagen wird, diese Stimme zur Zurückweisung der Verleumdungen zu hören, welche jahrelang ausgestreut wurden über die Motive des Baseler Friedens und des preußischen Verhaltens gegen Ende des vorigen Jahrhunderts. Ja, es ist eine große Genugthuung für jeden Deutschen, „daß in der Hauptstadt des Staates, dessen Armee vor fünfzig Jahren den Kern des Rheinbunds bildete, der seine heutige Bedeutung dem Napoleonischen Bündnisse geradezu verdankt, es sich jetzt vollkommen von selbst versteht: daß man über 1805 und 1807, wie über 1809 und 1813, nur vom deutschen und nationalen Standpunkt reden kann — daß jede entgegengesetzte Andeutung die heftigste Entrüstung hervorrufen würde — daß jeder patriotische Anklang den wärmsten und tiefsten Wiederhall findet. Während man mit Stolz auf die Leistungen der bayerischen Truppen unter Napoleon's Banner blickt, vernimmt man es mit aufathmender Genugthuung, daß nicht freier Wille, sondern eine schwere Verschuldung Oesterreichs sie unter jenes Banner gezwungen hat** — man vernimmt es aber nur, um sofort bei dem Schlusse anzulangen, daß die Schuld gesühnt und die Zeit des alten Haders für immer vorüber ist." Nun, auch wir, in Norddeutschland, wir wollen ebenso wie, nach dem Verfasser, die Münchener, annehmen, daß die Zeit des alten Haders vorüber sei, obwohl uns weder die offiziellen, noch die offiziösen Stimmen aus Wien daran glauben lassen. Wir wollen wünschen, daß sich Oesterreichs Staatsmänner fortan mehr an Stadion, wie ihn der Verfasser schildert, als an Metternich ein Vorbild nehmen mögen. Von Graf Stadion sagt nämlich Herr v. Sybel: „Wie Stein zuerst deutsch und dann preußisch war, so dachte auch Stadion mehr deutsch, als österreichisch. Er sah im Kaiser vor Allem den Bewahrer der Gesetze, den Vertreter großer Erinnerungen, den Schirmherrn deutscher Ehre gegen das Ausland. In dieser Gesinnung verschwand ihm, wie Stein, ganz von selbst der Gedanke an das tödtliche, gegenseitige Mißtrauen, durch welches die beiden Staaten einer den andern und beide sich selbst ruinirt hatten. Sobald unter seiner Leitung die österreichische Politik mit liberaler Gesinnung eine nationale, wahrhaft deutsche Bahn einschlug, kam ihr aus Preußen ohne irgend einen Rückhalt die thätige Bundesbereitschaft entgegen. Und nicht weniger, als in der Haltung nach Außen, stimmte Graf Stadion auch in Bezug auf den Grundsatz der innern Politik vollkommen mit Stein's Ueberzeugung zusammen, daß in der ungeheuern Krisis der bloße mechanische Gehorsam nicht die ausreichende Stärke entwickeln könne, daß die höchste Aufgabe die sei, in dem ganzen Volke eine eigene, freie, selbstbewußte Thatkraft hervorzurufen." — Nur wenn solche, nicht von einem Grafen Rechberg und noch viel weniger von einem polnischen Grafen Goluchowski zu erwartende Prinzipien unter den österreichischen Staatsmännern wieder vorherrschend werden, ist auch zu gewärtigen, „daß, wenn einmal wieder die Gefahr an das Thor des Hauses pocht, unsere Stärke einig, unsere Einigkeit stark sein werde," obwohl vollkommen wahr ist, was der Verfasser am Schlusse seiner Vorrede sagt: „Wie oft auch unter den deutschen Stämmen eine Meinungsverschiedenheit über einzelne Fragen des Staatsrechts und der Politik hervortreten möge — der Trieb zu Einigkeit und Zusammenwirken ist bei Allen vorhanden und, seit 1815 in stetem Fortschritt, schon heute zum klaren, unverwüstlichen Nationalwillen geworden."

* Die Erhebung Europa's gegen Napoleon I. Drei Vorlesungen, gehalten zu München von Heinrich von Sybel. VI. und 146 S. kl. 8. München, Cotta, 1860.

** Oesterreich hatte es nämlich, ebenso wie zur Zeit des von Friedrich dem Großen gestifteten, deutschen Fürstenbundes, auch im Jahre 1794, während es gleichzeitig mit Rußland eine geheime Verbindung gegen Preußen abgeschlossen, auf die Einverleibung Bayerns in seine Erbländer abgesehen. D. R.

— Samson von Himmelstirn. Das Mai-Heft der „Baltischen Monatsschrift"* bringt einen von W. von Bock in Riga, in der Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde der Ostsee-Provinzen, zur Feier der siebenhundertjährigen Herrschaft deutschen Lebens in diesen Provinzen, gehaltenen Vortrag über das Leben und die Wirksamkeit von Reinhold Johann Ludwig Samson v. Himmelstirn. Zu dem Chaos von Entsittlichung und Corruption in Rußland, das uns jetzt von slavischen Federn dargestellt wird, kann es kaum ein erhebenderes und tröstlicheres Gegenstück geben, als dieses deutsche Lebens- und Charakterbild eines deutsch-russischen Beamten, welcher, in Livland geboren, unter Anderm eilf Jahre Hauptarbeiter in der eignen Kanzlei des Kaisers (also wohl das, was wir Kabinetsrath nennen), 17 Jahre Rath und Direktor des livländischen Hofgerichtes, 8 Jahre Präsident des livländischen Konsistoriums u. s. w. war und der dabei als Schriftsteller und Dichter auf den mannigfaltigsten Gebieten in segensreicher Weise wirkte. Auch eine Geschichte der Aufhebung der Leibeigenschaft in Livland, sowie ein in der juristischen Welt geschätztes Werk über den livländischen Prozeß, hat Samson von Himmelstirn geschrieben, der im Jahre 1858 in hohem Alter verstarb. Er war im Leben, wie in seinen Dichtungen, die im Jahre 1825 gesammelt erschienen, ein Mann voll lebhaften Gefühls und sittlicher Strenge, so daß er als ein wahres Muster der Deutschen in den russischen Ostseeprovinzen betrachtet wurde. Auf die Verbesserung und Veredelung des Bauernstandes hat er, als großer Gutsbesitzer, sowie als früherer Ritterschafts-Notar, mit unermüdlicher Energie eingewirkt. Deshalb ward auch sein Ableben als ein Trauerfall für die ganze Provinz angesehen. Herr von Bock sagt am Schlusse seiner Skizze: „Zur Feier des heutigen Tages konnten wir keinen Würdigeren jener siebenhundertjährigen, ehrwürdigen Reihe der Stifter, Mehrer und Wächter deutschen Wesens in unseren Ostsee-Provinzen zuzählen, als ihn, der uns und unseren spätesten Nachkommen, wie kaum Einer zuvor, ein Beispiel gegeben, mit welcherlei Waffen gekämpft sein will, auf daß wir nicht heute die letzte Säkularfeier der Herrschaft jenes deutschen Wesens und Lebens in diesen Landen begangen haben möchten. Dieser Gefahr, diesem Schmerze, dieser Schmach, daß hier jemals der Same ausgehen sollte, den unsere Altvorderen diesem Boden anvertraut, werden wir, soviel an uns ist, in dem Maße sicherer

* Zweiten Bandes erstes Heft. Riga, 1860.

entgehen, als wir, aller Willkür, allem unzeitigen Schielen nach Neuem mannhaft und unwiderruflich entsagend, uns getragen wissen von dem hohen und heiligen Berufe, das, was uns die Väter überlieferten, unseren Kindern wiederum getreu zu hinterlassen, als unvergeudetes, weil unveräußerliches Erbe."

— Leibniz in Frankreich. In der feierlichen Jahressitzung der französischen Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften vom 26. Mai d. J. wurde von dem Vorsitzenden, Herrn Louis Reybaud, an dessen Seite sich Herr Franck, als Vicepräsident, und Herr Mignet, als beständiger Secretair der Akademie, befanden, der Preis für die beste Arbeit über Leibniz und seine Philosophie verkündet. Es ist dieser Preis zwischen Herren Nourrisson, Professor der Logik am Lycée Napoleon, und dem Grafen Foucher de Careil getheilt worden. Nach der von dem Präsidenten ausgesprochenen Ansicht, zeichnet sich die Arbeit des Herrn Nourrisson durch ihre philosophische Auffassung aus, während die des Grafen Foucher sehr viel neues historisches Material und interessante, handschriftliche Entdeckungen darbietet, so daß durch Verbindung der beiden Denkschriften das Vollständigste und Erschöpfendste, was über Leibniz gesagt werden könne, hergestellt sei. Herr Reybaud theilte demnächst mit, daß durch Verfügung des Ministers des öffentlichen Unterrichts und des Kultus die Akademie ermächtigt worden sei, den für diese Arbeit ausgesetzt gewesenen Preis von 1500 auf 3000 Francs zu erhöhen, damit die Remuneration der beiden Verfasser nicht unter dem Verdienste ihrer Arbeit bleibe. Es gereicht diese Entschließung des Herrn Ministers, ebenso wie die Aufgabe der Akademie und ihre Lösung durch die beiden Gelehrten der französischen Wissenschaft jedenfalls zu großer Ehre. Der Präsident, Herr Reybaud, sagte bei der heutigen Gelegenheit auch noch: „Die Rolle der Akademie besteht nicht darin, die Phantasie des Publikums zu beschäftigen, sondern solche Studien zu befördern, bei welchen die Ehre mehr, als das persönliche Interesse, zu gewinnen hat."

— „Russische Bibliographie." Unter diesem Titel erscheint seit dem 1. Januar dieses Jahres ein monatliches Verzeichniß von neuen und älteren Schriften, Monographieen und Seltenheiten, welche Rußland, Polen, slavische Sprache und griechische Religion betreffen und in der Antiquariats-Buchhandlung von H. W. Schmidt in Halle zu den beigefügten Preisen zu haben sind.* Auch für slavische Literaturfreunde, die nicht gerade Bücherkäufer sind, hat diese Zusammenstellung, welche Schriftwerke in allen europäischen Sprachen — mit Ausnahme der russischen selbst, von der wir in den vier ersten Nummern der „Russischen Bibliographie" keine Spur wahrgenommen — umfaßt, einen jedenfalls literargeschichtlichen Werth.

— Oesterreichische Bibliographie. Wir hören mit Bedauern, daß die vortreffliche „bibliographisch-statistische Uebersicht der Literatur des österreichischen Kaiserstaats," die Herr Dr. Constant Wurzbach von Tannenberg in Wien mehrere Jahre lang nach den Materialien zusammenstellte, welche ihm die Bibliothek des Ministeriums des Innern lieferte, künftig nicht mehr erscheinen wird. Der Nachfolger des Freiherrn v. Bach im Ministerium des Innern, Graf v. Goluchowski, ein Pole, hält nämlich die ordnungsmäßige Sammlung und Verzeichnung der in Wien aus den verschiedenen Ländern des Kaiserstaates eingehenden Pflicht-Exemplare aller Druckschriften nicht mehr für nöthig und die gelehrte Welt kömmt daher um die Fortsetzung eines Unternehmens, das von ihr um so mehr geschätzt wurde, weil keine andere Literatur etwas Aehnliches bisher aufzuweisen hat.

— Čechische Zeitung. Der Umstand, daß Gesuche um eine Concession zur Herausgabe einer politischen Zeitung in böhmischer Sprache wiederholt abschläglich beschieden wurden, hat zwölf der bekanntesten Persönlichkeiten Böhmens veranlaßt, eine Petition an den Kaiser zu unterzeichnen. In dieser Bittschrift wird um die Concession für eine politische Zeitung in böhmischer Sprache und unter Auseinandersetzung der Nationalitätsverhältnisse auch darum gebeten, daß das vom Throne und vor dem verstärkten Reichsrathe ausgesprochene Prinzip der Gleichberechtigung der Nationalitäten im Allgemeinen und im Besondern zur thatsächlichen Geltung gelange. Die sechs Bogen starke Petition haben folgende Herren unterzeichnet: Dr. Palacky, böhmischer Historiograph; Dr. Purkinje, der berühmte Physiolog; J. U. Dr. F. Lad. Rieger, Gutsbesitzer und Redacteur; Dr. Brauner, Prager Stadtverordneter; J. U. Dr. Fr. Hanka, Prager Stadtrath; J. U. Dr. Rudolf Fürst von Thurn und Taxis, Herrschaftsbesitzer; Fr. Pstroß, Lederfabrikant (gewesener Vicepräsident der Prager Handelskammer); Joseph Machaczek, Zuckerfabrikant; J. Jelinek, Kaufmann und Fabrikdirector; J. Schimek, Kaufmann und Mitglied des Prager Handelsvorstandes; die Redacteure M. Dr. Kodym und P. Joseph Rezac. Nach Wien wurde die Petition dieser Tage von den Herren Rieger und Machaczek gebracht.

— Čechische Sympathieen in Rußland. Der bekannte russische Panslavist Hilferding hat die sogenannten „Tyrolischen Elegien" von Gawlitschek aus dem Čechischen in's Russische übersetzt und in diese Uebertragung den ganzen politischen Groll mit einfließen lassen, den der verstorbene böhmische Patriot gegen die österreichische Regierung hegte. Gawlitschek gehörte in den Jahren 1848—1849 zu den entschiedensten čechischen Gegnern der deutschen Unionsbestrebungen, die damals vom Frankfurter Parlament aus sich natürlich auch über das zum deutschen Bundesgebiete gehörende und von Millionen von Deutschen bewohnte Böhmen erstreckten. Damals unterstützte man von Wien aus das von Gawlitschek in Prag herausgegebene čechische Journal. Als jedoch in Oesterreich die föderale und constitutionelle Idee wieder dem absoluten Centralgedanken Platz gemacht hatte, desavouirte man auch die alten slavistischen Verbündeten in Böhmen, wie in Ungarn und Illyrien. Gawlitschek wurde von Prag ausgewiesen und über seine Schriften eine gerichtliche Untersuchung verhängt, die zwar mit seiner Freisprechung endigte, ihn aber gleichwohl auf die tyrolische Festung Brixen führte. Diesem Festungsaufenthalt verdanken die „Tyrolischen Elegien" ihren Ursprung, die, wie der Dichter im Eingange selbst sagt, nichts von der „Treue und Biederkeit der Tyroler" an sich tragen. „Ich bin aus dem Lande der Musikanten," singt er, „wo ich die Trompete blies, deren Ton jedoch den Schlaf der Herren in Wien störte.... Einer dieser Herren, ein Doktor, Bach mit Namen, verschrieb mir eine Luftveränderung, weil die Atmosphäre im Lande der Čechen meiner Gesundheit nachtheilig sein könne.... Und so ward ich von Gensd'armen nach Tyrol gebracht, von Gensd'armen, denen der gute Doktor empfohlen hatte, mir, falls ich aus Bescheidenheit nicht mitgehen wollte, sanfte Gewalt anzuthun.... O, die Gensd'armen! Einst, als der Weg so furchtbar war, daß der Wagen jeden Augenblick in Stücke brechen konnte, stiegen sie aus und ließen mich allein zurück.... Was hatte ich auch zu fürchten? Ich, ein österreichischer Bürger! Giebt es auf der weiten Welt ein bemitleidenswürdigeres Geschick? Konnte mir noch etwas Schlimmeres zustoßen?".... Dies und noch vieles Stärkere ist mit großer Salbung (als ob dergleichen Entführungen gar nicht in Rußland vorkommen könnten!) in's Russische übersetzt. Von russischen Kritikern wird Gawlitschek, der im Jahre 1855 an der Schwindsucht starb, der čechische Heine genannt.

— Unterhaltungsblatt zur Münchener Zeitung. Seit dem 17. Juni dieses Jahres ist mit der „Neuen Münchener Zeitung" (bekanntlich das offizielle Blatt der bayerischen Regierung) ein wöchentlich erscheinendes „Unterhaltungsblatt" verbunden, das vorzugsweise dazu bestimmt ist, Novellen des Auslandes in geschickter Uebersetzung dem deutschen Publikum vorzuführen. In Nr. 1 finden wir ein charakteristisches, russisches Lebensbild: „Eine Schnepfe," von E. Grebenko. Die folgenden Nummern werden uns in gleicher Weise Novellen, die bisher noch nicht in Deutschland bekannt sind, aus dem Polnischen, Čechischen, Serbischen, Dänischen, Schwedischen, Vlaemischen, Italiänischen, Spanischen, Ungarischen und anderen Sprachen übersetzt, bringen. Die unbekannteren Literaturen sollen vor Allem berücksichtigt und nur ausnahmsweise wird auch etwas nach dem Französischen oder Englischen mitgetheilt werden. Die Redaction ist Herrn Dr. Heinrich Noë, einem sprachgewandten Literaten, anvertraut, der auch unserm „Magazin" bereits einige interessante Beiträge geliefert und der dieses Beiblatt der Münchener Zeitung gewiß zu einer werthvollen Erscheinung machen wird.

J. C.

* Halle, H. W. Schmidt's Verlagsbuchhandlung.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Bestellungen
übernimmt jedes Postamt des deutsch-österreichischen Postvereines, sowie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallstraße Nr. 21) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazin's" nicht direct correspondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commissionair, Herrn B. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

Herausgegeben von **Joseph Lehmann.**

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

№ 28. Mittwoch, den 11. Juli 1860. **29. Jahrgang.**

Inhalt:

Deutschland und das Ausland.

Die Geschichte der Menschheit, von Karl Ludwig Michelet.*

Wir gestehen offen, daß wir von einer sogenannten philosophischen Geschichte keine Freunde sind. Sie pflegt die historischen Thatsachen in ein Schnürmieder zu pressen, das, wie es auch dem Körper eine nette und gefällige Form giebt, dies doch nur auf Unkosten der naturwüchsigen Fülle thut. Und doch hat eine historische Darstellung auch in dieser Gestalt ihren Werth und Nutzen, schon als Versuch, in das wirre Durcheinander der Weltbegebenheiten Ordnung und Konsequenz zu bringen. Stellt aber ein Historiker ein ideales Ziel hin und sucht dafür zu begeistern, so ist es ihm nicht mehr um das bloße philosophische Verständniß der Vergangenheit zu thun, sondern er nimmt auch eine praktische Bedeutung in Anspruch, indem er auf die Entwickelung der geschichtlichen Zustände selbst mit einwirken will, und in einer solchen Tendenz-Geschichte kommt es weniger auf den wissenschaftlichen Werth, als auf die moralische Wirkung an, die sie äußert. Jede große Geschichts-Epoche ist das Produkt einer idealen Auffassung der Weltgeschichte; denn das Große, das geschehen ist, mußte erst als Gedanke erscheinen, ehe es zur That geworden. Im Alterthum und im Mittelalter konnten bei den einfacheren Verhältnissen, in denen sich die Menschheit bewegte, solche weltumwälzende Ideen leichter die Massen ergreifen und zu einem einheitlichen Handeln begeistern; aber seit der Reformation haben sich die Gegensätze in der Auffassung der menschlichen Bestimmung scharf gesondert und die Kämpfe hervorgerufen, in denen wir uns noch befinden. Liegt das Ziel der Menschheit hinter oder vor uns? Gilt die Losung: Umkehr oder Fortschritt? Wenn die Geschichte die Tragödie ist von dem durch des Menschen Schuld verlorenen Paradiese und von den vergeblichen Versuchen, es durch die Kraft der eigenen Vernunft wieder zu erlangen: dann freilich bedurfte es, den immer tieferen Fall aufzuhalten, der rettenden That einer Gottheit, und um dem Verderben, das uns die sich selbst überlassene Vernunft bringt, zu entgehen, müssen wir uns in unbedingtem Gehorsam gläubig der Leitung der Stellvertreter jener Gottheit hingeben. Ist aber die menschliche Vernunft das Ebenbildliche Gottes in uns, und ist die Geschichte das Epos von dem Heldenkampfe der Menschheit mit den äußeren Mächten der Natur und den inneren der Leidenschaft, um das Vernünftige im Einzelnen, wie im Ganzen, zur Geltung zu bringen: dann tragen wir den rettenden Gott in uns und wir vermögen uns ein Paradies auf Erden selber zu schaffen, aus dem uns keine äußere Macht mehr vertreiben kann. Je nachdem die Menschen so oder so ihre Bestimmung fassen, werden sie sich entweder willig wie Schafe von ihrem Hirten leiten lassen, oder sie werden als vernünftige Wesen sich selber leiten wollen. Eine Geschichte unserer Zeit ist nichts Anderes, als die Darstellung des Kampfes beider Auffassungen. Wer eine solche schreibt, muß sich für eine derselben aussprechen, und je entschiedener er es thut, desto eher wird er die Gleichgesinnten an sich ziehen und die Gegner abstoßen, und wenn er es vermag, aus dem Gange der bisherigen Ereignisse seine Auffassung als übereinstimmend mit dem Geiste der Zeit und als das Gesetz, wonach bisher die Entwickelung erfolgt ist und noch jetzt ihrem Ziele zusteuert, zu erweisen, so wird er die Gleichgesinnten mit Zuversicht, die Gegner mit Zweifel erfüllen und so seiner Sache die Aussicht auf den Sieg verschaffen.

Eine Geschichte, in diesem Sinne geschrieben, ist das Buch von Karl Ludwig Michelet: „Die Geschichte der Menschheit in ihrem Entwickelungsgange seit dem Jahre 1775 bis auf die neuesten Zeiten." „Wir sind," sagt der Verf., „den Kinderschuhen der Weltgeschichte entwachsen, wo die Völker nur naturwüchsig im dunkelen Drange einem unbewußten Ziele entgegenstrebten. Wir verlangen, daß der Gedanke der Sache, die allgemeine Vernunft, die ewigen Grundsätze des Rechtes, nicht mehr Sprünge der in wilder Begier sich tummelnden Personen, oder einer maßlos herrschenden Willkür, unsere Geschicke leiten. Was diese vernünftigen Gedanken, diese unabänderlichen Gesetze seien, die auf den Thron der Weltgeschichte zu setzen sind und ihn zum Theil schon einnahmen, das wollte ich, so weit ich dieselben einsehe, in diesem Versuche zunächst der Mitwelt zu erkennen geben."

Des Verfassers Zweck ist also nicht, unser historisches Wissen zu vermehren, oder zu berichtigen, sondern dadurch, daß er uns in das innere Verständniß der Thatsachen einführt, auf unsere Gesinnung einzuwirken und uns in dem allgemeinen Kampfe zur Parteiergreifung zu bestimmen, und darum müssen wir an sein Werk nicht den wissenschaftlichen, sondern den moralischen Maßstab anlegen. Wenn wir daher auch gegen die Auffassung und Erklärung des Einzelnen manches Bedenken zu erheben hätten, so können wir uns doch im Allgemeinen mit der Tendenz und Gesinnung des Verfassers einverstanden erklären, und dürfen sein Buch als ein anregendes wohl empfehlen.

Der Verfasser beginnt seine geschichtliche Uebersicht nicht mit dem Ausbruche der französischen Revolution, sondern mit dem 19. April 1775, als dem Tage, wo zuerst in der neuen Welt bei Lexington Bürgerblut im Kampfe der Engländer mit ihrem amerikanischen Pflanzvolke floß, oder mit dem 4. Juli 1776, wo die von Jefferson aufgesetzte Unabhängigkeitserklärung der nordamerikanischen Freistaaten verkündet wurde. „Denn," sagt er „seitdem hat die neue Welt thätig in den Entwickelungsgang der Weltgeschichte eingegriffen. Zuerst hat sie mehr bewußtlos durch ihren Einfluß auf Lafayette und sonst die europäischen Zustände bestimmt, indem sie denselben voraneilte, so daß selbst die französische Staatsumwälzung, so bedeutend sie auch immer war und bleiben wird, dennoch im Verhältniß zur amerikanischen, nur als eine ihrer Mutter nachlaufende Tochter, ohne sie erreicht zu haben, betrachtet werden darf. Denn nur in der anderen Halbkugel sind die in der unserigen unvollendet gebliebenen Entwicke-

* 2 Bde. Berlin, Ferd. Schneider, 1859—1860.

lungskeime der Geschichte der Menschheit zur Reife gezeitigt worden. Später begann die Betheiligung Amerika's an den europäischen Wirren immer mehr mit Bewußtsein hervorzutreten."

In Amerika ist die Weltgeschichte zu dem Abschluß gediehen, dem nun auch Europa entgegengeht, daher die häufigen Revolutionen, an deren Stelle die Reformen treten würden, wenn die Menschen sich zu verständigen wüßten; wenn die Einen opferten, was sie zu viel haben, die Anderen sich mit dem begnügten, was ihnen fehlte. Seit siebzig Jahren lebt Amerika ungestört im lebendigen, übersprudelnden Genusse der höchsten Güter, die es errungen hat, Europa im rastlosen Streben nach einem Ziele, das es bei jeder Wendung seiner Geschichte ergriffen zu haben meint, das ihm aber bisjetzt noch jedes Mal wieder entschlüpft ist. Der Grund davon liegt in dem noch nicht beendeten Kampfe der äußeren und inneren Autorität. „So lange dem menschlichen Willen noch ein äußerliches Ansehen entgegensteht, wird er ihm auch widerstreben, und den Standpunkt des gewaltsamen Umsturzes zu einem dauernden machen." Der Anfang der Weltgeschichte war die Unterwerfung unter die Autorität, das Ziel aber muß die Selbstregierung sein, die Freiheit.

Den Bruch mit der äußeren Autorität hat zuerst auf dem religiösen Gebiete die Reformation, 1517, und auf dem politischen die englische Revolution von 1688 herbeigeführt. Aber auch der Protestantismus hat die Religion nicht unabhängig von der Autorität machen können. Anstatt der allgemeinen katholischen Kirche, entstanden Staatskirchen und anstatt des lebendigen Papstes herrschte der papierne Papst der Bekenntnißschriften. Die englische Verfassung hat zwar die Selbstregierung des Volkes zum Prinzip gemacht, aber faktisch regierten doch nur der Adel und die Geistlichkeit. War auf diese Weise der Grundsatz des dem Einzelnen innewohnenden Ansehens immer noch nicht praktisch durchgeführt, so vollzog sich wenigstens theoretisch der Bruch mit den beiden äußeren Mächten des Mittelalters, der Kirche und dem Feudalwesen, in der Philosophie des 18. Jahrhunderts. Rousseau hat die ersten Keime der Neuzeit im Gedanken erfaßt, indem er die Selbstregierung der Menschen zum Losungsworte der folgenden Geschichte machte. Die Obrigkeit ist nach ihm nicht, wie bei den Indiern und im Mittelalter, von Gott in dem Sinne, daß sie durch eine äußere Gewalt eingesetzt sei, sondern sie ist durch das Volk und für das Volk eingesetzt; sie will das durch den Volkswillen erzeugte allgemeine Wohl.

Den Anfang des Praktischwerdens dieses Grundsatzes machten die drei unumschränkten Herrscher Preußens, Oesterreichs und Rußlands: Friedrich II., Joseph II. und Katharina II. Diesen drei aufgeklärten Herrschern steht der polnische Freistaat gegenüber, in dem die Freiheit des Einzelnen auf Kosten des Ganzen herrschte, und weil ihm eben die gediegene Einheit des Ganzen fehlte, die, wiewohl als eine äußere Macht, doch von jenen drei unumschränkten Herrschern vertreten wurde, so konnten die Polen den Gedanken der Zukunft nicht verwirklichen, was aber auch ihren Gegnern eben so wenig gelang, weil sie in ihren Ländern die Selbstregierung des Volkes bei Gründung des öffentlichen Wohles nicht gehörig hervortreten ließen.

Nach ähnlichen, unvollkommenen Versuchen in anderen europäischen Staaten, nahm endlich in Frankreich das Volk selbst die Sache in die Hände. Es stellte den Gedanken der Philosophie des 18. Jahrhunderts mit Bewußtsein an die Spitze des öffentlichen Lebens, um sie in Thaten zu verwandeln und alle Verhältnisse von unten herauf danach neu zu gestalten. Auch hier kam man nicht zum Ziele. Denn nachdem die Revolution alle Autorität, alles Fremde gestürzt und nur das anerkannt hatte, was aus selbsteigener That der Freiheit der Einzelnen erblüht und als Staatswohl vom Volke selbst erzeugt war, erfolgte die Reaction hiergegen durch die Wiederherstellung der Bourbonen, welche, von den fremden Mächten Frankreich auferlegt, sich die Aufgabe stellten, die neuen Stoffe, die in der Gesellschaft hervorgetreten waren, zu erhalten, nicht das ganze Volksleben mit seiner Freiheit wieder umzustürzen, sondern nur in den Schooß des äußeren, göttlichen Ansehens zurückzuführen und unter dessen schützenden Schild aufzunehmen. So bietet sich dieser zweite Zeitabschnitt als ein Vergleich zwischen den zwei einander entgegenstehenden Grundsätzen dar. Die Widersprüche, die in diesem Vergleiche enthalten sind, stürzen die Restauration, und die Autorität, welche von der ersten Revolution nur ausgeschlossen, von der Restauration äußerlich auferlegt worden war, sollte zwar nunmehr als das Werk des allgemeinen Volkswillens einzig und allein der Ausdruck, die Kraft und Einheit desselben sein, ist aber bisjetzt in Europa nur eine Forderung geblieben. Die verschiedenen mißglückten Versuche, den erwähnten Widerspruch zu lösen, bilden den Inhalt der letzten Entwickelung der europäischen Geschichte von der Juli-Revolution bis heute.

Wir können dem Verfasser auf dem Wege seiner nun folgenden geschichtlichen Uebersicht der Hauptereignisse nicht folgen. „Nachdem wir," schließt er seine Entwickelungsgeschichte, „Europa so lange betrachtet haben, so lange vergeblich seinem Ziele nachringen sahen, so könnten wir wohl füglich mit dem alten Napoleon sagen: dies alte Europa langweilt mich! Ein Amerikaner beschreibt in Reisebriefen aus Europa den Eindruck, den ihm diese alten Völker gemacht haben, dahin, daß bei der persönlichen Lebenskräftigkeit, die er z. B. in den letzten italiänischen Kämpfen wahrgenommen, doch die Kleinlichkeit in der Ausführung der Einzelheiten ihn vertrieben habe, indem um große Ideen nicht mehr in Europa gekämpft, noch das europäische Leben auf neue Wege führen werde. Die Kleinlichkeit müssen wir unbedingt zugestehen, wenn wir sehen, wie Italien und sein König, oder das deutsche Volk sich winden, um den Gedanken ihrer Volksthümlichkeit durchzusetzen. Diese Kleinlichkeitskrämerei stammt hauptsächlich von den verwickelten, einander durchkreuzenden Interessen der europäischen Herrscherfamilien. Ob aber das europäische Leben nicht doch noch auf neue Wege führen werde, das ist eine Frage der Zukunft. Die Frische des gegenwärtigen Lebens der Geschichte gehört aber allerdings der neuen Welt an."

In Amerika ist dem Verfasser das Ziel der Geschichte bereits erreicht. Hier ist der Grundsatz anerkannt (?), der jetzt in die Menschheit einbricht, daß jeder Einzelne sich zum Bilde der ewigen Persönlichkeit des Geistes zu machen, in einem Jeden die ganze Staatsidee zu leben habe. Was Ludwig XIV. nur von sich selbst sagen konnte: er sei der Staat, das sagt jetzt jeder Amerikaner von sich. Die allgemeine Volksoberherrlichkeit ist selbst die unumschränkte Alleinherrschaft jedes Einzelnen geworden. Dieser Standpunkt der Amerikaner ist hervorgegangen aus der unbedingten Freiheit, welche aus sich selbst den Inhalt der sittlichen Mächte schafft und dabei doch nicht willkürlich verfährt, sondern ganz gegenständlich und sachlich bleibt; aus der Herrschaft der Mehrheit, durch welche die dem Volke innewohnende Vernunft sich ausspricht; aus dem vollständigen Bruch mit der geschichtlichen Erinnerung; endlich aus dem Prinzip der Selbstregierung, worin der Grundgedanke des amerikanischen Lebens liegt. Der Amerikaner bildet sich nicht ein, einer Regierung zu bedürfen, die ihn schütze; eines Jeden Geiste ist der Glaube eingewurzelt, daß die beste Gesellschaft die ist, wo alle Welt übereinstimmt, Niemandem zu gehorchen. Nicht nur in jeder Person, sondern auch in jedem Gemeinwesen und zuletzt in dem ganzen Bunde spiegelt sich dasselbe Bild. „Die Volksherrschaft," sagt Siesfield, „hat die Sendung, den reichsten Erbtheil der Bildung zu erwerben. Das Geheimniß, wodurch sie es bewirkt, ist: die Zahl der freien Wirksamkeiten in's Millionenfache zu vermehren, wogegen Europa nur durch Massen handelt. In diesem Geheimniß der Verpersönlichung liegt ihre ungeheuere Wiedererzeugungskraft." Um etwas Großes zu vollbringen, ist der amerikanische Grundsatz, muß es von Allen, für Alle und durch Alle geschehen.

So ist in der Wirklichkeit auf einem Punkte der Erde die Menschheit in der geschichtlichen Entwickelung zu der Einsicht gekommen, daß der den Menschen als ein Fremdes vorgestellte Weltgeist nicht mehr wie ein blindes Schicksal die irdischen Angelegenheiten mit bewußtloser Nothwendigkeit leitet, sondern alle Einzelnen, ihres Zieles bewußt, diesen allgemeinen Geist in ihrem Denken und Handeln als ihren eigenen Geist zur Darstellung bringen. Mit der begonnenen Verschmelzung der Racen, meint der Verfasser, ist die Einigung der Menschen erleichtert; es kommt nur noch darauf an, diese offenbare Bestimmung des Menschengeschlechtes vollständig zu verwirklichen. Er entwickelt uns hierauf weitläufig die Art, wie diese Vereinigung nach dem aus der veränderten Fassung des Völkerrechtes hervorgegangenen Weltbürgerrecht durch einen obersten Weltgerichtshof und durch Staatenbunde, nach den verschiedenen Nationalitäten zusammengesetzt, ermöglicht werden könnte. Wir wollen hierauf nicht weiter eingehen, da er selbst gesteht, daß das nur ein Phantasiegebilde sei. Und ob, wie einst die Bildung von Osten nach Westen vorgeschritten, sie jetzt den umgekehrten Weg von Amerika's Westen und nach dem Osten Asiens eingeschlagen, ob Australien einst der Sitz der nachgeschichtlichen Zeit werden wird? — wer kann das heute wissen? und wozu uns abmühen, vorher zu bestimmen, wie sich Alles machen wird? Was werden soll, wird werden — wie? das kann uns ziemlich gleichgültig sein. Darauf deutet allerdings die ganze Bewegung der Gegenwart, daß die Menschheit nach Einigung und Einheit strebt, und zwar einer solchen, die, indem sie in sich die höchste Mannigfaltigkeit walten läßt, die Einförmigkeit ausschließt; denn die Einförmigkeit, die als höchstes Ideal von der äußeren Autorität erstrebt wird, kann nur durch Zwang realisirt werden, und geht an diesem Zwange zu Grunde, während die Einheit, die aus dem Willen Aller hervorgeht, nur wieder aufgelöst werden könnte mit dem Willen

Aller, das heißt niemals. Daß aber, wenn dieses Ziel erreicht ist, die Geschichte abgeschlossen sein sollte, wie der Verfasser meint, können wir ihm nicht zugeben; ja die eigentlich menschliche Geschichte wird erst recht hiermit beginnen, die nicht mehr von Kriegen und Umwälzungen, von Empörungen und Verfolgungen, sondern von den Eroberungen des menschlichen Geistes und seinem Walten im Reiche des Guten, Wahren und Schönen handeln wird. Wir werden freilich wohl schwerlich diese glückliche Zeit erleben; wenigstens ist keine Hoffnung dazu, so lange ein Napoleon III. noch europäische Geschichte macht; doch schadet es nichts, wenn wir uns mit der fernen Aussicht trösten, daß einstens, wie der Verfasser sagt, die himmlische Jerusalem nach der Offenbarung des Johannes als eine geschmückte Braut vom Himmel herabfahren wird; oder vielmehr wenn wir die himmlische Braut in ihrem Himmel lassend, hoffen, daß das Wort jener alten Propheten erfüllt werden wird, wonach die Völker ihre Schwerter zu Pflugschaaren und ihre Speere zu Sicheln schmieden und sie wohnen werden jeder unter seinem Weinstock und unter seinem Feigenbaume ohne Furcht. M.

Frankreich.

Frankreichs gegenwärtige Stellung zum Kirchenstaate.

Was noch das Schicksal Italiens und namentlich des Kirchenstaates sein wird, entzieht sich aller menschlichen Berechnung; je weiter die Sache fortschreitet, desto mehr verwickeln sich die verschiedensten Fäden, desto verschiedenere Einflüsse und Standpunkte machen sich geltend: die sardinische Hauspolitik, das italiänische Einheitsstreben, der Republikanismus und die Revolution, der Napoleonismus, die kirchliche Frage, das Legitimitätsprinzip, alle diese Fäden schießen durcheinander, alle diese verschiedenen Prinzipien kreuzen, verbinden oder bekämpfen sich; ihr schließlicher Ausgang aber hängt von Faktoren ab, die noch gar nicht in's Feld gerückt sind, von der großen europäischen Krise, die noch wie ein drohendes Gewitter in der Luft hängt. Wird sie eintreten, oder nicht? Wird sich das Gewitter entladen? Wo nicht, dann kann man das Prognostikon stellen, daß eine neue politische Mißgeburt das Ende dieser ganzen italiänischen Händel sein wird, die mit einiger Begeisterung, einigem Fanatismus, und viel wälscher Arglist und machiavellistischen Kniffen geführt werden.

So viel ist klar, die Einrührung des ganzen italiänischen Handels durch Cavour und Kaiser Napoleon hat nur dann einen Sinn, wenn das ursprüngliche Programm: „frei bis zur Adria" und frei bis zur Südspitze Italiens, verwirklicht wird, wenn aus den Kämpfen ein einiges Italien hervorgeht, das den Wünschen der patriotischen Partei Genüge thut und die Wiederkehr einer Bourbonisch-Habsburgischen Restaurationspolitik gründlich unmöglich macht. Wenn dies nicht beabsichtigt ist, wenn das Ende vom Liede etwa ein vergrößertes Piemont, ein französisch zugeschnittener, halb säkularisirter Kirchenstaat, ein liberalistisch gewordenes Königreich Neapel, eine französisch gewordene Insel Sardinien, ein unter englischer Protection stehendes Sicilien sein sollte, dann wären die Italiäner zu bedauern und sie hätten alle Ursache, die Urheber des ganzen Krieges zu verwünschen. Vorläufig ist so viel ersichtlich, daß Napoleon III. ein Geschäft gemacht hat; Savoyen ist glücklich eskamotirt und es dürfte für die Piemonteser schwerer sein, in näherer oder fernerer Zukunft die schönen Gegenden um den Montblonc wieder zu erobern, als für die Oesterreicher die offen daliegende Lombardei. Sodann steht auch dieses fest, daß der große Schüler Machiavelli's an der Seine seinen nächsten Zweck erreicht hat: der Schlamm ist aufgerührt, und im Trüben ist gut fischen; man kann die Italiäner sich jetzt einander abhetzen und wechselseitig aufreiben lassen; je mehr Piemont Schulden macht, Soldaten opfert, je weitgreifender und lockerer seine Annexionen werden, desto besser; je mehr Siege Garibaldi in Sicilien erficht, desto besser; wenn er den König von Neapel und die Bourbonen erst vertrieben hat, wird Napoleon schon dafür sorgen, daß das „legitim-monarchische Prinzip" gewahrt bleibt, und daß ein Mürat oder sein Vetter Plonplon die Neapolitaner auf französische Weise beglücken kann.

Einer der Haupttrümpfe, welche der Kaiser in seiner Karte hat, und auch nicht eher ausspielen wird, als der entscheidende Augenblick gekommen, ist das Papstthum und die Frage des Kirchenstaates. Das ist der Nagel im Fleische Italiens, die Handhabe, welche Frankreich darin hat, das Steuerruder, wodurch es jeden Augenblick der Sache eine neue Wendung geben kann. Man irrt sich, Napoleon III. habe je daran gedacht, den englischen Hochkirchlern oder den deutschen Freisinnigen den Gefallen zu thun, mit dem Papste ganz zu brechen, den Kirchenstaat zu säkularisiren und sich den Dank der italiänischen Patrioten für alle Zeiten zu sichern; nichts von alledem. Der Kirchenstaat und sein Bestehen paßt vortrefflich in die traditionelle französische Politik, welche der Bonapartische Kaiser nur wieder aufgenommen und mit einigen Napoleonischen Ideen verquickt hat; er will weder dem Papstthum, noch den Priestern zu Leibe; aber weich machen will er sie, mürbe und gefügig arbeiten, bis sie sehen, daß alles Heil von Frankreich kommt und sich ihm rettungsbedürftig in die Arme werfen. Wenn dieses Ziel erreicht ist, dann kann Frankreich da fortfahren, wo Oesterreich aufgehört hat; es kann seine Vasallenkönige schützen, wie Oesterreich die seinigen geschützt hat; es kann konservative Politik treiben, Revolutionen unterdrücken, restauriren, wie jenes — vorausgesetzt, daß Napoleon und seine Dynastie ebenso zäh und dauerhaft ist, wie bisher die Habsburgische —, das kann man bezweifeln; und wenn Italien zu erträglichen Zuständen gelangen sollte, so wird dies nicht durch die französische Politik, sondern durch das Zusammenwirken von Faktoren geschehen, welche stärker als diese, und im Stande sind, ein Loch in sie zu reißen.

Wir lesen eben in der Revue des deux Mondes einen Artikel von Saint-Marc-Girardin: „Sur la situation de la France et de la papauté en Italie," der in der eben angegebenen Tonart geschrieben ist, d. h. im französischen Nationalinteresse, welches hierin ziemlich mit der Napoleonischen Politik zusammenfällt.

„Ich will die beiden Hauptzüge der Lage Frankreichs und des Papstthums in Italien in's Klare setzen, und bitte um die Erlaubniß, mit den zwei Schlüssen anfangen zu dürfen, zu denen ich kommen will:

1. Wie sehr der Anschein und die Umstände auch dafür sein mögen, Rom kann sich nicht mit Frankreich überwerfen und Frankreich umgekehrt nicht mit Rom. Rom braucht Frankreich in Italien,* und Frankreich braucht ebenso Rom in Italien (glaub's!!).

2. Der römische Hof sperrt sich seit zehn Jahren gegen Reformen in der Verwaltung; er wird gezwungen werden, solche zu machen, und durch diese Reformen wird er die Bevölkerungen wiedergewinnen, die er in Gefahr ist zu verlieren.

„Der erste dieser Sätze hat die Geschichte Frankreichs und des Papstthums seit elfhundert Jahren für sich, ferner die sehr merkliche Erfahrung der römischen Expedition, die 1849 von der französischen Republik gemacht wurde, und die vom Kaiserreiche seit zehn Jahren dauernd erhaltene Besetzung.

„Der zweite dieser Schlüsse hat für sich das Zeugniß aller europäischen Staaten, welche seit 1830 die Regierung des heiligen Stuhles zu Reformen gedrängt haben; die edelmüthigen Anstrengungen Pius IX., welcher 1846 und 1847 eine Reform anstrebte, die der revolutionäre Geist unterbrochen hat; ferner die Vorstellungen, welche die französische Regierung der päpstlichen seit zehn Jahren gemacht hat. Ich weiß nicht, wann diese Reformen eintreten werden, aber das weiß ich, daß, da es dem Papstthume noch unmöglicher ist, den gegenwärtigen Stand der Dinge aufrecht zu erhalten, als zu reformiren, diese Reform unausweichbar und nahe bevorstehend ist."

Der Verfasser holt nun so weit aus, als möglich, um vom französischen Standpunkte aus eine geschichtliche Uebersicht der politischen Beziehungen zwischen Frankreich und dem päpstlichen Stuhle zu geben; wir wollen darauf nicht eingehen und Pipin den Kurzen, Philipp August und Bonifaz VIII. u. s. w. auf sich beruhen lassen, da diese Dinge tausendmal vorgebracht und behandelt worden sind. Der Hauptsatz, der durchgeführt wird, steht gleich am Anfange des Abschnittes:

„Jedesmal, wenn Frankreich nicht danach gestrebt hat, sich in Italien festzusetzen und dort Besitzungen zu erwerben, hat es den heiligen Stuhl zum aufrichtigen Bundesgenossen gehabt und ist der aufrichtige Beschützer desselben gewesen. Man muß hier zwischen dem Papst als Fürsten und als Priester unterscheiden. Der Pontifex hat oft Verwickelungen mit den Königen von Frankreich, wie mit anderen europäischen Fürsten gehabt, aber das hing mit dem alten Streite zwischen Geistlich und Weltlich zusammen u. s. w. ....

„Wir erinnern an diese Geschichten, weil es Leute giebt, die da glauben, daß, wenn der Papst seine zeitliche Macht verlöre und aufhörte, unabhängiger Fürst zu sein, die alten Kämpfe zwischen weltlicher und

* Das heißt aus französischer Poesie in hochdeutsche Prosa übersetzt: da Oesterreich dem Papste nicht mehr helfen kann, so würde der heilige Vater ohne Zweifel fortgejagt werden, wenn französische Bajonette ihn nicht, statt der bisherigen österreichischen, schützten. Rom braucht Frankreich in Italien — sehr gut gesagt.

geistlicher Macht, wie durch Zauberei, abgeschnitten sein würden. So würde es nicht kommen. Mag sein, daß der Papst in Italien, weil er Fürst ist, in Ausübung seiner päpstlichen Macht oft durch die Bedürfnisse der weltlichen Ordnung behindert wird, wie umgekehrt als Priester in der Ausübung der weltlichen Macht durch die Verpflichtungen des geistlichen Standes — es sind das allerdings Verlegenheiten; aber diese Verlegenheiten haben nichts zu sagen gegen den Investiturstreit und den unabsehbaren Zwist der geistlichen und weltlichen Gewalt. Wer wird in dieser Welt die Oberhand behalten, das geistliche Prinzip oder das weltliche? wer wird herrschen oder regieren, die Krone oder die Tiare, der Säbel oder das Kreuz? Das ist der Kampf, der die neuere Geschichte erfüllt hat.

„Es wäre ein großer Irrthum zu glauben, dem Papste sein zeitliches Fürstenthum in Italien nehmen, hieße so viel, als ihm seine geistliche Hoheit rauben. Der Papst braucht gar nicht in Rom zu sein, er wird stets der Papst, das geistige Haupt des Katholizismus bleiben, und in dieser Eigenschaft wird er stets das Recht haben, wenn es den Königen und Kaisern gefällt, Bischöfe zu ernennen, wie sie Präfekten machen, diesen Präfekten die Macht zu binden und zu lösen, zu entziehen. Papst Pius VII. kämpfte als Gefangener zu Fontainebleau gegen Napoleon, und hatte doch nicht einen Zoll Land in Italien."

Nach längeren geschichtlichen Betrachtungen setzt Herr Marc-Girardin den Einheitsbestrebungen der Italiäner einen Dämpfer auf.

„Heute versucht Piemont, die Einheit Italiens zu seinem Vortheile zu gründen. Es ist nicht italiänischer als die Venetianer des 14. und 15. Jahrhunderts, oder die Päpste, welche seit dem Ende des 15. Jahrhunderts (?) alle Italiäner sind; aber es ist stärker als Venedig, weil es größeren Landbesitz in Italien hat als Venedig; es ist auch mächtiger als das Papstthum, welches nur erwählte und gewöhnlich schon ergreiste Oberhäupter hat, die ihre Pläne nicht lange überleben können. Piemont hat also in diesem Augenblick einen großen Versuch gemacht, der bis jetzt nicht gelungen ist. Es will die Einheit Italiens durch die Italiäner gründen. Ist es zu diesem Zwecke nöthig, mit seinen Erbländern durch Annektirung oder Eroberung die verschiedenen Theile Mittel- und Süditaliens zu vereinigen? Hier ist eine Frage, die man in verschiedenem Sinne lösen kann: die Zukunft wird ja sehen. Ich will über diese neue Einheit Italiens nur eine Betrachtung anstellen.

„Es ist zu wünschen, daß diese Einheit durchdringe, und zwar mehr durch Gerechtigkeit als durch Gewalt, mehr durch Mäßigung als durch Ehrgeiz, mehr durch Bündniß als durch Einverleibung; denn wenn die neue Einheit nicht durchdringt, dann weiß Gott, was aus dem bald durch den Revolutionsgeist, bald durch Restauration wiederholt umgemodelten Italien werden soll. Es wird der Macht des Fremden anheimfallen, der ihm die Unterdrückung unter dem Namen der Ruhe bringen wird. Da es das neue Centrum verloren, das es sich geben wollte, und keine lokalen Mittelpunkte mehr besitzt, wie früher, so würde es dem ersten Besitzergreifer zufallen, der sich nach Wunsch und Willen die früheren Umgestaltungen zu Nutze machen und der das Recht haben wird, sich um die alten Abgränzungen, die er verwischt findet, nicht mehr viel zu bekümmern. Wir wünschen also lebhaft einen friedlichen Erfolg des Versuches, den Piemont in diesem Augenblicke macht, um die Einheit Italiens zu gründen; denn noch ein Mal, wenn dieser Versuch mißglückt, wird er Italien in einem schlimmeren Zustande hinterlassen, als er ihn überkommen, er wird es schwächer, unmächtiger, mehr dem Ehrgeize der Fremden bloßgestellt hinterlassen, als früher."

Also Piemont soll sich nach St. Marc-Girardin darauf einlassen, die Einigung Italiens mehr durch Gerechtigkeit als durch Gewalt, mehr durch Mäßigung als durch Ehrgeiz, mehr durch Bündniß als durch Annektirung zu versuchen — d. h. es soll Frankreich und dem Kaiser Napoleon in seinen machiavellistischen Kuppeleien mit dem Papste, mit Neapel, mit Oesterreich, mit den vertriebenen Fürsten freie Hand lassen, soll ihm keine Schwierigkeiten machen und demüthig von ihm empfangen, was er für gut finden wird, zu vergeben! So unschuldig dieser gute Rath aussieht, so sehr er vom Geiste der Mäßigung eingegeben scheint, so voller Arglist und Hinterhaltigkeit ist er. — Nachdem einmal der Brei eingerührt ist, nachdem einmal Napoleon die Befreiung Italiens und den Kampf für eine Idee auf seine Fahne geschrieben hat, können die Italiäner nichts Besseres thun, als ihn beim Worte zu halten und es darauf ankommen zu lassen, ob er den Muth haben wird, seine eignen Worte und Verheißungen Lügen zu strafen. So wie sie die Waffen weglegen, sich der französischen Diplomatie ergeben, so wie sie aufhören, dem großen Rechenkünstler zu Paris immer neue unvorhergesehene Schwierigkeiten zu machen, ist Piemont verloren, die italiänische Freiheit und Einheit vernichtet, das Papstthum fällt in französische Hände, und Toskana und Neapel dürften über kurz oder lang Napoleonische und Müratistische Herrscher auf ihren Thronen sehen. Wir sind kein Freund der Revolution; aber wir begreifen die Folgerichtigkeit der Cavour'schen Politik mit ihren Annektirungen und Garibaldi's undiplomatische Schlagfertigkeit ganz wohl. Ein Verzweiflungskampf ist es, aber doch ein Kampf, der noch Aussichten hat, den die englische Politik begünstigt, den der Erfolg rechtfertigt. Sind die Habsburgisch-Bourbonischen Dynastien, der Kirchenstaat wirklich so faul und verrottet, wie von vielen Seiten behauptet wird, haben sie wirklich so wenig Sympathien und Anhänglichkeit im Volke, so ist es gut, wenn sie eher früher als später abgeräumt werden, und wenn Victor Emanuel König des ganzen Italiens wird, um ihm eine neue, gleichmäßige und vernünftige Organisation zu geben. Kommt den Italiänern eine größere europäische Krisis zu Hülfe, welche die Kräfte Frankreichs und Oesterreichs anderwärts in Anspruch nimmt, so werden sie jedenfalls ziemlich viel durchsetzen; eine Restauration, wie 1814, wird dann nicht mehr möglich sein. Denn die Diplomatie hat nur vor der vollbrachten Thatsache Respekt.

Herr Saint-Marc-Girardin kommt dann auf die italiänische Einheit zu sprechen, und meint natürlich, Italien solle sich mit einer „moralischen" Einheit begnügen. „Sollen wir mit unseren Händen und auf unsere Gefahr hin die italiänische Einheit gründen und wie weit wird sich diese erstrecken? Welches sind die neuen italiänischen Staaten, für deren Annektirung wir zu sorgen hätten? Es bleiben ihrer nur drei: Venedig, Rom und Neapel.

„Ein Wort über jeden dieser Staaten: Wir gehören zu denen, die lebhaft bedauert haben, daß der Friede von Villafranca nicht drei Tage später erfolgt ist, d. h. wenn unsere brave Marine Venedig von den Oesterreichern befreit hätte. Noch drei Tage, sagen alle unsere Seeleute, und wir zogen in Venedig ein; die alte Königin der Adria war frei. Wir sind ganz und gar für den Frieden von Villafranca, wir haben ihn immer gut gefunden, und wir werden ihn noch gut finden, obgleich er heute fast nur noch geschichtlichen Werth hat; aber ein Flecken haftet auf ihm, von dem wir den Vertrag von Villafranca nie haben rein waschen können: Venedig ist österreichisch geblieben. Der Besitz des berühmten Vierecks ist eine ganz italiänische Frage. Für Frankreich war es die Sühne des alten Fehlers von Campo-Formio; für die Civilisation (oh!) war es ein großer, der Nachwelt überlieferter Name. Wir müssen also in Italien allen Umständen günstig sein, welche die Befreiung Venedigs herbeiführen könnten. Es ist ein Rückstand vom Kriege von 1859 zu bezahlen.

„Gehen wir zu Rom über. Wenn es Leute in Frankreich oder Italien giebt, welche wünschen, die bedeutenden Zwistigkeiten zwischen dem heiligen Stuhl und dem Königreiche Sardinien möchten sich etwas abkühlen, so schließen wir uns ohne Bedenken dieser Partei an, wie klein sie auch sein möge. Wir wissen, wie groß die Schwierigkeit ist: die Annektirung der Romagna hat Alles vergiftet. Der heilige Stuhl sieht sich geplündert; wie kann er sich mit dem Räuber versöhnen? Der König von Sardinien hat die Annexion der Romagna angenommen; wie kann er sie dem Papste zurückgeben? Ich maße mir nicht an, zu sagen, wie diese Geschichte endigen kann; aber ich sage unbedenklich, daß es im Interesse Sardiniens ist, sich mit dem heiligen Stuhle zu versöhnen und auf die Politik von Gioberti, Manzoni, Balbo zurückzukommen, d. h. auf die Politik, welche die Befreiung Italiens durch die Vereinigung aller Kräfte und aller Größen Italiens erreichen wollte, und dabei sich doch hütete, Rom und das Papstthum außer Acht zu lassen. Fern davon, Rom und das Papstthum als Hinderniß der Einheit Italiens zu betrachten, sah es diese erste Schule der italiänischen Liberalen als eines der wirksamsten Mittel dieser Einheit an."

Hierauf wird den Italiänern eine materielle Einheit, eine Centralisation wie in Frankreich, ausgeredet, und dafür eine moralische à l'Allemande empfohlen, die natürlich gelobt wird. „Es giebt ein leuchtendes Beispiel dieser Wahrheit in der deutschen Geschichte von 1813 und 1814. Durch seine moralische Einheit hat sich Deutschland befreit. 1848 hat es diese moralische Einheit bis zur politischen steigern wollen. Es ist gescheitert aus inneren Ursachen und ohne daß ein fremdes Dazwischentreten es in den Anstrengungen, die es machte, um seine politische Einheit zu begründen, gehindert hätte.

„Diese beiden großen Erfahrungen von 1813 und 1848 haben Deutschland gelehrt, was die Kraft seiner moralischen Einheit war, und auch welches ihre Gränzen sind. Ich stelle nicht in Abrede, daß Italien zur Einheit geeigneter sein mag, als Deutschland; es ist möglich, obgleich es dies bis in jüngster Zeit nicht gezeigt hat; aber welcher Einheit ist es

denn am fähigsten? der moralischen oder der materiellen? Die Schule Gioberti's strebte vornehmlich nach der moralischen, und die innige und aufrichtige Verbindung des Papstthums mit Sardinien war das sicherste Mittel, diese moralische Einheit zu schaffen.

„Muß man heutzutage die moralische Einheit Italiens aufgeben und nur an die materielle denken? Diese Lehre scheint in Italien vorzuwalten; aber Frankreich ist nicht gehalten, etwas für die Verwirklichung derselben zu thun. Müßte man also, um sie aufrecht zu erhalten, erlauben, daß Rom annektirt werde und sich Turin unterwerfe? Was würde Frankreich dabei gewinnen (sic), was Europa, Italien? Wenn der Papst zu Rom bliebe, würde Frankreich einen Unterthan des Königs von Piemont zum geistlichen Oberhaupt seiner Kirche haben. Dieses berühmte Schwert des heiligen Petrus, dessen Spitze, wie man sagt, überall ist, und der Griff zu Rom — wo würde dann der Griff sein? zu Turin (NB. zu Paris wäre er besser aufgehoben: n'est-ce pas?). Dies würde dahin führen, daß bald alle alten Freiheiten der gallikanischen Kirche hergestellt würden (St. M.-Girardin ist offenbar ultramontan) und so zu sagen, sich bis zum Schisma erweiterten. Das katholische Europa würde päpstliche Rundschreiben, kontrasignirt von den Ministern des Königs von Sardinien, empfangen. Was Italien betrifft, wenn der Papst Rom verließe, was würde aus Rom werden? Was würde Italien gewinnen, wenn es Rom verlöre, das hinfort nur ein Museum sein würde — sein ältester Mittelpunkt und seine älteste Größe? Die moralische Einheit achtet alle italiänischen Größen; die materielle Einheit opfert sie alle einer einzigen neuen Größe, welche die einzige Hülfsquelle, seine einzige Zukunft wird. Sie setzt Alles auf Eine Karte.

„Ich werde von Neapel sagen, was ich eben von Rom gesagt habe. In der Ungewißheit über den Versuch, den Italien in diesem Augenblicke macht, liegt es nicht im Interesse Frankreichs sich dazu herzugeben, die Unabhängigkeit des Königreichs beider Sicilien zu vernichten.“....

Ueber die langen geschichtlichen Ausführungen, die den französischen Ansprüchen einen Hintergrund geben sollen, gehen wir hinweg, da sie, wie bereits gesagt, nichts Neues bieten und bloße Verbrämung sind. Die ganze Beweisführung läuft darauf hinaus, daß zwischen Frankreich und dem römischen Stuhle, so lange Frankreich keine Besitzungen in Italien selbst beanspruche, eine enge Verbindung der Interessen bestehe, daß also trotz der bestehenden Mißhelligkeiten eine Versöhnung erfolgen müsse, daß Frankreich, wenn Sardinien in seinen Annexionen weiter fortfahre, die einzige Zuflucht des Papstthums sei. „Wird Frankreich, obgleich mißvergnügt und erbittert, seinen Schutz dem heiligen Stuhle versagen? gewiß nicht. Trotz der Bitterkeiten und Schwierigkeiten der gegenseitigen Vorwürfe, wird dem heiligen Stuhl von Frankreich hülfreiche Hand geboten werden; obgleich Frankreich, wie es heißt, sehr revolutionär ist, wird es der Revolution nicht erlauben, die Hand nach Rom auszustrecken; obgleich der heilige Stuhl ohne Unterlaß das europäische Recht von 1815 anruft, wird er doch sehr gern die Macht zu Hülfe rufen, die dieses europäische Recht am meisten bestritten und geschwächt hat. Der Widerwille, den die Verschiedenheit der Doktrinen geschaffen, wird der Gewalt der Thatsachen weichen.“

Thatsächlich ist der Papst und die ganze Kirchenregierung bereits in der Hand Napoleon's. Es ist lächerlich, den wiederholten Gerüchten in den Zeitungen zu glauben, wonach der Abzug der französischen Besatzung Rom's nahe bevorstehe. Sie werden wahrscheinlich von Zeit zu Zeit je nach Bedürfniß ausgesprengt, um die Meinung des Publikums zu verwirren, oder entstehen in Folge von diplomatischen Kunstgriffen, die man anwendet, um den Widerstand des Papstes zu brechen und ihm seine Hülflosigkeit recht eindringlich klar zu machen. Man denkt an keinen Abzug; General Goyon mit seinem Corps steht zu Rom wie eine Schachfigur in einer sichern Ecke, die viel deckt und nur dann gezogen wird, wenn bereits Matt geboten werden soll. Einer der kaiserlichen Speichellecker, der bekannte Baroche, hat sich hierüber auch so klar ausgesprochen, als man nur wünschen kann, und sicher wird man seine unterthänigste Meinung auch nur als das Echo seines erhabenen Gebieters anzusehen haben. Die französische Politik geht darauf aus, das Papstthum gegen Piemont zu benutzen, sein Emporkommen durch Vorschieben kirchlicher Interessen zu hintertreiben, und so Italien allmählich für Vicekönige, wie Mürat, Napoleon Plonplon reif zu machen. Denn wer etwa glaubt, daß Napoleon vor einer schließlichen Säkularisirung Piemonts und Victor Emanuel's zurückbeben würde, dürfte sich sehr irren: der Mann hat Geduld zu warten und die Früchte reif werden zu lassen; Piemont aber hat bereits seinen Schwerpunkt verloren, verzettelt, verflackert und verlüdert sich in Ansprüchen, die weit über seine Kräfte gehen, und wenn nicht Garibaldi ihm zu Hülfe kommt und mit seinen radikalen Plänen durchbringt, dürfte die Zeit nicht fern sein, wo ihm Napoleon eine neue Rechnung macht, vor der ihm die Haare zu Berge stehen werden.

Der Widerstand des Papstes ist es, welcher die französische Politik im höchsten Grade behindert; so lange er dauert und energisch aufrecht erhalten wird, ist die Sache Italiens noch nicht hoffnungslos; Pius IX. ist, so spaßhaft das auch klingen mag, wider Willen der beste Verbündete Victor Emanuel's und der italiänischen Patrioten.

Von dem Augenblicke an, wo er die Waffen streckte, wo er sich dem Bonapartismus in die Arme würfe und zu den Reformen verstünde, die blos verlangt werden würden, um der Welt ein neues Blendwerk vorzumachen, läge Italien Napoleon III. zu Füßen; sofort würde er den enragirten Katholiken, den unterwürfigsten Sohn der heiligen Kirche, den Nachfolger des heiligen Ludwig, den uneigennützigen Schützer des apostolischen Stuhles u. s. w. spielen, und in diesem Namen unter Umständen alle jene Ansprüche erheben, die früher die deutschen Kaiser, die Ottonen, Heinrich III., die Hohenstaufen erhoben. Napoleon III. kennt jedenfalls mehr Geschichte, als Ludwig XIV. und andere legitime Monarchen kannten; er würde auch seinen Einfluß auf den heiligen Stuhl anders benutzen, als die Bourbonen und Habsburger. Sollte ihm auch der Einfluß der übrigen europäischen Mächte nicht erlauben, seine Rolle im größten Maßstabe zu spielen, so würde er doch so viel unzweifelhaft erreichen, Italien völlig von französischem Einflusse abhängig zu machen. Man wird nun verstehen, wenn in unserem Artikel gesagt wird:

„Mag eine neue Krise in Italien eintreten und das System der Annexionen sich ausdehnen, diese Armee wird Rom beschützen; wenn sie nicht genügt, wird ihr unsere Armee zu Hülfe kommen und sich leicht mit dem tapfern und geschickten französischen General verständigen, der die päpstliche Armee kommandirt. Unser Heer zu Rom ist der letzte Trumpf für die päpstliche Unabhängigkeit; dieser Trumpf muß in der Karte bleiben.“

So also ist die Stellung Lamoricière's zu verstehen! Mögen sich unsere braven Politiker die Augen ausreiben über die neue Finte des klugen Sisyphus, der Alles zu benutzen weiß, selbst seine persönlichen Feinde, selbst den Enthusiasmus der Legitimisten.

„In der That, um nur die bloße Logik zu befragen, liegt ein Widerspruch von Seite der französischen Regierung darin, gegen den Papst zu sprechen und zu seinen Gunsten zu handeln, ebenso wie von Seiten des Papstes ein Widerspruch darin liegt, sich über Frankreich zu beklagen und doch seine Dienste anzunehmen; aber die Gewalt der Umstände beherrscht und meistert alle diese scheinbaren Widersprüche; die Inkonsequenzen der Vernunft sind stärker, als die Konsequenzen der Logik, weil sie zum Vortheil des gesunden Menschenverstandes sind.“ Lamoricière französirt die Verwaltung. Herr Girardin sagt: „Verlangen wir nicht gerade das seit 1831? Es ist möglich, daß es mit einer kleinen Pike auf Frankreich geschieht; was verschlägt das? wird doch das Gute gethan, und zwar durch französische Hände.“

Selbst wenn Lamoricière scheitern sollte, heißt es weiterhin, werde man doch nicht Rom verlassen; sollte es aber glücken, sollte er im Stande sein, dem Papste eine neue unabhängige und starke Armee zu schaffen, so würde das Frankreich nicht beleidigen; das Heer würde eher der Bundesgenosse, als Feind Frankreichs in Italien sein.

„Denn die Unabhängigkeit des heiligen Stuhles ist eines der Hauptinteressen Frankreichs und Italiens. Schon aus rein kirchlichem Interesse kann Frankreich nicht wünschen, daß der Papst der Unterthan des Königs von Sardinien oder der Gast des Königs von Neapel sei, falls derselbe noch im Stande ist, ihm seine Gastfreundschaft zu gewähren. Wenn Oesterreich in Italien wieder mächtig würde, kann Frankreich schon aus dem Interesse des europäischen Gleichgewichts nicht zugeben, daß dieser Einfluß sich bis auf Rom erstrecke. Die Expedition nach Ancona 1832 und die nach Rom 1849 sind beide gemacht worden, um das Papstthum von dem Uebergewichte Oesterreichs zu retten. Man kann selbst ohne Widerspruch sagen, so lange es Oesterreicher in Italien giebt, muß es darin auch irgendwo Franzosen geben; wir müssen am Spiele betheiligt sein; das verlangt die Ehre Frankreichs und das Interesse des europäischen Gleichgewichts. Deshalb z. B. tadelten 1839 Guizot, der Herzog von Broglie, Thiers, Duchatel so heftig die von Molé angeordnete Räumung Ancona's.“

Was fehlt also noch zur vollständigen Eintracht und zum herzlichen Einvernehmen zwischen dem Papste und der französischen Regierung? — Blos die Einwilligung des Ersteren zu gewissen Reformen, die Kaiser Napoleon im Interesse vernünftiger Freiheit, staatlicher Ordnung u. s. w. verlangt. Das wird denn auch in unserem Artikel dem Papste wiederholentlich an's Herz gelegt. Man will nicht einmal ein Laienregiment im

weitesten Umfange, nicht eine durchgeführte Centralisation — denn warum sollten Priester nicht auch gut regieren können; giebt es nicht Laien, die ihrer Gesinnung nach völlig klerikal sind? — „Es ist also nicht das überall triumphirende Laienthum, welches Rom regeneriren wird, ein verständiger Liberalismus ist es, wie er sich ziemt für die katholische Kirche, jener Liberalismus, der die alten Ueberlieferungen der Freiheit aus der Vergangenheit aufzunehmen und auf die neue Gesellschaft anzuwenden weiß, der nicht glaubt, daß Alles, was alt, auch schlecht, und ebenso wenig, daß alles Neuere gottlos sei."

Daß in Rom übrigens die ganze Verwaltung säkularisirt werde, gehe nicht an; solle der Papst der einzige Priester in der Staatsverwaltung sein? „Am Tage, wo zu Rom nach Säkularisation über Säkularisation nur der Papst allein kein weltlicher wäre, ist die Säkularisation des Papstthums vollbracht. Der Bischof wird Fürst und gründet ein erbliches Fürstenthum, wenn er die Kraft dazu hat, oder Rom fällt in fremde Hände, und der Papst ist nur mehr ein Pfarrgeistlicher.

„Die Umgestaltung der römischen Verwaltung muß zwei Klippen vermeiden: einen klerikalischen engherzigen Geist, der sich mit hartnäckiger Absichtlichkeit außer den Bedingungen der modernen Gesellschaft hält, und eine allzu weitgreifende Säkularisation, die mit dem Prinzipe der päpstlichen Herrschergewalt selbst bricht. Der Weg ist schwer zu verfolgen und vorzüglich schwer, wenn man von vornherein ein vollständiges Reformsystem aufstellen will."

Wir glauben die von Napoleon verlangten Reformen sind ziemlich Nebensache, die Hauptsache ist der Uebergang des Papstthumes aus der Habsburgischen Clientel in die Bonapartische. Wollte Pius IX. sich Napoleon III. gegenüber in ein Verhältniß stellen, wie es bisher gegen die alten legitimistischen Höfe bestand, man würde sich mit einigen Scheinreformen begnügen, und bald Vieles außerordentlich schön und löblich finden, was bisher auf das Heftigste angefeindet worden ist. Die jetzige französische Wirthschaft mit ihrem finanziellen Schwindelsystem, ihrem Präfektenwesen, ihrer geheimen Polizei u. s. w. ist doch wirklich nicht so mustergültig, als es nach den Rathschlägen scheint, welche dem Papste ertheilt werden. Sobald derselbe sich zu einigen scheinbaren Reformen verstünde, die man sofort mit großem Halloh austrommeln und bis in den Himmel erheben würde, wäre dieser Uebergang symbolisch vollzogen; die „Kirche" selbst hätte mit dem legitimen Prinzipe gebrochen und wäre in's Lager des Bonapartismus übergegangen, dies weiß man in Rom sehr wohl; man weiß, daß ein solcher Uebergang zum kirchlichen Schisma führen könnte. Rom kann brechen, aber nicht biegen; der Papst sollte sein jus canonicum, das die katholische Priesterschaft selbst in protestantischen Ländern mit Zähigkeit festhält und überall, wo es nur angeht, zur Geltung zu bringen sucht, in Rom selbst gegen den code Napoléon zurücksetzen?! sollte, um für den Augenblick aus einer peinlichen Lage zu kommen, seine ganze Zukunft daran setzen, und sich auf alle Fährlichkeiten gefaßt machen, die das wandelbare Wesen der revolutionären Prinzipien mit sich bringt? Wäre das nicht ein Abfall des Papstthumes von sich selber, von seinen treuesten Freunden, den Habsburgern, den Bourbonen, den Legitimisten, dem Jesuitenorden selbst, der nie unter einem Regimente gedeihen wird, welches andererseits mit Philosophen und Freimaurern verbindet ist? Das ultramontan-jesuitische System, das jetzt den ganzen Katholizismus in Beschlag zu nehmen scheint, braucht, um sich zu erhalten, gehorsame Söhne der Kirche, d. h. bigotte Schwachköpfe, die ihre Bajonette hergeben, um die Priesterherrschaft aufrecht zu erhalten, und ihre Polizeidiener, um die Konkordate durchzuführen; der Bonapartismus aber braucht umgekehrt, um seine Herrschaft auch auf die Gemüther auszudehnen, einen gehorsamen Dalai-Lama mit seiner Klerisei, die ihre Orakel-Eingebungen von Peking-Paris empfängt und auf Gebot jeden geistlichen Hokuspokus vornimmt, den der Herrscher im Interesse seiner Weltregierung für gut findet. Es ist ein Zeichen der Zeit, daß er Rom dafür reif hält — indessen dürfte er sich doch vielleicht täuschen.

Freilich ist die Lage Roms diesen Augenblick ziemlich hoffnungslos; die sonst stets bereiten Restauratoren, namentlich Oesterreich, fehlen; auch läßt sich voraussehen, daß bei einem neuen Kongresse, der die Angelegenheiten der Staaten neu ordnen würde, die geistliche Regierung Roms, selbst wenn sie fortbestünde, sich zu Reformen würde entschließen müssen, die ganz wider ihre Traditionen wären: Redefreiheit, Denkfreiheit, Duldung anderer Religionsparteien u. s. w.; damit würde der Ultramontanismus und Jesuitismus sich von selber beseitigen, die Kirche müßte daran denken, sich auf ein anderes Christenthum zu stützen, als das militairisch und polizeilich umhegte und staatlich privilegirte. Selbst Oesterreich, wo des Papstes beste Freunde sind, hat die bittere Erfahrung gemacht, daß es mit den Konkordaten einmal nicht mehr geht. — Ein eigenthümlicher Umstand, der zum Denken auffordert ist auch der, daß die katholische Kirche, d. h. die ultramontane Priesterschaft, in neuerer Zeit wieder die Laien erweckt hat, sei es auch nur, um sie in den Vereinen für sich eine Lanze brechen zu lassen, oder um sie in Contribution zu setzen. Wie man weiß, befassen sich jetzt sogar auch die deutschen Bischöfe mit Betreibung eines katholischen Anlehns für den heiligen Stuhl und verbürgen sich mit ihrem Worte für dessen Kredit — eine bedenkliche Sache! wie paßt Kirche und Börse, Bischof und Banquier, Seelenhirt und Schuldner, geistliches Kind und Gläubiger zusammen? — und wenn in Folge der Ereignisse, die stärker sind als Papst und Bischöfe, der apostolische Stuhl insolvent wird, wenn die gläubigen Gläubiger ihr Geld verlieren? was dann, wird nicht mancher, wie die Menschen nun einmal sind, an seinem Glauben Schiffbruch leiden? — oder will man im Falle eintretender Insolvenz die Zinsen mit Indulgenzen, das Kapital mit einem allgemeinen Ablaß zahlen? — das wäre vollends das Letzte, was zum völligen Bankerott hinreichte. — Doch die Geschicke der Welt gehen ihren Gang; die Ultramontanen behaupten, ihre Kirche könne der weltlichen Herrschaft nicht entbehren, ohne Rom sei der Katholizismus nicht möglich — so mögen sie's haben und ihr System bis in die äußersten Konsequenzen auskosten.

Die irländische Frage und eine französische Antwort.

Gleichzeitig mit der Schrift Edmond About's über Preußen im Jahre 1860 ist in Paris bei dem kaiserlichen Broschüren-Hoflieferanten Dentu eine Schrift über die irländische Frage (La question irlandaise) erschienen. „En-illah el Allah we-Muhamed resul ulla," was in's heutige Französisch übersetzt, so viel heißt, als: „Es giebt kein mächtigeres Land, als Frankreich, und Napoleon III. ist sein Prophet." Keine Frage der inneren und der auswärtigen Politik aller fünf Welttheile kömmt heutzutage auf's Tapet, ohne daß der Kaiser der Franzosen die entscheidende Antwort ertheilt. Beweis dafür sind die zahlreichen Erörterungen aller solcher Fragen, die der kaiserliche Hofbroschürenhändler in die Welt schickt. Preußen, mit dem man in Frieden und Freundschaft bleiben will und dem man sogar die deutsche Kaiserkrone gönnte, wenn es sich nur am Rhein etwas traitabler zeigte, oder — wie es in der About'schen Broschüre am Schlusse heißt — „wenn es ihm ein wenig entgegenkäme" — ist mit einer leichten Verwarnung davon gekommen. Dagegen hält man es für nöthig, Albion, das unzuverlässige, das, trotz aller möglichen Beschwichtigungen und Concessionen, nicht blos im Orient, sondern auch in Italien und speziell in beiden Sicilien das Axiom: „Es giebt kein mächtigeres Land außer Frankreich rc." nicht anerkennen will, bei seiner Achilles-Ferse zu packen und ihm das irländische Medusenhaupt vorzuhalten.

Der Verfasser der „irländischen Frage" widerlegt schon im Voraus die Einwendungen, welche die Times gegen seine Schrift erheben wird (und wirklich auch bereits erhoben hat). Er sagt: „Man wird in England bestreiten, daß es überhaupt eine irländische Frage noch giebt. Nach den offiziellen Reden und Zeitungsartikeln jenseits des Kanals, genießt Irland jetzt, Dank der aufgeklärten und edelmüthigen Sorgfalt der englischen Regierung, eines großen Wohlstandes. Mit weniger Irländern, wird dort ganz ernst versichert, ist Irland viel glücklicher; ja dieses Glück hat Irland der Hungersnoth und der Auswanderung zu verdanken, die also doch auch ihr Gutes gehabt haben."

Der Verfasser behauptet demnächst, daß auch jetzt wieder, wie vor 14 bis 15 Jahren, Hungersnoth und Typhus in Irland herrschten. Ganze Dörfer, welche „gekochte Steckrüben mit etwas Salz" als stolzeste Leckerbissen betrachteten, die sie jedoch selten erlangten, gingen dem Aussterben entgegen, und zwar sowohl in Küstengegenden, als in den Gebirgen des Westens, in den Grafschaften Mayo und Kerry. Es sei doch merkwürdig, daß wenn in unserer Zeit der beschleunigten und regelmäßigen Weltverbindungen, durch welche alle Bodenerzeugnisse rasch und leicht von einer Gegend in die andere geschafft werden können, irgendwo in Europa die Geißel der Hungersnoth noch auftrete, gerade immer Irland dazu ausersehen sei, Irland, das doch das Glück habe, unter der Herrschaft von Männern zu stehen, welche angeblich die gewiegtesten Staats-Oekonomen der Welt seien.

Ein anderes bemerkenswerthes Symptom des irländischen Glückes sei, daß vor noch nicht zwei Jahren die englische Regierung genöthigt war, dort eine gewisse Verschwörung der unter dem Namen „Phönix" über die ganze Insel verbreiteten geheimen Gesellschaft zu unterdrücken. Die Spuren dieser Gesellschaft seien bis Nord-Amerika verfolgt worden,

welches die Times bereits hauptsächlich von irländischen Auswanderern, den künftigen Rächern ihrer Vorfahren, bevölkert sieht.

Die vorjährigen Siege der Franzosen in Italien sollen in Irland den größten Enthusiasmus erregt haben. Namen von irländischem Ursprung, wie der des Marschalls Mac-Mahon* hätten dort die lebhafteste Theilnahme gefunden; ja, man sei so weit gegangen, dem Marschall den Beinamen König Patrik I. zu geben.

Auffallend sei ferner, daß die Regierung in Irland die Bildung ähnlicher Scharfschützen-Corps, aus bürgerlichen Freiwilligen bestehend, wie sie in England überall entstanden, nicht gestattet habe. Auch sei die irländische Auswanderung jetzt wieder größer, als seit einigen Jahren; wenn die Irländer wirklich so glücklich seien, wie die englischen Blätter behaupten, dann sei es doch mindestens auffallend, daß sie immer zahlreicher das Land verließen. Ja, in Irland sei jetzt eine an das Parlament gerichtete Bittschrift in Umlauf, die bereits mit unzähligen Unterschriften bedeckt wäre, und worin das irländische Volk um Rückgewährung seiner legislativen Unabhängigkeit von Großbritannien bittet.

Auf die geographische Lage und die Bodenbeschaffenheit der Insel übergehend, sagt der Verfasser, daß Irland von Natur eins der fruchtbarsten und klimatisch begünstigtsten Länder der Erde sei, reich an Mineralien und mit den besten Seehäfen ausgestattet. Es liege von allen europäischen Ländern den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika am nächsten, und weder London noch Liverpool böten dem amerikanischen Handel so bequeme und zu allen Jahreszeiten leicht zugängliche Rheden dar, wie Dublin, Bantry und Galway. Aber weder diese, noch die Häfen von Belfast, Cork und Waterford gewährten auch nur ein Schattenbild des Handels-Lebens, das sie haben müßten und sicher auch haben würden, wenn nicht alle Maßregeln der englischen Regierung darauf zugeschnitten wären, daß den Irländern bei der Konkurrenz ihrer reicheren Nachbarn Nichts, durchaus Nichts zufließe. Ja, in demselben Irland, das dem Handel die weitesten Buchten, die größten Ströme, die reichsten Mineralien darbiete, sterbe man vor Hunger, oder, um dieses Loos zu vermeiden, wandere man aus!

Von den acht Millionen Einwohnern, welche Irland vor den großen Hungersnöthen von 1846—1851 besessen, habe es jetzt nur noch sechs Millionen. Staatsökonomen hätten berechnet, daß Irland bei einer, von der Regierung väterlich unterstützten und verständig geleiteten Kultur leicht die Bedürfnisse einer Bevölkerung von 25 Millionen würde erzeugen können. Statt es aber zu unterstützen, ziehe England vielmehr alljährlich einen Theil der besten Kräfte aus Irland.

Sieben Millionen Pfund Sterling, oder 35 Millionen Thaler, habe Irland jährlich zum Staatsbudget beizutragen — ohne die Abgaben von Consumtionsgegenständen der Irländer, wie Wein, Zucker &c., die gemeinhin in England verzollt werden, und die man ebenfalls auf drei Millionen Pfund veranschlagen könne — aber von jenen sieben Millionen des Budgets werden nur etwa sechs Millionen auf die Staats-Ausgaben Irlands verwandt, so daß mit Einschluß jener indirekten Abgaben von drei Millionen Pfund ein Ueberschuß von nahe an dreißig Millionen Thaler dem reichen England aus seiner Verwaltung Irlands verbleibe!

Dazu komme noch, daß die englische Armee sich meistens aus Irländern rekrutire, die also auch in dieser Hinsicht ihre Kräfte in größerem Maße zum Opfer bringen, als die Engländer. Der Verfasser hat berechnet, daß Irland ohne größere Opfer, als es jetzt bringt, sehr leicht eine National-Armee von 70,000 Mann auf dem Friedensfuße würde erhalten können.

Wir haben hier kurz resumirt, auf welche Weise der kaiserliche Hof-Broschüren-Fabrikant die irländische Frage beantwortet. Es versteht sich von selbst, daß es dieser Statistik auf einige Millionen mehr nicht ankömmt. Gelindestens muß man es als einen „Irish Bull" bezeichnen, wenn gesagt wird, daß Irland, angeblich so arm wie eine Kirchenmaus, jährlich über 30 Millionen Thaler Ueberschuß an England abliefere.

England.

Shakspeare's Zeitgenossen von Bodenstedt.**

Der kürzlich erschienene zweite Band von Friedrich Bodenstedt's deutschen Studien der unmittelbaren Vorgänger, Zeitgenossen und Nachfolger Shakspeare's ist John Ford (1586—1657) gewidmet, der nicht minder als Webster, Marlowe, Greene, Massinger, Beaumont und Fletcher den großen Barden vom Avon erklären hilft, welcher, wenn wir gar nichts von diesen Dichtern wüßten, uns wie ein unerklärliches, am Horizont aufgetauchtes und wieder verschwundenes, völlig isolirtes und darum unbegreifliches Meteor erscheinen müßte. Shakspeare verliert nichts dadurch, daß nachgewiesen wird, es seien auch vor und nach ihm in England Bühnenstücke gedichtet worden, wie sie in seinem Jahrhundert in keinem andern Lande entstanden sind und entstehen konnten. Im Gegentheile wird das Piedestal, auf dem seine erhabene Figur aufgerichtet ist, noch mehr gehoben, wenn dem Beschauer dabei zum Bewußtsein gebracht wird, daß die Mitkämpfer, die Shakspeare Alle weit hinter sich gelassen, doch auch keine Geister gewöhnlichen Schlages waren. Es ist uns unbegreiflich, daß ein begabter deutscher Dramatiker, Friedrich Hebbel, in dem verdienstlichen Unternehmen Bodenstedt's eine Beeinträchtigung Shakspeare's und des guten Geschmacks erblicken konnte. Mit Recht bemerkt Bodenstedt: „Was würde man von einem Kenner der Skulptur sagen, welcher behauptete, zum Studium der Antike genüge es vollständig, die Werke des Phidias zu kennen, denn da alle übrigen Bildwerke des Alterthums den seinigen nicht gleichkämen, so sei es auch völlig überflüssig, oder gar schädlich, sie zu studiren und sich den Geschmack daran zu verderben?..... Je dürftiger und unsicherer unsere Nachrichten über die Erziehung und das häusliche Leben des jetzt alle Bildungskreise beherrschenden Dichters Shakspeare sind, desto mehr sollten wir bemüht sein, den bestimmteren und mannigfachen Spuren des Entwickelungsganges seiner Muse zu folgen."

John Ford war theilweise allerdings ein Zeitgenosse, doch, seiner dramatischen Thätigkeit nach, eigentlich ein Nachfolger Shakspeare's, indem zwar das erste poetische Lebenszeichen, das Jener gab, ein bereits im Jahre 1606 zu Ehren Charles Blount's, Grafen von Devonshire, veröffentlichtes Gedicht: „Fame's Memorial" war, doch erst dreiundzwanzig Jahre später, also nach dem Tode Shakspeare's, trat er mit seinem ersten Drama: „Die Melancholie des Liebenden" hervor. Bodenstedt theilt uns, außer diesem, auch noch aus acht anderen Dramen Ford's die interessantesten Scenen mit. Zwei dieser Stücke: „Die Hexe von Edmonton," welches Drama, als das populärste von allen, vollständig aufgenommen ist, und „Perkin Warbeck" werden von Bodenstedt besonders hervorgehoben.

In der That ist Letzteres, nach den hier mitgetheilten Proben, den historischen Dramen Shakspeare's würdig an die Seite zu stellen. Dieser Heinrich VII., der

> ... als der beste Arzt, das
> Zerriss'ne Antlitz und die blut'gen Wunden
> Des mörderisch zerfleischten Volks von England
> Völlig geheilt

ist ein König in des Wortes vollster Bedeutung, und auch der ihm gegenüberstehende Prätendent des Hauses York, Perkin Warbeck, über dessen Abkunft und Thronrecht der Dichter einen Schleier wirft, fesselt uns durch seinen Charakter bis zu seinem tragischen Untergang. Bekanntlich hat auch Schiller dieses englische Seitenstück zu seinem russischen Demetrius dramatisiren wollen und uns den völlig ausgearbeiteten Plan des Drama's nebst einigen poetisch ausgeführten Scenen desselben hinterlassen. Schiller's Plan unterscheidet sich besonders dadurch von dem Ford'schen Drama, daß er den Prätendenten von vornherein als Betrüger, der sich seiner Rolle bewußt ist, darstellt. Wir glauben jedoch, daß, wenn der deutsche Meister das Drama des alten Engländers gekannt hätte, er an die Ausarbeitung seines Planes gar nicht gegangen wäre, denn er liebte es nicht, den Pfaden Anderer, die sich dadurch bereits einen Namen erworben, nachzutreten.

Bodenstedt kündigt gleichzeitig an, daß er die kürzlich, bei einem längeren Aufenthalt in England, aufgefundenen interessanten Materialien in Bezug auf das altenglische Theater in einem folgenden Bande seines Werkes, der dem geschichtlichen Theile seiner Aufgabe gewidmet sei, benutzen werde. So fand er im British Museum in einem Fascikel, welches als „Master of the Revels Mss." bezeichnet ist, eine Sammlung von lateinischen und englischen Manuskripten (50 Nummern), die, aus der Regierungszeit Heinrich's VIII., Elisabeth's, Jakob's und Karl's I. stammend, sämmtlich auf das Theater und die öffentlichen Lustbarkeiten jener Zeit Bezug haben und bisjetzt noch nirgends für die Literaturgeschichte benutzt sein sollen. In der Bibliothek des Herzogs von Devonshire fand Bodenstedt die älteste Ausgabe eines interessanten Drama's: „The Tragedy of Albertus, late Duke of Friedland" aus dem Jahre 1639. Wallenstein's Tod, dramatisirt und auf die Londoner Bühne gebracht wenige Jahre nach dem Tode des Friedländers!

* Die Bezeichnung „Mac" deutet vielmehr auf schottischen, als auf irischen Ursprung. D. R.

** Shakspeare's Zeitgenossen und ihre Werke. In Charakteristiken und Uebersetzungen von Friedrich Bodenstedt. Zweiter Band. Berlin, Decker, 1860.

Die Ausstattung der vorliegenden deutschen Studien des altenglischen Theaters ist so würdig, daß auch in dieser Beziehung das Buch sich den gleichzeitigen englischen Publicationen über diesen Gegenstand an die Seite stellen darf. J. C.

Italien.

Zur italiänischen Städte-Geschichte.*

Die vorliegende gelehrte Arbeit des Herrn Claretta, eines der jungen reichen Italiäner, welche für die Wissenschaft und nicht von derselben leben, gehört zu den in Italien mehr als anderwärts vorkommenden Monographien über mitunter weniger bekannte Städte, welche aber ein treffliches Material für die Geschichte enthalten. Die hier vorliegenden Forschungen in alten bisher ungedruckten Urkunden enthalten die Geschichte der drei Städte Giaveno, Coazze und Valgioie, welche ohnfern Turin unter den hohen Alpen liegen, nach deren glücklicher Ueberschreitung Hannibal ausgerufen haben soll: Jam veni, woraus der Name der ersten dieser Ortschaften entstanden sein soll, der auf dem alten, von dem Verfasser mitgetheilten Stadt-Siegel sich in der Umschrift: Communitas Javeni, befindet. Der Verfasser theilt dies natürlich nur als Sage mit; doch schon 1159 geschieht dieses Ortes in einer Urkunde von Kaiser Friedrich dem Rothbart Erwähnung. Die älteste der hier mitgetheilten Urkunden ist von 1209, von dem Grafen Thomas von Savoyen. Auch bei Gelegenheit der Stiftung eines Klosters zu Mufinasca durch die Herzogin Immilla im Jahre 1074 ist von Giaveno die Rede; diese Immilla war die Tochter des Marchese Odelrico Manfredi, welcher in der Urkunde erklärte, unter den Salischen Gesetzen zu stehen. Die Frömmigkeit des Saliers hatte auch diese Ortschaften unter die geistliche Herrschaft gebracht, und so baute der Abt von San Michele daselbst ein großartiges Schloß, in welchem mitunter die Herzöge von Savoyen den Sommer zubrachten. Sogar ein Parlament wurde daselbst 1286 abgehalten; auch spielte dieser Ort in den Kriegen zwischen den Franzosen und den Savoyischen Hause von 1536, sowie von 1630, eine Rolle, und wurde das dortige feste Schloß in jenem letzten Kriege von dem Herzoge von Montmorency eingenommen. Ein Vorfahr des Verfassers, ein Kanonikus des dortigen Kollegiat-Stiftes, hatte Gelegentheit, den Schädel des heiligen Anterus zur Anbetung auf einem dortigen Altare aufzustellen. Unter den von dort stammenden bedeutenden Familien verdient besonders die des Grafen Sclopis Erwähnung, der als Minister, als Förderer der Constitution des Königreichs Sardinien, als Rechtsgelehrter und auch in Deutschland durch seine Geschichte der Gesetzgebung in Italien rühmlich bekannt ist. Uebrigens haben wir von dem wohl unterrichteten Verfasser, einem sorgsamen Forscher vaterländischer Geschichte, noch gewiß viel Gutes zu erwarten. Reigebaur.

Nord-Amerika.

Zur Geschichte der amerikanischen Revolution.

Thomas Paine als Publizist im Befreiungskriege.

„Thomas Paine's erstes Auftreten in Amerika" ist die Ueberschrift eines Aufsatzes in dem Bostoner „Atlantic Monthly," der für die Geschichte des amerikanischen Befreiungskrieges nicht ohne Interesse ist. Es wird darin diesem Allerweltspraktiker und ruhelosen, stürmischen Geiste nicht blos ein großer Antheil an dieser Bewegung, sondern geradezu die Urheberschaft des Gedankens einer Losreißung der Kolonien vom Mutterlande sans phrase zugesprochen. Wir heben daraus das Schlagendste hervor.

„Im Jahre 1774 lebte zu Chelsea bei London ein gewisser David Williams, ein Mann mit deistischen Theorien und wissenschaftlichen Neigungen; derselbe Williams, der acht Jahre später eine Abhandlung über politische Freiheit schrieb, welche von Brissot übersetzt wurde und ihrem Urheber nach dem Ausbruche der Revolution zu der neugeschaffnen Würde eines citoyen français verhalf. Zu der Zeit, von der wir sprechen, hielt Mr. Williams eine Knabenschule. Franklin, der ihn genau kannte, besuchte ihn öfters. Bei einer dieser Gelegenheiten stellte Williams, wie es heißt, dem amerikanischen Abgesandten einen kläräugigen, in's mittlere Alter tretenden Mann vor, mit Namen Thomas Paine, der Helfer in einer Schule gewesen war und nun sein Glück in Amerika probiren wollte. Nach kurzer Unterhaltung war Franklin von dem Verstande des Mannes so zufrieden gestellt, daß er ihm allen nöthigen Rath in Bezug auf seine Reise und die Schritte, die er nach seiner Ankunft in Amerika zu thun hätte, ertheilte, und seinethalb einen Brief an seinen Schwiegersohn Bache schrieb, der ihn einführte als „einen geistreichen, anständigen jungen Mann," ganz fähig, um den Posten „eines Commis, Schuladjuvanten (assistant tutor in a school) oder Hülfs-Aufsehers (assistant surveyor)" auszufüllen.

Der „junge Mann" war siebenunddreißig Jahr alt, als er im Herbste 1774 in Philadelphia landete, um seinen wirklichen Lebensberuf zu finden. Er war Schnürbrustmacher, Matrose, Accise-Einnehmer, Schulmeister, Krämer und Schriftsteller gewesen, dabei schon zweimal verheiratet. Eine so lange und wechselvolle Lebensschule hatte ihn in Stand gesetzt, ein amerikanischer Bürger zu werden, das Prototyp des echten Yankees von heutzutage.

Sein Vater war ein Korsetmacher in England gewesen, ein Quäker und sehr arm. Der Sohn wurde in eine Freischule geschickt, wo er Lesen, Schreiben und Rechnen lernte. — Mit diesen drei Schlüsseln kann ein Mensch, wenn er vom richtigen Stoff geknetet ist, die Welt aufschließen. Mit dreizehn Jahren arbeitete er in seines Vaters Geschäft; mit sechszehn lief er fort und ging an Bord des Freibeuters „Terrible," Kapitain Death (Tod). — Ominöse Namen! Ehe das Schiff abging, trat sein Vater dazwischen und brachte ihn wieder an's Land. — Ein Glück für ihn; denn bei der nächsten Kreuzfahrt wurde der „Terrible" nach einem verzweifelten Seegefechte von der „Vengeance" (Rache) genommen und nach St. Malo gebracht. Der Capitain wurde getödtet; von zweihundert Mann Besatzung fanden sich nur sechsundzwanzig am Leben, und diese zum Theil schwer verwundet. Abermals lockten Visionen vom Seeleben Paine aus der Werkstatt weg. Er schiffte mit einem andern Freibeuter und diente nun wirklich die Kreuzfahrt aus. 1759 finden wir ihn zu Sandwich lebend, als Korsetmacher und Ehemann. 1761 war er Wittwer und Accis-Beamter. Aus dieser Stellung wurde er entlassen, man weiß nicht, aus welchem Grunde, aber elf Monate später auf sein Ansuchen wieder eingesetzt. In der Zwischenzeit fand er in London ein Unterkommen als Schulgehülfe mit 25 Pfd. jährlich. Seine Muße verwandte er auf's Lesen von naturwissenschaftlichen Büchern. 1768 nahm er eine zweite Frau zu Lewes, die Tochter eines Tabakhändlers, und als ihr Vater bald darauf starb, hielt Paine den Laden. Hier richtete er für seine Accis-Aufseherkollegen eine Bittschrift an die Regierung um Gehaltserhöhung. Vier Tausend Kopien wurden zur Unterschrift umhergesandt. Dieses Schriftstück führte ihn bei Goldsmith ein, und ein Brief des Autors an den berühmten Doctor ist noch vorhanden. Er bittet darin um „die Ehre seiner Gesellschaft in der Taverne für eine oder zwei Stunden, um eine Flasche Wein austrinken zu helfen."

Das Jahr 1774 war für Paine ein entscheidendes. Sein Ladengeschäft mußte er einstellen, er wurde von seiner Frau geschieden und aus seinem Accisenposten entlassen. Nachdem er vergeblich petitionirt, beschloß er auszuwandern.

Sein erster Plan war, eine Mädchenschule zu Philadelphia einzurichten; aber Bache verschaffte ihm eine Stelle als Hülfs-Redakteur am „Pennsylvania Magazine" mit 50 Pfd. Jahrgehalt. Paine's Beiträge fanden viel Beifall und zogen bald Abonnenten an.

Seine „Betrachtungen über das Leben und den Tod von Lord Clive" wurden bewundert, obgleich sie unserem jetzigen Geschmacke nicht zusagen. Ein Gedicht auf den Tod General Wolfe's, das gelegentlich noch hin und wieder gedruckt wird, erhebt sich nicht über die Mittelmäßigkeit; aber wir finden auch von ihm einen Abschnitt über die mineralischen Schätze der Erde, welcher viele Jahre später in den Augen Chatam's Gnade fand und noch mit Interesse gelesen werden kann. Ein Aufsatz gegen die Afrikaner-Sklaverei, für Bradford's Blatt geschrieben, verschaffte Paine die Bekanntschaft mehrerer ausgezeichneter Leute — unter andern die des Dr. Rush.

Als Paine nach Amerika kam, fand er den Streit mit England als das allgemeine Tagesgespräch vor. Die Atmosphäre war mit dem nahen Sturme schwanger. Der Kongreß hielt seine Sitzungen im Herbste desselben Jahres. Am 17. September hielt John Adams für gewiß, daß die andern Kolonien Massachusetts unterstützen würden. Der zweite Kongreß trat Mai 1775 zusammen. Während des Winters und des Frühjahrs war der Streit rasch gewachsen; Lexington und Concord waren nationale Parole geworden; die Armee war bei Boston versammelt; Washington war zum Oberfeldherrn erwählt. Dann kam Bunker's Hill, die Belage-

* Di Giaveno, Coazze e Valgioie. Cenni storici con annotazioni e documenti inediti; per Gaudenzio Claretta. Torino, 1859. Tip. Fanale. gr. 8. p. 350.

rung von Boston, der Angriff von Quebec. Es war offner Krieg zwischen Großbritannien und seinen Kolonien. Die Amerikaner hatten das Schwert gezogen, aber hatten Bedenken, die Fahne offner Empörung aufzupflanzen. Oeffentliche Versammlungen, Proteste, Verbrennungen in effigie, Theeaufstände, Militairaushebungen, Kongresse, Scharmützel, Krieg folgten sich nach der natürlichen Entwickelung der Dinge; aber eigentlich wußten die Kolonisten nicht, was sie damit schließlich wollten. Unabhängigkeit? damals wünschten sie sehr wenige. „Unabhängigkeit" war damals die gewöhnliche Rede, „würde der ewige Ruin und Verlust der Freiheit sein." Sie bestanden darauf, die allergetreusten Unterthanen seiner britischen Majestät zu sein, und mit Mann und Musketen nur den schädlichen Akten des Parlaments entgegentreten zu wollen.

Doch dieser Schwebezustand konnte nicht länger dauern; die Kolonisten standen unter Waffen, hatten ihren eignen Kongreß und waren offen in's Feld gerückt. Wenn sie nicht selbst sich zu einer Nation erklärten, so wurden sie für Rebellen empört; und doch zögerten sie. Es lebte trotz Allem in ihnen eine starke Anhänglichkeit an die englische Regierung und eine Vorliebe für das englische Volk, mit dem sie durch tausend Bande des Blutes und der Pietät verknüpft waren.

Selbst als es bekannt geworden, daß die zweite Petition an den König — Dickinson's „schwachsinnige Maßregel" — keine Beachtung gefunden, wie sie es auch verdiente, daß die Hessen auf dem Marsche seien, und alle verständigen Männer die Hoffnung einer Versöhnung aufgegeben hatten, konnten sie sich doch nicht der angenehmen Täuschung entschlagen und sprachen über die alten Vorschläge zur Abhülfe der Beschwerden und eine verfassungsmäßige Einheit mit dem Mutterlande. Sie standen zaudernd und zagend am Rubicon; einige wenige von den „kühneren Volkshirten" versuchten sie vorwärts zu drängen; aber Keiner hatte den Muth, zuerst hineinzustürzen und die andern hinüber zu führen.

Hier war ein Mann, wie Tom Paine, der Engländer von gestern und Amerikaner von heute, ganz am Platze. An einem Uebermaße von Sentimentalität und Pietät für seine alte Heimat litt er gerade nicht; dagegen hatte ihn die harte Schule des Lebens gelehrt, überall der nackten Wirklichkeit ruhig in's Gesicht zu sehen. Er erkannte, daß Versöhnung ohne Unterwerfung unmöglich war, und daß es, um im Kampfe zu siegen, nöthig sei, Nation gegen Nation zu fechten. — Wie er selbst erzählt, hatte ihm Franklin im Oktober 1775 Materialien an die Hand gegeben, um „die Geschichte der schwebenden Verhandlungen zu vervollständigen," und seinen Wunsch ausgesprochen, den ersten Band nächstes Frühjahr zu erhalten; daraus habe er die Umrisse zu seinem „Common Sense" genommen u. s. w. — Richtiger wird die Sache sein, wenn man annimmt, der ehrbare, vorsichtige Schlaukopf habe sich des dreisten und kühn draufstürmenden Mannes als seiner Trompete bedient. Franklin, der gewiß zu den gescheidten und klaren Männern gehörte, kam es darauf an, daß der einfache Gedanke der Trennung möglichst kräftig und populär ausgesprochen werde; für Tom Paine war es eine gefundene Gelegenheit, auf die große Weltbühne zu treten.

Der „gesunde Menschenverstand" (Common Sense), die Flugschrift, worin die offene Losreißung gepredigt wird, kam 1776 im Januar heraus. Wahrscheinlich mußte die englische Regierung nun für die abschlaglich beschiedenen Petitionen büßen, die der Accis-Beamte Paine für sich und seine Kollegen eingereicht hatte. — „Immer drei bis viertausend Meilen mit einem Berichte, einer Petition zu laufen, vier oder fünf Monate auf eine Antwort warten, welche, wenn man sie erhält, noch fünf bis sechs Monate erfordert, um erklärt und verstanden zu werden, das wird man in wenig Jahren für reine Tollheit und kindisches Benehmen ansehen."

Zufällig wurde am selben Tage, als Paine's Flugschrift herausgekommen war, die Ansprache des Königs im Parlamente bekannt, „ein Stück vollendeter Schurkerei," wie die Patrioten sie nannten. Der Erfolg des „Common Sense" ging über alle Erwartung; Paine gestattete jedem Staate die Erlaubniß zum Nachdrucke, und so kam es, daß bald 100,000 Abdrücke umliefen. Die Autorschaft wurde Franklin, Samuel Adams, John Adams zugeschrieben.

Die Bewegungspartei, General Washington an der Spitze, betrachtete Paine's Lehren als gesund und seine Beweisführung für unwiderleglich, denn er sagte jedenfalls, was sie längst gedacht, und wohl theilweise inspirirt hatten. Selbst in England lasen es die Liberalen mit Beifall. Das Pamphlet wurde in's Französische übersetzt, und als John Adams nach Frankreich kam, hörte er sich selbst „le fameux Adams, auteur du Common Sense" genannt.

Der Zauber war gelöst, der Knoten durchhauen; die öffentliche Meinung schlug bald in's Gegentheil um, und einige Gegenschriften fanden wenig Beachtung. Fünf Monate später erklärte der Kongreß die Unabhängigkeit.

Tom Paine erfand einen ganz neuen Styl der Journalistik, wie ihn die Zeit erforderlich gemacht hatte. Die gelehrten politischen Abhandlungen von Junius Brutus, Publius, Philanglus u. dgl. waren gemäßigt im Ausdruck, halbmethaphysisch in der Therorie und à la Johnson im Style. Paine erfand den demokratischen Frakturstyl, der sich nicht an die wenigen Gebildeten, sondern an die Millionen wendet, den groben, ungeschminkten, aber robusten Styl des modernen Volkstribunen, der bald in der französischen Revolution von den Camille Desmoulins, Marat u. s. w. weiter kultivirt wurde. Die Parteileiter, damals noch gentlemen, wie unser amerikanischer Gewährsmann sagt (also heute nicht mehr?), fanden Manches daran auszusetzen; denn Paine scheute selbst Ausdrücke nicht, wie „gemeiner Halunk" (Common Ruffian), „Königlicher Dummkopf von England."

Paine wurde auf einmal berühmt. General Charles Lee sagte, er sei, „wie Jupiter, mit Donnerwetter über die Welt losgebrochen." Seine Bekanntschaft wurde von allen Rechtgläubigen der Unabhängigkeit gesucht, und, als er später New-York besuchte, nahm er Empfehlungsbriefe von Franklin und John Adams an alle Haupt-Deputirten mit, worin er „der Weltbürger," der gefeierte Autor des „Common Sense" genannt wurde. Wäre er ein Mann von Vermögen oder geborner Amerikaner gewesen, ohne Zweifel würde er einen Ehrenplatz unter den „Vätern des Landes" erhalten haben; aber der Nativismus war mächtig und eine gesellschaftliche Stellung von Einfluß, wie Lee, Gates und selbst Hamilton an sich erfuhren.

Im Winter 1776 begleitete Paine die Armee als freiwilliger Adjutant des General Greene, und diente während des traurigen Feldzuges, der im September mit dem Verluste von New-York begann. Er blieb im Felde bis die Armee nach den Schlachten von Trenton und Princeton Winterquartiere bezog. Doch nicht als Kämpfer leistete Paine dem Staate Dienste, er spielte die Rolle des Tyrtäus in Prosa, und ermuthigte die Soldaten, nicht mit Gesängen, sondern mit Aufsätzen, Fortsetzungen des Common Sense. Der erste war auf dem Rückzuge von Fort Lee geschrieben und unter dem Titel „Krisis" den 23. December veröffentlicht worden, als Unglück und rauhe Witterung selbst die Tapfersten muthlos gemacht hatten. Der Rückzug war bewundernswürdig ausgedacht und wurde ebenso bewundernswürdig ausgeführt.

Die „Krisis" hatte die beste Wirkung in Amerika; in England wurde sie vom Henker verbrannt. Er ließ nun eine Menge Fortsetzungen unter demselben Titel folgen, welche von Soldaten wie von Bürgersleuten gierig gelesen wurden. Oft fehlte es an weißem Papier; man druckte auf gelbes oder braunes.

Der nächste Feldzug begann mit traurigen Aussichten für die Kolonien. Die (amerikanischen) Torys hielten sich des Sieges für gewiß. Im politischen Kalender der Partei war 1777 das Jahr „mit den drei Galgen." Die Engländer hielten New-York und verheerten beide Jerseys auf ihrem Wege nach Philadelphia. Howe erließ eine Proclamation, worin er „allen Kongressen und Comitéen befahl, abzustehen und von ihren hochverrätherischen Vornehmungen abzulassen," und Allen, welche kommen und den Unterthaneneid schwören würden, Verzeihung versprach. Paine schleuderte ihm eine fulminante „Krisis" entgegen, die ihre Wirkung nicht verfehlte.

Auf John Adams' Vorschlag wurde Paine im April zum Secretair des Kongreßcomités für die auswärtigen Angelegenheiten mit einem Gehalte von 70 Dollars monatlich ernannt. Als Philadelphia sich ergab, begleitete er den flüchtigen Kongreß nach Lancaster. Den Tag nach dem Gefechte bei Brandywine erschien eine kurze „Krisis," worin der Sieg Howe's und der Engländer als nichtig und nutzlos dargestellt wurde. Die Ereignisse rechtfertigten seine Ansicht. Am 18. Oktober kam die Nachricht nach Philadelphia, daß Burgoyne kapitulirt hatte.

Dieser Winter hatte den Krieg beendigen sollen. Das Bündniß mit Frankreich, Burgoyne's Gefangennehmung, zwei Feldzüge ohne Ergebniß, Washington's bewunderswerthe Geduld und Mäßigung zu Valley-Forge u. s. w. konnten jeden Engländer in Amerika von der Unmöglichkeit überzeugen, die Kolonien wieder zum Gehorsam zu bringen.

Paine wurde fast wüthend über die Hartnäckigkeit der englischen Regierung. Nach den Erfolgen, die seine Schriften gehabt hatten, hielt er Alles für möglich und glaubte im Stande zu sein, durch seine Feder England selbst in England bekämpfen zu können. „Wenn ich," — schrieb er an seinen alten Chef, General Greene — „ohne bekannt zu sein, nach England kommen und nur so lange in Sicherheit bleiben könnte, bis ich eine Proclamation veröffentlicht hätte, ich würde dem Lande die Augen

über die Verrücktheit und den Stumpfsinn seiner Regierung öffnen können." Greene hatte mit Recht kein Vertrauen auf den Erfolg einer solchen Ansprache an die Engländer, und rieth Paine ab, einen Versuch zu machen.

Inzwischen war die französische Flotte angekommen und mit ihr Gérard, der erste fremde Gesandte in den Vereinigten Staaten. Bald sollte Paine die Erfahrung machen, daß die Macht seiner Feder ihre ziemlich engen Schranken hatte. Beaumarchais, der bekannte Verfasser des „Barbiers von Sevilla," war damals französischer Agent, und beauftragt, den amerikanischen Insurgenten Unterstützungen, Munition, Waffen u. s. w. zuzuführen, doch so, daß die französische Regierung dadurch nicht kompromittirt würde. Ein Kongreßmitglied, Silas Deane, war andererseits bevollmächtigt, mit Beaumarchais in Verbindung zu treten, wurde aber bald wegen seiner Ungeschicklichkeit zurückberufen. Da brachte er von Beaumarchais sehr hochgehende Geldforderungen für bereits ausgeschiffte Ladungen mit, für welche der Kongreß aus Mangel gehöriger Nachweise nicht aufkommen wollte. Paine, der in seiner Eigenschaft als Secretair der auswärtigen Angelegenheiten genaue Wissenschaft davon hatte, daß die Ladungen nicht von Beaumarchais gekommen waren, sondern von der französischen Regierung, veröffentlichte mit seiner gewöhnlichen Verserkerwuth einen „Common Sense to the Public on Mr. Deane's Affairs" in einem Blatte, worin er die Sache sehr klar, aber sehr undiplomatisch vor's Publikum brachte. Er kompromittirte den Kongreß und noch mehr die französische Regierung. Ihr Gesandter erklärte sogleich officiell, daß Paine's Angaben falsch seien, und forderte den Kongreß auf, sie gleichfalls als falsch zu erklären und die Schuldforderung zu bezahlen. Der Kongreß kam zu dem Beschlusse, einen Tadel gegen Paine auszusprechen; die Motion Laurens', seine Vertheidigung anzuhören, wurde abgelehnt, und Paine selbst nahm den Abschied. Die Diplomatie hatte die Herrschaft angetreten und die Zeit des „Common Sense" war vorüber. Der Kongreß erstaunte, als die französische Regierung darauf bestand und ihre Betheiligung bei den Unterstützungen officiell leugnete, die Schuldforderung an, und zog 1779 im Oktober Wechsel auf Franklin zu Beaumarchais' Vortheil von $2\frac{1}{2}$ Mill. Francs. Beaumarchais zog das Geld ein, baute einen schönen Palast und lebte fürstlich, war aber mit seinem Spießgesellen Deane so unverschämt, noch eine Million zu verlangen.

Paine war offenbar eine zu gerade und ehrliche Natur, um die Geheimnisse der höheren Spitzbüberei und die diplomatische Nothwendigkeit ihrer Gutheißung von Seiten der Regierung zu begreifen. Die Amerikaner betrachteten ihn mit Recht als ein Opfer der Politik. Er verdiente nun wieder sein tägliches Brot als Schreiber bei einem Rechtsanwalte, bis er später als Secretair bei der Versammlung von Pennsylvanien angestellt wurde. Als solcher zeigte er im Mai 1780 wieder seine wirklich achtungswerthe Uneigennützigkeit. Es waren von allen Seiten bittere Klagen über Mangel und Noth eingelaufen, man hatte nach den düstersten Schilderungen der Kriegsleiden um Erlaß der Steuern gebeten, so daß die ganze Versammlung rathlos wurde und selbst der einzige Tapfere, der nach Verlesung der Schriftstücke durch Paine, aufstand, zum Aufgeben der ganzen Sache rieth. Die Lage war allerdings verzweifelnd, da die Versammlung weder Geld noch Kredit hatte. Paine war kurz entschlossen, er nahm 500 Dollars, seinen Secretairgehalt, und schickte sie mit einem Briefe nach Philadelphia an einen Freund mit der Aufforderung, einen Nationalfond zu gründen. Die Philadelphier riefen ein Meeting zusammen, in welchem bald 200 Pfd. in guter Münze gezeichnet waren. Ebenso viel zeichnete Mr. Robert Morris, u. s. w. Es kamen auf diese Weise 300,000 Pfd. zusammen, und man beschloß eine Bank zu errichten, wo dieser Fond zur Unterstützung der Armen niedergelegt werden solle. Der Plan wurde ausgeführt, und Morris entwickelte, als er Finanz-Oberverwalter geworden, das Institut zur Bank von Nord-Amerika. Paine schrieb bei dieser Gelegenheit wieder eine „Krisis," worin er den Amerikanern einbläute, daß man auch Steuern zahlen müsse, und daß sie lange nicht so schwere Lasten zu tragen hätten, als die Engländer. Leider hatte diese Schrift nicht den gewünschten Erfolg; auch damals schon erstreckte sich der Patriotismus nicht bis auf den Geldbeutel; das Aufstandmachen und die Unabhängigkeitserklärung waren wohlfeil gewesen, hatten nichts gekostet; als aber die guten Kolonisten ihre Freiheit bezahlen sollten, war sie ihnen zu theuer. Der Kongreß mußte sich entschließen, Anleihen zu machen. Colonel Laurens, Sohn des ehemaligen Kongreßpräsidenten, ging 1781 im Februar nach Frankreich ab, und mit ihm auf seine Aufforderung auch Paine als Secretair; die Gesandtschaft wurde von König Ludwig gnädig empfangen; er gewährte sechs Millionen Livres als Geschenk und zehn Millionen als Anlehen, und glaubte wohl nicht, daß der bescheidene amerikanische Secretair Paine, den er im Hintergrunde vielleicht gar nicht bemerken mochte, zehn Jahr später im Konvente über ihn zu Gericht sitzen würde.

Bei dieser Gelegenheit wollte Paine wieder den alten verrückten Plan ausführen, England mit einer Flugschrift, die er in der Tasche hatte, in Aufruhr zu bringen; aber Colonel Laurens begütigte ihn, wie ihn früher General Greene begütigt hatte.

Als Cornwallis sich ergeben hatte und die Gefahr vorüber war, die Kolonisten aber sich noch nicht dazu verstehen wollten, die Staatsausgaben zu bezahlen und den Kongreßbefehlen zu gehorchen, forderte der Finanz-Verwalter Robert Morris mit Wissen und Billigung Washington's Paine auf, die Feder noch einmal zu ergreifen und eine geldbeitreibende „Krisis" zu schreiben. Er bot ihm dafür auch, falls er es bedürfte, eine Besoldung dafür an. Paine stimmte ein und eine „Krisis" erschien, welche in der That eine heilsame Wirkung hatte. Damals ging ein Gerücht, daß Frankreich mit England einen Separatfrieden zu schließen vorhabe. Auch hierüber veröffentlichte Paine einige Tage später eine „Krisis," aus der wir eine Stelle hervorheben wollen, die charakteristisch für die rhetorische Kraft ihres Verfassers ist:

„Wir erfahren an uns bisweilen Gefühle, denen die Sprache nicht gewachsen ist. Die Vorstellung ist zu massenhaft, um an's Leben geboren zu werden, und in der Qual des Denkens stehen wir stumm. Unsere Gefühle, durch ihre Größe in Gefangenschaft gehalten, finden keinen Weg hinaus; und in dem Ringen nach Ausdruck versucht jeder Finger eine Zunge zu sein."

Der Friede wurde geschlossen und Paine sang seinen Päan; die letzte „Krisis" verkündigt, daß die Zeit vorüber sei, „welche Menschenseelen prüfte;" er schildert die Größe der vollbrachten Revolution und malt das Glück der Zukunft aus. Uebrigens war Paine am Ende des Krieges nicht reicher, als am Anfange; Ruhm hatte er sich genug erschrieben, aber Geld eben nicht, da er ein zu erhabenes Ideal von der Pflicht eines politischen Autors hatte, als daß er ein geistiges Eigenthumsrecht beansprucht hätte. Wenn man ihm nachdruckte, war's ihm eben Recht; ein Geldmacher, wie die modernen Yankees, war er trotz seiner Vielgeschäftigkeit in Erwerbszweigen nun und nimmermehr. — „Ich konnte es nie mit meinen Grundsätzen vereinigen, durch meine Politik oder *meine* (sehr freie) Religion Geld zu machen!" — sagt er hierüber. — Vortreffliche Worte, die den Mann ehren und ihm unsere Achtung sichern, wenn wir auch in Vielem anderer Meinung sein sollten.

Das Land zeigte sich indeß nicht undankbar: der Staat New-York schenkte ihm die confiscirte Besitzung eines Royalisten bei New-Rochelle, dreihundert Acker gutes Land mit Zubehör. Pennsylvanien votirte ihm 5000 Pfd. Courant, und die Virginier wollten ihm schon ein ähnliches Geschenk machen, als er sie durch ein unglückliches Pamphlet beleidigte. Er hatte ihre Ansprüche auf die westlichen Distrikte zurückgewiesen.

Außerdem hatte er eine kleine Besitzung zu Bordentown — ein Geschenk, wenn wir nicht irren, von New-Jersey. Dort empfing er im Herbst 1783 von Washington, der damals in Rocky Hill bei Princeton wohnte, einen Brief, worin der gefeierte Mann ihm seine höchste Achtung und Anerkennung ausspricht. Auf seinen Antrag votirte der Kongreß 1785 3000 Dollars für Paine, der späterhin auch Washington auf dessen Landsitze besuchte und längere Zeit bei ihm verweilte.

Bis zum Frühjahre 1787 lebte er abwechselnd in Philadelphia und in Bordentown, mit wissenschaftlichen und mechanischen Arbeiten, für die er eine besondere Vorliebe hatte, beschäftigt; gelegentlich schrieb er auch. Franklin und Rittenhouse gehörten zu seinem vertrauten Umgange. Er war Mitglied der amerikanischen philosophischen Gesellschaft, eben so Magister der Universität von Philadelphia. Sein Ruf, sein wunderbares Gedächtniß, die bissige Originalität seiner Bemerkungen machten ihn zu einem willkommenen Gaste in den besten Gesellschaften. Zur Unterhaltung taugte er wenig, sondern spielte am liebsten den stillen Beobachter, der nur zu gelegener Zeit mit seiner Meinung vortrat. Dies geschah in harmloser und meist gewinnender Weise.

Sein Steckenpferd war, wie wir schon angedeutet, die Mechanik. Eine eiserne Brücke, zu der ihm der Bogen eines Spinnengewebes Veranlassung gegeben, beschäftigte ihn auf's angelegentlichste. Denn damals sollte gerade eine weitgespannte Brücke über den Schuylkill bei Philadelphia gelegt werden. Paine meinte, das kleine Segment eines großen Kreises sei dem großen Segment eines kleinen vorzuziehen und konstruirte demgemäß ein vollständiges Modell aus Eisen und Holz von einer solchen Brücke. Da er in Amerika bei dem Mangel an Kapital und hinreichender Kunst der Eisenbearbeitung nicht hoffen konnte, seinen Plan verwirklicht zu sehen, so segelte er nach Frankreich, um sein Modell der Akademie der Wissenschaften vorzulegen. Franklin gab ihm Briefe mit an den gefeierten

Malesherbes, an Le Roi, den Abbé Morrellet, den Herzog de la Rochefoucauld, worin er ihn als einen geistreichen, braven Mann, Verfasser des „Common Sense," einführt. Auch hatte er als Beglaubigung einen Kongreßbeschluß aus dem August 1785 bei sich, in welchem seine Verdienste um das Gemeinwesen rühmend anerkannt werden.

Klein-Asien.

Neuentdeckte assyrische Alterthümer.

Der Levant Herald enthält ein Schreiben aus Wan, in Türkisch-Armenien, welches über die Entdeckung einer neuen Fundgrube von assyrischen Kunstschätzen in der Umgegend dieser Stadt berichtet. „Das Vorhandensein solcher Ueberreste unter den zahlreichen Erdhügeln, welche die Ebene zwischen dem See und der Stadt und bis weit über letztere hinaus bedecken, war längst geahnt worden, aber weder Layard noch die paar anderen europäischen Reisenden, welche diesen entlegenen und schwer zugänglichen Landstrich besucht haben, hatten Gelegenheit gefunden, sich von der Richtigkeit dieser Vermuthung zu überzeugen. Das Mißtrauen der Eingeborenen und der Behörden hatte allen Nachforschungen unüberwindliche Hindernisse in den Weg gestellt, und die Kunstreliquien aus dem Zeitalter der Semiramis und ihrer Nachfolger blieben in ihrer dreitausendjährigen Vergessenheit begraben, bis sie vor etwa vier Wochen durch ein Ungefähr an's Licht gebracht wurden.

„Wie die verborgenen Schätze Ninive's ihre Wiederauferstehung der zufälligen Entdeckung eines hervorragenden Ziegelsteins verdanken, so wurden diese Denkmäler der alten Kunst durch das planlose Graben einiger Bauern zu Tage gefördert. Diese Leute waren damit beschäftigt, einige lose Steine aus den erwähnten Erdhügeln herauszuscharren, als sie zuerst auf eine und dann auf eine zweite Erzplatte stießen, mit Keilschriften und rohen, eckigen Figuren in erhabener Arbeit bedeckt. Da sie nicht wußten, was sie mit diesem Funde anfangen sollten, so eilten die Schatzgräber damit nach der Stadt, wo die Kunde von dem Vorgefallenen bald die Ohren des Pascha erreichte, der die Männer vor sich bringen ließ. Nicht aus Kunstliebe (das weiß Allah!), sondern in der Hoffnung, etwas aufzufinden, das von größerem pecuniärem Werthe sein würde, als bloße Metallplatten, schickte Ismail-Pascha einen Trupp Arbeiter nach den Hügeln, wo man die Alterthümer entdeckt hatte. Die Nachgrabungen wurden mehrere Tage hindurch betrieben, und ihr Resultat war die Auffindung eines prachtvollen ehernen Stiers mit Menschenkopf, in ungefähr drei Viertel Lebensgröße, eines großen, geflügelten Adlers und zweier sorgfältig ausgeschnittener Schlangen, alle, wie es schien, von reinstem Erz. Der Pascha, der sich noch immer einbildete, daß besagtes Metall etwas Kostbareres enthalten müsse, als Kupfer und Zinn, ließ die Nachgrabungen einstellen, bis diese Frage entschieden wurde; aber so ungeschickte Wardeine die Metallurgen von Wan auch sein mögen, genügte doch ein wenig Schnitzeln und Feilen, um sie zu überzeugen, daß Kupfer und Zinn Alles sei, was sich aus den Figuren herstellen lasse. Seit dieser entmuthigenden Erklärung hat man die Arbeiten nicht weiter fortgesetzt, obgleich aller Grund zu der Annahme vorhanden ist, daß die Resultate derselben die angewandte Mühe mehr als aufwiegen und die monumentale Geschichte Ninive's und Nimrod's mit neuen Denkmälern bereichern würden. Um seiner vandalischen Gleichgültigkeit gegen diese unschätzbaren Entdeckungen die Krone aufzusetzen, hat der Pascha den ganzen Fund — Platten, Stiere, Adler, Schlangen, kurz alles bisher zu Tage Geförderte, dem Karabasch (Bischof) der Armenier überlassen, der, wie ich höre, im Begriff ist, es des Kupfers halber einzuschmelzen!"

Mannigfaltiges.

— „Gallischer Judaskuß."* Geschickt ist die Antwort abgefaßt, die unter vorstehendem Titel ein Anonymus soeben auf Edmond About's Schrift „Preußen im Jahr 1860" ertheilt hat — ja, geschickter, als das französische Pamphlet selbst, das den abgenutzten Kunstgriff des trojanischen Pferdes anwendet. Mit bündigen Worten kennzeichnet der Anonymus das Danaer-Geschenk, mit dessen Hülfe Preußen vergrößert und Deutschland verkleinert werden soll. Die versteckte Zumuthung des Benapartisten, daß Preußen unter den Fittigen des französischen Adlers in Deutschland eine ähnliche Rolle spiele, wie Piemont in Italien, weist die offene Entgegnung mit Unwillen und gerechter Entrüstung zurück. Ist About nicht ohne Kenntniß der Zustände in Deutschland, so fehlt es auch seinem deutschen Gegner nicht an richtiger Beurtheilung der faulen Zustände in Frankreich, wie z. B. aus nachfolgenden Stellen zu ersehen:

„Uns erscheint die französische Nation mit ihrem allgemeinen Stimmrecht wie ein von seinem Vormunde zum Bettler gemachter Minorenner, den man aber für den Verlust seines Vermögens durch Majorennitäts-Erklärung, zum Zwecke der freien Verwaltung desselben, entschädigt hat."

„Die Nationen entwickeln sich einmal verschieden: In Frankreich hat die Centralisation, welche Ludwig XIV. geschaffen, alle Revolutionen überlebt; in Deutschland dagegen verstehen wir keine bürgerliche Freiheit mit Präfekten, Unterpräfekten und ohnmächtigen Munizipalräthen. Wir betrachten den Staat nicht als Moloch, dem wir alle unsere lokalen Freiheiten zu opfern haben. Daher pulsirt bei uns auch geistiges und politisches Leben an vielen Punkten; der Despotismus einer Hauptstadt ist uns fremd."

Wir sagen dem Verfasser Dank für seine Entgegnung. Solche, von Berlin kommende, das Gepräge der Wahrheit, des Rechtes und der Freiheit tragende Worte können nur dazu beitragen, das Vertrauen Deutschlands zu Preußen, das der hochherzige Prinz-Regent so lebhaft anzuregen gewußt hat, in immer weiteren Kreisen zu erwecken und die Einigkeit des gemeinsamen, großen Vaterlandes in segenbringender Weise zu vermehren.

— Zur Geschichte von Thomas Carlyle's Schriften. In einem vielgelesenen englischen Buche (Self-Help von Samuel Smiles) findet sich folgende Anekdote zur Geschichte von Thomas Carlyle's Schriften: „Bekannt ist, auf welche Weise einst ein Theil von Sir Isaac Newton's ungedruckten Handschriften zerstört wurde. Sein Hündchen „Diamond" hatte ein brennendes Licht umgeworfen, das auf dem Schreibtische stand, und hierdurch entzündete sich und verbrannte ein Manuscript welches die mehrjährigen, mathematischen Arbeiten Newton's enthielt. Es wird erzählt, der berühmte Gelehrte habe sich über diesen Verlust so geärgert, daß seine Gesundheit und sogar sein Geist dadurch afficirt wurde. Etwas Aehnliches passirte einmal mit der Handschrift des ersten Bandes von Thomas Carlyle's „Geschichte der französischen Revolution." Er hatte das Manuscript einem literarischen Freunde (Herrn John Stuart Mill) geliehen, der es lesen wollte. Dieser ließ dasselbe durch irgend einen Zufall in der Vorflur seines Zimmers liegen, wo er es völlig vergaß. Einige Wochen vergingen, und der Geschichtschreiber ließ sich sein Manuscript wieder ausbitten, da der Buchdrucker schon darauf wartete. Vergeblich wurde danach gesucht, bis endlich ermittelt ward, daß die Köchin das Manuscript zwar gefunden, aber für Makulatur gehalten und sich des Papiers bedient hatte, um das Feuer in der Küche und in den Kaminen anzuzünden. Man kann sich denken, in welche Verzweiflung der arme Autor gerieth, als er von diesem Schicksale seines Buches erfuhr. Inzwischen gab es jetzt kein anderes Auskunftsmittel für ihn, als sich wieder hinzusetzen und den verbrannten Theil seines Werkes von neuem zu schreiben, was er auch, so gut es ging, that. Er hatte keinerlei Vorarbeit oder Entwurf dazu niedergeschrieben, und war daher gezwungen, sich Thatsachen, Ideen und Ausdrücke wieder in's Gedächtniß zurückzurufen, die längst anderen Vorstellungen und Ideen gewichen waren. Die Abfassung des Buches in seiner ersten Gestalt hatte ihm wahres Vergnügen gemacht; die Wiederholung derselben war jedoch ein verdrießliches mit unglaublichem Aerger verbundenes Geschäft. Daß er gleichwohl diesen ersten Theil, seiner ursprünglichen Conception gemäß, wiederherstellte, zeugt jedenfalls von einer seltenen Energie und Ausdauer." — Inzwischen behaupten Kenner gleichwohl, daß der Styl dieses ersten Bandes der Revolutionsgeschichte vielfache Spuren der verdrießlichen Umstände, unter denen er von neuem niedergeschrieben ward, an sich trage.

— Eine spanisch-jüdische Erzählung von Grace Aguilar.* Im vorigen Jahre sind bei Voigt und Günther in Leipzig mehrere Erzählungen dieser leider zu früh verstorbenen, ebenso unterrichteten, als gemüthvollen, englischen Schriftstellerin in deutschem Gewande erschienen. Es waren namentlich die beiden innerlich zusammenhängenden, häusliche Erziehung und mütterliches Glück zum Gegenstande habenden Erzählungen: „Home Influence" und „The Mothers Recompense," die wir

* Berlin, Haude und Spener'sche Buchhandlung. 1860.

* Marie Henriquez Morales. Erzählung von Miß Grace Aguilar. Frei bearbeitet und mit einem Vorwort versehen von J. Piza. Magdeburg, Verlag von Albert Falckenberg & Co., 1860.

dort kennen lernten. In dem vorliegenden Büchlein wird uns eine dritte Erzählung Grace Aguilar's zugeführt, die im Englischen „The Vale of Cedars" („das Cederntbal") heißt. Die Verfasserin gehörte dem spanisch-jüdischen Stamme an, dessen Reste bekanntlich in England und Holland, sowie in der Türkei und Afrika, zerstreut leben. Die Heldin des „Cedernthales," Maria Henriquez, ist eine spanische Jüdin, die sich mit ihren Eltern vor den Verfolgungen der Inquisition Ferdinand's und Isabella's in ein schwer zugängliches Thal der Sierra de Toledo geflüchtet. Ein junger Engländer, Arthur Stanley, hatte Marien und das Thal aufgefunden und lieben gelernt, aber die Macht der religiösen und sozialen Verhältnisse zog zwischen Beiden eine unüberwindliche Scheidelinie. Die Tragik dieser Verhältnisse, deren Geschichte romantisch genug ist, bildet den Faden dieser Erzählung, in welcher der Gedanke durchgeführt ist, daß die höchste und heiligste Wahrheit in des Menschen unerschütterlicher Selbsttreue liegt. Minder gelungen ist der gemüthvollen Verfasserin das historische Bild der Zeit Ferdinand's und Isabella's, an deren Hofe die Handlung zum Theil vor sich geht. Der Uebersetzer hat das Original nicht wörtlich übertragen, sondern die weitläuftigen Expositionen und Details, an denen die englischen Leser mehr Geschmack, als wir, zu finden pflegen, gekürzt, wodurch der Gang der Handlung gewonnen hat und die deutsche Bearbeitung nur um so lesbarer geworden ist. Den Titel der Erzählung, „das Cedernthal," hätte der Uebersetzer jedoch nicht ändern sollen, da der von ihm gewählte Titel zu dem Irrthum verleitet, eine biographische Skizze, statt einer romantischen Fiction, in dem Büchlein zu suchen.

— Peter Parley. Vor Kurzem starb in New-York ein Mann, der als Schriftsteller durch die Zahl seiner Publicationen und ihre außerordentliche Verbreitung sogar in unserem vielschreibenden Zeitalter ohne Gleichen dasteht. Er war in Amerika und England allgemein unter dem Namen „Peter Parley" bekannt, hieß aber eigentlich Samuel Griswald Goodrich und hatte anfangs ein Verlagsgeschäft in Hartford (Staat Connecticut), welches er aufgab, um sich ganz der Literatur zu widmen. Von 1828 bis 1857 veröffentliche er nicht weniger als hundertsiebzig Werke, meist Kinderschriften, von welchen sieben Millionen Bände allein in Amerika abgesetzt wurden, ohne die zahlreichen, in England erschienenen Nachdrücke, und wozu eine fast eben so große Anzahl Schriften kömmt, die auf Rechnung seiner Popularität von literarischen Speculanten unter dem von ihm erwählten Pseudonym in die Welt geschickt wurden. „Peter Parley" ist hierdurch gleichsam zu einem literarischen Kollektivnamen geworden, unter welchem man einfach einen Jugendschriftsteller versteht. Interessante Details über seine langjährige, nützliche Thätigkeit gab er in dem autobiographischen Werke „Recollections of a Lifetime, or Men and Things I have Seen" (New-York, 1858. 2 Bände), in welchem sich auch die harmlose Eitelkeit wiederfindet, die einen Grundzug seines übrigens höchst liebenswürdigen Charakters bildete.

— Zur Sprachforschung in Ungarn. Die Zeitschrift Magyar Nyelvészet hat ihren fünften Jahrgang begonnen. Als vornehmste Artikel der beiden ersten Hefte machen wir namhaft: Hunfalvy's (angefangene) „Apologie" seiner schon längere Zeit entwickelten Ansichten vom rechten Gebrauche der Zeiten des ungarischen Verbums, wider den Grammatiker Fogarasi. Der Verfasser untersucht im vorliegenden Theile dieser Schutzschrift: 1) ob er Grund und Recht gehabt, den Gebrauch der magyarischen Tempora einer Prüfung zu unterwerfen; 2) auf welchem Wege man zur Kenntniß desselben gelangen könne. — Télfy über den Accent im Griechischen. Der Verfasser vertheidigt die Betonungsweise dieser Sprache, wie sie von dem Byzantiner Aristophanes zuerst bezeichnet worden, indem er gegen schwache und unlogische Verdächtigungen Seitens eines Herrn Szepesi ihre Ursprünglichkeit darthut. Ergebniß: die heutigen Griechen betonen das Griechische noch ebenso wie es in den Zeiten der Blüthe des alten Griechenthums betont worden ist. — Vaß über den Dialekt jenseit der Donau, eine überaus gründliche und umfassende Arbeit, die gekrönte Lösung einer von der ungarischen Akademie zu Pesth aufgestellten Preisfrage, nur leider schon in den Jahren 1847—1848 vollendet, daher sie noch öfter den höheren Standpunkt und die Ergebnisse neuerer Forschung vermissen läßt. — Fábián's offenes Sendschreiben an den Redakteur, mit verschiedenen linguistischen Bedenken, die namentlich gewisse kühne Wörter-Combinationen des Herrn Hunfalvy betreffen. Von dem gewiß richtigen Grundsatze geleitet, daß der Naturmensch, als in synthetischer Anschauung lebend, sehr verschiedenen Dingen lautverwandte Benennungen geben kann, weil sie irgend ein sich vordrängendes, gemeinschaftliches Merkmal besitzen, hatte Herr Hunfalvy dieses sprachbildende Urverfahren (wenn der Ausdruck uns erlaubt ist), an einigen Reihen von Beispielen zu erläutern versucht. An besonnene Forschung gewöhnt, beschloß er selbst seinen (im letzten Hefte des vorigen Jahrgangs abgedruckten) Artikel mit den Worten: „Auf diesem Wege könnte man viel Auffallendes erklären; er ist aber schlüpfrig und sehr abschüssig, daher wir ohne starken Hemmschuh am Wagen leicht uns überstürzen können." Freilich hat hier die Willkür noch großen Spielraum, aber zu denken geben so sinnige Combinationen in jedem Falle, und es wäre übereilt, sie ohne Weiteres von sich zu weisen. **W. Sch.**

— Eine norwegische Novelle. Zu Bergen in Norwegen ist eines seit wenigen Jahren in Norwegen allgemein gefeierten Dichters, Biörnstjerne Björnson, berühmteste Novelle: „Synnöve Solbakken" in's Deutsche übersetzt und gedruckt worden.* Durch Henrik Steffens sind die Norweger zuerst in die europäische Novellistik eingeführt worden. Seitdem haben talentvolle, nordische Maler, besonders Tiedemand und andere Künstler der Düsseldorfer Schule, uns mit dem poetisch erhabenen sowohl als düsteren Charakter der norwegischen Natur und der norwegischen Menschen bekannt gemacht. Solche Natur- und Bauern-Scenen, wie sie Tiedemand malt, sind nun in der Björnsonischen Novelle kunstlos aber herzergreifend erzählt. Dieselben „Läsare" (Leser, frömmelnde Bauern), dieselben Märchen-Erzähler, Musiker und Branntwein-Vertilger, die dort mit den schönen, goldlockigen, sinnigen, nordischen Mädchen so lebhaft kontrastiren, begegnen uns auch in „Synnöve Solbakken." Wir sehen uns mitten in die norwegischen „Stifter," Berge, Thäler und „Säter" (Sennhütten) versetzt, und damit wir deren eigenthümliche, oft sehr deutungsvolle Sprache verstehen, die, so fremd sie uns auch klingt, doch den deutschen Charakter in verwandten Tönen anspricht, ist das Büchlein mit einem norwegischen Glossar ausgestattet, das nicht ohne ethnographische und linguistische Belehrung ist.

— Die neue Ausgabe von Barth's Afrika-Reise.** Der nunmehr beendete Auszug aus dem großen Barth'schen Reisewerke erfreut sich (wie wir aus Petermann's „Mittheilungen" entnehmen), der Gunst des Publikums in den weitesten Kreisen. Die bedeutende Kürzung, die größere Abrundung und überhaupt die mehr populäre Form haben dazu nicht wenig beigetragen, doch machen die „Mittheilungen" auch auf die zahlreichen Berichtigungen und kleinen Zusätze aufmerksam, die der Verfasser bei dieser Ausgabe angebracht, und die ihr neben dem größeren Werke auch einen eigenen, wissenschaftlichen Werth verleihen. Unter den Illustrationen sind neu: das Bildniß des berühmten Reisenden und die von A. Petermann gezeichnete Karte im halben Maßstabe der zweiblätterigen Uebersichtskarte der großen Karte, welches neue Blatt sich durch das bequemere Format und die durch Weglassung des unwichtigeren Details erzielte Uebersichtlichkeit zum Handgebrauch empfiehlt.

* Synnöve Solbakken, von Björnstjerne Björnson. Aus dem Norwegischen übersetzt von Otto Lübbert. Bergen, Verlag von E. B. Giertsen. (Hamburg, E. W. Niemeyer), 1859.

** Reisen und Entdeckungen in Nord- und Central-Afrika, in den Jahren 1849—1855. Von Dr. Heinrich Barth. Im Auszuge bearbeitet. 2 Bde. Gotha, Justus Perthes, 1859—1860.

J. L.

Im Verlage von **Veit & Comp.** in Leipzig. Leipzig, Druck von **Giesecke & Devrient.**

Redigirt unter Verantwortlichkeit von **Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn** in Leipzig.

Bestellungen übernimmt jedes Postamt des deutsch-österreichischen Postvereines, sowie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallstraße Nr. 21) und die Verlagshandlung in Leipzig.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Diejenigen, welche mit dem Herausgeber des „Magazin's" nicht direct correspondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commissionair, Herrn B. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in Berlin.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

№ 29. | Mittwoch, den 18. Juli 1860. | 29. Jahrgang.

Inhalt:

Deutschland und das Ausland.

Deutsche Verkehrs-Hemmungen.

Eine wahrhafte Satire auf die jetzt in allen Gauen Deutschlands zum politischen Glaubensbekenntniß gewordene Idee der nationalen Einheit sind die vielfachen Zölle, die man noch auf deutschen Handelsstraßen, namentlich auf Flüssen und Eisenbahnen, von den Verkehrsgegenständen erhebt, welche von deutschen Produzenten an deutsche Konsumenten gesandt werden. Die in Bezug auf die Rhein- und Elbzölle von einigen kleineren deutschen Staaten in ihrem Sonderinteresse festgehaltenen Grundsätze sind allgemein bekannt und erregen auch im Auslande oft genug das Gespött über die deutsche Einheitslosigkeit. Weniger bekannt ist, was in denselben Staaten, welche die Elbzölle als wohlfeile Einnahme-Quelle festhalten, zur Erschwerung des Verkehrs auf der großen Handelsstraße des neunzehnten Jahrhunderts, auf den Eisenbahnen, geschieht. Es liegen uns darüber die Aeußerungen dreier Eisenbahn-Verwaltungen in ihren kürzlich erschienenen Jahresberichten vom Jahr 1859 vor.

Am meisten hat unter diesen Erschwernissen natürlich die große, verkehrsreiche Berlin-Hamburger Eisenbahn zu leiden. Auf eine von 82 Actionairen in der Generalversammlung zu Ludwigslust am 22. Mai 1860 gestellte Anfrage: „was Seitens der Verwaltungsvorstände geschehen, um die oft in Aussicht gestellte, bisher aber leider nicht erfolgte Aufhebung der auf der Berlin-Hamburger Eisenbahn noch lastenden mecklenburgischen, lauenburg-holsteinischen und beiderstädtischen (Hamburg-Lübecker) Transitzölle endlich herbeizuführen," antwortete der Vorsitzende der Direction, Herr Neuhaus, daß das Resultat aller im Verlaufe der letzten Jahre gethanen Schritte, um die Herabsetzung, resp. Beseitigung der Transitzölle herbeizuführen, im Ganzen nur ein geringes sei. Der lauenburg-holsteinische Transitzoll sei in Folge des Sundzoll-Vertrages für nichtpreußische Güter von fünf Schilling auf einen Schilling pro Centner ermäßigt, und von preußischen Gütern, welche bis dahin ohne Unterschied einen Schilling pro Centner tragen mußten, seien einige nicht unwichtige Artikel, wie Getraide, Baumwolle, Wolle ꝛc. ganz freigegeben. Die beiderstädtischen Regierungen von Hamburg und Lübeck hätten diese Erleichterungen auch für ihr Gebiet bereitwillig in der Art gewährt, daß die durch Lauenburg zollfrei transitirenden Güter auch den beiderstädtischen Zoll nicht zu tragen hätten, sich aber auch bereit erklärt, den Transitzoll überhaupt für alle Gegenstände aufzuheben, wenn die übrigen Regierungen ein Gleiches thun würden. Dagegen habe die mecklenburgische Regierung sich bisher nicht entschließen können, den Transitzoll für die Bahnstrecke auf ihrem Gebiet aufzugeben, oder auch nur für einzelne Artikel, mit Ausnahme des Staßfurter Steinsalzes, zu ermäßigen.

In ähnlicher Weise berichtet die Magdeburg-Wittenberge'sche Eisenbahn-Direction, deren Endpunkt Wittenberge bekanntlich an der mecklenburgischen Grenze liegt: „Unsern direkten Güterverkehr zwischen Hamburg, resp. Lübeck und Magdeburg, sowie darüber hinaus, hemmt noch immer ganz besonders und in sehr empfindlicher Weise die Belastung der Hamburger und Lübecker Güter mit den mecklenburgischen, den lauenburgischen, resp. den beiderstädtischen Transit-Zöllen von $2\frac{1}{2}$ Sgr. resp. $2\frac{3}{5}$ und $0\frac{4}{5}$ Sgr. pro Centner. Zu dem bisher einzigen, von diesen Zöllen völlig befreiten Artikel (Steinkohlen) ist im Jahre 1859 noch ein neuer hinzugetreten: „Steinsalz."

Endlich lesen wir in dem Berichte der Direction der von Lübeck nach Büchen (Station der Berlin-Hamburger Linie) führenden Eisenbahn Nachstehendes: „Die Transitzölle, unter welchen wir auch hier wieder den mecklenburgischen Transitzoll, seiner Höhe wegen, besonders hervorheben müssen, drücken nach wie vor auf unsern Verkehr mit dem deutschen Inlande. Für die Versendung der Erzeugnisse des Ackerbaues nach Preußen kommen sie einer Sperre fast gleich."

Wir ersehen aus allen drei Berichten gleichlautend, daß es hauptsächlich Mecklenburg ist, welches durch seine Besteuerung des Transit's auf den Eisenbahnen den Verkehr der hinter Mecklenburg liegenden deutschen Länder mit Lübeck, Hamburg und umgekehrt so viel als möglich erschwert. Es ist zwar genugsam bekannt, daß sich Mecklenburg von allen politischen und staatsökonomischen Fortschritten, sowie von allen einigenden Kultur-Elementen des übrigen Deutschlands möglichst abschließt; daß es aber in dieser Beziehung selbst hinter den geschworenen Feinden Deutschlands, den Dänen, zurückbleibt, erfahren wir erst von den deutschen Eisenbahn-Directionen, die uns von bedeutenden Ermäßigungen des Zolles auf der lauenburgisch-holstein'schen Strecke berichten, während Mecklenburg nach wie vor seinen exorbitanten Sundzoll mitten im deutschen Lande erhebt.

Wir glauben, daß dies wohl geeignet wäre, zu einer Beschwerde sämmtlicher deutscher Eisenbahnen bei dem Bundestage gemacht zu werden. Wer hat der mecklenburgischen Regierung das Recht gegeben, die große Erfindung des neunzehnten Jahrhunderts, die Eisenbahnen, zu deren Unterhaltung und Förderung sie nicht einen Pfennig hergiebt, mit Wegemauthen ähnlicher Art zu belegen, wie einst die deutschen Raubritter die Handelsstraßen der Hansa? Wahrlich, wenn es außer den Spielhöllen in den rheinischen Bädern, noch einen eben so schreienden, die deutsche Kleinstaaterei in den Augen der Welt herabsetzenden Mißbrauch giebt, so ist es der mecklenburgische Eisenbahnzoll, und wenn es dem deutschen Bunde wirklich Ernst ist, schlagende Uebelstände in den nationalen Beziehungen der deutschen Bundesstaaten zu beseitigen, so wird er durch möglichst einmüthigen Beschluß herbeizuführen suchen, was die Verwaltungen der drei obengenannten deutschen Eisenbahnen bisher vergebens erstrebt haben.

J. L.

Aus dem Osten der österreichischen Monarchie.

Unter diesem Titel ist ein interessantes Lebensbild von Land und Leuten aus der Feder des bekannten sächsischen Oberforstraths von Berg erschienen,* das besonders mit dem Banate sich beschäftigt. Es faßt in graphischer Hinsicht die Natur des Landes, die Sitten und Gebräuche, den Charakter und die gewerblichen Verhältnisse der einzelnen Volksstämme, die das Land bewohnen, in's Auge, und stellt zugleich dar, wie dies Alles auf die politischen Einrichtungen Einfluß gehabt und wie andererseits wieder die Regierungsform und die Regierungsgrundsätze auf das Volk gewirkt haben. Zu diesem Zwecke drang der Verfasser in das Innere des Landes ein, suchte dasselbe in der erhabenen, noch nicht durch die Hand des Menschen verdorbenen Natur, so wie das Volk in dem Inneren seiner Wohnungen auf, beobachtete es in seinem natürlichen Thun und Treiben, wo es, wenn auch verwahrlost und verdorben, doch noch in urkräftiger Einfachheit vom Hauche einer falschen Kultur und Civilisation noch nicht verpestet, sein Leben führt.

Die Mittheilungen über das noch wenig gekannte Banat sind um so interessanter, je schärfer der Blick des durch mannigfache Reisen geübten Verfassers beobachtet, und je mehr das Land bekannt zu werden verdient, das offenbar, in Verbindung mit Ungarn und den Donaufürstenthümern, berufen ist, in der Entwickelungsgeschichte des Ostens von Europa eine Rolle zu spielen. Allerdings tadelt er, daß bisher für die Entwickelung dieser Länder in politischer und sozialer Hinsicht zu wenig geschehen sei, daß namentlich für Aufklärung, Bildung und Unterricht nicht gehörig gesorgt worden; aber er macht im Gefühle aufrichtiger und warmer Zuneigung für Oesterreich mit entschiedener Offenheit auf die Mängel und Fehler der Regierung und Verwaltung aufmerksam.

Die Reise des Verfassers durch Oesterreich, namentlich auch durch Ungarn, über das er mit anerkennenswerther Offenherzigkeit sich äußert, führte ihn dort mit vielen Männern in verschiedenen sozialen Stellungen zusammen, und er hörte von Allen die Ansicht aussprechen, daß „eine Besserung nur von Einführung einer Repräsentativ-Verfassung zu erwarten sei," welche, ohne in die Form einer Parlaments-Regierung gekleidet zu sein, „vielmehr die Verschiedenheiten der an Gesittung und Kultur so durchaus von einander abweichenden Volksstämme auf vernünftige Weise berücksichtige," und er erklärt diese Ansicht als die „allgemeine Stimme." Nach seiner eigenen politischen Anschauung fordert der Verfasser „ein einiges, starkes Oesterreich," damit wir ein einiges, starkes Deutschland bilden können, „mit dessen Wohl Oesterreichs Wohl unzertrennlich verbunden ist." Oesterreich aber könne „nur dann stark bleiben und noch stärker werden, wenn es eine feste, kräftige, aber freisinnige, die Fortschritte der Zeit anerkennende Regierung hat, wenn es wahrhafte Kultur verbreitet, wenn es über freie, aufgeklärte, gebildete und wohlunterrichtete Völker regiert."

Noch erwähnen wir hier, daß der Verfasser auf seiner Reise auch Gelegenheit hatte, das einzige Stückchen Türkei, welches den Osmanen von dem ganzen, großen Länderbesitze an diesem Theile der Donau noch übrig geblieben ist, nämlich Alt-Orsowa, zu betreten. Die Türken haben dort eine Festung, die jedoch sehr zerfallen ist, und in welcher ein Pascha seine Residenz hat. Es war dem Verfasser schon vorher von einem österreichischen Major in Orsowa gesagt worden: „In der Festung werden Sie ein Bild des türkischen Reiches en miniature finden, überall Verfall und Zersetzung," und der Verfasser fand dies vollkommen bestätigt. Er bemerkt dabei, daß uns hier abermals die Lehre gegeben werde, daß Barbaren, einmal mit der Civilisation christlicher Völker in Berührung gebracht, „diesen Einflüssen auf die Dauer nicht widerstehen können; sie müssen die christliche Kultur annehmen, oder untergehen."

England.

Buckle's Geschichte der Civilisation in England.

Geschichtsphilosophie des Materialismus.

Arnold Ruge, der Philosoph der Hallischen Jahrbücher, hat uns soeben mit dem ersten Theile eines Werkes beschenkt, das in England bedeutendes Aufsehen macht. „Geschichte der Civilisation in England, von Heinrich Thomas Buckle"** lautet der Titel desselben. Aus der Vorrede des Uebersetzers erfahren wir, daß derselbe durch freundschaftliche Beziehungen dem englischen Verfasser nahe steht, und daß er diese Arbeit vorzüglich deshalb unternommen, weil er eine Annäherung des deutschen und des englischen Geistes stets für höchst wichtig gehalten habe. Wir entheben diesem Vorworte Einiges, was für die Stellung Ruge's zu diesem Buche und seinem Verfasser kennzeichnend sein dürfte.

„Unter den jetzt lebenden Engländern ist neben John Stuart Mill unbedenklich Heinrich Thomas Buckle als einer der freiesten und fruchtbarsten Köpfe zu nennen. Buckle besitzt eine erstaunliche Gelehrsamkeit, eine umfassende Belesenheit und zugleich das Talent, das Gelesene zu verdauen und mit Leichtigkeit zu verwenden...... Das vorliegende Buch ist aber keine Schmeichelei gegen die Stände, die der Civilisation hindernd in den Weg treten; der Soldatenstand, die Staatsregierer und Gesetzgeber, der Klerus und der Land-Adel sind daher dem Buche nicht gewogen...... Die Nation hat den Geist adoptirt, der es durchweht, und der Bannfluch der Zionswächter war ein kalter Schlag, der Ausbruch eines ohnmächtigen Unwillens."

Wir wollen uns, um allem Verdachte gehässiger Parteinahme zu entgehen, so objektiv als möglich verhalten, und nur die Stellung zu ermitteln suchen, die dieses an logischer Kraft und an Material jedenfalls bedeutende Buch in dem Kreise der Strebungen, welche unsere Zeit bewegen, einnimmt. Natürlich gehen wir hierbei von einem Standpunkte aus, der ziemlich verschieden von dem des englischen Verfassers und seines Uebersetzers ist, und werden also auch nicht in den Fall kommen, für Grundansichten Propaganda zu machen, die wir für logisch falsch und für das Wohl der Gesellschaft sehr bedenklich halten.

Als vor einigen Jahren der neue physiologische Materialismus auftauchte und den Anspruch erhob, alle bisherige Philosophie zu beseitigen und sein neues Dogma von der Alleinwahrheit des Stoffes auf den Thron zu setzen, war es Arnold Ruge, der in den „Blättern für literarische Unterhaltung" und nachmals im „Deutschen Museum" mächtig dagegen auftrat und eine ideale Weltanschauung lebhaft in Schutz nahm.

Wenn man diese Thatsache in Betracht zieht, so muß man sich allerdings wundern, wie er sich jetzt herbeiläßt, ein Buch zu übersetzen, das in seinen klar ausgesprochenen Grundsätzen gerade von dem nämlichen Geiste des Materialismus eingegeben ist und zu dem nämlichen Spiele führt, wie diese atheistische Physiologie mit ihrer vom Magen ausgehenden und im Magen endenden Weisheit. Entweder hat sich also Herr Ruge, die Unhaltbarkeit seines idealen Standpunktes einsehend, in der Zwischenzeit mit der neuen Lehre, die jetzt in der Luft liegt und allerdings reißende Fortschritte macht, versöhnt; oder — was auch möglich wäre — er ist sich der letzten Konsequenzen nicht klar geworden, die in dem Buche seines Freundes liegen. Denn so ungeschickt allerdings, wie die chemischen Materialisten, ist Mr. Buckle nicht, eben weil er Historiker ist und eine Menge von Erscheinungen in seinen Bereich zieht, welche für die Physiologen gar nicht existiren.

Man kennt den vielfach ausgesprochenen Satz, daß bedeutende Menschen nie etwas Neues schaffen, sondern stets nur das zusammenfassen, und als Formel aussprechen, was in ihrer Zeit lebt. Dieses gilt im eminentesten Sinne von den Stimmführern und Verkündern des Materialismus — der Materialismus ist das Glaubensbekenntniß, die Religion des Tages und macht Fortschritte — eben durch solche Erscheinungen kann man sich am besten davon überzeugen — ein Gebiet nach dem andern sucht er zu erobern und sich so zur geistigen Alleinherrschaft emporzuschwingen. Sein Hauptmittel, das er anwendet, ist den Geist durch sich selber zu unterjochen. Kaum haben unsere Chemiker und Physiologen ihren Sturm auf den Idealismus in der Philosophie und auf alle höheren, gemüthlichen Bedürfnisse der Menschheit ausgeführt, so tritt ein Anderer auf, dessen Plan darauf angelegt ist, die Geschichte zu materialisiren und gänzlich unter das fatalistische Naturgesetz der irdischen Schwere zu bringen. Denn damit läßt sich kurz und gut das Buckle'sche Buch kennzeichnen.

Mr. Buckle ist ein Engländer; er spricht also ohne Zweifel den Materialismus aus, wie er sich in der englischen Gesellschaft entwickelt hat. Hierin ist er natürlich spezifisch, sowohl vom deutschen als französischen verschieden; er ist der Orakelpriester des kriegsfeindlichen, englischen Krämers, der seine Studien gemacht hat, England als den Mittelpunkt der Welt und den englischen Handelsstand als letzten Zweck der Schöpfung betrachtet, dem schließlich alle Intelligenz, alle Weisheit, Wissenschaft, Kunst, Literatur dienstbar werden müsse.

Er zeigt in diesem Werke, wie die Weltgeschichte von Urbeginn beschäftigt war, dieses Normalwesen hervorzubringen, und was ihm noch hindernd im Wege stehe, um zur höchsten Vollkommenheit zu gelangen.

---

* Dresden, Schönfeld's Buchhandlung. 1860.

** Leipzig und Heidelberg. C. F. Winter'sche Buchhandlung. 1860. Kurz vor dem Abdrucke dieses Artikels ist uns auch der zweite Band des Werkes zugegangen. D. H.

Was er unter Civilisation versteht, ist weiter nichts, als der allgemeine Merkantilismus, dem alle Wissenschaften, alles Erkennen und Forschen unterthan sein soll; ihm stehen, wie sein Uebersetzer in der oben angeführten Stelle bemerkt, der Soldatenstand, die Staatsregierer und Gesetzgeber, der Klerus und der Land-Adel hindernd im Wege. — Sehr merkwürdig gesagt; denn wenn wir auch den Soldatenstand (dem Engländer ein Gräuel), den Klerus und den Land-Adel (also auch in England?) willig daran geben, so ist es doch interessant, daß auch jetzt schon „die Staatsregierer und Gesetzgeber" so in Pausch und Bogen, unbesehen, ob liberal oder reactionair, auf den Aussterbe-Etat gesetzt werden. Man sieht — und nicht blos aus Ruge's Worten —, daß auch in England mit seiner Freiheit und seiner Verfassung, die sozialistische Weltanschauung mit ihrer regierungslosen Individualitäten-Herrschaft selbst in Ständen Propaganda macht, die ein Interesse haben sollten, sie nicht herbeizuwünschen. Dann meint man, daß die englische Bourgeoisie, die Ruge mit dem Namen „Nation" beehrt, ihre Fabriksklaven und Proletarierhorden durch die bloße Theorie von Adam Smith und ihre statistische Civilisation bezwingen würde!

Das Buch ist merkwürdig. — Neben einer ausgebreiteten Gelehrsamkeit, neben gesundem Menschenverstande und umfassendem Ueberblicke geht ein solcher Zug selbstgenügsamer Bornirtheit durch dasselbe, daß man sich manchmal wundern muß, wie dies möglich ist. Angesichts der jetzigen Weltlage, die doch wirklich geeignet ist, selbst den Stumpfsten zur Besinnung zu bringen, entwickelt Mr. Buckle mit phlegmatischer Umständlichkeit, wie in England der Kriegerstand allmählich in Mißachtung gekommen, und freut sich im Interesse seiner Ansicht von Civilisation darüber, daß der kriegerische Geist in den Engländern erloschen sei (S. 168). „Und dieser große Gewinn ist nicht durch moralische Lehren, noch durch den Antrieb sittlicher Neigungen* gemacht worden, sondern durch die einfache Thatsache, daß sich im Fortschritt der Civilisation gewisse Klassen der Gesellschaft gebildet haben, die bei der Erhaltung des Friedens interessirt sind (sic!), und deren vereintes Gewicht genügt, den Klassen, in deren Interesse der Krieg liegt, die Waage zu halten."

Man könnte die Engländer wirklich um dieses Sicherheitsgefühl beneiden, wenn es nicht leider bereits durch böse Träume gestört würde. Mr. Buckle, der hier nur das Dogma Cobden's und seines Anhanges ausspricht, scheint zu denken, daß Britannien ganz und gar über die Wechselfälle des Schicksals erhaben sei und schließlich, wenn ja ein Krieg die glückliche Insel bedrohen sollte, Geld genug haben werde, um barbarische Völkerstämme, wie z. B. vor allem Deutsche, zu kaufen, damit sie sich für die britische Civilisation todtschießen lassen.

Doch wir gehen daran, in Kürze die Grundgedanken des vorliegenden Buches darzulegen. — Mr. Buckle beginnt damit, den unendlichen Fortschritt der Wissenschaft auf jedem Felde übersichtlich zu schildern und unsere Phantasie davon lebhaft anzuregen, so daß wir einen hohen Begriff von der Masse der gesammelten Kenntnisse bekommen. — Stoff zum Denken ist also in Fülle vorhanden. — „Wenn wir hingegen auszumachen haben, wie dieser Stoff benutzt worden, so müssen wir ein ganz anderes Gemälde entwerfen."

Hierauf folgt eine Anklage der Historiker, — ihnen sei es lediglich darum zu thun, Begebenheiten zu erzählen, und diese allenfalls mit sittlichen und politischen Betrachtungen zu beleben; jeder Schriftsteller, der eine Anzahl Bücher gelesen, glaube als Historiker auftreten zu können; der eine verstehe nichts von der politischen Oekonomie, der andere nichts von den Gesetzen, ein dritter nichts von geistlichen Angelegenheiten u. s. w. — für alle höheren Richtungen des menschlichen Denkens liege die Geschichte noch in einer beklagenswerthen Unvollkommenheit, und biete eine so verworrene und anarchische Erscheinung dar, wie es sich nur bei einem Gegenstande erwarten lasse, dessen Gesetze unbekannt, ja dessen Grund noch nicht gelegt ist.

Also bisher haben wir noch gar keine Geschichte, wir stehen erst so zu sagen in den Kinderschuhen dieser Wissenschaft; trotzdem, daß wir Geschichten von allen möglichen Standpunkten aus, allgemeine Weltgeschichten im größten Maßstabe, Spezialgeschichten aller möglichen Zeitabschnitte und Völker, Kriegsgeschichten, Geschichten der Religion, Politik, der Civilisation ꝛc. ganze Bibliotheken voll besitzen; trotzdem, daß die Forscher bemüht gewesen sind, allen möglichen Anforderungen des umfassendsten Quellenstudiums, der geistigen Durchdringung, der philosophischen Gliederung, der sprachlichen Darstellung, freilich nach Talent und Charakter des Einzelnen, gerecht zu werden; trotz alledem belehrt uns Mr. Buckle, besitzen wir noch gar keine Geschichte.

Derselbe muß also einen großartigen, nie dagewesenen, allgewaltigen Grundgedanken besitzen, durch den er die neue Geschichtswissenschaft zu begründen denkt. Nun, es wäre ja möglich! also wollen wir ihn aufsuchen.

Mr. Buckle „hofft für die Geschichte der Menschheit das, oder doch Aehnliches zu leisten, was andern Forschern in den Naturwissenschaften gelungen ist." „In der Natur sind die scheinbar unregelmäßigsten und widersinnigsten Vorgänge erklärt und als im Einklange mit gewissen unwandelbaren und allgemeinen Gesetzen nachgewiesen worden. Dies ist gelungen, weil Männer von Talent und vor allem von geduldigem und unermüdlichem Geist die Phänomene der Natur studirt haben, mit der Absicht, ihr Gesetz zu entdecken; wenn wir nun die Vorgänge der Menschenwelt einer ähnlichen Behandlung unterwerfen, haben wir sicher alle Aussicht auf einen ähnlichen Erfolg."

Sehr gut gesagt, wenn sich nur die Vorgänge der Menschenwelt einer ähnlichen Behandlung unterwerfen ließen! — Hier sitzt die Schwierigkeit. Mr. Buckle habe einmal die Gefälligkeit, die altgriechische Geschichte nach dieser Methode zu behandeln; wenn er, trotz riesigster Gelehrsamkeit etwas wesentlich Anderes zu Stande bringt, als z. B. sein Landsmann Groote, so wollen wir ihm gern das Unrecht, das wir ihm gethan, abbitten. Allerdings würde er nach seiner Methode verfahren können, wenn die alten Griechen ihm, wie die Natur dem Naturforscher ihre Thatsachen, so viel statistisch-national-ökonomisches Material hinterlassen hätten, als er in der Jetztzeit findet; aber das haben sie nicht, und so würde er sich denn, wie die Andern, bescheiden müssen, nur sehr vage Vermuthungen, z. B. über die Fleischnahrung der alten Griechen und ihren Einfluß auf den kriegerischen Geist, auf die Poesie Homer's u. s. w. zu machen.

Hierauf wendet sich Mr. Buckle zu einer philosophischen Auseinandersetzung und tödtet mit sicherer Hand zwei Vorstellungen, welche bisher die veraltete Philosophie gehegt hat. Nach ihm sind die Ansichten von Freiheit des Willens und andererseits von einer Vorherbestimmung gleicherweise falsch. Der freie Wille beruhe auf einer philosophischen, die Vorherbestimmung auf einer theologischen Hypothese. Beide beruhten im Selbstbewußtsein, aber dieses vorgeblich unabhängige Vermögen, das Selbstbewußtsein nämlich, sei nicht untrüglich; es sei auch gar nicht ausgemacht, ob es überhaupt ein Vermögen sei und nicht vielmehr ein bloßer Zustand, eine Geistesverfassung.

Dies ist sehr gut gesagt; nur würden wir noch etwas kühner sein und einen Schritt weiter gehen. Man kann nämlich, wenn man die höchste Potenz des Geistes, welche das Selbstbewußtsein ist, ein Mal in dieser Weise behandelt, die Existenz des Geistes selbst in Abrede stellen. — Warum nicht? — Thatsache ist, daß Mr. Buckle seinem eigenen Selbstbewußtsein nicht glaubt, und daher seinen Anhalt draußen in den Dingen sucht, d. h. in den statistischen Tabellen, aus denen sich die Gesetze des geschichtlichen Causalnexus feststellen lassen. Man erkennt sogleich den englischen matter-of-fact-Mann heraus.

Allen Ernstes! Die statistischen Tabellen sind es, denen die Zukunft eine ganz neue, vollkommenere Art von Geschichte verdanken wird. „Man kann aus ihnen (statistischen Werken der Neuzeit) über die sittliche Natur des Menschen mehr lernen, als aus der Erfahrung aller früheren Zeitalter zusammengenommen." — Glücklicher Forscher!

Nach ihm sind es zwei Faktoren, aus denen Alles hervorgeht, was wir Geschichte nennen: einerseits der Geist, der seinen eigenen Gesetzen folgt und sich seiner Anlage gemäß entwickeln würde, und andererseits die Natur, welche seine Entwickelung hemmt und ihr besondere Bahnen vorzeichnet. Das Gesetz, nach welchem diese Hemmungen wirken, kann man aus den statistischen Tabellen kennen lernen. So und so viel Procent (im weiteren Sinne) Menschen z. B. gehen jährlich durch Selbstmord zu Grunde, so und so viel ruiniren sich durch Laster, so und so viel werden Kassendiebe oder Mörder und dergl.; aus der Gleichmäßigkeit aber, mit der es geschieht, muß man auf ein bestimmtes Gesetz schließen, das mit Nothwendigkeit wirkt.

Mr. Buckle spricht es sehr gelassen aus (S. 25): „In einem bestimmten Zustande der Gesellschaft muß eine gewisse Anzahl Menschen ihrem Leben selbst ein Ende machen; dies ist das allgemeine Gesetz!" — Merkwürdigerweise unterscheidet er noch nach zwei Kategorien, über welche entschiedenere Geister auch schon hinweg sind, die Handlungen in gute und böse, tugendhafte und lasterhafte (S. 20), aber er faßt diesen

* Nämlich, wenn durch moralische Lehren und durch Antrieb sittlicher Neigungen die Engländer friedfertig geworden wären, so wäre dies nicht korrekt (wie der Brite sagt); die materiellen Interessen allein schaffen dauerhaften Frieden. — Uebrigens hat die große Musterung, welche die Königin Victoria am 23. Juni über 20,000 bürgerliche Scharfschützen im Hyde-Park gehalten, die ganze Theorie vom Erlöschen des kriegerischen Geistes in England Lügen gestraft. D. H.

Unterschied als Handelsbilanz, die guten als Aktiva, die schlechten als Passiva auf, die in einer regelmäßigen Schwankung wie „Soll“ und „Haben“ stehen. Sie bilden zusammen die „Totalität des sittlichen Betragens.“

Glückliche Statistik! obgleich sie noch in der Kindheit ist, „hat sie doch,“ sagt Mr. Buckle (S. 30) „schon mehr Licht über das Studium der menschlichen Natur verbreitet, als alle Wissenschaften zusammen.“ Wir können also der Religion, der Moral, den Gesetzen getrost Abschied geben, da sie, wie wir ausführlich belehrt werden, so gut wie gar nichts beitragen, um die statistischen Geistesgesetze zu ändern. Wer Selbstmörder, wer Trunkenbold, wer Gauner, wer Spitzbube wird, wird es nach den nothwendigen Gesetzen, die aus der Berührung des Geistes mit dem Causalnexus der Dinge hervorgehen. All' das unsägliche, unaussprechliche Elend, das durchlitten worden, ehe die trockene, statistische Notiz für Mr. Buckle's Forschungen gemacht werden konnte, ist eine selbstverständliche Sache und macht den großen Philosophen in seinen Schlüssen nicht irre. Denn nach denselben statistischen Gesetzen wird es ja so und so viel Leute geben, welche der Causalnexus zu soliden Ehrenmännern macht, welche in Ruhe und Behaglichkeit ihre Beefsteaks essen und ihren Porter trinken können. Wehe dem, der von dem Causalnexus, wie die Hindubüßer von den Rädern des Götzenwagens zu Dschaggernaut, zermalmt wird; Unglück, Armuth, Elend, Verzweiflung, alle Wunden und Leiden der Menschheit sind ein blindes, dummes, stupides Fatum, das sein Gesetz nur höchst unvollkommen in den trockenen und allem Irrthume unterworfenen, statistischen Tabellen offenbart; sie sind nicht einmal des Mitleids werth; denn es muß so sein, und der wissensdurstige Forscher steht in olympischer Ruhe darüber erhaben. Wenn diese Betrachtungsweise Wahrheit ist, dann ist sie trostlos, und man könnte sich die Mühe ersparen, eine neue, unabsehbare Forschungsarbeit zu beginnen, die nur zu einer tieferen Erkenntniß allgemeinen Elends führen müßte. Ist das die Weisheit der Zukunft, welche die Menschen beglücken soll, so predige man es doch nur recht bald: „So und so viel Menschen müssen in diesem Lande jährlich verhungern, so und so viele sich um's Leben bringen, so und so viele zuchthauswürdige Verbrechen begehen,“ und man wird bald hören, was das Volk darauf antworten wird. „Wenn dem so ist,“ wird es sagen, „so wollen wenigstens wir es nicht sein. Wir können eine Fluctuation des Causalnexus hervorbringen, die der Sache bald abhilft!“

Wir haben vor einiger Zeit das Buch eines belgischen Sozialisten (de Potter) besprochen, eines radikalen Sozialisten. Wenn unser Urtheil als zu konservativ verdächtig ist, so erinnere man sich, was dieser Mann von Leuten und Philosophen des Schlages urtheilt, wie Mr. Buckle einer ist (vor. Jahrg. S. 512): Gerade diese Art des Materialismus, des Egoismus der Interessen, sei das größte Uebel der Gesellschaft; die Staatsökonomie aber à la Adam Smith sei ein System des materiellen Positivismus, lasse die Dinge gehen, wie sie gehen, und beweise, daß es so gehen müsse. Das ist auch die Weisheit des Mr. Buckle; seine Weisheit ist für die Leute ganz gut, die etliche tausend Pfund jährliche Rente und sittliche Gefühllosigkeit genug besitzen, um mitten im größten Elend, das der Industrialismus erzeugt hat, mit Appetit essen und mit Ruhe schlafen zu können, und wenn Arnold Ruge eine so spezifisch englische Weisheit bewundert, so scheint dies zu beweisen, daß seine bisherige deutsche Weisheit ihm im Vergleich mit dem schönen Embonpoint der englischen zu leer und hungerleiderisch vorgekommen ist.

Uebrigens entspricht das Buch, von dem freilich nur der erste Theil uns vorlag, durchaus nicht den hochgespannten Erwartungen, die der Eingang erregt. Es ist wahr, die Belesenheit und der Umfang der Studien des Verfassers sind bedeutend, doch dabei sehr buntscheckig und gerade nicht methodisch.

Manche Kapitel, z. B. wo über den Zustand der Geschichtsschreibung im Mittelalter gehandelt wird, sind Kuriositäten-Sammlungen, gerade so gut und schön, als sie jeder Andere auch geschrieben haben würde. So lange der Verfasser matter of fact vor sich hat und mit den Grundsätzen Adam Smith's und anderer Nationalökonomen operiren kann, redet er ganz sachgemäß und vernünftig; wo er höhere Gebiete berührt, wie z. B. Religion, Poesie, Literatur, spricht er zwar ebenfalls sehr nüchtern und verständig, aber etwa so wie ein philosophischer Blinder, der nicht an das Dasein des Lichtes glaubt, weil's ihm kein Sehender beweisen kann.

Die Buckle'sche Geschichtstheorie ist mit einem Worte nichts, als die Anwendung des Smith'schen Systemes auf die Geschichte, und sie findet deshalb Beifall, weil der englische Merkantilismus ganz in diesen Vorstellungen eingelebt ist, nach welchen sich Alles, was geschieht, wägen, mit der Elle messen, buchen und verrechnen lassen muß, um als solid zu gelten. Civilisation ist der Zustand der höchsten Entwickelung aller technischen Kenntnisse, Geschicklichkeiten und Fertigkeiten, der Zustand, wo man Geld verdient, gut ißt und trinkt, oder, wenn man in der Konkurrenz erliegt, sich die Kugel vor den Kopf schießt, um hinterher als Einzelfall zu den andern in den statistischen Tabellen eingetragen zu werden. Weiter hat der Spaß keinen Zweck. Mr. Buckle scheint nicht einmal Weltbeglücker von Fach zu sein, und daher wundert es uns um so mehr, daß Herr Ruge sich zum Schildknappen dieses neuen Ritters gegen den Geist in der Geschichte hergegeben hat. Für die Civilisation, welche eine solche Philosophie der Geschichte befördern soll, können wir uns bestens bedanken; wenn erst alle sittlichen Begriffe, wie moralische Verantwortlichkeit, Gewissen, Tugend, wenn erst Alles, was an Geist erinnert, wie Selbstbewußtsein, Willensfreiheit 2c. todtgeschlagen ist — und wir sehen die Attentate darauf täglich und stündlich machen —, so kann am Ende nichts übrig bleiben, als eine Apotheose der Niederträchtigkeit und Gewissenlosigkeit.

Die fünfzehn entscheidenden Schlachten der Welt.*

Die Weltgeschichte war bis jetzt, was man auch dagegen sagen mag, vorzugsweise eine Geschichte der großen Kämpfe der verschiedenen Völkerfamilien gegen einander, und wird es wahrscheinlich auch in der Zukunft bleiben, da es einmal in der Weltordnung im Kleinen wie im Großen liegt, daß kein Fortschritt ohne harten Kampf und schwere Opfer geschehen soll. Diese großen Völkerkämpfe haben aber ihre Wendepunkte; nach langem Ringen zweier Nationen um die Oberherrschaft tritt eine Entscheidung ein, welche zwar immer schon lange vorbereitet ist, aber oft so plötzlich und unter solchen Umständen auftritt, daß man geneigt ist, sie dem Genie eines Einzelnen, oder auch dem Zufall zuzuschreiben. Daß solche Entscheidungen, solche Wendepunkte nicht gerade immer zugleich am Schlusse des großen Trauerspiels eintreten, vielmehr oft schon im dritten oder vierten Akte, wird häufig nicht gebührend beachtet. Es ist daher gewiß interessant, sie wie mächtige Pfeiler oder Säulen aufzustellen, die den Tempel der Geschichte tragen, oder wie eine Reihe hoher Berge, von denen aus man Länder und Völker überschaut. In der That läßt sich die Geschichte von solchen Thatsachen aus, die sich mit allen ihren Einzelnheiten von Jugend auf dem Gedächtnisse einprägen, weit leichter überblicken, als nach einer systematischen Perioden-Eintheilung, die keine so bestimmten, blutig greifbaren Marksteine bietet. Wenn aber diese großen Thatsachen zugleich in so lebendiger Sprache, in so dramatischer Weise dargestellt sind, wie in Creasy's „Fünfzehn Entscheidungsschlachten der Welt,“ so empfiehlt sich diese Art, die Geschichte zu studiren dem großen Publikum doppelt; denn statt uns durch einen Wald voll Gelehrsamkeit und Reflexion zu führen, in welchen man am Ende die Bäume nicht mehr sieht, oder sich doch erst aus dem Einzelnen mühsam das Ganze zusammensetzen muß, entrollt er das ganze vollständige Gemälde vor uns, die man nur einmal zu sehen braucht, um sie nicht wieder zu vergessen. Ja, eine einzelne Gruppe aus einem solchen Bilde wirkt oft so frappirend auf die Einbildungskraft, daß uns aus ihr ein klareres Licht über die ganze Zeitperiode aufgeht, als aus einem ganzen Buch voll langathmiger Erzählungen und Betrachtungen. Doch nicht als ob Creasy diese Bilder nach seiner Phantasie entworfen; es zeugen vielmehr zahlreiche Noten davon, daß er sorgfältige Studien sowohl in den Klassikern, als in englischen, französischen und deutschen Schriftstellern gemacht. Herodot, Thucydides, Arrian, Livius, Polyb und Tacitus; Raleigh, Bolingbroke, Gibbon, Arnold, Herbert, Mitford; Michelet, Sismondi, Guizot, Mignet; Heeren, Niebuhr, Ranke, Schlegel haben ihr Kontingent gestellt, und häufig führt Creasy besonders treffliche Stellen aus ihnen wörtlich an. Wie ein großer Schlachtenmaler Gewänder und Waffen vorher im Detail studirt und sich zurecht legt, so finden wir auch hier, daß die Einzelnheiten, welche jenen großen Bildern ein so fesselndes dramatisches Leben verleihen, keineswegs selbst erfundene Zierathen, sondern durch gründliches Studium gewonnene, wohlberechtigte Wahrheiten sind.

In dieser Weise werden uns nach einander vorgeführt: die Schlacht bei Marathon, das Zurückwerfen asiatischer Barbarei und die Sicherstellung hellenischer Kultur; die Schlacht bei Syracus, das vereitelte Streben, das westliche Europa unter den Einfluß griechischer Macht und Bildung zu bringen; die Schlacht bei Arbela, die Vernichtung des persischen Weltreichs und die Verbreitung griechischer Kultur in Asien; die Schlacht am Metaurus, die Untergrabung der karthagischen Uebermacht

* The Fifteen Decisive Battles of the World, from Marathon to Waterloo. By E. S. Creasy, M. A., Professor of History etc. Ninth Edition. London, 1859.

und die Begründung des römischen Weltreichs; die Schlacht im Teutoburger Walde, die Befreiung Deutschlands vom Joche abgeschwächter Römerherrschaft; die Schlacht bei Chalons, das Zurückwerfen der Horden Attila's und die Beschützung abendländischer Kultur; die Schlacht bei Tours, die Befreiung der christlichen Welt von der wachsenden Macht des Islam; die Schlacht bei Hastings, die Verschmelzung der germanischen und romanischen Race in England; die Schlacht bei Orleans, die Vertreibung der Engländer vom Festland; der Untergang der Armada, das Brechen der Macht des starren Philipp'schen Katholizismus und die Begründung englischer Seeherrschaft; die Schlacht bei Blenheim, das vereitelte Streben Ludwig's XIV. nach Weltherrschaft; die Schlacht bei Pultawa, die Begründung der Macht Rußlands; die Schlacht bei Saratoga, die Befreiung Amerika's von englischer Oberhoheit; die Schlacht bei Valmy, der Triumph der Revolution und ihrer Ideen; die Schlacht bei Waterloo, der Untergang des französischen Kaiserreichs.

Ueber die Wahl dieser Schlachten läßt sich streiten. Man ist versucht, einigen nicht das Recht einräumen zu wollen, unter den Entscheidungsschlachten der Welt zu figuriren: die Schlacht bei Hastings hat wohl nicht das gleiche Gewicht für die Geschichte im Großen wie Marathon oder Chalons; die Bestürmung von Orleans und die Erscheinung der Jungfrau von Orleans ist schwerlich so bedeutend für die Kulturgeschichte wie die Schlacht im Teutoburger Walde; neben Blenheim treten noch andere eben so bedeutende Namen im Verlaufe des spanischen Erbfolgekrieges auf. Andere Schlachten wird man ungern vermissen, da sie ohne Zweifel einen hervorragenden Einfluß auf den Gang der Geschichte übten, wie z. B. Chäronea, die Schlacht auf dem Lechfeld, bei Sempach, bei Lepanto, bei Breitenfeld &c. Dagegen muß zugegeben werden, daß die Berechtigung einzelner, die auf den ersten Anblick weniger bedeutend erscheinen, mit überzeugender Beweiskraft nachgewiesen ist. So klingt zum Beispiel die Schlacht am Metaurus, in welcher Hasdrubal und sein Heer vernichtet wurden, in der Geschichte nicht mit dem vollen Ton wie Cannae und Zama, nicht einmal wie die Schlacht an der Trebbia, oder am Trasimener See. Gleichwohl ist nicht zu verkennen, daß am Metaurus und nicht bei Cannae oder Zama zwischen Rom und Karthago auf Leben und Tod gestritten wurde, denn die Niederlage bei Cannae, so groß sie war, brach Roms Kraft noch nicht, und als die beiden Völker bei Zama zum letzten Male sich maßen, da war Karthago's Macht schon dahin und erhielt nur noch den letzten Stoß. Am Metaurus aber, obwohl weder Hannibal noch Scipio dort stritten, galt es. Ging diese Schlacht für Rom verloren, so waren die letzten Kräfte der Republik aufgezehrt und es für die vereinigten Hannibal und Hasdrubal ein Leichtes, Rom zu knechten. Diese Betrachtungen führen uns aber darauf, die Schlacht bei Waterloo anzutasten. So gewaltig dieser Name in der Geschichte steht, scheint uns doch, als ob er mit Zama, mit der Schlacht am Metaurus aber die bei Leipzig in eine Parallele zu stellen sei. Offenbar brach Napoleons Macht bei Leipzig zusammen, um sich nicht wieder zu erheben; alle folgenden Kämpfe sind eben nur Folgen von Leipzig, und Waterloo ist ein letzter verzweifelter Versuch wie Zama, dem man, wie Foy sagte, „ohne Furcht aber auch ohne Hoffnung entgegenging." Es scheint uns, als ob Creasy hier als Engländer gewählt, und den sehr richtigen Reflexionen, die er über die Berechtigung der Metaurus-Schlacht anstellt, in diesem Falle absichtlich keine Folge gegeben habe; wie ihm denn überhaupt der Vorwurf gemacht werden kann, daß er verhältnißmäßig zu viel Kämpfe wählte, in welchen Engländer figurirten. Was die Darstellung der einzelnen Schlachten betrifft, so scheint wenigstens bei den älteren strenge Unparteilichkeit gewahrt. Creasy folgt keineswegs unbedingt dem Schriftsteller des Siegers, sondern sucht übertriebene Glorificationen durch eine umsichtige Betrachtung und Kritik des ganzen Ganges des Feldzugs auf ihr richtiges Maß zurückzuführen. Dagegen scheint uns in einigen Schlachten, wo die Engländer neben andern Völkern eine Hauptrolle spielen, dieser Grundsatz weniger strenge befolgt. So muß bei Blenheim Prinz Eugen mit seinen deutschen Schaaren vor Marlborough allzusehr in Schatten treten; so werden bei Waterloo Holländer und Nassauer in allzuwörtlicher Nachbetung des parteiischen Siborne zu hart, zu wegwerfend beurtheilt. Doch dies sind einzelne Flecken, welche der Kundige leicht beseitigt. Im Allgemeinen dürfen wir wohl sagen, daß uns selten ein Buch so gefesselt hat wie Creasy's, obwohl es alte, längst bekannte Geschichten erzählt.

Durch welch' interessante Episoden Creasy seinen Bildern ein eigenthümliches Leben zu geben weiß, mag aus der nachfolgenden, der Schlachtbeschreibung von Waterloo eingeflochtenen Erzählung des Obersten Ponsonby vom englischen 12. leichten Dragoner-Regiment hervorgehen.

„Wir waren, erzählt der Oberst, kaum an ihnen (den Franzosen bei einem Reiterangriff) vorüber, als wir selbst, ehe wir uns formiren konnten, durch etwa 300 polnische Lanciers angegriffen wurden, welche jenen zu Hülfe eilten; während die französische Artillerie zugleich ein heftiges Kartätschenfeuer auf uns richtete, dabei aber auf einen von uns immer drei von ihren eigenen Leuten tödtete.

„In dem Handgemenge sah ich mich augenblicklich an beiden Armen verwundet, verlor dadurch zuerst meinen Säbel und dann die Zügel, und ward — gefolgt von einigen Wenigen, die sofort niedergehauen wurden, ohne daß von Pardon bitten oder geben die Rede war — von meinem Pferde fortgetragen, bis ich noch einen Säbelhieb erhielt und besinnungslos und auf das Gesicht zu Boden sank.

„Als ich wieder zu mir kam, erhob ich mich ein wenig und sah mich um. Ich wäre damals, wie ich glaube, noch im Stande gewesen aufzustehen und davon zu eilen. Aber ein eben vorüberreitender Lancier bemerkte meine Bewegung und schrie: Tu n'est pas mort, coquin! — und dabei stieß er mir die Lanze in den Rücken. Mein Kopf sank herab, Blut schoß mir in den Mund, ich vermochte nicht mehr zu athmen, und es war mir, als ob jetzt Alles vorüber sei.

„Nicht lange nachher (es war mir nicht möglich die Zeit zu messen, aber ich muß kaum zehn Minuten nach dem Angriff gefallen sein) kam ein Tirailleur heran, um mich auszuplündern und drohte dabei, mich zu tödten. Ich deutete auf eine kleine Seitentasche, wo er drei Thaler fand, es war Alles was ich besaß; er fuhr jedoch fort mich zu bedrohen, worauf ich ihm sagte, er solle mich aussuchen. Dies that er auch sofort, öffnete mein Halstuch, riß meine Weste auf und ließ mich dann in einer sehr unbehaglichen Lage liegen.

„Aber kaum war er fort, als ein Offizier, der einige Leute sammelte, zu denen wahrscheinlich auch der Tirailleur gehörte, zufällig da hielt, wo ich lag, zu mir trat und mich ansprach, indem er meinte, ich sei da bös verwundet. Ich erwiderte, ja das sei ich, und bat ihn, mich zurückbringen zu lassen. Er sagte, das sei gegen seine Befehle, er dürfe nicht einmal seine eigenen Leute bei Seite schaffen; wenn sie jedoch die Schlacht gewönnen (denn es heiße, der Herzog von Wellington sei getödtet und mehrere von unsern Bataillonen hätten sich ergeben), so wolle er mir jede Aufmerksamkeit erweisen, die in seiner Macht stehe. Ich klagte über Durst, er hielt seine Branntweinflasche an meine Lippen und ließ mich durch einen der Soldaten gerade und auf die Seite legen und mir einen Tornister unter den Kopf schieben. Dann ging er in's Gefecht — vielleicht um bald ebenso des Beistands zu bedürfen und keinen zu finden; ich habe nie erfahren können, wessen Edelmuth ich mein Leben zu danken hatte. Seinen Rang kenne ich nicht, er trug einen Ueberrock. — Etwas später kam ein anderer Tirailleur heran, ein hübscher junger Mann, voll Kampfeshitze. Er kniete nieder und feuerte über mich weg; er lud und feuerte verschiedene Male, wobei er unaufhörlich mit mir über den Gang der Schlacht schwatzte. Endlich eilte er mit den Worten fort: „Es wird Ihnen wahrscheinlich nicht unangenehm sein zu hören, daß wir uns zurückziehen. Guten Tag, mein Freund." Es war schon dämmerig, als zwei Schwadronen preußische Reiterei, jede zwei Mann hoch, quer über das Thal ritten und dabei in vollem Trab über mich weggingen. Ich wurde hierdurch vom Boden aufgehoben und grausam umhergeworfen. Man kann sich denken, was ich empfand, als ich sie heranrasseln hörte; hätte ein Geschütz diesen Weg eingeschlagen, so wäre ich verloren gewesen.

„Die Schlacht war jetzt vorüber oder hatte sich wenigstens entfernt. Das Geschrei, die Flüche, die Rufe: Vive l'empereur, die Kleingewehr- und Geschützsalven waren verstummt; jetzt wurden die Seufzer und das Stöhnen all' der Verwundeten um mich her mit jedem Augenblick hörbarer. Ich glaubte, die Nacht wolle kein Ende nehmen.

„Um diese Zeit etwa fühlte ich, wie sich ein Soldat von den Royals quer über meine Beine legte; wahrscheinlich war er in seinem Todeskampf bis hieher gekrochen. Seine Schwere, seine krampfhaften Bewegungen, und die Luft, die ihm aus einer Wunde in der Seite pfiff, belästigten mich sehr; am meisten der letztere Umstand, da ich selbst eine ähnliche Wunde hatte.

„Es war keine finstere Nacht und die Preußen gingen umher, um zu plündern; die Scene aus Ferdinand Graf Fathom trat mir vor die Seele, obwohl hier keine Weiber erschienen. Verschiedene Marodeurs sahen mich an, während sie vorüber gingen, endlich blieb Einer von ihnen bei mir stehen, um mich durchzusuchen. So gut ich es vermochte — denn ich spreche sehr wenig deutsch — sagte ich ihm, ich sei ein englischer Offizier und schon ausgeplündert worden; er ließ jedoch nicht ab und stieß mich auf eine rohe Weise herum.

„Eine Stunde vor Mitternacht sah ich wie ein Mann in englischer Uniform gegen mich daher kam. Er war, wie ich fürchtete, in demselben

Geschäfte begriffen; er trat zu mir und sah mir in's Gesicht. Ich sprach ihn sogleich an, sagte ihm, wer ich sei und versprach ihm eine Belohnung, wenn er bei mir bleiben wollte. Er sagte mir, er stehe beim 40. und habe sein Regiment verloren; er befreite mich sofort von dem sterbenden Soldaten, und da er ohne Waffen war, hob er einen Säbel auf und stand bei mir Schildwache, wobei er bald vorwärts bald rückwärts ging.

„Jetzt brach der Tag an; gegen sechs Uhr Morgens sah man einige Engländer in der Nähe und er lief zu ihnen hin. Es wurde ein Bote zu Hervey geschickt; ein Karren kam für mich, in den man mich legte, nach dem $1\frac{1}{2}$ Meile entfernten Dorfe Waterloo führte und in ein Bett legte, aus dem man, wie ich später erfuhr, eben Gordon herausgenommen hatte. Ich hatte sieben Wunden; ein Arzt trat zu mir, und ich ward durch einen starken Aderlaß gerettet."

Frankreich.

Französische Moralphilosophie.

Damiron's Vorlesungen über Vernunft und Glauben.

Professor Damiron, Mitglied des Institutes, veröffentlicht unter dem Titel: „Souvenirs de vingt ans d'enseignement à la faculté des lettres de Paris,"* verschiedene Vorlesungen über Gegenstände der Moralphilosophie, die er an dieser berühmten Anstalt während seines Professorates gehalten hat. Zum größten Theil sind es Eröffnungsreden, wie sie in Frankreich alljährlich beim Beginn des Kursus stattfinden, und da ihr Inhalt auf die Zustände des philosophischen Studiums in diesem Lande Licht zu werfen geeignet ist, so können wir nicht umhin, etwas näher in seinen Inhalt einzugehen.

In der Einleitung giebt der Verfasser einen Ueberblick über seine fünfundzwanzigjährige Lehrerthätigkeit, mit welcher er allem Anscheine nach seine Laufbahn abschließt. — Er giebt sie nicht blos, um sich gewissermaßen selbst ein Denkmal zu setzen, sondern sich gegen das gelehrte Publikum über verschiedene Punkte zu erklären und seine Stellung zu demselben zu erörtern.

Als seine Kollegen nennt er von damals und später den Decan Leclerc, Villemain, Cousin, Jouffroy, Fauriel, Ozonam, Lacretelle, Patin, Saint-Marc Girardin und Guigniaut. Als neu eingetretene Mitglieder der philosophischen Fakultät der Universität von Paris, führt er auf: Garnier, Wallon, Egger, Roßeeuw-Saint-Hilaire, Arnould, Saisset und als Supplenten Gerusez und Jules Simon, dessen Werk über die Freiheit vor nicht gar langer Zeit von uns besprochen worden ist.

Herrn Damiron's Aufgabe war eigentlich Geschichte zu lehren, aber, wie er sagt, zog er die Philosophie vor, und obgleich er geschichtliche Vorlesungen hielt, so war dieses Fach nur mehr die „Dienerin," während sein Herz an der Philosophie hing. Daher ergriff er auch gern die Gelegenheit, wie z. B. bei den Eröffnungsreden beim Beginn des Studienjahres, über philosophische Gegenstände zu sprechen.

Was nun den Charakter dieser Philosophie betrifft, so giebt die ziemlich umfangreiche Einleitung schon den nöthigen Aufschluß, ehe man sie aus den Abhandlungen selbst kennen lernt.

Damiron geht sodann auf seinen philosophischen Entwickelungsgang, auf seine Studien ein; er habe nicht immer auf dem gleichen Standpunkte gestanden. Schon als Kind habe er zeitig angefangen, ernstlich nachzudenken. „Mein erster Lehrer in dieser Disziplin der schweren Dinge war meine Großmutter, die Mutter meines Vaters, eine fromme Frau von großem Verstande, vieler Festigkeit und noch mehr Sanftmuth, von einer Sorglichkeit voller Geduld und Frieden, und einer Zärtlichkeit, die nichts trübte oder ermüdete. Wenn mir etwas die Idee des Weisen ohne Wissenschaft geben könnte, so war es diese Seele, die so wenig wußte (wenigstens aus Büchern) und doch im Gemüthe so viel wußte, welche fast keine andere Aufklärung besaß, als die des Gewissens, aber dieselbe so ruhig, so rein besaß und sie so einfach mittheilte."

Manche Leute dürften wohl darüber spotten, daß ein Professor der Pariser Universität seine Philosophie auf seine Großmutter zurückführt; indeß macht der Muth, der dazu gehört, es zu sagen, dem alten Herrn alle Ehre. „Sie setzte an mir diese einsylbige, aber thatreiche Erziehung fort, welche die tiefste und dauerhafteste ist, weil dann gerade die Seele selbst zur Seele spricht, die darin regiert und nach dem göttlichen Rechte der Güte regiert." — Vornehmlich nahm sie ihren Enkel in die Kirchen mit, um dem „wiederhergestellten Kultus" beizuwohnen. „Es handelte sich, wie man sich wohl denken kann, unter uns nicht um Philosophie, aber ich sah sie in ihrem Glauben ernst und gesammelt nach ihrem Beispiel; ich betrachtete sie und ahmte sie nach, ich wurde aus Sympathie ihr Schüler. Was sie mich lehrte, war übrigens sehr einfach; Gott nicht zu beleidigen, das war ihr Wort. Sie verschwendete es nicht, aber sie verstand es, zum Anhören und zur Achtung zu bringen, und zog bei jeder Gelegenheit eine ganze Sittenlehre oder Religion zum Gebrauche des Kindes daraus, das sie unter ihrem Schutze und gleichsam unter ihren Flügeln hatte; und noch heutzutage, wo ich etwas mehr gelernt und mit vollen Händen ergriffen habe, finde ich, daß ich ihr meinen ersten Weisheitsfonds, und vielleicht das Reinste und Bleibendste meiner Glaubensansichten verdanke. Ich würde sie sehr gerührt haben, die würdige und fromme Frau, ich würde sie freudig erregt haben über ihr gutes Werk, wenn ich ihr noch bei Lebzeiten dieses Zeugniß hätte geben können. Sie würde, glaube ich, bei Annahme desselben nicht gefürchtet haben, der Bescheidenheit zu ermangeln und Gott durch Stolz zu beleidigen, nach ihrem Grundsatze."

Später siedelte die Familie nach Paris über, und Damiron wurde dort in ein Pensionat gegeben, worin sich zufällig auch der junge Victor Cousin befand — „der sich schon durch glänzende Erfolge im College auszeichnete und als ein „Großer" mich „Kleinen" bemerkte, was mich sehr rührte und mir selbst einige Zuneigung einflößte; denn er besaß bereits jenen Geist des Proselytismus, der ihn trieb, sich Schüler zu suchen für Alles, selbst für Schulaufgaben und Uebersetzungen." Als er später an der Normalschule als Lehrer wirkte, wo Damiron noch als Schüler eintrat, entstand eine ernstere Verbindung und ein Gedanken-Austausch, der später nie aufhörte.

Damiron gesteht, daß er auf der Schule sehr wenig Bücher gelesen — aus Scheu — und als er endlich zu lesen angefangen, habe er nicht Descartes, Malebranche, Bossuet, Fenelon und Leibniz studirt, sondern Voltaire, Rousseau und Montesquieu. Mit der Philosophie sei es damals auf den Lyceen schlecht bestellt gewesen; man hätte sie wohl gelehrt, aber mit wenig Geräusch; die Lehrer hätten den Schülern und die Schüler den Lehrern gefehlt; die Theilnahme an dem Cursus sei beliebig gewesen. Cousin habe auf der Schule, d. h. auf dem Lycée Charlemagne, wo auch Damiron war, wohl eben so wenig gelernt, als er selbst. Nur Villemain habe als junger Lehrer daselbst anregend gewirkt.

Bei diesem Zustande der Dinge war es natürlich genug, daß Voltaire für den jungen Philosophen gefährlich zu werden anfing und die Philosophie der Großmutter schweren Stand bekam. Beim Eintritt in die Normalschule änderte sich das insofern, als hier Voltaire, wenn auch mit Vorliebe behandelt, doch kritisch besprochen und beurtheilt wurde. Montesquieu und Rousseau spielten übrigens die Hauptrolle daselbst. Den ersten regelrechten Unterricht in der Philosophie erhielt seit 1814 der Verfasser bei Charles Renouard, ebenfalls einem ehemaligen Mitschüler.

Die schottische Schule (Reid) lag demselben zu Grunde. Schon im zweiten Jahre wurde Cousin sein Professor. Von der Normalschule kam er an's College von Falaise, dann nach Perigueux, und nach zweijähriger Probezeit an's College von Angers. 1821 wurde Damiron endlich als Suppleant am College Bourbon nach Paris berufen und gab einen cours de philosophie heraus, der, wie er selbst eingesteht, Vieles zu wünschen übrig ließ. Er fing jetzt erst eigentlich an, recht zu studiren, ohne sich einem Systeme hinzugeben: Bacon, Hobbes, Gassendi, Locke, Descartes, Malebranche, Spinoza, Leibniz, Bossuet, Fenelon, Arnauld u. A. Er gab heraus: Mémoires pour servir à l'histoire de la philosophie. An der Universität docirte er seit 1838, zuerst als Adjunkt für Jouffroy, im Lehrstuhl für neuere Geschichte der Philosophie. So viel von der Lebensgeschichte des Verfassers.

Das vorliegende Buch enthält folgende Abhandlungen, deren älteste aus dem Oktober 1840 stammt:

1) Ueber die Prüfung als Beweis für die Unsterblichkeit der Seele.
2) Ueber das Wesen dieser Unsterblichkeit selbst.
3) Ueber die beste Art, die Vorsehung zu beweisen.
4) Ueber das Walten der Vorsehung.
5) Von der Gnade, philosophisch betrachtet.
6) Von der Begeisterung.
7) Von den zwei Reichthümern.

Soviel wir aus diesen Abhandlungen ersehen können, die allerdings über den Centralpunkt der philosophischen Betrachtungsweise nicht hinlänglich Aufschluß geben, verzichtet der französische Philosoph darauf, ein System in der Art aufzustellen, wie wir es von originellen Denkern ge-

* Paris, Ladrange. Berlin, B. Behr's Buchhandlung, 1859.

wohnt sind; nämlich daß sie zuerst an Allem zweifeln, dann etwas Sicheres finden und hieraus einen Gott, eine Welt und zuletzt sich selbst construiren. Den Glauben an Gott, an die Vorsehung, die Unsterblichkeit, Belohnung und Bestrafung im Jenseit, wovon die vorliegenden Arbeiten handeln, hat er, nach seinen eigenen Worten, nicht auf aprioristisch-constructivem Wege gefunden; er nimmt sie als etwas Gegebenes auf und sucht nur zu beweisen, daß sich alles das mit der menschlichen Vernunft wohl vereinen läßt.

Manche werden dies freilich nicht als Philosophie gelten lassen wollen — doch das geht uns hier nichts an, wenn es nur in Frankreich dafür gilt; mag man es moderne Scholastik nennen, auf den Namen kommt es nicht an.

Wir entheben eine Stelle aus der ersten Abhandlung über den Prüfungsstand der Seele:

„In einer so zusammengesetzten Frage, wie die vorliegende, welche, um allseitig und genügend behandelt zu werden, mehr Auseinandersetzung erheischen würde, als ich hier geben kann, möge man mir gestatten, gewisse Dinge für zugestanden anzusehen, damit ich hinfür mehr Freiheit habe, bei denen mich aufzuhalten, welche ich feststellen will.

„Wenn man mir also erlaubt, werde ich zuerst bitten, mir zuzugeben, daß die Unsterblichkeit der Seele keine Unmöglichkeit sei. Mein Beweis, wenn man ihn forderte, würde sein, daß die Seele eine Substanz und zwar eine materielle Substanz ist. Daß sie also einestheils eine wirkliche Substanz und nicht eine Modalität der Substanz, daß sie ein Prinzip für Erscheinungen und nicht eine Erscheinung ist, scheint hinlänglich klar, wenn man nur einigermaßen klar urtheilt. In der That ist sie nicht die Gefühlsfähigkeit (la sensibilité), oder die Denkfähigkeit (intelligence) und irgend eine andere Eigenschaft eines Wesens, das sie modifiziren würde. Sie ist dieses Wesen selbst, das Wesen, welches fühlt oder wahrnimmt, welches das beständige Subjekt dieser verschiedenen Seinsweisen bleibt. Sie existirt an sich selbst, wenn auch nicht durch sich selbst; einmal aus dem Nichts hervorgegangen, ist sie gleichfalls das Seiende. Man verzeihe mir diesen Ausdruck, der wenigstens das Verdienst hat, zu sagen, daß das Werk Gottes ebensowenig als Gott selbst, was die Wesenheit betrifft, eitel und trüglich ist, sobald es einmal geschaffen wurde.

„Immer muß ich, wenn ich mich beobachte, und was ich auch sonst für ein Gefühl von mir selber haben mag, diesem Ich, das meine Seele ist, die Neigungen, Gedanken, Willensakte, deren ich mir bewußt bin, beimessen; und was dieses Ich betrifft, so kann ich es, wenigstens als einfache Modalität, keinem anderen Dinge, was es auch sein mag, beilegen. Ich lege es nicht bei, ich lege ihm bei; ich sehe es an sich selbst und ich gehe nicht darüber hinaus; wenigstens wenn es darüber hinaus etwas giebt und ich etwas finde, so ist dies nicht seine Substanz, welche in ihm ist und bleibt; es sind andere Substanzen, mit denen es in Verbindung treten, aber sich nicht vermischen kann. Es vermischt sich mit keiner, selbst mit der nicht, die es gemacht hat, und hält sich als das, was es ist. Das ist es also, was nöthigenfalls entwickelt und auseinandergesetzt, keinen Zweifel über die Substantialität der Seele lassen würde.

„Daß die Seele andererseits eine immaterielle Substanz sei, setzt die Psychologie gleicher Weise außer allem Zweifel; ich will hier die Gründe nicht angeben, weil sie Ihnen bekannt genug sind. Man kann also zugestehen, daß, als erster Punkt der Frage, die Seele in ihrer Natur nichts hat, was der Unsterblichkeit widerstreitet, und nicht allein was ihr widerstreitet, sondern was nicht wunderbar damit übereinstimmt. Denn daraus, daß sie einfach und untheilbar ist, folgt für sie eine solche Möglichkeit, eine solche Wahrscheinlichkeit der Dauer, daß man aus dieser einfachen Betrachtung schwer den Grund und das Mittel begreift, das Gott haben könnte, sie zu vernichten, nachdem er sie mit solchen Bedingungen von Dauerhaftigkeit geschaffen hat......

„Aber zuvor möchte ich noch die Thatsache der menschlichen Moral zugestanden haben, welche zugleich die Existenz des Guten an sich einschließt, ferner den Begriff dieser Existenz, den Willen, der diesem Begriffe folgt, das Verdienst oder Unverdienst, welche diesem Willen folgen, die Lust und den Schmerz. Ich weiß, daß man sie leugnen kann, daß man auch diese Aufstellungen ganz oder zum Theil geleugnet hat; ich weiß auch, daß die Systeme, die sich zu diesem Geschäfte hergegeben haben, ohne Ansehen geblieben sind, und ich halte mich nicht für verpflichtet, nach dem Zwecke, den ich mir setzte, sie zu besprechen und zu widerlegen, ebenso wenig, wie ich die Lehre, welche dieselben bestreitet, rechtfertigen will. Ich glaube nicht, daß die menschliche Moral in irgend einem ihrer Punkte ernstlich in Abrede gestellt werden kann, und wenn ich in den Fall käme, sie beweisen zu müssen, so würde mir jeder von Ihnen zu Hülfe kommen und mir sein Gefühl als Zeugniß der Wahrheit bringen, die ich festzustellen hätte.

„Ich kann also, ohne mich bei der Betrachtung der Immaterialität oder der Thatsache der Moral aufhalten zu müssen, geradezu auf die Frage von der Prüfung losgehen, die ich mir von Allem gestellt habe.

„Die Prüfung, man muß es sagen, ist von vornherein geleugnet worden; sie wurde geleugnet, als man annahm, daß Gott sich gar nicht um die irdischen Angelegenheiten kümmere, oder daß er aus weisen und gütigen Absichten sich nicht hineinmische, daß er, mit einem Worte, nicht den Charakter der Vorsehung habe. Nehmen Sie in der That die Vorsehung weg, und es giebt für die Menschheit in allen Uebeln, an denen sie leidet, keinen moralischen Sinn mehr, keine Lehre, keine Hinleitung und Anregung zum Guten und zur Tugend; es giebt keine Prüfung, es giebt nur ein Schicksal, ein trauriges und böses Verhängniß.

„Die Prüfung ist gleicherweise geleugnet worden, wie man die Seele geleugnet hat. Denn, wie man damals zugegeben hat, daß Alles mit dem Leibe endet, so hat man sich eben dadurch verdammt, nur das zugestehen zu können, was sich mit diesem Schlusse verträgt. Nun aber steht die Idee der Prüfung damit im geraden Widerspruch. Warum? Weil, wenn es hienieden eine Prüfung giebt, diese für das ganze Leben und unter der Bedingung eines weiteren und künftigen Zustandes stattfindet, welcher dem ersteren zur Erklärung und Lösung dient. Was kann also dieser Zustand in dem beregten Systeme sein? und was ist jenseits des Grabes für das Wesen zu erwarten, dessen ganzes Dasein am Grabe endet?

„Wenn es also auf Erden leidend und unglücklich ist, so ist das keine Prüfung, die es erfährt und kann es nicht sein; wenn es gequält und betrübt wird, so geschieht es ohne vernünftigen Grund. Wenigstens müßte, im Falle es in diesem Systeme eine Stelle für die Prüfung gäbe, in dem kurzen, menschlichen Leben ein Theil — ohne Zweifel das Ende — dem Glücke vorbehalten sein, als nothwendige Folge und natürlicher Preis der Prüfung. — Aber weit entfernt, daß dem so sei, findet gerade das Gegentheil statt. Die letzten Tage des Menschen, die nach dieser Annahme die glücklichsten sein müßten, sind in der That die traurigsten. Wenn sie bisweilen eine sanfte Heiterkeit, einen Frieden religiöser und heiliger Resignation haben, so bemerke man wohl, daß sie nie jene schwermüthige Ruhe besitzen, welche die trostreiche und feste Aussicht auf eine nahe Zukunft der Gerechtigkeit und Güte gewährt. Am häufigsten verfließen sie unter wachsenden Schmerzen, und dieses Alter, wie es einmal ist, mit seinen zerbrochenen Herzensbänden, seinen zerstörten Illusionen, seinem Kummer, seiner Reue, seiner unheilbaren Schwäche ist weit eher die Verdoppelung und das äußerste Ziel der Prüfung, als ihre Linderung und namentlich ihr Aufhören.

„Also ohne die Seele giebt es keine Prüfung; sie ist ein Widerspruch und unmöglich.

„Keine Seele, keine Vorsehung; das sind die Bedingungen, unter denen man die Prüfung hat leugnen können. Aber, wenn man für die Verneinung so schwache Gründe gehabt hat, so glaube ich nicht, daß ich verpflichtet sei, sie bekämpfen zu müssen. Es muß für die Bejahung bessere und stärkere geben, daß es sich gewiß besser lohnt, sich um ihre Auffindung zu bemühen.

„Von der Geburt bis zum Tode ist der Mensch dem Schmerze unterworfen. Seine erste Lebenserfahrung weiht ihn in diese Wahrheit ein, und wenn es sein müßte, die letzte würde ihn davon überzeugen. Wie er es auch anstelle, seine Seele bleibt immer schwach und traurig; sie wird es durch ihre eigenen, an sich selbst stets sehr beschränkten Fähigkeiten; sie wird es in jedem Augenblicke, auf jede Weise und in allen Abstufungen. Aber sie ist es nicht zwecklos; sie leidet nicht, um zu leiden, und das Böse, das sie betrübt, ist für sie niemals nutzlos, wenigstens wenn sie nur einigermaßen Gebrauch davon zu machen versteht.

„Wenn sie denn so, um sie nur in den äußersten Endpunkten ihres Zustandes zu betrachten, von einer Seite in eine jener schrecklichen und furchtbaren Lagen sich geworfen findet, wo es scheint, daß sie niedergeschlagen von den Schlägen, die sie treffen, in der Betrübniß alle Kraft zum Handeln verloren habe, so erholt sie sich dennoch nach den ersten Augenblicken; sie wird fester, sie erhebt sich; und wenn sie sich dann nur einigermaßen durch ein edles Gefühl, einen lebhaften Glauben, eine große Pflicht, die sie zu erfüllen hat, aufrecht erhält, so findet sie ihre Energie wieder, und findet sie ruhiger, standhafter und männlicher. Sie hat also nichts verloren, sie hat bei dem Durchgange durch eine heftige, aber heilsame Krisis viel gewonnen; sie hat ihre Schwächen dort gelassen, vielleicht ihre Laster, und daraus herrliche Eigenschaften gezogen und gesammelt.

„Andererseits, wenn sie nur in gewöhnliche Lagen gestellt ist und dieselbe Wirkung weniger merkbar ist — dennoch bleibt sie nicht weniger wirk-

lich, und bei sorgfältiger Beobachtung erkennt man gleichfalls, daß es keine einzige Tugend giebt, die ihre Bewegung und Triebfeder nicht in einer Noth, in einer Beraubung, in einem Verlangen, in irgend einem peinlichen Gefühle hätte. Ich will in Bezug hierauf nicht wieder sagen, was schon oft gesagt werden und was übrigens Jedermann weiß, aber es ist sicher, daß Gewerbefleiß, Wissenschaft, Kunst, Muth, Klugheit, Gerechtigkeit, Opferliebe, mit einem Worte alle Tugenden, alle Arten von Verdienst ihren Ausgangspunkt in einer traurigen Gemüthslage haben. Wenn also wirklich der Seele, um sich zu entscheiden und an's Gute zu gewöhnen, etwas Anderes Noth thut, als der Schmerz, wenn sie vor Allem der Vorstellung des Guten selbst bedarf und mit dieser Vorstellung die Fähigkeit, sich dazu zu entschließen und zu handeln, wenn sie eben so nothwendig des Gefühls ihrer Schwächen, Unvollkommenheiten und Mängel bedarf, so bedarf sie auch des Schmerzes, welcher ja eben dieses Gefühl ist, damit sie, über sich selbst aufgeklärt, gespornt, gestachelt sehe, was ihr fehlt, einsehe und suche, was ihr gut ist. Man nehme den Schmerz weg und es wird ihr die Anlage zu urtheilen und zu wollen bleiben; aber es wird eine bloße Anlage sein, die an sich selbst unfruchtbar bleibt, aus Mangel einer energischen Ursache, welche sie mit der Kraft zum Handeln treibt, mit der Gemüthsstimmung zum Entschlusse."

Man sieht schon, wie der Verfasser in seinen Folgerungen weiter gehen wird, nachdem er gezeigt, was der Schmerz für einen Zweck und eine Bedeutung in der sittlichen Oekonomie besitzt. Die Verwirklichung der moralischen Idee der Vollkommenheit ist ohne ihn nicht denkbar; diese Vollkommenheit liegt aber über dieses Leben hinaus. Da der Mensch Wahlfreiheit besitzt und sich eben so gut der Lehre des Schmerzes entziehen, als ihr folgen kann, so ergiebt sich das Wesen der Prüfung des Menschen als eines freien Wesens. Wir können hier nicht weiter darauf eingehen und wollen nur auf ein Buch hingewiesen haben, das vielleicht, — wie auch der Verfasser sagt — weniger neue Gedanken bietet, dafür aber die alten sehr fein ausfeilt, klar ordnet und allseitig beleuchtet. Es ist eine Philosophie für den Hausbedarf, wie sie Allen empfohlen werden kann, denen gewisse Dinge als ausgemacht und positiv gelten. Die Darstellung ist, wie die eben gegebene Probe zeigt, einfach und verständlich.

Nord-Amerika.

Zur Geschichte der englischen Sprache in Amerika.

Nordamerika ist jedenfalls auch in Bezug auf seine Sprache ein interessantes Land. Losgerissen, weit entfernt vom Mutterlande und in fast allen Beziehungen selbständig, spricht und schreibt der gebildete Amerikaner doch dieselbe Schriftsprache, wie der Brite, während der größere Theil des Volkes dem natürlichen Instinkte der Fortentwickelung und Weiterbildung seiner Sprache folgt. Wir haben vor Kurzem in diesen Blättern ein humoristisches Buch besprochen, das zum bedeutenden Theile in diesem Vulgär-Yankee geschrieben war und zuerst dem Verständniß große Schwierigkeiten entgegensetzte, bald aber interessant genug wurde auch in rein sprachlicher Beziehung. Ist schon die englische Sprache keine eigentliche Sprache mehr, sondern ein aus lauter Konglomeratbildungen verkitteter kosmopolitischer Jargon, dem jeder organische Bildungscentralpunkt abgeht, um wie viel mehr wird das im Amerikanischen der Fall sein, welches eine solche Masse neuen unorganischen Stoffes zu verdauen hat! In der That ist es erstaunlich, welche sonderbare neue Constructionen, welche Elisionen, Zusammenziehungen, Verschmelzungen und Verschluckungen da eintreten, wie namentlich die Wörter lateinischen und normannischen Ursprungs verstümmelt und etymologisch verdunkelt werden — theilweise zum Vortheile des sächsischen Grundstammes. Nehmen wir z. B. das unendlich oft gebrauchte suppose an, das der Engländer noch deutlich als Imperativ braucht: Nimm an (vom lateinischen sub-ponere, unterstellen, franz. supposer); z. B. suppose You had done that (Nimm an, du hättest das gethan); der Amerikaner macht spose daraus, was ziemlich deutsch anklingt, und gebraucht es ganz wie eine bedingende Conjunction. „Spose I come to hum," wenn ich zu ihm komme. Aus philosopher (Philosoph) macht der Amerikaner flossifer, aus intersperse, untospuss, aus always ollers, aus soldier soger u. s. w., wie man's in englischen Dialekten kaum besser macht; aber doch scheint die Entartung noch weiter und allgemeiner; das etymologische Verständniß scheint durch die schlechte Orthographie und die Vergröberung der Aussprache völlig zu Grunde zu gehen und eine Entwickelung anbahnen zu wollen, die jedes Wort von Stämmen, Stammverwandten und Analogien losgerissen, als ein vereinzeltes, rein conventionelles Individuum hinstellt, das nicht Vater noch Mutter hat und sich um Zucht und Regel wenig kümmert.

Ohne Zweifel hat der alte sächsisch-deutsche Sprachgeist im Englischen noch ein starkes Uebergewicht und das Bestreben, die fremden Bestandtheile, namentlich die romanischen lautlich zu verdauen und sich gleichförmig zu machen; aber er wurde bisher durch die traditionelle Orthographie (wenigstens für das Auge) gebannt und durch fortwährende neue Ueberfütterung zurückgedrängt. Die Engländer und Amerikaner haben ihre Reinsprachler und Sprachfeger, wie wir, aber sie können dabei nicht so durchgreifend verfahren. Es ist was schönes um eine Sprache, welche, wie z. B. Latein, Griechisch und auch ein edleres Hochdeutsch, rein aus Bestandtheilen eigener freibeweglicher Wortstämme sich aufbaut und in dem angestammten Wohllaut, den jede Sprache besitzt, schlackenlos dahinfließt; aber wo wäre damit aufzukommen in einer Zeit hastigen Lebens, hastigen Schreibens und halbgedachten Sprechens, wie die unsrige? Bequemlichkeit, Schreibhast, Vornehmthun und Fremdspielerei verhindern bei uns eine Säuberung und Vereinfachung der Sprache, die immer noch möglich wäre, trotz der dickleibigen Fremdwörterbücher. Im Englischen ist nur eine annähernde Reinigung der Sprache möglich, wie viel sich auch die Briten auf ihre Anglo-Saxon zu gut thun; sie führen die englische Bibel, Shakspeare u. s. w. als Muster der Reinheit auf und zählen sächsische und fremde Wörter in den Werken der Schriftsteller, um dieselben danach zu bemessen. Die Engländer können die abgezogenen Begriffe nicht mehr aus sächsischen Bestandtheilen herstellen; nur der sinnliche Unterbau ist deutsch; das höhere Geistesleben und Denken romanisch und französisch. Vor dieser Thatsache müssen sich selbst leidenschaftliche Sprachreiniger beugen. Setzen wir z. B. eine Stelle aus der Vorrede eines Dictionary of Americanismes von John Russel Bartlett (Boston 1859) her und unterstreichen die romanischen Worte dieses sehr sächsisch gesinnten Verfassers: The unfortunate tendency to favor the Latin at the expense of the Saxon element of our language, which social and educational causes have long tended to foster in the mother country, has with us received an additional impulse from the great admixture of foreigners in our populations.

Dies ist gut Englisch; mehr Englisch darin würde schlecht Englisch sein; aber es ist eigentlich keine Sprache mehr, sondern ein weltbürgerliches Rothwälsch, das nur die Kenntniß mehrerer anderer Sprachen lebendig und verständlich erhält. Würde Latein und Französisch vergessen und aus den Schulen abgeschafft, in kürzester Zeit müßte diese Sprache einer schauderhaften Rohheit und Verwilderung anheimfallen, und in der That geschieht dies auch bei den unstudirten Leuten.

Was denkt sich der gemeine Mann, wenn er von social and educational causes hört? Wenn er es endlich nach näherer Befragung oder durch häufige Anwendung versteht, was gilt ihm die Schreibung und der richtige Klang der Worte? An dergleichen Fällen wimmelt es in dem amerikanischen Volksdialekte, und solche Wörter erhalten oft einen Sinn, über den man sich wundern muß. Ob denn nicht die Zeit kommen sollte, wo die künstliche Zwitterbildung des Englischen über den Haufen gerannt wird, wo der Sprachgeist sich in Amerika mit sich selbst in Gleichgewicht setzt, indem er alle diese Fremdwörter bis zur Unkenntlichkeit abschleift und ihren Sinn wieder auf haltbarere Grundlagen versetzt? Bis jetzt schreiben die Amerikaner noch englisch; aber ihr Volksdialekt schielt schon stark in eine andere Sprache hinüber; auch denkt die Mehrzahl der Yankee's viel zu entschlossen, zu sinnlich, zu roh, um auf die Dauer die künstliche Sprache zu ertragen, die ohne Schulbildung erträglich zu erlernen gar nicht möglich ist, und zu ihrer Fortbewegung stets der lateinischen, griechischen oder französischen Krücke bedarf. Wie sehr aber der schaffende Sprachgeist bei eintretender Naturfrische und Rohheit wieder lebendig wird und ganz neue Bildungen ansetzt, das haben uns eine Anzahl Beispiele in den uns vor Augen liegenden Proben gezeigt. Wir wollen nur ein kleines Pröbchen geben. Ein Bauer sagt z. B.: when he come home he kind o' felt some thin hard in his boots. Come to pull 'em off, they found a lump o' quicksilver in both on 'em. Dieses ist wohl gemerkt, nur bäuerisch gesagt, aber nicht ganz dialektisch geschrieben, Alles wohl verständlich! aber was bedeutet das kind o' vor felt? Ganz gewöhnlich a kind of „eine Art von," — also sagt er: „Als er heim kam, er eine Art von fühlte etwas Hartes in seinen Stiefeln." Offenbar eine Nuß für Philologen! Wir würden es als eine Verschmelzung zweier Anschauungen erklären, die der Sprechende so kurz als möglich los werden will: he felt a kind of (feeling) „er fühlte eine Art Gefühl." Der Einschub soll das Unbestimmte, Räthselhafte des Gefühls ausdrücken, und, da dieses Wort häufig verwendet wird, so hat man

völlig eine neue Conjugation, die man Modus incertitudinis nennen mag: I kindofeel
thou kindofeelst
he kindofeels.

Wir bedauern die vergleichenden Sprachforscher der Zukunft, welche den Ursprung des Vorsatzes kindo zu entziffern haben werden, wenn vielleicht der Sinn der Ungewißheit längst abhanden gekommen ist.

Auch das come in come to pull 'em off sieht schon ziemlich wie eine Conjunction aus, obgleich es eigentlich noch ein Imperativ ist.

Die Verquickung mit dem Deutschen, das gleichfalls in Amerika sichtlich entartet, kann dem Yankee-Englisch nur zum Vortheile gereichen, nicht, als ob es besondere Feinheiten daraus schöpfen könnte, sondern weil es an seinen ursprünglichen Geist gemahnt wird. Ein Einfluß des Deutschen wird in der That hier und da bemerklich; deutsche Vokabeln schleichen sich ein, wie in's Deutsche die englisch-amerikanischen; z. B. das hole Pipel (the whole people das ganze Volk), die Fenz, der Prietscher, prietschen u. s. w. So ist die weltbekannte Benennung der amerikanischen Bummler „loafer," wie wir erfahren, deutsch; es ist die englische Schreibung für „Lofer" d. i. Laufer, Herumtreiber; ebenso sprechen Schmiede und Thierärzte vom span der Pferde, die Frauen nennen ihren Hut nicht, wie in England, bonnet, sondern hat, das Kleid nicht mehr gown, sondern froc (Rock); man sagt „he spreads himself" er spreizt sich; „he goes under" er geht unter, statt he perishes. Letzteres Beispiel ist das schlagendste für den deutschen Einfluß. Merkwürdiger Weise will der des Deutschen unkundige Verfasser unseres Idiotikons den Ausdruck aus der poetischen Sprache der Indianer ableiten.

Die erste Anspielung auf besondere amerikanische Sprechweise findet sich bereits in einem 1621 gedruckten Buche von Gill: „Sed et ab Americanis nonnulla mutuamur, ut MAIZ et KANOA." Uebrigens muß man, um die Abweichungen und Besonderheiten der transatlantischen Sprache richtig zu verstehen, einen Umstand in Anschlag bringen, der gewöhnlich übersehen oder wenigstens nicht gehörig gewürdigt wird. Die Buch- und Literatursprache erschöpft und fesselt nie vollständig die lebendige Sprache des Volkes. In jeder Landschaft gebrauchen selbst die Gebildeten Hunderte von Wörtern, die sie nie oder nur ausnahmsweise beim Schreiben einfließen lassen; die Veränderung des Ortes und der Umgebungen heben den Bann auf, und so kommen sie plötzlich zum Vorschein wie etwas ganz Neues. Mr. Lowell, der Verfasser der Biglow-Papers hat seinen Pastor Willbur halb ernst, halb humoristisch eine ganze Abhandlung über die amerikanische Volkssprache schreiben lassen, worin er nachweist, daß in derselben manche alte echt sächsische Ausdrücke zu Ehren gekommen sind, welche das Schrift-Englische gar nicht beachtet. Offenbar stammen sie aus der Volkssprache der Pilgrim Fathers, aus sehr verschiedenen Gegenden und Mundarten Altenglands.

So sind heute noch die Bostoner, die „Athener von Amerika," daran zu erkennen, daß sie nach alter Weise das Präteritum von show nicht showed, sondern shew (stark wie blow, blew, grow, grew u. s. w.) bilden, wie es sich bei Lord Cromwell und Hector Boece findet. Das Wort Moonglade (Mondschimmer auf dem Wasser) aus Massachussets wird auch nicht in Amerika erfunden worden sein. Manche Wörter hat daher der Verfasser für Amerikanismen gehalten, die es nicht sind, sondern entweder sich schon bei alten englischen Schriftstellern finden, oder noch im Gespräch gebraucht werden, wie z. B. bank-bill (Swift, Pope, Fielding) liefer, Lieber (a colloquialism), wie z. B. Shakspeare sagt: I had as lief the town-cryer spoke my lines (Hamlet).

State-house, wofür man jetzt Capitol zu sagen anfängt, mag holländisch sein: stad-huys. Als euphemistische Ausdrücke für ein gefürchtetes Wesen finden wir Old Driver (der alte Treiber) und Old Split-Foot (der alte Spaltfuß) angegeben, u. s. w. Manche Ausdrücke sind Solöcismen, z. B. das pleonastische seem: I can't seem to see statt I can't see; she couldn't seem to be suited statt couldn't be suited.

Die Verdrehung und Verstümmelung fremder, in neuerer Zeit namentlich spanischer Worte, ist sehr stark; sogar mit ihrem Stammnamen, auf den sich die Amerikaner so viel zu Gute thun, gehen sie toll genug um. Aus Anglo-Saxons wird im Munde der smarten Yankees Angola-Saxons oder gar Angular-Saxons (winklige Sachsen). Jemand will sagen: That is written in a very grandiloquent style; dafür kommt aber heraus: „in a very grand delinquent style" und das Lob wird zum Tadel.

Auch Sprüchwörter hat Mr. Bartlett viel gesammelt; aber man tadelt es, daß nichts Kräftiges und Naturwüchsiges darunter sei. In der That sehen die, welche er anführt, mehr wie geistreiche und etwas pathetische Sentenzen aus, die der Gelehrtenwitz erfunden: „Das Laster ist ein Stinkthier (Skunk), das schrecklich übel riecht, wenn es von der Stange des Unglückes aufgestört wird." — „Ueble Handlungen und zerschlagene, verfaulte Eier stinken in die Nasenlöcher Aller." Das klingt nach Kinderfreund. Der Kritiker führt dafür mehrere an, die wirklich Fleisch und Blut haben, meist aus dem Westen, wie er angiebt. „Der Kerl ist gemein genug, um einem blinden Dachse Korn zu stehlen." — „Ich trinke meinen Thee barfüßig" (ohne Sahn' und Zucker) sagte ein Hinterwäldler. Andere stammen aus dem Osten: All deacons are good — but there 's odds in deacons, „Alle Geistlichen sind gut; aber Mucker stecken in den Geistlichen."

Von einem guten Wirthe sagt man: „He 's a whole team and the dog under the wagon," „er ist ein ganzes Gespann und der Hund unterm Wagen dazu." „That's firstrate and a half," „das ist erster Güte und halb," ein ähnlicher Witz, wie wir im Deutschen sagen: „das dauert ewig und drei Tage." „Handy as a pocket in a shirt," ironisch: „wohl zur Hand wie die Tasche im Hemde."

Einige Proben von gelegentlich aufgefangenen Aeußerungen amerikanischer Landleute geben uns eine vortheilhafte Idee von ihrem frischen Mutterwitze. In einem Dorfe war das Gefängniß das einzige massive Haus, die andern nur von Holz; man beschrieb es daher als das Haus „dessen Grundbau bis unter die Dachtraufe reicht." Ein Mann, der von einer sehr steinigen Farm sprach, sagte: „Der Stein hat eine recht hübsche schwere Hypothek auf diesem Gute." (Stone 's got a pretty heavy mortgage on that farm.) Ein anderer beschrieb ein wegen der Diebereien seiner Bewohner verrufenes Dorf und endigte mit folgendem Superlativ: „Unehrlich? was? sie müssen bei Nacht ihre Steinmauern in's Haus nehmen!" Die Balkenbrücken über die Bergströme sind sehr wackliche, gefährliche Dinger; ein Bauer sagte von seinem Pfarrer, der ein sehr unzuverlässiger, wankelmüthiger Mann war, er sei A slab-bridged kind o' feller." Bei kaltem Wetter zündet man ein Feuer an, das aber keine fühlbare Wärme hervorbringt; ein Yankee sagt: „Das Feuer scheint keinen Profit von der Kälte zu machen" (The fire don't seem to git no kind o' purchase on the cold). Ein anderer sagt bei derselben Gelegenheit:

A. Es heißt, das Capitain M'Clure die nordwestliche Durchfahrt (am Eismeer) passirt hat. (The say Cap'n M'Clure's gone through the Northwest Passage.)

B. Ei der Tausend! wohl möglich, und hat obenein das Thor offen gelassen. (Has? Think likely, and left the door open, too!)

Das charakteristische Merkmal des amerikanischen Geistes ist der Hang zur Uebertreibung, und unser Berichterstatter giebt davon einige ergötzliche Beispiele. Wir wundern uns nicht darüber; es ist eine natürliche Folge der demokratischen Institutionen, und wird sich überall da zeigen, wo das öffentliche Reden einen so bedeutenden Einfluß auf die Staats- und Gemeinderegierung hat. Reden, Ueberzeugen, Ueberreden, das was die Athener in ihrer demokratischen Periode πείθειν nannten, wird das Hauptmittel, den Willen anderer zu bestimmen und zu lenken — aber die Kraft der Brust, die Kraft der rednerischen Wendungen, der Beweisführung ist bald verbraucht — die große Masse wird in kurzer Zeit erstaunlich hartfellig, und weil ihr Alles weichgekaut und breitgetreten in den Mund gesteckt wird, indolent und träge. — Da muß der Redner denn zu drastischen Mitteln greifen, um das Interesse zu spannen, muß al fresco sprechen, grobe Karrikaturen zeichnen, um entweder Abscheu oder Gelächter hervorzurufen, mit Einem Wort, er muß übertreiben — zuletzt raffinirt übertreiben. Freilich bricht zuletzt die Spitze ab. Elder Knapp, ein Straßenprediger, wie sie in Amerika zur Schande der Religion zu Tausenden vorhanden sind, schrie in einer seiner Reden: „Wollt Ihr wissen, wenn ein Presbyterianer in den Himmel kommt? — Wenn die Hölle gefroren ist und er hinüber schlittschuhfahren (schleifen) kann!" — Hier ist eine Uebertreibung der Art, die vor lauter Drang nach Stärke schwach wird und höchstens noch durch die Sonderbarkeit der Vorstellung des Schlittschuhfahrens ein Gelächter hervorruft.

Der Hang zur Uebertreibung ist überhaupt den niederen Volksklassen auch bei uns eigen, namentlich in den Städten, und hat seinen Grund wesentlich darin, daß dem gemeinen Manne das Talent zur Ausmalung und genaueren Durchführung seiner Gedanken meist abgeht. Da ersetzt ihm die Uebertreibung diesen Mangel zum Theil; durch das drastische seines Ausdrucks wird er seinen Genossen verständlich, weil es die Ideen-Association in ihnen rege macht, die er zum Verständniß bedarf. In einer Republik, wie die amerikanische, kommt diese volksthümliche Uebertreibung zum Rechte, freilich oft in einer Weise, die wir zahmen, in feudalen Galanterie-Ideen befangenen Europäer nicht recht zu würdigen wissen

Italien.

Literatur-Bericht aus Italien.*

...nere und ältere Kämpfe der Italiäner.

...hat so viel von dem Hader der Italiäner unter sich gesprochen; ...ine Spur mehr zu finden. Von dem Particularismus in Florenz, Bologna, Turin ist nicht mehr die Rede; Italien sieht sich als ein Ganzes an. So wie wir Deutschen aus dem trefflichen Gedicht von Arndt gelernt haben, Deutschland als unser Gesammt-Vaterland anzusehen, so ertönt jetzt auch überall ein Lied von der Wiederherstellung Italiens. Gedruckt erschien es unter dem Titel:

Italia risorta, dall Eugenio Ponsiglione. Torino, 1860.

Dieses Lied spricht die Freude aus, welche sich in der That bewährte, als am 11. März in Toscana, in Parma, in Modena und in den päpstlichen Legationen gewissermaßen einstimmig die Verbindung mit dem Königreiche Sardinien ausgesprochen ward. Ein paar Tage darauf wurde der Geburtstag des Königs, der den schönen Namen des Ehrenmannes Galantuomo erhalten, ausnahmsweise gefeiert, da man sonst in Italien gewöhnlich nur den Namenstag festlich begeht und dabei den betreffenden Heiligen feiert, auf dessen Namen die bestimmte Person getauft ist. Die Stadt Mailand beging ein paar Tage darauf, den 18. März, ein Erinnerungsfest an die Märtyrer, welche im Jahre 1848 fielen. Damit wurde die Freudenfeier über die glückliche Wendung des Schicksals verbunden, welche die Lombardei jetzt mit ganz Italien identifizirt hat. Hierzu dichtete die berühmteste, jetzt lebende Improvisatrice Gioanina Melli aus den Abruzzen ein Gedicht:

Celebrandosi il solenne evento della annessione del Italia Centrale, da Gioanina Melli. Milano, 1860. (Von Paolo Gioya in Musik gesetzt.)

Dieser Gesang wurde von der berühmten Kapelle in der Scala zu Mailand, unter der lebendigsten Theilnahme des Publikums, aufgeführt.

An demselben Tage wurde an der Porta Tosa die Erinnerung an den Kampf gegen Friedrich Barbarossa gefeiert, welcher der Rittertreue mehr vertraut hatte, als der Bürgertreue; denn damals fing schon die Zeit an, wo die Verwaltungsbeamten des Kaisers sich zu Landesherren von Gottes Gnaden aufwarfen. Ein solcher war Teodaldo von Lucca, der aus Sardinien herstammen soll, und auf seinem Stammschlosse Canossa im Modenesischen, ohnweit Reggio, zu Anfang des elften Jahrhunderts, zur Zeit, wo Arduin von Ivrea als König von Italien auftrat, zur kaiserlichen Partei gehörte.

In welchem Zustande damals das Reich war, kann man daraus abnehmen, daß die Sarazenen und Ungarn verwüstend in Ober-Italien einfallen konnten.

Unterdessen war der Sohn jenes Teodaldo, Bonifazius, schon Herr von Mantua, Modena, Parma, Ferrara und Lucca geworden; er heiratete die Tochter Konrads des Saliers; 1046 wurde ihm Mathilde geboren, die sogenannte große Gräfin, welcher als Erbtochter noch Tuscien zugefallen war (S. Sulla contessa Matilda, per F. Mazzi de' Capitani di Bergamo 1855. Ferner Memoria della gran Contessa Matilda da J. M. Fiorentini; con note di G. D. Mansi. Lucca, 1756.) Nur dem Namen nach unter dem Kaiser stehend, heiratete diese mächtige Gräfin 1069 den Herzog Gottfried von Lothringen; als Witwe erhielt sie den Besuch von Gregor VII., welcher auf die schmachvollen Bitten des deutschen Kaisers, vor ihrem Schlosse Canossa, erklärte, daß er nur allein auf die Fürbitte Mathilden's gnädig sein wolle. Der Kaiser, in tiefster Erniedrigung, rief: „Mächtige Muhme, bitte für mich!“ Er mußte ihr sein Wort geben, dem Papst gehorchen zu wollen; er gab es 1077. Mathilde heiratete 1089 den weltlichen Hauptfeind des Kaisers, Herzog Wolf, den Sohn Azzo's. Mantua empörte sich zwar gegen die Feinde des Kaisers 1091, aber Mathilde zog hier 1114 siegreich ein; sie starb im Jahre 1115 in dem benachbarten Bordeno. Die Geschichte sagt, als Jungfrau; ihr Leichnam wurde später aus Dankbarkeit von Urban VIII. in der Peterskirche zu Rom beigesetzt, wo sich das bekannte Denkmal derselben von Bernini befindet.

Obwohl das Schloß von Canossa, jetzt aus verfallenen Mauern bestehend, mit in der Schenkung der großen Gräfin an den heiligen Stuhl begriffen war, blieben doch die Verwandten des Hauses Canossa im Allodial-Besitze, und Heinrich V. übte wie die früheren Kaiser die oberherrlichen Rechte aus: Friedrich I. belehnte damit 1185 die Brüder Canossa auf's neue. Bei dem damaligen Wachsthum der Städte hatte sich Guido, Markgraf von Canossa, bereits 1188 nach Reggio begeben, und verpflichtete sich 1197, das Castell von Canossa so zu verwalten, wie es der Gemeinde gefiel. Die erste urkundliche Erwähnung dieses Schlosses befindet sich übrigens in einer päpstlichen Bulle von 1097, in welcher die Stiftung einer Kirche prope Canosia bestätigt wird.

Mantua blieb freie Reichsstadt unmittelbar unter dem Kaiser, bis es durch die päpstlichen Umtriebe in die Lega Lombarda verwickelt ward, so daß bald die päpstliche, bald die kaiserliche Partei die Oberhand hatte, bis ein Bonaccordi sich seit 1276 zum Capitanus aufwarf, in dessen Familie auch Mantua blieb bis ein Gonzaga (Gonzag) von longobardischer Geburt durch Verschwörung, 1338, jenen verdrängte und als Vicarius des heiligen römisch-deutschen Reichs, hier die bekannte Dynastie gründete. Kaiser Sigismund ernannte die Gonzaga zu Markgrafen, und Karl V. 1530 zu Herzogen. Doch Ferdinand Karl Gonzaga hielt es während des spanischen Erbfolge-Krieges mit dem Franzosen, und so wurde er vom Kaiser und Reich 1707, wegen Felonie, seines Herzogthums für verlustig erklärt. (Wie hatten doch in hundert Jahren die Zeiten sich geändert! Wie manches Reichslehen hätte wegen Verbindung mit dem Reichsfeinde gegen Deutschland für verfallen erklärt werden müssen! O, Rheinbund!) Da das Herzogthum Modena fortfuhr, unter österreichischer Herrschaft abgesondert verwaltet zu werden, auch die Franzosen das Archiv hier ließen, so befinden sich hier noch die Urkunden aus der bis auf nahe an tausend Jahren zurückgehenden Zeit; so daß dieses Archiv eines der merkwürdigsten von Ober-Italien ist, weshalb es auch von Maffei, Sismondi, Passerini und Anderen als die bedeutendste Quelle ihrer Werke über die Geschichte von Mantua benutzt worden ist — obwohl es durch die Belagerung und Plünderung im Jahre 1630 viel gelitten hat. Damals hatten die Franzosen, nach dem Aussterben der älteren Linie der Gonzaga, die Linie Gonzaga-Nevers, hier eingesetzt, wogegen die Kaiserlichen einschritten, wobei Mantua sehr viel von seinen Kunstschätzen verlor, und durch die dabei ausgebrochene Pest von 50,000 Einwohnern auf 13,000 herabgebracht wurde. Diese Stadt zählt jetzt 28,000 Seelen.

Griechenland.

Theoklitos Pharmakidis in Athen.

In den ersten Tagen des Mai starb in Athen der Grieche Theoklitos Pharmakidis, ein ausgezeichneter Gelehrter auf dem Gebiete der Theologie und der kirchlichen Wissenschaft und eben so ausgezeichnet durch Unabhängigkeit des Geistes, Aufklärung und Freimüthigkeit. Er war einer der entschiedensten Vertreter der freien Wissenschaft im Kampfe gegen die Orthodoxie, namentlich gegen den vor einigen Jahren in Athen verstorbenen gelehrten Presbyter Konstantin Oikonomos. Aus Larissa in Thessalien gebürtig, wo er um das Jahr 1784 geboren war, betrat Pharmakidis nach vollendeten Studien zuerst die priesterliche Laufbahn in Bukarest (im Jahre 1811) und Wien (1812—1820), an welchem letzteren Orte er zugleich eine Zeit lang die Redaction der wissenschaftlichen Zeitschrift: *Ἑρμῆς ὁ λόγιος* besorgte, nachdem er längere Zeit in Heidelberg und Göttingen noch besonders Theologie studirt hatte. Nach Ausbruch der griechischen Revolution im Jahre 1821 ging er nach Griechenland, wo er anfangs ein politisches Blatt, unter dem Titel: *Σάλπιγξ ἑλληνική*, in Kalamata herausgab, im Jahre 1823 Ephoros der Schulen ward, während der Jahre 1824 und 1825 als Professor der Theologie an der jonischen Akademie in Korfu thätig war, wozu ihn schon früher deren Begründer, der gelehrte Lord Guilford, bestimmt hatte, von dort jedoch schon im Jahre 1826 wieder nach Griechenland zurückkehrte. Er übernahm daselbst auf Veranlassung der provisorischen Regierung in Nauplia die Redaction der offiziellen Zeitung (*Γενικὴ ἐφημερὶς τῆς Ἑλλάδος*), bis zur Ankunft des Präsidenten Kapodistria's (1828), gegen dessen Regierungssystem er mit Alexander Maurokordatos und Anderen in entschiedene Opposition trat. Die baierische Regentschaft (1833 f.) ernannte ihn zum Secretair der heiligen Synode, und später nach Errichtung der Universität in Athen im Jahre 1837, ward er an derselben Professor der Theologie, ohne jedoch diesem Amte durch Vorlesungen besonders eifrig zu entsprechen. Seine Thätigkeit widmete er vorzüglich schriftstellerischen Arbeiten, und er veröffentlichte von 1838 mehrere theologische Werke, zum Theil polemischer Tendenz, in denen er das rationale Prinzip mit großer Gelehrsamkeit und Entschiedenheit vertrat. Von 1842 bis 1847 besorgte er eine Ausgabe des Neuen Testaments mit den Kommentaren des Euthymius, Oikumenius, Aretas u. A., in sieben Bänden und 1852 gab er anonym unter dem Titel: *Περὶ ἀληθείας* eines der bedeutendsten Bücher der neugriechischen Literatur heraus, in welchem er die Freiheit

* Vom Geheimen Justizrath Neigebaur.

und Unabhängigkeit der Kirche des Königreichs Griechenland von dem Patriarchen in Konstantinopel siegreich vertheidigte und durchsetzte. Schon früher hatte er die „Anfangsgründe der altgriechischen Sprache" zum Gebrauche für die Schulen in Griechenland (Wien, 1815—1819, vier Bde.), nach dem Lateinischen von Friedrich Jacobs in's Neugriechische übersetzt, herausgegeben. In den letzten Jahren seines Lebens wurden ihm wiederholt Bischofssitze angeboten, die er jedoch durchgängig ausschlug.

Mannigfaltiges.

— Guizot's Memoiren, dritter Band. Von Guizot's Denkwürdigkeiten, die wir in diesen Blättern bereits zu wiederholtenmalen ausführlich charakterisirten, ist kürzlich in Paris und Leipzig der dritte Band ausgegeben worden.* Derselbe umfaßt den Zeitraum von 1832 bis 1836, in welchem Guizot Minister des öffentlichen Unterrichts war. Es war dies unstreitig die glorreichste Zeit seiner öffentlichen Wirksamkeit, viel rühmlicher für ihn, als die seiner nachmaligen Gesandtschaft in London und seiner Leitung der auswärtigen Angelegenheiten Frankreichs. Er trat im Jahre 1832 gleichzeitig mit Thiers und Broglie in das Kabinet ein, das kurz vorher seine beiden Leiter Laffitte und Casimir Périer durch den Tod verloren hatte. Der alte Freund und Kollege Cousin's und Villemain's machte es sich sofort zur Aufgabe, den öffentlichen Unterricht zu heben und besonders die Volksschulen von den Einwirkungen und Spuren der Jesuiten zu säubern, die unter der Regierung Karl's X. (von 1821 bis 1826) dieses Departement förmlich überschwemmt hatten. Der Volkslehrer muß, nach Guizot's Ansichten, durch seine persönlichen Beziehungen, durch seine Familien-, Eigenthums- und Disciplinar-Verhältnisse, nicht, wie der katholische Priester, außerhalb des Volkes stehen, sondern muß ihm in allen diesen Beziehungen angehören. Mit diesem Grundsatze verbanden Guizot und seine Freunde den nicht minder wichtigen, daß der Elementar-Unterricht zwar wesentlich religiöser Natur sein müsse, jedoch nicht insofern, als dem Kinde gewisse mechanische Verrichtungen und auswendig zu lernende Formeln zur ermüdenden Aufgabe gemacht werden, sondern indem das Kind frühzeitig unterwiesen wird, in der Schrift, wie im Leben zu erkennen, daß das Humane ein Ausfluß des Göttlichen sei. Guizot's Ansichten über den Primär-Unterricht, den er in Frankreich auf neuen Grundlagen herstellte, sind noch jetzt dort maßgebend. Deshalb hat auch das Kapitel, das er in dem vorliegenden Bande seiner Memoiren diesem Gegenstande widmet, ein ganz besonderes Interesse. Er beruft sich darin mehreremal auf das Beispiel und den Vorgang Deutschlands und namentlich Preußens, d. h. Preußens vor den bekannten „Schulregulativen," denn die mechanisch geschulten, halb bäuerischen Elementarlehrer, welche die „Schulregulative" im Auge haben, sind gerade die Art Lehrer, wie sie Guizot nicht haben wollte. Guizot, der Protestant, citirt unter Anderm ein Wort des Fürstbischofs von Breslau, Kardinals von Diepenbrock, um den französischen Katholiken die Nothwendigkeit der Regelung des Volksunterrichts einleuchtend zu machen. Als nämlich der bekannte französische Staatsrath, Eugen Rendu, Preußen besuchte, um die dortigen katholischen Schulen kennen zu lernen, frug er den genannten, deutschen Prälaten, ob er wohl glaube, daß mit der Verbreitung des Unterrichts unter der Masse des Volkes irgend eine Gefahr für die Gesellschaft verbunden sei? „Niemals," antwortete darauf der Kardinal; „wenn nur die Religion dem Unterrichte seinen Zweck bezeichnet und seinem Gange die Richtung giebt. Ueberdies (setzte Herr v. Diepenbrock hinzu) handelt es sich nicht mehr darum, die Frage überhaupt noch zu erörtern, denn sie ist längst festgestellt, und bei Todesstrafe hat die Gesellschaft sie zu erledigen; wenn der Wagon auf den Eisenschienen steht, was bleibt da Anderes zu thun, als ihn zu leiten?"

Ein zweites Kapitel des vorliegenden Bandes ist dem Sekundär- (Gymnasial-) Unterricht, ein drittes dem höheren (Universitäts-) Unterricht, ein viertes den Akademieen und literarischen Instituten und ein fünftes den historischen Studien gewidmet, so daß nur ein kleiner Theil des Buches für die politischen Ereignisse dieser Periode verbleibt. Aber in die vier Jahre, die hier behandelt sind, fällt gleich zu Anfang die Festnehmung der Herzogin von Berry und gegen das Ende das grauenhafte Attentat des berüchtigten Fieschi, so daß es auch in dieser Beziehung an fesselnden Darstellungen nicht fehlt. Wir denken später noch auf den Band zurückzukommen.

* Memoires pour servir a l'histoire de mon temps. Par. M. Guizot, Tome troisième. Paris, Michel Levy. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1860. Preis der Leipziger Ausgabe $1^1/_2$ Thaler.

— Wilibald Alexis. Der Verfasser des „Walladmor" und „Cabanis," der durch eine schwere Erkrankung seit vier Jahren am Arbeiten gehindert war, hat wieder ein literarisches Lebenszeichen von sich gegeben, indem er soeben eine kleine Novelle, unter dem Titel „Ja in Neapel" drucken ließ.* Es trifft dieses Ja in Neapel zufällig mit dem unerwarteten Ja zusammen, das der König Franz den italiänischen Vaterlands- und Verfassungs-Freunden zuruft; doch unsere deutsche Novelle hat nichts mit der Politik zu thun, sondern ist vielmehr ein Idyll — das Zusammentreffen eines edeln, deutschen Künstlers mit einer adeligen, deutschen Familie in Sorrent und Neapel darstellend. Dieses Idyll gehört, wie der Verfasser in der Vorrede sagt, als Episode einem größern Sittengemälde an, mit dessen Ausarbeitung er beschäftigt ist und das, wie es scheint, auch die dämonischen Parteiwirren in Italien umfaßt. Wir wünschen dem von der deutschen Leserwelt lange schmerzlich vermißten Verfasser von ganzem Herzen, daß er, dem, wie er selbst sagt, der Mechanismus des Schreibens und der Wortbildung noch unsägliche Mühe macht, der aber trotzdem nicht aufhört, mit dem Geiste zu schaffen und zu bilden, auch körperliche Kraft genug finden möge, das Ganze, wie es ihm bereits vor der Seele steht, gleich dem vorliegenden Probe-Idyll, in lebendigster Form dem deutschen Publikum vorzuführen.

— Einfluß des Menschen auf die Witterung. Daß das Klima eines Landes nicht minder durch das Thun und Treiben der Menschen, als durch Naturgewalten verändert wird, ist ein durch die Weltgeschichte vielfach erwiesener Lehrsatz. Himmelweit verschieden von dem heutigen Klima Deutschlands war damals, als noch Wald und Sumpf den größten Theil der Oberfläche des Landes einnahm, als Tacitus das alte Germanien beschrieb, das Klima und die Witterung desselben. Damals sollen die deutschen Ebenen selbst während des Sommers oft mit Schnee bedeckt gewesen sein. Ja, noch im Mittelalter hatte Deutschland ein viel rauheres Klima, als jetzt; unter hundert Jahren wurden damals fünfundneunzig unfruchtbare gezählt. Bekannter noch sind die klimatischen und Witterungsveränderungen in Holland, die dort durch die Arbeiten der Menschen hervorgerufen wurden, welche ihren Boden dem Meere und den Gewässern abgewannen, wie noch ganz kürzlich erst durch Austrocknung des „Haarlemer Meeres." Aber auch schädliche Einwirkungen der Menschen auf das Klima und die Witterung von Ländern kommen vor: wie z. B. die Ausrodung der Wälder auf dem Karst, die bereits von den alten Römer-Kolonien zur Bewältigung der am Adriatischen Meere hausenden Räuber begonnen ward, ferner die Vertilgung des Hochwaldes auf den Inseln des grünen Vorgebirges, in Folge deren dort nicht mehr die wolkenbildenden Dünste zurückgehalten, sondern von den Stürmen entführt wurden, so daß der Boden aufhörte, fruchtbar zu sein und die Menschen zu ernähren. Ein, wenn auch nicht so trauriges, doch nicht minder merkwürdiges, neueres Beispiel von dem Einflusse, den die Menschen durch ihr Thun und Treiben auf Regen und Dürre ausüben, erzählt uns Professor Mädler in Dorpat, im Mai-Heft der „Baltischen Monatschrift." In den russischen Ostsee-Provinzen findet nämlich im Frühjahr ein an das Moorbrennen der Holländer (das den sogenannten „Heerrauch" veranlaßt), erinnerndes Verbrennen des Strauchwerkes auf den Feldern statt, das dort „Küttisbrennen" genannt wird. Das Küttisbrennen, obwohl auf kaiserlichen Domainen verboten, wird auf allen anderen Gütern systematisch betrieben, weil die Asche des verbrannten Strauchwerkes ein sehr fruchtbares Düngmittel ist. Nun ist aber, seitdem das Küttisbrennen allgemein um sich gegriffen, in den russischen Ostsee-Provinzen, gerade während der sieben Wochen vom 1. Mai bis zum 18. Juli, wo der Regen dort dem Ackerbau am meisten notthut, stets über außerordentliche Dürre geklagt worden. Die meteorologischen Tabellen der Sternwarte von Dorpat ergeben, daß in den acht Jahren von 1852 bis 1859 jedes Frühjahr während der vorgedachten sieben Wochen eine längere Dürre aufzuweisen hat und im Durchschnitt nur der vierte Tag etwas Regen brachte. Eine Ausnahme machte jedoch regelmäßig die Pfingstwoche, wo mindestens jeder zweite Tag schon ein starker Regentag war. Da nun das Pfingstfest kein feststehendes, sondern ein veränderliches Datum hat, so kann man nicht annehmen, daß der Regen dort etwas so periodisch und regelmäßig Wiederkehrendes in der Stellung der Erde gegen die Sonne seinen Grund Habendes sei, wie die in den sogenannten Pancratius-Tagen wiederkehrende, kältere Temperatur der Luft. Es geht nun aber aus den Aufzeichnungen der Dorpater Sternwarte deutlich hervor, daß die während des Pfingstfestes stattfindende, dreitägige Unterbrechung des Küttis-Brennens den Regen frei macht,

* Ja in Neapel. Von Wilibald Alexis (W. Häring). Berlin, Otto Janke, 1860.

so daß er sich nicht allein durch häufigeres Eintreten, sondern meistens auch durch größere Fülle auszeichnet. Ein ähnlicher Einfluß der einzelnen Sonntage stellte sich, nach den Tabellen, nicht deutlich heraus. Die Unterbrechung des Brennens ist von zu kurzer Dauer, oder tritt auch wohl in vielen Gegenden, wo man auch an den Sonntagen das Strauchwerk anzündet, gar nicht ein.

Professor Mädler macht zu diesen Mittheilungen folgende Bemerkungen: Manchem wird vielleicht die hier gegebene Zusammenstellung noch nicht genügend, der darauf gestützte Beweis nicht hinlänglich überzeugend sein. Gewiß aber wird sie genügen, auf einen Gegenstand aufmerksam zu machen, der für die gesammte landwirthschaftliche Oekonomie unserer Provinzen von so entschiedener Wichtigkeit ist. Hält man es vielleicht noch für zu früh, Regierungs-Maßregeln zur Beschränkung und Regelung des Küttisbrennens anzuordnen, so ist das, was bisher ermittelt worden, doch ganz gewiß geeignet, der Sache eine größere Aufmerksamkeit durch vermehrte Beobachtungen und durch Versuche im Großen zuzuwenden. Auf den Landgütern, wo das Küttisbrennen in größerer Ausdehnung stattfindet, sprechen die Thatsachen gewiß noch viel deutlicher, als auf der Sternwarte in Dorpat..... Es handelt sich nicht etwa darum, einen durch die Natur der Gegend bedingten Theil der Landeskultur (das Küttisbrennen) ganz zu untersagen, sondern vielmehr nur darum, ob dieser Arbeit nicht eine andere Jahreszeit angewiesen werde, wo der Regen ohne erheblichen Nachtheil längere Zeit hindurch entbehrt werden kann, oder doch wenigstens in derjenigen Periode des Jahres, wo eine längere Dürre am verderblichsten einwirkt, ja, alle Hoffnungen des Landmannes vernichten kann, das Küttisbrennen streng zu untersagen.

— Die Gräfin Dora d'Istria und Fallmerayer. Die Leser des „Magazin" kennen die Gräfin Dora d'Istria, und wissen, daß von ihr vor einiger Zeit ein zweibändiges Werk: „Les femmes en Orient" erschienen ist. Ebenso kennen sie den großen „Fragmentisten" Fallmerayer, den Begründer und eifrigen Pfleger der hellenenfressenden Slaventhesis —, wenn auch sonst nicht weiter, doch vielleicht aus dem kurzen Aufsatze in Nr. 88 des „Magazin" vom Jahre 1858: „Die Gräfin der Neuzeit contra Fallmerayer und Fraas." Nach längerem Schweigen hat er sich in jüngster Zeit wieder einmal über diese Thesis weitläufig vernehmen lassen, und sich darüber in seiner bekannten Manier ausgesprochen, jedoch ohne auch nur scheinbar zu seinem Gunsten viel Neues zu Tage gefördert zu haben. Die Augsb. „Allg. Zeitung" (vom 12. Juni) brachte nämlich aus seiner Feder eine ausführliche, theils mit gar süßem Honigseim schmeichelnden Lobes, theils mit scharfer, zersetzender Lauge höhnischen Spottes und des bittersten Sarkasmus geschriebene Kritik des obgedachten Werkes: „Les femmes en Orient," deren Verfasserin, unter Zurückweisung der Fallmerayer'schen Slaventhesis als eines Paradoxon und im Widerspruche mit derselben, in dem Leben und Wesen der heutigen Griechen noch viel Altgriechisches findet und anerkennt. Damit ist nun aber Herr Fallmerayer nichts weniger als einverstanden, und er bekämpft vielmehr alle diese Erscheinungen und Wahrnehmungen eines, wenn auch nicht unvermischten, doch unleugbaren Hellenismus im Leben, Wesen und in den Zuständen der heutigen Griechen, indem er sie, in Folge der historisch bezeugten, slavischen Einwanderungen und Ansiedelungen unter den Griechen (im achten Jahrhundert rc.), geradezu für unmöglich hält und bestreitet. Es kann hier nicht darauf ankommen, in einen unfruchtbaren Streit sich einzulassen und die eine Meinung vertheidigen, dagegen die andere bekämpfen zu wollen; vielmehr mag man es im Wesentlichen nur den Griechen selbst überlassen, auf dem Wege der Entwickelung ihrer Nationalität die allein fruchtbare Vermittelung zwischen Gegenwart und Vergangenheit zu versuchen und die Zukunft mit der Vergangenheit zu versöhnen. Nur auf Zweierlei machen wir in Ansehung der neuesten Fallmerayer'schen Artikel aus dem rein objektiven Gesichtspunkte aufmerksam. Erstens nämlich, daß auch auf dem Gebiete der historischen Forschung, wer eine positive Thatsache behauptet, nur er diese, nicht aber der Gegner die Verneinung zu beweisen hat, und dann, daß ein echt griechischer Ortsname (*Μεσολόγγιον*), auch wenn darin in irgend einer Beziehung slavische Anklänge sich vorfinden sollten, doch darum nicht aufhört, echtgriechisch zu sein, und er eben darum aus irgend einem Grunde und zu irgend welchem Zwecke nicht aus dem Slavischen abgeleitet und erklärt werden darf, geschweige denn muß. Die sprachliche Seite der Fallmerayer'schen Hypothese ist freilich überhaupt die schwächste, und die Kenntniß des Neugriechischen selbst ist nicht seine besondere Stärke; aber gerade hierbei darf man sich vom bloßen Scheine durchaus nicht leiten und verleiten lassen.

— Die čechische Literatur im Jahre 1859. Herr A. Hilferding giebt in russischen Blättern eine Uebersicht der im vorigen Jahre erschienenen Druckschriften in čechischer Sprache, unter denen natürlich das Conversationslexikon von Rieger die erste Stelle einzunehmen verdient. Herr Hilferding hebt ein neues Werk von Dr. Hanka hervor, den er mit Recht als den Patriarchen des Slaventhums unter den Čechen bezeichnet: „Ueberreste des slavischen Gottesdienstes bei den Čechen." Demnächst theilt der russische Panslavist einige Stellen aus der „Legende der heiligen Katharina" mit, die Herr Petschirka in der königlichen Bibliothek von Stockholm entdeckt hat, wo sich die Handschrift unter den Papieren befindet, welche die Schweden im dreißigjährigen Kriege aus Deutschland nach ihrer Heimat gebracht. Herr Hilferding bedauert, unter den Erzeugnissen des Jahres 1859 kein Werk des gelehrten Schaffarik zählen zu können, den eine schwere Krankheit am Arbeiten verhinderte. Den Schriften des berühmten Physiologen Purkinje wird ebenfalls die verdiente Anerkennung gezollt, doch, soviel uns bekannt, ist auch von diesem im vorigen Jahre nichts veröffentlicht worden.

— Ein deutscher Musikmeister in Ostindien. Von Zeit zu Zeit werben die Engländer, die bekanntlich keinen Ueberfluß an musikalischen Talenten besitzen, deutsche Musiker für ihre Armee an, besonders für die in Ostindien, wo es sehr viele deutsche Regiments-Musikmeister giebt. Einen solchen Posten bekleidete auch Herr A. Anton aus Darmstadt, der im Jahre 1853 zur bengalischen Armee abging und daselbst sechs Jahre als Musikmeister des europäischen 81. Regiments fungirte, das während der letzten Revolution der Sache des Mutterlandes die größten Dienste geleistet hat. Nach seiner Rückkehr hat er über seine Reisen, seine Erlebnisse und seine Beobachtungen während des großen Aufstandes im Jahre 1857 ein durchweg im Volkstone abgefaßtes Schriftchen herausgegeben, das wir der Unterhaltung solcher Leser, die keine tiefere Anforderung an eine Darstellung dieser Art machen, empfehlen können.* Der Verfasser ist nichts weniger, als ein Vertheidiger der Hindu's gegen die angebliche englische Bedrückung; vielmehr erscheinen ihm die aufrührerischen Seapoys durchweg als undankbares, niederträchtiges Gesindel, das er nöthigenfalls eigenhändig mit deutschen Faust- und Stockschlägen bearbeitet. Wir erfahren zwar über den Aufstand selbst nicht mehr von ihm, als wir bereits wissen; gleichwohl wird man das Tagebuch, das er darüber geführt, nicht ohne Interesse lesen. Denjenigen, die nach dem Orient und nach tropischen Ländern eine Reise unternehmen wollen, ertheilt der hessische Musiker, der uns nebenbei auch manche ferne Volksmelodie in Noten mitgebracht hat, Lehren und Rathschläge, die sehr praktisch sind.

* Von Darmstadt nach Ostindien. Erlebnisse und Abenteuer eines Musikers auf der Reise durch Arabien nach Lahore rc. Nach seinem Tagebuche wahrheitsgetreu geschildert von A. Anton. Darmstadt, G. W. Küchler, 1860.

J. L.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig.

Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Bestellungen übernimmt jedes Postamt des deutsch-österreichischen Postvereines, sowie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallstraße Nr. 21) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Diejenigen, welche mit dem Herausgeber des „Magazin's" nicht direct correspondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commissionair, Herrn B. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

Herausgegeben von **Joseph Lehmann.**

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

№ 30. Mittwoch, den 25. Juli 1860. **29. Jahrgang.**

Inhalt:

England.

Die politische und sociale Rolle der englischen Aristokratie.

Nicht in Frankreich allein, wie ein französischer Kritiker der unten vermerkten Schriften* behauptet, auch sonst auf dem Festlande ist man über Wesen und Organismus der englischen Aristokratie nicht überall und durchweg im Klaren. Die folgende Darstellung des Sachverhalts, die schon durch ihre ruhige Haltung den Eindruck der Unparteilichkeit macht, erscheint für eine richtige Anschauung vollkommen geeignet:

„Was ist zuvörderst die englische Aristokratie? Ist's eine Kaste, ein absonderlicher Menschenschlag, durch Gesetz und Sitte in einen unübersteiglichen, undurchdringlichen Pferch eingeschlossen? Ist sie ein Sanktuarium der Bevorrechteten, eine Burg der Ungerechtigkeit, eine unzugängliche Feste, die dem durch die Geburt markirten, gemeinen Volke den Eintritt wehrt? Ist sie ein abgeschlossener Verein von Grundherren, die den Boden, der ihnen allein eignet, durch das Erstgeburtsrecht ungetheilt vererben und so dem übrigen Theil der Nation jede Aussicht benehmen, ein Stückchen Erde zu besitzen, das ihn nährt, eine Hütte, die ihm Obdach giebt? Nichts von all' Dem! Jeder von irgend welchem persönlichen Verdienst, sei er von noch so geringer Herkunft, kann in die Aristokratie eintreten; Keiner steht über dem Gesetze, das für Alle gilt: Vorrecht, Einfluß geben nur Talente, Charakter und eine Reihe edler Handlungen; Keiner kann einen Andern demüthigen; denn einerseits ist Keiner vor dem öffentlichen Tadel sicher, wenn er das Böse thut, und andererseits liegt darin keine Demüthigung, ein unbestreitbares Uebergewicht anzuerkennen. Endlich ist auch der Boden nicht so massenhaft in wenigen Händen angehäuft, um nicht gesetzlichen Bewerbungen Spielraum zu lassen, wenn auch konservative Sitten, von einer liberalen Gesetzgebung begünstigt, der französischen Güterzersplitterung entgegengewirkt haben....

Die englische Aristokratie besteht aus allen Männern, die durch persönliches Verdienst, durch Reichthum, durch Hingebung an das Gemeinwohl eine Stelle in der Regierung des Landes einnehmen, mögen sie nun zu den großen Staatskörperschaften, zum Parlamente, oder zu den Provinzialbehörden zählen, oder endlich an der Spitze großer Gesellschaften und Unternehmungen gewichtigen Einfluß und anerkanntes Ansehen genießen. Es ist schwer zu sagen, wo die Aristokratie anfängt; sie ist mit den Mittelklassen zu eng verwebt, ihre Wurzeln schlagen zu tief in das Volk und ihre Verzweigungen breiten sich darin zu breit aus, als daß man hier eine Sonderung oder gar eine Trennung versuchen könnte. Nehmt England seine Aristokratie und ihr habt ihm einen kräftigen Arm abgehauen!

Von dieser Aristokratie ist die Adelsaristokratie zu unterscheiden. Wohl ist der Adelstitel den Peerfamilien vorbehalten, allein ein großer Theil der Mitglieder dieser Familien besitzt weder Macht, noch Reichthum, noch irgend einen persönlichen Glanz. Dagegen zählt die eigentliche Aristokratie in ihren Reihen alle Adeligen zweiten Ranges (Baronets), und alle Nichtadeligen (Commoners), die bei den Parlamentswahlen von beträchtlichem Einfluß, thatsächlich auf die Regierung einwirken. Dazu kommt die Landed Gentry, die durch ihren großen Grundbesitz, durch das Alter und den Ruhm ihres Namens die erste Stelle unter dem europäischen Adel zweiten Ranges einnimmt; daran reihen sich die hohen Staatsdiener, die Oberbeamten der Krone in Civil, Militair und Marine, die Männer, die sich in der Kirche oder in der Rechtskunde ausgezeichnet haben. Und endlich liefert die Finanzwelt ein bedeutendes Kontingent: die großen Banquiers, die reichen Kaufleute, die Häupter der Industrie, Alle die sich einen ehrenvollen Namen und eine hohe Stellung erworben. So wie aber einerseits aus diesen verschiedenen Gruppen Männer an der Leiter hinanklimmen, steigen andererseits die jüngeren Söhne des Adels herab und verlieren sich in den Reihen der Gentry.

Diese unaufhörliche Bewegung von oben nach unten und von unten nach oben bedarf noch einer Erklärung. Das Erstgeburtsrecht in so durchgreifendem Sinne, wie namentlich in Frankreich, besteht in England nicht. Jeder, Nobelman oder Commoner, hat das Recht, wenn ihm nicht durch vorangegangene Festsetzungen die Hände gebunden sind, seine Güter nach Gutdünken zu vertheilen, oder sie auch untheilbar und unveräußerlich seinem nächsten männlichen Erben zu vermachen. Oefters werden diese Substitutionen am Hochzeitstage zu Gunsten des eventuellen erstgeborenen Sohnes getroffen, und derselbe Akt, der ihm im voraus das Gesammterbe überträgt, belastet ihn dagegen auch mit der Verbindlichkeit, den andern Kindern gewisse Summen herauszuzahlen. So behalten die Domänen unzerstückelt ihren vollen Umfang. Stirbt der Eigenthümer ab intestato und sind die Güter frei von Substitutionen, so fallen sie von Rechtswegen dem nächsten männlichen Erben zu. In diesem einzigen Falle schreitet das Gesetz ein, den väterlichen Willen auszulegen; und dieses Gesetz stimmt so vollkommen mit den Sitten, daß selbst in der Grafschaft Kent — wo das celtische Gesetz gilt und der Nachlaß, in Ermangelung entgegengesetzter Bestimmungen, unter alle Kinder gleichvertheilt wird — es selten vorkommt, daß ein Familienvater nicht den größten Theil oder gar das Gesammte seiner Güter dem ältesten Sohne überträgt.

Allerdings bieten also, wie man sieht, die englischen Gesetze dem Patrimonium sichere Schutzwehr vor der Zersplitterung; folgt aber daraus, daß der älteste Sohn großer Familien vor dem Verfall sicher ist, der natürlich seine jüngeren Brüder trifft? Keinesweges; gar oft vielmehr nimmt der bevorrechtete Erbe ungeheurer Besitzungen in der politischen Aristokratie nicht die Stelle ein, die ihm vorbehalten scheint; bisweilen

* France et Angleterre, par M. Menche de Loisine, sous-préfet de Boulogne-sur-mer. 2. édit. Paris, 1859 — Self-Help, by Sam. Smiles. 6th. édit. London, 1859.

verschwendet er sein Patrimonium und, ohne Talent und praktisches Geschick, muß er aus den Reihen treten, wohin ihn seine Geburt berufen hatte, während neben ihm sein jüngerer Bruder durch Begabung und rüstige Thätigkeit sich eine hohe Stellung erringt und neue Sprossen treibt. Der Reichthum ist übrigens nicht die einzige Quelle des Einflusses, die persönlichen Eigenschaften werden in der englischen Gesellschaft weit höher, als aller Reichthum angeschlagen. Mancher Marquis oder Banquier, der Millionen besitzt, würde im Staate nicht zählen, wenn sein Charakter, seine Führung, sein persönlicher Werth nicht in gleicher Höhe mit seinem Vermögen stände. Daher erklärt sich's, daß gewisse Häupter großer Familien gewissermaßen nicht zur Elite der Nation gehören, während in ihre stets offnen Reihen aus den unteren Schichten Personen eintreten, die sich hauptsächlich einen politischen Namen gemacht, und das Vertrauen wie die Achtung ihrer Mitbürger erworben haben.

Diese Art Kampf zwischen der gewordenen und werdenden Aristokratie giebt dem ganzen Körper eine seltene Spannkraft. Indem sie alle Verdienste auffangt und alles zudringlich Unberechtigte abwehrt, schöpft sie aus dem Nacheifer und der fortwährenden Zuströmung stets neues Leben.

Eine Gesellschaft, wie die geschilderte, worin Größen sich bilden und wieder auflösen, von ihrer Höhe niedersteigen, um aufsteigenden Verdiensten Platz zu machen, hat in ihrer Sprache keine adäquaten Ausdrücke für die charakteristisch französischen Begriffe: parvenu, bourgeois, mesalliance; denn alle können parveniren, und eine mesalliance giebt es da nicht, wo keine eheliche Verbindung gegen die Standesschicklichkeit verstößt. Endlich führt der größte Theil des Adels neuere, im Dienste der Barre, der Nation, ja der Industrie erworbene Titel. Manches verschossene Adelswappen hat sich durch eine plebejische Heirat neu vergoldet, und mehr als Ein Schößling aus veraltetem und verwittertem Stamme, durch bürgerliches Blut erfrischt, blühet jetzt verjüngt und neu gekräftigt.

Durchblättert man den Peer-Kalender, das goldne Buch der britischen Aristokratie, so bemerkt man mit Verwunderung manches hochgestellte Mitglied von sehr jungem Datum, das die ganze Leiter der Hierarchie, von der untersten Sprosse des obskuren Bürgerthums bis zum Gipfel des Oberhauses hinangestiegen ist. Durch wissenschaftliche Studien, namentlich durch die Rechtskunde, erhoben sich die meisten Familien zur Peerwürde. Man zählt gegenwärtig 70 Peers dieser Kategorie. Zwei führen den Herzogstitel, den sie ihren Erfolgen an der Barre verdanken; nur zwei stammen aus adeligem Geschlechte: die Lords Erskine und Holland, die indeß blos jüngere Söhne armer schottischer Familien sind. Lord Lyndhurst, der Redner erster Größe, ist der Sohn eines Portraitmalers von untergeordnetem Talent; Lord Denman hat einen Arzt, Lord St.-Leonards einen Barbier zum Vater, der ihm eine gelehrte Erziehung gegeben hatte, weil es ihm, wie der Vater meinte, zur Profession an Neigung und Geschick fehlte. Lord Tenterden zeigte seinem Sohne mit Stolz die Bude, in welcher er jedem Kärrner, Lastträger, Schiffer, um acht Pfennige, Stück für Stück, das Kinn glatt schabte, ꝛc. Brougham gehörte seiner Geburt nach nicht zum Hochadel, und doch hat er durch die Macht des Wortes auf der Rednerbühne, durch tiefes und ausgebreitetes Wissen, durch anhaltendes Studium für Reformen in der Parlamentsverfassung und in der Rechtspflege Erfolge errungen und um seinen Namen einen Glanz verbreitet, der jede hocharistokratische Krone überstrahlt; sein Name wird auf immer mit dem Siege der Reformbill vereinigt bleiben. — Der Präsident der Peerkammer, der Lord auf dem Wollsack (der Lord Kanzler), ist gewöhnlich von plebejischer Herkunft. Die Parlamentssitze, die der höheren Geistlichkeit vorbehalten sind, werden meist von Männern aus der Mittelklasse eingenommen. Die Armee, die Marine sind ebenfalls fruchtbare Pflanzschulen, aus der sich die Peerie rekrutirt.

„Die englische Aristokratie," sagt Macaulay, „ist eine mächtige erbliche Körperschaft, aber unter allen Körperschaften am wenigsten hochmüthig und ausschließend, da ihr die Eifersucht und der Neid der bevorrechteten Kasten fremd ist, und sie sich unaufhörlich aus dem Volke ergänzt, während ein Theil ihrer Mitglieder in den Schoß desselben zurückkehrt."... „Während jeder Gentleman zur Peerie gelangen kann, führen dagegen die Sprößlinge der erlauchtesten Geschlechter, selbst aus königlichem Blute, oft nur den Titel Esquire, der Jedem zukommt, der sich zur Gentry zählt und der ihm weiter kein Vorrecht einräumt."... „Dem Pächter kommt es nicht zu Sinn, eine Würde zu beneiden, zu der seine Kinder sich erheben können, so wenig wie es dem Edelmann einfällt, eine Klasse zu verachten, in die seine Söhne vielleicht übergehen."....... „Nirgend und nimmer gab es eine so aristokratische Demokratie und eine so demokratische Aristokratie, wie in England."

Die Industrie, diese treffliche Schule zur Bildung von Staatsmännern in einem Lande der Unternehmungen und der großartigen Production, hat ihre umfassende Vertretung in dem Unterhause, die Industriellen, meist Schmiede ihres eignen Glücks, sind die vollkommensten Vertreter der englischen Nation. „Es gereicht unserer Gesetzgebung zur Ehre," sagt der Verfasser des Self-Help, „daß solche Männer im Parlamente die Aufnahme finden, deren sie würdig sind. Im Verlaufe der Debatte über die Arbeitsstundenbeschränkung in den Fabriken, entwarf der verstorbene Joseph Brotherton, Abgeordneter von Salford, ein herzergreifendes Gemälde des Elends, das er in seiner Kindheit zu erdulden hatte, als er in einer Wollspinnerei arbeitete; damals hatte er sich gelobt, wenn ihm jemals die Gelegenheit würde, nach allen Kräften dahin zu streben, das Loos der Arbeiter zu verbessern. Sir James Graham nahm hierauf das Wort und erklärte unter dem lauten Beifall des Hauses, wie er bisher nicht gewußt hätte, daß Herr Brotherton von so dunkler Abkunft wäre; wie er sich aber jetzt mit größerm Stolze, denn jemals, als Sohn Englands fühle, dessen Institutionen es einem Manne, den nur sein Verdienst aus so niedriger Stellung emporgehoben hat, gestatten, in dieser Versammlung neben und auf vollkommen gleichem Fuße mit der erblichen Gentry des Königreichs seinen Sitz einzunehmen."

Trotz aber der Entwickelung der industriellen und kommerziellen Momente in dem Staatsleben, behält dennoch der Bodenbesitz sein Uebergewicht und bildet folglich die festeste Grundlage der aristokratischen Macht, ist indessen eben so mannigfaltig in Form und Umfang wie der industrielle Reichthum. Mancher verfügt über unermeßliche Domänen, Mancher nur über ein Landhaus mit Park und Zubehör. Des Einen Güter liegen in einem Steinkohlendistrikt, und da nach englischem Gesetze das Eigenthum von Grund und Boden ein ungeschmälertes ist und kein Mensch vermöge Staatsconcession in sein Gebiet dringen darf, den Boden zu durchsuchen und dessen Inhalt auszubeuten, so fallen ihm nicht nur die Früchte der Oberfläche, sondern auch die Schätze der Tiefe als Herrn zu. Ein Andrer sieht seine Felder nach und nach sich mit Häusern bedecken, die Häuser bilden eine Stadt, deren Bewohner seine Miether sind. Der Herzog von Sutherland, dessen Ahnen clan earls in Hochschottland waren, besitzt ein wahres Fürstenthum von nicht weniger denn 300,000 Hektaren* Flächeninhalt, wozu noch große Liegenschaften, Bergwerke, Kanäle in England zu zählen sind. Es giebt etwa dreißig außerordentlich reiche Familien, die niemals geadelt worden, wie: die Congreves, Fulfords, Huttons u. A., die auf ihren Gütern leben, von denen sie seit dem elften oder zwölften Jahrhundert den Namen führen. Neben dieser Fraction der so alten, nichtbetitelten Aristokratie reihen sich Namen der peerage, wie die Marquis von Cholmondeley, Hastings; der Grafen Berkley, Durham u. A.; der Viscounts Falmouth, die Barone Ashburnham, Camoys ꝛc.; mehrere Baronets, wie Sir G. Abland, Sir H. Hogbton u. A. Sie alle haben ihre Familiennamen von Grundstücken, die sie seit der Eroberungsepoche besitzen.

Zu dieser grundbesitzenden Gentry gehören Tausende alter Familien, die nicht, wie die Howard, Douglas, Talbot u. A., einen historischen Namen tragen und dennoch jene Achtung genießen, die sich stets an ein langjähriges Erbe des Wohlstandes und der Ehre knüpft. Mehr als Eine dieser Familien hat die Peerie ausgeschlagen, weil sie ihre Würde um wenig, ihre Lasten aber um viel vermehrt hätte.

Die parlamentarische Macht, die sich an den Grundbesitz knüpft, wechselt ebenso, wie diese Besitzer selbst, und der Einfluß hängt sehr von der besitzenden Persönlichkeit ab. Einige große Grundbesitzer üben einen bedeutenden Einfluß auf die Repräsentation in ihrer Grafschaft und ihr Kredit entscheidet oft über die Wahl in mehr als einem Burgflecken. Die Reformakte hat die Zahl der letztern vermindert. Andere haben nur einen gewissen Bruchantheil an der Ausübung des Wahlrechts; und endlich fühlen sich Grundeigenthümer jüngeren Datums, von ihrer Popularität getragen, stark genug, mit Bewerbern aus alten Geschlechtern in die Schranken zu treten.

Die ausgedehntesten Güter liegen meist in den unfruchtbaren Gegenden der drei Königreiche, und hier ist der große Grundbesitz an seinem Platze, dem Ackerbau unter die Arme zu greifen und die Hindernisse der Natur zu überwinden. Reicher, als mancher kleine Fürst in Deutschland, bewahren diese landlords ihre einfachen Sitten; sie könnten einen kleinen Hof um sich versammeln, begnügen sich aber damit, einen Geschäftsführer und zahlreiche Diener anzustellen; dabei lassen sie sich über Alles Rechen-

* Setzt man 1 Hektar=3,91 Berl. Morg., so ergiebt die Ziffer 1,170,000 Berl. Morg., aus denen sich beiläufig 2930 adelige Güter von mäßiger Größe schneiden ließen.

schaft geben und sehen Alles mit eignen Augen. Von der gutgeleiteten Bodenverbesserung, von der verständigen und geschmackvollen Instandhaltung der Wohnungen und Zubehör, hängt der Einfluß des Eigners in der Gegend ab. Die Grafschaft ist stolz auf ein in gutem Stand gehaltenes Grundstück, fühlt sich dagegen gedemüthigt, wenn es fahrlässig verwaltet wird. Mitunter sind die reichsten Güter mit Steuern schwer belastet und der Eigner ist kaum im Stande die Verbesserungen auszuführen, die den Ertrag steigern und ihm zur Ehre gereichen würden. In seinen Händen ein todtes Kapital, könnte es in Händen mit reicher Baarschaft höchst fruchtbar gemacht werden. Das ist nun oft die Ursache zu Veräußerungen und Theilungen. Es finden sich dann große Kapitalisten, die, eifrig bemühet, die erworbenen Grundstücke in Blüthe zu bringen, die Wissenschaft des Landbaues zu Hülfe rufen und die kühnsten Unternehmungen mit einem Feuer betreiben, das den behutsamen Landwirthen der alten Schule abgeht.

Der englische Boden ist reich, hat aber schwere Lasten zu tragen. In einem Lande des Self-Government, wo die Centralisation unbekannt und die Gemeindemacht sehr entwickelt ist, da hat jede Parcelle für den größten Theil ihrer Bedürfnisse aufzukommen. Sie muß die Kosten des Kultus, der Armenpflege, der Unterhaltung der Polizei, der Straßen rc. bestreiten. Die ungeheuren Summen, die zu diesen Zwecken aufgebracht werden, bilden die „Finanzen der Grafschaft," zum Unterschied von den „Finanzen des Staates." In Frankreich, die großen Mittelpunkte Lyon, Paris, Marseille ausgenommen, sind die Budgets der Departements und Gemeinden von geringem Belang im Verhältniß zu dem Staatsbudget; der Staat aber sorgt für die Kulte, für die Polizei, für die Wege, kurz für alle Ausgaben; in England dagegen liegt Alles auf den Grafschaften und den Gemeinden, bisweilen sogar auf der Privatindustrie. Wenn aber der Grundbesitz zu den öffentlichen Ausgaben so reichlich steuert, so haben dafür die Grundbesitzer die Verwaltung der Angelegenheiten, die freie Verfügung und die Kontrole über die Gelder. Eine eigne Behörde, aus den Peers und andern Grundeigenthümern der Grafschaft, county magistrate, hat die Pflege des gemeinen Rechts unter sich. An der Spitze der Magistratur der Grafschaft steht der Lord-lieutenant, und diesen Titel führt er, er sei ein Herzog oder ein Commoner. Er wird für Lebenszeit ernannt, wählt Friedensrichter, die Deputy-lieutenants, die er der Krone zur Bestätigung vorstellt; unter ihm steht die Bürgerwehr, die Yeomanry (die Landwehr zu Pferde) und die bewaffneten Freiwilligen. Neben ihm vertritt der Obersherif die Ueberwachung und Ausübung der Gesetze; er wird jährlich von der Krone ernannt. Ihm liegt die Erhaltung des öffentlichen Friedens ob. Es ist ein schwieriges, kostspieliges Amt, das die hervorragendsten Mitglieder der Gentry abwechselnd verwalten. Das ist mit wenigen Worten der Organismus der ausübenden Gewalt in den Provinzen. Die Oberaufsicht kommt der Großjury (grand jury) und der Magistratur der Grafschaft zu. Die Peers selber werden nicht, aber wohl ihre Söhne und andere Mitglieder der Gentry in die Großjury berufen. Diese Behörde, die großen Einfluß hat, prüft die Anklageakte in Kriminalfällen, verweist die Angeschuldigten vor die Geschworenen, regelt die Erhebung und Verwendung der nöthigen Gelder zum Bau und zur Ausbesserung der Wege und Brücken, wie der öffentlichen Gebäude überhaupt. Abgesehen von der richterlichen Gewalt, die in England nicht immer von der administrativen Gewalt getrennt ist, hat die Großjury, nur mit noch ausgedehnteren Rechten, einige Aehnlichkeit mit den französischen Generalräthen. Diesem System verdankt es England, daß es zehnmal mehr gute Straßen besitzt, als Frankreich und Deutschland. Endlich sind die Erhebung und Verwendung der Armensteuer, die hauptsächlich auf dem Grundbesitz ruhet, ebenfalls unter die Kontrole der Betheiligten gestellt. Mit Hülfe der Geistlichkeit verstehen sie besser, als sonst Jemand, die Arbeiten zu leiten und der Noth abzuhelfen. Den Vorsitz in dieser Armendeputation führt gewöhnlich ein Edelmann.

Vom Lord-lieutenant bis herab zum Friedensrichter sind alle diese Aemter unbesoldet, und das ist keiner der geringsten Vortheile des Self-Government; es erspart dem Schatz jene Schaar schlechtbesoldeter, unzufriedener Beamten, die den meisten Verwaltungen des Festlandes auf dem Halse liegen. Es hat aber noch den Vortheil: indem es allen, die sich durch Talent und Vermögen auszeichnen, die sich durch ihre Intelligenz und ihre Tugenden Achtung und Liebe erworben, die Bahn zu Ehren und Würden öffnet, spornt man ihren Eifer zum Gemeinwohl, fesselt sie an den Boden, auf dem sie Spielraum für ihre Thätigkeit finden, entreißt sie der Verführung der großen Städte, unterhält zwischen ihnen und ihren Untergebenen ein gewisses Vertrauen und verschafft sich also die unbestechlichsten Richter und die praktischsten Verwalter. Die Presse endlich hat ein wachsames Auge und kontrolirt die Kontrole selbst, und wenn irgend ein Mißbrauch ihren Blicken entgeht, so ist er entweder unmerklich oder mit den Sitten in Uebereinstimmung.

Diese oft mühsamen, mitunter beschwerlichen Ehrenämter werden dennoch von den ausgezeichnetsten Mitgliedern der Gentry eifrig gesucht, weil sie, wenn auch einerseits große Verpflichtungen auflegen, andrerseits das Ansehen und den Einfluß vermehren. Die anglikanische Geistlichkeit spielt daher auch eine so große Rolle unter den Grundbesitzern. Ihre konservative Richtung führt sie natürlich den alten Familien zu, denen viele ihrer Mitglieder angehören. Durch sie gewinnt der Adel an Achtung bei den Massen, denen der Seelenhirt Achtung vor den höheren Ständen, Dankbarkeit für deren Wohlthaten, Gehorsam gegen Gesetz und Obrigkeit unablässig predigt. Ueberdies hängt die anglikanische Geistlichkeit größtentheils von dem Grundbesitz ab. Unter 10,708 Pfründen, werden 5098 von Grundeigenthümern verliehen, deren Ahnen oder Vorgänger die Kirchen dotirt haben. Für die richtige Vertheilung der Spenden und für die Erhaltung der traditionellen Einflüsse ist sie demnach eine ansehnliche Stütze und ein nützliches Werkzeug.

Die Macht, die aus einem langjährigen und daher liebgewordenen Besitz hervorgeht, bildet das wahre Vorrecht der englischen Aristokratie ein anderes hat sie nicht. Zu den Quellen des Einflusses, die, wie oben erwähnt, aus dem Boden entspringen, sind indessen noch diejenigen zu zählen, die, obwohl persönlicher Art, nicht minder wesentlich und wirksam erscheinen. Das Gute, das der Herr auf seinem Dominium verbreitet, die mildthätigen oder auch nur nützlichen Einrichtungen, die er einführt, die Hülfsquellen, die er dem Wohlstand des Bauern öffnet, die Opfer, die er den allgemeinen Interessen bringt, der Schutz, den er den Hülflosen gewährt — das sind eben so viele Mittel, die sein Verstand ihm an die Hand giebt, wenn auch sein Herz ihn nicht dazu auffordert. In seiner ganzen Stärke zeigt sich hier zur Förderung des Guten die gegenseitige Einwirkung des Großen auf den Kleinen und des Kleinen auf den Großen. Der Große kann den Kleinen nicht missen, wenn er seine Macht und seine politische Rolle bewahren will, und der Kleine wird wiederum den Großen nicht beneiden, der ihm die Gerechtigkeit und die nöthige Unterstützung nicht versagt. Unter den Reichen besteht ein Wetteifer, den Armen gerecht und mild zu sein, das Volk wetteifert in aufrichtiger Achtung und in wahrer Liebe gegen den Herrn, dem es seinen Lebensunterhalt dankt, ohne dafür mit seiner Unabhängigkeit zu zahlen. Der Charakter der Beziehungen zwischen dem Höhern und Niedern ist ein so loyaler, daß sehr oft, besonders in den alten Familien, gar kein schriftlicher Vertrag mit den Zinsleuten besteht. Diese folgen in ihrer Pachtung, Sohn auf Vater, ohne daß einerseits daran gedacht wird, den Zins zu erhöhen, oder andrerseits, daran abzuzwacken. Was der Pächter an dem Boden gewinnt, kehrt oft in den Boden zurück, indem er seine Ueberschüsse zur Verbesserung desselben verwendet. Diese alten Pächterstämme, die eben so tief in dem Boden wurzeln, wie die Grundeigenthümer, ziehen diese mündlichen Verträge, die zwischen ihnen und den Landlords einen ehrenhaften und fast immer freundlichen Verkehr unterhalten, bei weitem jenen kalten und selbstsüchtigen Fälschungen vor, wo jeder Punkt durch das Mißtrauen vorgesehen, auf Treu' und Glauben nichts gegeben wird, woraus die moralischen Gesinnungen, wichtiger als die Buchstaben des Gesetzes, verbannt sind, die den Boden zu einer Waare herabsetzen und endlich die Rechte wie die Pflichten schwächen, indem sie an jenen den freien, an diesen den klaren Charakter verwischen.

Wer sein Haus aufrecht erhalten und sich den ihm durch die Institutionen zukommenden Bruchtheil an der parlamentarischen Macht bewahren will, für den ist der Besitz des Bodens keine Sinekure. Wir haben oben gesehen, welch ein weites Feld die Verwaltung der Grafschaft seiner Thätigkeit darbietet, aber auch die örtlichen Geschäfte seines Wohnsitzes nehmen einen Theil seiner Zeit in Anspruch. Hier zu Lande, wo, mehr als irgendsonst, das Gesetz der Arbeit die höhern Klassen regiert, ist der unbeschäftigte Mensch, sei er noch so reich, eine seltne Erscheinung. Je größer das Vermögen eines englischen Edelmanns, desto zahlreicher sind seine Pflichten. Zuvörderst liegt ihm die Verwaltung seiner Güter ob, er hat seine Pächter zu überwachen, ackerbauliche und industrielle Verbesserungen zu studiren; dann kommen seine politischen Obliegenheiten, die kein Engländer vernachlässigt, die Pflichten gegen seine Partei, die Zusammenkünfte, denen er bald als Vorsitzender, bald als Mitglied beizuwohnen hat; die Vereine, die er patronisirt, die Unternehmungen, die er mit seiner Intelligenz oder mit seinen Kapitalien unterstützt; ferner ist er sich der Gesellschaft schuldig, muß seinem Range angemessen empfangen, seine Freunde gastlich aufnehmen, ihnen die Genüsse der Jagd, des sport, der körperlichen Uebungen darbieten. Zuletzt kommt noch die Sorge für

seine Familie, die Erziehung seiner Kinder, die Verheiratung seiner Töchter und die Vorsorge für die Zukunft der jüngeren Söhne.

Diese Nothwendigkeit, die jüngeren Söhne zu versorgen, auf die man oft in Frankreich und anderswo als auf einen der faulen Flecke im englischen Staatskörper hingewiesen hat und von welcher aus man gewöhnlich gegen das Erstgeburtsrecht zu Felde ziehet — diese Nothwendigkeit erscheint uns gerade als eine der sichersten Bürgschaften für den geregelten Gang der englischen Institutionen. Wir haben bereits bemerkt, wie die aristokratischen Geschlechter dadurch, daß sie ihre Zweige und Wurzeln in das Volk senken, die Festigkeit des socialen Gebäudes sichern und der Aristokratie ihren liberalen Charakter bewahren. Wir können hinzufügen, daß diese jüngern Söhne, die in die Gentry, in diese vermittelnde Schicht, die Jedem aus dem Volke zugänglich ist, eintreten, sehr oft eine glänzende Erziehung, gründliches Wissen, edle Gesinnungen und ein glühendes Streben sich auszuzeichnen, mitbringen. Durch die Armee, die Marine, die Geistlichkeit verbreitet, unterhalten sie dort den aristokratisch-liberalen Geist, der ganz England beseelt, der das Geheimniß seiner Energie, seiner Beharrlichkeit, seines Nationalfeuers birgt. Mehrere wenden sich mühevollen Gewerben, der Industrie, dem Handel, der Barre zu und suchen diesen das glänzende Leben abzugewinnen, in welchem sie ihre Jugend verbracht haben; andere gelangen gerades Weges in das Unterhaus, wo sie mitunter eine bedeutende Rolle spielen; noch andere segeln nach Indien, den Kolonien, um in der Ferne ihr Glück im Kriege oder im Handel zu versuchen, und ihnen vorzüglich vielleicht verdankt England jene gewaltigen überseeischen Niederlassungen, jene wundervollen Kolonial-Eroberungen, welche das Bild und die Blüte des Mutterlandes in die Weite tragen.

Frankreich.

Französische Studien der Literatur des Auslandes.*

Vlaemische und russische Literatur.

Die Beschäftigung mit Geist und Sprache des Auslandes ist bis in dieses Jahrhundert nicht die stärkste Seite oder gar eine Lieblingsneigung unserer französischen Nachbarn gewesen; was sie vor der Revolution über diesen Gegenstand lieferten, verrieth gemeiniglich eine ziemlich lückenhafte Bekanntschaft mit den Leuten und Dingen jenseits ihrer Gränzen, und selbst heute noch hat bei uns Deutschen die französische Auffassung und Darstellung auswärtiger Verhältnisse ein gewisses Vorurtheil gegen sich, das wir dem Engländer weniger entgegen tragen, weil wir Letzteren im Unwissenheitsfalle mit der isolirteren Lage seiner Heimat entschuldigen, während des Franzosen Vaterland, die unmittelbare Fortsetzung des unsrigen, einen solchen Entschuldigungsgrund nicht aufkommen läßt. Es ist ein ernsthaftes Studium der Nachbar-Literaturen, soweit es von Frankreich ausgeht, immer noch ein Ereigniß, das bei uns Aufsehen erregt; ob mit Recht oder Unrecht wollen wir nicht entscheiden. Aber wenn man beobachtet, wie jedes französische Werk aus dem erwähnten Fach drüben bei seinem Erscheinen eine dichte Schaar von Zeigefingern in Bewegung setzt, die da zu sagen scheinen: seht und erstaunet! so möchte man fast vermuthen, daß dem Geschmacke der Leserwelt eine Seltenheit geboten wird, welche man mit der gehörigen Emphase angreifen muß.

So hat auch das hier in Rede stehende Buch: „Studien der auswärtigen Literatur, von Adalbert Frout de Fontpertuis, Divisionschef an der Präfektur der obern Loire," einen strahlenden Morgengruß von der französischen Kritik empfangen, wie ihn nur das feurigste Aufgebot geistreicher Schlaglichter hervorschleudern kann. Handelt es sich denn bei der fraglichen Geistesfrucht um das hochwichtige Ergebniß tiefer, inhaltschwerer, gelehrter Forschung? Ach nein! Ein paar anspruchslose Novellen von Hendrik Conscience, eine Novelle von Puschkin, ein Roman und zwei phantastische Erzählungen von dessen russischem Landsmann Gogol bilden die Stoffunterlagen der Studien des Herrn Frout de Fontpertuis. Tadeln wir etwa den Fleiß, den er auf die schöne Literatur des Auslandes verwendet hat? Keinesweges, wir verkennen deren Bedeutung nicht und wissen recht wohl, daß die Poesie eine herrliche Eingangspforte in das Herz der geistigen Eigenthümlichkeit eines Volkes öffnet. Freilich, sie öffnet sich auch im Ganzen leicht; größere Schwierigkeit macht tieferes Eingehen auf die innerste Denkungsart einer Nation und erfordert die Erkenntniß der fremden Wissenschaft. Diese erst lehrt den Volksgeist vollkommen verstehen. Die Bekanntschaft mit der auswärtigen schönen Literatur muß schon gemacht sein, ehe die mit der Wissenschaft versucht werden darf. Wagt sich nun ein Werk mit dem gedachten Titel und dem gedachten Inhalte auf den Markt des Geisterverkehres hinaus, so bleibt, nicht trotz, sondern gerade wegen jener Posaunenstöße der Kritik, die Vermuthung aufrecht, daß es dem Herausgeber nur auf eine präliminarische, rein einleitende und vorläufige Annäherung an das fremde Sprachgebiet ankommt. Wir befinden uns erst auf der Schwelle der Gränze.

Sehen wir jetzt den zarten Punkt der Wahl des Stoffes als überwunden an, so muß die französische Literatur Herrn Frout de Fontpertuis allerdings Dank wissen, daß er innerhalb der Belletristik des Auslandes einen Dichter wie den wackren Vläming Hendrik Conscience an die Spitze seiner Studien gestellt hat. Conscience ist bei uns in Deutschland ein volksbeliebter Name, sollte er es nicht auch in Frankreich werden können? Es möchte vielleicht dem Geiste unserer romanischen Nachbarn recht heilsam sein, wenn die Dichtungen eines so kernig germanisch gesinnten Mannes jenseits der Ardennen einen Kreis von Freunden sich eroberten. Leben wir doch im Zeitalter der „Dorfgeschichten," wo das ländliche Idyll mit seiner schlichten Unbefangenheit der großstädtischen Ueberfeinerung und Verderbniß entgegenwirken soll. Fände die belgische Reaction gegen das Pariserthum, vlämische wie wallonische — und letztere ist, wie diese Blätter in Nr. 20 vom 16. Mai dieses Jahres bezeugten, dem Geiste des demi-monde auch nichts weniger als zugethan — in Frankreich ihren Wiederhall, so hätte die Vorsehung damit ein Stückchen Wiedergeburt der „großen Nation" bewirkt.

Herr Frout de Fontpertuis hat die „Scenen aus dem flandrischen Leben" als Charakterbeispiele für die Dichtweise des vlämischen Romanschreibers und Novellisten herausgegriffen, und nicht unglücklich. Ein Meister in der Malerei der kleinen Dörflerwelt muß nicht nach großen, weiten Umrissen beurtheilt werden, man trifft ihn dort in seinem eigensten Wesen, wo er all' seine poetische Kraft in knappem Rahmen zusammenraffen darf. Die allerliebsten Bilder: „Rosa, die Blinde," „der Geizige" und „der Herbergswirth" lassen allerdings den ganzen Hendrik Conscience erkennen. Diese drei Dorfgeschichten sind in Deutschland, Dank unseren Uebersetzungsfabriken, bekannt genug; es wäre überflüssig, ihren Inhalt ausführlich anzugeben. Merkwürdig ist darin jene lebenswahre Melancholie, wie solche, sehr im Gegensatz zu der künstlichen Empfindsamkeit unserer romantischen Lyriker, ähnlich wie in den Volksliedern sich abspiegelt. Der arme Jan Staëts, der „zur Franzosenzeit als napoleonisches Kanonenfutter von dannen zog" und nach dreißig Jahren zurückkehrt in sein Dorf und Niemanden mehr kennt unter den jetzigen Einwohnern seiner Heimat, und von dem einzigen Jugendfreund, der sich seiner noch erinnert, erfahren muß, daß Rosa, das Weib seines Herzens, blind geworden ist in der langen Spanne der Trennung — dieser Jan Staëts ist keine willkürliche Erfindung, er ist, gleich dem dörfischen Geizhals und Wucherer, der das Opfer eines habgierigen Schurken wird, und dem dörfischen Obenhinaus, dem eitlen, hochmüthigen Baas Gansendonck, der sein Goldkind Lisa gar zu gern in eine Baronin van Bruinkasteel verwandelt sehen möchte, eine leibhaftige Person aus der Wirklichkeit, greiflich und nicht anders denkbar als man sie anschaut.

Conscience hat seine Befähigung als Volksdichter so glänzend bewährt, daß wir wohl berechtigt sind, diese volksthümliche Seite seines Wesens als die bedeutsamste anzunehmen, welche auch seinen historischen Romanen erst ihren Halt und ihre Weihe giebt. Sollte also der französische Kritiker z. B. den „Jakob van Artevelde" nicht gelesen haben, wie dies fast scheint, so hätte er immerhin keinen großen Fehler begangen, die Muse unseres Conscience in das belgische Land- und Volksleben aufgehen zu lassen, denn Conscience steht mit seinem Schwerpunkt auf dem Boden der Gegenwart seines vlämischen Vaterlandes.

Uns will es ein wenig befremdlich dünken, daß an Hendrik Conscience Herr Frout de Fontpertuis die russischen Schriftsteller Puschkin und Gogol gereiht hat. Es fehlt hier ein Mittelglied; Belgien und Rußland liegen trotz Eisenbahnen und Dampfschifffahrt einander doch gar zu fern! Wir können keinen andern Vergleichungspunkt entdecken, als daß auch Puschkin und Gogol volksthümlich sein wollen. In wie weit das in Rußland schon möglich ist, wo die Lesewelt einen sehr geringen Bruchtheil der Nation ausmacht und sich meist auf die französirten und germanisirten höheren Gesellschaftskreise beschränkt, bleibe in Ermangelung eines Zeugenbeweises durch lesewüthige Kosacken oder Vormals-Leibeigene ununtersucht! Aber, daß wir es nicht vergessen, Eins noch hat die russische mit der vlämischen Literatur gemein: die Jugend. Beide datiren erst aus

* Études de littérature étrangère, par Adalbert Frout de Fontpertuis, chef de division à la préfecture de la Haute-Loire. 1 vol. in 8. Le Puy, Marchesson et Jaquet-Chauve. 1860.

diesem Jahrhundert. Das russische Schriftenthum hat zwar in der kurzen Frist seines Daseins viel an den Schicksalen seiner Verkündiger erleben müssen. Es ist den armen Dichterseelen mit ihrer Begeisterung recht übel ergangen. Rylejev starb 1825 als Verschwörer am Galgen, Puschkin, 38 Jahr alt, im Duell, Gribojedov ward in Teheran ermordet, Lermontov, den sein Schmerzensschrei über das geheimnißvolle Ende Puschkin's in den Kaukasus verpflanzt hatte, fiel dort, erst dreißig Jahr alt, im Zweikampf, Wenewitinov ging an den Unbillen der „Gesellschaft" zu Grunde, Koltzov starb mit 23 Jahren an Familienkummer, Belinski verlor bei 35 Jahren durch Hunger und Elend sein Leben, Dostojeffy ward, 22 Jahr alt, für immer nach Sibirien verbannt, und Gogol endete durch Selbstmord nach 43 Sommern — oder Wintern! Die orientalisirende Reactionsepoche des altrussischen Nikolaus I. hat kaum beklagenswerthere Opfer gefordert.

Betrachtet man inzwischen die gegebenen Kulturverhältnisse Rußlands, so lehrt schon der flüchtigste Blick auf dieselben, daß der wahre Fruchtboden für die Schöpfungen künstlerischer Freiheit noch gänzlich fehlt. Nur Ein großes Dichtwerk vermag dort nothdürftig zu gedeihen: das strenge Herrschergebot des Monarchen: Ihr sollt civilisirt sein! Das, glauben wir, ist die ganze, die Alles absorbirende Tragik der russischen Poesie. Wenn ein Volk in die Bildung und Sitten des Abendlandes erst „hineingedrillt und hineingeprügelt" werden muß, wenn blos der stete Anblick von Knute und Korporalstock den Rückfall in den Asiatismus verhütet und andererseits die gebildet sein wollenden Stände, wie solches der geistreiche Schédo-Ferotti schwer beklagt, aber doch nach der natürlichsten Logik: aus Mangel heimischer Kultur, in sklavischer Nachäffung des formalen Franzosenthums sich gefallen, — wo in aller Welt ist da der Heimatgrund für eine nationale Dichtung? Was den Schein davon darbietet, das verdankt seinen Bestand nur dem Zorn subjectiver Opposition gegen das militärisch-büreaukratische Drillregiment, nicht eine innere Nothwendigkeit hat es hervorsprudeln lassen. Man verzeihe uns also, wenn wir das Dasein wahrhafter Poesie in Rußland bezweifeln.

Herr Frout de Fontpertuis hat als Probe der Leistungen Puschkin's dessen Novelle: „Die Hauptmannstochter" herausgesucht, auf die schon Louis Viardot die Franzosen aufmerksam gemacht hatte. Die Novelle spielt in der Zeit des Aufstandes von Pugatscheff, welcher zur Schürzung der Katastrophe beiträgt. Ein junger Offizier Namens Grineff ist der Held der Erzählung, den väterliche Erziehungsmaxime auf einen Gränzposten, Bielogorsk im Orenburgischen, verweist, wo er den „Dienst" erlernen soll. Hier verliebt er sich in die reizende Marie, die Tochter des Stations-Kommandanten Mironov, und wird von ihr gegen seinen Nebenbuhler Chwabrin begünstigt. Allein der Vater des Helden willigt nicht in die Verbindung mit der Hauptmannstochter, und plötzlich wird die kleine Festung von Pugatscheff überfallen und genommen, Grineff kommt zwar wegen einer dem Usurpator vormals geleisteten Wohlthat mit dem Leben davon, muß aber erfahren, daß Chwabrin als Lohn für Verrätherei das Kommando der Festung von Pugatscheff erhält und nun Marie zur Heirat zwingen will. Es gelingt zwar Grineff, seine Braut aus den Armen des Herrn von Bielogorsk zu befreien und mit Hülfe eines Geleitsbriefes von Pugatscheff sie mit sich zu nehmen; aber der Glückliche, der ohne Erlaubniß aus Orenburg sich entfernt hatte, wird als Ausreißer und Verräther von den Kaiserlichen festgenommen und hat die Todesstrafe vor Augen, als Marie Mironov sich Katharina II. zu Füßen wirft und durch Darlegung der schuldigen Ursachen die Begnadigung ihres Geliebten erlangt, den sie unverweilt heiratet.

Wer eine Bestätigung unseres obigen Urtheils verlangt, dem ist sie bereits in dieser kleinen Skizze gegeben. Was führt die Katastrophe auf den Gipfel? Nichts anderes, als ein dienstliches Disciplinarvergehen! Also ein Frevel gegen die Militair-Hierarchie! Eine haarsträubende Sünde in einem Staate, wo das „Reglement" das höchste Gesetz ist und vorläufig sein muß! Welche Tragik des Reglements!

Aber Herr Frout de Fontpertuis will uns für diesen Mangel an künstlerischer Freiheit entschädigen, und versetzt uns in die wildromantische Steppenluft des Taraß Bulba jenes unglücklichen Gogol. Taraß Bulba ist ein Pulkownik der Zaporoger Kosacken, zur Zeit, als sie noch nicht zu den Türken übergetreten waren, sondern noch bald zu Polen bald zu Rußland hielten. Kampf und Reiterthat ist sein Element, seine Söhne Ostap und Andry, welche in Kiew studirt, will er auch zu echten Kosacken erziehen. Um sie im Felde zu üben, zettelt er einen Streit mit Polen an, man belagert Dubno und bringt die Belagerten zur Hungersnoth. Da stellt sich eines Nachts dem jungen Andry ein Weib dar, in welchem er die Dienerin einer jungen schönen Polin erkennt, die er einst zu Kiew geliebt. Alles Andere über seine Liebe vergessend, folgt er der Magd nach Dubno, wird der Feind der Seinigen und treibt an der Spitze der polnischen Husaren seine früheren Kameraden in die Flucht. Doch plötzlich wirft sich ihm Taraß Bulba, sein Vater, im Handgemenge entgegen, befiehlt dem Sohn abzusteigen und tödtet ihn ohne Besinnen auf der Stelle. Andererseits geräth Ostap in die Gefangenschaft der Polen. Kaum von schweren Wunden geheilt, versucht Taraß, aber vergeblich, ihn zu befreien; einzig gelingt ihm, verkleidet der Hinrichtung des Sohnes beizuwohnen. Nun macht er einen furchtbaren Einfall in Polen und sprengt Blut und Flammen vor sich her. Endlich stirbt er selbst auf dem Scheiterhaufen, Flüche über die Sieger auf den Lippen und mit der Mahnung an die Kosacken, sich seiner rächend zu erinnern.

Sollen dies Züge aus dem russischen Volksleben sein, so sehen sie eher wie Bilder aus dem Räuberleben aus, und obgleich urwüchsige Ueberkraft, also etwas von Ursprünglichkeit, hier nicht wegzuleugnen ist, so strahlt doch der Tummelplatz wüster Leidenschaft und des Faustrechts ein grelles Wetterlicht aus, das neben der Urwüchsigkeit auch die Rohheit beleuchtet. Zwar sind die Kosacken, wovon Herr Frout de Fontpertuis wohl keine Ahnung hat, als Ruthenen nicht recht eigentliche Russen, inzwischen gehen letztere dem altrussischen Bauern an Bildung noch voran und man erfährt immerhin durch solche Geschichten, wie es auf Rußlands Fluren aussah, ehe Zaar Peter auf den unvermutheten Gedanken kam, sein Volk werde ein civilisirtes Volk! Man muß jetzt, wie der Dichter Gogol, zurückgreifen in die Wildniß, um ungebundenes, ungedrilltes „Volksleben" zu gewinnen.

Das Ueberwinden der urwüchsigen Rohheit ist nicht leicht. Namentlich nicht das der Rohheit des Gemüths. Uns deutsche Seelen berührt es höchst peinlich, wenn Gogol die „Denkwürdigkeiten eines Wahnwitzigen" ausmalt, wenn er uns den Hirnprozeß eines kranken Gehirns in der furchtbaren Tragikomik der tollen Einbildung vorführt. Die Poesie rankt sich am Baume der Schönheit empor, nicht an den Pfosten eines Irrenhauses. Wo wohnt in diesen Gräßlichkeiten die Ruhe der Schönheit und das ebene, bewußte Maß? Eine Irrenstation als Schauplatz der Dichtkunst ist selber eine Verirrung, sowohl des Verstandes als des dichterischen Herzens.

Wir übergehen die Darlegung der dritten Probe von Gogol's Poesie, die Herr Frout de Fontpertuis ausgewählt: das phantastische Märchen „der Gnomenkönig." Es hat vor seinen Schwestern in Tausend und eine Nacht nichts voraus. Phantasie läßt sich dem leidenschaftlichen Gogol nicht absprechen, der in einem Anfall bittersten Unmuths den Schluß seines, wie man sagt, originellsten Werkes, „die todten Seelen," in's Feuer geworfen hatte. Allein die glühendste Phantasie schafft noch keinen wahrhaften Dichtergeist. Dazu gehört noch ein feinfühlendes Herz, Ruhe und bewußte Klarheit der Auffassung, ein schlichter und doch für alle Schönheit warm empfänglicher Sinn. Und am ersten innerliche Freiheit von den Schranken der Außenwelt. Man betrachte die russischen Dichter, ob sie dies letzte Erforderniß erfüllen, frage sich, ob sie es erfüllen können! Die Antwort ergiebt sich von selbst. Herr Frout de Fontpertuis kann uns keines Besseren belehren. Denn sein Enthusiasmus für die wilde Ungebundenheit und den Kampf à tout prix in Gogol hat einen subjektiv-französischen Beweggrund; es ist der innerlich ungestillte Durst der sich gefesselt fühlenden Revolution, der die inneren Seelenschlachten nach Außen, in's Freie hinüberträgt.

Schweden.

Deutsche Skizzen aus Skandinavien.*

VI.

Gothenburg.

Diese wichtige Handelsstadt erreicht man von Helsingborg aus auf dem Dampfschiffe in etwa 24 Stunden. Während der Nacht bleibt das Schiff in der Regel in Halmstadt, einem kleinen Küstenplatze an dem Ausflusse der Nissaån.

Bemerkenswerth auf dieser Fahrt sind die am Ausgange des Sundes in das Kattegat steil aus dem Meer emporsteigenden Kullen, Berge, die von keinem grünen Halme bewachsen, nur durch die auf der äußersten Spitze befindlichen Leuchtthürme einiges Leben zeigen, und mit ihrem düsteren, starren Granit schon an jene schauerlichen Felsen-Einöden erinnern, an denen Schweden so reich ist.

---

*) Vgl. Nr. 27 des „Magazin."

Denselben Eindruck macht auch die Umgebung Gothenburg's von der Seeseite. Fährt man in den Meerbusen ein, an dessen innersten Winkel der Platz liegt, so begreift man nicht, welcher Wahn den Mann bethört hat, der in diesem traurigen, von der Natur scheinbar so sehr vernachlässigten Erdwinkel eine Stadt anlegte. Diese ganze Bucht ist eingefaßt von grauen, nackten Granitbergen. Unabsehbar reiht sich einer an den andern. Hier findet kein Baum, kein Strauch die geringste Nahrung; keine Blume treibt hier Blüthen, kein Grashalm findet Boden, um zu wuchern. Man glaubt sich in einer Wüste. Ein Stück angeschwommenes Holz, ein todter Fisch bringt allein Abwechselung in dieses ewige Grau.

Der Eingang in die Bucht und in den Hafen wird durch das Fort Ny Elfsborg vertheidigt, das auf zwei der vielen kleinen, vor dem Hafen aus dem Meere emporsteigenden, scheerenartigen Inseln erbaut ist. Hat man dieses Fort hinter sich, so gewinnt das Wasser an Leben. Große Handelsschiffe haben hier Anker geworfen; stattliche Dreimaster ragen unter den übrigen Fahrzeugen empor; Dampfschiffe von den verschiedensten Größen, von dem mächtigen Lastschiffe an, bis zu der kleinen, eleganten, nur wenige Personen fassenden Jacht, kreuzen umher, oder liegen unbeweglich vor Anker, ihre schwarzen Schornsteine, die gewaltigen Obelisken der Neuzeit, emporstreckend. Je näher Gothenburg heranrückt, je enger sich die Bucht zusammenschließt, desto bunter, desto großartiger wird das geschäftige Leben.

Da liegt Gothenburg, ein Steinmeer in ein Felsenmeer gesenkt. Noch immer entdeckt das Auge keine Spur von Vegetation. Der glatte, graue Granit scheint die Stadt von allen Seiten einzuschließen.

Das Dampfschiff legt an, und Steuerbeamte nehmen den Reisenden in Beschlag. Nachdem der Fiskus sein Recht gewahrt, eilen wir in das in der Nähe des Hafens belegene, in jeder Beziehung empfehlenswerthe Hôtel garni, um uns zunächst von den Beschwerden der Reise, von der auf dem Kattegat fast unvermeidlichen Seekrankheit zu erholen.

Dann in die Stadt.

Sie ist ohne Zweifel die am schönsten gebaute Stadt Schwedens. Regelmäßig und großartig in der Anlage, geschmackvoll, wenn auch nicht prächtig in den einzelnen Bauwerken, macht Gothenburg einen außerordentlich günstigen Eindruck. Allein das Nützlichkeits-Prinzip, das man bei der Gründung befolgt hat, läuft dem Schönheits-Prinzip bei weitem den Rang ab. Jede, nur einigermaßen bedeutende Straße — und es giebt nur wenige unbedeutende — ist mit einem schiffbaren Kanale versehen, der in der Mitte läuft und freigebig mit Brücken ausgestattet ist, so daß der Verkehr auf den Straßen selbst nicht im Geringsten gestört wird. Der Nutzen dieses Kanalsystems springt sofort in die Augen, wenn man die unmittelbaren Beziehungen der Kanäle mit den Häusern beobachtet. Zunächst natürlich sind diese Kanäle zur Benutzung für den großartigen Handel bestimmt, welcher hier zu so hoher Blüthe gediehen ist, und in dieser Beziehung sind sie außerordentlich wichtig. Allein auch in jeder anderen Hinsicht erleichtern sie den Verkehr, wie denn z. B. das Material zu allen Bauten innerhalb der Stadt zu Schiff bis unmittelbar an den Bauplatz geschafft werden kann.

Vor allem aber ist die Lage der Stadt an dieser, fast ohne alle künstliche Anlage zum Hafen umgeschaffenen Bucht und an der hier einfließenden schiffbaren Göthaelf von einer Wichtigkeit, für welche nur der hier getriebene große Handel als angemessener Maßstab dient.

Dem Gründer dieses Handelsplatzes, dem großen Gustav Adolph, haben die Bürger Gothenburg's auf dem Börsenplatze ein schönes Denkmal gesetzt. Niemand hatte auch eine näher liegende Veranlassung, eine größere Verpflichtung, diesem Könige nachträglich eine solche Ovation darzubringen, als sie. Denn der gegenwärtige Wohlstand der Stadt und ihrer Bürger ist sein Werk. Deshalb wäre es zu wünschen, wenn man, anstatt der Statue des Königs alle Attribute des großen Feldherrn beizulegen, in derselben den Friedenstalenten dieses Fürsten, welche er hier in so schlagender Weise bewiesen hat, mehr Ausdruck verschafft hätte.

Das Denkmal ist von Fogelberg modellirt und in München gegossen. Der erste Guß ist bei der Ueberfahrt nach Schweden, in Folge eines Unglücks, das dem Schiffe zustieß, eine Beute des Meeres geworden. Bremer Schiffern gelang es, die Statue aufzufinden. Man war bereit, sie gegen Erstattung der Hebe- und Transportkosten an Gothenburg auszuliefern. Diese Kosten scheinen jedoch nach modernem Maßstabe berechnet und gewaltig hoch gegriffen gewesen zu sein. Kurz, Gothenburg verweigerte die Zahlung, und Bremen blieb im Besitz des Gutes. In München aber wurde der Guß eines zweiten Exemplars veranstaltet, das dieses Mal ohne Unfall auf seinen Platz gestellt werden konnte.

Verfolgt man die Hauptstraße — Hamngatorna — nach Osten zu, so wird das Auge endlich durch grüne Bäume erquickt, die, auf einer Insel des Straßen-Kanals, des sogenannten großen Hafens, schön aufgewachsen und wohl erhalten, hier eine Art Promenade bilden. An den Ausgangspunkt dieser die ganze Stadt durchschneidenden Straße reihen sich nun auch wohlangelegte Gärten und eine kleine Parkanlage, in deren schattigen Hainen man einige schön gebaute, den Geschmack der Gothenburger ehrende Landhäuser erblickt. Auch das neue Theatergebäude, ein wahrer Tempel der Kunst, schmückt diese Oase in der Felsenwüste, und man hat hierdurch die Kunst mit der Natur recht sinnig in Verbindung gebracht.

Weiterhin nach der Landseite zu trifft man einige alte, unbedeutende Festungswerke, welche, wie es scheint, mehr aus Pietät, als aus Nützlichkeits-Rücksichten noch erhalten werden. Von hier ab aber dehnt sich die Granitwüste wieder in scheinbar unbegränzte Fernen aus.

Gothenburg hat etwa 40—50,000 Einwohner und ist nur Handelsstadt. Die Kunst hat bisher nur ein sehr karges Asyl gefunden ungeachtet der große Reichthum, welcher die Mehrzahl der Bürger auszeichnet, hier glänzende Beweise seines edelsten Berufes, das Leben durch die Kunst genießbar zu machen, ablegen könnte. — Musik ist, wie in ganz Schweden, so auch hier, sehr schlecht vertreten; und was das Theater betrifft, so rangen zwar während meiner Anwesenheit zwei Gesellschaften nach der Palme des Ruhms, die eine im alten, die zweite im neuen Theater; allein nach competentem Urtheile dürften beider Leistungen kaum nach dem Maßstabe unserer ambulanten Provinzial-Gesellschaften zu messen sein. — Nachdem man der Thalia einen so schönen und kostbaren Tempel gebaut, wird man auch für würdige, befähigte und eifrige Priester sorgen müssen.

Kunstsammlungen sind mir nicht bekannt geworden.

Auch in Bezug auf Fabriken zeichnet sich Gothenburg nicht sonderlich aus. Zwar giebt es, außer einer Baumwollenspinnerei, mehrere Maschinenbau-Anstalten, welche von dem Unternehmungsgeiste ihrer Gründer (der eine ist Deutscher) ein vortheilhaftes Zeugniß ablegen; allein sie decken vielleicht nicht einmal den Bedarf des Platzes, und kommen daher bei Charakterisirung der Stadt nur beiläufig in Betracht.

An wissenschaftlichen Instituten besitzt Gothenburg ein Gymnasium, das sogenannte Galmer'sche Institut, ein Handelsinstitut und eine Navigationsschule.

Der Speculationsgeist, der hier so reiche Nahrung findet und so ergiebig Früchte trägt, hat die Bevölkerung Gothenburg's zu einer sehr gemischten gemacht. Namentlich haben sich Engländer und Deutsche in großer Zahl hier angesiedelt. Die Deutschen besitzen eine besondere Kirche, deren Gründung bereits im Jahre 1748 erfolgte; sie bilden Vereine, in welchen die Anhänglichkeit an das Vaterland gepflegt und die wissenschaftliche Ausbildung des deutschen Elements gefördert wird. Indeß wird hier, abgesehen natürlich vom Schwedischen, mehr die englische als deutsche Sprache als Verkündigungsmittel bei dem Verkehr mit den Fremden benutzt. Mit französischer Sprache, die überhaupt nur in den höheren Kreisen der Gesellschaft sich einheimisch zu machen gewußt hat, kommt man in Gothenburg gar nicht durch.

Deutschen Reisenden möchte ich die deutsche Konditorei in dem Börsengebäude als in jeder Beziehung vortrefflich, und auch die ebenfalls deutsche Konditorei in den unteren Räumen des oben erwähnten Hôtel garni empfehlen.

Um von hier in das Innere des Landes zu reisen, kann man sich jetzt dreier Wege bedienen, welche sämmtlich ihren Ausgangspunkt in Stockholm haben. Zunächst führt eine vortreffliche Chaussee zu Lande mitten durch Schweden; demnächst ladet der Kanalweg mit bequemer und angenehmer Dampfschifffahrt ein; endlich dringt vom 1. Septbr. d. J. ab von hier aus die Lokomotive in dieses Land, das in seinem primitiven Charakter mit diesem Mauerbrecher der Kultur so wenig im Einklange steht.

Ich wählte den Kanalweg und ihm sei der nächste Abschnitt gewidmet.

Rußland.

Die junge russische Literatur und die alten russischen Beamten.

Eine Uebersicht der russischen Belletristik des Jahres 1858, welche die „Baltische Monatsschrift" nach dem russischen Almanach „Utro" (der Morgen) mittheilt, macht darauf aufmerksam, daß seit drei Jahren in der russischen Literatur die Begeisterung für politisch-soziale Fragen vorherrschend sei, während sich in Bezug auf alle rein literarischen und gelehrten Gegenstände die entschiedenste Gleichgültigkeit zu erkennen gebe. Diese

Richtung soll indessen nicht erst mit dem Regierungs-Antritte Alexander's II. eingetreten, sondern vielmehr schon einige Jahre vorher vorbereitet gewesen sein. Im Anfange der fünfziger Jahre äußerte sie sich freilich nur negativ: die meisten Schriftsteller beobachteten nämlich ein hartnäckiges Schweigen, was man bei einer alten Civilisation für den anbrechenden Verfall hätte halten müssen; „für die junge russische Literatur war es nur die Krankheit des Wachsthums.“ Unter der Regierung Alexander's II. kam ein neues Leben in die Literatur, die sich mit unglaublichem Feuereifer auf alle sozialen Fragen warf. Ihren Gipfel aber erreichte diese praktische Tendenz, als die Regierung selbst die Verbesserung der bäuerlichen Verhältnisse anregte. Schon lange hatten die edelsten Männer davon geträumt; jetzt wurde der Traum plötzlich zur Wirklichkeit. „Wie viele Hoffnungen,“ sagt der russische Verfasser dieser Uebersicht (Hr. B. N. Almasov), „erweckte der Gedanke an das neue Leben, das unserer jüngeren Generation wartet! Welche Lust zur Thätigkeit war in einigen tausend Köpfen geweckt, die bisher unthätig geschlummert hatten! Die große Frage der Befreiung der Leibeigenen stand in enger Verbindung mit vielen anderen, und schon reden die russischen Journale von nichts, als Bestechlichkeit, Oeffentlichkeit, Branntweinpacht, Aktien-Gesellschaften, Bauergütern, Eisenbahnen rc.

„Aber wie berechtigt auch diese neue Thätigkeit sei, die eigentliche Poesie nimmt jetzt nur noch die zweite Stelle ein. Wo jetzt noch ein Lied gesungen wird, ist es dem Gesange der Arbeiter beim Baue eines neuen Hauses vergleichbar; die Arbeit ist die Hauptsache, der Gesang soll sie nur erleichtern und erheitern. Darum sind jetzt fast alle Werke der russischen Literatur vom Geiste der Nützlichkeits-Theorie durchdrungen und beschäftigen sich mit den Angelegenheiten der bürgerlichen Gesellschaft. Darum singen unsere Dichter nicht blos um zu singen, wie vor Alters, sondern sie singen nach Art des Tyrtäus. Aber wenn auch die reine Kunst darunter leidet, so müssen ihre Verehrer doch im gegenwärtigen Augenblicke Alles ohne Murren ertragen, ja sogar der jetzigen Richtung ihre ganze Sympathie schenken. Wer das Vaterland liebt, muß an diesem edeln Streben Antheil nehmen.“

Aus einer Gedicht-Sammlung von Mey wird folgender Vers mitgetheilt, der, obwohl er in der Uebertragung des ursprünglichen Versmaßes und des Reimes entbehrt, doch immer noch einen charakteristischen Werth hat:

„O, es ist Zeit, dich frei anzustimmen, du russisches Lied — Du frommes, du siegreiches, du herrlich freies — Du in Städten, in Dörfern, auf Feldern gesungenes — Du in Sturm und Unglück geborenes — Du mit Blut und Thränen getauftes, gebadetes — O, es ist Zeit, dich frei anzustimmen, du russisches Lied. — Nicht von selbst hast du dich zu Sang und Wort zusammengefügt — Im Schnee und Regen zwischen den Hütten bist du entsprungen — Im Rauche der Brandstätten bist du entstanden — Auf feuchten Gräbern hat dich Schneesturm zusammengeweht.“

Doch was vermag die junge Generation der Dichter und der vorwärts strebenden Schriftsteller gegen eine so tief eingewurzelte, über das ganze Land verbreitete Beamten-Corruption, wie die russische? Mit Berufungen auf das Ehrgefühl ist da nichts zu erreichen, wo dieses Gefühl niemals gekannt war, oder völlig abgestumpft ist. Ein gut unterrichteter russischer Korrespondent der Augsb. Allg. Zeitung schrieb kürzlich aus St. Petersburg: Bei Gelegenheit der rasch hinter einander folgenden Nachrichten von Selbstmorden hoher Staats-, Verwaltungs- und Militairbeamten aus Wien, sagte hier eine unserer höchsten Personen in voller Comité-Sitzung: „Welches glückliche Land ist doch dieses Oesterreich! Dort schneiden sich Generale noch den Hals ab, wenn sie Unterschleife gemacht haben!“

Jenes Ehrgefühl, das selbst dem Verbrecher, der den höheren Ständen angehört, nicht mehr Ruhe läßt, zu leben, fehlt unter den russischen Staatsbeamten. Unsere liberalen Schriftsteller (fügt jener Korrespondent hinzu), die diese traurige Thatsache weder leugnen können, noch vertuschen wollen, pflegen darüber mit der Bezeichnung „Tatar-Schtschina“ hinwegzugehen, mit welchem Worte eben Alles bezeichnet werden soll, was dem russischen Volke seit der Tataren-Herrschaft eingeimpft worden und eigenthümlich wurde. Das übereifrige Bücken vor Vornehmen — Tatar-Schtschina! die wsättki (Trinkgelder, Douceurs, Händedrücke mit zurückbleibenden Papier-Rubeln) — Tatar-Schtschina! die wegwerfende Behandlung Niederer und Untergebener — Tatar-Schtschina! damit beruhigt man sein Gewissen und seinen Nationalstolz, aber — man bessert die Sache nicht. Was ist nicht seit dem Regierungs-Antritte des Kaisers Alexander II. Alles gegen die wsättki in jeder Form — vom Zehnkopekenstück bis zum Kreditbillet von fünfhundert Rubel — gesagt, gedruckt, gezeichnet, auf der Bühne dargestellt worden! Die Zeitungen dürfen ungehindert eklatante Fälle erzählen; der Novellist und Romanschreiber wählt seit fünf Jahren seinen Stoff aus dieser Sphäre voll Fäulniß; der dramatische Schriftsteller kann nur dann auf eine glänzende Aufnahme seines Stückes zählen, wenn er (wie Gogol in seinem „Revisor“) bekannte Liebhaber des wsättki portraitirt; ja, jeder Zuschauer nennt im Kreise seiner Bekannten zehn Originale, die der Theaterdichter gewiß hat kopiren wollen; Isskra (der Kladderadatsch von Petersburg) portraitirt sogar durch Holzschnitte von beleidigender Aehnlichkeit die Bestechlichen — gleichwohl bleibt Alles beim Alten. Es wird nach wie vor gegeben und genommen, und kein Lustspiel, keine Satyre, keine Karrikatur kann sich bisher des Wahlspruches rühmen: „ridendo castigat mores.“ Jedermann weiß, daß die niederen Beamten aller Verwaltungs- und richterlichen Behörden so schlecht bezahlt sind, daß sie hungern oder nehmen müssen; Jedermann weiß, daß das Formenwesen unserer Behörden nicht allem für das Publikum, sondern auch für die Beamten erdrückend ist, und wenn man seine Angelegenheit nur beeilt haben will, so macht man dem Beamten unzweifelhaft schon größere Arbeit, die durch Douceurs zu vergüten an und für sich gar nicht unbillig ist. Das Thema ist denn nun auch nach fünfjähriger Ausbeutung so „ekel, schal, flach und unersprießlich“ geworden, daß man schon nichts mehr davon hören, lesen und darstellen will. Immer dreht es sich in demselben vitiosen Zirkel. Statt die Verwaltungsförmlichkeiten, die Viel- und Alles-Regiererei abzustellen, dadurch die Schreiberei zu vermindern, die Zahl der Beamten zu reduziren und die Uebrigen dann auskömmlich zu besolden, bleibt man dabei, einzelne eklatante Fälle zu bestrafen, sie bekannt werden zu lassen und in dem Einen Falle Abhülfe zu schaffen. Nach keiner Richtung hin macht sich die Phrase bei uns so breit und zeigt sich dabei so ohnmächtig, als nach dieser.

„Die Morgendämmerung.“

Eine russisch-jüdische Zeitschrift.

Vor Kurzem wurde in russischen Blättern das Erscheinen eines neuen Journals angekündigt, als dessen Herausgeber sich die Herren Rabinowitsch und Tarnopol in Odessa nannten. „Dieses Journal,“ bemerkten sie unter Anderem in ihrem Programm, „ist vorzugsweise den Interessen der Hebräer* in Rußland und dem Königreiche Polen gewidmet. Es soll alle Eigenthümlichkeiten und alle bemerkenswerthen Erscheinungen im materiellen, sozialen, geistigen und sittlichen Dasein der Hebräer zergliedern, dem versteckten Obscurantismus entgegenwirken und gesunde, zeitgemäße Ideen verbreiten. Die Redacteure werden sich in jeder Weise bestreben, ihr Journal für die Hebräer zu einem Organ der Selbstkenntniß und Vervollkommnung zu machen, zu einem Organ, in welchem jeder verständige und wohlmeinende Hebräer die verschiedenen Bedürfnisse und Forderungen seiner Genossenschaft vor die Oeffentlichkeit bringen kann, ebenso wie jeder unparteiische und wahrheitliebende Christ seine Bemerkungen über das Leben, die Sitten und die Gewohnheiten der Hebräer darin wird niederlegen können. Dem ganzen großen russischen Publikum und der Regierung selbst wird es hoffentlich ein bequemes und zuverlässiges Mittel gewähren, sich näher über die heutigen Zustände, Interessen und Bedürfnisse der Hebräer in Rußland zu unterrichten.“ Unter den Mitarbeitern wird der berühmte jüdische Geschichtschreiber Dr. J. M. Jost erwähnt.

Von diesem Journal (Wochenblatt) liegt uns nun die erste Nummer vor** — ein zwei Bogen starkes, sauber ausgestattetes Heft, das der Druckerei (L. Nitsche in Odessa) Ehre macht. Es beginnt mit einer Uebersicht der neuesten Ereignisse in der dortigen israelitischen Gemeinde, in der die Ankunft eines neuen Rabbiners, des Dr. Schwabacher aus Lemberg, „eines Mannes von europäischer Bildung und mit einem europäischen Namen,“ großes Interesse zu erregen scheint. Wir erfahren daraus, daß es auch unter den Odessaer Juden „Fortschrittsmänner“ und „Konservative“ giebt, obwohl, wie der Artikel hinzufügt, „die beiden Parteien sich keineswegs scharf von einander absondern, indem weder von der einen Seite ein ungestümes Drängen nach Vorwärts, noch von der anderen eine besondere Vorliebe für das Hergebrachte sich bemerklich macht.“

---

* In der russischen offiziellen Sprache werden die Israeliten stets als Евреи, Hebräer, und nicht als Жиды, Juden, bezeichnet, welches letztere für einen Schimpfnamen gilt. Eine russische Zeitschrift, welche unlängst Artikel im Sinne des Berliner „Volksblatts“ und der Wiener „Kirchenzeitung“ brachte und darin immer von Жиды sprach, erregte hierdurch solchen Unwillen, daß sie sich deshalb förmlich entschuldigen mußte.

** Разсвѣтъ, органъ русскихъ Евреевъ. Mit dem Motto: „Und Gott sagte: Es werde Licht!“ Gen. 1, 3. Ausgegeben am 27. Mai (8. Juni) 1860.

Es folgt: eine Uebersicht der seit 1855 stattgefundenen Veränderungen in der Lage der russischen Hebräer, von Herrn Tschazkin (Mitarbeiter an dem Russkji Wjestnik), ein Schreiben aus Igumen in Lithauen, ein kritischer Artikel über die jüdische Journalistik des Auslandes, in welchem auch des seltsamen Umstandes gedacht wird, daß „mitten in dem Schooße der europäischen, oder vielmehr der allgemein menschlichen Civilisation, sich die mittelalterliche Unduldsamkeit in den heiseren Stimmen solcher Herren wie des preußischen Feudalen Graf Saurma von und zur Jeltsch, oder der Oesterreicher Quirin Endlich, Justus Anonymus, Sebastian Brunner und Schmitt vernehmen läßt" — schließlich ein Gedicht zur Verherrlichung der Morgenröthe (Разсвѣтъ), welche endlich über die russischen Juden hereingebrochen ist, und eine Novelle aus dem jüdischen Volksleben, von Herrn Rabinowitsch, der schon längst in der russischen Literatur durch seine in verschiedenen Petersburger und Odessaer Publicationen erschienenen Erzählungen und Sittenschilderungen vortheilhaft bekannt ist. Ueberhaupt möchte bei dieser Gelegenheit die Bemerkung nicht überflüssig sein, daß auch die russischen Juden, trotz des auf ihnen lastenden Drucks, den Sinn für Kunst und Wissenschaft nicht verleugnen, von dem sie im westlichen Europa, unter günstigeren Verhältnissen, so vielfache Proben gegeben haben. Der geniale russische Musiker Rubinstein, der geistreiche Satiriker und Karrikaturenzeichner Newachowitsch, der noch unter Nikolaus eine Art von russischem „Charivari" oder „Kladderadatsch" herausgab, der freilich nur ein kurzes Dasein fristen konnte, der beißende Kritiker Laibov, der treffliche Dichter Rosenheim, Herr Rappaport, Herausgeber der „russischen musikalischen Zeitung," die medicinischen Schriftsteller Abramson, Chan und Raphalowitsch sind entweder Juden oder von jüdischer Herkunft. In der russischen Beamten-Hierarchie spielen bekanntlich getaufte Juden eine hervorragende, obschon nicht immer sehr ehrenvolle Rolle, und merkwürdigerweise figurirt sogar als Kanzleidirektor und Geschäftsführer der „heiligen Synode," der höchsten geistlichen Behörde der russisch-orthodoxen Kirche, ein wirklicher Staatsrath Salomon!

Von den oben angegebenen, in der ersten Nummer des Разсвѣтъ enthaltenen Aufsätzen nimmt die Darstellung der Lage der russischen Juden und der seit der Thronbesteigung Alexander's II. in derselben eingetretenen Veränderungen das meiste Interesse in Anspruch. „Es war stets der heißeste Wunsch des zahlreichen, über die ganze Erdkugel zerstreuten hebräischen Volksstammes," sagt Herr Tschazkin, „in den Ländern, in welchen er seit lange angesiedelt war, eine bürgerliche Stellung zu erlangen, die sich in Nichts von der der Eingeborenen dieser Länder unterscheiden würde. In dem größten Theil der europäischen Staaten haben unsere Stammgenossen schon längst den Weg betreten, der zu diesem Ziele führt. Einige haben ihn schon erreicht, von Anderen ist er noch ziemlich entfernt, aber Alle haben den Ausgangspunkt ihres Strebens mehr oder minder weit hinter sich gelassen. Den russischen Hebräern," fährt der Verfasser fort, „hat sich diese Bahn erst seit der Thronbesteigung Alexander's II. eröffnet und das Endziel derselben liegt noch in nebelhafter Zukunft vor ihnen."

„Die wichtigste der Beschränkungen, denen die Juden Rußlands bisher unterlagen, bestand in der Wahl ihres Aufenthaltsortes. Im ganzen Reich waren ihnen nur siebzehn Gouvernements zum festen Domizil eingeräumt, die sich wiederum in zwei Klassen schieden. Zu der ersten gehörten solche, in welchen ihnen der Aufenthalt ohne alle Beschränkung gestattet wurde; es waren dies die Gouvernements Grodno, Kowno, Volhynien, Podolien, Minsk, Katherinoslav und Bessarabien. Doch war es ihnen auch hier nicht erlaubt, außerhalb der Städte und Flecken Wirthshäuser oder Branntweinschenken zu halten. In die zweite Kategorie gehörten diejenigen Gouvernements, wo sie nicht überall, sondern nur in gewissen Bezirken geduldet wurden; so durften sie im Gouvernement Kiev nicht in der Stadt Kiev selbst, im Gouvernement Cherson nicht in der Stadt Nikolajev, in Taurien nicht in der Stadt Sebastopol, in den Gouvernements Mohilev und Witebsk nicht auf dem Lande, in den Gouvernements Tschernigov und Poltawa nicht in den Kosackendörfern wohnen. In Livland waren sie auf die Vorstadt Schlock und auf eine kleine Anzahl in Riga lebender Familien beschränkt; ihre fernere Einwanderung in Kurland war durch einen Ukas vom Jahre 1835 verboten. Was das Königreich Polen betrifft, so hatten von den 453 Städten des Landes die Juden nur in 246 das unbestrittene Ansiedlungsrecht. Unter den übrigen gab es nicht weniger als 111, nämlich sämmtliche in einer Entfernung von 21 Werst von der österreichischen und preußischen Gränze befindliche Städte, wo die Juden sich unter keiner Bedingung niederlassen durften, und nur denjenigen, die dort bereits domizilirt waren, der fernere Aufenthalt gestattet war. Andere Städte, 90 an der Zahl, genossen noch des alten königlichen Privilegiums „de non tolerandis Judaeis," nach welchem die Israeliten dort entweder gar nicht oder nur in bestimmten Straßen leben durften. In Warschau mußte jeder fremde Jude für jeden Tag seines Aufenthalts zehn Silberkopeken an die städtische Kasse entrichten."

Es erhellt aus dieser Uebersicht, daß selbst mit allen hier aufgezählten Einschränkungen die Juden nur in den altpolnischen und neurussischen Provinzen geduldet wurden; in das eigentliche Rußland, den Kern des Reiches, hatten sie überhaupt keinen Zutritt. Nur den Kaufleuten war es erlaubt, sich in Geschäfts-Angelegenheiten zeitweilig in das Innere zu begeben, wobei als Maximum ein Zeitraum von $1^1/_2$ bis 6 Monaten für die Kaufleute der drei Gilden festgesetzt war.

Die seit dem Regierungsantritt des jetzigen Kaisers, oder vielmehr erst seit dem Jahre 1858 eingetretenen Modificationen dieser Beschränkungen bestehen der Hauptsache nach in Folgendem: 1) ist den jüdischen Kaufleuten erster Gilde der Aufenthalt im ganzen Reiche gestattet; 2) sind die Städte Nikolajev und Sebastopol allen Juden ohne Ausnahme geöffnet; 3) ist das Verbot, sich an den Gränzen des Königreichs Polen anzusiedeln, aufgehoben. Außerdem sind einige Erleichterungen in Bezug auf den Besuch der kleinrussischen Jahrmärkte, den Aufenthalt in Moskau, Kiev u. s. w. gewährt worden, die indeß von keiner großen Bedeutung sind und deren Aufzählung zu weit führen würde.

Ueber die anderen Beschränkungen, Verbote und Ausnahmsgesetze, denen die russischen Juden unterworfen sind oder waren, und die sich fast auf alle Verhältnisse des bürgerlichen Lebens erstrecken, will der Verfasser in einer Fortsetzung seines Aufsatzes berichten, die für die folgende Nummer des Разсвѣтъ versprochen wird. Wir fügen nur noch einige Auszüge aus der Korrespondenz hinzu, in der die Lage der Juden in Igumen geschildert wird, welche dort, wie in ganz Lithauen, ein trauriges Bild der Armuth, der materiellen und moralischen Verkommenheit darbietet. Merkwürdig ist der Umstand, daß der Handel vorzugsweise von den Weibern betrieben wird, welche das männliche Geschlecht fast ganz verdrängt haben.* „In den Läden," schreibt der Korrespondent, „sieht man nur selten einen Mann; das ganze, sehr zahlreiche Personal besteht aus Frauen und Mädchen verschiedenen Alters, welche Euch durch wildes Geschrei und lärmenden Zank betäuben und durch Herabsetzung des Preises die Käufer verwirren und sich gegenseitig schaden, wofür sie sich allerdings durch kurzes Maß und leichtes Gewicht zu entschädigen suchen, welche Manöver bei ihnen, trotz dem Zureden der Rabbiner und der Dazwischenkunft der Polizei, in starkem Schwunge sind. Unter diesen weiblichen Beschäftigungen leidet nicht allein der Handel, sondern auch das ganze Hauswesen; vom Morgen bis zum Abend im Laden beschäftigt, vernachlässigen die Frauen ihre Familie, die sie der Willkür einer rohen, trägen und gewissenlosen Dienerschaft preisgeben. Was die Judenfrau im Handel nicht verdirbt, das vollendet sie durch ihre Abwesenheit vom häuslichen Herde. In den Familien der hiesigen Hebräer fehlt der gute Genius, die Hausfrau, und hiervon rührt ihre Unreinlichkeit, ihre Armuth, ihre Krankheit und die schlechte Erziehung ihrer Kinder her. Unter keinem Volk, in keinem Lande sieht man so viele Bucklige, so viele Krüppel und Mißgestalten wie hier. Und dabei ist zu bemerken, daß nur wenige von diesen Unglücklichen so geboren wurden; fast alle verdanken ihr Mißgeschick dem Leichtsinne oder der Unvorsichtigkeit der Amme oder Kinderwärterin, welche die einzige Führerin ihrer der älterlichen Pflege beraubten Jugend war."

Die hier mitgetheilten Notizen werden genügen, um einen Begriff von der Reichhaltigkeit dieser ersten Nummer des „Organs für russische Hebräer" zu geben. Wir wünschen ihm ein fröhliches Gedeihen und hoffen, daß es ihm beschieden sein möge, noch recht viele Verbesserungen in der Lage seiner unglücklichen Glaubensgenossen zu verkünden.

Böhmen.

Der Kukuk bei den Slaven.

In der mythologischen Naturgeschichte der Slaven nimmt der Kukuk einen nicht unbedeutenden Platz ein.

Wie in den germanischen und romanischen Sprachen, hat dieser Vo-

* Ein russisches Blatt erklärt diese Erscheinung dadurch, daß die Männer sich mit dem Schmuggel beschäftigen und daß die eingeschwärzten Waaren nachher von den Weibern verkauft werden. Viele Männer mögen dadurch zurückgehalten sein, daß sie sich ausschließlich dem Studium des Talmuds widmen.

gel auch in den verschiedenen slavischen Dialekten seinen Namen seinem wohlbekannten Geschrei zu verdanken (russisch: kukuska; serbisch, slavonisch und bulgarisch: kukavica; wendisch: kokula; polnisch: kukulka; čechisch: kukacka, kukawka). Denn die anderen Benennungen, welche ihm die Čechen, Polen und Kleinrussen gegeben haben (čechisch: zezhule, zezhulice, zezhulka; polnisch: zazulka; kleinrussisch: zazulja, zazulica, zozuljka), beziehen sich ebenfalls auf seine Stimme (čechisch: hulacim, hulákám schreie, lärme). Während aber alle Völker romanischen und germanischen Stammes den Namen des Kukuks männlich gebrauchen, betrachten die Slaven aller Länder diesen Vogel als ein weibliches Wesen.

Eine čechische Sage, welche sich auch im Russischen wieder findet, giebt als Grund an, der Kukuk habe am Tage des Ladafestes — später machte man Mariä Verkündigung daraus, wo alle Vögel feierten, ja nicht einmal in ihre Nester etwas einsammelten — ganz allein, anstatt zu ruhen, fleißiger als je zusammengetragen, und dafür sei er verflucht und das Weibchen ihres Männchens beraubt worden. Diesem Fluche wird es auch zugeschrieben, daß der Kukuk nirgends Rast und Ruhe, ja nicht einmal ein eigenes Nest hat, und daß er aus Haß andere Vögel aus ihren Nestern vertreibt und ihre Eier austrinkt.

Die Südslaven dagegen erzählen, der Kukuk sei ein schönes Mädchen gewesen, welches den einzigen Bruder, den es gehabt, auf das Zärtlichste geliebt, und als dieser nun früh gestorben, habe die Schwester so viel um ihn geweint und geklagt, daß sie zuletzt in einen Vogel verwandelt worden sei, der nichts thue, als wehklagen (kukati). Nur sind die Ansichten der Südslaven darüber getheilt, wer die Schwester verwandelt habe.

Nach Einigen war es der Bruder, der ermüdet von ihrem ewigen Klagen und Schreien sie verfluchte und in einen Kukuk verwandelte; nach Anderen erzürnte Gott selbst darüber, daß sie so viel um den Bruder klagte, den er ihr genommen, und darum verwandelte er sie zur Strafe in einen Vogel. Wieder Andere behaupten, Gott habe sich des armen Mädchens, das den ganzen Sommer über auf dem Grabe des Bruders geweint, erbarmt, und es aus Mitleid in einen Kukuk verwandelt, und dieser Vogel fliege nun Jahr aus Jahr ein rastlos überall umher, um den verlorenen Bruder zu suchen und zu beklagen.

Gewiß ist es, daß keine Serbin, welcher ein Bruder gestorben, den Kukuk rufen hört, ohne des Dahingeschiedenen zu gedenken.

Eine ähnliche Sage ist in Polen bekannt; nur setzen die Polen hinzu, die Thränen der Schwester haben schwer wie Blei das Herz des Bruders im Grabe belastet, so daß dieser endlich es nicht mehr zu ertragen vermochte, sich aus seinem Grabe erhob und der Schwester gebot, ihre Klagen nur im Frühjahr auszurufen, worauf sie in einen Kukuk verwandelt worden sei.

Nach einer lateinisch geschriebenen, altpolnischen Chronik von Prokosz, verwandelte sich jedoch Ziwa, die höchste Gottheit, in einen Kukuk, um den Menschen ihr Lebensende verkündigen zu können. Wer es daher in Polen gewagt hätte, einem Kukuk wehe zu thun, wäre hart bestraft, und wer ihn getödtet hätte, sogar hingerichtet worden.

In Klein-Rußland war der Glaube herrschend, der Kukuk schreie Alles aus, wovon er bei den Göttern und Heiligen gehört, daß es geschehen würde. Darum wird vom Kosakenhetman Stecko Kukuruz erzählt, er habe, als er sein Corps gegen die Polen in's Feld führte und den Kukuk schreien hörte, sein Haupt gesenkt, und mit betrübter Miene ausgerufen: „Es wird uns so schlimm ergehen, wie es der Kukuk verkündigt hat, der über die Steppe fliegt und über die Aue hüpft."

In Böhmen hielt das Volk den Kukuk für einen Boten des Himmels, für einen göttlichen Propheten, der die fruchtbaren oder unfruchtbaren, glücklichen oder unglücklichen Jahre voraussagte, Kindern ihr Alter, Ledigen das Jahr ihrer Verheiratung, Eheleuten die Zahl ihrer zu erwartenden Kinder, und Greisen ihr Sterbejahr verkündigte, und zum Theil hat sich dieser Glaube bis jetzt erhalten.

Junge Leute begaben sich im Frühjahr in einen geheiligten Eichenwald, verbargen sich dort, um den Kukuk nicht zu verscheuchen, der, wie man sagt, sich nicht gern sehen läßt, und lauschten seiner Antwort auf die Frage, in wie viel Jahren sie mit ihren Liebsten in die Ehe treten würden. Sobald der Kukuk eine Stimme hört und ein menschliches Antlitz erblickt, fliegt er davon und antwortet. Verliebten Jünglingen soll er nur von Eichen herab, im Wald und Hain — Mädchen auf Linden, auf Apfelbäumen im Garten oder auf Wiesen Antwort ertheilen — Landleuten aber auf dem Felde, oder von hohen Felsen herab die erwünschte Auskunft über das Gedeihen oder Mißrathen der Feldfrüchte und den Preis des Getraides im laufenden Jahre geben.

Da Jeder eine Frage an den Kukuk hat, wird derselbe jedes Jahr von Jung und Alt mit Sehnsucht und Ungeduld erwartet. Er kömmt gewöhnlich im April nach Böhmen, und Niemand geht um diese Zeit aus dem Hause, ohne Geld bei sich zu tragen, denn es heißt, daß, wer den Kukuk zum ersten Mal rufen hört und Geld in der Tasche hat, das ganze Jahr hindurch Geld, Glück und Segen haben, wer aber in diesem Augenblick kein Geld bei sich trägt, das ganze Jahr hindurch daran Mangel leiden wird.

Die Bewohner des Pilsner und Klattauer Kreises geben, wenn sie den Kukuk zum ersten Mal schreien hören, genau Obacht, welcher Seite er dabei zugekehrt ist. Hat er sich gegen Morgen gewandt, bedeutet dies Glück, Segen und Fruchtbarkeit; ist er aber nach Westen, gegen das Fichtelgebirge zugekehrt, steht Unglück, Mißwachs und Theuerung zu befürchten. Im Riesengebirge verkündet der Kukuk Theuerung, wenn er nahe zu den Häusern kömmt.

Hören die böhmischen Landleute vor Johanni keinen Kukuksruf, sind sie sehr niedergeschlagen und befürchten ein unglückliches Jahr. Ist der Kukuk aber zur Zeit erschienen, so geht das Fragen los.

Die Kinder verabreden sich und gehen heimlich auf's Feld, oder in den Wald, um den Vogel zu hören und ihn eins nach dem andern nach ihrem Alter zu fragen. Trifft er es, wird er gelobt, schreit er zu wenig oder zu oft, getadelt.

Schweigt er, wenn Jemand an ihn die Frage stellt, wie viele Jahre er noch zu leben habe, so ist dies ein Zeichen, daß der Fragende im Laufe des Jahres sterben werde, und noch vor sechzig Jahren ging man in solchem Falle gesenkten Hauptes nach Haus, stellte ernste Betrachtungen über den Tod an und brachte seine Angelegenheiten in Ordnung.

Hört dagegen der Kukuk auf zu schreien, wenn ein Mädchen ihn frägt, in wie viel Jahren sie heiraten werde, so wird ihm freudig zugerufen: „Du bist ein braver Kukuk!" denn dann wird sicher die Hochzeit noch in demselben Jahre stattfinden. Ruft er aber auf diese Frage zehn, fünfzehn oder zwanzig Mal ohne Unterbrechung weiter, wird man böse auf ihn, und wagt wohl gar, einige Steine nach ihm zu werfen.

Dasselbe Loos trifft ihn, wenn er Verlobten oder jungverheirateten Frauen auf die Frage, wie viel Kinder sie zu erwarten haben, gar nicht, oder allzu oft antwortet.

Die Landleute, welche vom Kukuk erfahren wollen, wie theuer man im laufenden Jahre Getraide, Erbsen, Linsen und Wicken bezahlen werde, glauben, daß jeder Ruf des Kukuks einen Gulden bedeute.

Im Gidschiner und Königgrätzer Kreise will das Volk vom Kukuk sogar die Nummern wissen, welche in der nächsten Ziehung der Lotterie herauskommen sollen, und einem Bauer im ehemaligen Bidžower Kreise ist es wirklich einmal gelungen, auf diese Weise zu gewinnen.

Allgemein wird in Böhmen behauptet, daß der Kukuk nicht eher schreit, als bis er sich am grünen Hafer satt gefressen, oder an Vogeleiern sattgetrunken habe. Hat er an einigen Orten nicht grünen Hafer genug, so nimmt er mit grüner Gerste vorlieb, läßt aber dann, wie man sagt, den Ruf: „patoky, patoky!" erschallen, worüber die gemeinen Leute sich nicht genug wundern können, weil sie glauben, der Kukuk wolle ihnen dadurch zeigen, daß er recht gut wisse, es sei kein Hafer, sondern Gerste, aus der man das Frischbier (čechisch patoky) mache.

Sobald der Hafer anfängt, gelb zu werden, verstummt der Kukuk wieder, und alle diejenigen athmen auf, welche es mit den Begriffen von Recht oder Unrecht nicht allzugenau nehmen. Denn nach der Volksmeinung ist der Kukuk allem Bösen eben so abhold, wie er den Guten Glück bringt.

Wenn daher Jemand mit einem löblichen Vorhaben irgend wohin geht und — vorausgesetzt immer, daß er mit dem rechten Fuße zuerst aus der Hausthür tritt und Nichts vergißt, um nicht umkehren zu müssen — bei dem Tritt aus dem Hause den Kukuk hört, so kann er sicher sein, das zu erreichen, was er erlangen will. Geht aber ein böser Mensch in der Absicht aus, irgendwie Schaden zu stiften, so wird er zuverlässig, wenn er auf seinem Weg den Kukuk hört, sein Vorhaben scheitern sehen. Der Kukuk warnt ihn und prophezeit ihm Unglück und Strafe, wenn er nicht umkehrt. Darum pflegen auch in der Gegend von Plaß, Bürglitz und Zbirow die Knaben oder Mädchen, welche Vieh hüten, und ihre Heerden auf fremde Wiesen und Felder treiben, oder im Wald auf eingehegten Plätzen weiden lassen, sobald sie einen Kukuk schreien hören, die verbotenen Orte eiligst zu verlassen, in der Meinung, der Kukuk werde sie verrathen, und wenn sie irgendwo Gras holen, wo sie es nicht dürfen, so ist der Kukuksruf genügend, sie in eben so schnelle Flucht zu jagen, als käme ein Feld- oder Waldhüter hinter ihnen her.

Haben sie aber dann erlaubten Grund und Boden erreicht, so fragen

sie den Kukuk, wohin sie gehen sollen, passen auf, wohin er fliegt und sind der festen Meinung, dort, wo er sich niederläßt, ohne alle Störung Gras holen, oder das Vieh weiden lassen zu können.

Fliegt ein Kukuk in einen Garten an einem Gehöft, so läuft die Wirthin, hat sie Hennen sitzen, sowie sie seinen Ruf hört, in die Kammer, um Graupen, Hirse, Heidekorn oder Bluthirse zu holen und vor der Flur auf die Schwelle hinzustreuen. Dann beobachtet sie, ob der Kukuk herankömmt oder fortfliegt, ohne auf das ihm hingeworfene Futter zu achten. Thut er das Letztere, hofft die Bäuerin, das Federvieh werde ihr gedeihen. Nähert sich aber der Kukuk der Schwelle und frißt die hingestreuten Körner, so fürchtet sie, ihr junges Federvieh werde nicht aufkommen und von Raubvögeln fortgetragen werden.

Man glaubt sogar, daß der Kukuk selbst oft nur in die Gehöfte und Gärten fliege, um sich ein Küchlein zu holen, und fast allgemein ist die Ansicht verbreitet, daß der Kukuk sich nach einigen Jahren in einen Lerchenfalken, und zwar in ein Männchen verwandle und dann vom Raub der Vögel lebe.

Verläßt der Kukuk im September Böhmen, so sieht man es auf dem Lande ungern, wenn Jemand erkrankt. „Der Aermste wird den Kukuk nicht wieder hören!" heißt es dann, und man ist fest überzeugt, daß der Kranke sterben werde, ehe der Kukuk zurückkömmt.

In Großrußland stellt das Volk dem Kukuk dieselben Fragen, wie in Böhmen: wann man heiraten — wie lange man leben — wann man sterben wird rc.

In der Oberlausitz behaupten die Bewohner, der Kukuk sei früher ein Müller, Gräupler und Bäcker gewesen, der für die Leute gemahlen und Brod gebacken, in theuren Jahren aber den armen Wenden Mehl gestohlen, um es in den Wind zu werfen, Teig weggenommen, um ihn mit Füßen zu treten und Brod und Semmel aus dem Ofen herausgezogen habe, um es entzwei zu brechen und wegzuwerfen, und dabei habe er den Leuten noch aus Spott „Kukuk!" zugerufen, wie um ihnen zu sagen: „guck, was ich thue!" Darüber sei der liebe Gott böse geworden, habe ihn verflucht und in einen raubgierigen Vogel verwandelt, der zum Zeichen, daß er Müller gewesen, ein wie mit Mehl besprenkeltes Gefieder erhielt und dafür, daß er den Leuten das Brod und Mehl gestohlen und sie noch dazu verspottet hatte, fortwährend „Kukuk" schreien muß.

Vergleicht man nun die Ideen der Slaven vom Kukuk mit denen anderer Völker, so ist es auffallend, wie die meisten derselben sich mehrfach wiederfinden und bis in das höchste Alterthum verfolgen lassen.

Schon Hesiod nennt den Kukuk den Boten des Frühlings und sein Erscheinen galt den Phöniziern und Aegyptern als Zeichen, die Gersten- und Weizenerndte zu beginnen.

Auf dem Zepter der Juno war ein Kukuk abgebildet, weil Jupiter sich einst in diesen Vogel verwandelte, dann nach dem Berge Tronax flog und sich dort der Juno auf die Knie setzte. Juno stieß den Vogel fort, Jupiter nahm sogleich seine wahre Gestalt an und der Kukuk blieb seitdem der Juno lieb, und weil diese die Ehe begünstigte, von glücklicher Vorbedeutung für Alle, welche zu heiraten wünschten.

Plutarch erzählt, die kleinen Vögel seien einst gefragt worden, warum sie flöhen, sobald sie den Kukuk erblickten, der doch nicht grausam und der furchtsamste Vogel von der Welt wäre, und sie hätten geantwortet, sie fürchteten, er könne ein Stoßvogel werden.

Derselbe Glaube ist auch in Deutschland herrschend, wo der Kukuk nur drei oder neun Jahre Kukuk bleibt, und dann Falke oder Sperber wird.

Die alte Sitte, den Namen des Kukuk als Schimpfnamen auf die Menschen zu übertragen, welche wir schon im Horaz erwähnt und in allen romanischen und germanischen Ländern noch jetzt üblich finden, ist den Slaven weniger bekannt. Doch werden in Böhmen alte, in den Künsten der Hexerei erfahrene Weiber Kukuk genannt.

Die Gewohnheit der Deutschen, den Kukuk sprüchwörtlich mit dem Teufel zu verwechseln, wie z. B. in den Redensarten: „Zum Kukuk!" — „Hol' dich der Kukuk!" rc., weist deutlich auf die Verwandlung eines der Heidengötter hin, und in den Märchen und Volksliedern wird der Kukuk bald als willkommener Frühlingsbote, bald als Verkünder von Glück und Ehesegen, bald als Wahrsager, loser Schalk, Possenreißer, eitler Geck, Ehebrecher und Störenfried aufgeführt.

Daß man sich den Kukuk als Götterboten, oder gar als verwandelten Gott vorstellte, beweist die noch heute in Niedersachsen übliche Anrede:

Seg Kukuk vam Käven
Wie lang sall ik lewen?

Wer den Kukuk zum ersten Mal im Frühling hört, soll Acht haben, ob er Geld in der Tasche trägt, oder nicht. Denn hat er dann Geld, wird es ihm das Jahr nicht daran fehlen. Nur muß man, nach dem in der Normandie herrschenden Glauben, auch nüchtern dabei sein, während man in anderen Gegenden Frankreichs der Meinung ist, daß der, welcher noch nichts gegessen hat, wenn er den Kukuk zum ersten Mal hört, das ganze Jahr hindurch faullenzen wird.

Wie sehnsüchtig früher in England die Ankunft des Kukuks erwartet wurde, geht daraus hervor, daß in Sussex der 14. April, wo man ihn gewöhnlich zum ersten Mal hört, noch heutigen Tages „first cucko day" nennt.

Die Redensart: „Er hört den Kukuk nicht mehr," gilt bei den Landleuten des Niederrheins noch immer als gewöhnliche Bezeichnung für das Verzweifeln an dem Aufkommen eines Kranken. Dagegen glauben im Frühjahr kränkelnde Leute jede Gefahr überstanden, wenn sie den Kukuk wieder schreien hören.

O. Frh. v. Reinsberg-Düringsfeld.

Afrika.

Macleod und die Sklavenhändler im portugiesischen Afrika.*

Obwohl Barth, Livingstone, Vogel, Burton, Speke und viele Andere unsere Kenntnisse von den unbekannten, oder nur halb erforschten Regionen Afrika's unlängst beträchtlich erweitert haben, stehen wir doch noch immer erst im Beginn unseres Wissens über diesen Welttheil, und müssen wir jedes Werk willkommen heißen, welches weiteres Licht über die afrikanischen Verhältnisse zu verbreiten sucht. Das vorliegende Buch des Herrn Macleod, welcher eine Zeitlang englischer Konsul in Mozambique gewesen ist, bietet keine neuen Entdeckungen in geographischer und naturhistorischer Beziehung dar, sondern giebt uns mehr Aufschlüsse über den sozialen Zustand der von ihm besuchten Länderstrecken. Wir erfahren daraus unter Anderem, daß der Sklavenhandel dort noch mit offener Unterstützung der portugiesischen Regierung betrieben wird, und daß die Regierungsbeamten dem rechtmäßigen Handel alle möglichen Hindernisse in den Weg legen. Macleod versuchte nach besten Kräften diesem Uebel zu steuern, sah sich aber, nachdem er den ärgsten Verfolgungen und sogar Mordanfällen nur mit genauer Noth entgangen war, gezwungen, seine Flagge zu streichen und seinen Posten zu verlassen.

Macleod schiffte sich am 6. Dezember 1856 nach dem Kap der guten Hoffnung ein, wo er, obwohl nach einer sehr unbequemen Ueberfahrt, auch glücklich anlangte. Er mußte dann aber in der Kapstadt mehr als fünf Monate liegen bleiben, obwohl die Befehle des englischen Ministeriums des Auswärtigen ausdrücklich dahin lauteten, daß man ihn schleunigst an seinen Posten befördern solle, und obschon drei Dampfschiffe in Algoa Bay lagen. Die Ueberfahrt von Scheidemünze war jedoch, wie es schien, profitabler, als die eines Konsuls; die Capitaine der englischen Flotte erhalten nämlich nicht unbedeutende Prozente von allem gemünzten Gelde, welches auf ihren Schiffen befördert wird, während sie für die Beförderung von Konsuln und andern Staatsdienern nur etwas Tafelgeld zum Ersatz für die Kosten erhalten, welche ihr Gast ihnen gemacht hat. Während der Zeit seines langen unfreiwilligen Aufenthaltes am Kap hatte Macleod Gelegenheit, die außerordentliche Entwickelung der Kap-Kolonie zu beobachten, deren Einkünfte sich in den fünf Jahren von 1852 bis 1857 um eine Million Pfund Sterling gesteigert haben.

Auf dem Wege nach Mozambique berührte er dann auch Natal, wovon er einen äußerst günstigen Bericht abstattet. Der Boden ist hier in einer Ausdehnung von mehr als 1000 Quadratmeilen im Stande, die beste amerikanische Baumwolle zu tragen, ohne daß daselbst ein den Europäern schädliches Klima herrschte; und er berechnet, daß, wenn man ihn gehörig anbaut, man gewiß 4800 Millionen Pfund Baumwolle jährlich dort wird ziehen können. Ebenso kann man daselbst Zucker, Indigo, Tabak, Kaffee und Arrowroot mit Vortheil bauen; kurz, Natal scheint ein Kleinod im südöstlichen Afrika zu sein, und wird wahrscheinlich viel dazu beitragen, die Eingeborenen in den umliegenden Gegenden zu civilisiren. Während es die üppige Vegetation der Tropenwelt mit dem gemäßigten Klima von Europa vereinigt, fehlt es dem Lande nur an Arbeitern, um die natürlichen Hülfsquellen desselben zu entwickeln und auszubeuten. Die Zulu-Kaffern vermiethen sich allerdings gern für den häuslichen Dienst und halten es wohl ein halbes Jahr darin aus; dann aber

* Travels in Eastern Africa with the narrative of a Residense in Mozambique. By Lyons Macleod. London, 1860.

kehren sie in ihre Wälder und Steppen zurück, um die Milch ihrer eigenen Kralls zu trinken und mit den Kaffern-Hebes zu tanzen. Der Kaffer aber, welcher ohne Widerwillen Fenster putzt und das Küchengeschirr aufwäscht, hat nicht die geringste Neigung im Felde zu arbeiten, und das einzige Mittel hier, wie anderswo, scheint zu sein, Kulis aus Indien oder China zu importiren. Sollte es gelingen, eine gehörige Menge von Kulis für Natal zu bekommen, so würde dies letztere sehr gut im Stande sein, mit den amerikanischen Sklavenstaaten und Cuba zu konkuriren; und da die Sklavenarbeit so viel theurer ist, als die der Kulis, möchten einige Sklavenmärkte ganz zu Grunde gehen, ja überhaupt vielleicht die endliche Ausrottung des Sklavenhandels mit Stumpf und Stiel angebahnt werden.

In Natal erhielt Macleod Nachrichten von einem amerikanischen Sklavenschiff, der „Minnetonka," welches an der Küste auf schwarze Beute lauere; und das Kriegsschiff, mit welchem unser Konsul fuhr, sah scharf nach dem Amerikaner aus. Dabei hatte Macleod Gelegenheit, sich zu überzeugen, wie die Portugiesen mit den Sklavenhändlern unter einer Decke spielen. Als das englische Schiff nämlich an der Küste entlang fuhr, sah man von Ort zu Ort eine Reihe von Feuern, drei bis zehn englische Meilen landeinwärts, welche den Sklavenhändlern Kenntniß von der ihnen drohenden Gefahr gaben. Zu Zeiten glaubten die Engländer, sie könnten den Feuern vorauskommen, sahen sich aber beständig in ihrer Erwartung getäuscht, da die Sklavenhändler zu gut bedient waren. Sie kamen jedoch in Sicht eines andern Schiffes, welches sie für ein Sklavenschiff hielten und deshalb zum Anlegen zwangen. Dies gehörte indessen zu der königl. portugiesischen Marine. Gedachtes Schiff hatte, als die „Minnatonka" in Inhambane am Ufer gelegen, dieses Fahrzeug angesprochen, und anstatt es wegzunehmen, wozu es durch den Vertrag mit England verpflichtet war, den Eigenthümern selbst noch ein weiteres Cargo Sklaven angeboten! Indessen scheint es einem Engländer kaum erlaubt zu sein, darüber Zeter zu schreien, denn Macleod erzählt auch eine andere derartige Geschichte von einem englischen Schiff, welches mit einer Ladung Kohlen befrachtet war und nach den Philippinischen Inseln zu segeln vorgab; sobald der Capitain sich aber östlich vom Kap befand, ließ er alle Kohlen über Bord werfen, behielt nur soviel als nöthig, um als Ballast zu dienen, und legte dann in Inhambane an, um eine Ladung Sklaven einzunehmen, wofür Kaufleute in England selbst unterhandelt hatten; das Schiff wurde jedoch beim Einlaufen in den Hafen so beschädigt, daß es liegen bleiben mußte.

Es kann nach dem, was Macleod uns erzählt, keinem Zweifel mehr unterliegen, daß die Einrichtungen, Arbeiter nach der französischen Kolonie Réunion zu bringen in praxi mit Sklavenhandel gleichbedeutend waren. Allerdings hatte die französische Regierung Stipulationen zu Gunsten der importirten Arbeiter gemacht, welche das französische Kolonialamt von der Schuld entlasten; aber diese Stipulationen wurden in der That gar nicht beobachtet, und es waren Fälle vorgekommen, daß die Sklaven am Bord der französischen „Frei-Arbeiter-Schiffe" sich empört und die ganze französische Bemannung massakrirt hatten. In einem Falle dieser Art, von dem unser Konsul hörte, schnitten die Sklaven dem Sohne des Capitains den Kopf ab, spießten ihn am Kiel des Schiffes auf, worauf sie dasselbe plünderten, in Brand steckten und dann an's Ufer entflohen. Man kann hieraus die Schwierigkeiten ermessen, die die famose Affaire mit dem „Charles et Georges" darbot; und wäre es allerdings eigenthümlich gewesen, wenn England Krieg gegen das mit Sklaven handelnde Frankreich zu Gunsten des mit Sklaven handelnden Portugals angefangen hätte.

Sobald Macleod in Mozambique, also auf dem eigentlichen Schauplatz seiner Wirksamkeit, angelangt war, thaten die dortigen Behörden Alles, um seine Mission zu vereiteln und ihn aus der Kolonie zu vertreiben. Man suchte hinterlistiger Weise zu hindern, daß er dem neuen General-Gouverneur vorgestellt wurde, welcher ehrlich auf die Unterdrückung des Sklavenhandels bedacht gewesen zu sein scheint, sich aber in der Folge doch genöthigt sah, den englischen Konsul dem Haß der Sklavenhändler zu opfern. Eine Zeit lang bestand jedoch zwischen beiden ein sehr gutes Einvernehmen, und eben während dieses Zeitraums wurde auf Macleods Andringen der „Charles et Georges" mit Beschlag belegt. Die Stellung des Konsuls wurde jedoch dadurch unhaltbar, daß der Capitain des englischen Kriegsschiffes „Castor," welches auf Mozambique anlegte, ihn im Stiche ließ.

Noch bevor Capitain Loster den englischen Konsul seinem Schicksale überließ, hatten die Sklavenhändler zwei Mal sein Haus durch ihre Sklaven angreifen und mit Steinwürfen bombardiren lassen; sie kündigten ihm sodann die Miethe auf, nahmen ihm alle Diener und versetzten ihn in einen so hilflosen Zustand, daß ihm der Beistand des gerade anlegenden englischen Kriegsschiffes durchaus unerläßlich war. Der Capitain versprach auch, kräftig für ihn wirken zu wollen, scheint sich aber anders besonnen zu haben, indem er bald nach der ersten Zusammenkunft mit Macleod heizen ließ und so schnell als möglich abfuhr. Von dieser Zeit an änderte sich das Benehmen des General-Gouverneurs von Mozambique gegen den englischen Konsul beträchtlich, da jener glaubte, daß die englische Regierung die Politik Macleods desavouiren würde. Die Verfolgungen des unglücklichen Konsuls durch die einflußreichen Sklavenhändler wurden immer ärger; man lieferte seine Briefe nicht ab, er selbst und seine Frau mußten Feuer machen, kochen und waschen, und kaum gelang es ihm, die allernothwendigsten Lebensbedürfnisse herbeizuschaffen. Um ihn zu ärgern, ließ man auch Sklaven unmittelbar vor den Fenstern seines Hauses geißeln, besonders am Sonntag Vormittag, wo man wußte, daß er Gottesdienst in seinem Hause hielt. Mehrere Mordversuche wurden auf ihn gemacht; diejenigen, welche versuchten, ihm Lebensmittel zu bringen, wurden auf's Fürchterlichste mißhandelt; Nachts wurden unter höllischem Geschrei Angriffe auf sein Haus gemacht, und seine Frau einst durch einen Steinwurf beträchtlich verletzt. Als seine Frau krank wurde, wollte von fünf Aerzten, die in der Stadt wohnten, kein einziger zu ihr kommen; endlich kam einer herbei, und brachte ihr anstatt Arzenei, Gift, wobei er ganz naiv bemerkte, daß, wenn sie die Medizin genommen hätte, sie weiter nichts mehr nöthig haben würde und man ihn deshalb auch nicht zum zweiten Male rufen zu lassen brauche; glücklicherweise nahm Mistreß Macleod nur einen Löffel von der Medizin und kam mit den fürchterlichsten Schmerzen, obwohl mit dem Leben, davon. Kurz, es scheint, daß eine vollständige Verschwörung auf der Kolonie angezettelt war, um dem englischen Konsul das Leben dort geradezu unerträglich zu machen; und da ihm die portugiesischen Behörden nicht helfen wollten und seine eigenen Landsleute ihn im Stich gelassen hatten, so blieb ihm denn wohl freilich weiter nichts übrig, als sein Heil in der Flucht zu suchen.

Das Buch ist, wie man sieht, hauptsächlich interessant, weil es Einsicht in die Politik Portugals in jenen Gegenden giebt; weil es uns zeigt, daß die portugiesischen Beamten den Sklavenhandel auf jede Weise begünstigen und dem ehrlichen Handel, welcher jenem entgegenwirkt, alle möglichen Hindernisse in den Weg zu legen suchen; sie bieten Alles auf, um die Communication zwischen den Eingeborenen und englischen Kauffahrern zu verhindern, weil ihr eigener, schändlicher Gewinn Schaden erleiden könnte. Dieselben Erfahrungen hat auch bekanntlich Livingstone gemacht. So erklärten die portugiesischen Behörden diesem unter Anderm, daß die Luaro-Mündung des Zambesiflusses ganz unschiffbar sei, blos um die englischen Kreuzer von dieser großen Straße der Sklavenschiffe fern zu halten. Nachdem Livingstone gezeigt hatte, daß die betreffende Partie sehr wohl schiffbar sei, beschlossen die Portugiesen, daselbst eine Menge Zollhäuser anzulegen, um Handel zwischen den Engländern und Eingeborenen im Inneren zu verhindern. Alle diese und noch viele anderen Geschichten, welche man in Macleod's Buche selbst nachlesen kann, scheinen Lord Malmesbury denn doch schließlich zu rechtfertigen, daß er nicht wegen der „Charles et George"-Affaire Krieg mit Frankreich anfing.

Mannigfaltiges.

— Französisches Gelüst und belgische Freiheit. Ganz ähnliche, patriotische Scenen, wie sie kürzlich, bei Anwesenheit des Prinz-Regenten an den äußersten Gränzen der preußischen Rheinlande das Herz der Deutschen erfreuten, haben seitdem auch in Belgien stattgefunden. Als König Leopold bei seiner Anwesenheit in Gent mit wenigen, aber ergreifenden Worten auf die Segnungen der Freiheit und Selbständigkeit hinwies, deren sich das Land seit neunundzwanzig Jahren unter seiner constitutionellen Regierung zu erfreuen habe, da trat es dem Volke von Flandern recht lebhaft vor das Bewußtsein, wie wenig doch seine französischen Nachbarn um ihren militairischen Ruhm und um ihre kaiserliche Polizei zu beneiden seien.

Der zu Lille, wenige Stunden von der belgischen Gränze erscheinende Propagateur du Nord, das Organ des kaiserlichen Präfekten, nahm ein Aergerniß an der Freude, die das belgische Volk bei dieser Gelegenheit zu erkennen gab und meinte, es sei blos die „nation officielle," d. h. das Heer der Beamten und der Hofleute, die so sprächen, während das eigentliche „peuple belge," falls es zur allgemeinen Abstimmung käme, für die Annexation an Frankreich stimmen würde!

Hierauf entgegnet nun die Indépendance von Brüssel, daß der Enthusiasmus auf Kommando und die durch reisende Agenten der Polizei unter dem Volke verbreitete Begeisterung etwas in Belgien Unbekanntes seien. Nur da, wo alle Freiheit dem Volke abhanden gekommen, könne man es für möglich halten, daß ein unabhängiges Land seine Rechte und sein Bürgerthum preiszugeben im Stande sei für die Ehre, das Blut seiner Söhne im Interesse eines Einzelnen zu verspritzen, der den Traditionen und Empfindungen des Volkes ganz fern stehe.

Die belgischen Blätter sind vollkommen berechtigt, diese Sprache zu führen, die auch mit den Manifestationen übereinstimmt, welche von den verfassungsmäßigen Vertretern des Landes ausgehen. So hat erst vor wenigen Tagen der belgische Senat die völlige Aufhebung der sogenannten Kommunal-Octroy's dekretirt, jener Verzehrungssteuern, die das niedere Volk am meisten trafen und durch die sich jede Gemeinde bisher von der andern abschloß. Allerdings werden jetzt die Grundbesitzer, zur Deckung dieses Ausfalles in den öffentlichen Einnahmen, die direkte Steuerlast, zu der sie selbst das Meiste beitragen, von neuem vermehren müssen, aber der belgische Senat denkt in dieser Beziehung patriotischer als das preußische Herrenhaus, und einstimmig hat er den Anträgen des Finanzministers seine Zustimmung ertheilt.

— Aus Macaulay's Jugendzeit. Die durch ihren Pietismus und ihre pädagogische Wirksamkeit bekannte Hannah More, die ihre Laufbahn als dramatische Dichterin und Schützling Dr. Johnson's begonnen hatte, war in ihrem Alter eine vertraute Freundin Zachary Macaulay's, mit dem sie gleiche religiöse Ueberzeugungen und philanthropische Bestrebungen verbanden. Sie unterhielt mit ihm eine Korrespondenz, die jetzt veröffentlicht worden* und in der oft von seinem talentvollen Sohne Tom, dem nachherigen Lord Macaulay, die Rede ist. Es geht daraus hervor, daß er schon von Kindesbeinen an sich als Dichter versuchte, und daß seine ersten Poesien, wie bei einer solchen Umgebung zu erwarten, in Hymnen bestanden, die Mrs. More in einem vom 28. Juni 1808 datirten Schreiben als wahrhaft erstaunenswerth „for such a baby" preist. Macaulay hatte damals noch nicht sein achtes Jahr zurückgelegt. Seine erste gedruckte Arbeit war das Register zu einer religiösen Zeitschrift, den „Christian Observer." In einem Briefe an die alte Dame vom Jahre 1815 schreibt der junge Tom nach einigen Bemerkungen über die um diese Zeit publizirten neuesten Werke von Scott, Southey und Wordsworth: „Um die Liste zu vervollständigen, werden Sie bald ein Werk von mir im Druck erscheinen sehen. Erschrecken Sie nicht! es ist nur das Register zum dreizehnten Bande des Christian Observer, das ich zu verfertigen die Ehre hatte. Registermachen, obwohl die niedrigste, ist nicht die unnützeste Staffel auf der literarischen Leiter, und ich kann mit Stolz sagen, daß es viele Leser des Christian Observer giebt, die sich ganz gut ohne die Werke Walter Scott's behelfen könnten, aber nicht ohne die Ihres freundschaftlich ergebenen Thomas Babington Macaulay." Um das Jahr 1824, als Macaulay sich bereits einen Namen zu erwerben begonnen hatte, frägt Mrs. More seinen Vater: „Bringt Tom noch mehr Wunder zum Vorschein? Ich wollte, er wäre reich genug, um im Parlament zu sitzen; er würde sie Alle verdunkeln." Dieser Wunsch ging erst acht Jahre später in Erfüllung, aber die gute Alte erlebte noch den Eintritt ihres kleinen Lieblings in's Unterhaus, indem sie erst 1833 in ihrem 89. Jahre das Zeitliche segnete.

— Andreas Munch. Wenn Biörnson als der bedeutendste Novellist, so ist Andreas Munch als der bedeutendste, jetzt lebende lyrische und dramatische Dichter Norwegen's anerkannt. Wir hören mit Vergnügen, daß eine von dem Dichter selbst durchgesehene deutsche Uebersetzung seiner Gedichtsammlung „Sorg og Tröst" (Leid und Trost) nächstens in Berlin (Haude und Spener) erscheinen wird. „Leid und Trost" ist zum größten Theil ein Sonettenkranz, den der Dichter seiner früh heimgegangenen, jungen Gattin geweihet hat, der aber, der persönlichen Beziehung ungeachtet, jedem Herzen, das von ähnlichem Leid getroffen worden, Trost zu bringen vermag. Es ist das religiöse, das poetische Gemüth, das bei Munch vorherrscht und das gewiß auch in verwandten deutschen Gemüthern reichen Anklang finden wird.

— Der poetische Wettkampf in Griechenland. Wir haben schon öfter in diesen Blättern des poetischen Wettkampfes gedacht, den der in Triest wohnende, reiche und patriotische Grieche Ambrosios Rallis im Königreich Griechenland im Jahre 1850 eingeführt hat, und wobei das beste Gedicht mit dem Preise von tausend Drachmen belohnt wird. Auch im Jahre 1860 fand dieser Wettkampf statt, und es waren vierzehn Konkurrenzgedichte, theils der erzählenden (epischen), theils der lyrischen Gattung, und eine dramatische Dichtung eingegangen. Bei der Berichterstattung darüber, wozu Rallis den 25. März eines jeden Jahres, als den Jahrestag des griechischen Unabhängigkeitskrieges im Jahre 1821, bestimmt hat, sprach sich im Namen der aus der Mitte der Professoren der Universität Athen erwählten Kampfsrichter der Professor der Archäologie, früherer Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Alexander Rhisos Rangawis, der selbst ein ausgezeichneter Dichter ist, über die eingegangenen Gedichte aus. Sieben davon hatten näheren oder entfernteren Bezug auf den Freiheitskampf; aber von allen vierzehn blieben vier als durchaus verwerflich ohne alle weitere Berücksichtigung. Ueber die anderen enthält der Bericht eine auf das Einzelne mit gebührendem Ernst, mit Klarheit und tiefem poetischen Verständnisse eingehende Kritik, theils in Betreff der Form, der Sprache und Metrik, theils in Ansehung des Inhalts. Der Sieg schwankte zwischen zwei epischen Dichtungen und dem Drama, welches letztere unter dem Titel: *Οἱ κυψελίδαι* den nämlichen Gegenstand behandelte, wie Immermann in seinem: „König Periander und sein Haus," das auch dem griechischen Dichter nicht unbekannt war. Der Preis ward jedoch einem der beiden epischen Gedichte: „Der Armatole" zuerkannt. Als Verfasser desselben bekannte sich nachmals ein Grieche aus Macedonien, Gregorios Stavridis, Studirender der Medizin in Athen, der die Hälfte der tausend Drachmen zu einem guten Zwecke, zur Unterstützung eines bedürftigen Studirenden der Theologie bestimmte. Mit Recht wird bei dieser Gelegenheit bemerkt, daß Macedonien stets eifrig bemüht gewesen sei, auf dem Gebiete des geistigen Lebens, des Handels, der Kriegskunst und des Ackerbaues zum Heile des gesammten Griechenlands reichlich beizutragen. Das Gefühl der Zusammengehörigkeit durchdringt die getrennten Theile der griechischen Nationalität in centripetaler Richtung und mit centripetalem Bewußtsein.

J. C.

* Lettres of Hannah More to Zachary Macaulay, Esq., containing Notices of Lord Macaulay's Youth. London: Nisbet & Co.

Im Verlage von **Veit & Comp.** in Leipzig. Leipzig. Druck von **Giesecke & Devrient.**

Redigirt unter Verantwortlichkeit von **Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn** in Leipzig.

Bestellungen
übernimmt jedes Postamt des deutsch-österreichischen Postvereins, sowie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallstraße Nr. 21) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazin's“ nicht direkt correspondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commissionair, Herrn B. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

Herausgegeben von **Joseph Lehmann.**

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird

№ 31. **Mittwoch, den 1. August 1860.** **29. Jahrgang.**

Inhalt:

Syrien.

Dr. Wetzstein's Bericht über das östliche Syrien.

Durch die neuesten Ereignisse sind die Blicke Europa's wieder einmal dem alten Syrien zugewandt, wo die zahlreichen, in der Zerstreuung lebenden Christen dem Schwerte des rauhen, unverbesserlichen Moslem preisgegeben sind. Aber so bekannt uns auch viele neuere Forscher mit dem jetzigen Zustande Palästina's gemacht haben, so unbekannt sind uns viele der angränzenden Landschaften, namentlich die Gegenden jenseits des Jordans. Indessen auch hier dringt die Forschbegierde siegreich vor; so eben geht uns der Bericht über eine Reise nach Hauran und den Trachonen, d. h. über das Land südöstlich und südlich von Damaskus, zu, welche der um die Wissenschaft hoch verdiente Dr. Wetzstein, königl. preuß. Konsul in Damaskus, in jene Landstriche unternommen hat und die er im vorliegenden Buche beschreibt.* Wir lassen den Herrn Verfasser selbst reden:

„Längst hatte ich mir eine Reise in die von den Damascener Landseen, dem Legâ und Haurân östlich gelegenen, nicht nur in Europa, sondern auch in Syrien völlig unbekannten Länder vorgenommen und immer machten sich dagegen ernste Bedenken geltend. Reiste ich aus ökonomischen Gründen unter Verheimlichung meiner Stellung als Konsul, so setzte ich mich denselben Gefahren aus, welche zeither den Reisenden von einem Besuche jener Länder abgeschreckt haben und künftig abschrecken werden. Reiste ich aber als Chef eines Konsulats, welches seit acht Jahren in jenen Gegenden so oft sein Ansehen geltend gemacht hatte, so mußte ich auf andere Ausgaben gefaßt sein, als die Burckhardt's und Seetzen's waren, welche mit einem Schaffell über der Schulter als arme Teufel in Haurân aufgetreten sind. Als Konsul mußte ich, um den Vorstellungen der Araber gerecht zu sein, einmal mit dem kostspieligen Apparate einer zahlreichen Dienerschaft reisen, sodann erforderte es die Landessitte, daß ich Jeden, von dem ich beherbergt, oder beim Vorübergehen eingeladen wurde, oder der mich selbst begleitete oder durch seine Leute begleiten ließ, mit einem Feierkleide (Telbise) beschenkte; und da ich leicht berechnen konnte, daß ich während einer fünfzigtägigen Reise deren mindestens achtzig brauchte, so überlegte ich mir die Sache von Jahr zu Jahr, bis endlich der Umstand, daß ich gegenwärtig, wo meine Familie in Berlin lebt, ungehinderter bin, mich bewog, der Wissenschaft einen Dienst zu erweisen, den ihr sonst nicht leicht Jemand zu erweisen im Stande ist.

„Am 2. Apr. (1859) erhielt ich von der königl. Gesandtschaft in Konstantinopel den nachgesuchten Urlaub zur Reise, den 3. übergab ich die Leitung des Konsulats dem großbritannischen Konsul und den 4. ritt ich von Damaskus nach meinem drei Stunden östlich von der Stadt im „Wiesenlande“ (el Merg) gelegenen Dorfe Sekkâ, wo mich die zu meiner Begleitung bestimmten Beduinen bereits seit einer Woche erwarteten. Diese waren der Scheich Gerbû', ein Vetter des Oberscheichs der G'êjât, eines mächtigen Raubstammes im Lande Ruhbe, der, wie man sich hier ausdrückt, über tausend Flinten aufbieten kann, ferner die Scheiche Chalaf und Humêjid, zwei Stammhäupter der Sțâje, eines mit den G'êjât verbündeten Volkes in der Ruhbe. Diesen zwei freien Stämmen ist der ganze östliche Theil der Provinz Damaskus tributär. Sie erheben unter dem Namen der Chuwwe „Gebühr der Brüderschaft“ alljährlich von den Dorfgemeinden das doppelte, ja dreifache dessen, was die Regierung an Steuern erhebt. Niemand vermag etwas gegen sie, und wo eine Gemeinde mit der Zahlung der Chuwwe einmal zögert, oder wie sie es nennen, „aufständisch“ (âsjân) wird, da führen sie mit bewaffneter Hand die Heerden des Dorfes weg, oder tödten einige Bauern, die sie entweder am Tage beim Pflügen, oder des Nachts beim Bewässern der Saatfelder überfallen können, oder zünden an einem windigen Tage die reifen Aerndten an. Außer diesen drei Beduinen, welche von einigen Leuten ihrer Stämme begleitet wurden, waren meine Begleiter folgende: ein vornehmer Damascener, Muhammed Effendi Kunnus', mein Hausfreund und Begleiter auf allen meinen Ausflügen. Er hatte sich zur Zeit der ägyptischen Herrschaft in Syrien durch seine schlechtverhehlten türkenfreundlichen Gesinnungen Ibrahim Pascha's Ungnade zugezogen; seine bedeutenden Güter wurden konfiscirt, er flüchtete in die Wüste und ging später nach Bagdad, wo er von der Pforte einen Jahrgehalt bezog, bis er nach Ibrahim's Rückzug aus Syrien in die Heimat zurückkehren und in seine früheren Verhältnisse restituirt werden konnte. Der mit dem Leben der Beduinen innig vertraute Mann begleitete mich jetzt, um in diesem Lande der Förmlichkeit die mir gemachten Besuche zu empfangen und zu erwidern, ferner des Abends und Morgens im Diwan meine Stelle zu vertreten, damit ich ungestört meine Reisezwecke verfolgen konnte, und endlich unserm Zuge vorauszureiten, um Quartier zu machen und, wo es nöthig war, über die ankommenden Gäste die gehörige Auskunft zu geben. In ähnlicher Weise hatte ich den Arzt und öffentlichen Erzähler Derwisch Regeb mitgenommen; als Arzt mußte er das Volk von mir abhalten, das in jedem Europäer einen Heilkünstler sieht, und des Abends mußte er erzählen, wenn ich an meinem Tagebuche arbeiten wollte. Außerdem begleiteten mich zwei Kawwâse (Gendarmen) des königlichen Konsulats, der Araber S'âûs' und der Kurde Zemberekgi, und mein Koch. Zwei Maulthiertreiber hatten für den Transport der Zelte und des Gepäcks zu sorgen. Aus Sekkâ nahm ich meinen dortigen Jäger, den Hâgg 'Alî, einen Afghanen und guten Schützen, und zwei mit den Beduinen viel verkehrende und bei diesen in Ansehen stehende Bauern mit, Jûsef Besmâ und den alten Abû Châlid, den die türkische Regierung mehrmals zu wichtigen Missionen an die Beduinen verwendet hat und den diese wegen

* Reisebericht über Hauran und die Trachonen, nebst einem Anhange über die sabäischen Denkmäler in Ostsyrien, von Dr. Joh. Gottfr. Wetzstein, k. preuß. Konsul in Damaskus. Mit Karte, Inschriften und Holzschnitten. Berlin, Verlag von Dietrich Reimer, 1860.

seiner Klugheit und Ueberredungsgabe „die Zunge des Merglandes" (Lisân el Merg) nennen. Den 5. April folgte ein Platzregen dem andern und ich benutzte den Tag, um unter die Kolonisten meines neugebauten Dorfes Gassûle 25,000 Reben zu vertheilen, die ich zur Anlegung eines Gemeinde-Weingartens aus einigen Ortschaften des süßen Gebirgs (Gebel el Hilu) erhalten hatte, und den 6. brachen wir, nachdem die Beduinen ihre Feierkleider — jeder einen Mantel (Gubbe) von scharlachrothem Tuche und einen Leibrock (Kumbâz) von rothem Atlas — erhalten hatten, Mittags zwölf Uhr von Sekkâ nach Gedâde, einer großen Domäne des Sultans, auf, wohin ich eine Einladung von dem Scheich des Dorfes erhalten hatte. —

„So begann ich eine Reise (fährt der Bericht nach einer weiteren Schilderung des Auszugs fort), die trotz der kurzen Dauer von 44 Tagen reich ist an interessanten Specialitäten, und deren Gesammtergebniß ein außerordentlich günstiges genannt werden muß. Ich habe dasselbe in einem Tagebuche niedergelegt, das in vier Heften zu je 110 Oktavblättern 880 Seiten zählt, einige dreißig Beduinengesänge, die ich besonders geschrieben habe, ungerechnet. Bedenkt man, daß ein großer Theil meiner Zeit auf die Untersuchung von fast hundert Ruinenorten und die namentlich in weitläuftigen Städten zeitraubende Aufsuchung von Baudenkmälern und Inschriften verwendet werden mußte, und rechnet man die Störungen dazu, welche auf dergleichen Reisen unaufhörlich vorkommen, so wird man die Menge meiner Aufzeichnungen kaum für möglich halten; aber ich schrieb während des Reitens und des Nachts. Auch trug die glückliche Stimmung, in welche mich die fortwährend guten Erfolge setzten, dazu bei, daß mein Bleistift immer im besten Zuge blieb. Die Ergebnisse dieser Reise umfassen mehrere Zweige der Wissenschaft, wie Geognosie, Geographie und Archäologie (Baugeschichte und Inschriftenkunde). Meine ethnologischen Notizen über seither unbekannte Stämme, oder solche, deren Bedürfnißlosigkeit an die Urzustände des Menschengeschlechts erinnert, halte ich für werthvoll, und meine Poesien der Wüste bieten ein Arabisch, das man in Damaskus nicht versteht und von dem noch wenig Proben nach Europa gekommen sein dürften. Ich mußte mir die meisten Lieder Vers für Vers kommentiren lassen."

Das vorliegende nicht starke Buch (150 S.) ist keine eigentliche Reisebeschreibung; da der Herr Verfasser sein Tagebuch besonders für den Druck zu bearbeiten gedenkt, so enthält es nur einige der Beobachtungen, ohne Zweifel die wichtigsten. Eine beigegebene in großem Maßstabe angelegte Karte ist sehr schätzenswerth zum Verständniß; wir können darauf die ganze Reise verfolgen, die zunächst südöstlich ging nach dem etwa zwölf deutsche Meilen von Damaskus gelegenen vulkanischen Gebirge Safât oder Safâ.

Den Mittelpunkt dieser östlichen Region bildet das Safâ, ein von den Syrern vielgenanntes und allen unbekanntes Land. Man denkt sich gewöhnlich darunter einen ungeheuren Wall, durch den ein enges Thor zu weiten sichern Räumen führt, welche die stärkste Festung der Welt sein würden, wenn sie Wasser hätten. Natürlich konnte auch Burckhardt nichts Näheres über das Safâ erfahren. Zwar hat dasselbe weder Thor noch Engpaß, aber es ist vielleicht der merkwürdigste Punkt in Syrien; seine Formation hat etwas Höllisches und sein Anblick beengt die Brust und erfüllt mit Grauen. Das Safâ ist ein beinahe sieben Stunden langes und ebenso breites Gebirge, d. h. die aus den Kratern strömende schwarze Masse häufte sich Welle auf Welle, so daß die Mitte die Höhe eines Gebirgs annahm, ohne jene sanften Formen gewöhnlicher Gebirge zu bekommen. Das Safâ ist bei seinen geraden Linien und seinem mattglänzenden Schwarz mit einem Gebilde von Gußeisen zu vergleichen.

Eine beigefügte Skizze in Holzschnitt zeigt einen langen bauchigen Bergrücken, auf dem sieben große und mehrere kleine Kegel mit abgebrochner Spitze stehen.

„Auf dem Safâ kann kein Mensch existiren, und die Redensart der Damascener: „er hat sich in's Safâ geflüchtet," wird später erklärt werden. Das Safâ hat keinen Tropfen Wasser und keine Vegetation; daher sein Name: das leere nackte Gebirge. Nur in den Einsenkungen und den klaffenden Brüchen der Lava bilden sich zur Regenzeit wochenlang Pfützen und sproßt eine spärliche Flora. Das Safâ ist noch, wie am Tage seiner Entstehung, der schwarze mattglänzende Lavaguß voll zahlloser, mit dünnen Gewölben überbrückter Ströme versteinerter schwarzer, oft auch hellrother Wellen, die sich aus den Kratern über das Hochplateau die Abhänge herabwälzen.

„Am nordöstlichen Ende des Safâ circa $^3/_4$ Stunden von Abû Gânim (einem der Kraterberge), desgleichen südöstlich vom Chnêsir (ebf.) erhebt sich die Lava auf der Fläche wie züngelnde schwarze Flammen, mit einer durchschnittlichen Erhebung von drei Fuß."

(Die Abbildung zeigt eine Anzahl dicht beisammenstehender baumstammähnlicher Erhöhungen mit knotigen Auszackungen und einem Schwunge der Linien, wie Stengel gediegenen Erzes.)

„Ich erkläre mir die Erscheinung so, daß die Krater gegen das Ende ihrer Thätigkeit eine schneeartig leichte Masse auswarfen, die sich Flocke auf Flocke ansetzend, diese Formation erzeugte."

Herr Wetzstein konnte die Araber um keinen Preis, selbst nicht durch das Anerbieten seidner Ehrenkleider und Goldstücke, bewegen, ihn in das Gebirge zu begleiten; er mußte zu einem Mittel greifen, gegen welches der Beduine keine Waffen hat. Er wendete sich gegen Gerbû' und sagte mit dem nöthigen Pathos, indem er seinen (eignen) Kinnbart in die Hand nahm: „Willst du nicht mit mir gehen, Gerbû', diesem Barte zu Gefallen (min s'ân hal lehje)? Da schnellte der Mann empor und rief, indem er die Hand auf seinen Kopf legte: „Von Herzen gern (alâ râsi)!"

Am folgenden Morgen brach Herr Wetzstein mit Gerbû' und 'Alî, seinem Jäger, auf; der erstere trug den Wasserschlauch, der andere die Meßinstrumente, und zwar zu Fuß, da Pferde hier nicht fortgekommen sein würden. So ging es über die kohlschwarzen Lava, die eine klingende Brücke bildeten, über weitgespannte Brücken, Sprünge und Versenkungen; um neun Uhr standen sie auf dem Hochplateau, dem Gebiete der Krater (Gesâgif). Denn die ganze Hochebene ist deren voll, ohne daß sie immer zugleich Berge bildeten. Wir können hier in die nähere Schilderung dieser schrecklichen Gegend nicht eingehen; die beigegebenen Skizzen zeigen Bildungen, wie sie in ähnlicher Weise wohl selten in einem andern vulkanischen Gebiete angetroffen werden; Kraterberge, die wie schwach verjüngt zulaufende Thürme aufsteigen und oben in seltsam gezackten Rissen ausgebrochen sind (namentlich der Galgen des Safâ, Masnaket es Safâ), Ebenen mit Zickzackspalten durchfurcht, so daß das dazwischen liegende Land nur schmale Streifen in labyrinthischer Windung bildet, Bienenkorb- und Gräberähnliche Hügel mit breiten Spalten und Rissen.

Westlich und südlich von dem Safâ erstreckt sich die Harra, eine wellige mit vulkanischem Gestein bedeckte Ebene, die in Hinsicht auf die Steinformation sehr interessant ist. Denn es wechseln darin streckenweise Steine von verschiedener Größe und dann wieder von verschiedener Farbe regelmäßig ab; ein Feld zeigt glänzend schwarze, ein anderes glanzlos schwarze, ein drittes braune, ein viertes großporige, ein fünftes kleinporige, ein sechstes porenlose, ein siebentes in Zersetzung begriffne, ein achtes Steine mit vulkanischer Verglasung.

Dies muß mit den Auswürfen der Vulkane zusammenhängen. Im Sommer soll die Hitze darin so fürchterlich sein, daß nach Aussage der Anwohner die schwarzen Steine mit einem lauten Knalle in mehrere Theile zerspringen. Die Harra ist niemals bewohnt gewesen. Außer der römischen Garnison Nemâra, die an der einzigen Stelle angebracht ist, wo eine, obschon unselige Existenz möglich ist, hat die ganze Harra keinerlei Spur irgend einer frühern Wohnung.

Jeremias 17, 5 und 6 heißt es: „Verflucht sei der Mann, der mit seinem Herzen vom Herrn weicht! Er wird sein, wie ein Verlassner in der Wüste, der nirgends Heil sieht. Er wird wohnen in den Glutgegenden (Harerim), in der Wüste, im unfruchtbaren Lande, wo Niemand wohnen kann." Wenn das Wort Harerim nicht der hebräische Eigenname für die Harra ist, scheint doch in ihm, wie in dem ganzen Verse auf dieselbe angespielt zu werden.

Von Nemâra, östlich von der Harra, zog unser Reisender durch dieselbe nach Têmâ, nach der uralten Ismaelitenstadt hinüber. Er kam, da er von dem Lehmwasser der Harra den ganzen Tag über nicht getrunken, ganz verdurstet an, und konnte wohl bei seinem Eintritte in das Gastzimmer an die Worte des Jesaias 21, 14 denken: „Bringet den Durstigen Wasser entgegen, die ihr wohnet im Lande Têmâ!"

Wir sind hiermit in dem bis jetzt ganz unbekannten Lande, in dem schon Mancher einen Theil des vorisraelitischen Amoriterreiches vermuthete, dessen König zu Astarôt saß, dem Lande, von welchem es 5. Moses 3, heißt: „Da gewannen wir zur Zeit alle Städte des Königs Og zu Basan, sechzig Städte, die ganze Gegend Argob im Königreich Basan. Alle diese Städte waren fest, mit hohen Mauern, Thoren und Riegeln, ohne viele andere Flecken ohne Mauern."

Es ist dies das Gebiet um das Haurangebirge, namentlich des östlichen und südlichen Abhanges, der westlich an die Harra stößt. Dieselbe enthält ungefähr 300 verödete Städte und Dörfer, während die Zahl der bewohnten Orte nur vierzehn beträgt. Dabei sind auch diese erst jüngeren Ursprungs, die acht jüngsten Radûme, Têmâ, Dûma, Tarbâ, Umm, Ruwâk, Mu'sennet und Bûsan erst im Laufe der letzten beiden Jahre kolonisirt worden. Diese völlige Verödung eines einst blühenden und

dabei äußerst fruchtbaren Landes hat etwas Auffallendes; denn der Boden, die berühmte Haurân-Erde erzeugt im Kulturzustande üppige Aerndten des geschätzten glasartig durchsichtigen Hauránweizens, und braucht gar nicht gedüngt zu werden, weil sich sonst die Saat vor Ueppigkeit legen und mehr Stroh als Körner tragen würde. Sie ist augenscheinlich eine zersetzte Lava-Erde und so locker, daß selbst im Zustande völliger Dürre der Huf des Pferdes fast drei Zoll einsinkt.

Drei Landplagen mögen vielleicht theilweise Schuld an der Verödung des schönen Landstriches sein, die Heuschrecken, die in ungeheurer Zahl einfallen, häufiger Regenmangel, der von zwölf Aerndten drei mißrathen läßt, und endlich als allerschlimmste Plage die Beduinen. Wahrscheinlich ist das Land durch den Einfall der Higâzener im Jahre 635, als diese von jungem Eifer glühenden Moslemin Syrien eroberten, entvölkert worden. Denn gleich nach der Einnahme von Damaskus schickte Ibn 'Obeida ein Heer durch die Hermije in den Osten Haurans. Vor dieser Zeit blühten zahlreiche christliche Städte und Dörfer daselbst, wie die von Herrn Wetzstein gefundenen Inschriften beweisen, und zwar vom dritten Jahrhundert nach Christo an. Sie scheinen den Druck der römischen und byzantinischen Herrschaft wenig gefühlt zu haben, wenn man aus der Liebe zu Kunstbauten und der sorgsamen Ackerkultur schließen darf. Der Widerstand gegen die einbrechenden Muhammedaner, welche zum größten Theile nicht seßhafte (Hadarije), sondern Zelt-Araber (Wabarije) waren, mag sehr hartnäckig gewesen und auf diese Weise die Ursache geworden sein, daß dieses paradiesische Land zur „Städtewüste" verwandelt wurde.

Wenn man diese verödeten Ortschaften näher betrachtet, so lassen sich vier verschiedene Arten unterscheiden. Die eine Art findet sich auf einzeln stehenden Hügeln und an Abhängen der Wadi-Ufer und umfaßt nur Troglodyten-Wohnungen (Mûgr). Diese Ortschaften können aus dem grauesten Alterthume stammen. Es sind etwa acht Schritt breite, zwölf bis sechszehn Schritt lange und wenig über drei Meter hohe Höhlungen in den Felswänden, in denen die Familie wohnte. Im Innern grub man drei andere Höhlen für's Vieh, für die Aufspeicherung des Tibn (Häckerling), für Aufbewahrung der Getraidevorräthe und andere Gegenstände. Fenster haben diese Höhlen nicht, das Licht fiel nur durch die Thür ein und die drei andern Höhlen blieben finster. Manchmal finden sich Säulen ausgespart, welche die Decke tragen; außen war ein Vorbau, der den Hof bildete. Das Gestein, in welches diese Höhlen gearbeitet sind, ist eine schwammartige, bläschenreiche vulkanische Masse, und leicht zu brechen, läßt aber trotzdem im Winter den Regen nicht durch.

Die zweite Art sind diejenigen Ortschaften, welche in der Bibel gemeint sind, wenn es heißt: und unter seiner Regierung wurde die Unsicherheit im Lande groß, so daß das Volk anfing, in Höhlen zu wohnen, oder (Richter 6, 2): „Und da der Midianiter Hand zu stark ward über Israel, machten die Kinder Israel sich Klüfte in den Gebirgen und Höhlen und Festungen." Solche Ortschaften liegen an hohen, felsigen trocknen Orten, und man trieb schiefe Stollen in die Erde.

In einer Tiefe von etwa 25 Klaftern legte man gerade und sechs bis acht Schritte breite Gassen an, an deren beiden Seiten dann die einzelnen Wohnungen eingegraben sind. An manchen Stellen erweiterte man diese Gassen noch um's Doppelte und brach Luftlöcher durch die Decke (jetzt Rôsen, Plur. Rawâsîn, Fenster, genannt). Auch Brunnen grub man darin, um stets mit Wasser für Mensch und Vieh versehen zu sein. Es waren Schlupfwinkel und Festungen zu gleicher Zeit; in vielen Fällen blieben sie einem Feinde ganz unbemerkt, und wenn sie bemerkt wurden, so konnten die steilen Anhöhen leicht vertheidigt werden. Die Kreuzfahrer beschreiben öfters Belagerungen solcher Festen, z. B. Wilhem von Tyrus. Ganz besonders merkwürdig ist das alte Edrei, die labyrinthartige unterirdische Residenz des Königs Og von Basan, an der östlichen Seite der Zumle, in der sich Herr Wetzstein durch die Unvorsichtigkeit eines arabischen Jungen, dem die Zündhölzchen ausgingen, bald verirrt hätte. Eine völlige Höhlenstadt, sogar mit Marktplatz und Verkaufsnischen daran. „Die Temperatur war angenehm und ich fühlte keinerlei Beklemmung."

Da Herr Konsul Wetzstein von der vierten Art nur ein Exemplar zu sehen Gelegenheit gehabt hat, und diese überdieß nur einen Uebergang der beiden ersten zur dritten Art bildet, so theilen wir nur über die dritte Art, welche ausführlich beschrieben wird, etwas Näheres mit.

„In der Ferne beschäftigen diese Ortschaften Auge und Einbildungskraft aus mehrfachen Gründen. Einmal stechen sie durch die schwarze Farbe des Baumaterials auf das Schärfste gegen die grüne Umgebung und die helle Atmosphäre ab. Zweitens imponiren sie durch die Höhe ihrer Mauern und den gedrängten Zusammenbau der Häuser, die immer ein geschlossenes Ganze bilden. Drittens werden sie von starken Thürmen überragt. In größeren Städten, wie Melah, Bûsân, Sâlâ, 'Ormân u. a. geben die Menge dieser Thürme den Orten ein majestätisches Ansehen. Ich habe wohl keinen Ort gesehen, der nicht seine Thürme hatte. Viertens erscheinen sie in so gutem baulichen Zustande, daß man sich unwillkürlich der Täuschung hingiebt, sie müßten bewohnt sein und man müßte Leute aus- und eingehen sehen. Obschon verödet, sind ihre weiten Wasserbehälter vor den Thoren dennoch gefüllt und erfreuen das Auge durch das Spiel ihrer Wellen; denn die Nomaden, die Erben jener Länder, versäumen es nicht, sie im Winter zu füllen, um im wasserlosen Sommer ihre Heerden daraus zu tränken. Jeder Ort hat deren mehrere, und da es nur in den höhern Gebirgspartien Quellen giebt, so werden sie aus den Winterströmen gefüllt, deren Wasser, falls sie nicht in unmittelbarer Nähe der Orte fließen, ihnen durch Kanäle zugeführt wird, wie es bei den Städten Bosrâ, Umm el Kutên, Umm el Gemâl und vielen andern der Fall ist." . . .

Es folgt nun eine umfängliche Beschreibung des Innern dieser Städte, die aus einem mit schimmernden Olivintheilchen geschwängerten Dolerit bestehen, der unter dem Boden etwa fünf bis sechs Meter tief gefunden wird. Das Auge wird durch die sorgfältige Bearbeitung des Baumaterials angenehm überrascht; die Steine verbindet selten Cement, aber die schönen, meist großen Quadern liegen oft wie gegossen über einander. Bei Thürmen und höhern Gebäuden sind die Lagen oft durch Schwalbenschwänze in einer Art verbunden, wie sie eine Zeichnung anschaulich macht. Der einzelne Quaderstein hat nämlich in der Mitte der untern Seite querüber eine ausgeeckte Rinne, und oben an beiden Kanten eine stehende Kante von der halben Breite der Rinne, so daß immer zwei von verschiedenen Steinen zusammenstoßende Kanten in die Rinne des darüberliegenden Steines einpassen. Die Orte haben in der Regel keine Ringmauern, da der Rücken der geschlossenen Häuser als solche gelten kann. Merkwürdiger Weise trägt an manchen Orten jeder Stein einen griechischen Buchstaben — wahrscheinlich die Marken der einzelnen Steinmetzen. Denn sie geben keinen Sinn. Die meisten in die Gassen oder in's Freie führenden Thüren der Häuser sind niedrig, so daß man sich beim Ein- und Austreten bücken muß. Aber die größeren Gebäude und die Gassenausmündungen haben hohe, immer sehr sauber gearbeitete und oft mit Bildwerk und griechischen Inschriften geschmückte Thüren. Die beliebtesten, ja konstanten Verzierungen des ganzen Landes sind Weinlaubgewinde mit Trauben in Hautrelief. Die Thürflügel selbst sind erhalten, da sie aus Steinplatten bestehen (Dolerit), die sich in Zapfen bewegen. Sie sind schwer zu bewegen; ein Mann kann sie nur öffnen und schließen, wenn er sich mit dem Rücken oder den Füßen an die Wand stemmt und mit beiden Händen die Thür vorwärts drückt.

Von dem Erdgeschosse der Häuser gingen keine Fenster in's Freie, wohl aber aus dem obern Stocke. Jedes Fenster besteht aus einer einzigen Steinplatte, in der Form eines länglichen Vierecks, und ist zur Erfüllung seines Zweckes durchlöchert. Glasscheiben waren natürlich nie darin; die Verzierungen derselben sind mannigfaltig. Die Straßen in diesen Städten sind dabei so eng, daß Fuhrwerk hier niemals im Gebrauche gewesen sein kann. Sie sind fast nie über acht Schritte breit, von denen fünf auf die Trottoirs zu beiden Seiten und drei auf den Mittelweg für Reiter und Lastthiere kamen. Meistens sind sie noch enger, nur in Bosrâ waren sie breiter, am breitesten aber in Ruhbe, wo sie sogar mit Quadern gepflastert und nach der Mitte zu erhöhter waren. „Sie mögen nicht viel schmäler und eine mag doppelt so lang sein, als die breite Straße in Berlin."

Wir müssen die weiteren Auseinandersetzungen über diese Architektur übergehen und begnügen uns, ein Schlußurtheil darüber, namentlich über die Architektur der hauránischen Tempel mitzutheilen.

„Zwar sah ich Säulen in griechischen und lateinischen Ordnungen, Simse, Portale, Nischen im römischen Geschmack, aber das Ganze ist nicht römisch. Römische Kunst hat hier gebaut, aber nicht als Herrin, wie mir scheint, sondern als Dienerin. Wir haben einen Baustyl von ausgeprägter Individualität vor uns, aber er ist nicht griechisch, nicht römisch und auch nicht syrisch. Weder in Damaskus, noch in den Küstenstädten, noch im cisjordanischen Palästina sah ich dergleichen. Die römischen Zuthaten abgerechnet, hat er auch keine Aehnlichkeit mit Balbek. Ich weiß den Styl mit keinem anderen zu vergleichen, und nenne ihn darum den hauránischen. Aber welches Volk sein Träger gewesen, wie er sich hier ausgebildet oder hierher gekommen, diese Fragen sind noch zu beantworten...... Den Ursprung der hauránischen Tempel wird man in die Zeit der römischen Herrschaft in Syrien setzen müssen. Da dieselbe jedoch von der pompejanischen Occupation an fast hundert Jahre lang im Osten des Landes eine fast nur nominelle und zu wenig unmittelbare war, als daß in jener Zeit römische Kultur und Kunst dort Eingang ge-

funden haben könnte, andererseits aber auf Grund der Inschriften um das Jahr 250 das Christenthum so allgemein im Lande war, daß von da ab nur noch Kirchen und Klöster erbaut wurden, so bleibt uns nur der kurze Zeitraum von weniger als 200 Jahren übrig, in den die Erbauung der hauränischen Tempel gesetzt werden muß. Ein einziger Tempel möchte aus seleucidischer Zeit stammen.“ . . .

Interessant ist ferner die Schilderung des weißen Schlosses (chirbet es Safâ), auch „die weiße Ruine“ genannt, das in der Ruhbe, d. h. in dem bewohnbaren Striche unterhalb des schrecklichen Safâ liegt. Es bildet genau ein Quadrat, dessen Seite 95 Schritt lang ist, und ist mit starken Bastionen versehen, aber ohne Wallgraben. Die reiche Arabesken-Skulptur im Innern, wie die reiche Bildhauerarbeit am Portale, das durch keine Bastionen geschützt ist, berechtigen zu dem Schlusse, daß es mehr ein Palast, denn ein Kastell gewesen sei. Merkwürdig ist namentlich ein am Boden liegender, sehr kunstreich verzierter Architrav mit zwölf Thierfiguren, die Herr Wetzstein anfangs für einen Zodiakus hielt. Denn das erste Thier zur linken Hand ist ein Löwe, das zweite ein Stier, das dritte ähnelt einem Widder; dann aber ist die Uebereinstimmung mit dem Thierkreise, wie wir ihn kennen, verschwunden; es folgt eine Gazelle, auf deren Rücken ein Stoßvogel sitzt (der arrabische Sperber Jsbir?), dann ein schwer erkennbares Thier, vielleicht ein Kameel, dann ein Thier mit zwei kurzen graden Hörnern und einem Buckel über den Schultern, das siebente ist unerkennbar, das achte scheint ein Pferd zu sein, das neunte wieder ein Thier mit einem Stoßvogel auf dem Rücken, das zehnte ein Vogel mit kurzem Schnabel, dickem Leibe und kurzen Füßen (der Dugân, eine plumpe Falkenart?), das elfte ein Thier mit einwärts gebogenen Widderhörnern, der zwölfte Kreis enthält einen Steinbock.

Herr Konsul Wetzstein stellt die begründete Ansicht auf, daß dieses Schloß die Winterresidenz der osthauränischen Herrscher gewesen; denn, wie gesagt, während des Sommers kann Niemand in der Ruhbe und ihren Umgebungen existiren. Ein anderes, derartiges Schloß, das aber zu Vertheidigungszwecken befestigt war, fand Herr Wetzstein zehn Tage später bei der osthauränischen Stadt Saue.

Ein höchst werthvolles Ergebniß der Reise sind jedenfalls die nahe an 600 Inschriften, die der Verfasser gesammelt hat und später herauszugeben gedenkt. Zehn darunter tragen altsemitische Charaktere und gehören zu der Klasse, die man neuerdings **nabatäische** Inschriften zu nennen beliebt; gegen 260 sind in noch unbekannten Schriftzeichen und gegen 300 in griechischer oder lateinischer Sprache geschrieben. Manche Inschriften sind von flüchtigen Zeichnungen begleitet, z. B. einem Reiter mit vorgestreckter Lanze, einer Frau, die sich die Haare rauft, einem Reh, einem Kameele mit Treiber. Eine beigegebene Kupfertafel giebt Abbildungen davon. Die eigentlich arabischen Inschriften, die man meist in den wichtigen Plätzen am südlichen und südöstlichen Hauran-Abhange findet, in Sâlâ, 'Ormân, Salchat und Bosra, stammen aus der Zeit der Kreuzzüge, 600 aus der arabischen Aera, wo diese Ortschaften vorübergehend eine starke Bevölkerung gehabt haben müssen.

Die zahlreichsten Inschriften sind die griechischen Ueberschriften von Tempeln, Theatern, Kirchen, Klöstern, Gemeindegasthäusern (*πανδοχεῖα*), Rathhäusern, Privathäusern, Wasserbecken, selbst Gemeinde-Taubenhäusern. Sie stammen theils aus heidnischer, theils aus christlicher Zeit; aus den darin vorkommenden Eigennamen geht aber hervor, daß wir uns die Urheber derselben als reine Araber und nicht als Griechen zu denken haben. Lauter echt arabische Namen: *Ἄζιζος, Σαβανε, Ὄβειδος, Μάλεχος, Ὀδαίναθος* (vgl. Odenathus, den Gemahl der Zenobia), *Ζόβειδος, Σολεμαίθη* (Sulêma, Frauenname) u. s. w.

Ueber die geschichtlichen Untersuchungen, die mit diesen Entdeckungen verbunden sind, nur Folgendes im allgemeinsten Umriß. In Haurân haben wir ohne Zweifel das Reich des Königs Og zu suchen; beim Einfalle der Israeliten wurde namentlich der westliche und südliche Theil erobert (bis Salcha, dem heutigen Salchat, K. 3, 10), und gehörte dann mit zum Erbtheile der Kinder Israels. Das östliche Haurân scheint ihnen niemals unterworfen, aber wohl bekannt gewesen zu sein; sie unterwarfen es nicht, weil es von stammverwandten Ismaeliten bewohnt war, wie sie gegen die Edomiten aus Blutverwandtschaft sich friedfertig bewiesen. Alte Namen ismaelitischer Stämme, z. B. Têmâ, Duma, Jetûr ꝛc., finden sich im Haurân; Jetûr (Ituräa) dürfte das Drusengebirge in der Mitte des Haurân sein. Dûma und Têmâ sind heute noch, was man nicht wußte, zwei stattliche Ortschaften im östlichen Haurân.

Auch scheint Herr Wetzstein geneigt, die Scene des Buches Hiob in Haurân zu suchen. Ueberhaupt ist die Schrift reich an Bemerkungen zur Erklärung des alten Testaments und an Berichtigungen geographischer Annahmen. Z. B. wird nachgewiesen, daß das alte Astaroth Karnaim nicht zu Tel-Astere, einem ganz ruinenlosen Orte, sondern in Bostra, das aus Bet-Astra (wie Babel aus Bet-Bel), entstanden, zu suchen sei. Die heidnischen Araber, welche später zu Bostra wohnten, verehrten daselbst, ehe sie die christliche Religion annahmen, den arabischen Dionysus, den Dusares. Bostra, d. i. Astaroth, ist also die alte Hauptstadt Haurâns.

Wie ausführlich gezeigt wird, war das untergegangene Volk, dessen hohe Kultur in Haurân so reiche Spuren hinterlassen hat, ein Araberstamm aus Jemen (Süd-Arabien), der ungefähr um Christi Geburt aus seinen Sitzen auswanderte, weil man den Durchbruch der Dämme von 'Arim zu befürchten dringende Veranlassung hatte. Zwei Stämme waren es, die Asdiden und Himjariden, die sich nordöstlich gegen Bahrein wandten, wo sie mehrere Jahre lang nomadisirten und endlich bei einer Quelle Hagar ein Schutz- und Trutzbündniß schlossen. Sie nahmen nun den gemeinschaftlichen Namen Tenuchiden (Tenûch, Eidgenossen) an. Da sie an feste Wohnsitze gewöhnt waren, so suchten sie Orte zur Niederlassung, und so setzten sich dann später die Asdiden am Euphrat fest, bauten die verfallene Stadt Embâr auf und gründeten das osttenuchidische Reich, dessen Hauptstadt später Hira wurde; die Himjariden (auch Kudaiden genannt, von ihrem Hauptstamme), wendeten sich gegen Syrien und gründeten in Haurân und der Belka das west-tenuchidische Reich, welches nach Selih, dem Stammzweige ihres Oberhauptes, gewöhnlich das Reich der Sehiliden genannt wird. Sie waren nicht Eroberer, sondern wurden als friedfertiges Volk von den Römern und Parthern gern aufgenommen, um mit ihnen verödete Gegenden zu bevölkern. Mâlik hieß der Häuptling, der das Volk aus Jemen führte; sein Sohn 'Amr wird als erster König in Syrien genannt. Dâud el Letik war der erste Fürst, der das Christenthum annahm und das Kloster Dêr Dâud stiftete.

Bosra lag unter Trajan noch wüst; erst 160 nach Christo wurde es wieder aufgebaut, und von nun an beginnt die eigentliche Kulturzeit des Haurân. Bosra ist der große Markt für die syrische Wüste, das arabische Hochgebirge und Peräa; von hier ging über Salcha und Esrak die Karawanenstraße nach den Häfen am persischen Meerbusen, wo die Waaren Indiens und Persiens aufgestapelt lagen. Später gewann ein anderes sabäisches Volk das Uebergewicht, die Hassaniden. Wir erhalten die ganze Königsreihe derselben. Als Quelle finden wir Hamze's Annalen angegeben.

Das eben besprochene Buch ist nicht stark (150 S.), aber im höchsten Grade reich an Stoff und Belehrung. Bibelforschern und sonstigen Orientalisten wird es gewiß eine bedeutende Ausbeute gewähren.

Holland.

Briefe aus den Niederlanden.

Text zu einem nationalhistorischen Oratorium.

Die Ristori in Rotterdam.

Es besteht in den Niederlanden ein Verein „zur Beförderung der Tonkunst“ (Maatschappij tot Bevordering der Toonkunst), dessen Hauptverwaltung seinen Sitz zu Amsterdam hat, der aber durch Zweigvereine über andere Städte des Reichs verbreitet ist. Der Verein und seine Thätigkeit sind unseren deutschen musikalischen Größen bekannt genug; Herr Organist Hesse in Breslau und manche andere seiner berühmten Confratres in Deutschland empfangen von ihm alljährlich gewisse Pakete, deren Inhalt nach einiger Zeit hierher zurückkehrt. Diese Pakete enthalten Manuscripte zur Begutachtung. Jedes Jahr nämlich setzt der Verein eine Reihe von Preisen aus für Compositionen verschiedener Gattungen. Die Arbeiten der Bewerber werden dann auswärtigen Autoritäten zugesandt, die es als eine Ehrenpflicht übernommen haben, ein motivirtes Urtheil darüber abzugeben. Gehen die Meinungen der Kritiker auseinander, so wird die Composition so lange zu anderen berühmten Söhnen der Polyhymnia umhergeschickt, bis sich drei Stimmen in demselben Verdict einigen. Zuweilen kommt sie so an zehn oder zwölf Recensenten — ein Beweis, daß nicht blos in der Medizin die großen Doctoren öfters uneins sind. Einer derer, welche diese Kritik mit der liebevollsten Ausführlichkeit betrieb, war Felix Mendelssohn-Bartholdy.

Die besten Früchte liefert die holländische Tonkunst, abgesehen von ihrem ersten Vertreter, Verhulst, und den anmuthig tändelnden Melodien der „Lustigen Weiber von Windsor,“ auf dem Gebiete der Orgelmusik. Auf dem bevorstehenden Sängerfest zu Arnheim werden Orgelcompositionen zweier niederländischer Meister aufgeführt werden, von denen der

eine als Organist zu Elberfeld lebt. Die Ehre, den Zweigverein in der zweiten Stadt des Reiches errichtet zu haben, gebührt dem Secretair des Vereins für Rotterdam, Herrn Vermeulen. In anderer Weise trägt, abgesehen von den Verwaltungsgeschäften, der Secretair-Hauptverwalter (Secretaris-Hoofdbestuurder) zu Amsterdam, Dr. Heije, zur Beförderung der schönen Zwecke dieser Gesellschaft bei, ein Mann, der die Freiheit von Berufsgeschäften, welche seine Verhältnisse ihm möglich machen, auf edle Weise zu freiwilligem eifrigen Dienst von Kunst und Wissenschaft zu gebrauchen scheint. Unter Anderem ist Herr Heije auch Secretair des „Allgemeinen Aerzte-Vereins." Interessant ist er mir geworden durch einen Text, den er gedichtet hat, um einer Preis-Composition zu Grunde gelegt zu werden. Ein wahrer Künstler kann freilich nach einem gegebenen Text nur dann dichten, wenn er sich durch ihn begeistert fühlt. Von dieser Dichtung Heije's nun halte ich eben das für sehr wahrscheinlich, daß sie in dem Herzen eines Niederländers zündet und so eine ganz neue Gattung der musikalischen Composition in's Leben ruft — eine Gattung, die mir ihrem Wesen nach ein echtes Kind der Zeit und Aussicht auf ein langes reiches Leben zu haben scheint. Es handelt sich nämlich um ein „Oratorium" (der Name wird freilich kaum länger passend, wenn er es je war), nicht aus der heiligen, sondern aus dem Herzen der eigenen nationalen Geschichte. Ein Kampf wird dargestellt, vielmehr nur das Ende des Kampfes, zwischen jenen berühmten Parteien, von denen die eine einen Fisch holländischer Ströme, die andere die eiserne Fischangel zum Zeichen hatte: zwischen den „Hookschen" und „Cabbiljaauwschen."* Ich finde die Sprache so dramatisch, so knapp und kräftig einzelne Stellen, so ergreifend in ihrer edlen Einfachheit, den Gang so lebhaft und natürlich, daß ich gern erfahren möchte, ob das kleine „Fragment" auch auf Andere einen ähnlichen Eindruck macht. Es wurde mir leicht, die folgende Uebersetzung treu in dem Metrum des Originals zu halten. Die verwandte Sprache war es, welche die Aufgabe so sehr erleichterte, daß ich hier und da nur Wort für Wort übertragen durfte. — Beiling, der sich hier für die Seinen freiwillig opfert, kehrte in der That zurück; daß der Martertod lebendigen Begräbnisses ihm nicht erspart blieb, beweist, welchen Charakter auch hier die Bürgerkriege annahmen. Beiling ist der niederländische Regulus.

Albert Beiling.

Ein dramatisches Fragment.

Chor der Engel. (Frauenstimmen.)

Unselig Volk, unselig Land,
Welch Leid mag deinem Jammer gleichen?
Du mordest dich mit eigner Hand!
Möcht' dich ein Geist des Friedens doch erweichen: —
Das Maß des Zorns ist voll bis an den Rand; —
Unselig Volk, unselig Land!

Chor des Hoekischen Kriegsvolks. (Männerchor.)

Gefallen ist die Fahn',
Erstiegen ist die Schanz',
Uns blieb die Siegesehr'!
Zapp'le zu Tod dich, du König der Ströme!
Drang dir der Speer ** durch den gierigen Zahn?

Chor des Cabbiljaauwischen Kriegsvolks.

Gehoben sei die Fahn',
Zurück in diese Schanz',
Tod sei die Losung!
Beugt sich ihr Nacken nicht weiblicher Hand?
Treibt sie zurück nach den sumpfigen Säumen!

Chor der Engel.

Unselig Volk, unselig Land! —

Herold der Hoekischen.

Noch soll Gnade geh'n vor Recht!
So spricht des Feldherrn hoher Mund: —
Wenn ihr die Waffen niederlegt,
Soll jeder Knecht am Leben bleiben;
Doch Einer sterbe!
Der Hauptmann ist dem Tod verfallen....
Man geb' ihn auf, und ungekränkt
Könnt' ihr in Ruh' von hinnen zieh'n.

Chor der Cabbiljaauwischen. (Gemischter Chor.)

Alle Leichen,
Oder frei,
Sei die Losung.
Sei die Wahl uns!
Seeland, Seeland, steh' uns bei!

Beiling.

Ihr Brüder! noch gefaßt halt' ich das Schwert,
Noch ist mein Wort für euch Befehl!
Ich will nicht, daß so wackre Schaar
Für mich soll fallen:
Ich fordre, ihr gehorcht!
Und du, Herold! verkünde, was du sahst,
Nun deinem Herrn!
Sag', daß der ärmste Lanzenknecht
Für Beiling sterben will,
Doch daß er selbst sich ihm ergiebt
Und sterben will für Alle!

Herold.

So ist die Antwort meines Herrn an euch:
Man grab' ein Grab in der Kapell',
Und lebend steig' der Hauptmann dann hinab.

Beiling.

Wer zu sterben ist getrost,
Scheut den Tod in keiner Larve:
Doch eh' das Grab den Leib umfängt,
Laßt mich noch einmal Weib und Kind erschauen;
Daß ich noch einmal an das Herz sie schließ' —
Dann kehr' ich wieder, um zum Tod zu geh'n!

Chor der Hoekischen. (Männerchor.)

Vertraut ihm nicht, er wird nicht kommen.

Chor der Cabbiljaauwischen. (Gemischter Chor.)

Wir bleiben Bürgen für sein Wort.

Ein Hauptmann der Hoekischen

Sobald du schwörst mit theu'rem Eid —
So heißt des Feldherrn letzt' Gebot —
Sobald du schwörst mit theu'rem Eid,
Dem Worte treu zu sein,
Wird er den Wunsch erfüllen.

Beiling.

Uns galt das Wort des Mann's ein Eid...
Doch sei's:
So wahr als Gott der Herr
Das Unrecht strafen wird,
Das Recht zum Siege führen....
So treulich werd' ich kommen!...
Er sei mein Helfer und mein Zeuge
In Ewigkeit!

Chor des Kriegsvolks.

Gott sei sein Helfer und sein Zeuge
In Ewigkeit.

Chor der Engel.

Das Maß des Zorns ist voll bis an den Rand,
Unselig Volk, unselig Land!

Ist das nicht echte Dichtung:

Wer zu sterben ist getrost — —

und diese mächtige Gedrängtheit in:

Uns galt das Wort des Mann's ein Eid! — —

Von diesem wahrhaft dramatischen Musiktext bis zum Drama ist ein leichter Uebergang. Signora Ristori weilt unter uns; soeben hat sie in Rotterdam — vor leeren Balconlogen und halbleeren Logen gespielt. Es thut mir leid für die Rotterdamer; weniger für die Ristori, denn die braucht eben nur nicht wiederzukommen, und sie kann diesen Barbaren wie Arion zurufen:

Nie labe Schönes Euren Muth!

Wahrlich, es wäre ihnen schon ganz Recht, diesen Kaufleuten, wenn die edle Italiänerin auf allen ihren künftigen Reisen wohl Amsterdam und Utrecht besuchte, wohl Leyden, wo ihr das Studentencorps eine Fackelserenade gebracht hat, aber in der reichen Stadt an der Rotte nur durch ihre Abwesenheit glänzte. Vielleicht würden sie sich dann einen Augenblick schämen, wenn die Sache besprochen würde; denn sie geben etwas auf die gute Meinung Anderer, darum haben sie auch für Tollens eine Bildsäule bestellt. Für Tollens! der ihnen ihr ewiges Scharren nach Geld, ihr „müssiges" Leben in den Comptoirs, wo sie sich vom Morgen bis zum späten Abend lebendig begraben und für geistige Anregungen stumpf werden, auch keine Zeit dafür haben — der ihnen das Alles in bitteren Worten vorgerückt hatte. Sie halten es deswegen auch für unpassend, den marmornen Tollens gegenüber der Börse aufzustellen; als wenn ein Angriff gegen ihr Krämertreiben ein Angriff gegen den Handel wäre! da doch bei jenem eine gesunde und heitere Menschlichkeit sich nicht entwickeln kann, dieser aber einer der fruchtbarsten Boten und Förderer der Kultur immer bleiben wird. Aber — „sie weckt kein Wecker!"

* Nach der Schreibart des Textes.
** „de hoek," der eiserne Angelhaken.

Im gefüllten Parterre hatte sich an beiden Abenden so ziemlich Alles eingefunden, was hier Interesse für Kunst und Wissenschaft hat. Bei den erhöhten Preisen mag denn auch die Einnahme leidlich gewesen sein. Mancher war weggeblieben, weil man im Sommer nicht gern in's Theater geht; als handelte es sich um eine Zerstreuung, und nicht darum, erhöhtes Leben zu sehen, zu empfinden, in sich aufzunehmen.

Die Schwierigkeit, welche fast Allen die unbekannte Sprache bereitet, war am zweiten Abend geringer als am ersten. Die Signora gab nämlich zuerst „Giuditta;" bei der „Fedra" half der allbekannte Text Racine's, den Dall' Ongaro für die Künstlerin übersetzt hat. Einer meiner hiesigen Freunde, ein Franzose, erzählte mir, er habe, um Rachel als „Phèdre" zu sehen, das ihm längst bekannte Stück von Neuem fünf oder sechsmal durchgelesen, um mit dem Material vollständig vertraut zu sein, aus dem das Kunstwerk erstehen sollte. Soweit konnte ich es nun nicht bringen; aber ich hatte mir doch jedes Wort im Italiänischen genau angesehen, und die Hauptstellen wiederholt mit einigen jüngeren Freunden, die mich darum gebeten, in's Deutsche übertragend, zugleich das Italiänische mit dem Französischen vergleichend.

Die „Giuditta" Giacometti's ist keine Tragödie, sondern ein Schauspiel. Indem Judith den Feind ihres Landes ermordet, opfert sie doch ihre Ehre nicht auf, obgleich sie sich auch dazu entschlossen zeigt. Es liegt auch darin keine Buße, daß sie sich nach der That in ihr einsames Haus von allem Verkehr zurückzieht; sie sucht dort den schwärmerischen Umgang mit Gott, der vordem schon ihre Tage beseligt hatte. Aber ob rein oder gefallen, sie kann nur unter uns die Heldin eines volksthümlichen Stückes werden. Denn ein Stück, für das wir uns erst empfänglich machen müssen, indem wir unsere eigensten Gefühle zu Gunsten der Anschauungen wilderer Zeiten aufgeben, geht bei allem sonstigen Werth nicht in den Sinn des Volkes ein. Die Weise, wie Giacometti den Gegenstand dargestellt hat, ist höchstens, was die englischen Kritiker „respectable" nennen. Von allen Personen außer Judith bleiben nur drei im Gedächtniß: Rafas, Abramia und Holofern. Alle anderen sind Schatten; diese drei haben eine gewisse Konsistenz. Rafas ist unstreitig am besten gezeichnet: das Parteihaupt der meuterischen Zweifler, ist er keck und spitzig, ohne Ehrfurcht, noch genug Israelit, um zu glauben, wenn Jehovah sich gnädig zeigt, in schlimmen Zeitläuften nur auf den Verstand vertrauend. Schade, daß er so jämmerlich — pathetisch deklamirt wurde! Abramia wurde ziemlich gut dargestellt, und die Rolle hat einige natürliche Farben. Auch Holofern spielte zuweilen nicht schlecht; wenn nur der Charakter nicht eine groteske Hyperbel wäre. In der Scene, wo er trunken zusammenstürzt, hielt er sich die Seiten, krümmte sich und schnitt Gesichter, als ob er Bauchgrimmen hätte. Eine ähnliche Geschmacklosigkeit war das gefärbte Schwert, mit dem Judith aus dem Zelt tritt; noch dazu ziegelroth auf einer Anstrichfläche von einem Dutzend Quadratzoll! Der Hohepriester glich auf's Haar einem armenischen Lastträger: kurze, gebückte, stämmige Gestalt und geschwätzige, zänkische Zunge.

Die italiänische Uebertragung der Phädra ersetzt die gereimten Alexandriner, die einem deutschen Ohr so schrecklich sind, durch das Versmaß, welches wir durch das glückliche Gefühl unserer großen Dichter bei unseren Dramen wohl für immer eingebürgert haben, fünffüßige, reimlose Jamben. Wenn auch bei ihr manche Schönheit verloren geht, so hebt sie sich dagegen öfters in größerer Kraft und Natürlichkeit über die oft zu gezähmte und geglättete Sprache des Originals hinaus. Ich kenne keinen Charakter, der eine meisterhaftere psychologische Entwicklung zeigte, einen größeren Reichthum von Zügen voll ewiger Wahrheit, als die Phädra Racine's; und diese einzige Schöpfung macht Racine zu einem der größten Dichter. Aber komisch ist es, welche Gründe Franzosen, die mit unseren Aesthetikern bekannt wurden, noch immer gegen den Vorwurf unnatürlicher Abgeschliffenheit des Ausdrucks vorbringen. Da ist in den Debats Herr Taine, der ganz verständig zugiebt, was bei uns behauptet wird: que Phèdre meure sur une phrase de l'Académie. Die Verse lauten bekanntlich:

> Et la mort, à mes yeux dérobant la clarté,
> Rend au jour qu'ils souillaient toute sa pureté.

Wie fein ist das zugespitzt und wie regelrecht gesagt! Aber, fährt Herr Taine fort, Racine lebte unter den Augen des großen Ludwig; und der große Ludwig wußte bei allen Leiden und Leidenschaften soviel Anstand zu bewahren, daß diese Kraft, die Natur zu besiegen, die Dichtung der Zeit inspirirte. Was der große Ludwig nicht Alles gekonnt hat! Er war also ein Stoiker im Salon-Ton. Aber doch, warum spricht denn Phädra in diesem Salon-Ton, oder besser, in einem etwas pedantischen Zopfton, da Phädra doch die Leidenschaft selber ist? da sie sich doch so wenig bezwingt, daß sie sich Hippolyt fast an den Kopf wirft?

Klingen bei Dall' Ongaro jene letzten Worte der Sterbenden nicht viel natürlicher:

> La morte
> Rapisce a me la luce, e al mondo, al cielo,
> Che il viver mio contaminò, la rende. —

Ich kam in die Vorstellung der „Giuditta" mit derselben Erwartung, mit der ich einmal Emil Devrient entgegengesehen hatte; aber erfüllt fand ich sie nicht, wie damals so reichlich der Fall gewesen. Im Anfang fühlte ich mich sogar recht enttäuscht. Ich hatte gehofft, in jedem Tone die echte Natur zu hören. Die Rolle beginnt mit einer Erzählung. Ich erwartete schlichte Einfachheit, und sie deklamirte! Sie stürzte sich sogleich in's Pathetische! Sie hatte also nicht das, was jedem großen Menschen wesentlich ist: Wahrheitssinn; und nicht das, was den Künstler macht: das vollkommene Durchdrungensein von dem, was er darstellen will.

Ich fand sie an pathetischen Stellen viel besser. Und ihre ganze Rolle besteht fast nur aus solchen Stellen: Liebe zu ihrem Volke, Haß, arbeitender Ehrgeiz, Aberglaube, Bangigkeit, Abscheu, geheuchelte Frauenliebe, Scham, Ekstase, Furcht, schwärmerisches Gebet, fanatische Kraft und Zorn, — alle diese Leidenschaften stellt sie abwechselnd dar. Ihr Talent geht nun ganz entschieden viel mehr auf die Darstellung der harten und stürmischen, als der sanften Regungen. Schon ihre Stimme deutet das an, die etwas männlich tief und kräftig, in der gewöhnlichen Rede eine unangenehme Rauheit hat. Durch die Wahl ihrer Rollen scheint sie selbst zu wissen, was für sie am meisten paßt. Doch das ist noch kein Tadel; denn Rachel glänzte auch als Phädra und Medea am meisten. Und unstreitig besitzt die Ristori einige Eigenschaften, die den großen Schauspieler machen. Sie ist groß und kräftig gebaut; ihr Profil hat einen edlen Schnitt; der ganze Kopf mit den rollenden mächtigen Augen unter den im Zorn scharf gespannten schwarzen Brauen, dem schwarzen reichen Haar, macht einen mächtigen Eindruck, wenn einmal die Erregung ihren bleichen Teint belebt hat. Nie habe ich ein solches Mienenspiel gesehen. Ihre antiken Gewänder kleiden sie herrlich; sie weiß sie so leicht und kräftig durch ihre Arme zu schließen, und jede Stellung ist ein Standbild. Wenn Holofern sie an sich zieht, sträubt sie sich mit keiner Bewegung, aber wie vollkommen drückt sie ihren Abscheu aus! Zögernd nachgebend, widersteht sie keinen Augenblick; sie gleitet langsam unaufhaltsam in seinen Arm, mit marmorkaltem Gesicht; aber dann schützt sie ihr eigener gehobner wunderschöner Arm vor seinem Hauch, und sogleich wendet sie das Haupt ab durch die schmiegsamste Biegung des Halses. Ihre Gestalt dabei, von welchen Linien umflossen! Nichts heftig, jede Bewegung weich und rund! Und sie kann reizend lächeln.

Aber Mimik, Bewegung und Haltung sind auch ihre glänzendste Seite. Mit welcher Majestät kann sie drohend den gebogenen Arm heben, und mit gesenktem Finger den Zudringlichen von sich weisen. Wenn sie es nur nicht auch da thäte, wo es weniger dahin gehört. Denn blos Zorn und Trotz liegt doch nicht in den Worten der Phädra:

> C'est toi qui l'as nommé!

Selten kommt ihr Spiel aus der Tiefe des Gemüths. Es ist mehr Kunst als Natur darin. In gewöhnlichen Scenen hat es etwas Eintöniges. Sie hat sogar die Gewohnheit schlechter Schauspieler, die Erregung durch Keuchen darzustellen. „Sie ist nicht natürlich genug," mehr als Einer hat es mir bestätigt. Das kann man wissen, wenn man nur selbst natürliches Gefühl hat. Das Publikum ist kein schlechter Richter der großen Tragöden.

Es war nicht allein der erfahrene gebildete Kritiker, der mir gestern Abend ihren Monolog in der 5. Scene des 4. Aktes über alles Andere rühmte:

> Il sort. Quelle nouvelle a frappé mon oreille!

Wie ein elektrischer Schlag durchfuhr es die Menge. Sie erkannten an allen ihren Zügen die echte Natur, die Jeder so sehr liebt und zu finden sich sehnt, im Leben wie in der Kunst! Die ist ja kein Monopol der Gelehrten. So hatten sie noch nie Bravo gerufen. Es war das erste Mal, daß die Ristori vollkommen Phädra war. Ihre Liebe war nicht halb so wahr, als ihre Eifersucht.

Ein geistvoller Mann, der die Italiäner, ich möchte sagen, seit Jahrhunderten genau kennt, Mommsen, sagt: Es fehlt ihnen die Leidenschaft des Herzens. Und das ist der Eindruck, den die Ristori in „Giuditta" durchaus, den Schluß vielleicht ausgenommen, und in „Fedra" bis auf diese Scene auf mich gemacht hat. Vielleicht ist Eifersucht den Italiänerinnen am tiefsten in's Herz gewachsen. Wie kalt sind die italiänischen Liebeslieder!

Daß wir vergessen, wie er selbst es vergißt, daß es z. B. Garrick

ist, der vor uns steht, und daß uns ein Bangen ergreift bei Richard's Seelenangst: das ist das Zeichen des großen Schauspielers. Wie sehr ihm der dienstbare Verstand die feinen Züge seiner Rolle unterscheiden hilft, sie erfüllt zuletzt sein Gemüth, und bei seinem nächtlichen Sinnen erscheinen ihm die Geister, die er aus dem Grabe ruft. Garrick gab sich auf der Bühne seiner Rolle hin, und lebte für die Stunden das Leben dessen, der er sein wollte. Bei der Ristori habe ich fast nie aufhören können, zu kritisiren, statt daß die Sympathie mich hingerissen hätte.

Ich war recht gespannt auf die berühmte Zeile:

Soleil, je te viens voir pour la dernière fois!

Offenbar ist sie der Ausdruck der tiefsten Wehmuth. Der letzte Sonnentag und ein Grieche! Wenn ich mich getäuscht fand, lag es vielleicht an der matten Uebersetzung:

L'ultima volta ch'io ti miro, è questa! — —

Wärmer würde Frau Ristori wohl gespielt haben, hätten ihr nicht so viele leere Plätze entgegen gegähnt. Die Aussicht auf vier oder fünf Blumensträuße (eine weise Sparsamkeit) hatte nichts sehr Herzerwärmendes.

In Einer Beziehung übertrifft diese Dame die Rachel gewiß. Man kann sie mit ihren beiden Kindern, dem „Marchese" ihrem Gemahl, und einem Hofmeister der Kleinen unsere Orgeln, Thiergärten und Kunstausstellungen besuchen sehen. Ihr braucht kein englischer Prediger zuzurufen, wie der Künstlerin geschah, die in London bei der ersten Aufführung das große Sopransolo in Händel's Messias sang: „Woman, for this all thy sins be thee forgiven!"

Schweden.

Deutsche Skizzen aus Skandinavien.

VII.

Von Gothenburg zum Trollhättan.

Welch' unendlich schönes Gefühl, als Tourist mit leichtem, mühelosem Gepäck, sorgenlos der Abreise nach einem lange ersehnten, der Erreichung so nahen Ziele entgegen zu sehen! Kein Kummer drückt das Herz, und die Erwartung kommender Dinge allein ist's, die jede Thätigkeit des Geistes spannend in Anspruch nimmt. Der heitere Sinn, dieser unentbehrliche Reise-Kumpan des Touristen, nimmt lachend Abschied von dem Orte, welchem man, nachdem er genossen ist, den Rücken kehrt, um neue, mächtigere Eindrücke zu empfangen. Die nächste Zukunft, im Begriff, ihren Schleier fallen zu lassen, winkt freundlich von ihrer Höhe herab, und stärkt durch den Zauber des Unbekannten den Geist des Touristen zur leichten Ertragung neuer Reise-Mühseligkeiten. Was Wunder, wenn die Gegenwart, diese oft so lästige und immer treulose Gesellschafterin, bei solchen Gelegenheiten die Seele erfüllt mit süßem Behagen, und alle Bilder, welche vor dem Auge auftauchen, durch das milde, rosige Glas des Frohsinns erschauen läßt!

Mit diesem Frohsinn, mit diesem Behagen saß ich auf dem eleganten Deck des kleinen Schraubendampfers „Stockholm" und beobachtete die letzten Vorbereitungen zur Abfahrt nach Stockholm.

Ueber Trollhättan nach Stockholm! das war das Ziel, dem ich heute entgegenfuhr, ein Ziel, dem Verlangen gewiß würdig, das ich so lange darnach gefühlt hatte.

Die Sonne schien so mild und freundlich auf unsere Vorbereitungen herab, als ob sie die Fahrt, welche im September zuweilen schon recht rauh und unangenehm sein kann, in ihren besonderen Schutz zu nehmen beabsichtigte. Eine Menge Publikum versammelte sich auf der Hafenrampe, um das Schiff abfahren zu sehen. Diese blonden Schweden mit den blauen Augen (die Schweden sind durchgängig blonder und blauäugiger als die Deutschen), und dem ernsten, ausdrucksvollen Gesicht schienen mit besonderer Theilnahme die Bemühungen einiger jungen, eleganten, schlanken Schwedinnen zu verfolgen, sich auf dem Schiffe so bequem und häuslich als möglich niederzulassen. Zuweilen springt Einer von ihnen an Bord und nimmt mit lebhaften Worten ehrerbietig Abschied, vielleicht nur, um noch einmal den Ausdruck dieser großen feuerigen Augen sich recht tief in's Herz prägen zu können.

Eine malerische Unordnung macht sich in den Räumen des Schiffes geltend, zu welcher die Damen mit ihren Massen persönlicher Bedürfnisse nicht wenig beitragen. Jedermann sucht sich den ihm am meisten entsprechenden Platz aus; geschäftige Zofen und Kindermädchen laufen lachend hin und her; Bekannte schütteln sich in der Freude, die Reise gemeinschaftlich machen zu können, herzhaft die Hand, und hin und wieder ertönt das in jeder Unterhaltung unvermeidliche melodische „Ja so!" zwischen ihren Erzählungen hindurch.

Da erscheint der Capitain auf der Commandeur-Brücke. Die Glocke läutet zum dritten Male, eine Handbewegung des Capitains, der Maschinist arbeitet, und langsam, geräuschlos, von der verborgen wirkenden Schraube getrieben, setzt sich unser „Stockholm" in Bewegung. Nun noch einen Blick auf das schöne Gothenburg, und dann vorwärts geschaut, dahin, wo ungekannte Dinge den Blick und die Seele fesseln.

Wir fahren in das stille Wasser der Götha-Elf ein. Dieser interessante Fluß ist hier an seiner Mündung in die Nordsee an 3000 Ellen breit, und seine Ufer bilden malerische Landschaften. Doch nur auf den schmalen Streifen, welche das innere Bett des Flusses auf beiden Seiten begrenzen und so sein äußeres, zuweilen überfluthetes Bett ausmachen, wird das Auge durch grüne, saftige Wiesen, sorgfältig bebaute Gärten und häusliche Anlagen erfreut; hinter ihnen thürmen sich die Granitberge wellenförmig, endlos auf. Welcher Kontrast! hier frisches Leben, üppige Vegetation, heitere Farben; dort, unmittelbar sich anreihend, ohne Uebergang, todte Oede, wüster Felsen, graue Massen, auf welcher kaum ein Moos sein trockenes Leben fristen kann. Und diese Felsen treten näher heran, schließen den Fluß, je weiter aufwärts das Schiff gelangt, immer enger ein, zwingen ihn, seinen Lauf in mannigfach veränderten, krummen Linien zu wandeln, auf denen das Auge nur eine beschränkte, aber desto anziehendere Aussicht hat.

Der fruchtbare Streifen an den Ufern wird immer schmaler, die kultivirten, üppigen Flächen machen malerisch gruppirten Waldpartien Platz, in denen das herbstlich gefärbte Laub der Birke, Esche und Buche sich seltsam mischt mit den Nadeln der düsteren, schlanken, stolz emporstrebenden Tannen. Oeder und stiller wird die Gegend rings umher. Heilige Ruhe ist über die Wildniß gelagert und nur die friedlich dahin fließende Elf trägt die unruhigen Geister der Menschen hinauf und hinab, jene Geister, für deren Selbstsucht es nichts Heiliges mehr in der Natur giebt.

Nach etwa zwei schwedischen Meilen von Gothenburg aufwärts gelangt man auf diese Weise nach der kleinen, nach altschwedischer Sitte mit bunten Häusern ausgestatteten Stadt Kongelf, wo sich der Fluß in die westlich abgehende Nordre-Elf und in die Götha-Elf theilt.

Dieser Punkt hat eine reiche Vergangenheit hinter sich; Kongelf — damals Konghäll — im Jahre 1308 von dem norwegischen König Hakan Magnusson angelegt, war vormals eine Handelsstadt von bedeutendem Rufe; sie wurde oft als Versammlungsplatz nordischer Könige gewählt und war durch die in mächtigen, malerischen Ruinen noch jetzt dastehende Festung Bohus, welche eine kleine Insel dicht vor der Stadt einnimmt, geschützt. Von dem ehemaligen Glanze ist Nichts geblieben. Der Strom der Zeit hat ihn verwischt und getilgt, und nur die grauen, ehrfurchtgebietenden Ruinen von Bohus rufen die Erinnerung an frühere Macht und Größe wach.

Noch zwei Meilen weiter und ein noch weit bescheideneres Denkmal vergangener Größe tritt uns entgegen; es ist das am östlichen Ufer der Elf gelegene Kirchdorf Alt-Lödöse, erbaut über dem Grabe einer einst mächtigen und großen festen Stadt, von welcher noch einige Ueberreste die Gegend bedecken.

Ueberhaupt ist diese Landschaft reich an geschichtlichen Erinnerungen; denn hier wurde mancher harte Kampf zwischen den Norwegern und den Schweden ausgefochten.

Freundlicher als zuvor wird die Gegend; schöne schattige Wälder breiten sich an den Ufern aus, und bilden den anmuthigen Rahmen um einige behäbig daherschauende Edelhöfe. — Doch unruhiger wird die Elf; sie dehnt sich zu mächtiger Breite aus, und im Hintergrunde zeigen sich mitten im Strome mehrere riesige Felsen, über deren Grundlage das Wasser in gewaltigen Massen neun Fuß herabstürzt.

Der menschliche Speculationsgeist hat diesen Fall und die dabei hervortretende vermehrte Kraft des Wassers benutzt, um nicht allein an den Ufern, sondern selbst mitten im Strome, wo der Felsen seinen festen Rücken darbieten mußte, gewerbliche Anlagen, namentlich bedeutende Schneidemühlen aufzuführen, welche der Gegend ein lebendiges, frisches Ansehen verleihen. Ein ansehnliches Dorf — Lilla Edet — ist nach und nach entstanden, das aber seinen guten Ruf, vielleicht noch mehr seinen ergiebigen Lachsfischereien, als seinen großen Mühlenwerken verdankt.

Um diesen kleinen Fall — das Vorspiel zum Trollhättan — zu umgehen, hat man einen Kanal — Ströms Kanal — von 2000 Ellen

Länge und mit zwei Schleusen angelegt. Diese Schleusen bilden das erste Glied der großen Kette, durch welche der Kanalweg zwischen Gothenburg und Stockholm seine Berühmtheit erlangt hat.

Es wird nicht erforderlich sein, auf die an sich höchst einfache Einrichtung dieser Schleusen näher einzugehen, wenn ich bemerke, daß nach dem Muster derselben auch in Deutschland mehrere erbaut sind. Wenige Worte werden genügen, um von der Vorrichtung ein Bild zu gewinnen.

Die Schleuse besteht aus zwei Theilen, d. h. zwei Flügelthüren, welche etwa eine Schiffslänge von einander entfernt und natürlich dicht verschließbar sind. Geht ein Schiff aufwärts, so wird die untere Thür geöffnet, die obere verschlossen, so daß sich das Wasser über der letzteren ansammelt, das Wasser aber in dem Raume zwischen beiden Thüren mit dem Niveau des Flusses unterhalb der Schleuse gleich hoch steht. Das Schiff fährt durch die geöffnete untere Thür in den Zwischenraum ein, und diese Thür wird verschlossen; demnächst werden zwei Schützen, welche eben so viele, etwa vier Fuß in's Gevierte weite Oeffnungen am Boden der oberen Thür decken, aufgewunden, und das angestaute Wasser braust in den Raum ein, in welchem das Schiff liegt. Mit der Masse des einströmenden Wassers hebt sich das Schiff, bis es das Niveau des Stromes oberhalb der Schleuse erreicht hat. Man öffnet dann die obere Schleusenthür und entläßt das auf diese Weise in der Regel um 10—15' gehobene Schiff aus dem Schleusenraume.

Geht ein Schiff abwärts, so findet das umgekehrte Verfahren statt. Die obere Schleusenthür ist offen, das Wasser sammelt sich vor der unteren Thür. Ist das Schiff im Raume angelangt, so wird die obere Thür geschlossen, und der Raum durch Aufwinden der Schützen in der unteren Thür allmählich entwässert, so daß das Schiff am Niveau des Kanals unterhalb der Schleuse sinkt. Ist dies geschehen, so wird die untere Thür geöffnet und das Schiff setzt seinen Lauf fort.

Von Lilla Edet an gewinnt die Gegend einen mehr gebirgigen Charakter. Zwar gewähren die Ufer der Elf noch immer die reizendsten Aussichten auf anmuthige Baum- und Felsgruppen, und das Wasser tränkt und benetzt noch immer saftige Gräser und Kräuter, welche frischgrün und üppig am Rande wuchern; aber je mehr man sich Trollhättan nähert, desto großartiger gestalten sich die Felsen, desto freier und reicher werden ihre Formen, desto höher thürmen sich die Massen auf.

Bei Akerström, wo wegen eines kleinen Falles eine Schleuse zu passiren ist, springt der Reisende gewöhnlich an's Land, und läßt sich von einem der Knaben, welche sich hier versammeln und aus dem Ciceronedienst ein ergiebiges Geschäft machen, hinauf zu den Trollhättafällen führen. Nichts weniger als schön ist der Weg, welchen man hier wandelt; das Laubholz und die Fichte, die bisherigen Begleiter der Fahrt, haben diese Höhen der nur spärlich wachsenden Kiefer überlassen, und keine zarte Blume hat sich hier einzubürgern vermocht. Dagegen nimmt der Felsen selbst das höchste Interesse in Anspruch. Diese kolossalen Formen des Granits lassen auf eine gewaltige Eruption der flüssigen Erdmasse schließen, und seine Zusammensetzung verdient die vollste Aufmerksamkeit der Mineralogen. Die regelmäßige Mischung des Korns hört auf; der Quarz, milchweiß, durchscheinend und im höchsten Grade spröde und hart, bildet eine zusammenhängende Masse, und wird durch große Lagen Feldspath und Glimmer unterbrochen. Der ganze Stein besitzt ein fremdartiges, wunderbares Ansehen.

Doch da ist das Thal, durch das die Götha-Elf sich donnernd herabstürzt; da ist Trollhättan mit seinen Fällen!

Wir treten auf eine hohe, vorspringende Klippe, von welcher man sämmtliche Fälle mit Einem Male übersieht.

Welch' ein Anblick!

Das Flußthal ist durch mächtige, zum Theil seltsam geformte Felsen eingeengt. Drüben, am westlichen Ufer, erhebt sich eine mit Fichten dicht bewachsene, aus Granit bestehende Anhöhe, welche der Scene als eine ernste, düstere Decoration dient. Oben auf dem Punkte, wo das Wasser durch unwiderstehlichen Druck der andrängenden Massen zum Sturze in die Tiefe ansetzt, sind auf trotzigem Felsen lebhaft arbeitende Sägemühlen erbaut. Zwischen ihnen hindurch wälzt sich schäumend die zusammengedrängte Wassermasse hinab, stößt auf den Widerstand des nie wankenden Granits, springt in Millionen Tropfen von ihm ab, stürzt sich wüthend in großen Bogen tiefer hinab, um von Neuem an unsichtbaren Blöcken zu zerschellen. So wiederholt sich dieses seltsame, grausige Schauspiel unzählige Male, bis jeder Tropfen, von Millionen anderer verfolgt, in rasender Schnelligkeit die 112 Fuß hinuntergestürzt ist, um welche die Götha-Elf sich hier senkt.

25000 Schritt legt der Fluß auf diese Weise zurück, bis er wieder in der gewohnten, ruhigen Bahn sich fortbewegen kann, eine bedeutende Länge, welche, obwohl sie den Fällen das Ansehen nur geringer Höhe giebt, doch einen großartigen, der Berühmtheit der Fälle durchaus entsprechenden Eindruck insbesondere dadurch hervorruft, daß das Auge auf jedem Punkte der langen Strecke einem neuen Schauspiele begegnet und so in der mannigfachsten Weise beschäftigt wird.

Man hat berechnet, daß die Götha Elf dem Wenersee, dem er als Abfluß dient, und der aus vierundzwanzig größeren und kleineren Seen gespeist wird, durchschnittlich 400 Kubikklafter Wasser in der Sekunde entführt, und man möge sich hieraus eine Vorstellung von der Gewalt machen, mit welcher diese in das enge Flußbett zusammengedrängte Wassermasse die Fälle passirt.

Doch betrachten wir uns die Fälle nun auch in der Nähe.

Die obersten werden Gallöfälle genannt. Durch sie stürzt sich die Elf zu beiden Seiten der Insel Gallö hinab. An diese schließt sich der größte der Fälle, der Toppöfall, an. Aus ihm erhebt sich die kleine Felsen-Insel Toppö, welche, früher unzugänglich, jetzt durch eine eiserne Brücke mit dem östlichen Ufer verbunden ist. Von diesem nackten Felsen schaut man hinab in das Getöse des Elements, sieht, wie gierig die schäumenden, in zügelloser Wuth hinabrollenden Massen sich bekämpfen, emporschleudern, verschlingen, oder in ungeahnte Tiefen hinabgedrückt werden; man wird erschüttert von dem betäubenden Geräusche, welches dieses Schauspiel begleitet, und man wendet sich erschrocken ab bei dem Gedanken, daß ein lebendes Wesen von diesem urgewaltigen Strome erfaßt, mit fortgerissen und für immer verschlungen, oder an den dem Wasser sich entgegenstemmenden Klippen in zahllose Trümmer zermalmt werden könnte.

An den Toppöfall reiht sich der Stampeströmsfall, welcher das Wasser in die drei Höllenfälle und sodann in den untersten Fall, den Flottbergsström, leitet.

Außerdem zweigen sich oben von den Gullöfällen noch einige kleinere Fälle ab, welche geringere Wassermassen durch die dazwischen lagernden Felsen führen. Von diesen verdient der dem östlichen Ufer am nächsten liegende Fall besondere Beachtung dadurch, daß er rauschend durch eine tiefe, nur etwa eine Ruthe breite Felsenspalte geht, die man auf einer schmalen, das Gefühl der Sicherheit nicht sonderlich befestigenden Brücke überschreitet.

So groß das Erstaunen ist, welches die Fälle dem Beschauer entlocken, so lassen einzelne bedeutsame Zeichen in den Felsen doch den unzweifelhaften Schluß ziehen, daß das, was man heut bewundert, nur noch ein Schatten des Stromes ist, welcher früher hier seinen Weg genommen haben muß. Da wird z. B. auf einer Felsenklippe, hoch über dem jetzigen Toppöfalle, eine Höhlung gezeigt, welche offenbar durch einen mächtigen Wasserstrom ausgewaschen ist. Dieser Strom ist zunächst senkrecht in den Felsen gegangen, und hat dann seinen Weg plötzlich fast horizontal nach Süden genommen. — Eine andere trichterförmig in den Felsen hineingebohrte runde Höhlung von etwa $2\frac{1}{2}$ Fuß Durchmesser wird an einer Klippe am östlichen Ufer der Elf gezeigt. Sie enthält deutliche Spuren von der Gewalt, mit welcher das Wasser spiralförmig die Bohrung vorgenommen hat. Eine dritte Granitklippe ist vom Strom auf der einen Seite zur tadellos ebenen Fläche abgewaschen — Thatsachen, welche unsere Betrachtung unwillkürlich in die Vorzeit führen, wo ein zum Meere angeschwollener Strom an Stelle der jetzigen Götha-Elf tobend durch die Wildniß gezogen sein und über alle die Felsen, welche die Strecke bis zum Kattegat auszeichnen, seinen schlecht gebahnten Weg genommen haben muß.

Inzwischen hat unser Schraubendampfer eine Strecke des um die Trollhättafälle angelegten Kanals zurückgelegt, welche eine der merkwürdigsten Touren in Europa bilden dürfte. — Die Senkung, welche die Götha-Elf durch die Trollhättafälle zurücklegt, muß selbstverständlich auch im Kanale überwunden werden. Dies geschieht durch elf Schleusen, welche in der Nähe des Akersees dicht übereinander gebaut sind. Der Reisende, auf seinem Schiffe unten vor der ersten Schleuse angekommen, zweifelt wohl im ersten Augenblick an der Möglichkeit, wie das Schiff diese fast senkrecht emporsteigende Höhe von nahe an 80 Fuß hinaufgetragen werden soll. — Hinauf kommt man nun wohl, aber mit Aufwand bedeutender Zeit, denn es vergehen mehrere Stunden, bevor diese Schleusen passirt sind.

Bewunderung verdient die riesenhafte Arbeit, welche man der Anlegung dieses Kanals gewidmet hat. Diese seltsame Schiffsbahn hat gänzlich durch den Felsen gesprengt werden müssen, der in kolossalen Dimensionen die ganze Gegend in Anspruch genommen zu haben scheint. Da man nun selbstverständlich bei der Sprengung mit dem Raume nicht verschwenderisch umgehen konnte, so hat der Kanal auf dieser Passage nur eben die dem Schiffe erforderliche Breite, und der Reisende sieht sich

zwischen hoch über ihm sich emporstreckenden Felswänden, gleichsam in einem engen Kerker, der, vom Lichte gemieden, von einer mit Wasserdünsten geschwängerten Luft erfüllt, ganz schauerliche Betrachtungen erweckt.

Offenbar leisten hier die Schraubendampfer die besten Dienste; denn da sie keiner Radkasten bedürfen, die hier mehrere Fuß des knappen Raumes in Anspruch nehmen würden, so konnte die Breite, also auch der Raum und die Tragkraft der Schiffe vortheilhaft vermehrt werden. Daher sind jetzt auch nur Schraubendampfer für die Kanalfahrt eingerichtet. — Die früheren Räderdampfer müssen eine höchst geringe Breite gehabt haben.

Oben auf Trollhättan steht ein gutes Wirthshaus, bekanntlich eine Seltenheit auf dem Lande Schwedens. Der Reisende findet hier ein wohlschmeckendes Bier, das dem deutschen Gaumen um so besser mundet, als dieses vaterländische Getränk in Schweden nur selten zu erlangen ist.

Die Fahrt wird nun theils auf der Götha-Elf, theils auf kleineren Kanälen durch reizende Gegenden fortgesetzt. Die Ruinen einer Kirche und auf einer kleinen Insel der Elf, die Ruinen des alten Edsborg oder Edsholm, das zu seiner Zeit eine respektable Festung, mindestens ein starkes Schloß gewesen sein soll, geben der Gegend einen romantischen Anstrich. Die Hunne- und Halleberge mit waldbekränzten Scheiteln, zeigen sich im Hintergrunde und deuten die Richtung des Wenersee's an; der Vordergrund aber kleidet sich abwechselnd in dunkle Wälder und frische Wiesen; zuweilen zeigt sich auch ein Stück bebautes Land.

So erreicht man Abends Wenersborg, wo das Dampfschiff übernachtet. — Es ist eine kleine, aber regelmäßig und weitläufig gebaute, freundliche Stadt, Sitz des Landhauptmanns über Län Elfsborg. Sie ist in der Vorzeit befestigt gewesen, aber durch die Angriffe der Dänen und Norweger mehrmals verheert worden. Ein Brand zerstörte im Jahre 1834 die ganze Stadt mit alleiniger Ausnahme der Kirche und der Residenz des Landhauptmanns. Seitdem hat sie ihre jetzige anmuthige Gestalt erhalten.

Eine Zugbrücke und die 300 Faden lange Dahldo-Brücke verbinden Wenersberg mit dem jenseits des Wenersee's sich ausbreitenden Dahllande.

England.

Neue englische Dichtungen.

Wie's kommt, daß die Poesie in Versen entweder nichts taugt, oder wir uns nicht tauglich finden, sie zu genießen, daß Verse und Reime weder in's Volk dringen, noch aus dem Volke hervorquellen, das bei gehöriger und immer frischer Quantität von Büchern in Versen keines mehr die Herzen der Menschen bewegen, erheben und erheitern will — das mag sehr gründlich und aus den verschiedensten Ursachen erklärt werden. Wir setzen einfach die Thatsache voraus, daß Lyrik und Poesie in gebundener Rede verfallen sind und immer mehr zu verfallen scheinen. Tennyson bekommt noch sein Pfund Sterling für jeden seiner Verse; im Uebrigen leben aber nicht zwei Menschen mehr von gebundener Rede. Als eigentliche Dichter haben nur drei Namen feste Geltung, außer Tennyson noch Mr. Browning und seine Frau. Vielleicht bringt man ein Dutzend Namen zusammen, die als Dichter ihren Werth haben; wer aber von ihnen nach Tennyson's Tode etwa den Lorbeer verdienen sollte, ist sehr schwer zu entscheiden. Früher war Dobell, der Dichter des „Festus," „Balder" u. s. w., der wahrscheinlichste Kandidat; er hat aber seitdem durch ein schauderhaftes Buch voller Verse poetischen Selbstmord begangen. Nächstdem hoffte man auf Owen Meredith (ein Pseudonym), dessen „Klytemnestra" und „Wanderer" zu Schöpfungen ersten Ranges gerechnet wurden. Aber es scheint, als hätt' er durch sein neuestes Product: „Lucile" ebenfalls einen poetischen Selbstmord-Versuch gemacht. In diesem Epos von sechs Gesängen finden wir allerdings wieder poetische Kraftstellen Browning'scher Art, die ihm als Ideal vorschwebt, aber das Ganze fällt doch jämmerlich zusammen und auseinander. Eine platonische Dame, Lucile, spielt liebhaberisch mit verschiedenen Gentlemen, aber ohne unter die Haube zu kommen, so daß sie endlich müde, resignirt, altjungferlich alle sublunarischen Haubenhoffnungen aufgiebt und Himmelsbraut, Nonne wird. Sie hat eine Kollegin, Lady Bargrave, eine Rivalin bei Lord Alfred Bargrave, einen Byron-Bulwer-Lytton'schen Gentleman, der Alles kann, was er will, nur daß er's zu Nichts bringt, als endlich zur Heirat mit seiner Namens-Muhme, um von da an vor Liebe zu „Lucile" beinahe zu vergehen. Doch wird er zuletzt durch Verlust seines Vermögens ein ganz guter Gatte und Vater. Lucile wird auf 260 Seiten weder Gattin, noch Mutter, sondern, wie gesagt, Nonne. Darin könnte ein Dichter immer noch Poesie gefunden haben, aber Owen Meredith schnitzt diese Geschichten in Versen hin, wie ein Knittelversmacher oder Improvisator auf der Straße. Er besingt den lasterhaften Herzog von Louvois, aber in Versen und Reimen, in denen man allenfalls den pythagoräischen Lehrsatz beweisen, die Kunst des Zuschneidens lehren und jede Schneiderrechnung schreiben könnte.

Zu den wahren, wenn auch nicht sehr populairen Dichtern ersten Ranges gehört John Edmund Reade, dessen Poesien jetzt in einer neuen Gesammtausgabe* erschienen sind. Reade ist schon ein Greis. Die beiden Bände enthalten die poetische Kraft und Thätigkeit seines ganzen Lebens, epische, lyrische, dramatische, didaktische und philosophische Poesien, alle durchdacht, gefeilt, sorgfältig geformt und künstlerisch gemeißelt. Er ist reich an Poesie, Gefühl, Anschauung und Gedanken in allen Formen der Dichtkunst, zum Theil in Themen, worin alte Meister das Höchste geschaffen. Reade ahmt diese weder nach, noch ließ er sich verleiten, ihnen Trotz zu bieten. Sein „Man in Paradise" erinnert an Milton, aber im Wesentlichen ist ihm Alles eigen. In „Italy" wetteifert er mit Byron und Rogers, aber er byronisirt nicht und schwitzt keinen poetischen Angstschweiß, wie der weiland versificirende Bankier. „Arethusa" und „the Dance of the Nereids" sind so griechisch schön, so antik klassisch, wie wir nie etwas Aehnliches in der englischen Poesie entdeckt haben. In der populairsten Jugend-Erinnerung eines Dichters, den Zeilen auf einer „Doutting Sheep Slate" finden wir eben so überraschende Naivetät, als Pathos und Phantasie. Die „Revolutions of Life" führen uns in die phönizische Periode Englands zurück, wo mitten im Lande, im schönsten Theile Großbritanniens, Dartmour, sidonische und tyrische Damen die Mysterien Astarte's feierten und genossen. In seinen betrachtenden Dichtungen ist Reade ein eigenthümlich englisch-gläubiger Ketzer. Den Voltairismus und Goethismus seiner Jugend scheint er abgelegt zu haben, um im guten christlichen Glauben selig zu werden, aber überall spielen die Musen, Grazien, Nymphen und Schönheiten der antiken Welt Schabernack, denen er gläubiger zulächelt, wenn ihn die poesieloseste aller Kirchen im Stiche läßt. Reade ist ein Dichter durch und durch, obwohl keiner von denen, die hier durch hohen Flug und kühne Originalität blenden, damit wir die Schwächen und Cruditäten ganzer Seiten und Dichtungen übersehen, sondern ein durch und durch klarer, das Gewöhnlichste verklärender, in jedem Verse gefälliger und anmuthiger Genius, der nicht so leicht sterben wird.

Noch ein Wort über „den letzten Fluch aus der Tiefe weiblicher Empörung," die Kongreß-Poesien von Mrs. Browning.** Ihre Flüche gelten speziell Amerika, aber England und die ganze moderne Menschheit bekommt genug davon ab. Die englisch-constitutionell anständigen Kritiker haben verschiedentlich ihre feinen Nasen über diese kühne, trotzige Häßlichkeit poetischer Empörung gerümpft, just wie über Browning, den Gatten, und Carlyle, die in ihrer Weise ein poetisches Trio der Empörung gegen die modern-constitutionelle Anständigkeit des Daseins, Lebens, Denkens, Thuns und Leidens bilden. Ich denke aber mit der Dichterin:

„A curse from the depths of womanhood
Is very bitter, and salt, and good,"

wenn auch nicht poetisch schön. Letztere Eigenschaft dürfen wir in dieser tiefsten Empörung eines verzweifelten Dichterherzens nicht suchen. Wir fühlen, begreifen, verstehen die über alle Grenzen des Schönen hinaus tobenden Schmerzen und Flüche der großen, hohen Dichterherzen, und finden just in dieser maßlosen Häßlichkeit der Sprache poetischen Fluches nur die vergifteten Pfeile des Unheil abwehrenden Apollo, des Gottes, welcher verhöhnte Sitte und Schönheit, moralisch verpestete Luft, durch giftige Dünste der Gesellschaft verdüstertes Licht, rächen und reinigen will.

„Maim the soul's complete,
To fit the hole of a toad,
And filch the dogman's meat,
To feed the offspring of God."

Man erschreckt vor solchen Versen aus der Feder einer Dichterin, und die englischen Kritiker riethen ihr hydropathische Kur; aber man muß, ehe man Rezepte verschreibt, eine richtige Diagnose angestellt haben. Woher stammt die Krankheit? Aus dem Schmutze dieser anständigen Gesellschaft und Politik in England und Amerika. Und Wasser wird's hier freilich auch nicht thun. **B.**

* The Poetical Works of John Edmund Reade. New Edition. In two volumes. London: Longman.

** Poems before Congress. By Elisabeth Barrett Browning. London: Chapman and Hall.

Frankreich.

Volksmundarten und fremde Sprachen in Frankreich.

Innerhalb der Gränzen Frankreichs sind außer der französischen und der romanischen Sprache noch vier ganz fremde, als die Sprachen besonderer Gebiete im Volksgebrauch, so daß also die Behauptung von der französischen Nationaleinheit eine ganz unbegründete ist, indem wenigstens $2^1/_2$ Millionen bretagnisch, baskisch, deutsch und vlaemisch reden.

Die Gränzen dieser Sprachgebiete gegen das französische sind dabei ziemlich scharf abgeschnitten, und man könnte danach theilweise Frankreichs Naturgränzen bestimmen. Man gelangt von einem französischen Dorfe in ein deutsches, vlaemisches, bretagnisches, baskisches ohne alle Vermittelung, so daß häufig die nächsten Nachbarn sich nicht unter einander verständigen können. Ganz anders ist es in den Gegenden, wo man aus den eigentlich französischem Sprachgebiet in das romanische, italiänische oder spanische übergeht. Es liegt dazwischen eine mehr oder minder breite Verbindungskette, innerhalb welcher der Typus der französischen Sprache, schon verändert unter dem Einfluß der Volksmundarten (das Patois) fortfährt, rascher oder langsamer zu wechseln, durch eine Reihenfolge allmählicher Nüancen. So folgt das Italiänische allmählich dem Provenzalischen, wie das Spanische dem Gascognischen. — Die katalonische Mundart, welche sich das Mittelmeer entlang erstreckt, durch das ganze Königreich Valencia bis zu den Inseln Majorca, Minorca und Ivizza und innerhalb Frankreichs in den bergigen Theilen Roussillons gesprochen wird, unterscheidet sich so weit von dem Castilianischen und nähert sich im Gegentheil ihren wesentlichen Grundzügen nach, den Dialekten des südlichen Frankreichs, daß es wohl richtiger sein dürfte, dieselbe zum Französischen als zum Spanischen zu zählen. Die Katalonier und Valencianer betrachten selbst diese Sprachverwandtschaft als so maßgebend, daß sie ihre Mundart nicht anders als Limosinisch (Limonsin) nennen. Der gelehrte Raynouard führt in der Einleitung zu seinem Werke über die Troubadours eine Stelle aus Eslatano's Geschichte von Valencia an, worin dieser Schriftsteller ausdrücklich sagt: Das Catalonische ist die alte Sprache der Provence, des Languedoc und von Guyenne.

Auf französischem Gebiete wird also die eigentliche spanische Sprache nicht gesprochen; ebenso fand sich die italiänische Sprache bisher nur auf Corsica; auch in den jetzt mit kaiserlich französischer Herrschaft beglückten Savoyen und Nizza ist die Sprache eine Mischung zwischen Italiänisch und Provenzalisch; in Savoyen sogar fast französisch.

Im Annuaire des Longitudes, 1809, findet sich eine sehr interessante Arbeit über die Anzahl derjenigen Einwohner mit fremder Sprache, welche das damalige Frankreich umfaßte: „Allgemeine Uebersicht der Bevölkerung des französischen Kaiserreichs, nach den verschiedenen Sprachen, welche seine Bewohner reden." (Relevé général de la population de l'empire français sélon les différentes langues, que parlent ses habitants.) Die dort angegebenen Zahlenverhältnisse, genau und zuverlässig für jene Zeit, haben zunächst durch die politischen Ereignisse von 1814 und 1815 aufgehört dies zu sein; wir nehmen indessen nur diejenigen Provinzen heraus, welche noch heute zu Frankreich gehören, erinnern jedoch dabei, daß für den wirklichen heutigen Standpunkt noch die natürliche Vermehrung der betreffenden Bevölkerungen in Berechnung zu bringen sein würde, und außerdem durch den gegenwärtigen Anschluß Nizza's und Savoyens namentlich noch die Zahl der Italiäner höher sich stellt. — Im Jahre 1809 also ward gerechnet:

Deutsche Sprache in den Departements der Mosel, der Meurthe, des Ober- und Nieder-Rheins	1,140,000 Einw.
Bretagnische Sprache in den Departements von Finistère, der Côtes du Nord und des Morbihan	1,050,000 „
Baskische Sprache im Departement der unteren Pyrenäen	118,000 „
Vlaemische Sprache im Departement du Nord	178,000 „
Italiänische Sprache auf Corsica	185,000 „
Im Ganzen	2,671,000 Einw.

Die Linie, welche im Norden Frankreichs und im Süden Belgiens die französische und die vlaemische Sprache trennt, geht fast genau von Westen nach Osten, obgleich mit verschiedenen Einbuchten; sie beginnt bei Gravelingen und endet bei Limburg, wo sie auf die deutsche Sprachgränze stößt. Es wendet sich dann die Linie, welche die französische Sprache von der deutschen scheidet, nach Süd-Südwesten, indem sie sich durch das Großherzogthum Luxemburg, Lothringen, den Nordosten des Elsasses und der Schweiz hinzieht, bis an die äußerste östliche Spitze des Thales von Aosta, wo sie auf eine Abart der italiänischen Sprache trifft. Der Theil dieser Linie, welcher die Schweiz durchschneidet, endigt nicht weit von Délemont, einer ehemals zum Bisthum Basel, jetzt zum Kanton Bern gehörigen Stadt an der oberen Gränze von Nieder-Wallis. Diejenigen Schweizer Kantone, in denen man theilweis oder gänzlich französisch spricht, sind also Bern (nur zum kleinsten Theile), Neuenburg und Freiburg (gemischt), das Waadtland, Genf und Nieder-Wallis. Auch Savoyen gehört im Ganzen noch dem französischen Sprachgebiet an, und es giebt noch an der Gränze Piemonts mehrere Gemeinden, deren Mundart mehr französisch als piemontesisch ist, namentlich in den sogenannten „Waadtländischen Thälern." Ferner spricht ein Theil der Einwohner der Grafschaft Nizza viel mehr provenzalisch als italiänisch. Ueberhaupt trifft man abwechselnd durch ganz Ober-Italien den provenzalischen Sprachtypus, zum Theil noch fern ab von der französischen Gränze. So findet man namentlich in Friaul und auch in der Umgegend von Romanna Dialekte, welche dem Provenzalischen ähnlicher sind, als die zwischenliegenden Mundarten.

So haben wir ungefähr die äußeren Gränzen festgestellt, welche das französische von den fremden Sprachgebieten abtrennen. Wenden wir uns jetzt zu den abgetheilten Verschiedenheiten der französischen Sprache selbst, je wie sie sich in verschiedenen Gegenden im Volksmunde gestaltet hat.

Zuerst zeigt sich hier eine Hauptabtheilung, welche geographisch sich fast eben so scharf abgränzen läßt, wie das Gebiet der fremden Sprache. Diese Unterscheidung, welche man also unschwer auf der Karte durch eine Demarcationslinie bezeichnen könnte, ist diejenige der langue d'oil, des eigentlichen Französischen, ursprünglich Nordfranzösischen und der langue d'oc, oder der südfranzösischen, romanischen Sprache. Es besteht diese Unterscheidung, deren Ursprung in die ersten Zeiten des Mittelalters zurückgeht, noch gegenwärtig in voller Bedeutung, wenn auch nicht in gleicher Weise wie zu jener Zeit, da die Stände des Reiches sich nach diesen beiden Sprachgebieten getrennt versammelten. Dennoch hat übrigens eine offizielle Anerkennung dieser Trennung niemals stattgehabt; und wenn einige Geschichtsschreiber erzählen, daß am Ende des 13. Jahrhunderts die Könige von Frankreich danach die Eintheilung des Landes getroffen hätten, so fehlen dafür alle Belege. Seitdem ist indessen die ehemalige Demarcationslinie, welche ziemlich genau der Loire folgte, theilweis verändert.

Die gegenwärtige Gränze zwischen der langue d'oil und der langue d'oc im Sprachgebrauch des Volkes beginnt im Süd-Westen, etwa am Ufer der Gironde bei Blaye, wo das Patois von Saintonge an das gascognische Sprachgebiet stößt; von dort geht sie durch die Departements der Charente inférieure und der Charente gegen den östlichen Theil des Departements der Vienne und dem nördlichen Theil desjenigen der Haute-Vienne und der Creuse, dann durch die Departements des Allier östlich vorbei am Puy de Dôme, im Norden der Haute Loire, der Ardèche und der Isère, und umschließt endlich noch Savoyen und die romanische Schweiz (Graubündten).

Nördlich von dieser bezeichneten Linie liegt also das reinfranzösische Sprachgebiet und zwar zunächst diejenige Gegend, wo die Pariser Sprache, wenn auch mit einigen Verschiedenheiten, doch nicht mit solchen um eigene abweichende Dialekte zu bilden, im Gebrauch ist. Diese Gegend umfaßt etwa 25 Departements, deren Mittelpunkt ungefähr bei Blois und Tours ist, Orten, die in älteren Zeiten lange den Königen von Frankreich als Residenz dienten, und von denen aus daher die gebildete Hofsprache sich verbreiten mochte. — Westlich erstreckt sich dasselbe Sprachgebiet bis gegen die Nieder-Bretagne, indem in der Ober-Bretagne, deren Bewohner von den celtischen Bretagnern „Gallots" genannt werden, ein zwar eigenthümliches, namentlich noch mit veralteten Ausdrücken reichversetztes, aber doch reines Französisch gesprochen wird. Uebrigens befindet sich merkwürdiger Weise mitten unter der gascognischen Bevölkerung eine französische Sprach-Insel. Zwischen der Dordogne und der Garonne liegt nämlich die aus 40 Kirchspielen bestehende Gavacherie (das Schmutzfinken-Land), eine vermuthlich im Anfang des 16. Jahrhunderts dahin verschlagene Kolonie von Saintonge, welche also mitten in dem romanischen Lande noch ihren nordfranzösischen Dialekt ziemlich unverändert erhalten hat.

Unter den einzelnen mehr abweichenden Volksmundarten des Nordfranzösischen, ist zuerst zu bemerken der Dialekt von Poitou, das Poitevin, das sich in geringer Entfernung von dem linken Ufer der Loire in den Departements der Vendée, Deux-Sèvres und der Vienne findet. Südwärts schließt sich als eine Abzweigung die Sprache von Saintonge an, welche in dem östlichen Theile der beiden Departements der Charente vorherrscht, während der übrige Theil romanisch spricht. In diesen beiden genannten nordfranzösischen Mundarten finden sich öfter in Folge ihrer

nahen Angränzung an das Romanische, Wörter romanischen Stammes, doch mit französischer Flexion. — Von den verschiedenen Unterarten des Poitevin, hat sich wohl am meisten die von der Vendée in ihrer ursprünglichen Form erhalten, wie denn überhaupt dieses Land eben so wenig von seiner unwirthbaren Küste aus, wie über die durch Moore und Haide abgeschiedene Landgränze hinaus viel mit der Außenwelt in Berührung kommt, und daher in Sitten, Glauben, Vorurtheilen und echter Treue stets am Alten festhält. Die Sprache ist rauh und unkultivirt wie der Boden.

Oestlich an's Poitou stößt die Grafschaft Berri, welche jedoch kaum im Besitz einer eigenen Volksmundart ist, eben so wenig wie das Nivernais, wo man theilweis eine leicht veränderte Abart des burgundischen Dialektes vernimmt. Dieser burgundische Dialekt wird vorzugsweise in denjenigen Theilen des ehemaligen Herzogthums Burgund gesprochen, welche die Departements der Côte d'or, einen Theil dessen der Yonne, den größeren Theil des Departements der Saone und Loire umfassen und ihren Mittelpunkt bei Dijon haben. Die reizende Sitten-Einfalt dieses Landes, wo alle Einwohner sich Brüder oder doch Vettern nennen, spiegelt sich so zu sagen in dem hübschen Patois, das, obgleich sonst arm an Flexionen, eine Menge eigentlich überflüssiger Wortbildungen um des Wohllauts willen schafft, und dadurch einen reichen und einschmeichelnden Ton gewinnt.

Nördlich vom Burgundischen erstreckt sich das Wallonische, das dem Vlaemischen gegenüber die Gränze bildet. Es erstreckt sich von Dünkirchen bis Malmedy und ist daheim in den Ardennen, umfaßt also Theile des Departements Pas de Calais, Nord, Aisne, der Ardennen und geht über die französischen Gränze hinaus in das belgische Brabant, füllt fast das Luxemburgische und gelangt schließlich bis in die Gegend von Malmedy in das Preußische. Die Sprache ist noch reich an Spuren altgallischer Elemente. Südöstlich an das Burgundische gränzt das Gebiet der lotharingischen Mundart (langue lorraine), die in den Vogesen ertönt, und die schon in dem 13. Jahrhundert Schriftdenkmäler besitzt, auch neuerdings durch die Hirtenlieder aus Metz (Pomaliques mesjènes) und andern poetischen Schriften wieder aufgefrischt ist.

Ueber die reichhaltige Literatur der provenzalischen und französischen Volksmundarten ein vollständiges Bild zu geben, würde ein ansehnliches Buch füllen. Nur eine kurze Uebersicht der rein sprachlichen bedeutendsten Arbeiten führen wir an, und dabei nicht ohne einigen Stolz vorerst das Werk eines deutschen Forschers:

Diez. Fr. Grammatik der romanischen Sprachen. 1. und 2. Bd. N. A. Bonn, 1856—1859.

Dessen Wörterbuch der romanischen Sprachen, woran sich auch einige Arbeiten des Dr. Mahn in Berlin reihen.

Weiter beachtungswerth sind:

Fallot, Recherches sur les formes grammaticales de la langue française et de les dialectes au 13me siècle. Paris, 1841.

Pirquin de Gambloux, Histoire littéraire philologique et bibliographie des patois. Paris, 1841.

Schnackenburg, Tableau synoptique et comparatif des idiomes populaires ou patois de la France. Berlin, 1840.

Burguy, Grammaire (et glossaire étymologique) de la langue d'oïl. Berlin, 3 tomes, 1853—1856.

Dictionnaire de la Provence et du Comté Venaissin, par une société de savants. 2 vols. Marseille, 1785.

Sauvage, Dictionnaire languedocien. 2 tomes.

Rochegude, Essai d'un glossaire onitanien, das den altprovenzalischen Wörterschatz enthält.

Beronie et Vialle, Dictionnaire du patois du Bas-Limousin.

Monnier, Vocabulaire de la langue rustique et populaire du Jura (in den „Memoires des Antiquaires de France").

Richard, Glossaire des différents patois en usage dans le département des Vôges.

Richard, Collection de mots du village de Dommartin près de Remiremont.

Grandgagnage, Dictionnaire étymologique de la langue wallonne. Liège, 1845.

Roquefort, Vocabulaire champénois, enthaltend nicht nur den in der Champagne verwandten Wörterschatz, sondern auch die Mundarten des Departements der Ardennen, der Aube und der Marne.

Oberlin, Observations sur le patois lorrain des environs du Ban de la Roche, avec dictionnaire.

Roquefort, Vocabulaire du Perche et de la Normandie.

De la Haye, Vocabulaire picard.

Hécart, Dictionnaire rouchi.

Pluquet, Vocabulaire des mots en usage dans le Bessin en Normandie.

Cordier, Vocabulaire des mots patois du département de la Meuse.

Dubois, Vocabulaire des mots patois du département de l'Orne.

Grosley, Recueil de mots patois de la ville de Troye.

Degranges, Recueil de mots patois pour le canton de Bonneval.

Aehnliche Sammlungen mundartlicher Wörter sind von Ribier d'Auriac für die Ober-Auvergne, von Le Mière de Corvay für die Stadt Rennes und Umgegend. Das Vocabulaire Austrasien von Dom Jean François enthält die alte Sprache der Gegend von Metz.

Noch zu erwähnen ist übrigens das unter Napoleon I. angefangene große Unternehmen durch das statistische Büreau des Ministeriums des Innern, später fortgesetzt von der königlichen Gesellschaft der französischen Alterthumsforscher, welche eine Uebersetzung des Gleichnisses vom verlorenen Sohn in mehr als hundert Volksmundarten Frankreichs veranstaltet haben.

Mannigfaltiges.

— Die Drusen und das Hauran. Gleichzeitig mit dem anziehenden Buch über das östliche Syrien, das der preußische Konsul in Damaskus, Herr Dr. Wetzstein, veröffentlichte, hat ein französischer Reisender, Herr Guillaume Rey, so eben einen Bericht über das Hauran erscheinen lassen.* Die Drusen im Hauran gelten als der furchtbarste unter den Stämmen dieses Gebirgs-Landstriches. Sie sind besonders darum so furchtbar, weil sie mit dem alten, fanatischen Sektengeiste eine gewisse feudale Organisation, ebenso wie ihre politische Unabhängigkeit, sich bewahrt haben, welche letztere auch durch die Natur des Landes, das mit der Schweiz und Tirol viele Aehnlichkeit, jedoch dabei einen vulkanischen Charakter hat, geschützt wird. Der berühmte, französische Orientalist, Sylvestre de Sacy, sagt in seiner Schrift über die Religion der Drusen (Paris, 1838), daß diese ein Gemisch von jüdischen, christlichen und muhammedanischen Lehren sei. Es scheint, daß die Drusen aus allen Religionen die ihrem Charakter am meisten zusagenden Ideen der Verfolgung und des Hasses entlehnt haben, während ihnen die Begriffe des Friedens, der Liebe und der Gerechtigkeit gänzlich fremd sind. Am entschiedensten gab sich dieser Charakter kund, als Ibrahim-Pascha von Aegypten gegen Ende des Jahres 1839 den Krieg im Hauran führte. Lange Zeit Sieger, wurden die Drusen damals zwar nach dem Ledscha zurückgedrängt, doch hier, in den natürlichen Gebirgsfestungen, leisteten sie den kriegsgeübten ägyptischen Soldaten einen unbesiegbaren Widerstand, der ihren Gegnern unzählige Menschen kostete und der zuletzt nur dadurch gebrochen wurde, daß man ihnen die Quellen abschnitt, die ihren Heerden und ihnen selbst das nöthige Trinkwasser zuführten.

— Die altfranzösischen Dichter in neuer Ausgabe. Aus Paris haben wir eine buchhändlerische Ankündigung unsers deutschen Landsmannes F. Vieweg (Firma: A. Franck) vom 1. Juni 1860 erhalten, die auch außerhalb Frankreichs auf ein besonderes wissenschaftliches Interesse wird rechnen können. Es handelt sich nämlich um die Herausgabe einer Sammlung altfranzösischer Dichter, welche auf Grund eines kaiserlichen Dekrets vom 12. Februar 1856 bereits früher beabsichtigt ward und mit deren Ausführung nunmehr, nachdem der ursprünglich weitumfassende Plan einige Beschränkung erfahren hat, begonnen worden ist. Um die dazu nöthigen Kräfte nicht ungebührlich zu zersplittern, hat man die gedachte Ausgabe auf die Dichter des karolingischen Kreises beschränkt. Das Ganze wird aus 4 Bänden bestehen, von denen 38 diese Dichter und deren Dichtungen selbst, so wie einige andere umfassen werden, welche mit denselben in einem näheren oder entfernteren Zusammenhange stehen, wogegen die anderen beiden Bände eine bibliographische Uebersicht und ein vollständiges Verzeichniß aller großen Rittergedichte des Mittelalters: chansonj de geste ou poëmes d'aventure de France, de Bretagne et de Rome la grant, nach der um das Jahr 1200 von Jehan Bodel vorgenommenen Eintheilung enthalten sollen. Zu einem jeden Gedichte werden eine Einleitung nebst Inhalt, sowie Anmerkungen und Varianten gegeben, und nach der Vollendung des Ganzen verspricht Herr Vieweg die Veröffentlichung eines auf die Sammlung selbst sich erstreckenden allgemeinen Glossariums, welches nach

* Voyage dans le Haouran et aux bords de la mer Morte, executé pendant les années 1857 et 1858, par M. Guillaume Rey. Paris, Arthus Bertrand, 1860.

seiner Meinung als ein vollständiges Glossarium des Altfranzösischen im 12. und 13. Jahrhundert würde angesehen werden können. Die Sammlung der Dichter und Gedichte umfaßt im Ganzen 57 Nummern; sieben davon sind in 4 Bänden bereits erschienen, und andere vier Dichtungen werden demnächst folgen. Der Preis eines jeden Bandes beträgt 5 Francs, nur bei einigen, die sehr umfangreiche Dichtungen enthalten werden, dürfte eine Steigerung desselben auf 6 Fr. stattfinden. Das Unternehmen wird unter solchen Umständen zunächst nur auf öffentliche Bibliotheken und reiche Privatleute zu rechnen haben.

— Immermann in Frankreich. Von Karl Immermann's „Münchhausen" sind kürzlich zwei französische Uebersetzungen zugleich publizirt worden. Die eine befindet sich bruchstückweise in der „Revue Germanique" und die andere bildet einen kompreß gedruckten Band der „Bibliothèque des milleurs romans étrangers," welcher Bibliothek auch Uebersetzungen von Gustav Freitag's „Soll und Haben," von Otto Ludwig's „Zwischen Himmel und Erde," von Theodor Mügge's „Afraja," sowie mehrerer Novellen von Gerstäcker, Hackländer und Zschokke einverleibt sind. Immermann's „Münchhausen" führt in dieser Sammlung den Titel „Die westfälischen Bauern,"* was uns sehr zweckmäßig scheint, da man sonst in Frankreich, wo die Erzählungen und Thaten des großen Lügners ebenso populär sind, wie in Deutschland, und wo man jetzt noch die Illustrationen dieser Thaten in den Bilderbuden der Dorfjahrmärkte bewundert, das Buch leicht für eine neue Auflage von „Münchhausen's wunderbaren Abenteuern zu Wasser und zu Lande" gehalten hätte. Der Uebersetzer hat darum auch zum bessern Verständnisse dieser westfälischen Dorfgeschichten, die allen späteren Dorfgeschichten Deutschlands den Weg bahnten, die Figur des Freiherrn von Münchhausen, eines Urenkels jenes berühmtesten und humoristischsten aller Aufschneider in den Hintergrund treten lassen und dadurch die Geschichten von dem wilden Jäger, von der blonden Lisbeth und von dem wackern Dorfschulzen wirkungsvoller hervorgehoben. Die Uebersetzung des Herrn Desfeuilles liest sich ganz vortrefflich, und wir dürfen sie selbst deutschen Lesern empfehlen, denen das Buch eine mustergültige Anleitung zu einer formengewandten Uebertragung kerndeutscher Wendungen in das Französische sein kann.

— Zanzara und die Renaissance in Italien.** Ein dreibändiger Roman, der die Geschichte mißbraucht, um aus Wirklichkeit und Erfindung ein sehr leichtfertiges Gewebe zu machen. Der Roman ist philosophisch. „Drei Ideen (heißt es in der Vorrede) liegen vor: Nationalismus, Mystizismus und Hierarchie. Die Humanisten und Machiavell repräsentiren die erste, Savonarola die zweite, die dritte, von Loyola, muß siegen im Süden, indem sie die Charaktere unterdrückt, die Thatsachen beherrscht. Beinahe ebenso unheilvoll, im Norden siegreich, verdüsterte und hemmte der Mystizismus Luther's (?) das Denken."

Zanzara ist eine interessante Dame, in der Jugend von etwas zigeunerischer Gesichtsbildung und Lebensart (siehe Bd. I. S. 121), welche sich durch die Geschichte Machiavelli's, Savonarola's, Luther's und Loyola's — also die Renaissancezeit (daher auch der Titel) — hindurch und zuletzt in's Kloster hineingezigeunert. Die Geschichtsphilosophie des Verfassers ist die des heutigen Pariser Pflastertreters. Nachdem er die große Kunst des **Bummelns** (l'art de flânerie), „eine Pantagruelische und ganz Pariser Kunst," berührt, frägt er: „Was ist der Philosoph? — **ein Bummler** durch Natur und Menschheit, welcher, wo er nicht ergänzt, die Beobachtung durch die Phantasie erweitert. Jeder ist in diesem Sinne etwas Philosoph; dies wird mir zur Entschuldigung bei dir (dem Leser) gereichen. Ich habe in der Geschichte **gebummelt**."

Diese naive Aeußerung ist die beste Kritik des Buches; die abenteuerliche Geschichte der Zanzara zieht sich wie ein langer, dünner Regenwurm durch massenhafte und unverdaute Excerpte aus geschichtlichen Büchern dieser Zeit. Die Heldin tritt mit vierzehn Jahren (1483) als Buhlerin auf den Schauplatz, um schließlich von den Jesuiten bekehrt und Nonne zu werden — ein altes Lied, aber in neuer Modulation. Der Verfasser verbraucht Machiavelli, Medici, Savonarola, Luther, Loyola und die höchsten geistigen Interessen jener so gewaltig aufgeregten Zeit, um einer Buhlergeschichte den nöthigen haut gout zu geben — im Interesse des Gedankens und der Vernunft (wie er sagt.)! — Uns fiel der Name Zanzara auf; eine gewisse Verwandtschaft mit dem gleichnamigen Romane von Alfred Meißner „Sansara" leuchtet ein, und es scheint demnach, daß der Herr Castelnau gewußt hat, wo Barthel Most holt, wenn er auch wesentlich nur die Grundidee — die kosmopolitische, philosophische Liederlichkeit — benutzte. Der philosophisch-historische Bordel-Roman dürfte Anwartschaft haben, bald ebenso wie die Camelien-Dramen, eine eigene Gattung in der Literaturgeschichte zu bilden.

* Les paysans de Vestphalie. Par Charles Immermann. Roman allemand, traduit par M. Desfeuilles. Paris, L. Hachette & Co., 1860. (Preis: 20 Sgr.)

** La Renaissance en Italie. Zanzara, par Albert Castelnau. Paris, Bohné. Bruxelles, van Meenen, 1860.

— Deutsche Bevölkerung der Vereinigten Staaten. Nach dem Census von 1850 belief sich die Gesammt-Bevölkerung der Vereinigten Staaten auf 23,191,876 Seelen; darunter waren 5,688,620 Deutsche, also 24 Prozent der Gesammt-Bevölkerung. Die stärkste deutsche Bevölkerung ist im Staate Pennsylvanien, wo im Jahre 1850 von der Gesammt-Bevölkerung von 2,311,786 Seelen 1,132,773 oder 49 Prozent Deutsche waren; dann folgt Ohio: Gesammt-Bevölkerung 1,980,329, darunter 930,741 oder 47 Prozent Deutsche; dann Missouri und Iowa mit 682,044 und 192,144 Gesammt-Bevölkerung und 300,080 und 84,568 oder 44 Prozent Deutsche; dann Illinois und Michigan mit 851,410 und 397,654 Gesammt-Bevölkerung und 342,468 und 166,932 oder 42 Prozent Deutsche; dann Indiana, Wisconsin und Texas mit 988,416, 305,391 und 212,592 Gesammt-Bevölkerung und 395,360, 122,160 und 84,036 oder 40 Prozent Deutsche u. s. w. Der Staat New-York hatte eine Gesammt-Bevölkerung von 3,097,394 Seelen, und darunter 526,490 oder 17 Prozent Deutsche. Von 1850 bis 1860 sind 799,844 Deutsche eingewandert. Im gegenwärtigen Jahre 1860 beläuft sich nun die deutsche Bevölkerung, so viel nach den Vorarbeiten zu dem in diesem Jahre wieder offiziell aufzunehmenden Census abgeschätzt werden kann, wie folgt:

deutsche Bevölkerung im Jahre 1850	5,688,620	Seelen
natürliche Geburts-Zunahme $1\frac{1}{2}$ Proz. jährlich	853,290	„
Zunahme durch Einwanderung in den 10 Jahren	799,844	„
Geburts-Zunahme aus dieser Einwanderung, zu $1\frac{1}{2}$ Prozent jährlich	119,970	„
deutsche Gesammt-Bevölkerung	7,461,724	Seelen.

Nach einer ähnlichen Abschätzung beläuft sich die amerikanische Gesammt-Bevölkerung in diesem Jahre auf 29,395,577 Seelen, so daß also die deutsche Bevölkerung fast 25 Prozent von der Gesammt-Bevölkerung ausmacht. Aehnlich ist nun natürlich das Verhältniß, welches bei der Stimmen-Abgabe bei der nächsten Präsidentenwahl in Betracht kommt. Die Gesammtzahl der stimmberechtigten amerikanischen Bürger beläuft sich ungefähr auf 4,400,000 bis 4,500,000, und darunter sind ungefähr 1,010,000 bis 1,030,000 deutsche Stimmberechtigte.

— Das Lied der Lieder, in Spezial-Ausgaben. Prinz Louis Lucian Bonaparte, der bekanntlich in England, Frankreich, Spanien und Italien auf die Herausgabe und den Druck seltener Schriften in einer geringen Anzahl von Exemplaren sich legt, hat jetzt das „Lied der Lieder" in den verschiedenen englischen Dialekten zum Gegenstande seiner bibliomanischen Editionen gemacht. Ganz kürzlich hat er gleichzeitig vier verschiedene englische Bearbeitungen dieses Textes herausgegeben: in den Dialekten von Dorset, von Cornwales, von Cumberland und von Durham.*

* The Song of Solomon in the Dorset Dialect, from the Authorized English Version; by the Rev. William Barnes.

Idem, in the living Cornish Dialect.

Idem, in the Dialect of Central Cumberland; by William Dickinson.

Idem, in the Durham Dialect, as spoken at St. John's Chapel, Weardale; by Thomas Moore.

J. C.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig. Druck von Giesecke & Devrient.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Bestellungen
übernimmt jedes Postamt des deutsch-österreichischen Postvereins, sowie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallstraße Nr. 21) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin

für die Literatur des Auslandes.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazin's" nicht direct correspondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commissionair, Herrn F. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

Herausgegeben von **Joseph Lehmann.**

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 3 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

№ 32. | **Mittwoch, den 8. August 1860.** | **29. Jahrgang.**

Inhalt:

Deutschland und das Ausland.

Straßburgs Vereinigung mit Frankreich.

Die Capitulation vom 30. September 1681.*

Man hat häufig die Handlung der Geschichte mit einem dramatischen Kunstwerk verglichen, und nicht blos aus geistreicher Laune; bieten sich doch so zahlreiche Vergleichungspunkte dar, welche das Welttheater und das Weltgeschick mit den dünnen Bretern, die auch eine Welt bedeuten, in Beziehung setzen. Aber in Einer Hinsicht möchte der Menschengeist, indem er das fühlende Herz nicht unterdrücken kann, vielleicht eine Abweichung entdecken. Das wahre Kunstwerk sprießt immer aus innerlicher, aus freier Nothwendigkeit hervor, wogegen die Ergebnisse geschichtlicher Vorgänge leider oft aus rauher, äußerer, willkürlicher Nothwendigkeit stammen, wo keine dramatische Versöhnung den Widerspruch mildert. Daß eine Stadt wie Straßburg, die Heimat von Erwin v. Steinbach, von Meister Gottfried und Johannes Tauler, eine der Hauptbaustätten deutschen Fleißes im Mittelalter, eine der Wiegen der Reformation und zu den Metropolen aller europäischen Bildung gehörig, ehedem ein hochgeachtetes und frei berechtigtes Glied am deutschen Reichskörper vom größern Vaterlande gewaltthätig abgerissen und fremder Gnade überantwortet wurde, das ist ein Ereigniß, das der äußeren, willkürlichen Nothwendigkeit Bourbonischer Habgier seinen Ursprung verdankte und welches wir darum nicht im Lichte künstlerischer Versöhnung, noch ohne einen Rest von Bitterkeit zu betrachten vermögen.

Indem wir das trostlose Trauerspiel der Ueberlieferung Straßburgs an Frankreich vor Augen führen, folgen wir unter Benutzung älterer Quellen vorzüglich Straßburger Berichten, und ganz besonders den kürzlich erfolgten des Hauptarchivars vom Niederrhein-Departement, des Herrn Ludwig Spach. Dieser Herr Spach hat, nach der eigenen Erklärung des Advokaten Coste, an dessen Urkundenbuch „Réunion de Strasbourg à la France," bedeutenden Antheil gehabt. Auch Herr Coste ist ein ehrenhafter Geschichtsforscher, ein echter „Hasser des Vorurtheils," aber mehr noch Herr Spach, der in seinem Büchlein über Dominicus Dietrich soweit gegangen ist, wie ein französischer Präfekturbeamter ohne Gefahr seiner Stellung irgend nur gehen konnte. Wir sind ihm für diesen und für seine sonstigen Beiträge zur Geschichte Straßburgs und des ganzen Elsasses den lebhaftesten Dank schuldig. Der würdige Freimuth dieses Quellenkenners muß um so höher geschätzt werden, vergleicht man damit den Geist jenes Werkes, das unter den Auspicien von Thiers' Rheingelüsten von anno 1840 der Staats- und General-Rath Baron Hallez-Claparède geschrieben und 1844 als die „Réunion de l'Alsace à la France" herausgegeben hatte. Eine gewisse kaltblütige Oberflächlichkeit bildet den geringsten Fehler der Arbeit des „maître des requêtes" am Staatsrath.

Der hochansehnliche Herr Dominicus Dietrich kann wohl als Mittelpunkt in einem Gemälde der Straßburger Zustände zur Zeit der Vereinigung mit Frankreich dienen, weil derselbe damals „regierender Ammeister" der Republik Straßburg war. Was dieser Titel bedeutete, wird eine kurze Skizze der alten Straßburger Verfassung darthun, deren Kenntniß für Jeden, der auch nur einen Blick in die Vorgeschichte der ehrwürdigen Reichsstadt werfen mag, unumgänglich erforderlich.

„Der Stadt Straßburg Regiments-Verfassung," wie solche von Weihnachten anno 1482 bis zum 4. August 1789 in Kraft bestanden, hat sich mehrere Jahrhunderte hindurch bei Deutschen und Franzosen des Rufes tiefer politischer Weisheit in allen ihren Anstalten zu erfreuen gehabt. Das Stadtregiment war eine durch Beihaltung aristokratischer Elemente gemilderte Demokratie. Die vierzehnte und letzte Rathsveränderung von 1482 besiegelte nämlich die Errungenschaften der Zünfte dem Stadtadel der „Geschlechter" gegenüber, welche schon 1332 und 1382 dem verstärkten Andrange der zünftigen Neubürger erlegen waren. Aber diese Bewegung, die gegen die Reformation hin in den meisten Reichsstädten zum Durchbruch kam, blieb in Straßburg, ähnlich wie in den Rechtskämpfen der Patres und der Plebs des alten Rom, vor gewissen Gränzsäulen des Althergebrachten, d. h. bei einer zwar wesentlichen, jedoch nicht völlig vernichtenden Einschränkung der Adelsbefugnisse stehen; man verlegte den Schwerpunkt des Gemeinwesens in die zünftige Bürgerschaft, ohne die „Constoffler," die adeligen Altbürger eines ehrenvollen Antheils an den Staats- und Stadtangelegenheiten zu berauben. Ja sogar, und freilich ganz im Geiste des Mittelalters, ließ man dem vornehmsten adeligen Magistrat, dem sogenannten „regierenden Stättmeister" den Vortritt vor dem bürgerlichen, wirklich regierenden Ammeister, daher denn z. B. auch der adelige Stättmeister oder Prätor, Herr von Zedlitz in der Capitulationsurkunde vom 30. September 1681 seinen Namen vor den der bürgerlichen Mitunterzeichner und unmittelbar vor den des Konsuls Dominicus Dietrich setzen durfte.

Eine Hauptstütze für die Dauer jeglicher Freistaatsverfassung bietet die planmäßige organische Gliederung der Bürgerschaft nach fest bestimmten Kollegien. Hierin hat die Verfassungs-Ökonomie der alten Straßburger etwas Erstaunliches geleistet. Es wimmelt von Kollegien mit sorglich abgegränzter Zuständigkeit. Die Rangpyramide derselben, von der Spitze angefangen weist auf: die Dreizehner, die Fünfzehner, die Einundzwanziger, den Großen Rath, eine ganze Reihe kleiner Kollegien, welche von der Gesammtheit der vier vorgenannten: „Herren Räth' und Einundzwanzig" deputirt wurden, dann den großen Schöffenrath der dreihundert Zunftschöffen, den „Kleinern Rath," die „untern Gerichte" und schließlich die zwanzig Zünfte selbst als die Basis der Pyramide und der ganzen Verfassung. Das vornehmste Kollegium bildeten die Dreizehner aus vier adeligen Stättmeistern (Prätoren), acht bürgerlichen Mitgliedern,

---

* Dominique Dietrich, ammeistre de Strasbourg, par Louis Spach, archiviste en chef du département du Bas-Rhin. Paris et Strasbourg, Veuve Berger-Levrault.

und dem regierenden Ammeister bestehend, unter dem quartalweise alternirenden Vorsitze eines der Prätoren und dem seine ganze Amtszeit, nämlich ein Jahr, dauernden des regierenden Ammeisters oder Konsuls. Den Dreizehnern gehörte das hochgelegene Gebiet der völkerrechtlichen Fragen: Krieg und Kriegswesen, die Beziehungen zu Kaiser und Reich und zum Auslande, kurz die auswärtigen Angelegenheiten; außerdem aber saß dieses Kollegium in der Eigenschaft eines „delegirten Kaiserlichen Kammer-Gerichts" als Appellationshof und zweite Instanz über dem Großen Rath, dem Kleineren Rath und dem Stadtgericht in allen Sachen unter 600 Goldgulden an Werth, laut besonderem kaiserlichen Privilegium. Das Fünfzehner-Kollegium gewährte noch einen eigenthümlicheren Anblick: seine Glieder, fünf Edelleute und zehn achtungswerthe Bürger, waren die Phylakes und Ephoren der Republik, sie waren zu Wächtern bestellt über den ökonomischen Bestand, über die Handhabung der Gesetze und die Sitten der Bürger, sie gaben die wahren Konservatoren der Verfassung ab. Für Dreizehner und Fünfzehner dienten die Einundzwanziger als Hülfs- und Ergänzungskollegium mit Decisivvotum in nicht vor den Großrath gehörigen Sachen; ihr Name war von Alters übrig gebliebener Titel, denn ihre wirkliche Zahl betrug blos vier, fünf bis sechs, worunter immer ein Edelmann. Amtlich hießen sie die „Freunde von Meister und Rath des heiligen Reichs freier Stadt Straßburg." Alle drei Kollegien, die XIII., XV. und XXI. nannte man die „drei geheimen Stuben" oder im Gegensatze zu dem jährlichen Wechsel der anderen Rathsherren: „das beständige Regiment."

Obgleich nun die Stimmen der Publizisten hinsichtlich der Bedeutung des „Großen Rathes" nicht ganz einig sind, glauben wir doch annehmen zu dürfen, daß gerade in diesem Institut die gesammte Staatsordnung ihren Gipfel fand, wie unstreitig der eigenste Charakter derselben in der Herrschaft des Zunftelements hier am stärksten sich ausprägt. Zusammengesetzt war der Große Rath aus dreißig Mitgliedern: zwanzig durch die fünfzehn Zunftschöffen jeder Tribus auf zwei Jahre gewählten bürgerlichen und aus zehn hinzukommenden adeligen Senatoren, von denen, wie bei den zünftigen, immer jährlich die Hälfte ausschied. Aber sogar die Adeligen waren zunftweise geordnet, sie besaßen ursprünglich vier Tribus oder Kurien, dann zwei: „zum Mühlstein" und „zum Hohensteg," zuletzt nur eine, die: „zum Hohensteg." Um Senator zu werden, bedurfte man blos der gemeinrechtlichen Großjährigkeit von 25 Jahren und eines unbescholtenen Lebenswandels; ein Census war nicht erforderlich. Den Vorsitz führten im Senate zugleich der regierende Stättmeister und der regiende Ammeister, der jährlich von den nichtadeligen Rathsgliedern gewählt ward, und zwar geschah die Leitung der Debatten in der Art, daß der adelige Prätor die „rogatio," d. h. das Recht der Wortertheilung hatte, während der Konsul, nämlich der bürgerliche Ammeister, Gegenstand und Stoff der Berathung vorlegte. Also hier, wie überall, hatte der Adel den Rang, das Zunftbürgerthum die wirksame Macht.

Was den Geschäftskreis des Großen Rathes betrifft, so hatte derselbe die Cognition der Kriminal-, Testaments- und schweren Injuriensachen, die Vermögensprozesse über 600 fl. an Werth; er war die Obervormundschaftsbehörde, ertheilte Heimatrecht und Entlassung aus dem Bürgerverbande. Doch erst unter Zuziehung der Dreizehner, Fünfzehner und Einundzwanziger und unter dem Titel: „Herren Räth und Einundzwanzig" (congregatio senatus et viginti unius), beschloß er in gemeinsamer Sitzung über die wichtigsten Dinge des innern Gemeinwohls, über den Stadthaushalt, über Bittschriften, Beschwerden, Gnadensachen, Ehedispense u. s. f. So eingeschränkt war eine Körperschaft, die über Leben und Tod zu richten hatte! Man sieht wohl, daß die Straßburger ihren dringendsten sozialen Interessen und täglichen Sorgen nicht dem ausschließlichen Befinden einer dem Wahlwechsel unterworfenen Versammlung anvertrauen wollten.

Wir enthalten uns einer weiteren Ausführung dieser merkwürdigen Verfassung, die sowohl an germanischen Rechtssinn als an antike Staatsklugheit erinnert. Das Gesagte, welches von den besten Gewährsmännern, wie Knipschildt, Bernegger, Rohan, Schützenberger u. A. entlehnt ist, wird für das Verständniß der spätern Schicksale Straßburgs genügen. Immerhin wird man einsehen, daß dessen Einwohner auf ihren selbstgegebenen Freiheitsbrief, der alljährlich am Dienstag nach den Wahltagen vor der gesammten Bürgerschaft auf dem Platz vor dem Münster verlesen und von Allen barhaupt mit zum Himmel erhobenen Händen beschworen wurde, Grund genug hatten, stolz zu sein und in der Aufrechthaltung der väterlichen Satzung eine sichere Bürgschaft des Heiles zu erblicken. Eine Stadt, welche, obschon immer als kaiserliche Stadt anerkannt, mit Sitz und Stimme auf der rheinischen Städtebank des Reichstags, und in der Reichsmatrikel mit 25 Reitern, 150 Fußknechten und 900 fl. verzeichnet, schon seit Kaiser Otto III. (1001) das Vorrecht der Befreiung von Huldigung und Lehnseid in Frankfurt besaß — ein Umstand, der von französischen Schriftstellern weislich ausgebeutet ward, — eine solche Stadt, welche seit 1508 so gut wie Kaiser und Kurfürsten Goldmünzen prägen durfte* und hinwiederum keinem Kaiser oder römischen König irgend welchen Tribut zu zahlen brauchte, hatte natürlich ein tiefes Bewußtsein von ihrer Unabhängigkeit und Selbständigkeit, vielleicht unter Umständen ein zu tiefes, wie sich das leider von 1673 an bis zur Katastrophe von 1681 bewährt hat.

Es war gleichsam und galt für einen ominösen Umstand, daß in dieser Epoche der Raubkriege Ludwig's XIV. ein Mann von halbfranzösischer, wenigstens französisch-lothringischer Abstammung und der Enkel eines katholisch geborenen Proselyten die erste bürgerliche Magistratur des altprotestantischen Straßburgs bekleidete. Hatte doch erst der Großvater des Ammeister Dietrich, ein junger Einwandrer aus der im Mittelalter blühenden, seit dem dreißigjährigen Kriege aber sehr herabgekommenen lothringischen Stadt Saint-Nicolas seinen Namen Dominique Didier in den: „Dominicus Dietrich (oder „Dieterich")" verwandelt und, selber der Sohn eines hochgestellten Katholiken, nach seiner Verheiratung mit Anna, der Tochter des Ammeisters Heller, ein protestantisches Bürgergeschlecht zu Straßburg gestiftet. So war denn sein gleichnamiger Enkel, „der Herren Dreizehner hochansehnlicher Beisitzer," als er 1660 zum ersten Male die Würde des regierenden Ammeisters erlangte, ein homo novus in den Mauern der Vaterstadt und mußte alle die Mißgunst auf sich nehmen, welche solch' eine Stellung ihrem Inhaber aufdrängt. Damals durchschlich schon das dunkle Gefühl des von Frankreich drohenden Freiheitsverlustes das Straßburger Volk, und der Magistrat hatte dem gebieterischen Wunsche der Bürgerschaft nachgebend, in den Jahren 1668, 1671 und 1672 die Festungswerke der Stadt ausbessern und verstärken lassen. Allein auch diese Maßregel hatte das wie vom Blitz entzündete Mißtrauen keineswegs verscheucht, der diplomatische Verkehr, den die Dreizehner mit den Residenten Ludwig's (— es waren von 1661 bis 1681 nacheinander die Herren Frischmann Vater, Fleischmann, Trémont d'Ablancourt, Dupré, de Laloubère und Frischmann Sohn, eigentlich privilegirte Spione —) unterhalten mußten, flößte die Besorgniß eines Einverständnisses mit Frankreich ein; waren nicht auch wirklich in den Räthen Männer, welche den Anschluß an Frankreich wie ein unabänderliches Geschick ihrer Heimat betrachteten? Und gerade Dominicus Dietrich gehörte kraft seiner gleichgroßen Gewandtheit im französischen, lateinischen und deutschen Ausdruck zu denjenigen Rathsgliedern, die für die Unterhandlungen mit Frankreich vorzüglich geeignet waren. Fast schien es ein Leichtes, durch einen hämischen Wurf die Volksleidenschaft wider den Ammeister zu lenken, und diesen Wurf schleuderte 1672 der Anwalt Dr. Georg Obrecht, ein Mann von zweideutiger Tugend, in etlichen Flugschriften, in denen das Staatsoberhaupt geradezu des Verrathes der Reichsstadt an Frankreich bezüchtigt wurde. Daß der schließlich entdeckte Urheber der Libelle seine Bosheit, obwohl ohne Zuthun des Beleidigten, mit einer scheußlich grausamen Hinrichtung büßte, hätte an sich der Sache des Ammeisters nichts weniger als genützt, aber wenn die Richter in der Härte ihres Urtheils thatsächlich von der Erbitterung der Bürgerschaft wider Obrecht beeinflußt waren, so bezeugte dies, daß man nicht den Ammeister, sondern ganz andere Personen wegen des Verraths in Verdacht hatte. So will es uns Herr Spach glaubhaft machen.

Wie dem auch sei, die Politik des republikanischen Oberhauptes neigte der Neutralität zu; in dieser erblickte Dietrich die einzige Rettung der seit dem Feldzug von 1672 zwischen Ludwig's Heerschaaren und den Reichsvölkern eingekeilten Stadt. Möglich, daß der Selbsterhaltungstrieb diese Politik eingab und anempfahl; dem deutschen Zuschauer bleibt es immer nicht recht erklärlich, was die strenge Neutralität einer kaiserlichen Reichsstadt in einem Kriege des Kaisers und später gar in einem Reichskriege besagen wollte — vollends aber, was die eines Kleinstaates zwischen zwei Großmächten! Belohnte nicht Ludwig XIV. im November 1672 diese Haltung damit, daß er die Rheinbrücke anstecken ließ? War es nicht, als auch das Reich 1674 an Frankreich den Krieg erklärt hatte, eine Unumgänglichkeit, sich den Anforderungen von Turenne zu widersetzen, als derselbe die Rheinforts verlangte — sah sich die Stadt nicht genöthigt, die Kaiserlichen herbeizurufen und aufzunehmen? Natürlich brachte der große Sieg, den Turenne am 5. Januar 1675 bei Türk-

* Die ältesten Straßburger „Goldgülden" hatten um das Bildniß der Jungfrau Maria die Umschrift: Urbem, Virgo, tuam serva. Denn Sie war die Schutzpatronin der Verfassung von 1482. Seit der Reformation trat die Inschrift: Urbem, Christe, tuam serva an die Stelle.

heim gewann, das Neutralitätsprinzip des trefflichen Ammeisters wieder zu Kräften, man unterhandelte durch den famosen Stadtsyndikus Günzer mit dem französischen Feldherrn, und erhielt die Zusicherung, er werde die Straßburger Neutralität achten; aber kaum war Turenne (27. Juli 1675) bei Sasbach gefallen, so erinnerte man sich plötzlich sehr stark der kaiserlichen Scheltbriefe aus den vorigen Monaten, man ließ den kaiserlichen General Montecuculi in Kehl sich einquartieren, nahm dessen Verwundete auf und öffnete ihm den Uebergang über die Rheinbrücke. War das Neutralität? Aehnlich schwankte man auch in den Jahren 1676 und 1677 zwischen Neutralität und Begünstigung der Kaiserlichen, zwischen Furcht und Pflichtgefühl, während der französische Resident, Herr de Laloubère, unablässig bemüht war, zu imponiren, zu schrecken, zu gewinnen und zu bestechen. Noch einmal am 27. Juli 1678 ward das Straßburger Banner gegen Frankreich entfaltet, als der Marquis de Créquy durch seinen Untergeneral, den Baron Montclar, das Fort Kehl zur Uebergabe aufforderte und der damals wieder regierende Ammeister Dietrich mit 800 Mann Straßburger Miliz den Brückenkopf zu vertheidigen suchte. Die Erfolglosigkeit dieses Kampfes, der mit der Erstürmung des Platzes und dem Verlust eines Dritttheils der Städtischen endete, trug bei den Leitern der Republik wesentlich zur Stärkung ihres Glaubens an die unaufhaltsame Uebermacht Frankreichs bei, und als im Oktober 1678 die Franzosen sich vor den Kaiserlichen zurückzogen und beim Vorbeimarsch bei Straßburg mit etlichen Kanonenkugeln, von denen eine im Chor des Münsters einschlug, ihren Abschiedsgruß auf die „neutrale Stadt" herübersandten, soll der Seele des Ammeisters das Schicksal der Republik klar vorgeschwebt haben.

Der Mensch, der zur schwankenden Zeit auch schwankend gesinnt ist,
Der vermehret das Uebel und breitet es weiter und weiter.

Die Zeit, welche dem Nymweger Frieden (Ende 1678 bis Anfang 1679) unmittelbar folgte, war für Deutschland eine böse Zeit. Daß Ludwig's XIV. Rache gegen Holland im Ganzen gescheitert war, mußte das deutsche Reich büßen, dessen Kaiser der allerchristlichste Monarch dadurch beschäftigte, daß er ihm den Erbfeind der Christenheit, den Türken, auf den Hals hetzte. So aller wirksamen Einsprache von Seiten des Reichsoberhauptes entledigt, begann er an unserer Westgränze sein Spiel. Bei den Parlamenten von Metz, Besançon und Breisach (letzteres hieß le conseil souverain d'Alsace) wurden Reunionskammern niedergesetzt, um zu untersuchen, welche Orte und Herrschaften von den dem Könige im Westfälischen und Nymweger Frieden abgetretenen Ländern lehnweise abhingen. Der König ließ also seine eignen Beamten in seiner Sache Richter sein, und wenn folglich die königlichen Richter sehr weite Begriffe von den Rechten ihres Herrn hatten, so war das freilich so naturgemäß, daß die Rechtmäßigkeit des Verfahrens gar nicht erst in Betracht kommen durfte. Für den Elsaß entdeckte die Rathskammer zu Breisach den Queich als Gränze und beschloß, daß alle Städte und Dörfer im Niederelsaß, in der Landvogtei Hagenau, im Nieder-Mundat Straßburg und im Stift Weißenburg dem Könige Huldigung zu leisten schuldig. Die Berufung wider dies Urtheil war ausdrücklich abgeschnitten. In Straßburg, wo man auf Andringen des königlichen Residenten Frischmann Sohn eben erst die letzten Reichstruppen aus der Stadt geschickt hatte, war die Entrüstung lebhaft, um so mehr, als der souveraine Rath des Elsasses durch Arrêt vom 9. August 1680 auch von Straßburg Huldigung und Eidesleistung forderte, zwar nicht von der Stadt als solcher, sondern vorerst blos für ihre ländlichen Amtsbezirke Waßlenheim (Wasselonne), Barr und Illkirch! Schon standen französische Truppen in diesen Bezirken. Kaiser Leopold, an den der Syndikus Joachim Frantz nach Wien gesandt wurde, konnte in seiner eigenen Bedrängniß nicht helfen. Und während so selbst ein Blinder Frankreichs Absichten durchschauen mußte, entließ die Stadt 1200 Mann schweizerische Söldner aus ihrem Dienst. Das hieß sich vor der Zeit entwaffnen. Herrn Frischmann war dieser Streich gelungen, nachdem er den Stättmeister Johann Georg von Zedlitz, „eines der ersten, einsichtsvollsten und eifrigsten" Rathsglieder und den ehrlosen Syndikus Christoph Günzer in das Interesse des allmächtigen Ludwig's gezogen hatte. Welche Rolle der Ammeister Dietrich bei der unbegreiflichen That der Schwäche gespielt hat, läßt sich schwer erkennen. Die Tage vor der Capitulation vom 30. September 1681 sind in ein merkwürdiges Dunkel gehüllt. Auch wie viel Seine fürstbischöfliche Gnaden, der Landgraf Franz Egon von Fürstenberg nebst seinem Bruder, dem Domherrn Wilhelm, zu Gunsten des allerchristlichsten Herrschers geleistet, läßt sich nicht im Einzelnen angeben.

Inzwischen zog sich das Ungewitter dicht um die Stadt zusammen. Louvois, der unermüdliche Kriegsminister des Halbgottes von Versailles, hatte in unhörbarer Stille Regiment auf Regiment gesammelt und allmählich gegen das Elsaß hin dirigirt, Lebensmittel schwammen in Kisten den Rhein hinab, welche die Aufschrift trugen: „Waffen für Breisach." Eine der Kisten brach und es kam ihr Inhalt an Mehl zu Tage. Am 27. September 1681 aber fanden sich 30,000 Mann unter dem Oberbefehl des General-Lieutenants Joseph de Porte Baron von Montclar in der Umgegend von Straßburg vereinigt. Kaum hatte das Gerücht es in Straßburg gemeldet, als man am 28. erfuhr, daß der Baron d'Asfeld, Oberst eines Dragonerregiments, sich der Rheinzollredoute bemächtigt habe.

Jetzt ward Sturm geläutet, öffentliche Gebete wurden angeordnet, die Bürgermiliz eilte zu ihren Sammelplätzen und auf die Wälle, und nachdem Asfeld auf die Frage nach dem Grunde seines Benehmens Herrn Günzer eine höhnische Antwort gegeben hatte, ward auch die Miliz der Amtsbezirke aufgeboten und ein Courier mit der Bitte um schleunigste Reichshülfe nach Regensburg abgefertigt. Aber das Aufgebot konnte weder nach Barr noch nach Waßlenheim bestellt werden und der Eilbote ward unweit Schiltigheim angehalten: — Straßburg war ringsum eingeschlossen von „Kriegern aus dem Boden hergestampft!"

In dieser Noth glaubte man unbedingt unterhandeln zu müssen. Eine Deputation, zu welcher auch der Ammeister Dietrich gehörte, ging in's Hauptquartier des Baron Montclar. Hier aber war von keiner Erörterung die Rede. Sehr von oben herab erklärte der feindliche General mit kurzen Worten: „Straßburg ist durch die Verträge von Münster und Nymwegen abgetreten worden; der König will es besetzen...... Unterwerfen Sie sich, meine Herren; wenn Sie mich in den Fall setzen, Gewalt zu gebrauchen, so habe ich den Befehl, Sie als rebellische Unterthanen zu behandeln." So beschied der edle Krieger auf eine Rechtsverwahrung!

Zwar hatten die Straßburger Abgeordneten alle ihre Rechtskenntniß zusammengenommen, um mit einer prompten Ausführung bei der Hand zu sein. Wenn auch Herr von Montclar und bald darauf Herr von Louvois ihrem Rechtsnachweis kein Gehör schenkten, so hat doch das unerschütterliche Gericht der Weltgeschichte ihre Klage vernommen und diese Klage war in allen Stücken begründet. Eben weil die völkerrechtliche Selbständigkeit der Reichsstadt so durchaus begründet war, leugnete der Vollstrecker der Gewaltthat absichtlich und von vornherein den völkerrechtlichen Standpunkt und forderte einfach: Unterwerfung! Er gedachte des französischen Sprüchworts: „Bon droit a besoin d'aide!" Sonst freilich, hätte er Scham gekannt, ihn würde die schlichte Aufzählung der unleugbaren Thatsachen ein wenig aus der Fassung gebracht haben. Straßburg berief sich 1) auf seine ganze politische Geschichte, 2) auf die ausdrücklichen Worte des Münsterschen Friedensinstruments, wo im § 87 zu seinen Gunsten ein wohlklausulirter Vorbehalt gemacht ist — (während übrigens in den Abtretungsparagraphen 73 und 74 die Stadt Straßburg im Gegensatze zu den andern elsasser Reichsstädten gar nicht erwähnt wird —); 3) auf die Präcedentien, wie nämlich der König seit dem Westfälischen Frieden Straßburgs Unabhängigkeit fortwährend thatsächlich anerkannt und stets bei der Republik einen Residenten akkreditirt habe; 4) darauf, wie diese Beziehungen seit dem Nymweger Friedensschluß ungestört fortgesetzt seien und 5) darauf, daß weder die Stadt an Kaiser und Reich gebunden, über ihre Selbständigkeit frei verfügen könne, noch der König ohne Hinzutritt der kontrahirenden Mächte das Recht habe, die genannten Verträge nach seinem Ermessen auszulegen.

Montclar hatte beiläufig eröffnet, daß der Marquis von Louvois mit königlichen Vollmachten am 29. September in Illkirch eintreffen werde; am Morgen dieses Tages begab sich eine Magistratsdeputation zu dem Gewaltigen, der die gleiche Sprache wie Montclar führte und bis zum Abend Frist gewährte, sich zu bedenken und die Grundlagen einer Capitulation aufzusetzen.

Allein die nicht im Regiment befindliche Bürgerschaft schien wenig zur Unterwerfung geneigt; alle zwanzig Zünfte waren in heftiger Erbitterung versammelt, die ganze waffenfähige Mannschaft (wohl über 3000 an der Zahl) stand auf ihrem Posten und der kaiserliche Resident, Herr von Neven, that das Möglichste, den Muth zur Gegenwehr anzufeuern. Indeß erklärte der Stadtkommandant, Herr von Jennighens, er habe zur ausreichenden Besetzung der Wälle und Bastionen nicht Streitkräfte genug; er werde seine Pflicht thun, könne aber nicht für den Erfolg einstehen. Und als die Abgeordneten von ihrem ersten Besuch bei Louvois heimkehrten, mußte man seine Wuth verschlucken, denn der Magistrat hatte in weiser Vorsicht die Wallgeschütze nicht mit Schießbedarf versorgen lassen.

Außerdem hielt der Magistrat strenge die gesetzlichen Formen ein,

Er verlangte unter den drohenden Umständen Vollmacht für den Großen Rath, welche er auch bekam, und der Große Rath übertrug dieselbe auf acht Delegirte, darunter Zedlitz, Dominicus Dietrich und Güntzer. Diese brachten dem französischen Minister die Artikel der Capitulation, an der man die ganze Nacht vom 29. auf den 30. September gearbeitet hatte (— wenn sie nicht, wie Spach mit Recht vermuthet, längst vielleicht von Dietrich im Voraus redigirt war —), Louvois empfing die Propositionen mit unverkennbarer Freude und genehmigte alle Artikel mit wenigen, bis auf die Uebergabe des Münsters an die Katholiken, nicht gar wesentlichen Modificationen.

Die Capitulation vom 30. September 1681 sieht allerdings nicht aus wie das Werk Einer Nacht. Sie scheint die Frucht langer, wohlbedachter politisch-juristischer Erwägung. Die Stadt begab sich unter den Schutz des Königs von Frankreich, indem sie die Aufrechthaltung ihres ganzen bisherigen Rechts-, Religions- und Verfassungsbestandes stipulirte. Alle ihre Privilegien, Rechte, Gewohnheiten, geistliche wie politische, laut dem Westfälischen- und Nymweger Frieden, die freie Religionsübung sammt dem Besitz der geistlichen Güter nach dem Maßstabe des Normaljahrs 1624, der bisherige Zustand des Regiments mit allen Rechten und freier Wahl der Kollegien, als der Dreizehner, Fünfzehner, Einundzwanziger, des Großen- und Kleinen Raths, der Zunftschöffen u. s. w., die Freiheiten der Universität, des Gymnasiums, der Zünfte, eine eingeschränkte Civil- und alle Kriminalgerichtsbarkeit, alle städtischen Zölle, Einkünfte und Magazine, bis auf das Zeughaus, das der König übernahm; völlige Immunität von königlichen Abgaben und eigenes Besteuerungsrecht, freie Benutzung der Rheinbrücke und aller städtischen Flecken, Dörfer, Ländereien und Grundstücke und ausnahmslose Amnestie wurden gewährleistet, auch durch die Bewilligung von Kasernen der Truppeneinquartierung vorgebeugt.

Somit war zwar die politische Selbständigkeit geopfert, aber im Ganzen wenigstens die municipale Besonderheit und Selbstregierung, sowie die Gewissensfreiheit gerettet. Nur den protestantischen Charakter der Stadt hatte man nicht retten können.

Die Straßburger 300 Zunftschöffen nahmen die modificirte Capitulation am 1. Oktober, nachdem 4 Uhr Nachmittags des 30. die Franzosen eingerückt waren, in ihren Tribus mit düsterem Schweigen auf: das war der einzig mögliche Protest; Ludwig XIV. hingegen bestätigte die Urkunde schon am 3. Oktober 1681 aus Vitry-le-François, am 4. desselben begann Vauban seine Befestigungsarbeiten, am 20. hielt der Fürstbischof von Fürstenberg nebst seinem Klerus, d. h. der Katholicismus, seinen Einzug in die rein protestantische Stadt und bemächtigte sich des ehrwürdigen Münsters, und am 24. Oktober zog der siegreiche „Souverain Seigneur et Protecteur" in eigner Person mit Gemahlin und Hofstaaten, einem glänzenden Gefolge in die kampflos gewonnene Festung ein und spendete Gnaden und Ehrenzeichen (worunter auch zwei goldene Ketten, wie man sagt, für Zedlitz und Güntzer): stolz, den Schlüssel Deutschlands in Händen zu haben!

„Servat et observat" ward von Vauban auf eines der Festungsthore gesetzt.

England.

Literarische Korrespondenz aus England.

Die Feste der bürgerlichen Scharfschützen.

Napoleon und Palmerston.

Die französischen Orpheonisten im Krystall-Palaste.

London, Juli.

Das waren großartige, bewegte, glänzende Zeiten in London. Die Blüthen der season! Und was für Blüthen! Alte, faule, buddhistische Gottheiten wohnen und schlafen in manchen Kelchen der Ganges-Blumen, und man stellt sie sich deshalb gern fabelhaft groß vor, da man ohnehin Götter anständiger Weise nicht zu armselig logiren darf. Aber was sind sie gegen diese Blüthen der Londoner Season mit Hunderttausenden von Menschen in deren Kelchen? — Ich spreche nicht etwa von dem großartigen Season-Alltagsleben im Hyde-Park mit den Tausenden von Corso-Equipagen, Reitern und Reiterinnen, obgleich dies ein Alltagsleben ist, wie's in der ganzen Welt bei den größten Feierlichkeiten nicht zu Stande zu bringen ist. Auch alles Andere will ich bis auf die beiden Hauptereignisse unbeachtet lassen, bis auf die ganze Rifle-Corps-Revue und die französischen Orpheonisten-Triumphe. Sie folgten in ihren Kontrasten und scheinbaren Widersprüchen dicht hinter einander. Die vorletzte Woche des Juni galt der Demonstration gegen Napoleon, die letzte den jauchzenden Sympathien für die Franzosen. Man fürchtet den Ersteren hier, wie überall, weil ganz Europa in elendester Schwäche, Feigheit und Zerfahrenheit schwächer ist, als dieser einzige, sehr schwache Sterbliche. Unter Blinden ist der Einäugige König, und Ein Auge hat jenes moderne Ungeheuer Polyphem, dessen Homerisches Urbild seine Opfer alle einzeln packte und fraß, bis es den Ueberlebenden erst einfiel, daß sie durch Einigkeit stärker seien, als er, und ihm mit vereinigten Kräften das Auge ausstachen. So klug sind freilich die Weisesten der Weisesten heute nach 300 Jahren immerwährenden Fortschritts nicht; im Gegentheil „borriesenhaft" mittelstaatlich vernagelt. Auch das erbweise England macht davon keine Ausnahme, sondern fährt fort, sich einzeln zu fürchten, zu rüsten, zu freundschafteln, zu alliancen und nöthigenfalls wohl gar „mit ihm" zu gehen, wenn er sich wo anders hin macht, um seiner Nahrung nachzugehen. Polyphem „ist sehr nach der Nahrung," wie die Berliner den Fresser euphemistisch umschreiben, und die wegen ihrer fabelhaften Weisheit und feuerbrandlichen Freiheitsverbreitung kölnischzeitunglich bewunderten Palmerstons lachen sich wegen ihres Glückes und ihrer Schlauheit in's Fäustchen, wenn er etwa in Deutschlands Fleisch einbeißt und nicht direkt das Mittelländische Meer aussäuft (um Malta und dergleichen nicht trocken zu legen.) Wenn sie sein Auge und seinen Appetit nur direkt von englischen Landstücken abwenden können, ist's ihnen ziemlich gleich, was er sich „einverleibt." Sie sehen nicht, daß er sich damit nur immer mehr mästet und in England Furcht, Rüstung und Entrüstung im entsprechenden Maße gesteigert werden müssen.

Lord Overstone hat, auf Ersuchen der Parlaments-Commission für die Befestigung Englands, ausgemalt, was der „Feind in London" für Folgen haben würde. Er beweist, daß alle Industrie-, Handels- und Privatverhältnisse Englands und der übrigen ex- und importirenden Völker in allen ihren Lebensfunctionen gelähmt und auf die Dauer vernichtet werden würden. Er beweist auch, daß Polyphem, als Räuber und Fresser eines andern produktiven Theiles, Englands Industrie und Handel ebenfalls lähmen und dessen Unsicherheit vermehren würde. Sie haben's da haarklein, daß Europa in seinen Lebensbedingungen einig, organisch verbunden ist und nicht ein Theil verletzt werden kann, ohne alle andern ebenfalls zu berauben und zu schwächen. Die Diplomaten scheinen aber viel zu weise oder zu niederträchtig zu sein, diese organische Einheit zu begreifen, oder gelten zu lassen. So schwindeln und schwänzeln sie Alle einzeln um den Polyphem herum und flüstern ihm bittend zu: Friß Alle, nur mich nicht. So hat der Kannibale immer wieder das Aussuchen, und so unterhalten und vermehren die Diplomaten Europa's die Unsicherheit jedes Theiles und machen eine an sich ganz schwache Bestie zum unüberwindlichen Schrecken Aller.

Diese Furcht hat sich in die Glieder aller Völker eingefressen, besonders in deutsche und englische. Wären sie einig, würde der einäugige Riese, obgleich ihn Palmerston so fett gemacht, bald beseitigt sein. Einzeln müssen sie fortfahren, sich zu fürchten und ihr Heil mit schwachen Kräften versuchen. Hier haben die Engländer freilich einen beneidenswerthen Vorzug: sie dürfen sich alle freiwillig rüsten und kampfbereit machen, wozu ihnen die Regierung noch die vorzüglichsten Enfield-Rifle-Büchsen umsonst liefert. Die Königin, die Mächtigsten des Landes, die höchsten Offiziere der Armee unterstützen und begünstigen diese Volksbewaffnung, die in der verrufenden Shopkeeper- und militairfeindlichsten Nation merkwürdig rasch und stark zur Manie, zum Kultus, zum herrschenden Thema der Zeit geworden.

Aus den hingestreuten Andeutungen kann man sich schon ziemlich erklären, warum die Geldmacher, die Kauf- und Handelsleute, die Schacherer und Ladendiener so plötzlich militairisch geworden. Zwar schämen sich Viele einzugestehen, daß die Furcht vor dem einzigen Freunde Palmerston's und das Mißtrauen gegen ihn und das gemeine Militair Englands allein solche Früchte getragen und noch treiben. Sie sagen, es liege eine allgemeine Reaction Europa's gegen langjährige, friedliche Stumpfheit zu Grunde, ein allgemeines Gähren und Blasentreiben der faulen, gefährlichen Elemente moderner Staaten und Gesellschaften; dagegen rüste sich die Jugend und Männlichkeit Englands. Also etwa auch gegen die gefährlichen Sauerteigsblasen in Pasewalk und Vaduz, gegen drohend aufspringende Kaninchen an der Pleiße oder Leine, welche dem John Bull zu Leibe gehen wollen? Schämt euch des Grundes, oder auch nicht; aber der Grund ist Palmerston und sein Freund Napoleon; es ist die Politik, deren Altmeister solche alte Schlauköpfe ohne Hirn, wie Palmerston, sind. Palmerston! Man hat mir obscuren Helden einer Glasfeder (mit dieser neuesten Erfindung schreibe ich jetzt Alles), eine besondere Feindschaft

gegen diesen alten Helden zugeschrieben. Das ist nicht wahr. Persönlich hat diese alte possirliche Katze, die so souverain und komisch mit den Mäusen des Parlaments zu spielen weiß, etwas sehr Interessantes für mich, und ich habe manchmal am lautesten über ihre Späße gelacht. Aber Palmerston ist ein System, der bloße persönliche Name für die Sache, welche aus dem vorigen Jahrhundert herüber von den französischen Louis her, von den Castlereagh's, Metternich's und Talleyrand's das ätzende Gift des Lügens und Betrügens, der plumpsten Taschenspielerei mit den Gütern der Menschen — kurz der alten Diplomatie über die Interessen und Ideale der neuen Zeit ausspritzt und alle gesunden Regungen und Gestaltungstriebe der letzten fünfzig Jahre verkrüppelt oder in der Geburt erstickt hat. — Ich habe ein Mal für eine deutsche Firma sein Sündenregister in ausnahmslos festgestellten Thatsachen geschrieben. Die Redaction setzte darunter, dies sei schwarze Ansicht, Palmerston sei besser. Schmach, ewige Schmach über solche klugscheinende Verblendung, besonders in Deutschland, welches keiner ausländischen Macht so viel Fluch und Elend verdankt, als diesem Palmerston. Schmach über diesen deutschen Liberalismus, wie über die englischen Liberalen, die ihm noch zulächelten, als er dem noch bluttriefenden Napoleon seine Gratulation zujauchzte. Die Leichen lagen noch auf den Straßen, Lüge und Meineid brannten ihm frisch auf der Stirn — und da telegraphirt ihm Palmerston seine Gratulation, seine Anerkennung persönlich zu! Ein ehrlicher Mann an der Spitze des größten, freiesten, stärksten Volks — und Europa brauchte jetzt gewiß keinen Polyphem zu fürchten und zu füttern! Dies sieht wie persönlicher Haß aus. Aber er gilt dem System, dessen größte Persönlichkeit dieser Greis ist. Wär er nicht gewesen, hätt's ein Anderer von den obersten Zehntausenden gethan. Diesen steckt's im Blute, wie, nur weniger geschickt und frech, allen anderen Diplomaten der alten Schule, die auch nach dem Tode Palmerston's noch herrschen wird, wie sie mit Talleyrand und Metternich nicht starb.

Niemals hatten die Völker ein heiligeres, allseitiges Interesse am Frieden, als jetzt; niemals war Krieg dynastischer und diplomatischer Herren ein größeres Verbrechen gegen jede gesunde, arbeitende Hand in Europa, als in diesen Tagen, wo geistiger und materieller Verkehr, Dampf und Elektrizität alle gebildeten Nationen gleichsam zu einem einzigen großen Geschäftshause, zu einem volkswirthschaftlichen Institute vereinigt haben. Und gerade jetzt müssen sie wegen dieser wenigen, mit Gewalt, Furcht, Polizei und Mordgewehren über die Völker herrschenden Diplomaten, die von dem Pfiffigsten unter ihnen beherrscht werden, Tag und Nacht rüsten und Krieg spielen und wachen, weil trotz der Legionen strengster Gesetze zum Schutze von Personen und Eigenthum nirgends mehr ein Hemd auf dem Zaune sicher ist.

Palmerston und Napoleon, ersterer seit fünfzig, letzterer seit zehn Jahren — in ihnen spitzt sich die grimmigste Feindschaft gegen die Friedens- und Kultur-Interessen der Völker zu. Die Anderen tanzen blos mehr oder weniger um sie herum, da sie nicht Geist oder Frechheit genug besitzen, aus eigenen Mitteln ihre Völker zu mißhandeln. Wo wären Berries und der deutsche Bund, die Schande der hessischen und dänischen Frage, ohne diese Macht- und Angstschweißquellen der heutigen Diplomatie, ohne diese Hauptbürgen für allgemeine, öffentliche und private Unsicherheit des Eigenthums, der Personen, der Gesetze?

Es wäre eine gerechte Nemesis, daß sich die Palmerston besessenen Engländer unter dessen Premierschaft gegen seinen Busenfreund rüsten, zwölf Millionen Pfund für Befestigung der Häfen und Thore ihres Landes hergeben, vier Millionen zur „Bestrafung" China's aufbringen, nach innen Kriegssteuer und selbst die aufgehobene Papiersteuer weiter zahlen, und zum zehnten Male wegen allgemeiner Unsicherheit und Kriegerischkeit der Ermordung einer Reformbill zusehen müssen; daß alles Geld, was die Freiwilligen verdienen oder erborgen können, für Uniformen, Rifle-Clubs, Rifle-Bälle, Exercier-Erfrischungen u. s. w. verwüstet wird, und Familien und Angehörige, Schneider und Schuster, Geschäft und Büreau, Künste des Friedens und Freuden der Kultur und Schönheit darunter leiden müssen; wenn alle diese Uebel von den Schuldigen und nicht just am meisten von den Schuldlosen, vom ganzen Volke, von allen Völkern getragen werden müssen.

Ist dieses Gefühl allseitiger Unsicherheit, welches Jeden zu den Waffen treibt und die allgemeine Furcht durch Mittel der Selbstvertheidigung und der Gewalt zu bekämpfen sucht, ist diese eigentliche Quelle des erwachten militairischen Geistes in England etwas Gutes? Patriotismus, Vaterlandsvertheidigung sind Kardinal-Pflichten, aber wer bedroht denn Englands Herd? Sind es die Franzosen? Es wäre ehrenwerth, sich gegen einen solchen Feind zu rüsten; aber es giebt nichts Liebenswürdigeres und Freundschaftlicheres gegen Engländer, als diese kleinen Frenchmen, wie die Tausende, die eine Woche lang in London Triumphe feierten, für sich und die ganze Nation bewiesen. Es ist dieser Napoleon, der Freund und Alliirte Palmerston's, ein einziges Individuum unter ihnen, das die friedlichen Söhne Englands unter die Waffen rief, wie es Deutschland, wie es ganz Europa zu den barbarischen Zustande reduzirt hat, in welchem es keine Gesetze und Verträge mehr giebt, sondern nur Vertrauen auf Waffengewalt.

Diese Nothwendigkeit für Rüstung, Befestigung und Soldatenspiel ist eine Schmach für England, für die ganze politische Wirthschaft in Europa. Dies hindert uns allerdings nicht, der raschen Entwickelung des englischen Rifle-Corps-Wesens, diesen vielleicht jetzt auf 150,000 Mann gestiegenen, freiwilligen Vaterlandsvertheidigern Gerechtigkeit und gebührende Achtung zu widmen. Es ist schön, es war nur in England möglich, daß Regierung und Volk sich vereinigten, und eine respektable Armee für Haus und Herd, ohne Zwang, ohne Mißtrauen, ohne Furcht und Maßregelung schufen, daß erstere jedem „Willigen" Waffen in die Hände gab und letzteres in kurzer Zeit umsonst eine Armee lieferte, wie sie die Regierung mit ihren höchsten Werbegeldern nicht erkauft haben würde. Verschiedene Manövers und Revüen, die dem großen Tage im Hyde-Park vorangingen, hatten schon gezeigt, daß die einzelnen Corps ernstlich und ordentlich wirklichen Dienst gelernt hatten. Die beinahe 25,000 Mann im Hyde-Parke überraschten selbst den kritischsten Exerciermeister. Dabei blieben sie aber Freiwillige mit dem Gepräge der Freiheit, Lust und Liebe in Haltung, Kleidung und Physiognomie. Man sah, daß hier gebildete Jünglinge und Männer, Künstler, Gelehrte, Advokaten, Kaufleute, Arbeiterklassen sich vereinigt, Compagnien gebildet, sich nach Uebereinkommen entsprechend und größtentheils geschmackvoll uniformirt, mit Intelligenz, Lust und Liebe einexercirt und so ihren Antheil selbständig und doch sich einem großen Ganzen unterordnend zu der großen Entfaltung freiwilliger Wehrkraft geliefert hatten. Welch' ein Kontrast zu dem englischen Linien-Militair, besonders der Landwehr, oder Militia! Ersteres ist aus Irländern und englischen Taugenichtsen aller Art zusammengeschwindelt, in gräßliche Uniformen gesteckt und in giftigen, zu engen Kasernen und durch Jahre langes Einerlei gekochten Fleisches, in hoffnungslosem, beförderungsunfähigen Dienste hölzern, ausdruckslos, ekelhaft geworden. Und die Militia, für welche jeder Zahlungsfähige sich aus der wohlfeilsten, niedrigsten, verkommensten Hefe seinen Ersatzmann kauft, sinkt in vielen Exemplaren noch weit unter die Rekruten Falstaff's. Es ist kaum erklärlich, wo diese Masse von Rohheit, Verunstaltung, Spitzbuben- und Galgen-Physiognomien herkommen, da immer noch unzählige Individuen der Art in Civil die Straßen, Gefängnisse und Verbrecherhöhlen füllen.

Durch die freiwilligen Rifle-Corps ist die Vaterlandsvertheidigung anständig, populär und durch die große Parade vor der Königin im Hyde-Park sogar fashionable geworden. Es war ein Nationalfest, alle Klassen und Schichten der Gesellschaft vereinigend. Die beiden Hauptschwierigkeiten, gegen welche die ganze „Bewegung" zu kämpfen hatte, waren damit überwunden. Hohn und Feindseligkeit von der „Roßgarde," oder dem Hauptquartier aristokratischen Offizierwesens und der Spott des Pöbels, der in dem abgesetzten Schrei: „Who shot the dog," ungefähr in der Weise des Berliner: „Pietsch kommt!" oder des früheren „Bürgerwehrekken, siehste wiede bist," seine Formel gefunden hätte. (Auf Wimbledon Common, ihrem großen Exercierplatze im Süden von London, hatte ein Mal ein nicht zu ermittelnder Freischärler einen unschuldigen Hund erschossen.)

Die Königin, welche die 25,000 Mann Freiwillige im Hyde-Parke ehrte und anerkannte, der Herzog von Cambridge, Lords und Barone des Reichs und der Armee als Offiziere derselben, die glänzende Entfaltung ihrer militairischen Errungenschaften, das darauf folgende Preisschießen auf Wimbledon Common und die Preisvertheilungs-Festlichkeiten im Krystall-Palaste am 4. Juli, womit zunächst der Rifle-Corps-Enthusiasmus seine Season-Blüthe schloß, dies Alles vereinigte sich zum Triumphe dieser im englischen Leben merkwürdigen sozialen Erscheinung. Das Rifle-Corps-Wesen ist damit bürgerlich und sozial begründet und die Art seiner Entwickelung läßt vergessen, daß Furcht vor dem Alliirten, unbegränztes Mißtrauen gegen den einst in denselben Straßen Londons gefeierten Freund Palmerston's, alle diese englische Jugend unter die Waffen rief. Gäbe es irgendwie einen historischen Konflikt, eine Völker-Differenz, eine respektable Gefahr des Landes und Volkes — was könnt es Nobleres geben, als diese freiwilligen, bewaffneten Bürger?

Daß Er mit enthusiastisch friedlichen und freundschaftlichen Franzosen — Er also allein — das stolze, sonst gefürchtete England und ganz Europa dazu in Furcht und Schrecken hält, und nichts mehr gilt, als Vertrauen auf die Waffengewalt — das ist und bleibt eine

Schmach für Alle, die einen Palmerston je priesen und mit ihm einen Napoleon anerkannten.

Giebt es noch ein gebildetes Volk, das sich nach Krieg gegen ein anderes sehnte? Unsinn! Größere Kontraste, als zwischen den Franzosen und Engländern, sind kaum möglich, und doch schwärmen sie in Liebe und Freundschaft für einander. Seitdem ich die 3000 französischen Orpheonisten unter den Engländern gesehen, glaub' ich gar nicht mehr an die Möglichkeit eines Krieges zwischen diesen beiden alten Feinden, wenn nur die einfachsten Mittel des Muthes und der Einsicht von andern Völkern angewandt werden, dem absoluten Kaiser der liebenswürdigen Franzosen die Macht zu nehmen, die selbst bei schwarzen Haityern nicht mehr gedeihen will.

Wie ehrlich und herzlich jauchzten sich die beiden Völker zu! Es war das großartigste und liebenswürdigste Kultur- und internationale Verbrüderungsfest und wohl ganz neu in der Geschichte, die einst ihre Mordinstrumente wegpacken und dafür die Völker zu Wettkriegern des Schönen, gegenseitiger Erhebung und Veredelung vereinigen wird.

Wir Deutsche haben eine Art Verdienst bei dieser Verbrüderungsfeier. Die Orpheonisten, jetzt ein über ganz Frankreich verbreiteter Organismus von Gesangvereinen und Liedertafeln, mit mehr als 250,000 Mitgliedern, wurden vor etwa 15 Jahren von einem Deutschen in Paris, Wilhelm mit Namen, begründet. Er erlag aber bald seinen Bemühungen. Der Pariser Organist und Komponist Eugen Delaporte, nahm dessen Werk mit Begeisterung und heroischer Ausdauer auf und führte es bis zu der jetzigen Blüte und Vollendung durch. Schon in Paris feierte er Triumphe, aber keine größeren, als im Krystall-Palaste. Den Direktoren desselben, besonders dem Hauptverwalter Mr. Bowley gebührt die Ehre, den großartigen Plan, 3000 der besten Orpheonisten aus allen Theilen Frankreichs herüber zu dampfen und ein Mal auf das Riesen-Orchester des Palastes zu zaubern, mit viel Geld, Courage, Verstand und Profit durchgeführt zu haben. Man denke sich nur die Zahl 3000 recht deutlich in Menschen, in Franzosen, in allen Theilen des weiten Landes zerstreut wie diese durch eine großartige, verwickelte Korrespondenz zwischen London und Paris, zwischen Paris und den verschiedenen Sitzen der Orpheonisten in den Provinzialstädten gewonnen, bestellt und durch verschiedene Eisenbahnen in Dieppe vereinigt werden müssen, wie die fünf Dampfschiffe gewonnen wurden, die sie zunächst nach Newhaven brachten, wie Eisenbahn-Extrazüge sie nach London führten, wo für Logis und Kost der 3000 Gäste Vorbereitungen getroffen sein mußten. In letzterer Beziehung ging's ihnen zwar zunächst sehr schlecht, da sie für die erste Nacht nicht einmal Stroh bekamen, darauf zu schlafen, aber das störte die Liebe und Freundschaft nicht.

Endlich finden sich die 3000 Sänger zum ersten Male auf dem Riesen-Orchester des Krystall-Palastes zusammen zur Probe, zur ersten und einzigen. Es ist Vormittag, und schon Nachmittag um 3 Uhr sollen sie zum ersten Male vor dem englischen Publikum, das 5 bis 21 Schill. Entrée zahlte, singen. Die Adler und Fahnen, und Blumen und Bäume, und Devisen und Büsten und Statuen glänzen und leuchten von dem Orchester. Die Eisenbahnen rasen von beiden Enden Londons immer mit vollen Zügen heran. Das gewählte, wohlhabende, reiche, aristokratische Publikum schwillt zu Tausenden an. Die kleinen, braunen, agilen, schwatzhaften, den Engländern gegenüber ziemlich „schmuddlich" aussehenden Franzosen, lärmen und tänzeln überall sehr fidel und ungenirt unter dem steifen, kalten, englischen Publikum umher und füllen bis 3 Uhr das ungeheure Orchester. Im Vordergrunde plaçiren sich die roth und gelb uniformirten, bärenmützigen „Guides," das berühmteste Orchester in der Welt und im Wesentlichen eine Schöpfung ihres deutschen Direktors Herrn Mohr. Die etwa 14,000 Engländer und Engländerinnen unten im großen Transept und in den Galerien sehen sonnig und luftig und wunderschön aus in diesen lichten, verklärten Räumen, so recht rosig und blond und blühend gegenüber den bronzenen, kleinen, leger, sogar oft liederlich gekleideten Franzosen, mit allen möglichen Arten von Hüten, Mützen und Röcken, die durchaus nicht wie festliche Kleidung aussehen. Das genirt sie aber den steif und sorgfältig geputzten Engländern gegenüber nicht im Geringsten. Sie zeigen sich durchweg liebenswürdig, frech und übermüthig, wie freie Männer, während die Engländer zu Hause, Söhne der freien Insel, sich reservirt, unbeholfen, genirt zeigen, als säße ihnen die verrufene, französische Polizei im Nacken. Sie begrüßen ihren Direktor Eugene Delaporte mit stürmischem Enthusiasmus. Die Riesen-Orgel intonirt. Der dirigirende Taktstock unten, den in jeder der acht Abtheilungen ein Subdirektor genau copirt, ruft ein rauschendes, majestätisches, meisterhaftes God save the Queen hervor, ein dreitausendstimmiges, mit Orgel- und Instrumentalbegleitung, dabei immer wie von Einem gesungen und mit bester, englischer Aussprache. Das englische Publikum ist überrascht und gewonnen. Eine folgende choralartige Composition „Veni Creator!" bringt alle Gewalt und Majestät des Schönen im Choral und im Männergesang zu meisterhafter Wirkung und macht einen überraschenden Eindruck, dem ein stürmischer Beifall folgt. Jeder neue Gesang ist ein größerer Triumph, eine neue Meisterschaft dieser Sängerschaar. Mit Rührung und Freude lauschen wir manchem deutschen Klange: Mozart, Mendelssohn, Meyerbeer, Kücken, Kreutzer u. s. w. Die Guides spielen alle Streich-Instrument-Partien mit zauberischer Feinheit und Melodiosität auf Klarinetten, Oboen &c. Das kommt Alles so klar, so sicher, so exakt, so fein im Ausdruck von tausenderlei Gradationen und Decrescendos heraus, wie nie etwas von einem Orchester geleistet ward.

Kücken's „kleiner Rekrut," der im Programm als „Chant du Bivouac" auftritt, reißt die Engländer zum ersten Male aus ihrem anständigen Beifallsmaße zu freudigen, jauchzenden, enthusiastischen Encore's! Alles sieht strahlend, rothwangig, freudig, erhitzt aus, so daß das ganze ungeheure Publikum in einer wahren Feuersbrunst des Enthusiasmus aufloderte, als es zum ersten Male das Glanzstück der Meistersänger vernommen hatte: „la Retraite" von Laurent de Rille, einem mitwirkenden Orpheonisten. Der Gesang fängt damit an, daß man erst gar nichts hört. Dann klingt's wie aus ganz weiter Ferne brummendes Trommeln. Die Trommeln wachsen mit einem anrückenden Feinde mit beschleunigter Geschwindigkeit und raschem Crescendo heran zum Angriffe. Kampf aus dem ff, wilder, verzweifelter Kampf, endliches Erliegen, Rückzug und Decrescendo bis zum Verhallen der Trommeln, wie sie gekommen waren, nur umgekehrt. Das war und blieb alle vier Tage ihr Triumphkunststück. Ich sah's und hört' es am ersten und am vierten Tage. Nie hätt' ich den Engländern, noch dazu diesen Fünfschillings- bis Guineen-Publikum eine solche lodernde, glühende Feuersbrunst von Enthusiasmus zugetraut. Sie klatschten und knatterten und brüllten, als sollten alle Millionen Scheiben des Glas-Palastes zertrümmert werden. Aber zu Ende übertrafen sie auch diese Eruption. Die Tausende erhoben sich und ihre Hüte, Mützen, Stöcke, Taschentücher, Schleier, Fächer und Sonnenschirme, und tanzten und balancirten auf Stühlen und Brüstungen, und weheten und winkten und brüllten, daß sie zum Theil braun und blau wurden und ihnen die Augen zum Kopfe heraustraten. Die Franzosen erwiederten dies mit heißerem Blute noch leidenschaftlicher oben vom Orchester herunter, fast Jeder mit beiden Händen, in der einen Notenblätter, in der andern Hüte, Mützen und Stöcke schwingend, und sogar mit den Beinen dazu gestikulirend. Sie dankten durch jauchzende Wiederholung des God save the Queen. Neue Ausbrüche des englischen Enthusiasmus, den die Franzosen von Oben unnachahmlich mit ihrem Esprit und ihrem südlicheren Feuer erwiedern. So bombardiren sie sich förmlich hin und her mit Salven der Bewunderung, des Dankes, der Liebe, wirklicher, aus wärmstem Herzblute quellender Begeisterung. Die Franzosen hatten diese Wunder gethan, durch ihre Gesänge, durch die Macht des Schönen, das sie in dieser ewig herrlichen Form des Männergesangs zu einer Meisterschaft und Vollendung ausgebildet haben, die wohl noch nie und nirgends erreicht worden sein mag. Ich spreche nicht blos aus meinem zwei Mal begeisterungsvoll überschäumenden Herzen, sondern auch auf Grund der Urtheile von deutschen und englischen Kennern. Die beiden folgenden Gesanges-Tage der Franzosen geriethen noch meisterhafter vor stärkerem Publikum. Sie gaben einen vierten zu, der von vorn herein aus Jubel und Enthusiasmus bestand. Ueber 64,000 Engländer hatten ihnen mit einer Wärme gehuldigt, wie sie dies niemals früher gezeigt und empfunden. Die Aristokratie und der gebildete Reichthum Englands gaben den Sängern am vierten Tage ein pompöses Diner im Krystall-Palast mit französischen und englischen Toasten und Verbrüderungs-Scenen, die an Herzlichkeit, Komik und englisch-französischer Sprachverwirrung nichts zu wünschen übrig ließen und eines Meisters, eines Homer bedürfen, um gut und ausführlich besungen zu werden.

Bei allem lustigen Uebermuthe waren die Abschiedsscenen der Orpheonisten von den massenweise aufgestellten Rifle-Corps-Männern wirklich rührend. Man sah es förmlich, daß sie sich gegenseitig aus vollem Herzen Frieden und Freundschaft wünschten und daß das militairische Gepräge an den Engländern nicht ihnen, den Franzosen, gälte. Dieses Händeschütteln, manchmal mit einem plötzlich diesem und jenem Engländer auf die Backe platzenden Franzosenkusse — das war kein Humbug, keine Komödie. Die Franzosen und Engländer lieben sich, haben wenigstens nichts gegen, aber tausenderlei Produkte ihres Fleißes und Geistes für einander.

So alle Völker. Man thue Jeden, der diesen natürlichen, nothwendigen Völkerfrieden, diese im praktischen Leben tief begründeten volks-

wirthschaftlichen Harmonien stört, mit vereinten Kräften ab, wie den größten Verbrecher, wie ein vorsündfluthliches, gemeinschädliches Ungeheuer.

Schweden.

Deutsche Skizzen aus Skandinavien.

VIII.

Der Wener- und der Wetter-See.

Der andere Morgen findet den Reisenden auf offner See. Die Wellen des Wenersees schlagen an den Rumpf des Schiffes. Dieser größte See Schwedens, etwa 52 schwedische Quadratmeilen enthaltend, wird vom Kanalschiffe zu zwei Drittheilen seiner Länge durchschnitten. — Die Fahrt ist ziemlich unerquicklich. Der Cours des Schiffes windet sich auf großen Strecken durch jene Scheeren hindurch, die in dem Touristen Anfangs zwar durch den Charakter der Einsamkeit und Wildheit, den sie an sich tragen, ein lebhaftes Interesse erregen, die Fahrt aber schließlich doch einförmig und außerdem auch gefährlich machen, indem nur die größte Aufmerksamkeit des Steuermanns das Fahrzeug glücklich durch dieses Labyrinth von Klippen zu führen vermag.

Nur wenig Leben bot der See während der damaligen Tour dar. Zuweilen zeigte sich auf der Höhe ein einsames Segel, und ein schwarzer Rauch in der Ferne bezeichnete wohl den Cours, den ein Dampfschiff verfolgte; auch ein Fischerkahn legte an unsern „Stockholm" an, um zur allgemeinen Freude der Passagiere die Schiffsküche mit frischem Lachs zu versorgen; aber im Allgemeinen vermißte man den lebhaften Verkehr, den ein solches Fahrwasser wohl erwarten läßt und der für den Seereisenden das ist, was dem Politiker vom Fach irgend eine aufregende „Frage."

Die Scheeren bieten kaum für die wenigen Thiere, denen die Natur diese traurige Schöpfung zum Wohnsitze angewiesen hat, genügendes Futter dar. Um so mehr erstaunte ich, auf einigen dieser vom Wasser umflutheten Klippen eine Anzahl jener großen dickschwänzigen Schafe weiden oder wenigstens umherklimmen zu sehen, welche Schweden producirt. Ich habe nicht ergründen können, ob diese Thiere hier ausgesetzt waren, um fetter oder magerer zu werden, oder damit man des Hirten entbehren könne. Das aber kann ich behaupten, daß der Anblick dieser armen, in der Sonne schmorenden Thiere den Appetit auf Hammelfleisch in besonderem Grade zu erregen nicht geeignet war.

Bei weitem die interessanteste Gegend, welche hier in Sicht kommt, ist der am östlichen Ufer des See's nahe an 1000 Fuß sich erhebende Kinnekulle und seine Umgebung.

Der Kinnekulle gilt als der interessanteste Berg des Königreichs. Leider war es mir nicht vergönnt, ihn selbst zu besteigen. Ich bedaure dies um so mehr, als Jeder, der die Aussicht von seinem kreisrunden Gipfel genossen hat, mit Begeisterung von den sich darbietenden Schönheiten spricht. — Schroffe Abhänge, seltsame Felsgebilde, ungewöhnliche Vegetation, prächtige Gebüsche zeichnen ihn aus; eine Menge Grotten, von denen die merkwürdigste, die Mörkeklef, mit einer aus der Felsenwand springenden, kristallklaren Quelle, nimmt die Phantasie in Anspruch, und die herrlichsten Sagen, die ihre Entstehung diesem Wunderberge verdanken, leben im Munde des Volkes.

Aber auch der bloße Anblick dieser Bergpartie ist reizend. Der Kinnekulle selbst erhebt sich, ein regelmäßiger mathematischer Kegel, aus einer mit prachtvollen Wäldern bedeckten Ebene, welche allmählich in Scheeren übergeht und endlich vom Wener begränzt wird. Einige Thürme von umliegenden Kirchen ragen in nebelhafter Ferne hervor; und den Vordergrund schmückt, auf einer kleinen Insel fast in die See hineingebaut, das alte, kupferbedeckte Schloß Leckö. Dieses schöne, in seiner romantischen Unordnung die Blicke des Beobachters fesselnde Bauwerk verdankt einem der Bischöfe von Skara, welche lange Zeit hier residirten, seinen Ursprung. Der denkwürdige Mann hieß Brinolf I. und baute diese seine Residenz um das Jahr 1298.

Ich konnte beim Anblick dieses Schlosses und dieser Gegend nicht umhin, die wahrhaft erhebende Uebereinstimmung zu bewundern, welche in dem Geschmacke der Geistlichkeit, ihre Wohnsitze zu wählen, allenthalben herrscht. In Italien, Spanien, England, Deutschland, Schweden — überall dieselbe edle Neigung, das „hier ist gut sein, hier laßt uns Hütten bauen," in den reizendsten Gegenden auszusprechen und auszuführen. Der Erlöser ging, um sich für sein Amt vorzubereiten, in die Wüste; seine Nachfolger fanden Paradiese für ihre Betrachtungen weit geeigneter als wüste Einöden.

Allein unser Schloß diente den Bischöfen von Skara nicht allein als Entbindungsstätte ihrer frommen Muse, sondern auch, und vielleicht hauptsächlich, als ein Bollwerk ihrer Macht, mit welchem sie sich gegen die königliche Gewalt befestigten. — König Gustav I. zog es für Rechnung der Krone ein; seitdem hat es verschiedene Nießnutzer in seinen Mauern gesehen, bis im Jahre 1810 das ganze Gut durch Reichstagsbeschluß dem General Adlercreuz zum Eigenthume überliefert wurde, der es nach einem von ihm erfochtenen glänzenden Siege Sikajocki nannte.

Doch das Schloß verschwindet hinter neuen Scheeren, durch welche das Schiff sich windet, und der Kinnekulle taucht im Nebel unter. Die reizende Landschaft liegt hinter uns; nackte Felsklippen und düstre Tannenwälder auf größeren Inseln stimmen das Gemüth, daß sich an jenen Schönheiten zu berauschen versucht fühlte, zur trockensten Nüchternheit herab. — Einige Dampfschiff-Stationen, durch die vollendetste Einsamkeit sich auszeichnend, brachten einigermaßen Abwechslung in diese Monotonie, und auf einer derselben stieg sogar ein neuer Passagier — ein naturwüchsiger Bergmann — zu uns herab.

Endlich landet das Schiff bei Sjötorp und hat die Fahrt auf dem Wener hinter sich.

Dieser Ort in anmuthiger Lage scheint von guter Vorbedeutung für die weitere Kanalfahrt, die hier wieder beginnt. Doch nur selten darf der Reisende sich der Nähe des festen Landes freuen. Schöne, wechselreiche Wälder, malerische Baumgruppen, fruchtbare Landschaften, reiche Fernsichten, von denen man sehnsüchtig geträumt, erscheinen höchst selten, und die hohen Gebirgszüge, welche die Phantasie in diese Gegenden versetzt hatte, zeigen sich selbst nicht in der nebelhaftesten Ferne. Die Gegend ringsum eignet sich zwar ganz den Charakter eines öden Gebirges an; die meist kärgliche Pflanzen-Vegetation, die wild und in fabelhaften Massen umhergestreuten Felsen, der Mangel menschlicher Wohnungen — Alles kann uns in den Glauben versetzen, mehrere Tausend Fuß über der Nordsee zu athmen; in der Wirklichkeit aber reduzirt sich diese Höhe auf 145 Fuß, nur durch Vermittelung der zwischen dem Wener und dem Wiken erbauten 19 Schleusen steigt man bis auf 308 Fuß hinauf, und eine flache Ebene umgiebt den Kanal, soweit das Auge reicht.

So gelangt das Schiff nach Torboda, wo es die Nacht zubringt.

Hier nämlich mündet jetzt die Eisenbahn von Gothenburg nach Stockholm, und das Dampfschiff nimmt die Passagiere der Lokomotive zur Weiterbeförderung auf. Der Bahnhof, welcher eine ziemlich umfangreiche Anlage zu werden verspricht, und dessen moderner Baustyl seltsam kontrastirt mit der Einfachheit seiner Umgebung, liegt dicht am Kanale, so daß z. B. Lasten vom Schiffe direkt auf den Güterschuppen, oder umgekehrt, verladen werden können.

Torboda ist ein kleines, jedoch ziemlich wohlhäbig aussehendes Dorf, auf eine weite Landschaft zerstreut wie alle schwedischen Dörfer. Die offenbar höchst primitiven Kultur-Einrichtungen, in Verbindung mit dem scheuen, aber biederen und treuherzigen Wesen der Eingebornen geben dem Reisenden die Ueberzeugung, daß er hier in Zonen sich befindet, wo man „Europa's übertünchte Höflichkeit nicht kennt." Nur einige jener kleinen durch Wind bewegten Sägemühlen, wie man sie in schwedischen Ortschaften zuweilen antrifft, lassen darauf schließen, daß hier neben Ackerbau auch Gewerbe getrieben werden.

Am folgenden Morgen wird bei Paswelstorp, eine halbe Meile vor dem Wiken, die letzte Schleuse der westlichen Kanalstrecke passirt. Hier erreicht man also den höchsten Punkt der ganzen Linie und befindet sich $308^1/_2$ Fuß über der Nordsee. Vielleicht um diesen Punkt zu bezeichnen, ist hier ein Obelisk errichtet. Seine Inschriften stellen ihn als Andenken an Karl XIII. dar.

Nun in den See Wiken.

Wiken bedeutet im Schwedischen Meerbusen. Der See, welcher damit bezeichnet ist, würde also eigentlich als ein Meerbusen des Wettersee's, mit dem er in unmittelbarer natürlicher Verbindung steht, zu betrachten sein. Dennoch gilt er als ein selbständiger See, wahrscheinlich, weil er um etwa 20 Fuß höher als der Wettersee liegt.

Wiken ist zwar nur $^2/_5$ Quadratmeilen groß, aber ungefähr wie ein C geformt, und schreibt auf diese Weise dem Schiffe einen zwei Meilen langen Weg vor. — Er ist für das Kanalsystem von großer Wichtigkeit, weil er das Wasser-Bassin für die ganze westliche Strecke bildet. Seine Ufer sind mit reichen, malerischen Laubholzwäldchen geschmückt, in deren Schatten wir den Eingang zu dem gefürchteten Wettersee erreichen.

Zwei Schleusen — die ersten Stufen auf der östlichen, abwärts

führenden Kanaltreppe — vermitteln den Uebergang zu diesem merkwürdigen Wasser.

Die Festung Carlsborg, im Jahre 1820 auf einer aus Süden sich vorstreckenden Landzunge angelegt, vertheidigt die Einfahrt in den See, oder, wenn man will, in den Kanal. Die Werke scheinen nicht bedeutend, gewähren aber, zwischen den schönen, üppig und wild emporwachsenden Laubhölzern hindurch eine umso anziehendere Ansicht, als größere, regelmäßige Bauten, an welche ja der Maßstab für die Kultur eines Landes angelegt zu werden pflegt, gerade hier in Westergöthland — abgesehen natürlich von der riesigen Kanalanlage selbst — äußerst spärlich sind.

Da liegt denn der Wettersee vor uns. Die Damen auf dem Schiffe, denen der wetterwendische, jähzornige Charakter desselben aus früheren Erfahrungen bekannt zu sein schien, schauten sich ängstlich nach allen Richtungen um, ob sich wohl eine Veranlassung zu einem kleinen Sturme zeigen möchte. Glücklicherweise wurde die Bläue des Himmels von keiner Wolke befleckt und die Strahlen der Septembersonne spiegelten sich ununterbrochen in den dunkel gefärbten Wellen des See's. Dennoch war, als der Kiel des Schiffes die ersten Wogen durchschnitt, eine bedenkliche Aengstlichkeit auf den Gesichtern der Damen bemerkbar und der Wunsch, am anderen Ufer des Wetter zu sein, in Aller Augen zu lesen.

In der That steht dieser See bei dem reisenden Publikum in äußerst schlechtem Rufe. In der Vorstellung des Volkes gilt er geradezu für bodenlos. In Wirklichkeit aber beträgt seine größte, mit Zuverlässigkeit bekannte Tiefe 300 schwedische Fuß, allerdings eine für die sonstige Größe des See's — siebzehn Quadratmeilen — ungewöhnliche Ausdehnung, welche uns einen interessanten Blick in die Bodenverhältnisse dieses Landes gestattet. Was aber den See berüchtigt macht, ist der schleunige Wechsel seines kalten, klaren Quellwassers von der äußersten Ruhe zur wildesten Bewegung. Oft nimmt dieser der Schifffahrt so gefährliche Uebergang kaum eine Viertelstunde in Anspruch, und wehe dem Fahrzeuge, das unvorbereitet, und sorglos auf die Gunst des Augenblicks vertrauend, sich auf den Wettersee wagt — diese jetzt so klare, blanke, so anmuthig sich kräuselnde Fläche wird in wenigen Minuten von stürmischen haushohen Wellen bedeckt, und versenkt nicht selten das Opfer solcher Hinterlist in ihre Tiefen.

Unser Capitain ließ die Maschine mit allen Kräften arbeiten, und verfolgte mit einer über unsere bisherige Schnelligkeit weit hinausgehenden Eile, die Gränze Wester- und Oester-Göthlands überschreitend, die Felseninsel „Jungfrun," den Gegenstand mancher Sage, sowie die historisch berühmte Stadt Wadstena am südöstlichen Ufer in grauer Ferne rechts liegen lassend, seinen Cours quer über den See hinweg, so daß wir mit einem Schwanken davon kamen, das vielleicht mehr in der Eigenschaft des „Stockholm" als Schraubenschiff, als in dem Wellenschlage seine Veranlassung fand, aber bei empfindsamen Passagieren doch die Seekrankheit hervorrief.

Frankreich.

Gladiatoren der Gelehrten-Republik.*

Der Friede ist meistentheils nur ein frommer Wunsch in dieser Welt, er ist selbst da selten zu Hause, wo man ihn noch am ersten erwarten sollte, selbst die stille Studirzelle des Gelehrten ist nicht von eigenthümlichen Kämpfen verschont. Auch in der Wissenschaft giebt es Kampf der Meinungen, und oft den heftigsten in Dingen, die das praktische Leben der Menschen blutwenig angehen. Bei aller Hochachtung vor dem kulturgeschichtlichen Werthe der humanistischen Sprachforscher des Zeitalters der Wiedergeburt kann man doch die Behauptung wagen, daß zumal die Philologen jener Epoche viel de lana caprina gestritten und sich über minutiöse Kleinigkeiten bis zur Verdächtigung der persönlichen Charaktere, ja noch ärger, erbittert haben. Aber man erwäge auch, daß die Polemik in ihrem eigensten Glanze, nämlich sozusagen als Selbstzweck, an Breite des Feldes verloren hat; es giebt zwar jetzt überall Polemik, allein jene unbedingte, souveraine Polemik, das Streiten um des Streitens willen, jene schlagfertige Federführung, die an den unbedeutendsten Gegenstand anknüpfte, um nur nach Herzenslust streiten und auch ein Erkleckliches schimpfen zu können, — die wahre Heimat papierner Kriege ist enger geworden. Es haben sich mit der Zeit zuviel gewichtige Stoffe gefunden, an denen man um die Sache die Streitlust selbst vergaß. Denn die neuere Zeit hat Erfahrungen gesammelt und ernste Zwecke sind ihr als Leuchten der Zukunft aufgegangen. Daher müßte eine Darstellung jener um jeden Preis geführten Federkriege wohl eine komische Färbung tragen, die ernsthafte Beschreibung derselben würde, sollte man denken, uns anekeln.

Hierüber hat der Verfasser des uns beschäftigenden Werkes: „Die Gladiatoren der Gelehrten-Republik des 15., 16. und 17. Jahrhunderts," Herr Charles Nisard, eine abweichende Ansicht bekundet. Er hat sechs Männer von sonst verschiedenem Beruf und Charakter herausgegriffen und sie lediglich von der Seite ihrer literarischen Fechterstreiche und nichtsdestoweniger mit tiefer Gründlichkeit geschildert. Er hat aus den Quellen geschöpft, aber nur soweit sein animus enucleandi ihn polemische Substanzen auffinden ließ. Was bei solchem Verfahren aufgespeichert wird, ist klar, oder vielmehr trübe: eine Menge Unflath durchdringenden Uebelgeruchs. Wir fragen Herrn Nisard, warum in aller Welt er dergleichen aufschaufelt? Will er uns den Hochgeschmack eines absonderlichen, just ländlichen Vergnügens bereiten? Oder sollte man annehmen, daß seine Nation in diesen Tagen ein Geist der Rauflust erfaßt hat, welcher sich an Schlachten à tout prix ergötzt, und daß sich dieser Geist sogar den friedlichen Gelehrten mitgetheilt hat? Denn daß ein Mann der Wissenschaft nicht blos schreibt pour charmer les ennuis, sollte man doch billig voraussetzen. Nein, ernsthaft durfte Herr Nisard nicht verfahren!

Wie dem auch sei, Philelphus, Poggio, Laurentius Valla, Julius Caesar Scaliger, Scioppius und Pater Garasse sieht man als Gladiatoren oder Schauspielfechter in Einem Gemälde vereinigt. Die vier ersten hatten Verdienste, welche einen andern Standpunkt für ihre Beurtheilung rechtfertigen, als den der Gladiatorenschule. Philelphus war, wie Nisard gelegentlich selbst bemerkt, ein geistvoller Satyriker, Poggio, dessen „Späße" Herr Nisard als schwarze Sünde malt, hat seinen Einfluß weit über die Gränzen seines italischen Vaterlandes erstreckt, namentlich auf die deutsche Literatur; Valla war ein großer Grammatiker und Kenner der lateinischen Sprache, Julius Caesar Scaliger endlich besitzt einen Ruf, der zwar nicht ohne Anfechtung blieb, ihn aber doch über den Platz eines rohen Gladiators recht sehr hoch emporhebt. Freilich, die Herren Scioppius und Pater Garasse, der Erste ein katholischer Proselyt und außerdem ein Lump, der Zweite Jesuit seines Zeichens, könnten eher als literarische Streithähne figuriren, und dieser thatsächlich begründete Umstand hat ihnen deshalb auch die Ehre verschafft, von Herrn Nisard mit der Hälfte seines Werkes, mit einem ganzen Bande, bedacht zu werden. Also den Vielschreiber Kaspar Schopp, wie der unermüdliche Giftpilz Scioppius eigentlich hieß, der von 1571 bis 1649 die Welt mit seiner Gegenwart beglückte, und den Pater Garasse, dessen Derbheit von der Feinheit des Hôtel Rambouillet und der seines Schülers Balzac ein Bedeutendes absticht, wollen wir allenfalls dem lanista preisgeben — auch Garasse dürfte sich mit Thomas Murner an Werth nicht messen. Aber die vorgenannten vier und vorzüglich Scaliger mit ganzem Leibe in die Gladiatorenkaserne werfen (nicht einmal in die Pompejanische!), das ist eine großartige Aufeinmalthat, welche das Erstaunen der Zuschauer des Fechterspiels verdient.

Wir räumen natürlich ein, daß Julius Caesar Scaliger gegen seinen berühmten Sohn, Joseph Justus Scaliger, zurückstehen muß; sowohl im Styl als hinsichtlich der Menge des Wissens wird, wie allgemein anerkannt, der Vater vom Sohne übertroffen. Dies würde jedoch wenig wider den Ruhm des Vaters zeugen, denn es ist wohl möglich, daß von zwei Berühmtheiten die eine noch berühmter ist, als die andere. Auch Julius Caesar Scaliger (1484—1558) war ein großer Polyhistor: Grammatiker, Aesthetiker, Stylist, Mediziner, Naturforscher, Mathematiker und Dichter, ein Mann, der den Cardanus wie den Erasmus angreifen konnte, weil er in den Fächern Beider genau bewandert war, der die Schlaflosigkeit der Menschen so gut wie die Formlosigkeit der Poeten behandeln durfte, weil er für die Krankheiten von genus und species Heilmittel im Kopfe trug und dessen Poetik wenigstens immer noch eine Stelle in der Wissenschaft einnimmt. Und dieser Mann, der den größten Latinisten, den Ciceronianus Maximus: Marcus Antonius Muretus (nebenbei auch Kommentator der Institutionen Justinian's und lateinischer Dichter; — 1526 bis 1585 am Leben) zu Agen seinen Schüler nannte, wird nur deshalb auf den Sand der Arena gesetzt, weil er die, übrigens längst zum Ueberfluß erörterte Eitelkeit besaß, für einen Della Scala und Verwandten des Königs Mathias Corvinus von Ungarn gelten zu wollen. Ueber diese Eitelkeit ist schon Scioppius seiner Zeit genugsam hergefallen, so daß Herr Nisard sich die Mühe ersparen konnte, sie mit einem letzten Lanzenstoß zu vernichten. Ob der 1528 von Franz I.

---

* Les Gladiateurs de la république des lettres aux XV., XVI. et XVII. siècles, par Ch. Nisard, 2 vol. in 8. Paris, 1860.

von Frankreich naturalisirte Paduaner Julius Caesar Scaliger ein Abkömmling des Veronesischen Fürstenhauses, oder nach Nisard und Scioppius der Sohn eines paduanischen Schusters, Bordone, der in Venedig den Namen Scaliger annahm, oder nach Tiraboschi der Sohn eines gleichnamigen Handschriften-Illuminators, der dasselbe that, gewesen sei, bleibt für die wissenschaftlichen Verdienste und die literarische Bedeutung des Mannes gewiß völlig gleich. Ein jeder Mensch hat seine närrische Schrulle, und singt nicht die lateinische Auctorität, der wortgewandte Horaz: Dulce est disipere in loco —?

Ebenso nachsichtig möchten wir über die stylistische Eitelkeit des guten Scaliger hinwegsehen. Ein fließender Styl reizt ungemein zur Eitelkeit; wer war wohl eitler als Cicero oder als der ungeheuer fruchtbare Diderot? Ist denn die Eitelkeit, und noch dazu die eines verdienstvollen Menschen, ein so gräßliches Verbrechen? Wir hätten nicht geglaubt, daß ein französischer Patriot die liebenswürdigste aller Untugenden mit einem Vae vanitati begrüßen würde! Ohnehin ist Eitelkeit von Stolz oft schwer zu unterscheiden. Daß J. C. Scaliger sich auf sein Ciceronianerthum etwas zu Gute that, beruhte doch zum Theil auch auf dem Bewußtsein tiefer Forschungen in den Fundgruben des lateinischen Sprachschatzes, und daß er den bewunderten Erasmus zu demüthigen strebte, verzeiht ihm die Nachwelt deswegen, weil Erasmus ein schwächlicher, keines kernhaften Aufschwunges fähiger Charakter war. Das hat der holländische Humanist der Reformation gegenüber bezeugt. Was aber seinen Styl betrifft, so müßte seinerseits Erasmus von einem starken Grade von Eitelkeit besessen gewesen sein, wenn er den seinigen für ciceronianisch und mustergültig gehalten hätte — was freilich wohl anzunehmen ist.

Vollends hat Herr Nisard nicht erwogen, daß der Richtgladiator Joseph Scaliger den Vorwurf schroffen Hochmuths und unerträglich anmaßender Eitelkeit ebenso wie sein Vater erfahren hat. Mag Herr Nisard den Rechtstitel des Sohnes für schlechter halten, ableugnen kann er ihn nicht, so wenig als die Thatsache, daß auch Joseph Scaliger in mancherlei literarische Fehden verwickelt war, und als die vielleicht weit schlimmere, daß er im Punkt seiner Abstammung die väterlichen Angaben wiederholte. — Dies ist die Sachlage von Nisard wider Julius Caesar Scaliger. Die Entscheidung überlassen wir Andern.

Wunderbare Einseitigkeiten sind des Menschen Loos. Auch des emsigsten Beobachters und gerechtesten Urtheilers Vernunft wird häufig einer übereilten, schiefen, einseitigen Auffassung zum Raube. Wir würden ganz das Gleichgewicht verlieren, wenn nicht der Blick auf die Geschichte unseres Geschlechts uns wieder die Kraft gäbe, uns zu sammeln. Es ist die geschichtliche Betrachtung der Dinge, welche das unbedingt gerechte Maß der Thaten Aller und der Einzelnen in ihrem Schooße birgt, wir brauchen nur den Verlauf der Geschichte zu sehen, um diese Spur zu finden. Aus dem Born der Geschichte springen die Gestalten mit frischer, voller Lebenskraft hervor und werden uns in ihrer ganzen Bedeutung anschaulich. Was Herr Nisard versäumt zu haben scheint, das ist die geschichtliche Würdigung seiner Helden. Denn heißt es wohl eine Reihe von Schriftstellern allseitig würdigen, wenn man deren kleinlich-gehässige, persönliche Zänkereien, ihre Charakterschwächen und Sterblichkeiten in den grell beleuchteten Vordergrund schiebt? Jämmerlichkeit des Charakters und Grobheit der Rede paaren sich leider oft und man nimmt sie an dem Publikum der Landstraße nicht selten wahr, aber an Männern der Wissenschaft sollte man doch auch andere Gesichtspunkte erkennen, als diejenigen, welche ihnen mit Landläufern gemeinsam sind. Es ist ein gänzlich verfehlter Schluß, den unser Autor zieht, wenn er aus den klassischen Derbheiten und den unklassischen Schlüpfrigkeiten, die den polemischen Styl des Reformationszeitalters bezeichnen, auf die Verderbtheit jener Tage und auf die höhere Sittlichkeit unserer Individuen schließen will. Ein Zeitalter der Wiedergeburt des Geistes hat schroffe Ecken und Kanten und einen sprudelnden Uebermuth, eine rastlose Kampfslust. Allerdings war es mehr Anticipation der Zukunft, ich meine, Ueberschätzung der selbsteignen Errungenschaften, die sich an den wiedererweckten Werken der Alten und dem freieren religiösen Standpunkt zu fast wilden Ergüssen liebevoller Hingabe an den Stoff und zugleich ätzender Schärfe der Kritik aus der Fülle der Brust hinreißen ließ; die Ahnung gewaltiger Zukunftskämpfe hatte die Menschheit auf einmal so stark überkommen, daß sie jeden Augenblick zu Streit und Abwehr bereit war. Welchen Kriegsmuth athmet nicht selbst die religiöse Poesie, vor Allem die Luthers! Es gab derbe Ueberkraft, die jedwedes Ding beim rechten Namen nannte. Trotz aller Bewunderung für die Formen der Alten, strebte man doch mehr nach Wahrheit, als nach Schönheit. So sagte man sich auch gern die Wahrheit in's Gesicht. Magister Rabelais und Johann Fischart haben das Beide in verschiedenen Ländern meisterlich verstanden. Mit dem Wohlanstand nahmen sie's dabei nicht gar genau. Auch in den „Späßen" (facéties) und „Schwänken" (sottises) der damaligen Zeit wohnt ein Geist muthwilliger Ungebundenheit, der das Leben der wirklichsten Wirklichkeit mit dreisten Pinselstrichen malt. Das war die goldene Aera für Polemik und Satyre. Da mochte man gern einmal d'rauflos hauen, blos, um seine verve zu zeigen. Man warf sich grimmige Zweideutigkeiten in Folio an den Kopf, aber war dabei im Herzensgrunde nicht unsittlich, denn man machte nicht gleich dem neuesten Frankreich die Prostitution zu einem moralischen Institut, das „Royaume de la Bazoche" (Corpus der Gerichtsschreiber des Pariser Parlaments, das eine Art von Jurisdiction über seine Kollegen an den Provinzial-Parlamenten hatte und andererseits auf einem eignen Theater im Justizpalast „Moralitäten" und Possenspiele darzustellen pflegte) brachte keine dame aux camélias auf die Bühne. Jene Umkehrung der Begriffe des Guten und Schönen, welche seit der George Sand durch Eugen Sue, Xavier de Montépin, Alfred de Musset hindurch bis zu Alexander Dumas Sohn und Feydeau die Gesetze der wirklichen Welt mit steigendem Leichtsinn mißachtet und an einem schwächlichen Schwanken zwischen der Möglichkeit und Unmöglichkeit sittlicher Konflikte bei unsittlichen Personen ihr Behagen findet, war allerdings in den Tagen der Bazochiens und in denen des Pfarrers von Meudon und unserer Fechter ebenso unbekannt als die Heuchelei des feinen Tones, des Glaubens und der Willensfestigkeit bei Rohheit der Gesinnung und verzweifelter Rathlosigkeit im Handeln. Die Kluft zwischen dem frischen, kecken, überschäumenden Lebensmuth, der im 16. Jahrhundert die Welt umarmt und den Kampf der Geistesfreiheit beginnt, voll Hoffnung und freudiger Selbstbestimmung, und der heutigen Gestalt des Westens, dessen geknicktes Dasein nur die fremde Zornwahl eiserner Nothwendigkeit anzuspornen und gleichsam zu galvanisiren scheint, — diese Kluft mag dem Herrn Nisard das Verständniß der Epoche erschweren, welche Klopffechter und Reformatoren, Lästerzungen und Märtyrer, Sylbenstecher und Welttheilentdecker geboren hat. Einer solchen kerngesunden, saft- und kraftvollen Zeit schadeten auch ein paar wilde Auswüchse nicht und dieselben erregten kein großes Entsetzen zartsinniger Seelen. Das erklärt, was Herr Nisard nicht zu vereinigen weiß, wie nämlich Poggio, der in seinen „Späßen" die Sitten des römischen Hofes unter Martin V. dick und dünn geschildert hatte, zwei Jahre später zum amtlichen Sittenwächter in Florenz bestellt werden konnte. Enthielt jene Zeit Widersprüche, so besaß sie auch die Energie, den Zwiespalt zu lösen.

Möchte doch unsere eigene Zeit die gleiche Kraftfülle entfalten, auf daß der Friede gesichert werde, den die Gladiatoren der Staaten-Republik erschüttern. —

Belgien.

Belgischer Fest-Kalender.

Der Dreikönigstag.

Baron v. Reinsberg-Düringsfeld ist seit einer Reihe von Jahren beschäftigt, im ganzen christlichen Europa zu sammeln und schriftstellerisch aufzufassen, was an alten Gebräuchen, kirchlichen und bürgerlichen Festen, abergläubischen Vorstellungen und Vernehmungen, Volksliedern und Volkssagen noch vorhanden ist, und sind davon bereits mehrfache Proben an die Oeffentlichkeit getreten. Wie wir aus der Vorrede des uns vorliegenden Buches ersehen, kam der Herr Verfasser auf dieser Wanderung auch nach Belgien, um daselbst seine Forschungen in der angegebenen Richtung anzustellen, und fand daselbst einen Boden, wie er zum vorliegenden Zwecke nicht fruchtreicher sein konnte. Belgien ist das klassische Land der Feste; nirgends haben sich zahlreiche, religiöse und bürgerliche Festlichkeiten besser erhalten, als hier; in keinem Lande ergreift man jede Gelegenheit, die sich zur Anstellung eines Festes darbietet, eifriger, als hier.

Eine vorläufige Frucht dieser Forschungen ist das Werk, dessen erste Lieferung uns vorliegt: „Calendrier Belge. Fêtes religieuses et civiles, usages, croyances et pratiques populaires des Belges Anciens et Modernes."* Das Buch, welches der Verfasser seiner Gemahlin, der in gleicher Richtung unermüdlich thätigen Schriftstellerin Ida von Düringsfeld gewidmet hat, enthält, wie der Titel besagt, wirklich einen

* Bruxelles, Ferdinand Claussen, 1860.

Kalender (das vorliegende Heft den Monat Januar), in welchem Tag für Tag in Bezug auf die darauf fallenden Heiligen, Feste, Gebräuche 2c. durchgegangen werden. In der Vorrede wird darüber Klage geführt, daß das literarische Material dieser Forschungen sehr schwer und umständlich zu beschaffen gewesen, weil der Buchhandel im wahren Sinne in Belgien noch gar nicht bestehe, und der Vertrieb der erscheinenden Werke in den meisten Fällen auf dem Privatwege erfolge. Die einzelnen Städte stünden mit einander in gar keiner Verbindung. Das war uns neu zu hören; solche Klagen ist man aus Italien, aus Griechenland 2c. gewohnt; in Belgien, dem Lande, das vor zwei oder drei Jahren wegen des zu Brüssel abgehaltenen Kongresses über das geistige Eigenthum viel von sich reden machte, hätten wir solche Zustände nicht vorausgesetzt. Die Zahl der Herren, welche den Verfasser in seinem liebsten Unternehmen förderten und unterstützten, ist sehr bedeutend; sie werden alle namentlich aufgeführt.

Die Einleitung bildet eine Abhandlung über die älteste Jahresform der alten keltischen und der germanischen Belgen, über die Namen der Monate, Jahreszeiten, Tage, Feste 2c. Dann folgt eine kurze Besprechung über den Monat Januar im Besondern, über seine verschiedenen Namen bei den verschiedenen Stämmen und ihre Bedeutung. Der lateinische Name Januarius kommt, wie bekannt, von Janus, dem Gotte alles Anfangs und Endes. Angelsächsisch hieß dieser Monat Giuli (Jul) oder Aeftera-geola (Nach-Julfest) und Wolfmonath; Karl der Große nannte ihn Wintarmânôth. Die ältesten Benennungen, deren sich die Deutsch-Belgier zur Bezeichnung des Januar bedienen, sind Hardmaend (Hartmonat); Ysmaend (Eismonat); Huwelykmaend (Heiratsmonat) und Laumaend, Leumaend oder Lomant (jetzt noch vlaemisch Lauwmaend oder Loumaend). Als „lauer Monat" dürfte er sich nicht gut erklären lassen; besser als Heiratsmonat; denn, wie Kiliaen, der berühmte vlaemische Lexikograph findet, läßt sich dieses räthselhafte louwe, louwe durch das englische law, Gesetz, „Ehe" (altdeutsch bedeutet Ehe bekanntlich „Gesetz") erklären. Vgl. nord. lag (Gesetz).

Es lassen sich indeß noch andere Ableitungen geben, und unser Herr Verfasser ist geneigt, das Wort louw, niedersächsisch leuen, englisch low, neuvlaemisch loeijen, brüllen (bengler, mugir) abzuleiten, indem er es auf das Geheul der Wölfe bezieht. Vom Wolfe sind die Wintermonate vielfach benannt, z. B. althochdeutsch, Wolfmânet; tschechisch, vlcenek; holländisch, wolfsmaand; baskisch, otsailla; esthnisch, hunte ku; isländisch, Ylir (November), von yla; heulen, ululare. Der belgische Name für den Januar Klaging oder Klagmaend, das anscheinend Klagemonat bedeutet, scheint eine Verderbung des dänischen Glugmaend zu sein.

Hierauf werden die einzelnen Tage durchgenommen; jedem ist eine Pflanze geweiht; diese und der Name der Tagesheiligen, und wenn ein Fest darauf fällt, auch der des Festes, wird in der Ueberschrift angegeben, z. B. 3. Januar (Iris Persica), zehnte Nacht. St. Berthilde, St. Genofefa u. s. w. Der interessanteste Tag im Januar ist unstreitig der Dreikönigstag; daher wird es am Orte sein, wenn wir diesen hervorheben.

6. Januar. (Tortula rigida.) Epiphanie oder Drykoningentag. „Dieses Fest zum Andenken an die Offenbarwerdung Christi vor den Heiden und an die Anbetung der Weisen, ist eines der ältesten in der Kirche. Wir finden es bereits angegeben in dem halbheidnischen, halbchristlichen Kalender des Jahres 448, obgleich seine allgemeine Feier erst durch das vierte Concil zu Orleans angeordnet wurde (541).

Die drei Magier, nach welchen dieses Fest der „Dreikönigstag" (Drykoningentag) heißt, weil man auf die Gewähr alter Ueberlieferungen hin glaubt, daß sie die Fürsten der Länder waren, aus denen sie kamen, um den Herrn anzubeten, spielten einst im Glauben des Volkes eine große Rolle. Es genügte, wenn man ihre Namen, oder folgende Verse bei sich trug:

Caspar fert myrrham, thus Melchior, Balthasar aurum:
Hac tria qui secum portabit nomina Regum,
Solvitur a morbo Christi pietate caduco.

(Caspar bringt Myrrhe, Melchior Weihrauch, Balthasar Gold. Wer diese drei Namen der Könige bei sich trägt, wird durch Christi Huld von der Fallsucht befreit) — es genügte, um von der Fallsucht geheilt zu werden. Wenn man bei sich ein Bild trug, welches die Anbetung der drei Weisen mit dieser Unterschrift vorstellte: Sancti tres Reges, Caspar, Melchior, Balthasar orate pro nobis, nunc et in hora mortiis nostrae, so heilte man nicht blos von der Fallsucht, vom Kopfschmerz, Fieber, sondern war auch geschützt gegen Gefahren der Reise, gegen den Biß toller Hunde, plötzlichen Tod, Zaubereien und menschliche Bosheit. Man glaubte selbst, sicher treffen zu können, wenn man die Kugel in ein Stück Papier wickelte, worauf die Namen der Könige geschrieben waren, und obwohl die Kirche zu wiederholten Malen diese Praktiken als abergläubisch verdammte, so haben sie doch bis in's letzte Jahrhundert gedauert, vornehmlich wie es scheint, wegen des Wortes Magier, welches im Munde des Volkes so viel als einen Wunderarzt oder Zauberer bedeutet.

In Flandern, wie in mehreren Theilen Deutschlands nennt man den Dreikönigstag auch Groß-Neujahr (Groot Nieuwjaer), ein Ausdruck, welcher die mit den Neujahrsgebräuchen verwandten Ceremonien erklärt, die in Flandern am Vorabende der Epiphanie statthaben.

Zu Furnes, Ypern und an anderen Orten des vlaemischen Landes wird die Epiphanie gewöhnlich genannt Dertientag oder Dertiennacht (Dreizehntag oder Dreizehnnacht), weil dieser Tag auf die „zwölf Nächte" folgt, und aus demselben Grunde auch den Namen heilig-licht-nacht führt. Denn in den zwölf vergangenen Nächten haben die düsteren und geheimnißvollen Mächte der Nacht ihren Umzug bei den Menschen vollendet, die Unterwelt schließt sich, und die Erde gehört auf's Neue den Lebenden. Deshalb ist der Dreikönigstag ein Glückstag, namentlich für die, welche Donnerstag oder Sonntag geboren sind, und die an diesem Tage geschlossenen Ehen sind ganz besonders glücklich.

In England heißt dieser Tag im Gegensatze zum flandrischen Gebrauche „Twelfthdag" (Zwölftertag); aber dort, wie in Belgien, war er vor Alters der letzte Tag des Weihnachtsfestes, wo man sich zum letzten Male der Freude überließ. Die Gelage, mit welchen man ihn feierte, fanden einen neuen Grund zur Fortsetzung in der christlichen Erinnerung an die Hochzeit zu Cana, deren Jahrestag die Kirche am 6. Januar feierte. Deshalb verbreitete sich das Gelage des „Roi boit" mit Leichtigkeit von Frankreich aus in fast alle germanischen Länder.

In den Provinzen Lüttich, Namür, Luxemburg hat sich, wie in Frankreich, der Gebrauch erhalten, die Bohne zu ziehen. Die Bäcker haben dort die Gewohnheit, ihren Kunden an diesem Tag ein feines Brot von runder Form mit einer eingebackenen schwarzen Bohne zu schicken, das zu Huy das Geschenkbrot (pain cadeau) heißt, und dessen Stücke vom jüngsten Kinde der Familie an die Umstehenden vertheilt werden. Derjenige, in dessen Stück sich die Bohne findet, ist, wie man weiß, König, und um die Hofgebräuche nachzuahmen, giebt man ihm Hofbeamte; die ganze Gesellschaft unterwirft sich seinen Befehlen, und bezeugt ihm die seiner eingebildeten Herrscherwürde schuldige Ehrfurcht, indem man ruft, wenn er trinkt: „der König trinkt," und diejenigen straft, welche diese Pflicht nicht erfüllen.

Der gemeine Glaube, daß unter den drei Magieren, welche kamen, um den Erlöser anzubeten, ein Mohr war, erzeugte die Idee der Strafe, welche die Schuldigen traf. Sie wurden zur Schwärzung verurtheilt, und dieser noch heute geübte Brauch trug nicht wenig zur Erheiterung bei der Mahlzeit bei. Der König ist gehalten, seinen Unterthanen einen kleinen Schmaus zu geben, und zwar den Sonntag oder Montag nach Dreikönigen. An mehreren Orten, wie z. B. zu Dinant, wohnen die Leute des Hauses der Bohnenziehung bei.

In dem vlaemischen Theile Belgiens zieht man die Könige und alle Hofwürden durch Zettel, die sogenannten Koningsbrieven (Königsbriefe). Nach der Anzahl der Personen, die dem Schmause beiwohnen, besteht der Hof aus einem raadsheer (Rathsherr), einem biechtvader (Beichtvater), einem schenker, einem voorproever (Vorschneider), einem zot (Hofnarren), einem geneesheer (Leibarzte), einem speelman, einem muzykant, einem bode (Boten), kok (Koch), zwitser (Schweizer), geheimschryver, kamerling und mehreren knechten (Lakeien). Jeder muß während des Abends den Charakter der Rolle zu spielen suchen, welche ihm sein Zettel giebt, und wenn der König, der zum Zeichen seiner Würde eine Papierkrone trägt, Anstalt zum Trinken macht, müssen alle Anwesenden rufen: „de Koning trinckt!" Es ist die Pflicht des Narren, auf strenge Erfüllung dieser Pflicht zu merken und diejenigen, welche in den Ruf nicht sofort einstimmen, mit einem schwarzen Strich im Gesichte zu zeichnen.

Nach der Ueberlieferung hätten die drei Weisen selbst zuerst gerufen: „der König trinkt," als sie bei ihrem Besuche zu Bethlehem das Jesuskind die Brust seiner Mutter nehmen sahen. Andere behaupten, daß das Spinnrocken-Evangelium zu diesem Gebrauche Anlaß gegeben habe. Ein altes Lied, das noch heutzutage zu Antwerpen gesungen wird, wenn man den König sieht, spielt auf die eben erwähnte Ueberlieferung an.

Es lautet:

Jaspar, Melchior en Balthazar,
Kwamen by dit Kindeken daer,
Zy knielden met ootmoed,
Offeranden.

Wierrook branden,
Zy knielden met ootmoed
Voor dit Kindeken
Jezuken zoet.

Geheel de stad die was vol vrée,
't Kindeken en de beestekens mée;
Dan roepen zy dat 't klinkt:
Vivat,
Vivat, vivat!
Dan roepen zy dat 't klinkt:
Vivat,
Onze koning drinkt.
. . . .

Obgleich in den vlaemischen Städten der Schmaus des „der König trinkt," nicht mehr so stark im Gebrauche ist, wie früher, wo zu Brügge selbst die armen Gefangenen in der Unterkammer (Donckercamer) des Gefängnisses (het Steen) alljährlich einige Pfund vom „Freien" bekamen, um am Feste ihres Königs Wein trinken zu können, so sieht man doch noch jetzt am Vorabend und am Dreikönigstag selbst die Straßen von Antwerpen angefüllt mit Kindern, Knaben und Mädchen der niedern Klassen, welche rufen:

Koningsbrieven en kroon, en kroon!
Koningsbrieven en kroon.

und gehen von Haus zu Haus, um Königsbriefe zu verkaufen, deren sie ungeheuer viel absetzen. Denn in den Bürger- und Handwerker-Familien wird dieser alte Gebrauch noch gewissenhaft beobachtet, und alle Mitglieder der Familien, von Mannesseite, wie von Seite der Frau, versammeln sich, um gemeinsam zu Abend zu essen und den König zuzuziehen. Kleine Familien gehen zu dem oder jenem Nachbar, den koning te gaen trekken (den König ziehen gehen) und die Lieder von Jan Kees, jenes berühmten Lieder-Dichters, zu singen, welcher im vergangenen Jahrhundert in der Umgegend von Antwerpen wohnte, und noch heute der Lieblingsdichter des Volkes ist. Es versteht sich von selbst, daß garsten (Gerstenbier) und koekebakken (ein Backwerk), eine große Rolle bei diesen Festfreuden spielen, welche sehr häufig schon zu Mittag anfangen und nur selten vor elf Uhr in der Nacht zu Ende sind. Der König muß alle Anwesende bewirthen; deshalb sucht man auch, diese Würde an den Hausherrn zu bringen. Auf dem Lande besteht die Bewirthung gewöhnlich in Kaffee und Kuchen.

Zu Mecheln hatten die Magistratsmitglieder früher den Gebrauch, alle Jahre am Dreikönigstage einen König zu wählen, welcher von dem Orte, wo diese Zusammenkünfte abgehalten wurden, den Namen „koning van den Oirde" (Winkelkönig) erhielt, und dem bei Gelegenheit seines Festes, das alle Jahre am fetten Dienstag stattfand, die Stadt ein oder mehrere Fässer Rheinwein verehrte. In einer Eingabe vom 27. Septbr. 1557, welche der Eigenthümer des „den fellen Oirdt" (der böse oder verrufene Winkel), genannten Hauses an den Magistrat einreichte, findet sich eine vollständige Liste aller Personen, die seit 1526 bis 1556 Winkelkönige gewesen.

Die Stadtrechnungen vom Jahre 1516 erwähnen zum ersten Mal diesen Namen, der nach 1557 vollständig verschwunden ist. Aber wenn der Magistrat von Mecheln aufgehört hat, einen König zu wählen, so fährt doch das Holzsägergewerk derselben Stadt fort, den Dreikönigstag als Fest ihrer Patrone zu begehen. Denn die Worte des Evangeliums: „Zy sagen de star" (was man so wohl übersetzen kann: „sie sahen den Stern," als auch „sie sägen den Stern"), haben den houtzagers (Holzsägern), den lichten Gedanken eingegeben, die Magier als Säger anzusehen, und sie demgemäß als ihre Patrone anzusehen.

Zu Ypern, wo dieser Tag fast durchgängig in den Familien begangen wird, und wo man überall den König zieht, überreichte man ehemals dem Dechanten ein Rosinenbrod (korentebroodjen, Korintenbrödchen), und zum Entgelt gab der Dechant den Kindern am Tage ihrer ersten Communion ein Frühstück, bei dem die korentebroodjens die Hauptrolle spielten.

In Hennegau ist der Dreikönigstag mehr als in den andern Provinzen ein wirklicher Königstag. Es ist das Hauptfamilienfest im ganzen Jahre. Alles, bis auf die ärmsten Familien hinunter, kommt zusammen, um diesen Tag zu feiern, und wer irgend Verwandte hat, hätte er auch mehrere Meilen zu ihnen zu gehen, sucht zu ihnen zu kommen, um „die Könige" im Schoße der Familie zu verleben. Zu Tournai, ebenso wie auch zu Ath, kommt es sehr häufig vor, daß die Dienstmädchen sich beim Dienstantritt im Kontrakte ausdrücklich ausbedingen, am Dreikönigstage die Ihrigen besuchen und „das Kaninchen" mit ihnen essen zu dürfen. Denn mit Ausnahme von Ath, wo das Kaninchen vor der „sausisse à compote" zurücktritt, ist das Kaninchen das unumgängliche Gericht dieses Tages. Wenn man sich zu Tische setzt, verkündet man das, selbst in den Städten, durch einige Flinten- oder Pistolenschüsse an, und nach dem Schmause zieht man die Zettel, um den König zu wählen, der die Andern mit einem Schlucke Wein oder einem Kuchen bewirthen muß, an demselben Tage oder Montag darauf, wo sein Reich und die Aemter seiner Hofleute aufhören.

Zu Mons muß das jüngste Kind der Familie demjenigen, der die Zettel zieht, die Personen nennen, denen jeder Zettel bestimmt ist, und wenn der Zufall die heilige Jungfrau oder den lieben Gott zu Königin oder König macht, so erkauft man durch einige an die Armen vertheilte Almosen das Recht, die Zettel noch ein Mal zu mischen und von Neuem zu ziehen, um den Schmaus nicht zu verlieren, den der König giebt.

Der Gebrauch, den die Kinder sowohl zu Lüttich, als auch in Mecheln haben, angezündete Lichter an verschiedene Stellen der Gassen zu setzen, darum herum zu tanzen, oder darüber zu springen, kommt immer mehr in Abnahme.

Zu Turnhout schickten ehemals die Lichtzieher an diesem Tage ihren Kunden Lichter mit drei Enden, die zu dem Spiele bestimmt waren, das man „Over 't keersken dansen" (über's Kerzchen tanzen) nennt. Die Kinder stellten diese Kerzen auf den Fußboden und sprangen darüber, wobei sie sangen:

Drie Koningen, drie Koningen,
Koopt my' nen niewen hood;
Myn ouden is versleten,
Moeder magt niet weten,
Vader heeft het geld,
Op den rooster geteld.

Drei Könige, drei Könige,
Kauft mir 'nen neuen Hut;
Mein alter ist verschlissen,
Die Mutter soll's nicht wissen,
Der Vater hat das Geld,
Auf dem Roste gezählt.

Aller Wahrscheinlichkeit nach sind die angezündeten Kerzen Reste der alten Weihnachtsfeuer, die man an diesem Tage anzündete, da dies vor der Kalenderverbesserung der Weihnachtstag war. In England, wo der Twelfth-dag auf dem Lande noch „Old-Christmas-day" heißt, haben sich ähnliche Gebräuche, wie die erwähnten, bis heutigen Tag erhalten.

Ein anderer Gebrauch, der alljährlich mehr schwindet, findet sich noch im Lande Limburg, wo Kinder, als die Magier gekleidet, Abends von Haus zu Haus gehen und ein Lied singen, welches so anfängt:

Dry Koningen met eene sterre
Kwamen gerezen al van zoe verre.
Zy riepen alle gelyk: Offeranden!
Laet wierrook branden!
Zy riepen alle gelyk vivat! etc.

Drei Könige mit einem Stern
Kamen gereist so ganz von Fern.
Sie riefen Alle zugleich: Opfergaben!
Laßt Weihrauch brennen!
Sie riefen Alle zugleich Vivat! u. s. w.

Ein Dudelsack dient noch hier und da zur Begleitung und ein Bindfaden läßt von Zeit zu Zeit den Stern von Pappdeckel sich drehen, den einer der Könige trägt, und den ein in der Mitte angebrachtes Lämpchen erhellt.

Diese kleine Truppe erinnert an die alten dramatischen Mysterienvorstellungen, welche früher fast überall am Tage der Epiphanie stattfanden.

In andern Gegenden Belgiens bleiben uns nur noch Sänger in alltäglicher Kleidung, welche einige Tage lang, wie zu Weihnachten, wieder durch die Gassen ziehen und die „Drykoningsliederen" singen.

Zu Aloft, wo diese Sänger ihren Umzug schon am Vorabende von Dreikönigen begannen, hat man seit 1858 diesen Gebrauch abgeschafft; aber zu Antwerpen hat er sich bisjetzt in voller Kraft erhalten. Die „Versliedekens" (Weihnachtsliederchen), welche Kinder oder alte Männer dort von der Epiphanie bis Lichtmeß singen, sind großentheils von dem erwähnten Dichter Jan Kees verfaßt. Bisweilen hört man selbst Klagelieder auf den Tod von Maria Theresia, welche mit diesem Kehrreime enden:

Onz' Keiserin is overleden, (ist verschieden)
Ja, onz Maria Theresia.

Im wallonischen Theile gehen die Kinder von Thür zu Thür und singen Weihnachtslieder, wie zu Weihnachten. Zu Huy und in der Umgegend von Lüttich singen sie nur bis zum neunten Tage nach Dreikönigen."

Mannigfaltiges.

— Stein's Biographie, ein Volksbuch. Mit der Bestimmung des Rein-Ertrages für das Stein-Denkmal, hat Herr Wilhelm Baur (evang. Pfarrer zu Ettingshausen), mit Einwilligung von G. H. Pertz und des Verlegers von dessen großem, historisch-biographischem Werke, einen Auszug aus Letzterem für das Volk veranstaltet, der soeben im Buchhandel erschienen ist.* Das mit der Büsten-Skizze Stein's geschmückte Buch umfaßt auf 320 Seiten zwölf Kapitel mit folgenden Ueberschriften: 1) Stein's Jugend und erste Aemter; 2) Stein's Ministerium; 3) Stein in Acht und Bann; 4) Stein im Rath Alexander's gegen Napoleon; 5) Stein als Vorkämpfer für die Befreiung Deutschlands; 6) Stein von der Verbannung Napoleon's bis zu dessen Wiederkehr; 7) Stein von Napoleon's Wiederkehr bis zum Kongreß in Aachen; 8) Stein in den Jahren der mächtig werdenden Reaction; 9) Stein in den Jahren seiner letzten politischen Thätigkeit; 10) Stein als adeliger Herr; 11) Stein als evangelischer Christ; 12) Stein's letztes Lebensjahr und seliger Heimgang.

Das in einem einfachen, aber würdigen Erzähler-Ton geschriebene Buch ist ganz geeignet, in einem weiten Kreise gelesen und verstanden zu werden, und der bei seinem Umfange (20 Bogen kl. 8) überaus niedrige Preis (12½ Sgr.) wird ihm hoffentlich auch in die niedersten Hütten Eingang verschaffen, so daß es zu einem recht tüchtigen Baustein des Stein-Denkmales werden kann.

Eine Charakteristik der Franzosen, die Stein kurz vor der Juli-Revolution von 1830 in einem Briefe an einen Freund niedergelegt, ist so eigenthümlicher und für den Verfasser selbst so charakteristischer Art, daß wir sie dem Buch entlehnen, obwohl sie vielen unserer Leser schon bekannt sein mag: „...... Ueberhaupt lehrt die Geschichte (so schrieb Stein), daß von den Franzosen nichts zu erwarten ist, wenn sie nicht mit dem eisernen Scepter Ludwig's XI., des Kardinals Richelieu, Napoleon's geführt werden. Sie sind die Nation, die in Beziehung auf Wissenschaften und durch Theilnahme an den großen Mitteln der Civilisation am wenigsten Achtung verdienen. Sie haben keine Philosophie, vide Cousin, De l'histoire de la philosophie; keine Dichtkunst, vide Voltaire und alle ihre neueren Kritiker; keine Geschichte, denn die neueren Verbesserungen von Guizot, Thierry sind nur Anfänge. Ihnen verdanken wir keines der großen Mittel der Civilisation: Buchdruckerei — den Deutschen; Reformation — den Deutschen; Entdeckung von Amerika — Italiänern und Spaniern; Civilisation von Amerika — den Engländern, Spaniern, Portugiesen; Eröffnung großer Handelswege — den Portugiesen, Engländern, Holländern; Civilisation von Rußland — den großen Männern des Landes, mit Hülfe deutscher Krieger, Staatsmänner und Gelehrten. Ihre Kriege waren immer nur störend und selbstsüchtig. Und welche Verdienste hatten sie um das linke Rheinufer? — Code Napoléon, öffentliches Verfahren; gut — aber sie wandten das Bekannte auf eine unvollkommene Art an. In welchem Zustande dagegen hinterließen sie die öffentliche Erziehung? Wie mag man ihre elenden Lyceen mit deutschen Gymnasien und Universitäten vergleichen? Und die Kirche? — ausgeplündert!"

— Zur Geschichte älterer deutscher Staatenbunde.** Der unten in der Anmerkung genannte Beitrag zur Geschichte des Reformations-Zeitalters und des deutschen Adels enthält Aktenstücke, namentlich Urfehden, die sich im großherzoglichen und herzoglich sächsischen gemeinschaftlichen Hauptarchiv befinden, denen fünf große, sehr roh ausgeführte Holzschnitte in Facsimile beigegeben sind, die Zerstörung Sparneck'scher Burgen vorstellend. Die Herren von Sparneck und Sparrenberg waren eines der ältesten und mächtigsten Saalgeschlechter, und zur Hohenstaufen-Zeit wahrscheinlich mit der Bewachung und Vertheidigung der östlichen Reichsgränze gegen die Hrowathen Böhmens betraut. Sie sollen von dem Vohburgischen Geschlechte der Ritter von Heitstein abstammen, doch bereits 1202 nennen sich dieselben nach den Saalschlössern Sparneck und Sparrenberg. Die spätere Dynastie der Reichsherren von Sparneck umfaßte die Schlösser Sparneck, Weißdorf, Waldstein, Uprode, Hallerstein, Stein und Münchberg und viele andere Flecken und Dörfer, die ursprünglich ein geschlossenes Territorium bildeten, später aber durch Austausch, Heimfälle &c. zerrissen wurden, bis die Landeshoheit darüber am Ende des 16. Jahrhunderts gänzlich an die Markgrafen von Brandenburg kam. Zu derselben Zeit, wie Götz von Berlichingen, waren auch die Sparnecker mit Wegelagerung, Befehdung der Nürnberger &c. thätig und wurden demgemäß Hans Thomas von Abensberg, das Haupt, nebst Helfern und Helfershelfern am 6. August 1520 von Kaiser Karl V. als Landfriedensbrecher in die Acht gethan, und der Schwäbische Bund, dem sich die Markgrafen Georg und Kasimir von Brandenburg anschlossen, mit der Achtsvollstreckung beauftragt. Die Execution, die der durch die Sparnecker vornehmlich beschädigte Graf Ludwig von Oettingen anführte, endete mit der Zerstörung der festen Schlösser und den Urfehden sämmtlicher verfolgter Edelleute, die hier mitgetheilt werden. Das Geschlecht kam durch den Vollzug dieser Acht sehr herab, sowohl an Ansehen, wie an Wohlstand, während das burggräflich-Nürnbergische Haus dadurch wesentlich in der Gründung und Vergrößerung seiner Landeshoheit gefördert wurde. Die Familie erlosch im Mannesstamme am 3. März 1744 mit dem Reichsfreiherrn Joseph Karl von Sparneck zu Bernstein.

— Helius Eoban Hesse, der Dichterkönig des sechzehnten Jahrhunderts. Die Kenner der Reformationszeit kennen auch aus der Geschichte der verschiedenen Bestrebungen einer Reihe besonders begabter und erleuchteter, durch Gemüth, Geist, Kenntniß und Charakter ausgezeichneter Männer des deutschen Volks, deren es in ihrer Gesammtvereinigung und in ihrem Zusammenwirken bedurfte, um die Reformation zu ihrem „Stand und Wesen" zu bringen, den Helius Eoban Hesse. Gleichwohl dürfte der tüchtige Gelehrte und geistreiche Kenner des klassischen Alterthums, der mit einer solchen tiefen, poetischen Begabung griechische Dichter, sowie die Psalmen und den Prediger Salomonis, in's Lateinische übersetzte, auch eigene Gedichte in Menge dichtete, daß selbst Reuchlin ihn als „Dichterkönig" begrüßte, der Freund Luthers und Melanthons, des Reuchlin, Erasmus und Camerarius, der Mitarbeiter an den für die Entwickelung der Reformation nicht einflußlosen Briefsammlung der „Epistolae obscurorum virorum," der treffliche Lehrer der Jugend an verschiedenen Lehranstalten des Vaterlandes, namentlich an der ersten protestantischen Universität in Marburg, der liebenswürdige Mensch, noch nicht so bekannt unter uns sein, als er es verdient,— auch noch heutzutage. Um so mehr machen wir daher auf eine kleine Schrift von Martin Hertz in Greifswald: „Helius Eoban Hesse," aufmerksam, die vor Kurzem erschienen,* und die in kurzer und scharf charakterisirender, geschmackvoller und lebendiger Darstellung ein durch seinen Gegenstand und durch dessen Behandlung in hohem Grade anziehendes Lehr- und Dichterleben schildert, in welchem alle einzelne Seiten desselben, und besonders die eigenthümlichen, menschlichen und literarischen Beziehungen des Mannes zur lebendigen Anschauung gebracht werden. Der Verfasser der gehaltreichen Schrift hat übrigens dazu umfassende Studien und Vorarbeiten gemacht, daß der Wunsch wohl gerechtfertigt erscheint, er möchte sie in der Weise der neuerlich erschienenen Biographien von Ulrich Zasius und Jakob Micellus erweitern und ausführen. Ein für die Zeit des Eoban Hesse interessantes Kuriosum ist es, daß, wie wir in der Schrift lesen, kein Werk des Eoban in gleichem Grade Bewunderung und Theilnahme erregte und einen solchen Erfolg hatte, wie seine lateinische Uebersetzung der Psalmen, die in einem Zeitraume von 70 Jahren 40 Auflagen erlebte und außer Deutschland auch in Zürich, Paris, London und Lyon gedruckt ward.

J. C.

* Das Leben des Freiherrn vom Stein. Nach Pertz erzählt von Wilhelm Baur. Gotha. Rud. Besser, 1860.

** Der Schwäbische Bund in Ober-Franken, oder des Hauses Sparneck Fall. 1523. Von K. Frhrn. v. R. Weimar, T. F. A. Kühn, 1859.

* Berlin, W. Hertz, 1860.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Bestellungen übernimmt jedes Postamt des deutsch-österreichischen Postvereins, sowie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallstraße Nr. 21) und die Verlagshandlung in Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Diejenigen, welche mit dem Herausgeber des „Magazin's“ nicht direct correspondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commissionair, Herrn F. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in Berlin.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

№ 33. Mittwoch, den 15. August 1860. 29. Jahrgang.

Inhalt:

Deutschland und das Ausland.

Zur Kulturgeschichte unserer Zeit.

Die Judenfrage in Preußen.*

In zweifacher Weise bildet die Judenfrage ein Moment der Kulturgeschichte: erstens weil in allen Kulturländern der Erde die unter den Christen zerstreut lebenden Juden an den materiellen, wie an den geistigen Fortschritten der Letzteren in thätigster Weise sich betheiligen, und zweitens weil das größere oder geringere Maß von Freiheit, das den Juden in den verschiedenen Ländern bewilligt, zugleich ein Maßstab für die politische Bildung und die Freiheit überhaupt ist, die in diesen Ländern herrschen.

Als in den Jahren 1808 bis 1812 in Preußen die großen Reformen eingeführt wurden, durch die überhaupt erst das preußische Volk geschaffen ward, das bald darauf seine Befreiung von dem Drucke Frankreichs erkämpfte, da reihete sich an die Freimachung des bäuerlichen Grundbesitzes von der Hörigkeit, an das gehobene Bürgerthum und die Selbstverwaltung der Städte, an die Veredelung des Soldatenstandes und die allgemeine Wehrpflicht, sowie endlich an die Gründung der, alle diese neuen und großen Ideen der Zeit vertretenden Hochschule von Berlin das Gesetz vom 11. März 1812, durch welches die preußischen Juden, bisher Fremdlinge im Lande, für „Einländer“ erklärt wurden, die „mit den Christen gleiche bürgerliche Rechte und Freiheiten“ genießen sollten. Eine unmittelbare Folge dieser großherzigen Maßregel Friedrich Wilhelm's III. war die begeisterte Theilnahme der jüdischen Jugend an den Befreiungskriegen der Jahre 1813—1815, sowie der nach dem Frieden unter ihnen sich kundgebende Wetteifer, sich in Wissenschaften und Künsten geschickt zu machen, um auch die Befähigung zu den ihnen von jenem Gesetze in Aussicht gestellten Lehr-, Schul- und Gemeinde-Aemtern zu erlangen.

Allein so bereitwillig auch das Volk dem aufgeklärten Gesetzgeber in dessen Intentionen gefolgt war, indem es die Juden, die im Kriege zahlreich zu Landwehr- und anderen Offizier-Stellen gewählt worden waren, auch im Frieden überall zu Mitgliedern der Stadtverordneten-Versammlung, des Magistrats etc. erwählte — so zögernd erwies sich mit der Ausführung ihrer eigenen freiwilligen Zusagen die Regierung, nachdem einmal durch die heilige Allianz, durch den Wiener Kongreß und durch den deutschen Bundestag der Geist der Reaction und des Mißtrauens gegen alle freisinnigen Reformen in den maßgebenden Staaten und Herrschern geweckt worden war.

Der Verfasser des vorliegenden Werkes, Herr Dr. M. Kalisch, weist durch Aktenstücke nach, daß der ministerielle Erlaß vom 4. December 1822, durch welchen der §. 8 des Gesetzes vom 11. März 1812, die Zulassung der Juden zu akademischen Lehr- und Schulämtern betreffend, wieder aufgehoben wurde, eine mittelbare Folge der perfiden Insinuationen des walachischen Fürsten Stourdza in Bezug auf die deutschen Universitäten, sowie der berüchtigten Karlsbader Beschlüsse und endlich des anticonstitutionellen Kongresses von Verona war. Jene, durch kein Gesetz sanctionirte Ministerialverfügung stand mit den Worten des Artikels XVI der deutschen Bundesakte in direktem Widerspruch und gab für die Zurücknahme eines gesetzlich verliehenen Rechtes keine anderen Gründe an, als die „bei der Ausführung sich zeigenden Mißverhältnisse.“

Diese „Mißverhältnisse“ waren zum Theil politischer, kirchlicher und polizeilicher, zum Theil aber rein persönlicher Natur. Die politischen, kirchlichen und polizeilichen Verhältnisse der Zeit werden durch die Aktenstücke, die der Verfasser mittheilt, auf das Anschaulichste erläutert. Minder bekannt scheinen ihm die persönlichen Verhältnisse gewesen zu sein, die z. B. bei der Universität Berlin und speziell bei der juristischen Facultät derselben, in den Jahren 1820—1822, die Zulassung des verstorbenen Eduard Gans zur Habilitation als Privatdozent verhinderten, da die Namen Savigny und Gans von dem Verfasser gar nicht genannt werden, während doch das persönliche „Mißverhältniß“ zwischen dem berühmten und einflußreichen Vertreter der historischen und dem kühnen, jungen Vorkämpfer der philosophischen Rechtsschule ganz sicher im Vordergrunde der Motive stand, welche die gesetzlich unmotivirte Zurücknahme eines den Juden verliehenen Rechtes herbeiführten, nachdem am 7. August 1821 die Berliner Juristen-Fakultät eine sehr entschiedene Protestation gegen die Aufnahme jüdischer Privatdozenten eingereicht hatte. Als Gans, nach jener Katastrophe vom 4. December 1822, von einer Reise nach Paris zurückgekehrt, sich durch einen, von einem protestantischen Geistlichen in Frankreich ausgefertigten Taufschein als Christ legitimirte, wurde er mit Uebergehung des Privatdozenten-Stadiums, wobei es immerhin der Zustimmung der juristischen Fakultät bedurft hätte, sofort zum außerordentlichen Professor der Universität Berlin ernannt. Wenige Jahre darauf ward er Professor ord. mit Sitz und Stimme in der juristischen Fakultät, in deren Schoße von dieser Zeit ab Professor von Savigny nicht mehr erschien.

Vom 4. December 1822 bis zum 23. Juli 1847, wo das mit dem Vereinigten Landtage vereinbarte Gesetz über die bürgerlichen Verhältnisse der Juden publizirt wurde, war, wie der Verfasser des vorliegenden Buches bemerklich macht, das durch jenen Ministerial-Erlaß eingeführte Prinzip der Willkür bei der amtlichen Beurtheilung aller Rechtsverhältnisse der Juden, mochten diese nun die Anstellung von Lehrern oder chargirten Militairs, oder die bloße bürgerliche Niederlassung betreffen, maßgebend. Einzelne Persönlichkeiten, wie z. B. der als Major der Artillerie verstorbene, hochachtbare Lehrer der Artillerie- und Ingenieur-Schule in Berlin, Meno Burg, befanden sich zwar in öffentlichen Stellungen, doch hatten sie dies mehr der Gunst hochstehender Beschützer, als ihren gerechten Ansprüchen und ihrer anerkannten Tüchtigkeit zu verdanken.

* Die Judenfrage in ihrer wahren Bedeutung für Preußen. Von Dr. M. Kalisch. Leipzig, Veit & Co., 1860.

Der Verfasser theilt aus den Zwanziger und Dreißiger Jahren jenes Vierteljahrhunderts einige offizielle Aktenstücke mit, die zwar zu dem Thema der Judenfrage keine direkte Beziehung zu haben scheinen — z. B. die ministeriellen Verhandlungen mit dem Freiherrn von Droste-Vischering, zuerst als Generalvikar des Bisthums Münster und dann als Erzbischof von Köln, über den Hermesianismus auf der Akademie von Münster und in der katholisch-theologischen Fakultät von Bonn, sowie über die gemischten Ehen in Westfalen und der Rheinprovinz ꝛc. — die jedoch allerdings erkennen lassen, wie der „Staat der Intelligenz" durch Einwirkungen, die zum Theil von Rom ausgingen, allmählich zu der Ansicht gebracht wurde, daß gerade den Förderungs-Anstalten der Intelligenz, nämlich Universitäten und Schulen, ein konfessioneller, ausschließlicher Charakter, wie ihn etwa die Universitäten Bologna, Löwen, Oxford und Cambridge besitzen, oder vielmehr besaßen, auch in Preußen zu vindiziren sei.

Merkwürdig genug ist diese Ansicht, die von dem Minister, Frhrn. von Altenstein, konsequent, wenn auch nur mit theilweisem Erfolge, bekämpft worden war, demnächst aber in dem Minister Eichhorn einen eifrigen, ja, man kann sagen, fanatischen Adepten fand, bis zum heutigen Tage noch maßgebend im preußischen Ministerium für Kultus- und Unterrichts-Angelegenheiten geblieben. Der Minister v. Bethmann-Hollweg hat erst ganz kürzlich wieder, nachdem er sich in ähnlicher Weise im preußischen Abgeordneten-Hause ausgesprochen, in dem von seinem Ministerium herausgegebenen „Centralblatt für die gesammte Unterrichts-Verwaltung" (Maiheft 1860) die Erklärung abgeben lassen, daß der Anstellung der Juden im Ressort seines Ministeriums unter Anderem auch „ein Hinderniß in dem stiftungsmäßigen, beziehungsweise alt-hergebrachten und in der Natur der Sache begründeten **konfessionellen Charakter** des größten Theils der öffentlichen Unterrichts-Anstalten entgegenstehe." Der Widerlegung dieser Ansicht und insbesondere der Behauptung, daß die preußischen Universitäten zum größten Theil durch ihre alten Statuten konfessionelle Anstalten seien, ist das vorliegende Buch hauptsächlich gewidmet. Der Verfasser theilt zu diesem Zwecke den Inhalt dieser alten Statuten selbst mit, nach deren Durchlesung wir allerdings zugeben müssen, daß die auf Veranlassung des Ministers Eichhorn von einem seiner Ministerialräthe bewirkte „Zusammenstellung der statuarischen Bestimmungen der preußischen Universitäten, das konfessionelle Verhältniß der Lehrer betreffend," nichts weniger, als einen objektiven und historischen Charakter habe, vielmehr darin oft das Gegentheil von dem deduzirt worden sei, was in den unparteiisch und richtig aufgefaßten Thatsachen vorliegt.

Wie sehr übrigens der Minister Eichhorn, trotz eigenem bessern Wissen und trotz der in einzelnen Fällen zu einer liberalen Entscheidung geneigten Auffassung seines königlichen Herrn, bemüht war, den Geist der konfessionellen Ausschließung auf wissenschaftlichen Gebieten geltend zu machen, beweist sein Widerstreben und seine in dem vorliegenden Buche mitgetheilte Korrespondenz in Bezug auf die Wahl des Physikers, Dr. P. Th. Rieß zum Mitgliede der Berliner Akademie der Wissenschaften, sowie in Bezug auf die von Alexander von Humboldt angeregte und vom Könige befohlene Anstellung des Physiologen, Dr. Remak, als Universitätslehrer. Ja, der Minister hatte, bei Gelegenheit einer im Jahre 1841 erfolgten Statuten-Abänderung der philosophischen Fakultät in Breslau, es durchsetzen wollen, daß jüdische Studirende auf preußischen Universitäten nicht einmal den philosophischen Doktorgrad sollten erlangen können. Sämmtliche philosophische Fakultäten, von welchen der Minister auf die sofort aus Breslau eingegangenen Remonstrationen ein Gutachten verlangt hatte, erklärten übereinstimmend, daß es sowohl gegen die Praxis, als gegen die Lehrfreiheit der Universitäten verstoßen würde, wenn man ihnen die Promovirung jüdischer Kandidaten der Philosophie untersagen wollte; ja, die philosophische Fakultät von Halle bemerkte: .... „es würde dem Genius dieser Zeit wenig angemessen gewesen sein, wenn die Fakultät, welche kein Verbot beschränkte und welche sich der Verdienste eines Spinoza, Mendelssohn, Herz, Bendavid, Maimon u. A. um die Philosophie erinnern mußte, auf Gesuche jüdischer Kandidaten einzugehen verweigert hätte." Aber trotz dieser Erklärungen erließ der Minister am 12. Februar 1842 an die Reklamanten in Breslau einen ablehnenden Bescheid. Und erst im Jahre 1847, als das Gesetz vom 23. Juli publizirt war, scheint auch die philosophische Fakultät von Breslau die ihr genommene Freiheit wieder erhalten zu haben.

Gleichwie bei jener Gelegenheit, so erließ der Minister Eichhorn auch nach Publication des Gesetzes vom 23. Juli 1847, in welchem er die Bestimmung durchgesetzt hatte, daß Juden als Lehrer an Universitäten angestellt werden sollten, „soweit die Statuten nicht entgegen stehen," eine Circularverfügung an die Universitäten, in welcher sowohl die einzelnen Fakultäten, als Rector und Senat in corpore, aufgefordert wurden, sich darüber zu äußern: 1) ob die bestehenden Statuten die in dem Gesetze vom 23. Juli dieses Jahres ausgesprochene Zulassung der Juden zu den bezeichneten akademischen Lehrfächern gestattete, oder nicht, und 2) ob, wenn die Statuten diese Zulassung nicht gestatten, eine Modification derselben für zulässig und angemessen zu erachten sei. „Man wird sich kaum vorstellen können," sagt der Verfasser, „welche große Arbeitslast das Ministerium durch diese Maßregel den Universitäten und sich selbst aufbürdete; dasselbe ergriff sie aber mit großem Bedacht, ja es fand in ihr sogar das sicherste Mittel, sämmtliche preußische Universitätslehrer in das Netz einer indirekten, kirchlichen Inquisition einzuspannen und bei dieser Gelegenheit jeden Einzelnen zu zwingen, seine echt christliche Gesinnung nach dem Maßstabe seiner gegen die Juden auszusprechenden Antipathie mehr oder minder zu bewähren. Der Zweck des Ministers wurde nach allen Seiten hin verfehlt. Die abgegebenen Vota mußten ihn, mehr noch als die Landtags-Verhandlungen, überzeugen, daß die preußischen Universitäten die entschiedensten und zugleich mächtigsten Gegner seines bureaukratisch-kirchlichen Systems waren. Noch waren diese Vota nicht einmal vollständig eingegangen, als das Eichhorn'sche System zusammenbrach und die Verfassungs-Urkunde die Judenfrage für immer beseitigte."

„Für immer" sollte allerdings die Judenfrage in Preußen durch die Verfassungs-Urkunde beseitigt sein — doch haben noch die Verhandlungen des preußischen Landtages von 1860 und die merkwürdigen Aeußerungen der Minister Simons und von Bethmann-Hollweg über die Zulassung der Juden zu Richter- und öffentlichen Lehrer-Stellen — Aeußerungen, die mit der hochherzigen Auffassung des Prinz-Regenten, der das Gesetz vom 6. April 1848* als allein maßgebend erklärt hat, in direktem Widerspruch stehen — bewiesen, daß auch für die Epigonen der Minister von Raumer und von Westphalen die Verfassungs-Urkunde noch mancher unerwarteten Deutung und Exegese fähig sei. Deshalb sind auch Bücher, wie das des Herrn Dr. Kalisch, nicht blos als Materialien zur Geschichte der verfassungsmäßigen Freiheit in Preußen von Werth, sondern sie gewähren auch einen interessanten Einblick in den Gedankengang und die politische Bildung von Männern, die wir wohl ihrem gelehrten Rufe nach, aber nicht mit ihrer vorurtheilsfreien, humanen Gesinnung einerseits, oder mit ihren Denk- und Urtheilsschwächen andererseits bisher gekannt haben.

Eine ganze Galerie von Bildern preußischer Universitäts-Lehrer, Charakterköpfe sowohl, als seltsame Käuze, führen uns die hier gesammelten, corporativen und separaten Gutachten in Sachen der Anstellung von jüdischen Lehrern an preußischen Universitäten vor. Namentlich reich war in dieser Beziehung um das Jahr 1847 die medizinische Fakultät der Universität Breslau. Es ist ungemein spaßhaft, wie naiv sich die Besorgniß einiger dieser Herren zu erkennen giebt, daß ihnen durch die jüdische Konkurrenz Abbruch an ihrem Einkommen gethan werde. Wir dürfen jedoch nicht unerwähnt lassen, daß sich in derselben Fakultät die Professoren Göppert, Henschel, Remer u. A. ebenso durch ein gründlich motivirtes, wie durch ein vorurtheilsfreies Votum ausgezeichnet haben. Nicht minder sind auch die Gutachten der Universität Bonn, namentlich Dahlmann's, Argelander's, Ritschl's u. A., ferner der Universitäten Königsberg und Greifswald (Rosenkranz, Hirsch, Beseler, Baumstark u. A.) überaus gedankenreich und lesenswerth. Die Professoren von Halle fanden sich dadurch, daß ihnen der Universitäts-Bevollmächtigte, Geheimerath Pernice, im Voraus die Beachtung der Statuten von 1694 vorgeschrieben hatte, so verstimmt, daß sie, nachdem die Juristen-Facultät bei dem Minister gegen das Verfahren des Bevollmächtigten remonstrirt hatte, gar keine Gutachten in der Sache abgaben. In Berlin glänzen namentlich einige Professoren der juristischen Fakultät durch ihr mittelalterlich-germanisches Judicium — sehr im Widerspruch mit der Juristen-Fakultät in Greifswald, deren freisinniges (von Beseler abgefaßtes) Votum dem Minister Eichhorn mehreremal zu spöttischen Anmerkungen Veranlassung gab. Wahrhaft staatsmännisch ist das zusammenfassende Gutachten des Regierungs-Bevollmächtigten der Berliner Universität, des späteren Unterrichts-Ministers von Ladenberg, abgefaßt, der auch bei seiner nachmaligen Leitung des Ministeriums bewiesen hat, daß er, mit seinem redlichen, der veredelnden Macht der Volkssittlichkeit unbedingt vertrauenden Herzen, keine Aehnlichkeit mit seinem Amtsvorgänger Eichhorn habe.

* Der §. 5 dieses Gesetzes lautet: „Die Ausübung staatsbürgerlicher Rechte ist fortan von dem religiösen Glaubensbekenntniß unabhängig."

Des Letztern Ansicht in Bezug auf den konfessionellen Charakter der preußischen Universitäten wird übrigens am bündigsten durch eine Eingabe von Rector und Senat der Berliner Universität (unterzeichnet: „Böckh, Neander, Heffter, Müller, Lachmann") d. d. Berlin, 9. Juli 1847, widerlegt. Darin ist geradezu gesagt, daß die Gründe der Beschränkungen, die in den Statuten der fünf anderen preußischen Universitäten (außer Berlin, dessen Statuten ohnedies von einer solchen Beschränkung nichts wissen) liegen sollen, für unsere Zeit durchaus nicht mehr maßgebend sein können. In der Eingabe heißt es wörtlich:

„Die Universitäten Greifswald, Königsberg und Halle werden als ausschließend evangelisch bezeichnet, so daß nach ihren Statuten Juden der Zutritt versagt sei. Wenn man indessen die exklusive Stellung der Confession historisch auffaßt, so ist sie lediglich in dem Streite der christlichen Kirchen entstanden und daher wider das gegenüberstehende katholische Bekenntniß gerichtet. Nach dem Stand der Dinge, war damals an die Zulassung jüdischer Gelehrten nicht gedacht. Wenn daher in der Entwickelung der Geschichte ein neues Element, das gegen evangelisches und katholisches ein völlig gleiches Verhältniß hat, durch das Gesetz vom Staate als berechtigt anerkannt werden soll, so kann sich jene gegenseitige Ausschließung, ihrem historischen Sinne nach, nicht gegen dieses dritte wenden. Die Juden stehen zu dem evangelischen oder katholischen Bekenntniß in völlig gleichem Abstand. Auch frägt sich, ob nicht jener exklusive Geist, in der Wissenschaft mit dem evangelischen Sinne am wenigsten verträglich, sich längst überlebt hat und von der Weisheit der Regierungen durch faktische Ausnahmen bereits geändert ist, wie z. B., dem Vernehmen nach, in Greifswald während der preußischen Zeit bereits vier katholische Professoren ernannt sind: Mandt, Baumstark, Schauer, Urlichs. Der Letzte ist ungefähr in denselben Tagen, in welchen die Universität Greifswald von dem Herrn Regierungs-Kommissarius (Geh. Rth. Brüggemann), nach den geschichtlichen Beziehungen der Statuten, als ausschließend evangelisch bezeichnet wurde, an ihr angestellt worden.

„Wir vermeiden die Erörterung einer christlichen Prinzipien-Frage, aber wir dürfen, nach der siebenunddreißigjährigen Erfahrung unserer Universität, das Zeugniß nicht zurückhalten, daß sie dem freien und umfassenden Geiste der Statuten nur Gutes verdankt und namentlich in mehreren Fakultäten bedeutende Lehrer katholischen Bekenntnisses, wissenschaftliche Männer von hervorragender Größe. Wir dürfen daher den übrigen Hochschulen eine gleiche Freiheit der Konfession wünschen und zumuthen....

„Die sogenannten paritätischen Universitäten haben zunächst darin ihr Wesen, daß sie die beiden neben einander bestehenden evangelisch- und katholisch-theologischen Fakultäten in sich vereinigen. Daraus kann an sich Nichts folgen, was in anderen Fakultäten die Zulassung der Juden hinderte. Früher hat man es offenbar nicht so angesehen, wie das Beispiel der paritätischen Universität Breslau beweist. In den Jahren 1812—1822, in welchen den Juden, nach dem Landesgesetz, akademische Lehrämter offen standen, waren dort — wie Graf York (in der Herren-Kurie des Vereinigten Landtags) anführt und auch anderweitig bekannt ist — zwei oder drei jüdische Lehrer (unter Anderen der als hochgeachteter, praktischer Arzt und Sanitätsrath verstorbene Dr. Guttentag). Als im Jahre 1818 die Universität Bonn gegründet wurde, waren die Juden durch kein Landesgesetz ausgeschlossen. In der Stiftungs-Urkunde findet sich keine Spur einer für diese paritätische Universität beabsichtigten Ausnahme — wie es nach einer Bemerkung des Herrn Regierungs-Kommissarius der paritätische Charakter mit sich bringen soll, Juden auszuschließen. Vielmehr kömmt erst in späteren Statuten vom Jahre 1834 jene Stelle vor, aus welcher gefolgert wird, daß Bonn keine jüdischen Lehrer in sich aufnehmen könnte: den sämmtlichen Lehrern sei in den Verhältnissen der sich trennenden, kirchlichen Bekenntnisse die gemeinsame christliche Liebe empfohlen. In einer Zeit, in welcher Juden überhaupt von dem Lehramt ausgeschlossen waren, lag ein solcher Ausdruck nahe, ohne daß dadurch bewiesen wird, mit dem paritätischen Charakter hänge die Ausschließung der Juden nothwendig zusammen. Die an jener Stelle mit der christlichen Liebe zugleich empfohlene Vorsicht und zarte Schonung deutet schon darauf hin, daß die Liebe als eigenthümliche christliche nicht scharf betont und als eine solche, welche wir in Bezug auf Religions-Unterschiede Juden nicht zumuthen dürfen, schwerlich gemeint ist. Es würde sich, ohne den Sinn zu gefährden, leicht ein Ausdruck an die Stelle setzen lassen, der auch dem neuen Verhältnisse genügte, wie denn überhaupt solche Ermahnung in den Statuten nicht leicht als statutarische Bestimmung gelten kann."

Wir glauben nicht, daß sich dieser Widerlegung der ministeriellen Ansicht von dem konfessionellen Charakter der Universitäts-Statuten etwas Treffenderes hinzufügen läßt. Schon um dieses einzigen Aktenstückes willen hat das Buch, in welchem es abgedruckt ist, einen kulturgeschichtlichen Werth. An ähnlichen Aktenstücken, wenn auch von minder durchschlagender Beweiskraft, ist das Buch jedoch außerordentlich reich. Wir können dem Verfasser daher nur dankbar sein für den Fleiß, den er auf die Zusammenstellung dieser Materialien zu einer Geschichte der Judenfrage in Preußen verwandt hat. J. L.

Italien.

Garibaldi und die sicilische Revolution.

Von Aurelio Saffi.

Der sicilische Aufstand ist, nach seinem moralischen, wie nach seinem politischen Charakter, eines der wichtigsten Ereignisse unserer Zeit. Hervorgegangen aus dem gesetzlichsten Protest eines ganzen Volkes gegen die schlechteste Regierung der Gegenwart, lehrt er Unterdrücker und Unterdrückte, daß kein Druck brutaler Gewalt im Stande ist, den Gegendruck einer Nation, die sich einmüthig erhebt, ihre Rechte zurückzufordern, auf die Länge niederzuhalten; während zugleich sein mächtiges Streben, die verschiedenen Glieder einer großen Länderkette, Italien, an einander zu binden, den Zweck hat, das ganze System der internationalen Politik in Europa umzugestalten.

Da die Hauptereignisse des Kampfes als bekannt anzunehmen, so wollen wir uns hier auf einen kurzen Abriß des Verlaufs beschränken.

In der Nacht vom 2. zum 3. April dieses Jahres wurde eine Gruppe sicilischer Patrioten, die sich in dem Kloster Gancia zu Palermo bewaffnet versammelt hatte, um die Gelegenheit einer Erhebung in Betracht zu ziehen, von der Polizei, die sie aufgespürt, hart angegriffen und mußte sich, nach hartnäckigem Widerstand und manchem ernsten Verlust, auf's Land flüchten. Der Aufstand verbreitete sich; die revolutionären Schaaren, von einflußreichen Gutsbesitzern geführt, hielten über einen Monat Stand gegen Truppen, die im Bewußtsein, für eine schlechte Sache zu kämpfen, demoralisirt waren. Inzwischen fand die sicilische Bewegung durch die ganze Halbinsel lebhaften Anklang; alle Herzen schlugen mitfühlend bei der Nachricht von dem Aufstande, und in allen Städten Nord- und Mittelitaliens war „Hülfe den Sicilianern!" das Losungswort der thätigen Patrioten. Subscriptionen wurden eröffnet; Freiwillige von allen Enden strömten nach Genua. Hier, von dem Volke unterstützt, organisirte Garibaldi ohne Geräusch seinen Heereszug. Der offiziellen Einmischung ausweichend, gelang es ihm, Waffen zu sammeln und die Leute einzureihen. An einem bestimmten Tage nahmen einige seiner Begleiter Besitz von zwei Handelsdampfern, dem Piemonte und dem Lombardo, die der Rubatino-Gesellschaft zu Genua gehörten, und brachten sie in die offene See. Am Abend versammelten sich die Freiwilligen in den Gärten der Villa Spinola außerhalb der Stadt, wo Garibaldi mit seinen Offizieren sie erwartete. Eine Anzahl Böte hielten in der Nähe des Strandes. Um zehn Uhr gab Garibaldi das Zeichen, stieg in eines der wartenden Bote, das sofort dem Dampfer „Piemonte" zuruderte, und in kurzer Zeit war die ganze Schaar mit Waffen und Munition am Bord. Männer, Frauen, Jünglinge, die nur mit Widerstreben zurückblieben, riefen den absegelnden Patrioten, von denen Mancher Weib und Kind daheim ließ, vom Ufer ein herzliches „Fahrwohl" zu. Stolz durchschnitten die tüchtigen Fahrzeuge, die das Schicksal einer Nation auf ihren Rücken trugen, in nächtlichem Dunkel die große See. Garibaldi und Nino Bixio,* beide erfahrene Seeleute, standen am Steuer und kämpften wacker und mit Erfolg gegen die hochgehenden Wogen. Am 7. hielten sie bei Talamone, um Kohlen und Waffen einzunehmen; am 9. bei Orbetello; am 11. landeten sie, den neapolitanischen Kreuzern geschickt ausweichend, bei Marsala. Alte Begebenheiten. Nach der Landung: die Vereinigung der inländischen

---

* Bixio ist ein Genueser aus sehr ehrenwerther Familie und Verwandter des gewesenen Parlamentsgliedes gleichen Namens zu Paris. 1848, noch sehr jung, zeichnete er sich als Freiwilliger in einem Gefecht in der Lombardei aus und ward zum Obersten befördert. 1849 folgte er als Stabsoffizier Garibaldi nach Rom und ward während der Belagerung bei S. Panerazio verwundet. Später, als für Italien Etwas zu thun keine Hoffnung war, unternahm Bixio, der in der Jugend zum Seedienst bestimmt war, lange und schwierige Seereisen, besuchte Australien und die Südpolländer, worüber er ein interessantes Tagebuch führte und kehrte dann in's Vaterland heim, als sich ihm neue Aussicht, dafür zu wirken, bot. Unter den Alpenjägern, mit denen Garibaldi über den Ticino ging, war er in den ersten Reihen. Neulich ward er zu Calata Fimi leicht verwundet. A. Z.

Insurgenten-Banden mit den Alpenjägern, der Eilmarsch und der ungestüme Bajonett-Angriff gegen die königlichen Truppen auf den Abhängen von Calata Fimi, die in die Flucht geschlagen wurden und eine Bergkanone im Stiche ließen; dann die Scharmützel zu Parsenico und S. Martino, so wie die plötzliche Erscheinung Garibaldi's auf den Höhen von Palermo — das Alles ist jedem Zeitungsleser bekannt.

Nicht minder bekannt sind die strategisch genialen Operationen Garibaldi's, die auf der Hochebene koncentrirten Königlichen irre zu führen; sein Scheinrückzug von Parco, sein wundervoller Marsch nach Misilmeri, sein unerwarteter Sturm auf die Porta di Termini und sein Triumpheinzug auf die Vecchia Fiera (den alten Markt) mitten unter dem begeisterten Jubel einer befreiten Bevölkerung. Es folgten dann der dreitägige Straßenkampf, das brutale und feige Bombardement, die Grausamkeiten der Truppen gegen die Bürger, der ruhmvolle Sieg der Patrioten, der die neapolitanischen Generale zwang, die Capitulation, deren Bedingungen Garibaldi erklärte, anzunehmen. Wir glauben, diese Details übergehen zu dürfen und kommen auf die Ursachen, welche die sicilische Revolution vorbereitet hatten und die deren Erfolg erklären.

Zwei mächtige Agentien waren bei der Erhebung Siciliens wirksam: das eine war ein lokales, hervorgerufen durch die Frevel der Machthaber; das andere ein allgemeines, das in der Bewegung der National-Idee durch ganz Italien wurzelte. Die lokale Frage zwischen den Sicilianern und den Bourbons schreibt sich von langer Zeit her. Früher, als irgend ein Land in Europa, genoß Sicilien die Wohlthat einer geregelten Verfassung, welche die Normannen im 11. Jahrhundert gegründet hatten. Ihre Nachfolger, die schwäbischen Könige und besonders der Kaiser Friedrich II., respektirten nicht blos, sondern erweiterten noch die Grundrechte und beriefen regelmäßig die Abgeordneten der Städte, oder die Gemeinden, zum Sitz im Parlament. Als aber 1266 Karl von Anjou, vom Papste unterstützt, den Thron der unglücklichen Hohenstaufen räuberisch an sich riß, zwang er durch das Recht von Gottes Gnaden Neapel und Sicilien eine unumschränkte Regierungsform auf. Die Sicilianer jedoch, zur Thatkraft einer bis dahin freien Nation erwacht, machten durch die berühmte sicilianische Vesper der französischen Tyrannei und den päpstlichen Eingriffen ein Ende und wandten sich um Schutz an die constitutionelle Dynastie von Aragonien. Die aragonischen Könige wurden von dem sicilianischen Volke frei gewählt und ihre Verwaltung stand unter der Kontrole seines Parlaments. Selbst Karl V., dieser große Vernichter der mittelalterlichen Freiheiten in Europa, beschwor die sicilianische Verfassung und eröffnete persönlich das Parlament 1535. Während der zwei Jahrhunderte der spanischen vicekoniglichen Regierung wurden auch die Freiheiten der Insel in keiner Weise angetastet oder verkürzt. Nach dem Successionskriege beim Beginn des vorigen Jahrhunderts sprach der Kongreß zu Utrecht (1713) dem Herzog von Savoyen, Victor Amadeus, Sicilien zu, machte es aber im 7. Artikel des Traktats im Namen der verbündeten Mächte zur Bedingung: „die Privilegien, Gerechtsame, Freiheiten u. s. w. der Sicilianer gut zu heißen, zu bestätigen und zu befestigen."... Und Victor Amadeus kam seinen Verpflichtungen getreulich nach. Das Heiligthum alter Traditionen zu verletzen, eine Verfassung, die durch sieben Jahrhunderte in National-Urkunden ihre Weihe erhalten, über den Haufen zu werfen, alle persönliche und öffentliche Sicherheit zu gefährden, die feierlichsten Zusagen und Eide zu brechen — das war dem Hause Bourbon vorbehalten, darin bestand sein unterscheidendes Merkmal. Karl III., Sohn Philipp's V. von Spanien und der ehrgeizigen Isabella Farnese, hielt seinen Einzug in Neapel und nahm mit Bewilligung der gegen Oesterreich verbündeten Mächte 1734 von Sicilien Besitz, unter der Bedingung, daß diese Provinzen für immer von der spanischen Krone getrennt bleiben. Die lokalen Freiheiten der Insel anerkennend, herrschte er im Geiste des Zeitalters als Philosoph und Reformator, als aber die französische Revolution bei den Höfen den Rückschlag hervorrief, daß sie gegen die liberalen Ideen in ein Bündniß traten, da folgten auch Ferdinand I. und seine Gemahlin, Karoline von Oesterreich, den Einflüsterungen des gesetzlosesten Despotismus. Die großherzige Gastlichkeit und Hülfe, welche die Sicilianer ihnen gewährten, vergalt das würdige Paar 1811 mit dem Versuch, sie ihrer Rechte zu berauben. Kaum hatte Ferdinand unter Oesterreichs Schild den Thron von Neapel wieder eingenommen (1814), als er ein Regiersystem absolutester Gewalt einführte; er spannte die Insel in die Zwangsjacke neapolitanischer Centralisation und ließ einen Schwarm raubsüchtiger Bureaukraten und Polizisten über die Sicilianer los, die sie, wie es bis auf die neueste Zeit geschah, gleich Leibeigenen behandelten.

In einem Protest des sicilianischen Parlaments an die Großmächte (1818) heißt es: „Eine allgewaltige und unbeschränkte Polizei hält alle Gesetze, strafrechtliche wie bürgerliche, in ihrem ungeheuren Netz verstrickt und das Recht verhöhnend, achtet sie weder persönliche Sicherheit noch die Heiligkeit des häuslichen Herdes.... Ohne Beobachtung auch nur der Förmlichkeit eines Verhaftsbefehls, werden die Sicilianer eingekerkert oder des Landes verwiesen; sie werden in den Baracken der Gendarmen und in den düstern Löchern der Kommissarien zu Tode gequält; dem Herkommen und den Nationalinstitutionen zum Trotz werden die bischöflichen Stühle mit Nichtsicilianern besetzt, während man durch ein System der Spionirung, die man dem Manne Gottes als eine seiner Pflichten einschärft, den heiligen Priesterberuf entweihet."

Das Haus Bourbon, das 1849 wiederum durch Verrath und blutige Gewalt die Freiheit seiner Unterthanen, in Neapel wie in Sicilien, niedergetreten hatte, änderte seine Politik um kein Haar. Die von Maniscalchi und seinen Gesellen verübten Scheußlichkeiten gegen unschuldige und wehrlose Männer, Frauen, Kinder, bis auf den Vorabend noch des gegenwärtigen Aufstandes, geben ein furchtbares Zeugniß für die sühnlosen Verbrechen einer Dynastie, deren Handlungsweise nicht die Liberalen allein, sondern auch die sonstigen Verfechter der Legitimität und des göttlichen Rechts zwang, im Namen der Gerechtigkeit und Menschlichkeit dagegen zu protestiren.

So viel über die lokalen Beschwerden der Insel. Doch dies waren nicht die einzigen Motive zur Erhebung der Sicilianer. Die Wiederherstellung der alten Privilegien waren nicht das letzte Ziel; das Streben nach Nationaleinheit vielmehr, das alle Italiäner gegenwärtig durchdringt, das beseelte die Bewegung von Anbeginn, das schaarte das Volk begeistert um Garibaldi's Fahne. Eine Grundwahrheit in Bezug auf die italiänische Frage, der, obgleich durch alle Thatsachen der Zeitgeschichte auf der Halbinsel beurkundet, oft von einer gewissen Klasse Politiker, die gern bezweifeln, was nicht nach ihrem Geschmack ist, widersprochen wird, dürfen wir nicht aus dem Auge verlieren: die wirkliche Ursache aller Revolutionen unserer Zeit in allen italiänischen Staaten ist die Nothwendigkeit einer nationalen Organisation, als ein sicheres Bollwerk gegen die Tyrannei im Innern und die Einmischung von Außen.

Die Theilung der Halbinsel unter getrennten Regierungen, die, mit Ausnahme einer einzigen, nichts mit den Bestrebungen des Landes gemein haben und die stets bereit waren, ihre lokale Herrschaft durch fremde Waffen zu sichern, machte jede innere Verbesserung schlechterdings unmöglich und brachte das Land den auswärtigen Beziehungen gegenüber in einen abhängigen und hülfsbedürftigen Zustand. So kamen denn die Italiäner, nach einer Reihe versöhnender aber fruchtloser Versuche, allmählich Reformen und eine nationale Politik vonseiten ihrer Machthaber zu erlangen, endlich zu der Ueberzeugung, daß ihnen kein anderer Ausweg bleibe, als die 26,000,000 ihres Landes zu einem vereinten Leben und Handeln zu verbinden. So hat jeder Protest, der sich namentlich in den jüngsten zehn Jahren aussprach, das mächtige Umsichgreifen der Nationalidee bekundet.

Das Experiment von 1848 hat in den Gemüthern tiefe Spuren zurückgelassen. Die Nation träumte damals von einem Staatenverband mit dem Papst und den andern Fürsten an der Spitze und einem Unabhängigkeitskriege unter deren Leitung. Der Bund kam nimmer zustande, der Krieg endete unglücklich. Jeder besondern Provinz blieb es überlassen, auf eigne Hand zu fechten, und die Folge war, daß eine nach der andern in die Sklaverei zurücksank. Nach einer Probe von Heldenmuth, die darthat, was der italiänische Stamm, wenn vereint, vermag, und die einen unsterblichen Protest gegen fremde Invasion im Namen des Vaterlandes aussprach: fielen Bologna, Brescia, Palermo, Messina, Rom und Venedig, besiegt von den Waffen der fremden und einheimischen Unterdrücker. Trotzdem aber hörten die Lehren der Vergangenheit und die Hoffnungen auf die Zukunft nicht auf, den Herzen der Italiäner Muth einzuflößen. Stets erneute Proteste in Wort und Schrift, in verzweifelten Wagstücken und in unablässigen Aufrufen zur That wurden in's Werk gesetzt, hauptsächlich von Männern, die man oft deswegen anarchischer Zwecke bezüchtigte, weil sie niemals darein willigten, ihr Vaterland selbstischen Berechnungen oder diplomatischen Konvenienzen zu opfern. Wie vor 1848 die Brüder Bandiera ihr Leben auf's Spiel gesetzt hatten, um durch ein erhabenes Vorbild die schlafende Energie der italiänischen Jugend zu wecken, so unterhielten in den jüngsten zehn Jahren Bentivegna, Nicotera,* Piscane

* Bentivegna, ein reicher sicilianischer Grundbesitzer leitete vor einigen Jahren einen Aufstandsversuch und ist jetzt unter den Häuptern der Bewegung. — Nicotera, ein Neapolitaner von Adel, begleitete Piscane und die Dreihundert bei der Landung zu Sapri 1857. Der kühne Streich scheiterte wie bekanntlich. — Oberst Piscane, früher in der neapolitanischen Armee und 1849 einer der Anführer in der

und Andern, durch Thaten der edelsten Selbstopferung das heilige Feuer der Freiheit und Nationalität im Herzen des Volkes. Ihnen und ihrer Partei, einer Partei, die daheim wie auswärts stets die Fahne der italiänischen Einheit hochgehalten hat, verdankt das Vaterland die Erhebung zum Bewußtsein seiner Bestimmung.

Selbst die Diplomatie kam durch Cavour's Darstellungen auf dem Pariser Kongreß zu der Erkenntniß, daß eine Revolution in Italien unvermeidlich und nahbevorstehend sei; und später oder früher — zu der Ueberzeugung kommt jeder Unbefangene — muß Italien, unabhängig von auswärtiger militairischer Hülfe, durch eigne Mittel das Werk seiner Befreiung vollbringen. Die französisch-sardinische Verwickelung war eine Frucht des Mangels an Vertrauen bei den Ministern, daß die Nationalkräfte ausreichen würden, der österreichischen Macht die Spitze zu bieten; ferner nahmen sie Anstand, die ganze Last der Verantwortlichkeit in der italiänischen Frage auf ihre Schultern zu laden; und endlich sahen sie sich wider Willen in die politischen Pläne des furchtbaren Nachbars hineingezogen, der seine Hülfe in dem italiänischen Kriege anbot. Der gesunde Sinn der Italiäner jedoch parirte die Gefahren der ministeriellen Politik; sie hielten fest an den Prinzipien der Nationalität und Einheit, und so wurde denn Sardinien unausweichlich zu der Alternative gedrängt, entweder das Heft der Bewegung aus den Händen zu lassen, oder sie so zu fördern, wie es die Natur der Dinge und die öffentliche Meinung heischten.

Die sicilianische Revolution hat die Strömung in den rechten Kanal zurückgeleitet; die Aufständischen und ihre italiänischen Brüder weiheten den Bund des gemeinsamen Vaterlandes auf dem patriotischen Schlachtfelde.

Um den Nationalcharakter dieses Bundes besser zu verstehen, müssen wir schon auf den Wendepunkt, den Frieden zu Villafranca, zurückgehen. Während des Kampfes in der Lombardei gipfelte der französische Einfluß in Italien. Krieg, Politik, öffentliche Meinung waren von dem Winke des Mannes bedingt, der mit 200,000 Soldaten über die Alpen stieg, um auf dem Napoleonisch traditionell bekannten Felde eine Wiederholung des Napoleonischen Drama's aufzuführen. Und doch, selbst zu der Zeit hatten sich die Beziehungen des italiänischen Volkes zu der Macht Frankreichs bedeutend gegen diejenigen von vor sechzig Jahren geändert. Damals war die Halbinsel die Magd Frankreichs. Napoleon's eiserner Wille lenkte ihre Bewegungen; 1859 dagegen pulsirte ein eignes Leben durch ihre Adern. Zerstückelt, schlecht organisirt wie sie war, zeigte sie ein Streben und Wagen, daß sie Selbstvertrauen habe. Die thätigen Patrioten schaarten sich um Garibaldi, schwangen das Nationalbanner mitten unter fremden Freunden und Feinden. Die Siege bei Como und Varese kränzten es mit unvergänglichen Lorbeeren. Die piemontesische Armee andererseits, im vollen Vertrauen auf ihre alten Traditionen der Tapferkeit, durchweht von dem neuen Leben des Vaterlandes, vollbrachte ihr Werk auf dem Schlachtfelde mit glänzendem Erfolg. Die Nation fühlte, daß Etwas in ihr erwachsen sei, was heilig und unverletzt erhalten werden müsse; daß sie Frankreich Dankbarkeit, aber keine leidende Unterwürfigkeit schulde. Als nun der Frieden von Villafranca ihre Hoffnungsblüthen knickte, zog sie sich scheu zurück, ohne deshalb das Vertrauen auf ihre eigne Kraft zu verlieren. Die Centralprovinzen Italiens widerstanden allen diplomatischen Ränken und beharrten vorsichtig, ohne zu wanken, auf dem Werke der Verschmelzung. Bis zum gedachten Zeitpunkte erwarteten die beiden Sicilien schweigend den Ausgang des Kampfes in Norditalien. Die vorherrschende Tendenz war, die Frage vorderhand auf die während des Krieges befreiten Provinzen zu beschränken und natürlich Rom, Sicilien und Neapel von irgend welcher Mitwirkung an der Bewegung auszuschließen. Ueberdies lag allen italiänischen Patrioten die Besorgniß nah, daß ein Aufstand im Süden Italiens, während alle Köpfe vom Napoleonischen Schwindel eingenommen waren, den Muratisten Gelegenheit zu ihren Umtrieben bieten würde. Daher schien dieser Theil der Halbinsel ruhig, während es im Norden stürmte, d. h. er *schien*; denn thatsächlich hatten die Vorbereitungen für die Zukunft, besonders auf der Insel, ihren Fortgang. Schon seit dem Sieg der neapolitanischen Reaction, 1849, organisirte Sicilien seine patriotischen Elemente für einen neuen Aufstand. Die eigenthümlichen Beziehungen der Insel zu der Bourbonischen Dynastie machten jeden Plan einer constitutionellen Aussöhnung zu einer reinen Unmöglichkeit, und der Instinkt der Selbsterhaltung führte die Sicilianer in ihrer durch die Lokalität bedingten Hülflosigkeit darauf, das Aufgehen ihres politischen Lebens in dem der italiänischen Nation, als den einzigen Rettungsport anzusehen. Aus Patriotismus demnach, wie aus praktischen Gründen, ergriffen sie die Idee der italiänischen Einheit. Auf diesem Boden trachtete die „Società Nazionale," von dem Sicilianer Lafarina in Turin geleitet und die gemäßigte Partei vertretend, ihren Einfluß auf die Insel wirken zu lassen. Allein, von den Eingebungen des Ministeriums wie von den Orakeln der Diplomatie abhängig, und im systematischen Gegensatz zur Initiative vonseiten des Volkes und zum Aufstande gegen reguläre Armeen, würde sie nimmer die sicilianische Revolution bewerkstelligt haben, wären nicht entschlossenere Einflüsse früher thätig gewesen.

Diese Partei nannte sich, im Gegensatz zu dem schlau berechnenden Nationalverein: die Partei der That. In beständiger Verbindung mit den sicilianischen Patrioten sammelten die Mitglieder dieser Partei aus Genua, Malta, England, Paris überall Beiträge, kauften Waffen, schickten Instructionen und Pläne zu gemeinsamen Unternehmungen. Als der Frieden von Villafranca den Italiänern klar machte, daß sie die Hoffnung auf Emanzipation nur auf ihren rechten Arm zu setzen haben; da drängte derselbe Instinkt, der die Sicilianer gegen das gemeinsame Vaterland hinzog, die Patrioten Mittelitaliens, für die Ausdehnung der Bewegung im Süden zu wirken. Sie schaueten nach der Mark, nach Umbrien, nach den Abruzzen; auf diesem Wege sollte der elektrische Draht nationaler Verwandtschaft zwischen dem Norden und Süden der Halbinsel mittelst des Volksaufstandes geleitet werden. Die schauderhaften Unthaten der päpstlichen Söldner zu Perugia hatten bereits durch die Sympathie für die Opfer und die Empörung gegen die Mörder diese Stimmung angeregt; und nur mit großer Schwierigkeit konnte die provisorische Regierung von Toskana und der Emilia die Truppen und Freischaaren abhalten, die Gränze zu überschreiten. Ein peinlicher Streit griff nun Platz zwischen den Männern, die es für ihre Pflicht hielten, die Bewegung zu fördern und der Partei, welche die Macht in Händen hatte, und die, bei ihrem Widerstande nicht gerade saubere Mittel in Thätigkeit setzten. Das schon oft durch Thatsachen widerlegte und demnach stets wieder auftauchende Vorurtheil benutzend, daß Mazzini und seine Anhänger für die Republik wirken, organisirten die zeitweiligen Machthaber in Centralitalien, mit Ausnahme Farini's, ein regelmäßiges Aechtungssystem gegen alle thätigen Patrioten. Rosolino Pilo, unter Andern, einer der edelsten, aufopferndsten Förderer des sicilianischen Aufstandes,* wurde auf die Anklage, mit Mazzini in Verbindung zu stehen, von der Polizei in Bologna über einen Monat in Haft gehalten; dem Volke gab man zu verstehen, er sei ein heimlicher Agent Oesterreichs.

Garibaldi, der von dem Könige selber beauftragt, im Begriff war, die Freischaaren in der Romagna zu organisiren, sah sich in Folge jener Ränke genöthigt, sein Amt niederzulegen; und als er, aus der „Società Nazionale" scheidend und gegen ihr politisches Gebahren protestirend vorschlug, einen neuen Patrioten-Verein unter dem Namen „La nazione armata" zu stiften, zwang man ihn, auch auf diesen Plan zu verzichten und sich, entmuthigt, in die Unthätigkeit zurückzuziehen.

Mazzini hatte sich inzwischen im Juli und August (1859) zu Florenz aufgehalten. Einige Freunde beschworen ihn in einem Briefe, sich jeder Einmischung in die öffentlichen Angelegenheiten zu enthalten, da jede seiner Handlungen, bei der damals herrschenden bangen Stimmung, nur dazu dienen würde, seine Absichten zu entstellen, Opposition zu erwecken und der Verfolgung und Verleumdung einen Vorwand an die Hand zu

---

römischen Republik, fiel nebst Anderen im Gefechte gegen die Königlichen; Nicotera und die Uebrigen wurden gefangen. Sein Benehmen vor den neapolitanischen Gerichten, indem er, als Kommandirender, die ganze Verantwortlichkeit auf sich lud, um seine Gefährten zu entlasten — sein edles Schweigen, als die Richter durch Drohungen und Ermahnungen den Ruf: „Es lebe der König" ihm abringen wollten — seine Standhaftigkeit und sein Gleichmuth während drei Jahre der Haft in den entsetzlichen Kerkern zu Favignana, reihen ihn den erhabensten Charakteren unserer Zeit an. Seine Flucht aus der Festung Favignana, die ihm am 3. Juni dieses Jahres gelang, ist ein Ereigniß glücklicher Vorbedeutung für Italien. Er ist gegenwärtig ein thätiger Mitarbeiter an dem vaterländischen Werke zu Palermo. A. S.

* Giuseppe Sirtori, ein Lombarde, war ursprünglich Priester. Schon im frühern Alter jedoch von den Irrthümern des Papstthums überzeugt geworden, legte er später, in Uebereinstimmung mit seinem guten Gewissen, das Priesteramt nieder. Allein bei seiner tiefen Herzensreligiosität wandte er der Sache der Moral und Nationalwiedergeburt seines Vaterlandes die Hingebung zu, die er der Kirche geweihet hätte, wäre sie ihrer Mission treu geblieben. So wurde er ein Krieger der Freiheit und Unabhängigkeit. Während der Belagerung von Venedig, 1849, machte ihn seine unerschütterliche Ruhe, womit er dem Tode in's Antlitz sah, zum Gegenstand der Bewunderung bei seinen Truppen, den lombardischen Freischaaren. Im Exil legte er sich mit Fleiß auf die Kriegswissenschaft, sich auf die erwarteten Nationalkriege vorbereitend. Jetzt ist er einer der geschicktesten Offiziere und Stabschef Garibaldi's. Bei Calata Fimi erhielt er eine leichte Wunde. — Orsini, ein tüchtiger Offizier, hatte seit 1849 im Exil gelebt. — La Masa, ebenfalls Sicilianer, war ein Theilnehmer an dem Aufstand zu Palermo 1848. A. S.

geben. Seine Antwort lautete: „Ich sehe blos zu und warte; einigen Häuptern schlage ich meine Ideen vor, zugleich als wahrscheinlich voraussetzend, daß sie nicht angenommen werden. Daß ich persönlich hervortreten und mit eignen Mitteln auf meine ausschließliche Weise handeln sollte — fällt mir nicht im Traume ein. Darüber können meine Freunde ruhig sein." Als er sah, daß sein Programm zur Förderung der Nationaleinheit bei den Männern am Ruder keine Aussicht auf Annahme habe, verließ er das Land und schrieb an Victor Emanuel seinen berühmt gewordenen Brief, der, wenn das Gerücht nicht lügt, einen tiefen Eindruck gemacht haben soll. Indeß ging das Werk im Süden seinen Gang und Mazzini trug reichlich das Seinige zum Fortschritt desselben bei. Crispi, der nachmalige Secretair der provisorischen Regierung zu Palermo, reiste zweimal nach der Insel um die Bewegung anzutreiben. Die sicilianischen Patrioten standen in ununterbrochener Verbindung mit Rosolino Pilo, der, unentmuthigt von der erlittenen Behandlung in Mittelitalien, mit ihnen gemeinsam im Namen der italiänischen Einheit wirkte.

Während seines Aufenthalts zu Florenz schrieb Mazzini an Baron Ricasoli, der ihn aufsuchte, um ihn als Gefangenen nach irgend einem fernen Erdwinkel zu verbannen, folgende Zeilen: „Acht oder zehn Tausend Mann und der Name Garibaldi's im Verein mit der jetzt, nach langer Vorbereitung, gereiften sicilianischen Bewegung, werden dem Aufstand des Königreichs vorangehen. Der Aufstand des Königreichs aber würde der italiänischen Bewegung eine solche Stellung geben, daß sie es mit jeder Macht aufnehmen könnte." Im Februar 1860, bei Gelegenheit der eröffneten Zeichnung für den Garibaldi-Fonds zu Glasgow, schrieb er an diese Stadt: „Wir arbeiten thätig im Süden Italiens, einen Umschwung zu fördern, der das Ziel mit Einem Schlage erreichen würde. Sie halfen uns durch Geldbeistand, als wir in Norditalien beim Werke waren; helfen Sie uns, soweit Sie vermögen, auch für den Süden. Erklären Sie Ihren Landsleuten, daß unser Ziel die Einheit ist, daß darin der Lebenspunkt der Frage liegt; daß für Italien keine Ruhe, für Europa kein Frieden möglich, so lange dieses letzte Ziel nicht erreicht ist." In diesem Briefe, wie in andern jüngsten schriftlichen Aeußerungen erklärte er unumwunden, daß er diesem Ziel seine individuellen politischen Anschauungen unterordne. „Vertrauen Sie," sagt er seinem Korrespondenten, „unserer aufrichtigen Vaterlandsliebe; erkennen Sie aus unserer Selbstverleugnung bei Formfragen, daß wir weder ausschießend noch unbesonnen sind.... Zwischen der gemäßigten Fraction, die jetzt das Heft in Händen hat, und unserer Partei, die, Schattirungen abgerechnet, alle in sich faßt, von Garibaldi, dem Bürger-Soldaten, bis herab zu mir, dem Bürger-Italiäner, von den Freischärlern in der Armee bis zu den Arbeitern und Mittelklassen in unsern Städten giebt es nur eine einzige Frage: die Frage der Mittel. Sollen wir von der Diplomatie, vom Kongreß, vom französischen Protektorat u. s. w., oder etwa von unsern eignen Kräften abhängen, von dem lauten, unabläßigen Ruf unserer Wünsche und Rechte? Sollen wir das Leben der bereits entfesselten Provinzen auf die annoch unterdrückten übertragen? Sollen wir die Fahne der ganzen italiänischen Politik stracks in dieser Richtung entfalten und die Gelegenheit kühn erfassen, sie hinauszuführen? Sollen wir, mit Einem Worte, die Bewegung lokalisiren, oder es versuchen, sie zu nationalisiren." — Das ist die Frage; und wenige Tage früher wiederholte Mazzini dieselbe Erklärung in einem Artikel in der Unità Italiana zu Genua, als Antwort auf die gegen ihn gerichteten Angriffe, einerseits von der ministeriellen Partei, die ihn der Umtriebe für eine ausschließliche Regierungsform bezüchtigte, andererseits von den Republikanern um jeden Preis, die ihm Schuld gaben, daß er seine politischen Ideen dem Einheitsplan verrathe. „Unser Feldgeschrei," sagte er, „ist Einheit, Freiheit. In allen Uebrigen beugen wir uns dem Willen des Vaterlandes."

Die Beziehungen zwischen den verschiedenen Parteien in Italien sind nun folgende: Die große Mehrheit der Nation, welcher sich die eifrigsten Patrioten, ob sie von constitutioneller oder republikanischer Farbe seien, anreihen, wünschen Unabhängigkeit und Einheit; jede Frage der formellen Politik bleibt zur Seite liegen und das Losungswort: „Italien und Victor Emanuel" fordert die Monarchie auf, das Programm der Nation auszuführen. Die Partei, welche gestrebt hat, die Bewegung zu lokalisiren und früher mit einem Verband der getrennten constitutionellen Staaten zufrieden gewesen wäre, ist fast gänzlich hingeschwunden. Irgendwelcher Minister eines befreiten Staates, der es wagte, einen solchen Plan auf's Tapet zu bringen — würde seine Popularität sofort verlieren. Der einzige wirkliche Streitpunkt, der die alten Parteien in Italien überlebt hat, ist einfach praktischer Natur; denn indem sie darin übereinstimmen, daß die Einheit ein Werk der Zeit sei, unterscheiden sie sich nur, daß die Einen sie durch nationale Mittel und selbständiges Handeln anbahnen, die Andern sie den Ereignissen und den diplomatischen Kniffen überlassen wollen. Die erstere Fraction jedoch gewinnt jetzt an überwiegendem Einfluß, zumal der Erfolg Garibaldi's ihre Anschauung rechtfertigt. Sie hat überdies die Autorität dieses Heldenführers für sich, der, als er für Sicilien Mannschaft warb, den Händen seines Freundes, Dr. Bertani, einen Aufruf an die Italiäner zu gemeinsamem Handeln anvertraute, und wird außerdem von der richtigen Voraussicht des Volkes unterstützt, daß jeder Fleck ihres Landes, von dem die Nation nicht Besitz nimmt, eine Beute der fremden Ränke wird.

Doch zurück nach Sicilien! Kaum hatte Rosolino Pilo am 25. März Nachricht erhalten, daß hier eine Krisis bevorstehe, als er mit seinem Kriegsgefährten Corrado von Genua absegelte. Nach mancherlei Seebeschwerden landeten sie in der Nähe von Messina den 10. April, und schlichen verkleidet in die Stadt, während diese durch die königlichen Truppen von der Festung aus bombardirt wurde. Am 12. schrieb er: „Sicilien mehr als irgend eine italiänische Provinz fühlt, daß die Frage ist: Italiäner zu sein. Ich bin des Sieges gewiß; aber Ihr müßt uns beistehen. Schande über die andern italiänischen Staaten, wenn sie den Sicilianern nicht helfen, deren Bewegung keine separatistische, sondern einzig und allein und von Grund aus eine italiänische ist."

Dieser junge Mann, aus einer der ältesten und edelsten Familien der Insel, stellte sich an die Spitze der Messina'ischen Freunde, schloß sich mit ihnen vereint den Schaaren aus dem Innern an und focht tapfer in verschiedenen Treffen. So war er ein wirksames Mittel, Garibaldi zu seinem Zuge Luft zu machen, und wurde von diesem bald nach dessen Ankunft in Sicilien angewiesen, den Aufstand in dem Bezirk von Carini zu organisiren. Von hier aus schrieb er einen Brief, in dem volles Vertrauen und großherzige Gefühle athmeten; leider aber war es der Rathschluß der Vorsehung, daß er unter den ersten Blutzeugen der vaterländischen Sache fallen sollte. „Am 21." schrieb ein Freund von Palermo aus, „hatte eine unserer Kolonnen, den tapfern und edelherzigen Pilo an der Spitze, einen harten Zusammenstoß mit den Königlichen zu San Martino; die Sicilianer waren in geringer Zahl, fochten aber wacker, Pilo voran; sein feuriger Muth riß ihn aber hin, sich bloßzugeben, und so traf ihn der letzte Schuß eines Royalisten auf den Tod. Der Verlust dieses Mannes ist ein großes Unglück für die Sicilianer."

Garibaldi's Expedition war ganz das Werk der Patrioten, die unabhängig von Beistand oder Begünstigung seitens der Regierung handelten. Geld, Waffen, Munition — Alles wurde durch Beisteuer des Volkes beschafft. Garibaldi wird übrigens auch nicht unbedeutend von vielseitigen Privatzeichnungen in England unterstützt und zwar mit einer Einmüthigkeit, die das beste Zeugniß für den anerkannten Adel seines glorreichen Unternehmens ablegt.

Männer demokratischer Gesinnung, wie Bixio, Sirtori, Savi, der Herausgeber der Unità Italiana; Mosto, Anführer jener Cacciatori Genovesi, die Wunder der Tapferkeit gethan hatten und bei Calata Fimi dezimirt worden waren; Orsini und Lamasa, beide Sicilianer, und viele andere ihnen Aehnliche schlossen sich brüderlich zu demselben patriotischen Werke an Personen vom höchsten Adel. Jünglinge aus der Aristokratie, wie aus den niedrigsten Hütten, verließen ihre Heimat, um für Italien zu kämpfen. In all' diesem sehen wir die Auferstehung eines Landes, die Jugendfrische eines Volksstammes, der, obgleich Jahrhunderte lang niedergetreten, in sich die Keime einer glänzenden Zukunft trägt.

Der Erfolg der sicilianischen Revolution unter der Leitung Garibaldi's und seiner Genossen wird nothwendig auf die Wiedereröffnung der italiänischen Gesammtfrage führen. Die Nachrichten aus der Halbinsel scheinen bereits die Ausdehnung der Revolution über Neapel anzudeuten. Sogar hier in der Hauptstadt hat die Partei, welche die Nationaleinheit wünscht, an Umfang zugenommen. Die ausgezeichnetsten Köpfe — meist in der Verbannung — haben sich für die Annexation ausgesprochen. Manche darunter sind Mitglieder des Turiner Parlaments und dürften schwerlich dahin zu bringen sein, auf ihre unabhängige constitutionelle Stellung zu verzichten, Leben und Freiheit einem Trugbilde von abgezwungener Verfassung anzuvertrauen. Und wer bürgt für diese Verfassung? Der Abkömmling und Nachtreter einer Reihe von Königen, die wiederholentlich durch alle Schutzwehre der Verfassung gebrochen sind und an die Vertreter des Landes sogar im Heiligthum ihres parlamentarischen Dienstes die frevle Hand gelegt haben. Das Heer selbst, von patriotischen Ideen bearbeitet, wird auf die Länge dem Ruf der Nation nicht widerstehen. All' diese Umstände üben einen tiefen Einfluß auf die Unterthanen Franz II.; während andrerseits die Italiäner wohl wissen, daß eine getrennte Dynastie im Süden der Halbinsel nimmer ein treuer Bundesgenosse des Nordens sein wird. Die Diplomatie mag die Bildung eines

einigen Italiens hinschleppen, verhindern kann sie dieselbe nicht. Wird man Gewalt dagegen brauchen? Wir hoffen, keine europäische Macht werde sich dazu hergeben; wir vertrauen England, daß es mit seinem moralischen Einfluß der Sache der italiänischen Nation den Rücken decken wird. Jede gewaltsame Einmischung würde die Sache nur verzögern, welche die Italiäner dennoch, früher oder später, auf dem Wege der Revolution durchsetzen werden; überdieß würde sie, in Betreff der Interessen der Seemächte auf dem Mittelländischen Meere, eine Verwickelung von sehr ernster Natur herbeiführen. Ueberlasset es also Sicilien, die Frage seines Geschickes durch ein eignes freies Votum zu lösen; wendet das Prinzip der Nichtintervention ehrlich auf die fortschreitende Entwickelung der italiänischen Nationalität an, und, sollte die nationale Einheit daraus hervorgehen, so mag sie die Welt anerkennen und das Ereigniß willkommen heißen.

Europa verlangt eine neue Vertheilung seiner Kräfte, ein neues Gesetz des Gleichgewichts im Einklang mit den nationalen Ansprüchen, als eine Bedingung des Friedens und des Fortschrittes. Italien frei, unabhängig, einig innerhalb der Gränzen seiner Alpen, wird den Frieden zwischen Frankreich und Deutschland erhalten helfen; es wird gemeinschaftlich mit Großbritannien wirken, die Freiheit dem Meere zu bewahren. Die Geographie, die Erfahrung vergangener Irrthümer und die Lage der Gesellschaft weisen der italiänischen Nation eine friedliche Sendung in Europa an. Vor Allem aber mögen die Italiäner aller Parteien ernstlich für sich handeln, mit der Energie und der Umsicht, die ihrer großen Aufgabe entsprechen. Mögen sie überzeugt sein, daß jede Spaltung auf dem Schlachtfelde verhängnißvoll ist, daß in Gegenwart der Sache des Vaterlandes alle persönlichen und politischen Parteiungen ruhen müssen, und daß, wenn sie mannhaft auf ihre eigne Thatkraft und auf die Gerechtigkeit ihrer Sache vertrauen, Italien ihnen gehört.

Frankreich.

Victor Hugo's „Legende der Weltgeschichte."

Das „Magazin" hat bereits (1859, S. 570 ff.) von Victor Hugo's La legende des siècles Notiz genommen. Wir kommen auf dieses jedenfalls bedeutende Werk noch einmal zurück und lassen einen Franzosen in der Revue de l'Instruction publique sich darüber aussprechen.

Der seinem politischen Glaubensbekenntnisse treue Geächtete widmet das neue Buch seiner Heimat. Fern von dieser, die Rückkehr, die ihm die Gnade des gehaßten Fürsten eröffnet, verschmähend, hat er es für Frankreich geschrieben. Vier einfache, rührende Zeilen, die sich unwillkürlich in's Herz eingraben, bilden gewissermaßen den Geleitsbrief:

Livre, qu'un vent t'emporte
En France, où je suis né!
L'arbre deraciné
Donne sa feuille morte.

Das wehmuthvolle Bild, das der französische Dichter dem römischen Exulanten entlehnt, paßt zum Glück nicht auf sein Werk. Nein, das sind nicht die dürren Blätter eines entwurzelten Baumes — es ist das dichte, frische Laub eines kräftigen Stammes, der mit allen Wurzeln aus einem neuen Boden trinkt. Der Saft steigt in alle Fibern, kreist, strömt, ergießt sich in ein Gebüsch bald geregelter Schößlinge, bald üppig-wilder Auswüchse. Die Poesie Victor Hugo's ist weder erschöpft, noch verkümmert. Wie immer, wird sie hier auf leidenschaftliche Bewunderer, dort auf eben so heftige Tadler, mitunter auf einen unparteiischen Beurtheiler, aber auf keinen einzigen gleichgiltigen Leser stoßen.

Die Legende der Weltgeschichte ist nach der Idee des Verfassers keine Sammlung nicht zusammenhängender Dichtungen — sie ist zumal ein Gedicht und ein dichterisches Bruchstück; ein Ganzes und der Anfang eines Ganzen. Als Gedicht und als Ganzes hat sie den Gang der Menschheit und ihre Fortschritte zum Inhalt; als Bruchstück und Anfang ist sie das erste Glied einer poetischen Trilogie, die das Fortschreitende, das Relative oder das Böse, das Unendliche oder Absolute umfassen soll; die Legende wird also zwei Fortsetzungen haben: Satans Ende und Gott.

Gegen diese, so unerwartet zu Vorwürfen der Poesie erhobenen, historischen oder metaphysischen Fragen ließe sich allerdings Manches erinnern. Bilden die angekündigten drei Dichtungen ein einziges zusammenhängendes Gedicht? Hat das vorliegende Buch in sich den Zusammenhang, das Band, die geordnete Vertheilung, die die Einheit eines Gedichtes voraussetzt? Ist es eine poetische Geschichte der Menschheit, ein Universalbild ihrer Geschicke, ihres Glücks und Unglücks, ihrer Rück- und Vorschritte? Oder ist es eine bloße Sammlung geschichtlicher oder legendenartiger Episoden, ohne ein anderes Band als das chronologische, ohne eine andere Einheit als die gleiche Verfahrungsweise in Composition und Styl? Daran liegt den Freunden der Poesie sehr wenig. Sie sehen mehr auf das Werk selbst, als auf den theoretischen Rahmen, in welchen man es spannt. Lassen wir dem Dichter seinen Glauben, oder, wenn man will, seine philosophischen Täuschungen; seine Beweise für ein metaphysisches, politisches, religiöses, menschheitliches Leben, seien stichhaltig oder nicht; das wird sich wohl zeigen. Wenn er uns nur große Gedanken und schöne Verse bringt, wollen wir ihn freudig begrüßen.

Die Legende theilt den Zeitraum von der Schöpfung bis an's Ende der Tage in fünfzehn Perioden. Einige philosophische oder biblische Gedichte zeichnen die heilige Periode von Eva bis Jesus. Indien fehlt; es fehlt die ganze antike Civilisation des Morgenlandes, die Mutter aller Civilisation; es fehlt das klassische Hellas; es fehlt die Geschichte Roms, und nur dessen Verfall ist in dem „Löwen des Androkles" dargestellt. Der Islam wird mit drei Legenden abgefunden, und die eine mit der pomphaften Ueberschrift: Mahomet, hat nur vier Zeilen. Die christliche Heldenzeit sieht sich mit einigen karlovingischen Erzählungen abgefertigt. Mehr Raum wird schon dem Ritterthum gewährt, und diese Periode allein nimmt in zwei wahrhaften Dichtungen: Der kleine König von Gallizien und Erivadnus die Hälfte des ersten Bandes ein, der mit „Die Throne des Morgenlandes" schließt. Italien lieferte den Stoff zu einer dritten großen Dichtung: Ratbert. Das sechszehnte Jahrhundert, Spanien, die Inquisition, das siebzehnte Jahrhundert u. s. w. müssen sich nach der Reihe mit einer Erzählung, oder mit einem bloßen poetischen Pinselstrich begnügen. Zu unserm Erstaunen aber vermissen wir das neunzehnte Jahrhundert und die französische Revolution gänzlich. Vier Gemälde, die allen Zeiten, das heißt: keiner Zeit gehören, sind unter der Ueberschrift: „Jetzt" gruppirt. Hohe See und Offner Himmel behandeln das zwanzigste Jahrhundert, und ein Schlußkapitel: Außer den Zeiten verkündet den jüngsten Tag.

Auf diesem langen Zug durch die Menschheit hat Victor Hugo kaum etwas Anderes gesehen, als Unglück und Verbrechen. „Die lachenden Bilder," sagt er selbst, „sind in diesem Buche selten; das kommt daher, weil sie in der Geschichte nicht häufig sind." Liegt es an dem Vorbilde oder an der Stimmung des Malers, die Wirklichkeit zeigt sich ihm stets nur unter düstrer Beleuchtung. — Ein trüber Schein fällt auf die Wege des Menschen, eine blutige Spur bezeichnet seine Schritte. Der Dichter, der sie verfolgt, hört nur das Wuthgeschrei des Einen und das Schmerzgeschrei des Andern; allein das Mitleid für die Schlachtopfer geht in dem Zorn unter, den er gegen die Henker fühlt. Er hat keine Stimme zu trösten, er hat nur eine zu fluchen. Ueber die Tyrannei unter all' ihren Formen: die Usurpation, die Unterdrückung, die Gewalt, den Krieg, bricht er in Verwünschungen aus. Die Macht ohne Schranken erzeugt in seinen Augen die Bosheit ohne Gewissensregung; die wohlgerüstete Stärke, statt die Schwäche zu schirmen, ist nur ein Mittel, sie vollends zu zermalmen. Dieser Anblick empört ihn, er ruft Himmel und Erde zu Zeugen, zu Rächern auf. Mit unerschöpflichem Wohlgefallen schildert er die Gräßlichkeiten der Zeiten der Unterdrückung, um die religiösen oder politischen Prinzipien noch gehässiger zu machen; die wenigen freundlichen Züge, die er in die schauerlichen Bilder einstreut, dienen nur dazu, diesen durch den Kontrast einen noch tieferen Schatten zu geben; eine finstre Nacht, die nur der Blitz durchzuckt, um unsre Sehnsucht nach dem Tageslicht noch mehr zu schärfen; ungeheuerlicher Wust, in welchem die Keime der Ordnung, des Friedens, der Liebe, deren Entfaltung uns der Poet — ich hätte bald gesagt der Prophet — in einer bessern Welt verheißt, kaum aufschießen, um sofort zu ersticken....

Die Galerie der düstern Gemälde wird mit einem der lachendsten Bilder eröffnet: Die Weihe des Weibes stellt uns Eva mitten in der neugeborenen Welt dar.

* „Unerhörte Tage! das Gute, das Schöne, das Wahre, das Rechte flossen dahin im Strom, rauschten im Laube. Der Nordwind, im Gewande der Weisheit, lobte Gott; der Baum war gut, die Blume eine Tugend; die Lilie war, weiß will wenig sagen, ohne Falsch; kein Ding hatte einen Makel, keines eine Runzel. Reine Tage! Nichts blutete im Schatten und vom Zahn (zerfleischt); das glückliche Thier war die um-

* Wir geben das Original reimlos, aber um so treuer in Zeichnung und Farbe wieder, die eine gereimte Uebersetzung nothwendig alterirt hätte.

herwandelnde Unschuld; noch hatte das Böse nichts von seinem geheimnißvollen Wesen in die Schlange, in den stolzen Adler, in den Panther gelegt. Der offne Schlund in dem heiligen Thier, bis auf den Grund erhellt, war ohne Schatten. Jugendlich war der Berg und jungfräulich die Welle. Der Erdball erhob sich aus den überfluthenden Meereswogen, schön, prächtig, liebend, stolz, siegreich; Nichts war klein, obwohl Alles Kind war. Unter ihren Preisgesängen voll Unschuld lag die Erde, trunken von Saft und Wachsthum; in dem befruchtenden Trieb träumte der lebendige Trieb; und überall, auf den Wässern, in den Winden, verbreitet, wogte die Liebe, gleich dem athmenden Duft; die Natur lebte, kindlich und riesenhaft; der Raum wimmerte wie ein Neugeborenes; das Frühroth war der Blick der staunenden Sonne."

Mitten nun in dieser lachenden, reinen, beseelten Welt fühlt Eva das Leben unter ihrem Herzen und diese ganze Schöpfung hat nur Sinn, Seele, Stimme, Ausdruck, Blick sie zu begrüßen, ihr zuzulächeln und mit ihr vor Liebe zu zittern. Das ist die Weihe des Weibes.

Doch nun Platz dem Verbrechen, Platz dem Grimm! Unter der Ueberschrift: Das Gewissen, werden uns die Schrecken der Reue in Kain's Seele vorgeführt:

„Er sieht ein Auge, weitgeöffnet in der Finsterniß, das ihn im Schatten stier anblickt.

„Er flieht und der entsetzliche Blick folgt ihm überall. Unter dem Zelte, hinter einer ehernen Mauer, die Jubal (!) stracks zu diesem Behufe geschmiedet, tief in einem von Thürmen umgebenen Zwinger, den Henoch erbaut und Tubalkain verschlossen hatten, im Dunkel berghoher Granitwälle — immer und immer stiert ihn das Auge an. Ueber das grausige Gespenst rast und tobt er umsonst, und befiehlt endlich, ihm unter der Erde ein Grab zu höhlen:

„„„Nichts wird dort, ich werde Nichts mehr sehen!““ „Man machte dann eine Grube und Kain sagte: „„Es ist gut!““ Dann stieg er allein hinab in das düstre Gewölbe. Als er sich auf seinen Stuhl gesetzt, im Dunkel, als man die Höhlung über ihn verschlossen — da war das Auge im Grabe und schaute den Kain an."

Ist das nicht fürchterlich? Und das sind die Töne, die Hugo bei seiner Farbengebung stets vorzieht und in denen er glänzt.

Als Seitenstück hat das vorstehende Schauergemälde den „Vatermörder" in einem jüngern Zeitalter. König Kanut, nachdem er seinen alten Vater zum Tode verholfen, ist ein großer, gerechter, weiser, gewaltiger, ruhmreicher Herrscher geworden; er regiert lange und stirbt als Heiliger. Allein Nachts steigt er, gehüllt in ein glänzendweißes Leichentuch, herab von der Bahre, irrt umher in allen Gegenden des Nordens, und mitten unter Reif und Schnee, hoch vom Himmel, der bleich ist wie das Leichentuch, fallen Blutstropfen auf ihn und hüllen ihn in Purpur. Hier gipfelt die Uebertreibung der poetischen Mittel und Effekte.

„Allein in der großen Stille und in der großen Nacht, hinter ihm die dunkle Welt geschwunden, steht er, ein Gespenst, ein König ohne Reich, nackt, Angesicht zu Angesicht mit der schattenhaften Unermeßlichkeit. Er schaut das Unendliche, eine schauerliche, zurückreichende Vorhalle, wo der eindringende Blitz langsam und traurig erlischt."....

Der schreckliche Refrain: „Ein Blutstropfen fällt auf das Leichentuch," kehrt mit leichten Abänderungen unaufhörlich wieder, bis endlich die Tropfen sich vervielfältigen, sich erweitern, zusammenlaufen und herabrinnen. In seinem blutrothen Grabgewand wagt es der vatermörderische König nicht, die heilige Stätte wieder zu betreten, wo die Priester Hymnen zu seinem Preise singen, denn „bei jedem Schritt gegen das Licht fühlt er einen Blutstropfen auf sein Haupt regnen, und schweift ewig unter dem unermeßlich schwarzen Himmel."

Hier war die Legende schon fertig; die Volksballade brauchte nur ein wenig poetisch aufgestutzt zu werden. Anderswo schafft Victor Hugo selber die Ballade, indem er die Sage oder Geschichte auf die Drehscheibe seiner Imagination bringt. Als eine Probe diene „Die Löwengrube," die uns in die biblische Periode zurückführt. Sie verdient eine genauere Analysis nach 1) Exposition, 2) Schauplatz, 3) Staffage, 4) Handlung, 5) Schluß.

1) „Die Löwen in der Grube waren ohne Atzung. Gefangen, brüllten sie nach der freien Natur, die Sorge trägt für das Thier in der Tiefe der dumpfen Höhlen. Die Löwen hatten seit drei Tagen nicht gegessen. Sie beklagten sich über den Menschen und voll finstern Grolls schauten sie durch die Decken von Barren und Ketten hinein in des Niedergangs blutige Röthe."

2) „Tief war die Grube und, als Versteck auf ihrer Flucht, hatten Og und seine Riesensöhne sie einst erbaut; diese Kinder der Erde hatten für sich diesen kolossalen Palast in den finstern Felsen gehöhlt; mit ihren Köpfen durchstießen sie die weite Wölbung, daß das Licht einfiel und das Innere erhellte, und dieser Kerker der Nacht hatte des Himmels Blau zur Kuppel."

3) „Es waren ihrer vier, alle grauenhaft. Eine Streu von Gebeinen bedeckte des weiten Käfigs Boden; die Felsen thürmten hoch über sie ihre Schatten; so schritten sie über den scheußlichen Estrich, zerstampfend Thieräser wie Menschengerippe."

4) „Sie schritten hin und wieder; wenn ein Vogel mit seinem Fittig die Barren streifte, blitzte ihr Augenstern ihm nach, und ihr Hunger ward gereizt und ihr Zahn kauete den Schatten, während die rauhe Stimme dumpfdröhnte. Plötzlich öffnet sich das Gitter der traurigen Höhle; auf der fürchterlichen Schwelle erscheint ein Mensch, den zitternde Arme vorwärts stoßen; er war in weiße Grabtücher gekleidet; dann schließt das Gitter wieder seine düstern Flügelthüren. Der Mensch blieb mit den Löwen in der Finsterniß. Die Ungethüme, mit sträubender Mähne, schäumend, stürzen auf ihn, unter jenem entsetzlichen Geheul, worin der Haß und die Wuth und die ganze erzürnte und wilde Natur mit ihren Schrecken und ihren Empörungen brüllen; und der Mensch spricht: „„Frieden sei mit euch Löwen!““ Der Mensch erhebt die Hand, die Löwen halten ein."

5) „In der Nacht, die das große blaue Firmament schwärzet, wollte der Wächter die Grube sehen, und dieser Sklave, das bleiche Gesicht an des Käfigs Gitter gedrückt, gewahrt in dem schwanken Hintergrund Daniel, der aufrecht steht und den Himmel aufschauet, und aufmerksam sinnt über die Gestirne ohne Zahl, während die Löwen im Schatten seine Füße lecken."

Solche ausgeführte Gemälde sind bei unserm Dichter nicht häufig; mitunter wirft er blos einige Farbenstriche auf die Leinwand, wie in dem „Eingeschlafenen Boas," dem die Lösung fehlt.

Denn der Dichter hat keine Zeit, bei so freundlichen Bildern zu verweilen; die Wirklichkeit, die Geschichte, das ist: das Böse, das Gräßliche, rufen ihn. Und im Mittelalter, dem er zueilt, liegt Stoff die Fülle, seiner Leidenschaft für das Schauerliche genug zu thun. Hin und wieder wird auch ein lächelndes Bild mitunterlaufen. „Roland's Heirat" z. B. mahnt in ihrer Einfalt an die alten Chroniken.

In den „Irrenden Rittern" brauchte Victor Hugo nur die Chroniken zu übersetzen, und er hat wahrlich treu übersetzt und uns in den Fahrten und Thaten der Feudalität kein Schreckniß, keinen Gewaltstreich, keinen Verrath, keinen Kronenraub, keine Metzelei gespart und die entsetzlichen Blutscenen con amore ausgemalt. Mitunter paart sich das Grauenhafte mit dem Grotesken, und macht auf den Leser jenen gemischten Eindruck, daß er schwankt, ob er sich schaudernd abwenden, oder lachend hinschauen soll. So wenn Erivadnus, in dem Kampf mit dem Kaiser wehrlos geworden, sich nach einer Waffe umsieht und plötzlich den gefallenen Ladislaus erblickt. Mit einem scheußlichen Grausen faßt er den königlichen Leichnam bei den Füßen, und, ihn gleich einem Streitkolben über dem Haupte schwingend, dringt er auf den entsetzt zurückweichenden Gegner ein. Hier konnte der Dichter den Pinsel niederlegen, wir haben an der nackten Sache genug und hätten ihm gern die detaillirte Ausführung geschenkt.

In den „Thronen des Morgenlandes" zeigt uns dann der Dichter dieselben Scheusale, dieselben Verbrechen unter derselben grellen, schreckenvollen Färbung. Sultan Murad, welch ein Ungeheuer! Er tödtet seinen Vater und dessen zwanzig schwangere Frauen. Sein Leben ist eine Kette von Mordthaten. Einst läßt er zwölf Pagen den Bauch aufschneiden, um einen gestohlenen Apfel zu entdecken. Ein andermal befiehlt er, 20,000 Gefangene mit Gips und ungelöschtem Kalk zu übertünchen, um sie als Mauerstücke zu verwenden. Und doch hatte dieser grausame Henker, dieser Schnitter auf dem Aehrenfelde des Menschengeschlechts, einmal in seinem Leben eine mitfühlende Regung für — ein Ferkel, das er einen Fleischer schlachten sah. Und dieses einzige gute Gefühl gab am Tage des jüngsten Gerichts den Ausschlag; denn allen Stimmen, die zum Ewigen laut um Rache schreien, allen nur zu gerechten Anklagen der zahllosen Schlachtopfer zum Trotz, „senkte sich die Wagschale — nach dem Ferkel."

Ist die Verhöhnung alles Erhabenen, die Blasphemie der heiligen Gerechtigkeit weiter zu treiben, als in diesem empörend häßlichen Schlußworte? Wie muß es besonders auf einen deutschen Leser wirken, dem hier als Parallele der Mark und Bein durchschauernde Traum Franz Moor's vor die Seele tritt! — „Ich kannte den Mann, er schnitt eine Locke von seinem silbernen Haupthaar, warf sie hinein in die Schale der Sünden und siehe, sie sank, sank plötzlich zum Abgrund und die Schale der Verzeihung flatterte hoch auf!" Lachen wird ein deutscher Leser eben

so wenig, wie dort Daniel über das Ferkel, das die Schale mit den Tausenden hingewürgter Schlachtopfer, die Schale, die einen Vatermord trägt, hochaufschnellen macht; aber mit dem tiefen Abscheu des verletzten Sittengefühls wird er sich von einem Bilde abwenden, das nimmer die Phantasie eines Dichters hätte beflecken sollen.

England.

Lord Brougham als Gelehrter.

Die „Literary Gazette" zeigt ein neues Buch von Lord Brougham an: Traits, Mathematical and Physical. By Henry Lord Brougham (London and Glasgow, Richard Griffin & Co.), das ihr Gelegenheit zu einer interessanten Besprechung giebt. Wir heben aus derselben Folgendes hervor:

Obgleich es auf den ersten Blick als eine etwas kühne Behauptung erscheinen mag, so würde es doch, wie wir glauben, nicht sehr von der Wahrheit entfernt sein, wenn wir sagen: Lord Brougham ist in Bezug auf geistige Thätigkeit und Wissensreichthum der merkwürdigste aller lebenden Engländer. Es würde nicht leicht sein, einen Wissenszweig namhaft zu machen, dem er nicht in dieser oder jener Periode seines langen Lebens seine Aufmerksamkeit gewidmet hätte; und in fast jedem Gegenstande, an den er sich gemacht, hat er seine Untersuchungen bis zu einem Punkte geführt, der weit über den hinausgeht, welcher gewöhnlich von Liebhabergelehrten erreicht wird. Bei einer Prüfung als Polyhistor für Bewerber aus ganz Großbritannien und seinen Kolonien würden wir sehr geneigt sein, für Se. Lordschaft eine Wette einzugehen. Dabei ist die Mannigfaltigkeit seiner Kenntnisse, obgleich außergewöhnlich und fast ohne Gleichen, keineswegs bemerkenswerther, als ihre Tiefe und Genauigkeit. Nicht blos weiß er Alles, sondern was er weiß, weiß er auch gut. Jedermann hat erzählen gehört, wie er, als er noch Lord-Kanzler war, eine Gesellschaft von Kabinetsministern auf einem Besuche in eine der großen Londoner Brauereien begleitete, ihnen den ganzen Prozeß des Brauens bis in die kleinsten Einzelheiten erklärte, und zuletzt, als sie in die Ställe des Etablissements kamen, das beste Pferd darin herausnahm, und sich erbot, es vor Jedermanns Augen im Hofe herumzureiten. Obgleich diese Geschichte, so viel wir wissen, auf keiner bessern Autorität beruht, als der einer gewöhnlichen Sage, so hat sie doch so viel innere Wahrscheinlichkeit, daß Niemand je geneigt gewesen ist, ihre Wahrheit zu bestreiten. Es ist oft genug der Fall, daß ein ausgezeichneter Jurist auch ein hoch- und vielfach gebildeter Mann ist. Die liberale Erziehung, welche in den allermeisten Fällen ein junger Rechtskandidat (barrister) genossen, das Uebermaß freier Zeit, die er im Anfange seiner Laufbahn gewöhnlich zur Verfügung hat, und die zahlreichen Fälle, in denen solche anderweitige Kenntnisse im juristischen Fache nützlich verwendet werden können, Alles trägt dazu bei, dieses Zusammentreffen mehr zur Regel, als zur Ausnahme zu machen. Aber es ist ein sehr seltenes Vorkommniß, einen Mann zu finden, der in der höchsten, staatlichen Stellung eine wirklich tiefe und genaue Vertrautheit mit vielen Zweigen der Naturwissenschaft und eine mehr als achtungswerthe Kenntniß von Allem besitzt.

So ein Mann aber ist Lord Brougham, und man kann dreist behaupten, daß nie in einem einzelnen Menschen juristische und wissenschaftliche Kenntnisse in so ausgedehntem Maße vereinigt gewesen sind.

Das besondere Feld wissenschaftlicher Forschung, das Lord Brougham bebaut, und wovon der vorliegende Band die überzeugendsten und schlagendsten Beweise giebt, ist ohne Zweifel die höhere Mathematik. An derselben Universität, an welcher er nun Kanzler ist, fing er, unter Leitung des Professor Playfair, seine mathematischen Studien an, wie in der Widmung des vorliegenden Buches bemerkt wird. Die Neigung, welche er bereits für mathematische Untersuchungen in sich fühlte, wurde, wie er uns erzählt, entscheidend bestimmt durch Playfair's Urtheil über ein Schul-Exercitium im Jahre 1794, worin er, wie er es bescheiden ausdrückt, „das Glück hatte," durch Schlußfolgerung auf das Theorem der Binomen zu treffen.

Die dreizehn Abhandlungen, welche das Buch ausmachen, sind aus verschiedenen Quellen gesammelt und erstrecken sich über die lange Periode von 1796 bis 1858. Vier davon erschienen ursprünglich in den „Philosophical Transactions" und der „Edinburgh Review." Zwei, welche Skizzen über das Leben und die Werke von d'Alembert und St. Simon enthalten, sind aus Lord Brougham's „Lives of Philosophers of the Time of George III." entnommen; drei aus seiner „Analytical View of Newton's Principia," und drei, welche französisch geschrieben waren, sind innerhalb der letzten Jahre vor dem Institute von Frankreich gelesen worden. Bei weitem der größere Theil derselben behandelt mathematische Untersuchungen von so abstruser Natur, daß sie ganz über den Gesichtskreis des gewöhnlichen Lesers hinausliegen.

Der Mathematiker wird indessen in ihnen den Beweis für die Tiefe und Genauigkeit von Lord Brougham's Kenntnissen in diesem Zweige der Wissenschaft finden. Zwei derselben beschäftigen sich mit der Darstellung einer Reihe analytischer und experimentalischer Forschungen über Licht und Farbe, welche vornehmlich in der Provence angestellt wurden, einem Lande, dessen Klima, wie Lord Brougham sagt, dergleichen Studien ungemein begünstigt.

Zwei Aufsätze über denselben Gegenstand, welche in den „Philosophical Transactions" von 1796 und 1797 erschienen, sind in das gegenwärtige Buch nicht mit aufgenommen, weil seit jener Zeit Einwürfe erhoben worden sind, welche die Grundansicht derselben unhaltbar machen. Mit dem ersten dieser beiden Aufsätze steht aber ein merkwürdiger Umstand in Verbindung. Die Abschrift davon, welche ursprünglich an die „Royal Society" eingeschickt wurde, enthielt eine Bemerkung über die Wirkung, wenn man eine mit Silbernitrat bestrichene Elfenbeinplatte unter die Strahlen des Spectrum's bringt, und ebenso über den Erfolg, wenn man die Platten dem Lichte aussetzt, das durch ein ganz enges Loch in einem dunkeln Raum fällt.

Sir C. Blayden meinte damals, diese Vermuthungen hätten mehr Bezug auf die Kunst, als die Wissenschaft; sie wurden demgemäß in der später eingesandten Abschrift, die dann abgedruckt wurde, fortgelassen. Wären sie in den „Philosophical Transactions von 1796" erschienen, kein Zweifel, daß sie zur Entdeckung der Photographie geführt haben würden, viele Jahre früher, als es wirklich geschah.

Beinahe der einzige Aufsatz in dem Bande, der sich nicht direkt auf Mathematik bezieht, ist der über die Meteorsteine, und ein anderer, französisch geschrieben, über die Bienenzellen. Der erstere erschien im Jahre 1804 und verficht noch die Theorie, wonach die Meteorsteine Auswürfe der Mondvulkane sind. Trotzdem, daß zu jener Zeit bereits bedeutende Gründe dagegen geltend gemacht worden sind, hält er diese Mondtheorie noch immer für die richtigste, meint aber, wenn diese falsch sein sollte, so wäre es am besten, zu gestehen, daß man überhaupt gar nichts über den Ursprung dieser Steine wisse.

Die ausführlichere Kritik über gewisse chemische Ansichten Lord Brougham's &c., müssen wir hier bei Seite lassen und bemerken nur, daß uns der Artikel nicht ohne Wissen des vornehmen Verfassers geschrieben scheint. Gewisse Daten, z. B. die über das, was die ungedruckte Handschrift von 1796 über photographische Experimente enthielt, kann der Berichterstatter füglich nur aus dem Munde Lord Brougham's selber haben. Das macht allerdings das etwas enthusiastische Lob im Anfange des Artikels verdächtig; indessen wird wohl immer noch genug übrig bleiben, um dem berühmten Staatsmanne auch den Ruf eines bedeutenden Gelehrten zu sichern.

Ein Zug macht ihm vor Allem Ehre: er protestirt in der Vorrede gegen die in England sehr gäng und gäbe Doktrin, wonach die praktische Anwendung der einzig wirkliche und greifbare Nutzen wissenschaftlicher Entdeckungen und philosophischer Bestrebungen ist. Nach seiner Ansicht, ist die Wissenschaft selbst ihre beste Belohnung.

Schweden.

Deutsche Skizzen aus Skandinavien.

IX.

Ueber Motala und Söderköping nach Stockholm.*

Der Wettersee wird mit dem See Boren durch die Motala-Elf verbunden. Dieser kleine Fluß ist aber für die Schifffahrt nicht geeignet, und man hat daher dicht neben, oder vielmehr etwa 35 Fuß über ihm einen Kanal anlegen müssen. Auf ihm passirt man das Städtchen Motala, das, so unbedeutend es an sich auch ist, doch ganz besonders denkwürdig erscheint. Denn hier liegt Balzar Bogislaus Graf von Platen begraben, der Mann, dessen Leben eine einzige große Idee erfüllte: die direkte Ver-

* In Nr. 31, S. 368, Z. 2 v. u. ist statt „25,000 Schritt" zu lesen: „2,500 Schritt."

bindung der beiden mächtigsten Städte Schwedens durch einen schiffbaren Kanal; der Mann, welcher in unermüdlicher Thätigkeit seine Idee der Verwirklichung entgegenführte, der Gründer des Götha-Kanals. Betrachtet man diesen Kanal mit seinen Erdarbeiten, seinen Steinsprengungen, seinen Aquadukten, seinem Schleusensystem, und berücksichtigt man welch' jugendlichen Standpunkt in den ersten Decennien unseres Jahrhunderts, in denen die ersten Arbeiten zu dieser Kanalisirung begannen, die technischen Wissenschaften insbesondere hier im Norden noch einnahmen, so wird man wahrlich mit der vollkommensten Achtung vor dem Manne erfüllt, welcher seine Lebensaufgabe in einer so glänzenden, für Schweden so segensreichen Weise zu lösen wußte.

Sein Asche deckt ein einfacher Stein aus schwedischem Marmor mit der prunklosen Aufschrift: „Baltzar Bogislaus von Platen" — in der That eine klassische Einfachheit, welche auf den Besucher dieser Stätte einen um so mächtigeren Eindruck macht, als die Umgebung mit ihr so innig harmonirt. Abgelegen von dem hier so lebendigen Treiben auf dem Kanal, von einem eisernen Gitter umschlossen und von hohen Ulmen und Pappeln beschattet, veranlaßt das Grab den ehrfurchtsvollen Besucher unwillkürlich, als Nachsatz zu jener Inschrift auszurufen: „Hier liegt ein ganzer Mann!"

Motala besitzt neben einer Schiffswerft und einem schönen Hafen am Wettersee großartige mechanische Anstalten, welche ebenfalls dem Grafen Platen ihren Ursprung verdanken. Sie wurden im Jahre 1822 unter der Leitung eines englischen Technikers errichtet und entwickeln eine ungemein lebendige Thätigkeit, wie sie in Schweden nur ausnahmsweise getroffen wird. — Sämmtliche Maschinen werden durch ein mächtiges Wasserrad getrieben, das sein Wasser durch ein fünfundfünfzig Ellen langes eisernes Rohr aus dem Kanale bezieht.

Unter den Gebäuden ragen hervor: das Haus für die Maschinerie, die Werkstätte zum Feilen, die Schmiede, die Metallgießereien, das Blasewerk, die Modellwerkstätte, das Verwaltungs-Gebäude &c.

So hat sich denn Platen in unmittelbarer Nähe seiner Grabstätte Denkmale errichtet, welche seinen Ruf, sein thatenreiches Leben lauter und eindringlicher verkünden, als eine lange, wohlstylisirte Inschrift.

Leider ist ein längerer Aufenthalt in dieser Stadt der Arbeit nicht gestattet. Das Schiff verfolgt seinen Lauf rasch weiter und steigt bald durch fünf Schleusen über 51 Fuß hinab in den See Boren.

Eine reizende Aussicht über den kleinen See und seine schön bewaldeten, romantischen Ufer genießt man von der Schleusenterrasse aus. Dort hinter uns das rege Leben, die oft betäubend laute Thätigkeit rastloser Menschen und Maschinen; hier vor uns eine Landschaft für die Idylle geschaffen; dort ein lebenerfülltes Monument menschlicher Größe — hier eine anmuthige, heitere, in erquickender Frische daliegende Arbeit aus der stillen Werkstatt der Natur.

So ist denn auch die Fahrt über den Boren eine der angenehmsten; wohlgemuth, durch die schönen Eindrücke des Augenblicks freudig bewegt, wird die Seele von den süßesten Wohlbehagen erfüllt, und nur mit dem innigsten Abschiedsgruße scheidet der Reisende von den so heimisch erscheinenden Ufern des Boren.

Die Motala-Elf verbindet mit Hülfe des kleinen Norrbysee's in einer Länge von $1\frac{1}{2}$ schwedischen Meilen den Boren mit dem See Roxen. Ein Thal, voll herrlicher Wald- und Wiesenpartien, welche geschmackvolle Landhäuser und ihre Gärten umschließen, leitet den kleinen Fluß abwärts. Hoch über ihm zieht sich der Kanal durch die Landschaft.

Die Senkung des Terrains nach dem Roxen ist die größte auf der ganzen Kanallinie. Man steigt hier durch fünfzehn Schleusen 136 Fuß hinab. Alle diese Schleusen sind, in fünf Abtheilungen getrennt, zwischen den Ortschaften Heda (durch gute Kalksteinbrüche ausgezeichnet) und Berg zusammengedrängt. Die vier ersten Abtheilungen bestehen aus je zwei Schleusen; die letzte besitzt deren sieben, welche Karl Johanns-Schleusen genannt werden und unmittelbar in den Roxen hinabgehen.

In der Nähe von Berg liegen die Ruinen des Klosters Breta. Bereits 1128 von König Inge angelegt, und 1289 „Gott und der Mutter Gottes" feierlich geweiht, barg es in seinen Zellen gar manche hervorragende Persönlichkeit, wie denn die Wittwe des Königs Inge selbst die erste Aebtissin des Klosters war. Vielleicht hängt dieser Umstand auch mit der Neigung fürstlicher Personen aus dem Mittelalter Schwedens zusammen, Breta zu ihrer Grabstätte zu wählen. So liegen hier die Gebeine König Inge des jüngeren, der Königin Helena, seiner zweiten Gemahlin, ferner König Waldemar Birgersson, des dänischen Königs Magnus Nilsson u. s. w. Man steht hier also eigentlich auf historischem Boden. Allein die Stätte, an welcher Könige durch Pracht und Glanz ihre frühere Macht verewigen wollten, ist der Macht der Zeit erlegen, und jene Ehrfurcht, welche die Herrscher noch in das Land, „von deß' Bezirk kein Wandrer wiederkehrt," mit hinwegzunehmen glauben, ist hier in Gleichgültigkeit und Vergessenheit versunken.

Hinüber über den Roxen.

Dieser See ist in seiner ganzen Länge — $2\frac{1}{2}$ Meilen — zu durchschneiden. Seine Ufer sind mit herrlichen Wäldern eingefaßt und zahlreiche, schön gelegene Herrensitze spiegeln sich in seinen Fluthen. Auf einer Anhöhe des nördlichen Ufers ragen die gewaltigen Ruinen von Stjernarps über den Wald empor, und geben so der Umgebung einen echt romantischen Charakter, welcher mich lebhaft an den deutschen Rhein erinnerte. Südlich über einer kahlen Ebene erscheint die Stadt Linköping; aus der in der Ferne nur dunkel erkennbaren Masse erhebt sich allein die alte Domkirche, welche ein schönes Baudenkmal aus dem Mittelalter sein soll.

Am Ende des Roxen trennt sich die Motala-Elf vom Kanale, um in Norrköping, dem schwedischen Birmingham, sich dem Dienste der Industrie zu weihen. Sie durchfließt diese Stadt nämlich in verschiedenen Sprüngen und gewährt den dortigen großartigen Fabriken eine billige und bedeutende Wasserkraft, welche für den Aufschwung der Fabrication in dieser an einem Meerbusen der Ostsee auch im Uebrigen sehr glücklich gelegenen Stadt den vortheilhaftesten Einfluß ausgeübt hat.

Doch zurück zum Kanal.

Durch eine zum Theil sehr anmuthige, zum Theil großartig gestaltete, auf frühere bedeutende Wasserströmungen hindeutende Gegend führt uns der Kanal mit zehn Schleusen hinab nach Söderköping, wo wir die dritte Nacht zubringen.

Diese Stadt hat eine glänzende Vergangenheit. Ihr Ursprung reicht in das graue Alterthum hinein und kann mit Bestimmtheit nicht angegeben werden. Gewiß ist, daß sie eine der ältesten Städte des Reiches ist, und schon deshalb auf eine gewisse Bedeutung Anspruch hat. Mehrere Klöster, von denen das Franziskanerkloster durch Reichthum und Heiligkeit besondere Berühmtheit erlangt hatte, beeinflußten vor der Reformation die Seelsorge des Orts. Was aber den Eingeborenen noch jetzt mit Stolz, aber auch mit Wehmuth erfüllt, ist der frühere großartige Handel der Stadt, der so ergiebig gewesen ist, daß König Erik im Jahre 1595 von ihr gegen Verpfändung des Zolls eine Anleihe von 3000 Mark Silber erhalten konnte. Das war eine köstliche Zeit!

Sie ist vorüber. Ich sah die Stadt in dem hellen nordischen Mondschein, vermochte aber von ihrer früheren Größe keine Spur zu entdecken. Nur ein Gesundbrunnen, St. Ragnhild, macht den Namen der Stadt noch immer geltend; und in der That soll er im Sommer der Mittelpunkt einer zahlreichen Versammlung leidender Personen selbst aus dem Auslande, namentlich aus Rußland, sein. Nach einer Sage — und an welchen Punkt Schwedens knüpft sich nicht eine Sage? — ist der Brunnen auf der Stelle entsprungen, wo eine unbefleckte Jungfrau — Ragnhild — unverschuldete Todesstrafe erlitt.

Bei mir steht Söderköping in besonders gutem Andenken.

Ihre nächste Umgebung ist ziemlich bergig, und dicht neben dem Kanale erhebt sich steil die Felsenwand eines Berges — Ramunders Häll — welcher nebenbei vormals bei den Bewohnern von Söderköping abergläubische Ehrfurcht erweckte. Ungefähr auf der halben Höhe ist ein kleines weißes Gebäude errichtet, von welchem mir zweifelhaft geblieben ist, ob es der Ueberbau eines Brunnens, ein Monument oder ein Tempel sein soll. Der helle Mondschein verlockte uns, einen meiner Reisegefährten, einen in deutscher Sprache und Literatur wohlbewanderten jungen Russen, und mich, zu diesem Gebäude hinauf zu klettern, um ein Mondpanorama zu genießen. Diese nächtliche Rundschau, die stille, magisch erleuchtete Nacht, die milde Luft, die Freude, das schwankende Dampfschiff mit einem festen Boden vertauscht zu haben, das stolze Bewußtsein: „auf den Bergen wohnt die Freiheit" — Alles versetzte die Brust in freudig bewegte Stimmung. Nach Süden wandte ich mich und sandte mit lauter Stimme dem deutschen Vaterlande einen Gruß zu, der über der Stadt hinaus ein volles, klares Echo fand. Dann strömte eine deutsche Melodie über die Lippen, und ein deutsches Lied folgte dem anderen hinaus in die mondhelle Nacht. Die Begeisterung ist ansteckend: mein Reisegefährte stimmt mit ein; unten am Kanale lauscht man den unbekannten Weisen, und so ward hier hoch oben im Norden Deutschland eine Ovation dargebracht, wie sie in diesen Regionen gewiß zu den Seltenheiten zählt.

Still und im Herzen vergnügt, begaben wir uns nach diesem nächtlichen Konzerte hinab in die Koje unseres Dampfers, und von den heimatlichen Tönen angezogen, die mein Herz noch erfüllten, schwebte ein Traum aus der lieben Heimat durch meinen Schlummer.

Als ich am nächsten Morgen früh auf das Deck stieg, durchschnitt

das Schiff schon die Wellen der Ostsee. Der Götha=Kanal mündet nämlich ungefähr eine halbe Meile ostwärts von Söderköping, und nachdem noch zwei Schleusen passirt sind, in den Stätbaken, einen Busen der Ostsee, dessen schöne Ufer, nördlich bergig und mit Wäldern geschmückt, südlich von größeren Besitzungen bedeckt, nur zu bald der Ostseeküste weichen müssen.

Eine eigenthümliche Fahrt auf diesem Winkel der Ostsee! Man umschifft die südliche und östliche Küste Södermanlands, eine Küste, welche in ihrem wilden, zerrissenen, alles Lebens baaren Charakter ihres Gleichen sucht. Unzählige Scheeren, nackte, graue Felsenklippen tauchen aus dem Meere auf und bilden ein Labyrinth, welches einen Ariadne=Faden nöthig gemacht hat, theils um den Weg an sich, theils aber auch, um das sichere Fahrwasser für größere Schiffe zu bezeichnen, sind lange, geweißte und mit Strohwischen versehene Stangen angebracht; und der so vorgezeichnete Weg windet sich nun in unzähligen Krümmungen durch die entgegenstehenden Hindernisse, durch die engsten Passagen zwischen den Klippen hindurch, und oft sieht man sich ringsum von diesen trostlos einförmigen Scheeren umgeben, vergeblich den Ausweg erspähend, welchen das Schiff nehmen wird, um nicht an dem harten Gestein zertrümmert zu werden und mit Mann und Maus unterzugehen.

Diese Scheeren sind doch wenigstens sichtbar; einen weit gefährlicheren Feind der Schifffahrt aber mögen die Sandbänke bilden, welche hier in großer Menge den Meeresgrund bedecken und sich dem Auge des Seemannes entziehen.

Wie gefährlich diese Fahrt ist, möge der Umstand beweisen, daß unser Schiff bis Södertelje, d. h. bis zum Uebergang aus der Ostsee in den Mälarsee, einen Lootsen an Bord nahm, und daß dieser das Steuer selbst handhabte. Unter seiner Führung arbeitete sich unser Fahrzeug ohne jeden Unfall durch diese wüste, wenn auch nicht uninteressante Einöde hindurch.

Bei Södertelje nähert sich die Ostsee in einem nördlich sich hineinziehenden Busen dem Mälarsee auf ungefähr eine Viertelmeile. Ein Höhenzug von fast durchgängig 100 Fuß Erhebung trennt die beiden Gewässer. Der jetzt die Verbindung zwischen ihnen vermittelnde Kanal wurde schon 1435 unter Engelbrecht zu graben versucht. Die bedeutenden Schwierigkeiten jedoch, welche die für einen Kanal immerhin bedeutende Höhe des Gebirgszuges bereitete, gebot den damaligen Arbeiten bald Stillstand. Im Jahre 1780 nahm man den alten Plan wieder auf und wurde erst 1819 mit dieser Arbeit fertig, welche die bedeutendste dieser Art in Europa sein soll.

Der Södertelje=Kanal enthält die letzte Schleuse der ganzen Linie.

Nach kurzem Aufenthalte in Södertelje gewinnt das Schiff das Fahrwasser des Mälarsee's.

Welch ein Kontrast zwischen der soeben zurückgelegten Ostsee=Strecke und den Ufern dieses See's: dort todtes, nacktes Gestein, hier die üppigste Vegetation; dort trotz tausendfacher Gestaltung der Scheeren die ermüdendste Einförmigkeit, hier ein Wald mit den anmuthigsten, immer neue Ueberraschungen gewährenden Baumgruppen; dort ewiges Grau am starren Felsen, hier das lebendigste Grün in den mannigfachsten Abstufungen; dort die vollkommenste dürre Wüste, unfähig, Leben zu erzeugen und zu erhalten, hier der rasche überreiche Wuchs saftiger Kräuter.

In der That kann sich der Mälarsee getrost mit dem Schönsten messen, was die Natur in anderen, im Allgemeinen glücklicher ausgestatteten Zonen hervorgebracht hat. Schwerlich aber werden dem Auge irgend anderswo auf so großen Strecken immer neue Schönheiten geboten werden, wie hier, wo die Einzelheiten der vollendet schönen Landschaft mit immer frischer Begierde erfaßt, und ihre Reize mit so ungeschwächtem Genusse eingeschlürft werden können.

Soll ich aber mittheilen, worin eigentlich der Zauber dieser Landschaft liegt, so suche ich umsonst nach Worten, um die Empfindungen auszudrücken, welche sich beim Anblicke dieser Ufer der Seele zudrängten. Ach! es sind Wälder, wie alle übrigen. Aber nirgends habe ich die Schwermuth, deren Gepräge den nordischen Tannen so eigenthümlich ist, mit der Frische leicht und anmuthig emporstrebender Buchen und Eichen so innig verbunden, die Trauerbirke ihre Zweige so tief und betrübt herabhängend, die Linde so schwärmerisch gesehen wie hier; nirgend habe ich den Baumschlag in schöneren Schattirungen, die Baumgruppen großartiger, den Farbenwechsel mannigfacher gefunden, wie hier; nirgends ist mir ein Wald und die blaue Fläche eines See's von so herrlicher Zusammenwirkung erschienen wie hier. Und die bewaldeten Inseln, an denen das Schiff vorüberfährt — laden sie nicht zum traulichen Aufenthalt ein, um unter dem dichten Laubdache, auf ansteigenden Felsen, im schwellenden Moose der Einsamkeit leben, der Vertiefung des Geistes sich hingeben, der Poesie ungestört sich widmen zu können?

Ach! durch die ganze Landschaft zieht der Hauch der Elegie — ein einziges, großes, herrliches Gedicht ist dieser Mälarsee, ein Gedicht, von der Natur in ihren schönsten Augenblicken auf diese Erdscholle geschrieben, ein Gedicht voll Träumerei, voll Wehmuth, voll Sehnsucht.

Und das Dampfschiff zieht vorüber, aber nur um das Schöne mit dem Schöneren zu vertauschen; denn sieh! hier eröffnet sich die reizendste Perspektive auf das heutige Ziel der Reise, auf Stockholm!

Wahrlich! ein Anblick, welcher den Bemühungen jeder Feder, ihn wiederzugeben, spottet!

Zu beiden Seiten der schimmernden See ziehen sich die hohen waldbewachsenen Ufer hin. Hier und da liegt ein Fischerhaus idyllisch an einer Bucht; hin und wieder spiegelt sich ein Landhaus in den Wellen, und weiterhin tauchen weiße Gebäude aus dem Grün des Waldes auf, und dort, wo die beiden Uferlinien fast in einander zu laufen scheinen, tritt aus dem zarten Nebelschleier, der sich darüber hinzieht, die nordische Hauptstadt allmählich hervor, ihre schönsten Bauwerke dem Auge darbietend — eine Gruppirung, wie sie der Künstler geordneter und vollkommener nicht auf die Leinwand zaubern kann.

Je kürzer der Raum, den das Dampfschiff noch zu durchschneiden hat, desto deutlicher, desto klarer wird die Aussicht, desto mehr gewinnt das Auge die Einzelheiten des Bildes, desto mehr tritt das königliche Schloß, der Mittelpunkt der ganzen Ansicht, in Wirkung, desto großartiger stellt sich die Stadt dar, während auf beiden Ufern des See's sich Landhäuser mit plätschernden Springbrunnen, Fabriken mit geschwärzten Schornsteinen, Restaurationen mit wallenden Flaggen, Pavillons in bunten Farben und Aussichtspunkte durch einander mischen.

Nun hinein in den lebenbewegten Hafen, hinein in die Masse der hier vor Anker liegenden Schiffe, hinein in die Lücke, die sich gerade öffnet — und wir landen in Stockholm.

Rußland.

Noch einmal das Buch des Fürsten Dolgorukov.

La vérité sur la Russie.

Man kann eines Buches wesentlich auf zweierlei Art erwähnen. Einmal pflegt man an der Hand desselben den darin enthaltenen Stoff zu betrachten, das rein Sachliche daraus zu entnehmen, den Leser mit Material zu bereichern. Oder man betrachtet das Buch als Buch, die Thatsache des Buches und dessen Verhältniß zu seinem Gegenstande. Wir wählen die letzte Betrachtungsweise.

Ein jedes Buch soll die Antwort auf eine Frage sein. Wie hat nun der Verfasser des obengenannten Werkes gefragt? — Allgemeiner, umfassender kann man kaum fragen, als hier der Fall zu sein scheint, denn die Antwort lautet: „Die Wahrheit über Rußland." Die 400 Seiten des Buches sollen doch wohl näher erläutern, was Herr Dolgorukov unter „Wahrheit" versteht. Er scheint die öffentliche Meinung berichtigen zu wollen; er häuft eine große Menge von einzelnen Zügen, Thatsachen, Anekdoten, welche charakterisiren, ganze Entwicklungsreihen andeuten sollen. Es scheint uns, daß eine unabsehbare Reihe von Richtigkeiten noch keine Wahrheit geben (vorausgesetzt, daß die in dem Buche enthaltenen Mittheilungen auch sämmtlich Richtigkeiten sind und nicht etwa hier und da einer Berichtigung bedürften), daß der Titel „Die Wahrheit über Rußland" uns berechtigt, ein großes, auf historischer Betrachtungsweise beruhendes Gemälde zu erwarten, nicht eine schillernde Mosaik, die einen Strauß russischer Giftblumen darstellt. Sollte in der Bezeichnung „Wahrheit" nur das Versprechen des Verfassers liegen, nicht lügen zu wollen, so ist eine solche mindestens überflüssig und der Titel hätte vereinfacht besser gelautet: „Ueber Rußland."

Wir meinen, daß die Aufgabe, „über Rußland" ein Buch zu schreiben, bedeutender, schwieriger, umfassender sei, als Herr Dolgorukov denken mag. Er giebt nicht ein Buch über Rußland, sondern ein Buch über eine Reihe von Uebelständen in Rußland, ein Buch über die Bureaukratie und die Camarilla in Rußland. Diese Incongruenz zwischen Titel und Inhalt ist um so beklagenswerther, als es ohnehin zu den Seltenheiten gehört, daß die russischen Dinge historisch betrachtet würden. Es ist ein Leichteres, Wohlfeileres, sie herunterzureißen, als dieselben forschend zu verstehen.

In der That, es sind immer nur die beiden Momente: Bureau-

kratie und Camarilla, gegen welche sich Herrn Dolgorukov's Unmnth richtet. Daß diese beiden Faktoren Rußlands glücklicher Entwicklung hemmend entgegenstehen, ist das Thema, welches auf 800 Seiten variirt wird, ein Thema, welches bekanntlich nicht neu ist und in Herrn Herzen in London bereits einen unvergleichlich talentvollern, geistreichern Virtuosen für die Variationen gefunden hat, als der Verfasser des vorliegenden Buches. Es scheint uns mindestens überflüssig, daß die Literatur um ein Werk bereichert werde, welches Nichts bringt, als alte Ideen und abgebrauchte Klatschereien, eine Blumenlese von Anekdoten, welche nichts mehr und nichts weniger beweisen wollen und können, als daß die Camarilla in Rußland perfid, die Bureaukratie sittlich verfault sei. Einzelne treffende Bemerkungen mit einer großen Sammlung von Schurkenstreichen niederer und hoher Beamten sollten doch nicht hinreichen, ein Buch zu machen, noch weniger ein Buch, welches den anspruchsvollen Namen „Die Wahrheit über Rußland“ führt.

Es ist ja wahr, daß jede Thatsache zugleich ein Prinzip ausspricht, aber offenbar wird in dem vorliegenden Buche überschnell von der Thatsache zum Prinzip hinaufgestiegen, in's Große gemalt, verallgemeinert; eine bequeme aber lüderliche Logik, eine Logik, welche leider viele schwachköpfige, leichtgläubige Leser und Anhänger findet.

Es wechseln in dem Buche in bunter Aufeinanderfolge, wie die momentane Aufwallung des Verfassers es mit sich brachte, ganze Fluthen von Anekdoten, sehr oft wiederkehrende Phrasen, wie z. B. daß Rußland „le pays du mensonge officiel et organisé,“ daß die Regierung Nicolaus' „une guerre de trente ans contre la civilisation et le bon sens“ sei, mit der Drohung, daß man am Rande eines „naufrage“ stehe, „qui est peut-être plus prochain qu'on ne le croit“ und mit Vorschlägen, die, trotz der scheinbar systematischen Aufzählung einzelner Punkte, sehr willkürlich an einander gereiht sind und nicht einmal die Hauptgruppen von Gegenständen andeuten, welche hier in Frage kommen müßten, wie wir denn z. B. über das Unterrichtswesen keine Bemerkung gefunden haben, obgleich die Wichtigkeit dieses Verwaltungszweiges für unzählige Reformen in die Augen fällt.

Und diese Vorschläge sind noch der bessere Theil des Buches. Aber in wahrhaft widerwärtiger Weise häufen sich die persönlichen Ausfälle des Verfassers, die zum größten Theil nicht vor die Oeffentlichkeit gehören und einen um so widerlicheren Eindruck machen, als der Verfasser sich noch dazu den Anschein der Großmuth giebt, weil er die Namen nicht ausschreibt. Nicht, daß wir uns für berufen halten könnten, für vornehme und hochgestellte Verbrecher, für bornirte Dutzendmenschen in die Schranken zu treten, aber wir fragen, wie groß die Theilnahme des Auslandes dafür sei, daß ein Herr T.... mit dem Verfasser ein Gespräch gehabt habe, wie das S. 311 geschilderte, daß ein Herr so und so dem Verfasser die Fähigkeit zugetraut habe, sich bestechen zu lassen, wenn die bornirten Aeußerungen des Herrn T.... etwas Gewöhnliches und die Bestechungsversuche an der Tagesordnung sind. Wenn nun gar der Verfasser (S. 309) den Wortlaut eines von ihm nicht einmal laut gesprochenen Gebetes mit ekelhafter Breite mittheilt, so scheint uns dies denn doch zu viel für ein Buch: la vérité sur la Russie.

Herr Dolgorukov hat mehrere Werke über Rußland angekündigt: Memoiren, eine Geschichte des Aufstandes von 1825, eine Geschichte Rußlands 1847—1859, eine allgemeine Geschichte Rußlands. Wir nehmen keinen Anstand in dem Verfasser einige Begabung für das Schreiben von Memoiren anzuerkennen; an seiner Qualification für Geschichtsschreibung zweifeln wir.

Herr Dolgorukov citirt nie. Er beansprucht eine diktatorische Gewalt, ein unbeschränktes Vertrauen; er verschmäht es, seine Quellen anzugeben. Dies letztere wäre in mancher Beziehung doch wohl wünschenswerth gewesen. Die Bezeichnung S. 282, daß das Getränkregal zwei Fünftel der Einnahmen des ganzen Budgets bilden und 120 Millionen Rubel Silber betragen, ist mindestens wohl ungenau. Wir erlauben uns in dieser Beziehung auf die vor Kurzem erschienene Auflage von Kolb's Statistik zu verweisen, wo S. 96 und 97 andere Zahlen angegeben sind. Die Getränksteuer hat hiernach in den Jahren 1839—1843 einen jährlichen Ertrag von 44,460,500 Silberrubel betragen. Nach Tengoborski's Angabe, daß die Staatseinnahmen bis 1839 die Summe von 163,751,000 Silberrubel nicht überstiegen hat, ist also das Verhältniß der Getränksteuer zur Totaleinnahme etwa wie 1: 4 gewesen, ein Verhältniß, das sich nach den letzten bei Kolb a. a. O. angeführten Zahlen (78,800,000 Silberrubel für die Getränksteuer und etwa 260 Millionen Silberrubel für die Totaleinnahme) nur wenig geändert hat. Vielleicht, daß des Verfassers Angaben neueren, unmittelbareren Quellen entlehnt sind, jedoch erfahren wir darüber nichts und können nicht umhin, des Verfassers Weise, historische und statistische Fragen zu behandeln, bis auf Weiteres für unzuverlässig und leichtfertig zu halten.

Wir übergehen einige historische Ungenauigkeiten, die uns aufgefallen sind, und wollen nur noch die Aeußerung erwähnen, die wiederholt in dem Buche vorkommt, das Haus Romanov sei mit Peter II. 1730 ausgestorben, weil Elisabeth und Anna illégitimes gewesen seien. Dies scheint uns eben so richtig oder unrichtig, als wenn man behaupten wollte, das Haus Tudor sei mit Eduard VI. im Jahre 1553 ausgestorben, weil Maria die Katholische und Elisabeth unehelich gewesen seien, eine Behauptung, die wenigstens den Reiz der Neuheit für sich haben würde.

Noch einmal: wir halten Herru Dolgorukov's Buch für entbehrlich, um zu erfahren, daß die constitutionelle Monarchie der absoluten vorzuziehen sei, daß das Oeffnen von Briefen der Staatssittenlehre widerstreite und daß die russischen Beamten der Bestechung zugänglich seien.

Mannigfaltiges.

— Messina und die Deutschen in Sicilien. Ueber die Zustände von Sicilien und insbesondere von Messina bringt das Juli-Heft der „Preußischen Jahrbücher“ zwei aus deutscher Feder geflossene Briefe aus Messina vom 2. und 23. Juni, die sehr viel Interessantes enthalten. „Wer,“ heißt es darin, „in der Gegenwart Sicilien beherrschen will, der muß im Besitze von Messina, oder, richtiger gesagt, seiner Eitadelle seiu. Die Geschichte der Revolution von 1848 hat dies vollständig bewiesen. Acht bis neun Monate lang besaß die neapolitanische Regierung von der 490 Quadratmeilen großen Insel nur die Paar Acker, auf denen die Citadelle von Messina erbaut ist,“ von hier aus eroberte sie, nachdem die Wogen der Revolution ihre rückläufige Bewegung begonnen hatten, mit etlichen Schweizer-Regimentern die ganze Insel. Vergeblich hatten die Insurgenten sich Monate lang bemüht, die Citadelle in ihren Besitz zu bekommen; ja sie hatten mehrere, die Citadelle beherrschende Forts mit Sturm genommen, allein der Mangel an weithin tragenden Belagerungsgeschütz und die Unerfahrenheit der Sicilianer im Kriegshandwerke (das einzige Versprechen, das den Sicilianern von der Regierung gehalten wurde, war, daß sie conscriptionsfrei blieben) ließen die Neapolitaner im Besitze des Schlüssels der Insel.“

Der größte Theil des sehr lebhaften Handels von Messina ist in den Händen deutscher Kaufleute. Da dieselben mit sehr wenigen Ausnahmen Protestanten sind, so haben sie sich mit den Schweizern und Dänen zu einer deutsch-evangelischen Gemeinde vereinigt. „Mehr als je empfinden jetzt die zahlreichen, vermögenden Deutschen Messina's den Mangel einer deutschen Kriegsflotte und, was (wie der Korrespondent bemerkt) noch drückender ist, den Mangel einer einheitlichen, diplomatischen Vertretung Deutschlands im Auslande. Es sind alle möglichen deutschen Konsuln hier, und jeder von ihnen thut, soviel er vermag, seine Schuldigkeit; aber was haben sie, Alle zusammen, für einen Einfluß im Vergleich mit dem französischen, englischen, ja dänischen Vertreter? Die Chefs der größten Handelshäuser in den italiänischen Hafenstädten sind Deutsche, und mit Stolz werden sie von den Deutschen aufgezählt; deutsches Wesen, deutsche Sitte wird von ihren Familien gepflegt; Singvereine, ja Turnvereine bestehen unter den jungen deutschen Kaufleuten; deutsche Journal-Zirkel sorgen für Aufrechterhaltung der geistigen Beziehungen mit dem Mutterlande. Und was thun die deutschen Regierungen, um sich die Liebe ihrer Unterthanen im Auslande zu erhalten? ... Mit den lebhaftesten Hoffnungen verfolgen jetzt alle unsere Landsleute in Italien, die auch äußerlich gern Deutsche bleiben möchten, die Bemühungen der gegenwärtigen preußischen Regierung, dem Vaterland eine einheitlichere Gestaltung zu geben. Früher, wo man die deutschen Zustände hier fast ausschließlich durch die Brille der Augsb. Allg. Zeitung ansah, war die Stimmung eine mehr Oesterreich günstige; jetzt, da der vorjährige Krieg die beste Gelegenheit gegeben, die Wahrhaftigkeit der im österreichischen Sinne schreibenden deutschen Blätter kennen zu lernen, hat man sich voll Mißtrauen von der Allg. Zeitung abgewandt, und es hat ein stiller, aber fast vollständiger Uebergang in das Lager der liberalen, anti-österreichisch gesinnten Partei stattgefunden.“

J. L.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig. Druck von Giesecke & Devrient.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Bestellungen übernimmt jedes Postamt des deutsch-österreichischen Postvereines, sowie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallstraße Nr. 21) und die Verlagshandlung in Leipzig.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Diejenigen, welche mit dem Herausgeber des „Magazin's" nicht direct correspondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commissionair, Herrn B. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in Berlin.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

№ 34. Mittwoch, den 22. August 1860. 29. Jahrgang.

Inhalt:

Brasilien.

Avé-Lallemant's Nord-Brasilien.*

Die Menschenschlächterei am Mucuri.

Zwei neue Bände von Dr. Avé-Lallemant's brasilianischen Reisen, die schon mehrfach Gegenstand unserer Besprechung gewesen sind, enthalten seine Reise durch Nord-Brasilien.

„Im ersten Theile meiner südbrasilianischen Reise," sagt der Verfasser in der Vorrede, „hatte ich die Freude, ein unbefangenes Bild geben zu können vom fröhlichen, lebensfrischen Gedeihen einer deutschen Kolonie, mit freien, von keinem Knechts-Verhältniß, von keiner Privat-Speculation eines Unternehmens gedrückten Ansiedlern. Im ersten Theil meiner vorliegenden Reisedarstellung mußte ich leider eine ganz entgegengesetzte Zeichnung geben, das Verkommen zahlreicher Auswanderer in den allerelendesten Verhältnissen an einem Küstenflusse im südlichen Theile der Provinz Bahia am Mucuri, das traurige Resultat einer Aktienspeculation.

„Ich habe, um einigen bethörenden Verlockungsbriefen aus jener Gegend zuvorzukommen, schon einmal in einem kleinen Hefte, welches im Jahre 1859 zu Hamburg gedruckt ward, die traurigen Erlebnisse an jenem Flusse erzählt, und hätte es für unnöthig gehalten, noch einmal darauf zurückzukommen, wenn ich nicht von der Abwicklung des Trauerspiels in hohem Grade überrascht worden wäre. So mußte ich es denn noch einmal erzählen zur Aufklärung der Wahrheit, zur Warnung vor leichtsinniger Auswanderung und zur Strafe denen, welche an der schweren Sünde mitgeholfen, und denen, welche sie ungestraft haben hingehen lassen.

„Mit Ernst wende ich mich an die hohen Regierungen unseres deutschen Vaterlandes und bitte sie dringend, sie wollen sich das Schicksal der nach Brasilien auswandernden Deutschen anempfohlen sein lassen.

„In allzu scharfer Auffassung haben schon, wenn ich nicht irre, unter dem Vortritt des Königreichs Baiern verschiedene deutsche Staaten das Auswandern nach Brasilien geradezu verboten; viel richtiger hat ein hohes preußisches Handelsministerium unter dem 3. November des verflossenen Jahres sehr ernste Maßregeln getroffen gegen das concessionirte Anwerben von Menschen für Brasilien; aber so lange sich in Brasilien Privat-Speculanten finden, welche für ihre absterbenden Sklavenkräfte sich mit deutschen Auswanderern rekrutiren wollen, so lange irgend welche Art von Seelenverkäuferei in Deutschland nicht mit den allerschwersten Strafen belegt wird, so lange werden immer noch viele von unseren einfachen und selbst einfältigen Landsleuten verlockt und nach Brasilien zu Privatzwecken verkauft werden, zumal wenn von drüben her Lockbriefe und mit vielen Namen unterschriebene Glückseligkeits-Erklärungen einlaufen und von der Presse veröffentlicht werden, — Lockbriefe, welche „ganz freiwillig, auf freundliche Einladung des Kolonien-Unternehmers" geschrieben werden, — Glückseligkeitserklärungen, deren Unterzeichner größtentheils die Stunde verfluchen, wo sie sich verlocken ließen und in das fremde Land hinüber zogen, oder die allerdings vom Speculanten gut gehalten werden, weil sie bei einer gewissen Erziehung gut schreiben können zu Gunsten der Kolonie-Unternehmung und für Geld und Versprechungen vortreffliche Lockvögel abgeben. Ja so weit geht das Legen solcher Fallstricke, daß man es schlauerweise verstanden hat, in einigen Kolonie-Speculationen Leute zu Vice-Konsuln von einzelnen Regierungen ernannt werden zu lassen, die selbst in der alleruntergeordnetsten Abhängigkeit von dem Unternehmer solcher Speculation stehen und, wenn sie nicht ihr gutes Brot verlieren wollen, zur Heranlockung und Knechtung ihrer eignen Landsleute mithelfen müssen und hinterher officiell von deren Wohlergehen melden mögen.

„So lange alle Diejenigen, welche als Staatslenker das Wohl und Wehe Brasiliens in Händen haben, nicht mit ganzem heiligen Ernst allen Privat-Speculationen, in denen leichtgläubige Einwanderer und mit ihnen der Ruf Brasiliens dem Auslande gegenüber zu Grunde gehen, in den Weg treten, — so lange es namentlich den brasilianischen Regierungs-Agenten in Deutschland nicht auf das Strengste geboten wird, zur Heranziehung von Auswanderern für Privat-Unternehmungen nicht zu helfen, — so lange es ihnen nicht officiell zur Pflicht gemacht wird, officiell vor solchen zu warnen, zumal wenn diese Privat-Unternehmungen in Gegenden angefangen werden, in denen bei notorischer oder doch mit großer Wahrscheinlichkeit vorauszusetzender Ungesundigkeit das Leben deutscher Einwanderer im höchsten Grade gefährdet ist, — so lange wird kein frisches, freies deutsches Einwanderungselement in Brasilien gedeihen. Viel besser ist es, man segle wieder nach der Küste von Afrika und verschwägere sich wieder mit Mozambique, Loanda und Inhambana, wie das allerdings kürzlich in der brasilianischen Presse mit vielem Feuer wieder vorgeschlagen worden ist; viel besser Sklavenhandel, als Betrügerei gegen arme, deutsche Auswanderer."

Die über allen Begriff scheußliche Mordgeschichte wird von Seite 213 an ausführlich erzählt und ihre Urheber gekennzeichnet. Der Hauptschurke ist der Kolonie-Direktor, ein gewisser Dr. Ottoni, welcher mit kältester Herzlosigkeit Hunderte von betrogenen Familien im Urwalde elend verhungern und verfaulen läßt, um ein Geschäft zu machen.

Dr. Lallemant besuchte die Kolonien am Mucuri von Bahia aus (zu St. Clara, Philadelphia u. s. w.); Schweizer, Elsasser, Holländer, Deutsche aus aller Herren Länder, sogar Chinesen sind dort angesiedelt

* Reise durch Nord-Brasilien im Jahre 1859. Zwei Bände. Leipzig. Brockhaus. 1860.

und unter die Herrschaft und Vorsehung dieses sauberen Herrn Ottoni gestellt, der gegen Durchreisende — also auch gegen Dr. Lallemant — sehr freundlich ist.

Da unser Gewährsmann im Regierungsauftrage die sämmtlichen Ansiedlungen besuchen wollte, so schloß sich ihm der Bruder des Direktors Dr. Theophilo Benedicto Ottoni, Dr. Ernesto Ottoni (ein geistesbeschränkter Mensch) an, wie sich herausstellte, in der Absicht, Beaufsichtigung über Dr. Lallemant zu üben und übele Eindrücke möglichst abzuschwächen. Das einfache Mittel, zu dem diese beiden Ottoni's griffen, um diesen Zweck zu erreichen, war die stets wiederholte Behauptung, die (sich beklagenden) Leute lögen — den himmelschreienden Thatsachen gegenüber eine Frechheit und Dummheit zugleich. Die ganze Urwaldlandschaft voll hungernder, kranker, verzweifelter Menschen, welche durch die nichtswürdigen Seelenverkäufer, die unsere Blätter mit ihren Lobpreisungen füllen, in dieses unsägliche Elend gelockt worden sind, und den man selbst die von der Regierung gestattete und möglich gemachte Rückfahrt nach Rio de Janeiro verweigert, weil sie der Direction etwas schuldig sind" — oder besser, weil in der Hauptstadt nicht bekannt werden soll, welche Mördergrube hier eröffnet ist.

„Die Kranken lagen auf dem Boden umher auf ihren armseligen Betten und Lumpen. Viele von ihnen litten an fauligen Beinwunden, einige an granulöser Augenentzündung, die meisten aber waren mehr oder minder ergriffen von typhösen Erscheinungen mit charakteristischen Leiden der Blinddarmsgegend, und dazu jener ganzen Gruppe von Symptomen, wie sie recht eigentlich an den Ufern von verpesteten Tropenflüssen vorkommen.

„Und diesen unglücklichen, in Europa und Amerika betrogenen Auswanderern fehlte ein Arzt, und viel schlimmer als das — ihnen fehlte ein Mensch, der Mitleid mit ihnen hätte und ihre Rechte verträte. Auf das Allerbitterste klagten sie über die Nahrungsmittel, die man ihnen lieferte, wie rauh auch meine Begleiter anfangs sie anfuhren und ihnen zu beweisen suchten, daß sie alle lögen. Es lag aber in diesem Lügen-Unisono eine so grausige Wahrheit; ich mußte ihnen glauben."

Dies sind nur ein Paar Zeilen aus einer Reihe Gräuel- und Schreckensscenen, die erst in der Kolonie Philadelphia (Bruderliebe! giebt es eine grausamere Ironie!) ihren Gipfelpunkt erreichten; überall buchstäblich verhungernde, verfaulende Menschen, Wittwen, Kinder, die sich von Huflattig und andern Kräutern nähren u. s. w., und alle den armen, unschuldigen Dr. Ottoni mit ihren boshaften Lügen verleumdend. In der Holländer-Ansiedlung, die noch dazu von der Regierung ausgegangen, waren in der kurzen Zeit von 112 Menschen bereits 36 gestorben. — Wir können unsere Leser unmöglich mit einer ausführlicheren Beschreibung dieser unsäglichen Masse menschlichen Elends behelligen, die Dr. Lallemant gewiß nicht erdichtet und übertrieben hat — denn die Thatsachen, nackt, wie sie gegeben werden, wirken bald abstumpfend — wir müssen auf das Buch verweisen; nur Ein Gefühl drängt sich uns bei der Lesung fortwährend wieder von Neuem auf — das Gefühl des Staunens, daß es Menschen geben kann, welche Urheber so unendlichen Unheils, kalt und gefühllos, unbewegt von allen den hunderttausend Thränen, Flüchen und Verwünschungen, die ihnen in das Gesicht geschleudert werden, inmitten desselben verweilen können. — Und doch ist dasselbe der Fall; doch finden dergleichen Leute in europäischen Blättern Anwalte und Vertheidiger!

Die Zustände der Kolonie Philadelphia sind ein wahrer Skandal! Ein zweiter Bruder Ottoni's ist daselbst Vice-Direktor, Rechnungsführer, Director des Landbaues — und Richter. Nun denke man, was die armen Kolonisten für Recht bekommen würden, wenn sie gegen das Direktorium, d. h. gegen Herrn Theophilo Benedicto Ottoni klagen sollten. Die Gebrüder Ottoni machen ein Compagniegeschäft, welches darin zu bestehen scheint, die Kolonisten ihres letzten Hellers bar zu machen und dann — man verzeihe den Ausdruck — krepiren zu lassen. Die ganze Ottonische Verwandtschaft zehrt von den Kolonisten; Alles ist Ottoni am Mucuri!

Der Direktor Ottoni erklärte, wie gesagt, Alles und Alles, worüber die Kolonisten klagten, für Lügen, und legte zum Beweise, wie gut es den Leuten eigentlich gehe, Herrn Lallemant drei Briefe vor, welche Kolonisten nach Hause geschrieben, und worin sie ihr Glück schilderten. — Wir erfahren dabei, wie diese Briefe gemacht werden. „Wenn ein aufgeforderter Kolonist nicht schreibt, so rächt man sich an ihm. Schreibt er und klagt im Briefe (der stets durch die Hand des Direktors geht), so geht es ihm eben so schlecht. Folglich bleibt ihm nichts übrig, als von einem Paradiese zu schreiben, worin er sich befindet. So waren auch jene Briefe voll Lobeserhebungen; schließlich luden die Schreiber einzelne Verwandte ein, nach dem Mucuri zu kommen......"

Herr Dr. Lallemant hat sich die Absender und Adressen dieser Briefe notirt; sie waren:

Pfeiffer an Schumann.
Damasch an Johann Reschke in Mühlow bei Crossen.
...... an Gottlob Wenske in Mürzwiese bei Crossen.

Wir schreiben diese bestimmten Nachweisungen absichtlich hin, um ihnen die möglichste Verbreitung zu geben. Vielleicht nimmt das Crossener Kreisblatt oder dergl. Notiz von unserer Nachricht und sticht den guten Leuten im dortigen Kreise den Staar über das ungeheure Glück, das sie am Mucuri erwartet. Denn wir wissen, wie verführerisch dergleichen Briefe bei den leichtgläubigen und unwissenden Dorfbewohnern wirken, und wie stark oft die Auswanderungslust bei ihnen angeregt wird. Jedenfalls sind schon die erwähnten Briefe eingelaufen. Pfeiffer hatte den seinigen, wahrscheinlich aus bitterer Ironie, mit Uebertreibungen ausgestattet und mit einem kleinen Gedichte geendet, dessen letzte Verse so lauten:

Hier ist zu täglichem Genuß
Das Brod und Fleisch im Ueberfluß!

„Ich habe nie eine originellere Lüge gelesen," setzt unser Gewährsmann hinzu. — Bis zu welchem Grade des Elends und der Verzweiflung müssen aber (abgesehen von augendienerischen Schurken) die Menschen herabgekommen sein, wenn sie, um sich eine kleine Erleichterung zu verschaffen, sich hergeben, Verwandte und Bekannte aus der alten Heimat in diese höllische Schindergrube zu locken!

Wir können Herrn Dr. Lallemant gar nicht dankbar genug sein für den klaren Wein, den er dem europäischen Publikum über diese brasilianischen Kolonien eingeschenkt; wir würden ihm noch dankbarer sein, wenn er daran gedacht hätte, jedes Mal genau anzugeben, wo die zahlreichen Deutschen &c. her waren, welche er im Elende traf; die Namen, die Schicksale der Ausgewanderten würden dann ihren Weg schon in die kleinen Lokalblätter gefunden haben, und so gerade den Leuten zu Ohren gekommen sein, die das größte Interesse bei der Sache haben.

Manchen Leuten geht es allerdings gut in Philadelphia. „So sah ich z. B. aus ihm (dem Briefe eines Kolonisten, der sich an Dr. Lallemant wandte), warum eine Wittwe Koch am St. Jacinthe so viel Gutes gethan ward. Sie hatte eine lüderliche Tochter, die in Philadelphia viel galt und von den Leuten (Ottoni's und Konsorten?) warm gehalten wurde."

Es ist reiner Menschenhandel, den diese Agenten treiben. Man hält keine Kontracte; man hat Kolonisten, die aus Hamburg kamen (Schiff Christiansfund, Kapitain Gude, abgesegelt aus Hamburg am 2. Juli 1858 mit 175 Emigranten), nicht, wie in dem Kontracte steht (Dr. Lallemant hat den Kontract zwischen einem in Hamburg konzessionirten Agenten N. N. und einem gewissen Eislöffel gesehen), nach Rio de Janeiro gebracht, sondern zu Victoria in der Provinz Espirito-Santo ausgeschifft, und dort an Dr. Ottoni überliefert (S. 271). „Ottoni entschuldigte das Colonisations-Manöver, indem er sagte, er hätte das mit dem kaiserlich brasilianischen Chargé d'Affaires und General-Konsul Correa so kombinirt; die Kolonisten kämen ihm so billiger."

„Andere Menschenladungen kamen zwar nach Rio, wurden aber von dort, ohne irgend einen Wunsch, einen Willen äußern zu dürfen, nach dem Mucuri geschafft, wobei die Centralisations-Gesellschaft in Rio ihre heillose Rolle mit Ottoni gemeinschaftlich spielte, so daß man zuletzt wirklich nicht mehr weiß, auf wen die größte Masse der Verwünschungen und Verfluchungen, welche die unglücklichen, hintergangenen Kolonisten am Mucuri, bevor sie starben, ihren Verführern als nachhaltende Strafe hinterließen, fallen wird.

„Angesichts all' der Verworfenheit, die ich in Sta-Clara erlebte, sah ich mich genöthigt, einen ernsten Entschluß zu fassen. Ohne das viele Gute zu verkennen, das im Mucuri-Unternehmen zu Tage gekommen war, ohne die Schwierigkeiten der ganzen Aufgabe zu verkennen, glaubte ich dennoch alles in meinen Kräften Stehende thun zu müssen, um zu verhindern, daß man nicht noch ferner die Auswanderer dort umkommen ließe.

„Eine Actien-Compagnie gründend, welche das Kapital von 1200 Conto's de Reis (ungefähr 1 Mill. Thaler preuß. Cour.) repräsentirte, und vielfache Begünstigungen und Privilegien vom Staate erlangend, wühlte Ottoni mit großer Gewalt in die Wälder des Mucuri hinein, aber nicht mit schöpferischer Hand, sondern wie ein Elephant, der eben seinen Weg treten will, einerlei, ob er Menschen zertritt wie Würmer. So lange Geld da war, ging das wüste Treiben und selbst einige Kolonisten gediehen. — Nach Verlauf einiger Zeit, während die hüb-

schen Besitzungen der Ottoni's immer besser geworden, die Kasse aber leer ward, blieb das von Menschenarbeit getriebene und mit Menschenwohl so innig verwebte Werk liegen. Daß jetzt die Kolonisten im Elend verdarben, schien dem Direktor einerlei zu sein. Aus der Unternehmung ward eine Schwindelei, bei der man nur das blinde Zutrauen der Actionaire bewundern muß. Statt nun schleunige Hülfe für die nothleidenden Kolonisten zu rufen, hielt die Direction die Aufmerksamkeit des Publikums hin mit ausweichenden Berichten, Botokuden-Anekdoten und Erzählungen von feierlichen Einzügen in Philadelphia. Eine offene, reine Wahrheit kam nie zu Tage; mir scheint die einzig bewundernswürdige Kunst der Direction darin gelegen zu haben, daß nichts über den Mucuri bekannt ward, was nicht von der Direction gefärbt worden wäre. Die Kolonisten, mit Ausnahme einiger, welche von der Verwaltung begünstigt wurden, konnten nie etwas anfangen. Abgeschlossen wie in einem kleinen Paraguay, hatten sie den Fluß hinab keinen Ausweg und auf der andern Seite, auf dem Landwege durch das Innere, war es unmöglich, einen Schrei um Hülfe nach Rio gelangen zu lassen. Aller Möglichkeit beraubt, irgend ein Recht gegen Unbilde, schreiende Ungerechtigkeit und rohe Willkür zu bekommen, mußten sie schweigen, dulden, hinwelken und hinsterben, ohne je daran denken zu dürfen, daß ihnen einmal Hülfe kommen möchte. Keine Menschlichkeit, kein Rechtsgefühl, nichts Anders als den Willen Ottoni's anerkennend, übte der Kommis Ottoni's, der Subdelegat von S. Joze, an der Mündung des Mucuri seines Herrn Befehle aus. Blindlings des Bruders despotischen Willen gehorchend, herrschte Augusto Ottoni als Subdelegat in Philadelphia. Es gab keinen Gott mehr im Himmel, auf Erden keinen Kaiser mehr!

So sich unerschütterlich fühlend in seiner Macht, hatte Ottoni sich an die gesetzgebenden Kammern gewandt, um ein Subsidium von 1200 Conto's. Im Jahre 1858 hatte ihm die Deputirtenkammer die Summe bewilligt. Doch blieb die Angelegenheit im Senat liegen und sollte dort nach Eröffnung der Kammern am 2. Mai im laufenden Jahre 1859 debattirt werden. Ottoni, der wohl Mittel und Wege kannte, wie man im Senate eine Sache durchbringt, zweifelte nicht an einem günstigen Votum.

Und dann? dann würde man noch mehr Menschen nach dem ungesunden Fluß hinlügen, noch dreister, noch frecher allem Recht, aller Billigkeit, aller Humanität die Zähne zeigen, noch zügelloser und schamloser fortfahren, im maßlosen Verfolgen von Privat-Interessen und Bereichern der eigenen Familie.....

Wie Vieles bleibt noch über die Mucuri-Colonisation zu sagen übrig — über den Unsinn, eine Kolonie 27, ja 57 Leguas lang auszudehnen, wenn noch nicht ein einziger Punkt die Kraft einer Selbstexistenz in sich hat und auch absolut keine Nachbarschaft von schon bestehendem, älteren Anbau, von Viehzucht, womit dem eben angelegten Unternehmen zu Hülfe gekommen werden könnte, sich vorfindet — über den Unsinn, daß der Direktor dieses unübersehbaren Monstrums in Rio de Janeiro als sein eigener Agent lebt und es sich wohl sein läßt in den Genüssen der Residenz, während seine Kolonisten darben, und wie Schafe ohne Hirten umkommen; denn nur besuchsweise kommt Ottoni zur Kolonie — über den Unsinn, daß er die Sprache fast aller Kolonisten gar nicht versteht und mit Händen und Füßen gestikuliren muß, um sich nur mit ihnen zu verständigen —, über den Unsinn, daß in Folge allen Mangels einer wirklichen Administration eine so ungeheure Lebensmittel-Vertheurung entstehen kann, in der das Pfund Kaffee 500 Reis (12 Sgr.) kostet, wofür man in Hamburg zwei Pfund bekommen kann — über den Unsinn, ja die tiefe Immoralität, das Alles ohne Geistlichen, ohne Lehrer und sogar ohne Arzt abmachen zu wollen, so daß erst ein Durchreisender nach Zank und Streit es durchsetzt, daß Dr. Ernesto Ottoni für ein Milreis (24 Sgr.) die Armen besucht, denen man dann das Blutgeld zu den andern Schulden auf die Rechnung nachträgt.

Wir haben bereits in einem kürzeren Bericht über Dr. Lallemant's Schrift: „Am Mucuri" (Jahrg. 1859, S. 388) erzählt, daß derselbe bei seiner Rückkehr nach Rio de Janeiro eine Audienz beim Kaiser hatte, und ihm die Sachlage in der Kolonie ungeschminkt und ohne Umschweif auseinandersetzte — aber was hat das geholfen?! Für den Augenblick wurde etwas gethan. — Ein Schiff wurde nach dem Mucuri geschickt, das Unterstützung brachte, und die elendesten Kranken nach der Hauptstadt holte, wo sie in den Hospitälern verpflegt wurden. Trotzdem aber, daß von 87 Menschen in wenig Wochen schon 27 gestorben waren, behielt Ottoni den Muth, in den Blättern der Hauptstadt Alles für Lügen und Uebertreibung zu erklären. Der Ingenieur Lachmund, ein Deutscher, der in der Sache als Kommissair der Regierung thätig und energisch gewirkt hatte, starb plötzlich — an Vergiftung, wie das Gerücht ging. Eine verdächtige Geschichte, die Dr. Lallemant erzählt, wie er selber dazu kam, daß ein Brasilianer den schwer Erkrankten ganz unbefugter Weise angeblich einige Gran Brechweinstein gereicht, läßt halb und halb erkennen, daß er etwas Aehnliches für möglich hält. Der ausführliche Bericht, den Lachmund der Regierung eingereicht, verschwand spurlos — und Ottoni hatte wieder freies Spiel.

Die brasilianischen Kammern, die am 2. Mai zusammentraten, legalisirten das Verfahren Ottoni's, obgleich die leitenden Mitglieder von der Sachlage auf's Genaueste zum Theil durch den Augenschein unterrichtet waren. — Im Senate wurde es von einem sehr bedeutenden Staatsmanne ganz gerade herausgesagt, daß er sich aller freien Einwanderung widersetzen würde, und daß alle Kolonisten, die von Staatsfonds Vorschuß bekämen, den Pflanzern zur Verfügung gestellt werden sollten, wozu er jede weitere Summe gutheißen würde, aber nicht einen Real für andere Einwanderung — eine Parlamentsäußerung, die Beifall fand.

Trotz mancher bitteren Lectionen denken die Brasilianer doch nur daran, in den Einwanderern Tagelöhner und Leibeigene für reiche Gutsbesitzer zu erwerben, und keine freien Kolonisten auf eigenem Boden.

Danach sollte man denken, daß z. B. Baiern ganz die richtige Maßregel ergriff, wenn es die Auswanderung nach Brasilien durchaus und unter allen Umständen verbietet. Was haben nach solchen Regierungsmaximen selbst die Einwanderer zu erwarten, die sich bisjetzt in Freiheit und erträglichen Zuständen befinden? Die brasilianischen Herren Deputirten und Plantagenbesitzer sind doch etwas sehr naiv, wenn sie glauben, es werde die Europäer unter so lockenden Aussichten für die Dauer gelüsten, ihr wüstes Land zu bevölkern; — um Tagelöhner und Leibeigene zu werden, haben unsere armen Leute wahrlich nicht nöthig, zu Botokuden, Negern und portugiesischen Mischlingen auszuwandern; das Erhungern und Verkommen können sie in Europa bequemer haben. Es wäre wünschenswerth, wenn die Regierungen, namentlich die preußische, die Brasilianer darüber aufklärten, und die gehörigen Garantien für ihre früheren Landeskinder, auch für die bereits ausgewanderten, verlangten, namentlich aber gegen das Agentenwesen energisch einschritten und gegen erwiesene Seelenverkäufer kriminalistisch vorgingen. Dazu sollte Deutschland doch zu stolz von sich denken, um sich nicht von diesen Süd-Amerikanern als eine neue Art Congo und Guinea betrachten zu lassen.

„Der Senat erklärte, „daß der Bürger Ottoni sich wohlverdient um das Vaterland gemacht," und votirte eine Million Thaler Anleihe, welche vom Staat mit 7 Prozent Zinsen garantirt werden sollte.

„Der Senatsbeschluß fand auch den Beifall des Kaisers. „He por bem," hieß es am 8. Juni, und am 10. unterschrieben die Minister das Dekret. Wundersame Laune des Schicksals! Gleich am Tage darauf sollte noch einmal ein Trauerspiel vom Mucuri der Hauptstadt vor Augen stellen, wie in jenen Kolonien alles Recht, alle Menschlichkeit mit Füßen getreten war. Am 11. Juni traf der Mucuri-Dampfer in Rio ein. Hunger war das erste Wort, das über hundert Unglückliche denen, die an Bord kamen, entgegen riefen. Seit dem Mittag des 10. Juni hatte man ihnen alle und jegliche Nahrung versagt. Einer von den 123 in S. Joze eingeschifften Schlachtopfern der Unmenschlichkeit am Mucuri und der Bruderliebe in Philadelphia hatte das Land der Verheißung nicht mehr sehen sollen; er war an Bord gestorben, gerade wie jener Kolonist auf meiner Tintó-Expedition. Von den Lebendigen wurden 58 Kranke, Ausgehungerte in das Hospital geschafft, gerade wie bei meiner Tintó-Expedition. Von diesen brachte der edle Lannay 17 Franzosen in das Hospital am Sande, wo ich ehedem Direktor war; aber noch unterwegs, noch im Boote, starb ihm auch ein Unglücklicher, gerade wie bei der Tintó-Expedition. Die anderen 64 Elenden kamen, wie jene vom Tintó-Dampfer, nach dem Kolonisten-Depot auf der Insel vom Bom Jesus. Und während man die Runde machte bei allen Konsuln, von denen Landeskinder sich unter diesen Kolonisten befanden, um Kleidungsstücke für die Halbnackten zu sammeln, erfolgte die Veröffentlichung des kaiserlichen „He por bom" (ich halte für gut), am 17. Juni im „Jornal do Commercio" von Rio und die Menschenschlachterei war vollkommen legalisirt.

„Mit einer Million Thaler, wenn Ottoni sie, trotz der sieben von der Regierung garantirten Prozente nicht etwa umsonst sucht, kann das Werk am Mucuri neuen Aufschwung nehmen. Mit einer Million Thaler können zahlreiche Negersklaven, wie sie sich ja bereits auf den Gütern der Ottoni'schen Verwandten finden, zusammengekauft, große Haufen von Chinesen herbeigeschleppt und einige Verbrüderung mit den Lippenpflock-tragenden Botokuden angebahnt werden. Das gesittete Europa aber wendet sich,

trotz des Senatsbeschlusses, trotz des kaiserlichen „He por bem" mit Unwillen ab vom Mucuri und seiner Direction. „Non omnis moriar," meinte Ottoni am Ende seiner kleinen Schrift vom 7. April. Und mit Ernst erwidere ich ihm: „Allerdings „non omnis!" So lange in der Geschichte brasilianischer Colonisation noch der Mucuri genannt werden wird, so lange dort die Gebeine von all' den betrogenen Kolonisten modern werden, so lange wird auch Ottoni's Name genannt werden, als eines, auf dessen Gewissen die Sünde jener Carnificina (Henkerstätte) lastete, auf dessen Namen der letzte Verzweiflungsschrei der Sterbenden immer lasten wird, auf ihm und denen, die ihm geholfen haben.

„Das aber ist der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend Böses muß gebähren." Man wird wahrscheinlich in den vielbesprochenen Gegenden eine neue Provinz gründen. Ganz gewiß wird dasselbe Volk von Minas, welches sich vor Jahren vom Ottoni'schen Namen zu offner Revolution gegen seinen Kaiser anstacheln ließ, denselben Ottoni'schen Namen auf die dreifache Liste, aus der der neue Senator vom Kaiser gewählt werden muß, bringen. Ganz gewiß wird der Kaiser, der das wüste Treiben am Mucuri durch sein kaiserliches „He por bem" vom 8. Juni geheiligt hat, durch ein neues „He por bem" Ottoni zum Senator erklären; ganz bestimmt wird der Senat ihm seine Reihen öffnen müssen und mit ihm fraternisiren!

„Mögen auch besoldete Federn zu Gunsten des Bettels am Mucuri schreiben, was sie wollen, wir rufen dennoch unser altsächsisches Jodute aus über alle, die sich daselbst bereichern und Gedeihen suchen wollen. Ganz dieselben Worte, mit denen ich meine schriftliche Auseinandersetzung an den Kaiser am 30. März schloß, muß ich auch hier wiederholen: „Wenn die Wohlhabenheit und die schönen Besitzungen der Ottoni's auf dem Wege der Redlichkeit, des Fleißes und der Arbeit erworben sind, so bedarf man am Mucuri keiner deutschen Einwanderung, denn was jene Herren dort erlangt haben, das kann freie deutsche Arbeit nicht erschwingen. Wenn aber die verlockten Einwanderer nur dazu dienen sollen, um der Ambition, der Habsucht und dem Despotismus die Straße zu stampfen, so darf jeder gutgesinnte Mann fortan nur eins thun: mit allen ihm zu Gebote stehenden Kräften dahin wirken, daß Niemand mehr nach dem Mucuri hinwandere, wie ja Se. kaiserliche Majestät Befehl gegeben hatte, alle Unglücklichen von dort wieder fortzuholen."

„Da nun aber die heillose Central-Colonisationsgesellschaft in Rio, ein unmittelbares Organ der Regierung und als solches in der Person des Senators Candido Borges Monteiro mit einem neuen Präsidenten im Monat März durch selbständige Wahl der Regierung versehen, noch immer fortbesteht, um Menschen in Europa, besonders in Deutschland, durch Agenten beschwatzen zu lassen, — da künftighin Einwanderer, denen wegen gemachter Vorschüsse, Reisekosten, Zehrungsgelder im Depot auf der Insel do Bem Jesus keine freien Dispositionen über ihre Personen und den Aufenthalt, den sie sich etwa wählen möchten, zusteht, auf Kosten der Regierung nach jener Anzeige vom 19. Februar nach dem Mucuri transportirt werden sollen, — da es sogar ganz offen im Senat ausgesprochen worden ist, daß man künftighin keinen Real mehr für freie Einwanderung ausgeben, sondern alle auf Staatskosten kommenden Kolonisten den Pflanzern zur Disposition stellen sollte, — da man demnach das unheilvolle System der Tagelöhnerei, des Frohndienstes, des Knechtseins, des Parcerie- oder Halbpartwesens noch immer nicht aufgeben will, sondern wieder mit ihm, einem modificirten Sklaventhum weißer Menschen, zu liebäugeln anfängt, und diese als billige Leibeigne, taktlos genug, auch nach solchen Gegenden nördlich von Rio bringen möchte, in denen sie der Ungunst des feuchtheißen Klima's erliegen müssen, so rufe ich nach diesem ungeheuer langen Vordersatze kurz aus: Keine, keine Auswanderung nach Brasilien, keine andere, als die auf freien Boden, von freien Leuten, von freien Arbeitskräften, in gesunder Gegend und nur im Süden des Kaiserreichs."

Ueber den reichen Inhalt, den unser vorliegendes Buch bietet, müssen wir hinweggehen; nach der ersten Seite, die wir aufgeschlagen, würde es sich auch schwerlich schicken, wenn wir von Anana's, von Botokuden, Reiseabenteuern u. dgl. sprechen wollten.

Süd-Amerika.

Die Literatur in Neu-Granada.

Der canadische Schriftsteller Haliburton sprach bei seiner Uebersiedelung nach England die Ueberzeugung aus, daß noch lange Zeit vergehen müsse, ehe an eine selbständige und große Entwickelung der Literatur in den englischen Kolonien zu denken sei. Er führte als Grund dafür die Nothwendigkeit an, welche die materiellen Lebensbedingungen in den Vordergrund stelle und hielt es für unwahrscheinlich, daß selbst die nordamerikanische Literatur im Laufe des nächsten Jahrhunderts irgend einer europäischen gleichkommen werde. Wenn sich möglicher Weise über diesen Punkt verschiedene Anschauungen finden können, so läßt sich das von Haliburton Behauptete unschwer auf Süd-Amerika anwenden. Hier verlangt die Nothwendigkeit noch die Herstellung der ersten Grundbedingungen geistigen Lebens. Hier giebt es nicht blos Wälder zu fällen, Straßen und Städte zu gründen, sondern überhaupt zu irgend einer Feststellung der staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse zu gelangen. Es ist denkbar, daß mitten unter heftigeren, politischen Kämpfen, große innere Entwickelungen stattfinden. Wenn aber, wie in den meisten Republiken des ehemals spanischen Amerika, von Lustrum zu Lustrum ein Herrschaftswechsel stattfindet, der die Häupter einer Partei an die Spitze des Staates ruft, um sie dann nach kurzer Zeit wieder gestürzt, alles von ihnen Angebahnte beseitigt zu sehen, wenn Constitutionen, in denen nicht einmal eine Grundanschauung verbleibt, in raschester Folge wechseln und die Existenz aller hervorragenden Männer an eine Partei geknüpft und eben darum unsicher ist, so sind allerdings wenig Aussichten für Kunst und Wissenschaft vorhanden. Trotzdem irren diejenigen, welche alles Leben nach dieser Richtung erstorben wähnen. Die Musik und die bildenden Künste scheinen freilich noch nicht über die ersten Anfänge hinaus gelangt und die Bildsäulen, welche die verschiedenen Staaten des ehemaligen Columbia dem Befreier Bolivar setzen wollen, müssen in Frankreich und Deutschland modellirt und gegossen werden. Aber die Literatur und mit ihr verbunden das Theater erfreuen sich in beinahe allen südamerikanischen Staaten größerer Berücksichtigung.

Auch über die politische Journalistik hinaus, welche natürlich durch die Parteileidenschaften eifrigst gepflegt wird, machen sich literarische Interessen geltend. Dieselben knüpfen sich großentheils noch an die Reste der alten spanischen Bildung, stützen sich auf die großen Muster des ehemaligen Mutterlandes. Aber das ist an sich kein Vorwurf und diejenigen, die eine selbständige Entwickelung der südamerikanischen Dichtung aus diesem Grunde nicht für möglich halten, scheinen vergessen zu haben, daß die glorreiche, italiänische Kunst des Mittelalters sich selbst aus und aus der byzantinischen Afterkunst erhoben hat. Die neuerliche Entwickelung der südamerikanischen Literatur zeigt in den verschiedenen Staaten verschiedene Gruppen von Persönlichkeiten und Bestrebungen. Durch zufällige, günstige Umstände lernten wir die einzelnen literarischen Bestrebungen und Anfänge in der Republik Neu-Granada (nach ihrer letzten Constitution, ein den Vereinigten Staaten nachgebildeter Staatenbund) kennen.

Hier erfreut sich vor allem der Liederdichter Eusebio Caro der größten Popularität. Sein Einfluß auf die Lyrik in Venezuela und Neu-Granada soll ein sehr beträchtlicher sein, und viele jüngere Poeten sich bemühen, ihm nachzueifern. Da wir trotz vieler Bemühungen Eusebio Caro's Lieder nicht erhalten konnten, so ließ sich auch kein Vergleich mit denjenigen Proben von Lyrik anstellen, welche uns im neuesten südamerikanischen Musen-Almanach von einem neugranadischen Dichter- oder Literatenverein geboten werden. („Liceo Granadino," coleccion de los trabajos de este Instituto. Bogota, 1856.) Die im Liceo Granadino gesammelten Arbeiten dieser Gesellschaft bieten einen ziemlich bunten Anblick: Oden, Lieder, kleine Aufsätze in Prosa sind ohne sonderliche Auswahl zusammengestellt. Im Beginn einer Literatur kann auch der Maßstab unserer Kritik gar nicht angelegt werden, es bedarf des guten Willens von allen Seiten, des unbedingten Entgegenkommens. Man ist in der Lage, Jeden ermuthigen zu müssen, welcher überhaupt literarischen Arbeiten Zeit und Kräfte widmet, und es bedarf vielmehr der Häufung des Materials als einer Sichtung und Sonderung desselben. In dieser Nothwendigkeit vereint die Dichter-Gesellschaft von Neu-Granada Alle in und um sich, die mitten in den Wirren und Kämpfen des dortigen politischen Lebens den Muth behalten haben, literarischen Strebungen nachzugehen. Sie kann nicht viel fragen, ob das Talent größer und geringer sei (und in der That haben viele der im Liceo Granadino mitgetheilten Arbeiten, besonders der Lieder, einen ziemlich trivialen Anstrich), sondern sie muß den guten Willen auf das Höchste anschlagen. Welche Festigkeit und Resignation aber mit jedem solchen Willen gepaart sein muß, davon kann uns das Schicksal des ersten epischen Gedichts in Neu-Granada zur Genüge belehren, von dem zur Zeit nur Fragmente vorliegen. (Gonzalo de Lyon. Poema par Julio Arboleda. Fragmentos. Bogota, imprenta de la nacion 1858.) Der Dichter Don Julio Arboleda, Kaufmann und reichbegüterter Besitzer in der Südprovinz Popayan, hatte mit jahrelangem Eifer und unleugbar bedeutendem poetischen Talente das Epos:

„Gonzalo de Lyon" vollendet, als er 1851 in die eigenthümliche Lage kam, an die Spitze eines Aufstandes treten zu müssen. Seit 1849 regierte der demokratische Präsident Lopez mit terroristischer Willkür und Verletzung aller seitherigen Verhältnisse Neu-Granada's und riß eine Säule nach der andern in dem ohnehin schwankenden Staatsgebäude nieder. Don Arboleda, sein Freund Mariana Ospina (der gegenwärtige Präsident) und einige Offiziere versuchten in Pasta und Popayan eine Erhebung der konservativen Partei, welche von den Truppen des Präsidenten Lopez niedergeschlagen wurde.

Don Arboleda flüchtete nach Peru, später nach Nord-Amerika, und wurde erst beim Siege der konservativen Partei (1855) zurückgerufen, wieder in den Kongreß gewählt und in den Besitz seiner Güter gesetzt. Diese waren gleich nach der Besiegung des Aufstandes vollständig verwüstet worden, und die Zerstörungswuth hatte die literarischen Schätze ebensowenig verschont, als die andern, von dem Epos „Gonzala de Lyon," der Frucht manches Jahres und wirklichen Schaffensdranges, blieben nur jene Fragmente übrig, welche dann in Bogota gedruckt worden. Indeß ist der Dichter (gegenwärtig in Paris) neben andern poetischen Arbeiten mit der Wiederherstellung auch dieses epischen Gedichts beschäftigt. Hoffentlich findet sich später eine passende Gelegenheit, die Leser mit einigen Proben südamerikanischer Epik bekannt zu machen. Form und Darstellungsweise des „Gonzalo de Lyon" schließt sich den spanischen erzählenden Dichtern an, welche sich selbst wiederum auf die italiänischen Epiker stützen. Die Ottaverime ist die Grundform, obwohl sich Arboleda so viele Freiheit gestattet hat, stellenweise überhaupt aus dem epischen Charakter herauszutreten und förmliche Dialoge zwischen den einzelnen Personen des Gedichts einzuschieben. Ueber die Fabel läßt sich natürlich aus den vorliegenden Bruchstücken kein Urtheil gewinnen, aber der wirklich poetische Hauch, welcher auch diese Bruchstücke durchweht, scheint eine Garantie für das Gelingen des Ganzen zu bieten.

Das Theater in Neu-Granada steht auf keiner sonderlichen Höhe, die Oper ist italiänisch, das Schauspiel nur zur Hälfte national, indem die Uebersetzungen eine fast eben so große Rolle spielen, als auf der deutschen Bühne. Doch überwiegt das französische Conversationsstück nicht unbedingt, auch deutsche Dramen, vor allen Schiller's „Räuber" und „Fiesco" werden auf der Bühne von Bogota in spanischer Uebertragung aufgeführt. — Unter den spanischen Dramen erfreuen sich diejenigen des neuesten Klassikers: Breton de los Herroros, einer größeren Begünstigung als die Lope de Vega's, Calderon's und Moroto's. — Verschiedene Süd-Amerikaner haben sich gleichfalls als Dramatiker hervorgethan, in Neu-Granada vor allem Vargas Fejada, dessen „Convulsiones" mit außerordentlichem Beifall aufgenommen worden sind. Auch einer der Journalisten der jetzt herrschenden, konservativen Partei, Lazaro Maria Perez, Herausgeber der in Bogota erscheinenden Zeitschrift „el Porvenir," hat mehrere dramatische Versuche geschrieben. Begreiflicherweise gelangen zahlreiche Arbeiten dieser Art gar nicht zum Druck, aber ihr bloßes Vorhandensein legt Zeugniß ab, daß ein neuer und lebendiger Zug zu geistiger Entwickelung unter den Kreolen vorhanden ist — ein Zug, der freilich erst dann allgemeinere Geltung und Bedeutung erhalten kann, wenn die staatlichen Verhältnisse geordnet und zu einiger Festigkeit gelangt sein werden, im Staatenbunde von Neu-Granada so gut, als im übrigen Süd-Amerika.

Dr. Adolf Stern.

Belgien.

Schattenrisse der neuen vlaemischen Literatur.

I.

Karl Ludwig Ledegand.

In der heutigen vlaemischen Literatur bestehen für den Augenblick noch zwei Schulen: die alte, welche aus den Rhetoreikammern hervorgegangen, und noch von Holland belehrt worden ist, und die neue, welche als vaterländisches Gewächs auf Antwerpner Boden entsproßte, und jetzt schon ihrerseits Holland erfrischt. Jene wird repräsentirt durch Van Duyse, Blieck, Blommaert, Rolet de Brauwere, nimmt ab und wird aussterben. Diese begann mit Conscience, de Laet, Van Kerkhoven, Van Beers, nimmt zu und wird hoffentlich weiter leben, wenn sie sich nicht in der Zersplitterung glaubt und in ihren Anstrengungen nachläßt. Zwischen beiden Schulen steht Ludwig Ledegand, geb. zu Eecloo 1805, gest. zu Gent 1847; wie er in seinen poetischen Studien von Tollens bis zu Byron überging, so begann er als Dichter mit „Heil und Unheil der Schauspielkunst" und mit den „drei Schwesterstädten." Die erste dieser Dichtungen brachte ihm den Ehrenpreis der guten Stadt Deynze ein, die zweite den Ruhm der Klassizität. Er war der Freund seiner Zeit- und Dichtgenossen, und er schätzte und liebte die Neuen, Nachfolgenden, und sämmtliche Blaemingen, die wissenschaftlichen Genter sowohl, wie die romantischen Antwerpner, waren wenigstens ein Mal eins, nämlich in der Anerkennung Ledegand's.

Und das war Gerechtigkeit, denn wenn die Art eines Volkes durch einen Dichter ausgedrückt wurde, so war es die neuvlaemische durch Ledegand, — in ihrem Ernst nämlich. Das Lockere und Burleske, auf vlaemisch das „Lose" und „Koddige," war Ledegand fremd; das findet seine Dolmetscher an den Van Ryswycks. Aber alle die ernsten und pathetischen Gefühle, welche die vlaemische Poesie sich erlaubt, sind durch Ledegand ausgesprochen worden.

Die Liebe zum Vaterland, die schmerzlich leidenschaftliche zu den Eltern, die ruhigere zu der Gattin, die gemäßigte Bewunderung des Schönen, die Schätzung der Arbeit und des bescheidenen alltäglichen Glückes, die große Trauer über das leibliche Elend des Armen, die Schwermuth über die Zeiten, welche im Vaterlande nicht mehr sind, die Erbitterung gegen die Unterdrücker der Muttersprache, das Bewußtsein, dichten zu können, und die Anbetung des Herrn im Himmel und des Kindes auf der Erde — keine einzige von diesen gesetzmäßigen Empfindungen fehlt in Ledegand.

Ebenso finden wir bei ihm alle Gegenstände, welche wir in Jahrbüchern der Poesie wieder und wieder antreffen.

Die Leier, die Leinweberei, die Feier von des Landes Unabhängigkeit, der Freund der Jugend, der Wahnsinn, der blinde Bettler, das hinsterbende Mädchen, die Gräber der Eltern, das ist's, was Ledegand schildert. — Ob er nun vom Allgemeingut genommen, oder ob er es bereichert hat, das heißt, ob er nachgeahmt hat, oder nachgeahmt worden ist, darauf kommt es hier weiter nicht an; genug, daß die Gefühlstöne, welche er anschlägt, Echo's in der Brust seines Volkes finden, daß die Bilder, welche er malt, Allen bekannt sind. Er sagt und zeigt seinen Landsleuten nichts Neues, er sagt und zeigt ihnen das Vertraute und Gewohnte, nur besser, als sie gewohnt sind, es zu sehen und zu hören; darum bedürfen sie nicht der mindesten Anstrengung, um ihn zu verstehen, und es ist ihnen einfach und natürlich, ihn zu lieben.

Endlich ist Ledegand persönlich vollkommen in dem Gleise geblieben, in welchem die vlaemische Literatur bisjetzt ihrem noch unbekannten Ziele zu arbeitet. Er hat sich selbst gemacht und ist an der Anstrengung zu Grunde gegangen. Da ihm keine wissenschaftliche Erziehung gegeben worden war, bereitete er sich allein zur Universität vor. Später kam er zu Fuß von Eecloo in die Kollegien nach Gent. Als er endlich Friedensrichter geworden war, fühlte er so dringend die Verpflichtung, sich gemeinnützig zu machen, daß er das ganze große Gesetzbuch in's Vlaemische übersetzte, eine Arbeit, an welcher ein Mensch seine ganze Lebenszeit genug haben kann. Die Poesie war, wie er selbst in dem Vorwort zu den „Blumen meines Herzens" äußerte, für ihn nichts, als ein Ausruhen von ernsteren Beschäftigungen, „und," setzte er hinzu, „nichts Anderes soll und darf sie für Jeden sein, der wesentliche Pflichten gegen die Gesellschaft und gegen die Familie zu erfüllen hat." Hierauf antwortete der Antwerpner, Van Kerkhoven, damals jung, jetzt auch schon todt, der nicht ohne Geschick, wenn gleich oft zu heftig kritisirte: „Der Herr Ledegand scheint zu glauben, daß es eine größere und edlere Aufgabe sei, Bauernkrakeele zu schlichten, als sich der heiligen Kunst zu widmen. Ein Glück, daß Tasso, Byron, Schiller, Goethe, Lamartine, Helmers und Bondel keine Friedensrichter gewesen sind; die Welt würde ihnen dann für keine Meisterwerke zu danken haben." Van Kerkhoven hatte im allgemeinen literarischen Sinne vollkommen Recht, aber Ledegand dachte als Blaeming und zwar als Blaeming von 1842. Jetzt dürfte der Gedanke einer rein schriftstellerischen Existenz schon eher gefaßt werden, denn man ist bis dahin gekommen, daß man auch durch die Poesie nützlich werden könne. Aber damals dachte Ledegand noch wie der orthodoxe Bürger eines Landes, in welchem das Gemeinwohl, oder wie die Blaemingen es nennen, „das Gemeinbest," ein für alle Mal, über alle ideale Bedürfnisse und Bestrebungen gesetzt wird.

Daß in Ledegand eben nur Realitätspoesie gesucht werden darf, versteht sich folglich von selbst. Wenn in einem Gedicht etwas mehr zur Aussprache kommt, als was man in einer Bürger-Existenz zu suchen berechtigt ist, so ist dieses Gedicht aus einer fremden Sprache. Ledegand übertrug vortrefflich; er war freier, wenn er für einen Andern sprach.

In seine eigene Sprache muß man, wenn man fremd ist, sich erst schicken, und ich glaube kaum, daß es gelingen wird, wenn man sich nicht

schon gewissermaßen mit den Vlamingen eingelebt hat. Es kommt Einem z. B. prosaisch vor, wenn man den Schlaganfall, an welchem der Dichter seinen Vater verloren hat, ausführlich geschildert findet. Man denkt, es sei das ein Gegenstand für einen vertraulichen Brief, aber nicht für eine Elegie. Indessen an eine solche Anwendung des Maßes und des Reimes muß man sich gewöhnen, wenn man die früheren vlaemischen Dichter lesen will.

Poetischer ist „Das Grab meiner Mutter." In den Worten

Die Mutter! O dies Wort fiel aus der Engel Mund
Wohl auf des ersten Menschen Zunge nieder!

ist ein schöner Gedanke melodisch ausgehaucht, und ungemein innig ist auch die Anrede an die Geschwister:

Geliebte, die gleich mir aus ihrem Schooß entsprossen,
Die Ihr dem Schicksal folgt vereinzelt und fernab,
Gedenket Ihr der Zeit, da wir, als zarte Sprossen,
Noch wuchsen um den Stamm, der uns das Dasein gab?

Als noch dasselbe Dach uns schützend deckte,
Als Liebe unter ihm uns einen Himmel schuf,
Als eine sanfte Stimm' uns jeden Morgen weckte
Zur Arbeit, zum Gebet mit liebevollem Ruf.

Gleich Vögeln flogen wir den Tag lang auf und nieder
Und saßen still beim Buch und spielten froh im Gras,
Doch kamen Mittags wir und Abends lärmend wieder,
Dann war der erste Blick dahin, wo Mutter saß.

Im Original klingen diese Worte noch naiver: „beim Aufmachen der Thür frug Jedes, wo Mutter wäre!"

„Der Buchweizen" wird sehr geschätzt. Mir giebt dieses Gedicht mit seiner Länge und seinem wechselnden Versmaße die Empfindung, als erdrückte es den lieblichen, immerfort röthlichen Buchweizen.

„Der Bettler" ist die Lebensgeschichte eines Pachters, den das Unglück unverdienter Weise allmählich an den Bettelstab bringt. Obwohl es auch etwas an prosaischen Einzelheiten leidet, fesselt es doch durch rein menschliche Wahrheit, und der Form nach ist es eine der schönsten Dichtungen Ledeganck's.

„Fritz und Mathilde" ist von rührender Einfachheit. Mathilde ist eben fünfzehn Jahr, zart und blond und blaß zugleich. Im Lenz noch fröhlich, stirbt sie jetzt im Herbst langsam hin. Lange hat sie ihr Leiden geleugnet, selbst dem Spiegel nicht geglaubt, jetzt kann sie sich nicht mehr täuschen. Sie sitzt an einem hellen stillen Morgen am Fenster, ihre Gespielinnen umgeben sie. „Seht Ihr," fragt sie, „wie ich noch vor meiner Blüte verwelke?" Und sie ruft sich das freie Feld zurück und die lustigen Ringeltänze, ach, und Fritz, der auf der Schule ist! Sie hat die Mutter gefragt, ob sie ihn bald wiedersehen wird, die Mutter hat nur mit einem Seufzer geantwortet. Mathilde fährt fort:

Ach, Gespielinnen, geliebte,
Was da wecket meinen Neid,
Ist nicht Eure junge Schönheit,
Die vergeh'n wird mit der Zeit;

Noch die Raschheit Eurer Glieder,
Noch die Rosen im Gesicht;
Auch das Feuer Eures Blickes,
Auch die süße Stimme nicht.

Aber eines Bruders Liebe,
Eines Bruders, so wie er;
Dieses eine Gut der Erde,
Das beneid' ich Euch so sehr.

Dann kommt das Lebewohl an die „Schwestern," deren Beten, deren Seufzen und dann:

Als da näher kam der Abend,
Hörte man von nah und weit
Dumpf die Todtenglocke gehen,
Und ringsum war Traurigkeit.

Und darauf sehen wir einen einsamen Kirchhof in einem kleinen Dorfe, und in der Rinde einer Trauerweide stehen zwei Namen eingeschnitten, die jedoch schon etwas verwachsen sind. Wenn es wieder Frühling wird, „und der junge Maimond seinen Blumenkorb über die Erde ausschüttet," dann kommt die Landjugend zusammen und pflanzt beim Dämmerlichte des Mondes ein Kreuzchen vor die Trauerweide und hängt Kränze daran. Und ein Greis erzählt von Fritz zu Waterloo. Er war sechszehn Jahr, erst den Tag zuvor zum Heere gekommen, und wenn er gleich groß aufgeschossen war und stolz in die Runde sah, „wie Einer, der etwas Großes thun wird," so glich er doch, selbst unter den Waffen, einem jungen Mädchen, und die alten Krieger, welche bei ihren gesattelten Pferden stehen, spotten seiner. Ist dieses liebe hübsche Kind das Liebchen des Feldherrn? Es wird's der Mutter klagen, daß es hier kein Federbett findet. Es wird zu weinen anfangen, wenn der erste Schuß fällt; da sprengt auf dem weißen Roß der Feldherr vor und heischt: „einen Mann von gutem Willen." Es handelt sich darum, eine Botschaft über's Wasser zu bringen, welches vom Feuer des Feindes bestrichen wird.

„Wo ist er,
Der ruhmreich wünscht zu sterben?"
Und eine Stimme ruft: „Hier!"

Fritz sprengt durch das feindliche Feuer über das Wasser, er kommt auch zurück, aber zu Fuß und blutig und wankend, und als der Feldherr die Antwort hat, sinkt Fritz vor ihm zu Boden. Fritz hat sich vor seinem Ritt einen Lohn ausbedungen, der Feldherr frägt ihn: welchen?

„Einen Platz bei ihr im Grab."

Der Feldherr weiß, was diese Worte meinen, der Jüngling wird in sein Zelt getragen, bis auf später, „Waterloo beginnt," Waterloo endet; Fritz liegt bei Mathilden unter der Trauerweide, und man glaubt, eine Dichtung von Goldsmith gelesen zu haben.

„Die Wahnsinnige" würde eine herrliche Skizze in Prosa gegeben haben; in Versen ist die Erzählung so ungefüge, daß man sich sogar an einzelnen vortrefflichen Schilderungen nicht erfreuen kann.

„Boudewyn von Konstantinopel" und „das Burgschloß von Zomerghem," sind zwei erzählende Dichtungen in einzelnen Gedichten von verschiedenem Versmaße. Die erste, deren Inhalt durch die Ueberschrift angedeutet wird, ist glücklich in Allem, was sie an Geschichte und Länderbeschreibung enthält. Das Poetische dagegen ist schwach, und besonders erinnert die Erscheinung der Bulgarenfürstin in Baudewyn's Gefängniß sehr ungünstig an Gulnare im Kerker des Corsaren. „Das Burgschloß von Zomerghem," dem Orte, wo Ledeganck Friedensrichter war, beginnt mit den Worten:

Klara, sind die Schlüsselbunde,
Von dem Burgschloß hergebracht?

Und ähnlicher Redensarten giebt es so viele, daß man wohl sieht, wie Ledeganck auch nicht ein Mal eine Ahnung, geschweige denn einen Begriff vom Romantischen hatte, dessen erste Bedingung es ist, daß alles Alltägliche nicht alltäglich gesagt werde. Schade, daß durch die Behandlung der Stoff des Burgschlosses von Zomerghem verdorben worden ist. Das gleiche Bedauern empfindet man bei der „Verleumdung."

Ob Ledeganck's Talent unter andern Umständen sich von dieser häufigen Trivialität des Ausdruckes frei erhalten hätte, ob es sich selbst unter den obwaltenden Verhältnissen davon frei gerungen hätte? Die „drei Schwesterstädte" scheinen für das Letztere zu sprechen. In diesen Gedichten ist Ledeganck wirklich edel, wirklich ausgewählt, wirklich Dichter. Gent,

— der reichste Diamant
Im Ehrenkranz vom Vaterland,

wird in ihnen eben so erhaben und kräftig angeredet, wie Brügge,

Die tiefgesunkne Fürstenstadt,

harmonisch und tief empfunden beklagt, und Antwerpen,

Die Königin der Schelde,

freudig und hoffnungsvoll gefeiert wird. Wohl konnte Jan van Beers, jetzt das, was Ledeganck damals war, der beste vlaemische Dichter, bewegt ausrufen: Nicht wahr, du wirst noch singen, Ledeganck?

Aber Ledeganck hatte nicht umsonst zu den Antwerpnern gesagt:

Ich leg' die Zither hin.

Noch kein Jahr war verflossen, da trugen sie ihn in Gent zu Grabe.

Ida von Düringsfeld.

Schweden.

Deutsche Skizzen aus Skandinavien.

X.

Stockholm.

Die erste Bemerkung, die sich mir hier aufdrang, war die, daß Stockholm trauerte. Vor mehreren Monaten war König Oskar I. dahin geschieden, und das ganze Land hatte Trauer angelegt. Zwar waren

auch in den ländlichen Gegenden und in den kleineren Städten die Flore um die Hüte der Männer und die schwarzen Kleider der Damen zuweilen noch bemerkbar, insbesondere unter den höheren Ständen; allein diese Tracht hatte den Anschein, als ob man das einmal Angeschaffte gelegentlich auch abtragen wollte. Hier in Stockholm dagegen hüllte sich noch Jedermann in die Farbe der Trauer, des Todes. Das war besonders auffallend an dem Sonntage, an dem ich landete. Es machte in der That einen seltsamen Eindruck, die meist freundlichen Straßen nur mit schwarzen Gestalten belebt zu sehen. Wer in hellen Farben einherging — in der Regel Ausländer — setzte sich verwunderten Blicken aus.

Diese Trauer hielt jedoch die guten Stockholmer nicht ab, ihrem Vergnügen nachzugehen, so gut es eben möglich war.

Stockholm hat, wie Kopenhagen einen Sammelpunkt für das ganze Volk. Das ist der Thiergarten, ein mächtiger Naturpark, angefüllt mit leicht, fast südlich luftig gebauten Landhäusern, Palästen ꝛc., die Restaurationen, Konditoreien ꝛc. nicht zu vergessen, von denen der Thiergarten eine reiche Auswahl besitzt. Alle diese Gebäude liegen zerstreut in herrlichen Wald- und Felsenpartien, welche von der Kunst des Gärtners nur zugänglich zu machen waren, um den schönsten Park zu erhalten. Einige Seen bieten ihren Spiegel zu Gondelfahrten dar, und von den meisten Seiten bespült die Ostsee die grünen Gestade dieser Halbinsel. Zuweilen öffnet sich durch die Waldungen und Alleen hindurch eine Aussicht auf die See, und dann erscheint das Leben auf ihr wie eine fremde Welt, die durch Zauber in die Nähe dieses grünen Landes versetzt ist. — Was aber dem Thiergarten den größten Reiz verleiht, ist das Volk selbst, das ihn besucht. Hier ist der Bewohner Stockholms, der echte Eingeborne, zu Hause; hier fühlt er sich, und der Stolz auf den Thiergarten ist von seinem Nationalbewußtsein gar nicht zu trennen.

Hier findet aber auch Jeder seine Rechnung. Obgleich, namentlich des Sonntags, Tausende die Anlagen durchströmen, wird der Einsame doch noch ein trauliches Plätzchen finden, wo er seinen Betrachtungen ungestört nachhängen kann. Wer die Natur liebt, dem eröffnet sie sich in den mannigfachsten Erscheinungen. Wer Kunstschätze sucht, findet sie im königl. Lustschlosse Rosendal, dem Mittelpunkte des Treibens im Thiergarten. Wer das Bedürfniß zur Stärkung seines Körpers fühlt, kann nur im Zweifel darüber sein, von welchem der unzähligen ihm winkenden „langen Arme“ er sich fassen lassen soll. Der Philosoph endlich findet reichlichen Stoff zu seinen Studien in den drastischen Erscheinungen echten Volkslebens.

Die Büste Bellmann's steht im Thiergarten; das ist in der That für ihn der geeignetste Standpunkt. Er, der Volkssänger, der Freund, Gönner und Kenner des Volkes mußte für immer mitten unter ihm Platz finden.

Die ergötzlichsten Anekdoten über Bellmann laufen noch jetzt in Stockholm um. Sie machen diesen närrischen Kauz zum schwedischen Till Eulenspiegel. Er nahm am Hofe des Königs die Stelle des „lustigen Rathes“ ein, eine Stellung, für welche ich hier die mildere Bezeichnung „Erheiterer“ in Anspruch nehmen möchte, da Bellmann keineswegs ein Narr im Sinne der Shakspear'schen Dramen, sondern mehr Gesellschafter am Hofe war, der freilich der Narrenstreiche genug ausübte. Seine Scherze, die er in die anmuthigsten Verse zu kleiden wußte, enthielten jedoch in der Regel einen tiefen Sinn und eine oft sehr ernste Bedeutung.

Dem schwedischen Volke ist er mehr Anakreon gewesen, und er ist ihm deshalb so unentbehrlich geworden, weil seine Lieder, die er selbst in Musik setzte, und die in solcher Gestalt leicht den Weg zum Munde und zum Herzen des Volkes fanden, aus des Volkes innerstem Leben kamen, und gleichsam eine Photographie des Volkslebens sind. — Freilich wußte auch Niemand so gut als er die Orte zu finden, wo die Volksströmungen am lebendigsten pulsirten, und es erregte kein Erstaunen, ihn in der dunkelsten Kneipe zu treffen, die er, wie man versichert, allerdings nicht immer des reinen Studiums wegen besuchte.

Wenn ich der Orte gedenke, welche den Einwohnern Stockholms zu Versammlungen dienen, so schwebt mir vor allem das sogenannte Stromparterre vor, wo ich einige Stunden zubrachte, welche zu den schönsten der ganzen Reise zählen.

Vom Schlosse, d. h. von Staden, dem ältesten Stockholm, führt eine große, schöne Brücke hinüber nach Norrmalm, dem neuen Stadttheile. Sie überbrückt den Kanal, welcher den westlichen („Mälar“) mit dem östlichen („Ostsee“) Hafen verbindet. Von dieser Brücke an breitet sich der letztere Hafen in ansehnlichen Dimensionen nach Osten aus. Dort, wo dieses Wasser, der Strom, mit der Brücke und dem Schloßberge ein fast rechtwinkliges Dreieck bildet, hat sich ein grünes Stückchen Land angesiedelt, das eine glückliche Idee zum schönsten Erholungspunkte geschaffen hat. Kaum einige Morgen groß, gewährt es Tausenden der in enge Straßen eingepferchten Einwohnerschaft die Wollust, unmittelbar an der See und mitten in der Stadt unter grünen Bäumen die reinste Luft und Blüthenduft einathmen zu können. Ursprünglich nur von einigen jetzt uralten Eschen und Silberpappeln beschattet, ist der kleine Platz gegenwärtig mit geschmackvollen Anlagen versehen und mit einem Wasserbassin ausgestattet, das wie ein schmaler Meerbusen das Stromparterre in zwei Halbinseln theilt. Zwei große Treppen führen von der Brücke in diese Oase des unruhigen, großstädtischen Lebens hinab, und ein Brückenbogen hat den Raum zur Einrichtung einer Conditorei hergeben müssen. Es ist nun kaum etwas Angenehmeres zu denken, als des Abends an einem der kleinen runden Tische, die vor der Conditorei aufgestellt sind, zu sitzen, über sich das Geflüster unter den Blättern der Riesenbäume, zur rechten Seite das hohe, majestätische Schloß, in dunklen Schatten gehüllt, vor sich das stille, glänzende Wasser des Stroms mit seinem Mastenwalde, um sich herum Hunderte von Menschen jedes Alters, jedes Standes, jedes Geschlechts, die, von der geringen Ausdehnung des Platzes und von der herrschenden allgemeinen Gemüthlichkeit veranlaßt, Arm in Arm die Gänge des Stromparterres durchwandeln; dazu von einer kleinen Kapelle die Musik, die, nicht ausgezeichnet, aber leicht, den Weg zum Ohre und zum Herzen findet und die genügt, um die Seele mit angenehmen Melodien zu erfüllen; und dann alle diese Gruppen, diese ganze Scene nicht allein verschwenderisch mit Gas, sondern auch von dem klaren, magischen Lichte des nordischen Vollmonds beleuchtet — ach! das Alles erzeugt einen jener glücklichen Augenblicke des Lebens, in denen die Seele, in die süßesten Träumereien versunken, von allen irdischen Sorgen gemieden, einen Vorschmack der Seligkeit zu empfinden glaubt.

An einem Morgen besuchte ich die Anhöhe, welche die berühmte Aussicht auf Stockholm gewährt: Mosebacke.

Mosebacke ist ein Wirthshaus auf Södermalm. Man gelangt dahin auf den schmutzigsten Straßen Stockholms, durch einige höchst abschreckende, abscheulich gebaute Höfe, und schwerlich würde man vermuthen, in diesem finsteren Stadtviertel zu begeisterten Ausrufen der Bewunderung hingerissen zu werden. In der That zweifelt man zuweilen, ob diese engen, winkligen Räume, welche man wie ein Labyrinth bang durchschreitet, noch irgendwo einen Ausweg für den unkundigen Fremden bieten werden, und unmuthig setzt man wiederholt den Fuß zur Umkehr an. Aber die Ueberzeugung, sich vorher unfehlbar gut unterrichtet zu haben, spornt zu neuen Nachforschungen an, bis die Zauberthür sich öffnet, welche zu den Genüssen von Mosebacke führt. Eine Berglehne, in einen Restaurationsgarten verwandelt, zeigt sich; zahlreiche Pavillons, der eine immer höher als der andere, mit allen Zeichen eines lebendigen Volksverkehrs versehen, winken als ebenso viele Ziele der Wanderung. Ersteigt man diese Aussichtspunkte einen nach dem andern, so erweitert sich die Aussicht auf Stockholm in entsprechender Weise. Wohl aber wird man thun, sogleich, ohne einen Blick nach der Stadt zu werfen, zum höchsten Pavillon aufzusteigen, um von dort die Aussicht mit einem Male zu genießen.

Da liegt sie denn, die Stadt der sieben Inseln, das nordische Venedig; da liegt sie, zu beiden Seiten des Ostseehafens terrassenförmig aufsteigend, und in der Mitte das einfache aber würdig sich erhebende Schloß wie eine Perle enthaltend; hier unten, an die schwarzen, alten Häuser von Södermalm sich anschließend, zieht sich der Ostseehafen herauf bis zum Schlosse und zur Norderbrücke; zahllose Schiffe strecken ihre Masten zum Himmel auf und versammeln um sich das emsig handelnde, eifrig sich beschäftigende Volk; links über das Meer alterthümlicher, kleiner Häuser in Staden ragt der gußeiserne Thurm der Ritterholms-Kirche — ein Meisterwerk in Gußarbeit — hervor; geradeaus, über die blendend weißen Gebäude von Norrmalm erhebt sich die schöne Adolf-Friedrichskirche; rechts am Quai, gegenüber dem Schlosse das neue National-Museum, ein Gebäude in tadellos reinem Rundbogenstyl erbaut, wie es kein zweites in Stockholm giebt.

Aber von Einzelheiten dieses Panorama's zu sprechen, ist Thorheit, und den Gesammteindruck wiederzugeben, unmöglich. Es ist ein Anblick, der sich zwar tief ins Gedächtniß einprägt, aber es verschmäht, in Worte gefaßt zu werden. Kein Wunder, daß das Volk auch zahlreich auf Mosebacke verkehrt; schwelgt es doch bei materiellen Genüssen in dem erhebenden Anblicke einer Heimat, deren Herrlichkeiten schon manchen Fremdling nach Norden gezogen haben!

Wie unvergeßlich mir auch die Aussicht von Mosebacke immer sein wird, so kann ich gleichwohl die Bemerkung nicht unterdrücken, daß gerade hier oben der Mangel schöner Bauwerke in Stockholm besonders hervortritt. Die eleganten Privathäuser, die zierlichen Façaden, die dem Auge

so wohlthuenden schönen Verhältnisse von Fenstern und Pforten, wie man sie in südlicheren Hauptstädten gewöhnt ist, werden hier nur zu sehr vermißt, und nur einzelne Gebäude fesseln das Auge durch architektonischen Werth.

Von letzteren muß ich Eines erwähnen, weil es von deutscher Architektur hier oben im Norden ein günstiges Zeugniß ablegt: das neue Museum. Dieses Bauwerk nimmt in Stockholm neben dem Schlosse jedenfalls den ersten Rang ein. Es ist eine deutsche Schöpfung: der preußische geheime Oberbaurath Stüler hat das Bauproject entworfen, ein anderer deutscher Architekt leitet die Ausführung des Baues.

Man erkennt den Werth dieses Denkmals deutscher Baukunst in Stockholm auch allgemein an, knüpft aber an diese Anerkennung stets die Klage, daß die Räumlichkeiten des Gebäudes für die vielen bisher zerstreuten, hier zu vereinigenden wissenschaftlichen und Kunst-Schätze nicht ausreichen werden.

Das Museum steht auf einem sehr günstigen freien Platze auf Norrmalm und bildet mit dem Schlosse auf der gegenüberliegenden Seite eine herrliche Decoration des Ostseehafens. Im höchsten Grade wirkungsvoll sind die in den Fenstern angebrachten Säulen, welche dem Gebäude künstlerische Leichtigkeit und Eleganz verleihen, und mit dem Zwecke derselben in innige Harmonie treten.

Bemerkenswerth ist die Ausschmückung des Portales und der Frontseite überhaupt. Hier sind nämlich die Büsten der Vertreter schwedischer Kunst, Wissenschaft und Poesie in kleinen Nischen aufgestellt, und es ist auf diese Weise dem Bauwerke und seinem Inhalte ein charakteristisches Titelblatt gegeben.

Indem wir die Stadt durchstreifen, um einen allgemeinen Begriff ihrer äußeren Formen zu erhalten, fallen uns die verhältnißmäßig zahlreichen Statuen auf. Jeden Platz ziert ein Monument. So steht auf dem Schloßplatze, dicht am Ostseehafen, auf einem Plafond die Statue Gustav's III. Sie wurde von der Bürgerschaft Stockholms zum Andenken an den 1790 mit Rußland geschlossenen Frieden errichtet, ist von Sergell modellirt und gilt als die gelungenste Statue Stockholms. — Ihr gegenüber, auf demselben Platze, strebt ein Obelisk empor, von dem Sohne Gustav's III., der Bürgerschaft für ihre Treue in dem russischen Kriege errichtet.

Auf Norrmalm finden wir, zunächst der Brücke, auf dem Platze, der sich durch geordnete Anlage, freundliche, moderne Bauwerke und eine prachtvolle Aussicht nach beiden Hafen und nach dem Schlosse, vor allen übrigen Plätzen auszeichnet, die Reiterstatue Gustav II. Adolph's; ferner die Statue Karl's XIII. auf dem nach ihm genannten, vom Gustav's-Markte nur durch das Theatergebäude und eine Kirche getrennten, mit Linden-Alleen ausgestatteten Platze.

Auf dem Ritterhaus-Markte erhebt sich die von L'Archevesque modellirte Statue Gustav Wasa's, des Wiederherstellers der schwedischen ständischen Verfassung; auf dem Carl-Johann's-Platz, in der Nähe der Schleuse, welche den Mälarsee mit der Ostsee verbindet, die Statue Karl's XIV. Johann's, ein Werk Fogelberg's; endlich auf dem Ritterholm die Statue Birger Jarl's, ebenfalls von Fogelberg.

So besitzt denn jeder Platz seinen König und, ich möchte sagen, jeder König seinen Platz. Nur nach einem Andenken für Karl XII., diesen bewunderungswürdigen Charakter, sieht man sich vergebens um; für ihn scheint Stockholm keine Quadratruthe Land und keine Sympathie zu besitzen.

Allein nicht nur an die Könige des Landes, sondern auch an die Fürsten der Wissenschaft hat man bei Ausschmückung der Plätze gedacht. Ich will in dieser Beziehung nur die Bildsäule von Berzelius in einem öffentlichen Garten auf Norrmalm aufführen, ein Werk, das nach meiner Ansicht, sowohl wegen seines künstlerischen Werthes, als auch wegen der wissenschaftlichen Bedeutung des Mannes, dem es gewidmet ist, einen besseren, ich will sagen, verkehrsvolleren Platz verdient hätte.

Die öfteren Uebergänge von einer Insel zur anderen sind nicht immer mit Brücken zu bewerkstelligen, die in Stockholm im Allgemeinen selten sind. Man muß überfahren. Dies geschieht theils auf einfachen Kähnen, theils auf sogenannten Dalbooten, theils endlich durch Dampfboote. — Die Dalboote haben ihren Namen weniger von ihrer eigenthümlichen Einrichtung, als von ihren Führerinnen. Das Uebersetzen ist nämlich ein besonderes Geschäft junger Frauenzimmer aus dem Dallande, welche ihre ungefähr mancher Schweizertracht gleichenden National-Garderobe mit nach Stockholm bringen und hier beibehalten. — Zu ihrem Geschäfte bedienen sie sich besonderer Boote. Diese Fahrzeuge sind mit Schaufelrädern wie die Dampfschiffe ausgestattet. Die Stelle des Dampfes aber vertreten die Dalländerinnen selbst, indem sie mit einer Kurbel das Rad drehen. Der Volkswitz bezeichnet daher die bewegende Kraft dieser Boote mit dem Ausdrucke: „Daldampf."

Höchst beweglich und anmuthig schaukeln die zur Ueberfahrt bestimmten Dampfboote sich auf dem Wasser. Nur für etwa 12 bis 15 Personen eingerichtet, füllen sich diese kleinen Jachten immer augenblicklich mit Personen, welche für den geringen Preis von 3 bis 4 Oer, etwa 5 Pfennige unsers Geldes, sich den Genuß verschaffen, mit Dampf von einem Ufer zum anderen befördert zu werden. An frequenten Stellen übernehmen zwei solcher Dampfer das Geschäft, und begegnen sich dann regelmäßig auf ihren kurzen Fahrten.

Eine höchst interessante Erscheinung hatte ich bei einer solchen Ueberfahrt. Ich kam Abends gegen 8 Uhr vom Thiergarten und ließ mich durch Daldampf über den Osthafen befördern. Ich hatte den Vollmond im Rücken und vor mir eine dunkle Wolke, die alsbald einen milden Regen hernieder schickte. Sofort erhob sich unter der Wolke ein prachtvoller Regenbogen, welcher über die Stadt vom Schlosse aus bis zur Friedrichskirche auf Norrmalm eine bunt schimmernde Brücke wölbte, und, in Verbindung mit dem hellen Mondschein, der Stadt ein wahrhaft zauberisches Ansehen gab. Dieser Mondregenbogen trug alle Farben des Sonnenregenbogens in sich; nur waren sie weniger lebhaft als diese, was natürlich die Folge der Blässe ist, mit der die Mondstrahlen sich in den Wassertropfen brechen. Auch später auf der Ostsee beobachtete ich noch einen solchen, wenn auch weniger vollkommenen Regenbogen. Sie sind der beste Beweis von der vollendeten Klarheit der Luft in diesen nordischen Regionen. In der That verbreitet hier der Mond ein wahrhaft magisches Licht; er lockt den Nordländer ebenso unwiderstehlich hinaus in's Freie, wie den Südländer eine milde Abendluft nach glühend heißem Sommertage. Das Mondlicht ist für den Nordländer das, was dem Südländer der ewig klare blaue Himmel seines Vaterlandes: ein unentbehrliches Bedürfniß, bei dessen Ausbleiben er sich unglücklich fühlt.

Mögen vor dem Schlusse dieses Kapitels noch einige Worte über die Kunstsammlungen Stockholms Platz finden.

Daß man die Kunstschätze der Stadt in ein Lokal vereinigen will, ist ein sehr glücklicher Gedanke. Gegenwärtig sind sie in den verschiedensten Gebäuden zerstreut und dem Fremden nicht immer zugänglich. An eine Uebersicht bei dieser Zersplitterung ist nicht zu denken. Deshalb macht auch das, was man zu sehen Gelegenheit hat, nicht den Eindruck, welchen man erwarten könnte, wenn es als das Glied einer gewissen Ordnung erschiene.

Ich selbst muß mich auf die Sammlungen im königlichen Schlosse beschränken.

Zunächst wird man zur Gemälde-Galerie gewiesen. Sie ist weder bedeutend in Zahl der Bilder, noch reich an guten Gemälden. Ein einziger Saal birgt die ganze Sammlung. Einige Rubens, Wouvermann und Kranach — von letzterem die Eltern Dr. Martin Luther's — sowie zwei Raphaele bilden ihren Hauptschmuck. Die besten Gemälde sollen die königlichen Zimmer zieren.

Umfangreicher und von größerem Werthe ist die Sammlung von Handzeichnungen.

Von der Gemälde-Galerie begiebt man sich hinab in das sogenannte Stein-Museum, und zunächst in das ägyptische Zimmer. Man findet hier einen kleinen Versuch, der nordischen Phantasie einen Anhaltepunkt für die Vorstellung ägyptischer Alterthümer zu gewähren. Wer das ägyptische Museum in Berlin kennt, schreitet ohne weiteren Aufenthalt hindurch.

Nicht besser möchte es der sogenannten Niobe-Galerie ergehen, so bezeichnet wegen eines Abgusses der Niobe-Gruppe.

Demnächst gelangt man in ein kleines Zimmer, angefüllt mit etrurischen und griechischen Vasen, Mosaik-Arbeiten und einer kleinen Sammlung Mosaika. Dies Zimmer bildet den Uebergang zur Statuen-Galerie, dem Hauptsaale des Stein-Museums.

Die schönste Zierde dieses Raumes und des ganzen Museums ist unstreitig der antike Endymion, welchen man hier findet. Dieses kostbare Werk römischer Bildhauerkunst wurde im Jahre 1783 in den Ruinen der Villa Hadrian's bei Tivoli gefunden, und von Gustav III. für 2000 Dukaten erkauft — ein geringer Preis im Verhältniß zu der Summe, welche Friedrich der Große für den im Uebergange vom neuen zum alten Museum in Berlin aufgestellten „betenden Knaben" zahlte.

Dieser Endymion, die schönste Jünglingsgestalt von weißem Marmor, in der lässigsten, natürlichsten Stellung da liegend, den Kopf hintenüberneigend, ist tadellos erhalten.

Außer dieser Antike betrachtet man mit Wohlgefallen einige Arbeiten Sergell's, namentlich die Gruppe „Amor und Psyche" und einen Faun;

es sollen die gelungensten Werke dieses Meisters sein, und in der That ist in der Anmuth der Gestalten und in dem charakteristischen Ausdrucke der Gesichtszüge das erfolgreiche Bestreben, in das Wesen der Antike einzudringen, nicht zu verkennen.

Nicht weniger Anerkennung verdienen die hier aufgestellten Arbeiten Fogelberg's: Apollo, Venus mit Amor ꝛc. in Marmor, und seine kolossalen Statuen: Odin, Thor und Balder in Gypsabguß; so daß diese Statuen-Galerie eine zwar kleine, aber mustergültige Sammlung der Erzeugnisse bildender Kunst enthält.

Indem man das Schloß verläßt, wird man auf eine im östlichen Thorgewölbe angebrachte, von Sergell modellirte Gruppe aufmerksam, Axel Oxenstjerna darstellend, indem er die Geschichte der Heldenthaten Gustav's II. diktirt. Die Figuren, in kolossalem Maßstabe ausgeführt, zeichnen sich durch Feierlichkeit und Würde des Ausdrucks aus, welche dem Ernste der dargestellten Idee durchaus entspricht.

Und nun genug von Stockholm; nach der Heimat sehnt sich das Herz, nach deutscher Sprache und deutschem Verkehr.

Schweden — ade!

XI.

Heimkehr.

Mit einiger Ungeduld legte ich den Weg von Hôtel Ridberg auf Norrmalm, wo ich gewohnt hatte (das beste, zugleich deutsche Gasthaus Stockholms) nach dem Hafen zurück, wo ein Dampfer „Nordstern" zur Abfahrt nach Deutschland bereit lag; mit Ungeduld verfolgte ich die langsamen Vorbereitungen zum Lichten der Anker, und mit Ungeduld bemerkte ich die Schwerfälligkeit, mit welcher sich das mächtige Schiff endlich im Hafen bewegte. Noch einen letzten langen Blick auf das schöne Stockholm — und dann die Augen und das Herz nach Süden gewandt, wohin sich ja der Kiel des Schiffes wenden mußte.

So anmuthig und romantisch die Mälarseite, so öde und traurig zeigt sich die Salzseeseite in den Umgebungen Stockholms. Es sind eben wieder die zahllosen Scheeren, durch welche das Schiff sich Bahn brechen muß; die Scheeren, welche die ganze schwedische Küste mit einem so billigen und sicheren Vertheidigungsmittel versehen; die Scheeren, bei deren Anblick die Carléu mit ihrem Einsiedler auf der Johannis-Klippe ungerufen im Gedächtniß aufersteht.

Bis Waxholm, der kleinen Festung, welche den Eingang zu Stockholm zu vertheidigen bestimmt ist, geht die Fahrt ostwärts, dann erst wird ein südlicher Cours eingeschlagen, auf welchem das Schiff bei dem Leuchtfeuer von Dalarö in die offene See gelangt, nachdem es gegen fünf Meilen zwischen Scheeren mit Hülfe von Lootsen glücklich zurückgelegt hat.

Von hier aus bietet die Fahrt wenig Bemerkenswerthes dar, bis die Meerenge zwischen dem Festlande und der langen Insel Oeland erreicht wird. Auf der letzteren macht sich Borgholm mit seinem riesigen Schlosse bemerkbar, das über die graue Fläche der Insel wie ein Koloß sich erhebt. Bald darauf wird Kalmar erreicht, eine hübsche Stadt mit leider sehr flachem Hafen, mit einem alten, festen Schlosse und einer ehrwürdigen, weit über die Nachbargebäude hinwegragenden Kirche.

Die Umgebung dieser Stadt ist übrigens freundlicher und frischer, als die meisten Küstenstriche Schwedens. Dichte Wälder bedecken weite Flächen, und der Blick wird nicht durch den trostlosen Anblick von Scheeren ermüdet.

Doch nur kurze Zeit rastet das Dampfschiff bei dieser Oase, und nur aus unerreichbarer Ferne ladet die anmuthige Gegend zu längerem Aufenthalte ein.

Nun wieder hinaus in's offene Meer!

Da kommt der preußische „Nagler" in Sicht! Willkommener Anblick, meinem deutschen Herzen so wohlthuend! Ist dies Schiff doch ein Theil des Vaterlandes, und zwar ein Theil, der in Schweden nicht allein Anerkennung findet, sondern selbst Neid erregt, Neid bei den Offizieren des „Nordstern."

„Nordstern" ist das schwedische Postschiff, das bisher abwechselnd mit „Nagler" die Linie zwischen Stockholm und Stettin fuhr. Es ist ein altes, langsam sich bewegendes Fahrzeug, dessen Schwerfälligkeit freilich mit „Nagler" nicht wetteifern konnte, wenn dieser, mit der preußischen Flagge geschmückt, so stattlich und rasch die Wogen der Ostsee durchschnitt. Da beide Schiffe zu gleicher Zeit von ihrem Einschiffungsorte abfahren, das eine in Stettin, das andere in Stockholm, so begegnen sie sich regelmäßig, aber noch nie hat der schwedische Capitain dem preußischen irgend eine Höflichkeit erwiesen, während der Capitain des „Nagler" in dieser Beziehung seiner Zeit mit bestem Beispiele vorangegangen ist.

Desto schwerer wurde es unserem Capitain, heute den preußischen Führer um eine Gefälligkeit bitten zu müssen. In Kalmar hatten einige schwedische Bauern, die sich auf dem Schiffe befanden, aussteigen wollen. In ein Mittagsschläfchen versunken, das sie trotz ihrer harten Lagerstätte — ein Knäuel Taue in der Nähe des Schornsteins — überwältigt hatte, von keiner Glocke aufgescheucht, und von ihren glücklicheren Kameraden verlassen, ließen diese armen Leute die wenigen Minuten Aufenthalt bei Kalmar vorüberziehen und erwachten zu ihrem Schrecken nicht eher, als bis die schwedische Küste geraume Zeit verschwunden war. An eine Umkehr war natürlich nicht zu denken; ein Boot auszusetzen, war nicht weniger bedenklich. Um nun der kläglichen Bitten der Leute endlich überhoben zu sein und ihre Thränen zu stillen, entschloß sich der Capitain, sie dem „Nagler" zu übergeben. Als dieser in unsere Nähe gekommen war, signalisirte unser Capitain dem preußischen die Bitte um einen kurzen Aufenthalt. Es wurde ihr bereitwillig entsprochen. Nun wurde ein Boot ausgesetzt, die armen, jetzt aber überglücklichen Bauern hineingeworfen und an Bord des „Nagler" gebracht. Allein auch bei dieser Gelegenheit beliebte es dem schwedischen Capitain, eine Unhöflichkeit zu begehen. Nach der auf See üblichen Etikette mußte er das Boot von einem Lieutenant führen lassen; er aber sandte den letzten Steuermann hinüber.

Daß „Nagler" die Fahrt zwischen Stockholm und Stettin in der Regel um 10 bis 12 Stunden abkürzte, wurde auch in Stockholm um so dankbarer anerkannt, als der „Nordstern" stets mit Mühe und Noth die Fahrzeit — etwa 52 Stunden — inne hält. Das reisende Publikum zog daher, wenn eine Wahl überhaupt möglich, stets den „Nagler" vor; natürlich, die Gewißheit, 12 Stunden weniger den Unannehmlichkeiten der Seereise ausgesetzt zu sein, übt gewaltigen Einfluß auf den Entschluß.

Jetzt liegt „Nagler" auf dem Meeresgrunde; er ist kein Stoff des Neides mehr, aber er wird, wie ich behaupten darf, noch lange Zeit Gegenstand dankbarer Anerkennung unter den Ostseereisenden sein. — Mögen ihm diese Zeilen als Nekrolog dienen!

Prachtvoll war der Anblick des Meeres auf der Höhe der Ostsee. Hier kreuzen sich die Seewege vom Oeresunde nach den preußischen Ostseehäfen, nach Riga, nach Petersburg, und von den preußischen nach den schwedischen Küsten; es ist der lebendigste Punkt der ganzen See, und nicht weniger als 56 Schiffe blähten damals ihre Segel in der Runde unseres Dampfers. Von allen Seiten tauchte die weiße Leinwand, die oft sehr grau, zuweilen auch hochroth und gelb ist, auf, und gaben — wenn man sie scharf beobachtete — durch ihr allmähliches Aufsteigen über die Linie, die vor dem Horizont sich hinzieht, den besten Beweis für die Rundung der Erde.

Hier, wo keine Spanne Land in Sicht war, wo nur die blauen Fluthen der See dem Auge das heitere Spiel ihrer leichten Erregung gewährten, wo eine scharfe Linie ringsum einen mächtigen Kreis zieht, schien das Schiff auf dem erhabenen Mittelpunkte eines riesigen Tellers zu schwimmen und diesen Teller von immer gleicher Ausdehnung mit sich fortzuziehen. Das erinnert wohl an die Vorstellung der Alten, daß die Erde eine mächtige Scheibe sei, und vielleicht hat der Anblick des Meeres zu dieser Annahme die Veranlassung gegeben.

Hier erhielten wir übrigens Passagiere, welche die Fahrt mitmachten, ohne dem einschreibenden Steuermann sich vorgestellt zu haben. Es waren einige Singvögel, die sich auf einem Ausfluge zu weit auf's Meer gewagt und das Land aus dem Auge verloren haben mochten. Vielleicht waren sie auch auf ihrem Zuge nach dem Süden, hatten sich von ihrer Reisegesellschaft verloren und benutzten das Schiff als gute Reisegelegenheit. Natürlich wurden diese kleinen Genossen unserer Fahrt mit möglichster Höflichkeit behandelt und von den Damen mit Zärtlichkeiten überschüttet. Die Undankbaren! sie flohen, als sie irgend wo Land witterten, und verließen ihre Wohlthäter ohne ein Zeichen ihrer Theilnahme, ohne ein Lied des Abschiedes.

Die zweite Nacht war vorüber, und die Küste von Wollin zeigte sich in der Ferne; allein umsonst suchte der Steuermann den Leuchtthurm von Swinemünde. Ein dichter Nebel, der sich rasch über die See legte, verhinderte auch bald die weiteren Forschungen. Erst eine kleine Spanne vor der Einfahrt in den Hafen wurde das hochemporstrebende, schöne Gebäude entdeckt, zugleich aber befand sich auch schon das gefüllte Lootsenboot an unserer Seite, und mit aller Hast wurde die Lootsenflagge aufgehißt, um sie wenigstens zu zeigen. Rasch schwang sich nun einer der Lootsen an Bord und auf die Capitainsbrücke, und bald legten wir unter seinen stummen, nur durch Zeichen gegebenen Befehlen in Swinemünde an. Nun ging es beim Glanze der milden Morgensonne durch die Swine in's Haf, vom Hof an den weiten, frisch gemähten Wiesen vorbei in die

Oder; die mächtigen Schiffswerften Stettins erscheinen, die schöne Stadt erhebt sich im Hintergrunde, das Dampfschiff hält und legt an, der Steuer-Inspektor prüft das Gepäck — und ich springe freudig hinüber auf den lieben vaterländischen Boden.

England.

Gereiste Prinzen von Wales.

Die Reise des Prinzen von Wales nach Canada, veranlaßt das „Athenaeum," einen Rückblick auf die Wanderungen seiner Vorgänger in fremden Landen zu werfen, der nicht uninteressante Vergleichungspunkte zwischen Vergangenheit und Gegenwart darbietet. „Ein Prinz von Wales ist jetzt auf dem Meere," sagt das Londoner Blatt, „der seinen Weg in einer Richtung, der kein Prinz von Wales bisher gefolgt ist, nach einem Ziele nimmt, das keiner der jungen Herren, welche diesen stolzen Titel trugen, jemals gekannt hat. Der erste dieser gereisten Jünglinge verließ unter traurigen Umständen die Heimat; das Unglück war der Reisegefährte Anderer; noch Andere brachten die Kriegesfackel nach den Ländern, die sie besuchten und wo sie ein kaltes Willkommen fanden.

„Der erste Prinz von Wales, der Alt-England den Rücken kehrte,* war kaum dreizehn Jahre alt, als seine Mutter Isaleau ihn nach Frankreich führte, und ihn in wenigen Monden zum unschuldigen Entthroner seines Vaters, Eduard's von Caernarvon, heranbildete.

„Die Spuren des folgenden gereisten Prinzen von Wales sind in Ruhmesklängen zu finden, die noch jetzt in der Geschichte wiederhallen: Cressy, mit fünfzehn (sechzehn) Jahren, Poitiers im reiferen Mannesalter gewonnen, und jene glänzende, neunjährige Regierung in Guienne, welche dem Schwarzen Prinzen die Bewunderung der Staatsmänner erwarb, wie seine Waffenthaten ihm die Liebe der Krieger gesichert hatten.

„Von seiner Rückkehr im Jahre 1371 verflossen über acht Decennien, bis wir auf einen anderen Prinzen von Wales treffen, der, aber diesmal sehr gegen seinen Willen, die Gestade Englands mit denen eines fremden Landes vertauschte. Ein neunjähriger Knabe wird bei l'Ecluse (Sluys), an's Ufer geworfen, mit seiner Mutter, der heldenmüthigen Margaretha von Anjou. Mit dem Unglück hatte der Knabe schon längst Bekanntschaft gemacht; jetzt aber beginnt er ein sieben Jahre langes Exil, die glücklichsten Jahre seines wechselvollen Lebens, während deren seine Mutter ihn so erzog, daß er würdig sein möchte, den Thron Heinrich's VI. zu besteigen. Nachdem die Lehrzeit vollendet war, kehrte dieser Prinz von Wales zurück, aber nur um bei Tewkesbury ein blutiges Grab zu finden.

„Es folgt ein Dutzend Prinzen** in dem Titel, Alles häuslich erzogene Jünglinge. Dann erscheint Karl Stuart, mit seinem ritterlichen Charakter und romantischen Elend. Er geht nach Spanien, nicht wie sein Vorfahr, der Schwarze Prinz, in Waffen, um als Sieger nach Hause zu kommen, sondern auf einem Liebesabenteuer, von dem er gedemüthigt und unverrichteter Dinge heimkehrt. Eine so unpopuläre und nutzlose Reise hatte noch kein Prinz von Wales unternommen. Ihr folgt eine andere. An einem Junimorgen des Jahres 1646 steuert ein Schiff zwischen Jersey und der französischen Küste hin. Seine Fracht ist königlich; der Erste an Rang ist ein gutmüthiger Bursche von sechzehn Jahren, der mitunter selbst das Steuerruder ergreift und dem Jermyn und Digby sich mit Ehrfurcht nahen. Es ist der jüngere Karl Stuart, auf dem Wege nach Saint-Germain, wo er lange und schwere Jahre in Verbannung leben soll, bis ein glücklicher Umschwung ihm endlich die Möglichkeit gewährt, den Fuß wieder auf englischen Boden zu setzen*** und das Vertrauen des ganzen Volkes zu täuschen.

* Eduard III., geboren 1312, regierte von 1327 bis 1377. Ref.

** Nämlich: der Sohn Eduard's IV., der nur wenige Wochen unter dem Namen Eduard V. herrschte und von seinem Oheim Richard umgebracht wurde; der Sohn dieses Richard, der noch bei Lebzeiten seines Vaters starb; die Söhne Heinrich's VII., Arthur und Heinrich (VIII.;) Eduard VI. und Heinrich, der ältere Bruder Karl's I., einer der hoffnungsvollsten Prinzen, dessen frühzeitiger Tod von seinen Zeitgenossen tief beklagt wurde. Ref.

*** Der Verfasser scheint übersehen zu haben, daß Karl II. schon im Jahre 1651 nach England zurückgekehrt war — allerdings nur, um nach der Schlacht von Worcester wieder außer Landes zu fliehen. Wir bemerken bei dieser Gelegenheit, daß die so oft gezogene Parallele zwischen den Bourbon's und den Stuart's wenigstens in einer Beziehung sehr zu Gunsten der Letzteren ausfällt. Die Stuart's, von Karl I. bis auf Karl Eduard, kämpfen alle ritterlich um ihr Königreich; die Bourbons ließen ihre Anhänger schimpflich im Stich und kehrten nur im Gefolge der fremden Heere nach Frankreich zurück. Ref.

„Die beiden folgenden Prinzen aus dem Hause Stuart, denen ihre Parteigänger, aber nicht die Gesetze des Reichs diesen Titel gaben, mußten nothgedrungen den größten Theil ihres Lebens im Auslande zubringen, und wir gehen daher von diesen fürstlichen Reisenden wider Willen zu den Prinzen von Wales aus dem Hause Braunschweig über. Bis auf den jungen Albert Eduard sind diese nur nach, nie aus England gereist. Der erste Braunschweiger Prinz mit diesem englischen Titel betrat den britischen Boden nicht eher, als bis er über dreißig Jahre zählte, und er kam dann mit größerer Liebe für seine alten, als für seine neuen Unterthanen. An seine Geschichte knüpft sich der seltsame Umstand, daß er mit genauer Noth einer Reise nach Amerika unter ganz anderen Auspizien entging, als diejenigen, welche die Fahrt des gegenwärtigen Thronerben von England nach Canada bezeichnen. Lord Berkeley fühlte sich durch den wüthenden Haß Georg's I. gegen seinen ungerathenen Sohn zu so warmer Sympathie hingerissen, daß er sich erbot, den Prinzen zu entführen und ihn in den transatlantischen Wüsten so sicher aufzuheben, daß keine menschliche Seele seinen Aufenthaltort je erfahren sollte.* Wenn diese Geschichte wahr ist, so zeigt sie einen wunderbaren Racen-Instinkt in der Familie Berkeley, von der Einer sein Schloß zur Mördergrube des Ersten hergab, der den Titel eines Prinzen von Wales führte — des unglücklichen Eduard von Caernarvon.**

„Kein anderer Prinz von Wales aus demselben Hause war als Thronerbe auch nur so nahe daran, eine Reise „in's Ausland" zu machen. Unter den alten Hausbeamten Georg's IV. geht die Sage, daß er vor der Revolution dem Herzog von Orleans (Egalité) einen verstohlenen Besuch abgestattet habe. Diese Sage gründet sich hauptsächlich auf die genaue Bekanntschaft des Prinzen mit der Topographie von Paris, aber da es nicht wahrscheinlich ist, daß er sich lange genug dort aufhalten konnte, um diese Bekanntschaft aus eigener Anschauung zu machen, so halten wir die ganze Geschichte für apokryph."

Der Artikel schließt mit Komplimenten und Glückwünschen für den heutigen Prinzen von Wales, „den ersten, der nicht durch das Unglück oder durch ehrgeizige Absichten getrieben, von der Küste Englands in See sticht."

Italien.

Eine politische Satire.

„Der Stiefel, lo Stivale," ein italiänisches Gedicht, von Giuseppe Giusti, schon vor fünfundzwanzig Jahren verfaßt, erhält durch die Ereignisse der Gegenwart ein neues Interesse. Die topographische Gestalt Italiens giebt dem Dichter Anlaß, in den launigsten Formen und witzigsten Wendungen die Umrisse der Geschichte des herrlichen und doch so zerrissenen Landes von den ältesten Tagen bis auf unsere Zeit, an das Bild zu knüpfen. Zu dem Stiefel von dauerhaftem Leder, mit starkem Saum an der Klappe — Nordalpen — mit breiter Naht mitten durch die Schaftlänge — Apenninen — fest gearbeitet, nägelbeschlagen, tüchtig für jeglichen Gebrauch zu Wasser, wie zu Lande — zu diesem Stiefel fanden sich Liebhaber genug; Alle probirten sich ihn an, Keinem aber wollte er recht passen. Die Römer trieben ihn spornstreichs durch die Welt, bis er, ausgetreten, ihnen vom Fuße fiel. Eine Horde wilder Barfüßer — Völkerwanderung — machte sich über ihn her; der Eine ergriff ihn beim Schaft, der Andere beim Rist und so zerrten sie sich lange darum, worunter der arme Stiefel nicht wenig litt. Den Pfaffen gelüstete nicht weniger danach; da er ihn aber etwas drückte, so brachte er ihn zu Markte und bot ihn feil. Ihn dem Pfaffen anzupassen und den eigenen Fuß hineinzubringen, kam der Deutsche herbei mit Ungestüm; er zog und zog aus Leibeskräften, bis er sich den Fuß verstauchte, kriegte ihn aber nicht an. So stand er ein Jahrhundert bestaubt auf dem Bret, bis ihn ein Handelsmann — die Republiken Genua, Pisa, Venedig — herabnahm, putzte, anzog, und darin nach dem Osten wanderte; freilich wurde er tüchtig mitgenommen; allein mit derben Zwecken in der Sohle, blieb er dennoch vollkommen heil. Der reichgewordene Kaufmann suchte nun den Stiefel mit Quasten und goldenen Sporen herauszustaffiren, wobei er

* „Jamais," schreibt Saint-Simon, „le roi n'avait pu souffrir ce fils parce qu'il ne le croyait point à lui." Bekanntlich hatte die Gemahlin Georg's I. ein Verhältniß mit dem Grafen Königsmark unterhalten, welches sie mit lebenslänglichem Gefängniß büßen mußte.

** Eduard II. wurde 1327 in Berkeley-Castle auf eine unerhört barbarische Weise ermordet (man stieß ihm ein glühendes Eisen in den Mastdarm). Ref.

etwas an Solidität einbüßte und die alten guten Nägel zurückwünschte; indeß war an ihm kein Riß, keine Runzel zu sehen. Da sprang eines Tages ein Wicht aus dem Westen — Karl von Anjou — von seiner Galeere, packte den Stiefel beim Vorschuh — Neapel — und suchte ihn in der kleinen Klaue festzuhalten; doch plötzlich erklang die Vesperglocke zu Palermo — sicilianische Vesper — und er hinkte gelähmt davon. Unter andern Dilettanten trachtete der Pignekönig — Karl V. — nach dem Besitz des Stiefels; allein ein eifersüchtiger Hahn krähete von seiner Hühnerstange — Franz I. von Frankreich — und drohete, die ganze Nachbarschaft in Alarm zu setzen, wenn der Spanier nicht locker ließe.

Zur selben Zeit kam auch ein gewisser Doktor — die Medici — aus seiner Apotheke, der, um den Stiefel seinem Fuße anzupassen und ihn mit Nutzen zu tragen, einen Pechdraht von Lug und List spann, der über drei Jahrhunderte nachhielt; er schmierte und wichste ihn mit Salben und Teufelszeug, rieb das Leder, daß es unter dem äußern Glanz überall Löcher bekam; und wer seitdem mit dem Stiefel was zu thun hat, verfährt nach dem Rezept des schlauen gewissenlosen Doktors. „Was half es nun," klagt der Stiefel, „daß nachmals Schuhflicker aus allen Ecken und Enden mit Pfriem und Draht an mir herumpfuschten; ich liege nun da, aus Rand und Band, und warte noch immer darauf, gründlich ausgebessert, von Schmutz gesäubert, und von einem kräftigen gesunden Bein ausgefüllt zu werden. Aber versteht mich recht, ich meine kein fränkisches, kein germanisches Bein, sondern ein solches, das auf meinem heimatlichen Boden gewachsen ist. Wäre mir mit einem Fremden zu helfen, wie hätte ich an des Helden Fuß — Napoleon I. — rüstig einherschreiten müssen, der stattlichste Stiefel in jedem Schuhladen der Welt! Aber ach, über die krummen Gänge! Nieder fuhr eine Windsbraut, und erfroren starrte der Fuß auf halbem Wege zum Ziel! Bei dem Zustande, in dem Ihr jetzt mich sehet, da thuts die bloße Flickerei nicht mehr; da darf man keine Mühe und keine Kosten scheuen, die Fetzen wieder zusammen zu nähen, den anklebenden Unrath abzureiben, die alten festen Schuhnägel einzuschlagen. Thut das, und ich will's Euch danken; aber seht zu, daß ein tüchtiger Schuhmacher mich über den Leisten bekomme. Schaut her, auf der einen Seite bin ich blau, auf dem andern rothweiß, oben schwarzgelb, eine rechte Hanswurstjacke! Weg mit dem bunten Plunder! Macht, daß ich, wie aus Einem Stücke geformt, auch in Einer Farbe gekleidet erscheine. Thut Euch fleißig nach dem rechten Manne um; sei er was er wolle, nur kein Feigling; und wenn sein Fuß dann sicher in mir steckt, dann mag nur ein Gauner herbeischleichen, um mit seinen schönen Kniffen die alten Quacksalberkünste an mir zu versuchen — wir wollen ihm dann mit einem derben Tritt die Wege weisen."

Mannigfaltiges.

— Evangelisches Gymnasium in Straßburg. Eine Feuersbrunst hat in den ersten Tagen des vorigen Monats (Juli) die alten Gebäude des evangelischen Gymnasiums in Straßburg und das Wilhelms-College zerstört, welches Letztere zu den Schulräumen des protestantischen Seminars gehörte. Die Vernichtung dieser Gebäude, welche seit Jahrhunderten die Bildungsstätten deutschen Geistes in der französirten Reichsstadt waren, wird auch in Deutschland nicht ohne Wehmuth vernommen werden. Schwerlich wird sich die französische Verwaltung beeilen, diese Denkmale der alten Reichsherrlichkeit, in welchen der Geist freier Forschung, dem die deutschen Reformatoren zum Siege verholfen hatten, bis auf den heutigen Tag fortlebte, wiederherzustellen. Deshalb hat sich in Straßburg ein Comité gebildet, das sich an die Bemittelten aller Glaubensbekenntnisse mit der Bitte wendet, den Wiederaufbau des evangelischen Gymnasiums und des Seminars durch freiwillige Beiträge möglich zu machen. Sollten nicht auch in Deutschland Herzen sich finden, die zu einem solchen wahrhaft frommen und, nach unserer Ansicht, auch deutschen Werke ihr Scherflein beitragen? Wir nennen zu diesem Behufe die Mitglieder des Comités; es sind lauter deutsche Namen: J. Sengenwald, Präsident der Handelskammer in Straßburg; Zimmer, Notar; G. Silbermann, Buchdrucker; Kugler, Advokat; Stübert, Architekt und D. Lichtenberger, Schutzmeister des Comité.

— Das Mönchswesen in Sicilien. Das Mönchswesen wird von dem deutschen Korrespondenten der „Preußischen Jahrbücher" in Messina als eines der größten Hindernisse einer gründlichen Umgestaltung der sozialen und politischen Verhältnisse Siciliens geschildert. Ein großer Theil des Grundbesitzes, ein Drittel der ganzen Insel, ist in den Händen der Kirche, oder vielmehr der Klöster. Soll der Ackerbau gehoben werden, so müssen die großen Latifundien aufhören; wenn irgendwo, so ist hier die Kleinfelder-Wirthschaft vonnöthen. Hiergegen sträuben sich aber die Mönche mit aller Gewalt. Zwar hat Garibaldi bereits angefangen, Hand an die Reform dieser Zustände zu legen, indem er die Bewohner einiger Klöster, die jetzt nur schwach besetzt sind, in Konvikte will vereinigen lassen, um die Grundstücke der Ersteren für den Staat einzuziehen; doch stehen diesen Reformen die größten Hindernisse entgegen. Denn erstens sind die Mönche selbst zum Theil sehr thätige Beförderer des Aufstandes gewesen; war doch ein Kloster in Palermo der Sitz der Verschwörung in diesem Frühjahre, und ziehen doch auch jetzt noch Patres mit in den Reihen der Insurgenten, um die Waffen zu segnen und selbst zu führen! Diese Tapferen kann doch unmöglich Garibaldi ihrer Wohnsitze berauben. Zweitens aber ist der Einfluß der Mönche auf die Bevölkerung der ganzen Insel noch so groß, daß nur eine wohlbefestigte Regierung es wagen dürfte, es mit ihnen in einem Kampfe um ihr Eigenthum aufzunehmen. Denn herrscht auch in der Männerwelt Siciliens im Allgemeinen eine große Erbitterung gegen die reichen, wohlbeleibten Patres, so wissen diese doch die Frauen und die Familien überhaupt dergestalt zu beherrschen, daß nicht viel gegen sie auszurichten ist.

— Sicilien unter neapolitanischer Herrschaft.* Nr. 14 von Lorck's „Zeitheften" (à 5 Slbgr.), deren Nr. 10 das Königreich Neapel unter Ferdinand II. zum Gegenstand hatte, behandelt die Geschichte Sicilien's unter neapolitanischer Herrschaft. Seit dem Jahre 1735 sind Neapel und Sicilien, eine Sekundogenitur des spanisch-bourbonischen Hauses bildend, unter einer Krone vereinigt, welche die des „Königreichs beider Sicilien" heißt. Der erste König aus dem Hause Bourbon beschwor nicht nur die sicilianische Verfassung, sondern hielt sie auch, weshalb ihn das Land nur ungern scheiden sah, als er im Jahre 1750 auf den spanischen Thron berufen ward. Aber schon sein zweiter Nachfolger, Ferdinand I., der Gemahl der bekannten Königin Karoline von Oesterreich, einer Schwester der unglücklichen Marie Antoinette, war es, der, bis zu den Zeiten der französischen Revolution, Napoleon's und der Restauration regierend, zum Dank dafür, daß ihn die Insel einen sicheren Schutz gegen die Franzosen gewährt hatte, die uralte sicilianische Verfassung umstieß. Die Geschichte Sicilien's, von der Aufhebung der Verfassung im Jahre 1816 bis zu dem neuesten Aufstande, ist eine Märtyrer- und Leidensgeschichte, wie sie kein anderes europäisches Land aufzuweisen hat, und einer übersichtlichen Skizze dieser Geschichte sind die beiden vorliegenden Bogen der „Zeithefte" gewidmet.

— Die medizinische Schule von Salerno. So eben ist in Paris eine mit einer französischen Uebersetzung ausgestattete, neue Ausgabe des mittelalterlichen, in lateinischer Sprache abgefaßten, didaktischen Gedichtes von den hygiënischen Rathschlägen und Mitteln zur Erhaltung einer guten Gesundheit erschienen, das unter dem Namen: „Schola salernitana, Flos medicinae," oder „Regimen sanitatis Salernitanum" bekannt ist.** Der verstorbene Professor Henschel in Breslau hat über diese Schule von Salerno geschrieben, doch sind in neuerer Zeit, namentlich in der Bibliothek von Neapel, so viele bisher unbekannt gewesene Schriften derselben aufgefunden worden, daß die Geschichte der Medizin des Mittelalters dadurch eine ganz neue Gestalt erhalten hat. Hauptsächlich sind diese Entdeckungen dem Dr. de Renzi in Neapel und dem Dr. Ch. Daremberg in Paris zu verdanken, welcher Letztere auch die vorliegende Ausgabe und die französische Uebersetzung des medizinischen Lehrgedichtes mit einer sehr anziehenden, historischen Einleitung versehen hat. Durch die in der Bibliothek von Neapel gemachten Entdeckungen lernen wir die Namen gelehrter Salernitanischer Aerzte aus dem Jahre 846 kennen. Auch geht aus Texten des elften und zwölften Jahrhunderts hervor, daß damals schon die Schule von Salerno als sehr alt bezeichnet wurde. Vergebens hatte man jedoch bisher nach dem Zusammenhange geforscht, welchen diese vor tausend Jahren bereits in voller Blüthe stehende, medizinische Schule mit den alten Schulen der griechischen Medizin hatte, die ihre Pflanzstätten bekanntlich über Rom und ganz Italien ausbreitete. Diesen Zusammenhang weist nun Herr Daremberg nach, indem er auf die ältesten Uebersetzungen des Hippokrates, Dioskorides, Galen ꝛc., sowie auf eine von dem Salernitanischen Arzte Gariopuntus, oder Garimpotus, im Jahre 1040 umgearbeitete, medizinische „Summa" (Somme medicale

* Leipzig, Carl B. Lorck, 1860.

** L'Ecole de Salerne, ou Régime salernitain. Texte et traduction en vers français par M. Meaux Saint-Marc. Avec une introduction de M. Ch. Daremberg. Paris, Baillière, 1860.

hinweist, in welcher die Behandlung der Fieber und anderer Krankheiten a capite ad calcem gelehrt wird. Diese „Summa" der Medizin ist von Salerno aus über den ganzen Occident verbreitet worden. Als jedoch im zwölften Jahrhundert die damals vorhandenen Uebersetzungen der alten griechischen Schriftsteller nicht mehr dem Bedürfnisse genügten, fing man, bei dem abhanden gekommenen Verständniß des Griechischen, an, durch Vermittelung des Syrischen die medizinischen Schriftsteller der Araber zu übersetzen, welche ihrerseits auch wieder aus Galen geschöpft hatten, so daß dieser bald der Alleinherrscher in der medizinischen Wissenschaft des Mittelalters wurde. Die „Salernitanische Schule" aber füllt in der Geschichte der Medizin die Lücke aus, die bisher zwischen dem achten und zwölften Jahrhundert bestand, so daß sie als der natürliche Uebergang von der griechisch-lateinischen zur lateinisch-arabischen Schule zu betrachten ist.

Die neue Ausgabe der „Schola salernitana" umfaßt 1870 Verse, während ältere Ausgaben eine viel geringere Anzahl enthalten, z. B. die von Arnauld de Villeneuve 362 und die von Ackermann (Stendal, 1760) 364 Verse. Der Herausgeber, der mit de Renzi in Neapel alle alten Handschriften und Sammlungen verglichen, versichert jedoch, daß es nicht weniger, als 3520 solcher medizinischen Verse von Salerno giebt.

— Spanische Volksbücher. La estória de los siete infantes de Lara, aus der Crónica general de España herausgegeben von Wilhelm Ludwig Holland,* enthält, im Anschlusse an frühere Veröffentlichungen des sehr thätigen Herausgebers, nach einem längeren Vorworte, das wesentlich philologisch-kritischer Natur ist, den gereinigten und kritisch hergestellten Text eines Abschnittes aus der allgemeinen Chronik von Spanien, in welchem König Alfonso X. (geb. 1221, gest. 1284) die Geschichte der sieben Infanten von Lara und ihres Halbbruders Mudarra erzählt. Diese sieben Infanten sind die sieben Söhne eines spanischen Ritters Gonçalo Gustio und seiner Frau Doña Sancha, welche ritterlich erzogen und schnell zu großen Helden herangewachsen, etwa in der Weise auftreten, wie die vier Haymonskinder des Volksbuches, und allerlei tapfere und ehrenvolle Thaten im Geschmacke des Mittelalters bestehen und schließlich umkommen. Dem angemessen ist auch der Ton der Erzählung; es ist der einfache, naive Styl unserer Volksbücher, und macht in dem alterthümlichen Spanisch einen ganz guten Eindruck. Uebrigens liegen der Sage bedeutende geschichtliche Bestandtheile zu Grunde; sie spielt unter König Varmudo II. von Leon (982 bis 999). Herr Ferdinand Wolf in Wien hat sich um die Veröffentlichung des Buches ein besonderes Verdienst erworben, indem er den Herausgeber mit kritischen Hülfsmitteln unterstützte. Die sieben Infanten von Lara sind auch in Romanzen besungen worden, die zum Theil auch übersetzt worden sind. Wir verweisen auf den „Romancero general" von A. Duran, „Ueber die Romanzen-Poesie der Spanier" von F. Wolf; Altspanische Romanzen von F. Diez; Romancero Castellano von G. Depping ꝛc.

— Eine Sammlung neugriechischer Volkslieder. Eine solche Sammlung, die jedoch diese Volkslieder nur in der Ursprache enthält und auf gelehrte Kreise berechnet ist, weshalb auch zu der Vorrede, zu den Anmerkungen und verschiedenen Erklärungen die lateinische Sprache benutzt worden, ist vor Kurzem in der Teubner'schen Buchhandlung in Leipzig erschienen: Der Herausgeber, Dr. A. Passow, hat dabei, außer den mancherlei, seit bereits länger als 30 Jahren in Deutschland, Frankreich, Italien und Griechenland veröffentlichten Sammlungen, auch viele handschriftliche, noch ungedruckte Mittheilungen, namentlich von Griechen selbst, benutzt und auf diese Weise die vollständigste Sammlung dieser Art zu Stande gebracht. Das ganze Buch umfaßt mehr als 40 Druckbogen und mit Ausnahme der „Disticha amatoria" mehr als 600 Volkslieder verschiedener Gattungen (Klephtenlieder, historische, häusliche, Charon-Lieder, romantische, Hirten- und Liebeslieder), mit Angabe der Varianten ꝛc. Uebrigens hat die vorliegende Sammlung vorzugsweise ein wissenschaftliches, und linguistisches Interesse, und hat darum namentlich für Philologen und Sprachforscher einen nicht gering anzuschlagenden Werth.

— Basil Morley, eine Selbstbiographie, gehört zu der Sammlung unterhaltender Schriften der neueren englisch-katholischen Literatur.** Die vorliegende Selbstbiographie ist indeß höchstens Dichtung und Wahrheit, ein kurzer Roman in der erwähnten Form, in der Absicht geschrieben, Propaganda für den Katholizismus zu machen. Ein junger Engländer, Basil Morley, Sohn eines vornehmen, hochkirchlichen Vaters und einer katholischen Mutter, die aber (nach Uebereinkunft) ihren Papismus vor dem Kinde verheimlichen muß, wird nach dem schmerzhaften Tode derselben Katholik, und findet dabei seine höchste Befriedigung. Ein puritanisch-pietistischer Onkel, ein paar halb oder ganz atheistische Freunde, ein paar junge Damen zum Verlieben und Heiraten, vor allem ein katholischer Priester, wie er sein sollte, aber gewöhnlich nicht ist, sind daneben angebracht. Als ein Beitrag zur Schilderung des geistigen Lebens in der höhern englischen Gesellschaft, ist das Buch nicht uninteressant; die Polemik ist ziemlich harmlos: ein Hervorheben namentlich der gemüthlichen Seiten des Katholizismus gegen den englischen Protestantismus. Daß der Verfasser den englischen Puritanern, Pietisten, Konventikelmännern ꝛc. gern etwas versetzt und am Zeuge flicken möchte, sieht man an mehreren Stellen; andererseits ist natürlich sehr viel Apologetik darin.

* 30 Seiten gr. 8. in 200 Exemplaren auf Kosten des Herausgebers gedruckt. Tübingen, H. Laupp, 1860.

** Köln, J. P. Bachem, 1860.

— Die Macht des deutschen Kirchengesanges. Unter dieser Aufschrift ist kürzlich vom Professor Julius Saupe in Gera eine kleine Schrift erschienen,* auf die wir hier mit einigen Worten aufmerksam machen möchten. Sie legt an 37 evangelischen Kirchenliedern (die freilich nicht durchgängig mehr in allen Gesangbüchern sich finden), jene Macht des deutschen Kirchengesanges dar, indem sie nachweist, wie sie entstanden und unter den verschiedensten Verhältnissen, so wie in der verschiedensten Weise im Leben Einzelner und ganzer Gemeinden wirksam gewesen sind. Zum Theil hängt die hier gegebene Geschichte der einzelnen Kirchenlieder mit der Geschichte der evangelischen Kirche selbst und der Reformation zusammen, und sie gewährt gerade in dieser Beziehung ein um so größeres Interesse. Daß die Zusammenstellung für diejenigen, denen die hierbei in Betracht kommenden Kernlieder der evangelischen Kirche schon von Haus und Schule her bekannt und theuer sind, einen besonderen Werth habe, setzt der Verfasser der Schrift mit Recht voraus, aber sie selbst ist zugleich ein schätzbarer Beitrag zur Kenntniß und Geschichte des deutschen Gemüths und der tief religiösen Innigkeit der Deutschen.

— Zur Orographie von Amerika. So ungemein viel auch in Nordamerika an geographischen Aufnahmen und Erforschungen im Laufe dieses Jahrhunderts geschehen ist; genaue und ausreichende topographische Vermessungen, wie wir sie in Europa unter „Generalstabs-Aufnahmen" verstehen, sind noch von keinem Theile vorhanden — mit einziger Ausnahme vielleicht des kleinen Staates Massachussetts, von welchem eine Art Detail-Vermessung veranstaltet wurde. Für die Topographie und Orographie des Alleghany-Gebirges beispielsweise — welches eine Längen-Erstreckung hat wie etwa von Marseille nach Petersburg — war deshalb auch bis vor wenigen Jahren so zu sagen, gar Nichts geschehen. Erst in der neuesten Zeit haben der rühmlichst bekannte Physiker und Geograph Professor Guyot und mehrere andere Männer begonnen, dieses großartige Gebirgs-System zum Gegenstande spezieller Aufnahmen und Messungen zu machen, und ein Verwandter dieses Gelehrten, Herr E. Sandoz, kam mit den Resultaten derselben und anderem Material nach Gotha, wo er gegen zwei Jahre an der Zeichnung einer Karte des Alleghany-Systems zubrachte, welche in dem neuesten Hefte der Petermann'schen „Mittheilungen" publicirt ist. Es ist das die erste Karte, welche die Orographie und Hydrographie dieses Theiles der Erde, sowie auch das interessante, unterseeische Terrain (von Dr. Petermann gezeichnet) darstellt.

— Für Buchhändler, die einen Orden zu haben wünschen. Unter den Privat-Anzeigen des Leipziger Buchhändler-Börsenblattes vom 10. August d. J. befindet sich folgendes klassisch stylisirte Inserat: „Wenn ein Buchhändler gern Auszeichnungen von Monarchen haben möchte, dem kann dazu Gelegenheit dargeboten werden, wodurch es ihm unbedingt gelingt. Näheres unter Hofrath Lange in Leipzig, poste restante." — Wir verfehlen nicht, auch die Buchhandlungen des Auslandes auf diese deutsche Erfindung aufmerksam zu machen. Früher hat es zwar dergleichen Ordens-Schaffner auch schon in Paris gegeben, doch speziell für Buchhändler war eine solche Erfindung noch nicht gemacht.

* Zwickau, 1860, als Eigenthum des dort bestehenden Vereins zur Verbreitung guter und wohlfeiler Volksschriften.

J. L.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Bestellungen
übernimmt jedes Postamt des deutsch-österreichischen Postvereines, sowie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallstraße Nr. 21) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von **Joseph Lehmann.**

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazin's" nicht direkt correspondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commissionair, Herrn B. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 3 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

№ 35. **Mittwoch, den 29. August 1860.** **29. Jahrgang.**

Inhalt:

Frankreich.

Hermann Hettner's Literatur-Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts.

Die französische Literatur.*

Wahrhaft rührend schreibt Humboldt in einem Briefe vom 13. März 1853 an Varnhagen: „In welchem Zustande verlasse ich die Welt, der ich 1789 erlebte und mitfühlte! Aber Jahrhunderte sind Sekunden in dem großen Entwickelungs-Prozesse der fortschreitenden Menschheit. Die ansteigende Curve hat fatale kleine Einbiegungen, und es ist gar unbequem, sich in solchen Theilen des Niederganges zu befinden."

Noch hat der große Todte die Zeit erlebt, in welcher er uns ein fröhliches „Glück auf!" hätte zurufen können. Wir haben hoffentlich eine solche fatale Einbiegung hinter uns, und befinden uns wieder im Aufsteigen auf der Entwickelungs-Curve der Menschheit. Dafür sprechen bedeutsame Zeichen nicht blos in der politischen Welt, sondern auch in der Wissenschaft, keines aber deutlicher, als daß man sich wieder mit einer gewissen Vorliebe zu dem vergangenen Jahrhundert der Aufklärung und Humanität zurückwendet, in welchem der Entwickelungs-Prozeß, den das gegenwärtige Menschengeschlecht noch durchzumachen hat, seinen Anfang nahm. Man sieht wieder nach den Höhen, weil man in den Tiefen sich nicht heimisch findet — ein Beweis, daß wir wieder Muth und Kraft zu einem neuen Aufsteigen fühlen.

Erst in unseren Tagen hat man über die Aufklärungsperiode ein unbefangeneres Urtheil gewinnen können. Die Männer des vorigen Jahrhunderts, die den feudalen und hierarchischen Druck mitempfunden hatten, sahen in den Ideen der Aufklärungsperiode die Rettung der Menschheit von tausendjährigen Fesseln, und sie begrüßten die große französische Staatsumwälzung von 1789, die diese Ideen im staatlichen und geselligen Leben verwirklichen zu wollen erklärte, als die Morgenröthe einer neuen schöneren Zeit. Ein neues Geschlecht erwuchs in den Stürmen und blutigen Kämpfen der Revolution. Es war anfänglicher für die Lockungen der Reaction, die jenen Ideen alle Greuel zuschrieben, die die edleren Gemüther empörten.

Man vergaß, während man die Früchte der weltumgestaltenden Ideen genoß, daß Früchte zu ihrer Reife auch der Stürme und Unwetter bedürfen, und gab sie leichtsinnig hin, von Trugbildern getäuscht, die eine phantastische Romantik von dem Glücke des Mittelalters vorspiegelte. So haben Pfaffenthum und Junkerthum wieder allmählich das Haupt erheben können, und das jüngste Geschlecht, das wieder unter dem Drucke dieser Dämonen geseufzt, ist aus dem romantischen Traume erwacht und hat noch ein Mal die Schule der Erfahrung durchgemacht, daß es zwischen der modernen Bildung und den Anschauungen und Tendenzen des Mittelalters keine Vermittelung giebt, daß wir entweder die Gesammtheit der modernen Errungenschaften hingeben müssen, damit eine kleine, aber mächtige Partei ihre mittelalterlichen bewahre, oder daß wir noch ein Mal den Kampf mit ihnen durchzufechten haben. Aehnliche Ursachen, ähnliche Wirkungen. Wie im Zeitalter Ludwig's XV., haben wir neben Frömmlern und Jesuiten unsere Deisten, Materialisten, Atheisten und Sozialisten. Man will uns auch heute noch vorreden, daß Uebermuth, Frivolität und ein dem Idealen entfremdeter Sinn jetzt wie vor hundert Jahren das Heilige zu stürzen sich erfreche. Aber eine doppelte Erfahrung belehrt uns, daß der Mißbrauch der edelsten Güter der Menschheit in dem einen Lager, die Exzesse in dem anderen Lager hervorgerufen hat, und daß das Heilige am besten vor Profanirung geschützt werden kann, wenn man der Entwickelung, die die Menschheit nimmt, nicht mit Gewalt oder List hemmend entgegentritt. Es ist ein Zeichen der Bornirtheit oder Böswilligkeit, sich der Erkenntniß zu entziehen, daß wir noch immer unter dem Einflusse der Ideen stehen, die das achtzehnte Jahrhundert von England und Frankreich aus wie Brandfackeln in die Welt geworfen hat. Sie ohne Leidenschaft als weltentzündende anzuerkennen und ihrem ewigen und zeitlichen Werthe nach zu prüfen, ist Sache der Wissenschaft.

Die neueste Zeit hat uns eine Anzahl trefflicher Werke über das Jahrhundert der Aufklärung gebracht, von Villemain, Schlosser, Arndt, und an diese schließt sich würdig die Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts von Hermann Hettner.

Es liegt uns der zweite Theil, die Geschichte der französischen Literatur im achtzehnten Jahrhundert vor. Der Verfasser schreibt in dem Vorworte: „Es ist keine glänzende Literatur-Epoche, welche ich hier schildere, aber eine höchst merkwürdige und wichtige. Weder die Charaktere, noch die Ideen gestatten volle Hingebung und Bewunderung; aber ihr Einfluß ist so breit und mächtig, daß er bis auf den heutigen Tag fortwirkt. Man nennt diese Schriftsteller viel, aber man denkt sie wenig. Manchem werde ich zu schwarz, den Meisten zu hell gemalt haben. Ich malte, wie ich sah." — Wenn uns Licht und Schatten in dem gehörigen Maße vertheilt scheinen, so finden wir darin den für uns erfreulichen Beweis, daß wir uns auf dem vom Verfasser vorausgesetzten Standpunkte befinden, und wenn wir es versuchen, einen schwachen Umriß des Gemäldes, das der Verfasser mit künstlerischer Hand entworfen hat, zu geben, so geschieht es in der Ueberzeugung, den Lesern einen Dienst damit zu erweisen, daß wir sie auf die geistreiche Schrift aufmerksam machen, die gerade in unseren Tagen eine mehr als literarhistorische Bedeutung hat.

Der Verfasser theilt seinen Stoff in drei Bücher. Das erste Buch handelt von dem Ursprung der französischen Aufklärungsliteratur. Sie wurzelt in den letzten Jahren Ludwig's XIV., in welchen der ruhmreiche Anfang seiner Regierung einen unerwarteten Ausgang nahm, indem der stolze Bau seiner Herrschaft bis in die innersten Grundfesten erschüttert

* Zweiter Band der „Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts." Braunschweig, Vieweg, 1860.

wurde. Die Tragödie Ludwig's XIV. ist die Tragödie des Absolutismus. Was nach der Absicht des Königs die Einheit und Macht des Staates und Königthums befestigen und erweitern sollte, schwächte und vernichtete sie. Die Anfänge der Oppositionsliteratur finden sich in den Schriften Fenelon's. Fenelon war in seiner tiefsten Seele Politiker; als solcher leitete er die Erziehung des jungen Herzogs von Burgund, und schrieb zur Belehrung seines Zöglinges seinen Telemach, voll von Beziehungen auf den damaligen Hof und von Rathschlägen für das unbeschränkte Königthum. Der Telemach ist die berühmteste Schrift Fenelon's, aber nicht die bedeutendste. Mit der Verschlimmerung der Lage Frankreichs wird Fenelon bestimmter und thatsächlicher. Er fordert von jetzt ab eine verfassungsmäßige Beschränkung des absoluten Königthums zunächst in den Briefen an die Herzöge von Beauvilliers und Chevreuse und dann in den Briefen und Denkschriften an den Herzog von Burgund. Während Fenelon für die politische Besserung und Befreiung wirkte, arbeiteten der Marschall Vauban und Boisguillebert an der wirthschaftlichen Umgestaltung Frankreichs. Die Opposition gegen Ludwig's XIV. religiöse Unduldsamkeit äußerte sich zuerst vereinzelt, sowohl bei Katholiken, als auch bei Protestanten. Unter jenen schrieb St. Evremont mit geistreichem Witze und freudiger Ueberzeugung gegen die Jesuiten und die starren Dogmengläubigen, und Fontenelle mit mehr Geist als moralischem Muth gegen die Glaubenslehre und die Priesterherrschaft. Gewaltiger waren die Angriffe, die von den Protestanten ausgingen. Bayle ist einer der wirksamsten Verkündiger der allseitigsten religiösen Liebe und Duldung; er hebt den Widerspruch zwischen Denken und Glauben, Vernunft und Offenbarung mit einer Schärfe, mit einer Kühnheit und Unerschrockenheit hervor, wie außer Spinoza dieser Bruch mit der Scholastik noch nie so entschieden und so allgemein faßlich vollzogen war. Neben und nach Bayle erheben sich die Anfänge der sogenannten Vernunftreligion in den Schriften Le Clerc's und in dem Roman Tyssot de Patot's: Voyages et aventures de Jaques Massé, der bis zur Leugnung der Offenbarung und ihres Inhaltes und zu derben Spöttereien gegen das Christenthum fortgeht. In der Dichtung hatte sich der Klassizismus überlebt, und es regt sich bereits eine schüchterne Opposition. Gegen die Zerfahrenheit und Heillosigkeit der Zeit macht sich die sittliche Menschennatur durch die Satyre Luft. La Bruyère wird satyrischer Charakterzeichner und Sittenmaler, und Lesage geißelt die Laster und Thorheiten seiner Zeit. „Sein Gil Blas ist eine sehr entscheidende Wendung. Bisher war die französische Dichtung nur die Verherrlichung des bestehenden Staates gewesen; hier ist sie dessen satyrische Geiselung. Bisher war der Bürgerliche nur zugelassen worden, um verlacht zu werden; hier ist er der siegende Held. Bisher war die dichterische Charakterzeichnung in bestimmte, feste, der idealen Großheit der Antike nachgeäffte Begriffs-Allgemeinheiten eingezwängt; hier ist der Weg nach dem Wirklichen und Naturwahren eingeschlagen. Im Inhalt ist Lesage der erste oppositionelle, in der Form der erste realistische Dichter. An die Stelle der höfischen Literatur ist eine Literatur getreten, in welcher ein frischer, freier, volksthümlicher Hauch weht. Gil Blas ist der Vorläufer Figaro's."

Zur Zeit der Regentschaft des Herzogs von Orleans, 1715—1723, gehen die bedeutendsten Umgestaltungen in Staat, Gesellschaft und Denkart vor. Der Adel verfällt und verwildert; das Bürgerthum erstarkt und erlangt eine nie geahnte Macht und Bedeutung. Alles giebt Zeugniß von der Entartung und Liederlichkeit der höheren Stände: Familie, Tracht, Wohnung, Luxus. Aber diese wilde und ausgelassene Zeit ist nichtsdestoweniger eine aufdämmernde Morgenröthe einer glücklicheren und menschlicheren Zukunft. Damals wurde die Idee von der unbedingten Alleinherrschaft zuerst auf's Tiefste erschüttert. Der durch die Förderung des Handels und Gewerbfleißes gehobene Bürgerstand fühlt sich in der Macht seines Reichthums und seiner Bildung, in seiner Bedeutung und seiner reineren Sittlichkeit; er sieht sich mit Unwillen von der selbständigen Theilnahme an dem Staatsleben ausgeschlossen; daher der erwachende Groll gegen die Standesunterschiede. Gleiche Gegensätze zeigen sich in der Religion, in der Kunst und in der Literatur. In dieser Zeit macht sich zuerst die Einwirkung Englands auf Politik in den Schriften Massillon's, des Abbé von St. Pierre und d'Argenson's, und auf Naturwissenschaften in den Schriften von Maupertuis bemerkbar. Um Newton und Locke dreht sich von nun an die gesammte wissenschaftliche Entwickelung. Die Poesie wird aus einer höfischen eine bürgerliche. Roman und Lustspiel sind die beliebtesten Gattungen; jener schildert das leichtfertige Leben der vornehmen Gesellschaft (Prevost, der jüngere Crebillon, Gresset), dieses, von englischen Anregungen ausgehend, ist der Träger und Vertreter der kernhaften Bürgerlichkeit (Marivaux, Destouches, Nivelle de la Chaussée). In den bildenden Künsten dieselben Gegensätze: einerseits der Lüsternheit der höheren Gesellschaft dienend, entartet und manierirt, andererseits das ehrbare Bürgerthum mit seiner reinen Zucht und Sitte in seinem tieferen Gefühlsleben darstellend.

Das zweite Buch führt uns die Blüte der französischen Aufklärungsliteratur vor. Sie beginnt um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, und giebt sich gleich als eine wesentlich kritische, angreifende und verneinende zu erkennen. Die Dichtung tritt gegen die Wissenschaft zurück, und arbeitet willig in deren Dienste. Die Wissenschaft aber trachtet danach, ihre Lehre und Denkweise unmittelbar zur Grundlage der Kirche, des Staates und der Gesellschaft zu machen. Nimmer hätten diese Angriffe und Verneinungen einen so raschen und gewaltigen Einfluß gewonnen, wenn sie nicht das innerlich berechtigte und nothwendige Erzeugniß der herrschenden Uebelstände und Verwickelungen gewesen wären. Eine schwere Zerrüttung von Kirche und Staat lastete auf allen Gemüthern. Die Aufklärungsphilosophen wußten, was sie wollten; sie strebten mit allen ihren Kräften, ihre Lehre zur Weltreligion zu machen, wie der Katholizismus zu sein sich rühmte.

Es sind in der Entwickelung dieser französischen Aufklärungsphilosophie deutlich drei Epochen zu unterscheiden. Die erste ist die des aus England überkommenen Deismus. Ihr Begründer und vornehmster Träger ist Voltaire. Sie bekämpft Offenbarung und Kirche, aber hält fest an der Persönlichkeit Gottes und an der persönlichen Unsterblichkeit. Die zweite Epoche ist die des offenen und entschlossenen Materialismus. Das Haupt dieser Richtung ist Diderot, der Gründer der Encyklopädie. Theologie und Metaphysik werden Naturwissenschaft. Die dritte Epoche ist die Auflehnung der durch jene materialistische Lehre unbefriedigten Gemüthsinnerlichkeit, der Idealismus des Herzens, welches seine Rechte gegen die beschränkende Oberherrschaft des Verstandes nicht lassen will, die Rückkehr zu Gott und Unsterblichkeit, wenn auch nicht auf Grund der Offenbarung und des Kirchenglaubens, so doch auch auf Grund des dem Menschen innewohnenden Gefühllebens. Diese Epoche wird durch Rousseau bezeichnet. Unter einander bekämpften sich diese drei Richtungen mit der leidenschaftlichsten Feindschaft; aber der herrschenden Kirche gegenüber verfolgten sie dasselbe Ziel, führten sie denselben Vernichtungskrieg. „Ganz Europa, die gesammte gebildete Welt, nahm den lebhaftesten Antheil an diesen Kämpfen. Selbst unumschränkte Regierungen ergriffen offen Partei für diese Neuerungen, ohne die volle Tragweite derselben sich klar zu machen. Die allgemeine Gunst ist jetzt fast überall in den leidenschaftlichsten Haß verkehrt. In Frankreich zieht man diese Schriftsteller in das wogende Parteigetriebe des Tages; in England und Deutschland liest und kennt man sie nicht mehr, aber man schmäht sie. Man spricht nur von ihrer Frechheit und Haltlosigkeit, man sieht in ihnen nur den Auswurf eines verwilderten Zeitalters; man frägt und untersucht nicht, ob nicht auch etwas Gutes und Segensreiches in ihnen sei. Kein Vernünftiger wird die schweren und groben Fehler und Verirrungen dieser Schriftsteller vertheidigen, oder gar in Abrede stellen. Aber man ist schuldig zu sagen, daß ihren Irrthümern nichtsdestoweniger ein unverwüstlicher Kern von Wahrheit, ihrem Denken und Wirken hochherzige Begeisterung und Thatkraft innewohnt. In einer Zeit, da religiöse Verfolgung, Folter, willkürliche Haft, Ungerechtigkeit des Richterspruches, Erpressung jeder Art, die täglichsten und völlig zu Recht bestehenden Dinge waren, da waren sie es, die mit dem überzeugenden Gefühl tiefster Empörung gegen Alles, was sie für Mißbrauch hielten, Krieg führten, unermüdlich auf Aufklärung und religiöse Duldung, auf Befreiung und Erleichterung der gedrückten Volksklassen drangen und die verlorenen, aber unverbrüchlichen Rechte der denkenden Erkenntniß und der angeborenen Menschenwürde wieder eroberten. Dies ist bei allen ihren Schwächen ihre Größe, ihre unvergängliche, geschichtliche Bedeutung."

Zuerst bespricht der Verfasser Voltaire's Leben und Wirken mit einer Unparteilichkeit, wie wir sie noch bei keinem Kritiker gefunden haben. Diese Gerechtigkeit ist offenbar hervorgegangen aus der gründlichsten Kenntniß der Schriften Voltaire's; denn mit Recht sagt der Verfasser: „Man rühmt sich, den Standpunkt Voltaire's überwunden zu haben und wiederholt daher meist gedankenlos die althergebrachten Schmähungen, während man sich doch lieber eingestehen sollte, daß nur sehr Wenige, und oft die lautesten Schreier am allerwenigsten, Voltaire aus eigener Anschauung kennen." Die Bedeutung Voltaire's findet der Verfasser darin, daß er der Stifter und das Haupt jener französischen Aufklärungsphilosophie wurde, welche gegen die Satzungen und Ueberlieferungen der herrschenden römischen Kirche ankämpfte, und die großen Entdeckungen und Anschauungen Newton's und Locke's zur Grundlage und zum Wesen der allgemeinen Denkart zu erheben suchte. Voltaire überragte alle Mitstrebenden durch die Schärfe seines unvergleichlichen Witzes. Er zog auf den lauten Markt des Tages,

was bisher nur die stille Geheimlehre vereinzelter Kreise gewesen. Das Räthsel, daß ein Mann, dessen Charakter so viele Schwächen zeigte, dessen Schriften so viele Mängel anhafteten, eine so gewaltige Wirkung auf seine Zeitgenossen übte, daß selbst ein Friedrich der Große sich dem Banne seines Zaubers nicht entziehen konnte, lösen die Worte Macaulay's: „Man ist Voltaire und seinen Zeitgenossen schuldig, anzuerkennen, daß das wahre Geheimniß ihrer Kraft der flammende Enthusiasmus ist, der unter ihrem leichtfertigen Wesen verborgen war." — Wie Voltaire auf die religiöse, so legt Montesquieu vorzugsweise den Nachdruck auf die politische Seite. Seine Lettres persanes decken mit unerhörter Dreistigkeit und in der geistvollsten Weise die Schäden in Religion und Staat auf; die Considérations sur les causes de la grandeur des Romains et de leur décadence zeigen an dem Beispiele Rom's, wie das Wohl und Wehe eines Volkes nicht vom Zufalle abhängt, sondern von allgemein sittlichen Ursachen, und als Fortsetzung und Ergänzung beantwortet der Esprit des lois die Fragen nach der Grundlage, den Bedingungen und Bürgschaften der politischen Größe und Freiheit. Die Zeitgenossen erkannten die Bedeutung Montesquieu's; sie fühlten, in ihm liege das Ziel und das Loosungswort einer glückverheißenden, wenn auch sturmbewegten Zukunft. Auf volkswirthschaftlichem Gebiete wirken Quesnay und seine Schule, die Physiokraten.

Adam Smith, der die Physiokraten gestürzt hat, ist doch aus ihrer Schule hervorgegangen. — Die Kunstlehre, zwar noch immer das Ansehen des alten Klassizismus unangetastet lassend, fragt nach Grund und Recht der Kunstforderungen. Dubos findet den Ursprung und die Nothwendigkeit der Kunst in dem Bedürfniß der Menschen nach lebhaftem Daseinsgefühl und ihren Zweck in der Erhebung aus aller menschlichen Bedürftigkeit und Niedrigkeit. Als Mittel, diesen Zweck zu erreichen, erkennt Batteux die Nachahmung der schönen Natur. Beide waren vom bedeutendsten Einfluß. In Frankreich und Italien sieht man noch heute deutlich die Nachwirkung Batteux's. In Deutschland haben Lessing, Goethe und Schiller den französischen Klassizismus und mit diesem auch Dubos und Batteux gestürzt.

Voltaire und seine nächsten Vorgänger und Mitkämpfer waren innerhalb der von Newton und Locke gezogenen Schranken stehen geblieben; ein jüngeres Geschlecht riß diese Schranken nieder. Der Deismus wird Atheismus und Materialismus. Das Haupt der französischen Materialisten ist Diderot, an den sich d'Alembert, Condillac, Holbach, Helvetius und viele Andere schlossen. Sie haben auf den Ruhm tiefer Wissenschaftlichkeit keinen Anspruch, doch sind sie von tiefgreifender, geschichtlicher Wichtigkeit gewesen. Sie haben viele Vorurtheile vernichtet, der Physiologie und Chemie den nachhaltigsten Anstoß gegeben, Manches vorgeahnet, was später Gegenstand und Ergebniß der Wissenschaft wurde und Aufgaben gestellt, um deren Lösung sich noch heut der eifrigste Streit und Widerstreit alles Denkens und Forschens bewegt und bis auf ferne Zukunft bewegen wird. Diderot als Philosoph hat schon jede Frage des modernen Materialismus angeregt und bis zu den letzten Spitzen getrieben; der moderne Materialismus sucht nur mit Hülfe der fortschreitenden Naturwissenschaft jenen Spitzen einen festeren Unterbau zu geben; die Spitzen bleiben dieselben. Diderot der Dichter, ist wie Diderot der Philosoph von englischen Anschauungen ausgegangen. Das bürgerliche Trauerspiel und der Sitten- und Familienroman der Engländer rufen das weinerliche Lustspiel und die aus dem Leben gegriffenen Romane und Genrebilder desselben hervor. Weit mehr als durch seine Dichtungen hat Diderot durch seine Kritik und seine Kunstlehre auf die künstlerische Bildung der Zeitgenossen gewirkt. Man hat Diderot mit Lessing verglichen. Diderot ist scharfsichtig wie Lessing in der Auffindung und Erkennung des Falschen und Haltlosen, aber schwankend und beschränkt im Neubau; daher erscheint er als veraltet und unzureichend, wo Lessing ewig jung und unerreicht bleibt.

Einen Umschwung in der Stimmung und Bildung des achtzehnten Jahrhunderts bewirkt Rousseau, der Erbe und zugleich der Gegner der französischen Aufklärung. Er theilt den Haß gegen den bestehenden Staat und die Kirche, aber sein Haß beruht auf anderen Beweggründen und strebt nach anderen Zielpunkten. In dem Discours sur les sciences et les arts und in dem Discours sur l'origine et les fondements de l'inégalité parmi les hommes erklärte er der herrschenden Bildung und Gesellschaft den Krieg und im „Emil" und Contrat social versuchte er den Neubau. „Rousseau sprach aus, was als unbestimmtes Sehnen durch die ganze Menschheit hindurchzog. Nicht blos in den Helden der französischen Revolution, welche die Menschenrechte entwarfen, sehen wir die Einwirkungen Rousseau's, sondern eben so sehr in den titanenhaften Jünglingen der deutschen Sturm- und Drangperiode, in dem Faustischen Drang nach Unmittelbarkeit und Ganzheit des menschlichen Wissens und Handelns, in der Empörung der Schiller'schen Jugendwerke gegen den Zwang der bürgerlichen Ordnung. Aber Sophisten sind und bleiben solche Naturen immer. Die Logik wird bei ihnen zum Fanatismus; sie begreifen nicht, daß auch die vergangene Geschichte nicht willkürlich und zufällig ist, und darum mit ihren in die Zukunft hineinragenden Verästungen und Verzweigungen nicht von jedem Einzelnen beliebig verneint und gestürzt werden kann. Wie der Baum, so seine Früchte. Nicht blos die Ueberstürzung und Gewaltsamkeit der französischen Revolution, sondern auch der Sturm und Drang der mehr innerlichen deutschen Bildungskämpfe, welcher von Rousseau ausging, mußte sich erst klären, beschränken, vertiefen. Erst die Sophisten, dann Sokrates. Rousseau hat noch nicht das volle Ideal des reinen und freien Menschenthums, aber er ist einer der thätigsten Begründer und Förderer desselben." Als Dichter der „neuen Heloise" schloß sich Rousseau eng an die „Clarissa" von Richardson. Die genialste Fortbildung und Vollendung der von Rousseau angeschlagenen Tonart ist Goethe's „Werther." Die Confessions sind die Krankheitsgeschichte der überschwenglichen, nur auf sich selbst gestellten, gegen alle nothwendigen Bedingungen und Gesetze des wirklichen Weltrufes gekehrten Gefühlsseligkeit.

In denselben Stimmungen, welche in Rousseau ihren beredtesten Ausdruck gefunden haben, wurzeln die ersten sozialistischen Keime, die in den Schriften Morelly's, Mably's, Raynals und Galiani's liegen, die Idylle, wie sie Bernardin de St. Pierre in „Paul und Virginie" giebt und die Satyre, wie sie in Beaumarchais' „Figaro," dem einzigen wahren politischen Lustspiele, auftritt.

Das dritte Buch, die Macht der französischen Aufklärungsliteratur überschrieben, bestimmt zuerst, als ihre göttliche Mission, die sie selbst erkennt: der verrotteten Wirklichkeit den unbeugsamen Gedanken und das rettende Ideal vorzuhalten und als ihren Grundgedanken die siegende Selbstgewißheit des menschlichen Geistes. Aus diesem Grundgedanken erklärt sich einerseits die Schwäche dieser Schriftsteller, der Mangel an Sinn und Achtung für die Vergangenheit und geschichtliche Entwickelung; andererseits ihre Größe, daß sie sich mit heldenmüthiger und wahrhaft bewunderswürdiger Energie und Kühnheit, mit der edelsten Selbstverleugnung und Begeisterung, mit dem kraftvoll einschneidenden Unwillen tiefster, sittlicher Empörung gegen Alles, was in Kirche und Staat den unverbrüchlichen Anrechten des Geistes und des Gemüthes zuwiderläuft, wenden. „Man sollte daher," mahnt der Verf. mit Recht, „endlich einmal aufhören, immer nur von dem auflösenden, zersetzenden, verneinenden Wesen, von der Leichtfertigkeit und Frechheit der französischen Aufklärer zu sprechen. Die Schwäche und der Irrthum, die Gewaltsamkeit und Uebertreibung ist überwunden; die Segnungen sind geblieben und sind unverlierbar. Eine Bildung, welche durch die großen Errungenschaften Lessing's, Herder's, Kant's, Goethe's und Schiller's vertieft und bereichert ist, hat nichts mehr gemein mit jenen Kämpfen. Die olympischen Götter werfen die kämpfenden Titanen in die Unterwelt; aber die Sage hat dankbar die Erinnerung an deren Thaten bewahrt."

Es folgt noch ein Blick auf die gleichzeitige, von dem französischen Einflusse bestimmte Literatur der Italiäner, Spanier und Engländer und in dem Schlußkapitel bespricht der Verfasser das Verhältniß der französischen Aufklärungsliteratur zur Revolution. Sie hat nicht die Revolution veranlaßt, noch darf andererseits ihre Einwirkung auf dieselbe ganz und gar in Abrede gestellt werden, sondern dieselben Zustände und Stimmungen, welche schließlich zur Revolution führten, hatten auch die französische Aufklärungsliteratur hervorgerufen, nur daß die Wissenschaft und Dichtung dem unbestimmten Volksgefühl vorauseilte, es zum Selbstbewußtsein brachte, sein Sprecher und Leiter wurde. Die Wirkungen dieser Literatur äußern sich zuerst in den Reformen und Umgestaltungen, welche durch die Regierungen selbst in's Werk gesetzt werden. An der Spitze jener ersten friedlichen, monarchischen Bewegung steht Friedrich der Große, dessen glanzvollem Beispiele Joseph II., Leopold von Toscana, Katharina II., Gustav III. und die großen Staatsmänner Frankreichs, Spaniens, Portugals, Dänemarks nacheifern. Die Segnungen dieser Reformen waren in Kirche und Staat groß und gewaltig, aber sie hatten ihre sehr bedenkliche Schranke, da Alles noch immer auf die Kraft und Einsicht der zufällig herrschenden Persönlichkeit gestellt war. Die Reformen scheiterten besonders in den katholischen Ländern an dem Widerstande der Geistlichkeit, des Adels und des Pöbels, und selbst, wo sie den besten Fortgang hatten, konnten sie ihren einseitigen Ursprung aus der unumschränkten fürstlichen Machtvollkommenheit niemals verleugnen. Volk und Staat fallen gleichgültig auseinander; Alles für das Volk, Nichts durch das Volk. Frankreich führt die Bewegung gewaltsam weiter in der Revolu-

tien, deren Stärke und Schwäche dieselbe ist, wie die der französischen Aufklärungsliteratur. Groß ist die französische Revolution in ihrer hochherzigen Grundrichtung, aber ihre Schwäche, die Ursache ihrer Ueberstürzung und Niederlage, ist, daß sie keine Einsicht hat in die geschichtliche Grundbedingung allmählicher Uebergänge und Gewöhnungen. „Die Revolution scheiterte; sie mußte scheitern. Aber sie hat der Zukunft Aufgaben gestellt, an deren Lösung die Geschichte unablässig fortarbeitet, und voraussichtlich noch viele Jahrhunderte kämpfen und arbeiten wird."

Wir hatten eben unsere Anzeige vollendet, als uns die Beurtheilung desselben Werkes von Karl Rosenkranz im Deutschen Museum Nr. 23, vom 7. Juli 1860, zu Gesichte kam. Ihrer Tendenz nach kritisch, macht sie auf einzelne Mängel und Versehen des Verfassers aufmerksam, schließt aber, dem verdienstvollen Werke die größte Anerkennung und Empfehlung zu Theil werden lassend, mit den Worten: „Weil Hettner mit philosophischer Bildung das philosophische Jahrhundert auffaßt, so hat er die Tendenzen und Arbeiten desselben mit einer Unparteilichkeit zu würdigen vermocht, die bisher in einer so gleichmäßigen Ausdehnung noch nicht da war. Voltaire, Diderot, Rousseau, die er mit Recht zum Mittelpunkt seiner Untersuchung gemacht hat, sind von der einen Seite oft eben so falsch vergöttert, als von der anderen irrig verdammt worden. Revolution und Reaction haben für jeden dieser Autoren längst ihre bestimmten Farben bereit. Es ist unendlich schwer, zwischen solchen Widersprüchen die richtige Mitte zu finden. Der einzige Weg, aus ihren Antithesen sich zu retten, ist der Entschluß, zu dem Gegenstande selbst zurück zu gehen. Dies hat Hettner gethan. So natürlich dies scheint, so ist doch bei literaturgeschichtlichen Arbeiten, wo man der Hülfe Anderer nicht entrathen kann, dies Verdienst größer, als Viele glauben dürften. Hettner's gründliche Sachkenntniß und kritische Unbefangenheit hat aus den Tiefen des politischen und religiösen Prozesses jener denkwürdigen Zeit ein reiches Gemälde voll objektiver Wahrheit geliefert, dessen einzelne Mängel gegen den Werth des Ganzen verschwinden."

England.

Literarische Berichte aus England.

Flüchtige Revue der politischen, sozialen und sittlichen Zustände Englands, nach Thatsachen der neuesten Zeit.

London, im August.

Auf welchem Civilisationswege und nach welchem Ziele mag dieses alte Großbritannien fahren? Statistisch genommen macht es grausame Fortschritte in Abnahme aller möglichen Uebel und Steigung der Production und Consumtion, der Aus- und Einfuhren, alles möglichen Guten und Schönen. Und doch wird es, wie es scheint, dieser Segnungen nie recht froh, da andere Leute und andere Thatsachen diese immer Lügen strafen oder neutralisiren.

Was ist, um einmal die Hauptphasen von Englands Glück und Größe Revue passiren zu lassen, und mit dem Parlamente anzufangen, aus dieser stolzen Quintessenz der obersten Zehntausende geworden? Ich könnte aus allen Zeitungen und Journalen Englands Beweisstellen übersetzen, daß es aus einer Sammlung von alten intriganten, hypokritischen, durch Bestechung gewählten Klatschschwestern und idiotischen Schwätzern bestehe, die während der letzten Sitzungsperiode nie ein gescheidtes Wort gesprochen und keine einzige gescheidte, patriotische That gethan, nur Verachtung, Lächerlichkeit, Schwäche producirt haben. Wer englische Zeitungen liest, wird sich solcher Beweisstellen erinnern. Ich mache nur auf die letzten Productionen der beiden Haupthelden aufmerksam, Russell's und Palmerston's. Was ist das englische Parlament anders, als Russell und Palmerston, Palmerston und Russell? Seit Menschenaltern nichts als „Lord Nudle und Lord Dudle," gelegentlich mit etwas Derby gewürzt und verpfeffert mit Disraeli.

Palmerston, seit dem zweiten December 1852 Vertheidiger und Agent Napoleon's, den er immer eifrig als „our faithful ally," als den „august and great ruler of the French nation" in Schutz nahm, sobald Jemand etwas gegen ihn vorbrachte; Palmerston, der Premier, verlangte neulich die 11 Millionen zur Befestigung Englands, weil „unser allernächster Nachbar" 600,000 Mann und eine Flotte hat, größer, als die englische. Nachdem er das Kind zum „faithful ally" und „great ruler" aufgepäppelt, verlangt er 11 Millionen extra gegen den „allernächsten Nachbar," um Englands Häfen und Flußmündungen, besonders „die Hauptstadt, die Dockyards und Arsenäle, die Wiege unserer Größe" (auf die er's besonders abgesehen hat, wie er „ohne Blume" gestand), zu schützen. Und dieser Premier bleibt Premier Englands. Sie wissen immer noch nicht, wo sie einen besseren hernehmen sollten. Kollege Russell, komischer Weise „Auswärtiger," der nach dem Muster Palmerston nie die Wahrheit sagt, wenigstens nie, wenn danach gefragt wird, sagte am 20. Juli im Unterhause, daß er nichts von der französischen Expedition nach Syrien wisse; drei oder vier Tage darauf gestand er, daß ihn am achtzehnten der französische Gesandte besucht habe, um ihm mitzutheilen, daß Napoleon eine bewaffnete Macht nach Syrien absende, um die Christen dort zu beschützen, und er — Russell — seine Zustimmung gegeben habe. Er hatte also am zwanzigsten öffentlich und offiziel gelogen.

Bei meinem Mangel an parlamentarischem Takt, der mir mit Recht gelegentlich vorgeworfen ward (ich bin zu alt, um ihn noch zu lernen), sage ich „gelogen," obgleich ich weiß, daß man dies von einem so ehrenwerthen Manne, auch wenn er lügt, daß sich die Balken biegen, nie sagen darf. Aber ich sage: er hat gelogen, wie in der Nizza-Sardinischen Angelegenheit, wie Palmerston seit 50 Jahren als „Auswärtiger." Gelogen wird in allen Staats- und gelehrten Sachen, aber ganz besonders geschäftsmäßig in allen „auswärtigen" Angelegenheiten. Presse und Parlament sind hier durch Palmerston so daran gewöhnt, daß Lord John Russell vielleicht blos aus Ehrfurcht vor dieser Gewohnheit — der Mutter der Gesetze, wie Cicero sagt — log, um das Parlament nicht durch Wahrheit — zu täuschen. Außerdem ist es überhaupt plebej, kindisch, ganz unparlamentarisch, die Wahrheit zu sagen. Die Wahrheit ist ja nackt, was im höchsten Grade unanständig ist, besonders in einer Zeit, durch welche anständige Damen mit käseglockenartig aufcrinolinirter Lüge fegen.

In einem Staate des Continents kam einmal der Selbstmord unter großen Staatsmännern sehr in die Mode. Sie vergifteten, erschossen sich zu Dutzenden, wie es schien, weil sie gewisse, üble Folgen ihrer staatsmännischen Weisheit nicht überleben wollten. Das war brav. Der anständige Mensch kann, wenn er einmal die Ehre verloren und blos Aussicht auf Schande und Kerker hat, nichts Besseres thun, als sich durch Selbstentleibung in bessere Regionen forciren. Hier in England freilich weiß man nichts von Schande und Kerker für die Privilegirten. Disraeli nennt sie „sehr ehrenwerthe Freunde," und stichelt gelegentlich auf Antecedentien, die anderswo in's Zuchthaus führen. Die gelangweilten Parlamentsmitglieder, froh und lauschend, daß einmal Disraeli Dolche oder Horsman Karbatsche spricht, lachen über die Hiebe, welche treffen. Der Getroffene lächelt mit, denn es thut ihm nicht im Geringsten weh auf seiner alten Rhinozeroshaut, und er weiß, daß es dann vorbei ist. Es ist dann auch vorbei. Jeder behält seine Ehre, seinen Posten, denn es ist eine parlamentarisch gebildete Gesellschaft. Jedes Parlamentsmitglied ist ja durch eine lange Reihe von Gesetzverletzungen, durch ganze Armeen von Bestochenen zu seiner Ehre gekommen. Die Presse war daher zum Theil sehr entrüstet, als man sich wieder einmal so ein Parlamentsmitglied als Sündenbock schlachtete, weil es beim Bestechen sich unparlamentarische Formenfehler hatte zu Schulden kommen lassen. Sie verurtheilten ihn zu einer vierjährigen Freiheitsstrafe. Wozu diese Grausamkeit gegen Einen? Haben sie's in der Sache nicht Alle eben so gemacht? Jeder weiß es, die Presse hat es oft auseinander gesetzt, daß keine Parlamentswahl ohne Bestechung möglich ist und Jeder blos dadurch, daß er als Gewählter hintritt, um als Parlamentsmitglied zu schwören, den Beweis liefert, daß er Hunderte und Tausende von Pfunden für Bier und Gin, Agenten, Advokaten, canvassers ꝛc. spendirte. Wozu diese Grausamkeit gegen Einen? Ach, er durfte durch Formenfehler dem Gesetze kein Loch machen, hineinzuschlüpfen. Er lüftete ungeschickt den Vorhang, der anständiger Weise nie durchsichtig werden darf. Außerdem ist's, glaub' ich, wie in den Religionen mit Menschenopfern. Man muß dem grimmigen Gesetze dann und wann einen Sündenbock schlachten, um es zu versöhnen.

Die Ministerien, die Gesetzgeber und Staatsbeamten Englands, alle aus einander, d. h. aus den obersten Zehntausenden durch Gunst, Geld, Heirat, Empfehlung, Nepotismus, Simonie hervorgehend, stehen in ihrer Befähigung, Ehrlichkeit und Tugend im Durchschnitt weit unter den Staatsbeamten Deutschlands, wo höchstens ein Mal unter ganz außerordentlichen faulen Verhältnissen in untergeordneten, besonders polizeilichen Sphären sich käufliche und gekaufte Subjekte eine Zeit lang breit machen können. In England sind Beamte, wie die, welche sich in Oesterreich entleibten, sehr beleibt, und bleiben es und gedeihen und avanciren.

Es wurde ihnen eine Armee auf der Krim geopfert, ohne daß sich Jemand das Leben nahm. In Flotten-Angelegenheiten, in der Admiralität ist's nicht viel besser und bei den Festungsbauten, die jetzt in Flor kommen, werden sich, wie neulich ein witziges Wochenblatt bemerkte, viele

Esel mit Gold beladen, so daß man mit ihnen Festungen einnehmen, aber nicht vertheidigen kann.

Dabei könnte es in der höheren und höchsten Gesellschaft privatim immer noch sehr reinlich und nobel hergehen. Ich selbst glaubte bisher immer noch an unbekannte, zurückgezogene, schöne Häuslichkeit in der höheren und höchsten Gesellschaft. Seitdem ich aber einen Leitartikel in der „Morning Post," dem Organe der eigentlichen tonangebenden Fashion, der Elite von Grosvenor= und Belgrave=Square, über Gesinnung und Gesittung dieser Kreise gelesen, ist auch dieser Glaube sehr erschüttert worden. Es ging den unterrichtetsten Engländern nicht viel besser, da sie ihr Erstaunen über die Enthüllungen der Morning Post vielfach in Hände über dem Kopfe zusammenschlagenden Leitartikeln aussprachen. Ich gebe nur einige kurze Reminiscenzen aus der Morning Post.

Die obersten Zehntausende reiten und fahren während der Season alle Tage bis etwa 6 Uhr, ihrer Diner=Zeit, Corso im Hyde=Park. Welche schwarze Wolken berittener Damen! Die feinste und reinste und reichste Creme der Aristokratie, denken die Plebejer. Aber die Plebejer müssen in ihrer gesellschaftlichen Oeffentlichkeit erst noch lernen, was da oben ganz alltäglich und fashionabel geworden. Junge und alte Taugenichtse des Reichthums und Ranges begegnen auf ihren Corso's gekauften und käuflichen Damen und entretenues, und verlassen nicht selten die Equipage der Mutter und Schwestern, oder die Seite einer tugendhaften Reiterin der höchsten Gesellschaft, um mit Lais oder Aspasia vulgivaga zu scherzen, neben ihnen zu reiten und diese Art von Bekanntschaft öffentlich leuchten zu lassen. Und was sagen die tugendhaften Amazonen dazu? Werden sie je wieder mit solchen unverschämten Rittern sprechen? O ja! Und damit sie in dieser Concurrenz bestehen und sich den Rittern auch attractiv zeigen können, suchen sie's den Aspasien nachzumachen. Sie sprechen deren Sprache, bilden sich nach deren freien Benehmen und lernen die Schönheiten des Champagner, Maraschino, Curaçao und anderer feinster erotischer Liqueurs kennen und schätzen. Die Sache ist, daß nur noch „fast young girls" (Seitenstücke zu den „fast young men," geschwind Lebender, forscher Kerls, Lebe= und Weltmännern, höheren roué's) ihr Glück machen. Das ist denn auch danach. Verheiratet kommen sie oft vor's Ehescheidungsgericht, wenn die Sache nicht der Verwandten wegen vertuscht und verpfuscht wird. Verheiratete und Unverheiratete kommen oft verschieden alliirt (d. h. nicht nach dem Trauschein) in die Season, verändern sich während derselben und „paaren sich ab" für den Rest dieser Zeit. — Ich weiß von alledem natürlich nichts, aber alles dies und noch mehr wird den höchsten Klassen in der Morning Post vorgeworfen. Sie setzt hinzu, daß keine besondere moralische Schlechtigkeit zu Grunde liege, sondern Langeweile, Ekel vor der Oede der guten, tugendhaftigen, respektablen, hochkirchlich gläubigen Gesellschaft.

Die schlimmste Passage in dieser Enthüllung ist meines Dafürhaltens die, daß nur noch „fast young girls" ihr Glück machen und Tugend und Unschuld bei der höheren Prostitution in die Schule gehen, um nicht sitzen zu bleiben, von den Rittern nicht als Gänschen behandelt und über die Achsel angesehen zu werden.

Ars amatoria aus Langeweile, Unmoralität wegen unausstehlicher Moralität in der guten, der besten Gesellschaft, die Lais und Aspasien Muster für höhere Töchterschulen — das ist ein Zustand!

Uebrigens brauchen die höheren Töchter Englands selten Muster von Außen. Mütter und ältere Geschwister geben ihnen die Weihe schon von der Wiege. Ich habe ein zehnjähriges Töchterchen aus einer solchen höheren Schule nehmen müssen, blos weil sie nicht in seidenen Kleidern kam und sie ganz naiv und ehrlich gestand, daß sie nicht für Mittag und Abend ihre Toilette wechsele. Die anderen Kinder, stolz auf ihre seidenen Kleider und Crinolinen und die Umzüge für Morgen, Mittag und Abend, maltraitirten mein Töchterchen auf die raffinirteste Weise wegen ihrer Kleiderarmuth, und beschuldigten sie sogar ein Mal, ein verlorenes Stück Geld gefunden zu haben. Das war mir zu arg. Ich drang ohne Komplimente in die höhere Töchterschule ein und examinirte, wie der Verdacht entstanden sei. Es kam heraus, daß man wegen Mangels eines seidenen Schulkleides darauf gekommen sei. Die Lehrerin oder Vorsteherin erklärte ihre Unfähigkeit, den Kindern bessere Moral beizubringen, da sie dies zu Hause so lernten und die Kinder selbst unter sich, angeleitet von ihren respektiven Eltern, in ewigem Kriege lägen, und zwar wegen ihrer verschiedenen Reichthumsgrade und der Quantität und Qualität ihrer Kleider und Pretiosen. Es waren Kinder von acht bis zwölf Jahren! Eine derselben hatte mit meinem Töchterchen spezielle Freundschaft geschlossen und spielte gern mit ihr. Ein liebes, lockiges Engelskind. Plötzlich durfte sie nicht mehr kommen und spielen. Ich treffe sie ein Mal zufällig und frage sie, warum die Freundschaft zu Ende sei? Mit Erröthen — sie schämte sich gewiß unwillkürlich — gestand sie, daß Mutter es verboten. Warum? Weil wir in einem kleinen Hause wohnten und nur einen Dienstboten hätten, gar keine Equipage, wie Vater und Mutter zu Hause. So saugen respektable Kinder den absoluten Respekt vor Kleidern, der Rang und Reichthum mit der Muttermilch ein, und wenn solche Töchterchen erwachsen, fallen sie leicht mit und ohne Trauschein Dem anheim, der ihnen auf eine Zeit lang Sammet und Seide, Juwelen, Equipage und Reitpferd halten kann. So entstehen die „fast young girls" Englands.

Es ließe sich hier einen Schritt weiter gehen in dies Familienleben, um diese „forschen Mädchen" als Gattinnen und Mütter kennen zu lernen. Aber „on lave son linge sale en famille," sagte einmal Napoleon, und wir wollen diese Wäsche nicht öffentlich aufhängen, wie es leider schon zu häufig durch Hunderte von Berichten aus den Ehescheidungsgerichten geschah. Aber eine andere Seite der sozialen Criminalistik Englands, die sich neuerdings ganz besonders wieder hervordrängte, müssen wir hier mit einschalten. Vor einigen Jahren waren es besonders die fashionablen Schwindler, Betrüger, Fälscher und Unterschleifer, die hervortraten, um theils die wuchernden Compagnien und Geld=Institute, theils das Familienleben der Kreise, in welchen sich diese Verbrechen bewegten, zu beleuchten. Wir sahen, daß Aufwand, Luxus und der daraus entstehende Betrug und Schwindel vielfach von den übertriebenen Ansprüchen der Frauen hervorging. Daß sie auch an den Mord= und Selbstmordgeschichten, die fast alle Tage frisch in den Zeitungen auftreten, ihren Antheil haben, ist leider nur zu erwiesen. Aber freilich, die Ursachen dieser Massen furchtbarer, häuslicher Tragödien liegen zugleich tiefer und wurzeln weiter und breiter in dem sozial sittlichen Boden. Man findet einen Gatten und Familienvater nach treuer Erfüllung seiner Berufspflichten ein ganzes Menschenalter hindurch eines Morgens an einem Pfosten seiner Bettstelle hängen; ein anderer Beamter, Gatte und Familienvater, seit Jahren umher bekannt als solider Mann, wird plötzlich als der Mörder seiner ganzen Familie arretirt. Ein Handwerker geht am hellen Tage im Hyde=Park spazieren, erschießt sich plötzlich, trifft aber nicht ordentlich, taumelt ein paar Schritt weiter und erschießt sich nun „ordentlich." Man findet seine Adresse in der Tasche und trägt den Leichnam nach Hause, wo man seine Frau als Leiche, zersägt und zerhackt in Stücken umherliegend findet. Der Schulhalter „Hopley," rühmlich bekannt durch philantropisch=pädagogische Schriften, in denen er sich wiederholt entschieden gegen alle körperliche Züchtigung in der Schule ausgesprochen, schlug einen seiner Zöglinge unter mehr als zwei Stunden fortgesetzten, körperlichen Mißhandlungen todt, um ihm Arithmetik, die ihm nie in den Kopf wollte, beizubringen. Das Kind hatte, wie sich bei der Section zeigte, Wasser im Gehirn. — In einer Familie mit Kindern aus doppelter Ehe fehlt eines Morgens das „Stiefkind." Nach langem Suchen findet man es ermordet in der Düngergrube. — Ein Bräutigam von 25 Jahren will sich am nächsten Morgen verheiraten und hat deshalb die Braut, mit der er schon früher gelebt, dann sich veruneinigt und wieder versöhnt hatte, vom Lande in das elterliche Haus gebracht. Sie kommen Abends von einem Ausfluge ganz vergnügt nach Hause. Die Braut legt sich mit seiner Mutter, er mit einem kleinen Bruder schlafen. Ein anderer kleiner Bruder schläft allein. Sein Vater, ein Schneider, macht sich aus Mangel an Platz in der Werkstätte eine Schlafstelle zurecht. Er war dem Sohne und seiner Braut manchmal auf der Straße begegnet, hat aber nie mit ihnen gesprochen. Die Mutter war auch nicht recht mit dem neuen Bündnisse einverstanden. Jetzt schlafen sie aber alle friedlich unter einem Dache. Der Bräutigam hat kein Geld und keine Stelle, hofft aber, daß die Braut etwas mitbringe. So bricht ihr Hochzeitsmorgen an. Im Hause erhebt sich Geschrei: Mord! Mord! Mord! Ein kleiner Bruder des Bräutigams ist eben an der Treppe mit dem Kopfe herunterhängend und mit aufgeschnittenem Halse liegend gesehen worden. Polizei findet sich ein und sieht oben vier Leichen noch warm und blutend neben und über einander liegen. Die Mutter, die beiden Brüder und die Verlobte des Bräutigams. Dieser empfängt die Polizei im Hemd und ruft ihnen zu: „Hübsche Geschichte das! Meine Mutter that's. Sie wollte auch mich ermorden, aber ich vertheidigte mich, wobei ich sie tödtete. So ist's gesetzlich, glaub' ich." Er wurde arretirt und vielfach examinirt. Die Aerzte finden keine Spuren von Wahnsinn. Er spricht ruhig und antwortet wie ein denkender Mensch, seine Aussagen wiederholend und bekräftigend.

Man achte bei diesen Mordgeschichten auf die Lichter, die dabei auf soziale und Familienverhältnisse fallen, auf die Ruhe und Ueberlegung, mit der oft diese Verbrechen conzipirt und exekutirt werden. Ich könnte die Liste derselben natürlich fast nach jeder Polizei= und Gerichtssitzung, nach jeder Zeitung beliebig vermehren und damit die reichsten Variationen

dieses Themas geben. Ich glaube nicht, daß je eine Woche ohne einen ganz besonders schauderhaften Mord, Doppel-, Tripel- und Quadrupel-Mord vergeht. Die alltäglichen oder vielmehr allnächtlichen Scenen der Verstümmelung und Verzausung unter den roheren Familien, besonders derer, die Sonnabends ihren Wochenlohn erhalten, dieses Treten und Stoßen mit den Absätzen, Niederschlagen mit Pokers, Zerkratzen mit Nägeln und Zerbeißen mit Zähnen zwischen „Vater und Mutter" und sonstigen familiär Verbundenen — dieses alltägliche Futter der Polizeigerichte wird kaum noch beachtet. Hier aber verdient es eine breite Stelle in unserer Aufmerksamkeit. Es charakterisirt die ungeheuere Masse des niederen Arbeiterstandes, der aus der Hand in den Mund lebt und größtentheils bis Sonnabend Nachts 12 Uhr den ganzen Wochenlohn in Bier und Gin vergeudet. Nicht selten werden dann noch die letzten Kleider schlafender Kinder geholt, um sie in dem noch gasflammenden Pfandhause zu versetzen, und in dem noch gasflammenden Gin-Palaste daneben halb bewußtlos und taumelnd zu vertrinken.

Wir haben mit Palmerston und Russell angefangen und sind rasch durch die verschiedenen Schichten der Gesellschaft gegangen, um Halt, Solidität, einen gesunden Kern zu finden. Ich kann nirgends mehr etwas der Art entdecken. Ausführlichere und gründlichere Untersuchung der öffentlichen, politischen, sozialen und sittlichen Zustände Englands würde dies nur im Detail bekräftigen. Man gebe mir Zeit und Geld zu einem dicken Octavbande, und ich könnte allenfalls ein sehr stoffreiches und selbst gelehrtes Buch der Art schreiben. Ich breche nicht leichtsinnig den Stab über England in Bausch und Bogen. Ich kenn' es seit zehn Jahren durch tägliche Beobachtung, Lektüre der Tagesbegebenheiten, persönliche Beziehungen und Erfahrungen und durch das Urtheil der über dem Schmutze und der Befangenheit spezifischer Englischkeit stehender, nobler, klarer Engländer. Alles dies vereinigt sich zu der Ueberzeugung, daß es dem englischen Staats- und Gesellschaftskörper an einem soliden Schwer- und Brennpunkte fehlt, daß alle Theile und Schichten mehr oder weniger auseinander fallend, mechanisch neben und gegen einander sich geltend machend, weder in sich einzeln, noch mit dem Ganzen gesund in ihren Functionen und Bestrebungen erscheinen. Noble Menschen und Thaten, an denen es natürlich nicht fehlen wird, können die Zustände im Ganzen und Großen nicht bessern und das Urtheil darüber nicht ändern. Auch unter Nero, auch in der faulsten Zeit des untergehenden Römerreichs, gab es edle Menschen mit noblen Thaten. „England wird nicht untergehen, wenn nicht durch sein Parlament," sagte einmal Lord Burleigh. Wir hoffen, daß es weder durch das, noch trotz des Parlaments untergehe. Es bedarf aber eines bisjetzt nicht ersichtlichen Heilands, um sich zu erlösen. Für's Ausland und wohl gar für Deutschland wird es vorläufig keinen Halt bieten. Letzteres verlasse sich ja stets auf sich selbst!

Italien.

Literatur-Bericht aus Italien.*

Geschichtliches aus älterer und neuerer Zeit.

Die schöne Zeit Italiens, wo die großen Geister der Kunst und Wissenschaft den Glanz der Höfe zu Florenz, Mantua, Ferrara und Urbino ausmachten, bietet dem Geschichtsforscher noch fortwährend Stoff zu Gemälden, welche unsere Zeit fesseln und belehren. Ein solches Bild ist folgendes:

Storia de' Conti e Duchi d'Urbino, di Filippo Ugolini. II. Vol. Firenze, 1859.

Der Verfasser hat gründliche Vorarbeiten zu diesem Werke gemacht, und seine lebendige Darstellung athmet wahre Vaterlandsliebe. Der Hof der Montefeltre zu Urbino war nicht nur den glänzendsten und gebildetsten Höfen der damaligen Zeit ebenbürtig, sondern es herrschten auch an demselben der Sinn wahrer Ehre, während man jetzt mit dem Worte „Ritterlichkeit" am unrechten Orte sehr verschwenderisch umgeht. Hier finden wir zugleich einen wahrhaft constitutionellen Fürsten, den Herzog Franz Maria, welcher 1606 eine Rathsversammlung von den Gemeinden wählen ließ, die als Abgeordnete des Volkes mit ihm die Regierung führten.

Narrazioni storiche di Piersilvestro Leopardi, con molti documenti inediti, relativi alla guerra dell' indipendenza d'Italia e alla reazione Napolitana. Torino, 1858.

Dieses Werk, obwohl der Verfasser bei den Bewegungen in Italien seit 1814 betheiligt war, ist doch keine Partei-Schrift, sondern mit einer solchen Ruhe geschrieben, daß es mit den beigefügten, meist ungedruckten Urkunden als ein wahres Quellen-Studium angesehen werden kann.

Als König Murat sich von Frankreich im Jahr 1814 lossagte, da fand sich bereits eine Bewegung in den Abruzzen, um den König zu nöthigen, eine Constitution zu geben und die Franzosen zu entfernen. Die Generale Carascosa, Filangieri, Pepe, Pignatelli, Colletta und andere unterzeichneten eine Petition in diesem Sinne; aber Murat wußte nicht die Stimmung der Carbonari zu benutzen, welche nichts Anderes wollten, als Italien von fremdem Einflusse befreien, und so kehrte König Ferdinand durch den Vertrag von Casalonga von Sicilien wieder nach dem festen Lande zurück. Sein böser Genius war die Königin Karoline, die mit dem Kardinal Ruffo, den Sanfedisten von Fradiavolo und andern dergleichen Leuten die größte Verderbtheit mitbrachte; sie ließ die Carbonari, welche lange Zeit gegen die Franzosen thätig gewesen waren, von Pius VII. in Bann thun, welcher dabei jedoch bemerkte: sie sind gute und religiöse Italiäner. Die Folge war, daß am 9. Juli 1820 Pepe in Neapel einziehen und die Constitution ausrufen konnte, die der König beschwor, während er seinem Sohne Franz I. die Regierung übergab, um mit den österreichischen Bajonetten zurückzukehren. Unser Verfasser war damals Verwaltungs-Beamter; er konnte daher sehr wohl gewahr werden, daß das von dem General Pepe befehligte Corps dergestalt ausgesetzt wurde, daß es gegen die heimlich von dem Regenten getroffenen Maßregeln nichts ausrichten konnte, der natürlich mit den Fremden einverstanden war. Franz kam nach dem im Jahre 1825 erfolgten Tode seines Vaters zur Regierung, und seitdem fingen die Polizei-Maßregeln an, welche das Unglück der Neapolitaner ausmachten. Mit dem Jahre 1830 war Ferdinand II. zur Regierung gekommen und die französische Revolution hatte wieder einige Hoffnung erweckt; doch die gescheidten Leute bemerkten bald, daß von Frankreich nichts Gutes zu erwarten. Leider stand bald darauf ein junger Genuese auf, Mazzini, ein Utopist, der die alten, mittelalterlichen Republiken Italiens wieder herstellen wollte. Seine Unvorsichtigkeit hat unnennbares Unglück über Italien gebracht. Auch unser Verfasser, der nur das Mögliche wollte: einen constitutionellen Staatenbund in Italien, mußte nach Paris flüchten. Mazzini allein war Schuld an den Aufständen in den Abruzzen im Jahre 1842, in der Romagna 1843 und in Calabrien 1844; auch die Gebrüder Bandiera hat er auf seinem Gewissen.

Unterdeß hatten ausgezeichnete Vaterlands-Freunde gesucht, durch Reformen für Italien zu wirken, von denen wir nur das klassische Werk des Grafen Cesare Balbo „Das moralische und bürgerliche Primat Italiens" (1843) erwähnen, welchem seine „Hoffnungen Italiens" folgten. Auch Niccolo Tomaseo wirkte in demselben Sinne in seinem Werke: „Fünf Bücher über Italien"; sowie der geistreiche Massimo d'Azeglio. Alle wollten keine Revolution, sondern man wünschte nur, daß die Fürsten durch unwiderrufliche Handlungen darthun möchten, wie sie mit Leib und Seele Italiäner sein wollten; dann würden sie die Treue aller Italiäner erfahren. Der Geschichtschreiber Michele Amari aus Sicilien, der Philosoph Mamiani, der General Durando und selbst die Geistlichen Gioberti und Rosmini traten in demselben Sinne auf; der Letzte mit den fünf Wundern der Kirche, der Erste mit den modernen Jesuiten. Da endlich trat auch der König von Sardinien selbst mit seinen Fortschritten hervor, indem er den Grafen Margheritta fallen ließ, dem Metternich über Alles ging. Der Papst hatte sich als Italiäner gezeigt, und in Florenz neigten sich auch die Minister Gino Capponi und Ridolfi auf die Seite der Vaterlandsfreunde. Von Aufständen gegen die bestehenden Regierungen war überall nicht die Rede; sondern ein Zoll-Verein, der am 3. Nov. 1847 in Turin verabredet wurde, war das Ziel der Hoffnungen aller Vernünftigen.

Auch in Neapel geschah kein Schritt gegen den König, aber man beschwerte sich über die verrätherischen Minister; das hatte die Ausweisung mehrerer Ehrenmänner zur Folge, als: Poerio, d'Ayala, del Re, Settembrini u. a. m. Endlich sah sich doch der König veranlaßt, den am meisten verhaßten Minister, St. Angelo, abzusetzen. Dies bewirkte allgemeine Freude, das Volk rief fortwährend: Es lebe der König! Das wurde aber sogar verboten und dabei die Herzöge Sandarato, Prata und Morbillo nebst dem Prinzen Caraccioli-Torella verhaftet. Endlich brach am 12. Januar 1848 die Revolution in Palermo aus, welche ebenfalls nichts Anderes beabsichtigte, als die Aufrechthaltung der von dem Könige im Jahre 1812 gegebenen Constitution. Am 27. Januar hatte sich in

* Von dem Geheimen Justizrath Neigebaur

Neapel wieder eine große Masse Volkes versammelt, das aber ebenfalls nichts Anderes that, als rufen: Es lebe der König, es lebe die Constitution! Da ließ der König auf dem Kastell Sant Elmo die Blutfahne aufpflanzen und durch drei Kanonenschüsse den Belagerungs-Zustand verkünden; doch das Volk, die Vornehmsten an der Spitze, blieb ruhig und gab nicht die geringste Veranlassung zu Gewaltthätigkeiten; da entschloß sich der König endlich, das sanfedistische Ministerium zu entlassen, den Herzog Serra Capriola, die Fürsten Torella und Dentice, und gab am 10. Febr. eine Constitution, der von Frankreich von 1830 ähnlich, und seitdem hatten die Festlichkeiten im Lande kein Ende. Nicht die geringste Unordnung war vorgefallen. Nunmehr konnte der Verfasser wieder in sein Vaterland zurückkehren. So ging Alles recht gut, bis zum 3. April, wo der König den berühmten Geschichtschreiber, Grafen Troja, zum Minister-Präsidenten ernannte, Marchese Dragonetti erhielt die auswärtigen Angelegenheiten und ein Vetter des Papstes, Graf Ferretti, Banquier zu Neapel, wurde Finanz-Minister.

Nunmehr erklärte sich der König offen für die italiänische Sache und ernannte den Verfasser zu seinem Gesandten am sardinischen Hofe und in der Schweiz; der Professor der Staatswirthschaft, Scialova, wurde Minister des Ackerbaues und Handels. Die Instruction des Verfassers für diese Sendung ist ein sehr merkwürdiges Aktenstück.

Der Verfasser hatte Gelegenheit, vor seiner Abreise aus Neapel zu bemerken, daß die Geistlichkeit bereits anfing, das gemeine Volk zu bearbeiten, und die Polizei drückte die Augen zu, wenn anständige Leute beleidigt wurden; denn die vornehmeren Stände waren mit Leib und Seele für die Constitution. Leider fing damals Mazzini, durch die Ereignisse der Februar-Revolution aufgeregt, an, das Unmögliche zu predigen; der Verfasser bemerkte dies bereits auf seiner Reise durch Rom; so wie er auch erfuhr, daß Graf Spauer, ein sonst unbedeutender Diplomat, dem Papste Vorstellungen darüber machte, daß der deutsche Klerus durchaus allen Ideen von Constitution u. s. w. abhold wäre. Durch beide Rücksichten wurde der Papst eingeschreckt und verlor so das Zutrauen der Römer, das er bis dahin genossen hatte.

Der König von Neapel rief hierauf seine Armee aus der Lombardei zurück, daher die Sendung des Verfassers nach Turin keinen Zweck mehr hatte. Er kam in Rom zu rechter Zeit an, um bei der Ermordung des Ministers Rossi gegenwärtig zu sein. Rossi war ein Mann, der nur das Mögliche wollte; mithin war er den Feinden der Constitution am gefährlichsten. Unser Verfasser beweist, daß es Agents Provocateurs der Jesuiten waren, welche solche unsinnige junge Leute, die nur das Unmögliche wollten, zu jener Unthat verleiteten. Der Verfasser war bei der Flucht des Papstes aus Rom gegenwärtig; er sagt, daß ihm drei Diplomaten dazu gerathen: der Herzog von Liancourt, ein französischer Frömmler, der Spanier Martinez della Rosa, der gern den Orpheus auf dem Schiffe gemacht hätte, das den Papst nach den Balearen retten sollte; endlich der Graf Spauer, den der Verfasser, freilich nicht zur großen Ehre der deutschen Diplomaten, einen consumato mestatore d'imbrogli nennt.

Besonders wichtig sind die Aufklärungen, welche der Verfasser über die Ereignisse des 15. Mai in Neapel giebt. Hier war durchaus von keinen Uebergriffen der Kammern gegen den constitutionellen König die Rede; sondern es war ein wohl organisirter Aufstand des gemeinen Volkes gegen die anständigen Leute, die Freunde der Constitution; Agents Provocateurs gaben die Veranlassung, und die Lazaroni waren gut eingeübt, um den Staats-Streich gegen die Constitution zu unterstützen, mit welcher der König brechen wollte.

La politica e il diritto christiano sotto il punto di vista della questione Italiana, per Massimo d'Azeglio. Torino, 1860.

Der Verfasser ist der ausgezeichnete Maler, der beliebte Romanschriftsteller, der feurigste Italiäner aus Vaterlandsliebe, tapferer General und tüchtiger Minister, der hier zeigt, wie der Hauptgrundsatz des Christenthums Menschenliebe und Gerechtigkeit ist, daß daher die Religion mit sich selbst in Widerspruch gerathen würde, wenn der Papst mit Gewalt die Romagna wiedererobern wollte. Es wird hier natürlich gezeigt, wie der fremde Einfluß in Italien alles das Nachtheilige erzeugt habe, was die jetzige Bewegung hervorgebracht hat. Er zeigt, wie man sich sehr irrt, wenn man die italiänische Bewegung mit den andern demokratischen, sozialistischen und communistischen Revolutionen vergleicht. In Italien stehen die Gebildetsten, die Vornehmsten an der Spitze der Bewegung, die lediglich national, nicht im Mindesten revolutionär ist, wie man dies gewöhnlich in Deutschland versteht. Die Beilagen enthalten wichtige Urkunden und Belege, von Thucydides anfangend. Besonders merkwürdig ist ein Brief des Kardinal Sacchetti an den Papst Alexander VII. vom 15. Juni 1664, über die weltliche Herrschaft des Papstes. Auch ist über diesen Gegenstand ein Ausspruch von Chrysostomus merkwürdig (Homelia 85. c. 5.). Der Verfasser ist vor Kurzem zum Civil-Gouverneur der Provinz Mailand ernannt worden, wo sein Schwiegervater, Graf Manzoni, der Verfasser der „Verlobten", jetzt in aller Zurückgezogenheit lebt.

Momsen's Römische Geschichte ist bereits in italiänischer Sprache erschienen (Storia Romana di T. Momsen, prima traduzione Italiana di Giuseppe Sandrini. Torino, 1859).

Einen vortrefflichen Uebersetzer hat sie gefunden. Herr Sandrini aus Mailand hatte Gelegenheit gehabt, die deutsche Sprache gründlich zu erlernen, und zeigte zuerst seine Befähigung zu einer solchen Arbeit durch die Uebersetzung von Duller's Geschichte des deutschen Volkes. Mit welcher Umsicht dieser geschickte Uebersetzer hier wieder zu Werke gegangen ist, kann man aus seinen Anmerkungen entnehmen, in denen er theils Rechenschaft über Worte giebt, deren Uebersetzung ihm zweifelhaft schien, theils indem er die vielen vom Verfasser gebrauchten fremden Worte erläutert; z. B. das Wort „Metökenrecht" hätte auch in Deutschland für viele Leser einer Erläuterung bedurft, wobei der Uebersetzer auf die vielen von deutschen Schriftstellern gebrauchten französischen Worte aufmerksam macht, z. B. „Entrepot", „prägnant" u. s. w. Ein besonderes Verdienst hat sich Herr Sandrini noch dadurch erworben, daß er stets die alten Maße und Münzen nach deren jetziger Bedeutung und Werth erläutert. Auch verdanken wir ihm die Anmerkung, daß Februare ablüssen, reinigen heißt; daher Mariä Reinigung den 2. Februar.

Auch die Angelegenheit von Neufchatel hat die italiänische Literatur bereichert. Die Schweizer haben in einem Memorandum Vorschläge zur Lösung der Angelegenheit dieses Fürstenthums gemacht, welches eine Beleuchtung desselben hervorgerufen hat. Zu spät erschien in Turin eine Vertheidigung der Rechte der Krone von Preußen unter dem Titel:

Cenni storico-politici su Neuchatel e Valangin e sul Governo principesco, per Federico Crüger,

welche besonders die Verwaltung dieses zweiundzwanzigsten schweizerischen Kantons seit 1814 behandelt. Der Verfasser ist der Dr. Crüger aus Königsberg, welcher sich seit mehreren Jahren in Turin niedergelassen und dort eine Verwandte des Grafen Ugo Foscolo geheiratet hat, der durch die Briefe des Jacopo Ortis bekannt ist. — Der vor Kurzem verstorbene Verfasser, der als Publizist in deutscher, französischer und italiänischer Sprache bestens bekannt ist, hat hier nachgewiesen, daß Preußen in Folge des Vertrags vom 3. Juni 1814 für dies Fürstenthum an den Fürsten von Wagram und seine Wittwe die Summe von mehr als 2,000,000 Franken bezahlt hat, und daß seitdem bis zum Jahre 1848 von den Königen von Preußen gegen 2 Millionen Franken zum Besten dieses Fürstenthums für Straßen, Schulen u. s. w. verwendet worden sind, auch daß, obwohl die dortigen Staats-Domainen gegen 4 Millionen Franken an Werth haben, doch nicht die geringste Einnahme zur Staats-Kasse nach Berlin abgeführt worden ist. Dennoch gelang es, als die Nachricht von der Februar-Revolution im Jahre 1848 in der Schweiz ankam, einem Studenten aus Breslau — der Verf. nennt seinen Namen nicht — zu St. Imier 300 Mann zusammenzubringen, welche mit mehreren Einwohnern von La Chaud-de-fonds und Locle vereint, die Stadt Neufchatel mit 5000 Einwohnern unterwarfen und eine provisorische Regierung bildeten, die von der Schweizer Eidgenossenschaft anerkannt wurde. Auf diese Weise vertheidigte der Verfasser das Recht Preußens.

Ungarn.

Graf Stephan Széchenyi, der Reformator Ungarns.

„Erinnerungen an Graf Stephan Széchenyi," ist der Titel einer Schrift, die von einem ungenannten Verfasser (K. M. K.) ausgehend, vorläufig als Manuskript gedruckt, und uns auch in einer daran erinnernden Form (ohne Titelblatt, mit äußerst ökonomischer Benutzung des Raumes) zur Besprechung zugegangen ist. Wie wir aus einer Stelle in dem Hefte selbst erfahren, befindet sich der Verfasser (wahrscheinlich Herr Kertbeny) gegenwärtig zu Genf, wo diese Schrift auch gedruckt ist.

Es ist für den Deutschen, namentlich für den Nichtösterreicher schwer, sich eine annähernd richtige Vorstellung von dem Charakter eines Mannes, wie Graf Széchenyi war, und von der Rolle zu machen, die er

so lange Zeit in seinem Lande spielte. Denn dazu gehört eine gewisse Bekanntschaft mit den ungarischen Verhältnissen, die gewöhnlich nicht vorhanden ist. Vorliegende Schrift wird für die Ungarn, wird für Oesterreich interessant sein, und zu einer Würdigung jenes seltenen Mannes beitragen, der als bloßer Privatmann für sein Vaterland mehr geleistet hat, als mancher selbst nicht gewöhnliche Monarch für das Reich, das seiner Fürsorge anvertraut war. Graf Szécsenyi war von Hause aus ein ungarischer Kavalier wie tausend Andere; ohne Nationalität, ohne ernste Lebenszwecke, führte er eine Zeit lang jenes glänzende, an Genüssen reiche, an geistigem Inhalt bare Leben, das der Adel der europäischen Halbcivilisation in Paris, London, Wien &c. zu führen pflegt: Pferde, Equipagen, Hunde, Maitressen, Sport, tadellose Reitfracks, lackirte Stiefel, Reitpeitschen erster Qualität. — Graf Szécsenyi war der erste, der seine Nationalität wieder entdeckte, der aus einem Kosmopoliten wieder ein Ungar, aus einem Kavalier wieder ein Edelmann, aus einem Verschwender wieder ein reicher Gutsbesitzer wurde, und nun alle Mühe darauf wandte, seine Standesgenossen zu einer ähnlichen Umwandlung zu veranlassen. Was ihn selbst zu dieser Umkehr bewog, wird Seite 14 und Seite 42 der vorliegenden Schrift verschieden erzählt. Nach der ersten Version, hätte Szécsenyi in einem Pariser Salon zufällig gehört, wie ein damaliger berühmter Staatsmann zu einem Dritten äußerte, es sei doch jammerschade, daß ein so reichbegabter junger Mann gleich dem Grafen, Kräfte und Vermögen so unnütz und planlos vergeude, statt seinem Vaterlande zu dienen. Dies habe entschieden. Graf Szécsenyi kehrte rasch nach Ungarn zurück und trat am dritten November 1825 beim Preßburger Reichstag seinen Sitz in der Magnatenkammer an.

Nach der andern Version, die ein Freund und Landsmann, der lange Jahre im intimen Verkehr mit dem großen Reformer stand, unserem Gewährsmanne mittheilte, besuchte der Graf, noch als Militair, einmal seinen Gutsnachbar, den Fürsten ......, einen weltberühmt reichen Grundbesitzer, der aber damals noch tief verschuldet war. Als er eines Tages mit diesem zusammen war, wurde ein Bankier gemeldet; der Fürst bat Szécsenyi dringendst, bei ihm zu bleiben, und sich hinter eine spanische Wand zu stecken, um die Unterhaltung mit anhören zu können; denn, obgleich sich selbst dadurch bloßstellend, wollte er dem jungen Mann eine ernste Lehre geben, und ihn vor Thorheiten behüten, deren Opfer er selber geworden war. Der Kammerdiener führte den Wiener Geschäftsmann ein, welcher sich in tiefster Ehrfurcht vor dem Fürsten verneigte, und sich kaum traute, näher zu treten, der aber, als der Kammerdiener abgetreten war, sich hoch und brutal aufrichtete, auf Se. Durchlaucht losging, und im verächtlichsten Tone fragte: „Was ist's nun mit Ihnen, mein lieber Fürst, wann werden Sie endlich zahlen? Solch unverbesserliches Lumpenthum verdient keinerlei Rücksicht mehr, und meine Geduld ist erschöpft. Was heißt, immer prolongiren und die paar Interessen zahlen, wenn man nie zu seinem Kapitale kommt, und dabei immer sehen muß, wie diese Bettelherrlichkeit, diese Verschwendung und Prasserei fortgeführt wird auf anderer Leute Kosten, und die Schulden immer mehr anwachsen?" — Und in diesem Tone ging es fort; der Fürst demüthigte sich bis zur Unglaublichkeit &c. Nach dem Weggange des Bankier's, welcher sich erst nach vielen Bitten zur Annahme der härtesten Bedingungen hatte willig finden lassen, stürzte Szécsenyi wüthend und knirschend aus seinem Versteck hervor, und starrte den Fürsten voll Entsetzen an. — Dieser hält ihm eine gemüthliche Warnungsrede: „Siehst Du, Stefi, diese Lektion war Dir nöthig. Mir ist nicht mehr zu helfen, ich sitze nun schon durch meine Väter und durch meine zu späte Selbsterkenntniß unrettbar in diesem tiefen Schlamme, aber Du trittst erst Dein nicht großes, jedoch wohlgeordnetes Vermögen an, und machst schon im vorhinein Schulden, ohne jegliches Bedenken. Du hast mir selbst erzählt, wie Du in Paris bei Frascati über 40,000 Gulden verspieltest, die Du zu leihen genommen, also schuldig warst, und wie Du, bis Dir Deine gute Mutter dies Geld auftreiben und schicken konnte, tagelang in jenem Spielpalaste Dich umhertriebst, ein fleißiges Pointiren der Chancen simulirend, in Wirklichkeit aber, um einmal des Tages essen zu können, indem dort für die Spielenden gratis ein Diner servirt wird". ..... Diese Vorhaltung geht noch weiter. Fürst ...... entrollt vor dem jungen Manne das ganze Elend des noblen Kavalierlebens, wie es hinter den Kulissen aussieht, zeigt ihm, wie man in Wien dergleichen Zustände in Ungarn gern sähe, um den trotzigen ungarischen Adel leicht und sicher zu bändigen, und fordert ihn wiederholt auf, eine vernünftige Wirthschaft zu führen, und dergleichen Möglichkeiten wie die Pest zu fliehen.

Bei der Ungenirtheit und gemüthlichen Brüderlichkeit, mit welcher der ungarische Adel unter sich verkehrt, hat diese Geschichte nichts Unwahrscheinliches. — So etwas sieht in der That einem Ungarn ähnlich; aber sie kann etwas ausgeschmückt, etwas übertrieben sein — auch das wäre im magyarischen Stile. Die beiden Geschichten vertragen sich dabei ganz gut mit einander, ja man kann wohl annehmen, daß diese zwei Anlässe nicht die einzigen gewesen sind, welche den Grafen zum Nachdenken über sich, über die Zustände seines Standes und seines Vaterlandes, zur Besinnung und zu einem kräftigen Entschlusse gebracht haben; denn wäre Szécsenyi ein gewöhnlicher Kavalier gewesen, wie sie zu Hunderten das Wiener Pflaster treten, oder durch ihre Pferde treten lassen, gewiß würden dergleichen Lectionen spurlos an ihm vorübergegangen sein; war er aber ein ernsterer Geist, ein denkender Kopf, so mußten ihm ähnliche Anstöße häufig genug kommen, und zu jener Einkehr in sich selbst veranlassen, welche der Anfangspunkt zu einem so thatkräftigen Leben geworden ist.

Szécsenyi ist eine typische Gestalt für Ungarn; der magyarische Nationalgeist, der ungarische Adel kommt in ihm wieder zum Bewußtsein. Der magyarische Stamm war noch vor 35 Jahren so sehr in Verwahrlosung gesunken, daß die ungarische Sprache, dieses verwaiste Kind, „sine matre et sororibus," nur noch vom niederen Volke gesprochen wurde, daß die höheren Stände dieselbe entweder gar nicht, oder nur höchst unvollkommen redeten. Der Adel war, wie dies in Oesterreich überhaupt der Fall ist, fast gänzlich entnationalisirt, und bildete eine Menschenklasse, welche in Wien und den andern europäischen Weltstädten den Ertrag reicher, aber verwahrloster Güter, den Schweiß zahlloser Heloten auf noble Art verjubelte, und wenn derselbe nicht ausreichte, Schulden auf Schulden machte, ohne auch nur im Entferntesten daran zu denken, wie diese in der Zukunft bezahlt werden könnten. Auch Szécsenyi gehörte zu jenen entnationalisirten Ungarn, wie sie Metternich gern hatte; auch er war, wie die meisten seines Standes kaum der ungarischen Sprache mächtig, und mußte sie erst mit großer Anstrengung erlernen; doch warf er sich mit solcher Energie auf Studium und Uebung derselben, daß er plötzlich die Magnaten — ein unerhörter Fall — in der längst vergessenen Sprache der Väter anredete, und was noch unerhörter war, in ungarischer Sprache schrieb, sie für den schriftlichen Verkehr rasch in Schwung brachte, und die vollkommene Beherrschung derselben für jeden Ungar zur Ehrensache machte. Kurzum die Ungarn entdeckten sich gleichsam wieder erst selber.

Am besten wird es sein, wir geben hier zur rascheren Uebersicht eine kurze Biographie des Grafen, wie sie uns das vorliegende Heft, welches im Ganzen als eine schätzbare Materialiensammlung für einen künftigen Lebensbeschreiber Szécsenyi's angesehen werden kann, hinreichend ermöglicht.

Die Familie der Szécsenyi (sprich Setschenji, in altmagyarischer Orthographie meist Széchenyi geschrieben) reicht weit in die ungarische Geschichte zurück, ist aber nicht mit der Grafenfamilie Széchen zu verwechseln. Ein Michael Szécsenyi war jedenfalls Waffenbruder des Nikolaus Zrinyi, der bei der Vertheidigung von Szigeth fiel, und den deutsche Leser aus Theodor Körner's Trauerspiele kennen. Georg Szécsenyi wurde 1697 von Leopold I. in den Grafenstand erhoben. Graf Franz Szécsenyi (gest. 20. Dec. 1820), der Vater Stephan's, war der größte Patriot seiner Zeit. Er gründete das ungarische Nationalmuseum, wozu er sowol seine reichen Sammlungen, als auch 4000 Quadratklafter Grund schenkte. Graf Franz hatte zwei Töchter und drei Söhne; die älteste Tochter Franziska, jetzt 77 Jahr alt, vermählte sich mit Graf Nikolaus Batthyanyi, und lebt, seit 1842 Wittwe, als barmherzige Schwester in dem von ihr selbst gestifteten Kloster zu Pinka. Die jüngere Schwester Sophie lebt, 70 Jahr alt, als Gemahlin des Grafen Ferdinand Ziczy kinderlos zu Oedenburg. Der älteste der Söhne, Ludwig, geboren 1781, war zweimal vermählt, und starb 1855, aus beiden Ehen fünf Kinder hinterlassend, von denen Graf Emrich Szécsenyi gegenwärtig österreichischer Gesandter in Neapel ist, und früher in St. Petersburg war. Der zweite Bruder Paul, jetzt 71 Jahr alt, war gleichfalls zweimal vermählt, und hat aus zweiter Ehe neun Kinder, von denen der älteste Sohn Koloman 1852 die Tochter des Grafen Grünne heirathete. Endlich der jüngste Sohn des Grafen Franz war Stephan Szécsenyi, geb. 21. Sept. 1792, also am Todestage nicht ganz 68 Jahre alt. Gegenwärtig leben noch in Allem 19 Grafen Szécsenyi, und 10 meist schon verehelichte Comtessen, Kinder und Enkel der drei Brüder Ludwig, Paul und Stephan.

Graf Stephan trat 1809 mit seinen zwei Brüdern in das von Ungarn gestellte Insurrectionsheer gegen Napoleon, ließ sich dann zur Linie versetzen, und nahm bis 1815 an allen Weltkämpfen Theil, zeichnete sich besonders bei Leipzig aus, wo er mitten durch die französischen Vorposten eine Aufforderung Schwarzenberg's an Blücher überbrachte, und mit Entschlossenheit eine Verantwortlichkeit auf sich nahm, wovon in diesem

Augenblicke der Erfolg seiner Sendung abhing,* und zog zweimal mit den siegreichen Alliirten in Paris ein. Nach dem Frieden ging er noch als Rittmeister in Diensten auf Reisen, sah Deutschland, Frankreich, England, Spanien und den Orient, soll auch mit Lord Byron zusammengetroffen sein, und lebte zuletzt in Paris, jung, schön, reich, ein Sardanapal, vielleicht zumeist aus Mangel einer höheren Lebensaufgabe.

Hier war es, wo, wie oben erzählt wurde, eine Sinnesänderung in ihm vorging. Am 3. November 1825 trat er beim Preßburger Reichstag seinen Sitz in der Magnatenkammer an, und nun beginnt seine glänzende Thätigkeit als Reformator seines Vaterlands. Er fand die Zustände vollständig versumpft, man zehrte am Ruhme der Vergangenheit; das reichste und schönste Land des Ostens lag brach danieder; keine Straßen, keine Ordnung setzen wir hinzu, er fand ein Land und Volk in der Barbarei, verwahrloste, mittelalterliche Zustände, deren er sich als gebildeter Mann schämen mußte.

Ungarn war geistig und materiell verwahrlost; der ungarische König, nebenbei Schwabenkönig in Wien, war durch die Verfassung so beschränkt, daß er auf die inneren Verhältnisse des Landes fast gar keinen Einfluß ausüben konnte; die großen Magnaten, welche auf ihren weiten Territorien völlig wie selbständige Herrscher schalteten, und der besitzlose oder wenig bemittelte Kleinadel des Erobrervolkes führten das Regiment im Lande, und obwol unter sich uneins, wachten sie doch eifersüchtig über die Erhaltung ihrer Rechte und die Selbständigkeit ihres Reiches.

Die deutschen Städte im Lande hatten ihren Charakter als Kolonien beibehalten; ihre Bewohner waren Gäste (hospites), ihr Recht und Gesetz war auf das Weichbild ihrer Territorien beschränkt; die Rechtspflege, noch ganz mittelalterlich zugeschnitten und patriarchalisch geübt, lag beim Mangel aller Organisation und eines gebildeten Richterstandes ganz im Argen; an Schulwesen u. dergl. war kaum zu denken; die Sitten des Volkes waren entschieden verlottert. Wir wollen damit nicht sagen, daß die Ungarn unmoralischer wären, als andere Völker — gewiß nicht; aber die Naivetät der Barbarei lief einem überall frei in die Hände. Wer starke Nerven und einen etwas derben Geschmack hatte, machte sich in Ungarn bald heimisch; denn leben läßt sich in dem Lande, das auf so vielfache Weise gesegnet ist.

Ohne Zweifel gehörte Muth dazu, hier ein Reformwerk zu unternehmen, und deshalb glauben wir auch nicht, daß Graf Széchenyi so urplötzlich bekehrt worden und so rasch an's Werk geschritten sei; es gehörte hier sehr viel vorbedachter Plan dazu. Graf Széchenyi muß lange vorher eingesehen haben, woran es eigentlich in Ungarn fehle. Als gebildeter Kavalier, der die Welt gesehen, der ganz Europa bereist und sonst Erfahrungen gesammelt hatte, erkannte er die Richtigkeit des starken Raçenstolzes, der den Magyaren eigenthümlich ist, und ihn für die Vorzüge anderer Nationen blind macht; er wußte, er erkannte mit Schmerz an, wie weit die Engländer, die Franzosen, ja selbst die verachteten Schwaben den stolzen, aber gedankenlosen und orientalisch trägen Ungarn voraus seien — kurzum er wollte die Ungarn zu einer geistig regsamen, intelligenten, wirklich civilisirten Nation machen, am liebsten nach dem Muster der Engländer; er wollte den Erobererhochmuth des Magyaren mäßigen, die Deutschen, Slaven und sonstigen Bewohner Ungarns dadurch bewegen, die ungarische Sprache zu lernen, und so sich als wirkliche Ungarn und Angehörige des gemeinsamen Vaterlandes zu fühlen, und auf eine Umgestaltung der Verfassung hinarbeiten, durch welche ein wirkliches, einheitliches Ungarvolk ermöglicht würde. Die möglichste Beseitigung des niederen Adels, die Beförderung des städtischen und industriellen Lebens, die Umbildung der deutschen Koloniestädte, wie Preßburg, Pesth, Ofen x. in ungarische Nationalstädte und Mittelpunkte der künftigen ungarischen Civilisation, das waren die Hauptpunkte, auf die er sein Augenmerk richtete, und wozu er namentlich die Beihilfe des hohen Adels in Anspruch nahm.

Die Stiftung der ungarischen Akademie, des Grundpfeilers für die Magyarisirung des Landes, wurde auf seinen und Paul Nagy's Antrag beschlossen. Széchenyi erhob sich in der Reichstagssitzung, noch in Husarenuniform, dafür, und erklärte seine Einkünfte während eines Jahres, nämlich 60,000 Gulden, als Fundation hergeben zu wollen. Das zündete und in wenig Minuten waren einige Hunderttausend Gulden gezeichnet.

* Blücher machte ihm bemerklich, daß er ohne den Kronprinzen von Schweden nichts thun könne; die Aufforderung müsse an diesen gerichtet sein. Der ungarische Kavalier, der natürlich das Wagestück mit Zeitverlust abermals machen konnte, begab sich sofort zu Bernadotte und richtete ihm einen Auftrag Schwarzenberg's aus, den er gar nicht an ihn hatte. Es war Abends am 17. Oktober 1813; Schwarzenberg forderte Blücher auf, beim Hauptangriff am 18. ihn zu unterstützen. Széchenyi stand als Rittmeister bei Merfeldt-Ulanen.

Ferner gründete er nach dem Muster der Londoner Klubs in Pesth das Nationalkasino, reich dotirt, welches die Einrichtung ähnlicher Institute in ganz Ungarn und Siebenbürgen (Raab, Miskolcz, Kaschau, Debreczin, Szegedin, Temesvar, Klausenburg x.) hervorrief; dann brachte er den Verein zur Beförderung der Pferdezucht in's Leben, der durch Pferderennen, Prämien u. dergl. rasch das Land in frische Thätigkeit versetzte, weckte das Interesse für Seidenzucht und belebte eine Menge industrieller und commercieller Unternehmungen, Fabriken, Institute, Banken, Werkstätten x., nicht minder war er für höhere Bodenkultur bedacht. Besondere Vorliebe hatte Széchenyi für die Landeshauptstädte Pesth und Ofen, und während Pesth bis dahin eine armselige Provinzialstadt war, kaum so groß, als eine der letzten Vorstädte Wiens, ist sie heute die Stadt der Paläste, die sich neben anderen glänzenden Hauptstädten sehen lassen kann. 1832 schuf er ferner das Nationaltheater und das Musikconservatorium. 1833 regte er die Idee einer großartigen Kettenbrücke zwischen Pesth und Ofen an, nachdem er die Dampfschifffahrt auf der Donau bereits in's Leben gerufen. Am 11. November 1831 passirte das erste Schiff den gereinigten Kanal am „eisernen Thore" der unteren Donau, das gleichfalls auf seine Anregung und unter seiner unmittelbaren Leitung von englischen Ingenieuren gesprengt worden war. Im Reichstage wurde es nach heftigen Kämpfen siegreich durchgesetzt, daß zum Baue der neuen Kettenbrücke alle Ungarn, also auch der Adel, eine Steuer und demnächst auch Brückengeld zahlen sollten. Der Engländer Clark konnte 1844 diesen Bau beginnen, die der große Reformer 1849 freilich noch nicht vollendet schaute, von dessen Riesenpfeilern jedoch seit seinem Todestage die mächtigen Trauerflore flattern. Als die Besteuerung des Adels zu der neuen Brücke durchgegangen war, hatte ein alter Tablabiro (Gerichtstafel-Beisitzer) erklärt, nun sei es mit der „schönen ungarischen Freiheit" aus.

1846 wurde Széchenyi zum Präsidenten der Abtheilung für Communikation bei der ungarischen Statthalterei ernannt, und nun begann er die Regulirung der Theiß, wodurch er dem Lande eine Bodenfläche von über 150 Quadratmeilen gewann, stellte den alten Römerkanal zwischen der Donau und Theiß her, schuf die Dampfmühle in Pesth, und ging an die Aufgabe, durch den Festungsberg in Ofen einen der längsten Tunnel brechen zu lassen, um eine gerade Verbindung mit Pesth, über die Kettenbrücke nach den Gebirgen hinter Ofen herzustellen. — Auch diese Aufgabe ist glänzend gelöst. 1847 endlich legte er dem Reichstage sein Werk über die von ihm beabsichtigte Reorganisation des gesammten Communicationswesens, (Regulirung aller Flüsse, Herstellung eines Eisenbahnnetzes, x.) vor, zu dessen Ausführung er einen Kredit von 100 Millionen beanspruchte. Die Revolution durchkreuzte die Ausführung dieses Gedankens.

Neben dieser rastlosen Thätigkeit, welche Wunder hervorbrachte, wie man sie nur Amerika zutraut, veröffentlichte Széchenyi auch eine Fluth von literarischen Werken, die fast durchgängig dergleichen national-ökonomische Fragen betreffen. 1830 erschien seine Schrift über den Kredit (Hitel), die großes Aufsehen erregte; es war darin dem altungarischen Feudalismus, dem Frohnwesen und anderen Säulen der „alten schönen Freiheit" der Krieg erklärt. In dem Buche „Világ" (Licht) setzte er seine Reform-Ideen von Association, Concentration der Intelligenz, Ausbreitung der ungarischen Sprache auseinander; in einem dritten (Stadium) verlangte er Gleichheit vor dem Gesetze, gleichmäßige Besteuerung, Aufhebung aller Monopole, Privilegien, Prärogative x. Die Alten in Ungarn waren wüthend und verbrannten diese Bücher, die Jungen waren enthusiasmirt bis zum Rausche. Außerdem hat er über Pferdezucht, die Donauschiffahrt, die ungarische Akademie x. geschrieben, Schriften, die zum Theil übersetzt worden sind. Als Schriftsteller ist er klar in der Idee, geistreich, vornehmlich ironisch, satyrisch, voller Anekdoten und Plaudereien, manchmal sogar burschikos und frivol, immer kosmopolitisch und dabei stets Ungar, fähig des höchsten rhetorischen Schwunges der Begeisterung, gern aber vor Allem nüchtern, auseinandersetzend, erläuternd x. Sein Styl ist flockig (?), aphoristisch, glänzend, kavaliermäßig mit Fremdwörtern gespickt, und etwas à la Pückler-Muskau; in späterer Zeit liebt er Schachtelperioden bis zum Uebermaaß.

Graf Széchenyi hatte sich auf allen Reichstagen als entschiedener und eifriger Freund der Freiheit und des Fortschrittes bewährt; allein ihm wuchs die ultraliberale Partei mit Kossuth an der Spitze über den Hals — jene Partei, die den krassen Magyarismus zum Dogma macht, und in der Durchführung ihrer Ideen auf den berechtigten Widerstand der anderen Nationalitäten, die Ungarn bevölkern, stoßen muß. Die Februarrevolution 1848 erfüllte ihn mit Schrecken; er sprach es noch im Februar zu Preßburg privatim vor den Reichstagsmitgliedern aus; er sah voraus, daß die friedliche Reform, die er angebahnt, beseitigt werden, daß die

Kossuth'sche Partei das Land in die Revolution hineinreißen würde; er bekannte, daß Oesterreich Gelegenheit zur Einmischung und zur Beseitigung der ungarischen Verfassung bekommen werde, und war dafür, eben dieses Oesterreich im Gegentheile gegen die Revolution zu schützen. — Natürlich verhallte seine an todesähnliche Furcht streifende Prophetenstimme — die Ereignisse von 1848 sind bekannt. — Nach der Ermordung Lamberg's soll Szécsenyi mit dem jungen Palatin Erzherzog Stephan — der sich selbst nicht zu rathen und zu helfen wußte, — eine lange, ernste Unterredung gehabt haben, darauf aber in heller Verzweiflung davon geeilt, und auf dem Wege nach Waizen oder Gran in Wahnsinn ausgebrochen sein.

Man weiß, wie seit jener Zeit der Graf zwölf Jahre lang in jener Irrenanstalt zu Döbling saß — nicht eigentlich geistig gestört, aber tief erschüttert und am Gemüthe mehr als am Verstande leidend. In seiner Zurückgezogenheit sah und hörte er alle die unglaublichen Vorgänge als scharfer, ruhiger, geschützter Beobachter: die Siege der Ungarn, wie später das Einschreiten der „rohen Gewalt," den Einmarsch der Russen und die Unterwerfung Ungarns, hierauf die Rache, die Oesterreich an dem Lande nahm, eine Rache, die seltsam gegen die Milde absticht, mit welcher man die gleichfalls aufständisch gewesenen Italiäner zu behandeln für gut fand. Unser Gewährsmann läßt sich hierüber sehr bitter aus, und entwirft dann eine ausführliche Schilderung der Bach'schen und Bruck'schen Regierung; — beide seien im gemeinen bürgerlichen Sinne des Wortes durchaus ehrliche Männer, Bach habe sogar bei seinem Ministersein ziemlich viel von seinem eigenen Vermögen „zugeschustert" — aber sie hätten durch ihren Antagonismus dazu beigetragen, die Monarchie bankerott zu machen, dem jungen Kaiser seine Völker zu entfremden, alles Vertrauen zu untergraben, und eine fast gespenstische Leichtgläubigkeit zu erzeugen, die selbst die widersinnigsten Gerüchte zu glauben im Stande sei — und dazu das Elend der sozialen Verhältnisse! — „Selbst zu Law's Zeiten dachte man nicht an solche Unsittlichkeit in der Wahl aller Mittel."

„Und das sah denn der Graf so zehn Jahr lang in seinem Asyl in der Irrenanstalt Alles mit an, erhielt täglich unzählige Referate im Detail, überdachte und kaute wieder all den Jammer, die Rathlosigkeit, die fixirte, doktrinäre Verstocktheit, die unglaubliche, nutzlose und ewige Quengelei, die Aussaugung, die Verschwendung, die anderseitige Knauserei, die um sich greifende Entsittlichung." Er konnte zuletzt nicht mehr an sich halten, und schrieb ein Buch, daß er mitten in den St. Veitstanz hineinschmiß, „ein Buch voll des ätzendsten, schneidendsten Hohnes, ein dickes, schwerfälliges Buch voll angesammelten Geifers, in einer Sprache, die halb wie Stammeln erstickter Wuth, halb wie künstlich kühl feinwollendes Aushöhnen, oft aber auch wie klarste, wuchtigste, erbarmungsloseste Anklage, deutlich und mit Nachweis der Thatsachen versehen, in's Ohr scholl." Er nannte sich keineswegs, er starb, ohne die Autorschaft zugestanden zu haben; doch steht dieselbe nach dem sehr charakteristischen Style ganz außer Zweifel. Es führt den Titel: „Ein Blick auf den anonymen „Rückblick," welcher für einen vertrauten Kreis, in verhältnißmäßig wenigen Exemplaren im Monate Oktober 1857 in Wien erschien. Von einem Ungarn."

Die österreichische Polizei wollte sich, da das Buch großes Aufsehen machte, der Autorschaft vergewissern und stellte eine Haussuchung bei dem Grafen in der Irrenanstalt des Dr. Görgen zu Döbling an, um seine Schriften zu konfisciren.

Tief leidend und gemüthskrank, wie Szécsenyi vorher war, nahm er sich diesen Einbruch in seinen Hausfrieden tief zu Herzen; das Gefühl seiner persönlichen Sicherheit verließ ihn; die Theilnahme von ganz Ungarn an seinem Schicksal, das drohende Wachsen der grollenden Volksstimmung rc. wirkte vielleicht betäubend auf ihn — er verlor den Faden im Labyrinthe dieser Welt und flüchtete sich in eine andere; in der Charsamstagnacht 1860 — oder am Morgen des Ostertages (8. April) erschoß sich Graf Stephan Szécsenyi zu Döbling.

Sein Tod machte das ungeheuerste Aufsehen.

„Vierzehn Tage darauf lag Nachts in derselben Stadt Wien einsam in seinem Schlafzimmer ein anderer Lenker der Geschicke Oesterreichs, und wand sich in Todeskrämpfen in seinem Blute, welches Wunden entfloß, die auch er sich selbstmörderisch beigebracht, nachdem er zur Erkenntniß gekommen war, daß in Oesterreich keine noch so gewaltige Aufopferung und Hingabe, keine noch so durch Verdienste und Dienste würdig errungene Stelle hoch genug für den Undank, die leidenschaftliche Launenhaftigkeit, das allen Boden durchfressende Mißtrauen ist."

Wir wissen, mit welchem Eifer es sich die ungarische Nation hat angelegen sein lassen, das Andenken ihres großen Reformators zu feiern, wie sie durch Leichenfeiern, Stiftungen, rc. alles Mögliche gethan hat, sein Andenken zu ehren. Politische Demonstration war allerdings dabei im Spiele. Die Beisetzung der Leiche, die man durch Eisenbahn von Döbling geholt hatte, fand am 11. April 4 Uhr Nachmittag in Groß-Zinkendorf, dem Erbgute Szécsenyi's statt. Am 30. April wurde zu Pesth das große Requiem abgehalten, welches die ungarische „Gelehrten-Gesellschaft" für ihn feiern ließ. Der hohe Adel, die hohe Geistlichkeit, Alles, was Ungarn an Celebritäten aufzuweisen hat, betheiligte sich daran. Alle Verkaufsläden waren den Tag über geschlossen; die Stadt hatte eine feierliche Physiognomie; die Ordnung ward keinen Augenblick gestört.

Ungarn hat ohne Zweifel in Szécsenyi sehr viel verloren; aber bereits 1848. Die Revolution, welche die friedliche, segensreiche Reform unmöglich machte, der Magyarismus Kossuth's, welcher die nicht magyarischen Volksbestandtheile, statt sie auf friedlichem Wege zu gewinnen, mit Gewalt in das Ungarthum hineintreiben wollte, trieben den edlen Mann, dessen Größe eben darin bestand, daß seine geistige Bildung weit über die seiner Landsleute hinausging, in Verzweiflung. Szécsenyi wollte das Ungarthum aus seiner Abgeschlossenheit, aus seiner dummstolzen Selbstgenügsamkeit herausreißen, und es fähig machen für die Aufnahme fremder Civilisation.

Er selbst spielte fast den Engländer, und trug im Aeußeren am allerwenigsten den Magyaren zur Schau. Anders seine Landsleute. — Wir fürchten, daß sie ihn nicht hinreichend verstanden haben. Szécsenyi erkannte auch die ausgesetzte, sehr gefährdete Stellung des magyarischen Stammes, jener paar Millionen Menschen uralischer Abstammung, die mitten im Slaventhum drin sitzen, und deren Existenz an die Erhaltung ihres Staatswesens, ihres Adels geknüpft ist — daher seine todesähnlichen Beängstigungen, seine Prophetenrufe im Jahre 1848, seine Aufforderungen, sich um den Kaiser zu schaaren. — Nur im Anschluß an Oesterreich kann der magyarische Stamm hoffen, seine Nationalität zu erhalten; eine russische Herrschaft, ein russischer Einfluß würde die Slaven oben aufbringen. — Unserer Schrift sind zwei Szécsenyi-Lieder in Uebersetzung beigefügt, dabei das so viel erwähnte Szózat (Aufruf) von Michael Vörösmarty. Es hat uns eigenthümlich angemuthet; dieser melancholische Grundton, der das Ganze durchweht, klingt wie trübste, traurige Ahnung; fortwährend ist vom Sterben, und vom Sterben des ganzen Volkes die Rede:

Sei, Ungar, treu dem Vaterland,
Sei's unerschütterlich!
Es ward dir Wiege, wird dir Grab;
Jetzt nährt, einst deckt es dich!
In großer Welt giebt's außer hier
Für dich sonst kein Revier,
Ob Fluch, ob Segen — hier doch mußt
Du leben, sterben hier....
. . . .
Nach langem Widerstand
Lebt — zwar gebeugt — gebrochen nicht! (schon 1842 gedichtet)
Ein Volk in diesem Land.
. . . .
Wenn nicht, — so kommt — wenn's kommen muß,
Großartig uns ein Tod!
Und beim Begräbniß steht sodann
Ein Reich von Blute roth!
Und's Grab dann, das ein Volk verschlingt
Die Völker ernst umstehn,
Und in der Menschheit Augen wird
Man Schmerzensthränen sehn.

Rußland.

Derjawin's Jugend.

Heine meint einmal, Goethe dürfe nicht allzustolz darauf sein, daß „die Leiden des jungen Werther" in's Chinesische und Japanesische übersetzt worden seien, auch dem „Buch der Lieder" sei eine ähnliche Ehre wiederfahren. Die russische Literatur kann auch ein Beispiel solch' kolossaler, geographischer Verbreitung dichterischen Erzeugnisses aufweisen. Derjawin's Ode „Gott"* soll mit goldenen Lettern in einem Tempel Japan's prangen. Eine solche Verbreitung zeugt von einer Ausprägung des allgemein Menschlichen, des über Raum und Zeit Erhabenen. Die

* Vor einigen Jahren brachte die „St. Petersburgische Zeitung" eine gelungene Uebersetzung der Ode „Gott," von Reinhold von Reinthal. Es giebt jedoch von dieser Ode auch noch andere, gelungene deutsche Uebersetzungen.

Freude an Homer, an Shakspeare ist unabhängig von Zeitfärbung und Nationalität. In diesem Sinne mag Derjawin, der mit Lomonossov und Wisin an der Schwelle der russischen Dichtkunst steht, einige Theilnahme verdienen.

Wir beabsichtigen indessen nicht, von Derjawins Bedeutung in der russischen Literatur zu reden; wir wollen nur auf das kulturhistorische Moment seiner Jugendgeschichte hinweisen. Professor J. Groot in St. Petersburg ist mit Abfassung einer eingehenden Lebensbeschreibung Derjawin's, sowie mit Herausgabe von dessen Werken beschäftigt, und giebt in dem 26. Bande des Russkij Wjestnik (Aprilheft 1860, S. 331—378) eine Skizze, die einer Art Autobiographie Derjawin's entlehnt ist, und von dessen Kindheit und Jugend handelt. Eigenthümlich plastische Erzählungsweise, Wärme des Ausdrucks und eine gewisse Unmittelbarkeit und Naivetät zeichnen die Darstellung aus, die manchen Einblick in das Schul- und Unterrichtswesen, in das gesellschaftliche Leben und Treiben Rußlands um die Mitte des vorigen Jahrhunderts gewährt.

Derjawin (1743—1816) gehört zu den Persönlichkeiten, in denen der Volkscharakter zur Ausprägung gelangt, in denen ein Zeitraum zur Erscheinung kommt. Dies ist noch mehr der Fall in seinem Leben, als in seinem Schaffen. Seine persönlichen Bezüge, seine Beamtenthätigkeit sind paradigmatisch für die Zustände jener Zeit. Er ist ein vollkommener Ausdruck des russischen Menschen aus dem achtzehnten Jahrhundert, und gleich die Geschichte seiner Kindheit, wie der greise Dichter am Anfang unsers Jahrhunderts dieselbe aufgezeichnet hat, ist ein sprechender Beleg hiefür.

Es ist zunächst bezeichnend, daß Derjawin sein äußeres Leben umständlicher darstellt, als sein Dichten. Unter den gegebenen Verhältnissen mußte ein großer Theil des Menschen in dem Beamten aufgehen; von der Gunst und Ungunst Hochstehender umhergeschleudert, war es immer wieder und wieder die Aufgabe des in hohen Wogen gehenden Lebens oben zu bleiben. Daher nimmt der „Dienst" in Derjawin's Autobiographie einen so großen Raum ein.

An der Schwelle Asien's, in Kasan, ist die Geburtsstätte unseres Dichters; seine Schuljahre verlebte er theils dort, theils in Orenburg, wo in der Knaben- und Mädchenschule das Haupt- und fast das einzige Lehrfach die deutsche Sprache gewesen zu sein scheint. Seit Peter's des Großen Zeit war eben die Verehrung für das Deutsche herrschend geworden und noch nicht von dem unter Elisabeth überhand nehmenden Französisch verdrängt. Sehr anziehend ist die Schilderung der Schuljahre in dem von Schuwalow gestifteten Gymnasium zu Kasan, wo der Schulplan ebenfalls sehr einfach nach Derjawin's Worten darin bestand: lesen, schreiben, einigermaßen nach der Grammatik sprechen und umgänglich sein zu lehren. Letzteres scheint namentlich durch große Schulfeste gefördert worden zu sein. Die mit finanziellen Mitteln sehr kärglich ausgestattete Schule gab Feste, welche 600 Rubel kosteten, Feste, an denen 17,000 Personen aus der Umgegend bewirthet wurden. Dann wurden wohl 20 Rubel in kleinster Kupfermünze unter den Pöbel geworfen, während die Besoldungen der Lehrer sich auf 12—120 Rubel im Jahr beliefen. Die Zöglinge führten für Geld Stücke von Molière u. A. auf; es gab allegorische Scenen u. dgl. mehr. Bei einem Feste, erzählt Derjawin, habe in der Mitte des Schulsaales eine Erhöhung gestanden, die den Parnaß vorstellte. Hundert Puppen mit Büchern und musikalischen und anderen Instrumenten versuchten, den Parnaß zu erklimmen, aber der größte Theil stürzte unterwegs hinab, nur Lomonossov und Ssumarokov im Gefolge Apollo's und der Musen erreichten den Gipfel, um im Auftrage Jupiters die Kaiserin Elisabeth zu besingen. Diese pädagogischen Uebungen erinnern wenigstens durch ihre Geschmacklosigkeit an den Rektor von Zittau, Christian Weise († 1708), der seine Zöglinge vor einem unermüdlichen Publikum Lustspiele aufführen ließ, die durch Derbheiten und rohe Späße reichlich gewürzt waren: „die Eltern erwarteten fünf Stunden Unterhaltung von jedem Stück, ließen sich aber auch acht Stunden gefallen" (Gervinus).

Unterhaltend ist die Erzählung von einer in einer benachbarten Stadt angestellten Messung. Die vorgeschriebene Breite der Straßen war 8 Faden (56 Fuß) und der Leiter der Expedition, welche mit dem Auftrage der Messung betraut war, ließ einen Rahmen von 8 Faden Breite anfertigen, denselben durch die Gassen schleppen und die Häuser, welche das Durchschleppen des Rahmens verhinderten, kurzweg mit dem Wörtchen: „abzubrechen" bekleiden, um von den geängsteten Eigenthümern Geld zu erpressen.

Die Darstellung ist reich an solchen Zügen. Die Mutter schreibt ihrem Sohne, der später im Senat in Petersburg diente „an meinen Sohn Gewriil Romanowitsch Derjawin." Potemkin erhielt von dem Fürsten von Ligne (1791) einen französischen Brief, den er nicht lesen kann. Er bittet Derjawin, ihm den Brief zu übersetzen; dieser entschuldigt sich zuerst mit seinem eigenen Unvermögen, bringt indessen zuletzt mit Hülfe seiner Frau eine Uebersetzung zu Stande und dergl. mehr.

Diese einzelnen Züge mögen genügen, um das Anziehende dieser Autobiographie zu veranschaulichen. Wir sehen dem größern Werke J. Groot's mit Verlangen entgegen.

Mannigfaltiges.

— Shakspeare's Haus in Stratford. Im Jahre 1848 wurde das in Stratford am Avon (dem Geburts- und Sterbe-Orte Shakspeare's) bestehende „Shakspeare-Comité" in den Stand gesetzt, das Haus, in welchem der unsterbliche Dichter geboren worden war, anzukaufen. Der baufällige Zustand dieses Hauses machte bedeutende Reparaturen nothwendig, und zu diesem Zwecke übergab im Jahre 1856 der seitdem verstorbene Herr John Shakspeare aus Worthington in Leicestershire dem Comité die Summe von 2500 Pfund, die mit seiner Genehmigung theilweise auf die Reparaturen und theilweise zum Ankaufe und zur Beseitigung anstoßender, hölzerner Vorbauten verwandt wurden, wodurch das Shakspeare-Haus vor augenscheinlicher Feuersgefahr bewahrt worden ist. Gleichzeitig vermachte Herr John Shakspeare in seinem vom 17. November 1856 datirten Testamente dem Comité eine zweite Summe von 2500 Pfund zum Ankaufe von Shakspeare-Reliquien, die in dem Hause, als einem dem Andenken des großen Dichters gewidmeten Museum aufzubewahren seien, und wies er außerdem noch eine Jahresrente von 60 Pfund zur Besoldung eines Aufsehers dieses Museums an, welche Rente auf sein Gut Langley-Priory hypothekarisch eingetragen werden sollte. Mit Rücksicht auf diese ihm testamentarisch zugesicherte Einnahme hat nun das Comité seitdem vielfache Erwerbungen gemacht und sich dadurch in nicht unerhebliche Schulden gestürzt, während jetzt, nach dem Ableben des gedachten Herrn Shakspeare, der Kanzleigerichtshof in London das Testament als in der Form mangelhaft und ungültig erklärt hat, so daß die Auszahlung weder des Legates von 2500 Pfund noch der Jahresrente von 60 Pfund stattfindet. Das Comité wendet sich nunmehr an die Freunde des großen Dichters mit der Bitte, die Schuld zu decken, die es eben zu Ehren des Dichters und zur Erfüllung der löblichen Intentionen seines Namens-Erben eingegangen. Im „Shakspeare-Hause" zu Stratford und bei den Banquiers Smith, Payne und Smith in London werden Subscriptionen zu diesem Zwecke dankbar angenommen.

— Englische Buchhändler-Anzeigen. In der neuen Ausgabe von Chamber's Encyklopädie wird Folgendes unter dem Titel „Advertising" gesagt: Es giebt in London einige Verleger, die nicht weniger, als 5000 Pfund (33,000 Thlr.) jährlich für Ankündigungen ihres Verlages ausgeben sollen. Ausgaben von 1000 bis 2000 Pfund (6500—13,000 Thlr.) jährlich zu diesem Zwecke sind etwas ganz Gewöhnliches. Da die Vierteljahrs-, Monats- und Wochen-Schriften als sehr wirksam für solche Anzeigen betrachtet werden, so streben die großen Verleger danach, sich in den Besitz einer solchen Zeitschrift zu bringen. Ein vielverbreitetes Journal ist die wichtigste und unentbehrlichste Geschäftshandhabe eines großen englischen Verlagsbuchhändlers. Aber selbst wenn er eine solche Zeitschrift besitzt, beschäftigt der Verleger auch noch besonders mehrere Leute, oder mindestens Einen, mit dem Schreiben, Arrangiren und Vertheilen von Bücher-Anzeigen, sowie mit Führung der damit verbundenen, ausgebreiteten Korrespondenz. Eine Folge dieser bedeutenden Ausgabe, wozu noch die freigebige Verschenkung von Rezensions-Exemplaren kömmt, ist natürlich die Vertheuerung der Preise englischer Bücher, die, blos um dem Publikum angezeigt zu werden, dem Verleger oft fast ebenso viele Kosten verursachen, als Papier und Druck.

Dieselbe Quelle (Chamber's Encyklopädie) bemerkt, ein in den Buchhandel kommendes amerikanisches Buch unterscheide sich von einem englischen dadurch, daß es, gleichviel ob in Pappband (boards), oder nur geheftet, oben und an den Seiten aufgeschnitten ist. Der englische Gentleman verlange das Buch unaufgeschnitten, weil es sonst das Ansehen habe, als sei es bereits von einem Andern gelesen. Ja, Manche behaupten, ein Buch, das sie nicht mit dem Messer in der Hand nach und nach beim Lesen aufschneiden könnten, mache ihnen nur das halbe Vergnügen; die dadurch beim Lesen entstehenden Unterbrechungen seien ihnen eine unentbehrliche Gewohnheit.

— Hebräisch-indische Schulen. Bibliographisch interessant ist, daß kürzlich in Berlin für eine jüdische Schule in Ostindien ein

hebräisches Elementar-Lehrbuch gedruckt wurde.* Verfasser dieses Lehrbuches, das mit kleinen Veränderungen auch in jüdischen Schulen anderer Länder des Orients und selbst Rußlands anwendbar und von großem Nutzen sein könnte, ist der rühmlichst bekannte Hebraist, Dr. M. Steinschneider, Herausgeber der „Hebräischen Bibliographie" (von welcher jetzt der dritte Jahrgang erscheint) und Verfasser des im vorigen Jahre erschienenen „Bibliographischen Handbuches für hebräische Sprachkunde."** Das Lehrbuch ist auf Veranlassung eines ostindischen Israeliten, David Sasoon, geschrieben, der in Bombay eine jüdische Freischule gegründet, wo der Unterricht im Hebräischen mit dem des Englischen Hand in Hand geht, und der den Wunsch hegt, daß die bisher im ganzen Orient befolgte Methode der Erlernung des Hebräischen, indem sofort mit Lesung der Bibel und ihrer Kommentare begonnen wird, einer rationelleren Methode Platz mache. Das neue Elementarbuch entspricht diesem Wunsche unter Beachtung des wissenschaftlichen Standpunktes, den, namentlich durch das Verdienst deutscher Gelehrten, heutzutage die hebräische Grammatik einnimmt. Den Leseübungen und den Paradigmen der Sprachlehre, die zur Unterhaltung der Zöglinge mit zahlreichen, naturgeschichtlichen Abbildungen geschmückt sind, folgt eine kleine Chrestomathie, zum Theil nach der heiligen Schrift, das Gebet für die Königin Victoria in hebräischer und englischer Sprache und eine hebräische Uebersetzung des „God save the Queen" mit der dazu gehörigen Melodie. Das Ganze ist mit einer Karte von Asien, sowie mit einer besonderen Karte von Palästina, mit Länder- und Orts-Namen in hebräischer Schrift, ausgestattet. Hin und wieder sind diese Namen jedoch mit deutscher, statt mit englischer Flexion abgedruckt, wie „Philippinen," „Karolinen," „Marianen," „Kirgisen" rc.

— Dr. Wetzstein in Damaskus. Wir haben kürzlich (Nr. 31) das Werk des Herrn Dr. Wetzstein, preußischen Konsuls in Damaskus, über das Haurân und das östliche Syrien angezeigt. Ein Korrespondent der Augsb. Allg. Zeitung, der sich früher einige Zeit in Syrien aufgehalten, sagt über den Ersteren: „Dr. Wetzstein, ein eifriger Schüler Fleischer's in Leipzig, brachte schon treffliche Kenntnisse der arabischen Sprache und Literatur nach Damaskus mit, und nun weilt er über ein Decennium in dieser arabischen Metropole, in beständigem, lebhaften Verkehr mit Arabern, so daß er in der Einleitung des von ihm in der „Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft" veröffentlichten, klassischen Artikels „Der Markt in Damaskus" von sich sagen konnte: er sei fast selbst zum Araber geworden. Wetzstein ist übrigens nicht der einzige, oder erste preußische Konsul, an dem wir tiefe Kenntnisse in der orientalischen Wissenschaft und die Kunst, sich beliebt zu machen und zumal unter den Eingeborenen großes Ansehen zu gewinnen, zu bewundern haben. Vorangegangen ist ihm in diesen Beziehungen der leider so früh (im Herbst 1851) verstorbene, erste Konsul zu Jerusalem, Dr. E. G. Schultz, und ganz ebenbürtig neben Wetzstein steht der jetzige Konsul zu Jerusalem, Dr. G. Rosen. Ein sehr tüchtiger Orientalist ist auch der noch junge Konsul zu Trapezunt, Dr. Blon. Die preußische Regierung ist offenbar in der Wahl ihrer Konsuln im Orient besonders glücklich, und hat dadurch schon manche Vortheile errungen. Wir haben es einst mit eigenen Augen in Jerusalem gesehen, wie bei den Arabern der erste preußische Konsul alle anderen Konsuln an Geltung weit überragte, und selber bemerkt, welchen guten Klang der Name Prussiano dort hat. Es ist hier nur noch eine That des Konsuls Wetzstein zu registriren, die vielleicht einzig in ihrer Art ist: Derselbe hat nämlich in dem etwa drei Stunden östlich von Damaskus, in der herrlichen Ghutha gelegenen Dorfe El Sekke eine Moschee auf seine Kosten bauen lassen, um den dortigen Bauern, die ihm zinsbar sind, thatsächlich zu beweisen, daß er für alle ihre Interessen einen Sinn habe. Engherzige Dogmatiker werden freilich über diese Art der Accomodation die Achseln zucken; sie werden es unbegreiflich oder unverständig finden, daß ein guter Christ Mohammedanern zu einer Moschee verhelfe, als ob es nicht besser wäre, die Leute eines Orts versammeln sich an heiliger Stätte zum Gebet und lassen sich dort die ihnen heilige Schrift vorlesen, als daß sie, gänzlich verwahrlost, am Feiertag da und dort herumlaufen oder herumliegen. Aber Thatsache ist es, daß die Bauern von El Sekke zu Wetzstein so stehen, daß sie erklärt haben: sie seien bereit, für ihn durch alle Feuer zu gehen. Wetzstein wird darum wohl auch nicht, wie andere Konsuln, nöthig gehabt haben, während des letzten fanatischen Aufstandes in Damaskus, bei Abdelkader eine Zufluchtstätte zu suchen."

— Bogumil Goltz und Karl Heinzen. In einem trefflichen Artikel: „Charakterstudien über die Deutschen in Deutschland und Nordamerika" zeigt Hermann Marggraf in den von ihm redigirten „Blättern für literarische Unterhaltung" mehrere Schriften von Bogumil Goltz und Karl Heinzen an. Er rügt mit Recht die unedeln Beschimpfungen der deutschen Literatur und des deutschen Literatenthums, die sich sowohl Goltz in seiner Schrift: „Die Deutschen," als Heinzen in seinem Pamphlet: „Die Deutschen und die Amerikaner," erlaubt haben, aber er erkennt in diesen Schriften zugleich einen Beweis, „wieviel Verstand und Unverstand, Geist und Ungeist, Wahres und Falsches, Gerades und Schiefes, Scharfes und Stumpfes der Schädel eines Deutschen in den Gehirnhöhlen gleichzeitig zu bergen vermag." In der That sind Goltz und Heinzen selbst die besten Widerlegungen ihrer eigenen Behauptungen von der Engherzigkeit, Kurzsichtigkeit, Gemeinheit und Lüderlichkeit der Deutschen und des deutschen Literatenthums insbesondere, denn in Beiden ist, bei aller Einseitigkeit und Verranntheit — der Eine in konservativ-religiöse und der Andere in destructiv-atheistische Ideen — ja, bei aller scheinbaren Lüderlichkeit, ein universeller Geist und die vollste Theilnahme für alles Menschliche und Edle nicht zu verkennen. Sie theilen eben nur die allgemeine Eigenschaft der Deutschen — eine Eigenschaft, die mit der eines französischen Akademikers, nach Piron's bekannter Erklärung, im geraden Gegensatz ist — daß sie nämlich, Jeder für sich genommen, nichts weniger als Ideale, vielmehr sehr oft abstoßend und widerwärtig, aber in der großen Gesammtheit des Volkes, von der Weichsel bis zur Mosel, von der Nordsee bis zur Adria, als ein Menschenschlag erscheinen, der alle Tugenden in sich vereinigt und mehr, als alle anderen Völker der Erde, auch für fremde Nationalitäten Herz und Verständniß hat. Goltz, der an der Weichsel, und Heinzen, der an der Mosel zu Hause ist, hätten nur kürzlich in der alten Weichselstadt Danzig sein sollen, als dort Vertreter aller deutschen Gauen, aus dem Norden und Süden, aus dem Westen und Osten, zu einem gemeinsamen deutschen Zwecke versammelt waren; sie würden dort gesehen haben, wie aus einem Aggregate von vielleicht nichts weniger als liebenswürdigen Individuen ein Collectivum der liebenswürdigsten Art werden kann. Es waren allerdings blos — Eisenbahn-Directoren, Männer, von denen sich Einzelne selbst als „Fuhrleute, die blos *materielle* Interessen haben," bezeichneten; als aber in dieser Versammlung die Worte „deutsches Vaterland," „deutsche Ehre," „deutsches Recht" und „deutsche Gesittung" vernommen wurden, da flammte der kernige Schwabe ebenso auf, wie der gemüthliche Oesterreicher; der geschäftskundige Rheinländer ebenso, wie der landbauende Ostseebewohner, und der sein gutes Recht gesetzlich wahrende Hesse nicht minder, als der ihm nur in politischen Leiden ähnliche Schleswig-Holsteiner. Alle schüttelten und drückten sich brüderlich die Hand, und Alle fühlten und nannten sich in dem Bewußtsein einig, daß sie einem großen Volke angehören, dessen materielle Interessen, wie bedeutend diese auch sein mögen, doch von seinen geistigen und idealen Interessen noch überwogen würden. Daß auch die biederen, deutschen Preußen, die Bewohner einer Provinz, welche einen Kant und einen Herder, einen Schön und einen Auerswald erzeugte, in dieses deutsche Gefühl einstimmen, braucht wohl nicht erst gesagt zu werden.

— Die Förster'sche Bauzeitung. Mit den einleitenden Worten: „Wir entnehmen der Förster'schen Bauzeitung folgende interessante Mittheilung," bringt die trefflich redigirte Berliner Handwerker-Zeitung: „Verein Vorwärts" vom 19. August d. J. einen Artikel, der die Ueberschrift trägt: „Eine in Frankreich verloren gegangene und in Deutschland wieder aufgefundene Stadt," und P. unterzeichnet ist. Dieselbe Ueberschrift trägt unser J. L. unterzeichneter Artikel in Nr. 13 des „Magazin" vom 28. März d. J., der Wort für Wort auch desselben Inhalts, wie der aus der Förster'schen Bauzeitung abgedruckte Artikel ist, nur mit dem Unterschiede, daß hierunter, statt unseres berechtigten J. L., ein unberechtigtes P. gesetzt worden. Wir vermuthen, daß die geachtete Förster'sche Bauzeitung von einem ihrer sogenannten Mitarbeiter getäuscht wurde, denn unmöglich können wir annehmen, daß die Redaction Artikel aus fremden Blättern ohne Nennung der Quelle abdrucken läßt. Jedenfalls aber hat ihr die Berliner Handwerker-Zeitung eine Ehre erwiesen, die sie nicht verdiente.

J. L.

* ראשית הלמוד. Reshith Hallimud. A Systematic Hebrew Primer for David Sasoon's Benevolent Institution at Bombay. Edited by M. Steinschneider. Berlin, A. Asher & Co., 1860.

** Leipzig, F. C. W. Vogel, 1859.

Im Verlage von **Veit & Comp.** in Leipzig. Leipzig, Druck von **Giesecke & Devrient.**

Redigirt unter Verantwortlichkeit von **Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn** in Leipzig.

Bestellungen
übernimmt jedes Postamt des deutsch-österreichischen Postvereines, sowie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallstraße Nr. 21) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von **Joseph Lehmann.**

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazin's“ nicht direct correspondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commissionaire, Herrn B. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

№ 36. | **Mittwoch, den 5. September 1860.** | **29. Jahrgang.**

Inhalt:

Deutschland und das Ausland.

Meteorologische Telegraphie.

Professor Mädler fordert in der „Baltischen Monatsschrift“ (Juni 1860) auf, daß die Häfen der russischen Ostsee-Provinzen sich doch dem von Leverrier in Frankreich in's Leben gerufenen System der telegraphischen Korrespondenz zur gegenseitigen Benachrichtigung über die Bewegungen des Meeres, über bedeutende Witterungs-Erscheinungen und namentlich über Stürme anschließen mögen.

Man wird sich erinnern, daß während des Krim-Krieges im Jahre 1855 auf dem Schwarzen Meere einmal ein furchtbarer Sturm wüthete, der einer großen Anzahl von Schiffen verschiedener Nationen verderblich ward und Hunderten von Menschen das Leben kostete. Ueber diesen Sturm hat man in Paris, dessen Sternwarte, sowie die damit verbundene meteorologische Station, unter der Leitung Leverrier's sich befindet, alle Nachrichten gesammelt, die aus den verschiedensten Gegenden der europäischen Meere zu erlangen waren, und daraus hat sich ergeben, daß der gedachte Sturm in den West-Häfen Frankreichs, im Biscayischen Meere, drei und einen halben Tag vor seinem Ausbruch im Schwarzen Meere, zur Erscheinung gekommen war, daß er in dieser Zeit von 3 bis 4 Tagen von Westen nach Osten, über Land und Meer, mit stets zunehmender Heftigkeit fortschritt und seine größte Wuth im Schwarzen Meere äußerte. Hätten damals Telegraphen-Verbindungen zwischen den Häfen des Biscayischen, des Mittelländischen und des Schwarzen Meeres bestanden, so wären alle jene Schiffe, rechtzeitig gewarnt, ruhig im Hafen geblieben, und hätten ihn nicht eher verlassen, als bis der Telegraph bessere Nachrichten brachte und der Sturm sich gelegt hatte.

Man sieht hieraus, wie wichtig es für die Seeschifffahrt ist, eine telegraphische Korrespondenz-Verbindung aller Seehäfen Europa's und anderer Erdtheile herzustellen, die mit Europa durch den elektrischen Drath verbunden sind. Wir kennen zwar das Gesetz der Stürme noch nicht, aber durch fortgesetzte Beobachtungen auf den über die ganze Erde verbreiteten, meteorologischen Stationen sind wir auf dem besten Wege, es kennen zu lernen. Bereits hat uns Dove in Berlin mit dem „Drehungsgesetz“ der Winde bekannt gemacht, wonach sich auf der nördlichen Halbkugel der Erde der Wind wie der Zeiger einer Uhr dreht, d. h. von Nord gen Ost, von Ost gen Süd, von Süd gen West, und von West wieder gen Nord und Ost, während auf der südlichen Erdhälfte der umgekehrte Verlauf stattfindet. In unseren Breiten sind zu einer vollen Drehung zehn bis zwanzig Tage erforderlich. Natürlich finden auch Ausnahmen von dieser Regel statt, aber nach Dove's Beobachtungen, während einer Reihe von Jahren, kommen durchschnittlich auf zwölf direkte, oder dem Dove'schen Gesetz entsprechende Drehungen nur drei rückläufige.

Seit dem 1. April d. J. ist eine streng geregelte, durch den Telegraphen vermittelte, meteorologische Verbindung der französischen Seehäfen Dünkirchen, Dieppe, Havre, Cherbourg, Brest, St. Malo, Lorient, Nantes, Rochefort, Bordeaux, Bayonne, Cette, Marseille, Toulon (und jetzt wahrscheinlich auch Nizza) eingeführt, von denen mindestens immer drei unter einander in fortlaufender Korrespondenz stehen, während alle insgesammt mit Paris korrespondiren. Von hier werden diejenigen Nachrichten, die gerade für bestimmte Häfen von Interesse sein können, sofort weiter expedirt. Auch macht der Moniteur Universel die durch den Telegraphen eingehenden Nachrichten über Witterungs-Veränderungen sowohl in den französischen Häfen, als auf den entfernteren, meteorologischen Stationen Europa's, dem französischen Publikum bekannt.

In einer über diese Erweiterung der meteorologischen Korrespondenz veröffentlichten Broschüre sagt Professor Leverrier: „Einen Orkan nach seinem Eintritt in irgend einem Theile Europa's sofort zu signalisiren, ihm auf seinem Wege mit Hülfe des elektrischen Telegraphen zu folgen und die Küsten, die er heimzusuchen im Begriff ist, rechtzeitig davon zu benachrichten — dies muß in der That das letzte Resultat der Organisation sein, die wir bezwecken. Um diesen Zweck zu erreichen, wird es nöthig sein, alle Hülfsmittel des europäischen Telegraphen-Netzes aufzubieten und sämmtliche meteorologische Depeschen in einem Hauptcentralpunkte konvergiren zu lassen, von wo die durch das Fortschreiten des Sturmes bedroheten Punkte rechtzeitig zu benachrichtigen sein würden.“

Bereits hat England seine Zustimmung zu dem Plane Leverrier's ertheilt, und zwar sollen vorläufig die Häfen von Scarborough, Portland, Cap Lezard, Cork und Galway mit den französischen Häfen in telegraphische Verbindung treten. Man wünscht ferner den Hinzutritt von Coruña, Cadix, Carthagena, Barcelona und Mahon in Spanien; von Genua und Cagliari in Sardinien und vom Texel in Holland. Herr Leverrier erklärt sich bereit, nicht nur mit den genannten Orten in gegenseitige, telegraphische Korrespondenz-Verbindung zu treten und ihnen, soweit es gewünscht wird, alle Mittheilungen in Bezug auf bemerkenswerthe Witterungs-Erscheinungen zugehen zu lassen, sondern auch die russischen, preußischen, österreichischen, belgischen, dänischen, schwedischen, italiänischen und portugiesischen Häfen in diesen meteorologischen Verband aufzunehmen.

Professor Mädler meint: „Das unmittelbare, praktische Bedürfniß des Seefahrers wird allerdings Mittheilungen aus dem Westen und den benachbarten Kompaß-Strichen als das Wichtigere bezeichnen, denn erfahrungsgemäß kommen die Stürme, welche Gefahr drohen, vorherrschend, wenn nicht ausschließlich aus den westlichen Meeren und rücken gegen Osten fort. Doch es handelt sich hier gewiß nicht um eine ängstliche Abwägung des Empfangens und Gebens, sondern wenn irgendwo, so sollte hier jede National-Eifersucht und jedes selbstsüchtige Interesse schweigen. Denn hier ist nicht die Rede von der Rivalität einer Nation gegen die

andere, sondern von einem Kampfe des gesammten Menschengeschlechts gegen die Uebel der Natur, und dieser gemeinsame Kampf ist Allen geboten und Allen kommt er zu gute."

Wir können uns mit dem Vorschlage Mädler's, daß die baltischen Häfen, außerdem, daß sie sich jener europäischen Kette anschließen, auch noch einen besondern Verband bilden, dessen Centralpunkt, weil er der östlichste Hafen ist, St. Petersburg sein würde, nur einverstanden erklären und zweifeln nicht, daß man in Preußen gern bereit sein wird, auch in meteorologischer Hinsicht der Vermittler zwischen Frankreich und Rußland zu sein. Leverrier, Dove, Mädler würden eine in der ganzen Welt geachtete, meteorologische Allianz bilden. J. C.

England.

Der Herzog von Wellington als Staatsmann.

Ungeachtet der Herzog von Wellington eine so bedeutende Rolle in der Politik gespielt hat, sind seine Biographen fast durchweg ziemlich flüchtig darüber hinweggegangen, und haben sich mit der angenehmeren Aufgabe beschäftigt, sein militairisches Genie und seine Tapferkeit im Felde zu schildern. Vor Kurzem haben wir indessen mehrere Werke erhalten, welche uns einen tieferen Blick in die staatsmännische Wirksamkeit des großen Generals thun lassen. Dahin gehört vor Allem die Civil-Korrespondenz des Herzogs, welche sein Sohn herausgegeben hat, und welche besonders die Jahre 1807 bis 1809 umfaßt. Sodann hat Mr. Gleig das biographische Werk Brialmonts aus dem Französischen in's Englische übersetzt und mit vielen Zusätzen, besonders über den erwähnten Gegenstand bereichert;* und endlich behandelt der zweite Theil eines unlängst erschienenen Werkes von Yonge ausschließlich die politische Carrière Wellington's. Aus allen diesen Büchern erhalten wir den Eindruck, daß Wellington ein ausgezeichneter Geschäftsmann war. Die Korrespondenz, welche er führte, als er Staatssecretair für Irland war, zeigt uns, daß ihm nichts entging, daß er mit allen Einzelheiten vollständig vertraut war, immer wußte, was er thun sollte, und nichts ihm zu unbedeutend erschien. Plätze müssen ausgefüllt, Anhänger befriedigt, Wahlen geleitet, Rechnungen aufgesetzt, Vertheidigungsmittel ersonnen werden, tausend Dinge giebt es zu thun und Arthur Wellesley ist beständig auf seinem Posten. Es ist merkwürdig, die Kaltblütigkeit zu betrachten, womit er seine Kabinetsarbeit verläßt, über's Meer geht, Schlachten liefert und dann wieder zur alten Kabinetsroutine zurückkehrt, als ob in der Zwischenzeit gar nichts vorgefallen wäre. So geht er 1807 nach Kopenhagen, ficht die Schlacht, gewinnt sie, kommt zurück, erhält den Dank des Parlaments und setzt die abgebrochene Korrespondenz mit Stellenjägern und ähnlichen Leuten weiter fort. Ebenso wird er 1808 nach Portugal geschickt. Bis zum Augenblick seiner Abreise, leitet er die Geschäfte seines Departements mit derselben rastlosen Thätigkeit; selbst, als er auf dem Schiff ist, schreibt er noch über Steuereinnehmer u. A.; in Portugal gelandet, führt er seine Armee, und schreibt zugleich nach Irland über die Besetzung gewisser Plätze; er gewinnt die Schlachten bei Roliça und Vimiero, aber mitten im Siege denkt er an die Polizei in Dublin; kehrt, als ihm das Kommando abgenommen wird, ganz ruhig in's Dubliner Schloß zurück, und fängt dort seine administrative Arbeit wieder an. Gerade wie er im Kriege seinen Grundsatz, Alles mit seinen eigenen Augen zu sehen, so weit trieb, daß er ein Mal an die Vorposten der Franzosen heranging, ein Wachstuch über seinen Hut zog, sich mit einer französischen Schildwache in eine Unterhaltung einließ und während dessen genau beobachtete, was er zu sehen wünschte — so entfaltete er in Allem, was er unternahm, die nämliche Thatkraft, und es gab nur Weniges, was zu unternehmen er nicht bereit war. Als sich einige seiner Freunde darüber verwunderten, daß er den Befehl über eine Brigade an der Küste von Sussex angenommen, erwiderte er: „Ich habe das Salz des Königs gegessen, und Alles, was er mich thun heißt, ist meine Pflicht zu thun."

Wellington war Staatssecretair für Irland in einer Zeit schauerlicher Corruption, und auch er bezahlte und bestach darauf los nach Herzenslust. Viele Jahre später sagte er einmal: „Man hat mich zu wiederholten Malen gedrängt, Eigenthümer eines Burgflecken zu werden; aber ich wollte nichts damit zu thun haben, ich wollte meine Finger nicht mit einer so gemeinen Wirthschaft beschmutzen." Diese Worte citiren die Biographen des Herzogs im Triumph, und gewiß meinte Wellington sie auch ehrlich, als er sie aussprach. Er hatte sich damals einen ungeheuren Ruhm erworben und wollte ihn, als er sein eigener Herr war und an der Spitze einer großen politischen Partei stand, nicht dadurch beschmutzen, daß er sich auf schwarze oder vielmehr blanke Künste einließ. Aber was der Feldmarschall, Herzog von Wellington, Führer der Tories, nicht thun wollte, dagegen hatte Arthur Wellesley, ein subalterner Staatsmann, nicht das geringste Bedenken. Er fand die Maschinerie im Gange und hielt sie mit seiner gewohnten Energie darin. Er hatte das Salz des Königs gegessen, und kaufte Burgflecken, verkaufte Adelstitel, verwerthete seine Patronage mit Eifer und Lust. Er kauft den Burgflecken Cassel für 5000 Pfund Sterling und läßt Robert Peel dort wählen; er macht einen geistlichen Herrn zum Bischof unter der Bedingung, daß er einen Burgflecken ohne weitere Vergütung der Regierung zu Diensten stellt. Auf der andern Seite verweigert er seine Patronage, wenn sie von Leuten in Anspruch genommen wird, die ihm keine Gegenleistung zu gewähren im Stande sind, und schreibt ihnen tugendhafte Briefe, daß sie lieber auf ihr eigenes Verdienst, als auf Schutz der Großen bauen sollten rc. Der Herzog von York, dessen Liebschaft mit Mistreß Clerke damals viel Skandal machte, fand in Wellington einen eifrigen Vertheidiger im Unterhause. Daß Mistreß Clerke Offiziierspatente meistbietend versteigerte, konnte nicht wahr sein; und die Armee, deren Generalissimus der Herzog von York war, befand sich durchweg im besten Zustande. Freilich hatte Wellington sich sehr über die abscheuliche Ausstattung der Expedition nach Portugal zu beklagen gehabt, aber dies war offenbar die Schuld des Kriegsministeriums und nicht des Generalissimus. Freilich waren die englischen Streitkräfte auf der Expedition nach den Niederlanden, unter dem Oberbefehl des Herzogs von York, dem Untergange nahe gewesen, und nur durch die Geschicklichkeit und Energie eines gewissen Obersten Wellesley gerettet worden; aber dann konnte ein Offizier ein schlechter Befehlshaber im Felde und doch der Routine am Schreibpult der Horse-Guards gewachsen sein. Der Herzog von York konnte nicht schuldig sein; es wäre ein Nationalunglück, wollte er seinen Posten aufgeben rc.

Man kann ein ausgezeichneter Geschäftsmann und doch ein schlechter Staatsmann sein. Wellington rühmte sich, daß er praktisch war und sprach herablassend über politische Grundsätze. Er sagte: „Wenn die Welt nur durch Prinzipien geleitet wäre, so könnte nichts leichter sein, als die Staatsangelegenheiten zu leiten. Da dies aber nicht der Fall ist, so muß ein weiser Mann sich darauf beschränken, die geringste Schwierigkeit sich auszusuchen." Am leichtesten ist es nun aber in den meisten Fällen, gar nichts zu thun, und das that Wellington denn auch. Er wollte die Regierung führen, wie sie war; die Maschine sei gut, sagte er, und er wolle sie unangetastet lassen. Von Parlamentsreform und Emancipation der Katholiken wollte er somit nichts wissen. Indessen gab er zu, daß er zum Premierminister nicht geschaffen sei; im Oberhause erklärte er, daß es schlimmer als toll von ihm gewesen sein würde, wenn er eine solche Stelle angenommen hätte; er war nicht im Stande, eine große politische Partei zu leiten, fühlte sich nie behaglich im Parlament, so lange er Parteiführer war, und nahm späterhin die ihm mehr zusagende Rolle eines Schiedsrichters zwischen den streitenden Parteien an.

Wellington war ein Soldat, liebte die Kriegszucht und Subordination und konnte nicht einsehen, daß die Engländer zu etwas Anderem da wären, als den Gesetzen zu gehorchen. Von der öffentlichen Meinung hielt er gar nichts. Warum Leute zusammen kämen, um ihre Ansichten auszudrücken, das konnte er nicht begreifen. Der Parlamentsreform trat er blind entgegen, er wollte nichts davon wissen; daß große Städte Vertreter in's Parlament schicken sollten, schien ihm halb wahnsinnig zu sein. Ebenso wollte er nichts von der Emancipation der Katholiken wissen und brachte seine Partei durch seine halsstarrige Opposition dagegen in die kläglichste Lage. Freie Institutionen verstand er nicht. Für ihn war der Befehl des Königs maßgebend. Während der Discussion über die Reformbill lud Lord Wharncliffe, als das Parlament wegen der ersten Reformbill aufgelöst war, eine Anzahl Peers zusammen mit Wellington ein, um sich über ihr Verfahren in der kommenden Session zu berathen, aber der Herzog wollte nichts damit zu thun haben. Er erklärte, daß das Oberhaus der einzige Ort sei, wo Peers politische Fragen besprechen sollten; das Parlament sei aber durch den König aufgelöst und die vorgeschlagene Zusammenkunft würde eine Versammlung von Peers gegen den Willen des Königs sein!!

Besseres läßt sich von Wellington mit Bezug auf seine Leitung aus-

* Eine der besten biographischen Darstellungen des Herzogs von Wellington ist das von uns vielfach erwähnte Brialmont'sche Werk, von welchem kürzlich ein zweiter Abdruck erschienen unter dem Titel: Histoire du duc de Wellington, par A. Brialmont. Deuxième tirage (3 vol.). Bruxelles et Leipzig, Emile Flatau, 1858. D. H.

wärtiger Angelegenheiten sagen. Er zeigte sich taktvoll in seinem Verkehr mit Fürsten, Völkern und Diplomaten. Er hielt sich hier immer an das Prinzip der Nicht-Intervention. Brialmont klagt den Herzog an, daß er dem französischen Volke verkündigt habe, er komme, um die Bourbons wieder auf den Thron zu setzen; aber dies ist ein Mißverständniß. Wellington that gerade das Gegentheil. Als der Maire von Bordeaux proklamirte, daß die englische Armee mit diesem Zweck in Frankreich eingerückt sei, schrieb Wellington an den Herzog von Angoulême, daß etwas Derartiges durchaus nicht der Fall sei, und daß wenn er (Angoulême) die Proclamation nicht binnen zehn Tagen desavouiren würde, er selbst (Wellington) öffentlich erklären wollte, daß die britische Armee keinen solchen Zweck in Frankreich habe. Der heiligen Allianz trat er nicht entgegen, als sie gestiftet wurde, und in der That schien dieselbe auch im Anfang ziemlich harmlos zu sein. Es war der Plan eines überspannten Monarchen, des Kaisers Alexander, die Fürsten Europa's durch eine Kette allgemeiner Brüderlichkeit zu verbinden; sie sollten ihre Länder nach den wahren Prinzipien des Christenthums regieren und ein gemeinsames Haupt, Jesus Christus, anerkennen, in dessen Namen sie gegen ihre Unterthanen nicht als Souveraine, sondern als Väter handeln sollten! Der mystische Zar glaubte, die Weltangelegenheiten könnten ganz leicht durch Zusammenkünfte der gekrönten Häupter zu gewissen Zeiten geregelt werden, und die Völker sollten so viel Freiheit haben, sich mit der Aufrechthaltung der Ordnung vertrüge. In den ersten Jahren dieser heiligen Allianz neigte sich der Zar zum Liberalismus; doch bald „kam ein Wandel über seines Traumes Geist.“ Polen, dem er seinen Reichstag wieder gegeben, trat unabhängiger und in einem nationalen Sinne gegen Rußland auf! Ueberspannt, wie Alexander war, stürzte er sich sofort in's andere Extrem, und brachte die Kongresse zu Troppau und Laybach zu Stande, worauf dann weiterhin die von Aachen und Verona folgten. Man glaubt gewöhnlich, daß Canning die Politik seines Vorgängers vollkommen umgekehrt und dem Herzog von Wellington, der als Vertreter Englands in Verona erschien, neue Instructionen gegeben habe, welche die heilige Allianz durchaus gesprengt hätten. Dies ist nicht der Fall. Castlereagh wollte selbst nach dem Kongreß gehen und hatte selbst Instructionen für sich aufgesetzt, welche in Gleig's Buch abgedruckt sind, und woraus man sieht, daß er Gegner der heiligen Allianz war, und die südamerikanischen Republiken anerkennen wollte. Castlereagh verschwindet von der Scene und Canning wird an seiner Stelle Minister der auswärtigen Angelegenheiten; aber der Herzog von Wellington geht nach Verona mit denselben Instructionen in der Tasche, welche Castlereagh für sich selber aufgeschrieben hatte.

Richard Cobden und die Staatsökonomen von Manchester.

I.

Freihandel und Friedens-Politik.

England gab im vor. Jahr ein Schauspiel, an das Europa nicht gewöhnt war. Gewehr im Arm, sah es dem Kampf zweier Großmächte auf dem Festlande zu und wechselte Noten, während dort Kugeln gewechselt wurden. Länderzerstückelungen wurden vollbracht; hier nickte es offiziell seine Beistimmung zu, dort schüttelte es unwillig den Kopf; das war Alles. An beiden Seiten des Kanals war man von dieser Haltung überrascht, sprach sich sogar tadelnd darüber aus: Ist das die Politik Pitt's und Castlereagh's? Hätte sie sich zu Vermittelungen herbeigelassen, die die Schwierigkeiten umgehen, statt ihnen die Stirn zu bieten? Hätte sie jener Trägheit nachgegeben, die auf Geschicklichkeit zielt und an Schwäche streift? Nein, sie wäre fester in ihren Entschlüssen, rascher und entschiedener im Handeln gewesen. So sprach die strenge Kritik.

Woher nun bei den Engländern diese Anwandlungen von Gleichgültigkeit nach so vielen Ausbrüchen einer lebhaften Empfindlichkeit? Woher kommt es besonders, daß das Land dabei eine solche Langmuth zeigt, die fünf gerade sein läßt? Ist hier gefehlt worden, wen hat man anzuklagen? Man bezeichnete die Männer der Manchesterschule; ihre Schriften, ihre Thaten, selbst ihre Erfolge trügen die Schuld. Indem sie den Sinn für das gemeine Interesse überreizt hätten, hätten sie dem Sinn für alles höhere Interesse eine unheilbare Wunde geschlagen, die Gemüther entnervt und verderbt; ihrem Einfluß wäre die Erschlaffung der öffentlichen Meinung, diese Unschlüssigkeit in den Plänen zuzuschreiben. Sie hätten an einen Großstaat den Maßstab einer Fabrik gelegt; hier habe aber jeder Gegenstand nur den Werth, den ihm die darauf verwendeten Kosten und der daraus gewonnene Ertrag geben; der Staat dagegen solle, ohne seinen Wohlstand zu vernachlässigen, auch an seine Ehre denken; er habe eine Stellung zu vertheidigen, einen Namen zu bewahren, eine Rolle zu spielen, eine geschichtliche Mission zu erfüllen; die geringste Aussetzung dieser Mission sei der Beginn des Verfalls. Eine Nation, die sich in den Hintergrund stelle, spreche sich selber das Urtheil; mit der dadurch bekundeten Ohnmacht sei ihr Gewicht nach außen, wie ihre Sicherheit nach innen gefährdet.

So die Anklage; allein die Manchestermänner blieben die Klagebeantwortung nicht schuldig. Als sie vor zwanzig Jahren sich gegen das Korngesetz verbanden, wußten sie recht gut, daß diese Reform tief in die Politik des Landes eingreifen werde. Die Krisis ist eingetreten, die sie beharrlich für eine heilsame halten. Der Sinn für das Praktische, auf das sie sich stützen, ist keineswegs ein so gemeiner, wie die Gegner ihn nennen; er will vielmehr ein Höheres, einen sittlich religiösen Gedanken vermitteln. In der Entwickelung des Welthandels erblickt man in erster Linie eine innigere Verbindung der Völker. Der häufige Verkehr müßte ein freundlicheres Benehmen gegen einander einführen; je näher sie sich kennen lernten, desto weniger würden sie geneigt sein, einander zu reizen, mit einander zu brechen. Allein zu diesem Versöhnungswerk sind weder die herrschenden Klassen, noch die Regierungen angethan: beide treiben ihr Spiel mit der Ruhe und den Interessen der Gesellschaft; an diese nun wandte man sich und forderte sie zum Widerstand auf gegen die Neigung zu Abenteuern, die den herrschenden Klassen und Regierungen eignet. Allerdings, das wußte man, würden gewisse Traditionen dadurch einen Stoß bekommen; der falschen Größe, den Ueberraschungen und Berechnungen der Parteien, den herrschsüchtigen Leidenschaften würden weniger Opfer gebracht werden, desto besser; die bisherige Politik ist weder die sicherste, noch die beste; eine andere winkt in der Zukunft, deren Würde mit geringeren Kosten, deren Uebergewicht durch weniger Gewaltsamkeit sich aufrecht halten läßt. Ein Staat, heißt es, der sich bei aller Machtfülle eine Last, die über seine Kraft geht, aufladet, muß später oder früher darunter erliegen; auf der einen Seite ärndtet er und auf der andern säet er das Unkraut des Grolls aus. Namentlich mit Bezug auf Frankreich wendet dies die R. d. d. M. an, welcher wir zum Theil auch die nachstehenden Data entlehnen.

Die Geschichte der Manchester-Schule hat ihren Hauptvertreter in Richard Cobden; er ist der Führer, die Seele dieser Bewegung, von der wir nun in Folgendem die wesentlichen Züge zeichnen.

Zunächst haben wir einige Vorfragen zu erledigen. Wie hat sich in einem freien Lande, unter einem von Natur so stolzen Volksstamme bis zur Stunde eine Aristokratie erhalten können? Ihre Dienste allein, wie glänzend auch, erklären diese Dauer nicht: andere Aristokratien, die dasselbe Recht zu leben hatten, sind zu Grunde gegangen. Zwei Gründe bieten sich für diese Erscheinung dar: ihre Achtung und Verfechtung der Landesinstitutionen und große Klugheit in ihrer Haltung. Nie hat sich die englische Aristokratie Eingriffe in die Rechte Anderer, und ungelegenen Widerstand gegen den entschiedenen Volkswillen gestattet. Stets wußte sie im rechten Moment unhaltbare Stellungen aufzugeben und den Rückzug mit Würde und Anstand anzutreten. Die Reformen, die sie lange bekämpft hatte, nahm sie endlich, nachgebend, in die Hand und suchte sie auf das rechte Maß zurückzuführen. Indeß würden diese vernünftigen Zugeständnisse bei einem andern Volke schwerlich verfangen haben. Auf beiden Seiten mußte man vor allem Ueberschwang auf seiner Hut sein; dem Maß in der Vertheidigung mußte das Maß im Angriff entsprechen. Anderswo hält man nicht so an sich; in der Siegestrunkenheit wird Alles niedergerissen, auf die Gefahr hin, sich für die Ausschweifung nach hüben, durch die Ausschweifung nach drüben eine Zuchtruthe zu binden. Fehlte es etwa dem englischen Volke an Gelegenheit zu diesem über die Schnur hauen? Gewiß nicht; es hat die Freiheiten der Presse und der Rednerbühne, das Vereinsrecht, im Nothfalle das Straßengetümmel; lauter Versuchungen, Alles „eben zu machen,“ die künstlichen Fachwerke zu zerschlagen, was sich hebt, zu senken, was sich auszeichnet, zu ächten. Das sagt ja den Leidenschaften des Haufens so sehr zu! Wie kömmt's, daß das englische Volk nicht in diesen Wirbel hineingerathen?

Mancherlei Zügel halten es davon zurück; als den ersten und mächtigsten bezeichnen wir: dieses Volk überlegt, was es thun will. Wandelte es auch dabei kein Bedenken an, Anderen zu schaden, so würde es doch die Besorgniß, sich selber zu schaden, im Zaume halten. Vor der That berechnet es die Folgen und mag sich nicht der Gefahr aussetzen, mehr Boden zu verlieren, als es gewinnen könnte. Das einer Klasse verliehene Vorrecht ferner ist derart, daß es den Stolz der andern Klassen weniger verletzt, als schmeichelt. Die englische Aristokratie ist nämlich kein abgeschlossener Pferch, der sich nur der Gunst aufthut — das Verdienst führt

eben so gut hinein, wie die Geburt. Neben den alten Namen glänzen hier neue, die diesem Institut verjüngende Säfte zuführen. Alle Palmen des Verdienstes, alle Kronen des Ruhmes hangen hier in vollkommener Gleichberechtigung neben einander. Wie viele Männer, aus den untersten Schichten hervorgegangen, haben durch ihr persönliches Verdienst alle Sprossen der hierarchischen Leiter bis zu der obersten erklommen und auf die Geschicke ihres Landes entscheidenden Einfluß geübt. Wir nennen nur zwei: Wilberforce und Cobden; an jenen knüpft sich die Sklavenbefreiung, an diesen die Entfesselung des Handels.

Richard Cobden ist zu Mindhurst, in der mehr ackerbauenden als gewerbetreibenden Grafschaft Sussex 1804 geboren. Sein Vater, ein Landmann, mit zahlreicher Familie gesegnet, lebte fast kümmerlich vom Ertrag eines kleinen Pachtgutes, aus dem er später vertrieben wurde. Der junge Richard ging, wie man sieht, durch die harte Schule der Noth. Er kannte in seiner ersten Jugend nur die Feldarbeit und zwar die niedrigste; er hütete die Schafe. Durch ein seltsames Zusammentreffen lag in der Nähe seines Vaterhauses das Schloß Godwood, Sitz des Herzogs von Richmond, der späterhin als der eifrigste Verfechter der Vorrechte des Grundbesitzes auftrat. Wer hätte es damals dem hochgestellten Herrn gesagt, er werde dereinst vor den Augen des Landes mit diesem armen Hirtenjungen einen Zweikampf zu bestehen haben, worin er eben keine rühmliche Rolle spielen, ja der sich mit einer entschiedenen Niederlage für ihn enden werde? Wie hätte er ahnen können, daß in dem Kopfe dieses Knaben der kühne Gedanke aufgehen werde, mit dem durch die Tradition vererbten Rechte anzubinden, dem Rechte, durch gesetzgeberische Künste einen Decem von den ersten Bedürfnissen zu erheben und aus den Bodenerzeugnissen einen weit höheren Preis herauszuschlagen, als wenn dem Markte eine freie Konkurrenz eröffnet würde?

Wie bei so drückenden und beschränkten häuslichen Verhältnissen Cobden's Jugendunterricht beschaffen war, läßt sich denken. Er hatte später viel nachzuholen und er schonte sich nicht. Zu seinen andern Verdiensten kommt noch das, sein eigener Bildner gewesen zu sein. Schon im Jünglingsalter konnte man an ihm die Zeichen bemerken, die einen entschiedenen Beruf kenntlich machen: ein offener Kopf, ein gestählter Wille, ein rastloser Thätigkeitsdrang, ein gehaltener Ehrgeiz, dessen Feuer von der Berechnung gemäßigt wird. Ueberdieß besaß er die sehr seltene Gabe, die herrschenden Anschauungsweisen der Kontrole des selbständigen Nachdenkens zu unterziehen, und die Zähigkeit im Festhalten der einmal gewonnenen Ueberzeugung, ohne jedoch jemals die Gränze aus den Augen zu verlieren, über die hinaus man nicht gehen darf, wenn man sich nicht isolirt sehen will. Hätte er sich in spekulative Studien vertieft, so wäre er Gefahr gelaufen, auf utopische Abwege zu gerathen — sein guter Stern hat ihn auf festeren Boden gestellt; er schöpfte seine Eingebungen mehr aus dem Geräusch der Werkstätten, als aus der Stille der Studirstube; er sah die Industrie bei ihrer Arbeit und konnte so die Erfahrung zur Stütze seiner Beweise heranziehen. So erklärt sich sein Erfolg. In den Vereinen, wo er später seine Reformpläne entwickelte, ließ ihn sein Takt niemals im Stiche. Sein Vortrag naturwüchsig, mehr trauliches Gespräch, als eigentliche kunstvolle Rede, war um so eindringlicher und wirksamer; zwischen ihm und seinen Zuhörern bestand eine Harmonie der Gefühle, Anschauungen und Begriffe. Als Kind des Volkes wußte er die volksthümlichen Saiten anzuschlagen, indem er die Mißbräuche der Bevorrechtung bald mit Feuer, bald mit Ironie angriff. Als Mann vom Fach, verfolgte er seinen Gegenstand bis auf dessen Elemente, in die ihn sein auf dem Lande begonnenes und in den Fabriken fortgesetztes Leben eingeweihet hatte.

Als er in das Alter getreten war, eine Laufbahn zu wählen, brauchte er nur seinem inneren Ruf zu folgen. Er ging zu einem Oheim nach London, der ein Geschäft mit farbigen Baumwollzeugen trieb, und begann hier seine Lehrzeit. Das Haus war der Sitz großer, vielleicht zu großer Thätigkeit; denn nach wenigen Jahren brach es zusammen, weil seine Speculationen mit seinen Hülfsquellen in keinem Verhältniß standen. Allein selbst die Irrthümer des Oheims kamen der Erziehung des Neffen zu Gute. Mit seinem früh gereiften gesunden Urtheil durchschaute er die begangenen Fehler, die besondern, wie die allgemeinen Ursachen zu dem Sturz des Hauses. Die schönen Zeuge, die mehr Kunst und Geschmack erfordern, wurden bis dahin nur in London verfertigt, das die geübtesten Arbeiter und geschicktesten Zeichner besaß. Manchester druckte nur gemeine Zeuge. Wie wäre es nun, wenn man beide Industrien, die sich gegenseitig stützen und heben, an Einem Orte vereinigte? Den Druck der gemeinen Stoffe nach London zu verlegen — daran war nicht zu denken; die Bedürfnisse einer großen Stadt vertragen sich nicht mit den geringen Löhnen, die auf ein Produkt von niedrigem Preise zu verwenden sind; dagegen hatte die Combination, den Druck der feineren Zeuge nach Manchester überzusiedeln, günstige Aussichten für sich. Von dem Gedanken schritt Cobden unverweilt zur That. Er zog gute Arbeiter und Zeichner nach Manchester und das Unternehmen gedieh zusehends. Damit trat für diesen Industriezweig eine völlige Umwälzung ein: statt an zwei Sitzen getrennt zu sein, wirkte er vereinigt an Einem Punkte, und Lancashire lief allmählich Middlesex den Rang ab.

Eine Reihe von Jahren beschränkte sich Cobden's Ehrgeiz auf die Sorge für sein Geschäft. Erst Handlungsdiener, dann Theilnehmer, endlich Chef eines Hauses gewann er Schritt für Schritt weitern Boden und sein nächstes Ziel war, durch Fleiß und Rechtlichkeit zu Vermögen zu kommen. Zu gleicher Zeit vollendete er seine Bildung durch häufige Reisen, besuchte Frankreich, Belgien, die Schweiz und nichts Wissenswürdiges entging seiner Beobachtung.

Manchester erlebte inzwischen mancherlei Volksbewegungen, deren jede ihr Programm und ihren Helden hatte. Schon 1832 hatte Cobbet einen Aufruf an die Radikalen ergehen lassen und die Aussicht eröffnete sich ihm, in das Parlament gewählt zu werden. Wie Cobden eines Landmanns Sohn, von Zorn gegen die Bevorrechteten entflammt, den selbst das Alter nicht abzukühlen vermochte, trat Cobbet mit unverhüllten Forderungen vor die Oeffentlichkeit. In seinen Schriften verstieg sich sein Haß gegen die Aristokratie bis zu Schmähungen. Seine Klienten waren die Hunderttausende Abonnenten eines Volksblattes, des furchtbarsten, das jemals der Regierung zu Leibe ging. Später kam Feargus O'Connor an die Reihe; er vereinigte die Arbeiter unter der Fahne einer Charte, die, ein Denkmal des Schwindelgeistes, in jedem Artikel Ungehorsam gegen die Gesetze und Widersetzlichkeit gegen die Fabrikherren athmete. Cobden, zu besonnen, um sich in diesen Verirrungen zu verfangen, ließ Chartisten und Radikale mit gleicher Kälte an sich vorüberziehen. Beide, gleich verachtet und gehaßt, sollten bald in ihrer Ohnmacht untergehen. Möglich, daß auch er, wie die Radikalen, einen Zahn auf die Aristokratie hatte; möglich, daß auch er, wie die Chartisten, das Loos der Arbeiter für verbesserungsbedürftig hielt; allein seiner Natur widerstrebte alles Gewaltsame; nur geregelte Mittel sollten die Reform erzielen. Ohne zu wissen, was zu thun möglich und nützlich, sah er doch klar, was als unausführbar und verfehlt zu unterlassen sei.

1835 kam Cobden zum ersten Mal öffentlich mit politischen Fragen in Berührung. Archibald Prentice, Director der Manchester „Times," erzählt: Im Frühling des vorerwähnten Jahres habe er interessante Mittheilungen erhalten, die er in sein Blatt aufnahm; allein trotz dem Beifall, den die Artikel fanden, blieb der Name des Verfassers ein Räthsel. Da wurde eines Tages ein Werkchen unter dem Titel: „England, Irland und Amerika" in dem Zeitungsbureau niedergelegt, mit der gewöhnlichen Unterschrift: „Vom Verfasser," und sofort erkannte Prentice die Feder jenes anonymen Einsenders. Cobden war's, der in jenen Aufsätzen Erholung von seinem mühsamen Tagewerk suchte. Das Werkchen selbst war eine Entgegnung der soeben erschienenen Flugschrift Urquhart's, die in herausforderndem Ton gegen Rußland abgefaßt war. Cobden, entschiedener Friedensmann, sucht darin das Feuer der Kriegspartei zu dämpfen, und mit einer Mischung von Vernunftgründen und Ironie führt er, über den Kopf seines Gegners weg, seine Streiche gegen die politischen Parteien und die Nationalvorurtheile. Die ersprießlichste Diplomatie, sagt er, ist die der Handelsverbindungen, und kein Erfolg des Feldzuges wiegt die Eroberung eines Absatzweges auf. — Das war das Vorspiel der Waffentänze, die er wenige Jahre später auf der Bühne der öffentlichen Verhandlungen aufführte.

Der obengenannten Schrift ließ Cobden bald eine andere: „Russophobia" folgen. Es machte Aufsehen, daß ein Fabrikant ausgedienten Publizisten Lehren gab und ihren pausbackenen Redensarten die Sprache der gesunden Vernunft entgegensetzte. Man wußte es ihm ferner Dank, daß er das Handelsinteresse gegen, mindestens unzeitige Declamationen verfocht. Von Stund an bekam sein Name einen weithinhallenden Klang. Man war darüber einig, daß in diesem Manne mehr als ein bloßer Fabrikant stecke, und daß der Verstand, den er bei der Leitung seines Privatgeschäfts bekundet habe, ihn auch beim Studium und bei der Discussion der öffentlichen Angelegenheiten nicht im Stiche lassen werde.

Unter der jungen Bevölkerung der Fabriken besonders fand Cobden Anhänger, und er verwendete seinen Einfluß zu Gunsten einer Klasse, der er Jahre lang angehört hatte. In Manchester, einer Gewerbestadt, wo das Nützliche vorherrschend ist, stand der technische Unterricht in Ehren; die geistig sittliche Bildung dagegen, der es an einem öffentlichen Herd fehlte, war ziemlich vernachlässigt. Von einigen Freunden unterstützt, gründete nun Cobden ein „Athenaeum," worin Arbeiter und Geschäfts-

leute nach vollbrachtem Tagewerk minder kostspielige und edlere Zerstreuungen finden konnten, als in Schenken und Kaffeehäusern. Denen, die das Bedürfniß fühlten, ihren Geist anzubauen und mit den Blüthen des Schönen auszuschmücken, standen allerlei Belehrungsmittel zur Verfügung; für Andere, die nur Erholung und Unterhaltung suchten, war ebenfalls ausreichend gesorgt; Allen bot sich ein Vereinigungsort zu gegenseitigem Gedankenaustausch und zur Förderung des Gemeinsinns dar. Diese Art von Anstalten, die in England so zahlreich sind, zeigte sich nirgends so wirksam, wie zu Manchester. Cobden sollte die erste Sitzung eröffnen und eine Probe in der Improvisation ablegen. Nicht ohne Bangen trat er sie an. Kein Stadium seiner Laufbahn hatte ihn darauf vorbereitet. Er konnte seine Eingebungen nur aus einer naturwüchsigen Kraft schöpfen, die überdieß nur noch im Keime lag. Allen Schwulst, allen Schulformen, wovon sich die englische Beredtsamkeit noch nicht frei gemacht, abhold, wollte er nur durch das schlichte, mit dem gesunden Menschenverstand gepaarte Wort wirken. Er trat auf; allein vor diesem Auditorium, das hochgespannt die Blicke auf ihn richtete — so erzählt er später — verlor er alle Fassung; es dunkelte ihm vor den Augen und er sprach wie im Traume. Nur die mächtige Willensstärke überwand die ihn anwandelnde Versuchung, abzubrechen und die Rednerbühne zu verlassen. Er führte seine Rede durch, aber so, daß er erst am andern Tage in den Zeitungen las, was er eigentlich gesprochen hatte. Merkwürdig, auch späterhin, obgleich in zehn Jahren kein Tag verging, an dem er nicht in verschiedenen Städten zur Verbreitung seiner Ansichten, die gerade nicht immer dem Geschmacke seiner Hörer zusagten, öffentlich sprach, konnte er sich von einer gewissen Befangenheit nicht ganz frei machen; jedoch ward er ihr immer mehr Meister und die innere Arbeit zeigte sich dem Publikum nur in der erhöheten Wärme des Ausdrucks, die auf dasselbe überging. Die Schüchternheit unter dem Sporn der Pflicht nahm die Form der Kühnheit an.

Bald bekam er Gelegenheit, seine überlegene Geistesmacht zu bewähren. Manchester mit seinen 250,000 Einwohnern, seiner staunenswerthen Industrie, seinem ungeheuren Reichthum, war damals gesetzlich nichts als ein Burgflecken, der von dem Lord of the Manor (Gutsherr) abhing; in seiner Hand lagen Verwaltung, Besteuerung, Patentertheilung rc. Von einer städtischen Behörde, die das Interesse der Stadt wahrnahm — keine Spur. Die bei dem Briten so mächtige Achtung vor dem Herkommen, hatte diese widersinnige Feudalwirthschaft erhalten; man ertrug sie als ein vererbtes Uebel. Cobden zuerst erweckte in den Fabrikanten den Wunsch, diesen alten Wust wegzuräumen. Man vereinigte und verständigte sich über eine örtliche Agitation, in der Ueberzeugung, daß es nur eines Winkes bedürfe, um eine Institution, die, ursprünglich einem Dorfe angepaßt, für eine große Stadt zu einer Schmach, zu einer Rechtsverleugnung geworden, über den Haufen zu werfen. Der Gutsherr indessen widerstand mit aller Macht, und ihm schloß sich die Partei an, die ihr Vorrecht bedrohet sah. Viele Burgflecken waren in demselben Falle, und wollte man auch zu Gunsten Manchesters, wo der Mißstand zu scharf in die Augen sprang, eine Ausnahme machen; wer bürgte dafür, daß man, von Ausnahme zu Ausnahme fortschreitend, nicht endlich das Prinzip zu Grabe tragen werde? Der Handschuh war hingeworfen, und Cobden besann sich keinen Augenblick, ihn aufzunehmen. In einem Lande des gesunden Verstandes konnte der Ausgang nicht zweifelhaft sein: Manchester wurde endlich das Recht zuerkannt, sich selber anzugehören. Der Grundherr mußte einem Stadtrath weichen. Die Bevölkerung zeigte sich nicht undankbar gegen ihre Befreier. Fast alle Mitglieder des Agitations-Ausschusses, unter Anderen Cobden als Alderman, Thomas Potter als Major mit dem Titel Baronet ausgestattet, wurden in den neu eingesetzten Rath gewählt.

Immer mehr trat jetzt Cobden in den Vordergrund. Zum Mitglied der Handelskammer ernannt, fand er hier Gelegenheit genug, seine Tüchtigkeit zu bekunden. Eine neue Folge von Reisen vollendete seine Reife. Waren auch die nächsten Zwecke derselben seine Privatgeschäfte, so verlor er dennoch die allgemeinen nicht aus den Augen. Die Aufmerksamkeit, die andere Reisende auf Naturschönheiten und Kunstdenkmäler richten, wendete er den Institutionen und ihren Einfluß auf Völkerwohlfahrt zu. Wie weit auch dieses Gebiet, er wurde nicht müde, es zu durchforschen. In der Türkei, in Aegypten, in Griechenland, studirte er die Arbeit unter den mannigfaltigen Formen, wie sie die unterschiedenen Verfassungen, Klimate, Raçen annehmen. Die Donau hinauf kam er nach Deutschland, wo er die guten Erfolge des Zollverbandes zu beobachten Gelegenheit hatte. Besonders lebhaft berührte ihn der Bund der freien Städte, die alte Hansa, die es sich zum Ziel gesetzt hatte, das Sauererworbene der Arbeit gegen die Raubsucht der wegelagernden Ritter zu schützen. Sie erschien ihm werth, den Ländern als gutes Beispiel vorgehalten zu werden, wo die Erpressung, nur unter gefälligeren Formen, noch immer in Ehren geblieben, obgleich der ganze Unterschied nur darin sei, daß dort die Gewalt, hier das Gesetz die Leute ranzioniret. Häufig spielte er darauf an und kam öfter auf den Eindruck zurück, den die von den vereinigten Kaufleuten gebrochenen alten Burgen längs der Donau und dem Rhein auf ihn gemacht hätten. „Ich habe sie gesehen," rief er, „jene Trümmerhaufen, die Zeugen der Macht, die in einer gemeinsamen Wehr liegt! Die Vorrechte des Bodens, wie sehr man sich auch steift, sie aufrecht zu erhalten, sie werden in den Staub sinken, gleich den Zinnen und Thürmen jener Raubschlösser!"

Eine Hauptstütze hatten die Bodenvorrechte in dem Korngesetze, das den Konsum zum Vortheil der Grundbesitzer besteuerte, jener beweglichen Skala, deren wohlbekannter Mechanismus darauf berechnet war, die Preise künstlich hinaufzuschrauben und in der Höhe zu erhalten. Gegen dieses Bollwerk der Bevorrechtung richteten sich zunächst Cobden's Geschosse. Von Manchester aus verbreitete sich allgemach die Bewegung über die wichtigsten Fabrikstädte. Auf Cobden's Betrieb wurde London als Mittelpunkt für die zerstreuten Vereine gewählt; dahin sollten sie ihre Abgeordneten senden. Am 4. Februar 1839 kamen dann 31 Delegirte im Hôtel Brown, dem Unterhause gegenüber, zusammen. Das Parlament wurde eröffnet; allein weder in der Thronrede, noch in der Adresse ward des Korngesetzes mit einem Worte gedacht. Die Delegirten ließen sich dadurch nicht abschrecken. Bei allen Sitzungen des Parlaments gegenwärtig, überschwemmten sie es mit einer Fluth namenbedeckter Petitionen. Unter dem Einfluß der Whig's, die das Heft in Händen halten, war das Haus anfangs entschlossen, mit schweigender Verachtung zu antworten; als aber Villers, ein der Reform geneigtes Parlamentsglied, auf Entscheidung bestand, erklärte sich John Russell ausdrücklich gegen jede Abänderung des Gesetzes. Ueber eine verlangte Untersuchung kam es zur Abstimmung und sie fiel durch. Das Spiel war verloren, oder mindestens vertagt. Bevor indeß die Delegirten London verließen, hielten sie noch eine Sitzung, die viele Parlamentsmitglieder, Redaktoren der einflußreichen Zeitungen, Männer, die sich durch Hingebung an die Sache der Handelsfreiheit ausgezeichnet hatten, beiwohnten. In einer Rede, einer seiner glücklichsten, erinnerte er unter Andern an das Schicksal der Hansastädte, deren Liga er als nachahmungswürdiges Muster anführte. „Nun," äußerte ein Zuhörer, „wie wär's, wenn auch wir eine Hansa, eine Liga bildeten?" — „Ja," rief Cobden; „laßt uns eine Liga bilden, eine Liga gegen das Korngesetz!" Wie ein Blitz traf das Wort; es bezeichnet gleichsam die Wiedertaufe des Vereins, der nun, wie Guizot sagt, einen volksbeliebten Führer und einen glänzenden Namen hatte.

Nord-Amerika.

Streitiges in den Ansichten über Amerika.

Der Kirchen-Baustil Nord-Amerika's.

In einem früheren Artikel hatte ich die geistlose Physiognomie der amerikanischen Architektur im Allgemeinen als bezeichnend für den Charakter der diesseitigen Civilisation angeführt.* Dort ist mit spezieller Rücksicht für den angegebenen Zweck das Aussehen der Städte und ihrer Straßen, sowie das Aeußere der Häuser geschildert. Nun hätten die Hauptzüge des Inneren der Häuser, die Bauart der übrigen großen Gebäude und dann erst die der Kirchen folgen müssen. Inzwischen ist in diesen Blättern ein Artikel über die Kirchen Nord-Amerika's erschienen,** der leicht zu Vorstellungen verleiten könnte, denen die Wirklichkeit nicht entspricht. Ich überspringe also vorläufig andere Gegenstände und wende mich zu den Kirchen, an denen sich die Plattheit, sowie der Mangel an Originalität in der amerikanischen Civilisation recht augenfällig erkennen läßt, denn die religiöse Architektur ist von jeher für das Wesen der Bildung einer Nation ganz besonders charakteristisch gewesen. Nur ist es kaum möglich, ein Land aufzufinden, wo die Physiognomie der Kirchen charakterloser und uninteressanter wäre, als in den Vereinigten Staaten.

Doch wenden wir uns zu dem vorausgegangenen Artikel über die amerikanischen Kirchen. Es ist richtig, daß in neuen Ansiedlungen alsbald eine Kirche erbaut wird; wenn aber dort auch von der schnellen Entstehung einer Schule die Rede ist, so ist dies mit der Modification zu

* S. Nr. 143—145 von 1859, S. 571.
** S. Nr. 8 von 1860, S. 93.

verstehen, daß man sich nicht vorstellen mag, die Schule sei in einer neuen Ansiedelung leidlich bestellt, oder werde regelmäßig besucht, denn die amerikanischen Schulen lassen im Allgemeinen sehr viel zu wünschen übrig und werden, zumal auf dem Lande, schlecht besucht. Eine Menge von Thatsachen könnten dafür angeführt werden; da ich aber hier nicht von Schulen, sondern von der Bauart der Kirchen schreibe, will ich mich blos auf die Umstände beziehen, welche das traurige Ende des unlängst in Wisconsin elendiglich verkommenen Schulmeisters begleiteten, da sie in Europa ohne Zweifel bekannt geworden sind.

Die weite Verbreitung der Kirchlichkeit und die große Zahl der Kirchen in Amerika soll nicht bestritten werden; dagegen ist unrichtig, wenn in dem angezogenen Artikel bemerkt wird, die Kirche (oder kleine Kapelle) einer Ansiedelung sei „alle Zeit gut und im passenden Stil gebaut." — „Gut gebaut" scheint sich auf die technische Ausführung zu beziehen. Nun sind aber diese Kirchen auf dem Lande, oder in kleinen Ortschaften, oft in dem durch meinen früheren Artikel über die amerikanische Architektur geschilderten, leichtern und gebrechlichern, äußerlich mit Bretern verschlagenen Framenwerk gebaut, das ursprünglich weniger dauerhaft oder gut ist und gegen Kälte und Hitze weniger schützt, als das in Deutschland wohl auch bei Dorfkirchen vorkommende, mit Backsteinen ausgefüllte Fachwerk. Ich zweifle, daß man dieses Framenwerk eine gute Bauart nennen kann. Wo Umfassungsmauern von Backsteinen vorkommen, sind sie so schwach, wie man in Deutschland schwerlich Kirchenwände bauen würde, und die ganze Bauart ist überhaupt schwächer und weniger solid, als die der kleineren deutschen Kirchen. Man kann sie also ebenfalls nicht als eine gute bezeichnen.

Was man unter einem „passenden Stil" verstehen soll, ist schwer zu ermitteln. Unserer Zeit, und speziell Amerika scheint es vorbehalten zu sein, den Baustil nicht als Kunst, sondern als Mode, wie bei den Röcken in einem großen Kleidermagazin, zur beliebigen Auswahl des Publikums zu behandeln. Von Stil kann bei diesen ländlichen Kirchen Amerika's überhaupt kaum die Rede sein; wo sie aber Anklänge an irgend einen Stil zeigen, ist derselbe seicht und inkonsequent durchgeführt. Manche haben Giebel in schlechter Nachahmung von Tempelfaçaden, andere hölzerne Thürmchen, und diese sind mit Annäherung bald an den antikisirenden, bald an den spitzbogigen Stil gebaut, bei welchem letzteren sich die spitzbogigen Fenster in den dünnen Breterwänden sehr unleidlich ausnehmen. Den meisten dieser Gebäude kann man zwar ansehen, daß sie Kirchen vorstellen sollen; manche könnte man aber auch für kleine Waaren-Magazine halten; noch andere erinnern an jene bethürmten Vogelbauer, in denen man in Deutschland lustig schlagende Wachteln zu halten pflegt. Gemeinsam ist ihnen der Mangel an Originalität und die Leerheit im Ausdruck der Physiognomie. In diesen Punkten stimmen sie allerdings mit den Gebäuden ihrer Umgebung überein, und man könnte ihren Stil deshalb vielleicht einen passenden nennen, wenn dadurch überhaupt ein Stil bestimmt werden könnte.

Doch nehmen wir's mit diesen ländlichen Kirchen nicht so genau, da man sich in unfertigen Zuständen am Ende so gut behilft, als man kann. Deutlicher wird sich der Charakter der amerikanischen Kirchenbauart an den städtischen, besonders den großstädtischen Kirchen erkennen lassen, die oft mit beträchtlichen Kosten erbaut werden. Da heißt es nun in jenem Artikel, die städtische Kirche sei „von räumlich weiter Ausdehnung und mit großer Pracht ausgestattet." — Die dort behauptete „räumlich weite Ausdehnung" könnte manchen Leser, der den Maßstab europäischer Kirchen anlegt, verleiten, sich die Kirchen der Vereinigten Staaten größer vorzustellen, als sie sind. Die größeren Kirchen würde man in Europa keine großen nennen, und selbst in New-York kann man verschiedene kleinere sehen, die nicht größer sind, als eine kleine deutsche Dorfkirche. Daher macht denn auch die beträchtliche Anzahl der Kirchen, abgesehen von allem Anderen, weniger Eindruck, als man vermuthen sollte. Beiläufig giebt es, nach Trow's neuem Adreßbuch, jetzt in New-York 280 Kirchen, darunter 32 katholische, außerdem 16 Synagogen. In der Nachbarstadt Brooklyn zählt man 158 Kirchen, also nach Verhältniß der Einwohnerzahl beträchtlich mehr, als in New-York; Brooklyn ist aber schon längst vorzugsweise als die Stadt der Kirchen und der Kirchlichkeit bekannt.

Glücklicherweise ist in dem erwähnten Artikel ein Maßstab angegeben, woran man in Europa ermessen kann, was unter der räumlich weiten Ausdehnung verstanden wird. Es wird nämlich unter den kostspieligeren und größeren Kirchen eine hervorgehoben, welche 2000 Zuhörer fassen kann. Sollte aber auch eine und die andere etwas mehr fassen, so kann man sie immer noch keine große Kirche nennen, besonders wenn man berücksichtigt, daß der Raum mehr benutzt wird, als in Europa. Vom Portal bis zur Hinterwand sind die amerikanischen Kirchen verhältnißmäßig nur kurz, daher sie auch beim Eintritt keine imposante Perspektive gewähren. Auch aus Angabe der Kosten läßt sich abnehmen, daß sie nicht eben groß und noch weniger reich verziert sein können, am wenigsten durch Kunstwerke. Von der Kirche des Dr. Alexander wird in dem angezogenen Artikel gerühmt, daß sie 187,000 Thaler gekostet habe, und von der des Dr. Adams, daß sich deren Baukosten auf mehr als 128,000 Thaler belaufen hätten. Es heißt dort „Thaler," nehmen wir aber auch Dollars an, so kann man mit solchen Summen um so weniger den Bau einer großen Kirche bestreiten, als in Amerika das Arbeitslohn durchschnittlich höher ist, als in Europa. Große europäische Kirchen, ich meine nicht die aus dem Mittelalter herstammenden riesigen Münster und Dome, sondern nur Kirchen, die im 18. und 19. Jahrhundert erbaut wurden, würde man in jetziger Zeit nicht mit solchen Summen herstellen können.

Die „große Pracht," mit der die Kirchen Nord-Amerika's sollen ausgestattet sein, muß in einem ganz besonderen Sinne gemeint sein, denn ein Europäer möchte weder an dem charakterlosen Aeußeren, noch an dem kahlen und langweiligen Innern das entdecken können, was man bei Kirchen unter Pracht zu verstehen gewohnt ist. Wenn darunter Reichthum ohne Anspruch auf Geschmack verstanden werden soll, so würde dieser Ausdruck besser auf jene Kirchen passen, welche die Jesuiten im 17. und 18. Jahrhundert in einem schwülstigen Schnörkelstil mit großen Kosten aufzuführen pflegten, um einer staunenden Menge zu imponiren. Indeß bemerkt man an den kostspieligeren, amerikanischen Kirchen allerdings die Tendenz, durch Schein zu imponiren, aber das Vermögen dazu erscheint sehr schwach, und manifestirt sich vorzüglich in Verzierungen, welche den häuslichen Luxus nachahmen und besonders auf modische Damen berechnet sind. Ich vermuthe daher, daß unter jener großen Pracht die roth überzogenen Sitze und dergleichen verstanden werden. Alles wird aber viel deutlicher aus einer Schilderung der allgemeinsten Züge der Kirchenbauart Nord-Amerika's sich erkennen lassen, die ich hier anzudeuten versuchen will.

Unter mancherlei Abweichungen und Unregelmäßigkeiten lassen sich an den Kirchen der Amerikaner doch zwei Arten des Stils wahrnehmen, nämlich eine Bauart mit antikisirenden Elementen und eine andere im mittelalterlichen Stil nach englischen Mustern, und zwar sind in ersterer die älteren, in letzterer die neueren Kirchen ausgeführt. Die antikisirende Architektur hat gewöhnlich magere Glieder, kahle und nüchterne Wände, seltener kommt der Zopfstil mit mehr Fülle der Ornamente vor. Die Mehrzahl der Kirchen im älteren Stil hat eine der antiken Tempelgiebeln nachgeahmte Façade, die aber im seltneren Falle einigermaßen regelrecht ausgeführt ist. Die langen Kirchenfenster bringen bei dieser Bauart einen störenden Mißton hervor. Die der Tempelform genäherten Façaden sind theils mit, theils ohne Säulen ausgeführt, letztere größtentheils in unrichtigen Verhältnissen, gewöhnlich zu dünn, zuweilen aber auch plump. Solche Kirchen sind oft mit einem Thurme geziert oder verunziert, der bald auf den Giebel aufgesetzt ist, bald sich an der Façade von unten auf erhebt. Manche solcher Thürme sind, wenn auch ohne Solidität, doch ziemlich glücklich mit antikisirenden Gliedern ausgeführt, und bilden mit ihren Spitzen eine landschaftliche Zierde der Gegend, obgleich die Hauptformen sich oft wiederholen und im Ganzen jene kalte Nüchternheit ausdrücken, die in der amerikanischen Architektur immer wiederkehrt.

Die zweite Art des Kirchenstils ist die Nachahmung des mittelalterlichen in Rundbogen und Spitzbogen. Der empfindelnde und tändelnde Rückfall in eine Architektur, deren Geist im Leben der Völker längst abgestorben ist, und die unserem seit Jahrhunderten durch die Antike anders entwickeltem Geschmack widerspricht, war allerdings ein krankhafter Zug,* hatte in Europa aber doch einen historischen Anhalt; die Amerikaner dagegen haben ihn rein äußerlich, wie jede andere europäische Mode, mitgemacht, denn in ihrem Lande haben sie keine alten Vorbilder dafür. Sie haben dadurch recht augenfällig ihren Mangel an Originalität und ihre geistlose Nachahmungssucht an den Tag gelegt. Gerade in diesem Punkte hätten sie die beste Gelegenheit gehabt, der Welt zu zeigen, daß sie ein Volk von jugendlicher Triebkraft seien, wie sie oft behaupten. Obgleich aber unzählige neue Kirchen gebaut werden, wußten doch die Amerika-

* Architekt. (Im zweiten Theil des Faust.)

Das wär' antik! ich wüßt' es nicht zu preisen;
Es sollte plump und überlästig heißen.
Noch nennt man edel: unbehülflich groß;
Schmalpfeiler lieb' ich, strebend, grenzenlos;
Spitzbögiger Zenith erhebt den Geist;
Solch' ein Gebäu' erbaut uns allermeist.

ner nichts Anderes zu thun, als bei deren Bau die frömmelnde Reaction des „alten Europa's" gedankenlos nachzuahmen, und sie sind in dieser Wiederbelebung mittelalterlicher Kunst weit hinter den Europäern zurückgeblieben, welche darin ungleich mehr Geschmack, Frische und sinniges Eingehen in den Geist der Vergangenheit an den Tag legten und auch weit imposantere Bauwerke zu Stande brachten. Hier zu Lande ist es bei dürrer, dürftiger und oft ganz unverständiger Nachahmung geblieben. Die Amerikaner rühmen oft, daß ihre Kirchlichkeit von Philosophie und Atheismus noch nicht so angefressen sei, als die der Europäer, speziell der Deutschen; in der Architektur ihrer Kirchen prägt sich aber nur ein trockener, kirchlicher Formalismus aus. Die Kirchen machen in den Vereinigten Staaten so wenig ästhetischen Eindruck, daß es selbst in den größten Städten einem Fremden wohl selten einfallen wird, sie als Merkwürdigkeiten zu besehen. Gleichwohl hätten durch deren genauere Betrachtung verschiedene Touristen manche irrige Ansichten berichtigen können, welche sie ihren Landsleuten leichtsinnig aufgetischt haben.

Selten findet man eine Kirche, die sich, wenn auch nicht imposant, doch äußerlich nicht unbedeutend oder etwas malerisch ausnimmt, wie z. B. Trinity Church in New-York mit dem höchsten Thurme in den Vereinigten Staaten (über 280 Fuß hoch) und Grace Church, die an einer sehr vortheilhaften Stelle in der oberen Stadt liegt, wo der Broadway eingeknickt ist und eine Wendung nach der Seite nimmt, so daß die aus einem guten silbergrauen Steine gebaute Kirche schon in ziemlicher Entfernung durch ihre schiefe Stellung zu der bis dahin geraden Richtung der Hauptstraße einen malerischen Augenpunkt darbietet.

An den in Nachahmung mittelalterlicher Stile ausgeführten Kirchen sind durchschnittlich Thürme angebracht, zuweilen zwei, zuweilen einer, aber selten ein gelungener, die meisten klein und kleinlich. Früher waren abgestumpfte Thürmchen nach englischen Mustern beliebt, jetzt sind spitze Thürme Mode, deren dünne Spitzen theils mit Schiefer oder Blech überzogen, theils in durchbrochener Arbeit ausgeführt sind, aber natürlich von Holz, denn dergleichen Arbeit von Stein würde zu viel Mühe, Zeitverlust und Kosten (too much trouble) machen.

Der Architektur der meisten Kirchen mittelalterlichen Stils sieht man das Streben nach Effekt, aber auch das Unvermögen an, ihn hervorzubringen. Man verliert sich wohl bis zur Verschrobenheit, aber die Architektur bleibt doch kalt und ausdruckslos. Die Bauart mancher Kirchen hat kaum mehr Verdienst, als jene Gebilde aus Zuckerwerk, welche in Konditoreien angefertigt werden. Eine Minderzahl kann man als erträglich und einigermaßen (im Aeußeren) gelungen passiren lassen; besonders sieht man hin und wieder kleine Kirchlein im englisch-romanesken Stile, die sich recht artig ausnehmen. In diesem Falle scheint der Baumeister ein englisches Kirchlein geradehin kopirt zu haben.

Das Innere amerikanischer Kirchen ist kahl, nüchtern und noch ausdrucksloser, als das Aeußere; der gemeinhin sehr mäßige Raum ist aber, um eine möglichst große Menschenzahl unterzubringen, gut benutzt. Unten sind Kirchenstühle, zu denen man gewöhnlich auf dreien die Länge hindurch laufenden Gängen gelangt und auf welchen Männer und Frauen Platz nehmen.

Sehr gebräuchlich sind breite Galerien, welche an drei Seiten herum laufen, so daß die hintere schmale Seite mit dem Altar, oder zuweilen auch der Orgel frei bleibt. Die Kanzel ist oft über dem Altar, oft auch an der hinteren Wand seitwärts angebracht. Bilden zwei Reihen Pfeiler drei Schiffe, so werden jene Galerien gewöhnlich an der halben Höhe der Pfeiler gestützt; wo die letzteren fehlen, werden die Galerien durch dünne eiserne, in irgend einem Phantasiestil ausgeführte Säulen getragen, die als Mißton in der Architektur auffallen, aber allerdings den hinter ihnen Sitzenden die Aussicht weniger beschränken, als die stärkeren und näher beisammen stehenden Pfeiler.

Von dem Gefühle, daß die kirchliche Architektur zur religiösen Erhebung des Gemüths beiträgt, sind in den amerikanischen Kirchen nur schwache Anklänge wahrzunehmen; dagegen findet man die Tendenz, durch modische Nettigkeit im Möblement häuslicher Gewohnheiten und Verwöhnungen der fashionablen Welt zu entsprechen, nicht selten zierlich ausgeprägt. Man sieht nicht sowohl eine durch die Kunst verjüngte Feierlichkeit und Erhabenheit, als einen durch das Handwerk hergestellten seichten Luxus. Sehr gebräuchlich sind in den vornehmeren Kirchen roth oder in anderen Farben überzogene Polster der Sitzbänke, Matten und wohl auch Teppiche auf dem Fußboden; übertrieben ist aber die in dem mehrerwähnten Artikel enthaltene Angabe, daß massives Mahagoni „meistentheils" auch bei den geschlossenen Sitzen in Anwendung gebracht sei; im Gegentheil kommt dasselbe im seltenen Falle vor, und nicht einmal bei allen für die höheren Klassen bestimmten Kirchen.* Ebensowenig sind Gasbeleuchtung und Heizung „bei sämmtlichen Kirchen in Gebrauch gekommen." Man findet sie in einer beträchtlichen Anzahl großstädtischer Kirchen, es giebt aber, sonderlich in kleinen Städten, noch genug Kirchen, in denen man sie vergebens suchen würde, dagegen ist allerdings das Verlangen danach weit verbreiteter als in Deutschland, da in Amerika, wo es sich nur thun läßt, Sonntags drei Mal Gottesdienst gehalten wird, das dritte Mal Abends nach 7 Uhr. Eine große Menge Familien und einzelner Personen besuchen regelmäßig Sonntags drei Mal die Kirche.

Wo die Stein-Architektur durch Holz nachgeahmt ist, findet man sie gemeinhin sehr ungeschickt und geschmacklos ausgeführt, so daß man, trotz des Ueberzuges von Tuch, auf den ersten Blick bemerken kann, daß z. B. Gewölbe in dieser Weise technisch aus Stein nicht konstruirt werden können. Bei den Kirchen in mittelalterlichen Stilarten ist farbiges Glas der Fenster sehr Mode geworden. Hin und wieder sieht man Glasgemälde, wenn auch nicht von der besten Sorte, meist aber sind die Fenster blos mit buntem Glas ausgesetzt, aber durch allerhand Färbungen dergestalt verdunkelt, daß man beim Eintritt Mühe hat, die Gegenstände gehörig zu unterscheiden. Gleichwohl wird durch diese Nachahmung eines heiligen Dunkels die kalte Nüchternheit des Inneren keineswegs gehoben, denn es mangeln Kunstwerke und die Composition des Ganzen bleibt eintönig und leer, die Ausführung der Einzelheiten mangelhaft und geschmacklos.

Man ist in Amerika leicht mit dem Einwand bei der Hand: es sei eben Alles nur ein Anfang, aber unter diesen Unvollkommenheiten liege ein gesunder Kern verborgen, der die schönsten Früchte für die Zukunft verspreche. Um nicht von dem hier behandelten Gegenstand abzuschweifen, läßt sich in der Architektur und Verzierung der nordamerikanischen Kirchen von einem solchen Kern eben nichts entdecken, sondern eitel Schaale und schlechte Schaale. Dies ist nicht ohne Gewicht in einem Lande, wo Kirchenbesuch und Kirchenbauten einen hervorragenden Zug in der Entwickelung der Bevölkerung bilden. Im Vergleich zur europäischen Kirchenbauart steht hier keineswegs eine, wenn auch noch unentwickelte, aber immerhin charaktervolle, die Keime einer originellen Fortbildung enthaltende Kunst der länger ausgebildeten der alten Welt gegenüber, sondern eine geistlose und größtentheils ungeschickte Nachahmung europäischer Vorbilder; eine Nachahmung, die, ohne Verständniß der Originale, in Aeußerlichkeiten und Spielereien herumtappt, nirgends eine erhabene Stimmung,

---

* In der Stelle jenes Artikels, wo von städtischen Kirchen überhaupt die Rede ist, heißt es: „Kanapee und rothsammet überzogene Armsessel bestehen aus massivem Mahagoni, das man meistentheils auch bei den geschlossenen Sitzen in Anwendung bringt." — Dies kann zu der irrigen Vorstellung verleiten, daß Mahagoni und rothe Ueberzüge von Sammet weiter verbreitet seien, als es der Fall ist. Der Besuch einiger der kostspieligeren Kirchen von New-York wird diese Vorstellung widerlegen. Treten wir also in Trinity Church im unteren Broadway — vielleicht die reichste Kirche in den Vereinigten Staaten —, so finden wir das Holzwerk der Sitze von Eichenholz, die Ueberzüge der Polster von rothem, wollenen Damast. Dasselbe Holz, dieselben Ueberzüge sehen wir in einer Kirche im oberen Broadway — spitzbogig mit zwei abgestumpften Thürmchen —, welche eine Ecke von Houston-Straße bildet. — Gehen wir einige Straßen weiter hinauf und dann westlich bis Washingtonsquare, einem der elegantesten Plätze New-York's, auf dem die fünfte Avenue mündet. Treten wir von dem Platze in die spitzbogige Kirche, die neben dem Universitätsgebäude liegt. Das Holzwerk der Sitze ist mit einem groben Firniß in Nachahmung des Eichenholzes angestrichen, aber an den oberen Rändern mit Mahagoni gesäumt. Die Ueberzüge bestehen aus wollenem Zeuge von dunkelvioletter Farbe. — Wir schreiten nun über den Platz und biegen in die fünfte Avenue ein, die oft übertrieben gerühmte, indeß doch stattliche Hauptstraße für Wohnhäuser der Geldaristokratie. Auf den Seitenwegen sehen wir Schaaren von Kirchengängern, die Damen in mehr kostspieligen als geschmackvollen Anzügen. Wir treten in die nächste Kirche, die an der Ecke der zehnten Straße liegt. Hier finden wir das Holzwerk der Sitze großentheils, aber selbst äußerlich nicht durchaus, von Mahagoni. So sind z. B. die schiefgeneigten Bretchen, worauf vor den Bänken die Gesangbücher liegen, von Blackwalnut, einem einheimischen, aber sehr schönen (dunkelbraunen) Holze. Rother Sammet fehlt auch hier; man hat sich für die Ueberzüge mit rothem wollenen Damast begnügt. — Um wenigstens zwei Kirchen dieser reichen Straße zu besuchen, begeben wir uns in die nächstfolgende, eine kurze Strecke aufwärts. Sie ist ebenfalls spitzbogig, das Holzwerk der Stühle wie des oben beschriebenen aus Mahagoni und Blackwalnut; der wollene Damast der Ueberzüge ist aber nicht roth, sondern von gelblich weißer Farbe.

Diese Beispiele werden genügend ergeben, daß Mahagoni und rother Sammet nicht so verbreitet sind, wie es nach jenem Artikel scheinen könnte. Gleichwohl ist der rothe Sammet nicht geradehin aus der Luft gegriffen. Wenn auch nicht echten Sammet, habe ich doch rothen Plüsch oder baumwollenen Sammet in verschiedenen Kirchen New-York's und anderer Städte gesehen. Man kann diese Ausnahmen nicht zur Regel verallgemeinern. — Aber wenn nun auch Mahagoni und rother Sammet in Profusion in allen amerikanischen Kirchen anzutreffen wären, würde das wesentlich etwas ändern? Sind das Kunstwerke? Wird dadurch der Mangel an Originalität und Charakter ersetzt? — Beiläufig ist das Innere sämmtlicher oben speziell erwähnter Kirchen nüchtern und sehr dunkel.

wohl aber ein so impotentes als eitles Haschen nach Effekt verräth. — Soll der Bau das unterste Bedürfniß übersteigen, so greift man zum Luxus, statt zur Kunst. Derselbe Zug spiegelt sich in der ganzen amerikanischen Entwickelung, die vom nackten Bedürfniß zum eitlen und kleinlichen Luxus überspringt. Wie man in der Decoration der Zimmer sich gedankenlos mit schlechten und schlechtesten Gemälden begnügt, aber mit den theuersten Spiegeln und Teppichen zu prunken liebt, so denkt man in den Kirchen nicht an Kunstwerke, wohl aber an fashionable Sitzbänke.

Die Zeit, in welcher unsere alten Münster und Dome erbaut wurden, war eine noch großentheils barbarische, aber wie viel innerer Gehalt, welche Tiefe und welcher Reichthum des Geistes spricht aus diesen charaktervollen Bauwerken! Aus finsteren Zeiten sehen wir Monumente, die auf einen reichen Kern hindeuten. Wenn es ein Mißgriff ist, an diese Architektur jetzt wieder anzuknüpfen, so ist doch ihre reiche Erfindung und hohe Feierlichkeit ein eindringliches historisches Zeugniß von dem Gehalt und der erhabenen Stimmung der Generationen, aus denen sie hervorging.

New-York. Albr. Böhme.

Polen.

Studien über die polnische Literatur.

Von Eleonore Ziemięcka.

Joseph Kremer.

Meinen heutigen Artikel wollte ich anfangs einem weniger ernsten Gegenstande bestimmen — da ich aber diese Zeilen einer Nation gewidmet habe, die man mit Recht die Heimat der Philosophie nennt, so werden es mir die aufgeklärten Leser nicht verargen, meinem früheren Artikel einen zweiten in gleicher Art anzureihen.*

Als der berühmte Berliner Denker, Hegel, sein System entwickelte, befanden sich unter seinen Zuhörern viele Polen; es waren junge Männer, die sich mit vollem Eifer den Wissenschaften widmeten. Keiner von ihnen kam aus Liebhaberei oder zum Zeitvertreib dorthin, sondern nur um eine Lösung der wichtigsten Fragen zu finden; darum hörten sie mit Liebe und Ausdauer die lehrreichen Vorlesungen, tief in die Gedanken des Meisters eindringend. Jeder war im Stande, sobald er in sein Vaterland zurückkehrte, dreist und klar das System des Meisters zu entwickeln, oder dasselbe zur Basis irgend einer besonderen Wissenschaft zu machen; dies sage ich im Allgemeinen — aber in diesem ernsten und studiosen Kreise befanden sich auch geniale Köpfe, scharfsinnige Geister, in welchen das Hegel'sche System nicht nur Belehrung, nicht nur tiefes Verständniß, sondern auch Schöpferkraft erweckt hat. — Diese ergriffen die Feder, und schwangen sich, den Spuren ihres Meisters folgend, immer dreister, immer freier empor. Daraus entstanden zahlreiche Veränderungen und Modificationen, welche sich in den polnischen Verehrern des Hegelianismus zeigten.

Die Namen derer, welche zuerst diese Veränderungen vorzunehmen wagten, sind in Deutschland bekannt. Zwei von ihnen, B. Trentowski und Graf A. Cieszkowski, haben viel in deutscher Sprache geschrieben und des Letztern: „Gott und Palingenesie" zeigte zuerst die Möglichkeit, Gott von der Welt im Systeme selbst zu trennen; denn auch das ist ein besonderes Merkmal unserer Forscher, daß, so dreist und bereit sie zur Einführung von Modificationen waren, sie eben so sehr der Macht des Systemes selbst huldigten. Wir haben Trentowski und Cieszkowski genannt; die Deutschen kennen ihre hohe Gelehrsamkeit, des Letzteren Genie, seine Beredtsamkeit,** seine Allseitigkeit, seine wunderbare, kosmopolitische Fähigkeit, welche ihm erlaubt, alle großen Fragen, die sich auf der Weltscene darstellen, zu untersuchen und mit Glück zu verfolgen. Außer dem oben erwähnten Traktate erwähnen wir noch seiner Historiosophie und seines Werkes von der Pair-Würde, ferner seines „Credit et Circulation," ein ökonomisches Werk, welches ebenfalls zur Basis der neuesten Entwickelungen dieses Zweiges der politischen Oekonomie gedient. Bei uns ist sein berühmtestes Werk: ein Grundriß, oder die Entwickelung der Fortschritte der Menschheit, unter dem Titel: „das Vater Unser" bekannt, in welchem er alle seine Ansichten, welche die Zukunft angehen, erhaben entwickelt hat. Von Libelt werden wir später sprechen, von diesem gefühlvollen, poetischen Aesthetiker.

Jetzt müssen wir uns zuerst mit einem besonders systematischen Schüler Hegel's beschäftigen, der nicht durch einen Sprung, nicht durch eine Modification in den Hauptansichten, wie wir es bei Anderen sehen, sondern durch langsame, freie Entwickelung der Dialektik zu hohen Resultaten gelangt ist.

Joseph Kremer gehörte im Jahre 1836 zu der Redaction der berühmten Zeitschrift „Kwartalnik Krakowski." Darin trug er mit Treue Hegel's System vor; gleichwohl glänzte auch schon damals in seinem Style, in seiner Darstellung der Funke der Selbständigkeit. Diese Kraft indessen hatte nöthig, lange zu arbeiten; die Verehrung für den Meister war zu stark, und nur allmählich konnte ihn das Nachdenken zu einem glücklichen Resultate führen. — So vergingen einige Jahre, und erst 1854 sehen wir die Früchte dieser inneren Arbeit in einem Werke, welches den Titel führt: „Traktat der Philosophie." Es war erst der erste Theil, welcher nur Logik enthielt, und da finden wir in der Vorrede folgende Worte, welche dem denkenden Leser die ganze unermeßliche Veränderung des Geistes dieses Autors darlegen:

„Zuerst muß ich hier also beschreiben, worin ich von den Grundsätzen des Meisters abweiche und die Ursachen dieser Abweichung erklären. Zwar zeigt dieses die Entwickelung des Vortrages selbst schon genugsam. Hier aber wollen wir den Hauptgedanken anführen. In meiner Philosophie stütze ich mich auf die Encyklopädie Hegel's, diese aber meinem Standpunkte anpassend; denn wenn ich auch andere besondere, obgleich sehr wichtige Unvollkommenheiten übergehe, so muß ich doch bekennen, daß die absolute Idee nicht beruhigen kann, wenn sie für den Endpunkt der Philosophie angesehen wird. Ebenso wie diese unpersönliche Idee ein mit christlichem Glauben erfülltes Herz nicht zu befriedigen vermag, ist sie auch für den philosophischen Gedanken, wenn man ihn streng logisch entwickeln will, nicht hinreichend. Die absolute Idee ist weder die letzte Kategorie der Logik, noch das letzte Wort der Philosophie. Die Abstraction ist nicht die höchste Stufe des menschlichen Wissens, dies ist nur eine absolute Persönlichkeit: — Gott. Meine Hauptaufgabe war also, diese Wahrheit zu beweisen. Dieser Gedanke hatte einen starken Einfluß sowohl auf die Entwickelung des Inhaltes meiner ganzen Arbeit, als auch auf ihre Eintheilung. Der erste Theil enthält die Phänomenologie, eine Vorbereitungs-Wissenschaft. Hier treffen wir auf die Entfaltung der Erkenntniß des einzelnen Menschen; der Anfang dieser Erkenntniß ist also das individuelle, sinnliche Bewußtsein, welches einen entsprechenden Gegenstand, einen ebenfalls individuellen, materiellen zum Inhalte hat. Das Bewußtsein, indem es immer höhere Stufen erreicht, findet endlich ein entgegengesetztes Resultat, d. h. eine allgemeine, absolute, unpersönliche Vernunft, die Idee; — so endigt sich durch sich selbst die Phänomenologie, und es erscheint der zweite Theil, die Entwickelung dieser absoluten Vernunft. Die hier behandelten Wissenschaften entsprechen beinahe, obgleich nicht völlig, den in der Encyklopädie Hegel's enthaltenen. Dieser zweite Theil führt wiederum in seinem Endresultate zu dem dritten, der Theosophie, welche die beiden ersten in sich vereinigt. Hier wird die absolute Vernunft Person, eine einzige, allgemeine und absolute."

Einige Jahre später kam der Verfasser in dem zweiten Theile seines Werkes noch ein Mal auf dieselbe Erklärung zurück, und that es mit weit größerer Tiefe und Deutlichkeit. Wir wollen seine Worte anführen. „Der höchste Punkt der logischen Entwickelung ist Gott, und zwar Gott-Person, der Schöpfer des Weltalls; und der Gedanke des Menschen findet weder Ruhe noch Rast in seinem Streben, bis er sich an den Thron des Höchsten, des Vaters der Menschen, schwingt; daher ist diejenige Philosophie, die bei der absoluten Idee, bei der absoluten, unpersönlichen Vernunft stehen bleibt, in sich selbst unvollendet, und indem sie das Herz durch Kälte und Leere beengt, ist sie auch für die Vernunft und den Gedanken kein Ganzes; sie ist ein Bruchstück und kein in sich selbst abgerundetes System. Eine solche Philosophie ist ein unvollendetes Gebäude ohne Kuppel, ohne Strahl von oben." Weiterhin sagt er noch, daß „in der Ueberzeugung von Gottes Dasein, wie in einem Saamenkorne, große Wahrheiten enthalten sind; daß aus ihnen das Verhältniß Gottes zu dem freien Willen des Menschen sich entwickelt: Tugend, Persönlichkeit, Unsterblichkeit, Gewissen, schöne Künste, Weltgeschichte, Alles, was unendlichen Werth für den Menschen hat; mit Einem Worte, was groß und edel ist, findet hier seine Rechtfertigung."

Wir beschränken uns hier nur, das Resultat der Forschungen zu zeigen, aber der Leser wird leicht verstehen, daß das ganze Werk den wissenschaftlichen Beweisen gewidmet ist, welche das Resultat gründlich und unwiderruflich erklären. Alles verbindet sich am Ende in der Theosophie und in diesem Punkte eben ist die wichtigste Ansicht des Verfassers, sein größtes Verdienst enthalten.

Wir besitzen einen Grundriß seiner ganzen Theorie der Theosophie,

* S. Nr. 21 des „Magazin."

** Im preußischen Abgeordneten-Hause. D. H.

den er uns im Vertrauen geliefert hat; es ist uns also nicht erlaubt, dieses Vertrauen zu mißbrauchen, da dieser dritte Theil noch nicht erschienen ist, wo er die geoffenbarte Religion von den Religionen geschieden hat, welche aus menschlichem Gefühle und Phantasie entstanden sind. — Das Christenthum ist für ihn keine Wirkung der natürlichen Entwickelung der Menschheit, sondern eine göttliche Offenbarung, das Werk der Gnade, und er läßt sie aus der Natur Gottes selbst hervorgehen, welche die Liebe ist und als Liebe nicht allein schaffen, sondern sich auch offenbaren will. Hier also ist der philosophische Grundsatz der übernatürlichen Ordnung vorhanden, und durch diesen einzigen Riß, durch diese einzige That bildet sich eine Kluft zwischen der Ansicht des Meisters und des Schülers. Der letztere ist Geist, wahrhaftiger Geist, und schwebt erhaben und herrlich über dem Systeme, „in welchem," wie man es vor Kurzem in diesem Journale gesagt hat,* „nirgends ein schöpferisches Ich vor der Welt, nirgends ein Urheber, nirgends ein Thäter war; überall herrschte das Unpersönliche vor, das Gedachte, die Idee vor dem Denker." Und das Alles, alle diese großen, wichtigen Fortschritte, schreibt Kremer der Dialektik zu, dieser Zauberin, die zugleich Hegel in den Fesseln des Pantheismus hielt, und unseren Denker zu so hohen Resultaten geführt hat, nur durch eine bessere Anreihung der logischen Kategorien.

Was uns anbelangt, so glauben wir, daß er dieser Zauberin zu viel Verdienst beimißt, indem er die Hülfe ganz verkennt, welche ihm die Intuition und die schöpferische Kraft seines Geistes erwiesen hat. Wir sind davon ganz überzeugt und wagen sogar zu glauben, daß, wenn uns der Autor auf dieser Höhe, die er für die Theosophie bestimmt hat, einen vollständigen Traktat der Theodicee geben wollte, d. h. eine Wissenschaft Gottes, welche in allen christlichen Theologien enthalten ist, wenn er seine gelehrte Feder der Erklärung der Eigenschaften des Allmächtigen widmen wollte, so würde diese Arbeit gewiß für ihn ein Mittel werden zur definitiven Befreiung von der Form, welche seine weiten Ansichten in einem engen Zirkel des Systems hält.

Aber wir sollen uns nicht wundern, daß unser Denker so fest an der Dialektik hält, denn er ist wirklich Meister darin, und weiß sehr schöne Anwendungen in verschiedenen Sphären der Literatur und der Künste zu machen. Die Aesthetik ist ihm ein geliebter Gegenstand, und ich möchte nur den Deutschen kund thun, wie erhaben, wie tief, wie gründlich die Ansichten sind, die er auf diesem Gebiete entworfen hat. Das Buch, welches diese Gedanken enthält, trägt den Titel: „Briefe aus Krakau." Das ist ein Kleinod unserer Literatur, und jeder aufgeklärte Leser kann nicht genug die Feinheit der Darstellung und den Reichthum der wissenschaftlichen Bemerkungen bewundern.

Neuerdings hat er ein Werk voll Interesse über die Künste in Italien, in Form einer Reisebeschreibung, geliefert. Um dem deutschen Leser eine Idee von diesem Werke zu geben, erlauben wir uns, ein Stück aus der Vorrede anzuführen.

Zunächst sagt er, die erste Veranlassung zu dieser Reise sei der Wunsch gewesen, sich von der Arbeit und den Beschwerden des Lebens auszuruhen. „Sie werden doch gestehen," fügt er hinzu, „daß die Entfernung allein von allen diesen Mühen noch nicht hinreicht, denn es ist eine bloße Negation, und Sie wissen, daß die bloße Negation, daß die allein negative Macht nie und nirgends zu etwas taugt. Um das Uebel zu heilen, sind durchaus bauende, zeugende und positive Elemente nöthig. Ich sollte mich nicht nur von den mühsamen Verhältnissen entfernen, sondern auch noch an ihre Stelle mit nährendem Stoffe die Seele erfüllen, und giebt es auf der ganzen Erde ein Land, das dem besser entsprechen könnte, als Italien? — Dort weht die Luft, welche die Geschichte der Menschheit gepflegt hat.

„Ebenso wie jedes Volk nach langem Kampfe und glücklichem Siege den eroberten Lorbeerkranz in seinem heimatlichen Tempel bewahrt, so ist Italien ein Tempel zum Preise und zur Verherrlichung der ganzen Menschheit. Alle die Wahrheiten, welche die Geschichte erkämpft, alle die Schätze, welche sie aus der Tiefe des menschlichen Geistes geschöpft hat, vereinigen sich mehr oder weniger mit der Geschichte der italiänischen Halbinsel, und darum sind auf dieser auserwählten Erde zahlreiche Spuren von allen diesen Trophäen geblieben; auf ihr lebte das herrliche, große Alterthum, die neue Geschichte, das Mittelalter; auf ihr sehen wir die großen Gestalten, die Genien, welche als Repräsentanten oder Abgesandte der geschichtlichen Mächte sich der Galerie der Vergangenheit anreihen.

„Die Natur selbst, die so gern dem Geiste dient, hat sich dort mit größeren Reizen geschmückt, um ein würdiger Schauplatz für die historischen Dramen zu werden. Hier, auf italiänischer Erde, im Angesicht der Handlungen Gottes, im Angesicht der Schicksalswaage der Welt, erhebt sich das Herz des Pilgers; es wächst, denn es fühlt die Bestimmung der erschaffenen Geister und vereinigt sich eng mit Allem, was groß und heilig ist, weit hinter sich lassend, was klein und gering. Da reinigt sich der Geist von all den irdischen Schlacken, indem er erkennt, daß er aus höheren Sphären stammt. In solchen Augenblicken verschwindet das gewöhnliche Leben, und aller Kummer vergeht, einem Nebel gleich.

„Ach ja! in Italien kann man die Seele erfrischen und beleben durch den Anblick der Werke der Meister des Zirkels, des Meisels und des Pinsels. Italien ist das gelobte Land der Schönheit; da sind die Erinnerungen des berühmtesten Kunstzeitalters gesammelt, da lächelt in der Ruine, bewachsen mit Moos und Epheu, so voller Reiz und stiller Harmonie die Baukunst des alten Roms, trotzig und voller Majestät, den Wanderer an. Auf dieser italiänischen Erde ist der Geist der Hellenen in zahlreichen Figuren versteinert, welche zu verschiedenen Zeiten geschaffen wurden, d. h. in der Zeit der sich entwickelnden, blühenden und sterbenden Kunst, und mit ihrem Marmormunde alle Epochen der klassischen Bildhauerkunst erzählen.

„Aber wenn wir auf italiänischer Erde so leicht erkennen, wie die schöpferische Phantasie entstanden ist, wie sie bei den Meistern des Alterthums lebte und starb, um so eher können wir durch die Denkmäler der christlichen Zeit verstehen, was die Kunst damals war; da sieht man mit eigenem Auge, wie die Gebäude des alten Roms sich langsam zu Gotteshäusern verwandeln; wie auf den stolzen Ruinen des heidnischen Trotzes die katholischen Kirchen entstehen, und indem sie ihren eigenen Charakter annehmen, eine neue selbständige und ehemals nie gekannte Kunst wurden. Und dieser Leitfaden der geistigen Phantasie geht durch alle Generationen, und wenn Sie nur dieses geheime Spinngewebe berühren, können Sie sich alle christlichen Formen und Style vorstellen. Sie wissen auch, daß derselbe Glaube in einem gegebenen Augenblicke die Bildhauerkunst in Italien auferweckt hat, sie entwickelte und mit Liebe pflegte, bis das titanische Genie Michel Angelo's sich seiner bemächtigt, um das goldene Zeitalter der größten Schönheit wieder hervorzurufen. Aber wenn die Baukunst, wenn die christliche Bildhauerkunst über die italiänische Erde sich auf eine so glänzende Weise verbreitet, was soll man da nicht von der Malerei sagen? sie hat sich diese Erde zu ihrem Vaterlande erwählt, um hier, wie in keinem anderen Lande, wie vielleicht in keinem anderen Zeitalter der Zukunft, zu erscheinen, denn saget nur, ob alle europäischen Völker zusammengenommen, in dem langen Zeitraume ihres Daseins so viel Maler-Genies erzeugt haben, als diese italiänische Erde? Und die Malerkunst ist die allein christliche Kunst; denn während die Baukunst und die Bildhauerei der modernen Völker sich in ihrem Anfange nach den klassischen Denkmälern bildete, kann man im Gegentheil sagen, daß die Malerei in Italien entstand und sich selbst ohne Modell, ohne irgend eine Stütze in der klassischen Welt zu suchen, entwickelt hat. — Sie wissen, meine Leser, wie diese himmlische Kunst sich in mehrere Schulen theilte, deren eine jede eine andere Eigenschaft, eine andere Tendenz verrieth, was sie indessen nicht verhinderte, sich gegenseitig zu vervollständigen und zu einer großen Einheit, zu einer großen Kunst-Akademie zu gelangen, die zur Basis, zur Seele die höchste Schönheit aus unsterblichen Sphären hat. Diese Schönheit strahlt bisjetzt in den Häusern des Herrn, in den Palästen, in den Museen; die Generationen bewundern sie voll Erstaunen und Anbetung, fast ungewiß, was man höher schätzen soll, ob das menschliche Genie, oder den allmächtigen Sämann, der diese Sterne über die Erde gestreut hat. Stellen Sie sich also vor, wie viel man in diesem glücklichen Italien über die klassische und christliche Kunst lernen kann und erwägen Sie, wie sehr wichtig und wie theuer für ein denkendes Gemüth eine solche Reise ist. Ich muß indessen hinzufügen, daß außer diesem allgemeinen Reize, der uns unter den Himmel Italiens zieht, ich noch einen anderen, einen ganz persönlichen Zweck gehabt habe. Gerade in dieser Zeit begann ich die Geschichte der künstlerischen Phantasie des menschlichen Geschlechts zu schildern.* Ich glaubte also, daß diese Reise nach Italien mich fähig machen würde, meine Aufgabe zu lösen, was auch gewissermaßen meine Pflicht war; denn außer meinem Vortrage auf der Universität, hat man mir neuerdings den Unterricht der Aesthetik und der Geschichte der Kunst in der Schule der Künste in Krakau übergeben. Bald stellte sich meinen Ideen, außer diesen einzelnen Notizen, der Wunsch dar, ein wirkliches Bild meiner Reise darzulegen, welche, außer der Naturbeschreibung und den Menschen, denen ich begegnete, zugleich eine allge-

* Nr. 6 des Magazin: „Religionsphilosophie."

* Briefe aus Krakau.

meine Geschichte der Baukunst, der Bildhauerkunst und der Malerei enthalten sollte; und diese Idee, einmal erfaßt, konnte ich nicht mehr entfernen, und ich habe sie ausgeführt, und obgleich mir nicht unbekannt ist, daß die Kunst sich in Italien auf ganz andere Art entwickelt hat, als in den anderen Ländern Europa's, scheint es mir dennoch, daß eine ausführliche Erklärung der verschiedenen Zeitalter der italiänischen Kunst eine wissenschaftliche Idee von der allgemeinen Geschichte geben kann. Das ist der Zweck meines Buches, welches ich wage, dem Leser anzubieten."

Aegypten.

Die heutigen Bewohner Aegyptens.

I.

Der Vicekönig und seine Verwaltung.

So viel auch über Aegypten, besonders in den letzten vierzig Jahren, geschrieben worden ist; der bei weitem größte Theil aller Darstellungen handelt von dem alten Aegypten, seinen Denkmälern, seiner Geschichte und seinen Bewohnern, während verhältnißmäßig nur wenig über das neue Aegypten und die heutigen Aegypter veröffentlicht worden ist. Es mag dies zum Theil daher kommen, daß ein großer Theil der Reisenden seine Informationen aus den größeren Städten bezieht, und in diesen ist europäische Sitte und Gebrauch bereits so vorherrschend, daß das Eigenthümliche der Araber fast ganz verschwunden ist; andererseits gehört bei dem verschlossenen Charakter der Aegypter lange Zeit dazu, um einen richtigen, vorurtheilsfreien Ueberblick über das staatliche, religiöse und Familienleben zu gewinnen.

Durch meine Dienstverhältnisse gezwungen, in kleineren Städten von Aegypten zu leben, in denen meine Kollegen und ich die einzigen Europäer sind, bin ich natürlicher Weise fast nur auf die Gesellschaft der Einwohner des Landes angewiesen, und da ich es mir zur Pflicht gemacht habe, möglichst den Sitten des Landes, in dem ich verweile, angemessen zu leben (wobei ich mich sehr wohl befinde), und nachdem ich mir eine ziemliche Kenntniß der Landessprache erworben habe, um direkt mit diesen Leuten verkehren zu können, habe ich das Vertrauen einer Anzahl derselben erlangt, und ich finde, daß sie weniger zurückhaltend und sogar geneigt sind, mit mir über ihre religiösen und Familienverhältnisse zu sprechen. Je tiefer ich aber eindringe in die Kenntniß dieses Volkes, desto mehr interessirt es mich, und mit Verwunderung sehe ich immer mehr und mehr, wie sehr das Leben der heutigen Aegypter einen Kommentar zu dem Verständniß des alten Testaments liefert.

Das einst so blühende, reiche Land Aegypten, dessen alte Kultur und Pracht uns noch heute in den bis auf unsere Zeit gekommenen Ruinen und Ueberbleibseln mit Verwunderung erfüllen, verfiel bald nach der Eroberung des Landes durch die Araber immer mehr und mehr. Die Eroberer selbst betrachteten Ackerbau und Handel als eine des Mannes unwürdige Beschäftigung; ihr Element war der Krieg, und die Plünderung der Städte war eine ihnen mehr zusagende Beschäftigung, als der ruhige Betrieb von Ackerbau oder irgend eines Gewerbes. Die eigentlichen Bewohner Aegyptens, die Stammväter der heutigen Kopten, waren Christen, und zwar einer Sekte der griechischen Kirche angehörig und ein ruhiges, industriöses Volk. Der Fanatismus der Araber zog mit Feuer und Schwert gegen sie zu Felde, und unter den gräßlichsten Martern wurden Tausende von ihnen getödtet, so daß diese Nation fast ganz verschwand. Der geringe Rest trat aus Furcht zum Muhamedanismus über, oder wanderte aus und die einst so fruchtbaren Fluren blieben gänzlich unbebaut liegen. Nach den Eroberungskriegen der Araber besserte sich der Zustand des Landes ein wenig, doch wurde immer nur so viel Ackerbau getrieben, als zur Erwerbung des Lebensbedarfs nöthig war, und selbst in jetziger Zeit liefert Aegypten nicht die Hälfte dessen, was es mit weniger Mühe liefern könnte. Aegypten, als türkische Provinz, war nicht besser daran, da es nicht allein von der Regierung, sondern noch mehr von den Gouverneuren vollständig ausgesogen wurde. Mit Mehemed Ali tritt Aegypten wieder in die Reihe der Staaten, und wenn auch dem Namen nach noch der Pforte angehörig, so ist es doch in Wirklichkeit ein unabhängiges Reich, das durch seine eigenen Hülfsmittel fähig wäre, wieder zu Macht und Reichthum zu gelangen. Das Genie des eben erwähnten großen Mannes hat Unglaubliches geleistet. Aus Nichts schuf er sich ein Reich, das in kurzer Zeit stark genug war, nicht allein der Pforte, sondern auch anderen europäischen Staaten Trotz zu bieten. Er unterlag der Uebermacht und die großen Pläne blieben unvollendet, ja, das bereits Geschaffene zerfiel wieder.

Die Regierung Aegyptens ist eine durchaus despotische. Der jedesmalige Regent, der den Titel Vicekönig führt, hat bei seiner Thronbesteigung dem Sultan Treue zu schwören, und ihm jährlich einen bestimmten Tribut zu zahlen; dies ist der einzige Schatten von Abhängigkeit, in jedem anderen Punkte ist er durchaus souverainer Herr. Der gegenwärtige Vicekönig, Said Pascha, obgleich in Europa erzogen, ist ein treues Bild eines orientalischen Despoten. Dick bis zur Unbehülflichkeit, aber mit gutmüthigem, jovialen Ausdruck in den Gesichtszügen, der auch durch vielfache, noble und gute Thaten bewahrheitet wird, gränzen seine Launen, die ihn ganz beherrschen, oft bis an Grausamkeit. Um seiner Prachtliebe zu fröhnen, verschwendet er Millionen, die allerdings dann von den armen Unterthanen wieder durch neue Steuern ersetzt werden. Er ist besonders den Franzosen ergeben und seine Rathgeber gehören fast nur dieser Nation an. Unzählig sind die Anekdoten, die man sich über ihn und seine Launen erzählt, und ich füge einige davon hier an, wie sie hier eben in Jedermanns Munde sind, ohne jedoch für die Wahrheit bürgen zu können. Ein neues Dampfboot für den ausschließlichen Gebrauch des Vicekönigs war in England gebaut und mit ungeheurer Pracht ausgestattet worden. Um nun die Kosten der Reise dieses Schiffes von England nach Alexandria herauszuschlagen, befahl man eine Ladung Kohlen einzunehmen und so das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden. Man kann sich leicht denken, in welchem Zustande das Staatsschiff ankam; man war genöthigt, es sogleich nach England zurückzusenden, um es abermals neu auszustatten.

Ein armer Glaser, ein Franzose, kam nach Alexandria, um daselbst Arbeit zu suchen. Durch einen glücklichen Zufall gelangte derselbe bis zum Vicekönig und sprach diesen um eine Beschäftigung an, was ihm auch in so weit gewährt wurde, als er den Auftrag erhielt, Europa zu durchreisen und den größten Spiegel zu kaufen, der nur aufzutreiben sei. Dies geschah, und zwar für eine fabelhafte Summe, aber unglücklicher Weise war kein Platz zu finden, um ihn aufzustellen; man war deshalb genöthigt, einen neuen Palast dafür zu bauen. Man nennt einen Franzosen, der noch heute in großer Gunst am ägyptischen Hofe steht und große Reichthümer besitzen soll, als den glücklichen Glaser, der den Befehl hatte, dieses Prachtstück anzukaufen. Eine eigenthümliche Scene hatte ich einst Gelegenheit, selbst zu sehen. Zwei arme Teufel von Arabern näherten sich dem Vicekönig, der auf einer Reise begriffen war, mit ganz *gleichen* Bittschriften. Ohne sich auf etwas Weiteres einzulassen, befahl er, dem Einen 25 Thaler, dem Andern 25 Stockhiebe zu verabreichen. Beides geschah, und die Bittschriften waren erledigt.

Der Vicekönig selbst ist natürlich die höchste Behörde in allen Zweigen der Regierung. Sein Richterspruch ist ohne Appellation. Ihm zur Seite steht der Rath des Divan, bestehend aus den Häuptern der einzelnen Verwaltungsbranchen; es sind dies größtentheils Türken und Franzosen. Jede Stadt hat ihren Gouverneur, jedes Dorf seinen Scheikh. Das Oberhaupt der Religion ist für jeden Platz der Kadi. Alle Verhandlungen sind öffentlich und mündlich, und etwanige Streitigkeiten werden auf einfache, aber nachdrückliche Weise mit dem Stocke geschlichtet. Bestechungen sind hier an der Tagesordnung, wie in keinem anderen Lande und fast öffentlich. Wenn z. B. der Scheikh eines Dorfes den Befehl erhält, eine gewisse Anzahl Arbeiter für öffentliche Arbeiten zu stellen, so sind es gewiß nur die Armen, die auf diese Weise ihrer Heimat und ihrer Beschäftigung für einen Monat entrissen werden, während die Reichen durch Hülfe eines Geldopfers davon befreit sind. Die Anzahl der Arbeiter, die fortwährend für den Eisenbahnhafen und Straßenbau rc. nöthig sind, beträgt viele Tausende, und da dieselben stets aus den Landbauern genommen werden, so ist ein Daniederliegen der Landes-Kultur die unmittelbare Folge. Obgleich den Gesetzen nach, die so beschäftigten Arbeiter eine, wenn auch geringe Bezahlung erhalten sollen, so dürften die armen Teufel doch selten etwas davon zu sehen bekommen, und Schiffszwieback der gröbsten Sorte, einige Zwiebeln und Wasser ist ihr ganzer Lohn für die Zeit von einem Monat. Allerdings ist auch die Arbeit danach, und Tausende von Leuten sind beschäftigt, wo einige Wenige mit europäischen Hülfsmitteln ausgerüstet, genügen würden. An den Suezer Hafen-Anlagen z. B. waren eine Unzahl von Leuten beschäftigt, eine große Vertiefung mit Erde auszufüllen. Jeder von ihnen hatte einen Korb auf dem Kopfe, in welchem er die Erde oft auf weite Strecken herantrug. Schubkarren waren genug vorhanden; die Arbeiter aber weigerten sich, mit diesen zu arbeiten, und so mußte die Menge den Verlust an Arbeitsresultat ersetzen. Gleiche Beispiele finden wir über ganz Aegypten.

Ein anderes Hinderniß für das Aufblühen des Ackerbaues ist die-

Zwangsaushebung zum Militair. Im Verhältniß zu seinen Einwohnern hat Aegypten ein ungeheures, stehendes Heer, und da auch die Soldaten fast nur aus den Landleuten genommen werden, so ist die natürliche Folge, daß der Landbau danieder liegt, und daß Aegypten nicht die Hälfte dessen produzirt, was es in alten Zeiten erzeugte, und daß andererseits die Bevölkerung sich fast um die Hälfte vermindert hat. Der Araber haßt und fürchtet nichts so sehr, als die Aushebung zum Militair, und es darf uns daher nicht wundern, daß Selbstverstümmelung etwas ganz Gewöhnliches ist. Das durchaus nicht beneidenswerthe Loos, ägyptischer Landesvertheidiger zu werden, trifft natürlich nur den Armen, da der Wohlhabendere sich leicht davon befreien kann. Um dem Vicekönig die Augen über die Bestechungen zu öffnen, die überall an der Tagesordnung sind, führte man vor einigen Jahren bei Gelegenheit eines Festes eine für Europa plumpe, für Aegypten gut erfundene Parabel auf. Die Scene stellte das Steuerbüreau dar, in dem ein koptischer Schreiber (die unteren Beamten und Schreiber in Aegypten sind fast alle Kopten, da die Erziehung unter diesen Leuten weit besser ist, als unter den Arabern), sehr geschäftig arbeitet. Ein junges Weib, dargestellt durch einen bartlosen jungen Mann, tritt ein, und nachdem sie dem Schreiber einen Korb voll Eier und Früchte zum Geschenke gemacht hat, bittet sie um seine Fürsprache für die Befreiung ihres Mannes, der wegen rückständiger Steuern im Gefängniß sitzt. Der Schreiber verspricht es ihr unter der Bedingung, daß sie fünfzig Piaster (ungefähr 3 Thaler) mitbringe, um den harten Steuereinnehmer ihrem Gesuche günstig zu machen. Mit Mühe erschwingt das Weib diese für sie hohe Summe; der Steuereinnehmer ist gewonnen, aber unglücklicher Weise kann dieser nichts ohne den Obersteuer-Einnehmer machen. Die Mittel der armen Frau sind erschöpft und eine Kuh ist das einzige Werthvolle, was ihr geblieben. Indeß hat sie kein anderes Mittel; auf den Rath des Vorhererwähnten wird die Kuh verkauft, und das Geld gewinnt ihr der Obersteuer-Einnehmer. Aber noch immer ist der Mann nicht frei, es fehlt noch die Zustimmung des Gouverneurs. Indessen die Untergebenen kennen ihren Vorgesetzten, und obgleich die Frau nun an Geld und Geldeswerth vollständig entblößt ist, sendet man sie persönlich zum Gouverneur, um die Freisprechung ihres Mannes zu erwirken. Mit einladendem Lächeln bringt sie ihr Gesuch vor; der reiche Türke, dem die Gunstbezeugungen der Frau höher gelten, als ein Geldgeschenk, wird gewonnen (die Vorstellung selbst, obgleich vor dem Vicekönig aufgeführt, überstieg an Gemeinheit jeden Glauben), der Mann ist frei und zieht im Triumph mit seiner Frau ab. Wirklich sollen nach dieser Vorstellung Untersuchungen angestellt worden seien, indeß, da diese wieder durch Bestechungen unterdrückt wurden, so blieb Alles beim Alten.

Das Gerichtsverfahren in Aegypten ist ein sehr einfaches. Die Vorschriften des Koran bilden die Grundlage für die Gesetze des Landes, und wo diese nicht zureichen, steht das Urtheil dem eigenen Ermessen des Scheikh's, Kadi's, Gouverneurs ꝛc. zu, und läßt es sich leicht denken, daß nach dem Vorhererzählten die Entscheidung oft nicht die richtige ist. Kleinere Streitigkeiten werden durch den Stock auf die einfachste Weise geschlichtet. Beide Parteien erhalten die Bastonade und vertragen sich dann. Größere Verbrechen, als Diebstahl ꝛc., werden durch Gefängniß in Ketten und Zwangsarbeit bestraft; auf Mord und eine Anzahl anderer Verbrechen steht der Tod durch's Hängen oder Abschlagen des Kopfes mit dem Schwerte. Eine Anzahl anderer Strafen, als Abschneiden des Ohrzipfels oder der Nasenspitze, waren noch vor wenigen Jahren sehr häufig, werden aber gegenwärtig nur wenig angewendet. Im Allgemeinen sind größere Verbrechen nicht sehr zahlreich, und selbst der Ruf, den die Araber als Diebe allgemein haben, scheint mir nicht gerechtfertigt; derselbe übervortheilt, wo er kann, besonders im Verkehr mit Europäern; er hält es für keine Sünde, wenn er in Noth ist, sich Lebensmittel zuzueignen, aber ich habe oft Geld im offenen Zimmer liegen gehabt, ohne daß ich jemals etwas vermißt hätte. Wenn man Naschen für Stehlen nimmt, dann allerdings sind besonders alle arabischen Dienstboten Diebe, und vorzüglich sind Weine, Biere und Spirituosen, die sie ihren Religionsgesetzen nach nicht trinken dürfen, aber im Geheimen gern haben, nie vor ihnen sicher.

Cosseire in Ober-Aegypten. **Rud. Schück.**

China.

Noch ein Salomonisches Urtheil.*

Ein zur volksthümlichen Literatur der Chinesen gehörendes Werk, dessen Titel so viel als „Lampe des finsteren Hauses" bedeutet, und worin moralische Betrachtungen mit erbaulichen Anekdoten wechseln, erzählt in dem Kapitel „Spiegel richterlicher Beamten" die folgende Begebenheit.

In der Stadt Sjüpu (Provinz Hunan), lebte ein wohlhabender Mann, seines Namens Kung seng, der eine rechtmäßige Gattin und ein Kebsweib besaß. Beide Frauen wurden fast gleichzeitig — es lag nur ein Tag dazwischen — entbunden, und zwar die Gattin von einem Knaben, das Kebsweib von einem Mägdlein. Die Letztere, neidisch und arglistig, nahm ihrer Herrin, während diese schlief, das Söhnchen und legte ihr eigenes (weibliches) Kind an dessen Stelle. Am anderen Tage merkte Frau Kung seng den Betrug und stellte das Kebsweib deshalb zur Rede; diese aber leugnete hartnäckig und zankte sich mit ihr. Der Mann kam dazu, konnte jedoch nicht darüber entscheiden, welche von ihnen Recht hatte. Ueber einen Monat lang dauerte der Unfrieden, bis Frau Kung seng's älterer Bruder dem Untersuchungsrichter der Stadt, dessen Name Je kung war, die Sache anzeigte. Dieser zitirte beide Frauen vor sein Tribunal; da erneuerte sich ihr Gezänk und der Richter blieb im Unklaren. Endlich ersann er eine List; er ließ das streitige Knäblein zu sich bringen und sagte dem Vater desselben: „In meiner Amtswohnung ist eine Amme; dieser will ich das Kind (aus besonderen Gründen) eine Nacht hindurch zur Pflege übergeben und morgen mein Verhör fortsetzen. Dann ließ er durch seinen Diener einen großen lebendigen Fisch kaufen und in ein Gefäß mit frischem Wasser legen; der Amme aber gab er einige nothwendige Weisungen. Am anderen Tage beschied Je kung die beiden Frauen zur Fortsetzung der Untersuchung auf ein Fahrzeug im Flusse. Als sie nun wieder einander auszuschelten anfingen, rief er: „Man bringe das Knäblein her!" Die Amme hatte dieses unterdeß entkleidet, seine Kleidchen dem Fische angelegt und kam nun, den Fisch, wie einen Säugling auf dem Arme tragend. Jetzt sprach der Richter mit zornigem Ausdruck: „Ihr Beide verdient gar nicht, einen Sohn zu haben — du, Amme, wirf das Kind in den Fluß!" Die Amme that, wie er geboten, und der Fisch zappelte im Wasser. Die rechtmäßige Gattin und rechte Mutter, wähnend, es sei wirklich ihr Söhnchen, sprang zu seiner Rettung über Bord, aber das Kebsweib blieb ruhig stehen. Der Richter befahl Einem seiner Leute, ihr nachzuspringen; dieser holte die Frau und das Bündel wieder auf's Schiff, und jetzt erst bemerkte sie, daß es einen Fisch enthielt. Je kung gab nun den ferneren Befehl, das wirkliche Kind vom Tribunale zu holen, und sagte voll Zorn zu dem Kebsweibe: „Wenn es dein Sohn ist, warum hast du nicht dein Leben gewagt, um ihn zu retten?" Die Schuldige war vor Bestürzung lange sprachlos; endlich bekannte sie ihre ganze Schändlichkeit. Sχ.

* Vgl. Nr. 17 des „Magazin" von 1860.

Mannigfaltiges.

— Meteorologische Stationen in Preußen. Der kürzlich ausgegebenen 21. und 22. Lieferung des in diesen Blättern bereits vielfach mit Anerkennung gedachten, geographischen Handbuches von Klöden,* entnehmen wir Nachstehendes über die meteorologischen Stationen in Preußen, deren Errichtung hier, wie in anderen Ländern der Erde, bekanntlich Alexander von Humboldt zu verdanken ist. Im Ganzen giebt es 39 solcher Stationen in Preußen und zwar in der Provinz Preußen: 8 (Königsberg, Memel, Tilsit, Clausen, (Arys) Conitz, Schönberg, Danzig, Hela); in Posen: 2 (Bromberg, Posen); in Pommern: 3 (Putbus, Stettin, Cöslin); in Brandenburg: 2 (Berlin, Frankfurt a. O.); in Schlesien: 4 (Görlitz, Zobten, Breslau, Ratibor); in Sachsen: 7 (Salzwedel, Brocken, Heiligenstadt, Erfurt, Ziegenrück, Halle, Torgau); in Westphalen: 3 (Münster, Gütersloh, Paderborn) und in Rheinland: 9 (Trier, Neunkirchen, Kreuznach, Boppard, Aachen, Bonn, Köln, Crefeld, Cleve).

Die Unterschiede der Winter-Temperaturen sind im Norden und Süden von Preußen sehr ansehnlich; die der Sommer-Temperaturen ganz gering. Die jährlichen Mittel der Temperatur in den verschiedenen Theilen der Monarchie bewegen sich zwischen 4,51 und 7,88°. Während bei Memel nur 5 Monate des Jahres für den Ackerbau geeignet sind, der Winter in den Provinzen Preußen und Pommern fast 7 Monate dauert, so daß erst Mitte Mai der Frühling beginnt, sind in der Gegend von Berlin jährlich 7 Monate, und in den Rheinlanden 7½—8 Monate für den Ackerbau geeignet. Im Mittel fallen jährlich 21 Zoll (und ein kleiner Bruchtheil) Regen.

* Handbuch der Erdkunde, von G. A. von Klöden. Zweiten Bandes neunte und zehnte Lieferung. (Der erste Band führt auch den besonderen Titel: „Handbuch der physischen Geographie.") Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung, 1860

— Der westgothische Arianismus und die spanische Ketzergeschichte.* Der Berliner Philosoph und Historiker Adolph Helfferich hat unter dem vorgenannten Titel eine Reihe kritischer Untersuchungen über die religiösen Zustände Spaniens vom sechsten bis zum neunten Jahrhundert veröffentlicht, in denen er, vermöge fleißiger Quellenforschung, etliche der zahlreichen Lücken in unserer Kenntniß des gothischen und arabischen Spaniens auszufüllen sich bemüht hat. Zu den wichtigsten seiner Ergebnisse gehört u. A. die Charakteristik der unter dem Namen des Ildefonsus bekannt gewordenen, von Baluze aufgefundenen geistlichen Handschrift, von welcher der Verfasser nur den zweiten Theil, den Liber de itinere deserti dem Ildefons und dem siebenten Jahrhundert zuspricht, während er den ersten, das Taufbuch (Liber adnotationum de ordine baptismi) in das sechste Jahrhundert hinaufrückt und den katholischen Bischof Justinianus als Autor hinstellt. Es würde zu weit führen, wenn wir in diese und ähnliche Einzelheiten näher eingehen wollten, angemessener halten wir einen nachdrücklichen Hinweis auf die tendenzlose Objektivität der historisch-kritischen Forschungen des Herrn Helfferich auf einem Gebiete, welches, sonst eine ziemlich unbestrittene Domaine der Theologie, den selbstischen Einfällen einseitiger Dogmatismen, leider oft bis zum Hohne aller geschichtlichen Treue ausgesetzt ist. Eine solche unbefangene Anschauungsweise muß der Kirchengeschichte wahrhaft zum Segen gereichen, indem sie der Quellenausbeutung den sichersten und ergiebigsten Gang öffnet. Doppelt interessant sind uns daher die Skizzen aus den Christenverfolgungen im neunten Jahrhundert, an denen die Christen selbst durch Herausforderungen des muhamedanischen Glaubenseifers mehrfach die Hauptschuld trugen, wogegen die arabischen Obrigkeiten im Ganzen eine Milde bewährten, die von den in unseren Tagen in Syrien vorgefallenen Scheußlichkeiten wohlthätig absticht.

— Schottland und Italien sind uns in zwei neuen Wanderbüchern deutscher Touristen geschildert, in Theodor Fontane's Wanderungen jenseits des Tweed** und in Gustav Rasch's italiänischem Wanderbuch.*** Wir sind beiden Touristen mit Vergnügen auf Wegen gefolgt, die wir selbst zu verschiedenen Zeiten zurückgelegt, und deshalb können wir auch künftigen Wanderern, die nach den schottischen Hochlanden, oder nach Oberitalien ihre Schritte lenken, beide Schilderungen als Leitfaden für die Reise und ihre Anschauungen bestens empfehlen. Auch wir haben, wie Fontane, das prächtige Edinburg, von Calton-Hill bis zum Edinburgh-Castle, die Princes-Street mit ihrem gothischen Walter Scott-Denkmal, Maria Stuart's Palast mit seinen historischen Erinnerungen, das „Herz von Midlothian" (das durch Walter Scott weltbekannt gewordene Gefängniß von Edinburg) und die akademischen Hallen des schottischen Athen nicht genug anschauen können und nur ungern verlassen; auch wir sind in Leith, dem Hafen von Edinburg am „deutschen Meere," an Bord gegangen, um stromaufwärts den Firth of Forth und dann die schottischen Seen entlang, über „loch's" und „ben's" (Seen und Berge) in die Hochlande einzudringen, wo wir überall den Traditionen der Walter Scott'schen Erzählungen, ja sogar seinen Versen, von hochländischen Schiffern und Mädchen gesungen (die außerdem kein Wort Englisch, sondern nur Gaelisch sprechen) begegneten. Man wird dem anmuthig erzählenden Touristen gern durch diese romantischen Gegenden bis zum Caledonischen Kanal und den Inseln Staffa und Jona folgen. — Minder poetisch ist zwar das Wanderbuch des Herrn Rasch, des bekannten Verfassers von „Kein Geld, keine Schweizer," der uns diesmal die Alpenstraßen, den Comer- und den Garda-See, sowie die venetianischen und lombardischen Städte schildert, aber man wird seinen Führer durch Oberitalien, der auch mit einem „rothen und schwarzen Buch der Gasthöfe" ausgestattet ist, gewiß mit demselben praktischen Nutzen, wie seinen schweizerischen Wegweiser mitnehmen können.

— Bosnien und Herzegovina. In einem neuen Hefte der Monatsschrift „Unsere Zeit" finden wir eine ebenso anziehende als zeitgemäße Darstellung Bosniens und der Herzegovina in ihren natürlichen, sozialen und politischen Verhältnissen, aus der Feder unseres geehrten Mitarbeiters, des Freiherrn O. v. Reinsberg-Düringsfeld. Er spricht sich darin mit warmem Mitgefühl für die unglückliche Bevölkerung dieser Länder aus, welche die Theilnahme des christlichen Europa gewiß eben so sehr verdienen, wie einst die Griechen und jetzt die Syrer. „Es kann," schreibt Herr v. Reinsberg, „keine traurigere Ueberraschung geben, als wenn man von irgend einer der benachbarten österreichischen Provinzen aus das türkische Bosnien betritt. Die hier zusammenstoßenden Provinzen beider Reiche haben gleiche Bodenverhältnisse, werden von Völkern eines und desselben Stammes bewohnt, und doch welcher Kontrast zwischen dem Lande unter österreichischer Hoheit und dem, welches unter der Gewalt der Pforte schmachtet! Im ersten Augenblick könnte man die vollkommene Stille, welche in dem türkischen Ejalet herrscht, für die Ruhe eines patriarchalisch friedlichen und glücklichen Lebens der Bewohner halten, aber nur zu bald überzeugt man sich, daß es eben blos die Ruhe der Verödung ist, die uns hier entgegentritt. Bald auch erkennt man weiter, daß es die politischen Verhältnisse sind, welche Land und Volk in solche trostlose Zustände herabgedrückt haben, und daß für die christliche Bevölkerung wenigstens keine Aussicht auf Besserung vorhanden, so lange jene Verhältnisse fortdauern." Der Verfasser hält es für eine fehlerhafte Politik von Seiten der österreichischen Regierung, daß sie die Sympathien dieser Gränzprovinzen zurückstößt und die Willkürherrschaft der Türken in denselben aufrecht zu halten sucht. „Oesterreich," sagt er, „scheint gänzlich vergessen zu haben, daß die katholischen Christen Bosniens in ihren Gebeten bis auf den heutigen Tag des Kaisers als ihres Königs gedenken, und daß die Türken noch jetzt zu den Rajahs „euer König" sagen, wenn sie den Kaiser von Oesterreich bezeichnen wollen.'

— Michel Angelo's Gedichte. Michel Angelo, der ernste strenge Künstler, ist auch Dichter; in der Kunst, wie in der Liebe tief durchdrungen von platonischen Ideen, schließt er sich in seinem dichterischen Gedankenausdruck einestheils an Patrarca, anderntheils an Dante an, dem er bisweilen an Erhabenheit gleich kommt, während er Patrarca's Mysticismus und Zartheit oft noch übertrifft. Die Form seiner Gedichte ist verschieden; er hat Kanzonen, Capitoli, Madrigale verfaßt; aber ihr Gegenstand ist stets derselbe: Gott, die Kunst, das Schöne. Diese Ideen verschlingen sich in einander und, wenn er mit der einen beginnt, so führen sie alsbald zu den beiden andern hin. Ein Blick der Vittoria Colonna, die Weiße eines Marmors, die Heiterkeit des Himmels erweckt seine poetischen Gefühle und Gedanken, die bald dem Bildhauer, bald dem strengen Katholiken, bald dem feurigen Liebhaber angehören. Eine gewisse Monotonie ist allerdings in seinen Gedichten vorherrschend, aber man muß bedenken, daß Michel Angelo nicht eigentlich Dichter, d. h. für Andere, war und sein wollte, sondern nur mehr für sich reimte und dichtete, um seinen Gefühlen Luft zu machen und einem inneren Drange genug zu thun. Um die Form kümmerte er sich deshalb wenig; der Rythmus ist oft schleppend, der Styl farblos, der Ausdruck dunkel, wie es gerade kommt.

Der größte Theil seiner Gedichte ist einer Dame, der Vittoria Colonna, gewidmet, über die man eben so viel geräthselt hat, wie über Petrarca's Laura und die Beatrice des Dante. Vittoria Colonna war die Wittwe des Herzogs von Avalos, eine höchst gebildete und tugendhafte Frau, für die der Künstler eine sehr ernste Leidenschaft gefaßt zu haben scheint, jedoch ohne Erhörung zu finden.

Eine Uebersetzung dieser Gedichte mit einer einleitenden Abhandlung über Michel Angelo, so weit sein reiches Leben nach dieser Seite hin in Betracht kommt, ist in Paris (Didier, 1860) erschienen: „Michel-Ange, poëte, prémière traduction complète de ses poésies, précédée d'une Etude sur Michel-Ange et Vittoria Colonna, par A. Lannau-Rolland.

— Xylographische Kunst. Ein interessanter Beitrag zur Kunstgeschichte: das Facsimile eines alten, das „Hohelied" illustrirenden Holzschnittes, hat vor Kurzem unter dem Titel: „Canticum Canticorum, reproduced in fac-simile from the Scriverius copy in the British Museum, with an Historical and Bibliographical Introduction, by J. Ph. Berjeau," die Presse verlassen. Durch Querlinien von einander getrennte Doppelbilder in blaßbrauner Tinte stellen auf sechzehn Folio-Seiten Scenen aus dem Hohenliede dar, und zierlich gezeichnete Rollen geben die entsprechenden Verse zur Erläuterung.

J. L.

* Der Westgothische Arianismus und die spanische Ketzergeschichte von Adolph Helfferich. Berlin, Julius Springer, 1860.

** „Jenseit des Tweed; Bilder und Briefe aus Schottland." Von Th. Fontane. Berlin, Julius Springer, 1860.

*** „Italiänisches Wanderbuch." Von Gustav Rasch. Berlin, A. Vogel & Comp., 1861.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Bestellungen
übernimmt jedes Postamt des deutsch-österreichischen Postvereines, sowie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallstraße Nr. 21) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Dieienigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazin's“ nicht direct correspondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commissionair, Herrn B. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

№ 37. Mittwoch, den 12. September 1860. 29. Jahrgang.

Inhalt:

Deutschland und das Ausland.

Ueber die Rechtmäßigkeit und Nothwendigkeit einer Veröffentlichung von Humboldt's Briefen.

Offenes Sendschreiben
an den Herausgeber des „Magazin für die Literatur des Auslandes.“

In einer Mittheilung unter der Ueberschrift „Humboldt, Varnhagen, Sivers,“ die aus Ihren Spalten mit geringen Zusätzen in Nr. 118 der Augsburger Allgemeinen Zeitung (Beilage) übergegangen ist, gedenken Sie meiner Aufzeichnungen aus den Tagen des Verkehrs mit Varnhagen von Ense, unter anderen jener „Sammlung von einigen siebzig Humboldt'schen Briefen, die Varnhagen mir in der ersten Zeit unseres Verkehrs wies.“ Da ich erst kürzlich zufällige Kunde von Ihrem Aufsatze erhalten habe, so wollen Sie gütigst nachfolgenden verspäteten Zeilen Raum gestatten.

Sie haben, geehrter Herr, durch meine Erinnerungen an Humboldt in der „Baltischen Monatschrift“ (Januar 1860) in der Meinung sich bestärken lassen, als ob Fräulein Ludmilla Assing zur Veröffentlichung von Humboldt's Briefen nicht berechtigt gewesen wäre.

Als Varnhagen vor nunmehr sieben Jahren mir jene Briefe als ein Geheimniß zeigte, war Humboldt am Leben, stand Preußens jetzt tiefgebeugter König im Vollbesitze geistiger und leiblicher Gesundheit: jene Briefe mußten also damals verborgen gehalten werden.

Auf die Anfrage: ob eine Fortsetzung der „Denkwürdigkeiten“ bald zu erwarten sei, hatte mir Varnhagen einst geantwortet, daß ein ganzer Band (der jetzige achte) handschriftlich abgeschlossen im Pulte liege, doch erst nach seinem oder Metternich's Tode veröffentlicht werden solle, wie es die unpersönliche Beurtheilung dieses so hoch begabten Mannes, seines einstigen Gönners fordere — bei der bekannten Verschiedenheit der staatlichen Grundansichten Beider eine ebenso nothwendige als zarte Vorsicht. Ich erinnere mich auch, daß Varnhagen für Humboldt's Briefe den Druck nach erfolgtem Tode beider Briefsteller und Friedrich Wilhelm's IV. in Aussicht stellte; Bedingungen, die für erfüllt anzusehen sind.

Meine in der „Baltischen Monatsschrift“ ausgesprochene Ansicht, als „dürften diese Briefe auch noch nach dem Ableben des Königs weiteren Kreisen verborgen bleiben,“ gründete ich in Unbefangenheit einzig auf ein der Kreuzzeitung entlehntes, angeblich letztwillentliches Schreiben Humboldt's an den General von Hedemann, ein Schreiben, dessen Echtheit hier unerörtert bleiben mag, vor der Hand aber bei der von der „Neuen Preußischen Zeitung“ in dieser Angelegenheit eingenommenen Theilstellung und in frischerer Erinnerung an den Waldeck'schen Rechtstreit, an die Herren Ohm, Wagner und Sippschaft, nebst anderen Unwürdigkeiten, bis auf Weiteres in Zweifel gestellt werden darf.* Zudem hat die Kenntnißnahme mehrerer bisher mir unbekannter Briefe Humboldt's meine Meinung über Recht und Nothwendigkeit baldiger Veröffentlichung geändert.

Gesetzt, der von der „Neuen Preußischen Zeitung“ abgedruckte Brief an Hedemann wäre echt und als letztwillentlich (unwiderstreitbar) anzusehen, so schlösse allgemeines Verbot ein Gebot im Einzelnen keineswegs aus. Selbst wenn Humboldt für seine Briefe an Varnhagen keine Ausnahme verlangte, so konnten doch Umstände eintreten, welche — in Anerkennung der dem fürstlichen Freunde gezollten Pietät — die Pflicht der Veröffentlichung dem Inhaber auferlegten. Humboldt's salvavi animam aber bleibt ihm ungeschmälert. — Ueber Varnhagen's angebliche Bestimmung einer 20jährigen Frist sind nur Vermuthungen laut geworden und so lange Thatsachenbeweise fehlen, mögen wir uns daran erinnern, daß seit Horaz bald zwei Jahrtausende verflossen.

Humboldt's Briefe durften um so weniger der Veröffentlichung vorenthalten werden, als aus mehreren Stellen derselben unzweideutig hervorgeht, daß er den Druck der eigenen Briefe nicht nur nicht verboten, oder blos zugegeben, sondern gewünscht, ja mehrere Briefe augenscheinlich in der Absicht abgefaßt, wenigstens mit Beweisstücken deshalb unterstützt habe, daß sie einst zur Rechtfertigung seines Lebens in einer scheinbar so einflußreichen Stellung bekannt gemacht würden.

Einen Humboldt als nichtsnutzigen Putzkram, als chinesische Pagode an den Spiegeltischen seiner Prunkzimmer aufzustellen, oder zur Verherrlichung seiner Triumphe wie einen in Ketten gelegten Perserfürsten mit sich zu führen, hätte selbst einem römischen Imperator nicht geziemt. Daß der berühmte Gelehrte zu solchen Spielereien sich hergab, sollte ihm nicht zum Vorwurf gereichen. Schien ihm die schwächliche Eitelkeit unseres Geschlechtes nicht fremd, so war sie durch die Eitelkeit seines hochgestellten Freundes bedingt und hervorgerufen worden, der zur Verherrlichung seines Hofstaates der Freundschaft eines solchen Mannes bedurfte. Hätte Humboldt, gekränkt wegen seines mit dem Jahre 1848 gehobenen Einflusses auf Maßnahmen des Freundes, seine Stellung aufgegeben, so hätte der Vorwurf der Feigheit ihn getroffen. Das Opfer an Zeit, Geduld und Stolz, welches der größte Mann unseres Jahrhunderts dem Wohle seiner Stammgenossen und den Wandelungen eines Freundes, den er nicht aufgeben durfte, gebracht hat, ist denn doch werth, zur Kenntniß der Welt gebracht zu werden.

* Nicht die „Neue Preußische Zeitung,“ sondern der seitdem verstorbene General v. Hedemann, Schwiegersohn Wilhelm v. Humboldt's, veranlaßte die Bekanntwerdung jenes Schreibens, das den letzten Wunsch Alexander v. Humboldt's enthielt. Es darf daher an seiner Echtheit nicht im Entferntesten gezweifelt werden. D. H.

Bei uns Livländern, denen Deutschland höher steht, als seine einzelnen Gauen, fürstlichen Blutsverwandtschaften und Einzelwesen, haben Humboldt's Briefe lange nicht den aufreizenden Zustand hervorgerufen, der namentlich in Berliner Hofkreisen und bei allen Denen eine Zeit lang herrschte, die mit Jenen in irgend einer Beziehung standen oder zu stehen den Anschein nehmen wollten. Solche Unruhen sind die günstigste Kritik, welche das Buch erwarten durfte.*

Die Briefe sind in dem Maße rücksichtslos, als es die Umstände verlangen. An Rücksichten liegt Deutschlands Einheit danieder!

Indem ich nochmals um Veröffentlichung obiger Zeilen bitte, verbleibe ich mit aller Hochachtung, geehrter Herr,

Ihr ganz ergebener

Jegór von Sivers.

Planhof bei Wolmar in Livland, den $\frac{23. \text{ Juli}}{4. \text{ Aug.}}$ 1860.

Frankreich.

Einblicke in die Zustände des Socialismus.

I.

Proudhon's Philosophie der Gerechtigkeit.

Proudhon, der in Verbannung lebende, mit dem Kaiserthum schmollende Sozialistenführer, benutzt die Zeit seiner Muße zu philosophischen Studien. Der ganze Socialismus ist ja Philosophie, oder macht wenigstens den Anspruch, es zu sein. Vor uns liegt in drei mäßigen Bändchen die zweite Auflage seines Essai d'une Philosophie populaire,** worin ziemlich alle gesellschaftlichen Fragen von seinem Standpunkte aus zur Sprache kommen. Obgleich der Socialismus aufgehört hat, bewegend in die Tagesgeschichte einzugreifen, so wird es doch am Orte sein, einen Blick in diese unterirdische Werkstatt der Volksbeglückung zu thun, die noch immer in Thätigkeit ist und auf bessere Zeiten wartet.

Der Geist der sozialistischen Philosophie, oder des philosophischen Socialismus ist zur Genüge bekannt; sein Streben war dahin gerichtet, eine neue menschliche Gesellschaft zu verwirklichen, die so viel als möglich von allen geschichtlichen Voraussetzungen befreit ist und nur durch die allgemeinen Gesetze der menschlichen Vernunft regiert und geregelt wird; der Socialismus kennt nur Kosmopoliten, nur Individuen und einen allgemeinen Gesellschaftsvertrag mit Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, wenn auch schon freilich die große französische Nation der Mittelpunkt bleibt, an den sich die übrigen barbarischen Völkerschaften anzuschließen haben; denn das Heil kommt, sozialistisch wie politisch, von den Franzosen, und wenn der Bonapartismus die Völker politisch geeint haben wird, so kommt der Socialismus, um sie vollends sozialistisch der großen Nation einzuverleiben. Der Kultus, der dieses Wunder bewirken wird, ist die Revolution; denn diese Idee ist der unverrückbare Punkt, um den sich alle Anschauungen Proudhon's drehen; sie wird, wie man uns versichert, nothwendig erscheinen, und endlich den Völkern, oder eigentlich dem Volke das ersehnte Glück, die Verwirklichung der wahren Gerechtigkeit, der allgemeinen Menschenliebe, der Gleichheit, des ewigen Friedens bringen.

Herr Proudhon ist sehr unwirsch, bärbeißig und ingrimmig; nach allen Seiten hin schaut er aus; daß die sozialistische Revolution von 1848 den Despotismus, das Kaiserthum geboren hat, verursacht ihm die heftigsten Leiden; doch ist er philosophisch genug, um darin nur einen nothwendigen Durchgangspunkt zu erblicken, und arbeitet also frisch darauf los — für bessere Zeiten. Die philosophische Aufklärung des Volkes, das seine Stimmen so unbedachtsam einem Bonaparte gab, ist ihm eine doppelt nothwendige Sorge geworden. Seine Philosophie ist wesentlich die Philosophie der Unzufriedenheit, und beflissen, das Volk unzufrieden zu machen; denn wer unzufrieden ist, denkt und grübelt, wer denkt, philosophirt, wer philosophirt, wer räsonnirt, macht endlich seiner Unzufriedenheit Luft. Das Volk soll Philosophie treiben, aber wird es im Stande sein, das zu thun? — freilich; Herr Proudhon behauptet es, und beweist es klärlich damit, daß die Philosophie der Philosophen, der Gelehrten, der Mitglieder des Instituts nichts taugt; um die richtige Philosophie zu treiben, ist nach seinem klaren Ausspruche das Volk klug genug; das Volk aber bezieht seine Philosophie von Proudhon. Hören wir ihn selbst:

„Beim Auftreten eines neuen Werkes müssen wir unsere Berechtigung und unseren Plan erklären.

„Seit die Humanität in die Periode der Civilisation eingetreten ist, betet und zahlt das Volk, soweit man zurück denken mag — sagt Paul Louis Courrier. Es betet für seine Fürsten, für seine Obrigkeiten, für seine Ausnutzer und Schmarotzer. Es betet, wie Christus selbst, für seine Henker. Es betet selbst für die, welche eigentlich für das Volk beten sollten. Dann bezahlt es Diejenigen, für die es betet. Es bezahlt die Regierung, die Rechtspflege, die Polizei, die Kirche, den Adel, die Krone, die Rente, den Eigenthümer, die Janitscharen — wollte sagen, Soldaten. Es zahlt für Alles, was es vornimmt, für Gehen, Kommen, Kaufen, Verkaufen, Essen, Trinken, Athmen, Wärmen in der Sonne, Geborenwerden und Sterben. Es zahlt selbst für die Erlaubniß zu arbeiten. Und es betet zum Himmel, er möge seine Arbeit segnen, um Geld zum noch mehr zahlen zu haben.

„Das Volk hat niemals was anderes gethan, als beten und arbeiten. Wir glauben den Augenblick gekommen, wo wir es zum **Philosophiren** bringen müssen.

„Das Volk kann nicht leben in der Zweifelsucht, wie die Herren vom Institut und die Schöngeister der Stadt und des Hofes. Der Indifferentismus ist ihm ungesund; die Lüderlichkeit widersteht ihm (welchem Volke?). Es hat Eile, der Verderbniß zu entfliehen, die es von oben her ergreift. Was es übrigens für sich selbst verlangt, will es für alle Welt, und es hat kein Ansehen der Person. Es hatte z. B. nie Anspruch erhoben, daß die Bourgeoisie einer Religion bedürfe, daß für die Stockjobber der Börse, für das Zigeunerthum der Literatur und der Theater (bon!), für diese unzählbare Menge, die von der Prostitution und vom Ränkeschmieden lebt, eine Religion nöthig sei; es weiß aber, daß auch sein verbes Gewissen, was das Volk selbst betrifft, keinen Gott brauche. — Das Volk will weder Einfaltspinsel machen, noch selbst der Einfaltspinsel länger sein. Was es heute verlangt, ist ein positives Gesetz, gegründet auf Vernunft und Gerechtigkeit, das für Alle gleich gilt, und mit dem Niemand scherzen darf.

„Würde, um diesem Wunsche des Volkes zu willfahren, eine Reform des alten Kultus genügen? Nein! Das Volk ist dahinter gekommen, daß die Religion seit langer Zeit bei den höheren Ständen keinen Cours mehr hat, während es noch an sie glaubte; daß sie, bis in die Kirchen hinein, allen Kredit und allen Zauber verloren hat; daß sie in der Politik, wie im Geschäftsleben ganz und gar nichts mehr gilt; endlich, daß die Trennung von Glauben und Gesetz überall ein Grundsatz der Regierung geworden ist. Die Toleranz des Staates deckt jetzt die Religion; früher fand gerade das Gegentheil statt. Das Volk ist also der von seinen Oberhäuptern eingeschlagenen Richtung gefolgt; es mißtraut dem Geistlichen, es will keine Religion mehr, aus welcher der priesterliche, wie priesterfeindliche Machiavellismus ein Werkzeug der Knechtschaft gemacht hat. Wer trägt die Schuld davon?

„Aber ist das Volk zum Philosophiren fähig?

„Ohne Zögern antworten wir: Ja — ebenso gut, wie zum Lesen, Schreiben und Rechnen, ebenso gut, wie zum Katechismuslernen und zum Handwerksbetriebe. Ja, wir gehen weiter, wir glauben, die Philosophie kann sich ganz und völlig in dem wesentlichen Theile der Volkserziehung, im Gewerke, befinden. Nur Aufmerksamkeit und Gewohnheit gehört dazu. Der Elementarunterricht nimmt drei Jahre hinweg, die Lehre (im Handwerk) drei Jahre, im Ganzen sechs Jahre. Wenn die Philosophie, deren Popularisirung für unsere Zeit eine Sache der Nothwendigkeit geworden ist, beim Plebejer verfangen sollte, würde auf sechs Jahre Elementarunterricht und Gewerbe-Erlernung, womit man ihn belastet, eine Stunde wöchentlich auf weitere sechs Jahre hinaus, ein Grund sein, die philosophische Capacität des Volkes zu leugnen?"

Wenn uns Herr Proudhon eine kleine Bemerkung erlaubt, so würden wir einfach sagen, das ist Unsinn! Wir glauben recht gern, daß unter tausend Schuster- und Schneiderjungen sich ein oder ein paar philosophische Köpfe befinden können, die mehr Beruf zur Philosophie haben, als mancher auf dem Katheder docirende Dummkopf, der auf Plato, Aristoteles, Kant oder Hegel dressirt ist; aber wir glauben nicht, daß das Volk im Großen und Ganzen auch nur die geringste Lust haben wird, sich unnützer Weise mit Herrn Proudhon's tiefsinnigen Gedanken den Kopf

---

* Dem Herrn Verfasser scheint entgangen zu sein, daß auch im Auslande, namentlich in Frankreich (St. René Taillandier, Philaréte Chasles) mißbilligende Stimmen in Bezug auf diese Publication vertraulicher Aeußerungen und schriftliche Mittheilungen von Lebenden, deren Erlaubniß nicht eingeholt worden, sich haben vernehmen lassen. D. H.

** Mit dem weiteren Titel: De la Justice dans la Révolution (sehr groß gedruckt) et dans l'Eglise, par P. J. Proudhon. Bruxelles et Leipzig, Auguste Schnée. 1860.

zu zerbrechen, um dadurch zuletzt dümmer und verwirrter zu werden, als es vorher gewesen ist, denn bekanntlich besitzt die Philosophie eine verdummende Kraft und wird deshalb und vielfach mit dem gesunden Mutterwitz und Menschenverstande in Gegensatz gestellt.

Doch der Punkt, auf dem Herr Proudhon mit seiner Weisheit angekommen, ist so beschaffen, daß er das Volk für fähig zur Philosophie erklären muß: denn ist wirklich das Volk so geistig tiefstehend, unfähig zum Denken und unmündig in jeder Art, wie es sich bisher benommen hat, dann ist Proudhon's und seiner Genossen System falsch und unhaltbar. Da nun aber Herrn Proudhon's System jedenfalls richtig ist, so muß natürlich auch das Volk fähig zur Philosophie sein. Er erklärt daher aus allerhöchster Machtvollkommenheit, wenn auch nicht nach den Regeln der aristotelischen Logik:

„Das Volk ist Philosoph; denn es ist müde, zu beten und zu zahlen." Wahrscheinlich würde der alte Athener Sokrates auf diesen Orakelspruch geantwortet haben: „O du Wunderbarer! wiederhole doch einmal diese göttlichen Worte: wenn ich dich recht verstanden habe, so meinst du: Derjenige, welcher müde ist, zu beten und zu zahlen, ist ein Philosoph. Wenn also z. B. der Schuster so und so, der, wie du weißt, die Götter leugnet, keine Opfer bringt und Niemanden bezahlt, so würde ich ihn nach deiner Meinung für einen Philosophen halten müssen."

Doch Herr Proudhon wird uns einen wüthenden Seitenblick zuwerfen; mit ihm und seinem Volke ist nicht zu spaßen. — Herr Proudhon kramt nun wohlgefällig seine Weisheit aus, die aber schon nach der dritten, vierten Seite zum Einschlafen langweilig wird, nachdem wir ein Läuten gehört haben von der Terminologie der Schulphilosophen, denen er bei jeder Gelegenheit so gründlich in die Haare fährt. Da ist von Moi und Non-moi, von Sujet und Objet, von Idée und Matière, von Analyse, Synthèse und tausend anderen „Dummheiten" die Rede, über die ein so gescheidter Mann, wie er, hinweg sein sollte; und er sollte glauben, damit seine Fabrikarbeiter für die Philosophie gewinnen zu können?

§ V. trägt die Ueberschrift:

„Die Metaphysik gehört zum Elementarunterrichte!"

Ein tiefsinniger Abschnitt, in welchem dem Proletarier gezeigt wird, wie Sujet oder Moi und Objet oder Non-moi sich zu einander verhalten, wie sich die Ideen, l'Un, l'Identique, l'Immuable, Nécessaire, Destin, l'Infini, l'Eternel, l'Arbitraire, la Souveraineté, l'Inertie, le Beau, le Sublime, l'Idéal entwickeln. Die Form der Darstellung ist durchaus dogmatisch, und wir würden uns nicht unterfangen, an der Richtigkeit dieses Systems zu zweifeln, da es uns übel bekommen könnte; auch ist Proudhon's Philosophie wirklich nicht dümmer, als die der Mehrzahl der Franzosen, welche das Examen als bachélier-ès-lettres bestanden haben; der Zweck derselben ist, die Idee der Gerechtigkeit festzustellen und hierdurch die Gesellschaft zu reformiren. Die Gerechtigkeit ist ihm das höchste und absolute Kriterium der Gewißheit, deren Begriff er durch seine Deductionen endlich festgestellt hat (S. XIV.); Gerechtigkeit ist Vernunft, die wahre Vernunft. — „Hieraus folgt, daß das letzte Wort der Philosophie, ihr stetes Ziel dieses ist, durch Synthese der Kenntnisse, die Uebereinstimmung zwischen Mensch und Natur, oder wie Fourier sagt, die allgemeine Harmonie zu verwirklichen." — ...... § IX. Suprematie der Gerechtigkeit. — „Wenn die Philosophie erklärt, der Dualismus festgestellt, sein gleichmachender Geist und seine demokratische Tendenz bewiesen, wenn das Bilden von Ideen, Wahrnehmungen und Begriffen erklärt, das Kriterium gefunden, das Ziel angezeigt, die synthetische Formel gegeben, der Zweck des Menschen bestimmt ist (Alles dieses ist auf etwa 40 Seiten geschehen), kann man sagen, in einem bestimmten Sinne: die Philosophie ist fertig. Sie ist fertig, weil sie sich vor der Menge zeigen und ausrufen kann: ich bin die Gerechtigkeit, Ego sum qui sum; ich werde Euch aus dem Elend und der Sklaverei ziehen. Man braucht den aufgestellten Rahmen nur auszufüllen; das ist die Sache der (sozialistischen) Lehrer und Gebildeten.

„Was ist in Wahrheit diese Gerechtigkeit anders, als die höchste Wesenheit, welche die Menschheit zu aller Zeit unter dem Namen Gott angebetet hat, welche die Philosophie ihrerseits unaufhörlich unter verschiedenen Namen gesucht hat, die Idee von Plato und Hegel, das Absolute von Fichte, die reine und die praktische Vernunft von Kant, das Recht des Menschen und Bürgers der Revolution."

Wir kennen diese im Kopfe der Sozialisten ausgeheckte Gerechtigkeit zur Genüge. Das Volk kann nicht skeptisch, kann nicht indifferent bleiben, es bedarf einen Glauben — sagen die heutigen Sozialisten mit Proudhon — woher soll aber dieser Glaube nun kommen? — Man muß einen Glauben, man muß die Philosophie zur Religion machen — das ist der eigentliche Grundgedanke bei dieser Propaganda für die Philosophie unter dem Volke. — Die Gerechtigkeit Proudhon's ist dieselbe mit Hekatomben blutiger Menschenköpfe verehrte Göttin, welche die Jakobiner der ersten Revolution in Gestalt einer Buhldirne verehrten und unter dem Namen Vernunft anriefen.

„Die Gerechtigkeit ist streng, o Volk, und versteht keinen Spaß. Jedes Knie beugt sich vor ihr, jedes Haupt neigt sich vor ihr. Sie allein erlaubt, duldet, hindert oder giebt Vollmacht. Sie würde aufhören zu sein, wenn sie von irgend Jemandem Erlaubniß, Bevollmächtigung oder Duldung bedürfte. Jedes Hinderniß ist eine Schmach für sie, und jeder Mensch ist gehalten, sich zu waffnen, um es hinwegzuräumen.

„Sehr davon verschieden ist die Religion, die ihr Leben nur dadurch fristen gekonnt hat, daß sie tolerant geworden, und die auch nur durch die Duldung noch fortbesteht. Es genügt, zu sagen, daß ihre Rolle ausgespielt ist. Die Gerechtigkeit zwingt sich im Gegentheil auf, und das ohne Bedingungen; sie duldet nichts ihr Gegenüberstehendes, sie läßt keine Nebenbuhlerschaft zu, weder im Gewissen noch im Geiste; und wer immer sie opfert, wäre es selbst der Idee, selbst der Liebe, schließt sich aus der menschlichen Gesellschaft (des Socialismus) aus. Kein Vertrag mit der Ungerechtigkeit, o Demokraten: das sei euer Losungswort im Frieden und euer Kriegsgeschrei."

Wer die sozialistische Sprache versteht, wird sich diese unwiderstehliche Gewalt der Gerechtigkeit in seine Sprache zu übersetzen wissen. Terrorismus des vierten Standes, der Proletarier, heißt sie. Denn die Gerechtigkeit des Herrn Proudhon ist die Gerechtigkeit des Volkes, die gleichmachende Gerechtigkeit, welche bereits 1793 ihr Probestück abgelegt hat.

„Betet zu Eurem Gott," heißt es weiter, „ihr Christen, das Gesetz (Proudhon's) erlaubt es Euch; aber hütet Euch, ihn der Gerechtigkeit vorzuziehen; wo nicht, so würdet Ihr behandelt werden, wie Verschwörer und Missethäter."

Sehr gut gesagt, und zu merken für Zeiten, wo die Sozialisten ihre Gerechtigkeit (le Dieu suprême, le Dieu vivant, le Dieu tout-puissant, le seul Dieu qui ose se montrer intolérant vis-à-vis de ceux qui le blasphèment) verwirklichen. Herr Proudhon hat für das Kopfabschneiden und Guillotiniren der Leute, die nicht an seine Gerechtigkeit glauben, recht hübsche Umschreibungen, und der Fanatismus ist bei ihm System.

„Das Volk besitzt aus seinem Inneren heraus die Gerechtigkeit; es hat sie besser bewahrt, als seine Herren und Priester; sie ist bei ihm besser aufgehoben, als bei den Gelehrten, die sie lehren, bei den Advokaten, die sie discutiren, bei den Richtern, die sie anwenden. Das Volk endlich ist, vermöge seiner natürlichen Induction und seiner Achtung vor dem Rechte, weiter fortgeschritten, als seine Oberen; es fehlt ihm nur, wie es selbst sagt, das Wort. Dieses Wort wollen wir dem Volke geben.

„Aber, sagt man, das Volk ist eines dauernden Studiums unfähig; die Abstraction der Ideen, die Eintönigkeit der Wissenschaft widert es an. Man muß nur mit ihm fortwährend konkret sprechen, personalisiren und dramatisiren, das Ethos und Pathos anwenden, fortwährend mit Gegenstand und Ton wechseln. Fortgerissen von der Einbildungskraft und Leidenschaft (sic — das ist Philosophie), realistisch von Temperament, folgt es gern den Empyristen, den Tribunen, und den Charlatanen (auch gut!). Sein Feuer hält nicht an, in jedem Augenblick fällt es in den Materialismus der Interessen zurück."

Die praktische Philosophie des Proudhon'schen Volkes ist leicht zu begreifen; sie heißt: o Volk, verwirkliche die Gerechtigkeit, schlage nieder Alles, was sich ihr entgegenstellt, räume die Hindernisse weg; schlage todt Fürsten, Adlige, Priester, Advokaten, Gelehrte, Börsenleute, Bourgeoisie, und richte, wenn diese Hindernisse beseitigt sind, den Thron der wahren Gottheit, der Proudhon'schen Gerechtigkeit auf.

Ein gleiches Fabrikreglement für Alle, gleiche Kleider, gleiches Futter, gleiche Arbeit, gleiche Lustbarkeiten; Keiner hat vor dem Andern einen Vorzug. Daß Herr Proudhon die Sache so versteht, geht aus vielen Stellen hervor. Die Gerechtigkeit ist intolerant, ist uns gesagt worden, sie zwingt sich auf, sie leidet keinen Widerstand, keine Nebenbuhlerschaft, weder im Gewissen noch im Geiste, sie paktirt nicht; jedes Knie beugt sich vor ihr, jedes Haupt neigt sich. Kein Zweifel, sie ist eine Tochter der Göttin Vernunft mit der Jakobinermütze, und wenn Cavaignac im Juli 1848 nicht in der dreitägigen Schlacht zu Paris diesen Kultus vor der Hand unschädlich gemacht hätte, würden uns Louis Blanc, Proudhon und Konsorten bereits in den Ceremonien dieses Dienstes unterrichtet haben.

Proudhon spekulirt mit dem Pessimismus; nach ihm, ist die Gesellschaft in Europa reif, abgehauen und in's Feuer geworfen zu werden. Sehr lehrreich ist in dieser Hinsicht seine Conclusion (§ XIII.).

„Das Papstthum ist einmal gebrochen, der Katholicismus liegt am Boden; es giebt keine Religion mehr in der civilisirten Welt. Die protestantischen Kirchen, eine Art Zwitterding zwischen Religion und Philosophie, die von ihrer Opposition gegen den Katholicismus lebten, gehen auch zu Grunde.... Der Eklekticismus hat ebenfalls kein Recht mehr zu bestehen. — Woraus sollte er sich noch zusammensetzen lassen? wohl oder übel muß er sich auf die revolutionären Antithesen (gegen alles Bestehende) gründen, wenn er sich nicht in reiner Zweifelsucht auflösen soll. Neigen sich nicht bereits die Geister in Frankreich und in ganz Europa zu diesem letzten und traurigen Entweder-oder hin? Vor dem zweiten December befolgten die Regierungen durch eine Art stillschweigender Uebereinkunft eine Politik der richtigen Mitte; sie suchten sich das Gleichgewicht zu halten und folgten einander in der Anwendung des constitutionellen Systems. Jetzt ist alle politische und soziale Entwickelung aufgehoben; die Staatsraison, welche sich allmählich der Idee des Rechts näherte, treibt auf's Gerathewohl dahin, allen Eingebungen der Furcht, des Mißtrauens und des alten Antagonismus sich hinzugeben. Die Beziehungen zwischen den Staaten sind verwirrt; es giebt keine Prinzipien mehr; die Verzweiflung der Geister treibt sie in den Krieg.

„Hat England Prinzipien, welches aus Haß gegen die Demokratie zuerst dem 2. December Beifall klatschte? Die Frage ist fast lächerlich geworden. England setzt seit mehreren Jahren die Welt durch seine Verachtung alles göttlichen und menschlichen Gesetzes in Verwunderung..... Ich täusche mich; ja, England hat ein Prinzip, d. h. die Mächte des Festlandes einander gegenseitig sich aufreiben zu lassen.

„Hat Rußland Prinzipien? — Wenn Rußland Prinzipien hätte, wenn es z. B. an die Unverletzlichkeit der Nationen glaubte, so würde es entweder Polen herstellen, oder diese angebliche Emancipation der Italiäner nicht zugeben. Wenn Rußland Prinzipien hätte, würde es einsehen, daß es zwischen der Unsittlichkeit der Leibeigenschaft und der Anerkennung der Menschen- und Bürgerrechte keine Uebergangsstufe giebt. Es würde seine Nacht vom 4. August machen; statt die Freiheit seiner Bauern zu erschachern, würde es sie befreien im Sturm, revolutionär.

„Hat Oesterreich Prinzipien? Nun warum ist es denn in fortwährendem Widerspruche mit seinen Völkern, seinen Nachbarn verdächtig, seinen Verbündeten untreu, undankbar gegen seine Wohlthäter und Allen verhaßt?

„Hat Deutschland Prinzipien? Hoffen wir es! Deutschland ist das klassische Land der Philosophie, wie Frankreich das klassische Land der Revolution. Revolution und Philosophie sind aber, wie ein Deutscher sagt, ein und dasselbe. Aber seit dem 2. December ist diese Verbindung unterbrochen. Deutschland, welches einen neuen „Tugendbund" vielleicht mehr fürchtet, als einen neuen Napoleon (Blödsinn! — Herr Proudhon scheint den Tugendbund für einen sozialistisch-revolutionairen Klub zu halten), träumt von Centralisation, was eines Tages so viel heißen könnte, als Entnationalisirung.......

„Hat Italien Prinzipien? ist Italien kaiserlich, päpstlich, königlich, bundesstaatlich? Es weiß das selber nicht. Armes Italien! Statt der Revolution, haben wir ihm die Revolte gebracht; es schickt uns den Sturm zurück.

„Es giebt keine Prinzipien mehr. Europa ist in das Chaos des 2. Decembers hinabgestiegen, und wir wandern durch das Leere, per inanea regna. Was das Traurige daran ist — man weiß es, man sagt es überall und findet sich darein. Man nimmt es hin, wie etwas ganz Natürliches, wie eine unausweichbare Redensart. „„Frankreich ist im Verfall; die Zeiten des römischen Kaiserthums sind da für dasselbe."" Diese Sprüche durchlaufen die Kaffeehäuser von Paris. Wie man 1793 sagte, Frankreich ist revolutionair; 1814, Frankreich ist liberal; 1830, Frankreich ist konservativ; 1848, Frankreich ist republikanisch — nur noch kurze Zeit, und mit derselben Gedankenlosigkeit wird man sagen: Frankreich ist verfault, und wird seinen sittlichen Tod bekunden.

„Napoleon III. mache jetzt, was er wolle; das Papstthum — einmal angerührt, nichts wird es mehr in's Leben zurückrufen. Der Glaube der Völker hält es nicht mehr. Dieses Urtheil ist unwiderruflich; Beschränkungen, Verbesserungsvorschläge ändern daran nichts. Der Papst kann den Kaiser absolviren; der Kaiser wird, auch wenn er beichtet und sich aussöhnt, den Papst nicht retten. Und da es keine Nation in Europa giebt, deren geistigen und sittlichen Verfall man nicht augenscheintich darthun könnte, so wird der Sturz des Papstthums das Signal zur allgemeinen Sündfluth.

„Ja, die Zeit der anregenden Völkerstämme ist vorüber. Die Bewegung wird in Europa weder vom Osten, noch vom Westen, noch vom Mittelpunkt aus wieder beginnen; die Wiedergeburt kann heutzutage weder griechisch, noch lateinisch, noch germanisch sein. Sie kann heute, wie vor 1800 Jahren, nur von einer kosmopolitischen Propaganda kommen, die von Männern geleitet wird, welche, nachdem sie den alten Göttern abgesagt, ohne Unterschied der Abstammung oder der Sprache, gegen die Verderbniß protestiren.

„Welches wird ihre Fahne sein? sie können nur Eine haben: die Revolution, die Philosophie, die Gerechtigkeit. Die Revolution ist der französische Name der neuen Idee. Die Philosophie ist ihr germanischer Name. Möge die Gerechtigkeit ihr kosmopolitischer Name werden."

Prächtig gesagt! — Das ist in Kürze Herrn Proudhon's Weltanschauung — die europäische Gesellschaft hat sich überlebt, befindet sich in dem Zustande allgemeiner Verderbniß, wie die römische Welt um die Zeit vor Christi Geburt: Christenthum und Germanen giebt es nicht mehr, um neues Leben in die Fäulniß zu bringen; überall herrscht Verzweiflung der Geister, die ohne Religion, ohne Gerechtigkeit nicht leben können — also kosmopolitische Verbindung aller Proletarier, Aufrichtung eines Reiches der Gerechtigkeit über den Trümmern der alten Gesellschaft, die sich demselben fügen müssen, oder — eine Art atheistischer Mormonismus, in welchem sozialistische Apostel als Sultane der Gerechtigkeit auftreten. Das wäre das Ende vom Liede, vorausgesetzt, daß diese atheistische Theokratie, ohne alle positive Elemente, wie sie ist, so weit kommen könnte; die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß die einzelnen Apostel über die Art und Weise dieser absoluten Gerechtigkeit unter sich uneins werden, und sich gegenseitig einer nach dem andern vom Throne stoßen würden, wenn das Volk sie nicht selbst beseitigte — doch wir glauben, trotz vieler krankhafter Erscheinungen, daß die europäischen Völker, selbst Frankreich, noch nicht in dem Grade verderbt sind, um für das sozialistische Paradies reif zu sein.

England.

Richard Cobden und die Staatsökonomen von Manchester.

II.

Cobden und Sir Robert Peel.

Nur noch Eine Stufe hatte Cobden zu übersteigen, um in das Parlament zu kommen. Die öffentliche Stimme berief ihn dahin; seine Ansprüche waren unbestreitbar. Sein Rednertalent war allen Auditorien gewachsen. Gewaltig in den stürmischen Volksversammlungen, ruhig in den Konferenzen mit den Delegirten, stets besonnen und gedankenreich, besonders ungekünstelt und das rechte Maß haltend. Was ihm an Redeschmuck abging, wog er durch Sachkenntniß und Gründlichkeit in der Debatte reichlich auf. Wer mochte nun zweifeln, daß Manchester die Ehre, sich von ihm vertreten zu lassen, jedem anderen Burgflecken streitig machen werde? Und doch kam es anders. Mißverständnisse, örtliche Reibungen der Eifersucht traten dazwischen. Die Whigs hatten bis dahin die Verfügung über zwei Sitze und Cobden erklärte: Er, der Vertreter einer Idee, sei nicht Willens, seine Unabhängigkeit zu gefährden. Dieser übelvermerkte Stolz führte eine andere Wahl herbei; sie fiel auf Milner Gibson, den Kanditaten der liberalen Partei, die er allerdings mit großem Talent und probehaltiger Treue vertrat. Die Wahrheit zu sagen, hatte die Liga damals noch bei weitem nicht das volle Bewußtsein ihrer Stärke und war noch lange nicht, was sie bald wurde: die Pflanzschule von Parlamentsgliedern. Schon jedoch hatte sie bei einem Wahlkampf zu Walsall dem mächtigen Einfluß der Gladstones die Waage gehalten. Zu Bolton setzte sie die Wiederwahl des Doktor Bowring durch, während Stockport Cobden an Manchester rächte und ihn zum Abgeordneten wählte.

Cobden nahm unter sehr ernsten Umständen seinen Sitz im Parlamente ein. Mit der Aussicht auf eine Minorität, eine Folge der Wahlen, hatte sich das Ministerium vor einer feindlichen Adresse (August 1841) zurückgezogen, um dem neuen, von Robert Peel geleiteten Kabinet Platz zu machen. Im Grunde zeigte sich im Verfolg dieser Wechsel den Reformen Cobden's eher günstig. Mit den wesentlich ohnmächtigen Whigs kam es so weit, daß sie ihre eigenen Prinzipien im Stiche ließen. Seit drei Jahren beschränkten sie sich auf die Defensive, mehr darauf bedacht, die Pläne ihrer Gegner zu vereiteln, als darauf, ihre Anhänger zufrieden zu stellen. Peel dagegen ergriff das Ruder, mit dem Wunsch und dem Bedürfniß zu handeln. Durch die Kühnheit seiner Maßregeln suchte er dem gegnerischen Heere Diversion zu machen und es in die Alternative zu bringen, sich entweder um die eigene Fahne zu schaaren, oder seine

Stellung ganz aufzugeben. Mehr als den Whigs ging ihm der Nothstand der arbeitenden Klassen zu Herzen; mehr als ihnen war es ihm ernst, dem Uebel Heilung zu bringen. In einer Unterhaltung mit Guizot äußerte er: „die unsichere Lage der handarbeitenden Bevölkerung sei ein Jammer und eine Schmach für unsere Civilisation. Alles, was zu thun wäre, könne man nicht thun; deshalb dürfe man nicht unterlassen, das Wenige, was man thun könne, zu thun." Aber auch diese Aufgabe hatte ihre große Schwierigkeiten. Er war nur insoweit Herr seiner Partei, wie er ihren Leidenschaften diente und ihre Interessen vertrat. Er mußte sich von ihr loszumachen und ihre Elemente fortzusetzen suchen, wenn er die geringste Reform erzielen wollte. Die Whigs ihrerseits hatten das ihnen entrissene Terrain mit Fallen belegt. Was sie weder den Willen noch die Macht hatten, zu thun, wollten sie, theils versteckt, theils offen, ihre Nachfolger zu thun hindern. Robert Peel entging den gelegten Schlingen und verweigerte, ein ausdrückliches Programm von sich zu geben. Die Parlamentsvertagung machte ihm Luft; eine Frist von fünf Monaten gab ihm Muße, sich zu sammeln und seine Entwürfe vorzubereiten.

Bei der Eröffnung der Session, 1842, legte er sie in meisterhafter Fassung von Klarheit und Einfachheit vor. Um den Ausfall des Schatzes zu decken, schlug er zwei Maßregeln vor: eine Einkommensteuer und eine Revision des Tarifs; namentlich sollte der Kornzoll von 20 bis zu 1 Schilling herabgehen, je nachdem der Getraidepreis von 73 bis auf 51 fällt. — Damit war die Liga nicht ganz befriedigt und die Grundbesitzer schrien Verrath. Peel hatte seine Entwürfe gegen die Anforderungen drüben und die Abneigungen hüben zu vertheidigen. Villers drang in einer trefflichen Rede auf völlige Abschaffung des Kornzolls; Cobden, seine frühere Zurückhaltung und Mäßigung ablegend, sprach mit gesteigerter Lebhaftigkeit für gründliche Reform. Der Premier blieb unerschüttert: er wollte in dem Angriff auf die Interessen seiner Partei nicht weiter gehen. Das von ihm vorgeschlagene Gesetz ging durch, das aber schon in seinen nächsten Folgen seine Unzulänglichkeit bekundete. Der Kornpreis ging immer mehr in die Höhe. Die Noth und das Elend in den Fabrikstädten führten eine Reihe schwerer, verhängnißvoller, mitunter blutiger Ereignisse herbei; wir übergehen sie und kommen zu der Parlamentsversammlung am 19. Januar 1846. Die Königin eröffnete das Parlament in eigener Person; sie sprach von der Miß-Aerndte und der Nothwendigkeit, Hülfe zu schaffen. Im Oberhause wurde die Persönlichkeit nicht gespart; der Herzog von Richmond fragte mit bitterm Hohn, warum Cobden nicht zum Peer ernannt worden; warum er nicht die Bank des Schatzamtes einnehme. Im Hause der Gemeinen erklärte Robert Peel, er habe seine Meinung über das Korngesetz völlig geändert. Während die Opposition diese Erklärung jubelnd begrüßte, herrschte auf den ministeriellen Bänken tiefstes Schweigen. Gespannt erwartete man seine Vorschläge, die er einige Tage später entwickelte. Das Haus war vollzählig; Prinz Albert und der Herzog von Cambridge wohnten der Sitzung bei. Nachdem er die Zollreduction verschiedener Artikel erörtert hatte, kam er zu seinem Hauptthema, zu der Cerealienfrage: die Erfahrung eines dreijährigen Provisoriums habe die Nutzlosigkeit der Zoll-Ermäßigung erwiesen; die Häfen müssen endlich der vollkommen freien Getraide-Einfuhr geöffnet werden. — Es läßt sich denken, wie diese Vorschläge von seinen alten Parteigenossen aufgenommen wurden. Noch nie zuvor hatte ein Minister auf diesem Sitze Das zu hören bekommen, was Peel an diesem Tage zu hören bekam; es regnete Beschuldigungen und Schmähungen; die Namen Verräther, Ueberläufer, Abtrünniger gingen von Mund zu Mund. Er stand dem Sturm, ohne zu wanken. Ohne auf die persönlichen Ausfälle zu achten, beschränkte er sich darauf, seine Maßregel von einem höhern Standpunkte aus drei Reden zu rechtfertigen, die ein unvergängliches Denkmal der Würde, Weisheit und Eloquenz bleiben werden.

Nach einer siebentägigen heißen Debattenschlacht und nach dreimaliger Lesung nahm das Unterhaus mit einer Majorität von 98 Stimmen Peel's Entwurf an. Nur 106 Konservative traten auf seine Seite; die andern, 222 an Zahl, trennten sich offen von ihm. Die Whigs und die Radikalen hielten treu zu ihm und der Grund ist begreiflich genug; der Minister hatte ihre Sache geführt und den Sieg nur auf den Trümmern seiner eigenen Partei errungen. Eine Rede Wellington's verhalf auch im Hause des Lords zu einer Mehrheit von 47 Stimmen. Die Bill hatte alle Proben durchgemacht und wurde zum Gesetz (Mai 1840). Von jetzt ab wetteiferten Peel und Cobden im guten Vernehmen mit einander. — Fünf Wochen später büßte Peel für den erfochtenen Sieg. Die Majorität, die er zersprengt und überwältigt hatte, rückte wieder, bei Gelegenheit einer Bill wegen Irland, in geschlossenen Gliedern gegen ihn. Ihr Führer, Lord Bentinck, rief ihnen in einer mit Schmähungen und Bitterkeiten gewürzten Sprache zu, der Minister müsse aus dem Kabinet gejagt werden; von seinen früheren Freunden ausgestoßen, von den Whigs, die seiner nicht mehr bedürften, in Stich gelassen, müsse er völlig isolirt bleiben. Cobden schloß sich zwar den letzteren an, wollte aber nicht, daß die Natur seiner Beweggründe entstellt würde. „Der edle Lord," erwiderte er auf Bentinck's Ausfall gegen Peel, „hat freimüthig erklärt, das Ziel der sich bildenden Majorität wäre, dem ehrenwerthen Baronet, wegen dessen Politik im Verlauf dieser Session, sein Recht zu thun. Er hat, wenn ich nicht irre, sich dahin ausgesprochen, daß es jedes ehrlichen Mannes Wunsch sein müsse, den Verräther bestraft zu sehen, obwohl der Verrath Manchem zu Gute kam..... Ich für meine Person und für viele andere ehrenwerthe Mitglieder, weise diese falsche und ungerechte Deutung unseres Votums zurück. Wir würden uns mit der Volksmeinung im schreiendsten Widerspruch befinden, wollten wir auch nur den Schein einer solchen Gesinnung gegen den ehrenwerthen Baronet auf uns sitzen lassen. Es beweist eine große Mäßigung, daß er die Stärke, die er außerhalb dieser Räume besitzt, nicht geltend macht, um seine Gegner beim Worte zu nehmen, oder an das Urtheil des Landes zu appelliren. Wenn er's nicht thut, so bin ich gewiß, die Gesinnung des Volkes auszudrücken, indem ich dem ehrenwerthen Baronet meinen tiefempfundenen Dank zolle für die unermüdliche Beharrlichkeit, die unerschütterliche Festigkeit, die unvergleichliche Geschicklichkeit, womit er im Verlauf der letzten sechs Monate eine der herrlichsten Reformen durchgeführt hat."

Robert Peel blieb nicht ungerührt von dieser Sprache, und ergriff den nächsten Anlaß, es zu beweisen. Drei Tage darauf nämlich legte er seine Aemter nieder, und hielt vor dem bewegten Hause seine Abschiedsrede. Nachdem er in schlichten Worten seine Handlungen in ihren Absichten und Folgen dargestellt, fügte er hinzu: „Ich sagte neulich, und meinte aufrichtig, was ich sagte, daß, indem ich meine Maßregeln der Handelsfreiheit vorschlage, ich keineswegs Andern den ihnen gebührenden Antheil an dem Verdienst um dasselbe entziehen wollte. Ich sage es nun im Namen der ehrenwerthen Mitglieder, die mir gegenüber sitzen, in meinem Namen, im Namen meiner Freunde, daß die Ehre dieses Werkes weder mir, noch ihnen, noch uns zukomme. Die im Allgemeinen entgegengesetzten Parteien haben sich geeint, und diese Einigung und den Einfluß der Regierung — sie haben den Erfolg unserer Maßregeln herbeigeführt. An die Spitze jedoch dieses Erfolgs darf weder der Name des edlen Lords, der die mit uns konkurrirende Partei leitet, noch der meinige gestellt werden; diese Stelle gebührt dem Namen eines Mannes, der, wie ich glaube, aus lautern Beweggründen und mit rastloser Energie sich an unser Aller Vernunft gewendet und durch eine um so bewundernswürdigere Beredtsamkeit, je anspruchsloser und schlichter sie war, uns genöthigt hat, auf ihn zu hören — der Mann heißt: Richard Cobden!"

Italien.

Literatur-Bericht aus Italien.*

Staatswirthschaft und Gemeinde-Verwaltung.

In Italien, wo seit Vico, Beccaria und Andern langes Schweigen über öffentliche Angelegenheiten hat beobachtet werden müssen, obwohl der Marchese Tanari in Bologna, der Minister Bianchini in Neapel, Torreggiani in Parma und Andere gezeigt haben, daß das Studium der Staatswissenschaft und besonders der Staatswirthschaft viele Liebhaber hat —, in Italien beschäftigt man sich jetzt mit diesem Studium. Ein beachtenswerthes Werk in diesem Fache ist folgendes:

Trattato teorico-pratico di economia politica del Professore Gerolamo Boccardo, Vol. III. Torino, 1859.

Der Verfasser ist Professor an der Universität zu Genua, und steht im Rufe eines diesem Fache vollkommen gewachsenen öffentlichen Lehrers. Auch gilt dies Werk für das beste vollständige Lehrbuch der Staatswirthschaft in Italien, wo eine großartige Sammlung aller diese Wissenschaft umfassenden Werke des Auslandes in italiänischer Sprache erschienen ist, und noch von der strebsamen Buchhandlung von Pomba in Turin fortgesetzt wird. Auf diese Weise fehlte es dem sorgfältigen Herrn Verfasser nicht an Vorarbeiten, die er zu dem ersten beiden theoretischen Bänden treulich benutzt hat, und enthält der dritte vorliegende Band die praktische Anwendung. Herr Boccardo hat sich bereits durch andere Schriften dieses Faches ausgezeichnet, besonders aber durch sein großes Wörterbuch der Staatswirthschaft, dem berühmten Werke unsers Rotteck vergleich-

* Vom Geheimen Justizrath Neigebaur.

bar, welchem in Italien zuerst der Graf von Gortula folgte, ein ausgezeichneter Verwaltungsbeamter in Turin, der daselbst ein umfassendes Wörterbuch der Staatswissenschaften herausgab. Natürlich ist Herr Boccardo den seit diesen Vorgängern gemachten Fortschritten der Zeit gefolgt.

La legge sulla amministrazione communale e provinziale, dal 23. Ottobre 1859, ordinato al uso dei impiegati, di J. Vella. Torino, 1859.

Die Verwaltung der Gemeinden, nicht durch bezahlte Staatsbeamte, sondern durch Mitglieder der Gemeinde selbst, ist in Italien nie ganz verloren gegangen, während diesseits der Alpen beinahe überall der Erb-, Lehns- und Gerichtsherr sagen durfte: die Gemeinde bin ich. Als mit dem Gesetzbuche Napoleon's auch die Gemeinde-Verwaltung in Italien, wie in Frankreich eingeführt wurde, war der Uebergang nicht so groß, wie damals, als dies in preußischen und hannöverischen Gebietstheilen unter Jerome geschah.

Als nach dem Wiener Kongresse die sogenannte gute alte Zeit großentheils wieder hergestellt wurde, erfolgten zwar auch in Italien bedeutende Rückschritte, doch blieb im Ganzen die Selbstverwaltung der Gemeinden, die auch nach der von dem Könige Karl Albert freiwillig gegebenen Constitution durch das Gemeinde-Gesetz vom 7. Oktober 1848 noch erweitert wurde. Nach der Einverleibung der Lombardei wurde eine neue Gemeinde-Ordnung von dem sardinischen Parlamente berathen und am 23. Oktober 1859 genehmigt. Diese liegt hier zur Benutzung der Gemeindebeamten vor; von dem Verfasser, der bei der Gemeinde-Verwaltung in Turin angestellt ist, mit einem vollständigen Wörterbuche versehen, so daß diese Arbeit eine Art Lehrbuch für die Gemeinde-Verwaltung ist. Die Stadt- und Landgemeinden haben im Königreich Sardinien gleiche Organisation; die kleinsten derselben zählen 250 Einwohner; jede wählt sich einen Gemeinde-Rath, welcher aus seiner Mitte einen Ausschuß wählt, der die Verwaltung beaufsichtigt, die dem Syndicus oder Bürgermeister übertragen ist. Die Ernennung erfolgt durch den König, aber nur aus der Zahl der Gemeinde-Räthe, trifft daher stets einen Mann, zu dem die Gemeinde Vertrauen hat. Derselbe ist der Präsident der Verwaltungsbehörde, welche unter dem Syndicus aus Assessoren besteht, die ebenfalls von der Gemeinde gewählt werden. Die kleinsten Gemeinden haben zwei Assessoren, über 3000 Seelen vier, über 30,000 Seelen sechs, und über 80,000 Seelen acht Assessoren, mit vier Stellvertretern; alle andern Gemeinden haben nur zwei Stellvertreter. Die Provinzen wählen nach den verschiedenen Kreisen ebenfalls die Mitglieder der Provinzial-Vertretung, je nach der Größe der Provinz 20—50 Mitglieder, die dann von dem Provinzial-Gouverneur oder Präfekten berufen werden, und sich ihren Präsidenten wählen, sowie einen Ausschuß, welcher den Provinzial-Rath bis zur nächsten Sitzung beruft. Wie bei den Wählern zum Parlament, ist der Census nach der Verschiedenheit der Größe der Gemeinde bestimmt, aber von Standesunterschied ist nur insofern die Rede, daß bei Mitgliedern der Akademie und bei denen, welche die Doktor-Würde auf einer Universität erworben haben, der Nachweis von Vermögen nicht nothwendig ist. Da übrigens alle solche Aemter unentgeltlich und ohne Tagegelder oder Reiseentschädigung verwaltet werden, wie dies auch bei den Abgeordneten zum Parlamente der Fall ist, so ist man sicher, daß nur solche Männer gewählt werden, welche bereit sind, für ihre Gemeinde, oder Provinz, oder das Land Opfer zu bringen, da aus Eigennutz Niemand dazu bestimmt werden kann, sich wählen zu lassen. Uebrigens steht die Gemeinde-Verwaltung nur unter der allgemeinen Staats-Aufsicht, da sie vollkommen Selbstverwaltung besitzen, und durch keine Einmischung besoldeter Beamten belästigt werden, bis etwa Beschwerden erfolgen, die vor die Gerichte gehören, welche ebenfalls so selbständig sind, daß hier von Disziplinargerichtshöfen und andern Maßregeln der Art nicht die Rede ist. Auch steht Alles, was in andern Ländern der Polizei überwiesen ist, der Gemeinde allein zu, z. B. Straßenpflaster, Wege, Bauwesen u. s. w. Die Gensd'armerie darf ohne Anrufen der Gemeinde nicht einschreiten, außer um ein Verbrechen auf frischer That zu verhüten. Die Folge davon ist, daß in jedem Orte die angesehensten Personen gewählt werden und diese sich durch das allgemeine Vertrauen geehrt fühlen. Dazu kommt noch, daß die reichen Leute hier nicht wie anderwärts die Industrie des Landbaues auf ihren Gütern selbst betreiben, sondern ihre Güter in kleineren Wirthschaftshöfen verpachten, deren jährlich neu bestimmte Einnahmen genießen, ohne von den Zufälligkeiten abzuhängen, welche bei hohen Getraidepreisen den großen Gutsherren zu großen Ausgaben, bei niedrigen aber oder bei Mißwachs, zum Schuldenwesen verleiten. Auf diese Weise haben hier die Vornehmen und Reichen bei geregeltem Hausstande Zeit, sich mit Wissenschaften oder öffentlichen Angelegenheiten zu beschäftigen. Das Letztere würde ihnen aber nicht gefallen, wenn sie unter einem besoldeten Polizei-Präsidenten, Regierungs- oder Landrathe stehen sollten. Aus dieser gewohnten Beschäftigung mit öffentlichen Angelegenheiten folgt aber auch, daß hier so viele Schriften über Verwaltungsgegenstände erscheinen. So ist z. B. in Turin der Minister, Graf von Sclopis, Gemeinderath neben dem Professor Baresti, einem Geistlichen, und einem Kaufmann, Arzt u. s. w. Der Graf Sanvitale in Parma, der reiche Schwiegersohn der Nichte Napoleon's I., ist Bürgermeister, oder Sindico in Parma. Ebenso ist es in allen großen Städten, wie in den kleinsten Gemeinden.

Süd-Amerika.

Zur Statistik von Buenos-Aires.*

Wenn die Statistik europäischer, längst kultivirter Länder noch keineswegs vollkommen, ja an manchen Orten kaum erst begonnen ist, so kann man natürlich von Südamerika noch weniger in diesem Punkt erwarten. Gleichwohl enthält der vorliegende erste Band der Statistik von Buenos-Aires des Wissenswürdigen genug und bildet eine Ergänzung zu Karl Andree's interessantem Werke über Buenos-Aires. Das Buch wird durch einen längeren aus dem Französischen übersetzten Artikel über die Pampa's, deren muthmaßliche Entstehung und Wesen, von Bravard, eröffnet. Von dieser großen 30,000 □ Meilen umfassenden Ebene kommen 5362 auf den Staat Buenos-Aires und zwar eine □ Meile auf die Hauptstadt, 711 auf die Nord-Provinzen, 1184 auf die West-Provinzen und 3465 auf die Süd-Provinzen. Geographisch bestimmt sind etliche und 60 Punkte, das heißt die meisten größeren bewohnten Orte auf diesem Raume; für die Stadt Buenos-Aires wurde eine Breite von 34° 36′ 29″ und eine Länge von 40° 21 (Ferro) gefunden, für S. Vicente 34° 49′ 3″ Breite und 0° 15′ 52″ Länge von Buenos-Aires, für Villa de Luján 34° 31′ 48″ Breite und 1° 0′ 0″ Länge von Buenos-Aires, für Baradero 33° 45′ 50″ Breite und 1° 25′ 4″ Länge von Buenos-Aires, für Pergamino 33° 53′ 16″ Breite und 2° 24′ 25″ Länge von Buenos-Aires, für Magdalena 35° 5′ 9″ Breite und 0° 44′ 0″ Länge von Buenos-Aires.

Diese Bestimmungen sind indessen noch nicht als verifizirt zu betrachten. Ausgedehnte meteorologische Beobachtungen wurden schon 1822 durch Dr. Manuel Morens, und seitdem noch durch mehrere andere Gelehrte und das typographische Bureau angestellt. Aus ihnen ergiebt sich, daß der Barometerstand sich zwischen 30, 41″ und 29, 15″ bewegt und der mittlere etwa 29, 71″ beträgt; während das Thermometer von 36° F. bis 91° F. steigt und im Mittel 62° zeigt. Auf 200 heitere Tage kommen 8[illegible] nebelige und eben so viel regnerische. Die Zahl der Gewitter ist auffallend groß, nämlich circa 28 bis 30 im Jahr. Die Beobachtung mehrerer Jahre giebt nahezu das gleiche Resultat. — Die Einwohnerzahl betrug 1857: 275,137, wovon auf die Hauptstadt 91,650 kamen. Dieselben waren in geistlicher Beziehung 51 Pfarreien zugetheilt: 11 in Buenos-Aires selbst, je 14 in den Nord- und Süd-Provinzen und 12 in den West-Provinzen. Die bürgerliche Eintheilung war in 13 Friedensrichtereien der Stadt, 16 des Stadtbezirks, 21 des Nordens und 15 des Südens bestimmt. In polizeilicher Richtung war die Stadt in 54 Quartiere getheilt; das Land dagegen zählte 8 Präfekturen und 25 Kommissariate. Wahlbezirke gab es 14 mit 188,165 Wählern.

Das Militair war in 6 Bataillone der Stadt mit 4424 Mann und 4 Schwadronen mit 1109 Mann, in 17 Landregimenter und 4 Corps von 280 bis 2390 Mann formirt und zählte im Ganzen 19,867 Mann (Nationalgarde).

Die Taufen betrugen in der Stadt 5166, und zwar 5011 katholische und 155 protestantische, 4452 weiße und 540 farbige, 3947 eheliche und 1045 uneheliche.** Die unehelichen Kinder waren mit einer einzigen Ausnahme katholisch; die Farbigen hatten das stärkste Kontingent hierzu geliefert, indem auf 279 eheliche 261 uneheliche kamen.

Auf dem Lande zählte man 9630 Taufen, und zwar 8541 weiße und 748 farbige, 5480 eheliche und 3061 uneheliche. An 3 Landorten wurden nur uneheliche Kinder geboren, an 14 anderen Orten überwogen sie die ehelichen; und zwar kamen auf 331 farbige eheliche Geburten 417 uneheliche. Interessant war ferner, daß, während bei den Weißen 1/9

* Registro estatistico del estado de Buenos-Aires, 1857. Tomo primero.

** Die Differenzen dieser Zahlen mit der Hauptzahl rühren davon her, daß über eine gewisse Anzahl die nähere Bezeichnung fehlt.

mehr Knaben als Mädchen zur Welt kamen, bei den Farbigen die beiden Geschlechter gleich stark vertreten waren.

Ehen wurden in der Hauptstadt 772 geschlossen, nämlich zwischen Katholiken 729, zwischen Protestanten 38, gemischte 5; daran betheiligten sich Weiße 1421, Farbige 117. Die Frauen dieser Ehen waren fast zur Hälfte Ausländerinnen, nämlich nur 277 Amerikanerinnen, und 462 Europäerinnen, worunter 183 Italiänerinnen, 115 Französinnen, 85 Spanierinnen. Ein Argentiner heiratete eine Deutsche, zwei Deutsche heirateten Argentinerinnen. Gemischte Ehen kamen seit 1827: 96 vor; sie nahmen seit 1849 zu, und erreichten 1854 die Zahl 117.

Ueber die Ehen auf dem Lande liegt Nichts vor.

Todesfälle kamen in der Hauptstadt 3556 vor, eine gegenüber von den 5166 Geburten günstige Zahl. Die meisten Todesfälle fielen auf den September, die wenigsten auf den Juni. Ebenso wie die geringe Anzahl der Todesfälle, spricht auch das hohe Alter für die Gesundheit des Klimas. Es wurden nämlich 37 Personen in der Hauptstadt über 80 Jahre alt, davon erreichten 5 das Alter von 100 Jahren und darüber, auf 16 alte Männer kamen 21 Frauen, auf 23 Weiße 14 Farbige. Da 1947 Todesfälle bei den Weißen und 321 bei den Farbigen nachgewiesen sind, so erscheint das Verhältniß des hohen Alters für die Farbigen ganz besonders günstig.

Auf dem Lande starben 3633 Personen gegen 9630 Geburten; es ist somit das Sterblichkeits-Verhältniß noch fast um 1/3 günstiger auf dem Lande als in der Stadt. Dieses Verhältniß war früher nicht so günstig, ist aber seit 1854 im Zunehmen. Es wurden nämlich mehr geboren 1854: 4027, 1855: 3271, 1856: 4754, 1857: 5997. Hier wurden 91 Personen über 80 und 26 über 100 Jahr alt; eine weiße Frau wurde 115, eine andere gar 120 Jahre alt. Das Verhältniß der alten Männer und Frauen war fast gleich, nämlich 44: 47. Dagegen war das Verhältniß der Weißen zu den Farbigen etwas günstiger als in der Stadt, obwohl an sich immer noch ungünstig, auf 77 alte Weiße kamen nämlich 14 Farbige; während die Weißen 2961, die Farbigen 373 Todesfälle hatten. Es war somit bei den Weißen der 38., bei den Farbigen der 27. ein alter Mann (Frau), während es in der Stadt bei den Weißen der 84., bei den Farbigen der 23. war. Unter den Alten waren die Tagelöhner die bei weitem Begünstigsten.

Von diesen 3633 Personen auf dem Lande starben die meisten am Fieber, nämlich 442, am Starrkrampf 249, an der Siebentagkrankheit 234, an der Schwindsucht 198, an Leberleiden 75, an Lungensucht 67. Die Blattern haben nur 25 Personen weggerafft, das Nervenfieber 11, das Scharlachfieber 8. Auffallend stark vertreten sind die unnatürlichen Todesarten: Mord 32, Verwundung 34; — ertrunken 36, Sonnenstich 8, verhungert 2, erfroren 1. Dagegen kam nur ein einziger Selbstmord vor.

Die Fremdenbewegung betrug 20,356, worunter 13,742 angekommene und 6614 abgegangene Fremde. Unter den Angekommenen befanden sich 4976 Einwanderer, darunter 3/4 Männer. Die meisten Einwanderer lieferte Spanien: 1812, dann kam Frankreich mit 1314, Italien mit 1217, die Schweiz mit 413, Deutschland mit 47, England mit 22. Die Einwanderung hat in den letzten Jahren bedeutend zugenommen; während 1824 noch 742 Personen mehr gingen als kamen und 1825 erst 925 Personen mehr kamen als gingen, zeigen die Jahre 1855, 1856 und 1857 folgende Zahlen zu Gunsten der Ankommenden: 9233, 11,784, 7128.

Aus der übrigens noch sehr unvollständigen Detailstatistik der Hauptorte des Landes (der Campaña) heben wir folgende Zahlen heraus: Es gab 130 Gebäude mit mehr als Einem Stockwerke, 195 mit Ziegeldächern, 2712 mit platten Dächern und 18,688 mit Strohdächern. Darunter waren 463 Kaufläden, 1683 Buden und Waarenlager, 34 Schulen, 72 Gasthöfe und Wirthshäuser, 133 von Pferden getriebene Mühlen, 222 Zimmerplätze, 33 Apotheken, 56 Schmieden, 103 Posten, 200 Ziegelhütten, 5 Sägemühlen. Wir schließen hieran eine Aufzählung der Hauptgewerbe, unter denen mehrere mit außerordentlich niederen Zahlen vertreten sind. Die 33 Hauptlandesorte zählen nämlich: 56 Aerzte, 68 Hebammen, 7 Barbiere, 3 Perrückenmacher, 8 Uhrmacher, 1 Töpfer, 1 Wagner, 2 Kürschner, 6 Gürtler, 2 Kupferschmiede, 1 Sattler, 6 Seifensieder, 35 Silberarbeiter, 11 Konditoren, 68 Schneider, 180 Schuhmacher, 86 Bäcker, 702 Maurer, 2 Gerber, 6 Waffenschmiede, 9 Wachslichterfabrikanten, 3 Wollenwascher, 4 Tischler, 1 Cigarrenfabrikant, 34 Butterfabrikanten, 16 Salzfleischbereiter. — Ferner finden wir aufgeführt: 1 Lesekabinet, 1 Musikalienhandlung, 1 Buchhändler, 1 Modistin.

Von der Bodenfläche werden 125 □Meilen als Ackerland und 1481 als Weideland nachgewiesen. Mit Weizen sind 2547 □Cuadras,* mit Mais 1856 □Cuadras bebaut; über alle weiteren Anpflanzungen fehlen die Notizen, welche jedoch durch die übrigens gleichfalls unvollständigen Uebersichten über den jährlichen Umsatz einigermaßen ergänzt werden.

Es wurden nämlich im Jahre 1857 erzeugt: 72,000 Fanegas (2½ Gallonen oder Scheffel) Weizen, 7000 Gerste, 50,000 Mais 6500 Karren Klee, 1685 Melonen, 575 Zwiebeln; ferner 30,000 Pfd. Butter, 787,000 Pfund Oel und 9000 Stück Käse; 125,000 Stück Pferde, 370,000 Stück Rindvieh, 300,000 Stück Schafe, 7000 Stück Schweine, 2600 Stück Maulthiere und Esel; 24,000 Stück Roßhäute, 380,000 Stück Kuhhäute, 23,000 Dutzend Kalbfelle, 54,000 Dutzend Hirsch- und Otterfelle, 80,000 Dutzend Schaffelle; 24,000 Arroben (¼ Centner) Roßhaare, 146,000 Arroben Kreolenwolle, 262,000 Arroben Mestizenwolle, 12,000 Arroben sächsische Wolle, 74,000 Arroben Talg und Fett, 224,000 Stück Hörner, 70,000 Arroben Salzfleisch, 3500 Pfund Klauen. Endlich gehören noch zum Verkehr: 18 Millionen Stück Ziegel, 20,000 Karren Holz, 2600 Fanegas Kalk und 5500 Pfund Straußfedern.

Wenn hieraus schon hervorgeht, welche großartige Rolle der Viehstapel in diesem gesegneten Lande spielt, so wird dies durch die nachfolgenden Zahlen noch bestimmter bezeichnet: Man zählt nämlich 60,000 zahme und 930,000 wilde Pferde, 2,600,000 Stück Rindvieh, 6,700,000 Stück Schafe (worunter 157,000 sächsische, 4,400,000 Mestizen, 2,200,000 Kreolen), 53,000 Schweine, 34,000 Maulthiere und Esel. Die meisten Pferde besitzen: Magdalena 97,000, Baradero 84,000, S. Pedro 82,000, Ajo 62,000, S. Nikola 61,000; das meiste Rindvieh: Azul 345,000, Ajo 300,000, Magdalena 230,000, Arrecifes 180,000; die meisten Schafe: Villa de Luján 800,000, Exaltacion 658,000, S. Anton 535,000, S. Vicente 480,000; die meisten Schweine: Baradero 10,300, Villa de Luján 6500, Lobos 5000, S. Nikolas 5600; die meisten Maulthiere und Esel: Magdalena 10,900, Pilar 5600, Exaltacion 4300.

Wenn man diese Zahlen überschaut und noch in Betracht zieht, wie reich die Bergwerke im Innern des Landes sind, so kann man nicht umhin, zu wünschen, daß dieses gesunde, von allen Reichthümern strotzende Land mehr als bis jetzt geschieht, ein Ziel deutscher Einwanderer, namentlich aber — deutscher Kaufleute werden möchte. — Ueber die Statistik der Deutschen in Buenos-Aires ist Folgendes bekannt: Ehen wurden 1857 geschlossen 21, Geburten kamen vor 49, sämmtlich ehelich, Todesfälle 42.

Auf dem Lande heirateten 4 Deutsche und zwar Argentinerinnen, es starben 3.

Aegypten.

Die heutigen Bewohner Aegyptens.

II.

Markt-Polizei und Steuer-Einnehmer.

Cosseir in Ober-Aegypten, Juni 1860.

Schwere Strafen stehen auf dem Gebrauch von falschem Gewicht und noch vor kurzer Zeit wurden solche Vergehen mit dem Tode bestraft. Die Aufseher der Märkte haben die Aufrechthaltung der Ordnung, die Regelung der Preise, gutes Gewicht ꝛc. genau zu überwachen und obgleich sie jetzt gezwungen sind, etwaige Uebertreter den Behörden zu überliefern, so wird es auch nicht so streng genommen, wenn dieselben auf eigene Faust durch Ertheilung einer Tracht Prügel Recht sprechen. Noch vor kurzer Zeit hatten diese Leute das Recht über Leben und Tod, und Einige übten diese Gewalt im vollen Umfange aus. Namentlich erzählt man von Einem, der fast jedem Handelsmanne, ob strafbar oder nicht, den Ohrzipfel abschneiden ließ. Eines Tages begegnete er einem armen Teufel von Fellah (Landbewohner), der einen mit Wassermelonen beladenen Esel vor sich hertrieb. Der Aufseher, ihn anhaltend, frug ihn nach dem Preis der größten derselben, worauf ihm der Fellah erwiderte: „Schneide mir das Ohr ab." Nochmals befragt, gab er dieselbe Antwort. Der Aufseher, bereits in Wuth, fragte ihn zum dritten Male, worauf ihm der Andere erwiderte: „Was nützt es, daß ich Dir den Preis mittheile? Sage ich einen Para (½ Pfennig) oder sage ich sechs Para, Du schneidest mir doch das Ohr ab; also thue es gleich und laß mich laufen." Dies

* Längenmaß von 400 Fuß.

rettete den armen Teufel. Derselbe Aufseher ließ einst eine ganze Ladung Guhlas (poröse Krüge) Stück für Stück an dem Kopfe des dieselben ausrufenden Eigenthümers zerschlagen, weil dieser vorgab, daß dieselben von Kennah seien, während sie in Wirklichkeit von einem anderen Orte und dadurch von geringerem Werthe waren.

Die Monopole der Regierung, wozu in früheren Zeiten auch die Fabrication von Wollen-, Baumwollen- und Linnenstoffen gehörte, wurden streng aufrecht erhalten und Uebertreter noch vor einigen Jahren mit dem Tode bestraft. Namentlich einer der Aufseher für den Linnenmarkt zeichnete sich durch seine unerhörte Grausamkeit aus, indem er Jeden, der selbst gefertigtes Linnen zum Verkauf brachte, in sein eigenes Gewebe mit Massen von Pech &c. einnähen, mit Oel begießen und nachdem dieses lebendige Bündel an einen Baum aufgehängt worden war, anzünden ließ. So hatte er bereits eine Masse Leute gemordet, als er selbst bei der Explosion eines Pulvermagazins in der Citadelle einen qualvollen Tod fand. Seine durch Brandwunden gräßlich verstümmelte Leiche wurde in die Moschee gebracht, um die vor der Beerdigung vorgeschriebenen Gebete zu verrichten und als der Vorbeter, dem Koran gemäß, die Versammlung befrug, welches Zeugniß sie dem Verstorbenen gebe, worauf die Menge antworten soll: „Er war tugendhaft," blieb Alles stumm. Nochmals wurde die Frage gestellt, aber es erfolgte keine Antwort, worauf der Vorbeter ausrief: „Möge Gott ihm gnädig sein." So wie die einzelnen Abtheilungen der Märkte ihre Aufseher, so hat jedes Gewerbe seinen Scheikh, der über Aufnahme neuer Mitglieder zu entscheiden und Lehrlinge zu prüfen und sie an die Meister zu vertheilen hat. Selbst die Dienstboten haben ihren Scheikh und hat derselbe gegen Bezahlung einer Kleinigkeit die Verantwortung für die durch ihn gemietheten Leute. Stiehlt der Dienstbote, so hat der Scheikh Schadenersatz zu leisten, insofern das Gestohlene nicht wieder zu erlangen ist.

Eine natürliche Folge der schwachen Bevölkerung von Aegypten ist die hohe Besteuerung der einzelnen Individuen und fast aller, selbst der nothwendigsten Lebensbedürfnisse. So ist für jede Dattelpalme eine verhältnißmäßig hohe Abgabe zu zahlen, obgleich gerade dieser Baum dem ägyptischen Landbewohner zum Leben unentbehrlich ist. Ein Stück schwarzes, schweres Maisbrod (mehr ein halbausgebackener Kuchen und eine Hand voll Datteln) genügen ihm und bilden fast seine alleinige Nahrung. Die langen Blattstiele dienen ihm zur Erbauung seiner Hütte, die Blätter selbst zum Bedecken derselben und zur Anfertigung von Matten, der Bast zu verschiedenem häuslichen Gebrauch und der Stamm selbst, obgleich schwammig und weich, ist fast das einzige ihm zu Gebote stehende Holz.

Die Steuern werden mit großer Härte eingetrieben und oft wird das letzte Besitzthum gepfändet, um die rückständigen Steuern zu erlangen. So kam, vor längeren Jahren, ein Steuer-Einnehmer in das Haus eines armen Teufels, der dreißig Thaler schuldete, aber durchaus unfähig war, solche zu bezahlen. Eine Kuh, im Werthe von etwa 80 Thalern, bildete sein ganzes Besitzthum und die Unterhaltungsquelle für sein Weib und mehrere Kinder. Dessen ungeachtet wurde dieselbe genommen und im Dorfe zum Verkaufe ausgeboten. Aber keiner der 30 Miteinwohner des Platzes wollte das Thier ankaufen. Der Steuer-Einnehmer wüthend, sendete nach einem Fleischer und zwang diesen die Kuh zu schlachten, worauf Jeder im Dorfe unter Androhung von Gewalt genöthigt wurde, für einen Thaler ein Stück des Fleisches zu kaufen. So wurden die rückständigen Steuern gedeckt. Der nun ganz zum Bettler gewordene Fellah warf sich dem Gouverneur der nächsten Stadt zu Füßen und dieser, ein menschenfreundlicher Mann, befahl, daß man den Steuer-Einnehmer, den Fleischer und die sämmtlichen Bewohner des Dorfes vor ihn bringen solle. Dies geschah. Der Steuer-Einnehmer wurde gezwungen, die Kuh zum vollen Werthe zu bezahlen. Der Fleischer, befragt, warum er sich zu einem so unmenschlichen Geschäfte hergegeben habe, entschuldigte sich, daß er der Gewalt habe nachgeben müssen und daß sein einziger Lohn dafür der Kopf der Kuh gewesen wäre. Uebrigens habe er nur den ihm gegebenen Befehl befolgt. „Nun gut," sagte der Gouverneur, „wenn ich Dir einen ähnlichen Befehl gebe, würdest Du ihn ausführen?" Bejahende Antwort erhaltend, befahl er ihm, den Steuer-Einnehmer gleich einem Stücke Vieh abzuschlachten und den Kopf als Bezahlung zu nehmen. Die Bewohner des Dorfes wurden gezwungen, Jeder ein Stück Fleisch von dem Körper des Einnehmers für den Preis von zwei Thalern zu kaufen, welches Geld dem Eigenthümer der geschlachteten Kuh ausgeliefert wurde. R. S.

Japan.

Die Verbindungen der Europäer mit Japan seit Marco Polo bis heute.

Herr Wilhelm Heine, der deutsch-amerikanische Weltreisende, der sich neuerdings der preußischen Expedition nach Ost-Asien angeschlossen, hat nach seinem früheren, umfangreicheren Reisewerke über Japan kürzlich ein Buch veröffentlicht, das recht gut als ein Wegweiser und Handbuch über dieses noch so unbekannte Land betrachtet werden kann.* Es ist Sr. königlichen Hoheit dem Prinz-Regenten von Preußen gewidmet, und steht, wie das Vorwort näher entwickelt, in Beziehungen zu der oben erwähnten Expedition. Herr W. Heine will es als den Schluß des Cyklus seiner Arbeiten über Japan betrachtet wissen, es soll nach ihm in gewissem Grade dazu beitragen, den Schauplatz zu zeigen, auf dem sich die deutsche Expedition in's östliche Asien bewegen soll. „Sollte ich noch ein Mal die Feder aufnehmen, um über das östliche Asien zu schreiben, so würden die Bewegungen einer deutschen Gesandtschaft unter jenen Völkern den Gegenstand meiner Beobachtungen bilden."**

Der gegenwärtige Band, der das Ganze abschließt, behandelt die den von Herrn W. Heine beschriebenen, amerikanischen Expeditionen vorhergehenden Ereignisse, d. h. wesentlich eine geschichtliche Uebersicht der Verbindungen und Berührungen, in welche Europäer mit Japan gekommen sind — insofern ist das Buch besonders lehrreich; die geschichtliche Perspektive herrscht hier vor und man erhält schlagend den Gesammteindruck, wie unbekannt und fremd dieses Land und dieses Volk eigentlich noch ist, und wie die Europäer nur erst einzelne, unzusammenhängende, und dazu oft flüchtige Blicke in großen geschichtlichen Pausen hineingethan haben.

Den Eingang bildet ein ziemlich kurzer Ueberblick über die älteste Geschichte Japan's, die natürlich mit fabelhaften Götterdynastien sonderbar anfängt. Die zweite Periode scheint der chinesischen Geschichte entlehnt, und macht chinesische Kaiser auch zu Herrschern Japan's; die dritte und letzte Periode fängt mit dem 660. Jahre vor Chr. Geburt und den geistlichen Erbkaisern an, deren bis 1693 nach Chr. Geburt sich 114 aus einer Familie nach einander gefolgt sein sollen.

Was den Ursprung der Japaner anbetrifft, so ist er sehr dunkel: sie selbst betrachten sich als Autochthonen und weisen jede Andeutung eines gemeinschaftlichen Ursprungs mit den Chinesen zurück. Kämpfer, Golowin, Klaproth, Meylan, Titsingh und Siebold stimmen ihnen darin bei. Der Letztere vermuthet, daß sie von den tatarischen Horden abstammen, die das nordöstliche Asien bewohnen. Andererseits geben die Japaner selbst zu, daß die chinesische Kultur älter ist, als die ihrige, und daß sie von ihren westlichen Nachbarn den ersten Unterricht in Künsten und Wissenschaften und in den Grundsätzen einer geregelten monarchischen Regierung empfangen haben. Wie gesagt, ihre älteste Geschichte zwischen den Götterherrschaften und ihrem ersten geistlichen Kaiser Sin Moo Ten Or, der 660 vor Chr. den Thron bestiegen haben soll, haben sie aus den chinesischen Jahrbüchern ausgefüllt. Danach fällt der Anfang derselben in's Jahr 3209 vor Chr. Geburt.

Den ersten Bericht über Japan finden wir in des Venetianers Marco Polo Reisen im Orient, die zuerst während seiner Gefangenschaft in Genua (1298) in lateinischer Sprache niedergeschrieben wurden; in den verschiedenen Ausgaben dieses Werkes aber wird Japan unter den Namen Zipangu, Zipangoi, Champagu und Cimpagu aufgeführt. Dschinghis-Khan und seine Nachfolger hatten die weiten Länderstrecken West- und Hoch-Asiens unterworfen; Kublai-Khan, sein Onkel, vollendete die Eroberung China's und suchte sich der an den Küsten dieses Reiches gelegenen Inseln zu bemächtigen, darunter auch Japans. Marco Polo, der sich 17 Jahre lang, von 1275 bis 1292, am Hofe des Groß-Khans aufhielt, und von dem mächtigen Herrscher mit Sendungen in verschiedene Länder betraut wurde, giebt von diesem Seefeldzuge gegen Japan, welcher schmählich verunglückte, einen ziemlich ausführlichen Bericht. Nach seiner Angabe geschah er im Jahre 1264. Es scheinen aber, nach den beigebrachten chinesischen und japanischen Quellen, in dieser und der nächsten

* Japan und seine Bewohner. Geschichtliche Rückblicke und ethnographische Schilderungen von Land und Leuten. Von Wilhelm Heine. Leipzig, Hermann Costenoble 1860.

** Leider hat der etwas zu viel schreibende und zu wenig nachdenkende Herr Heine diesen Vorsatz nicht ausgeführt, denn schon jetzt wieder liefert er für die „Köln. Zeitung" etwas breitspurige Berichte von seiner neuen Reise, und zwar über Länder, wie Ceylon, die vor ihm schon viel besser und anschaulicher beschrieben worden. Die Köln. Zeitung hat kein Glück mit ihren literarischen Artikeln, die verglichen mit denen der Augsb. Allg. Zeitung, stets ein sehr tristes Ansehen haben.

Zeit noch mehrere Versuche gemacht worden zu sein, den japanischen Kaiser von der tatarischen Herrschaft in China abhängig zu machen.

Marco Polo's Schilderungen dieses wundervollen Inselreiches hatten sich in Form von Gerüchten weit verbreitet, und als Kolumbus seine Entdeckungsreise antrat, um einen westlichen Seeweg nach Ostindien zu finden, waren seine Augen auf Japan gerichtet, indem er ankündigte, daß in einer Entfernung von 750 Leguas westlich von den kanarischen Inseln Cipango gelegen sei. Selbst nach der Rückkehr von seiner ersten Reise war er noch in diesem Irrthume befangen und kündete bei seiner Ankunft in Lissabon an, daß er aus Cipango komme, welche Täuschung zum Theil dadurch verursacht werden, daß die Eingebornen von Haiti den gebirgigen Theil ihrer Insel Cipangi nannten.

Mehr als 250 Jahre verfließen, ohne daß wir von Japan das Geringste erfahren. In Folge der Entdeckung Vasco de Gama's, welcher 1497 das Kap der guten Hoffnung umschifft hatte, begann der Handel des Ostens sich in einer neuen Richtung zu entwickeln, und bald fingen die Portugiesen an, in jenen Gewässern mächtig zu werden. Sie gründeten in Ostindien ein Reich mit der Hauptstadt Goa, das etwa 1510 in ihre Hände fiel, und bald zum Sitze eines Vicekönig's und Erzbischofs gemacht wurde. Die Portugiesen dehnten ihre Herrschaft über den persischen Golf, längs der Küste Afrika's bis Madagaskar aus; 1511 ergriffen sie Besitz von Malakka, das bald an Pracht und Bedeutung nur Goa nachstand. Die Molukken oder Gewürzinseln, die celebischen Inseln, Mindanao, Sumatra, Java, Borneo, selbst Neu-Guinea wurden besucht, und bis an die Küsten von Siam, Pegu, Cambodscha und den südlichen Theil China's segelten portugiesische Schiffe. Der Versuch, einen befestigten Posten in der Nähe von Kanton zu errichten, hatte die Gefangenschaft und den gewaltsamen Tod eines nach Peking reisenden portugiesischen Gesandten zur Folge, sowie ein Verbot, für chinesische Dschunken, mit Fremden zu handeln. In Folge dessen nahm der portugiesische Handel mit China den Charakter an, den er heute noch trägt; theils Schmuggelei, theils Seeraub, worin sie von den Piraten China's, sowie von den durch die Kaufleute bestochenen Mandarinen, sehr unterstützt wurden. Die Hauptplätze, in denen dieser Handel geführt ward, waren Liampo, das heutige Ningpo, und Sancian, eine Insel am Eingange der Bay von Kanton, das heutige Makao, wo chinesische und portugiesische Kaufleute während der kurzen Zeit ihres Aufenthaltes in leicht gebauten Hütten wohnten.

Antonio Galvano erwähnt in einem nach seinem Tode 1557 veröffentlichten Buche, ein Verzeichniß der verschiedenen Entdeckungen zur See und zu Lande enthaltend, auch den ersten Besuch der Portugiesen in Japan. Drei Matrosen, Antony de Moto, Francis Zimoro und Antonio Perota, welche in der Stadt Dodra im Königreiche Siam 1542 von dem Schiffe ihres Capitains, einem gewissen Diego de Freitas, entwichen, suchten in einer Dschunke Liampo in China zu gewinnen, wurden aber von einem schrecklichen Sturme nach Japan verschlagen, „welches (wie Antonio Galvano hinzusetzt) die Insel Zipangi zu sein scheint, die Paulus Venetus (Marco Polo) erwähnt.“

Indessen die Ehre, Japan entdeckt zu haben, wird um dieselbe Zeit noch von vielen Andern beansprucht, namentlich von Fernan Mendez Pinto, der in der zuerst im Jahre 1614, dreißig Jahre nach seinem Tode gedruckten Autobiographie sich selbst nebst zwei Gefährten als die portugiesischen Entdecker aufführt.

Mit Unrecht ist Pinto, ein Abenteurer verwegenster Art, als der Münchhausen aller Reisenden bezeichnet worden — Cervantes nennt ihn den „Fürst aller Lügen;“ die Abenteuerlichkeit seines Stils und seiner Lebensschicksale hat ihm einen üblen Ruf zugezogen, gegen welchen ihn die Nachwelt größtentheils in Schutz nimmt.

Die Japaner erwähnen in ihren Annalen ihre erste Bekanntwerdung mit den Europäern in folgender Weise:

„Unter dem Mikado Konari, und dem Siagum Yosi-hao, im zwölften Jahre des Nengo-Tinbun, am 22. Tage des achten Monats (Oktober 1543), erschien ein fremdes Schiff nahe der Insel Tanegazima in der Nähe von Koura, in der entfernten Provinz Nisinura. Die Mannschaft, etwa 200 Mann stark, hatte ein sonderbares Aussehen, ihre Sprache war unverständlich, ihr Geburtsland unbekannt. Am Bord war ein Chinese, Namens Go-how, der schreiben konnte. Durch ihn lernten wir, „daß dies ein nan-ban oder Schiff der Barbaren des Südens“ sei. Am 26. segelte dieses Schiff nach Aku-opi an der Nordwestseite der Insel, und Totitaki, Statthalter von Tanegisima, stellte eine strenge Untersuchung über dasselbe an, wobei der japanische Bonga Tsyn-sigu zu als Dolmetscher behülflich war. Am Bord des „Nanban“ waren zwei Anführer, Namens Mura-Syukya und Krista-Musta. Diese hatten Schießgewehre und lehrten den Japanern zuerst den Gebrauch von Schießwaffen und die Bereitung von Schießpulver.“

Da Pinto nach seiner Angabe nur mit noch zwei anderen Portugiesen und zwar auf einer chinesischen Dschunke nach Tanegazima kam, so muß dieses von den Japanern erwähnte Schiff mit seinen Anführern, deren Namen gleichfalls nicht mit denen Pinto's und seiner Begleiter stimmen, ein ganz verschiedenes sein, und eine Entdeckung gemacht haben, von der uns durch europäische Quellen keine Nachricht zugekommen ist. Vielleicht ist es auf der Rückfahrt verunglückt.

Auf der Rückfahrt von Japan begriffen, rettete Pinto einem staatlich verfolgten Japaner (das Land war damals von Bürgerkriegen zerrissen) das Leben, indem er ihn in's Schiff aufnahm und brachte ihn nach Malakka, wo er mit den Jesuitenpriestern Franciscus Xaverius und Cosmo Rodriguez zusammentraf, die eben aus Europa gekommen waren, um in Ostasien das Evangelium zu predigen. Angiro — so hieß der flüchtige Japaner, der in der Taufe den Namen Paulo de Santa Fe erhielt — war der Erstling des christlichen Glaubens in Japan, und bestimmt, ein bedeutender Apostel desselben in seinem Vaterlande zu werden.

Wie gesagt, war Japan in jenen Zeiten von innern Kriegen zerrissen, indem bei der Schwächung der obersten Regierung die einzelnen Lehnsfürsten sich unabhängig gemacht hatten und einander wechselseitig bekämpften. Dieses sind die Könige, von denen die Portugiesen sprechen.

Die herrschende Religion Japans war bei Ankunft Franz Xaver's der uralte Sintoo-Glaube, in welchem Ten-sio-dai-dsin und die Sonnengöttin verehrt wurde, ein Kultus, welchem der Glaube an Unsterblichkeit der Seele, Belohnung und Strafe im Jenseits zu Grunde liegt und welcher dem Christenthum mehrfache Anknüpfungspunkte bot. Der Buddhismus war gleichfalls ziemlich verbreitet; eine dritte Lehre, Sioutoo oder Suto genannt, war mehr Philosophie, als religiöses Bekenntniß, und nur den gebildeten Ständen zugänglich.

Franziscus Xaver, wie bekannt, ursprünglich ein adliger Navarrese, Namens Franzis Aspilota, und erster Freund und Genosse Ignaz Loyola's, trat am 7. April 1541, d. h. sieben Monate nach dem Erlaß der Bulle, in welcher Papst Paul III. den neuen Orden genehmigt hatte, seine Reise nach Indien an. Wie er in Malakka mit Angiro zusammentraf, ist oben gesagt worden; mit ihm und dessen Gefährten Johannes langte er etwa im Juli 1549 in Dengezima in Japan an. Man weiß, von welchem Erfolge seine begeisterten Predigten, sein würdevolles und in jeder Hinsicht musterhaftes Auftreten begleitet waren, und wie die neue Lehre ihre Anhänger bald nach Tausenden zählte. Namentlich waren es die Anhänger des Sintoo-Glaubens, die ihm zufielen, selbst die Priester desselben, die das Christenthum für stammverwandt erklärten, während ihm aus dem Buddhismus die härtesten Bekämpfer erstanden. Um neue Kräfte für das so ergiebige Feld zu werben, beschloß Franz Xaver nach Indien zurückzukehren; in Fucheo (in Japan), wo er sich einschiffte, war unter den portugiesischen Kaufleuten, die ihm zu Ehren entgegenritten, auch Freund Pinto, der eben zum dritten Mal nach Japan gekommen war; doch sollte es ihm nicht vergönnt sein, sein Vorhaben auszuführen. Im December 1552 auf dem Wege nach China begriffen, starb er in einem Alter von 46 Jahren auf der Insel Sancian bei Macao in einer der Hütten, welche die portugiesischen Kaufleute dort in großer Menge aufgeschlagen, um mit den Chinesen Handel zu treiben.

In Japan stand nunmehr Cosmo de Torres an der Spitze der neuen Kirche, welche rasch und kräftig emporblühte; namentlich ließen sich die Jesuiten die Gründung von Hospitälern, die Krankenpflege und die Erziehung der Jugend angelegen sein, thaten übrigens auch alles Mögliche, was den an imposante Ceremonien gewöhnten Japanern einen hohen Begriff von der neuen Religion beibringen konnte. Unser Freund Pinto, zu jener Zeit gerade einmal wieder ein reicher Mann, wurde durch die Nachrichten von den großen Erfolgen des Christenthums so begeistert, daß er zu dem Zweck der Mission sein ganzes Vermögen hergeben, Jesuit werden und sogar noch mehr thun wollte, als die Gelübde verlangten. Obgleich noch reich und vornehm, ging er bereits in Malakka bettelnd von Thür zu Thür, und erbaute die Frommen durch seine unverdrossenen Dienste in den Spitälern — später besann er sich jedoch eines Andern. Hierbei muß bemerkt werden, daß überhaupt die portugiesischen Kaufleute im Osten aus religiöser Begeisterung die größten Opfer für die japanische Mission brachten.

Die Bürgerkriege trugen ohne Zweifel eben so zum Gedeihen, wie später zum Falle der neuen Religion bei. Da die Missionäre es meist mit der alten Dynastie hielten, so theilten sie oft die Schicksale derselben in Glück und Unglück. Als die alte Ordnung siegte, siegten die Jesuiten

mit und die Bonzen, die an der Revolution Theil genommen, wurden sammt ihrer Religion verfolgt und ihre Klöster verbrannt; einzelne Fürsten verboten sogar jede andere Religion; kurzum, es gab christliche Fürsten und heidnische Fürsten, der politische Krieg war theilweise in einen Religionskrieg verwandelt worden. Die Könige von Bungo, Arima und Omura waren die eifrigsten Anhänger des Christenthums und schickten sogar 1582 eine glänzende Gesandtschaft an den Papst ab, die am 10. August 1584 in Lissabon landete, und daselbst, wie später zu Rom mit allen erdenklichen Auszeichnungen behandelt wurde. Merkwürdiger Weise wußten diese Japaner, wie heute die japanische Gesandtschaft den Amerikanern, selbst den feingebildeten Höflingen und Edelleuten am portugiesischen und spanischen Hofe durch ihren Anstand und ihre selbstbewußte Würde zu imponiren.

Die politischen Kämpfe, deren Wechselfälle die dem Christenthum feindliche Partei in die Höhe brachten, die Furcht vor den Portugiesen, endlich die Uneinigkeit der Missionäre selbst führten zum raschen Falle des Christenthums. Die Jesuiten wollten ohne Weiteres ein Missions-Monopol auf Japan haben, jedenfalls um darin ihre Form des Katholicismus, als die allein herrschende, ungestört von andern auszubilden. Darum verlangten sie den Ausschluß der Franziskaner und Dominikaner, und erreichten es wirklich, daß Gregor XIII. im Jahre 1585 in einer Bulle allen anderen Orden verbot, in Japan geistliche Functionen zu verrichten. Um sich zu rächen, spielten Dominikaner und Franziskaner, denen das jesuitische Bekehrungsmonopol ebenso verhaßt war, wie den spanischen Kaufleuten von Manilla das Handelsmonopol der Portugiesen, den Japanern Schriften in die Hände, in welchen die Jesuiten vielfach angegriffen und herabgesetzt wurden.

Die eigentliche Verfolgung der Christen fing 1569 an, und zwar in Folge eines Zwistes, der zwischen den portugiesischen Jesuiten in Japan und einigen Augustinern und einem Dominikaner entstand, die sich aus dem Schiffbruch einer spanischen Gallione gerettet hatten und als Missionäre in Japan blieben. Dieselben brachten, undankbar für die Wohlthaten, welche ihnen die Jesuiten als Schiffbrüchige erzeigt, die ärgsten Beschuldigungen gegen dieselben vor, und der Capitain der spanischen Gallione machte den Argwohn des Kaisers dadurch rege, daß er ihm auf die Frage über den Ursprung der großen spanischen Macht die Antwort gab, sein König schicke zuerst Priester in die Länder, um einen Theil der Eingebornen zu bekehren; später lasse er ihnen Soldaten nachfolgen, und diesen, unterstützt von den bekehrten Eingebornen, sei es dann ein Leichtes, sich des Landes zu bemächtigen. Der Kaiser ließ sogleich alle Missionäre aufheben, die fremden außer Landes verweisen, die einheimischen hinrichten. Der Tod des Kaisers Taiko-Sama, 1598, machte zwar das Aeußerste noch einmal rückgängig, aber doch war das neue Aufleben der japanischen Kirche nur von kurzer Dauer.

Am 12. April 1600 landete das erste holländische Schiff in Japan (zu Bungo); denn die Erfolge der Portugiesen hatten Spanier und Holländer begierig gemacht, ähnliche Vortheile zu erwerben, oder sie, wo möglich, den Portugiesen zu entreißen. Die in Japan damals gerade wieder etwas in Ansehen stehenden Jesuiten und Portugiesen thaten natürlich alles Mögliche, um die japanische Regierung wider die Holländer einzunehmen, und sie als Seeräuber zu brandmarken (was damals unter Umständen ziemlich alle Kauffahrer waren); indessen gelang es dem Oberlootsen des holländischen Schiffes, einem Engländer, Namens William Adams, sich in der Gunst des Kaisers festzusetzen, und sich ihm, als Schiffbaumeister, Lehrer in Geometrie, Mathematik &c. ganz unentbehrlich zu machen. Seit dieser Zeit fing ein lebhafter Handel und jene Verbindung mit Holland an, die bis heute gedauert hat. Bald bildeten auch die Engländer, die von Adams hoher Stellung gehört hatten, eine Handelsgesellschaft; ein gewisser Saris segelte nach Japan, und erhielt für die Engländer dieselben Privilegien, wie die Holländer. Sie bekamen indessen zeitig genug Händel mit den Holländern.

1614, um die Zeit, wo die Engländer nach Japan kamen, fing die Christenverfolgung auf's Neue an, zuerst mit Verweisungen und Verboten; später aber, als der Bürgerkrieg wieder ausbrach, wurde sie mit blutiger Grausamkeit geübt und eine Zeit des Märtyrerthums begann, das an die Zeiten der römischen Christenverfolgungen erinnert. Den Todesstoß empfing das japanische Christenthum 1633, als ein alter, portugiesischer Missionär, Provinzial und Administrator des Bischofs, nachdem er fünf Stunden am Galgen gehangen, zu Nangasaki zum Apostaten wurde. Während dieser Zeit hatten sich die Holländer emsig bemüht, immer festeren Fuß in der Gunst der Japaner zu fassen, und man kann nicht sagen, daß sie eine besonders rühmliche Rolle dabei gespielt hätten.

Man weiß, wie es später Politik der Japaner wurde, die Fremden so gut als gänzlich von jeder Verbindung mit ihrem Lande auszuschließen. Engländer, wie Franzosen, kamen gänzlich um den japanischen Markt, obgleich Colbert in Frankreich und noch 1673 die englische Compagnie Versuche machten, den Kaiser zu einer Zulassung ihrer Schiffe zu bewegen. Nur die Holländer, welche sich zu der demüthigenden Ceremonie des Kreuztretens verstanden, retteten einen kleinen Theil ihres glänzenden Handels, der sich zu dem Betrage von über 300,000 Goldthalern erhoben hatte, indem sie sich auf der kleinen Insel Desima in fast völlige Gefangenschaft begaben. Im Jahre 1670 bis 1671 war der Austausch ihrer Waaren bereits auf 100,000 Gulden herabgesunken.

So standen die Dinge, als im Jahre 1690 Engelbert Kämpfer nach Japan kam, dem wir die ersten genauen und umfangreichen Kenntnisse von Japan verdanken.

Engelbert Kämpfer wurde den 16. September 1651 zu Lemgo in der Graffschaft Lippe geboren, wo sein Vater Prediger war. Seine erste Bildung erhielt er in der Schule zu Hameln, und später auf dem Gymnasium zu Lüneburg, und zu Lübeck. 1672 ging er nach Danzig, 1674 nach Krakau, wo er besonders fremde Sprachen studirte, und an dem Fürsten Alexander Lubomirski und dem brandenburgischen Gesandten von Hoverbeck einflußreiche Gönner fand. Er ward als Legationssecretair bei einer Gesandtschaft nach Rußland und Persien angestellt, und so finden wir ihn bald in Ispahan. Seine Reisebeschreibung, die viele schätzenswerthe Nachrichten über Persien enthält, befindet sich als Manuskript in der Bibliothek des britischen Museums. Von 1688—1689 unternahm er noch bedeutendere Reisen, über die uns leider nur unbestimmte Notizen erhalten sind. Da er um diese Zeit sein ganzes, hauptsächlich durch medicinische Praxis erworbenes Vermögen verloren, so nahm er auf den Rath seines Freundes, du Mans, eines Kapuziners und königlichen Dolmetschers in Ispahan, Dienste bei der holländischen Flotte, die damals in Ormus lag, und gelangte auf diese Weise im September 1689 nach Batavia, im folgenden Jahre nach Siam, und ging von dort als Gesandtschaftsarzt mit nach Japan, wo er am 25. September ankam. Ende Oktober 1692 verließ er Japan, und kam über Batavia Anfang 1694 in Holland an, wo er im folgenden April zu Leiden Doktor der Medicin wurde und eine Dissertation „Decas observationum exoticarum" als die erste Probe der Schätze veröffentlichte, die er den Wissenschaften mitbrachte. Endlich kehrte er in seine Heimat zurück, wo ihn der damals regierende Graf von der Lippe, Friedrich Adolph, zu seinem Leibarzt ernannte. Er starb am 2. November 1716 im Alter von 65 Jahren, allgemein geliebt und geachtet.

Leider ist nur eines seiner Werke „Amoenitates exoticee" gedruckt worden; für seine anderen umfangreichen Manuskripte, die durch ihre vielen Abbildungen große Kosten verursacht hätten, konnte er keinen Verleger finden, seine Handschriften blieben also in den Händen eines seiner Erben, seines Bruders Johann Hermann Kämpfer, Dr. M., der die Geschichte und Beschreibung Japan's zum Druck abschrieb, und mit einer Zuschrift an König Georg von Großbritannien und dessen Kronprinzen begleitete, aber gleichfalls keinen Verleger finden konnte. Endlich kaufte ein reicher, englischer Privatmann, Sir Hans Sloane, die ganze Sammlung der Kämpfer'schen Schriften, und ließ sie zum Theil von einem gelehrten Schweizer, Johann Kaspar Scheuchzer, in's Englische übersetzen. 1727 erschien die Geschichte Japan's, und wurde später in's Französische und Holländische, aber erst 1777 vom Professor Christian Wilhelm Dohm zu Lemgo in's Deutsche zurück übersetzt. Die deutschen Originalschriften liegen noch bis auf den heutigen Tag im britischen Museum begraben.

Herr W. Heine giebt nun eine Uebersicht dessen, was Kämpfer während seiner Anwesenheit in Japan erlebte. Da namentlich die Gesandtschaftsreise nach Miako und Jeddo, das Leben und Treiben am Hofe des Siogun, die Audienz umständlich &c. geschildert wird, und überdies des Verfassers aufmerksamer Blick fast keine Seite des japanischen Lebens unbeachtet ließ, so erhalten wir davon jedenfalls das ausgeführteste und umständlichste Bild, das bis in die neueren Zeiten, wie Manches sich auch geändert haben mag, noch nicht übertroffen ist. Ein auffallender Zug ist die strenge Beaufsichtigung und Einschließung der Holländer und die demüthigende Art und Weise, wie sie bei Hofe die echtasiatischen Ceremonien des Kriechens in Gegenwart des ihnen unsichtbaren Kaisers machen müssen. Nach Kämpfer's Zeit wurden ihre Freiheiten übrigens noch mehr beschränkt, und ihr Handel litt noch stärkere Einbuße.

Im Jahre 1775 erschien ein anderer Gelehrter, Naturalist und Reisender in Japan, ein würdiger Nachfolger Kämpfer's, der Schwede Karl Peter Thunberg, als Arzt der holländischen Faktorei in Desima. Einige reiche Kaufleute Amsterdams hatten ihn nach dem Orient gesandt, um als Botaniker neue Pflanzen zu sammeln. Nachdem er drei Jahre

am Kap der guten Hoffnung zugebracht, und ausgedehnte Reisen in's Innere unternommen, ging er nach Batavia, und von da nach Nagasaki. Er kam in einer Zeit an, als eben die Holländer, weil sich ihre Capitaine mit falschen Dickbäuchen Schmuggelei erlaubt, noch ärger beschränkt und auf äußerst brutale und geringschätzige Art behandelt wurden. Auch er machte eine Gesandtschaftsreise an den Hof von Jeddo mit und hatte das Glück, daselbst eine dem Kaiser nahe stehende Person, die er aber nicht zu sehen bekam und nur durch die Vermittelung sehr gelehriger japanischer Aerzte behandeln konnte, zu heilen. Schon damals studirten die Japaner sehr fleißig holländisch und die Nachfrage nach holländischen Büchern wissenschaftlichen Inhalts war stark.

Thunberg verfaßte nach seiner Rückkehr eine Flora japonica, die etwa tausend neue Species beschreibt. Auch seine Sammlungen von Naturalien, die er später der Universität von Upsala vermachte, waren bedeutend.

Nach ihm verdanken wir vorzügliche Belehrung über Japan dem holländischen Direktor der Faktorei zu Desima, Isaak Titsingh (von 1779 bis 1780 und von 1781 bis 1783). Noch ein drittes Mal war er in Japan 1784. Er sammelte werthvolle japanische Mannskripte.

Er starb 1812 zu Paris, ehe er dazu kam, die Ergebnisse seines 33jährigen Aufenthaltes in Ostasien zusammenzustellen. Seine Sammlungen und Manuskripte wurden namentlich durch die Schuld eines liederlichen Neffen, der sein Erbe war, zerstreut, und nur einige davon kamen an die königliche Bibliothek, aus denen Abel Rémusat in seinem Nouveaux Mélanges Asiatiques, Notices et Extraits des Manuscripts, Annales des Empereurs du Japon etc. Manches veröffentlicht hat.

Gegen Anfang des 18. Jahrhunderts begann Rußland sich gleichfalls im nordöstlichen Asien auszubreiten, 1713 drang der Kosak Kosierewski bis Konaschir dicht an der Ostküste von Jesso vor, 1736 besuchte Spagenburg, ein Däne in russischen Diensten, alle südlichen Kurilen, segelte entlang der Küste von Jesso und besuchte mehrere Häfen der Ostküste von Nipon. Potomchew verfolgte diese Erforschungen im Jahre 1777 weiter, und im Jahre 1787 erlangte La Perouse eine genaue Kenntniß der japanischen See, von Korea, Sagalin und Jesso, sowie der Straßen zwischen derselben, die noch seinen Namen tragen. Im Jahre 1791 machte der „Argonaut", ein englisches Schiff, das an der Nordwestküste von Amerika Pelzhandel trieb, einen Versuch, an der Westküste von Japan zu landen, was jedoch die japanischen Behörden vereitelten. In den Jahren 1795 bis 1797 versuchte der englische Capitain Broughton auf einer Entdeckungsreise, längs der südlichen und östlichen Küste von Jesso, an den südlichen Kurilen, sowie an der Südspitze von Sagalin zu landen; allein japanische Beamte, die ihm von Jesso aus gefolgt waren, vereitelten dies. 1797 kam das erste angeblich amerikanische Schiff mit einem englischen Capitain, da die Holländer damals, als französische Heere ihr Land besetzt, für ihre Neutralität von Seiten Englands fürchteten, nach Japan; ebenso mit neuer Ladung von Batavia aus im folgenden Jahre. 1799 kam ein zweites Schiff unter amerikanischer Flagge, diesmal ein wirklicher Amerikaner, der „Franklin", unter Capitain Devereux; am Bord desselben befand sich Hendrik Doeff, der als Direktor der Faktorei sich während der nächsten 17 Jahre in Japan aufhielt, und 1835 ein wichtiges Werk über dieses Land veröffentlichte. Derselbe verfaßte während seines dortigen Aufenthaltes mit Hilfe von zehn japanischen Dolmetschern auch ein holländisch-japanisches Wörterbuch, von dem eine Kopie in der kaiserlichen Bibliothek in Jeddo niedergelegt wurde.

Im Jahre 1782 war eine japanische Dschunke in der See von Ochotzk gescheitert; die Russen gedachten bei Heimführung der Leute in ihre Heimat die Gelegenheit zur Anknüpfung von Handelsverbindungen zu benutzen. Auf Befehl Katharina's II. schickte der General-Gouverneur von Sibirien, Piel, im Herbste 1792 den Lieutenant Laxmann auf dem Transportschiff Katharina ab, der aber nicht viel ausrichtete, und nur die Erlaubniß mitbrachte, ein russisches Schiff nach Nagasaki senden zu dürfen, wo man über Handelsverbindungen in Unterhandlung treten könne. Hierauf kam Resanoff dahin, um die Sache weiter zu verfolgen; doch zerschlug sich dieselbe, wie die Russen behaupten (Krusenstern und v. Langsdorff, welche die Expedition begleitet, in ihren Werken) in Folge holländischer Intriguen; wie die Holländer sagen, deshalb, weil sich die Russen dem japanischen Ceremoniell nicht fügen und vor japanischen Beamten nicht niederwerfen wollten. Nach langen Mißhelligkeiten und Widerwärtigkeiten aller Art segelten die Russen unverrichteter Sache ab und kamen im Mai 1805 wieder in Ochotzk an. Sie rächten sich übrigens, indem Resanoff zwei kleine Schiffe absendete und in den Jahren 1806 und 1807 mehrere japanische Niederlassungen auf den Kurilen überfallen und plündern ließ — eine Maßregel, welche die russische Regierung mißbilligte.

Klaproth, der berühmte Orientalist, der in den Jahren 1805 und 1806, als Secretair der russischen Gesandtschaft nach China, auch Irkutsk besuchte, fand dort einen griechisch-christlich gewordenen Japaner als Professor der japanischen Sprache angestellt, und nahm von ihm Unterricht in seiner Muttersprache. Die Japaner hatten die Plünderung ihrer Kolonien auf den Kurilen nicht vergessen; als Capitain Golowin im Jahre 1811, um im Auftrage der Regierung die südlichen Kurilen und Schantaren zu untersuchen, auf seiner Fahrt nach Kunaschir kam, wurde er überfallen, mit mehreren Leuten gefangen genommen, und nach Hakotade, später nach Matsmai gebracht, wo diese Russen von den Japanern die erste Nachricht über den Brand von Moskau hörten. Ende 1813 wurden sie endlich freigelassen. Diese Gefangenschaft, die in vieler Hinsicht merkwürdig ist, trug dazu bei, die Japaner für Rußland geneigter und für Verbindungen williger zu machen. Uebrigens wurden die russischen Gefangenen im Ganzen mit großer Humanität behandelt und viele schöne Züge japanischer Gesittung werden uns mitgetheilt.

Ueber die neueren japanischen Forscher und Berichterstatter Fischer, Meylan, Siebold, die Seefahrer Biddle, Glynn, die Expedition des Kommodore Perry, die Japan in neuester Zeit wieder erschlossen hat, läßt sich Herr W. Heine in diesem Buche nur kurz aus, weil sie in seinen früheren Schriften besprochen sind. Man weiß, daß eine japanische Gesandtschaft in Washington gewesen ist. — Die Japaner scheinen ihr System aufgeben und an der Weltpolitik theilnehmen zu wollen, weil sie wahrscheinlich einsehen, daß ihr bisheriges Verfahren nicht länger mehr durchzuführen ist. Uebrigens scheinen sie mit europäischer Kultur nicht nur vertraut, sondern, vornehmlich durch holländische Vermittelung, bereits durchtränkt zu sein, und vielleicht eben so viel und mehr von uns zu wissen, als wir von ihnen. Sie treiben Arzneikunst, Astronomie bereits auf europäische Weise, bauen Schiffe, Dampfboote, Maschinen, wie wir, verstehen sich auf Uhrmacherkunst, elektrische Telegraphie, die meisten Künste unserer Civilisation und haben eine Industrie, die in mehrfacher Hinsicht der europäischen sogar überlegen ist. Es scheint ein sehr gebildetes und durchaus nicht geistig beschränktes Volk zu sein.

Mannigfaltiges.

— Nabresina-Casarsa-Eisenbahn. Am 5. September fand die Eröffnung dieser Eisenbahn-Strecke statt und am 17. d. M. wird sie dem allgemeinen Verkehr übergeben. So wenig groß diese Strecke (etwa sechs Meilen), so wichtig ist sie für die Verbindung Deutschlands mit dem Adriatischen Meere und mit dem von einer gemischten, deutsch-slavisch-italiänischen Bevölkerung bewohnten Küstenlande Illyriens und Friauls. Es kann nicht oft genug wiederholt werden, daß Deutschland an der Adriatischen Küste diesseits des Triester Golfs nicht blos ein politisches und kommerzielles, sondern auch ein kulturgeschichtliches, nationales Interesse zu wahren hat. Zerstreut leben dort die Hüter der deutschen Gesittung, deutsche Kaufleute, Buchhändler und andere Gewerbtreibende, unter slavischen Landleuten und italiänischen Schiffern und Kolonen. Seit Jahrhunderten zwar herrscht die deutsche Regierung Oesterreichs über Triest und Deutsch-Friaul; aber italiänische Lebhaftigkeit und Anmaßung haben dort stets ein Uebergewicht über die Indolenz und Schwerfälligkeit des österreichischen Beamtenthums zu erlangen gewußt. Die neuere Zeit hat, wie es scheint, mehr deutsches, sittliches Bewußtsein in dieses Beamtenthum gebracht. Es hat sich, dem Andringen der nationalen, italiänischen Fluth gegenüber, noch zur rechten Zeit erinnert, daß nicht eine rechtlose, unterdrückende, sondern nur eine freie, auf der starken Basis des deutschen Volksthums ruhende Herrschaft der Damm ist, den jene hochgehenden Wellen nicht zu überfluthen vermögen. Es hat in Teplitz und in Salzburg seine Anerkennung dieses Prinzipes ausgesprochen, indem es dem noch im vorigen Jahre so schnöde behandelten, deutschen Rechtsbewußtsein unaufgefordert die Hand reichte. Möge die gleichzeitige Eröffnung der österreichischen Verbindungslinien mit Bayern und mit Friaul ein gutes Omen für die Zukunft sein! Möge die jetzt aus dem Herzen Deutschlands bis an die Küsten Triests und Friauls führende Eisenbahn, auf der wir auch ohne Seefahrt das angränzende Venedig erreichen können, eine ununterbrochene Nerven-Verbindung herstellen, so daß kein noch so entfernter Theil des deutschen Körpers verletzt werden kann, ohne daß der Schmerz im Herzen empfunden wird und ohne daß das Haupt Abwehr und Heilung schafft.

— Dante's lyrische Gedichte, von Karl Krafft. Mit Bezug auf diese treffliche Bearbeitung, die wir im „Magazin“ längst angezeigt haben würden, wenn wir nicht bisher von einem dazu aufgeforderten, kompetenten Beurtheiler vergeblich eine Kritik erwartet hätten, sagt das bibliographische Bülletin der R. d. d. M.: „Nach so vielen Arbeiten, die seit einem halben Jahrhundert über Dante erschienen, ist es doch Herrn Krafft noch möglich gewesen, manches Neue und Interessante über den Dichter der „Divina Commedia“ mitzutheilen. Hat der deutsche Uebersetzer auch nicht alle Schwierigkeiten, die der erhabene Gedanke des Dichters darbietet, mit gleichem Glück überwunden, so ist es ihm doch bei dem von ihm versuchten Eindringen in Dante's mystische Allegorieen, gelungen, einestheils viele irrige Ansichten älterer Kommentatoren zu widerlegen, und anderntheils die Geistes- und Sitten-Geschichte Dante's mit manchem neuen Zuge auszustatten. Bemerkenswerth ist, daß der größte Theil aller deutschen Kommentatoren Dante's der protestantischen Kirche angehört; Herr Krafft, der sich ihnen jetzt angeschlossen, ist Pastor in Regensburg. Nicht die Träumereien des Mittelalters, sondern ein tiefes Sittlichkeits- und Rechts-Gefühl suchen und finden die strengen, deutschen Kritiker in den Werken, wie in dem Leben des alten Dichters und Ghibellinen.“

— Die Romane der Tafelrunde. Der durch seine Forschungen über die Sprache und Literatur des alten Armorica rühmlichst bekannte französische Literarhistoriker, Vicomte de la Villemarqué, hat kürzlich eine neue, ebenso gründliche, als für die Kenner der Literatur des Mittelalters interessante Schrift herausgegeben, und zwar über König Arthur und die Tafelrunde, sowie über die Sagen der alten Bretons.* Es herrscht ein alter Streit darüber zwischen französischen und englischen Literarhistorikern, ob diese Sagen in Frankreich oder in Großbritannien zuerst poetisch behandelt wurden. Deutsche Forscher, wie A. W. von Schlegel, Gervinus u. A. haben, merkwürdig genug, obwohl historisch und geographisch alle Indicien auf den wallisisch-cambrischen Ursprung der Arthur-Sagen und auf Geoffrey von Monmouth — Galfridus Monometensis — hinweisen, für die französische Ansicht Partei genommen. Gegenwärtig tritt nun ein gelehrter, mit den alten celtischen Sprachen, sowie mit der Geschichte von Wales und der Bretagne, auf das Innigste vertrauter Franzose selbst für den großbritannisch-celtischen Ursprung jenes Sagen-Cyklus in die Schranken. Er bringt die unwiderleglichsten Zeugnisse dafür, namentlich das des berühmten Giraldus Cambrensis (Gerald de Barry), Bischofs von Wales im 12. Jahrhundert, welcher von jenen Erzählungen sagt: „Cambrice scripta in libris eorum antiquis et authenticis.“ Die älteste in Frankreich bekannte Version der Sage vom König Arthur rührt von Robert Wace aus dem Jahre 1155 her. Villemarqué beweist jedoch, daß die Cambrischen Barden lange vor 1155 diese Sage populär gemacht hatten. Ja, in der unter dem Namen „Myvyrian“ bekannten Archäologie von Wales wird Taliesin, ein Cambrischer Barde im siebenten oder achten Jahrhundert, als Verfasser eines Gedichtes genannt, dessen Held bereits König Arthur war. Das Buch des Herrn von Villemarqué wird allen Forschern auf dem Gebiete der ältesten, auf uns gekommenen, poetischen Sagen des Mittelalters eine sehr willkommene Erscheinung sein.

— Theologische Polemik. Ein deutscher Protestant in Amerika hat eine Kritik der Schrift des Konsistorialraths Dr. Böhmer in Breslau: „Der unerleuchtete Eifer für die katholische Kirche“ rc. geschrieben, und diese ist kürzlich mit einem Vorwort abgedruckt erschienen.** Bekanntlich ist jene polemische Schrift Böhmer's hervorgerufen worden durch die Angriffe, die seine keinesweges polemische Darstellung der „Lehrunterschiede“ der beiden Kirchen erfahren hatte. Die Stimme aus Amerika will nun bezeugen, erstlich daß, trotz aller jetzt vorherrschenden, materiellen Interessen, auch in der Laienwelt die Aufmerksamkeit für Arbeiten auf dem Gebiete der Kirche noch nicht erloschen sei, und zweitens, daß der deutsche Protestantismus sich auch jenseits des Atlantischen Meeres seines mütterlichen Bodens und seines in der Heimat wurzelnden Geistes der freien Forschung bewußt bleibt.

* Les Romans de la Table Ronde et les contes des anciens Bretons. Par le vicomte Hersart de la Villemarqué. Paris, Didier, 1860.

** Dr. Wilhelm Böhmer's schriftstellerische Darstellung katholischer Lehrstücke, von einem protestantischen Laien Nord-Amerika's beleuchtet. Breslau, Graß, Barth & Co. 1860.

Eduard Vogel.

Vier Jahre sind es, seit Eduard Vogel, der deutsche Reisende im unbekannten Innern Afrika's einem finstern Schicksal verfiel. In blühender Jugend, ein treuer Diener der Wissenschaft, wurde er — so steht zu befürchten — Märtyrer der gefahrvollen Forschungen, denen schon so viele tüchtige Männer erlegen sind. Sein Geschick ist durch ganz Deutschland mit der wärmsten Theilnahme beklagt worden, auswärtige und deutsche Regierungen waren angelegentlich bemüht, sichere Kunde über sein Ende zu erhalten, zweimal versuchten muthige Reisende bis zu dem Endziel seines Weges vorzudringen, beide Mal vereitelte der Tod günstigen Erfolg. Gering ist die Hoffnung, ihn selbst noch zu retten; wohl aber ist es nicht unmöglich, seine schriftlichen Aufzeichnungen der Wissenschaft zurückzugewinnen. Und noch ist die Aufgabe ungelöst, das unbekannte Innere eines großen Erdtheils der Wissenschaft und den ersten Anfängen unserer Kultur zu erschließen, und diese Aufgabe wird zur Nachfolge mahnen, so lange es noch Gelehrte giebt, denen die Bereicherung der geistigen Habe des Menschengeschlechts höher steht, als ihr eigenes Leben. Wiederholt ist durch die Presse und in gelehrten Corporationen ausgesprochen worden, daß es eine Ehrenpflicht der Deutschen sei, die letzte Sicherheit über das geheimnißvolle Schicksal des Verschwundenen zu finden, in seinem Pfade weiter zu gehen und die große Erforschung, deren Opfer er wurde, fortzuführen.

So lebendig der Wunsch war — lange fehlte der entschlossene Mann, welcher die möglichen Bürgschaften gab, daß seine Kraft das schwere Unternehmen bewältigen werde. Jetzt aber hat sich ein erfahrener Reisender in Afrika, der jede Garantie der Energie und wissenschaftlichen Tüchtigkeit giebt, der Jahre lang in günstiger amtlicher Stellung am Zusammenfluß der beiden Nile gelebt, die besten Erfahrungen gesammelt, dem verderblichsten Klima widerstanden hat, Herr v. Heuglin, früher österreichischer Generalkonsul zu Chartum, freiwillig erboten, sein Leben und seine eigenen Mittel einer Entdeckungsreise in das Innere Afrika's hinzugeben „zur Aufhellung der letzten Schicksale Eduard Vogel's und zur Vollendung seines Reisewerkes,“ wenn die Theilnahme der Deutschen die für die Expedition noch nöthige Summe zusammenschießt. Ein solches Anerbieten, so hohen Dankes werth, mit so viel Aussicht auf guten Erfolg, legt — so erscheint es den Unterzeichneten — die Verpflichtung auf, Alles anzuwenden, daß diese Expedition möglich werde.

Herr v. Heuglin reist in diesem Herbst nach Chartum, wo ihm Dienerschaft, Kameele und andere Erfordernisse der Ausrüstung bereit sind; er beabsichtigt, von dort seine Reise in das Innere anzutreten, deren Dauer auf etwa vier Jahre veranschlagt ist.

Seine Anwesenheit in Gotha veranlaßte die Bildung des Comité, welches sich die Aufgabe gestellt hat, dem Reisenden die noch nöthigen Mittel zu sichern und sein Unternehmen, so weit dies von Deutschland aus möglich ist, zu unterstützen. Das Präsidium des Comité hat Seine Hoheit der regierende Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha zu übernehmen geruht.

Vertrauend wenden wir uns an das deutsche Volk. Mehr als Ein großes Unternehmen der Kunst und Wissenschaft ist in den letzten Jahren durch die warme Betheiligung Vieler getragen worden; immer größer wird bei uns die Hingabe des Einzelnen an die gemeinsamen Interessen der Nation; mit Stolz empfindet der Deutsche, daß seine Wissenschaft ihn zu dem Gefühl berechtigt, in einem großen Gebiet der höchsten menschlichen Eroberungen andern Nationen voranzustehen. Wir hoffen, daß in solchem Sinn auch diese Reise in fernem Erdtheil das Recht beanspruchen darf, ein nationales Unternehmen zu heißen.

Die Zeichnungen, mögen sie in einmaligem Beitrag oder in jährlicher Beisteuer für den Zeitraum von vier Jahren bestehen, ersuchen wir, an den Schatzmeister des Comité einzusenden, welcher darüber öffentlich quittiren wird.

Gotha, den 15. August 1860.

Das Comité.

In dessen Auftrag, der geschäftsführende Ausschuß:

von Seebach. Justus Perthes. Dr. A. Petermann.
Vorsitzender. Schatzmeister. Secretair

J. C.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Bestellungen
übernimmt jedes Postamt des deutsch-österreichischen Postvereins, sowie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallstraße Nr. 21) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazin's“ nicht direct correspondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commissionaire, Herrn F. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

№ 38. Mittwoch, den 19. September 1860. 29. Jahrgang.

Inhalt:

Deutschland und das Ausland.

Zur Kulturgeschichte unserer Zeit.

Die Gewerbefreiheits-Frage.*

Eine nicht geringere Wichtigkeit, als die Frage des freien Handels für England, hat die Frage der Gewerbefreiheit für Deutschland. Um dahin zu gelangen, daß England, unter Verzichtleistung auf alle Vorrechte für seine Schifffahrt und auf alle Schutzzölle für seine Industrie, die Konkurrenz mit den anderen Industrie-Ländern der Welt, und zwar auch auf solchen Gebieten, wo diese Länder durch die Natur begünstigt sind, aufzunehmen vermochte, mußte es lange vorher bereits jene Einrichtungen des Mittelalters überwunden haben, die ursprünglich dazu bestimmt waren, den bürgerlichen Fleiß gegen die Gewalt der Ritterburgen zu schützen, in deren Bereich der Handwerker arbeitete, späterhin der redlichen Arbeit den wohlverdienten Lohn sichern sollten, mit der Zeit aber ebenso die persönliche Freiheit des Einzelnen, wie den Vortheil und das Wohl des großen Ganzen gefährdeten.

Was in Frankreich erst durch die Umwälzung von 1789 erreicht wurde, die Entfesselung der Gewerbe, die Freiheit, jede uns von der Natur verliehene Befähigung zu unserem eigenen und unseres Landes Besten auszubeuten, das ist in England schon seit beinahe einem Jahrhundert in das Leben des Volkes übergegangen. Dort sind die Handwerker-Gilden, die zum größten Theile noch jetzt mit ihren aus dem Mittelalter überkommenen Symbolen und Gebräuchen bestehen, nichts weiter, als soziale Vereinigungspunkte für Armen-Unterstützung, Krankenpflege und Wahrung des Gemeinsinnes. Es ist eine Ehre, ihnen anzugehören, an ihrer Spitze zu stehen, denn die Edelsten des Landes, wie der verstorbene, hochgeachtete Herzog von Sussex, die Herzoge von Cambridge, Vater und Sohn, der Königin-Gemahl, Prinz Albert, haben stets mit Vergnügen die Einladungen zu den Jahresfesten der Gilden angenommen, wo sie die guten Stiftungen derselben durch Wort und That förderten; aber schon seit Erfindung der mechanischen Arbeitsverrichter, der Maschinen, ist jeder Zwang, den Gilden, Corporationen und Genossenschaften* beizutreten, aufgehoben, und auch kein gewerbliches oder politisches Vorrecht ist mit dem Eintritt in dieselben verbunden. Nachdem Hargreaves und Arkwright in den Sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die unter dem Namen Mule und Mule-Jenny bekannten Spinnmaschinen erfunden hatten, denen bald andere, durch Dampf in Bewegung gesetzte, mechanische Verrichtungen folgten, war das Zeichen gegeben, jenen Beschränkungen ein Ende zu machen, durch welche der menschlichen Kraft im Dienste des Handwerkes unnatürliche Gränzen zum Besten privilegirter Einzelner gesetzt waren. Gleichzeitig machte das berühmte, nationalökonomische Werk Adam Smith's: „Untersuchungen über die Natur und die Ursachen des Reichthums der Nationen," das zu Edinburg im Jahre 1776 ausgegeben wurde, durch seine schlagenden Beweisgründe für die Identität des Reichthums und der ungehinderten Anwendung des menschlichen Fleißes und der Arbeit einen solchen Eindruck in England, daß das Parlament sehr bald nicht blos keine neuen, beschränkenden Corporationsrechte mehr ertheilte, sondern die vom Mittelalter überkommenen nach und nach aufhob, oder auf bloße, gemeinnützige und jedenfalls den Fortschritt der Gewerbe nicht aufhaltende Einrichtungen zurückführte. Eine der bedeutendsten dieser Parlamentsacten war die vom Jahre 1814, durch welche festgestellt wurde, daß die in den alten Städten, namentlich in London, York &c. herkömmliche, siebenjährige Lehrlings- und Gesellen-Zeit für die Handwerker nicht mehr erforderlich sei. Die neueren Städte Manchester, Leeds, Birmingham &c., wo die Zünfte nie korporirt waren und daher eine solche Bestimmung nie bestanden hatte, waren in Folge dessen ihren älteren Schwestern an industrieller Kraft so überlegen geworden, daß Letztere es als eine Lebensfrage erkannten, auch ihrerseits auf ein so gefährliches Privilegium zu verzichten. Den letzten Stoß endlich haben diese Privilegien durch die in den Dreißiger Jahren vom Parlament erlassene „Test- und Corporations-Acte" erlitten, wodurch namentlich auch die intolerante Bestimmung aufgehoben ward, die allen Dissidenten (Nicht-Anglikanern) den Eintritt in gewisse Corporationen und Gilden verwehrte. Charakteristisch für die heutige Bedeutung der englischen Innungen und für ihre Verschiedenheit von den mittelalterlichen Zöpfen ist, daß die „Merchant-Taylors-Company," die vereinigte Handels- und Schneider-Gilde, welche alle Händler mit neuen Kleidungsstücken, also einen Geschäftszweig umfaßt, den man in Deutschland am häufigsten als eine schädliche Frucht der Gewerbefreiheit darstellt, in London zu den reichsten, angesehensten und wohlthätigsten Gilden gehört.

Ein Kenner der englischen Zustände, Dr. Böhmert in Bremen, der sich längere Zeit in den gewerblichen Distrikten Englands aufgehalten, charakterisirt den moralischen Einfluß der Gewerbefreiheit auf den englischen Arbeiter folgendermaßen: „Der englische Arbeiter wirft sich auf seine bestimmte Branche, auf seinen speziellen Artikel und bringt es darin zu einer unglaublichen Fertigkeit. Man braucht diese Leute nur arbeiten

* Das Gildenwesen im Mittelalter. Von Professor Dr. Wilda. Halle, 1831.
Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste. „Gewerbe" und „Gilde," von J. Hasemann. Leipzig, Brockhaus, 1857—1858.
Freiheit der Arbeit. Beiträge zur Reform der Gewerbe-Gesetzgebung, von Dr. Victor Böhmert. Bremen, Strack, 1858.
Gewerbefreiheit und Gewerbe-Ordnung in Deutschland. Von Ed. Schübler. Stuttgart, Neff, 1860.
Das preußische Handelsministerium und die Gewerbefreiheit. Von Leonor Reichenheim. Berlin, R. Wagner, 1860.
Rechenschaftsbericht des Stuttgarter Gewerbe-Vereins für das Jahr 1859 — 1860. Stuttgart, Haselbrück, 1860.

* „Guild," „Corporation" und „Company" sind die drei Benennungen, unter denen die Zünfte und Innungen in England nominell fortbestehen.

zu sehen und wird über ihre Raschheit, Gewandtheit und Energie staunen. Schon ihr Blick und Griff kündigt die Beherrschung des Arbeitsgebietes, auf dem sie sich einmal bewegen, an. Der Grund dafür liegt nicht allein in dem Beispiele der Mitarbeiter und in der allgemein verbreiteten Arbeitssitte, sondern noch weit mehr in der eisernen Nothwendigkeit. Die freie Konkurrenz zwingt Jeden dazu, in dem einmal ergriffenen Gewerbe auch sehr rasch das Bestmöglichste zu leisten, weil er nur dadurch seine bürgerliche Stellung zu sichern vermag. Der Lehrling bekommt schon sehr rasch, gewöhnlich nach dem ersten Lehrjahre, einen bestimmten Lohn, der meist die Hälfte dessen beträgt, was ein ausgelernter Arbeiter für die im Stücklohn gefertigten Waaren ausgezahlt erhält. Eignet sich nun der Lehrling nicht zu dem von ihm gewählten Gewerbe, sieht z. B. ein Tellermacher in einer Porzellan-Fabrik, daß der ihm zugewiesene Junge nicht das erforderliche Handgeschick habe, daß er in seinem Leben nicht dazu gelangen werde, das Quantum eines tüchtigen Arbeiters von etwa 50 bis 60 Dutzend Tellern täglich anzufertigen, so wird er einfach als untauglich für diesen Arbeitszweig bezeichnet, und er wählt sich ein anderes Gewerbe, oder geht in die niedere Stufe eines Handlangers, Zuträgers &c. über, wobei er allerdings schlechtere Aussichten für die Zukunft, als seine Mitarbeiter hat. So wird denn der Arbeiter schon sehr jung zur Anspannung aller seiner Arbeitskräfte angetrieben, und wenn er älter wird, tritt die Gewöhnung an ein rasches, energisches Arbeiten, sowie der Anreiz des Stücklohnes hinzu, so daß man wohl an allen englischen Arbeitern die Erfahrung machen kann, daß, wenn sie einmal ihre Arbeit begonnen haben, es ihnen gewissermaßen zur anderen Natur geworden ist, mit einer sich merkwürdig gleich bleibenden Sicherheit, Energie und Raschheit, jedoch ohne gezwungene Hast, bis zur Feierstunde bei ihrem Tagewerke auszuharren. Eine Folge davon ist die höhere Arbeitsleistung, weshalb ein englischer Fabrikant, trotz der in England bezahlten höheren Arbeitslöhne, die Arbeit selbst doch billiger hat, als sein deutscher Konkurrent."

Wie außerordentlich die Gewerbsamkeit Englands unter der Herrschaft der Gewerbefreiheit und der Prinzipien des freien Handels zugenommen, das geht aus einer Vergleichung der Ein- und Ausfuhr-Tabellen seit dem Jahre 1831 bis auf die neueste Zeit, aus einer Uebersicht der Einkommensteuer-Tabellen, wobei sich namentlich das Einkommen der Mittelklassen mit jedem Jahre über eine größere Anzahl von Individuen verbreitet, und aus den Armen-Unterstützungs-Registern hervor, die, im Gegensatze zu jenen, im letzten Quinquenium mit jedem Jahre sich verminderten.

In Frankreich war es zwar ebenfalls bereits in demselben Jahre, in welchem Adam Smith's berühmtes Werk in England erschien, zu einer Aufhebung der Zünfte gekommen, indem der Minister Turgot, welcher ebenfalls freie Entfaltung der Arbeit wollte, den jungen König Ludwig XVI. zu einer solchen Maßregel veranlaßte, doch Letzterer ließ sich durch das Andrängen der alten Zunftmeister in Paris, Lyon und anderen Orten schon nach einem halben Jahre bewegen, die Zunft-Verfassungen, wenn auch mit einigen Reformen, wieder herzustellen. Letztere hatten indessen doch die Verminderung der Zahl der Zünfte herbeigeführt, wodurch viele lächerliche und dem Gemeinwesen nachtheilige Streitigkeiten über Abgränzung der Arbeitsbefugnisse beseitigt wurden. Auch traten Ermäßigungen der Kosten für das Einschreiben in die verschiedenen Zünfte ein, unter denen z. B. die Schneiderzunft von Paris nicht weniger als tausend Livres von Jedem sich zahlen ließ, der die Ehre beanspruchte, in ihre Listen eingetragen zu werden. Durch das bekannte Dekret vom 4. August 1789, welches in Frankreich alle Standes- und sonstigen Vorrechte aufhob, wurden auch die Zünfte für immer beseitigt, während das Gesetz vom 17. März 1790 die Gewerbs-Patente, und zwar nicht blos für Kaufleute, Handwerker und sonstige Gewerbtreibende, sondern auch für Lehrer, Notare, Aerzte und andere wissenschaftliche Berufe einführte — ein Beispiel, das nachmals auch in dem preußischen Gesetz über die Gewerbesteuer, vom 2. November 1810, nachgeahmt wurde. Die im Jahre 1821 an die sogenannte „Chambre introuvable" Ludwig's XVIII. gerichtete Petition zahlreicher französischer Handwerker um Wiederherstellung der Zünfte, ward selbst von dieser Kammer, die doch, nach der Ermordung des Herzogs von Berry durch den Schlosser Louvel, zu jeder reactionairen Maßregel bereit war, als unzeitgemäß und als bedrohlich für die Interessen Frankreichs, den konkurrirenden Bestrebungen anderer Länder gegenüber, erkannt und abgewiesen.

Der bekannte deutsche Volkswirtschafts-Lehrer, Professor Moritz Mohl, sagt in seinem Buche über „die gewerbwissenschaftlichen Ergebnisse einer Reise in Frankreich" Folgendes über die Wohlthaten der Gewerbefreiheit in Frankreich: „Wer die gewerblichen Zustände Frankreichs und seiner Hauptstadt in längeren Zeiträumen genau und in ihren Einzelnheiten kennen gelernt und wer insbesondere die Lohnverhältnisse, die Sitten und Lebensweise, die Ersparnisse und das ganze Lebensverhältniß der dortigen Arbeiterklassen zum Gegenstande jahrelanger Beobachtungen in Paris und in den Provinzen gemacht hat, der weiß, daß es kein Land in der Welt, etwa mit Ausnahme Englands und Nord-Amerika's giebt, wo der Gewerbsarbeiter so gut belohnt ist, als in Frankreich. Ein Deutscher, der die Löhne der Handwerksgesellen in Paris durch eine Reihe von Jahren und durch alle Handwerke verfolgt, kann nur mit stetem Erstaunen und mit der Freude, die jeder Menschenfreund über das Wohlergehen der arbeitenden Klasse in irgend einem Lande der Welt empfindet, sehen, welche vergleichungsweise ausnehmend hohen Löhne die Gewerbsarbeiter in Paris und anderwärts in Frankreich erhalten. Ein guter Schneider-, Schuster-, Schmiedegeselle &c. verdient in Paris in gewöhnlichen Zeiten seine 7 Francs (56 Sgr.) täglich, ein Maurer 4½ Francs (36 Sgr.) &c., und wenn auch das Leben in Paris theurer ist, als in den meisten deutschen Städten, so beweisen doch die vielen Dutzende von Millionen Francs, welche die dortigen Gewerbsarbeiter in der Pariser Sparkasse stehen haben, und es beweisen noch mehr alle Nachforschungen, die Jeder, dem es um die Wahrheit zu thun ist, persönlich darüber anstellen kann, daß die Gewerbsgehülfen (Gesellen) in Paris einen guten Theil ihres Lohnes ersparen können und daß ihrer unzählige in der That einen guten Theil desselben für ihre künftige Niederlassung &c. ersparen... Es ist übrigens anerkannt und notorisch, daß seit der Aufhebung des Zunftwesens und seit der Freigebung des selbständigen Gewerbebetriebes für Alle, die Sitten der französischen Arbeiter, ihre Sparsamkeit, ihre Geschicklichkeit und ihre ökonomische Lage außerordentliche Fortschritte gemacht haben, was auch statistisch durch die im Verhältniß zur Bevölkerung jährlich abnehmende Zahl der Findelkinder und der unehelichen Geburten mit mathematischer Gewißheit sich erweist. Es ist nur Eine Stimme darüber in Frankreich, daß sich die Lage der Arbeiter seit Aufhebung der Zunftverhältnisse ganz unendlich verbessert und gehoben hat... Es giebt — man darf dies kühn behaupten — nicht Einen Menschen in Frankreich, welcher Prüfungen, Innungswesen und andere Gewerbsbeschränkungen zurück wünschte, oder dergleichen nicht für sinnlosen alten Plunder hielte."

Wer das Unwesen sozialistischer und kommunistischer Theorien, das in den Vierziger Jahren in Frankreich im Schwunge war, für eine Folge der Gewerbefreiheit ausgiebt, der ist entweder mit den dortigen Zuständen nicht bekannt, oder er verleugnet gegen besseres Wissen die Wahrheit. Jene Theorien waren das Erzeugniß wirrer Köpfe, die nicht blos den Staat, sondern auch alle bürgerlichen und Familien-Verhältnisse umgestalten wollten, die aber, weil sie gegen die Natur der Dinge anstrebten, sehr bald wieder vom Schauplatz verschwanden. Allerdings hatten sich viele Handwerker in Frankreich von diesen Theorien berücken lassen; aber nur, um einsehen zu lernen, daß der Communismus eine ähnliche Zwangsjacke, wie die verhaßte Zunftverfassung sei und keine Heilung für die Leiden der Gesellschaft zu bieten vermöge, die allein unter der Einwirkung der Freiheit gemildert werden können.

Die in Frankreich von Alters her noch bestehenden „Conseils des Prudhommes" haben nichts weniger, als die Aufgabe der in Preußen im Jahre 1849 eingeführten „Gewerberäthe," die unter Anderm darüber entscheiden sollen, ob dieser oder jener Handwerker nicht durch seine Arbeit unbefugterweise in das Gebiet eines Andern übergreife; sondern sehen lediglich auf Erhaltung des Rechtes und ehrenhafter Ordnung unter den Handwerkern und Fabrikanten, deren Fabrikzeichen und Firmen sie schützen, wo es nöthig ist, deren unredliches Maß und Gewicht sie aber auch denunziren, wenn es zu ihrer Kenntniß kömmt. Ebenso ist die noch bestehende, über ganz Frankreich verbreitete, alte Institution des „Compagnognage" nicht etwa eine Art sogenannter „Lehremsus" des Gesellenthums, mit „Grüßen" an den „Herbergsvater," die „Gesellenschaft" und die „Brüderschaft;" sie beschränkt sich vielmehr lediglich auf Kontrolirung der „Arbeitsbüchelchen" und auf Unterstützung der Handwerker-Gehülfen, wenn sie deren durch ihr sittliches Verhalten würdig sind, während durch diese wohlthätige Einrichtung zugleich Arbeitgeber und Arbeitnehmer in den verschiedenen Landestheilen vermittelt werden können.*

Die Industrie Belgiens datirt ihren Aufschwung von der Zeit der Vereinigung dieses Landes mit Frankreich. Die Gewerbefreiheit ist bis zum heutigen Tage dort ohne Anfechtung geblieben, denn die Nation hat darin mit Recht eine Hauptquelle ihrer industriellen Blüthe erkannt. Der in Belgien neben großem Wohlstand sehr verbreitete Pauperismus ist bekanntlich eine Folge der dort durch die Kirche sehr begünstigten Al-

* Vgl. Jules Simon, Étude historique et morale sur le compagnonage et sur quelques autres associations d'ouvriers depuis leur origine jusqu'à nos jours. Paris, 1850.

mosen-Ernährung ganzer Familien und Gemeinden, in denen die Arbeitsscheu und der Verlaß auf die Freigebigkeit der Kirche gewissermaßen erblich und zum Gewohnheitsrechte geworden. Dergleichen Uebel auf Rechnung der Gewerbefreiheit zu setzen, zeugt nur von Kurzsichtigkeit.

Zunächst verpflanzten sich die neuen Einrichtungen aus Frankreich nach der Schweiz, wo besonders in den an Frankreich gränzenden Kantonen bald die Nothwendigkeit erkannt worden war, mit den alten Gewohnheiten des Gewerbzwanges zu brechen, wenn nicht bald ebenso der Wohlstand, wie die bürgerliche Existenz der Schweizer gefährdet sein sollte.

Unter den Staaten Deutschlands hat sich Preußen nicht blos erst in neuerer Zeit in der rechtzeitigen Erkenntniß dessen ausgezeichnet, was dem Fortschritt in den bürgerlichen Gewerben noth thut. Schon der große Kurfürst hatte, um den durch die Widerrufung des Edikts von Nantes, 1685, aus Frankreich vertriebenen Protestanten, die zum Theil aus sehr geschickten Handwerkern bestanden, die Niederlassung in seinen Staaten zu erleichtern, dieselben aller Zunftbeschränkungen enthoben, was denn auch die Folge gehabt hat, daß in den sogenannten „französischen Kolonien" Berlins, Potsdams und anderer brandenburgisch-preußischer Städte die Gewerbe der Seidenwirker, der Juweliere, Handschuhmacher, Hutmacher, Kunstgärtner u. s. w. sehr bald einen außerordentlichen Aufschwung nahmen. Die guten Früchte der Gewerbefreiheit waren hier so augenscheinlich, daß auch die königlichen Nachfolger des Kurfürsten diese Freiheit, wo sich nur eine Gelegenheit dazu darbot, begünstigten. Namentlich bekämpfte Friedrich Wilhelm I. die Engherzigkeit des Zunftwesens, indem er im Jahre 1734 ein Edikt gegen das Geschlossensein derselben für Andere, als Meistersöhne, erließ; auch wurde von ihm besonders für die sogenannten Hoflieferanten, oder Hof-Handwerker, das Verbot aufgehoben, wonach jeder Meister nur Einen und höchstens drei Gesellen halten durfte. Bei der Abfassung des Entwurfes zum allgemeinen Gesetzbuche, unter König Friedrich II., kam bereits ernstlich die Frage zur Sprache, ob die Zünfte nicht aufzuheben seien? Die Stimmen der aufgeklärtesten preußischen Legisten erklärten sich entschieden für diese Aufhebung, doch behielt die entgegengesetzte Ansicht damals noch die Oberhand. Als aber in England und Frankreich durch die Macht der wachsenden Industrie die alten Schranken des Gewerbfleißes niedergerissen wurden, ward auch in Preußen die öffentliche Meinung ebenso, wie die Einsicht der Staatsmänner, der neuen Idee auf das Entschiedenste zugeneigt. Und die von dem großen Minister, Freiherrn von Stein, nach den unglücklichen Ereignissen von 1806—1807 angeregte Gesetzgebung zur Reform der gesammten, innern Staatsverwaltung und besonders der bürgerlichen Verhältnisse in den Städten, wie der agrarischen Verhältnisse auf dem Lande, fand in Preußen einen schon seit 125 Jahren vorbereiteten und daher empfänglichen Boden.

Durch das Beispiel Frankreichs ist in Deutschland bereits zu Anfang dieses Jahrhunderts sowohl bei Staatsmännern, als bei wissenschaftlichen Theoretikern und beim Handwerkerstande selbst vielfach die Frage angeregt worden, ob nicht auch hier die Gewerbefreiheit von segensreichem Einfluß sein würde? Merkwürdig genug, erklärte sich Fichte im Jahre 1800 für Beibehaltung des Zunftzwanges, der zur selben Zeit von Westermann bekämpft wurde. Dagegen spricht sich eine im Jahre 1803 zu Königsberg erschienene Schrift: „Das Interesse des Menschen und Bürgers bei den Zunftverfassungen," als deren Verfasser der nachmalige Director des K. statistischen Büreau, Staatsrath und Professor J. G. Hoffmann genannt wird, bereits folgendermaßen aus: „Die späte Nachwelt wird es unbegreiflich finden, daß in unseren Tagen zahlreiche und mannigfaltige Verbindungen sich erhielten, die, ohne bedeutendes Eigenthum, fast nur mit dem Erwerbe des Augenblickes das Bedürfniß des Augenblicks erlaufend, ohne überwiegende Geisteskultur, ohne Einfluß auf religiöse und politische Meinungen, ihre verjährten Statuten, mit eigenmächtigen Satzungen und Gewohnheitsrechten zweifelhaften Ursprungs vermischt, gegen die laut bekannte Ueberzeugung des gebildeten Theiles der Nation, gegen die amtlich anerkannten Maximen der Staatswirthschaft und selbst gegen die öffentliche Meinung mit starrem Trotz und nicht selten sogar im Angesichte der stehenden Heere mit offenem Aufruhre behaupteten."

Durch das Gesetz vom 9. October 1807 wurde zuerst feierlich erklärt, daß jedem Preußen fortan die unbeschränkte Wahl des Gewerbes frei stehen solle. Die großartige Schöpfung der Städteordnung vom 19. November 1808 beseitigte demnächst die bisherige, zum Theil auf dem alten Innungs- und Zunftwesen beruhende Vertretung und Verwaltung der Kommunen, indem sie an die Stelle der bisherigen Eintheilung der berechtigten Bürger in die drei Klassen der „Kaufleute," „Malzbrauer" und „Gewerke," von welchen die ersten beiden gewöhnlich als „Innungen," die letzten dagegen als „Zünfte" bezeichnet wurden, ein auf dem Grundsatze gleicher Pflichten und gleicher Rechte beruhendes Wahlrecht setzte. In dem berühmten, die Finanzen des Staates, der damals noch die drückende Kriegscontribution an Frankreich abzuzahlen hatte, ordnenden und an die Opferwilligkeit der Staatsbürger sich wendenden Edikte vom 27. October 1810 wird den Letzteren zur Erleichterung ihrer neuen Lasten einestheils „eine gleiche und verhältnißmäßige Vertheilung der Grundsteuer" — was leider bis zum heutigen Tage noch nicht ausgeführt ist — und anderntheils „völlige Gewerbefreiheit" feierlich verkündet. Wiederholentlich wird in diesem Edikte die Wohlthat der „völligen Gewerbefreiheit gegen Entrichtung einer mäßigen Patentsteuer" gleichgestellt mit den anderen wohlthätigen Maßregeln, die, wie König Friedrich Wilhelm III. wörtlich sagte, „dem Theile Unserer Unterthanen, welcher sich bisher keines Eigenthums seiner (agrarischen) Besitzungen erfreute, dieses ertheilen und sichern."

In gleicher Weise wird in dem Edikte vom 2. November 1810 die allgemeine Gewerbesteuer als eine Abgabe bezeichnet, die für das Land um so weniger drückend sei, „da Wir damit die Befreiung der Gewerbe von ihren drückendsten Fesseln verbinden, Unsere Unterthanen die ihnen beim Anfange der Reorganisation des Staates zugesicherte, vollkommene Gewerbefreiheit gewähren und (somit) das Gesammtwohl derselben auf eine wirksame Weise befördern können."

Als positiver Grundsatz, ohne welchen in der That das neue Gesetz in innerm Widerspruche mit seinen leitenden Gedanken gewesen sein würde, ist darin festgehalten: 1) daß derselbe Gewerbetreibende mehrere Gewerbe verschiedener Art ergreifen kann und daß die Trennung gewisser, zu Einer Gattung gehörender Handwerke (wie Tischler und Stuhlarbeiter, Schuhmacher und Pantoffelmacher &c.), welche Trennung von den Zünften stets verlangt wurde, nicht mehr stattfinden solle; 2) aber war festgesetzt, daß nur eine gewisse Zahl bestimmter Gewerbe, „bei deren ungeschicktem Betriebe gemeine Gefahr vorwaltet, oder welche eine öffentliche Beglaubigung oder Unbescholtenheit erfordern," einer Prüfung, oder vielmehr des Nachweises bedürfen, daß derjenige, der diese Gewerbe betreiben will, auch im Besitze der dazu erforderlichen „Eigenschaften" sei.

Die Gewerbe-Ordnung vom 7. September 1811, welche den bisherigen Zünften gestattete, entweder sich aufzulösen, oder auch — freilich ohne die alten Berechtigungen — fortzuexistiren und nach und nach auszusterben, führt die bisher mehr der Theorie nach aufgestellte Gewerbefreiheit auch praktisch in das Leben. Es heißt darin unter Anderm (§§ 6 u. 7): „Wer bisher nicht zünftig war, kann auf den Grund seines Gewerbescheines jedes Gewerbe treiben, ohne deshalb genöthigt zu sein, einer Zunft beizutreten. Er ist demohngeachtet auch berechtigt, Lehrlinge und Gehülfen anzunehmen."

Keinerlei Hemmung ist in dieser älteren Gewerbe-Ordnung der bürgerlichen Thätigkeit in den Weg gelegt. Besonders liberal sind die Bestimmungen hinsichtlich des fabrikartigen Betriebes und der Zusammlegung der Gewerbe. (§§ 64—74.) Es heißt ausdrücklich, daß „alle kleinlichen Gewerbe-Unterschiede vermieden werden sollen." Die Verbindung, die Associirung von Gewerben, die einander in die Hände arbeiten, wird überall begünstigt. Ja, der Gesetzgeber hat gewissermaßen vorhergesehen, daß nicht in der Trennung, sondern in der freien Associirung der Gewerbe ihre künftige Kraft und Bedeutung liege.

Allerdings hatte dieser plötzliche Uebergang von Zunftzwang und Beschränkung zu völliger, unbedingter Freiheit und zur Auflösung der alten Verbände manche Unzuträglichkeiten zur Folge. Für diejenigen Einzelnen namentlich, die stets der Autorität bedürfen, um sich in gesetzlichen Schranken zu halten, fehlte der moralische Antrieb zum Fortschritt. Der bei weitem größere Theil des preußischen Handwerkerstandes hat jedoch nicht blos das Mißliche dieser Uebergangs-Zustände glücklich überwunden, sondern auch in der freien Bewegung, in der herausgeforderten Konkurrenz, das Mittel gefunden, dem Maschinen- und Fabrikwesen gegenüber seine Selbständigkeit zu bewahren.

Die allgemeine Wehrpflicht hatte auch eine Menge junger Handwerker unter die Fahnen gerufen, als es in den Jahren 1813 bis 1815 galt, das Vaterland von dem schweren Drucke der Franzosen zu befreien. Viele hatten in Frankreich den fördernden Einfluß der ungehemmten Arbeitskraft kennen gelernt und wandten nun in der Heimat die Grundsätze der neuen Zeit mit den Erfahrungen an, die sie im Auslande gesammelt hatten. Etwa fünfzehn Jahre nach Einführung der Gewerbefreiheit in Preußen, sagte ein wissenschaftlicher Beobachter des Volks- und Gewerbelebens, Dr. J. J. H. Ebers, in seiner Schrift „Ueber Gewerbe und Gewerbefreiheit in Breslau" (Breslau, 1825): „Es gab wohl wenige Städte, die das Zunftwesen so in sich ausgebildet hatten, ungeachtet man schon in den

frühesten Zeiten genöthigt war, die eng gezogenen Schranken hier und da zu erweitern.. Daß nun die Gewerbefreiheit ein allgemeines Anregungsmittel für die Industrie geworden, ist ganz klar. Wohin man sich wendet, erblickt man ein reges Thun und Handeln, von dem sich eine frühere Zeit kaum etwas träumen ließ. So begierig sind die Vortheile der Gewerbefreiheit von allen Seiten ergriffen worden, daß die Absicht des Staats, einem Jeden innerhalb der gesetzlichen Schranken die möglichste Entwickelung seiner Anlagen, Geschicklichkeiten und Kräfte, und die freieste Anwendung seiner Kapitalien zu gestatten, beinah vollständig erreicht worden ist. Eine solche Durchschütterung der Gewerbefreiheit war nothwendig, um die gewerblichen Kräfte überall wieder in ein frisches Leben aufzurufen. Ueberall erblickt man jetzt Niederlagen von Fabrikaten, wo sonst nur auf Bestellung gearbeitet wurde: Schuhmacher und Schneider, Tischler und Stuhlmacher, Seiler, Klempner, Schmiede und Stellmacher, Wagenbauer und Sattler halten Waarenlager und die meisten Professionisten arbeiten auf Vorrath. Die Läden der Gold- und Silber-Arbeiter, der Porzellan- und Glashändler sind vermehrt. Die Fuhrwerke sind häufiger und besser vorhanden, ja, mehrere Professionisten arbeiten jetzt in's Große: wie Möbeltischler, Wagenbauer, die Verfertiger musikalischer Instrumente, die Schuhmacher, so daß sie fast Fabrikanten gleich zu stellen sind. Indem der monopolistische Geist der früheren Zeit immer mehr und mehr zurückgedrängt wird, und das Gewerbe nicht mehr wie sonst ein reines Gliederwerk — ein automatisches Leben — ist, zeigt sich auch mehr wie sonst ein Streben nach rationellen Ansichten und ein fabrikmäßiger Betrieb desselben. Die Anwendung der Maschinen hat Beifall und Nachahmung gefunden, so bei der Wollenspinnerei, dem Kattundruck mit Walzen ꝛc. — ja, es ist unverkennbar, daß auch die Künste durch diese allgemeine Anregung bedeutende Förderung erfahren haben. Wir erinnern nur an das, was jetzt unsere Buchdruckereien gegen sonst leisten, an den Steindruck, an Manches, was die Bildnerei, Baukunst und Stukkatur-Arbeit neu geschaffen hat."

In gleicher Weise hatte Berlin's Gewerbsamkeit unter der Herrschaft der Gewerbefreiheit ganz außerordentlich zugenommen. Aus Dieterici's verdienstvollem Werke „Der Volkswohlstand im preußischen Staate, nach dem Gange der Gewerbe-Gesetzgebung aus amtlichen Quellen"* ersehen wir, daß, während die Bevölkerung Berlin's von 1822 bis 1843 von 192,383 auf 309,260 Seelen gestiegen war, die Vermehrung der Handwerks-Meister sowohl, als ihrer Gehülfen, und zwar der Schuhmacher, Schneider, Tischler, Grobschmiede, Bäcker, Schlosser, Fleischer, Stellmacher, Böttcher ꝛc. in weit größeren Verhältnissen stattgefunden hatte. Vor Einführung der Gewerbefreiheit war die Anzahl der Gehülfen und Lehrlinge überaus beschränkt. Noch im Jahre 1816 kamen im preußischen Staate auf tausend Meister nur 265 Gehülfen und Lehrlinge; im Jahre 1825 hatte sich diese Zahl bereits auf 593 und im Jahre 1843 auf 772 vermehrt. Diese bedeutende Zunahme der Gehülfen und Lehrlinge zeigt entschieden, daß die Meister unter der Herrschaft der Freiheit nicht zurück, sondern vorwärts gekommen, indem der Umfang ihres Geschäftes, also auch ihr Verdienst, erheblich zugenommen haben muß. Das Zunftwesen dagegen wirkte abschreckend auf die Erlernung des Handwerks ein und entzog demselben von Jahr zu Jahr stets mehr Kräfte aus den mittleren und wohlhabenden Ständen.

Statistische Arbeiten und Nachweise über den Segen der Gewerbefreiheit in Preußen, wie die von J. G. Hoffmann, Dieterici, Ebers u. A., dienten bis zum Jahr 1846 dazu, die Beschuldigungen, welche die Anhänger des Schlendrians und die Gegner aller Reformen der Jahre 1807—1812 gegen jene Entfesselung des Handwerkes schleuderten, zu widerlegen. Es wurde ihnen nachgewiesen: 1) daß die Klagen über Verarmung und Entsittlichung des Handwerkerstandes ungegründet seien, indem, trotz der bedeutenden Vermehrung aller Arten von Handwerker, der Wohlstand und die Bildung unter ihnen verhältnißmäßig viel größer sei, als zur Zeit des Zunftzwanges; 2) daß die Noth einiger Gewerbe und der Kampf mit den Bedrängnissen der Gegenwart nicht der Gewerbefreiheit, sondern, wo nicht die eigene Schuld diese Noth herbeigeführt — der mächtigen Konkurrenz der Maschinen und Fabriken zuzuschreiben sei, und 3) daß diese Konkurrenz nur durch die Freiheit und durch die ungehemmte Anwendung aller Fähigkeiten und Kräfte, die dem Menschen gegeben sind, zu überwinden sei, während der Zunftzwang kein Heilmittel, sondern der Todesstoß des kranken Handwerks sein würde.

Aus diesem Geiste war dann auch, trotz aller Widersprüche, das Gesetz vom 17. Januar 1845, eine neue Gewerbe-Ordnung enthaltend, hervorgegangen. Dieses Gesetz, dessen erster Titel die Ueberschrift trägt: „Aufhebung bestehender Beschränkungen des Gewerbe-Betriebes," hatte zunächst den Zweck, in einigen Provinzen des preußischen Staates, wo wie in der ehemals k. sächsischen Ober- und Nieder-Lausitz, in dem ehemaligen Schwedisch-Pommern und anderen Landestheilen, Zunftverfassungen, ausschließende Gewerbe-Berechtigungen, Zwangs- und Bann-Rechte noch bestanden, diese aufzuheben. Es wurde demnächst zwar für das ganze Land die Aufrechthaltung der etwa noch bestehenden und die Wiedereinrichtung neuer Innungen empfohlen, jedoch lediglich zu Zwecken organischer, sittlicher Ordnung und gegenseitiger Unterstützung, ohne daß damit irgend ein Zwangsrecht gegen Dritte, oder ein gewerbliches Vorrecht für die Innungs-Mitglieder, verbunden sein sollte. Es heißt darin ausdrücklich (§ 170, bei Gelegenheit der Anordnung besonderer Ortsstatuten für die neuen Innungen), daß den Innungs-Mitgliedern kein ausschließlicher, materieller Vortheil in Bezug auf den Gewerbebetrieb, namentlich nicht die ausschließliche Befugniß, Lehrlinge zu halten, beigelegt werden darf; auch soll die Befugniß, Gesellen oder Lehrlinge zu halten, nicht beschränkt oder erschwert werden; ferner wird jeder Zwang zum Eintritt in die Innungen für unzulässig erklärt, und soll die Aufnahme in dieselben nicht von der Willkür der Innungsgenossen, sondern nur von bestimmten, allgemeinen Erfordernissen abhängig gemacht werden. Zu diesen Erfordernissen gehörte zwar die Meisterprüfung, über deren Wohlthätigkeit oder Unzweckmäßigkeit die Handwerker selbst uneinig sind, indem Viele darin eine neue Fessel dem Fabrikwesen gegenüber erblicken, das keiner Prüfungen bedarf; der auf sein Meister-Privilegium pochende, geprüfte Handwerker auch eher geneigt ist, stehen zu bleiben, während derjenige Meister, der nicht von den Innungen, sondern vom Publikum geprüft und als tüchtig erkannt worden, alle Kräfte in Bewegung setzt, um fortzuschreiten und seiner Arbeit dauernd den Vorrang zu verschaffen. Da aber das Gesetz von 1845 den Beitritt zu den Innungen als facultativ erklärt, so konnte ein Eingriff in die Gewerbefreiheit darin nicht erblickt werden; weshalb es denn auch überall in Preußen freudig aufgenommen wurde und seine unmittelbaren Folgen für gewerbliche Städte, wie Görlitz, Sorau, Stralsund u. A., wo bis dahin die Zünfte allen Aufschwung zurückgehalten hatten, außerordentlich segensreich waren.

Die in der Zeit von 1846 bis 1848 folgenden Jahre der Mißärnte, der politischen Aufregung und der allgemeinen Noth hatten jedoch einen großen Theil des Handwerkerstandes in Preußen, wie im übrigen Deutschland, zu der irrigen, von den Wühlern der Reactions-Partei unterstützten Meinung veranlaßt, daß seine, des Handwerkers, Noth eben nur der Gewerbefreiheit zuzuschreiben sei. Vergebens waren die Bestrebungen der Männer, die noch der alten Königsberger Beamten-Schule der Kraus, der Schön und der Hoffmann angehörten, ihren nicht blos in England, Frankreich, Belgien und der Schweiz, sondern auch seit einem Menschenalter in Preußen als bewährt anerkannten, volkswirthschaftlichen Grundsätzen Geltung zu verschaffen. Die Beamten des neuen preußischen Ministeriums für Handel und Gewerbe waren zum großen Theil jüngere Männer, die dem Schutzzoll-System eines Friedrich List geneigt und demgemäß folgerichtig der vollen Gewerbefreiheit abgeneigt waren. Sie leisteten daher auch dem Andringen einer im Januar 1849 in Berlin zusammengetretenen Abordnung von Gewerbetreibenden nicht den Widerstand, den man von den alten preußischen Verwaltungs-Beamten hätte erwarten können, und so entstand das am 9. Februar 1849 ohne Mitwirkung des Landtages erlassene (nachträglich allerdings von ihm genehmigte), neueste preußische Gesetz über die Gewerbe, das — in direktem Widerspruch sowohl mit den Gesetzen von 1810 und 1811, als mit der erst vor vier Jahren erlassenen Gewerbe-Ordnung — Innungs- und Prüfungs-Zwang, Trennung und Auseinanderhaltung gleichartiger Handwerke, Gewerberäthe, die über die Zulässigkeit gewisser Arbeiten für bestimmte abgegränzte Gewerbe entscheiden sollen, einführt und die Lehrzeit der jungen Handwerker (die nur von Innungs-Meistern angenommen werden dürfen, und zwar gegen Lehrgeld oder gegen unentgeltliche Hülfsleistungen!), sowie die Verhältnisse der Gesellen, nach den Zwangsbegriffen der früheren Zunftverfassungen festsetzt.

Der Fabrikant bleibt natürlich von allen diesen Zwangsbestimmungen — oder doch von den meisten und eingreifendsten — befreit; aber daß dies eine um so größere Ungerechtigkeit gegen die Handwerker sei, die vermöge ihrer Hemmschuhe um so weniger im Stande sind, mit dem Maschinen- und Fabrikwesen zu konkurriren — das hat weder der Gesetzgeber von 1849 eingesehen, noch haben es die bei dem „preußischen Handwerkertage" in Berlin versammelt gewesenen Freunde des Gesetzes von 1849 einsehen mögen.*

* Berlin, E. S. Mittler, 1846.

* Auf diesem Handwerkertage wurde unter Anderen von einem Herrn Feldmayer, Schuhmachermeister aus Danzig, behauptet, für Danzig und Umgegend fa

Sein Fabrikwesen — das geben Alle zu — darf Preußen nicht einengen, wenn es nicht gegen alle andere industriellen Länder zurückbleiben und ihnen tributär werden soll. Daher werden in Bezug auf das Fabrikwesen nur gewisse, die Sittlichkeit und die Kranken-Unterstützung der Arbeiter fördernde, oder die Arbeitsstunden in den Fabriken regelnde, wohlthätige Verordnungen gegeben. Aber sollte man sich nicht auch mit Bezug auf das Handwerk auf diese humane Rücksicht und Protection beschränken können?

In der That sind aber auch in den letzten zehn Jahren, während in England, Frankreich, Belgien und in der Schweiz die größten Fortschritte in den Ein- und Ausfuhren, sowie folgerichtig im Gewerbewesen, stattgefunden; während man sich in diesen Ländern von dem Kriege in den Jahren 1854 bis 1855 und von der Handelskrisis des Jahres 1857 rasch erholte, in Preußen und im gesammten Zollverein, wo in den meisten Staaten noch die alten Zunftverfassungen mit starrer Unbeholfenheit festgehalten werden, die entschiedensten Rückschritte einestheils in den Zollvereins-Einnahmen, die allerdings einen Rückschluß auf die wachsende, oder sich vermindernde Handels- und Gewerbs-Thätigkeit ziehen lassen, und anderntheils im Nationalwohlstand eingetreten, der seinen Maßstab in den Werthverhältnissen des Grundeigenthumes, der Boden-Erzeugnisse, der Fabrik- und Handwerker-Arbeiten und des Tagelohnes findet. Man wird in allen diesen Beziehungen Klagen aus allen Theilen Deutschlands vernehmen — Klagen, die in diesem Maße in den westlichen Nachbarländern längst aufgehört haben.

Wer sich ferner erinnert, mit welchem freudigen Beifall die auf der großen Berliner Gewerbe-Ausstellung im Jahre 1844 befindlichen Erzeugnisse des preußischen Handwerks, und zwar fast jeder Gattung desselben, aufgenommen wurden; wie man damals mit Stolz diese Arbeiten, als Früchte der Gewerbefreiheit und der in Preußen dadurch rege gewordenen Kräfte und Erfindungsgaben des deutschen Handwerkers pries, der wird gewiß die preußische Gewerbe-Ordnung vom 17. Januar 1845 in ihrem, das Prinzip der Freiheit noch weiter ausdehnenden Theile, als eine weise Maßregel preisen und dagegen das Reactionsgesetz vom 9. Februar 1849 als einen um so größeren Fehler beklagen. In der That haben auch auf den europäischen Gewerbe-Ausstellungen, welche wenige Jahre darauf in London und in Paris stattfanden, die Erzeugnisse des deutschen Handwerkes neben denen der englischen, französischen und belgischen Gold- und Silber-Arbeiter, Tischler, Schneider, Schuhmacher Schlosser, Drechsler, Sattler, Hutmacher rc., mit geringen Ausnahmen, eine so untergeordnete Rolle gespielt, daß jeder deutsche Patriot rasch und beschämt an den Arbeiten seiner Landsleute vorüberging, indem er sich sagte, daß nur der in den meisten deutschen Staaten noch herrschende Zunftzwang, der im Jahre 1849, obwohl in einer viel milderen Form, auch in Preußen wiedererweckt worden, die Schuld an den zurückgebliebenen Zuständen des deutschen Handwerkbetriebes trage.

Glücklicherweise ist seit einigen Jahren ein großer Theil der deutschen Handwerker selbst, die sich bisher im Großen und Ganzen über die Wirkungen der Gewerbefreiheit in einer merkwürdigen Täuschung befanden, zu bessern, d. h. richtigern Ansichten gelangt. In dem großen Berliner „Handwerker-Verein," in den Gewerbe-Vereinen von Hannover, Chemnitz, Frankfurt a. M., Stuttgart und anderen Orten haben sich mehr und mehr gewichtige Stimmen zu Gunsten einer vollen Gewerbefreiheit ausgesprochen. In Bayern, wo man seit 45 Jahren die segenreichen Wirkungen der in Rheinbayern herrschenden Gewerbefreiheit vor sich sieht, während in Altbayern, wo noch die Zunftverfassungen blühen, nach dem Eingeständnisse der „Neuen Münchener Zeitung," die Handwerker-Bevölkerung seit 1848 um 9 pCt. abgenommen, so daß viele Handwerker-Arbeiten jetzt aus dem Auslande bezogen werden, dringt ein stets wachsender Theil des Landes auf allgemeine Adoption der in der Pfalz sich bewährenden Gesetzgebung. Aehnliche Erscheinungen bietet Rheinhessen (Offenbach, Mainz) mit seiner blühenden Industrie im Vergleiche mit der hinsiechenden in der Provinz Oberhessen und in Kurhessen. Die halben Maßregeln, zu welchen man in den Königreichen Sachsen und Hannover seine Zuflucht genommen, werden bald entschlossenen, ganzen Maßregeln weichen müssen, wie sie namentlich Sachsen, dieser alte Mittelpunkt des deutschen Gewerbslebens, nicht länger entbehren kann. Die guten Hansestädte Hamburg, Bremen und Lübeck fangen endlich auch an, sich ihres mittelalterlichen Zunft-Zopfes zu schämen. Der deutsche, volkswirthschaftliche Vereinstag, der im Jahre 1858 in Gotha und im Jahre 1859 in Frankfurt a. M. zusammentrat, und welchem zunächst die vortreffliche Schrift „Freiheit der Arbeit," von Victor Böhmert in Bremen, gewidmet war, ist unter Zusammenfassung der sachkundigen Stimmen aus den verschiedenen Staaten Deutschlands — wobei wir nur an die Erklärungen des intelligenten Webermeisters Rewitzer in Chemnitz erinnern — zu dem Resultate gelangt, daß nur eine einige deutsche, auf der Basis der Freiheit ruhende Gewerbe- und Freizügigkeits-Gesetzgebung unserem Vaterlande auch auf dem Gebiete des gewerblichen Lebens die ihm unter den civilisirtesten Nationen der Erde gebührende Stellung zu verschaffen im Stande sei.

Hat doch auch bereits der volkswirthschaftliche Ausschuß des deutschen Parlaments im Januar 1849 — zur selbigen Zeit, als man in Berlin auf Andringen einseitiger Verbindungen von Gewerbetreibenden, das retrograde Gesetz vom 9. Februar zusammenstellte und eiligst verkündete — eine ganz ähnliche Erklärung abgegeben, indem er in seinem Bericht sagte: „.... Während die Länder, in denen Gewerbefreiheit besteht, Jedem, der darin sein Gewerbe ausüben will, offen stehen, findet auf der anderen Seite keine Gegenseitigkeit statt, sondern der geschickteste Meister, der sich in ein Land, in welchem Zünfte, Realrechte u. dergl. bestehen, begeben will, darf dort sein Gewerbe nicht ausüben. Der preußische Maurermeister darf in Anhalt keine Gebäude aufführen! Wie sehr auch die nationalen Interessen uns einigen, die materiellen Interessen scheiden wieder, und die einzelnen deutschen Länder werden einander (trotz aller Zoll-Einigung) mehr und mehr entfremdet, wenn die Partikulargesetzgebung in so wesentlichen, die Gegenseitigkeit bedingenden Verhältnissen auf ihren verschiedenen, abgesonderten Wegen weiter geht. Eine deutsche Gewerbe-Ordnung muß also baldigst erlassen werden!"

Möge dieser Ausspruch auch das Caeterum censeo des nächstens in Köln zusammentretenden Vereinstages der deutschen volkswirtschaftlichen Interessen sein. Gewerbefreiheit und Freizügigkeit durch ganz Deutschland! In diesem Zeichen, und zwar nur in diesem Zeichen werden wir auch auf dem Felde des Gewerbefleißes siegen. J. L.

das Gewerbegesetz von 1849 vom segenreichsten Erfolge gewesen. Uns liegt dagegen eine in der „Danziger Zeitung" vom 1. August d. J. abgedruckte, von zahlreichen Bau- und anderen Handwerksmeistern in Danzig, an den dortigen Magistrat gerichtete Adresse vor, worin dieselben die Wirkungen der Gewerbe-Gesetze von 1845 und 1849 auf das Tiefste beklagen. Man kann hieraus auf die Wahrheit der Behauptungen des Berliner Handwerkertages schließen!

Frankreich.

Einblicke in die Zustände des Socialismus.

II.

Sittenverderbniß und Nihilismus.

Die Sittenverderbniß in Frankreich ist ein Gegenstand der Besprechung, auf den Proudhon stets zurückkömmt, und man kann dann Seiten lang lesen und in dem Wahne bleiben, einen christlichen Sittenprediger, einen gläubigen Moralisten sprechen zu hören. Frankreich hat seine Sitten verloren, das ist sein Kernsatz. Nicht als ob die Menschen heutzutage schlechter wären, als ihre Väter — nein, das nicht. „Wenn ich sage, Frankreich hat seine Sitten verloren, so meine ich, was gründlich davon verschieden ist, daß es aufgehört hat, an seine Prinzipien zu glauben. Es hat weder sittliches Verständniß, noch sittliches Gewissen mehr; selbst den Begriff „Sitte" hat es verloren. Wir sind von Kritik zu Kritik zu dem traurigen Schluß gekommen, daß das Gerechte und das Ungerechte, wofür wir früher einen Unterscheidungsgrund zu haben glaubten, conventionelle, vage, unbestimmbare Ausdrücke sind; daß alle die Worte Recht, Pflicht, Sittlichkeit, Tugend rc., von denen Kanzel und Katheder so vielen Lärm machen, nur dazu dienen, bloße Hypothesen, leere Utopien, unbeweisbare Vorurtheile zu decken, und daß demnach die Lebenspraxis durch, ich weiß nicht welche Menschenfurcht und Füglichkeiten gelenkt, im Grunde ganz beliebig ist," — mit Einem Worte, die wahre Regel für die gegenseitigen Beziehungen der Menschen ist der Egoismus.

„Um Alles mit Einem Worte zu sagen, der Skepticismus hat sich, nachdem er Religion und Politik verwüstet, auf die Moral geworfen, und hieraus geht die moderne Zerrüttung hervor. Der Fall ist nicht neu in der Geschichte der Civilisation; er ist schon zu den Zeiten des griechischen und römischen Verfalls eingetreten..... Studiren wir ihn mit aller Aufmerksamkeit, deren wir fähig sind; und da wir diesem dritten und letzten Einbruche der Seuche nicht entfliehen können, so suchen wir wenigstens zu ermitteln, was wir von ihm zu gewärtigen haben.

„Unter der ausdörrenden Kraft des Zweifels, ohne daß vielleicht

das Verbrechen häufiger, die Tugend seltener geworden, ist die französische Sittlichkeit an ihrem inneren Herde zerstört worden. Es giebt nichts mehr, was Stich hält; die Zerstörung ist vollständig. Kein Gedanke von Gerechtigkeit, keine Achtung vor der Freiheit, keine Gemeinsamkeit der Bürger mehr. Keine Einrichtung, die man achtet, kein Prinzip, das man nicht leugnet, in den Wind bläst. Keine Autorität, weder im Geistlichen, noch im Weltlichen; überall Seelen, die in ihr eigenes Ich zurückgestoßen sind, ohne Stützpunkt, ohne Licht. Wir haben nichts mehr, worüber, und nichts, bei was wir schwören könnten; unser Eid hat keinen Sinn. Wenn der Argwohn, der die Prinzipien trifft, sich an die Menschen heftet, so glaubt man nicht mehr an die Unbescholtenheit der Justiz, an die Ehrlichkeit der Gewalt. Mit dem sittlichen Gefühle scheint der Erhaltungstrieb selbst erloschen. Die allgemeine Strömung geht auf den Empirismus; eine Börsenaristokratie, die sich aus Haß gegen die „Gleichtheiler" (partageux, d. i. Kommunisten 2c.) auf das öffentliche Vermögen stürzt; ein Mittelstand, der vor Furchtsamkeit und Dummheit sterben will; ein Plebs, der sich abquält, im Mangel und schlechten Räthen; das Weib fieberhaft erregt und Luxus und Ueppigkeit, die Jugend schamlos, das Kindesalter greisenhaft, das Priesterthum endlich entehrt von Skandal und Rache, ohne Glauben an sich selbst und durch seine todtgeborenen Dogmen das Schweigen der öffentlichen Meinung kaum störend — das ist das Gesicht unseres Jahrhunderts. Die am wenigsten Furchtsamen fühlen es und beruhigen sich darüber.

„Es giebt keinen Respekt mehr," sagte mir ein Geschäftsmann. „Wie jener Kaiser sich Gott werden fühlte, so fühle ich, daß ich Schuft werde, und ich frage mich, woran ich glaubte, als ich an Ehre glaubte."

„Der Spleen überkommt mich," gestand ein junger Priester. Er, der durch seine Functionen, durch seinen Glauben, bei seinem Alter vor dieser englischen Krankheit hätte geschützt sein sollen, fühlte in sich das sittliche Leben vertrocknen. Ist das ein Dasein? Könnte man es nicht besser eine Sündenstrafe (expiation) nennen? Der Bürger büßt ab, der Proletarier büßt ab, die Macht selbst, die nur noch durch Gewalt regieren kann, büßt.

„Der Geist des Menschen," sagt St. Marc Girardin, „hat seine Klarheit verloren; das Herz hat keine Freude mehr. Wir fühlen uns wie im Nebel, wir stolpern, wenn wir unsern Weg suchen, und das macht uns traurig. Die Heiterkeit ist heutzutage eine seltene Sache, selbst bei der Jugend."

„Dieses Volk hat keine Grundsätze," sagte 1815 Lord Wellington von uns. Wir kommen jetzt selbst zu dieser Wahrnehmung. Mit welcher Steigerung des Erschreckens würde Royer-Collard, der Zeuge unseres Verfalles, seine Worte aus derselben Zeit wiederholen:

„Die Gesellschaft ist in Staub zermalmt. Es bleiben nur Erinnerungen, Reue, Utopien, Narrheiten, Verzweiflungen!"

Ja wohl, Narrheiten und Verzweiflungen. Die Sozialisten gestehen es mit frostigem Fanatismus, daß ihr geistiger Zustand ein Zustand der Verzweifelung, und ihre Philosophie ein Ergebniß derselben sei. Wir haben vor einiger Zeit die Schrift eines belgischen Sozialisten de Potter besprochen — dieselbe Signatur, dasselbe Geständniß. Das erklärt sehr viel und stimmt uns gegen ihre Narrheiten, wie gefährlich sie auch sein mögen, milder. Proudhon ist selbst „eine jener in ihr Ich zurückgestoßenen, stützungslosen, lichtlosen Seelen." Von Natur mit kräftigem, gesundem Verstande und lebhaftem, sittlichem Gefühle begabt, ein Feind aller Halbheit und alles Schwindels, andererseits aber dem Voltairianismus und dem Revolutionskultus verfallen, ohne Glauben an etwas Höheres, das die Geschicke der Menschheit lenkt, ergrimmt und verbittert über diese Gesellschaft, die ihm allen Einblick in tröstlichere Verhältnisse entzieht, ist er das geworden, was er ist: ein Catilinarier, ein Prophet der Zerstörung, der die Teufel durch Belial, den obersten der Teufel, austreiben will. Seinen Schilderungen von den französischen Sittenzuständen mag viel Wahres zu Grunde liegen, jedenfalls aber sieht er nur die Schattenseite.

Wer wissen will, was Nihilismus heißt, muß dieses Buch studiren.

„Alles, was aus der Revolution seit ihrem Ursprunge hervorgegangen, hat sich nacheinander wider sie gekehrt, und im Kampfe gegen dieselbe, zur Zerrüttung beigetragen: Demokratie, Kaiserthum, Restauration, Julimonarchie, Republik von 1848, Repräsentativ-System, Centralisation, Philosophie, Staatsökonomie, industrieller Fortschritt, Kredit-Institute, Socialismus, Literatur."

Er geht nun die einzelnen Punkte durch; natürlich ist Alles durch und durch schlecht, selbst Demokratie und Socialismus. Man höre, welches schmeichelnde Bild er von der Demokratie entwirft.

„Die Demokratie hat, seitdem sie eine Macht, eine Mode geworden, nach einander alle ihrer Natur entgegengesetzten Ideen aufgenommen. Vor Allem dem religiösen Prinzipe treu, aber hier, wie anderwärts den Drang zu Neuerungen empfindend, ist sie abwechselnd altchristlich und neuchristlich, protestantisch, deistisch, pantheistisch, seelenwanderungsgläubig, druidisch, magisch, mystisch, fanatisch, von jedem Holze und jedem Mehle geworden. In der Oekonomie ist sie, was man will, kommunistisch, feudalistisch, anarchisch, monopolistisch, philanthropisch, freihändlerisch, gleichheitsfeindlich — in der Politik regierungsfreundlich, diktatorisch, kaiserlich, centralistisch, rechtsverachterisch, geschworener Feind jeder lokalen und individuellen Freiheit; — in der Philosophie und Literatur, nachdem sie Voltaire und die Klassiker, Condillac, Diderot, Volney, alle Väter und Kirchenlehrer der Revolution verleugnet, ist sie trascendentalistisch, eklektisch, apriorisch, fatalistisch, sentimental, idealistisch, romantisch, gothisch, phantasiereich, geschwätzig und zigeunerisch gewesen. Sie hat alle Systeme, alle Utopien, alle Charlatanerien angenommen, ohne in dem Gedanken, der sie erzeugt, etwas entdeckt zu haben. Kommt Februar 1848 — die Demokratie findet sich ohne Genie, ohne Tugend, ohne Schwung."

Und was ist die Erbsünde, an der diese Demokratie krankt? Man wird staunen über die Antwort, die uns Proudhon giebt. „Die Demokratie hat durch den Mund Robespierre's dem höchsten Wesen die Sanction der Menschenrechte wieder übertragen. Sogleich verdunkelte sich der Begriff des Rechts, und die Verderbniß, einen Augenblick aufgehalten, setzt ihren Gang weiter fort." — Die Revolution, die Schreckenszeit, die Gottesleugnung mußte fortgeführt werden — die Revolutionsfeindlichkeit ist der Grund des Verderbnisses.

„Seit zehn Jahren habe ich mit aller mir möglichen Aufmerksamkeit den Gang der Geschichte verfolgt. So viel ich konnte, habe ich Kenntniß genommen von Ideen und Akten. Mit Ausnahme einiger kräftig gestählten Charaktere, die sich wohl kennen, habe ich alle Welt, anstatt freundlich, der Revolution feindlich gefunden: Gelehrte, Juristen, Geschäftsleute, Schulmänner, Parteimenschen, Dichter, Geschichtschreiber, Romanschreiber, Magistrate, Spekulanten, Krämer, Industrielle, Universitätsprofessoren, Oekonomisten, Eklektiker, Pantheisten, Constitutionelle, Kaiserlichgesinnte, Demokraten, Gallikaner, Protestanten, Juden, Neuchristen; die jungen Leute, die Frauen, die Bourgeoisie, die Menge (sic!), den Beamten, den Soldaten, den Akademiker, den Gelehrten, den Bauer, den Handwerker, wie den Priester."

Herr Proudhon ist sehr offenherzig; wir aber freuen uns aufrichtig der Thatsache, daß die Franzosen das Revolutioniren, den Terrorismus, das Köpfeabschneiden satt haben — nun wissen wir erst, was Herr Proudhon unter Corruption versteht. — Er beklagt bitter, daß die „heilige Flamme der Revolution" erloschen und behauptet, trotz vieler Thatsachen, die er selbst vom Gegentheile anführt, daß sie noch im „Volke" lebe.

„Es bleibt ihr (der Revolution) nur die gemeinsame, unverwundbare Seele des Volkes, das immer mehr und mehr nach ihrem Ebenbilde wird, und von diesem unzugänglichen Tempel aus flößt es seinen Schrecken der Welt ein, in der Erwartung, ihr wieder sein Gesetz aufzulegen."

Wir danken recht schön — aber wie stimmt damit die von Herrn Proudhon anerkannte, vielbesprochene und beklagte Thatsache, daß das Volk den Priestern zuläuft, daß der Katholizismus, oder, wie wir auch sagen können, die Pfaffenherrschaft, in Frankreich so stark um sich greift? Herr Proudhon ist, vermöge Hegel'scher Einflüsse, ein sehr starker Religionsphilosoph, und philosophirt endlos über die Geschichte, über Abraham, Moses, Christus, die Gnostiker, Huß, Wiklef, Luther 2c., die natürlich alle Vorläufer des verrückten Baboeuf und seiner Schule sind, denen Allen nicht geglückt ist, was dem großen Proudhon so überraschend von Statten geht, nämlich das unwandelbare, feste Prinzip der Gerechtigkeit zu finden, welches damit anfängt, daß es allen friedlichen Staatsbürgern mit Kopfabschneiden droht. Wie dieses aus dem Prinzipe der Gerechtigkeit erklärt wird, erfahren wir nicht.

„Die Frage ist zwischen der Revolution und der Kirche," — lautet die Ueberschrift des § IV. Nach dem Vorhergehenden wird man begreifen, warum. Gleich die erste Studie (Position du problème de la Justice) ist daher: „Sr. Eminenz, Monseigneur Kardinal Matthieu, Erzbischof von Besançon" gewidmet und in Form eines Briefes an denselben behandelt, weil dieser kirchliche Würdenträger zu dem Buche: Proudhon, par Eugène Mirecourt, wie Proudhon uns sagt, gewisse Notizen über Proudhon, der aus seiner Diöcese gebürtig ist, geliefert hat. Mirecourt giebt Lebensbeschreibungen von Zeitgenossen heraus (Proudhon's Biographie ist Nr. 32) und es scheint, als ob dieses Werk mit dem Plane unternommen sei, die Sozialisten 2c. zu bekämpfen, und zwar vom kirchlichen Standpunkte aus. Wir kennen das Buch nicht, sind also auch nicht im Stande, zu beurtheilen, welches sein Werth ist, und ob die Be-

lemik gegen Proudhon überall gerecht und anständig ist. Proudhon behauptet, Mirecourt sei nur ein Strohmann, der wahre Verfasser sei Se. Eminenz — auch möglich. — Proudhon greift seinerseits mit Feuer ein. „Wenn der Schweinschneider vorbei geht, sagt der Bauer in der Freigrasschaft (wo er her ist), muß man kastriren lassen." Die Zeit des Kastrirens sei gekommen: „Ich habe das Flageolet der Zeit (die Schweinschneider melden mit einem Flageolet ihr Erscheinen) vernommen; es sagt mir, daß die Stunde gekommen, den großen Kampf zu kämpfen. Man muß, während die Menge auf den Knien liegt, die Tugend dem alten Mystizismus entreißen, aus dem Herzen der Menschen jeden Rest von Latrie (Gottesdienst, Götzendienst) ausrotten, welcher, indem er den Aberglauben unterhält, in ihnen die Gerechtigkeit zerstört und die Unsittlichkeit verewigt."

Es folgt nun eine lange philosophische Abhandlung, worin sogar viel von Transcendenz und Immanenz die Rede ist. — Im Anhange des ersten Bändchens befinden sich politische Betrachtungen über die jetzige Weltlage, die sehr antinapoleonisch gehalten sind; z. B. Preußen und Deutschland. „Die Entwickelung und Befestigung des parlamentarischen Systems wird die beste Vertheidigung gegen die Napoleonische Eroberung sein, falls Napoleon III., neugierig, die Schlachtfelder seines Onkels zu besuchen, sich entschließt, über den Rhein zu gehen. 1793 war die Freiheit diesseits des Rheins, jetzt ist sie jenseits."

Proudhon, wie gesagt, richtet vor Allem seine Waffen gegen die Kirche und den Klerus, der dem Socialismus so stark Konkurrenz macht, Alles mit seinen Brüderschaften und frommen Genossenschaften überwuchert und Geld macht. Wir werden Herrn Proudhon, als erklärten Feind und Gegner des Klerus, natürlich nicht als einen zuverlässigen Gewährsmann betrachten, indessen werden wir auch weit entfernt sein, alle seine Angaben als boshafte Erfindungen anzusehen, denn ein Lügner und heimtückischer Verleumder ist Proudhon jedenfalls nicht. Die Kirche kam in der ersten Revolution um ihre Güter, die sehr bedeutend waren — ein Klerus ohne Güter ist ein Unding — also sucht der Klerus wieder Güter zu erlangen, die seinen Einfluß sichern, und das ist für ihn nicht schwer; selbst die verlotterte, frivole Gesellschaft Frankreichs hat Rührungen, religiöse Anwandlungen und die Auskunft, um sich mit unserem Herrgott nicht ganz zu verfeinden, ihn mit Geld abzufinden, ist diejenige, welche bald die beliebteste sein wird. Der Priester, der die fromme Gabe empfängt, hat Gebet und Segen, und vermag das zu thun, was der Geber aus Leichtsinn unterläßt. Mit reumüthigen Sündern auf dem Sterbebette, alten Jungfern, die Geld haben 2c., lassen sich Geschäfte machen und sie werden gemacht — wir glauben das, wir glauben recht gern, daß, wie Proudhon behauptet, der Herr Erzbischof von Besançon, derselbe, mit dem er im Streite liegt, seit seinem Antritte bereits ziemlich den vierten Theil der Stadt und des Departements aufgekauft hat. Der Klerus treibt Geldgeschäfte, und es fehlt nicht an Skandalprozessen, in die derselbe verwickelt wird. Der Prozeß Boulnois gegen Bonamie, Erzbischof in partibus von Chalcedon und Superior der Congregation von Picpus, wurde heimlich geführt und mit dem Verbote, die Debatten zu veröffentlichen. — Es handelte sich um Unterschlagung einer Summe von 668,000 Francs.

„Mag die Kirche Schacher treiben," sagt Proudhon nach Beibringung einer Menge von Daten, „trotz ihrer Canones, und Beneficien machen, ich begreife es, wenn sie ein Handelshaus ist, wenn sie nach den Regeln der Staatsökonomie nichts thut, als von ihren Produkten und Diensten das zu nehmen, was man in der Kaufmannspraxis Profit und Spesen nennt. Predigten, Gebete, gregorianischer Gesang, Taufen, Trauungen, Todtenmessen, wenn Ihr das Alles zu Handelsgegenständen rechnet, so habe ich nichts zu sagen. Ich erlaube Euch selbst, im Interesse des Absatzes bei Eurer Klientel allen Zauber der Beredtsamkeit in den Gränzen der Wahrheit anzuwenden — aber nehmt Euch in Acht, indem Ihr gewisse Gefühle auf's Spiel setzt, welche dem inneren Werthe der Gegenstände und der Bestimmung ihres Preises fremd sind, wie jene Concession zum Bau der römischen Eisenbahnen, welche im Interesse der Börse sich an die Frömmigkeit der Rechtgläubigen wendet, macht Ihr Euch schuldig der Kniffe, die in Art. 405 des Strafgesetzbuches vorgesehen sind."

Wie gesagt, wir haben keinen Grund daran zu zweifeln, daß, wie nicht blos Proudhon und Konsorten behaupten, nein, wofür viele andere Thatsachen und Beweise sprechen — der Klerus in Frankreich (und vielleicht auch anderwärts) kommerzielle und finanzielle Talente entwickelt, die manchem Börsenmanne und Spekulanten Ehre machen würden, — die Kirche will nicht betrügen, will den Gewinn nicht für sich — nein, wie wir tausendfach belehrt werden, sie bedarf Ansehen, Einfluß, Stellung, Geld, um ihren hohen, göttlichen Beruf zu erfüllen, die Heiden zu bekehren, den Armen zu helfen 2c. — Nun auch diese geschäftsmäßige Auffassung, diese weltkluge Schätzung der Dinge wird dem Klerus nicht viel helfen; das Loch ist bereits angebohrt, durch welches das heilige Geld seinen Abzug finden wird. Bisher wurden blos die Sparheller der Laien gewürdigt, in die Kassen des Kirchenstaates zu fließen; da die Peterspfennige aber nicht ergiebig genug fließen, ist die Hierarchie endlich bei dem Mittel angelangt, durch welches sie am sichersten zum Ziele kommt; sie säkularisirt sich selbst: St. Johannes, Lateran, St. Peter, das heilige Haus zu Loretto greifen in ihre Tempelschätze, um das nöthige Geld für Kanonen, Soldaten, Beamten, fünfprocentige Anleihen 2c. zu beschaffen. Das ist der Anfang vom Ende, und es entsteht nur die Frage, wie weit Opferwilligkeit der französischen, deutschen, namentlich österreichischen hohen Kapitel und Ordensgemeinschaften gegen den heiligen Stuhl gehen, ob nicht auch hier mit den Geldangelegenheiten die Gemüthlichkeit aufhören wird.

Frankreich ist geistig sehr krank; selbst die Retter der Gesellschaft kranken an dem allgemeinen Uebel; die Zustände sind in jeder Beziehung unerquicklich.

England.

Literarische Berichte aus England.

Reproductive Thätigkeit in der Literatur.

Thomas Hood und Thomas Macaulay.

So ausgedehnt und reich auch die Märkte der Literatur und Kunst während jeder Season in London ausgestattet werden, ist doch dies Mal kaum eine literarische, wirkliche Production zum Vorschein gekommen. Neue Ausgaben alter Größen, Kommentare dazu, Korrespondenzen, Memoiren, Aehrenlese auf schon zehn Mal abgelesenen Gebieten — das ist die eigentliche literarische Thätigkeit, die Quelle für neue Bücher. Nur im Romane wird noch immer viel Neues zu Tage gefördert, aber von eigentlicher, literarischer und poetischer Schöpfung ist kaum noch etwas von Bedeutung zu entdecken. Bei Murray erscheint eine neue, schon vor Jahren vorbereitete Ausgabe der Werke Pope's mit vielen bisjetzt nicht veröffentlichten Briefen und neuen biographischen Thatsachen. Die Arbeit wurde von Wilson Croker angefangen. Nach dessen Tode setzte sie Peter Cunningham fort, der aber ebenfalls durch Krankheit und Leiden verhindert ward, sie zu fördern. Die Vollendung ist jetzt dem vieljährigen Redakteur der Quarterly Review, Whitwell Elwin, übertragen worden, der die Reihe der bei Murray erschienenen englischen Klassiker durch eine neue, vervollständigte Ausgabe Addison's vermehren will. Henry Mayhew, der Anatom und Physiolog der Arbeit und Armuth in London, hat das Leben Benjamin Franklin's geschickt und populär bearbeitet. Sutherland Edwards, der lange in Rußland war, und seitdem fast ausschließlich über seine Erlebnisse und Studien dort schrieb, hat „The Russians at Home" für den Buchhändler fertig, d. h. eine Sammlung seiner bisher über Rußland geschriebenen Artikel. John Crusden Hotten, ein Buchhändler, bringt eine literarische Kuriosität: „The Book of Vagabonds and Beggars" mit einem Lexikon, übersetzt aus dem Deutschen, in welcher Sprache es, nach Notizen in englischen Zeitungen, zuerst Dr. Martin Luther? geschrieben haben soll.

Doch ich kann mich nicht weiter auf untergeordnete Erscheinungen einlassen, da unter den neuen Schätzen, welche alte Größen der literarischen Gegenwart wieder und immer wieder liefern müssen, Thomas Hood und Macaulay besondere Aufmerksamkeit verdienen.

Die Erinnerungen an Thomas Hood, den liebenswürdigsten und gutmüthigsten aller englischen Dichter und Witzbolde, von seiner Tochter jetzt der Welt übergeben,* sind eine wahre Erquickung für den oft überladenen und gelangweilten Wanderer durch die Felder der englischen Literatur. Dichter und Celebritäten lassen oft eine Enttäuschung zurück, man achtet und liebt sie weniger, wenn man sie persönlich und literarisch recht im Detail und in allen Winkeln kennen gelernt hat. Thomas Hood gehört nicht dazu und liefert just den Gegenbeweis. Welche Fülle von Liebe und Freundschaft, welcher Ueberfluß von kindlicher Einfalt und Unschuld lachte und weinte in dieser edeln Seele! Er liebte alle Menschen, besonders alle Kinder, die seinigen natürlich nicht ausgenommen. War und blieb er doch selbst kindlich im heitersten Sinne bis an sein nach langem Leiden seliges,

* Memorials of Thomas Hood. Edited by his daughter, with a Preface and Notes by his Son. London: Moxon. Berlin, Asher and Co

frühes Ende. Zum Tode krank und in materiellen Sorgen schrieb er noch die ausführlichsten, witzigsten Briefe an Kinder. Wir finden mehrere aus dieser Zeit, den Kindern seines Freundes, Dr. Elliot geschrieben. Sie waren damals in Sandgate am Meere. Wie märchenhaft witzig plaudert er der zwölfjährigen Jeanie von Krebsen und Fischen und Wassernixen! „Die Meerjungfern speisen Krebse bei ihren nassen Wasserpartien oder Salz-Soiréen. Ich habe gehört, daß du im Meere badest. Das ist sehr erfrischend, aber man muß vorsichtig sein. Wenn du zu lange unter'm Wasser bleibst, kommst du vielleicht als Meerjungfer wieder herauf, halb eine Dame mit einem Fischschwanze, den sie kochen kann, wenn sie Lust dazu hat. Versuche dies lieber mit deiner Puppe, ob sie nicht unter'm Wasser zur „beschuppten" Puppe wird." (Wortspiel mit Doll und „Dollfin" statt Delphin.) Und dann diese Witze und Wortspiele mit Möven, Affen, Papageien und Wallfisch-Kindern! Man muß dies freilich im Texte lesen und ihn verstehen mit seinen originellen, komischen Wortspielen, ganz wie sie in der kindlichen Anschauung liegen.

Aber in den zwei Bänden steht mehr, obgleich die Briefe (bisjetzt noch nirgends anderweitig veröffentlicht) den Hauptinhalt und den eigentlichen Reiz bilden. Die zwei Bände sind auch Biographie, aber sein Leben war zu einfach und arm an Ereignissen, als daß man damit viel Wesens hätte machen können. Viel Arbeit, Nahrungssorgen, Krankheit, Flucht vor den Folgen eines für ihn bedeutenden Geldverlustes nach Koblenz und dort viel Verlegenheit und Komik aus Mangel der Kenntniß unserer deutschen Sprache — langsamen Tod auf dem Siechbette — das war sein Leben, wie das manches andern Dichters und edeln, gutmüthigen Menschen.

Als Hood mit Familie 1835 nach Koblenz geflüchtet war und „Up the Rhine" schrieb, wurde er von einer Grete, die er Gradle schreibt, bedient. Sie verstand ein paar Worte Englisch, Hood's Frau einige Worte Deutsch. So suchten sich Beide zu verständigen. Einmal wollte Frau Hood ein Huhn bei Greten bestellen. Sie dachte, bei ihren Versuchen sich der Deutschen dadurch verständlich zu machen, daß sie durch möglichst unenglische Aussprache des Englischen möglichst Deutsch zu reden glaubte.

Frau Hood, Jane, beginnt mit Aufschlagen des Wortes „Huhn" im Lexikon und zeigt es der Grete. Die nun folgende Conversation muß ich im Original geben:

Gradle. Ja! yees — hühn — henne — ja! yees.

Jane (a little through her nose). Hmn — hum — hem — yes — yaw, ken you yeet a fowl — fool — foal, to boil — bile — bole for dinner?"

Gradle. Hot wasser?

Jane. Yaw in pit — pat — pot — hmn — hum — eh!

Gradle (a little of the scent again). Ja, nein — wasser, pot — hot — nein!

Jane. Yes — no — good to eeat — chicken — checken — checking — choking — bird — burd, beard — lays eegs — eeggs — hune — heine — hin — make cheek in broth — soup — poultry — peltry — paltry.

Gradle (quite at fault). Pfeffricht, nein.

Jane (in despair). What shall I do, and Hood won't help me; he only laughs. This comes of leaving England (she casts her eyes across the street at the governor's poultry-yard and a bright thought strikes her) Here, Gradle, come here — comb hair — hum — hum — look there, dare you see things walking — wacking about — things with featers — fathers — feethers.

Gradle (hitting it off again). Feethers — faders — ah hat! fedders — ja, ja, yees, sie bringen fedders, ja, ja!

Jane echoes Fedders — yes — yaw, yaw!

Exit Gradle, and after three quarters of an hour, returns triumphantly with two bundles of stationers quilts!!!

Es folgen noch eine reiche Menge komischer Scenen und Späße aus dem Haushalt und Herzen des englischen Dichters und Flüchtlings in Koblenz, Schilderungen und Briefe von ihm oder seiner Frau, an ihn oder sie. Man muß sich durch diese in das idyllische, von kleinen Leiden geprickelte Familienleben des Dichters hineinlesen, um recht inne zu werden, welche Heiterkeit und Noblesse in diesem Herzen waltete. Freilich klingen häufiger und immer häufiger Mißtöne von pecuniären Verlegenheiten und seinen körperlichen Leiden hindurch, aber er bleibt herzhaft und heiter dagegen bis an sein schmerzliches Ende. Seine besten Beiträge im „Comic Annual" schrieb er unter quälenden Schmerzen auf dem Todtenbette. Noch während der letzten Tage fühlte er ein Senfpflaster auf seinen abgezehrten Füßen, um mit schwacher Stimme zu klagen, daß dies gar zu wenig Fleisch für den Senf sei. — Erinnert dies nicht an Heine und den Teufels-Hoffmann? Seine Heiterkeit, sein Witz, sein Humor waren bewundernswürdig, aber größer und wahrhaft unsterblich ist er durch sein tragisches Pathos in der „Seufzerbrücke," dem „Lied vom Hemde" und andern Blüthen tiefster Gefühls-Lyrik. Freunde und Kenner der englischen Poesie werden diese beiden Bände, die uns zugleich einen weitern Kreis des englischen Dichterlebens während der zwanziger und dreißiger Jahre näher bringen, mit einem Nutzen und einem Genusse lesen, wie ihn nur wenige der zahlreichen englischen Memoiren gewähren. Sie müssen alle wieder und immer wieder Manuskripte und Briefe, Reminiscenzen, Erlebnisse und vergessene Papierschnitzel der Lebenden, Freunde und Bekannten hergeben, die großen und berühmten Todten der Wissenschaft, Kunst, Literatur und Poesie, der Politik und des Staates, damit die jetzigen Literaten und Buchhändler immer neue Bücher bringen können. Neben Thomas Hood ist auch Macaulay wieder ausgebeutet worden. Seine bei Longmans erschienenen „vermischten Schriften" (The Miscellaneous Writings of Lord Macaulay") bringen neben bekannten und weniger bekannten Abhandlungen (z. B. über Barrère) besonders viele bisjetzt übersehene, zum Theil jetzt zum ersten Male gedruckten Gedichte. In einer Kritik der Carlyle'schen Schriften las ich einmal, daß Macaulay viele schöne Verse geschrieben habe, ohne ein Dichter zu sein, Carlyle als Dichter erster Größe keinen einzigen. Das ist richtig. Macaulay's antike, episch-lyrische Gesänge werden zu den besten Blüthen englischer Poesie gerechnet, aber just auf Grund derselben Bestechung, die ihn zum großen Historiker gestempelt hat. Macaulay ist überall ein „gemachter" Künstler, kein genialer, schaffender. Er hat so schrecklich viel Talent und Sprachgewandtheit, daß er äußerlich und formell den größten Dichtern in jeder Sphäre Alles ziemlich gut nachmachen kann. Neben der kaustischen politischen Satyre erröthet ein zartes Liebesgedicht; auf der nächsten Seite trauert eine Grabschrift neben einer Erzhöllen-Ballade. — Alte Helden mit Tunika's, Schwert und Schild vertheidigen eine Brücke neben der rührendsten, christlichen, geistlichen Rede auf dem Kirchhofe, wo sie eben einen lügnerischen Whig mit hypokritischem Schmerze begraben. Alles klingt voll und elegant, fehlerfrei, formenschön, altklug. Seine Mosaiken von 1813 sind eben so klar und meisterhaft zusammengesetzt, wie die von 1856. Der Mann ist niemals jung gewesen. Seine frühesten Schriften zeigen keine Spur, daß er einmal jünglinghaft geschwärmt habe. Es ist empörend, zu sehen, daß der Junge von 19 Jahren schon ein alter, durchtriebener Whig war. Er sang nie aus Begeisterung, sondern aus Büchern, Studien und Menschen, mit denen er just umging. Selbst, wo er im gewaltigsten Pathos die Leser mit sich fortreißt, auch als englischer Marat oder Danton, ist es „nur das Maul, wie bei den Stadtleuten," wie die schlesischen Bauern sagen. Ich glaube, daß sein „radikales Kriegslied" hier zum ersten Male auftritt. Hören Sie den ersten Vers:

„Awake, arise, the hour is come
For rows and revolutions;
There's no receipt like pike and drum
For crazy constitutions.
Close, close the shop! Break, break the loom,
Desert your hearths and furrows,
And throng in arms to seal the doom
Of Englands rotten boroughs."

In demselben Geiste, obgleich ganz anders formirt, klingt seine Schlacht bei Naseby, nach einer kritischen Stimme in England, überhaupt die beste historische Ballade der großen englischen Literatur. Sie erschien vor Jahren in Westminster Review unter dem Titel: „The Battle of Naseby, by Obadiah — bind — their — kings — in — chains — and — their — nobles — with — links — Ofiron, Sergeant in Ireton's Regiment." Welches Pathos, welch' erhabene Schilderung! Aber „bei de Stadtleute is es blos das Maul." Auch sie ist ironisch gemeint. Ganz ähnlich, ja in manchen Stellen gleichlautend mit dem „radikalen Kriegsliede" marschirt der Kavalier für Kirche und Staat nach London. „The Cavaliers March to London" ist wieder ungeheuer poetisch und markig, aber es ist nur eine Verspottung der damaligen Hofpartei damit beabsichtigt. So dient ihm dieselbe Poesie, dieselbe meisterhafte Kunst des Verses und Reimes zur Verspottung des Radikalismus, wie der loyalen Empfindungen bei Hofe. Die Poesie war ihm ein gelehrter und artistischer Luxus, wie seine bewunderten Abhandlungen und das in alle Sprachen übersetzte große historische Fragment nur auf Verherrlichung auf gleißnerische Beschönigung des sich selbst und die Welt betrügenden, jetzt immer bankerotter und verächtlicher werdenden, längst an der

Gränze seines Witzes angekommenen Whiggismus berechnet war. Der Mann schrieb einen wunderschönen Styl in Prosa; aber man findet kaum eine ehrliche Thatsache darin. Der Mann schrieb eine der herrlichsten Lieder, Balladen und alle Sorten von Poesie, aber er war nie ein Dichter. In Macaulay bewundern England und die Ausländer das vollendete, feste Ideal der modernen, englischen, whiggistischen Respektabilität und Hypokrisie. B—a.

Englische Etymologie.

Kürzlich kam uns der erste Band eines Werkes zu, das seinen Gegenstand gründlich behandelt.* Es ist ein etymologisches Wörterbuch der englischen Sprache, ein jedenfalls sehr gründliches und echt wissenschaftliches Werk, welches die Forschungsmethode der Gebrüder Grimm auf das Englische überträgt. Mr. Wedgwood kennt die Arbeiten der betreffenden Gelehrten sehr wohl, wie aus vielen Anführungen u. s. w. hervorgeht; er hat es aber nicht für der Mühe werth geachtet, den Ursprung des Wassers zu nennen, mit welchem er seine Bächlein speist. Obgleich er alle möglichen deutschen Dialekte zur Vergleichung herbeizieht und eine Menge deutscher Schriften, welche in dieses Feld schlagen, benutzt, so wird doch die germanische Philologie, welche alle diese Schätze erst nutzbar gemacht hat, stillschweigend übergangen, und es sieht so aus, als ob „the increase of linguistic knowledge, and the quantity of materials placed within reach of the student since the Etymologicums of Skinner and Junius" rein englisches Patentfabrikat sei.

Wenn Todd, Richardson und Webster des Verf. Vorgänger waren, welche die Etymologie nur gelegentlich in den Wörterbüchern behandeln und dabei auf ziemlich unsoliden Grundlagen stehen, wie er selbst sagt, so muß er sich doch selber den wichtigen Fortschritt beilegen, der in dem Buche offenbar gemacht ist. Thut der Verfasser dies aber, so thut er eben ein Unrecht, weil er sich mit fremden Federn schmückt und eine Umgestaltung der Philologie ignorirt, die er am allerwenigsten ignoriren konnte. Die Engländer haben, wie wir wohl wissen, recht schätzenswerthe Arbeiten über das Angelsächsische (schon von Junius an) und haben dasselbe auch zur Erklärung ihrer Sprache angewandt; aber woher weiß denn Herr Wedgwood, daß im Bremischen Plattdeutsch, im bayerischen, schweizerischen u. s. w. Bauerndialekte so viel Material zur Erklärung des heutigen Englisch liegt?

Mr. Wedgwood's Buch, so weit es vorliegt, befriedigt in der That ein Bedürfniß, das im Englischen doppelt dringend ist. Die Heimatscheine aller der unzähligen Fremdlinge zu sammeln, die neben den in die Ecke gedrängten angelsächsischen Stammwörtern sich heimisch gemacht haben, ist eine langwierige, schwere, peinliche, aber, wie uns dünkt, lohnende Aufgabe.

In der Tafel, welche die Abkürzungen der Quellenanführungen giebt, tritt eine sehr ausgebreitete und umfassende Sprachkenntniß zu Tage. Das Englische erfordert sie auch. Außer Angelsächsisch, Altnordisch, Althochdeutsch, Altenglisch und den meisten andern germanischen Dialekten älterer und neuerer Zeit, finden wir die verschiedenen Zweige des Celtischen (Bas-Breton, Irisch, Wälisch, Schottisch), das Latein und seine Töchtersprachen mit Berücksichtigung der Volksdialekte, ferner Litauisch, Polnisch, Böhmisch, Russisch, Serbisch, Finnisch, Esthnisch, Ungarisch, Lappisch, angegeben. Aus der Vorrede und sonst im Kontext erhellt, daß auch außereuropäische, asiatische, afrikanische, amerikanische Sprachen berücksichtigt sind. Natürlich! denn es giebt auch arabische, indische u. s. w. Wörter im Englischen, deren Ursprung angegeben werden muß.

Das Vorwort enthält einen sehr lesenswerthen Exkurs über Onomatopoesie (schallnachahmende Wörter). Verfasser zeigt darin an einzelnen Beispielen recht anschaulich, wie sich primitive Wurzeln bilden, die in ganz entlegenen Sprachen völlig gleich gerathen; z. B. der Staunende macht den Mund auf und unwillkürlich kommt ein schwacher Laut zum Vorschein, der wie ba klingt. Dieses ist ein Urwort, welches für die Bezeichnung des Staunens festgehalten wird. Der Zulu-Kaffer sagt ba-ba-za (staunen), der Franzose e-ba-hir, abauhir (ba machen, verblüffen), griech. βαβαι, lat. babae, papae, Ausruf der Verwunderung, ital. badare, warten, harren u. s. w.

Die lateinische Etymologie, soweit sie in's Spiel kommt, ist verständig behandelt; darüber hinaus in's Griechische u. s. w., wo die vergleichende Sprachforschung anfängt, wird der Verfasser unsicher; z. B. wenn er bei abbridge aus dem lat. abbreviare bemerkt, daß dies Wort wohl mit dem deutschen „abbrechen" zusammenfallen könnte, wenn man die Ableitung von brevis besäße. Aber „brechen," goth. brikan u. s. w., ist das lateinische frag, frangere, zu welchem brevis, das übrigens aus bregv-is, griech. βραχύς, entstanden ist, lautlich nicht stimmt. Allerdings wäre immer noch eine höher hinaufliegende Vermittelung möglich. Dagegen ist es sicher ein Irrthum, wenn der Verfasser s. v. Air, lat. aër, griech. ἀήρ, bemerkt, dies Wort sei unzweifelhaft aus aether zusammengezogen, wie gaelisch aethar, athar gesprochen, aber ayar, aar ausgesprochen werde; ἀήρ und αἰθήρ stammen im Griechischen aus ganz verschiedenen Wurzeln, dieses aus ἄω, ἄημι, wehen, blasen (goth. anan, blasen, lat. animus, griech. ἄνεμος, Wind), jenes von αἴθω, ich bin feurig, brenne, glänze. Auch ist ein großer Unterschied in der Vorstellung von Aër und Aether im Griechischen: Aër (die Luft) stellt man sich trübe, finster, dick vor; dagegen Aether hell und klar.

Wir geben ein Paar vollständige Proben:

Body, angelſ. bodig, gael. bodhag. Es scheint dasselbe Wort mit dem deutschen Bottich, a cask, da beide in den von Schmeller angeführten Autoritäten ohne sonderlichen Unterschied angeführt werden: bottig, potig, potacha, a cask; bottich, bodi (body of a shift), potahha, potacha (bodies, corpses); pottich, botich (a body). In ähnlicher Weise bezeichnen engl. trunc und deutsch Rumpf ebensowohl ein hohles Gehäuse als den Leib eines Thieres. Wir sprechen von dem barrel (Tonne) eines Pferdes und meinen damit den runden Theil desselben. Das span. barriga, Bauch, ist identisch mit franz. barrique, Faß u. s. w.

Boot, franz. botte, holländ. bote, boten-shoen, pero, calceus rusticus. St. Kilian. Schwäbisch bossen, kurze Stiefeln. Schmeller. Es scheint, daß zu St. Kilian's Zeiten die holländ. bote der irischen brogue und den indianischen Mocassins ähnlich war, ein Sack von Leder oder Fell, der den Fuß einhüllte und beim Eintritt zugebunden war. Es ist also ohne Zweifel dasselbe Wort, wie italiänisch botta, spanisch portug. bota, franz. botte, ein hohles Fell, Schlauch für Aufbewahrung von Flüssigkeiten.

Calash, Caloch, ein offner Reisewagen, Bailey; ein gedeckter Wagen, daher calash, eine Haube, mit Fischbein gesteift, um den Kopfputz zu schützen. Franz. calèche, ital. calessa, span. calesa. Ursprünglich aus slavischer Quelle. Serb. kolo, Kreis, Rad; kolasa, ein ordinairer Karren, ein häßlicher Wagen; kolaska, eine Kalesse; russ. kolo, koleso, ein Rad; kolesnitza, ein Wagen; kolyaska, kaliasochka, eine Kalesche.

* Dictionary of English Etymology, by Hensleigh Wedgwood, M. A. late fellow of Chr. Coll. Cam (bridge.) Vol. I. (A—D.) London, Trübner et Co. 1859.

Nord-Amerika.

Etwas über Zählen und Messen.

Decimalsystem oder nicht?*

Obgleich wegen der raschen Thätigkeit des Auges und des Geistes Gruppiren und Zählen in Gruppen eine einzige Operation zu sein scheint, so ist doch, da Dinge nur nacheinander gesehen werden können, das Zählen von Dingen, wie schnell es auch vor sich geht, selbst wenn es blos im Kopfe geschieht, nothwendig eins zu eins 2c. Dies ist der erste Schritt der Kunst. Der zweite Schritt ist Gruppiren. Der Gebrauch des Gruppirens erspart Sprache bei der Aufzählung, und Schreiben bei der Bezifferung, durch Uebung des Gedächtnisses. Das Auswendiglernen von Gruppen bildet deshalb einen Theil der ersten Erziehung jedes Einzelnen. Bis diese Kunst, wenigstens in einer gewissen Ausdehnung, erreicht wird, ist es sehr zweckdienlich, die Finger als Vertreter der Einzelheiten zu betrachten, aus denen die Gruppen bestehen. Diese Uebung führte zur allgemeinen Annahme einer Gruppe, die von den Fingern der linken Hand hergenommen war. Die Annahme dieser Gruppe war der erste entscheidende Schritt zum Kopfrechnen. Die früheren Gruppen waren für besondere Zählungen; diese für's Zählen im Allgemeinen, weil es in der That die erste Grundlage des Zählens war — die Fünferbasis. Wie die Menschen im Gebrauche der Zahlen fortschritten, nahmen sie eine Gruppe an, die von den Fingern beider Hände abgeleitet ist; so wurde Zehn die Grundlage des Zählens.

Die Schriftbezeichnung fing, wie das Zählen, mit den Einern an,

* Nach dem Atlantic Monthly.

ging zu den Fünfern, später zu Zehnern über. Die römische Zahlenbezeichnung bestand aus einer Reihe Zeichen, die 1 (I), 5 (V), 10 (X), 50 (L), 100 (C), 500 (D), 1000 (M) rc. — offenbar eine Reihe, welche das Zählen mit fünf Fingern und beiden Händen voraussetzt und durch fortgesetzte Multiplication mit 2 und 5 entstanden ist. Die Römer blieben bei ihrer Weise, und sie ist sogar heutzutage nicht ganz außer Gebrauch, da sie wegen ihres Alterthums verehrt, wegen ihrer Schönheit bewundert, und wegen ihrer Brauchbarkeit angewendet wird (z. B. in Jahreszahlen an Denkmälern, öffentlichen Gebäuden rc.).

Die Griechen verließen ihre alte Ziffermethode zu Gunsten der alphabetischen,* welche, da sie jede Zahl der arithmetischen Reihe von 1 bis 10 mit einem einzelnen Buchstaben besonders, und dann in der Einheit durch Multiplication mit den steigenden Potenzen der Zahlungsbasis bezeichnete, eine entschiedene Verbesserung war; doch da sie aus Zeichen bestand, die sich bei ihrer Zahl schwer merken, und bei ihrer Aehnlichkeit leicht verwechseln ließen, so war sie der Vollkommenheit ziemlich fern.

Ohne Zweifel wurden kräftige Anstrengungen gemacht, um diesen Mängeln abzuhelfen, und offenbar als Erfolg dieser Bemühungen erschien die arabische oder indische Bezifferung. Indem diese die Potenzen der Basis durch Stellung bezeichnet, reducirte sie die Zahl der Zeichen auf die der arithmetischen Reihe, mit Nichts beginnend, und mit einer Zahl vom Werthe der Basis weniger Eins endigend.

Die Eigenthümlichkeit der arabischen Methode im Vergleich mit der griechischen, der römischen, oder der alphabetischen (Phönizisch-Griechischen), ist demnach Stellenwerth; der Werth einer Combination aus jeder derselben ist einfach gleich der Summe ihrer Elemente. Da hiernach der Werth der successiven Stellen, wenn man von Rechts nach Links zählt, gleich ist den successiven Potenzen der Basis, die Nullpotenz vorangestellt, so wird jede Figur in der Combination im Werthe multiplicirt durch die ihrer Stelle zuständige Potenz, und der Werth des Ganzen ist gleich der Summe dieser Produkte.

Die arabische Methode wird mit Recht als eine der glücklichsten Erfindungen menschlichen Scharfsinns geschätzt; und obschon die zusammengesetzteste von Allen, hat ihr doch die Brauchbarkeit als arithmetisches Mittel, den Ruf großer Einfachheit eingetragen — ein Ruf, der sich selbst auf die jetzige Basis erstreckt, welche wegen ihrer innigen und eingewohnten Verbindung mit der Methode für einen Theil der Methode selbst gehalten wird.

Mit Bezug auf diesen Eindruck mag bemerkt werden, daß die einer Methode anhaftenden Eigenschaften keine Aehnlichkeit haben mit den Eigenschaften einer Basis. Die Eigenschaften der jetzigen Bezifferung sind wohl bekannt und angenommen; die Eigenschaften der jetzigen Basis aber sind mit der Bezifferung angenommen worden; aber die einer Basis überhaupt anhaftenden sind noch nicht bestimmt. Wenn wir den Versuch machen, diese festzustellen, so wird es nöthig sein, den Gebrauch von Zählung und Bezifferung zu betrachten.

Er mag nach der dreifachen Anwendung in einer — wissenschaftlichen — mechanischen und einer kommerziellen eingetheilt werden. Der erste ist beschränkt und nur wenigen zugänglich; der zweite ist allgemein und vielen zugänglich; der dritte allumfassend und Allen nothwendig. Der kommerzielle Gebrauch soll also gegenwärtige Untersuchung leiten.

Als Austausch von Eigenthum erfordert der Handel zu seiner Bestimmung wirkliche Mengen, und diese in solchen Verhältnissen, die am schnellsten zu erlangen sind und am öftersten gesucht werden. Dies kann einzig und allein geschehen durch Annahme einer Mengen-Einheit, die zugleich wirklich und sich gleichbleibend ist, und solche Multiplicationen und Divisionen von ihr, die mit der Natur der Dinge und den Ansprüchen des praktischen Lebens verträglich sind; wirklich, weil das Eigenthum als etwas Wirkliches, nur durch wirkliche Maße gemessen werden kann, sich gleichbleibend, weil die Massenbestimmung eines unveränderlichen Maßstabes bedarf; in praktischen Verhältnissen, weil sowohl Zeit als Arbeit kostbar sind. Wenn man diese Regeln befolgt, so wird das Resultat ein System von wirklichen, sich gleichbleibenden und praktischen Gewichten, Maßen und Münzen sein. Folglich wird die am besten für den Handel geeignete Zählweise und Bezifferung jene sein, die am besten mit einem solchen Systeme stimmt.

Von den ältesten Zeiten her ist den Massen-Einheiten besondere Aufmerksamkeit gewidmet werden, und in der Unwissenheit über gleichbleibendere Quantitäten haben die Herrscher der Menschen ihre eigenen Personen als Masse dargeboten; daher Klafter, Elle, Schritt, Fuß, Spanne, Hand, Finger, Zoll rc. Es ist sehr glaublich, daß die Aegypter solchen Maßen zuerst die Form von staatlich geaichten Größen gaben, und daß Kopien davon durch den Handel und auf andere Weise zu den benachbarten Völkern gelangten.

* Die alphabetische scheint älter, als die römische; sie stammt aus dem Orient; die römische Ziffermethode scheint eine Erfindung der praktischen Römer.

Mit der Zeit wurden diese fehlerhaft und hätten nach ihren Originalen rektificirt werden sollen; aber bei entfernten Nationen ging dies nicht gut an; obenein hatten die Herrscher dieser Völker eine Menge Gründe, eine Rektificirung nach ihrer eigenen Person vorzuziehen. So wurden sie doppelt fehlerhaft.....*

In der That ist ein System von Gewichten, Maßen und Münzen mit einem festen und wirklichen Grundmaße und entsprechenden Multiplen und Divisionen, obschon von einigen Wenigen geträumt, der Welt nie in bestimmter Form geboten worden; und da beim Fehlen eines solchen Systems ein entsprechendes Zahl- und Ziffersystem von keinem wirklichen Nutzen sein kann, so ist die Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß weder das eine, noch das andere vollkommen idealisirt worden ist. Im Gegentheil nimmt man die gegenwärtige Basis für eine feststehende Thatsache, von der Art, wie die Gesetze der Meder und Perser; und zwar so sehr, daß, wenn die wichtige Frage gestellt wird, eine der Hauptfragen des Zeitalters — wie diese Masse von Konfusion in Ordnung gebracht werden könne? — die Antwort ist: Es ist blos nothwendig, ein festes und wirkliches Grundmaß anzunehmen, mit Zehnermehrungen, Zehntheilungen und einer entsprechenden Nomenklatur, und das Werk ist gethan, — eine Antwort, bei der man stets bleibt, obgleich der Vorschlag hinlänglich probirt und klärlich als unpraktisch erwiesen worden ist.

Stets haben, seit der Handel entstanden, Kaufleute und Regierungen für sie von Zeit zu Zeit Vielheiten und Theilungen von gegebenen Grundmaßen aufgestellt; doch haben sie aus irgend welchem Grunde selten die Zahl Zehn als Basis erwählt. Kann nicht bei der langen und innigen Verbindung der decimalen Zählweise und Bezifferung mit den Quantitäten, welche der Handel erfordert, die Thatsache allein, daß sie nicht häufiger angewandt worden ist, als genügender Beweis angesehen werden, daß dieser Gebrauch für sie nicht passend ist? — Daß dies der Fall ist, kann so gezeigt werden. — Ein Ding kann geradezu in gleiche Theile zerlegt werden, wenn man es zuerst in zwei Theile, dann wieder jeden der beiden in zwei, also in 2, 4, 8, 16 gleiche Theile zerlegt, aber nie in zehn. Dies kommt daher, daß Verdoppelung und Halbirung die einzige direkte Weise ist, wirkliche Quantitäten in gleiche Theile zu theilen, und das Wägen die nächste indirekte Weise ist — zwei Thatsachen, welche vollkommen beweisen, daß die binäre Theilung für Gewichte, Maße und Münzen geeignet ist. Noch mehr, der tägliche Gebrauch verlangt eine Zweitheilung bei weitem häufiger, als jede andere. Hieraus sieht man, daß die Zweitheilung der Dinge nicht blos sehr leicht zu erhalten ist, sondern auch am häufigsten verlangt wird.

Der Verfasser zeigt nun an dem amerikanischen Münzsysteme, welche absonderliche Masse von Unregelmäßigkeiten es enthält. „Wir könnten, sagt er, decimale Münzen haben, wenn wir nur Cents, Dimes, Dollars und Adler hätten und alle übrigen fallen ließen; aber die Frage ist nicht, was wir haben könnten, sondern was haben wir? Gewiß, wir haben keine decimalen Münzen. Ein rein decimales Münzsystem würde ein unerträglicher Uebelstand sein, weil es eine weit größere Zahl kleiner Münzen erfordern würde. Dies kann vermittelst altgriechischer Zahlenbezeichnung deutlich gemacht werden, wenn man sich blos einfacher Zeichen bedient, mit Ausnahme des zweiten, um sie völlig decimal zu machen. Um durch solche Bezeichnung 999 Scheidemünzen auszudrücken, können nur drei Zeichen benutzt werden; folglich braucht man von jedem neun Wiederholungen; macht zusammen siebenundzwanzig Zeichen. Um dies in Decimalmünzen zu bezahlen, braucht man dieselbe Anzahl von Stücken. Wenn man das zweite griechische Zeichen einschließt, braucht man dreiundzwanzig; schließt man die zusammengesetzten Zeichen mit ein, nur fünfzehn. Nach römischer Bezifferung ohne Subtraction, nur fünfzehn; mit Subtraction neun. Bei alphabetischer Bezifferung drei Zeichen ohne Wiederholung; bei arabischer ein Zeichen drei Mal wiederholt. Bei Bundesmünzen (amerikan.) neun Stück, eins davon doppelt. Bei dualen Münzen sechs Stück ohne Wiederholung, mit einem Bruche."

In der Stufenfolge wirklicher Gewichte, Maße und Münzen ist es wichtig, jene Stufen anzunehmen, welche die geeignetsten sind, welche den

* Wir halten diese geschichtliche Erklärung der Entstehung der Maße, Gewichte zum guten Theile für ungegründet. Die metrologischen Untersuchungen von Böckh rc. werden vielfach eines Besseren belehren und zeigen, daß man im Alterthum keineswegs so nachlässig und gedankenlos handelte. Feste Maße, namentlich babylonische, ägyptische, blieben so fest, wie heutigen Tages.

geringsten Aufwand von Kapital, Zeit und Arbeit erfordern und am wenigsten mit einander verwechselt werden können. Welches ist denn also die geeignetste Stufenfolge? Die Basis Zwei giebt eine Reihe von Gewichten, die so gebraucht werden mögen: 1, 2, 4, 8, 16, 32, 64 ℔. Durch sie kann jede Last von 1 bis 127 ℔. gewogen werden. Dies ist vielleicht die kleinste Zahl von Gewichten oder Münzen, mit denen verschiedene Quantitäten von Pfunden oder Dollars gewogen oder bezahlt werden können. Mit derselben Zahl von Gewichten, welche die arithmetische Reihe von 1 bis 7 darstellt, kann blos von 1 bis 28 ℔. gewogen werden, und obgleich eine längere Reihe angewandt werden könnte, so würde dies doch nur ihre Unthunlichkeit vermehren; überdies würden wegen der Aehnlichkeit des Umfanges solche Gewichte leicht verwechselt werden. Die Basis Zehn giebt nur zwei Gewichte, die gebraucht werden können. Die Basis Drei giebt eine Reihe von Gewichten, 1 3, 9, 27 ꝛc., was sehr anwendbar aussieht; aber da nur vier benutzt werden könnten, weil das fünfte zu schwer zu handhaben sein würde, und ihr Gebrauch ebensowohl Abzug als Zusatz erheischt, so besitzen sie weder die Handlichkeit, noch die Anwendbarkeit von zweizähligen Gewichten; überdies macht die Nothwendigkeit zu subtrahiren diese Reihe besonders ungeeignet für Münzen.

Der berechtigte Schluß aus dem Vorhergehenden scheint der zu sein, daß ein vollständig praktisches System von Gewichten, Maßen und Münzen, und nicht blos ein praktisches, sondern auch ein angenehmes und passendes, allein und einzig das Zweiersystem ist und zwar, weil es die geringste Zahl von Stücken erheischt, weil diese nicht leicht miteinander verwechselt werden können und es überhaupt mit der natürlichen Theilung der Dinge stimmt, für den Handel geeignet ist und viele Bruchrechnung überflüssig macht.

Den ausführlichen Beweis, der an amerikanischen Münzen geführt wird, wie viel Bruchrechnung erspart werden könne, übergehen wir aus nahe liegenden Gründen, zumal uns die Sache vollständig einleuchtet.

Wenn man also die Stufenfolge Zwei geeignet für Gewichte, Maße und Münzen hält, so folgt daraus, daß eine entsprechende Zählweise und Bezifferung beschafft werden muß, weil diese am besten für den Handel (sic) taugt. Zu diesem Zwecke bietet sich die Zahl Zwei von selbst; aber da die Zweierzählung zu weitschweifig für arithmetische Praxis ist, so wird es nothwendig, für die Basis eine Potenz von Zwei zu wählen, welche eine umfassendere Bezifferung erlaubt: eine Potenz von Zwei, weil keine andere Zahl mit der Zweisteigerung stimmen würde. Es ist kaum nöthig zu sagen, daß die dritte Potenz gewählt wird, da die zweite zu klein, die vierte zu groß ist. Glücklicherweise ist die dritte völlig dem Zweck entsprechend, da sie das Umfassende der Acht mit der Einfachheit von Zwei vereint.

Der Verfasser schlägt also die Basis Sechs als die geeignetste vor und thut das Möglichste, sie zu empfehlen. Wir können über die weitere Besprechung des Gegenstandes kurz sein, da sie nichts eigentlich Neues und zur Sache Gehöriges enthält: Erweisung der Möglichkeit einer Einführung des Sechsersystems, weil auch Griechen und die neuern Völker ihre Bezifferung geändert, namentlich aber Bekämpfung des Decimalsystems in jeder Hinsicht. „Die französische Stufenfolge ist, obgleich theoretisch vollkommen, praktisch absurd."

Dies mögen sich diejenigen merken, welche für die Annahme des Decimalsystems in Münzen, Maßen und Gewichten schwärmen; der praktische Yankee versteht, wie man sieht, die Sache aus dem Grunde und ist auf Dinge und Beobachtungen gerathen, die den französischen Akademikern, welche diese angestaunte Reformation erdachten, gänzlich fern lagen, z. B. die Handlichkeit der Gewichte, die Anzahl der Münzen beim Bezahlen, die Bruchrechnung des Comptoiristen. Es läßt sich etwas von ihm lernen. Dagegen dürfte sein Vorschlag, die Maße ganz von ihrem natürlichen Entstehungsgrunde, den Maßen des Körpers, wie Fuß, Spanne Zoll ꝛc. loszulösen, obgleich konsequent genug, doch von einer zu übertriebenen Vorliebe für das abstrakt Richtige eingegeben sein. Was damit praktisch gewonnen werde, vermögen wir nicht einzusehen. Ueberhaupt leidet der ganze Vorschlag daran, daß er praktisch fast unmöglich durchzuführen ist. Man denke an die ungeheure Reducirungsarbeit, die dadurch auf allen Gebieten des Rechnens, Zählens und Wägens nöthig würde, an die Revolution im menschlichen Kopfe, ehe man 36 für eine nothwendig gegebene Größe ansehe, wie jetzt 100. Zuletzt bleiben die zehn Finger doch praktischer, als jedes abstrakte System, das sich von allen geschichtlichen Voraussetzungen lossagt. Der Verlust von Zeit, Geld und Denken ist auch nicht so hoch anzuschlagen, denn so viel wir sehen können, ist Zeit zum Faulenzen, Geld zum Verschwenden und Denken auf unnütze Dinge immer noch genug vorhanden; die Amerikaner könnten sich zu vielen Dingen immer etwas mehr Zeit gönnen. Was Gewicht und Münze betrifft, so hat uns das Zweiersystem ganz gut eingeleuchtet, und ohne Zweifel würde es bedeutende Vortheile haben; das Uebrige aber scheinen uns bloße Konsequenzen zu sein und vom Praktischen in's Abstrakte überzuschweifen; denn Geldwerth und Waarenlängenmaß oder Gewicht stehen zu einander in gar keinem rationellen Verhältnisse; mit andern Worten, um uns praktisch auszudrücken: man kann ein Pfund Fleisch mit 4 Silbergroschen 3 Pfennige, eine Elle Tuch mit 1 Thaler 25 Silbergr. 9 Pf. bezahlen. Man wird über die Brüche nicht hinwegkommen.

Italien.

Studentenleben in Sicilien.

Das Londoner Athenaeum enthält eine Darstellung des sicilianischen Studentenlebens, für deren Richtigkeit das Londoner Blatt sich auf die Regierungs-Erlasse und das Reglement der Hochschule in Palermo beruft, und die einen interessanten Beitrag zur Geschichte des Verdummungssystems bildet, dessen natürliche Folgen sich jetzt in der Auflösung des neapolitanischen Staates äußern.

Die Studirenden der Rechte und der Medizin hatten einen vorläufigen Kursus im Jesuiten-Kollegium durchzumachen, wo man sich vorzugsweise mit ihrem Seelenheil beschäftigte, und diese Sorge wurde nach ihrem Eintritt in die Universität noch verdoppelt. Für jeden Zögling dieser Anstalt wurde ein besonderer Seelenmeister (maestro di spirito) ernannt, der unter der Aufsicht des Präfekten stand, den der Rector der Hochschule und die Professoren in seinen Pflichten unterstützten. Es war dem Studenten nicht erlaubt, die Vorlesungen der Professoren nachzuschreiben oder Notizen darüber zu machen; dagegen mußte er jeden Sonnabend an einen der Professoren einen schriftlichen Bericht über das abstatten, was er im Laufe der Woche gelernt hatte. Alle Sonntage mußte er im Oratorium erscheinen, um die Messe zu hören und den Katechismus herzusagen, worüber er beim Weggehen ein Zeugniß erhielt, welches er sorgfältig verwahren mußte, da man ihn niemals zum Examen und später zu einem Amte zugelassen hätte, wenn er nicht den regelmäßigen Besuch des Oratoriums nachweisen konnte. Der Rector, der stets ein Theatinermönch war, hatte das Recht, jeden Studirenden auf die Klage eines einzigen Professors von der Universität zu relegiren. Der Ausgestoßene hatte dagegen keinen Regreß, indem der Fall zwar an einen aus dem Kanzler, dem Rector und vier Professoren bestehenden Rath berichtet wurde, der jedoch nur zu prüfen hatte, ob die Relegation hinreiche, oder ob nicht eine noch schwerere Strafe zu verhängen sei. Die Ferien dauerten vom Anfang Juni bis zum 5. November, aber auch während der Studienzeit gab es viele Feiertage, gewöhnlich mit Prozessionen, denen sich alle Zöglinge der Hochschule anschließen mußten. Allein die wichtigste Periode des Jahres war die Fastenzeit. Während derselben war jeder Student verpflichtet, unter Aufsicht eines Priesters eine ganze Woche hindurch die ascetischen Uebungen des heiligen Ignatius zu verrichten. Der Regierung war es besonders angenehm, wenn die jungen Leute hierzu das Kloster der Sexta Casa erwählten, welches eigens zu diesem Zweck eingerichtete Gemächer hatte. In allen Fällen wurden die Uebungen bei fast vollständiger Dunkelheit vorgenommen. In der Regel befand sich der Student allein; er mußte erst sitzen, dann stehen, dann sich mit ausgestreckten Armen und Beinen auf den Rücken legen, aber Alles nach einer genau vorgeschriebenen Reihenfolge. Außerdem waren ihm noch geistige Aufgaben gestellt, die in religiösen Betrachtungen über die verschiedenen Glaubenspunkte bestanden: z. B. heute über die Hölle, morgen über die ewige Seligkeit, einmal über die unbefleckte Empfängniß der Jungfrau, ein andermal über den blutigen Schweiß des Erlösers. Diejenigen, welche diese Uebungen in einem unterwürfigen und frommen Geiste verrichteten, konnten auf künftige Beförderung rechnen; aber wer Ungehorsam, oder auch nur Gleichgültigkeit an den Tag legte, der wurde „verdächtig" und lief Gefahr, der Gnade Mariscalco's, des Polizeidirectors, und seiner Tausende von öffentlichen und Privat-Sbirren überliefert zu werden. Viele Studenten haben Jahre in den unterirdischen Gefängnissen der Vicaria bei Schwarzbrod und Bohnensuppe verbracht, ohne zu wissen, was sie denn eigentlich verbrochen hatten; sie waren des Mangels an religiösem Eifer „verdächtig" geworden. Solcher Akt war das Universitätsleben in Sicilien, bis zum Freiheitszuge Garibaldi's, der dem Regiment der Polizei und der Jesuiten ein Ende machte.

Mannigfaltiges.

— **Schulze-Delitzsch's neuester Jahresbericht.** Ueber die Wirksamkeit der auf dem Prinzipe der Gegenseitigkeit und Selbsthülfe der Betheiligten beruhenden, deutschen Genossenschaften der Handwerker und Arbeiter, sowie insbesondere über die letztjährigen Leistungen der bekanntlich von ihm mittel- oder unmittelbar in's Leben gerufenen Vorschuß-Vereine für den Gewerbebestand, hat Herr Schulze-Delitzsch soeben einen Bericht erscheinen lassen,* der allen Denen, die sich für die gewerbliche Frage, für das Wohl des Handwerker- und Arbeiterstandes interessiren, nicht dringend genug empfohlen werden kann. Die Bildung freier Genossenschaften unter den deutschen Gewerbetreibenden, d. h. solcher Vereine, die, im Gegensatze zu Zünften und Innungen, nicht Zwang und Beschränkung, sondern freie Beregung und gegenseitige Förderung auf ihre Fahnen geschrieben haben, ist zwar in Deutschland erst im Entstehen, doch haben die letzten beiden Jahre, augenscheinlich durch den neuen Geist ermuthigt, der die preuß. Verwaltung beseelt und auf ganz Deutschland einwirkt, mehr in dieser Beziehung gethan, als die neun vorhergegangene Jahre, die den Ermittelungen des „volkswirthschaftlichen Ausschusses" in Frankfurt a. M. folgten, welchem zunächst die Verbreitung gesünderer Ideen über Gewerbefreiheit, Freizügigkeit und freie Genossenschaften in Deutschland zu verdanken ist. Die Anzahl der Vorschuß-Vereine in Deutschland beträgt jetzt 183, von denen 77 auf Preußen, 34 auf Sachsen, 16 auf die thüringischen Staaten, 12 auf Hannover, 8 auf Mecklenburg, 7 auf Anhalt, 5 auf Baden, 4 auf Bayern, 3 auf beide Hessen, 2 auf Württemberg, 1 auf Oldenburg, 1 auf Nassau und 1 auf Holstein kommen. Von diesen Vereinen haben achtzig im vorigen Jahre zusammen einen Umsatz an gegebenen Vorschüssen von 4,131,436 Thalern gemacht. Nach den vielleicht nicht ganz vollständigen Notizen, die dem verdienstvollen Herrn Verfasser zugegangen, giebt es jetzt in Deutschland 67 gewerkschaftliche Vereine zur Beschaffung der Rohstoffe im Großen und Ganzen, wodurch die Handwerker in den Stand gesetzt werden, mit gleichartigen Fabriken eher konkurriren zu können. Es giebt solcher Vereine der Schuhmacher 42, der Schneider (zum Theil auch mit Kleider-Magazinen) 10, der Tischler (sämmtlich mit Möbel-Magazinen) 5, der Weber 4, der Schmiede 3 und der Buchbinder 3. Wir schließen mit nachstehenden Worten des Herrn Schulze-Delitzsch: ....„Und so wird hoffentlich die zunehmende Erkenntniß, verbunden mit der wachsenden Bedrängniß, welche dem deutschen Handwerkerstand, in der immer zunehmenden Ueberlegenheit der großen Fabrik-Industrie täglich näher rückt, das Ihre dazu beitragen, die wackern Leute von der unglücklichen Idee des Polizeischutzes mittelst der Rückkehr zu den alten Gewerbsbeschränkungen ab und auf den Weg zu bringen, wo einzig für sie das Heil liegt: sich die Mächte, welche der Großindustrie die Ueberlegenheit über ihre Betriebsweise verleihen, selbst dienstbar zu machen, um mit derselben auf ihrem eigenen Felde zu konkurriren, anstatt sich in vergeblichem Kampfe dagegen aufzureiben. Dies aber wird nur mittelst der **Genossenschaft** ihnen möglich, deren wirthschaftliche und gewerbliche Tragweite sie nur erst einmal recht erprobеn mögen, um von ihren unfruchtbaren, auf die Dauer unmöglichen Zunftbestrebungen für immer geheilt zu werden."

— **Englands Getraidebedarf im Jahre 1860 bis 1861.** Die überaus ungünstige Sommerwitterung dieses Jahres hat in England, dessen ohnedies sehr fetter und schwerer Boden keinen Ueberschuß von Regen vertragen kann, eine mangelhafte Aerndte zur Folge gehabt, und englische Oekonomen fangen bereits an, die Summen zu berechnen, die das vereinigte Königreich in diesem Jahre nach dem Auslande wird senden müssen, um für die eigene Bevölkerung den Bedarf an Brodfrucht, d. h. an Weizen und Weizenmehl, zu decken. Obwohl die Aerndten der drei vorangegangenen Jahre nichts weniger, als schlecht waren, sind doch im Jahre 1858 über 5 Millionen (5,343,469) Quarters und im Jahre 1859 nahe an 5 Millionen (4,951,871) Quarters Weizen und Mehl, oder ungefähr der fünfte Theil dessen, was das Land jährlich von diesem Produkte verzehrt, in England eingeführt worden. Im vorigen Jahre hat der Werth des **gesammten** in England eingeführten Getraides, mit Einschluß des Weizens 18,042,063 Pfund (120 Millionen Thaler) betragen. Im Jahre 1860 bis 1861 dürfte sich der Werth dieser Einfuhren auf mehr als 25 Millionen Pfund (175 Millionen Thaler) belaufen. In den beiden letzten Jahren führte England von Frankreich allein 2,014,923 Quarters Weizen und 4,326,438 Centner Mehl ein; Preußen sandte in demselben Zeitraume 1,397,691 Quarters Weizen, aber gar kein Mehl. Frankreich hat in diesem Jahre ebenfalls eine mangelhafte Aerndte, bewirbt sich daher mit England zugleich in den preußischen und russischen Ostsee-Häfen, sowie in Nord-Amerika um Getraide-Zufuhren. In Kanada und in den nördlichen Theilen der Vereinigten Staaten ist die Aerndte so glänzend ausgefallen, daß es dort an Material für die Ausfuhr nicht fehlen wird. Man hofft in England, daß unter diesen Umständen die Getraide-Preise nicht allzu sehr in die Höhe gehen und den Durchschnittspreis des Jahres 1855 nicht übersteigen, in keinem Falle aber die vom Februar 1854 (80 Sh. 10 d. pro Quarter Weizen erreichen werden. Einen großen Theil des Bedarfes denkt man durch englische Manufakte zu bezahlen, da es erfahrungsmäßig ist, daß in solchen Jahren, wo England sehr viele auswärtige Produkte einführt, dafür auch um so mehr einheimische Erzeugnisse ausgeführt werden.

— **Der Revolutions-Moniteur.** Bei dem Buchhändler Herrn Plon in Paris erscheint jetzt ein neuer Wiederabdruck des amtlichen Moniteur aus der Zeit der ersten französischen Revolution, ausgestattet mit 700 bis 800 Illustrationen in Holzschnittt, sowie mit einem Album von 20 Schlachtgemälden in nachgeahmten Aquarellen. Fünf Bände dieses Werkes, die konstituirende Versammlung, und vier Bände, den Konvent umfassend, sind bereits ausgegeben und kosten zusammen 72 Francs, gegen deren Einsendung man zugleich das fertige Schlachten-Album gratis empfängt. Das Ganze besteht aus 32 Bänden und kostet 260 Francs.

— **Die Parteien in Frankreich.** Nachstehende wenige, aber treffende Worte zur Charakterisirung des Volkes, des Heeres und des gegenwärtigen Standes der Parteien in Frankreich entlehnen wir einem Korrespondenz-Artikel der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" aus den Vogesen vom 1. September: „Wenn man sieht, wie allmächtig das Heer des Kaiserreichs ist, und wie nur sein Waffengeklirr den Kammerton für ganz Frankreich angiebt, möchte man, aber bedauernd, mit Rückert rufen: „„O wie ruft die Trommel so laut!"" Und vielleicht ist es, trotz der vielen Fabriken, deren Athem im Kriege ausgeht, gerade das Elsaß, dessen niederes Volk von der Soldateska am meisten eingenommen ist. Die meisten Einstäner, die „Loustics" der Compagnien, die militärischen Krakehler, dieses nie aussterbende Geschlecht, stammen hauptsächlich aus unseren Gegenden. Sie haben den verschiedenen Stämmen Frankreichs viel abgesehen, haben sich unter Zuaven und Turcos gemengt, mit ihnen gelebt, gefochten, gelitten, und doch nicht ihr Deutsch verlernt. Im Urlaub erwecken sie mit ihren Geschichten sogar unter den Gebildeten den kriegerischen Sinn ihrer Landsleute, und bilden den Kultus des Ruhmes aus. L'empire c'est l'armée; das fühlen die Parteien und unterwerfen sich. Die **Legitimisten** sind mit wenigen Ausnahmen nie große Helden gewesen. Sie hatten mit den Republikanern und mit dem jesuitischen Klerus in Verbindung gestanden, je nachdem es die augenblickliche Lage erheischte. Die **Republikaner** haben ihr Geld genommen und sie nach den glücklich zur Revolution angewachsenen Emeuten verlassen; der **Klerus** hat sie um das Kaiserreich, das ihm allein Aussichten bot, verlassen, und hält den Mann, der sich selbst einen Abenteurer nannte, eben darum noch für den Augenblick. Die **Orleanisten**, zum Theil ehrliche, aber recht zahme Leute, zum Theil gelehrt, geistreich und kenntnißvoll, aber mit wenigen Ausnahmen energielos, führen einen kleinen Krieg, wie Mückenschwärme am Sommerabend. Ihr Stachel ist unangenehm, aber ganz ungefährlich. Sie, so gut wie die Anhänger des Siècle und der Gazette, wollen den Rhein. Sind sie in diese natürliche Gränze eingezogen, dann denken sie, obschon das Wie ihnen noch nicht recht klar ist, das Erbtheil des Kaiserreichs anzutreten. Aber das wollen auch die Andern. Wie wird's nun gehen? Mit jedem angefügten Stück Land, heiße es Savoyen oder Nizza oder etwa Genf, wird neuer Gährungsstoff in's Reich gebracht, und zuletzt trauen weder Landsleute noch fremde Nationalitäten, und der „Mann des Geschicks" wird ein Mann des Ungeschicks, sein Stern ein Unstern. Der Soldat stellt den General Garibaldi höher als ihn. So ist die Lage."

J. L.

* Leipzig, Gustav Mayer, 1860.

Im Verlage von **Veit & Comp.** in Leipzig. Leipzig, Druck von **Giesecke & Devrient.**
Redigirt unter Verantwortlichkeit von **Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn** in Leipzig.

Bestellungen übernimmt jedes Postamt des deutsch-österreichischen Postvereines, sowie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallstraße Nr. 21) und die Verlagshandlung in **Leipzig.**

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Diejenigen, welche mit dem Herausgeber des „Magazins" nicht direct correspondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commissionair, Herrn B. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in **Berlin.**

Herausgegeben von **Joseph Lehmann.**

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

№ 39. **Mittwoch, den 26. September 1860.** **29. Jahrgang.**

Inhalt:

Deutschland und das Ausland.

Alexander von Humboldt's Bibliothek.

Die Quelle, aus der ein literarisches Gestirn erster Größe, dessen Verlöschen noch eben auf allen Punkten des Erdkreises betrauert wird, Nahrung sog, ist sicher für den Literaturfreund ein Gegenstand höchsten Interesses. Wir ergriffen daher mit Freude eine sich uns darbietende Gelegenheit, die jetzt im Besitze der Herren A. Asher & Comp. in Berlin befindliche Bibliothek Alexander von Humboldt's zu besuchen und wir hoffen, daß unsere Leser es uns Dank wissen werden, wenn wir ihnen die Eindrücke schildern, welche wir von diesem Besuche empfingen.

Wenn ein Magier uns das Bild des geliebten Todten vor die Sinne zauberte, er könnte die Persönlichkeit des großen Mannes, mit allem Reiz, der sie umfloß, nicht lebhafter vor unsere Seele treten lassen, als diese Zeugen seines großen Wirkens es thaten. Noch niemals sahen wir eine Büchersammlung, welche so entschieden und überwältigend die Individualität ihres einstigen Besitzers, dem sie eine beseelte Gefährtin war, wiedergespiegelt hätte, und wir wollen gestehen, daß der Gedanke, dieses kostbare Monument des Lebens und Wirkens unseres größten Zeitgenossen in die vier Winde zerstreut oder in toto über den Ocean wandern zu sehen, uns mit Schrecken und Wehmuth erfüllt. Ist es möglich, müssen wir uns fragen, daß Deutschland, welches Alexander von Humboldt mit Stolz den seinigen nennt, daß Preußen, sein engeres Vaterland, auch nicht Einen hohen Gönner berge, der lüstern nach dem Ruhme ist, diesen Schatz der Nation zu erhalten? So unglaublich es klingt — es scheint so zu sein und während, wie wir erfahren, vom Auslande her sich allerseits der Wunsch kundgiebt, die Sammlung zu erwerben, ist wenig Aussicht vorhanden, die Bemühungen der Herren Besitzer, sie dem Vaterlande zu sichern, von Erfolg begleitet zu sehen.

Es will uns scheinen, daß man bei uns über der materiellen Nützlichkeitsfrage, welcher in unserer Zeit stets der erste Platz eingeräumt wird, zu leicht den besonderen Werth übersieht, den Bücherschätze dadurch erlangen, daß sie von unseren Geistesheroen benutzt wurden. Wenn aber nicht nur die Benutzung einer Büchersammlung durch einen in der ersten Reihe der Unsterblichen des Vaterlandes Stehenden ihr einen besonderen Werth giebt, sondern wenn sie auch, wie im gegenwärtigen Falle, durch zahlreiche handschriftliche Bereicherungen und sonstige Eigenthümlichkeiten die Spuren seines großen Genius trägt — dann sollte der oben bezeichnete besondere Werth bei der Beurtheilung der Sammlung in erster Linie stehen. Man vergißt, daß diese Sammlungen einen beträchtlichen Antheil an den Arbeiten und Studien haben, welchen der menschliche Geist seine Fortschritte verdankt, und welche von der Nation als Hauptfactor ihrer Veredelung verehrt werden. Diese Sammlungen sind das heilige Werkzeug, welches jene Arbeiten hat schaffen helfen!

Leider sind dies nur fromme Wünsche und es wird daher um so zweckmäßiger sein, empfangene Eindrücke festzuhalten, die sich zu verschaffen, unseren Landsleuten vielleicht bald unmöglich sein wird.

Auf den ersten Blick sieht man es dieser Bibliothek an, daß sie nicht einem Fachgelehrten allein ihr Dasein verdankt — der Philosoph, der Mann von Welt, haben einen gleichen Antheil an ihrer Entstehung. Das große generalisirende Genie Humboldt's wußte aus allen Quellen des Wissens und Geistes zu schöpfen, alle mußten das ihrige dazu hergeben, um die köstlichen Früchte zu treiben, mit denen er die Welt beschenkte. So sehen wir denn hier die tief-ernsten Werke aus allen Gebieten der exacten Wissenschaften, im freundlichen Vereine mit den Produkten der Geschichtsforschung, der schönen Künste und Wissenschaften. Die zum großen Theil kostbaren und glänzenden Einbände lassen uns sogleich vermuthen, daß viele dieser Schätze dem Nestor der Wissenschaften als Huldigung von den Verfassern dargebracht wurden. Viele uns im Alltagskleide bekannte Werke erregen unsere Neugierde durch ihr Format und ihren Umfang; wir kennen sie kleiner und dünner, sind sie unter den Händen Humboldt's gewachsen? Nein, aber statt auf dünnem Löschpapier, sehen wir sie hier auf stärkstem Velin und statt winziger Ränder, die kaum einen Finger breit über den Druck hinausragen, liegen sie hier mit stattlichen oft mehr als handbreiten Rändern vor uns: oft Unica, nur für den hohen Empfänger bestimmt, die Sehnsucht der Bibliophilen von echtem Schrot und Korn! Die Neugierde treibt uns, einige dieser Gäste in Festtagskleidern näher zu betrachten und in den meisten Fällen fesselt das Vorsatzblatt unsere Aufmerksamkeit noch ehe wir zum Titelblatte gelangen, denn gewöhnlich hat der Verfasser es benutzt, dem großen Manne mit eigener Hand seine Bewunderung und Verehrung auszusprechen, häufig in Ausdrücken und Formen, die dem über Schmeicheleien Erhabenen ein ironisches Lächeln abgewonnen haben müssen. — Kein Fürst darf sich rühmen, von den Bürgern des literarischen Staates mit einer gleichen Anzahl von Geistesprodukten bedacht worden zu sein und die Schmeicheleien, welche die Hohen der Erde bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich mit in den Kauf nehmen müssen, erblassen gegen die Blumenlese, welche Humboldt's Bibliothek bietet. Ihm ist in allen Sprachen gehuldigt worden. „Alexandro ab Humboldt, Germanorum decori" heißt es würdig in Ideler's *Meteorologia vet. Graec. etc.*, „Naturae scrutatorum principi" in Brandt's *Symbolae Sirenologicae.* „Aetatis nostrae et lumini et decori Alexandro de Humboldt" strahlt es uns aus Bartholomeß' *De Bernardino Telesio* entgegen. Für extravagante Lobpreisungen scheinen aber die modernen Sprachen weit besser geeignet. Aus Pihan de la Forest's *Essai sur Schoell* blickt uns folgende Dedication von einem rosenfarbenen Blatte kokett an: „A l'immortel Alexandre de Humboldt dont chaque nouvel ouvrage, comme un flambeau lumineux, placé aux dernières limites de la science, jette sa brillante clarté sur les regions inconnues" etc. Einfacher und geschmackvoller drückt sich Alcide d'Orbigny, der berühmte Palaeontologe, aus: „A qui pouvais-je penser à dédier mon travail, si ce n'est à vous, dont le génie l'a en quelque sorte inspiré, à vous que l'Europe a proclamé l'exemple et le modèle des voyageurs philosophes." Solche Ergüsse

finden sich zu Tausenden vor. Die deutschen Autoren, welche sich mit ihren Geistesprodukten dem Throne Humboldt's nahen, ergehen sich oft in poetischen Ergüssen. Wir öffnen zufällig Frankl's Cristoforo Colombo und erblicken, von der Hand des Autors geschrieben, diese Zeilen, welche die Oeffentlichkeit nicht zu scheuen haben:

„Kein König und kein Schlachtenheld —
Sein Ruhm wird ewig gelten!
Du aber hast in neuer Welt
Entdeckt erst neue Welten!
Der Spruch der Mit- und Nachwelt heißt:
Er gab den Körper, Du den Geist."

Zuschriften wie diese: „Dem deutschen Manne, dem Helden der Wissenschaft, welchen der gebildete Erdkreis mit Bewunderung feiert" gehören zu den mäßigsten, Humboldt muß deren täglich eine Anzahl aufgetischt erhalten haben. Der Däne Finn Magnussen überreichte ein schön gebundenes Exemplar seiner Schrift: *Af de gamle Skandinavers indeling af dagens tider* mit der handschriftlichen Bereicherung: „Dem Welteroberer als Seher und Weiser" ꝛc. Mit der treffenden Zuschrift: „To the most intelligent, scientific and philosophic of travellers, and the Friend of Human Improvement in every form" sendet J. S. Buckingham der Reisende, sein *Sketch of his voyages etc.* — Humboldt's nähere Freunde, Arago, Sir R. Murchison, L. v. Buch, Ehrenberg, Agassiz ꝛc. ꝛc. fassen sich gewöhnlich kürzer und würdiger. Die Bibliothek bietet auf diese Weise eine interessante Sammlung von Autographen der berühmtesten literarischen Zeitgenossen Humboldt's. Oft auch bezeichnen die geschenkten Werke Vorfälle aus seinem Leben. Es fällt uns z. B. ein dünner Folioband in grünem Leder mit einer Inschrift in Goldbuchstaben auf dem Deckel, in die Augen. Es ist ein seltenes Werk über die Thiere der nördlichen Provinzen Rußlands. Die Inschrift lautet: „Alexander von Humboldt betrat die Gränze von Paplacken in Kurland auf seiner Reise zum Wohle Rußlands den 1/13 April 1829." Das Werk ist ein Geschenk der Familie von der Ropp, in deren Hause Humboldt auf seiner Reise übernachtete.

Wir könnten noch Hunderte ähnlicher charakteristischer Fälle aufzählen, ziehen es aber vor, den uns knapp zugemessenen Raum noch würdiger zu benutzen, indem wir von den handschriftlichen Bemerkungen sprechen, mit welchen Humboldt selbst seine Bücher bereichert hat. Sie sind oft vom höchsten Interesse und geben ein lebhaftes Bild von der erstaunlichen Thätigkeit, dem riesenhaften Gedächtniß, welchem Verwandtes stets sogleich gegenwärtig war, und dem großen klassifizirenden Talente Humboldt's. In erster Reihe stehen die Handexemplare seiner eigenen Schriften; sie tragen fast sämmtlich handschriftliche Bereicherungen von mehr oder minderem Umfange. Vor allem fesselten uns die 4 Bände des „Kosmos" mit etwa 12 Seiten handschriftlichen Notizen in jener kleinen unleserlichen Hand, welche nur dem Eingeweihten lesbar ist — ein literarischer Schatz, dessen Besitz noch in späten Jahrhunderten dem Eigenthümer beneidet werden wird. Von nicht geringerem Werthe sind die fünf Bände des „Examen critique de l'histoire du nouveaux continent," deren Vorsatzblätter mit Vorarbeiten zu einem klassifizirten Index bedeckt sind. Nicht so zahlreich, aber nicht von geringerem Interesse sind die Notizen in den übrigen Werken Humboldts, in der „*Relation du voyage aux régions équinoxiales*" dem „*Essai sur la Géographie des plantes*" etc. Neben ihrer wissenschaftlichen Wichtigkeit bieten diese Notizen häufig ein biographisches, historisches oder auch rein bibliographisches Interesse. Interessant wird unseren Lesern folgende Bemerkung sein, welche Humboldt in den ersten Band seiner „Untersuchungen über die Geographie des neuen Continentes" übersetzt von J. Oltmann, 2 Bände, Paris, 1810, geschrieben hat:

„Dieses Exemplar ist sehr selten, da in einer Speculation (unter Kaiser Napoleon), englische Waaren in Frankreich für gleichen Werth französischer Bücher durch besondere Vergünstigungen einführen zu dürfen, um der Bücherbesteuerung in Dover zu entgehen, der ganze Vorrath dieser deutschen Ausgabe meiner ersten Beobachtungen auf Veranstaltung der Buchhandlung in's Meer geworfen wurde. Wenige Exemplare sind gerettet worden. Ein Denkmal buchhändlerischer Barbarei."

Interessant ist auch ein Exemplar von Humboldt's erster Schrift: *Mineralogische Beobachtungen über einige Basalte am Rhein.* 8. Braunschweig 1790. Es trägt die handschriftliche Dedication: „Herrn Hofrath Gmelin von seinem Schüler A. v. Humboldt." Herr Th. Wagener von Berlin fand es bei einem Antiquar in Heidelberg und machte es Humboldt zum Geschenk, was dieser mit folgenden Worten angemerkt hat:

„Dieses Exemplar ist mir zu meinem 85. Geburtstage von Herrn Theodor Wagener (Heidelberg Nattergasse No. 255) gesandt worden, — eine zarte Aufmerksamkeit Den 14. September 1854."

Die Anzahl von Werken anderer Autoren, in welchen sich Notizen und Bemerkungen von Humboldt's Hand befinden, mag wohl tausend überschreiten. Diese zusammengenommen, vergegenwärtigen uns den allseitig wirkenden Mann auf die treffendste Weise: Der Gelehrte, der Philosoph, der Hofmann, der mit allen Hohen und Großen der Erde verkehrende, tritt uns daraus entgegen. Auch die Malice, welche diesem feinen Geiste im geselligen Verkehr eigen war, findet hier ihren Ausdruck. Wer sollte glauben, daß Marheineke's Dogmatik die Ehre genossen hat, von Humboldt durchstudirt zu werden. Der Umschlag trägt den lateinischen Hinweis: „Mein Register in fine" und aus diesem „Register" sprudelt uns Humboldt'scher Sarkasmus und Ironie entgegen. Da heißt es unter Anderen „Statistisches Bureau, vom Teufel eingegeben. David p. 19." An der betreffenden Stelle des Buches findet sich nämlich die Versicherung, daß nach Chron. I., 21, 13. die von Gott verworfene Volkszählung vom bösen Geist eingegeben wurde. Das „Register" bietet noch andere Ergötzlichkeiten. „Schelling findet Engel langweilig." „Mit Engeln kapitulirt" „Menschenracen, Autochthonen, ich! p. 181." ꝛc. — Auch Bunsen's Zeichen der Zeit und Gott in der Geschichte haben dem greisen Philosophen wohl manches Kopfschütteln entlockt, wie die vielen unterstrichenen mit Ausrufungszeichen versehenen Stellen und Notizen bezeugen. Ein oberflächliches Buch über den Kosmos: „Alaston, Or the new Ptolomy" 1852, ist mit einem ähnlichen „Register" beehrt worden, worin es u. A. heißt: „p. 89, 91. rein toll!! keine Moral! p. 8." ꝛc. Handschriftliche Notizen, welche die betreffenden Bücher zu einem kostbaren Monumente stempeln, sind in Menge vorhanden. Dahin rechnen wir z. B. Jussieu's *Genera plantarum* 1789, mit folgender Notiz:

„Dieses Buch war mit mir in den Wäldern des Orinocco und auf den Cordilleren."

und Campe's Wörterbuch der deutschen Sprache, dessen erster Band folgende Anmerkung auf dem Titelblatte trägt:

„Ein liebes Geschenk meines Bruders Wilhelm, als ich im Mai 1827 von Paris zu dauernder Uebersiedelung nach Berlin zurückkam."

Auch an berichtigenden, oder die Ansichten der Verfasser bekämpfenden Notizen fehlt es nicht. Die Beachtung, welche Humboldt auch den kleinsten Schriften widmete, muß in Erstaunen setzen, wenn man bedenkt, wie seine Zeit von eigenen Arbeiten, der ausgedehnten Korrespondenz und der erschreckend zahlreichen Besuchen, die er zu empfangen hatte, in Anspruch genommen sein mußte. So fiel uns z. B. ein Gymnasialprogramm aus Erfurt in die Hände, welches einen Aufsatz von Koch über die Bearbeitung der Physik nach der Idee des Kosmos enthält. Humboldt hat das Titelblatt mit zahlreichen Anmerkungen versehen, u. A. mit dieser:

„Wir wissen mehr von formbildender Kraft, als von den Kräften, die Stoffverschiedenheit erzeugen. Sind die letzteren von der ersten gegründet?"

Dove's Schriften über die Witterungsverhältnisse sind mit handschriftlichen Notizen Humboldt's bedeckt. Das *Memoir of Sebastian Cabot* London 1831, Acosta's *Descubrimiento y Colonisazion de la Nueva Granada* tragen wichtige wissenschaftliche Notizen von seiner Hand. In Richthofen's Werk über Mexiko sehen wir wichtige Notizen über Messungen, welche Humboldt dort gemacht, in Dante's Göttlichen Comödie, deutsch von Philalethes, Bemerkungen über die astronomischen Stellen bei diesem Autor, in Prescott's *History of Peru*, in Mover's Geschichte der Phönizier zahlreiche Notizen, welche uns sehr interessant erschienen. Auch die rein bibliographische Seite der Bücher, ihre Seltenheit ꝛc. wurde von Humboldt nicht übersehen. Die *Coleccion de obras y documentos relat. a la historia de las Provincias del Rio de la Plata.*" 6 vol. in fol. Buenos-Aires 1836, hat folgende Notiz von seiner Hand:

„Dieses Werk ist überaus selten, es existiren sehr wenige Exemplare in Europa, da es nur von dem Gouvernement der Argentinischen Republik verschenkt wird."

Ainslie's *Materia medica of Hindostan*, Madras 1813, mit folgender Notiz:

„Diese Originalausgabe aus Madras 1813, die mir Dr.

Ainslie bei seiner Durchreise von Indien nach England in Paris geschenkt hat, ist in Europa überaus selten."

Ein in San Franzisko gedrucktes Buch: *The first voyage to the Coasts of California made in 1542 and 1543.* Ed. by A. S. Taylor, trägt folgende Notiz:

„Auszug aus einem sehr bekannten, von mir schon 1809 benutzten Werke: Viaje de los Goletos Sutil y Mexicana, das gar nicht old und scarce zu nennen ist."

Auch die sehr reiche Sammlung orientalischer Werke birgt werthvolle und zahlreiche handschriftliche Bereicherungen Humboldt's. Wir sahen Benfey's Indien (aus Ersch und Gruber's Encyklopädie) mit vielen Notizen, und Goldstücker's Uebersetzung der *Prabodha* mit interessanten Bemerkungen Humboldt's, um so bemerkenswerther, wenn man bedenkt, daß Humboldt, wie er im zweiten Bande des Kosmos berichtet, seine Kenntniß über diesen Gegenstand jenem trefflichen Gelehrten verdankt.

Für eine Bibliographie der Schriften Humboldt's, deren Zusammenstellung bedeutende Schwierigkeiten darbietet, enthält die Bibliothek natürlich ein Material, wie es sich an keinem anderen Orte wieder zusammenfinden dürfte. Eine in Havanna 1812 erschienene Zeitschrift *El Patriota Americano* z. B. enthält: „Noticia mineralogica del cerro de Guanabacoa, comunicada al Exc. Señor Marques de Someruelos por el baron de Humboldt el año de 1804" — eine Arbeit, die den meisten Forschern unbekannt geblieben sein dürfte.

Gleiches bibliographisches Interesse bieten die häufig vorkommenden Hinweisungen Humboldt's auf ihn selber betreffende Stellen, und nicht minderes die vielen Hinzufügungen der Namen von Verfassern anonym erschienener Werke, so wie biographische Notizen über die Autoren. Von den in diese Kategorie gehörenden Anmerkungen wollen wir hier nur ein Beispiel geben. Wir entnehmen es dem Umschlage einer kleinen, aber wichtigen Schrift v. Dr. Karl Zerrenner, „*Die nationalökonomische Bedeutung der Krimm*":

„Gedruckt auf Befehl des Herrn Finanz-Ministers von Bruck, nicht im Buchhandel. Herr Dr. Zerrenner, von mir dem verst. Finanz-Minister empfohlen, ein sehr wissenschaftlich gebildeter Bergmann, war zehn Jahre lang in Diensten des Fürsten Butera zu Alexandrowskoi am nördlichen Ural, wo durch meine Expedition 1829 daselbst Diamanten entdeckt wurden, die einzigen ausserhalb den Tropenländern."

Wir wollen schließlich einige andere handschriftliche, nicht von Humboldt herrührende Reliquien nicht unerwähnt lassen. Unter diesen steht in erster Reihe ein Exemplar der Astronomie (Paris, 1792, 3 vol. in 4.) des großen Jerôme Lalande, das Handexemplar des Verfassers, welches nach seinem Tode durch Geschenk seines Großneffen und Adoptivsohnes an Humboldt kam. Sein Werth kann für die Wissenschaft nicht hoch genug angeschlagen werden, denn es ist mit Tausenden von Notizen, astronomischen Berechnungen und Zeichnungen &c. von des Verfassers Hand angefüllt, ja ganze Abhandlungen auf besonderen Blättern sind an vielen Stellen eingeheftet. Augenscheinlich sind dies Vorarbeiten des Verfassers für eine neue Ausgabe seines Werkes, welche aber nicht erschienen ist. Auch interessante Originaldokumente hat der berühmte Mann in diesem Exemplar aufbewahrt, z. B. das der Ernennung seines Neffen, François Lalande zum Staatsastronomen Frankreichs, eigenhändig unterzeichnet von Jerôme Lalande, Laplace, Lagrange und anderen wissenschaftlichen Notabilitäten der Zeit. Wir erwähnen ferner ein Exemplar von Cuvier's *Recherches sur les ossements fossiles*, 7 vol. 4. 1824, dessen erster Band mit Randbemerkungen von Arago's Hand angefüllt ist. Humboldt hat dazu folgende Bemerkung gemacht: „Die Noten und Ausrufungszeichen, welche mit Bleistift dem freilich sehr oberflächlichen Theile dieses Werkes am Rande zugefügt sind, gehören nicht mir an, sie sind von meinem Freunde Arago aus dem Jahre 1822."

Wir haben hier nur Einzelnes und nur solches hervorheben können, dessen Werth durch besondere Umstände erhöht wird. Der große Reichthum von an sich werthvollen Werken aus allen Gebieten der exacten Wissenschaften versteht sich von selbst und wir wüßten nicht, wo beginnen, wenn wir Einzelnes hervorheben wollten. Die großen und kostbaren Werke von Agassiz, L. von Buch, Ehrenberg und vieler anderer Größen auf gleichem Gebiete sind in seltener Vollständigkeit vorhanden. Sehr reich ist die Sammlung auch an großen Kupfer- und Prachtwerken, größtentheils Geschenke hoher Personen. Ein compl. Exemplar der „Chalcographie du Louvre" in 84 Folio-Halbmaroquinbänden, ein unter Ludwig XIV. begonnenes, bis auf Ludwig Philipp fortgesetztes, nahezu 5000 Kupfer umfassendes Prachtwerk, ein Geschenk Ludwig Philipp's an Humboldt, in dieser Vollständigkeit vielleicht nicht noch einmal vorhanden. Lepsius' großes Werk über Aegypten, das von Zahn über Pompeji, ein kostbares Werk über die Isaakskirche in Petersburg, Geschenk der Kaiserin-Mutter von Rußland, Texier's große *Description de l'Asie mineure*, Flandin's *Voyage en Perse*, beide Geschenke des Königs Friedrich Wilhelm's IV. — und eine große Menge anderer ähnlicher Werke bilden eine Zierde der Bibliothek. Als sehr werthvoll erscheint uns eine Sammlung von etwa 4000 wissenschaftlichen Abhandlungen und Broschüren, größtentheils nur in wenigen Exemplaren gedruckt und daher meistens schwer zu beschaffen. Ueber die höchst werthvolle Kartensammlung, welche viele wichtige und interessante handschriftliche Notizen Humboldt's umfaßt, berichten wir vielleicht noch besonders.

Nach diesen Andeutungen werden unsere Leser den Katalog dieser in ihrer Art einzigen Bibliothek mit Spannung erwarten. Derselbe soll, wie wir hören, auch dann erscheinen, wenn die Sammlung nicht unter den Hammer kommt. Die Besitzer werden sich dadurch den Dank aller Freunde Humboldt's erwerben.

Ueber Theater und Musik.*

Unter dem vorstehenden Titel, mit der zweiten Ueberschrift, „Historisch-kritische Studien," hat Herr Alfred Frhr. von Wolzogen ein Dutzend Essays zusammengestellt, die von Theater und Musik in Deutschland, Frankreich, England und Italien handeln, und die zum Theil bereits in Zeitschriften, wie die „Europa," die Wiener „Rezensionen" und die Augsb. „Allg. Zeitung," abgedruckt waren. Mit Beobachtungsgabe und Darstellungstalent und vor Allem mit dem feinen und edeln Sinne ausgestattet, welchen auch andere, der deutschen Literatur werthe Mitglieder der mit unserem großen Schiller verschwägerten Familie Wolzogen, als signatura hominis trugen, hat uns der Verfasser dieses Buches natürlich kein buntes Album im Geschmacke eines frivolen, oder blasirten Publikums, sondern vielmehr eine Studie nach dem Muster Lessing's und der Weimarischen Schule geliefert.

Wie eben die Kultur und Literatur der gesammten europäisch-amerikanischen Welt, so bildet auch deren Theater ein organisch gegliedertes, zusammengehörendes Ganzes. Hermann Hettner hat uns in seiner Geschichte der Literatur des achtzehnten Jahrhunderts diesen nicht erst in unserer Zeit entstandenen Organismus an Haupt und Gliedern nachgewiesen, dessen wechselseitige Beziehungen und gemeinsame, auf- und niedersteigende Tendenzen ganz unverkennbar sind. Indem wir Herrn von Wolzogen auf seinen Streifzügen durch das Gebiet des Theaters und der Musik in den in beiden Beziehungen tonangebenden Ländern folgen, gelangen wir zu der solatio miserum, daß Deutschland nicht allein steht in dem Bewußtsein, ein schlechtes, herabgekommenes Theater zu besitzen, sondern daß es in andern Ländern, wo möglich, noch schlechter damit beschaffen ist.

In Paris ist mit Victor Hugo, dem exilirten Republikaner, auch die von ihm geschaffene romantische Schule wieder von der Bühne verschwunden, und die sogenannte Classicität beherrscht allein wieder das Théâtre Français; ja mit d'Alembert sagt die böse Welt jetzt wieder von den pathetischen Tragödien, die dort gespielt werden: „Elles instruisent beaucoup, mais — elles ennuient encore davantage; autant vaudrait aller au sermon." Inzwischen hat das Théâtre Français doch auch eine Einrichtung adoptirt, die zu Corneille's und Racine's Zeit noch nicht gekannt war, nämlich — die Claque. Sie ist in diesem Theater vortrefflich organisirt. „Außer den unmittelbar unter dem Kronleuchter sitzenden Parterre-Claquers klatscht fast Niemand im ganzen Theater; — wozu sich auch die Mühe geben, da man weiß, daß es bezahlte Menschen hierfür giebt, die in diesem Fache so wohlbewandert sind, daß an unpassender Stelle fast nie applaudirt wird."

Herr von Wolzogen schildert die größeren Pariser Theater, Eines nach dem Andern, Alle mit Geist und ohne nationales Vorurtheil, doch hätte er nicht so viele Namen einzelner Schauspieler und Schauspielerinnen nennen und charakterisiren sollen, da für Leser, die nicht auch schon in Paris waren, alle diese Namen unbekannte und bald wieder vergessene Klänge sind. Die Entstehungsgeschichte der bekannten Dumas'schen „Camelien-Dame," dieses Urbildes aller Courtisanen auf der Bühne, erzählt Herr v. Wolzogen in folgender Weise: „Eine der beliebtesten femmes entre-

---

* Breslau, Ed. Trewendt, 1860.

tènues von Paris, Marie Duplessis, war vor mehreren Jahren einem ähnlichen Schicksale (wie Marguerite Gautier in der „dame aux camélias") erlegen. Man hatte sie die „Camelien-Dame" genannt, weil sie beständig Camelien im Haare trug, weiße, wenn sie ihre Liebhaber empfing, rothe, wenn sie die Enthaltsamkeit vorzuziehen sich veranlaßt fühlte. Ganz Paris kannte ihre Geschichte, und namentlich wußten alle lüderlichen Frauenzimmer sie bis in's kleinste Detail auswendig. Das Mädchen hatte in ihrer Glanz-Epoche hunderttausend Francs jährlich zu verzehren. Ein junger Mann aus anständiger Familie verliebte sich, als ihr Leben bereits anfing, auf die Neige zu gehen, in sie; der Vater jedoch gab, pour l'honneur de la famille, die Heirat nicht zu und bewog sie, seinem Sohne zu entsagen. Sie raffte ihre letzten Kräfte zu diesem Resignations-Akte zusammen und starb am gebrochenen Herzen, wozu die Auszehrung das letzte tödtende Gift hinzutrug. Diesen Stoff hat Dumas mit großer Bühnen-Geschicklichkeit in fünf Akten verarbeitet." Das Geschäft der Liebe und das der Kunst reichen sich übrigens, wie der Verf. bemerkt, in dem durch und durch industriellen Paris überall freundlich die Hand, und den Thron des Courtisanenthums nimmt die auf dem dramatischen Parnaß gekrönte Prostitution ein. Eine ansehnliche Portion der alljährlich in Paris neu auftauchenden Schauspielerinnen besteht, nach einem französischen Witzworte, aus enfants trouvées et filles perdues.

Es ist traurig genug, daß, wenn man auf die heutigen, dem Leben abgelauschten und den meisten Effekt machenden, französischen Bühnenleistungen hinweisen will, man eben nichts Anderes, als die Sittenbilder der Pariser Boulevard-Theater aufzuzeigen hat. Doch auch in England sieht es nicht besser aus. „Das englische Theater der Gegenwart," das uns Herr v. Wolzogen in seinem dritten Essay schildert, lebt hauptsächlich jetzt von Weihnachts-Pantomimen, cykloramischen Decorationen und Balletsprüngen.

Der vieljährige Londoner Korrespondent unseres Blattes hat zuweilen bereits diese eben so kostspieligen, als geschmacklosen, dramatischen Belustigungen in seiner drastischen Weise geschildert. Was Herr v. Wolzogen von den Shakspeare-Aufführungen der Herren Charles Kean und Samuel Phelps erzählt, die er mit klassischer Pietät im „Princess-Théâtre" und in „Sadler's Wells" aufgesucht, beweist nichts gegen die dramatische Barbarei der heutigen Engländer, denn von diesen beiden Theatern hat das Erstere bereits längst seine Shakspeare-Aufführungen geschlossen, weil es mit einer durchschnittlichen Einnahme von 20 Pfund bei jeder Vorstellung die Kosten der Season, die sich auf 50,000 Pfund beliefen, nicht zu decken vermochte, während Phelps sogar nach dem Kontinent reisen und die deutsche Verehrung Shakspeare's ausnützen muß, um einen Theil des Jahres in einer Londoner Vorstadt, in Islington, dem Könige der englischen und der neueren dramatischen Dichtung überhaupt die ihm schuldigen Ehren erweisen zu können.

Was das Theater in Italien und namentlich den dramatischen Gesang betrifft, so liefert auch davon der Verfasser, der besonders auch musikalische Studien gemacht, und der sich zu wiederholtenmalen längere Zeit in Italien aufgehalten, kein eben der italiänischen Kunst und speziell der Gesangeskunst zum Preise gereichendes Bild. Die Stimme der Natur ist in dem Lande des Gesanges sogar aus den italiänischen Sommernächten vertrieben, wie der Verfasser sagt, und zwar lediglich in Folge des ewigen, lieblos flachen Musikgetändels. Die jetzige Generation weiß nichts mehr von dem Adel des Vortrages, von der erhabenen Schönheit der Musik, von der noch eine Catalani durchdrungen war. Wenn man heutzutage im Scala-Theater von Mailand die Opern Verdi's brüllen und tremoliren hört und dabei das lärmende Publikum fanatischen Beifall spenden sieht, hält man es in der That kaum für möglich, daß hier einst der Sitz des edelsten dramatischen Gesanges und musikalischen Ausdrucks war.

Kaum scheint in der modernen Welt noch irgendwo ein Platz für die wahrhaft künstlerische Schaubühne zu sein. Deutschland, dem Alter seiner klassischen Schriftsteller nach, das jüngste unter den vier Kultur-Ländern Europa's, hat die späte Blüthe seines Theaters eben so rasch wieder hinschwinden sehen, als sie gekommen war. Jetzt bleibt ihm auch nichts Anderes übrig, um den Kultus des Schönen zu bewahren, als in die Vergangenheit zurückzugreifen und Feste der Erinnerung zu feiern. Wir theilen vollkommen den Wunsch des Verfassers, daß in Deutschland doch mindestens ein Theater hergestellt werden möchte, in welchem die Kunst wieder eingesetzt würde in ihr uraltes Recht, die Menschheit zu erheben und für das Göttliche zu begeistern. „Niemand," so fährt der Verfasser fort, „wird die Ueberzeugung in uns erschüttern, daß es bis auf den heutigen Tag, wo allerdings die Barbaren schon durch alle Thore eingezogen sind und mitten unter uns wohnten, doch immer recht gut noch möglich wäre, wenigstens in unseren großen Städten, wie in Wien und Berlin ja wir zweifeln selbst nicht an München, Dresden und allenfalls an Hamburg, kurz in Städten, wo mehrere Bühnen sich neben einander halten können, eine ausschließlich dem klassischen Theater gewidmete Kunstanstalt herzustellen, wie es London in Sadler's Wells besitzt, wo unter Direction von Samuel Phelps hauptsächlich nur Shakspeare'sche Dramen aufgeführt werden. Weshalb sollte sich bei uns in Deutschland, wo doch an so vielen kleinen und größeren Centralisationspunkten fürstliche Munificenz der Thalia so reichliche Beiträge spendet, ein solches Asyl der ernsten Kunst nicht gründen lassen? Wäre nur allseitig der gute Wille dazu vorhanden, das Haus, das zu gleicher Zeit ein Bollwerk bildete gegen die immer drohender heranziehenden Schwärme der falschen Propheten und eine wohlverdiente Pietätshalle wäre für die Heroen des goldenen Zeitalters, es könnte unmöglich lange mehr auf sich warten lassen. Allein freilich — wo der Hof sich um die Bühne nur insoweit kümmert, als sie, wie etwa auch der Marstall, die Hofjagd und das große Tafelservice, mit unter die Paradepferde gehört, die bei großen Gelegenheiten nach altem Ceremoniel vorgeritten werden müssen, oder wo das dem Theater von oben her gewidmete Interesse sich eigentlich nur an die Beine der Ballet-Tänzerinnen heftet; wo ferner die Herren Intendanten, Directoren und Kapellmeister selbst fortwährend mit fünfaktigen Dramen und Opern schwanger gehen, die à tout prix und in erster Linie zur Aufführung gelangen müssen; wo von Schauspielern und Sängern die Kultivirung innerer Vorzüge nicht verlangt wird, man ihnen vielmehr nur ein promptes zu Diensten stehen für jede augenblickliche Laune des Modegeschmacks und dazu etwa noch eine bis zum Glanzstiefel herab tadellos brillante Toilette zur Pflicht macht; wo man endlich das Publikum Jahr aus Jahr ein daran gewöhnt, die Bühne lediglich als einen großen Guckkasten zu betrachten, in dem allerlei raffinirter Teufelsspuk kaleidoskopisch durch einander gezeigt wird, — wo das Ziel und Zweck des Theaters heißt: da kann freilich unser Wunsch noch lange auf seine Erfüllung und die arme Kunst auf ihre Erlösung harren!"

Hoffentlich wird sich der Verfasser durch sein Berufsgeschäft — das preußische Richteramt — nicht zurückhalten lassen, auch ferner so ideen- und lehrreiche Ausflüge auf das Gebiet der Kunst und der dramatisch-musikalischen Kritik zu machen.

J. L.

Belgien.

Schattenrisse aus der neuen vlaemischen Literatur.*

Von Ida von Düringsfeld.

II.

Louis Vleeschhouwer.**

„Charité! Charité! d'une petite biographie!" schrieb ich im November 1857 aus Mecheln nach Antwerpen an den Professor Vleeschhouwer, von welchem ich eine vortreffliche Uebersetzung des „Faust" und ein sehr unterhaltendes Skizzenbuch gelesen hatte, den ich aber persönlich noch nicht kannte.

„Combien de temp me donnez-vous, madame?" war die Frage, welche ich am Tage darauf empfing.

„Quinze jours, monsieur," lautete meine Antwort.

Genau vierzehn Tage später, an einem Sonntag im December, trat in den Raum, welchen ich im „Großen Storch" zu Mecheln meinen Salon nannte, ein großer Mann in einem hellbraunen Ueberzieher. Wir erwarteten eben an diesem Nachmittage einen anderen Antwerpner Literaten. Baron Reinsberg trat daher dem Fremden mit den Worten entgegen: „Monsieur De Geyter?"

„Non, monsieur Vleeschhouwer."

Er kam, um meiner Forderung Genüge zu leisten. Aber er brachte erst einen Theil seiner Biographie mit, und bevor er sie aus der Brusttasche holte, sagte er sehr ernstlich: „Madame, je vous prie de ne pas vous évanouir."

---

* Vergl. Nr. 34 des „Magazin."

** Eine genaue Biographie, sowie eine Probe aus den Werken dieses ausgezeichneten Schriftstellers, nebst dem bibliographischen Verzeichniß seiner Bücher findet sich in dem Werke: „Von der Schelde bis zur Maas," von Ida von Düringsfeld, welches binnen Kurzem im Verlage von Ad. Lehmann in Leipzig und Ferd. Claassen in Brüssel erscheinen wird.

„Je n'en ai pas l'habitude," antwortete ich lachend; aber etwas betroffen war ich doch, als er mir ein Heft von neun Bogen überreichte und dabei mit ironischer Ruhe sagte: „Das ist ein Drittel."

Dieser geistreiche Mann hatte so lange nicht geistreich sein dürfen, daß er die erste Gelegenheit dazu mit beiden Händen ergriff. Ich erlebte hier also etwas Neues, daß nämlich für mich ganz allein eine Biographie geschrieben wurde, welche ganz gut ein nicht gar zu mäßiges Bändchen ausmacht.

„Né le 18 août 1810 à Anvers. Fréquenta les écoles comme tout le monde," so fängt sie an, und so, kurz, ironisch, schlagend, geht sie weiter.

Das Holländische war damals (1819) natürlich die herrschende Sprache in Belgien, doch wurde in einer Erziehungsanstalt, wohin Bleeschhouwer mit neun Jahren kam, bisweilen auch vlaemisch diktirt. Nur ging, da viele Holländer in der Anstalt waren, das Diktiren auf eine drollige Weise vor sich.

Der Professor sagte nämlich: In het jaer (j, a, e, r, die Holländer schreiben a, a,) 1754 beschreef een Duytsch (d, u, y, t, s, c, h, die Holländer schreiben u, i) eene avontuer (a, v, o, n, t, u, e, r, die Holländer schreiben u, n) u. s. w., so daß folglich der sinnreiche Magister zwei Fliegen mit einer Klappe schlug, denen aus dem Norden Holländisch, denen aus dem Süden Vlaemisch, oder lieber weder Jenen noch Diesen auch nur das Geringste beibrachte.

Das Leben in dieser Anstalt war nicht weniger drollig, als die Art zu diktiren. Um sechs Uhr im Sommer, um sieben Uhr im Winter wurden die Zöglinge durch eine Glocke geweckt. Bei jeder Jahreszeit und bei jedem Wetter stürzten sie in den Hof, um sich in einem Zuber Wasser zu reinigen und an zwei Handtüchern abzutrocknen. Dann gab es drei große Butterschnitte zu einem Aufguß von Buchenblättern, der Thee getauft wurde, und dann hatte man, wenn man aus der Kirche gekommen war, frei bis neun Uhr.

Darauf begann die Klasse. Der Vorsteher, welcher statt monsieur le maître, moscheu mette genannt wurde, hatte eine vortreffliche Handschrift; folglich wurde fast ausschließlich das Schönschreiben geübt und nur dadurch unterbrochen, daß immer einer nach dem andern von den Knaben eine halbe Seite aus dem Telemach bei dem Unterlehrer las, der das Vlaemische so gut holländisch diktirte. Glaubte der wackere Mann, daß einer der Lesenden Fehler mache, so gab er ihm Faustfstöße in die Brust. Die jungen Leser des Telemach fanden diese Art, sie auf ihre Fehler aufmerksam zu machen, äußerst unangenehm und rächten sich dafür durch Anspielungen auf des Unterlehrers Nase, welche von einer ungewöhnlichen Größe war. Die Nase war der kitzliche Punkt des Magisters, und so oft er daran gefaßt wurde, ertheilte er seine Faustfstöße noch kräftiger als gewöhnlich.

Endlich kam eines Tages unser Louis mit dem „Kindermagazin" an, einem Buche, welches damals sehr in der Mode war und unter anderen Geschichten auch eine von einem Prinzen enthielt, der sich ebenfalls einer ungemeinen Nase erfreute.

Sehr deutlich und tadellos las Louis aus dieser Geschichte eine Stelle, wo der Prinz einer Prinzessin vorgestellt wird, und diese ganz erschrocken ausruft: „Was für eine Nase!" Kaum war dieser Ausruf der Prinzessin über die Lippen des Lesers, so klang auf seiner Backe eine so ungeheure Ohrfeige, daß der Vorsteher aus seinem Schlaf und aus seinem Lehnstuhl auffuhr. Louis mußte hundert Mal das Zeitwort se moquer abschreiben, aber der Unterlehrer verschwand aus der Klasse.

„Sie können sich denken, was für ein Adler ich war, als ich aus dieser Pflanzstätte entlassen wurde," fährt Bleeschhouwer fort. „Auch sah mein Vater mich voll Bewunderung an und beschloß, mich studiren zu lassen.

„Damit ich die Anfangsgründe des Latein lernen möchte, vertraute mein Vater mich einem früheren Recollet, dem Pater Tischen an. Es war dies sicherlich der beste Mann von der Welt, aber er nahm immer mit vier Fingern zugleich Tabak, und das konnte ich nie mit ansehen, ohne zu lachen. Wäre ich allein gewesen, es wäre noch gegangen; aber so waren außer mir noch vier Bengel da, welche eben solche Lust zum Lachen hatten. So platzten wir denn oft mitten in musa, musae, oder in amo, amas, amat mit unwiderstehlichem Gelächter heraus, und eines schönen Tages, wo es ihm zu viel wurde, jagte er uns sämmtlich aus dem Hause. Doch hatte er uns nur une leçon de convenance geben wollen und ertheilte uns nach wie vor seinen Unterricht, und zwar umsonst. Um ihm seine Dankbarkeit dafür zu beweisen, wollte mein Vater ihm einen goldenen Federhalter verehren. Aber das nahm unser Pater durchaus nicht an; nur zur Annahme eines silbernen verstand er sich endlich, und das auch nur, weil ihm eingeredet wurde, er sei eigentlich blos von versilbertem Kupfer."

Bei diesem vortrefflichen Manne lernte Bleeschhouwer so viel Dekliniren und Konjugiren, daß er ein Kollegium im Lande Waes besuchen konnte. Wenn das Pensionat von Ersteren eine Schule war, wo man Schönschreiben und Holländisch — Vlaemisch lernte, so war das Kollège von St. Nikolaus ein Gymnasium, wo man Lateinisch und Griechisch lehrte und dann wieder Griechisch und Lateinisch. Was Bleeschhouwer an Geschichte, Geographie und Mathematik mit fortnahm, das hatte er in der Bibliothek des Kollegiums, welche glücklicher Weise den Zöglingen offen stand, sich selbst gelehrt.

Eigentlich hätte er nun auf die Universität gehen und „seine Philosophie machen" müssen, aber so weit reichte die Großmuth des Onkels nicht, welcher ihn nach St. Nikolaus geschickt hatte, und sein Vater war todt. Der junge Mann schiffte sich also entschlossen nach Amerika ein, um im Handel sein Glück zu versuchen.

Er hatte Briefe nach New-York mitgebracht, aber sie hatten ihm Nichts geholfen. Man hatte ihm von hier aus wieder welche nach Philadelphia mitgegeben, doch sie halfen ihm wiederum Nichts. Er hatte nur noch für wenige Wochen zu leben; bevor eine Antwort aus Antwerpen kam, selbst wenn er sich zu einem Brief entschließen sollte, konnte er längst Hungers gestorben sein. Endlich sah er sich ganz entblößt von Mitteln. Der Gedanke an ein Grab im Delaware schoß ihm durch das Gehirn, als er eben an der Marien-Kirche vorüber ging. Er hörte die Orgel, trat ein und kniete einige Augenblicke auf eine Bank. Als er die Kirche verließ, hatte er wieder Vertrauen gefaßt; er gab das einzige Silberstück in seiner Tasche einem armen Irländer und dachte: „Der ist noch schlimmer daran als ich, und doch verliert er den Muth nicht — warum sollte ich ihn verlieren?"

In diesem Augenblicke klopfte ihm Jemand auf die Schulter. Es war ein Herr Johnson, ein Amerikaner, mit welchem Bleeschhouwer gleich zu Anfang seines Aufenthaltes in Philadelphia bekannt worden war. Er hatte diese Stadt auf einige Zeit verlassen, war jedoch vor wenigen Stunden von Boston wieder angelangt. Er frug den jungen Antwerpner: „warum er so finster aussehe?"

„Ich langweile mich ungemein," antwortete Bleeschhouwer, „ich habe gar keine Beschäftigung, und die Zeit liegt mir bleischwer auf den Schultern."

„Warum gebt Ihr nicht Stunden?" frug Mr. Johnson. „Das ist etwas, wozu so mancher Europäer seine Zuflucht nimmt, um — sich — die — Zeit — zu — vertreiben," endete er halb singend. Der Amerikaner hatte errathen, was der Belgier verbergen wollte.

Zum Glück konnte er helfen. Er führte Bleeschhouwer in ein Institut, wo er französischer Lehrer sein sollte. Der war nun gerade nicht nöthig, wohl aber einer im Lateinischen und im Spanischen. „Dann ist dieser Herr hier gerade die Person, die Ihr braucht," sprach Mr. Johnson kaltblütig.

Bleeschhouwer konnte kein Wort Spanisch.

„Glaubt Ihr, es sei nöthig, eine Sache zu können, um sie zu lehren?" fragte Mr. Johnson, dem er seine Unfähigkeit und sein Entsetzen vor der unvermeidlichen Entdeckung derselben mittheilte.

Bleeschhouwer hatte die Nacht hindurch in einer geborgten spanischen Grammatik studirt, als er am nächsten Morgen um neun Uhr im Institut erschien. Aber bei der ersten Aufgabe, welche ihm zum Durchsehen übergeben wurde, erkannte er augenblicklich, daß jeder seiner Schüler unendlich mehr vom Spanischen verstände, als er.

Der Direktor rettete ihn, indem er ihn bat, doch erst ein Mal die Aussprache der Schüler zu prüfen. Er glaubte, Bleeschhouwer müsse als Belgier das Spanische so echt, wie ein Spanier aussprechen.

O Glück, ungehofftes, unglaubliches, unaussprechliches Glück! Die jungen Leute, die das Spanische von einem Franzosen gelernt hatten, sprachen das J wie K aus. Bleeschhouwer ließ sie die ganze Stunde über das J wie Ch aussprechen. Für die nächste hatte er sich ihre und seine Aufgabe gut genug gemerkt, um sicher zu sein, daß er nicht noch ein Mal in eine solche Noth gerathen würde.

Noch an einer Klippe drohte das Schiff, oder lieber das kleine Boot seines neuen Glückes zu scheitern: an der englischen Aussprache des Latein; doch auch sie umsegelte er glücklich, denn er lernte Englisch und Lateinisch, wie er Spanisch gelernt hatte, die Noth als Lehrerin zur Rechten, den Mangel als Schreckbild zur Linken. Sechs Jahre später hatte er sich genug erworben, um nach Paris gehen zu können. Dort wollte er Medizin studiren und nach bestandenem Examen als Arzt nach Amerika zurückkehren.

Eine höchst originelle Schilderung macht er von dem Examen als bachélier-ès-lettres, welches er machen mußte, bevor er zu dem ersten medizinischen zugelassen werden konnte. In der Geschichte wurde er um die Nachfolger von Karl dem Großen in Frankreich befragt, in der Geographie nach den Gränzen und den hauptsächlichsten Ländern Europa's. So war's mit dem Latein, mit dem Griechischen, mit der Mathematik, mit Allem. Etwas nur war unerläßliche Bedingung: man durfte keine Fehler im Französischen machen.

Das medizinische Examen war ungefähr in derselben Art, obgleich tüchtige Professoren es abhielten. Der Eine that lauter Fragen, auf welche man blos mit Nein oder mit Ja zu antworten brauchte, „und um die Sache noch leichter zu machen, neigte er den Kopf, wenn man bejahend antworten mußte, und schüttelte ihn, wenn man Nein sagen sollte;" der Zweite gerieth in Entsetzen, als Bleeschhouwer carnivore statt carnassier sagte, beruhigte sich jedoch augenblicklich wieder, und der Dritte, Orfila, ließ ihn von einem neuen Gift kosten, welches aus Gold bereitet war. Comme vous voyez, ce n'était pas la mer à boire, setzt Bleeschhouwer hier hinzu, doch scheint ihm das Giftkosten nicht gerade besonders gefallen zu haben.

Die Ferien benutzte Bleeschhouwer natürlich zu einem Familienbesuch in Antwerpen, wo er als Belgier noch nicht gewesen war. Kaum auf dem Boden seines neuen Vaterlandes abgestiegen, was auf dem Pflaster von Gent geschah, so sah er einen Polizeibeamten hinter sich. Der Bart seines Begleiters, eines in Paris getroffenen Landsmannes, war zu lang, um nicht verdächtig zu sein. Bleeschhouwer führte den unglücklichen Agenten so lange spazieren, bis er den Athem verlor, denn Bleeschhouwer ist kein Mensch, der eine seiner Naturgaben unbenutzt ließe. Wie bei dieser Gelegenheit seine langen Beine, so wandte er vor einigen Jahren die Kraft seiner Hand an. Der Précurseur zu Antwerpen hatte damals zum Redakteur einen gewissen Herrn D., venu tout exprès de la Gascogne, pour civiliser la Belgique. Sein Erstes war, sich über das Journal d'Anvers herzumachen, das französische Organ der katholischen Partei, in welchem Bleeschhouwer die Leitartikel schrieb. Bleeschhouwer, der nie etwas empfängt, ohne es gewissenhaft wiederzugeben, sei es nun Gutes oder Böses, Bleeschhouwer antwortete. Der Gascogner ärgerte sich, Bleeschhouwer moquirte sich. Der Gascogner sprach von Bleeschhouwer's schlechter Aufführung, Bleeschhouwer fand das un peu fort. „Je lui répondis, en lui demandant en quoi consistait ma conduite honteuse, sagt er. Je lui demandai si, par hasard, après avoir rédigé un journal catholique en France, j'étais venu attaquer la réligion en Belgique? Si, marié j'avais abandonné ma femme et pris pour maitresse une reine de théâtre?" Wenn der Gascogner, setzte Bleeschhouwer hinzu, diese Fragen nicht beantworten könnte, würde Bleeschhouwer ihn als einen feigen Verleumder betrachten. Am Abend um halb zehn, begleitet von einem Advokaten — wer erscheint? Mein Gascogner. Bleeschhouwer, der eben eine englische Stunde giebt, läßt ihn ersuchen, am nächsten Morgen wiederzukommen. Nein, der Gascogner kann nicht warten. Bleeschhouwer bittet seine Schüler, ihn für einen Augenblick zu entschuldigen und begiebt sich, um die Herren zu empfangen, in sein Schreibzimmer.

Der Gascogner frägt ihn, ob er der Verfasser des Artikels im Antwerpner Journal sei. Bleeschhouwer bejaht. Der Gascogner nimmt eine theatralische Stellung an, schlägt die Arme übereinander und sagt: „Mósieur, j'ai l'honneur de vous dire, que vous êtes un lâche." Bleeschhouwer antwortet sehr höflich: „J'ai pris la liberté de vous adresser le même compliment publiquement dans le journal."

„Eh bien, je vous répète içi, devant mon ami, que vous êtes un lâche."

„Eh moi, je vous répète aussi, devant le même ami, que vous êtes un lâche."

Der Gascogner wollte zuschlagen, Bleeschhouwer hatte vor sich ein großes Tintenfaß von Porzellan. Er nahm es und kam dem Gascogner mit einem Schlag an die Stirn zuvor. Das Blut lief dem Unglücklichen zugleich mit der Tinte über die Nase herab. Kläglich sagte er: „Voyez, dans quel état vous m'avez ecrit; le sang coulera." — „Calmez vous," antwortete Bleeschhouwer, „vous devez être satisfait; le sang coule déjà." Der Gascogner verlangte von Bleeschhouwer 3000 Franken Schadenersatz; das Gericht verurtheilte ihn, als den angreifenden Theil, zu drei Monaten Gefängniß.

Ich habe diese wundervolle Scene mit Willen hervorgehoben; sie zeigt, wie — nordamerikanisch es in der belgischen Journalistik hin und wieder noch zugeht. Und daß es so ist, darf nicht in Erstaunen setzen. So gut, wie die Union, ist Belgien noch in einem fortwährenden Zustande der Gährung. In fünfzig Jahren vielleicht wird man von einem wirklichen Belgien sprechen können; bis jetzt ist es noch etwas Werdendes und hauptsächlich etwas Werdenwollendes. So viel nur ist gewiß, daß es über seine jetzigen Gränzen hinaus will und hinaus muß.

Daß Bleeschhouwer, nachdem er in Paris und späterhin in Berlin seine medizinischen Studien fast vollendet hatte, sich in das unbestimmteste und unsicherste aller Lebenselemente, die Journalistik warf, daran war die Schwester des Landsmannes schuld, dessen langer Bart damals dem Polizeibeamten so gefährlich geschienen hatte. Bleeschhouwer glaubte zum letzten Mal als Student in den Ferien nach Antwerpen zu kommen, er blieb als Ehemann dort sitzen.

Als Journalist trat er zuerst mit einem französischen Blatt, le Controleur, auf, welches zwei Mal wöchentlich in Antwerpen erschien. Er starb eines frühzeitigen Todes.

Dann wurde ihm die Redaction des Journal de Limbourg zu Mastricht angeboten. Limburg wollte nicht zugleich holländisch und deutsch sein, sondern ganz und ausschließlich entweder das eine oder das andere. Das war die Meinung, die Bleeschhouwer zu verfechten hatte. Diese Aufgabe machte ihm das Leben in Mastricht zu einem täglichen Scharmützel und folglich ergriff er mit Eifer den Vorschlag, in Antwerpen das vlaemische Handelsblatt zu gründen. Vorzüglich um seiner Frau willen wünschte er die Heimkehr in die Geburtsstadt. Die Aermste erlebte sie nicht. Bleeschhouwer sagt über ihren Tod: „Ich habe Alles ruhig ertragen, das Elend, die Ungerechtigkeit, den Haß, die Verleumdung, aber dieser Schlag hat mich gebeugt."

Geistig jedoch nicht, dazu war seine Natur zu elastisch. Nicht nur daß er mit dem größten Erfolg das Handelsblatt gründete, er brachte auch ganz Antwerpen mit dem „Roßkamm" in Aufruhr, ein Blatt, welches gegen die französische Partei in der städtischen Verwaltung kämpfte. Es sind jetzt über zehn Jahre, daß es aufgehört hat, aber man spricht in Antwerpen noch heutigen Tages davon. Und so viele Antwerpner ich auch angegangen bin, mir dieses geheimnißvolle Werk zu verschaffen, Keiner hat es gewagt. Der Roßkamm — es war schrecklich, was der Roßkamm zugriff. Eigentlich zog er den Leuten immer gleich die Haut über die Ohren.

Nun ja, Bleeschhouwer versteht es allerdings. Eine von den belgischen Kammernotabilitäten, Armand von Parceval aus Mecheln, hatte mehrere Jahre hindurch ziemlich viel „rothen Lärm" gemacht. Plötzlich wurde seine politische Laufbahn durch eine geheimnißvolle Selbstverbannung unterbrochen. Die Katholiken triumphirten, die Liberalen jungten zum Kampfe für ihren Heros vor. Bleeschhouwer schrieb im Journal d'Anvers einen einzigen Artikel, die Liberalen schrieen Zeter über Standal, aber acht Tage später war der Name Parceval aus den Gesprächen wie aus den Blättern so gänzlich verschwunden, als wäre er nie geboren worden.

Diese schöne Begabung verkommt nun in Antwerpen, welches, wenn gleich eine Provinzialstadt, wie wenige, doch immer keine Hauptstadt ist. Schade! Um Abends im Estaminet Domino zu spielen, nachdem man den ganzen Tag über Unterricht ertheilt hat, braucht man weniger Verstand, und um Leitartikel für ein provinzielles Journal zu schreiben, ebenfalls. Der vlaemischen Literatur hatte Bleeschhouwer sich gänzlich entfremdet. Wahrscheinlich wollte er sich nicht öfter der unangenehmen Erfahrung aussetzen, von einem Werke, wie der vlaemische Faust, in ganz Belgien nicht mehr als fünfzig Exemplare abgesetzt zu sehen. Die Auflage wurde allerdings abgesetzt, aber das war in Holland und in Deutschland; Vlaemisch-Belgien wußte mit dem Faust Nichts anzufangen. Ein junger vlaemischer Dichter erzählte mir eines Tages, mit welchem Entzücken er die Uebersetzung des Faust gelesen habe. „Ja," sagte ich, „Ihr Vlaminger könnt Euch rühmen, die freieste Uebersetzung vom Faust zu haben, die möglich sein dürfte." — „Was, ist Goethe's Faust auch vlaemisch übersetzt?" fragte mich mein junger Besucher mit dem höchsten Erstaunen. — „Aber da Ihr ihn gelesen habt." — „Verzeihung — ich habe ihn französisch von Gérard de Nerval gelesen." Und dieser junge Mann wohnte eine Viertelstunde von Antwerpen und kannte sehr gut Bleeschhouwer's Namen, aber nur als den eines vortrefflichen Lehrers im Englischen.

Durch die Kritik wurde Bleeschhouwer nicht mehr ermuthigt, auf Faust, wie er beabsichtigt, Hamlet und auf diesen noch mehrere andere Dichtungen von Goethe, Schiller und Shakspeare folgen zu lassen. Einer der bedeutendsten Kritiker nahm „Schirke und Elend" für Schrecken und Elend und ließ sich wörtlich darüber aus: „Der Uebersetzer hat es nicht einmal verstanden, diese Worte vlaemisch wiederzugeben, nämlich durch schrick en ellende." Und dieser Kritiker war ein Gelehrter!

So hatte denn Bleeschhouwer sich mit stoischer Heiterkeit resignirt,

gab seinen Unterricht, schrieb seine Artikel, spielte sein Domino und ließ Blaemisch Blaemisch sein; aber plötzlich scheint die Noth des Landes ihm zu Herzen gegangen zu sein. Er hat als Reinaert de Vos am Johannistage dieses Jahres seine Stimme erhoben, um seinen Landsleuten zuzurufen, sie möchten nicht katholisch oder liberal, folglich getrennt, sondern gegenüber der Gefahr, die ihre immerwährende Nachbarin sei, in germanischer, oder wie sie es jetzt für die Niederlande speziell nennen, in „dietscher" Gesinnung einig sein. Bleeschhouwer gedenkt das von nun an jeden Sonntag zu thun und hofft dadurch Gutes zu wirken. Hoffen wir es mit ihm.

England.

Mary Somerville.

Mary Somerville, die in der Reihe der Mathematiker, besonders auch nach dem spruchfähigen Zeugniß Alexanders von Humboldt, einen unbestrittenen hohen Platz einnimmt, gehört zu den merkwürdigsten Frauen unserer Zeit. Sie ward in der schottischen Grafschaft Fife am 10. Dec. 1780 geboren und ist die Tochter des Admirals Fairfax. Ihre erste Erziehung wich nur wenig aus dem landesüblichen Gleise. Die Sitten und Gewohnheiten in England überhaupt ändern sich so langsam, daß John Herschel's Bemerkung: „Der Engländer steckt zwar in seiner alten Weise, ist aber nicht daran angelöthet" schwerlich die Wirklichkeit trifft. Die Engländerin ist von frühester Kindheit der Autorität unterworfen; die aus der Mittelklasse macht keinen Anspruch auf die höhere Bildung der Töchter des Adels; sie denkt kaum daran, die Studien ihres Bruders zu theilen. Von einer Gouvernante, gemeiniglich einer Pfarrerstochter, die diese Stellung der einer Gesellschafterin bei einer Dame vom Stande vorziehet, wird die erste Erziehung geleitet. Ist die Wahl eine glückliche und wird sie von den Eltern überwacht, so bekommt das junge Mädchen gründlichen Unterricht in Dem, was man allgemein zu dem Fache weiblicher Studien zählt: sie lernt französisch lesen und sprechen, Musik und Zeichnen von dazu bestellten Privatlehrern; jede junge Dame über dem Range der Kaufmannstochter spielt fertig Flügel und ihre Mappe weist mehr oder weniger gelungene Skizzen nach der Natur und oft Familienbildnisse auf. Die Landesgeschichte wird ebenfalls als passender Lehrgegenstand für Mädchen angesehen; der Engländer will, daß seine Tochter von der Vergangenheit, auf die er mit Recht stolz ist, Einiges wisse. Allein eine umfassendere literarische oder gar wissenschaftliche Bildung ist nur den Töchtern der höhern Klassen bekannt. Da die Mädchen und Knaben niemals, wie in Amerika, in derselben Schule unterrichtet werden, so ist die Gelegenheit, bei Jenen Geschmack für männliche Studien zu wecken, von vornherein abgeschnitten. Ein englisches Mädchen hört mit Erstaunen, daß in Amerika die Mädchen dieselbe öffentliche Prüfung wie ihre Brüder bestehen und mit ihnen um die Preise wetteifern. Die transatlantische Sittenfreiheit ist ihnen so unbegreiflich, daß ein amerikanischer Reisender wiederholt die Frage zu beantworten hat: „Ist es wirklich wahr, daß Mrs. Stowe in eigner Person Gesellschaft empfängt?"

Mary Fairfax hat den ausgetretenen Bildungsgrad durchgemacht. Im vierzehnten Jahre hatte sie alle Bücher, die sich im Vaterhause vorfanden, mit Einschluß der Werke über Schifffahrt, durchgelesen. Die Welt der Wissenschaft war ihr aufgegangen, und es hielt schon schwer, zur Unterhaltung nach Strickstrumpf und Nähnadel zu greifen. Indeß wurde die Nadel in ihrer Hand magnetisch und wies sie auf ihren künftigen Beruf hin. Sie pflegte nämlich mit ihrem Arbeitskörbchen in des Bruders Zimmer zu gehen und seinen Wiederholungen der Lectionen zuzuhören. Die Geometrie kam an die Reihe und Mary arbeitete eine Zeit lang lauschend, bis der Wunsch, von dieser Region der Form und des Gesetzes, der Raumverhältnisse und der Harmonie mehr zu wissen, zu stark wurde, um ihm widerstehen zu können. Sie warf die Arbeit beiseite und wagte an den Lehrer ihres Bruders die Bitte, sie in der Mathematik zu unterrichten. Der ehrliche Mann gestand ihr aber, daß er kein Mathematiker sei; er konnte ihr nur einen Euklid leihen, mehr konnte er nicht.

Der erste Schritt war gethan: Euklid war rasch durchgelesen; andere mathematische Bücher wurden von Freunden geborgt; Bonnycastle's und Euler's Algebra folgten, und wie frohlockte sie, als sich ihr die geheimnißvollen Zeichen x, y, z, erschlossen! Ihre Eltern sahen diesem Treiben gleichgiltig zu; da sie die Musik nicht vernachlässigte und die Censuren der Gouvernante über ihre andern wissenschaftlichen Arbeiten günstig lauteten, so sahen sie darin kein Arg, daß ihre Tochter auf eigne Hand Unterhaltung suchte.

Als die Gouvernanten-Periode vorüber war, trat die junge Dame zu Edinburg in die große Welt und genoß den Umgang mit der besten Gesellschaft. — Edinburg war im Anfang unseres Jahrhunderts in der Wintersaison der Zusammenfluß hochbegabter Persönlichkeiten in Wissenschaft und Literatur. Wie still und unaufdringlich sie sich aber auch in diesem glänzenden Kreise bewegte, unerkannt blieb ihr Genius dennoch nicht. „Beharren Sie bei Ihrem Streben," sagte Professor Playfair zu ihr, „es wird, wenn alle anderen Quellen versiegen, eine Quelle des Glücks für Sie sein; denn es ist das Streben nach Wahrheit." Sie hatte auch einen Ritter in dem gefürchteten Kritiker Jeffrey. „Ich höre," schrieb ihm ein Freund, „daß die Edinburger Damen gelehrt sind und daß Eine darunter als Blaustrumpf und Astronom hervorsticht." — Jeffrey antwortete: „Die Dame, die Sie meinen, mag blaue Strümpfe tragen, ihr Unterrock ist aber so lang, daß ich sie nie gesehen habe."

Mary war zweimal verheiratet. Ihr erster Gatte, ein gewisser Greig, sah ihrem Thun mit denselben Augen wie ihre Eltern, mit gleichgültigen zu. Dr. Somerville, ihr jetziger Gemahl, dagegen, hat sich die äußerste Mühe gegeben, ihr Muße für ihre Studien zu sichern und sie manchen wirthschaftlichen Sorgen entbunden.

Ihr schlichtes Wesen der frühern Jahre hat sich auch denn nicht verloren, als ihr Ruf schon begründet war. Die Königliche Gesellschaft, (Royal Society), die nicht Jedem, der anklopft, so leicht die Thüren aufthut, nahm sie aus freien Stücken als Mitglied auf, ließ ihre Büste von Chautrey verfertigen und diese schmückt jetzt den Saal der Gesellschaft zu Somerset-House. Während der Sitzungen zu diesem Behufe bat eine, dem Bildhauer befreundete Dame, den Künstler, sie der Frau Somerville vorzustellen. Chautrey sagte zu und veranstaltete ein Mittagsmahl zu dem Zwecke. Die beiden Damen wurden bei Tische nebeneinander gesetzt, und der gefällige Wirth freute sich, als er aus dem Fluß der Unterhaltung bemerkte, daß die beiden Frauen Gefallen an einander haben. Tags darauf aber tritt zu seinem Erstaunen die Freundin in höchster Aufregung bei ihm ein; „Wie konnten Sie mir Das anthun, mich so zu mystifiziren?" ruft sie. „Sie wissen, daß mir wenig daran lag, diese Frau Somerville kennen zu lernen; um die Bekanntschaft mit der Sternkundigen war mir's zu thun; Ihre Dame aber sprach vom Theater, Oper und alltäglichen Dingen."

Buchstäblich wahr ist die oft erzählte Anekdote von Laplace. Die Somerville speiste mit diesem großen Geometer zu Paris. Im Gespräch äußerte Laplace: „Ich schreibe Bücher, die kein Mensch lesen kann. Nur zwei Frauen haben mein „Mécanique céleste" gelesen; beide sind Schottinnen: Madame Greig und Sie."

Auf die „Mechanik des Himmels" hat Mary Somerville ihr größtes Werk gegründet. „Ich übertrug einfach Laplace's Werk aus der Algebra in die gemeine Sprache" sagt sie; d. h. sie that, was nur wenig Männer und gar keine andere Frau thun können. Von diesem Werke Laplace's äußerte Napoleon: „Meine nächsten sechs Monate der Muße will ich ihm widmen." Der Lehrling, der es mit Hülfe der Anmerkungen von Dr. Bodwitch liest, hat keine Ahnung von den Schwierigkeiten, die das Original bietet. Dr. Bodwitch selbst sagt: „Niemals komme ich an ein Laplacisches: „„So folgt klärlich"" ohne sicher zu fühlen, hier habe ich Stunden angestrengten Nachdenkens vor mir, die Lücke auszufüllen und zu zeigen, wieso es klärlich folgt."

Diese „Uebertragung in die gemeine Sprache" wurde auf das Ersuchen Lord Brougham's unternommen; er wünschte nämlich ein mathemathisches Werk, das der „Bibliothek nützlicher Kenntnisse" einverleibt werden könnte. Das Manuscript wurde John Herschel zur Beurtheilung vorgelegt und er sprach sich folgendermaßen darüber aus: „Ich bin davon entzückt; es ist ein Buch für die Nachwelt; es steht aber hoch über der Klasse von Büchern, die Lord Brougham zu seinem Zwecke braucht." Es wurde sofort gedruckt und als Lehrbuch bei den Hochschülern in Cambridge eingeführt.

„Die Verbindung der Naturwissenschaften" und „die physische Geographie" gehören zu den spätern Werken der Somerville. Sie enthalten reiche Sammlungen von Thatsachen in allen Zweigen der Naturwissenschaft, durch das herrliche Gedankengewebe der Verfasserin mit einander verbunden und eine Fülle und Mannigfaltigkeit von Gelehrsamkeit aufweisend, wie wir sie nur in einem Humboldt anstaunen.

Wir lassen jetzt den Amerikaner, dem wir diese biographische Skizze entlehnen, selber sprechen:

Mit einem Schreiben ihrer alten Freundin, Lady Herschel, versehen, suchten wir im Frühling 1858 die Bekanntschaft der Mrs. Somerville, die sich eine kurze Zeit in Florenz aufhielt. Wir ließen den Brief und unsere Karte durch einen Diener überreichen und erwarteten die Antwort

in einem geräumigen florentinischen Empfangzimmer, wo es auch an dem, in Italien so seltenen, englischen Comfort, in der Gestalt einer wohlthuenden Gluth auf dem Herde, nicht fehlte.

Nach der üblichen Pause ließ sich ein langsamer Tritt durch das anstoßende Zimmer vernehmen und hereintrat ein sehr alter, hochgewachsener Mann mit einem rothseidenen Tuch um den Kopf, der sich uns als Dr. Somerville vorstellte. Er ist stolz auf seine Frau, eine Schwäche, die man dem Ehemanne einer Mary Somerville gern nachsieht. Er fing sofort an, von ihr zu sprechen. „Mrs. Somerville," sagte er, „hat eine besondere Vorliebe für die Amerikaner, denn sie war mit der Familie Washington verschwägert. Washington's Halbbruder, Lawrence, war nämlich mit Anna Fairfax, aus der schottischen Familie dieses Namens, verheiratet. Als mein Schwiegervater, damals Lieutenant Fairfax, nach Amerika beordert wurde, schrieb Washington an ihn und lud ihn, als Verwandten zu sich ein. Lieutenant Fairfax suchte die Erlaubniß, die Einladung anzunehmen, bei seinem Vorgesetzten nach; sie wurde ihm aber versagt und die Zusammenkunft unterblieb für immer. Zu unserm großen Bedauern ist Washington's Brief verloren gegangen. Die Fairfax's in Virginien gehören zu derselben Familie, und hin und wieder besucht auch ein Glied des amerikanischen Zweiges die schottischen Vettern."

Während deß kam Frau Somerville hereingetrippelt, begrüßte uns und sprach mit jugendlicher Lebhaftigkeit. Siebenundsiebenzig Jahr alt, siehet sie um zwanzig Jahre jünger aus. Ihre Züge, bei gefälligem Gesichte, niedriger und breiter Stirn, blauer Augen, sind so regelmäßig, daß ihre oben erwähnte Büste in Somerset-House die Vorstellung eines sehr schönen Weibes hervorruft. Mit Ausnahme jedoch der Umrisse des Kopfes und der Schultern, giebt weder ihre Büste, noch ihr Bild den Eindruck des Originals treu wieder. Sie spricht mit entschieden schottischen Accent und ist etwas harthörig.

Um diese Zeit war sie mit der Umarbeitung ihrer „Physischen Geographie" beschäftigt. Sie arbeite, sagte sie, noch so frisch, wie in der Jugend, ermüde aber schneller. Um jedoch Zeit zu gewinnen, habe sie, ohne merklichen Nachtheil für ihr Wohlbefinden, das Nachmittagsschläfchen eingestellt. Der Morgen gehöre der Arbeit, der Nachmittag aber der Gesellschaft und sie weise da keinen Besuch ab. Für ihr erstes Werk habe sie ein ansehnliches Material gesammelt, und bei diesen Worten eilte sie rasch in das anliegende Zimmer und brachte eine Masse Handschriften herein, deren bloßer Anblick den meisten Frauen Kopfweh gemacht hätte. Im Uebrigen floß die Unterhaltung in traulichem, höchst einfachem Plaudern hin. Sie berührte die neuern Entdeckungen in der Chemie — ging auf Kalifornien und die Folgen der Entdeckung dieser Goldgrube über; als eine gute bezeichnete sie die Verbesserung der Schifffahrt — sprach dann von den Nebelsternen, deren je mehr und mehr der Auflösung entgegen gehn, während noch viel unauflösbarer Nebelstoff vorhanden sein mag, wie in den Kometenschweifen, in den Trabanten der Planeten, die wohl noch eine andere Bestimmung haben dürften, als blos Begleiter der erstern zu sein. Ueber Dr. Whewell's Versuch zu beweisen, daß unser Planet der einzig bewohnbare sei, äußerte sie sich mißbilligend; nach ihrem Dafürhalten dürften die Bewohner der anderen Planeten von einer höhern Ordnung sein, als die Weltbürger.....

Sie wohnt in Florenz, aus Rücksicht auf die Gesundheit ihres Mannes. Ein Gärtchen mit Rosenstöcken reich versehen, die sie mit Stolz ihren Besuchern zeigt, bietet ihr eine heilsame Erholung nach ihrem anstrengenden Studium. Von ihrem ersten Manne hat sie einen Sohn und von ihrem zweiten zwei Töchter, auf die sich das musikalische Talent der Mutter vererbt hat, und die das Italiänische vollkommen rein sprechen. „Ich spreche auch Italiänisch," sagte Mrs. Somerville; „aber kein Mensch wird mich dabei für etwas Anderes, als eine Schottin halten."

Je näher man mit dieser merkwürdigen Frau bekannt wird, desto höher steigt unsere Bewunderung gegen sie. Das Hinanklimmen zu dem steilen und rauhen Pfade der Wissenschaft, hat sie für den geselligen Kreis nicht unfähig gemacht; die Stunden, die sie dem abgeschlossenen Studium geweihet, wurden nicht der Zeit geraubt, die den Pflichten der Gattin und Mutter gehörte. Der Geist strenger Demonstration hat nicht den Glauben an die Wahrheiten verloren, die sich nicht durch mathematische Figuren beweisen lassen. „Ich zweifle nicht," sagte sie in einem Gespräch über die Himmelskörper, „daß wir in einer andern Stunde mehr von diesen Dingen wissen werden."

Italien.

Die Gräfin Albany, Gemahlin des letzten Stuart.

„Die Gräfin von Albany" ist der Titel eines Buches, das den bisherigen preußischen Minister-Residenten in Florenz, Geheimen Legationsrath Alfred von Reumont, einen ausgezeichneten Kenner Italiens, seiner Zustände und Geschichte zum Verfasser hat.* Die Gräfin von Albany ist, kurz gesagt, die Gemahlin des Enkelsohnes von Jakob II. von England, Karl Eduard, also des letzten Stuart, und für uns um so interessanter, als sie von Geburt dem alten deutschen Geschlechte der Stolberg angehört, das noch in so vielen Sprossen fortblüht. Freilich war die deutsche Nationalität der vornehmen Dame ziemlich abhanden gekommen, und wie sie im Buche uns entgegentritt, erscheint sie als eine zuletzt völlig zur Italiänerin gewordene Belgo-Französin.

In dem Buche ist bedeutend mehr enthalten, als eine Lebensgeschichte dieser thronlosen Königin; es erzählt ziemlich die ganze Geschichte des Königsgeschlechtes der Stuart in der Verbannung und in der zweiten Hälfte die Geschichte Italiens unter der französischen Revolution und der Napoleonischen Herrschaft, da das Leben der Gräfin, bei ihrer Stellung natürlich in Privatverhältnissen verläuft, welche nur durch reiche Illustrationen aus der Zeitgeschichte höheres Interesse erhalten. Die Geschichte der letzten Stuart's ist eine über allen Begriff traurige, die Geschichte nicht blos ihres Unglücks, sondern auch die Geschichte ihres allmählichen Verkommens in dieser Verbannung, die endlich hoffnungslos wurde. Erst im Gnadenbrote Frankreich's, erst anständig behandelt, bemitleidet, thätig unterstützt, dann immer mehr vernachlässigt, endlich gezwungen und fortgeschafft in die Klientel des Papstes übergehend und nach Italien übersiedelnd, auch dort zuerst anfangs mit allen Ehren des Scheinkönigthums angethan und hülfreich unterstützt, zuletzt vernachlässigt, endlich verachtet. Der Erbe Jakob's III., der Prätendent, der im jakobitischen Aufstande von 1745 noch eine ganz tüchtige Rolle gespielt, verkam in Trunk und Rohheit, und man kann nicht sagen, daß das Betragen seiner überlebenden Gemahlin, der Gräfin von Albany, welche zu Florenz mit dem berühmten italiänischen Dichter Alfieri in ein mindestens zweideutiges Verhältniß getreten war, ein Bewußtsein dessen verräth, was sie dem Andenken und dem Prinzipien des fürstlichen Geschlechts schuldig war.

Was die Stuart's nicht über sich gewinnen konnten, brachte die letzte Stuartische Titularkönigin über das Herz, nämlich in London der herrschenden Königsfamilie zu huldigen und aufzuwarten, ja sogar später eine englische Pension anzuhalten. Tragik und Pathos ist also nicht dabei, und wenn man eine weise Lehre für verbannte Könige aus dieser Geschichte ziehen sollte, so wäre es die, sich lieber bei Zeiten mit ihrem Lande und seinen thatsächlichen Herrschern auszugleichen, ihre Ansprüche daran zu geben und eine gute Abfindungssumme, eine ehrenvolle Ausstattung als Unterthanen u. dgl. anzunehmen, statt den Gaul des formellen Rechtes bis auf die Knochen matt und lahm zu reiten, bis er ohnmächtig zusammenbricht. Es ist traurig, zu lesen, wie das kleine Königshöflein immer kleiner, immer ärmer wird, wie der schottischen und englischen Anhänger immer weniger werden und zuletzt ganz verschwinden, wie der Prätendent immer einsamer, verlassener, verbissener und ingrimmiger wird, bis er allmählich seinen Trost in der Flasche sucht — ein Gegenstand der Verlegenheit für den Papst und die Fürsten, zu denen er kommt, ein Gegenstand der Verachtung für die Italiäner, die ihn umgeben, eine Art von Wunderding für die Engländer, die nach Rom kommen, und, da ihnen verboten ist, mit dem Prätendenten in persönlichen Verkehr zu treten, sie ihn beim Vorübergehen oder Fahren ansehen. Der zweite Sohn Jakob's III., Heinrich Benedikt, wurde Kardinal und ist unter dem Namen des Kardinals von York bekannt. Er mochte die Hoffnungslosigkeit der Sache seines Hauses eingesehen haben und flüchtete demnach in eine Stellung, die ihn wenigstens in Verbindung mit der Welt und ihren lebendigen Interessen setzte.

Die Heirat, die der Prätendent Karl Eduard in seinem 53. Jahre mit der zwanzig Jahre alten Prinzessin v. Stolberg-Gedern einging, geschah auf Anstiften Frankreichs, jedenfalls im Interesse der höheren Politik. Wahrscheinlich beabsichtigte man damit, Karl Eduard möge einen Sprößling erzielen, den Frankreich zu beliebigem Gebrauch für die Zukunft gegen England und seine Herrscherfamilie als Drohmittel verwenden könne.

Louise Maximiliane Karoline Emanuele, Prinzessin zu Stolberg, war am 20. September 1752 zu Mons im Hennegau geboren. Ihr Vater war Gustav Adolph, Prinz zu Stolberg-Gedern, ihre Mutter Eli-

* Zwei Bände. Berlin, Königl. geh. Oberhofbuchdruckerei (R. Decker). 1860.

sabeth Philippine Claudie, Gräfin von Hornes. Gustav Adolph zu Stolberg war der zweite Sohn des Grafen Friedrich Karl, der mit seinen beiden Brüdern die drei Linien des Wernigeroder Zweiges dieses alten thüringischen Geschlechts gründete; von denen aber zwei, die von Gedern und Schwartza, wieder erloschen sind. Der Fürstentitel in der Gedern'schen Linie war jungen und ziemlich kläglichen Ursprunges; denn Karl VII., der baierische Scheinkaiser, den Friedrich der Große gemacht, hatte ihn ertheilt. Von den Söhnen dieses ersten Fürsten Stolberg (Friedrich Karl) war der ältere, Prinz Karl, eine Zeitlang Commandeur der Reichsarmee im siebenjährigen Kriege, und verlor am 29. Oktober 1762 gegen Prinz Heinrich von Preußen die blutige Schlacht bei Freiberg; der jüngere Sohn, Gustav Adolph, diente zur Zeit, als ihm seine erste Tochter geboren wurde, als Oberst des Regimentes Graf Arberg in den österreichischen Niederlanden, wurde dann später General-Lieutenant und Gouverneur der Festung Nieuport, und fiel am 5. December 1757 in der blutigen Schlacht bei Leuthen.

Er hinterließ eine 24jährige Wittwe mit vier kleinen Töchtern, deren jüngste bei des Vaters Tode nur drei Monat zählte. Da ihr Vermögen gering war, so mußten ein Wittwengehalt, welchen ihr Maria Theresia aussetzte, und weitere Begünstigungen das Beste thun. Louise Stolberg war sechs Jahre alt, als sie durch die fürsorgliche Gnade der Kaiserin eine Pfründe als Stiftsdame an dem hoch- und überaristokratischen Fräuleinstifte zu St. Wandru erhielt; vier Jahre später wurde auch eine ihrer Schwestern dort untergebracht.

Die Erziehung der jungen Stiftsdame wurde in einem Kloster vollendet; 17 Jahre alt, trat sie in die Welt, und zugleich (formell nämlich) in das Stift, das zu weiter keiner besonderen Regel verpflichtete. Zwei Jahre später wurde, auf französisches Anstiften, ihre Verehelichung mit dem Prätendenten auf die Bahn gebracht, zu welcher die Mutter unserer Dame bereitwilligst die Hand bot. Ein Königstitel hat selbst im Bankerotte immer etwas Verlockendes, zumal für das Hirn einer geborenen Fürstin von Hornes und Overische, Erboberjägermeistertochter, ꝛc. und einer jungen, weltunerfahrenen Fürstin von Stolberg ꝛc. Da das Haus Oesterreich wegen seiner Beziehungen zu England mit dieser von Frankreich angestifteten Ehe nicht zufrieden sein konnte, so wurde sie ganz im Geheimen betrieben; die alte Fürstin hinterging ihre große Wohlthäterin Maria Theresia auf eine durchaus nicht noble Weise, verließ Brüssel unter einem falschen Vorwande, und brachte ihre Tochter nach Paris, wo am 28. März die Heirat durch Stellvertretung stattfand, indem der Herzog von Fitzjames eine schriftliche Ermächtigung Karl Eduard's hatte. Die eigentliche Vermählung fand am Charfreitage, den 17. April 1772 zu Macerata bei Ancona statt, wohin sich der Prätendent von Rom aus begeben hatte.

Als Maria Theresia Kunde von dieser Heirat erhielt, war sie ernstlich erzürnt, und befahl die Einstellung der Zahlung des Wittwengehaltes, doch nicht ohne den mildernden Zusatz, daß die Fürstin, wenn sie zur Einsicht ihres Vergehens gelangt sein werde, wieder Gnade zu hoffen habe.

In späteren Jahren hat die Gräfin oft geäußert, ihre Ehe sei so ausgefallen, wie eine am Trauertage der Christenheit eingesegnete Ehe habe ausfallen können. Der Gatte bot seiner jungen Frau sehr wenig, da er körperlich wie geistig abgelebt war.

Die Neuvermählten reisten von Macerata nach Rom zurück, wo sie einen glänzenden Einzug hielten. Karl Eduard zeigte dem Staats-Secretair Kardinal Pallavicini die Ankunft des „Königs und der Königin von England" an. Aber die Tage Clemens XIII. waren vorüber; 54 Jahre lagen zwischen diesem Moment und dem Einzuge Jakob III.; 46 Jahre eines Schattenkönigsthums hatten der Welt genügt; Papst Clemens XIV. hatte eben so wenig, wie seine unmittelbaren Vorgänger Lust, wegen eines bloßen Titels Verwickelungen mit fremden Mächten zu veranlassen, und wenn Karl Eduard noch König sein wollte, so mußte er es innerhalb seiner vier Wände sein.

Unser vorliegendes Werk giebt eine umfassende Schilderung der Privatverhältnisse, unter welchen das neuvermählte Paar damals in Rom, im Palaste auf dem Apostelplatze lebte. Der Haushalt des Prätendenten, die damalige römische Gesellschaft, die Kunst und Literatur jener Zeit werden geschildert, wie überhaupt in dem Buche davon zum bedeutendsten Theile die Rede ist. Wir können natürlich hierauf nicht näher eingehen, so interessant auch diese Auseinandersetzungen für Jeden sein können, der die italiänischen Verhältnisse kennt, und zu seinem Studium gemacht hat. Die Partei benutzte später diese Vermählung, um einen Roman von einem heimlich geborenen, und unter ganz absonderlichen Umständen nach Schottland geschafften Kinde zu erfinden; einen Roman, der den offenbaren Zweck hatte, das Fortleben der Stuart'schen Familie als möglich hinzustellen, und künftigen Prätendenten den Weg frei zu halten; indeß ist jedenfalls Nichts daran; die Geschichte verräth bekannte Muster und zeigt handgreifliche Unwahrscheinlichkeiten auf.

Im Jahre 1774 verließ das Paar Rom, um der Feier des Jubeljahres (1775) zu entgehen, weil Karl Eduard den Gedanken nicht ertragen konnte, daß bei den Festlichkeiten desselben ihm und seiner Gemahlin die Ehrenbezeugungen verweigert werden würden, die bei solchen Anlässen im Fall der Anwesenheit gekrönter Häupter üblich sind. Im Herbste waren beide in Siena, von wo sie am 29. Oktober in Florenz eintrafen.

Hier regierte Großherzog Peter Leopold, nachdem 28 Jahre früher, in Johann Gasto, die Medici ausgestorben waren.

Es war, wie Lodovico Antonio Muratori sagt, ein unerklärliches Unglück Italiens, das rasch nach einander alle seine eingeborenen Fürstenhäuser aussterben, und Fremde seine Throne einnehmen, oder seine Staaten Provinzen werden sah, wie es mit Toskana, mit Mantua, mit Mirandola, mit Guastalla und anderen kleinen Fürstenthümern geschah. Der neue Großherzog, nachmalige Kaiser Franz von Lothringen, kam während 28jähriger Regierung ein Mal nach Toskana, und das Land wurde in seinem Namen von einer Regentschaft verwaltet. Die Toskaner waren untröstlich über das Aussterben der Medicis; sie hätten, sagt ein gleichzeitiger Berichterstatter, ein Drittel ihrer Güter hergegeben, um die Medici wieder zu haben, ein anderes Drittel, um die Lothringer wieder los zu sein. „Nichts kann ihrem Abscheu wider Letztere gleich kommen, wenn man den Haß der Mailänder gegen die Piemontesen ausnimmt. Freilich haben die Lothringer sie mit Härte, und, was noch schlimmer ist, mit Verachtung behandelt. Der Graf von Richecourt, der alle Macht in Händen hat, ist ein Mann von Geist und Talent, was man ihm zugesteht: aber er weiß wenig von jener Schonung, die nöthig ist, einer neuen Herrschaft Eingang zu verschaffen. Die Lothringer scheinen Toskana nur wie ein Durchzugsland zu betrachten, wo man Alles, was man kann, wegtragen muß, ohne sich um die Zukunft zu kümmern."

So der Präsident de Brosses. Wir haben die Stelle ausgehoben, weil sie eine gute Illustration zur Zeitgeschichte ist.

Auch von den florentiner Zuständen jener Zeit erhalten wir eine ausführliche Schilderung. Hier in Florenz war es nun, wo im Herbste des Jahres 1777 der noch nicht 29jährige Vittorio Alfieri die Bekanntschaft der Gräfin Albany machte, und mit ihr bald in ein Verhältniß trat, das jedenfalls delikater Natur war. Herr v. Reumont behandelt es so ideal als möglich, und faßt es von der besten Seite auf, was auch hier nicht schwer ist, da Dichtergenie, Kunst, schöne Literatur und Alles, was einen idealen Anstrich giebt, in Fülle vorhanden ist. Daß die Gräfin an ihrem Gemahle kein besonderes Gefallen finden konnte, ist begreiflich genug; er war alt, häßlich, kontrakt, halb wassersüchtig und trank mehr als nöthig; dabei behandelte er sie in jeder Beziehung schlecht; andererseits ist das Cicisbeat italiänische, vor Allem florentinische Landessitte; man wird sich also nicht sehr wundern dürfen, wenn Alfieri der cavaliere serviente der schönen Dame wurde, und die Phantasie derselben lebhafter beschäftigte, als der alte polternde Stuart.

Derselbe scheint sich indessen seiner Rechte als Ehemann wohl bewußt gewesen zu sein, und den Eifersüchtigen wachsamer und offener gespielt zu haben, als es nach florentinischer Sitte guter Ton war; Alfieri klagt über unaufhörliche häusliche Quälereien, denen die Geliebte seitens ihres scheltsüchtigen, unvernünftigen, immer betrunkenen Gemahles ausgesetzt sei; ihre Leiden seien die seinigen und er habe oft Todesqualen erduldet; er könne sie nur Abends, und in ihrem Hause bisweilen bei Tische, aber nur stets in Gegenwart ihres Mannes sehen, welcher immer in demselben oder im anstoßenden Zimmer bleibe.

Die Gräfin von Albany verstand damals so gut wie gar nicht Italiänisch; sie sprach gewöhnlich nur französisch, auch deutsch und englisch mit ziemlicher Gewandtheit. Nach und nach lernte sie (in Alfieri's Schule) italiänisch so reden, wie schreiben, vollkommener nach Alfieri's Urtheil, als irgend eine andere Fremde, und mit besserer Aussprache als selbst die Mehrzahl der nicht toskanischen Italiänerinnen. So unterhielt sie sich bald mit dem Dichter ausschließlich in seiner Muttersprache, deren Studium dieser selbst erst spät genug begonnen hatte; denn auch er hatte als Piemontese ursprünglich französisch gesprochen. Auf seine poetischen Arbeiten hatte sie Einfluß. Ihr zu gefallen schrieb er die Maria Stuart, und sang sie in zahlreichen Gedichten, namentlich Sonetten, an. Die Jahre dieses florentiner Aufenthaltes waren überhaupt die fruchtbarsten seiner dramatischen Thätigkeit; in sie fallen (von 1776 bis 1780) die Virginia,

der Agamemnon, die Verschwörung der Pazzi, Don Garcia, Orest, Rosmunda, Octavia, Timoleon ꝛc.

Die natürliche Folge dieses interessanten Verhältnisses zwischen der Titularkönigin und dem excentrischen gräflichen Dichter war ein Roman. Durch eine listige Veranstaltung flüchtete die Gräfin unmittelbar aus der Hand ihres sie stets begleitenden Gatten in ein Nonnenkloster, das ihr ein Asyl vor seiner üblen Behandlung sein sollte; ja, sie wußte ihren Schwager, den Kardinal York, vollkommen für sich zu stimmen, so daß er ihren Schritt billigte und sie auf ihren Vorschlag sogar nach Rom kommen ließ. Von bewaffneten Reitern, von Alfieri und dem Veranstalter jener Entweichung, einem irländischen Edelmann, Namens Gohegan, begleitet, fuhr sie nach Rom, wo sie der Kardinal auf's Freundlichste aufnahm, ihr ein Einkommen anwies und sie in seinem Palaste anständig unterbrachte. Auch an den Papst hatte sie sich nach ihrer Entweichung gewendet, und auch er hatte den Schritt gebilligt. Dies war gegen Ausgang des Jahres 1780.

Alfieri kehrte anstandshalber noch eine Zeitlang nach Florenz zurück, aber am 12. Mai des nächsten Jahres war er — er wollte eigentlich nach Neapel gehen — bereits wieder in Rom, und setzte ein Verhältniß fort, welches zeitig genug die Aufmerksamkeit bisher argloser Personen auf sich ziehen mußte.

Die Gemüthsstimmung des alten Prätendenten, Grafen Albany, zu Florenz wurde durch dieses Ereigniß natürlich noch mehr verbittert, und es ist deshalb kein Wunder, daß er sich ärger als vorher dem Trunke ergab, um seine Seelen- und Körperleiden zu vergessen. Dem Kardinal von York und dem Papste, die sich nun die Klagen Karl Eduard's durch die Gerüchte über Alfieri ꝛc. in Zusammenhang setzen konnten, gingen die Augen auf, und Alfieri fand es gerathen, unter so bewandten Umständen Rom zu verlassen, obwohl er lebhaft seine Unschuld betheuert und von Intriguen und gemeiner Rache spricht. Man behauptet sogar, daß er polizeilich ausgewiesen worden sei. Er verließ Rom am 4. Mai 1783 und trat eine Pilgerschaft durch Italien an, auf der er die Dichtergräber in Ravenna, Ferrara, Arqua besuchte, nach Padua und Mailand kam, wo er berühmte Dichter (Cesarotti, Parini) kennen lernte.

Im April 1784 kam es zur Scheidung beider Gatten, und die Gräfin war frei. Im Sommer 1784 erhielt sie vom Kardinal von York, durch dessen Bemühung die Trennung großentheils herbeigeführt worden war, und dem Papste die Erlaubniß, Rom zu verlassen, um sich zunächst nach Baden im Aargau zu begeben. Auf der Durchreise durch Modena kam Alfieri, der inzwischen im Auslande gewesen und nach Italien zurückgekehrt war, die Kunde zu; er reiste ihr nach und traf mit ihr in Colmar im Elsaß zusammen. Beide verlebten dort in einem Landhause zwei selige Monate und Alfieri dichtete den Agis, die Sophonisbe, die Myrrha, eines seiner berühmtesten und am verschiedensten beurtheilten Werke.

Neue Trennung war nöthig; die Gräfin brachte den folgenden Winter in Bologna zu, weil sie sich verpflichtet hatte, einstweilen im Kirchenstaate zu bleiben. Im Herbst 1785 trafen sie zum zweiten Male in Colmar zusammen, von wo die Gräfin nach Paris ging. Doch wir müssen uns in Bezug auf die weiteren Lebensschicksale beider Personen möglichst kurz fassen. Ende 1787 siedelten die Gräfin und Alfieri ganz nach Paris über, am 30. Januar 1788 starb Karl Eduard, der trotz seiner Versunkenheit immer noch Spuren früheren Adels gezeigt, und den Kummer, die Verlassenheit und Oede, in welchen ihn die Trennung von seiner Gemahlin stürzte, wohl nicht ganz verdient hatte. Die Kunde von seinem Ableben versetzte die Gräfin zu Paris in aufrichtige Betrübniß, wahrscheinlich, weil sich doch nun einige Gewissensbisse regen mochten.

Ihr Salon im Hotel de Bourgogne im Faubourg St. Germain war damals in Paris berühmt; die ganze vornehme Gesellschaft, die französische wie die ausländische, stand mit der Wittwe Karl Eduard's in Verbindung; selbst der Hof war reich bei ihr vertreten, da sie privatim immer noch als Königin galt und von ihrer Dienerschaft, wie von den Nonnen der Klöster, die sie besuchte, königliche Ehren empfing.

Zu jener Zeit brach die französische Revolution aus. Wir erhalten über das literarisch-artistische, über das Salonleben, kurz vor und während der ersten Zeit derselben bemerkenswerthe Beiträge. Im Herbste 1790 besuchte die Gräfin mit ihrem Freunde die Normandie, im folgenden Frühling England, wo Alfieri nun schon zum vierten Male war. Während ihres Aufenthaltes in London war es, wo sie, die Stuart, von der Königin Karoline und Georg III. empfangen wurde (am 19. Mai). Nur der Ausbruch der französischen Revolution, die Verwirrung aller Ideen, macht diesen Schritt erklärlich, der damals vom Adel natürlich sehr hart beurtheilt wurde. Seltsamer Weise war dieser Tag gerade der Geburtstag der Königin, und, als sie am 10. Juni der Schließung des Parlaments beiwohnte, traf es sich wieder, daß dies der Geburtstag Jakob's III. war.

Die Gräfin und Alfieri kehrten nach Paris zurück, wo es inzwischen sehr unheimlich geworden war. Die Scenen vom 10. August 1792, das Blutbad der Schweizer, die Gefangenschaft des Königs, veranlaßten sie, Paris den Rücken zu kehren, was auch am 18. dieses Monats mit großer Gefahr bewerkstelligt wurde. Pässe waren nur durch Umwege zu erlangen, und nur mit genauer Noth entgingen sie an der Barrière der Wuth des grimmigen Pöbels und einer Festnehmung, die sie damals leicht hätte auf's Schaffot bringen können. Sie nahmen die Zuflucht zu einer Schwester der Gräfin, die in einem bei Ath in der Nähe von Mons gelegenen Schlosse lebte. Hier war sie also in der alten Heimat, hier erreichte sie die Kunde der Septembermorde; hier dichtete Alfieri in edler Entrüstung verschiedene seiner franzosenfeindlichen Sonette. Ueber Spa, Aachen, Frankfurt, Augsburg, Innsbruck reisten sie dann nach Italien und trafen am 3. November in Florenz ein, wo unter der wohlthätigen Regierung Ferdinand's III. seit zwei Jahren ein tiefer Friede herrschte. Anfang 1789 hatte Alfieri seinen „Brutus" veröffentlicht und den Italiänern geweiht; der ganz aus Tyrannenhaß bestehende, hochtrabende Dichter hatte aber inzwischen in Paris ein Sturzbad bekommen, das abkühlend wirkte, eine Lehre, die seine Weltanschauung wesentlich modifizirte. Seine Schöpferkraft begann zu schwinden, er half sich mit Satyren und Epigrammen und studirte griechisch.

Die Geschichte der Eroberung Italiens durch die Franzosen, der Herrschaft Napoleon's ꝛc. ist so unzählige Mal erzählt worden, daß wir hier darauf verzichten müssen, zu schildern, wie sich das Privatleben unserer Heldin bei diesen wechselnden Schicksalen der Fürstenfamilien und des Landes gestaltete, was sie dabei dachte, sprach und that. Wir finden dies Alles in unserem Buche genau aufgezeichnet; nur einzelne summarische Züge können wir hier geben.

Im Jahre 1802 starb ihr Schwager, der Kardinal von York, der in Folge der Revolutionsstürme bereits 1799 in die Lage gerathen war, daß man sich für ihn bei der britischen Regierung verwenden mußte. Diese Zuflucht ergriff im Jahre 1807 auch die Gräfin, indem sie sich schriftlich an König Georg III. wandte, und um eine Pension bat, die sie auch erhielt. Trauriges Ende so langer und hartnäckiger Ansprüche eines unmöglich gewordenen Königstolzes. Als englische Pensionärin, als Anhängerin der gestürzten Herzogsfamilie von Toskana, mußte sie dem Napoleonischen Regimente um so gefährlicher erscheinen, als ihr Salon in Florenz den besten Theil der dortigen Gesellschaft versammelte. Die Fouché'sche Polizei mußte bald darauf aufmerksam werden; der Kaiser selbst hatte bekanntlich eine ausgesprochene Abneigung gegen politisirende Frauen, wie z. B. Madame de Stael, Mme Recamier, in deren Salons conspirirt wurde, und daher war es nicht zu verwundern, wenn die Gräfin Albany im Sommer 1809 kurz und gut den Befehl erhielt, sich nach Paris zu begeben. Sie blieb daselbst 15 Monate; der Kaiser behandelte sie mit ausgesuchter Höflichkeit und stellte ihr sogar eine Hofloge zur Verfügung. Auf ihr Ansuchen wurde ihr gegen Ende 1810 erlaubt, wieder nach Florenz zurückkehren, wo sie, mit Freuden begrüßt, ihre frühere Lebensweise begann.

Alfieri war bereits am 8. October 1803 gestorben und in der Kirche Sta. Croce bestattet worden, wo ihm die Gräfin von Canova's Hand ein Monument errichten ließ. Das Verhältniß, bisweilen durch den schroffen Charakter des Dichters getrübt, hatte bis zu seinem Tode gedauert, ohne daß, wie Manche glaubten und behaupteten, eine heimliche Vermählung stattgefunden haben dürfte. In späterer Zeit trat sie in ein Verhältniß, das ähnlicher aber natürlich weit kühlerer Natur war, mit einem Manne, der als Dichter heute gewöhnlich neben Alfieri genannt wird — mit Ugo Foscolo. Noch unter Napoleon's Herrschaft, Ende August 1812 war es, wo diese Bekanntschaft beiderseits gemacht wurde. Die Gräfin Albany überlebte noch den Dichter, sie starb am 29. Januar 1824 im 72. Jahre ihres Alters.

Wir können nicht sagen, daß nach Lesung dieses Buches diese Dame gerade den Eindruck einer bedeutenden Frau macht, weder von Seiten des Charakters, noch des Talentes, noch der Bildung: Briefe schreiben, Dichten, Malen, Bäder besuchen, Reisen, Salon halten, Dichter lieben — das thun viele andere Damen auch, die sich in ähnlicher Lage befinden, ganz abgesehen von den Schwächen, die wir oben in ihrem Leben bemerkt haben. Der Werth unseres Werkes liegt unstreitig in der ausführlichen Entwickelung der geschichtlichen und sozialen Verhältnisse, die sich an dem Faden aufreihen, welche durch diese Biographie und ihre Antecedenzien gegeben ist. Für die Kenntniß des italiänischen Lebens, der Geschlechts- und Familienverhältnisse, der Literatur- und Kunstgeschichte ist das Buch

sehr werthvoll, da Herr v. Reumont durch seinen langjährigen Aufenthalt in Italien und seinen intimen Verkehr mit den höchsten Kreisen der Gesellschaft vorzüglich befähigt war, diese Schilderungen zu entwerfen, zu welchen ein bedeutender Aufwand von Fleiß nöthig war. Eine Unzahl von Memoiren, Briefsammlungen ꝛc. des vorigen Jahrhunderts, wie des jetzigen mußte dabei zu Rathe gezogen werden. Ein starker Anhang im zweiten Bande, mehrere Hundert Seiten umfassend, giebt italiänische, französische Schriftstücke, Briefe und Gedichte von Bedeutung, erklärende Noten ꝛc. Dem ersten Bande ist als Titelkupfer die Lithographie der Gräfin Albany beigegeben.

San Lazaro bei Venedig.

In den vor Kurzem erschienenen inhalt- und gehaltreichen Mittheilungen Adolph Stahr's: „Herbstmonate in Ober-Italien,"* findet sich die sehr anziehende Schilderung eines Besuchs, den der Verf. im October 1858 auf der Insel San Lazaro und dem dortigen armenischen Kloster der Mechitaristen machte. Er beschreibt diese wunderbare Kloster-Insel als ein „inmitten des Abendlandes hingepflanztes Stückchen Orient" mit seinen frommen, stillen, fleißigen und zum Theil sehr gelehrten Bewohnern, deren Heimat sich von den Hochlanden des Kaukasus hinstreckt nach dem mesopotamischen Urlande der Menschheit, und die nun hier im Angesichte Venedigs, der herrlichsten Ruine der Welt, auf dem durch ihren Fleiß zu einem Paradiese umgeschaffenen kleinen Eilande ihr friedliches, der Wissenschaft und Frömmigkeit geweihtes Leben führen.

Die Patres haben eine eigene, von ihnen gestiftete Druckerei, durch welche sie die Levante mit orientalischen Werken versehen und abendländische Schriften in Uebersetzungen, besonders in armenischer Sprache, dorthin verbreiten. Diese Druckerei druckt in fast allen lebenden Sprachen, sogar in der chinesischen. Stahr sah dort die Uebersetzung der Gebete eines armenischen Patriarchen, Namens Nierses, in vierundzwanzig Sprachen kostbar gedruckt. Ihr Haupt-Absatz-Publikum im Orient ist das armenische, und dasselbe war damals auf etwa fünftausend Leser angewachsen, während es, als das Kloster und die Druckerei vor 150 Jahren gestiftet wurden, kaum hundert Armenier gab, die lesen konnten. Von deutscher Literatur hatte sie Goethe, Schiller, Wieland, Klopstock, Geßner, Jacobi und Andere in Auswahl, in's Armenische übersetzt und gedruckt, und Stahr selbst ließ sich unter andern „Die drei Worte" Schiller's in armenischer Sprache auf San Lazaro vorlesen. Die meisten Mechitaristen von San Lazaro besitzen neben der Kenntniß des Armenischen und Italiänischen auch noch die der türkischen, englischen, französischen und deutschen Sprache. Auch der königliche Dichter von Bayern hat einst seine Harfe zum Lobe San Lazaro's ertönen lassen, und Stahr hörte dort in italiänischer Sprache eine Uebersetzung seines Gedichts.

Uebrigens steht die Insel unter dem besonderen Schutze des türkischen Sultans, und die Flagge des Halbmondes wehte daher auch in den stürmischen Tagen der Belagerung Venedigs im Jahre 1849 schützend über dem christlichen Kloster. Stahr fand dort im Jahre 1858 etwa fünfzig Mechitaristen, zum Theil sehr gelehrte Patres. In der Unterrichts-Anstalt des Klosters werden armenische Jünglinge in geistlichen und weltlichen Wissenschaften und in Sprachen unterrichtet, um später als Missionaire des römischen Katholizismus in den Orient zurückzukehren. Es scheint auch, daß sie sich als geschickte und eifrige Gewinner ketzerischer Seelen für den Glauben der alleinseligmachenden, römischen Kirche bewährt haben.

Unter den Schriften der armenischen Druckerei von San Lazaro, die Stahr von dort mitnahm, befand sich auch eine Sammlung armenischer Volkslieder, mit beigedruckter, englischer Uebersetzung eines Ordensgliedes, vom Jahre 1852. Diese Volkslieder sind meistentheils in der armenischen Vulgärsprache, aber in verschiedenen Dialekten verfaßt, und nur einige nähern sich der klassischen Sprache der altarmenischen Literatur. Sie stammen aus verschiedenen Perioden, vom 13. und 14. bis zum 18. Jahrhundert, und sind fast durchgängig aus Handschriften der Bibliothek von San Lazaro entnommen. Sie sind die ersten Proben, welche im Abendlande von jenen armenischen Volksgesängen mitgetheilt worden sind, mit deren Studium in der Ursprache Lord Byron auf der Insel selbst, unter Leitung seines Lehrers im Armenischen sich beschäftigte. Wie Stahr mittheilt, so sind in dieser kleinen Sammlung von nur neunzehn Gedichten die verschiedensten Töne angeschlagen, indem es neben den einfachsten Empfindungen des privaten Daseins auch nicht an historischen Anklängen der Schicksale dieses uralten Kulturvolks der Menschheit fehlt, das schon vor der Zeit der assyrischen und medischen Herrschaft in Asien blühte, und das sich durch die Wechselfälle von mehr als dreitausend Jahren hindurch, trotz seiner beständigen Abhängigkeit unter allen Herrschervölkern des Ostens, von den Assyrern bis auf die Römer, und von den Römern bis zu den Byzantinern, Türken und Tataren, dennoch merkwürdig rein und unvermischt erhalten hat.

Stahr theilt mehrere Proben aus einzelnen dieser Lieder nach der wörtlichen Text-Uebertragung mit. Aus einigen derselben tönen in rührender Weise die Erinnerungen an die geschichtlichen Leiden des Volks herüber; die Mehrzahl dagegen bewegt sich in der Sphäre des häuslichen und Familienlebens, in Genrebildern, sowohl ernster, als heiterer und zuweilen sogar humoristischer Art. Es weht in diesen Liedern ein unbeschreiblich milder Geist, ein tiefes Naturgefühl für die Reize des Heimatlandes, ein Geist inniger Familienliebe und Mutterzärtlichkeit, unschuldiger Liebe und Frömmigkeit. In manchen dieser Lieder giebt sich ein Gefühl von fast deutscher Innigkeit zu erkennen; in einem, von Stahr ganz mitgetheilten Kinder-Morgenliede, das ein Weckerlied für die Kleinen ist, findet sich in Ton und Haltung eine religiöse Wendung, die an deutsche Weihnachtslieder erinnert. In der ganzen Sammlung ist nur ein einziges Liebeslied enthalten, das überaus lieblich und sinnig ist. Es hat die Ueberschrift: „Der Jüngling und das Wasser," und ist eine Art Zwiegespräch des liebenden Jünglings und des Bergbachs, der an dem Garten der Geliebten vorbeifließt und dem, mit einer liebenswürdigen Wendung des Dichters, selbst Liebe zu dem schönen Mädchen beigelegt wird. Irren wir nicht, so erinnert dies Lied an serbische Volkslieder. Unter den Naturschilderungen ist die des Sturmes auf dem See von Van, der mit seinen lachenden Ufern und Städten und seinen liederreichen Umwohnern am meisten erwähnt wird, und dessen Wellen den jungen Schiffer verschlingen, von größter Kraft. Von den Thieren sind es der Kranich, der Storch und das Rebhuhn, welche in diesen Volksliedern am häufigsten vorkommen.

* Oldenburg, Schulze, 1860.

Mannigfaltiges.

— Italiänische Bibliographie. Den Klagen über die im Auslande fehlenden Mittel zur Erlangung neuer italiänischer Bücher, sowie zur Belehrung über die im italiänischen Buchhandel erscheinenden Werke, sucht jetzt der Buchhändler Justus Ebhardt in Venedig („zum Phönix," Markus-Platz Nr. 124) dadurch abzuhelfen, daß er allmonatlich ein Verzeichniß der in ganz Italien neu erschienenen Bücher, Landkarten u. s. w. herausgiebt.* Herr Ebhardt erbietet sich zugleich zur Ausführung von Aufträgen aus Deutschland und anderen Ländern. So viel wir aus den uns vorliegenden sechs ersten Monats-Nummern dieses Verzeichnisses ersehen, ist dasselbe durch die österreichische Preßpolizei in keiner Weise beschränkt; vielmehr werden darin auch alle in Mailand, Turin und Florenz erscheinenden, antiösterreichischen Schriften angezeigt. In Mailand und in Venedig erschienen gleichzeitig zwei italiänische Uebersetzungen von Wilhelm Rüstow's „Krieg in Italien im Jahre 1859." Mit Nr. 5 und 6 des Bulletino mensile ist ein sehr reichhaltiger Katalog von Ausgaben des Dante verbunden, die sämmtlich durch Ebhardt in Venedig zu den beigesetzten Preisen bezogen werden können.

— O. Glaubrecht. Von dem am 13. Oktober 1859 als Pfarrer in Lindheim in der Wetterau verstorbenen Volksschriftsteller Rudolph Oeser (pseudonym: O. Glaubrecht), ist die letzte Erzählung für das Volk: „Das Wassergericht,"** erschienen. Der echt deutsche Charakter seiner Volksschriften, die leichte und gefällige Darstellung, namentlich aber die in ihnen sich kundgebende genaue Kenntniß des Volks, in dessen Kreisen sich alle bewegen, des Landlebens und des menschlichen Herzens sind eben so bekannt, als die eigentlichen Zwecke, die der Verfasser dabei vor Augen hatte, nämlich die ernstlichste Sorge um das Wohl des Volkes, das tiefe Mitgefühl mit seinem Leid, ein scharfes Aufdecken der Schäden und Sünden unsers öffentlichen Lebens, welche auch die Würdigung der Literarhistoriker (z. B. Karl Barthel's in seiner „deutschen National-Literatur der Neuzeit") und des Publikums gefunden haben. Die gedachte letzte Erzählung Glaubrecht's erhält dadurch noch einen besonderen Werth, daß sie aus glaubwürdiger Hand „Mittheilungen über des Verfassers Leben,

* Bulletino mensile della libreria alla Fenice (Giusto Ebhardt) in Venezia.

** Frankfurt a. M. und Erlangen. Heyden und Zimmer, 1860.

Wirken und Tod," von J. G. Diezel enthält. Es ist diesen Mittheilungen anzufühlen, daß Letzterer sie einzig und allein „im Dienste der Wahrheit und der Gerechtigkeit" niedergeschrieben hat, und namentlich diejenigen, die Glaubrecht's Schriften und aus ihnen ihn selbst kennen, werden sie mit großer Befriedigung lesen. Mit Recht wird darin hervorgehoben, daß der Hauptvorzug dieser Schriften, in denen ein aufrichtig frommer, poetisch hochbegabter, nach Herz und Charakter durchaus trefflicher, außergewöhnlich liebenswürdiger Mann uns nahe tritt, diese Schriften auch den höchsten Ständen im Volke empfiehlt. —d.

— Der Great Eastern. Ueber das Riesenschiff Great Eastern, welches jetzt den Unglückspropheten zum Trotz die Reise über das Weltmeer glücklich zurückgelegt und die ihm so vielfach bestrittene Seetüchtigkeit praktisch bewährt hat, enthält das neueste Heft von „Unsere Zeit" einen offenbar von sachkundiger Hand geschriebenen Aufsatz, welcher dieses Wunder der Schiffsbaukunst und die Vorzüge, die es vor anderen Fahrzeugen auszeichnen, in einer recht anschaulichen und auch für „Landratten" verständlichen Weise darstellt. Höchst interessant ist namentlich, was darin über die politisch-militairische Bedeutung des mit dem Great Eastern angestellten Versuchs und über die Folgen gesagt wird, die der Bau solcher Meerkolosse für die künftige Machtstellung Englands haben kann. „Betrachten wir," heißt es, „Schiffe dieser Art zunächst als Fahrzeuge zum Truppentransport, so kann jedes derselben nicht weniger als 10,000 Mann Infanterie, Cavallerie und Artillerie mit Pferden und sämmtlichem Kriegsmaterial in einem Monate von England nach Ostindien werfen, um sie sofort vom Schiff in's Feld rücken zu lassen. Junge Rekruten können während der Reise einexercirt werden, und rohe Milizen werden als ausgebildete Soldaten an ihrem Bestimmungsort anlangen. Ein Great Eastern würde eine schwimmende Batterie, ein Feldlager und einen Paradeplatz in sich vereinigen, deren Nutzen für das Mutterland unberechenbar wäre. Die Achillesferse Englands, die weite Zerstreuung und Verwundbarkeit seiner Kolonien würde beseitigt sein, denn solche Schiffe würden die einzelnen Theile des britischen Reichs gewissermaßen zu einem kompakten Ganzen verbinden, und dem Riesenreiche müßte hiermit die ungetheilte Herrschaft der Welt bewahrt bleiben..... Aber auch als Angriffswaffe ist der Great Eastern kaum zu überschätzen. Mit wenigen der neuen weittragenden Geschütze bewaffnet, würde er allein einer ganzen Flotte die Spitze bieten können, da die entscheidenden Faktoren einer Seeschlacht, Schnelligkeit, Stärke und weittragende Artillerie sich in ihm vereinigen. Die Invasionsbefürchtungen sind durch das Erscheinen nur Eines solchen Schiffs im Kanal auf einmal beseitigt. Vermöge seiner überlegenen Geschwindigkeit selbst unangreifbar, würde es nach und nach die ganze französische Marine zerstören können. Man denke sich den Great Eastern nur mit 500 der schwersten Armstrong-Geschütze, die er mit Leichtigkeit tragen kann, bewaffnet, und eine Breitseite seines Eisenhagels aus selbstgewählter Entfernung auf ein feindliches Schiff gerichtet. Welches der modernen französischen Linienschiffe würde einer solchen destructiven Gewalt widerstehen? Welche politischen Konsequenzen würde ein Geschwader so großer Schiffe für England mit sich führen! Seine Diplomatie würde neue, weite Ziele eröffnet sehen, es würde einen der ersten Plätze unter den militairischen Mächten des Kontinents einnehmen, ohne daß deswegen seine Oberherrschaft zur See beeinträchtigt wäre. Es hätte nicht ferner nöthig, mit neidischem Auge auf die Ausdehnung der französischen Herrschaft im Mittelmeere zu blicken, weil dieses Meer aufhören würde, die große Handelsstraße nach dem Orient zu sein. Aegypten ist so nicht länger das Thor Indiens, und Lord Palmerston's Bedenken gegen die Kanalisirung des Isthmus von Suez können schwinden. England besitzt daran einen eigenen, gleich kurzen und viel bequemeren Weg nach Indien, den ihm Niemand bestreiten kann, den Weg über den Ocean, über sein altes, natürliches Element, die Quelle seiner Macht, seines Wohlstandes, seiner Größe." — Das sind nun freilich sehr kühne Folgerungen, deren Verwirklichung abzuwarten ist; sind jedoch die Prämissen des Verfassers richtig, so wird man ihnen einen gewissen Grad von Wahrscheinlichkeit nicht absprechen können und der Bemerkung beistimmen, daß mit dem Bau des Great Eastern England einen neuen und bedeutsamen Schritt auf der Bahn zur Weltherrschaft gethan hat.

— Des Musäos Hero und Leander in deutscher Uebersetzung. Aus Kurland ist uns vor Kurzem eine griechische Ausgabe des anmuthigen, durch die darin sich aussprechende antike Gedankenfülle, durch Lebendigkeit der Darstellung und Innigkeit des Gefühls ungemein anziehenden, erotischen Epos des Grammatikers Musäos: Hero und Leander, mit einer Verdeutschung im Versmaße des Originals von Ferdinand Tornow, zugegangen.* Die Uebersetzung, die hierbei vorzüglich in Betracht kommt, ist leicht und gefällig, auch dem Wortausdrucke und dem Sinne der Urschrift meistentheils genau entsprechend und diesen selbst treu wiedergebend, ohne ängstlich an die Worte sich zu halten, und besonders mag man es ihr nachrühmen, daß sie der Würde des Epos und dem Adel des Gegenstandes fast ohne Ausnahme angemessen ist. Denn ähnliche Ausdrücke, wie der im V. 248 S. 47: „was schiert dich" ꝛc., sind uns nicht vorgekommen. Wenn einerseits das griechische Original den durch Homer, Sophokles und Pindar nicht verwöhnten Kenner der Sprache angenehm beschäftigt und sogar anzieht, wird andererseits die hier den deutschen Lesern dargebotene Verdeutschung der in epischer Hoheit sich entwickelnden und in ihrer hauptsächlichen Entwickelung das rein menschliche Interesse fesselnden Dichtung auch Denjenigen einen wirklichen Genuß gewähren, die Schiller's dem Musäos nachgebildete Ballade nicht nur kennen, sondern auch lieben und immer gern wieder lesen. Die beigefügten Anmerkungen bezwecken eben so in sprachlicher, wie in sachlicher Hinsicht das bessere Verständniß des Gedichts, theils des Originals, theils der Uebersetzung.

— Griechische Urkunden-Sammlung aus der byzantinischen Zeit. Die Herausgabe einer solchen Sammlung, unter dem Titel: „Acta et diplomata graeca medii aevi sacra et profana," beabsichtigen die Professoren Franz Miklosich in Wien und Joseph Müller in Padua, und bereits ist von dem ersten Theile, welche die „Acta patriarchatus Constantinopolitan: MCCCXV — MCCCCII" umfaßt und auf Kosten der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften gedruckt wird, der erste Band erschienen.** Derselbe umfaßt die Patriarchats-Verhandlungen, welche den Inhalt zweier in der kaiserlichen Bibliothek zu Wien aufbewahrten, im sechszehnten Jahrhundert durch den kaiserlichen Gesandten in Konstantinopel, von Busbeck, von dort mitgebrachten griechischen Handschriften, der „einzigen Reste der Synode von Konstantinopel," ausmachen und den Jahren 1315 bis 1402 angehören; indeß erstreckt sich der erschienene erste Band nur auf die Jahre 1315 bis 1374. Der geschichtliche Werth dieser Verhandlungen für die mittelgriechische Geschichte, kann nach dem Urtheile des diesfalls competenten Literarhistorikers Peter Lambeccius in seinen „Commentariis de bibliotheca Caesarea Vindobonensi" nicht zweifelhaft sein, indem er von den in jenen Handschriften enthaltenen Synodal-Urkunden der Patriarchen von Konstantinopel und anderer griechischer Patriarchen offen bekennt, daß sie „authentische und eigenhändige Nachrichten zur Geschichte der orientalischen Kirche enthalten, wie sie wohl nirgends weiter anzutreffen sind," und ihre Wichtigkeit hat in unserer Zeit einen um so gegründeteren Anspruch auf Anerkennung, je mehr man sich gegenwärtig mit der mittelgriechischen Geschichte von Byzanz im Allgemeinen eifrig beschäftigt und in dieser Beziehung noch manches Dunkel aufzuhellen ist. Bei dem noch nicht einmal zu berechnenden Umfange der Sammlung und dem nicht unbedeutenden Preis des Werks wird freilich dessen Anschaffung zunächst wohl nur den öffentlichen Bibliotheken möglich sein.

---

* Mitau, Lucas' Sortimentsbuchhandlung, 1859.

** Wien, Gerold, 1860.

Mit gegenwärtiger Nummer schließt das 3. Quartal; wir bitten daher um baldgefällige Erneuerung der Bestellungen auf das 4. Quartal, damit Störungen in der Zusendung vermieden werden.

Die Verlagshandlung:
Veit & Comp. in Leipzig.

Im Verlage von **Veit & Comp.** in Leipzig. Leipzig. Druck von **Giesecke & Devrient.**

Redigirt unter Verantwortlichkeit von **Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn** in Leipzig.

Bestellungen
übernimmt jedes Postamt des deutsch-österreichischen Postvereines, sowie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallstraße Nr. 21) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins" nicht direct correspondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commissionair, Herrn F. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

№ 40. Mittwoch, den 3. October 1860. 29. Jahrgang.

Inhalt:

Frankreich.

Straßburgs Vereinigung mit Frankreich.*

Die Nacht vom 4. August 1789.**

Die Capitulation vom 30. Sept. 1681 hatte Straßburg ausgesprochenermaßen seiner äußeren Unabhängigkeit und seiner Stellung im deutschen Reichsverbande beraubt, es war nur noch eine, obgleich stark privilegirte Stadtgemeinde innerhalb des französischen „pays conquis." Wer trug die Hauptschuld an dieser Erniedrigung eines bisher selbständigen Staates? Neben der offenbaren Böswilligkeit des wohlbezahlten Fürstbischofs Franz Egon von Fürstenberg, des Stättmeisters Zedlitz, des Syndikus Güntzer und vielleicht auch des Professors Ulrich Obrecht, muß man deutscherseits dabei beharren, daß vorzüglich die unklare Unschlüssigkeit des Magistrats, dessen Oberhaupt, der Ammeister Dietrich, zwar einen ehrlichen, jedenfalls aber einen schwachen Charakter besaß, die ruhmlose Uebergabe vor der Geschichte zu verantworten hat. Freilich hat man in Straßburg und im Elsaß jene Behauptung: das deutsche Reich habe die Stadt im Stich gelassen und so den Freiheitsverlust verschuldet, fast zum Glaubensartikel erhoben. — Hier nur auf Straßburger Quellen gestützt, müssen wir diese Meinung dennoch zurückweisen. Was konnte in aller Welt das Reich dafür, als die Stadt sich selbst entwaffnete? Hatte etwa das Reich die Reichstruppen zurückgezogen und nicht vielmehr die Stadt sie fortgeschickt? Konnte das Reich dafür, daß man die Schweizer entließ? Und was konnte überhaupt das Reich thun, wenn mitten im Frieden ein Reichsglied überfallen wurde, zu einer Zeit, wo natürlich kein Reichsheer beisammen war? Wenigstens unter den gegebenen Verhältnissen von damals, die hier geschichtlich maßgebend sind, muß die gedachte Bezüchtigung als unbegründet verworfen werden.***

Die Freiheit ist des Menschen köstlichstes Gut, es ist die Lebensluft seiner Thaten; wird sie geschmälert, so verkrüppelt seine Entwickelung als Person, und auch der Staat als Rechtsperson empfindet das Gesetz der freien Bewegung seiner Kräfte. Straßburgs Geschichte von 1681 bis 1789 bestätigt in einer einzigen absteigenden Linie die große Wahrheit, wie alle stipulirten Rechtsklauseln nach dem Verlust der obersten, freien Selbstbestimmung in Ohnmacht sinken.

Einen Ludwig XIV. mit seinem „Car tel est notre plaisir" sich gegenüber, das wollte etwas für Gemeindefreiheit besagen! Selbstregierung, Selbstbesteuerung, Regalien, eigenes, bürgerliches Recht und Gericht wogen gering in der Wagschale eines Despoten, der die heiligsten Grundrechte der menschlichen Gesittung mit einem gewissen Anstand mit Füßen trat. Er, dessen Schmeichler seine Hoheit zur Gottheit stempelten, wie der fromme Fürstenberg und der gelehrte Dancourt, der in seiner Eintrittsrede in die französische Akademie (19. November 1683) Ludwig's Machtgebot und die Unterwerfung Straßburgs mit dem biblischen: „Es werde Licht und es ward Licht" verglich; Er, der große Staatsstreicher des 17. Jahrhunderts, kehrte sich an von ihm selbst bewilligte Rechte nur soweit, als die dringendste Klugheit es unverweigerlich forderte. Artikel IV. der Capitulation hatte den alten Rechtsbestand der selbstgewählten Stadtbehörden gewährleistet; Ludwig XIV. ernannte am 9. November 1681 aus eigener Macht den verrätherischen Güntzer, einen Mann, der die Familie seiner Wohlthäter, die Zorn von Plobsheim, durch die niedrigsten Mittel ihres Erbguts Plobsheim berauben konnte, zum Syndicus und Kanzleidirektor von Straßburg, um die königlichen Prärogative zu wahren, und im März 1685 zu gleichem Zwecke mit dem ausgedehnten Vorrechte an allen Berathungen der Magistrate als des Königs Vertreter Theil zu nehmen, den Professor der Rechte, Ulrich Obrecht zum königlichen Prätor, welches Amt trotz des anfänglichen Einspruchs der Stadtobrigkeit von jetzt an in Straßburg ständig wurde. Das waren unverkennbare Eingriffe in die vertragsmäßig verbürgte Verfassung. Aber die Capitulation hatte noch mehr verbürgt, sie sollte ja die Gewissensfreiheit der Einwohner, d. h. nach den damaligen Rechtsbegriffen und nach der ausdrücklichen Erklärung des Artikels III. unter Bezugnahme auf das Vorbild der deutschen Reichszustände (Normaljahr rc.) nichts anderes, als den lutherischen Charakter der Stadtgemeinde sichern.

Ludwig XIV. hatte seine eigenen Gedanken hinsichtlich der Rechtsgleichheit zwischen Katholiken und Protestanten. Sein Plan war, Straßburg allmählich, doch unaufhaltsam zu katholisiren. Das erstgelegenste Mittel schien die Bekehrung hervorragender Männer. Güntzer und Obrecht, in Hoffnung auf Ludwig's Erkenntlichkeit, hatten dem Wink von Oben herab entsprochen und die erwähnten Posten hauptsächlich durch ihren Abfall vom Lutherthum erlangt. Ulrich Obrecht, der Sohn jenes auf dem Schaffot hingeschlachteten Georg Obrecht, der das Gerücht des beabsichtigten Verraths der Stadt auf den Ammeister Dietrich gewälzt hatte, deutete dem Minister Louvois an, den meisten Eindruck werde die Bekehrung einer hohen Magistratsperson machen, worauf Dominikus Dietrich nach Paris befohlen und mit ihm ein Bekehrungsversuch angestellt wurde.

Man vergab es dem Ammeister nicht, daß dieser Versuch mißglückte; bitter mußte er eine Politik büßen, die durch Zögern und Schwanken die Stadt an Frankreich überliefert und ihn selbst in den Ruf eines wandel-

* Vgl. Nr. 32 des „Magazin."

** Frédéric de Dietrich, premier maire de Strasbourg, par Louis Spach, archiviste en chef du département du Bas-Rhin. Paris et Strasbourg, Veuve, Berger-Levrault et fils.

*** Daß die Erzählung des traurigen Vorgangs von 1681 stets so lückenhaft gerät, liegt an einem höchst sonderbar aussehenden Umstande, wonach nämlich laut „Ammeister Reißeisen's Memoriale" in der Nacht vom 13. auf den 14. Nov. 1686 der größte Theil der Stadt-Kanzlei sammt den Protokollen und Urkunden der Dreizehner, d. h. des auswärtigen Amtes von Straßburg, vom Feuer verzehrt ward. A. d. Verf.

baren Sinnes gebracht halte. Zwei Jahre lang schmachtete das einzige Oberhaupt des Freistaates in einer kümmerlichen Verbannung, anfangs zu Guéret in der Marche, 200 Meilen von seiner Heimat, dann zu Vesoul; erst im October 1689 erlaubte ihm Louvois die Rückkehr nach Straßburg, aber unter dem Verbot, die Schwelle seines Hauses zu überschreiten, bis endlich die zunehmende Kraftlosigkeit des siechen Greises zwei Jahre vor seinem Tode (9. März 1694) den Haß der Machthaber kühlte, und man ihn ungekränkt sterben ließ! Das ist das Schicksal von Menschen, die in großen Drangsalen ihres Vaterlandes ihre Thatkraft nicht zu dem Entschluß eines Kampfes auf Tod und Leben zu begeistern vermögen!

Die Katholisirung der Stadt ging indessen „ihren gewiesenen Weg." Schon 1682 hatten die religiösen Orden dort ihren Wohnsitz wieder aufgeschlagen. Jesuiten, Kapuziner, Antoniner, Johanniter drangen rottenweise ein, und das Fest Mariä Himmelfahrt, 15. August 1682, veranlaßte sogar zu der etwas kühnen Aufforderung an den Magistrat, sich in corpore an der Prozession zu betheiligen! Das ward zwar unter Bezugnahme auf Artikel III. der Capitulation abgelehnt, und der Hof beruhigte sich scheinbar bei dieser Weigerung, aber gar bald sollte es auch keinen ausschließlich protestantischen Magistrat mehr geben! 1687 war Ludwig XIV. zu dem günstigsten Verständnisse der deutsch-rechtlichen Religionsgleichheit gelangt: alle Rathskollegien mußten von nun ab zu gleichen Hälften aus Protestanten und — Katholiken bestehen und im Falle des Absterbens einer Magistratsperson, sollte alternativ ein Katholik den Lutheraner, ein Lutheraner den Katholiken ersetzen. War das nicht erstaunlich gerecht und duldsam im Sinne des 19. Jahrhunderts? Man beruhige sich und erwäge, daß ein Amtsbericht des Intendanten des Elsasses, Herrn de La Grange, vom Jahre 1697, also zehn Jahre nach jener Maßregel, unter 4300 Straßburger Familien erst 100, sage hundert katholische aufzeigt! Eine eigenthümliche Parität, die freilich sehr geeignet war, den Eifer zum Uebertritt zu entflammen. Wie konnte da noch das Gleichgewicht in dem gesammten Verfassungsleben gewahrt bleiben, wo das Staatswesen zur Hälfte in eine katholische Oligarchie ausarten mußte? Sollte das Oligarchenthum abgewehrt werden, so mußte man freilich noch stärker katholisiren. Was auch geschah. 1686 bewilligte der König auf einmal drei neue katholische Pfarreien (St. Marcus, St. Stephan und Carmeliterkirche, seitdem St. Ludwig genannt), doch besser als diese und ähnliche Beleihungen führten das Verbot der gemischten Ehen und die Verordnung, daß alle illegitimen protestantischen Kinder katholisch getauft und erzogen werden, und im Bekehrungsfalle eines der Eltern alle noch nicht konfirmirten Kinder abschwören sollten, zum erwünschten Ziel. Nach der Aufhebung des Ediktes von Nantes, 18. October 1685, sah man schon auch im Elsaß einer gänzlichen Unterdrückung des Protestantismus entgegen, obgleich die beschränkenden Maßregeln hier noch in der äußern Form der Gesetzlichkeit blieben, bis das Ministerial-Reskript des jungen Letellier, Marquis von Barbesieux, an den Marschall Marquis d'Huxelles (Marly, den 25. April 1698) durch die unumwundene Erklärung, man fühle sich durch die Capitulation von 1681 gebunden, die Gemüther wieder ziemlich beruhigte. Nichtsdestoweniger hatte mit dem 18. Jahrhundert die sonst vorwiegend protestantische Alsatia ihre Farbe gewechselt und man gewahrte, besonders in der Hauptstadt Straßburg, das dort ungewohnte Bild zahlreich umwogter römischer Kirchenfahnen.

Straßburg hatte 1681 nicht blos sein deutsches Vaterland, es halte auch den Glauben der Väter verloren!

Im Staate kommt es sehr wesentlich darauf an, von welchen Händen eine Verfassung ausgeübt wird. Buchstäblich bestand der alte Freiheitsbrief von 1482 neben den Zusätzen Ludwig's XIV., dessen Nachfolger die Capitulation bestätigte, in seinem Gesammt-Inhalt fort, aber welch' eine Fluth von homines novi, oder von gewissenlosen Ueberläufern hatte sich an die Oberfläche gedrängt! Und wie wenig wußte man den Unverschämtheiten der königlichen Prätoren, von denen Einer zwar, der Baron Klinglin, die Strafe seiner Unterschleife mit Ehre und Leben zahlte, kräftig zu widerstehen! Man ermannte sich selten zu Kundgebungen der altstädtischen Autorität; unter den wenigen derselben ragt die Kleiderordnung vom 23. Juni 1685 hervor, kraft deren die französische Tracht eingeführt wurde. Daß dennoch die Straßburger Frauen bis 1793, wo die Convents-Commissaire St. Just und Lebas höchst wirksam an ihr „französisches Herz" appellirten, die prächtige süddeutsche Tracht beibehielten, zeugt vielmehr für die Deutschheit der Einwohner, mehr gewiß für die Schwäche der heimischen Obrigkeit.

Zwar sind wir keineswegs in dem Grade von der Ohnmacht der „Herren Räth' und Einundzwanzig" durchdrungen, als die französisch gesinnten Darsteller der Straßburger Dinge, welche den alten Magistrat als ein Schattenbild schildern, und wie selbst Coste in der „royale libre ville de Strasbourg" lediglich eine treu gehorsamste Landstadt des allerchristlichsten Königs erblicken: diese Anschauung ist oberflächlich. Trotz aller Machinationen der königlichen Prätoren und trotz des veränderten religiösen Charakters der Stadt, hatten Straßburgs Zustände das ganze 18. Jahrhundert bis zur Revolution hindurch das scharfgeschnittene Gepräge reichsstädtischer und deutscher Eigenthümlichkeit, besonders in den Kreisen des Mittelstandes, d. h. der eigentlichen Bürger; nur ein Theil des Adels, vorzüglich der katholische, und die untersten Schichten der Bevölkerung, französirten schon damals. Mochten auch die „dons gratuits" an die Krone im Erfolg oft auf eine wirkliche Steuer hinauslaufen, ein gewisses Gefühl von Selbständigkeit blieb Straßburgs Einwohnern doch bis zur Revolution und eben in dieser leuchtete es zum letzten Male hervor.

Auch vergesse man nicht, daß bis zur Revolution von 1789 die deutsche Sprache die herrschende und die der Behörden war, wenigstens für die innern Stadt-Angelegenheiten, und abgesehen von dem Verkehre mit den königlichen Staatsstellen. Die Deutschheit der Sitte hat sich sogar tief in das 19. Jahrhundert hinein behauptet und ist noch um 1860 nicht ganz verdrängt.*

Aber in jenem den Erdtheil erschütternden Umsturz der altfranzösischen Staatsordnung — oder Unordnung — erfolgte auch der Schlag, der den ehrwürdigen Freiheitsbrief von 1482 und mit ihm zugleich die letzten Reste der Selbständigkeit Straßburgs zu den Trümmern der Vergangenheit warf. Ein wunderbares Geschick ließ wiederum einen Dietrich, und zwar den direkten Urenkel des Ammeisters Dominikus Dietrich in dieser Tragödie eine Hauptrolle spielen, wieder die des Vermittlers des Neuen mit dem Alten. Das war Philipp Friedrich von Dietrich, der Sohn Johanns von Dietrich, der ein reichbegüterter Grundbesitzer (u. A. Herr von Reichshofen im romantischen Jägerthal) 1761 von Ludwig XV. und vom deutschen Kaiser in den Reichsgrafenstand erhoben war. Der Vater unseres Helden hatte am 4. Januar 1759 die Würde des regierenden Ammeisters erlangt, welches Amt er 1762 mit dem für ihn geschaffenen eines Ehren-Stättmeisters vertauschte. Wir bemerken beiläufig, daß gegen die alte Ordnung im 18. Jahrhundert häufig Edelleute in die zünftigen Rathsstellen und so namentlich in die Stellen der Ammeister einrückten. Die Abgeschlossenheit der hergebrachten Rechtsbriefe war schon etwas gelockert.

Friedrich von Dietrich, der seinen Namen für Straßburg doppelt verhängnißvoll machen sollte (geboren den 14. November 1748), war ein feiner, begabter, auch im praktischen Geschäftsleben gewandter Kopf, Mineralog und Metallurg von Fach, aber durch die allgemeine philosophische Bildung seines Zeitalters und durch den Geistesverkehr mit den ersten Talenten Frankreichs noch für größere Dinge befähigt. Ein Menschenfreund à la Liancourt von stark idealistischer Färbung, waren ihm die Leiden Frankreichs nicht verborgen geblieben, während sein gemäßigter Freisinn ihn mit der festen Hoffnung auf eine bessere Zukunft erfüllte. Deutscher war er indeß kaum als Privatmann und Gelehrter.

Die Ereignisse, welche diesen Mann der rechten Mitte in seiner Vaterstadt zur Bedeutung brachten, fallen in den Frühling 1789. Straßburg hatte am 23. März seine Abgeordneten zu den Generalständen gewählt. Der Ammeister Johann von Türkheim und der Syndikus der niederelsässischen Ritterschaft, Stephan Joseph von Schwendt, hatten den äußerst schwierigen Auftrag übernommen, die widerstrebendsten Interessen beim Reichstage zu vertreten. Denn ihre Vollmacht enthielt Forderungen und Beschwerden, welche theils den Anschauungen des ständischen Geistes der Vergangenheit, theils den modernen Gleichheits-Ideen des Jahrhunderts entstammten; man verlangte die Aufrechthaltung der Capitulation von 1681, den Verbleib zünftiger Vorrechte und die Befreiung von allerlei öffentlichen Lasten und Abgaben (die Fleischer z. B. die Herabsetzung der Schlacht-Accise) in Einem Athem mit dem Wunsche der Theilnahme an allen Glücksgütern des neuzugestaltenden Königreichs, in das man doch nicht unterschiedslos aufgehen mochte. Allein der Zusammenbruch der alten Verfassung kündigte sich durch das bedenkliche Zeichen einer nie in solcher Stärke hervorgetretenen Spannung zwischen den Zünften und den Rathskollegien an. Die Einführung einer neuen Fleischtaxe seitens der Fünfzehner, d. h. der städtischen Polizeibehörde, hatte zuerst die Flei-

* Wie es jetzt in sprachlicher Hinsicht im Elsaß steht, haben wir schon in Nr. 53—55 des „Magazin" vom 7. Mai 1859 (Aufsatz: „Das Deutschthum im Elsaß") angedeutet. Der Volksunterricht ist seit 1848 durchweg französisch, und selbst der Religionsunterricht in der Primärschule wird neuerdings mit Einschluß der biblischen Geschichte französisch ertheilt. Die germanistische Stimmung der Landgeistlichkeit hat dies nicht verhindern können. D. Verf.

scherzunft erbittert, die Aufnahme einiger fremder Handwerker und Künstler in Straßburg alle Gewerke aufgebracht und mit den Fleischern verbündet. Die Gährung schien so drohend, daß man in Versailles, auf Anrathen von Schwendt und Türckheim, den ohnehin kranken königlichen Prätor Gérard durch einen außerordentlichen Commissair zu ersetzen beschloß. Und mit diesem Amte betraute man den „sécrétaire-général des Suisses et Grisons": Friedrich von Dietrich.

Am 6. Juli 1789 stellte sich Dietrich dem Dreizehner-Kollegium vor, und seine erste und zugleich versöhnliche Haltung würde den Sturm beschwichtigt haben, wenn nicht die Nachricht von der Erstürmung der Bastille, die am 20. Juli in Straßburg ankam, ihren elektrischen Rückschlag auf die erregten Gemüther ausgeübt hätte. Der 21. Juli 1789 ist einer der traurigsten Tage in der Geschichte Straßburgs. Während der Stadt-Kommandant, Baron Klinglin, in offenbarer Freude über die Demüthigung eines Magistrats, der seinen Vater angeklagt hatte, die Truppen Gewehr im Arm zusehen ließ, wurden das Rathhaus von einer Pöbelrotte erstürmt, das Dach abgedeckt, die Archive erbrochen, Möbel, Urkunden und Akten auf die Straßen geschleudert, die öffentlichen Kassen geplündert und Ausbrüche der scheußlichsten Rohheit begangen, bis endlich der Prinz Friedrich Ludwig von Hessen-Darmstadt auf eigene Hand an der Spitze seines französischen Regiments und zuletzt auch der Prinz Max von Zweibrücken (der spätere König von Bayern) auf Befehl des Obergenerals Rochambeau diesen Auftritten ein Ende machten.

Das war das Straßburger Vorspiel einer stilleren, aber noch wirksameren Handlung in Versailles. Das ungeheuere „entraînement," welches der Vicomte von Noailles durch seinen Antrag auf Abschaffung der Feudalrechte hervorrief, jene „Bartholomäusnacht" des mittelalterlichen Grundbesitzes, am 4. August 1789, spülte in ihren Sturzwellen der Begeisterung auch die Freiheiten und Privilegien des alten Straßburgs hinweg. Auf den Bericht der Herren von Türckheim und Schwendt über diese Vorgänge, dankten alle Glieder des bisherigen Stadtregiments von Straßburg ab, zuerst die Fünfzehner, welche der „Staats-Commissair" Dietrich vergebens daran zu hindern suchte, dann die Ammeister und übrigen Räthe, zuletzt die dreihundert Zunftschöffen. Am 12. August war die Auflösung vollendet. Straßburgs heimatliche Rechtsordnung war dahin.

Zwar tauchte noch in der provisorischen Munizipalität, welche der Kürze wegen in dem Rahmen der alten Räthe, jedoch mit völliger Standes- und Kultusgleichheit gewählt wurde, ein letztes Nachbild der gewohnten Zustände auf; wie schattenhaft es war, das zeigte sich, als es darauf ankam, zu bestimmen, in wie weit man sich in Straßburg den Beschlüssen vom 4. August zu unterwerfen habe. Es war nämlich keine querköpfige Schrulle, sondern eine klare Eingebung aus den Grundbegriffen des öffentlichen Rechts, daß der völkerrechtliche Anschluß der Stadt an Frankreich über den Dekreten der National-Versammlung erhaben sei. Ein Manifest des Schöffenrathes, vom Stättmeister Freiherrn v. Neuenstein und von dem gut Straßburgisch gesinnten Ammeister Poirot unterzeichnet, schied ehrlich und richtig die Feudalrechte des inneren Frankreichs und die Regalrechte der freien Stadt Straßburg; es forderte die Aufrechthaltung der Capitulation von 1681 und einiger Artikel des westfälischen Friedens, Bewahrung der geistlichen Stiftungen, Beibehaltung der Zollinie an der lothringischen Gränze, die freie Schifffahrt auf dem Rhein, kurz eine abgesonderte Stellung außerhalb der sonstigen Centralisation. In Paris erblickte man hierin einen Widerstandsversuch; Herr von Türckheim legte in Angst seine Vollmacht als Abgeordneter nieder, der andere Straßburger Deputirte, Herr von Schwendt, der einzige, der für Corporationsrechte auftrat, machte eine erfolglose Anstrengung, etliche Trümmer der alten Stadtverfassung zu retten: die konstituirende Versammlung ging am 20. Dec. über Straßburgs Freiheitbrief zur Tagesordnung über!

Damit war die alte Regimentsverfassung für immer beseitigt.

Jetzt hatte für Dietrich, der jene Ansprüche der Bürgerschaft vom Standpunkte der Pariser Nationalpartei höchst unzeitgemäß und zopfig erachtet hatte, die Stunde seines höchsten Ansehens geschlagen. Seine Reden in den Versammlungen des Schöffen-Rathes legten dar, wie nach Erschöpfung aller Mittel zur Aufrechthaltung der alten Verhältnisse die Vereinigung mit dem neuen Reiche der Freiheit und der Gehorsam gegen die Beschlüsse der National-Versammlung die Pflicht jeder Gemeinde und jedes rechtschaffenen Bürgers sei. Dietrich machte mit seinem idealischen Glauben an die glückliche Herrschaft der Freiheit auf die wackeren Straßburger einen so gewaltigen Eindruck, daß er selbst im Januar 1790 in den 15 Urversammlungen oder Sectionen mit 9685 Stimmen gegen 2286, die der Ammeister Poirot, der germanistische Franzose erhielt, zum Maire von Straßburg erwählt ward. Am 18. März 1790 beging die Stadt in der Einsetzung der neuen Munizipalität das Leichenbegängniß ihrer urväterlichen Ordnung.

Als der erste Maire der nunmehrigen „simple commune," führte Friedrich von Dietrich dieselbe mit rastlosem Eifer in die neufranzösischen Formen über; — dem tragischen Ausgang und der Vergeltung für seinen Abfall von der Sache der Väter, welche ein Franzose besser verstanden, als der Urenkel des Ammeisters Dominikus Dietrich, konnte er bei aller Aufrichtigkeit nicht entgehen. Der Mann, in dessen Wohnung der junge Marquis Rouget de l'Isle (nach Spach in der Nacht vom 24. auf den 25. April 1792) die Marseillaise geschrieben, die dem Urheber wild in die Ohren klang, als er von den Jacobinern in die Berge gesetzt ward, erprobte noch stärker, wie sein kriegerischer Freund, die Rache jener „Volksgesellschaft" — in Straßburg nach ihrem Sitze, dem Gasthause zum Spiegel, der „Spiegelclub" genannt — deren anarchischem Treiben er zu begegnen gewagt hatte. Sein Tod auf der Guillotine zu Paris am 29. Dezember 1793 war ein blutiges Sühnopfer für die Vernichtung des alten Staatswesens der einst auf ihre Selbstregierung so freiheitsstolzen Stadt Straßburg. T. v. H.

England.

Literarische Berichte aus England.

Die Magazine und die Journalistik.

London, September.

Während der ganzen diesjährigen Season hat's immer viel Wasser gegeben, auch in der Literatur. In der That hab' ich erst nach dem Schlusse derselben die Entdeckung gemacht, daß auch einige Bücher mit originalem Inhalt erschienen waren. Da Vieles der Art erst in Magazinen und Zeitschriften stückweise gegeben wird, sah ich mir diese Monats-Bücher und „Serials" für September nach der Reihe durch, um einige Entdeckungen zu machen. Aber lieber Gott, auch sie leben seit Jahren von den alten Schätzen, wie der Bär im Winter von seinem Fette. Im ehrwürdigen Tory-„Blackwoods" fand ich zunächst abgedroschene Betrachtungen über das Leben Robert Peel's, oder vielmehr dessen Biographie, die der Namensvetter Sir Lowrence Peel vor Kurzem der Welt übergab. Nichts Neues, als das Blackwood endlich zugiebt, die Fortsetzung der Schutzzoll-Politik sei eine Unmöglichkeit gewesen, als sie R. Peel aufgab. Betrachtungen über Arthur und seine Tafelrunde, Melazzo u. s. w. — Alles schon dagewesen, und das Gewesene ohne neue Ideen behandelt — fort mit dem dicken Blackwood!

„Fraser" etwas Altes über Phrenologie, über Gesangbuchslieder, über Werke von Ch. Kingsley, Verse 2c. In den Winkel mit Fraser!

Aber Thackeray's „Cornhill?" Ich glaube, die „Framley Parsonage," die bisjetzt durch alle Lieferungen läuft, wird gut Thackerayisch werden, aber ich habe noch keins dieser monatlichen Stückchen gelesen. Die „Four Georges" — schon seit Jahren als Vorlesungen in Amerika und England mit etwa 20,000 Pfund Ertrag dagewesen — können nicht mehr als Original-Artikel passiren. Aber die nationalökonomische Abhandlung von dem berühmten Ruskin (eines der goldenen Kälber, oder vielmehr Esel, die als ausgemachte Celebritäten angebetet werden), der uns gütigst sagt, wie man reich werden und bleiben kann, nämlich dadurch, daß man seine Nachbarn arm macht und in Armuth erhält, ist das kostbarste Original. Diese blödsinnige Spitzbuben- und Räuber-Theorie ist allerdings ein Geheimniß der englischen Politik, aber jeder Schuster und Schneider kann's uns sagen, daß er desto reicher werde, je reicher seine Nachbarn und Kunden um ihn her sind. Wollte er nach Ruskin's und der englischen Auslands-Politiker Theorie reich werden, müßte er seine Nachbar- und Kundschaft so ausplündern, daß sie keine Hosen und Stiefel mehr bezahlen kann. Dann ist aber der ehrliche Handwerker Räuberhauptmann geworden, der, statt reich zu sein, durch Mangel aus der armen Nachbarschaft getrieben wird, um eine neue reiche Nachbarschaft aufzusuchen und auszuplündern. „Diebe und Diebung" („Thieves and Thieving") von einem Geistlichen, sind anständiger, als Ruskin's Räuber-Blödsinn, enthalten aber kaum einen neuen Gedanken. Sala's sprudelnde Kritik Hogarth's ist originell — aber wieder und immer wieder Zehrung von alten Schätzen! So wird Shelley in „Macmillan's" zum hundertsten Male beleuchtet, anderswo Carlyle, anderswo andere alte, todte, längst memoirenhaft und kritisch verbrauchte Größen. Nur die prophezeite Zukunft Europa's aus der Geschichte der Vergangenheit

(The Future foretold in the History of Europe) in Macmillan's, liest sich wie etwas Neues und im Wesentlichen Vernünftiges, wenigstens Tröstliches. Er weist nach, daß Europa sich seit dem Falle des Römerreichs allmählich immer fester und natürlicher zu großen organischen Theilen consolidirt und zu vereinigen gesucht habe und es jetzt schon einiger sei, als z. B. Frankreich oder Spanien vor zwei bis drei Jahrhunderten. Die Einheit Europa's zu organischer Gliederung und zu Einem Ganzen werde sich durchsetzen, und das sei fortan wesentlich unsere Geschichte.

„National Magazine" bringt Abbildungen von Originalgemälden, Erzählungen und Betrachtungen ohne besondere Eigenthümlichkeit, wie gewöhnlich. Bentley's sah nach Rom, Neapel und Politik aus, und wurde hernach so kunterbunt, daß ich von nichts mehr eine Erinnerung habe. Es war einst populär, ist jetzt aber, so weit ich's verfolgt habe, altersschwach und trocken geworden. „The New Monthly Magazine," spricht den Italiänern die Fähigkeit ab, aus Garibaldi's Anregungen etwas Solides und Dauerndes von Einheit zu gewinnen und zu wahren, wie es den Deutschen dieselbe Fähigkeit ableugnet. Dann kommt eine fünftägige Pariser Reise voll bekannten, abgedroschenen Zeuges und manche andere Seite voller Langeweile. „Colburn's United Service" — ist für Marine und Militair; „Englishwoman's Journal" wurde als zum ersten Male von lauter weiblichen Setzern und Stellern componirt merkwürdig gefunden; „Bailey's Magazine" ist ein Organ für „Sports and Pastimes," „Duffy's Hibernian Magazine" erschien in der dritten Nummer als spezielles Instrument, den Geist Erin's, oder besser des Dubliner Literaturlagers zur Geltung zu bringen. Das „Eclectic" enthält gut stylisirte Gedanken über die „Amenities of Social Life," Interessantes von dem Berge Libanon und den Drusen (fast jedes hat seine Weisheit darüber), und kritische Betrachtungen über Hugh Miller, der auch in anderen Reviews schon vielfach herhalten mußte. Der „Christian Spectator" ist wie immer stupid, und diesmal besonders pfäffisch grausam. Welche Masse von Monatsbänden und wie wenig Inhalt! Wo ist Geist und Genius zur Füllung dieser monatlichen Lieferungen von Druckpapier? Die besten Federn verschmieren sich durch nächtliche Arbeiten für die Dutzende 48, ja 96 foliospaltigen Morgen-Zeitungen, für die Hunderte von wöchentlich erscheinenden Zeitungen und Journalen. Sie sind alle eng gedruckt, größtentheils in Folio und bis 72spaltig (wenigstens die Wochen-Zeitungen), und Alles muß gefüllt werden, komm' es her, wo es wolle. Wo soll's immer herkommen? Die stärksten Geister werden im Dienste der Tages- (für sie der Nacht-) Presse in drei bis fünf Jahren vollständig gebrochen und verzehrt, und da nicht immer neues Futter für den Moloch der viel tausend pferdekräftigen Dampfpresse zu kaufen ist, müssen die alten Helden dienen, bis sie wirklich physisch sterben. Ein entsetzlicher Dämon, diese periodische Presse Englands, eine mit Dampf Tag und Nacht arbeitende Anstalt für Verdummung, Geistes- und Genius-Mord, Todtentanz der Logik und der Ideen. — England produzirt geistig nicht mehr, und seine furchtbaren Preßanstalten können nur noch von Diebstahl, Raub und Plünderung seiner alten Literatur-Magazine gefüttert werden. Was an Talent, Geist und Genie aufwächst, wird immer im Keime rasch verbraucht, oder zu dem alltäglichen Dienste hergebrachter Manuskript-Lieferung dressirt. Allen Respekt vor einer blühenden, mächtigen, in alle Kreise und Winkel dringenden freien Presse — das ist Jubel, das ist Leben, wenn's von allen Wipfeln schallt! — aber wenn auf jedem Wipfel ein Gimpel schreit, wenn man vor lauter Geschrei seine eigenen Worte nicht mehr hört, wenn sie heuschreckenartig jedes grüne Blatt bedecken, jeden frischen Halm im Keime verschlingen, wenn dieses bedruckte Lumpen- und besonders Strohpapier uns auf jedem Schritte umknittert und man in täglich frischem Zeitungspapier lebendig begraben zu werden fürchten muß, so ist es wenigstens nicht unzeitgemäß, zu sagen, daß die englische Presse täglich tüchtig daran arbeitet, sich durch ihre eigene Macht und Masse zu vernichten. Sie leidet, wie einst das weltmächtige Rom, nach Livius, an Ueberfülle.

Doch wir verzweifeln noch nicht. Vielleicht kann sich die Presse, wie Münchhausen an seinem Zopfe, aus ihrem Lumpen- und Strohpapier-Sumpfe durch einen neuen Geist emporziehen. Ein „Spiritual-Magazine" als Organ für die Manifestation des „Spiritualismus," d. h. der Mrs. Hayde und des Mr. Hume, der von Amerika aus über Europa hinweg bis Petersburg schon manche Höfe und selbst den Napoleon spiritualisirte, ist bereits erschienen. Wir wollen nicht mit dem gewöhnlichen Aufkläricht- und Material-Pöbel darüber spotten. — Faraday und andere wissenschaftliche Celebritäten haben sich längst die Köpfe zerbrochen (?) über reelle, reale, handgreifliche, von nüchternstem Zeugniß gebildeter Männer bekräftigte, Geister-Manifestationen. Facta und Experimente sind in Masse da, Stoffe, Materien, welche selbst der gröbste Materialismus nicht mehr leugnen kann. Ich für meine Wenigkeit bin freilich weit davon entfernt, die veraltete Mrs. Hayde und den kahlen, blauäugigen Mr. Hume für Heilande, für Messiasse einer neuen Geister-Offenbarung zu halten. Aber Etwas spukt um sie herum, etwas Faktisches, materiell Konstatirtes.

Vielleicht sind diese tragikomischen Schreibebriefe Verstorbener beim Baron Güldenstubbe in Paris und die verdrehten Tischklopfer nur die ersten, häßlichen Fetische sich neu offenbarender schöner Gottheiten. Daß eine Reaction gegen den kahlen, öden Materialismus dieser Tage kommen muß, liegt in der Natur der Menschen. Ganz materialistisch genommen, ist dieser unter den Menschen aller Zeiten und Zonen sich unfehlbar und unvertilgbar geltend machende Gottes-, Geister- und Aberglaube mit seinen ungeheuren Wirkungen und Gestaltungen in der Geschichte eine mindestens eben so gewaltige elementare Macht und Masse, wie das mächtigste und allgegenwärtigste aller Elemente, der Sauerstoff. Welch' ein kahl rationalistischer, seichter Blödsinn ist dieser moderne Chemismus! Sich einzubilden, daß man nun ganz materialistisch wisse, was ein Körper eigentlich sei, wenn man sagen kann, daß er stöchiometrisch aus so und so viel Sauer-, Stick-, Kohlen- und Wasserstoff bestehe, ist schon innerhalb der materialistischen Theorie ein wissenschaftlicher Unsinn, da immer noch ganz anderes Wissen dazu gehört, um den Körper wirklich zu erkennen und wissenschaftlich zu bestimmen. Denkt nur, um nicht weiter zu gehen, an das Wunder der isomero-chemischen Körper! Mancher erklärt's mit Atom-Taschenspielerei und glaubt dabei ein Mann materialistischer Wissenschaft, selbst ein spezieller Chemiker zu bleiben.

Sie müssen tausenderlei Geheimnisse in ihrer grob materialistischen Sphäre selbst zugeben, oder sie erklären's nicht besser, wie der naive Bauer alle Dinge, die er sich nicht erklären kann. Sie sind ihm schlechtweg Fügunges Gottes, für die er sich gelegentlich in der Kirche sehr andächtig bedankt, wenn sie ihm just recht gelegen kamen; wie z. B. Regen am Abende, nachdem er seine Sauerkrautpflanzen steckte. Die Chemiker nennen statt Gottes irgend ein Atom- oder Elementargeheimniß, wenn sie etwas ihnen Unerklärliches erklären wollen. Und dieser Chemismus soll hinreichen, um über ideale Phänomene, Gottes-, Geister- und Aberglauben — in ihren Wirkungen oft furchtbarer, als zehn Armeen, eben so ewig und allgegenwärtig, wie das mächtigste Element — das Todesurtheil zu sprechen? Hofft nicht zu viel! Wir fürchten gar nichts von diesen Elementarschülern.

Buckle's Geschichte der Civilisation in England.

II.*

Thomas Carlyle und Thomas Buckle.

Wir haben kürzlich das von Arnold Ruge übersetzte Werk des Engländers Thomas Buckle über „die Geschichte der Civilisation in England" angezeigt, und dabei unumwunden die Bedenken ausgesprochen, die uns der Geist dieses Buches erweckt hat. Nun ist uns die zweite Abtheilung dieses ersten Bandes** zugegangen, und wir haben nun Gelegenheit, genauer zu sehen, wie der jedenfalls bedeutende Verfasser seine Sache angreift. Die erste Abtheilung enthielt nur die allgemeinen Gesichtspunkte und leitenden Ideen, und man konnte sich daraus noch nicht ein gehöriges Urtheil bilden über die ganz neue, noch nicht da gewesene Art und Weise, Geschichte zu schreiben, die Herr Buckle versprochen hat. Das ganze vorliegende, ziemlich starke Buch, behandelt ausschließlich Frankreich, und giebt uns die innere Geschichte seiner geistigen Entwickelung vom sechzehnten Jahrhundert bis zur französischen Revolution, jedenfalls in der Absicht, die gewonnenen Resultate späterhin für die Betrachtung der englischen Civilisation und ihres Wesens nutzbar zu machen. Der allgemeine Eindruck, den es macht, ist — wir stehen trotz aller Bedenken in unserem früheren Artikel dem Werke mit voller objektiver Ruhe gegenüber — im Vergleiche mit dem ersten Bande ein entschieden vortheilhafterer, weil hier eine geschlossene Aufgabe vorliegt, und die Sonderbarkeiten der Anschauungsweise bei dem Stofflichen der Abhandlung weniger hervortreten können.

Auch in diesem Bande kommt Herr Buckle stets darauf zurück, daß die bisherige Art und Weise, Geschichte zu schreiben, nichts tauge, daß sie zu viel einzelne Monarchen, Hofgeschichten, Anekdoten, Kriegsgeschichten, Schlachten, Belagerungen und dergl. berücksichtige. Da wir nun jetzt selbst sehen können, wie er die Sache durchführt, so fangen wir auch

---

* Vgl. Nr. 29 des „Magazin."

** Leipzig und Heidelberg, C. F. Winter'sche Verlagsbuchhandlung, 1860

an, seine eigentliche Meinung besser zu verstehen, meinen aber doch, trotz aller Achtung vor dem Geleisteten, daß er sich etwas zu Extremen fortreißen läßt. Seine Polemik gegen die bisherige Art der Geschichtschreibung hat Aehnlichkeit mit der, welche sein Landsmann, Thom. Carlyle, in seiner Geschichte Friedrich's des Großen unermüdlich gegen unseren armen Landsmann, den würdigen Dr. Dryasdust (dürr — wie — Staub), d. h. gegen die deutschen, pedantischen Gelehrten führt, die gar nicht verstanden hätten, die Geschichte ihres großen Königs geschmackvoll zu machen; auch er hat sich ein so ausgesprochenes, hohes Ideal künftiger Geschichtschreibung in seinem Sinne gemacht, daß er jedenfalls die bisherigen Leistungen etwas unterschätzt und zum Theil gegen ein Luftgebilde kämpft, wie er sich selbst von der bisherigen Historik gebildet hat, wie es aber keineswegs der Wirklichkeit entspricht.

Diese Engländer, Carlyle und Buckle, die beide als bedeutende Erscheinungen bei uns Eingang finden, und wohl für ein Paar Typen des heutigen Englands gelten können, sind eigenthümliche Käuze, und jeder von ihnen hat — wir sagen das mit allem Humor — jenen kleinen Sparren, ohne den es beim Engländer schwerlich abgeht — freilich in sehr verschiedener Richtung. Carlyle ist eine poetische, aufgeregte, lebhafte Natur, die gegen die Zustände Englands, namentlich gegen den alles überwuchernden Merkantilismus, gegen die Lahmheit der Vielherrschaft, ja gegen das Parlamentswesen, wie es derzeitig beschaffen ist, einen lebhaften Widerwillen hegt; er haßt die Mittelmäßigkeit der demokratischen Masse, er haßt die in Commissionen berathende, debattirende, amendirende, zehn Mal hin und wieder geschobene Gesetzgeberei und den ganzen dichtverbuschten Urwald naturwüchsiger Selbstregierungsfreiheit, wie er im heutigen England aufgewuchert ist — er schwärmt für kräftige Tyrannen, energische, durchgreifende Herrscher, für Richtscheit und Lineal, ja zuletzt für den Korporalstock! Ich weiß nicht, wie es kommt, daß man den eigentlichen Kernpunkt seines Buches so wenig erkannt und hervorgehoben hat, da er doch obenauf liegt. Wie Tacitus den in Ueppigkeit versunkenen Römern seiner Zeit die rauhen Germanen als Sittenspiegel und Muster vorhält, so hat Carlyle nicht üble Lust, seinem, heutiger Zeit jedenfalls etwas in's Breiartige verschwimmenden England das militairisch dressirte, an Rechtsum, Linksum Kehrt gewohnte Preußen zum Beispiele hinzustellen. Die Völker bedürfen — das ist seine Lehre — Schule, Drillung, ernste, strenge Disziplin; sie müssen Fuchtel haben und Ordre pariren lernen, wenn etwas aus ihnen werden soll. Was würden die Engländer sein, wenn sie nicht Wilhelm der Eroberer und seine Nachfolger tüchtig zugeritten und zur Raison gebracht hätten? — Nun so haben es die Hohenzollern mit den Marken, so hat es der große Kurfürst, so haben es Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. mit den Preußen gemacht — aus den Preußen kann was werden, weil sie an Dressur gewöhnt, geschult, zum Gehorsam abgerichtet und dabei nicht übermäßig gut genährt sind. — Nehmt Euch ein Beispiel d'ran, Ihr Engländer! Ihr habt viel zu viel Geld; Ihr eßt viel zu viel fette Speisen; Ihr werdet zu dick, zu aufgeschwemmt, zu üppig, zu Fallstaffartig. — Es würde Euch gar nicht schaden, wenn so ein Friedrich Wilhelm I. mit seinem Eisenfresser, dem Dessauer, über Euch käme, und mit seiner grunzend näselnden Stimme kommandirte: „Stillstand! rechtsum, Marsch!" — „Nicht raisonnirt!" Carlyle findet gar kein Maß und Ziel, seinen Landsleuten mit allerlei Wendungen, Künsten, Vergleichen deutlich zu machen, was diese alten preußischen Schnurrbärte mit ihrem ungeschlachten Wesen, ihrer militairischen Einsilbigkeit, ihrer filzigen Sparsamkeit für vortreffliche Volkserzieher waren, was ein tüchtiger König zu leisten im Stande sei, wenn er freie Hand habe, und nicht von tausend Mittelmäßigkeiten bei jedem Schritte behindert werde. Carlyle ist Poet; die Poesie braucht Helden, die Phantasie braucht Sammlung, Concentration, Gipfel und Höhen; sein Buch ist bezeichnend für die Unbehaglichkeit, in welcher sich die englische Gesellschaft befindet. — Merkwürdige Erscheinung! Dieser Kultus des Königthums, der Alleinherrschaft, entwickelt sich folgerecht aus dem Kultus der demokratischen Idee, und die Geschichtschreiber gerathen ohne Verabredung auf Anschauungen und Gedankenreihen, welche zu der Vermuthung führen müssen, daß sie unter dem Einflusse eines Buckle'schen geschichtlichen Gesetzes stehen. Für Carlyle heißt der Normal-Monarch Friedrich der Große, für Mommsen, den gefeierten Geschichtschreiber Rom's, Julius Cäsar — Cäsar, der einzige untadelhafte, der Mann von klarem Verstand, von Charakter und Folgerichtigkeit, der dem alternden, römischen Parlamente, dem Fraubasengeschwätz des Cicero, den pathetischen Narrheiten des Cato ꝛc. ein Ende macht.

Wenn sich Carlyle unbehaglich findet, wenn er überall nur Schlendrian, Routine, Tretmühle, Chinesenthum, Stagniren des höheren Geisteslebens sieht, und die Abhülfe in kräftigen Stößen von Außen, im gewaltsamen Aufrütteln und Zurechtstutzen der faulen Masse suchen würde, so hat Buckle, obgleich von einem ähnlichen Gefühle des Unbehagens ergriffen, doch wesentlich andere Ansichten über den Sitz des Uebels. Während Jener bereits die Hoffnung aufgegeben hat, daß aus der allgemeinen Demokratisirung, Verschleifung und Aufklärung etwas Tröstliches hervorgehen könne, glaubt Buckle im Gegentheil, es sei mit diesem Merkantilismus, mit diesem Nützlichkeitsstreben, mit Zahl, Maß, Elle u. s. w. noch nicht genug geschehen, und sein Ideal ist noch eine allgemeine industrielle Demokratie, mit der utilitarisch verwertheten Universalwissenschaft als Religion. Wissen ist Macht, aber nur Wissen im englischen Sinne, exakte Naturwissenschaft. Aufklärung ist allgemeine Verbreitung dieser gemeinnützigen Kenntnisse, von deren gehöriger Verwerthung das Wohlsein des Ganzen abhängt. Um wohl und glücklich zu sein, muß man z. B. gutes Fleisch essen, also vor Allem gutes Rindfleisch — also wird man wissen müssen, welche Rindvieh-Raçen das beste Fleisch liefern, wie man Rinder am besten züchtet, wie man die Wiesen, auf denen sie weiden, verbessert, drainirt, welche Futtergräser ihnen am besten zusagen; man muß also Ackerbau, Viehzüchtung, Botanik ꝛc. studiren.

Man kann nach diesem Beispiele tausend andere machen und die Ansicht in allen möglichen Beziehungen durchführen. Die Solidarität der materiellen Interessen im Allgemeinen, ihr Widerspruch, ihr Kampf und Streit im Besonderen, das ist die Gesellschafts-Theorie, welche in England so gang und gäbe geworden ist, eben weil sie nur eine Abstraction von den Verhältnissen selbst ist. Weil sich in dieser Theorie Alles nach Angebot und Nachfrage richtet, Alles auf den unbeschränkten Tauschvertrag gegründet ist, der natürlich nach den Prinzipien des unbedingten Freihandels vor sich gehen muß, so sieht diese Schule in Allem, was nicht producirt und handelt, ein Hinderniß, eine Abweichung von der Regel; daher die Ueberflüssigkeit alles dessen, was man eigentliche Regierung heißt. Denn da, wie sie glaubt, die Menschheit (die englische) hinlänglich gezähmt ist, und Krieg und Blutvergießen als vollständigen Blödsinn verachtet, so geht klärlich daraus die Entbehrlichkeit der Kriegerkaste hervor, die ein sehr kostspieliger Verzehrer ist, ohne irgend etwas zu produciren; die Regierung über friedfertige, nur spinnende, webende, hämmernde, handelnde Menschen macht sich von selbst, oder vielmehr, indem sich Alle selbst regieren und sich Alles nur nach den natürlichen Gesetzen des gesellschaftlichen Lebens, wie sie aus der Statistik erkennbar sind, richtet, macht sich die Regierung ganz von selbst. Nach und nach werden die übrigen europäischen Völker ohne Zweifel eben so vernünftig und einsichtig, wie die Engländer werden — das Gesetz der fortschreitenden Menschenzählung verbürgt es — und so kann es gar nicht fehlen, daß das Endergebniß dieser Entwickelungen der ewige Friede ist.

Mr. Buckle macht, wie wir bereits gesagt, die Geschichte halb zur Naturwissenschaft — der Zeitgeist jeder Periode wird nach den Erscheinungen, in denen er sich äußert, ausgerechnet und festgestellt — so zu sagen, eine Pathologie der Geschichte, in welcher das, was bisher nebensächlich behandelt wurde, die Hauptsache wird, und das, was bisher als Hauptsache galt, nur in den allgemeinsten Zügen dargestellt wird. Ueber die Ursachen der französischen Revolution haben alle Historiker, welche dieses Ereigniß erzählt haben, gehandelt, mehr oder minder ausführlich, mehr oder minder tief, von diesem oder jenem Parteistandpunkte aus; aber was darüber mitgetheilt wurde, waren fast nur Ansichten, die sich nebenher bei dem Quellenstudium ergeben hatten und nur in allgemeinen Urtheilen hielten, welche die Aufgabe hatten, dem Leser zurecht zu helfen. Ganz anders bei Buckle; ihm sind die geschichtlichen Ereignisse, die Thaten der Menschen, die Katastrophen ꝛc. nur Nebensache; der Hauptgegenstand seiner Untersuchung sind die großen Faktoren der Entwickelung, die treibenden Kräfte, die Dialektik derselben, und um diese zu führen, verwendet er allerdings eine staunenswerthe Masse von Material, das bisher weniger beachtet war, wenigstens nicht in dieser Weise zusammengetragen und condensirt wurde. Wir gestehen ihm hier gern zu, daß seine Methode solid und für das Verständniß der Dinge, wie sie sich wirklich begeben haben, von großem Nutzen sei; sein vorliegendes Buch ist für das Verständniß der französischen Revolution, wie sich dieselbe aus lange vorher gegebenen und mannigfache Verwandlungen durchmachenden Faktoren entwickelte, wirklich sehr lehrreich, und man wird es mit großem Nutzen lesen, selbst wenn man mit der Geschichtsphilosophie des Verfassers nicht in Allem einverstanden ist. Worauf diese hinauslaufe, haben wir schon oben angegeben, ohne behaupten zu wollen, den besonderen Standpunkt überall genau getroffen zu haben; denn die Lösung des Räthsels liegt noch nicht vor.

Amerika.

Ueber die Raçen-Vermischung.

Jene, in jüngster Zeit, auf einem statistischen Kongreß in London, gesprochenen Worte eines Negers: „Ich kann der Versammlung versichern, daß ich ein Mensch bin," sind unzweifelhaft gewichtvoller und von mehr Wirkung gewesen, als dies irgend eine künstliche und gelehrte Rede hätte sein können. Diese wenigen Worte enthalten Alles, was die seit Jahrtausenden verachteten und dem Fluch übergebenen Söhne Ham's den Nachkommen Sem's und Japhet's sagen können. Jene eindringlichen Worte wurden daher auch, mit Ausnahme von Herrn Dallas, dem Vertreter der Vereinigten Staaten Nord-Amerika's, mit ungetheiltem Beifall aufgenommen. Die schwierige politische Stellung dieses Herrn zwischen dem Norden und Süden seines Vaterlandes, gestattete ihm kein Wort der Erwiderung. Wir erinnern uns, daß Herr Dallas, als ihm in ähnlicher Lage zwei Jahre früher im Palast der Königin von England der schwarze Gesandte von Hayti zur Seite stand, entrüstet das Feld räumte.

Jedenfalls ist diese moralische Züchtigung, welche dem Präsidenten Buchanan in der Person seines Gesandten zu Theil wird, wohlverdient, wenn man bedenkt, wie treulos Buchanan im Sinne der Constitution seines Landes den Sklavenstaaten gegenüber handelte, wofür die wohlverdienten Früchte nicht ausbleiben werden, die sich zum Theil durch die Sprengung der demokratischen Partei bereits gezeigt haben. Uebrigens kann man wohl, nach so viel gesammelten Erfahrungen, namentlich der letzten Jahrzehnde, mit Bestimmtheit behaupten, daß, wenn auf der einen Seite die Herrschergelüste und egoistischen Ansichten der Sklavenhalter nur Mißbilligung und Verachtung verdienen, doch auch die Philanthropen auf der andern Seite zu weit gehen, wenn sie die Negerraçe mit der, auf einer weit höheren Stufe der Entwickelung stehenden weißen Raçe gleichstellen wollen, und darum gern bereit wären, eine innige Vermischung beider Stämme herbeizuführen.

Jene vorerwähnten Worte des schwarzen Doktors: „Ich kann versichern, daß ich ein Mensch bin," beweisen in der That nichts weiter, als was ihr buchstäblicher Sinn sagt. Wir zweifelten demnach nicht an der großen Fähigkeit einzelner Individuen der Negerraçe, wohl aber an der Fähigkeit und geistigen Tüchtigkeit der ganzen Raçe, zu Staatenbildungen in unserem Sinne.

Es ist eine sehr oberflächliche Anschauung vieler Philanthropen, daß sie die unter den Völkern der Erde entschieden hervortretenden Entwickelungs- und Bildungsstufen gänzlich übersehen und wirklich zu glauben scheinen, daß ein ganzes Volk in 25 oder 50 Jahren, d. h. während einer oder zwei Generationen, den Grad von Geistesbildung erreichen könne, der eines Zeitraumes mehrerer Jahrhunderte bedarf, wenn er überhaupt von einem Volke erreicht wird, oder mit andern Worten, wenn in der Raçe die Anlagen wirklich vorhanden sind. Aus diesem Gesichtspunkt erscheint daher auch die Raçen-Vermischung als etwas Unnatürliches, und wie die Erfahrung ebenfalls lehrt, bilden im Allgemeinen die Mischlinge der schwarzen und weißen Raçe in ihren verschiedenen Abstufungen einen Stamm Menschen, die meistens die Fehler und Mängel beider Raçen an sich tragen, ohne ihre Tugenden, oder auch ihre Fähigkeiten zu besitzen. Eben so verhält es sich mit den Mischlingen der weißen und gelben Raçe in Indien; ja man hat sogar die Erfahrung gemacht, daß die Nachkommen von Chinesen von malayischen Frauen in der dritten und vierten Generation aussterben.

Wenn man daher auch mit vollem Recht den Hochmuth und den Despotismus des Yankee, dem Neger gegenüber, streng tadeln, ja wirklich unbeschreiblich roh und thierisch finden muß, so kann doch auf der andern Seite nicht geleugnet werden, daß die Bestrebungen der Nord-Amerikaner, ihre eigene Raçe rein von Vermischung mit Negerblut zu erhalten, nur lobens- und anerkennungswerth sind, und wahrscheinlich für die Zukunft des amerikanischen Volkes von großen Folgen sein werden.

Vielleicht wird der unbegränzte Hochmuth des Yankee und seine beispiellose Verachtung und Erniedrigung des Negers zu einem Raçenkampfe führen. Möglich ist aber auch, daß den Negern dadurch zu einem besseren Loose verholfen wird, daß sie später zu massenhaften Auswanderungen nach Hayti, Cuba, den Gebieten des Amazonen-Stroms, Guyana, u. s. w. sich gezwungen fühlen, wozu ihnen durch die Yankee's selbst die Erleichterung geboten werden dürfte, denn die genannten Länder werden zweifelsohne früher oder später in den Besitz der Union gelangen, und zwar hoffentlich blos als Kolonien, weil jede in jenen heißen Ländern lebende Mischlingsraçe zu allen Zeiten auf einer viel zu niedrigen Entwickelungsstufe stehen wird, um die völlige Gleichstellung mit der Union vertragen zu können.

Während einerseits solche Bevormundung für die schnellere Hebung und Entwickelung dieser Länder nur ersprießlich sein kann, ist auch die geographische Lage derselben mit ihren offenen Küsten und großen Strömen ganz zur Occupation und Beherrschung von außen geeignet. Daß nach den jetzt herrschenden Prinzipien die Vereinigten Staaten mehr und mehr danach hinstreben müssen, sich der schwarzen Bevölkerung zu entledigen, und schon aus diesem Grunde nach Kolonienbesitz verlangen, ist einleuchtend, und unzweifelhaft wird unter solchen Verhältnissen die zwar freie, aber doch bevormundete Negerbevölkerung sich alsdann schneller zur Selbständigkeit und Reife entwickeln, als dies mit sich selbst überlassenen Negerstaaten, wie St. Domingo und Liberia der Fall sein konnte.

Es ist zu bedauern, daß man diese Hauptaufgabe: der schwarzen Raçe die Entwickelungsstufen erst anzubahnen, bisher so wenig beachtete. Selbst Lord Brougham, der Vorkämpfer für Aufhebung des Sklavenhandels, scheint nur nach allgemeinen philanthropischen Grundsätzen gehandelt, und die geistige und politische Entwickelung der Negerraçe nicht genügend beachtet zu haben.

Kein Land giebt uns mehr Gelegenheit, Beobachtungen über die Mischlingsraçe anzustellen, als Brasilien. Die Portugiesen haben nie die Scheu vor einer Vermischung mit afrikanischem Blut gefühlt, wie dies bei dem angelsächsischen Stamm der Fall ist. Vier Fünftel der freien Bevölkerung Brasiliens sind daher Mischlinge, und zwar in allen Abstufungen. Man kann wohl als charakteristische Merkmale dieser neu entstandenen Raçe Trägheit, Wollust und Feigheit bezeichnen. Dabei ist ihnen vom Hochmuth ihrer weißen Vorfahren so viel geblieben, daß, wer nur einer schwachen Spur weißer Abstammung sich rühmen kann, es für eine unauslöschliche Schande hält, Feldarbeit zu verrichten. Was soll also ein solches Volk leisten? Untauglich zum Anbau ihres eigenen Landes, untauglich zur Vertheidigung desselben, weil sie den Muth weder des Negers, noch des Weißen besitzen, sind die Brasilianer auch gewiß untauglich zum Regieren. Man kann in der That nur mit schmerzlichen Gefühlen ein so schönes Land, wie Brasilien, im Besitze eines Volkes sehen, das unter den jetzt bestehenden Verhältnissen eben so unfähig zur Entwickelung und zum Fortschritt ist, wie St. Domingo. Nur ein energisches Regiment, eine kräftige Bevormundung ist im Stande, dieses träge Volk aus dem Schlafe zu rütteln und die Hemmnisse und Mißbräuche hinwegzuräumen, welche wie ein Alp auf dem Lande lagern, und die einen schaffen die eigne Regierung zu schwach, oder dabei selbst zu sehr interessirt ist.

Man sollte meinen, daß bei einer freien Bevölkerung, die zu $^4/_5$ selbst von afrikanischem Blut abstammt, sich mehr Mitgefühl und Sympathie für die im Lande noch lebenden Negersklaven kund geben sollte, als dies z. B. in den Staaten der Union der Fall ist; doch im Gegentheil kann man wohl behaupten, daß gerade diese Mischlingsraçe ihre eigenen Stammverwandten, die noch unter dem Joch der Sklaverei seufzenden Neger, mit weit mehr Härte und Grausamkeit behandelt, als dies in den Vereinigten Staaten der Fall ist, wo der Neger zwar im Allgemeinen mit Verachtung und Geringschätzung behandelt wird, dagegen in nur sehr einzelnen Fällen mit wirklicher Härte und Grausamkeit.

Lord Brougham, der Brasilien vor wenigen Jahren in wohlverdienter Weise in seinen feurigen Reden angriff, und so die Palmerston'sche Bill zur gewaltsamen Unterdrückung des Sklavenhandels hervorrief, spendete in letzter Zeit diesem Lande viele unverdiente Lobeserhebungen wegen seiner Enthaltsamkeit vom afrikanischen Sklavenhandel. Man sollte in der That meinen, die Wölfe hätten sich in Lämmer verwandelt. Und allerdings hat seit drei Jahren in Folge der englischen Wachsamkeit und der gut gehandhabten Küstenpolizei kein Sklavenhandel daselbst stattgefunden, denn mit Brasilien ging Lord Palmerston weit strenger zu Werke, als mit Cuba; doch täuscht sich Lord Brougham gewaltig, wenn er meint, daß die Sklavengelüste in Brasilien erstorben seien. Man wartet vielmehr sehnsüchtig auf günstige Gelegenheit, um den alten Handel wieder zu eröffnen, namentlich seitdem auch der schöne Plan, deutsche Sklaven einzuführen, zu scheitern drohet.

Gegenwärtig verschwindet der kleine Sklavenbesitz mehr und mehr, und geht in die Hände großer Unternehmer und Grundbesitzer über, so daß sich die große Masse der Sklaven nur noch in den Händen Einzelner befindet. Die Veranlassung hierzu liegt in der Anlegung großer Kaffee-Plantagen und Dampf-Zuckersiedereien, welche eine Menge menschlicher Arme erfordern.

Die Zukunft Brasiliens scheint einer Krisis entgegen zu gehen, die, man muß es wünschen, recht bald kommen mag, um jenem Zustande der Schlaffheit, Rathlosigkeit und auch dem materiellen Elende, welches mehr und mehr sich zeigt, ein Ende zu machen. Arbeitskräfte ist das Leistungs-

wort; Arbeitskräfte! um die fehlenden Neger zu ersetzen, da doch nun einmal die Mischlinge nicht arbeiten wollen. Schwerlich werden England und Frankreich den Negerhandel wieder gestatten, und die brasilianische Regierung wird wohl oder übel sich entschließen müssen, den Chinesen das Land zu öffnen.

Dieses arbeitsame Volk würde in kurzer Zeit einen völligen Umschwung in den Verhältnissen hervorbringen, und es würde ein nie geschehener Produkten-Reichthum entstehen, der in Verbindung mit den direkten und indirekten Steuern einige Millionen arbeitsamer Asiaten wohl in Stand setzen würde, das Land in schnellen Aufschwung zu bringen.

Ueber die Vermischung der gelben Raçe (namentlich der Chinesen) mit der schwarzen, sind noch keine Erfahrungen gemacht worden, und es ist wohl möglich, daß durch diese Kreuzung ein kräftigeres und fähigeres Geschlecht erzeugt werde, als bisher durch Vermischung der weißen Raçe mit der schwarzen oder gelben. Gegenwärtig sind die Bestrebungen der weißen, wie der Mischlings-Bevölkerung Brasiliens mehr auf Pomp und glänzende Schaustellungen gerichtet, als jemals, während das wirkliche materielle Wohl des Landes rückwärts schreitet. Man wird nicht zu viel sagen, wenn man annimmt, daß jährlich fünf bis sechs Millionen Thaler verausgabt werden, um Söhne und Töchter zur Erziehung oder zum Amusement nach Paris und London zu schicken. Ein solches Verfahren charakterisirt vollkommen einestheils den mangelhaften Zustand der Schulen und Erziehungs-Anstalten, andererseits den Leichtsinn und Hochmuth und die Eitelkeit dieses Volks, welches viel weiser handelte, die Kinder als tüchtige Landwirthe zu erziehen, als Pariser Stutzer aus ihnen zu machen.

Mexiko.

Der gegenwärtige Stand der mexikanischen Angelegenheiten.

Es giebt in Nord-Amerika eine große Partei, welche der schrankenlosen Ausdehnung des jungen Staatswesens mit allen Kräften entgegen ist, und namentlich die Einmischung in die mittelamerikanischen Angelegenheiten, die schließlich zu deren Einverleibung führen muß, mit Furcht und Besorgniß betrachtet. Wenn etwas den nordamerikanischen Freistaaten Noth thut, behauptet sie, so ist dies vor Allem die Konsolidirung der inneren Zustände. Der Flächenraum, den das Land einnimmt, ist so ungeheuer, daß sich die Paar Million Menschen darin verlaufen; die Schätze und Vortheile der Natur, die ausgebeutet werden können, liegen überall in der Nähe, und es bedürfte nicht des Hetzens und Jagens, des schonungslosen Wüstens und Rasens, das dem Yankee zur andern Natur geworden, um ein in materieller Hinsicht ganz zufriedenstellendes Dasein zu führen. Die schrankenlose Ausbreitungssucht, der Abenteuergeist, die unbefriedigte Wanderlust, die Gier nach ungemessenem Erwerbe lassen eine Freude am Dasein, an dem Genusse der Civilisation und aller wahrhaften Bildung gar nicht aufkommen; das Nomadenleben, das Herumpfuschen in allen Gewerben und Berufsarten ist aller soliden Ausbildung, allem dauerhaften Ausbau der einzelnen Bürgergemeinde durchaus feindselig. Wenn das so fort geht, ist eine Verwilderung und Indianisirung der angelsächsischen Raçe zu befürchten und die Freistaaten dürften über kurz oder lang das Schicksal der spanischen Kolonien theilen, in denen das Europäerthum kläglich verkümmert ist.

Aus diesen Gründen fürchtet die republikanische Partei, welche wesentlich die europäische Gesittung und ihr geistiges Leben repräsentirt, die Berührung mit Mexiko. — Lowell hat seine beißendsten Satyren gegen den letzten mexikanischen Krieg unter Taylor geschleudert und seine grimmigsten Pfeile nicht geschont, um die demokratische Partei in ihrer ganzen Gemeinheit und Pöbelhaftigkeit bloßzustellen, und als rohes Flibustierthum zu brandmarken.

Von diesem Standpunkte aus ist auch ein gediegener Artikel über Mexiko geschrieben, welchen das Atlantic Monthly bringt, und welcher sich die Aufgabe stellt, bei den drohenden Verwickelungen, die von Neuem eingetreten sind, diese Angelegenheiten näher zu beleuchten. Er enthält zunächst eine übersichtliche Geschichte Mexiko's seit der Zeit seiner Lostrennung von Spanien, aus der wir das Wichtigste mittheilen.

„Weniger als 50 Jahre umfaßt die Zeit zwischen dem Auftreten Hidalgo's und dem Miramon's; und zwischen den Daten der Leiterschaft dieser beiden Männer hat Mexiko eine Armee von Generalen gehabt, von denen wenig mehr als der Name bekannt ist. Hidalgo, Morelos, Mina, Bravo, Iturbide, Guerrero, Bustamente, Victoria, Pedraza, Gomez, Farias, Paredes und Herrera — das sind die Namen, welche einst unseren Landsleuten in Verbindung mit Mexiko vertraut klangen. — Wir haben jetzt einen neuen Stamm mexikanischer Häuptlinge: Alvarez, Comonfort, Zuloaga, Uraga, Juarez, Vidaurri, Haro y Tamariz, Degollado und Miramon. Manche der letztgenannten Häupter dürfte man ihren Jahren und Diensten nach unter die ersteren rechnen; doch wenn sie irgend politische Wichtigkeit haben, so gehört sie der gegenwärtigen Zeit. Der wichtigste von allen, Miramon, soll auch sehr jung sein und ist erst viele Jahre später geboren worden, nachdem die letzten Spuren der Vicekönig-Regierung beseitigt waren. Santa Aña, bald absoluter Herrscher und bald wieder absoluter Ausreißer, aber stets in dem Streben sich gleich bleibend, seinen Gegner, möge er nun ein fixer Mexikaner, oder ein dummer Yankee sein, unterzubringen, — dürfte schon wegen seines so häufigen Umsattelns die Brücke heißen, welche die erste Generation dieser Leiter mit der zweiten verbindet, die jetzt ihr Land durch Mißregierung zu Grunde richtet. Santa Aña's öffentliches Leben fängt gleichzeitig mit der Unabhängigkeit Mexiko's von fremder Herrschaft an, und seine Laufbahn kann schwerlich schon als beendet gelten. Santa Aña verdankte viel von seiner Macht seinem Siege über die Spanier im Jahre 1830, obgleich die Seuche die halbe Arbeit für ihn auf sich nahm; und vielleicht kann kein besserer Beweis von dem Hasse der Mexikaner gegen die spanische Herrschaft beigebracht werden, als eben die Gewalt, die er über ihre Gemüther dadurch gewonnen, daß er Theil an der Umstürzung derselben genommen und ihre Wiederkehr unmöglich gemacht hatte.

„Im Aerger über die Anarchie, welche nun schon so lange in Mexiko haust, haben amerikanische und europäische Schriftsteller die Lage dieses Volkes mehrfach der Ordnung gegenübergestellt, welche während der spanischen Obmacht herrschte, und es ist nicht ungewöhnlich, daß man Amerikaner sagen hört, das Schlimmste, was den Mexikanern je widerfahren, wäre eben der Sturz jener Obmacht. Sie vergessen, daß die Ursachen mexikanischer Anarchie spanischen Ursprungs sind, und daß Alles ebenso hätte eintreten müssen, auch wenn Mexiko nicht seine Unabhängigkeit durchgesetzt hätte. Der Stoß, den die Beschlagnahme des spanischen Thrones durch Napoleon I. hervorbrachte, führte zu jenem Kriege gegen die Spanier in Mexiko, welcher im Jahre 1810 zu früh ausbrach, und den Charakter einer Jacquerie hatte, der aber vollständig erfolgreich gewesen sein würde, wenn Hidalgo seiner Stellung gewachsen war. Man hatte die Absicht gehabt, den Streich gegen die Gachupinos zu führen, d. h. gegen die europäischen Spanier und die Leute von rein spanischem Blute, welche Parteinehmer für Spanien waren, mochte dieses nun von Bourbonen oder von einem Bonaparte regiert werden. Der Streich würde von den Kreolen geführt worden sein, welche dem Hause Bourbon treu blieben. Umstände veranlaßten die indianische Bevölkerung, den Krieg zu beginnen, und dies war für den ursprünglichen Plan verhängnißvoll, da es zur Vereinigung der Spanier und Kreolen gegen den Anhang Hidalgo's führte. Das Heer, mit welchem Calleja Hidalgo's Streitkräfte niederwarf, war ein Heer Kreolen. Es bestand gerade aus den Leuten, welche die Ersten gewesen sein würden, die Spanier niederzuschlagen, wenn die Indianer ruhig geblieben wären. Von dieser Zeit datirt die Unordnung in Mexiko, die seitdem stets gewaltet hat, obschon das Land in Zwischenräumen kurze Perioden verhältnißmäßiger Ruhe genossen hat."

Die Parteien, die, als das projektirte mexikanische Kaiserthum gescheitert war, nach Einführung der Republik auftraten, waren die Föderalisten und die Centralisten, im Wesentlichen dieselben, welche noch heute bestehen. Die Föderalisten sind durch alle Störungen und Wirren eines Menschenalters die wahren Liberalen geblieben, und sind, obschon nicht fehlerfrei, dennoch mehr zu dem Titel der Patrioten berechtigt, als ihre Gegner. Sie sind die Feinde der Priesterschaft gewesen und haben oft gesucht, ihre Macht zu verringern und ihren Einfluß zu zerstören. Hätten sie ihren Willen zu irgend einer Zeit der letzten 35 Jahre durchsetzen können, die Priester würden auf den Zustand apostolischer Einfachheit herabgebracht und das ungeheure Eigenthum der Kirche würde auf Zwecke verwandt worden sein, welche die Apostel gebilligt hätten. Die Furcht, daß eine feste und dauerhafte Bundesregierung sich in die Privilegien der Kirche mischen könne und mit dieser Einmischung nicht eher aufhören werde, als bis der Wandel vollkommen sei, was die politische Vernichtung der Kirche in sich schließt, ist eine der Hauptursachen, warum eine derartige Regierung nie in Mexiko gedauert hat. Die Kirche hat jede Partei begünstigt, welche der Ordnung und der politischen Freiheit entgegen war. Royalismus, Centralismus, Despotismus, und selbst fremde Eroberung hat sie jedem Stande der Dinge vorgezogen, bei dem eine constitutionelle Freiheit zu erwarten war. Wäre es möglich gewesen, eine starke Centralregierung in Mexiko zu gründen, wahrscheinlich würde die Kirche ihr

festester Pfeiler geworden sein. Der Klerus unterstützte die Unabhängigkeit, nicht weil er Freiheit für das Land wünschte, sondern weil er die ungeheure Macht seines Standes monopolisiren wollte. Er haßte die Spanier eben so grimmig, als jeder andere Theil der mexikanischen Bevölkerung, aber er war nicht gemeint, daß der Republikanismus die Oberhand im Lande erhalten sollte. Eine starke Monarchie, ein Kaiserreich, danach strebte er; und die Regierung, die Iturbide stiftete, würde seine Beihilfe erlangt haben, wenn sie der politischen Firma, die der Klerus wünschte, irgend eine Macht gebracht hätte.

Man kann annehmen, daß der Klerus einen spanischen Prinzen als Kaiser vorgezogen haben würde; denn er war zu klug, um nicht zu wissen, daß der beste Theil des Königthums jener ist, der unter der Erde ruht. Könige müssen zu ihrem Berufe geboren werden, um darin Glück zu haben, und ein funkelnagelneuer Kaiser, wie Iturbide, konnte, wenn nicht sehr von den Umständen begünstigt, oder ganz besonders mit geistigen Fähigkeiten begabt, der klerikalen Partei wenig helfen. Er fiel, wie wir gesehen haben; aber die klerikale Partei blieb, und da sie in Blüthe geblieben, so ist sie in gegenwärtiger Zeit vielleicht stärker, als sie 1822 war. Man muß dieser Partei das Recht widerfahren lassen, daß die Idee, Mexiko solle wieder monarchische Institutionen annehmen, von ihr nie gänzlich aufgegeben, und jeder Versuch, der gemacht worden ist, um das zu begünstigen, was in diesem Lande für Consolidation gilt, ist entweder von ihr eingeleitet, oder hat ihren Beistand gefunden.

Unser amerikanischer Gewährsmann führt den Gedanken noch weiter aus, und scheint der Meinung zu sein, daß allerdings für Mexiko (wie für Brasilien) die Monarchie die geeignetste Regierungsform sein würde. Er hält von Musterrepubliken nichts, und meint, die Verfassung müsse sich nach den Zuständen eines Landes, nach Sitten und Gewohnheiten eines Volkes richten. Das ist kein neuer Gedanke, aber er ist richtig. Dann fährt er weiter fort: „Wir haben die Partei in Mexiko, welche ein gewisses, festes Prinzip vertritt, die klerikale Partei genannt; aber wir haben das mehr in conventioneller Weise und im Anschluß an den gewöhnlichen Sprachgebrauch gethan, als weil die Worte die mexikanischen Reactionäre richtig bezeichneten. Konservative Partei würde vielleicht ein besserer Name sein. Der Klerus bildet allerdings den Kern derselben, und giebt ihr eine Gestalt und Festigkeit, die sie ohne seinen Beistand nicht haben würde; doch, wenn wir einem mexikanischen Gewährsmanne glauben, der offenbar mit dem Gegenstande genau vertraut ist, so ist die den Liberalen entgegengesetzte Partei eben so sehr für die Freiheit eingenommen, als die Letzteren, und jedem religiösen wie politischen Despotismus durchaus abhold."

Eine längere Stelle nach diesem Gewährsmanne wird nun angeführt, deren Sinn dahin geht, die konservative oder klerikale Partei habe sich gebildet, um den Intriguen der Amerikaner und der amerikanischen Partei (denn das seien die Liberalen eigentlich) zu begegnen und das Land vor Anarchie zu retten; wenn man sie reactionär, absolutistisch, klerikal nenne und ihr den Gedanken an Wiedereinführung der Inquisition u. dergl. in die Seele schiebe, so sei dies reine Verleumdung. „Nichts ist weniger wahr; diese Partei hegt unter sich den aufgeklärtesten und achtungswerthesten Theil der Staatsgemeinde, Männer, die nicht erst die Vortheile und Wohlthaten bürgerlicher und religiöser Freiheit kennen zu lernen brauchen, und die glücklich sein würden, diese Freiheit in ihrem Lande begründet zu sehen; aber Freiheit unter dem Gesetze, eine vernünftige und weise Freiheit, verträglich mit Ordnung und Ruhe, Freiheit mit Einem Worte zu guten Zwecken — nicht jene wilde, zuchtlose und tyrannische Freiheit, deren Ziel die Anarchie ist.“..........

Davon wissen die Mexikaner allerdings ein Lied zu singen, und man kann es den Leuten nicht verdenken, wenn sie die nun schon so lange währende Despotie stets neu auftretender Räuberhauptleute endlich satt geworden. Wenn man diese Partei der Ordnung, sagt unser Mexikaner, die klerikale nenne, so könne man mit gleichem Rechte die liberal-constitutionelle die anarchische nennen; die richtigsten Bezeichnungen aber würden sein: Mexikanische und Amerikanische Partei.

Weiterhin wird gesagt, daß die Anarchie in Mexiko so alt sei, als die Republik, und mit ihr zugleich organisirt wurde, daß also die Anarchie kein Grund zur Bildung einer konservativen Partei, wie sie jetzt auftrete, sein könne. — Freilich eine sonderbare Ansicht; das müssen die Mexikaner selbst am besten wissen, ob die Anarchie für ewige Zeiten hinaus erträglich sei. Die Erzählung geht dann weiter fort:

„Der erste Präsident war Guadalupe Victoria, ein ehrlicher Republikaner, dessen Name von der Zeit etwas verdunkelt worden ist. Mit ihm war Nikolaus Bravo als Vicepräsident verbunden. Unter der Präsidentschaft Victoria's tauchten die Freimaurer-Parteien auf, die als die Schottischen oder die Yorkischen Maurer, als Escocesos und Yorkinos bekannt sind, und die nichts weiter, als Klubs der Centralisten und Föderalisten waren. Der Präsident gehörte den Yorkinos oder den Föderalisten an, der Vicepräsident der anderen Loge. Bravo und seine Partei waren für Veränderungen, die eine constitutionelle Monarchie mit einem spanischen Prinzen an der Spitze, an Stelle der Constitution von 1824 setzen sollten. Bravo „pronuncirte“ sich offen gegen Victoria, indem er dabei ohne Weiteres alle gesetzlichen Formen über den Haufen warf. Mit Hilfe von Guerrero, eines geschickten und rechtschaffenen Mannes, der sich großer Beliebtheit beim Volke erfreute, triumphirten die Liberalen im Felde; doch der Kongreß erwählte seinen Mitbewerber Pedraza zum Präsidenten, obwol das Volk zumeist für Guerrero war. Dies war ein höchst unglücklicher Umstand, und ihm muß viel von dem Unglücke, das Mexiko seit 30 Jahren betroffen hat, beigemessen werden. Statt sich der streng gesetzlichen Präsidentenwahl, die von den Mitgliedern des Kongresses vollzogen worden, zu unterwerfen, gaben die Föderalisten das offene Beispiel einer Revolution gegen die Handlung von Männern, die ihre Pflichten, gemäß den Erfordernissen der Verfassung, erfüllt hatten. Guerrero wurde gewaltsam zum Präsidenten gemacht.“ — Das ist das Vorbild aller späteren derartigen Ereignisse, der Ursprung einer Demoralisirung, für die zuletzt kein Heilmittel übrig sein wird, als eben Unterjochung und Despotismus; denn daß bei solchen Zuständen politische Freiheit, Verfassung x. ein leerer Schall bleiben müsse, ist unschwer einzusehen.

„Guerrero, der sich übrigens durch die Abschaffung der Sklaverei (1829) verdient machte, kam durch's Schwert um, wie er durch dasselbe emporgekommen. Der Vice-Präsident Bustamente revoltirte und wurde dabei von Santa Aña unterstützt. Seine Popularität war zu groß, als daß er hätte geschont werden können; Guerrero wurde, als er gefangen genommen war, 1831 erschossen. Von vielen Niederträchtigkeiten, deren Santa Aña schuldig ist, erscheint der Mord Guerrero's als die schimpflichste. Sie würde ihn vielleicht gestürzt haben, wenn er nicht um dieselbe Zeit wichtige Dienste gegen die Spanier geleistet hätte. Er war nun der erste Mann in Mexiko und wurde 1833 Präsident. Das nächste Jahr löste er den Kongreß auf und gründete eine militairische Regierung. Die Constitution von 1824 wurde 1835 formell abgeschafft, und eine Central-Verfassung das nächste Jahr proklamirt, durch welche die Staaten in Departements verwandelt wurden. St. Aña hielt sich von diesen Maßregeln so fern als möglich und suchte seine Popularität durch einen Angriff auf Texas zu vermehren, wo er aber eine reiche Cypressen-Aernte machte.“

Der Triumph der Centralisten war der Wendepunkt in den Schicksalen Mexiko's, da er einen plausiblen Vorwand zur Einmischung der Union hergab. Die Texaner revoltirten namentlich deshalb, und weil sie die Sklaverei beibehalten wollten; die amerikanischen Annexionisten im Jahre 1844 behaupteten, die Abschaffung der föderalen Constitution berechtige die Texaner, ihrer Verbindlichkeiten gegen Mexiko sich ledig zu halten. „Das war ein Argument, dem Amerikaner, namentlich Demokraten, diese geschwornen Feinde aller Consolidation, nur zu geneigt waren, ein geneigtes Ohr zu leihen, und es ist gewiß, daß es bei der Beförderung Polk's zur Präsidentschaft viel Gewicht hatte.“ Den Sklavenhaltern des Südens lag daran, ein neues Sklaven-Territorium zur Union zu gewinnen und so ihr politisches Gewicht dem Norden gegenüber zu stärken; deshalb kam ihnen der Scheingrund von dem Umsturz der constitutionellen Freiheit sehr gelegen, um ihre eigentliche Absicht zu verdecken, obgleich gerade in demselben Jahre, welches die mexikanische Verfassung stürzen sah, die amerikanische Regierung sehr gravirende Attentate gegen die Freiheit der Presse und das Briefgeheimniß gemacht hatte.

Von dem Siege der Centralisten an bis zum Kriege mit den Vereinigten Staaten war Mexiko der Schauplatz unausgesetzter Unruhen und Wirren. Mexia, ein barscher, aber ehrlicher Mann machte 1838 einen Versuch, sein Land zu befreien, aber wurde geschlagen und von Santa Aña hingerichtet, der aus der Zurückgezogenheit, zu welcher ihn seine texanische Schlappe verdammt hatte, als Kämpfer der Regierung zurückkehrte. Nach einigen Jahren offener Anarchie wurde Santa Aña Diktator und 1843 ward eine neue noch mehr beschränkende Constitution unter seiner Leitung zurecht gemacht. Anfangs 1845 fiel er und wurde verbannt. Sein Nachfolger war General Herrera, der einen Krieg mit den Vereinigten Staaten zu vermeiden wünschte. Hierin trat ihm Paredes mit Glück entgegen und riß die Präsidentschaft an sich. Nun kehrte, von der Regierung in Washington unterstützt, Santa Aña zurück, bekannte sich selbst als Föderalist und ließ auf's Neue die Verfassung von 1824 proklamiren. Paredes entwich vor einer Revolution nach Europa; denn er war Monarchist und in jener Zeit hatten die Freunde der Monar-

in Mexiko einige Hoffnungen auf Erfolg. Man glaubt, daß England und Frankreich damals für Errichtung einer mexikanischen Monarchie gewesen, und ihre Intervention in diese Angelegenheiten wurde damals von Amerika gefürchtet. Die Erfolge der amerikanischen Waffen, die Kartoffelfäule in England, der Sturz der Tory's, die Montpensier-Heirat, welche England und Frankreich eine Zeit lang verfeindete, brachten jedoch die Sache, wenn sie ja wirklich im Gange gewesen, zum Stocken. Die Vereinigten Staaten hätten im Jahre 1846 ruhig und ohne Furcht vor Europa, das mit sich selbst zu thun hatte, Mexiko sich einverleiben können, wenn Präsident Polk der rechte Mann dazu gewesen wäre.

Die amerikanischen Truppen räumten Mexiko wieder und der alte Sud und Wust begann auf's Neue; er hatte eigentlich selbst während des Krieges nicht aufgehört.

Nach Herrera's Abtreten saßen noch Verschiedene auf dem Präsidentenstuhle; Santa Aña wurde auf's Neue Präsident, und es sollte die einigermaßen abgeänderte Verfassung von 1824, die ein außerordentlicher konstituirender Kongreß bestätigt hatte, auf's Neue Geltung haben. Doch verschiedene Staaten bildeten Sonderbünde. Nach dem Verlust der Hauptstadt dankte Santa Aña abermals ab, und Peña y Peña folgte ihm, hierauf Anaya; dann kam Santa Aña zurück, man schloß Frieden, und Santa Aña ging wieder in's Exil. Nun wurde Herrera zum Präsidenten erwählt und behauptete sich länger als zwei Jahre, während welcher Zeit er mit Glück auf Reformen hinarbeitete; doch fehlte es nicht an Aufständen und Rebellionen an vielen Stellen. Auch Präsident Arista bewies sich als einen festen und patriotischen Leiter; doch trat 1852 eine Reaction ein, in Folge deren Santa Aña aus dem Exile kehrte und zum fünften Male Präsident wurde. Arista wurde verbannt.

Santa Aña suchte so etwas Napoleon III. in Mexiko zu spielen, allein der Grund, worauf er baute, war zu bröcklich. Seine Herrschaft wurde endlich im August 1858 gebrochen, und er verließ flüchtig das Land. Die neue Revolution begünstigte den Föderalismus, Alvarez wurde zum Präsidenten erwählt; allein er war für die kirchliche Partei zu liberal, weil er die Besteuerung des Kirchenguts verlangte. Anschläge und Verschwörungen wurden gegen ihn gemacht; er dankte freiwillig ab, und General Comonfort folgte ihm. Ein halb Dutzend Führer „pronuncirten" gegen Comonfort, und einer darunter kündigte seine Absicht an, ein Kaiserthum einzuführen. Die Regierung trat diesen Angriffen entgegen, und zog das Kirchengut ein; einige hohe Kirchenmänner wurden wegen des Antheils, den sie an Erregung der Unruhen genommen, verbannt. Ende 1857 machte Comonfort sich zum Dictator; aber dieselben Leute, die ihn zu diesem Schritte gedrängt, wurden seine Feinde und beraubten ihn seiner Macht. Einer darunter, Zuloaga, folgte ihm, nachdem er von einem Rathe von Notablen zum Präsidenten erwählt worden. Comonfort's Maßregeln zur Säkularisirung des Kirchengutes wurden zurückgenommen. Die Constitution von 1857 legte die Präsidentengewalt bei der Abdankung des Präsidenten in die Hände des Oberrichters, woher es kommt, daß bei der Abdankung Comonfort's Juarez, als damaliger Oberrichter, für ihn eintrat. Er sammelte Truppen, zog Zuloaga entgegen, doch er wurde geschlagen. Die Juarez-Regierung verließ damals das Land, doch kehrte sie bald wieder zurück. Aufstände brachen an verschiedenen Orten aus und rings umher herrschte Verwirrung. General Robles setzte Zuloaga ab, und machte einen ehrlichen Versuch, Liberale und Konservative zu vereinen; doch die Junta, die er versammelte, erwählte Miramon zum Präsidenten, einen neuen Mann, der sich als Anführer „konservativer" Truppen ausgezeichnet hat.

Miramon setzte Zuloaga wieder ein, aber nahm bei des Letzteren Abdankung die Präsidentschaft ein und ist seitdem die Hauptperson in Mexiko geblieben. Obgleich er gelegentliche Unfälle erlitten hat, so besitzt er doch weit mehr Macht als Juarez. Am Ende des Jahres 1859 war der größere Theil von Mexiko entweder geneigt, sich Miramon's Regierung zu unterwerfen, oder kümmerte sich ebenso wenig um Miramon oder Juarez.

So steht also die Sache in Mexiko: Miramon und Juarez. Der Letztere ist der schwächere, und, wie Forsyth, der amerikanische Diplomat, behauptet, nahezu machtlos. Die amerikanische Regierung braucht also blos, was sie auch wirklich thut, diese Regierung des Juarez anzuerkennen, um gegen Miramon auftreten und sich in die Angelegenheiten Mexiko's einmischen zu können. In seiner letzten Botschaft widmete daher der Präsident Buchanan den mexikanischen Angelegenheiten einen großen Raum, indem er davon ein klägliches Bild entwarf und eine bewaffnete Intervention zu Gunsten der „liberalen" Partei vorschlug. „Ich empfehle dem Kongreß," sagte er, „ein Gesetz durchzulassen, das den Präsidenten bevollmächtigt, unter Bedingungen, wie sie angebracht erscheinen dürften, eine hinlängliche Militairmacht aufzubieten, um in Mexiko einzurücken und Entschädigung (sic!) für das Vergangene, und Sicherheit für die Zukunft zu erhalten."

Diese Militairmacht soll dann die Regierung des Juarez, als eine liberale, restauriren; und Juarez wird dann die Amerikaner für frühere Forderungen und gehabte Kosten entschädigen. Die Speculation auf das mexikanische Kirchengut ꝛc., das dann wohl auf einmal oder nach und nach in Bruder Jonathan's Kasten wandern würde, ist nicht übel, und macht den geriebenen Yankee's alle Ehre.

Natürlich wäre die Restauration des Juarez und seiner Regierung eine reine Posse; wenn die „entschädigten" Yankee's vierzehn Tage aus dem Lande wären, würde wahrscheinlich Juarez bereits wieder fortgejagt sein, das Spiel müßte von Neuem beginnen, und zuletzt würde doch nichts übrig bleiben, als die Annexation, zu der die Mexikaner auch vollkommen reif sind. Aus welchem Grunde die besonnenen Amerikaner dagegen sind, ist oben gesagt worden; sie fürchten Zunahme der Verwilderung, Stärkung der Sklavereifreunde, der anarchischen Elemente, die auch in den Vereinigten Staaten vorhanden sind. Sollte Amerika Mexiko erobern, so wird sich bald zeigen müssen, wie ein demokratisches Volk sich als Eroberer ausnimmt und als Sieger einem Unterworfenen gegenüber gebahrt. Wahrscheinlich würden Schwärme heißhungeriger Yankee's sich über das unglückliche Land ergießen, und die Militair- und Civilbeamten der Vereinigten Staaten, deren Verantwortlichkeit nicht sehr groß ist, darin zum Vortheil ihrer Kasse ꝛc. wirthschaften, wie gewissenlose Menschen nur je gewirthschaftet haben; die Corruption müßte auf den Norden zurückwirken, und daher ist der Widerwille der vernünftigen Leute in Amerika gegen diese lockende Eroberung wohl begreiflich. Amerika könnte sich dort einen Giftstoff holen, der für seine eigenen keineswegs ganz sicheren und dauerverheißenden Zustände lebensgefährlich wirken könnte.

Aegypten.

Die heutigen Bewohner Aegyptens.*

III.

Literaten, Derwische und Wunderthäter.

Indem wir von den heutigen Bewohnern Aegyptens sprechen, müssen wir dieselben nothwendigerweise in drei Klassen, die sich durch ihre Sitten, Gebräuche, Kleidung ꝛc. wesentlich unterscheiden, abtheilen. Die Verschiedenheit ist in Wirklichkeit so groß, daß sie Jedem auf den ersten Blick in's Auge fallen muß. Es sind dies: „die Beduinen oder Bewohner der Wüste," „die Fellah's oder Landbewohner" und drittens „die Bewohner der Städte" und vorzüglich die von Kairo, die sich selbst mit Stolz Masrani nennen. Masr,** oder wie die Europäer es heißen, Kairo, gilt allen Arabern, selbst denen von Asien, als die Stadt aller Städte. Alle Industrie, alle Lebensbedürfnisse, alle Gegenstände des Luxus, sie kommen ihrer Idee nach von da, und obgleich der größte Theil dieser Sachen den Stempel europäischer Fabrication trägt, so wollen die Araber doch nie anerkennen, daß etwas Schönes oder Nützliches von einem Ungläubigen angefertigt werden könne. Masr ist der Ursprung derselben. In Wirklichkeit ist Kairo der Stapelplatz aller Erzeugnisse Aegyptens, Indiens, Persiens und aller im Oriente verkäuflichen Waaren Europa's, und der Ursprung der eben erwähnten Ansicht ist dadurch leicht aufzufinden. Vor Allem aber ist Kairo der alleinige Sitz arabischer Gelehrsamkeit und arabischer Literatur. Die Universität Kairo's, der großen Moschee zugehörig, ist reich dotirt und zählt Tausende von Studenten, von denen eine sehr große Anzahl ihr ganzes Leben lang studiren und sich aus den Mitteln der Universität ernähren lassen. Eine geringere Anzahl erhalten Stellen als Imaums und Vorbeter in den anderen Moscheen, wenige von ihnen steigen bis zum Range eines Kadi's. Während bei uns die Studentenjahre nur eine Uebergangsperiode sind, bilden hier die Studenten eine wirkliche Klasse, die aus ihrem Studium ein Gewerbe macht, und von den Arabern sehr hoch geschätzt wird. Die einst so reiche Literatur Arabiens ist fast ganz verschwunden und beschränkt sich heute auf die wenigen Ueberbleibsel der älteren Werke, auf Schriften über Astrologie und Astronomie und etwas Poesie. Das nicht zu überwindende Vorurtheil der Araber läßt dieselben wenig Gebrauch von der Buchdruckerkunst

* Vergl. Nr. 37 des „Magazin."

** Mizr ist bekanntlich der Name, den die hebräische Bibel dem Lande der Aegypter beilegt.

machen, und so kommt es, daß Bücher ein sehr rarer Artikel sind. Die Manuskripte der älteren Werke sind fast gar nicht mehr aufzutreiben und werden bei etwa vorkommenden Gelegenheiten mit ungeheuren Preisen bezahlt. Die weltberühmten Romanzen der früheren arabischen Dichter, die Märchen der Tausend und Einen Nacht ꝛc. leben fast nur noch in dem Gedächtniß der Märchen-Erzähler, die sie vom Vater ererbt haben und wieder auf den Sohn überliefern. Ich komme später wieder auf diese Leute zurück, deute also hier nur an, daß dieselben als ein Erhaltungsmittel der älteren arabischen Literaturschätze von großer Wichtigkeit sind. Ein einziges Buch findet sich im Hause jedes einigermaßen gebildeten Arabers, das man jetzt merkwürdigerweise nicht Anstand nimmt durch den Druck zu vervielfältigen: es ist dies der Koran, der Inbegriff aller arabischen Staats-, Religions- und Sitten-Gesetze, ein Buch, das so verehrt wird, daß auf dem Einbande stets die Warnung gedruckt steht, es nie mit unreinen Händen zu berühren. Trotz des fortwährenden Verkehres, in dem die Araber mit den Europäern jetzt stehen, können die Letzteren doch fast nur auf indirekte Weise in den Besitz eines Exemplars gelangen und es erregte allgemeinen Unwillen, als ein Engländer, dem im Vertrauen ein solches Buch geschenkt wurde, dasselbe in die Rocktasche steckte und durch Zufall sich darauf setzte.

Obgleich jede Moschee ihre Schule hat, beschränkt sich doch die Erziehung der Kinder aus den wohlhabenderen Klassen fast nur in dem Lernen von Lesen und Schreiben. Einige von den Lehrern sind Studenten, andere sind arme Teufel, die ihr Leben kümmerlich damit fristen. Das gezahlte Schulgeld ist so gering, daß, trotz der wenigen Lebensbedürfnisse, die ein Araber hat, doch eine bedeutende Anzahl von Schülern dazu gehört, um dieses Wenige zu erhalten. Das Schreibe- und Lesebuch jedes Schülers ist eine Holztafel, auf welche der Lehrer Sprüche aus dem Koran schreibt, die er ihm so lange vorliest und wiederholen läßt, bis dieser sie auswendig kann. Die Tafel wird dann abgewaschen, etwas Anderes darauf geschrieben und die vorige Procedur wiederholt. Da sowohl Lehrer als Lernende nicht wie bei uns schweigend lesen, sondern dieser Lehrmethode angemessen mit voller Stimme und mit dem allen Arabern beim Lesen, Beten ꝛc. eigenthümlichen Singen ihre Aufgabe rezitiren, so giebt dies einen Heidenlärm, den sich Niemand vorstellen kann, wer nicht wie ich mehr als 6 Monate der nächste Nachbar einer arabischen Schule gewesen ist. An gewissen Tagen des Jahres bemalt der Lehrer die Tafel jedes Schülers in der zierlichsten Weise und sendet diese zu den Eltern seiner Zöglinge, wofür ihm eine kleine Gratification verabreicht wird. Die Kunst des Schreibens wird auf ähnliche Art gelernt. Der Araber schreibt von der Rechten zur Linken und zwar legt er das Papier nicht auf, sondern hält es in der Größe des Handtellers zusammengefaltet in denselben. Das Schreibzeug, welches er fast immer im Gürtel mit sich führt, besteht aus einem messingnen Dintenfaß und einem daran befestigten Cylinder, ebenfalls von Messing, in dem die aus Rohr geschnitzten Federn stecken. Eine Unmasse von Personen erwerben ihren Lebensunterhalt durch Schreiben von Briefen ꝛc. für die in dieser Kunst nicht Bewanderten. Man trifft diese Schreiber in jeder Straße, wo sie unter freiem Himmel ihre Kunden erwarten und sie ebendaselbst bedienen. Die Mädchen, selbst der reicheren Klassen, besuchen fast nie öffentliche Schulen und in sehr wenigen Fällen halten reiche Araber für ihre Töchter eine Lehrerin, die dieselben in den Gemächern des Harems im Lesen und Schreiben unterrichtet.

Eine Klasse von Leuten, die im Geruche großer Gelehrsamkeit, besonders in religiöser Hinsicht stehen, ihre Wissenschaft aber weniger durch Studium, als, dem Aberglauben der Araber gemäß, göttlicher Offenbarung verdanken, sind die Derwische. Ihre Anzahl ist sehr groß und ein bedeutender Theil davon ist so arm, daß sie ihren Lebensunterhalt durch die niedrigsten Geschäfte erwerben müssen. Wir begegnen oft in den Straßen der größeren Städte Leuten mit einem großen Kruge Wassers und einigen Metalltrinkschalen, aus denen sie gegen eine kleine Geldentschädigung jedem Durstigen zu trinken geben. Diese Wasserträger sind fast alle Derwische. Bei öffentlichen Festen gilt es für eine besonders Gott wohlgefällige Handlung, den ganzen Inhalt eines dieser Krüge anzukaufen und unentgeltlich unter die durstige Menge vertheilen zu lassen. Bei der großen Billigkeit kann man dies sehr leicht thun, und ein Europäer ist sicher, durch die Auslage einer unbedeutenden Kleinigkeit auf diese Weise sich viele Freunde unter den Arabern zu machen. Die gottesdienstlichen Ceremonien der Derwische, oder wie man es in Europa nennt, deren Tänze, sind nicht alle gleich, sondern unterscheiden sich je nach der Sekte, welcher der Derwisch angehört. In früheren Zeiten bestand eine große Menge dieser Sekten, jetzt existiren davon noch vier in Wirklichkeit, einige andere haben sich in einigen wenigen Mitgliedern erhalten, mit denen sie aussterben werden. Eine dieser Letzteren ist die Klasse der so oft erwähnten Schlangen- und Feueresser, die bei öffentlichen Festen ihre eben erwähnten Productionen mit einer Gewandtheit ausüben, die einem europäischen Taschenspieler alle Ehre machen würde. Der Tanz der Derwische besteht aus einem Neigen des Oberkörpers und der Arme nach vor- und rückwärts und nach beiden Seiten nach dem Takte einer anfangs schwachen, dann immer stärker werdenden und zuletzt wieder nach und nach abnehmenden Musik. Die sämmtlichen, den Tanz mitmachenden Derwische stehen in einem Kreise und rufen bei jeder Verbeugung den großen Wahlspruch der Muhamedaner: „Gott ist Gott, der alleinige Gott (La illah il Allah)" aus. Mit der Musik werden auch die Bewegungen schneller und der Ausruf gleicht zuletzt einem bloßen Krächzen oder mehr dem Geräusch, das eine herankommende Lokomotive macht. Der älteste Derwisch hat seinen Platz in der Mitte des Kreises und macht von hier aus allen seinen Kollegen die tiefsten Verbeugungen. In einer anderen Sekte wirbelt sich der in der Mitte stehende wie ein Kreisel herum, und zwar setzt er diese Bewegung für eine fast unglaubliche Zeit fort. Gewöhnlich fallen eine große Anzahl der Tanzenden mit Schaum vor dem Munde in Krämpfen nieder; man begnügt sich, sie durch Betende aus dem sich augenblicklich wieder schließenden Kreise zu ziehen und sie von selbst wieder zur Besinnung kommen zu lassen. Es gilt bei den Arabern für sehr verdienstlich, zu gewissen Zeiten des Jahres, namentlich im Romadan, eine Anzahl dieser Leute in's Haus kommen und daselbst ihre Tänze aufführen zu lassen. Der Ertrag dieser Vorstellungen, verbunden mit den vorher erwähnten Beschäftigungen, bildet die ganze Erwerbsquelle der Derwische, und wo dies nicht zureicht, müssen Almosen das Uebrige thun. Bei der großen Wohlthätigkeit der Araber, verbunden mit der Verehrung, die man für diese Leute hat, fällt es ihnen nicht schwer, das zu ihrer Ernährung Nöthige zu erlangen. In Kairo bestand seit langer Zeit ein Derwischkloster, ziemlich reich dotirt; Mehemed Ali, dem eine Sekte der Derwische bedeutende Dienste geleistet hatte, brachte dieselben mit nach Aegypten, vertrieb die Bewohner des Klosters und gab dasselbe seinen Freunden. Es besteht noch und ist der Aufenthaltsort einer Unmasse dieser Leute. Unter anderen Reliquien ist in diesem Gebäude der Schuh des Gründers desselben aufgehängt, der allerdings auf großem Fuße gelebt haben muß, da dieses Bekleidungsstück von unmenschlicher Größe ist.

Außer diesen in so hoher Achtung stehenden Derwischen, giebt es noch eine Anzahl von Leuten, die von den Arabern als Heilige verehrt werden. Jede Stadt hat deren eine Anzahl, fast jedes Dorf mindestens Einen. Im Allgemeinen sind es Personen aus den niederen Ständen, die auf unerklärliche Weise in den Geruch der Heiligkeit gekommen sind. Außer ihnen sind es auch alle Wahnsinnige und mit außergewöhnlichen Fehlern des Körpers behaftete, welchen der Rang eines Heiligen beigelegt wird. Ihr Einfluß auf die fanatischen, abergläubischen Araber ist ungeheuer und nicht selten sind große Vernichtungskriege durch sie herbeigeführt worden. Dabei üben eine große Zahl derselben ihren Einfluß im vollsten Maße aus, und selbst die in der Oeffentlichkeit so scheuen arabischen Frauen erlauben es ihnen ohne Widerrede, auf offener Straße die größten Gemeinheiten mit ihnen zu begehen. Von einer besonderen Gattung dieser Leute, den Whelée's, sagt man, daß dieselben die Gabe haben, alles Verborgene zu durchschauen. Sie haben die Sendung, unerkannt sich unter dem Volke zu bewegen, um möglichst viel Unheil von den Gläubigen abzuwenden. Das Oberhaupt der Whelée's ist Niemandem bekannt, doch zeigt man in Kairo eines der alterthümlichen Stadtthore als seinen gewöhnlichen Aufenthaltsort an. Daß die Beschäftigung dieser Heiligen keine angenehme ist, kann man aus folgender Anekdote abnehmen: Ein arabischer Kaufmann von großer Frömmigkeit, war von dem innigen Wunsche durchdrungen, ein Whelée zu werden. Er wendete sich dieserhalb an einen Bettler, den er, und mit Recht, für einen derselben hielt, und dieser, nachdem er ihm alle Beschwerden dieses Amtes vorgehalten hatte, brachte ihn zum Oberhaupte, welcher ihm die Gabe des Gesichtes mittheilte und ihm eine Straße als den Schauplatz seiner Thätigkeit anwies. Der neue Whelée, wie ein Bettler angethan und mit einem großen Stabe, begann sogleich sein Geschäft und es dauerte nicht lange, als er einen Sklaven sah, der einem Kaufmann eben einen Korb mit frischen Früchten überbrachte. Mit einem Schlage seines Stabes warf er den Korb mit seinem Inhalte in den Schmutz der Straße, worauf der Kaufmann, entrüstet über diese augenscheinliche Frechheit eines fremden Mannes, ihm nachlief und ihn gehörig durchprügelte. Der Whelée verfolgte seinen Weg, der Kaufmann aber fand, als er die Früchte zusammenraffen wollte, auf dem Boden des Korbes eine giftige Schlange, die ihn ohne das Dazwischenkommen des Heiligen unfehlbar gebissen haben würde. Mit schmerzenden

Gliedern ging der Whelée den andern Tag an sein Geschäft und begegnete einem Wasserträger, dessen Krug zertrümmernd er ebenfalls eine Ladung Schläge erhielt. Auf dem Grunde des Wassers aber fand der entrüstete Wasserträger einen jungen todten Hund, der, als ein unreines Thier, den Genuß des Wassers für die Gläubigen unmöglich machte. Noch eine Anzahl dieser Abenteuer begegneten dem neuen Whelée, der endlich voller Schwielen und mit zerschlagenen Gliedern seines Geschäftes herzlich müde war. Auf seine Bitten wurde die Gabe des wunderbaren Gesichtes von ihm genommen, und er verfolgte von da ab wieder das ruhigere Geschäft als Kaufmann, wie er es vorher gethan hatte. Die Heiligen werden bei ihrem Tode in gemauerten und mit Kuppeln überwölbten Grüften beigesetzt und die Gräber einiger von ihnen, bei ihren Lebzeiten besonders Verehrter, als z. B. des heiligen Bedaui, des Stammvaters der Beduinen, sind beliebte Wallfahrtsörter der Gläubigen und haben den Ruf Wunder und Wunderkuren zu thun.

Vom Wunderglauben aber zu der Ueberzeugung, daß es Menschen giebt, die durch Studium oder andere geheime Mittel die Macht erlangt haben, Wunder zu thun, ist es nur ein Schritt, und wir finden deshalb unter den Arabern eine Klasse Leute, die, wenn auch mehr gefürchtet als verehrt, nichtsdestoweniger in hohem Ansehen stehen. Es sind dies die so oft besprochenen Zauberer und Astrologen, die, wenn auch ihre Zahl von der mit Macht vordringenden Civilisation sichtlich abgenommen hat, doch immer noch in ziemlicher Anzahl vorhanden sind und der Unwissenheit und dem Aberglauben des Volkes Vorschub leisten. Obgleich natürlicher Weise ihre ganze Kunst in Täuschung und Betrug besteht, so führen sie dieselbe doch so gut aus, daß es fast unmöglich ist, die Spiegelfechterei zu durchschauen. Eines ihrer besten Kunststücke ist die Citirung von Geistern, und ist es gerade dieses, was zu langen Abhandlungen in europäischen Blättern Veranlassung gegeben hat. Ich selbst hatte nie Gelegenheit, es selbst mit anzusehen; ich bin daher nur im Stande, die Sache zu erzählen, wie solche mir von einem Augenzeugen, einem Europäer, der lange Jahre in Aegypten gelebt hat und mit Sprache und Sitten der Araber vollständig vertraut war, mitgetheilt worden ist. Ich lasse ihn selbst erzählen.

„Es war ungefähr um die Mittagszeit, als der Zauberer, den ich übrigens schon von früher kannte und dessen Künste ich schon mehrere Mal gesehen hatte, getreu der erhaltenen Bestellung, in meine Wohnung trat. Außer mir waren noch zwei andere Europäer gegenwärtig und wir hatten alle möglichen Vorsichtsmaßregeln getroffen, um die Täuschung zu enthüllen. Auf die Frage, ob ich oder einer der Europäer es sein könne, dem die Geister erscheinen sollten, antwortete er verneinend, indem er dazu einen Knaben, eine Jungfrau, oder eine schwangere Frau nöthig habe. Ich selbst ging auf die Straße und daselbst einer Menge Kinder begegnend, die von der Arbeit in einer der Baumwollenspinnereien kamen, wählte ich unter ihnen einen Knaben von etwa 12 Jahren aus, der mich, unter dem Versprechen eines Trinkgeldes, in meine Wohnung begleitete. Der Zauberer erklärte sich mit demselben zufrieden und begann seine Vorbereitungen, die jedoch fast nur in aromatischen Räucherungen und dem Verbrennen von Papierstücken, auf die er magische Worte und Figuren gemalt hatte, bestanden. Nachdem dem Knaben in den Handteller der rechten Hand ein magischer Zirkel gemalt worden war, wurde derselbe bedeutet, aufmerksam in diese hineinzusehen und zu erzählen, was er darin sehe. Nach Verlauf einiger Sekunden sagte derselbe, er erblicke einen Besen, der ohne menschliche Hülfe den Platz fege und kurze Zeit darauf fügte er hinzu, daß der Besen verschwunden wäre. Vom Wahrsager nun befragt, wessen Erscheinung wir wünschten, wurden von uns verschiedene geschichtliche Personen genannt und nachdem der Zauberer wieder einige Beschwörungsformeln gemurmelt hatte, frug er den Knaben, was er nun sehe. Mit großer Genauigkeit beschrieb derselbe die von uns gewünschten Personen, die er, wie er sagte, deutlich in seinem Handteller sehe. So überraschend wie dieses auch war, so existirte doch immer noch eine Möglichkeit, daß der Zauberer die Eigenthümlichkeiten dieser Personen gekannt habe; wir stellten deshalb die Anforderung, uns gewisse Persönlichkeiten aus unserer Heimat, die, wie wir wußten, nie nach Aegypten gekommen waren, zu zeigen, und zu unserem Erstaunen beschrieb der Knabe auch diese und einzelne Angewohnheiten derselben mit einer minutiösen Genauigkeit. Ich muß gestehen, daß trotz aller Mühe ich auch nicht die geringste Gelegenheit hatte, die Mittel zu entdecken, wodurch dieser Mann so überraschende Resultate erzielte, obgleich, wie ich nochmals versichere, nichts versäumt worden war, um die Sache aufzuklären. Bei weiteren Versuchen klagte der Knabe über die Unklarheit der Erscheinungen, und wurde deshalb die Vorstellung, auf den Wunsch des Zauberers, damit beendet." Dies ist in Kürze die Erzählung meines Freundes, zu der ich nur hinzufügen will, daß, wie man mir in Kairo sagte, zwei Europäer einem dieser Leute sein Geheimniß abgekauft haben sollen, daß aber Beide entschlossen wären, dasselbe unter keinen Umständen zu enthüllen.

Wenn die so eben besprochenen Zauberer die Aristokratie in der Zunft der Vagabonden bilden, so sind die zahllosen Schaaren von Schaustellern aller Art, Gauklern, Taschenspielern &c., mit denen Aegypten überschwemmt ist, obgleich eine Stufe niedriger als die Ersteren, doch nicht weniger geschickt in ihren Künsten. Die Aegypter sind große Freunde dieser Schaustellungen und dieselben bilden einen hervorragenden Theil aller öffentlichen, politischen und religiösen Festlichkeiten. Abgerichtete Esel, Ziegen und Affen sind überall zu sehen, aber nie ein Hund, denn dieser ist ein unreines Thier und theilt durch seine bloße Berührung dem Muhamedaner dieses mit. Obgleich man für die zahllosen Schaaren von Hunden, die, wie in allen orientalischen Städten, auch in Aegypten zu finden sind, fast in allen Straßen Wasser zum Trinken aufstellt, obgleich der Araber ihnen oft ein Stück Brod zum Fressen zuwirft, so scheut man doch seine Berührung ungemein, und sollte ein Zufall ein solches unglückliches Ereigniß herbeiführen, so wird gewiß der betreffende Araber sogleich das Stück seiner Kleidung waschen, wo die Berührung stattgefunden hat. Ein Theil der öffentlichen Schaustellungen in Aegypten ist von empörend gemeiner Art, so daß es mir unmöglich ist, hier darauf einzugehen, doch sind es gerade diese, welche jedesmal die größte Menge von Leuten und unter ihnen eine Masse von Frauen und Kindern zusammenbringt. Es ist zu bedauern, daß die Regierung, die sich europäische Sitten und Gebräuche fast in Allem zum Vorbilde genommen hat, hier nicht einschreitet und diese demoralisirenden Schaustellungen untersagt. Außer den Kunstproductionen der Gaukler &c. finden sich auch bei jeder Festlichkeit eine Menge von Carroussels und von russischen und anderen Schaukeln, und sind die Araber sehr dafür eingenommen. Alte weißbärtige Männer sieht man oft auf einem hölzernen Pferde sitzen und dabei ein sehr ehrbares, ernstes Gesicht machen.

Ich habe bisher, ohne daß ich es wollte, fast alle öffentlichen Charaktere Aegyptens vorgeführt und ich glaube, es ist nun das Beste, auch noch über die wenigen noch nicht erwähnten zu sprechen, ehe ich zur Skizzirung des Volkes selbst übergehe. Bereits auf vorhergehenden Seiten wurde der Märchenerzähler und ihrer Wichtigkeit für die Erhaltung der arabischen Literatur gedacht; um diese Leute nun näher kennen zu lernen, lade ich den Leser freundlichst ein, mir in eines der zahlreichen arabischen Kaffeehäuser zu folgen, die für die Mittelklassen der Bevölkerung fast der einzige Vergnügungsort sind. Es ist einer der herrlichen kühlen ägyptischen Mondscheinabende, als wir nach kurzer Wanderung unser Ziel, das Kaffeehaus, erreicht haben und uns auf einem vor dem Hause unter einer Mattenbedeckung aufgestellten, von Bast geflochtenen Sopha niederlassen. Um uns herum sitzen Hunderte von Arabern theilnahmlos ihren Tschibuk rauchend und von Zeit zu Zeit sehr starken Kaffee, schwarz und ohne Zucker (sehr oft noch mit Gewürznelken) schlürfend. Nur wenige Personen sind im Gespräch begriffen, aber auch diese verstummen, sobald ein uns gegenübersitzender alter Mann mit eisgrauem Bart zu sprechen beginnt. Mit lauter, wohlklingender Stimme erzählt er in blumenreicher Sprache die Wunder der Tausend und Einen Nacht; tiefe Stille herrscht um ihn her, aber das Mienenspiel der Zuhörer zeigt deutlich, wie sehr sie durch die Erzählung interessirt sind. Einige kleine Pausen eingerechnet, in denen der Märchenerzähler sich durch Kaffee und Tschibuk erfrischt, dauert diese Unterhaltung gewöhnlich gegen zwei Stunden, und wenn das letzte Wort gesprochen, dann tönt aus dem Munde der durch die Erzählung mit fortgerissenen Zuhörer der ihre Verwunderung über das Gehörte anzeigende Ausruf: „Gott ist groß" (Mash Allah) und zufriedengestellt begeben sie sich nach Hause, um die Sache im Traume noch einmal durchzuleben. Eng verwandt mit den Märchenerzählern sind die Rezitirer von Romanzen, die ebenfalls bei den Arabern sehr beliebt sind. Gewöhnlich sind die Letzteren von einem Manne mit einer Art Fiedel assistirt, der den Gesang derselben auf seinem Instrumente begleitet und die Zwischenpausen ausfüllt. Der Romanze selbst geht ein Präludium auf der Fiedel vorher, einige Verse der Romanze werden gesungen, dann folgt ein Theil gesprochen und so wechselt es fortwährend ab. Die Klasse der eben erwähnten ist bei weitem nicht so zahlreich als die der Märchenerzähler, und die Ankunft eines derselben in einer der kleinen Städte Aegyptens ist ein Fest für die Bevölkerung. Fast möchte man diese Leute mit den Minnesängern des Mittelalters vergleichen, denn auch wie bei diesen bilden Liebe und die großen Thaten einzelner Helden den Inhalt der Romanzen. Allerdings herrscht der große Unterschied, daß, während die Minnesänger selbst die Dichter ihrer Gesänge waren, dieses nur die Rezitirer älterer Poesien sind. R. S.

Mannigfaltiges.

— Deutsche Freizügigkeit. Der größte Theil der deutschen Bundesländer ist zwar seit mehreren Jahrzehnden zu einem Zollverein verbunden, in welchem gegenseitige Freizügigkeit der deutschen Boden- und Gewerbs-Erzeugnisse besteht; für deutsche Menschen jedoch, d. h. für die Unterthanen des einen deutschen Staates, besteht keineswegs dieselbe Freizügigkeit im Zollverein und in allen übrigen deutschen Staaten. Ja, während der geschickte, deutsche Arbeiter — gleichviel ob er aus Reuß-Greiz-Schleiz oder aus der Grafschaft Katzenellenbogen gebürtig — in Paris, in London und selbst in Petersburg sich niederlassen darf, ohne dort anderen Bedingungen, als der einheimische Arbeiter, unterworfen zu sein, werden ihm in Deutschland von allen Regierungen, als deren Unterthan geboren zu werden, er nicht das Glück hatte, Schwierigkeiten in den Weg gelegt, die zu überwinden, er meistens außer Stande ist. Selbst im eigenen Geburts- und Heimatslande existiren für viele Deutsche, namentlich für den Mecklenburger, Oesterreicher, Bayern, Kurhessen ꝛc., der von einer Gemeinde seines Landes in die andere übersiedeln will, die mannigfaltigsten Beschwerden und Hindernisse. Eine Zusammenstellung dieser Plackereien, die nicht blos für die betreffenden armen Deutschen, sondern auch für ihre Heimatländer vom größten wirthschaftlichen Nachtheil sind, findet sich in dem Artikel „Freizügigkeit," den der hochgeachtete Präsident des preußischen Revisions-Kollegiums für Landeskultursachen, Dr. W. A. Lette, für die dritte Auflage des Rotteck-Welcker'schen „Staatslexikons" ausgearbeitet und der in einem besondern Abdruck, als Vorlage für den dritten Kongreß der deutschen Volkswirthe in Köln, erschienen ist.*

„Es ist," wie der Verfasser sagt, „begreiflich, daß die zahlreiche Auswanderung deutscher Bevölkerungen mit der Menge und Mannigfaltigkeit jener Hindernisse der Freizügigkeit, beziehungsweise jener Erschwerungen des Daseins und der Arbeit in den verschiedenen Staaten, Hand in Hand geht und fast im gleichen Verhältnisse steigt und fällt. Weder die den deutschen Geist und Charakter verletzenden Brutalitäten der demokratischen Prosklaverei-Gesellschaft in Nordamerika, noch der politische Despotismus im Nachbarlande, schrecken von der Auswanderung dahin ab, weil sowohl hier als dort der bürgerlichen Freiheit und der Vorbedingung zu deren Benutzung: der Freizügigkeit, ein weites, durch keine ähnlichen Hindernisse, wie sie zumeist noch in deutschen Ländern bestehen, versperrtes Feld geöffnet ist. Dort sind Arbeit und Erwerb, wie jede gewerbliche Thätigkeit, ingleichen die Verehelichung und die Gründung eines eigenen Hausstandes, die Aufsuchung neuer und besserer Nahrungs-Quellen durch den Wechsel des Wohnortes, von polizeilichen Kontrolen und Vexationen, gleichviel ob der Staats- oder Gemeinde-Behörde, befreit. Dort treibt der Deutsche, der im deutschen Vaterlande selbst, sobald er sich in einem noch so nahen Nachbarstaate ansiedeln will, als Ausländer behandelt und doppelten Beschränkungen unterworfen wird, unbehindert in großen Gebieten jedes an sich erlaubte, bürgerliche Geschäft nach Beruf und Gefallen. Man betrachtet und behandelt nicht schon sofort den strebsamen, jungen Ankömmling als Proletarier, unter dem engherzigen, mißgünstigen Gesichtspunkte eines künftigen Armenhaus-Kandidaten, oder eines gefährlichen Konkurrenten auf dem Arbeitsmarkte."

— Der Kölner Dom und der Centralbahnhof. Die Londoner „Critic" vom 8. September spricht in einem Artikel über „Kunst und Künstler" ihr tiefes Bedauern über die „Kunstbarbarei" der Kölner aus, welche zwischen ihrem stolzen, erhabenen Dom und ihrem stolzen, breiten Rhein den neuen Centralbahnhof mit seinen Lokomotiven und Wagenburgen, sowie mit seiner prosaischen, alle Aussicht auf den Strom und die Stadt versperrenden Eisengitterbrücke, erbaut haben. Die „Critic" bezeichnet dergleichen unkünstlerische Juxtapositionen als „Amerikanismen" — als ob solche Kontraste des Heiligen und des Profanen nicht auch in Alt-England und selbst in Westminster vorkämen! Die Eisenbahnen, meint unser Kritiker, hätten es sich ganz besonders zur Aufgabe gemacht, den Schönheitssinn zu verletzen. Einen ähnlichen Eindruck, wie die Eisenbahn-Brücke bei Köln, mache die am Rheinfall bei Schaffhausen und die Rundbahn am Clarens-Ufer des Genfer Sees. „Niemals," so schließt die „Critic" ihre Bemerkungen, „ist die Arbeit der Menschenhand in so entschiedenem, unversöhnlichen Widerspruch mit der Natur gewesen, als im neunzehnten Jahrhundert."

* Leipzig, F. A. Brockhaus.

— Bilder aus Alt-England. Die unlängst bei Perthes in Gotha erschienenen „Bilder aus Alt-England, von Reinhold Pauli," erfreuen sich in den Londoner Literatur-Zeitungen einer sehr günstigen Beurtheilung. Es sind gewissenhaft und geschmackvoll ausgeführte Studien nach alten, meist englischen Quellen, lateinisch geschriebenen Chroniken ꝛc., welche in England selbst großentheils verschollen sind. Die einzelnen Bilder sind folgende: 1) Canterbury, Bekehrung und Heiligendienst; zunächst Thomas a' Beckets Geschichte; 2) Mönch und Bettelbruder; 3) das Parlament im vierzehnten Jahrhundert; 4) Englands älteste Beziehungen zu Oesterreich und Preußen (dieses Kapitel findet die Literary Gazette nach der deutschen Seite hin etwas zu parteiisch gehalten); 5) Kaiser Ludwig IV. und König Eduard III.; 6) der Hansische Stahlhof (steelyard) in London; 7) zwei Dichter, Gower und Chaucer (nach dem genannten kritischen Blatt die Perle der Sammlung. Dr. Pauli hat bekanntlich den Engländern die erste kritische Ausgabe des alten Dichters Gower „Confessio Amantis" etc., geschenkt); 8) John Wicliff; 9) König Heinrich V. und König Sigismund; 10) die Jungfrau von Orleans, eine Revision ihres Prozesses, wobei die Engländer nicht sehr gut fahren; 11) Herzog Humfried von Glocester; Bruchstück eines Fürstenlebens im 15. Jahrh. Endlich 12) London im Mittelalter, das ausgeführteste dieser Essays, welchem man jedoch Knight's „Old England" vorziehen möchte.

— Volks-Ausgabe der Archenholz'schen Kriegsgeschichte. Bei unserer Anzeige der sechsten Auflage der „Geschichte des siebenjährigen Krieges," von Archenholz, herausgegeben von Dr. A. Pothast,* sprachen wir den Wunsch nach einer wohlfeilen Volks-Ausgabe dieses Buches aus. Wir empfangen eben mit Vergnügen die Ankündigung einer solchen Ausgabe in acht Lieferungen à 4 Sgr. und zweifeln nicht, daß das Buch in dieser Gestalt — ein würdiges Lehr- und Lesebuch für die Schule sowohl, als für die Familie — in alle Schichten des deutschen und insbesondere des preußischen Volkes Eingang finden werde.

* Berlin, Haude- und Spaener'sche Buchhandlung.

J. L.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Bestellungen
übernimmt jedes Postamt des deutsch-österreichischen Postvereins, sowie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallstraße Nr. 21) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins" nicht direct correspondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commissionair, Herrn B. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

№ 41. Mittwoch, den 10. October 1860. 29. Jahrgang.

Inhalt:

Frankreich.

Zur Geschichte der Religionsfreiheit in Frankreich.*

Daß in unsern Tagen, besonders in Frankreich, eine große Zahl von Büchern über das Thema der Glaubensfreiheit erscheint, ist ein sowohl erfreuliches, als trauriges Zeichen der Zeit; ein erfreuliches, insofern sich der unbesiegbare Drang des Menschengeistes nach freier Entfaltung seines Selbst hier gerade in dem erhabensten Bereich seiner Ziele und Hoffnungen kund giebt; ein trauriges, weil solche Aeußerungen dieses Dranges am ehesten dann hervortreten, wenn die Menschheit das Gefühl einer der freien Selbstbestimmung in Glaubenssachen drohenden Gefahr, oder gar einer thatsächlichen Beschränkung derselben, überkommen hat. Es kann um die Mitte des 19. Jahrhunderts neben den tausenden von Fortschritts-Ideen nicht abgeleugnet werden, daß, oft in häßlichem Kontraste mit dem höheren Bewußtsein von dem Werthe der Religion, die Ehrfurcht vor dem Heiligthum jedes einzelnen Ichs nicht gleichmäßig fortgeschritten ist, und trotz der Verbriefung in Staatsgrundgesetzen das innerste Heimatsrecht unserer Seele hüben und drüben noch mannigfache Anfechtung von Seiten der hartnäckigen Mächte des Mittelalters erduldet. So sehr wir dem 18. Jahrhundert an positivem Religionsgehalt überlegen sein mögen — freilich mehr aus Verdienst der Vorsehung —, stehen wir doch im Punkte der Duldung dem Zeitalter des großen Friedrich's und Joseph's II. nach, und wenn wir, was Frankreich betrifft, an Voltaire die sarkastisch-frivole Behandlung des Göttlichen beklagen müssen, so sollte uns doch eine gerechtere Achtung vor diesem Charakter erfüllen, der mit Mannesmuth allen Uebergriffen des Aberglaubens und der Priesterherrschaft begegnete, und der die Denk- und Gewissensfreiheit unermüdlich vertheidigt hat. Eine Geschichte der Kämpfe und Leiden, welche der Erringung dieses Gutes galten, ist heutzutage noch in sämmtlichen Ländern Europa's höchst zeitgemäß; in welchem Grade für Frankreich, das hat die französische Kirchengeschichte seit 1848 gelehrt!

Während soeben Herr Puaux, Professor der protestantischen Theologie an der Akademie zu Montauban, eine „Geschichte der französischen Reformation" herausgiebt, hat Herr Dargaud eine „Geschichte der Religionsfreiheit in Frankreich" vollendet, welche ziemlich den gleichen Gegenstand von einem etwas freieren Standpunkte bespricht. Im Sinne der Praxis des wirklichen Lebens und der gegebenen Verhältnisse dürfte vielleicht eine Darstellungsart, welche den Schwerpunkt des Stoffes unmittelbar in das Lager des Protestantismus verlegt, den Vorzug verdienen, denn die Reformation ist ja in Wahrheit, selbst für die Anhänger Roms, die Mutter der modernen Gewissensfreiheit; aber im Sinne einer unbefangeneren und insofern mehr wissenschaftlichen Kritik, wie sie das Richteramt der Geschichte erfordert, scheint es wohl angemessener, nicht lediglich die Sache der Hugenotten, als der zeitlichen Vertreter der Duldungs-Idee zu führen, sondern diese Idee, unabhängig von den Wünschen und Leidenschaften der streitenden Partei, in allen Zügen des Gesammtbildes aufzufassen. Dies letztere ist es, was Herr Charles Drion, Präsident des Schlettstadter Civil-Tribunals, selbst Verfasser einer „Histoire chronologique de l'Eglise Protestante de France" mit anerkennungswerther Bescheidenheit das Verfahren „eines Philosophen und freien Denkers" genannt hat.

Das Werk des Herrn Dargaud umfaßt den Zeitraum von den ersten Anfängen der reformatorischen Bewegung in Frankreich, welche der Autor in die Tage der Metzeleien von Mérindol setzt, bis zur Verkündung des Ediktes von Nantes. Die Thatsachen, um welche es sich in der vorliegenden Darstellung handelt, sind so allgemein bekannt und auch unlängst wieder in diesen Blättern erwähnt (z. B. in Nummer 25 vom 20. Juni c. in dem Aufsatze: „Die geschichtlichen Namen unter den Protestanten Frankreichs"), daß wir einer nochmaligen Ausführung derselben uns füglich enthalten können. Nur ein paar Bemerkungen seien uns erlaubt.

Indem Herr Dargaud aus einer nicht sowohl epischen als dramatischen Fühlung heraus in den Vortrag der fortlaufenden Ereignisse die scharf ausgeprägten Bilder der Charaktergestalten jener Epoche verwebt, hat er eine quellengetreue Schilderung der Einzelnen im Auge gehabt, welche der traditionellen Vorliebe für die eine oder die andere Person nicht unbedingt schmeichelt. Das katholische Parteihaupt Franz von Guise, der gewöhnlich das auf seinem Bruder lastende Odium theilen muß, wird im Ganzen als ein edler Charakter gezeichnet, die Schuld an den Greueln von Amboise soll nicht ihn, sondern einzig und allein den Kardinal Karl von Lothringen treffen, der die jungen Prinzen von Frankreich, die späteren Könige Karl IX. und Heinrich III., durch den Anblick von Blutscenen förmlich zur Grausamkeit abgerichtet habe. Welchen Erfolg der Lehrmeister an Karl IX. erzielte, hat die Bartholomäusnacht enthüllt, als der königliche Schutzherr seine große Muskete immer von Neuem auf die schutzsuchenden hugenottischen Edelleute entlud. Der Antheil des Königs an dem Gemetzel wird vom Verfasser überzeugend erwiesen. Und was die Schwere der Unthat anlangt, so drückt sich Herr Dargaud folgendermaßen aus:

„Nero," sagt Tacitus, „wandte die Augen ab. Er befahl die Mordangriffe, ohne sie zu betrachten: jussit scelera, non spectavit. Domitian ordnete sie an, und betrachtete sie. Grausamer als Nero und Domitian verband Karl die Handlung mit dem Anschauen und mit dem Gebot des Verbrechens. Sein Arm, seine Augen, seine Seele waren gleich schuldig. Der Jäger brauchte nicht erst den Wald zu erreichen. Er fand sein Wild in seinem eigenen Palaste und in der Umgebung seines Palastes, dessen Steine von Blut trieften; der Fluß war roth von Blut und noch

* Histoire de la liberté religieuse en France et de ses fondateurs, par M. T. M. Dargaud. 4 vol. Paris, 1859. Charpentier.

jenseit des Flusses war das Pflaster mit Blut gefärbt. Karl schoß seine Büchse ab, ermunterte seine Meute von Schweizern und Garden, und sein Wildpret, das waren Jungfrauen, schwangere Weiber, Greise, Kinder, Unterthanen, Franzosen, alle der Obhut seines Scepters anvertraut!"

Ein schöneres Schauspiel, als der Anblick dieser Frevel des Fanatismus gewährt die Betrachtung jener Märtyrer der Wahrheit und Freiheit, die der Zukunft eine trostreiche Stätte bereiten wollten. Die Seelenstärke der Glaubens- und Wissenshelden der Reformation schwebt unserem Epigonengeschlecht leider nicht immer deutlich genug vor Augen; mehr von politischen als von religiösen Motiven bewegt, sind wir gegen die Großartigkeit jenes innerlichen Aufschwungs gleichgültiger geworden. Versetzen wir uns aber im Geiste in die Lage der Männer, denen eine Stimme von Oben die Erweckung einer neuen Zeit befohlen zu haben schien, erwägen wir die ungeheueren Schranken, die bis in ihre eigene Seele hinein sich ihrer Vernunft entgegenstemmten, so wächst die Größe des Unternehmens, das Reich des Aberglaubens in ein Reich der Freiheit und des Bewußtseins zu verwandeln, zu der Erhabenheit unserer eigenen Ideale, unserer eigenen höchsten Zwecke empor, zu deren Erreichung wir in jenen Strebungen der Vergangenheit die ersten und bedeutungsvollsten Schritte erkennen. Nicht blos für die Glieder dieser oder jener evangelischen Gemeinschaft, sondern für das geistige Heil der ganzen Menschheit haben Hutten und Coligny gestritten, auch den römischen Katholiken ist ihr Glaubenskampf zu Gute gekommen. So sagt Herr Dargaud, wohl vom Standpunkte eines heimlich frei denkenden Katholiken, aber auch von dem manches Protestanten der Neuzeit: „Für uns haben sie gekämpft, für uns sind sie gefallen, und wir verleugnen sie oder wagen es nicht, sie anzuerkennen. Wir zittern vor der kleinlichen, engherzigen Meinung, während sie nicht vor dem Tode zitterten, während sie unerschrocken die Legenden ihrer Kindheitsbildung durchbrachen, um sich aus der Finsterniß zum Lichte Gottes zu erheben."

Diese Worte enthalten eine harte Anklage wider die Gegenwart und deren Mangel an reformatorischer Thatkraft. Doch die Anklage ist wahrlich gerecht! Nach riesenhaften Anstrengungen des philosophischen Geistes von Kant bis Hegel und Schelling stehen wir noch immer vor dem ungelösten Räthsel der Sphinx, vor der Vereinigung von Glauben und Wissen, vor der schließlichen Uebereinstimmung der freien, dem Zeitbewußtsein entsprechenden Fortbildung duldenden Form mit dem unbedingten, ewigen, unabänderlichen Inhalt. Um die Phantome des Aberglaubens zu zerstören, haben wir uns dem trostlosesten Zweifel ergeben, und um den Unglauben zu vermeiden, sind wir auch theilweis in die Träume des gedankenlosen Aberglaubens und in längst überwundene Anschauungsweisen zurückgesunken. Das ist selbst für die protestantische Kirche eine erschreckliche Wahrheit! Formeldienst und Sinnenkultus haben das neunzehnte Jahrhundert wie eine wandernde Seuche überzogen, und dabei welcher Kleinmuth, welches Mißtrauen in die Siege der Vernunft und des Rechts! Weil die kernhafte Festigkeit einer tiefbewußten, vor Vernunft und Gewissen gleich rechtfertigenden Ueberzeugung hier und dort mangelt, hat der lügnerische Eifer der Leidenschaft die edelsten Güter der Menschheit, den Segen von Fortschritt und Bildung, die Wohlthaten der Duldung und Glaubensfreiheit zu verdächtigen und zu verdammen gesucht. Die ruhmvolle Devise des großherzigen Preußenkönigs: „Jeder mag in meinen Staaten nach seiner Façon seilig werden," ist noch nicht im Welttheil Europa zur allgemeinen Regel durchgedrungen, sie erleidet noch empfindliche Ausnahmen. Hoffen wir von der Lebenskraft der Staaten und Kirchen, daß sie diese schimpflichen Lücken in Frieden und Gerechtigkeit ausfüllen werden! Herr Dargaud ruft am Schlusse seines Werkes den Zeitgenossen zu:

„Mögen alle Kulte, der eine neben dem andern, ihren Weihrauch opfern und den Duft mit ihren Gebeten emporsteigen lassen, diese mannigfachen Gebete werden Gott wohlgefällig sein; denn wo wir nur das Trennende sehen, da sieht Gott die Harmonie. Die Sprachen der Verehrung sind verschieden, aber der Sinn ist derselbe. Also, keine protestantische Tyrannei mehr in Irland und Schweden, keine katholische in Italien, keine griechische in Polen, keine moslemische in Konstantinopel! Ueberall Duldung, überall Brüderlichkeit, nirgends Verfolgung!" Ein warm gefühlter Wunsch. Fiat, necesse est! T. v. B.

Der Volks-Unterricht in Frankreich.

Nach Guizot's Memoiren.*

Die Memoiren Guizot's haben für uns den besonderen, vom Verfasser freilich nicht beabsichtigten Werth, daß sie uns die Schäden, woran die Julimonarchie später zu Grunde ging, in ihrem Entstehen und Wachsen deutlich bloßlegen.

Die trefflichsten und begabtesten Männer, die sich der Regierung annahmen, konnten die Monarchie aus der schiefen Stellung, die sie gegen die Parteien des Inlandes, wie gegen die Mächte des Auslandes einnahm, nicht herausbringen, nicht weil es ihnen an der richtigen Einsicht der Lage gefehlt hätte, sondern weil sie selbst den Glauben an die Illegitimität des orleanistischen Bürgerkönigthums theilten und dem Prinzipe der Legitimität nicht das des Volkswillens entgegenzustellen vermochten, da Ludwig Philipp selbst sich nur für den Gewählten eines Standes, nicht des Gesammtvolkes betrachtete. Ihre Absichten, das Wohl des Volkes zu fördern, waren die besten; aber indem Ludwig Philipp als Bürgerkönig auftrat, hatte er nicht nur den alten Adel, der in ihm nur den Sohn des revolutionairen Egalité sah, und die Geistlichkeit, die von den Bourbons ihre alte Macht in vollem Maße wieder erlangt hatte, sondern auch die Masse des arbeitenden Volkes gegen sich, das sich den von republikanischen und sozialistischen Ideen erhitzten Köpfen willig zu immer neuen Emeuten hingab. Die fremden Mächte erkannten die französische Monarchie als faktisch, nicht als rechtlich bestehend an. Das Juli-Königthum fühlte die Schmach der allgemeinen Zurücksetzung, und suchte sie so viel als möglich zu vertuschen. Den Legitimisten schmeichelte man, aber vergebens. Der Geistlichkeit machte man Concessionen, die diese schlau hinnahm, ohne daß sie sich aufrichtig der Regierung anzuschließen Willens war. Nur des Volkes Gunst suchte man nicht, sondern schmetterte es mit Kartätschen nieder. Gegen die fremden Mächte war man nachgiebig und nahm die Demüthigung lächelnd hin, und wenn man sich auch zuweilen den Anschein gab, als wolle man seiner Ehre nichts vergeben, so besann man sich doch bald wieder, daß man ja nur ein Eindringling sei und daß ein Eindringling froh sein müsse, wenn man ihn nur duldete. Dem Bürgerkönigthum ging es, wie Goethe's Meister einer ländlichen Schule, der sich fest vorgenommen, in eine bessere Gesellschaft zu kommen; er macht rechts und links Bücklinge, und indem er den Einen begrüßt, stößt er den Anderen an hinten, und wie er es Diesem abbittet, hat er es wieder mit einem Anderen verschüttet,

> Und komplimentirt sich zu seiner Qual
> Von hinten und vorn so durch den Saal,
> Bis ihm endlich ein derber Geist
> Ungeduldig die Thüre weist.

Allen Regierungsmaßregeln der Julimonarchie ist dieses beschwichtigende, vermittelnde Wesen als charakteristischer Zug aufgeprägt. Auch das Unterrichtsgesetz Guizot's, wie trefflich und zweckmäßig es sonst sein mochte, trägt dieses Kennzeichen. In England und den Vereinigten Staaten Nord-Amerika's ist die Sorge für den Unterricht Sache der Gemeinden und der Corporationen; sie errichten und organisiren Schulen nach ihrem Bedürfnisse; der Staat übt die Oberaufsicht, hat aber durchaus keinen bestimmenden Einfluß auf dieselben. In Frankreich ist das Unterrichtswesen in den Händen des Staates, und die jedesmalige Regierung kann die Schulen ihren besonderen Zwecken und Tendenzen dienstbar machen.

Bezeichnend ist es, daß das Ministerium vom 11. Oktober 1832 das Departement des Unterrichts von dem des Kultus trennte. Guizot wurde Minister des öffentlichen Unterrichts, konnte aber als Protestant nicht zugleich die kirchlichen Angelegenheiten übernehmen, die dem Justizminister übertragen wurden. Man machte den Liberalen eine scheinbare Concession, indem man in der Person der Minister den Unterricht von der Kirche trennte. Allein die Kirche verlor dabei nichts; denn Guizot selbst sagt: „Ich wage zu glauben, daß die katholische Kirche sich nie über mich wird zu beklagen gehabt haben; ich habe sie vielleicht besser begriffen und wirksamer vertheidigt, als viele ihrer Gläubigen." In der That mußte auch ein protestantischer Minister bei etwaigen Uebergriffen der Kirche delikater verfahren, als ein katholischer, und die Grundsätze, deren Guizot huldigte, standen auch nicht im Wege, der Kirche ihre Wünsche in vollem Maße zu erfüllen. „Der Staat und die Kirche," sagt er, „sind in dem Volks-Unterrichte die einzigen, wirksamen Mächte. Das ist nicht eine aus moralischen Betrachtungen hervorgegangene Vermuthung, sondern eine historisch erwiesene Thatsache.

---

* Mémoires pour servir a l'histoire de mon temps, par M. Guizot. Tome troisième. Paris et Leipzig (Brockhaus), 1860.

„Die einzigen Länder und die einzigen Zeiten, worin der Volks-Unterricht wahrhaft gediehen ist, sind diejenigen gewesen, wo entweder die Kirche, oder der Staat, oder besser beide zugleich ihn als ihr Geschäft und ihre Pflicht betrachtet haben. Holland, das katholische und protestantische Deutschland, die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika beweisen es. Es bedarf zu einem solchen Werke einer allgemeinen und dauernden Autorität, wie der des Staates und seiner Gesetze, oder einer moralischen, überall gegenwärtigen und ebenfalls dauernden Autorität, wie die der Kirche und ihrer Miliz. Und wie das thätige Eingreifen des Staates und der Kirche unerläßlich ist, damit der Volks-Unterricht sich verbreite und befestige, so ist es auch nothwendig, damit der Unterricht wahrhaft gut und der Gesellschaft nützlich sei, daß er ein in seinem innersten Grunde religiöser sei. Ich verstehe darunter nicht blos, daß der Religions-Unterricht in ihm einen Platz finde, und daß die Religionsübungen vorgenommen werden — ein Volk wird nicht unter so kleinlichen und mechanischen Bedingungen religiös erzogen —, sondern die Volkserziehung muß in einer religiösen Atmosphäre gegeben und empfangen werden; religiöse Eindrücke und Gewohnheiten müssen ihn allseitig durchdringen. Die Religion ist nicht ein Studium oder eine Uebung, denen man ihre Stelle und ihre Stunde anweist; sie ist ein Glaube, ein Gesetz, das sich beständig und überall fühlbar machen muß, und das so nur auf die Seele und auf das Leben seine ganze heilsame Wirkung ausübt. Das heißt: in der Volksschule muß der religiöse Einfluß immer gegenwärtig sein; wenn der Priester dem Lehrer kein Vertrauen schenkt, oder sich von ihm isolirt, wenn der Lehrer sich als den unabhängigen Nebenbuhler, nicht als den getreuen Gehülfen des Priesters betrachtet, so ist es um den moralischen Werth der Schule geschehen und sie ist nahe daran, eine Gefahr zu werden."

Es sind dieselben Phrasen, denen wir auch in Preußen die „Regulative" verdanken. Sie sollten damals den Bund beschönigen, den die Regierung mit dem Klerus geschlossen, das heranwachsende Geschlecht in ihrem Interesse zu erziehen, und schlau hatte man, um die Absicht zu verdecken, Kirche und Regierung, oder vielmehr kirchliche und politische Partei, mit Religion und Staat identificirt. Daß eine Volksschule nicht blos Unterrichtsanstalt, sondern auch Erziehungsanstalt, daß die Erziehung eine praktische, das Leben durchdringende, auf religiöser Grundlage beruhende, daß die heilige Schrift, das allgemeine Erziehungsbuch der Menschheit, auch Erziehungsbuch des Volkes sein, daß die Jugend daraus ihren lebendigen Glauben schöpfen, durch sie zur Liebe Gottes und der Menschen, zur Achtung des Glaubens der Väter, zur gewissenhaften Erfüllung aller kirchlichen Pflichten, zur Ehrfurcht und zum Gehorsam gegen die Obrigkeit und die Gesetze erzogen werden müssen, sind Wahrheiten, die Niemand bestreiten wird. Ebenso wird Niemand leugnen, daß jede Kirche nicht nur die Pflicht hat, ihre Jugend in den konfessionellen Lehren zu unterrichten und zu einem kirchlichen Leben heranzubilden, sondern daß ihr auch das Recht zusteht, von jeder der Schule vorgesetzten Behörde, sei diese der Staat oder die Gemeinde, zu fordern, daß ihr alle Dienste und Mittel, ihren Pflichten gegen die Jugend nachzukommen, im vollsten Maße geboten werden, und daß in dieser Hinsicht ein Zusammenwirken der Geistlichen und der Lehrer nicht nur wünschenswerth, sondern auch nothwendig sei. Aber wie ganz etwas Anderes ist dies, als die Schule einer besonderen politischen oder kirchlichen Tendenz dienstbar machen, sie als Mittel eigensüchtiger Zwecke mißbrauchen! Es muß vielmehr um die Schule ein fester Damm gegen alle Zeitströmungen gezogen werden; sie muß ein Heiligthum sein, um das der Gottesfrieden herrscht, in das das Treiben der Welt und die Kämpfe der Parteien nicht dringen. Schulen im Dienste der Zuchtlosigkeit und des Unglaubens wären ein Fluch für die Menschheit; aber nicht minder sind es auch die Schulen im Dienste des Despotismus und der Hierarchie, und sie stehen im Dienste dieser Dämonen, wenn sie zu Pflanzstätten des blinden Glaubens und des knechtischen Gehorsams, zu Bildungsanstalten künftiger Streiter für weltliche und geistliche Herrschaft umgeschaffen werden.

Es geschah daher nicht aus Oppositionsgeist oder aus religiösem Indifferentismus, wenn die Liberalen in der Deputirten-Kammer eine Einmischung der Regierung wie der Geistlichkeit in die Volksschule für bedenklich erklärten, und wenn sie durch die allgemeine Volksstimme in ihrer Ansicht unterstützt wurden. „Ich hatte," sagt Guizot, „den Volks-Unterricht auf die vereinigte Wirksamkeit des Staates und der Kirche gebaut. Aber ich traf in der Kammer der Deputirten wie im Lande auf ein Gefühl des Mißtrauens und fast der Feindschaft gegen die Kirche und gegen den Staat. Was man besonders in den Schulen fürchtete, war der Einfluß der Priester und der Centralgewalt; was man von vornherein und durch das Gesetz gern beschützt hätte, war die Wirksamkeit der Gemeindebehörden und die Unabhängigkeit der Lehrer von der Geistlichkeit. Die Opposition unterstützte offen dieses System; die konservative Partei, nur zu oft unwillkürlich von derselben Idee, die sie fürchtet, beherrscht, wies es nur lau zurück. Ich hatte vorgeschlagen, daß der katholische oder protestantische Geistliche in jeder Gemeinde von Rechtswegen Mitglied des mit der Bewachung des Schulwesens beauftragten Ausschusses sein, und daß dem Minister des öffentlichen Unterrichts die definitive Anstellung der Lehrer zustehen solle. Diese beiden Punkte wurden in der Deputirtenkammer in einer ersten Debatte verworfen und gingen erst in einer zweiten Debatte, nachdem die Pairs-Kammer sie votirt und ich um ihre Annahme dringend gebeten hatte, durch." — Die Opposition hatte richtig erkannt, was aus der vereinten Wirksamkeit einer nach absoluter Gewalt strebenden Regierung und einer ihre hierarchischen Zwecke verfolgenden Geistlichkeit zu erwarten sei. Ja, die Absicht, das künftige Geschlecht zu willigen Werkzeugen solcher Bestrebungen zu erziehen, lag so offen da, daß selbst die Konservativen, wie Guizot zugesteht, nur lau das Gesetz unterstützten. Hatte doch Guizot selbst dem Staate zum Vortheil der Kirche sein Recht geschmälert, wenn nicht gar illusorisch gemacht, indem er die kirchlichen Unterrichts-Institute als unabhängige fortbestehen ließ, und die in kirchlichen Anstalten gebildeten Lehrer von der Staatsprüfung absolvirte, ein Punkt, den er, wie er aufrichtig gesteht, absichtlich aus dem Unterrichtsgesetze weggelassen hatte, aus Furcht einer zu heftigen Opposition und in der Ueberzeugung, daß eine solche Bestimmung unmöglich durchgehen würde.

Das Unterrichtsgesetz für die Volksschulen wurde in beiden Kammern angenommen, und es läßt sich nicht leugnen, daß es manches Gute stiftete. Die Zahl der Schulen wurde vermehrt, der Gehalt der Lehrer verbessert und ihre Stellung zur Gesellschaft gehoben. Das Gesetz unterschied zwischen Land- und Stadtschulen. In den Landschulen waren die Unterrichtsgegenstände auf die allernöthigsten beschränkt; den Stadtschulen war der Weg offen gelassen, nach den lokalen Bedürfnissen den Kreis des Unterrichts zu erweitern. Mit lobenswerthem Eifer nahm sich der Minister besonders dieses Zweiges seiner Verwaltung an. Er schickte an jeden der Lehrer einen Abdruck des Unterrichts-Gesetzes nebst einem besonderen Cirkulair, vom 18. Juli 1833, worin er sie über ihre Pflichten belehrt, zu einer treuen Amtsführung ermuntert, ihnen das Wohlwollen und den Schutz der Regierung verspricht und einige besondere Verhaltungsregeln an die Hand giebt. Charakteristisch ist folgende Stelle: „Der Pfarrer oder Pastor hat Ansprüche auf Ehrerbietung; denn ihr Amt betrifft das Erhabenste, was es in der menschlichen Natur giebt. Wenn es vorkommen sollte, daß durch irgend einen unglückseligen Umstand der Diener der Religion dem Lehrer ein gerechtes Wohlwollen verweigerte, so soll dieser sich keineswegs erniedrigen, um es sich zu erwerben; aber er muß sich befleißigen, es immer mehr durch sein Benehmen zu verdienen und muß wissen, es abzuwarten. Durch den Erfolg seiner Schule kann er alle ungerechten Vorurtheile entwaffnen, und es ist Sache seiner Klugheit, keinen Vorwand zur Unverträglichkeit zu geben. Er soll ebenso Scheinheiligkeit wie Gottlosigkeit meiden. Denn nichts ist wünschenswerther, als die Eintracht des Geistlichen und des Lehrers; beide sind mit einer moralischen Autorität bekleidet, beide können sich verstehen, um durch verschiedene Mittel einen gemeinsamen Einfluß auf die Kinder auszuüben. Eine solche Eintracht verdient es wohl, daß man, um sie zu erreichen, einige Opfer bringe, und ich erwarte von Ihrer Einsicht und Ihrer Klugheit, daß Sie Alles, was nur mit der Ehre verträglich ist, aufbieten werden, diese Einigkeit herzustellen, ohne welche unsere Anstrengungen für den Volks-Unterricht oft fruchtlos sein würden."

Das Gesetz über die Secundär-Schulen veranlaßte die heftigsten Kämpfe in der Deputirten-Kammer sowol von Seiten der Liberalen, die das Fortbestehen der klerikalen Anstalten nicht wollten, als auch von Seiten der Klerikalen, die eine unbeschränkte Freiheit des Unterrichts nach dem Buchstaben der Charte beanspruchten. Lamartine entschied das Schicksal des Gesetzes durch eine phrasenreiche, vom Lobe der Freiheit überströmende Rede. Es wurde angenommen, aber kurz darauf löste das Ministerium sich auf.

Unleugbare Verdienste erwarb sich Guizot um den höheren Unterricht. Er besetzte erledigte Lehrstühle mit den tüchtigsten Männern; er schuf in der Rechtsfakultät einen eigenen Lehrstuhl für konstitutionelles Recht, und stellte endlich trotz vielseitigen Widerspruches die fünfte Klasse des Instituts, die Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften, gegründet vom Konvent 1795 und von Napoleon 1803 aufgehoben, wieder her. Das Unterrichtsgesetz für die Volksschulen blieb während der ganzen Regierungszeit Ludwig Philipp's bis auf unwesentliche Modificationen in Kraft. Es läßt sich nicht leugnen, daß es zur Verbreitung und Erweiterung der Volksbildung viel beigetragen hat. In dem ersten Jahre der

Verwaltung Guizot's war die Zahl der Knabenschulen von 31,420 auf 33,695, und die der Schüler von 1,200,715 auf 1,654,828 gestiegen. In 1,272 Gemeinden waren Schulhäuser entweder ganz neu gebaut, oder angekauft, oder vollständig wieder hergestellt worden. Endlich waren 15 neue Normalschulen, unseren Schullehrer-Seminarien entsprechend, gegründet worden. Dreizehn Jahre später, am Schlusse 1847, war die Zahl der Knabenschulen auf 43,514 und die der Schüler auf 2,176,079, die Zahl der den Gemeinden gehörigen Schulgebäude von 10,316 auf 23,761 gestiegen. Im Verhältniß hatten die Mädchenschulen, die Kinderbewahr-Anstalten, Sonntagsschulen und Andere, ähnliche Fortschritte gemacht. Wie hat sich aber die Volksschule in ihrer moralischen Haltung während der Krisis des Revolutionsjahres 1848 bewährt? Nach Guizot's eigenem Zeugnisse: schlecht. „Das Jahr 1848," sagt er, „stellte das Unterrichtsgesetz, wie alle unsere Gesetze, die Schulen, wie Frankreich selbst, auf eine schreckliche Probe. Nachdem der Sturm sich gelegt hatte, erhob sich eine starke Reaction gegen den Volks-Unterricht, wie gegen die Freiheit, die Bewegung und den Fortschritt. Die Volkslehrer wurden beschuldigt, in Masse Förderer und Werkzeuge der Revolution gewesen zu sein. Das Uebel war wirklich vorhanden, wiewohl weniger allgemein, als man geglaubt und gesagt hat. Ich fragte eines Tages einen ehrwürdigen und einsichtsvollen Bischof, der genau die Geschichte der Schulen eines unserer größeren Departements kannte: wie viele Lehrer wohl, seiner Meinung nach, dem revolutionairen Geiste gehuldigt hätten? Höchstens der fünfte Theil, antwortete er. Das war viel, viel zu viel, und das Sympton einer Krankheit, die wohl eines Heilmittels bedarf. Indeß, wie sollte diese Krankheit nicht auch die Schulen befallen, da sie überall herrschte? Ich habe erwähnt, welche Keime der moralischen und politischen Schwäche, trotz meiner Anstrengungen, in dem Gesetze und in der Organisation des Volks-Unterrichts geblieben waren. Man hatte darin aus Furcht die natürlichen und wirksamen Autoritäten der Kirche und des Staates geschwächt, und als die Revolution ausbrach, war es der Staat, waren es die herrschenden Mächte des Tages, die die Volkslehrer aufriefen, die Genossen ihrer Träume, die Mitschuldigen aller revolutionairen Unordnungen zu werden."

Noch weit mehr, als die Betheiligung der Lehrer, beweist die Betheiligung der Jugend an der Revolution die Unwirksamkeit der staatlich-kirchlichen Bevormundung der Schule. Die junge Generation, die die Revolution machte, war fast ausschließlich in der Volksschule, wie sie Guizot's Gesetz organisirt hatte, gebildet worden; ja, beim Ausbruche der Revolution war das Gesetz schon sechzehn Jahre in Wirksamkeit gewesen. Guizot wälzt die Schuld freilich auf die Liberalen, durch die das Gesetz geschwächt worden wäre, so daß die Kirche und der Staat ihre volle Autorität nicht haben entfalten können. Allein mit größerem Rechte könnten diese behaupten, daß die Revolution von 1848 deshalb die Dimensionen der Revolution von 1789 nicht angenommen habe, weil durch ihren Widerstand die Autorität des Staates und der Kirche sich in und außerhalb der Schule noch nicht in dem Maße hätte entwickeln können, wie vor der ersten Revolution. Der Gegendruck steht immer in dem genauesten Verhältnisse zum Drucke. Uebrigens bot auch Deutschland dieselben Erscheinungen, wie Frankreich. In Preußen namentlich, wo damals noch keine Kammern waren, die die Autorität des Staates und der Kirche hätten schwächen können, betheiligten sich meistentheils die Volkslehrer an der Revolution, indeß auffallender Weise die Lehrer höherer Unterrichts-Anstalten nur in sehr geringer Zahl sich der Revolution anschlossen. Diese Unterrichts-Anstalten waren aber größtentheils noch von den im Sinne einer politisch-kirchlichen Partei ausgeführten Schulreformen unberührt geblieben, und hatten im Wesentlichen noch die Organisation, die ihnen der Minister Altenstein gegeben, bewahrt. Die Erscheinung ist übrigens durchaus keine neue und überraschende. Von jeher sind die Schulen von einer ausgesprochenen politischen oder kirchlichen Tendenz die Geburtsstätten der Opposition gewesen. Aus der Jesuitenschule ist Voltaire hervorgegangen; in den kirchlichen Anstalten, die allein vor 1789 für den Volks-Unterricht sorgten, sind die Revolutionsmänner gebildet worden, die das Königthum stürzten und das Christenthum abschafften. Und sind nicht die heutigen Italiäner, die sich gegen ihr geistliches Oberhaupt und ihre weltlichen Herrscher die nationale Selbständigkeit erobern, Zöglinge von Schulen, in denen die kirchliche und staatliche Autorität ungeschwächt waltete? Dagegen war Deutschlands Jugend, die 1813—1815 das fremde Joch abschüttelte und für ihr Vaterland und ihre angestammten Fürsten mit wahrhaft patriotischer Begeisterung und mit echt religiöser Hingebung kämpfte, nicht in solchen Tendenz-Schulen, wo vorschriftsmäßig kirchlicher und patriotischer Sinn eingesetzt wird, gebildet worden. Sie war hervorgegangen aus jenen Schulen, in denen der Geist der großen Reformatoren des Schul- und Erziehungswesens aus dem vorigen Jahrhundert und dem Anfange des jetzigen lebendig war, in denen man die Kräfte und Anlagen der Jugend weckte und bildete, nicht um sie einer Partei des Staates und der Kirche, sondern der ganzen Menschheit dienstbar zu machen.

Gern glauben wir, daß Männer wie Guizot, die die Schule unter den Einfluß einer bestimmten kirchlichen oder politischen Partei zu bringen suchen, dies in der wohlgemeinten Absicht thun, der Religion und dem Staate einen wesentlichen Dienst zu erweisen, weil sie eine solche Tendenzschule in ihrem wahren Wesen gar nicht kennen. Die hohen Beamten, die über das Geschick der Schule zu entscheiden haben, mögen noch so viele Schulen besichtigen und prüfen, sie werden nie ein wahres Bild derselben erhalten. Die Schule offenbart sich, wie der Mensch, treu, und wahr nur dann, wann sie sich unbeachtet glaubt, wann sie sich keinen Zwang anzuthun braucht. Selbst der Lehrer kann sie nur in ihrer wahren Gestalt erblicken, wenn er hinter den Coulissen steht. Und welchen Anblick gewährt dann eine Schule, die einer bestimmten kirchlichen und politischen Richtung zu dienen gezwungen ist! In einer solchen Anstalt ist es um die Unbefangenheit der Lehrenden und Lernenden geschehen; das gemüthliche Band zwischen Lehrern und Schülern ist zerrissen, das sittliche Verhältniß gestört. Wo früher Liebe und Vertrauen, herrscht jetzt Furcht und Argwohn. Der Lehrer befürchtet in jedem Worte und in jeder Handlung eine Mißdeutung; er sieht in jedem Schüler einen Aufpasser und Angeber, und es fehlt oft nicht an Schülern, die die unglückliche Lage des Lehrers benutzen und ihn ganz in ihre Gewalt bringen. Die Schule ist nicht mehr die Stätte kindlicher Unschuld und Herzensreinheit, nicht mehr der Tempel, worin in der Heranbildung der Jugend zum Dienste der Menschheit der schönste Gottesdienst gefeiert wird, sondern der Tummelplatz der gemeinsten Selbstsucht und der niedrigsten Leidenschaften. Der Lehrer weiß es, daß er nicht mehr für die Schule, sondern für Zwecke außerhalb derselben arbeitet, daß er ein Werkzeug in fremder Hand ist. Er verliert die Achtung vor seinem Stande und vor sich selbst, wenn er durch die Noth gezwungen wird, im Leben und in der Lehre ein Anderer zu sein und ein Anderer zu scheinen. Kein Wunder, wenn er jede Gelegenheit ergreift, sein Sklavenjoch abzuschütteln und willig Jedem folgt, der ihm die Freiheit verspricht. Wahrlich, es waren nicht die Schlechtesten, die sich vom Revolutionsschwindel fortreißen ließen, so wie im Gegentheil die Loyalen nicht immer die Besten, wohl aber die Schlauesten waren. Die Jugend ist scharfsichtiger, wie man gewöhnlich glaubt; sie merkt es gleich, wenn man etwas Besonderes mit ihr vorhat, und ihr Eigennutz oder der ihr eigenthümliche Oppositionsgeist treibt sie, wenigstens die Begabteren, die Tendenz zu ihrem Vortheil auszubeuten, oder ihr offen oder im Geheimen entgegenzutreten. Jede frömmelnde Anstalt, von der kleinsten Dorfschule bis zur Universität, hat ihren Tartuffe und ihren Voltaire. Hier wird, statt Duldung und Einigkeit, Unduldsamkeit und Sekten- und Parteihaß gesäet, und aus solcher Saat sprossen Schwärmer, Fanatiker, Heuchler und Scheinheilige, Spione und Angeber, aber auch Religionsspötter, Materialisten und Atheisten, Demagogen und Revolutionsmänner. Dasselbe Feld trägt das Gift und das Gegengift, und aus der Drachensaat erwachsen den Frevlern an der Jugend die Richter und die Rächer.

Sehr wahr sagt Guizot: „Der Volks-Unterricht ist kein Universalmittel, das alle moralischen Krankheiten des Volks heilt, noch das zu seiner intellektuellen Gesundheit ausreichend ist. Er ist eine heilsame oder schädliche Macht, je nachdem er gut oder schlecht gelenkt, in seinen Gränzen gehalten, oder über seine Aufgabe hinaus gestoßen wird. Wenn eine neue große Kraft, sie sei materiell oder moralisch, Dampf oder Idee, in die Welt getreten ist, so jagt man sie nicht mehr hinaus; man muß lernen, sich ihrer zu bedienen; sie bringt überall hin den Segen oder den Fluch. Bei unserer Stufe der Bildung und Civilisation ist der Volks-Unterricht eine absolute Nothwendigkeit, eine zugleich unerläßliche und unvermeidliche Forderung." Aber auch in Sachen der Schule muß man auf den Ruf der Zeit achten, die darauf dringt, einem mündigen Volke keines seiner Rechte vorzuenthalten. Auch hier muß die Einsicht kommen, daß der Volks-Unterricht am besten den Händen des Volkes selbst anvertraut wird. Staat und Kirche kommen nur zu leicht in Versuchung, ihn als Mittel zu ihren besonderen Zwecken zu mißbrauchen. Das Beispiel Englands und Nord-Amerika's lehrt, daß, wie verschieden auch die Richtungen sein mögen, die dort die Schulen verfolgen, sie doch nie schaden, weil sie nur den Bedürfnissen des Volkes dienen, die nach Zeit und Ort verschieden, auch eine verschiedene Befriedigung erfordern. Und wem steht hierüber ein kompetenteres Urtheil zu, als dem Volke selbst?

M.

England.

Buckle's Geschichte der Civilisation in England.

III.

Englische und französische Art der Civilisation.

Der Verfasser beginnt sein achtes Kapitel (Anfang des vorliegenden zweiten Theiles) mit einer Betrachtung, die charakteristisch genug ist, um als Probe seiner Anschauungsweise mitgetheilt zu werden:

„Die Rücksicht auf die großen Veränderungen im englischen Geiste führten zu einer Abschweifung, die aber dem Zweck dieser Einleitung nicht fremd, ja, die zu seinem richtigen Verständniß durchaus nothwendig ist. In dieser, wie in mancher andern Hinsicht besteht eine entschiedene Analogie in den Untersuchungen über den Bau der Gesellschaft und denen des menschlichen Körpers. So hat sich's gezeigt, daß man am besten zu einer Theorie der Krankheit gelangt — durch eine Theorie der Gesundheit; und daß die Grundlage aller vernünftigen Pathologie vor allen Dingen in einer Beobachtung der normalen, nicht der abnormen Lebensfunctionen gesucht werden muß. Eben so glaub' ich, wird die beste Methode, große gesellschaftliche Wahrheiten aufzufinden, die sein, daß man zuerst solche Fälle in Betracht zieht, wo die Gesellschaft sich nach ihren eigenen Gesetzen entwickelt, und in denen die Regierungsgewalt sich dem Zeitgeist am wenigsten widersetzt hat. Darum habe ich, um die Lage Frankreichs zu verstehen, damit begonnen, die von England zu untersuchen. Um einzusehen, wie die Krankheiten jenes Landes durch die Quacksalberei unwissender Regenten erschwert wurden, war es nöthig, einzusehen, wie die Gesundheit dieses Landes erhalten wurde, weil es weniger Einmischung ausgesetzt war, und mit größerer Freiheit seine natürliche Entwickelung verfolgen konnte. Mittelst der Aufklärung, welche uns die normale Entwickelung des englischen Geistes gewährte, können wir daher jetzt um so leichter unsere Prinzipien auf die abnormen Zustände der französischen Gesellschaft anwenden, Zustände, durch deren Einwirkung am Schluß des 18. Jahrhunderts die theuersten Interessen der Civilisation in Gefahr gebracht wurden."

Mr. Buckle geht nun daran, den Unterschied zu entwickeln, der seit langer Zeit zwischen der französischen und englischen Civilisation stattfand. Einen Grund dieser ganz verschiedenen Entwickelung findet er darin, daß die Geistlichkeit von frühen Zeiten her einen größeren Antheil an der Gewalt gehabt habe; dieser Umstand sei anfangs eine Zeit lang entschieden wohlthätig gewesen, habe sich aber in der Blüthenzeit in's Gegentheil verkehrt; die Macht der Geistlichkeit sei ein Hinderniß für die geistige Entwickelung des Volkes geworden — anders in England; die Reformation stürzte die Macht der Geistlichkeit, und die Folge davon war eine Schwächung des kirchlichen Geistes, der (in der Mitte des 16. Jahrhunderts) selbst gebildeten Fremden auffiel. „Dieselbe Nation, welche während der Kreuzzüge unzählige Menschenleben geopfert hatte, in der Hoffnung, die Fahne der Christenheit im Herzen Asiens aufzupflanzen, war jetzt fast gleichgültig geworden, sogar gegen den Glauben ihres eigenen Fürsten." Folgen geschichtliche Nachweise, daß die Engländer die mehrfachen Religionswechsel ihrer Herrscher und die daran geknüpften Veränderungen mit großer Gleichgültigkeit über sich ergehen ließen, während gleichzeitig in Frankreich Tausende von Menschen bereit waren, für die Religion in's Feld zu ziehen. „Alle unsere Bürgerkriege in England sind wesentlicher Art gewesen, entweder für einen Dynastiewechsel, oder für Vermehrung der Freiheit; aber jene viel schrecklicheren Kriege, durch welche Frankreich im 16. Jahrhundert verwüstet wurde, führte man im Namen des Christenthums; ja sogar die politischen Kämpfe der großen Familien gingen in tödtliche Fehden zwischen Katholiken und Protestanten über."

Gegen diesen Satz dürfte man die bescheidene Einwendung machen, daß diese entschiedene Ableugnung von religiösen Motiven in den englischen Bürgerkriegen denn doch etwas kühn ist; oder hat England nicht etwa seine Puritaner, seine Rundköpfe, seinen sehr ausgeprägten Fanatismus gehabt? Wir können uns freilich denken, was wir auf diesen Einwand für eine Antwort bekommen würden.

Das Unglück Frankreichs war vor Allem, daß die Macht der Geistlichkeit über die Zeit hinaus verlängert wurde, wo die Gesellschaft sie brauchte. Während die Engländer ihre Aufmerksamkeit auf große weltliche Zwecke richteten, und am Ende des 16. Jahrhunderts eine Literatur hervorgebracht, die nie zu Grunde gehen wird, blieb Frankreich im theologischen Geiste stecken und wurde demgemäß von einer Politik beherrscht, welche der Erhaltung desselben zum Hauptaugenmerk hatte. Der innere Verlauf des Prozesses, wie im Schooße des französischen Volkes ein Widerstand dagegen erwachte, wie allmählich alle politischen und wissenschaftlichen Verhältnisse sich säkularisirten, das bildet den Hauptinhalt des vorliegenden Buches: „denn das Gesetz, welches alle diese Verhältnisse regiert, ist das Gesetz des fortschreitenden Skepticismus."

Mr. Buckle kommt natürlich sehr ausführlich auf alle bedeutenden Männer Frankreichs dieser und der folgenden Zeiten zu sprechen, wenn auch von eigentlicher Geschichtserzählung ziemlich gar nichts vorkommt; namentlich stehen hier Heinrich IV. und Richelieu im Vordergrunde. Interessant ist besonders, was er über diesen Letzteren sagt, den er als den eigentlichen Säkularisirer Frankreichs betrachtet. Wir theilen hier Einiges aus diesen Betrachtungen mit.

„Dieser große Staatsmann ist in der Kunst der Politik wahrscheinlich niemals übertroffen worden, ausgenommen von dem wunderbaren Genie, welches zu unserer Zeit das Schicksal Europa's regierte. Aber in einem wichtigen Punkte war Richelieu Napoleon überlegen. Napoleon's Leben war eine ununterbrochene Anstrengung, die Freiheiten der Menschheit zu unterdrücken, und mit unvergleichlichem Talent erschöpfte er alle seine Hülfsquellen im Kampfe gegen die Richtungen einer großen Zeit. Auch Richelieu war ein Despot, aber sein Despotismus nahm eine edlere Wendung. Er zeigte, was Napoleon nie vermochte, ein richtiges Verständniß des Geistes seiner Zeit. In einer großen Angelegenheit freilich mißlang es ihm. Seine Versuche, die Macht des französischen Adels zu zerstören, schlugen gänzlich fehl...... In anderer Hinsicht jedoch hatte er den vollständigsten Erfolg. Dies verdankte er dem Umstande, daß seine großen und weitgreifenden Ansichten mit der skeptischen Richtung harmonirten, von der ich eben gesprochen habe. Denn obgleich dieser merkwürdige Mann Bischof und Kardinal war, ließ er doch nie die Ansprüche seines Vaterlandes überwiegen. Er wußte, was nur zu oft vergessen wird, daß, wer ein Volk regiert, die Angelegenheiten blos mit einem politischen Maßstabe zu messen hat, und keine Rücksicht nehmen darf, weder auf die Forderungen einer Sekte, noch auf die Verbreitung von Ansichten, außer in ihrer Beziehung auf die gegenwärtige und praktische Wohlfahrt der Menschen. Die Folge war, daß während seiner Regierung man das wunderbare Schauspiel genoß, die höchste Gewalt in den Händen eines Priesters zu sehen, der durchaus nichts dafür that, die Macht des geistlichen Standes zu erhöhen. Ja, er behandelte ihn sogar nach dem damaligen Gefühl mit einer beispiellosen Strenge."

Dieses wird durch Beispiele erhärtet: er wies die königlichen Beichtväter in bestimmte Schranken, und verhinderte alle politischen Einmischungen derselben; er zwang die Geistlichkeit (z. B.) auf einer großen Versammlung zu Nantes, der Regierung eine außerordentliche Beisteuer von sechs Millionen Franken zu leisten, und zwar zu rein weltlichen Zwecken. Denn er stellte den Grundsatz auf, „daß der Ruhm des Staats die höchste Rücksicht wäre." — Als einige der vornehmsten Prälaten Schwierigkeiten machten, und sich gegen diese Geldbewilligung sträubten, legte er ohne Weiteres Hand an sie, sandte zum Schrecken der Kirche die beiden Erzbischöfe von Toulouse und Sens und vier andere Bischöfe in die Verbannung. Schon damals lag die Mißachtung der geistlichen Gewalt in der Volksstimmung; der Nuntius beklagt sich über die Feindseligkeit, mit welcher die Priester von den Gerichten behandelt würden; öffentliche Mißhandlungen selbst hochstehender Männer waren schon nicht unerhört. Der Unwille der Geistlichkeit gegen Richelieu war sehr heftig; aber der Zeitgeist erlaubte ihr nicht, auf andere Weise als durch Schmähschriften gegen ihn aufzutreten. Man erklärte, er habe gar keine Religion, wäre nur dem Namen nach Katholik, nannte ihn Hohenpriester der Hugenotten und Patriarchen der Atheisten, warf ihm ein unzüchtiges Leben, Blutschande und dergl. vor; doch machte dies Alles wenig Eindruck, weil der Geist der Nation in einer ganz entschiedenen Richtung ging.

„Je mehr wir Richelieu's Geschichte studiren, desto hervorstechender wird dieser Gegensatz. Alles zeigt, daß er sich des großen Kampfes vollkommen bewußt war, der zwischen der kirchlichen Regierungsform und dem neuen weltlichen System gekämpft wurde, und daß er entschlossen war, die alte Form niederzuwerfen und die neue aufrecht zu erhalten. Denn nicht nur in seiner innern, sondern auch in seiner äußern Politik finden wir dieselbe unerhörte Mißachtung theologischer Interessen......

„Man hätte erwarten sollen, als Richelieu, ein großer Würdenträger der römischen Kirche, an die Spitze der Regierung trat, er werde eine Verbindung, die von dem Stande, dem er angehörte, so eifrig gewünscht wurde (Verbindung mit Oesterreich und Spanien), wieder herstellen. Aber sein Verfahren wurde nicht durch solche Rücksichten bestimmt. Sein Zweck war nicht, die Ansichten einer Sekte zu begünstigen, sondern das Beste einer Nation zu befördern. Seine Verträge, seine Diplomatie, seine

Pläne auf auswärtige Bündnisse waren alle nicht gegen die Feinde der Kirche, sondern gegen die Feinde Frankreichs gerichtet. Durch die Erhebung dieser neuen Fahne that Richelieu einen großen Schritt zur Verweltlichung des ganzen Systems der europäischen Politik. Denn er ordnete auf diese Weise die theoretischen Interessen der Menschen ihren praktischen Interessen unter. Vor seiner Zeit hatten die Herrscher von Frankreich keinen Anstand genommen, zur Züchtigung ihrer protestantischen Unterthanen den Beistand katholischer Truppen aus Spanien anzurufen, und handelten damit nur nach der alten Ansicht, es sei die Hauptpflicht der Regierung, die Ketzerei zu unterdrücken. Diese verderbliche Lehre wurde zuerst von Richelieu offen zurückgewiesen. Schon 1617, noch ehe er seine Macht befestigt hatte, stellte er es in einer Instruction eines seiner Gesandten, die noch existirt, als Grundsatz auf, daß in Staatsangelegenheiten kein Katholik einen Spanier einem französischen Protestanten vorziehen müsse. Für uns ist freilich, im Fortschritt der Gesellschaft, der Vorzug unseres Vaterlandes vor unserm Glauben eine Sache geworden, die sich von selbst versteht; in jenen Tagen dagegen war es eine auffallende Neuerung. Aber Richelieu schreckte nicht davor zurück, aus seinem auffallenden Grundsatze die äußersten Konsequenzen zu ziehen. Die katholische Kirche war mit Recht der Meinung, daß ihre Interessen mit denen des Hauses Habsburg enge verknüpft wären; aber sobald Richelieu in's Ministerium berufen war, beschloß er, dieses Haus in allen seinen Theilen zu demüthigen. Um dies zu erreichen, unterstützte er öffentlich die bittersten Feinde seiner eigenen Religion. Er stand den Lutheranern gegen den deutschen Kaiser bei und den Calvinisten gegen den König von Spanien. Während der achtzehn Jahre seiner Macht verfolgte er anhaltend dieselbe unwandelbare Politik." (Folgt eine geschichtliche Uebersicht.)

„Dies allein würde schon Richelieu's Verwaltung zu einer großen Epoche in der Geschichte der europäischen Civilisation gemacht haben. Denn seine Regierung zeigt uns das erste Beispiel davon, daß ein ausgezeichneter katholischer Staatsmann die geistlichen Interessen systematisch außer Acht läßt, und diese Geringschätzung in der ganzen Haltung seiner äußern und innern Politik zeigt..... Durch die Einführung dieses Systems wurde den Religionskriegen ein Ende gemacht und mehr Gelegenheit zum Frieden überhaupt geboten......"

Gleichgültigkeit gegen die religiösen Unterschiede und Toleranz war die nächste Folge dieser Politik; katholische Soldaten lernten protestantischen Feldherren gehorchen und umgekehrt; der Zelotismus der Hugenotten legte sich, als die protestantischen Edelleute sich alle Staatsämter ꝛc. eröffnet sahen; schon früh unter der Regierung Ludwig's XIII. gab es viele adlige Protestanten, die sich nichts aus ihrer Religion machten, sich ihrer Partei, die völlig einen Staat im Staate gebildet hatte, entfremdeten und in's königliche Lager übergingen. Bald wurden die Uebertritte zum Katholicismus sehr häufig, z. B. des Herzogs v. Lesdiguières, des größten aller protestantischen Generale, der zur Belohnung Connetable de France wurde. Der Duc de la Tremouille, der Duc de la Meilleraye, der Duc de Bouillon, der Marquis de Montansier, der Duc de Sully und der Marquis de Chatillon zeigten wenigstens eine entschiedene Gleichgültigkeit gegen die theologischen Interessen.

„So war die erste große Folge der Duldungspolitik der französischen Regierung, daß die Protestanten den Beistand ihrer früheren Anführer verloren, und daß sich verschiedentlich ihr Interesse auf die Seite der Katholiken warf. Die andere Folge aber, die ich angedeutet, war viel wichtiger. Die wachsende Gleichgültigkeit der Vornehmen unter den Protestanten warf die Zügel ihrer Angelegenheiten den Geistlichen in die Hände. Der Posten, den die weltlichen Anführer verlassen hatten, wurde natürlich von den Geistlichen in Besitz genommen. Und wie in jeder Sekte die Geistlichkeit als Stand sich immer durch ihre Unduldsamkeit gegen fremde Ansichten ausgezeichnet hat, so folgte, daß durch diese Veränderung in die jetzt verstümmelten Reihen der Protestanten eine Bitterkeit gegossen wurde, die nicht hinter den schlimmsten Zeiten des 16. Jahrhunderts zurückblieb. So kam es, daß durch eine seltsame, aber vollkommen natürliche Combination die Protestanten, die sich auf das Recht des persönlichen Urtheils (private-judgement; Gewissensfreiheit) stützten, im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts unduldsamer wurden, als die Katholiken, die ihre Religion auf die Aussprüche der unfehlbaren Kirche gründeten."

Mr. Buckle bekämpft nun die Ansicht jener spekulativen Schriftsteller, „welche glauben, die protestantische Religion sei nothwendig freisinniger, als die katholische. Wenn die Anhänger dieser Meinung sich die Mühe gegeben hätten, die Quellen der europäischen Geschichte nachzulesen, so würden sie entdeckt haben, daß die Liberalität jeder Sekte ganz und gar nicht von ihrem Bekenntniß, sondern von den Verhältnissen, in denen sie lebt, und von der Gewalt, die ihre Priester besitzen, abhängt. Die protestantische Religion ist größtentheils toleranter, als die katholische, einfach darum, weil die Ereignisse, die den Protestantismus in's Leben riefen, zugleich die Bewegung der Intelligenz erhöht und die Macht der Geistlichkeit vermindert haben. Aber wer die Werke der großen calvinistischen Gottesgelehrten gelesen und ihre Geschichte studirt hat, muß wissen, daß im 16. und 17. Jahrhundert der Wunsch, ihre Gegner zu verfolgen, in ihren Herzen eben so heiß brannte, als in den Herzen der Katholiken, selbst in den schlimmsten Zeiten der päpstlichen Herrschaft. Dies ist eine bloße Thatsache, von der sich Jeder überzeugen kann, der die Quellendocumente dieser Zeiten zu Rathe ziehen will. Und selbst jetzt herrscht mehr Aberglaube, mehr Bigotterie und weniger Menschenliebe einer wahren Religion bei den niederen Ständen der schottischen Protestanten, als bei denen der französischen Katholiken. Und doch könnte man für eine Stelle der Intoleranz in der protestantischen Theologie leicht zwanzig in der katholischen nachweisen. In Wahrheit werden aber die Handlungen der Menschen nicht durch Dogmen, Textbücher und Glaubensartikel, sondern durch die Meinungen und Sitten ihrer Zeitgenossen, durch den allgemeinen Geist der Zeit und durch den Charakter der Klassen bestimmt, die im Aufschwung begriffen sind."

Da für Mr. Buckle die Religion oder ein religiöses Bekenntniß kein maßgebender Faktor des Urtheils ist, so werden wir uns über seine vollkommene und affektlose Unparteilichkeit nicht wundern dürfen.

Er weist nach, daß die französische Regierung im Rechte war, den calvinistischen Fanatismus niederzuschlagen und nicht zu dulden, daß die protestantischen Geistlichen mit den von ihnen geleiteten Massen einen Staat im Staate bildeten, und die Ruhe der Mehrzahl der Landesbewohner fortwährend störten. „Was immer die allgemeine Meinung über die nothwendige Unduldsamkeit der Katholiken sein mag, die Thatsache läßt sich nicht bestreiten, daß sie im Anfange des 17. Jahrhunderts einen Geist der Nachsicht und christlichen Liebe entfalteten, auf den die Protestanten keinen Anspruch machen konnten. Während der zweiundzwanzig Jahre, welche zwischen dem Edikt von Nantes und der Versammlung von Rochelle verflossen, griff die Regierung, trotz wiederholter Herausforderungen der Protestanten, niemals an, und machte nicht den geringsten Versuch, die Rechte einer Sekte abzuschaffen, die sie als ketzerisch betrachten mußte, und deren Ausrottung von ihren Vorfahren für eine der höchsten Pflichten eines christlichen Staatsmannes gehalten worden war."

Weiterhin kommt Mr. Buckle auf Descartes zu sprechen, dem er auf rein geistigem Gebiete eine ähnliche Wichtigkeit zuschreibt, wie Richelieu in der politischen Welt. Von ihm datirt er eine völlige Umwälzung in der Moral und Wissenschaft, die darin bestand, daß sich der Geist von aller geschichtlichen Autorität und Tradition lossagt und auf sich selbst stellt. Er ist der Urheber der modernen Philosophie im vollkommensten Sinne des Wortes. Bald kommt die Zeit der großen wissenschaftlichen Entdeckungen, und zwar gerade in Folge des Skepticismus, der sich von der Autorität bisheriger Annahmen lossagt. Wir sehen also, wie sich eine ganz neue Welt gebiert, die mit der alten früher oder später in offenen Konflikt kommen mußte.

Man wird bisher wohl wenig bemerkt haben, was einen Unterschied der Buckle'schen Art, Geschichte zu schreiben, von der gewöhnlichen besonders kennzeichnete; was er giebt, ist eben nicht die äußere Geschichte der bestimmenden Thatsachen, durch welche das Fortschreiten der Entwickelung markirt und die niemals und in keinem Falle überflüssig werden wird, es ist die innere Geschichte der geistigen und materiellen Factoren, die Geschichte der letzten drei Jahrhunderte, in welchen sich die alte europäische Gesellschaft auf der schiefen Ebene bewegt, und der Skepticismus nach und nach Alles durchsäuert, ohne daß die äußern Dämme und Schranken im Stande wären, seinen Fortschritt zu hemmen. Dieses hat unseres Erachtens Mr. Buckle ganz gut gezeigt — wir verstehen nun auch seinen Materialismus besser —; denn wenn der Skepticismus nach und nach alle ideellen Vorstellungen und Interessen verzehrt, wenn es Thatsache ist, daß sich Alles nur nach den materiellen Interessen bestimmt, so ist der Schluß ganz naheliegend und gerechtfertigt: es giebt überhaupt nur materielle Interessen.

Worin unser Schriftsteller originell ist, das ist seine statistische Methode, um eine Wahrheit festzustellen. Er will z. B. nachweisen, daß der englische Aufstand eigentlich ein demokratischer war — so führt er hunderte von Namen an, mit der Angabe des niedern Standes, aus dem der später tonangebende Inhaber desselben hervorging.

Cromwell war ein Bauer, Oberst Jones, sein Schwager, ehemaliger Bedienter, Deane (Admiral) war Knecht eines Krämers, Oberst Goffe, Lehrling in einem Farbengeschäft ꝛc., kurzum eine Unzahl Namen, darunter Schuhmacher, Kesselflicker, Fackeljungen ꝛc. — Natürlich ist es sch

gend, wenn aus einem gleichzeitigen französischen Aufstande der Fronde die Namen der Parteihäupter genannt werden: der Prince de Condé, der Prince de Conti, der Prince de Marsillac, der Duc de Bouillon ꝛc.

Oder Mr. Buckle will beweisen, daß Ludwig's XIV. Regierung für Kunst und Wissenschaft gänzlich unfruchtbar gewesen, daß die Männer, die unter ihm blühten, noch der früheren Periode angehörten, so führt er die Daten der Veröffentlichung von Büchern, die Sterbejahre an, z. B. Le Brun (der berühmte Maler), starb 1690, der ältere Mignard 1668, der jüngere 1695; Claude Lorrain 1682, Lesueur 1655, Poussin 1665 u. s. w. Die beiden größten Architekten waren Claude Perrault und François Mansart; aber Perrault starb 1688, Mansart 1666, und Blondel, der berühmteste nach ihnen, 1686. Der größte von allen Bildhauern war Puget und er starb 1694. Lulli, der Gründer der französischen Musik, starb 1687 ꝛc.

Man sieht, daß dieses Verfahren eigentlich auch nichts Neues ist, und daß der Verfasser hier längst Vorarbeiten finden mußte; denn dergleichen Zusammenstellungen sind so recht eigentlich im englischen Geschmacke. Allerdings sind sie am richtigen Orte untergebracht und verwendet, oft ganz willkommen; doch kann man dadurch leicht verführt werden, etwas zu weit gehende Schlüsse zu machen. So finden wir Verzeichnisse der Franzosen, die unter Ludwig XV. London besucht, der französischen Gelehrten, die mehr oder minder Englisch verstanden (mehrere Seiten von nichts, als Namen), während unter Ludwig XIV. kaum Einer von dieser Sprache etwas wußte.

Ludwig XIV. kommt begreiflich sehr schlecht weg, schlechter, als bei irgend einem andern Schriftsteller; es wird so zu sagen, kein gutes Haar an der Zeit gelassen und ihr selbst jener Ruhm entrissen, den man ihr bisher noch gelassen hatte. Seine englisch-demokratisch-merkantilischen Ansichten hindern jedenfalls den Verfasser, dieser Zeit, die nur vom französischen Standpunkte aus gewürdigt werden kann, gerecht zu werden.

Sehr interessant ist ferner, was in sehr ausführlicher Weise über Voltaire gesagt wird, den Mr. Buckle in alle seine so bedeutend angezweifelten Rechte als großer Mann wieder einsetzt. Namentlich hält er ihn für den Vater der neueren Geschichtschreibung, der uns zuerst von den Abgeschmacktheiten abergläubischer Märchen befreit habe, ja, er bestreitet Niebuhr' und seinen Ansichten über die römische Geschichte alle Originalität. Was Niebuhr aufstelle und durchführe, habe bereits Voltaire mit vollständiger Klarheit und Bestimmtheit gesagt.

„Man muß aber nicht annehmen, daß Voltaire diesen wichtigen Zweck (die alten Märchen von Romulus, Remus ꝛc. in Verruf zu bringen) blos mit Spott erreicht habe. So wenig ist dies der Fall, daß ich — nach einer sorgfältigen Vergleichung beider Schriftsteller — mit Zuversicht behaupten kann, die entscheidensten Gründe, die Niebuhr gegen die alte Geschichte von Rom vorgebracht, waren alle schon von Voltaire aufgestellt worden. Sie sind in seinen Werken zu finden, wenn man sich nur die Mühe nehmen will, zu lesen, was dieser große Mann geschrieben hat, anstatt ihn auf das Unwissendste zu verlästern.“ (Folgt eine längere Auseinandersetzung über Voltaire und Niebuhr.)

S. 284 erklärt Mr. Buckle, „daß Voltaire wohl im Ganzen der größte Historiker ist, den Europa bisjetzt hervorgebracht.“ — Also jedenfalls der Vorläufer von Mr. Buckle, der die ganz neue Geschichtschreibung erfunden hat. Wir wollen Voltaire gar nicht den Ruhm bestreiten, daß er den vollen Muth gehabt hat, alte Vorurtheile zu zerstören, und danach eine bessere Geschichtschreibung zu ermöglichen; zum „größten Historiker“ scheint ihm aber doch jedenfalls sehr Vieles zu fehlen, und es gehört eben Begeisterung für den Skepticismus als solchen dazu, in der negativen Seite die größte positive Stärke zu sehen. Die Philosophie der materiellen Interessen, die uns hier in breiter Entwickelung gegeben wird, dürfte doch nicht ausreichen, alle die Fragen zu lösen, die Voltaire selbst escamotirt, aber nicht gelöst hat. — Die Hauptfrage ist die, wie ist das materiell angelegte und stets von materiellen Interessen bestimmte Menschenthier dazu gekommen, ideelle Interessen zu erfinden? Mit dem Worte „Aberglauben,“ das Voltaire und sein englischer Anhänger stets im Munde führen, ist wenig oder gar nichts gesagt; die Entstehung und das Vorhandensein von ideellen Interessen vermag diese Theorie nicht zu erklären.

Als eine Phase der Entwickelung im englischen und europäischen Geistesleben ist das Werk jedenfalls von Bedeutung, und wir sind weit entfernt davon, ihm diese absprechen zu wollen — nur erschrecken wir über den bodenlosen Nihilismus, der hinter diesem in's Englische übersetzte Voltairianismus hervorlugt. Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus! So viele tausend Jahre hat sich die Menschheit um Ideen abgequält und nach dem Himmel, nach dem Olympus, nach dem Göttlichen gerungen, um hinterdrein inne zu werden, daß Alles Selbstbetrug, Irrthum, Unsinn gewesen, daß das Pfund Rindfleisch zu drei Silbergroschen, die Elle Baumwolle zu zwei Silbergroschen, daß Essen, Trinken, Kleidertragen ꝛc. mit obligatem Verhungern von so und so viel Procent alle Fragen lösen. Allen Respekt vor der Wissenschaft, welche durch den Skepticismus ermöglicht worden ist — aber was thun wir am Ende damit?

Norwegen.

Alexander Ziegler's Reisen im Norden.*

I.

Norwegen und seine Bewohner.

Wer im Dienste der Wissenschaft arbeitet, darf nicht den breitgetretenen Pfad der Allgemeinheit wandeln und nicht dem großen Troß folgen, der, anstatt Wißbegierde mit Mühseligkeit, Neugierde mit Bequemlichkeit zu befriedigen strebt; sein Ziel ist es, seiner Herrin, der Wissenschaft, in den dunkelsten, schwierigsten Gebieten die Bahn zu ebnen, ihre Fahne auf den höchsten Höhen des Forschens aufzupflanzen.

Wenn der menschliche Geist nicht fähig wäre, um der Wissenschaft willen sich der Wissenschaft zu weihen, und wenn nicht ein unbegreiflicher, niemals genug bewunderter Forschertrieb die kühnen Reisenden aller Jahrhunderte beseelte — auf welchem Standpunkte befände sich unsere Erkenntniß, und wie beschränkt namentlich wäre unsere Einsicht in die Verhältnisse der Scholle, auf der wir haften!

Unter dem Einflusse dieses Forschertriebes ist das Werk entstanden, welches uns vorliegt: A. Ziegler's Reisen im Norden, d. h. in Norwegen, den Orkneys- und Shetland-Inseln, in Lappland und Schweden.

Warum aber nach Norden? fragen mit einigem Schaudern Diejenigen, welche nur die Wanderung auf den großen Touristenstraßen der Schweiz und Italiens als genußreich anerkennen. Hören wir, was unser Reisender hierauf antwortet:

„Lange schon von dem Wunsche beseelt, nach meinen Reisen im Süden, den hohen Norden zu besuchen, hat mich die endliche Ausführung dieses Planes sehr belohnt. Norwegen zeigte mir eine gewaltige und erhabene Natur, deren Wildheit durch fels- und schneeumkränzte Fjords, durch eine große Menge von Wasserfällen, eigenthümliche Schluchten und Spalten und andere Staunenswürdigkeiten erhöht wird, und mit deren Großartigkeit der kräftige, ernste und biedre Menschenschlag in Einklang steht.... Auf der Reise nach Lappland und Hammerfest, der nördlichsten Stadt der Welt, lernt man vier überraschende Merkwürdigkeiten kennen: als erste die höchst eigenthümliche, in der ganzen Welt nicht wiederzufindende Küstenschifffahrt Norwegens. Diese erstreckt sich überhaupt nahe an 300 deutsche Meilen weit, von denen Vierfünftel durch die Scheeren, jenes wunderliche Chaos von Felseninseln, Riffen, trotzigen Vorgebirgen, Sunden, Fjords, Untiefen und versunkenen Felsen im Angesichte der Festlandsküste zurückgelegt werden müssen...

„Die zweite Ueberraschung bietet der Anblick der Felsennatur Nordlands und Finnmarkens. Durch alle ihre Verhältnisse von der übrigen Welt abgeschlossen, besitzen sie den Zauber einer wilden, fürchterlichen Schöpfung, eine Fülle der wunderbarsten Pracht und Herrlichkeit, wie sie mein Auge nie zuvor gesehen. Berge und Meer machen sich hier den Raum streitig — überall eine Welt düsteren Schreckens und grausigen Schweigens. Auf unruhiger Woge durchfährt man ein unermeßliches Meer, von zackigen wunderbar gestalteten scharfen Klippen und Felsenkanten inmitten von granitnen Mauern und gigantischen Blöcken. Schwarze, nackte, wilde, abenteuerlich geformte Felsen erheben sich aus dem Meere, und Felsenberge thürmen sich chaotisch auf einander. Im Vordergrunde das weite, wogende Meer, im Hintergrunde der Küstenrand mit seinen seltsamen Fjellen, schäumenden Wasserfällen und glänzenden Schnee- und Eisfeldern — ringsum öde, wüste, grauenerregende Einsamkeit und eine wilde, fürchterliche Schöpfung — beleuchtet von dem fahlen Scheine der Mitternachtssonne des nördlichen Polarkreises, deren Sonnenscheibe glühend über dem Horizont als große Feuerkugel schwebt und die vorher genannten Wunder, um eins vermehrend, nur noch in einem stärkeren Lichte wunderbar erscheinen läßt. Und doch fehlt dieser vereinsamten Natur auch das Edelste der Schöpfung nicht — der Mensch; hier im hohen

---

* „Meine Reisen im Norden.“ Von Alex. Ziegler. Leipzig. J. J. Weber. 1860.

Norden Europa's, an der Küste des Eismeeres, treffen die Spitzen germanischer Kultur mit den Ausläufern mongolischer Barbarei zusammen; hier ist der Tummelplatz der rührigen Normannen und der kleinen, schmutzigen Lappen mit ihren wandernden Rennthierherden. Das Naturell des Lappen ist so spröde und seine ganze Begabung so eigenthümlich und in sich abgerundet, daß er sich nirgends assimilirt und niemals in eine andere Volksthümlichkeit, am wenigsten in die germanische, aufgeht. Aber die Expansivkraft der von der Nordsee ausgehenden angelsächsischen Raçe kennt keine Gränze mehr; sie beherrscht schon jetzt „drei" Welttheile und ein Gürtel germanischen Volkes umspannt schon jetzt die Welt...."

Bedarf es, selbst wenn uns nicht schon die aufgeregten politischen Verhältnisse des Südens von Europa die einzuschlagende Reisetour anwiesen, noch größerer Reize, um auch den Norden unseres Erdtheils als einer Durchwanderung würdig anzuerkennen?

Wir wollen unseren Reisenden durch Norwegen und die hierzu gehörigen, oder gehörig gewesenen Länder begleiten, die Landschaften und Kultur-Verhältnisse Schwedens als bekannter voraussetzend.

Auf dieser Fahrt müssen wir uns zum großen Theile mit unserem Reisenden des Skyds oder des Schuß, dieser mit dem Charakter Skandinaviens so innig harmonirenden skandinavischen Post, bedienen, welche uns bald im eigenen Karriol- oder im Breterkarren des Schußbauers zu Lande, bald im Nachen anmuthig zu Wasser durch die Landschaften führt.

Norwegen ist das Land der Wasserfälle, wie man Schweden das Land der Seen nennen kann. Es giebt kein Land, welches so viele Wasserfälle aufweisen könnte, als Norwegen, das in seiner zerrissenen Felsennatur, ohne jegliche geregelte Abflachung der Gebirge, mit den starren, seltsam unterbrochenen Steinmauern, mit seinen Gletschern, die dem Meere zueilenden Wasserströmungen nöthigt, ihren Weg in oft erstaunlichen Sprüngen zurückzulegen. So finden wir z. B. bei Sarpsborg in der Nähe von Moß den durch den Glommenfluß sich bildenden Sarpsfos, welcher, 100 Fuß breit und etwa eben so hoch, von den Norwegern der größte Wasserfall Europa's genannt wird; ferner in der Nähe von Kongsberg den Tindfos, durch welchen sich die Tindelv, von Felsen zusammengepreßt, in Form eines Hufeisens etwa 70 Fuß mit großer Wassermasse herabstürzt; ferner in der Nähe des Tinsees Wasserstürze von 1000 bis 1500 Fuß Höhe, und unzählige andere Fälle.

Als der großartigste Fall wird uns der Riukansfos in Thelemarken vorgestellt. „Welch großartiger, romantischer Anblick! die Maanelv, aus dem Mjös Vand kommend, stürzt sich hier durch eine Felsenspalte senkrecht 670 Fuß in ein Felsenbecken herab.... Die Wassermenge bildet nicht einen breiten, sondern einen hohen Fall, dessen Anblick unstreitig an Großartigkeit gewinnen würde, wenn man in das Thal hinabsteigen und so von unten den herabstürzenden Wasserfall betrachten könnte..... Die Felsenmassen bilden einen Kessel, in den ein langer, glänzend weißer Wasserstreif rauschend, kochend, zischend in großer Hast zu der finsteren Tiefe hinabdonnert, zu Staub zerschmettert und in Dampfwolken wieder emporwirbelt. Wenn dann die Sonne die Millionen Wassertropfen, welche die Luft füllen, beleuchtet, und Myriaden sprühender Funken Alles in schnell wechselnden Regenbogenfarben umglänzen und ein silberstrahlendes Meer in dem engen, finstern, schwarzen Felsenriffe, wo die weißen, schäumenden Wogen über die Felsen hinwegtanzen, ausschäumt — dann fühlt man die Allmacht des Weltengeistes mächtiger und lebendiger, denn je, und Freude und Entzücken durchbebt das Herz...."

Diese Schilderung giebt ein annäherndes Bild von den charakteristischen Schönheiten des ganzen Landes; überall derselbe Typus in tausendfacher Abwechselung; hier der Wasserfall, dort der Fjord, hier die unergründliche Felsschlucht, dort der im Sonnenlichte schimmernde Gletscher als Mittelpunkt der Landschaft.

Und mit dieser Schöpfung steht der Bewohner des Landes in herrlichem Einklange: „Von großem Freiheitsgefühl und Vaterlandsliebe beseelt, ist der norwegische Bauer trotzdem in seinem Nationalstolze nicht abschreckend, sondern bescheiden und höflich, ohne Zwang gegen den Fremden. Er ist in seiner Armuth genügsam, still, ernst und schweigsam, aber dennoch Freund der Geselligkeit und des Humors.... Das Volk ist brav und ehrlich und man reist aller Orten sicher und ohne Gefahr. Eigenthum und Person sind überall geschützt und Bettler giebt es nicht, wenigstens nirgends auf dem Lande.... Wie alle Bergbewohner, ist der norwegische Bauer fromm und treu, hält sein gegebenes Wort, kennt keinen Argwohn, ist ernsthaft und herzhaft, geschickt in mechanischen Arbeiten, ein guter Fischer und Seemann, wohl auch ein gutes Mitglied der gesetzgebenden Versammlung des Storthing, zuweilen auch adelstolz, wie jener Bauer, der seinen Stamm von einem der altnordischen Könige ableitete, und, bei Gelegenheit der Reise eines schwedischen Königs durch das Hallingdal, gefragt, ob er nicht den König und die Prinzessin begrüßen wolle, antwortete: „Ich bin König in meinem Hause und habe selbst fünf Prinzessinnen, die ich täglich sehen kann!"

Man kann hinzufügen, daß der norwegische Bauer mühsam und eifrig der Bebauung seines Eigenthums obliegt. Welche Schwierigkeiten legt ihm das Klima hierbei in den Weg; welche Beharrlichkeit gehört dazu, dem felsigen Boden noch Ergiebigkeit einzuimpfen, der kargen Natur des Landes noch Erzeugnisse abzudrängen, welche Entschlossenheit, die Bedürfnisse des Lebens aus diesen kalten, schluchtigen Thälern, von diesen vegetationslosen Bergen zu erringen!

Wenn wir von den Beschäftigungen der Norweger sprechen, so müssen wir auch ihrer Industrie gedenken. Vor Allem ragt hier die Stadt Kongsberg in Buskeruds-Amt hervor. — Sie besitzt bekanntlich das reichste Silberbergwerk Europa's und außer dem Bergbau in Eisen und Kupfer, Eisenwerke, Schmelzhütten, Münze, Pulver- und Waffenfabriken. Das edle Metall wird in den Bergen von Granit und Glimmerschiefer nur in gediegenem Zustande, oft in wunderbaren Formen, in Gängen gefunden und in der Stadt geschmolzen, wo sich auch Hüttenamt und Münze befindet. Im Jahre 1833 gewann man 43,843, im Jahre 1834, 27,216, im Jahre 1838, 20,303, im Jahre 1842, 21,518, im Jahre 1846, 16,079 Mark gediegenes Silber.

Erfreulich ist es, zu sehen, wie auch hier Deutsche an der vorzüglichsten Production wesentlichen Antheil nehmen. „Die deutschen Bergleute, in der ganzen Welt wegen ihrer Tüchtigkeit geschätzt, sind auch in Norwegen sehr gesucht. In Kongsberg, wohin schon im Anfange des 17. Jahrhunderts deutsche Bergleute zum Betrieb der Silberbergwerke gezogen wurden, sind ebenso wie im benachbarten sächsischen Blaufarbenwerk Modum, an die Spitze der bergmännischen Angelegenheit auch Deutsche gestellt, die eine geachtete Stellung einnehmen. Das Königreich Sachsen, insonderheit das weltberühmte Freiberg, genießt vornehmlich des Ruhms, tüchtige bergmännische Kräfte für Süd-Amerika, Neu-Seeland, Spanien, Norwegen ꝛc. geliefert zu haben. Schon unter Christian III. bildeten hier fremde deutsche Bergleute, besonders aus Sachsen, einen eigenen Staat im Staate."

In zweiter Linie steht Fossum mit dem Blaufarbenwerk Modum an der Drammelv in demselben Amte. Die in Modum befindlichen großen Kobaltminen und das damit verbundene Blaufarbenwerk, früher von der norwegischen Regierung sehr lässig betrieben, wurde im Jahre 1821 an drei Privatleute, den Banquier Benecke von Gröditzberg, und an die Konsuln Rothe und Wagner verkauft, unter deren Leitung die Werke ungemein ausgedehnt wurden. Später, im Jahre 1853, nach Erfindung des künstlichen Ultramarins, welches den Absatz der „Smalte" — der für den Handel zubereiteten Kobalterze — einschränkte, verkauften Benecke und Wagner in Berlin das Werk an zwei Engländer, von denen es, ziemlich vernachlässigt, im Jahre 1855 an den sächsischen Blaufarbenverein und die sächsische Regierung (zu $^3/_5$ und $^2/_5$) kam. Seitdem werden die Werke wieder mit größerem Eifer und Erfolg betrieben. Die Production betrug von 1836 bis 1840 durchschnittlich 4000 und von 1841—1845 ungefähr 3500 Ctr. verschiedener Kobaltprodukte.

Es ist natürlich, daß die großartige Natur Norwegens auch auf die geistige Thätigkeit seiner Bewohner einen mächtigen Einfluß ausgeübt hat. Obwohl zwischen den norwegischen und den deutschen Stämmen eine unverkennbare Verwandtschaft besteht, sei ihre Ursache nun im Ursprunge der Völker, worauf Sprache, Sitten, manche gemeinsame Eigenschaft des Charakters der Bewohner hindeuten, sei sie in dem gemeinschaftlichen Streben, oder auch nur in dem Einflusse der deutschen Elemente zu suchen, welche seit Jahrhunderten dort thätig sind — obwohl, sagen wir, diese Verwandtschaft besteht, zeigt sich doch in den geistigen Erzeugnissen Norwegens eine gewisse, offenbar aus den Eigenthümlichkeiten des Landes entspringende Selbständigkeit, welche sich insbesondere in der Literatur und in der wohlgepflegten Malerei geltend macht.

Ueber die Literatur Norwegens giebt uns Herr Ziegler eine vollständige Uebersicht, in Bezug auf welche, da sie großentheils unter Benutzung der in Nr. 35. Jahrgang 1857 unseres „Magazin" enthaltenen Materialien aufgestellt ist, auf den damaligen Artikel verwiesen wird.

Als hervorragende Größen der Malerkunst stellt uns unser Reisender den durch universelle Bildung ausgezeichneten Professor Clausen Dahl, den Genremaler Tiedemand, Gude, Boe u. A. in biographischen Skizzen vor.

Endlich verdienen die alten kirchlichen Bauwerke hier Erwähnung, welche sich, als Spiegel alter nordischer Kultur in Norwegen finden (wie wir davon ein kleines Muster in der Kirche „Wang" besitzen, die König Friedrich Wilhelm IV. von Norwegen nach dem schlesischen Riesengebirge

hat versehen lassen) und welche unser Reisender einer sehr dankenswerthen Untersuchung unterworfen hat. Wir können uns nicht versagen, seine vortreffliche Schilderung der berühmten Kirche in Hiterdalen hier mitzutheilen:

„Dies kleine Gebäude, das zweifelsohne bald nach Einführung des Christenthums in Norwegen errichtet worden, ist ein Ehrfurcht erweckendes Denkmal einer hingeschwundenen Zeit, welches durch die wunderbare Uebertragung des mystischen Geistes des Nordens in die Architektur einen eigenthümlich schönen, wahrhaft zauberischen Eindruck macht. Sie ist, wie die Kirche in Borgund, ein merkwürdiges Werk der originellen Baukunst der alten Bewohner Skandinaviens und läßt durch eigenthümlichen Styl, Verzierungen 2c. erkennen, daß heidnische und byzantinische Elemente dabei zur Geltung gelangt sind, und daß die Erbauer sich wohl derselben Künstler und Bildschnitzer bedient haben, welche die heidnischen Tempel und Götter gebildet hatten.

„Die Kirche in Hiterdal, deren Alter man auf 800 Jahre schätzt, ist ganz aus Holz gebaut, und nur zu den Unterlagen der Säulen und Pfosten in den Winkeln, wie zur Grundlage der Wände, sind Steine verwendet worden. Die zwei kleinen, runden Thürme auf dem hinteren Theile der Kirche und die häufig angebrachten Giebel riefen beim ersten Anblick die Erinnerung an ein gothisches Bauwerk wach; später schwand dieser Eindruck und ich fand die byzantinische, ich möchte fast sagen, die sarazenische Form vorherrschend. Eigentlich zeigt sich hier aber eine Vereinigung aller Style: hier gothisch, dort byzantinisch, hier Renaissance, dort antike Einfachheit.

„Um einen Theil der Kirche läuft parterre ein Gang mit alten runden Bogen, eine Art niedere Halle, deren Dach die Seitenwände der Kirche zum großen Theile verdeckt und nur einen kleinen Raum dazwischen freiläßt, woselbst kleine Fenster zur spärlichen Erleuchtung der Kirche angebracht sind.... Merkwürdige Anbaue mit kleinen Dächern, Giebeln und kleinen runden Thürmchen häufen sich einer über den andern; über jedem Eingange in die Halle ein Dach, ein Giebel, über diesem symmetrisch im Dach der Kirche wieder ein Giebel, im Dach der oberen Kirche und des Glockenthurms wiederum ein Giebel, und so thürmen sich Giebel und runde Thürmchen mit Kreuzen geziert, bis zu dem höchsten viereckigen Thurme auf, von dem eine Wetterfahne herabweht. Der Regen sammelt sich in Wasserrinnen auf den Dächern und Giebeln und ergießt sich aus Drachenköpfen und anderen heidnischen Ungeheuern. Sämmtliche Außenwände und Dächer sind mit kleinen zugespitzten Hölzchen belegt, und die Dachschindeln durch einen dicken Ueberzug von Pech gegen das Wetter geschützt. Vier Pforten führen in die Halle und ebenso viele Portale in die Kirche. Letztere zeigen eine überaus schöne byzantinische Form und deuten auf einen vollendet ausgebildeten Kunstgeschmack hin. Die Säulen, auf denen zwergartige, phantastische männliche Gestalten ruhen, sind hier auf das Zierlichste in den mannigfaltigsten Abwechselungen geschnitzt und die sinnig geordneten, abwechselnd in Schlangenköpfen und blattähnlichen Zierrathen auslaufenden Windungen und wunderlichen Verschlingungen sind von großer Schönheit und strenger Symmetrie. Den Haupteingang der Kirche bildet das Portal der Westseite, deren Zierrathen, Thiergestalten und Verschlingungen von den obenerwähnten abweichend sind. Es ist, als ob der ornamentale Charakter der arabischen Architektur sich geltend machen wollte; unwillkürlich wurde ich, wenn auch entfernt, an die Alhambra in Granada erinnert.... Die uralten, in maurisch-byzantinischem Styl erbauten und mit Schnitzwerk der mannigfaltigsten Verschiedenheit versehenen Landkirchen Norwegens, erinnern sie nicht dunkel an die arabischen Kunstwerke mit den sich vielfach unter einander schlängelnden Guirlanden und ewig neuen Verschlingungen von Linien, mit den die Bogengänge schmückenden Arabesken-Arbeiten und Filigranverzierungen, bei deren zierlichem und mannigfaltigem Anblicke man in ein Netz der feinsten Webereien oder niederländer Spitzen zu schauen glaubt?"

Unter dem mächtigen Eindrucke solcher Denkmale nordischer Baukunst, unter dem Eindrucke der nach Norden zu immer großartiger und wilder sich gestaltenden Landschaft begleiten wir den Reisenden von Christiania durch Hallingsdalen über das unwirthliche Hemsedaler Gebirge (zwischen dem Fille-Fjeld und dem Jubs-Fjeld) durch die Provinz Bergenhuus und durch den Sogne-Fjord nach Bergen, diesem Mittelpunkte des norwegischen Fischhandels, und von hier über den Hardanger-Fjord mit seiner großen, erhabenen Natur und seinen zahlreichen Wasserfällen nach dem Bondhuus-Gletscher am Moranger-Fjord.

Dieser Gletscher, „ein majestätischer, erstarrter Eisfluß, reicht bis auf 1120 Fuß über dem Niveau des Meeres herab. Wir sehen natürlich weder die ganze Ausdehnung des Gletschers in der Länge noch in der Breite, sondern nur den Abhang, wo die Eismassen, zwischen hohen Felsen eingekeilt, in das Thal gedrängt werden. Der steile Gletscher selbst zeigt reines, klares Eis mit schön ausgeprägter geaderter Struktur, funkelnde Eishöhlen und Klüfte von prächtig blauer Farbe, ein Geschiebe von schönem, krystallinischem Gneis, und erinnert in Formation und Masse an den Grindelwald-Gletscher im Berner Oberlande. Man erblickt die wunderbarste Form blauer Eismassen und Eishöhlen, in deren unmittelbarer Nähe noch Birken fortkommen. Eine Menge Wasserfälle, der schönste, der Broesos, unmittelbar neben dem Gletscher, stürzen sich in das Thal. Nirgends habe ich eine so furchtbar wilde Gegend gesehen."

Italien.

Literatur-Bericht aus Italien.*

Zeitgeschichtliches.

Die Ereignisse der letzten Zeit haben eine Menge von größern Werken und Flugschriften veranlaßt. Als eine der bedeutendsten Quellen der Geschichte der Gegenwart erwähnen wir folgende Sammlung von Urkunden, das Herzogthum Modena betreffend:

Documenti risguardanti il governo degli Austro-Estensi in Modena del 1814 al 1859. Tom. I. 1859. Tom. II. 1860. Modena, presso Zinchelli.

Die nach dem Abzuge des Herzogs von Modena eingesetzte Regierung verfügte bereits am 31. Juli 1859, daß eine Auswahl der von den Herzogen Franz IV. und V. erlassenen Verordnungen im Drucke erscheinen sollten, um den Geist ihrer Regierungen kennen zu lernen; zu welchem Ende eine Kommission unter dem Vorsitze des ersten Präsidenten des höchsten Gerichtshofes des Landes, B. Palmieri, eingesetzt wurde, wobei der Staats-Procurator F. Malagoli, der Marchese Ceccopani-Imperiali und andere Männer des öffentlichen Vertrauens betheiligt waren. Dies wurde in drei Abtheilungen zur Ausführung gebracht: 1) Gesetze und Verordnungen in politischen Angelegenheiten; 2) Erkenntnisse der Standrechte und Militair-Gerichte über politische Verbrechen; 3) herzogliche Verfügungen und Handschreiben. Den Anfang macht eine Verordnung vom 21. September 1820 über die geheime Verbindung der Carbonari, in Folge deren ein Standrecht zu Rubiera niedergesetzt wurde, welches ohne Appell zu entscheiden hatte. Die Kongresse von Troppau, Laibach und Verona hatten von Seiten der heiligen Allianz Oesterreich mit Vollziehung der gegen Italien zu nehmenden Maßregeln bevollmächtigt, welche Maßregeln erst nach der Juli-Revolution durch die Besetzung von Ancona durch die Franzosen unterbrochen wurde, obwohl die anderen Großmächte damit zufrieden waren, daß alle in Italien gegebenen Gesetze von Metternich genehmigt werden mußten. Das erste Erkenntniß gegen die Theilnehmer an der Verbindung gegen solche äußere Einmischung wurde am 31. Aug. 1821 unter dem Vorsitze des Rathes Mignoni gegen 47 Angeschuldigte erlassen, von denen die meisten zum Tode verurtheilt wurden, zuvörderst der Kaufmann Corti, weil er sich am 1. Januar 1821 in den Bund der Carbonari hatte aufnehmen lassen, und bei der Aufnahme von vier andern Mitgliedern später gegenwärtig gewesen war; zugleich wurde sein Vermögen der herzoglichen Kasse zugesprochen und ihm die Kosten aufgelegt. Den Professor Andrechi traf ein gleiches Straf-Erkenntniß, weil er sich 1820 hatte aufnehmen lassen; ebenso den Grafen Grillenzoni-Faloppes, ferner den Doktor Pirondi, welcher auch noch außerdem ein Plakat mit lateinischer Proclamation an die Ungarischen Regimenter verbreitet hatte, damit sie sich nicht gegen die Neapolitaner schlagen sollten, denen der König damals die Constitution freiwillig gegeben hatte, an der sie fest halten wollten, nachdem der König in Laibach dieselbe widerrufen hatte. Dieselbe Todesstrafe wurde wegen ähnlicher Verbrechen mit lebenslänglicher Galeerenstrafe belegt; mehrere Andere zu zwanzig oder zehnjähriger Galeerenstrafe; Andere zu zehn Jahren Zuchthaus, Andere zu fünf Jahren Gefängniß; bis herab zu einem Jahre. Gegen einen Angeschuldigten, der in einer andern Gesellschaft aufgenommen worden war, wurde so milde verfahren, daß ihm die erlittene Haft als Strafe angerechnet wurde. In Ansehung der Todesstrafe wurde verfügt, daß dieselbe binnen vierundzwanzig Stunden nach erfolgter Bestätigung des Herzogs öffentlich an der Straße von Reggio nach Modena vollzogen werden solle. Unter den zum Tode verurtheilten Personen befand sich auch der Priester Andreoli. Eine von den letzten Verfügungen, vom 25. März 1859, bestimmt, daß eine Patrouille sich der Waffen bedienen kann, wenn sie

* Vom Geheimen Justizrath Neigebaur.

ausgelacht wird. Es ist natürlich, daß bei den Bewegungen in Italien in den Jahren 1830, 1848 und 1849 bis zu dem Kriege von 1859 sehr viele solche Verurtheilungen vorkommen, bei welchen die Denuncianten sich am besten standen.

Ein Werk, für die Geschichte der Gegenwart sehr wichtig, ist folgendes:

Il Dominio temporale dei papi dall Abbate Jacopo Leone. Torino, 1860. Tip. editrice.

Der Verfasser beweist, daß die weltliche Herrschaft der Päpste an dem Verfalle Italiens sowohl, als der Kirche schuld ist. Dem Geschichtskenner ist dies zwar längst bekannt; daß dies aber von einem katholischen Geistlichen mit Thatsachen belegt und bewiesen wird, ist in Italien jetzt, wo schon die Romagna sich von der geistlichen Herrschaft losgerissen hat, von um so größerer Bedeutung, da selbst Professoren der Rechtsfacultäten in Deutschland die Legitimität des Papstes für die älteste und für die heiligste erklären. Es beweist zugleich, daß man in Italien die Religion sehr wohl von der Kirche zu unterscheiden weiß. Dies geht besonders auch aus einem früheren Werke hervor, aus dem Werke eines Priesters:

Roma impia, ossia paganesimo Volterianismo pofessati da Papi e da Vescovi, dall Abbate Jacopo Leone. Torino, 1856. pag. 475.

Hier hat der gelehrte Verfasser aus geschichtlichen Urkunden, selbst aus dem Vatican, dargethan, daß bereits vor der Revolution, besonders in dem derselben vorhergehenden Jahrhunderte, Päpste und Bischöfe nicht nur solche reformatorische, sondern selbst unchristliche Ansichten hatten, und daß in Italien solche Ansichten selbst auf den Kanzeln gepredigt wurden. Allein in Italien herrscht nicht der Geist der Proselytenmacherei, sondern die altklassische Humanität, nach welcher man Jeden bei seiner Meinung läßt, ohne seine Meinung Andern aufdringen zu wollen, da man wie gesagt, hier stets verstand, die Religion von der Kirche zu unterscheiden. Die erste ist das, was Jedem nach seinem Gewissen heilig ist; die Kirche ist volksthümlicher Gebrauch, in dem man Niemand stören will.

Japan.

Die Stadt Niegata.

Das Journal des russischen Marine-Ministeriums enthält öfter interessante Nachrichten aus Japan, in dessen Gewässern jetzt beständig einige russische Kriegsschiffe stationirt sind. Vor Kurzem drangen diese sogar bis Jeddo vor und legten sich fast unter den Fenstern des Taikun vor Anker. Auch die entlegensten Winkel des Inselreichs bleiben von ihrem Besuche nicht verschont, da sie nach den von dem Admiral Putjatin abgeschlossenen Verträgen das Recht haben, außer Hakodadi und Simoda noch vier Häfen zu ihrem Handelsverkehr auszuwählen. Ueber die Stadt Niegata, an der Westküste von Nipon, bei der die Dampfkorvette Djigit im Sommer 1859 auf einer solchen Expedition anlegte, entlehnen wir dem Bericht eines russischen Offiziers folgende Notizen:

„Niegata ist eine sehr große Stadt und einer der reichsten Handelsplätze in Japan. Wir waren die ersten Europäer, die es besuchten, und man kann sich daher leicht vorstellen, welches Aufsehen wir erregten. Vom frühen Morgen an, sobald unsere Schaluppen sich dem Ufer zu nähern begannen, strömte das Volk schaarenweise an den Landungsplatz, und wir hatten es nur der Polizei zu danken, daß wir unsere Beobachtungen ruhig vornehmen konnten. Alsdann hatten wir neue Schwierigkeiten mit den Beamten, welche uns nicht in die Stadt hineinlassen wollten. Dabei war es merkwürdig, ihre Physiognomien zu betrachten, die bald einen bittenden, bald einen drohenden Ausdruck annahmen, der plötzlich einer kindlichen Neugier wich, wenn ihnen ein fremder Gegenstand — ein Fernrohr z. B. — in die Augen fiel. Sie besahen sich denselben, machten ihre Bemerkungen darüber, und dann, indem sie vielleicht an das mögliche Schicksal ihres Bauches dachten,* legten sie sich mit einem Mal wieder auf's Bitten. So kamen wir bis zur Stadt, wo eine neue Taktik anfing. Die Polizei säuberte die Straßen, durch die wir gingen, und zwar mit solchem Erfolg, daß diese vor uns wie ausgestorben schienen, während hinter uns wie eine wogende Brandung sich Tausende von Neugierigen tummelten. Besonders machten die Weiber der Polizei zu schaffen; hinter den Schirmen, die den Häusern als Wand dienen, blickten funkelnde, schwarze Augen hervor; ja, einige von den Frauen stiegen sogar auf die Dächer, und es waren dies gerade die hübschesten. Schade, daß die Verträge nicht mit dem schönen Geschlecht abgeschlossen werden; in diesem Fall würden alle Häfen Japans den Fremden geöffnet sein.

„Im Allgemeinen haben die Japanesen jedoch großen Respekt vor der Polizei. Ein Schlag mit dem Fächer eines Beamten ist so wirksam, wie die Berührung mit dem Stabe der Policemen in den englischen Kolonien. Der Fächer spielt überhaupt hier zu Lande eine wichtige Rolle. Er ist das nothwendige Attribut der Reichen, wie der Armen, der Männer, Frauen, Greise und Kinder, des Reisenden, der Bauern, der Soldaten und des Bonzen, mit Einschluß des göttergleichen Mikado. Alle gehen mit dem Fächer in der Hand oder im Gürtel. Auf dem Fächer werden Geschenke angenommen und Almosen ausgetheilt; er ist der Zauberstab des Beamten, und wie in Europa das Zepter der Kokette. Der Fächer ist bei dem Priester das Zeichen ihrer Würde, sie trennen sich nicht von ihm während des Gottesdienstes und der Predigt, und sie ertheilen mit ihm ihren Segen. Wie man sagt, werden selbst die Todesurtheile auf einem Fächer dargebracht, und sich vor diesem Symbol der Macht verneigend, verliert der Verbrecher sein Haupt. Dafür giebt es auch nirgend Fächer so vielerlei Art wie in Japan.

„Die Stadt Niegata wird an mehreren Stellen von Bächen und Kanälen durchschnitten, deren Ufer hohe Trauerweiden beschatten. Rings um die Stadt befinden sich Gärten mit mächtigen Birnbäumen, Weinstöcken und Pfirsichen; zwischen den Bäumen sind Beete mit Rüben, Zwiebeln und Senf. Kartoffeln haben wir nicht bemerkt. Die Einwohner sind Seeleute und Fischer, wie in Hakodadi und dem ganzen Küstenstriche von Japan. Sie haben eine dunkle Gesichtsfarbe, schwarze Haare, sind klein, aber stark gebaut, während die Bewohner des Inneren sich, wie Siebold bemerkt, durch größeren Wuchs, ein breites, flaches Gesicht, dunkelrothes Haar und eine hellere Hautfarbe auszeichnen. Die Frauen sind gleichfalls durchgängig brünett, und viele von ihnen würden äußerst anziehend sein, wenn sie nicht, wahrscheinlich um den Binnenländerinnen nachzuahmen, sich roth und weiß schminkten. Auch hier herrscht also die Mode; nur ist sie beständiger, als bei uns — sie ändert sich nicht mit jedem Jahre."

* Wenn die japanischen Beamten sich eines Vergehens schuldig gemacht und dafür einen Verweis erhalten haben, oder zu erhalten fürchten, so müssen sie bekanntlich ehrenhalber sich selbst den Bauch aufschlitzen. Ein wohlerzogener Japanese wird schon von Jugend auf in der Kunst geübt, dies mit möglichster Grazie zu thun. D. R.

Afrika.

Krapf's Ost-Afrika.

Vor einigen Jahren war der ungeheuere Kontinent Afrika, wie ältere Karten und Atlasse noch heute beweisen, eine weiße Fläche mit trockenen Namen von Küsten, Flußmündungen u. s. w., um den Rand herum. Aber eine Reihe heldenmüthiger Forschungsreisender, unter denen die Deutschen Barth, Overweg und Krapf eine bedeutende Stelle einnehmen, haben im Verlaufe von etwa zwanzig Jahren den ganzen riesigen Erdtheil ziemlich dicht mit Staaten und Völkern, mit Flüssen und Gebirgen, mit Oasen und Seen bedeckt. Es ist kaum noch ein wichtiger Theil Afrika's übrig, der nicht irgendwie forschend und entdeckend durchwandert worden wäre. Die jetzt erschienenen Reisen Krapf's füllen die Lücke von Abyssinien bis in das große Forschungsbereich Livingstone's im Süden ziemlich aus.

Dr. Ludwig Krapf, Secretair des christlichen Instituts zu Basel, begab sich 1839 mit Herrn Rebmann, im Auftrage der Londoner Missions-Gesellschaft, nach Abyssinien. Von hier aus reiste und forschte er südlich weiter an der Ostküste entlang und in's Innere hinein. Die Ergebnisse einer achtzehn Jahre lang fortgesetzten, missionairen und forschungsreisenden Wirksamkeit liegen jetzt in einem, bei Trübner in London erschienenen, prächtigen und interessanten Werke vor uns.* Die beiden Reisenden durchforschten außer Abyssinien Zanzibar, das Reich des Imaum von Muskat, Kadiaro, Jagger, Usambara, Ukambani u. s. w. und die dazwischen liegenden Landstrecken.

Dr. Krapf schildert alle diese Reisen und Erlebnisse, die Völker der verschiedenen Staaten und Gegenden, ihre sozialen und sittlichen Zustände mit einer Einfachheit und graphischen Klarheit, die den Leser immer über-

* Travels, Researches and Missionary Labours during an Eigtheen Yars Residence in Eastern Africa etc. By the Rev. J. Lewis Krapf, Secretary of the Christian Institute of Basle. London: Trübner and Co.

zeugt hält, daß er es durchweg mit reiner Thatsächlichkeit zu thun habe. Er hält sich besonders an Schilderung der Völker und Stämme, unter denen er lebte und wirkte. Dann sind ihm auch die natürlichen Gestaltungen der Länder, ihre Produkte und ihre Civilisationsfähigkeit wichtig, so daß wir bei Durchlesung des Werkes das ganze, bisjetzt fast unbekannte nordöstliche Afrika, von Abyssinien bis zu Livingstone's Shire-Fluß, aus erster Quelle näher kennen lernen. Im Allgemeinen haben wir in missionairer Hinsicht die Ueberzeugung aus dem Buche gewonnen, daß die rohen, abgöttischen, unter sich stets in Streit und Krieg lebenden, zum Theil nomadisch sich umhertreibenden Völker und Stämme nicht so leicht für Christenthum und Civilisation zu gewinnen sein werden, da sie nicht durch abstrakte Lehren, sondern nur durch sinnliche Dinge, durch positive Geschenke, zu gewinnen sind, wie dies auch Fürsten solcher Heiden gesund genug gegen Krapf aussprachen. Auch sind diese ostafrikanischen Völker noch viel materialistischer in ihren Glaubenssachen, als Afrikaner anderer Theile. Und da sie muhamedanische und christliche Lehren kaum unterscheiden, betrachten und behandeln sie den Missionair der letzteren mit eben so viel Argwohn und Haß, als die Anhänger des großen Propheten, vor denen sie eine wohlbegründete Furcht haben. Krapf hatte oft unter höchster Lebensgefahr mit der Selbstsucht, List und Grausamkeit dieser Heiden zu kämpfen und mußte öfter fliehen.

Im Innern freilich leben auch friedliche Leute, die froh sind, wenn man sie nicht stiehlt, verkauft oder mordet. Im Süden von Schoa, einer bisjetzt noch unerforschten Gegend, leben, nach dem Berichte eines Sklaven von Ennrea, Pygmäen, genannt Dokos.

„Er erzählte mir, daß im Süden von Kaffa und Susa das Land sehr heiß und sumpfig sei, überwuchert von Bambco-Wäldern, in welchen sich die Doko's, nicht höher als vier Fuß, von der Größe zehnjähriger Kinder, umhertreiben. Sie sind von dunkler Olivenfarbe und leben in einem durchaus thierischen Zustande ohne Wohnungen, ohne Tempel, ohne heilige Bäume, wodurch sich wenigstens die Gallas auszeichnen. Doch haben sie eine dunkle Ahnung von einem höheren Wesen, das sie Yer nennen, und zu welchem sie in höchster Angst und Noth zuweilen beten. Ihre Andachts-Position ist dabei ganz eigen und einzig. Sie stehen nicht, knien nicht, werfen sich nicht auf die Erde, sondern stehen auf dem Kopfe, die Füße gegen einen Baum oder Stein haltend. In dieser Position beten sie so: „Yer, wenn du wirklich bist, warum erlaubst du, daß man uns erschlage? Wir bitten dich nicht um Nahrung oder Kleider, denn wir leben von Schlangen, Ameisen und Mäusen, und Kleider ziehen wir nie an. Du hast uns gemacht, warum läßt du uns unter die Füße treten?"

Die Dokos haben keinen Häuptling, kein Gesetz, keine Waffen, keine Wohnungen, keine Ehe und Familie; sie jagen nicht, sie graben und säen nicht und leben blos von Wurzeln, Früchten, Mäusen, Schlangen, Ameisen, Honig 2c. Sie klettern auf Bäumen umher, wie die Affen. Beide Geschlechter gehen vollkommen unbekleidet. Sie haben dicke, hervorragende Lippen, platte Nasen und kleine Augen, das Haar lang und fließend. Nägel an Händen und Füßen lassen sie lang wachsen, um sie wie Klauen beim Ausgraben von Wurzeln und Ameisen und zum Zerreißen von Schlangen, die sie roh verschlingen, zu gebrauchen. Feuer ist ihnen unbekannt. Aber etwas Putz lieben sie doch: sie tragen gern Halsbänder von Schlangenknochen und Holzringe in den Ohren. Sie vermehren sich sehr schnell, wissen aber nichts von Heirat, Ehe und Familie. Männlich und weiblich läuft ganz unabhängig durcheinander. Mütter säugen ihre Kinder nur kurze Zeit und überlassen sie sich selbst, sobald sie gelernt haben, Ameisen zu suchen und Schlangen zu beißen. Sie werden von herumstreifenden stärkeren Raçen widerstandslos tausendweise gefangen und hauptsächlich als Haussklaven verwandt und verschachert, da sie leicht lernen und gehorsam sind. Vielleicht sind's noch dieselben Pygmäen, die einst nach Herodot im Innern Afrika's entdeckt worden waren."

Im stärksten Kontraste zu ihnen haben die energischen und intelligenten Gallas sich über ungeheuere Strecken von Afrika südlich von Abyssinien und über die besten Provinzen davon verbreitet. Sie treiben Ackerbau und Viehzucht. Nur die um den Aequator leben noch nomadisch. Die Ackerbau und Viehzucht treibenden Gallas haben Pflüge, säen und ärndten Hafer, Weizen, Gerste, Mais 2c. Die Weiber treiben Viehzucht mit Ochsen, Kühen, Schafen und Ziegen und führen das Hauswesen. Ihre Hütten und Häuser sind rund und kegelförmig und mit Dächern lebendigen Grases bedeckt. Sie stehen dörferweise in Waldgrotten, auf Höhen und Bergabhängen. Das Klima ist warm und gesund und ungemein fruchtbar, reich an Quellen, Teichen und Flüssen. Waldige Berge und Hügel erheben sich im Ueberfluß, besonders reich an hohen Wachholderbäumen. Welch' ein herrliches Land würde dieses „Ormonia" oder Gallas-Gebiet sein, stänď es unter dem Segen des Christenthums und europäischer Civilisation.

Krapf hofft für ganz Ost-Afrika alles Heil und alle Segnungen des Christenthums und des Verkehrs mit Europa von den Gallas. — Hiermit wollen wir auf das neueste, wichtige Originalwerk über Afrika eben aufmerksam gemacht haben. Wir erwähnen nur noch, daß es mit zwei vortrefflichen Karten, einem Portrait Krapf's und vielen colorirten Abbildungen ausgestattet ist. Auch die Beiträge von Rebmann sind werthvoll, eben so eine Uebersicht der geographischen Entdeckungen von Ravenstein, Beamter der englischen Admiralität, und eine kurze Geschichte Ost-Afrika's von dem Verfasser selbst.

Mannigfaltiges.

— Des großen Kurfürsten Plan einer Universität für alle Glaubensgenossen.* Ein im schönsten Sinne klassisches Seitenstück zu dem von uns kürzlich (Nr. 23) angeführten Beispiele der Toleranz des großen Kurfürsten von Brandenburg hat der Nestor der deutschen Sprachforschung und der Berliner Universität, der hochverehrte August Boeckh, in einer in der preußischen Akademie der Wissenschaften am 21. October 1852 gehaltenen Festrede, welche sich in der unten genannten Sammlung von Dr. F. Ascherson vorfindet, der Mitwelt in's Gedächtniß gerufen. Um die Zeit, wo das fünfzigjährige Jubelfest der Berliner Hochschule gefeiert wird, scheint die fragliche Thatsache um so größere Aufmerksamkeit zu verdienen. Sie ist wieder ein Denkmal der freisinnigen Traditionen des Hauses Hohenzollern. August Boeckh erzählt uns Folgendes:

Friedrich Wilhelm, „nach des großen Friedrich Ausdruck ebenso bewunderungswürdig an der Spitze der Heere, mit welchen er der Befreier seiner Unterthanen wurde, als an der Spitze seines Rathes, wo er seinen Völkern das Recht verwaltete und ein untergegangenes Land von der Vernichtung wieder erhob," hatte die Absicht, eine Universität aller Völker, Wissenschaften und Künste zu gründen, und wenngleich dieser Gedanke, wegen der unzureichenden Mittel des brandenburgischen Staates und wegen der Schwierigkeiten in der Gesinnung der Zeitgenossen, ein Ideal bleiben mußte, so zeigt sich doch klar, welchen Rang das geistige Leben der Menschheit in der Brust des großen Kurfürsten einnahm und wie hoch Der sein Zeitalter überragte, der einen solchen Plan zu fassen im Stande war. „Wenn," heißt es in der von ihm unterzeichneten Stiftungsurkunde, „irgend Diener der anmuthigen Musen da sind, wenn irgend Forscher in den trefflichsten Wissenschaften, edlerer Künste Erfahrene, wenn welche durch ihre Gottesverehrung und Religionsgebräuche in's Gedränge gebracht, wenn welche einer harten Herrschaft überdrüssig, freiheitsliebend, durch Ostracismus aus ihrem Vaterlande verjagt, oder aus irgend einer anderen, nur nicht ehrenrührigen Ursache landflüchtig sind, wenn welche in der Gesellschaft von Gelehrten und in einer wissenschaftlichen Unterhaltung den Reiz der Welt finden; so mögen die vorgenannten und alle guten und ehrenhaften Männer, von welchem Volke und anständiger Beschäftigung und Glauben sie seien, hierdurch wissen, daß sie in dieser Universität finden werden: einen Parnaß, einen Mäcenas, Ehre der Künste und Wissenschaften, der Gewissen und aller Dinge anständige Freiheit, Trost den Leidenden, den Verbannten Zuflucht und Freistatt, vortrefflicher Seelen Gemeinschaft, Genossenschaft edler Geister, die Wonne der gebildeteren und über den großen Haufen hinaus einsichtigen Menschheit." „Er will," heißt es weiter, „dieser Universität einen Ort geben und weihen zum Sitze der Musen, zum Tempel der Wissenschaften, zur Werkstatt der Künste, zum Wohnsitze der Tugend, zu einer Königsburg der besten und erhabensten Beherrscherin der Welt, der Sophia. Er verspricht allen Dissidenten im christlichen Glauben Freiheit der Gewissen und der Religionsübung, namentlich den Reformirten, den Arminianern, den Lutherischen, den Römisch-Katholischen, den Griechen und allen, die den dreieinigen Gott bekennen und im Verdienst und Blute Christi die Hoffnung der Seele und den Grund des Heils finden; auch wenn ausgezeichnete Hebräer, Araber und andere der Ungläubigen ihren Sitz in dieser Universität aufschlagen wollen, soll ihnen dies unter Nachsuchung besonderer Erlaub-

* August Boeckh's Reden, gehalten auf der Universität und in der Akademie zu Berlin, herausgegeben von Ferdinand Ascherson. Leipzig, Teubner, 1859: im zweiten Bande von A. Boeckh's „kleine Schriften."

zu verstattet sein, jedoch mit dem Versprechen, daß sie ihre Irrthümer für sich behalten und nicht zu verbreiten suchen und ein anständiges Leben führen werden, ohne Aergerniß zu geben." — Dieser Anstalt, die in nichts an den Verfolgungsgeist des siebzehnten Jahrhunderts erinnert, werden die größten Freiheiten bewilligt, der Kurfürst verspricht, für Kriegsfälle der Universität die völkerrechtliche Neutralität zu verschaffen und den eigenen Truppen verbietet er, sei es zum Durchmarsch oder Aufenthalt, das Betreten dieses Ortes.

Schade, daß die Zeit des großen Mannes zu solchen Entwürfen der umfassendsten Humanität noch nicht gereift war: aber, hat denn unser 19. Jahrhundert, trotz aller Denkmäler für hochverdiente Erdenbürger, ein ähnliches Denkmal des herrlichsten Weltbürgerthums der Kunst und Wissenschaft schon über sich gewinnen können? T. v. B.

— **Lessing und Wolfgang Menzel.** Wir machen auf einen, in Nr. 37 der „Blätter für literarische Unterhaltung" befindlichen Artikel: „Gegen die Verdächtigungen Lessing's durch Wolfgang Menzel und Genossen," von August Boden, aufmerksam. Herr Boden, den auch unsere Leser bereits als einen ehrenwerthen Kämpfer für den durch kleine Kritiker angegriffenen Ruhm unserer großen Dichter kennen, bespricht in diesem Artikel die zunächst durch die seltsame Schrift G. R. Röpe's: „Johann Melchior Göze, eine Rettung" (Hamburg, 1860) neu angeregte Frage über die Stellung Lessing's zum Christenthume. Wolfgang Menzel hat, bei Gelegenheit der Anzeige dieser Schrift in Nr. 20 seines „Literaturblatt," den Verfasser des „Nathan" wiederum, wie er dies schon früher gethan, als einen Feind und Verächter des Christenthums bezeichnet, und hiergegen sind nun die Angriffe Boden's gerichtet. Mit Recht bemerkt Letzterer, daß dergleichen Entstellungen des großen Lessing zunächst allerdings auf Rechnung derjenigen zu setzen seien, „die es sich angelegen sein ließen, Lessing zu sich herabzuziehen, d. h. ihn zu einem der Helden und Vertreter der bloßen Verneinung und oberflächlichen Aufklärung zu erniedrigen." In dem gegenwärtigen Falle aber handelt es sich geradezu um eine Fälschung, die sich Menzel in der obengedachten Anzeige der Röpe'schen Schrift, in einem Citate aus einem Briefe Lessing's an Mendelsohn vom 9. Januar 1771, erlaubt hat. Hätte Lessing wirklich so geschrieben, wie Menzel ihm andichtet, dann wäre er allerdings nicht der Schöpfer des Humanismus in der neueren deutschen Literatur, als welchen die Nachwelt ihn liebt und verehrt, sondern ein bloßes Seitenstück zu Göze, Röpe und Wolfgang Menzel gewesen. Nun ist zwar Lessing's und Mendelssohn's Briefwechsel längst gedruckt und allen Gebildeten bekannt, aber schon um des semper calumniare audacter willen, durfte Menzel's Behauptung nicht unwidersprochen bleiben, und Herr Boden hat sich daher durch seine geschichtliche Erörterung jener gefälschten Briefstelle ein wahres Verdienst um das Andenken Lessing's erworben.

— **Graf Borries und seine Partei.*** Diese Flugschrift gehört schon darum auch vor unser Forum, weil sie in Holland geschrieben, gedruckt und verlegt ist. Der Verfasser ist allerdings, wie sich gleich auf den ersten Seiten herausstellt, ein Deutscher, und zwar ein preußischer Deutscher, der, ungeachtet der hannover'schen Adresse, die seine Schrift trägt, diese zunächst seinem preußischen Vaterlande und der kleinen, obwohl nicht mehr allmächtigen Partei desselben gewidmet hat, die jetzt in Hannover in dem Grafen Borries ihren charakteristischsten Ausdruck besitzt. Der Verfasser behauptet, daß diese Partei in Preußen, wie in Hannover, Mecklenburg &c. ein deutsches Vaterland nicht besitze, vielmehr überall, wo es ihren persönlichen, oder Standes-Interessen gelte, bereit sei, das Vaterland zum Opfer zu bringen. Er führt, nach einem offenen Briefe an den Grafen Borries, diese Partei als die kleinen „Herren" in Preußen, als den Schwerpunkt des preußischen Herrenhauses, als Gegnerin der Civilehe, der Gewissens- und der bürgerlichen Freiheit, namentlich auch der bürgerlichen Gleichstellung der Juden, vor, und schließt mit einem patriotischen Aufruf an die deutsche Nation zur Einheit, zur Einheit des Nordens und des Südens, des Katholicismus und des Protestantismus, sowie aller zu den beiden vorwiegenden Kirchen nicht gehörenden Bekenntnisse. Der Verfasser verwahrt sich ausdrücklich gegen die Insinuation, daß er zur Revolution auffordern wolle; er will, daß die Nation durch Ausdauer, Entschiedenheit und Maßhalten ebenso ihre innern Feinde überwinde, wie sie vor 47 Jahren den äußern Feind überwunden hat.

* Rotterdam, Adolf Bädeker, 1860.

— **Stimmen aus Frankreich über den Kaiser.** Nach einer Menge Privatnachrichten (in der „Allgemeinen Zeitung") hat so wenig im südlichen Frankreich, als in Savoyen, des Kaisers Persönlichkeit den gewünschten Eindruck gemacht. Wie es im Elsaß geschehen, hat auch die allerhöchste Verschlossenheit jene etwas erregteren Bevölkerungen abgestoßen. Das geschlossene Auge, die erkünstelte, aber keineswegs graziöse Haltung, der in dem ganzen Gesicht erkennbare Ausdruck einer mühevoll verdeckten Leidenschaft haben in der That etwas — man muß sagen — Unkaiserliches. Die Vergleichung mit diesem Auftreten und jenem alten Prinzen aus dem Hause Orleans mußte sehr nahe liegen, und zu Gunsten der Letzteren ausfallen. Zudem frißt der Zweifel an dem diplomatischen Talent des Kaisers immer tiefer und weiter. Feldherrntalent, welches der italiänische Krieg hätte hervortreten lassen können, hat er ohnehin auch nicht bewiesen. Die Gelegenheitspolitik hat ihn isolirt, weil die Versprechungen, welche nach allen Seiten hin gemacht wurden, gegenseitige Mittheilung erfuhren und die Betheiligten erbittern mußten. Wer kann denn in Frankreich nicht den Nachtheil, der dem Lande durch die Coalitionen der Parteien erwachsen ist? Und doch ist es unendlich leichter, französische Geister, die in Grundsätzen verschieden sind, zu demselben Zweck zu vereinigen, als fremde Nationen dann noch an das Geschick eines Mannes zu fesseln, wenn er bei jeder Gelegenheit bewiesen hat, daß er mit ihnen nur Fangball spielt. Wären ihm nur auch die Interessen ergeben! Allein die Bourgeoisie, welche er im Anfang seiner Regierung mit sozialistischen Verordnungen bedrohte, ist noch nicht sicher gestellt, und verlangt nach Frieden, der ihr unter diesem Scepter, eigentlich einem Degen, niemals werden kann. Die Kaiserreise ist ein versuchtes, aber ein fehlgeschlagenes Mittel, „Prestige" zu machen.

Aus Burgund wird hinzugefügt: „Das Kaiserreich ist unter Anderm auch die Blüthezeit des religiösen Kommunismus. In unserer Gegend tritt das glänzend hervor. Ohne zu fragen, woher und wozu, säete bei seiner letzten Reise das kaiserliche Paar milde Gaben über die in neuerer Zeit gegründeten Klöster und Stiftungen. Die überglücklichen Orden versprachen ihre Fürbitte für günstige Regierung, langes Leben und gutes Wetter während der Reise. Aber entweder wollte es mit der Fürbitte nicht flecken, oder sie ward nicht erhört. Das Wetter war im Ganzen ungünstig, und was Leben und Regierung betrifft, muß man abwarten. Wenn aber irgendwo das Mißtrauen wurzelt, so ist es bei unserer höhern Geistlichkeit. Was ihr dargereicht wird, nimmt sie bereitwillig an, droht auch zuweilen, damit sie noch weitere Zugeständnisse erhalte, läßt aber in der Stille, wohl auch öffentlich, ihren Groll gegen den Sieger von Solferino aus. Ist er doch der Verbündete des unter dem Bann lebenden Italiäners. Klar ist dem Klerus, daß erst des Papstes Besitzungen beschnitten, dann auf einen Gedanken zurückgeführt werden sollen.... Wenn der Kaiser mit einem Federstrich den Rhone-Brückenzoll bei Lyon abgeschafft hat, gegen den alle Aufstände vergeblich kämpften, wenn er auf seiner ganzen Reise Aehnliches dekretirte, so beweist das nur die Berücksichtigung dessen, was man täglich hört: Nous voyons de si belles choses sous l'empire; le tas de bavards de 1848 n'a rien fait de bon; le pays grandit (!) sans eux; il faut une main de fer pour conduire la France; cette main ne s'arrêtera pas. Also wird sie auch die französische Priesterschaft von Rom frei machen und das moderne christliche Kaiserthum gründen. Jedoch ein Volk lebt noch kürzere Zeit in Illusionen, als ein Individuum. Wenn es erwacht aus seinen Täuschungen, verfällt es nicht in Traurigkeit, sondern in Zorn."

J. L.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Bestellungen
übernimmt jedes Postamt des deutsch-österreichischen Postvereins, sowie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallstraße Nr. 21) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von **Joseph Lehmann.**

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 3 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins" nicht direct correspondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commissionair, Herrn B. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

Nº 42. Mittwoch, den 17. October 1860. **29. Jahrgang.**

Inhalt:

Italien.

Die letzten Momente der Königs-Regierung in Neapel.

Der plötzliche Sturz des neapolitanischen Thrones, der, gleichsam wie ein Kartenhaus, durch einen Windhauch umgeworfen wurde, hat in den Zeitungsberichten eine so ungenügende Erklärung gefunden; der Charakter des jungen Königs Franz II., den man, ohne daß eigentlich bestimmte Thatsachen dafür vorlagen, sofort als ein Ebenbild seines Vaters, des Re Bomba proklamirte, ist noch so wenig näher gekannt, daß nachstehende Auslassungen eines französischen Journals, dem keine Parteilichkeit für den Despotismus vorgeworfen werden kann — der Revue de deux Mondes — für unsere Leser von Interesse sein dürften. Herr E. Forcade sagt in der genannten Zeitschrift:

„Der bekannte Gemeinplatz, daß die Völker stets diejenige Regierung haben, die sie verdienen, ist schon darum nicht überall zutreffend, weil man ebenso gut umgekehrt sagen kann: daß sich die Regierungen die Völker nach ihrem Ebenbilde schaffen. Wir lieben nicht diese strengen Aussprüche auf Kosten der armen Völker, jener ewigen Minorennen, deren schlimmstes Loos es noch lange nicht ist, als Thema von Redefiguren zu dienen, die einander schnurstracks widersprechen. Wäre es gleichwohl billig, oder vernünftig, das abstrakte Wesen, das man Volk nennt, für seine Handlungen verantwortlich zu machen, so müßte man zugeben, daß das Schauspiel, welches eben das neapolitanische Volk darbietet, Jenen nicht unrecht giebt, welche behaupten, daß es gerade so viel werth sei, als seine Regierung. Der junge König Franz II. ist zwar ohne Heroismus, aber nicht ohne einen gewissen Adel gefallen. Es ist etwas Rührendes in seiner traurigen Resignation gewesen. Man versichert, daß er sich gleich bei dem Entstehen der Unruhen keine Täuschung über das Schicksal gemacht, das ihn erwarte. Er fühlte sich außer Stande, gegen das traurige Erbtheil, das er überkommen hatte, anzukämpfen. Er sah, daß die Bevölkerung, die Armee und besonders die Marine, die von allen Arten Umtrieben bearbeitet waren, seinen Sturz wollten. Er hatte weder das erforderliche Genie, noch die nöthige Zeit, die ihm von seinem Vater überkommene Macht zu regeneriren, oder um durch eine mächtige Diversion die Strömung der neapolitanischen Ideen und Sitten zu ändern. Er wußte, daß er in seiner Hauptstadt auf eine ernste Vertheidigung nicht rechnen könne und ein Versuch zum Kampfe nur zu einem grausamen, weil unnützen, Blutvergießen Anlaß geben und den Vorwand zu grauenvollen Unordnungen liefern würde. Dies erklärt und rechtfertigt gewissermaßen die traurige Passivität, die er bewiesen hat. Den Ministern gegenüber, die ihn umgaben, oder mindestens mit ihnen, war sein Gedanke auf ein einziges Ziel gerichtet: seiner so kurzen Regierung den Schmerz eines blutigen Schlusses zu ersparen und mit einer gewissen Milde den Männern und den Ideen, die seinen Thron erschütterten, die Verantwortlichkeit der Gewalt und der neuen Ordnung der Dinge zu übertragen. Vielleicht war in einem Lande, dessen Hauptgedanke dahin geht, sich nicht schlagen zu wollen, eine solche Handlungsweise sehr politisch; vielleicht war sie sogar darauf berechnet, sich für den Fall einer nicht ausbleibenden Reaction nicht unmöglich zu machen; aber es würde unrecht sein, politischen Berechnungen diesen Entschluß des Königs zuzuschreiben und nicht vielmehr seinem Menschlichkeits-Gefühle dabei Rechnung zu tragen.

Der Abzug des Königs aus Neapel hat demnach mit einem gewissen, ruhigen Ernste stattgefunden. Die Würde seiner persönlichen Stellung ist besonders neben der feigen Treulosigkeit derjenigen, welche seine Diener und die Günstlinge seines Vaters waren, recht schlagend hervorgetreten. Die Demissionen von Offizieren und Beamten, selbst solcher, die unmittelbar den König umgaben, regneten förmlich auf ihn herab. Als sein Abzug entschieden war, sah er sich sogar von den Befehlshabern der neapolitanischen Marine zurückgewiesen, von Männern, denen er den Degen verliehen oder erhalten hatte, und die ihm jetzt selbst einen Zufluchtsort auf seinen Schiffen verweigerten. Um sich nach Gaeta zu begeben, mußte er sich des kleinsten Fahrzeuges seiner Flotte bedienen, dessen Capitain sich vorher das Versprechen hatte geben lassen, daß man ihn, sobald er in jenen Hafen angekommen, unverzüglich nach Neapel werde zurückkehren lassen. In dieser letzten Stunde hat König Franz II. die seinem Range und seinem Unglücke schuldige Rücksicht und Aufmerksamkeit nur bei einigen Militairs, wie Fürst Ruffano und General del Bosco, gefunden, die bei Hofe bis zum Augenblicke der Revolution, wegen ihrer liberalen Gesinnung, in sehr geringer Gunst gestanden hatten, und bei einigen königlichen Ministern, Herrn Spinelli und Herrn de Martino. Diese ehrenwerthen Männer haben dem Könige den letzten Dienst geleistet, den sie ihm erweisen konnten, indem sie die Achtung vor seiner Person und die Ordnung in seinem Palast bis zum Momente seiner Abreise aufrecht erhielten. Der junge König hat diese Treue unter Männern, in welchen der neapolitanische Hof bis vor Kurzem nur Feinde oder Verdächtige hatte erblicken wollen, mit rührendem Dankgefühl anerkannt. „Welche Lehre für die Könige!" sagte er, indem er auf den Ministeraths-Präsidenten Spinelli hinwies, „mein Vater hat ihn zwei Jahre im Gefängniß eingesperrt und zwölf Jahre einer strengen polizeilichen Aufsicht unterworfen, und jetzt ist er mein ehrlichster Rathgeber, und während ich keinen unserer alten Freunde mehr um mich sehe, ist er es, der mir in meinem Unglücke die letzten Tröstungen bringt."

Der König hat bei seiner Einschiffung Spinelli beauftragt, über die Erhaltung der Ordnung zu wachen. Als Franz II. in See war, versammelte Jener die Vertreter der vornehmsten neapolitanischen Parteien bei sich. Diese Versammlung gab zu einer seltsamen Scene Anlaß. Drei Parteien stritten sich bereits um das Königreich Neapel: die Garibaldianer, die Annexionisten und die Mazzinianer. Die Ersten wollten die reine, einfache Gewalt Garibaldi's; sie wollten dem militairischen Haupte der italiänischen Bewegung die freie Verfügung über die Mittel des Königreiches

ertheilen und es ihm überlassen, wie er die Sache zu Ende führe. Die Annexionisten wollten, daß Piemont sofort Besitz von dem Lande ergreife, um an ihrer Spitze eine regelmäßige Regierung zu haben und dieser Regierung die allgemeine Leitung der italiänischen Politik zu erhalten. Mit dieser Gruppe verbinden sich auch diejenigen, die dem alten Neapel jenen Ueberrest von Autonomie bewahren möchten, welchen Farini's politische Organisationspläne für die bisherigen italiänischen Staaten durch die Theilung der Halbinsel in **Regionen**, die den alten Gebietsgränzen entsprechen, in Aussicht stellen. Die Mazzinianer bilden vielleicht die furchtbarste Partei, denn in ihnen gährt der Sauerteig der republikanischen Ideen; sie besitzen mehr revolutionäres Temperament, als alle anderen Parteien und stellen sich scheinbar hinter Garibaldi, aber nur um ihn unaufhörlich vorwärts zu treiben und ihn, wenn er still steht, über Bord zu werfen. Nur die Vertreter der beiden ersten Parteien waren bei Spinelli versammelt, wobei nicht unbemerkt bleiben darf, daß der sardinische Gesandte, Herr v. Villamarina, ohne in der Versammlung zu erscheinen, in einem benachbarten Zimmer das Resultat derselben abwartete.

Spinelli hatte gehofft, daß mindestens über einige temporäre und Uebergangs-Maßregeln eine gewisse Uebereinstimmung zwischen diesen verschiedenen Fractionen herbeizuführen sein würde; in dieser Uebereinstimmung glaubte er natürlich eine Bürgschaft für Aufrechthaltung der Ordnung während des Interregnums zu finden; es war jedoch den Parteigängern der reinen und einfachen Diktatur Garibaldi's und den Parteigängern der sofortigen Annexion an Sardinien unmöglich, sich über einen Mittelweg zu verständigen. Die Debatte war sehr lebhaft und wurde immer aufgeregter und lärmender, als Spinelli, der die Unmöglichkeit sah, einen friedlichen Beschluß herbeizuführen, heimlich an Garibaldi, der noch in Salerno war, eine Depesche sandte, worin er ihn beschwor, nach Neapel zu kommen. Diese Depesche wirkte entscheidend auf den General, welcher versprach, am 7. September einzutreffen, an welchem Tage er sich bereits, auf eine frühere Aufforderung hin, gewissermaßen prophetisch, in Neapel angekündigt hatte. Bei dieser Gelegenheit wollen wir hier noch eines seltsamen Moments dieser neapolitanischen Revolution gedenken. Die Truppen Garibaldi's waren keineswegs schon so nahe bei Neapel, als die Minister und die Bevölkerung meinten. Der elektrische Telegraph war es, der in dieser Beziehung einen Irrthum verbreitet hatte. Man wird daher wohl thun, fortan auf der Hut zu sein gegen die revolutionaire Rolle, die der elektrische Neuigkeitsbote zu spielen vermag. Diese summarischen, kurz gefaßten Depeschen sind, so zu sagen, Peitschenhiebe, der Einbildungskraft verliehen, wodurch die Einen entmuthigt und die Anderen exaltirt werden; sie streuen den Schrecken und die Ueberraschung aus, treiben zur Ueberstürzung und zu jenen plötzlichen Umschwüngen, welche die revolutionairen Ereignisse in den Köpfen hervorzurufen ohnedies geeignet sind. Aber zu der natürlichen Einwirkung der elektrischen Botschaft hatte sich in Neapel auch noch der Erfolg einer seltsamen Kriegslist gesellt. Einer jener Engländer, die bei Garibaldi Befriedigung ihrer Abenteuerlust suchen, hatte einen Agenten des elektrischen Telegraphen durch Bestechung gewonnen, und dieser ließ im Namen des Intendanten der Provinz falsche Bulletins über die Bewegungen der Garibaldi'schen Armee nach Neapel gelangen. Getäuscht durch gefälschte Nachrichten, glaubte man in Neapel, daß die Freiwilligen im Anzuge seien, während sie sich noch, und zwar zerstreut und ohne ihren Anführer, in einer Entfernung von fünfzig Meilen befanden. Die Auflösung der königlichen Gewalt war daher der wirklichen Gefahr gegenüber bedeutend anticipirt. Dadurch erklärt sich auch, wie Garibaldi am 7. Sept. bereits in Neapel hat ankommen können und warum er genöthigt war, dort ohne seine Truppen einzuziehen, die noch weit hinter ihm waren.

Nach dem Zeugnisse guter Beobachter, ist das Merkwürdigste bei dem Einzuge Garibaldi's in Neapel die Physiognomie des Helden selbst gewesen. Dieses von edler Leidenschaft entflammte Gesicht, diese von einem großen Gedanken erfüllte Stirn waren sichtbar verdüstert durch eine unwillkürliche Traurigkeit. Der Diktator fühlte, daß er in einer Auflösung begriffenen Masse und nicht inmitten eines männlichen Volks-Enthusiasmus sich bewege. Es schmerzte ihn, wahrzunehmen, daß sein Gefolge aus der niedrigsten Hefe des Volks bestehe. Bittere Gedanken knüpften sich natürlich an seinen nur allzu leichten Triumph. Bereits sah er sich verlassen von Sizilien, das, vom neapolitanischen Joche befreit, Alles erlangt hat, was es wollte, und sich in seinem zufrieden gestellten Egoismus zurückzieht. Gelandet auf der Terraferma, hat sich Garibaldi nicht in das Innere gewagt, wo er nur auf passive Gleichgültigkeit gestoßen wäre; in der Weise der früheren Eroberer von Neapel, der Normannen und der Spanier, ist Garibaldi an der Küste entlang gezogen, wo er nirgends den Widerstand gefunden, der andererseits auch, nach Besiegung eines vorübergehenden Hindernisses, einen möglichen Stützpunkt in der Bevölkerung erblicken läßt. Ein Mann, wie er, kann nicht ohne einen gewissen Ekel das Benehmen der neapolitanischen Flotte bemerkt haben, und kann auch auf eine Armee, die vor ihm auseinander gelaufen, keine großen Hoffnungen setzen. Vielleicht hat diese Betrachtung, mehr noch, als das Drängen der Annexionisten und eben so viel, als der Rath der gemäßigten Partei, ihn dazu bewogen, die neapolitanische Flotte sofort dem piemontesischen Admiral, Grafen Persano, zu übergeben und ein gemäßigtes Ministerium einzusetzen.

Es war leicht vorherzusehen, daß der Erfolg Garibaldi's in Neapel die piemontesische Regierung zu irgend einem großen Entschlusse treiben werde. Diese Regierung konnte nicht länger in ihrer zuwartenden, passiven Stellung verharren, ohne die Leitung Italiens aufzugeben und in eine eben so traurige, als gefährliche Unthätigkeit zu verfallen..... Piemont hat demnach das große, revolutionaire Wort: **alea jacta est** ausgesprochen. Es ist aus seiner zweideutigen Stellung herausgetreten und hat die Politik der Einheit Italiens proklamirt. Jetzt kann es nicht mehr zurück."

Frankreich.

Die Zukunft der Philosophie in Frankreich und Deutschland.

Alt ist die Klage der Philosophen, daß ihre Wissenschaft nicht nach Gebühr geschätzt werde. In einem Zeitalter, dessen Mangel an einer tiefsinnigen Religionsoffenbarung die Selbsterkenntniß durch Speculation wie kein anderes begünstigte, trauert doch der große Wortmeister Cicero über die Kurzsichtigkeit der Menschen, welche nicht einsehen können, wie all' die Lebensbildner unseres Geschlechts Philosophen gewesen sind. Er fand sich fünfzig Jahre vor Christi Geburt zu demselben Ausspruch veranlaßt, den um die Mitte des 19. Jahrhunderts so viele Metaphysiker in die Welt gerufen. Das ist nun freilich eine Welt, die lieber den Berichten der Natur- und Geschichtsforscher, der Reisebeschreiber, der Sprachgelehrten lauscht, welche an dem Munde der Erfahrung hängt und einen zu mächtigen Argwohn gegen die Construction aus der Idee heraus gefaßt hat, als daß sie neuen Versuchen, das unvollendete Gebäude unter Dach zu bringen, ermunternde Aufmerksamkeit zuwenden könnte. Das 19. Jahrhundert, welches mit einem philosophischen Wetteifer sonder Gleichen begann, mit Fichte, Schelling, Herbart, Hegel in Deutschland, mit Keratry, Degérando, La Romiguière, Cousin, Jouffroy in Frankreich, scheint von jenen ungeheuren Strapazen sich gegenwärtig erholen zu wollen, denn es erweist sich in einem merkwürdigen Grade unfruchtbar an Erzeugnissen der „reinen Vernunft." Wer, oder was trägt die Schuld an diesem Verfall? Nehmen wir die menschliche Natur, wie sie nun einmal ist, d. h. ohne Uebertreibung ihrer Licht- und Schattenseiten, so leuchtet unschwer ein, daß Theilnahmlosigkeit die gewöhnliche Folge von Erfolglosigkeit ist. Weil eben dem Ich bei seiner angestrengten Bebrütung eigener Gedanken zu wenig herausgekommen war, mindestens nicht das, was es heiß und glühend erwartet hatte, darum lenkte es schließlich seinen Blick von der abgezogenen Selbstalleinheit (oder, wenn man will: Selbst-All-Einheit) ab und versenkte sich in das bunte Meer der umgebenden Außenwelt.

Aber der oben erwähnte Cicero, den völlig gering zu schätzen zu den Ungezogenheiten „ausgelernter" Genialität gehört, bemerkt an anderer Stelle eine andere der vorigen wohl ebenbürtige Wahrheit. Er meint, jedes Wesen in der Natur der Dinge habe das Bestreben, sich in seiner **Eigenheit** und **Gattung** zu erhalten. Auch die Philosophie bestätigt diese Wahrheit. Der Ungunst der Zeit ungeachtet, tauchen hin und wieder einzelne metaphysische Lebenszeichen auf. Sie wollen der Weltweisheit ihr Daseinsrecht verfechten. Und zwar in der hergebrachten Art. Ein solches Lebenszeichen hat Frankreich im letzten Halbjahr in einem Werke von Etienne Vacherot gesehn, das der bekannte Orientalist, Herr Ernest Rénan, zur Grundlage einer Studie über die Zukunft der Metaphysik ausgewählt hat. Das Buch, welches in der Revue d. d. M. besprochen ward, heißt: La Métaphysique et la Science, ou Principes de Métaphysique positive. Es hat keinen Gelegenheitsphilosophen zum Verfasser, sondern einen bewußten Fachmann, der nicht blos für die Sache des freien Gedankens gestritten, sondern auch gelitten hat. In seiner Geschichte der Alexandrinischen Schule hatte sich Vacherot von dem offiziellen Lehrsystem losgemacht, und mit Muth unterzog er sich dann der Folge davon, dem Verluste seines Amtes als Professor an der Normalschule zu Paris. Mag man den Standpunkt des Herrn Vacherot weder in philosophischer

noch in politischer Beziehung theilen, immer wird man der männlichen Unabhängigkeit eines Forschers, der kürzlich z. B. unter der Herrschaft des Kriegsgotts ein Werk über die Demokratie herauszugeben wagte, den Zoll der Hochachtung nicht verweigern. Und Herr Vacherot hat noch eine schwerere Prüfung seiner seelischen Freiheit würdig bestanden, als die war, welche ihm äußere Gewalt bereiten konnte. Ich meine den Widerstreit in der Brust des Freundes der Wahrheit mit der Ergebenheit, der Treue, der Dankbarkeit des Schülers. Vacherot hatte neben dem Bann des offiziellen Systems noch das Hemmniß fremder Wissensgewalt zu besiegen: um die schöpferische Freiheit seiner Denkkraft zu retten, war er seinem Lehrer Cousin untreu geworden. Wir können es nur lediglich unterschreiben, wenn Rénan in dieser Beziehung sagt, er würde, wäre er zum Haupt einer Schule geboren (warum Rénan ein solches nicht ist, noch werden wird, darüber haben wir aus Paris Aufschluß erhalten), diejenigen seiner Schüler, die sich von ihm entfernt, am meisten geliebt haben. Solche Gesinnung traut er auch Cousin zu. Dessen wahrer Ruhm bestehe nicht in der Schöpfung einer philosophischen Orthodoxie, sondern in dem Anstoß zu einer Bewegung, welche sogar viele der Grundlagen, die er selbst gesetzt, erschüttert habe. Hat Cousin seine Schüler vor Allem frei forschen gelehrt, so ist die Befolgung dieser Lehre eine Huldigung für den Meister, vorausgesetzt, daß der Schüler nicht vergißt, was er dem Meister schuldet. „Denn es ist erlaubt untreu, niemals undankbar zu sein."

Was war denn aber der sachliche Grund, der Vacherot zur Trennung von Cousin vermochte? Man wird denselben bald herausfinden, faßt man die Analogie der deutschen Entwickelung in's Auge. Was hat so viele und keineswegs denkfaule Geister dem Hegelthum entfremdet? Klärlich der Umstand, daß der Meister seine Gedanken in eine so steife Form gegossen hatte, daß jede Weiterführung derselben einer Durchbrechung des Systems ähnlich sah. Die dialektische Methode hatte in der „Selbstentwickelung der Vernunft" Form und Inhalt zu innig verschmolzen — bis zu dem Grade eines fertigen Dogmatismus, der das Selbstdenken ersparte, indem das Ich sich denken ließ, d. h. ein spontanes Denken methodisch abspann, ohne subjektiv selbstthätig zu denken. Jene Vorwürfe, welche die Dichter Platen und Gruppe der „modernen Scholastik" machen, laufen in ihrem Kern eben auf diese Schwäche hinaus. Kein Wunder, daß mit starkem Selbstgefühl begabte Naturen, wie Ludwig Feuerbach, aus Fortschrittsdrang und Freiheitsdurst noch mehr als blos die Schranke eines philosophischen Systems durchbrachen. Der spanische Stiefel hatte zu wehe gethan! — Wie dem auch sei, Jeder, der sich nicht mit diskreter Reproduction der meisterlichen Lehren begnügen wollte, fiel offener oder versteckter ab, und es scheint nach der ganzen Stellung, die Cousin in Frankreich, parallel mit der Hegel's in Deutschland, einnimmt, unzweifelhaft, daß die Welt hier die Wiederkehr desselben Schauspiels erblickt, das in Wissenschaft und Kunst so häufig das allmähliche, nur scheinbar plötzliche Auseinandergehn von Meister und Schüler darbietet. Wer mag denn ewig Schüler bleiben?

Erwacht der kritische Geist im Menschen, so sieht es mit seiner bisherigen angewöhnten Denkform übel aus. Sie wird zerschlagen. Höchst bemerkenswerth ist es, wie ein Kantischer Hauch den Franzosen Vacherot zu seinem Abfall von Cousin bestimmt hat. Beständig am Gängelbande unbedingten Systems „Bücher schreiben über die Geistigkeit der Seele und das Dasein Gottes," das war in der That langweilig geworden. Die philosophische Seelenkritik wandte sich gegen ihren Urheber und wagte sich auf neue Felder der Thätigkeit.

Allein man würde den kritischen Trieb unserer Zeit unterschätzen, wollte man bei der hier unmittelbar angedeuteten Stufe seines Wirkens verharren. Rénan bezeugte an sich selbst eine weit größere Obmacht desselben. Vacherot ist Einer, der gewisse metaphysische Gesichtspunkte geopfert hat, um ungezwungener in die Tiefen des All einzudringen, Rénan zählt zu der heute dichten Legion von Erfahrungsforschern, die jeglicher philosophischen Speculation Valet gesagt, weil jede zum Dogmatismus führe, und welche natürlich den gutgläubigen Fortsetzern idealer Versuche ein aschgraues Prognostikon stellt. Da hat man eine antiphilosophische Kritik. Im Gefühl, daß ein folgerechter Zweifel über den halben, formalen Zweifel geht, greift Rénan die Philosophie an ihren empfindlichsten Stellen an. Sogar bei ihrer Ehre und Würde! Was sei das für eine Wissenschaft, die bei der Spitze anfange, statt bei der Basis! Welche Eitelkeit, so von oben herunter auf die mühsame, Geduld fordernde Arbeit des fleißigen Beobachters und Sammlers herabzusehen! Ohne Spezialkenntniß von der Welt, wie dürfe da der Philosoph über ihren Bau mitsprechen? „Die wahre Wissenschaft ergiebt sich nicht auf Einen Hieb, sie ist immer relativ, immer unvollständig, immer verbesserungsfähig." Man bemerke wohl, daß dieser Satz von Victor Cousin entlehnt ist! Rénan geht noch weiter: eine Wissenschaft der Wissenschaften sei das Grab des menschlichen Geistes, und, fährt Rénan in freimüthiger Enthüllung seines Standpunktes fort, „sie würde dieselbe Folge haben, wie eine Offenbarung; indem sie ein absolutes Dogma gäbe, würde sie den Faden der Fortentwickelung des Geistes abschneiden, einen langweiligen, scholastischen Himmel aufrichten, wo müßige Anbeter eine unschattirte Wahrheit betrachten, der Keiner das Siegel seiner Individualität aufprägen darf." Denn freilich die „Individualität" soll auch in der Wissenschaft mit Rücksicht behandelt werden!

Wie wenig diese überschwengliche Feindschaft wider den Dogmatismus mit dem praktischen Lebensbedürfniß des Menschengeistes in Einklang steht, braucht nicht erst nachgewiesen zu werden. Der Mensch bedarf nun einmal fester Normen für Wandel und Regung, das birgt einen Widerspruch, gewiß, aber die Zeit arbeitet täglich daran, ihn aufzuheben.

Rénan verlangt etwas, was die Philosophie nimmer leistet, nämlich empirische Resultate. Dergleichen erzeugt die Philosophie allerdings nicht, denn sie entbehrt eines besondern, eigenbehörigen Feldes, auf dem solche Frucht wachsen könnte. Neuen Stoff liefert sie nicht. Den gewähren die einzelnen Fachwissenschaften, in deren keine sie aufgeht. Aber welcher vergebliche Kampf mit dem mächtigsten Zuge unserer besseren Natur nach Wahrheit in umfassendem Sinne, wenn man, der Objektivität der Dinge zuwider, eine ganze Wissenschaft von der Welttafel auslöschen will, wenn man dem Geiste sein Recht wehrt, eine concentrische Rundschau über alle seine Findungen in einer bestimmten Epoche zu halten; Goethe hatte zwar fein und treffend geurtheilt, als er 1828 an seinem Geburtstag gegen Eduard Gans erklärte, die spekulative Entwickelung der Idee habe an dem Fortschritt der Empirie einen unersättlichen Begleiter; inzwischen war das jedenfalls nur im Hinblick auf die Hegel'sche Philosophie bemerkt. Ja, man darf zugeben, er hätte auch der gesammten sogenannten Transscendentalphilosophie gegenüber seinen Satz aufrecht erhalten, gegenüber aller allgenugsamen Selbstbebrütung des Subjektivismus — ob jedoch angesichts einer bescheideneren Forschung, die objektiv dem Gang der wirklichen Dinge gehorsam nachfolgt, das wollen wir unerörtert lassen. Wir reden nicht pro domo.

Es heißt den härtesten Angriff machen, wenn man die Existenz eines Dinges in Frage stellt. Rénan wirft Herrn Vacherot vor, die zwei dicken Bände seines Werkes hätten keinen andern Zweck, als darzuthun, daß eine Metaphysik vorhanden. So verführen nicht Naturwissenschaft und Geschichte. Die ersten Geologen hätten nicht Bände geschrieben zum Beweis, daß eine Geologie existirt, sie hätten einfach Geologie getrieben; so die Gründer der vergleichenden Anatomie und vergleichenden Sprachlehre, Cuvier und Bopp, diese Gegenstände ohne Präludium. Herrn Vacherot sei sein Beweis nicht gelungen, denn in dem Sinne, in welchem er Vacherot zustimme, sei die Metaphysik nimmermehr eine eigene Wissenschaft. „Sich über die nackten Thatsachen erheben, die Gesetze, die Vernunft, die Harmonie, die Poesie, die Schönheit der Welt erkennen," jede Schranke für das Emporstreben des menschlichen Geistes leugnen (denn „das größte Genie unseres Planeten sei in Wahrheit der Weltpriester der Welt" — eine etwas starke Behauptung, zumal vom Standpunkte der Erfahrung, nach welcher doch die Erde nicht Mittelpunkt der Welt!!), sowie jede Einsicht, welche der menschlichen überlegen (— wo bleibt da Gott?! —), eine Metaphysik in diesem Sinne, die blos der gemeinen, gedankenlosen Empirie entgegenwirke, räume er bereitwillig ein, sie enthalte nur nicht eine absonderliche Wissenschaft. Rénan führt, wohl unserm neuesten Zeitgeiste gemäß, all unser Wissen auf die Erfahrung zurück, die direkt oder indirekt stets aus einem Laboratorium oder einer Bibliothek stamme: „Was wir wissen, das wissen wir nur durch das Studium der Natur und Geschichte!" Er leugne zwar nicht wesentliche Formeln allen Verständnisses, gewisse Grundbegriffe, die unerläßlich für die gute Erziehung unseres Geistes, aber das gäbe höchstens eine Logik oder eine Kritik dieses Geistes, niemals eine Metaphysik. So habe denn auch Kant gegen den Titel Metaphysiker protestirt. Aristoteles, „der Gründer jener Kritik im Alterthum," suche die Wissenschaft lediglich aus dem Studium der Thatsachen und aus der Beobachtung der Einigkeit aufzubauen.

Der objektiven Wahrheit getreu, muß man offen bekennen, daß diese Anschauungsweise nicht rein individuell, sondern wenigstens zum Theil in dem Charakter unserer Zeit begründet ist. Jene Aussprüche von Rénan finden ihren Wiederhall auch in der Brust vieler unserer deutschen Mitbürger — was nämlich die Methode und das Wissensgebiet anlangt. Neulich vernahm ich sogar von einer mir nahe verwandten Dame (mein „sogar" geht nicht auf „Dame") das Urtheil, das für's Leben Brauchbare in der Philosophie beschränke sich auf Logik und empirische Psychologie. Bei dem jetzigen Stande der philosophischen Disciplinen hat

solch' ein Urtheil wohl oder übel seine Berechtigung. Die im Eingang angedeutete Erfolglosigkeit der metaphysischen Strebungen, aus denen wahrlich gerade das der Absicht des affirmativen Aufbaues Entgegengesetzte zu Tage trat, bekanntlich der Verlust der menschlichsten Güter des Menschen: Gottes, des Staates, des Rechtes, des Eigenthums —, bei solcher Sachlage, wer hat da nicht Befugniß, die Metaphysik der Vergangenheit vor dem Richterstuhl der Wahrheit zu verklagen? Indessen sollte der Erfahrungsmann bedenken, daß die Zersetzung des Gegegebenen nicht blos von der Metaphysik betrieben ward. Ist es rein täuschende Einbildung, daß die Naturwissenschaft, voran die Geologie, auf deren Widerspruch mit der mosaischen Schöpfungsgeschichte Rénan selbst aufmerksam macht, daß die Kritik der Geschichtsschreiber und Sprachforscher nicht eben so gut, wie die Metaphysik, wider mancherlei Gegebenes mit Recht oder Unrecht sich versündigt hat? Wo soll denn am Ende eine Verständigung der Streitenden, z. B. der Theologen und Naturforscher, herauskrystallisiren, wenn Jeder sich einseitig auf seinen Standpunkt steift, und das über seinen Gesichtskreis Hinausgreifende unbeugsam abwehrt? Sollte man nicht bei der ungeheuren Abweichung der Anschauungsweisen eine Annäherung der Geister dieses und jenes Bereichs dringend erwünschen? Wer unbefangen den Bahnen des Zeitstroms folgt, gewahrt mitten in dem Getümmel Spuren von Sammlung und Einigung, in denen der universelle Geist sich nach seinen Niederlagen in der alten Metaphysik wieder aufrafft und frische Bahn bricht. Dahin rechnen wir vorzüglich die von Rénan erwähnten vergleichenden Wissenschaften, als die vergleichende Anatomie, die allgemeine und die vergleichende Grammatik, ferner die Diätetik, die Volkswirthschaftslehre. Allein keine Wissenschaft der Welt ist so ihrer ganzen Natur nach für die Umfassung aller Lebensgebiete geschaffen, wie die Philosophie. Rénan kann nicht leugnen, daß sie eine Seite an allen Wissenschaften bildet. Weshalb nun nicht gestatten, daß diese Seite als die besondere Bearbeitung des einen und anderen Zweiges sich darstelle? Wäre eine Philosophie der Geschichte ein Verbrechen an der Geschichte? Je mehr der universelle Zug wieder an Kraft gewinnt, desto breiter wird sich eine Straße für metaphysische Untersuchungen öffnen. Freilich, es wird eine andere Metaphysik sein, als die der letzten Vergangenheit. Eine bloße Lückenausfüllung irgend welchen ältern Systems dürfte der wesentlich praktischen Aufgabe wenig entsprechen. Haben die früheren Systeme die Bedürfnisse der Menschennatur nicht begriffen, so werden ihre Ausfüllungen gewiß keine neue Wahrheit enthalten. Auch die beste Absicht, wie sie z. B. der Berliner Philosoph, Herr Emil von Meysenbug, in einem leider mit politischem Beigeschmack erschienenen Buche: „Zur Vollendung der Erkenntnißlehre" (Berlin, 1855) bezeugt hat, muß an der Klippe pantheistischer Voraussetzung scheitern. Es ist zwar sehr schmeichelhaft für den Menschen, die Krone der Schöpfung zu sein, aber, wie weit er mit der Einbildung, er sei der Gipfel aller Wahrheit und sein Ich der selbsteigene Spiegel des Weltalls, kommt, das haben wir geschichtlich an der ziemlich schwachen Gottmenschheit der heutigen Menschheit erfahren. In dieser Beziehung ist sehr bedeutsam, Fichte den Sohn als Gegner dieser sogenannten Identitätssysteme zu erblicken: ihn, den Sohn des unbedingtesten Idealisten!

In einem Jahrhundert, das, trotz einzelner Stagnation, mit seiner Hauptmasse energischen Zielen nachstrebt, scheint es kein Mißgriff, das Moment des Zweckes nachdrücklich zu betonen. Obgleich Rénan die Unkenntniß des Zweckes der Wissenschaften auch für die Jetztzeit noch entschuldbar findet, muß er doch einräumen: „Alles hat seinen Platz in dem großen Werke, welches der menschliche Geist durch die Jahrhunderte verfolgt!" Und doch weigert er sich, den richtigen Schluß aus diesem Vordersatz zu ziehen. Er schenkt Vacherot seinen Beifall, weil dieser die Aufgabe der „kritischen Philosophie" nicht sonderlich ausdehnt. Eine Philosophie, die nicht begeistert, gefällt ihm allenfalls. Und doch glauben wir zuversichtlich, daß ein System, welches für die hohen Zwecke des Lebens begeisterte, nicht so gar schädlich wäre! Vielleicht ist der trübselige Verfall der Speculation nur daraus zu erklären, daß sie sowohl den Boden, auf dem sie stand, als besonders den unveräußerlichen Zweck unserer Geisteserhebung, die Ausgestaltung der Wirklichkeit, vergaß. Das Leben erheischt Lösung der Widersprüche unseres Daseins, mindestens derer, die es sonst unheilbar zerreißen würden. Giebt man uns eine Wissenschaft, welche, von ihrer Bestimmung durchdrungen, Gott, Tugend, Unsterblichkeit als Wirklichkeiten erweist, so ist damit für die Menschheit mehr geleistet, als der kritische Vernichter der wärmsten Lebenszeichen des Weltorganismus nachträglich erträumen kann.

Wir halten die Versuche der neu-Fichte'schen Richtung nicht für verlorene Mühe. Vor Allem jedoch müßte eine Wissenschaft, die jenen Beruf empfände, sich mit dem Zweifel in's Klare setzen. Sie müßte erkennen, in wie weit nur es erlaubt ist, zu zweifeln. Rénan, und nach den Proben, die dieser giebt, auch Vacherot scheinen, was den Zweifel betrifft, geringe Sorge zu hegen. Rénan berührt etwas ironisch die Unsterblichkeit eines Papua, der auf Borneo wohnt; Vacherot zieht in seiner Theodicee wider die Theologen zu Felde, welchen er die Wahl zwischen einem unvollkommenen und einem unwirklichen Gott läßt. Der unvollkommene wirkliche sei der Kosmos, mit dem sich nur der Pantheismus begnügen könne. So räth er Jenen zu dem unwirklichen Gott. Dem Gott sei nur ein Ideal unserer Seele, „das höchste Ideal des gesammten Lebens," wohlverstanden: nicht Schöpfer, nicht Erhalter der Welt! Wenn Gott dergestalt nach Vacherot zwar eine Wahrheit, nicht aber eine Wirklichkeit ist, und letzteres nicht, weil, wie Rénan hinzufügt, er sich „experimentell in der Natur nicht nachweisen lasse" (incredibile lectu!!), so muß man dem Orientalisten wohl beipflichten, daß dieser Ideal-Gott nur ein einziges Prädikat erträgt, nämlich das Dasein. Eigenschaften, als da sind: Allgegenwart, Allwissenheit, Allgüte, kann dieser Gott — lediglich das „Produkt des Gewissens —" unmöglich haben; jede Bestimmtheit, auch die der Persönlichkeit, würde ich verneinen. Rénan leitet aus diesem Umstand das Mißliche der dogmatischen Formulirung her. Wie könnte das Unaussprechliche, Unbestimmbare in Wortlaut gefaßt werden? So bleibt denn Gott ein schwimmendes, uferloses Etwas in — der Einbildung des Menschen! Da es nun solcher Gottheit gegenüber in der Religion auf möglichste Unbestimmtheit ankomme, so führt er die Theologie — von der Philosophie spricht er nicht weiter — auf zwei Sätze zurück: 1) „die Religion wird ewig in der Menschheit dauern" — — eine starke Zumuthung für seine imaginäre Größe! — und 2) „alle religiösen Symbole sind anfechtbar und vergänglich." Uebrigens werden hier unter „Symbole" Sinnbilder und Bekenntnisse zugleich verstanden.

Diese beiden Sätze allen Ernstes als Basis der Theologie hingestellt, werfen ein grelles Schlaglicht auf den Geist der gelehrten Kritik in Frankreich. Sie offenbart, daß sie mit Vernichtung des Substanzbegriffs, d. h. mit der von allem Haltbaren in der Welt, weit über die Abwehr des Dogmatismus hinaus, der furchtbarsten Willkür in Annahme und Absetzung von Lebensprinzipien sich freien Tummelplatz geräumt hat. Wir erschraken schier, als wir einen Mann von solchem gelehrten Ruf, wie Rénan ihn hat, diese Art von an's Cynische streifender und dabei gleichgültiger Skepsis kundgeben hörten. Was frommt es, wenn er schließlich betheuert, den Glauben an Gott nicht aus dem Herzen reißen zu können? Sein Excurs, der geradezu die Verzweiflung über die heillose Finsterniß unserer Forschgänge ausdrückt, gewährt kümmerlichen Trost für uns und für ihn. Auch Vacherot's Philosophie hat ihm keinen gewährt. Wahrscheinlich, weil sie zu „positiv" ist!!

Um die Welt erträglich zu finden, muß man wirklich einigen Glauben besitzen. Die französische Gesellschaft ist hieran arm, die deutsche nicht eben reich. Zum Glück für uns bleiben unsere kritischen Sünden meist im Bereich der Theorie stehen; sie erschüttern den guten Glauben, das im Weltverkehr so nöthige „Vertrauen" nicht von Grund aus. An uns sind David Strauß, Ludwig Feuerbach und Bruno Bauer schon vorübergegangen; jetzt werden sie in Frankreich gelesen und ihre Samenkörner fallen auf empfänglichen Boden. Hat man doch im Sommer 1859 sogar Hegel's Logik übersetzt, um die Sprache der Junghegelianer leichter verständlich zu machen. Sie ärndten dort nicht den ruhmvollsten Triumph!

Einen schönen Sieg wird die wahre deutsche Wissenschaft feiern, in deren Schooß der Sinn für die höheren Ziele der Menschennatur immer noch treulich gepflegt wird. Es braucht uns nicht bange zu werden, daß jenes Einheitsbedürfniß der Strebungen dort verkannt bleiben möchte. Der universelle Charakter der Deutschen verbürgt es fest, daß sie wenigstens im Reiche des Gedankens dem großen Einheitszuge der Gemüther nachgeben werden. Treten die bisher geschiedenen Wissenszweige ohne Groll und ohne Eifersucht auf „selbständige Begründung" in lebendigen Zusammenhang —: dann allerdings hat die selbstbewußte Metaphysik eine verdiente Zukunft!

England.

Blauer Montag auf der Themse.

Es war just am ersten Tage des Herbstmonats, als der Sommer in London anfing. Bis dahin waren wir immer in Wolle und Wasserstiefeln, mit Wasserdichten und Regenschirmen gegangen, oder waren im Mai, im Juni, im Juli und August wegen ununterbrochenen Regens und Rhe-

matismus zu Hause geblieben. Sage mir Niemand, daß es in Deutschland auch nicht besser gewesen. In Deutschland regnet es nie so, wie in England, und hier hat es während des ganzen Jahrhunderts nicht solch' Wetter gegeben. Im August gab's nur noch Morde und Selbstmorde unter Denen, die noch nicht unter diesem seit acht bis neun Monaten immer triefend ausgespannten aschgrauen Sacke des Himmels vorher irgendwie umgekommen waren. Selbst das Parlament war längst vor seinem Ende vom ewigen Regen der Verzweiflung weit und breit auseinander gespült worden, und der Kaplan fing die Morgensitzungen nicht selten vor zwei (von den 658) Mitgliedern an, wovon Einer „eingepeitscht" war, damit die Anrede im Journal: „My beloved brethren" wenigstens als Dualis keine Lüge sei. Selbst Palmerston mußte seine finale Weisheit, seine Abschiedsrede vor einem erlogenen „Hause" leuchten lassen, da erst 40 Mitglieder ein „Haus" machen und blos 30 mühsam zusammengehalten werden konnten. Alles, was sich irgendwie hatte auf die Beine oder auf die Flügel des Dampfes machen können, war längst entflohen, um Gegenden mit Sonne und Himmel zu suchen. Am 1. September öffnete sich der Himmel über London zum ersten Male, und London selbst mit seinen drei Millionen Gefangenen, die nun auf einmal in dickquellenden, überstürzenden Massen nach allen Richtungen ausbrachen. Welch' dämonisches Schauspiel! In welcher Richtung man auch mit fortgerissen, wie weit man auch zu Wasser und zu Lande vom Dampfe hinausgeschleudert ward, überall zu voll, zu viel, zu enge. Selbst Einsamkeit trat sich auf die Hacken und Hühneraugen. Ich sprach mit einem Maler, der acht Tage lang auf einem Fußwege von 250 Meilen durch die sonst einsamsten Gegenden von Kent ein stilles Plätzchen gesucht und immer Alles schon besetzt gefunden hatte.

Es ist jetzt die Schwärmezeit nicht blos für die politische, Standes- und Geld-Aristokratie, die bis Aegypten und auf Kamelen bis zu den Ruinen von Thebais ausfliegen, sondern für Alle, die einen Korb mit Eßwaaren und Ginbullen füllen und einen wohlfeilen Extrazug (nach Brigthon und zurück für 2 s. 6 d. und so weiter nach Hunderten von Gegenden), oder eine noch wohlfeilere Dampfschifffahrt nach Greenwich, Woolwich, Blackwall, Erith, Rosherville, Gravesend, Southend oder Sheerneß, Margate und Ramsgate, Ipswich und Harwich (das Bereich der Themse von London mündungswärts und d'rum herum) bezahlen können.

Wir beschlossen, die bequemste und populärste Partie nach Gravesend mitzumachen. Sie gewährt das Meiste von Luft und aquatischer Scenerie, was man an einem Tage genießen kann. Also brechen wir Montags früh auf, um mit einem alle drei Minuten abgehenden Salon-Omnibus vom Norden her zunächst nach der London-Brücke zu kommen.

Erst münden wir zu Fuße in die längste Straße Londons ein, die von Tottenham und Edmonton hoch im Norden unter verschiedenen Namen über die London-Brücke weg südlich hinaus irrt, und 15 Meilen lang auf beiden Seiten mit Häusern und Läden und Städten umbaut ist. Sie wird von drei verschiedenen Omnibus-Touren beherrscht. Wir erreichen die Hauptstation an Kingslandgate um 9 Uhr. Eine breite, unabsehbar lange Straße rollen Omnibus, größtentheils der neuen, dreispännigen Ungeheuer für je 42 Personen, 20 inside, 22 „on the top" (wofür die Deutschen in London sagen: „sich auf'n Top setzen"). Alles voll Omnibus, die immer in dichten Reihen hinter einander kommen und gehen. So wie einer ankömmt und sich leert, wird er sofort von allen Seiten von ein paar Hundert wüthenden Händen und langen Beinen beklettert und nach Innen von Damen und Kindern, Packeten, Schachteln und Kisten attackirt, so daß er im Nu von gestoßenen, gequetschten und schwitzenden Menschen und schreienden Kindern überfüllt ist. „All right, Bill," schreit der Conducteur hinten von seinem „Affen-Brette," full inside, go on! oder er pfeift, oder stampft mit dem Fuße, so daß der Kutscher sofort mit seiner neuen Ladung nach der City eilt. Die unterwegs winken, werden verächtlich angesehen. Kein Gedanke, daß Einer unterwegs einsteigen kann; es ist jetzt die Zeit, wo von allen Richtungen der Windrose her die bankwärts rasenden Omnibus mit Kaufleuten und ihren dienstbaren Geistern überfüllt sind. — Halb zermalmt kommen wir endlich zur London-Brücke. Die 100 Schritte bis zum Hafendamm sind tausendfache Lebensgefahr zwischen Rädern und Pferdehufen, Lasten an Krahnen in der Luft schwebend, Tonnen und Eisenstücken auf der Erde, Tauen und Takelagen, wackeligen, improvisirten Bretter-Brücken, von Schiff zu Schiff. — Gravesend? This way! The outmost boat! Wir klettern zunächst über ein ruhendes Dampfungeheuer des Weltmeeres, aus dessen gähnendem Abgrunde Tonnen und Eisenmassen an Krahnen in die Höhe schweben, über eine Brücke auf ein zweites von eben so riesigen Dimensionen, das auch ganz still liegt. Von hier werden wir von Koffern und Kisten auf ein drittes, wüthend, ungeduldig schnaubendes voller Menschen und Packete gestoßen. Gravesend, this way! Wir sind erst auf dem Margate-Boote, das um 10 Uhr abgehen wird, und müssen auf das kleinere, schnaubende Ungeheuer hinüber, das ebenfalls donnert und pfaucht, als wollt' es vor Ungeduld bersten. Es schwankt unter den dichten Menschenmassen. Wir müssen uns hindurchdrängen, denn es ist das Southend-Dampfschiff, um in einem noch dichteren Menschengewoge des Sheerneß-Dampfers einen Ausweg auf unser Gravesend-Boot zu suchen. Da sind wir endlich athemlos, erschöpft, verwirrt, festgedrängt zwischen fünfhundert Menschen, die alle auf diesem kleinen Deck — ein wahrer Zwerg im Vergleich zu dem Margate-Steamer — sich drei Stunden lang kannibalisch amüsiren wollen, obgleich kein Raum ist für die Masse Kober und Hucken und bauschenden Taschen, sie zu eröffnen und daraus zu schwelgen. Aber Noth bricht Eisen. Die Jugend klettert auf die Brüstungen, die Räderdecken, auf Tonnen und Packete und dehnt sich hinaus bis auf die äußerste Spitze des Schnabels, so daß endlich etwas Raum wird für die Ellenbogen und Hände, die nun rüstig daran gehen, ihre Herrlichkeiten von Frühstück zu entfalten und den echt englischen Cannibalismus des Verzehrens leuchten zu lassen. Dicke Quadrate ihrer Weißbrode und Pfundstücke von kaltem Fleisch und Käse, verschwinden wie Nichts im gierigen Rachen. Bullen glänzen in der Luft, ungeheuere Bullen voll Gin, 80 Grad. Mir gegenüber sitzt ein zärtlicher Gatte und Vater. Er gießt einen Tassenkopf voll, genug für eine ganze deutsche Dorfgemeinde, wenn gehörig verdünnt, reicht den henkellosen Pokal voll Nektar seiner bereits bläulich schwitzenden Gattin, die diesen Höllensoff mit gemüthlicher Ruhe in ihren gelbzähnigen Rachen laufen läßt, ohne abzusetzen. Sie hält die Tasse noch einmal hin. Der Mann gießt ein. Mutter hält den giftigen Spiritus ihrem Säuglinge auf dem Schooße an den Mund. Es schmatzt und hustet, und die glücklichen Eltern freuen sich herzlich. Die Mutter setzt ihm das Gift noch einige Mal an den Mund, bis der Säugling stößt und strampelt und brüllt. Um ihn zu beschwichtigen, entblößt das aufgedunsene Scheusal von Mutter ihren ekelhaft welken Busen und „stillt" das Kind. — Dieses „Ginsaufen" wie Wasser, dieses Kindermorden mit Gin wiederholt sich ringsum in unzähligen, stereotypen Variationen. Unzählige Augen fangen an, gläsern zu glotzen, Nasen glühen, Kehlen gröhlen und brüllen, Fäuste stoßen einander freundschaftlich in die Rippen, Kinder brüllen dazwischen und fahren sich unter allgemeinem Jubel auf zärtlichen Armen unhöflich auf. Ich werde erst als French-, dann als German insultirt. Als Letzterer wird mir natürlich, wie das stereotyp ist, Prinz Albert vorgeworfen.

So wie diese Art Leute in ihrer Lustigkeit einen Deutschen entdecken, muß er sich wegen des Gemahls ihrer Königin schlecht machen lassen. „Why he came over with a sausage in one pocket and a meerschaum-pipe in the other and married our Queen," schreit endlich der Eine, als ich den Vater ihres künftigen Königs gut landsmännisch zu vertheidigen gesucht hatte. Sie wollten damit das englische Hauptverbrechen der Armuth konstatiren. Daß das Koburg'sche Fürstenhaus auch im englische Sinne reich sei, wollten sie nicht glauben. „Also zugegeben, sagt' ich, um so größeren Werth muß der Prinz demnach in seiner eigenen Person mitgebracht haben. Ihr Englishmen könnt alle eure Taschen, statt mit Ginbullen, mit Gold und Banknoten füllen und damit eine Königin zu heiraten suchen, ohne eine zu kriegen."

Das schlug durch. Sie jubelten Beifall und Viele boten mir ihre Freundschaft und ihre Ginflaschen an. Und das ist denn auch noch ein guter Zug unter diesen Stock-Engländern, daß sie sich von schlagenden Gründen schlagen lassen und leicht wieder zu gutem Humor zu bringen sind. Sonst giebt's unter dieser Sorte allerdings kaum gute Züge, wenn man die „Flaschenzüge" nicht dazu zählen will. Ich muß dabei allerdings bemerken, daß es Montag war — erster trockner Montag nach 6 bis 8 Monaten — und ich unter die liederlichste Race des Excursions-Pöbels gerathen war. Schuster und Schneider, Butter- und Käsehändler solcher Art, die sich einmal mit aller Gewalt einen blauen Montag machen wollen, überhaupt „arbeitende Klassen," wie man hier mit Grund verächtlich sagt, und das noch verächtlichere „trade's people," Kleinhändler, die im Durchschnitt alle gern im Großen betrügen, Sklaven der Bier- und Gin-Paläste. Man wird mir in meinen alten Tagen nicht vorwerfen, daß ich kein Freund des Volkes sei, und sollte man's auch thun, aus vieljähriger Erfahrung und Anschauung muß ich gestehen, daß ich die englische Aristokratie des Standes und der Bildung nicht im Geringsten wegen ihrer Verachtung gegen working-classes und trade's-people tadeln kann, auch nicht wegen der Hartnäckigkeit, womit sie „Ballot" und Wahlrechts-Ausdehnung jedes Jahr durchfallen lassen. Ich habe während meiner Jahre in England noch keinen nüchternen, gewissenhaften Arbeiter ken-

nen lernen, bin nie mit einem in Berührung gekommen, ohne daß er mich um Kupfer zu Bier anbettelte. Seht die deutschen, die französischen Arbeiter, die im Durchschnitt weniger verdienen, und gewiß selten ihr Ehrgefühl so weit verlieren, um bei der Arbeit um einen Silbergroschen anzubetteln. Hier thun sie's nach meiner Erfahrung und nach dem Zeugnisse der Anderen alle, auch wenn sie wöchentlich zwei bis drei Pfund verdienen. Sie sind mehr oder weniger dem Trunke ergeben und haben kein Ehrgefühl!

Ich würde auf Grund meiner wenigen eigenen Erfahrungen nicht so geradehin urtheilen, wenn ich nicht die Zeugnisse alter, zum Theil sehr bedeutender Arbeitgeber immer ganz ebenso lautend gefunden hätte. Kurz, ich habe mich überzeugt, daß es auch in der großen, breiten Basis der arbeitenden und kleinhandelnden Klassen an einem gesunden Kerne fehlt. Alles ist von Porter und Gin zerfressen.

Aber nichts mehr davon! Wir sind unten auf der schon meerartigen, seeduftigen Themse mit schrillen Möven um die Schiffe herum. Rechts, drüben hinter Woolwich, winken die freundlichen Hügel, Wiesen, Felder und Flecken von Kent hinunter bis nach Erith, Rosherville und Gravesend! Links erhebt sich das flache Ufer mehrmals zu duftigen Hügeldächern, und hinter den schwimmenden Pulvermagazinen leuchtet Tilbury mit seinem Themse beherrschenden Fort wie eine lachende Idylle. Ein langjähriger Friede hat den gemauerten Trotz dieser Kanonen-Sitze mit grünen Bäumen überwuchert und auf den sanftsteigenden Anhöhen wogen noch üppige Saaten. Durch ein hübsches Taschenteleskop sah ich Sperlinge und Dohlen in den Kanonenlöchern ein- und ausfliegen. Die mörderischen Feuerschlünde sind zu Wochenstuben und Familienglück pfiffiger Spatze und idyllischer Schwalben geworden. Auf dem breiten Rücken der Themse tummeln sich Schiffe und Dampfer aller Größen und Nationen, thurmhoch besegelte Dreimaster und Takelagen aller Art bis hinab zu dem einen Segelflügel des Hand-Bootes. Sie kommen und gehen nach allen Seiten unabsehbar, ein herrliches, heiteres Bild ungehemmten Weltverkehrs. Von Links herüber lachen Purfleet mit dem Leuchtthurms-Hügel, West- und Gray's Thurrack auf den geankerten Wasserspiegel, von Rechts Greenhithe und die Ingreß-Abtei, endlich dicht vor Gravesend das neue Wunder Rosherville mit seinem großartigen Vergnügungsgarten, der mit seinen Grotten, Kalkfelsen, schattigen, epheuumrankten Steintreppen, Felsenspitzen und Thürmen, dichten, dunkeln Waldgängen und lichten Blumenflächen mit Affen und Papageien, und Lachtauben und Schieß-Gallerien, Schaukeln, Negersängern, Musik-Corps von Felsen-Balcons herab, Irrgärten, lebensgroßen, sich bewegenden komischen Figuren und unzähligen „Attractionen“ eine halbe englische Quadrat-Meile umfaßt und Alles in sich vereinigt, was Fels und Wald, und Park und Wiese, und Blumengarten und Menagerie, Spiele im Freien und Freuden im Grünen überhaupt je auf der Erde bieten können. Aber die „Compagnie“ des Unternehmens hat sich wieder verspekulirt, zu sehr in's Große und Ermüdende gearbeitet und nicht an die Massen gedacht, welche dieses Ungeheuer von herrlicher Anlage verzinsen sollen. Natur und Kunst haben sich hier feenhaft vereinigt, aber das Bier ist schlecht und theuer, Thee und Kaffee nur unter schwierigen Verhältnissen theuer und schlecht zu erwischen — das Ganze eine Pennyfangmaschine, die eine halbe Million Pfund kostet und so arbeitet, daß sich Niemand so leicht fangen läßt und auch durch beste, erfolgreichste Arbeit nie so viel fangen könnte, um das angelegte Kapital zu verzinsen. Eine kleinere, gemüthlichere Anlage für ein Zwanzigstel des Preises mit ehrlichen Speisen und Getränken für die große Masse hätte das schmutzige, enge Gravesend als Vergnügungsort beseitigt. Jetzt kauft sich Krethi und Plethi wie früher für Spottpreise die herrlichsten „Shrimps“ sackweise zum Thee, den es sich von gekauftem kochenden Wasser und gemietheten Geschirren 2 Pence à Person selbst zurecht macht, um aus zum Platzen vollgedrückten Eß-Kobern unter dem Einflusse der Seeluft Wunder von Consumtionskraft zu verrichten. Lieblichstes, gigantisches Wunder der Rosherville Gardens, wie hat dich die bettelnde, gaunerische Pfennigfuchserei Englands verschimpfirt! In den lieblichsten Grotten und auf den erhabensten Höhen liegen die Bettler und Gauner mit den verschiedensten Sehenswürdigkeiten auf der Lauer und fallen über das nahende Publikum her. Alles soll speziell bezahlt werden. Kaum sieht Einer etwas an, wird er angefallen: „only a penny Sir, very nice.“ Selbst für das Diner wird man in den Gartenanlagen angefallen: „Only two shillin's per head, Sir! Very cheap. Excellent dinner, Sir! All hot! Beer extra, of course, and a trifle for attendance. Only tupp'z for the waiter, Sir! That's all.

Herrliche Natur und Kunst hoch oben — am Meeresspiegel der belebten Themse — verlottertes, lüderliches Bettel- und Gaunervolk! Auf dem Dampfschiffe voller glücklicher, angetrunkener Familien geht die Bettelei wieder los und dauert drei Stunden, bis wir wieder an der London-Brücke ankommen. Schmutzige Stewards drängen sich schreiend immerwährend durch die Massen und betteln, daß man spottschlechtes Ale und Porter in Fläschchen à 6 Pence kaufen solle. Andere stoßen uns Sicherheitsriemen für den Hut unter die Nase. Bettelmusikanten tuten und geigen und schmettern drei Stunden lang die scheußlichsten Mißtöne in unsere Ohren, während sich ein frecher Kerl mit einem Teller umherquetscht.

Freiestes, civilisirtestes, reichstes, christlichstes Volk der Engländer, ich wollte, ich wäre Einer von Euren obersten Zehntausenden mit 80 bis 100,000 Pfd. jährlich! Ich würde dann in eigenen Equipagen und Yachten zum Vergnügen ausfahren und nicht mit euren Sonntags- und Montags-Excursionszügen. Ich würde Euch dann zuweilen bei feierlichen und Almosen-Angelegenheiten herablassend, wie Eure Lords, schmeichelhafte Reden halten, die Englishmen über alle Nationen stellen, Euch die freieste, reichste, gebildetste Nation nennen, servilen Beifall einstreichen, Euch zahlen lassen und mich immer wieder sofort in meine Privat-Erhabenheit zurückziehen. So ließe sich's herrlich unter, nein über Euch leben; also mitten unter Eurem Gin, Eurer Kinderzärtlichkeit im Aufpeppeln mit sechsziggradigem Spiritus, Eurer Lüderlichkeit und Bettelhaftigkeit, kommt Ihr mir entschieden verlotterter und verlorner vor, als alle dermaligen Völker in der Geschichte.

B—a.

Nordische Inseln.

Alexander Ziegler's Reisen im Norden.*

II.

Die Orkney- und Shetlands-Inseln.

Wir haben in unserem ersten Artikel ein flüchtiges Bild von dem allgemeinen Zustande Norwegens zu geben versucht, wie es der Verfasser entwirft. Begleiten wir unseren Reisenden nun auch auf seinem Ausflug nach den von der Küste Norwegens nur wenige Tagereisen entfernten Orkney- und Shetlands-Inseln.

Die Mittheilungen über diese beiden Inselgruppen haben Anspruch auf ein um so größeres Interesse, als bis jetzt kein deutsches Reisewerk über diese fernen einsamen Eilande erschienen ist und Herr Ziegler wohl mit Recht behaupten darf, der erste deutsche Reiseschriftsteller zu sein, der das „Ultima Thule“ besucht hat. Mit desto größerer Sorgfalt und Genauigkeit sind seine Untersuchungen über die historischen, archäologischen, geographischen, klimatischen, landschaftlichen, industriellen und Productions-Verhältnisse der Inseln aufgezeichnet und geordnet.

Unser Interesse concentrirt sich hier ganz besonders auf die Geschichte dieser Inseln. Sie ist insofern von hoher Wichtigkeit, als hier einst die Picten ihren Sitz gehabt und hier und im nördlichen Schottland zum Theil im Verein mit den Scoten die Kämpfe gegen die Römer (367 bis 368 nach Chr.) ausgefochten haben, bis sie den Scoten das ganze jetzige Schottland einräumen mußten. Später wurden die Inseln die Stationsplätze der Wikinger, von wo aus die Letzteren ihre großen Eroberungszüge nach Süden und ihre Entdeckungsreisen nach Norden wie Island, Grönland, Vinland ꝛc. unternahmen. Hier hatten sie ihre Stammsitze und Sammelplätze, auf denen sie, von allen Seiten vom Meere umgeben, ihre geraubten Schätze um so sicherer unterbringen konnten, als Franken, Engländer, Schotten und Irländer damals noch keine Flotten besaßen, und sie bei einbrechender Gefahr von Norwegen aus auf das sie umgebende Meer stets flüchten konnten.

Die Züge der Wikinger haben überhaupt eine welthistorische Bedeutung: „Ein Theil der alten norwegischen Seekönige und Kriegsgeschlechter vermehrten die Zahl der Wikinger (mit einem gemeinschaftlichen Namen Nordmannen oder Normannen genannt), zu den Ostgermanen gehörig und der Mehrzahl nach Dänen, die schon vorher als unerschrockene Corsaren des Nordens auf allen Meeren und in allen Ländern umherschwärmten, um Beute und Raub zu suchen, Reiche zu erobern, Reiche zu stiften und regelmäßigen Handel zu treiben. — „„Das Schwarze, das Kaspische und das Mittelländische Meer,““ schreibt der Schwede A. M. Striunholm in seinen Wikingerzügen, „„trugen ihre Flotten. Die Ost- und Nordsee und das mit Klippen und Riffen erfüllte Westmeer waren ihre tägliche Heimat. Auf der einen Seite drangen sie vor bis in das Eismeer und entdeckten den Weg um das Nordcap in das Weiße Meer, auf welchem sie das große Biarmische Reich besuchten; auf der

---

* Leipzig, J. J. Weber, 1860.

anderen steuerten sie hinab in das spanische Meer, dessen Küsten sie heimsuchten und auf Italiens Boden an's Land stiegen. Von dem Nordcap an bis an die Meerenge von Gibraltar beherrschten sie den ganzen Ocean und alle in denselben sich ergießenden Flüsse; die Faröer, Island, Grönland, Nordamerika gehören zu ihren Entdeckungen, und in derselben Zeit, wo diese zum Theil unbewohnten Länder zuerst mit skandinavischen Kolonisten bevölkert wurden, zogen andere Schaaren derselben über die Ostsee und breiteten jenseits derselben ihre Gewalt aus über die slavonischen und finnischen Stämme, und das geschah in derselben Zeit, da noch andere Heere derselben einen Theil von Frankreich eroberten, England unterjochten, eigene Reiche auf Irland und den Hebriden errichteten, die Orkaden und shetländischen Inseln beherrschten und Schottland bekriegten. Sie kämpften mit den Mauren in Spanien und an der Küste von Afrika, Andere stritten mit den Mauren am Kaspischen Meere und suchten die asiatischen Völker heim. Den Sarazenen nahmen sie Sicilien ab, den griechischen Kaisern und den lombardischen Fürsten das südliche Italien, und Konstantinopel mit dem oströmischen Reiche wurde nicht selten von den auf beiden Seiten desselben errichteten Nordmannen-Herrschaften bedroht. In Gardarcich, in der Normandie, in England, auf Irland wurden die Landsleute in ihren Eroberungen unterstützt durch Hülfssendungen und zuströmende Kriegsschaaren vom Norden. Andere Haufen führten die Kriege der griechischen Kaiser, vertheidigten das Reichspanier und die Hauptstadt des Reiches, bewachten den Palast des Kaisers und seine Person. So zeigt sich auf einem Gemälde die Geschichte der Wikinger.""

„In diesen Wikingerzügen, die aber nicht als eine Reaction des Heidenthums gegen das vordringende Christenthum zu betrachten sein dürften, spiegelt sich eine wilde germanische Abenteuerlust mit den Ausbrüchen unbändiger Kraft ab. Schrecken ging vor ihnen her und Blut und Verheerung folgten ihren Spuren — aber sie bilden auch den Grund zu einem frischeren Volksleben und geben der Civilisation einen neuen und mächtigen Aufschwung. Das germanische, von Muth und Thatenlust pulsirende Element, dem die Zukunft der Welt anheimgegeben, hat von Anfang an seine Bestimmung zu erfüllen gesucht. Der Norden sandte die Blüthe seiner Jugend und Kraft aus, nicht blos zu zerstören und zu rauben, sondern vielmehr um den eroberten Staaten ein frischeres Leben zu geben, mit hochherzigem Gemüthe in den Gang der Weltbegebenheiten einzugreifen."

Klar wird unter diesen Umständen die große Bedeutung der Orkaden und Shetlands-Inseln, wenn man ihre geographische Lage in der Nähe und inmitten der Strömungen zweier Meere, der Nordsee und des Atlantischen Oceans, in Betracht zieht.

Die Wikinger mußten dem gewaltigen Harald I. Haarfager, welcher zwischen 863 bis 933 die vielen kleinen Staaten, woraus Norwegen damals bestand, zu einem Reiche vereinte, weichen; dieser überließ die Inseln, um die nochmalige Niederlassung der Wikinger zu verhindern, seinem vertrauten Freunde Rangwald Morejal als ein Jarlthum, d. h. Erbfürstenthum, welcher sie wieder an seinen tapferen Bruder Sigurd abtrat. „Die lange Herrschaft der alten norwegischen Jarls (man zählt an 30), unter denen norwegische Gesetze, Gewohnheiten, Gebräuche sowohl, als auch norwegische Sprache auf den Inseln stattfand, erlosch endlich mit dem Jahre 1468, als Jakob III. von Schottland Margarethe, die Tochter Christian's I., Königs von Norwegen und Dänemark, heiratete. Dieser im Jahre 1449 zum König von Dänemark gekrönte Christian I., dessen Staaten sich von der Mündung der Elbe bis an die äußersten Gränzen Norwegens, und von den Küsten des Nordmeeres bis an die Gränzmarken Rußlands erstreckten, konnte trotz dieses unermeßlichen Länderbesitzes seiner Tochter Margaretha, bei ihrer Verheiratung mit Jakob III. statt der versprochenen 60,000 rheinischen Gulden Mitgift nur 2000 Gulden geben. Bis zur Einhändigung des Restes dieser Summe verpfändete daher Christian I. die Orkney- und Shetlands-Inseln für die Summe von 50,000 rheinischen Gulden; aber die Mitgift wurde nie entrichtet und Schottland hat sein Unterpfand bis auf den heutigen Tag behalten."

Indem wir bei diesen geschichtlichen Erörterungen so lange verweilten, wollten wir zeigen, in welch' inniger Beziehung die Orkney- und Shetlands-Inseln zu Skandinavien standen und in rechtlicher Hinsicht zu Dänemark vielleicht noch stehen, insofern nämlich die dänische Krone einen Rechtsanspruch auf dieselben geltend machen könnte, und dieser Anspruch bei dem Mangel anderer politischer Zerstreuungen möglicherweise einst eine „Frage" bilden dürfte, welche für unseren Nachbar jenseits des Rheins geeignet sein würde, seinen uneigennützigen Einfluß auch im Norden aufzuwenden.

Gewiß ist übrigens, daß die skandinavische Sprache, auf vielen nordischen Inseln die herrschende, auf den Orkneys noch im 16., und auf Pomona, der Hauptinsel derselben, noch gegen das Ende des 17. Jahrhunderts in verschiedenen Kirchspielen gesprochen wurde. „Noch im vorigen Jahrhundert konnte man viele Spuren nachweisen. Die gegenwärtige Bevölkerung hat wohl ein gewisses skandinavisches Ansehen behalten, aber Eigenthümlichkeiten sind nur wenig sichtbar." Die herrschende Sprache ist die englische.

Die Bevölkerung der Inseln — etwa 63,000 Einwohner — beschäftigt sich vornehmlich mit Fischerei, mit Strohflechterei und der Gewinnung des Kelp oder Soda aus Seetang.

Der Ertrag der Häring- und Kabeljaufischerei ist ziemlich bedeutend, wie auch die Holländer seit Jahrhunderten erkannt haben. Ackerbau wird kaum nach Bedürfniß getrieben, und würde bei dem milden Klima, welches, trotz der hohen Breitegrade, wenigstens den Orkneys eigen ist, hier mit größerem Erfolge betrieben werden können.

Erfreulich ist es, daß die geistige Ausbildung der Einwohner wohl gepflegt wird. So erfreuen sich auf den Orkneys Sonntagsschulen allgemeiner Verbreitung und tragen zur Erziehung des Volkes ungemein bei. Allen jungen Leuten wird das Lesen und vielen von ihnen das Schreiben gelehrt. Auch giebt es öffentliche Bibliotheken auf den Orkaden.

Die Shetlands-Inseln sind von der Natur noch viel kümmerlicher bedacht, als die Orkaden. Hier wachsen keine einheimischen Bäume, wenn man nicht einiges Zwerggebüsch von Birke, Weide, Bergesche oder die Zweige von Pyrus aucuparia und Populus nigra darunter verstehen will. In diesen oder jenen Gärten sieht man jedoch Birken, Fichten, Eschen, Sykomoren und Platanen, die, wahrscheinlich vor mehr denn 100 Jahren gepflanzt, eine Höhe mitunter von 30 bis 40 Fuß und 1 bis 2 Fuß Durchmesser, je nach der geschützten Lage, erreichen.

Die Shetlands-Inseln bestehen aus 90 Inseln, von denen aber nur 25 mit 32,000 Einwohnern bewohnt, die übrigen blos zur Viehweide benutzt werden. Die größte dieser Inseln heißt Mainland (Festland).

„Der allgemeine Charakter dieser Insel ist Monotonie. Die düsteren Scenen des äußersten Nordens erscheinen dem Auge. Die einsame und erhabene Wehmuth der hier heimischen Natur findet sich überall ausgeprägt. Aber die sonderbare Zerrissenheit und Ausgeschnittenheit der Ufer mit ihren Krümmungen und Windungen der Voes, die merkwürdige Gestaltung der Vorgebirge und die überraschende Bildung der Felsen bieten wiederum Anschauungen von wunderbarer Wirkung.... Im Allgemeinen zeigen die wellenförmig gebogenen Bergrücken resp. Hügel, eine Höhe von nicht über 500 englischen Fuß. Sie sind nur mit einem blassen Grün, einer Moos- und Grasdecke spärlich überzogen und nirgends bewaldet; das nackte Gestein kommt häufig zu Tage, wo der Boden nicht mit Torfgrund überzogen ist. Die Küsten werden oft durch schroffe, dunkelgraue Felsen begränzt, an die die See mit ihrer schäumenden Brandung donnernd heranstürmt und in welche sie öfter tiefe Höhlungen ausgewaschen hat..."

„Die Küsten der Shetlands-Inseln sind im Allgemeinen steiler und die Berge von größerem Umfange, als die der Orkneys, aus welchem Grunde auch wohl die Shetlands als eine Art Uebergang von den flacheren Orkneys zu dem gebirgigen Charakter der Faröergruppe zu betrachten sein dürften, deren Gebirgsthäler jedoch weder so breit noch so lang sind, als auf den Shetlands-Inseln. Die Meeresküste ist von Buchten und Meerbusen durchschnitten und in den mannigfaltigsten Formen und Spalten, Klippen und Klüften zerrissen. Sie gewährt mit ihren tausendfaltigen Krümmungen, ihren jähen Abhängen, düsteren Höhlen und aufgethürmten, oft isolirten Felsenmassen, mit ihrem Rauschen der Meereswogen und Myriaden von Seevögeln aller Art ein Bild schauerlicher Großartigkeit. Sind diese Inseln auch reich an den wunderbarsten Kontrasten, malerisch an den Bays, in den Thälern und Wiesengründen, bieten sich sogar in den gegen Norden geschützten Thälern mit hohem, reichen, vollen Graswuchs, Haferfeldern, Gemüsegärten, kleinen, zerstreuten Wohnungen — die hie und da aufgebauten Landhäuser der Geistlichen vor Allen zu nennen — einen wohlthuenden Anblick, so zeigen sie doch im Allgemeinen in ihrer Ausdehnung ein trübseliges, düstres, monotones Bild und erwecken ein Gefühl der Verwüstung und des Todes. Das Auge gewahrt meist felsigen, steinigen Boden, sumpfige Ländereien, unfruchtbare, mit Haidekraut und Torfgrund überzogene Hügel, schmale Buchten voll Salzwasser (Voes), ein Meer von allen erhabenen und schrecklichen Gestalten, eine wilde Seeküste mit furchtbaren hohen und zackigen Klippen in wunderlicher, phantastischer Form. Denke man sich hierzu viel Nebel, Regen und Wind, welcher letzterer häufig in Sturm ausspielt, wenig Sonnenschein und keine Bäume — hie und da einen

Weidegrund mit kurzschwänzigen Schafen und langhaarigen Ponys, da und dort ein dürres Gersten- oder Haferfeld, auf dem kaum der ausgestreuete Samen wieder gewonnen wird und nur sehr karge Aerndten (Shetland ist überhaupt kein Land der Aehren) erzielt werden, so wird man keine Sehnsucht empfinden, hier auf diesen Inseln seine Hütte zu bauen."

Nach diesem Ausfluge zurück nach Bergen in Norwegen.

Unser Reisender unternimmt von hier aus seine weitere Fahrt nach dem Norden, über Molde nach Drontheim, und von hier mittelst Dampfschiff an der wilden, abenteuerlich gestalteten Küste nach Hammerfest, der nördlichsten Stadt der Erde.

Unter den mannigfachen Beobachtungen dieser Tour verdient eine Schilderung des Malstroms bei den Lofoten Beachtung, da sie manche irrthümliche Vorstellung über diese Strömung zu berichtigen geeignet ist. Wir lassen dieselbe daher in aller Kürze hier folgen:

„Unser Schiff windet sich schlangenartig durch ein Labyrinth von Felsen hindurch und hält plötzlich 10½ Uhr Vormittags vor einigen, auf wüstem einsamen Sande gelegenen Häusern. Wir befinden uns in Gryto am Vest-Fjord und überblicken vor uns die Gruppe der Lofoten (Lofoden, Lofodden, Loffoden) in wunderbarer Pracht. Und das wegen seiner Strömungen berüchtigte Meer, wie ruhig und glatt liegt es ausgebreitet vor uns! Der Vest-Fjord ist, wie der Sör-Folden und Salten-Fjorden, wegen seiner heftigen Strömungen und Windstöße bei den Schiffern gefürchtet. Aus dem Salten-Fjord bricht der wirbelnde Saltström und zwischen den Lofoten der gefürchtete Mosko oder Malstrom hervor. Beide Strömungen mögen vor Allem in Ebbe und Fluth ihren Grund haben und können so, wenn auch für die größeren Schiffe nicht gefährlich, doch für die kleineren Küstenfahrer und Fischerboote verderblich werden. Der Malstrom ist zwischen der großen Insel Moskenes und der Baerö — eine Entfernung von drei Meilen mit Moskens hohen Felsen und anderen Klippen dazwischen. Hier befindet sich, so zu sagen, das größte Wasserthor zwischen dem Ocean und Vest-Fjord, welcher letztere auf der 18 Meilen langen Strecke von Baerö bis Andenäs sonst nur durch enge, an der schmalsten Stelle höchstens ¼ Meile breite Sunde, z. B. Gimsö-Rast, mit dem offenen Nordmeere in Verbindung steht. Fluth und Ebbe dringen nur in Verbindung mit dem Golfstrom mit fürchterlicher Gewalt durch diese engen Sunde zwischen den Inseln nach den innen liegenden Fjorden und Buchten hinein und heraus. Bei eingetretener Ebbe kann das zwischen den Inseln, Buchten und Felsenkesseln eingeschlossene und zusammengepreßte Wasser nicht mit dem gehörigen Abzuge folgen. Die Ebbe stürzt somit katarakteumäßig nach, und braust mit um so größerer Heftigkeit in Wirbeln und Strudeln und unregelmäßigen kurzen Wellen auf, wenn Winde entgegenwehen oder einzelne heftige Windstöße von den Bergen, so zu sagen, herabstürzen. Je nachdem die Fluth oder die Ebbe das Wasser forttreibt, ändern diese Strömungen, die öfters starken Flüssen gleichen, in den Sunden ihre Richtung. So auch beim Malstrom. Braust hier z. B. ein heftiger Nordwestwind der Ebbezeit entgegen, so kann allerdings ein Kampf der Wellen mit den Wellen entstehen, dessen Toben und Brausen man weit hört. Mit weißschäumenden Mähnen rollen sie dann dumpf gegeneinander, packen sich, thürmen sich brausend auf, drehen sich zischend in großen, mächtigen Wirbeln und ziehen Alles zerschmetternd in die Tiefe, was sich ihrem Kampfplatze nähert. Aber im Sommer wehen solche Winde nicht und auch im Winter zur Zeit der hohen Fluth und der tiefen Ebbe tritt solche Ruhe ein, daß die Schiffer sich während dieser Zeit mit ihren Booten mitten in die Strömung begeben und dort die Netze mit bestem Erfolge auswerfen."

Wir gelangen hier mit unserem Reisenden in die eigentlichen Härings- und Kabeljau-Gegenden, in denen die menschliche Thätigkeit sich fast ausschließlich um das edle Geschäft dreht, Millionen dieser Fische dem Meere zu entreißen. Auch werden wir auf der Halbinsel Storstennäß in zwei gemüthlich beisammenwohnende Lappenfamilien eingeführt, von deren reizlosen Dasein wir uns einen leidlichen Begriff machen können, wenn uns unser Reisender versichert: „wie in der Hütte ein Dunst, Gestank und Rauch herrsche, daß es einer kultivirten europäischen Seele mit dem besten Willen nicht möglich war, längere Zeit darin auszuhalten — ohne Brustbeklemmungen und schmale braunrothe Lappenaugen zu bekommen." — Aber die Natur hat in ihrer tiefen Weisheit auch dem Lappen in seiner traurigen Existenz einen Gegenstand der Sorgfalt und Pflege zugetheilt, der ihn für manche Entbehrung reichlich entschädigt: das Rennthier, das nützlichste Thier der Erde, das — indem es selbst als Hausthier stets im halb wilden Zustande bleibt, nie in Ställe kommt und sich sein Futter stets selbst sucht — Bedürfnisse so wenig kennt und doch fast sämmtliche Bedürfnisse des Lappen befriedigen muß.

Indem wir mitleidsvoll die Bewohner dieser nordischen Einöden verlassen und unsern Reisenden weiter nach dem Pole zu begleiten, wird unser Geist von einer poetischen Erscheinung angezogen, wie die Natur sie zur Ausgleichung nur diesem poesielosen Norden zuweisen konnte: von der Mitternachtssonne!

„Welch' großartiges Schauspiel! die nächtliche Sonnenscheibe, mehr gegen den Horizont gesenkt, wirft stundenlang ihr violettes Licht auf die zitternden Wellen, beleuchtet die gigantischen Küsten und vergoldet die schneebedeckten Berge. Es liegt eine wunderbare Poesie in den Tiefen dieses Sonnenlichtes, dessen sanft wärmende Kraft man durch die ganze Nacht hin fühlt. Selbst diesem rauhen Norden mit seinen kahlen Formen verleiht der ätherische Strahl noch einen Reiz, der jedes noch so verwöhnte Kind des Südens mit Entzücken erfüllen muß.... Landeten wir mitten in der sogenannten Nacht an dieser oder jener Station, so fanden wir die Bewohner vor ihren Häusern plaudernd und arbeitend sitzen, als wenn sie gar keines Schlafes bedürftig wären. Und doch zeigte der Zeiger der Uhr, dieser einzig richtige Wegweiser in diesem Labyrinth des Anachronismus, auf 12 Uhr! Aber das Schauspiel der Mitternachtssonne an und für sich ist eine der großartigsten Naturerscheinungen, die ich je gesehen. Ich möchte es die vierte Erscheinung auf meinen Reisen nennen, die mich mit Erstannen und Bewunderung erfüllte. Am donnernden Niagara, in dem erhabenen Basaltdome der Fingalshöhle, am glühenden Lavameere des feuerspeienden Aetna, und im Glanze der Mitternachtssonne jenseit des Polarkreises — überall sah ich gleichsam ein Buch des Himmels aufgeschlagen, das mich mit Andacht, Ehrfurcht, Bewunderung und Entzücken erfüllte."

Doch weiter, weiter nach Norden!

Immer rauher wird die Witterung, karger die Natur, ärmlicher und unbedeutender der Pflanzenwuchs. Endlich landet unser Reisender in Hammerfest, 70° 40′ nördlicher Breite, in der nördlichsten Stadt der Welt. — Seltsam, in derselben Region, welche auf der westlichen Halbkugel unserer Erde unter ewigem Eise starrt, nicht allein eine Stadt zu finden, sondern eine Stadt, welche in ihrer Einwohnerschaft innerhalb 20 Jahren um mehr als 700 Personen (1835 391, 1855 1125) gestiegen ist! Ja noch mehr; diese Stadt birgt Manches, das den Reisenden überrascht und an die Bequemlichkeit, an den Comfort seiner Heimat erinnert: Gasthöfe, in denen er reinliche Zimmer, Billard, Zeitungen, vortreffliche Rennthierzungen findet; Gärten, in denen Gemüse und Gartenblumen, nordische Pappeln und Bergeschen gezogen werden; eine Kirche mit Kirchhof, auf welchem man Gräber mit Blumen, freilich nur aus Rüben und Kartoffeln geschnitzt, geschmückt sieht; eine liebenswürdige, gastfreundschaftliche Einwohnerschaft, und deutsche Elemente, deutsche Sprache!

Genug indeß! Ziehen wir mit unserem Reisenden nach Drontheim zurück, von wo er seine Reise nach Schweden, durch das waldige Jemtland, über Sundswall und Gefle nach Stockholm fortsetzt, um demnächst auf dem Kanalwege über Gothenburg die südlichen Provinzen zu erreichen und dort seine Reise zu beschließen.

Wir empfehlen das Buch allen denen, welche ein vollständiges, klares Bild von Skandinavien, seinen geistigen und materiellen Zuständen, seinen landschaftlichen Schönheiten, seinen Productionen, kurz von ganz Skandinavien erlangen wollen. G. H.

Nord-Amerika.

Homöopathie und Allopathie.*

Es ist nicht unsere Aufgabe, uns mit der Medicin und ihren Theorien und Schulen zu befassen, indessen ist die unten genannte kleine Schrift für den Laien interessant genug, weil ihm hierdurch ein Einblick in die Magie der medicinischen Geheimnisse gegönnt wird. Dr. Wisent, wahrscheinlich ein Pseudonym und möglicherweise in Deutschland zu suchen, scheint die amerikanische Sprache bei uns einbürgern zu wollen; der amerikanische Druckort ist vielleicht nur gewählt, um jene Freiheit des Ausdruckes zu entschuldigen, welche der Aussicht Raum läßt, daß in einigen Jahren die Aerzte sich, wie die amerikanischen Senatoren, hand-

* Vorschlag zur völligen Vertilgung der sogenannten Homöopathie auf wissenschaftlichem Wege, vom Dr. Wisent. Zweite viel verbesserte, durch eine Zueignung an den Geschichtsschreiber Wunderlich vermehrte Auflage. „Neue Horn-cheln" Nr. 3. Philadelphia, Flugschriftenverlag (Leipzig, A. Wienbrack), 186[illegible]

greiflich auseinandersetzen. „Wisent" heißt in altdeutscher Sprache der wilde Ochs, dessen Hörner so sehr gefürchtet wurden. Nach diesem Titel scheint es, als ob der Verfasser die Homöopathen, (denen wir übrigens, als Nichtarzt wie als möglicher Patient, gänzlich fern stehen) mit Haut und Haar aufzufressen gedenke; indessen ist es blos Spaß; ja wenn man das Büchlein liest, drängt sich einem an verschiedenen Stellen der Gedanke auf, daß man es mit einem verkappten Homöopathen zu thun habe, der die Allopathen und ihre, wie man uns sagt, stets sehr gebildete Sprache verspotten wolle.

Hiergegen protestirt indeß der Verfasser und es scheint wirklich, daß wir es mit einem Manne zu thun haben, der seinen eigenen Schulgenossen die unverhüllte Wahrheit zu sagen im Stande ist. Wir geben das Mark des Büchleins.

Im Eingange vergleicht der Verfasser, die famose Doktrin der Homöopathie mit der Cholera, „die erst lange geheim und verborgen ihr Wesen trieb, seitdem aber frech und offen auf dem Markte erschien." Es ist vergebens, sie zu bannen; junge Aerzte, die man „als Studenten der Medicin mit der bittersten Verachtung gegen diese Monstruosität erfüllt," werden später selbst Homöopathen; trotz der Spaltung der Homöopathen in zwei Parteien, ist die Schule frisch und munter, sie machen, man kann es nicht bestreiten, Fortschritte; sie werden Leibärzte, Hausärzte ꝛc. und machen glückliche Kuren, obgleich ihre wissenschaftlichen Leistungen erbärmlich und unter Null sind.

Der Verfasser kritisirt nun in sechs Punkten die Fehler, welche allopathische Aerzte in ihrer Polemik gegen die Homöopathen gemacht haben. Sie zeigen von großer Wahrheitsliebe. Man höre:

1. Man ist in Gegenschriften zu hitzig geworden; das hat den Homöopathen eher genutzt als geschadet; trotz der wissenschaftlichen Widerlegungen haben sie fortprakticirt.

2. Man hat eine vornehme Miene angenommen und sie verächtlich behandelt. Hat bei'm Publikum nichts geholfen und die Allopathen bei den Gläubigen in den Ruf bornirten Hochmuths gebracht.

3. Man hat mit großer Geschäftigkeit alle Fehlkuren der Homöopathen ꝛc. im Publikum verbreitet. Das Publikum merkte die Absicht und wurde verstimmt.

4. Man hat sie lächerlich zu machen gesucht — und wurde, weil es oft ohne Talent geschah, und die Homöopathen nebenbei witzige Leute sein können, selbst lächerlich. Z. B. ein Allopath verspottet homöopathische Kuren, die an Pferden vollbracht sein sollen; (bekanntlich erklärt man sich die Kuren der Homöopathen z. Th. aus dem Glauben der Patienten an das Mittel, der bei Pferden nicht vorauszusetzen ist;) er sagt: „Nun, die Pferde wollen wir gern den Herren Homöopathen überlassen." — Darauf antwortet der Homöopath: „Nun, wenn die Pferde erst an die Homöopathie glauben, so werden die Esel wohl auch bald nachfolgen!"

5. Ein Fehler ist es, die Kranken darüber belehren zu wollen. Sie springen oft von dem besten Belehrer ab und nehmen einen Homöopathen an.

6. Man lügt gegen die Homöopathen (sic!). Fabelhafte Erzählungen, daß Hahnemann ein bankerotter Pferdehändler u. dergl. (warum nicht Schweinschneider?), ein Charlatan, vielleicht auch Giftmischer gewesen u. dergl.

So viel zur Steuer der Wahrheit; nun zur Vernichtung der Homöopathie. Wissenschaftlich ist sie Null; ihre Bekenner verstehen nichts von Physiologie, Anatomie und Chemie — d. i. richtig — aber die schreibenden Homöopathen sind nur der schlechteste Theil der Schule; die besten Homöopathen schreiben nicht, sondern kuriren — und zwar oft überraschend glücklich, und in Krankheiten, welche den Allopathen vollkommen trotzen. Woher diese Erscheinung? — Die Homöopathen haben ein Geheimniß; — ihre Verdünnungen ꝛc. sind nur Schwindel und längst aufgegeben, oder nur zum Scheine beibehalten. Ihre Kunst besteht in einem gewissen „Individualisiren der Krankheiten" nach Symptomen und Zeichen, auf welche die „rationellen" Aerzte wenig Acht geben. Der Verfasser sucht dieses Geheimniß zu ergründen und giebt mehrere Beispiele seiner Erfahrungen hierin.

Z. B. besitzen die Homöopathen Specifica, nicht sowohl gegen einzelne Krankheiten, sondern für besondere Kranke. Zum Beispiel Sepia ist kein Heilmittel für Leberleiden überhaupt, sondern für einen nach Constitution, Alter u. s. w. bestimmt ausgeprägten Leberkranken. Eine Heilpflanze hilft nicht gegen eine Krankheit, sondern einer bestimmten Gattung von Kranken in ganz verschiedenen Krankheitsfällen, die aus demselben Organismus hervorgehen. Daher bezeichnen die echten Homöopathen Menschen von bestimmtem Habitus nach diesen Heilmitteln, z. B. als Sepia, als Arnica ꝛc. Die Homöopathen, dies wird ihnen zugestanden, heilen den Kranken, nicht die Krankheit; die rationellen Aerzte dagegen blieben oft zu sehr im Theoretischen.

Der Schluß hieraus:

1. Die Homöopathen hätten von den Allopathen Vieles angenommen, was sie brauchen könnten (Beispiele).

2. Die Allopathen hätten von den Homöopathen Manches angenommen, was sie brauchen könnten (Beispiele).

3. Man möge also noch mehr von ihnen lernen und in die „rationelle" Medicin aufnehmen. Auch der alte Heim u. A. hätten von alten Weibern, Schäferknechten und Scharfrichtern gelernt.

Das wäre also der Stand der Sache! Vernünftig sind die Vorschläge gewiß — aber was ist dann die „Wissenschaft" und die „rationelle Medicin?"

Aegypten.

Die Frauen Aegyptens.*

Die Frauen des Orients sind uns noch immer ein Buch mit sieben Siegeln. Zwar hat mancher versucht, dieselben zu lösen, den Deckel zu öffnen und einen Blick in den Inhalt zu werfen, aber alle diese Versuche sind an dem Widerstande der Männer und noch mehr an dem der Frauen selbst gescheitert. So werden wir uns denn wohl auf Hypothesen und Schlüsse verlassen müssen, bis eines Tages eine türkische oder arabische George Sand ihre Memoiren herausgiebt und uns mit den wirklichen oder eingebildeten Leiden und Freuden ihrer Landsmänninnen bekannt macht. Zwar giebt es wenig Bücher über den Orient, in denen nicht wenigstens ein Kapitel den Frauen gewidmet ist, aber was dort geboten wird, sind eben nur Aphorismen, die auf den Aufschlüssen beruhen, die der Koran über die soziale Stellung der Weiber giebt, oder auf Beobachtungen, die ein seltener, glücklicher Zufall dem Schriftsteller gestattet hat und bei deren Benutzung man immer noch die Individualität des Beobachters in Abrechnung bringen muß.

Gänzlich falsch sind z. B. die bei uns im Norden über die bei den Muselmännern übliche Polygamie herrschenden Anschauungen. Allerdings gestattet der Koran dem Muhammedaner, mehrere Frauen zu ehelichen, aber die sozialen Verhältnisse legen dieser Erlaubniß solche Schranken an, daß sie eigentlich eine illusorische genannt werden kann.

Der Vornehme heiratet gewöhnlich die Tochter eines Gleichstehenden und der mögliche, schlimme Einfluß, den seine, in ihren Rechten gekränkte Frau auf seinen Schwiegervater und dadurch vielleicht auf seine ganze Laufbahn haben könnte, machen es dem Manne unmöglich, selbst wenn er wollte, eine zweite Frau neben der ersten zu heiraten oder sich auch nur Sklavinnen als Konkubinen zu halten. Ueber die Eifersucht der Frauen erzählt man sich in Kairo eine Geschichte, die ich nicht als wahr verbürgen kann, die mir aber als solche von mehr als Einer Seite erzählt worden ist. Der alte Ch....-Pascha, einer der reichsten Leute Aegyptens, speiste eines Tages in seinem Harem und äußerte sich vielleicht theilnehmender, als es seiner Frau lieb war, über die Schönheit der Augen einer der aufwartenden Sklavinnen. Bei der Abendmahlzeit hob seine Gemahlin, die übrigens auch schon in einem Alter ist, das die Gluth ihrer Leidenschaften etwas abgekühlt haben könnte, den Deckel einer der aufgesetzten Schüsseln ab und präsentirte ihrem entsetzten Gatten ein Paar Menschen-Augen mit den Worten: „Da hast Du die schönen Augen, die Dir so sehr gefallen haben."

Am unerträglichsten muß aber die Stellung als Gemahl einer der Töchter des Sultans sein. So muß, um mit der Hochzeitsnacht zu beginnen, der glückliche Gatte so lange vor dem Zimmer seiner Frau stehen und bitten, bis es dieser, oft erst nach Stunden, gefällt, ihn einzulassen und dann darf er, um das Lager seiner Frau zu theilen, nicht etwa den gewöhnlichen Weg wählen, sondern muß aus lauter Respekt über das Fußende in's Bett steigen. Nie darf er seine Frau besuchen, ohne daß dieselbe ihn rufen läßt, nie sich in ihrer Gegenwart ohne Erlaubniß setzen und läßt sie ihm gar eine Pfeife reichen, so muß er über die unverdiente Gunst entzückt sein. El Hami-Pascha ist der erste Schwiegersohn des Sultans, dem es gestattet worden, sich, wenn auch nur auf kurze Zeit, aus Konstantinopel zu entfernen; ob er in den vorher erwähnten häuslichen Gebräuchen eine Abänderung erlangt hat, weiß ich nicht, möchte es aber kaum glauben.

Unter den jungen Leuten aus vornehmen Ständen giebt es nun

* Nicht von dem Verfasser der Artikel: „Die heutigen Bewohner Aegyptens."

allerdings manche, die es vorziehen, statt eine sogenannte passende Partie zu machen und die verzogene und eifersüchtige Tochter eines Paschas zu heiraten, eine Mesalliance zu schließen und eine, meist schon besonders im mütterlichen Harem für diesen Zweck erzogene Sklavin zur Frau zu nehmen; doch auch in diesem Falle ist die Vielweiberei sehr selten, und eine zweite Ehe wird gewöhnlich nur dann geschlossen, wenn die erste längere Zeit kinderlos bleibt.

Die unteren Stände sind ebensowenig im Stande, mehrere Frauen auf einmal zu haben. Das Weib ist bekanntlich im Orient eine Waare, deren Preis je nach der Schönheit, hauptsächlich aber nach dem Stande des Vaters wechselt. Ist der Kaufpreis nun auch für die niedern Stände sehr gering, 40 bis 800 Piaster d. h. 2 bis 40 Thaler preußisch, so ist er doch für den Araber immer zu hoch, um ihn zweimal auszugeben, während er für den einfachen Preis eine Frau erhält, die vollkommen zur Verrichtung der häuslichen Arbeiten genügt.

So bleibt denn nur der Mittelstand übrig und in demselben finden sich allerdings viele Männer mit zwei oder drei Weibern. Doch bildet hier die Vielweiberei mehr eine Art Speculation, als daß sie in den Gebräuchen des Volkes ruhte. Ein Weib reicht hin, den Haushalt in Ordnung zu halten, die anderen dienen zur größeren Bequemlichkeit ihres Gemahls und Herrn und beschäftigen sich außerdem mit weiblichen Handarbeiten, die sie vortheilhaft in die größeren Harems und an die Europäer verkaufen. So ist eine arbeitsame, nicht zu theuer erstandene Frau ein Kapital, das im günstigen Falle bedeutende Zinsen trägt, im schlimmsten aber wenigstens nie unter die, sit venia verbo, fressenden gerechnet werden kann.

Von weit nachhaltigerem Einflusse aber und weit tiefer in den Sitten und Gebräuchen des Volkes wurzelnd, ist die große Leichtigkeit, mit der Ehen geschlossen und gelöst werden. Bei den vornehmern Klassen machen die oben angeführten Gründe die Fälle der Ehescheidungen sehr selten, aber bei den mittleren und niederen Ständen ist die Zahl der geschiedenen Frauen eine erschreckend große. Der Mann braucht nur zu sagen: „Ich verstoße Dich," und die Ehe ist gelöst, ohne daß er einen andern Grund anzuführen hätte, als daß ihm sein Weib nicht mehr gefällt; nur muß er nach den Vorschriften des Koran sie während der Eddeh d. h. der Zeit, während welcher sie sich gesetzlich nicht anderweit verheiraten darf, unterhalten. Zweimal kann der Mann so seine Frau verstoßen und sie ohne weitere Ceremonien wiedernehmen, das dritte Mal aber muß sie erst einen andern Mann geheiratet haben, ehe sie der erste wieder als Gattin annehmen darf.

> Curios, doch wahr. — Wahrheit ist stets curios,
> Noch mehr als Dichtung. Byron.

Daß derartige, mit so lockern Fäden zusammengeknüpfte Ehen keine rechte Häuslichkeit, kein inniges Familien-Leben aufkommen lassen können, liegt wohl auf der Hand, doch würde man zu weit gehen, den Arabern, wie den Orientalen überhaupt, diese Eigenschaften gänzlich absprechen zu wollen. Sie liegen allerdings nicht sehr zu Tage, aber die Keime dazu sind doch vorhanden und ich habe, besonders unter den niederen Ständen, Züge von rührender Anhänglichkeit gefunden, die seltsam mit den Behauptungen kontrastiren, die manche Schriftsteller aufstellen.

Am 11. August 1859 wohnte ich der Durchstechung des Kanals kalig el halig in der Nähe von Alt-Kairo bei. Als die Fluthen des Nils in das trockene Bett des Kanals stürzten, warf der Vice-König mehrere Hände voll kleiner Gold- und Silber-Münzen in das schäumende Wasser; Knaben und Männer sprangen nach, um womöglich einige Stücke zu erhaschen; in dem Gedränge sank ein Knabe unter; seine Mutter, die sich unter den Zuschauern befand, sprang den gewiß zwanzig Fuß hohen, an dieser Stelle steil aufgemauerten Damm hinab in's Wasser, um ihrem Sohne zu Hülfe zu kommen. Vergebens, beide ertranken und erst den Tag darauf wurden ihre Leichen eine Stunde unterhalb an's Land gespült. Bei diesem Beispiel wird es mir die Fürstin Belgiojoso wohl nicht übel deuten, wenn ich ihre in den scènes de la vie arabe aufgestellte Behauptung, daß den Araberinnen überhaupt jede Spur einer mütterlichen Liebe oder Opferfähigkeit abgehe, etwas auf die Spitze getrieben finde. Sie könnte mir allerdings entgegnen, daß ich nur Ein Beispiel anführe, aber auch die ihrigen sind nicht sehr zahlreich und ich muß gestehen, daß ich es des menschlichen Geistes und der menschlichen Unvollkommenheit angemessener finde, von einem guten Beispiele auf die besseren Eigenschaften einer ganzen Nation, als von zwei schlechten auf das Entgegengesetzte zu schließen.

Die Araberin bringt den größten Theil ihres Lebens im Harem d. h. im Frauengemache zu. Als Kind lernt sie unter der Aufsicht ihrer Mutter die häuslichen Obliegenheiten besorgen, doch, wohlverstanden, nur wenn sie den niederen oder mittleren Ständen angehört; hat sie ein gütiges Geschick als Tochter eines Beys oder eines Paschas geboren werden lassen, so hat sie weiter nichts zu lernen, als sich und ihren künftigen Gatten mit möglichster Grazie zu langweilen, den Tschibuk und die Tschische d. h. die Wasserpfeife zu rauchen, unzählige Täßchen Kaffee zu trinken, Süßigkeiten zu essen, und, wenn sie viel Selbstbeschäftigungs[illegible] hat, ab und zu eine leichte Stickerei anzufertigen.

Hat sie geheiratet oder richtiger, ist sie in ihrem zwölften bis vierzehnten Jahre von einem Manne geheiratet worden, den sie bis dahin nie gesehen hat, so beginnt, falls die Vermögensverhältnisse nicht sehr günstig sind, eine neue Periode der Sklaverei für sie. Sie wird die erste, ei- einzige Dienerin ihres Gatten und bleibt in dieser, allerdings nach unseren Begriffen wenig verlockenden Lage, bis sie der Tod daraus befreit; doch nicht einmal dieser große Nivelleur gleicht den Unterschied zwischen Mann und Frau aus und das den Gläubigen mit so glühenden Farben geschilderte Paradies nimmt wohl den Mann, aber nicht dessen Lebensgefährtin auf.

Anders ist es in den vornehmen Häusern; hier ist die Frau unumschränkte Herrscherin, wohlverstanden, in ihren Gemächern, dem Harem, und thut sie Nichts, was dem Späherauge der Eunuchen mißfällt, die übrigens wie alle Abarten des Genus Cerberus der Bestechung sehr zugänglich sind, so kann sie nach Herzenslust sich und ihre Umgebung langweilen und durch Launen zur Verzweiflung bringen. Die Sklavinnen der vornehmen Harems, die in Wirklichkeit von den Odalisken nach unseren Begriffen so verschieden sind, wie eine Köchin oder ein Mädchen für Alles von den Tänzerinnen einer Hofbühne, sind Dienerinnen, die je nach der Stufe, welche sie in der Gunst ihrer Herrin einnehmen, eine mehr oder weniger angenehme Stellung haben, doch muß man sich durch den Namen Sklavinnen nicht zu traurigen Gedanken über das Loos dieser Mädchen verleiten lassen. Die Sklaverei ist im Osten ungemein mild, Diener und Dienerinnen werden fast wie Kinder des Hauses betrachtet und es war dem gesitteten Europäer, speziell dem freien Amerikaner, vorbehalten, seinen Mitmenschen zum Thiere herabzuwürdigen und als solches zu behandeln.

Wohlverstanden ist Alles, was ich bis jetzt über die Stellung der Frauen, sowie über die Vielweiberei gesagt habe, mannigfachen Modificationen unterworfen. Wie es Araberinnen giebt, die von ihren Männern nicht als Dienerinnen, sondern wahrhaft als Lebensgefährtinnen betrachtet und behandelt werden, so kommen auf der anderen Seite, wenn auch selten, Harems vor, die, wenn sie auch des poetischen Duftes entbehren, mit dem Märchenerzähler und romantische Touristen sie umgeben haben, der Maitressen-Wirthschaft im Großen, woran wir bei dem Wort „Harem" gewöhnlich zu denken pflegen, wenigstens ähneln. Dem orthodoxen Muselmann ist eine derartige Aufführung ein Greuel und ich glaube nicht einmal, ganz abgesehen von moralischen und sozialen Scrupeln, daß der Besitzer eines solchen Harems sich besonders glücklich fühlt. Die Orientalen haben ein Sprüchwort: Eine Tscherkessin bringt ihren Gatten durch Eifersucht, eine Georgierin durch Langeweile um. Wie entsetzlich muß danach das Zusammenleben mit einer größeren oder geringeren Anzahl solcher langweiligen und eifersüchtigen Personen sein, die doch eben nur die roheste Sinnlichkeit reizen können.

Doch zurück zu dem Leben in den Harems. Die einzigen Vergnügungen, die man den Frauen, natürlich immer nur den wohlhabenden, gestattet, sind die Vorstellungen der Sängerinnen und Tänzerinnen. Erstere, die Almehs, die, um allen Irrthümern vorzubeugen, nur singen, nie tanzen und meistens, in sittlicher Beziehung, eines guten Rufes genießen, ergötzen die schönen Harems-Bewohnerinnen durch den Vortrag von Liedern, deren Quintessenz stets die Liebe ist, während die Tänzerinnen ghawoni (sprich das gh wie rh) ihre immer mehr oder minder unzüchtigen Tänze aufführen. Die gharizeh d. h. die Tänzerin ist ein stets gern gesehener Besuch, sie unterrichtet die Herrin des Harems in den Künsten der Wollust, deren dieselbe bedarf, um ihren Gemahl zu fesseln. Das wirft freilich kein besonderes Licht auf die sittlichen Eigenschaften der ägyptischen Frauen, aber dieselben haben sich nie eines besseren Rufs zu erfreuen gehabt; ob man im Herodot, im Koran oder in E. W. Lane blättert — überall findet man dasselbe Verdammungsurtheil über die Aegypterinnen ausgesprochen.

> „Und leitest Du den Nilstrom in ihr Haus,
> So löschest Du doch nie die Flamme aus —"

singt ein türkischer Dichter von den Frauen Kairos, und nach Allem, was man sieht und hört, mag er nicht ganz unrecht haben.

Verlassen die Frauen den Harem, was übrigens selten geschieht und meistens nur, um eine Freundin oder das Bad zu besuchen, so sind sie stets wohl vermummt und fahren entweder in geschlossenen, von Eunuchen begleiteten Wagen oder reiten auf reich geputzten, mit persischen Teppichen behängten homar ali genannten Eseln.

„Zu Kairo schauest Du auf allen Seiten
Der Großen Weiber nach dem Markte reiten;
— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —
Gesticktes Leintuch hängt von ihrem Rücken;
Indeß die Schenkel fast das Maulthier drücken;
Zur Erde nieder reichen fast die Zehen,
— — — — — — — — — — — —
Zu beiden Seiten gehen arab'sche Bauern,
Die insgemein nach Krokodilen lauern,*
Sie halten ihn so rechts als links die Knie,
So zieht vorüber auf den Gassen sie."

So singt Fasil d. i. der Treffliche (gest. 1810) in seiner Sennaname d. h. Buch der Weiber; einer höchst drastischen, manchmal allerdings mit etwas kräftigen Strichen gezeichneten Schilderung der Weiber des Orients. Mustapha Raschid fühlte sich während seines Wesirats veranlaßt, dieses Werk Fasil's mit Beschlag zu belegen und den Verkauf desselben zu verbieten, was indessen weder der Poesie noch der Glaubwürdigkeit des Verfassers den geringsten Abbruch thut.

Ein den Frauen aller Stände im Orient gemeinsames Vergnügen, ist der Besuch der Bäder; die Beschreibung eines derartigen Lokals, die übrigens für beide Geschlechter dieselben sind, hier zum tausendsten Male zu wiederholen, dürfte wohl überflüssig sein; Zutritt in ein Bad, während es Frauen benutzten, habe weder ich, noch einer meiner europäischen oder arabischen Bekannten gehabt, und so bleibt mir nichts übrig, als wiederum Fasil für mich sprechen zu lassen, der die Wahrhaftigkeit seiner Schilderung verantworten mag.

„So sitzen sie die Zeit sich zu vertreiben
Im Bad und lassen sich von Andern reiben.
Es werden ihnen dargereicht in Wette
Die eingemachten Früchte und Sorbette.
Die Eine macht aus Wachs und Seife Kerzen,
Die Andern unterhalten sich mit Scherzen.
Die macht aus Fasern falschen Bart am Munde,
Die Andre reißet ihn ihr aus zur Stunde.
Die übergießt die Anderen mit Wasser
Und die macht sie mit nassem Kraut noch nasser;
Indeß auf diese Art sie spielend schwärmen,
Entstehet auf einmal ein großer Lärmen
Und keine ist, die nun gemächlich ruhe.
Die eine nimmt die hohen Stelzenschuhe,
Mit Schachteln und mit Tassen wird gestritten,
Der Teufel mischet sich in ihre Mitten;
Alsdann beginnt das Ungethüm, das wahre,
Sie schlagen Kopf an Kopf und Haar an Haare.
— — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —"

Man sieht, Freund Fasil ist nicht gerade höflich in seinen Schilderungen des schönen Geschlechts; doch will ich hoffen, daß sich obige Erzählung nur auf die Bäder bezieht, die von dem ungebildeteren Theile der schönen Welt besucht werden. Die Vornehmen haben ihre Bäder meist im Hause und da mag es dann allerdings etwas gesitteter zugehen.

Doch würde man unrecht thun, wenn man nach den angeführten Proben, Fasil überhaupt für unfähig hielte, auch den guten Seiten des schönen Geschlechtes gerecht zu werden, und um meine Leserinnen von der Wahrheit meiner Behauptung zu überzeugen, und sie mit dem unhöflichen Fasil wieder auszusöhnen, will ich ihnen hier eins seiner zartesten Gedichte geben, das er in der Sennaname den deutschen Frauen gewidmet hat.

„Die deutschen Frauen sind die Anmuthsrose,
Und unter allen Weibern sie die Zauberrose;
Was ist der Leib, wenn nicht krystallner Schmelz?
Was ist das Haar, wenn nicht ein Zobelpelz?
Wie zart der Leib, wie schön die Rose sprießt
Weiß nur, wer selber in die Arm' ihn schließt.
Die Palme weicht dem Wuchse ohne Fehler.
Der Mund ist wahres Maß für den Erzähler."

* Qui lenocinia agunt crocodilorum erklärt Hammer-Purgstall diese Stelle in der „Geschichte der Osmanischen Dichtkunst," der dieses Citat, sowie die folgenden entnommen sind. Wer sich dafür interessirt, zu wissen, was die arabischen Bauern mit den Krokodilen zu thun haben, der lese darüber die betreffende Stelle im 2. Bande von Sonnini's „Voyage en Egypte" nach.

Ich sende Ihnen hier noch ein paar arabische Volkslieder, die Ihre Leser vielleicht interessiren dürften, doch muß ich von vornherein Ihnen sagen, daß ich mir in Form und Inhalt einzelne, wenn auch unwesentliche Veränderungen erlaubt habe, um die Uebersetzungen unserem Geschmacke mehr anzupassen, doch habe ich der nationalen Färbung so wenig Eintrag als möglich zu thun gesucht.

I.

Seht doch, wie hübsch die Mädchen der Stadt,
Seht doch, wie reichen Schmuck jede hat;
Perlenbesetzt trägt sie den Schateh*
Und auf dem Busen den Kiladeh.**

Seht doch die Mädchen aus Iskenderieh***
Wie die Gazellen so schreiten sie!
Und die Hüften dem Caschmirshawl gleich
Und ihre Lippen so zuckerreich.

O ihr Schönen, bedenket, daß Gott
Fordert Erbarmen; d'rum fürchtet Gott.
Er hat die Liebe für euch bestimmt,
Und hat für euch mich vorher bestimmt.

II.

Es hat dein Feuerblick verbrannt
In meiner Brust das Herz,
D'rum reiche mir auch deine Hand
Den Balsam für den Schmerz.

Doch weigerst du die Hülfe mir
Und lachest meiner Noth,
Dann spricht der Lieb' Gerichtshof mir
Das Urtheil auf den Tod.

III.

Komm, Geliebte, laß uns trinken,
Trinken Liebe, bis berauscht
Wir dann endlich niedersinken,
Wo kein Neider uns belauscht;

Laß die süße Frucht uns pflücken
Tief versteckt in dichtem Laub,
Daß mit tadelsvollen Blicken
Niemand schaue unsern Raub.

IV.

Verloren hab' ich die Geduld,
Da Liebe mich verzehrt;
Und du allein bist daran schuld,
Daß sie sich täglich mehrt.

Jetzt rathe mir, was soll ich thun?
Die Liebe macht mir Schmerz,
Und da sie mir Gebiet'rin nun,
So sprich, wer heilt mein Herz?

O komm, mein Mädchen, sei mir nah
Viel tausend, tausend Mal,
Das ist das beste Mittel ja
Zur Lindrung meiner Qual.

V.

O mein Herrscher, Deine Blicke
Wecken in der Brust den Schmerz;
Glaube mir, nur Dich alleine
Liebt mein armes, schwaches Herz.

Darum wahre Deine Augen,
Denn ihr Feuer macht mir Schmerz,
Und der Himmel mag Dich lehren
Mitleid gen mein armes Herz.

v. B.

* Schateh, eine dreifache Perlenschnur, die vom Kurs, dem Frauen-Fes hinabfällt.

** Kiladeh, ein Halsschmuck, der bis zum Gürtel reicht.

*** Iskenderieh — Alexandria.

Mannigfaltiges.

— Der Zollverein als politische Macht. Ueber die Zukunft des im Jahr 1863 zu kündigenden, oder zu erneuernden Vertrages, den deutschen Zollverein betreffend, enthalten die „Grenzboten" Nr. 40 einen Artikel, dem wir nachstehende treffende Bemerkung entlehnen: „Der Zollverein war und ist der Nagel am Sarge der gegenwärtigen Verfassung des deutschen Bundes. Hatte das Organ des Bundes mehr als hinreichend bewiesen, daß es ihm nicht möglich sei, etwas Ersprießliches zu leisten, so zeigte der Zollverein, daß und wie auf anderem Wege etwas geleistet werden könne. Es ist aber keineswegs gleichgültig, ob die allgemein erkannte Bedeutung des Zollvereins als Einigungs-Element noch länger schüchtern verschwiegen, oder ob dieselbe feierlich ausgesprochen werde. Der Handelsbund wird fester stehen und sicherer schreiten, wenn er nicht allein als eine Erwerbsfrage, sondern als eine Frage der Sicherheit und der Macht Deutschlands aufgefaßt wird, als ein taugliches Mittel zur Erreichung der Bundeszwecke. Nur wenn neben der Ausdehnung des deutschen Marktes bis zu den politischen Gränzen, neben der Ergänzung des Umfanges, auch die Hereinziehung gleichartiger, gemeinsamer, politischer Interessen, also die Vervollständigung des Inhaltes, als die Aufgabe des Zollvereins an die Spitze der Verträge gestellt wird, nur dann wird der Kampf um seine Fortbildung die Intelligenz und die Masse der Nation zu angestrengter Mitwirkung begeistern und den Widerstand der entgegenwirkenden Elemente gründlich brechen helfen."

— Nikolaus Hausmann, der Freund Luther's. Es ist ebenso erfreulich, als gerechtfertigt, daß, in Folge des durch so manche äußere Umstände vielfach angeregten, in der evangelischen Kirche erwachten Lebens, unsere Zeit eifriger als früher bemüht ist, über die erste Geschichte der Reformation in einzelnen Zügen und Lebensbildern sich aufzuklären und durch Darstellungen des äußeren und inneren Lebens der Gründer und Förderer der evangelischen Kirche über die ersten Anfänge derselben eine noch mangelnde, tiefer eingehende Kenntniß dieser selbst zu vermitteln. In die Reihe der hochbegabten und besonders erleuchteten, durch Gemüth und Geist, durch Gelehrsamkeit und Charakter ausgezeichneten ersten Gründer und Beförderer der Reformation und der evangelischen Kirche gehört auch Nikolaus Hausmann, der treue Freund und Gehülfe Luther's, von welchem jedoch in weiteren Kreisen wenig bisher bekannt gewesen ist und von dem so mancher Protestant noch nichts gehört haben mag. Um so werthvoller ist daher eine kleine Schrift: „Nikolaus Hausmann, der Freund Luther's. Nach geschichtlichen Quellen dargestellt von Oswald Gottlob Schmidt,"* welche das äußere und innere Leben dieses „Jonathan Luther's" nach gedruckten und ungedruckten Quellen schildert. Die Darstellung zeugt von inniger Liebe für ihren Gegenstand und gewährt ein anziehendes Lebensbild Hausmann's, das zugleich wohl geeignet ist, ihm selbst die verdiente Beachtung und Werthschätzung zu gewinnen. Auch aus dieser Biographie Hausmann's ist zu ersehen, wie viele Kräfte zusammenwirken mußten, um die in den Bedürfnissen des Volkes und in den Gemüthern der Einzelnen längst begründete und vollkommen vorbereitete Reformation der Kirche zu äußerer Anerkennung und Berechtigung zu bringen und die im Inneren und von Außen vielfach wirkenden feindlichen Gewalten zu entkräften und zu besiegen. Namentlich auch in diesem Sinne war Hausmann ein treuer und eifriger Mitstreiter Luther's gegen die mancherlei „Rotten" und gegen geheimen und offenen Aufruhr, mit dem dieser Mann Gottes fortwährend im Kampfe liegen mußte.

— Erzbischof Willigis von Mainz. Unter dieser Aufschrift ist kürzlich eine geschichtliche Abhandlung von Dr. Karl Euler, Adjunkt in Pforta, als Einladungsprogramm zu der am 21. Mai 1860 stattgefundenen Stiftungsfeier der genannten Landesschule erschienen,** auf die wir hier mit einigen Worten aufmerksam machen. Sie verdient in der That eine besondere Beachtung, und zwar theils um des Mannes willen, dessen Leben und Wirken sie zum Theil schildert, und der als erster deutscher Kirchenfürst unter dem sächsischen Kaiser Otto II. über ein Menschenalter einen höchst bedeutenden Einfluß auf die Angelegenheiten Deutschlands ausübte, so daß man die Geschichte des deutschen Reiches seiner Zeit vielfach auch „seine Geschichte" nennen kann, theils aber auch wegen der Behandlung ihres Gegenstandes. Willigis hat keine gleichzeitigen Biographien gefunden und nur annähernd kann man die Umrisse seines äußeren Lebens aus zerstreuten Notizen zusammenstellen, während sein Wirken aus den Quellenschriftstellern und besonders aus den erhaltenen Urkunden seiner Zeit deutlicher hervortritt. Der Verfasser der Abhandlung hat zu diesem Zwecke und zur Darstellung des Lebens und Wirkens des Willigis einem fleißigen Quellenstudium sich unterzogen; indeß beschränkte er sich hierbei nur auf einen Theil desselben, nämlich nur auf die ersten Jahre des Wirkens des Willigis, dessen Bedeutung als Kanzler, Erzkanzler und Erzbischof unter Otto II. er nach allen Seiten hin zu erörtern und darzustellen sich bemühte, dagegen das, was er unter Otto III. und Heinrich II. gewirkt, einer späteren Darstellung vorbehielt. Die vorliegende Abhandlung ist ungemein fleißig und legt das reichhaltige Material in lebendiger Verarbeitung und Auseinandersetzung klar und deutlich dar. Auch aus ihr ergiebt sich wiederholt und schlagend den Unsegen, den Italien dem deutschen Reiche gebracht hat, aber auch ebenso die Liebe und treue Anhänglichkeit der deutschen Nation zu ihrem Kaiser, hier Otto II., die sie ihm selbst im Mißgeschick bewährte. In Willigis erkennen wir einen durch und durch deutschen Charakter, treu und bieder, kräftig und derb, allem Phantastischen abhold, allzeit die deutschen Interessen wahrend, und er ist und bleibt daher ein Vorbild auch noch für unsere Zeiten.

— Ein neugriechisches Buch aus Triest. Nur mit einigen Worten möchten wir hier einer kleinen neugriechischen Schrift Erwähnung thun, die uns kürzlich aus Triest zuging und dort in der typographischen Anstalt des Lloyd gedruckt ist. In Nr. 11 des „Magazin" vom Jahre 1858 gedachten wir des im Jahre 1857 vom Professor Ernst Curtius in Göttingen gehaltenen Vortrags: „Das Neugriechische in seiner Bedeutung für das Altgriechische, so wie für vergleichende Sprachkunde," und empfahlen ihn um des Gegenstandes willen, sowie wegen seiner tief in die Sache eingehenden Behandlung, der Beachtung der Hellenisten und Linguisten. Gegenwärtig ersehen wir nun, daß jener Vortrag wenigstens die Beachtung eines griechischen Gelehrten in Triest, des Dr. Theog. Livadas, Direktors der dortigen griechischen Schule, gefunden hat, und er von demselben in's Neugriechische übersetzt worden ist: jedenfalls ein Beweis, daß gelehrte Griechen die Bemühungen des wissenschaftlichen Auslandes um ihre Sprache, woraus sie selbst Manches über dieselbe zu lernen vermögen, nach Verdienst zu würdigen wissen, und ein Zeugniß, das in gleicher Weise sie selbst und Deutschland in nicht geringem Grade ehrt.

— Italiänische Priester-Soldaten. Pater Gavazzi, der bekannte römische Priester, der lange Zeit in England im Exil gelebt, wo er Vorlesungen und Predigten gegen die römisch-katholische Kirche hielt und wo er unter Andern mit einer Gegenschrift (in englischer Sprache) gegen Kardinal Wiseman's Geschichte der drei letzten Päpste auftrat, befindet sich jetzt in Neapel. Dort predigte er kürzlich auf der Piazza San Francesco, während der Dominikaner, Pater Giardini, ebenfalls unter freiem Himmel, auf der Piazza del Castello, predigte. Beide, obwohl Republikaner, erschöpften sich in Apotheosen Garibaldi's, der doch nicht aufgehört hat, sich als Royalisten und als Freund Victor Emanuel's zu bekennen. Die Zuhörerschaft, auf beiden Plätzen sehr zahlreich, ließ sich von der fanatisirenden Beredtsamkeit der beiden Patres zu den lebhaftesten Demonstrationen hinreißen. Fra Giardini war noch von zehn anderen Dominikanern begleitet, die einen sehr feierlichen Aufzug bildeten. Sie trugen die schwarzen Gewänder ihres Ordens, in den Gürteln jedoch Dolche und auf den Häuptern militairische Käpi's. Letztere waren sämmtlich mit den Zeichen des Offizierranges versehen, das Käpi des Fra Giardini sogar mit drei Ringen — ein Beweis also, daß er mindestens Hauptmann in der sizilianischen Armee Garibaldi's sei.

J. C.

---

* Leipzig, Carl Friedrich Fleischer, 1860.

** Naumburg, 1860.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Bestellungen
übernimmt jedes Postamt des deutsch-österreichischen Postvereines, sowie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallstraße Nr. 21) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

welche mit dem nicht direct corr- Briefe etc. entw in Leipzig ei Herrn F. Deb

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

Nº 43. | Mittwoch, den 24. October 1860. | 29. Jahrgang.

Inhalt:

Ostindien.

Die Ursachen des indischen Aufstandes.*

I.

Rechtsverachtung und Tyrannei der Engländer.

Der indische Aufstand hat die Macht und das Ansehen der Engländer in Asien nicht wenig erschüttert, und wenn auch durch Unterdrückung desselben die Ruhe wieder hergestellt erscheint, so wird es doch eine Reihe von Jahren bedürfen, ehe die Briten jenes Gefühl der Sicherheit und des Selbstvertrauens wieder finden können, das ihnen so verhängnißvoll geworden ist. Oder werden sie es überhaupt wiederfinden, wird es ihnen gelingen, eine Aufgabe in Indien zu lösen, die nahezu unlösbar scheint? Werden sie im Stande sein, jenes orientalische Reich mit festen, nicht blos materiellen, sondern auch geistigen Banden an England, an die europäische Gesittung zu ketten? Die Antwort dürfte schwer zu geben sein.

Die Herrschaft der Briten in Indien ist eine Sonderbarkeit, ein künstliches Produkt der Geschichte, und läßt sich eben nur durch Kunst aufrecht erhalten. Sie steht und fällt mit der allgewaltigen Seeherrschaft, die dieses Volk sich erobert hat. So lange England für Indien mächtige Flotten, europäische Streitkräfte zur Verfügung hat, und sich den langen, an Umwegen reichen, von Gefahren bedrohten Seeweg dahin, freizuhalten im Stande ist, so lange die Indier in ihrem Zustande innerer Getheiltheit und Zerrissenheit bleiben, so lange kein mächtiger europäischer Nebenbuhler in den Ostmeeren auftritt, oder von Norden her Störungen bereitet, wird Indien sich die Herrschaft der Rothröcke gefallen lassen müssen und genöthigt sein, trotz alles Widerstrebens, europäische Einflüsse aufzunehmen. Wenn es aber einmal einer anderen europäischen Macht gelingt, die englische Seeherrschaft in den westlichen Gewässern wesentlich zu beschränken, den Weg nach Indien kürzere oder längere Zeit zu stören, das Projekt mit dem Suezkanal zu verwirklichen, dürfte eine neue Erschütterung der englischen Macht in Indien erfolgen, und für einen Sturz derselben zu fürchten sein. Die Engländer wissen das am besten, obgleich sie zu stolz sind, es auszusprechen.

Die Engländer können Indien eben so wenig in indischer Weise, als in englischer regieren; indisch nicht, weil sie Engländer sind, und englisch nicht, weil das indische Wesen zu fremdartig ist, um sich englischem Brauche zu fügen. Eben so wenig sind sie im Stande, ihrer Regierung das Brahmanenthum, oder den Muhammedanismus, oder das Christenthum zu Grunde zu legen; am allerwenigsten aber vermögen sie, sich dem Inderthume zu amalgamiren und ein ganz neues System zu schaffen. Sie behelfen sich demnach, so gut es geht, und befolgen ein gemischtes System, das bedeutenden Schwankungen ausgesetzt, und sehr abhängig ist von den Ansichten und Grundsätzen des jedesmaligen General-Gouverneurs und anderer leitenden Personen. Im Großen und Ganzen trägt diese Regierung den Charakter der Vormundschaft, und wird in Europa auch stets von dieser Seite angesehen.

Wie bekannt, fühlten sich die Engländer in Indien so sicher, daß sie der Aufstand der Sepoys fast wie ein Donnerschlag aus heiterem Himmel traf. Sie haben diesen Aufstand besiegt, aber sind nun nachdenklich geworden und sinnen auf Mittel, um ähnliche Ereignisse für die Zukunft möglichst unschädlich zu machen; sie studiren die Ursachen der Empörung, und legen sie, soweit sie überhaupt erkennbar sind, öffentlich dar.

So hat Montgomery-Martin, Verfasser einer „Geschichte der britischen Kolonien“ und des englischen Reiches in Indien, neuerdings ein Werk veröffentlicht, das den Titel führt: „**Der indische Aufstand, seine Anfänge und Fortschritte. Geschichte der Ursachen, die ihn herbeigeführt haben.**“ Voraus geht ein Brief an Lord Stanley, Präsident des indischen Rathes über die Lage der englischen Kolonien in Ostindien.

Wir haben dieses Werk in der französischen Uebersetzung von Kermoysan vor uns.

In dem Briefe an Lord Stanley, der gewissermaßen als Vorrede dient, spricht sich der Verfasser anfangs über die Schwierigkeit seiner Aufgabe, über die Unnatürlichkeit der englischen Herrschaft in Indien, die lediglich auf den Bajonetten beruhte, und die Unmöglichkeit aus, dieselbe länger auf dem bisherigen Wege zu behaupten. Es sei ein Widerspruch, eine Schande für das englische Volk und seine liberalen Grundsätze, „Ketten für seine Mitmenschen zu schmieden.“

„Kein wahrer Freund seines Landes wird eine Politik unterstützen wollen, welche eines Tages den unheilvollsten Einfluß auf die Freiheiten Englands haben könnte, keiner wird von der hohen Stellung von Vertheidigern der bürgerlichen und religiösen Freiheit herabsteigen wollen, die wir erworben haben, und die nach dem Geständniß aller Völker unser Eigenthum ist. Wir haben in Indien zu sehr auf die Macht des Schwertes gepocht; wir haben zu wenig an die Verantwortlichkeit der Krone gedacht. Nichtswürdige Mißbräuche sind geduldet worden; sie sind bleibend geworden, ohne daß man die geringste Anstrengung gemacht hätte, Abhülfe dagegen zu schaffen. Die Justizverwaltung war eingestandenermaßen kostbar, unzureichend, bestechlich, da die eingeborenen Justizbeamten höchst kläglich bezahlt wurden; die Ländereien wurden um einen so ungeheuren Preis verpachtet, daß die Landbauer verarmten; die öffentlichen Bauten wurden entweder gänzlich vernachlässigt, oder in einem ganz kläglichen Maßstabe, ohne Verhältniß zu den Einkünften der Provinzen und dem Bedürfniß der Bevölkerungen, unternommen. Die Ausschließung der Eingebornen von jedem ehrenvollen oder gewinnreichen Amte wurde streng

* La revolution de l'Inde, ses commencements, ses progrés etc. Par Montgomery-Martin. Traduit de l'anglais par M. Kermoysan. Paris, Firmin Didot, 1860.

erhalten. Die Ungerechtigkeit dieses Systems wurde noch er- .t durch die rasche Aufsaugung und Vernichtung der unabhängigen aaten, der Bundesgenossen 2c., in Folge der Vergrößerungssucht, der Ländergier und jenes Geizes nach den unreinen Benefizien der Patronage, der unsere Europäer auszeichnet. Sie wurde gleicherweise erschwert durch die despotische Handlungsweise der englischen Regierung, als sie glaubte, sie könne ungestraft das alte indische Gesetz über die Adoption bei Seite setzen, ein Gesetz, welches, vom religiösen, wie vom juridischen Standpunkt, als Recht sowohl, wie als Sitte und Gebrauch, anerkannt, bestätigt, sanctionirt war von allen unseren Regierungen, seit den ersten Zeiten der englischen Herrschaft bis zur Verwaltung des Lord Dalhousie.

„Diese Adoptionsfrage wird in Europa wenig verstanden. In Hindostan gilt es vom sozialen Standpunkte aus als eine Schande ohne Kind zu sterben; vom religiösen Standpunkte ist es der Gipfel alles Unglücks. Aber da Vielweiberei und Unfruchtbarkeit stets zusammen gehen, so hat sich der Gebrauch eingebürgert, Kinder zu adoptiren, um den Mangel von Leibeserben zu ersetzen. Er ist in die Sitte übergegangen, und seit undenklichen Zeiten haben sich in Kraft dieses Grundsatzes alle auf die Uebertragung der erblichen Titel und Besitzungen bezüglichen Anordnungen danach geregelt.

„Die Vernichtung der Dynastien und der Fall der alten eingebornen Familien ist eben so schnell als vollständig eingetreten unter der vereinten Wirksamkeit unserer adoptionsfeindlichen Politik und unserer Erbkonfiszirungs-Kommissionen. — Die Wirkung dieses Systems ist gewesen, daß die Masse des Volkes stufenweise und von Jahr zu Jahr in die scheußlichste Armuth herabgesunken ist, ohne daß die Regierung (aber die Regierer?) deshalb reicher geworden wäre — weit davon entfernt! — Das Budget von Indien ist stets noch, wie früher, ein unergründliches Deficit. Fast die Gesammtheit der Einkünfte, die man, so zu sagen, diesen Unglücklichen aus den Eingeweiden gerissen, genügt kaum für die laufenden Ausgaben in Friedenszeiten. Jeder neue Krieg vermehrt die Last dieser Schuld, die von Tag zu Tag unerträglicher wird, nicht wegen ihrer eigenen Schwere, sondern wegen der gräßlichen Lage, in welche unser Despotismus diese Bevölkerung gebracht hat.

„Zu keiner Zeit, in keinem eroberten Lande, dessen die Geschichte gedenkt, hat man vielleicht die höheren, gebildeten, reichen Klassen von der Politik des Siegers so vollständig niedergedrückt, so jeder eigenen Existenz entblößt, so entwürdigt und von dem Range, den sie früher einnahmen, herabgestürzt gesehen, als diese Millionen Menschen, welche seit hundert Jahren unter das Joch der ostindischen Compagnie und des vollziehenden Rathes von Großbritannien gefallen sind; und zwar zum Hohne der Parlamentsakten, der feierlichsten öffentlichen Zusicherungen, die ungefähr folgenden Inhalts waren: Das aristokratische England werde sich freuen, alle Fürsten und Edlen vom alten Stamme im Besitze ihrer erblichen Würden zu halten; dem Rechte, wie auch der Thatsache nach, gehöre das nackte Grundeigenthum nicht der Regierung, sondern den Bodenbesitzern; die Inder, in welchem Stande oder Kaste sie auch geboren sein möchten, würden als Unterthanen, als freie Unterthanen Großbritanniens, auf dem Fuße vollkommener Gleichheit mit den Europäern und als berechtigt, alle staatlichen Civil- und Militär-Aemter zu bekleiden, betrachtet werden.

„Alle diese Zusagen sind schändlich verletzt worden von den Vertretern einer Nation, welche die ganze Kraft moralischer Verantwortlichkeit anerkennt; welche die Treue gegen Verträge als die gebieterischeste aller Pflichten betrachtet; die fest überzeugt ist, daß sie die Sendung hat, die Götzendiener zu bekehren und unter ihnen die Grundsätze des Evangeliums zu verbreiten; welche laut verkündet, daß die Freiheit das erste Menschenrecht ist.

„Man darf sich also nicht wundern, wenn nach alle dem die Sepoys die Gefühle ihrer Landsleute getheilt haben. Außerdem, daß sie ihre Beschwerden hatten, kann man glauben, daß die seit einiger Zeit hinsichtlich der Kasten befolgte Politik ihrem Aufstande nicht fremd geblieben ist. Der Befehl des allgemeinen Dienstes und das neue Invaliden-Reglement haben als Maßregeln betrachtet werden müssen, die auf die Zerstörung der Kasten ausgingen, d. h. eines Zustandes der Dinge, welcher der Regierung zu viele Schwierigkeiten macht, um ihn länger ertragen zu können.

„Die Geschichte mit den Patronen ist, meiner Ueberzeugung nach, die unmittelbare, wenn auch nebensächliche Ursache der Empörung gewesen; aber sie ist es nur durch die Schlüsse geworden, welche das bengalische Heer aus dem, was bereits geschehen war, ziehen zu müssen glaubte. Wäre Indien weise regiert worden, die Sepoys würden fortgefahren haben, uns mit derselben Treue, wie früher, zu dienen, wo man mit ihnen so leicht zu Recht gekommen war, wie mit einer Bande Pindaries oder Dakoits; aber gerade in den Beschwerdepunkten des Volkes selbst haben sie die Kraft und die Zustimmung gefunden, welche sie aufrecht hielten.

„Ein neues Zeitalter beginnt in diesem Augenblicke. Die Herrschaft der Compagnie hat aufgehört; die Fürsten und Völker Indiens sind seit langer Zeit gewohnt, in äußersten Fällen an die Königin und das englische Parlament zu appelliren, denen jetzt die Sorge und die Verantwortlichkeit für ihr Wohlsein übertragen sind und zugehören. Diese Veränderung ist für sie der Gegenstand großer Hoffnungen gewesen. Die Vorstellung einer höheren und menschlicheren Politik verbindet sich in ihrem Geiste mit der Vorstellung der königlichen Macht. Eine beschränkte Monarchie ist ein Ding, welches die Asiaten nicht kennen und auch nie begreifen werden. Die Fürsten und Völker Indiens glauben, daß die Krone allein eine gerechte Regierung gründen könne; Alle warten mit Aengstlichkeit, und fragen sich, mit welchen Belohnungen die beinahe über alle Belohnungen hinausragenden Dienste bezahlt werden dürften, die der Nisam von Hydarabad, von Scinde, von Holkar, die Radschah's von Puttiala, Bhurtpur 2c. geleistet haben.

„Jede Stunde ist kostbar; jede Maßregel, welche es auch immer sei, die man ergreifen wird, wird eine unberechenbare Wichtigkeit haben. In dem bis jetzt befolgten Systeme beharren, namentlich wie es in den Nordwestprovinzen angewandt worden, hieße die Vorsehung versuchen, hieße den Samen einer neuen Rebellion ausstreuen. Wir würden sehr bald die Früchte davon sehen, und nach denen, die wir bereits gepflückt, können wir urtheilen, von welcher Beschaffenheit sie sein würden.

„Wenn durchgreifende Reformen nicht auf der Stelle entschieden werden, wird gar keine Reform entschieden, und wir werden in den alten Schlendrian zurückfallen, aus dem uns nichts herausreißen wird, als eine Revolution.

„Sollen wir Indien behalten? sollen wir es fahren lassen? und hierdurch hinabsteigen auf die unterste Stufe in der Reihe der Nationen? Das ist die Frage. Man kann sich darüber nicht mehr täuschen, wie früher, indem man sagte: „das wird wohl noch lang aushalten." Diese alte Selbsttäuschung der Trägheit und Furcht muß heutzutage zerstreut werden. Die Schwierigkeiten umringen uns von allen Seiten. Es kann gefährlich werden, auf einen Boden zu treten, wo man noch nicht den Fuß hingesetzt hat; es ist nicht minder gefährlich, und würde schmachvoll sein, zurückzutreten. Unsere Seeherrschaft, die Interessen eines ungeheuren Handels sind an die Politik geknüpft, welche in Indien befolgt werden wird. Ich will mehr sagen: Das allgemeine Wohlsein unseres Landes hängt unendlich mehr von dem Zustande unserer Verbindungen mit den Kolonien und den unserer Herrschaft unterworfenen Provinzen ab, als es dem Nationalcharakter angenehm sein kann, sich einzugestehen.

„Graf Montalembert hat mit vieler Wahrheit gesagt, daß die Gefahren, welche England bedrohten, nicht sowohl von Innen kämen, als von Außen; und, indem er die Worte eines minder zur Milderung der Ausdrücke geneigten Schriftstellers (de Maistre) citirt, setzt er in die Zahl dieser Gefahren den Widerwillen, welchen überall unser übermäßiges Selbstgefühl und jene unglückliche Selbstgefälligkeit erzeugt haben, mit welcher wir uns gehen lassen „in unausstehlichen Nationalvorurtheilen, und in einem maßlosen dummen Stolze, der andere Völker empört."

„Hochmuth, Vorurtheile, Selbstsucht, das sind die Ursachen unserer Einbuße in Indien."

Das erste Kapitel unseres Werkes beginnt mit der Schilderung der Sicherheit, aus welcher die Engländer in Indien, wie im Mutterlande, so unsanft aufgeschreckt wurden. „Nie vielleicht hat die Lage unseres Reiches in Indien sicherer und gedeihlicher geschienen, als am Ende des Jahres 1856. Der neue General-Gouverneur, Lord Canning, welcher im Frühling dieses Jahres ankam, hatte keinen Grund, an der Richtigkeit der Erklärungen seines Vorgängers, Lord Dalhousie, zu zweifeln, welcher bei der Abreise verkündet hatte, daß Indien nach innen und außen in Frieden sei, und „daß man nicht sehe, von welcher Seite es in nächster Zeit von einem gefährlichen Kriege bedroht werden könne."

„Der Ton der anglo-indischen Presse war nicht minder zuversichtlich. Es gab keine Zeitung, welche nach dem Beispiele der Times (vom 9. December 1856) sich nicht in der Lage geglaubt hätte, mit einem erstaunlichen Vertrauen zu versichern, „es sei unmöglich, sich eine größere Ruhe zu denken, als die, deren sich unsere indischen Provinzen erfreuten." Die Ueberzeugung war überall dieselbe, im Palaste des General-Gouverneurs zu Calcutta, bis herab zu den entferntesten Punkten unseres Gebietes........

Der indische Aufstand brachte die Engländer zur Einsicht ihrer gründlichen Unkenntniß des Landes, das sie so lange beherrscht hatten:

Leute, die sie durch Bande der Dankbarkeit und des Interesses fast an ihre Regierung gebunden glaubten, erwiesen sich als ihre grimmigsten Feinde, während sie im Gegentheil bei Anderen Unterstützung und Treue fanden, auf die sie gar kein Vertrauen gesetzt; wo sie sicheren Triumph hofften, erlitten sie Schlappen, und wo sie Niederlagen fürchteten, erkämpften sie überraschende Siege; Hindernisse traten ein, wo sie Alles geebnet glaubten, und wo sie unübersteigliche Berge vor sich sahen, verschwanden sie bei der Annäherung. „In der Stunde des Kampfes ging es uns, wie Menschen, denen man, während sie schliefen, die Waffen genommen, und welche beim Erwachen in ihrer Verwirrung den ersten besten Gegenstand ergreifen, der ihnen unter die Hand kommt, um sich gegen unbekannte Feinde zu vertheidigen, deren Stärke ihnen die Dunkelheit verbirgt.

„Nie wird man die Geistesgegenwart und Kaltblütigkeit genugsam preisen, die unsere Landsleute, Männer wie Frauen, an den Tag legten, aber man wird nicht leugnen können, daß es mehr noch der Mangel an fähigen Anführern bei den Aufständischen, als unsere Kraftanstrengung und Voraussicht gewesen ist, die uns gestattet hat, mit Hülfe der Vorsehung die Schwierigkeiten zu bewältigen, die uns umgaben, und unter denen wir gleich im Anfange schienen erliegen zu müssen. — Nichts ist widersprechender, als die Ansichten, die in Hinsicht auf den unmittelbaren Anstoß zur Empörung hervortraten. Mehrere haben geleugnet, daß eine Verschwörung stattgefunden und daß die Sepoys nach einem vorher abgekarteten Plane gehandelt. Man hat behauptet, daß sie für ihre Religion gefürchtet. Andere im Gegentheil versichern, daß der Aufstand das Ergebniß eines nicht blos seit Monaten, sondern seit Jahren gebildeten Komplottes gewesen, und vergleichen den Losbruch, der stattgefunden, mit dem Springen einer Mine, nachdem der Boden lange schon unterwühlt, die Fässer mit Pulver gefüllt und die Lunte für den Augenblick angezündet gewesen, wo man losbrennen würde. Andere endlich sind der Meinung, daß diese Ereignisse nur der Politik Schuld zu geben seien, die wir in Indien befolgt haben; sie wäre es, die allen Brennstoff gesammelt, und unsere Unklugheit in der Sache der Rindsfett-Patronen, welche Feuer angelegt hätte.

„Es ist gewiß, daß vom sozialen, wie vom politischen Standpunkte das indische Volk mit allem Unglücke belastet war, welches eine schlechte Verwaltung nach sich zieht."

Weiterhin führt der Verfasser aus, daß die Schuld nicht allein der ostindischen Kompagnie zur Last falle, sondern auch der Nachlässigkeit des englischen Parlaments, das die indischen Angelegenheiten sehr kavaliermäßig, gewöhnlich kurz vor der Mittagsglocke behandelt habe. Es ist richtig; der Ton der Frivolität ist im englischen Parlamente sehr eingerissen, und vieles wird mit schlechten Witzen abgemacht, was einen censorischen Ernst erheischen würde. Die Metzeleien von Mirut und Cânpur rüttelten die würdigen Lords und Gentlemen aus einem gefährlichen Schlummer auf und führten ihnen zu Gemüth, daß ein Reich mit so vielen, vielen Millionen Menschen etwas größere Sorgfalt und mehr sittlichen Ernst erheischt, als man ihm zu widmen gewohnt war.

Das zweite Kapitel Montgomery-Martin's handelt von der Verarmung der Ackerbauer unter dem englischen System — lauter positive Angaben, auf die wir hier, ihres Umfanges wegen, nicht eingehen können. Wenn man sie liest, ist es Einem blos ein Räthsel, daß der Aufstand nicht dreißig Jahre eher ausgebrochen; denn so gründlich, als die Herren der ostindischen Kompagnie haben weder Spanier, noch Tataren, noch sonst ein Eroberervolk das Geldschinden und Aussaugen verstanden. Im Königreich Aude z. B. war das Land zwischem dem Landesherrn und der Compagnie getheilt; der indische König zog aus seiner Hälfte jährlich die Summe von 8 Millionen Thaler; die Kompagnie schlug aus der ihrigen durch Grundsteuer, Stempeltaxe, Spiritussteuer (taxe sur les esprits) 2c. jährlich 11 Millionen, also beinahe die Hälfte mehr, als der orientalische, später im Namen der Humanität und Civilisation abgesetzte Despot. Nach dem bekannten Korrespondenten der Times, Russell, der die Angabe von einem englischen Grundbesitzer in Indien, Mr. Donald's hat, nahm die englische Compagnie in gewissen Distrikten an Grundsteuer nicht mehr und nicht minder, als 66 — sage sechsundsechzig Prozent des Ertrages. Die Folge eines solchen, trotz feierlichster Zusagen, eingeführten Systemes ist natürlich die allgemeine Verarmung des Bauernstandes, der Zemindars (größere Grundbesitzer) und Talukdars. Die Engländer haben es verstanden, den größten Theil von Indien zu einer Art von Irland zu machen — unser Gewährsmann macht diesen Vergleich selbst. Die reichen Familien verarmen und kommen herab, die einheimischen Fabriken werden ruinirt, die kleineren Bauern gerathen in ein Elend, das dem nichts nachgiebt, in welchem die ägyptischen Fellahs unter türkischer Herrschaft gerathen; die Staatsschuld Indiens wächst in's Unendliche, die englischen Compagnieherren und Beamten bereichern sich in's Fabelhafte, und England wird reich durch den sauren Schweiß der geschundenen Orientalen. Dieses sagt uns ein nüchterner, patriotischer Engländer in dürren Worten selbst.

Bisher hatten wir die Ansicht gehegt, daß die Herrschaft der Engländer in Indien, mit welchen Uebelständen und Gebrechen sie auch verknüpft sein möchte, doch besser und segensreicher für das Wohl der Inder sei, als die ihrer einheimischen Fürsten; man lese dieses Kapitel und man wird von diesem Irrthume zurückkommen; die orientalische Despotie, die einem zahlungsunfähigen Bauern die Bastonnade giebt und ihn laufen läßt, ist jedenfalls human im Vergleiche mit dem kalt und nüchtern ausgeklügelten Schindesystem spekulirender Kaufleute, das nöthigen Falls zur Folter greift; die tollsten indischen Fürsten sind Naturalisten; die Engländer Systematiker. Wären diese indischen Zustände dem großen Publikum bekannter, lägen sie näher zum Vergleiche, schwächte sich nicht mit der örtlichen Entfernung der sittliche Eindruck, man würde den Herren Engländern in's Gesicht lachen, wenn sie europäischen Herrschern guten Rath geben, wie sie ihre Unterthanen auf humane Weise regieren sollen.

„Schlechte Rechtspflege" ist die Ueberschrift des nächsten Abschnittes — ein Gemälde der indischen Justizverwaltung, mit lauter Thatsachen belegt, welches sprechend dem gleicht, das Fürst Dolgorukov in seinem von uns neulich besprochenen Buche über Rußland von der russischen entwirft. „Es ist eines der größten Unglücke Indiens, nach allgemeinem Eingeständniß. Alle Welt weiß, wie weit die Habgier, die Raubsucht, der Geist der Erpressung, die Langsamkeit und die Verachtung aller Gerechtigkeit in unseren Civil- und Kriminalgerichten zu Sudder und Adalut getrieben werden!" Tröstet euch also, ihr braven, russischen Tschinownik's; wenn Herr Montgomery-Martin Recht hat mit seinen Angaben, so sind die achtungsvollen englischen Gentlemen, die aus ihrer freiheitsstolzen, ehrenfesten Heimat nach Indien gegangen, gerade so arge, wenn nicht ärgere Schufte, als ihr, nur mit dem Unterschiede, daß euere Schurkerei naturwüchsiger ist. Die Engländer schicken junge rohe Leute von guter Familie (versteht sich), welche die Rechte studirt haben, in England aber zu Juristen nichts taugen würden, nach Indien, wo sie bald mächtige Herren und Sultane werden und überaus fette Stellen bekommen, während die unteren Richterstellen von Indern u. dergl. besetzt sind, die einen Hundesold erhalten, und, wie die russischen Beamten, auf's Stehlen angewiesen sind. „Diese Leute sind," sagt der Gouverneur-Lieutenant Halliday, „so schlecht bezahlt, wenn sie überhaupt bezahlt werden, daß sie im wahren Sinne Hungers sterben können." Die Inder fürchten die englische Polizei und Gerichtsbarkeit so sehr, daß sie, wenn z. B. Einer von Räubern geplündert worden, sich vor Allem Mühe geben, der Polizei zu verheimlichen, daß sie geplündert worden sind, um den Kosten zu entgehen, welche diese für Anstellung von Nachsuchungen liquidiren würde. Die englische Rechtspflege in Indien ist, wie gesagt, weder brahmanisch-indisch, noch arabisch, noch englisch, weder heidnisch, noch muhammedanisch, noch christlich, aber von Allem etwas — d. h. keine Rechtspflege überhaupt; der Richter kann nach Umständen den weisen Brahminen, den arabischen Kadi oder den englischen Rabulisten agiren; er kann auf die Gesetze des Manu, auf den Koran, auf Präcedenzfälle aus den Zeiten der Moguls, oder auf das englische Landrecht und verschiedene Parlamentsakten zurückgehen — daß ein solcher Zustand von selbst zur Entfaltung aller Ränke, Kniffe und Nichtswürdigkeiten einladet, ist erklärlich, und der braune Inder kann wohl sagen, wie der Russe: „der Himmel ist hoch — und die englische Freiheit ist weit entfernt." Andererseits sind freilich die Hindernisse, die sich der Reform entgegenstellen, fast unübersteiglich; die Verschiedenheit der Bevölkerungen, das Kastenwesen, die uralte Gewöhnung und Sitte, die alle Verhältnisse des Lebens beherrscht, macht die Entwerfung eines allgemeinen rationellen Gesetzbuches fast unmöglich.

England.

Ein Tagebuch von Casaubonus.

Isaac Casaubonus (geb. 1559 zu Genf, gest. 1614 zu London), kannten und schätzten die Philologen als stupendgelehrten Herausgeber griechischer Autoren, eines Athenäus, Polybius, Strabo u. A. mehr. Casaubonus, der Mensch, aber war ihnen eine unbekannte Größe. Da erschien im Jahre 1850: „Ephemerides Isaaci Casauboni cum praefatione et notis, edente Johanne Russel, S. T. P. canonico Can-

tuariensi, scholae carthusianae olim archididascalo. Oxonii. E typographia academica."

Aus diesem Tagebuche nun — 1597 begonnen, und bis zu seinem Tode 1614 an verschiedenen Orten seiner unstäten Pilgerfahrt in Montpellier, Lyon, Paris, London ununterbrochen fortgesetzt, in fast unlesbar kleiner Schrift und in einem ureignen Styl geschrieben — leuchtet uns eines der edelsten und rührendsten Seelenbilder, das uns mit Ehrfurcht erfüllt, während es uns zur tiefsten Wehmuth stimmt. Wir sehen einen Helden im rastlosen Kampf mit der Außenwelt; wenig Freunde ihm zur Seite, ist er in der Minorität; seine eigene, konfessionelle Partei, der er zu sehr Humanist, durch und durch Hellene ist, stößt ihn von sich; er ist von allen Geldmitteln entblößt — wir bewundern die Ruhe, die Heiterkeit, die Schönheit des innern Heiligthums, das er sich unentweihet bewahrt, wohin er sich zurückzieht, zwischen seiner geliebten Florence, seinen Kindern — er hat deren fünfzehn — und seinen Büchern, unter der Obhut Gottes. Stets krank, oft verrathen, unablässig verleumdet, stellt dieser Märtyrer, dieser Geächtete, dieser muthige Philosoph, dieser gläubige Christ in seinem Leben das Ideal christlicher Milde und Demuth dar. Protestant und dennoch Orthodox, läßt er sich das freie Urtheil, die freie Prüfung nicht nehmen. Gott ist sein einziger Gedanke, Ihm stellt er Alles anheim; in dessen Licht nur wandelt, von dessen Hauch allein lebt er. Ihm zollt er den Tribut seiner Seufzer; in sich selber erstickt er alle Begierde, allen Groll, alle irdische Leidenschaft, und nur zwei Gebiete hält er rein und heilig: die Wissenschaft und die Familie; diese schmückt und bereichert er mit Allem, was er den Genüssen, dem Ehrgeiz, den Ränken, den Sorgen für Gesundheit und Vermögen, den Interessen und Rivalitäten entziehet. So ist ihm das häusliche Leben ein strenger Kultus, das Alterthum mit seinen schriftlichen Denkmälern eine halbe Religion; auf diesen beiden Stufen steigt er hinan zum himmlischen Thron, vor seinen obersten Richter.

Fehlt es diesem herrlichen Bilde auch nicht an Schatten; zeigt er sich auch schüchtern, unterwürfig, leicht beeinflußt, wo es gilt, den Unterdrückten, den Verleumdeten zu verfechten, die Beute seinem Henker abzujagen: so entspringen selbst diese Schwächen aus der christlichen Demuth, gepaart mit der Autoritätslehre. Die Scheu vor der Indisziplin drängt ihn zu der göttlichen Regel. Man sieht nun, weshalb gewisse Schriftsteller ihm nicht behagen. Der Zorn eines Bossuet, eines Tacitus jagt ihn in Angst. An dem Letztern tadelt er den tragischen Ton, den allzuglühenden Patriotismus. Mit unüberwindlicher Ehrfurcht an die goldene Säule der Vergangenheit und der Tradition gekettet, wendet er sich von allem Neuen, selbst von dem weltumgestaltenden neuen System Galiläi's und Kopernik's ab. Das Alterthum mit seinem strahlenden Licht blendet ihn zu sehr, als daß er wagen sollte, demselben in's Gesicht zu schauen, es zu prüfen, zu beurtheilen, dessen abergläubische Vorstellung zu verdammen.....

Geben wir als Probe aus dem Tagebuche — auf das wir vielleicht in einem ausführlichern Artikel zurückkommen — den Eingang und den Schluß:

„Am 20. Februar 1597. Aufgestanden um 5 Uhr. (— Wie spät! —) Sofort in's Arbeitszimmer. Nachdem ich zu Gott um Beistand gebetet, setzte ich mich zum Basilius, an dem ich mich mit Seelenlust labe. Danach gefrühstückt und mich auf meine Vorlesung vorbereitet. Das Mittagsessen lasse ich in Stich, aus Rücksicht auf meine Gesundheit und meine Arbeit; ich nehme nur einige leichte Speisen zu mir und bin wieder beim Basilius. Dann bete ich, und gehe zu Bette."

„16. Juni 1614. Ich habe sehr gelitten; Qualen bei Tag und Nacht. Es ist gerecht, o Jesu! Es ist dein Wille. Gieb mir Geduld, wenn es dein Wille ist, oder lindre meine Pein. Mit meinen Studien, ach, ist es aus! Es müßte denn dem Herrn Jesu anders gefallen. O Gott, dein Wille geschehe!"

Westindien.

Aus dem Leben der Schwarzen.

I.

Soziale und religiöse Begriffe der Neger.

Seit dem Jahre 1787, wo zuerst der edle Wilberforce im englischen Parlament für die Verbesserung des Looses der Neger und für die Unterdrückung des schmählichen Handels mit schwarzen Menschen zu kämpfen begann, und wo ein ihm gleichgesinnter, edler Brite, der Eisenhändler Sharp, den größten Theil seines Lebens und seines ansehnlichen Vermögens darauf verwendete, zu demselben Zweck unermüdlich zu wirken, seit jener Zeit bis zur Gegenwart, haben alle gefühlvollen Menschen mit ununterbrochenem Interesse diesem hochwichtigen Gegenstand ihre wärmste Theilnahme zugewendet. Daß der Verfasser dieses Aufsatzes nicht anders denkt und fühlt, hält er kaum für nöthig, hier zu bemerken; da er aber die Absicht hat, den Lesern ein wahrheitsgetreues Bild über die gegenwärtige Lage der Schwarzen zu entwerfen, so fühlt er sich zum mindesten zu der Bemerkung verpflichtet, daß ihm dabei selbstredend die Aufgabe obliegt, dies mit völliger Unparteilichkeit zu thun, und daß daher dabei am allerwenigsten von philanthropischen Empfindeleien die Rede sein kann, weil hierdurch das Bild, welches er zu entwerfen gedenkt, häufig mit den Farben vermischt werden würde, die das Herz vielleicht bestechen, bei denen aber der Verstand unbefriedigt bleiben möchte.

Daß es der schwarzen Menschenraçe nicht an den erforderlichen geistigen Eigenschaften mangelt, um unter günstigen Verhältnissen nach und nach ebenfalls in die Reihe der civilisirten Nationen zu treten, um an den Wohlthaten, deren diese sich erfreuen, Theil zu nehmen, darüber werden jetzt nur noch wenige Zweifel bestehen; daß aber bei der niederen Stufe der Kultur, auf welcher sich die so lange in stumpfer Unwissenheit gehaltenen Neger auch gegenwärtig noch in ihrem freien Zustande befinden, dieses Werk der geistigen Auferstehung nur sehr langsam zur Entwickelung zu gelangen vermag, und daß die seitherigen Verhältnisse, namentlich auf Haiti, dieser Entwickelung keineswegs förderlich sind, dies glauben wir im Einverständniß mit allen denen, die sich das Studium dieses Gegenstandes zur Aufgabe gemacht haben, im Voraus bemerken zu müssen, und wir werden bemüht sein, die Beweise hierfür beizubringen.

Wir müssen hierbei von vornherein auf eine Sage zurückgehen, welche der Schöpfungsgeschichte der Schwarzen zum Grunde liegt, und die, obgleich auf Haiti am meisten verbreitet, doch auch fast bei allen übrigen Negerstämmen Eingang gefunden hat. Zu Anfang, so heißt es nämlich in dieser Genesis, schuf Gott drei schwarze Männer und drei schwarze Frauen, und eben so viele weiße Männer und weiße Frauen, und um denselben jeden Vorwand zu gegenseitigen Beschuldigungen zu entziehen, stellte er beiden Theilen frei, zwischen dem Bösen und dem Guten zu wählen, wobei er den Schwarzen, damit sie sich nicht im Nachtheil befänden, die erste Wahl ließ. In Folge dessen wurde ein gebundenes Buch und ein Feigenkorb vor die Weißen und Schwarzen gesetzt. Die Letzteren, welche glaubten, daß das größte Stück das beste sei, wählten den Feigenkorb; als sie denselben jedoch öffneten, fanden sie darin nur einen Klumpen Gold, ein Stückchen Eisen und andere Metalle, deren Gebrauch sie nicht kannten. Die Weißen hingegen öffneten das eingebundene Papier, und es fand sich, daß dasselbe ein „redendes Papier" war (ein beschriebenes oder bedrucktes Papier), in welchem ihnen alles Gute versprochen wurde. Nun beeilten sich die Schwarzen, ihren Verdruß in den Wäldern zu verbergen, während die Weißen dagegen von Gott an die Ufer des Meeres geführt wurden, wo er jede Nacht mit ihnen redete. Er lehrte sie ein Schiff bauen, um damit andere Länder zu besuchen, von wo sie nach vielen Jahren zurückkehrten, um mit den Schwarzen Handel zu treiben; diese aber hatten in ihrem Uebermuth Gott verlassen und sich anderen Göttern zugewendet, weshalb sie von ihm nun wieder verlassen wurden, während er den Weißen gewogen blieb; und so ist es gekommen, daß diese jetzt immer ein beschriebenes Papier in der Tasche tragen, um den Neger damit zu betrügen (haitisches Sprüchwort).

Forscht man nun nach dem tieferen Sinn dieser Negerlegende, so erscheint es kaum zweifelhaft, daß darin die geistige Ueberlegenheit der weißen Raçe gegen die schwarze, und die von der Ersteren gegen die Letztern ausgeübten Unterdrückungen bezeichnet werden sollen. — Indem die Schwarzen leichtsinnig den Weißen das Eisen überließen — heißt es ferner — boten sie ihnen dadurch das Mittel, sie unter Quälereien als ihre Sklaven an Hacke und Schaufel zu fesseln, sie mit der Säbelklinge zu regieren und durch das Gold über sie zu herrschen. Andererseits erklärt sich aber auch daraus der gewaltige Respekt, welchen die Neger vor den Büchern und allem Geschriebenen haben, und das Streben, sich in den Besitz solcher Gegenstände zu setzen. Bei Einzelnen namentlich auf Haiti, steckt dahinter der wirkliche Drang, sich zu unterrichten, bei den Weißen aber ist es das bloße ehrgeizige und naive Verlangen, auch hierin, wie in allen anderen Dingen, den Weißen und Mulatten nachahmen zu wollen, und selbst der schwarze Kaiser Soulouque oder Faustin I., auf welchen wir später zurückkommen werden, verschmähte es nicht, noch nach seiner Thronbesteigung Unterricht im Schreiben und Lesen zu nehmen. Für die große Masse der Schwarzen gilt aber noch immer ein gedrucktes

oder beschriebenes Stück Papier als ein Wunderding, in welchem geheimnißvolle Kräfte verborgen sind, und daher kommt es, daß z. B. in Krankheitsfällen der Kranke das Rezept, welches der Arzt verschrieben hat, statt es in die Apotheke zu schicken, häufig als Talisman (Wanga) um den Hals hängt, oder es wohl gar verschluckt. Obgleich nach der Verfassung auf Haiti die katholische Religion die Staatsreligion sein soll, so ist dieselbe doch durch den herrschenden Götzendienst und den damit verknüpften Aberglauben so verunstaltet worden, daß das Reich Gottes dort wahrlich am allerwenigsten gesucht werden kann, und daß man sich als Christ nur mit dem tiefsten Unwillen von dem Bilde, welches dort die Kirche darstellt, abwenden muß. Leider hat die Fetisch-Verehrung bei den Negern von jeher eine große Rolle gespielt; wir finden dieselbe sogar in viele ihrer Poesien verwebt, und wie gesagt, selbst da, wo bei der schwarzen Bevölkerung das Christenthum äußerlich Fuß faßte, vermochte dasselbe bisjetzt nicht diesen ärgsten aller Heidenglauben zu verdrängen. Als sich im Jahre 1791 die Schwarzen auf Haiti empörten, sah man sie mit einem Fanatismus, der übrigens allen Völkern Afrika's und Asien's mehr oder weniger eigen ist, mit einem Kuhschwanz in der Hand gleichmüthig dem Tode entgegen gehen, und denselben Erscheinungen begegnet man auch bei den Negern auf Congo; sie haben ferner ihr Orakel, indem sie aus den Eingeweiden eines Schweines, aus einem Spiel Karten, oder aus dem Rauch irgend einer aromatischen Baumrinde, die sie auf einem platten Stein neben einem mit Wasser gefüllten Kübel in Brand stecken, die mit ihrem Geschick verknüpften Geheimnisse der Zukunft lesen, wobei sie dunkle, unverständige Worte murmeln, ähnlich denen der alten Aegypter und Indier, bei welchen ebenfalls der Rauch und das Wasser bei solch' einem mystischen Kultus eine Hauptrolle spielten. In der neuesten Zeit ist auf Haiti noch die Schlangen-Anbetung hinzugekommen, und der nunmehr gestürzte Kaiser Faustin gehörte zu den eifrigsten Jüngern dieses an das krasseste Heidenthum erinnernden Kultus.

Die geheimen Zusammenkünfte im Dienste des Götzen Vaudoux bilden eine Art afrikanischer Freimauerei, die ursprünglich im Königreich Ardra ausgeübt und von dort nach Haiti verpflanzt wurde. Nach dem Glauben der Neger, weiß Vaudoux Alles; er sieht Alles, und es gefällt ihm, sich seinen Verehrern unter der Gestalt einer in einem kleinen Kasten eingeschlossenen Schlange, dessen eine Seite durchsichtig ist, zu zeigen, aber die Wünsche seiner Verehrer und deren Gaben empfängt er nur durch die Vermittelung eines Oberpriesters, den die Fetisch-Anbeter selbst wählen, und einer Oberpriesterin, die wieder von dem Letzteren den Gläubigen bezeichnet wird. Beide haben verschiedene Benennungen, sie heißen entweder „Papa" und „Mama," oder „König" und „Königin," oder endlich „Gebieter" und „Gebieterin." Wie die meisten aus der alten Heidenzeit herstammenden Götzendienereien, so wird auch der Vaudouxdienst mit einem Tanz eröffnet.

Die Geheimnisse des Gottesdienstes werden streng bewahrt, denn ein schrecklicher Eid bindet und verpflichtet die einzelnen Mitglieder. In der Regel muß der Neuaufgenommene einen Napf noch rauchenden Ziegenblutes austrinken und dabei schwören, lieber zu sterben, als von den Mysterien des Kultus etwas zu verrathen, auch dem bereitwillig den Tod zu geben, der fähig wäre, sich eines solchen Vergehens schuldig zu machen. Unter Soulouque ward das Blut eines Ochsen, mit Tafia vermischt, getrunken, der, um der Sache mehr Wirkung zu verleihen, getödtet ward, während die geheimnißvolle Versammlung stattfand. Die Mystiker treffen sich an geheimnißvollen, fest abgeschlossenen Orten. Beim Eintritt in das Heiligthum legen sie Sandalen an, und umwinden sich den Körper mit Tüchern, wobei die rothe Farbe vorherrschen muß, und wobei die Zahl dieser Tücher den Grad des Eingeweihten bestimmt. Ein anderes blutrothes Tuch umgiebt als Diadem die Stirn des „Königs" oder „Papa's," während die „Königin" oder „Mama" eine eben solche Schärpe trägt. Beide nehmen ihren Platz vor einer Art Altar ein, auf welchem der geheimnißvolle Kasten mit dem Vaudoux steht. Hierauf folgt die Anbetung der Schlange, dann die Erneuerung des Schwures und endlich nehmen „Papa" und „Mama" abwechselnd das Wort, indem sie die Wohlthaten rühmen, mit denen Vaudoux seine Gläubigen überhäuft und diese dabei außerordentlichen Rath von ihm erbitten. Dies geschieht wieder nach den verschiedenen Graden, während bei jeder Anrufung der Fetisch-Priester eine Stellung annimmt, als erwarte er die Annäherung des Vaudoux, behufs geheimer Offenbarungen, wobei er den Kasten, welcher die Schlange enthält, heftig auf den Boden stößt. Auf eine Berührung von ihm beginnt dann „Mama" ihr Spiel, indem sie in convulsivische Zuckungen verfällt, und in diesem Zustande ihre Orakel spricht, die, je nach den Umständen, Versprechungen oder Drohungen sind. Ist dieser Akt vollendet, so bringt jeder der Anwesenden seine Opfergabe in einem verdeckten Hute dar, und hieraus wird die öffentliche und geheime Kasse der Verbrüderung gebildet. „Papa" und „Mama" machen hierauf die allgemeinen Befehle des Vaudoux bekannt und dann folgt ein neuer Schwur des Gehorsams. Dies ist auch der Augenblick, wo man zur Aufnahme der neuen Mitglieder schreitet, die zu diesem Zweck in einen großen mit Kohlen bezeichneten Kreis treten. Der „Papa" giebt ihnen hierbei ein starkes, aus Pferdehaaren, Knochen oder Hornstücken und Kräutern bestehendes Bündel in die Hand, und schlägt sie dabei leicht mit einer Holzplatte auf den Kopf, wobei er jenen wilden afrikanischen Gesang anstimmt:

Eh! Eh! Bamba heu! heu!
Canga bofio té
Canga moune dé lé
Canga doki la
Canga li.

den die Versammlung im Chor wiederholt und der Neu-Aufgenommene, welcher unterdessen in wilden Zuckungen zu tanzen begonnen hat (das, was man den Vaudoux zeigen nennt), geräth dabei mit Hülfe des Tafia in die nervösesten Bewegungen. Ueberschreitet er dabei den gezogenen Kreis, so wird er augenblicklich von den Anwesenden wieder in denselben hineingestoßen und „Papa" und „Mama" kehren ihm dabei den Rücken zu, um dieser üblen Vorbedeutung ihre Wirkung zu benehmen. Ist die Probe überstanden, so leistet der Aufgenommene vor dem Schlangen-Altar den Eid, und der Tanz des Vaudoux beginnt. „Papa" berührt mit der Hand oder dem Fuß den Behälter der Schlange, wobei er nach und nach in solche Körperverdrehungen geräth, als wollte er jedes seiner Glieder an einen anderen Fleck versetzen. Und wie ein elektrischer Strom theilen sich diese Zuckungen nach und nach allen Anwesenden mit; ihre Köpfe, ihre Schultern bewegen sich, und Jeder ist bemüht, die größten Verdrehungen hervorzubringen; am meisten aber „Mama," die dabei nach Kräften die Schellen in Bewegung setzt, mit denen der Schlangenkasten umgeben ist. Lachen, Heulen, Schluchzen, Ohnmachten, Bisse ꝛc., bilden einen Höllenlärm, während die Wirkungen des Tafia das Wahnsinnsfieber bis zum Delirium steigern. In der Regel endigen die Schwächsten damit, daß sie für todt niederfallen, oft aber werden auch dabei unter der dreifachen Wirkung der Trunkenheit, der Finsterniß und der dem Munde des Vaudoux entströmenden Versprechungen Scenen hervorgerufen, bei denen Einem die Zähne klappern. Der Einfluß, den die Oberen dieser geheimen Brüderschaft auf die Untergebenen ausüben, ist ein grenzenloser, und hieraus läßt es sich vielleicht erklären, weshalb Kaiser Faustin es nicht verschmähte, einer der eifrigsten Schlangen-Anbeter zu sein, da er von den Mulatten und überhaupt von den Gebildeten auf Haiti als ein grausamer, blutdürstiger Tyrann gehaßt ward, und daher seine Stütze bei dem Pöbel und der unwissenden Menge suchte. Ueberhaupt herrscht unter den Negern auf Haiti der Glaube, daß jeder in die Geheimnisse des Vaudoux Eingeweihte gefeiert sei, und daß man einzelne Theile seines Körpers nicht berühren könne, ohne sich den furchtbarsten Schmerzen auszusetzen. Um diesen Zauber zu entkräften, nehmen die Schwarzen einen Trank, der nach ihrer Meinung unverwundbar macht, oder sie hängen an irgend einem Orte vor ihrem Hause ein altes Hufeisen auf — ein Talisman, den man fast an allen Wirthshäusern in Port-au-Prince angebracht findet, und der in nicht minder hohem Ansehn, wie die Wangas, oder die aus kalkartigen, kleinen Steinen gebildeten mama-bilas steht.

Eine der feierlichsten Handlungen bei den Schwarzen auf Haiti ist der Trauergottesdienst, aber auch hier geht der krasseste Aberglaube mit heidnischen Gebräuchen Hand in Hand.

Sobald der Tod in eine Hütte (counouque) eingekehrt ist, lassen die Verwandten des Verstorbenen einen Greis aus der Nachbarschaft kommen, der im Leben ein möglichst vertrauter Genosse oder Verwandter des Dahingeschiedenen war, wobei außerdem noch vorzugsweise darauf Rücksicht genommen wird, daß der Gerufene die Eigenschaften eines Kirchensängers und eines großen Hexenmeisters in sich vereint. Er erscheint dann in der Regel in der Begleitung von noch einigen anderen Männern, die in seine Ceremonien eingeweiht sind, nachdem er vorher erst sorgfältig die Kürbisflasche, in der sich sein Fetisch befindet, vor das Zimmer des Todten gesetzt hat. Hierauf opfert er einen Hahn, dessen Blut rings um das Lager des Verstorbenen gespritzt wird, wobei er in einem Kreise steht, den zu überschreiten er sich bei dem nun folgenden geheimnißvollen Tanze streng hütet. Zu diesem Tanz wird ein düsterer Gesang angestimmt, in welchem seine Begleiter von Zeit zu Zeit einfallen. Unmittelbar darauf folgt ein todtenähnliches Schweigen, dann wird die Thüre geöffnet und der Geistliche, wenn man seinen Beistand beansprucht hat, tritt nun in seine Functionen. Im Fall seines Nichterscheinens übernimmt der Hexen-

meister dessen Amt, indem er alle in seinem Gedächtniß befindlichen Kirchengesänge, mit Einschluß des Hallelujah und des de Profundis in grellen Tönen absingt. Ob nun hierdurch die Seele des Todten in das Paradies der Christen, oder in das des Ibos gelangen soll, bleibt zweifelhaft, doch scheint wohl die letztere Annahme richtig, denn der Todte wird in seinen besten Kleidern zu Grabe getragen und nach dem Glauben der Ibos und einiger anderen afrikanischen Stämme lebt derselbe in seinem Geburtslande wieder auf, weshalb man an seinem Aufputz nichts versäumt, um ihn vortheilhaft erscheinen zu lassen. Aus diesem Grunde sparen selbst die ärmsten Schwarzen lange vor ihrem Tode das Nöthige für ihre letzte Toilette zusammen. Selbst die Mutter des Kaisers Soulouque wurde noch nachträglich, viele Jahre nach ihrem Tode, in dieser Weise ihrem Range gemäß bedacht. Dabei herrscht auch noch der Aberglaube, daß die Seele des Verstorbenen oft noch in der Gestalt eines weißen Schmetterlings umherflattere, der mit seinen Flügeln die Lippen derjenigen Person berühre, von der zu scheiden es dem Todten am schwersten gefallen sei. Ein Schrecken aber ergreift die Anwesenden, wenn ein solcher Nachtfalter sich an der Lampe verbrennt, denn dann ist die Seele des Verstorbenen gekommen, um eines der Mitglieder der Familie zu holen; dagegen aber bemächtigt sich der Leidtragenden ein Gefühl des Stolzes und der Freude, wenn es während der Trauerzeit regnet, denn dann ist das nach ihren Ansichten ein Beweis, daß der Himmel aus Theilnahme für den Verblichenen selbst Thränen vergießt. Mit Ausnahme ernster Verhinderungen findet die Beerdigung jedes Mal entweder nach Sonnen-Untergang oder vor Sonnen-Aufgang statt, und auf dem Kirchhofe beginnen dann dabei von neuem die kabalistischen, mit christlichen Ceremonien vermischten Tänze. Ein den Leidtragenden im Hause des Verstorbenen gegebenes Fest bildet den Schlußstein der Todtenfeier, wobei es wieder an wilden Gesängen und Tänzen nicht fehlt.

Ein anderer Aberglaube besteht auch darin, daß man an die Rückkehr der Geister der Verstorbenen oder der Zombi's* bei mondhellen Nächten glaubt. Sie meinen dann der Begegnung mit denselben nur dadurch zu entgehen, daß sie unter der Schwelle des Hauses einen jungen Ziegenbock verscharren, oder wohl auch eine Flasche mit Weihwasser. Neben dem Zombi stört auch noch der Wehrwolf die Ruhe des Reichs und selbst die der gewesenen schwarzen Majestät. Derselbe besteht in verschiedenen Abarten, die furchtbarste aber ist die des „Schweines ohne Haut," denn hierbei läßt der phantasiereiche Aberglaube ein Rudel solcher Thiere heulend und halb verbrannt dem verspäteten Wanderer sich entgegenstürzen.

Eine andere Art Wehrwolf, ähnlich unseren Irrlichtern, ist der sogenannte „Feuergeist," welcher sich als vereinzeltes Licht an sumpfigen Stellen zeigt, und die Beherztesten zur Umkehr veranlaßt, wobei die Furcht und die Phantasie derartige angebliche Geister allerhand Gestalten annehmen läßt. Die dritte Rangordnung bilden endlich die Vampyr's, die sich des Nachts in die Häuser schleichen, um den kleinen Kindern das Blut auszusaugen. Sobald man an den durchsichtigen Fingern des Kleinen, oder an einem anderen Merkzeichen die Nähe des Vampyrs vermuthet, verbirgt die Mutter schnell ihr Kind, während der Vater oder der Großvater auf das vermeinte Ungethüm mit zweien ein Kreuz bildenden Feuerbränden unter dem Rufe: Abonosho! Abonosho! (vielleicht eine Verdrehung der bei Teufelsbeschwörungen üblichen Formel: abrenuntio) losspringt, worauf der Wehrwolf sofort entflieht. Kommt er aber dennoch wieder, dann giebt es nur noch ein Mittel, ihn zu entfernen, indem man dem Gespenst nämlich mit einem Gewehr auflauert und dasselbe mit einer Ladung begrüßt, die mit zwei Körnern Salz und mit zwei Körnern Weihrauch vermischt ist. Unglücklicher Weise ist das Ungethüm, nach den abergläubischen Begriffen der Neger nur am Nacken verwundbar, und hieraus erklärt es sich denn, daß die armen unschuldigen Kleinen, welche beschützt werden sollen, häufig selbst das Opfer dieses thörichten Wahnes werden. Der Aberglaube der Neger zieht es in den meisten Fällen auch vor, sich bei Krankheiten lieber einer Zauberin, als einem Arzte anzuvertrauen, die dann ihre Kur mit einem Gemisch von Pflanzen beginnt, die in der Regel ein längeres oder kürzeres Delirium herbeiführen. So wird z. B. hierbei die Stinkerbse verwendet, welche das Magendrücken heilen soll, oder die Lianenseife, die je nach dem Willen des Fetisch, reinigt oder tödtet. Ihren Hokuspokus beginnt die Magierin damit, daß sie gewisse Ingredienzien in einen Kübel Wasser wirft, und diese dann während sechs Stunden den Strahlen der Sonne aussetzt. Dann fügt sie vier Hälften einer Citrone hinzu, nachdem sie vorher andere vier Hälften nach allen vier Himmelsgegenden geworfen hat, und schließlich läßt sie den Kranken in das auf diese Weise bereitete Bad steigen. Verläßt er dasselbe, so erhält er einen aus Syrup, Citronen und Weihwasser gemischten Trank. Zum Schluß wird ihm endlich noch ein aus verschiedenen Steinen bestehendes Amulet um den Hals gehangen und ein Armband aus blauem oder rothem Tuch gegeben, auf welchem ein Büschel Indigo aufgenäht ist, und hiermit sieht man der Heilung des Kranken entgegen. Erfolgt dieselbe, so wird sie dann durch ein nächtliches Fest gefeiert, welches Marassa-Essen heißt, und wobei die Theilnehmer einen Höllenlärm machen, um die unsichtbare Legion Geister im Zaum zu halten, die etwa mit der Absicht gekommen sein könnten, die Vertreibung des Wehrwolfs zu rächen.

Trotz dieses Aberglaubens und dieser Unwissenheit, welche noch unter den Schwarzen herrscht, kann man ihnen doch die Anlagen zu einer erfolgreichen geistigen Fortentwickelung nicht absprechen, wozu auf Haiti aber allerdings das Regiment des Kaisers Faustin am allerwenigsten geeignet war. Wo auf Haiti die Anfänge von Schulen und gelehrten Anstalten entstanden sind, blieben sie nicht erfolglos, und bereits hat sich dort eine Art Literatur gebildet, der es, so mangelhaft sie auch noch in Betreff des Styls und der Orthographie ist, doch nicht an nationaler Eigenthümlichkeit, an poetischem Schwunge, an einem Gemisch von Heiterkeit und Schwärmerei und an einer Darstellungsweise mangelt, die im Gewande der Satyre die bittersten Wahrheiten zu sagen weiß. Auf Haiti, wo durch die letzte Revolution, welche die Freiheit der Schwarzen herbeiführte, das Volk mit dem neuen Kaiserthum nur aus dem früheren physischen Sansculotismus in den politischen übergeführt worden ist, und wo der schwarze Arbeiter jetzt von seinem schwarzen Gebieter nicht minder hart und grausam wie früher der Sklave behandelt wird, heißt es z. B. in einem kleinen, im creolischen Patois abgefaßten Liede im Hinblick hierauf:

Capaud pas gagné chimise,
Ous vlé polé caleon?

(Die Kröte hat nicht einmal ein Hemde [soll heißen: das Nothwendigste], und ihr wollt, daß sie Unterhosen [soll heißen: Ueberfluß] trage.)

Ein anderes Epigramm, welches offenbar den Zweck hat, auf das Bestreben der schwarzen Herren hinzudeuten, als Aristokraten die Kluft zwischen sich und ihren schwarzen Arbeitern möglichst zu erweitern, lautet folgendermaßen:

Toute bois
C'est bois;
Mais mapou
Pas cajou.

(Holz ist Holz, aber das Holz des Mapou [ein Baum ohne allen Werth], ist kein Mahagoniholz.)

Aber auch über den Armen und Geringen wird die Geißel der Satyre eben so gut, wie über den Herren geschwungen; z. B. sehen die niederen Volksklassen bei ihren öffentlichen Festen sehr auf das, was nach ihren Begriffen eine gute Toilette ist. Wenn nun so ein armer Teufel nicht salonmäßig gekleidet erscheint, so sagt das Epigramm:

Cabrite, qui pas maline
Mangé nen pié morne.

(Das Böckchen, welches nicht bösartig ist, frißt die Blätter am Fuße der Mornen* ab.)

Nord-Amerika.

Karl Schurz und die Sklavenhalter des Südens.

Freiheit und Zwang, Tyrannei und Selbstregierung, stehen sich nirgends so schroff gegenüber, als in den amerikanischen Republiken. In der alten Welt sind wir weder so frei, noch so gefesselt. In ihrer schrofferen Ausbildung und gegenseitigen, gleichsam unverschämteren Offenheit lernen wir daher unsere eigenen Gegensätze von Unterdrückung und Freiheit in den amerikanischen Formen besser kennen, als durch Darstellung unserer eigenen Zustände.

Der Hauptgegensatz, der die amerikanischen Freistaaten seit langer Zeit in einer Art von Bürgerkrieg erhält, heißt freie und Sklavenarbeit,

* Zombi soll nach creolischem Patois ombre, d. h. Schatten oder Phantom heißen.

* Die Mornen sind undurchdringliche, den Charakter der höchsten Verwilderung an sich tragende Wald- und Felspartien. Am Fuße derselben ist die Vegetation weit spärlicher und dürftiger, wie auf dem Gipfel.

in anderer Form Republikanismus und Demokratie, Süd und Nord, Agrikultur- und Industrie-Interesse. Dieser Bürgerkrieg, bisher in der Presse, aus dem Munde von Baumstumpf-Rednern, bei den Wahlen und neuerdings den Vorbereitungen zu der Präsidentenwahl, gelegentlich im Kongresse durch Ohrfeigen und Stiche mit Bowie-Messern sich kundgebend, droht früher oder später in wirkliche innere Bekriegung und Zerrüttung des amerikanischen Staatenbundes auszuarten. Noch niemand hat den Inhalt und die Konsequenzen dieses radikalen Gegensatzes so scharf, logisch, unerschrocken und triumphirend ausgesprochen, wie unser Landsmann Karl Schurz durch seine Rede in St. Louis, der Hauptstadt eines Sklavenstaates. Karl Schurz wurde vor mehr als zehn Jahren vielfach wegen seiner Theilnahme an der Befreiung Kinkel's, oder eigentlich als dessen Befreier, in der Oeffentlichkeit genannt. Aber der junge, schlanke, etwas kränklich aussehende Student verlor sich bald aus den Zeitungsspalten und verscholl, wie so viele andere Flüchtlinge in der weiten, weiten Welt Amerika's drüben. Endlich kam dann und wann spärliche Kunde von glänzenden Reden, die er vor und für Wahlen in Amerika gehalten, bis er zuletzt sogar als Kandidat für ein Gouverneurs-Amt aufgetreten und nur mit wenigen Stimmen geschlagen worden war.

Karl Schurz ist eine politische Größe in Amerika geworden. Seine Rede in der Verandah-Halle zu St. Louis ist ein Ereigniß geworden. Mitten in einem Sklavenstaate legte er mit unerschrockener Logik die geheimste Politik der Sklavenhalter und aller Tyrannen der Erde dar, und ließ sie aus ihrer eigenen Mitte, durch ihre eigenen Konsequenzen schmachvoll untergehen.

Seine Rede nimmt mehr als acht enggedruckte Folio-Spalten in der „New-York Tribune" ein.

Hier sind einige Hauptstellen.

„Der Sklavenhalter äußert seine politischen Ansichten item in folgender Weise:

„„In Astronomie, Chemie, Medicin und anderen Wissenschaften könnt ihr jede beliebige Meinung aussprechen; aber wir können euch nicht erlauben, das Verhältniß zwischen Herrn und Diener in unsern Staaten ungehindert zu besprechen, weil ihr dadurch die Sicherheit unseres sozialen Systems gefährdet. Wir stehen so, daß die geringste Insubordination mit reißender Schnelligkeit um sich greifen könnte; deshalb dürfen wir freie Discussion dieses Gegenstandes nicht gestatten. Wir müssen darin sehr streng sein, und die Milde und Langsamkeit der Gesetze gelegentlich durch Gewalt (Lynch-Gesetz, Theeren und Federn rc.) verstärken. (Also Gewalt und Willkür, Censur, Belagerungszustand rc., wie dieselbe Theorie in despotischen Staaten der alten Welt sich gelegentlich geltend macht.)

„Wir müssen Gesetze und Regierung möglichst nach dem eigenthümlichen Bedürfnissen unserer sozialen Construction einrichten. Deshalb muß die Staatsgewalt in den Händen der Sklavenhalter sein. Um dies zu erreichen und zu sichern, dürfen die Meinungen und Tendenzen der sogenannten Freien sich nirgends geltend machen. Es wäre nicht nur unsinnig, die Sklaven zu vernichten, sondern auch die weiße Bevölkerung, weil durch deren Bildung Elemente Macht bekommen könnten, welche dem Interesse der Sklavenhalter feindlich sind. Das ist unsere Selbsterhaltungs-Politik, die wir erzwingen, mit allen möglichen Mitteln geltend machen müssen.""

„Sie haben Recht. Die Konsequenz des Sklavenhaltens zwingt sie dazu; sie können nicht anders. Sie sind Sklaven ihrer Abhängigkeit von der Sklavenarbeit.

„Richtig, die Sklaverei ist ein entzündbares Element. Ein verirrter Funke von Gedanke oder Hoffnung kann zu einer furchtbaren Feuersbrunst ausschlagen. Die Fackel des freien Wortes, der freien Presse, welche das Haus der Freiheit erleuchtet, kann den Sitz der Sklaverei leicht in Brand stecken. Was ist natürlicher, als das Verlangen, diese Fackel mitten unter der Masse explosiver Stoffe, die sich in Sklavenstaaten anhäufen, ganz auszulöschen?

„Die Sklavenhalter, d. h. die Sklaven der Sklaverei, werden noch weiter getrieben. Sie sagen: Was soll aus der Sicherheit unseres Sklaven-Eigenthums werden, wenn unsere Staaten an freie Staaten gränzen? Der Sklave braucht blos hinüberzulaufen und unser Eigenthum ist verloren. Wir müssen daher die benachbarten freien Staaten zwingen, solche Gesetze anzunehmen und auszuführen, durch welche unsere entlaufenen Sklaven ausgeliefert und etwaige Hehler in den freien Staaten bestraft werden können. Gesetze und Richter in den freien Staaten müssen uns dienen. Um solche Gesetze zu bekommen, muß das Vorurtheil gegen die Sklaverei in allen Staaten der Union entwaffnet werden, die Agitation gegen dieselbe ist deshalb überall zu verbieten. Auch die Freiheit des Petitionsrechts muß aufhören. Post-Anstalten dürfen keine Anti-Sklaverei-Blätter mehr befördern. Der Kongreß selbst, wie er schon bewiesen hat, muß allgemeine Gesetze machen, nach welchen Associationen und Agitationen gegen Sklaverei zu Staatsverbrechen werden. Sie sind durch eine centralisirte Polizei zu unterdrücken. Ueberall treibt das Sklavenhalter-Interesse zu denselben Konsequenzen, wie im Königreich Neapel und andern Staaten, wo der Landesvater als alleiniger Eigenthümer seiner Unterthanen bestehen und anerkannt bleiben will.

„Die Vereinigten Staaten vermehren sich rasch durch neue Territorien und Staaten. Wir Sklavenhalter dürfen dabei nicht ruhig zusehen, sondern müssen dafür sorgen, daß diese neuen Territorien Sklavenstaaten werden, weil die freien Staaten, als unsern Interessen entgegengesetzt, sonst bald ein Uebergewicht über uns erhalten würden. Wir Sklavenhalter haben bereits dafür gesorgt; wir verlangen aber auch Cuba und die nördlichen Staaten Mexiko's für uns. Kriegen wir sie nicht friedlich für Geld, müssen wir sie uns durch Krieg aneignen. Ohne Gewalt, ohne Krieg, ohne Ausdehnung sind wir nicht sicher. Und was ist nothwendiger, als für Sicherheit unseres Eigenthums zu sorgen? Wir haben neue Territorien für das Sklavenhalter-Interesse gewonnen, aber was hilft's uns, wenn ihr freie Einwanderer nicht nur zulaßt, sondern sie auch begünstigt und ihnen politische Rechte gebt? Sklavenarbeit kann nicht mit Freien concurriren; wir verlangen deshalb Schutzzoll dagegen. Sklavenarbeit bezahlt sich blos auf großem Grundbesitze. Freizügigkeit und die freie Theilbarkeit des Bodens müssen daher verboten werden.

„Unsere Sklavenstaaten, sagt er ferner, sind wesentlich Ackerbau treibende. Alle Gesetzgebung zur Förderung der Manufaktur- und industriellen Interessen, welche den Interessen des Ackerbaues schaden, muß daher nach Kräften beseitigt werden.

„Diese Forderungen, diese politischen Tendenzen gehen alle als Konsequenzen aus der Sklavenhalterei hervor. Sie können nicht anders. Zwang, Unfreiheit, Tyrannei treibt überall dieselbe Drachensaat. Die absoluten Herrscher über unfreie Menschen haben keine Wahl mehr, sie sind Sklaven ihrer Sklavenzüchterei.

„Wir haben blos Ein Mittel gegen diesen Wahnsinn und die Methode darin. Es heißt: Vernunft der Dinge, Freiheit der Menschen herstellen, die Wurzel des Uebels ausrotten, freie Arbeit, statt erzwungene. Das ist's, weiter nichts. Zwischen der freien Arbeit und der erzwungenen herrscht ein unversöhnlicher Antagonismus.

„Einige schlagen als Hülfs- und Heilmittel vor, diesen Antagonismus zu ignoriren. Das ist die Unions-Partei mit ihren Everetts und Bell's.

„Ignoriren, während stets Versuche gemacht werden, Kriege, Raubkriege anzuzetteln um das Sklaven-Interesse auszudehnen! Ignoriren, während Sklaven- und freie Arbeit im steten Bürgerkriege um den Besitz der nationalen Domaine wüthen! Ignoriren, während Freiheit des gesprochenen und gedruckten Worts angegriffen wird! Ignoriren, während freie Arbeiter und Sklavenhalter zugleich den neuen jungfräulichen Boden in Anspruch nehmen! Ignoriren, während das Interesse der Sklavenhalter alle Anstrengungen macht und keine Mittel scheut, die Oberherrschaft in unserer Haushalts-Politik zu sichern und auszudehnen! Also wirklich ignoriren? Ignorire das Feuer, das die Grundpfeiler deines Hauses verzehrt! Ignorire den Sturm, der die Ruder deines Schiffes zerbricht und dessen Segel zerfetzt!

„Aber haben die sogenannten Demokraten nicht kräftigere Mittel? Mr. Douglas, der Kandidat für die nächste Präsidentenwahl, weiß er nicht genau, wie der Sturm zu beschwichtigen ist? Er spricht von seinem „großen Prinzipe" gegen das Uebel: Selbstregierung des Volks in den neuen Territorien. Man denke nur an Kansas, seine Kansas-Nebraska-Bill, seinen Verrath an allen Prinzipien der Constitution und der Selbstregierung, an die beispiellosen Greuelthaten, wodurch die Bewohner von Kansas nicht nur ihrer Wahlfreiheit, sondern ihres Eigenthums und Lebens beraubt wurden, und wir sind fertig mit diesen Heil- und Rettungskünstlern.

„Die Politiker der offenen Sklavenhalter-Hegemonie haben wenigstens ein verständlicheres Programm. Mr. Breckinridge ist dessen offener Vertreter und Mr. Douglas dessen Diener, wenn auch ohne Livrée.

„Es lautet: Die Agitation und Diskussion der Sklavenfrage ist in allen Staaten zu verbieten, das Gesetz gegen flüchtige Sklaven, wonach alle Bewohner der freien Staaten gezwungen sind, auszuliefern, in volle Kraft zu setzen und alle Gesetze, die es mildern oder umgänglich machen, müssen aufgehoben werden. Das constitutionelle Recht der Sklavenstaaten, die neuen Territorien zu besitzen, muß anerkannt werden. Keine Opposition mehr gegen Eroberung neuer Länder für Sklavenarbeit! Die Ackerbau- und Zwangsarbeit-Interessen müssen die Union beherrschen.

„Das ist die Lösung des Problems nach dem Programm der Südstaaten: die Logik des Despotismus gegen die Freiheit. Gesetzt, dies wäre möglich, die freie Arbeit, die Wurzel aller unserer Größe, könnte ausgerottet, das Sklavenhalter-Interesse das absolut herrschende werden — ist's denn aber möglich?

„Die Sklavenstaaten wollen's wenigstens erzwingen und die Union auflösen, wenn sie ihr Programm nicht durchsetzen. Auflösung der Union! Sehen wir uns dieses Gespenst etwas näher an.

„Auflösung der Union, weil wir die Sklavenfrage nicht friedlich ruhen lassen wollen. Damit sie nach der Auflösung desto rücksichtsloser agitirt werde? Jetzt wird viel Rücksicht genommen, hernach nicht mehr. Eure Gefahr wird also steigen. Auflösung, weil wir nicht mit gehörigem Eifer eure entlaufenen Sklaven einfangen. Hernach fangen wir gar keine mehr ein, und hernach dürft ihr's auch nicht mehr auf unserm abgelösten freien Boden.

„Auflösung, weil wir euch die neuen Territorien nicht für ausschließliche Sklavenarbeit überlassen wollen. Die Territorien sind Eigenthum der Vereine. Abgetrennt von der Union, verliert ihr jedes Recht auf ein neues Territorium.

„Auflösung der Union, wenn der Norden mit seiner Industrie und seinem Handel sich nicht unter eure Zwangsackerbau-Interessen fügen will. Ihr wollt uns dann durch eigene Industrie von uns unabhängig machen, durch einen Handel mit eigenen Schiffen. Warum thatet ihr's nicht schon längst? O ihr habt's mit großem Eifer, vielem Kapitale versucht, seid aber jämmerlich durchgefallen. Senator Mason's daheim gesponnener Rock, genäht mit Yankee-Nadel und Zwirn, geschmückt mit Yankee-Knöpfen, hängt im Schranke, ein einsamer Stern in einsamer Glorie. Nach Gründung einer großen Schuh- und Stiefelfabrik im Süden, saht ihr doch die eiserne Nothwendigkeit, entweder Massachusett's-Schuhe von unserm Norden zu tragen oder barfuß zu gehen. Wie ging das zu? Industrie und Handel gedeihen nur als Produkte der Intelligenz freier Arbeit. Euer Stolz ist, freie Gentlemen des Müssiggangs zu sein und von den Schweiße willen- und geistloser Knechte zu leben. Man muß arbeiten und Arbeit würdigen können, um sie zu dirigiren. Ihr könnt freilich intelligente Arbeiter kaufen und damit Industrie und Handel treiben. Intelligente, freie Arbeiter mitten unter euren Millionen Sklaven, die durch jede Berührung mit Intelligenz und Freiheit zur — Flamme der Empörung ausbrechen können? — Das könnt ihr nicht wagen. Die thätigsten und intelligentesten Klassen herrschen heutzutage. Missuri ist ein Sklavenstaat mit dieser blühenden Handelsstadt St. Louis. Durch Industrie und Handel ist St. Louis eine freie Stadt auf Sklavenboden geworden.

„Ihr könnt keine freie und intelligente Arbeit dirigiren oder begünstigen, weil ihr damit eure eigenen Interessen, die auf Zwang und thierischem Gehorsam beruhen, untergrabt. Ohne Schulhaus keine Industrie. An der Stelle unserer Schulhäuser stehen bei euch die Schöppen zum Peitschen der Sklaven.

„Die Auflösung der Union würde in allen Punkten das Gegentheil dessen bewirken, was ihr damit erstrebt. Aber der Süden droht nicht nur mit Auflösung, sondern auch mit Krieg, um im Norden seine Interessen mit Gewalt geltend zu machen. Gut. Das Sklaven-Interesse ist kein abstraktes Prinzip, sondern besteht aus Millionen über Tausende von Quadratmeilen verstreuten Sklaven. Krieg! Fünfzehnhundert Meilen Grenze der nordischen Freiheit und zwei Tausend Meilen Seeküste gegen einen in seinen Bewegungen freien Feind zu schützen, das ist eine schwere Aufgabe. Eine kleine Armee von Freien könnte leicht irgendwo auf Sklavenboden eindringen, und die — Sklaven, die sich dann frei machen, — nicht wieder einfangen. Wo eine freie Armee erschiene, würden die Sklaven verschwinden. Der Süden könnte uns aber vielleicht doch besiegen, und dann nach den Kriegskosten wieder Sklaven kaufen. Das Kapital des Südens besteht aber in Sklaven. Das wäre dann weggelaufen. Mit davongelaufenem Kapital könnt ihr aber euer Kapital nicht zurückkaufen.

„Sklavenstaaten mit Freien im Kriege, mit Männern, welche Freiheit der Sklaven wollen? Bewaffnet euch Alle bis an die Zähne, und ihr seid nicht einmal stark genug, dann eure Sklaven zu hüten und zu halten. Was wollt ihr dem Feinde entgegenstellen?

„Durch Krieg würdet ihr die Sklaverei schnell und sicher auflösen und euch ruiniren. Laßt sie natürlich aussterben. Wird sie aussterben? So sicher, als Freiheit nicht sterben kann.

„Sklavenhalter von Amerika, ich rufe euch zu! Denkt ihr im Ernste, die Sklaverei zu verewigen? Dies ist das neunzehnte Jahrhundert! Die letzten Reste des Feudalismus verschwinden in der alten Welt. Der Zar von Rußland arbeitet an Aufhebung der Leibeigenschaft. Selbst im Reiche des Halbmondes verschwindet die Sklaverei. Und ihr Bürger einer Republik denkt das dampfbeschleunigte Rad des Fortschritts mit Dred Scott'schen Beschlüssen und demokratischen Platforms aufzuhalten? Seht euch um, wie allein und verlassen ihr in der Welt dasteht. Schreit eure wilden und schuldbeladenen Phantasien von dem Eigenthumsrechte im Menschen hinaus in die Welt, und von allen Seiten antwortet euch ein Schrei des Entsetzens und der Verachtung! Von jeder Richtung des Kompasses bringt jeder Windzug ein Erkenntniß auf „Schuldig!" Nur noch niederbrechende Despoten-Herzen sympathisiren mit euch. Keine menschliche Stimme in der Welt mehr, die euch ermuthige. Kein menschliches Auge hat eine Thräne mehr für eure Leiden. Kein Band mehr zwischen euch und der modernen Menschheit. Ihr möchtet, daß die russische Emancipation mißlinge. Ihr hört von Freiheits-Siegen in Italien und fürchtet für euren Boden. Wo alle Menschen sich freuen, zittert ihr. Wo alle Menschen lieben, haßt ihr. Wo alle Menschen fluchen, segnet ihr.

„In dieser furchtbaren Verlassenheit steht ihr allein gegen eine mächtige Welt, allein gegen ein Jahrhundert, hoffnungslos kämpfend, wie unsere rothen Indianer gegen unvermeidlichen Untergang.

„Sagt nicht: Nach uns die Sündfluth! Wenn ihr keine Einsicht für eure Interessen, eure Ehre habt, ich beschwöre euch, habt Mitleid mit euren Kindern! Die entscheidende Krisis wird kommen, je länger verschoben, desto fürchterlicher, da sich die Sklaven vermehren und an Erbitterung erstarken. — Noch ein Wort für euch, Republikaner von Missuri. Wir haben eine Schuld der Dankbarkeit und Ehre für euch. Ihr habt es edel unternommen, dem Norden zu zeigen, daß der Süden selber die Elemente der Befreiung in sich trägt und wie diese zu verwirklichen sei. Ihr habt die schwankenden Massen mit Vertrauen zu der Ausführbarkeit eurer Ideen erfüllt. Dem Süden gabt ihr ein Beispiel. Unterschätzt diese edle That nicht! Kämpft an, brave Männer! Heiße Segenswünsche von Millionen umschweben euch. Kämpft an, bis das Banner der Freiheit auf dem Kapitol eures Staates weht, und das stolzeste Kapitel unserer Geschichte lautet: „Missuri zeigte und bahnte den Weg, und die Nation folgte ihm."

Frankreich.

Literarisches Echo aus Paris.

Edmond About's Ansichten von Preßfreiheit und Parlament. Richard Wagner und der Tannhäuser in Paris.

Mitte Oktober 1860.

Es giebt gewisse Sterne, deren willkürlich ungeregeltes Auftauchen und Verschwinden noch den weisesten Astronomen ein Räthsel geblieben. Man vertröstet Leute, die absolut eine Antwort haben wollen mit dem Bescheide, daß sie in einigen Millionen Jahren wiederkehren werden. — Die Verantwortlichkeit falscher Versprechungen fällt höchst wahrscheinlich auf die Nachkommenschaft — und damit basta! O könnte man uns ein gleiches — spätes Wiederauftauchen jenes sonderlichen Literatursternes, der den Namen About führt, als untrügliche Wahrheit verbürgen! Nachdem man sein Wiedererscheinen in der „Opinion nationale" unter den Posaunenstößen der Reclame angezeigt hatte, ist er wieder im Dunkel der Nacht vergangen, und verhält sich jetzt mäuschenstill — weis Gott, was ihm das kosten mag. Er hat zwei kitzliche Artikel hinterlassen — einen über Preßfreiheit — einen über Parlamentswesen — deren Inhalt mit den gewöhnlichen Ansichten des beschränkten Universums in zu schroffem Kontraste steht, als daß wir unsern Lesern das Vergnügen vorenthalten könnten, einige Pröbchen der About'schen Weisheit zu bewundern.

Die Preßfreiheit ist, wenn man dem kaiserlichen Papagei, sonst auch About genannt, glauben soll, einem Volke deshalb unentbehrlich — weil sie dem vorlauten Literaten gestattet, einen Mordskandal anzustimmen über alles, was groß und schön ist, auf Ordnung und Recht zu schimpfen 2c. Sie begreifen, daß sich Se. Majestät beeilen wird, dem eben so rechtlichen, als schön ausgesprochenen Wunsche des jungen Herrn About nachzukommen! Denn Herr About ist, wie er versichert, entschiedener Freund der Preßfreiheit. Wenn er nun so seine Freunde behandelt, werden Sie sich leicht denken können, was er mit seinen Feinden anfängt — und zu diesen seinen Gegnern gehörte das über die Ungunst des Herrn About untröstliche Parlament. Er beweist klar und deutlich, daß ein Land, welches den Vorzug hat, seinen Willen im Parlamente auszu-

drücken, in der erniedrigendsten, barbarischsten Sklaverei elendiglich **verkommt**, und zum Beweise dafür — keine Kleinigkeit, solchen Unsinn zu **beweisen** — beruft er sich auf alle Länder und auf alle Zeiten, oder, um **richtiger** zu sprechen, verleumdet er alle Völker und alle Zeiten. Selbst **Cato** und **Brutus** haben nicht das Glück, dem verwöhnten Herrn zu **behagen**: Wir bezweifeln diese Antipathie. Wenn Brutus — wie Herr **About** — auf die schimpflichste Art beleidigt worden wäre, würde er **schwerlich** — wie Herr About — auf der Wahlstätte, um Blutvergießen **zu vermeiden**, seinen Gegner, den er gestern mit dem schmeichelhaften Epitheton „Schurke" qualificirt hatte, heute einen „Ehrenmann" geheißen haben.

„Denn Brutus ist ein ehrenwerther Mann."

Die eiserne Konsequenz der beiden Catone muß auch mit den Wetterfahnen-Ideen des Herrn About, die nach Osten und Westen schwanken, je nachdem der Wind bläst, in schlechtem Einverständniß leben.

Und übrigens heißt ja der große Catonische Wahlspruch:

„victrix causa Diis placuit sed **victa** Catoni."

Herr About hat unbedingt den göttlichen Geschmack, er liebt die Sache der Sieger und verbeugt sich, wie ein französischer Journalist von ihm sagte, mit demselben Kopfe vor der Juli- und der Vendômesäule, je nachdem die Witterung den Juli- oder Vendômetagen günstig ist.

Wenn man nicht auf den Kopf gefallen ist — und der junge Verfasser von les mariages de Paris ist nicht dumm, sonst würde man ihn nicht an die Spitze der bezahlten Opposition gestellt haben — sollte man doch die großen Männer der großen Vorzeit mit etwas mehr Ehrfurcht und etwas weniger Verleumdung erwähnen! Die Gegenwart bietet ein so widerliches Chaos von Neuigkeiten und Gemeinheiten dar, daß es dem bedrängten Herzen wohl thut, sich in die Hallen einer bessern Vergangenheit flüchten zu können. — Wer die Säulen derselben umzuwerfen wagt, dem wächst, wie dem Vatermörder, die Hand zum Grabe heraus.

Wie wird dieser große Brutus vom Kaiser aufgefaßt werden? Sie wissen bereits, daß Napoleon in seinen „Mußestunden" — man fragt sich, wo er sie aufgetrieben hat — eine große historische Studie über das Leben von Julius Cäsar geschrieben hat, die jetzt, ihrer Vollendung genaht, in einer prächtigen Ausstattung gleichzeitig englisch und französisch erscheinen wird. Die unparteiische Schilderung eines Brutus von einem Napoleon muß eben so erstaunen, wie die eines Danton von einem Robespierre.

Doch in unserm Jahrhundert, wo so viel Unerhörtes passirt, und nachher vom Volkswillen — der großen Sanctionsmaschine — geheiligte allgemeine Anerkennung findet, wäre es albern, sich über kommende Ereignisse graue Haare wachsen zu lassen — das, was da ist, giebt uns schon Kopfschmerz und Sorgen genug. Das Raisonnement „du fait accompli," diese größte philosophische Erfindung, ist auch die charakteristischste der Neuzeit: Was existirt, ist gut und edel, man begeht einen Frevel, sich dagegen aufzulehnen und verdient viel Geld und ärntet mit Beifall ein, wenn man mit dem großen Strome der Macht zu schwimmen weiß, was durchaus nicht schwer ist. — Und da wundert man sich denn, daß der heutigen Jugend jedes Gefühl für kühne Wahrheiten, jeder Enthusiasmus für ein erhabenes Volk abgeht! Als ob es nicht diese begonnene Philosophie, diese Anerkennung eines jeden regierenden Prinzipes wäre, die das jugendliche Feuer erstickt und jene erhabene Begeisterung, die uns legendenhaft fern liegt, mit beschwichtigenden und einträglichen Ehrenstellen begraben hätte! Wir werden später darauf zurückkommen und sehen, wie es dem Thierbändiger gelungen ist, dem gefährlichen Löwen die Klauen zu schneiden.

Jetzt zurück zu den Actualitäten.

Seit einigen Tagen begegnet man an allen Ecken und Enden der Stadt gleichzeitig einer merkwürdigen Erscheinung, über deren unglaubliche Vervielfältigung sich schon die abenteuerlichsten Gerüchte verbreitet haben. Es ist ein Mann von 30 bis 40 Jahren, einfach gekleidet, mittler Größe, mit stechenden — nicht allzu katholischen Augen, zusammengekniffenen Lippen, eingefallenen Wangen, scharf gebogener Nase und auffallend hoher, breiter, ausgebildeter genialer Stirn.

„Ich erkannt ihn an der bleichen
„und gedankenstolzen Stirne,
„an der Augen tiefster Starrheit,
„— — — — — — — — —
„an dem räthselhaften Lächeln;
„jene schön gereimten Lippen,
„die man nur bei Dichtern findet."

In seinen Bewegungen liegt etwas Schulmeisterliches, Unbehülfliches, das lebhaft an die Haltung deutscher Küster erinnert, die immer so aussehen, als hätten sie ihren zu engen oder zu weiten Rock vom Gevatter Nachbar entliehen. Athemlos läuft er den Asphalt der Boulevards entlang und giebt von Zeit zu Zeit den in starrer Bewunderung grüßenden Spaziergängern, mit einer vornehmen Handbewegung, ein Zeichen seines hohen Wohlwollens. Das ist unser großer **Richard Wagner**, der um den Tannhäuser-Proben beizuwohnen, in die große Oper will. Denn es steht fest, daß die Direction beschlossen hat, dem französischen Weltmann nicht länger den Genuß der Zukunftsmusik vorzuenthalten. Einige deutsche Blätter haben berichtet, daß Wagner sich geweigert habe, der Tanzcondition sine qua non, nachzukommen, und **vorziehe**, seine Partitur **zurückzuziehen**. Diese Angabe ist vollkommen irrthümlich. Wagner hat das Tanzintermezzo selbst verfaßt; allerdings ist dies keine gewöhnliche Balletthüpferei mit Entrechats und Fußtrillern, sondern ein **Zukunftsballet**, das sich auf mimische Stellungen reducirt. Möge Herr Herschelt dem Reformator verzeihen!

Sie wissen bereits, wie „liebenswürdig" sich die französische Presse unserem berühmten Landsmanne gegenüber gezeigt hat. Ihr Haß und ihre Chicanen beschränken sich nicht nur auf das große Feld, das ihnen Wagner selbst bietet; sie verfolgen auch alle Diejenigen, die mit dem unglücklichen Tannhäuser in mehr oder weniger naher Berührung stehen, mit ihren Spitzeleien und Witzeleien, die weder spitzig noch witzig sind. So hat z. B. der „Figaro" dem erstaunten Universum enthüllt, daß **Niemann** ein Bauernbub und Metzgerbursche a. D. wäre — zwei alberne Erfindungen, die Niemann, im Figaro selbst, sehr geistreich und komisch widerlegt hat. „Ich bin nie Fleischer gewesen," schreibt er, „und habe **bis jetzt** noch kein Stück Vieh umgebracht." Das „bis jetzt" muß den Verfasser des beschuldigten Artikels nicht sehr beruhigen und ihm besonders nicht schmeicheln.

Da wir gerade von Musik sprechen, wollen wir der Eröffnung der italiänischen Oper am 2. October wenigstens einige Zeilen widmen. Der Bellinischen Somnambula mit Fräulein Batta und Herrn Gardoni, zwei vorzüglichen Interpreten, war die Ehre, an der Spitze des Wintertriumphzuges zu stehen, vorbehalten. Glänzendes Publikum, namentlich aus Fremden — und besonders namentlich aus Engländern — und Kritikern bestehend, vielfacher und verdienter Applaus, gute Ausführung dieser angenehmen Partitur — das ist in drei Worten der Inbegriff dieses vergnügten Abends. Auf Sonntag den 7. October der Trovatore mit **Pancani**, den deutsche Leser bereits kennen. Vor der Hand ächzt Paris noch unter englischer Ueberschwemmung: O, die Engländer! wer wird dies räthselhafte Volk je enträthseln, wem wird es gestattet sein, in das Geheimniß ihrer Mucken zu dringen? Ein Korrespondent darf eigentlich gar keine englischen Originalitäten mehr erzählen, weil der Leser sehr wohl weiß, daß „Korrespondenten" mit „Enten" reimt.

Aber „die Ausnahme bestätigt die Regel," sagt ein tröstliches Sprüchwort, und „frisch gewagt, ist halb gewonnen" ein anderes. Man gestatte uns eine solche Ausnahme:

Ein reicher Brite, der für Statistiken schwärmt, wollte während seines Aufenthaltes in Paris, das Nützliche mit dem Angenehmen verbinden, und in instruktiver Zerstreuung erfahren, wie oft die Wendung „injuste méfiance de l'étranger" von sämmtlichen französischen Zeitungsschreibern und Diplomaten seit dem 1. Januar 1859 angewandt sei. Er hatte bereits alle französischen Zeitungen bis zum 24. November 1859 consumirt und darin schon 2583 französische Beweise für das ungerechte Mißtrauen des Auslandes gefunden, — als er verschied. Zum Universalerben seines kolossalen Vermögens ist derjenige unerschrockene Mann eingesetzt, der diese Riesenarbeit bis zum Todestage des Briten vollenden würde, also vom 24. November 1859 bis zum 28. October 1860. Bis jetzt hat noch Niemandem dieser theure Lohn genügt. P. P. C.

Italien.

Stimmen aus Rom.

Unter diesem bezeichnenden Titel, übrigens mit dem Zusatze: „Von den Benedictinern in St. Paul," ist kürzlich eine Sammlung verschiedener Aufsätze und Abhandlungen erschienen,* mit der die Herausgeber „aus ferner Klosterzelle einen Gruß in die liebe, deutsche Heimat entsenden." Sie sind zugleich der Meinung, daß das Büchlein (es ist jedoch ein ziemlich starkes Buch von 560 Seiten), „aus treuen und warm für das Vaterland schlagenden Herzen kommend, eine gastfreundliche, nachsichtige Aufnahme hoffen dürfe," sind aber auch damit zufrieden, wenn diese

* Schaffhausen, Hurter, 1860.

„Stimmen" „wie harmlose Lieder in den deutschen Eichenwald hineintönen und verwandten Seelen schönere und würdigere Klänge entlocken zur wunderbaren Symphonie von Religion und Wissenschaft." Jedenfalls verdienen diese „Stimmen aus Rom" eine nicht blos oberflächliche Beachtung, wenn schon nicht gerade darum, weil sie, sondern vielmehr trotzdem daß sie „aus Rom" sind und aus Rom kommen, auch nicht deshalb, weil sie in der That etwas Geheimnißvolles an sich tragen. Man erfährt nicht das Geringste darüber, wer die deutschen Patrioten unter den Benedictinern in St. Paul, wer diese gelehrten und wissenschaftlich gebildeten, poetischen und naiv wohlwollenden Benedictiner sind, die ein so lebendiges Interesse an dem deutschen Vaterlande, sowie an Religion und Wissenschaft nehmen, wie es namentlich in dieser letzteren Beziehung sich hier kund giebt. Zwar verleugnen die heiligen Männer nirgends ihre Stellung mitten in der Hierarchie der römischen Kirche und auf dem Grunde des „sichern, sieghaften Offenbarungsglaubens," auch bekennen sie offen ihre eigene Ueberzeugung von der „Eitelkeit aller blos menschlichen Wissenschaft," und es ist allerdings schwer einzusehen, wie durch solche römische Stimmen eine „Symphonie" von wahrer Religion und Wissenschaft geschaffen werden könne; aber gleichwohl ist es von bedeutsamem Interesse, so unmittelbare und tiefe Blicke, wie es hier geschehen kann, in die Konsequenz des römischen Kirchensystems und dessen „traditionalistische" Grundsätze über Religion und Wissenschaft zu werfen, — ein System von Grundsätzen, womit freilich die evangelische Kirche und die protestantische Wissenschaft niemals symphonisch harmoniren und sympathisiren kann. Ebenso verdient der sichere und gewisse Glaube eine Art Anerkennung, mit welchem diese „Stimmen aus Rom" auf den endlichen Sieg des „durch achtzehn Jahrhunderte bewährten Samson" vertrauen, welcher „es bis zur Stunde mit den verschiedensten Gegnern aufnahm, und noch immer mit allen Philistern ohne sonderliche Mühe fertig geworden ist."

Die sechzehn Aufsätze und Abhandlungen, welche die „Stimmen aus Rom" ausmachen, beziehen sich ausschließlich auf Italien und die römisch-katholische Kirche, und betrachten die Gegenwart und Zukunft des einen, wie der andern, ohne dabei die politischen Zustände des Landes und die weltliche Herrschaft des Papstes selbst außer Acht zu lassen. Besonders eifern die Benedictiner von St. Paul gegen Frankreich und dessen Herrscher. „Man wird ohne Bedenken zugeben," sagen sie, „daß der französische Revolutionsstaat ein christlicher Staat, wofür er noch immer angesehen sein will, zu sein aufgehört hat, und wollte die Kirche auch nur mit derjenigen Strenge, welche ihr noch vor der Reformation eigen war, verfahren, so würde sie wenigstens neun Zehntel der Franzosen als todte Glieder abschneiden." Denn „dies unglückliche Volk ist von den europäischen Völkern das erste, welches Christus die Treue gebrochen hat, schändlicher gebrochen hat, als der von der Kirche abgefallene Norden" (also ist das französische Volk nicht das erste!), und „Frankreich ist es, welches durch seine raffinirte Art die Sitten des Volkes untergräbt, durch seinen Unglauben die öffentliche Meinung verdirbt, durch sein politisches Uebergewicht die Staatsgewalt bedrängt und erdrückt." Und von der Politik Napoleon's sagen die Benedictiner, daß sie den stärksten Beweggrund, warum sie sich in fremde Angelegenheit mischen möchte, „in dem Gesetze der staatlichen Unduldsamkeit erblicken," während sie ihn selbst zu den Herrschern und Fürsten rechnen, „welche nicht etwa blos Hunderte, sondern Hunderttausende unschuldiger Schlachtopfer in die große Kriegsarena werfen und einander würgen lassen, um einer Laune (?) und Idee (sic!) willen, oder um ihre unersättliche Herrschsucht zu befriedigen."

Einer der anziehendsten Aufsätze in diesen „Stimmen aus Rom" trägt die Ueberschrift: „Italien und seine Zukunft." und ist im März 1859, also vor dem Ausbruche des lombardischen Kriegs geschrieben. Der Verfasser desselben erklärt Italien für ein Land, welches, im Gegensatze zu anderen, wie namentlich Frankreich, „seine christlichen Ueberlieferungen treuer und entschiedener als irgend ein anderes bewahrte," aber er bemerkt zugleich, daß „Alles darauf hindeute, daß Italien auf demselben Wege ist, auf welchem Frankreich war um die nämliche Zeit des vorigen Jahrhunderts, auf dem Wege zu einer blutigen, verhängnißvollen Revolution." Als die erste und gewaltigste Triebfeder dieser Revolution erkennt er „die Habgier, den Wunsch nach einer Verbesserung der gegenwärtigen, wirklich oder vermeintlich unangenehmen Lage," eine Leidenschaft, „die sich durch alle Stände zieht;" bei weitem schwächer und unwirksamer sei dagegen der andere Beweggrund, den die Napoleonische Politik so stark betone, „weil sie ihn zum Vorwand für einen unberechtigten Eingriff nehmen möchte;" nämlich das Verlangen nach nationaler Einigung, der Wunsch eines unabhängigen Italiens. „Bei den Meisten," sagt der Benedictiner, „ist dieses italiänische Nationalgefühl bloßes Mittel zur Verstellung, bloßer Vorwand, hinter dem sich ein ganzer Schwarm der unedelsten Gedanken und Neigungen vorsichtig verborgen hält. Indeß," fährt er fort, „läßt sich nicht leugnen, daß es einige irregeführten Männer giebt von feiner Bildung und durchaus uneigennütziger Gesinnung, bei denen die Einheit dasjenige geworden ist, was man Herzensangelegenheit zu nennen pflegt. Ihre hohe Begeisterung wäre wahrlich eines bessern Gegenstandes (?) würdig. Durchdrungen von dem Wunsche, die Schäden der italiänischen Gesellschaft zu heilen, greifen sie fehl in der Wahl der Mittel, indem sie sittliche Gebrechen durch politische Verbände mehr zudecken, als heilen möchten." Der Verfasser gesteht also Schäden und sittliche Gebrechen der italiänischen Gesellschaft zu, und er bekennt offen: „Mannigfach hat man gefehlt, von Fürst und Volk, von Groß und Klein, von Priestern und Gläubigen ist viel, viel gesündigt worden," allein er spricht sich hierüber nicht näher aus, und erklärt, da nun „gar wenig Hoffnung vorhanden ist, daß eine allgemeine Buße, versöhnend und die göttlichen Gerichte abwendend, dazwischentrete: so bleibt wohl nur dem einzigen unerbittlichen Schwerte überlassen, durch Blut und Tod zu sühnen, was sich der Mensch durch freiwillige Reuethränen zu sühnen nicht entschließen mochte."

So schrieb der Benedictiner im März 1859. Es ist thatsächlich also gekommen, wie er geahnet. Ob er auch Anderes in gleicher Weise richtig vorausgesehen hat, wissen wir nicht. In Bezug auf den Kirchenstaat sagt er, daß es wohl kaum irgend Jemandem, der Vergangenheit und Gegenwart kennt, zweifelhaft sein werde, daß „an Oesterreichs Geschick unzertrennlich auch das Geschick des Kirchenstaals geknüpft ist." „Wir sind," sagt er, „geneigt, anzunehmen, daß der Kirchenstaat dem Papste so lange unversehrt erhalten bleibt, als Oesterreich eine Großmacht und stark genug sein wird, Papst und Kirche zu schützen. Sollte der göttliche Wille es zulassen, daß die Revolution den österreichischen Kaiserstaat vielleicht einmal auf die deutschen Länder einschränke, oder gar, was Gott verhüten möge, völlig zu Grunde richte! so können wir darauf gefaßt sein, daß die weltliche Macht des Papstes unwiederbringlich verloren geht. Die katholische Kirche wird dann freilich fortbestehen; sie wird vielleicht eine so wundersam bewältigende Kraft entwickeln, wie die letzten tausend Jahre es zu keiner Zeit gesehen; ja sie wird wohl auch noch einen unaussprechlich herrlichen Sieg erkämpfen über die feindlich widerstrebenden Elemente und durch Aufnahme frischer Kräfte verjüngt, wie die Morgensonne das nächtliche Gewölk zerreißend, das Antlitz der verklärten Erde aufglänzen lassen in neuer, nie geahnter Lichtfülle."

Bei Gelegenheit der Bedenken über die Dauer der weltlichen Macht des Papstes kommt die Rede auch auf die Frage, die den Sitz des Papstes betrifft. „Daß der Papst," äußert der Benedictiner, „sehr wohl seine weltliche Macht verlieren, die geistige aber nicht verlieren kann; daß die Kirche einen Papst, d. i. einen höchsten römischen Bischof, einen Nachfolger des heiligen Petrus, einen Statthalter Christi, bis zum Ende der Zeiten zu haben fortfahren wird —, das kann von einem katholischen Christen niemals in Zweifel gezogen werden." Dagegen meint er, es sei ein Anderes, zu fragen, „ob ein allerhöchster Oberhirte, dem alle andern Bischöfe in Gehorsam und Ehrfurcht untergeben sind, immer in der Kirche fortbestehen werde, ein Anderes, ob dieser Oberhirte seinen Sitz fest und unbeweglich in Rom haben müsse. Wenn nun in neuester Zeit die Ansicht ausgesprochen worden ist, daß, wie Petrus von Jerusalem nach Rom gekommen, so auch der apostolische Stuhl wieder von Rom nach Jerusalem werde zurückgelegt werden, so mag, nach der Meinung des Benedictiners, dieser Ansicht die dunkle Ahnung zu Grunde liegen, daß „einmal über Rom Zeiten kommen, da Unglaube und Irrthum siegen und den armen, jeden Schutzes entbehrenden Papst seinen Felsensitz zu verlassen nöthigen." Dennoch will der Benedictiner, „ohne die Wahrscheinlichkeit dieser Ahnung bestreiten zu wollen," doch das Wort von der Verlegung des apostolischen Stuhls nach Jerusalem wenigstens nicht sinnlich verstanden wissen; sollte man es dagegen geistig verstehen wollen, so würde er dieser Meinung eher beistimmen. Er hat nämlich die feste Ueberzeugung, daß „sich Gott aus dem Judenvolke ein neues Jerusalem erbauen werde, und daß er wohl auch die ganze Fülle der hohen priesterlichen und päpstlichen Gewalt von Rom auf dieses geistige Jerusalem übertragen könne." „Wenn die gebildeten europäischen Völker," schließt der fromme Benedictiner seinen Aufsatz, „die christliche Sitte und Religion undankbar von sich weisen, so daß man fürchten sollte, es werde von dem jetzigen Tempel nicht Stein auf Stein bleiben, alsdann wird sich der Herr ohne Zweifel der Juden erbarmen und mit dem Glauben wohl auch die höchste Würde auf sie übergehen lassen. Ob mit diesen Uebergange auch ein örtlicher Wechsel verbunden sein werde, wer möchte das entscheiden? Daher mögen die Prophetenstimmen wohl Glauben verdienen, welche verkünden: „der apostolische Stuhl werde vom vatikanischen Felsen auf kurze Zeit hinweggehoben, und

dann würden die Juden Christen zu werden anfangen," und mindestens können wir nicht leugnen, daß „wir in dem Unglauben, wie er kühn und stolz sein Schlangenhaupt erhebt, den Anfang, oder wenigstens doch den Beweis für die Möglichkeit eines künftigen allgemeinen Abfalles erblicken."

Daß diese Benedictiner auch an das Wunder der Flüssigwerdung des Blutes des heiligen Januarius glauben und in der Mortara-Angelegenheit die „göttlichen Vaterrechte Christi" und das Recht der päpstlichen Kurie vertheidigen, finden wir ganz in der Ordnung, weil es konsequent ist, und wir sind daher auch der Meinung, daß diese „Stimmen aus Rom" in gewissen Kreisen des deutschen Vaterlands nicht blos eine gastfreundliche Aufnahme, sondern auch entschiedenen Anklang finden werden. Ob im Interesse des wahren Christenthums und wahrer Wissenschaft, müssen wir jedoch bezweifeln.

Afrika.

Die jüdische Bevölkerung in Marokko und Algerien.

Der spanische Krieg gegen Marokko hatte im Jahre 1859 den Fanatismus der marokkanischen Moslemin auch gegen die jüdische Bevölkerung erregt, und zahlreiche Familien derselben sahen sich dadurch zur Flucht veranlaßt. Mehrere Tausend armer marokkanischer Juden waren in Gibraltar an das Land gestiegen, wo sie bei dem englischen Gouverneur Schutz fanden, der sich gleichzeitig an die europäischen Glaubensgenossen der Flüchtlinge mit der Bitte um Unterstützung ihrer hülflosen Brüder wandte. Wie in solchen Fällen immer, ging Sir Moses Montefiore in England mit gutem Beispiele voran. Es strömten von allen Seiten — auch von Deutschland — zahlreiche Liebesgaben herbei, um die Nackten zu kleiden und die Hungernden zu sättigen. Vor Allem aber machte sich das Pariser Comité de bienfaisance des israelitischen Konsistoriums, an dessen Spitze der durch seine mehrfachen, in jüdisch-philanthropischem Interesse unternommenen Reisen nach der Türkei, nach Palästina und nach Algerien (wo er überall jüdische Schulen begründet hat) bekannte Dr. Albert Cohn steht, durch seine menschenfreundliche Thätigkeit verdient. Herr Cohn begab sich selbst an Ort und Stelle und sorgte nicht blos für die zweckmäßigste Vertheilung der eingegangenen Gaben, sondern auch dafür, daß die Flüchtlinge, sofern sie nicht etwa den Wunsch und die Mittel besaßen, in Europa zu verbleiben, wieder nach Afrika zurückkehren konnten, wo sie entweder unter französischem Schutz in Algerien, oder nach wieder hergestelltem Frieden in Marokko selbst, einen ihren bisherigen Lebensgewohnheiten mehr zusagenden Aufenthalt und Beruf wiederfinden konnten.

Herr Albert Cohn, der bei dieser Gelegenheit von Neuem die jüdischen Niederlassungen in Algerien besuchte, von wo er sodann auch nach Marokko sich begab, hat über den Zustand der Juden in diesen Gegenden an das Comité, dessen Beauftragter er war, einen Bericht abgestattet, welcher demnächst in Druck erscheinen wird, und aus dem wir in den Stand gesetzt sind, bereits die nachstehenden Notizen mitzutheilen:

Nach den statistischen Ermittelungen des Herrn Cohn dürfte sich die Zahl der in den verschiedenen Städten Marokko's befindlichen Juden auf 120 — 150,000 belaufen, die etwa folgendermaßen vertheilt sind: in Marokko 8000, Fez 7000, Mekinez 6500, Tetuan 6000, Tangier 4000, Mogador 4000, Rabboth 3000, Saleh 3000, Laracte 1500, Alkasar 1500, Tarudath 1500, Asemur 1500, Scheschwan 1000, Ouchdah 800, Masagan 800, Deir el heidah (Cazablanca) 800, Soffieh 700, Ouazzan 600, Arselah 500, Sauf Am 500.

Die Provinz Tafilelt, welche zugleich in unmauerten, thürlosen Gebäuden den Schatz des Kaiserthums Marokko enthält, der auf tausend Millionen Francs geschätzt wird, zählt an 7000 Juden, die aber nicht unmittelbar unter dem Schutze des Kaisers stehen, sondern je 3 — 4 Familien einen Feudal-Herrn haben, der sie gegen gewisse Dienstleistungen in Schutz nimmt und gegen Angriffe anderer Feudal-Herren vertheidigt. Auf diese Weise findet sich hier, am Saume der afrikanischen Wüste, ein Ueberbleibsel mittelalterlichen Rechts und Zwanges erhalten!

Im Riff leben an 4000 Juden, die sich durch Nichts, weder in der Kleidung, noch in der Sprache, von den Arabern, unter denen sie wohnen, unterscheiden. Gleich diesen, gehen sie bewaffnet auf Expeditionen und auf Beute aus. Ein ähnliches, abenteuerndes Leben führen auch 3—4000 in Kalat-Gad zerstreut wohnende Juden.

Finanziell sind die Juden in Marokko mehr indirekt, als durch das Steuersystem der Regierung, bedrückt. So zahlen sie in Tangier, wo deren 4000 sind, außer den Abgaben für die Waaren, die sie ein- oder ausführen, nur 2500 Francs jährlich an direkter Steuer. Daneben aber müssen dort, wie überall in Marokko, fortdauernd Geschenke an Pascha's, Kadi's, Kaid's und selbst Kawassen (Polizeibeamte) verabreicht werden. So bekommt z. B. der Pascha von Tetuan nur 30 Dukaten (60 Francs) von der Regierung monatlich als Gehalt, und dabei muß er auch noch seine Garde aus eigenen Mitteln erhalten. Dessen ungeachtet zieht er sich, nachdem er drei bis vier Jahre das Paschalik verwaltet hat, mit einem Vermögen von einer halben Million Francs in den Privatstand zurück — falls ihm der Kaiser sein Geld nicht abnimmt.

Von dem Zustande der marokkanischen Rechtspflege kann folgende, uns von Herrn Albert Cohn erzählte Anekdote einen Begriff liefern: Herr Cohn hatte mit Unterstützung des in dieser Beziehung außerordentlich gefälligen, wackern französischen Geschäftsträgers, Marquis de Castillon, zunächst bei dem verstorbenen Muley Abbas und alsdann bei dessen Bruder, dem jetzt regierenden Kaiser Sidi Mohammed, die Aufhebung mehrerer, für die Juden sehr drückender Anordnungen erlangt. Es waren im Ganzen vier Punkte, welche ihm concedirt wurden und worüber uns der gedruckte Bericht des unermüdlichen Vermittlers des französischen Comité nähere Mittheilung bringen wird. Unter Anderem hatte Herr Cohn die Entlassung zweier, lediglich wegen sogenannter religiöser Motive im Gefängnisse schmachtenden Juden erwirkt. Der Eine derselben, Namens Baschilon, einer früher sehr wohlhabenden Familie in Tetuan angehörend, war seit achtzehn Monaten in Mekinez eingesperrt, weil man ihn eines Liebesverhältnisses und des näheren Umgangs mit einer Muselmännin beschuldigt hatte, und der Andere war bereits fünfzehn Jahre in Fez, und zwar aus ähnlichen, unerheblichen Gründen, die mit der Religionsverschiedenheit zusammenhängen, eingekerkert. Vergeblich hatte man bisher durch Gold und durch die Vermittelung europäischer Konsuln ihre Freilassung zu erwirken gesucht; Alles, was man hatte erlangen können, war, daß sie nicht dem Feuertode überliefert wurden. Jetzt war auf die Bitte des Herrn Cohn ihre Freilassung von zwei Kaisern befohlen. Er hatte erwartet, daß sie nach seiner Abreise von Marokko bestimmt erfolgen würde, aber nach seiner Ankunft in Paris erhielt Herr Cohn von dem französischen Konsul in Fez die Anzeige, daß der Gefängniß-Pförtner, bevor er den Befehl des Kaisers ausführt, für seine Person, wie dies in der Berberei üblich sei, ein Geschenk zu erwarten habe, das nicht unter hundert Duros (540 Francs) betragen dürfe. Es blieb natürlich nichts Anderes übrig, als diese Summe von Paris aus anzuweisen, da sonst die kaiserliche Begnadigung unausgeführt geblieben wäre.

Eine zweite, noch viel wichtigere Begnadigung, die Herr Cohn in Marokko erwirkt hatte, war eine kaiserliche Amnestie für die jüdische Bevölkerung von Tetuan, die mit dem spanischen Invasionsheere in Lieferungs- und anderen freundlichen Verhältnissen (die afrikanischen Juden verstehen und sprechen fast Alle spanisch) gestanden hatte. Ohne diese Amnestie wäre es den armen Juden nach dem Abzuge der Spanier sehr schlecht ergangen. Auch erließ der Kaiser an die Gouverneurs und Paschas im Innern des Reichs Befehle, die Juden, „gleich denen in Tangier," menschlich zu behandeln und die in den verschiedenen Gemeinden zu begründenden Unterrichts-Anstalten zu beschützen. Die jüdische Gemeinde von Tangier hat zur Begründung einer Schule in dieser Stadt einen ziemlich bedeutenden jährlichen Beitrag votirt. Andere Gemeinden werden zu diesem Zwecke aus dem in Frankreich gesammelten Marokko-Fonds auf einige Jahre unterstützt werden.

In Algerien haben diese Schulen, die alle erst seit der französischen Besitznahme des Landes, die meisten in den letzten zwölf bis fünfzehn Jahren, gegründet sind, bereits außerordentlich segensreich auf den Bildungszustand der jüdischen Bevölkerung eingewirkt. Herr Cohn giebt uns folgende statistische Uebersicht dieser Schulen: In der Hauptstadt Algier giebt es zwei Knabenschulen mit 550 Zöglingen und eine Mädchenschule nebst Kinderbewahranstalt (salle d'asyle) mit 450 Kindern; in Oran zwei Knabenschulen mit 550 Zöglingen und eine Mädchenschule nebst Bewahr-Anstalt mit 300 Kindern; in Constantine eine Knabenschule mit 120 und eine Mädchenschule mit 100; in Mostaganem eine Knabenschule mit 240 und eine Mädchenschule mit 150; in Tlemcen eine Knabenschule mit 300 und eine Mädchenschule mit 200; in Mascara eine Knabenschule mit 150 und in Bona eine Knabenschule mit 200 Zöglingen. In allen diesen Schulen wird Unterricht in der hebräischen, französischen und zum Theil auch in der arabischen Sprache ertheilt; ferner in Geographie, Geschichte, Rechnen, Zeichnen ꝛc. Viele aus diesen Schulen hervorgegangene Zöglinge haben in den Lyceen und Colléges Preise in der Rhetorik ꝛc. zu erwerben gewußt. Einer derselben (Herr Enos) ist jetzt, nach vollendeten Rechtsstudien in Toulouse und Paris, Advokat.

Herr Cohn spricht sein gerechtes Bedauern darüber aus, daß in Gibraltar, welches seit 150 Jahren im Besitz der Engländer ist, und wo sich eine sehr zahlreiche jüdisch-spanisch-afrikanische Gemeinde befindet, noch keine Unterrichts-Anstalt dieser Art in's Leben gerufen wurde.

Mannigfaltiges.

— Amerikanischer Eisenbahn-Schwindel. Es ist bekannt, daß der größte Theil aller Eisenbahnen in den Vereinigten Staaten mit europäischem Gelde erbaut ist. In England, in Frankreich und in Deutschland (vornehmlich in Frankfurt a. M. und Bremen) hat man Abnehmer sowohl für Stamm-, als für Prioritäts-Actien gefunden, und man kann annehmen, daß in den drei Ländern ein Kapital von mindestens zweihundert Millionen Dollars in diesen amerikanischen Papieren angelegt ist. Nur sehr wenige Bahnen in den Vereinigten Staaten haben bisher auf ihre Stamm-Actien eine Dividende gezahlt. Aber auch den hypothekarischen Verpflichtungen, welche die Unternehmer durch Ausgabe von Prioritäten (First Mortgage Bonds) eingegangen waren, haben sich diese geschickten Schwindler, ja und zwar selbst vor Gericht, zu entziehen gewußt. Es ist nämlich in diesen Obligationen die Eisenbahn den Gläubigern zwar verpfändet, jedoch nur für das Kapital, nicht aber auch für die Zinsen. Fällig sind jedoch bisher nur die unbezahlten Zins-Coupons und nicht die Obligationen, welche Letztere erst in einer Reihe von Jahren (1869) rückzahlbar sind, so daß die Gläubiger, die sich durch den hohen Zinsfuß von sieben Procent zum Ankaufe solcher Obligationen hatten verlocken lassen, für jetzt keinerlei Pfandrecht besitzen und sich den amerikanischen Schwindel-Directionen gegenüber bis zum Jahre 1869 gedulden müssen, wenn sie die Rechte ihres First Mortgage (erster Hypothek) geltend machen wollen. Von redlicher Verwaltung und regelmäßiger Rechnungsablegung ist natürlich bei amerikanischen Eisenbahn-Directionen selten die Rede. Gleichwohl hat man die Unverschämtheit, sich jetzt wieder an das europäische Publikum zu wenden und dasselbe einzuladen, sich bei der Ausgabe von (vorläufig) Einer Million 7 pCtiger Prioritäten der neuen „Atlantischen und Great-Western Eisenbahn," die zwischen dem Ohio- und den Erie-Eisenbahnen erbaut wird, zu betheiligen. Für diese Obligationen haben die Amerikaner einen neuen Schwindel ersonnen. Sie lassen nämlich auf die vier ersten Halbjahr-Coupons drucken, daß die Bank von England die Zinszahlung derselben garantire. Bei der Bank von England werden nämlich die europäischen Kapitalzahlungen niedergelegt, und da der Bau der Bahn, zu welchem man das Geld gebraucht, auf die Dauer von zwei Jahren berechnet ist, so wird in der Bank bis dahin so viel Geld deponirt bleiben, daß die ersten vier Halbjahr-Coupons daraus bezahlt werden können. Nach Ablauf dieser zwei Jahre aber werden die geprellten Gläubiger wahrscheinlich mindestens bis zum Jahre 1880 warten müssen, ehe sie von ihrem Kapital, oder auch nur von den Zinsen, wieder etwas zu sehen bekommen. Die neuen Obligationen werden in London für den Preis von 80 Proc. ausgegeben — allerdings für ein sieben procentiges Papier ein sehr niedriger Cours, doch genau betrachtet, ist er um gerade 80 Procent zu hoch.

— Napoleon III. als Gymnasiast in Augsburg. Bei Grunow in Leipzig erscheint seit Anfang dieses Jahres ein Werk: „Louis Napoleon, Roman und Geschichte von Lucian Herbert," welches, auf 10 Bände berechnet, bisher bis zum 4. Bande gediehen ist. Dem unter der Presse befindlichen 5. Bande sind folgende Daten über Napoleon's Aufenthalt in Augsburg entlehnt, die von einem Mitschüler Napoleon's — einem Pfarrer in Baiern — herrühren:

„Zu Anfang des Jahres 1820 kam die Königin Hortense mit ihren beiden Söhnen und einem kleinen Hofstaate nach Augsburg, und bewohnte dort das später als gräflich Pappenheim'sches Palais bekannte Haus Lit. F., Nr. 372, in der St. Ruprechtsstraße. Mit dem Beginne des Sommer-Semesters 1820 übergab sie ihren Sohn Charles Louis Napoleon der Studien-Anstalt von St. Anna, die er hinfort als Schüler in allen Lehrfächern besuchte, in denen er, obgleich er noch nicht vollkommen mit der deutschen Sprache vertraut war, dieses Hindernisses ungeachtet, einen guten Fortgang machte, so daß er am Ende des Studienjahres die Erlaubniß zum Vorrücken in die nächste höhere Klasse erhielt. Rektor des Gymnasiums war damals Hofrath Dr. Heinrich Wagner. Prinz Napoleon trat unter dem Namen eines Herzogs von St. Leu in die Unter-Progymnasialklasse ein, die nicht weniger als 92 Schüler zählte, und an welcher Professor Johann Bapt. Martin lehrte. Die Privatstudien des Prinzen leitete sein Hofmeister Lebas, der Sohn eines früheren Konvent-Mitgliedes, und einige Zeit auch der Hellenist Hage; der erstere pflegte den Prinzen gewöhnlich auch in die Klasse zu begleiten, wo ihnen ein besonderer Tisch eingeräumt war. Uebrigens wurde Napoleon den andern Schülern gleichgeachtet, und selbst, wenn es erforderlich war, mit Strafen belegt. Bei einer solchen, die darin bestand, daß er in der Klasse einige Stunden im Arrest zubringen mußte, hatte auch Napoleon seinen Namen in eine Fensterscheibe eingeschrieben, der noch heute dort zu lesen ist. Daß die Fensterscheibe bis jetzt unversehrt blieb, rührt daher, daß dieselbe sehr hoch oben ist, wohin Niemand leicht zu kommen vermag. Mit Anfang des Studienjahres 1821 — 1822 trat Prinz Louis in die Ober-Progymnasialklasse über. Sein Professor war Doctor Karl Friedrich Dobel; die Schülerzahl betrug 56; unter diesen 56 nahm er am Ende des Jahres den vierundzwanzigsten Platz ein. Eine ehrende Erwähnung hatte sich der Prinz wegen seines Fleißes verdient; bei genauer Bekanntschaft mit der deutschen Sprache würde er sich auch einen höheren Platz erworben haben. Der Uebertritt in die nächst höhere Klasse wurde ihm unbedingt gestattet. Im Herbste des Jahres 1822 trat Prinz Louis in die Unter-Gymnasialklasse ein, und hier zum Professor Jakob Eckert; er erwarb sich durch Fleiß und Talent unter 58 Mitschülern den 19. „Fortgangsplatz," findet sich aber nicht unter denen, die eine ehrende Erwähnung verdienten; der Uebertritt in die nächste Klasse ward ihm jedoch unbedingt gestattet. Der Herzog von St. Leu benahm sich gegen seine Mitschüler durchaus freundlich und kollegialisch; wir hatten ihn sehr lieb und erfreuten uns namentlich an seiner Unkenntniß der deutschen Sprache, in welcher er jedoch gar bald bedeutende Fortschritte machte und schon nach einem Jahre sich ganz gut und fließend auszudrücken verstand. Hinsichtlich seiner Fähigkeiten schien sich zu zeigen, daß er für alte Sprachen keine besondere Neigung, dagegen für historische und mathematische Wissenschaften eine besondere Vorliebe hatte; aus diesem Grunde waren auch seine „allgemeinen Fortgangs-Klassen" eben nicht glänzend! In seinem häuslichen Umgange war er zwar nicht der Prinz, doch aber immer der, nach dessen Willen und Plan alle Spiele ausgeführt werden mußten, die zunächst einen militairischen Charakter hatten. Seine Mutter, die Königin Hortense, ließ sich selten sehen; gewöhnlich beaufsichtigte uns nur der Hofmeister oder ein alter Kammerdiener."

— Vörösmarty und Petöfi. Ueber diese und einige andere ungarische Dichter liefert Herr St. René Taillandier in der R. d. d. M. einen eingehenden Artikel, dem die deutschen Uebersetzungen beider Dichter von Kertbeny zu Grunde gelegt sind. Interessant ist dabei Taillandier's Ablehnung des Vergleiches, welchen exaltirte ungarische Kritiker zwischen Vörösmarty und Goethe und zwischen Petöfi und Schiller anstellen. Der französische Autor sagt: „Goethe, der Gelehrte und Künstler, der Philosoph und Dichter, der intelligente und respektvolle Beobachter der unendlichen Manifestationen der schöpferischen Macht, Goethe ist ein so vollkommenes Genie, daß es unmöglich ist, ihm irgend Jemand in unserem 19. Jahrhundert zu vergleichen. Was den hochherzigen Enthusiasmus Schiller's betrifft, so geht dieser mit so tiefen Betrachtungen, mit einer so treuen Vorliebe für die Philosophie der Kunst und der Freiheit Hand in Hand, daß eine solche Natur eben nur in Deutschland zur Erscheinung kommen konnte. Wir befinden uns aber nicht auf deutschem Boden, sondern in Ungarn. Vörösmarty und Petöfi — und das bildet gerade einen Theil des Interesses, das wir an ihnen nehmen — hängen weder mit Deutschland noch mit Frankreich, weder mit dem germanischen Geiste, noch mit der romanischen Tradition zusammen. Stellen wir daher, wenn wir von ihnen reden, keine Vergleiche an, die ihnen nur nachtheilig sein könnten; nur mit Männern ihrer eigenen Nation dürfen wir sie vergleichen. Was jene beiden Vertreter der ungarischen Poesie von einander unterscheidet, ist ein Gegensatz, wie er allerdings auch in anderen Ländern und zu allen Zeiten sich findet. Vörösmarty ist eine tiefe, ernste Natur, Petöfi ein lebhafter, ungezügelter Geist: der Eine der Dichter der Akademie und der Andere der des Volkes. Vörösmarty feilt seine Verse, berechnet seine Effekte, ordnet seine Bilder künstlerisch und verbindet die Rhetorik mit dem poetischen Gedanken. Petöfi dagegen hört nur auf sein Herz und drückt seine Gefühle in der schlichten, aber freimüthigen Sprache seiner ländlichen Heimat aus." — Taillandier erinnert, indem er von diesen beiden, von politischem Hasse gegen Oesterreich auf gleiche Weise erfüllten Dichtern spricht, an ein Wort Goethe's, der, als ihm sein Mangel an Franzosenhaß im Jahre 1813 vorgeworfen ward, gesagt haben soll: Wie könnte ich eine Nation hassen, die zu den kultivirtesten der Erde gehört und der ich selbst den größten Theil meiner geistigen Entwickelung verdanke? „Nur der ungarische Dichter," fügt Herr T. hinzu, „der in ähnlicher Weise sagen könnte: Ich hasse Oesterreich nicht, denn ihm verdanke ich die Bildung meines Herzens und Geistes, — nur ein solcher würde zu entschuldigen sein, wenn er die Traditionen Vörösmarty's und Petöfi's nicht fortsetzte."

J. C.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Bestellungen
übernimmt jedes Postamt des deutsch-österreichischen Postvereines, sowie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallstraße Nr. 21) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von **Joseph Lehmann.**

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins" nicht direct correspondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commissionair, Herrn B. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

№ 44. Mittwoch, den 31. October 1860. **29. Jahrgang.**

Inhalt:

Frankreich.

Daniel Stern's (Gräfin Agoult's) moralische Reflexionen.*

Marie v. Flavigny, Gräfin v. Agoult, der Lesewelt unter dem Namen „Daniel Stern" bekannt, ist eine geborene Deutsche, indem sie zu Frankfurt a. M. im Jahre 1805 das Licht der Welt erblickte. Ihre Erziehung hat sie jedoch bei den soeurs du sacré coeur in Paris erhalten. In der literarischen Welt hat sich Daniel Stern zuerst durch ihre in der Revue de deux Mondes um das Jahr 1843 veröffentlichten „Studien über den politischen und intellektuellen Zustand Deutschlands" einen Namen erworben, der dann häufig mit dem von George Sand, H. Heine und Franz Liszt, deren Ideen und Umgang sie zu theilen pflegte, zusammen genannt ward. Nach der Februar-Revolution nahm ihr schriftstellerisches Talent einen politischen Charakter an, so daß sie unter Anderem auch eine Geschichte dieser Revolution schrieb, die jedoch ebenso klanglos und unbedauert zu Grabe getragen worden ist, wie das Ereigniß selbst, dem das Buch ein Denkmal sein sollte. Die „moralischen Reflexionen," von welchen uns jetzt die dritte Auflage vorliegt, sind zuerst im Jahre 1849 als „Esquisses morales et politiques" veröffentlicht worden. Seitdem hat jedoch die Verfasserin einsehen gelernt, daß sie zur Politik keinen Beruf habe, und die neueste Auflage ihres Buches ist daher mehr dem inneren Menschen und der Familie, weniger dem staatlichen und sozialistischen Menschen gewidmet. Es trägt die stolze Devise:

„Wahrheit durch Freiheit,
Freiheit durch Wahrheit."

Die „Gedanken" und „Maximen" bilden in der französischen Literatur seit La Rochefoucauld und La Bruyère ein so eigenthümliches Genre, daß man ähnliche, neuere Erscheinungen, um sie objektiv zu beurtheilen, auch nur vom französischen Standpunkte auffassen darf. Wir legen daher den nachstehenden Notizen über das in Frankreich großen Beifall findende Buch eine Anzeige desselben zu Grunde, die sich in der Revue de l'instruction publique findet:

„Die alte, stylistische Form den durchdachten Stoff in abgerissenen Maximen und Gedanken wiederzugeben, setzt uns heutzutage einigermaßen in Verwunderung. Es ist indeß nicht zu leugnen, daß diese Form vor anderen große Vorzüge hat, da keine in so hohem Grade, wie sie, für Styleffekt geeignet ist. Feinheit, Eleganz, Präcision und Mannigfaltigkeit des Tons sind ihre hervorragenden Eigenschaften; hauptsächlich aber versteht es diese Form, dem Gedanken Relief zu geben und ihn von der wirksamsten Seite darzustellen. Entweder bietet sie uns witzige Einfälle oder zusammengefaßte Ideen, so daß wir oft auf zwei Zeilen die Resultate einer langen Kette von Schlüssen koncentrirt finden, deren langweilige Entwicklung der Autor uns erspart. Dem verfeinerten Geist gefällt diese Form wegen der mit ihr verbundenen Styl-Eigenschaften; den Gourmand besticht sie durch den ihr eigenen zarten Wohlgeschmack und auch den tieferen Geist fesselt sie, da sie das Nachdenken und die kritischen Fähigkeiten des Verstandes anregt. Da sie den geraden, offenen Weg logischer Auseinandersetzung verschmäht, so überläßt sie dem Leser die persönliche Arbeit, den inneren Zusammenhang ihrer Behauptungen aufzufinden und flößt ihm durch die dabei in's Spiel kommende Eitelkeit für Dinge Interesse ein, die sonst außerhalb seines Ideenkreises liegen. Auch gestattet sie dem Schriftsteller, die geistige Arbeit eines ganzen Daseins in einen kleinen Band zusammenzufassen und genau den Standpunkt zu bezeichnen, auf den er durch sein Denken gebracht worden ist.

„....Der großen Mehrzahl der Leser und Leserinnen trägt freilich das Buch Daniel Stern's keine Rechnung; denn durch seine Form schon ist es an ein Elite-Publikum gerichtet. Seine kurzen, entschiedenen Behauptungen nehmen keine Rücksicht auf die vielen ängstlichen Gemüther, die nur sanft zu neuen Ideen hingeleitet werden dürfen und sich kaum zu mittelbarer Anschauung entschließen können. Dadurch erhält das Buch etwas Anmaßendes, was vielleicht weniger in den Ideen der Verfasserin, als in der von ihr gewählten Form seinen Grund hat und auch, wenn man nach dem Erfolg des Buches urtheilen darf, die Leser durchaus nicht zurückschreckt.

„Es ist eine interessante Beschäftigung, das Buch Seite für Seite durchzugehen; denn alle Behauptungen, die es ausspricht, man mag sie gutheißen, oder verwerfen, haben einen sehr ernsten Sinn und berühren Gegenstände, die zwar dem Gesichtskreis der Menge entrückt, nichtsdestoweniger aber für den denkenden Geist fesselnd und anregend sind."

Wir folgen hierin nicht dem französischen Kritiker, sondern beschränken uns darauf, drei Kapitel, die uns als die merkwürdigsten erschienen sind, hervorzuheben: das über Erziehung, das über die Religion unserer Zeit und besonders das über die Frauen.

Die Verfasserin ist streng gegen die Frauen, die sie sehr gut zu kennen scheint. „Um rechtschaffene Frauen recht kennen zu lernen, muß man viel mit solchen verkehrt haben, die es nicht sind." In der That kann man da den naiven Egoismus und die Falschheit am Klarsten erkennen, welches Grundzüge der weiblichen Seele zu sein scheinen. Der Verfasserin kam es jedoch nicht darauf an, eine Satire zu schreiben; sie geht vielmehr auf den Grund der Dinge und frägt sich, ob jene Fehler wirklich mit der weiblichen Natur verwachsen sind; sie findet sehr richtig ihre Ursache in der absurden Erziehung, die unsere Gesellschaft den Frauen ertheilt. Sie zeigt auf's Lebhafteste, wie die Frau von Kindheit an in eine falsche Umgebung gebracht wird, aus der sie sich nie fortbewegen darf, und wie ihre Laster hauptsächlich dem beleidigenden Egoismus des

* Esquisses morales. Pensées, réflections et maximes, par Daniel Stern. Troisième édition, augmentée et ornée du portrait de l'auteur. Paris, J. Techener, 1860.

Mannes zuzuschreiben sind, der die Frau zum Gegenstand der Lust und des Vergnügens herabwürdigt. Von dem Augenblicke an, in welchem sie gelernt hat, sich für ihren Herrn zu putzen und auf anmuthige Art die nichtigen Salonkünste zu entfalten, sobald sie es versteht, liebenswürdig zu verleumden und eine feine Intrigue zu spinnen, bleibt nichts mehr zu wünschen übrig, und ihre Erziehung ist vollendet. Gewisse Männer glauben, den großen Dichter Molière auf ihrer Seite zu haben, weil er eine seiner lächerlichsten Persönlichkeiten sagen läßt, daß eine Frau genug weiß,

Quand la capacité de son esprit se hausse
A connaitre un pourpoint d'avec un haut-de-chausses.

Ihnen ist die Frau nur das erste Hausthier.

„Die Männer von heut," sagt Daniel Stern, „kennen nur zwei Arten von Frauen, die Frau der Freude und die Frau der Sorge. Die Eine amüsirt sie nach dem Trinken, die Andere bereitet ihnen das Essen.

„Es ist ein großer Uebelstand, daß die Frauen zuletzt selbst glauben, was ihnen so oft gesagt wird, daß darin nämlich ihr eigentlicher Wirkungskreis liegt und sie nichts weiter zu beanspruchen haben. Man begegnet selten Frauen, denen unsere dummen Vorurtheile so viel Verstand gelassen haben, um nach höheren Zielen zu streben. Sie brauchen ein Spielzeug und wenn sie einem Idol, dem Liebhaber, dem Gatten oder dem Kinde dienen können, so ist die übrige Welt nicht für sie vorhanden. Ihre glühendsten Anbeter bieten ihnen auch kein anderes Ideal, als etwa das Loos einer Wilden oder eines Thierweibchens. Während der Mann, der in die Welt des Geistes eingeführt wird, fortschreitet und sich erhebt, kriecht die Frau in ihrer natürlichen Unwissenheit am Boden; sie bleibt stets ein Kind, ja ein schlecht erzogenes, nur von dunkelem Instinkt geleitetes Kind, das keine andere Furcht kennt, als die vor der öffentlichen Meinung und der Strafe.

„Diejenigen, welche durch glückliche Umstände oder eigene Kraft sich über diesen niedrigen Standpunkt erhoben haben, werden durch die öffentliche Meinung gezwungen, ihren Adel zu verbergen, und kaum ist der Fall in unserem neunzehnten Jahrhundert denkbar, daß eine Frau im eigenen Namen die edelsten Ideen aussprechen und gegen das entwürdigende Joch protestiren wird, das ihr ein Gebieter auferlegt, der ebenso sehr für seine Ueberlegenheit, als für sein Vergnügen bedacht ist.

„Man scheint zu befürchten," fährt Daniel Stern fort, „daß, wenn ihr Geist erst geweckt ist, sie weniger gute Haushälterinnen und weniger amüsante Schwätzerinnen sein werden." Es giebt aber auch wirklich Männer, die so unvernünftig und aufrichtig sind, solche Dinge auszusprechen. Sie wollen es nicht sehen, daß die ungebildete Frau durch ihren Einfluß auf Gatten und Söhne die Hauptschuld unseres moralischen Elends trägt. Wenn das Familienleben so oft eine Quelle von Langeweile, Leiden und Erbärmlichkeiten ist, so liegt die Ursache davon hauptsächlich in der Ungleichheit der Geister, die zu einem Bunde verdammt sind, von dem die Seele nichts weiß. Es ist dies ein tiefer Schaden unserer Gesellschaft, aus dem der Verfall der Ehe entspringt. „Von dem Moment ab, wo die Frau nicht mehr ein bloßer Gegenstand des Vergnügens, der Ausgaben und des Luxus, eine Puppe zum Anziehen und Putzen sein wird, sondern die wahre, treue Gefährtin des Mannes, die Theilhaberin seiner Ideen und Werke, kann die wiedergeborene Gesellschaft furchtlos der Zukunft entgegen gehen."

Diese Frage, die viel zu ernst ist, um in wenigen Zeilen erledigt zu werden, gewinnt täglich neue Wichtigkeit und beschäftigt die edelsten Gemüther. Die Kritik, die Michelet wegen einiger, vielleicht übertriebenen Details in seinem Buche über „die Frau" so heftig angreift, hat dadurch einen Beweis ihres Unverstandes geliefert, und wird trotz all ihren Anstrengungen dem Werk seinen Werth nicht rauben können. Die Sache, die von diesem großen Schriftsteller und von Daniel Stern so feurig vertreten wird, hat von keinem noch so routinirten Gegner etwas zu fürchten. Die Frau ist nicht zu ewiger Erniedrigung verdammt; sie hat, wenn ihr auch ihr gegenwärtiger unwürdiger Zustand zum Vorwurf gemacht werden kann, die Zukunft für sich, und zwar in näherer Zeit, als es Manchem scheint.

Das Buch der Frau Daniel Stern strömt übrigens von edlen und erhabenen Ideen über. Da wir sie nicht alle citiren können, so erwähnen wir nur wenige:

„Resignation, Gehorsam ist das erste und letzte Wort priesterlicher Weisheit, noch bei der einförmigen Todtenglocke, die all unsere Hoffnungen nach einander zu Grabe läutet. Sich in sein Unglück finden, heißt nicht resigniren. Das Eine ist das Merkmal starker Seelen, das Andere das Kennzeichen eines schwachen Charakters."

„Unsere Gewissensbisse stehen nicht im Verhältniß zu unseren Fehlern, sondern zu den Tugenden, die uns geblieben sind."

„Die Moralisten predigen dem Menschen: vernichte, tödte den Ehrgeiz in Dir. Ich sage ihm: rechtfertige ihn. Darin liegt das Geheimniß jedes wahrhaft großen Lebens."

„Das Christenthum hat die traurigste aller Scheidungen ausgesprochen, indem es Seele und Körper im Menschen trennte. Der Mensch ist als irdisches Wesen weder Körper ohne Seele, noch Seele ohne Körper. Was ist daher eine Psychologie ohne Physiologie und eine Physiologie ohne Psychologie? Wie kann man in der Wissenschaft das scheiden wollen, was doch in der Natur untrennbar ist?"

Der Styl hat alle Eigenschaften, welche die von der Verfasserin gewählte Form fordert: Gedrängtheit, Feinheit und Sicherheit. Einige Beispiele werden dies besser beweisen, als alle unsere Lobsprüche:

„Kein Geheimniß wird besser bewahrt, als das, vor dem die Eitelkeit Schildwache steht."

„Selten täuschen uns die, welche wir lieben; gewöhnlich sind wir es, die sich in ihnen täuschen."

„Liebt das Leben und es wird Euch wieder lieben."

„Die Frömmigkeit der Frauen ist oft nur Koketterie mit Gott, die sie beschäftigt, amüsirt und zu Nichts verpflichtet."

„Das Talent ist den Frauen eine eitle Aufregung; Berühmtheit verurtheilt sie zu schauriger Einsamkeit."

„Der Mensch lernt erst ganz allmählich seinen Nächsten lieben. Das letzte Gefühl, zu dem sich die Menschheit erhebt, ist Menschlichkeit."

„Es giebt Worte, die wie Flammen emporsteigen, andere, die wie Regen herabfallen."

„Es mißfällt mir, daß die Frauen so unendlich viel weinen. Sie sind Opfer, wie sie sagen, das ist wahr, aber sie sind Opfer ihrer Unwissenheit, die sie blind macht, ihrer Trägheit, die sie der Langeweile anheim giebt, der Seelenschwäche, die sie gefesselt hält, der Frivolität, die sie alle Demüthigungen als Schmuck betrachten lehrt, und der Kleinlichkeit des Geistes, die ihnen nur für Liebesintriguen und häusliche Geschichten Interesse einflößt. Weint weniger, meine lieben Zeitgenossinnen; die Tugend nährt sich keineswegs von Thränen. Laßt Eure Seufzer und Klagen, rafft Euch zusammen und geht festen Schrittes der Wahrheit entgegen. Faßt erst einmal den Muth, ihr in's Gesicht zu sehen und Ihr werdet Euch Eurer Zaghaftigkeit schämen. Dann werdet Ihr begreifen, daß die Natur den Schmerz nur als einen Sporn zum Fortschritt anwendet, und daß Eure träge Melancholie, Eure fruchtlosen Seufzer und Klagen der Energie ihrer Pläne vollständig zuwider sind.

„Noch einmal, trocknet Eure Thränen, nehmt Theil an der etwas trockenen Wissenschaft und der schwierigen Arbeit dieses Jahrhunderts. Die sich umformende Gesellschaft bedarf Eurer Mithülfe; denkt und handelt, und bald wird Euch die Zeit fehlen, Eure chimärischen Uebel und die vermeintlichen Ungerechtigkeiten des Schicksals zu beklagen, die nur die gerechte Strafe Eurer freiwilligen Unwissenheit sind."

Solche Stellen sind in diesem Buche nicht selten. An einer anderen Stelle entwirft die Verfasserin ein ergreifendes Bild von dem unruhigen Haltepunkt, auf dem die Menschheit in diesem Moment angelangt ist; dann richtet sie ihren Blick auf die Zukunft und fügt hinzu: „Was antwortet aber der Vermittler der ewigen Wahrheit, der Diener Gottes hienieden, der Priester auf dies Alles? Er sagt, die Liebe sei eine Thorheit, der Gedanke eine Gefahr, Dienstbarkeit eine Pflicht, Gleichgültigkeit sei Liebenswürdigkeit, Schweigen Frömmigkeit, und Abtödtung des Fleisches und Verstandes ein Gott gefälliges Opfer! Glaubt etwa diese Todesweisheit, alle Stürme des bewegten Lebens beruhigen zu können?"

Gegen das Ende des zweiten Theils sind besonders einige Stellen, die man als Muster ironischer oder entrüsteter Beredtsamkeit aufstellen könnte. Die Verfasserin hascht zwar nie nach Witz, verschmäht ihn aber auch nicht, wenn er ihrem Gedanken einen lebhafteren Ausdruck verleiht:

„Die hartnäckigsten Bestrebungen unserer modernen Künstler erzielen durchaus keine wahrhaft christliche Kunst. Sie rüsten sich nach Jerusalem und bleiben in Alexandrien stehen."

„Schon oft habe ich mir darüber Rechenschaft geben wollen, was man eigentlich in der Welt einen Freund nennt, und bin zu der Erkenntniß gekommen: ein Freund ist ein Mensch, der das Recht zu haben glaubt, uns bei jeder Gelegenheit eine verletzende Wahrheit zu sagen, einen unnützen Rath zu geben und uns Geld abzuborgen, ohne es wieder zu bezahlen."

In einem, zu einem vollständigen Citat für unseren Raum leider zu langen Abschnitt malt die Verfasserin die koketten Raffinements des modernen Gottesdienstes in sehr hübscher Art: „Ein junger Prediger besteigt die Kanzel und theilt in wohltönenden Perioden verschwenderisch die Sakristeiblumen aus, deren künstliche Schönheit dem frommen Geschmack

angenehm ist. Almosensammlerinnen von einschmeichelndem Aussehen empfangen Eure Gaben und bezahlen sie durch Lächeln wieder."

„Herr H . . . . . sagt Ihr, sei das Haupt einer Schule? Durchaus nicht! Er ist der Chef einer Werkstätte. Was er uns als Doktrin giebt, ist höchstens philosophische Industrie."

„Es giebt kleine Wahrheiten, die durch Uebertreibungen grobe Lügen werden."

„Wozu dienen, außer zur Ermüdung des Ohrs und Gewissens, die beständigen Redensarten: Ich hätte es vorhersehen können; Du hättest es thun sollen, ic. Positive Naturen werden sich nicht sobald mit diesen Conjugationen des unnützen Bedauerns abfinden."

Sehr oft gelangt die Verfasserin erst durch einen Umweg zum Ausdruck ihrer Ideen. Eine Anekdote, eine persönliche Erinnerung, ein anmuthiges oder starkes Bild geben oft der moralischen Betrachtung ein mehr natürliches oder poetisches Gewand.

„Als ich an einem schönen Octobertage in dem Garten der Villa Pamphili spazieren ging, wurde ich plötzlich von der wunderbaren Schönheit einer großen Zahl grüner Bäume überrascht, die ich im Sommer, als dichteres Laub sie versteckte und die Vegetation in voller Pracht war, gar nicht beachtet hatte. Bescheidene, geduldige Freundschaft, dachte ich, ebenso vergißt man auch Dich in den seligen Stunden jugendlicher Liebe; ebenso erscheinst Du als sanfte Trösterin am Abend des Lebens, wenn die Leidenschaft todt und das Dasein freudenleer ist."

„Als Ulysses an die Ufer von Ithaka geworfen wurde, erkannte er sie nicht wieder und beweinte sein Vaterland. So erkennt auch der Mensch, im Besitz des Glücks, seinen Traum nicht wieder und seufzt."

„Die meisten Männer sind in der Liebe nicht frei von Unzartheit. Das Bild der geliebten Frau steht nie so einsam auf ihrem Altar, als daß nicht fremde Einflüsse sich damit in ihrem Geiste vermengten. Wenn sie sich vor der Angebeteten neigen, gleich der Woge, die das Ufer berühren will, so legen sie ihr wider Willen den Schlamm ihrer verderbten Gewohnheiten, den Schaum ihrer Erinnerungen zu Füßen."

„Das Aeußere der orientalischen Häuser bietet dem Beschauer gewöhnlich nackte Mauern. Aber im Innern wird das Auge durch zahllose Säulen, kostbaren Marmor, sprudelnde Quellen und den wundersam phantastischen Reichthum arabischer Kunst geblendet. Schade nur, die Pforte dieser reizenden Wohnungen ist fast immer geschlossen und öffnet sich nur der Liebe und Freundschaft. So ist es auch bei gewissen, scheinbar kalten, hohlen Naturen, bei denen man sich den Eintritt zu der verborgenen Pracht erzwingen muß."

Besonders müssen wir nun noch der am Ende des Buches gesammelten Fragmente „Eva" und „das Kolisäum" gedenken. Diese beiden Bilder aus der Revolution und dem Leben sind, obwohl nicht gereimt, poetischer, als manche Verse. Die Prosa hat in einer Beziehung einen großen Vorzug vor der Poesie: sie glaubt sich nämlich nicht, wie diese durch Beispiel und Gewohnheit berechtigt, statt wahren Gefühlausdrucks jene veralteten Formen zu setzen, die dem Reimer von Profession, wenn auch nicht dem wahrhaften Dichter, so geläufig sind. Wahrer poetischer Charakter zeichnet dies Buch aus; aus allen Reflexionen und Aussprüchen spricht die lebensvolle Seele, die viel geliebt, gelitten und gedacht hat, nicht aber der hohle Stylkünstler, dessen höchstes Streben es ist, das vor ihm Gesagte schöner und besser zu wiederholen, und Gefühle niederzuschreiben, die er nur vom Hörensagen kennt.

England.

Memoiren von George Rose.*

Mit Recht kann der Leser der zahlreichen englischen Memoiren und Briefwechsel, welche sich auf den Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts beziehen, fragen: Wer war George Rose? In der That spricht in jener Zeit fast Jedermann von George Rose, als von einer wichtigen Person, zu welcher man großes Vertrauen hat. Walter Scott will eine historische Notiz ausfindig machen und wendet sich an George Rose. König Georg wünscht irgend Etwas auf seiner Reise nach Weymouth, und er bittet George Rose, es ihm zu besorgen. Lord Marchmont sieht sich nach einem Testamentsvollstrecker um, und er entschließt sich, George Rose zu ersuchen, das Amt zu übernehmen. Der Herzog von Northumberland wünscht Etwas von dem Ministerium zu erlangen und sucht sich das Wohlwollen von George Rose zu sichern. Lord Auckland will Peer des Vereinigten Königreichs werden und in's Oberhaus kommen, und er theilte sein Verlangen an George Rose mit. Lady Hamilton glaubte ein Anrecht darauf zu besitzen, wegen ihrer Nelson geleisteten Dienste vom englischen Volke belohnt zu werden, und verläßt sich auf die Bemühungen ihres „lieben, guten Herrn Rose." Kurz, Jedermann kennt George Rose, nur nicht der Leser, welcher dieses allgegenwärtige, wichtige und geheimnißvolle Wesen in den Memoiren der Zeit auftauchen und dann sofort wieder verschwinden sieht. George Rose weiß Alles, sieht Alles, thut Alles, er ist das allgemeine Faktotum, Figaro hier, Figaro da, der intime Freund aller Klassen, von dem armen wahnsinnigen König bis zu dem zerlumpten, bettelnden Matrosen, eine Art von Vertrauensmann, bei dem man alle seine Wünsche und Geheimnisse niederlegt. Wer ist er und was ist er? Und woher kommt es, daß er immer auftaucht, wenn man ihn braucht, und dann wieder verschwindet, ehe man im Stande ist, etwas über ihn selbst in Erfahrung zu bringen? Wir sehen ihn immer als einen klugen, vorsichtigen, ruhigen, kleinen Mann, der immer bei der Hand ist, sich aber nie aufdrängt.

Außerdem trifft es sich, daß er Secretair des Schatzes ist — er ist Pitt's rechte Hand zwanzig Jahre lang —, und darin liegt das Geheimniß seines Einflusses. Er ist eine von den Arbeitsbienen des Ministeriums, welche Alles in Zug bringen und alle langweilige und nothwendige Mühe haben. Pitt beabsichtigt, eine Kriegssteuer auf Privatbrauereien zu legen, und er fragt George Rose um Rath. Er ist um die Kornärndte besorgt, und erkundigt sich danach bei George Rose. Er will die Bedingungen für die nächste Anleihe aufsetzen, und muß die Meinung von George Rose kennen. Zwanzig Jahre lang hatte der Premierminister, welcher den größten Theil dieser Zeit hindurch nicht nur Premier war, sondern eigentlich auch die ganze Regierung in Händen hatte, diese vertrauten Beziehungen mit George Rose, und daraus erwuchsen denn, wie sich leicht begreifen läßt, vertraute Beziehungen zwischen anderen Personen und dem unermüdlichen Secretair. Wenn sein Amt auch ein untergeordnetes war, so läßt sich doch einsehen, wie wichtig es war, wenn es von einem einzigen Manne zwanzig Jahre lang ausgefüllt wurde, und zwar unter dem mächtigsten Premierminister, den England seit Walpole gehabt hatte. Pitt war oft unzugänglich; er war ein schlechter Korrespondent; sein Geist war ganz von den politischen Verhältnissen absorbirt; er war mit Sorgen belastet. Wenn man nicht zu ihm kommen konnte, so war das Beste, zum Secretair des Schatzes zu gehen, zu dem lieben, guten Herrn Rose, dem Rathgeber, dem Mentor, dem Freunde von Freunden in Noth. Biographien solcher Leute müssen interessant sein. Man will gern sehen, wie die Staatsmaschine in Bewegung gesetzt wird, wie die großen und kleinen Räder ineinander greifen, und eine wie wichtige Rolle die Zähne und Hebel, welche dem gewöhnlichen Blick ganz verborgen bleiben, darin spielen. Es scheint fast, als ob man aus Biographien solcher viel arbeitender nützlicher Männer mehr von dem wirklichen Zustande der Dinge erfahren könnte, als aus den Memoiren bedeutenderer Persönlichkeiten, welche blos bei großen Resultaten in's Spiel kommen, und selten mit den kleinen Einzelheiten zu thun haben, aus welchen diese großen Resultate folgen. Wir schlagen daher die Memoiren eines der ausgezeichnetsten Männer dieser Klasse, eines Mannes, der außerordentliche Gelegenheiten hatte, Alles zu wissen, was vorging und Licht über dunklere Verhandlungen und Dinge zu verbreiten, mit großen Erwartungen auf, welche aber zu unserm Bedauern nicht erfüllt werden.

George Rose war, wie wir bereits gesagt haben, außerordentlich diskret, und diese Eigenschaft, welche ihn seinen Freunden so nothwendig machte, verhinderte vielleicht die Möglichkeit irgend welcher außerordentlicher Enthüllungen. Er sog Alles in sich ein und gab Nichts von sich. Erfuhr er Etwas, so verschloß er es in einem geheimen Fach und nahm es nie wieder heraus. So zeigen ihn uns seine Tagebücher; er schrieb dieselben für seine Kinder, dachte sich aber, sie könnten möglicherweise in die Hände von Fremden gerathen, und vermied deshalb alle unnöthigen Enthüllungen. Er vermeidet Anekdoten, erzählt keine Skandalosa, drückt sich in diplomatischer Weise aus und giebt sich nie auf irgend eine Weise gefangen; wir finden in der That mehr Argumente, als Thatsachen. Wir wissen schon fast Alles, was er uns zu sagen hat, und erfahren nicht viel neues Material in seinen Tagebüchern, sondern erhalten mehr Gründe, warum dies und das vorfiel und etwas Anderes nicht geschah, Erklärungen, welche in den meisten Fällen ganz unnöthig sind. Zusammen mit seinen Tagebüchern, erhalten wir eine große Menge offizieller Korrespon-

* The Diaries and Correspondence of the Right Honourable George Rose, containing Original Letters of the most distinguished Statesmen of his Day. Edited by the Rev. Leveson Vernon Harcourt. 2 vols. London, 1860.

denz. Es sind meistentheils Briefe an ihn, beziehen sich auf Fragen der Politik und verbreiten kein besonderes Licht auf wichtige Vorgänge. Es sind meistens schwerfällige Aktenstücke, durchaus ohne Witz und in welchen der Gedanke vergraben liegt, wie eine Stecknadel in einem Bündel Heu. Sie sind von offiziellen Federn, auf offiziellem Papier, an offiziellen Schreibtischen, von Leuten mit gepudertem Haar und in Hof-Uniform abgefaßt, welche ihren Brief damit anfangen, daß sie sich „auf ihr Schreiben d. d. 5. September" beziehen und damit endigen, daß sie die „ergebensten, treuesten und unterthänigsten Diener" sind und bleiben. Warum diese Masse von Briefen überhaupt veröffentlicht ist, läßt sich schwer begreifen, zumal da wir nicht Rose's Antworten auf diese Briefe bekommen. Alles, was man daraus sieht, ist, daß Rose auf sehr vertrautem Fuß mit Personen von Distinction stand; und gewiß können Personen von Distinction sehr langweilige Briefe schreiben. Die meisten haben wohl Werth als Autographen, aber zur Veröffentlichung sind sie durchaus ungeeignet. Der Herausgeber hat sich außerdem manche Unachtsamkeit zu Schulden kommen lassen, und scheint überhaupt mit der geheimen Geschichte jener Zeit nicht sehr bekannt zu sein. So sagt er z. B., Canning hätte gern im Ministerium Grenville gesessen, selbst, wenn er seine Partei deßwegen hätte aufgeben müssen, während doch allgemein bekannt ist, daß Canning sich weigerte, in dies Ministerium ohne seine Partei einzutreten ꝛc.

George Rose wurde 1744 in Schottland geboren, trat als junger Mensch in die Marine ein, sah aber bald, daß er darin nicht auf Beförderung zu rechnen habe, und widmete sich dem Staatsdienste. Unter Lord Shelbourne wurde er Secretair des Schatzes, und machte in dieser Stellung die Bekanntschaft Pitt's, der damals Schatzkanzler war, und an den er sich bald eng anschloß; im Jahre 1783, als Pitt sein erstes Ministerium bildete, nahm er Rose mit in dasselbe hinein und hatte auch keine Ursache, dies zu bereuen; denn Rose war ein vortrefflicher Assistent, immer fleißig, pünktlich, genau, gesammelt, Meister sämmtlicher Details, welche Pitt, der mehr an die Resultate dachte, gewöhnlich übersah. Er blieb 17 Jahre lang mit Pitt, für den er eine schwärmerische Verehrung hatte im Amte, wurde auch 1804 zum Vicepräsidenten des Handelsministeriums befördert und verlor seine Stelle, als Pitt starb und sein Ministerium gestürzt wurde. Unter dem Herzog von Portland trat er wieder in's Amt ein, und war im Jahre 1807 zusammen mit Lord Palmerston, der damals zuerst eine Stelle erhielt, Lord der Admiralität. Später wollte ihn Perceval zum Schatzkanzler machen, wogegen aber Rose Einsprache that, obwohl er sehr gut für das Amt gepaßt hätte, da er sehr viele Kenntnisse im Finanzwesen hatte; aber er würde in der Abwesenheit Perceval's Führer des Unterhauses gewesen sein, und einem solchen Posten fühlte er sich nicht gewachsen. „Guter Gott! Herr Rose, haben Sie nicht mehr Ehrgeiz?" war eine Frage, welche er oft zu hören bekam, wenn er hohe Aemter ablehnte. So blieb er denn immer ein Subalterne, der seine Arbeit tüchtig that, aber vor Verantwortlichkeit zurückschreckte; der immer guten Erfolg hatte, aber nie Etwas wagte. Von seinem Privatleben wissen wir fast nichts. Aus dem Tone, der in seiner Selbstbiographie und seinem Tagebuche herrscht, könnte man fast schließen, daß er gar kein Privatleben gehabt habe, sondern eine bloße Rechenmaschine gewesen sei. Zufällig kommt es aber heraus, daß er verheiratet und ein vortrefflicher Familienvater war, sowie daß seine Kinder sehr an ihm hingen. In der That erfahren wir von ihm selbst in den beiden vorliegenden Bänden fast nichts; er erscheint blos als der Trabant Pitt's; Pitt's Licht fällt auf ihn, Pitt's Politik wird besprochen; was er gesagt hat, wird citirt, was er wünscht, geschieht. Das Buch ist insofern interessant, als es den ungeheuern Einfluß zeigt, welchen Pitt auf Alle hatte, die mit ihm in Berührung kamen. Alle seine Freunde liebten ihn; er war niemals zornig, immer freundlich, nachsichtig; dachte nie an sich selbst, blos an den Staatsdienst, und beherrschte seine ganze Umgebung vollkommen. Er war unwiderstehlich, that mit allen Leuten, was er wollte, und benutzte sie, wie der Töpfer den Thon benutzt. Man könnte die Ergebenheit, welche Alle ihm bewiesen, sklavisch nennen, wenn nicht dieselben Leute sonst in keiner Weise sklavisch gewesen wären; es war mehr eine magnetische, magische Anziehungskraft, welche Pitt auf sie ausübte. Pitt brauchte blos seinen kleinen Finger zu rühren, und aller Widerspruch war zu Ende, und das Alles kam ganz natürlich, und ohne daß es dem großen Manne irgend welche Aufregung kostete. Er vernachlässigte die Gesellschaft einigermaßen, war ein schlechter Korrespondent und zuweilen unaufmerksam; seine Trabanten fürchteten oft, daß ihr Gott sich nichts aus ihnen mache; aber er brauchte nur Ein Wort zu sagen, und Alle lagen ihm zu Füßen. Es war etwas Wunderbares in ihm. Als das Coalitionsministerium gebildet war, schien es, als ob Pitt nun sein Bündel schnüren und wieder Advokat werden müsse; aber in einer unglaublich kurzen Zeit war die Coalition in alle vier Winde zersprengt und Pitt, damals ein ganz junger Mensch, trat an die Spitze der Regierung, welche er mit der größten Klugheit siebzehn lange und ereignißreiche Jahre leitete.

Mit Ausnahme des Umstandes, daß wir die erstaunliche Gewalt, welche Pitt über Alle ausübte, in diesem Buche recht lebhaft vor uns sehen, erfahren wir nur wenig Wichtiges daraus. Jedoch bestätigt dasselbe, daß Pitt ursprünglich friedlich gegen Frankreich gesinnt war; er wollte keinen Krieg mit Frankreich, blos wegen der in Frankreich herrschenden Ansichten, und zog die Politik der Nicht-Intervention vor. Aber die Whig-Historiker, welche die elende Stellung entschuldigen wollten, in welcher Fox sich befand, als er dem Kriege entgegen trat; und radikale Redner wie Bright, welche überhaupt dem Kriege an und für sich als einem passe-temps der Aristokratie auf Kosten des leidenden Volkes feindlich sind, wollten es immer so darstellen, als ob Pitt ein grimmiger Franzosenfresser gewesen sei. Und doch erbot sich Pitt zu wiederholten Malen, Frieden mit Napoleon zu schließen und ihn in unbestrittenem Besitze des französischen Thrones zu lassen, wenn er nur sich auf die alten Gränzen der französischen Monarchie beschränken wollte. So schreibt Pitt an den Marquis von Stafford, sein sehnlicher Wunsch sei, daß man den Krieg zu Ende bringen und Frankreich die Regulirung seiner inneren Verhältnisse selbst überlassen möge. Im Jahre 1796 war Pitt so sehr darauf bedacht, Frieden zu schließen, daß der König ein Mal bemerkte, er freue sich sehr, daß Lord Malmesbury die Geschäfte führe, da Pitt gewiß in allen Stücken nachgegeben haben würde. Ueberhaupt finden wir, je mehr wir von Pitt's Privat-Korrespondenz und seinen Privat-Ansichten hören, daß er ehrlich war, und nicht wie Fox gewisse Ansichten für das Parlament und andere Ansichten für sich selbst hatte. — In einem Briefe an Grey schreibt Fox: „Thatsache ist, daß ich die englische Regierung etwas mehr hasse, als Sie und meine übrigen Freunde, und gewiß mehr, als ich, wenn ich vorsichtig bin, eingestehen darf. Der Triumph der französischen Regierung über die englische, bereitet mir ein Vergnügen, das ich nur schwer verheimlichen kann."

Man sieht, daß Fox eine Politik hatte, zu welcher er sich bekannte und eine andere, die er verheimlichte; so kann man sich denn auch nicht darüber wundern, daß er sich bald in einer falschen Stellung befand, seine Partei verlor und isolirt wurde; und doch erklärte er auf seinem Sterbebette, daß Pitt ganz Recht gehabt habe, daß Frieden mit Frankreich unmöglich, und Krieg unvermeidlich gewesen sei.

Daß ein Sohn von George Rose nach Herstellung des Friedens einige Jahre Gesandter in Berlin war und sich hier ganz besonders für die protestantischen Missionen unter den Heiden und Juden interessirte, wird Manchem unserer deutschen Leser vielleicht noch bekannt sein.

Ostindien.

Die Ursachen des indischen Aufstandes.*

II.

Religion, Unterricht und Presse.

Herr Montgomery-Martin spricht im Fortgange seines Werkes auch von der Ausschließung der Eingebornen von jeder Theilnahme an der Regierung.

„Man hat diese Ausschließung als eine der wesentlichsten Bedingungen der Dauerhaftigkeit unserer Herrschaft in Indien betrachtet; viele Personen von Bedeutung jedoch haben auf die nachtheiligen Folgen davon hingewiesen: „Wir schließen mit aller Sorgfalt," sagt Sir Thomas Munro, „die Eingebornen von jeder ehrenvollen oder einträglichen Stellung aus; wir beschränken sie auf die untersten Aemter, wo sie kaum zu leben haben...... Wir behandeln sie als eine Gattung niederer Wesen. Leute, welche unter einer heimischen Regierung die ersten Posten des Staates bekleidet haben, welche Statthalter von Provinzen geworden sein würden, werden ziemlich wie Bediente angesehen. Sie sind oft nicht besser als solche und wir erlauben ihnen kaum, sich in unserer Gegenwart zu setzen."

Dieser Uebelstand ist um so schlimmer, als die europäischen Herren, welchen Indien zur Regierung anvertraut ist, meist Nepoten der Compagnie-Herren ꝛc. sind, wie Lord William Bentinck selbst mit klarster Um-

* Nach dem englischen Werke von Montgomery-Martin.

ständlichkeit erörtert. Die ostindische Compagnie hatte nicht blos das Monopol des Handels, sondern auch, wie unser Gewährsmann sich ausdrückt, „das Monopol der Patronage," d. h. alle öffentlichen, gewinnreichen Bedienstungen und Stellen waren so zu sagen ausschließliches Eigenthum der Vetterschaften der Compagnie-Theilhaber. Nun denke man sich alle hohen und wichtigen Civil- und Militärposten von halb- oder ganz verdorbenen englischen Lordsöhnen, Großhändlersfrüchtchen ꝛc. besetzt, die nach Indien den ganzen Uebermuth englischen Junkerthums, den Knallpeitschenhumor des Sport- und Turftreibens mitbringen, und mit unendlicher Ueberhebung auf die braunen Inder herabsehen, von deren knechtischem, unterwürfigen Sinne man von vornherein überzeugt ist; und man kann sich denken, welcher Art diese Regierung sein mag. Dazu kommt, daß diese regierenden Herren es meist unter ihrer Würde halten, die Landessprache zu lernen. „Die Engländer haben im Allgemeinen wenig Fähigkeit, fremde Sprachen zu lernen." — Sie wissen auch folglich gar nicht, was im Lande vorgeht, was man denkt, treibt, schreibt und druckt.

„Diese beklagenswerthe Unwissenheit ist die Folge der Patronage, und es ist traurig, daß sich eine Regierung so wenig um die Fähigkeit der Agenten bekümmert, denen sie ihre Macht überträgt, wie dies die Compagnie thut. Lord Wellesley hat Alles gethan, was er thun konnte, um diesem Stande der Dinge abzuhelfen; es wurde frostig aufgenommen, und selbst heute noch denkt man kaum an die Folgen desselben." — Natürlich genug, die Hauptsache ist, daß die Aristokraten Englands ihre Söhne in Indien unterbringen; die Nebensache, daß es gut regiert wird. Alle Taugenichtse, Dummköpfe und verdorbenen Studenten Englands sind für Indien noch gut genug, wie Indophilus (S. 45) sagt: „Man kann jene sehr gescheidten Bevölkerungen, welche schon so bedeutende Fortschritte in unseren Künsten und Wissenschaften gemacht, und noch täglich mehr machen, nicht ärger beleidigen. Das allein würde genügen, von anderen Beschwerden ganz abgesehen, um ihre Rebellion zu erklären und zu rechtfertigen."

Die Engländer haben sich in neuerer Zeit daran gewöhnt, selbst in Denkschriften, Büchern, Zeitungen und Briefen die Hindus kurzweg als „Niggers," d. h. als Negersklaven zu bezeichnen. — Die gebildeten Hindus wissen recht gut, was das eigentlich bedeutet; denn sie erfahren die diesem Begriffe entsprechende Behandlung tagtäglich, und feiner fühlende Engländer, selbst höchsten Ranges, wie z. B. Sir Charles Napier, sind über die Frechheiten empört, die sich die englischen Aristokratenjungen und ihr Bediententroß gegenüber den Indern, vornehmen, wie geringen, erlauben. Wir wissen aus Reisebeschreibungen, wie viel sich die Engländer darauf zu Gute thun, bei jeder Gelegenheit die Orientalen (und nicht blos in Indien) zu prügeln. Dies ist bon ton in Indien, und gilt als die richtige Methode, den Orientalen die Ueberlegenheit der angelsächsischen Race fühlbar zu machen. Natürlich ahmt der gemeine Europäer, der Soldat, der Bediente ꝛc., dieses Beispiel nach. Man kann sich denken, welchen Eindruck dies auf die ahnenstolzen Radschputen, Brahminen ꝛc. macht, welche unter den Moguls die höchsten Militär- und Civilstellen bekleideten.

Hierzu kommt noch, daß Verbindungen von Engländern mit Hindu-Töchtern, wenigstens in der höheren Gesellschaft fast ganz aufgehört haben; während früher dergleichen Mischehen und Konkubinate, aus denen die bekannten Eurasier hervorgingen, an der Tagesordnung waren, bringt jetzt der Offizier, der Beamte gewöhnlich seine Frau aus England mit. Natürlich bleibt die Familie dem einheimischen Leben fast gänzlich fremd, und keine Bande des Blutes vereinet die beiden Nationen; sie stehen einander ohne alle Aussicht auf eine mögliche Verschmelzung gegenüber.

Hierauf kommt der Verfasser auf die Missionen, die Schulen und die Religion zu sprechen — ein interessantes Kapitel. Der Widerwille wider das Christenthum und die Missionäre hatte wohl nur einen sehr geringen Antheil an der Empörung, da die Politik der Compagnie in diesem Punkte offenbar ganz im Einklange mit der indischen Bevölkerung war, und die Verbreitung des Christenthums systematisch hinderte.

Bis 1803 war jede Mission in Indien geradezu verboten; als Marsham und Darey nur solche beabsichtigten, wurden sie gezwungen, über die englischen Gränzen der Provinz Serampur auf dänisches Gebiet zu gehen, und Robert Haldan, welcher zur Gründung einer Mission in der Provinz Benares 40,000 Pfund geben wollte, wurde, trotz der Bemühungen von Wilberforce und Anderen, durch ein positives Verbot der Regierung daran verhindert. Ein indischer Director äußerte, er wolle lieber eine Bande Teufel, als eine Gesellschaft Missionäre im Lande sehen. Im Jahre 1849 wurde ein Lehrer am Kollegium zu Calcutta von hoher Kaste abgesetzt, weil er das Christenthum angenommen; und als sich im Jahre 1856 die Sontals, ein zigeunerartiges Völkchen, in Folge der Bedrückungen von Seiten der Eisenbahngesellschaften, der Bankiers und der Mißhandlungen einheimischer Beamten empört, die Missionäre aber durch friedliches Dazwischentreten die Ruhe hergestellt hatten, und ihr besonderes Vertrauen erwarben, verweigerte der Directorenhof die Gründung von Schulen ꝛc. unter diesem Volke, nachdem sich selbst die Behörden von Calcutta dafür entschieden hatten.

Seit 1823 hat die Regierung etwas für Gründung indischer Schulen gethan, nachdem das Parlament dafür einen Kredit von 10 Millionen Pfund bewilligt. Die jungen Hindu lernen darin die englische Sprache und die europäische Wissenschaft, ohne alle religiöse Beimischung; selbst die Bibel ist ausgeschlossen. „Einige Tausend junger Leute, darunter Nena Sahib, lernten darin sehr korrekt englisch; sie lernten Shakespeare, Pope, Addison, Byron citiren, anstatt des Ramayana, des Mahabharata, des Hafis oder Sadi, und mit aller Leichtigkeit des elegantesten Skepticismus die Unwissenheit ihrer Eltern und Landsleute bespötteln, welche glauben, daß die Erde auf acht Elephanten, einer Schlange, einer Schildkröte u. dergl. ruht, und die Leichtgläubigkeit der Muhammedaner, welche überzeugt sind, daß Muhammed im Monde gereist ist.

Ohne Zweifel gingen die Directoren von der Ansicht aus, daß eine vollkommene Toleranz, eine gänzliche Beseitigung der Möglichkeit religiöser Beeinträchtigung ꝛc. die beste Stütze indischer Herrschaft sein würden; doch gerade hierin hatten sie sich verrechnet. Religiös, wie Hindus und Muhammedaner sind, können sie eine solche Gleichgültigkeit der Engländer gegen ihre eigene Religion nicht begreifen, und halten sie demnach für Atheisten, für Gottlose, für Ungerechte, die aller Schandthaten fähig sind. Man erräth den Grund dieser Toleranz recht wohl, und schreibt, wie auch die Times vom 5. Januar 1858 aus dem Munde von Eingebornen berichtet, dieselbe der Feigheit zu, die nicht Anstand nehme, ihren Gott zu verrathen. So sagt Schaw Purschad, ein Inder, der ein englisches Werk über den Aufstand geschrieben: „Es ist einfältig, zu glauben, daß die Hindus die Engländer wegen ihrer Religion hassen. Es ist nicht die Religion, vielmehr der Mangel an Religion, der so viel Unheil in unserem Lande angerichtet hat. Das Volk weiß, daß eure Regierung eine christliche Regierung ist. Nun, so soll sie christlich handeln; das Volk wird sich deshalb nicht allein nicht von ihr lossagen, sondern sie bewundern. Die Erziehung muß auf den weisesten und religiösesten Grundsätzen beruhen.

„Ihr dürft nicht zugeben, daß Indien den Götzendienst verläßt, um in den Atheismus zu versinken.... Wer verdammt denn die Religion? Der Schastra hat geboten, daß jeder seine Religion liebe und achte. Ihr könnt, wenn Ihr wollt, tausend Missionäre auf Kosten der Regierung zum Predigen halten, ein anderes Tausend, um Schule zu halten und Bibeln im Namen des Generalgouverneurs zu vertheilen: das Volk wird darüber nicht murren; vielleicht wird es etwas lachen; aber das wird Alles sein. Nur auf Eines müßt Ihr Achtung geben — nicht an die Kasten rühren. Nöthigt nie einen Inder Nahrungsmittel zu essen, welche ein Anderer hat kochen lassen, oder eine von einem Europäer eingeschmierte Kuhfettpatrone abzubeißen. Dieser Unterschied zwischen den Kasten wird vielleicht eines Tages verschwinden, wie viele andere Gebräuche, welche die Unwissenheit und der Aberglaube erzeugt hat; aber die Zeit dazu ist noch nicht gekommen. Den Versuch zu machen, sie heute zu zerstören, das hieße sich in einem Blutmeere baden wollen."

Die Inder sind, weil sie bei dem Engländer ziemlich gar kein äußeres Zeichen der Gottesverehrung bemerken, sie weder öffentlich beten noch opfern sehen, natürlicherweise zu dem Glauben gekommen, daß sie gar keine Religion hätten, also Atheisten und folgerecht Unmenschen und Bösewichter seien. Da man den Sepoys die Bibel verbot, dagegen den Muhammedanern unter ihnen den Koran erlaubte, so sind diese dadurch in Vortheil gesetzt und machen eifrige und glückliche Propaganda für den Islam. „Sie setzen uns (da ihre Offenbarung die jüngste ist) in die Stelle, in welche wir die Juden setzen, und haben folgende Classification angenommen: Juden, Engländer, Ungläubige, Ketzer. Sie betrachten uns endlich, wie wir die Juden betrachten, und unterlassen nichts, um diese Meinung auch den Hindus beizubringen."

Daß die Inder wirklich keine Abneigung gegen das Christenthum haben, beweist der Umstand, daß sie die Erziehungshäuser der Missionäre bereitwilligst unterstützen und selbst mit Stiftungen ausstatten. Die Statistik von 1853 giebt folgendes Resultat: Regierungsschulen 404, Schülerzahl 25,362; christliche Schulen der Missionäre 1668, Schülerzahl 96,177. Darunter ist die einzige Schule zu Bangalore, in der man junge Brahmanen gefunden hat, gerade eine christliche Missionsschule.

Männer von Stellung und Einfluß, wie z. B. Henry Carr Tucker, Sohn des letzten Präsidenten der Compagnie u. A. haben sich dahin aus-

gesprochen, wenn man nur die Kasten schone, und nicht an die Ceremonien und Gebräuche der Inder rühre, könne man das Christenthum überall ungehindert verbreiten und gewähren lassen; die Regierung müsse entschiedener, als eine christliche auftreten, der Unterricht selbst einen religiösen und christlichen Charakter annehmen.

Wie weit das indische Directorium in seiner toleranten Politik ging, möge ein Zug charakterisiren. Der Satz: „Gott ist ein Geist" wurde auf Regierungsbefehl in den Schulbüchern ausgestrichen (S. 63). Es scheint demnach, daß die ostindische Compagnie ihre Religion, d. h. den Atheismus, für sich hatte, und aus ganz anderen Menschen bestand, als die übrige bibelfeste, gläubige englische Nation.

Das nächste Kapitel handelt von den Kasten. Sir Charles Napier meint, die Inder fürchteten weniger die Bekehrung, als die Befleckung. Eigentlich giebt es jetzt in Indien nur zwei Kasten, die höhere, welche die gelehrten Brahminen und die Radschputen (erblichen Soldaten aus fürstlichem Geblüt) umfaßt, und die niedere (die Mahratten und äußersten Abkömmlinge einheimischer Fürsten). Alles Uebrige hat so gut wie gar keine Kaste. Die vorindischen Ureingebornen, die Sontals, Beels, Gonds haben nie Kasten gehabt, ebensowenig die Moslemin; die Buddhisten haben sie verloren; die Sekte der Shiks hat sie seit Govind, ihrem zehnten Ghurn, oder geistlichem Haupte, aufgehoben. — Indische Schriftsteller behaupten, ihr Kastenwesen sei keineswegs den christlichen Prinzipien entgegengesetzt; es bestehe ja, wenn auch in anderen Formen, auch unter den Engländern; sie betrachteten z. B. den Eurasier, d. h. Mischling von Engländer und Inderin, als unter sich stehend, und bezeichneten ihn mit dem Ausdruck Halbkaste. Uebrigens wird die Meinung ausgesprochen, daß es gar nicht so schwer sein würde, als man gewöhnlich glaubt, die Kasten zu zerstören, durch Gewalt, wie durch List. Tippu Sahib griff zu dem einfachen Mittel, Brahmanen zu zwingen, Kühe zu tödten — die Sache war geschehen, sie hatten sich befleckt, ihre Kaste war dahin. Die Hindus wissen wohl, daß sie von Seite der Engländer vor solchen Barbareien sicher sind; sie wissen auch, daß die Kaste für dieselben ein großes Hinderniß, für sie selbst ein Schutzwall ist, durch welchen sie ihre Nationalität, ja ihre Persönlichkeit retten können. Die Kaste gewährt ihnen, wenn sie Soldaten oder Beamte sind, tausend Entschuldigungen und Ausflüchte, die der Kastenlose nicht machen kann. Daher versteifen sie sich darauf und geben sich den Anschein, mehr darauf zu halten, als es in der That der Fall ist.

Das beste Mittel, den Einfluß des Kastengeistes zu brechen, ist mit der Begünstigung der Leute niederer Kaste oder der Kastenlosen gegeben. Will man mit den höheren Kasten in ein erträgliches Verhältniß treten, so muß Alles sorgfältig vermieden werden, was sie zur Meinung bringen konnte, man wolle sie verunreinigen. Die Einführung der Rindsfettpatronen war ein solcher Angriff auf die Kaste, und brachte die Sepoys zu dem Glauben, man wolle sie arglistiger Weise um ihre brahmanische Heiligkeit bringen.

Kapitel VI. handelt von der Preßfreiheit. Die englischen Behörden bezeichnen hauptsächlich die unumschränkte Preßfreiheit als eine der Hauptursachen des Aufstandes, und klagen Diejenigen an, welche dieselbe in Indien eingeführt haben. Dieses ist vor mehr als 25 Jahren durch Sir Charles Metcalfe geschehen; vor dieser Zeit herrschte die strengste Ueberwachung und ängstlichste Censur der Presse von Seiten der Compagnie-Regierung. Lord Amherst erlaubte während der ganzen Zeit, daß er Generalgouverneur war, keinerlei politische Discussion. Die Folgen einer solchen Politik waren traurig und sein Nachfolger Lord William Bentinck, obgleich kein Freund der Preßfreiheit, sah sich veranlaßt, die Bande der öffentlichen Meinung zu lockern, und zur Besprechung schreiend gewordener Uebelstände aufzufordern. Ihm folgte 1835 Lord Auckland, und nach dem sehr kurzen Interim von Sir Charles Napier Lord Metcalfe, welcher, wie gesagt, die englische Preßfreiheit auch in Indien einführte. Sie wurde bald den gebietenden Herren sehr unangenehm; mehrere davon suchten sich durch Ignoriren derselben zu schützen; andererseits lernten sich die Eingebornen den Engländern gegenüber fühlen und die Macht dieser Einrichtung begreifen; parsische Kaufleute, Zemindars (Gutsbesitzer) erhoben in den Zeitungen ihre Klagen gegen die Tyrannei der Regierung und öffneten England und Europa die Augen über die wirklichen Zustände des anglo-britischen Reiches; andererseits aber fanden dieselben Ideen, welche in Europa zur französischen Revolution geführt haben, die Ideen von Voltaire, Rousseau, Diderot, der Atheismus Tom Paine's &c. unter den Indern Bewunderer, Anhänger und Verbreiter. „Ihre Lehren, welche durch die einheimische Presse verbreitet werden, sind zu Brandfackeln geworden, um die Verwüstung in diese Länder zu tragen; ein unbezwingbares Mißtrauen gegen alle Regierungen, Verachtung aller Autorität, Liebe der Zuchtlosigkeit unter dem Namen der Freiheit, das sind die Früchte dieses Baumes der Erkenntniß, der vom Baume des Lebens so verschieden ist. Man hat oft das Wort Wellington's angeführt, um die Gefahr einer religionslosen Erziehung darzuthun. Den Menschen Erziehung geben, sagte er, ohne ihm zu gleicher Zeit religiöse Grundsätze einzuprägen, heiße sie pfiffiger und boshafter, als der Teufel selbst, machen. Das Beispiel der Sepoys liegt vor, um zu beweisen, wie richtig und tiefsinnig dieses Wort ist."

Im schrecklichsten Augenblicke der Empörung, Juni 1857, entschied die Regierung, daß die Freiheit der Presse ein Jahr lang aufgehoben werden solle, und dieses Loos traf gleichmäßig die englische, wie die einheimische.

Weitere Abschnitte handeln über das Opiummonopol und seine nachtheiligen Wirkungen, die Vernachlässigung öffentlicher Arbeiten, das Annexionssystem, die Verletzung des Hindugesetzes über die Erbschaft &c.

Wir können nicht näher darauf eingehen; das Wenige, was wir unseren Lesern vorgeführt, wird genügen, um die Ueberzeugung hervorzurufen, daß das englische Regiment in Indien allerdings an großen Gebrechen litt und der Sepoy-Aufstand sehr begreiflich ist. Wir glauben, daß die Herrschaft der Engländer über Indien für dieses Land von der ungeheuersten Wichtigkeit, und ein Werk der Vorsehung ist, welche die Völkergeschicke leitet und selbst verstorbene Nationen zu neuem Leben aufruft; wir glauben aber auch, daß die Zeit, wo diese Herrschaft und dieser Einfluß segensreich wirken können, erst von dem Augenblicke zu datiren ist, wo die Regierung aus den Händen der Kompagnie in die der Krone überging, wo die Inder die Würde von Unterthanen erhielten.

Die Compagnie blieb stets eine Compagnie, d. h. eine Gesellschaft gewinnsüchtiger Kaufleute, deren Absicht nicht das Wohlsein des beherrschten Landes, sondern die möglichste Ausbeutung desselben war; die Inder waren Nutzvieh; die Herrschaft der englischen Kaufleute eine durchaus selbstsüchtige, folglich harte, erbarmungs- und gewissenlose, wie sie nur je existirt hat: die Beweise liegen hundertfach vor. In vielen Gebieten Indiens hängt die Fruchtbarkeit ganz vornehmlich von der Bewässerung durch die Kanäle ab; die Regierung läßt die Kanäle verfallen, thut nichts für deren Reinigung und Herstellung, fordert aber bis 66 Procent des Ertrages. — Die natürliche Folge davon sind furchtbare Hungersnöthe — im Distrikte von Guntur sterben 250,000 Menschen (= 2 Millionen Pfund Sterling Deficit); die Regierung berechnet das Deficit, sie weiß recht gut, daß die Menschen sterben, und warum; aber sie thut nichts. Lord . . . . . . ist sehr böse, daß dergleichen Dinge nach England berichtet und dort streng getadelt werden; er meint, es wäre Unrecht (wegen einer solchen Bagatelle, wie 250,000 Menschen) die Regierung mit solcher Bitterkeit zu tadeln (S. 104).

Der Sturz der ostindischen Compagnie ist also natürlich genug: die Herrschaft Englands und seiner Prinzipien hat erst begonnen. Hoffentlich wird es von anderen Grundsätzen ausgehen und die Regierung Indiens nicht länger als eine bloße dividendenbringende Aktienspeculation ansehen. Führe die Krone fort, diese Regierung in ähnlicher Weise fortzuführen, wie die Compagnie aufgehört, ohne Zweifel würden früh genug neue Katastrophen eintreten, deren Ausgang wahrscheinlich minder glücklich für die Briten enden würde.

Westindien.

Aus dem Leben der Schwarzen.

II.

Die Neger auf Haiti, Cuba und in Nord-Amerika.

Faustin Soulouque, der entthronte Kaiser von Haiti, ist ein Neger von ganz gemeiner Abkunft, der 1804 noch Bedienter des General Lamarre war und dann dessen Adjutant wurde. Später wurde er unter Christoph, der sich als Heinrich I. zum König von Haiti krönen ließ, Oberbefehlshaber der Palastgarde. Im Jahre 1847 wurde er nach der Vertreibung des Präsidenten Boyer in der Republik Haiti zu demselben Posten erhoben, und seit dieser Zeit trug sich sein Ehrgeiz mit dem Gedanken der Errichtung eines neuen Kaiserreichs, dessen Chef er selbst sein wollte. Soulouque fand an den Neger-Generalen Suffrant, Bellegarde und Similin (Letzterer ursprünglich Schneider, der noch jetzt die Uniformen für die Armee liefert) bereitwillige Werkzeuge. Soulouque, der bald nach dem Antritt seiner Regentschaft erklärt hatte, daß er nicht das Schicksal seiner Vorgänger erleben, sondern lieber Alles tödten und ver-

brennen lassen wolle, was ihm im Hinblick auf seine Macht gefährlich scheine, organisirte jetzt und aus Haß gegen die ihm feindlichen Mulatten eine förmliche Pöbelherrschaft. Jeden Sonntag nach der Parade begleitete ihn eine solche Bande Schwarzer bis zu seinem Palast, wo jedes Mal einer dieser schmutzigen Kerle Soulouque befohlener Maßen haranguirte, indem er ihm die angeblichen Wünsche der schwarzen Bevölkerung vortrug. So begehrte z. B. eines Tages das „souveraine schwarze Volk," daß alle Farbigen (Mischlinge) von den öffentlichen Aemtern ausgeschlossen würden, und ein anderes Mal forderte es, daß man die eine der beiden Farben der haitischen Flagge, die rothe, als Emblem des gemischten Blutes, sofort beseitigen möge. Den erhaltenen Instructionen gemäß, trat diese Bande am 9. April 1848 mit dem Verlangen hervor, man möge die Präsidentschaft in eine lebenslängliche Dictatur, so wie diese die Constitution von 1816 eingeführt hatte, umwandeln. Natürlich war dies nur das Echo der eigenen Wünsche im Regierungspalast und wenige Tage darauf gaben sich dieselben in unzweifelhafter Weise kund. Am 16. April ging zwar die Parade wie gewöhnlich vorüber; des Nachmittags vier Uhr ließen sich aber drei Kanonenschüsse vom Schlosse aus hören, die sofort vom Fort aus beantwortet wurden. Bei diesem Alarmsignal, welches sonst dazu bestimmt war, der Bevölkerung anzuzeigen, daß irgend eine große Gefahr vorhanden sei, stürmte, wie solches die Vorschrift erheischte, Alles bewaffnet herbei; die Generale, Senatoren, Deputirten und Beamten eilten in das Schloß, wo die Garde des Präsidenten im geschlossenen Quarré aufgestellt war. Auch von anderer Seite tönte jetzt der Generalmarsch. Als der französische Konsul ebenfalls verwundert herbeieilte und an einen an ihm vorübersprengenden Adjutanten die Frage richtete, was es denn gebe, antwortete dieser trocken: „Nichts, es ist nur eine Familienscene, die aufgeführt wird; der Präsident läßt Ihnen sagen, Sie möchten sich einer Kleinigkeit wegen, die sich zu ereignen im Begriff steht, nicht beunruhigen."

Einige Minuten waren so verflossen, als man von der Seite des Schlosses her wiederholte Musketenschüsse hörte, welchen sofort ein herzzerschneidender Schrei und wilde Verwirrung in der Stadt folgte. Pferde hoher Offiziere ohne Reiter sprengten durch die sich drängenden und von Schrecken erfüllten Menschenhaufen; dagegen war das, das Palais umgebende viereckige Eisengitter fest geschlossen, doch konnte man im Innern desselben die Leichen mehrerer Generale und Deputirten bemerken. Ein dichter Haufen von Flüchtlingen suchte, von den Kugeln verfolgt, das Gitter zu übersteigen, dies gelang auch meist, denn das Gros der Garde hatte sich in das Innere des Schlosses zurückgezogen und metzelte dort die in den Korridors umherirrenden Mulatten nieder. Natürlich ging Soulouque aus diesem Blutbade als Sieger hervor, und da seine natürliche Grausamkeit noch durch das Gefühl seiner Unwissenheit verstärkt und durch Mißtrauen vermehrt wurde, so ist das neue Kaiserthum bis an sein nunmehr erfolgtes Ende fortwährend durch Metzeleien, Einkerkerungen und Hinrichtungen bezeichnet worden und es herrscht nur eine Stimme darüber, daß bei einer längeren Dauer dieser Zustände die schwarze Bevölkerung von Haiti der afrikanischen Barbarei entgegen gegangen wäre. Soulouque, welcher seit seiner Vertreibung zu Paris lebt, kann weder lesen noch schreiben, aber er wußte sich zu helfen, indem er sich vor seinen Ministern wenigstens das Ansehen gab, als verstände er es.

Oft kam es vor, daß ihm einer seiner Räthe eine Depesche vorlas; dann griff er ruhig nach derselben und sagte: „laß sehen" und nachdem er einen langen Blick in das geheimnißvolle „sprechende Papier" geworfen, gab er es mit einem ernsten Blick zurück, indem er hinzufügte: „Gut, ich werde an die Sache denken." — Und doch hat dieser Mensch, dem das Grausame der Negernatur in keiner Beziehung mangelt, ein einnehmendes Aeußere. Er besitzt lebhafte Augen und eine glatte glänzende Haut, seine vollen dunklen Haare lassen ihn für einen Fünfziger gelten, obgleich er jetzt schon sein 72stes Jahr erreicht hat. Eine regelmäßige, symmetrische Platte umgiebt die Höhe seiner Stirn und läßt nur noch mehr den schönen Typus der Raçe vom Senegal hervortreten; seine Nase ist gerade, seine Lippen sind mittelstark, in seinen Augen liegt eine außerordentliche Sanftmuth, aber der Blick zeigt eine gewisse Unsicherheit, die an die Schüchternheit eines sechsjährigen Kindes, zugleich aber auch an die mit Duckmäuserigkeit vermischte Schlauheit eines schlafenden Katers erinnert. Soulouque steckt voll Aberglauben, er erröthet bei jeder Gelegenheit, und doch war er der Schrecken der Neger und Mulatten. Wie reimt sich dies?

Haben wir nun in kurzer Weise die bestehenden Verhältnisse in dem freien Negerreich Haiti zu schildern gesucht, so wird es ebenfalls nicht ohne Interesse sein, auch einige Blicke auf die schwarze unfreie Bevölkerung von Cuba zu werfen.

Es ist nicht zu leugnen, daß in dem spanischen Charakter eine Härte und ein Zug der Grausamkeit hervortritt, der sich am Meisten in den Kolonien geltend gemacht hat. Der Begriff zwischen Herr und Sklave ist nirgends stärker ausgeprägt worden, als da, wo diese Nation sich in die hinterlassene Erbschaft eines Columbus, eines Cortez, eines Albuquerque theilte. So wie einst die armen unschuldigen Indianer mit Bluthunden gehetzt und durch Martern aller Art zur Herausgabe ihre vermeintlichen Schätze gezwungen wurden, so hat später die Peitsche den Rücken des Negers zerfleischt, und so seufzt noch heute der Sklave unter der Grausamkeit seines Herrn. Mit wenigen Ausnahmen ist noch jetzt eine unmenschliche Behandlung, schlechte und dürftige Nahrung sein Loos; er wird wie ein Stück im Gebrauch befindliches Möbel behandelt und es ist daher auch nichts Neues, daß diese Armen theils im Elend sterben, oder sich das Leben nehmen, oder zu entfliehen suchen. — In diesem Falle aber ist der „Ranchero" bei der Hand, um den Flüchtling wieder einzufangen. Der Ranchero — eine echt spanische Einrichtung — ist, ganz einfach gesagt, nichts Anderes, als ein Menschenjäger. In den Sklavenbezirken giebt es in jeder Gemeinde einen Ranchero, so wie es bei uns in jeder Gemeinde einen Feldhüter oder Flurschützen giebt. Sobald ein Schwarzer die Flucht ergreift, giebt man dem Menschenjäger seinen Namen und sein Signalement und dieser ergreift dann sein Gewehr und seinen Säbel, pfeift seinen zum Zweck der Wiedereinfangung abgerichteten zwei Hunden und begiebt sich dann auf die Jagd. Diese Hunde besitzen eine außerordentliche Gelehrigkeit und Kraft und sind abgerichtet, wie bei uns die Hühnerhunde auf die Hasenjagd. Sobald sie sich einmal auf der Fährte des Flüchtlings befinden, dessen Effekten man sie vorher wittern läßt, so kann sie Nichts mehr zurückhalten, weder Zeit noch Entfernung, denn ihr unermüdliches Streben ist von nun an, sich ihrer Beute zu bemächtigen. Man hat solche Hunde z. B. stundenlang am Rande eines Flusses oder Sumpfes lauern sehen, ohne daß irgend eine Spur des gesuchten Flüchtlinges aufzufinden war, bis der Ranchero endlich nach langem sorgfältigen Umherspähen in weiter Entfernung einen bis an den Hals im Wasser steckenden Neger entdeckte, dessen Kopf noch dazu unter einem großen Büschel von Blättern und Sträuchern verborgen war. Nun geht die Jagd los und bald ist sie in der Regel beendet. Sobald die Hunde den Schwarzen erreichen, ergreift jeder derselben diesen bei einem Arm, ohne ihm jedoch etwas zu Leide zu thun, wenn er nämlich keinen Widerstand leistet, was sich der Flüchtling wohl in den meisten Fällen zu thun hütet, denn er weiß, daß er dann erwürgt oder zerrissen werden würde. Hierauf nähert sich der Ranchero, legt dem Neger die Handschellen an und führt ihn ruhig nach der Plantage zurück, wo man ihm zwanzig Piaster auszahlt, denn das ist der feste Preis des Fanggeldes in gewöhnlichen Fällen; doch wird auch derselbe da, wo Gefahr und Anstrengung vorhanden war, ansehnlich vermehrt. Uebrigens sind die Hunde nicht etwa aus einem Anflug von Menschlichkeit so abgerichtet, daß sie dem Neger Nichts thun, sondern nur deshalb, um seinen Werth als Waare nicht zu verringern. Um die gegen die Schwarzen zur Ausübung kommenden Grausamkeiten zu bemänteln, entschuldigen sich übrigens die Spanier damit, daß die Neger auf der Küste von Guinea noch weit schlimmer, wie auf Cuba behandelt würden, und daß sie deshalb gar keine Ursache hätten, sich zu beklagen.

Obgleich das spanische Gouvernement dem Vertrage wegen Unterdrückung des Sklavenhandels an der afrikanischen Küste beigetreten ist, so werden in den spanisch-amerikanischen Kolonien die hierüber bestehenden Gesetze doch täglich unter den Augen der Behörden umgangen. Trotz der englischen und französischen Kreuzer landen ununterbrochen auf Cuba und Porto-Rico mit Sklaven befrachtete Schiffe. Was nun die Plantagenbesitzer anbelangt, welche die Verpflichtung haben, die von ihnen neu aufgenommenen Schwarzen anzumelden, so wissen sie dieselbe ebenfalls schlau zu umgehen. Sie werden nämlich im Voraus von dem Tage in Kenntniß gesetzt, wo ein solcher von ihnen angekaufter Trupp Schwarzer bei ihnen eintreffen soll, dann begeben sie sich in die nächste Stadt, zeigen sich dort ihren Bekannten, um von diesen nöthigen Falls ihr Alibi beweisen zu lassen und um, wenn es erforderlich sein sollte, dann ruhig schwören zu können, daß sie von dem Nichts wissen, was man sie ausfragt.

In den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika werden die Sklaven weit besser behandelt, und doch ist auch dort ihr Loos noch ein grausames. Aber im Allgemeinen werden sie gut genährt; ihre physische Beschaffenheit ist in Folge dessen befriedigend und es tritt deshalb auch Seitens der Schwarzen nur in geringem Maße die Neigung, sich loszukaufen, hervor. Der Neger sagt dort: ich werde gut behandelt und nicht zu sehr mit Arbeit belastet; wenn ich krank bin, pflegt man mich, wenn meine Frau niederkommt, wird ihr Hülfe zu Theil, man erzieht meine Kinder und

wenn ich alt und arbeitsunfähig werde, kann ich ausruhen, und dies Alles sollte ich gegen eine ungewisse Zukunft aufgeben?

Man hat sogar Beispiele, daß freigewordene Schwarze eine solche Sehnsucht nach ihrem früheren Verhältniß ergriff, daß sie freiwillig in dasselbe zurückkehrten. So wollte z. B. eine französische Dame eine Negerin als Bonne für ihre Kinder nach Frankreich mitnehmen. In New-York angekommen, ergriff dieselbe aber eine solche Sehnsucht zur Rückkehr nach New-Orleans, daß ihre Gebieterin ihr diesen Wunsch zuletzt gewährte. Dem Doctor M. wurde zu New-York durch die Abolitionisten sein schwarzer Kutscher dazu verführt, ihn zu verlassen, und, obgleich er ihn nach den bestehenden Gesetzen sofort hätte reklamiren können, that er es doch nicht. Nach einiger Zeit meldete sich der Schwarze freiwillig, doch jetzt wollte ihn der Doctor nicht wieder annehmen und zuletzt that er es nur unter der Bedingung, daß er ihm auf fünf Jahre die Freiheit schenkte. Nach Ablauf dieser Zeit kehrte er reumüthig zu ihm zurück und es ist ihm seitdem nie wieder der Gedanke gekommen, fortzugehen. So haben andererseits auch viele Pflanzer in Louisiana die von ihren Sklaven in rechtmäßiger Ehe gezeugten Kinder freigegeben; keines denkt aber daran, von den Pflanzungen wegzugehen, sondern arbeitet in dem alten Verhältniß fort. Da sie die Sucht nach Besitz nicht kennen, so leben die Schwarzen auf diese Weise zwar nicht frei, doch aber in ihrer Weise meist glücklich und ohne Sorgen und wenn sie sich wohl befinden, so zählen sie sich zuletzt zu der Familie.

Während also in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika zwischen dem Sklaven und seinem Herrn meistentheils ein patriarchalisches Verhältniß besteht, tritt dort, sonderbar genug, gegen die freien Farbigen eine desto größere Gehässigkeit hervor. Obgleich meist geborene amerikanische Bürger, nehmen sie doch fast an allen den Vortheilen, die Anderen hieraus erwachsen, keinen Theil. Ungeachtet er ein Recht dazu hat, würde es ein solcher Schwarzer doch nicht wagen dürfen, an den Wahlen Theil zu nehmen, denn sein Leben käme dabei in Gefahr; nie wird er zu einem Amte gelangen; obgleich reich und anständig, möchte es ein Farbiger doch nicht wagen in einen Omnibus zu steigen, in welchem sich Weiße befinden, um dort selbst nur an der Seite eines einfachen Arbeiters Platz zu nehmen. Scheute sich doch selbst vor nicht zu langer Zeit der Abgesandte von Haiti, einen solchen Omnibus zu besteigen, weil er Insulten befürchtete. Im Theater, in den Eisenbahn-Coupé's, selbst in der Kirche sieht man dieselbe Absonderung — der Mann mit dem Schurzfell und sogar das geringste Dienstmädchen würden es unter ihrer Würde halten mit einem Schwarzen zu verkehren, und könnte er seinen äußeren Verhältnissen nach auch zehn Mal ihr Herr sein. Auch in den öffentlichen Erziehungs-Anstalten wird die Aufnahme solcher Farbigen, und wären sie auch nur Mischlinge, und lebten sie in den besten Verhältnissen, hartnäckig verweigert, und diese Intoleranz in einem Lande, welches sich das freieste in der Welt nennt, zeigt sich nicht blos in den Sklaven haltenden Staaten, sondern auch zu New-York, Boston und anderen Orten, wo die Intelligenz thront und die Anti-Sklavisten reichlich vertreten sind. Freilich muß man dabei auch den Schwarzen den Vorwurf machen, daß sie durch die Verachtung, welche sie gegen ihre eigene Raçe an den Tag legen, zur Aufrechthaltung dieser Vorurtheile mit beitragen. Besonders die Frauen machen aus dieser Abneigung nicht den mindesten Hehl; sie sträuben sich hartnäckig gegen jede eheliche Verbindung mit einem Schwarzen und treten lieber, auf die Gefahr hin, ihre ganze Zukunft auf's Spiel zu setzen, in enge Verbindung mit einem Weißen. Das Vorurtheil gegen die Farbigen geht sogar so weit, daß man Beispiele kennt, wo ein Vater, welcher es sich während der größten Hälfte seines Lebens zur Aufgabe gemacht hatte, die Gleichberechtigung der Schwarzen mit den Weißen darzuthun und der Mitglied aller Anti-Sklavenvereine war, zuletzt seinen einzigen Sohn deshalb aus dem Hause jagte, weil dieser eine Frau heiratete, die im vierten Grade eine Schwarze war. Wie es mit den Tiraden der Anti-Sklavisten in den Vereinigten Staaten steht, geht unter Anderem auch aus folgender Thatsache hervor: Ein Anti-Sklavist aus Boston erbte von seinem Oheim eine große Pflanzung in Louisiana und fand dort 300 Sklaven vor. Als echter Yankee berechnete er, daß dies ein Kapital von etwa 180,000 Thalern ausmache, und um nun sowohl seine Grundsätze als vorgeschrittener Anti-Sklavist, wie auch als Kapitalist aufrecht zu erhalten, berief er einen Meeting und sagte dort Folgendes: „Ich habe auf meinen Besitzungen in Folge eines Unglücks, welches ich nicht abwenden kann, 300 unserer schwarzen Brüder. Mein Gewissen und meine der Versammlung bekannten Grundsätze verbieten es mir eigentlich, dieselben zu behalten, aber auf der anderen Seite erscheint es auch nicht billig, daß ich den Schaden allein trage, wenn ich ihnen die Freiheit, die ihnen gebührt, gebe. Ich schlage der Versammlung daher vor, eine Subscription behufs der Loskaufung dieser 300 Schwarzen zu eröffnen und verpflichte mich mit einem Drittheil daran unter der Bedingung zu betheiligen, daß die Anti-Sklavisten-Gesellschaft die anderen zwei Drittheile aufbringe, denn mehr kann man vernünftiger Weise nicht von mir verlangen." Als der Redner geendet hatte, empfing ihn ein dumpfes, beifälliges Gemurmel, alle Zeitungen überhäuften ihn mit Lobsprüchen, aber für die Subscription fand sich unter den vielen Anwesenden kein Einziger geneigt, einen Beitrag zu leisten. — Ein reicher Gutsbesitzer in Kentuky setzte bei seinem Tode in seinem Testament unter Anderem auch eine Klausel fest, nach welcher er seinen sämmtlichen Sklaven die Freiheit schenkte. Um aber ihr Loos auch für die Zukunft sicher zu stellen, ordnete er in dem nicht Sklaven haltenden Staate Ohio den Ankauf einer hinlänglichen Bodenfläche an, auf welcher, nach seinem letzten Willen, für die nunmehr freien Schwarzen die nöthigen Wohn- und Wirthschafts-Gebäude, Zug- und Zuchtvieh, Sämereien und ackerbauliche Geräthe angekauft werden sollten. Als nun aber schließlich die Testaments-Exekutoren mit ihren Schützlingen an Ort und Stelle ankamen, um sie in ihren neuen Wohnsitzen zu installiren, fanden sie am Ufer des Ohio die gesammte weiße Bevölkerung der Umgegend, bis an die Zähne bewaffnet, versammelt, und da dieselbe drohend erklärte, sie werde es unter keiner Bedingung dulden, daß man mitten unter ihr eine Kolonie farbiger Neger gründe, so mußten die Mandatare mit den armen Schwarzen unverrichteter Sache wieder abziehen.

Angesichts der hier erzählten Thatsachen darf man sich daher auch über den Stand der Sklavenfrage in den Vereinigten Staaten durch das, namentlich in den letzten Jahren von dem Anti-Sklavisten in der Presse und in den Meetings erhobene Geschrei nicht irre machen lassen und auch eine Schriftstellerin, wie Miß Stowe, mit ihrem Roman „Onkel Tom's Hütte" ist nur im Stande das europäische Publikum über diese wichtige Frage mehr irre zu führen, als aufzuklären. Gewiß ist für alle gefühlvollen Seelen die endliche allgemeine Emancipation der Schwarzen ein Gegenstand des aufrichtigsten Verlangens; aber Diejenigen, welche sich dabei ohne Weiteres über die dabei zu überwindenden Schwierigkeiten hinwegsetzen und nur der Stimme ihres Herzens folgen, werden dabei nie zu einem unbefangenen klaren Urtheil gelangen. England kostete die Emancipation der Schwarzen in seinen Kolonien allein zwanzig Millionen Pfund Sterling; in den Vereinigten Staaten, wo jetzt mehr als drei Millionen Sklaven vorhanden sind, würde diese Summe mindestens hundert Millionen Piaster betragen, und wäre das Gouvernement wohl im Stande, diese zu zahlen, oder würde es auch nur die Bewilligung dazu erhalten?

Türkei.

Türkische Tausend und Eine Nacht.

Bin bir gidsche.

„Bin bir gidsche" — diese Ueberschrift, die getreue Uebertragung der arabischen Worte „Alf lailet wa lailet," zeigt uns die Erscheinung einer türkischen Uebersetzung und Bearbeitung der arabischen Tausend und Einen Nacht an, deren Herausgabe in sechs Bändchen gr. 8., ohne Angabe des Druckortes und der Jahreszahl, zu Anfang dieses Jahres in Konstantinopel beendigt worden ist. Der Herausgeber, Ahmed Rasbi, sagt in der, einem schönen Gebete in arabischer Sprache, worin des jetzigen Sultans, Abdul Medschid, rühmend gedacht wird, folgenden Vorrede: Die Tausend und Eine Nacht, wiewohl ihre Vortrefflichkeit durch ihre Umgießung in eine Menge von Sprachen bekundet werde, sei darum, weil man bisjetzt noch nicht ihre Uebersetzung in den süßen Laut der türkischen Sprache versucht habe, von seinen Landsleuten bisher nicht genossen worden, indem ihre Verse ihnen dunkle Orakelsprüche und ihre Prosa Räthsel waren, und so habe denn Gott es ihm eingegeben, das Roß seiner Feder dieser Aufgabe zuzulenken.

Mit einer bloßen Uebertragung der Worte fand indessen der Uebersetzer, als er an die Arbeit gegangen, sei es hier nicht abgethan. Er sah nämlich, daß die Abschreiber, so viel Mühe sie sich mit der Schrift gegeben, weil sie ungelehrte Leute waren, die einzelnen Nächte ganz falsch abgetheilt, der einen nur eine halbe, der anderen drei Seiten gegeben, manche sogar nur aus einigen Distichen bestehen gelassen hätten; daß ferner der Text häufig durch leeres Geschwätz und bloßes Stopfwerk übermäßige Verlängerung erfahren habe; daß man endlich, außer der eleganten und korrekten Sprachweise der Erzählungen, pöbelhafte und

obscöne, die gute Sitte verletzende Reden und Ausdrücke aufnahm. Er machte sich's also zur Pflicht, das Werk von diesen Fehlern zu heilen, die Nächte passender und gleichmäßiger zu begränzen, lange und fruchtlose oder Unanständiges enthaltende Gedichte und unsaubere Distichen wegzulassen, die Erzählungen mit Berücksichtigung der Nützlichkeit ihres Inhalts und ohne Verlängerung wiederzugeben, guten Rath enthaltende, feine Verse und erhabene Gleichnisse und Sprüchwörter im Texte festzuhalten und zu bestätigen.

A. Nadhif macht hiermit auf Umstände aufmerksam, die bei dem Werke, dem er seine Mühe widmet, mit Grund in Betracht kommen. Die Tausend und Eine Nacht, ob sie gleich so viel gelesen worden ist und darum insbesondere großen Werth für den Occidentalen hat, weil sie dem im Morgenlande herrschenden ausgearteten Mysticismus und Asketismus gegenüber die andere entgegengesetzte Seite des morgenländischen Lebens zur Anschauung bringt, des Morgenländers Witz, Phantasie und Erfindungskraft in ihrem wunderbaren Glanze erkennen läßt, mit der arabischen Umgangssprache, dem Fortleben des dichterischen Geistes in den späteren Jahrhunderten und der Art und Weise, wie er sich hier offenbarte, bekannt macht, außerdem, wenn auch die Erzählungen rein erfunden oder sehr ausgeschmückt sind, ein Gemälde der Sitten und Gewohnheiten, des Glaubens und Aberglaubens, der öffentlichen und häuslichen Zustände der Perser und Araber und der unter ihnen lebenden Juden, Ghebern und Christen giebt, wie keine von einem Fremden verfaßte Reisebeschreibung, noch die Chronik irgend eines Eingeborenen uns darreichen kann — dieses so viel umfassende und keineswegs nur die Sinnlichkeit beschäftigende, sondern auch an belehrenden und zu sittlicher Erhebung führenden Schilderungen und Aussprüchen reiche Meer von Erzählungen hat noch bei Weitem nicht die Kritik erfahren, die es verdient hätte. Der türkische Uebersetzer konnte eine solche Sichtung und Sonderung, eine solche Ausscheidung des Unechten und Bestätigung des Originellen am besten unternehmen, insofern ihm einerseits eine große Menge von Handschriften zu Gebote stand, die er mit einander vergleichen konnte — denn er spricht von einer großen Zahl der Abschreiber, deren Schrift er gesehen — andererseits dem in Konstantinopel Lebenden es leichter ist, die genaueste Kenntniß arabischer Sitte und Ausdrucksweise zu erlangen, als dem bei uns vornehmlich auf die Bücher Verwiesenen.

Was nun der Uebersetzer wirklich geleistet und ob er immer mit feinem Takte das Richtige getroffen, darüber erlaubt er sich billig kein Urtheil, sondern überläßt es der Entscheidung der Sachverständigen, giebt auch im Voraus die Möglichkeit manchen Irrthums zu. Gewiß ist es aber: die Tausend und Eine Nacht ist durch seine Sichtung aus einem sehr umfangreichen Ganzen in ein mäßigeres verwandelt, eines unnützen Ballastes entladen, von mancher Verunzierung durch nur Wohlgefallen an Unsittlichkeit bekundende Rede befreit, durch Ausscheidung dessen, was den Gang der Erzählung nur aufhielt und langweilte, genießbarer geworden, ohne daß dadurch der morgenländischen Redeweise, die allerdings in mancher Beziehung eine sehr freie ist, wie dies selbst die Bibel zeigt, zu nahe getreten worden oder dem Interesse der Erzählung ein Abbruch geschehen wäre. Anmuthige Erzählungen, wo weder fade Gedichte den Fortschritt im Lesen hemmten, noch anstößige Ausdrücke verletzten, sind in ihrem ganzen Umfange hier wiederzufinden, wie z. B. die Reisen des Sindbad, die sogar noch erläuternde Zusätze erfahren haben, während, soviel sich der Verfasser dieser Anzeige erinnert, die Geschichte vom Schwelger Abu 'l hassan fehlt. Die Sprache der Uebersetzung ist durch alle sechs Bändchen hindurch höchst fließend und einfach, so daß man das arabische Original durchaus nicht vermißt, ja sie liest sich fast leichter als der Grundtext, indem man nicht durch, in keinem Wörterbuche zu findende Solöcismen gestört wird. Die arabischen Verse, welche der Uebersetzer in ihrer eigenen Sprache einzuflechten pflegt, sind, wenn sie Schwierigkeiten enthalten, durch umschreibende Uebertragung erläutert, so daß dem Leser über das Schwierige leicht hinweggeholfen wird. Ueberdies schöpfte der Uebersetzer mitunter aus den ihm vorliegenden Handschriften einen Text, der von dem in der Ausgabe des verdienstvollen Habicht durchaus abweicht, mehr zur Erzählung paßt und sie noch anziehender macht.

So giebt es in der Tausend und Einen Nacht zwei Erzählungen von einer Sängerin und Geliebten des Harun ar' Raschid, die Kuto'lkulub (Nahrung der Herzen) genannt wird. Nach Beiden wird diese Favoritin durch die eifersüchtige Gemahlin Sobeidah durch einen Schlaftrunk (bentsch, buntsch) in einen, dem Tode ähnlichen Zustand versetzt, dann in einen Kasten gethan und zur Versenkung fortgeschickt. Nach der einen Erzählung fällt dieser Kasten in die Hände eines fremden Kaufmanns, Ghanem ben Ajub, nach der anderen in die eines ungebildeten, sich gern mit Bentsch berauschenden Fischers Chalif. Der Letztere ersteht den Kasten zufällig mit der Geldsumme, die er soeben am Hofe des Chalifen erhalten hatte, wohin er sich hauptsächlich deshalb begeben, die ihm schuldige Zahlung von 100 Dinaren von einem hohen Hofbeamten sich einzufordern. Der Wesir Dschaafar führt ihn aber des Scherzes wegen zu dem Chalifen Harun ar' Raschid, der Tags zuvor mit dem Fischer, von dem er wegen seines kleinen Mundes und vollen Gesichtes für einen Trompeter gehalten wurde, am Tigris gefischt und sein Werksgenoß und Lehrling in der Fischerei zu sein versprochen, ihn aber, nach Säcken oder Körben ausgesandt, verließ; auch brachte er ihn dadurch um seine Fische, daß er den Leuten seines Gefolges sagte: Wer mir einen jener Fische bringt, die ich mit jenem Fischer gefangen habe, der empfängt einen Dinar, so daß der Fischer nur zwei Stück davon dadurch rettete, daß er mit ihnen in's Wasser sprang, aber auch diesen Rest einem zu spät gekommenen Hofbeamten für das Versprechen von 100 Dinaren, die er sich holen sollte, zu übergeben veranlaßt fand. Die Scene, welche die Ankunft des Fischers am Thore des Chalifen-Palastes herbeiführt, erzählt nun die Tausend und Eine Nacht von Habicht mit folgenden Worten:

„Siehe, da kam Dschaafar vom Chalifen und sahe den Diener mit Chalif (dem Fischer), der zu ihm sprach: Dies ist die Belohnung des Guten, o Pförtner! Und Jener ging zum Chalifen hinein und verkündete: Fürst der Gläubigen! Dein Meister, der Fischer, ist bei dem Oberdiener und fordert von ihm 100 Dinare. Da befahl der Chalif: Her mit ihm! und Dschaafar sprach: Nach Deinem Befehle! Und er ging hinaus und sagte zu Chalif: Dein Lehrling, der Trompeter, ist Astrolog geworden. Darauf ging der Wesir voran und der Fischer folgte ihm, bis er zum Schlosse hinüber kam und den Chalifen erblickte, sitzend und eine Wolke über seinem Haupte. Da er nun hineinging, schrieb der Chalif drei Zettel (Loose) und legte sie vor sich hin. Chalif (der Fischer) sagte zum Chalifen: Hast Du die Fischerei aufgegeben und Dich auf die Astrologie gelegt? Der Chalif sagte: Nimm Dir ein Loos! Und zwar hatte der Chalif auf den ersten Zettel geschrieben, daß er einen Dinar, auf den zweiten, daß er hundert Dinar, auf den dritten, daß er hundert Peitschenhiebe empfangen sollte. Als nun der Chalif befahl, daß er ein Loos nähme, traf seine Hand durch des Geschickes Beschluß den Zettel, worauf „hundert Peitschenhiebe" geschrieben stand. Wenn aber Könige etwas befehlen, wendet man sich davon nicht ab. Sie legten also den Fischer auf die Erde und gaben ihm hundert Hiebe. Ob er schon um Hülfe rief, kam ihm doch keine Hülfe. Und er sprach: Schön, o Trompeter! Nach Deiner Trompeterei lehrte ich Dich die Fischerei; Du aber gehst davon, wirst ein Astrolog und bringst mir ein Unglücks-Loos. — Als der Chalif seine Rede hörte, gerieth er vor Lachen außer sich und sprach: O Chalif! fürchte Dich weiter nicht! Gebet ihm hundert Dinare! Und der Chalif gab ihm hundert Dinare, und er (der Fischer) ging hinaus und lief in einem fort, bis er auf den Kasten-Markt kam; und er fand die Menschen um einen Auctionator versammelt, der ausrief: Um hundert Dinare weniger einen ist dieser verschlossene Kasten. Und er drängte sich in den Haufen und begegnete dem Auctionator, der ausrief: Wer kauft den verschlossenen Kasten um hundert Dinare weniger einen. Da sagte Chalif: Er sei mein um hundert! Der Auctionator stimmte zu und nahm das Geld von ihm, und es blieb ihm weder viel noch wenig (nichts)."

Der türkische Text erzählt dagegen so:

„Während der Sandal Aga mit ihm scherzte und im Begriff war, ihm das Geld zu geben, sah er den Wesir Dschaafar herauskommen und blieb stehen. Der Wesir rief den Aga zu sich und vertiefte sich, indem er einige den Harem betreffende Dinge mit ihm verhandelte, im Gespräch. Der Fischer stellte sich dem Aga gegenüber und suchte durch Zeichen mit den Augen und den Händen ihn an die Geldangelegenheit zu erinnern. Da dieser, in die Unterredung verwickelt, ob er gleich das Winken bemerkte, keine Antwort geben konnte und sich stellte, als sähe er es nicht, ließ der Fischer nicht ab zu dringen, bis der Wesir, es bemerkend, zum Aga sprach: Was will dieser Bittende von Dir? Der Aga sprach: Kennt ihn der Herr nicht? Da der Wesir erwiderte: Nein, ich kenne ihn nicht, sagte der Aga: Herr! Dies ist der Meister und Werkgenosse des Fürsten der Gläubigen, mit dem er gestern fischte. Da ich, euer Diener, als die Aga's seine Fische als Beute davontrugen, nicht zugegen war und erst kam, als sie schon weg waren, fand ich diesen im Wasser stehend und noch in seinen Händen einige Fische, die er für sich beanspruchte; und, ob ich gleich die Fische von ihm kaufte, doch kein Geld bei mir hatte, befahl ich ihm, heute hierher zu kommen und dies Geld sich zu holen. Da ist er denn gekommen, und weil ich im Geschäft mit euch verweile, winkt er, um mich zu erinnern. Der Wesir lächelte, da er diese Rede des Aga hörte,

und sprach: O Sandal Aga! das Gemüth des Fürsten der Gläubigen ist heut sehr gedrückt; lasse Du diesen hier stehen; ich werde gehen, wegen seiner Vorstellung um Erlaubniß zu bitten, und ihn dann zum Chalifen einführen. Vielleicht wird er dadurch ein wenig aufgeräumt, und auch für den Fischer kann es gut sein. Schnell ging er hierauf zum Chalifen und fand ihn in seiner Trauer über Kuto' lkulub diesen Vers auf sich anwendend:

Der Tadler Verlangen ist, daß ich mich tröste;
Doch fehlt mir die Kraft, denn das Herz widerspricht.
Woher mir Beruhigung über die Zarte,
Im Meere der Liebe erreicht sie mich nicht.
Wie kann ich vergessen, die mich mit den Blicken,
Im Kreise des Bechers, berauscht mit Entzücken!

Indessen küßte der Wesir den Fußboden und sprach: Der gestern euer Meister und Compagnon war, der Fischer Chalif, ist vor der Thür und spricht jetzt: Mein Genosse, den ich, Säcke zu holen, fortsandte, ist gegangen und nicht wiedergekommen; nun bin ich da, mich von seiner Verbindung mit mir zu überzeugen. Harun ar' Raschid erwiderte lachend: O Dschaafar! bringe ihn zu mir, und wir wollen sein Gestirn und Schicksal auf diese Weise probiren, daß, nachdem Loose, die von einem bis zu hunderttausend Goldstücken, die Namen des niedrigsten Amtes bis zu dem des Wesirthums, von einem bis zu tausend Peitschenhieben die Zahlen enthalten, gemischt und in einen Beutel gesteckt wurden, der Fischer hineingreife und sein Glück beschaue, ob Geld, Amt oder Peitschenhiebe ihm herauskam, und wir ihm das, was ihm gebührt, zuertheilen lassen. Nachdem die Loose auf diese Weise zubereitet worden waren, ließ der Chalif den Fischer zu sich holen. Dieser sprach: Ei! was habe ich gethan, daß ich, gekommen um mir eine solche Summe Geldes zu holen, gefangen gehalten werden bin? und wohin schleppt man mich? Darauf führte ihn Dschaafar vor Harun ar' Raschid, wo er, die Sache begreifend, den Fußboden küßte und sprach: Ist das ein Scherz, o Genoß!? Nachdem Du mich auf diese Weise allein gelassen und davongegangen, haben die Diener mich überfallen und mir alle meine Fische geraubt. Solche Art der Genossenschaft ziemt Euch nicht. Harun ar' Raschid, lachend und durch jene Rede heiter gestimmt, sprach zum Fischer: Komm' und ziehe einen der in diesem Beutel steckenden Zettel heraus! Der Fischer steckte seine Hand hinein, zog einen Zettel, gab ihn dem Wesir, und der Wesir, als er ihn gelesen, schwieg und gab keine Antwort. Harun ar' Raschid sagte: O Dschaafar! sprich: was kam heraus? Da der Wesir erwiderte: Herr! es ist auf diesem Zettel geschrieben, daß er hundert Peitschenhiebe erhalten soll; da sprach der Fürst der Gläubigen: Siehe! was ihm zugefallen ist, das wollen wir ihm geben. Das ist unsere Pflicht; wir wollen ihn seines Looses nicht berauben, er soll sein Recht erhalten. Nachdem ihm so hundert Peitschenhiebe aufgezählt worden waren, sprach der Wesir: Dieser Mann ist zum Wasser gekommen; lasset uns ihn jetzt nicht als einen Dürstenden zurückschicken! Erlaubt, daß er ein anderes Loos ziehe! Der Fischer, als ihm befohlen wurde, seine Hand noch einmal in den Beutel zu stecken und ein Loos zu ziehen, rief: Herr! habt Ihr die Absicht mich zu tödten? Der Wesir sprach: Ziehe! vielleicht erscheint etwas für Dich Gutes. Als nun der Fischer wieder einen Zettel herauszog, fand man darauf geschrieben: Es soll ihm Nichts gegeben werden. Der Wesir suchte dem Chalifen Mitleid mit dem Fischer einzuflößen und bat, ihn noch einen Zettel ziehen zu lassen. Da aber auch dies ihm gewährt wurde, und er ein Loos zog, worauf geschrieben stand, er solle nur ein Goldstück empfangen, da sagte der Chalif: Dem Fischer hat heute das Glück nicht mehr beigestanden und befahl, ihm das Goldstück geben und ihn gehen zu lassen. Und so ging er, nachdem der Wesir ihm dies eine Goldstück gegeben, davon. Als die Diener ihn sahen, sprachen sie: O Chalif! gieb uns doch etwas von Deinen empfangenen Wohlthaten. Der Fischer sagte: Siehe, eines Goldstückes wegen habe ich hundert Peitschenhiebe empfangen! und warf es weg. Als aber der Sandal Aga die Geschichte des Fischers vernommen hatte, ließ er ihn zurückkommen und erheiterte ihn dadurch, daß er ihm aus seinem eigenen Vermögen hundert Goldstücke und außerdem den gewonnenen Dinar gab. Ueber die hundert Goldstücke der Peitschenhiebe vergessend, ging er nun davon und sah, da er auf seinem Wege über den Sklaven-Markt kam, dort einen Volks-Knäuel, in der Mitte desselben einen Kasten gesetzt und einen Auctionator stehend, welcher ausrief: Dieser Kasten ist von Seiten der Gemahlin des Kaisers, Sobeidah, zu verkaufen, und wer ihn kaufen will, soll, ohne ihn zu öffnen, auf ihn bieten und ihn nehmen. Da er nun bei diesem Volke stand und, nachdem es mit seinen Geboten hundert Goldstücke erreicht hatte, noch einen Dinar darüber bot, so blieb er ihm."

Man sieht aus dieser Probe zur Genüge, daß der in der türkischem Uebersetzung benutzte Text sich von dem in der Ausgabe Habicht's enthaltenem sehr unterscheidet. In der türkischen Uebersetzung findet sich allein die Erzählung des Umstandes, daß der Fischer sich zwei Fische reiben und so von dem Ober-Kammerdiener die Verheißung von hundert Goldstücken empfing. Ebenso schildert in der Folge nur die türkische Uebersetzung die Beschwerde des Trägers, der den Kasten in Chalif's Wohnung brachte, und wie es kam, daß der Fischer sich auf den Kasten legte und, daß in ihm etwas Lebendiges sei, gewahr wurde. Die türkische Uebersetzung sagt: der Kasten nahm den ganzen Raum der Wohnung des Fischers ein; es blieb also nichts übrig, als seine Schlafstelle auf ihm zu nehmen. Man sieht hieraus auch, daß Ahmed Nadhif nicht ungebührlich abzukürzen bemüht war, welches man auch daraus schließen könnte, daß er eine Erzählung geradezu zwei Mal giebt; er wiederholt nämlich der der 871. Nacht an die schon dagewesene Geschichte des Nure' ddin, des Talismans und der ausländischen Prinzessin; wenn dies nicht ein bloßes Versehen wäre.

Des Lobes ungeachtet indessen, das der türkischen Uebersetzung zu zollen ist, wird die Ausgabe des berühmten Habicht immer ihren großen Werth behalten, sowohl, weil sie dies Werk in seiner Original-Sprache giebt, als weil es wieder andere Handschriften sind, die Habicht aus Tunis und Paris bekam, und das Eine also das Andere durch Vergleichung ergänzen kann; über die ausgelassenen Stücke der türkischen Uebersetzung ein verschiedenes Urtheil möglich ist, namentlich manche Gedichte fehlen, die ganz unanstößig und nicht ohne Werth sind. Auch steht die türkische Uebersetzung in der äußeren Ausstattung zurück und leidet zumal in den letzten beiden Bändchen an sehr vielen Druckfehlern.

Dr. Peiper

Griechenland.

Andreas Mustoxydis.

Am 17. Juli d. J. starb in Korfu der Nestor der neugriechischen Gelehrten, Andreas Mustoxydis, der der Ruhm und die Zierde der gesammten Nation war, welche er gleichsam „in der Großartigkeit seiner Gesinnung und seines Talents repräsentirte." Auf dem Gebiete der Literatur war Mustoxydis namentlich als Archäolog und Historiker ausgezeichnet, und genoß er in ersterer Beziehung einen europäischen Ruf. Im Jahre 1785 auf der Insel Korfu geboren, ging er, nachdem er daselbst die allgemeine Schulbildung erlangt hatte, nach Pavia, wo er die Rechtswissenschaft studirte und auch das Diplom eines Doctors der Rechte erhielt. Allein er wandte sich bald historischen und archäologischen Studien zu, und bereits im Jahre 1804 gab er eine Schrift über seine vaterländische Insel Korcyra, von den ältesten Zeiten bis zum zwölften Jahrhundert, in italiänischer Sprache heraus, welche den kurz zuvor (im Jahre 1803) auf den Jonischen Inseln, der neubegründeten Republik der Sieben-Inseln errichteten Senat veranlaßte, ihn zum Historiographen der Jonischen Inseln mit einem bestimmten Monatsgehalte zu ernennen. Mustoxydis machte auch mit den „Illustrazioni Corciresi," von denen zwei Bände 1811 und 1814 erschienen, den Anfang seines großen Geschichtswerks.

Als er im Jahre 1820 die Schrift: „Exposé des faits, qui ont précédé et suivi la cession de Parga" in Paris hatte drucken lassen, in welcher er den von der britischen Regierung mit der Stadt Parga getriebenen schmachvollen, wahrhaft unchristlichen Schacher und deren käufliche Ueberlassung an den tyrannischen Ali Pascha von Janina in nationalem Unwillen offen und entschieden brandmarkte, zog er dadurch den Haß des damaligen Lord-Obercommissairs der Jonischen Inseln, des türkenfreundlichen Thomas Maitland, in einem solchen Grade auf sich, daß dieser bei dem Jonischen Senate den Antrag stellte, dem Mustoxydis jenen Monatsgehalt zu entziehen; — ein Antrag, der jedoch nicht angenommen wurde. Mustoxydis selbst war gerade damals in Mailand, da er den Auftrag erhalten hatte, in den Archiven und Bibliotheken Oberitaliens nach allen auf die Handelskolonien der Genueser und Venetianer auf der Krim-Halbinsel bezüglichen Nachrichten und Schriften zu forschen. Durch die Empfehlung des damaligen russischen Gesandten in Turin, Grafen Mocenigo, bei dem russischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, dem Grafen Kapodistrias, einem Landsmanne von Mustoxydis, erhielt Letzterer eine Anstellung bei der russischen Gesandtschaft in Turin, die er bis zum Tode des Kaisers Alexander (1825) bekleidete.

Schon vorher hatte sich Mustoxydis auf dem Gebiete der altgriechischen Philologie, sowie durch verschiedene Schriften in italiänischer Sprache, die er in außerordentlicher Reinheit und Eleganz schrieb, den Archäologen und Philologen Europa's vortheilhaft bekannt gemacht. — Hierher gehören die Ausgabe der Rede des Isokrates Περὶ τῆς ἀν

Die Verlagshandlung

von

Veit & Comp. in Leipzig

empfiehlt die nachstehenden, theils in diesem, theils im vorigen Jahre in ihrem Verlage erschienenen Werke, welche durch alle Buchhandlungen bezogen werden können.

Leipzig, im October 1860.

Bilder, redende. Ein Traum. Hoch-4. Mit zahlreichen Holzschnitten. In allegorischem Umschlag. Cart. 1 Thlr. 10 Ngr.

Vorstehenden Titel trägt ein mit trefflichen Holzschnitten geschmücktes Heft, welches in höchst origineller Form tiefsinnige Ideen über die Kunst und Kunstpflege der Gegenwart entwickelt. Der Verfasser hat sich nicht genannt, aber er hat sein Bild auf den Umschlag gezeichnet; zugleich durch die Andeutung des Textes es unmöglich gemacht, ihn zu verkennen; es ist Ph. Veit, ehemals Director des Städel'schen Instituts zu Frankfurt, nunmehr in Mainz, unbestritten einer der ersten unserer katholischen Maler. Es ist im Ganzen eine höchst originelle Conception; voll Geist, voll attischen Salzes! Der Verfasser zeigt in diesen wenigen Zügen seiner Feder nicht weniger die Allseitigkeit seiner Bildung und den katholischen Ernst seiner Lebensanschauung, als er dies in den Zeichnungen seiner Kreide und seines Pinsels ausgesprochen hat. Es verdient daher dieser Traum mit vollem Recht eine aufmerksame Anerkennung im Kreise unserer katholischen Literatur.

Kathol. Liter.-Zeitung.

Fischer, J. M., (Gymnasial-Professor), Musikalische Rundschau über die letzten drei Jahrhunderte. kl. 8. VIII u. 192 S. broch. 20 Ngr.

Eine kleine gehaltreiche, mit Verständniß und Wärme geschriebene Schrift, die in ihren ersten Abtheilungen ästhetisch-kritische Erörterungen über das Wesen der Tonkunst und über die Mittel zur Darstellung ihrer Erzeugnisse enthält, in ihren Schlußcapiteln aber einen übersichtlichen Geschichtsabriß liefert, welcher besonders den Bedürfnissen und Anforderungen gebildeter Laien zu genügen im Stande sein dürfte.

Europa.

Marggraff, Hermann, Schiller's und Körner's Freundschaftsbund. Zugleich als Einleitung zur zweiten wohlfeilen Ausgabe von Schiller's Briefwechsel mit Körner. kl. 8. 94 S. broch. 15 Ngr.

Wie Alles, was wir aus Marggraff's Feder lesen, zeichnet sich auch diese Arbeit durch den Geist wissenschaftlichen Ernstes und durch den wohlthuenden urbanen Charakter der bei aller Humanität scharfen und bestimmten Kritik in empfehlenswerther Weise aus. Aus dem reichen Schatze seines Wissens hat der Verfasser mit prägnanter Kürze jene Zeiten und jene Verhältnisse in klarer lichtvoller Darstellung geschildert; nicht bloß den Literarhistoriker von Fach, jeden Gebildeten aus dem Publikum überhaupt wird die interessante Studie durchaus ansprechen und befriedigen.

Jahreszeiten.

Mosenthal, S. H., Düweke. Drama in fünf Aufzügen. Min.-Ausg. 140 S. broch. 1 Thlr.

— — Das muß dem Dichter zugestanden werden, daß er mit Geschick, Gewandtheit und Energie seine Aufgabe bemeisterte. Mosenthal's „Düweke“ dürfte — wir sind dessen gewiß — auch in der Lectüre eines nachhaltigen Eindrucks nicht ermangeln, und so sei denn das Buch unsern Lesern bestens empfohlen.

Oesterreichische Zeitung.

Schefer's, Leopold, Gedichte. kl. 8. VIII und 447 S. Eleg. gbdn. 1 Thlr. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Schefer's, Leopold, Laienbrevier. Mit einer biographischen Skizze: Leopold Schefers Leben und Werke von W. v. Lüdemann. 12. (Taschen-) Ausgabe. CXXXII und 302 S. In farbigem Umschlag cart. 1 Thlr. 20 Ngr. Eleg. gbdn. mit reicher Deckelvergoldung 2 Thlr.

Wie man die Poesie auch auffassen möge, als schöne Empfindung, die einen verwandten Gedanken sucht, oder als Gedanke, der nach schönem Ausdruck ringt, in beiden Auffassungen gehört Schefer unstreitig zu unsern erhabensten dichterischen Geistern. Schefer's Poesie entsteht und wird nicht. Sie ist immer da und fertig. Der Gedanke erzeugt nicht bei ihm das Bild, das Bild nicht den Gedanken, nein, beide sind durchaus gleichzeitig und eins: es ist ein glühender Erguß, Gedanke, Empfindung und Ausdruck. Man fühlt sich von diesem wunderbaren Dichtergemüth, von der Fülle der originellsten Gedanken-Combination, von dem Schwunge und dem Zauber einer eigensten, einheitsvollsten Weltanschauung so mächtig ergriffen, daß man in diesem uferlosen Strome prächtigster Erd- und Himmelsbilder, erquickt von diesem frischesten Naturbade, gerne untertaucht. Schefer ist aber zugleich ein durchaus deutscher Dichter, ja vielleicht der deutscheste aller unserer Dichter, wovon das Laienbrevier, die Quintessenz aller seiner poetischen Erzeugnisse, den sichersten Beweis liefert.

Schiller's Briefwechsel mit Körner. Von 1784 bis zum Tode Schiller's. Zweite wohlfeile Ausgabe. 4 Bde. ca. 100 Bogen. broch. 2 Thlr. Gebdn. 3 Thlr.

Der Schiller-Körnersche Briefwechsel ist eine so überaus häufig benutzte, jetzt fast für unentbehrlich geltende Quelle literarischer Belehrung nicht nur über Schiller selbst, sondern über die deutsche Literatur und das deutsche geistige Leben jener Zeit überhaupt geworden, daß er für die Periode, welche er im Leben Schiller's umfaßt, und die zugleich die glänzendste seines Wirkens ist, fast vollständig eine Biographie des Dichters ersetzt. rc.

Wissenschaftl. Beilage d. Leipz. Zeitg.

Schwerin, Franziska Gräfin, Der Stunden Gottesgruß. Eine Apotheose des Lebens. Den deutschen Müttern geweiht. Min.-Ausg. 156 S. Eleg. gebdn. mit reicher Deckelvergoldung. 1 Thlr. 10 Ngr.

Eine Apotheose des Lebens in leicht symbolischem Gewande, eine Dichtung von solcher Geistesfülle und Tiefe und von solcher formeller Vollendung in Reim und Metrum, wie wir keine andere von einer deutschen Frau besitzen. Mögen viele edle weibliche Seelen diese Gottesgrüße in all ihrer Kraft und Tiefe empfinden und erwiedern!

Literar. Mittheilungen.

Stolte, Ferd., Faust. Dramatisch-didaktisches Gedicht in zwei Theilen. Zweite Aufl. 1. Theil. gr. 8. XXVI u. 249 S. broch. 2 Thlr.

Ein fürwahr merkwürdiges Buch, gedankenreich und oft schwungvoll. Eine Dichtung, die nur in Deutschland, der Heimat des Faust, in solcher Weise komponirt werden konnte. rc.

Leipz. Journal.

Telschow, Wilh., Gedichte. kl. 8. XII und 148 S. broch. 15 Ngr.

Unter der Masse von Sammlungen lyrischer Poesieen stoßen wir auf ein in Leipzig erschienenes Buch, welches den einfachen Titel führt: „Gedichte von Wilh. Telschow.“ Es sind Lieder, Sonette, Distichen, geistliche Lieder (Oden) und vermischte Gedichte, keineswegs ausgezeichnet durch neuen Gedanken-Inhalt und ungewöhnliche Formvollendnng, wohl aber warm ansprechend durch den milden Ton eines in sich gefaßten und beruhigten Herzens. Namentlich sind es die geistlichen Lieder, in denen das Sinnen dieses Dichters sich am innigsten ausprägen zu können scheint.

Köln. Zeitung.

---

v. Bilguer, P. R., und **v. d. Lasa,** Handbuch des Schachspiels. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. Lex.-8. VIII und 540 Seiten. Broch. 3 Thlr. 10 Ngr. In englischem Prachtband 3 Thlr. 20 Ngr.

Das als bedeutendste Schöpfung der Schachliteratur allgemein anerkannte Werk gewährt in einer höchst übersichtlichen Form auf Grund-

lage tabellarischer Darstellung die vollständige Entwickelung der gesammten Theorie des Schachspieles wie sie in keinem Lehrbuche bisher möglich gewesen ist. Das Ganze zerfällt in zwei Bücher, deren erstes nach einer elementaren und historischen Einleitung nebst umfassender Uebersicht der Schachliteratur die ausführliche Bearbeitung aller Spieleröffnungen in 32 Abschnitten enthält. Bedeutende Zusätze, welche interessante und bisher unbeachtete Angriffs- wie Vertheidigungsmethoden lehren, finden sich bei allen Spielen, namentlich aber in den Gambitsspielen, deren Analyse in dieser neuesten Auflage ganz besonders vervollständigt und theilweise gänzlich umgearbeitet ist. Viele hinzugefügte von den größten Meistern aller Zeiten gespielte Partien (im Ganzen 216) bieten eine Anleitung für die Mitte der Partie, während die Spielendungen eine ausführliche Darstellung in dem zweiten Buche gefunden haben. Dieses ist nach den sechs verschiedenen Arten der Figuren in sechs einzelne Abschnitte getheilt, deren jedes ausschließlich die Wirksamkeit eines Steines gegenüber dem anderen behandelt. Die nöthige Uebersicht ist hier durch zahlreiche bei jeder neuen Stellung der Steine in den Text eingedruckte bildliche Darstellung erreicht worden. Ueberhaupt ist an der Ausstattung des Ganzen Alles aufgewendet, um die äußere Form mit der inneren Vorzüglichkeit im Einklang zu erhalten.

v. d. Lasa, Leitfaden für Schachspieler. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Mit in den Text gedruckten Diagrammen. gr. 8. VIII und 236 S. Eleg. gebdn. 1 Thlr. 20 Ngr.

Ausgezeichnet durch ebenso präcise Darstellung und klare Entwickelung der Resultate wie durch stetige Rücksichtnahme auf die leitenden Grundsätze des praktischen Spieles giebt dieses klassische Lehrbuch in leichtfaßlicher Erläuterung des Wesentlichen eine gedrängte und allseitige Belehrung über die verschiedenen Theile der analytischen Schachtheorie. In diesem Sinne gewährt es nicht nur dem besseren Spieler einen schnellen Ueberblick über den neuesten Standpunkt der theoretischen Entwickelung sondern auch dem angehenden Schachfreunde wie reinen Praktiker eine leichte und bequeme Einführung in alle theoretischen Gebiete des Spieles. Zahlreiche Musterpartien anerkannter Meister, von ausführlichen möglichst elementar gehaltenen Anmerkungen begleitet, sind mit großem Geschick in die theoretische Darstellung verwebt worden und empfehlen das nicht minder durch äußere Ausstattung sehr ansprechende Werk auch dem ersten Anfänger als wahrhaft klassische Bildungsschule für das edle Spiel.

Morphy, Paul. Skizze aus der Schachwelt. 1. Theil: gr. 8. VIII und 207 S. broch. 1 Thlr. 2. Theil: A. u. d. T. Schachkämpfe in Paris vorzüglich mit deutschen Meistern. Mit Titelbild. gr. 8. 102 S. broch. 18 Ngr.

Diese interessante Schrift entwirft den deutschen Schachfreunden ein Bild von dem rapiden und großartigen Aufschwunge des Schachspieles jenseits des Oceanes, sowie von seiner hohen Verherrlichung durch den neuerstandenen so schnell zu allgemeinem Weltrufe gelangten Meister. Der erste Theil schildert in zehn Kapiteln die Thätigkeit des letzteren in New-York, in New-Orleans und in England. Ein fortlaufendes Glossar fügt theils Belege theils speciellere Ausführungen hinzu. Außerdem sind die vorzüglichsten bisher gespielten Partien des Meisters eingeschaltet, während ausführliche Anmerkungen die Vorzüge und charakteristischen Eigenthümlichkeiten im Spieltypus des neuerstandenen Meisters darlegen. Der zweite in gleichem Geiste gehaltene Theil berichtet in fünf Kapiteln von dem Aufenthalte des Meisters in Paris, von seiner dort abgelegten glänzenden Production im Blindlingsspiel und vorzüglich von seinen dort gegen die deutschen Meister Harrwitz und Anderssen gewonnenen Wettkämpfen. Die Gesammtzahl der in beiden Theilen aufgenommenen und gründlich glossirten Spiele beläuft sich auf 120. Den zweiten Theil ziert außerdem ein Titelbild: Anderssen und Morphy am Schachbrett in Gegenwart der vier Ehrenzeugen darstellend.

Schach-Erinnerungen, Berliner. Nebst den Spielen des Greco und Lucena vom Herausgeber des von Bilguerschen Handbuchs. gr. 8. 224 S. u. 9 Tabellen. Broch. 2 Thlr.

Ein lebendiges Bild der theoretischen wie practischen Bestrebungen der an klassischen Leistungen so reichen Zeit der sog. Berliner Schule, vertreten durch die Namen eines von Bilguer, Bledow, Hanstein, Mayer, von Jaenisch, sowie des berühmten, über Alle hervorragend, Herausgebers (v. d. Lasa) selbst, verbunden mit einer Reihe höchst gediegener und musterhafter Partien. Wichtig ist auch der reichhaltige Anhang mit den Uebersetzungen des originellen Lehrmeisters Greco und des ältesten Schachautors Lucena.

Schachzeitung, gegründet von der Berliner Schachgesellschaft. Herausgegeben in monatlichen Heften. 1860. Fünfzehnter Jahrgang. Preis des Jahrgangs 3 Thlr.

Diese Zeitschrift, gegenwärtig das älteste aller bestehenden Schachblätter, hat die Förderung des Schachspieles nach jeder Richtung, auf theoretischem, praktischem wie literarischem Gebiete, zur Tendenz und gilt insbesondere als Hauptorgan für die vaterländischen Schachinteressen. Ihre musterhafte, durch 14 Jahre hindurch consequent fortgeführte Verwaltung hat sie allmählich, selbst im Urtheile des Auslandes, zum allgemeinen Tribunale der gesammten Schachwelt in allen theoretischen, praktischen wie literarischen Fragen erhoben. Gehalten im Geiste gediegener Belehrung und anregender Unterhaltung, hat sie theoretische Artikel, erzählende Aufsätze, kritische Erörterungen über ältere und neuere Werke, Mittheilungen über alle Neuigkeiten im Gebiete des Schach sowie wirkliche Spiele und zahlreiche Aufgaben zu Hauptgegenständen ihres Inhalts. Jede einzelne Nummer bringt Abhandlungen aus der Theorie und Analysis des Spieles, aus seiner Geschichte und Literatur, sodann gemischte und Monatsberichte, ferner Partien und Endspiele, endlich Aufgaben und Lösungen.

Droysen, J. G., (Professor an der Universität Berlin), Geschichte der preußischen Politik. I. Theil: Die Gründung. gr. 8. VIII u. 650 S. broch. 3 Thlr. 15 Ngr. II. Theil. 1 Abthlg: Die territoriale Zeit. gr. 8. VI u. 520 S. broch. 2 Thlr. 20 Ngr. II. Theil. 2. Abthlg.: Die territoriale Zeit. gr. 8. IV u. 643 S. broch. 3 Thlr. 15 Ngr.

Auf dem Gebiete der deutschen Geschichte ist im Jahre 1859 die Geschichte der preußischen Politik von J. G. Droysen II. Bd. 2. Abthlg. die hervorragendste Leistung. An Vielseitigkeit des Talents sind wenige unserer Gelehrten mit Droysen zu vergleichen. Die Art wie er in seinen historischen Werken durch das empirische Material die allgemeine Idee durchschimmern läßt, verräth einen reich ausgestatteten speculativen Geist. Dabei schöpft er durchweg aus der Tiefe der historischen Forschung und seine Forschung erstreckt sich über alle Gebiete der Geschichte. ꝛc.

Grenzboten.

Droysen, Joh. Gust., (Professor an der Universität Berlin) das Leben des Feldmarschalls Grafen York von Wartenburg. Neue wohlfeile Ausgabe. 2 Bde. 67 Bogen. kl. 8. broch. 2 Thlr. Eleg. gebdn. 2 Thlr. 10 Ngr. Pracht-Ausg. in 3 Bänden 90 Bogen. gr. 8. Eleg. gebdn. 8 Thlr.

Das vorstehende Buch ist bereits so allgemein und vortheilhaft besprochen worden, daß es einer besonderen Empfehlung nicht mehr bedarf; indessen ist es gewiß nicht überflüssig, in schwer bedrängter Zeit auf solche Charactere der Vorzeit hinzuweisen, an denen sich die gegenwärtige Generation das Beispiel ächt patriotischer Gesinnung und aufopfernder Hingebung für die Interessen des gemeinsamen Vaterlandes erholen kann, damit man in der Stunde der Gefahr bereit sei, solch edlen Verkämpfern für deutsches Recht und deutschen Geist würdig nachzufolgen. Durch die gewandte Feder des Herrn Verfassers wird uns hier ein solches nachahmungswerthes Beispiel geschildert. Möge das Buch noch recht viele Leser finden!

Kalisch, Dr. M., die Judenfrage in ihrer wahren Bedeutung für Preußen. gr. 8. XV u. 410 S. broch. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die Erklärungen des Justiz- und Unterrichtsministers in der abgelaufenen Session des Landtags über die Nichtzulassung der Juden zu den richterlichen und Lehrämtern, obgleich ihre Berechtigung zu allen Staatsämtern aus den Artikeln 4 und 12 der Verfassungsurkunde vom Staatsministerium vollkommen anerkannt wurde, haben zu einem Buche Veranlassung gegeben, welches die allgemeinste Aufmerksamkeit verdient und sie auf sich zu ziehen nicht verfehlen wird. Es führt den Titel: die Judenfrage ꝛc. und bringt den inneren politischen Zusammenhang der Judenfrage mit den einzelnen Entwickelungsstadien des preußischen Staats zur klarsten Anschauung. Von dem Resultate, zu welchem der Verfasser gelangt, und welches darin besteht, daß er die Ansichten des Justiz- und Unterrichtsministers schlagend widerlegt, wollen wir hier nicht weiter sprechen, uns vielmehr auf die Hervorhebung dessen beschränken, was dem Buche seinen ganz eigenthümlichen Charakter und seinen bleibenden historischen Werth giebt. ꝛc.

Lith. Correspondenz Stern.

Ranke, Leopold, Neun Bücher Preußischer Geschichte. 3 Bde. gr. 8. 94 Bogen. broch. 6 Thlr.

Roßmann, Dr. W., (Erzieher des Prinzen Bernhard von Meiningen), Die makkabäische Erhebung. Vortrag, auf der Rose zu Jena gehalten. gr. 8. 48 S. broch. 7½ Ngr.

Dieser Vortrag, in dem bekannten Cyklus der Jenaischen Rosenvorlesungen gehalten, nimmt mehr als das flüchtige Interesse eines Abends in Anspruch. Er macht den Versuch, die Entwickelung des jüdischen Volkes, bisher unter supranaturalistischen Gesichtspunkten oder mit rationalistischer Willkühr behandelt, mit dem Maaße echt menschlicher Geschichte zu messen und die Stellung des Volkes Israel in der Weltgeschichte in feinerer und geistigerer Weise zu bezeichnen, als sie durch den hergebrachten Gegensatz von heiliger und profaner Geschichte durch das Verhältniß von Weissagung und Erfüllung angedeutet ist.

Schmidt, Adolf, (Professor an der Universität Jena), Elsaß und Lothringen. Nachweis, wie diese Provinzen dem deutschen Reiche verloren gingen. gr. 8. 84 S. broch. 16 Ngr.

Dieses treffliche Schriftchen will in einem Spiegelbilde aus der Vergangenheit das deutsche Volk an die Gefahren und die unausbleiblichen Folgen innerer Zerrissenheit erinnern, indem sie dem Leser Thatsachen schildert, die in ihrer Gesammtheit ein warnendes Denkmal französischer Politik bilden, dessen Inschrift Deutschland gründlich belehrt, wie es durch Mangel an Einheit jederzeit zu kurz kam und zu kurz kommen mußte. *Elberfelder Zeitung.*

Uhden, Herr, und die kurhessische Verfassung. Eine Appellation an die Hohe Deutsche Bundesversammlung. „A papa male informato ad papam melius informandum." Zweiter Abdruck. gr. 8. 52 S. broch. 7½ Ngr.

Heydemann, Dr. L. E., (Königl. Preuß. Geh. Justizrath und Professor der Rechte in Berlin), Einleitung in das System des Preußischen Civilrechts. Zweite, völlig umgearbeitete Auflage. gr. 8. 1. u. 2. Lieferung (21 Bogen). 2 Thlr.

(Das Ganze erscheint in 4 Lieferungen bis Ostern 1861.)

Archiv für Anatomie, Physiologie und wissenschaftliche Medicin. Herausgegeben von Dr. C. B. Reichert, Professor der Anatomie und vergleichenden Anatomie ꝛc. in Berlin, und Dr. Emil Du Bois Reymond, Professor der Physiologie ꝛc. in Berlin. Fortsetzung von Reil's, Reil's und Autenrieth's, J. F. Meckel's und Joh. Müller's Archiv. Jahrgang 1860. Preis des Jahrgangs von 6 Heften (zusammen 50 Bogen Text und 20 Kupfertafeln) 6 Thlr.

Kalisch, Dr. M., medicinisch-gerichtliche Gutachten der Königlich Preußischen wissenschaftlichen Deputation für das Medicinalwesen aus den Jahren 1840 bis 1850. gr. 8. LVI u. 463 S. broch. 2 Thlr. 24 Ngr.

Bei der Herausgabe gerichtlicher Gutachten kommt es vor Allem auf eine zweckmäßige Auswahl an; wir müssen in dieser Beziehung dem Herausgeber Beifall zollen: er hat mit vielem Geschick und tüchtiger Sachkenntniß das ausgewählt, was der Wissenschaft wie jedem einzelnen ihrer Jünger von Nutzen sein muß. Wir empfehlen das Werk auf das Angelegentlichste, mit dem Bemerken, daß jeder Arzt viel daraus zu lernen vermag. *Literar. Centralblatt.*

Kalisch, Dr. M., Die Kunstfehler der Aerzte. gr. 8. XXXII u. 315 S. broch. 1 Thlr. 24 Ngr.

Dem Herrn Verfasser gebührt das Verdienst, durch geschickte Zusammenstellung einschlagender Fälle und eine sich daran schließende wissenschaftliche Kritik derselben dargethan zu haben, wie wichtig, ja nothwendig es sei, das derjenige Arzt, welcher als solcher ohne dolose Absicht gehandelt, dennoch aber ein derartiges Heilverfahren angewendet hat, daß ihm nach Ansicht einzelner Kunstgenossen die Beschuldigung zu Theil wird, gegen die Lehren in seiner Wissenschaft gehandelt, d. h. einen Kunstfehler begangen zu haben, von Aerzten, nicht aber vom rechtsgelehrten Strafrichter sein Urtel empfange ꝛc. *Preußische Gerichts-Zeitung.*

Kunze, Dr. med. Carl Ferdinand, Der Kindermord. Historisch und kritisch dargestellt. gr. 8. VIII u. 288 S. broch. 1 Thlr. 20 Ngr.

Sind auch auf dem Gebiete der gerichtlichen Medicin schon recht viele gediegene Leistungen vorhanden, so ist doch in allen diesen Arbeiten der „Lehre vom Kindermord" nur mangelhaft gedacht worden. Der Herr Verfasser hat daher diese Lehre in dem vorliegenden Werke ausführlich und in so praktischer Weise behandelt, daß dasselbe nicht nur Aerzten und Geburtshelfern, sondern auch Criminalbeamten als sehr brauchbar empfohlen werden kann.

Kühne, Dr. Willie, Myologische Untersuchungen. gr. 8. 226 S. und 1 Kupfertafel. broch. 1 Thlr. 10 Ngr.

Dieses Werk enthält eine Zusammenstellung mehrerer Versuchsweisen, welche der Herr Verfasser auf dem Gebiete der Muskellehre angestellt hat. Dieselben bestehen in drei Abtheilungen: 1) über directe und indirecte Muskelreizung mittels chemischer Agentien; 2) über Muskelzuckungen ohne Betheiligung der Nerven; 3) Untersuchungen über Bewegungen und Veränderungen der contractiven Substanzen.

Ravoth, Dr. Fr., (pract. Arzt, Operateur, Accoucheur, Privatdocent an der Universität Berlin), Grundriß der Akurgie, nebst einem Anhang von fünfzehn Tafeln Instrumenten-Abbildungen und zahlreichen Holzschnitten im Text. Zugleich als vierte Auflage von Schlemm's Operations-Uebungen am Cadaver. gr. 8. VII u. 402 S. broch. 3 Thlr. 20 Ngr.

Bürgt schon der Umstand, daß drei in nicht großen Zwischenräumen erschienene Auflagen der Schlemm'schen Operations-Uebungen verkauft wurden, für die Vorzüglichkeit des genannten Buches, so dürfen wir doch mit Gewißheit annehmen, daß diese vierte Auflage den Beifall nur noch reichlicher erfahren wird, dessen sich die drei vorhergehenden erfreuten. Freilich wird man das frühere Werk in der vorliegenden durchgängig vermehrten und verbesserten Auflage kaum wieder erkennen, da es dem Herrn Verfasser geboten war, dem Umschwunge, den auch der operative Zweig der medicinischen Wissenschaft seit Erscheinen der dritten Auflage erfuhr, Rechnung zu tragen; doch ist immerhin die frühere practische Anlage des Ganzen, die das Buch vorzüglich an Universitäten so beliebt machte, auch in dieser neuen Auflage gewahrt worden. Wir empfehlen daher das Buch sowohl Lehrenden als Lernenden auf dem Gebiete der Operationslehre.

Fuchs, C. J., (Professor an der Thierarzneischule in Carlsruhe), Pathologische Anatomie der Haussäugethiere. 8. XVI u. 447 S. broch. 2 Thlr. 12 Ngr.

Die Literatur über pathologische Anatomie der Haussäugethiere ist, so Tüchtiges und Brauchbares auch in einer Reihe von Abhandlungen in Zeitschriften dafür geleistet worden, nicht zahlreich und es war daher ein zeitgemäßes Unternehmen, nach den neuesten Forschungen ein Handbuch zu bearbeiten, das die wesentlichen Momente kurz und bündig darstellt. Daß dies dem Verfasser gelungen, kann mit Recht gesagt werden, und es ist daher sein Werk nicht nur Thierärzten, sondern namentlich auch Gerichtsärzten zu empfehlen, sowie es selbst practischen Juristen nützlich sein wird, da so manches darin vorkommt, was der advocatorischen Wirksamkeit anheimfällt ꝛc. *Gersdorf's Repertorium.*

Auerswald, B., Anleitung zum rationellen Botanisiren. gr. 8. 106 S. broch. 20 Ngr.

Rationelles Botanisiren ist ein Ding der dringendsten Nothdurft in unsern Tagen, wo durch den habgierigen Vandalismus planloser Sammler die schönsten unserer wildwachsenden Pflanzen, namentlich Phanerogamen und Farren immer seltener gemacht und beinahe ganz ausgerottet werden, aber ferner auch ein unabläßliches Gebot für Jeden, der durch Pflanzensammeln sich erheblich und gedeihlich im Studium der Pflanzenkunde gefördert sehen will. Das Schriftchen enthält eine Menge wichtiger Erörterungen und practischer Winke, welche man in den meisten Lehrbüchern der Botanik vergebens sucht, und deren Kunde bei dem Studium der Botanik doch unerläßlich ist und daher jedem zu erwerben frommt, dem Lehrer wie dem Schüler. Wir empfehlen das Buch wegen seines vorwiegend practischen Characters und seiner ganzen Tüchtigkeit

Jedem, der sich für Pflanzenkunde und Pflanzenleben interessirt, auf das Angelegentlichste. **Erheiterungen.**

Sextus Aurelius Victor de viris illustribus urbis Romae. Mit Anmerkungen und einem vollständigen Wörterverzeichnisse, für Schulen herausgegeben von Dr. Karl Fr. Aug. Brohm, weiland Director des Gymnasiums zu Thorn. Dritte, durchgängig berichtigte Ausgabe. kl. 8. IV u. 124 S. broch. 12 Ngr.

Lehmann, Jos., Deutschland, Oesterreich und Italien. Erinnerungsblätter. Zweiter Abdruck. kl. 8. 92 S. broch. 12 Ngr.

Wer die Reise von Wien nach Triest machen und in dieser Stadt und ihrer Umgebung sich umsehen, auch dabei einen Blick nach Italien thun will, dem empfehlen wir diese Schrift, die sich durch eine lebendige Darstellung und durch den verständig beobachtenden Blick, sowie endlich durch die deutsche Gesinnung des Verfassers besonders auszeichnet x. **Gersdorf's Repertorium.**

Bildniß J. G. Droysen's, Professor an der Universität Berlin. Gezeichnet von H. Bendemann. Radirt von H. Bürkner. gr. Fol. Chines. Papier. 1 Thlr.

Böckh, August, des Sophocles Antigone. Deutscher Text. gr. 8. 62 S. broch. 10 Ngr.

Böckh, August, des Sophocles Antigone. Griechischer Text. gr. 8. 61 S. broch. 10 Ngr.

Hotho, H. G., die Malerschule Huberts van Eyck nebst deutschen Vorgängern und Zeitgenossen. Erster Theil: Geschichte der deutschen Malerei bis 1450. kl. 8. 490 S. broch. 2 Thlr. Zweiter Theil: Die flandrische Malerei des fünfzehnten Jahrhunderts. 1 Lief. kl. 8. 244 S. broch. 1 Thlr.

Jessen, Prof. Dr. **P.,** Versuch einer wissenschaftlichen Begründung der Psychologie. gr. 8. 716 S. broch. 3 Thlr. 25 Ngr.

Lengerke, Dr. **A. v.,** Anleitung zur Anlage, Pflege und Nutzung der lebendigen Hecken. Dritte Aufl. Herausgeg. von Dr. C. W. L. Gloger. (Unter der Presse.)

Lerchenfeld, Gustav Freiherr von, Geschichte Bayerns unter König Maximilian Joseph I. Mit besonderer Beziehung auf die Entstehung der Verfassungsurkunde. gr. 8. 416 S. u. 1 Tabelle. broch. 2 Thlr. 10 Ngr. Herabges. Pr. 20 Ngr.

Nitzsch, K. W., die Gracchen und ihre nächsten Vorgänger. Vier Bücher römischer Geschichte. gr. 8. 456 S. broch. 2 Thlr. Herabges. Pr. 1 Thlr.

Pfeil, Dr. **W.,** Anleitung zur Ablösung der Waldservituten. Eine Hülfsschrift für General-Commissionen, Justizbehörden, Forstbeamte. Dritte, mit Rücksicht auf die Preuß. Gesetzgebung bis zum Jahre 1854, gänzlich umgearbeitete Auflage. gr. 8. 369 S. broch. 2 Thlr. Herabges. Pr. 1 Thlr. 10 Ngr.

Pfeil, Dr. **W.,** neue und vollständige Anleitung zur Behandlung, Benutzung und Schätzung der Forsten. Ein Handbuch für Forstbesitzer und Forstbeamte. Erste Abtheilung: Literatur-Nachweisung. A. u. d. T.: Kritisches Repertorium der Forstwirthschaft und ihrer Hülfswissenschaften. 2. Aufl. gr. 8. XXIII u. 243 S. broch. 1 Thlr. 7½ Ngr. Herabges. Pr. 1 Thlr. Zweite Abtheilung: Holzkenntniß und Holzerziehung. A. u. d. T.: Das forstliche Verhalten der deutschen Waldbäume und ihre Erziehung. 3. Aufl. gr. 8. X u. 501 S. broch. 2 Thlr. 7½ Ngr. Herabges. Pr. 1 Thlr. 22 Ngr. Dritte Abtheilung: Forstschutz und Forstpolizeilehre; im Anhange die Nachweisung der preußischen Forstpolizeigesetze. 3. Aufl. gr. 8. 395 S. broch. 2 Thlr. 7½ Ngr. Herabges. Pr. 1 Thlr. 22 Ngr.

Regesta Pontificum Romanorum ab condita ecclesia ad annum post Christum natum 1198. Edidit Ph. Jaffé. 4 maj. 951 S. 1851. Cart. 12 Thlr. 10 Ngr. Herabges. Pr. 6 Thlr. 10 Ngr.

Repertorium der Physik, enthaltend eine vollständige Zusammenstellung der neueren Fortschritte dieser Wissenschaft. Unter Mitwirkung der Herren Lejeune-Dirichlet, Jacobi, Neumann, Rieß, Strehlke und Andern herausgegeben von H. W. Dove und L. Moser. Erster Band: Allgemeine Physik, mathematische Physik, Galvanismus, Electromagnetismus, Magnetoelectricität, Thermomagnetismus. Mit 2 Kupfertafeln. gr. 8. 859 S. 1836. 2 Thlr. 10 Ngr. Herabges. Pr. 1 Thlr. 5 Ngr. Zweiter Band: Herausgegeben von H. W. Dove. Electricität, Magnetismus, Erdmagnetismus, Literatur der Optik, mit 1 Tafel Abbildungen. gr. 8. CL und 284 S. 1837. 2 Thlr. 10 Ngr. Herabges. Pr. 1 Thlr. 5 Ngr. Dritter Band: Herausgegeben von H. W. Dove. Akustik, theoretische Optik, Meteorologie, mit 3 Taf. Abbild. gr. 8. 404 S. 1839. 2 Thlr. 20 Ngr. Herabges. Pr. 1 Thlr. 10 Ngr. Vierter Band: Herausgegeben von H. W. Dove. Wärme, Meteorologie mit 2 Tafeln Abbildungen und 1 Isothermenkarte. gr. 8. 374 S. 1841. 2 Thlr. 20 Ngr. Herabges. Pr. 1 Thlr. 10 Ngr. Fünfter Band: Mechanik von Radicke. Allgemeine Gesetze der Wellenbewegung von Broch in Christiania. Literatur des Magnetismus, und der Electricität von Dove. Ueber das Auge von Moser. gr. 8. 412 S. und 1 Kupfertafel. 1844. 2 Thlr. 5 Ngr. Herabges. Pr. 1 Thlr. 2½ Ngr. Sechster Band: (Neue Folge.) Akustik von A. Seebeck. Electricitätslehre von P. Rieß. Mit 2 Figurentafeln. gr. 8. VIII u. 318 S. 1842. 2 Thlr. Herabges. Pr. 1 Thlr. Siebenter Band: Optik von Broch. Magnetismus v. Lamont. Allgemeine Physik v. Knochenhauer. Mit 3 Figurentaf. gr. 8. 1846. 3 Thlr. 15 Ngr. Herabges. Pr. 1 Thlr. 22½ Ngr. Achter Band: Galvanismus von W. Beetz. Akustik von A. Seebeck. Mit 2 Figurentafeln. gr. 8. 350 u. 108 S. 1849. 3 Thlr. Herabges. Pr. 1 Thlr. 15 Ngr.

Herabges. Pr. für alle 8 Bände zusammen 10 Thlr.

Rönne, Ludwig v., und **Lette** (Präsident des Revisions-Colleg.) Die Landes-Kultur-Gesetzgebung. 2 Bände. Erster Band: enthält Einleitung, Sammlung der Verordnungen und Rescripte. gr. 8. CXLIV und 909 S. 1854. 3 Thlr. 20 Ngr. — Zweiter Band enthält den Kommentar. gr. 8. 1032 und 868 S. 1854. 6 Thlr. Herabges. Pr. für beide Bände zusammen 7 Thlr. 15 Ngr.

Rönne, Ludwig v., und **Lette.** Das Domänen-, Forst- und Jagd-Wesen. gr. 8. 1062 S. 1854. 4 Thlr. Herabges. Pr. 2 Thlr.

Rönne, Ludwig v., und **Lette.** Das Unterrichts-Wesen. Erster Band. Allgemeiner Theil. Privat-Unterricht. Volksschulwesen. gr. 8. 965 S. 1855. 3 Thlr. 5 Ngr. — Zweiter Band. Höhere Schulen. Universitäten. Sonstige Kultur-Anstalten. gr. 8. 660 S. 1855. 2 Thlr. 25 Ngr. Herabges. Pr. für beide Bände zusammen 4 Thlr.

Schmidt, Dr. **A. W.,** Geschichte der Denk- u. Glaubensfreiheit im ersten Jahrhundert der Kaiserherrschaft und des Christenthums. gr. 8. 456 S. broch. 2 Thlr. 10 Ngr.

Schmidt, Dr. **A. W.,** Geschichte der preußisch-deutschen Unionsbestrebungen seit der Zeit Friedrich's des Großen. Nach authentischen Quellen im diplomatischen Zusammenhange. Erste Abtheilung: Der Fürstenbund 1785. gr. 8. 402 S. 2 Thlr. Zweite Abtheilung: Der norddeutsche Reichsbund 1806. gr. 8. 246 S. 1 Thlr.

Stamma's Hundert Endspiele. Nach der zweiten verbess. Ausgabe von 1745 bearb. von L. Bledow u. O. v. Oppen. 8. 250 S. Cart. 25 Ngr.

Stieglitz, Charlotte. Ein Denkmal. Mit lithogr. Bildniß. 4. 314 S. 1 Thlr. 15 Ngr. Herabges. Pr. 24 Ngr.

Vincent, L., Der Wiesenbau, dessen Theorie und Praxis. Zweite Aufl. Mit 12 Tafeln Abbildungen. 8. XIV u. 288 S. broch. 2 Thlr.

Werder, Karl, Columbus. Trauerspiel. gr. 8. 315 S. broch. 2 Thlr.

Wörterbuch, encyclopädisches, der medicinischen Wissenschaften. Herausgegeben von C. F. v. Gräfe, C. W. Hufeland, H. F. Link, K. A. Rudolphi und E. v. Siebold, Dr. H. W. Busch, J. F. Dieffenbach, J. C. Hecker, E. Horn, J. C. Jüngken, H. F. Link und J. Müller. gr. 8. 37 Bde. incl. Reg.-Band. 1828—1849. 37 Thlr. Herabges. Pr. 15 Thlr.

Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.

ἀνεκδότων (Mailand, 1812); eine Sammlung altgriechischer Anekdota nach Handschriften der Ambrosiana, die er im Verein mit dem griechischen Gelehrten Dim. Schinas unter dem Titel: „Συλλογὴ ἀποσπασμάτων ἑλληνικῶν“ (Venedig, 1816) mit Anmerkungen herausgab; ferner die Schrift: „Sui quatro cavalli della basilica di S. Marco in Venezia“ (Padua, 1816), die mit besonderer Anerkennung aufgenommene „Vita di Anacreonte“ in dem Werke: „Le odi di Anacreonte in versi italiani“ (Venedig, 1817) und die Uebersetzung des Herodot in den „Collezioni degli antichi istorici greci volgarizzati“ (Mailand, 1819.) Daneben machte er jedoch auch schon damals die neugriechische Sprache zum Gegenstande seiner besonderen Studien, und er veröffentlichte in dieser Beziehung theils seine „Prose varie“ (Mailand, 1821), theils eine Schrift: „Sulla presente lingua dei Greci“ (Venedig, 1825), die später von dem Griechen P. Chiotis in's Neugriechische übersetzt ward (Zante, 1851). Nachdem im Jahre 1827 der Graf Kapodistrias zum Präsidenten von Griechenland erwählt worden war, ward Mustoxydis von demselben veranlaßt, ihm dahin zu folgen, und er bekleidete daselbst während der Präsidentschaft von Kapodistrias den Posten als Aufseher der Alterthümer und führte die oberste Leitung des öffentlichen Unterrichtswesens im freien Griechenland. Auch als Schriftsteller suchte er während jener Zeit in seiner philologischen und archäologischen Zeitschrift: „Ἡ Αἰγιναία“ (1831), für das Studium der neugriechischen Sprache thätig zu wirken. Nach der Ermordung von Kapodistrias (im October 1831) kehrte er, von dessen politischen Gegnern vielfach verleumdet und angegriffen, nach Korfu zurück, und suchte in den „Renseignements sur la Grèce et sur l'administration du comte Capodistrias“ (Paris, 1833) die gehässigen Urtheile über Letzteren zu berichtigen und über dessen Verwaltung während seiner Präsidentschaft aufzuklären. Nach seiner Rückkehr nach Korfu war er, obschon er zum Mitgliede der gesetzgebenden Versammlung der Jonischen Inseln ernannt worden war, doch fast nur mit literarischen Arbeiten, namentlich mit der Forsetzung seiner Darstellung der Geschichte und Alterthümer von Korcyra beschäftigt. Ein großer Theil davon war bereits im Jahre 1853 gedruckt, wie Professor Vischer aus Basel in seinen „Erinnerungen und Eindrücken aus Griechenland“ (Basel, 1857) berichtet, der damals in Korfu war und sie bei Mustoxydis selbst sah. Indeß war damals das Werk nach den weiteren Mittheilungen des genannten Vischer in's Stocken gerathen, denn die ihm bis zum Frühjahre 1853 von der jonischen Regierung dafür gewährte jährliche Unterstützung hatte ihm der damalige Lord-Obercommissair, Henry Ward, entzogen, weil er die Sache nicht gefördert habe. Mustoxydis selbst sprach sich hierüber gegen den deutschen Professor aus Basel offen aus und bemerkte, daß man „eine solche Arbeit nicht wie die eines Zimmermeisters auf bestimmte Zeit liefern könne, und daß die Schwierigkeit, Bücher zu erhalten, ihn oft Monate lang aufhalte.“ Jedermann sah auch diesen Grund nur als einen mehr oder weniger plausibeln Vorwand an, und die wahre Ursache lag vielmehr in der politischen Gesinnung des Mustoxydis, der, wie er dies schon früher vielfach dargethan hatte, nicht gut englisch gesinnt war. Außer seinen historischen und archäologischen Arbeiten, mit denen er beschäftigt war, gab er auch nach dem Jahre 1831 eine wissenschaftliche Zeitschrift: „Ἑλληνομνήμων ἢ Σύμμικτα Ἑλληνικά“ heraus, in welcher er hauptsächlich auf die Fortbildung der von ihm nach bestimmten Grundsätzen und in edler Reinheit geschriebenen neugriechischen Sprache einzuwirken bemüht war, von der jedoch nur zehn Hefte (Athen, 1843—1847) erschienen. Auch erlangte er in der That durch sein Beispiel, daß unter den Griechen der Jonischen Inseln ein lebendiger Geist, ein tieferes, wissenschaftliches Streben und ein kräftiger Nationalsinn rege ward, der sich besonders auch darin kund gab, daß die jonischen Griechen mehr als bisher der griechischen Sprache, ihrer Anwendung und Pflege sich zuwandten, und namentlich zu wissenschaftlichen und dichterischen Arbeiten nur dieser Sprache sich bedienten, während früher in dieser Hinsicht die italiänische Sprache einen Vorzug vor derselben genossen hatte. Will man Letzteres aus einer früheren Zeit, nicht von Mustoxydis selbst gelten lassen, so gilt es doch von andern jonischen Griechen seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts, wie z. B. von Foscolo (der sich freilich überhaupt mehr als italiänischer Patriot, nicht als Grieche, betrachtete und geltend machte), und von seinen „Ultime lettere di Jacopo Ortis,“ dieser mißlungenen Nachahmung der „Leiden des jungen Werther.“ In neuester Zeit ist dies allerdings anders geworden, und die griechische Nationalität beansprucht — ein unleugbares Verdienst von Mustoxydis — auch in der Literatur der Jonischen Inseln eine bedeutsamere Anerkennung ihrer selbst. Uebrigens stammte Mustoxydis aus dem griechischen Geschlechte des gelehrten Chrysoloras von Konstantinopel.

Mannigfaltiges.

— „Zeitschrift des k. preußischen statistischen Bureau's.“ Mit Vergnügen begrüßen wir die am Tage der Jubelfeier der Berliner Universität (15. October) erschienene erste Nummer dieser Zeitschrift, die fortan, monatlich zwei Mal, als Beiblatt des preußischen „Staats-Anzeiger“ ausgegeben und von dem jetzigen Direktor des statistischen Bureau's, Geh. Regierungsrath Dr. Engel, redigirt wird. Vor fünfzig Jahren, zu jener Zeit der großen preußischen Reformen, als in Berlin die Universität, der wissenschaftliche Ausdruck aller damals den Staat regenerirenden, freisinnigen Ideen, gegründet ward, wurde der Staatsrath Dr. J. G. Hoffmann zum Professor der Volkswirthschaftslehre an diese Universität berufen und ihm die Leitung des gleichzeitig in's Leben getretenen k. statistischen Bureau's anvertraut. Der erste Artikel der neuen Zeitschrift ist der Geschichte der Gründung dieses Bureau's gewidmet. König Friedrich Wilhelm III. war es selbst, der zuerst die Nothwendigkeit einer genauen Ermittelung der Bevölkerungs-, der Arbeits- und der Productions-Verhältnisse des Landes erkannte, um darauf ein richtiges Verwaltungs- und Abgaben-System zu begründen. Ein ihm im Jahre 1805 von dem damaligen Geheimen Registrator Krug überreichtes Werk „Betrachtungen über den Nationalreichthum des preußischen Staats,“ hatte bei dem Könige diesen Gedanken erweckt, den er auch in zwei an die Minister v. Hoym, von der Reck und von Stein gerichtete Kabinetsschreiben vom 28. Mai 1805, als maßgebend für das neue Institut entwickelte. Der unglückliche Krieg mit Frankreich verzögerte zwar die Ausführung dieses Gedankens, aber zu den ersten Gegenständen des großen, in Königsberg entworfenen Regenerations-Planes von Preußen gehörte auch die Errichtung des statistischen Bureau's, die namentlich von dem Minister, Grafen von Dohna, mit Eifer betrieben wurde. J. G. Hoffmann, der damals die Gewerbe-Angelegenheiten bei der betreffenden Section im Ministerium des Innern bearbeitete, und der an der Entwerfung der freimachenden, den Nationalreichthum fördernden, agrarischen, städtischen und Gewerbe-Gesetze der Jahre 1808, 1809 und 1810 einen wesentlichen Antheil hatte,* ward zum Direktor des statistischen Bureau's ernannt und gleichzeitig mit dem ehrenvollen Amte betraut, an der neuen Universität die „Staatswissenschaften“ vorzutragen. Von dem betreffenden Ernennungs-Dekret vom 4. Oktober 1810 sagt Herr Dr. Engel: „Es gab der bis dahin nur in der Idee, weniger aber in der Wirklichkeit lebenden statistischen Behörde einen Mann zum Direktor, der es verstand, dieselbe unter dem Namen des k. statistischen Bureau's sehr bald zu einem weltberühmten Institute zu machen. Außerordentlich reiches Wissen, gestützt auf vielseitige Lebenserfahrung; Charakterfestigkeit, gepaart mit Selbstvertrauen und Selbständigkeit des Denkens und Handelns; vollendetste Form der Sprache — das waren die Eigenschaften, welche Hoffmann vom Anbeginne bis zum Ende seiner Wirksamkeit als Direktor des statistischen Bureau's auszeichneten.“

Wer, wie der Schreiber dieser Zeilen, den scheinbar etwas rauhen, im Grunde aber ungemein menschenfreundlichen Charakter J. G. Hoffmann's aus näherer Beobachtung seiner amtlichen Wirksamkeit, sowie aus seinen Universitäts-Vorlesungen, gekannt hat, der muß dem Urtheil Engel's unbedingt beistimmen. Allerdings würdigte man, bei dem vorwiegend philosophischen Charakter der Zeit, das wissenschaftliche Verdienst statistischer und volkswirthschaftlicher Untersuchungen nur in wenigen Kreisen; aber ihr Einfluß auf die Staatsverwaltung war darum doch nicht minder groß und wichtig. Ebenso, wie in den Jahren 1808—1812 auf die agrarischen, städtischen und gewerblichen Gesetze, so wirkten auch die von Hoffmann, nach dem Vorgange seines Lehrers Kraus, vorgetragenen volkswirthschaftlichen Prinzipien Adam Smith's auf die von Preußen nach wiederhergestelltem Frieden befolgte Handelspolitik ein, welche den Grundsatz festhielt und durchführte, daß, außer Salz und Spielkarten kein Gegenstand von der Einfuhr ausgeschlossen sein und daß der Einfuhrzoll nicht mehr als zehn Procent des Werthes der Waaren betragen solle.** Hoffmann hat durch alljährliche Uebersichten, die zunächst in der damaligen „Preußischen Staatszeitung“ und darauf in besonderen Ab-

* Bereits im Jahre 1803 hatte er in Königsberg eine Schrift unter dem Titel: „Das Interesse des Menschen und Bürgers bei der bevorstehenden Zunftverfassung“ herausgegeben, worin er die Gewerbefreiheit als die Lebensfrage und unumgängliche Bedingung des modernen Staates erklärte. D. H.

** Leider war nicht zugleich bestimmt, daß dieser Werth von Zeit zu Zeit neu ermittelt und danach der Zoll modifizirt werden soll. Der Waarenpreis von 1818 ist für Preußen und den Zollverein maßgebend geblieben, obwohl in Folge der Ausbreitung des Maschinenwesens und der Dampfkraft, sowie der Erleichterung der Communicationsmittel, die meisten Einfuhr-Artikel auf weniger als die Hälfte ihres damaligen Werthes herunter gegangen sind. D. H.

drücken veröffentlicht wurden, den Nachweis durch Zahlen geführt, wie sehr sich in Preußen, in Folge der Befreiung des Bodens, der Gewerbefreiheit, der Freizügigkeit und der freieren Handelspolitik* nicht blos die Bevölkerung, sondern auch der Nationalreichthum, der auf der Vermehrung der Arbeitskraft und der Intelligenz einer Nation beruht, vermehrt habe. Solange Hoffmann lebte und wirkte, hat Niemand in Preußen gewagt, an legislative Rückschritte zu denken, wie sie durch das Gesetz vom 9. Februar 1849 in Bezug auf Gewerbefreiheit und Freizügigkeit geschehen sind. Hoffentlich wird die seit Kurzem im Geiste Hoffmann's wirkende Thätigkeit Engel's in Berlin, ebenso wie seine neue Zeitschrift, dazu beitragen, den gesunden, volkswirthschaftlichen Begriffen der Jahre 1808—1818 in Preußen wieder die Herrschaft zu verschaffen.

— Sind unautorisirte Uebersetzungen Nachdruck?** Wir haben zu seiner Zeit von den Verhandlungen des Brüsseler Kongresses zum Schutze des geistigen Eigenthums Bericht erstattet; vorliegende Schrift knüpft gleichfalls an die dort behandelten Fragen an. Das internationale Verlagsrecht will Uebersetzungen, wenn nicht vom Verf. autorisirt, ebenso als Nachdruck betrachten, wie den Druck der Urschrift selbst; die deutsche Bundesgesetzgebung betrachtet Uebersetzungen nicht als Nachdruck, und die Stimmen der Sachkundigen theilen, der Mehrheit nach, diese Anschauung unbedingt; namentlich spricht sich der Börsenverein der deutschen Buchhändler, der wachsamste Gegner alles Nachdrucks, consequent und entschieden gegen Anerkennung eines solchen Rechtes aus, das (wie das Motto des Titelblattes der vorliegenden Schrift sagt) jedes vernünftige Maß im Verlangen nach literarischem Rechtsschutze überschreiten und schädliche Monopole einführen würde. Wir können auf den Inhalt der Schrift, welcher es meist mit der Gesetzgebung über diesen Punkt in den verschiedenen Ländern (Preußen, Sachsen ꝛc.) zu thun hat, nicht näher eingehen, und bemerken nur, was als Ergebniß dieser ganzen Untersuchungen gesagt ist. Der Verfasser hält den Grundsatz aufrecht: Die Uebersetzung müsse im Interesse eines ungehemmten literarischen Austausches zwischen verschiedenen Völkern unbedingt freigegeben und dem Autor könne kein Recht eingeräumt werden, eine Uebersetzung seines Werkes, sofern sie dem materiellen Bestande des Originals keinen Nachtheil zufügt, auf die ungewisse Speculation nach einem ausländischen Verleger durch die Klausel des Vorbehaltes zu hindern. Glaubt der Verfasser oder Verleger durch eine fremde Uebersetzung in seinem Vermögen beeinträchtigt zu werden, so mag er auch dafür aufkommen und durch das Gesetz verbunden werden, das Versprechen einer Uebersetzung, welches mittelbar in der Verwahrungsklausel liegt, zu halten. Eine solche im ausländischen Verkehr nothwendig gebotene Verpflichtung ist gegeben, wenn das internationale Recht nur insoweit einen Schutz gegen Uebersetzungen gewährt, als Original und Uebersetzung gleichzeitig erscheinen müssen, womit denn die Bestimmung der deutschen Bundesgesetzgebung in Geltung treten würde, daß ein gleichzeitig in mehreren Sprachen erscheinendes Werk durch einen Andern nicht in eine dieser Sprache übersetzt werden darf.

— Wallonische Sprache und Literatur.*** Wir haben früher bereits längere Mittheilungen über die „Wallonische Gesellschaft" zu Lüttich, über ihre Bestrebungen, ihr Gedeihen ꝛc. gebracht. Vorliegender Rechenschafts-Bericht enthält nur die Rede des Vice-Präsidenten, Herrn Michels, ohne weitere Mittheilung (z. B. des gekrönten Werkes). Aus dem Eingange erfahren wir, daß der Präsident der Gesellschaft, der bekannte Linguist, Herr Charles Grandgagnage, abgehalten worden, seinen Functionen zu genügen, da er zum Abgeordneten gewählt worden und in der Kammer fungirte. Aus mehreren Angaben über die Thätigkeit des Vereins heben wir nur Eine hervor: Auf den Antrag des Herrn E. Martial, in der Sitzung vom 15. April, beschloß die Gesellschaft, alle Mühe anzuwenden, um so vollständig als möglich die Uebersetzung des Gleichnisses vom verlornen Sohne in den verschiedensten wallonischen Mundarten Belgiens zu erhalten, in der Absicht, sie dem Werke von Schnakenburg über die französischen Volksmundarten einverleiben zu lassen. Die gethanen Schritte sind mit Erfolg gekrönt worden, da 71 Uebersetzungen aus den verschiedensten Gegenden eingelaufen sind.

— Garibaldi's Persönlichkeit. Der Messinaer Korrespondent der von R. Haym herausgegebenen „Preußischen Jahrbücher," dessen wir bereits in unserem Blatte gedacht haben, giebt folgende Beschreibung des Generals Garibaldi: „Seine Erscheinung hat durchaus nichts Phantastisches an sich. Die rothe Blouse, die er trägt, und der einfache Filzhut, den er dann und wann mit einer gleichfalls zinnoberrothen Mütze vertauscht, können nur dem auffallen, der die Trachten seiner Truppen noch nicht gesehen hat. Ein in's Röthliche spielender starker Bart bedeckt die ganze untere Gesichtspartie. Unverhältnißmäßig groß ist die breite, gewölbte Stirn. Sieht man den nur mittelgroßen, etwas untersetzten Mann aus der Ferne, so scheint er jünger zu sein, als er wirklich ist, und nichts verräth auf seinem nicht leidenschaftlich bewegten Gesichte die Spuren der vielen Leiden und Strapazen. In der Nähe betrachtet, bemerkt man aber, daß er über die Jahre der frischesten Manneskraft hinaus ist, obwohl er noch Elasticität und Kraft des Körpers genug besitzt, um einen Offizier vor der Front seines Regimentes herunterzusäbeln. Sollte ich das Charakteristische seiner Erscheinung in einem Worte zusammenfassen, so würde ich sagen, es sei sichere, gemessene Ruhe. Freilich habe ich ihn nicht in einer Schlacht gesehen. Aber nach Allem, was ich darüber gehört habe, bewahrt er, mögen seine Soldaten auch den größten Höllenlärm schlagen und die Kugeln dicht um ihn herum pfeifen, die größte Kaltblütigkeit, wie wir sie wohl allgemein von einem großen, über weit ausgebreitete Heeresmassen befehlenden Feldherrn erwarten, aber kaum von einem kühnen Guerillaführer voraussetzen werden. Die Unruhe, die sich in ihm regt, zeigt sich nur an einer Kleinigkeit: Beständig raucht er; aber die Cigarre geht fortwährend aus, so daß er sie spielend oft zwanzig Mal anzündet. Früher soll in seinem Auftreten mehr Unstetigkeit gewesen sein. Seitdem aber die Eine Idee, Italien zu einigen und zu befreien, sich seiner ganz bemächtigt und ihn zur kühnsten That getrieben hat, scheinen die einzelnen Vorgänge und augenblicklichen Ereignisse nur einen vorübergehenden Eindruck auf ihn zu machen und nur so weit auf ihn zu wirken, als sie in einem mehr oder weniger bedeutenden Verhältnisse zur Verwirklichung seiner Lebensaufgabe stehen. Auch an ihm hat sich die Wahrheit des Dichterwortes bewährt: Es wächst der Mensch mit seinen größeren Zwecken."

— Zur Geschichte der Juden in Spanien. Herr Dr. M. Kayserling, ein gründlicher Kenner der spanischen und portugiesischen Sprache und Schrift, hat sich die Aufgabe gestellt, die Geschichte der Juden auf der pyrenäischen Halbinsel aus den Quellen zu schöpfen. An seinen früheren Versuch „die Sephardim" reihet sich das soeben ausgegebene Werkchen: „Die Juden in Navarra, den Baskenländern und auf den Balearen",* das nach unserer Ueberzeugung das vollste Interesse seiner Leser ansprechen wird. Auf ein Flüchtigkeitsversehen sei jedoch der Herr Verfasser vorläufig aufmerksam gemacht. S. 183 heißt es: „angeklagt, dem Judenthum hartnäckig ergeben zu sein, wurden sie" — (25 Juden bei dem Autodafé am 7. März 1691) „erst garrotirt (erwürgt) und dann verbrannt." Ein Sprach- und Sachfehler in einem Athem! Garrotter, spanisch garrotár, heißt zuvörderst knebeln; und dann thut der Verfasser dem heiligen Officium zu viel, wenn er es der Humanität bezüchtigt, daß es Ketzern die Qualen des Feuertodes ersparen wollte. Geknebelt aber wurden die Schlachtopfer allerdings oft, bevor man sie den Flammen übergab, wenn zu besorgen stand, sie würden gegen die Kirche und deren Henkersknechte Lästerungen ausstoßen.

J. L.

* Damals freier, als in irgend einem andern Lande Europa's, mit Ausnahme der Hansestädte und der Schweiz. D. H.

** Der Rechtsschutz gegen Uebersetzungen in den internationalen Verträgen zum Schutze des literarischen Urheberrechts. Vom Standpunkte des literarischen Verkehrs, von August Schürmann. Leipzig, Selbstverlag, 1860.

*** Compte rendu des travaux de la société Liégeoise de littérature Wallonne en 1859, présenté le 16. juillet 1860 à la réunion générale par M. L. Micheels, Vice-Président de la société. Liége, 1860.

* Berlin, J. Springer, 1861.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Bestellungen
übernimmt jedes Postamt des deutsch-österreichischen Postvereines, sowie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallstraße Nr. 21) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins“ nicht direkt correspondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commissionair, Herrn B. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 3 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

№ 45. Mittwoch, den 7. November 1860. 29. Jahrgang.

Inhalt:

Rußland.

Militairische Bilder aus dem Kaukasus.*

An einem hellen Februartage des Jahres 1858 bewegte sich ein langer, militairischer Trauerzug nach dem Dörfchen Heslach, welches eine Stunde von Stuttgart zwischen den Reben- und Waldhügeln des freundlichen Nesenbach-Thales ruht. Im Dorfe selbst hatten mehrere Regimenter Infanterie Spalier gebildet, während Reiterei den eigentlichen Leichenzug eröffnete und schloß. Nach einer ansprechenden Rede in der schwarz ausgeschlagenen Dorfkirche, welcher neben den höchsten Herrschaften, dem diplomatischen Corps und vielen Offizieren auch eine Anzahl Dorfbewohner mit Rührung lauschten, wurde der dort abgesetzte Sarg wieder aufgehoben, und der Zug bewegte sich von Neuem mit Trauermusik nach dem hochgelegenen Kirchhofe, wo er vor einem Mausoleum in Form einer Tempelrotunde anhielt. Während hier der Sarg niedergesetzt und zum letzten Male eingesegnet wurde, schlossen Artillerie- und Infanteriesalven die Feierlichkeit.

Es war der Leichnam des kaiserlich-russischen Generallieutenants Grafen Konstantin von Benckendorff, welcher von Paris nach dem schwäbischen Dörfchen gebracht worden war, um hier an der Seite seiner Eltern die ewige Ruhe zu finden. Der ältere Benckendorff war nämlich im ersten Viertel des Jahrhunderts Gesandter in Stuttgart gewesen und seine Gemahlin hatte damals das freundliche Dörfchen so lieb gewonnen, daß sie einst hier zu ruhen beschloß und zu dem Ende eine Gruft erbauen ließ, welche sie in den zwanziger Jahren aufnahm, während der General mehrere Jahre später in dem fernen Bessarabien, wohin ihn die militairische Pflicht gerufen, starb und von dorther gleichfalls hieher geführt und an der Gattin Seite beigesetzt wurde.

Auch Graf Konstantin war zuletzt Gesandter am würtembergischen Hofe gewesen; seine Jugend aber hatte großartigere aufregendere Scenen gesehen, als ihm später die ruhigen Thäler des Schwabenlandes boten. Im Kaukasus und dessen wilden Kämpfen hatte er seine Fähigkeiten erprobt; dort hatte er gelebt, dort seine Erinnerungen, seine Wunden und wohl auch den frühzeitigen Tod geholt. Diese Erlebnisse hatte er unmittelbar nach seiner Genesung von schweren Wunden in Paris, zwar zunächst nur für seine Freunde, niedergeschrieben; aber in ihnen so viel Interessantes, der Geschichte Angehöriges gegeben, daß wir uns nicht versagen können, auch das größere Publikum damit bekannt zu machen. Die feine Auffassung, die Gabe dramatischer Schilderung, welche Benckendorff darin an den Tag legt, werden ihm ein Denkmal setzen, welches die edle Aufrichtigkeit, die ungeschminkte Wahrheit, welche diese Schilderungen athmen, nur verschönern können. Wir besitzen viele und interessante Darstellungen vom Kaukasus und den Kämpfen daselbst; allein nicht selten sind sie gar zu poetisch gehalten und geben die Wahrheit preis, um nur den Leser gut zu unterhalten, oder aber sind es allgemeine militairische Schilderungen, denen der Reiz des Details fehlt. Benckendorff's Erlebnisse führen uns unmittelbar in das kriegerische Leben selbst ein: wir marschiren an seiner Seite, wir lagern unter seinen tapfern Kampfgenossen, sehen uns mitten unter den Schrecknissen des wilden Gebirgs in furchtbaren Kämpfen, werden Zeugen erhabener, bisher in Vergessenheit begrabener Thaten, und schließen endlich das Buch in der lebhaftesten Erregung, in der Empfindung, ein reiches Stück Leben mit durchgemacht, durchgedacht und durchgenossen zu haben. Wir wollen nun unsern Lesern einige dieser militairischen Bilder vorführen.

I.

Der Eintritt in's Feld.

Bei der russischen Armee beginnt jede militairische Unternehmung mit den Segnungen der Kirche. Die Armee bildete, in Kolonnen formirt, ein Viereck, in dessen hohlen Raum einige Priester traten und die Messe sprachen. Sobald der Gottesdienst beendigt war, eilten die Kapläne der Regimenter durch die Reihen, die sich vor ihnen öffneten und besprengten Alle, vom kommandirenden General bis zum letzten Soldaten, mit Weihwasser. Ein Wirbel der Tambours eröffnete und schloß diese Ceremonie, während welcher gewiß manches heiße Gebet zum Himmel empor stieg.

Die religiöse Erregung kann aufrichtig sein, aber sie hält bei den Soldaten nicht lange an. Kaum war die Ceremonie zu Ende, so wurden die Tschako's auf's Ohr gesetzt, die ganze Ausrüstung feldmäßig zurecht gemacht; die Sänger setzten sich an die Spitze der Compagnien, die Tänzer begannen ihre Sprünge und Grimmassen, in einem Nu waren Tamburine, Zimbeln, Klarinette und Triangel aus dem Tornister, wo der russische Soldat zwischen Zwieback und Unterbeinkleidern stets Platz für diese erheiternden Instrumente findet.

Die baskischen Trommeln erklangen und Alle stimmten mit schöner, volltönender Stimme die Nationalgesänge an, jene unzertrennlichen Kriegsgefährten unserer Soldaten. — Mit einer guten Truppe zieht man so fröhlich in's Feld, wie man mit achtzehn Jahren auf's Freien ging. Da ich die Charge eines Bataillons-Chefs zum ersten Male bekleidete, so mußte ich die Taufe der Einweihung und Einsetzung durch die Soldaten durchmachen. Ich mußte, auf kräftigen Armen sanft getragen, die

* Souvenir intime d'une campagne au Caucase pendant l'été de l'année 1848. Par le Comte Constantin de Benckendorff, Aide-de-camp général de S. M. l'empereur de Russie. Paris, 1858.

Annehmlichkeit erdulden, in jeder der vier Compagnien des Bataillons nach einander gewiegt zu werden. Das ist ein traditioneller Brauch in unserer Armee; man muß sich wohl hüten, daran zu rütteln, solche Bräuche sind mit unsern ruhmvollsten Erinnerungen innig verbunden.

II.

Die Marschordnung im Kaukasus. General Weliaminov.

Die Kolonne marschirte eine Thalsohle entlang. Die zur Marschsicherung bestimmten Truppen zogen auf Gewehrschußweite rechts und links auf dem Kamme der das Thal einschließenden Höhen. — Dies ist die Marschordnung aller Detaschements im Kaukasus; sie ist auf alte Erfahrungen gegründet und durch die Autorität des bedeutendsten Generals sanctionirt, den wir im Kaukasus gehabt haben, auf den Alles in Theorie und Praxis, in der Ordnung und dem System unserer Operationen im Kaukasus zurückweist, durch die Autorität des Generals Weliaminov. Er war einer der Männer, die einen tiefen Eindruck hinterlassen, und deren Erinnerung sich nie verwischt. Unter den Russen, wie unter den Gebirgsbewohnern, war Weliaminov nicht beliebt, obwohl von Vielen hochgeachtet und von Allen gefürchtet. Seit er todt ist, ehrt Jedermann sein Andenken; wer es kann, rühmt sich ein Wort der Aufmunterung, des Lobes von ihm erhalten zu haben, womit er sehr karg war. Noch jetzt bezeichnet man unter den Cirkassiern Manchen mit den Worten: „Er war ein Freund von Weliaminov!" — und der alte Bergbewohner ist stolz auf diese Bezeichnung. Weliaminov besaß einen geraden freimüthigen Charakter, edle, erhabene Gesinnung; in dem, was er für recht und gut hielt, war er unerschütterlich. Er gehörte zu den festen und starken Intelligenzen, die nach antikem Muster zugeschnitten sind. Sein Wissen war umfassend, er hatte Alles studirt, über Alles gedacht; seine Feder schrieb einen musterhaften Militairstyl, sein Geist war tief und lebendig; nicht selten zeigte er einen beißenden Humor; seine Lieblingslektüre hatte ihn zum Skeptiker gemacht, er hatte etwas von einem Philosophen des 18. Jahrhunderts und zugleich von einem Pascha. Die Gewohnheit, mit Menschen umzugehen, hatte ihn, wie man dies häufig bei hochgestellten Persönlichkeiten bemerkt, mit tiefer Verachtung gegen die Menschheit im Allgemeinen erfüllt. Der Mangel weiblichen Umganges und die Isolirung, in der er lebte, hatten ihn hart, ja manchmal grausam werden lassen; wenn er je empfindsam gewesen war, so war diese Eigenschaft in einem Leben voll ununterbrochener Kämpfe gänzlich untergegangen.

Im Kaukasus aber war er der Schöpfer alles Guten, was sich dort findet. Bis heute sind es seine Entwürfe, die man zu Rathe zieht und zum Glück hie und da auch ausführt. Er hat uns den Krieg in diesem Lande gelehrt, hat uns die Grundsätze und Anwendung derselben gezeigt. Dadurch, daß er sie selbst streng befolgte, war er auch vielleicht der Einzige von unsern Generalen, der nie eine Schlappe erlitt und stets seinen Zweck erreichte. Niemand hat sich besser als er auf Land und Leute verstanden. Ueberall gab er eine bemerkenswerthe Geistesgegenwart kund. Dies äußerte sich auch durch glückliche Einfälle, so oft er das Wort nahm, was allerdings nicht oft vorkam; denn gewöhnlich war er schweigsam, unbeweglich und von einer Kaltblütigkeit, die Nichts zu erschüttern vermochte. Ihm verdankt Yermolov seinen militairischen Ruhm im Kaukasus, Paskewitsch seinen Sieg bei Elisabethpol, Rosen das glückliche Ende des Feldzugs 1832. Alles neigte sich im Kaukasus vor dem „gelben General," wie ihn die Bergbewohner nannten. Er besaß nie die Liebe der Soldaten, dafür aber ihr unbegränztes Vertrauen. Weliaminov war der letzte der Generale, welche einen Nimbus von Schrecken um sich verbreiteten, jene Quelle aller Macht in Asien, der wir früher zum großen Theil die Wichtigkeit unserer Erfolge gegen die Orientalen und die unbedeutenden Verluste bei großen Erfolgen verdankten. Die moralische Macht war damals ganz für uns; Rußland schien ein Riese.

Kehren wir zu unserer Marschordnung zurück, die gewöhnlich zugleich Kampfordnung ist. Die Ambulancen kommen in die Mitte eines Vierecks, dessen Dimensionen beständig wechseln; man ist bemüht, es möglichst dicht zu machen, um es nicht zu lang werden zu lassen. Die vier Seiten desselben sind auf Gewehrschußweite durch besonders zu seiner Vertheidigung bestimmte Truppen gebildet. Ihre Basis ist die Nachhut; es ist dies immer die vom Feinde am meisten beunruhigte Seite; an sie denkt man zuerst, auf sie stützt man die allgemeine Bewegung, von ihr nehmen die Truppen zur Seite ihren Abstand. Erst wenn die am meisten vorgerückte Staffel in der Höhe der Vorhut angelegt ist, rückt diese wieder vor; so lange jene sich nicht zeigt, bleibt diese halten. Auf diese Art kann man natürlich nicht schnell marschiren; Weliaminov braucht oft einen Tag, um vier Werste zurückzulegen, seine Vierecke wurden aber auch nie abgeschnitten.

Bei dieser Gelegenheit muß ich auch anführen, in welcher Weise wir die rechte und linke Flanke unserer Marsch-Vierecke decken. Die Bataillone — oder Compagnien je nach der Größe des Corps, nach Raum und Oertlichkeit — marschiren entlang der Flanke des Detaschements, und decken sich selbst wieder durch eine Plänklerkette, die ihre Unterstützung hat. Die Kettenglieder sollen zwar nach der Vorschrift aus zwei Mann bestehen, welche sich gegenseitig unterstützen; allein bei allen Ueberraschungskriegen, wie der im Kaukasus einer ist, sind zwei Mann viel zu wenig. Beim ersten Zusammenstoß wird der Eine gewöhnlich getödtet, der Andere entflieht, oder erleidet dasselbe Schicksal und die Kette ist durchbrochen, ehe die Reserve heran ist.

Bei den Vincenner Jägern, deren Bewegungen für eine ähnliche Kriegsführung berechnet sind, hatte ich bemerkt, daß die Kettenglieder aus vier Mann gebildet wurden, was mir sehr zweckmäßig erschien. Bei uns im Kaukasus aber sind vier Mann noch zu wenig; man hat deshalb, besonders auf den Antrag des Generals Freitag, das Kettenglied aus 20 bis 30 Mann gebildet; ein Offizier oder Unteroffizier befehligt es, und man giebt ihm einen Hornisten bei. 30 Mann können einigen Widerstand leisten, sich kühn auf Alles werfen, was sich ihnen entgegenstellt und so die ihnen anvertraute Linie wirklich decken. Diese Haufen dürfen nur nie sich aus den Augen verlieren, zu Halten die wichtigeren Punkte wählen und ihre Bewegungen, so oft sie den Platz wechseln, mit Geschick combiniren. Die moralische Sicherheit des Soldaten wird gestärkt, wenn er sich beständig von den Seinen umgeben und unterstützt sieht. Die Seitenkette ist somit durch Bataillone oder Compagnien gebildet, die in Gruppen in Schachbrett-Ordnung marschiren oder einander folgen.

III.

Der Infanterie-Offizier.

Für die Infanterie besteht der Krieg im Kaukasus gewöhnlich im Beschießen auf größere oder geringere Entfernungen. Man feuert auf der Stelle oder im Marsche, wobei man von einem Feinde, der alle unsere Fehler, besonders aber jedes Zögern wohl zu benutzen weiß, bald mehr, bald weniger beunruhigt wird. Hier ist die Aufgabe des Infanterie-Offiziers eine doppelte: gegenüber von seinem Regiment muß er so zu sagen eine Mauer bilden, die feindlichen Kugeln auffangen, sie von denen ablenken, die hinter ihm kommen; gegenüber von seinen eigenen Soldaten aber hat er die Verpflichtung, sie zu schützen, ihr Leben möglichst zu schonen. Auf diese mehr geistige Arbeit beschränkt sich gewöhnlich die Thätigkeit des Offiziers im Kaukasus. — Wie? fragt man mich; es gilt aber doch oft mit dem Bajonnete d'rauf los zu gehen, zu stürmen, Stellungen zu nehmen? Gewiß! Das Alles kommt vor, dieß ist aber die kürzere, die unterhaltendere, die leichtere Partie. Ueberdies wirken hier die Reize des Sieges weniger als anderwärts; man wird hier bald über den glänzendsten Erfolg blasirt, sobald man merkt, daß er nie ein nachhaltiges Ergebniß im Gefolge hat. Sich auf dem Terrain halten, das man besetzt hat, es vertheidigen und zur rechten Zeit aufgeben, darin liegen die großen Schwierigkeiten dieses Kampfes und der Stein des Anstoßes für die Reputationen. Ich habe mein Georgenkreuz für einen glücklichen Sturm erhalten; dies hat mich geärgert; ich wäre stolz darauf gewesen, es für einen schönen Rückzug empfangen zu haben, allein in den Statuten dieses Ordens ist nicht vorgesehen worden, daß dieser letztere Fall einer solchen Ehre würdig sein könnte, und so wurde gerade die schönste Gattung von Thaten in diesem Kriege nicht belohnt; man sieht daher auch die ausgezeichnetsten und tapfersten Offiziere nicht dekorirt. Es bedarf großer Hochherzigkeit, um sich in diese Rolle kalter, passiver Hingebung zu finden; es bedarf eines großen, moralischen Muthes; man muß alles Andere vergessen, um lange so wirken zu können.

Polen.

Kraszevski's Reisebriefe aus England.*

Ungeachtet Sturm und Unwetter in weniger als zwölf Stunden von Paris nach London zu gelangen, ist heute ebenso gewöhnlich, wie es früher

* Es wird unsiren Lesern gewiß anziehend sein, diese Betrachtungen Englands aus der Feder des ihnen rühmlichst bekannten polnischen Schriftstellers kennen zu lernen. D. R.

zu den Unmöglichkeiten gehörte. Noch halb schlaftrunken drückt man sich früh sieben Uhr in eine Waggon-Ecke und ehe sechs Stunden vergehen, befindet man sich auf dem Deck eines kleinen Fahrzeuges, welches die Reisenden von der öden, traurigen Küste Frankreichs nach den ebenso reizlosen Ufern Englands hinüberführt. Wir hatten nicht nur Sturm, sondern auch einen tüchtigen Regen zum Begleiter und die mächtigen Wogen, welche gegen die Seiten des Schiffes schlugen, spritzten unaufhörlich ihren Schaum über die Häupter der ohnehin schon von der Seekrankheit hart mitgenommenen Passagiere. Mit dieser Krankheit ist es ein eigenthümliches Ding; der Gesunde kann sie nicht begreifen, allein er sieht um sich herum so viele Menschen von ihr ergriffen, daß er endlich doch an sie glauben und sie für mehr als bloße Komödie halten muß. Meer und Himmel präsentirten sich während der durch den Sturm etwas verlängerten Ueberfahrt auf so wenig vortheilhafte Weise, daß sie auch nicht die geringste angenehme Erinnerung in mir zurückließen, und sowohl die schmuzig grüne Farbe des Wassers und die weiße zerklüftete Küste, wie auch der trübe, regenschwere Himmel erweckten in mir eine wahre Sehnsucht nach dem Home und Comfort des gastlichen Bodens von Albion.

Da es gerade Sonntag war, so mußten wir in Dover bis nach Sonnenuntergang verweilen, ehe ein Zug kam, um uns abzuholen, und als dieser sich endlich mit uns in Bewegung setzte, so sah man, steckte man zufällig den Kopf zum Wagenfenster hinaus, nichts als schwarze Nacht und ab und zu Lichtschimmer aus einem entfernten, niedrig gelegenen Städtchen. So ging es zwei Stunden lang unter dem Pfeifen und Zischen der Lokomotive, bis wir endlich in der nebeligen Atmosphäre einer feuchten Nacht etwas wie die Lohe einer fernen Feuersbrunst gewahrten — das war London, das uns theils durch die hohen Ränder der Bahn, theils durch vorstehende Gebäude noch eine Zeit lang verdeckt blieb, bis die Röthe am Himmel mehr und mehr an Stärke zunahm, einzelne Lichter deutlicher hervortraten und wir endlich auf dem Bahnhof bei der London-Bridge anhielten.

Ungeachtet es schon ziemlich spät am Abend war, fanden wir in der nächsten Nähe der Stationsgebäude doch noch überall Massen von Menschen und das regste Leben und brauchten deshalb auch nicht um eine Gelegenheit, die uns nach dem Hotel bringen sollte, besorgt zu sein. Anderwärts muß man oft den Telegraphen zu Hülfe nehmen, um der Unannehmlichkeit zu entgehen, bei der Ankunft keinen Wagen vorzufinden und auf diese Weise genöthigt zu sein, den Weg nach dem Gasthofe zu Fuße zurücklegen zu müssen, was in London jedenfalls mit großen Schwierigkeiten verbunden sein würde.

Selbst bei Nacht hat die englische Hauptstadt die eigenthümliche Physiognomie, welche die französischen Karrikaturen mitunter so treffend wiedergeben; man begegnet Figuren, mit denen wir durch Charivari und das Journal pour rire bekannt wurden und über welche wir oft herzlich lachen mußten. Geht man der Sache ein Wenig mehr auf den Grund, so gelangt man jedoch bald zu der Ueberzeugung, daß die gallischen Witzblätter uns eigentlich nichts als die äußere Schale zeigten und der wahre Kern durchaus nichts Lächerliches in sich birgt. Der Engländer, der uns im Auslande aufstößt, ist von demjenigen, den wir bei sich zu Hause beobachten, gänzlich verschieden; man darf wohl sein vernachlässigtes und zu stark prononcirtes Aeußere belächeln, allein vor dem Grunde, der darin liegt, sollte man den Hut abziehen. In seinen äußeren Angelegenheiten nimmt England vor Allem Rücksicht auf sich selbst, nicht selten zum Nachtheil Anderer, in den inneren dagegen zwingt es uns durch seine streng logischen, dem Leben genau angepaßten Institutionen, ja selbst durch das strenge Festhalten an dem Buchstaben des Gesetzes Achtung und Ehrerbietung ab.

Vergessen wir nicht, daß Englands Politik, wenngleich sie von der öffentlichen Meinung abhängen soll und das Produkt der Forderungen der Mehrheit ist, doch häufig, wie dies sich auch jetzt zeigt, in vielen Fällen mit den Sympathien des Volkes nicht übereinstimmt. „Punsch" bringt ein Liedchen mit den ominösen Exit Bombalino am Schlusse jeder Strophe, die Garibaldi-Comité's sammeln Beiträge für die Befreiung Italiens und das Kabinet von St. James thut weder einen Schritt, um auf thätige Weise die Vereinigung auf der appenninischen Halbinsel zu fördern, noch erlaubt dasselbe, Frankreich diese Rolle zu übernehmen.

Von London selbst, was soll, was kann ich berichten, was nicht schon so oft nur zu gut gesagt worden ist? Das Aeußere der Stadt erschien mir ernst, rauh, kühl und unschön; die Gebäude verrathen in ihrem Aeußeren weder Geschmack noch große Sorgfalt in der Ausschmückung, dafür aber tragen sie das Gepräge des Wohlstandes, der Arbeit und ruhiger Auffassung der Lebensbedingungen.

Im Vergleich mit Paris, wo man vielfach Menschen in der Blouse, fast nie aber in zerlumptem Anzuge begegnet, machen die Figuren in abgetragener oder gar zerfetzter Kleidung, die in London an uns vorüberziehen, einen sehr niederschlagenden Eindruck. Auf den Straßen ist der gleiche Unterschied bemerkbar; an der Seine trifft man auf lachende Gesichter und müßiges Gesindel; in der Themsestadt drängt und treibt es sich, Jeder arbeitet und nur der Auswurf bettelt oder schleppt sich im trunkenen Zustande umher, um endlich auf die elendeste Weise unterzugehen. Frauen begegnet man auf den Straßen weniger als Männern; Niemand setzt seine Füße der Annehmlichkeit wegen in Bewegung und geht aus dem Hause, Alles ist beschäftigt, eilt, um vorwärts zu kommen und blickt weder rechts noch links. Das ganze Leben concentrirt sich im Hause und im Klub, die Straße ist, so zu sagen, nur das Fahrwasser aus den Comptoiren und Docks zu denselben und umgekehrt.

In Paris bedecken Zettel aller Art, oft von riesiger Größe, Straßenecken und Winkel, und geben oft zu lächerlichen Scenen Veranlassung; in London findet man dergleichen Anzeigen auf den Vorhängen der Omnibus, auf dem Rücken eines Menschen, an den Seiten der Wagen und an den Häusern bis hinauf unter das Dach. Mit aller Bequemlichkeit erkenne ich an einem Hause jenseits des Stroms die Aufschrift: Office of Assurance, Institute, deren Zahl hier Legion ist. Bei den Verkaufsläden fällt der Mangel an geschmackvoller innerer Einrichtung auf; vielleicht liegt hier absichtliches Sichgehenlassen zu Grunde, daß man durch blendenden Aufputz nicht verlocken will; allein es giebt andere Mittel das Publikum zum Kaufen heranzuziehen, unter Anderem die öffentlichen Blätter, und von den zwölf riesigen Seiten der Times sind im Durchschnitt stets sechs mit Anzeigen und Empfehlungen jeder Art angefüllt.

Westminster hat mich unbefriedigt gelassen. Das Gebäude ist prachtvoll, aber was soll man von den darin aufgestellten Denkmälern sagen? Wie stiefmütterlich hat man selbst Shakspeare's großen Genius bedacht!! Die Kirche selbst, durch Gitter getheilt, zeigt sich nirgends in ihrer ganzen Größe; die Decke allein, welche eine Hand wölbte, die in religiösem Eifer sich rührte, tritt in großartiger Einheit vor das Auge des Beschauers.

Von den vielen Monumenten verdient höchstens dasjenige von Wilberforce Beachtung; es hat Leben und verräth einen talentvollen Meisel, schmeckt aber freilich auch ein Bischen zu sehr nach Realismus. Der übrigen nur zu erwähnen, verlohnt sich nicht der Mühe. Im Poetenwinkel steht der Schöpfer des Hamlet, des Macbet, des Sommernachtstraums. Wie arm, wie elend ist dieses Stück kalter Marmor neben dem Geiste Desjenigen, den es verewigen soll! Ihm gegenüber steht Händel, der sich wohl im Grabe umdrehen würde, wüßte er, in welche Hände er gerathen ist. Wer findet das Blase-Instrument an dessen Seite und die gen Himmel gestreckte Nase etwa nicht sonderbar?

Bei alledem darf es Niemand einfallen, in einem Urtheile über England dessen Kunstschöpfungen zu Grunde zu legen, denn solche zu schaffen, hat es nicht die Bestimmung. Die reichen Sammlungen, welche unser Staunen, unsere Bewunderung erregen, sprechen sattsam dafür, wie hoch der Engländer die Ueberbleibsel einer Kunst zu schätzen weiß, die er oft mit unbeschreiblichen Opfern aus weiter Ferne holte, um sie in der Nebel-Atmosphäre seiner Heimat aufzustellen. Trotzdem sind diese Aufhäufungen von Kunstschätzen nichts weiter, als Liebhabereien Einzelner, und die Aufgabe des Volkes im großen Ganzen müssen wir wo anders suchen. Sie liegt in der thatsächlichen Entfaltung der Idee der Menschenwürde, der Achtung des Rechts, der Verherrlichung der Arbeit und der Beweisführung, welche große Macht diese Letztere in sich schließe. Was einer Nation Lebensfähigkeit giebt und erhält, das erfahren wir am Besten in England, doch freilich nur durch ernstes Studium und nicht während der Zeit, in der wir ihm einen flüchtigen Besuch machen.

So weit ich London kennen lernte, muß ich sagen, daß es in seinem Charakter keiner andern mir bekannten Stadt ähnelt. Sie hat einen ganz eigenthümlichen Zuschnitt; ein Bischen altfränkisch, sehr bequem und ziemlich geschmacklos. Wie die Stadt, so die Bewohner nebst Allem, was zu denselben gehört. Die große St. Paulskirche mit ihren weißen Säulen, die bis zur Hälfte von der Feuchtigkeit phantastisch geschwärzt und bewachsen sind, zeigt im Innern das Bild der Oede und Kälte; die Wände der kaum vollendeten Paläste sind mit einer Moosschicht überzogen und die Denkmäler großer Männer prangen gewöhnlich in einem riesigen Dreimaster und Broncemantel. Alles dies zusammengenommen beengt, macht einen traurigen Eindruck und scheint nur deshalb vorhanden zu sein, weil es auch anderwärts zu finden ist. Selbst die Parks, in welchen sich zu ergehen, der Regen verbietet, dünken uns, so schön sie auch sind, geborgter Luxus.

Wie ganz anders ist dagegen der Eindruck, den die Docks der Indischen Compagnie auf Denjenigen machen, der sie besucht. Er befindet sich

in einer Atmosphäre von kräftigem, gesunden Theergeruch, wandelt im eigentlichen Sinne des Wortes zwischen Bergen von Waarenballen, sieht einen Wald von Masten und einen wahren Ameisenhaufen von Menschen vor sich, die ebenso emsig, wie besonnen der Arbeit obliegen. Hier erst wird man der Größe des Handels und der Industrie des englischen Volkes wahrhaft inne, hier lernt man die Macht der Arbeit, die Kraft der Ausdauer kennen.

Das sich neben Westminster erhebende neue Parlamentshaus ist ein Gebäude, auf welches England in der That stolz sein kann. Deutlich spiegelt sich in demselben der Stolz eines Volkes ab, welches für die Institutionen, die dem Staate zum Stützpunkte dienen, auch die entsprechenden Räumlichkeiten hinstellen wollte und im Gefühl nationaler Würde wirklich ein künstlerisch schönes Bauwerk geschaffen hat. Das Gebäude macht einen Eindruck, den man nach einer der Vergangenheit entlehnten Architektur nicht erwartet; es ist ein alterthümliches Kunstwerk von wunderbarer Vollkommenheit, logisch gedacht und prachtvoll ausgeführt. Tritt man, noch voll von allerlei gothischen Träumereien aus dem Parlamentshaus auf die Straße und blickt in das bunte Getreibe der Cabs, Omnibus und amerikanischen Wagen, in das Gewühl eines Haufens von Menschen, deren prosaische Gesichter von Porter und Ale geröthet, deren Muskeln durch Beefsteak gestählt sind, so denkt man sich in ein ganz anderes Zeitalter versetzt.

Zum Schluß wiederhole ich, daß man in London weder Poesie noch Kunst suchen darf, wohl aber praktischen Sinn, kaltes Blut und jene eiserne Beharrlichkeit finden kann, welche in England bei allem Schaffen, in den Institutionen und dem Leben selbst auf's Deutlichste an's Licht tritt.

Spanien.

Die Reformation und die Reformatoren in Spanien.

I.

Karl V. und Philipp II.

Wie ist einerseits unser Gemüth mit Trauer erfüllt, wenn wir auf jene Halbinsel hinblicken, wo die Henker des Fanatismus, die gekrönten, wie die bekutteten, ihr Aergstes gethan, um ein blühendes Paradies in eine todesstille Oede, ein edelstolzes, geistreiches Volk in verknechtete, verdummte Frohner des Despotismus und des Mönchthums zu verwandeln: so ruft andererseits die Betrachtung das freudig erhebende Gefühl in uns hervor, daß selbst die Kerker, die Foltern und die Scheiterhaufen der Inquisition die gewaltige Geistesströmung des 16. Jahrhunderts nicht ganz zu hemmen vermochten; daß auch durch das finstere Gewölk, das Könige und Pfaffen im Bunde über Spanien heraufbeschworen, ein Lichtstrahl der Wahrheit sich Bahn brach. Zu dieser Betrachtung regen uns die unten angezeigten Werke* mächtig an, und sie verdienen es wohl, wenn auch nur im spärlichen Auszuge (nach einem Referat von Guardia in der R. d. d. M.) unsern Lesern vorgeführt zu werden.

Die sogenannten Humanisten, die in Spanien die Wiedergeburt der Literatur einweihten, schöpften ihre Inspirationen in Italien gegen Ende des 13. Jahrhunderts. Antonio de Lebrija ist der hervorragendste Vertreter dieser Klasse von Denkern und Gelehrten. Bei ihrem Erscheinen zitterte die altersschwache Scholastik. In seiner Vaterstadt Valencia, erzählt der berühmte Gelehrte Luis Vives, ließ sein alter Lehrer, ein Anbeter des Schulschlendrians, die Schüler gegen die Neuerer Declamationsübungen halten; er selbst habe gegen Antonio dergleichen abscheuliche, aber lebhaft beklatschte Machwerke verfaßt. Diese Art Erfolg konnte aber einen klaren Kopf, wie Vives, nicht berauschen. — Er verließ Spanien sehr früh und benutzte seinen Aufenthalt an den nordischen Universitäten so gut, daß er nach kurzer Zeit zu den ausgezeichnetsten Humanisten zählte, und, trotz seiner Jugend, mit Erasmus und Budäus das glorreiche Kleeblatt bildete, worin er ebenso durch die Schärfe seines Urtheils, wie seine Nebenbuhler durch Beredtsamkeit und Erfindungsgabe, glänzten. Welche Rolle der Gelehrsamkeit, d. h. dem mit dem Geiste freier Forschung gepaarten Wissen, vorbehalten sei, das errieth Vives besser, als irgendwer. Seine „Abhandlung über die Ursachen des Verfalls der Wissenschaften," vielleicht sein Meisterstück, bezeugt, wie tief dieser umfassende und durchdringende Kopf den Zustand und die Richtungen seiner Epoche auffaßte. Schon beim Beginn seiner Laufbahn machte er sich durch seinen „Kommentar zur Gottesstadt des heiligen Augustin" bemerklich. Die Vorrede ist ein Muster des gesunden Verstandes und des feinen Spottes. Die patzige Unwissenheit der mönchischen Scholastik wird in ihrer ganzen Blöße bloßgestellt; die Franziskaner und Dominikaner werden derb gegeißelt: er schlägt diese unermüdlichen Klopffechter mit ihren eigenen Waffen und macht sie durch Anführungen aus ihren eigenen Schriften mundtodt. Niemals hat Erasmus solche Hiebe ausgetheilt. Vives verehrte und liebte als seinen Meister den Verfasser des „Lob der Narrheit." Keiner hat eifriger, als er, dessen Schriften in Spanien verbreitet. Diese Propaganda war indeß von kurzer Dauer. Den Mönchen war Erasmus ein Abscheu, Vives ein Gräuel. Dieser haßte besonders die Bettelorden, die Dominikaner und Franziskaner, deren grobe Unwissenheit und unersättliche Habgier er aufgedeckt hatte. Die Mönche, auf einen Augenblick aus dem Felde geschlagen, ergriffen bald das Scepter der Scholastik von Neuem und nahmen wieder die Lehrstühle an den Universitäten ein. Die Jesuiten warteten nicht erst ab, bis die Inquisition die Schriften Erasmus' und Vives' verboten hätte, um sie aus ihren Bibliotheken zu entfernen: sie reiheten sie, wie Pater Muridua, in einem ungedruckten Briefe an Don Gaspar de Quiroga, Großinquisitor und Erzbischof von Toledo, sagt, unter die autores de sospechosa doctrina (Schriftsteller der verdächtigen Lehre).

Die Weltgeistlichkeit, freisinniger und unterrichteter, als die Ordensgeistlichkeit, war über diese mönchische Verbissenheit tief empört. Die Aeußerung eines Kanonikus zu Salamanca ist zum Sprüchwort geworden: Quien dice mal de Erasmo, ó es fraile, ó es asno. (Wer Erasmus verleumdet, ist entweder ein Mönch, oder ein Esel.) Trotz aber aller gegen sie losgelassenen Epigrammen, gingen die Mönche ihren Weg und ächteten die Schriften der Humanisten. Sie hatten das Ohr der Könige, die sie durch den Beichtstuhl beherrschten; wer aber das Gewissen der Fürsten lenkte, der übte die höchste Gewalt.

Federico Furió Seriol, ebenfalls aus Valencia, verließ wie Vives, in früher Jugend seine Vaterstadt, ging nach Paris, seine Studien fortzusetzen, die er dann zu Lowen vollendete. Noch über Erasmus hinausgehend, stellte er gegen die katholischen Theologen den durchaus protestantischen Satz auf, daß die Uebersetzung der Bibel in die Landessprache ebenso angemessen, wie nothwendig sei. Das hätte ihm das Leben gekostet, wäre er nicht durch den Schutz Karl's V. gerettet worden. Der Kaiser hatte Gefallen an dem politischen Kopf und schätzte den geraden und festen Charakter. Er schickte ihn als Rathgeber zu seinem Sohne, und in der That trug sein Einfluß nicht wenig bei, die ersten Unruhen in den Niederlanden zu beschwichtigen. Sein Kredit erhielt sich, so lange er lebte; nach seinem Tode aber machte ihm die Inquisition den Prozeß, und Philipp II. ließ es ruhig geschehen, daß der Name seines treuen Dieners gebrandmarkt wurde.

Vives und Seriol gehörten der Reformation, wenn auch nicht durch ihr Glaubensbekenntniß, so doch durch ihre freisinnigen und kühnen Ideen, durch ihre anerkannten Tendenzen und ihre politischen Lehren an. Sie trennen nicht die gesellschaftliche von der religiösen Lebensordnung; sie wollen eine Regierung, die von dem wahrhaft christlichen, von dem Evangelium erleuchteten Geist beseelt ist. Beide berufen sich auf die Logik und die wissenschaftliche Darstellung, auf die strenge Methode der Beweisführung, die sie nicht aus der Rüstkammer der Scholastik, sondern aus dem Studium des Alterthums, aus dem Nachsinnen über die heiligen Schriften, hauptsächlich aber aus ihren innersten Ueberzeugungen herholten. Das ist das Geheimniß ihrer Stärke.

Seit 1521 kam auf der Halbinsel eine beträchtliche Menge lutherischer Schriften in Umlauf. Die Inquisition, von Leo X. zu rechter Zeit gewarnt, verdoppelte ihre Wachsamkeit und zog an der Pyrenäengränze und an den Küsten der beiden Meere einen Kordon gegen die Einschleppung der Krankheit. Umsonst! Gerade in der Umgebung Karl's V. faßten zuerst die Reformationslehren Wurzel. Die Spanier in seinem Gefolge hörten Luther auf dem Reichstage zu Worms und schlossen sich an die Hauptreformatoren, besonders an Melanthon, der sie durch seinen hellen Geist und die Anmuth seines Umgangs bezauberte. Bald gewann er Schüler, unter denen zwei, durch ihre Talente, wie durch ihre Stellung bemerkenswerthe Männer in erster Reihe stehen: Alfonso Valdés, Geheimschreiber des kaiserlichen Kanzlers, und Virués, ein gelehrter Benediktiner, Beichtiger und Prediger des Kaisers. Sie wurden später von der Inquisition zur Rechenschaft gezogen. Der Erstere rettete sich

* 1. Historia de los Protestantes y de su persecucion por Felipe II. obra escrita por Adolfo de Castro. Cadiz 1851.

2. History of the Progress and Supression of the Reformation in Spain, by Thomas M'Crie D. D. A new edition. Edinburgh and London, 1860.

durch die Flucht; der Letztere mußte seine Irrthümer öffentlich abschwören und mehrere Jahre im Gefängniß schmachten. Der Schutz des Kaisers konnte ihm diese Demüthigung nicht ersparen.

Birnes hatte Nachfolger in seinem Amte, die von dem Einfluß der neuen Ideen nicht unberührt blieben, und dieser Umstand könnte der Vermuthung Raum geben, daß die religiösen Ueberzeugungen Karl's, wenn auch nicht umgestaltet, so doch erschüttert wurden. Allein die Grundlosigkeit dieser Vermuthung zeigt sich in den blutig strengen Maßregeln, die er in den Niederlanden nahm, um die hereinbrechende Fluth der Ketzerei zu stauen. Man kennt die gräßlichen Edikte, welche Ueberführte, wie Verdächtige, zum Feuertod verdammten; die angeschuldigten Frauen wurden lebendig begraben. Es war ein drakonisches Gesetz, begleitet von so fein ersonnenen Qualen, um die es die Inquisition hätte beneiden können. Glaubte ja Philipp II. selbst diese furchtbaren Maßregeln mildern zu müssen, was er auch im zweiten Jahre seiner Regierung durch ein anderes Edikt that (28. April 1556).

Ueber die Haltung Karl's den Reformatoren gegenüber, finden sich bedeutsame Einzelheiten in dem Werke eines Schülers von Melanthon, das er seinem Lehrer gewidmet hat.* Der Verfasser, ein Spanier, war seiner Zeit unter drei Namen bekannt. Er übersetzte nämlich seinen ursprünglich spanischen Familiennamen: Enzinas (enzina=encina, Steineiche) in's Griechische: Dryander (δρῦς), in's Lateinische: Quercetanus (quercus) und in's Französische: Du Chesne (chêne). Francisco de Enzinas, zu Burgos geboren, hatte seine zwei älteren Brüder auf die Universität zu Löwen begleitet. Der jüngere wurde Professor der Medizin an der Universität Marburg; der älteste, Juan, in Rom, wohin er sich später begeben hatte, der Ketzerei angeklagt, starb den Feuertod 1546. — Beiläufig eine schlagende Widerlegung der dreisten Behauptung Jakob Balmes', daß die Inquisition zu Rom niemals einen Angeklagten zum Tode verurtheilt habe. — Der jüngste, unser Francisco, beging das Verbrechen, eine Uebersetzung des neuen Testaments in's Spanische herauszugeben und sie dem Kaiser Karl zuzueignen. Der Beichtiger des Monarchen, Pedro de Soto, ein glaubenswüthiger Dominikaner, rief die Inquisition gegen ihn auf und glücklich genug kam er mit einigen Jahren Gefängniß davon. Francisco's Erzählung der Audienz, in welcher er dem Kaiser seine Uebersetzung überreicht, zeigt die bodenlose Unwissenheit dieses Fürsten, der doch sein Leben unter theologischen Klopffechtereien zubrachte. Karl selbst gesteht, wie der Geschichtsschreiber Sandoval versichert, daß er nie über die Elemente der Grammatik hinausgekommen sei, da man ihn, noch Kind, dem Unterrichte entrissen habe, um ihn in die Staatsgeschichte einzuführen. Deshalb verschloß er auch den Vorschlägen der Ketzer sein Ohr, weil er die Macht ihrer Argumente fürchtete und seine Schwäche, sie zu widerlegen, fühlte. Auf dem Augsburger Reichstage hatte er's anfangs verweigert, die Vorlesung des lutherischen Bekenntnisses anzuhören; später jedoch ließ er es, in seltsamem Widerspruch mit sich selber, lateinisch und französisch drucken, um es durch ganz Europa zu verbreiten. Auch nach Spanien drang es und rief hier keine geringe Aufregung hervor. In Religionssachen folgte überhaupt Karl blindlings den Meinungen der Mönche und Prälaten, seiner Rathgeber. Davon führt Enzinas folgendes Beispiel an:

Francisco de San Roman gehörte einer reichen Kaufmannsfamilie in Burgos an. Ein Geschäft führte ihn nach Bremen und hier hörte er einen Geistlichen, früheren Augustinerprior aus Antwerpen, predigen. Ergriffen von dessen Rede, besprach er sich zu wiederholten Malen mit demselben, vergaß den eigentlichen Zweck seiner Reise und fing an, die Schrift zu lesen und auszulegen. Er verfaßte Katechismen und andere theologische Abhandlungen, schrieb drei Briefe an den Kaiser, betreffend die religiösen Dinge und die Beruhigung seiner Staaten, richtete dann, mit dem Enthusiasmus eines Bekehrten, dringende Ermahnungen an die in Antwerpen anwesenden Spanier. Diese zeigten ihn bei den geistlichen Behörden an, und lockten ihn zugleich unter allerhand Vorspiegelungen nach Antwerpen. Kaum hier angelangt, bemächtigten sich die Mönche seiner, nahmen ihn in strengstes Verhör und verbrannten all seine protestantischen Bücher, selbst das neue Testament. Nachdem er Alles gestanden, was man von ihm zu wissen verlangte, wurde er in einen einsamen Thurm, sechs Meilen von Antwerpen, gesperrt, wo er ein halbes Jahr zubrachte. Wieder in Freiheit gesetzt, hielt er sich nur zwanzig Tage in Antwerpen auf und begab sich dann, ohne auf den Rath seines Landsmannes und Freundes Enzinas zu hören, nach Regensburg, wo damals der Reichstag abgehalten wurde (1541). Alle Hindernisse überwindend,

* Histoire de l'Estat du Pais-Bas et de la Religion d'Espagne, par François Du Chesne.

drang er drei Mal vor den Kaiser, stellte ihm die Nothwendigkeit vor, die wahre Religion, die evangelische, im ganzen Reiche einzuführen, über den Dienst Gottes und den Frieden seiner Staaten zu wachen. Der Kaiser hörte ihn geduldig an und antwortete ihm in sanftem Ton, daß diese Dinge ihm am Herzen lägen und er sie nach besten Kräften zum Austrag bringen werde. Als er sich aber zum vierten Male beim Kaiser einfand, ergriffen ihn die Hofleute und wollten ihn in die Donau werfen, wenn das der Fürst nicht durch die Bemerkung verhindert hätte, man müsse diesen Menschen in Gewahrsam halten, um ihn nach den Reichsgesetzen zu richten. Auf einen Wagen gebunden, schleppte man den Gefangenen im Gefolge Karl's bis nach Afrika und dann, nach dem verunglückten Zuge gegen Algier, zurück in's Vaterland. Hier wurde er sofort der Inquisition zu Valladolid überliefert, die ihn, nach einigen martervollen Monaten zum Feuertode verurtheilte. Die Richtstätte befand sich außerhalb der Stadt, und um dahin zu gelangen, mußte man an einem großen Kreuze vorbei. San Roman sollte sich davor niederwerfen; er verweigerte es. Das Volk kam nun auf den Gedanken, es müsse eine göttliche Kraft in diesem Kreuze walten, da es die Anbetung eines Ketzers verwerfe; im Nu fiel der Haufen über das Kreuz her, schlug es in Stücken und Jeder haschte nach einem Span, wie nach einer kostbaren Reliquie. San Roman wollte nicht abschwören, und er wurde lebendig verbrannt. Die Bogenschützen der kaiserlichen Leibwache sammelten die Asche; der englische Gesandte, der bei der Hinrichtung gegenwärtig war, theilte die Ueberzeugung des Verurtheilten, betrachtete ihn als Märtyrer, und ließ unter der Asche nach einem Knochenrest suchen, um ihn als Reliquie zu bewahren. Das Alles konnte nicht so geheim geschehen, ohne daß die Inquisition Wind davon bekam; der Kaiser, der es erfuhr, war darüber so aufgebracht, daß er die Bogenschützen in's Gefängniß zu werfen befahl; der Gesandte mußte sich einige Zeit vom Hofe entfernen. Es war das erste und vielleicht das letzte Mal, daß die Zuschauer dieser blutigen Feierlichkeiten Mitleid fühlten und ihrem Gefühl Ausdruck gaben. Es war auch das erste Mal, daß die Inquisition einen Spanier wegen Verbrechen lutherischer Ketzerei zum Holzstoß verdammte.

Aus diesen Erzählungen d'Enzinas' geht hervor, daß unter Karl's Regierung die Reformation in Spanien eingedrungen war, ohne jedoch öffentlich gepredigt zu werden; bald darauf indeß rüsteten sich die spanischen Reformatoren, ihre Sammlung zu vollführen. An der in ganz Europa berühmten Universität Alkala, dem Mittelpunkt freien und unabhängigen Unterrichts, wirkte Juan Vergara, ein glühender Verehrer des Erasmus. Die Mönche klagten ihn an, und die Inquisition leitete seinen Prozeß ein. Nur mit genauer Noth befreite ihn sein Lehrer Fonseca, Erzbischof von Toledo, nicht ohne Gefahr selbst der Ketzerei verdächtigt zu werden; denn das heilige Officium war allmächtig. Zugleich mit ihm lebte an der Hochschule Mateo Pascual, ein gelehrter Theologe, ein ausgezeichneter Hebraist, ein tiefer Kenner der heiligen Schriften. Das war ihm eine schlechte Empfehlung. Denn „Biblist" war der Spottname, womit man die Theologen bezeichnete, die das Forschen in der Bibel den Spitzfindigkeiten eines heiligen Thomas und Duns Scotus vorzogen. Biblist und Ketzer galten so ziemlich für Synonyme. Eines Tages vertheidigte Pascual vor einem zahlreichen Auditorium mit großem Feuer eine theologische These; sein völlig geschlagener Gegner wiederholte tückisch die Beweisführung des Siegers und meinte, wenn sich's so verhielte, so würde daraus folgen, daß es kein Fegefeuer gäbe. „Und was weiter?" versetzte Pascual. Dieses zweideutige Wort brachte ihn um den Lehrstuhl und führte ihn in die Kerker der Inquisition, die ihn nach einem jahrelangen Prozeß, da sie es doch nicht wagte, ihn auf ein bloßes Wort den Flammen zu übergeben, unter Einziehung seines Vermögens, aus der Haft entließ.

Charakteristisch für diese Periode der ersten Kundgebungen der Reformation in Spanien ist folgender Fall.

Pedro de Lerma aus Burgos gehörte einer der ersten Familien der Halbinsel an. Aus innerem Beruf hatte er die geistliche Laufbahn eingeschlagen. Doctor der Sorbonne, Kanzler der Universität Alcala, Kanonikus und ordentlicher Prediger an der Kathedrale von Burgos, genoß er, neben einem sehr beträchtlichen Einkommen, einen hohen Ruf in ganz Spanien. Schon seit seiner frühesten Jugend hatte er fleißig in der Schrift gelesen und geforscht und unmerklich einen Widerwillen gegen die verfänglichen Sophismen und Spitzfindigkeiten der Scholastik gefaßt. In seinem Alter las er die Schriften des Erasmus, was ihn vollends der Schultheologie entfremdete. Die Mönche witterten diesen zweifachen Einfluß in seinen Predigten, klagten ihn bei der Inquisition an und der siebenzigjährige Greis wurde plötzlich in's Gefängniß abgeführt. Er verwarf aber dreist das Bluttribunal und erklärte, er werde sich nimmer

dazu verstehen, vor unwissenden und leidenschaftlichen Richtern zu disputiren. Er verlangte, daß sie irgend einen auswärtigen Theologen berufen, der seine Gründe verstehen könnte, und seine Unschuld erkennen würde. Das wurde von den Inquisitoren, die ihre Unfehlbarkeit behaupteten, als Blasphemie verschrieen, und sie zwangen ihn endlich in allen großen Städten Spaniens, wo er gepredigt hatte, elf als ketzerisch, anstößig und fluchwürdig bezeichnete Sätze öffentlich zu widerrufen. Erst dann wurde er frei gelassen. Das geschah 1537. Er zog sich nach Burgos zurück. Den alten Streiter konnte der Verdruß über seine Demüthigung nicht verwunden und er entschloß sich, fern von seinem Vaterlande ein Grab zu suchen. Er begab sich nach Flandern und von dort nach Paris, wo er mit allen Ehren, die seinem Rufe und seinem Alter gebührten, aufgenommen wurde. Er starb als Dekan der Theologie an der Sorbonne zu Paris im August 1541. Pedro de Lermu kann für den ersten Reformator in Spanien gelten, insofern sich der Charakter seiner Predigt unverringert bei seinen Nachfolgern wiederfindet. Keiner nennt sich Lutheraner; Alle predigen nur die evangelische Lehre, wie zu den ersten Zeiten der Kirche. San Roman, als er zu Antwerpen verhaftet wurde, rief: „Ich bin kein Lutherischer; allein ich bekenne mich zu der ewigen Weisheit und der Lehre des Gottessohnes!"

Was läßt sich aus all diesen Beispielen folgern? Daß Mönche und Inquisition, unter dem Vorwande, den Glauben zu befestigen und durch das unveränderliche Dogma die Einheit der Kirche zu erhalten, ihre Autorität über die Autorität der Schrift setzten. Wie den Teufel, fürchtete die Inquisition den Geist der Prüfung und Kritik, der aus dem Wiederaufleben der Wissenschaft hervorgegangen war und schon von allen Seiten in die alten Institutionen eindrang. Die Logik ihres Prinzips zwang die Verfechter der römischen Politik, zu verwerfen und zu verfolgen jene gefährliche Wißbegier, deren Wirkungen sie nur zu wohl voraussah. — Vom Standpunkte der unfehlbaren Autorität waren die Gewalt und die Macht weit schlagendere und wirksamere Beweise, als Disputationen; denn diese gestatten noch immer dem Gegner, den Angriff zu erneuern, während die Inquisition mit ihren Argumenten den Gegner für immer stumm macht.

In einem zwölf Tage vor seinem Tode diktirten Kodizill empfiehlt Karl V. seinem Sohne, die Ketzer zu erdrücken, sie in auffallendster Weise zu strafen, ohne Rücksicht auf den Stand des Schuldigen, und gegen sie einen Ausrottungskrieg zu führen, ohne ihnen weder Rast noch Gnade zu gewähren. Um dem Reiche die Wohlfahrt und sich selber die Ruhe zu sichern, legte er ihm die Inquisition an's Herz; diese soll er beschützen für all das Gute, das sie geleistet habe und für die Dienste, die sie noch leisten werde. — Das ist wesentlich der letzte politische Gedanke des mächtigsten Monarchen, der damals seit Karl dem Großen gelebt hat. Die Briefe an seine Tochter, damals Regentin von Spanien, die häufigen Zuschriften an den Großinquisitor und an den Präsidenten des kastilischen Rathes tragen dasselbe blutgezeichnete Gepräge. Seine Willensmeinungen wurden pünktlich in That gesetzt. Sein Nachfolger führte ein neues Regierungssystem ein. Karl brachte sein ganzes Leben auf Reisen zu, und die Folge derselben war, daß die Lehren, die er verabscheuete, sich immer weiter verbreiteten. Bei seinem Tode war das Uebel geschehen, und um es an der Wurzel zu treffen, schloß sich Philipp für seine ganze Lebenszeit in Spanien und Spanien in sich ein. Um diesen Preis schützte er es vor der Ansteckung: Feuer und Schwert in reichlichen Gaben waren das Schutzmittel. Ein Wort von ihm malt ihn, wie er leibt und lebt: „Lieber will ich alle meine Staaten und hundert Leben, wenn ich diese hätte, verlieren, als über Ketzer herrschen."

Nicht minder, als in ihrem Vaterlande, arbeiteten spanische Proselyten an der Verbreitung der evangelischen Lehre in Neapel, Genf, in den protestantischen Städten Deutschlands und der Niederlande. Ein regelmäßiger literarischer Briefwechsel wurde zwischen den Protestanten der Halbinsel und ihren ausgewanderten Glaubensgenossen unterhalten. Medina del Campo und Sevilla wurden der Hauptheerd für die religiöse Propaganda. Wohlfeile, lateinisch oder spanisch verfaßte Religionsschriften wurden in Umlauf gesetzt. Als die Wachsamkeit der Inquisition die Einführung verdächtiger Bücher schwierig machte, wurden die für die spanischen Protestanten bestimmten Werke in Lyon niedergelegt, von wo sie über die Gränzen von Aragon und Navarra den Weg in die Halbinsel fanden. Julian Hernandez, bekannter unter den Namen Julianillo (Julchen) ein ebenso intelligenter Kopf, wie unerschrockener Charakter, Korrektor an einer Buchdruckerei zu Genf, führte (1557) von hier in Tonnen mit doppelten Boden, die zum Schein etwas Wein enthielten, beträchtliche Massen protestantischer Bücher nach Spanien. Hier wurden sie in einem Kloster, dessen Mönche meist der reformirten Lehre zugethan waren, niedergelegt. Ein Verräther machte von der Schleichwaare Anzeige, und die Inquisition ließ a c h t h u n d e r t M e n s c h e n auf Einen Schlag verhaften.

1530 weilte zu Sevilla ein junger Mann, Rodrigo de Valer, aus Lebricha, der eben kein sehr exemplarisches Leben führte. Plötzlich aber trat ein Wechsel bei ihm ein; er entsagte den weltlichen Genüssen und legte sich mit Eifer auf das Studium der Bibel. Bald erkannte er die Unwissenheit derer, die zu der Seelsorge berufen waren, und laut warf er der Geistlichkeit ihre Fahrlässigkeit und ihre Laster vor. Der Inquisition angezeigt, entging er dem Holzstoß nur, weil man ihn für irrsinnig erklärte. Indeß zog man sein Vermögen ein und zwang ihn allsonntäglich mit einem Büßerhemd (San Benito) bekleidet, dem Gottesdienste in der Kirche San Salvador beizuwohnen. Rodrigo hörte die Predigt aufmerksam an, und wenn sie nicht nach seinem Geschmacke war, widersprach und berichtigte er ohne Rückhalt. Das konnte gefährlich werden, und die Inquisition entfernte ihn daher aus Sevilla nach einem Kloster zu San Lucar, wo er, fünfzig Jahre alt, starb. Noch lange nach seinem Tode zeigte man in der Kathedrale zu Sevilla ein großes San-Benito, mit der Ueberschrift: „Rodrigo de Valer, Abtrünniger und falscher Apostel." Den spanischen Protestanten galt er für einen Propheten und Gottbegeisterten. Jedenfalls ist er als der erste Förderer der evangelischen Lehre in Spanien anzusehen; sein Einfluß wirkte auf ein anderes Haupt der spanischen Reformation.

Juan Gil (Aegidius), Domherr an der Kathedrale zu Sevilla, von hohem wissenschaftlichen Ruf, der ihn zu seiner geistlichen Würde auf ungewöhnlichem, vom Herkommen abweichenden Wege, erhoben hatte, war ausgezeichnet in den Disputationen der Schule, ohne auf der Kanzel bedeutend zu erscheinen. Rodrigo de Valer indeß errieth in dem scholastischen Wortfechter den großen Prediger. Er suchte seinen Umgang, und auf sein Anrathen schöpfte er aus dem Studium der heiligen Schriften die Inspiration, die er umsonst in den Scholastikern suchte. Bald predigte Aegidius, wie man nicht mehr in Spanien predigte: einfach, salbungsvoll und mit großem Erfolg. Karl V. berief ihn 1550 an das Bisthum Tortosa, nächst Toledo den reichsten Bischofssitz. Diese hohe Gunst schlug zu seinem Verderben aus. Feinde und Neider seines Ruhmes und Glückes klagten ihn der Verbreitung verdächtiger Lehren an und erinnerten namentlich die Inquisition, daß er bei der Verurtheilung Rodrigo's 1545 für diesen seine Stimme erhoben hätte. In's Gefängniß geworfen, schrieb er hier seine Schutzschrift, aus der aber gerade seine Richter ketzerische Stellen herauslasen. Indeß hatte er Freunde bei Hofe, die an seiner Rettung arbeiteten. Der Kaiser selbst, so wie das Kapitel der Kathedrale, dessen Mitglied der Angeklagte war, verwendete sich für ihn, und so entging er denn dem Feuertode nur durch eine öffentliche Widerrufung seiner Irrthümer, die in Sevilla, Sonntag den 21. August 1552 stattfand. Aegidius wurde zum Verstummen verurtheilt: Beichte, Predigt, Disputation wurden ihm auf zehn Jahre untersagt. Kurz nach erlangter Freiheit, 1556, starb er, nachdem er drei Jahre in den Kerkern des heiligen Officiums verbracht hatte. Die Inquisition ruhete aber noch nicht. 1560 suchte sie die Akten wieder hervor, ließ seine Ueberreste ausgraben und verbrennen und erklärte seinen Namen für ehrlos. Solche Prozeß-Erinnerungen wiederholten sich zum Oefteren unter Philipp II., der darin anders dachte, als sein Vater, der die Asche der Todten nicht störte. Als Karl V. 1547 in Wittenberg auf Capitulation einzog, drang man in ihn, den Leichnam Luther's ausgraben und dessen Asche in die Winde streuen zu lassen: „Nein," sagte er, „ich führe Krieg gegen die Lebenden, nicht gegen die Todten; lassen wir seine Gebeine in Ruhe: er hat bereits seinen Richter gefunden."

Juan Gil's Mitschüler an der Universität Alcala, Constantino Ponce de la Fuente, berühmt durch seine Gelehrsamkeit und seinen beißenden Witz, Kaplan und Prediger Karl's V., folgte diesem nach Deutschland. Bei seiner Rückkehr wurde er zum Prediger der Kathedrale von Sevilla, an die Stelle des Aegidius, ernannt. Da er aber auf der Kanzel in die Fußstapfen seines Vorgängers trat, so konnte er, trotz aller Vorsicht, den Spürern der Jesuiten und Dominikaner nicht entgehen. Das Tribunal der Inquisition, das ihn vorlud, nahm doch Anstand gegen den volksbeliebten Prediger, der auch bei Hofe einige Geltung hatte, auf bloße Verdächtigungen zu verfahren und entließ ihn. Indeß wiederholte man diese Vorladungen öfters; und als er eines Tages aus einem Verhör kam und ein Freund ihn fragte, was die Inquisitoren von ihm haben wollte: „Sie wollen mich verbrennen, ich bin ihnen aber noch zu naß," antwortete er. Was aber die Angeber nicht thun konnten, das that der Zufall. Constantino hatte die verdächtigen Bücher und all seine Schriften bei einer reichen Dame in Sevilla, die den neuen Ideen befreundet war, niedergelegt. Ein untreuer Diener zeigte diese an, und deren Sohn, von

den Familiaren überfallen, lieferte ihnen die erwähnten Schriften aus. Mehr brauchte es nicht. In's Verhör genommen, gestand er, daß seine Lehren mit seinen Schriften übereinstimmen. Als Karl die Verhaftung erfuhr, soll er ausgerufen haben: „Ist Constantino ein Ketzer, so ist er ein großer Ketzer!" In ein verpestetes Kerkerloch, ohne Licht und Luft, geworfen, erlag der Aermste, und die Inquisitoren verbreiteten das Gerücht, er hätte selber Hand an sich gelegt.

Ein zweiter Hauptheerd reformistischer Propaganda bestand zu Valladolid. War Sevilla der große Stapelplatz für den Handel der beiden Hemisphären, so genoß Valladolid alle Vortheile einer Hauptstadt, ohne den Titel zu führen: Es war die Lieblingsresidenz der spanischen Könige. In diesen beiden Mittelpunkten der Reformation muß man den spanischen Protestantismus während der Periode der Verfolgungen studiren. Als Philipp II. die Regierung antrat, war Fernando de Valdes, Erzbischof von Sevilla, Großinquisitor. Ohne sich von den wiederholten Mahnungen Karl's irren zu lassen, blieb er seiner Methode treu: er temporisirte, schritt langsam vor. Während er die Vernichtung der Ketzerei vorbereitete, konnte man glauben, die Inquisition sei eingeschlafen und doch war sie niemals wachsamer. Ueberall hin schickte der Großinquisitor seine Sendlinge; er vervielfältigte seine Spürhunde, wartete geduldig die Anzeigen von freien Stücken, die Berichte der Angeber ab, und wenn er seiner Beute sicher war, so führte er den entscheidenden Streich: die Ketzer wurden an Einem Tage, an verschiedenen Orten zugleich gefaßt. Das Prozeßverfahren wurde in die Länge gezogen, einmal, weil die Zahl der Verhafteten zu groß war, und dann hoffte man durch die Folter vollständigere Geständnisse und die Namen der Mitschuldigen zu erpressen. Endlich, wenn die Prozesse eingeleitet waren, dachte man an die Vorbereitung des Triumphes; so nannte die Inquisition die Feier, die sie mit großem Gepränge beging, bevor sie die Schuldigen dem weltlichen Strafarm überlieferte.

Dieser Akt des Glaubens (auto da fe) wurde zum ersten Mal in Valladolid den 21. Mai 1559 gefeiert. Die Regentin, in Vertretung des abwesenden Philipp's II., wohnte der Feier bei, begleitet von dem jungen Infanten Don Carlos und von Allem, was der Hof an Glanz Ausgezeichnetem hatte. Die Angeklagten waren ihrer Dreißig, darunter ihrer zwei namentlich bemerkt: Augustin Caçalla, von jüdischer Herkunft, Stiftsherr von Salamanca, früher Prediger Karl's. Sein Aufenthalt in Deutschland stimmte ihn für die Reformation, die er nach seiner Heimkehr eifrig verbreitete; er konnte als das Protestantenhaupt in Altkastilien angesehen werden. Vor dem Angesicht des Todes entsank ihm jedoch der Muth; er widerrief, schwur ab und erwarb sich durch diese Schwachherzigkeit die Gunst, daß man ihn, bevor man ihn den Flammen übergab, erdrosselte. Ganz anders endete der Baccalaureus Herrezuelo. Seine Festigkeit, womit er den verlangten Widerruf von sich wies, und seine Unerschrockenheit, womit er dem schrecklichen Tode in's Auge sah, gab Anlaß zu dem spanischen Sprüchworte: „Porfiado y cabezuedo como Herrezuelo" (Rechthaberisch und hartnäckig, wie Herrezuelo). Seine junge Frau Doña Leonor de Cisneros, mit ihm zugleich verhaftet, aber getrennt von ihm eingekerkert, ließ sich in einer Anwandlung von Schwäche zur Abschwörung bereden, um dem Tode zu entgehen. Zu einer demüthigenden Buße verurtheilt, nahm sie jedoch den Widerruf zurück, beharrte standhaft bei ihrem evangelischen Bekenntnisse und schöpfte aus dem Beispiel ihres Gemahls die Stärke, eine neunjährige Kerkerqual auszuhalten, bis sie ebenfalls in den Flammen starb. Die anderen Angeklagten wurden theils zum Scheiterhaufen, theils zu lebenslänglichem Gefängniß, theils zu lächerlichen oder gehässigen Bußen, Alle aber zum Verlust ihres Vermögens zu Gunsten des heiligen Officiums verurtheilt. Dieses Tribunal schenkte mitunter das Leben, Geld und Gut aber niemals.

Philipp II., von dem die religiöse Einheit in Spanien gefährdenden Zwiespalt benachrichtet, verließ eilends die Niederlande, landete in Spanien unter einem Schiffbruch, begab sich sofort nach Valladolid, zog ohne alles Gepränge in die Stadt ein, um am 8. October 1559 einem für ihn vorbereiteten Autodafe beizuwohnen. Es waren 40 Angeklagte, darunter viele Frauen. Die Festpredigt hielt Juan Manuel, Bischof von Zamora, aus königlich-kastilischem Blut. Beim Beginn der Feier rief der Großinquisitor dem Könige zu: Domine adjuva nos! (Herr steh' uns bei!) Sofort erhob sich Philipp, zog seinen Degen, und der Großinquisitor las die Schwurformel, in welcher der König „alle nöthige Gunst dem heiligen Officium der Inquisition und dessen Dienern zusicherte gegen die Ketzer und Abtrünnigen, gegen deren Beschützer und Vertheidiger, gegen Jedermann, der unmittelbar oder mittelbar die Ausführung der Beschlüsse des heiligen Officiums hindern möchte.' — „Ich schwöre es!" sagte der König. Und wie hat er seinen Schwur gehalten!

In erster Reihe der Angeklagten glänzte Don Carlos de Fesse, ein edler Veroneser oder Florentiner, von Karl V. wegen seiner Talente ausgezeichnet und durch seine Frau mit den ersten Häusern Spaniens verschwägert. Weder Folter, noch Drohungen vermochten ihn in seiner Ueberzeugung zu erschüttern. Als er zum Scheiterhaufen ging und an dem Könige vorbeikam, blieb er stehen und redete diesen an: „Wie erdreistet Ihr Euch, mich verbrennen zu lassen?" — „Wenn mein Sohn so schlecht wäre, wie Ihr, würde ich mit eigenen Händen das Holz zum Scheiterhaufen tragen," versetzte der König und ließ ihm einen Knebel einsetzen. Auf der Richtstätte angelangt und von dem Knebel befreiet, hatte er noch so viel Stärke zu rufen: „Leget schnell das Feuer an; wenn ich Zeit hätte, würde ich Euch beweisen, daß Ihr in Euer Verderben rennt, wenn Ihr's nicht so macht, wie ich."

Auch in Sevilla wurden solche Triumphe gefeiert. Unter den Opfern eines hier abgehaltenen Autodafe (24. September 1559) bemerkte man den Sohn des Grafen von Bailen, Juan Ponce de Leon. Seine still geübte Wohlthätigkeit hatte ihn volksbeliebt gemacht. Seit seiner Bekehrung zu der evangelischen Lehre lebte er in strengster Zurückgezogenheit, die er nur von Zeit zu Zeit verließ, um das Feld zu besuchen, wo die Inquisition ihre Feueropfer brachte; vielleicht ahnte sein trübsinniges Gemüth, daß auch er den quemadero (Brandstätte) besteigen werde. In den Kerkern des Tribunals gab er, in einem schwachen Augenblick, den Zudringlichkeiten eines hartnäckigen Beichtigers nach; allein am Vorabend des Triumphes nahm er sein Zugeständniß zurück und bekannte laut seine Ueberzeugung. Er starb durch's Feuer, und in dem Protokoll wird vermerkt, daß er bis zum letzten Hauch in den lutherischen Glaubenssätzen beharrte: Juan Ponce de Leon quemado por herege luterano pertinaz (J. P. v. L. verbrannt als hartnäckiger lutherischer Ketzer). — Unter den Verurtheilten sah man auch eine Gruppe von vier Frauen; besonders fiel Maria de Bohorques durch ihre Jugend — sie zählte kaum 20 Jahre — und ihre Schönheit auf. Von ihrem Lehrer, Doktor Aegidius, gründlich unterrichtet, in der Schrift wohl bewandert und mit den schwierigsten religiösen Fragen vertraut, brachte sie die Theologen, die sich mit ihr einließen, in Verlegenheit. Da ihr die Macht der Rede trefflich zu Gebot stand, knebelte man sie; als man ihr aber im letzten Augenblick den Knebel herausnahm, um sie die Freiheit abschwören zu lassen, ermahnte sie ihre Leidensschwestern zur Standhaftigkeit, die sie auch bis in den Tod behielten. Nicht minder beharrlich und unerschrocken benahm sich eine junge Nonne, Francisca de Chavez, die ebenfalls von Aegidius unterrichtet worden war. In den Verhören nannte sie die Inquisitoren unumwunden: „Stumme Hunde," „Otterngezücht." Um den Eindruck, den der Anblick dieser zarten und dennoch so todesmuthigen Frauen auf die Zuschauer machen könnte, zu schwächen, erdrosselte man sie, bevor man sie den Flammen übergab. Diese öfter angewandte Milderung des qualvollen Feuertodes geschah nicht aus Menschlichkeit, sondern aus Berechnung: die Inquisition wollte den Märtyrern den Ruhm unerschütterlicher Standhaftigkeit entziehen und die Menge überreden, sie seien bekehrt gestorben.

Als standhafte Märtyrer ihrer Ueberzeugung endeten nach furchtbaren Folterqualen in den Flammen der Autodafes zu Sevilla: Fernando de San Juan, Director eines Gymnasiums daselbst, der den Kindern bei'm Unterricht die evangelischen Grundsätze beibrachte; Juan Fernandes, der in Deutschland erzogen und für die Reformation begeistert, sie in Spanien zu verbreiten suchte. In dem kleinen, schwächlichen Körper wohnte eine eisenstarke Seele, die den wiederholten Foltern durch alle Grade ungebeugt widerstand. So oft man ihn aus der Marterkammer in sein Kerkerloch zurückbrachte, sang er den Endreim eines Liedes:

> Vencidos van los frailes, (besiegt ziehen die Mönche ab)
> Vencidos van. (besiegt ziehen sie ab)
> Corridos van los lobos, (beschämt ziehen die Wölfe ab)
> Corridos van. (beschämt ziehen sie ab)

Am Hinrichtungstage, unter seinen Glaubens- und Leidensgenossen, denen man, wie ihm, auf dem Hofe des heiligen Officiums das Armsünderkostüm, das San-Benito und die Coroza (papierne Bischofsmütze) anlegte, redete er sie mit den Worten an: „Auf Brüder, fasset Muth! Die Stunde ist da, wo wir, Streiter Gottes, tapfer kämpfen und für die ewige Wahrheit zeugen sollen. Bald werden wir, hienieden erprobt, im Himmel den Sieg feiern." Der Knebel machte ihn verstummen. Auf dem Holzstoße stieß ihm ein Trabant der Inquisition die Lanze in's Herz, so daß dieser unerschrockene Glaubensheld den zweifachen Tod durch Eisen und Feuer erlitt.

Aber auch die Priesterwehr lieferte ihr Kontingent in die Flammen der Inquisition; auch die Klostermauern hielten die Ansteckung nicht ab. Namentlich war das Hieronymiten-Kloster San Isidoro ein Heerd des Protestantismus. Es gab fast keinen Orden in Spanien, der nicht ein inficirtes Mitglied aufzuweisen hatte. Selbst unter den Dominikanern fand die evangelische Lehre ihre Anhänger; die meisten jedoch unter den Hieronymiten, die bei Karl V. in besonderer Gunst standen. Diesem Orden gehörten der Beichtiger und der Kaplan an, die dem Kaiser in dem Hieronymiten-Kloster San Juste den letzten geistlichen Beistand leisteten: die Fratres Juan de Regla und Francisco de Villaba. Der Erstere, der Hinneigung zu protestantischen Meinungen angeklagt, mußte sich vor der Inquisition erklären und einige ausgesprochene anstößige Sätze öffentlich widerrufen. Die Furcht vor der überstandenen Gefahr machte ihn wild und er wurde ein wüthender Verfolger der Ketzerei. Der Zweite, nach Karl's Hintritt zum Prediger Philipp's II. berufen, wurde infolge derselben Beschuldigung verhaftet und entging nur durch den Tod der unvermeidlichen Verurtheilung zum Scheiterhaufen. — Bei den schwersten Verstößen gegen die Sitten und die Klosterzucht drückte die Inquisition ein Auge zu; eine Verletzung des Dogmas durfte auf keine Nachsicht rechnen.

Bevor wir vor dies entsetzliche Gemälde den Vorhang fallen lassen, noch Ein Zug zum Beschluß.

Doña Juana de Boborques, eine jüngere Schwester der oben erwähnten Maria de Boborques und von ihr für die evangelische Lehre gewonnen, war seit Kurzem vermählt mit Don Francisco de Vargas, Haupt eines erlauchten andalusischen Hauses. Bei ihrer Verhaftung befand sie sich schwanger und sie wurde deshalb minder hart behandelt. Das Kind, das sie im Gefängniß gebar, wurde ihr nach acht Tagen abgenommen, und sie, nach Verlauf von noch einer Woche, der Lebensordnung der anderen Mitgefangenen unterworfen. Mit einem jungen Mädchen in eine enge Zelle gesperrt, spendete sie dieser in den Schmerzen von der erlittenen Tortur allen möglichen Beistand und Trost. Bald kam nun die Reihe an sie, in die Marterkammer geschleppt zu werden. Ohne Mitleid für ihre Jugend folterten die Henker die zarten Glieder mit solcher Barbarei, daß man sie sterbend in ihre Zelle zurücktragen mußte, und ihre Leidensgefährtin erstattete ihr nun die liebevollste Sorgfalt, die sie selber von ihr früher genossen hatte; allein das schwächliche Geschöpf erlag nach wenigen Tagen den ausgestandenen Qualen. Das Gerücht von ihrem Tode verbreitete sich, trotz aller Vorsichtsmaßregeln, durch die Stadt, und die Inquisition, die Folgen fürchtend, erklärte bei dem Autodafe, daß Doña Juana de Boborques im Gefängniß gestorben sei, daß aber, da sich aus der Revision des Prozesses ihre Unschuld herausgestellt habe, kein Makel an ihrem Rufe der Rechtgläubigkeit hafte.

Italien.

Literatur-Bericht aus Italien.*

Kriegs- und Zeitgeschichtliches.

Zu den Schriften über die letzten Kriege zwischen Oesterreich und Sardinien gehört:

Carlo Alberto e Vittorio Emanuele II., per Felice Turotti. Milano, 1860.

Der Verfasser beschreibt mit Begeisterung, was diese beiden Könige gethan, um Italien aus dem Zustande zu reißen, in welchen es von der österreichischen Regierung vermöge der ihr von der heiligen Allianz eingeräumten Macht über die Italiäner versetzt worden war.

Lamoricière, Pio IX., Antonelli. Romanzo storico contemporaneo di Benedetto Castiglia. Milano, 1860.

Der Verfasser, ein heißblütiger Sicilianer, geißelt hier die Bestrebungen der französischen Legitimisten in Form eines geschichtlichen Romans, der jedoch mehr witzig, als historisch ist.

Daß das sardinische Heer jetzt Viele beschäftigt, kann man aus folgenden Werken entnehmen:

Il nostro esercito, cenni e nozioni sul suo ordinamento. Milano, 1860.

Hier ist die gesammte Formation der Armee Italiens nach den verschiedenen Besten und Ortern dargestellt.

Storia della terza Divisione del essercito Sardo, della guerra del 1859, da Cesare Rovighi. Torino, 1860. (pag. 324.)

Diese Geschichte der Theilnahme der dritten Division an dem Feldzuge in Ober-Italien, unter dem Befehle des General Durando, ist durch mehrere Pläne erläutert, besonders für Militairs geschrieben. Das Bildniß des General Durando ist als Titelkupfer beigegeben.

Teoria del Bersagliere Piemontese. Vogliera, 1860.

Dies ist das vollständige Exercier-Reglement für die Schützen-Bataillone des sardinischen Heeres, welche Bersagliere genannt, mit runden Hüten versehen sind, und deren Organisation für sehr gut gehalten wird, dem General della Marmora ihre Ausbildung verdanken, der in der Krim starb. Sein älterer Bruder befehligte das dortige Hülfs-Corps der Sarden und war später Minister-Präsident; ein anderer Bruder des Verstorbenen ist der gelehrte General Alberto della Marmora, Verfasser der berühmten Werke über die Insel Sardinien. Diese ausgezeichneten Männer gehören der Fürstenfamilie von Masserata an.

Die berühmte Buchhandlung Pomba zu Turin, welche jetzt die Firma: Unione tipographico-editrice angenommen hat, bekannt durch ihre großartigen, literarischen Unternehmungen, hat jetzt die Herausgabe von fünfzig Lebensbeschreibungen von ausgezeichneten Italiänern angefangen, unter dem Titel:

I Comtemporanei Italiani, del secolo XIX.

Den Anfang macht natürlich der Italiäner par excellence, der König Victor Emanuel von Sardinien.

Vittorio Emanuele II. per Vittorio Bersepio. Torino, 1860.

Der Beiname, den dieser König erhalten hat, „Il re galantuomo,“ macht ihm mehr Ehre, als alle die sonst gewöhnlichen Beinamen der regierenden Häupter, denn er meint es ehrlich mit der von seinem Vater einst verliehenen Constitution.

Der Verfasser dieser Lebensbeschreibung ist der vortheilhaft bekannte Turiner Literat Bersepio.

Das zweite dieser mit dem Bildnisse des betreffenden Mannes ausgestatteten Hefte heißt:

Napoleone III, per Pacifico Vallussi. Torino, 1860.

Der Verfasser fängt mit der Bemerkung an, daß der Leser bei dem Anblick dieses Titels entweder eine Lobhudelei oder eine Satyre voraussetzen wird. Man findet aber weder das eine, noch das andere, sondern eine getreue Aufzählung der Thatsachen, welche damit schließt, daß die Zukunft Napoleons eben so unsicher ist, wie die von Italien und von Europa überhaupt, daß aber durch die Beschränkung der weltlichen Macht des Papstes viel für die Neugestaltung von Europa geschehen, und daß die Politik der Nationalitäten eine neue Aera der Geschichte angefangen habe. Seltsam genug, wird aber Napoleon III. hier zu den italiänischen Zeitgenossen gezählt.

Das dritte dieser Hefte für den außerordentlich wohlfeilen Preis von 4 Sgr. (50 Cent.) hat den Titel:

Giuseppe Garibaldi, per G. S. Marchese.

Dieser Italiäner, den Einige als einen Räuberhauptmann ausgeschrien, der aber seit seinem Siege über den General Urban unter die Zahl der Feldherrn aufgenommen worden, wird hier in seinem wahren Lichte, als Freund seines Vaterlandes geschildert.

Daß auf ihn der bedeutendste Staatsmann Italiens folgt, ist natürlich.

Camillo Benso di Cavour, del professore Ruggero Bonghi. Torino, 1860.

Eine gewisse Klasse von Leuten, denen in Deutschland durch ihre privilegirten Organe weis gemacht worden war, daß Cavour Kaufmann und der Sohn eines Getraidehändlers sei, wodurch der Stab über ihn gebrochen war, wird sich wundern, hier den Sohn eines Hofmanns, des Freundes von Carlo Alberto aus der alten Markgrafen-Familie der Herrschaft Cavour, unter dem Monte Viso, zu finden, welcher Cavour zunächst königlicher Page und dann Genie-Offizier war, aber bald seinen Abschied nahm und auf seinen Reisen, besonders in England, die große und die diplomatische Welt kennen lernte. Der Verfasser dieser Biographie ist ein reicher Neapolitaner, der Uebersetzer der Trauerspiele des Euripides, der als Ausgewanderter mit Rosmini philosophische Studien getrieben hat und sich jetzt als Professor an der Universität zu Pavia hat anstellen lassen. Aus Titeln macht man sich freilich in Italien weniger, da man seine Geltung als Mensch zu erhalten sucht, weshalb auch hier nicht einmal davon die Rede, daß Cavour zugleich Graf ist. Dies ist auch der Fall bei der fünften dieser Biographien, der des Baron Ricasoli.

---

* Vom Geheimen Justizrath Neigebaur.

Bettiro Ricasoli, per Dall Ongaro. Torino, 1860.

Ricasoli stammt von Longobarden, de filiis Rodolfi Tridolfi ab, und schon in den Kämpfen der Guelfen und Ghibellinen war seine Familie bekannt. Er wurde auf dem alten Stammschlosse Brolio, in der Provinz Chienti in Toscana, geboren, wo er als Agronom einen bedeutenden Ruf erwarb. Dabei war er Staatsmann und Gelehrter, wurde Gonfaloniere (Ober-Bürgermeister) der Hauptstadt Florenz, in der Zeit, als Italien hoffte, von Pius IX. auf den Weg des Fortschrittes geleitet zu werden. Bei den Ereignissen von 1848 schienen ihm aber Montanelli und Guerrazzi nicht die Männer zu sein, die öffentlichen Angelegenheiten zu leiten; er zog sich zurück. Allein am 20. April 1859 hatte er den Muth, dem Großherzoge von Toscana die berühmte Denkschrift zu überreichen, in welcher die nothwendigen Reformen verlangt wurden. Der Erfolg ist bekannt. Mit Recht wurde Ricasoli, nachdem sich Toscana für den König Victor Emanuel ausgesprochen hatte, zum General-Gouverneur ernannt. Der Verfasser dieser Lebensgeschichte ist der geistreiche Dichter dall Ongaro, welcher in Rom 1848, in dem Palaste des Fürsten Canino, wo damals die Gesellschaft der gebildetsten Leute des In- und Auslandes sich versammelten, seine geistliche Kleidung ablegte und in die Laienwelt eintrat, wo er als freisinniger Italiäner eine bedeutende Rolle in der Emigration gespielt hat.

Eine Biographie eines älteren Italiäners ist über die Gegenwart nicht vergessen worden; dies ist die des Columbus.

Storia popolare di Christoforo Colombo, dal Padre G. B. Torre. Torino, 1860. (p. 331.)

Der Verfasser, ein Geistlicher, sagt bei Gelegenheit der Erwähnung der bekanntlich dem Columbus von den Regierungen Italiens und Spaniens gemachten Schwierigkeiten: daß man jetzt in diesem Punkte viel weiter vorgeschritten sei, indem das Volk Großes thue, ohne Mitwirkung der Regierungen, zufrieden, wenn diese nur nicht störend eingriffen. Wenn auch schon Viele das Leben des berühmten Italiäners beschrieben haben, so wird doch dieses neue Werk als eine werthvolle Arbeit gerühmt.

Frankreich.

Leibniz in Frankreich.

Der Preis für die vor drei Jahren von der französischen Akademie ausgeschriebene Preisaufgabe über die Leibniz'sche Philosophie ist bekanntlich in diesem Jahre zwischen den Herren Nourisson und Graf Careil getheilt worden. Während der Letztere sich mehr mit Leibniz selbst und seinen Schriften im Allgemeinen beschäftigt, hat die gekrönte Arbeit des Herrn Nourisson ausschließlich die Leibniz'sche Philosophie zum Gegenstande. Die Nachweisung der geistigen Verwandtschaft zwischen Leibniz und Descartes ist als die Haupttendenz derselben zu bezeichnen und erscheint interessant genug, um in einem kurzen Auszuge auch unseren Lesern bekannt zu werden.

Früh in die Scholastik eingeweiht, begann Leibniz in seinem zehnten Jahre Baco, Kepler, Campanella, Gallilei und vor Allem Descartes fleißig zu lesen. Unbeschadet der Treue, die er seinem Aristoteles bewahrte, fühlte er sich dennoch von der neuen Geistesströmung angeweht und ahnte eine verborgene Harmonie zwischen dem Alten und Neuen. Diese aufzusuchen, war der Gegenstand unablässigen Denkens während seines Aufenthaltes in dem berühmt gewordenen Rosenthaler Hölzchen bei Leipzig, ohne daß er jedoch damals zu voller Klarheit darüber kam. Im Jahre 1762, 26 Jahr alt, führte ihn eine diplomatische Sendung nach Paris, wo er Ludwig XIV. den Plan eines Zuges nach Aegypten vorlegte, das nach seiner Meinung das morgenländische Holland werden sollte. Descartes war todt, aber der Cartesianismus lebte in allen Köpfen. Seine Anhänger Arnauld, Nicole, Malebranche, Huygens, Spinoza, welchen Letzteren Leibniz auf seiner Rückkehr nach Hannover im Haag besuchte, entwickelten und vervollständigten die neue Theorie, deren Methode, das Prinzip der Gewißheit aus dem menschlichen Bewußtsein herzuleiten, Leibniz sich längst angeeignet hatte. Das berühmte Axiom: „cogito ergo sum, (ich denke, also bin ich) war ein siegreicher Protest der menschlichen Persönlichkeit gegen Ludwig's: l'état c'est moi (der Staat bin ich). Allein Descartes, indem er das Wesen der Seele in das Denken und das Wesen des Körpers in die Ausdehnung setzte, machte die Innen- wie die Außenwelt zu einem Komplex von Ausdehnung und Bewegung, das aller eigenen freien Thätigkeit bar, unter dem einmal gegebenen Impuls rein mechanischen Gesetzen gehorcht. Von diesem abgeschwächten Begriff des Seins ausgehend, gelangte Malebranche zu der Behauptung, daß die erschaffenen Substanzen wesentlich leidend seien. Spinoza endlich, von Folgerung zu Folgerung fortschreitend, sprach den Geschöpfen, ihre Selbständigkeit und ihren positiven Gehalt verkennend, alle Substantialität ab. Da nahm Leibniz das unvollendet gelassene Werk Descartes' wieder auf und erhob die Würde des geschaffenen Seins, indem er zeigte, daß es keine blos gut eingerichtete Maschine, sondern eine lebendige Kraft, eine Ursache sei, die in sich selber die Fähigkeit, die Macht und das unablässige Bedürfniß zur Thätigkeit habe. Indem er also den Werth des Menschen steigerte, bereitete er die Anerkennung der Menschenrechte vor und trat der Revolution einen Schritt näher. Das Verdrängen der trägen Mechanik durch die lebendige Dynamik ist eine der wichtigsten Denkthaten Leibnizens.

Trotz aber dieser engen Verwandtschaft mit Descartes war Leibniz nichts weniger als freundlich für denselben gesinnt, stand vielmehr mit den Gegnern des großen Schulhauptes, namentlich mit Huet, in fortwährender Verbindung. Ihn verdroß der Sectengeist der Cartesianer; in ihrem Meister sah er einen ehrsüchtigen, der Philosophenrepublik gefährlichen Cäsar; vielleicht regte sich auch einige Eifersucht gegen die allgewaltige Autorität des neuen Namens; und endlich mochte auch der deutsche Patriot in ihm sich verletzt fühlen von dem französischen Einfluß, den er, empört über die Macht des Hauses Bourbon, unter allen Formen zu bekämpfen suchte. Nichtsdestoweniger bleibt Leibniz ein Cartesianer, ja dem Geiste nach, Franzose: nicht nur, daß er in französischer Sprache seine meisten Werke geschrieben, von den Franzosen die Durchsichtigkeit der Darstellung entlehnt, und, mit Vermeidung der philosophischen Kunstausdrücke, sich den hochgebildeten Frauen seiner Zeit verständlich zu machen gestrebt hat, sondern, was noch wichtiger ist, er weicht in Nichts von der Methode des Descartes ab, der vom Zweifel ausgeht, um zur Gewißheit zu gelangen: in der Methode aber ist er der ganze Descartes.

Uebrigens hat das sinnreiche System, das dieser unablässig fortschreitende Genius allmählich aufgebaut hat, zu unserer Zeit einen blos historischen Werth, wenn man, wie Herr Nourisson gethan, sich lediglich auf die Metaphysik beschränkt und jede Verbindung mit den anderen Wissenschaften abbricht. Und doch erscheint der geniale Bau, der sich auf eben diese Wissenschaften gründet, erst dann in seiner Harmonie, wenn der ganze Leibniz in der Gesammtheit seiner Schriften uns vorgeführt wird. Leibniz, ein durchaus mathematisches Genie, wendet allerdings zu ausschließlich das Verfahren der Ontologie und Logik an; zu Abstractionen und Systemen geneigt, geht er stracks auf das Absolute los und errichtet auf den ersten Prinzipien seine Constructionen, d. h. ideale Schöpfungen, engbegrenzte Theorien, die zu verwirklichen die Natur der Dinge sich nicht immer verpflichtet glaubt. Nur auf dem abenteuerlichen Wege der Hypothese begegnet er den Wahrheiten. Die Monadologie eröffnet wunderbare Gesichtskreise: jedes Ding ist der gedrängte Inbegriff der Welt; der kleinste Stofftheil faßt eine unendliche Welt von Geschöpfen in sich; Alles lebt, wie schon Pythagoras gesagt hatte, Alles ist erfüllt von Seelen, von dem thierischen Stoffe an, worin ein dunkles Leben pulsirt, bis hinauf zu dem vom Bewußtsein erleuchteten Menschen; es giebt keinen Geist ohne Körper, keinen Körper ohne Geist. Alles Sein ist unvergänglich; welches aber ist die Natur dieses Seins? Darüber bleibt im Unklaren, wer mit Nourisson in der Monade eine bloße metaphysische Entität sucht, und doch kann nur die Infinitesimal-Rechnung über diesen durchaus mathematischen Begriff Licht verbreiten. Die Monadologie hat übrigens ihre mangelhaften Partien; aufgefaßt, so wie sind und mit den erdichteten Attributen, womit Leibniz sie ausstattet, können die Monaden, unfähig auf einander zu wirken und nur mit dem Schöpfer in Beziehung, kein anderes Gesetz haben, als den Egoismus. Ebenso erscheint das von Leibniz aus der Vergessenheit gezogene Kontinuitätsgesetz, vermöge dessen in der Kette der Wesen keine Unterbrechung stattfindet, die menschliche Willensfreiheit zu bedrohen, indem es alle unsere folgenden Handlungen als unumgänglich nothwendige Ergebnisse vorangegangener darstellt. Andererseits aber schafft diese Idee, in die wissenschaftlichen Gebiete übertragen, die Infinitesimal-Rechnung und giebt der Physik Gesetze, welchen die neuere Wissenschaft das Siegel der Wahrheit aufgedrückt hat. Nicht mit Unrecht also macht Nourisson Leibniz den Vorwurf, die Hypothese, das ausschließlich mathematische Verfahren, auf die Metaphysik angewandt zu haben. Wenn aber, wie es unbestreitbar ist, das Leibniz'sche System in der Mathematik wurzelt — warum will man vor der mächtigsten Seite des Philosophen die Augen zudrücken und sich weigern, den Mathematiker zu studiren? Begeht man nicht eine Ungerechtigkeit gegen sein Werk, wenn man den festesten Boden, worauf es gegründet, kaum der Beachtung werth hält?

Ueber die Theodicee, womit Leibniz sein System krönt, hat Hegel, der sie einen metaphysischen Roman nennt, den Stab gebrochen. Ihr Ausläufer, der Optimismus, ist allerdings eine edle und tröstende Lehre, allein zu bequem für die sich nicht selbst genügenden Seelen und hat zu wenig Spannkraft in sich selber, jene heroischen Aufschwingungen zu erzielen, durch welche mitunter der Mensch die Welt verjüngt und seinem eigenen Geschick eine neue Wendung giebt. Freilich stimmt sie mit der Zeit und der Umgebung überein, worin sie entstanden ist. Von den düsteren Aussichten, die das achtzehnte Jahrhundert eröffnete, hatte man zu Leibniz's Zeiten keine Ahnung; selbst am rechten Rheinufer übt noch das siècle de Louis quatorze seinen vollen Einfluß; die Fürstinnen reichten den Philosophen den Arm und begleiteten sie in die luftigen Räume, wo der Idealismus blüht. Die Denker, das Sein studirend, säuberten es so zu sagen, von allen Realitäten, die ihnen nicht zärtlich genug erschienen und gaben ihm die abstrakten, subtilen Formen, wie sie die Etiqutte der Zeitmetaphysik verlangte. In dieser Welt der Dichtung, in welcher kein Anstoß, kein Widerspruch möglich ist, worin Nichts ohne zureichenden Grund vorgeht — dort lebte Leibniz's großer Geist in Gesellschaft der erlauchten Gegenstände seiner Geistesliebe. In seinem zartesten Treiben geschmeichelt, mochte selbst ein Genie den verfeinerten Lockungen nicht widerstehen und jene Stärke des Geistes bewahren, die vor der düsteren Aufgabe des Schmerzes und des Bösen nicht zurückschreckt; in diesem seltenen und reizenden Klima konnten keine bitteren Theorien aufkommen.....

Von seiner, wie von der cartesischen Philosophie hat ihn nur Weniges überlebt; der Rest ist dahin gegangen, wohin, seit der Mensch sinnt und träumt, die Träume gehen, die dem Rauche gleich aus den arbeitenden Gedanken aufsteigen. Der Leibniz, der Herrn Nourisson ausschließlich beschäftigt, der ungelehrige Schüler der Jesuiten, der Bundesgenoß Bossuet's in der von diesem verfochtenen These zu Gunsten der dunklen Vorstellungen, der Träumer einer prästabilirten Harmonie hat für uns Leute höchstens ein historisches Interesse; aber der Schüler Kepler's, der Rival Newton's, der Vorgänger Lagrange's — der ist unsterblich und gerade den haben die Akademie und Nourisson bei Seite liegen lassen. Allerdings ist Leibniz in den Irrthum gerathen, daß er die mathematischen Gesetze auf Gegenstände anwenden wollte, die nach ganz anderen Gesetzen regiert werden; folgt aber daraus, daß die Philosophie so eng abgepfercht werden muß, um den Philosophen zu einem Spezialisten eigener Gattung zu machen, der aus Vorsicht der Mathematik, der Philosophie, der Religion, der Staatswirthschaft, der Physiologie, kurz Allem, was dem Menschen angeht, bei Leibe nicht zu nahe kommen darf? Gewiß nicht; umgekehrt müssen alle Wissenschaften, einander limitirend, zusammenwirken, um die Philosophie, die Wissenschaft aller Wissenschaften, zu bilden. Und diesem großen Prinzip entsprechend, strebte Leibniz, der Philosophie den Charakter wiederzugeben, den sie im Alterthum hatte: das Suchen nach dem Wahren in der Gesammtheit des menschlichen Wissens. Diese Seite der Leibniz'schen Philosophie ist die des Studiums würdigste und dennoch den Franzosen am wenigsten bekannte und es wäre wohl an der Zeit, ihnen einen jener wahren Philosophen vorzuführen, die zugleich umfassende Gelehrte sind.

Aegypten.

Die gegenwärtige Lage des Suez-Kanal-Unternehmens.

Für den mit den Verhältnissen Vertrauten ist es ein eigenthümliches Schauspiel, zu sehen, wie sowohl die Gegner, als die Vertheidiger des Suez-Kanals stets um den eigentlich bei der Sache entscheidenden Punkt herumgehen. In der Parlaments-Sitzung vom 23. August d. J., hat Lord Palmerston mit gewöhnlicher Derbheit erklärt, die Suez-Kanal-Gesellschaft sei eine der größten Schwindeleien unserer Zeit und die bisherigen Arbeiten hätten bewiesen, daß die Herstellung des Kanals, wenn nicht unmöglich sei, so doch über die Kräfte jeder Actien-Gesellschaft gehe.

Man fragt mit Recht, warum kommt Lord Palmerston immer wieder auf den Geldpunkt zurück? Die englischen Kapitalisten haben sich bei dem Unternehmen gar nicht betheiligt; man sollte also meinen, die englische Regierung habe um so weniger Ursache, sich aus finanziellen Ursachen dagegen zu erklären, als sie sich ja nie bewogen findet, gegen andere von Engländern geleitete, sehr gewagte Unternehmungen aufzutreten. Bei dem Great Eastern, bei dem unterseeischen Telegraphen im Rothen Meere rc. sind große Kapitalien zu Grunde gegangen, ohne daß sich Lord Palmerston für verflichtet gehalten hätte, diese Unternehmungen mit seinem beißenden Spott zu verfolgen.

Ueber den Kostenpunkt steht überhaupt nur dem Techniker ein Urtheil zu. Nun haben hervorragende Ingenieure aller Länder die Kosten-Anschläge geprüft und gebilligt. Lord Palmerston's Behauptung, daß die Kosten unerschwinglich seien, steht bisjetzt beweislos da. Die Kanalisten versichern dagegen, die bisherigen Arbeiten hätten bewiesen, daß noch bedeutende Ersparungen gegen den Kosten-Auschlag eintreten würden. Sie belegen dies durch detaillirte Nachweise. So lange die Unrichtigkeit derselben nicht dargethan ist, wird man auf beweislose Behauptungen, selbst höchstgestellter Nicht-Techniker, kaum großes Gewicht legen können.

Aber worin ihrerseits die Leiter des Unternehmens fehlen, das ist ihr Mangel an Aufrichtigkeit. Der Vice-König hat die Concession zu dem Unternehmen nur unter dem Vorbehalte des Einverständnisses der Pforte ertheilt; er hat den Beginn der Arbeiten ausdrücklich von dieser Zustimmung abhängig gemacht. Es mag dahin gestellt bleiben, ob — wie Herr v. Lesseps behauptet — die Pforte wirklich dem Unternehmen geneigt ist, oder nicht. Faktisch ist, daß sie die Genehmigung noch nicht ertheilt hat. Vielmehr hat sie, wie dies seiner Zeit ohne Widerspruch in den öffentlichen Blättern mitgetheilt worden, zu Anfang dieses Jahres erklärt, sie werde sich nicht eher in eine nähere Erörterung der Frage einlassen, bis nicht die beiden großen Seemächte unter Zustimmung aller andern befreundeten Regierungen die Neutralität des anzulegenden Kanals garantirt hätten. Eine solche Garantie ist bisher nicht ertheilt, und nach den Erklärungen Lord Palmerston's in der Eingangs erwähnten Parlaments-Sitzung steht eine Einigung Frankreichs und Englands in dieser Beziehung auch nicht entfernt in Aussicht. Die eigentlichen Kanal-Arbeiten dürften daher voraussichtlich noch lange nicht beginnen. Was man jetzt arbeitet, wird von Herrn v. Lesseps selbst als „études" und „travaux préparatoires" bezeichnet. Das Unternehmen selbst schwebt noch völlig in der Luft und alle bisher aufgewendeten Kosten sind vergeblich verausgabt, wenn die Grundbedingung, die Genehmigung der Pforte, nicht eintritt. Die Genehmigung der Pforte aber, das kann man auch ohne großen staatsmännischen Scharfsinn voraussagen, wird nicht erfolgen, so lange der englische Widerspruch dauert. Und dieser Widerspruch, die Vergangenheit beweist es, wird so leicht und schnell nicht überwunden werden.

Brasilien.

Gesetzgebung über Protestanten in Brasilien.

Die Berliner „Protestantische Kirchenzeitung" vom 13. Oct. d. J. enthält einen ausführlichen Bericht über die Verhandlungen, die kürzlich in der brasilianischen Deputirtenkammer über den Gesetzentwurf zur Legalisirung der Ehen von Protestanten stattgefunden. Diese Verhandlungen geben denjenigen unserer evangelischen Landsleute, die nach Brasilien auswandern wollen, in der Hoffnung, dort, ebenso wie in Nord-Amerika, alle Glaubensfreiheit zu finden, allerdings sehr vielen Stoff zum Nachdenken darüber, ob es nicht besser sei, bei solchen Ansichten über Gewissensfreiheit, wie sie sich in Rio-Janeiro kundgegeben, lieber nicht nach Brasilien zu gehen.

Mehrere brasilianische Abgeordnete haben geradezu ausgesprochen, es sei ein großes Uebel, die deutschen protestantischen Familien in San Leopoldo und in anderen brasilianischen Kolonien auf gleichen Fuß mit einheimischen Familien zu stellen, die zur römisch-katholischen Kirche gehören. Selbst der Justizminister gab zu, daß man dem brasilianischen Clerus die Rücksicht schuldig sei, eine volle rechtliche Gleichstellung der Katholiken und der Nichtkatholiken auch in Ehesachen nicht auszusprechen. Deshalb habe man auch den früheren, weitergehenden Gesetz-Entwurf vom 4. Mai zurückgezogen. Es hätte dazu nicht erst diplomatischer Reclamationen und auch nicht der Rathschläge von Rom aus bedurft. Die Regierung schöpfe ihre Inspirationen aus der heiligen Schrift, und über diese Inspirationen dürfe sich kein Gesetzgeber hinwegsetzen.... Man habe den vorliegenden Gesetz-Entwurf dem Erzbischof von Rio-Janeiro vorgelegt, und von diesem sei ein Gutachten abgegeben worden, worin er erklärte, daß, wenn man wirklich glaube, daß ein solches Gesetz unentbehrlich sei, um das Einwanderungs-Bedürfniß zu befriedigen, er von seinem Standpunkte nichts dagegen habe. Keineswegs aber, fügte der Justiz-Minister hinzu, denke die Regierung daran, die Konfessionen gleichzustellen. Eine solche Gleichstellung würde

verfassungswidrig sein. „Unsere Constitution," sagt er, „hat gewisse Prärogative, gewisse Privilegien an die Staatsreligion geknüpft und macht von ihr die Ausübung oder den Genuß der politischen Rechte abhängig. Wer nicht die römisch-katholische Religion bekennt, kann in Brasilien kein öffentliches Amt bekleiden. Diese Privilegien müssen unberührt bleiben, denn es sind hochwichtige Rechte."

Der Gesetz-Entwurf wurde nach vierzehntägigen Debatten, die eher den Disputationen eines Concils, als den Berathungen einer parlamentarischen Versammlung glichen, schließlich angenommen und läuft, wie allgemein zugegeben wurde, lediglich darauf hinaus, den in Brasilien geborenen Kindern aus protestantischen Ehen, die bisher als illegitim und als im Konkubinate erzeugt, angesehen wurden, die Rechte der in legitimer Ehe geborenen Personen zu verleihen. Im Uebrigen aber bleiben die Protestanten, auch wenn sie in Brasilien geboren sind, nach der Erklärung des Justiz-Ministers, zurückgesetzte Stiefbrüder ihrer katholischen Mitbürger.

Dazu kömmt, daß die aus anderen südamerikanischen Staaten ausgewiesenen, in Brasilien aber mit Auszeichnung aufgenommenen Jesuiten ihr Hauptaugenmerk darauf richten, die ketzerischen Fremdlinge, oder doch mindestens deren Kinder, durch List oder Gewalt in den Schoß der römischen Kirche zu bringen.

Wer Portugal und Spanien kennt, wird sich natürlich nicht wundern, daß der Apfel nicht weit vom Stamme fällt, und daß man in Brasilien dieselben engherzigen Ansichten in Bezug auf Glaubensfreiheit hegt, wie auf der pyrenäischen Halbinsel. Aber wenn hier die römisch-katholische Kirche als ausschließliche Staatsreligion erklärt wird, wenn man hier nicht an bürgerliche Gleichstellung der Konfessionen denkt, so verstößt man damit nicht gegen andere feierlich ertheilte Zusagen und Bürgschaften. In Portugal und Spanien geht man nicht darauf aus, protestantische Einwanderer an sich zu locken, wie es in Brasilien geschieht. Dem amerikanischen Kaiserreiche sollte auf solche Erklärungen, wie sie in der brasilianischen Deputirtenkammer abgegeben worden, der Protestantismus aller Länder die Antwort ertheilen, daß er es für eine Gewissenspflicht halte, seine Anhänger zu warnen, dorthin ihre Auswanderungs-Schritte zu richten.

Mannigfaltiges.

— Am 18. October. Als am 18. October 1813, sagt Heinrich von Sybel in seinen Vorlesungen über „die Erhebung Europa's gegen Napoleon I." — die Nacht das weite Schlachtfeld bei Leipzig bedeckte, wo durch die Einigkeit der gegen Frankreich verbündeten Mächte die kaiserliche Größe zum zweiten Male wie das Jahr zuvor, und jetzt unrettbar, unheilbar auf den Tod getroffen worden war, ließen russische Heerhaufen unwillkürlich ein religiöses Danklied erschallen, und Tausende von Kriegern aller Stämme, die hier vereinigt waren, stimmten andachtsvoll mit ein. Es war dies eine rechte, ungesuchte Siegesfeier dieses hohen Völkerkriegs. Aber — wie lange hat dies Andachtsgefühl, dieses religiöse Bewußtsein der dankbaren Gegenwart unverkümmert und ungetrübt sich erhalten? Wie lange und an wie vielen Orten des damals erretteten Deutschlands hat das Gefühl und Bewußtsein auch seinen äußern, wahren und würdigen Ausdruck gefunden? Wer ist sich noch heute, nach 47 Jahren, der patriotischen Kriegesfreude so recht innig und lebhaft bewußt? — Schreiber dieses las eben in diesen Tagen den ersten Band des für die Kriegsgeschichte so wichtigen Werks: „Die Gefechte und Schlachten bei Leipzig, im October 1813, von Heinrich Aster," und erfreute sich gerade heute so recht und innig an den kräftigen Schlußworten des ersten (dem Kaiser von Oesterreich gewidmeten) Bandes, welcher die Schilderung des 16. Octobers 1813 enthält. „Nur ungern," also lauten diese Worte, „verläßt der echte Deutsche die Schlachtfelder von Wachau und Möckern. Sie liefern Belege von wahrhafter Einigkeit. Sie zeigen eine Uebereinstimmung zwischen Fürsten und Völkern, eine Aufopferung der letzteren gegen erstere, wie solche nie wieder erscheinen wird; sie stellen Beispiele von gegenseitigem Vertrauen, gegenseitiger Achtung und Hingebung auf, die schwerlich ein zweites Mal heraufbeschworen werden dürften. Da wurde Niemand gefragt, ob er Preuße, Russe oder Oesterreicher, ob er Ungar, Kroate, Kosak oder Kalmücke sei. Alle strebten nach Einem Ziele, und sogar unter allen deutschen Völkern und Völkerchen herrschte wahrhafter Nationalsinn. Betrachtet man hingegen die Jetztzeit, welche Erbärmlichkeit, Zerrissenheit, Eigenliebe und Mißgunst, welcher Stolz, Hochmuth und Neid, welches Mißtrauen! Wie wenig deutscher Sinn herrscht unter denen, die solchen am meisten bedürfen, und die doch vorgeblich danach streben!" Und woher kommt das Alles? Weil wir Deutschen unsere Zeit und die Lehren der Geschichte nicht begriffen, noch weniger Etwas daraus gelernt haben. Wir geben uns zum Spielball des Auslandes her; wir lassen uns von diesem verhöhnen, vernichten uns durch unsern kleinlichen Uebermuth und Eigendünkel und verhindern Alles, was die Einigkeit der deutschen Stämme befördern könnte, damit ja kein echter, deutscher Nationalsinn erweckt und wach erhalten werde. Hauptsächlich aber kommt es daher, daß sich das deutsche Volk seine erhabensten Erinnerungen nehmen und rauben läßt, und statt daß Land und Heer ihre größte Heldensage, die Freiheitskriege von 1813, 1814 und 1815 kennen, geschieht kaum Etwas um das Angedenken jener ereignißvollen Jahre bei der Jugend, sowie im öffentlichen Leben zu erhalten. Dazu wäre vor Allem nöthig gewesen, daß, wie Philipp Wackernagel in seiner trefflichen Vorrede zu seiner Sammlung: „Trosteinsamkeit in Liedern" im Jahre 1849 sagte, „die Geschichte Napoleon's und der Freiheitskriege seit 1815 in allen deutschen Schulen, auf dem Lande, wie in der Stadt, einen stehenden Unterrichtsgegenstand hätte bilden sollen, so daß kein Kind die Schule verlassen hätte, ohne diesen Theil der neueren Geschichte, den einzigen, der eine Behandlung nach Art der biblischen Geschichte zuläßt, einige Male gehört zu haben." Wollen wir dies nun auch bis zum 18. October 1863, dem funfzigjährigen Gedenktage der Schlacht bei Leipzig unterlassen? (Geschrieben am 18. Oct. 1860.)

— Klopstock und Meta. In ganz anderer Weise, als Petrarca und Laura, gehören Klopstock und Meta zu einander, und in einem bedeutsameren Sinne, als bei Ersteren, läßt sich bei der Zusammenstellung dieser beiden der christliche und nationale Gesichtspunkt festhalten und zu fruchtbaren Betrachtungen anwenden. Dies Letztere geschieht nun auch in einem ganz besonderen Grade in dem Buche: „Klopstock und Meta," von Ludwig Brunier.* Namentlich ist es der nationale, echt deutsche Standpunkt, von welchem aus der Verfasser seinen Gegenstand behandelt und den hochherzigen Patriotismus Klopstock's, im Leben und in seinen Dichtungen, so wie die echt deutschen Gesinnungen und Tugenden Beider als Muster für die Gegenwart darstellt. Man kann es nur gut heißen, wenn vornehmlich den Deutschen solche leuchtende Beispiele aus der Geschichte der Vergangenheit vorgehalten und in's Gedächtniß zurückgerufen werden. Die vorliegende Darstellung beruht auf fleißiger Benutzung und Verarbeitung des, wenigstens zum Theil, wohl gerade nicht sehr reichhaltigen Stoffes, und dem Verfasser gebührt das Zeugniß, daß er dadurch ein eben so lebendiges und anziehendes, als treues Charakterbild aufzustellen in den Stand gesetzt worden.

— Die Expedition zur Aufsuchung Eduard Vogel's. Für Th. von Heuglin's Expedition nach Inner-Afrika war, nach einer Bekanntmachung des Gothaer Comité vom 1. October, bereits die ansehnliche Summe von 3337 Thalern theils gesammelt und theils zugesichert. Damit die Expedition ihre Thätigkeit beginne, sind jedoch zunächst wenigstens achttausend Thaler nöthig. Es werden demnach noch viele Einsendungen an das Comité nöthig sein, und auch wir verbinden unsere Bitte mit der der hochgestellten und ehrenwerthen Männer, die sich an die Spitze des Unternehmens gestellt, daß in möglichst zahlreichen Kreisen des großen Deutschland diese Angelegenheit als eine deutsche Ehrensache betrachtet und unterstützt werden möge. Mit Vergnügen hören wir, daß auch der von der Berliner „Geographischen Gesellschaft" gestifteten Ritter-Fonds einen Beitrag von dreihundert Thalern zu jener Expedition liefert, der wahrscheinlich während der Dauer der Expedition alljährlich wiederholt werden wird.

Zur Wiedererlangung der Papiere Vogel's hat übrigens in neuerer Zeit auch der Vicekönig von Aegypten Schritte gethan, indem er sich an den Sultan von Darfur gewandt, welcher versprochen, sich in Wadai für diese Angelegenheit zu interessiren und auch Aussicht auf Erfolg hat, da er mit dem jetzigen Herrscher von Wadai auf gutem Fuße steht.

— Heiraten in den Vereinigten Staaten. Kürzlich ist ein französisches Buch unter dem Titel „Le mariage aux Etats-Unis"** erschienen, dessen Verfasser, Herr August Carlier, seinen Gegenstand sowohl vom sittlichen, als vom sozialen und gesetzgeberischen Standpunkte betrachtet. Das Eingehen einer Ehe ist in Amerika von allen den Bedingungen und Schwierigkeiten befreit, die ihm in Europa durch das Gesetz gemacht werden. Man kennt dort keine kirchlichen oder gerichtlichen

* Hamburg, Perthes-Besser und Mauke, 1860.

** Paris, Hachette, 1860

Heirats-Aufgebote, noch bedarf es der Einwilligung der Eltern oder der Anwesenheit von Zeugen bei der Ceremonie; ja nicht einmal die Unterschrift der beiden kontrahirenden Theile ist erforderlich. Die Trauung kann ebenso gut durch einen Friedensrichter, als durch einen Geistlichen vollzogen werden, gleichviel wo der Eine oder der Andere seinen Wohnort hat. Der Verfasser theilt in dieser Beziehung folgende kuriose Fälle mit: „Im Staate Maine ließ der Conducteur einer Eisenbahn, der wahrscheinlich von seinem Geschäfte zu sehr in Anspruch genommen war, um seiner Hochzeit einen freien Tag widmen zu können, einen Geistlichen in einen Waggon kommen, in welchem sich seine Braut befand, und hier fand während der Fahrt die Einsegnung der Ehe statt. Der Mann war also von der einen Bahnstation als Junggesell abgereist und kam auf der anderen als Ehemann an. Noch seltsamer ist die Geschichte der Trauung eines jungen Paares von Virginien, das im Jahre 1855 einen Fluß zu passiren hatte, um den Pastor aufzusuchen, der sie kopuliren sollte. Die Brücke war zufällig durch die Fluth eben zerstört worden und die Ueberfahrt unmöglich. Was that nun das Paar? Sie baten eine am anderen Ufer befindliche Person, den Pastor herbeizuholen, und als dieser gekommen war, befestigten sie den Trau-Erlaubnißschein, den sie mitgebracht hatten, an einen Stein und warfen ihm denselben zu. Nachdem Se. Ehrwürden sich überzeugt hatte, daß der Schein in Ordnung, seine Gebühren ihm auch bei den bekannten Namen der Brautleute sicher seien, richtete er die üblichen Fragen an diese, die ihm auch von der anderen Seite des Flusses in vorgeschriebener Weise beantwortet wurden, worauf er aus der Entfernung das junge Paar nach dem Ritus seiner Kirche kopulirte." Herr Carlier fügt hinzu: „Solche Trauungen, so seltsam sie auch der Form nach erscheinen mögen, werden doch in Amerika als ganz solennel angesehen und haben auch alle civilrechtlichen Folgen, die das Gesetz einer legitimen Verheiratung beilegt."

— Novitäten der englischen Literatur. Die heurige literarische Saison, schreibt das Athenaeum, beginnt mit außergewöhnlicher Lebhaftigkeit und verspricht namentlich reiche Beiträge zu Walpole's „Katalog adeliger Autoren" zu liefern. Herzoge, Grafen und Barone, Ladies und „ehrenwerthe" Gentlemen — kurz, die halbe Peerie stürzt sich auf den Büchermarkt. Nach den bei den Hauptverlegern eingezogenen Erkundigungen hat das Publikum folgende Novitäten zu erwarten: im Fach der Geschichte und Biographie Lord Stanhope's „Leben William Pitt's;"* des Herzogs von Buckingham „Memoiren des Hofes und Kabinets Wilhelm's IV. und der Königin Victoria;" zwei weitere Bände von Carlyle's „Friedrich dem Großen;" die „persönliche Geschichte Francis Bacon's" (eine Apologie des großen Philosophen), von Hepworth Dixon; die „Memoiren des Admiral Gambier," von Lady Chatterton; „Geschichte des Krieges in der Krim," von dem Parlamentsmitgliede Kinglake (der dem Anfange des Krieges selbst beiwohnte); „Erinnerungen eines Aufenthaltes unter den Drusen," von Lord Carnarvon; „Memoiren und Korrespondenz des ersten Lord Auckland," von seinem Sohne, dem gegenwärtigen Lord; den zweiten Band von Lord Dundonald's (Cochrane's) „Autobiographie eines Seemanns;" die „Biographie Mary Granville's," von Lady Llanover; des Dechanten von Chichester „Lebensbeschreibungen der Erzbischöfe von Canterbury, von Augustinus bis Howley;" den Schluß von M. Knight's „Leben Burkes;" Mrs. Piazzi's „Autobiographie und Briefe;" J. P. Cobbett's „Leben William Cobbett's;" Saint-John's „Geschichte von England unter den Sachsen," Motley's „Geschichte der Vereinigten Niederlande;" das Tagebuch und die Korrespondenz Lord Colchester's" (Charles Abbott, Sprecher des Unterhauses von 1802 bis 1817); „Lebensbeschreibung Sir Joshua Reynold's," von seinem Kunstkollegen Leslie; einen zweiten Theil der Autobiographie Dr. Joseph Wolff's; ein „Leben Jerome Bonaparte's" (wird wahrscheinlich in den Staaten des kaiserlichen Neffen verboten werden); den Schluß von Hazlitt's „Geschichte von Venedig" und Trollope's „Paul der Papst und Paul der Mönch." Zum Gebiete der Reisen und des „Sport" gehören Hind's „Narrative of the Caverol Rex River, and Assiriboine and Saskatchenan Exploring Expeditions," der erste Band der „Weltumsegelungsreise der Novara," Boner's „Gemsenjagd in den bayerischen Gebirgen," Lee's „Sechs Monate in den Tropen," des ehrenwerthen Grantley Berckeley „Prairien des Westens," Miß Bremer's (Friederike Bremer?) „Zwei Jahre in der Schweiz," Señor Valdes „Sechs Jahre im westlichen Afrika," „das Pferd und sein Reiter," von Sir Francis Head und „der schlafende Barde" von George Borrow, dem bekannten Verfasser des „Lavengro." Von Werken gemischten Inhalts sind zu nennen: Emerson's „Conduct of Life," „Karthago und seine Ruinen," von Mr. Davis (der seit mehreren Jahren mit Ausgrabungen auf der Stätte des alten Karthago beschäftigt gewesen), „Shakspeare und sein Geburtsort," von Wise; „Leben und Werke Pope's," von Elwin, „Jakobitische Balladen Schottlands," von Mackay, „Hogarth's Werke," von Hannay, „über Plato's Lehre von der Umdrehung der Erde," von dem Historiker Grote, „Untersuchungen und Entdeckungen," von Newton, „die politischen Lieder des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts," von Wilkins, Dr. Percy's „Metallurgie" und Professor Bentley's „Handbuch der Botanik."

* Lord Stanhope, bekannter unter dem Namen Lord Mahon, ist ein Neffe des berühmten Staatsmannes.

— Prince-Smith's Grundbegriffe der Geometrie.* Der Verfasser der unten näher bezeichneten, scharfsinnigen und gedankenreichen Schrift ist der bekannte volkswirthschaftliche Schriftsteller, der, ungeachtet seines englischen Namens, welcher freilich auf englischen Ursprung und britische Familien-Traditionen hindeutet, ein Deutscher und zwar aus Westpreußen (Elbing) ist; daher kann uns die sichere, man möchte sagen mathematische Beherrschung der deutschen Sprache, die in diesem Buche zu Tage tritt, nicht Wunder nehmen. Herr Prince-Smith ist bemüht, die Grundvorstellungen und Grundbegriffe der Geometrie auf's Neue kritisch zu untersuchen, zu analysiren und durch neue Definitionen wo möglich das Unbewiesene, d. h. die sogenannten Axiome zu beseitigen, z. B. Erklärungen, wie:

„Ein Punkt ist, was keine Theile hat."

„Eine Linie ist, was Länge ohne Breite und Dicke hat."

Wie nichtssagend und fehlerhaft solche Definitionen sind, wird gezeigt. Der Verfasser behandelt dann: I. die Aufgabe der Geometrie; II. den Begriff der Größe (Zahlengröße); III. das Bestimmen der Raumgröße; IV. den Maßstab der Entfernung (die gerade Linie); V. den Winkel; VI. die normale Raumgestalt; VII. die Parallele; VIII. die Kreislinie; IX. folgen Definitionen. Wir geben einige davon:

1) Die Geometrie ist die Wissenschaft des numerischen Bestimmens der Raumgrößen, welche sie auf eine normale Einheitsgestalt zurückführt.

2) Die Gestalt einer Raumgränze wird durch das Verhältniß der Entfernungen zwischen ihrer Begränzung bedingt.

3) Die Begränzung oder Oberfläche einer Raumgröße zerfällt in Flächen. Die Gränze einer Fläche ist eine Linie, das Ende einer Linie ein Punkt.

> In einer Linie kann man überall Punkte nehmen, weil man sie beliebig irgendwo als endend sich denken kann.

4) Die Gestalt einer Linie wird durch das Verhältniß der Entfernungen zwischen allen ihren Punkten bedingt.

> Die Linie, bei welcher die Summe der Entfernungen zwischen den Endpunkten aller Theile derselben gleich ist der Entfernung zwischen den Endpunkten der ganzen Linie, ist gerade.
>
> Die Linie, bei welcher blos alle gleichgroßen Theile einerlei Gestalt haben, ist kreisförmig u. s. w.

Man wird leicht einsehen, worin der Unterschied von den bisherigen Definitionen besteht.

— „Genfer Grenzpost." Unter diesem Titel erscheint seit dem 6. October d. J. in Genf eine deutsche Wochenzeitung, als deren Redacteur Herr A. Braß genannt ist. Wenn es an sich bereits erfreulich ist, in der gebildeten Hauptstadt der französischen Schweiz, wo Intelligenz und Wissenschaft seit Jahrhunderten ihren Sitz aufgeschlagen, eine Zeitung in deutscher Sprache sich geltend machen zu sehen, so kann es uns eine um so größere Genugthuung sein, wahrzunehmen, daß diese Erscheinung hauptsächlich dem Umstande zu verdanken ist, daß nicht blos die deutsch, sondern auch die französisch redende Schweiz in der engsten Anlehnung an das gebildete, intelligente Deutschland die einzige sichere Gewähr seiner Unabhängigkeit gegen das kriegslustige Frankreich erblickt. Artikel über die politische, föderative und moralische Einheit Deutschlands wechseln in diesem Blatte ab mit Hinweisungen auf die gleichartigen, staatlichen und volkswirthschaftlichen Interessen der Schweiz und Deutschlands. Der Jahrhunderte alte Antagonismus der beiden Länder wird tief beklagt und in der großen Zukunft des deutschen Volkes erblickt die „Genfer Grenzpost" auch eine moralische Stärkung der Unabhängigkeit und Freiheit der Schweiz. Die neue Zeitschrift ist gewissermaßen als ein Gegenstück zu der Bonapartistischen Schöpfung des „Straßburger Korrespondenten" zu betrachten.

* „Ueber die Grundbegriffe der Geometrie." Dissertation von John Prince Smith. Berlin, G. Janien, 1860.

J. C.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig

Bestellungen
übernimmt jedes Postamt des deutsch-österreichischen Postvereins, sowie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallstraße Nr. 21) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins" nicht direct correspondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commissionair, Herrn B. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

№ 46. Mittwoch, den 14. November 1860. 29. Jahrgang.

Inhalt:

England.

Wie würde Capitain Macdonald nach englischen Gesetzen behandelt und bestraft werden?

Ein zu Bonn, um die Mitte des Monats September, auf der Eisenbahn-Station vorgekommener Konflikt zwischen einem englischen Capitain Macdonald und dem obersten Bahnhof-Beamten hat bekanntlich zu einer sehr lebhaften Polemik in englischen und deutschen Zeitungen, ja sogar zu diplomatischen Einschreitungen, Anlaß gegeben. Es braucht dem, der die englischen Blätter kennt, nicht erst der gegenwärtige Fall als Beweis dafür angeführt zu werden, wie unwissend diese in Bezug auf alle sozialen und Rechtsverhältnisse des Auslandes, besonders aber Deutschlands sind. Während man es seit länger als einem Jahrhundert in Frankreich weiß und im Volke sogar sprüchwörtlich anerkennt, „daß es in Berlin noch Richter giebt" (il y a encore des juges à Berlin), wagt es ein englischer Zeitungsschreiber — allerdings in der Regel ein Mensch, der in der englischen Gesellschaft noch weniger geachtet ist, als das, was er schreibt — die in den Rheinlanden geltenden preußischen Gesetze als „von Wilden gegeben und von Raufbolden gehandhabt" zu bezeichnen.

Uns hat diese Unwissenheit der englischen Zeitungen in Bezug auf das, was in Deutschland und speziell in Preußen Recht und Gesetz ist, die Lust erweckt, den englischen Zeitungsschreibern zu beweisen, daß sie auch nicht einmal wissen, was in England Recht und Gesetz ist. Wir haben Sir William Blackstone's „Commentaries on the Laws of England" zur Hand genommen und darin, wie wir nachstehend darthun werden, den Beweis gefunden: 1) daß Capitain Macdonald, wenn er sich in England so gegen die Landesgesetze vergangen hätte, wie in Deutschland, dort viel strenger behandelt und bestraft worden wäre, als bei uns, und 2) daß es auch in England als strafbares „Libell" betrachtet wird, wenn hohe richterliche Beamte, gleich dem Ober-Procurator und dem Staats-Procurator in den Rheinlanden, in der Presse der Unwahrheit und der Verletzung ihrer Amtspflicht geziehen werden, bevor eine gerichtliche Untersuchung sie dieser Vergehen und Verbrechen schuldig befunden hat.

Zunächst ergiebt sich uns, daß ein Bahnhofs-Vorsteher, der gewöhnlich den Titel „Inspector" führt, innerhalb seines Bezirkes, des Bahnhofes, die Autorität, die Befugnisse und die Verantwortlichkeit hat, die in England dem Justice of the Peace (Friedensrichter) innerhalb seines Bezirkes übertragen ist. Dieser Beamte hat, nach dem englischen Gesetze, vor Allem die Aufgabe, in seinem Bezirke den Frieden, oder, wie man es in England nennt, den „Frieden des Königs," aufrecht zu erhalten.* Zu diesem Zwecke ist er mit der Macht der alten Rechtsbewahrer (conservators of the common law) zur Unterdrückung jedes Streites und jedes Auflaufes bekleidet, wobei er Sicherheitsbestellung für Aufrechthaltung des Friedens verlangen und, falls diese nicht gewährt wird, die Friedensstörer ergreifen und verhaften (commit) kann.**

In der von der königlichen Regierung in Preußen festgestellten Instruction für die „Bahnhofs-Inspectoren" heißt es wörtlich, daß sich deren Amtswirksamkeit innerhalb des Bahnhofsbezirkes zugleich auf „Handhabung der Bahn-Polizei" erstrecke, in welcher Beziehung unter Anderem gesagt ist:

„Die durch Mißverständnisse und Irrthümer veranlaßten Beschwerden des Publikums, wie untergebener Beamten, hat der Bahnhofs-Inspector durch Aufklärung und Belehrung möglichst zu beseitigen; liegt dagegen eine Schuld Seitens der Angestellten dabei vor, so ist der Bahnhofs-Inspector zur Anzeige behufs Bestrafung der Schuldigen gehalten. So wie er indessen das Interesse des Publikums den Angestellten gegenüber zu wahren hat, so muß er auch die Angestellten dem Publikum gegenüber vertreten und unbillige Zumuthungen mit Ruhe und Ernst von der Hand weisen.... Vorkommenden Falles hat der Bahnhofs-Inspector die Mitwirkung der königlichen und der Kommunal-Polizeibeamten zur Handhabung der Bahnpolizei anzusprechen." In Abwesenheit dieser Polizeibeamten hat jedoch der Bahnhofs-Inspector das Recht, Diejenigen, welche das Bahn-Polizei-Reglement übertreten, oder auf dem Bahnhofe Ruhe und Ordnung stören (den Frieden verletzen), festzunehmen, um sie dem zuständigen Richter zu überliefern.

Nach der von dem Dr. Parow in Bonn, einem auch außerhalb seines Wohnortes gekannten, achtbaren Arzte, abgegebenen und beschworenen Zeugen-Aussage, hat Capitain Macdonald, als Ersterer mit seiner Frau in ein ihm vom Schaffner angewiesenes Coupé treten wollte, die Dame mit beiden Händen an den Schultern gefaßt, um sie zurückzudrängen und als nun, da Parow gegen dieses uncivilisirte Benehmen laut remonstrirte, der Bahnhofs-Inspector Hoffmann herangekommen und einen anderen Engländer, der auch in das Coupé steigen wollte, in guter Absicht bei der Hand faßte, um ihm ein benachbartes Coupé anzuweisen, so habe Macdonald in Boxer-Stellung dem Hoffmann einen heftigen Stoß an die Brust versetzt, der diesem, wie er ebenfalls beschwor, noch am folgenden Tage Schmerzen verursachte.

Wir wollen nun sehen, wie das englische Gesetz solche, einem friedensrichterlichen Beamten gegenüber verübte Handlungen beurtheilt.

Blackstone, dessen berühmte „Kommentarien" der Gesetze Englands, wo es kein kodifizirtes Recht giebt, die höchste Autorität besitzen, sagt in seinem Buche IV. „über öffentliche Unbilden" (Public Wrongs), Kapitel 10, an der Stelle, wo er von dem Widerstande gegen rechtliche Prozeduren spricht, welchen Widerstand er als einen zu allen Zeiten hoch ver-

* „Des Königs Majestät ist, vermöge seines Amtes und seiner königlichen Würde, Bewahrer des Friedens innerhalb seines ganzen Reiches und kann jedem Anderen die Autorität verleihen, den Frieden aufrecht zu erhalten und Diejenigen zu bestrafen, die ihn brechen, weshalb letzterer gewöhnlich der Königs-Frieden (the King's peace) genannt wird." Blackstone, I., ch. 9, p. 350.

** Blackstone, I., ch. 9, p. 354.

böten bezeichnet: „Personen, die sich der Ausführung eines Rechtsverfahrens an vorgeblich privilegirter Stelle widersetzen, oder die irgend einen Beamten, welcher seine Pflicht in dieser Beziehung thun will, angreifen, so daß er körperlich verletzt wird, sind der Felonie schuldig und sollen auf sieben Jahre deportirt werden." Ferner: „Personen, die sich einem Rechtsverfahren gewaltsam widersetzen, oder einen Beamten, der dieses Verfahren ausführt, oder es ausgeführt hat, angreifen (assault), schmähen oder verletzen (abuse), sind als Missethäter (felons) zu betrachten, und zwar ohne das privilegium clericale." *

Weiterhin (Buch IV., Kapitel 20. S. 268) sagt Blackstone, die Verhaftnehmung (attachment) Derjenigen, welche die Anordnungen richterlicher Beamten (zu denen auch Friedensrichter, Konstabler rc. gehören) nicht beachten (contempt), beruhe auf dem ältesten Landesgesetze und sei als solches von dem Statut der magna charta bestätigt.

Die Beschwerde, daß Capitain Macdonald länger als 24 Stunden in Haft gehalten werden, bevor er gerichtlich vernommen ward — was allerdings auch in Preußen verfassungswidrig sein würde — gehört nicht zu dem Gegenstande dieser Untersuchung, da wir es hier nur mit den ungerechten Anklagen der englischen Zeitungen, die unsere Gesetze und deren Vollstrecker als barbarisch erklären, zu thun haben. Wir weisen ihnen nach, daß ihre Gesetze gerade in dieser Beziehung viel strenger, als die unserigen sind.

Wir gehen daher zu dem zweiten Gegenstand der Anklagen über, wonach es in Preußen, wie die englischen Zeitungen behaupten, weder Preßfreiheit, noch unparteiische Justiz giebt, weil einige in Bonn wohnende Engländer, die den dortigen Staats-Procurator in Zeitungs-Artikeln angegriffen und ihn der Unwahrheit, sowie der Ungerechtigkeit, bezüchtigt hatten, zu gerichtlicher Untersuchung gezogen wurden.

Wenn sich Engländer einen solchen „contempt" hoher richterlicher Beamten in England erlaubt hätten, so würden sie in ihrem Vaterlande wahrscheinlich viel härter bestraft werden, als es in den preußischen Rheinlanden zu erwarten ist.

An der oben erwähnten Stelle (Buch IV. Kap. 20) sagt Blackstone: „Es ist ein durch Verhaftnehmung zu bestrafendes contempt (Nichtachtung der Gesetze), wenn von einem Gerichtshofe oder von Gerichtspersonen in ihrer richterlichen Eigenschaft in verächtlicher Weise gesprochen oder geschrieben wird; wenn falsche Berichte — oder auch wahre, falls ohne gehörige Erlaubniß — über schwebende Rechtsfälle gegeben werden; ferner, um es kurz zu sagen, ist Alles strafbar, was einen groben Mangel derjenigen Rücksicht und Achtung verräth, der, wenn die Gerichtshöfe einmal derselben beraubt werden sollten, ihre Autorität bei dem Volke — die für die Wohlfahrt des Königreiches so nothwendig ist, gänzlich untergraben würde."

Buch IV., Kap. 11, S. 150 spricht sich Blackstone über die Natur des „Libell" aus, das besonders strafbar sei, wenn es sich über richterliche Personen ungeziemend auslasse. Die Tendenz eines solchen Libells sei stets der „Bruch des öffentlichen Friedens," und dieser Bruch dürfe niemals ungeahndet bleiben. „Darum," fügt er hinzu, „ist es unwesentlich, ob dem Libell irgend etwas Wahres zu Grunde liegt, denn nur die Provocation und nicht die Unwahrheit wird kriminalisch bestraft."

Blackstone hält es am Schlusse dieses Kapitels noch für nöthig, zu bemerken, daß durch solche Strenge gegen das Libell die Preßfreiheit, dieses große Gut, auf welches die englische Nation so stolz sei, keineswegs beeinträchtigt werde. „Die Presse," sagt er, „der beschränkenden Gewalt eines Censors unterworfen, wie dies in England vor und nach der Revolution (bis zum Jahre 1695) geschehen, heißt allerdings alle Freiheit der Gesinnung den Vorurtheilen eines Menschen unterordnen und ihn zum willkürlichen und unfehlbaren Richter über alle in der Wissenschaft, Religion und Regierung streitigen Punkte machen. Dagegen die Bestrafung gefährlicher oder verletzender Schriften, deren Gefährlichkeit und Sträflichkeit allerdings durch ein unparteiisches Gerichtsverfahren festgestellt sein muß, ist für die Erhaltung des Friedens und der Ordnung, der Regierung und der Religion, dieser einzigen soliden Grundlagen bürgerlicher Freiheit, nothwendig.... Ja, das einzige plausible Argument für Beschränkung der Preßfreiheit, daß sie nöthig sei, um den Mißbrauch der Presse zu verhüten, zerfällt in sich selbst, sobald in der Gesetzgebung das Mittel gegeben ist, die Presse, falls sie sich zu gemeinfährlichen Zwecken mißbrauchen läßt, sofort zu bestrafen." J. L.

* Die Geistlichkeit hatte früher das Privilegium, von gewissen Strafen befreit zu sein. Andere englische Gesetze enthalten daher oft die Bestimmung, daß das privilegium clericale in dem vorliegenden Falle nicht anwendbar sei.

Nord-Amerika.

Zur Geschichte der Vereinigten Staaten.

Ein stattlicher Quartband von 680 Seiten, der uns zur Besprechung vorliegt, enthält die Geschichte der nordamerikanischen Freistaaten bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts.* Ein Werk dieser Art, im rechten Geist unternommen und durchgeführt, wird für Jeden, der einen historischen Schlüssel zum Verständnisse transatlantischer Dinge sucht, eine willkommene Erscheinung sein. Wir glauben, dieses Bedürfniß steht im Vordergrunde, denn eine eigentliche Geschichte kann Amerika noch kaum haben; der beste Theil derselben liegt wohl noch in der Zukunft. Allerdings ist seit den dreihundert Jahren, in welchen Europäer dort aufgetreten sind, sehr Vieles, sehr Wichtiges geschehen; menschliche Thatkraft hat ein weites und ergiebiges Feld gefunden, und ist in höherem Maße angespannt worden, als dies in der alten Welt geschehen ist; allein da sich Alles in tausend kleine Geschichtchen, in die Schicksale jeder einzelnen Expedition, jeder kleinen Kolonie rc. zersplittert, deren treibende Kräfte zudem noch in Europa wurzeln, so giebt dieses noch keine Geschichte des amerikanischen Landes und Volkes. Das letztere ist, wie auch heute noch, erst in der Bildung begriffen, die einzelnen Fäden laufen noch wirr durcheinander, die Erscheinungen tauchen so rasch auf, als sie verschwinden, und der große Rhythmus der Wechselwirkungen, wie er bei eng wohnenden Völkern durch jedes centrale Ereigniß hervorgebracht wird, fehlt natürlich. Dies muß man in Anschlag bringen, wenn man gegen ein Werk gerecht sein will, das diesen Gegenstand behandelt. Es kann in vielen Fällen nur Compilation sein, und muß sein Hauptaugenmerk auf das Stoffliche richten; denn wo so zahlreiche, so verschiedene Elemente noch in der Gährung durcheinander gehen, kann man unmöglich durchsichtige Klarheit erwarten.

Auch das vorliegende Werk kämpft mit diesem Uebelstande, dem Mangel an Vergangenheit; fortwährend sieht sich der Verfasser genöthigt, aus seiner Erzählung vergangener Zustände in die Gegenwart überzuspringen, so daß wir stellenweise und oft genug den Eindruck erhalten, als ob es sich hier nicht um die Geschichte, sondern um die Beleuchtung und Erklärung amerikanischer Verhältnisse handle. Notiz und Statistik spielen eine große Rolle, wie sich das von selbst versteht, wo die Geschichte lange Zeit in Privatverhältnissen verläuft, die der Aufzeichnung nicht werth sind. Die Kolonisten arbeiteten lange Zeit wacker, aber ihre Schicksale wurden in Europa bestimmt; die Geschichte Amerika's fängt erst mit dem Aufstande gegen das Mutterland an.

Das vorliegende Werk, welches dem hochverdienten Geschichtsschreiber, Professor Georg Waitz in Göttingen, gewidmet ist, beruht auf sehr umfassenden Studien; die reiche Literatur, die der Verfasser zu Rathe gezogen hat, ist gleich im Anfange angegeben. Auch diese Literatur trägt ganz den Charakter, den wir bereits bezeichnet haben: den der Zersplitterung in tausend einzelne Theile; das allermeiste sind Monographien, Staatsschriften, statistische Notizen, Journal-Artikel rc. Nur wenige Schriften nehmen einen allgemeinern Standpunkt ein und versuchen eine allgemeinere Uebersicht über das Ganze.

Dieselben werden zu Abschnitt I., Kapitel II. angeführt; namentlich:

Ludwig Kufahl: „Geschichte der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, von der Entdeckung des Landes bis auf die neueste Zeit." Berlin, 1832—1834. 3 Bde.

James Grahame: „The history of the United States of North-America from the plantation of the British colonies till their assumption of national independence." 2d. edition. Philadelphia, 1846. 2 voll.

George Bancroft: „History of the United States from the Discovery of the American Continent." London, 1853—1855. Bisher 5 Bde. Deutsche Uebersetzung von Kretschmar. Leipzig, 1845—1854. 6 Bde.

Richard Hildreth: „History of the United States of America etc." New-York and London, 1850. 3 voll. und 1851—1852. 3 voll. reicht bis 1821.

An dieses Buch schließt sich als Fortsetzung ein eben erschienenes Werk von Thomas H. Benton: „30 Years View, or a History of the working of the American government for 30 Years from 1820 to 1850. 2 voll. By a Senator of 30 Years. New-York, 1854. (Ist keine eigene Geschichte, sondern mehr Urkunden-Sammlung.)

* Geschichte der Vereinigten Staaten. Von Heinrich Handelmann, Doctor der Philosophie und Privatdocenten neuerer Geschichte an der Universität Kiel. Erster Theil. Zweite Ausgabe (?) Kiel, Ernst Homann, 1860.

Der erste Abschnitt des Handelmann'schen Werkes ist überschrieben: „Die Colonisation." Er ist theilweise interessant, weil Vieles, was wir sonst zerstreut hin und wieder gelesen, hier abgeschlossen und unter einem Brennpunkt gebracht, vorliegt; theilweise aber macht das Zusammenstellen zahlloser Notizen über die einzelnen Fahrten, Kolonien und sonstigen Verhältnisse einen fast betäubenden Eindruck. Es liegt das an der Sache selbst; Alles kriebelt und wiebelt noch durcheinander. Zuerst wird über die ganz unbekannte Urzeit, über die Erdaufwürfe und sonstige Spuren früherer Bevölkerung gesprochen; dann kommt die Rede auf die Entdeckung Nord-Amerika's durch die Normannen. Wir entlehnen den interessanten Abschnitt, weil wir wissen, daß das große Publikum zwar zum Teil von derselben gehört hat, aber doch noch immer unklare Vorstellungen davon besitzt. Wenigstens sind wir, wenn wir die alte Saga erwähnten, worin diese Entdeckung ausführlich erzählt wird (sie steht z. B. in Dietrich's altnordischem Lesebuche S. 140 fgd.), meist auf Staunen, Kopfschütteln und mehr als halben Zweifel gestoßen, obgleich diese Sache im klarsten Lichte steht.

„Es ist bekannt, wie im Laufe des neunten und zehnten Jahrhunderts jene Bürgerkriege in Norwegen, welche der Reichsgründung Harald Schönhaar's vorangingen, eine zahlreiche Auswanderung zur Folge hatten. Die Mißvergnügten, die sich dem neuen Alleinkönige nicht unterordnen mochten, suchten in der Ferne eine neue Heimat, und zwar wandten sich die Einen gegen Osten, Westen und Süden, nach Nordschweden, nach Irland, der Normandie &c.; die Andern segelten gegen Nord-West und ließen sich auf jenen Inselgruppen nieder, die von der Spitze Schottlands bis nach Amerika den Weg zeigen; zuletzt ward Island kolonisirt, 875; wenige Jahre darauf folgte die Entdeckung der Insel Grönland, an deren Westküste endlich 986 gleichfalls ein normannischer Pflanzstaat begründet wurde, der bis in die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts bestanden hat, dann aber vom Mutterlande Norwegen im Stiche gelassen, der Ungunst des Klimas und den unausgesetzten Angriffen der eingebornen Eskimo's erlag.

So waren denn die kühnen normannischen Seefahrer bis in die unmittelbare Nachbarschaft des amerikanischen Kontinents gekommen, und dieser konnte natürlich ihren Blicken nicht verborgen bleiben.

Doch hat der Zufall das Meiste gethan. In demselben Jahre 986, in welchem die erste Auswandererflotte von Island nach Grönland unter Segel ging, kehrte ein isländischer Kaufmann, Bjarni, von seinen Geschäftsreisen zurück, um, der Sitte jener Zeiten gemäß, im väterlichen Hause den Winter zu verleben; er erfuhr aber, daß auch sein Geschlecht unter der Zahl jener Auswanderer sei, und beschloß daher, ihnen nachzureisen. Des richtigen Weges unkundig und von Stürmen verschlagen, gerieth er jedoch zu weit südlich, an die Küste der heutigen Neu-Englands-Staaten; er richtete deshalb seinen Lauf nach Nordost, segelte an den Ufern von Neu-Schottland und Neu-Fundland vorbei, und erreichte nach kurzer und glücklicher Fahrt wohlbehalten die grönländische Kolonie. Dort erregte natürlicher Weise sein Reisebericht das größte Aufsehen; man pries sein Glück, aber tadelte zugleich, daß er dasselbe so wenig benutzt, und die neuentdeckten Länder nicht genauer untersucht habe. Dessenungeachtet hat für's Erste weder Bjarni noch einer seiner Landsleute daran gedacht, das Versäumte nachzuholen; erst im Jahre 1001 machte sich ein vornehmer, grönländischer Normanne, Leif der Glückliche — unter seinen Begleitern war auch ein Deutscher, Tyrker, wohl der entstellte Volksname (dänisch: Tydsker, Deutscher) — auf den Weg gen Süden; er segelte durch die Davisstraße, landete auf Neu-Fundland, das er nach seinen felsigen Küstenflächen Helluland benannte; dann ging er nach Neu-Schottland und gab diesem von seiner natürlichen Beschaffenheit den Namen flaches Waldland, auf nordisch Markland; noch weiter südlich erreichte er endlich die jetzigen Staaten Massachusetts und Rhode Island. Diese Gegend erhielt den Namen Weinland (nordisch: Vinland), von den vielen wilden Weinreben, welche hier wachsen, und nach denen auch später die benachbarte Insel Marthas Vineyard getauft worden ist. Hier in Vinland, an dem Ufer der Mount Hope Bay und des Taunton-Flusses, haben dann die Seefahrer sich Blockhäuser erbaut und daselbst überwintert; es war das die erste europäische Niederlassung auf dem nunmehrigen Gebiete der nordamerikanischen Union, und zwar in dem heutigen Staate Rhode Island; man nannte sie nach dem Namen des Anführers die Häuser des Leif oder die Leifsbuden.

Diese Ansiedelung ist im Laufe der nächsten Jahre der Zielpunkt zahlreicher Reisenden gewesen; man hat die Entdeckungen noch weiter, etwa bis zur Chesapeak Bay, ausgedehnt; außerdem erzählten Seefahrer von noch andern, im fernen Süden belegenen Gegenden, welche man Groß-Irland, Weißmännerland (Hvitramannaland) nannte; die Lage dieser Länder läßt sich freilich nicht mit Gewißheit bestimmen; doch sind viele Alterthumsforscher geneigt, darin die südlichen Theile der Union bis nach Florida hinunter wiederzuerkennen. Ist diese Annahme richtig, so wäre beinahe die ganze Ostküste der Vereinigten Staaten um das Jahr 1000 den Normannen bekannt geworden.

Diese erste Entdeckung des nordamerikanischen Kontinents hat jedoch nur sehr geringe Folgen gehabt; der Strom der norwegischen Auswanderung hatte sich bereits erschöpft, und so kam es, daß hieher sich keine Kolonisten weiter gewendet haben. Blos die eine schon erwähnte Ansiedelung, die Leifsbuden, blieb, wie es scheint, fortbestehen und sie wird sich auch nach den umliegenden Landschaften, namentlich nach der Insel Rhode-Island ausgebreitet haben. Ein kleines, christlich normannisches Gemeinwesen ist hier aufgewachsen, von dessen Geschichte wir aber gar nichts wissen; es wird uns blos erzählt, daß im Jahre 1121 ein grönländischer Bischof dahin reiste, und daß er nicht wieder zurückgekehrt ist. Seitdem finden sich keine Spuren mehr von einer Verbindung zwischen der vinländischen Kolonie und den Mutterländern Grönland und Island; ihre Existenz sowohl, wie ihre Lage, gerieth daheim in Vergessenheit, so daß nordische Geographen des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts der Meinung waren, Vinland erstrecke sich gen Osten bis nach Afrika hin. Was endlich das Schicksal der kleinen Ansiedelung gewesen sein mag, muß dahingestellt bleiben; wahrscheinlich ist sie durch die Ureinwohner ausgerottet worden. Sie hat jedoch ein Denkmal zurückgelassen; bei der heutigen Stadt Newport auf der Insel Rhode-Island; auf einem Hügel, von dem man weit in's Atlantische Meer hinausblickte, steht nämlich eine kleine, ringsum offene Rotunde, die offenbar weder indianischen Ursprungs ist, noch von den spätern englischen Ansiedlern herrührt; sie ist vielmehr in dem byzantinischen Rundbogenstyle erbaut, wie er in den ersten Zeiten des Mittelalters überall gebräuchlich war, und gleicht in allen Stücken manchen kirchlichen Nebengebäuden, welche sich an verschiedenen Stellen Europa's vorfinden und zum Theil noch heute als Tauf-Kapellen dienen; eine ähnliche Bestimmung mag auch diese Ruine gehabt haben; sie darf uns also als ein Denkmal gelten, sowohl für die feste Ansiedelung der Normannen, wie für die Ausübung der christlichen Religion auf dem Gebiete der Vereinigten Staaten."

Das zweite Kapitel ist überschrieben: „Die dreizehn altenglischen Kolonien an der Atlantischen Abdachung der Vereinigten Staaten."

Das nordamerikanische Festland bis zur Chesapeak-Bay hinunter wurde zuerst wieder im Auftrage Heinrich's VII. von England durch Johann Cabot entdeckt (1497 und 1498).

Aehnliche Entdeckungsreisen sind im Laufe der nächsten Jahrzehnte wiederholt gemacht worden, einzelne im Auftrage und mit dem Patent des Königs, andere reine Privatunternehmen, vorzugsweise um die neufundländische Fischerei auszubeuten. Eduard VI. erließ 1548 eine Parlaments-Akte zum Schutze derselben. Auf solche Weise erwarb sich England eine Art Rechtsanspruch auf den Besitz des Landes, den man, unbekümmert um die Spanier und die zu ihren Gunsten erlassene Schenkungsurkunde des römischen Stuhles fortwährend aufrecht erhielt, ohne daß man jedoch für's Erste zu einer thatsächlichen Besitzergreifung und Colonisation die nöthigen Schritte gethan hätte. Die Engländer betrieben vorläufig nur Handel und Schifffahrt; auch war ihre Phantasie damals romantischer angelegt; ihnen schwebte ein fabelhaftes Goldland, ein Eldorado, ein zweites Peru vor, das man suchen müsse; sie waren bemüht, eine nördliche Durchfahrt nach Indien zu finden, um vor der Konkurrenz und Feindschaft der Portugiesen und Spanier gesicherter zu sein. Die nordamerikanischen Küsten waren vernachlässigt und wurden hauptsächlich nur des Fischfanges wegen besucht. Erst im Jahre 1576 wurde die allgemeine Aufmerksamkeit dahin gerichtet. Martin Frobischer war nämlich in diesem Jahre ausgesegelt, um die nordwestliche Durchfahrt nach Ostindien zu suchen, deren Auffindung erst 1854 dem Capitain M'Clure geglückt ist. Er besuchte dabei die Küsten von Labrador und die benachbarten Inseln, und nahm sie für seine Königin Elisabeth in Besitz. Zum Zeichen dieser Besitznahme hatte er am Meeresufer Steine aufsammeln lassen. Als er diese in London zur Beglaubigung seines Berichtes vorwies, erklärten Sachverständige, daß der eine darunter goldhaltig sei. — Ungeheure Aufregung! Ganz England träumt von den Goldminen Labrador's; Bildung von Actien-Gesellschaften, an denen sich selbst die Königin betheiligt.

Schon im nächsten Jahre 1577 lief Frobischer mit einer ansehnlichen Flotte nach dem neuen Eldorado aus, wo man viel Treibeis, viel Spinnen (auch diese hielt man für ein sicheres Anzeichen von Gold), aber keine Goldberge fand. Reichbeladen mit den kostbaren Goldspinnen, kehrte man nach England zurück. Frobischer segelte schon das nächste Jahr 1578

abermals nach Labrador ab, von vielen jungen Leuten aus den besten Familien begleitet. Von den 15 Schiffen, aus denen seine Flotte bestand, sollten 12 sogleich mit dem aufzufindenden Golde beladen nach Hause gehen, die drei anderen eine Niederlassung im Goldlande gründen, damit keine andere Nation den Briten hier zuvor käme.

Dieser ganze Colonisationsversuch mißglückte gänzlich, und bald erhielt der Glaube an das Eldorado in Labrador den Todesstoß. Der wirklichen Schätze waren und ist genug vorhanden, um die eingebildeten entbehrlich zu machen. Die Fischerei in Neu-Fundland nahm einen immer größeren Maßstab an, und auf dieser soliden Grundlage beschloß ein Ritter aus Devonshire, Sir Humphrey Gilbert, die Colonisationspläne wieder aufzunehmen. Er erbat und erhielt von Elisabeth ein Patent den 11. Juni 1578, welches ihm für ewige Zeiten und unter englischer Lehnshoheit das Eigenthumsrecht, die volle Gerichtsbarkeit und den Alleinhandel auf einem nordamerikanischen Küstenstrich von 600 englischen Meilen Länge, der noch von keinem europäischen Fürsten in Besitz genommen sei, zugestand, doch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß er binnen sechs Jahren auf seinem Gebiete einen Pflanzstaat anlege. — Auf Grund dieses Freibriefes schiffte sich Gilbert, sobald die nöthigen Vorbereitungen getroffen waren, nach seinem westlichen Lehnsfürstenthum ein; jedoch heftiger Sturm und ein überlegenes spanisches Geschwader zwangen ihn, umzukehren, bevor er noch die amerikanische Küste gesehen hatte, 1579. Seine Vermögensumstände waren durch diese verunglückte Expedition so zerrüttet worden, daß er längere Zeit nicht an eine Wiederholung derselben denken konnte, und erst nach vier Jahren, 1583, gelang es ihm, mit Hülfe seines Stiefbruders Sir Walter Raleigh, der als Günstling Elisabeth's aus der englischen Geschichte bekannt ist, abermals drei Schiffe zusammenzubringen, mit denen er im August den Hafen St. John auf der Insel Neu-Fundland erreichte. Im Angesicht der Mannschaften von 36 Fischerfahrzeugen errichtete er hier zum Zeichen der Besitzergreifung eine Säule mit dem englischen Wappen, verlieh den einzelnen Fischern Küstenstrecken gegen ewigen Grundzins und legte allen Besuchern eine Naturalabgabe an Lebensmitteln auf. Als die Expedition weiter südwärts ging, verlor sie das Hauptschiff, und auf der Rückreise nach England ging auch das zweite und mit ihm Sir H. Gilbert zu Grunde.

Nun suchte Sir Walter Raleigh bei der Königin um Uebertragung des seinem Stiefbruder zugestandenen Patentes auf seinen Namen nach, und Elisabeth bewilligte seine Bitte ohne Zögern. Das Patent datirt vom 25. März 1584. Hiermit beginnt die englische Colonisation in Amerika festen Grund zu finden. Sir Walter Raleigh ist somit gewissermaßen als der Stammvater der Yankee's zu betrachten.

Einige Daten über die politischen Einrichtungen der 13 alten Kolonien werden hier nicht am unrechten Orte sein.

„Um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts pflegte man gewöhnlich die Kolonien in drei Gruppen zu theilen, welche mit den Namen der königlichen, der erbeigenthümlichen und der privilegirten bezeichnet wurden. Der ersteren, der königlichen, gab es sieben: New-Hampshire, New-York, New-Jersey, Virginia, Nord- und Süd-Karolina, Georgia, welche sämmtlich, wenn auch mit kleinen Unterschieden, nach dem Vorbild der virginischen Constitution vom 24. Juli 1621 konstituirt waren. Hier steht ein von der Krone ernannter Gouverneur an der Spitze; ebenso besetzt die Krone alle richterlichen Civil- und Militair-Aemter, deren Zahl jedoch ebenso wie in England, im Vergleich zu unsern festländischen Zuständen sehr gering ist, da eben der Staat nicht in alle kleineren Kreise des öffentlichen Lebens selbstthätig eingreift, hier vielmehr das Meiste der Selbstregierung und Selbstverwaltung der Gemeinde überläßt. Die gesetzgebende Versammlung, gewöhnlich jedes Jahr berufen, besteht aus zwei Häusern, dem Council, welcher gleichfalls von der Krone oder dem Gouverneur aus den angesehensten Einwohnern ernannt wird, und der Assembly, die auf ziemlich demokratischer Basis, hin und wieder mit einem sehr niedrigen Census, aus den Wahlen des Volkes hervorgeht. Die Assembly hat ausschließlich das Recht der Steuerbewilligung und Steuerauflegung; meist wird das Budget alljährlich festgestellt. Außerdem besitzt die Assembly wenigstens thatsächlich die Initiative in der Gesetzgebung; ohne ihre Zustimmung erlangt keine Verordnung Rechtsgültigkeit; andererseits haben aber auch ihre legislativen Beschlüsse erst nach der Sanction des Council und des Gouverneurs, der nöthigenfalls sein Veto einlegen kann, bindende Kraft. Die Zustände waren hier also beinahe ganz wie in England, nur mit dem Unterschiede, daß die Krone etwas größere Macht besaß; denn die Mitglieder des Oberhauses im Kolonial-Parlament waren nicht erblich, saßen nicht aus eigenem Recht, wie die englischen Peers, und konnten daher nicht dieselbe Unabhängigkeit bewahren. Endlich ist noch ein Umstand charakteristisch: in allen königlichen Provinzen gab es keinen zu Recht bestehenden Freibrief, oder, wie wir es in moderner Sprache nennen würden, keine geschriebene Constitution.

Die Virginische existirte freilich, aber blos thatsächlich; sie ist von der Krone niemals anerkannt noch bestätigt worden. Die englischen Minister haben dieses Verhältniß oft benutzt, um zwar nicht die Existenz, aber doch die Macht der Kolonial-Legislatur anzufechten; sie ließen wohl verlauten: die amerikanischen Assemblies seien keineswegs gleich dem englischen Unterhause ein berechtigter Factor der Staatsgewalt, sondern nur untergeordnete Körperschaften; sie beruhten nur auf Akten der königlichen Prärogative und auf den königlichen Instructionen (also auf der Gnade des Königs, nicht auf dem Rechte des Volks), und besäßen keines der Attribute der Souveränetät.

Anders stand es in den privilegirten Kolonien Massachusetts, Connecticut und Rhode-Island; hier existirten Freiheitsbriefe, Charters, daher der Beiname, wenngleich bei den einzelnen der Inhalt dieser Constitutionen verschieden war. Massachusetts unterschied sich von den königlichen Provinzen nur durch seinen Council, der von beiden Häusern der gesetzgebenden Versammlung erwählt ward, wobei jedoch dem königlichen Gouverneur ein Veto gegen die Kandidaten zustand. In Rhode-Island und Connecticut hatte die Krone ausdrücklich auf jeden Einfluß verzichtet: nicht nur die Volksvertretung, welche in einer Kammer tagte, sondern auch der Gouverneur und alle Beamten gingen aus der allgemeinen Wahl hervor.

Beide Kolonien waren somit in Wahrheit demokratische Republiken unter englischem Schutz. Massachusetts dagegen kann man eine constitutionell-demokratische Monarchie im modernen Sinne, d. h. mit geschriebener Verfassungsurkunde, nennen; die königlichen Kolonien endlich für constitutionelle Monarchien im alten englischen Sinne, wo die gegenseitigen Rechte der einzelnen Factoren des Staatslebens blos auf dem Herkommen beruhen und noch nicht scharf begränzt sind.

Endlich muß auch der drei erbeigenthümlichen Kolonien Maryland, Pensylvania und Delaware Erwähnung geschehen. Hier war der König nur Oberlehnsherr, seine Gewalt wie überall im Feudalsystem blos ideal; sein ganzes Recht beschränkte sich darauf, daß er die Gesetze, wenn sie mit denen Englands in Widerspruch standen, revidiren und für ungültig erklären konnte; außerdem hatte er die Ernennung derjenigen Finanzbeamten, welche die der Krone vorbehaltenen Einkünfte, d. h. die Zölle erhoben. Alle übrigen Souveränetätsrechte, in Maryland und Pensylvania rechtlich, in Delaware blos faktisch, lagen in den Händen der Lehnsträger Penn und Baltimore; sie genossen von sämmtlichem Grundeigenthum, außer in Delaware, einen Erbzins und andere Einkünfte, ernannten den Gouverneur und übten das Veto.

Insofern standen beide Erbeigenthümer sich gleich, aber im Uebrigen war ein großer Unterschied; Penn hatte nämlich in Pensylvania und Delaware auf weiteren Einfluß verzichtet; die gesetzgebende Versammlung trat aus eignem Rechte alljährlich zusammen, alle Beamten wurden vom Volke gewählt; in Maryland dagegen besetzte Lord Baltimore den Council, die öffentlichen Aemter und machte alle Ansprüche geltend, welche aus den ihm übertragenen Regierungsrechten hervorgingen. So glich unter den erbeigenthümlichen Provinzen Maryland den königlichen Kolonien, Pensylvania dagegen und Delaware hatten trotz des feudalen Ueberbaues am meisten Aehnlichkeit mit den demokratischen Republiken Connecticut und Rhode-Island.

Fassen wir das eben Gesagte kurz zusammen, so geht daraus hervor, daß in Betreff des Maßes, in welchem das Volk zur Theilnahme an den allgemeinen Staatsangelegenheiten berechtigt war, eine nicht geringe Verschiedenheit unter den einzelnen Kolonien existirte; dafür herrschte aber im Uebrigen eine völlige Uebereinstimmung. Einmal übten, wie schon erwähnt, die Bürger in den kleinern Kreisen des Staatslebens, in der Grafschaft und der Gemeinde allenthalben die Selbstregierung und Selbstverwaltung; als Geschworene saßen sie mit zu Gericht; weiter genossen sie sammt und sonders jener politischen Rechte, welche der Engländer so gern als seine angebornen Privatrechte bezeichnet, und die damals zuletzt in der „Erklärung der Rechte," 13. Februar 1689, in der Akte über die Thronfolge des Hauses Hannover, 12. Juni 1701, zusammengefaßt, garantirt waren; also das Petitionsrecht, das Recht der freien Versammlung, der parlamentarischen Redefreiheit. Von alledem waren bis auf die Unabhängigkeits-Erklärung 1776 zwar die Katholiken und die Juden ausgeschlossen; doch diese beiden Bekenntnisse bildeten nur einen kleinen Bruchtheil der Bevölkerung im Gegensatze zu der Hauptmasse, den gleichberechtigten Protestanten aller Sekten. — Weiter gab es in Nord-Amerika keinen Unterschied der Stände, keinen Adel; denn die Versuche, aristokratische Feudalstaaten mit Baronien, Herrenrechten und Hintersassen zu

bilden, haben wir einen nach dem andern scheitern sehen; nur in Maryland stand noch ein adliger Lehnsfürst an der Spitze, hatte das Recht, Adelstitel, Afterlehen, auszutheilen; aber er residirte fast niemals in seinem Fürstenthum, und ohne den Mittelpunkt eines fürstlichen Hofstaates eine koloniale Aristokratie zu bilden, war unmöglich. Es gab, politisch betrachtet, keinen geistlichen Stand; denn der Calvinismus, welcher über die größere Hälfte herrschte, weiß von keinem solchen, sondern nur vom allgemeinen Priesterthum; der Staat hatte sich hier entweder ganz von der Kirche getrennt, oder doch den Predigern jedes politische Recht vorenthalten. Die beiden Bekenntnisse endlich, welche einen wirklichen Klerus haben, das römisch-katholische und das anglikanische, sind unter der britischen Herrschaft niemals zu einer vollständigen Organisation gekommen; ihre Fürsten der Kirche, die Bischöfe, saßen in den europäischen Metropolen und in Amerika wirkte nur das demokratische Element, die niedere Priesterschaft. Es kann weiter von einer Büreaukratie im neueren Sinne keine Rede sein; denn die Zahl der Kronbeamten war allzu gering, dazu rücksichtlich der Besoldung von der Kolonial-Vertretung abhängig, ihr Einfluß streng begränzt. Endlich gab es kein stehendes Heer; die Last der Landesvertheidigung ruhte vielmehr auf der Miliz, der aus allen freien Männern bestehenden Landwehr..... Nur in New-York und Süd-Carolina lagen ein paar königliche Compagnien als bleibende Besatzung, welche aus dem Kronschatze des Mutterlandes besoldet und erhalten wurden.

Spanien.

Die Reformation und die Reformatoren in Spanien.

II.

Das Unterliegen der Idee.

Die Sache der Reformation war in Spanien tapfer vertheidigt worden. Drei Männer von unbestrittenen edler Gesinnung, Aegidius, Constantino und Vargas, hatten Spanien ernste und strenge Worte hören lassen. Sie handelten im Einklang und theilten sich in die gefährliche Aufgabe, ihre Zuhörer auf die Autonomie des Gewissens zurückzuführen.

In Constantino verlor die Kirche Sevilla's ihr wahres Haupt; „der Hirt war geschlagen und die Heerde zerstreute sich.“ Es war der härteste Streich für die Reformationssache in Spanien. In dem übrigen Lande lebten die Protestanten vereinzelt oder bildeten nur unbeträchtliche Vereine. Sevilla dagegen hatte eine bedeutende Anzahl reformirter Christen, die sich nicht an den Lehrbegriff Luther's, sondern an das Evangelium hielten. Achthundert Personen jeden Standes und Alters wurden in den ersten Tagen der Verfolgung eingezogen; die Gefängnisse des heiligen Officiums konnten sie nicht fassen; die Stadtgefängnisse, die Klöster, Privathäuser, öffentliche Anstalten mußten aushelfen. Alle verurtheilen war nicht thunlich und konnte gefährlich werden. Gütereinziehungen, Bußauferlegungen wurden nicht gespart und nach langer Haft entließ man die anscheinend minder Kompromittirten, freilich nackt und bloß. Die Personen aber, die durch ihre Namen oder durch persönliche Vorzüge hervorragten — sie fielen ohne Gnade dem Henker anheim. In Valladolid, wie in Sevilla, erwies sich die Inquisition gleich mitleidslos. Eine päpstliche Bulle, durch Philipp II. in Uebereinstimmung mit dem Großinquisitor nachgesucht, gestattete der Inquisition, auch den reuigen Ketzer mit Schwert und Feuer zu richten, wenn sie den geringsten Zweifel an der Aufrichtigkeit seiner Reue hegte. So vermochte auch der aufrichtige Widerruf den Angeklagten nicht, von der Todesstrafe zu retten. Sein Leben lag in der Hand der Glaubensrichter, und diese, von Confiscationen lebend, waren nur sehr schwach zum Erbarmen geneigt. Schon das gab dem Großinquisitor Valdes eine ungeheure Macht; da kam noch dazu eine Bulle (Februar 1558), die ihn ermächtigte, jede der Ketzerei verdächtige Person, ohne Rücksicht auf Rang und Würde: Bischof, Erzbischof, Prinz, König und Waise, vor sein Tribunal zu ziehen. An diesem Zuge erkennt man die italiänische Rachsucht Paul's IV., der seinen Muth an Karl V. und Philipp II. zugleich kühlte. Und Philipp empfing ohne Erröthen die päpstlichen Befehle, die, nicht minder demüthigend für seinen Vater, als für ihn, den Großinquisitor über den Souverain setzten. Valdes, ein wüthiger Verfolger aus Ehrgeiz wie aus Haß, machte vollen Gebrauch von der schrankenlosen Macht; das bewies er in dem Kampfe gegen den Erzbischof Carranza. Die Geschichte dieses Kampfes wirft ein zu grelles Licht auf die Periode, als daß wir es uns versagen könnten, sie in auszüglichen Umrissen mitzutheilen.

Der Erzbischof von Toledo, der Primas von Spanien, war nach dem Papst der höchste kirchliche Würdenträger. Der fanatische Kardinal Siliceo, der bisherige Erzbischof, war gestorben, und der ehrgeizige Valdes strebte nach dem erledigten Sitz. Er wurde aber übergangen und die Wahl fiel auf einen berühmten Dominikaner, Bartholomäus Carranza, eines der Lichter der Tridentinischen Kirchenversammlung. Schon früh hatte Karl V. die hohen Gaben des Mannes erkannt, zwei Mal ihm einen Bischofsstuhl angeboten (1542 das Bisthum Cusco; 1549 das der Canarischen Inseln); beide Mal schlug es Carranza aus, dadurch wuchs die Achtung des Kaisers gegen ihn. Er begleitete den Infanten Philipp auf der Reise nach London zur Vermählung mit der Königin Maria. In England empfahl er sich durch seinen Verfolgungseifer gegen die Ketzer und ihre Schriften so sehr der Königin, daß sie ihn zu ihrem Beichtiger ernannte. Den Beinamen: der schwarze Mönch trugen ihm, außer diesen finsteren Zelotismus, seine dunkle Hautfarbe und Kleidung ein. Von dem Tridentinischen Concil beauftragt, einen Katalog der irrgläubigen oder verdächtigen Bücher anzufertigen, erledigte er sich des Auftrags zu allgemeiner Zufriedenheit. Bei der früher erwähnten Hinrichtung des unglücklichen San Roman hielt er den Glaubenssermon. Sein Ruf als Gelehrter und Redner war wohl begründet. So viele Verdienste gewannen ihm die Gunst Philipp's II., der ihn zu der höchsten bischöflichen Würde erhob. Aber diese Erhebung führte seinen Sturz herbei: Carranza, vielleicht aus einem heimlichen Vorgefühl, schlug anfangs auch diesen Bischofssitz, wie die früheren, aus; er bezeichnete sogar drei Theologen von großem Verdienst, als würdiger, denn er, für die Stelle; allein Philipp verlangte Gehorsam, ließ die Ernennung von dem Papste bestätigen und der neue Erzbischof erhielt die Bestätigungsbulle, ohne darum nachgesucht zu haben. Der alte Kaiser Karl, als er in seiner Zurückgezogenheit zu Yuste die Ernennung erfuhr, äußerte sich sehr unzufrieden darüber. Sein Beichtiger, Juan de Regla, hatte ihm Zweifel an der Rechtgläubigkeit Carranza's beigebracht. Als ihm Carranza wenige Tage vor dessen Tode einen Besuch abstattete, sah ihn Karl starr an, ohne ihn anzureden. Indeß blieb Carranza und leistete dem sterbenden Kaiser geistliche Hülfe. Als der Todeskampf dem Ende nahete, warf er sich auf die Knie, betete den Psalm de profundis und begleitete jeden Vers mit einer entsprechenden Betrachtung. Dann erhob er sich, faßte ein Kruzifix und rief: „Dieser hat uns erlöst, Alles ist vergeben; durch ihn giebt es keine Sünde mehr.“ Das war aber nicht nach dem Geschmacke aller Anwesenden, und von Don Luiz de Avila aufgefordert, begann Pater Francisco de Villaba eine Ermahnung im katholischen Sinne und machte in dem Werke des Heils durch Jesum auch die eigenen Verdienste des Menschen und die Fürsprache der Heiligen geltend. So traten am Todbette des Herrschers, der für die Einheit der Kirche Ströme Blutes vergossen hatte, zwei abweichende Bekenntnißmeinungen einander feindlich gegenüber!

Die Worte Carranza's bei dem sterbenden Kaiser gingen nicht verloren: Juan de Regla hinterbrachte sie dem Großinquisitor Valdes, der, persönlicher Feind Carranza's, die Delation begierig aufnahm, und von Stund an entspann sich ein Gewebe von Ungerechtigkeiten, das sich durch achtzehn Jahre hinzog.

In der Nacht des 22. August 1559 wurde der Erzbischof von Toledo von den Sendlingen der Inquisition zu Tordelaguna verhaftet, unter sicherer Bedeckung nach Valladolid in die Kerker des heiligen Officiums abgeführt. Valdes hatte seine Leute in den Klauen; Carranza verwarf ihn aber als Richter in der Sache. Der Papst ermächtigte Philipp II. einen Substituten zu ernennen. Seine Wahl fiel auf den Erzbischof von Santjago, der aber seine Vollmacht zwei Inquisitionsräthen, Kreaturen des Valdes, übertrug.

Schon 1558 hatte Carranza eine Schrift unter dem Titel „Kommentarien zum Katechismus“ herausgegeben, worin die christliche Lehre entwickelt wurde, und sie Philipp II. zugeeignet. Obgleich aber von angesehenen Theologen und von einer Commission des Tridentinischen Concils approbirt, wurde das Werk dennoch durch die Inquisition als ein von Heresie beflecktes auf den Index gesetzt, und Verfasser wie Genehmiger als Ketzer verdammt. Und so groß war die Furcht vor dem heiligen Officiums, daß dieselben Theologen, die das Buch approbirt hatten, ihre Billigung zurücknahmen und sich demüthigenden Büßungen unterwarfen. In diesem Kampfe zwischen Inquisition und Episkopat zeigten sich die meisten Bischöfe schwach und thaten nichts, ihre in der Person des Primas angetasteten Rechte zu vertreten. Dieser schmachtete indeß in dem Kerker zu Valladolid, und das Concil, empört über die Keckheit der Inquisitoren, drang in den Papst und den König von Spanien, ihnen die Ungerechtigkeit des Verfahrens vorzustellen. Pius VI., durch dasselbe

bestimmt, die Sache vor ein anderes Tribunal zu ziehen, wies seinen Nuntius demgemäß an; allein Philipp, eifrig bemüht die Vorrechte der Inquisition aufrecht zu halten, blieb fest bei dem Beschluß, daß der Erzbischof nicht außerhalb Spanien gerichtet würde. Pius ernannte dann drei Richter, darunter Einen unter dem Titel eines Legaten a latere, die den Prozeß unverweilt einleiten sollten. Die Inquisitoren, die sich von diesen Richtern nichts Gutes versahen, schoben ihnen unendliche Hindernisse in den Weg, so daß sie den Prozeß möglichst in die Länge zogen. Darüber starb Pius IV., und sein Nachfolger, Pius V., ein energischer Charakter und obendrein Dominikaner, berief die Sache sofort vor die Kurie. Philipp widerstand, der Papst beharrte, mit dem Kirchenbann drohend, und so gab er endlich nach; nur die vom Papst verlangte Absetzung des Großinquisitors verweigerte er standhaft. Den 27. April 1567 reiste Carranza von Carthagena ab, landete zu Civita-Vecchia den 25. Mai, wurde sofort nach Rom geführt, und ein Zimmer auf der Engelsburg ihm als Gefängniß angewiesen. Seines Unwillens gegen die spanischen Inquisitoren hatte Pius V. bei keiner Gelegenheit vor den Begleitern des Angeklagten Hehl; so wie er diesem offen seine günstige Stimmung bewies, sich des Eifers erinnernd, womit derselbe der Kirche gedient hätte; und als man eines Tages ihn anging, den Verkauf des angefochtenen Katechismus zu verbieten, rief er zornig: „Das Buch ist nicht verdammt worden, und wenn man mir weiter zusetzt, so bin ich nicht abgeneigt, ihm motu proprio meine Genehmigung zu ertheilen."

Indeß mußten die Akten für die italiänischen Richter, die kein Spanisch verstanden, in's Italiänische übersetzt werden, was viel Zeit wegnahm. Drei Jahre vergingen in Konferenzen; die Inquisition schickte unaufhörlich Informationen und Berichte. Llorente, der alle Prozeßstücke gelesen, zählte über 20,000 Blattseiten. Sechs Jahre verflossen, ohne daß eine Entscheidung erfolgte. Pius V. starb, und sein Nachfolger Gregor XIII. sprach endlich, nach vier Jahren wiederholter Prozeduren, am 14. April 1570, das Endurtheil. Vor dem Papste, mitten unter den Kardinälen und einem Haufen Prälaten und Mönche, knieend und entblößten Hauptes hörte Carranza das Erkenntniß, das ihn zu einer allgemeinen Abschwörung und zum Widerruf von sechzehn anstößigen Sätzen in seinen Schriften verurtheilte; unter diesen befand sich namentlich der: „Die Verehrung der Bilder und der Reliquien ist eine blos menschliche Einsetzung." Der Inquisitionsbeschluß, der den Gebrauch seines Katechismus verpönte, wurde bestätigt. Mit Einem Worte, Carranza wurde der Ketzerei verdächtig erklärt; die Inquisition hätte ihm ohne Gnade den Holzstoß oder den Strick zuerkannt, der päpstliche Gerichtshof begnügte sich, ihn auf fünf Jahre in einem Kloster seines Ordens zu Orvieto einzusperren und ihm für diese Zeit seine bischöflichen Verrichtungen zu untersagen; zuvor aber sollte er als Buße die sieben Hauptkirchen in Rom besuchen. Die zeitweiligen Haften und Suspensionen kamen bei seinem hohen Alter, lebenslänglichen gleich; und in der That, erschöpft von Kummer und qualvoller Gefangenschaft, starb er, 72 Jahre alt, den 2. Mai 1576. Der Papst ließ ihn prächtig bestatten und ihm ein kostbares Denkmal errichten. Die Inschrift hebt seine Sittenreinheit, sein umfassendes Wissen, seine Rednergabe, seine Wohlthätigkeit gegen die Armen hervor; schweigt aber von seiner unerschütterlichen Geduld. Während seiner 17jährigen Gefangenschaft kam ihm nie eine Klage gegen die Ungerechtigkeit seiner Richter, gegen die heimlichen Ränke seiner Feinde über die Lippen. Auf dem Todbette, als er die letzte Oelung empfing, erklärte er, niemals in Sachen des Glaubens gegen Gott gesündigt zu haben und dennoch das über ihn ausgesprochene Urtel für gerecht zu halten.

Ob Carranza ein Ketzer war, bleibt dahin gestellt; unbestritten indeß finden sich in seinen Schriften Sätze, die an diejenigen der deutschen Reformatoren erinnern. Schon in der Einleitung zu seinem Katechismus erklärt er, die Christuslehre an der Urquelle schöpfen zu wollen. Er erstrebte eine mäßige Reform, die dem geschriebenen Worte das Ansehen wiedergewinnen sollte, um das es die Tradition der katholischen Kirche gebracht hatte, ohne sich von dieser Kirche lossagen zu wollen.

Die Verfolgung des Erzbischofs Carranza gab schlagendes Zeugniß von der schrankenlosen Gewalt der Inquisition. In diesen ärgerlichen Prozeß waren fast alle spanischen Theologen, namentlich diejenigen, die dem Tridentinischen Concil beigewohnt hatten, verwickelt. Neun Prälaten hatten zwar den Muth, die Vorrechte der bischöflichen Autorität mit Nachdruck zu verfechten; die Inquisition zeigte ihnen jedoch, daß deren Autorität neben der ihrigen eine Null und daß sie allmächtig genug sei, nicht nur gegen den ersten kirchlichen Würdenträger in Spanien ihre Angriffe zu richten, sondern auch den König nach ihrem Willen zu beugen und dem Papste ungestraft zu trotzen. Und wie verfälscht zeigte sich in diesem Prozesse der moralische Sinn! Personen, in Rang wie in Wissen hochgestellt, überstürzten sich förmlich in der Hast, einen Mann zu Grunde zu richten, den sie vor Kurzem geliebt, geachtet, ja dem sie geschmeichelt, dessen Schriften sie gutgeheißen, gelobt hatten. Nicht Theologen und Mönche allein sanken zu Delatoren herab, der berühmte Diplomat und Schriftsteller Don Diego Hurtado de Mendoza hielt es nicht unter seiner Würde, Carranza beim Inquisitionstribunal anzugeben und von freien Stücken gegen einen Mann zu zeugen, von dem er kurz vorher eine Zueignung angenommen und den er als großen Redner, als vollendeten Philosophen, als vortrefflichen Gottesgelahrten herausstrich. Es ist entschieden: der Erzbischof von Toledo fiel als Opfer nicht seiner Meinungen, sondern des gegen ihn verschworenen Neides und Hasses im Bunde.

Diese Episode schließt die Epoche der kämpfenden Reformatoren in Spanien. Nach den großen Autodafés in Valladolid und Sevilla lag sie besiegt am Boden und ihre versprengten Anhänger hatten keine Hoffnung auf die Zukunft. Bald machte die siegende Inquisition wieder Jagd auf ihr gewöhnliches Wild: Geheime Juden und Mauren. Mitunter zeigte sich ein Protestant auf der Liste der Rückfälligen; das war aber, wie M'Crie sagt, eine vereinzelte Beere nach der Weinlese aufgerafft. Die Saat war im Grünen abgemäht und der Keim mit zerstört.

In das 16. Jahrhundert muß man sich versetzen — denn die Beispiele im 18. und 19. Jahrhundert sind nur als vereinzelte Seltenheiten anzusehen — wenn man den wahren Charakter der religiösen Bewegung in Spanien würdigen will. Alle katholischen Schriftsteller, die von diesen erfolglosen Anstreben sprechen, sind darüber einig, daß die Neuerungen weiten Boden gewonnen und das ganze Königreich zu überschwemmen gedroht haben. Mögen sie immerhin die Gefahr übertrieben haben, um dem Verdienst Philipp's und der Inquisition einen desto höheren Glanz zu geben; allein man spürt es aus ihrer Darstellung heraus, daß sie gezittert haben. Alle stimmen darin überein, daß die Reform im Stillen schon große Fortschritte gemacht habe, als sie entdeckt und erstickt worden. Nicht ohne bitteren Verdruß gestehen sie ein, daß an der Spitze dieser Bewegung Männer standen, die durch erlauchte Geburt, tiefes Wissen, Macht der überzeugenden Rede ausgezeichnet waren. Sie haben auch richtig errathen, woher das Uebel kam, die Quelle entdeckt, den Ursprung nachgewiesen. Aus Deutschland und Flandern, sagen sie, wurden diese Ideen gerade von denen eingeschleppt, die ausgesandt waren, die Ketzer zu belehren und die sich in dem Netz ihrer Irrthümer verfangen hatten. Und so war's auch wirklich.

Die ersten Proselyten waren zählig, vereinzelt und dadurch um so mehr der Verfolgung ausgesetzt. Und dennoch endete schon unter Karl V. inner- und außerhalb Spanien Mancher auf dem Scheiterhaufen. Selbst die Hochschulen neigen sich der verbesserten Lehre zu; hervorragende Gottesgelehrte müssen, als verrathen oder verdächtigt, vor dem Tribunal erscheinen, widerrufen, abschwören, sich erniedrigenden Bußen unterziehen. Trotzdem aber keimte die Saat, erblühete die evangelische Lehre, bildeten sich an allen Punkten Spaniens Vereine und Kirchen, wo sie im Geheimen gelehrt, geübt ward. Ihre Bekenner sind weder Lutheraner noch Calvinisten: es sind Christen im strengsten Sinne des Wortes, ergeben der reinen Lehre des Evangeliums. Frei von jedem weltlichen Streben, ohne politische Absichten, ohne Ehrgeiz, glaubten sie im Geiste und in der Wahrheit und hatten den einzigen Zweck, eine sittliche Umwandlung, eine Wiedergeburt zu erwirken in dem spanischen Volke, das, dem Aberglauben, dem Materialismus, dem Götzendienst, den erbärmlichen kirchlichen Uebungen verfallen, gezähmt den Launen eines theologischen Despotismus hingegeben, schon auf dem Abhange stand, von dem es in den gähnenden Abgrund gerissen werden sollte. Die Inquisition, das politische Ideal Spaniens geworden, erstickte den Keim der Wahrheit, das Prinzip der Freiheit, stellte die Autorität über das Gewissen und sicherte um diesen Preis die Ruhe und die kirchliche Einförmigkeit.

„Es ist nicht in Abrede zu stellen," sagt Pietro Soave in seiner „Geschichte der Tridentinischen Kirchenversammlung", „daß die fortwährenden Hinrichtungen Spanien in Ruhe erhielten, während sonst überall des Aufruhrs Flammen aufschlugen." In dieser Aeußerung ist die allgemeine Ansicht der spanischen Historiker in Betreff der Religionsverfolgungen zusammengefaßt. Auch zu unserer Zeit berufen sie sich um die Wette auf die raison d'état und die unumgängliche Nothwendigkeit, auf die kirchliche Einförmigkeit, die politische Einheit zu gründen. Es findet das System, das die katholischen Könige angebahnt, Karl V. verfolgt und Philipp II. mit unbeugsamer Strenge eingehalten hat, noch immer seine Vertheidiger, die, trotz ihrem unbestrittenen, obwohl nichts weniger denn erleuchteten Patriotismus, nicht zu begreifen scheinen, daß diese so gerühmte Politik in allen Punkten unvernünftig, unmenschlich, unsittlich, ungerecht ist; die weit entfernt, Spanien zur Größe und Wohlfahrt zu

führen, es dem Abgrunde nahe gebracht hat. Sie hat — und wie und um welchen Preis! — Spanien vor Ansteckung der Ketzerei bewahrt, dafür ist es aber zu der niedrigsten Stufe unter den Nationen herabgesunken. — Konnte die Kirchenverbesserung es retten und es von Rom los machen? Wahrscheinlich; denn, was Anderes war sie, als eine große religiöse Bewegung, die sich mit der Entwicklung der geistigen Kräfte und der gesellschaftlichen Triebe, d. h. mit den Bedingungen der Civilisation und des Fortschrittes wohl vertrug? Zweifeln, daß die Reform Spanien zusagen könnte, hieße zweifeln, daß das Christenthum ein Element der Civilisation für die anderen Völker enthalte.

Die spanischen Reformatoren wollten nichts Anderes, als die Wiederherstellung des Urchristenthums, die Anwendung und Beobachtung der evangelischen Lehren; sie hielten fest an dem Prinzip der Reformation, das, wie ein moderner Geschichtsschreiber (Merle d'Aubigné) richtig bemerkt, sich von dem Prinzip des Protestantismus wohl unterscheidet; obgleich der Protestantismus eine unmittelbare und unvermeidliche Folge der Reform ist. Denn in der That, wenn ein politisches System auf einem theokratischen System beruht — und das war im Mittelalter der Fall — so kann man nimmer an den überkommenen Ideen in der Religion rühren, ohne zugleich an den angenommenen Theorien in der Politik zu rütteln. Hätte die Reform in Spanien die Oberhand gewonnen, so hätte sie nothwendig Veränderungen in der Regierung, eine politische und soziale Revolution nach sich gezogen. Die spanischen Reformatoren, ihr Volk zum reinen Christenthum zurückrufend, setzten sich vor, dasselbe von manchem Aberglauben, aber zugleich auch von mancher Hemmkette zu befreien. Es fehlte ihnen dazu weder an Muth noch an Talent — es fehlte ihnen nur an Einer Bedingung des Erfolges, die nicht in ihrer Macht stand: dieselben Lehren, die anderwärts so reißend schnell um sich griffen, konnten in Spanien, aus Mangel an einem günstigen Medium, nicht gut gedeihen. Das sittliche Gefühl der Nation war in der Wurzel angegriffen, ihr religiöser Instinkt hatte eine fehlerhafte Richtung genommen, und die Feinde der Reform waren darauf versessen, sie zu verführen, zu verderben. Dieses rohe Volk von Ackerbauern und Soldaten, wie sollte es für eine ideale Religion, für einen Kultus ohne Bilder zugänglich sein! Was verstanden sie von der Erlösung durch die Gnade, von der Rechtfertigung durch den Glauben? Weder Tradition, noch Klima, noch uralte Gewohnheiten, noch das „süße Nichtsthun" des Südländers waren empfänglich für die neuen Lehren, die sich besser dem ruhigen Bewohner des Nordens anpassen. Wie jeder Revolution, so konnte auch der Reform nur dann ein Erfolg sicher sein, wenn sie zu den Massen herabstieg; wenn sie, so zu sagen, die untersten Schichten der Bevölkerung durchsickerte. Der Spiritualismus sagte dem Spanier nicht zu. Wie, er sollte seinen Heiligen entsagen, die ihn in hundert Schlachten gerettet haben? Er sollte seinen reichen Tempel schließen, worin die Religion zu den Augen sprach, wo der Schimmer des Goldes und der Edelsteine die Einbildungskraft blendete, sich der glänzenden Ceremonien berauben, die für ihn ebenso viele Feste waren? Von Mönchen und Priestern umgeben, hatte sich das Volk an diese geistliche Wehrschaft, wie an das Heer, das den Nationalruhm vertrat, gewöhnt; beide erschöpften freilich seine Kräfte, allein es glaubte, beide seien unumgänglich nothwendig, jene der Religion, dieses der Politik, und die Pfaffen waren die Letzten, ihm diesen Glauben zu benehmen. Endlich hatte Spanien durch acht Jahrhunderte gegen Mauren und Ungläubige im Namen des Katholicismus und im Gefolge der katholischen Könige gekämpft: sollte es nach dem Siege eine religiöse Reform annehmen, d. h. bekennen, daß dieselbe Religion nicht vollkommen sei, da sie eine Verbesserung oder Umgestaltung bedürfe? Daran dachten die Reformatoren nicht im Traume.

Ihre Feinde suchten sie zu verlästern; eitles Beginnen! An Männern, die für ihre Ueberzeugung sterben, haftet keine Verleumdung: und gerade diese, die ihren Ruf beflecken sollte, hat ihr Gedächtniß geheiligt. Die katholischen Schriftsteller schilderten die Doktoren von Sevilla und Valladolid als eitle und unzufriedene, aufgeblasene und ehrgeizige Menschen, die in den neuen Lehren nur nach Mittel getrachtet hätten, um zu Ruhm, Ehren und Würden zu gelangen. Wer kennt nicht diese verbrauchte Taktik, welche die Absichten richtet, um desto bequemer die Handlungen zu verurtheilen? Die Hauptreformatoren in Spanien standen durch ihr persönliches Verdienst zu hoch, als daß sie nach Neuerungen zu streben brauchten, um noch höher zu steigen. Sie wußten wohl, daß ihr Bekenntniß, ihre Freiheit, ihre Ehre, ihr Leben, ihre Familie, ihre Freunde gefährdet, und dennoch blieben sie ihr treu und besiegelten ihren Glauben mit ihrem Blute. Ihr Tod ist ruhmgekrönt, ihr Ruf ohne Makel und ihr Gedächtniß wird in den Herzen derer, die in der Geschichte etwas Anderes, als den Erfolg bewundern und ehren, stets Anklang erwecken. Und es hat ja der Verfolg der Ereignisse bewiesen, daß der gesunde Verstand, das Recht, die Logik auf Seiten der Männer war, die den Versuch gemacht, Spanien an der großen europäischen Bewegung der Neuzeit zu betheiligen, und nicht auf Seiten einer engherzigen und ungerechten Politik, die sich hartnäckig steifte, diese Nation in der Abschließung, die sie beinahe zu Grunde gerichtet hätte, zu erhalten.

Seid also nicht, indem ihr euch auf die „Staatsraison" und auf vollendete Thatsachen beruft, schnell fertig mit der Verurtheilung der fruchtlosen Versuche, die die Wiedergeburt und die Wohlfahrt Spaniens erzielen konnten. Die Reform-Idee ist übrigens mit den thatkräftigen Männern, die sie getragen haben, nicht völlig verschwunden; das opponirende Element, das sie vertraten, drang in die spanische Literatur ein, und macht sich über das 16. Jahrhundert hinaus darin bemerklich.

Rußland.

Militairische Bilder aus dem Kaukasus.*

IV.

Der Soldat.

Wer, wie ich, den russischen Soldaten in der Nähe gesehen hat, weiht ihm einen wahren Kultus und verknüpft ihn mit seinen theuersten Neigungen. Wie oft sind mir die Sehnsuchtsworte eines russischen Offiziers eingefallen, welcher in Paris in Folge seiner Wunden starb: „Soll ich denn also nie mehr unsere Soldaten sehen?" rief er. „Soll ich nie mehr ihre Gesänge hören?" — Sie haben aber auch Etwas an sich, was zur Liebe zwingt; eine gewisse Poesie belebt sie. Dieser Leib, der so stumpf erscheint, zeigt bei näherer Betrachtung die Kraft eines Herkules und enthüllt eine starke Seele; man findet ein einfaches, sanftes Herz, ein unschuldiges Lächeln. Nach der Einnahme von Alhaltzik, die durch die Tapferkeit des Regiments Schirwan bewirkt ward, das aber auch große Verluste dabei erlitt, fragte Paskewitsch, ob noch viele Tapfere übrig seien? Noch genug für zwei Stürme! erwiderte ein Grenadier. Diese Antwort ist im Munde jedes Soldaten im Kaukasus. Uns erscheint sie erhaben, während sie doch in seinem Sinne nur einfach und natürlich ist. Dieselben Leute aber, die im Gefecht so stark, so feurig, jeder edeln Anregung so zugänglich sind, die für ein Wort des Vertrauens und des Ruhms, für den Namen Gottes und des Kaisers, diese in unsern alten Regimentern unzertrennlichen Namen, der edelsten Opfer fähig sind — diese nämlichen Menschen sieht man unmittelbar nach dem Kampfe wieder ganz ihrer friedlichen Gemüthsart hingegeben; sie fügen sich ohne Widerrede jedem Winke, erspähen und errathen ihn, ja kommen ihm mit einem Verstande, einem Eifer zuvor, der seines Gleichen sucht. Ob man den russischen Soldaten anregen oder besänftigen will, man wird ihn stets zugänglich und biegsam finden. Er ist ein Held und ein Kind. Beim schrecklichen Spiel um Leben und Tod bleibt er kalt, unerschütterlich; nach dem Handgemenge macht er mit drei Stückchen Holz eine Mühle, die eine Wasserrinne bewegt, und belustigt sich Stunden lang damit, sie anzusehen. Nachts auf Feldwache platzt er fast vor Lachen, oder schaudert auch vor Entsetzen, wenn der Erzähler der Compagnie seine Märchen losläßt. Brave, vortreffliche Soldaten, die man nicht genug rühmen kann!

Da ich eben beim Soldaten bin, muß ich einen Zug seines Edelmuths erzählen, der ewig in mein Herz gegraben sein wird.

„Es war am 19. Juli 1845; wir waren unserer vier höhere schwer verwundete Offiziere, man trug uns auf Tragbahren an der Spitze einer langen Kolonne Leidensgenossen. Nachdem wir in einem dichten Walde bei einer Krümmung der Straße angelangt waren, erhielten wir von einer Höhe aus, welche unsere Seitendeckung rechts zu säubern versäumt hatte, eine Salve. Sogleich hielt man an und setzte uns zu Boden. Der vorderste von uns, der Oberst Bibikow, erhielt eine Kugel durch die Brust und starb gleich darauf. In demselben Augenblicke krachte eine neue Salve, der ich am meisten ausgesetzt war. Jäger meines Bataillons trugen mich; der Unteroffizier, der mit meiner Obhut betraut war, machte, ohne ein Wort zu sprechen, ein leichtes Zeichen mit dem Kopf, das mir nicht entging; er blickte zuerst nach dem Feinde, dann auf mich. Alsbald erhob sich ein mit dem Georgenkreuz geschmückter Jäger (ich sehe die schöne kriegerische Gestalt noch vor mir!) und stellte sich in seiner ganzen Breite zwischen mich und die drohende Gefahr, als ob er sie herausfordern wollte. Ich war sehr schwach, fast nicht im Stande, zu sehen und zu hören, ich glaube

aber doch, daß mir eine Thräne in's Auge trat. In diesem Augenblick war ich nicht mehr der gefürchtete und geachtete Chef, meine Stimme diente dem Soldaten nicht mehr als Trommel und Horn, wie dies im Kaukasus Sitte ist; ich war nur ein armer Sterbender. Die Sorge dieser wackern Leute galt also mir und war wohl geeignet, mich zu rühren. Nichts ist beredter und spricht mehr zum Herzen, als diese einfache, aufrichtige und stumme Aufopferung des Soldaten, der sein Leben für uns hingiebt, ohne daran zu denken, daß er uns ein Opfer bringt.

V.

Die Strapazen im Kaukasus.

Das Wetter hatte sich geändert; ein dicker, kalter, feuchter Nebel hatte sich über den Kamm der Höhe, auf der wir standen, ausgebreitet und hüllte uns von allen Seiten ein. Am folgenden Tage kamen noch Regen und Schnee hinzu. Schönes Wetter ist eine große Wohlthat im Felde, wenn man genöthigt ist, beständig unter freiem Himmel zu leben. Den größten Strapazen, den furchtbarsten Entbehrungen unterwirft man sich ohne Murren; der Sturm mag toben, die Kälte die Glieder erstarren; die entfesselten Elemente sind es nicht, die den Muth des Soldaten zu Boden drücken; es ist vor Allem das Verschwinden des Himmels und der Sonne, die dem Soldaten Hoffnung und Leuchte ist. Ihrer Helle beraubt, fühlt er sich so zu sagen verlassen, er hält sich für vergessen und verloren, Gott selbst scheint seine schützende Hand von ihm zurückgezogen zu haben. — Wir litten Mangel an Allem; der Soldat hatte nur seinen Uniform-Frack und ein Paar Leinwandhosen, statt aller Decke seinen Mantel, kein Zelt, keinen Schutz gegen die Kälte, die beständige Nässe, den Schnee, den Regen, den Sturm, der frei über diese von der Vegetation fast verlassenen Berge hinbrauste, kein Holz, um Feuer anzumachen, und wir befanden uns 7000 Fuß über dem Niveau des kaspischen Meeres. Die Zwieback-Ration war verzehrt; die ganze Nahrung des Soldaten bestand in einigen Krumen, die er mit Kraut und Moos vermischte, sein einziges Getränk in Schnee und dem Wasser, das zwischen den Felsspalten herabrann und das er mit seinem Löffel auffing. Die Fortdauer der schlechten Witterung drohte, alle Verbindung zu unterbrechen; die Spione konnten nicht mehr zu uns gelangen. Noch Ein Tag, und wir konnten auch nicht mehr von den Bergen herab; keine Unterstützung konnte mehr zu uns. Ueberdies beunruhigte uns der Feind immer von der Entfernung aus. Seine Kugeln thaten uns zwar keinen großen Schaden, aber sie nöthigten uns doch, immer auf der Hut zu sein. So vergingen drei lange Tage. Die Kälte hatte zugenommen, der Schnee Alles zugedeckt; um nicht anzufrieren, war der Soldat genöthigt, Gruben auszuhöhlen, in denen sich drei Mann nahe zusammendrängten und einen Mantel als Matraze und zwei als Decke benutzten. Die Gesänge waren verstummt, kein Ruf, kein Wort ward mehr gehört, ein Schweigen des Todes lag schwer über uns. — Das Stillschweigen ist der beredteste Ausdruck des Leidens; durch das Schweigen kündigt sich in einem würdigen, muthvollen und ergebenen Manne der tiefste Schmerz an. Das Schweigen ist die Sprache des schwachen und zarten Wesens, welches vom Unglück gebrochen ist, das all' sein Glück in das Grab hat sinken sehen und das nur noch in Gott eine Zuflucht findet.

So hat auch unser bewundernswürdiger Soldat, diese männliche und kräftige Natur gegenüber den furchtbaren Proben, denen ihn die lange und peinvolle militairische Laufbahn aussetzt, keine andere Antwort als Schweigen. Gott, der seine Leiden zählt, wird an dem Tage nachsichtig gegen ihn sein, wo er zum letzten Male beim Verlesen mit „hier!" geantwortet hat, an dem Tage, wo man neben seinen Namen in die Stammliste der Compagnie gesetzt hat: „Abgang durch Tod!"

VI.

Vor dem Kampfe.

Der 5. Juli war durch unsern Marsch gegen Dargo bezeichnet. Die dahin führenden Wege waren recognoscirt, alle Vorkehrungen zum Sturm schon am Abend vorher getroffen. Ein Jeder kannte die Rolle, die ihm an dem großen Tage zufallen sollte; ein Jeder konnte sich zum Voraus in Ruhmesträumen wiegen, oder aber den Kampf mit den schwarzen Vorahnungen beginnen, welche die Energie des Kriegers bisweilen auf die Probe stellen, Ahnungen, die seiner Einbildungskraft die nahe Gewißheit einer fürchterlichen und unvermeidlichen Gefahr ausdrängen. Wie kurz erscheint die Nacht in solch' kritischen Momenten! Wie früh erhebt sich die Sonne! Wie schön erscheint das Leben überall, nur da nicht, wo man sich eben befindet. Wie viel Willenskraft bedarf es, um sich zu bemeistern, wie man sich gern an einem Kampftage zeigt. Man hat den Muth nicht, sich seinem Freunde anzuvertrauen; man verbirgt sich vor sich selbst; man wagt sich die Empfindung nicht zu gestehen, die man hegt; man wagt es besonders nicht, sie sich zu nennen. Und doch ist das Uebel da, es betrübt uns, es nagt an uns und verfolgt uns, bis man uns den ersten Befehl bringt, bis die Tambours das Signal geben, bis wir den ersten Kriegsruf ausstoßen, bis uns die erste feindliche Kugel um die Ohren saust. Dann ist Alles vergessen: Dasein, Vorgefühl, Freude und Glück dieser Welt; dann stehen nur noch Pflicht und Ehre vor uns.

VII.

Der Kampf.

In diesen düstern Wäldern kann der Soldat nur auf seinen eigenen Muth rechnen; über umgeworfene Bäume, durch dichte Büsche, hinter denen er plötzlich auf einen Hinterhalt stoßen kann, muß er sich Bahn brechen. Er ist hier ganz seinen eigenen Kräften überlassen. Der Kamerad, der an seiner Seite marschirt, der Offizier, der ihm voranschreitet, der Chef, der ihn ermuntert, wird bald nicht mehr von ihm gesehen. Der Wald ist so dicht, daß Einer den Andern aus dem Gesichte verliert. Unter diesen Umständen wird ein Angriff mit ensemble zur Unmöglichkeit; die Begeisterung hält nicht vor; nichts elektrisirt, nichts reißt hin, nichts treibt vorwärts, wie sonst, wo man im Licht der Sonne und unter den Augen Aller vorgeht. Man hat hier nur das Gefühl der Hindernisse, die man zu passiren hat, der Kugeln, die von allen Seiten pfeifen, ohne daß man sie erwidern kann, denn auch der Feind, der uns beschießt, ist unsichtbar. — Oberhalb des Waldes war ein Verhau angebracht. — Der Soldat weiß, was es hier heißt, einen Verhau nicht nehmen; es heißt, sich einem Rückzug aussetzen, der nothwendig unheilvoll sein muß, einer Verfolgung, einer Niedermetzelung der Verwundeten, kurz einem gewissen Tode ohne Begräbniß, ohne das Zeichen des Kreuzes, das sonst überall sein Kamerad, der dann sein Todtengräber geworden, über ihm macht. Diese Schreckbilder sind keineswegs kindische Vorstellungen; in solchen Augenblicken tauchen sie unwillkürlich vor dem Feigling, wie vor dem Tapfern empor; der Eine erliegt ihnen, der Andere überwindet sie, aber Beide werden davon ergriffen. Um aber kühn an ein Werk zu gehen, darf man von nichts ergriffen werden, man muß zum Voraus seines Erfolges sicher sein; nur dann ist der Sieg gewiß.

Sobald das Signal gegeben war, drangen wir in das Dickicht und stießen lange Rufe und Hurrah's aus, die unaufhörlich erstarben und wieder erstanden, so oft wir ein Hinderniß vor uns fanden, oder es überwunden hatten. Gleich von Anfang waren wir von häufigen Flintenschüssen begrüßt worden. Ich hatte kaum die Hälfte der Höhe erstiegen, als mir der Fürst Zacharias Eristov, halb bewußtlos vor Schmerz, meldete, er könne nicht mehr, er sei verwundet. Meine Georgier waren hierdurch ohne Chef; das war ein Mißgeschick für mich, da ich mich ihnen nicht verständlich machen konnte.

Ein trauriges Ereigniß, dessen Gewicht nur diejenigen zu würdigen verstehen, welche Feldzüge mitgemacht, steigerte noch meine Sorge. Man hatte nämlich eine Batterie congrevischer Raketen aufgestellt, um unsern Angriff zu unterstützen. Unglücklicherweise waren die Abstände nicht richtig geschätzt worden, und mehrere für den Feind bestimmte Granaten schlugen mitten unter uns und tödteten und verwundeten mehrere Leute. Man kann sich denken, welche peinliche Wirkung dies auf die Truppe übte. Nicht ohne ein tiefes Schmerzgefühl kann ich an diesen Tag denken, der eine so traurige Bedeutung in meinem Leben erhalten sollte. — Es war mir unmöglich, mich in diesem verwünschten Walde, wo man nur Bäume und Aeste sah, welche den Weg versperrten, gehörig zu orientiren. Ich glaubte die Richtung zu verfolgen, welche mir der Graf Woronzow angegeben hatte; meine Führer hatten mich in dieser Meinung bestärkt. Allerdings hatte ich sie, sobald das Feuer lebhafter wurde, nicht mehr gefunden, denn die Tscheschenzen sind vorsichtig, wenn sie in unsern Reihen kämpfen. Wir rückten immer unter dem Feuer vor. Ich näherte mich dem letzten Theile des Waldes, dem Saume. Ein Raum von höchstens fünfzig Schritten trennte uns noch von den Schanzen, hinter denen sich die Bergbewohner postirt hatten. Jetzt erst sah ich, daß ich mich getäuscht hatte. Statt auf der Flanke der feindlichen Stellung herauszukommen, rückten wir gerades Weges gegen den Rachen des Löwen. All' mein Blut gerann mir in den Adern. Umkehren war unmöglich; jeder Rückzug in einem solchen Falle wird zur Niederlage; an Ort und Stelle verharren, war eben so wenig thunlich; man mußte kühn sein und vorrücken. Der Abhang, den wir hinangestiegen waren, hatte sich allmählich verengt; er

endete am Kamm in einen Raum von zwanzig Schritten, der durch eine Schanze geschlossen war; rechts und links stiegen Bergbewohner herab, die uns in die Flanke nahmen und von denen wir durch Ravins getrennt waren. Ich nahm meine Leute zusammen und führte sie, die Offiziere an der Spitze, vor. Ein furchtbares Feuer fuhr uns entgegen, sobald wir aus den Bäumen herauskamen. Alles stürzte neben mir zusammen. Ich verdoppelte meine Anstrengungen; zehn schreckliche Minuten lang kämpften wir mit dem Tode, der von allen Seiten uns entgegen trat. Es war die Hölle, die uns ihre Flammen entgegenspie. Aufrecht zu bleiben, war ganz unmöglich; wir hatten uns Alle niedergeworfen und rückten kriechend vor; allerdings nicht sehr schnell, aber wir rückten doch vor. Ich sah kein Ende dieser Metzelei ab; es blieb nichts mehr übrig, als sich tödten zu lassen. Ich fühlte mich nun auch getroffen und war dessen froh; es war die einzige Art, wie ich mit Ehren aus dem Handel heraus kommen konnte. Mein Name lief durch die Reihen; drei Jäger stürzten auf mich zu. Der Eine rief: „Es ist nichts, Herr Graf! der h. Nikolaus wird Sie retten!" Dann schleppte man mich in den Wald. — Die Truppe draußen ging nicht mehr von der Stelle; ihre Kräfte waren erschöpft. Von dem Feuer fast vernichtet, zogen sie sich nach dem Saume zurück, der sie schützte. Alle Offiziere, mit Ausnahme eines einzigen, waren außer Gefecht gesetzt, die Hälfte der Soldaten und Milizen lag an der Erde; Alle waren mit Blut bedeckt, und doch hatte der eigentliche Kampf nur zehn Minuten gedauert. Die armen Georgier konnten nicht mehr; sie hatten drei ihrer Fürsten sterben gesehen, worunter zwei Brüder, Einer in den Armen des Andern. Aber meine tapfern Jäger wußten ihren Posten allein zu behaupten. Ohne Führer und ohne Instruction nahmen sie schließlich die feindliche Schanze, wobei ihnen allerdings drei Compagnien vom Regimente Abscheron, welche die Position in die Flanke nahmen, zu Hülfe kamen. So viel Blut war nicht umsonst geflossen; es bedurfte keiner neuen Anstrengungen, um uns den Sieg zu sichern. Der Feind war trotz der Verluste, die er uns beigebracht, eingeschüchtert; er wagte es nicht nur nicht, uns zu verfolgen, sondern er verließ sogar das Waldrevier, gegen das wir einen so blutigen Sturm gewagt.

VIII.

Nach dem Kampf.

Es war uns vorgeschrieben, Listen für militairische Belohnungen zu Gunsten der Offiziere und Soldaten aufzusetzen, die wir deren für würdig halten würden. Diese Beschäftigung nahm mir den ganzen Tag weg und ließ mich vergessen, daß wir noch ohne Nahrung waren. Wenn man sieht, mit welcher Geschäftigkeit, mit welch' ernster Miene, mit welcher Geheimthuerei man bei solchen Gelegenheiten in unsern Feldkanzeleien verfährt, so wäre man beinahe versucht, zu glauben, dies sei die Hauptsache des Kriegs, die wichtigste Angelegenheit im Kaukasus. Solche Vorschläge sind ein wahrer Prüfstein der Charaktere, sie zeigen sich dabei in ihrer ganzen Nacktheit. Die Kanzlei wird das Stelldichein der Gönnerschaften, der Intriguen; oft sieht man bis dahin unbekannte Persönlichkeiten auftauchen und das vergossene Blut für ihren Egoismus ausbeuten. Bisweilen begegnet man auch den Bärten braver, kaukasischer Murrköpfe: alle feindlichen Schanzen haben sie unerschütterlich in Erfüllung ihrer Pflichten gefunden, aber unter dem Einflusse dieses verführerischen Schauspiels von Kabalen und Intriguen wird ihr ganzes Wesen weich. Dies Geschäft hat nach und nach einen ganz originellen Charakter angenommen. Wie ein jedes Jahrhundert seinen Mann hat, so hat im Kaukasus jedes Gewerbe den seinigen. Das Geschäft der Vorschläge schuf einen, den die stolze Verachtung der Ehrlichen mit dem Namen „die Stabsratte" bezeichnet, eine durchaus kaukasische Physiognomie, einen bestimmten Typus, der jedoch am allerwenigsten zu Geist und Herz spricht. Er hat einerseits etwas vom Beamten und seiner Servilität, andererseits von der Anmaßung des Schreibers, des Dolmetschers, am wenigsten aber vom Soldaten. Zu unserer Ehre sei es gesagt, die echten Russen und Deutsche gehören selten dieser Klasse an. Es sind zum Theil Klein-Russen, zum Theil Armenier und Polen. Diese Letzteren in'sbesonders haben sich im Kaukasus eingenistet und tiefe Wurzeln in unsern Kanzeleien geschlagen; sie überspinnen unsere Militair-Verwaltung mit einem großen, unsichtbaren Netze, welches alle Theile derselben umfaßt, vom Compagnieschreiber bis zum Kanzlei-Chef des Generals. Dieses geheime Gewebe hat übrigens durchaus keine politische Bedeutung; davon ist im Kaukasus nicht die Rede; aber es bildet ein System gegenseitiger Begünstigungen, welches sich auf alle Individuen dieser Verbindung ausdehnt, und dessen Einfluß auf Leben und Charakter der Menschen nur zu augenscheinlich ist.

IX.

Die Deutschen in der russischen Armee.

Wir haben frisch weg das angenommen, was das russische Element Gutes hat; wir haben die Pflichten, welche der Kaiser und Rußland uns auferlegen, tief in unser Herz gegraben, aber wir verzichten darum nicht auf die Rasse unserer Väter. In die Erfüllung der doppelten Pflicht, die wir als Russen gegen Rußland und als Deutsche gegen uns selbst haben, setzen wir unsere Ehre, unsere Religion. Wir besitzen den Takt, sie neben einander auf gleicher Höhe zu halten, sie mit einander zu verbinden, ohne sie zu verwischen; und zwar nicht vermöge einer Anstrengung des Geistes und durch Berechnung, sondern weil wir das innige Gefühl dieser Pflichten haben, und vor Allem, weil wir ehrliche Leute sind und es in Allem sein wollen. Der Adel unserer baltischen Provinzen ist ein schöner, denn er hat sich unbefleckt erhalten; er ist weniger eitel darauf, Ritter zu Vorfahren gehabt zu haben, als stolz darauf, von Generation zu Generation bis heute Grundsätze genährt und unter seinen Mitgliedern bewahrt zu haben, auf denen Ehre und Loyalität beruhen. Bei uns vor Allem legt der Adel Pflichten auf (noblesse oblige!) und diesen Grundsatz werfen wir in die Wagschale unserer Handlungen: eine erhabene Bürgschaft, die wir stolz darauf sind, den Ländern und den Herrschern, denen wir dienen, stets gegeben zu haben. A. S.

Deutschland und das Ausland.

Typen der Gesellschaft, nach Bogumil Goltz.*

Wer hat nicht von dem alten lustigen Philosophen Diogenes gehört, der in der Tonne wohnte, und einmal am hellen lichten Tage mit brennender Laterne in die Stadt Korinth hineinging, um — Menschen zu suchen? Welch' eine Lust für die liebe Straßenjugend, für die schmutzigen griechischen Gassenbengel, denen es an Mutterwitz gewiß nicht fehlte, wenn der alte, kuriose Weltweise halbnackt, mit zerrissenem Mantel in diesem Aufzuge die Straßen durchwandelte, und den salbenduftenden Stutzern, den dicken, wohlhabenden Schlemmern, den Herren Demagogen auf dem Markte, den Anwälten im Gerichte, den Kaufleuten vor ihren Läden in's Gesicht leuchtete! Diogenes war ein impertinenter Mensch, der ein schrecklich böses Maul besaß. Wie sein Namensbruder, Diogenes von Laerte, der die Lebensbeschreibungen berühmter Philosophen verfaßt hat, von ihm erzählt, nannte er spottend Euklid's Schule — Euklid's Schrulle; Plato's Lehren — Plato's Mähren; die öffentlichen Festspiele waren ihm Narrenwunder, die Demagogen Pöbelschmarotzer! — kurzum, er hatte keinen großen Respekt vor der Menschheit, und wenn man ihn gefragt hätte: „O, Freund Diogenes, wie verstehst du denn dieses Suchen nach Menschen; sind denn wirklich die Menschen so selten, daß man sie mit der Laterne suchen muß?" — gewiß würde er in echt antiker Weise geantwortet haben: „Ich habe bisher keinen gefunden, der völlig ein Mensch war: der eine war ein Esel, der andere ein Affe, der dritte ein Schwein, der vierte ein Hamster" und so die ganze Menagerie durch.

Wir haben in Deutschland einen jetzt viel gelesenen und besprochenen Schriftsteller, welcher — er wird uns den Vergleich nicht übel nehmen, da er sich keineswegs auf die Tonnen-Wohnung, den Slowaken-Mantel und die ungekämmten Haare des griechischen Philosophen beziehen soll — also, welcher, was das Suchen nach Menschen betrifft, eine große Aehnlichkeit mit Diogenes hat. — Wir meinen unsern alten Bekannten, Bogumil Goltz. Eben liegt uns wieder eine solche neue Wanderung mit der Laterne vor, auf der wieder sehr vielen, zum Theil schon bekannten Menschen und Menschenklassen in's Gesicht geleuchtet wird — ohne Komplimente — in der That, jeder bekommt ganz ordentlich den Text gelesen, und hinten am Schlusse steckt eine große mächtige Ruthe, vor welcher wir — d. h. die unglücklichen Schreiber — eine nicht geringe Bangigkeit im Voraus haben.

Ein zweites Bändchen wird erscheinen, dessen Inhalt bereits in den einzelnen Ueberschriften angeführt wird und da heißt es denn am Schlusse, Kapitel XXIV.: „Zum Signalement einer grassirenden Sorte von Recensenten." — Also das Gute zum Schluß; wie sich Kaulbach im letzten Bilde seiner Illustrationen zu Reineke Fuchs mit der Ruthe abgebildet hat, so verspart Herr Goltz sein Strafgericht über die Recensenten bis an

* Typen der Gesellschaft. Ein Komplimentirbuch ohne Komplimente. Von Bogumil Goltz. „Difficile est satyram non scribere." Erstes Bändchen. Grünberg, W. Levysohn, 1860.

das Ende.* Nun, da wir sehr glimpflich mit seinen früheren Schriften umgegangen sind, so haben wir ein gutes Gewissen und keine zu große Furcht, oder höchstens prickelt uns eine Art Neugier, ähnlich wie die, welche das große Genie plagt, das seine Handschrift der „Illustrirten Zeitung" eingesandt hat, und das gewichtige Urtheil des berühmten chirogrammatodiagnostischen Künstlers (dieser Titel ist vier Groschen unter Brüdern werth), mit Ungeduld erwartet.

Herr Bogumil Goltz ist sehr unzufrieden mit der Menschheit, und er schreibt ihr schlechte Censuren. — Nun zu allen Zeiten sind die Menschen mit der Menschheit unzufrieden gewesen; es ist auch gar nicht zu schwer, zu erkennen, daß die allermeisten nicht das sind, was sie sein könnten, daß sie sich anspucken, wie die Katzen, beißen, wie die Hunde, spreitzen, wie die Pfauen, einander auffressen, wie die Mäuse, daß sie mehr essen, als ihrer Gesundheit zuträglich, mehr trinken, als ihr Kopf verträgt, daß sie das Gerade krumm und das Krumme gerade machen rc., ja daß selbst die Besten und Ersten oft mit Gebrechen und Flecken behaftet sind, die selbst dem Blödsichtigen auffallen.

Was läßt sich dabei machen? Wenn einer derartig philosophirt, wenn ihm die allgemeine Gebrechlichkeit des Menschenwesens auffällig wird, wenn er aus den einzelnen Erscheinungen zum Allgemeinen vordringt, muß er sich da nicht schon gewissermaßen innerlich befreit und losgelöst haben von der Solidarität mit diesem sonderbaren Geschlechte? — Nur ein Mensch, der ein sittliches Ideal vor sich hat, ist im Stande, sich auf diese Staffel zu erheben — und dieses ist die anerkennungswerthe Seite unseres Verfassers, die uns wohlthut und mit der wir uns in vollem Einklange befinden. Alle diejenigen, welche Alles gut heißen, was nach dem natürlichen Laufe der Dinge geschieht, welche begreiflich finden, daß Einer gestohlen hat, weil die Gelegenheit dazu da war, daß Einer betrügt, weil dies ungestraft geschehen konnte, welche dem Einzelnen, dem Volke, der Menschheit fortwährend süßen Brei um den Mund schmieren und ihm allerlei fixe Ideen von der erreichten Vollkommenheit, allerlei Dünkel und Schwärmereien in's Gehirn pfropfen, sind entweder selbst Schwärmer oder falsche Propheten — Jedem, der aufrichtig sich selbst und seine Mitmenschen liebt, muß es willkommen sein, wenn ihm Jemand die Wahrheit sagt, selbst wenn sie bitter wie ein Holzapfel schmecken sollte.

Aber wir haben wohl eine Dummheit gesagt! den Menschen die Wahrheit sagen und glauben, daß die Welt dadurch besser wird, besser wird im Großen und Ganzen und einen Willen fassen wird, auch die geringeren Unarten abzulegen, die ihnen anhaften! — O, wie viel tausend Religionsstifter, Sittenprediger, Philosophen, Satyriker haben sich abgemüht an dieser Aufgabe, haben sich heiser gesprochen und geschrien — und die Menschen bleiben im Großen und Ganzen, wie sie sind; alle Welt weiß, daß Ausschweifung in's Krankenhaus und in's Elend bringt, daß man vom vielen Weintrinken das Zipperlein bekommt, daß Diebstahl und Fälschung in's Zuchthaus führen; aber trotzdem rast die Jugend auf ihre Gesundheit los, der Gichtbrüchige trinkt seinen Wein, der Feinschmecker ruinirt seinen Magen, der Lebemann macht lange Finger im Geheimen.

Herr Goltz ist ein Philosoph und kein Philosoph, ein Satyriker und kein Satyriker! — Und warum? weil er nachdenkt und die menschliche Natur zu erforschen sucht, ist er ein Philosoph, und weil er sich noch über die Menschen ärgert, weil er glaubt, sie ärgern und bessern zu können, ist er kein Philosoph; eben deshalb ist er auch kein rechter Satyriker.

„Auch ich habe den Glauben an die Menschheit nicht aufgegeben," sagt er in der Vorrede, „aber von den Leuten, die ich um Christi Willen leiden und lieben soll, halte ich so wenig, wie möglich, damit ich mir den Respekt und die Liebe für die Genien der Menschheit bewahre.

„Ich trinke gern guten Wein, aber ich esse keine unreifen Trauben, blos darum, weil sie nächstens reif werden und über zwanzig Jahre einen feinen Tokaier herausgeben können. Man kann Wein loben, ohne sich in Krätzer zu berauschen; und so liebe ich die Menschheit und traue ihr für die Zukunft das Beste zu, ohne die Leute vom Dutzend für rechte Menschen und ihre Gelegenheits-, Gewohnheits- oder Zwangstugenden für eine schöne, freie Sittlichkeit anzusehen.

„Ich habe es in meiner Schrift nicht mit der Menschheit, sondern mit ganz bestimmten Menschen und Schichten der Gesellschaft, mit solchen Individuen und Typen zu thun, welche nicht die Träger der idealen Faktoren der Menschheit, nicht ihre Blüthen und Früchte sind, sondern ihre Blätter und ihr Holz.

„Ich stelle nicht die zukünftige, sondern die gegenwärtige Menschheit in ihrer Mauser, in ihren Kulturauswüchsen und Verpuppungen dar. Ich glaube an die Ebenbilder Gottes, nicht blos in Schiller und Goethe, in Shakspeare und Homer, oder in den Helden und Propheten der Weltgeschichte, sondern in jedem rechtschaffenen, edlen, einfältigen Menschengemüth; wie rar aber diese Gemüther heute geworden sind, will ich eben zeigen.

„Ich erkenne die Menschheit auch in schwachen, in schlimmen und närrischen Individuen so weit an, daß ich sie nicht in den Personen verhöhne und hasse. — Aber als Gesammtheit dürfen sie ihrer Züchtigung nicht entgehen, soweit das die schriftstellerische Polizei vermag."

Weiterhin wird gesagt, der Haufe der Alltagsleute, der Mechaniker, der Narren und Kultur-Phantome solle nicht den Gerechtsamen (?) einer Satyre entgehen, die sich auf Wahrheit gründet; die Leute, denen er zu Leibe wolle, seien gewissermaßen die Hottentotten, Kaluschen, Barbaren, Monstra der Kultur. — Auch Somali-Araber, Zulukaffern, Busch-Hottentotten, Dajaks-Kannibalen, Fidschi-Insulaner werden natürlich in einem Athem aufgezählt, um klar zu machen, was der Verfasser unter seinen Naturellmenschen versteht. Und was sind das für Leute, welche Herr Bogumil Goltz mit diesen Vergleichen ehren will: vorneweg sein beliebter polnischer Bauernknecht und der polnische Bündeljude, seine Haupttypen, Vagabunden und Lumpe, dann deutsche Philister und Kleinstädter, ein bürgermeisterlicher Tyrann, ein Munterkeitsoriginal, Leichenbitter und Rührredner, ein jovialer Logenbruder mit stereotypen Witzen und Trinkworten, diverse, nervöse, zänkische, verzärtelte Frauen, Backfische, Enthusiasten rc.

Das Verzeichniß vom Inhalte des zweiten, noch nicht erschienenen Bändchens giebt gleichfalls eine reiche Gallerie von Leuten, die im Ganzen respektabel genug sind: Pedanten und Pädagogen, Originalmenschen und verrückte Genies, Sittlichkeits-Apostel (sic!) und Menschenfresser vom alten Styl, Knauser, Geizhals, lichtfreundliche und extrafromme Christen, unausstehliche Personagen, wie schiefrige Charaktere, Lion's, Renommisten, geniale Taugenichtse, witzelnde Schafsköpfe rc., adlige Portraits, Geistliche, Literaten, zuletzt Recensenten.

Herr Bogumil Goltz macht es doch wohl aber ein bischen gar zu arg — auf die Gefahr hin für einen Zulukaffer, Somali-Araber oder dergleichen gehalten zu werden, möchten wir denn doch, wie wir schon früher gethan, etwas die Partei der Leute ergreifen, denen der Verfasser die Kappe wäscht. Herr Bogumil Goltz hat eine feine Nase, eine feine Beobachtungsgabe, ein hohes Ideal; aber er hat, trotz seiner starken Polemik gegen den Naturalismus und die Leidenschaft selbst, einen guten Theil davon; er hat noch zu viel Aergerstoff in der Galle, um den Menschen gerecht zu werden. — Um Himmelswillen, wer wird sich denn so sehr über die Menschen ärgern! daß z. B. der pensionirte Major N. N. ein beschränkter Kopf ist, dafür kann er nicht — warum hat man ihn zum Major gemacht? Und daß er seine Prise Tabak mit gewichtigem Anstande nimmt, daß er sich eines würdigen Benehmens befleißigt, ohne diese Würde in gewichtigen Worten Ausdruck geben zu können, ist das eine Sache, die solcher Aufregung werth ist?

Am Ende hat der Mann aus sich selbst gemacht, was er aus sich machen konnte, und wenn Krieg gewesen wäre, wer weiß, ob er nicht ein tapferer, pflichtgetreuer Soldat gewesen, feindliche Batterien erobert und hohe Orden bekommen hätte? Mit geistesbeschränkten Leuten muß man immer Nachsicht haben, weil sie wirklich nicht dafür können, und weil die Prätensionen, die sie machen, bisweilen aus dem Instinkte der Selbstachtung entspringen, die jedem Menschen angeboren ist.

Sehr ergötzlich ist z. B. folgende Schilderung:

„Der deutsche Dorfküster oder der deutsche Kantor einer kleinen Stadt, der in Stelle des kranken Pastors ein Evangelium vor der Gemeinde ablesen muß, copiren ihren Vorgesetzten mit einer so erschütternden und entsetzlichen Treue, in dem Todtenernst, in der Leichengebärde, in der Gräberstimme, in der sandwüsten-stöhnenden Inclamation, in dem verwesenden Genre (?) und Kolorit, in der näselnden Krepire (?), daß man nur in England und Amerika, also nur unter der germanischen Race ihres Gleichen trifft. Der ganze Begräbnißstyl unseres deutschen Gottesdienstes begreift sich nur aus der deutschen Melancholie, welche ganz so tief in der Physiognomie der Volksleute, als der Gelehrten und Geistlichen, ganz so abgründlich in den deutschen Frühlings-, als in Sterbeliedern ausgeprägt ist. — Wenn der Mensch überhaupt eine melancholische Bestie ist, so darf der Deutsche für die Essenz und das Genie des Menschengeschlechts gelten."

Was wäre hierauf zu antworten? Ich wüßte nicht, was Kantor und Küster Besseres thäten, als ihren Pastor zu copiren. — Alle Welt copirt. — Man höre von Stadt zu Dorf die Prediger und Geistlichen,

* Das soeben uns zugehende zweite Bändchen reicht nur bis Kapitel XX. und enthält noch kein Recensenten-Signalement. D. H.

und wer einige Bekanntschaft mit den Verhältnissen hat, wer den berühmten Redner kennt, der damals, als diese Herren im Seminarium waren, alle Welt begeisterte, wird eben so viele Kopien desselben finden, bis in die Gesticulationen, bis in einzelne Sprachgewohnheiten, bis in die Gedanken hinein. Die Gelehrten, die Juristen, selbst die Philosophen treten der großen Masse nach getreulich in die Fußstapfen ihrer Führer; sie erstarren in den Doktrinen, in den Systemen, sie sind nicht im Stande, einen selbständigen Standpunkt gewinnen, und wenn es Manche versuchen, so werden sie Krakehler, Phantasten, verrückte Genies; die Schuldressur, die Doktrin des Zeitalters, der Irrthum des Jahrzehntes wird eine bleibende Signatur für Tausende. Wenn der Schulmeister und Kantor den Pastor copirt, so ist das zu verzeihen; denn jedenfalls würde er die Sache schlechter machen, wenn er es nicht thäte, wenn er sich auf eigene Füße stellen wollte; denn Schulmeister, welche den Professor der Gottesgelahrtheit, oder den Naturforscher à la Humboldt spielen wollen, sind gerade auch keine erfreuliche Erscheinung; zudem muß man die Leute betrachten, für die er spricht. — Wenn diese zufrieden sind, so ist es gut.

Das Volk hat aber das vor uns gebildeten, verfeinerten, ästhetischen Menschen voraus, daß es genügsam ist und auf die Sache, nicht auf die Form sieht. Wird der Zweck, den der Gottesdienst hat, nämlich die Erbauung, erreicht, so kann man es dem armen Kantor, der sich doch jedenfalls so würdig wie möglich benehmen muß, schon verzeihen, wenn er etwas näselt, etwas hohler, als gewöhnlich spricht, und ein möglichst ehrwürdiges Gesicht aufsetzt.

Auch die Schilderung des Leichenbitters mit seiner pathetischen Traurigkeit, seinem stereotypen Schmerzenstone ist ergötzlich, und man muß lachen, einmal über den Leichenbitter, wie man ihn selber aus der Erfahrung kennt, und dann über die sittliche Ereiferung, mit welcher unser Verfasser über den armen Schelm herfällt. Ich möchte hier einen Orakelspruch thun, der sich gewiß erfüllen wird: so lange es Deutsche und Menschen giebt, werden auch die Leichenbitter so und nicht anders aussehen, wie sie Herr Bogumil Goltz vorstellt. Soll der Mann vielleicht im Conversationstone sprechen, soll er mir süß in's Gesicht lächeln, wenn er mich ersucht, dem Herrn N. N. die letzte Ehre zu erweisen, oder soll er sein System nach den Personen wechseln, die er einladet, oder soll eine besondere ästhetische Grabesbitterschule errichtet werden, worin das Grabebitten kunstmäßig nach Schiller, Goethe rc. betrieben wird? So viel trägt offenbar das Geschäft nicht: der arme Schneider oder Schuster, der, weil sein Geschäft nicht mehr geht, weil er vielleicht ein Häufchen Kinder zu ernähren hat, zu diesem halbgeistlichen und anständigen Geschäft greift, sich einen altmodischen schwarzen Frack und einen Dreimaster mit langen Floren hinten und von vorn zulegt, handelt ganz in richtigem Instinkt, wenn er ein gesetztes, ernstes Ansehen, eine pathetisch wehmüthige Miene annimmt, wenn er die Augen melancholisch verdreht und mit dumpfer, schmerzhaft modulirter Stimme die schöne Empfehlung von den Hinterbliebenen rc. ausrichtet. Die Leute verlangen das einmal, und die ganze Stadt wird sagen, daß er es schön macht. Jedes Amt, jede Würde hat einmal ihre Manier und ihre Charakterhaltung; der König auf dem Throne, der Priester am Altar, der Richter auf dem Stuhle, der Offizier vor der Fronte — also auch der Leichenbitter. Etwas Schauspielerei wird dabei immer sein, das Innere wird nicht immer dem Aeußern entsprechen — das ist richtig — aber nur dadurch kommt Haltung und Maß in's menschliche Leben; wir sind Alle etwas unserer Stellung, d. h. der Repräsentation und Darstellung schuldig, und gerade das niedere Volk beurtheilt es am härtesten, wenn dagegen gefehlt wird. Hochstehende Männer büßen Viel von ihrer Achtung ein, wenn ihr äußeres Benehmen nicht imponirt, wenn sie sich in ihrer Haltung Blößen geben. Aus diesen Gründen hat man auch die Etikette erfunden.

Alle die Stände, die irgendwie mit Regierung, Kirche, Wissenschaft zusammenhängen, bis zum Dorfschulmeister, bis zum Küster und Leichenbitter hinunter, haben diese Repräsentation nöthig, eben weil sie verlangt wird, weil man ihnen die nöthige Achtung nur zollt, wenn sie sich selbst das gehörige Ansehn geben. Ein recht grimmiger, gesetzter, kurzschnauziger Polizei-Sergeant steht bei dem Volke oft in größerem Ansehen, als ein etwas bummliger, human schwächlicher Bürgermeister; ein pathetischer und selbstbewußt auftretender Schulmeister spielt oft in einem Dorfe eine Rolle, die dem mittheilsamen und natürlichen Pfarrer den Rang abgewinnt. Das Volk sieht im Könige die höchste Gewalt und Majestät, im Priester die Religion, im Richter die Gerechtigkeit, im Lehrer und Erzieher die Tugend, in allen gebildeten Ständen die Wissenschaft und Sittlichkeit; — kann es sich vorstellen, daß ein Fürst redet, wie ein Eckensteher, daß ein Geistlicher die Arme herumschlenkert, wie ein Barbiergesell und spricht wie ein Waschweib, daß ein Richter, der über Tod und Leben entscheidet, im gewöhnlichen Leben faselt, wie ein Schwachsinniger, daß ein Lehrer am Biertische Zoten reißt? rc. Es ist den Ständen, welche der öffentlichen Ordnung dienen, Achtung schuldig und naturgemäß verlangt es auch, daß sie sich demgemäß benehmen und keinen Anstoß geben. — Ganz gewiß ist es richtig, daß es hierin häufig fehl greift und sich mit dem Aeußerlichen genügen läßt, aber doch ist dieser Instinkt ein ganz richtiger, ja auf ihm beruht der Gehorsam, auf ihm die soziale Ordnung. Sie wird stets erst dann zusammenbrechen, wenn bei den höheren Ständen der sittliche Kern ganz geschwunden und nur die hohle Maske übrig geblieben ist, wenn das Volk endlich dahinter kommt, daß man ihm eine bloße Komödie vorspielt.

Jeder Stand hat also seine Charaktermaske und wird sie behalten, selbst wenn die Welt durch zehn Revolutionen durchgehen sollte; wenn sie halb und zu dreiviertel entsprechend ausgefüllt wird, so kann man, wie die Menschen sind, schon zufrieden sein; denn man muß nicht zu viel verlangen. Wenn also Manchem und den Meisten die Maske auf's Gesicht bäckt, wenn sie in ihrem Standespathos erstarren, so muß man dies nicht zu hart beurtheilen. Wenn man will, kann man ja seinen Spaß daran haben. Freilich muß man es dann nicht übel nehmen, wenn Andere hinter uns gleichfalls Männchen machen.

Die nervöse Damen-Pathologie ist auch ein interessantes Kapitel, aber der Verfasser wiederholt sich etwas darin; die nervöse, launische, eitle Luxusfrau, die Verzieherin ihrer Kinder, den Drachen des Mannes, die Peinigerin ihrer Dienstboten kennen wir bereits. — Will Herr Goltz, der gerade unter dieser Klasse gewiß viele Leserinnen hat, Propaganda machen, will er sie bessern, will er den Kraft-Apostel spielen?

Hier, wie in so vielen andern Fällen, ist Hopfen und Malz verloren. — Er kann sie höchstens ärgern — aber auch das nicht einmal. Blasirte Frauen, welche diese ihre Abschilderung und Konterfeiung lesen, werden sich in den Mantel der Verachtung hüllen und es plebejisch gemein finden, wenn man in dieser Weise von einem Leben spricht, das man nicht versteht.

Wir könnten noch manche Züge, manche Charakter nach des Verfassers Auffassung vorführen, aber wir wollen dem Leser nicht vorgreifen; wir bemerken nur noch, daß Herr Goltz auf seiner Diogenischen Laternenwanderung endlich einen Menschen gefunden zu haben glaubt, einen Menschen, der allerdings dem Ideale ziemlich entspricht, wie es sich der Verfasser vorstellt. Die diesem in den Mund gelegte Philosophie sieht ziemlich wie seine eigene aus.

„Ein alter Ehrenmann, der ursprünglich Auditeur, dann Rottmeister, Bürgermeister, Friedensrichter und zuletzt Rechtsanwalt war (ist das in Preußen möglich!!), gab einmal im Eifer gegen einen verwöhnten feinen Herrn, der fürchterlich viel Umstände mit seiner empfindlichen „Natur“ machte, folgendes Glaubensbekenntniß zum Besten, das er mit seinem ganzen tüchtigen Leben erhärtet hat. — „Ach, was da mit eurer vertrackten Natur und Organisation! Der Mensch kann Alles, was er will. *Wenn ich morgen Dachdecker werden soll, so habe ich keinen Schwindel mehr!* — Gebt eurer hundsföttischen Natur Fußtritte vor ..... und haltet euch wenigstens Kopf und Brust frei. Mir darf kein Mensch weder mit seiner Organisation, noch mit seiner Gewohnheit, oder vollends mit seiner Unschuld kommen. Es giebt keine *unschuldigen Menschen*, so wenig wie unschuldige Schulbengel. Der Schulmeister kann sie hauen, so oft wie er Motion braucht, praenumerando und postnumerando, das bleibt sich gleich; und wir großen Lümmel bleiben unseres Herrgottes und Schicksals unnütze Jungen. — Ich habe in diesem Punkte eine russische Philosophie, und wenn mir die Unschuld aus der Organisation bewiesen wird, so hau' ich die nichtswürdige Organisation. Ein Mensch soll nicht verrückt organisirt sein. Ochs und Esel werden auch nur so traktirt, weil sie so organisirt sind.“

„Der Wille ist erst der richtige Mensch; kann Einer nicht wollen, daß er will, so muß ihm der richtige Wille gemacht werden. Es wird zu viel Federlesens nicht nur mit den Schuljungen, den Vagabonden, mit verrückten Frauenzimmern, sondern auch mit uns Allen verführt, und Jeder macht vollends zu viel Umstände mit sich selbst. Im gescheutesten und besten Menschen steckt eine Narrethei und Teufelei, die nur durch Sorge und Arbeit, durch Mechanismus, durch gute Mannszucht und vernünftige Gewohnheiten in Schach erhalten wird. — Sobald aber Feiertage und Glückswechsel kommen, sobald Reformation und Rebellion ausgebrochen ist, so werden wieder die Vernünftigen, die Literaten und Gelehrten mitunter närrischer, als die, welche von Hause aus nicht recht bei Troste sind. — Das ist dann die Reaction, welche die verschlossen gewesene Narrheit auf die Gescheuten ausübt rc.“

„An dem Gesundheits-Rezept läßt sich viel herummäkeln,“ meint

Herr Goltz. — „Gewiß nicht — an der Sache selbst nicht — aber wohl an der Form. Jeder verständige Mensch mit soliden Lebenserfahrungen wird zugegeben, daß ernste Zuchtmittel, strenge Erziehung, Anhalten zum Fleiß, zur Ordnung, daß knappes Leben, kräftige Anstrengungen, gleichbleibende Willensspannung, Geduld, Entsagung, Selbstverleugnung, selbst Schicksalsschläge den heilsamsten Einfluß auf ihn geübt und vor Thorheiten, Verlotterung, sittlicher Feigheit, wenn nicht vor Aergerem bewahrt haben. Und das ist eigentlich die Lehre, die unser Schriftsteller seinen Lesern eindreschen und einpauken will. Er fehlt nur, wie gesagt, darin, daß dies Alles mit einer Hast, einer Leidenschaftlichkeit geschieht, die selbst noch etwas elementar ist, wie er sagen würde. „Roher Schinken, Prügel und kurzer Prozeß" thun's auch nicht, der Ehrenmann rumort mehr, als er überzeugt. Ich glaube, es kann Einer ein sehr beherzter, muthiger, kaltblütiger Mensch sein, und wenn er sich wirklich recht genau kennt, wird er sich sagen: „Morgen, wenn ich Dachdecker werden soll, bekomme ich ohne Zweifel den Schwindel!" Man kann auf diesem Wege des schrankenlosen Zutrauens zu sich selbst ebenso leicht und leichter ein Narr werden, als auf jedem andern. Dies wird einleuchten. Was ferner das Prügeln der Schuljungen praenumerando und postnumerando zur Motion des Lehrers betrifft, so ist dies jedenfalls stark in der Aufregung gesprochen. Es giebt gewiß noch gute, fleißige, anständige Kinder, welche der Schläge nicht bedürfen, und auf welche sie gewiß den entgegengesetzten Einfluß ausüben würden, abgesehen davon, daß ein solcher Lehrer entweder ein Narr oder ein Trunkenbold sein müßte.

Summa Summarum, unser Verfasser meint es gut mit der Menschheit und kennt sie recht genau, aber er hat einen starken Geruchsinn, viel Zornstoff und Unruhe; das hindert ihn, in vielen Fällen gerecht zu werden und seine Stelle als Sittenrichter zu behaupten. Nichtswürdige, absichtliche böse Menschen, Zerrbilder und Feiglinge geben wir ihm gern Preis; aber es giebt viele gute, brave, rechtschaffene Menschen, die er zu hart beurtheilt, weil er einen zu starken Sinn für Mängel hat. Etwas falsches Pathos, etwas Langweiligkeit, etwas Sentimentalität, etwas Bummelei, etwas Affectation, etwas Wehleidigkeit und Schwäche kann man den Menschen schon nachsehen, wenn nur der Kern gut ist, wenn sie sich redlich nähren, ihre Kinder rechtschaffen erziehen, ihre Pflicht nach Kräften thun und in Beziehung auf die Nebenmenschen nicht gar zu stark über die Schnur hauen — und dieses thut wohl noch ein guter Theil. So lange wird also die Welt noch stehen bleiben.

Mannigfaltiges.

— Die Presse in England und in Deutschland. Wir müssen dem Ausspruche der „National-Zeitung" beitreten, wenn diese es der „Köln. Zeitung" zum Vorwurfe macht, daß sie in der bekannten Streitsache des englischen Capitain Macdonald in Bonn weder das deutsche Publikum vollständig aufgeklärt, noch der englischen Presse gegenüber die Ehre und Unabhängigkeit der deutschen Presse gehörig wahrgenommen habe. Ebenso stimmen wir der National-Zeitung darin bei, daß das ganze Jammergeschrei der englischen Blätter auf Unkenntniß, und zwar nicht blos der Zustände des Auslandes, sondern auch der eigenen englischen Gesetzgebung beruht. Wir weisen dies in unserem heutigen Artikel „England" nach, der sich auf die erste Autorität im Punkt englischer Gesetzgebung, auf Blackstone, stützt. Die heuchlerischen und zugleich pöbelhaften Artikel der Times werden von gebildeten Engländern stets als cant bezeichnet. Cant aber ist ein englischer Ausdruck, der in keiner anderen Sprache durch ein einziges Wort sich wiedergeben läßt, indem das Zeitwort to cant sowohl heuchlerisch wimmern, als die Sprache des Pöbels reden heißt.

— Böhmens Alterthümer. Das von uns bereits mit verdienter Anerkennung besprochene Kupferwerk mit beschreibender Darstellung: „Alterthümer und Denkwürdigkeiten Böhmens," von Ferdinand B. Micowec,* ist jetzt bis zur zwölften Lieferung erschienen, womit der erste Band des Werkes vollendet ist. Die nach allen literarischen Richtungen hin thätigen und unermüdlichen Verleger haben durch die diesem Werke verliehene Sorgfalt und Ausstattung dasselbe ebenso für Böhmen selbst, dem es zunächst gewidmet ist, als für die Freunde deutscher Geschichte, in welcher das zum Theil von sang- und kunstreichen Slaven bewohnte Land eine so bedeutende Rolle spielt, zu einem anziehenden Handbuche der Belehrung und Unterhaltung gemacht. Die tschechischen und katholischen Professoren der von Kaiser Karl IV. gestifteten Universität Prag haben zwar mit seltsamer Ueberhebung und Ungeschicklichkeit verschmäht, zu der Jubelfeier der Universität Berlin auch ihrerseits eine Deputation zu senden, weil sie zu den Lehrstühlen der deutschen Reformation und der deutschen Kultur in keiner Beziehung zu stehen vermeinen; doch das soll uns Deutsche nicht abhalten, uns für ein Land, das, ungeachtet seiner vielen slavischen Bewohner, stets ein integrirender, wichtiger Theil des großen, deutschen Ganzen war, auf das Lebhafteste zu interessiren. „Das schöne Böhmen, die Perle in Oesterreichs Krone (wie es in dem Vorworte des ersten Bandes heißt), besitzt an stattlichen Herren- und Ritter-Sitzen, an Kirchen- und Stadtbauten, an historisch und künstlerisch merkwürdigen Werken der Skulptur und Malerei einen Reichthum, wie er sich, mit Ausnahme von Italien, in keinem anderen Lande finden dürfte. Und wahrlich, hat irgend ein Land Perioden aufzuweisen, die dem Aufblühen und Entfalten von Kunst und Wissenschaft besonders förderlich waren, so ist es Böhmen; kann irgend ein Volk auf eine ruhmwürdige Vergangenheit, auf eine Reihe glorreicher und kunstsinniger Herrscher, auf einen Adel, der seiner Zeit und der Geschichte gleich große Helden, wie Mäcene der Kunst, gegeben, mit gerechtem, patriotischen Stolze zurückblicken, so ist es das Volk der Böhmen."

Die in der letzten (12.) Lieferung des ersten Bandes enthaltenen Stahlstiche: das Hauptaltarblatt in der Domkirche zu Prag und das Schloß Melnik, können, ebenso wie die in den beiden ersten Lieferungen des zweiten Bandes enthaltenen Abbildungen des Kaisers Karl's IV. und des Königs Wenzel's IV., als Belege für den hohen Kunstwerth und die geschickte Auswahl der dieses Werk begleitenden Illustrationen dienen. In der zehnten Lieferung haben wir mit Bedauern eine Abbildung zu dem anziehenden Aufsatze über die Pforte der Alt-Neuschule zu Prag vermißt.

* Mit Zeichnungen von Joseph Hellich und Wilhelm Kandler. Prag, Kober & Markgraf.

J. L.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. — Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Bestellungen
übernimmt jedes Postamt des deutsch-österreichischen Postvereines, sowie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallstraße Nr. 21) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin

für die Literatur des Auslandes.

Dieienigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins“ nicht direct correspondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commissionair, Herrn B. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

Herausgegeben von **Joseph Lehmann.**

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

№ 47. | **Mittwoch, den 21. November 1860.** | **29. Jahrgang.**

Inhalt:

England.

Literatur-Bericht aus England.

Landwirthschaftliche und literarische Aerndte.

„Du sollst nicht stehlen,“ von Charles Reade.

London, Ende October.

„Das Wetter und die Aerndte.“ Wetter und Weizen. Seit Monaten gab es keine wichtigere Lebensfrage, kein inhaltschwereres, tägliches Zeitungs-Thema, als „the weather and the crops.“ Während der letzten Wochen wurde der Sonnenschein eines Tages in England auf Hunderttausende von Pfunden abgeschätzt. Acht bis zehn Stunden Regen kosteten dem Lande jedesmal so viel, wie zwei Erzbischöfe im ganzen Jahre. Wurde der Sturm zum Orkane, was ziemlich regelmäßig jede Woche einmal passirte, kostete es durchschnittlich an Schiffen und Waaren, Schornsteinen und Bäumen ꝛc. noch jedesmal eine halbe Million extra. Menschen sind spottbillig in England und werden bei solchen Gelegenheiten gar nicht mitberechnet.

Ja das Wetter war während dieses Jahres nicht blos Ausfüllung der Verlegenheit und Gedankenlosigkeit in der Unterhaltung. Es war eine Macht, stärker als alle obersten Zehntausende zusammen, ein Dämon, ein Moloch, dem Millionen an Produkten und Waaren, dem Menschen in Mord, Doppel- und Triple-Mord und Selbstmord geopfert wurden. Wie viele starben unter seiner furchtbaren Herrschaft! Ach und dieser Rheumatismus und diese Giftrosen, die ihm blühten, selbst — und am Meisten — an den kostbaren Gelenken der Lords und sonstigen Auserwählten!

Was auch Gesunde an Geist und Laune dabei verloren, das geht in's Transcendente. Die Meteorologie selbst verlor vielfach ihren Verstand und gab ihren Irrsinn in unzähligen Leitartikeln, Einsendungen und Abhandlungen zum Besten. Auch die alltäglichen Engländer, die die Hohlheit und den Verfall Englands und ihrer Köpfe, wie Thomas Carlyle einmal bemerkte, hinter das Wetter verbergen und sich, triefend von Regen und gepeitscht vom Sturme, mechanisch und nach Gewohnheit von der Wiege an gegenseitig zurufen: „Fine morning, Sir! Very fine!“ Beautiful day Sir! — Very beautiful etc.; auch sie verloren während dieses Jahres allen Boden und alle Courage für diese ihre Gesprächigkeit, und saßen in Omnibus und halbe Tage lang in Eisenbahnen stumm neben einander und sagten gar nichts, da sie an die Stelle des „very fine“ und „very nice“ — absoluten Unmöglichkeiten — kein anderes Wort zu setzen erfanden.

Die Meteorologen kamen in ihren Wetter-Abhandlungen bis zu direkten Gegensätzen. Einer bewies, daß es in England seit einem halben Jahrhundert immer kälter und feuchter geworden sei, während ein Anderer aus sorgfältiger Untersuchung das Resultat fand, daß der Regen abgenommen und das Wetter im Jahresdurchschnitt milder geworden sei. Das wurde dem Marquis von Tweeddale, Präsidenten der meteorologischen Gesellschaft, zu arg, so daß er einen Preis auf Beantwortung der Frage ausschrieb, ob es neuerdings stärker geregnet habe, als früher. Unter den vielen eingelaufenen Abhandlungen gewann die von Jamieson den Preis. Sie ist jetzt unter dem Titel: „The Tweeddale Prize Essay on the Rainfall. By T. F. Jamieson“ (Edinburgh, Blackwood), im Buchhandel erschienen und weist nach, daß im westlichen Europa Barometer, Thermometer und Hygrometer seit Jahrhunderten im Durchschnitt und im großen Ganzen sich gleich geblieben seien, daß Temperatur und Regen alle Jahre ziemlich dieselbe Rolle gespielt haben. Wesentliche Veränderungen seien blos geologischer Natur und dehnten sich über Jahrhunderttausende aus. Diesem Sommer und Herbst gegenüber ist das allerdings schwer zu glauben, aber diese Weisheit ist von der meteorologischen Gesellschaft preisgekrönt worden und gilt daher vorläufig als Wetter-Dogma, obgleich wir dabei im Juli in wollenen Jacken einhergingen und die Regenschirme kaum zu bezahlen waren.

Das Wetter und die Aerndte! Ueber letztere ist noch keine offizielle Wissenschaft festgestellt worden, im Allgemeinen hofft man aber vorläufig immer noch, daß sie nicht viel unter'm Durchschnitt ausfallen werde. Da wir keine Kornhändler sind, können uns die täglichen Schwankungen, die Hoffnungen und Befürchtungen, die an den oscillirenden Preisen hängen, nicht weiter interessiren. Wir wollen uns dafür einmal die literarische Aerndte der vergangenen und abgeschlossenen Season ansehen. Sie scheint weit unter dem Durchschnitt ausgefallen zu sein. Von eigentlichen Productionen machten sich nur wenige bemerkbar, und zwar hauptsächlich auf dem reichbeackerten Felde des Romans. Wir schließen noch aus, was sich im Cornhill- und andern Magazinen bisher stückweise geltend machte und warten auf die vollen, selbständigen Bände, wie sie sich z. B. als „weiße Dame“ von Wilkie Collin's einstellten, nachdem dieses „Woman in White“* die Leser und Leserinnen des Dickens'schen „All the Year Round“ Monate lang, Woche für Woche, gequält und gefoltert hatte. Wilkie Collins, seit Jahren eine eigene, liebenswürdige, pikante Größe neben Freund Dickens, schon als Persönlichkeit mit seinem selbständigen, ex-englisch bartumwaldeten Kopfe Trost gegen die sonstigen englischen Köpfe und Gestalten bietend, gilt als einer der Eminentesten unter den Eminenten. Seine Romane spielen nach dem Erscheinen immer die Rolle der „Jane Eyre,“ der „Lucretia,“ des „Adam Bede“ u. s. w. unter

* The Woman in White. By Wilkie Collins. London, Sampson, Low and Co. Berlin, Asher and Co.

dem belletristischen Publikum. Er hat eine dämonische Gabe, zu fesseln, hinzureißen und in furchtbarer Spannung bis zur letzten Seite des dritten Bandes zu erhalten. Sein Genie, seine Force ist melodramatisch-mysteriös-nachtseitlicher Art, „Manfred-Mephistopheles," großartige, finstere Passion, feinste criminalrichterliche und genial geheim-polizeiliche Ausspürung und Untersuchung nach verwirrten Ketten und Labyrinthen von „circumstantial evidence." Mit niederländischer Treue portraitirt er in der Wolle gefärbte, höhere, nicht an den Galgen zu bringende, fashionable Verbrecher und schwelgt in ausdauerndster, feingesponnener Enthüllung tiefverborgener und verwickelter Schuld. Und solche Schwärze hinter dieser immer weiß erscheinenden, unschuldigen Titel-Heldin? O diese ist ganz Nebensache, außerdem wahnsinnig. Dies „Woman in White" erinnert bedeutend an ein juristisches, analytisches Meisterstück von acte d'accusation eines französischen Staatsanwaltes. Sein Roman ist eine Anklage. Die Art, wie er diese begründet und dann als Vertheidiger wiederlegt — diese ihm eigenste, meisterhafte Art bildet den eigentlichen Reiz und die leidenschaftliche Triebkraft im Leser bis zum Ende des dritten und letzten Bandes. Daß er dabei die Gans wegen der Eier opfert — kills the goose for the golden eggs augenblicklichen, schauspielerischen Erfolgs, des Stürmens bei Mudie, dem großen Buchbibliothekar, der drei- bis vierhundert Exemplare von solchen Sachen anschaffen muß, des nervösen Stürmens durch die drei Bände, der Aufregung und Leidenschaft dabei, um hernach die weiße Dame nie wieder anzusehen, das ist eben nur die moderne Mode und Schwäche der belletristischen Literatur überhaupt.

Der „Vicar of Wakefield" ist ein „Lesebuch" aller Zeiten und Nationen geworden, weil man sich, nachdem man die einfache Geschichte selbst längst auswendig weiß, immer wieder für die Einzelheiten, für jede Zeile interessiren kann. Bei Collins haben wir's mit Raub, Mord, Fälschung, Betrug, Unterschlagung, Illegitimität, gefälschten Persönlichkeiten, Wahnsinn und Tod zu thun. Wir sind in einem Treibhause der Verbrechen. Die eine Hälfte der „Charaktere" spekulirt und conspirirt fortwährend auf Betrug, Todtschlag und Mord der andern Hälfte, aber sie bleiben frei von Polizei und Criminalgericht. Keine Handfesseln, keine Perücken, keine schwarzen Kappen, um darunter die in der Wirklichkeit ewig wiederkehrende Phrase über die ewig wiederkehrenden Mörder zu sprechen: „daß du sollst aufgehangen werden am Halse, bis todt." Diese Skandäle und Verbrechen kommen nicht vor Gericht, nicht in die Zeitungen. Die Leute sind zu gebildet, zu respektabel, um sich fassen zu lassen. Der Verfasser schont auch mit seinen Mord- und Todesscenen das Publikum und tödtet seine Agamemnon's hinter der Bühne, wie der griechische Dichter. Seine schwärzesten Hallunken renommiren in Opernlogen, rauchen echte Cigarren und fahren lustig in Hansom's Sicherheits-Droschken, jenen zweiräderigen Flugmaschinen, in denen sich's besser fährt, wie in der feinsten Herzogin-Equipage. Selbst seine beinahe bluttriefende Klytemnestra hält sich ganz anständig, trinkt Thee und ißt gebutterten Toast dazu und erwidert herablassend die andächtigen Verbeugungen des Geistlichen. Er kennt sein Publikum, den Geschmack der Zeit. Selbst der ungeschminkte, grob wirkliche Doppel- und Triple-Mörder wird während der Tage von der Verhaftung bis zum Galgen ein Held der Tagesgeschichte. Die Zeichner für illustrirte Blätter portraitiren ihn, die Berichterstatter der Zeitungen geben täglich Bulletins über seine Gesundheit, seinen Appetit und seinen Humor, was er gesagt, wer ihn besucht ꝛc. Geistliche und weltliche Personen laufen sich die Beine ab, theils um ihn für den Galgen zu reisen, theils ihn durch Deputationen und Petitionen zu retten. Von allen Seiten wird er zärtlich, mit Zuvorkommenheit und Liebe behandelt. Geistliche und Richter nehmen auf dem Schaffot den rührendsten Abschied von ihm und die Tausende von Spitzbuben und Neugierigen, die die ganze Nacht lauerten, lärmten und warteten, um ihn am Morgen ja recht gut hängen zu sehen, klatschen ihm tobenden Beifall, wenn er mit einer gewissen kecken Force die Leiter hinaufsteigt und überhaupt als ein Kerl, der sich gewaschen hat, stirbt.

So interessant und anziehend sind dem englischen Publikum die ungeschminkten, ekelhaftesten Mörder. Wie werden sie sich von diesen idealisirten und spiritualisirten Bösewichtern begeistern lassen? — Ich mache ihnen keinen Vorwurf darüber; ging's mir doch selbst nicht besser. Diese Anatomie und Dialektik in Verfolgung und Ausspürung der verschiedenen Verbrecher, deren Genialität und List, womit sie durchzuschlüpfen und respektabel zu entkommen oder ganz unentdeckt zu bleiben wissen — das Alles ist genial, Meisterwerk, hinreißend. Die „Geschichte" selbst, in Tausend feinen Gliederungen und geschickt verwebten Verbindungsfäden über Eintausend Seiten ausgesponnen, wollen wir nicht im Skelett oder auszugsweise mittheilen. Collins erbittert sich in der Vorrede gar heftig über diese Unart der Kritiker, die hier zur Versündigung werden würde, da die verschiedenen Fakta und Bewegungen der Handlung ohne die Tausende von zarten Verbindungsfäden ganz ihre Verständlichkeit verlieren und oft unmöglich erscheinen würden. — Die Richtung, der Geist und die Tendenz dieser Art von Belletristik ist sicherlich krankhaft, ungesund und verdammlich. Wir würden vielleicht auch jedes andere Produkt dieses Geistes mit einem Keulenschlage verdammen — aber hier heißt's: Beuge dich, denn es ist ein Meisterwerk.

Und die übrigen Romane? Ich weiß von keinem andern etwas, will nichts wissen. Die gute Waare steckt noch in den Journalen und Magazinen, welche mit unersättlicher Gier und unzähligen Schlunden den eminenten, guten und selbst nur brauchbaren Federn jedes beschriebene Blatt noch naß unter den Händen wegreißen, um die zahllosen enggedruckten Seiten, die wöchentlich und monatlich geliefert werden müssen, zu füllen. Die gute Waare? Ich möchte sagen: die Waare der einmal modigen Federn. Es ist kaum möglich, daß die besten Talente in diesen wöchentlichen, kontraktlichen Lieferungen etwas künstlerisch Abgerundetes zu Stande bringen. Collins macht nur zum Theil eine Ausnahme, da man oft genug die verschiedenen Wochen-Lieferungen durch das Gewebe hindurchscheinen sieht. Von den Hunderten der Journale und Magazine will jedes seinen fortlaufenden Roman aus einer berühmten Feder haben. Deshalb können diese berühmten Federn kaum noch mit Muße der Muse dienen: sie alle müssen sich auf's Fabriciren werfen. Nur weibliche Federn können noch in ihren Erstlings-Producten das Talent und Genie, welches sie etwa haben, zu künstlerischer, dichterischer Geltung bringen. Später, wenn Journal- und Magazin-Eigenthümer ihre Adressen wissen, ist's in der Regel auch vorbei. Schwerlich wird Miß Evans noch einen „Adam Bede" schreiben.

Ich habe verschiedene neue Romane zu lesen angefangen, sie aber alle bei Zeiten wieder weggeworfen. Nichts mehr von Romanen! Lieber etwas Originelles, Geniales: Drummond. Ja Drummond, der bei Lebzeiten als eine Art von Hofnarr des 658-köpfigen Unterhauskönigs galt, ist ein Genie, ein Genius grober, schlagender, witziger Ehrlichkeit unter den Hypokriten und Schwachköpfen, mit denen er im Parlamente saß. Wir sehen's jetzt erst ordentlich aus seinen gesammelten Reden und Abhandlungen, die sein Schwiegersohn, Lord Lovaine, herausgab.*

Lord Aberdeen sagte ein Mal in Palmerston'scher Weise, daß er sich durchaus nicht bewegen lassen werde, über gewisse diplomatische Angelegenheiten Auskunft zu geben. Drummond stand auf und erzählte folgende kurze Geschichte. Ein Hochschotte war nach Indien gegangen und mit einem außerordentlich gut sprechenden Papagei für seine Frau wieder nach Hause gekommen. — Ein anderer Hochschotte, der seiner Frau womöglich ein noch besseres Geschenk machen wollte, reiste nach Edinburg und brachte ihr eine große Eule mit. Die Frau sagte ärgerlich, daß die Eule nie würde sprechen lernen. Sehr richtig, antwortet er, aber bedenke, „welche Fülle von Gedanken sie in sich hat" — („Consider the power af thought he has in him.")

„Die „Times" (mit ihren gemeinen Schwankungen und Widersprüchen) erinnert mich immer an einen Sumpfteich in der Nähe einer von meinen Farm's. Ich dachte einmal, ihn durch Drainage zu beseitigen und fragte meinen Pächter um Rath; der aber sagte: O nein, nein, nicht drainiren! Bei nassem Wetter giebt er Wasser genug für die Kühe, und ist's nicht für die Kühe, ist's doch etwas für's Schwein, und ist's nicht für's Schwein, ist's doch etwas für die Gans. So ist's mit der Times. Sie sagt ungefähr dasselbe, was ein altes Wirthshausschild auf der Straße nach Alton:

We are the old magpie on the right —
The other has set up in spite

„Sie können heute schwarz schnattern, morgen weiß. Wir haben allein das Recht zu schnattern, wir sind die einzigen wahren Lehrer des Reichs und der Welt."

In einer Schilderung des Unterhauses, als eines großen „Stellen-Bazar's" und „Anstellungsmarktes," beklagte D. das Ministerium, daß es schwach sei, weil es nicht genug Stellen zu vergeben habe. Robert Peel konnte einmal kein Ministerium zusammenbringen, weil die Gespräche gewisser Damen des Schlafzimmers nicht befriedigt werden konnten. „Die Regierung ist eine Cybele oder Tellus mit mehr Applikanten für Lords, als sie versorgen kann, oder um ein verständlicheres Gleichniß zu machen, wie die Mutter-Sau in Gillray's Bilde, die mehr Junge geworfen hatte, als sie Zitzen besaß. Ich bemerke, daß Jemand, der hinter dem Mini-

* Speeches in Parliament, ond some Miscellneous Pamphlets of the late Henry Drummond Esq. Edited by Lord Lovaine. In II vols.

sterium sitzt, etwas über Indien vorbringen will. Was ist das Anderes, als das Quieken eines Saugferkels, für welches keine Zitzen da sind?"

Wie sarkastisch, treffend und wahr sind alle diese Hiebe? Reden, in denen sich treffende Hiebe und witzige Schläge von Anfang bis Ende durchziehen, sind zugleich oft logische und rednerische Meisterstücke, hinter denen ein furchtbarer Ernst und nobler Patriotismus stecken. Seine Abhandlungen, die er als Apostel der Irvingianer, denen er den splendidesten Tempel baute, und überhaupt als dogmatischer Autodidact schrieb, sind nicht seine Stärke und wenigstens nicht nach unserm Geschmack. Als Politiker, Parlamentsmitglied und Redner gehörte er zu den durchweg ehrlichen und muthigen Charakteren mit Geist und Galle genug, oft zwischen die allgemeine parlamentarische Corruption, wie ein Christus mit der Geißel in die Wuchertempel, hineinzustürmen und nach allen Seiten treffende Schläge auszutheilen. Männer seiner Art sind jetzt ziemlich ausgestorben, wenigstens fehlt es den Wenigen, die ihm an Ehrlichkeit und Muth gleichen mögen, an seinem Witz, an seiner unwiderstehlichen Satyre, an seinem durchdringenden, schonungslosen Scharfsinn. Wer England politisch und parlamentarisch kennen lernen will, findet in seinen Reden eins der pikantesten Lehrbücher.

Ueber ein anderes, noch fauleres Gebiet belehrt uns Charles Reade mit Heugabeln und Keulenschlägen über die Spitzbüberei von ganz England, besonders der Fabrikanten für's Theater. „The Eighth Commandment. By Charles Reade. London, Trübner and Co." (bei den Engländern ist: „Du sollst nicht stehlen," achtes Gebot), enthüllt den unverschämtesten, geschäftsmäßigen Betrug und Diebstahl, der je von literarischen oder sonstigen Dieben producirt ward. Seit Jahren stammen fast alle theatralischen Neuigkeiten Englands von französischen Stücken, die nur höchst ausnahmsweise als Quellen angegeben werden.

Vor zehn Jahren ward ein Vertrag zum Schutze gegen literarischen Diebstahl zwischen England und Frankreich geschlossen. Die französischen Theaterstücke wurden dadurch gegen unerlaubte Uebersetzung geschützt, aber „freie oder anständige Nachahmung" ward zugestanden. Diese „fair imitation" aber ist zur unverschämtesten, geschäftsmäßigen Verhunzung durch Uebersetzung geworden. Man streicht ein paar Rollen, ändert den Titel, übersetzt unrichtig und keine Welt kann den französischen Autor vor dieser „fair imitation" schützen. Charles Reade kaufte das Eigenthums- und Uebersetzungsrecht des vor vier bis fünf Jahren populairen Stücks: „Les Pauvres de Paris," und warnte in den Zeitungen vor diebischer Uebersetzung. Das Strand-Theater gab es als „The Pride of Poverty" mit Quellenangabe, Warnungen Reade's halfen nichts. Er klagte um Schadenersatz, wurde ab- und an einen andern Gerichtshof verwiesen. Die Verklagten spielten die Sache vor einen dritten Gerichtshof, bei welchem sich der Kläger nicht stellte. Nun traten die Verklagten als Kläger gegen Reade auf und forderten 1000 Pfund Schadenersatz von ihm wegen „Uebersetzungs-Injurie" (libel of copyright). Sie kamen nicht damit durch. Kläger und Verklagte mußten Kosten und Kosten bezahlen, die Richter und Advokaten strichen die Gelder ein und lachten über Beide. Reade schrieb ein Buch der maßlosesten Wuth über diese Gauner und Spitzbuben, die England bewohnen. Wer „starken Tabak" von Zorn und Schimpf kennen lernen will, sehen will, wie die Bretter, welche „die Welt bedeuten," versorgt werden, mag Reade's Buch studiren.

Und nun noch ein Wort über meine englische Lieblingsliteratur, die touristische. Um möglichst viel auf wenig Raum zu geben, begnüge ich mich mit Katalogisirung der hauptsächlichsten Erscheinungen der letzten Zeit. Unter diesen nimmt der „Bockhara-Wolff" eine der ersten Stellen ein. Wolff, der Sohn des Rabbi David in Würtemberg, der schon als Kind wegen seiner christlichen Ketzerei aus dem väterlichen Hause gejagt ward, in Frankfurt a. M., Halle, Wölf, Prag (wo er sich taufen ließ), Wien Rom (in der Propaganda), sich zum eifrigen Missionair vorbereitete, durch Freund Henry Drummond veranlaßt ward, mit nach England zu kommen, um von hier aus, in Cambridge vollends vorbereitet, als christlicher Missionair für die Juden nach Palästina zu gehen. Seine Reise- und Missionsabenteuer von Jerusalem bis Bockhara und sein ganzes Leben sind so eigenthümlich und mit einem gewissen trockenen Humor geschrieben, daß wir sein Buch: „The Travels and Adventures of Dr. Wolff," London, Saunders, als eins der anziehendsten empfehlen können. Es soll ein zweiter Band folgen. Er fand nach seiner Rückkehr eine Vikarstelle in Ile Brewers und wurde Schwiegersohn des Grafen von Oxford. Doch hatte er dort keine Ruhe. Vor einiger Zeit machte er bekannt, daß er wieder als Missionair unter die Heiden und zwar nach Tibet gehen wolle.

Das entlegenste, grenzungewisse, goldreiche, koloniale Besitzthum Englands, genannt Britisches Columbia und die Vancouvers Insel, das neuerdings eine so bedeutende Rolle in der englisch-amerikanischen Politik spielte, wird von einem königlichen Ingenieur gewissenhaft in geographischer Beziehung geschildert und uns überhaupt zum ersten Male auf eine zuverlässige Weise näher gebracht. Es ist das Werk von Despard Pemberton: „Facts and Figures relating to Vancouvers Island and British Columbia" etc. (London, Longman.) Namentlich werden den Grenzmächten die nach eigenen Vermessungen gefertigten Karten willkommen sein.

Zu Krapf's Ost-Afrika ist ein neues Reise- und Forschungswerk über die See-Regionen Central-Afrika's gekommen und zwar von dem berühmten touristischen Helden, Capitain Burton. Sein zweibändiges Werk: „The Lake Regions of Central Africa; a Picture of Exploration. London, Longmans), führt von Ost-Afrika und Central-Rhutu bis zum Fuße der Niagara-Gebirge durch Sümpfe und am großen See hin, die bisjetzt ganz unbekannt waren und vielleicht auch unbekannt zu bleiben verdienen, denn etwas Entsetzlicheres von Pest-Klima und gräßlichen Menschengestalten ist wohl kaum auf der Erde wieder zu finden. Eine trübe Sonne kocht und schmort aus fettigen Sümpfen die üppigste, über einander hinkletternde und faulende Vegetation. Dazwischen stecken Menschen in faulen, heißen, triefenden Höhlen, häßlicher, elender, blödsinniger und niederträchtiger als Alles, was sich die unglücklichste Fieberphantasie an scheußlichen Gestalten ausmalen mag. Und neben dieser gräßlichsten Verunstaltung des Menschengeschlechts und den ewig giftkochenden Sümpfen dann oft wieder die fabelhafteste Schönheit und Poesie landschaftlicher Gebilde mit Gebirgen und ungeheuern Wasserspiegeln. Die geographischen und ethnographischen Details muß man im Buche selbst nachlesen. Es hat seinen bedeutenden Werth in der reichen, afrikanischen Reise- und Forschungs-Literatur, da es abermals eine bisher ziemlich weiße Stelle auf der Karte ausfüllt, so daß dieses merkwürdige Ungeheuer von Erdtheil nun von allen Seiten ziemlich aufgeschlossen vor uns liegt.

Ein neues Bändchen von Oliphant über Patrioten und Filibustier, das sich viel mit dem Kaukasus und Rußland und dann mit Walker beschäftigt, scheint, so weit ich es durchgeflogen, sehr interessant zu sein. Etwas Bestimmteres theile ich vielleicht in meinem nächsten Briefe mit.

Nord-Amerika.

Die Deutschen in Nord-Amerika.*

Einwanderer und Knownothings.

Es ist bekannt, welchen starken Bestandtheil der amerikanischen Bevölkerung bereits die Deutschen bilden; dies gilt namentlich von den nördlichen Gebieten, dem ehemaligen Neu-Niederland mit seinem Hinterlande, dem Nord-Westen, d. h. dem nördlichen Mississippithal zwischen den Flüssen Ohio und Missouri und den canadischen Seen; also die neun Staaten New-York, New-Jersey, Pennsylvania, Ohio, Indiana, Michigan, Wisconsin, Illinois, Iowa nebst den Territorien Minnesota und dereinst auch Nebraska. In diesen Ländern ist die Völkermischung besonders stark, und noch jetzt gießt Jahr aus Jahr ein Europa aus seinem Ueberflusse einen Strom frischer Kräfte hinein, der sich überall hin vertheilt, von New-York an, wo 1850 die Eingewanderten mehr als ein Fünftel, bis nach Minnesota, wo sie gar mehr als ein Drittheil (2,048 auf 6,077) der Volkszahl ausmachten, und von der Gesammtbevölkerung dieser Staatengruppe, 10½ Millionen, hat mindestens die Hälfte ihren Ursprung von der vorrevolutionairen fremden, d. h. nicht englischen oder gar erst von der modernen Einwanderung herzuleiten.

Dennoch wäre auch hier ein völliges Ueberwiegen englischen Wesens eben so gut möglich gewesen, wie im Süden, hätte sich der europäische Zuzug, wie dort, in viele kleine Abtheilungen verschiedener Nationalität zersplittert; es kam aber anders. Ein an Zahl und innerer Kraft starker, der germanische Stamm deutscher Zunge, wählte diese Gegend zu seiner nordamerikanischen Heimat, und obwohl seitdem die Fahne der sieben Vereinigten Staaten vertauscht ist, hält er noch immer mit traditioneller Konsequenz an seiner Wahl fest, so daß heutzutage von der dortigen Bevölkerung ein Drittel, reichlich drei Millionen, seine Sprache oder doch seine Sitte bewahren. Zu schwach zum Siege, ist er zu stark für eine gänzliche Niederlage; anstatt einer unbedingten Unterwerfung der Deut-

* Nach der „Geschichte der Vereinigten Staaten," von Handelmann.

schen wird hier also eine gegenseitige Assimilation englischer und deutscher Art eintreten müssen, wobei freilich speziell die neuenglische ein gewisses Uebergewicht beanspruchen darf, da sie dem Lande schon jetzt seine politische Organisation, seine Art und Weise des Anbaues (außer den großen Grundherrschaften in New-York überall die kleine Farmwirthschaft), endlich die demokratische Form der Gesellschaft gegeben hat.

Der Gegensatz zwischen englischem und deutschem Wesen hat sich schon sehr früh fühlbar gemacht; zunächst, während die englischen Amerikaner lange mit großer Liebe an dem Mutterlande hingen, hatten die Deutschen von Neu-Niederland von Anfang an keine besondere Zuneigung für das alte England. Schon 1748 bemerkt der schwedische Reisende Kalm, der damals in New-York lebte, daß sie gern des kolonialen Joches ledig wären. Von Anfang an hat die deutsch-holländische Bevölkerung, welche bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts wohl die Mehrzahl bildete, der Krone Englands gleichgültig, oft feindlich gegenüber gestanden; ununterbrochen klagten die Kronbeamten über den aufrührerischen Sinn der „deutschen (Dutch) Republikaner," und New-York war unter allen Kolonien die widerspenstigste. Fortwährend dauerten die Zwistigkeiten zwischen dem königlichen Statthalter und der Assembly. Als die Kunde von der englischen Revolution von 1688 nach New-York kam, erhob sich die deutsche Bevölkerung, namentlich die niedern Klassen, verjagte die Behörden Jakob's II., proklamirte Wilhelm III. und der Anführer der Bewegung, Jakob Leisler, ergriff vorläufig das Staatsruder. In Neu-England, Virginien ꝛc., war ganz dasselbe geschehen, und der Sieg Wilhelm's III., dessen Partei man ja ergriffen hatte, sanctionirte überall den Aufruhr, nur nicht in New-York, wo ein insolent alien (ein unverschämter Ausländer) an der Spitze stand und die Sache a Dutch plot (eine deutsche Verschwörung) hieß. Der neue englische Statthalter, Sloughther, hatte kaum das Land betreten, als er Jakob Leisler den Tod des Hochverräthers sterben ließ. Er wurde am 16. Mai 1691 hingerichtet. Sein Name lebte in der Widerstandspartei fort.

Ein anderer Deutscher, Johann Peter Zenger, der zu den 5000 auf Kosten der Königin Anna übergesiedelten Deutschen gehörte, gab den Amerikanern das erste Beispiel, wie die Zeitungspresse als politische Macht zu handhaben sei. Der Statthalter Cosby hatte sich grobe Ungesetzlichkeiten zu Schulden kommen lassen und, als man ihn deshalb zur Rede stellte, trotzig mit dem Anhange geprahlt, den er in England habe. Zenger, Herausgeber eines Wochenblattes, griff ihn deswegen heftig an, und als er endlich verhaftet und vom Statthalter wegen verleumderischer Schmähschrift am 17. November 1734 vor Gericht gestellt wurde, sprachen ihn die Geschwornen unter dem Jubel des Volkes frei. Einer der Patrioten des Unabhängigkeitskrieges, der Gouverneur Morris, hat Zenger den „Morgenstern nordamerikanischer Unabhängigkeit" genannt.

Was Pennsylvanien betrifft, so klagte bereits 1717 der Gouverneur Sir William Keith in einer offiziellen Botschaft über den schädlichen Einfluß der Deutschen, welche der Sprache und den Staatseinrichtungen Englands feindlich seien, und auf seinen Antrag beschloß die Assembly, jeden neuen Zuwanderer sofort den Eid der Treue leisten zu lassen, ja es war die Rede davon, die deutsche Einwanderung durch eine Einzugssteuer zu erschweren. Später griff man wirklich zu diesem Mittel, kam indessen bald wieder davon ab. Sonst war derselbe Keith ein Freund der Deutschen und soll nach Gerüchten sogar den Plan gehegt haben, im Innern des Landes einen von England unabhängigen Staat zu bilden, der hauptsächlich nur aus Deutschen und Irländern bestehen sollte. 1724 äußert James Logan eine Befürchtung, die Deutschen könnten das ganze Land überfluthen und an sich reißen; 1727 fürchtet er für den Verlust der Kolonien, wenn das Parlament der deutschen Einwanderung nicht Einhalt thue; 1729 meint er, die Deutschen würden wohl einen Raubstaat in Amerika zu Stande bringen, wie die Sachsen vereinigt in England. Ein unbekannter Engländer sagt 1755, er sehe nicht ein, warum die Deutschen nicht bald im Stande sein sollten, den Englischen Gesetze zu geben und die Sprache obenein, oder sonst, wenn sie sich mit den Franzosen von Louisiana verbänden, alle Engländer zu vertreiben.

Aus diesem und vielen Andern geht hervor, der König von England, den die englischen Kolonisten noch immer als Herrn des geliebten Mutterlandes ehrfürchtig verehrten, war und blieb den Deutschen ein fremder Mann, und diese Verschiedenheit der Gesinnung führte eine Scheidewand zwischen den Amerikanern englischer und deutscher Zunge empor. Dabei waren die Ersteren darüber ungehalten, daß, während andere Fremde sich leicht mit ihnen verschmolzen, die Deutschen zähen Widerstand leisteten und an ihrer eigenen Art, Sitte und Sprache festhielten. Dies geschah mit vollem Bewußtsein, so daß sie darüber in ihren Gemeinden gegenseitige Verpflichtungen eingingen. Die englischen Amerikaner gingen in ihrer Erbitterung zuweilen so weit, ganz tyrannische Maßregeln für anwendbar zu erachten: Aufhebung des Wahlrechtes, zwangsweise Erziehung der Kinder im Englischen, Strafpastoren und Strafschulmeister (um den kürzesten Ausdruck zu wählen) u. s. w. Der Nativismus ist also keine neue Erfindung.

Bei einer solchen Lage der Dinge konnte es an Reibungen zwischen englischen und deutschen Amerikanern nicht fehlen; namentlich fanden sie in den dünnbesäten Grenzlandschaften statt, wohin der Arm des Gesetzes so leicht nicht reichte. Auch bei den Wahlen kam die gegenseitige Abneigung, die sich festgesetzt hatte, gelegentlich zum Ausbruch; doch kann von einem eigentlichen Kampfe nicht die Rede sein. Die Unabhängigkeitserklärung riß diese Scheidewand nieder, und in den Stürmen des Unabhängigkeitskrieges hatten die Englisch-Amerikaner Gelegenheit genug, sich zu überzeugen, daß an Hingebung für die neue Heimat, an Opferfreude und Tapferkeit ihre eingebornen deutschen Landsleute ihnen um Nichts nachstanden; das rein deutsche Bataillon, das achte „deutsche" Regiment von Virginia, welches ein ehemaliger lutherischer Pastor, Peter Mühlenberg (später Kongreßmitglied), kommandirte, kämpfte eben so unerschrocken, wie irgend ein neuenglisches oder südländisches, und eingewanderte Deutsche, wie die Generale von Kalb und von Steuben standen andern Freunden der amerikanischen Sache, Gates aus England, Lafayette aus Frankreich, den Polen Kosziusko und Pulawski in keiner Beziehung nach.

Durch den Revolutionskrieg waren also die englischen und deutschen Amerikaner einander viel näher gekommen; der darauf folgende materielle Aufschwung und namentlich die vordringende Colonisation trugen dann auch ihrerseits viel dazu bei, die frühere Entfremdung zu mäßigen; doch bei alledem hielten die Deutschen an ihrem nationalen Wesen fest; ja sie waren stark genug, um daran denken zu können, wenigstens ihr Hauptland Pennsylvanien in einen wesentlich deutschen Staat umzuwandeln. Der Bruder jenes Generals Mühlenberg, damals Sprecher in der Legislatur, gab, als die Frage verhandelt wurde, ob in Zukunft die deutsche Sprache als offizielle Landessprache, statt der englischen, eingeführt werden solle und als die Stimmen dafür und dagegen auf beiden Seiten gleich waren, den Ausschlag für die Beibehaltung des Englischen. Von einem abgesonderten Neu-Deutschland konnte also nicht mehr die Rede sein. Da die gebildeten Stände, also vornehmlich die Städtebewohner, nun nothgedrungen sich dem englischen Wesen anbequemen mußten, so war die natürliche Folge davon, daß sie sich anglisirten und mehr als Bürger der Union, denn als Mitglieder ihrer deutschen Gemeinden fühlten, während die niedern Volksklassen sich auf sich selbst zurückzogen und verbauerten.

Das englisch-amerikanische Wesen hatte gesiegt. — Dagegen erhob gleichzeitig zum ersten Mal das Irländerthum sein Haupt, indem es sich unter der Leitung einzelner irischer und französischer Flüchtlinge zu dem Klub der „Vereinigten Irländer" in Philadelphia zusammenballte (1797). Der Zweck dieser Vereinigung ging weniger dahin, den Anglo-Amerikanern die Spitze zu bieten, als vielmehr der Unions-Politik einen mehr kriegerischen Charakter zu verleihen.

Diese Richtung war für den damals noch so jungen Staat gefährlich; die Mehrzahl der Amerikaner sah die Thorheit ein, in den großen Weltkämpfen eine Rolle spielen zu wollen, und stellte sich dem wühlerischen Treiben der irischen Faction entgegen. — Man griff, um diesen Einfluß zu bekämpfen, zu dem Mittel, die Naturalisirung gesetzlich zu erschweren und die Fremden unter die willkürliche Kontrole der Centralgewalt zu stellen. Das Irländerthum war bald gebrochen; seit jener Zeit aber ist das, was man heuzutage Nativismus nennt, auf die Bahn gebracht worden. Die Anglo-Amerikaner sehen ein, daß die in ihrem Lande wohnenden fremden Volksbestandtheile sich rasch mit ihnen verschmelzen und so verschwinden müßten, wenn sie nicht fortwährend durch neue Zuzüge verstärkt und lebendig erhalten würden; daher ihre Feindschaft gegen die Einwanderung.

In den nächsten dreißig Jahren trat vollständige Ruhe ein; bei dem raschen Wachsthum des Unionsgebietes mußte man jede fremde Hilfe willkommen heißen; dabei machte die neue Einwanderung so wenig Geräusch, wie möglich. Dieses ward erst anders, als die politischen Stürme von 1830 und folgende eine größere Anzahl gebildeter und dazu meist junger und thatkräftiger Leute aus Deutschland nach den Freistaaten verschlugen, und diese sofort mit viel Eifer, aber ohne die nöthigen Mittel, ohne Kenntniß und Berücksichtigung der Verhältnisse sich daran machten, das nordamerikanische Deutschthum in die Höhe zu bringen. Sie wollten, ähnlich wie früher die irischen Verbannten, das deutsche Element schnell organisiren und zu einem thätigen Mittelgliede zwischen Deutschland und Amerika umschaffen, ja sie machten alle Anstalten, einen deutsch-amerikanischen Staat zu schaffen, d. h. ein eigenes Gebiet zu erlangen, auf dem ein

neues Deutschland erblühen sollte — echt deutsche Schwärmerei, wie wir sie von unsern Landsleuten gewohnt sind. Man vergaß nämlich nur dabei, daß eine Centralgewalt existirte, welche dergleichen fremden Nationalitäten auf dem Unionsgebiete entschieden abgeneigt ist, und daß jede Aus- und Einwanderung im Großen und Ganzen sich nie von nationalen Rücksichten leiten läßt, sondern vorzugsweise nur die Verbesserung ihrer Lage und bürgerlichen Verhältnisse im Auge hat.

Zunächst bildete sich in New-York eine Gesellschaft von Flüchtlingen, Germania, um 1832, die in ihrer Verblendung so weit ging, nicht nur einen deutsch-amerikanischen Staat gründen, sondern auch obenein Deutschland von außen her revolutioniren zu wollen. Es versteht sich, daß Beides mißlang; der Kongreß lehnte die Bitte um Anweisung eines deutschen Kolonialgebietes ab; die Gesellschaft warf nun die Augen über die Unionsgränze hinaus, auf den fernen Westen, Texas und Oregon; aber man war weder über den Platz einig, noch hatte man die Mittel, dort die deutsche Fahne aufzupflanzen, noch eine größere Zahl von Ausgewanderten, welche derselben hätten folgen wollen. Am Ende entzweiten sich die Mitglieder über die Stellung, welche man in der amerikanischen Politik einzunehmen habe; ein großer Theil suchte und fand anderswo Beschäftigung; die Gesellschaft aber löste sich auf und hinterließ nur ein einziges Andenken: die „New-Yorker Staatszeitung," welche durch ihre Bemühung im Jahre 1834 auf Actien gegründet wurde, und wenn nicht durch inneren Werth, doch durch Größe und weite Verbreitung bis auf den heutigen Tag unter der deutschen Presse der Union hervorragt. — Verständiger gingen die neuen Einwanderer in Pennsylvania zu Werke; in Verbindung mit den Pennsylvanier-Deutschen eröffneten sie eine Agitation für Verbesserung und Neubegründung des deutschen Schulwesens, sodann für Gleichberechtigung der deutschen Sprache mit der englischen. Man hatte bereits einige Aussicht auf Erfolg, als auch hier die Anführer sich theils zerstreuten, theils durch phantastische Faseleien — was man Idealismus nennt — vom Nächsten und Richtigen abgelenkt wurden. Eine Versammlung zu Carlisle, 1835, sprach sich für die Nothwendigkeit eines deutschen Staates im Westen aus; auf einen von Philadelphia ergangenen Aufruf trat dann zu Pittsburgh die „erste amerikanisch-deutsche Convention," 18. bis 26. October 1837, zusammen, von vierzig Mitgliedern aus sechs Staaten besucht, der ebenfalls in Pittsburgh 1838 eine zweite, in Philippsburgh 1839 die dritte und letzte folgte.

Aus diesen Berathungen gelangte man endlich zu der Einsicht, daß es mit Staatsgründungen nicht gehe und begnügte sich daher, größere rein deutsche Siedlungen zu empfehlen, wovon wenigstens eine, die Stadt Hermann (Missouri) zu Stande gekommen ist. Um für diese und andere deutsche Interessen (Gleichberechtigung der deutschen Sprache in allen gemischten Landstrichen, Schul- und Vereinswesen ꝛc.), einen Mittelpunkt zu schaffen, wurde endlich 1839 beschlossen, daß alle zwei Jahre zu Philippsburgh eine Versammlung stattzufinden habe, zu der jeder Ort, wovon fünfundzwanzig Deutsche wenigstens sich zum Bürgerrecht gemeldet, drei Abgeordnete solle schicken können. Daraus ist jedoch Nichts geworden; die dritte Convention war auch die letzte, und mit ihr nahmen die Bestrebungen für eine allgemeine große Organisation des deutsch-amerikanischen Elements ein Ende. Damit scheiterten denn auch alle Hoffnungen, und die Deutschen, deren Zahl von Jahr zu Jahr stärker anschwoll, haben sich seit dieser Zeit darauf beschränkt, die demokratische Partei zu verstärken und ihre Wahlsiege erkämpfen zu helfen.

Obgleich also diese Bemühungen der dreißiger Jahre gescheitert sind, datirt doch von jener Zeit der Anfang einer neuen Erhebung des amerikanischen Deutschthums; es wurde der Grund gelegt zu der deutschen Tages- und Wochenpresse, welche seitdem und namentlich seit 1848 u. s. w., wo abermals ein starker Zufluß gebildeter Deutschen hinüberkam, kräftig aufgeblüht ist und heutzutage wohl 150 Blätter zählt; zwischen dem deutschen und amerikanisch deutschen Buchhandel ist ein lebhafter Verkehr eröffnet worden, der unsere transatlantischen Sprachgenossen eng an das Mutterland und sein geistiges Leben knüpft; für Schule, Erziehungswesen, Gesang- und Turnvereine, Lagerbier und sonstige Gemüthlichkeit ist Vieles geschehen.

Neben diesem allmähligen Wachsthume des deutschen Elementes gewann gleichzeitig auch das irisch-keltische eine größere Bedeutung, und zwar namentlich durch sein kirchliches Bekenntniß. Der katholische Clerus brachte es als geschlossene Masse in die Wahlkämpfe, und da es sich gleichfalls der demokratischen Partei anschloß, welche ihm prinzipiell einen größeren Spielraum lassen mußte, als der centralisationslustige Whiggismus, so war es natürlich, daß die Whig's darüber erbittert wurden und die alte Eifersucht der englischen Amerikaner gegen die Fremden zu wecken suchten. Etwa seit 1835 begann der alte Hader von neuem; das Signal dazu gaben die beiden großen Centralpunkte New-York und Philadelphia, wo die drei Nationalitäten am engsten und abgeschlossensten neben einander wohnen; andere Punkte, auf denen dieser Streit geführt wird, sind Cincinnati und Columbus in Ohio, Louisville in Kentucky und Baltimore in Maryland, außerdem auch wohl hin und wieder New-Orleans im fernen Süden. Man bezeichnet diese auf dem Widerwillen gegen die Fremden beruhenden Strebungen der englischen Amerikaner, wie man weiß, mit dem Namen Nativismus. Seine Anhänger fordern neue Naturalisationsgesetze, die heftigern hohe Einzugssteuern, um die Einwanderung so viel als möglich zu erschweren. Statt eines fünfjährigen, will man einen einundzwanzigjährigen Naturalisationstermin und Ausschließung jedes Eingewanderten von einem öffentlichen Amte für Lebenszeit. „Nur Amerikaner sollen in Amerika regieren. Die Vorwürfe, die man den Fremden macht, sind folgende:

Die Irländer ꝛc. bringen den Katholicismus in's Land.

Die Fremden (namentlich die Deutschen) drückten als Künstler und Handwerker durch ihre Konkurrenz die Preise herunter und setzten sich in Alleinbesitz aller Gewerke; Rotten von fremden Kaufleuten überschwemmten die Städte und bemächtigten sich des ganzen Handels; jedes Fach der Wissenschaft, Medicin, Rechtskunde, Predigt und Lehramt, dazu die Presse, werde von den Fremden erobert, ebenso eine große Anzahl von Staatsämtern.

Man sieht, das, was wir Philistergeist nennen, ist in Amerika auch zu Hause. — Am würdigsten klang endlich noch der dritte Grund, den Einwanderern, welche unter andern politischen Zuständen geboren seien, müsse der volle Geist und das innere Wesen der Verfassung unverständlich bleiben, man müsse sie erst zu amerikanischen Bürgern erziehen.

Der Nativismus hat, wie alle auf Fanatismus beruhenden Doctrinen zu thun pflegen, seine Bekenner nahe bis zu dem Punkte geführt, wo der Verstand aufhört und das Ueberschnappen anfängt. Diese Republikaner, diese Demokraten, rasen sich in einen Blut- und Raçenstolz hinein, gegen den aller alte Feudal-Adelstolz der ältesten Geschlechter Europa's bescheiden erscheint. Diese Eingebornen nennen sich selber „den Adel, das königliche Blut von Amerika," die Einwanderer werden als entlaufene Zuchthaussträflinge, Irrenhäusler oder Hospitalbrüder verschimpft. — „Wenn wir," heißt es in einem Aufrufe der Natives zu New-Orleans 1839, „wenn wir Horden und Hekatomben (!) von Geschöpfen in menschlicher Gestalt, aber jedes geistigen Strebens unfähig, wenn wir den Auswurf und Abschaum der menschlichen Gesellschaft, der Armen, den Landstreicher, den überführten Verbrecher in Myriaden nach unserer Küste übergeschifft sehen, Menschen, deren Hände noch blutig sind von den zahllosen Verbrechen der ganzen civilisirten und uncivilisirten Welt; und wenn wir sie durch unsere Gesetze der gleichen Rechte, Freiheit und Vortheile theilhaftig werden sehen, wie die edlen eingebornen Bürger, dann können wir nicht länger mit träger Gleichgültigkeit zuschauen."

Auf dem Knownothing-Convent von 1855 ließ sich ein gewisser Albert Pike aus Arkansas in folgender Weise aus:

„Wir fühlen instinktmäßig und sind stolz darauf, daß es ein Verdienst von uns ist, auf diesem unsern Boden geboren zu sein. Ich bin stolz auf mein gutes, angelsächsisches Vollblut. Sei Jedermann auf sein eigen Blut und sein eigen Vaterland eben so stolz. Es ist das ein Gefühl, das Gott selbst in unsere Seele gelegt hat, und darum ist es recht; es ist das erhabene Bewußtsein, daß wir unserer Geburt wegen besser sind, als jeder Andere. Nennt es Vorurtheil, wenn ihr wollt; aber in unsern rauhen Blockhütten im fernen Westen genügt uns das Bewußtsein, daß, da wir eingeborene amerikanische Bürger sind, die ganze Welt unsers Gleichen nicht hat. Mögen weder wir noch unsere Kinder jemals den Tag erleben, wo derjenige, der auf dem Boden der Vereinigten Staaten geboren ist, nicht mehr fühlt, daß Gott ihm ein Adelswappen auf die Stirn drückte, indem er ihn auf amerikanischem Boden, von amerikanischen Eltern geboren werden ließ."

Das ist Delirium, aber doch kennzeichnend für die Höhe, welchen der Fremdenhaß bei Leuten erreicht hat, deren Großvater oder Vater vielleicht noch zu dem thierischen Geschlechte der Einwander-Barbaren gehört hat.

Der Nativismus schreckte vor Nichts zurück; jedes Mittel, List und Gewalt, Schmeichelei und Bedrohung war ihm gleich gerecht; an den großen Wahltagen befleckten wiederholt wüthende Pöbeltumulte die oben genannten Städte mit Mord und Brand. So gelang es den Nativisten allmählich in einigen Staaten die Oberhand zu gewinnen, und im Jahre 1840 konnten sie schon den Whigs eine so kräftige Unterstützung zubringen, daß deren Kandidat, W. Henry Harrison, den Präsidentenstuhl der Union bestieg, 4. März 1841. Harrison starb schon nach einem Monate und sein Nachfolger, John Tyler, wollte sich auf die fremdenfeindlichen

Gelüste nicht einlassen. Während Tyler's Regierung und namentlich in den Parteikämpfen, welche der nächsten Präsidentenwahl vorausgingen, hat sich dann die nativistische Partei aufgerieben. Dem gesunden Sinne des größeren Theiles entgingen die materiellen Nachtheile nicht, welche eine Unterbrechung des europäischen Zuzuges nach sich ziehen mußte; die Kritik that das ihrige und wies das Ueberspannte dieser ganzen Doctrin nach; auch die bedrohten Einwanderer rafften sich zusammen, und mit ihrer Hülfe gelang es der Demokratie diesmal, ihren Kandidaten, den Präsidenten James Knox Polk, 4. März 1845 bis 1849, durchzubringen.

Der Nativismus war besiegt — aber er flüchtete nun in die Verborgenheit und nahm die Gestalt einer geheimen Gesellschaft, einer Art Freimaurerbundes, an. 1853 und 1854 tritt er mit neuer Kraft wieder hervor, mit denselben Absichten und Forderungen, wie früher, aber mit einem neuen Namen. Seine Anhänger heißen jetzt Knownothings, die „Nichtwisser" in Bezug auf den Eid, den sie bei der Aufnahme in die Gesellschaft zu leisten haben. Sie hatten ihre Taktik sehr geschickt verändert. Während die früheren Nativisten den Anschein kleinstädtischer Philisterei hatten, und sich mit ihrem Geschrei über politische Unreife, über die wachsende Konkurrenz der Fremden lächerlich und verächtlich machten, haben sie jetzt ihr Programm recht pathetisch aufgestutzt: Rettung des Protestantismus „vor der furchtbaren Combination des Papstthums, des französischen Unglaubens, des deutschen Skepticismus und des Sozialismus." Die Knownothings wurden fromm nach Art der englischen Hochkirchler: „Die Deutschen verwandeln den Sabbath der Andacht in einen Tag voll Saus und Braus, die Heiligthümer in Theater."

Doch der Hauptgegenstand der Bekämpfung war das um seine Priesterschaft geschaarte Irländerthum. Das Wachsthum des Katholicismus, seine geschlossene Organisation, das selbstbewußte und herausfordernde Auftreten einiger seiner Bischöfe brachte eine starke protestantische Reaction hervor, welche die Knownothings mit großem Behagen ausbeuteten.

Sie sicherten sich noch eine zweite Unterstützung von Seiten der öffentlichen Meinung, indem sie den Kampf gegen die herrschend gewordene politische Entsittlichung und das tief eingewurzelte Corruptions- und Beutesystem proklamirten.

Auf solche Weise sicherte sich das Knownothingthum zu gleicher Zeit den Beistand der eifrigen Protestanten und der ehrlichen Leute, und fand in weitern Kreisen Eingang, als der frühere beschränkte Nativismus.

So geschah es, daß das Knownothingthum in raschem Siegeslauf einen Staat nach dem andern überzog, die öffentlichen Aemter mit seinen Anhängern besetzte, und endlich die sichere Hoffnung hegen konnte, auch bei der nächsten Präsidentenwahl das Uebergewicht zu erhalten. — Demgemäß versammelte sich ein National-Convent aller Knownothing-Logen zu Philadelphia, um die „große amerikanische Partei," wie man sich fortan nennen wollte, zu konstituiren, Juni 1855. Man sollte nun mit einem offenen Programm hervortreten; hier aber brach die Partei in sich selber, indem sie an der Sklavenfrage zerschellte. Die Sklaven haltenden Südländer und die Abolitionisten aus dem Norden konnten sich nicht vereinigen; sie gingen feindselig auseinander und konnten nicht daran denken, einen wirksamen Einfluß zu üben.

Von den beiden großen Bruchtheilen des Knownothingthums ist der nördliche darauf in viele Theile zerschellt; einzelne Sekten, wie die Knowsomethings, die neuen Republikaner am Ohio, die Choctaws rc., unterscheiden sich, je nachdem sie die Bekämpfung des Katholicismus, den Fremdenhaß oder die Antisklaverei-Tendenzen in den Vordergrund stellen. Im Süden sind sie geschlossener und mächtiger geblieben, und ihr Fremdenhaß macht sich in Greuelthaten Luft, welche sie eher als Abkömmlinge der rothen Indianer, denn als Angelsachsen charakterisiren würden. Bei den Wahlen zu Louisville in Kentucky, den 2. August 1855, ist es hergegangen, wie in der Bartholomäusnacht; Mord und Todschlag hat gewüthet, und unmittelbar darauf hat ihr Organ, das Louisville Journal, mit beispielloser Frechheit verkündet, man möge sich ein Beispiel daran nehmen; so werde es immer fortgehen, wenn Deutsche und Iren es sich noch ferner beikommen lassen sollten, ihr Wahlrecht auszuüben.

Am Sitze der Bundesregierung selbst, zu Washington, ist ein „republikanischer Verein" in's Leben gerufen worden, der als erster Versuch gelten kann, eine Partei zu bilden, die sich gleichmäßig der Ausbreitung der Sklaverei wie der Fremdenverfolgung entgegenstellt. Im Nordwesten, in Ohio, hat sich eine Partei gebildet, welche den deutschen Namen der „Sag Nichtse" angenommen hat, um damit von vorn herein gegen den Nativismus zu protestiren. „Einstweilen" so sagt ein in Amerika anwesender Deutscher, „stehen die beiden Fragen noch fast nebeneinander, indessen schiebt sich, wenn auch langsam, die Fremdenfrage in den Hintergrund zurück." Der große unentwirrte Knotenpunkt der amerikanischen Politik ist die Sklavereifrage, — eine Frage, die Amerika — die Verläufer in Texas sind bereits da — mit Brand und Mord zu erfüllen droht. Die nächste Zukunft ist düster; so viel sieht und erkennt man aber, daß schrecklicher Fanatismus im Innern kocht und glüht, und daß die amerikanische Menschheit, trotz ihrer hohen Meinung von sich, große Schritte zur sittlichen Barbarei rückwärts gethan hat, daß der nächste Schritt aus der demokratischen Freiheit in das demokratische Faustrecht umschlagen kann. — Wenn Deutschlands größter Genius (Goethe) den Vereinigten Staaten zugerufen hat: „Amerika! du hast es besser, als unser Kontinent, der alte!" so ist das ein, wenn auch verzeihlicher, Irrthum gewesen. Sie haben ihre „rotten boroughs," ihre „verfallenen Flecken," trotz Altengland und trotz jedem europäischen Staate; die Geschichte spart ihnen so wenig die herben Erfahrungen, als anderen Völkern, und ihre Staatsverfassung ist gerade weit genug, um sich ungestört eine Anzahl mächtiger, enggeschlossener Parteien entwickeln zu lassen, die sich, wenn der Augenblick gekommen, im offenen Felde begegnen werden. Der Mächtige wird den Sieg haben, wie überall, und das Bedürfniß nach Schutz, nach Anlehnung wird zuerst Feldherren, später vielleicht Tyrannen, möglicher Weise auch Fürsten schaffen. Die Völker von Nord-Amerika sollen sich erst noch bilden, vorläufig sind die Gränzen der einzelnen Staaten noch mit dem Lineal gezogen; wenn sich einst im Bedürfniß nach Anlehnung das Gleichartige, das Verwandte zusammenschaart, wenn sich der Gegensatz von Freund und Feind, von drinnen und draußen herausbildet, dann erst werden Völker entstehen, und dann ist es möglich, daß auch die Deutschen an den Punkten, wo sie am stärksten beisammen wohnen, sich eine nationale Selbständigkeit erringen.

Frankreich.

Adolph Monod's ausgewählte Schriften.*

Schon im Jahre 1858 wurde in diesen Blättern (Nr. 53—55) auf zwei Vorträge des berühmten Redners der französisch-protestantischen Nationalkirche aufmerksam gemacht, welche Herr Dr. Ferdinand Steinck in Hannover unter dem Titel „das Weib" in deutscher Sprache herausgegeben hat. Der ungemeine Erfolg dieser Ausgabe hat Herrn Steinck ermuthigt, auch die übrigen der kernigsten Kanzelvorträge Monod's der deutschen Lesewelt vorzulegen. Zugleich hat er in der Vorrede eine von dem Geiste des Predigers tief durchdrungene Lebensbeschreibung desselben hinzugefügt. Wir entnehmen aus dieser Skizze hinreichenden Stoff, um in Verbindung mit den dargebotenen Perlen der Beredtsamkeit Monod's uns ein klares Bild von dem Charakter und der Denkweise eines Mannes zu entwerfen, dessen ganzes Reden und Handeln von der Seelenkraft seiner Persönlichkeit und persönlichen Ueberzeugung beherrscht und getragen ward. Monod, übrigens zwar von französischer Abstammung, aber in Kopenhagen (21. Januar 1802) geboren, fühlte sich schon als Jüngling von dem damals allmächtigen Rationalismus, den eine trivial-nüchterne Verständigkeit kennzeichnete, wenig befriedigt; er strebte über diesen trockenen, alltäglichen Halbzweifel hinaus zu einer innigeren Gemüthsauffassung des Christenthums in der Hingebung an die Person des Gottesmenschen. Gründer der evangelischen Gemeinde zu Neapel (1825) wirkte er im Sinne der Herzensreligion, freilich etwas schwärmerisch begeistert; später in Lyon riß ihn sein Eifer zu der Predigt: „Qui doit communier?" fort, in der er wider den Leichtsinn der unbußfertig das Abendmahl genießenden Seelen sich rücksichtslos aussprach, was seine Absetzung durch das Cultusministerium zur Folge hatte. 1836, nach Erkenntniß der Trefflichkeit seiner Absichten, wieder zu Gnaden aufgenommen, erlangte er eine Professur in Montauban, blieb aber auch dort stets dem Predigtamt in rastlosem Wirken treu, bis der sich weit verbreitende Ruhm seiner Rednergaben ihm 1817 einen Ruf nach Paris eintrug, wo er zuerst als Adjunkt des Pastors Tuillerat, dann 1849 als wirklicher Pastor der reformirten Kirche von Paris angestellt wurde. Hier predigte er jedoch nicht blos in der Hauptkirche, dem Oratoire, sondern auch im Panthéon und andern evangelischen Gotteshäusern der Weltstadt unermüdlich im Dienste seines Glaubens. Aber nur allzu früh erfüllte der Tod seinen Wunsch: „Möge mein Leben nur mit meinem Amte erlöschen und mein Amt nur mit meinem Leben," den er vielleicht im Andenken an den schö-

---

* Sechs Theile in fünf Bändchen. Bielefeld, Belhagen und Klasing. 1860.

nen Tod des Straßburger Pfarres Bernh, der am 16. October 1854 mitten in einer feurigen Rede auf der Kanzel der St. Thomaskirche vom Schlage getroffen ward, als ein echter Streiter des Geistes ausgedrückt hatte. Am 8. April erlag Adolph Monod einer langwierigen Krankheit. Sein Leichenbegängniß noch, das am Grabe die Vertreter aller protestantischen Denominationen in Schmerz und Hoffnung vereinigte, war ein Zeugniß, das von ihm ausging: denn es zeugte für die Lebenskraft des von ihm nach Frankreich verpflanzten evangelischen Bundes. — Das Urtheil über den inhaltlichen Werth der Beredtsamkeit Monod's ist bisher immer höchst günstig ausgefallen, die Reformirten Frankreichs stellen ihn auf eine Stufe mit Bossuet; den Pater Lacordaire überragte er nach der Meinung selbst von Katholiken. Soweit die bisher in Deutschland veröffentlichten Reden einen Maßstab gewähren, scheint Monod, vermöge der tiefsinnigen Einfachheit seiner Sprache, der Klassizität nahe zu kommen, und sein erhabener Begriff vom Christenthum sichert ihm unbedingt einen ehrenvollen Platz. Sein Mangel, nämlich die überströmende Ueberschwenglichkeit des Gefühlsglaubens, der den Zweifel der Wissenschaft und den Zweifel des Lebens fast ungeprüft in den Hintergrund schiebt, ist ein Fehler des Zeitalters der religiösen Reaction, den man dem schlichten Heilsverkündiger verzeihen muß. Nur dem großen Amerikaner Channing ist die Erhebung zur Gotteserkenntniß auf der Bahn der maßvoll gerechten Menschen- und Selbsterkenntniß vergönnt gewesen. — Was die vorliegende Uebersetzung anlangt, so liest sich dieselbe meistentheils vortrefflich.

T. v. B.

Deutschland und das Ausland.

Schelling's Religions-Philosophie, von einem Elsasser beleuchtet.*

Die Philosophie befindet sich gegenwärtig in einer unangenehmen Lage. Nachdem sie, wie nicht zu leugnen, auf allen Gebieten des Geistes tausendfache Anregung gewährt hat, wird sie, die sich für die Mutter aller Wissenschaften erklärte, immer wieder und wieder mit Pfeilen überschüttet, die aus dem Lager einer grundsätzlich geschichtlichen, oder einer selbstgewissen souveränen Kritik, oder auch aus den über alle Kritik erhabenen Bollwerken einer unbezweifelbaren Ueberlieferung hergeflogen kommen. Diese zeitgemäße Feindschaft gegen die Weltconstruction a priori, die man kurzweg der Philosophie überhaupt gleichsetzt, erstreckt sich nicht blos über die deutschen Gauen innerhalb der staatlichen Gränzpfähle, vielmehr überall hin, wo deutsches Wesen und deutsche Bildung noch irgend welchen Einfluß und Geltung haben. Selbst die Straßburger protestantische Theologen-Fakultät, sonst eben keine Verächterin metaphysischen Wissens, mußte im Frühling 1860 einen Angriff auf die Philosophie erleben und wunderbarer Weise von Seiten eines philosophisch denkenden Theologen. Uns ward von jenseit des Hundsrück eine „Kritische Prüfung der Religions-Philosophie Schellings" zugesandt, deren Urheber, der Licentiat Alfred Weber in Straßburg mit scharfem, ja zuavischem Ungestüm wider den Bund der Gottesgelahrtheit mit der Weltweisheit zu Felde gezogen ist. Zum Glück ist das besagte Ungestüm vor dem Ehrfurcht gebietenden Charakter des deutschen Geistes stehen geblieben, ohne im Sinn gewisser knechtischer Naturen die Sünden eines Systems dem Volksthum aufzubürden. Wie übel würde das auch einen Straßburger Lutheraner kleiden, der die Substanz seines Glaubens und Wissens dem Vaterlande seiner Väter verdankt! Das sollte der elsässische Gelehrte nimmer vergessen, während er deutsche Gedanken in's Französische überträgt!

Im Bundes-Deutschland werden die Schwerthiebe auf die Philosophie theils von den Materialisten, theils von den Ueberglaubigen gethan, welche beide wenigstens darin einig, daß der Vernunft der Abschied zu geben; in den Provinzen des gallischen Kaiserthums giebt es noch bei den Gelehrten eine centralistisch-praktische Richtung, welche unter der Fahne, sei es der Lebenswirklichkeit und Lebensklugheit, sei es der praktischen Moral, den idealeren Aufschwung der Philosophie, die auch in Frankreich seit Chateaubriand, Quinet, Lamennais, Degérando und Cousin wesentlich Idealismus geworden, offen und geheim bekämpft. Diese Richtung, obgleich bestimmte Gegenbegebenheiten axiomisch festhaltend, befleißigt sich naturgemäß einer gewissen Verstandesnüchternheit, d. h. sie ist ein amtlich als ungefährlich festgestellter, übrigens nackter Rationalismus, der den spekulativen Bruder nicht wegen seines Mangels an Buchstabenglauben, sondern wegen seiner unpraktischen Ueberschwenglichkeit verdammt. Hier wird auch der wahrhaft philosophische Forschersinn der gedachten Fakultät, etwas scheel angesehen. Innerhalb dieser Theologie à la mode de l'université de France giebt es freilich viele Schattirungen, von deren äußersten Zweigen in der Augsburgischen Kirche sich der eine mehr dem werkthätigen Pietismus, der andere ziemlich unverblümt dem Radicalismus in Glaubenssachen nähert. Pfarrer Leblois zu Straßburg ist Vertreter sowohl des Franzosenthums, als dieser unbedingten Denkgläubigkeit, nach Anderen: eines bedingten Unglaubens. Weil er französisch predigt, so verzeiht man ihm schon etliche Freigeisterei. An Pfarrer Härter, der geradezu dem deutschen Pietismus huldigt, hat er den weitesten Gegenfüßler.

Die vorliegende Arbeit ist augenscheinlich unter dem wachsenden Einflusse der geschilderten Centralisationsmoral der kaiserlichen Universität geschrieben. Ungeachtet Herr Weber kritisch mit großem Eifer für die Reinheit der protestantischen Lehre einsteht, zeigt doch seine eigene Position, die der Schelling'schen Negation die Wage halten soll, durch unzweideutige Merkmale, welche praktischen Motive ihn gegen Schelling in Harnisch gebracht. Und noch mehr. An die Spitze seiner Schrift stellt der Verf. ein Motto aus der Histoire de la littérature au 18me siècle von Vinet, das also lautet:

„Jede Religion, in der das Moral-Element nicht die Hauptrolle spielt, ist nur eine Dichtung oder ein Philosophem, und verläuft sich sehr bald in einen offenen oder verleugneten Pantheismus." — Endlich am Schlusse seiner Erörterung beruft sich Herr Weber auf eine längere Stelle desselben Vinet, in welcher der Protestantismus eben darum als die Religion par excellence bezeichnet wird, weil er nichts anderes als die Moral selbst sei!

Unleugbar liegt eine Wahrheit in diesen Behauptungen, und was die zweite betrifft, sind wir, ein freiwilliger Protestant, die Letzten, die solchen Ruhm unseres Glaubens anzweifeln möchten. Jedoch ist uns bei Lesung des Weber'schen Examen critique nicht klar geworden, inwiefern diese Oberherrschaft der Sittenlehre mit dem Dogmatismus des Herrn Verfassers zu vereinigen ist. Wenn der ganze Inhalt des Christenthums auf Moral hinauskommt, weshalb denn so viele Mühe zu dem Beweise, daß die Religions-Philosophie Schelling's mit der christlichen Dogmatik im Widerspruch steht? Hierbei schien uns noch dazu die Wärme und Entschiedenheit, welche aus den Worten der Moralvertheidigung des Verfassers hervorleuchtet, gegen die kaltblütige Schärfe seiner Kritik auffallend abzustechen. Fast möchte man annehmen, daß heutzutage in der Seele so manches bekenntnißtreuen Theologen eine unwillkürliche Sehnsucht nach einer die konfessionelle Schranke überschreitenden, einigenden und versöhnenden Lebensmoral erwacht ist, welche, von der Fruchtlosigkeit der dogmatischen Streitereien durchdrungen, ein höheres und besseres Ziel der Religion als gegenseitige Verketzerung anstrebt.

Wir verkennen übrigens nicht, daß Herr Weber den klar ersichtlichen Zweck der innern und äußern Rechtfertigung des Protestantismus verfolgt hat; gerade die eifersüchtige Liebe für den Kerngehalt der evangelischen Lehre und für das große geschichtliche Prinzip Luther's, Melanthon's und Calvin's, das er in voller Reinheit erhalten sehen möchte, hat ihm die Kritik eines Systems vorgezeichnet, das jenen Kerngehalt sowohl als das Lebensprinzip der Reformation anzutasten schien. Der Autor wohnt in Straßburg, er steht auf der Gränzwarte des Protestantismus! Leider aber erblickt man hinter dieser berechtigten Kampfstellung den furchtbaren Irrthum eines ansehnlichen Theils der heutigen protestantischen Theologie. Es ist der Grundirrthum vieler Glaubensfreunde, die Verwechselung der subjektiven Auffassung der Religion durch den Einzelnen, oder eine Schule von Einzelnen mit dem objektiven, geoffenbarten, vom Einzelurtheil unabhängigen Inhalt. Wird diese Scheidung nicht gemacht, so ist der Protestantismus verloren. Die Gefahr aber besteht darin, daß die doch zeitlich vorübergehende Auffassung einer Schule, die nach der Niederlage des Hegelthums und dem Banquerutt der kleineren Philosopheme aus reinem Nothbehelf die Bausch- und Bogen-Annahme aller Glaubensquellen zum Feldgeschrei wählen mußte, mancherlei noch ungeläuterte Erkenntnisse für die wirkliche, leibhaftige Offenbarung ausgiebt. Man kann wohl mit einem System brechen, ja mit einer ganzen Klasse von Systemen, wie wir mit dem Pantheismus von Anfang bis zu Ende, aber man darf nicht mit dem Zeitbewußtsein brechen, man darf nicht die geistige Errungenschaft der Jahrhunderte, das Glaubens- und Wissens-Kapital der Väter über Bord werfen. Verfährt man in der Art, wie der Prof. Kurtz in Dorpat (ein Hinterpommer, aus Stolpe gebürtig), in seinem Buche „Bibel und Astronomie" aus einem nicht geistigen, sondern sinnlichen Supranaturalismus heraus (Beweis: z. B. der

* Examen critique de la philosophie religieuse de Schelling, par Emile Alfred Weber. Strasbourg, Silbermann, 1860.

Abschnitt von den Engeln als Hülfsgeistern und namentlich von der *Geschlechtslosigkeit* derselben!!) mit den Ergebnissen der objektiven Wissenschaft verfahren ist, so schlägt man geradezu der Wahrheit unserer Civilisation in's Antlitz! Soll denn da Rom nicht triumphiren?

Der Kerngehalt und das Prinzip des Protestantismus schließen beide einen fertigen, *äußerlich* unfehlbaren Canon aus, dessen Annahme zu einer sinnlichen Auffassung der Religion führen würde; aber der Protestantismus fußt auf der *innerlichen Autorität der Gewissenswahrheit seiner Zeugnisse*, diese verleiht ihm seine geistige Kraft für alle Zeiten und macht ihn durch das Bewußtsein der Einheit mit den edelsten Gütern der sittlichen Menschheit, wo er keiner Erfahrung und keiner Idee widerspricht, unanfechtbar und *unüberwindlich*.

Eine gewisse Engherzigkeit können wir daher dem Standpunkte des Herrn Weber nicht absprechen und eine solche, die sein Kirchenglaube *nicht* nothwendig verschuldet. Aber er befindet sich hinsichtlich der heutigen Wirksamkeit des Schelling'schen Systems auch in einem *thatsächlichem* Irrthum. Er scheint mit den kirchlichen Zuständen Deutschlands nicht hinlänglich bekannt geworden zu sein, wenn er das Schellingthum als die Grundanschauung der jetzigen deutschen Theologie betrachtet. Ueber die Aehnlichkeit der Beweggründe eines geistreichen Mysticismus nach Maßgabe von Schubert's kommt, wie unter Anderm der Theosoph Rothe beweist, die Wahlverwandtschaft der geschichtlichen Schule mit Schelling's Offenbarungs-Philosophie wenig hinaus, man hat sich die einzelnen Bestätigungen des Dogma gern gefallen lassen, ohne jedoch eine allseitige und grundsätzliche Annahme der Schelling'schen Lehre neuesten Styls vorzuschreiben. Weil im Gegentheil der Urantrieb der herrschenden Richtung von der Beiseitsetzung der Philosophie ausging, hat selbst eine Offenbarungs-Philosophie in Folge der Abneigung wider Speculation und „selbständiges Rationalisiren" keinen rechten Erfolg erlangt.

Der Grund hiervon liegt freilich in der Beschaffenheit der Lehre selbst. Zwar stimmt Schelling vom Kothurn der „intellektuellen Anschauung" aus einen sehr hohen und zuversichtlichen Ton an, und seine Ergebnisse sollen in ihrer Art Ausflüsse aus dem Urschoße der geistigen Befähigung des Menschen sein (so zu sagen: Urdenkprodukte), aber selbst die „positive" Philosophie läßt doch nicht den alten Adam der „negativen" vergessen und Schelling's ewiges Aendern von Standpunkt und Methode (er ist nacheinander Fichtianer, Naturphilosoph, Spinozist, mystischer Neuplatoniker und Anhänger von Jakob Böhme gewesen, ehe ihm endlich das Licht seiner „Offenbarung" aufging), drückt allen seinen Ideen den Stempel der Unsicherheit und Unzuverlässigkeit auf, wie man solche im Jünglingsalter der übersprudelnden Gährung der Bildungsstoffe nachsieht, dem Manne und Greise hingegen als Charakterschwäche oder Ungründlichkeit anrechnet. Jene Unsicherheit ihrer hochgeschwungenen Bahnen hat Schelling's Lehre eines umfassenderen Wirkungskreises beraubt, man fand eben zu wenig feste Pfeiler darin, an die man sich hätte halten können. Auch der Schüler, welcher des Mephistopheles' Rath einholt, hätte sich bei Schelling bitter getäuscht.

Daß also Herr Alfred Weber für die Schelling'sche Manier, Begriffe aufzustellen, zu erschüttern und wieder zusammenzuleimen und in Summa für die Inspirationserhabenheit jenes pathologischen Subjektivismus keine lebhafte Sympathie empfindet, ist aus den oben bemerkten Umständen wie nach der innern Sachlage völlig gerechtfertigt. Höchstens möchte es bedünken, daß zu viel dialektische Anstrengung auf einen nur allzu ergiebigen Stoff verwendet ward. Der innerliche Bruch, der das ganze Schelling'sche System, d. h. den ganzen Entwickelungsgang der Denkperioden Schelling's durchzieht, macht einen kritischen Angriff ungemein leicht, weil der Philosoph die Selbstkritik seines Schaffens in eigener Person geliefert hat.

Die Straßburger Abhandlung theilt Schelling's Religions-Philosophie ganz richtig in die negative und die positive Epoche ein, in die Schriften vor und nach der Bekehrung des Denkers, welchen Gegensatz Schelling freilich als einen unmittelbar *gewollten*, als die zwei Seiten derselben Lehren verstanden wissen mochte. Für die „negative Philosophie" sind die „Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums" (1803), die Schrift „Philosophie und Religion" (1804) und die „Untersuchungen über das Wesen der menschlichen Freiheit" (1809) berücksichtigt; sonach scheint Herr Weber das berühmte Gespräch: „Bruno, oder über das göttliche und natürliche Prinzip der Dinge" aus dem Jahre 1802 übergangen zu haben. Allein er hätte zur allseitigen Würdigung und gerade zum vorliegenden Zwecke auch noch den „Bruno" mitnehmen sollen. Ueberdies mußte Schelling's *Naturphilosophie*, die bedeutendste Leistung seines Genius, welche, nächst dem transscendentalen Idealismus, noch auf seine spätesten Erzeugnisse reflektirt hat, soweit sie die Religionsphilosophie beeinflußt, in Betracht gezogen werden.

Die Kluft zwischen der „negativen Philosophie" Schelling's und dem Kirchendogma dürfte man dem Kritiker gleich auf's Wort glauben. Schelling ist in seinen ersten Anläufen zur Erkenntniß des Absoluten aus *Fichte* hervorgegangen, und der Standpunkt der Fichte'schen Religionslehre zu dem Christenthum, das auf der Kanzel gepredigt wird, ist weithin bekannt. Vielleicht würde das Urtheil unseres Elsassers an manchen Stellen milder und billiger ausgefallen sein, wenn er die „negative Philosophie" in ihrer Genesis aus Fichte erfaßt und erklärt hätte. Ohne geschichtliche Betrachtung der Dinge kommt man auch in der Philosophie nicht durch.

Ferner aber vermißt man in der meist zu sehr in gleichem Niveau sich abspinnenden Entwickelung unter den beherrschenden Punkten des Schelling'schen Gedankengebiets den Nachweis, wie sich der „transscendentale Idealismus" des Philosophen zu seiner Religionsanschauung und noch mehr, zu allen seinen Werken und zu seiner ganzen Bildungsgeschichte verhält. Unserer Ansicht nach steckt in dem Buch: „System des transscendentalen Idealismus" (1800), der Schlüssel zu der gesammten frühern und späteren Denkweise Schelling's, denn der Lebensnerv seiner Philosophie ist, Fichte nahe genug verwandt, an sich selbst ein „*transscendentaler*, d. h. *überschwenglicher Idealismus*. Denn streitet Schelling von vornherein wider das angebliche Vorurtheil, als gäbe es außer dem Ich eine von diesem Ich unabhängige Welt von Dingen, und als werde dieselbe nach ihrem wahrhaften Sein von uns vorgestellt. Einmal also ist die *wirkliche* Welt der Objekte außer uns, der wir doch kraft unserer Geburt und zuerst in früher Kindheit selber unterschiedlos angehören (der Säugling ist noch kein Ich), verneint und ein jenseitiges Binnenreich ihr untergeschoben, und dann auch die Möglichkeit einer realen, d. h. wirklichen Erkenntniß der vom subjektiven Meinen und Gutdünken ganz unabhängigen Welt abgeschnitten, so daß eben nur eine künstlich ideale Erkenntniß vermittelst eines besonderen, schier übermenschlichen Anschauungs-Apparates im Selbstreflexe innerlicher Intuition oder Imagination übrig bleibt. Kurz, wir befinden uns bei Schelling in dem Aethermedium einer selbstgenügsamen Ich-Allein-Welt, in welche diejenigen Bestandtheile der objektiven Weltordnung, die Leben und Schicksal an den Denker herangebracht, in geschichtlicher Folge und sonst nach Gutdünken aufgenommen werden. Bei Schelling hat die Lebensgeschichte des Menschen den philosophischen Inhalt erzeugt, indem sie heut Natur, morgen Geist, übermorgen Ideales und Reales, später die Mystik, dann die Mythologie und zuletzt die christliche Offenbarung wie in einer Zauberlaterne bei dem inneren Auge, d. h. bei der intellektuellen Anschauung vorübergeführt hat.

Faßt man die Schelling'sche Philosophie wesentlich als einen transscendentalen und spontanen Idealismus, nämlich als einen Gedankenprozeß, der sich lediglich im Innersten einer der äußern Erscheinungswelt abgewandten selbstischen Idealwelt vollzieht, so kann der Umschlag der sogenannten „negativen" in die positive Philosophie gar nicht mehr überraschen. Denn auf der hochgeschraubten Erhabenheit, welche der Standpunkt der absoluten „Idee" dem Denker verleiht, verschwinden alle Unterschiede (Differenzen) und trennenden Formen zwischen rationeller Natur und Uebernatur, zwischen Mythos und Geschichte, zwischen Zweifel und Glauben. Hier liegt Alles dicht bei einander, und der Uebergang ist ein „Augenblick," schnell „wie der Blitz." Herr Weber hat von diesem *psychologischen* Sachverhalt bei Schelling keine rechte Anschauung gegeben. Da ihm bereits die Gesammt-Ausgabe der Werke Schelling's einschließlich der Offenbarungs-Philosophie vorlag, wie sie der Sohn des Philosophen veranstaltet hat, so war ihm die Möglichkeit geboten, den inneren, leitenden Faden aller Gedanken Schelling's zu verfolgen und nachzuweisen, versteht sich in den Gränzen der Religions-Philosophie

Allein abgesehen von diesem Eintauchen in die Genesis der bekämpften Ideen, was allerdings eine mühselige Arbeit gewesen wäre, verdient der logische Scharfsinn des Herrn Weber gebührende Anerkennung, und man zollt ihm dieselbe gern, wenn man auch mit einzelnen seiner Erlebnisse nicht einverstanden ist. Die Hauptstärke seiner Kritik wurzelt in der evidenten Darlegung, daß die sogenannte Offenbarungs-Philosophie nichts weniger als mit der jetzigen Dogmatik übereinstimmt, daß der Supranaturalismus unseres Philosophen, wenn vorhanden, keineswegs im Sinne der heutigen Kirchenlehrer besteht, und daß der eigenste Charakter der Schelling'schen Theogonie und Kosmogonie sich ohne sonderlichen Fehler als ein „*Gnosticismus*" bezeichnen läßt. Wir selbst gehören nicht zu den Freunden der „Theogonie," d. h. der Wissenschaft, die sich mit dem Werden Gottes beschäftigt, weil uns, die innere Entwickelung des Schöpfers

Himmels und der Erde zu schildern, Selbstüberhebung dünkt, und weil jede Ueberspannung der menschlichen Wissenstragweite sich hart bestraft. Wirft man aber einen Blick auf die Geschichte dieser Versuche, die Weltschöpfung aus der Gottesentwickelung zu erklären, so findet man bald, wie alle auf Emanations-Theorie, neuplatonischer, gnostischer oder manichäischer Art hinauslaufen; und mit der gnostischen Ausstrahlung der Wesensreiche aus Gott, hat Schelling's Herausfallen der Welt aus dem Absoluten durch die auf- und absteigende Reihe der „Potenzen," als der flottgemachten Lebensmächte wirklich große Aehnlichkeit. In Wahrheit hat Schelling, was Herr Weber nicht angemerkt, sehr stark aus der orientalischen Mystik und Kabala geschöpft, und er würde auf die Erklärung der heiligen Schriften des Christen- und Judenthums einen fruchtbareren Einfluß geübt haben, wenn er seine Studien auf diesem Gebiete, z. B. über die Stufenfolge der Geister, welche Himmel und Erde verbinden (— man denke an die Jakobsleiter! —), statt im mystisch-überschwenglichem Sinne in realistischer Weise, und durchdrungen von dem Wesen des geistigen Gottes verwerthet hätte.

Verloren zwar für die Wissenschaft sind die Ideengebilde eines Schelling gewiß nicht! Sicherlich schwimmt auch hier vera mixta falsis. Bringt man die psychologischen Ueberschwenglichkeiten in Abzug, und übersetzt man die mystischen Abstrusitäten des „gotterfüllten Prophetenthums" in die Sprache der leibhaftigen Wirklichkeit, so wird noch ein guter Ueberrest an gesunder Vernunft zurückbleiben, den kommende Geschlechter gebrauchen können. Wenn Herr Weber dies bestreitet, so wird er dem Philosophen nicht hinreichend gerecht. Wir sehen auch die Schranke, die ihn daran hindert. Möchte doch die Einsicht der Zukunft den gähnenden Schlund ausfüllen, der die Freiheit des Gewissens von der Nothwendigkeit des Gegebenen scheidet!

Schweden.

Ein Urtheil über die schwedischen Militair-Lustlager.

Die militairischen Uebungen, welche von Zeit zu Zeit von den schwedischen Truppen vorgenommen werden, und welche in diesem Jahre in der Provinz Schonen stattfanden, werden von einer Korrespondenz der in Stockholm erscheinenden Zeitung „Fäderneslandet" von Mitte Juli d. J. in eigenthümlicher Weise beleuchtet. Da dieser „Brief aus Schonen" in mehrfacher Beziehung von Interesse sein möchte, so theilen wir eine Uebersetzung desselben mit.

Der Korrespondent schreibt:

„Endlich ist es zu Ende mit dem Feldmanöver, das von dem großen Lustlager der letzte Akt war. Nach Verlauf einiger Tage wird hier in Schonen Alles wieder seinen alten ruhigen Gang fortsetzen und gewiß ist das auch die höchste Zeit; denn hätte diese Herrlichkeit noch länger gedauert, so wäre die halbe Bevölkerung durch die Lustreisen nach dem Lager ruinirt worden.

Das letzte große Feldmanöver zeigte manche Eigenthümlichkeiten; es dauerte auch volle vier Tage.

Die Leser wissen bereits, daß Friedrich VII. von Dänemark zum Oberst und Chef des Schonenschen Husaren-Regements ernannt wurde, welches hiernach heißen wird: „König Friedrich's Husaren." Aber wahrscheinlich haben nicht Viele von dem Mißgeschick sprechen hören, welches dem neuen Obersten widerfuhr, schon als er bei'm Feldmanöver zum zweiten Male sein Regiment führte. In Folge eines mit einigen anderen hohen Personen eingenommenen ziemlich starken Frühstücks war Höchstderselbe Vormittag 11 Uhr bei besonders guter Laune, welches König Karl XV. (von Schweden) zu der Aeußerung Veranlassung gab, „daß es kaum anginge, wenn sein Freund Friedrich sich außen zeigte." — König Friedrich, hierüber ärgerlich, antwortet: „Jeg er Oberst, og jeg gaaer til mis Regiment!" (Ich bin Oberst und ich gehe zu meinem Regiment!)

Inzwischen ereignete es sich, daß der neue Oberst sich in der Eile in Rechts und Links irrte und in gerade entgegengesetzter Richtung ging, als dahin, wo sein Regiment lag. König Karl schickte ihm daher einen Adjutanten nach, um ihn davon zu unterrichten, und als der „Oberst" nun zurückkam, erhielt er eine, ungefähr folgendermaßen lautende Zurechtweisung: „In der schwedischen Armee muß ein Oberst wissen, wohin sein Regiment verlegt ist, und für seine Versäumniß hierin befehle ich dem Oberst, sofort seinen Degen abzugeben und zwei Stunden in Arrest zu geben!" — König Friedrich schnallte sogleich seinen Sabel ab und — setzte sich zur Mittagstafel. Nach geschlossener Mahlzeit fand es Seine schwedische Majestät für gut, ihren königlichen Bruder nach seinem eigenen Zelte begleiten zu lassen. Das angeordnete Manöver wurde für diesen Tag eingestellt, obwohl ungefähr 200 Wagen bestellt worden waren, um den ungeheuren Troß zu transportiren, welchen unsere friedlichen Krieger überall mit sich führten; und da Nichts geschah, waren also, da jeder Wagen 16 Reichsthaler (1 Reichsthaler = $11\frac{1}{2}$ Sgr. preuß.) per Tag kostete, wenigstens 3200 Reichsthaler so gut wie in die See geworfen, wie das Sprüchwort lautet. — Schreiber dieses, als er hörte, daß die Krone für jedes Paar Pferde mit Wagen 16 Reichsthaler per Tag bezahle, machte sich das Vergnügen, mehrere Bauern zu fragen, wie viel sie erhielten, und erhielt von Allen zur Antwort: $7\frac{1}{2}$ — 8 Reichsthaler. Derjenige, welcher die Lieferung übernommen, hatte also einen ganz hübschen Ueberschuß.

Während des ganzen Lustlagers hatten sowohl Offiziere wie Mannschaften Extra-Verpflegung erhalten; die Offiziere sogar Cognac, um sich im Felde während des Manövers zu stärken. Die Mannschaften erhielten Branntwein und Kaffee. Wahrscheinlich aus Vergessenheit — denn was sollte sonst die Ursache sein? — haben dagegen die armen Unteroffiziere Nichts empfangen, und sie sahen deshalb nichts weniger als zufrieden aus. Sonst war es Brauch, daß sie Punsch und Cigarren erhielten; aber diesmal bekamen sie, wie gesagt, Nichts; aber sie hatten, wie die Anderen, keine Ruhe, weder bei Tage, noch in der Nacht. — Apropos, Nachtruhe! das war wirklich köstlich, die süßsauren Mienen der meisten älteren Offiziere zu beobachten, als sie unter freiem Himmel bivouakiren sollten! Manche von ihnen wurden noch von ihren Untergebenen aus der Verlegenheit gerettet, indem sie ihnen kleine, niedrige Bretterhütten errichteten, fast denen gleich, welche von Hirten auf großen Gemeinde-Weiden benutzt werden. Die an ihre guten, warmen Betten gewöhnten Herren waren in der That erfreut, unter dergleichen armselige Hütten kriechen zu dürfen und da nothdürftigen Schutz gegen Regen und Kälte zu finden, wenn auch nicht vollkommene Sicherheit dagegen, am folgenden Morgen mit Fluß, Schnupfen und Zahnweh aufzustehen. Der König selbst schlief mehrmals unter freiem Himmel; einmal sogar während eines Platzregens.

Einige kleine Anekdoten kann ich nicht umhin mitzutheilen. Sie stimmen völlig mit Sr. Majestät bekanntem Charakter überein.

Als das „Königs Husaren-Regiment" zum ersten Male der Königin vorgestellt wurde und vor ihr defilirte, war Ihre Majestät zu Pferde und trug ein Reitkleid, welches vorn mit gelben Schnüren besetzt war, auf ähnliche Weise wie die der Husaren-Offiziere befestigt. Man glaubte, daß das Regiment künftig „Königin-Husaren" genannt werden sollte, was aber, so viel wir wissen, nicht geschah. Die hübsche Husaren-Tracht sah als Damen-Reitkostüm durchaus gut aus und wird wahrscheinlich für einige Zeit als solche modern werden.

In einer Nacht belustigte sich König Karl damit, auszugehen und zu sehen, ob Alles auf dem Posten sei. Solche kleine Ausflüge machte er meist einsam. Die Nacht war kalt und regnerisch; die Truppen hatten den Tag über strenges Exercitium gehabt, und es war deshalb nicht zu verwundern, daß der König auf einer Stelle einen einsamen Posten traf, welcher ganz blau gefroren war, und, in Kurze gesagt, eine äußerst bedauernswerthe Figur darstellte. Der König zieht eine sogenannte Taschenflasche heraus, nimmt selbst einen Schluck daraus und reicht sie dann dem Soldaten mit den Worten: „Nimm Dir einen Schnaps, mein Junge, Du kannst ihn brauchen!" — „„Ich danke allerunterthänigst,"" antwortete der Soldat, „„aber ich trinke nicht Branntwein."" — „Das war ein Sch—ßkerl!" spricht der König und wendet ihm den Rücken.

Sämmtliche Tagediebe und Müßiggänger von Schonen strömten zum Lager, um all den Staat zu begaffen und so einige Abwechselung in ihr einförmiges Leben zu bringen. Einige dieser Herren nahmen sich vor, beinahe ununterbrochen mehrere Tage lang vor dem königlichen Zelte auf und ab zu promeniren und mit weit offenem Auge, Ohr und Munde der Spur des Königs zu folgen, wohin er sich auch wenden möge. Solche Unverschämtheit wurde endlich vom Könige bemerkt, der gerade aus zu ihnen ging und sie barsch fragte: „Was ist das Geschäft der Herren hier?" — „„Den König zu sehen,"" antwortet der Eine, an allen Gliedern zitternd. „Na, da seht ihn, vorn und hinten," spricht der König und dreht sich auf den Absätzen herum; „aber nun reist nach Hause und wendet die Zeit nützlich an, ihr Tagediebe!"

Eine Bauersfrau hielt auch ziemlich anhaltend Wache nahe bei'm königlichen Zelte. — „Was machst Du hier, meine Alte?" sagte der König eines Tags freundlich zu ihr; „hast Du den König um Etwas zu bitten?" — „„Nein,"" antwortete sie; „„ich will ihn blos sehen"" — „Na, dann ist ja Dein Wunsch befriedigt worden!" — „„Ja, aber ich

wollte auch die Königin sehen."" — Mit den Worten: „Warte ein Wenig, dann wirst Du sie zu sehen bekommen," geht der König in das Zelt der Königin und kommt sogleich zu der Alten zurück, seine Gemahlin am Arme führend. — „Hier ist die Königin; wie gefällt sie Dir; ist sie nicht recht häßlich?" — „„Ach nein,"" antwortet die Frau naiv; „„ich denke, sie ist sehr schön! Gott segne Euch beide!"" — Diese einfache Huldigung soll großen Eindruck auf beide hohe Ehegatten gemacht haben.

Sowohl Menschen als Pferde sahen sehr mitgenommen aus nach so vielen Strapazen. Diejenigen, welche sich noch am Besten bei Fleische erhalten haben, sind die „Königs-Husaren," oder, wie sie jetzt heißen, „Karl XV. Husaren-Regiment;" doch auch diese waren ziemlich heruntergekommen. Mit Recht fragt man, wozu nützen solche Paraden und Lustlager? — Menschen und Thiere werden abgenutzt, Pulver wird für viele, viele Tausend Reichsthaler verschossen, Geld wird nach allen Richtungen hin weggeworfen und eine Menge schaulustiger Menschen von allen Landesenden herangelockt, um Zeit und Geld zu vergeuden und ihre Geschäfte zu versäumen. Die einzige Absicht bei dergleichen kostbaren Veranstaltungen muß sein, Sr. Majestät dem Könige und Allerhöchst dessen Gästen ein Vergnügen zu bereiten; denn in vollem Ernste kann wohl selbst der loyalste Mensch von der Welt nicht behaupten wollen, daß sie in Wirklichkeit den Truppen einige nützliche Uebung bereiten. Geschüttelt, unlustig und ärgerlich über die unnöthige Geschäftigkeit kommen sie nach Hause zurück und sind für lange Zeit untauglich für alle nützliche Arbeit. Die Bauern, welche die Reiter zu stellen haben, haben vollauf damit zu thun, den Pferden wieder Fleisch beizubringen und die beschädigten Montirungsstücke zu ersetzen. Im Kriege unterwirft sich der Soldat natürlich jeder Entsagung, jeder Anstrengung ohne Murren; aber mitten im tiefsten Frieden wie Schulknaben zu springen und Krieg zu spielen, das ist drückend für jeden tüchtigen Mann.

Es würde übrigens ganz interessant sein, die Ursache der ungleichen Rationen kennen zu lernen, welche die Mannschaften bei gleichen Gelegenheiten erhielten. Fast immer waren diese Rationen zu knapp zugemessen. Ein Mal hatte jeder Mann einen Häring und ein Pfund Brod für zwei Tage. Ein anderes Mal, als sie hinaus sollten, hatten sie ½ Pfund Schweinefleisch und zwei Pfund Brod und bei'm letzten Manöver für dieselbe Zeit ein Pfund Fleisch und ein Pfund Brod. — Gewöhnlich bekamen die Mannschaften nur jeden anderen Tag Mittagsbrod; denn die Suppen- und Fleisch-Portion, die sie erhielten, ließ sich sehr gut in einer Mahlzeit aufzehren und ertrug außerdem schwerlich das Aufheben bis zum anderen Tage. Nur wenn Erbsen und Schweinefleisch geliefert wurden, konnten die Soldaten hoffen, zwei Mal hintereinander zu Mittag zu essen.

Eine große Menge dänischer „Damen" kam nach dem Lager geströmt; auch Malmö und Lund haben verschiedene solcher Individuen geliefert, und diese in Gemeinschaft mit ihren dänischen Handwerksschwestern nahmen den Dienstmädchen von Riseberg (Dorf in der Nähe), welche sonst allein hier zu sein pflegten, ganz und gar ihren Verdienst. Man sollte wohl glauben, daß die vielen anwesenden Beamten den Platz von dergleichen Gezücht rein halten könnten, und wenn deren Zeit nicht zureichte, hätte man deren wohl mehr anstellen können, damit das „Lustlager" nicht allzusehr ausartete!"

Zum besseren Verständniß dieses Räsonnements sei zunächst bemerkt, daß Schweden nur ein sehr schwaches, stehendes Heer hält, und daß die dortige Armee für den Krieg zum großen Theile aus einer Art Miliz besteht, ungefähr in derselben Weise, wie die der Schweiz organisirt. Eine Eigenthümlichkeit der schwedischen Heerverfassung besteht jedoch darin, daß die Regierung Kriegspferde beschafft und sie den Bauern und sonstigen Landwirthen überläßt, auch ein Kapital an Futtergeld gewährt. Es kommt natürlich nicht selten vor, daß die Landwirthe diese Pferde auf ihre Lebenszeit, nämlich der Pferde, in der Wirthschaft benutzen, während sie das oft ziemlich bedeutende Futtergeld einstecken, also eine billige Zugkraft und ein Kapital erhalten. Sie haben dagegen die Verpflichtung, bei kriegerischen Gelegenheiten, oder, wie hier der Fall, zu den Truppen-Uebungen außer den Pferden auch die Reiter zu stellen und für deren Equipirung zu sorgen.

Der obige Brief deckt nun mit liebenswürdiger Offenheit einige wesentliche Mängel der schwedischen Heeresverfassung auf, in den Grundzügen derselben sowohl, wie in dem äußerst wichtigen Verpflegungswesen. Was aber für uns von besonderer Bedeutung ist, sind die Streiflichter, welche hier auf den sonst so hervorgehobenen kriegerischen Geist der Schweden geworfen werden. Denn wenn die Beobachtungen des Korrespondenten richtig sind, so sind wir zu der Annahme berechtigt, daß weder die Truppen selbst sich mit Neigung ihren kriegerischen Beschäftigungen hingeben, noch das Publikum den Zweck und den Nutzen der Truppen-Uebungen begreift. Desto größer aber wird unsere Achtung vor der Preßfreiheit Schwedens, welche, wie wir sehen, Jedem gestattet, frisch von der Leber weg seine Ansichten über Vorgänge im Lande auszusprechen und die schlichte Wahrheit über mangelhafte Staats-Einrichtungen an die Oeffentlichkeit zu bringen, selbst auf die Gefahr hin, Allerhöchsten Neigungen und Geschmacksrichtungen fataler Weise entgegenzutreten.

Spanien.

Zur Kenntniß der spanischen Sprache.

I.

Grammatik von Julius Wiggers.*

Dr. Julius Wiggers, der mit seinem Bruder Moritz Wiggers im vorigen Jahre eine auch in diesen Blättern besprochene, italiänische Grammatik herausgab, die auf dem Prinzipe beruht, „daß die Grammatik nicht dem Gedächtnisse Formeln darbieten, sondern Gesetze zur Erkenntniß bringen soll," hat jetzt eine auf demselben Prinzip ruhende Grammatik der spanischen Sprache erscheinen lassen. Dr. Julius Wiggers ist auch derselbe Schriftsteller, der durch seine objektiv gehaltene neue Darstellung des Verfassungsbruches in Mecklenburg eine so allgemeine Theilnahme für das Schicksal dieses Landes in Deutschland erregt hat. Haben nun auch seine grammatischen Arbeiten keinerlei Beziehung zu seinen politischen, so glauben wir doch, daß die objektive Treue des Politikers eine Bürgschaft für die objektive Treue des Gelehrten sei, und darum haben wir diese Leistungen des Schriftstellers auf zwei verschiedenen Gebieten hier zusammen genannt.

Es ist, wie der Verfasser in dem Vorwort sagt, auch mit der vorliegenden spanischen Grammatik darauf abgesehen, „die Sprachlehre aus der Sphäre des Mechanischen, in welcher sie, soweit es sich um neuere Sprachen handelt, in dem größten Theile der zahlreichen Lehrbücher befangen ist, auf eine höhere wissenschaftliche Stufe zu erheben und dadurch zugleich den praktischen Zwecken des Unterrichtes gründlicher und besser zu dienen, als dies die gewöhnliche mechanische Weise vermag."

Ein gute Grammatik hat die Aufgabe, mit dem Verstehen des Idioms, um das es sich handelt, die Naturgesetze des Umlautes, die logischen Gesetze der Sprache überhaupt, zu lehren und denjenigen, die mit beiden Gesetzen bereits vertraut sind, zu zeigen, wie sie dieselben auf den ihnen neuen Gebieten richtig anwenden. Herr Wiggers ist demnach keiner jener „Mechaniker der Theorie" und noch viel weniger gehört er zu den, alle Theorie verachtenden Schnellpraktikern, die ihre Schüler gleich in medias res versetzen und die fremde Sprache frischweg, ohne Kenntniß ihrer inneren und äußeren Bedingungen, übersetzen lassen.

Als Quelle für den Sprachstoff hat unserem Verfasser besonders der große Meister spanischer Prosa, Cervantes, gedient, doch sind auch die anderen Klassiker der spanischen National-Literatur, sowohl der prosaischen, als der poetischen, bis auf die neueste Zeit herab, benutzt worden.

In einem Anhange ist ein Abriß der spanischen Metrik beigefügt, ohne deren Kenntniß der Genuß der poetischen Literatur ein unvollständiger bleibt.

II.

Handbuch der spanischen Sprache von M. W. Brasch.**

Der Verfasser des vorliegenden Lehrbuchs baut auf der Methode von Robertson, Th. Gaspey und Emil Otto weiter, glaubt aber, daß diese um die Methodik des Sprachunterrichtes verdienten Männer eine wesentliche, psychologisch begründete Rücksicht außer Acht gelassen haben, nämlich die strenge Scheidung zwischen „Verstehen" d. h. Auffassen und „Sprechen" d. i. selbstthätigem Schaffen. „Ein Lesebuch, das diesen Anforderungen genügen will, das mehr auf geistige Anregung, als auf ein

---

* Grammatik der spanischen Sprache. Von Dr. Julius Wiggers. Leipzig, Brockhaus, 1860.

** Vollständiges Handbuch der spanischen Sprache, enthaltend: Grammatik, Conversations-Uebungen, eine Auswahl interessanter Lesestücke, discursos sobre la literatura española, nebst vollständigem Vokabularium von M. W. Brasch, beeidigtem Uebersetzer und Sprachlehrer. Hamburg, Perthes, Besser und Mauke, 1860.

bloßes Anhäufen von Stoff abzielt, darf kein in sich abgerundetes, keiner Verengung und keiner Erweiterung fähiges System aufstellen." Also eigentlich nicht zu viel Methode wird geboten, sondern mehr selbständige Beobachtung und Uebung wird verlangt. Dies ist wohl richtig; indeß es kommt auf den Schüler an: der Eine braucht ein Exercierreglement und verlangt es, der Andere weiß sich selber zu helfen. Den größeren Theil des starken Buches (an 400 Seiten unter 550) nehmen Probestücke ein. Wir finden darunter Fernan Caballero, Solis, Hartzembusch, Martinez de la Rosa u. s. w.

Aegypten.

Noch einige Berichtigungen der „Deutschen Briefe aus Aegypten."

Seit ich Ihnen im Mai d. J. schrieb, hat Ihr Blatt wieder einige „Deutsche Briefe aus Aegypten" gebracht. Der Verfasser derselben geht von der naiven Voraussetzung aus, daß den Lesern des „Magazin" alles Dasjenige unbekannt ist, was er selbst nicht weiß. So bringt er denn theils die bekanntesten Sachen als etwas Neues, theils muthet er dem Leser zu, Dinge zu glauben, welche er, ich weiß nicht von wem, sich hat erzählen lassen. In dem Artikel „Die Wallfahrten" (Seite 274) verlegt er das Grab Muhammed's nach Mekka und erörtert dann ganz ernsthaft die Frage, warum wohl die Nachfolger des Propheten die Wallfahrt angeordnet haben. Daß Muhammed in Medina gestorben und begraben ist, bedarf als allbekannt, kaum einer Erwähnung. Und das Nachdenken über den Grund der Anordnung hätte der Herr Verfasser sich ersparen können. Es ist eine von Gott selbst durch Muhammed geoffenbarte Vorschrift. (Vergl. Sure 2. 5. 22. des Koran, Uebersetzung von Ullmann, 3. Auflage S. 21. 89. 277.)

Keine Verordnung wird, so behauptet der ägyptische Korrespondent weiter, so gewissenhaft gehalten, als die Wallfahrt. Nun, in Aegypten wenigstens ist die Zahl der Hadji's (Mekkapilger) im Verhältniß zur Gesammtbevölkerung sehr gering; in entfernteren muhammedanischen Ländern werden wohl noch weniger Besucher der heiligen Orte sein. Nach demselben Berichterstatter hat nur Ein Engländer, dessen Namen vergessen zu haben er beklagt, — jedenfalls ist Burton gemeint, — Mekka besucht und durch ihn, so versichert er, haben wir die einzigen Mittheilungen über die Geheimnisse dieses Platzes. Daß es einen berühmten afrikanischen Reisenden Namens Burckhardt gab, daß dieser bereits im Jahre 1814 vier Monate in Mekka zubrachte, davon hat der Berichterstatter keine Ahnung.

Ueber die Glaubenslehren und religiösen Ansichten der Anhänger des Islam hat derselbe sich auch manche Fabel aufbinden lassen. So sollen die Frauen nicht in den Himmel kommen, sondern nur an der Thür stehen dürfen; sie sollen nicht das Recht haben, in irgend eine Moschee zu gehen; an dem Haarbüschel, welchen der Muselmann auf dem geschornen Kopf stehen läßt, soll Muhammed ihn nach dem Tode direkt in den Himmel ziehen ꝛc.

Der Koran verspricht das Paradies allen wahren Gläubigen ohne Unterschied des Geschlechts. (9. Sure: „Den gläubigen Männern und Frauen hat Gott versprochen Gärten, von Wasserquellen durchströmt, worin sie ewig wohnen.") Ferner habe ich mit meinen eigenen Augen in Konstantinopel und Kairo Frauen in Moscheen gesehen; an letzterem Orte allerdings nur alte. Sie saßen hinter den Männern in einem Winkel, ihre Gebete verrichtend. Wie man sagt, hat Muhammed geäußert, die Frauen thäten besser zu Hause zu beten (Lane, Sitten und Gebräuche der heutigen Aegypter, I. Kap. 3.), aber ein förmliches Verbot existirt nicht. Was den Haarbüschel betrifft, so läßt man ihn so wenig aus religiösen Gründen stehen, daß die Ulema's sich sogar dagegen erklären. Die Sitte soll ihren Grund in der Besorgniß haben, ein Ungläubiger könne dem im Kampfe gefallenen Muselmann den Kopf abschlagen und, um ihn anzufassen, seine Hand in den Mund stecken.

Doch es würde eine umfassende Arbeit erfordern, die sämmtlichen Unrichtigkeiten in den Briefen aus Aegypten aufzudecken. Lassen Sie mich nur noch Ihre Leser warnen, in der neuen Reihe von Artikeln „Die heutigen Bewohner Aegyptens" (Nr. 36 und 37) nicht etwa Schilderungen des gegenwärtigen Zustandes zu suchen. Die dort erzählten Anekdoten datiren aus der Zeit von 1824 bis 1834, können also keinen Anhalt zur Beurtheilung der heutigen Aegypter geben. Sie finden sich sämmtlich bei Lane (Uebersetzung von Zenker II. S. 226, I. S. 129. 130. 135.). Nebenbei erwähne ich, daß der jetzige Vice-König nicht, wie der Herr Verfasser erzählt, in Europa, sondern in Aegypten von einem Franzosen König, jetzt Secrétaire des Commandements, erzogen worden ist. Ein Heer von 15,000 bis 20,000 Mann bei einer Bevölkerung von drei Millionen kann nicht als ein „ungeheures" angesehen werden. Der Verfasser hatte vielleicht die Zeiten Mehemed Ali's im Sinne, der vor 1841 bis zu 200,000 Mann Truppen gehabt haben soll.

Alexandrien, 25. September 1860. König.

Mannigfaltiges.

— Melanthon und die Stadt Dresden. Unter diesem Titel ist bei Gelegenheit der am 19. April 1860 in der protestantischen Kirche begangenen Gedächtnißfeier Melanthon's eine kleine lokalgeschichtliche Skizze erschienen,* die den Bürgermeister von Dresden, Heinrich Moritz Neubert, zum Verfasser hat, und deren Reinertrag zum besten der Gustav-Adolf-Stiftung bestimmt ist. Die darin enthaltenen Mittheilungen sind zum Theil aus dem Dresdner Raths-Archive geschöpft und gewähren interessante Nachrichten aus dem Leben des „theuren Mannes" (mit dieser Bezeichnung war die Notiz über seinen Tod in ein beim Rathe zu Dresden gehaltenes „Memorialbuch" eingetragen worden), insofern es sich hierbei um seine persönliche Gegenwart in Dresden nach Einführung der Reformation in dem Albertinischen Sachsen im Jahre 1539, und um den Verkehr zwischen ihm und dem Rathe zu Dresden, der bis zu dem Tode Melanthon's ein sehr lebhafter war, handelt. Dem erzählenden Theile der Schrift sind verschiedene Beilagen, namentlich Briefe von ihm selbst und Anderer an ihn, so wie bezügliche Dokumente beigegeben, und unter jenen Briefen befinden sich unter andern auch zwei, deren Originale im Dresdner Raths-Archive selbst aufbewahrt werden. Die vorliegende Monographie enthält anziehende Beiträge zur Geschichte und Charakteristik Melanthon's und liefert besonders interessante Zeugnisse für seine aufopfernde Thätigkeit im Interesse der Kirche und Schule, die zugleich die Verdienste des Reformators um das Kirchen- und Schulwesen in Dresden und Sachsen in das hellste Licht setzen. Sie verdient aus diesem Grunde, so wie um des obgedachten guten Zweckes willen eine besondere Beachtung.

— Nicht-Deutsche im preußischen Staate. Nach der „Zeitschrift des k. preuß. statistischen Büreau" (Nr. 2), zählte der preußische Staat zu Ende des Jahres 1858 unter 17,739,913 Einwohn. 2,400,075, welche eine andere Muttersprache als die deutsche redeten. Es sprachen daher von je hundert Einwohnern $86_{,47}$ deutsch und $13_{,53}$ eine andere Sprache.

Dem slavischen Sprachstamme gehörten unter jenen Nicht-Deutschen 2,259,596 an (im Jahr 1837 nur 1,946,000), und zwar:

Polen, im Großherzogthum Posen	783,692	
„ in Westpreußen . . .	174,408	
„ in Schlesien	666,666	
Masuren, in Ost- u. Westpreußen	466,170	
Kassuben, in Hinterpommern .	4,880	
Mähren, in Schlesien	47,018	
Tschechen, in Schlesien . . .	7,753	
Wenden, in der Lausitz . . .	109,009	
		2,259,596
Dem litthauischen Sprachstamme gehörten an: in Ostpreußen		139,780
Dem romanischen Sprachstamme (Wallonen im Reg. Bez. Aachen)		699
		2,400,075.

Die Vermehrung der Deutschen in Preußen hat in den 21 Jahren von 1837 bis 1858 in größerem Maße, als die der Nicht-Deutschen stattgefunden, und zwar in dem Verhältnisse von $14_{,91}$ zu $13_{,53}$. Was den romanischen Sprachstamm betrifft, so vermissen wir unter den Angaben des statistischen Büreau's die im Regierungsbezirk Trier (Saarlouis) wohnenden Franzosen, deren dort immerhin einige Tausend sich befinden mögen. Die Zahl der Preußen, welche Nachkommen der von Ludwig XIV. vertriebenen französischen Refugiés sind, wird auf 10,031 Personen berechnet, doch diese werden mit Recht nicht mehr zu den Nicht-Deutschen gezählt, da sie selbst zum größten Theil, ungeachtet ihrer französischen Namen, die besten deutschen Patrioten sind.

* Dresden und Leipzig. W. Bock, 1860.

— Geldmacherei englischer Autoren. Die Herren Thackeray und Trollope sind im Begriffe, neue Novellen in „Schilling-Lieferungen" zu publiziren, weil sich diese Art der Veröffentlichung als die einträglichste Speculation ausgewiesen hat. Ebenso wird Dickens am 1. Januar 1861 wieder anfangen, eine neue Novelle auf diese Eßlöffel-Weise herauszugeben. In der Regel gelingt es diesen Herren sogar, für dasselbe Werk sich zwei Mal ein sehr großes Honorar, nämlich in England und in Amerika, bezahlen zu lassen. Unter der Bedingung, daß die Novelle „Hunted Down" — ein sehr schwaches Erzeugniß der Dickens'schen Feder — in Amerika sechs Monate früher, als in der Londoner Novellen-Zeitung „All the Year Round" gedruckt werde, zahlte der Buchhändler Harper in New-York dem englischen Autor nicht weniger, als tausend Pfund Honorar dafür. Da diese Erzählung in der genannten Novellen-Zeitung, wo sie nach ihrem amerikanischen Rundgang ebenfalls abgedruckt wurde, gerade zehn Seiten einnimmt, so hat sich Dickens jede gedruckte Seite mit 100 Pfund (666 Thlr.) in Amerika bezahlen lassen. Es ist das wohl das größte Honorar, das jemals irgendwo bewilligt worden ist.

— Gegen gewisse Schriftsteller. Von unserm in New-York lebenden deutschen Landsmanne, Herrn Friedrich Kapp, haben wir nächstens ein gründliches Werk über die amerikanische Sklavenfrage unter dem Titel „Geschichte der Sklaverei in den Vereinigten Staaten" zu erwarten. Es ist eine erweiterte und sowohl in volkswirthschaftlicher, als in kulturhistorischer und rechtsphilosophischer Hinsicht vervollständigte Darstellung der amerikanischen Sklavenfrage, wie sie der Verfasser bereits in seiner vor sechs Jahren erschienenen Schrift über diesen Gegenstand (Göttingen, Wigand) erörtert hat. Die letztgedachte Schrift hatte kürzlich einer der literarischen Raubritter, deren jetzt ein ganzes Fähnlein in verschiedenen deutschen Gauen haust, zum Gegenstande seiner Wegelagerung gemacht, indem er unter der Ueberschrift: „Die Krisis in den Vereinigten Staaten," in Nr. 36 und 37 der diesjährigen „Grenzboten" zwei Artikel abdrucken ließ, die, im Ganzen etwa 29 Seiten enthaltend, mit Ausnahme von ungefähr sechs Seiten wörtlich aus jener Schrift von Friedr. Kapp abgedruckt sind, ohne daß der Verfasser auch nur vorübergehend erwähnt ist. Der Plagiarius dachte wahrscheinlich, daß der in Amerika lebende, bestohlene Eigenthümer nie etwas von der Sache erfahren werde, aber siehe da — in Nr. 45 der „Grenzboten" reklamirt bereits — das Dampfroß reitet schnell — Herr Kapp sein Eigenthum, und die Redaction der „Grenzboten" — die natürlich bona fide gehandelt, als sie die beiden Artikel aufnahm und honorirte — nimmt keinen Anstand, den unritterlichen Plagiarius, der in den Rheinlanden seinen Wohnsitz hat, vollständig zu nennen. Wir könnten etwas ganz Aehnliches von einem in Berlin wohnenden Herrn erzählen, der sich für den Original-Autor eines uns zugesandten Artikels ausgab, und der sogar die Dreistigkeit hatte, seinen vollen Namen und Titel unter den Artikel zu setzen, dessen Inhalt, wie wir später entdeckten, aus dem Französischen übersetzt und bereits vor mehreren Jahren in unserer Zeitschrift, unter Angabe der Quelle, abgedruckt war. Wir begnügen uns jedoch mit diesen Andeutungen, die zugleich als Warnung vor ähnlichen, neuen Täuschungs-Versuchen dienen mögen.

— Russische Verbannte. In Moskau sind kürzlich unter dem Titel: „Erzählungen und Novellen eines alten Seemanns" die nachgelassenen Schriften Nikolai Bestujev's, eines älteren Bruders des bekannten Marlinsky, erschienen. Wie dieser in die Verschwörung des Jahres 1825 verwickelt, ward er zum Tode verurtheilt, welche Strafe in lebenslängliche Verbannung nach Sibirien verwandelt wurde. Die von Alexander II. bei seiner Krönung erlassene Amnestie erlebte er nicht mehr; er war bereits 1855 in Selenginsk gestorben. Ein anderer Verbannter aus jener Zeit, Dmitri Zawalischin, hat die Amnestie nicht benutzt, sondern es vorgezogen in Tschitá, der Hauptstadt Transbaikaliens, zu bleiben, wo er sich eine erträgliche Existenz geschaffen zu haben scheint und von wo aus er den russischen Journalen sehr ungünstige Berichte über das Amurland und die Colonisationsversuche des Grafen Murawjev zugehen läßt. Dagegen ist der talentvolle Novellist Dostojevsky, der im Jahre 1849 wegen Betheiligung an einem angeblich sozialistischen Komplott nach dem Kaukasus exilirt wurde, wieder nach Moskau zurückgekehrt und giebt dort seine gesammelten Werke heraus. Herr Iwan Golowin, von dessen auf telegraphischem Wege erfolgter Amnestirung die Zeitungen vor einigen Monaten zu erzählen wußten, befindet sich noch immer im Auslande und dürfte auch wohl nicht gesonnen sein, sich für's Erste in seine Heimat zurückzuwagen. In seiner neuesten Publication, der „Ephémérides russes," spricht er sich wenigstens sehr scharf gegen den jetzt regierenden Kaiser aus, der die in ihn gesetzten Hoffnungen getäuscht habe und ganz in die Fußstapfen seines Vaters trete. Desto mehr ist Herr Golowin für Se. Maj. Napoleon III. enthusiasmirt, in welchem er den Retter und Messias der unterdrückten Nationalitäten — auch der russischen! — erblickt.

— Zahlen beweisen. Daß das reactionaire, die Gewerbefreiheit und die Freizügigkeit in Preußen beschränkende Gesetz vom 9. Febr. 1849 keine guten Früchte getragen, geht aus folgenden Zahlen-Angaben des k. preuß. statistischen Büreau's hervor.

In Preußen gehörten von der Gesammtbevölkerung dem Handwerkerstande und den mit demselben in den statistischen Tabellen zusammengezählten Gewerben und Beschäftigungen an: (Procente der Bevölkerung)

1849	1852	1855	1858
$25_{,59}$	$24_{,30}$	$24_{,00}$	$24_{,00}$

Dem Fabrikwesen dagegen und den mit demselben zusammengezählten Gewerben und Beschäftigungen gehörten an: (Procente der Bevölkerung)

1849	1852	1855	1858
$3_{,50}$	$3_{,66}$	$3_{,71}$	$3_{,84}$

Die Freiheitsbeschränkungen jenes Gesetzes treffen fast sämmtlich nur den Handwerkerstand; kein Wunder also, wenn sich der Fabrikantenstand auf Kosten des Handwerkerstandes vermehrt hat. Die Zahl der Handwerksmeister hat sich in den Jahren 1849 bis incl. 1858 von $11_{,27}$ Proc. auf $11_{,07}$ Proc. der Beschäftigten vermindert, während sich die Zahl der Handwerksgehülfen und Lehrlinge von $8_{,62}$ auf $10_{,32}$ Proc. erhöht hat.

Seltsam genug, sind in den statistischen Tabellen die „literarischen Anstalten," worunter außer den Buchdruckereien, lithographischen rc. Pressen auch die Buchhandlungen und Leihbibliotheken zu verstehen sind, in der Handwerker-Tabelle aufgezählt. Allerdings gehören auch alle Handelsgewerbe zu dieser Tabelle. Letztere haben sich von $1_{,06}$ Proc. der Bevölkerung im Jahre 1849 auf $1_{,15}$ Proc. der Bevölkerung im Jahre 1858 erhoben, sind also ebenfalls nicht durch das eben nur die Handwerker treffende Gesetz benachtheiligt. Auch die sogenannten „literarischen Anstalten" hatten sich in dieser Zeit großer Fortschritte zu erfreuen. Es gab in Preußen:

	Pressen.	Buchhandlungen.	Leihbibliotheken.
1849:	1275	739	645
1852:	1317	729	693
1855:	1423	789	742
1858:	1448	820	822

— Gegen gewisse Zeitschriften. In ihrem Feuilleton vom 1. Nov. bringt die „Schlesische Zeitung" einen Artikel: „Daniel Stern's moralische Reflexionen," der unserer in Nr. 44 des „Magazin" enthaltenen Anzeige des französischen Werkes der Gräfin von Agoult: „Esquisses morales" wörtlich entlehnt ist. Statt unserer Zeitschrift, ist jedoch in der „Schlesischen Zeitung" eine andere Quelle, und zwar: „Pr." genannt. Ob damit die Wiener Zeitung „die Presse" gemeint ist, haben wir auf eine an die Redaction des erstgenannten Blattes gerichtete Anfrage nicht erfahren. Wir sind allerdings gewohnt, uns von verschiedenen Wiener und anderen, besonders süddeutschen Blättern (nicht blos Zeitungen) nachgedruckt zu sehen, ohne daß uns die Ehre erwiesen wird, als Quelle genannt zu werden. Nur die Augsb. „Allg. Ztg." macht in Süddeutschland eine Ausnahme in dieser Beziehung, und deshalb ist es uns auch stets erfreulich, darin etwas aus unseren Spalten zu finden. Gegen das unehrenwerthe Verfahren anderer Blätter haben wir zwar schon vielfach protestirt — wie noch ganz kürzlich gegen eine sonst sehr geachtete Wiener Zeitschrift — jedoch bisher, wie es scheint, ohne Erfolg. Wir werden indessen auch ferner zuweilen diejenigen Blätter namhaft machen, die unsere Artikel ohne Nennung der Quelle aufnehmen und sich dadurch selbst als Nachdrucks-Institute charakterisiren.

— Zum Jahresgedächtniß der Schillerfeier hat ein Rheinländer „ein Lied zur That" gesungen und dasselbe der deutschen Nation gewidmet.* Neuwied, wo das Lied gedruckt worden, ist bekanntlich von Alters her der Sitz der Glaubensfreiheit und des friedlichen Nebeneinanderlebens der verschiedensten Religionsparteien. Wir sympathisiren daher mit dem Neuwieder, wenn er von Schiller Veranlassung nimmt, der deutschen Nation zuzurufen:

„Es werde Licht in deutschen Landen
Und Licht in jedes Deutschen Brust
Und Licht bei'm Fest, zu dem wir uns verbanden,
Und licht der Geist, deß wir bewußt!"

Im Uebrigen jedoch ist der poetische Wille besser, als die versificirte That.

* Neuwied, von der Beck, 1860.

J. C.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig

Bestellungen
übernimmt jedes Postamt des deutsch-österreichischen Postvereines, sowie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallstraße Nr. 21) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins" nicht direkt correspondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commissionair, Herrn F. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von **Joseph Lehmann.**

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

Nº 48. Mittwoch, den 28. November 1860. **29. Jahrgang.**

Inhalt:

Deutschland und das Ausland.

Das deutsche Sprachgebiet.

I.

Sprachgränzen und Sprach-Invasionen.

Nicht mit Unrecht hat man unsere Zeit die Zeit der Raçenkämpfe genannt: — in keiner Periode der Geschichte machte sich in den Völkern ein lebhafteres Nationalitätsbewußtsein geltend und mit ihm das Streben, das national Gleichartige auch zu einem politischen Ganzen auszuprägen, das national Ungleichartige als ein dem Ganzen sich nicht assimilirendes Element auszuscheiden.

Der äußere Ausdruck der Nationalität ist die Sprache. Die Sprachgränzen haben heute neben ihrer geographischen, ethnographischen und historischen Bedeutung auch eine politische Wichtigkeit erlangt, die ihnen in früheren Jahrhunderten entweder gar nicht, oder doch nur in untergeordneterer Weise zukam.

Versuchen wir hier nicht eine Geschichte der deutschen Sprachgränze, eine Darstellung ihrer allmähligen Erweiterung und Verengung zu geben, die ohnedies den Raum eines Buches, nicht den eines Journal-Artikels in Anspruch nimmt; — begnügen wir uns vielmehr, die Sprachgränze, wie sie heute ist, möglichst genau zu fixiren, unbekümmert darum, ob sie zu Karl's des Großen Zeiten anders war.

Ohne daß eine Mischung des Deutschen mit irgend einer Nachbarsprache stattgefunden, — aus welcher Mischung unfehlbar ein wesentlich neues Idiom hätte hervorgehen müssen, wie das englische, z. B. aus einer Vermischung des Angelsächsischen und des Französischen entstanden ist, — hat doch der gegenseitige Verkehr es dahin gebracht, daß die unmittelbaren Gränzbewohner unseres Sprachgebietes sich nicht nur ihrer Muttersprache, sondern meist auch der Nachbarsprache mit fast gleicher Geläufigkeit bedienen. Der Reisende, namentlich derjenige, welcher weniger mit der Masse der Bevölkerung, als vielmehr nur mit den sogenannten Gebildeten verkehrt, ist daher leicht der Gefahr ausgesetzt, sich in Bezug auf die Nationalität einer Stadt oder einer Gegend zu täuschen. Auch ist es nicht gleichgültig, ob der Forscher, welcher uns über die Sprachgränze unterrichtet, Deutscher oder Franzose, Italiäner, Ungar, Czeche, Pole oder Däne ist, und welcher politischen Parteifrage seine Forschungen vielleicht als Unterlage dienen sollen.

Aus diesen Gründen ist es erklärlich, daß sich in den Schriften, welche sich mit dem deutschen Sprachgebiete in seiner Gesammtheit, oder nur mit einzelnen Theilen desselben beschäftigen, oft die widersprechendsten Angaben über die Sprachgränze finden. Abgesehen von eigenen, auf Fixirung der westlichen Sprachgränze gerichteten Beobachtungen, hat Verfasser dieses die gesammte, dahin einschlägige Literatur mit möglichster Gewissenhaftigkeit geprüft und glaubt, ohne auf eine Kritik seiner Quellen einzugehen, die Genauigkeit nachfolgender Angaben verbürgen zu können:

Das deutsche Sprachgebiet wird im Westen begränzt durch eine zwischen Calais und Gravelingen vom Meere ausgehende über St. Omer, Menin, Renaix, Grammont zwischen Brüssel und Waterloo hindurch über Tirlemont und Landres führende Linie. Von Landres aus folgt diese Linie der politischen Gränze der belgischen Provinz Limburg bis zur Maas und dann der belgisch-niederländischen Gränze bis auf preußisches Gebiet und begleitet dann die preußisch-belgische Gränze bis zur Our, so daß nur die Stadt und die Nordspitze des preußischen Kreises Malmedy dem französischen, respektive dem wallonischen Sprachgebiete anheim fällt. Von der Our zieht die Sprachgränze über Vianden, zwischen Wiltz und Bastogne hindurch nach Arlon, Longwy und Thionville, so daß diese beiden letzten Städte noch dem französischen Sprachgebiete angehören. Von Thionville führt die Sprachgränze über Faulquemont, französisch Saarburg nach Pfalzburg, um von hier dem höchsten Grate der Vogesen bis nach Thann zu folgen; von Thann zieht sie über Altenkirchen nach Laufen, wendet sich westwärts, um sich längs des östlichen Ufers des Bieler-Sees und dem nordöstlichen Ende des Neuchateller Sees und zum Murtner See hinzuziehen.*

Die Südgränze des deutschen Sprachgebietes wird durch eine vom Murtner-See ausgehende, die Saane begleitende und dann mit der politischen Gränze der Cantone Bern und Waadt zusammenfallende Linie gebildet, die, der Schneekette der Berner Alpen folgend, zwischen Sieders und Leuk die Rhone scheidet und in dem piemontesischen Dorfe Issime den südlichsten Punkt des deutschen Sprachgebietes erreicht. Von Issime aus zieht sich die Sprachgränze auf der Centralkette der Alpen über den St. Gotthardt bis zum Martinsjoche hin, schneidet den Rhein bei der Vereinigung des Vorder- und Hinterrheines, folgt der Wasserscheide zwischen dem Plessur und der Albula und hierauf der Schneelinie bis zur Gränze des Engadin, wo sie den Inn überschreitet. Vom Inn aus läuft die Sprachlinie über die Ortlesspitze nach Salurn und wendet sich dann nordwärts über Bozen und Brixen nach Brunnecken, um von hier aus die politische Gränze Illyriens und Venedigs bis nach Pontafel zu begleiten. Von Pontafel setzt sich die Linie bis zum Gailflusse fort, zieht sich zwischen dem Ossiacher- und Wörther See hindurch nach St. Margareth, berührt Lavamünde und folgt nun der Wasserscheide zwischen Drau und Mur, welche Letztere sie unterhalb Radkersburg überschreitet.

* Wir sahen uns veranlaßt, uns der französischen Ortsnamen zu bedienen, weil die deutschen leider! auf unseren Karten längst verschwunden sind und der Mehrzahl der Leser gänzlich unbekannt sein dürften. D. V.

Die östliche Gränze des deutschen Sprachgebietes wird durch eine Linie begränzt, die von Radkersburg zur Pinka-Mündung und von dort über Rothenburg, Güns, der Südspitze des Neusiedler-See's und Wieselburg nach Waizka führt, wo sie die Donau überschreitet. Von Waizka bis zur Marchmündung macht die Donau, von da bis Rabenburg die March die Gränze. Von Rabenburg zieht sich die Sprachlinie nördlich an der Taya und Schwarzawa — bis in die Nähe von Brünn — über Znaym, Königseck, Neuhaus, Krumau, Sablath, Winterberg, Reichenstein, Neuern, Klentsch, Debrezan, Weiß-Tuschkau, Rabenstein, Pestelberg, Leitmeritz, Hünerwasser, Rochlitz, Hohenelbe, Schurz, Starkstadt, Rodenitz, Grulich, Triebitz, Blumenau, Brisau, Mährisch-Trübau, Schildberg, Schönberg, Mährisch-Neustadt, Sternberg, Bodenstadt, Neu Titschein, Partschendorf, Wagstadt, Wiegstädtel, Jägerndorf und Katscher zur Oder, welche sie bei Ratibor erreicht. Hierauf bildet die Oder die Gränze bis nahe an Brieg und von hier eine über Kreuzburg, Landsberg, polnisch-Bunzlau, Kempen, Mittelwalde, Militsch, Kröben, Lissa, Fraustadt, Karge, Tirschtiegel, Meseritz, Birnbaum, Zirke, Radolin, Schönlanke, Schneidemühl, Wirsitz, Bandsburg, Tuchel, Schwetz, Graudenz, Bischofswerder, Deutsch-Eylau, Osterode, Guttstadt, Rastenburg, Goldapp und Gumbinnen gezogene Linie, die sich, nordwärts von Insterburg, bis an das kurische Haff fortsetzt, welches sie bei Schaakswitten erreicht.

Im Norden folgt die Sprachgränze der Küste der Ostsee bis Gravenstein, nordwärts Flensburg, zieht sich von hier über Sieberstedt zur Nordsee-Küste, die sie bei Hunverthusen, südlich von Tondern, erreicht, und folgt dann der Küste bis zur Mündung der Aa, südlich von Gravelingen. Die preußischen, holsteinischen, ein Theil der schleswig'schen, alle hannöverischen, oldenburgischen und niederländischen Inseln, wie auch Helgoland, gehören dem deutschen Sprachgebiet an.

Innerhalb dieses durch die hier angegebenen Gränzen eingeschlossenen Gebietes bilden die deutschen Stämme eine geschlossene, compakte Masse, was jedoch nicht hindert, daß einzelne slavische Sprach-Inseln mitten im deutschen Gebiete sich vorfinden, wie es andererseits auch an deutschen Sprach-Inseln auf slavischem oder romanischem Gebiete nicht fehlt.

Meist fällt die Sprachgränze mit einer Naturgränze zusammen; in der Regel bilden Gebirge, selten nur Flüsse die Sprachscheide. Die Natur hat die Bergzüge als trennendes Element zwischen den Ländern und ihren Bewohnern aufgeführt, während die Flüsse im Gegentheil die Stelle natürlicher Bindungsmittel vertreten. An den Gebirgen brachen sich die Wogen der Völker, an den Gebirgen brach sich die Macht der Eroberer, und während die Tiefebenen von fremden Völkern überschwemmt wurden, behaupteten sich die Ureinwohnern des Landes in den Gebirgen. So haben sich die Iberier in den Basken der Pyrenäen, die Kelten in den Wallisern erhalten; im Belgien fällt das Gebirgsland der wallonischen, respektive französischen, das Tiefland der deutschen Zunge anheim; im Elsaß gehört der Ost-Abhang der Vogesen dem deutschen, der West-Abhang derselben dem französischen Sprachgebiete an; der Süd-Abhang der Alpen und ihrer Ausläufer wird von Völkern romanischer und slavischer Zunge bewohnt, während die Deutschen den Nord-Abhang occupiren. In Böhmen sehen wir die Deutschen in compakter Masse die Gebirge, die Slaven das Tiefland bewohnen, während umgekehrt in Ungarn die Slaven das Gebirge, die Magyaren die Tiefebene besetzt halten. Ueberall, wo Gebirge das deutsche Sprachgebiet begränzen, läßt sich auch die Sprachgränze mit aller Schärfe ziehen, während da, wo Gebirge fehlen, wie theilweise in Ungarn, Schlesien, Posen, Preußen und Schleswig, die Sprachgränze als eine unsichere und vielfach zerrissene erscheint.

Im Allgemeinen ist das deutsche Sprachgebiet im Westen und Süden, so weit es dort auf das Französische und Italiänische stößt, in einem, wenn auch langsamen Weichen, im Osten und Süd-Osten, wo es auf die slavische, magyarische und lettische Zunge trifft, und im Norden, wo es auf das Dänische stößt, in einem eben so allmählichen Wachsen begriffen.

Das Weichen des deutschen Sprachgebietes im Westen wird durch die politischen Verhältnisse, welche einen bedeutenden Theil des deutschen Sprachgebietes dem französischen und belgischen Staatsverbande zugetheilt, zur Genüge erklärt. Allein man hat behauptet, daß jede Sprache, ohne Berücksichtigung der politischen Verhältnisse, stets nach Osten und Norden übergreife, und zu diesem Zwecke nicht nur auf Belgien und das Elsaß, Schleswig und Posen, die Schweiz, Tyrol und Istrien, wo das italiänische Sprachgebiet im Wachsen begriffen, auf die Griechen, die ihre Sprache nach Kleinasien trugen, auf die Araber, auf Schweden, welches Finnland für seine Zunge erobert, sondern namentlich auf die Pyrenäen hingewiesen, wo die spanische Sprache, trotz der unleugbaren politischen Ueberlegenheit Frankreichs, langsam übergreift.

Wie auf jede Anspannung eine Erschlaffung, auf jede Revolution eine Reaction folgt, so erblicken die Anhänger der oben geäußerten Ansicht, welche wir mittheilen, ohne sie jedoch zu vertreten, im Uebergreifen der Sprache nach Norden und Osten eine Reaction gegen die von Norden nach Süden, und von Osten nach Westen gerichtete Wanderung der Völker.

R. M.

Frankreich.

Literarisches Echo aus Paris.

Die Broschüromanie.

Die Gründung der „Revue Nationale.“

„Les théatres à Paris,“ vom Dr. Véron.

Mitte November 1860.

Broschüren! Kleine Beantwortungen großer Fragen; Mäuse-Kinnbacken, die Cocusnüsse knacken wollen, noch immer Broschüren! Wer wird uns von der Epidemie der politischen Broschüren endlich befreien? Giebt es denn keine Heine's mehr, die durch Einimpfung irgend eines wirksamen wohlthätigen Giftes — denn auf die Hoffnung, gesunde literarische Productionen als Heilmittel anzuwenden, verzichte ich von vorn herein — der Verbreitung dieser abscheulichen Sucht einen Damm setzen? Freilich ist es etwas zu spät. Das Publikum fängt bereits an, sich daran zu gewöhnen, und ein Publikum, das seit zehn Jahren Alexander Dumas Sohn, seine Glaubensgenossen und Nachahmer zu den Heroen des theatralischen Olympes gemacht, das zwanzig Auflagen von „Fanny,“ fünf von den Memoiren der holden Rigolette, gemächlich verschlungen hat, ohne sich eine schlechte Verdauung zuzuziehen — ein solches Publikum beweist durch sein frohsinniges Wohlbefinden nicht nur, daß man sich an Alles, selbst an Krähenaugen und den Constitutionnel, gewöhnen kann, sondern durch seine Hartmäuligkeit besonders, daß die Gewohnheit den Märchenfeen und der Entfernung vom Heimatlande gleicht, die den alten Gestalten die Runzeln und Furchen abstreift und Alles idealisirt, verjüngt.

Die Broschüromanie, dieses leichtfertige Pfuschwerk, dieses vorlaute Beschwatzen ernstester Gegenstände bildet schon jetzt ein Element der Tagesliteratur und droht, noch weiter um sich zu greifen, da die Lesewelt fortfährt, solchen Ergüssen die Anerkennung zu spenden, welche sie gut durchdachten und fleißig ausgearbeiteten Werken versagt. Das scheint mir nicht das geeignete Mittel, dem jungen Schriftsteller Muth für ernstere und bessere Arbeiten einzuflößen, denn:

„Pour être homme de lettre, on n'en est pas moins homme“

Der schnöde Mammon spielt ach! eine große Rolle in unserem Jahrhundert und ganz besonders in unserer Stadt, wo Geld Alles entschuldigt, Alles verschafft, und Armuth höchstens das Bedauern sogenannter „Hülfsvereine“ erweckt.

Ebenso wenig liegt es im Interesse des Verlegers, der noch den Muth seiner Meinung hat und sich Geschäftsmann nennt, diesem Mißbrauche entgegen zu steuern. Weshalb soll er mit guter Waare schlechte Geschäfte machen, wenn er mit schlechter gute machen kann? Lumpenhändler werden auch zu reichen Leuten. Herr Dentu hat mit seinen Broschüren viel Geld verdient.

So giebt es nur Einen Retter aus der Noth, und leider kann man sich auf dessen Beistand nie verlassen: das große Publikum selbst. Die Broschürographen wissen vollkommen, daß in ihm allein ihr Schutz und ihr Heil besteht, und hüten sich, seine Thorheiten zu bekämpfen, oder gar mit ihm zu brechen. Deshalb schmeicheln sie seinen Schwächen, lassen unaufhörlich den Namen der „großen Nation“ an sein Ohr schallen und erregen ihm durch beständiges Kitzeln mit den Lorbeersträußern verschwundener großer Tage jenes angenehme Jucken, jenes Surrogat des Freudenschauers, das man bei der allgemeinen Theuerung gern um einen Franken erkauft.

Die Broschüren im Allgemeinen haben weder literarisch, noch politisch den geringsten Werth. Sie drücken nur — und auch nicht immer — die individuelle Meinung einer einzigen Persönlichkeit aus, können deshalb jeder Analyse entbehren und auf eine ernste Widerlegung der darin kundgegebenen Tendenzen gar keinen Anspruch machen. Den einzigen Zweck, den sie verfolgen, Geld einzubringen, erreichen sie.

So theile ich Ihnen nur, als Curiosum, folgende wohlgemeinten Rathschläge mit, die ich dem Scharfblick des Herrn Jules Barin ver-

danke. Herr Barin, dessen Namen ich zum ersten Male auf dem gelben Umschlage seiner Broschüre: Du Rhin à propos de la question d'Orient, gelesen habe, Herr Barin findet, daß die politischen Umstände Europa's augenblicklich viel zu wünschen übrig lassen — eine durch ihre Neuheit sowohl, als Richtigkeit überraschende Wahrheit: Herr Jules geht weiter — er gehört nicht zu jenen gewöhnlichen Alltagsmenschen, die ewig rügen und keinen Rath zum Bessermachen zu ertheilen im Stande sind. Er sieht das Uebel und bringt auch gleich Pülverchen, Pillen und Wunderarzneien in der Rocktasche mit. Die alte Constitution des greisen Europa muß erneut werden, ein energisches Laxirmittel muß es vor allen Dingen von seinem hartnäckigen Magenleiden, der Türkei, befreien. Nun passen Sie einmal auf, wie Herr Barin mit der Heilung der übrigen kranken Glieder umspringt: Oesterreich nimmt die, von dem ungläubigen Abd-ul-Medschid geräumte Türkei und verläßt das venetianische Königreich, das Victor Emanuel, seiner Gewohnheit gemäß, annectirt; Preußen steckt die kleinen und mittelmäßigen Staaten in die Tasche, selbst Bayern, Gott verzeih' mir! und tritt natürlich an Frankreich das, die natürliche Gränze bildende, linke Rheinufer ab. England, Rußland, Schweden, Norwegen, Dänemark, Spanien und Portugal lecken sich die Finger und begnügen sich mit dem, was ihnen Gott beschieden; Belgien nimmt einen Paß und geht nach Amerika.

Ist der Plan nicht herrlich? Ist er nicht rührend? Die Herren Russell, Palmerston, Thouvenel, Schleinitz, Metternich, Gortschakov, Cavour ꝛc., arbeiten Tag und Nacht, zerbrechen sich den diplomatischen Kopf, wechseln Noten auf Noten und gelangen doch zu keinem anderen Resultate, als die Geschichte noch etwas konfuser zu machen. Herr Barin, er, den ich bisher nicht einmal dem Namen nach kannte, obgleich ich schon glaubte, mich mit allen großen Denkern Frankreichs vertraut gemacht zu haben, dessen rühmliches Schaffen selbst von Vapereau im „Lexikon der berühmten Zeitgenossen" mit rühmlichem Stillschweigen übergegangen ist, was unbedingt für seine philosophische, literarische und politische Tüchtigkeit spricht — Herr Barin kommt zu Haus, sagt zu seiner Frau, wenn er verheiratet ist — „Frauchen, gieb mir meinen Schlafrock und meine Pantoffeln, mach' Thee und steck' die Lampe an, ich will heute Abend ein Bischen über das Schicksal von Europa verfügen" und siehe da! alle Schwierigkeiten sind beseitigt, alle Hindernisse aus dem Wege geräumt. Der rauhe Pfad, auf dem Einige, einem Betrunknen gleich, hin und her wanken, ist eben und glatt, wie eine Schlittenbahn. Wenn's dem Herrn Barin in seinem Zimmer wohl ist, rath' ich ihm, nicht darauf zu gehen, er könnte ein Bein brechen, wie das Sprüchwort sagt.

Le Magasin de Librairie est mort, vive la Revue Nationale!

Herr Charpentier, ein unternehmender und glücklicher Verleger, begreift, wie Herr Jules Barin, daß die wankelmüthige Dame im Flitterkleide, die Politik, der man manch' liebliches Geschichtchen nacherzählt, seit einigen Jahren durch ihr skandalöses Auftreten so in der Gunst des Publikums gestiegen ist und die Klatschgeister und Waschweiberzungen der pesemuckelischen Weltstadt dermaßen in Anspruch nimmt, daß eine Zeitschrift, d. h. eine periodische Amüsementspastete, nur dann bestehen und vortheilhaft bestehen kann, wenn sie über die mehr oder weniger extravaganten Sprünge der Modedirne einige gepfefferte, mehr oder weniger geistreiche Bemerkungen macht. Ich sage „gepfeffert," denn der Pfeffer, die Tendenz, die Farbe, ist im politischen Berichte einer Revue die Hauptsache, da man die Thorheit begeht, nach ihr auch die literarische Tendenz zu richten.

Zu welchem Glauben wird sich nun die, aus dem Magasin de librairie entpuppte Revue Nationale bekennen? — Der Name, den sie gewählt, ist in unserer verkehrten Zeit, wo sich Pietisten, Weltschmerzler, Misanthropen, About und Barin Diplomaten nennen, ein böses Omen: man denkt unwillkürlich an die Opinion Nationale, deren Redacteure vom Courrier du Dimanche, dem unstreitig bestredigirten Blatte Frankreichs, treffend faux bon hommes de la liberté getauft wurden und fürchtet, daß sich die neue Revue zur Vertreterin derselben Richtung, der sogenannten „Napoleonischen Demokratie," machen würde. Offen gestanden, mir ist die Vertheidigung eines Napoleonischen Prinzips von den kaiserlichen Blättern Patrie, Constitutionnel und Pays bei Weitem lieber, als dieselbe Vertheidigung in Oppositionsform von Seiten der sogenannten „liberalen Blätter," wie des Siècle und der Opinion Nationale. Die unverhohlene, offene Sprache einer aufrichtigen Ueberzeugung, möge sie richtig sein oder nicht, zwingt selbst den eifrigsten Gegner dem kühnen Sprecher wider Willen persönliche Achtung und Sympathie zu zollen. Der Vicomte de la Guerronière, Herr de Persigny, als Bonapartisten, Blanqui und V. Hugo, als rothe Revolutionaire, Proudhon, Edgar Quinet, als Sozialisten, de Sacy, Guizot, Cousin, Villemain, als Orleanisten, Montalembert, als Papist, Lourdoueix, als Legitimist z. B. und alle Anderen, die ihr Lebelang nach einer aufrichtigen Ueberzeugung gesprochen, geschrieben und gehandelt haben, werden, obwohl sie aller möglichen Glauben Kinder sind, von der öffentlichen Meinung als achtbare Menschen gleich hoch gestellt und mit Recht gleich geschätzt. Leute aber, wie — Leute, die ich nicht nennen will, die wie die Katzen um den heißen Brei gehen, die unter dem ehrbaren Gewande des Glaubens, der Freiheit, des Volkswillens, alle Prozesse plaidiren, für die man sie bezahlt,

> d'autant plus dangereux dans leur âpre colère,
> qu' ils prennent contre nous des armes, qu' on revère
> et que leur passion, dont on leur sait bon gré,
> vient nous assassiner avec un fer sacré. —

solche Enkel Tartüffe's verkommen elendiglich auf dem schmutzigen Schleichwege, den sie gewählt, werden selbst von den Leuten, die sie gebrauchen müssen, verachtet und finden nur in einer geldgespickten Börse, einem vom fetten Braten aufgedunsenen Schmerbauche und der Anerkennung ihrer traurigen Geschicklichkeit, Schadenersatz für ihren verloren gegangenen guten Ruf. Die heftigen Drohungen, der enthusiastische Schwung dieser feigen Thersiteszungen erschrecken und vernarren nur Lassen, dem vernünftigen Achill sind sie, wie Shakspeare sagt, „ein Käse, ein Verdauungspulver."

Wäre der Raum, der mir in diesem Blatte geschenkt ist, nicht zu beschränkt, würde ich jetzt dem wichtigsten Ereignisse des letzten Vierteljahres, dem Quinet'schen Versuch in „Merlin l'Enchanteur"* ein französisches National-Epos zu schaffen, eine ausführliche Besprechung widmen. So aber muß ich mich mit der einfachen Erwähnung dieses schon als „Wollen und Streben" lebenswerthen Werkes begnügen und die Analyse und kritische Besprechung desselben auf meine nächste Korrespondenz verschieben, in welcher ich diese interessante Arbeit zum Hauptgegenstand meines Echo's machen werde.

Denn das Quinet'sche Werk kann schon der langen Arbeit wegen, die es gekostet hat, nicht mit zwei Worten abgespeist werden, wie z. B. die neue Schöpfung des Herrn About, Rome contemporaine,** eine aufgewärmte Korrespondenz aus Italien, für die der Verfasser zu Zeiten keinen Verleger fand, die jetzt aber, wo man über Rom Alles ungestraft sagen darf, Herrn About's eigener Meinung nach, „an Aktualität gewann" und deshalb aus dem Papierkorbstaube strahlend und 5 Franken kostend in einer großen Verlagshandlung aufgegangen ist.

Das Buch ist im Allgemeinen amüsant; man erkennt an einigen recht gelungenen, lebhaften Beschreibungen seiner alten, talentvollen Pappenheimer, den Verfasser von la Grèce contemporaine, le roi des montagnes, der so viel versprochen und so wenig gehalten hat.

O, könnte Herr About zur Ueberzeugung gelangen, daß ihm auf dem amüsanten Romanfelde, wo ihn Hackländer in Deutschland vertritt, die günstigste Gelegenheit geboten ist, seine herrlichen Naturanlagen zu entfalten, daß er sich hingegen auf dem heillosen Pfade, als diplomatisches Licht die Welt zu beleuchten, in's Verderben oder in's Irrenhaus führt!

Man lese Rome contemporaine, wie es gelesen zu werden verdient, d. h. auf der Eisenbahn, wenn man einen gesprächigen oder mißmuthigen Nachbar hat — man lese es nur, um sich zu zerstreuen, — ein oberflächliches, leichtsinnig auf das Papier geworfenes, zweckloses Artikelchen, das sich zu einem Bande aufgeblasen hat, und man wird dem Herrn About für die angenehme Viertelstunde, die uns die Lectüre seiner Schöpfung verschafft hat — Dank wissen. Nur begehe man nicht die Thorheit, in den langen Seiten, die dem vielverheißenden Titel folgen, eine Entsprechung desselben suchen zu wollen. Wollen Sie Beweise, daß der Papst aller Laster Anfang ist! prenez mon oeuvre! — wie Scribe sagt, lesen Sie About! — Wollen Sie ein Wiederauftischen des „caeterum censeo": nehmen Sie das „gegenwärtige Rom," am Ende eines jeden Abschnittes finden Sie „und übrigens stimme ich dafür, daß der Papst aus Rom heraus muß." Wollen Sie viele schlechte und wenig gute Witze lesen: prenez mon oeuvre!

Wollen Sie aber irgend etwas lernen, wollen Sie wissen, wie es in dem gegenwärtigen Rom aussieht, so giebt es nur ein zuverlässiges Mittel, mit dem Buche des Herrn About zu Ihrem Zwecke zu gelangen; schicken Sie es unversehrt Ihrem Buchhändler zurück!

Ach! Wer den Titeln traut, der hat auf Sand gebaut!

Herr Dr. Véron, dessen Alter und Stellung dem Kritiker Respekt einflößen und im Publikum Vertrauen erwecken, hat in der librairie nou-

---

* Paris, Michel Levy frères. 2 vol.

** Paris, Michel Levy frères. 1 vol.

velle ein Büchlein veröffentlicht, das an den Schaufenstern der Buchhändler folgendermaßen angezeigt war:

in mikroskopischen Lettern: Paris, en 1860.
mit Riesenbuchstaben: Les Théâtres de Paris,
depuis 1806, jusqu' en 1860.

„Was! riefen die Leute, der Doctor Véron, Erfinder des pate Regnauld, Ex-Gerant und Eigenthümer des Constitutionnel, Publizist, Ritter der Ehrenlegion, früherer Director der großen Oper, Deputirter am gesetzgebenden Körper, Verfasser von „les mémoires d'un bourgeois de Paris," Herr Doctor Véron veröffentlicht eine Studie über die französischen Theater der Neuzeit? Wie wird diese interessante Arbeit, die noch Niemand zu unternehmen sich getraut, von unserem lieben Director aufgefaßt werden, der ja die Coulissen, was vor und hinter ihnen steckt, so genau kennt? Flugs kaufen wir das Buch! Unser Meister und Doctor kann uns viel Neues lehren, manche angenehme Erinnerung der guten, alten Zeit auffrischen, uns mit einem Worte einen interessanten Beitrag zur dramatischen Geschichte Frankreichs vorlegen!"

Das Buch wird angeschafft, die Binde gesprengt — ridiculus mus! eine interesselose Zusammenstellung aller möglichen Geschichtchen, das also war des Pudels Kern! In dem Bändchen, das ein Supplement zum Guide de l'Etranger à Paris zu bilden scheint, wird von den neuen Monuments- und Bauplänen, vom kaiserl. Asyl in Vincennes, von der Maison Eugène Napoleon und endlich auch in einem kaum 50 weitgedruckte Seitchen langen, mit zahlreichen platzraubenden Abschnitten geschmückten Artikel von den Theatern etwas erzählt.

Das Buch ist nichts als eine geschickte Buchhändler-Speculation, die wir von einem respektablen Hause, wie die librairie nouvelle es war, nicht erwartet hatten, und wozu ein Mann, wie Dr. Véron, sich unseren Prinzipien nach nicht hergeben sollte.

Und dennoch ist dem so. Das Publikum, das sich durch den Titel des Buches und den Namen des Verfassers anführen läßt, beißt an, bezahlt und merkt erst dann, daß es — in April geschickt ist. Autor und Verleger lachen sich in's Fäustchen ob des ausgezeichneten Witzes!

Aber die librairie nouvelle denke an die große Wahrheit, die Frankreichs größter Napoleon — oder jemand Anderes — aussprach: Noch ein solcher Sieg — und wir sind verloren! sie bedenke ferner, daß ein Sprüchwort sagt:

„Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht
„Und wenn er auch die Wahrheit spricht."

und lasse schmutzige Makulaturkrämer sich auf Kosten des leichtgläubigen Publikums solche einträgliche Späßchen erlauben, die ein anständiges Haus unter seiner Würde halten muß. P. L.

England.

Reise-Abenteuer des Missionärs Wolff.*

Auch Lesern, die an Missionsreisen keinen Wohlgefallen haben, die an den Gewächsen, welche bisjetzt aus der Saat der modernen Heiden- und Juden-Apostel, aufgegangen eben nicht die segenreiche Frucht des Evangeliums zu erkennen vermögen, wird — das sind wir gewiß — das unten angezeigte Buch durch die an's Unglaubliche streifenden Erlebnisse des Verfassers, durch die wunderbare Mannigfaltigkeit der Bilder, Interesse abzugewinnen wissen.

Joseph Wolff, schon im Knabenalter als Ketzer unter seinen Brüdern geächtet, flüchtete aus der Heimat, wanderte verkleidet umher und predigte das Evangelium. Gefangenschaft, Sklaverei, Todesandrohungen, Hunger und Durst, Räuberanfälle, Mordanschläge gehörten zu den alltäglichen Reiseabenteuern. Heute gerieth er unter die Anbeter des Teufels, morgen unter die Anbeter der Sonne. Die Spuren der zehn Stämme aufsuchend, wurde er von Kurden geplündert, von Lady Hester Stanhope geschmäht. In Bagdad vernahm er die Stimme Harun ar' Raschid's und in Mesopotamien kreuzte der Schatten Sanherib's seinen Pfad. In Burchund hielt er vierzehn Tage hintereinander von Morgen bis Abend Religionsgespräche und von dort aus entsandte er seinen Jünger, den Derwisch Hadji Muhammed Jarad, das Evangelium zu predigen in Khorasstan, Turkestan rc. bis nach Hindostan, Tibet und China.

Doch kommen wir zuvörderst auf seine Jugend zurück. Er stammte aus einer Rabbinerfamilie zu Prag, von wo seine Eltern im achtzehnten Jahrhundert auswanderten und nach Baden übersiedelten. 1795 wurden sie auch von hier vertrieben und hielten sich eine Zeit in Sachsen auf, bis sie später nach Bayern zurückkehrten und sich für immer in Uhlfeld niederließen. Hier kam der Knabe auf den Gedanken, das Judenthum aufzugeben und Christ zu werden. Ohne Abschied, ohne einen Pfennig in der Tasche entlief er dem Elternhaus und trieb sich umher; studirte hier, gab dort Unterricht im Hebräischen, ging in ein Kloster, lernte dann Latein in einem Gymnasium, wo er sich ohne Widerstreben der strengsten Schulzucht unterwarf. In Weimar klopfte ihn Goethe freundlich auf den Kopf; „die Weimaraner aber," sagte er, „sind halbe Christen und halbe Hindus, denn sie beten die Ariadne an." Seine eigentliche Laufbahn beginnt indeß in Wien; hier erklärten ihn die Professoren für fähig, im Hebräischen, Chaldäischen, Lateinischen und Deutschen zu unterrichten. Er lernte von Hammer, Friedrich Schlegel und dessen Frau Dorothea, die Tochter Mendelssohn's, Theodor Körner und andere Berühmtheiten in der Literatur, in der Kirche und auf der Kanzel kennen, und giebt manche lebhafte Schilderung des damaligen Wiener Lebens. Unter Anderem bringt er ein seltsames Lebensbild des Mystikers Hoffbauer. Er trug sich wie Peter der Eremit, strickte sich selber seine Strümpfe und predigte fünf Mal des Tages. Er pflegte die heilige Jungfrau mit einer goldenen Krone im Himmel und Martin Luther mit einem Kessel voll Schwefel auf dem Kopfe in der Hölle darzustellen.

Nach einem zweijährigen Aufenthalte in Wien ging Wolff nach Rom, dann nach Tübingen, wo er seine protestantisch-theologischen Ansichten zu entwickeln anfing und wo sein Entschluß zum Reisen in ihm reifte. Einen Schnappsack auf dem Rücken, wanderte er nach Freiburg in der Schweiz und von dort durch Italien. Er ging dann nach England, studirte zu Cambridge und trat von hier seine große Missionsfahrt durch Mittelasien an. Alles das wird ziemlich wirr durcheinander in der dritten Person erzählt und mancher Leser wird die Blätter, die über bekuttete Mönche und wunderthätige Nonnen berichten, ungeduldig überschlagen, um Wolff, den Geiselbruder, der einen Pfaffen in die Zehe beißt, statt sie zu küssen, stehen zu lassen und zu Wolff, dem Pilger, zurückzukehren, der, von Franz Xaver's Leben begeistert, in die Wüste dringt, um ein heiliges Ziel zu verfolgen. Und doch wird man hier nicht immer den Missionär erkennen; man wird oft die christliche Milde und Geduld vermissen. Wir wissen nicht, mit welchem Recht er über den schwedischen General-Konsul herfällt und ihn als „unsaubern Gottesleugner und Ungläubigen" schildert, oder sich in Schmähungen gegen den Methodismus ergießt, den er dem rohesten Fetischdienst in Ostafrika gleichstellt. Ebenso unterläßt er's nie, die Juden, seine ehemaligen Glaubensgenossen, wo er sie findet, zu verunglimpfen. Doch wir übergehen das und begleiten ihn zunächst auf seiner Reise nach Jerusalem. Hier fand er die alten jüdischen Traditionen im Schatten der heiligen Stadt frisch und kräftig blühen. Auf der Wanderung von Jerusalem über den Libanon traf ihn im Lande der Anzairi ein Erdbeben.

„Die Anzairi, auf Teppichen im Freien gekauert, luden ihn zum Setzen ein und sie rauchten eine Weile mit einander; nicht weit davon hatte ein Trupp Beduinen die Zelte aufgeschlagen und saßen rund um das angezündete Feuer. Wolff zog sofort eine Bibel heraus und begann vorzulesen, als er plötzlich eine Bewegung unter sich fühlte, wie wenn man ihm das Taschentuch hervorzöge; unmittelbar darauf wankte der Boden in horizontaler Richtung, von Geheul und Gedröhn, gleich dem Kanonendonner, begleitet. Im Augenblick glaubte Wolff das Heulen der Verdammten in der Hölle zu hören. Die ganze Gesellschaft sprang sofort auf und suchte sich gleichsam an der Luft festzuhalten. Die Häuser ihres Dorfes, Inhia, stürzten im Nu zusammen und ein allgemeiner Schrei der Anzairi erhob sich: „Ya Latif!" (Gütiger Gott!) Die Araber riefen: „Allah Akbar!" (Gott ist groß). Dann rannten die Anzairi nach der Stelle hin, wo noch wenige Sekunden vorher ihre Wohnungen gestanden hatten, und kamen weinend zurück: „Barmherziger Gott! Unsere Häuser, unsere Frauen, unsere Kinder — Alles dahin!" — Der erste Stoß dauerte zwei Minuten und dann wiederholten sich die Stöße von halber Stunde zu halber Stunde, zehn, zwanzig, dreißig, ja bis achtzig auf einmal. O, welch' eine Verwandlung war über die Wüste gekommen! Wenige Minuten zuvor nächtliches Schweigen und jetzt das Lärmen und Tummeln der Beduinen, die in ihre Burnusse gehüllt, die Kappen über den Kopf gezogen, auf windschnellen Rossen, gleich den luftdurchschneidenden Adlern, über die Ebene jagen."

Aleppo, Antiochien, Latakia, Hums, Hama mit allen Dörfern, zwanzig Meilen in der Runde lagen verwüstet und die Leichen von 60,000 Menschen weit und breit umhergestreut auf dem Boden, der wie das Tod

* Travels and adventures of the Rev. Joseph Wolff. D. D. L. L. D. Vol. I. London, 1860.

eines segelnden Schiffes wogte. Nicht ungern verließ Wolff auf eine Weile das bebende Festland und machte einen Abstecher nach Cypern. Hier ergeht er sich auf seine gewöhnliche Weise in widrigen Spöttereien:

„Er predigte den Juden und wohnte bei dem britischen Vice-Konsul, Mr. Surur, einem kleinen, lebhaften und eingebildeten Männchen; denn alle Menschen von kleiner Gestalt sind eingebildet und halten steif auf ihre Rechte. Eines Tages sagte er zu Wolff: „„Heute sollen Sie mich in meiner Herrlichkeit sehen, wenn ich, in meiner Eigenschaft eines Vertreters Seiner Majestät des Königs von England, vor dem Gouverneur von Damiat erscheine."" — Er zog einen rothen Rock an, mit unermeßlich breiten Epauletten, wie sie kein General in der britischen Armee jemals getragen, und mit silbernen vergoldeten Knöpfen; auf dem Kopfe prunkte der dreieckige Hut mit einem zwei Fuß hohen Federbusch; in seine Stiefeln konnten drei Dragoner ihre Füße stecken. Kaum vermochte er sich in diesem Kostüm fortzubewegen, und dabei sprach er so laut, daß man ihn aus weitester Ferne hören konnte. Und als ihn Wolff fragte: weshalb er so laut spreche? antwortete er: „„Große Männer sprechen mit lauter, kleine mit leiser Stimme.""

Auf seiner syrischen Reise kam er in briefliche Kollision mit Lady Hester Stanhope:

„In Sidon angelangt, äußerte Wolff gegen Oberst Cradock: „„Ich habe einen Brief an Miß Williams, die sich bei Lady Stanhope aufhält, den will ich ihr mit einigen freundlichen Zeilen senden, ohne jedoch den Namen der Lady zu erwähnen."" Der Brief wurde nun durch einen arabischen Diener nach Mar-Elias, dem Wohnorte der Lady Hester, an die Adresse geschickt. Anstatt aber eines Antwortschreibens von Miß Williams, kam eines von Lady Hester folgenden Inhalts:

„„Ich bin erstaunt, daß ein Abtrünniger es wagt, sich in meine Familie einzudrängen. Wären Sie ein gelehrter Jude, Sie hätten nimmer eine Religion verlassen, die in sich so reich, obgleich unvollständig ist, und nach dem Schatten einer Religion — ich meine die christliche Religion — gehascht. Licht bewegt sich schneller als der Schall, da konnte es denn das höchste Wesen zugeben, daß seine Geschöpfe noch an zweitausend Jahren in Finsterniß leben, bis es gedungenen, auf Gewinn ausgehenden Reisenden gefallen würde, ihre feilen Stimmen zu erheben, jene zu erleuchten? Hester Lucy Stanhope.""

Darauf erwiederte Wolff:

„„An die sehr ehrenwerthe Lady Lucy Stanhope.

Gnädige Frau — ich habe soeben einen Brief erhalten, der Ew. Gnaden Unterschrift trägt; ich zweifle aber, daß sie echt sei, da ich niemals die Ehre hatte, an Ew. Gnaden zu schreiben, oder Ihren Namen in meinem Briefe an Miß Williams zu erwähnen. Was meine Ansichten und Bestrebungen betrifft, so gewähren sie mir vollkommene Seelenruhe und Glückseligkeit, und Ew. Gnaden müssen sie durchaus gleichgültig sein. Ich habe die Ehre zu sein Ihr ergebenster und gehorsamster Diener Joseph Wolff.""

„Wolff sandte diesen Brief durch denselben Boten. Lady Hester las ihn durch, hieß den Mann warten, weil sie ihm ein Trinkgeld holen wolle. Sie kam dann mit einer Peitsche heraus, stieß den armen Schelm rückwärts aus dem Zimmer und jagte ihn davon. Er kam hinkend zu Wolff und klagte ihm, die Tochter des Königs von England hätte ihn geschlagen. Wolff gab ihm, um ihn schadlos zu halten, einen Dollar, und er zweifelt nicht, daß dieser Mensch um denselben Preis sich gern noch einmal von der Tochter des Königs von England hätte auspeitschen lassen."

In Gesellschaft mit eingebornen Christen und Arabern, mit einem Dänen, den er als einen Erzgauner beschreibt, mit einem Franzosen, „dem größten Halunken, der ihm je vorgekommen" trat Joseph Wolff seine Wanderung nach Mesopotamien an, setzte über den Euphrat, stieg über den Felsen von Biri, besuchte Orpha, wo er den Satz aufstellte, daß Abraham und Orpheus dieselbe Person seien, und wo eine Thatsache ihm handgreiflich bewies, wie die Bevölkerungen, über die der türkische Sultan Herrenrecht anspricht, ihre Unabhängigkeit zu behaupten wissen. Ein Tatar kam nämlich von Konstantinopel mit dem Befehl, den Tribut einzufordern. Da versammelte sich das Volk und sprach einen feierlichen Fluch aus über den Sultan, des Sultans Großvater, des Sultans Großmutter, des Sultans Enkel und Häupter, des Sultans Boten mit des Sultans Befehl in der Hand.

Die mit Ruinen besäete Wildniß bot hier liebliche Oasen; allein diese landschaftlich malerischen Genüsse wurden etwas vergällt, als die Kurden der Vorstellung von ihrer Autorität den Ausdruck gaben, daß sie dem christlichen Reisenden zweihundert Streiche auf die Sohlen versetzten. Er war daher froh, von ihnen loszukommen und bei den Jakobitischen Christen innerhalb der Mauern von Mardin eine Zuflucht zu finden.

„Die Jakobiten sind ein wildes, aber gutartiges Völkchen, das trotz seiner Wildheit große Männer aufzuweisen hat, als: der heilige Ephraim, Jakob der Nisibäer, Jakob Alnalsan, Jakob der Doktor. Bis auf den heutigen Tag hat es gelehrte Männer unter sich. Um die Zeit, wo Wolff dort weilte, lebte noch der große Patriarch, der im Kloster Deir-al-Safran residirte, aber wegen seines ungemein hohen Alters — er zählte 130 Jahre — sein Patriarchenamt niedergelegt hatte. Als Wolff bei ihm eingeführt wurde, fand er ihn in einem schönen Zimmer mit unterkreuzten Beinen auf einem Teppich sitzen: eine schmächtige, verschrumpfte Gestalt, mit einem schönen, freundlichen Gesichte, mit durchdringenden Augen; das silberweiße Haar an Kopf und Bart fiel in Locken nieder. Im Geiste etwas kindisch geworden, sprach er dennoch schön über die endliche Erhöhung seines Volkes. Er überzeugte Wolff, daß die Jakobiten von den Kindern Israel abstammen."

In diesem Orte wurde er von den Schamsi, oder geheimen Sonnenanbetern besucht. Von dannen reiste er mit einer Karavane in die Gebirge, besonders nach den Schluchten des Saujar, bewohnt von den Yezidi, deren Einer zu ihm sagte: „Wir trinken Wein und gebrautes Wasser in großen Schalen den ganzen geschlagenen Tag."

„Furchtbar, in der That, ist dieser Ort! Düster schauerliche Lichter umwandeln ihn — es sind die Geister der Erschlagenen. Zu gewissen Zeiten hört man Geheul: es ist das Geheul der Verdammten, das Zetern und Winseln der bösen Dämonen."

Von Kantara hätte er zu Wasser nach Bagdad kommen können, wo, wie er sagt, die Juden mächtig und reich sind und deren Oberhaupt noch immer den Titel: „Fürst der Gefangenschaft" führt; allein er mochte keine Gelegenheit, unterwegs Proselyten zu machen, verlieren. Beim Zusammenfluß des Euphrat und Tigris, wo nach seinem unerschütterlichen Glauben das Paradies gepflanzt war, wurde ihm sein Ueberrock von einem Flußdieb gestohlen. Ein betrübender Gegensatz zu der paradiesischen Unschuld!

Nun ging's nach Schiraz, rastlos über Ebenen und Berge, unter freiem Himmel, bei strömendem Regen schlafend, von Erdbeben begleitet, mit den Rechtgläubigen in unablässigem Kampfe und überall auf die Juden sehr übel zu sprechen.

„Wolff schon im Voraus benachrichtet, was er bei den Juden zu erwarten habe, fand bei einem Besuche die Beschreibung nicht übertrieben. Ein persischer Moslem, bei dem er sich nach ihrer Lage erkundigt, hatte ihm gesagt: „„Erstens: Jedes Haus mit einem niedrigen, engen Eingang ist ein Judenhaus. Zweitens: Jeder mit einem schmutzigen Turban von Wolle oder Kamelhaar auf dem Kopfe ist ein Jude. Drittens: Jedes zerrissene, auf dem Rücken geflickte Kleid mit abgenutzten Aermeln ist ein Judenkleid. Viertens: Wer altes, zerbrochenes Glas aufliest, ist ein Jude. Fünftens: Wer nach schmutzigen Kleidern sucht und nach alten Schuhen und Sandalen frägt, ist ein Jude. Sechstens: Das Haus, in das kein Vierfüßer außer der Ziege geht, gehört einem Juden."" Alle diese Angaben kamen Wolff in Erinnerung, als er, von zwei Armeniern begleitet, sich der Straße näherte, wo die Juden wohnen."

Bei Gelegenheit eines Besuches am Hofe des Fürsten von Schiraz liest man folgenden Weheruf: „Feuer vom Himmel fahre nieder auf einen Hof wie diesen! Kein Mensch vermesse sich, Wolff zu bitten, daß er eine Beschreibung gebe von einem Hof, wie diesen!" Wir müssen demnach auf die interessante Schilderung eines persischen Palastes aus Wolff's Feder verzichten, und wandern mit ihm an den Fuß des Kaukasus nach Karras, einer Stadt mitten in Cirkassien, die aber den Russen gehört.

„Eines Morgens vernahm man plötzlich ein entsetzliches Geschrei. Wolff erkundigte sich nach der Ursache und hörte, daß die Tscherkessen die russische Linie durchbrechend, sechzehn deutsche Knaben, die ruhig ihre Pfeifen rauchten, gefaßt, auf ihre Dromedare geworfen haben und adlerschnell mit ihrer Beute in's Gebirge geflohen seien."

Wolff hat starke Sympathien für Rußland und preist ihre Verwaltung in den eroberten Ländern;* wo aber hat er gelernt, daß die Tataren des Ural vor der Unterwerfung unter russische Herrschaft Menschenfleisch gegessen haben?

Begleiten wir ihn nun auf der Straße von Burchund nach Herat:

„Er ging die ganze Strecke, vierzig (englische) Meilen, zu Fuß und

* Hier bewährt sich der alte Spruch: Der Schmelztiegel für das Silber und der Ofen für das Gold und der Mann (ist zu würdigen) nach dem, was sein Mund lobt. (Spr. Sal. 27, 21.) D. R.

gerade als die Nacht einfiel, kamen zwei Reiter hinter ihm her. Sie gehörten zu den Pulup's, dem mächtigen und tapferen Stamme in Mittelasien, der nachmals von General Charles Napier völlig überwunden und unterworfen wurde. Als sie an Wolff herangekommen waren, sagten sie: „„Wir sind von dem Amir Assäd-Ullah-Beyk gesandt, Dich zurückzubringen, weil Du ein Auskundschafter Abbas Mirza's bist."" — Wolff blieb kein Ausweg, er mußte nach Burchund umkehren, eine Reise, die er in drei Tagen zurücklegte; hier brachte man ihn in die alte Burg, die Residenz des Amir. Diese Burgen heißen im Persischen ark, von welchem das Wort ark im Englischen und Deutschen (?!) abgeleitet ist und Feste bedeutet.* Er wurde auf eine rohe, rücksichtslose Weise von des Amirs Soldaten in ein großes, dunkles Zimmer geschleppt. Jeder Soldat trug ein Gewehr mit Luntenschloß und hatte in der Hand eine brennende, dampfende Fackel, die einen unerträglichen Schwefelgeruch im Zimmer verbreitete. An der einen Seite des Zimmers saßen, der Amir in der Mitte, die Häuptlinge der Wüste. Der Amir selbst hatte die schönsten Augen und ein gefälliges Gesicht; er und sie rauchten aus Galqunen (Wasserpfeifen, nargileh?). An der anderen Seite saßen die Mullah (Gelehrten) und in ihrer Mitte ein Derwisch von hohem Ruf, Namens: Hadji Muhammed Jawad. Wolff war in persischer Tracht und trug, wie es seine Gewohnheit auf Reisen war, eine Bibel unter dem Arme. Der Amir that zuerst den Mund auf und fragte: „„Wo kommst Du her?"" — „Ich komme von England und gehe nach Bokhara." — „„Was willst Du in Bokhara machen?"" — „Ich, früher Jude, suche dieses Volk über die ganze Erde auf und will nach Bokhara gehen, um zu sehen, ob die dortigen Juden zu den zehn Stämmen gehören und um mit ihnen von Jesu zu sprechen." — Alle Anwesenden riefen hier: „„Dieser Mensch muß vom Teufel besessen sein!""

Nach diesem und noch manchem wiederholten Verhör wurde er endlich freigelassen, aber nur um Räubern in die Hände zu fallen, die ihn splitternackt auszogen, an einen Pferdeschweif banden, und unter unaufhörlichen Peitschenhieben vor sich hertrieben. In einem Kerker geworfen, wo er mit fünfzig Gefangenen gefesselt lag, wurde er erst durch die Vermittelung des Khans befreit. Bei einem Besuch, den er diesem mächtigen Beschützer machte, sah er Hunderte von Männern und Frauen mit ausgestochenen Augen, abgeschnittenen Nasen und Ohren. Auf dem Throne saß in diesem Lande ein großer Fürst, der mit eigener Hand Vater, Mutter, Schwester und Eidam ermordet hatte und so furchtbar war seine körperliche Stärke, daß er oft einen Gefangenen zu packen pflegte und ihm den Schädel mit Einem Schlage spaltete. Er sagte zu Wolff:

„„Ich für meine Person habe keine Religion. Ich bin bereits über diese und über die andere Welt hinaus. Eine gute Eigenschaft jedoch habe ich behalten: ich bin ein gerechter Mann; ich liebe strenge Gerechtigkeit; sage mir daher die Wahrheit und Du sollst meine Gerechtigkeit sehen. Wie viel Geld haben Dir diese Hallunken abgenommen?"" — „Achtzig Tomauns,"** antwortete Wolff. — „„Achtzig Tomauns?"" wiederholte er. — „So ist's," sagte Wolff. — „„Nun sollst Du meine Gerechtigkeit sehen."" — Sofort befahl er, Hassan Khan Kurd und dessen Begleiter furchtbar zu peitschen, bis sie Alles auf Heller und Pfennig herausgäben. Er zählte es genau nach und mit den Worten an Wolff: „„Nun sollst Du meine Gerechtigkeit sehen,"" steckte er das ganze Geld in seine eigene Tasche und sagte zu Wolff: „„Nun kannst Du in Frieden ziehen!""

Mit seiner Ankunft an den Thoren zu Bokhara 1832 schließt der erste Band; vielleicht berichten wir, nach der Erscheinung des zweiten Bandes, über die weitere Schilderung dieser Mission, die trotz Dogmatik und Mangel an Wahrhaftigkeit keinen Leser unbefriedigt läßt.

Italien.

Die Kronjuwelen der Medici.

Der Cavaliere Antonio Zobi, Verfasser einer rühmlich bekannten Geschichte Toskana's von 1737 bis 1818, hat jetzt begonnen, eine Reihe von Supplementen zu dieser Arbeit herauszugeben, welche die Erzählung solcher Thatsachen enthalten, deren Veröffentlichung unter der bisherigen Regierung nicht möglich, oder wenigstens nicht rathsam war. In dem vor Kurzem erschienenen ersten und zweiten Bande (Memorie economico-politiche etc.) findet sich eine aktenmäßige Darstellung der Verluste an Geld und Geldeswerth, die dem Lande während der österreichischen Herrschaft zugefügt wurden und die sich, genau berechnet, auf 76,047,787 Franken belaufen — allerdings eine bedeutende Summe, von der man jedoch bemerken muß, daß sie sich auf eine Periode von mehr als hundert Jahren vertheilt, und deren Erhebung vielleicht nur deshalb so großen Unwillen erregte, weil sie von der regierenden Dynastie hauptsächlich zum Ankauf von Besitzungen in außeritaliänischen Ländern (Böhmen 2c.) verwendet wurde. Die interessanteste Episode in dem Werke des Herrn Zobi ist die Geschichte der toskanischen Kronjuwelen und der Versuche des ersten Großherzogs aus der Familie Lothringen, sich dieser Kostbarkeiten zu bemächtigen.

Giovanni Gastone, der letzte Mediceer, war kinderlos gestorben. Noch zu seinen Lebzeiten hatte die europäische Diplomatie, ohne Rücksicht auf die Interessen oder die Wünsche des Volks, seine Krone dem Herzog Franz von Lothringen und Bar, dem Gemahl der Erzherzogin Maria Theresia, übertragen. Seine enormen, liegenden und beweglichen, Güter waren als Privateigenthum der einzigen Schwester Gastone's, der verwittweten Kurfürstin Maria Anna von der Pfalz, zugefallen. Die Kunstschätze der Medici, ihre Gemälde, ihre Juwelen, ihr Geld- und Silbergeräth hatten an Werth nicht ihres Gleichen in Europa; Generationen hindurch hatten sie den Neid und die Bewunderung der benachbarten Fürsten erregt. Alles dieses war „Privateigenthum," aber an ihm hafteten das Blut und die Thränen des Volkes, dem seine Erwerbung eine Staatsschuld von zwanzig Millionen Thalern aufgebürdet hatte. Und alle diese Schätze befanden sich nun in den Händen einer kinderlosen alten Frau, der letzten ihres Geschlechts! Kein Wunder, daß sich zahlreiche Prätendenten meldeten, die sich um die herrliche Beute stritten und mit wahrhaft fürstlichem Zartgefühl noch vor dem Tode der greisen Pfalzgräfin die Kabinette Europa's mit ihren Ansprüchen auf die Erbschaft bestürmten. Der Prinz von Ottajano machte seine Rechte als Abkömmling eines jüngeren Zweiges der Mediceer geltend. Der Infant Don Carlos, König von Neapel, behauptete, daß er der wahre Erbe sei. Dagegen protestirte der neue Herzog von Toskana, Franz von Lothringen, der das ganze Allodialvermögen für sich beanspruchte. Aber die greise Tochter des Hauses kannte zu gut die Mittel, durch welche ihre Ahnen diese Schätze erworben hatten, und sie beschloß, so weit es an ihr lag, deren Unrecht dadurch wieder gut zu machen, daß sie die Trophäen der alten florentinischen Kunst und des alten florentinischen Wohlstandes dem Lande auf ewige Zeiten sicherte. Zu diesem Zwecke unterzeichnete sie mit allen möglichen Förmlichkeiten und Feierlichkeiten einen „pacte de famille" mit dem Herzog Franz, mittelst dessen sie ihn zum Erben ihres Vermögens einsetzte, aber unter der Bedingung, daß er nur den Nießbrauch desselben haben solle — daß das Grundeigenthum, wie die bewegliche Habe zum Staatsgut erklärt werde und Ersteres niemals veräußert, Letztere niemals aus Toskana entfernt werden dürfe.

Kaum war jedoch dieser Vertrag abgeschlossen, als der Herzog und seine Gemahlin schon danach trachteten, sich in den augenblicklichen und unumschränkten Besitz der verheißenen Erbschaft zu setzen. Franz von Lothringen und Maria Theresia besuchten ihre neuen Staaten, und ihre Augen wurden von dem Glanz der Kleinodien geblendet, die sie die ihrigen nennen sollten, sobald eine alte Frau, die so eigensinnig darauf bestand, die Erzeugnisse florentinischer Kunst und Industrie für Florenz zu erhalten, das Zeitliche segnen würde. Aus besonderer Gnade erlaubte die Kurfürstin der jungen Großherzogin bei den Festlichkeiten, die ihr zu Ehren gegeben wurden, die prachtvollen mediceischen Juwelen zu tragen — Steine von unschätzbarem Werth, in welchen die fürstlichen Kaufleute den enormen Gewinn ihrer Handelsspeculationen angelegt hatten, Diamanten, deren unvergleichlicher Glanz durch die Fassung Benvenuto Cellini's noch unendlich erhöht wurde. Und baares Geld war schon damals eine Seltenheit in den Kassen der Hofburg zu Wien!

Ein förmliches Komplott wurde angezettelt, um die alte Kurfürstin dahin zu bringen, ihre kostbaren Habseligkeiten sofort an die gierigen Erbschleicher abzutreten. Erst kamen schmeichlerische Sendschreiben „manu propria" von Franz und seiner Gemahlin an ihre „liebe" Base. Dann wurde der alten Dame angedeutet, daß man die Juwelen gar zu gern verpfänden möchte; sie würden ohnfehlbar zur rechten Zeit wieder eingelöst werden. Die Kurfürstin antwortet „dem durchlauchtigsten Herrn, ihrem sehr achtbaren Vetter" und „Ihrer geheiligten königlichen Majestät" sehr höflich, aber mit einem entschiedenen Nein. Einige Höflinge, die bei ihr Einfluß haben, werden jetzt beauftragt, sie zur Raison zu bringen: die

* The ark — die Arche, das lateinische arca (von arceo — εἴργω absperren, einschließen), daher: ein Behältniß, Kloster, 2c. Wolff hat in der Ethymologie, wie in der Ethnographie und Theologie seine Schrullen. D. R.

** Ein persischer Tomaun — 16⅔ Thlr.

Alte bleibt unerschütterlich und Signor Zobi theilt die Originalbriefe des Senator Carlo Ginori und Marchese Rinuccini an Franz mit, welche über das Fehlschlagen ihrer Anstrengungen berichten. Ersterer schickt das Blankett zurück, das der Herzog als Quittung für die verlangten Edelsteine eingesandt hatte und erzählt sehr weitläufig seine Verhandlungen mit der Kurfürstin: wie er ihr gesagt habe, daß ein Krieg mit Spanien bevorstehe, und daß man das Geld zur Vertheidigung von Florenz selbst bedürfen werde, worauf die alte Dame erwiderte, daß sie keinen Grund zu dergleichen Befürchtungen sehe; wie er (der Senator) bemerkt habe, daß sintemal Ihre Hoheit eine so große Abneigung empfinde, sich von ihren Juwelen zu trennen, sie das nöthige Geld auf ihren eigenen Kredit entlehnen und es dem Herzoge borgen könne — ein Vorschlag, der die Kurfürstin zu Kraftausdrücken hinriß, „welche," schreibt der diskrete Hofmann, „ich zu wiederholen für überflüssig halte." Marchese Rinuccini setzt seinem hohen Herrn die Fruchtlosigkeit seiner Bemühungen in kürzeren Worten auseinander und fügt hinzu, daß er sich mit Ginori berathen habe und zu dem Schlusse gelangt sei, daß es nicht rathsam wäre, die Kurfürstin weiter zu belästigen. „Es könne den Interessen Sr. königl. Hoheit nur schaden."

Allein Se. königl. Hoheit ließen sich von ihrem Vorhaben nicht abbringen. Da Bitten und Schmeicheleien nichts halfen, so schickte Franz einen Offizier seiner Garde und einen Schweizer Lieutenant nach Florenz mit dem kategorischen Befehl, ihnen die Pretiosen auszuliefern, um sie „zur Sicherung vor Kriegsgefahr" nach Livorno zu schaffen. Ein so gewaltsamer Schritt mußte natürlich die Kurfürstin auf's Tiefste verletzen, aber ihrer unerschütterlichen Standhaftigkeit gegenüber blieben Drohungen und Liebkosungen gleich wirkungslos. „Ich bin der Meinung," schreibt sie an ihren „durchlauchtigsten Vetter," „daß, was sich auch ereignen möge, meine Juwelen nicht sicherer sein können, als unter meiner eigenen Obhut," und die Sendboten des Herzogs mußten unverrichteter Dinge abziehen. Dieses letzte Attentat scheint bei den europäischen Höfen einigen Anstoß erregt zu haben, denn wir haben Briefe von Franz an seinen Gesandten in Paris, in welchen letzterer angewiesen wird, die Sache zu erklären und ihr einen plausiblen Anstrich zu geben.

Trotz der Zähigkeit der alten Prinzessin, durch welche jene wundervollen Perlen altflorentinischer Arbeit gerettet wurden, die man jetzt noch in dem Gemmensaal der Uffizien und der Silberkammer des Palazzo Pitti bewundert, ist es doch, wie es scheint, der Habgier des Lothringers gelungen, sich Manches von ihren Kostbarkeiten zuzueignen. Während die Kurfürstin sich nämlich weigert, ihm ihre Juwelen zu überlassen, bemerkt sie zugleich, daß ein großer Theil ihres Silbergeräths schon abhanden gekommen sei, und giebt nicht undeutlich zu verstehen, daß sie ihren „durchlauchtigsten Vetter" stark im Verdacht habe, eines jener „kühnen Griffe" schuldig zu sein, die man bei weniger durchlauchtigen Personen einfach als Diebstahl bezeichnen würde.

Wie es damals Sitte war, korrespondirten sämmtliche hohe Personen — Franz, Maria Theresia, Maria Anna — in französischer Sprache, aber in einem Französisch, bei dem Messieurs les Quarante die Hände über den Kopf zusammenschlagen würden. Namentlich zeichnet sich Maria Theresia durch orthographische und grammatikalische Schnitzer aus; sie schreibt z. B. „asteur," was „à cette heure" bedeuten soll, und ihre Syntaxis verräth eine wahrhaft kaiserliche Verachtung aller Gesetze, die für gewöhnliche Sterbliche existiren.

Ungarn.

Literatur-Bericht aus Ungarn.

Todtenfeier Széchenyi's.

Die Kisfaludy-Gesellschaft.

Pest, Anfang Novbr.

Ich hätte kaum einen besseren Zeitpunkt für mein Debut bei den Lesern des Magazin wählen können, als den gegenwärtigen. Die politische Erregtheit der Nation übt fördernden Einfluß auf die Literatur im Allgemeinen. Nicht nur flüchtige Blätter, die man dem Winde des Tages überläßt, erscheinen, auch größere Werke, und manche von Bedeutung im geistigen Leben der Nation, das überhaupt rascher und frischer pulsirt, als in den letzten Jahren.

Leider gestattet mir das angehäufte Material kein näheres Eingehen auf die einzelnen Erscheinungen, und ich werde mich diesmal wohl darauf beschränken müssen, dieselben nur mit kurzen Bemerkungen zu begleiten. Nur bei zweien will ich länger verweilen und stelle sie deshalb an die Spitze: Die von der ungarischen Akademie im Prachtsaale des National-Museums veranstaltete Széchenyi-Gedenkfeier, mit Allem was d'ran und d'rum hängt, und die ersten bedeutsamen Kundgebungen der Thätigkeit der Kisfaludy-Gesellschaft.

Es wäre unpassend, wollte ich an dieser Stelle die Aeußerlichkeiten der Széchenyifeier schildern; nur insoweit sie Bezug auf Literatur hat, kann ich sie in den Kreis meiner Betrachtungen ziehen. Und da muß ich denn vor Allem der Gedächtnißrede Eötvös' und des Fest-Gedichtes von Arany — Széchenyi's Andenken — Erwähnung thun. Die Gedächtnißrede ist selbst stylistisch eine sehr werthvolle, biographische Studie, und was die Hauptsache, sie erfüllte ihren Zweck, denn sie machte Eindruck.

Von nicht geringerem Werthe ist das Fest-Gedicht von Arany, jetzt der populärste der lebenden Dichter; der „Pesther Lloyd" brachte eine Uebersetzung, die sehr gelungen, aus der Feder von Adolph Dux, der sich mit Recht eines guten Rufes als Uebersetzer ungarischer Poesien erfreut. Vor mehreren Jahren gab er ein Bändchen Gedichte von Petöfi und Karl Liszņai heraus, die leider nicht sehr verbreitet, woran wohl der Verlagsort — Preßburg — Schuld sein mag; auch hat er das älteste nationale Drama, Katona's „Bank Bán" übersetzt, welches bei F. A. Brockhaus erschien.

Arany las sein Gedicht in ungarischer Sprache selbst vor, und es mag Ihnen einen Begriff von der Begeisterung geben, die es hervorrief, wenn ich Ihnen sage, daß nach Schluß desselben das ganze Publikum, die Damen der höchsten Aristokratie mit inbegriffen, das Szózat anstimmten. Es war ein interessanter Anblick, dieser mächtige Chorus von Alt und Jung, Mann und Weib, Proletarier und höchste Aristokratie, stehend dieses Lied absingend.

Hier muß ich noch zweier Werke gedenken, die mit der Széchenyi-Feier in Verbindung stehen, und um deren Herausgabe sich einer unserer tüchtigsten Publizisten, Johann Török, verdient machte. Das eine ist von Széchenyi selbst und wurde im Jahre 1835 geschrieben, vom Verfasser selbst Herrn Török zur Herausgabe übergeben. „Hunnia" bildet den ersten Band einer Sammlung, die unter dem Titel: „Fragmente aus den hinterlassenen Handschriften des Grafen Stephan Széchenyi, herausgegeben von Johann Török" erscheinen wird, und stellt sich die Aufgabe, die Rechte und Anforderungen der ungarischen Sprache, gegenüber der lateinischen, klar zu präzisiren. Das zweite Werk befindet sich noch unter der Presse, und ist ein Széchenyi-Album, herausgegeben von Johann Török und Ivan Paur.

Die Kisfaludy-Gesellschaft, zu deren Director vor einiger Zeit Johann Arany gewählt wurde, (dessen erstes schriftstellerisches Produkt im Jahre 1843 den Kisfaludy-Preis errang) gelangt erst jetzt zur Entfaltung irgend einer nennenswerthen Thätigkeit und hat den rühmenswerthen Zweck, die poetische Richtung in der ungarischen Literatur möglichst zu unterstützen und zu entwickeln. In dem Aufruf zur Theilnahme an der Gesellschaft, sagt Arany:

„Den Theilnehmern wird die Gesellschaft jährlich mit einer gewissen Anzahl von Büchern dienen. Vorläufig verspricht sie jährlich 60 Bogen nützliche und unterhaltende Lektüre, doch hofft sie, die Bogenzahl mit der steigenden Zahl der Theilnehmer zu erhöhen. In Hinsicht der zu veröffentlichenden Bücher hat sie bestimmt, daß zwei Drittheile derselben leichtere Lektüre (Romane rc.) bilden sollen. Die auf diese Weise übersetzten oder Originalwerke wird, auf Anempfehlung des Direktors, die Gesellschaft selbst bestimmen. — Es thut nicht Noth, die Söhne und Töchter des Vaterlandes mit gesuchten Worten zur zahlreichen Theilnahme aufzufordern; die Nation hat es bewiesen, daß sie ihren Beruf auffaßt und fühlt. Während sie der ernsten Wissenschaft eine Prachthalle erhebt, wird sie auch der milden Göttin der Poesie nicht vergessen. Früchte erwartend, wird sie gewiß den Blumen ihre sorgfältige Pflege nicht entziehen. Die Belebung der Kisfaludy-Gesellschaft kommt dem allgemeinen Wunsche der Nation entgegen. Die Zeit und auch die Gelegenheit ist da, im Interesse unserer nationalen Sprache und Bildung von Neuem einen mächtigen Schritt nach vorwärts zu thun."

Welches Ansehen übrigens diese Gesellschaft schon genießt, und wie der edle Sinn für Kunst und Literatur selbst in den Mittelklassen gepflegt wird, dafür mag der Umstand Zeugniß geben, daß Herr Tomory derselben einen bedeutenden Betrag zur Verfügung stellte, um die Herausgabe eines ungarischen Shakspeare zu bewerkstelligen. Die Gesellschaft hat denn auch in ihrer letzten Sitzung diese Frage berathen und nachdem sie die Vorschläge des Directors angenommen, beschloß sie zur Beurtheilung der zur Kritik eingereichten Stücke keine ständigen Kritiker zu wählen, und

den aus der Herausgabe erfließenden Reingewinn nicht nur gänzlich den Uebersetzern zu widmen, sondern diese, so weit es geht und für gut befunden wird, noch außerdem zu honoriren. Schließlich wurde der Director damit betraut, eine Aufforderung an jene Schriftsteller, die irgend ein Shakspeare'sches Stück entweder übersetzen wollen, oder dessen Uebersetzung schon begonnen haben, zu erlassen, sie mögen der Gesellschaft ihren diesfälligen Entschluß und ihre Wahl kundgeben. Nach diesen Meldungen wird dann die Gesellschaft die Reihe der zu veröffentlichenden Stücke bestimmen. Aus den Vorschlägen Arany's in dieser Frage will ich nur einen einzigen Passus ausheben, um eine Bemerkung daran zu knüpfen. Dieser Passus lautet: „Eine wichtige Frage ist ferner, ob Shakspeare, so wie er ist, mit den schlüpfrigen, (?)* nicht selten obscönen Theilen dem ungarischen Publikum übergeben werde. Hier drängt sich die Frage auf: wollen wir einen vollständigen Shakspeare oder einen verstümmelten, lückenhaften und kastrirten? Es gereicht dem ungarischen Publikum zur Ehre (?), daß sein Schamgefühl selbst jene Freiheiten in der Kunst nicht verträgt, die sich große Dichter und Maler oft herausnehmen. Dann verlangt auch das Jünglingsalter, das Damenboudoir und der Salontisch Berücksichtigung.** Hiergegen hätte ich nur anzumerken, daß das „Jünglingsalter, das Damenboudoir und der Salontisch" keine Berücksichtigung verdienten. Das Jünglingsalter versteht Shakspeare nicht, wenn ja, so kann es auch die derben Stellen lesen; für prüde Damen braucht man ihn nicht zu übersetzen, und für den Salontisch taugt er am allerwenigsten. — Verletzend für andere Nationen wäre es ferner, wenn man dem ungarischen Publikum allein die Ehre vindiziren wollte, „daß sein Schamgefühl selbst jene Freiheiten in der Kunst nicht verträgt, die sich große Maler und Dichter oft herausnehmen." Außerdem daß diese Stelle das ungarische Publikum zu edel schildert, streift dieser Ausspruch hart an die Gränze der Arroganz. Es kann uns deshalb nur freuen, wenn die Vorschläge trotzdem den Deutschen Gerechtigkeit widerfahren lassen und zu einem kritisch vernünftigen Resultat gelangen, denn sie fahren dann fort:

„Andererseits ist es so wesentlich, nun da wir einen Shakspeare geben wollen, keinen mangelhaften zu geben, daß das Comité nur ungern sein Votum zu einer verstümmelten Uebersetzung geben würde. Denn hier ist nicht von einzelnen Stellen, von der Weglassung von 5 bis 6 Zeilen die Rede, Shakspeare hat ganze Stücke, die man in diesem Falle entweder ganz weglassen, oder derartig verstümmeln müßte, daß sie dann keine Dramen mehr wären. Sollen wir das Lustspiel „Measure for Measure" erwähnen, dessen Tendenz zwar sittlich ist, dessen Handlung aber in den Regionen der sinnlichen Lust und verrufener Häuser vor sich geht? Oder den ersten Akt von „König Johann," den man, ohne das ganze Stück zu Grunde zu richten, nicht auslassen kann? Das Comité empfiehlt daher: die geehrte Gesellschaft solle Shakspeare nach der Weise anderer Nationen, namentlich der Deutschen, ganz übersetzen lassen und die Uebersetzer blos dahin instruiren, in einzelnen Theilen, wo es ohne den Schaden des Stückes geschehen kann, derartig schlüpfrige Stellen gelinder wiederzugeben, und das völlig Frivole (?), insofern es möglich, wegzulassen."

Außerdem wurde in derselben Sitzung beschlossen, die Reihe der zu veröffentlichenden übersetzten Romane mit George Eliot's „Adam Bede" zu beginnen, dessen Uebersetzung sogleich ein Mitglied der Gesellschaft übernahm. Die zur Herausgabe eingesendete Zilahy'sche Uebersetzung des „gefesselten Prometheus" von Aeschylos, wurde Johann Arany und Paul Hunfalvy zur Kritik übergeben.

Von Neuigkeiten können wir Folgendes zur Anzeige bringen:

„Reisebilder, September bis November 1859," das erste schriftstellerische Produkt der Gräfin Adam Wasz. Das äußerst elegante Werk ging aus der Druckerei der Klausenburger reformirten Hauptschule hervor und enthält interessante Kapitel über Solferino und Magenta, über die Helden der vorjährigen Schlachten und über die Verhältnisse in Italien. Der Reinertrag ist dem Klausenburger Theater gewidmet. — Jókai Mor's „Magyar nemzet története regényes rajzokban" erschien in zweiter Auflage. Von demselben Verfasser befinden sich unter der Presse, der vierte Band seines Romans Szegény gazdagok und die beiden letzten Bände seines Dekameron. — Tompa Mihály, der Freund Petöfi's, hat mit Reményi, der so schnell populär geworden, Verabredung getroffen, eine Volksliedersammlung herauszugeben, zu welcher der Dichter der Blumen-Märchen den Text und der nationale Geiger die Melodien liefern wird. — Ein „ungarischer Romanzero" von Bertalan Ormodi (Ersatz für ein konfiscirtes Werk desselben Verfassers, Magyarhon ébredése, Ungarns Erwachen) erlebt die zweite Auflage und wird mit dem Bildnisse des Verfassers ausgegeben. — Georg Urházy, Haupt-Mitarbeiter der Magyar sajto, hat die Uebersetzung von Thouvenel's „La Hongrie et la Valachie" beendet. — Von Karl Szász erschienen „Aprische Alpen," die etwas mehr als Eintagsfliegen sind. — Die eben erschienene Lieferung des „Uj magyar muzeum" bringt: Skizzen aus der Siebenbürger ungarischen Literaturgeschichte von 1730 bis heute; Beiträge zur Geschichte des Systems der Landesvertheidigung von Franz Balássy; geschichtliche Daten von Baron Joseph Kemény; literarisches Tagebuch. Dem Hefte ist ferner die erste Nummer des Pantheons der lebenden ungarischen Gelehrten beigelegt. — Von einem anderen wichtigen Lieferungswerke, Ismerettár (ein ungarisches Conversations-Lexikon), ist das vierte Heft erschienen.

Von Lieferungswerken zu Zeitungen, ist nur ein kleiner Uebergang und so will ich denn noch zum Schlusse drei neue Unternehmungen anzeigen. Von den Zenészeti Capok (Blätter für Musik) sind die ersten zwei Nummern ausgegeben worden, und schon ein flüchtiger Einblick in den Inhalt läßt erkennen, daß die tüchtigen Mitarbeiter es mit der musikalischen Ausbildung in unserem Lande ernst meinen. — Dr. W. A. Meisel, hiesiger Ober-Rabbiner, gab die erste Nummer der von ihm redigirten „Wochenschrift für Synagoge, Schule und Haus: Carmel," aus. Seinem Programme zufolge, betrachtet er es als seine Aufgabe: Erkenntniß der Religion zu verbreiten, den religiösen Sinn zu erwärmen, den synagogalen Gottesdienst zu veredeln, zeitgemäße Bildung der Jugend zu fördern, die Eintracht in den Gemeinden zu vermitteln und ihre Wechselwirkung zu einander zu kräftigen. Gewiß ein lobenswerthes Streben. — Last but not least! Eine Wochenschrift „Családi kör" (Familien-Kreis), welche eine Dame, Emilia, zum verantwortlichen Redacteur hat und von den besten Kräften unserer Literatur unterstützt wird. Es ist dies der erste Fall bei uns, daß eine Dame für die Redaction zeichnet. Das Blatt ist übrigens gediegenen Inhaltes und so wollen wir uns wenig daran kehren, daß uns ein Blaustrumpf denselben bietet.

E. B.

Rußland.

Ein Jugendbild der Kaiserin-Mutter.

Die Zahl derer wird immer kleiner, die mit Preußens Regenten jung gewesen sind, und nur noch Wenige werden sich der Blüthezeit erinnern, in der die jetzt verewigte Kaiserin von Rußland ihre Schönheit entfaltete. Wie eine Königslilie, schlank und edelstolz, vereinigte sie die regelmäßigen, ernsten Züge des Vaters mit dem anmuthigen Jugendreiz der unvergeßlichen, schönen Mutter.

Durch eine Liebes-Heirat dem glänzendsten Throne der Welt nahe gestellt, war auch das Glück in ebenso hohem Grade, wie die Schönheit, ihr zu Theil geworden.

Im Zenith dieses Glückes sie gesehen zu haben, betrachtet die Verfasserin dieser Notiz als eine besondere Schicksalsgunst. Das Jugendbild der Kaiserin strahlt in der Erinnerung noch besonders im lebhaftesten Glanze, weil es von dem prächtigen Rahmen eines wahrhaft magischen Festspiels umgeben war.

Um den Besuch seiner kaiserlichen Tochter zu feiern, hatte Friedrich Wilhelm III. seine angeborene Neigung für Einfachheit und Stille überwunden. Festlichkeiten aller Art wurden veranstaltet, unter Anderem ein Hofball, auf welchem das poetische Werk eines englischen Dichters durch lebende Bilder und großartige Aufzüge verherrlicht wurde. Man begann in jener Zeit eifrig für englische Literatur zu schwärmen, in der ein Dreigestirn seltener Größe aufgegangen war: Byron, Scott und Moore.

Das reizende Märchengedicht des Letztern, Lalla Rookh, die Tulpenwange, wurde durch die junge Großfürstin dargestellt. Ihr Gemahl, Nikolaus, dessen männlich schöne Jünglingsgestalt eine Verkörperung Krischna's, des indischen Apolls, schien, gab die Rolle des liebenden Königsohns und wandernden, verkleideten Sängers, Feramorz. Thomas Moore hat auf diese beiden Gestalten die ganze Poesie der indischen Sagenwelt ausgegossen und gewiß nicht geahnt, daß seine Phantasie-Gebilde von der Wirklichkeit dieser Darstellung noch übertroffen werden könnten. Die Kron-Diamanten Rußlands verliehen der Repräsentantin der östlichen Königstochter, Lalla Rookh, eine märchenhafte Pracht und ihre bezaubernde Schönheit wurde durch den Rosenflor der vornehmen

* Herr Arany verwechselt die naturwüchsige Derbheit Shakspeare'scher Charaktere mit der naturwidrigen Schlüpfrigkeit moderner Autoren. D. R.

** Herr Arany stellt augenscheinlich den Geschmack des Boudoirs und des Salontisches über den der alten Griechen, die der Kunst kein sogenanntes Schamgefühl in diesem Sinne octroyirten. D. R.

weiblichen Jugend, die sich ihrem Triumphzuge, bedeckt von Silberschleiern und Perlen, angeschlossen hatte, nur noch mehr hervorgehoben.*

Ein ähnliches Fest war in Berlin noch nicht gesehen worden und der Enthusiasmus der Anwesenden war nicht zu beschreiben. Die Tageblätter gaben damals ausführliche Berichte davon, aber sie sind im Laufe der Zeiten verweht und wer etwa geneigt wäre, etwas darüber nachzulesen, muß zu den Memoiren eines berühmten Franzosen greifen. Chateaubriand erwähnt in seinen „mémoires d'outre. tombe“ seines Aufenthaltes in Berlin, wo er als französischer Gesandter, an diesem poetisirten Hoffeste Theil nahm. Er schildert es jedoch nicht ausführlich, sondern verweilt mehr bei den Zuschauern, als bei den Darstellern. Natürlich hat er unter den Ersteren stundenlang warten müssen, bis der Festzug in den Sälen des Schlosses erschien. Es ist indessen nicht ohne Interesse, seine Bemerkungen über berühmte Persönlichkeiten nachzulesen, welche damals in Berlin anwesend waren. So redet er besonders viel von der, als Dichterin und englische Uebersetzerin bekannten, Baronin Elise von Hohenhausen, die damals in der vollsten Blüthe ihrer Schönheit stand und in Berlin, das noch arm an literarischen Erscheinungen war, viel Ansehen genoß. Chateaubriand verweist auf eine Schilderung des Lalla Rookh-Festes aus ihrer Feder, die im Stuttgarter Morgenblatt, Jahrg. 1822, abgedruckt war. Es ist uns aber nicht gelungen, dieselbe aufzufinden, was wir umsomehr bedauern, als es uns selbst nicht möglich ist, etwas Anderes, als den allgemeinen Eindruck des Festes zu schildern; die Einzelheiten sind durch die Länge des verflossenen Zeitraums aus dem Gedächtnisse verschwunden. Das Jugendbild der Kaiserin aber erstand auf's Lebhafteste vor dem inneren Auge, als der Katafalk ihre irdischen Ueberreste empfing. Der tragische Kontrast erhöhte die schmerzliche Empfindung über das Hinscheiden der preußischen Königstochter und russischen Kaiserin, die, obwohl auf den Höhen irdischen Daseins stehend, neben dem reichsten Glück auch vielfach den größten Schmerz empfunden hat. F. v. H.

Algerien.

Algerien als Kolonialland.**

Die Angelegenheiten der Franzosen in Algerien stehen nicht gar zu glänzend; die friedliche Colonisation will nicht vorwärts, und Algerien verschlingt viel französisches Geld. Der größte Vortheil, den Frankreich aus dem Lande gezogen, ist, daß es sich nie ganz zum Frieden bequemt, und deshalb eine gute Kriegsschule abgiebt. Fortwährende Aufstände der arabischen und barbarischen Stämme halten die mobilen Rothhosen beständig in Athem; fortwährende Razzias, Märsche, Züge durch Dick und Dünn, über Berg und Thal, durch Wald und Wüste geben ihnen jene Abhärtung, jene Kriegstüchtigkeit, Beweglichkeit und Todesverachtung, mit denen sie sich unüberwindlich glauben. Algerien ist eine Kriegs- und Soldaten-Kolonie. — Natürlich giebt es in Frankreich Leute, welche, das Glänzende vom Kostspieligen wohl unterscheidend, daraus eine Friedens-Kolonie schaffen und der Herrschaft der französischen Generäle, die darin als Paschahs schalten, gern ein Ende machen möchten. Auch unser Gewährsmann, Herr Fürst von Broglie, steht auf diesem Standpunkte, und stellt fortwährend Vergleiche dieser französischen Kolonie mit denen der Engländer und Nordamerikaner an; er sucht die Gründe auf, warum diese so üppig gedeihen, und jene nicht, und findet das Hauptübel natürlich in der bureaukratisch-centralisirten Verwaltung, die bisher geübt wird; er möchte eine künftige Verwaltung gern etwas nach den englisch-amerikanischen Principien umgestaltet wissen, und hegt davon große Erwartungen. — Uns will es vorkommen, als ob gerade jetzt die Zeit dazu nicht besonders geeignet sei.

Herr von Broglie erkennt an, daß Algerien keine natürliche, daß es eine künstliche Kolonie sei. „Eine Kolonie, und namentlich eine Kolonie, die nicht durch den freiwilligen Aufschwung des Handels und der Privatinteressen entstanden, sondern deren Gründung durch Politik und Krieg mit erklärter Absicht, am gegebenen Tag bestimmt worden, ist durch sich selber ein etwas künstliches Werk. Da sie sich nicht ganz von selbst gemacht haben würde, so kann man sie, ohne Gefahr zu laufen, sie schnell ersterben zu sehen, sich nicht selbst überlassen. Die Hand, die sie geschaffen, ist genöthigt, sie wenigstens während ihrer ersten Schritte zu unterstützen. Die absolutesten Theoretiker können nicht verlangen, daß man sich dem bloßen Gehenlassen und Loslassen auf einem Boden hingiebt, wo das Gestern nichts gethan und das Heute auf sich selbst angewiesen hat. Die Freiheit ist, wie die Luft, die lebenvollste Nahrung für den natürlichen Wuchs, den die Unbilden der Witterung selbst fördern und stärken; aber eine politische Kolonie ist eine Treibhauspflanze, welche nie gänzlich die kostspieligen Sorgen einer künstlichen Erziehung entbehren kann.“

Einfach gesagt, die Franzosen müssen viel Geld nach Afrika schicken, das dort verschwindet, ohne etwas zu bringen.

„Auf das Land selbst, sagen wir, kann eine Regierung nichts oder fast nichts einwirken. Gewiß ist es ihre Sache, ehe sie den Ort einer Kolonie wählt, sich über die natürlichen Bedingungen des Bodens zu unterrichten, und sie nur dort anzulegen, wo dieselben ihr günstig scheinen; ist aber einmal diese Wahl, gut oder schlecht, getroffen, so läßt sich an diesen Bedingungen nichts mehr andern. Wenn sie sich getäuscht hat, so wird sie nie, weder durch Anstrengung noch durch Geld, ein fruchtbares Land schaffen. Der Anbau allein wirkt bisweilen, mit der Länge der Zeit und schwierig, dieses Wunder; und der Anbau ist nicht die Sache einer Regierung, welche, wenn sie die unglückliche Idee hat, sich damit zu befassen, der am wenigsten thätige, am wenigsten einsichtige, dabei aber der kostspieligste Bauer sein wird.“

Der Verfasser will also „Alles ausgeschlossen wissen, was darauf ausgeht, das Kapital mit Gewalt herbei zu zaubern, es aus dem Staatsschatze zu nehmen, es durch künstliche Lockspeisen hervorzulocken, es selbst (von Regierungs wegen) und autoritätsmäßig auf das Land zu verwenden, es in den vorher gegrabenen Kanälen abzusperren.“

Er kommt sodann auf die Hindernisse zu sprechen, die sich der Anwendung dieser Regel für Algerien entgegenstellen. „Algerien ist ein fruchtbares Land; einige Skeptiker wollten es bezweifeln, trotz der Geschichte; kein Ungläubiger kann es heutzutage der Erfahrung gegenüber bestreiten. Allerdings besitzt es nicht jene ausnahmsweise Fruchtbarkeit, welche von selbst die Kapitalien in Folge des Handels durch die Lockung seltener Produkte herbeizieht; es hat weder in seinem Innern, noch an der Oberfläche verborgene Schätze, oder eine üppige Vegetation, welche die Neugier von Abenteuern reizen oder der hastigen Gier genügen könnten. Seine Fruchtbarkeit ist selten dem Umfange nach, aber gewöhnlich, was die Güte betrifft. Der Paktolus fließt freilich nicht dort, und das Vaterland von Tausend und einer Nacht ist es nicht. Ein Nabob oder Onkel aus Amerika wird dorther nie zurückkommen, um am bestimmten Punkte die Lösung einer Komödie herbeizuführen. Es ist ein Land von guter, gesunder Art, welches bei mäßigen Auslagen und Anstrengungen die ersten einfachsten Lebensbedürfnisse, Brod, Oel, vielleicht Wein und Viehfutter in genügender Fülle hervorbringen wird. Kommen nur gute Arbeiter mit rüstigen Händen und die Taschen hinreichend gefüllt, so wird es, wenn sie arbeiten, wohl ihre Mühe belohnen und mit ehrlichen Zinsen die Ersparnisse zurückerstatten, welche sie ihm anvertrauen.“

Von der Baumwollenkultur in Algerien sagt der Verfasser: „Es ist der äußerste Nothstand, in welchen jetzt die Baumwollenkultur gesunken ist, die mit solchem Lärmen vor einigen Jahren unter Gewähr eines durch die Verwaltung gesicherten Auslaufs in Algerien eingeführt worden ist. Der Termin der Abgabenfreiheit ꝛc. kommt seinem Ende näher, die Verwaltung will ihn nicht erneuern, und die Anbauer, außer Stand, den Kampf auszuhalten, werden um ihre Pflanzerkosten kommen.“

Die algerische Küste soll nicht ganz so schlecht sein, als sie der allgemeine Ruf macht; doch ist sie flach und ohne Schutz, und ihre Flüsse vertrocknen bald, bald treten sie plötzlich mit großer Macht über ihre Ufer und richten große Verheerungen an. Unser Gewährsmann hält es nicht nur für Pflicht der Regierung, sondern für ein dringliches Gebot an sie, den Verkehr durch alle Arten von Hafen- und Wegebau, von Flußeindämmungen ꝛc. zu ermöglichen und zu fördern.

„Seit der Zeit, wo das Heer, um die Beförderung seiner Pulver- und Packwagen zu sichern, auf dem schwammigen Boden der Thäler der Mitidscha, der Seybus und des Chelif eine Anzahl geometrischer Linien gezogen hat, die man Straßen nennt, vergeht kein Winter, wo nicht ein schlecht eingedämmter Bergstrom jene in der Eile gemachten Arbeiten zerstört, den Boden fortschwemmt und dafür Kieselsteine zurückläßt, oder die Pfeiler der hölzernen Stege einreißt, die man mit dem Namen von

* Von Thomas Moore's „Lalla Rookh“ ist soeben in London bei Longmans (Berlin, A. Asher & Comp.) eine Pracht-Ausgabe erschienen, die an Schönheit Alles übertrifft, was bisher auf diesem Gebiete aus englischen Pressen hervorgegangen. Unter den von Tenniel gezeichneten und von den Brüdern Dalziel gestochenen Kupfern wird eine „Hindu-Jungfrau, die ihre auf dem Ganges schwimmende Lampe bewacht,“ als ein wahrhaftes Meisterwerk bezeichnet. Nicht minder anziehend ist die Perle in allen ihren poetischen Wandlungen dargestellt. Fünf überraschende Zeichnungen persischer Ornamente rühren von dem als Maler des Orients geschätzten T. Sulman jun. her. D. H.

** Nach Albert de Broglie in der R. d. d. M.

Brücken beehrt; es vergeht kein Frühjahr, wo der Schade nicht Millionen beträgt. Wenn man alle diese Summen zusammengehalten, so könnte man bereits einen recht hübschen Theil der nöthigen Fonds haben, um die berühmte Eisenbahn in Ausführung zu bringen, die so oft versprochen und so oft vertagt, so oft angefangen und so oft unterbrochen worden ist — jene Eisenbahn, die dem Binnenlande eine kurze und gerade Verbindung mit dem Meere verschaffen soll."

Warum wandern nicht mehr Franzosen nach Algerien? warum ziehen es die belgischen und badischen Bauern, statt nach dem entfernten Amerika zu gehen, nicht vor, lieber nach Algier auszuwandern?

„Die Hoffnung, aus einem so zerstückelten Lande (wie Frankreich) eine Wolke von Kolonisten ausziehen zu sehen, welche ihre geringe Habe auf dem Rücken tragen und sich mit leichtem Fuße in's Blaue hinein einschiffen, ist wahrhaft chimärisch. Ich bitte Jeden, um sich zu blicken; denn Dank der wunderbaren, aber eintönigen Gleichförmigkeit, welche unsere Gesetze über die gesammte Oberfläche unseres Frankreichs hergestellt haben, weiß Jeder, der sich in seiner Landschaft umsieht, ziemlich genau, was in allen andern vorgeht. Wo sind in Frankreich die Kolonisten, die wir Algerien zum Geschenke machen könnten? ich meine Kolonisten von geordneten Sitten, Arbeitsamkeit, und mit hinlänglichem Gute versehen; denn faule Arbeiter, betrügliche Bankeruttirer, zahlungsunfähige Schuldner, gesunkene Leute aller Art, welche die Ferne und Abenteuer suchen, weil ihnen die Ordnung beschwerlich fällt, und sie die Blicke ihrer Nachbarn fürchten, diese Waare ist ziemlich gemein bei uns, so daß wir an Algerien ein gutes Theil abgeben könnten, ohne uns Abbruch zu thun; aber gute Bauern, zur Arbeit geschaffen und reich an Ersparnissen, haben wir deren eine hinreichend große Zahl, um anderen davon ablassen zu können? Selbst wenn wir annehmen, daß sie sich zu einem massenhaften Auszug verstünden, der ihrer Natur gründlich widersteht, und alle Fibern ihres Herzens abreißen würde, wer könnte sie ohne Schauer abziehen sehen, diese Pflanzschule unserer Heere, dieses Mark, diesen Grundstoff unserer Nationalkraft?"

Der Schluß dieser Betrachtungen ist: Frankreich braucht seine Bauern selbst, Afrika könne nicht auf Kosten Frankreichs bevölkert werden. Aber so viele Fremde wandern aus. — „Alle Jahre schifft sich in den englischen Häfen und selbst in den unseren eine Masse von englischen, deutschen, holländischen, belgischen Auswanderern nach Amerika oder Australien ein. Nach leicht anzustellenden Rechnungen sind seit zehn Jahren an drei Millionen aus England und mehr als eine Million aus Deutschland ausgezogen. Sicher besteht die Mehrzahl dieser Flüchtlinge, welche alljährlich die alte Welt verlassen, aus armen Tagelöhnern, welche in den reichen Städten oder den weiten Ansiedelungen der Vereinigten Staaten und den englischen Inseln ein höheres und beständigeres Tagelohn suchen, als ihr eigenes Vaterland ihnen bieten kann, und da Algerien noch zu arm ist, um ihnen heute schon diese Sicherheit zu gewähren, so ist es nicht zu verwundern, daß sie ihre Schritte nicht dorthin lenken wollen. Aber es giebt auch welche, und zwar in großer Zahl, die nicht mit leeren Händen ziehen, und die von der neuen Welt nicht Arbeit, sondern Raum und Boden verlangen. Diese haben keinen vernünftigen Grund, um die Kosten, die Gefahren einer mehr als monatlangen Fahrt der raschen und sicheren Ueberfahrt über das Mittelländische Meer vorzuziehen.

„Bei gleichen Bedingungen und wenn beide Erdtheile in gleicher Weise der europäischen Arbeit geöffnet wären, müßte Afrika den Sieg über Amerika davontragen; die Auswanderung dorthin würde weniger kostspielig, die Entfernung von der alten Heimat würde geringer und deshalb weniger schmerzlich sein. Wenn dieses Resultat auf sich warten läßt und selbst nach zwanzigjährigem Warten nur eine langsame Neigung sich zeigt, so muß es eine anderweitige Ursache geben, welche den natürlichen Lauf der Gedanken und Interessen ablenkt. Es wäre Sache der Regierung, sie aufzusuchen, um sie zu beseitigen.

„Zuerst wird sie in ihr eigenes Gewissen Einkehr halten müssen, um zu sehen, ob sie, zum Theil wenigstens, nicht selbst mit an dem Uebel Schuld ist, das sie beklagt. Ich glaube, sie wird in dieser Selbstprüfung nicht weit zu gehen haben, um dieses ganze Rüstzeug zu finden von Beschränkungs- und Verbotsmaßregeln, von Begünstigungen und Untersagungen, von Concessionen und Lasten, diesen ganzen Verwaltungsapparat, über den wir bereits Gelegenheit gehabt, unsere Meinung zu sagen. Nach so vielen Auseinandersetzungen würde es ebenso unnütz, als langweilig sein, auf die Unfüglichkeit dieses Concessionssystemes zurückzukommen, welches in Afrika eine armselige Bevölkerung hervorgerufen hat, die hinten und vorn das Elend hat, und bestimmt ist, in dieser traurigen Gesellschaft zu sterben."

In der nun folgenden Stelle wird geschildert, wie es in der Bureaukratie zugeht: „Der französische Bauer hat die Leidenschaft, die Manie Grundeigenthümer zu werden, wie er andererseits einen ebenso starken Widerwillen und eine instinktmäßige Furcht vor'm Reisen hat. Dieser Leidenschaft hat man einen Köder hingeworfen, indem man ihm das Land umsonst als freies Zugeständniß anbot, ihn dabei aber in der Folge in Pflichtarbeiten und erdrückenden Lasten weit über den wirklichen Werth zahlen ließ.* Wie Wenige diese Lockspeise zu Gimpeln gemacht hat, und wie schnell aus den Gimpeln Schlachtopfer geworden sind, das haben wir, wie schon viele Andere, durch unwiderlegliche Zahlen nachgewiesen; aber welche Statistik könnte uns sagen, wie viele wackere Kolonisten in den Ebenen Flanderns, oder in den Thälern des Schwarzwaldes, mit einem kleinen Schatze von Ersparnissen abgeschreckt worden sind, ihn Algerien anzuvertrauen, blos durch den Gedanken, daß man, ehe man das Recht zur Niederlassung unter freiem Himmel erhält, ohne Ende und Aussicht in den Wirthshäusern Algiers liegen, und in den Amtstuben der Präfectur oder der General-Direction auf Abfertigung warten muß! Wie Viele sind zurückgeschreckt vor der Aussicht, zu harren, bis eine Ermächtigung auf Stempelpapier Zeit gehabt hat, fünf bis sechs Mal hin und her über's Meer zu gehen, um endlich von fünf bis sechs verschiedenen Kommissionen geprüft, dann in einer ziemlich großen Anzahl von Berichten besprochen, und mit zehnerlei Signaturen versehen zu werden, bis es ein hübsches Actenbündel macht! Wie Viele sind mit Recht aufgebracht worden, bei der Voraussicht, daß, wenn sie selbst nach vielen Schritten und Gängen und mit Hülfe von Protectionen einen Zipfel Erde erlangt, sie sich doch noch nicht darauf niederlassen, darauf schlafen, sich selbst darauf nach Gutdünken ruiniren könnten, und daß sie nach festen Gesetzen das bischen Geld, welches ein so langes Warten in ihrem Schubsacke gelassen, vollends würden verzehren müssen!

„Nach dem gegenwärtigen Stande unserer Gesetze, bei den Schwierigkeiten aller Art, welche das Civilgesetz dem Fremden macht, Franzose zu werden, lebt beinahe die Hälfte unserer kleinen afrikanischen Kolonie des geringsten, ja des einfachsten Civilrechtes beraubt."

Man hat also das Naturalisationsgesetz, wie es im alten Frankreich gilt, ohne Weiteres auf die Kolonie übertragen. Nichts kennzeichnet wohl besser die geistige Beschränktheit der französischen Bureaukratie.

Hören wir das Schlußergebniß dieser Betrachtungen:

„Also große Communicationswege einerseits, ein sehr freies Naturalisationsgesetz andererseits, dabei Aufhebung aller Fesseln des Gewerbfleißes, des Ackerbaues und Handels, mit Einem Worte, Ebnung aller physischen, wie gesetzlichen Hindernisse, welche den Zufluß des Kapitals nach Afrika hemmen: das ist die anscheinend einfache, aber in Wirklichkeit ungeheure Aufgabe, die einer Verwaltung gestellt ist.....

Bei allem diesen ist die Hauptschwierigkeit noch gar nicht erwähnt.

Diese besteht darin, daß das Land, welches man europäisch kolonisiren will, bereits seine einheimische Bevölkerung hat, diese aber allen Reformen widersteht, weil sie von einem grundverschiedenen Princip beseelt ist.

„Die Schwierigkeit, die sich der Regierung wie der Bevölkerung Afrika's entgegenstellt, ist die Verfassung der arabischen Gesellschaft..... Das ist in der That der große, der Hauptknoten der ganzen Frage. Auf welchem Wege man vorgehen mag, überall stößt man auf diese Schwierigkeit, und sie vervielfältigt und verwandelt sich in tausend verschiedenen Gestalten; sie ist zu gleicher Zeit politisch und ökonomisch; sie ist politisch, denn die Existenz der Stämme, d. h. kleiner, unabhängiger Republiken, die eine Körperschaft bilden und durch ein Band zusammengehalten werden, das wir nicht nach Belieben lockern können, ist ein gefährlicher Mechanismus, der sich zwischen unsere Autorität und den Gehorsam unserer neuen Unterthanen stellt, und welcher, wenn er heute die Sicherheit gewährleistet, sie morgen bedrohen kann. Sie ist auch ökonomischer Natur; denn das wahre Band des Stammes ist das Gemeingut, eine abgeschmackte Einrichtung, unter deren Herrschaft die Fruchtbarkeit eines Feldes stets im umgekehrten Verhältnisse zu seiner Größe steht. Diese Einrichtung ist für die Europäer und Araber gleich verhängnißvoll; denn indem sie den Boden zum Vortheil so wenig anstelliger und zu Verbesserungen geneigter Besitzer in Beschlag nimmt, versagt sie neuen Ankömmlingen den Zutritt, läßt ihnen nicht genug Raum, und zu gleicher Zeit entzieht sie den alten Bewohnern des Landes jeden Antrieb, jede Hoffnung, jedes Element zum Fortschritt. Sie verurtheilt also ganz Afrika zu einem endlosen Stillstande....... Der arabische Stamm ist wie mit einer

---

* Die alte Art und Weise, wie man Leibeigene macht. Das brasilianische Parceriesystem ist etwas ganz Aehnliches.

zweischneidigen Sense gewaffnet, welche Verwüstung um sich her verbreitet und sie im Innern dauernd erhält."

Der Verfasser ergeht sich noch sehr ausführlich über diesen Gegenstand, und man ersieht aus seinen Angaben und Betrachtungen, daß das arabische Wesen heutzutage noch ebenso fremd, so unbesiegt, so unverdaulich den Franzosen gegenübersteht, wie vor zwanzig und mehr Jahren. Das Land ist ein muhammedanisches, die Franzosen sind Eroberer; europäische Kolonisten kommen wie zwischen zwei Mühlsteine; so lange die Mühle stille steht, mögen sie allenfalls ihr Leben fristen — fängt sie aber an, sich zu drehen, fangen die Steine an sich zu reiben, dann ist es die Civilkolonie, die von ihnen zermalmt wird. Die französische Regierung hat Schulen für die arabischen Kinder eingerichtet; aber man lehrt darin den Koran, in welchem Stellen vorkommen, welche gebieten, sich einer fremden Oberherrschaft mit aller Gewalt zu entledigen — sie hat wohlhabendere Araber veranlaßt, um sie an ein säßiges Leben zu gewöhnen, sich steinerne Häuser zu bauen — allerdings sind deren gebaut worden, aber die Besitzer ziehen es vor, sie leer stehen zu lassen und daneben in ihren Zelten fortzuwohnen.

Man hat die Pferderennen zu Algier eingeführt, und die schönen Pferde, die glänzenden Kostüme der arabischen Reiter machen sie interessant genug — aber was kann der Einfluß dieser Spielereien auf den Geist eines Volkes sein, dessen Schwerpunkt ganz nach einer anderen Seite zu drückt. „Alle diese verschiedenen Erziehungsmittel (?) werden stets nur sehr oberflächlich und kaum auf der Haut gegen ein Uebel wirken, welches die Blutmenge verdirbt und das Mark der Knochen anfrißt. So lange das Stammwesen mit seinem brutalen Kommunismus besteht, wird es einerseits die Fremden zurückstoßen und andererseits mit bedeutendem Gewicht auf dem Scheitel der Eingebornen lasten, um darin alle Intelligenz zu erdrücken und jede Thätigkeit zu lähmen."

Der einzige Rath, der gegeben werden kann, ist, die Stämme aufzulösen und die Bodenflächen, die sie besitzen, der freien Veräußerung anheim zu geben. — Die in Afrika wohnenden Publicisten schlagen, um zu diesem Zwecke zu gelangen, ein sehr einfaches Mittel vor: Nach dem muhammedanischen Gesetze ist der politische Herrscher der einzige Eigenthümer des ganzen Bodens, und alle thatsächlichen Besitzer sind nur Nutznießer, deren Benutzungsrecht nach dem Belieben des Herrschers widerrufen werden kann. Von diesem Rechte möge man Gebrauch machen, man möge den Stämmen befehlen, den Boden zu räumen; sie würden es als eine Gnade ansehen müssen, wenn man ihnen erlaubte, sich in irgend welcher Ecke des Gebietes niederzulassen.

Das Mittel wäre einfach genug; aber „die Civilisation" schreckt davor zurück; die Franzosen würden, untreu den Principien des Evangeliums, sich auf den Standpunkt des Koran stellen, und in echt türkischer Weise vorgehen müssen. Dazu sind die Araber doch noch etwas stärker und widerstandsfähiger, als die nordamerikanischen Indianer, welche trotz Christenthum, trotz Civilisation, trotz Demokratie aus ihren alten Gebieten fortgejagt und ausgeschlossen werden, ohne daß man für nöthig hält, auf einen Codex zurückzugehen; sie könnten sich aufraffen und einen Kampf auf Tod und Leben beginnen. — Das Radikalmittel, Afrika zu einer europäischen Kolonie zu machen, bestünde schließlich immer in der Ausrottung der Eingebornen; denn die Auflösung der Stämme ist, so lange diese von dem Geiste des Muhammedanismus beseelt sind, ein Unding; eher werden sich die französischen Kommunisten zu arabischen Stämmen organisiren lassen, als diese Geschlechtsverbände sich in atomistische Familien auflösen, deren einziger Halt die französische Regierung und das Civilgesetzbuch ist. Für den Araber hat jene Stammverfassung gewiß ihr Gutes; der Einzelne ist durch das Ganze geschützt, und kann einen Grad des Selbstgefühls, der Sorglosigkeit, der Freiheitsliebe entwickeln, die dem armen europäischen Kolonisten in der Sklaverei der Militärherrschaft und der Bureaukratie ganz unerreichbar ist. Das „französische Glück, die französische Intelligenz" ꝛc. wird ihm also nicht besonders lockend vorkommen.

Mannigfaltiges.

— Populäre Naturwissenschaft. In gewohnter Weise beschenkt uns bei'm Herannahen des freudebringenden Weihnachtsfestes auch in diesem Jahre die für gleichmäßige innere und äußere Ausstattung solcher Werke ebenso bedachte, als befähigte Verlagshandlung von Otto Spamer in Leipzig wiederum mit einer Anzahl populär-wissenschaftlicher Werke, von welchen wir einstweilen folgende nennen:

1) „Das Buch der Geologie," naturgeschichtliche Darstellung der Erde, in allgemein verständlicher Darstellung für alle Freunde dieser Wissenschaft, von Rudolph Ludwig. Es ist dies eine vollständige Umarbeitung des Werkes über denselben Gegenstand, das vor einigen Jahren von der Verlagshandlung, als eine Abtheilung ihrer „malerischen Feierstunden," ausgegeben wurde. Der Bearbeiter hat eigene, fleißige Beobachtung sämmtlicher in Deutschland vorkommender Gebirgs-Formationen mit einem sorgfältigen Studium der betreffenden, wissenschaftlichen Werke verbunden. Das Buch wird aus zwei Bänden bestehen, von welchen vorläufig der erste, die Vorschule der Geologie umfassend, und mit sieben Ton- und Buntdruck-Tafeln, sowie mit 120 in den Text eingedruckten Abbildungen ausgestattet, erschienen ist.

2) „Die Wunder des Mikroskopes," oder die Welt im kleinsten Raume; für Freunde der Natur und mit Berücksichtigung der studirenden Jugend, bearbeitet von Dr. Moritz Willkomm. Auch dies ist eine neue Auflage des vor wenigen Jahren erschienenen, ebenso der studirenden Jugend, wie allen Freunden der Natur, gewidmeten, mit mehr als tausend anziehenden Illustrationen ausgestatteten Buches über das Leben im kleinsten Raume. Namentlich sind die Abschnitte über die Infusorien, Pilze, Strahlthiere und Würmer neu bearbeitet und, den Fortschritten der Mikroskopie gemäß, bedeutend verbessert. Wer jemals den Experimenten geschickter Handhaber des Sonnen-, oder Hydro-Oxygen-Gas-Mikroskopes mit Theilnahme gefolgt, der wird auch die hier durch Illustrationen festgehaltenen, zahlreichen, mikroskopischen Abbildungen mit steigendem Interesse studiren. Für Kaufleute, die sich gegen gefälschte Handelsartikel sichern wollen, ist zugleich ein Abschnitt, „das Mikroskop als Waarenprüfer," hinzugefügt.

3) „Malerische Botanik;" Schilderungen aus dem Leben der Gewächse, von Hermann Wagner. Die Lesewelt weiß, seitdem Schleiden's berühmtes Buch über das Leben der Pflanze weit über die Gränzen Deutschlands hinaus mit Theilnahme begrüßt worden, wie anziehend und nachhaltig belehrend dergleichen Schilderungen zu sein vermögen. Auch hat Herr Wagner es verstanden, die vorliegenden, von zahlreichen Abbildungen erläuterten „Vorträge über physiologische und angewandte Pflanzenkunde" zu einem faßlichen Lesebuch für Jedermann zu machen. Der erste Band umfaßt folgende Abschnitte: 1) die heiligen Bäume (Paradiesbäume, Eiche, Linde, Oelbaum, Lorbeer, Cypresse, Dattelpalme, Lotus ꝛc.); 2) aus der Geschichte der Pflanzenkunde; 3) das Leben der Wurzeln; 4) die Luftwurzeln; 5) die nahrungliefernden Knollen; 6) Frühlingskräuter, Alpenblumen und Lilien; 7) die Pflanzenzelle und die Zellenpflanzen; 8) der Pflanzen Stamm und Mark; 9) Baumriesen und Baumgreise; 10) das Nutzholz; 11) des Holzes Untergang; 12) Dornen und Stacheln. Der zweite Band wird unter Andern auch die Gewürze, Zauber-Pflanzen, Arzneien und Gift-Pflanzen, sowie andererseits die Getraide- und Brod-Pflanzen schildern.

Was an allen drei vorgenannten Büchern übereinstimmend schön und untadelhaft zu nennen, ist die typographische und künstlerische Ausstattung, die den Officinen in Leipzig zu wahrhafter Ehre gereicht.

— „Von Haus zu Haus," eine Prager Zeitschrift. Zu den neuen Verlags-Unternehmungen der thätigen Buchhandlung Kober und Markgraf in Prag, gehört auch eine unter diesem Titel erscheinende illustrirte Zeitschrift, die dreimal monatlich ausgegeben und einmal monatlich von einem Stahlstich begleitet wird. Zahlreiche, beliebte Schriftsteller sind für das Unternehmen gewonnen, das bereits in seinen ersten Nummern anziehende Erzählungen nach dem Leben und nach geschichtlichen Momenten, sowie die mannigfaltigsten Illustrationen darbietet. Als Familien- und Frauen-Lectüre vermag diese Zeitschrift sicherlich mit den verbreitetsten deutschen Blättern dieser Art zu konkurriren, denen sie es sogar an Mannigfaltigkeit des Inhaltes und auch — was die Stahlstiche betrifft — an Eleganz der Ausstattung zuvorthut. Die zahlreichen Freunde Holtei's machen wir insbesondere auf „Teteneme-quilitzli," eine „kurze Erzählung mit langer Vorrede" aufmerksam, die der alte, ewig junge Geschichtenschreiber in dem neuen Journale mittheilt. In derselben Nummern befindet sich das von einer trefflich skizzirten Lebensgeschichte des Dichters begleitete Bildniß Bogumil Dawison's, ferner eine von Schmidt-Weißenfels verfaßte, manche neue Aufschlüsse darbietende Biographie des unglücklichen Ministers, Freiherrn v. Bruck, und endlich unter den „Bildern aus Prag" das Grab des sagenreichen „hohen Rabbi Löw."

— Deutsch-amerikanisch. Von Karl Heinzen's Schrift: „Die Deutschen und die Amerikaner,"* ist bereits die zweite Auflage in Amerika erschienen — ein Beweis, daß die Deutschen jenseits des Atlantischen Meeres weniger empfindlich, als in Europa sind, denn es werden ihnen darin mehr als derbe Wahrheiten gesagt. So lesen wir unter Anderem in dieser Schrift: „Die alten Römer hatten einen Janus mit zwei Gesichtern, von denen das eine vorwärts und das andere rückwärts schaute. Gewisse Deutsche in Amerika stellen eine andere Art von Janus dar, der mit dem Gesichte rückwärts die Nase des Hochmuth-Pinsels über die deutschen Landsleute rümpft, während das andere nach vorwärts gerichtete Gesicht mit dem Grinsen eines Lakaien bei den Amerikanern um das Gnadenbrod bettelt. Uebrigens aber haben auch diese amerikanisch degenerirten Deutschen ihre Aufgabe: sie zeigen dem Amerikaner, wie viel ein Deutscher verliert, wenn er sich aufgiebt; sie lehren ihn daher Denjenigen schätzen, der sich treu bleibt. Die Amerikaner haben einen sehr guten Blick, Diejenigen, die sich zu ihren Bedienten machen, von Denjenigen zu unterscheiden, die sich selbst respektiren; und danach richten sie genau ihren eigenen Respekt, wenn auch nicht immer ihre Anerkennung. ....Ich bleibe bei meinem Spruch:

Sich amerikanisiren,
Heißt: ganz sich verlieren;
Als Deutscher sich treu geblieben,
Heißt: Ehre und Bildung lieben;
Doch besser indianisch,
Als deutsch-amerikanisch."

— Die englische Zeitungspresse. Der Londoner Korrespondent der National-Zeitung macht folgende Bemerkungen, denen wir nur beistimmen können: „Nun die Macdonald'sche Angelegenheit hier „der Domäne der Geschichte anheimgefallen ist," wie die „Times" sich auszudrücken liebt, das heißt, nun man nicht mehr darüber spricht, auch nichts mehr darüber hören will, ist es Zeit, ein Resultat daraus zu ziehen, nämlich daß es möglich ist, dem ganzen englischen Volke die Kenntniß offenkundiger, juristisch konstatirter Thatsachen vorzuenthalten und ihm dafür jede beliebige Lügengeschichte aufzubinden. Beispiele davon hatten die letzten zehn Jahre genug geliefert, aber keins, das so auf die Ueberzeugung des Festlandes gewirkt, wie dieser an sich unbedeutende Vorfall. Das Sachverhältniß in jedem der früheren Fälle war verwickelt, die Enthüllung der Lüge kam spät; hergebrachte Bewunderung der englischen Presse, die ja auf so große Bogen druckt und so gut zu schreiben versteht, die Besorgniß, die Macht der Presse überhaupt zu beeinträchtigen, wenn man ihren am meisten entwickelten Zweig, den englischen, unsanft behandelte, Gefühle, Wünsche und Rücksichten der verschiedensten Art trübten den Blick, fesselten den Willen. Heut unter dem Eindruck des Macdonald'schen Gezänkes sollte man jene Lügen unbefangen betrachten und die Frage des Nachdenkens werth halten, was mit einer solchen Presse gemacht werden kann, in allen den Verwickelungen, in denen England seine Finger gehabt, gemacht worden ist? Aber nein, unter den Lügen, Schimpfereien und Fußtritten, mit denen die englische Presse Deutschland seit zwei Monaten behandelt hat, flüchtet die allerergebenste stammverwandtschaftliche Verliebtheit sich in allerlei seltsame Tröstungen. Gewichtige Stimmen, sagt man, haben sich ja doch in England gegen das Geschimpf erhoben; man kann also diese Stimmen wenigstens zu lieben fortfahren, in ihnen das wahre Engländerthum ferner anbeten. Was hat aber ein Protest gegen die Pöbelhaftigkeit zu bedeuten, so lange man den wahren Sachverhalt nicht mittheilt? Ist es eine Beruhigung, in zarteren Formen verleumdet zu werden? Ein süddeutsches Blatt hat sich die kostbare Fiction aus wohlunterrichteter Quelle melden lassen, daß der Spektakel nur eine Kriegslist gewesen, um die in Koblenz gesäete zarte Freundschaftsblume vor Napoleon zu verbergen! Doch eine so eingewurzelte Schwäche jemals zu heilen, daran muß man bei solchen Erfahrungen nachgerade verzweifeln; aber es ist auch ein Gewinn, sie nur vorübergehend niederzuhalten. Den Dienst thut dem süddeutschen Blatte vielleicht die Verbrüderung auf dem Lordmayorsschmause. Sie stehen wieder da, Arm in Arm, der Mäßiger der Revolution, der Heiland der Nationalitäten, der Befriediger legitimer Interessen und der „erleuchtetste Staatsmann Europa's." Es soll Friede sein zwischen ihnen; und wenn die übrige Welt ihnen hübsch gehorsam ist, soll auch sie Friede haben. Die beiden erstgeborenen Zwillingssöhne der Civilisation, Napoleon Bonaparte und Mylord Palmerston, sind die Staatsgewalt von Gesammt-Europa."

* Boston, Selbstverlag des Verfassers, 1860.

— Neapolitaner-Haß in Sicilien. In Reuchlin's „Geschichte von Italien" kommen unter vielen anderen merkwürdigen Berichten auch mannigfache Beweise vor, wie schon seit langer Zeit in Sicilien der Haß gegen die Könige von Neapel angefacht wurde. Als im Jahre 1837 die Cholera mit erneuter Macht in Palermo ausbrach, während sie in dem neapolitanisch gesinnten Messina kaum bemerklich war, schrieb man dieses außer aller menschlichen Berechnung liegende Factum den Einwirkungen der Regierung zu. Der Volksglaube hat bekanntlich überall bei'm Auftreten dieser schrecklichen Krankheit Vergiftungen vorausgesetzt; aber daß ein Geschichtsschreiber, wie Reuchlin, in ähnliche Irrthümer verfallen kann, ist doch unverzeihlich. Er findet das Märchen ganz glaubhaft, daß König Ferdinand II. in Palermo des Nachts den überladenen Leichenwagen gefolgt sei und geklagt habe, „daß die Behörden seine Befehle überschritten hätten, so schrecklich habe er die Stadt nicht entvölkern wollen!" In Calabrien hätte ein Priester und ein Karmeliter-Mönch Gift in die Brunnen gegossen, erzählt Reuchlin weiter; man erregte mit der Behauptung, daß dies auf Befehl der Regierung geschehen sei, vielfach lokale Aufstände, die dann durch Militair-Commissionen „niedergetreten" wurden. Das Volk brüllte „Meuchelmord und Gift durch alle Straßen, und die Aufgeklärtesten glaubten daran." Wenn wirklich die Sicilianer so verblendet waren, so liegt darin keine Entschuldigung für den Wahnglauben eines deutschen Geschichtsschreibers. Er selbst giebt dem damaligen Könige das Zeugniß, daß er auf die Nachricht vom Ausbruche der Cholera in Neapel augenblicklich aus Paris dahin geeilt sei — doch gewiß nicht um seine Unterthanen zu vergiften! Auch heißt es Seite 269: „Die königliche Familie führte ein vorwurfsfreies, sittlich geordnetes Leben, wie man es in Neapel nicht gewöhnt war, aber die Frömmigkeit des Königs wurde von den Jesuiten mißbraucht." F. v. H.

— Eibofolke.* Unter diesem Namen hat ein Volk von unzweifelhaft skandinavischem Ursprung seit unvordenklicher Zeit einen Theil der östlichen Küste des Baltischen Meeres und einige benachbarte Inseln bewohnt. Verglichen mit der gemischten Bevölkerung, von der sie umgeben sind, bilden die „Eibofolke" eine sehr kleine Zahl. Gleichwohl haben sie sich Jahrhunderte hindurch bis auf den heutigen Tag ihre Nationalität erhalten, durch welche sie von ihren unmittelbaren Nachbarn sich sehr bedeutend unterscheiden, obgleich sie auch nicht ganz identisch mit der Nationalität der Skandinavier ist, von denen sie abstammen. Deshalb sind sie für den Ethnographen ein interessanter Gegenstand der Forschung, und Herr Rußwurm, der sich um die skandinavische Ethnologie schon sehr verdient gemacht, hat sich daher auch dieser Untersuchung mit Vorliebe zugewandt. Die vorliegende Arbeit ist eine von der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg gekrönte Preisschrift und umfaßt sowohl die Geschichte, als die topographischen, physischen und sozialen Momente der „Eibofolke," wobei auch linguistische Forschungen über ihren eigenthümlichen Dialekt und literarische in Bezug auf ihre Volkssagen nicht vergessen sind. Ob die „Eibofolke," trotz ihrer skandinavischen „Zähigkeit," noch lange dem Andrange der sie umgebenden Nationalitäten der Russen, Esthen, Deutschen, Letten, Litthauer ꝛc. werden Widerstand leisten können, scheint selbst von Herrn Rußwurm bezweifelt zu werden. Die Eisenbahn-Zeit fährt auch auf dem Geleise der Verwischung schwacher, unkultivirter Nationalitäten, die unter zahlreicheren und überlegenen zerstreut leben, viel rascher, als die bisherigen Jahrhunderte. Wenn selbst Letten und Esthen in der russischen Kirche und in der deutschen Kultur mehr und mehr aufgehen, so ist den „Eibofolke" gewiß keine lange Zukunft mehr zu prophezeien.

* „Eibofolke, oder die Schweden an der Küste Esthlands ꝛc." Von C. Rußwurm. Leipzig, Fr. Fleischer.

J. L.

Druckfehler. Nr. 45, S. 540, Sp. 1, Z. 9 v. u. statt „Caveroi Rex River — Assiriboine and Saskatchenan" lies „Canadian Red River — Assiniboine and Saskatchewan."

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Bestellungen
übernimmt jedes Postamt des deutsch-österreichischen Postvereins, sowie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallstraße Nr. 21) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins“ nicht direct correspondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commissionair, Herrn P. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

Herausgegeben von **Joseph Lehmann.**

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

№ 49. Mittwoch, den 4. December 1860. **29. Jahrgang.**

Inhalt:

Nord-Amerika.

Balduin Möllhausen's Expedition nach dem Coloradofluß.*

Das westliche Nord-Amerika gehörte noch vor kurzer Zeit zu den unbekanntesten, wenigstens zu den unbesuchtesten Theilen der Erdoberfläche. Seine langhingestreckten Küsten, von wilden unwirthbaren Bergen gedeckt und dahinter durch unabsehbare Haiden und Grasflächen von dem erst jungen Völkerleben Nord-Amerika's abgeschieden, starrten einsam hinaus in den unermeßlichen stillen Ocean, und nur wenige Schiffe besuchten in langen Zwischenräumen die elenden Dörfchen der rohen Ureinwohner, und wenn auch die Spanier von Mexiko aus einige Niederlassungen gegründet, wenn auch katholische Priester die wilden Stämme hier und da zu Ansiedelungen vereint und zum Ackerbau angeleitet hatten, so verschwanden sie doch fast in diesen weiten, melancholischen Räumen. Alles dieses hat sich wie durch einen Zauberschlag geändert; der Wandertrieb des europäisch-amerikanischen Stammes, der Golddurst kühner Abenteurer, die spekulirende Politik von Washington, die fanatische Schwärmerei der Mormonen wirken zusammen, um hier aus der Wüste und Einöde ein Leben hervorzuzaubern, das sich in reißender Schnelle entwickelt und ausbreitet.

Die amerikanische Regierung hat in den letzten Jahren zahlreiche Expeditionen ausgerüstet, um die unermeßlichen Länderstrecken zwischen dem Missouri und den Küsten der Südsee erforschen zu lassen; unter ihnen verdient besondere Erwähnung die im Spätsommer 1857 ausgesendete, welcher die Aufgabe gestellt wurde, ein genaueres Bild und bestimmtere Nachrichten über den Rio Colorado, der in den Meerbusen von Kalifornien mündet, zu verschaffen. Bekanntlich nahm an derselben unser Landsmann, Balduin Möllhausen, Theil, dessen „Tagebuch“ bereits dem Publikum vorliegt. Jetzt ist uns die Beschreibung dieser Reise in einem prächtig ausgestatteten Werke zugegangen, aus dem wir das Folgende entlehnen.

„Schon zur Zeit der ersten Kolonisirung der westlichen Küstenländer Amerika's durch die Spanier widmeten die frommen und energischen Missionaire ihre Aufmerksamkeit dem Flusse, der unbekannten Regionen entströmte und der lange, für einen, Kalifornien vom Festlande trennenden, Meeresarm gehalten wurde; eine Meinung, welche der Pater Kino Kühn erst im Jahre 1700 vollkommen widerlegte.

„Im Vergleiche mit den Anstrengungen, welche es der in den folgenden Blättern beschriebenen Expedition kostete und im Vergleich mit den Entbehrungen und Gefahren, welchen sie viele Monate hindurch unterworfen war, sind die gewonnenen Resultate nur gering zu nennen; doch liegt wenigstens die sichere Bestätigung der oben erwähnten Nachrichten vor, indem man weiß, daß vom Zusammenfluß des Grand river und Green river bis hinunter zur Mündung des Rio Virgin (36 Grad N. Br.) der Colorado eine unzugängliche Felsenwüste durchströmt. Möglich ist es, daß auf der Westseite des Flusses erfolgreichere Forschungen hätten angestellt werden können, doch die offenen Feindseligkeiten der Mormonen und der mit ihnen verbündeten Indianer verhinderten unsere Expedition, nachdem das Ende der Schiffbarkeit mittelst eines kleinen Dampfbootes erreicht war, anders als auf die Gefahr eines gänzlichen Unterganges hin das linke Ufer zu verlassen — während es doch gerade die Mormonen gewesen waren, die bis kurz vor Ausbruch des schnell beendigten Krieges am meisten auf Erforschung des Colorado, als einer Emigrantenstraße nach dem großen Salzsee, oder zurück nach dem Staate Sonora, bestanden hatten.

„Die Schiffbarkeit des Colorado reicht also, selbst bei dem günstigsten Wasserstande, nicht über die Mündung des Rio Virgin hinaus, eine Strecke, die von der Spitze des Golfs von Kalifornien bis zu diesem Punkte wenig über fünfhundert Meilen beträgt. Die zur dortigen Schifffahrt bestimmten Dampfböte müssen überdies von einer ganz besonderen Construction sein, um überhaupt verwendet werden zu können, indem bei niedrigem Wasserstande zahlreiche Sandbänke das Fahrwasser bis auf wenige Zoll verstopfen, in nassen Jahreszeiten dagegen so unglaublich große Wassermassen durch die Felsenthore schäumen, daß es unmöglich erscheinen muß, selbst mittelst Dampfkraft ein Fahrzeug stromaufwärts zu schaffen.

„Wenn auch auf der ganzen als schiffbar bezeichneten Strecke der eigentliche Charakter des Flusses und seines Gebietes keine wesentlichen Veränderungen erleidet, so bietet sie dem Reisenden doch eine fortwährende Abwechselung der Scenerie. Bald sind es dürre Wüsten und Kiesebenen, die bis an die Ufer reichen, bald schmale, wenig fruchtbare Thäler, welche sich zu beiden Seiten hinziehen. Ueber diese hinweg erblickt man phantastisch ausgezackte Gebirgszüge, die sich vielfach dem Flusse nähern, denselben in enge Schluchten einzwängen und ihn an ihren abschüssigen Porphyr- oder Sandsteinwänden abprallen lassen, während in den schäumenden Wellen sich die wunderlichsten Formen von Schlössern und Obelisken spiegeln, welche die Natur aus festem, sowie aus nachgiebigem Gestein auf den Höhen ausmeißelte. Ueberall vermißt man indeß die Baumvegetation.

„Hin und wieder ragen zwar einzelne Cottonwood-Bäume, an ihren malerischen Formen weithin erkennbar, über die schmalen Streifen der Weidengebüsche empor; dornenreiche Mezquitbäume drängen sich zu grünschimmernden, aber undurchdringlichen Gruppen zusammen, sowie auf nahrungslosem Kies und in dürren Felsenritzen riesenhafte Cacteen ihre

* Reisen in die Felsengebirge Nord-Amerika's bis zum Hochplateau von Neu-Mexiko, unternommen als Mitglied der im Auftrage der Vereinigten Staaten ausgesandten Colorado-Expedition. Von Balduin Möllhausen. Mit 12 vom Verfasser nach der Natur aufgenommenen Landschaften und Abbildungen von Indianerstämmen, Thier- und Pflanzenbildern in Farbendruck, nebst einer Karte. Eingeführt durch zwei Briefe Alex. von Humboldt's in Facsimile. Leipzig, H. Costenoble, (zwei starke Bände, gr. Oct.) 1860

Wurzeln schlagen, doch fehlt dem Stromgebiet des Colorado das, was den Menschen anlockt und liebreich zum Niederlassen einladet; es fehlt ihm die Schönheit einer lebenden Natur, die sich in üppiger Vegetation kund giebt, und welche durch groteske Formationen der mächtigen, aber starren Gebirgsmassen nicht ersetzt werden kann.

„Die Thäler, von denen selbst die größten nur geringen Umfang haben, bieten, abgesehen von dem Holzmangel, weder den Flächenraum noch die Fruchtbarkeit des Bodens, welche die weiße Raçe bei der Gründung von Kolonien verlangt. Zahlreiche Stämme der Eingebornen, die durch den Verkehr mit der Europäern noch nicht verdorben oder geschwächt sind, entnehmen allerdings dort ihren Unterhalt der Zeugungskraft des Bodens, doch reichen bekanntlich die Wünsche eines ganzen Indianerstammes lange nicht so weit, als die Habgier eines einzigen der Colonisation voraneilenden Landspekulanten. Es könnte daher von dieser Seite wenigstens die nächste Zukunft den Eingebornen am Colorado vor den Eingriffen der sogenannten Civilisation gesichert bleiben, und die gewagte Behauptung des Majors der Vereinigten Staaten, Emory, daß die Civilisation entweder umkehren, oder die wilden Indianer ausgerottet werden müßten, für's Erste vielleicht noch nicht an den dortigen Stämmen versucht werden......

„Wenn man nun eine kurze Strecke vor der Mündung des Rio virgin in der Absicht, die verworrenen vulkanischen Gebirgsmassen zu umgehen, welche die Landreise am Colorado hinauf unmöglich machen, den Fluß auf der Ostseite verläßt, so gelangt man tüchtig aufsteigend bald bis zu einer Höhe von 5000 Fuß über dem Meeresspiegel. In dieser Höhe gelingt es noch zuweilen, Schluchten zu entdecken, die, dem Reisenden zugänglich, hinab an den Strom führen. Es ist dann immer ein langer und äußerst beschwerlicher Weg, doch findet man dort Gelegenheit, mächtige Felswände zu bewundern, welche sich, bis zu 3000 Fuß hoch, senkrecht über dem etwa 1000 Fuß hoch gelegenen Spiegel des Colorado erheben, der wild tobend über losgerissene Felsblöcke dahin stürzt. Zurück auf das Hochland führt anfangs die Hauptschlucht, und später jede der wie Geäder einmündenden Nebenschluchten, die nicht durch herabgerolltes Gestein verstopft ist. — Bei fortgesetzter Reise gegen Nord-Osten gelangt man endlich in den Winkel, der von dem Colorado und dem aus Süd-Osten kommenden Colorado Chiquito gebildet wird, und zugleich auf eine Höhe von 9000 Fuß über dem Meeresspiegel und etwa 7500 Fuß über dem Spiegel des Colorado. Dort nun beginnt das Hochland, welches sich wie eine weite, ununterbrochene Fläche nach allen Richtungen hin ausdehnt und dessen Horizont selten von nebelichten Bergkuppen, häufiger aber von spaltenähnlichen Einschnitten in der Ebene selbst unterbrochen wird. — Eine unbeschreiblich beängstigende Einsamkeit herrscht dort oben; verkrüppelte Cedern wechseln durch die Luftspiegelung scheinbar in der Ferne ihre Gestalt, oder ragen abgestorben und ihres dunkelgrünen Schmuckes beraubt, ähnlich verwitterten riesenhaften Geweihen vorweltlicher Hirsche empor; sengende Hitze erwärmt die felsige Fläche, dörrt die im einsamen Winkel keimenden Halme und reift die stacheligen Früchte saftreicher Cacteen. Eisiger Sturm, von heftigem Donner begleitet, wirbelt zu anderen Zeiten dichte Schneemassen über die Hochebene, Untergang drohend den dorthin verschlagenen Menschen und Thieren.

„Wenn man nun in der Absicht, den großen oder kleinen Colorado wieder zu finden, seine Schritte gegen Norden lenkt, dahin, wo Spalten im Boden mächtige Thürme und Mauern bilden, zugleich aber auch den Lauf großer Gewässer verrathen, so gelangt man bald in ein Labyrinth von Schluchten, die durch ihre Tiefe um so mehr überraschen, als sie aus der Ferne kaum an einer geringen Senkung des Bodens zu erkennen sind. Einer solchen Schlucht nachzufolgen, gelingt nur theilweise, indem Abgründe von 50 bis 500 Fuß Tiefe den Weg in der Schlucht selbst bald abschneiden; und auf einer vorstehenden horizontalen Felsenlage, wie auf dem äußersten Rande eines Daches an grauenvollen Abgründen hinreitend, gelangt man auch nur dahin, wo selbst der sichere Huf des Maulthieres keinen Halt mehr findet und der Weg zurück eingeschlagen werden muß; ein Weg, der über der furchtbaren Tiefe frei in der Luft zu schweben scheint; wo man sich gern die Augen beschattet, um die Felsenmassen nicht zu erblicken, die sich scheinbar träge aneinander vorbeischieben; wo die unter den Füßen sich lösenden Steine nicht rollen, sondern unhörbar weite Räume durchfliegen, tief unten auf felsigem Boden zerspringen und der auf diese Weise erzeugte, durch die Entfernung aber gedämpfte Schall unheimlich in den Spalten und Klüften verhallt. Was mit Hülfe von Thieren nicht gelingt, das versucht der Mensch noch mit eignen Kräften. Lange Stricke auf dem gefährlichen Pfade benutzend, gelangte unsere Expedition allerdings weiter, doch auch nur so weit, um die Unmöglichkeit einzusehen, den Höhenunterschied zwischen der Hochebene und dem Spiegel des Colorado, der über 7000 Fuß beträgt, ganz zu überwinden. Es blieb also nur noch übrig zu suchen, gerade dort die Höhe zu gewinnen, um einen Blick in diese abgeschlossene Welt zu werfen. Was man nun von dort oben erblickt, ist unbeschreiblich und überraschend. Wie ein Chaos verschwimmen in einander tiefe Schluchten; tausende von Fuß hoch liegen über einander die Formationen verschiedener Epochen, deutlich erkennbar an den grellen Farbenkontrasten; senkrecht stehen die Wände, als ob die geringste Erschütterung sie hinabzustürzen vermöchte; schwindelnd bebt man bei dem erhabenen Anblick und gewinnt eine schwache Ahnung von der Unendlichkeit bei dem Gedanken, daß der fallende Tropfen die Schlünde bildete, die dem Beobachter von allen Seiten entgegenstarren.

„Gegen 3000 Fuß tief waren die äußersten Schluchten, bis zu welchen unsere Expedition gelangte; trockener rother Sandsteine bildete dort den Boden. Wenige Meilen weiter, noch 4000 Fuß tiefer, floß der Colorado, doch mehr als menschliche Kräfte wären nöthig gewesen, dahin zu gelangen, von wo hinab ein Blick auf den Fluß hätte gewonnen werden können. Wir sahen den Colorado nicht wieder. — So steht der Mensch dort nahe vor seinem Ziele, das ihm dennoch unerreichbar ist; gegenüber einer furchtbar erhabenen Natur fühlt er seine Ohnmacht; er beneidet die Weihe, die furchtlos über den Abgründen schwebt, er folgt ihr im Geiste und schafft sich mit ahnungsvollem Grauen ein Bild von dem Felsenthal des Colorado des Westens, welches vielleicht noch für kommende Jahrhunderte den Menschen ein Geheimniß bleiben wird.

„Mehrfach versuchten wir weiter östlich und nördlich den Fluß, dessen Uferbänke wir vom Fuße der San Francisco-Berge aus zu unterscheiden vermochten, noch einmal wieder zu erblicken, doch undringlich fanden wir überall die Felsenwüste. Selbst die freundlichen Moqui-Indianer schienen durch besonderen Widerwillen abgehalten zu werden, einen Pfad hinunter nach dem Colorado zu suchen und zu zeigen. Der gänzliche Mangel an Lebensmitteln, so wie die fast täglich lichter werdenden Reihen unserer ermatteten und halbverhungerten Maulthiere, zwangen uns endlich, von unseren ferneren Versuchen abzustehen. Wir schieden mit Bedauern von diesem interessanten Felde und sahen also Nichts von der Naturscenen, die ein Fluß aufweisen muß, der auf einer Strecke von etwa 300 englischen Meilen nahe an 3000 Fuß zu fallen hat."

Dies ist ein Zusammenüberblick über die ganze Reise, wie ihn der Verfasser selbst in der Einleitung zu geben für gut befunden hat. Derselbe verließ Berlin den 12. August 1857, landete am 1. September in New-York und verließ diese Stadt am 21. Septemb., auf dem „Northern light," einem alten und in der Eile segelfertig gemachten Dampfer. — Kurz vorher war nämlich die „Central-Amerika" mit Mann und Maus untergegangen, und da die Directoren der Gesellschaft in erleuchteter Weisheit es für unwahrscheinlich hielten, daß zwei so große Unglücksfälle hart hinter einander passiren würden, so machten sie in der Verlegenheit schnell ein halbes Wrack zurecht, um die Route nicht zu unterbrechen. Die Central-Amerika war nämlich vornehmlich in Folge unterlassener Reparaturen im Sturme zu Grunde gegangen, und so verstand es sich denn von selbst, daß man einen ähnlichen Kasten blos mit schnell trocknender Oelfarbe zu überstreichen brauchte, um ihn seetüchtig zu machen und ihm das Leben so vieler Passagiere anzuvertrauen. „Das schöne, sichere Schiff," wie es die Zeitungen nannten, kam indeß am 28. September glücklich vor Havanna an. — Das gelbe Fieber verbot dort jede Landung, und so ging die Reise weiter nach Porto bello, wo man am 1. Oktober landete. Die Eisenbahn führte die Reisenden über den Isthmus; ein Dampfer, die Panama, brachte sie am 22. Oktober nach St. Francisco. Die Expedition bestand außer Herrn Möllhausen aus Dr. Newberry, einem Amerikaner und Herrn von Egloffstein, einem Baier, der die topographischen Arbeiten über sich genommen (beide waren Herrn Möllhausen's Reisegefährten von New-York aus), ferner aus Mr. Peacok, dem Trainmeister (d. h. Proviantmeister und Führer des Zuges) und Herrn Bielawski, dem Hydrographen &c. Der Führer der Expedition war Lieutenant Ives, der schon am 5. September New-York verlassen hatte. Natürlich war auch für Schmied, Zimmermann und Bootsleute gesorgt. In San Francisco theilte sich übrigens die Expedition in zwei Theile und wurde der Reiseplan bestimmt.

„San Francisco machte auf mich bei weitem nicht mehr denselben Eindruck, wie im Jahre 1854, als ich von einer Expedition zurückkehrte und einige Tage daselbst verweilte. Schon auf der Fahrt vom Werft nach dem Gasthofe vermißte ich das rege, geschäftige Treiben, welches mich damals so sehr überraschte, und welches ich schon früher beschrieb. Die Kaufläden erschienen mir nicht mehr so überfüllt; auf den Märkten und öffentlichen Plätzen konnte man gehen, ohne gedrängt zu werden, und es erforderte nicht mehr so große Gewandtheit, den schwer beladenen Ei-

terkarren, deren Zahl sich augenscheinlich verringert hatte, in den Straßen auszuweichen.

„Die Stadt hatte sich aber auch in den ersten Jahren nach Entdeckung des Goldes in ihrem Wachsthume überstürzt, und das Innere des Landes war noch nicht hinreichend bevölkert und organisirt, um ein solches Wachsen auf die Dauer zu gestatten und zu unterstützen. Hierzu kam noch, daß die Einwohner, von denen die meisten sich nur auf ungewisse Zeit in der neuen Weltstadt niedergelassen begonnen hatten, sich dem Strome der Einwandernden anzuschließen, tiefer im Lande neue Kolonien zu gründen und sich mehr auf den Ackerbau zu legen, was natürlich den plötzlichen Aufschwung der Stadt hemmen, aber in eine geregeltere und sicherere Zunahme verwandeln mußte."

Doch wir wollen uns nicht in weitere Einzelheiten einlassen und nur noch Einiges mittheilen, was geeignet scheint, einen Begriff von dem reichen Inhalte des Buches zu geben. Die Naturschilderungen sind so mannigfacher Art, daß wir in Verlegenheit wären, die interessanteste daraus hervorzuheben; uns haben fast mehr als diese die Erzählungen von den Zusammenkünften interessirt, welche mit den Eingebornen häufig genug stattfanden. Die amerikanischen Felsengebirge, die westlichen, welche hinter den unabsehbaren Prairien des fernen Westens sich erheben, haben bisher eine Schutzmauer für dieselben gebildet. Während die östlicher wohnenden Stämme durch die Aasjägerei der Yankee's entweder gänzlich ausgerottet, oder nahe daran sind, zu verlöschen und in Schmutz und Elend unterzugehen, hat sich hier der rothe Mann noch ziemlich in seiner ursprünglichen Natur erhalten, und wenn Herr Möllhausen Recht behält, wenn die Unwirthbarkeit des Colorado-Laufes einer Kolonisirung durch die Weißen unbesiegbare Schwierigkeiten in den Weg stellt, so dürfte noch geraume Zeit vergehen, ehe die Hoffnung civilisirter Barbaren in Erfüllung geht. Es giebt Amerikaner, welche eine systematische Ausrottung des rothen Stammes predigen, ein gewisser K. Emory, Major in der Kavallerie, wagt sie sogar in öffentlichen Staatsschriften der Regierung vorzuschlagen und scheint leider darin nur das auszusprechen, was im allgemeinen Instinkte des weißen Amerikaners liegt: das weiße Raubthier frißt das Rothe. — Es macht dem Charakter unseres Reisenden alle Ehre, daß er darauf stets zurückkommt und die Bildungsfähigkeit der Indianer behauptet, von der so viele Beweise vorliegen, daß er die Barbarei der Amerikaner verurtheilt, welche für Menschen anderer Hautfarbe nur Ausrottung oder Sklaverei anerkennen wollen und auf die nothwendigen Folgen davon hinweist.

Herr Möllhausen stellt (S. 383) einen Vergleich dieser westlichen Indianerstämme mit den östlichen, die in den Prairien wohnen, an:

„Es ist wohl natürlich, daß die Sitten und Gebräuche, sowie auch das Benehmen der Eingebornen am Colorado, vielfach zum Gegenstande unserer Unterhaltung gemacht wurden. Uns allen waren die Indianerstämme östlich der Rocky mountains mehr oder weniger bekannt und es lag daher so nahe, daß wir häufig Vergleiche zwischen den verschiedenen Nationen aufstellten, manche Meinungen bestritten und die eigenen Ansichten durch Erzählungen von Thatsachen zu bekräftigen suchten.

„So glaube auch ich, behaupten zu dürfen, daß die Eingeborenen am Colorado, obgleich mit mehr natürlichen Anlagen zum Guten, oder vielleicht richtiger gesagt, noch weniger durch den Umgang mit Weißen verdorben, bei Weitem nicht so sehr den Eindrücken von Naturscenen unterworfen seien, als die Stämme der Grasfluren und der Urwälder östlich der Felsengebirge, bei welchen in Folge dessen eine gewisse Hineigung zur Poesie unverkennbar ist. Schon in der bilderreichen Redeweise, in der Vorliebe für phantastische, aber sinnig gewählte Ausschmückungen von Erzählungen, sowie in der bestimmten Vorstellung von den lieblichen, wildreichen Jagdgefilden der Seligen, was Alles aus der unbewußten Verehrung einer schönen, vollkommenen Natur entspringt, zeigt sich nicht nur Hinneigung, sondern auch Anlage zur Poesie.

Ohne mich nun auf die Zergliederung von Umständen einlassen zu wollen, welche allmählich im Laufe der Zeit eine solche Verschiedenheit unter Menschen derselben Raçe bewirken konnten, hebe ich nur hervor, wie sich diese Verschiedenheit in den Sagen äußert, die schon vor Jahrhunderten dieselben gewesen sein müssen und sich unverändert bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Hervorragende Punkte in der Naturumgebung haben auf beiden Seiten die erste Veranlassung zu dergleichen Traditionen gegeben. Doch während ich, bei meinem vielfachen und langen Verkehr mit den Colorado-Stämmen, nur die einzige Sage von dem Berge der Todten kennen lernte, fand ich, daß im Osten überall, wo die Natur dem forschenden Reisenden Ungewöhnliches, den Kindern der Wildniß aber Unbegreifliches vor Augen legte, letztere stets bereit gewesen waren, auf ihre eigenthümliche Weise, gleichsam als Erklärung, Sagen zu schaffen.

„Die westlichen Indianer scheinen also prosaischer zu sein. Uebrigens sind die Begegnungen mit ihnen nicht immer friedlicher Natur und die Weißen haben sich — freilich meistens durch ihre Schuld — vor heimlichen Ueberfällen in Acht zu nehmen. Das rohe, rücksichtslose Benehmen, das der Amerikaner ihnen gegenüber anzunehmen gewohnt ist, verletzt diese harmlosen Naturkinder, die gewöhnlich mit offener Freundlichkeit entgegen gekommen waren, und, wenn sie die Härte des weißen Mannes, namentlich seinen Hochmuth ihnen gegenüber kennen gelernt, bildet sich in ihnen ein versteckter Haß, eine grimmige Tücke aus, die sich dann in Thaten Luft macht. Dazu kommt noch, daß sie in die Streitigkeiten der Weißen unter einander hineingezogen werden, ohne dabei zu wissen und zu verstehen, um was es sich eigentlich handelt. Auch unsere Expedition hatte davon zu leiden und Fährlichkeiten zu gewärtigen, indem die Indianer am obern Colorado durch die Mormonen aufgestachelt worden waren und die Fremden mit Haß und Argwohn betrachteten.

„Dies ging so weit, daß sie durch ihre Emissaire sogar gewisse Indianerstämme, z. B. die Mohave aufgereizt, die Fremden wo möglich aus dem Wege zu räumen. Die Indianer waren jedoch klug genug, eine ganz richtige Politik der Neutralität zu befolgen.

„José (ein Mohave-Indianer) eröffnete also bei seiner ersten Unterredung mit Lieutenant Ives, daß er über den Zweck unserer Expedition einigen Aufschluß zu erhalten wünsche. Der ganze Stamm der Mohave-Indianer befinde sich in Unruhe über die Gerüchte, welche ihnen von den Mormonen zugekommen seien, gemäß deren die Amerikaner die Mohaves zu verdrängen und sich ihr Land anzueignen beabsichtigten. Ferner sagte er, daß die Mohave-Indianer mit den Mormonen in Freundschaft zu leben wünschten, daß sie aber auch die Brüder der Amerikaner bleiben wollten und deshalb das Verlangen trügen, daß die Mormonen in ihrem eigenen Lande bekämpft würden und der Krieg ihrem friedlichen Thale fern bleibe. Sie wären von den Mormonen aufgefordert worden, den Zutritt in ihr Thal mit Gewalt zu verweigern, doch sei es ihr Wille, die Amerikaner als Brüder aufzunehmen und von ihnen dafür als Brüder behandelt zu werden.

„Dieses war ungefähr der Inhalt von José's Rede. Die Mormonen hatten also schon ihre indianischen Emissaire (vom Stamme der Utah's) so weit hinunter gesendet und das Mißtrauen dieser armen Wilden aufgestachelt. Natürlich war es geschehen, um diesen kräftigen Stamm durch einen Bruch mit den Amerikanern als Verbündeten zu gewinnen, und den Colorado als Heerstraße nach dem Staate Sonora offen zu erhalten. Jedenfalls aber entsprang der Plan aus einer unverantwortlichen Politik, indem die Mormonen unmöglich blind dafür sein konnten, daß Indianerstämme, die einmal in Krieg mit den Amerikanern verwickelt werden, immer dem Untergange geweiht sind, gleichviel, ob die ersten Feindseligkeiten durch wirklich bösen Willen, oder durch unglückliche, aber zu entschuldigende Zufälligkeiten hervorgerufen wurden. Die Mohave-Indianer beobachteten, wie aus José's Rede deutlich hervorging, das beste und klügste Benehmen, d. h., sie wollten es mit Keinem verderben, und den ausbrechenden Krieg anderer Nationen fern von ihrem geliebten Thale wissen."

Die Furcht wurde ihnen benommen, und namentlich machte es auf sie einen guten Eindruck, daß die Mitglieder der Expedition ihnen durchaus abriethen, etwa den Mormonen feindlich zu begegnen; sie sahen hieraus, daß man sie keineswegs zu Bundesgenossen gegen einen verhaßten Feind haben wolle, und begriffen den friedlichen Zweck der Expedition um so leichter. Ihr Benehmen war daher freundlich und gab zu keinen Klagen Veranlassung.

Herr Möllhausen kommt vielfach darauf zurück, daß die Indianer sehr wohl der Kultur und Civilisirung zugänglich sein würden, wenn man ihnen gegenüber nicht blos das Recht des Starken und die Ueberlegenheit der weißen Raçe geltend machte, wenn man sich ihrer im wahren Sinne des Wortes als Erzieher annehmen wollte. Wir sind immer dieser Meinung gewesen und halten die Lehre der humanen Ethnographen, wonach die andern Raçen beim Zusammentreffen mit den Weißen naturgemäß hinschmelzen sollen, für leere Konsequenzenmacherei. Die Thatsache mag richtig sein, aber ein Muß ist nicht vorhanden. Für die amerikanischen Stämme ist es ein Unglück, daß in Washington kein König, sondern ein republikanischer Präsident sitzt, der dem Vernichtungstriebe der großen Masse keinen Zügel anlegen kann. Die Indianer haben in ihrem natürlichen Zustande ein geregeltes Familienleben, eine Lebensweise, eine Stammverfassung, wie sie ihren Verhältnissen angemessen ist; aber sie sind Kinder außerhalb desselben, reden wie Kinder und handeln

wie Kinder. Wenn sie moralische Erzieher fänden, könnte aus ihnen etwas werden; so aber sind die Leute, von denen sie die Civilisation lernen, versoffene und lasterhafte Soldaten der Militairstationen, rohe Hinterwäldler, welche von Räubern nicht viel verschieden sind, im besten Falle Abenteurer, die in den Stamm heiraten. So lernen sie zuerst alle Flüche und Zoten, alle Laster der Weißen, und verlumpen dabei; wenn sie verlumpt sind, stehlen sie; wenn sie stehlen, schießt man sie todt, und wenn sie wieder todt schießen, rottet man sie aus, oder vertreibt sie von ihrem Gebiete. Die amerikanischen Ländereispeculanten sind eine furchtbare Sorte von Menschen, und wenn man wissen will, wie sie umgehen in den Strichen des fernen Westens, kann man es aus unserem Buche erfahren, wenn man es nicht schon anders woher weiß. Was sollen die armen Geschöpfe machen?

„Ich fragte einst (erzählt Herr Möllhausen) einen Delaware-Indianer: ob er keine der vielen christlichen Kirchen besuche, die wie Pilze in seiner Nähe aus der Erde wüchsen?" Mit eigenthümlichem Lächeln antwortete mir der halbcivilisirte Jäger: „Zu viel Lügen in weißen Mannes Bethaus; sagen: sollst nicht stehlen, stehlen aber Indianers Land; sagen: liebe deinen Nächsten, wollen aber nicht zusammen mit Neger beten. Viel Kirchen hier; Methodisten, Katholiken, Protestanten, Presbyterianer; alle sagen, selbst allein gut, andere Kirchen falsch und lügen: Indianers Kirche, Wald und Prairie, ist gut, Wald und Prairie nur eine Zunge." — So antwortete mir der Indianer, aber er richtete auch eine Frage an mich, und zwar lasse ich dieselbe hier Wort für Wort folgen. „Du kommen von großes Land, möchten da auch gerne Indianer plündern, Neger verkaufen, können aber nicht, kein Indianer, kein Neger da! hat dein Land viel Kirchen?" Und als ich dieses bejahte, fragte der Indianer weiter: „Sagen in Kirchen in dein Land schwarzgekleidete Menschen, meine Kirche allein gut? und sagen für Geld viel glatte Worte und lehren Gutes, was sie selbst nicht thun? und sagen: armer Indianer schlecht, armer Neger schlecht, und Blaßgesicht ohne Gold schlecht?" — So lautete des Dalawaren Frage. Ich war verwundert, wußte darauf nicht zu antworten und begann verlegen von andern Dingen zu sprechen. Der Delaware aber lachte und rief mir zu: „Ich verstehe, dein Land auch nicht besser; wo Menschen sein, da Unterdrückung und Unrecht."

Der Delaware war ohne Zweifel ein Philosoph, der das Wesen der Dinge recht gut kannte und den civilisirten Schwindel durchschaute. Neger, Indianer und der weiße arme Schelm sind Leidensbrüder und erkennen sich wie die Freimaurer am Drucke der Hand, trotz der Schranke, welche die gelehrte Ethnographie zwischen ihnen aufgerichtet hat.

Die Amerikaner lehren die nackte Ausrottung der Indianer und sprechen ihnen alle Bildungsfähigkeit ab, während sie doch selber sich in erschreckender Weise indianisiren. Herr Möllhausen ist mit ihnen in direktem Widerspruch.

„Wenn das Vereinigte Staaten-Militair, das jetzt zum Schutze der Weißen unter die Indianer gesendet wird, dazu bestimmt wäre, die Rechte der Indianer gegen die Weißen zu wahren, wenn ferner die aus aller Herren Länder zusammengewürfelten Soldaten, anstatt ihre viele müßige Zeit mit Trinken, Spielen und andern verächtlichen Leidenschaften hinzubringen, dazu angehalten würden, gleichsam als Lehrer der Indianer, Kolonien zu gründen, Ackerbau zu betreiben und als Polizei gegen die räuberischen Spekulanten aufzutreten; wenn der Branntwein, der Fluch der westlichen Bevölkerung, Eingebornen, sowie Soldaten gänzlich entzogen würde, und wenn man in vorkommenden Fällen, bei den Wilden den Glauben an die Straflosigkeit der sie in ihren Rechten etwa beeinträchtigenden Individuen erschütterte, dann würde das tiefgewurzelte Mißtrauen allmählich schwinden; der wilde Wüstensohn würde sich eben so wohl zu den guten Sitten und Gewohnheiten hingezogen fühlen, wie jetzt zu den tadelnswerthen. Aufsteigend von Stufe zu Stufe der Gesittung, geleitet von duldsamen und verständigen Missionairen, würde er bald eine Stelle unter den Nationen einnehmen, auf welche der amerikanische Kontinent wohl Ursache hätte, stolz zu sein."

Doch wir müssen uns bescheiden und wegen des Weiteren auf das Buch selbst verweisen, das eine reiche Ausbeute gewähren wird. Herr Möllhausen begleitete die Expedition als Naturforscher, Naturaliensammler und Zeichner; als Naturaliensammler nahm er häufig die Hülfe der Indianer in Anspruch, bei denen man auf den einzelnen Stationen Halt machte und eröffnete mit ihnen einen Tauschhandel. Seltene Thiere, Eidechsen, Schlangen, Pflanzen &c. wurden mit Perlenschnüren und dergleichen Dingen bezahlt. Von den aufgenommenen Zeichnungen sind zwölf Landschaftsbilder und zwei Blätter mit Indianergestalten (in kolorirtem Holzschnitt) beigegeben, deren Ausführung nichts zu wünschen übrig läßt; namentlich sind die ersteren (Holzschnitt mit leichtem Farbendruck) musterhaft behandelt und machen dem fleißigen Künstler, Herrn A. Edelmann, alle Ehre. Die Ansichten verdeutlichen recht das Eigenthümliche jener fremden Natur, namentlich fällt die erschreckliche Nacktheit dieser Felsengegenden auf, ferner die höchst eigenthümliche Vegetation, diese an nackten Abhängen vereinzelten sonderbaren Caktusbäume, die wie nackte Pfähle mit eins, zwei, drei eingelassenen Seitenpfählen aussehen. Höchst abenteuerlich sind dabei die Formen der Berge und Felsen, der Chimney-peak (Schornsteinfelsen), die Needles (Nadeln); die Staffagen, meist Thiere der Wildniß, Hirsche, Rehe, wilde Schafe, Bären, Unzen sind vortrefflich der Stimmung angepaßt und ausgeführt.

Auch das Facsimile eines Briefes von Alexander von Humboldt, welchen derselbe vom 21. December 1857 dem Verfasser nach Amerika schrieb, ist dem ersten Bande beigegeben. Er bezieht sich auf die Expedition und namentlich den Lauf des Colorado, von welchem der berühmte Gelehrte bereits 1804 eine Karte gab. Er giebt davon hinter dem Briefe ein flüchtige Skizze.

England.

Die „türkischen Briefe" der Lady Wortley Montagu und ihre Echtheit.

Das Londoner Athenaeum zeigt ein Werk an, von dem gleich vornweg gesagt wird, daß es zu den Büchern gehöre, die schon nach Monatsfrist zu herabgesetzten Preisen verkauft würden. „Die Königinnen der Gesellschaft (The Queens of Society, by Grace and Philip Wharton) ist sein Titel, und seinen Inhalt bilden die Denkwürdigkeiten aus dem Leben von etwa zwanzig berühmten Damen früherer Zeit, von Frau de Sévigné bis zu Lady Morgan, von der Gräfin Mary Pembroke bis zur Herzogin Jane Gordon und der schönen Herzogin von Devonshire, die einen Fleischer küßte, als Bezahlung seiner Stimme für Mr. Fox. Da die darin aufgeführten Damen, so viel wir sehen können, meist Engländerinnen sind, und das Buch auch nur für ein englisches Damenpublikum berechnet ist, dem jedenfalls alle diese Schönheiten vergangener Zeit geläufiger sind, als uns, so würde es, namentlich nach dem oben angeführten Urtheile der Kritik, um so weniger unsere Beachtung verdienen, als es obenein von unzuverlässigen Angaben, Ungenauigkeiten und Erdichtungen wimmelt. Doch wir müssen es wenigstens erwähnen, da es Anlaß zu einer Besprechung geworden, die einen Werth für die Literaturgeschichte hat.

Nach Widerlegung einer Menge Fabeleien im Stile der französischen Pseudo-Memoiren, die über drei berühmte Marien (Lady Mary Wortley Montagu, Mary Bellenden, Mary Lepell) vorgebracht werden, kommt der Kritiker auf die erste dieser Damen, die berühmte Lady Montagu und ihre schriftstellerische Thätigkeit zu sprechen, namentlich aber auf Fälschungen und Unterschiebungen, die bei Herausgabe ihrer Briefe aus dem Orient geschehen sind. Dieses ist es, was wir etwas näher beachten wollen.

„Kein Buch ist jemals schlechter edirt worden, als die Werke der Lady Mary Wortley Montagu, auf welche unsere arglosen Buchmacher ein so großes Vertrauen setzen.

Die Geschichte der Veröffentlichung von Lady Mary's Schriften ist selbst ein Roman. Sie war eine Dame, die nicht blos unter ihren Freunden, sondern in der großen Welt sich eines hohen Rufes literarischen Talents erfreute, und doch während ihres Lebens nicht eine Zeile veröffentlichte. Wenige unbedeutende Gedichtchen, die sie nie anerkannte, schlichen sich allerdings in die Miscellaneen ein. Ein Prosabrief wurde durch die Indiscretion eines Freundes, des Abbé Conti, veröffentlicht; nichtsnutzige Balladen wurden ihr gelegentlich zugeschrieben; aber die Dame, deren literarisches Talent Alle zugestanden, deren Befähigung, einen satyrischen Vers zu drechseln, Alle fürchteten, gab nichts heraus — erkannte nichts an. Während ihrer langen Zurückgezogenheit in Italien, schrieb sie nach eigener Angabe zu ihrem Vergnügen eine Geschichte ihrer Zeit und vernichtete sie wieder gleich nach dem Schreiben. Nur ein kleines Bruchstück wurde unter ihren Papieren gefunden, welches, wie man freilich etwas vorschnell angenommen, einen Theil dieser Geschichte bildete. Oeffentliches Schriftstellerthum war in Lady Mary's Augen etwas unter der Würde einer schönen Dame und für die Tochter eines Herzogs ganz unpassend. Erst 1763, das Jahr nach ihrem Tode, erschienen ihre berühmten „Turkish Letters," — 1767 folgte ein nachträglicher Band, von dem wir etwas zu sagen haben. Ein Geheimniß waltete über dieser Ver-

öffentlichung, welches die Ausgaben von Dallaway und Lord Wharncliffe nicht im Entferntesten zur Befriedigung aufgeklärt haben; und die Umstände sind so eigenthümlich, daß die Geschichte erzählt zu werden verdient.

„Es war im Jahre 1761, als Lady Mary nach mehr als zwanzig Jahren ihres eigenthümlichen Exils und ihrer Zurückgezogenheit — sich nur noch schwach an Londoner Oertlichkeiten erinnernd, wie sie sagt — in ihr Vaterland zurückkehrte. Ihr Gatte war kurz vorher gestorben und die Ansicht von Walpole's, und folglich ohne Zweifel auch die des Hofgeklatsches, in welchem ihr Name nicht entschwunden war, ging dahin, daß sie aus einem gewissen Grunde* nicht hätte zurückkommen dürfen, so lange er lebte. Was daran nun Wahres sein mag, oder nicht — kurz, unmittelbar nach Mr. Wortley's Tode machte Lady Mary Anstalten, Italien zu verlassen, und gebrochen von der Krankheit, an welcher sie bald nachher starb, durchreiste sie Europa, um ihre Tochter, Lady Bute, zu treffen, die sie seit so vielen Jahren nicht gesehen. Mitten im strengen Winter kam sie nach Rotterdam, als die Flüsse gefroren waren und kein Schiff in die See stach, und Lady Mary wurde einige Wochen lang zurückgehalten. Während dieser Zeit machte sie, dies steht fest, die Bekanntschaft Mr. Sowden's, Pfarrers an der englischen Kapelle zu Rotterdam, obschon sein Name in den von dort geschriebenen Briefen nicht erwähnt wird. Hier beginnt eine sonderbare Geschichte. Die Dame, die ihr ganzes Leben lang so empfindlich gegen Autorschaft gewesen, die alle ihre Manuskripte, kaum geschrieben, verbrannte, und das Auffinden ihrer Papiere als einen Schrecken des Todes mehr betrachtete — wurde plötzlich in Bezug auf ihre literarischen Arbeiten mittheilsam. Lady Mary war, was man einen starken Geist zu nennen pflegt; sie hatte keine Vorliebe für Geistliche, und für Dissenter-Geistliche vielleicht noch weniger.

Und doch wurde Mr. Sowden, ein Dissentergeistlicher und bis dahin ein Fremder, erkoren, um die „einzige Ablagerung" ihrer literarischen Geheimnisse zu sein. Einer Angabe zufolge, die man unmöglich in Zweifel ziehen kann, gab sie ihm zwei Bände Manuskript, in der Form von Briefen, welche die Reisen mit ihrem Gatten auf seiner Gesandtschaft beschrieben und mit der folgenden Beglaubigung in ihrer eigenen Handschrift auf dem Deckel eines dieser Bücher: „Diese beiden Bände wurden dem Ehrw. Benj. Sowden, Pfarrer zu Rotterdam, gegeben, um darüber Verfügungen zu treffen, wie er sie für geeignet hält. Dies ist Wille und Absicht von M. Wortley Montagu, 11. December 1761." — Nachdem Lady Mary also das, was die Urschrift ihrer berühmten türkischen Briefe war, in der Hand von Mr. Sowden zurückgelassen, reiste sie ab nach England; und obschon sie noch einige Zeit lebte, so ist doch klar, daß sie von dieser Sache keine Erwähnung in ihrer Familie that, und daß diese erst nach ihrem Tode davon erfuhr. Damals war es, den köstlichen Anekdoten von Lady Luisa Stuart zufolge, „daß Lady Bute blos auf das Hörensagen, ihrer Mutter Briefe wären in fremden Händen, aber ohne Gewißheit, an wen sie sich zu wenden hätte, oder ob sie nicht von etwas heikliger Natur wären, nicht umhin konnte, den ernstlichen Wunsch zu hegen, sie zu bekommen." Es erfolgte eine Unterhandlung, und man erhielt die Briefe. Verschiedene Berichte sind von diesem Theile der Geschichte gegeben worden, aber sie stimmen meist dahin überein, daß Geld für die Briefe bezahlt wurde. Kaum waren indessen die Mannskripte gesichert, als zum Erstaunen von Lady Montagu's Familie die Briefe in drei Bänden bei einem Londoner Buchhändler erschienen. Mr. Sowden kam in Verdacht, eine Abschrift genommen zu haben und der Urheber dieser Veröffentlichung zu sein; er leugnete es aber. Er gab an, kurze Zeit, ehe er mit den Manuskripten abgereist, hätten ihn zwei ungenannte englische Herren besucht, um die Briefe zu sehen und ihren Zweck erreicht. Sie hatten es von vornherein so angestellt, daß Mr. Sowden während des Durchlesens abgerufen wurde, und bei seiner Zurückkunft fand er, daß sie mit den Büchern verschwunden. Ihre Wohnung war ihm unbekannt; doch am nächsten Tage brachten sie das kostbare Depositum mit vielen Entschuldigungen zurück. Diese „Herren," meinte Mr. Sowden, müssen die ganzen zwei Bände in einer Nacht abgeschrieben haben, und waren also die Urheber der Veröffentlichung. Es verdient bemerkt zu werden, daß Becket und de Hondt, die Verleger der Briefe, ein holländisches Haus waren, das zu Rotterdam eine Kommandite besaß.

Obige Erklärung schien zweifelhaft genug. Sowden scheint ein großer Freund vom Sprechen gewesen zu sein; er unterhielt sich mit Fremden auf dem Packetboote über den Gegenstand, und erscheint wieder in Kortryk an der Wirthstafel, wo er in der spaßigsten und offensten Weise sich über seinen Theil an der Geschichte ausläßt. Der berühmte John Wilkes kannte ihn als Schulknabe und spricht von seiner Stammgastschaft in einem Hause, das nicht das beste Licht auf ihn wirft.

Wie ein solcher Mann dazu kam, sich der Lady Montagu so zu empfehlen, daß sie ihm diese werthvollen Briefe anvertraute, ist schwer begreiflich. Eigenthümlich genug zu allen diesen geheimnißvollen Umständen schien obenein der Verdacht für alle Welt einleuchtend zu werden, die Briefe möchten eine Fabrikation sein. Ein oder zwei Jahre später, 1767, nicht 1769, wie Lord Wharncliffe angiebt, wurde ein anderer Band ähnlicher Briefe veröffentlicht, von denen nie ein Manuskript der Lady Montagu nachgewiesen worden; doch war Lady Bute in ihrer Anerkennung nicht weniger zuversichtlich, als in der jener früheren, indem sie erklärte, es sei so sicher, daß ihre Mutter dies geschrieben, als ob sie die Feder in ihrer Hand gesehen. In der That sind sie im Stile schwer von den früheren zu unterscheiden. Doch nun kamen mehr „Briefe aus dem Osten" in den Zeitschriften zum Vorschein — eine Sache, auf die kein Herausgeber Acht gehabt hat; und was den Stil betrifft, so gestehen wir, daß unser kritisches Urtheil nicht im Stande ist, zu unterscheiden, ob sie echt oder gefälscht seien; denn sie sehen den andern in der That wunderbar ähnlich und gehen mit Sachen und Personen in ähnlicher Weise um. Auch jetzt war der Briefregen noch nicht zu Ende; denn nun kömmt der hitzköpfige, erzürnbare Philipp Thicknesse, der sich auf irgend welche Weise im Besitze einer großen Anzahl Briefe von Lady Montagu befindet, die alle unter der Presse und auf dem Punkte sind, veröffentlicht zu werden, als er in eine eigenthümliche Unterhandlung mit Lord Bute tritt, und von diesen Briefen nichts ferner mehr gehört wird.

Selbst über die Echtheit der drei Bände wurden Zweifel laut; und Leute, die im Osten gereist, sprachen es aus, sie könnten gewisse Dinge mit ihren Erfahrungen nicht vereinen. Hinterdrein guckt ein Umstand durch, der vorzüglich bedeutsam erschien; als Herausgeber der „türkischen Briefe" wurde endlich ein Mr. John Cleland kund — ein Schotte von einigem Rufe in jener Zeit. Er war der Verf. von so skandalösen Werken, daß der geheime Rath (Privy Concil) sie vermerkte; zufolge einer sonderbaren Geschichte, fühlte die damalige Regierung ein so warmes Interesse für seine sittliche Wohlfahrt, daß sie beschloß, ihn von seinen bösen Wegen abzubringen, und ihm eine zeitlang freies Quartier verschaffte, nach welcher Zeit er sich gebessert und „reinlich gelebt" zu haben scheint. Cleland muß ein Taugenichts von Kindheit an gewesen sein. Er war der Sohn von Pope's Freund „Col. Cleland," welcher den vor der Dunciade stehenden Brief unterzeichnete. Wir haben unveröffentlichte Briefe von Pope gesehen, worin dieser für einen verdorbenen Sohn seines Freundes Cleland sich verwendet. Als die apokryphen Briefe des Papstes Ganganelli in Paris erschienen, hat sie Cleland in England nicht blos in englischer Uebersetzung herausgegeben, sondern sich auch, was sehr auffallend ist, im Besitze einer großen Zahl weiterer Briefe dieses geistlichen und weltlichen Herrschers befunden, durch die er in Stand gesetzt war, die zwei Bände bis auf vier zu vermehren.

Dies war der saubere Herr, welcher der Welt vierzig Jahre lang für die Echtheit der berühmten türkischen Briefe gutstand. Ein Brief von einem Freunde und Vertheidiger von Sowden, unterzeichnet „William Gordon," wirft hier einiges Licht auf die Geschichte. Nachdem er die Unterhandlungen mit Sowden und seinen Bankiers, dem Herrn Clifford, auseinandergesetzt, die mit der Einhändigung der Manuskriptbände an Lord Bute endeten, sagt der Schreiber: „Die Briefe wurden kurz hernach veröffentlicht und fanden erstaunlichen Absatz. Dies erhob den Muth der Herren Clifford und Sowden, und es wurden Maßregeln genommen, daß der Letztere mit dreihundert Pfund beschenkt wurde. Endlich kam es heraus, daß ein Schotte, welcher den ganzen Nutzen des Druckes beziehen sollte, die dreihundert Pfund bezahlte." Diese Angabe scheint Cleland in eine recht hübsche, enge Verbindung mit des Schreibers „werthem und absonderlichen Freunde, Ehrwürden Benjamin Sowden," zu bringen."

Der Kritiker des Athenaeum kommt darauf zu der Frage, welchen Werth die Angabe Dallaway's in seiner Ausgabe der besagten Briefe (1803) besitze, wonach die Glaubwürdigkeit derselben auf dem noch vorhandenen Manuskripte unserer Schriftstellerin beruhe? „Sind alle die damit verbundenen Mysterien aufgeklärt?" — Wie gesagt, er hält die Fälschung selbst bis auf die Handschrift für möglich. „Obgleich es unmöglich ist, zu zweifeln, daß von den drei Bänden, welche 1763 erschienen, ein Manuskript existirt, welche Lady Montagu's Handschrift zu sein scheint, so weit sich die Handschrift beurtheilen läßt, so denken wir doch nicht, daß die Sache so klar gemacht worden ist, wie ein vorsichtiger Leser erwarten darf. Irgend ein Geheimniß ist jedenfalls dahinter, daß der Aufklärung bedarf. Es findet sich, daß Daten, mit bekannten Thatsachen verglichen, abweichen. Ein Brief ist datirt: „Pera, den 4. Jan. 1715

* Der mit ihrem Besuche des sultanischen Harems in Konstantinopel zusammenhängen sollte. D. H.

bis 1716," sechs Monate früher, als Lady Montagu England verließ. Die letzten Briefe, jener Reihe, die auf ihrem Heimwege von Konstantinopel geschrieben sind, tragen das Datum „Paris, 16. Oktober" und „Dover, 31. Okt. A. S. 1718," stichhaltig und den Umständen angemessen; aber diese Daten stimmen nicht mit den Zeitungsnachrichten jener Zeit, denn das „Wedkly-Journal" vom Sonnabend, 11. Oktober 1718 meldet, daß „Donnerstag letzte Woche der ehrenwerthe Wortley Montagu, Esq. gewesener Gesandter an der Ottomanischen Pforte, und seine Gemahlin in der Stadt (London) angelangt." Und ebenso sagt die „London-Gazette" vom 7. bis 11. Oktober: „Mr. Wortley, von seiner Gesandtschaft an der Ottomanischen Pforte zurückgekehrt, machte heute Seiner Majestät die Aufwartung." Ein noch tollerer Mißgriff erscheint in einem der Briefe. Mr. Wortley und seine Gemahlin, wurden nach ihrer Ankunft zu Wien, auf dem Wege nach Konstantinopel, aus gewissen Ursachen zu Wien aufgehalten, und machten von dort dem Könige zu Hannover einen Besuch. Auf dieser Reise kamen sie durch Leipzig, und die Neuigkeitskrämer in dieser Stadt, wahrscheinlich hörend, daß die Begleitschaft dem englischen Gesandten nach Konstantinopel gehörte, scheinen angenommen zu haben, dieser wäre Sir Robert Sutton, den Mr. Wortley in der That ablösen sollte. Ein Artikel erschien demzufolge in der Amsterdamer Zeitung, und wurde daraus in dem englischen „Daily Courant" abgedruckt, wie folgt:

„Leipzig, 3. December. — Sir Robert Sutton kam auf seiner Rückkehr von Konstantinopel vorgestern hier an; doch geht er vorerst nach Hannover, um Sr. Majestät die Aufwartung zu machen."

Dies war einfach unmöglich. Die Briefe aus seiner und Mr. Wortley's Gesandtschaft, die sich im Staatsarchive befinden, zeigen, daß Sir Robert Sutton gerade zu jener Zeit in Konstantinopel war, und dort auch blieb bis Wortley hinkam, um seinen Platz einzunehmen. Die Neuigkeitskrämer fanden später auch wirlich ihren Irrthum heraus; denn ein anderer Artikel erschien eine Woche später in der Amsterdamer Zeitung mit der Berichtigung:

„Dresden, 9. Dec. Der Gesandte, der neulich durch Leipzig reiste, war nicht Sir Robert Sutton, sondern Mr. Wortley Montagu, der ihn in Konstantinopel ablösen soll und nach Hannover gegangen ist, ehe er nach der Türkei abreist."

Dies war richtig, muß richtig gewesen sein; aber wie kam der läppische Schnitzer des Zeitungsschreibers dazu, von Lady Montagu selbst wiederholt zu werden? wie kam sie zu der Einbildung, einen andern Gesandten neben ihrem Manne hier gesehen zu haben, und das ungewöhnliche Zusammentreffen zweier englischen Pfortengesandten zu bezeugen, die sich genau zur selben Zeit in einer deutschen Stadt begegneten? „Sir Robert Sutton, unseres Königs Gesandte (Envoy), sagt der Brief, wie er von Lord Wharncliffe edirt ist, besuchte mich hier." — Folglich dürften die Meisten sagen...... doch wir wollen nichts vorschnell abmachen. Wie der Name von Sir Robert Sutton überhaupt in den Brief kommt, ist eine interessante Frage; aber ist er wirklich in dem Originalmanuscripte zu finden? Lady Montagu dürfte schwerlich Sir Robert Sutton als „our King's Envoy" bezeichnet haben, und in der Originalausgabe des Briefes 1763, ist keine Erwähnung seines Namens, sondern blos ein „Sir —."

In der That ist es merkwürdig, daß, obschon Cleland nach allgemeiner Ansicht eine Abschrift des Sowden'schen Manuskriptbuches abgedruckt haben soll, und er eben kein wegen seines Zartgefühls bekannter Mann war, alle Namen in seiner Ausgabe weiß gelassen sind und nur manchmal Anfangsbuchstaben geben. Mr. Dallaway und Lord Wharncliffe, welche dem Mscpt. zu folgen behaupten — und dies allein kann nur Autorität sein — geben Namen, und richten die Briefe an verschiedene Personen — an Lady Rich, an die Gräfin von Mar, Pope, die Prinzessin von Wales, Mrs. Skerrett und andere. Im letztern Falle scheint es unmöglich, daß die Adresse wirklich im Buche sein könne; denn Lady Mary machte die Bekanntschaft der „lieben Molly Skerrett" erst nach ihrer Rückkehr von Konstantinopel — durch die Gräfin von Mar, welche sie etwas nach 1720 in Paris traf.

Auf die nun folgende Auseinandersetzung der Familienverhältnisse und Verbindungen der Miß Skerrett, die vielleicht für englische Leser Interesse hat, wollen wir nicht weiter eingehen. Was die Briefe in dem zweiten Bande von 1767 betrifft, welche die Gräfin Bute, die leibliche Tochter unserer Schriftstellerin für „unzweifelhaft echt" erklärt, — sie befinden sich in Lord Wharncliffe's Ausgabe, so sind sie eben unzweifelhaft untergeschoben und ein offenbares Fabrikat von Cleland. Auch der Beweis hierfür wird durch mehrere Beispiele, Briefe an Pope 2c. erhärtet, welche chronologische und andere Unmöglichkeiten enthalten.

Da das Originalmanuskript noch existirt oder existiren soll, die Handschrift unserer Dame darin aber als echt anerkannt ist, so sieht sich unser Kritiker veranlaßt, sie zwar (der Hauptsache nach) für echt zu halten, aber anzunehmen, daß sie durchaus nicht während des Aufenthalts in der Türkei, sondern erst weit später in Italien geschrieben worden, und zwar auf Grund eines Tagebuches, das sie früher angelegt hatte. Das Vorhandensein dieses Tagebuches ist durch das Zeugniß ihrer Enkeltochter, Lady Louisa Stuart außer Zweifel gestellt, und ihr Plan wäre demnach gewesen, daraus ein Reisebuch in Form von Briefen zu machen. Die Adressen an Personen (deren Namen nicht einmal genannt sind), sind also so gut, wie dichterische Freiheiten. Die Ausgabe von Cleland von 1763 wäre also die echte; aber es ist glaublich, daß sie Interpolationen enthält.

Ostindien.

Das Volk Kirânti im Himalaja.*

Unter den die mächtigste Gebirgsregion unserer Erde bewohnenden Völkern und Völkertrümmern sind die **Kirânti's** wegen ihres erweislich hohen Alters als Nation und wegen des eigenthümlichen Baues ihrer Sprache wohl das merkwürdigste. Aus klassischen Schriftstellern des Ostens und Westens erfahren wir, daß dieses Volk bereits vor dritthalb Jahrtausenden in seinen heutigen Wohnsitzen sich bekannt machte, sehr mächtig war, und seine Herrschaft einmal bis zum Delta des Ganges ausbreitete. Diese allgemeineren Angaben werden bestätigt durch die Chroniken des eigentlichen Nepâl, welche eine lange Reihe Kirânti-Fürsten vom mythischen Zeitalter der „Hirtenkönige" bis in's vierzehnte Jahrhundert unserer Zeit verzeichnen. Endlich stimmen diese bestimmten historischen Angaben auch mit einer wohlbekannten Tradition, welche von den vielzüngigen Kirânti's als einem (für jene Gegenden) sehr mächtigen und zahlreichen Volke spricht. Wir wissen nicht, wann die Kirânti's aus den Ebenen Indiens vertrieben wurden; die Dynastie der Mall's von Nepâl vertrieb sie um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts aus dem großen Thale zwischen der Vorkette und Hauptkette des Himalaja, und vor ungefähr einem Jahrhundert mußten sie den Gorcha-Fürsten des heutigen Nepâl unterliegen.

Erwägen wir das hohe Alter des Namens **Kirât**, **Kirânt** und **Kirâti** oder **Kirânti**, so muß uns auffallen, daß die Kirânti's selber die Echtheit dieses Namens nicht gern zugeben und sich lieber **Chuombo**, **Chombo** oder **Kirâwa** nennen.** Allein dieses Volk, der Schrift von jeher unkundig, ist jetzt schon lange unter fremdem Joche, und, obgleich in verhältnißmäßig enge Gränzen zusammengedrängt, hat es sich in zahlreiche Stämme und Geschlechter zersplittert, die so verschiedene Dialekte sprechen, daß sie einander gar nicht verstehen; daher sie gewohnt sind, nur an ihre Stammnamen zu denken und den allgemeinen oder Nationalnamen vergaßen.

Die Seelenzahl der Kirânti's beträgt jetzt wahrscheinlich nicht über 250,000. Sie bewohnen das der Gesundheit zuträgliche Innere des Gebirges und steigen niemals in die niedrigen und ungesunden Thäler hinab, um da länger zu verweilen. Ungleich den meisten übrigen Unterthanen Nepâl's, sind sie im Besitze der Freilehen ihrer Vorfahren geblieben. Jedes Lehngut ist von beträchtlicher Ausdehnung, aber wegen sehr abgedachter Oberfläche der höheren Boden-Kultur nicht günstig. Ein Grundbesitzer zahlt der Regierung jährlich fünf Rupien, von denen eine für Ablösung der Frohnden ist. In ihren weiten Gränzen bauen die Eigenthümer nicht alles urbare Land zugleich, sondern immer nur einzelne Grundstücke, — mit denen sie wechseln: sobald ein Grundstück keine Productionskraft mehr besitzt, bestellt man ein anderes und treibt also gewissermaßen nomadischen Ackerbau.

Des Pfluges bedienen die Kirânti's sich nur sehr selten; sein Gebrauch ist neu und entlehnt. Die Erzeugnisse des Bodens sind: Mais, Buchweizen, Hirse, trockener Reis und Baumwolle. Man treibt fast nichts Anderes, als Ackerbau. Eigene Handwerker besitzen die Kirânti's nicht;

---

* Nach einer Mittheilung von Hodgson, dem gelehrten Erforscher der Völker des Himalaja und besonders ihrer Sprachen, in denen er, sofern sie nicht dem Sanskrit entstammen, große Analogie mit der südlichen tamulischen und der nördlichen turanischen Sprachklasse nachweist.

** Soll man vielleicht ein Sanskritwort Kirâta hierherziehen, welches von kira (Eber) abgeleitet scheint und in den Wörterbüchern so erklärt wird: „Wilder, der auf Bergen wohnt und von der Jagd lebt." D. B.

ihre eisernen Werkzeuge, kupfernen Geräthe und den Schmuck für ihre Weiber kaufen sie bei anderen Stämmen. Sie wohnen in Häuschen oder Hütten, deren Mauern aus dickem, mit Mörtel überzogenem Rohre bestehen; diese ruhen nach Außen hin auf Pfählen von drei bis sechs Fuß Höhe, so daß sie am Abhang des Berges ein Niveau erhalten. Jede Familie baut ihr Häuschen für sich. Die Weiber spinnen und weben ihre selbstgezogene Baumwolle, und beide Geschlechter färben ihre Kleider mit Krapp und anderen wilden Pflanzen; darunter ein rankendes Gewächs, das eine schöne schwarze Farbe giebt. Sie bereiten zu ihrem Verbrauche gegorene und destillirte Getränke, doch werden die Letzteren nur mäßig genossen.

Von Literatur haben die Kiránti's nie etwas besessen und nur ein Stamm dieses Volkes, die Limbu's, besitzt ein Alphabet, das aber mit keinem indischen Alphabete verwandt zu sein scheint. Ihre religiösen Begriffe sind sehr unbestimmt. Sie haben keinen Namen für den Gott der Götter, oder auch nur für irgend eine besondere Gottheit, obschon das Wort Mang mit Gottheit, und Chjimmo mit Hausgott, Penate gedeutet werden kann.* Auch giebt es keinen Priesterstand; wen der Mang mit seinem Geist erfüllt, der ist Priester und muß den Penaten jeder Familie durch alljährliches Gebet (nach der Aerndte) günstig stimmen, dann bei Hochzeiten und Todesfällen (nicht bei Geburten) gewisse Ceremonien vollziehen. Außerdem opfert er des Jahres einmal den Manen der Vor-Eltern eines jeden Hausbesitzers. Andere religiöse Feste giebt es nicht. Die Kiránti's glauben an böse Zauberer, denen ihre Beschwörer (die zugleich Aerzte sind) entgegen wirken.

Die Weiber werden gekauft; der Preis einer Frau beträgt 25—30 Rupien, die man oft in der Form kupfernen Hausraths entrichtet. Wer unbemittelt ist, der geht und erwirbt sich sein Weib durch Arbeit in der Familie ihres Vaters. Scheidung kann zu jeder Zeit vor sich gehen, gleichviel, welcher Theil darauf antrage; will aber das Weib geschieden sein, so muß sie oder ihre Familie den für sie bezahlten Preis zurückzahlen und in jedem Falle bleiben alle Kinder dem Manne. Die Heirats-Ceremonie ist thierquälerisch oder barbarisch: der Priester hält mit seiner linken Hand einen Haushahn und schlägt ihn mit der stumpfen Seite einer Sichel auf den Rücken, bis Blut aus dem Schnabel fließt. Je nach der Figur, die das Blut am Boden bildet, prophezeiet der Priester, daß die Kinder Knaben oder Mädchen sein werden; fließt gar kein Blut, so soll dies eine kinderlose Ehe bedeuten.

Die Kiránti's begraben ihre Todten auf Anhöhen und machen Grabmäler aus lose zusammengefügten Steinen. Die Beerdigung erfolgt schon am Tage des Ablebens. Der Priester muß die Leiche begleiten und auf dem Wege von Zeit zu Zeit mit einem Stock auf ein kupfernes Gefäß schlagen, wobei er die Seele des Abgeschiedenen auffordert, sich den vorangegangenen Seelen friedlich beizugesellen. Das Erbrecht giebt allen Seelen gleichen Antheil an der Verlassenschaft, den Töchtern aber gar nichts, mögen sie nun verheiratet oder ledig sein. Kebsweiber sind unbekannt; aber Polygamie ist erlaubt und nicht ungewöhnlich, Polyandrie wird verabscheut.

Das Tättowiren des Körpers ist nicht Sitte. Die Weiber durchbohren sich Ohren und Nase; die Männer thun dies selten. Das Haar wird gewöhnlich lang getragen, so daß es die Scheitel-Flechte einigermaßen verbirgt.

Was den Charakter der Kiránti's betrifft, so gelten sie bei den übrigen Stämmen für wild und händelsüchtig, besonders, wenn sie dem Becher zugesprochen haben. In den britischen Besitzungen, wo sie öfter als Gesinde sich vermiethen, lobt man seit fünfzehn Jahren ihre Treue und Ordnungsliebe.

Der Gesichtstypus dieses Volkes, wie der Bewohner des Himalaja überhaupt, ist ein gemildeter mongolischer. Dieser Umstand sowohl, als die Analogie der meisten Sprachen des Gebirges mit denen Innerasiens, scheint zu ergeben, daß wiederholte Wanderungen aus Norden den Himalaja bevölkert haben. Es folge nun die Personbeschreibung dreier Individuen aus eben so vielen Stämmen der Kiránti's: das Erste ein Bontawa, 55 Jahr alt und 5 Fuß 4 Zoll (engl.) hoch. Der Kopf ist lang, schmal und elliptisch, am breitesten zwischen den Ohren. Die Backenknochen treten wenig vor und die Stirn verengt sich nicht nach oben. Das Profil ist gut, beinah vertikal, der Mund durchaus nicht vorspringend und die Stirn sehr wenig zurücktretend, aber das Kinn etwas verkümmert. Die Stirne hat gute Höhe und Breite; sie ist beinahe so breit, als die Kinnladen. Die obere Lippe ist schlaff, die Nase lang, gerade, pyramidalisch, die Nüstern länglich, nicht rund. Die Farbe ist ein klares Hellbraun, aber tiefer und weniger olivenfarbig, als sie bei den Meisten erscheint. Das kohlschwarze Haar ist dicht, straff, glänzend, stark, aber nicht grob; der Schnurrbart dicht und kohlschwarz. Ein Backenbart fehlt. Die Augenbrauen sind schwach und nicht gewölbt. Die Brust ist unbehaart. Rumpf und Arme sind lang, die Beine kurz. Knochen und Muskeln erscheinen wenig entwickelt, kaum mehr als bei Eingebornen der Ebenen.

Das andere Exemplar, ein Bahing von 30 Jahren, misset nur fünf Fuß. Dieser hat einen breiteren und kürzeren, einförmigen Kopf, der hinten breiter als vorn, aber nicht von hinten abgeflacht ist. Das Gesicht nähert sich dem mongolischen Viereck. Im Profil tritt der Mund sehr wenig vor; die Stirn ist etwas eng, oder scheint so wegen der vorspringenden Backen und Kinnladen. Die Nase ist wie bei dem vorigen, aber mit großen und runden Nüstern. Die Zähne sind schön, vertikal, und wie an dem Bontawa durchaus nicht entblößt.

Das dritte Exemplar ist ein Thulung von 22 Jahren, und 5 Fuß 2 Zoll hoch, dessen Kopf, vertikal betrachtet, eine große und auffallend gleichförmige Breite im Verhältniß zur Länge zeigt. Im Uebrigen, wie der Vorige.

Alle drei Individuen haben eine Tiefe der Farbe und geringe Entwickelung der Knochen und Muskeln, welche sie den Turaniern der Flachländer ähnlich machen und von den übrigen Bewohnern der Hochlande unterscheiden. Zudem gleicht der Bontawa auch von Kopf und Gesicht den Turaniern der Ebene, und gerade diese Physiognomie scheint bei den Kiránti's Regel, nicht Ausnahme zu sein. Vielleicht ist es überhaupt gestattet, anzunehmen, daß Knochenbau und Muskulatur der Turanier schwächer wurden, als sie von dem hohen und trocknen Plateau Central-Asiens über die verschiedenen Stufen der Himalaja-Terrasse in die heißen und feuchten Ebenen Indiens hinabstiegen. Gleichzeitig verminderte sich die ausnehmende Breite von Kopf und Gesicht, nebst den damit zusammenhangenden bedeutenden Abständen zwischen Augen und Ohren; das Auge öffnete sich mehr und die Oberlippe wurde weniger schlaff. Einige Stämme, die im Drange auf einander folgender Einwanderungen zerstückelt und gezwungen worden sind, in ungesunden (malayischen) Gegenden Zuflucht zu suchen, zeigen sogar einen Uebergang von dem Nieder-Turanischen zum Nieder-Afrikanischen oder Neger-Typus.*

Frankreich.

Buffon und seine Mitarbeiter.

Es ist kürzlich ein interessantes Buch über Buffon erschienen, das einen Akademiker, Herrn P. Flourens, zum Verfasser hat.** Wir theilen über dieses Buch Einiges nach französischer Darstellung mit:

Buffon ist vor Allem ein Stilist. Gut schreiben ist seine starke Seite. Ohne Zweifel war er gelehrt und liebte die Wissenschaft; ohne Zweifel ist das Werk, das er ausgeführt hat, bedeutend, der Plan aber, den er gefaßt, noch mehr; ohne Zweifel hatte er über die eigentliche Naturgeschichte, über die Geologie und die Bildung der Planeten oft geistreiche, oft wahre, immer aber großartige Ansichten; aber er würde sich aus dem besten wissenschaftlichen Buche nichts gemacht haben, wenn die Redensarten nicht wohlklingend, schlagend gewesen wären, und es war sein Hauptvergnügen, zu schreiben und zu beschreiben. Ganz im Gegensatze zu seinen Zeitgenossen beschäftigte er sich eben so sehr mit der Form, als dem Inhalte der Dinge; böse Zungen würden noch mehr sagen. Für Voltaire, für Diderot, für Montesquieu sind eine leichte und fließende Prosa, glänzende Striche in kurzen Worten niemals der Zweck, sondern das Mittel; durch ihre Werke über Geschichte, Kunst, Wissenschaft oder Politik wollten sie, wie man damals sagte, die Menschen aufklären. Voltaire hat sogar Tragödien gemacht, um einen sittlichen Gedanken zu vertheidigen. Buffon im Gegentheile dachte etwas daran, zu unterrichten, viel daran, zu glänzen und hatte nicht große Lust, auf die Geister zu wirken. Was könnten die Abschilderungen des Pferdes, des Hundes, des Papageien und des Kolibris in der That lehren?

Man darf wohl glauben, daß dieser besondere Geschmack und dieses

---

* Der zweite Theil dieses Satzes steht mit dem ersten einigermaßen im Widerspruche. Hat unser gelehrter Freund übersehen, daß eben jener Mang sehr wohl der Obergott sein kann, und will er die Penaten nicht als besondere Götter gelten lassen? D. B.

* Herr Hodgson hat einen Uráon in seinen Diensten, welcher fast alle Kennzeichen der Neger-Raçe trägt, nur daß sein krauses Kopfhaar nicht wollig ist. Dieser gehört also zu den sogenannten Himalaja-Negern.

** Des manuscripts de Buffon avec des fac-simile de Buffon et de ses collaborateurs, par Flourens etc. Paris, 1860.

Talent ihn in der Wahl des Gegenstandes seines großen Werkes über die Thiere geleitet haben. Ohne die vergleichende Anatomie ist die Naturgeschichte nur der Schauplatz von Beschreibungen, die gerade so zahlreich, so umfangreich sind, als es ihrem Verfasser genehm ist. Die Aufgabe scheint in der That leicht, weil es da nichts zu entdecken und zu schaffen giebt. Woher kommt es aber, daß Buffon nach gemeinem Urtheil in einem fruchtbaren Jahrhundert im ersten Range zählt, daß Niemand ihm seine Stelle unter den größten seiner Zeitgenossen bestreitet, und daß sein Ruhm ein verdienter ist? Der Grund davon ist leichter gefühlt, als erklärt. Schon auf den ersten Seiten des einfachsten seiner Werke machte sich die kostbarste und seltenste Eigenschaft bemerklich, eine Eigenschaft, die weder vom Gegenstande, noch vom Stile, noch selbst von der Auffassung, auch nicht von der Urthümlichkeit seiner Gedanken und der Tiefe des Wissens zu kommen scheint. Sie gehört mehr dem Menschen, als dem Schriftsteller; man fühlt sie mehr, als man sie sieht; man entdeckt sie mehr, als man sie nachweisen kann. Sie bleibt stehen, trotz tausend Fehlern, sie erhöht alle seine andern Vorzüge. Buffon's Theorien über die Bildung der Planeten sind reine Hypothesen, seine Philosophie ist ein unbestimmter Pantheismus, seine Natur-Epochen sind willkürlich aufgestellt; er verabscheut die Classificationen und verabscheut die Methoden; er unterscheidet nicht natürliche und künstliche Methode; von einem Bande zum andern bessert er an seinen Meinungen, wie an seinem Stile; bald denkt er, wie Descartes, daß die Thiere bloße Maschinen sind, noch öfter legt er ihnen Charakter, Gedanken, Leidenschaften bei, welche den Fabeln Lafontaine's Recht zu geben scheinen; und doch ist Buffon ein bedeutender Geist und ein großer Schriftsteller.

Das neue Werk von Flourens geht nicht darauf hinaus, den Ruhm Buffon's geradezu vernichten zu wollen, aber es bringt doch Vieles bei, was geeignet ist, denselben zu schmälern, indem es nachweist, daß Buffon eine Anzahl dienstbarer und halbdienstbarer Geister beschäftigte, deren Arbeit er mit seinem Stempel versah.

Der französische Beurtheiler des angezeigten Buches, Herr Paul Remusat, sucht diese Thatsache als unerheblich für den Ruhm Buffon's hinzustellen und sie, so weit möglich, zu entschuldigen; indeß, wie uns scheint, mit etwas zu großer Nachsicht. Es mag richtig sein, daß jeder Naturforscher auf den Schultern aller Andern steht, daß jeder Chemiker seine Präparatoren, jeder Anatom seine Prosektoren hat, daß Ein Mensch allein selbst bei dem ungeheuersten Talent, bei dem größten Fleiße nicht Alles leisten kann; indeß ist es ein bedeutender Unterschied, ob zum Beispiel Alexander von Humboldt seinen Kosmos von Varnhagen von Ense im Stile feilen läßt, oder ob Buffon die vielleicht schwerfällige, aber gelehrte und gründliche Arbeit eines namenlosen Professors in seine elegante Prosa übersetzt und dann den Ruhm einärndtet, nicht nur ein guter Stilist, sondern auch ein äußerst gelehrter und gründlicher Forscher zu sein. Es entsteht die Frage, würde Buffon diesen Ruhm als Naturforscher erlangt haben, wenn er nicht ein vornehmer Mann, wenn er nicht im Besitz der nöthigen Mittel gewesen, um sich solche Hülfskräfte dienstbar zu machen?

Der erste dieser Mitarbeiter ist Daubenton, der Erneurer, ja vielleicht einer der Schöpfer der vergleichenden Anatomie nach Aristoteles. Sein Name ist bekannt und er kann sich nicht beklagen, durch Buffon verdunkelt worden zu sein. Er war ein ausgezeichneter Beobachter, ein großer Verächter der Generalisirungen, für welche Buffon so sehr eingenommen war. Trotzdem arbeitete er mit ihm lange Zeit vor der Veröffentlichung der ersten Bände der Naturgeschichte. Der ganze anatomische Theil dieser Bände, d. h. alle Vierfüßler sind von ihm. Buffon erwähnt seine Beihülfe, freilich in einer Weise, die ihren Umfang im Zweifel läßt, und den tüchtigen Mann mit einer Artigkeit abfertigt. „Daubenton hat nie weder mehr noch weniger Geist, als der Gegenstand erfordert, den er behandelt." — Die beiden Freunde entzweiten sich indeß und mit dem Anfange der Naturgeschichte der Vögel verschwindet Daubenton und mit ihm sein methodischer Sinn und seine Geschicklichkeit. In diesem Theile ist wenig oder gar keine Anatomie, und Buffon giebt, wie Flourens sagt, nur die Oberfläche des Wesens, aber nicht seine innere Struktur. In der That verstand Buffon von der Anatomie wenig und die Natur hatte ihn wenig zu diesem Studium befähigt. Er war sehr kurzsichtig und, wie man sagt, ungeschickt mit den Händen. Man kann selbst hinzufügen, und das ist eigenthümlich, daß er kein großer Beobachter war. Man kann sich kaum des Lachens enthalten, wenn man weiß, daß er auf dem Lande lebte, und daß er von Hausthieren, welche alle Tage unter seinen Augen sein mußten, schreiben konnte: „die Hörner der Ochsen und Kühe fallen alle drei Jahre ab." — Man begreift, wie nützlich Daubenton sein mußte, mit seiner Geschicklichkeit, der Schärfe seines Geistes, der Strenge seiner Methode. — Vielleicht verhinderte er auch manche Tiraden, denn er hatte sehr bestimmte Grundsätze über den Stil und liebte die Schärfe des Gedankenausdrucks. Buffon im Gegentheil empfiehlt, die Dinge stets in ihren allgemeinsten Ausdrücken, d. h. sie gar nicht bei ihrem rechten Namen zu nennen.

Gueneau de Montbeillard, der lange Zeit mit ihm in Verbindung stand, trat an Daubenton's Stelle, und hat fast allein zwei ganze Bände der Naturgeschichte geschrieben. Es sind nicht die am wenigsten bewunderten, und das Publikum hat sich täuschen lassen. Sie sind ein Ruhm für diesen und keine Schande für jenen. Der Stil ist vortrefflich nachgeahmt und man würde an diesem Vexirstücke zweifeln, wenn Buffon's Briefe es nicht bestätigten. Alles findet sich darin wieder, selbst die Fehler des Vorbildes. In vielen Mustersammlungen citirt man, und wird citiren, das Portrait des Pfauen:

„Wenn die Herrschaft der Schönheit gehörte und nicht der Kraft" u. s. w.; den Gesang der Nachtigall: „Es giebt nicht Einen wohlorganisirten Menschen, dem dieser Name nicht eine jener lieblichen Frühlingsnächte in Erinnerung brächte, wo der Himmel rein, die Luft ruhig, die ganze Natur schweigend und so zu sagen aufmerksam und war, er dann mit Entzücken das Schmettern dieses Sängers der Wälder gehört hat."

Diese beiden berühmten Stücke sind von Gueneau, ebenso wie eine Menge anderswo. Zwar hat der Abbé Bexon es in einer Vorrede gesagt, aber der Name des Autors hat fortdauernd das Werk gedeckt. Man muß indeß beifügen, daß die Mitarbeiterschaft Daubenton's hundertmal vorzuziehen war; denn sie fügte neue Vorzüge hinzu; Gueneau de Montbeillard war nicht geeignet, weder einen guten Rath, noch ein Muster zu geben. Buffon war krank und Gueneau ersetzte ihn unter seiner Eingebung, beinahe unter seinem Dictat. Er bestrebte sich, blos das zu machen, was sein Freund besser als er gemacht haben würde. Der Beweis davon liegt in der Mittelmäßigkeit der wissenschaftlichen Arbeiten, die er gemacht, ohne irgendwen nachzuahmen, in seinen Briefen, Madrigalen, Liedern, die er jeden Morgen schrieb, ehe er an die Arbeit ging. Nur Buffon allein konnte das schlechte Epigramm erhaben finden:

> O jour heureux qui vis naître Buffon!
> Tu seras à jamais, chez la race future,
> Pour les amis du beau, du vrai, de la raison,
> Une époque de la nature!

Der Abbé Bexon ist endlich derjenige, der von Allen am meisten Beachtung verdient; denn der Erste ist berühmt, der Zweite nur ein Nachahmer ohne Geist. Hier finden wir nun eine Mitarbeiterschaft, wie man sie heutzutage versteht, wie sie ein berühmter Prozeß gezeigt hat. Wie Dumas und Marquet, so arbeiten Buffon und Bexon, bald im Verein, bald getrennt. Schon vor der Verbindung hatte Bexon, wiewohl noch jung, zahlreiche Werke veröffentlicht, die Buffon nicht entgingen, und in denen er die Spuren eines Talentes fand, wie er es brauchte. Er hatte mehr Einbildungskraft, als Geschmack; mehr Gedanken, als Witz; mehr Fülle als Stil. Alle Manuskripte des Museums sind von seiner Hand geschrieben. Auch ersieht man aus den Briefen Buffon's, wie sie arbeiteten. Der Abbé Bexon machte einen ersten Entwurf, den Buffon sofort zurückschickte; Bexon korrigirte dann und Buffon schickte wieder zurück und so fünf bis sechs Mal. Der Verfasser, der wahre Verfasser schmückte dann endlich mit seinem Purpur das von der letzten Arbeit fertig gemachte Gewebe. Ein Theil der Naturgeschichte der Vögel und der Mineralien ist auf diese Weise entstanden, und man müßte hart sein, wenn man sie schlecht finden wollte.

Die Arbeit des Abbé Bexon ist nie ohne Verdienst. Die Korrekturen Buffon's sind ausgezeichnet, wie es Korrekturen sein können. Er gestaltet um, versetzt, mildert, aber widerspricht nie und verlängert selten.

Es wird uns hierauf zum Vergleiche eine Stelle mitgetheilt, welche die Beschreibung des Kolibri enthält, erstens in Bexon's Entwurfe, dann in Buffon's Verbesserung; natürlich würde durch eine Uebersetzung nicht viel gewonnen sein. Buffon bringt in die fast rein technische Sprache Bexon's einen gemüthlichen Fluß, etwa in der Weise, wie unsere modernen Naturforscher, wenn sie Vorträge vor Damen halten, eine gemüthlich-humoristisch-sentimale Sauce darüber gießen, um die trockene Speise der Wissenschaft verdaulich zu machen; aus dem „artigen Fliegenvogel" wird „ein kleiner Liebling" (petit favori) u. s. w., was ein Mops allerdings auch werden kann ꝛc. Schöne Wörter, wie bijou de la nature, gazon u. s. w. thun natürlich das ihre.

Uebrigens machte Bexon seinerseits auch Bemerkungen und milderte namentlich manche Ausfälle gegen andere Gelehrte, zu denen sich Buffon hinreißen ließ.

Herr Paul Remusat, unser Gewährsmann, kommt dabei darauf zurück, daß dieses dem Ruhme Buffon's keinen Eintrag thun könne, daß die Maler 2c. Schüler, Farbenreiber 1c. unter sich hätten — aber das sind Sophismen. Die Frage ist wohl erlaubt, ist der wissenschaftliche Inhalt, oder ist der glänzende Stil die Hauptsache? Die Naturgeschichte der Säugethiere, ihre Anatomie 1c. gehört Daubenton; was Buffon daran that, kann allenfalls Alexander Dumas auch thun; Gueneau de Montbeillard hat Buffon kopirt; Abbé Bexon hat den wissenschaftlichen Stoff anscheinend anders woher genommen, und Buffon ist, wie uns hier gesagt wird, wieder nur ein Verbesserer des Stiles, wie es hundert Andere auch sein konnten. Die Frage wird also wohl erlaubt sein, was an Buffon bleibe, wenn man diese jedenfalls geschickten Mitarbeiter in Abzug bringt. — War er ein großer Naturforscher — oder ein gräflicher Dilettant, welcher sein Talent zu verwerthen und die Hülfsmittel, die sein Stand, seine Stellung ihm gaben, gut anzuwenden wußte?

Italien.

Literatur-Bericht aus Italien.*

Geschichtliches und Politisches.

Die heutigen Erscheinungen der italiänischen Literatur — die poetischen nicht ausgenommen — haben fast alle einen politischen Charakter. Kein Wunder, da das Land eben mitten in einer zweiten „Renaissance," in einer Palingenesie begriffen ist, die in politischer Hinsicht nicht minder bedeutend und folgenreich für dasselbe sein dürfte, als es die erste „Renaissance" in künstlerischer und sozialer Hinsicht war.

Ein für die Zeitgeschichte nicht unwichtiger Charakter ist der neapolitanische General Ulloa; seine Lebensgeschichte ist unter folgendem Titel erschienen:

Il Generale Girolamo Ulloa, per Cesare Tanzi. Milano, 1860.

Ulloa wurde 1810 zu Neapel geboren, wohin seine Familie, die Herzoge von Lauria, aus Spanien gekommen war. Im Jahre 1831 trat er aus der Militair-Schule als Offizier in die Artillerie ein, welche dort das geachtetste Corps ist, daher auch die Vornehmsten darin aufgenommen zu werden streben. Damals war eine politische Verschwörung zu Neapel entdeckt worden, um den Bruder des Königs, den Prinzen von Capua, zum constitutionellen Könige auszurufen. Ulloa, der Theilnahme verdächtig, mußte lange in den unterirdischen Kerkern des Castell' nuovo in Neapel schmachten. Endlich wurde er als unschuldig erkannt, und im Jahre 1844 trat er wieder in sein Corps als Hauptmann ein. Im Jahre 1848 ging er mit Urlaub nach der Lombardei, wo er ein Bataillon von Freiwilligen errichtete, und bei Cartatone und Mortanara sich schlug, wurde dann Adjutant des Generals Pepe, mit dem er Venedig vertheidigen half, wobei er sich bei Mestre und Malghera auszeichnete, in Folge dessen er zum General ernannt wurde. Später lebte er in Paris, als Freund von Manin und auch vom Kaiser geachtet. 1859 übernahm er den Befehl über das toskanische Heer, und zog mit dem Prinzen Napoleon nach dem Po. Daß er aber nicht blos Feldsoldat ist, zeigen seine Schriften, nämlich seine: Tattica delle due armi (Napoli, 1818); Instruzioni pei sotte-Ufficiali d' artilleria; Napoli militaramente e politicamente considerata; Sulli organisazione dell essereito Napolitano; Dell arte della guerra etc.

Ein anderer Theilnehmer an den Bewegungen Italiens ist der Arzt Pietro Ripari aus Cremona, der in folgendem an den Kardinal Antonelli gerichteten Werke seine Leidensgeschichte erzählt:

Pietro Ripari, al Cardinale Antonelli. Milano, 1860.

Der Verfasser, aus Cremona gebürtig, kam nach der Flucht des Papstes nach Gaeta nach Rom, wo er unter Garibaldi erst als Soldat, dann als Wundarzt diente, bis er Oberstabs-Arzt bei der Belagerung Rom's durch die Franzosen wurde. Später, als der Papst zurückgekehrt war, von der römischen Polizei verhaftet, wurde er am 6. August 1851 von der heiligen Consulta wegen Hochverrath zu zwanzigjähriger Galeerenstrafe verurtheilt.

I rivolgimenti d'Italia, dagli anni 1848 al presente, da Giacinto Bataglia. Milano, 1859.

Dies ist das erste Heft von hundert Seiten, bestimmt die Ereignisse in Italien im Verhältnisse zu den andern Staaten Europa's seit den Bewegungen von 1848 chronologisch darzustellen. Der Verfasser fängt mit dem Tode des Pastes Gregor XVI. im Juni 1846 an, und bemerkt neben den Begebenheiten in Italien das, was damals in andern Staaten vorging; z. B. im Juli 1847 organisirte der Großherzog von Toscana einen Staabsrath, während in der Schweiz der Sonderbund sich bildete. Das erste Heft geht bis zum Ende December 1847; man hat daher noch sehr viele spätere Lieferungen zu erwarten.

Ein ähnliches Werk ist folgendes:

Effemeridi Italiane, per cura di Roberto Bolchi. Milano, 1860.

Hier sind vom 1. Januar bis zum letzten December die bedeutendsten geschichtlichen Ereignisse aufgeführt, welche Italiens Geschichte betreffen. Den Anfang macht die Zeit des Lombardischen Städte-Bundes und das Ende die Ansprache des Königs Victor Emanuel an die Lombarden, als seine neuen Unterthanen.

Dem Kalender nach, macht der am 1. Januar 1849 erfolgte Bannfluch von Pius IX. zu Gaeta den Anfang, und am 31. December der Einzug von Franz I. in Mailand im Jahr 1815 den Beschluß.

La pace e confederazione italiana, di Niccolo Tammaseo Torino, 1859.

Hier zeigt der gelehrte, ausgewanderte neapolitanische Arzt Tommaseo die Schwierigkeiten, welche sich dem Frieden von Villafranca entgegensetzten; er hält einen italiänischen Staatenbund mit Einschluß von Oesterreich und dem Könige von Neapel nebst dem Papste für unmöglich.

I segreti dei fatti palesi, nel 1859, di N. Tommaseo. Firenze, 1860.

In dieser Schrift wird derselbe Gegenstand mit dem Bemerken fortgesetzt und ausgeführt, daß die Befreiung des Papstes von seiner weltlichen Herrschaft den Zustand aller Katholiken der Erde bedeutend verbessern würde; zugleich würde es der gesammten Menschheit zum Vortheile gereichen.

Arnoldo da Brescia, o la eresia dei Papi, per Benedetto Castiglia. Milano, 1860.

Es ist nicht zu verwundern, daß der Papst fortwährend über die Zeit der Trübsal klagt, welche über die Kirche hereingebrochen ist, da hier ein Katholik im katholischen Lande beweist, daß die Päpste ihre Mission durchaus verfehlten. „Statt im Geiste des Stifters des Christenthums zu lehren, erhob der römische Aaron das goldene Kalb, schlachtete wie die Druiden Hekatomben von Menschen und verbrannte, wie der Muselmann Omar, die Bücher, welche Aufklärung verbreiten konnten, auf dem Scheiterhaufen, brachte die christliche Gemeinde in Spaltung, trieb Handel mit der Vergebung der Sünden; verbotene Ehen, verbotene Speisen wurden für Geld feil." Der Verfasser zeigt, daß das Schicksal des Arnold von Brescia die Prophezeiung von dem Ungeheuer mit sieben Köpfen des Evangelisten von Patmos bestätigt habe.

So heftig diese Schrift ist, so gehalten ist die folgende:

Se per essere indipendente abbisogna che il papa abbia il dominio temporale. Modeste osservasione di un sacerdote cattolico. Siena, 1860.

Hier wagt ein katholischer Priester in der frommen Stadt Siena, unfern der Gränze des Kirchenstaates, seine bescheidenen Zweifel zu erheben, ob die weltliche Herrschaft für die Unabhängigkeit des Papstthums nothwendig ist? Da der Verfasser sich ganz ruhig an den Ausspruch des Heilands hält: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt," so wird seine Schrift für noch gefährlicher angesehen, als die vorhergehende, obwohl sie den theologischen Standpunkt stets festhält; allein in der Sache selbst kömmt sie ganz zu denselben Schlußfolgen, wie die vorhergehende Schrift.

I poeti e la politica, dialogo del Canonico G. Finossi. Milano, 1859.

Hier tritt ein Geistlicher auf, welcher auch für seinen Stand die Rechte des Bürgers in Anspruch nimmt, von dem Grundsatze ausgehend, daß der Priester die Seele des Vaterlandes sein müsse, vorzüglich aber in Italien, wo die Religion am meisten volksthümlich sei, indem sie durch die Traditionen Roms den Glauben der Welt zusammenhält. Daß dies aber nicht blos Redensarten sind, sieht man an der Haltung der Geistlichkeit in Sicilien und in der Lombardei, wo sie der Constitution treu ergeben ist, wobei freilich viele der reichen Würdenträger der Kirche eine Ausnahme machen.

Unter solchen Umständen ist auch die Erscheinung eines Buches, wie das folgende, möglich:

All' opuscolo: „il Papa e il Congresso," riposta di Oreste Raggi. Milano, 1860.

---

* Vom Geheimen Justizrath Neigebaur.

Herr Raggi, ein bekannter, sehr geachteter Literat in Mailand, hat hier auf die bekannte Flugschrift: „Der Papst und der Kongreß," auf ganz andere Art geantwortet, als man es von einem guten Katholiken erwarten sollte. Er beweist, daß die weltliche Herrschaft des Papstes gegen den Vortheil der Religion ist und daß der Papst nicht blos auf die Stadt Rom beschränkt sein müsse, sondern daß er durchaus keine weltliche Herrschaft behalten dürfe; dann erst würde er als der Beherrscher von zwölfhundert Millionen Gläubigen in seiner wahren Größe dastehen. So lange aber ein Priester herrsche, würden Italien und Europa niemals beruhigt werden können.

Deutschland und das Ausland.

Das deutsche Sprachgebiet.

II.

Politische Macht-Entwickelung.

In Bezug auf politische Macht-Entwickelung befindet sich die deutsche Nation in der allerungünstigsten Lage, indem sich das deutsche Sprachgebiet über 41 selbständige Staaten erstreckt, von denen vier Königreiche: — Bayern, Hannover, Württemberg und Sachsen — ein Kurfürstenthum: — Hessen — sieben Großherzogthümer: — Hessen-Darmstadt, Baden, Luxemburg, Mecklenburg-Schwerin, Mecklenburg-Strelitz, Oldenburg, Sachsen-Weimar — sieben Herzogthümer: — Anhalt-Bernburg, Anhalt-Dessau-Köthen, Braunschweig, Nassau, Sachsen-Altenburg, Sachsen-Koburg-Gotha, Sachsen-Meiningen — acht Fürstenthümer: — Lippe Detmold, Lippe Schaumburg, Lichtenstein, Reuß-Greiz, Reuß-Schleiz, Schwarzburg-Sondershausen, Schwarzburg-Rudolstadt, Waldeck — eine Landgrafschaft: — Hessen-Homburg und vier Republiken: — Bremen, Frankfurt a. M., Hamburg, Lübeck — die zusammen 4880 □ Meilen Flächeninhalt mit circa 20,000,000 Einwohnern zählen, mit ihrem gesammten Staatsgebiete dem deutschen Sprachgebiete, wie politisch dem deutschen Bundesgebiete angehören. Das Königreich der Niederlande gehört mit seinen europäischen Besitzungen — 582 □ Meilen mit 3,500,000 Einwohnern — dem deutschen Sprachgebiete ganz, dem deutschen Bundesgebiete hingegen nur theilweise an, so daß also der Gesammt-Flächeninhalt der rein deutschen Staaten 5482 □ M. mit 23,500,000 Einwohnern beträgt.

Der Rest des deutschen Sprachgebietes vertheilt sich politisch auf Belgien, Frankreich, die Schweiz, Sardinien, Oesterreich, Preußen, Dänemark und Großbritannien. Oesterreich, Preußen und Dänemark sind dabei zugleich Glieder des deutschen Bundes, und zwar ist Oesterreichs deutsches Bundesgebiet größer, als dessen deutsches Sprachgebiet, während umgekehrt, Preußens und Dänemarks deutsches Sprachgebiet größer ist, als deren Bundesgebiet.

Von Belgien gehören die Provinzen Antwerpen, Ost- und West-Flandern und Limburg ganz, Brabant in seinem südlichen Theile, von Luxemburg der Distrikt Arlon — zusammen ungefähr 240 □ Meilen mit 2,500,000 Einwohnern — dem deutschen Sprachgebiete an.*

In Frankreich umfaßt das deutsche Sprachgebiet einen unbedeutenden Bruchtheil des Departements Pas de Calais und einen Theil des Nord-Departements, die Hälfte des Mosel- und einen kleinen Theil des Meurthe-Departements und die beiden Departements des Ober- und Nieder-Rheines ganz, zusammen ungefähr 250 □ Meilen mit 1,500,000 Einwohnern.

In der Schweiz gehören die Kantone Basel, Solothurn, Zürich, Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Glarus, Schaffhausen, Appenzell, St. Gallen, Thurgau und Aargau dem deutschen Sprachgebiete ganz, Bern demselben mit Ausnahme des Pruntrut an; von Wallis ist Oberwallis (ein Drittel des Ganzen), von Freiburg das Murtnergebiet mit der Hauptstadt (zwei Fünftel des Kantons) und von Graubünden der Norden deutsch.* Das deutsche Sprachgebiet der Schweiz umfaßt sonach ungefähr einen Flächenraum von 430 □ Meilen mit 1,720,000 Bewohnern.

Von Sardinien gehören acht Gemeinden: Macugnaga, Alagna, die beiden Gressoney, Rima, Rimella, Issime und Gabi mit nahe an 8,000 Bewohnern der deutschen Zunge an. Von ihren nördlichen Stammgenossen zwar nicht durch Völkerstämme, wohl aber durch den unzugänglichen Monte Rosa getrennt, steht ein Aufgehen der Bewohner dieser acht Gemeinden in der umwohnenden italiänischen Bevölkerung in naher Aussicht.

In Oesterreich sind nur Ober- und Nieder-Oesterreich und Salzburg rein deutsche Provinzen; in Tyrol gehören die Kreise Vorarlberg und Innsbruck ganz, der Kreis Brixen zum größeren Theile und ein kleiner Theil des Kreises Trient der deutschen Zunge an: $^{3}/_{4}$ der Bewohner Tyrols sind Deutsche, $^{1}/_{4}$ Italiäner.

In Kärnthen bilden die Deutschen fast zwei Drittel der Bevölkerung: — Klagenfurt und Völkermarkt sind deutsche Sprachinseln. In Steiermark gehört nur der Kreis Marburg — mit Ausnahme der Städte Marburg und Pettau — dem slavischen, alles Andere dem deutschen Sprachgebiete an.**

Von Ungarn gehören die Oldenburger und Wieselburger Gespannschaft dem Deutschthume größtentheils an; in der Preßburger Gespannschaft sind einzelne Städte, in der Eisenburger ungefähr ein Drittel der Bevölkerung deutsch. Das deutsche Sprachgebiet Ungarns umfaßt ungefähr 140 □ Meilen; das heißt $^{1}/_{23}$ des politischen Gesammtgebietes, mit 400,000 Einwohnern, $^{1}/_{22}$ der Gesammtbevölkerung. Allein das Deutschthum ist sporadisch in ganz Ungarn, namentlich in den Städten, verbreitet. Die Mehrzahl der städtischen Handwerker und Kaufleute sind Deutsche, gehören aber, da sie, gleich den Deutschen in Siebenbürgen und Galizien, ganz außerhalb der deutschen Sprachgränze liegen, nicht in den Kreis unserer Arbeit.***

Von Mähren gehören der südwestlichste Theil des Kreises Brünn und der nördliche Theil des Kreises Olmütz dem deutschen Sprachgebiete an; Brünn und Olmütz, fast ganz germanisirt, sind deutsche Sprachinseln auf slavischem Gebiet. Mährens deutsches Sprachgebiet umfaßt circa 85 □ Meilen, d. h. $^{1}/_{5}$ seines politischen Gebietes, mit circa 450,000 Einwohnern, d. h. $^{1}/_{4}$ der Gesammtbevölkerung; die Zahl aller Deutschen in Mähren giebt man auf 650,000 an, etwas mehr, als $^{1}/_{3}$ der Gesammtbevölkerung.

In Böhmen ist die geographische Verbreitung der Deutschen eine höchst eigenthümliche. Die Deutschen haben sich überall in den Gebirgen festgesetzt, die Böhmen sie von allen Seiten umgeben, während die Slaven das böhmische Tiefland bewohnen und nur durch eine schmale Landzunge, auf welcher noch das deutsche Iglau liegt, zwischen Briesau und Königseck, mit ihren mährischen Stammgenossen zusammenhängen. Doch ist auch das slavische Böhmen, ebenso wie Ungarn, überall mit deutschen Elementen durchwebt; selbst Prag ist zu $^{1}/_{7}$ deutsch. Die Landgerichte Reichenberg, böhmisch Leipa, Brix und Eger sind rein deutsch, Budweis vorwaltend deutsch, Königgrätz zur Hälfte deutsch, Pilsen gemischt.

Slavische Schriftsteller haben die Deutschen Böhmens für später Eingewanderte erklärt; allein abgesehen davon, daß die Geschichte von massenhaften Einwanderungen der Deutschen in Böhmen nichts weiß, läßt schon die Natur ihrer Wohnsitze, ihre Sprache und ihre Sitten die Deutschen Böhmens als direkte Nachkommen der markomannischen Ureinwohner des Landes erscheinen. Das deutsche Sprachgebiet Böhmens umfaßt circa 160 □ Meilen, $^{1}/_{6}$ des Gesammtgebietes, mit 1,000,000

---

* Dieser Angabe liegt die Zählung von 1846 zu Grunde, bei welcher die Bewohner die Nationalitäts-Rubrik selbst ausfüllten, während dies bei der Volkszählung von 1850 in Oesterreich Seitens der Beamten geschah, welche den Bewohnern aus politischen Gründen häufig eine fremde Nationalität andichteten, weshalb auch die offiziellen Angaben der österreichischen Regierung in dieser Beziehung sehr unsicher sind. Am 15. October 1846 zählte Belgien 4,337,196 Einwohner, darunter 1,827,141 Wallonen, 2,471,248 Vlamingen (Niederdeutsche) und 25,874 Oberdeutsche im Distrikt Arlon der Provinz Luxemburg. Im Jahre 1858 war die Bevölkerung auf 4,611,066 Köpfe angewachsen. D. V.

* Der deutsch sprechende Theil begreift das hintere und untere Rheinthal mit der Hauptstadt Chur; im Rheinthale oberhalb Reichenau, im Engadin- und Münsterthale herrschen das Latinische und Romanische; in den Thälern von Misocco, Calanca und Puschiavo das Italiänische. Der Zehngerichtenbund ist vorzugsweise, der Gotteshausbund theilweise deutsch, so daß Graubündens deutsches Sprachgebiet circa 51 □ Meilen mit 38,000 Einwohnern, das heißt $^{5}/_{14}$ des Gesammt-Areals des Kantons und $^{1}/_{10}$ seiner Bewohner umfaßt. — Gewöhnlich giebt man die Gesammtzahl der Deutschen in der Schweiz auf 75 %, der Franzosen auf 20 % und der Italiäner, Romanen und Latiner auf 5 % der Gesammtbevölkerung an. D. V.

** Deutsch ist das Murgebiet, slavisch das Gebiet der Drau, südlich von den wendischen Bübeln. D. V.

*** Nach den allerdings nicht ganz zuverlässigen Angaben der österreichischen Regierung, zählte Ungarn mit seinen Nebenländern im Jahre 1850 eine Bevölkerung von 13,900,000 Einwohnern, darunter 4,500,000 Magyaren; 5,200,000 Slowaken, Ruthenen, Kroaten, Wenden, Serben, Bulgaren, Griechen, Morlaken; 2,200,000 Romanen; 1,500,000 Deutsche; 350,000 Juden und 150,000 Zigeuner. — Seit 1850 hat Oesterreich bei seinen Volkszählungen die Nationalitätsverhältnisse außer Berücksichtigung gelassen. D. V.

Veit & Comp. in Leipzig

empfehlen die nachstehenden Werke ihres Verlags, die sich zum großen Theile vorzüglich als Festgeschenke zur bevorstehenden Weihnachtszeit eignen, und durch alle Buchhandlungen bezogen werden können.

Leipzig, im December 1860.

Bilder, redende. Ein Traum. Hoch-4. Mit zahlreichen Holzschnitten. In allegorischem Umschlag. Cart. 1 Thlr. 10 Ngr.

Vorstehenden Titel trägt ein mit trefflichen Holzschnitten geschmücktes Heft, welches in höchst origineller Form tiefsinnige Ideen über die Kunst und Kunstpflege der Gegenwart entwickelt. Der Verfasser hat sich nicht genannt, aber er hat sein Bild auf den Umschlag gezeichnet; zugleich durch die Andeutung des Textes es unmöglich gemacht, ihn zu verkennen; es ist Ph. Veit, ehemals Director des Städel'schen Instituts zu Frankfurt, nunmehr in Mainz, unbestritten einer der ersten unserer katholischen Maler. Es ist im Ganzen eine höchst originelle Conception; voll Geist, voll attischen Salzes! Der Verfasser zeigt in diesen wenigen Zügen seiner Feder nicht weniger die Allseitigkeit seiner Bildung und den katholischen Ernst seiner Lebensanschauung, als er dies in den Zeichnungen seiner Kreide und seines Pinsels ausgesprochen hat. Es verdient daher dieser Traum mit vollem Recht eine aufmerksame Anerkennung im Kreise unserer katholischen Literatur.

Kathol. Liter.-Zeitung

Fischer, J. M., (Gymnasial-Professor), Musikalische Rundschau über die letzten drei Jahrhunderte. kl. 8. VIII u. 192 S. broch. 20 Ngr.

Eine kleine gehaltreiche, mit Verständniß und Wärme geschriebene Schrift, die in ihren ersten Abtheilungen ästhetisch-kritische Erörterungen über das Wesen der Tonkunst und über die Mittel zur Darstellung ihrer Erzeugnisse enthält, in ihren Schlußcapiteln aber einen übersichtlichen Geschichtsabriß liefert, welcher besonders den Bedürfnissen und Anforderungen gebildeter Laien zu genügen im Stande sein dürfte.

Europa.

Marggraff, Hermann, Schiller's und Körner's Freundschaftsbund. Zugleich als Einleitung zur zweiten wohlfeilen Ausgabe von Schiller's Briefwechsel mit Körner. kl. 8. 94 S. broch. 15 Ngr.

Wie Alles, was wir aus Marggraff's Feder lesen, zeichnet sich auch diese Arbeit durch den Geist wissenschaftlichen Ernstes und durch den wohlthuenden urbanen Charakter der bei aller Humanität scharfen und bestimmten Kritik in empfehlenswerther Weise aus. Aus dem reichen Schatze seines Wissens hat der Verfasser mit prägnanter Kürze jene Zeiten und jene Verhältnisse in klarer lichtvoller Darstellung geschildert; nicht bloß den Literarhistoriker von Fach, jeden Gebildeten aus dem Publikum überhaupt wird die interessante Studie durchaus ansprechen und befriedigen.

Jahreszeiten.

Mosenthal, S. H., Düweke. Drama in fünf Aufzügen. Min.-Ausg. 140 S. broch. 1 Thlr.

— — Das muß dem Dichter zugestanden werden, daß er mit Geschick, Gewandtheit und Energie seine Aufgabe bemeisterte. Mosenthal's „Düweke" dürfte — wir sind dessen gewiß — auch in der Lectüre eines nachhaltigen Eindrucks nicht ermangeln, und so sei denn das Buch unsern Lesern bestens empfohlen.

Oesterreichische Zeitung.

Schefer's, Leopold, Gedichte. kl. 8. VIII und 447 S. Eleg. gbdn. 1 Thlr. $7^1/_2$ Ngr.

Schefer's, Leopold, Laienbrevier. Mit einer biographischen Skizze: Leopold Schefers Leben und Werke von W. v. Lüdemann. 12. (Taschen-) Ausgabe. CXXXII und 302 S. In farbigem Umschlag cart. 1 Thlr. 20 Ngr. Eleg. gbdn. mit reicher Deckelvergoldung 2 Thlr.

Wie man die Poesie auch auffassen möge, als schöne Empfindung, die einen verwandten Gedanken sucht, oder als Gedanke, der nach schönem Ausdruck ringt, in beiden Auffassungen gehört Schefer unstreitig zu unsern erhabensten dichterischen Geistern. Schefer's Poesie entsteht und wird nicht. Sie ist immer da und fertig. Der Gedanke erzeugt nicht bei ihm das Bild, das Bild nicht den Gedanken, nein, beide sind durchaus gleichzeitig und eins: es ist ein glühender Erguß, Gedanke, Empfindung und Ausdruck. Man fühlt sich von diesem wunderbaren Dichtergemüth, von der Fülle der originellsten Gedanken-Combination, von dem Schwunge und dem Zauber einer eigensten, einheitsvollsten Weltanschauung so mächtig ergriffen, daß man in diesem uferlosen Strome prächtigster Erd- und Himmelsbilder, erquickt von diesem frischesten Naturbade, gerne untertaucht. Schefer ist aber zugleich ein durchaus deutscher Dichter, ja vielleicht der deutscheste aller unserer Dichter, wovon das Laienbrevier, die Quintessenz aller seiner poetischen Erzeugnisse, den sichersten Beweis liefert.

Schiller's Briefwechsel mit Körner. Von 1784 bis zum Tode Schiller's. Zweite wohlfeile Ausgabe. 4 Bde. ca. 100 Bogen. broch. 2 Thlr. Gebdn. 3 Thlr.

Der Schiller-Körnersche Briefwechsel ist eine so überaus häufig benutzte, jetzt fast für unentbehrlich geltende Quelle literarischer Belehrung nicht nur über Schiller selbst, sondern über die deutsche Literatur und das deutsche geistige Leben jener Zeit überhaupt geworden, daß er für die Periode, welche er im Leben Schiller's umfaßt, und die zugleich die glänzendste seines Wirkens ist, fast vollständig eine Biographie des Dichters ersetzt. ꝛc.

Wissenschaftl. Beilage d. Leipz. Zeitg.

Schwerin, Franziska Gräfin, Der Stunden Gottesgruß. Eine Apotheose des Lebens. Den deutschen Müttern geweiht. Min.-Ausg. 156 S. Eleg. gebdn. mit reicher Deckelvergoldung. 1 Thlr. 10 Ngr.

Eine Apotheose des Lebens in leicht symbolischem Gewande, eine Dichtung von solcher Geistesfülle und Tiefe und von solcher formeller Vollendung in Reim und Metrum, wie wir keine andere von einer deutschen Frau besitzen. Mögen viele edle weibliche Seelen diese Gottesgrüße in all ihrer Kraft und Tiefe empfinden und erwiedern!

Literar. Mittheilungen.

Stolte, Ferd., Faust. Dramatisch-didaktisches Gedicht in zwei Theilen. Zweite Aufl. 1. Theil. gr. 8. XXVI u. 249 S. broch. 2 Thlr.

Ein fürwahr merkwürdiges Buch, gedankenreich und oft schwungvoll. Eine Dichtung, die nur in Deutschland, der Heimat des Faust, in solcher Weise komponirt werden konnte. ꝛc.

Leipz. Journal.

Telschow, Wilh., Gedichte. kl. 8. XII und 148 S. broch. 15 Ngr.

Unter der Masse von Sammlungen lyrischer Poesieen stoßen wir auf ein in Leipzig erschienenes Buch, welches den einfachen Titel führt: „Gedichte von Wilh. Telschow." Es sind Lieder, Sonette, Distichen, geistliche Lieder (Oden) und vermischte Gedichte, keineswegs ausgezeichnet durch neuen Gedanken-Inhalt und ungewöhnliche Formvollendung, wohl aber warm ansprechend durch den milden Ton eines in sich gefaßten und beruhigten Herzens. Namentlich sind es die geistlichen Lieder, in denen das Sinnen dieses Dichters sich am innigsten ausprägen zu können scheint.

Köln. Zeitung.

---

v. Bilguer, P. R., und **v. d. Lasa,** Handbuch des Schachspiels. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. Lex.-8. VIII und 540 Seiten. Broch. 3 Thlr. 10 Ngr. In englischem Prachtband 3 Thlr. 20 Ngr.

Das als bedeutendste Schöpfung der Schachliteratur allgemein anerkannte Werk gewährt in einer höchst übersichtlichen Form auf Grundlage tabellarischer Darstellung die vollständige Entwickelung der gesamm-

ten Theorie des Schachspieles wie sie in keinem Lehrbuche bisher möglich gewesen ist. Das Ganze zerfällt in zwei Bücher, deren erstes nach einer elementaren und historischen Einleitung nebst umfassender Uebersicht der Schachliteratur die ausführliche Bearbeitung aller Spieleröffnungen in 32 Abschnitten enthält. Bedeutende Zusätze, welche interessante und bisher unbeachtete Angriffs- wie Vertheidigungsmethoden lehren, finden sich bei allen Spielen, namentlich aber in den Gambitsspielen, deren Analyse in dieser neuesten Auflage ganz besonders vervollständigt und theilweise gänzlich umgearbeitet ist. Viele hinzugefügte von den größten Meistern aller Zeiten gespielte Partien (im Ganzen 216) bieten eine Anleitung für die Mitte der Partie, während die Spielendungen eine ausführliche Darstellung in dem zweiten Buche gefunden haben. Dieses ist nach den sechs verschiedenen Arten der Figuren in sechs einzelne Abschnitte getheilt, deren jedes ausschließlich die Wirksamkeit eines Steines gegenüber dem anderen behandelt. Die nöthige Uebersicht ist hier durch zahlreiche bei jeder neuen Stellung der Steine in den Text eingedruckte bildliche Darstellung erreicht worden. Ueberhaupt ist an der Ausstattung des Ganzen Alles aufgewendet, um die äußere Form mit der inneren Vorzüglichkeit im Einklang zu erhalten.

v. d. Lasa, Leitfaden für Schachspieler. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Mit in den Text gedruckten Diagrammen. gr. 8. VIII und 236 S. Eleg. gebdn. 1 Thlr. 20 Ngr.

Ausgezeichnet durch ebenso präcise Darstellung und klare Entwickelung der Resultate wie durch stetige Rücksichtnahme auf die leitenden Grundsätze des praktischen Spieles giebt dieses klassische Lehrbuch in leichtfaßlicher Erläuterung des Wesentlichen eine gedrängte und allseitige Belehrung über die verschiedenen Theile der analytischen Schachtheorie. In diesem Sinne gewährt es nicht nur dem besseren Spieler einen schnellen Ueberblick über den neuesten Standpunkt der theoretischen Entwickelung sondern auch dem angehenden Schachfreunde wie reinen Praktiker eine leichte und bequeme Einführung in alle theoretischen Gebiete des Spieles. Zahlreiche Musterpartien anerkannter Meister, von ausführlichen möglichst elementar gehaltenen Anmerkungen begleitet, sind mit großem Geschick in die theoretische Darstellung verwebt worden und empfehlen das nicht minder durch äußere Ausstattung sehr ansprechende Werk auch dem ersten Anfänger als wahrhaft klassische Bildungsschule für das edle Spiel.

Morphy, Paul. Skizze aus der Schachwelt. 1. Theil: gr. 8. VIII und 207 S. broch. 1 Thlr. 2. Theil: A. u. d. T. Schachkämpfe in Paris vorzüglich mit deutschen Meistern. Mit Titelbild. gr. 8. 102 S. broch. 18 Ngr.

Diese interessante Schrift entwirft den deutschen Schachfreunden ein Bild von dem rapiden und großartigen Aufschwunge des Schachspieles jenseits des Oceanes, sowie von seiner hohen Verherrlichung durch den neuerstandenen so schnell zu allgemeinem Weltrufe gelangten Meister. Der erste Theil schildert in zehn Kapiteln die Thätigkeit des letzteren in New-York, in New-Orleans und in England. Ein fortlaufendes Glossar fügt theils Belege theils speciellere Ausführungen hinzu. Außerdem sind die vorzüglichsten bisher gespielten Partien des Meisters eingeschaltet, während ausführliche Anmerkungen die Vorzüge und charakteristischen Eigenthümlichkeiten im Spieltypus des neuerstandenen Meisters darlegen. Der zweite in gleichem Geiste gehaltene Theil berichtet in fünf Kapiteln von dem Aufenthalte des Meisters in Paris, von seiner dort abgelegten glänzenden Production im Blindlingsspiel und vorzüglich von seinen dort gegen die deutschen Meister Harrwitz und Anderssen gewonnenen Wettkämpfen. Die Gesammtzahl der in beiden Theilen aufgenommenen und gründlich glossirten Spiele beläuft sich auf 120. Den zweiten Theil ziert außerdem ein Titelbild: Anderssen und Morphy am Schachbrett in Gegenwart der vier Ehrenzeugen darstellend.

Schach-Erinnerungen, Berliner. Nebst den Spielen des Greco und Lucena vom Herausgeber des von Bilguerschen Handbuchs. gr. 8. 224 S. u. 9 Tabellen. Broch. 2 Thlr. In engl. Leinwd. gebdn. Thlr. 2. 10 Ngr.

Ein lebendiges Bild der theoretischen wie practischen Bestrebungen der an klassischen Leistungen so reichen Zeit der sog. Berliner Schule, vertreten durch die Namen eines von Bilguer, Bledow, Hanstein, Mayer, von Jaenisch, sowie des berühmten, über Alle hervorragend, Herausgebers (v. d. Lasa) selbst, verbunden mit einer Reihe höchst gediegener und musterhafter Partien. Wichtig ist auch der reichhaltige Anhang mit den Uebersetzungen des originellen Lehrmeisters Greco und des ältesten Schachamors Lucena.

Schachzeitung, gegründet von der Berliner Schachgesellschaft. Herausgegeben in monatlichen Heften. 1860. Fünfzehnter Jahrgang. Preis des Jahrgangs 3 Thlr.

(Jahrgang 1859 in engl. Lwd. gebdn. Thlr. 3. 10 Ngr.)

Diese Zeitschrift, gegenwärtig das älteste aller bestehenden Schachblätter, hat die Förderung des Schachspieles nach jeder Richtung, auf theoretischem, praktischem wie literarischem Gebiete, zur Tendenz und gilt insbesondere als Hauptorgan für die vaterländischen Schachinteressen. Ihre musterhafte, durch 14 Jahre hindurch consequent fortgeführte, Verwaltung hat sie allmählich, selbst im Urtheile des Auslandes, zum allgemeinen Tribunale der gesammten Schachwelt in allen theoretischen, praktischen wie literarischen Fragen erhoben. Gehalten im Geiste gediegener Belehrung und anregender Unterhaltung, hat sie theoretische Artikel, erzählende Aufsätze, kritische Erörterungen über ältere und neuere Werke, Mittheilungen über alle Neuigkeiten im Gebiete des Schach sowie wirkliche Spiele und zahlreiche Aufgaben zu Hauptgegenständen ihres Inhalts. Jede einzelne Nummer bringt Abhandlungen aus der Theorie und Analysis des Spieles, aus seiner Geschichte und Literatur, sodann gemischte und Monatsberichte, ferner Partien und Endspiele, endlich Aufgaben und Lösungen.

Droysen, J. G., (Professor an der Universität Berlin), Geschichte der preußischen Politik. I. Theil: Die Gründung. gr. 8. VIII u. 650 S. broch. 3 Thlr. 15 Ngr. II. Theil. 1 Abthlg: Die territoriale Zeit. gr. 8. VI u. 520 S. broch. 2 Thlr. 20 Ngr. II. Theil. 2. Abthlg.: Die territoriale Zeit. gr. 8. IV u. 643 S. broch. 3 Thlr. 15 Ngr.

Auf dem Gebiete der deutschen Geschichte ist im Jahre 1859 die Geschichte der preußischen Politik von J. G. Droysen II. Bd. 2. Abthlg. die hervorragendste Leistung. An Vielseitigkeit des Talents sind wenige unserer Gelehrten mit Droysen zu vergleichen. Die Art wie er in seinen historischen Werken durch das empirische Material die allgemeine Idee durchschimmern läßt, verräth einen reich ausgestatteten speculativen Geist. Dabei schöpft er durchweg aus der Tiefe der historischen Forschung und seine Forschung erstreckt sich über alle Gebiete der Geschichte. ꝛc.

Grenzboten

Droysen, Joh. Gust., (Professor an der Universität Berlin) das Leben des Feldmarschalls Grafen York von Wartenburg. Neue wohlfeile Ausgabe. 2 Bde. 67 Bogen. kl. 8. broch. 2 Thlr. Eleg. gebdn. 2 Thlr. 10 Ngr. Pracht-Ausg. in 3 Bänden, 90 Bogen. gr. 8. Eleg. gebdn. 8 Thlr.

Das vorstehende Buch ist bereits so allgemein und vortheilhaft besprochen worden, daß es einer besonderen Empfehlung nicht mehr bedarf; indessen ist es gewiß nicht überflüssig, in schwer bedrängter Zeit auf solche Charactere der Vorzeit hinzuweisen, an denen sich die gegenwärtige Generation das Beispiel ächt patriotischer Gesinnung und aufopfernder Hingebung für die Interessen des gemeinsamen Vaterlandes erholen kann, damit man in der Stunde der Gefahr bereit sei, solch edlen Vorkämpfern für deutsches Recht und deutschen Geist würdig nachzufolgen. Durch die gewandte Feder des Herrn Verfassers wird uns hier ein solches nachahmungswerthes Beispiel geschildert. Möge das Buch noch recht viele Leser finden!

Kalisch, Dr. M., die Judenfrage in ihrer wahren Bedeutung für Preußen. gr. 8. XV u. 410 S. broch. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die Erklärungen des Justiz- und Unterrichtsministers in der abgelaufenen Session des Landtags über die Nichtzulassung der Juden zu den richterlichen und Lehrämtern, obgleich ihre Berechtigung zu allen Staatsämtern aus den Artikeln 4 und 12 der Verfassungsurkunde vom Staatsministerium vollkommen anerkannt wurde, haben zu einem Buche Veranlassung gegeben, welches die allgemeinste Aufmerksamkeit verdient und sie auf sich zu ziehen nicht verfehlen wird. Es führt den Titel: die Judenfrage ꝛc. und bringt den inneren politischen Zusammenhang der Judenfrage mit den einzelnen Entwickelungsstadien des preußischen Staats zur klarsten Anschauung. Von dem Resultate, zu welchem der Verfasser gelangt, und welches darin besteht, daß er die Ansichten des Justiz- und Unterrichtsministers schlagend widerlegt, wollen wir hier nicht weiter sprechen, uns vielmehr auf die Hervorhebung dessen beschränken, was dem Buche seinen ganz eigenthümlichen Charakter und seinen bleibenden historischen Werth giebt. ꝛc.

Lith. Correspondenz Stern.

Ranke, Leopold, Neun Bücher Preußischer Geschichte. 3 Bde. gr. 8. 94 Bogen. broch. 6 Thlr.

Roßmann, Dr. W., (Erzieher des Prinzen Bernhard von Meiningen), Die makkabäische Erhebung. Vortrag, auf der Rose zu Jena gehalten. gr. 8. 48 S. broch. 7½ Ngr.

Dieser Vortrag, in dem bekannten Cyklus der Jenaischen Rosenvorlesungen gehalten, nimmt mehr als das flüchtige Interesse eines Abends in Anspruch. Er macht den Versuch, die Entwickelung des jüdischen Volkes, bisher unter supranaturalistischen Gesichtspunkten oder mit rationalistischer Willkühr behandelt, mit dem Maaße echt menschlicher Geschichte zu messen und die Stellung des Volkes Israel in der Weltgeschichte in feinerer und geistigerer Weise zu bezeichnen, als sie durch den hergebrachten Gegensatz von heiliger und profaner Geschichte durch das Verhältniß von Weissagung und Erfüllung angedeutet ist.

Schmidt, Adolf, (Professor an der Universität Jena), Elsaß und Lothringen. Nachweis, wie diese Provinzen dem deutschen Reiche verloren gingen. gr. 8. 84 S. broch. 16 Ngr.

Dieses treffliche Schriftchen will in einem Spiegelbilde aus der Vergangenheit das deutsche Volk an die Gefahren und die unausbleiblichen Folgen innerer Zerrissenheit erinnern, indem sie dem Leser Thatsachen schildert, die in ihrer Gesammtheit ein warnendes Denkmal französischer Politik bilden, dessen Inschrift Deutschland gründlich belehrt, wie es durch Mangel an Einheit jederzeit zu kurz kam und zu kurz kommen mußte. *Elberfelder Zeitung.*

Heydemann, Dr. L. E., (Königl. Preuß. Geh. Justizrath und Professor der Rechte in Berlin), Einleitung in das System des Preußischen Civilrechts. Zweite, völlig umgearbeitete Auflage. gr. 8. 1. u. 2. Lieferung (21 Bogen). 2 Thlr.

(Das Ganze erscheint in 4 Lieferungen bis Ostern 1861.)

Archiv für Anatomie, Physiologie und wissenschaftliche Medicin. Herausgegeben von Dr. C. B. Reichert, Professor der Anatomie und vergleichenden Anatomie ꝛc. in Berlin, und Dr. Emil Du Bois Reymond, Professor der Physiologie ꝛc. in Berlin. Fortsetzung von Reil's, Reil's und Autenrieth's, J. F. Meckel's und Joh. Müller's Archiv. Jahrgang 1860. Preis des Jahrgangs von 6 Heften (zusammen 50 Bogen Text und 20 Kupfertafeln) 6 Thlr.

Kalisch, Dr. M., medicinisch-gerichtliche Gutachten der Königlich Preußischen wissenschaftlichen Deputation für das Medicinalwesen aus den Jahren 1840 bis 1850. gr. 8. LVI u. 463 S. broch. 2 Thlr. 24 Ngr.

Bei der Herausgabe gerichtlicher Gutachten kommt es vor Allem auf eine zweckmäßige Auswahl an; wir müssen in dieser Beziehung dem Herausgeber Beifall zollen: er hat mit vielem Geschick und tüchtiger Sachkenntniß das ausgewählt, was der Wissenschaft wie jedem einzelnen ihrer Jünger von Nutzen sein muß. Wir empfehlen das Werk auf das Angelegentlichste, mit dem Bemerken, daß jeder Arzt viel daraus zu lernen vermag. *Literar. Centralblatt.*

Kalisch, Dr. M., Die Kunstfehler der Aerzte. gr. 8. XXXII u. 315 S. broch. 1 Thlr. 24 Ngr.

Dem Herrn Verfasser gebührt das Verdienst, durch geschickte Zusammenstellung einschlagender Fälle und eine sich daran schließende wissenschaftliche Kritik derselben dargethan zu haben, wie wichtig, ja nothwendig es sei, das derjenige Arzt, welcher als solcher ohne dolose Absicht gehandelt, dennoch aber ein derartiges Heilverfahren angewendet hat, daß ihm nach Ansicht einzelner Kunstgenossen die Beschuldigung zu Theil wird, gegen die Lehren in seiner Wissenschaft gehandelt, d. h. einen Kunstfehler begangen zu haben, von Aerzten, nicht aber vom rechtsgelehrten Strafrichter sein Urtel empfange ꝛc. *Preußische Gerichts-Zeitung.*

Kunze, Dr. med. Carl Ferdinand, Der Kindermord. Historisch und kritisch dargestellt. gr. 8. VIII u. 288 S. broch. 1 Thlr. 20 Ngr.

Sind auch auf dem Gebiete der gerichtlichen Medicin schon recht viele gediegene Leistungen vorhanden, so ist doch in allen diesen Arbeiten der „Lehre vom Kindermord" nur mangelhaft gedacht worden. Der Herr Verfasser hat daher diese Lehre in dem vorliegenden Werke ausführlich und in so praktischer Weise behandelt, daß dasselbe nicht nur Aerzten und Geburtshelfern, sondern auch Criminalbeamten als sehr brauchbar empfohlen werden kann.

Kühne, Dr. Willie, Myologische Untersuchungen. gr. 8. 226 S. und 1 Kupfertafel. broch. 1 Thlr. 10 Ngr.

Dieses Werk enthält eine Zusammenstellung mehrerer Versuchsweisen, welche der Herr Verfasser auf dem Gebiete der Muskellehre angestellt hat. Dieselben bestehen in drei Abtheilungen: 1) über directe und indirecte Muskelreizung mittels chemischer Agentien; 2) über Muskelzuckungen ohne Betheiligung der Nerven; 3) Untersuchungen über Bewegungen und Veränderungen der contractiven Substanzen.

Ravoth, Dr. Fr., (pract. Arzt, Operateur, Accoucheur, Privatdocent an der Universität Berlin), Grundriß der Akiurgie, nebst einem Anhang von fünfzehn Tafeln Instrumenten-Abbildungen und zahlreichen Holzschnitten im Text. Zugleich als vierte Auflage von Schlemm's Operations-Uebungen am Cadaver. gr. 8. VII u. 402 S. broch. 3 Thlr. 20 Ngr.

Bürgt schon der Umstand, daß drei in nicht großen Zwischenräumen erschienene Auflagen der Schlemm'schen Operations-Uebungen verkauft wurden, für die Vorzüglichkeit des genannten Buches, so dürfen wir doch mit Gewißheit annehmen, daß diese vierte Auflage den Beifall nur noch reichlicher erfahren wird, dessen sich die drei vorhergehenden erfreuten. Freilich wird man das frühere Werk in der vorliegenden durchgängig vermehrten und verbesserten Auflage kaum wieder erkennen, da es dem Herrn Verfasser geboten war, dem Umschwunge, den auch der operative Zweig der medicinischen Wissenschaft seit Erscheinen der dritten Auflage erfuhr, Rechnung zu tragen; doch ist immerhin die frühere practische Anlage des Ganzen, die das Buch vorzüglich an Universitäten so beliebt machte, auch in dieser neuen Auflage gewahrt worden. Wir empfehlen daher das Buch sowohl Lehrenden als Lernenden auf dem Gebiete der Operationslehre.

Fuchs, C. J., (Professor an der Thierarzneischule in Carlsruhe), Pathologische Anatomie der Haussäugethiere. 8. XVI u. 447 S. broch. 2 Thlr. 12 Ngr.

Die Literatur über pathologische Anatomie der Haussäugethiere ist, so Tüchtiges und Brauchbares auch in einer Reihe von Abhandlungen in Zeitschriften dafür geleistet worden, nicht zahlreich und es war daher ein zeitgemäßes Unternehmen, nach den neuesten Forschungen ein Handbuch zu bearbeiten, das die wesentlichen Momente kurz und bündig darstellt. Daß dies dem Verfasser gelungen, kann mit Recht gesagt werden, und es ist daher sein Werk nicht nur Thierärzten, sondern namentlich auch Gerichtsärzten zu empfehlen, sowie es selbst practischen Juristen nützlich sein wird, da so manches darin vorkommt, was der advocatorischen Wirksamkeit anheimfällt ꝛc. *Gersdorf's Repertorium.*

Auerswald, B., Anleitung zum rationellen Botanisiren. gr. 8. 106 S. broch. 20 Ngr.

Rationelles Botanisiren ist ein Ding der dringendsten Nothdurft in unsern Tagen, wo durch den habgierigen Vandatismus planloser Sammler die schönsten unserer wildwachsenden Pflanzen, namentlich Phanerogamen und Farren immer seltener gemacht und beinahe ganz ausgerottet werden, aber ferner auch ein unabläßiges Gebot für Jeden, der durch Pflanzensammeln sich erheblich und gedeihlich im Studium der Pflanzenkunde gefördert sehen will. Das Schriftchen enthält eine Menge wichtiger Erörterungen und practischer Winke, welche man in den meisten Lehrbüchern der Botanik vergebens sucht, und deren Kunde bei dem Studium der Botanik doch unerläßlich ist und daher jedem zu erwerben frommt, dem Lehrer wie dem Schüler. Wir empfehlen das Buch wegen seines vorwiegend practischen Characters und seiner ganzen Tüchtigkeit Jedem, der sich für Pflanzenkunde und Pflanzenleben interessirt, auf das Angelegentlichste. *Erheiterungen*

Sextus Aurelius Victor de viris illustribus urbis Romae. Mit Anmerkungen und einem vollständigen Wörterverzeichnisse, für Schulen herausgegeben von Dr. Karl Fr. Aug. Brohm, weiland Director des Gymnasiums zu Thorn. Dritte, durchgängig berichtigte Ausgabe. 8. IV u. 124 S. broch. 12 Ngr.

Lehmann, Jos., Deutschland, Oesterreich und Italien. Erinnerungsblätter. Zweiter Abdruck. kl. 8. 92 S. broch. 12 Ngr.

Wer die Reise von Wien nach Triest machen und in dieser Stadt und ihrer Umgebung sich umsehen, auch dabei einen Blick nach Italien thun will, dem empfehlen wir diese Schrift, die sich durch eine lebendige Darstellung und durch den verständig beobachtenden Blick, sowie endlich durch die deutsche Gesinnung des Verfassers besonders auszeichnet ꝛc.

Gersdorf's Repertorium.

Zille, Dr. Moritz, Meister Friedrich. Ein Dichterleben. 11½ Bogen. Min.-Ausg. Eleg. gebdn. mit Goldschnitt und Schiller's Bildniß als Deckelverzierung Thlr. 1. 15 Ngr. In farbigen Umschlag cart. mit derselben Verzierung Thlr. 1. 10 Ngr.

Der Herr Verfasser bietet hier ein Leben Schiller's in dichterischer Gestaltung. Die Frische und Lebendigkeit der Darstellung lassen das Bild des allgeliebten Dichters in neuem Glanze vor uns auftauchen und werden wesentlich dazu beitragen, die Begeisterung zu steigern, die man in hohen und niedern Kreisen naher und ferner Länder dem erhabenen Dichterfürsten widmet. Die Ausstattung ist eine in jeder Weise elegante.

Petermann, H., Reisen im Orient. Erster Band. Mit einem Titelbilde: Druse und Drusin. gr. 8. VIII. u. 408 Seiten. broch. Thlr. 3.

Der vorliegende erste Band der Petermann'schen Reisen, welchem der Schluß in einem zweiten Bande unverzüglich folgen wird, enthält nächst der Beschreibung der Reise in Palästina, einem zweimonatlichen Aufenthalte in Jerusalem, einer eingehenden Schilderung der Samaritaner, sowie eines Abstechers nach Cilicien und Cypern den Bericht über das Verweilen des Herrn Verfassers in gerade den Gegenden, welche neuerdings der Schauplatz blutiger Gräuelthaten gegen die Christen gewesen sind. Die vielbesprochenen Drusen und Maroniten hat er dabei näher kennen gelernt, beide Sekten ausführlich geschildert, namentlich aber die Ersteren, über die er von einem ihrer ehemaligen tief eingeweihten Glaubensgenossen die genauesten, sonst ganz unzugänglichen Nachrichten erhielt. Bietet schon aus diesem Grunde dieser erste Band so vieles Interessante, so dürfte auch der übrige Theil des Inhalts als eine wesentliche Bereicherung der einschlagenden Wissenschaften zu betrachten sein.

Bildniß J. G. Droysen's, Professor an der Universität Berlin. Gezeichnet von H. Bendemann. Radirt von H. Bürkner. gr. Fol. Chines. Papier. 1 Thlr.

Böckh, August, des Sophocles Antigone. Deutscher Text. gr. 8. 62 S. broch. 10 Ngr.

Böckh, August, des Sophocles Antigone. Griechischer Text. gr. 8. 61 S. broch. 10 Ngr.

Hotho, H. G., die Malerschule Huberts van Eyck nebst deutschen Vorgängern und Zeitgenossen. Erster Theil: Geschichte der deutschen Malerei bis 1450. kl. 8. 490 S. broch. 2 Thlr. Zweiter Theil: Die flandrische Malerei des fünfzehnten Jahrhunderts. 1 Lief. kl. 8. 244 S. broch. 1 Thlr.

Jessen, Prof. Dr. P., Versuch einer wissenschaftlichen Begründung der Psychologie. gr. 8. 716 S. broch. 3 Thlr. 25 Ngr.

Lengerke, Dr. A. v., Anleitung zur Anlage, Pflege und Nutzung der lebendigen Hecken. Dritte sehr verbesserte Aufl. Herausgeg. von Dr. C. W. L. Gloger. Mit 25 Zeichnungen auf 2 Tafeln. 8. XVIII. u. 78 Seiten. broch. 12 Ngr.

Lerchenfeld, Gustav Freiherr von, Geschichte Bayerns unter König Maximilian Joseph I. Mit besonderer Beziehung auf die Entstehung der Verfassungsurkunde. gr. 8. 416 S. u. 1 Tabelle. broch. 2 Thlr. 10 Ngr. Herabgef. Pr. 20 Ngr.

Nitzsch, K. W., die Gracchen und ihre nächsten Vorgänger. Vier Bücher römischer Geschichte. gr. 8. 456 S. broch. 2 Thlr. Herabgef. Pr. 1 Thlr.

Pfeil, Dr. W., Anleitung zur Ablösung der Waldservituten. Eine Hülfsschrift für General-Commissionen, Justizbehörden, Forstbeamte. Dritte, mit Rücksicht auf die Preuß. Gesetzgebung bis zum Jahre 1854, gänzlich umgearbeitete Auflage. gr. 8. 369 S. broch. 2 Thlr. Herabgef. Pr. 1 Thlr. 10 Ngr.

Pfeil, Dr. W., neue und vollständige Anleitung zur Behandlung, Benutzung und Schätzung der Forsten. Ein Handbuch für Forstbesitzer und Forstbeamte. Erste Abtheilung: Literatur-Nachweisung. A. u. d. T.: Kritisches Repertorium der Forstwirthschaft und ihrer Hülfswissenschaften. 2. Aufl. gr. 8. XXIII u. 243 S. broch. 1 Thlr. 7½ Ngr. Herabgef. Pr. 1 Thlr. Zweite Abtheilung: Holzkenntniß und Holzerziehung. A. u. d. T.: Das forstliche Verhalten der deutschen Waldbäume und ihre Erziehung. 3. Aufl. gr. 8. X u. 501 S. broch. 2 Thlr. 7½ Ngr. Herabgef. Pr. 1 Thlr. 22 Ngr. Dritte Abtheilung: Forstschutz und Forstpolizeilehre; im Anhange die Nachweisung der preußischen Forstpolizeigesetze. 3. Aufl. gr. 8. 395 S. broch. 2 Thlr. 7½ Ngr. Herabgef. Pr. 1 Thlr. 22 Ngr.

Regesta Pontificum Romanorum ab condita ecclesia ad annum post Christum natum 1198. Edidit PH. JAFFÉ. 4 maj. 951 S. 1851. Cart. 12 Thlr. 10 Ngr. Herabgef. Pr. 6 Thlr. 10 Ngr.

Repertorium der Physik, enthaltend eine vollständige Zusammenstellung der neueren Fortschritte dieser Wissenschaft. Unter Mitwirkung der Herren Lejeune-Dirichlet, Jacoby, Neumann, Rieß, Strehlke und Andern herausgegeben von H. W. Dove und L. Moser. gr. 8. 8 Bde.

Herabgef. Pr. für alle 8 Bände zusammen 10 Thlr.
Einzelne Bände für die Hälfte des früheren Preises.

Rönne, Ludwig v., und **Lette** (Präsident des Revisions-Colleg.) Die Landes-Kultur-Gesetzgebung. 2 Bände. Erster Band: enthält Einleitung, Sammlung der Verordnungen und Rescripte. gr. 8. CXLIV und 909 S. 1854. 3 Thlr. 20 Ngr. — Zweiter Band, enthält den Kommentar. gr. 8. 1032 und 868 S. 1854. 6 Thlr. Herabgef. Pr. für beide Bände zusammen 7 Thlr. 15 Ngr.

Rönne, Ludwig v., und **Lette**. Das Domänen-, Forst- und Jagd-Wesen. gr. 8. 1062 S. 1854. 4 Thlr. Herabgef. Pr. 2 Thlr.

Rönne, Ludwig v., und **Lette**. Das Unterrichts-Wesen. Erster Band. Allgemeiner Theil. Privat-Unterricht. Volksschulwesen. gr. 8. 965 S. 1855. 3 Thlr. 5 Ngr. — Zweiter Band. Höhern Schulen. Universitäten. Sonstige Kultur-Anstalten. gr. 8. 660 S. 1855. 2 Thlr. 25 Ngr. Herabgef. Pr. für beide Bände zusammen 4 Thlr.

Schmidt, Dr. A. W., Geschichte der Denk- u. Glaubensfreiheit im ersten Jahrhundert der Kaiserherrschaft und des Christenthums. gr. 8. 456 S. broch. 2 Thlr. 10 Ngr.

Schmidt, Dr. A. W., Geschichte der preußisch-deutschen Unionsbestrebungen seit der Zeit Friedrich's des Großen. Nach authentischen Quellen im diplomatischen Zusammenhange. Erste Abtheilung: Der Fürstenbund 1785. gr. 8. 402 S. 2 Thlr. Zweite Abtheilung: Der norddeutsche Reichsbund 1806. gr. 8. 246 S. 1 Thlr.

Stamma's Hundert Endspiele. Nach der zweiten verbess. Ausgabe von 1745 bearb. von L. Bledow u. O. v. Oppen. 8. 250 S. Cart. 25 Ngr.

Stieglitz, Charlotte. Ein Denkmal. Mit lithogr. Bildniß. 4. 314 S. 1 Thlr. 15 Ngr. Herabgef. Pr. 24 Ngr.

Vincent, L., Der Wiesenbau, dessen Theorie und Praxis. Zweite Aufl. Mit 12 Tafeln Abbildungen. 8. XIV u. 288 S. broch. 2 Thlr.

Werder, Karl, Columbus. Trauerspiel. gr. 8. 315 S. broch. 2 Thlr.

Wörterbuch, encyclopädisches, der medicinischen Wissenschaften. Herausgegeben von C. F. v. Gräfe, C. W. Hufeland, H. F. Link, K. A. Rudolphi und E. v. Siebold, Dr. H. W. Busch, J. F. Dieffenbach, J. C. Hecker, E. Horn, J. C. Jüngken, H. F. Link und J. Müller. gr. 8. 37 Bde. incl. Reg.-Band. 1828—1849. 37 Thlr. Herabgef. Pr. 15 Thlr.

Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.

Einwohnern, $^1/_5$ der Gesammtbevölkerung; die Gesammtzahl aller Deutschen in Böhmen schlägt man auf 1,560,000 an.

Vom österreichischen Schlesien ist der nördlichste Theil mit Jägerndorf deutsch, der südlichere Theil mit Troppau slavisch.

Das deutsche Sprachgebiet Gesammt-Oesterreichs umfaßt ungefähr 1860 □ Meilen mit 6,155,000 Bewohnern; Oesterreichs deutsches Bundesgebiet hingegen zählt 3480 □ Meilen mit 13,382,189 Bewohnern; die Gesammtzahl aller Deutschen in Oesterreich giebt Hübner auf 7,980,920 an.

In Preußen gehören dem deutschen Sprachgebiete die Provinzen Brandenburg, Pommern, Sachsen, Westfalen, die Hohenzollern'schen Fürstenthümer und die Provinz Rheinland — mit alleiniger Ausnahme der Nordspitze des Kreises Malmedy — ganz an.

In Schlesien ist der Regierungsbezirk Liegnitz ganz und der Regierungsbezirk Breslau, mit Ausnahme einiger Theile der Kreise Brieg, Namslau, Polnisch Wartenberg und Militsch, deutsch; im Regierungsbezirke Oppeln gehören die Kreise Neustadt, Neisse, Grottkau und Falkenburg dem deutschen Sprachgebiete ganz, die Kreise Leobschütz, Ratibor, Kosel, Oppeln, Kreuzburg und Rosenberg hingegen demselben nur theilweise an, so daß Schlesiens deutsches Sprachgebiet 570 □ Meilen, d. h. $^{19}/_{25}$ des Gesammtareals der Provinz, mit 2,350,000 Einwohnern, d. h. $^{747}/_{1000}$ der Gesammtbevölkerung umfaßt.

In der Provinz Posen gehören die Kreise Schildberg, Kröben, Fraustadt, Bomst, Meseritz, Birnbaum, Czarnikau, Chodzisen und Wirsitz dem deutschen Sprachgebiete theilweise an, so daß dasselbe circa 110 □ Meilen, $^1/_4$ des Gesammtareals, mit 260,000 Einwohnern, $^1/_5$ der gesammten Einwohnerschaft der Provinz, umfaßt. Nach der Zählung von 1852 betrug die Zahl der Deutschen in der Provinz 467,800, die der Polen 839,500, die der Juden 74,300. Was die Letzteren betrifft, so haben dieselben während der nationalen Schilderhebungen der Polen in Posen durch ihr politisches Verhalten zur Genüge gezeigt, daß sie sich selbst als Deutsche betrachten; wir für unsere Person, nehmen wenigstens nicht Anstand, die Juden Posen's als einen keineswegs unwichtigen Träger germanischer Gesittung anzuerkennen.

Wie in Böhmen, Mähren und Ungarn, sind eben auch die Deutschen in Posen über die gesammte Provinz zerstreut; wie in Ungarn, so beherrschen auch die Deutschen in Posen den Handel und die Industrie der Städte. Während in den sieben Kreisen des Regierungsbezirkes Posen: Wreschen, Schroda, Pleschen, Schrimm, Kosten, Adelnau und Schildberg und in den Kreisen Mogilnow, Gnesen und Wongrowiec des Regierungsbezirkes Bromberg kaum $^2/_{15}$ der Bevölkerung Deutsche, $^1/_{15}$ Juden, der Rest Polen sind, bilden die Polen in den Kreisen Buk, Samter, Obornik, Krotoschin, Kröben und Inowrazlaw nur $^3/_5$, im Kreise Posen nur noch $^9/_{20}$, in den Kreisen Bromberg, Schubin und Wirsitz nur $^2/_5$ und in Chodziesen, Czarnikau, Birnbaum, Meseritz, Bomst und Fraustadt kaum $^1/_5$ der Bewohner.

Was die Provinz Preußen betrifft, so fallen der Regierungsbezirk Danzig und die Kreise Deutsch-Krone, Schlochau, Stuhm, Marienwerder und Rosenberg des Regierungsbezirks Marienwerder ganz, die Kreise Flatow, Conitz, Schwetz und Graudenz theilweise in die Sprachlinie. Im Regierungsbezirke Königsberg umfaßt die Sprachgränze die Kreise Mohrungen, Preußisch Holland, Braunsberg, Heiligenbeil, Königsberg, Fischhausen, Wehlau, Friedland und Gerdauen ganz, die Kreise Osterode, Heilsberg, Rössel, Rastenburg und Labiau nur theilweise; im Regierungsbezirke Gumbinnen liegt nur der Kreis Darkehmen ganz innerhalb der Sprachlinie, die außerdem noch größere oder geringere Theile der Kreise Angerburg, Goldapp, Gumbinnen und Insterburg umfaßt.

Das deutsche Sprachgebiet der Provinz Preußen mag daher ungefähr 630 □ Meilen, $^6/_{13}$ der gesammten Provinz, mit 1,464,800 Einwohnern, 55 % der Gesammtbevölkerung, enthalten; gestützt auf die Zählung von 1852 giebt man die Zahl der Deutschen in der Provinz Preußen auf 1,810,000 an. Tilsit und Memel sind deutsche Sprachinseln.

Die Größe des preußisch-deutschen Sprachgebietes berechnet sich, obigen Angaben gemäß, daher auf ungefähr 3955 □ M. mit 14,100,000 Einwohnern; Preußens deutsches Bundesgebiet hingegen beträgt nur 3389 □ Meilen mit 13,162,000 Einwohnern, während das gesammte preußische Staatsgebiet 5103,₅ □ Meilen mit, nach der Zählung von 1858, 17,739,913 Einwohnern umfaßt, von denen vielleicht 15,250,000 das Deutsche als Muttersprache sprechen.

Von der dänischen Monarchie gehören die beiden Herzogthümer Lauenburg — 19 □ Meilen mit 50,000 Einwohnern — und Holstein — 156 □ Meilen mit 523,800 Einwohnern — dem deutschen Bundesgebiete, dem Sprachgebiete indessen außerdem noch das südliche Schleswig — 60 □ Meilen mit 180,000 Einwohnern — an. Dänemarks deutsches Sprachgebiet umfaßt demgemäß 234 □ Meilen mit 754,000 Einwohnern.

Von England gehört dem deutschen Sprachgebiete die Insel Helgoland an, 3400 Einwohner auf einer halben □ Meile.

Das deutsche Sprachgebiet umfaßt daher 12,450 □ Meilen mit circa 49,500,000 Einwohnern; das deutsche Bundesgebiet hingegen nur 11,438 □ Meilen mit 46,000,000 Einwohnern.

Diese Zahlen, Ergebniß möglichst genauer Berechnung, weisen den Deutschen unter den Nationalitäten Europa's den ersten Platz an. Zwar haben das Spanische, das Portugiesische, Englische, Russische, selbst das Französische, wenn man anders Algerien dem französischen Sprachgebiete hinzurechnet, sich als Volkssprache über größere Räume verbreitet, als das Deutsche, allein keine andere Nationalität hat eine gleich starke, auf einem Raume kompakt zusammengedrängte Bevölkerung aufzuweisen. R. M.

Mannigfaltiges.

— Zur Orientirung über die verschiedenen Stein-Denkmäler. Wir theilen an einer anderen Stelle dieses Blattes den Aufruf des Berliner Central-Vereins zur Errichtung eines Denkmals für den großen deutschen Staatsmann, Freiherrn vom Stein, mit und bemerken, da sich über den Zusammenhang der verschiedenen in Deutschland bestehenden Comités für das Stein-Denkmal mancherlei Irrthümer verbreitet haben, Nachstehendes zur Aufklärung:

Der Central-Verein, dessen Aufruf wir publiziren, wurde bereits im April 1858 vollständig organisirt und hat seitdem auch an vielen Orten Deutschlands Lokal- und Zweig-Comités in's Leben gerufen. Am 29. Februar 1860 wurde dem Vorstande durch ein Schreiben des Fürsten von Hohenzollern mitgetheilt, daß Sr. Königl. Hoheit der Prinz-Regent von Preußen dem Central-Verein die landesherrliche Genehmigung ertheilt habe. Zwar ist darauf im März d. J. auch noch von einem andern, aus Mitgliedern des preußischen Herrenhauses gebildeten Verein, an dessen Spitze der Graf von Arnim-Boitzenburg steht, ein Aufruf zu gleichem Zwecke erlassen worden, doch befindet sich dieser Verein, wiewohl zu erwarten ist, daß er eben nur dasselbe Denkmal im Auge habe, welches dem großen Staatsmanne im Mittelpunkte des preußischen Staates errichtet werden soll, in keinem organischen Zusammenhange mit dem Central-Vereine. Neben diesen beiden, für das preußisch-deutsche Central-Denkmal bestehenden Vereinen, haben sich nun noch zwei Separat-Vereine für die Gründung von Lokal-Denkmälern gebildet: der eine in dem Orte Nassau, wo Stein das Licht der Welt erblickte, und der andere in Westfalen, in welcher Provinz der große Staatsmann seine erste, wie seine schließliche, bedeutendere Wirksamkeit als Beamter entfaltete. Heinrich von Gagern ist vorzugsweise bemüht, das erstgedachte Denkmal zu Stande zu bringen, während Friedrich Harkort an der Spitze des westfälischen Unternehmens steht, das die Errichtung einer sogenannten Ruhmeshalle auf dem Kaiserberge bei Herdecke bezweckt. Es können solche lokale Erinnerungszeichen immerhin neben dem großen, deutschen Central-Denkmale bestehen, welches Letztere jedoch am Angemessensten und Würdigsten im Mittelpunkte desjenigen deutschen Staates sich befinden wird, in und mit welchem Stein seine großen Ideen und Thaten für Preußen, wie für das ganze deutsche Vaterland, ausführte. Deshalb wird die Theilnahme deutscher Patrioten, die zugleich Freunde der von Stein geförderten, bürgerlichen Freiheit sind, hauptsächlich dem Central-Verein und den von diesem in's Leben gerufenen Lokal- und Zweig-Comités zuzuwenden sein.

— Theodor Fontane über die englischen Zeitungen. Die berüchtigte Macdonald-Affaire hat in Deutschland wieder einmal die Aufmerksamkeit auf die sonst wenig beachteten englischen Zeitungen gelenkt. Beinahe wäre es den beleidigenden Ausfällen, die sich einige dieser Zeitungen gegen das deutsche Volk erlaubten, gelungen, die Engländer in Deutschland ebenso verhaßt oder doch widerwärtig zu machen, wie sie es früher in Frankreich waren und zum Theil auch jetzt noch dort sind. Glücklicherweise haben gebildete Engländer sowohl durch die englische Presse (Star, Examinar u. A.), als in Deutschland selbst, dagegen protestirt, daß jene rohen Beschimpfungen des deutschen Volkes die wahre, öffentliche Meinung Englands ausdrückten. Gleichwohl ist mit dem allgemeinen Unwillen, den die englische Presse in Deutschland eben erregt hat, hier und da auch der Wunsch laut geworden, über die Beziehungen

derselben zu dem Volke sowohl, als zu der Regierung Englands Aufschlüsse zu erhalten. Solche Aufschlüsse finden sich nun in einem kürzlich erschienenen Buche,* dessen Verfasser, Herr Theodor Fontane, vier Jahre in England gelebt und sich dort fast ausschließlich dem Studium der Presse, sowie des Theaters und der Kunst, gewidmet hat. In dem Abschnitt über die periodische Presse, welcher mehr als den dritten Theil des Buches einnimmt, werden zunächst die zahlreichen Wochen- und Penny-Blätter besprochen, deren erst im Laufe der letzten zehn Jahre möglich gewordene Gründung eine förmliche Umgestaltung der Zeitungsverhältnisse Englands, sowie eine bedeutende Vermehrung der Zeitungsleser überhaupt, herbeigeführt hat. Es folgt sodann ein ausführlicher Bericht über alle bedeutenden Tagesblätter London's, die Herr Fontane sowohl nach ihren politischen Richtungen, als nach ihren finanziellen und sozialen Beziehungen, charakterisirt. Ein besonderes, und zwar das mit der meisten Sorgfalt ausgearbeitete Kapitel ist der Times gewidmet. Wir bekommen durch diese Schilderung einen Begriff, einerseits von der äußerlichen Großartigkeit und der kolossalen Wirksamkeit dieses Instituts und andererseits von dem ebenso kolossalen Humbug und dem gleißnerischen „cant“ der inneren Maschinerie desselben. Der eigentliche Chef-Redacteur der Times, der den ihm untergeordneten, populär schreibenden Federn, die niemals einen großen Fonds von Kenntnissen zu besitzen brauchen, oder ihn doch nie zeigen dürfen, die Leitartikel aufträgt, ist eine Celebrität, deren Name und Aufenthalt ein strenges Geheimniß bleibt. Ja, die Discretion und das Schweigen der Mitarbeiter wird von den Herausgebern des Blattes durch große Honorare und endlich sogar durch bedeutende Pensionen erkauft. Die ungeheuern Erfolge der Times wurzeln 1) in der Aufrechthaltung des Mysteriums, in welches sich die Redaction hüllt; 2) in der Vermeidung alles geschäftlichen Schlendrians; 3) in dem klugen Belauschen der öffentlichen Meinung, und 4) in dem Stil und der kernigen Art ihrer Leitartikel.

Bei dieser Gelegenheit wollen wir eine sehr treffende Bemerkung des Herrn Fontane über den vielgerühmten common sense (gesunden Menschenverstand) der englischen Zeitungen mittheilen: „Was man von dem gesunden Menschenverstand überhaupt gesagt hat, daß er nicht überall ausreicht und daß er nur dann vortrefflich ist, wenn er sich zu bescheiden weiß, das gilt besonders von dem englischen common sense. Ohne gleichzeitige Bildung des Herzens und Geistes, ist es mindestens mißlich, ihm zu großen Spielraum zu gönnen. Diese Bildung fehlt in England ungemein oft. Unkenntniß und Egoismus berauben den englischen common sense seiner natürlichen Fähigkeit. Der shopkeeper, sowie alle jene Leute, die etwa unseren kleineren Kaufleuten entsprechen, werden als Geschworene, oder bei Versammlungen, wo ihre Angelegenheiten besprochen werden, durchaus am Platze sein und durch etwas Schlagendes in ihrer Beweisführung überraschen. Wenn es aber gilt, irgend einen Vorgang draußen in der Welt vorurtheilsfrei und einfach-verständig zu kritisiren, so sind die Engländer im Allgemeinen unfähiger dazu, als irgend eine andere Nation. Sie bilden sich ein, mit common sense zu verfahren und merken nicht, daß er ihnen unter den Händen zu einer bloßen Mischung von Unkenntniß und beschränkter Selbstsucht geworden ist.“

Deutsches Stein-Denkmal.

Das Heldenbild des Ministers Freiherr vom Stein, sein unsterbliches Verdienst um Preußen, Deutschland und Europa, lebt in der dankbaren Erinnerung der Zeitgenossen und wird den Wechsel der Jahrhunderte überdauern. Gleich nach seinem Hinscheiden haben die Landstädte Westphalens in ihrem Friedenssaale zu Münster und König Ludwig von Bayern in der Walhalla bei Regensburg seine Marmorbüste aufgestellt; aber die Stätte, worauf ein des ganzen Vaterlandes würdiges Denkmal sich erheben sollte, findet sich noch leer. Bei Ablauf des ersten Jahrhunderts seit der Geburt des großen Mannes erwachte in vielen Gemüthern zugleich die Ueberzeugung, daß es dringende Pflicht sei, die alte Ehrenschuld abzutragen. Ein in Berlin auf dem vereinigten Landtage gebildeter engerer Verein, der aus Wetter in Westphalen einen ersten Aufruf zu freiwilligen Beiträgen erließ, erweiterte sich auf dem folgenden Landtage zu einem Central-Verein für die Leitung des Unternehmens. Dieser wählte einen geschäftsführenden Ausschuß und richtete an des Königs Majestät eine Adresse, welche des Prinzen von Preußen Königlicher Hoheit übergeben und mit den huldvollsten Bezeugungen der Anerkennung und Theilnahme entgegen genommen wurde.

Laut der uns seitdem eröffneten Allerhöchsten Bestimmungen haben des Prinz-Regenten Königliche Hoheit die großen Verdienste des Ministers Freiherrn vom Stein durch ein Denkmal zu ehren beschlossen, und zu den nächsten Kosten desselben mit Zustimmung der Landesvertretung eine Summe in das vorjährige Budget aufnehmen lassen, sodann aber auch mittelst Allerhöchsten Erlasses an das Königliche Staats-Ministerium vom 18. v. M. zu genehmigen geruhet, daß zu den Kosten dieses Denkmals freiwillige Beiträge von uns gesammelt und angenommen werden; das Standbild von Erz soll in Berlin in der Nähe der Denkmäler König Friedrich III. und der Helden des Befreiungskrieges seinen würdigen Platz finden.

Nachdem somit das Zustandekommen eines von König und Volk gemeinsam errichteten Denkmals gesichert ist, so wenden wir uns nunmehr im Namen des Vaterlandes an alle Bewohner des weiten Preußischen und Deutschen Landes zwischen dem Memelstrome und der Saar, den Alpen und dem Meer, und wer sonst über die Grenzen hinaus in der Fremde deutsche Treue und deutsche Liebe bewahrt hat, mit dem Aufrufe zur Theilnahme an dem gerechten Werke. Es gilt dem Manne, der nur Gottesfurcht, nicht Menschenfurcht kannte, dem Manne der Wahrheit, der Klarheit und der Kraft; dem Minister Friedrich Wilhelm's III., der, am Rande des Abgrunds, in der Entfesselung des Landmanns und der Städte, in der Veredlung der Verwaltung und des Heeres, in dem gehobenen Pflicht- und Werthgefühl eines selbstständigen Volkes, Preußen zum Kampfe „mit Gott für König und Vaterland“ bereiten half; der, in Acht und Bann unablässig auf Rettung des Vaterlandes sinnend, im Russischen Kriege einzig entschlossen dem Kaiser Alexander zur Seite stand, ihn Niemen und Weichsel zu überschreiten bestimmte, zu Preußens todesmuthiger Erhebung und dem Bündniß Europa's die Hand lieh, die Kräfte des befreiten Deutschlands aufbot, und auf dem letzten Zuge zur Befreiung Europa's, er fast der Einzige im Rathe kühn nach Paris hindrängte. Dem großen Staatsmann, der im Fürstensaale mit gleichem Ernste für die Völker, wie für die Kronen sprach, der in der festen Begründung der Preußischen Macht und eines einigen Deutschland das sicherste Bollwerk des Europäischen Friedens zeigte; dem Greise, der Recht und Freiheit zu erhalten auf ehrlich gemeinte und geübte Ordnungen in jedem deutschen Lande, auf Gemeindeverfassung, Land- und Reichsstände in Preußen hinwirkte und die Landtage Westphalens leitete, und der durch eine vollkommene Sammlung der Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit die Kenntniß und die Liebe des Vaterlandes erweitern und beleben wollte, ihm, der im Leben und Wandel untadlich, über Eigensucht und Hader der Staaten, Stände und Confessionen hinaus, mit ganzer Seele und ungetheilter Kraft dem ganzen Vaterlande gelebt, gelitten und gesiegt hat, dem großen deutschen Mann, ihm soll das Werk der höchsten Ehre gelten.

Möge das Denkmal als Wahrzeichen solcher Gesinnung gegründet, die folgenden Geschlechter noch in späten Jahrhunderten zu gleich reinem, thatkräftigen Leben mahnen und entzünden, und möge das Vaterland, wenn es dessen bedarf, Seines Gleichen sehen!

Die für das Denkmal bestimmten Beiträge werden durch Einsendung an die Schatzmeister des Vereins, Herren Geheimen Commerzienräthe C. G. Brüstlein und A. Mendelssohn hier erbeten; die Empfangsbescheinigung erfolgt am ersten jedes Monats durch die öffentlichen Blätter.

Berlin, den 12. März 1860.

Der Central-Verein zur Errichtung eines Denkmals für den Minister Freiherrn vom Stein.

v. Auerswald, Staats-Minister. v. Bethmann-Hollweg, Minister der geistlichen, Unterrichts- rc. Angelegenheiten. v. Bockum-Dolffs, Ober-Regierungs-Rath, Mitglied des Hauses der Abgeordneten. v. Brünneck, Ober-Burggraf, Mitglied des Herrenhauses. Brüstlein, Geheimer Commerzienrath, Schatzmeister. Degenkolb, Commerzienrath. Freiherr v. Diergardt, Geheimer Commerzienrath, Mitglied des Hauses der Abgeordneten. Graf Dohna-Finckenstein. v. Feller, Regierungsrath a. D. und Bürgermeister. Dr. Flottwell, Staats-Minister a. D. und Ober-Präsident. v. Gruner, Unter-Staatssecretair, Mitglied des Hauses der Abgeordneten, zweiter Schriftführer. Hasselbach, Ober-Regierungsrath und Ober-Bürgermeister, Mitglied des Herrenhauses. Hering, Ober-Bürgermeister, Mitglied des Herrenhauses. Kruse, Altermann, Mitglied des Hauses der Abgeordneten. Lenné, General-Garten-Director. Dr. Lette, Präsident, Mitglied des Hauses der Abgeordneten, erster Schriftführer. Mathis, Wirklicher Geheimer Ober-Regierungs-Rath, Mitglied des Hauses der Abgeordneten. A. Mendelssohn, Geheimer Commerzienrath, Schatzmeister. Molinari, Commerzienrath und Präsident der Handelskammer zu Breslau. Naumann, Geheimer Regierungsrath und Ober-Bürgermeister, Mitglied des Hauses der Abgeordneten. Freiherr Dr. v. Patow, Finanz-Minister, erster Vorsitzender. Dr. Pertz, Geheimer Regierungsrath und Ober-Bibliothekar, zweiter Vorsitzender. Pieschel, Rittergutsbesitzer, Mitglied des Hauses der Abgeordneten. G. Reimer, Buchhändler, Mitglied des Hauses der Abgeordneten. v. Saenger, Rittergutsbesitzer, Mitglied des Hauses der Abgeordneten. v. Saucken-Julienfelde, Gutsbesitzer, Mitglied des Hauses der Abgeordneten. Graf v. Schwerin-Putzar, Minister des Innern. Freiherr Georg v. Vincke, Landrath a. D., Mitglied des Hauses der Abgeordneten. Freiherr v. Vincke-Olbendorf, Oberstlieutenant a. D., Mitglied des Hauses der Abgeordneten. v. Wittgenstein, Regierungs-Präsident a. D. Graf York von Wartenburg, Mitglied des Herrenhauses.

J. C.

* „Aus England. Studien und Briefe über Londoner Theater, Kunst und Poesie.“ Von Th. Fontane. Stuttgart, Ebner & Seubert, 1860.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Bestellungen
übernimmt jedes Postamt des deutsch-österreichischen Postvereines, sowie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallstraße Nr. 21) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins" nicht direct correspondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commissionair, Herrn B. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

№ 50. Mittwoch, den 12. December 1860. 29. Jahrgang.

Inhalt:

England.

Literarische Thätigkeit der Deutschen in England.

Bucher. Borkheim. Kinkel. Ruge. Beta. Fontane.

Deutsche Journale in London.

Während die englische Literatur in Vorbereitungen zur bevorstehenden neuen Season-Periode arbeitet und nach Außen eine Art Ruhe bietet, kann man sich einmal Zeit nehmen, Bücher und Broschüren deutscher Schriftsteller in London anzusehen und die Aufmerksamkeit des Mutterlandes auf die literarische Thätigkeit ihrer englischen Kolonie hinzulenken. — Es ist hier Manches geschrieben und geredet worden (die ziemlich massenhafte Betheiligung der Deutschen in London an den Zeitungen und Journalen der Heimat ist hier ausgeschlossen), was sich sehen lassen und auf Beachtung Anspruch machen darf, da der Standpunkt auf einem fremden Boden, obgleich für das eigentliche literarische Schaffen ungünstig, doch auch wieder Vortheile bietet, die auf der vielfach umschränkten heimatlichen Scholle nicht zugänglich sind.

London mit seiner centralen Lage für den materiellen und ideellen Welthandel bietet dem Blicke, der Anschauung und dem Urtheile nicht nur in stofflicher, sondern auch in formeller Beziehung gar manches Neue, oder in der Heimat theils Uebersehene, theils Verborgene und Verpönte. Und wie man in bestimmten, nicht zu großen Entfernungen Bilder und sonstige Gegenstände besser in ihrer Totalität sehen und beurtheilen kann, finden sich hier auch über heimatliche Angelegenheiten bessere Gesichtspunkte, als in der Heimat selbst, so daß wenigstens für Beurtheilung großer Massen und Gruppen von Thatsachen und Ereignissen der Standpunt außerhalb günstiger ist, als der mitten in der Sache.

Ich habe dies nicht nur in dem ersten Vortrage Bucher's über deutsche Reichsgeschichte gefunden, sondern auch in einer hier geschriebenen Broschüre: „Napoleon III. und Preußen." Bucher hat die erste seiner auf acht festgesetzten Vorträge über deutsche Reichsgeschichte am 1. November in Camberwell Hall (im Süden von London, wo die meisten deutschen Kaufleute wohnen, dem früheren Auditorium Kinkels) vor einem zahlreichen und gespannt aufmerksamen Publikum begonnen. Ich bin einmal viele Jahre lang in Collegia gelaufen und habe Leo, Ranke, Gans u. s. w. mit vielem Eifer gehört, aber noch nie eine so meisterhafte Behandlung der Geschichte, als wie die Bucher's. Ein einziger und ernster Vortrag mag allerdings nicht hinreichen zu einem definitiven Urtheile, aber insofern er etwas Ganzes und durchaus Eigenes war, berechtigte er vollkommen dazu. Mögen die künftigen Vorlesungen ausfallen, wie sie wollen, diese beiden Stunden am ersten November bleiben ein Triumph deutscher Gelehrsamkeit und Publizistik, deutscher Kunst lebendigen Vortrags. An Gründlichkeit wird Bucher dem gelehrtesten Professor der Geschichte nichts nachgeben, aber durch seine Jahre lange Thätigkeit in der und für die Tagesliteratur, durch seine politischen Erlebnisse und Schicksale, durch seine seit zehn Jahren tägliche Vermittelung englischer und deutscher Tagesereignisse und die ihm eigenthümliche kritische Kaltblütigkeit und Feinheit lebte und arbeitete er sich gewissermaßen in Vorzüge vor dem besten, offiziellen Professor hinein, die letzterem unzugänglich sind und bleiben. Mitten im geographisch aufgerollten Staate Karl's des Großen und bei Eröffnung seines — unvollstreckt gebliebenen — Testaments giebt er der „parfümirten Lüge" des jetzigen Kaiserstaats, der in Ermangelung jeder sittlichen und historischen Grundlage nicht nur mit „natürlichen Gränzen," sondern auch mit dieser ersten deutschen Schöpfung eines deutschen Heros — dem Staate Karl's des Großen — Taschenspielerei treibt, so gründliche Fußtritte, wie sie ein Paar Schock geharnischter Zeitungsartikel eben so wenig zusammenbringen, wie der patriotische Professor im Universitäts-Auditorium. Und dies geschah ganz beiläufig, gleichsam „bei Seite" gesprochen und zwar mit der sehr dünnen Stimme, die ihm zu Gebote steht.

Bucher widmete fast alle beide Stunden, die sein erster Vortrag einnahm, der Charakteristik aller der verschiedenen Arten von Geschichtsauffassung, die vom ältesten Chronisten bis zu Buckle praktizirt, oder theoretisch gefordert wurden. Die Chronik stellt die Ereignisse naiv neben einander, vollkommen damit zufrieden, zu sagen, daß sie geschehen sind. Just dadurch werden sie oft zu besten historischen Quellen und tausend Mal interessanter, als die Thierquälerei auf Gymnasien und bei Examina, wo man alle Schlachten und Regierungszeiten von Königen und Kaisern aller Zeiten und Zonen grimmig abfragt und die geschichtlichen Perioden von einer Schlacht oder einer „Thronbesteigung" zur andern ausdehnt. Diesem Kanibalismus der Geschichte trat schon Leibniz in seiner Theodicee entgegen, dann Lessing, mit besonderem Genie und Material aber Herder, der seine „Ideen" mit der Stellung unserer Erde zur Sonne begann, um die Menschheit in ihrer Entwickelung aus kosmischen, geographischen und sittlichen Elementen als Ganzes und Großes zu enthüllen. Auch Hegel „zog" die ganze Menschheit auf Begriffe und sich aus einander entwickelnde Ideen, so daß sie in einen dialektischen, organischen Zusammenhang und zur „Entwickelung im Bewußtsein der Freiheit" kam. Aber ganze Völker und Zeiten zu einer philosophischen Abstraction abzudestilliren, so daß China als „Unmittelbarkeit," Aegypten als „dumpfes Bewußtsein," Griechenland als „schöne Individualität" aus der bunten Masse der Wirklichkeit abgemagert herausdörrt — diese Behandlung der Geschichte wurde bald lächerlich, und der gespenstische Carlyle brachte wieder Fleisch und Blut in die Zeiten der Verstorbenen, aber blos der ein=

zelnen Helden, von denen allein die Geschichte ausgegangen, producirt sein sollte, während er die großen Massen, die Arme und Beine, das wirkliche arbeitende Heer der Geschichte als Kehricht oder dumme Schafe der Hirten unbeachtet ließ. Unbegreiflicher Weise ließ Bucher die neuen Helden deutscher Geschichtsschreibung, Duncker, Mommsen ꝛc. ganz unerwähnt, und ging gleich zu dem neuesten Revolutionair der Historiographie über.

Buckle ist der Materialist der Historiographie, der die Geschicke der Menschheit von Materie und Magen abhängig macht, und den freien Willen der Einzelnen eben so sehr in Abrede stellt, wie die Freiheit in der Weltgeschichte. Was Herder und die neuesten Geschichtsschreiber Deutschlands Naturnothwendiges, Klimatisches und Geographisches in der Geschichte entdeckt und geltend gemacht haben, Buckle treibt es in moderner Manier des Materialismus in's Extreme und setzt Magen und Materie nicht nur über Kaiser und Könige, sondern auch über die Macht des Genius, über sittliche Mächte und Ideen, die oft genug in der Geschichte der verschiedensten Völker ihre göttliche oder auch satanische Allmacht über Essen und Trinken und sonstige Naturmächte bewiesen haben. Bucher stellt diesen materialisten Buckle jedenfalls zu hoch, wiewohl er seine Schilderung der verschiedenen Arten, Geschichte zu schreiben, damit schloß, daß jeder der erwähnten Geschichts-Philosophen Unrecht, d. h. nur einen Theil des Wesens aller Geschichte aufgefaßt habe und in der Combination aller dieser verschiedenen Einseitigkeiten erst etwas Ganzes und Richtiges für Auffassung und Schilderung der Geschicke und Entwickelungen des menschlichen Geschlechts gewonnen werden könne.

Das eigentliche Thema der ersten Vorlesung, nach dem Programm: „die Stämme," berührte er zuletzt nur sehr kurz und ging gleich auf geographische und publizistische Darstellung des Staates Karl's des Großen über, der ersten großen, deutschen, politischen Schöpfung. Ich werde später eine Uebersicht der Bucher'schen Vorträge geben, da sie jedenfalls etwas Eigenes, Durchdachtes und Selbstständiges in Schilderung der Geschichte Deutschlands geltend machen und somit interessant sein und bleiben werden.

Nach diesem Stückchen lebendiger deutscher Literatur in London, erwähne ich ein publizistisches Druckstück von einem hiesigen deutschen Flüchtlinge und Kaufmann, Herrn Borkheim, aus Schlesien. Es ist eine etwas verspätete, aber für unsern Zweck sehr beachtenswerthe, scharfe Abtrumpfung der About'schen Broschüre über Preußen, die zuerst unter dem Titel „Napoleon III. und Preußen" erschien, kurz vor der Abreise Napoleon's nach Baden, aber in „Preußen im Jahre 1860" verwandelt ward. Borkheim's Entgegnung führt den Titel: „Napoleon III. und Preußen." Antwort eines deutschen Flüchtlings auf „Preußen im J. 1860," von Edmond About (London: A. Petsch und Co.). Das About'sche Machwerk scheint der Mühe und der Kosten, die sich der Verf. machte, nicht werth zu sein: er schickte sie erst an Dutzende von Handlungen und Berliner Buchhändlern mit der Bitte, sie auf seine Kosten zu verlegen, ward aber überall mit Entschuldigungen verschiedener Art abschläglich beschieden, so daß er sie endlich nach Monate langen vergeblichen Bemühungen auf seine Kosten in London drucken ließ, und zwar splendider, als jemals Broschüren in Deutschland ausgestattet werden. Der Verfasser glaubte das Machwerk des französischen Literatur-Zuaven deshalb nicht mit Stillschweigen übergehen zu dürfen, weil es dem Bonapartismus als Waffe gegen Deutschland dienen sollte. Aber als Waffe hat es auch keinen Werth mehr. Uns interessirt jetzt diese Entgegnung besonders als Kundgebung eines scharfsichtigen, selbständigen Deutschen im Auslande, der zwar einmal zur Marx'schen „Schwefelbande" gehörte, aber seit ziemlich einem Jahrzehnte sich gewöhnt hat, in allen politischen Fragen und sonstigen Tagesangelegenheiten keck und kühn auf eigenen Beinen mit eigenem Kopfe aufzutreten und immer dafür zu sorgen, daß er hübsch g'rade sitzen bleibe, wenn auch andere ihn verlieren, oder als Heerde blindlings ihrem Leithammel nachblöken.

Herr Borkheim trumpft jeden der zwanzig Sätze About's einzeln ab. Deutschland hat dies bereits vielfach in anderer Weise gethan und den Zuaven vergessen, aber was die Broschüre in Beziehung auf die gegenwärtigen, noch bleibenden Verhältnisse des 32, 42 und 70 millionenstarken Deutschlands oft Schlagendes und Treffendes sagt und in Deutschland selbst nicht gesagt, vielleicht ganz übersehen ward — das verdient die Beachtung Aller, die in ihren Einheitsbestrebungen mit rathen und helfen wollen. Wir unterlassen's, Auszüge zu geben und bemerken nur noch, daß der Verfasser mit Schärfe des Urtheils große Sachkenntniß und Kürze, sehr viel Milde und ehrlichen, einheitlichen Patriotismus verbindet. Das ist schon etwas werth nach zwölfjährigem Exil —

„O Heimat, die stets Bürger ehren,
Du Wunder gabst und Ketten schufst.
Wir werden Nichts von dir begehren,
Bis selbst du unsere Stärke rufst
Und doch, ob du uns rauh vertrieben
Aus deinem lebenswarmen Schoß;
Wir werden ewig, ewig lieben
Dich, deutsche Mutter, schön und groß."

Ja, auch Kinkel, der im „Nimrod" diese Worte rief, ist nach zwölfjährigem Exil und arger Mißhandlung wahrer Patriot geblieben. Wir wollen hier seinen 1856 auf den sonnigen Höhen hinter Hastings gedichteten und im Jahre darauf in Hannover erschienenen „Nimrod" eben nur als literarisch-deutsche Schöpfung des Auslandes mit anführen, ohne uns auf eine spezielle Würdigung dieser in der dramatischen Literatur eigenen Schöpfung einzulassen. Dazu würde viel Raum und mehr Abgeschlossenheit des Urtheils gehören, als ich besitze. Das Trauerspiel ist ein perlendes Fließen der herrlichsten Dichtersprache und zwar durchweg in Reimen. So eine demokratische Dichtung existirt nicht zum zweiten Male. Schauspieler und Bühnenkenner hassen den Reim. Fast Niemand erkennt ihm im großen, historischen Drama Bürgerrecht zu. Man verweist ihn in's Weiche, in's Lyrische, in das Gefühlsleben. Darf Nimrod, der Gewaltige auf Erden, der Schöpfer des Königthums, in Reimen sprechen? Warum nicht eben so gut, wie Faust? Ja, aber Faust ist ein metaphysisch-philosophisch-kosmisches und was weiß ich sonst noch für ein Gedicht, kein historisches Drama. Nimrod oder „die Entstehung des Königthums" ist ein verhülltes Lehrgedicht, blos in einem historischen, dramatischen Gewande. — Aber auch solche Gründe für den Reim lassen die bühnenpraktischen Herren nicht gelten. Daß der Reim sich durch alle fünf Akte Zeile für Zeile mit wunderbarer Ungezwungenheit und Flüssigkeit hindurch bewegt und den dichterischen Klang und Sang der Sprache erhöht, diese Legitimation durch sich selbst müßte man unter allen Umständen anerkennen, wenn nur die Bühnen nicht darauf beharrten, die Dichtung deshalb als unpraktisch für Darstellung zu verwerfen. Ich lasse die Frage offen, wie das Urtheil über das Werk überhaupt, und mache nur noch darauf aufmerksam, daß der Dichter, den man unter die Republikaner zählt, darin das herrlichste Zeugniß für seine edle Dichternatur auf ewig niedergelegt, daß er die Entstehung des Königthums ohne einen einzigen Tropfen Bitterkeit in stolzester, heroischster Weise tragisch vor unsern Augen sich durchsetzen und vollbringen läßt. Wie Wenige würden hier unter ähnlichen Verhältnissen der Versuchung widerstanden haben, giftig und grell gegen Absolutismus, Despotismus und Tyrannei loszuwettern! Kinkel stellt den Begründer des Absolutismus in ebenbürtiger Größe gegen die durch ihn zum Selbstmord getriebene Jungfrau der Freiheits-Idee, die feurige und kühne Ada. Beide handeln, leben und sterben heroisch.

Dieselbe Enthaltsamkeit bewährte Kinkel während seiner halbjährigen, publizistischen Thätigkeit als Begründer und Redacteur des „Hermann." Das deutsche Einheits-Pathos war den Meisten noch etwas so Fremdes, als er mit diesem Titel seines deutschen Wochenblattes in London auftrat, daß sie den Sinn des Wortes kaum begriffen, oder wenigstens für unpassend hielten. Er aber wollte mit dem Blatte den deutschen Einheitsbestrebungen das erste, unabhängige Organ bieten, und erwartete nicht nur von den Deutschen in London, sondern auch den Deutschen in Deutschland gehörige Betheiligung. Die Deutschen der Heimat bestellten ein Paar Dutzend Exemplare (größtentheils Redactionen — sehr wenig Privatleute), und in London blieb es bei etwa tausend Exemplaren. Dabei fanden die Leser immer etwas zu mäkeln; den Kaufleuten und sonstigen Liberalen waren viele Artikel zu freisinnig, ja republikanisch; die Republikaner rümpften die Nase über den vornehmen, aristokratischen Constitutionalismus, und während die Kauf- und Geldleute den Redacteur und das Blatt demokratischer Sympathien mit den „Arbeitern" beschuldigten, raisonnirten die Arbeiter über den Aristokraten, der sich mitleidslos über ihnen halte und den Reichen und Fürsten nach dem Munde rede. Die Demokraten von Profession, die eigentlichen Stammhalter der Partei, wütheten, daß er das Blatt angefangen, ohne sie vorher um Rath zu fragen und um Unterstützung zu bitten. Selbst Mitarbeiter, wie Bucher, gingen plötzlich ab, ohne besondere Gründe anzugeben. Letzterem wurde das Blatt wohl öfter zu demokratisch, während Karl Blind wegen Mangel an Republikanismus seine Artikel einstellte. Den vermittelnden Standpunkt wollte Niemand dulden. Keiner war der Resignation fähig, etwas persönliche Liebhaberei zu opfern, um ein deutsches Organ in London gedeihen zu lassen, um im Interesse deutscher Einheit im „vermittelnden Sprechsaale" neben sich auch Andere zu hören.

Die Krone aller Bosheit gegen den Kinkel'schen „Hermann" trug „das Volk," ein Gegenwochenblatt der Marx'schen Partei, dessen zwanzig Nummern blos mit der pöbelhaftesten und lügnerischsten Verhöhnung des

„Hermann" und persönlichen Verunglimpfung des bürgerlich und persönlich unantastbaren Redacteurs ausgefüllt waren. Wie oft wurde ihm gesagt, daß diese von einem in Sinnlichkeit, Pfandscheine und Schulden Versunkenen ausgehenden Thersites-Schimpfereien nicht als feindliche Stimmen gelten, überhaupt gar nicht beachtet werden dürften! Die empfindliche, edle Dichternatur Kinkel's war und blieb empört über solche öffentliche, maßlose Bosheit. Und da er außerdem von Freunden und Feinden die Erfahrung gesammelt, die Gellert schon in der Fabel vom Esel, dem Vater und seinem Jungen anschaulich gemacht hatte, da er überhäuft mit undankbaren Arbeiten und Ausgaben seinem schönen Berufe als Lehrer abziehen mußte, was er nachgerade als weggeworfenes Kapital betrachtete, gab er plötzlich nach dem ersten Halbjahre den „Hermann" auf und überließ ihn einem bisherigen Mitarbeiter, E. Juch, der das Blatt seitdem mit heroischen Arbeiten und Opfern fast allein aus eigener Energie zu halten wußte, freilich ohne bisjetzt entsprechende Früchte solcher Aufopferung ärndten zu können. Eine „Deutsche Londoner Zeitung," und „das Volk" waren längst untergegangen, ehe Kinkel seinen „Hermann" aufgab. Neuerdings hat ein Buchdruckergehülfe zwei Nummern eines „Boten aus London," als typographisches Kuriosum (oft mit mehr Druckfehlern in einem Worte, als Buchstaben, und ohne irgend erhebliche Rücksicht auf Syntax und Grammatik), vom Stapel laufen lassen. Das Meiste war Feuilleton: Abdruck einer deutschen Uebersetzung des W. Scott'schen „Kenilworth." Bisjetzt sind viele „Blätter" in London versucht worden, keins mit Talent und Erfolg, mit einziger Ausnahme des „Hermann," der mit Ehren seit zwei Jahren die fabelhaftesten Schwierigkeiten überwand.

Das Londoner deutsche Publikum besteht aus dem seltsamsten Sammelsurium von flüchtigen, unstäten oder Deutschland entfremdeten Bruchstücken aller Winkel, Stände, Berufe und Parteien Deutschlands, denen es nicht so leicht Jemand recht machen kann, am wenigsten literarisch. Sie zeichnen sich hauptsächlich dadurch aus, daß sie aufeinander „giftig" sind und sich in kleinen Vereinen, Kliken und Kneipen gegenseitig abstoßen. Die Vereinigung und Erhebung durch die Schillerfeier ist spurlos verschwunden, und Niemand hat von dem „Finanz-Comité" erfahren, was aus den für eine Schiller-Anstalt bestimmt gewesenen Mitteln geworden sein mag.

Doch keine Abschweifungen! Als deutsche Literatur in London liegt mir noch eine große Menge von politischen Broschüren vor, größtentheils von Karl Blind geschrieben. Da sie den Zweck haben, im radikalen Sinne Propaganda zu machen, können sie hier nicht im Detail betrachtet werden.

Als publizistisches Erzeugniß dürfte Bucher's „Parlamentarismus, wie er ist," nicht übergangen werden. Das Buch ist seiner Zeit in Deutschland vielfach beurtheilt worden, so daß wir darauf verweisen könnten. Hier aber verdient das Werk ein Wort der Anerkennung wegen seines bleibenden Werthes, der darin besteht, den Deutschen zum ersten Male, wenn auch in der reservirten, vorsichtigen Weise des Verfassers gesagt zu haben, worin der eigentliche Verfall und die Lüge der liberalen Institutionen und der parlamentarischen Größen Englands bestehe. Als das Buch erschien, gab es noch zu viel Kölnischen Zeitungs-Blödsinn in den Ansichten über England, als daß man den Thatsachen und der bedeutenden Masse von belehrender Substanz in der Bucher'schen Schrift hätte Gerechtigkeit angedeihen lassen können. Die seit zehn Jahren täglich fallenden Regentropfen der Bucher'schen und Anderer Korrespondenzen in deutschen Blättern und die theilweise zum Vorschein gekommenen, in Deutschland fühlbar gewordenen Konsequenzen der „liberalen" Politik Englands haben nun wohl endlich ein besseres Verständniß dieses „Parlamentarismus, wie er ist," ermöglicht. Wer das Buch vor fünf Jahren gelesen, nehme es jetzt wieder vor, er wird jetzt Vieles verstehen.

Ueberhaupt ist das publizistische und literarische Import-Geschäft hiesiger deutscher Literaten nach Deutschland nicht über die Achsel anzusehen. Obgleich die meisten Zeitungen und Journale Deutschlands sich ihre englischen Artikel selbst besorgen und sich im Uebrigen mit der Schlesinger'schen lithographischen Korrespondenz begnügen, die, wie die Deutschen in Deutschland selbst, nur Excerpte aus den englischen Zeitungen liefert, ist doch Originalwaare von Ort und Stelle um so werthvoller, als man aus den Leitartikeln und Berichten der englischen Zeitungen selten Wahrheit und unverfälschte Thatsachen excerpiren kann. Jede Zeitung ist parteigefärbt und die Times, deren Urtheile alle Tage in deutschen Zeitungen als höchst wichtig floriren, ist die unverschämteste und gleißnerischste von allen. Was nicht in ihren Kram paßt, wird total entstellt, oder ganz unterdrückt. In der „Bummelei"-Angelegenheit Macdonald's verweigerte sie jeder ehrlichen Darstellung des Sachverhältnisses, jeder Correktur ihrer absichtlichen Fälschungen die Aufnahme. Als politische, deutsche Original-Korrespondenz steht Bucher's zehnjährige Thätigkeit obenan. Jahre lang rümpften sie die Nase über die von ihm täglich combinirten und von ihm mit dem eigenen, trockenen, humoristischen Anstrich gemeldeten Thatsachen; sie verlangten Idealismen über die englische Freiheit, Ehrfurcht vor dem Wächter und Gärtner konstitutioneller Freiheit, dem diplomatischen Cagliostro und Busenfreunde Napoleon's, Palmerston; sie wollten England als Muster für die zukünftige deutsche Freiheit geschildert und empfohlen lesen. Endlich hat Bucher Etwas durchgesetzt, wie es scheint. Ich selbst kann mich in dieser Sphäre nicht übergehen. Offener und ungenirter, als der vorsichtige Bucher, habe ich seit zehn Jahren in den verschiedensten Formen und Organen englisches Wesen und Unwesen in Politik, Literatur, Künsten und Wissenschaften beleuchtet, und in dem weiten Bereiche der Stoffe und Materialien, die ich von London aus nach Deutschland und bis an den Amur exportire, hab' ich wohl kaum einen Concurrenten; ich verschickte eine Geschichte Englands der letzten zehn Jahre, einen „Palmerston," vor welchem sich „Unsere Zeit" expreß verwahrte, indem sie ihn aufnahm, obgleich er nur aus Thatsachen besteht, literarische Detail-, Monats- und Jahresberichte, Erfindungen und Entdeckungen, Londoner Verkehr, englisches Leben, neue Pflanzen und Thiere, Wunder des Marine-Aquariums, Mumien-Erbsen, Novellen und Erzählungen aus dem englischen Leben, naturwissenschaftliche Details, worin die Engländer sich auszeichnen, touristische Neuigkeiten, in selbständigen Bänden einen „Franklin," den illustrirten Krystall-Palast und den Weber'schen illustrirten London-Führer. In den beiden letzteren Büchern steckt ungeheuer viel Material-Arbeit, Studium und Beobachtung. Das weiß Niemand besser, wie ich, weshalb ich auch das erste Recht habe, es zu sagen. Das physiologische Element im illustrirten London-Führer ist so sehr mein eigenes Werk, daß ich's könnte patentiren lassen. Ich mußte die Labyrinthe Londons Jahre lang in allen Richtungen und Beleuchtungen durchwandern und studiren, um endlich eine Physiologie im Baue und Laufe, in der Struktur und dem Charakter der Straßen, Stadttheile und Häuser herauszufinden. In der Topographie ist dies ein neues Element, wofür mir die Welt eine Bürgerkrone schuldig bleiben wird. Ich verlange sie nicht; als „Tagesschriftsteller" muß man froh sein, so nun über zwanzig Jahre gedient und nie Prügel gekriegt zu haben. Hätten mich freilich die Nürnberger, die vor einigen Jahren expreß vor mir warnten, damals persönlich erwischen können, wer weiß, ob sie nicht ihren Enthusiasmus für englische „Bummelei" und Diplomatie durch Real-Injurien gegen mich zu bekunden gesucht haben würden. Summa Summarum find' ich die Einrichtung der Natur, daß die Nürnberger Keinen hängen, sie hätten ihn denn zuvor, sehr schön. Eine Folge davon ist, daß man nicht eingesteckt, geprügelt, oder sonst gemaßregelt wird, wenn man nicht persönlich aufgetrieben werden kann.

Noch bleibt mir ein Wort über Arnold Ruge übrig, das Beste zum Schluß. Ruge ist Repräsentant und Lehrer deutscher Literatur und Bildung in dem Winter-Palaste der englischen Aristokratie, der aus einer ganzen Stadt besteht: Brighton. Wollt' ich darauf eingehen, was die Deutschen in England als Lehrer, Gelehrte, Künstler und Producenten der Kultur überhaupt wirken und schaffen, müßt' ich ein sehr umfangreiches Buch schreiben. Hier nur so viel, daß Deutschland Ursache hat, dankbar und stolz zu sein, daß seine Wissenschaft, Kunst und Gelehrsamkeit in England von Männern wie Ruge, Kinkel, Pauer, Benedikt, Schachner, Hofmann (Professor und Director der Universität für Chemie in London) und Tausenden tüchtiger Maler, Künstler, Musik- und Sprachlehrer vertreten und verbreitet wird." Doch nichts davon an dieser Stelle! Hier wollte ich nur noch des kleinen, aber grandiosen Meisterwerks von Ruge über Schiller erwähnen. Er schrieb es zur Feier des ewigen zehnten Novembers voriges Jahr für Amerika, wo es zur Feier des Tages in St. Louis, von H. Börnstein, im ganzen Umfange vorgelesen ward. Es erschien in St. Louis, bei G. Scharmann, unter dem Titel: „Friedrich Schiller's Leben, der Charakter seiner Schriften und seines Strebens." In beispielloser Schärfe, Kürze, Klarheit und Wärme, tritt aus diesen Worten das innerste Wesen der Größe und des Genius Schiller's jedem Verständniß kräftig und bleibend in die Seele.

Nur einige Stellen. — Die deutschen Realisten stritten sich um die Schande des Feldzuges gegen den Idealismus und Schiller. „Diese Realisten sind in der Poesie, was die Materialisten in der Prosa, die Theoretiker der Reaction; der Mensch ohne Ideal, der nur die gemeine Wahrheit der Dinge kopirt und der Mensch ohne Geist, der das höchste Vieh ist und nur wie das Thier der Naturnothwendigkeit folgt, der Mensch ohne Willen und Freiheit — das sind wirklich die elenden Subjekte, welche diese zehn Jahre der Reaction ausgefüllt haben.

Noch stinkt ganz Europa von dem Leichenzug der Völker, und die ärgste Pest scheint erst noch ausbrechen zu wollen. Heilen kann diese Versunkenheit nur der siegreiche *Idealismus*, in welchem der europäische Mensch seinen Glauben an sich, seinen Willen und seine Freiheit durch sein Betragen beweist, welches dann junge Denker und Dichter zu verewigen haben.

„Schiller that dies in seiner Zeit. *Die Welt* ist geschaffen worden, die er im Geiste als Embryo trug; er gehörte den Zeiten von 1789 an und die Zeit von 1813 gehörte ihm. So ist er mit der Geschichte zu einer Riesengestalt gewachsen; denn sie beweist uns die Wahrheit und die Macht seiner Idee und seines Glaubens an sie. Wahrheit und Schönheit sollen die Menschen anziehen und regieren. Schiller zeigte, wie man das bewirken muß. Er veredelte den Geist seiner Nation. Vor ihm hat es Keiner zu denken gewagt und Keiner hat es empfunden, daß in der Schönheit das Unendliche, das Absolute verwirklicht ist, daß seine Anschauung die höchste Befreiung und Befriedigung ist. — Er war der erste Dichter, der auf der deutschen Bühne dem Geburtsadel den Seelenadel und sittliche Selbstachtung entgegensetzte." — „Durch Schiller wurde das ganze Volk zu einer lebendigen Theilnahme für Philosophie und Idealismus aufgeregt, wovon es früher, versunken in die Bedürfnisse des gemeinen Daseins und der materiellen Interessen keinen Begriff hatte. Dies ist ausgemacht, und eben so ausgemacht ist es, daß dieser Geist mächtig dazu beitrug, die Ketten Bonapartes und seiner Schergen abzuschütteln." (Die jetzige Furcht vor dem Schatten und der Karikatur dieses Bonaparte liegt an der Schillerlosigkeit Deutschlands.)

Es folgt eine herrliche Charakteristik der Schiller'schen Poesie, des Feierlichen durch eigenthümliche Inversion, durch die Form des tragischen Kothurn's, der Lokalfarbe (Wallenstein, Tell), Motivirung der Fabel und und der Charaktere, meisterhafte Wahl der Stoffe. „Gründung der Eidgenossenschaft, Gründung der niederländischen Republik, Gründung eines neuen politischen Systems in Europa (dreißigjähriger Krieg), der Religionsfreiheit im außerösterreichischen Deutschland und der Auflösung des deutschen Reichs. Schiller verknüpfte durch die Wahl dieser Stoffe sein Talent und seine Arbeit mit den mächtigsten Epochen unserer Geschichte, mit unsern größten Triumphen und mit unsern unheilvollsten Leiden. Jedes Blatt seines Tell, jede Zeile seines Aufstandes der Niederlande und seines dreißigjährigen Krieges zeigt uns, was wir richtig ausgeführt, wo wir unsere Irrthümer zu verbessern haben, was die Absichten unserer ärgsten Feinde waren und noch sind, und durch welche Mittel ein Volk sich seinen Dränger mit Erfolg erwehren kann. Schiller lehnte den Namen eines Politikers und die Absicht, politisch zu wirken, ab. Demnach hat er mehr als irgend ein anderer Schriftsteller für die politische Wiedergeburt Deutschlands gethan. Und wenn nur die Herren Praktiker seine Politik, namentlich seine Beurtheilung des Werthes der vom Reiche abgetrennten Theile, als der Niederlande und der Schweiz, beherzigen wollten, so würde ihnen der Werth einer gänzlichen Trennung des nichtösterreichischen Deutschlands von Oesterreich einleuchten. Oesterreich macht unsere Eidgenossenschaft so gut unmöglich, als die der Schweizer, so lange die Verbindung bestand."

„Nur im Laufe der Jahrhunderte unterwirft eine große Idee die Welt. Gegen nichts sträubt sich die Menschheit hartnäckiger, als gegen Ersteigung einer neuen Stufe in ihrer eigenen Selbstschätzung. Ihre Bescheidenheit wird zur Wuth, ihre Niederträchtigkeit wird ihr zum Dogma, wenn es gilt, ihr neue Ehren und Vorzüge zu geben; der Weltverbesserer, und sollte er auch nur die Kartoffeln einführen, oder den Dampfwagen bauen wollen, erhält immer die Antwort: Wir glauben nicht an deine Wohlthat und nicht an unsere Fähigkeit, sie zu genießen. Darum braucht die Entwickelung Jahrhunderte zur Durchsetzung einer Idee, wie derjenigen der Reformation und vollends wie der Idee der Freiheit aller Staatsbürger, der Herrschaft des Gedankens, des Gesetzes und der unbehinderten Erörterung."

„Homer und Hesiod schufen den Griechen ihre Götter; Schiller hat die Ideale der deutschen Nation geschaffen und den Volksgeist im Sinne unseres großen und humanen Jahrhunderts umgebildet. Und was die Uebrigen vor ihm und nach ihm und neben ihm gethan, gewinnt erst in *seinem Lichte* die absolute Bedeutung, wenn es ein vollendetes Werk eines freien philosophisch gebildeten Mannes ist. Der ganze Kehricht des rohen Naturwuchses und die Romantik hat keinen Werth und keine Zukunft. Was wollen die Feinde Apoll's und der Musen auf dem Parnaß? Schiller's Name hingegen und Schiller's Werke, die dichterischen und die philosophischen, werden nicht untergehen. Sie sind gerettet in dem Herzen aller Derer, die fähig sind, die höchsten Güter der Menschheit zu schätzen und zu lieben — die bürgerliche Freiheit, die freie Gedankenwelt des freiesten Volkes der Erde und die höchste Form der Kunst, welche die Menschheit bisjetzt erreicht hat."

Freilich das ist nur eine „Anthologie" ohne die straffe, dialektische Verbindung, in welcher der markigste Hegelianer unsern Schiller in seiner Glorie vor uns aufrollt. Daß derselbe *Ruge*, wie ich höre, den *Buckle* übersetzte, scheint im Widerspruche mit seinem philosophischen Idealismus zu stehen. Doch wird sich's erklären lassen, wenn wir den Engländer näher untersuchen.*

Noch bleiben mir einige in London entstandene Werke übrig: „Jenseits der Tweed," das Balladenbuch und ein drittes Werk von *Theodor Fontane*. Aber ich habe bisjetzt blos Erinnerungen an den Verfasser aus der Zeit, als er die Stoffe hier zusammentrug und anlegte. Von den erschienenen Werken hab' ich noch nichts gesehen.** Im Ganzen können wir auch vorläufig mit der hier gegebenen Revue deutscher Literatur in England schließen und zufrieden sein.

Deutschland und das Ausland.

Das deutsche Sprachgebiet.

III.

Fremde unter Deutschen und Deutsche unter Fremden.

Unter den 49,500,000 Bewohnern des deutschen Sprachgebietes fehlt es indessen auch nicht an vereinzelten slavischen Elementen und zwar nicht nur an den Gränzgebieten. In der sächsischen und preußischen Lausitz wohnen noch 100,000 Wenden, in den Kreisen Bütow und Lauenburg des Regierungsbezirks Köslin 4000 Cassuben, im Regierungsbezirk Danzig noch 54,000 Polen; allein diese vereinzelten Trümmer des ehemaligen Slavenreiches vermögen, überall von einer deutschen Bevölkerung umringt, ihre Nationalität ebenso wenig zu behaupten, als die überall von Romanen umgebenen Deutschen der Sierra Morena, des Splügen, der sieben vicentinischen und dreizehn veronesischen Gemeinden die ihrige.

Ueberhaupt müssen wir uns gegen den Verdacht verwehren, als wollten wir dem deutschen Nationalvereine die deutsche Sprachgränze als politische Reichsgränze vorzeichnen. Wenn auch die Sprache das *festeste* Band der Völker, die Sprachgränze die sicherste Gränzscheide derselben bildet, so hat doch, neben derselben, auch die Naturgränze ihren Werth, und namentlich darf sich kein Volk, wenn es anders lebensfähig bleiben will, vom Meere ausschließen lassen. Daher that Oesterreich sehr wohl daran, einen Theil des Küstenlandes dem deutschen Bundesgebiete zuzutheilen und so Deutschland wenigstens einige Häfen am Adriatischen Meere zu sichern.

Was die Individualität für den Einzelnen, das ist die Nationalität für ein Volk, und wie jeder Einzelne unzweifelhaft das Recht auf eine selbständige Entwickelung hat, so hat auch jedes Volk das Recht, sich in der ihm eigenthümlichen Weise auszuleben. Da indessen zwei nicht nur in kompakter Masse neben, sondern gemischt unter einander wohnende zu einem Staatsganzen vereinigte Nationalitäten nie politisch gleich berechtigt sein können, da die nothwendige Einheit des Heeres, der höheren Administration und der Vertretung nach Außen stets ein Vorherrschen der einen Sprache über die andere bedingt — so macht sich in diesem Falle das Naturgesetz geltend, welches das Schwache allezeit dem Starken zum Raube giebt. In Preußen, Posen, Mähren und Böhmen, wie in allen Ländern gemischter Nationalitäten, *ist die Nationalitätenfrage nicht mehr eine Frage des Rechtes, sondern eine Frage der Macht.*

---

* Wir haben dies bereits in Nr. 29, 40 und 41 des diesjährigen „Magazin" gethan. D. H.

** Uns sind diese Arbeiten Fontane's bereits zugegangen, und sie sind zum Theil auch schon in unserem „Magazin" angezeigt (Man vergl. in der vorigen Nummer den Artikel: Theodor Fontane über die englischen Zeitungen). Die soeben erschienenen „Balladen" (Berlin, Wilh. Hertz) enthalten, außer einer großen Anzahl trefflicher Uebersetzungen bekannter alt-englischer und altschottischer Lieder und Balladen, auch sehr viele Original-Dichtungen, zum Theil den Helden der preußischen Geschichte (der alte Derffling, der alte Dessauer, der alte Zieten, Seidlitz, Schwerin, der alte Fritz, Prinz Louis Ferdinand) und zum Theil poetisch-populären Stoffen des deutschen Volkes und der englischen Geschichte gewidmet. Wir haben mit Vergnügen in dem Buche gelesen und darin Zeugnisse einer vorzüglichen Begabung gefunden, den Ton der Ballade und der Volksdichtung zu treffen. D. H.

Die Theilung Polens war eine Ungerechtigkeit, allein ein Aufgeben Posens, in welchem heute — die deutsch sprechenden Juden zu diesen gerechnet — 542,100 Deutsche neben 839,500 Polen wohnen,* wäre deutscher Seits es nicht minder, wie überhaupt ein historisch gewordenes Unrecht nicht dadurch wieder gut gemacht wird, daß man den früheren Zustand wieder herstellt. Die Deutschen wanderten in Posen ein, weil sie sicher waren, unter einer deutschen Regierung Schutz ihrer Nationalität zu finden, andererseits hätten sie es nicht gethan. Deutschland ist also seinen in Posen lebenden Kindern Schutz ihrer Nationalität schuldig. Und an wen sollen wir Posen abtreten? An die Polen, die selbst bestimmt sind, in Rußland auf- oder vielmehr unterzugehen? Die Gründung eines großen panslavistischen Reiches bedingt für die Bewohner Posens, Böhmens, Mährens, Illyriens nicht minder einen Untergang ihrer Nationalität, als ihr Aufgehen in Deutschland. Obwohl demselben Sprachstamme angehörig, ist der Unterschied zwischen der wendischen, polnischen, czechischen, serbischen und russischen Sprache doch größer, wie der zwischen niederländisch und deutsch, — wo das Niederländische nur als ein selbständig entwickelter Dialekt des Hochdeutschen erscheint, den der Hamburger, Lübecker und Stettiner ohne weitere linguistische Studien versteht — zwischen spanisch und portugiesisch. Am Schlagendsten zeigte sich das auf dem Prager Slavenkongresse, wo die slavischen Abgeordneten, außer Stande sich in ihren verschiedenen Sprachen zu verständigen, endlich bei ihren Debatten zu dem ihnen so verhaßten Deutsch ihre Zuflucht nehmen mußten.

Anders gestalten sich die Dinge, wo es sich um die Nationalität eines numerisch starken, durch und durch lebensfähigen, in kompakter Masse zusammengedrängten Volkes handelt, wie der Italiäner z. B., die nicht nur von jeder Vermischung mit den Deutschen sich frei erhalten haben, sondern selbst in einem immerhin etwas outrirten Nationalgefühl die Aneignung des Deutschen als Bildungsmittel verschmähen. Während wir ein Verzichtleisten auf Böhmen, Mähren, Posen oder Preußen — ganz oder theilweise — deutscher Seits als ein Verbrechen am eigenen Fleisch und Blut betrachten müßten, können wir nicht umhin, die italiänischen Einheitsbestrebungen als vollkommen berechtigt anzuerkennen.

Am meisten verwickelt sind die Nationalitätsverhältnisse in Ungarn, welches in seiner Völkermischung nur ein verjüngtes Abbild Gesammt-Oesterreichs darstellt.

Besitzen die $4^1/_2$ Millionen Magyaren** politische Lebensfähigkeit, d. h. sind sie fähig die $8^1/_2$ Million Slaven, Romanen und Germanen Ungarns und seiner Nebenländer, oder wenigstens die 4 Millionen Nichtmagyaren des heutigen Ungarns zu durchdringen und sich dieselben innerlich zu assimiliren? Wird diese Frage bejaht, dann allerdings haben die Magyaren unleugbar ein Recht auf politische Selbständigkeit, und je schneller dann die Trennung Ungarns von Oesterreich stattfindet, um so besser für beide Theile.

Wir jedoch, von unserem persönlichen Standpunkte aus, halten die zum großen Theile erst von Deutschland aus befruchtete magyarische Kultur dieser oben bezeichneten Aufgabe nicht für gewachsen; die von ihren iranischen und tschudischen Stammgenossen getrennten Magyaren würden schnell von den Slaven überwuchert werden, um so mehr, da dieselben an ihren östlichen, nördlichen und südlichen Stammgenossen einen ihre politische Bedeutung verstärkenden Rückhalt haben. Unseres Erachtens, haben die Magyaren keine andere Wahl, als entweder in dem von ihnen selbst als ein Element der Unkultur angefeindeten Slaventhume, oder im Deutschthume aufzugehen. Einmal in diese Alternative versetzt, dürfte die Wahl der Magyaren nicht zweifelhaft sein.

Wie in Posen, Preußen, zum Theil selbst in Böhmen, so haben auch in Ungarn erst die Deutschen Bildung und Gesittung verbreitet, vor ihnen nur Eigenthum weniger Bevorzugten; auch in Ungarn bilden die Deutschen den Kern des Mittelstandes, und durch rationelle Bewirthschaftung des Bodens, des Handels und der Industrie haben sie einen früher unbekannten Nationalreichthum geschaffen, der freilich noch einer unendlichen Steigerung fähig ist. In Ungarn birgt der Boden noch tausend Schätze, die nur der arbeitsamen Hände warten, welche bereit sind, dieselben zu heben. Ungarn ist offenbar von der Natur bestimmt, den Hauptstrom deutscher Auswanderung in sich aufzunehmen und, auf diese Weise selbst erstarkend, dem deutschen Vaterlande politisch alle die Kräfte zu erhalten, welche demselben durch die gegenwärtige Richtung der Auswanderung entzogen werden.

In diesem Umstande liegt eben die große politische Bedeutung, welche Ungarn für Deutschland hegt, in ihm die Nothwendigkeit, dasselbe um jeden Preis zu behaupten. Ohne das bedenkliche, glücklicher Weise aber nicht auf die Ewigkeit berechnete System Metternich'scher Polizeiwirthschaft würde Ungarn längst schon im höheren Grade, als bereits geschehen, die Aufmerksamkeit deutscher Auswanderer auf sich gezogen haben.

In Frankreich beträgt der Flächeninhalt des deutschen Sprachgebietes $2^1/_2$ %; in Belgien 45 %; in der Schweiz 17 %; in Oesterreich 15 %; in Preußen 77 % des Gesammt-Areals; die Bevölkerung des deutschen Sprachgebietes hingegen in Frankreich über 4 %; in Belgien 58 %; in der Schweiz 72 %; in Oesterreich 17 %; in Preußen 80 % der Gesammt-Einwohnerschaft des Landes. Ueberall zeigen die von Deutschen bewohnten Landestheile eine stärkere, als die durchschnittliche Volksdichtigkeit, da das rationelle Wirthschaftssystem der Deutschen den Boden in den Stand setzt, eine verhältnißmäßig größere Volksmenge zu ernähren. Diese Thatsache zeigt schlagend die Bedeutung des germanischen Elementes als Träger der Kultur.

Die politische Aufgabe des deutschen Volkes bestände also darin, sämmtliche deutsche Stämme unter irgend welcher Form zu einem politischen Ganzen zu vereinigen und die nicht deutschen Bewohner Ungarns, Böhmens, Mährens, Posens und Preußens — in welchen Ländern, wie wir sagten, die Nationalitätenfrage eben keine Frage des Rechtes, sondern eine Frage der Macht ist — zu germanisiren.

Selbstverständlich kann es uns nicht einfallen, hier im Namen des Deutschthums die empörendste Tyrannei predigen zu wollen. Jeder Versuch, einem Volke gewaltsam eine fremde Nationalität aufdrängen zu wollen, wäre ebenso barbarisch als fruchtlos: — unsere Zeit duldet keine systematische Mißachtung der Volksrechte. Stelle man in Ländern gemischter Nationalität keine der Landessprache unkundige Beamte an, fordere aber Kenntniß des Deutschen als unerläßliche Bedingung der Befähigung für alle höheren Stellen, sowohl der Verwaltung, als der Justiz, und überlasse das Uebrige der Einwirkung des allgemeinen Militairdienstes unter deutschem Kommando, der natürlichen Einwirkung des gegenseitigen Handelsverkehres, der Freizügigkeit und dem friedlichen Einflusse deutscher Sitte und Kultur. Auf diesem und nur auf diesem Wege wird es uns gelingen, uns die fremden Nationalitäten zwar langsam, aber sicher innerlich zu assimiliren.

R. Müldener.

Belgien.

Freiwillige Nationalbewaffnung.

Die Engländer haben eine Nationalbewaffnung eingeführt, anscheinlich durch eine freie Bewegung des Nationalgeistes, in Wahrheit aber, wie man behauptet, durch geheimen Betrieb und auf Veranstaltung der Staatslenker. Wie dem auch sein mag, jedenfalls ist diese imposante Schützenbewegung ein deutlicher Beweis für die großen Befürchtungen, die das sonst so selbstgenügsame und selbstbewußte Volk ergriffen hat. Nun folgt auch Belgien diesem Beispiele, wie wir aus englischen und anderen Berichten ersehen. Es existirt in Belgien ein Comité für nationale Vertheidigung, das sich die Aufgabe gestellt hat, eine Volksbewaffnung herzustellen. Obgleich die Anregung scheinbar von Privatpersonen ausgegangen, hat der Minister des Innern doch den Vorschlag aufgenommen und gutgeheißen. Die Associationsfreiheit, deren sich Belgien erfreut, begünstigt den Plan, dessen Zweck ist, einem möglichen Einfall von Seiten des kaiserlichen Nachbarn die Spitze zu bieten. Uebrigens ist diese Freiwilligen-Bewegung erst im Beginn und noch auf wenige Kommunen eingeschränkt; es sind vorläufig etwa 30,000 Mann eingeschrieben.

Man wird diese Volksbewegungen, wie sie in England und Belgien stattfinden, nicht unterschätzen: abgesehen davon, was ihre militairische Bedeutung sein mag, sind sie ein lebhafter und nicht in Frage zu stellender Protest gegen die unruhige und angriffslustige Politik des französischen Kaisers — indeß würde man andererseits nicht umhin können, in diesen ernsten Tagen vor einer Ueberschätzung zu warnen. Wir leben jetzt sehr rasch, die Perspektive ändert sich jedes Mal, sobald der große Magier an der Seine eine neue Karte halb sehen läßt, wieder versteckt und schließlich ausspielt. Wer ist es, der sich in England und Belgien gegen einen möglichen Einfall waffnet? Wir können es mit Bestimmtheit sagen: es ist

* Erst jetzt werden mir die Resultate der im Jahre 1858 stattgefundenen Volkszählung bekannt, wonach die Provinz Posen unter 1,408,628 Einwohnern 783,692 Polen und 619,936 Deutsche und Juden zählt. Die Richtigkeit dieser Zahlen vorausgesetzt, würden dieselben ein ungewöhnlich rasches Fortschreiten in der Germanisirung des Großherzogthums bedeuten. D. V.

** Hübner giebt die Zahl der Magyaren höher, nämlich auf 5,418,773 an. D. V.

das, was man mit dem technischen Ausdruck die Bourgeoisie nennt, jene besitzenden Stände, die wesentlich das große Gewerbe repräsentiren, jene Stände, gegen welche die ganze fanatische Wuth der unterirdischen Sekten, der Sozialisten und Kommunisten, gerichtet ist. Napoleon wird vor der öffentlichen Stimme so lange Achtung haben oder heucheln, als es geht; es kann aber auch die Zeit kommen, wo er freiwillig oder durch die Umstände gezwungen, die Unterirdischen entfesselt und die Bourgeoisie als die Feindin aller vernünftigen Freiheit, alles sozialen Glückes denuncirt und der Wuth uniformirter Proletarier Preis giebt.

Wir haben alle Achtung vor dem Muthe der Engländer, wie der Belgier; aber wir glauben nicht, daß dergleichen Heere, aus bewaffneten Kaufleuten, Kommis, Arbeitern rc. bestehend, wie ehrenwerth sie auch sein mögen, dem Anprall von Zuaven und Turkos widerstehen würden und daß man namentlich mit ihnen in's Feld rücken könnte. Ganz gewiß würden sie dasselbe leisten, was der reguläre Feldsoldat leistet; ja vielleicht unter Umständen mehr, wenn man Geschicklichkeit und Intelligenz in Anschlag bringt; aber nur dann, wenn sie ganz der militairischen Zucht und Dressur unterworfen würden. Mit individueller Freiheit läßt sich in einem ernsthaften Kriege nicht durchkommen; dies haben die Bürger-Armeen aller Zeiten bewiesen. Sobald der römische Quirit in Reih' und Glied stand, war er der Sklave des Imperiums und der unnachsichtigsten Kriegszucht unterworfen; sein Bürgerrecht hatte aufgehört, er konnte gepeitscht, decimirt, geköpft werden.

Wenn man diese Schützenbewegungen als eine vorläufige Anordnung auffaßt, die ein brauchbares Material abgiebt, um im Falle der Noth das Beste und Zweckmäßigste daraus zu machen, das eben erfordert wird, so hat die Sache Sinn, und darauf werden wohl auch die Staatsmänner denken. Im Falle eines ernsten Krieges ist gleich eine tüchtige Landwehr vorhanden, die sich den Feld-Armeen ergänzend anschließen kann.

Darum wird aber auch weder England, noch Belgien, noch endlich die von gleichem Mißtrauen gegen das imperialistische Frankreich beseelte Schweiz neben den Schützencorps die Ausbildung von Kriegsheeren, die lediglich ad hoc gebildet werden, vernachlässigen dürfen, so lange ein Napoleon auf dem französischen Throne sich befindet. Man thue das Eine und lasse das Andere nicht! Dies möchten wir auch den noch nicht einmal über ihre Kriegsverfassung einigen, einem eroberungslustigen Gegner zum Gespött dienenden Kleinstaaten Deutschlands zurufen. Sorgt bei Zeiten dafür, daß sich eure waffenfähigen, jungen Bürger im Turnen und Schießen üben, aber scheuet auch kein Opfer — und wäre es selbst das eines kostbaren Vorrechtes eurer Kleinstaats-Souveraineten — um ein einiges, wohldisciplinirtes, großes, deutsches Heer zu organisiren!

Frankreich.

Jouvencel's Welt-Anfänge.*

Es liegen uns zwei Bände in kleinem Format vor, dessen erster Theil „die Anfänge der Welt" (mit sechs Kupfertafeln), der zweite „das Leben" mit vier Kupfertafeln enthält. Wer sich von dem Buche die Vorstellung macht, daß darin eine Geschichte der Schöpfung in eigentlichem Sinne gegeben werde, der würde sich täuschen; es ist eine populäre Darstellung der ganzen Naturwissenschaft, die mit dem Raume, der Zeit, dem Stoffe, den Kräften, mathematischen Vorkenntnissen anfängt und dann zur Lehre von der Schwere, der Akustik, der Wärme, Elektrizität, den chemischen Verwandtschaften und dann zu den einzelnen Grundstoffen übergeht. Der zweite Theil enthält die Physiologie der Pflanzen und Thierwelt. Kurz, man hat eine ganze Encyklopädie der Naturwissenschaften vor sich, in welcher das Wesentliche geschickt hervorgehoben, klar gruppirt und in wohlverständlicher, fließender Sprache dargestellt ist. Herr Professor Roßmäßler führt das Buch mit großer Anerkennung ein; wie er uns in dem Vorworte sagt, erkannte er schnell, „daß das Buch des Herrn Paul de Jouvencel auf dem Standpunkte der neuern naturgeschichtlichen Weltanschauung steht und ein wohlgewappneter, geübter Kampfgenosse ist gegen die in neuerer Zeit immer übermüthiger werdende Pfaffenpartei." Wir wunderten uns darüber, da das Buch wirklich nichts mit religiösen Kämpfen zu thun zu haben schien, und der größte Theil ganz neutrale Sachen behandelte; indeß, wir hatten die Einleitung nicht zuerst gelesen. Darin kommen freilich kuriose Sachen vor: die Naturwissenschaft wird zur Religion erhoben.

„Nun aber ersteht (nachdem alle Religionen als falsch erwiesen sind) eine ihres Namens würdige Religion unter den Menschen. Dieselbe vereint alle Bedingungen in sich, auf welche die früheren Religionen Anspruch machten: Offenbarung, Allgemeingültigkeit, Einfachheit. Die Wissenschaft ist durch das Studium der Natur offenbart und ihre Offenbarung ist eine in der Menschheit ewig andauernde....

„Als bescheidener Priester der neuen Gemeinschaft rufe ich die Kinder, die Weiber, die Armen, die Schwachen, die Leute der harten Arbeit zur Verkündigung des neuen Evangeliums, das bisher im Heiligthume verschlossen geblieben."

Wie elegant und pikant der Herr Verfasser zu schreiben weiß, möge eine Stelle zeigen, wo er seinen Forschungstrieb schildert, nachdem er mit einer jungen Dame in ein naturwissenschaftliches Verhältniß getreten und ihr Belehrung schaffen will.

„Ich ging deshalb nach der Stadt und suchte bei einem Buchhändler nach einer Geschichte der alten Welt. Das erste Buch der Art, welches ich in die Hand bekam, begann folgendermaßen: Im Anfange schuf Gott Himmel und Erde in sechs Tagen.....

„Das Buch konnte mir nicht behagen und ich verlangte ein anderes. Der Buchhändler gab mir ein älteres, ich öffnete es und las: Im Anfange wollte Gott Ordnung in die Welt bringen und er schuf den Himmel, die Erde und die Sterne in sechs Tagen.

„Ich fragte nach einem dritten.

„Mein Herr, sagte der Buchhändler zu mir, mich wundert, daß diese Bücher Ihnen nicht gefallen; Se. Gnaden, der Herr Bischof, hat sie approbirt. Hier ist aber noch ein kleines vortreffliches Werk, das beste und neuste, was wir haben, aber ein wenig theurer, als die andern. Ich las: Im Jahre ... vor unserer Zeitrechnung, als Gott die Erde erschaffen hatte, schuf er Adam und Eva und er versetzte sie in's irdische Paradies. Auch dies vortreffliche Buch mochte ich nicht."

Also die Naturwissenschaft wird im Ernste Religion und religiöse Gemeinschaft! Zur selben Zeit lesen wir, daß in Frankreich eine neue Parole ausgegeben worden, welche dahin geht, daß Se. Majestät gedenkt, als roi-prêtre, als Priesterkönig aufzutreten.

Als Sterngläubiger würde der Kaiser jedenfalls das Recht haben, dieser Religion vorzustehen und die neue Hierarchie aufzustellen, wenn die alte Pfaffenherrschaft gestürzt ist.

* Grundzüge einer Geschichte der Schöpfung, von Paul de Jouvencel. Aus dem Französischen. Mit einer Vorrede von Professor Roßmäßler. Berlin, Hasselberg'sche Verlagshandlung.

Italien.

Aus den lombardischen Feldzügen von 1848 und 1859.

Ein schweizerisches Freicorps.*

Der österreichisch-sardinische Krieg vom Jahre 1848, die Namen der Schlachten, die Siegesthaten Radetzky's rc. sind durch die neueren Ereignisse, die auf demselben schlachtenreichen Boden stattgefunden haben, schon ziemlich in den Hintergrund geschoben worden und verblaßt — d. h. sie gehören der Geschichte an. Wer damals dabei gewesen, wer mit gesehen und mit gehandelt hat, kann etwas erzählen und Beiträge geben, die der Geschichtschreiber, wenn sie danach angethan sind, als schätzbare Quellen verwerthen wird.

In diese Art schlägt das vorliegende Buch, dessen Umschlag uns wahrscheinlich das Bild des kriegerischen Verfassers in Vignette giebt; ein bärtiger Feldsoldat, das Gewehr im Arm, eine kurze Pfeife im Munde, à la Zouave und eine Eule hinten auf dem Tornister, stützt er sich nach vorn behaglich auf einen großen Stein und sieht, wie auf Vorposten stehend, in die Welt hinaus. Doch wir vergessen, daß der Verfasser Hauptmann gewesen und eine ganze Freischaar geführt hat, während hier doch nur ein Gemeiner vor uns steht. Es ist also vielleicht das wahre Konterfei eines der schweizer Helden, deren Disciplinirung ihrem tapferen Hauptmanne so viele Sorge machte.

Der Verfasser ist ein Schweizer aus dem Emmenthal, Hauptmann in der Berner Miliz, dessen Person, Styl, Ansichten und Meinungen fast noch interessanter sind, als seine Erlebnisse, welche, trotz des kriegerischen Ansehens, nicht gerade außergewöhnlich sind. Der Verfasser hat einen

* Hans, des Berner-Milizen, Erinnerungen aus dem lombardisch-sardinischen Feldzuge von 1848. Von J. C. Ott. Berlin, Verlag von Jul. Springer; Bern, J. Dalp, 1860.

sehr derben Humor, der seinen Ursprung nicht verleugnet und auch nicht verleugnen will. Er führt sich nämlich als Hans oder als Emmenthaler Hans d. h. als Naturbursche der höheren Alpenwelt ein, welcher mit der zahmen Civilisation der Flachgegend und den feinen Menschen der Städte etwas in ungeradem Verhältnisse steht. Obgleich er recht gut Hochdeutsch schreibt, sieht man ihm doch an, daß ihm der Schnabel ursprünglich schwyzerisch gewachsen und daß er am Liebsten in dieser seiner Mundart, welche an städtischer Verweichlichung und Eleganz nicht leidet, seiner Zunge freien Lauf lassen möchte.

Alle Augenblicke bringt er einen Ausdruck, eine Wendung vor, welche in ihrer vollen Gemüthlichkeit nur von den Sennerbuben und Kühern, 4000 Fuß über dem Niveau der Nordsee, gewürdigt werden können, die aber dem gewöhnlichen hochdeutschen Menschen hin und wieder Kopfzerbrechen verursachen können. — Doch wer Jeremias Gotthelf gelesen, wird sich wohl mit dem Buche zurecht finden. Auch in anderer Beziehung ist der Verfasser ein ausgesprochener Schweizer — sehr patriotisch, sehr republikanisch, sehr antimonarchisch — und Reisläufer. Sein derber Humor, soweit derselbe nicht von der Partei gefärbt ist, hat etwas vom Meister Eulenspiegel und etwas von der Philosophie des forschen Studenten, der Alles für „Wurst" und „Blödsinn" erklärt. So ironisirt er sich fortwährend selber, wenn er in den italiänischen rhetorisch-bombastischen überschwenglichen Schwindel einstimmend, auch eine Rede hält.

So ist in Mailand sein schweizer Freicorps aufmarschirt — eine Compagnie großentheils aus Bummlern schlimmster Gattung bestehend, deren Disciplinirung ihm große Mühe macht. Reisläufer, verlorene Kinder, ꝛc., die sich auch allenfalls für den König von Neapel für so und so viel Kreuzer todt oder lahm schießen lassen. Capitain Hans harangirt sie:

„Camarades suisses — volontaires vaudois! Nous allons entrer en campagne pour une cause glorieuse, pour la cause de l'indépendance italienne, de cette cause pour laquelle tant de sang généreux a déjà coulé.... Nous sommes faibles en nombre, mais forts par le dévouement. Ouvrez-nous les rangs, patriotes italiens, nous ne voulons d'autre faveur que de combattre à vos côtés. Que vos chances soient les nôtres! Partageons les périls et les succès! Volontaires vaudois! etc..... Vive le Gouvernement provisoire! Vive l'Indépendance italienne."

„So — da sind die Napoleonischen Tagesbefehle nur ein Spaß dagegen, dachte ich, mir den Schweiß von der Stirn wischend."

„Es war mir beschieden, sagt der Verfasser in der Vorrede, die stolze Hauptstadt der so gesegneten, aber auch schwer heimgesuchten Lombardei drei Mal innerhalb des Zeitraums von 11 Jahren zu sehen. Ich sah Mailand zum erstenmal im Frühjahr 1848, mitten im Freudenrausch seiner selbstgemachten Revolution. Es machte damals das Gesicht eines jugendkräftigen, lebensfrohen Jünglings, welcher hochbegeistert seinen Idealen nachjagt, seine Tage im Taumel holden Leichtsinns verträumend, kindlich vertrauend auf die Gunst des Augenblickes und unbekümmert um das Loos, das ihm die Zukunft bereitet..... Ich sah Mailand zum zweiten Male am 2. Juni 1849, somit zwei Tage nach der Execution des angeblichen Verräthers, Generals Ramorino, im Kastell von Turin. Zehn Wochen waren verflossen seit dem unglücklichen Tage von Novara, welcher das „Schwert Italiens" zerbrochen und dessen königl. Träger als einfachen Conte du Barge in's freiwillige Exil und bald darauf in den Tod auf fremder Erde gesandt hatte.

„Mailand machte damals das finstere Gesicht eines Mannes, dessen Entwürfe zerstört, dessen Ideale zerronnen sind."

„Es war dahin der fromme Glaube
An Wesen, die sein Traum gebar,
Der rauhen Wirklichkeit zum Raube,
Was einst so schön, so göttlich war....."

Die nun folgende Schilderung müssen wir übergehen; Hans aus dem Emmenthale schnaubt Wuth über die schwarzgelbe Reaction, die in Italien stattfand und bedauert, daß die kleine Alpenrepublik in jener Zeit der Völkerunbeholfenheit und fürstlicher Kopflosigkeit nicht wirksam eingegriffen und eine bedeutende Rolle gespielt habe. Die Schuld davon wird den Spinnern und „Eisenbähnlern" zugemessen. Indeß der Geschmack ist verschieden und Freischaaren-Politiker sind halt einmal nicht alle Leute. Wir gönnen den Italiänern herzlich gern alle erdenklichen Freiheiten; wenn aber die Sache wirklich so ausgesehen hat, wie sie uns der schweizer Miliz-Hauptmann aus eigener Anschauung schildert, so wissen wir nicht, ob den Italiänern diese Mortification nicht ganz gesund war. Ein solches Maulheldenthum, ein so lächerlicher Fanatismus gegen alles Deutsche, daß selbst kühne sch... Sache einsetzen, es g... Freiheitshelden, die ihr Blut für die italiänische Gurgelsprache mit dem Fr... finden, ihre an das Deutsche erinnernde Victoriaschreien und Radotiren, ...chen zu vertauschen; ein solch tolles Victoriaschreien ... sen ist, erfüllt uns mit dem Gefühl... einem k. k. Hunde ein Bein abgeschossen ... Mitleids und läßt uns befürchten, daß die Italiäner aus einer Zw... ...rschaft befreit sind, um sofort in eine andere zu fallen.

Zum dritten Male sah unser Emmen... Mailand im J. 1859. Wir geben seine Schilderung:

„Wiederum flattert die italiänische Tricolore v... Thürmen, Thoren und Balkonen herunter, aber diesmal nicht allein, sond... in Gesellschaft der französischen, deren Blau jedoch merkwürdigerweise sta... gefärbt.

„Statt: Viva Carlo Alberto, Viva Pio nono, V...a Italia libera, liest man auf denselben: Viva Vittorio Emmanuele, Viva Napoleone liberatore, Viva Garibaldi! Verkrüppelte Zuaven ...d Turkos in ihrem phantastischen Aufzuge, erstere die unbezwingbaren weltbewunderten Helden der Neuzeit, letztere, schwarze, katzenartige, unheimliche Gesellen — Bärenmützen der Garde, grauhosige Bersaglieri mit dem grünen Federbusch auf dem zierlichen Schützenhut, dunkelblaue Piemontesen der Linie, der kleine Chasseur de Vincennes humpeln auf Straßen und Plätzen herum, der Eine auf Krücken, der Andere am Arm eines eleganten Mailänder Nationalgardisten, der Dritte fährt auf den weichen Federn eines Zweispänners an der Seite seiner holden, schwarzäugigen Pflegerin, die vielleicht binnen Kurzem seine Frau sein wird. Die Eisenbahnzüge starren von dislocirenden Truppen aller möglichen Waffengattungen. Soeben erscheint von Vercelli, aus den Spitälern kommend, ein Transport von 32 österreichischen Verwundeten unter dem Geleite eines französischen Offiziers, um als Genesene sofort wieder nach Verona abzugehen. Ein Hauptmann vom Regiment Wimpfen trägt an der Stelle, wo sonst die Augen vor Kampflust flammten, eine schwarze Binde; ihn führt ein Soldat vom 21. Jägerbataillon Strehl, dessen linker Arm bei Palestro ihm abgeschossen wurde. Beide sind leichenblaß und mager wie Skelette. Ein Stelzfuß von piemontesischer Kavallerie, der bei Montebello sein rechtes Bein verlor, sieht das Leidenspaar, hinkt ihm entgegen und bietet seinen verstümmelten Feinden Cigarren an. Gemeinsame Leiden stimmen eben die Menschen versöhnlich. Die Franzosen salutiren überall, wo der feindliche Transport durchpassirt, und bieten ihnen Erfrischungen. An den Marmortischchen und unter den duftenden Oleanderbüschen des Café Cova sieht man die gefeierten Francesi nachlässig hingelagert, mit ihren narbenvollen Zügen, goldenen Epauletten und dekorirten Uniformen manch stolzes Herz erobernd, nachdem sie dem verhaßten Austriaco das paradiesische Land blutig abgerungen. Die Regiments-Musiken spielen ihre Serenaden, die Drehorgeln, die Zeitungsausläufer, die Limoniers und all das Volk der Schreihälse halten abermals goldene Aerndte. Eine Menge neuerstandener Zeitungen, von der großen „Lombardia" bis zur kleinen „Gazetta del Popolo" und auch fremde Journale, worunter sogar die „Allgemeine" sind aufgelegt, nur keine Schweizerzeitung. Wer den Italiänern jetzt ein solches Blatt hält, ist ein ruinirter Mann. Einst waren die Volksverwünschungen gegen alles „Deutsche" gerichtet; keine Mauer, daran nicht mit Riesenschrift sammt zwei bis drei Ausrufungszeichen geschrieben stand: „Morte ai Tedeschi!!" Nun hat sich der Ruf: „Nieder mit den Deutschen" verwandelt in das allgemeine Geschrei: Morte ai Svizzeri! Nieder mit den Schweizern! Kein Bilderladen, wo nicht Dutzende rachedürstender Libelle gegen die Schweizer und deren angebliche „Schandthaten" (nefandità) ausgeboten wären. Die Waffenthat der päpstlichen Schweizer in Perugia wird durch zahllose Flugschriften mit den haarsträubendsten Entstellungen in den Tag hinein geschrien. Kurz, man schlägt die Oesterreicher todt auf dem Schlachtfelde, die Schweizer auf dem — Papier. Alles die natürlichen Folgen der selbstsüchtigen Neutralitätspolitik unserer Baumwollenspinner und Eisenbähnler, sowie des Fremdendienstes in Rom und Neapel. Aber auch einige Schatten ziehen der Sonne der jungen Freiheit in den Weg: Piemontesische Soldaten stehen in Gruppen vor den Schaufenstern und äußern sich mißvergnügt, daß auf den Schlachtgemälden von Montebello, Palestro, Magenta und Marignano immer nur die Rothhosen im Vordergrund erscheinen. Dem neutralen Beobachter scheint überhaupt die Waffenbrüderlichkeit zwischen Franzosen und Piemontesen nicht weit her zu sein, — trifft man doch an öffentlichen Versammlungsplätzen keine Verbündeten bei einander an, sondern hier nur Franzosen, dort nur Piemontesen. Oder wäre die Sprachverschiedenheit allein die Ursache dieser scheinbaren Kälte? Gleichviel, das Eine ist Thatsache: Mailand ist endlich frei. Es macht nun das Gesicht eines gereiften Mannes, der, von des Lebens Wechselfällen geschaukelt, die Ideale abgeschwo-

, des Erreichten herzlich
ren hat, nur das Erreichbare anstrebt guter Wurf gelungen."
freut, wie ein kluger Hausvater, dem .n 1848, verglichen mit der von
Warum aber machte mir die Lombardenderen Eindruck und warum er-
1859, einen weit angenehmereszten die Erinnerungen an jenen herr-
wachen eben jetzt nach so vielebendigerer Kraft als jemals zuvor? Die
lichen Revolutionsfrühlingardei von heute verdankt ihre Unabhängig-
Antwort ist klar: Die ..ie von 1848 wurde frei durch eigene Kraft."
keit fremder Hülfe

Weiterhin b...lt der Verfasser, daß über den Feldzug in Tyrol 1848 noch ni... Zuverlässiges vorliege; alle Berichte von den angeb-lichen Oper...nen in Tyrol beruhten nur auf Hörensagen und Zeitungs-berichten ..d trügen daher nicht das Gepräge des Selbsterlebten.

..e Erzählung beginnt im April 1848. Der Verfasser tritt auf al..Berner Miliz-Offizier und schaut in das bunte Getreibe hinein:

„Und wer möchte wohl der von unserem gesetzlichen Schweizerboden Knall und Fall auf die revolutionäre Bühne verpflanzte Berner Milize sein? Gewiß so eines reichen Holz- oder Käsehändlers üppiger Sohn, der noch nicht alle Eisen abgesprengt hat, dessen Hosensack von Thalern starrt wie der unserer Dragoner-Rekruten, wenn sie nach Bern in Garnison müssen, und der mit doppelter Scharfschützen-Ausrüstung den Kampf für die Unabhängigkeit Italiens en amateur wollte durchfechten helfen? denn bei einem batzenlosen Freiheitskämpfer wird man doch nicht etwa Begeisterung voraussetzen? Patriotische Hingebung und eigennütziges Streben sind sie nicht ausschließlich bei dem wahrhaft anerkennungswerth, dessen „Zächni" aus Austern und Chambertin besteht, dessen Portefeuille Kreditbriefe auf Banquiershäuser enthält, der also „Etwas zu verlieren hat" — und nie die „kummervollen Nächte auf seinem Bette weinend saß?" Beruhige dich, vorurtheilsfreie Welt — es war nur eben ein gewöhnlicher Infanterist, dessen Uniform in Folge viermonatlichen Herumrutschens in den Quartieren der okkupirten Sonderbunds-Kantone bereits etwas fadenscheinig, dessen Reisekoffer kaum das Uebergewicht werth war, was stark der Vermuthung Raum ließ, daß der „lustwandelnde" Abenteurer wenig mehr zu verlieren haben mochte. — Und, richtig genug, wie der Siebenthaler sagt, hatten ihm die Parzen weder Titel noch Gülten, noch sonstige Habhaftigkeits-Instrumente in's zinsumdüsterte Leben hineingewoben. — Was Wunder also, wenn er, wie Hunderte anderer Freiwilliger, dem „Grab der Schweizer," dem leichengedüngten Italien zuwanderte, in der Hoffnung, beim eisernen Würfelspiel entweder einen Ruck in Fortuna's Gunst vorwärts zu kommen, oder dann als Kanonenfutter glorreich niederzusteigen in Abraham's Schooß. Keine bessere Gelegenheit, jenen romantischen Garten Europa's einmal selbst kennen zu lernen; jenes durch Tausende von bluttriefenden Romanen verherrlichte Wunderland der überrumpelten Postwagen und der fruits confits, der Lazzaroni und Makkaroni, der fanatischen Pfaffen und der Conserves alimentaires, der rachesprühenden, gift- und dolchbewehrten Signoritas und der wonnig weinenden Parmesankäse, jene Wiege der Musen und Eselswürste."

Seine ersten Lorbeeren hatte der Verfasser im Sonderbundskriege erfochten: „im Augenblick, da er hoffte, unsterbliche Lorbeeren zu pflücken, kapitulirten die Sonderbündischen." — In Italien, oder vielmehr in Tyrol, sollte es ihm nicht viel besser gehen — was zwar nicht besonders glorreich, aber dafür desto gesünder ist. — Daher hat die ganze Erzählung einen sehr gemüthlichen Anstrich bekommen, das Gefühl der Furcht und des Schreckens wird nicht besonders erregt, wenn auch einige Mal mit Pulver geknallt wird.

Hauptmann Hans erzählt also, wie er sich in Mailand herumgetrieben, was er Alles gesehen, gehört, welche Unzahl von Audienzen er gehabt, ehe er eine Anstellung gefunden, wie dann ein schweizer Freicorps einpassirt, wie dieses empfangen worden sei, wie man ihn zum Hauptmann desselben gemacht, weil der frühere Hauptmann aus Verzweiflung, diese Bummler zu bändigen, abgetreten, was er selbst für Tänze bei der Disciplinirung derselben gehabt, welche Lieutenants ihm zur Seite gestanden u.s.w., bis der Abmarsch nach Tyrol losgeht. — Daneben Arabesken das italiänische Treiben, alle hohe Harlekinssprünge, der begeisterten Italiani pathetische Reden, Zeitungsaufschneidereien und Lügen, massenweises Auffressen der Tedeschi, Geschichten aus dem Offiziersleben, Intriguen &c., bisweilen ein melancholischer Ton, ein polnischer Hauptmann, der ein Grab sucht &c. Das Interessanteste scheinen uns die Schilderungen aus dem inneren Leben eines schweizerischen Freicorps zu sein.

Er schildert folgendermaßen seinen Einmarsch in Mailand:

„Die Studenten-Legion macht, wie gewohnt, Bataillonsschule, dachte Hans, als er ein Geräusch, wie fernes Trommeln oder so etwas zu hören glaubte. „Wei luege öb mi die chen brunche." Bin zwar nicht Student, aber..... „Halt! die Ohren gespitzt, das ist ja nicht das einförmige Bumbedibum, — bum, bum, bum der lombardischen Freiwilligen, da rollen tüchtige Wirbel zwischend'rein, wie bei'm französischen Feldschrittmarsch. — Die Rouladen rollen hübsch näher, — von der Porta Ticinese her marschirt in immer deutlicheren Umrissen ein stattlicher Trupp auf duplirten Gliedern; über ihnen flattert die Tricolore. — So entfalte dich doch recht, liebster Leidensetzen — steckt noch ein anderes Bild d'rin. — Bei Gott, das blanke eidsgenössische Kreuz! Hurrah — das sind die Trommelschläge meines Vaterlandes!

„Richtig, da sind sie schon; ein bejahrter Offizier im dunkelblauen Ueberrock an der Spitze. Hans begleitet und mustert sie mit spähenden Blicken..... Sind stark bestaubt und sehen nichts weniger, als wie reguläre Truppen aus; der Eine trägt einen Stutzen, der Andere ein Füseliergewehr mit Steinschloß, der Dritte ein Jägergewehr mit Percussionsschloß, der Vierte eine Jagdflinte, der Eine mit, der Andere ohne Bajonett, aber Keiner ohne Tornister und Patrontasche, der Eine in Blouse, der Andere in Schwalbenschwanz, der Dritte mit Aermelweste und der Vierte en surtout. — Thut aber nichts, marschiren brav und tragen den Kopf hoch. Hurrah — Juheirassah! Wo sit dr her? Woher chömet 'r?

Us der Schwiz, über Domo d'Ossola.

Warum ist nume-n-ei Offizier bi-n-Ech?

Drei si z'rückbliebe.

Aha — so. Warum?

Die Antwort unterblieb, die Compagnie, bei hundert Mann stark, war in der breiten Straße zwischen Teatro della Scala und dem Café Cova aufmarschirt.

Division — Halte — Front!

A droite alignement!

Fixe — — posez armes!

En place — repos!

kommandirte der alte Capitain mit martialischer Betonung.

Und aus dem Café Cova trat sofort ein eleganter Herr in der nationalen schwarzsammtnen Tracht:

Soyez les bien-venus, mes braves! Suivez-moi à la Caserne San Giuseppe, qui a été préparée à vous recevoir.

Das Herz schlug hoch, die Aktien stiegen: 100 Mann und nur ein Offizier dabei, da kannst du vielleicht als Ober- oder Unter-Lieutenant eintreten, dachte der Berner Milize, wenn nicht Alles gar zu schief geht.

In der Kaserne eingerückt, wurden Pyramiden formirt, die Tornister flogen ab. Der Offizier theilte Jedem in Eile zwei Sechsbätzner aus, sagte den Apell auf einige Stunden später an und ließ die Mannschaft auseinandergehen, um sich auf freie Faust zu erfrischen.

Warum sind denn die anderen Offiziere zurückgeblieben? erkundigte sich unser g'wundrige Hans, indem er zwei Soldaten, die ihrem Accente nach Waadtländer sein mußten, in seine Osteria einlud, um ihnen die Sprechorgane mit rothem Nebiolo zu öffnen. Der Wirth ahnte wohl die schlimme Lage seines Gastes nicht, oder er mußte im Himblick auf dessen zwei Koffer sonst beruhigt sein. Genug — der Nebiolo floß für einstweilen auf gut Glück und floß in purpurnen Strömen.

Die beiden Troupiers lachten und meinten, der „Herr" möchte nur zum Abendapell kommen, so werde er bald begreifen, warum die „anderen" Offiziere nicht mit marschirt seien.

Nous sommes volontaires, sagten sie stolz und auf den Tisch schlagend, daß die Gläser klirrten, und können uns nicht von jedem blancbec kujoniren lassen. Das hat den Herren vielleicht schlecht behagt, daß sie uns nicht um jeder bêtise willen an den Schutten setzen oder gar vor ein Kriegsgericht stellen können.

Crè nom de D....! Darum haben die Kerle das Weite gesucht, und auch der Capitain muß Raison annehmen — sonst....

Hier wurde der fehlende Nachsatz durch eine drohende Geberde ergänzt unter Anstimmen des bekannten Refrains:

„L'on nous a dit: Soyez esclaves! Nous avons dit: Soyons soldats."

Aber freie Soldaten, mille tonnerres! Wir streiten für die Unabhängigkeit Italiens, ja; aber unabhängig wollen auch wir sein — au diable la discipline:

Aimons vite,
Pensons vite;
Tout invite
A vivre vite.
Aimons vite
Pensons vite
Au galop
Monde falot!

Lustige Vögel das, dachte Hans, wenn nur 40 solche Exemplare bei dieser Compagnie sind, das mag in der That eine artige Lebtig absetzen!"

Später machte unser Berner Milize die Bekanntschaft des Capitains dieser lustigen Truppe, eines alten gedienten Soldaten von imposantem Aeußeren, „der seinen Dienst gewiß nach Noten los hatte." Er klagte Ach und Weh und äußerte schließlich seinen Entschluß, abzudanken, weil er die losen Gesellen nicht bezwingen könne. In der That machte er Ernst damit und dies war der Grund, daß sich das Kriegs-Ministerium unseres Berner Milizen erinnerte und ihn — mehr als er gehofft hatte — zum Chef dieser Truppe machte. Wie er dieselbe in Rand und Band brachte, ist ergötzlich zu lesen.

Wir möchten gern unsere Schweizer auf ihrem Feldzuge begleiten, allein es geht nicht an; der Raum mangelt uns und wir müssen es unserem Leser überlassen, ob er das an Schnurren und Possen und gut schweizerisch bäuerischem Soldatenhumor reiche Büchlein selbst zu Rathe ziehen will. Am 31. Mai brach das Freicorps von Mailand auf, um zu dem Hauptquartier des Obergenerals sämmtlicher Freischaarencorps Tyrols in Rocco d'Anfo zu stoßen, wo es am 6. Juni eintreffen sollte. Der Zug ging über Treviglia, Chiari, Brescia, Adolo. Ueberall Jubel, Begeisterung, Glauben an Unbesieglichkeit bei der meist ganz müssigen Bevölkerung. General Durando konnte nicht viel ausrichten, während auf dem Boden der Lombardei wichtige Ereignisse stattfanden, welche der Sache eine ganz andere Wendung gaben und die Operationen in Tyrol überflüssig und verzweifelt machten.

In Folge der Siege Radetzky's hielten es die Piemontesen im südlichen Tyrol für gerathen, über den Apricapaß hinüber in's Veltlin zu ziehen; das schweizer Freicorps aber trat nach einigen Tagen auf eidgenossischen Boden über und mußte dort auf Geheiß der Regierung in Gegenwart der schweizerischen Milizen die Waffen niederlegen, womit auch die Feldherrnrolle unseres Hauptmanns zu Ende war. Die nichtswürdige Neutralitäts-Politik hatte ihm einen Strich durch die Rechnung gemacht.

Griechenland.

Der Berg Athos.

Auf die merkwürdige und in vielen Beziehungen, namentlich auch als das stärkste Bollwerk der griechisch-orthodoxen Kirche nicht unwichtige Mönchsrepublik des Berges Athos weist ein sehr anziehend geschriebener Aufsatz in dem neuesten „historischen Taschenbuch Friedrich's v. Raumer" (vierte Folge, erster Jahrgang *) hin, auf den auch wir hier besonders aufmerksam machen möchten. Er ist aus der Feder des preußischen Gesandtschaftspredigers in Konstantinopel, Pischon, geflossen, der im September 1858 die bedeutenderen Klöster des Berges Athos besuchte. Die Darstellung faßt, nach einer Rundschau über den bis 6000 Fuß sich erhebenden Berg und seine Bewohner und nach den Mittheilungen über die Gründungsgeschichte der zwanzig Klöster, welche sich auf der West- und Ostküste der Halbinsel befinden, besonders die Verfassung der Mönchs-Republik, die Kirchengebäude auf dem Berge Athos und die gottesdienstlichen Uebungen der Mönche, ferner die Bibliotheken, die Lebensweise und Ansichten der Mönche in's Auge.**

Die Verfassung der in der Zeit von 867 bis 1385 gestifteten Klöster ist in ihrer wesentlichen und ursprünglichen Grundform sehr einfach und despotisch-monarchisch; in einzelnen, und zwar in den reichsten und besuchtesten Klöstern, ist jedoch später eine selbständige, republikanisch-aristokratische Verfassung eingeführt worden, und der Verfasser bemerkt, daß schon jetzt in den helleren Köpfen auch auf diesem abgeschiedenen Mönchsberge die Ueberzeugung mächtig geworden sei, daß die alten Formen des kirchlichen und politischen Lebens den Einflüssen der von Westen kommenden Civilisation auf die Dauer nicht widerstehen können. Die bisjetzt durchgeführte Abschließung der Halbinsel gegen Außen wird um so weniger aufrecht erhalten werden können, wenn regelmäßige Dampfschifffahrten nach ihren Gestaden eingerichtet sein werden, wie bereits beabsichtigt worden ist. Zwar ward dem Verfasser selbst von dem Abte eines der Klöster erklärt, daß er und seine Mönche nach demselben gegangen seien, „um nichts mehr mit der Welt zu thun zu haben;" aber gleichwohl trat ihm dort im Allgemeinen der Geist der Neuerungssucht und ein „sündlicher" Weltsinn vielfach in auffallender Weise entgegen. Geschah es auch noch gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts, daß das im dortigen Kloster Batopedi von dem geistvollen und gelehrten Eugenios Bulgaris um 1790 gegründete Seminar für die jüngeren Mönche und die damit verbundene höhere Erziehungsanstalt für die Söhne angesehener griechischer Familien nach kurzem, blühendem Bestande der Mißgunst der älteren Klosterleute weichen mußte, welche „fürchteten, daß die Ruhe und Heiligkeit ihres Lebens durch die Einflüsse der gefürchteten Wissenschaft und zu häufige Berührung mit der Außenwelt gestört werden würde," so haben sich doch seitdem diese Einflüsse auf manche Weise geltend gemacht. Die modernen Ideen sind auch dort eingedrungen, und man hält dort selbst die Einrichtungen der Klöster in manchen Beziehungen für veraltet und eine Reform derselben für unvermeidlich. Die Fastenzucht findet namentlich in den selbständig republikanisch regierten Klöstern große Erleichterung, und auch die mehr als chinesische Abschließung gegen das weibliche Geschlecht hat nicht mehr immer streng aufrecht erhalten werden können.

Im Jahre 1854 geschah es sogar, daß der englische Gesandte, Lord Stratford, bei seinem Besuche auf dem Athos sich die Freiheit nahm, mit seiner Lady und zweien seiner Töchter in die Klöster hineinzugehen und den Damen durch die widerstrebenden Mönche selbst alle Sehenswürdigkeiten zeigen zu lassen. Gegen die römische Kirche gab sich allenthalben ein unverhohlener Haß kund, und man erklärte offen, daß die protestantische Kirche der orthodoxen viel näher stehe.

Von besonderem Interesse sind die Mittheilungen über die Bibliotheken der Athos-Klöster, in Betreff deren übrigens in allen Klöstern gegenwärtig das Gesetz besteht, daß von den noch vorhandenen Bibliothekschätzen nichts mehr an Fremde verkauft werden soll. In der Bibliothek des Klosters Batopedi sind die merkwürdigsten Stücke: eine aus dem siebenten Jahrhundert stammende Evangelien-Handschrift, eine berühmte Handschrift des Strabo und das Kostbarste von allem, die Weltkarten des Ptolemäus in einer sehr alten und sorgfältigen Zeichnung. Diese Stücke sollen dem gelehrten Publikum, mit Hülfe der Photographie, allgemein zugänglich gemacht werden, indem der russische Staatsrath von Sewastianov längere Zeit auf dem Athos selbst damit beschäftigt gewesen, die photographische Kunst für die Sammlung eines Athos-Albums anzuwenden, welches nicht blos die landschaftlich und architektonisch merkwürdigen Scenerien des Berges darstellen, sondern auch Inschriften und Manuskripte der Bibliotheken in sich aufnehmen soll. Die Karten des Ptolemäus waren bereits im September 1858 mit sehr gutem Erfolge von einem französischen Künstler photographisch abgenommen worden.

Von der Bibliothek des Klosters Lawra wird bemerkt, daß sie bis zur Occupation des Athos durch die türkischen Truppen während des griechischen Freiheitskampfes die reichste an Handschriften gewesen sein soll; aber die Türken hätten damals die Klosteröfen mit Handschriften geheizt. In politischer Beziehung machte die Mehrzahl der Mönche, die aber keineswegs durchgängig dem griechischen Stamme angehören, keinen Hehl aus ihrer Vorliebe für die Hellenen und aus ihrer Hoffnung, daß in einem zweiten Kriege, im Gegensatze zu dem letzten orientalischen, das Kreuz den Sieg über den Halbmond behalten werde. Viele Athosmönche sind alle Tage bereit, wenn die Stunde des Befreiungskampfes kommt, die Waffen wieder zu ergreifen und ihre Landsleute gegen die Türken zu führen. Die Sympathien für Rußland sind dort nicht so überschwänglicher Art, als die fortdauernden Wohlthaten und Geschenke des russischen Kaiserhauses könnten erwarten lassen, und man wünscht in der Mönchsrepublik des Berges Athos keinen allzu imponirenden Schutz Rußlands. Dagegen hält der Verfasser des fraglichen Aufsatzes dafür, daß es für den Fall der Auflösung des merkwürdigen Mönchsstaates des Athos, welcher derselbe mit raschen Schritten entgegengehe, auch wenn es damit noch Jahrzehende dauern könne, im Interesse der christlichen Kunst und Wissenschaft liege, die architektonischen und bibliographischen Schätze der Klöster auszubeuten, bevor die Neuerungssucht kommender Geschlechter diesen letzten Zufluchtsort und Sammelplatz byzantinischen Lebens der Ueberreste einer großen Vergangenheit beraube. Das Unternehmen des obgenannten russischen Staatsraths von Sewastianov enthält in diesem Betrachte einen Wink, den man beachten und befolgen sollte.

Von der Pforte ist übrigens die Mönchsrepublik des Athos ganz unabhängig, und die Freiheit derselben ist türkischer Seits nur in zwei Fällen

---

* Leipzig, Brockhaus, 1861

** Unter manchen interessanten Mittheilungen, die wir dort gefunden haben, möchten wir die folgende besonders hervorheben. Im Hofe des Athos-Klosters Iwiron (Ἴβηρον) fand der Reisende über einem Wasserbehälter, das Wappen des byzantinischen Doppeladlers umschlingend, die Inschrift wieder, die ursprünglich auf dem Taufbrunnen der Sophienkirche in Konstantinopel gestanden haben soll, daselbst aber verschwunden ist: *Νίψον ἀνομήματα μὴ μόναν ὄψιν* (Wasche ab die Ungerechtigkeiten, nicht blos das Gesicht). Diese Inschrift lautet rückwärts gelesen eben so, wie von vorn.

vorübergehend gefährdet worden; einmal unter Sultan Soliman dem Großen, der im Jahre 1534 den Plan gefaßt hatte, die Christen insgesammt aus seinem Reiche zu vertreiben, und während der griechischen Revolution. Gesetzlich darf auf dem Athos kein Türke, außer dem türkischen Aga, der als Statthalter der Pforte in Karyäs seinen Sitz hat, wohnen, und der jährliche Tribut, den die Klöster an die letztere zu zahlen haben, beträgt gegenwärtig 70,000 Piaster.

Türkei.

Der Fall der Türkei und die englische Speculation.

Es ist interessant, die Engländer selbst über ihre und Anderer Speculationen auf den Fall der Türkei raisonniren zu hören. Deshalb theilen wir nachstehende, durch einige deutsche Bemerkungen illustrirte Raisonnements von Charles Mackay in der „London Review" mit:

„Man kennt den Verlauf des Drama's, das sich in Europa seit zwölf Jahren abspielt, noch nicht genauer — wenigstens nicht die Akte, die uns noch bevorstehen. Das Jahr 1848 mag als der erste gelten, in welchem die Intrigue geschürzt wurde und der Hauptheld desselben an das Licht trat. Der zweite Akt hat in der Krim gespielt; der dritte in Italien. Wir wagen nicht die Vermuthung, daß dieses Drama regelrecht in fünf Akten verlaufen werde; so viel aber läßt sich behaupten, daß der Fall und die schließliche Theilung der Türkei mit in dem Ganzen einbegriffen sein werden."

Das geringe Maß der Lebenskraft, das der kranken Osmanen-Herrschaft am Bosporus geblieben, läßt nicht befürchten, daß die Katastrophe ihrer völligen Aufhebung mit besonders großer Erschütterung vor sich gehen werde; unter andern Zeitverhältnissen würde damit für die Ruhe Europa's keine besondere Gefahr verbunden sein — anders jetzt, wo der Fragen so viele auf der Tagesordnung stehen, die zur Entscheidung drängen. Der ganze jetzige Bestand der Türkei, d. h. der Regierung des Sultans zu Konstantinopel und seiner Pascha's, ist eine Lüge, welche die Diplomatie auf einander eifersüchtiger Mächte für gut gefunden, um wo möglich den geeignetsten Augenblick wahrzunehmen, wo man über die Nebenbuhler den Sieg davon tragen kann. Rußland, Frankreich und England, das sind die drei Geier, die um den Leichnam herfliegen, dann und wann bereits in seinen Eingeweiden wühlen, und die zuletzt die Theile desselben davon tragen werden. Rußland hat es gebüßt, daß es so vorwitzig war, den Raub allein zu beanspruchen, und sieht mit verhaltenem Grimme die Schranke, die ihm die beiden andern gezogen haben.

Wir Deutschen, die wir der Sache, wie immer, möglichst „objektiv" gegenüber stehen, selbst wenn unsere Haut verhandelt wird, können uns Gedanken darüber machen, wie wohl das Ende dieser Dinge ablaufen könne, und was Frankreich, England, Rußland mit der Türkei im Schilde führen. Die erstere Frage dürfte schwerlich zu beantworten sein; die zweite zu beantworten, sind einige Anhaltspunkte vorhanden. Was Rußland will, ist klar, weil hier die Verhältnisse einfach und naturgemäß sind; was England will und wollen muß, läßt sich gleichfalls aus den Interessen abnehmen, die es bei seiner Seeherrschaft und seiner Gewalt im Orient zu vertreten hat; was dagegen der schweigende Magier an der Seine im Schilde führt, das ist ein Geheimniß; die türkische Frage bildet nur einen Punkt seiner im größten Maßstabe angelegten Combinationen.

Er bildet das störende Element, welches den naturgemäßen Lauf der Dinge verhindert. Wären Rußland, Oesterreich und England allein die Mitbewerber um die osmanische Herrschaft, so wäre die einmal unvermeidlich gewordene Theilung leicht gemacht. England würde jedenfalls den ganzen Strich in Beschlag nehmen, der ihm die Herrschaft in Indien sichert; denn wir glauben nicht, daß sich die aus Europa vertriebenen Osmanen in Asien behaupten werden. Die Einmischung Frankreichs dagegen kann sich nicht auf die Theile beziehen, welche den Russen so nahe zur Hand liegen; es kann nicht daran denken, in den untern Donauländern und dem Balkanland einen dauernden Einfluß zu gewinnen; wenn es sich als störendes Element eindrängt, so ist es allein zum Nachtheile der Engländer, und der Zankapfel liegt in Syrien und Aegypten. Es war ein geschickter Schachzug Napoleon's, das Gemetzel von Damaskus dazu zu benutzen, jenen Punkt bereits in seiner Weise, ähnlich wie in Rom, mit einem Schachsteine zu markiren. Eben weil sich die Interessen Napoleon's und Rußlands in der Türkei miteinander vertragen und ausgleichen lassen, haben sich jene Beziehungen zwischen beiden Theilen hergestellt, denen selbst die italiänischen Ereignisse nur wenig Eintrag gethan haben. Nach dieser Politik soll England leer ausgehen oder womöglich eine starke Einbuße erleiden. Denn es ist wohl ausgemacht und aus vielen Anzeichen erkennbar, daß in der Rechnung, welche Napoleon über die Geschicke Europa's angestellt hat, England ganz besonders in Betracht gezogen werden. Die Traditionen des Bonapartismus, sein Bestreben, sich den unbedingten Vorrang, wo nicht die Oberherrschaft in Europa zu erringen, beide müssen sie naturgemäß die Spitze gegen England kehren, dessen See- und Handelsherrschaft, dessen Einmischung aller Orten ihn in seinen Ansprüchen behindert, dessen Freundschaft nur eine erkünstelte und eigennützige ist.

Aber was thun nun die Engländer, um bei dem großen Einsatze, der auf dem Spiele steht, möglichst im Vortheile zu bleiben? Wenn wir dem wohlunterrichteten Verfasser des oben angegebenen Artikels glauben, so herrscht in England unter dem Volke, wie unter den Regierenden eine ziemlich große Unklarheit über die zu befolgende Politik.

„Es ist Thatsache, daß wir eine Gesandtschaft zu Konstantinopel und eine große Anzahl diplomatischer Agenten zerstreut in der Türkei haben. Daß wir sehr viel Blut und Geld verwandt, um ihre Unabhängigkeit aufrecht zu erhalten, und daß unsere Aufmerksamkeit mehrere Jahre lang auf diesen Punkt gerichtet war, kann gleichwohl keinen unterrichteten Schriftsteller oder Beobachter davon überzeugen, daß ebensowohl Regierung, als Volk von England in der Lage sind, die Politik zu berechnen, die man im Interesse des Landes annehmen müßte, um das Schicksal jenes Reiches zu bestimmen."

Wenn nicht Palmerston und Russell den Schlüssel zu dem Räthsel dieser wichtigen Politik besitzen, so ist das schlimm einem Manne gegenüber, der mathematisch calculirt.

„Mit Bezug auf die gegenwärtige Lage und die politischen Gesinnungen eines gewissen Theils der Türkei können wir unter allen Umständen die Behauptung wagen, daß wir eben so gut unterrichtet sind, als die Regierung. Es ist höchst bemerkenswerth, daß wir in jener Provinz, in welcher, wenn die große orientalische Explosion stattfindet, der Eisgang unvermeidlich losgehen wird, niemals einen politischen Agenten irgend welcher Bedeutung gehabt haben.

„Unsere Regierung ist in diesem Augenblicke so vollständig unwissend über den Zustand von Montenegro, als ob dieser Staat zwischen Kamtschatka und Japan läge, und doch ist Montenegro der Mittelpunkt jener Intriguen, welche, wenn wir nicht Maßregeln zur Gegenwirkung ergreifen, alle unsere Anstrengungen zu Gunsten der Türkei nutzlos machen müssen. Weil wir niemals die Unabhängigkeit dieses Staates anerkannt, weil es einige Jahre lang eine offene Wunde am Leibe der Türkei gewesen, weil wir die kriegerischen Neigungen seiner Einwohner und ihre beständigen Einfälle in das Land ihrer Erbfeinde gemißbilligt, haben wir es für nöthig gehalten, durch ein fast vollständiges Abbrechen des Verkehrs mit ihnen unser Mißvergnügen zu zeigen. Die Folge davon ist, daß Montenegro ganz in den Händen französischer und russischer Agenten ist, welche Lügen gegen England verbreiten, ohne daß Widerspruch geschieht, welche die Montenegriner mit Waffen, Munition und Geld in reichstem Maße versehen und sie aufstacheln, Feindseligkeiten gegen die benachbarten Provinzen der Türkei zu eröffnen. Der einzige Ausländer, der in der Hauptstadt von Montenegro noch vor wenigen Monaten Resident war, ist ein Franzose. Sein Einfluß, in Verbindung mit der geschickten Diplomatie eines Kollegen zu Scutari, an der montenegrinischen Gränze, hat vollständig den des russischen Konsuls verdunkelt, welcher thatsächlich als der Verwalter des Landes betrachtet zu werden pflegte. Es ist wirklich eine merkwürdige Thatsache, daß im ganzen Osten seit den letzten Jahren der französische Einfluß den des russischen Zaren langsam untergraben hat. Fürst Gortschakow scheint sich jetzt zu begnügen, im Nachtrabe der unternehmungslustigeren Diplomatie der Tuilerien sich zu befinden.

„Die Wichtigkeit, die unser kaiserlicher Bundesgenosse diesem unbedeutenden Gebirgswinkel beilegt, mag aus dem Umstande entnommen werden, daß er einen eigenhändigen Brief an Nikolaus, den gegenwärtigen jungen Fürsten, geschrieben hat, worin er ihm sein Beileid über die jüngst geschehene Ermordung seines Oheims Danielo bezeugt, während sowohl in Petersburg, als in Paris die montenegrinische Deputation, welche dieses Ereigniß melden sollte, durch persönliche Audienzen bei den Kaisern von Frankreich und Rußland geehrt wurde.

„Es braucht kaum bemerkt zu werden, daß keine solche Deputation jemals London besucht hat und daß unsere Regierung keine offizielle Kunde von dem Tode des Fürsten erhielt. Dieses Ereigniß war indeß politisch von einiger Wichtigkeit für unser Land. Es brachte die höchste Gewalt in die Hände Mirko's, eines Bruders von Danielo und Vaters des gegen-

wärtigen Fürsten, der zu jung und unfähig ist, um irgend einen Einfluß zu üben. Mirko ist Frankreich ergeben und soll große Summen erhalten habe, für sein Mitwirken bei den Plänen, welche in der Aussicht auf die nahe Zerstückelung des türkischen Reiches rasch entworfen sind. Ob dem nun so sei, oder nicht — gewiß ist, daß fortwährende Friedens-Störungen an der montenegrinischen Gränze stattfinden, und zwar in Folge muthwilliger Einfälle der Montenegriner — deren Lust und Handwerk solche Räuberkriege sind — in die benachbarte türkische Provinz, die Herzegowina, wo die christliche Bevölkerung stets bereit ist, den Aufreizungen ihrer unruhigen Religionsgenossen zu folgen. Um diese Erhebungen zu unterdrücken, sind thatkräftige Maßregeln von Seite der türkischen Truppen nothwendig, welche in dem Distrikt einquartiert liegen; diese werden von den französischen und russischen Agenten, welche Berichte darüber an die europäischen Zeitungen schicken, „neue Verfolgungen von Seiten der türkischen Regierung gegen ihre christlichen Unterthanen" genannt.

„Die Wirkung dieser falschen Berichte auf die europäische öffentliche Meinung dient dazu, den Gedanken zu bestärken, daß es unmöglich sein werde, dieses Reich länger zu halten, und daß wir uns in einen großen Plünderungszug eingelassen, als wir den Krimkrieg unternahmen und Millionen von Pfunden und das beste Blut Englands geopfert haben, um einen unmöglichen Zweck zu erreichen. Entweder haben sich Jene, welche uns diesen Krieg auf den Hals brachten, des Verbrechens unverzeihlicher Unwissenheit und Dummheit gegen das Land schuldig gemacht, als sie es für die Vertheidigung der Türkei verpflichteten, oder die Politik, welche sie dazu veranlaßte, ist noch gesund und die Türkei ist noch stets einer unabhängigen Existenz fähig. Diejenigen, die mit der Türkei näher bekannt sind, sind in Bezug auf den letzten Punkt vollkommen einig.

„Die einzige Gefahr für die türkische Unabhängigkeit liegt in den Machinationen derjenigen, welche sich für ihre Freunde ausgeben, und in der Corruption eines oder zweier Männer, welche gegenwärtig die Zügel der Regierung halten.

„So lange Riza Pascha in Konstantinopel allmächtig ist, erscheint es unmöglich, die Durchführung jener Reformmaßregeln zu erwarten, die zu gleicher Zeit den Christen genügen und die Feinde der Türkei jener Vorwände berauben würden (?), die ihnen eine schwache Regierung jetzt verschafft. Aber zu behaupten, daß, weil einige seiner Staatsmänner gemein und unfähig sind, und weil das Regierungssystem etwas unvollkommen und veraltet ist, das Reich der Fortdauer unfähig sei; daß wäre ein Schluß, den man mit zehn Mal stärkerer Kraft vor dem letzten Kriege machen konnte. Seit jener Zeit hat sich die innere Lage der Türkei sowohl finanziell (??) als politisch (?) rasch gehoben. Der soziale Zustand der christlichen Bevölkerung hat sich in allen wichtigen Punkten bei Weitem verbessert (? Damaskus!), während der Name Englands unter den Nationen der Welt am höchsten steht (!!). Wir können uns wenigstens über eine Thatsache beglückwünschen, an der kein Zweifel obwaltet, daß nämlich unser Einfluß ganz gewaltig ist bei dem türkischen Volke, wenn nicht bei der Regierung, und daß eine Begeisterung hinsichtlich Englands herrscht, welche allein von denjenigen, die das Land kürzlich durchreist haben, gewürdigt werden kann. Wir verdanken unser gegenwärtiges Prestige durch das ganze Reich jenen türkischen Corps, welche während des Krieges gebildet und von englischen Offizieren befehligt wurden. Jeder Gemeine, der im türkischen Kontingent diente, jeder Baschi Bozuk, der in sein heimatliches Dorf zurückkehrte, die Taschen von englischem Golde voll, ist ein Missionair gewesen, der die Freigebigkeit und Ehrlichkeit Englands (?!) verkündete; und eine Armee von 300,000 Mann vom besten Material, das Europa zu kriegerischen Zwecken stellen kann, würde morgen unter die englische Fahne treten.

„Die eine Frage, die unaufhörlich jedem Engländer, der in der Türkei reist, gestellt wird, ist die: „Wird England eine türkische Armee aufbringen, wenn ein zweiter orientalischer Krieg ausbrechen sollte?" und die Antwort des Engländers, der seine Landsleute kennt, wird vielleicht sein: Das britische Volk wird keinen zweiten orientalischen Krieg dulden; es ist vollständig unwissend über die Verdienste der türkischen Soldaten; es weiß nichts von ihrer wunderbaren Ausdauer, ihrem Gehorsam gegen die Disciplin, oder ihrer Tapferkeit im Felde. Es hat vergessen, daß sie niemals, weder an der Donau, noch in Tscherkessien mit den Russen zusammenstießen, ohne siegreich zu sein. Man erinnert sich nur, daß einige wenige rohe Rekruten ein Erdwerk in der Krim räumten, welches Engländer auch nicht länger behauptet haben würden, und man ist jetzt bereit, alle Vortheile zu opfern, die in dem Kriege errungen wurden, weil man den Berichten der russischen und französischen Sendlinge glaubt und meint, daß eine Theilung der Türkei, die damals ungerecht war, jetzt gerecht sein wird, daß wir vielleicht einen größer[illegible]il von der Beute, von dem guten Willen Louis Napoleon's und de[illegible] Theil gefallen wäre, wenn wir die Vorsch[illegible]m erhalten, als auf unsern [illegible]es Kaisers Nikolaus angenommen hätten."

„Wenn im Laufe des nächsten Frühjahrs [illegible]ristliche Bevölkerung von Bosnien und der Herzegowina, von Rußla[illegible] Frankreich mit Waffen versehen, und vom Fürsten Michael von Se[illegible] auf der einen Seite und von Mirko von Montenegro auf der ander[illegible]terstützt, in offener Empörung gegen die türkische Regierung losbricht, [illegible]wird man in England laut aufschreien, daß die Türkei in Stücke zerfällt. [illegible] doch, wenn dem Seraskeriat freie Hand gelassen wird, so ist kein Zwei[illegible], daß die Rebellion in einem Monate unterdrückt ist. Gleichwohl wird [illegible] wieder die Sympathien der Engländer zu Gunsten der christlichen Bevölkerung erregen; ja, wir werden Frankreich in die Hände arbeiten, wenn wir die höchste Autorität noch mehr schwächen, und den Fall eines Reiches beschleunigen, dessen Existenz so nöthig für unsere orientalischen Interessen ist, und dessen Bündniß für uns mächtiger sein würde, als jedes andere in Europa, weil es ehrlich und dienstwillig sein würde, und weil seine Heere unter der absoluten Aufsicht unserer Regierung stehen würden. Man lasse die Türkei nur gründlich fühlen, daß ihr Bestand von dem Willen Englands abhängt, und nur durch Willfährigkeit gegen gewisse Bedingungen, die wir stellen, gesichert werden kann, wenn ihre Heere englische Heere werden und ihr Verwaltungssystem englische Grundsätze annimmt, ohne die Verantwortlichkeit oder die Kosten einer Abtretung. Wir würden so zu unserm eignen Vortheile und zum Nutzen der ganzen Bevölkerung über die ungeheuren materiellen Hülfsquellen eines Reiches gebieten, für das wir so viel bereits ausgelegt haben, und durch eine erleuchtete staatsmännische Politik einen Krieg rechtfertigen, welcher, wenn ihm ein anderes Resultat folgt, zum Akte einer ungeheuren Dummheit wird."

So weit der Engländer, der offenbar, trotz seiner Versicherung, nicht an die Haltbarkeit der Türkei glaubt und deshalb eine Politik vorschlägt, die England in Indien gelernt hat, „that her armies become English armies." — Gar nicht dumm; die Türkei soll sich selber für englische Guineen verkaufen; John Bull klopft auf seinen Beutel, der vom Raube Indiens strotzt und läßt die Werbetrommel für die Baschi Bozuks rühren, die so innige Sympathien mit England haben. So pfiffig ist indessen Jemand Anders auch; die französische Höflichkeit spendet das Geld, für welches der Sultan sich selbst verkauft, mit mehr Anstand, als der filzige John Bull, der die Interessen der Völker mit der Elle mißt, nach welcher er seine baumwollenen Waaren verkauft.

Mannigfaltiges.

— Goethe's Farbenlehre. Zum Besten der Goethe-Stiftung hat ein Verehrer des großen Dichters, Herr Friedrich Graevell, eine elegant ausgestattete Schrift über die viel angefochtene Farbenlehre Goethe's herausgegeben.* Goethe versus Newton heißt der Prozeß, in welchem Herr Graevell hier als Anwalt des Ersteren plaidirt. Der Verfasser erwartet nicht blos von der gegnerischen Partei eine Defension, sondern er fordert sie förmlich heraus. Herr Graevell giebt sowohl von Newton's, als von Goethe's Farben-Theorie eine von einer Strahlen- und Farben-Tafel begleitete, faßliche Erklärung — eine Erklärung, die allerdings geeignet ist, die Ansicht des Laien für die Goethe'sche Theorie zu gewinnen, da diese das Zusammengesetzte auf das Einfache zurückführt, während umgekehrt, nach der Newton'schen Theorie, das Einfache in das Mannigfaltige und Ungleichartige zerlegt wird und das Letztere sogar als Grundlage der Vergleichung dient. Wir geben natürlich kein Urtheil in einer Streitsache ab, zu deren Entscheidung wir nicht kompetent sind, empfehlen die Schrift jedoch ebensowohl im Interesse unseres großen Dichters, als in dem eines wichtigen Momentes der Naturwissenschaft. Die Schrift ist von dem Abdruck eines von Graevell an die Enkel Goethe's und speziell an den Freiherrn Walther von Goethe gerichteten Schreibens begleitet, worin der Verfasser über den Stand der vorliegenden Frage, die zunächst durch ein Urtheil Arthur Schopenhauers zu Gunsten der Goethe'schen Theorie angeregt wurde, weitere Rechenschaft giebt.

* „Die sühnende Schuld gegen Goethe." Von Friedrich Graevell. Berlin, Gustav Hempel, 1860.

Denker. Die große, nationale Schil-
— Deutsche Dichte.t sich noch immer in ihren Nachwirkun-
lerfeier des vorigen Jahre'Markte geltend. Als eine solche haben wir
gen auf unserem literar: erste Heft einer illustrirten Encyklopädie der
auch das eben erschi.Schriftsteller zu betrachten. Sie führt den Titel
deutschen, klassisch.nd Denker" und will die Schätze der deutschen Na-
„Deutsche Dich'r Wort und Bild vorführen und wird, unter Mitwirkung
tional-Litera.riftsteller und Künstler, von Ludwig Lenz in Hamburg
namhafter.en.* Die erste Lieferung (à 10 Sgr.), vier Bogen Text in
herausg.uart umfassend, enthält Beiträge von Adolph Stahr, Julius
Ro.aberg, Joseph Rank und Anderen über Goethe und Schiller und
R.en Bedeutung für das deutsche Geistesleben, über Goethe's und Schil-
ler's Eltern, über „Götz von Berlichingen" und „Kabale und Liebe," über die Karlsschule, sowie endlich über Wieland's „Oberon" und Bürger's „Leonore." Unter den Holzschnitt-Illustrationen, von denen einige größere, wie das von A. Plockhorst gezeichnete „Die Todten reiten schnell," einen überraschenden Eindruck machen, hat für uns die Nebeneinanderstellung der Portraits von Goethes Eltern, des Patriziers von Frankfurt mit der Frau Rath, und von Schiller's Eltern, des herzoglich württembergischen Hauptmanns und Solituden-Kastellans mit der Bäckermeisters Tochter, das meiste gemüthliche Interesse. Wir zweifeln nicht, daß dieses mit gutem Willen und regsamen Kräften begonnene Unternehmen vielfachen Anklang im deutschen Publikum finden werde.

— Vorbilder der deutschen Jugend. Der soeben erschienene zweite Band der „Vorbilder der Vaterlandsliebe, des Hochsinns und der Thatkraft," herausgegeben von Franz Otto,** ist vornehmlich der Charakterzeichnung deutscher Männer gewidmet. Voran stehen Ernst Moritz Arndt und Alexander v. Humboldt, während Lavater und der Turnvater Jahn den Beschluß machen. Gewiß giebt es für die aufstrebende Jugend nichts Anregenderes und Aufmunternderes, als die Kenntniß und Verehrung von Männern, welche die Nachwelt als Vorbilder der Tugend, der Ehrenhaftigkeit, des Fleißes und der Ausdauer betrachtet. Unter den Schriftstellern der Alten hat vielleicht Keiner so viele Funken des Ehrgeizes und des Strebens nach Verdiensten um die Menschheit in den Herzen seiner Leser geweckt, als Plutarch. Das Vorbild von Helden ist es, was wieder Helden bildet, und die Weisheit der älteren, uns vorangegangenen Zeit ist ein unerschöpflicher Quell der Weisheit für die Zukunft. Man kann Jugendschriften der Art, wie das vorliegende, darum nicht warm genug als Festgeschenke für das heranwachsende Geschlecht empfehlen.

— Deutsche Geologie. Das von uns bereits erwähnte „Buch der Geologie" von Rudolph Ludwig, dessen zweiter Theil soeben ausgegeben worden,*** hat in der That einen größeren, wissenschaftlichen Werth, als man solchen, hauptsächlich für die Jugend bestimmten, elegant ausgestatteten, um Weihnachten erscheinenden Werken beizulegen pflegt. Während der erste Theil der Geognosie, der Lehre vom Bau und der Zusammensetzung der festen Erdrinde gewidmet war, beschäftigt sich der vorliegende zweite Band mit der Geogenie, d. h. mit der Entwickelung des Erdballs und seiner Gesteins-Formation. Hr. Ludwig, ein Bergmann von Fach und ein Mann der gründlichsten Studien, hat namentlich die Lehre von der Geogenie durch die merkwürdigsten, neuen Beobachtungen bereichert — Beobachtungen, die er im vorigen Sommer auf seinen Reisen im Ural angestellt und deren Resultate zum Theil eine wesentliche Berichtigung bisheriger allgemein verbreiteter Ansichten und Lehren bilden. Man schreibt uns in dieser Beziehung: „Herr Director Ludwig hat namentlich die in Bezug auf das Permische System bisher maßgebend gewesenen Beobachtungen englischer Geologen nicht blos unzureichend, sondern auch voll der größten Irrthümer gefunden. Die Grundanschauungen seiner berichtigenden Lehre hat er bereits in dem Abschnitte über die paläzoischen Formationen in dem vorliegenden Buche entwickelt, doch behält er sich vor, dies noch vollständiger in einem größeren, auf seine bedeutenden Petrefakten-Sammlungen gestützten Werke zu thun, das in der geologischen Welt eine wahre Umwälzung bewirken dürfte. In überraschender Weise zeigt der Verfasser, wie die noch heutzutage wirkenden Elementar-Kräfte, und zwar auch solche Ursachen, die scheinbar unbedeutend sind, völlig genügen, die großartigsten Vorgänge der Vergangenheit zu erklären, ohne daß man nöthig hätte, zu Ereignissen gewaltsamerer Art, als auch die Gegenwart sie bietet, seine Zuflucht zu nehmen. Ludwig's Anschauungen verbreiten ein nicht minder helles und überraschendes Licht über die Welt des Gesteins, als die Lehren Darwin's über die „Entstehung der Arten." Wie dieser die Metamorphose der organischen Wesen, so erklärt uns Ludwig die Metamorphose des Gesteins in ihrer natürlichen Aufeinanderfolge."

— Die Verfolgnngen der Evangelischen in Böhmen. Bei der im Jahre 1863 bevorstehenden tausendjährigen Feier der Einführung des Christenthums in Böhmen, welches übrigens unter den dort wohnenden Slaven zuerst durch einen morgenländischen Priester, Namens Methodius, verbreitet ward, ist es um so mehr von Bedeutung und von Interesse, die Geschichte des Christenthums in Böhmen näher kennen zu lernen. Leider bilden die Protestanten-Verfolgungen vor, während und nach dem dreißigjährigen Kriege fast den größten Theil dieser Geschichte, doch um so mehr verdient die Schrift, welche der Archidiakonus zu Tangermünde, Hermann Daum, unter dem Titel: „Die Verfolgungen der Evangelischen in Böhmen" herausgegeben hat,* die besondere Beachtung der Evangelischen. Die Darstellung, wobei der Verfasser namentlich auch katholische und jesuitische Schriftsteller selbst, sowie sonst zuverlässige Quellen, benutzt hat, bietet die beklagenswerthesten Seitenstücke zu den blutigen und systematischen Verfolgungen der Waldenser und Hugenotten, zu den Dragonaden Ludwig's XIV., auch wohl zu den Noyaden der französischen Revolution, und sie gleicht einem grauenvollen, düsteren Nachtgemälde, das ein fast unglaubliches Frevelspiel mit dem Heiligsten offenbart und in welches nur das Dämmerlicht der Toleranz und Aufklärung in neuerer Zeit und in der Gegenwart seinen tröstlichen Schein mit der sicheren Hoffnung des Besserwerdens zu werfen im Stande ist. Nicht ohne besonderen Grund hat der Herausgeber die Schrift als „eine ernste Warnung für alle Evangelische" bezeichnet, und mit tiefem Sinn hat er sie dem Prälaten, Dr. Zimmermann in Darmstadt, „dem unermüdlichen Förderer des Gustav-Adolph-Vereins," gewidmet. Discite justitiam moniti!

— Garibaldi's Abstammung. Deutsche Blätter haben bekanntlich erfunden, daß Garibaldi von mütterlicher Seite ein Urenkel des Baron Theodor von Neuhof, Königs von Korsika, sei. Amerikanische Blätter berichten jetzt, daß zwei Mitglieder eines Klubs von New-York ein Duell ausgefochten, weil der Eine die Behauptung des Andern, daß Garry Baldy von irländischer Abstammung sei, bezweifelt habe. Der Name Garibaldi ist allerdings, wenn nicht von celtischer, doch von germanischer Herkunft, freilich aus einer etwas fernen Zeit. Alle auf i endigenden italiänischen Familien-Namen sind bloße Plural-Formen des Singulars auf o. Garibaldo aber ist das altdeutsche Heribald, was — im vorliegenden Falle passend genug — soviel als kühner Führer bedeutet.

— Professor Rénan in Phönizien. Der bekannte, geistvolle, wenn auch zuweilen paradoxe Kritiker der semitischen Sprachen und Literaturen, Professor Rénan in Paris, ist zu Anfang des Monats November nach Beyrut abgereist, um auf Kosten der französischen Regierung in Phönizien Ausgrabungen zu veranstalten. Er ist von einem Arzte begleitet, der lange an der Küste von Syrien gelebt hat. Rénan's Aufenthalt in Syrien ist vorläufig auf acht Monate berechnet. Von den beiden kürzlich in Cypern gefundenen Bildsäulen mit phönizischen Inschriften wird eine in das Museum des Louvre kommen; die andere ist so vom Wasser zerfressen, daß sie nicht mehr transportirt werden kann.

— Das gelbe Fieber. Dr. Robert Avé Lallemant, dessen verdienstliche Forschungen in Brasilien von der deutschen Presse einstimmig anerkannt worden, hat soeben in einer kleinen Druckschrift** „Rathschläge bei dem Besuche von Gelbfieber-Häfen zur Zeit des herrschenden Fiebers," für Seeleute nach vieljährigen Beobachtungen und Erfahrungen zusammengestellt. Letztere hat der Verfasser namentlich Gelegenheit gehabt, als Arzt brasilianischer Krankenhäuser, sowie speziell als Director eines Gelbfieber-Hospitals in Rio de Janeiro, zu sammeln. Die kleine Schrift ist daher Allen zu empfehlen, die nach New-Orleans oder nach anderen, südlicher gelegenen Häfen von Amerika reisen.

* Darmstadt, Zernin, 1860.
** Berlin, Decker, 1860.

J. C.

* Vereins-Buchhandlung in Hamburg, 1861.
** Leipzig, Otto Spamer, 1861.
*** Leipzig, Otto Spamer, 1861.

Druckfehler-Berichtigung. In der vorigen Nummer, in dem Aufrufe für das deutsche Stein-Denkmal statt: „Landstädte Westfalens" lies „Landstände Westfalens," statt „Friedrich III." lies „Friedrich Wilhelm III." — In Nr. 47, S. 559, Sp. 1 statt „Gegenbegebenheiten" lies „Gegebenheiten."

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Bestellungen
übernimmt jedes Postamt des deutsch-österreichischen Postvereins, sowie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallstraße Nr. 21) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins" nicht direkt correspondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commissionair, Herrn B. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

№ 51. Mittwoch, den 19. December 1860. **29. Jahrgang.**

Inhalt:

Deutschland und das Ausland.

H. Heine's nachgelassene Dichtungen, von Fr. Steinmann.*

In Westfalen edirt und in Holland gedruckt und verlegt, geht uns unerwarteterweise eine große Anzahl Poesien aus H. Heine's Nachlaß zu. Es sind zwei Bändchen Romanzen, Balladen, Traumbilder, Lieder, Eisenbahnbilder, Zeitgedichte, Sonette, „Auf rother Erde," „Aus der Matratzengruft," Erzählendes, Burlesken, Verschollenes ꝛc., während das dritte Bändchen den besondern Titel: „Berlin; Herbstmärchen in 27 Kapiteln" führt. Außerdem kündigt uns der Herausgeber, Herr Friedrich Steinmann in Münster, Heine's Briefe an ihn und Andere, sowie des Dichters „Fata Morgana der deutschen Literatur" an.

Zunächst wird natürlich Jeder fragen: Woher dies Alles und mit welchem Recht? Herr Friedrich Steinmann ist allerdings ein Jugend- und Universitäts-Freund des Verstorbenen, der lange und viel mit ihm in Briefwechsel gestanden. Aber wir wissen andererseits aus dem in französischer Sprache, vor Notar und Zeugen aufgenommenen Testamente Heine's, daß er das Erbe, die Ordnung und die Publication seines Nachlasses dreien Personen übertragen, unter denen sich Herr Steinmann nicht befindet. Zur Universal-Erbin und Nutznießerin seines gesammten Nachlasses, mit Einschluß seiner Handschriften, hat Heine seine französische Frau ernannt; die Ordnung dieser Handschriften hat er seinen Verwandten, und zwar zunächst dem Sohne seiner Schwester, Frau Embden geb. Heine, in Hamburg, übertragen, und der Verlag seiner nachgelassenen Schriften sollte dem alten und einzigen Verleger seiner Werke, Herrn Julius Campe, Firma: „Hoffmann und Campe," in Hamburg überlassen werden, der dem Dichter bis zu seinem Tode eine Jahres-Rente von achthundert Mark Banco als Honorar gezahlt hatte und von dem vorausgesetzt wurde, daß er für das fortdauernde, ausschließliche Verlagsrecht der beim Leben Heine's erschienenen Schriften desselben der Wittwe mindestens die Hälfte jener Rente bis zu ihrem Tode zahlen werde.

Es scheinen Umstände eingetreten zu sein, welche die stricte Erfüllung jener von dem Verstorbenen selbst vorgeschriebenen Bestimmungen

* 3 Bändchen. Amsterdam, Gebr. Binger, 1860.

unmöglich gemacht haben. Herr Steinmann kann nicht ohne Zustimmung der in Paris lebenden Wittwe des Dichters in den Besitz des größten Theiles der jetzt von ihm herausgegebenen Dichtungen Heine's gekommen sein, da sie allein in Gemeinschaft mit einem ihr als Kurator bestellten französischen Freunde über seinen Nachlaß zu verfügen hat. Ebenso ist anzunehmen, daß die Verwandten Heine's in Hamburg die ihnen von dem Letztern aufgetragene Arbeit der Redaction dem Herrn Steinmann mit Zustimmung der Wittwe abtraten.

Endlich was den Verlag des Buches betrifft, so mag wohl Herr Campe selbst darauf verzichtet haben, da in den Dichtungen mancherlei vorkömmt, was nicht gerade als Kompliment auf den Verleger der „Reisebilder" und des „Buches der Lieder" angesehen werden kann. Auch ist wohl möglich, daß der Verleger der Heine'schen Werke geglaubt hat, auch ein Recht auf dessen nachgelassene Schriften ohne entsprechende, neue Honorarzahlung zu haben, welchen Anspruch jedoch die Wittwe, nach Lage der Sache, nicht anzuerkennen brauchte und auch wohl nicht anerkannt hat.

Ich theile diese, für die Geschichte der vorliegenden Schriften nicht unwichtigen Momente allerdings blos nach Vermuthungen mit — aber nach Vermuthungen, die sich auf Worte und Mittheilungen aus Heine's eigenem Munde stützen. Heine selbst war es, der mir im Juli 1854, als ich an seiner „Matratzengruft" in Paris, in der Rue d'Amsterdam, saß, jene Mittheilungen in Bezug auf seine Testaments-Anordnungen machte. Von Heine selbst weiß ich auch, daß sich in seinem Nachlasse noch mancherlei Interessantes — Memoirenartiges sowohl, als Politisches — finden würde. Wie er sich damals äußerte, werde Einiges davon, das zum Druck bestimmt sei, seinen Freunden und Feinden den Beweis liefern, daß auch der todte Löwe nicht mit sich spaßen lasse; Anderes jedoch, namentlich das, was er gegen die Fould's und deren Pariser Sippschaft geschrieben, wolle er vernichten lassen, und zwar, wie er hinzufügte, aus Rücksicht gegen seinen edeln, hochherzigen Freund und Vetter, Hrn. Karl Heine, dessen Gattin der Familie Fould angehöre und dem er zu unaussprechlichem Danke verpflichtet sei. Vieles, bemerkte Heine, was er nicht gedruckt wissen wolle, habe er bereits verbrannt; Aelteres sei auch noch im Besitze seiner greisen Mutter in Hamburg, namentlich Fragmente aus dem „Rabbi" und Anderes aus der Zeit, wo er noch dem Judenthum angehört, an die Zukunft desselben geglaubt und sich für diese interessirt habe.*

Von seinem Verleger Campe sagte mir Heine damals, Jener klage in seinen Briefen beständig darüber, daß des Dichters Schriften nicht mehr recht gehen wollten, aber dies thue Campe wahrscheinlich bloß, um nicht in die Verlegenheit zu kommen, größeres Honorar zu bewilligen. Heine fügte hinzu: „In Bezug auf meine jetzt im Druck befindlichen Sachen schreibt mir Campe sogar, daß Dinge darin stehen, die gegen den Geist des deutschen Volkes seien. Dergleichen Bemerkungen lasse ich mir jedoch um so weniger gefallen, als es mir erstlich ganz gleichgültig, was gerade jetzt in Deutschland Geist des Volkes ist, und weil ich zweitens dem guten C. nicht zugestehen kann, daß er diesen Geist zu beurtheilen vermag."

Die Wahrheit nicht gern zu hören — gehört
Zu der Zeit modernen Schwächen;
Mit der Feder die Wahrheit sagen, ist

* Heine schien nicht zu wissen — was ich später von zuverlässiger Seite erfuhr — daß diese bei seiner Mutter befindlichen Handschriften im Jahre 1842, bei dem großen Hamburger Brande, abhanden gekommen oder vernichtet werden.

Ein schwer verpöntes Verbrechen;
Doch lügen darf man, wie gedruckt,
D'rum — huldigt nur dieser Mode!
Dann macht Ihr „sehr guten Eindruck" stets. —
Es ist nicht meine Methode!

(H. Heine's „Berlin.")

Man wird hieraus leicht abnehmen können, daß es Heine nicht gerade für eine conditio sine qua non hielt, bei Hoffmann und Campe auch seine noch unedirten Schriften erscheinen zu lassen, obwohl er unter gewissen Voraussetzungen dies ausgesprochen.

„Wenn ich jetzt noch einige Zeit leben will und werde," sagte er mir, „so ist es nur, um Allerlei auszuarbeiten, was meiner Frau eine sorgenlosere Lebensstellung sichert, und mit dieser Arbeit denke ich in einem Jahre etwa fertig zu sein."

Die unter seinen Augen veranstaltete französische Uebersetzung seines Buches über Deutschland: „De l'Allemagne," hatte er Pariser Verlegern übertragen, von welchen er mir am 5. October 1854 in einem mit fester Hand unterzeichneten Briefe schrieb: „Ich gebe meine Werke auf Französisch bei Michel Levy frères heraus, die man mir als Verleger empfiehlt. Ich hatte die Wahl zwischen ihnen und einem andern Verleger, der ein ehemaliger Bonnetier, d. h. baumwollener Nachtmützen-Fabrikant, war, und ich gab Ersteren den Vorzug — vielleicht eben weil sie vom Stamme Levy. Ich glaube, daß Herr Levy darum nicht minder ein ehrlicher Mann ist und mein Vertrauen verdient, und wenigstens ich — sollte ich mich auch zu meinem größten Schaden irren — ich darf vom alten Vorurtheile gegen die Juden mich nicht leiten lassen."

Gleichwohl halten wir Heine's Ankündigung seines neuen Verlegers in Amsterdam:

Ich weihe dir mein unsterblichstes Werk
Woran ist falsch kein Härchen;
Wohlmeinend rath ich dir, großer Geist
Wähle „Berlin," mein neues Herbstmärchen;
Diesen leuchtenden Namen an der Stirn,
Mit Birch-Kalisch'schem Standbild-Schmucke,
Erscheint es — wie glänzendes Meteor —
Bei Gebrüder Binger im Drucke

für eine Interpolation, wie sehr Vieles, was in diesem „Herbstmärchen" witz- und geistlos ist und sich geradezu an dem Andenken des Dichters versündigt. Von den 27 Kapiteln dieses „Berlin" mögen vielleicht neun vollständig und andere neun bruchstückweise dem Dichter selbst angehören, während neun Kapitel ganz und in den vorgedachten anderen neun die meisten Verse nicht blos nicht von Heine, sondern geradezu auch unpoetisch und seiner unwürdig sind. Der Herausgeber hat keineswegs verschwiegen, daß das sogenannte Herbstmärchen „Berlin" nicht so, wie es vorliegt, aus Heine's Feder hervorgegangen. Er sagt vielmehr: „Die Hand des Dichters hat es nicht abgeschlossen; es ist aus seinen Brouillons zusammengestellt, geordnet und ergänzt von anderer Hand." Es bedarf nicht einmal des kundigen Blickes, um die Interpolationen und Hinzufügungen zu erkennen, so ungeschickt sind hier Namen, Ideenverbindungen und lokale Beziehungen verwebt, die Heine unmöglich kannte, oder beachtete, ja, die zum Theil erst nach seinem Tode in Berlin selbst an der Tagesordnung waren.

Unverfälscht tritt uns dagegen Heine's Geist in den beiden ersten Bändchen „Dichtungen" vor Augen. Schon die zwei, das Ganze eröffnenden Gedichte „Zwei Gräber" sind mit dem ganzen Reichthume der Sprache und der Bilder Heine's ausgestattet. Es ist ein „Traum- und Vorgesicht," die eigene Grablegung und die seines Oheims Salomon Heine schauend:

Ein Leichenzug — klein ist die Zahl
Der trauernden Begleiter;
Er zieht die Champs élysées hinab
Durch die Barrière weiter.

Erreicht die Todesstätte ist;
Um's Grab rings Grabesstille:
Kein Priester — kein Gebet — kein Wort,
So des Todten letzter Wille.

Ein Kranichschwarm, hoch in der Luft,
Zieht über die Kirchhofsstätte;
Sie schauen neugierigen Blickes hinab
In das offene Grabesbette.

Langsam sie zieh'n dem Lande zu,
Wo lindere Lüfte wehen;
In der Höhe sie stimmen andächtig an
Das Lied vom Auferstehen.

Der Sarg wird lautlos eingesenkt;
Kein Auge weint; schon rollen
Mit dumpfem, geisterhaftem Ton
Auf das letzte Haus die Schollen.

Und der in dem letzten Hause wohnt
Mit geschlossenen Augenliedern,
Lebt ewig — denn ein Sänger ist's —
In seinen unsterblichen Liedern.

Ja, seine Lieder, seine reinen Lieder, werden der unsterbliche Theil dessen sein, was der Dichter in seinem „gar zu dunkeln Leben," in einem Leben voll ebenso glänzender Sterne, als unheimlicher Nachtgebilde, gedacht, gedichtet und geraset hat. Heine selbst hat zwar viel gegen die eigene Mutter seiner schönsten Dichtungen, die Romantik, gewüthet, mit der er auf dem Boden und in der ureigensten Sprache des deutschen Volkes seine Lieder gezeugt; er selbst hat zwar nachmals viel gelästert auf die Achim v. Arnim, die Brentano, die A. W. von Schlegel, die ihm die Wege gezeigt zu den tiefen Schachten und den lauteren Bronnen, wo die Demanten der Volkssage ruhen und der Krystallquell des Volksliedes sprudelt, aber trotzdem blieb er sich stets des Geheimnisses seiner Macht über das deutsche Volk, der gefeiten Locken seiner Heldenkraft, bewußt, und demjenigen, der diese Zeilen niederschreibt, hat es Heine, sowohl in der Zeit des Aufganges, als in der Zeit des Niederganges seines poetischen Gestirns, eingestanden, daß es so und nicht anders sei.

Eine ganz neue Gattung unter den Dichtungen Heine's sind die „Eisenbahn-Bilder," würdige Pendants zu seinen großartigen „Seebildern." Eine so gewaltige, dämonische Macht, wie die Lokomotive, die allem Schlendrian des gewöhnlichen Fortkommens und dem Klebenbleiben auf ausgetretenem Geleise ein Ende zu machen schien, mußte natürlich die Einbildungskraft und die Poesie Heine's anregen.

Liegst schon wieder in Kindesnöthen,
Zeit, du mächtige, erfindungsträchtige,
Ewig-junges, fruchtbares Weib,
Nicht steril, wie Menschenweiber!
Aechzest und stöhnst, daß weithin rings
Die Nachbarschaft harrend auflauscht.
— Wiederum klappert, die Kinder vernehmen's,
Schon der Storch. Kreisen sahen sie ihn
In stets näherem Flug um deine Wohnstube.
Kein Horazisches: „Komm doch heraus, Maus!"
Nein — aus der Schwergeburt erstand und ist
Schon da und lebt — das Riesenkind
In gewaltigen Dimensionen: die Lokomotive
Mit eisernem Knochenbau und Muskeln und Nerven
Von Metall, und statt des Blutes
Kocht und tobt und zischt und gährt und sprudelt
Wasserglut durch sein eiskaltes Geäder
In Ueberfülle sprengt's die Pulse
Und fährt hinaus gewaltsam in dampfendem Gischt.

Mit brennenden Farben malt der Dichter die Arbeit der Lokomotive, des Führers, des Heizers und des seines Kopfes nicht sichern Schaffners. Der Zug kömmt bei Köln vorüber, und er kann nicht umhin, dem prosaischen „Klüngel," dem „Schöppche" und „Dumont's Zeitungskuh mit klingendem Euter" Eins abzugeben. Aber

Um Zwölfe, des Nachts, durch die Lüfte
Gespensterhaft sauset ein Zug.
Die verunglückt sind auf den Schienen,
Sie fahren darauf. Huhu!

Auf der Lokomotive zwei Fackeln,
Die brennen lichterloh.
Nicht schrillt die grelle Pfeife,
Es heult durch die Nacht: Huhu!

Und vorne, statt der drei Lampen,
Drei Todtenköpfe hang'n;
Aus den Augenhöhlen leuchtet
Ein falber Schein. Huhu!

Der Führer der Lokomotive,
Das ist Freund Hein, der Tod;
Das dürre Knochengerippe
Schwingt hoch die Sense. Huhu!

Der Heizer ist des Henkers
Von Deux kopfloses Skelett;
Auf der Bahn seinen Kopf verlor er,
Der so Manchen geköpft. Huhu!

Und beinlose Schaffner rennen
Geschäftig längs den Waggons:
Es nicken Todtenschädel
Aus den Bremser-Kaputzen. Huhu!

Die Passagier' in den Wagen
Mit zerschmettertem Gebein
Gleich geräderten Armsündern —
Ein fahrendes Beinhaus. Huhu!

So sauset der Zug durch die Lüfte
Gespensterhaft bis um Eins.
Die Fackeln und Schädel erlöschen,
Nichts sieht man, trotz Mondenscheins.

Wir schließen mit dem letzten Liede Heine's, „Letztes Urtheil" überschrieben:

Mein Leben liegt in meinen Liedern
Ganz offen vor dir, Welt!
Ich habe nichts darin verschwiegen:
Dein Urtheil d'rum gefällt!

Gelesen sind sie, all' die Blätter,
Von Adria bis zum Belt;
Ich bin wie eine cause célèbre:
Richt' unparteiisch, Welt!

Doch trotzen wird — o glaub's — mein Name
Wie's ausfällt, deinem Wort;
Verdammst mich auch zur Guillotine,
Lebt er doch ewig fort.

Doch eben weil Heine sein Leben in seinen Liedern niedergelegt und weil er, auf dieses Plaidoyer gestützt, an das Urtheil der Welt appellirt, hätten diejenigen, die es übernahmen, sein posthumes Wort zu publiziren, nichts daran ändern und nichts hinzufügen sollen. Besser Bruchstücke, wenn auch hier und da unverständlich und jeder Unterstellung offen, als jene willkürlichen und, ihrem innersten Wesen nach, unwahren Interpolationen! J. L.

Die Dichtung „Hadshi-Jurt" des Prinzen Emil von Wittgenstein.

Prinz Emil von Wittgenstein, früher in großherzoglich hessischen Diensten, verließ im Jahre 1818 die Heimat, um in kaiserlich russische Dienste zu treten. Als Oberst und Flügeladjutant des Kaisers war er bei den kaukasischen Kämpfen betheiligt. Sein Name wurde bald mit Auszeichnung genannt, und das Ritterkreuz des St. Georgen-Ordens schmückte seine tapfere Brust. Durch seine Umsicht und Energie trug er im Jahre 1855 als Commandeur eines Kavalleriecorps bei der Belagerung von Kars zum Erfolge der russischen Truppen wesentlich bei. Mit einer Fürstin Kantakuzeno vermählt, wurde er seiner Zeit in den Reihen der Bewerber um die Krone der Donaufürstenthümer aufgeführt.

Als Dichter ist er zuerst unter dem Namen Casimir Röspe mit einer kleinen Sammlung lyrischer Gedichte aufgetreten, die manche hübschen Klänge enthält.

Sein Heldengedicht „Aßlan-Aga," das mehrere Jahre später unter dem wahren Namen des Verfassers erschien, zeugt von lebendiger Auffassung und poetischer Gestaltungskraft.

In der uns vorliegenden, kürzlich in der literarischen Anstalt in Frankfurt a. M. erschienenen, lyrisch-epischen Dichtung des geistvollen Verfassers weht uns jener morgenländische Hauch entgegen, der in Byron's Gedichten athmet. Die bezeichnenden Verse aus der „Braut von Abydos" könnten als Motto über dieser Dichtung stehen.

„O wild, wie bei'm Scheiden der Liebenden Klagen,
So sind ihre Herzen, so sind ihre Sagen."

Eine wahre, lebendige Schilderung führt uns mitten hinein in das kriegerisch bewegte Leben der Tschetschenzen. Die Mannigfaltigkeit der Bilder und Scenen, in welchen dies interessante Volk uns in seinen innersten und leidenschaftlichsten Empfindungen, mit seinen Sitten und Gebräuchen, seinem Fanatismus und Feindeshaß, seiner Freundschaft und seiner Liebe entgegentritt, verleiht dem Gedicht eine kultur-historische Bedeutung, abgesehen von seinem poetischen Werth.

Die Erzählung bewegt sich in den Jahren 1845 und 1846, in welche Zeit der blutige Zusammenstoß der russischen Truppen mit den kaukasischen Gebirgsvölkern fällt. Die poetische Schilderung ist an den purpurrothen Faden der Blutrache angeknüpft, der sich durch die wechselvollen Scenen in den verschiedenen Lagern hindurch schlingt. Mitten im allgemeinen Getümmel taucht er auf und wächst an Bedeutung, bis er im tragischen Ende Issa's und seines Hauses seine vernichtende Kraft erfüllt hat.

Der Verfasser läßt als großmüthigen Sieger den Feind, den er so tapfer bekämpft hat, als des Kampfes werth erscheinen. Wir können diesem kühnen, im Osten untergehenden Volke einen Seufzer der bewundernden Theilnahme nicht versagen.

Mit lichteren Zügen ist die aus dem christlichen Grund hervorgegangene Ritterlichkeit und Treue geschildert. Dem Fürsten Woronzov, Oberbefehlshaber im Kaukasus im Jahr 1845, sind die folgenden begeisterten Verse gewidmet:

Lächelnd trug sein grünes Alter
Hohen Hauptes er zum Kampf;
Seine neu erwachte Jugend
Schwelgte in dem Pulverdampf.
Schlachten zählt er mehr als Jahre,
Und sein Haupt war silberweiß;
Ueber der Gefahr erhaben,
Strahlt er im Gefechte heiß!
Das Gelingen schien gefesselt
Aus dem Antlitz ihm zu schau'n,
Wer in seine Augen blickte
Trank Begeist'rung und Vertrau'n.

Jahre sind dahin geflogen
Seit er von den Seinen schied:
Aber klopfend in den Herzen,
Klingend im Soldatenlied,
Leuchtend von dem Kreuz der Kirchen,
Dröhnend vom Gebirge schroff,
Wird des Heeres Ruhm bestehen
In dem Namen Woronzov.

Auch dem Andenken des Junker von Baumgarten „dem Jüngling, der noch einzig bei'm verwaisten Rohre steht, und als letzte Wehr den Ladstock kreisend über'm Haupte dreht" sind einige ehrende Strophen gewidmet.

Der Tapferkeit des greisen Fürsten Georgy Eristov, der, als siebzigjähriger Greis, eine Miliz von 160 Fürsten und Edelleuten aus dem Guriel dem Heere des Grafen (nachherigen Fürsten) Woronzov zuführte, ist in ergreifender Weise gedacht.

„Eristawe, Eristawe!"
Jauchzt der Schlachtschrei dort empor.
Ein Verhau von Pferdeleichen,
Lange Büchsen starren vor.
Droben, keck den Feind verhöhnend,
Steht ein Greis; sein weißes Haar
Flattert lange in dem Winde;
Schneidig ist sein Schwert und klar.
Seine Söhne, Neffen, Enkel
Schaaren muthig sich um ihn:
Als zum Kampf er ausgezogen,
Wollten Alle mit ihm ziehn.
Eine weiße Fahne haben
Sie mit rothem Kreuz geschmückt,
Manche wollten sie erobern,
Aber Keinem ist's geglückt!

Die bedeutendste Gestalt des poetischen Gemäldes bleibt jedoch der Muride Issa. In ihm koncentriren sich alle jene Eigenthümlichkeiten seines Namens, welche die Phantasie und das Herz bewegen. Die Blutrache, die er als Knabe vollführt hat und der er als Greis unterliegt, seine heldenmüthige Tapferkeit, seine treue Freundschaft für den mit ihm in den Bergen der Galaschen aufgewachsenen Freund Dschattahaß, seine mütterliche Zärtlichkeit für dessen Tochter Zawa, seine leidenschaftliche Zuneigung für sein Roß Dschanem und endlich seine ernste Frömmigkeit bezeichnen ihn als den vollendeten Typus eines Tschetschenzen.

Aus dem düsteren Hintergrunde hebt sich die Gestalt Zawa's lieblich hervor.

Zawa nannten sie die Kleine.
In dem ganzen Dorfe war
Keine gleiche Blumenfrische
Und kein Aug' so schwarz und klar.
Neckisch wie der Staar im Busche,
Flinker als das Reh im Wald,
Herrschte in beständ'gem Jubel
Sie ob Issa's Hütte bald.

Zawa hat das Unglück sich in einen gefangenen Feind zu verlieben, der ihrethalben den christlichen Glauben abschwört, Frau und Kind verläßt und sie zum Weibe nimmt. Sehnsucht nach seinem Kinde, Reue und Gewissensbisse foltern den unglücklichen Aiminov, er verwildert und fällt bei einem Ueberfall des Feindes. In der Verwirrung des Getümmels wird Zawa auf der Flucht von ihrem verschmähten Freier Elbuförk erkannt und erhascht. Gebunden schleppt er sie mit sich fort, Hadschi-Jurt, der Ort, in welchem sie bei ihrem Pflegevater Issa und in Aiminov's

Hütte glückliche Tage verlebte, ist zerstört, und Elbuförk zerrt sie mit sich fort.

Eine neue Hoffnung füllte
Ihre ganze Seele an,
Als mit einem Mal entfesselt,
Der vernichtende Orkan
Ueber die Gefilde brauste ꝛc.

Es gelingt ihr, den Räuber aus dem Sattel zu werfen und sich aus seiner Haft zu befreien.

Eh' er noch sich aufgeraffet,
Hatte sie der Nebel schon
Rettend seinem Blick entzogen. —
Wie mit tausendstimm'gem Hohn
Heulte ihm der Sturm entgegen,
Als er fluchend, flehend, wild
Um sich her im Kreise rannte
Durch's empörte Schneegefild ꝛc.

Blendend starrte das Gefilde
Schweigend, unermeßlich groß:
Was der Schnee in Schutz genommen,
Läßt der Winter nimmer los.

So endet dies an ergreifenden Situationen und ausgezeichneten Naturschilderungen reiche Gedicht. Die Form ist leicht und fließend, der Reim immer rein, und öfters steigert sich der Fluß der Verse zum lyrischen Schwung, wie in den schönen Strophen:

O die Heimat! süß Gedächtniß,
Das kein Eindruck je besiegt,
Dessen fromme Ammenweise
Lullend die Erinn'rung wiegt.
Einz'ge Saite, goldumsponnen,
Die das Leben nicht verstimmt,
Einzig laut'rer Himmelsfunke,
Der im schlimmsten Herzen glimmt.

Indem wir der schönen Dichtung recht viele Leser wünschen, schließen wir diese Besprechung, die dazu dienen möge, auf eine Perle in der Fluth der Tagesliteratur aufmerksam zu machen. L. v. P.

Frankreich.

Alfred Tonnellé, eine deutsch-französische Natur.

Während es in unseren Tagen bei den Völkern, welche den Grundstock ihrer Civilisation dem Einfluß des Deutschthums verdanken, wie die Polen, die Ungarn, die Dänen, kraft der unseligen Macht des Vorurtheils, nachgerade Ton geworden ist, sich über den geschichtlichen Zusammenhang mit der deutschen Kultur kühn hinwegzusetzen, fühlt sich das deutsche Herz um so wohlthuender berührt, wenn aus einer der unmittelbaren Einwirkung unseres Volksthums ganz fernliegenden Gegend ein Zeugniß für die lebendige Keimkraft der vom deutschen Geiste ausgestreuten Samenkörner, die auch in fremdem Boden tiefe Wurzel schlagen, zu uns herüberdringt. Davon brachte im Frühjahr 1860 die Revue Européenne, das Organ des Bonaparte'schen Ideenkreises und als solches, wie bekannt, der deutschen Geistesfreiheit nicht sonderlich gewogen, ein merkwürdiges Beispiel. Ein Aufsatz unter dem Titel: „Geschichte einer Seele, nach den Bruchstücken aus dem Tagebuche eines jungen Mannes," entwarf dort das Lebens-, Charakter- und Studienbild eines jungen, französischen Philosophen, der in Tours an der Loire deutsche Bildung, deutsche Tiefe und überhaupt den umfassend philosophischen Trieb aller deutschen Wissenschaftlichkeit eingesogen und in seinen Aufzeichnungen bekundet hat. Alfred Tonnellé ist der Name dieses deutsch denkenden Franzosen, der wirklich seine Gedanken mit fast leidenschaftlicher Vorliebe in deutsche Form zu prägen strebte, und wenn er auch meist in seiner Heimatssprache schrieb, doch das architektonische Gefüge seines Denkens und den seelischen Hauch seiner Innenwelt aus unserer Eigenthümlichkeit entlehnt hat. Dieser Umstand könnte allein schon die Theilnahme deutscher Leser ihm erobern, selbst wenn wir erklären, daß die fragliche Persönlichkeit nicht mehr unter den Lebenden weilt, und also die volle Reife des wachsenden Genius nicht mehr zu erhoffen steht, nachdem er auf Erden vollendet hat. Inzwischen ist die Verlassenschaft des jugendlichen Denkers an sich selbst bedeutend genug, um das Dahinscheiden einer solchen Natur lebhaft zu beklagen. Was der Berichterstatter der Revue Européenne, Herr Caro, wahrscheinlich seinerseits ein Kind der deutschen Kultur und ohnehin ein Bekannter des Philosophen, aus den „Fragmens sur l'Art et la Philosophie," welche ein älterer Freund von Tonnellé und vielleicht der Anreger seines Deutschthums, Herr G. Heinrich in Tours, 1859 gesammelt und herausgegeben, in sinnig physiologischer Entwickelung uns vor die Augen führt, mahnt uns an die Jugend des Urhebers jener Gedanken nur insofern, als Jugendfrische, Jugendmuth und unbefangener Idealismus manche Lücke der Lebenserfahrung verschmerzen lassen, und durch die Höhen ihrer Innerlichkeit für die Tiefen der ergründeten Vernunft in uns und um uns zu entschädigen scheinen.

Der am 14. October 1858 im Alter von erst 27 Jahren verstorbene Tonnellé besaß, was die deutsche Zunge „Weltanschauung" nennt, jenen Sinn für die Einheit des vielgestaltigen Daseins im All der Schöpfung, die dem denkenden Geiste ohne das allgemein waltende und ringsum wirksame Gesetz in ein Chaos widersprechender Erscheinungen zerfällt. Diese Liebe für das Geistesleben in jeder Gestalt macht den wahren Philosophen aus; ihre parteilose Gerechtigkeit, indem sie das Größte und Kleinste in Betracht zieht, erschafft das Herrschaftsgebiet und ist die Weihe der Wissenschaft. „Liebe für die Weisheit" ist allerdings der ursprüngliche und beste Sinn des Wortes „Philosophie," und diesen Sinn hegen, verleiht schon dem unmittelbaren Ausdrucke desselben einen dauernden Werth.

Alfred Tonnellé hat sich seit seiner Geistesmündigkeit vorzüglich mit der Philosophie der Sprache, mit der Metaphysik und der Aesthetik beschäftigt, daneben gleichzeitig immer mit der beschaulichen Betrachtung seiner Selbstentwickelung. Ist Letzteres etwas Deutsches, was in Bezug auf die nächste Vergangenheit an den Hang unserer neuromantischen Schule erinnert, den bekanntlich Goethe's Lebensansicht hervorgerufen, so ist die Art, wie Tonnellé die Sprache, die Erkenntniß an sich und die Lehre vom Schönen behandelt hat, in desto höherem Grade deutsch gewesen, weil eben die Selbstbeschaulichkeit auch hier stets rückstrahlt. In der Sprachphilosophie ging er von den Ergebnissen der deutschen Sprachforschung, von Jakob Grimm, Bopp und Wilhelm von Humboldt aus, und aus dieser Auffassung der Sprache wiederum, die ihm nach deutscher Weise als der Spiegel des Gedankens galt, entwickelte sich seine ganze Lebensaufgabe in der Wissenschaft, die Einheit und der leitende Faden aller seiner Gedanken, der ihn wie von selbst zur Aesthetik hinüberführte. Denn der Zweck, den Tonnellé seinem Streben vorgesetzt, bestand in der Auffindung des Gesetzes, das Gedanken und Ausdruck verknüpft und uns befähigt, in dem äußern Zeichen den Gedanken wieder zu finden, den Künstler und Schriftsteller mit ersterem verbinden. Was wir in den „Bruchstücken" von Tonnellé übrig haben, das ist sämmtlich aus dieser Grund-Idee geflossen.

Es kann nichts deutscher sein, als eine solche Anschauung unseres Wissens. Sicherlich liegt die Zeit nicht fern, wo die deutsche Sprache mit ihrer wunderbaren Begabung für die Wahrheitserkenntniß zur wahren Deut-Sprache werden wird. Worauf ein deutscher Philosoph, Freiherr Rivalier v. Meysenbug, im Jahre 1855 aufmerksam gemacht hat, das hat der Franzose Alfred Tonnellé gleichsam zum Beweise seiner deutschen Denkart in einem leider ideal gebliebenen Werke „Philosophie du langage en Allemagne" auf seiner Heimatspur verfolgen und darlegen wollen.

In der Natur des Standpunktes liegt es bei solchem Unternehmen begründet, daß die Auffassung des Stoffes zu nichts anderem, als einer „Symbolik unserer Gedankenwelt" sich ausbilden kann. Sachgemäß und nicht überschwenglich ergriffen, schließt sie einen Schatz der wichtigsten Erkenntnisse für die dem Leben zugewandte Wissenschaft auf. Zwar geht es ohne wahrhaftigen Idealismus dabei nicht ab, und auch Alfred Tonnellé tritt uns in der vollen Erscheinung seines Charakters als Idealist, ja stellenweise als Platoniker entgegen! Der warme Idealismus des Herzens steht der Jugend wohl an, aber der Gränzen des Maßes bewußt, darf er noch höhere Geltung beanspruchen. Und uns wenigstens scheint der ehrenfeste Tonnellé das Maß der Begeisterung inne gehalten zu haben; selbst der Umstand, daß er wirklich eine Zeit lang der Schüler und der Lieblingsschüler des Oratorianer-Pater Gratry gewesen ist, macht seine Mäßigung uns kaum verdächtig. Denn obgleich der Pater Gratry, dessen Geistesverwandtschaft mit dem Wollen Schellings und dem Vollbringen des Grafen Gołuchowski unsere verehrte Kollegin, Frau Eleonora Ziemięcka, in Nr. 11 des „Magazin" vom 14. März 1860 in ihrem Aufsatze: „Ein polnischer Schellingianer" bemerkte, eine „instauration catholique" der Philosophie, d. h. eine katholische Konfessions-Philosophie zu liefern versucht hat, welche den Inhalt der Wissenschaft in die vorbedingten Formen und Normen des römischen Dogma zwängt, so wissen wir doch einmal, daß Pater Gratry die deutsche

Grundwissenschaft von Leibniz bis Kant und Hegel gründlich durchforscht hat, es also auf seine dialektische Wendung der Ergebnisse zu Gunsten des Dogma weniger ankommt, dann aber auch, wie frei und selbständig das Denken des jungen Tonnellé sich entfaltete, dem das Ideal der Wahrheit und nicht das Ideal eines Parteisieges vorschwebte. Tonnellé hatte auf Reisen das bunte Lebensbild verschiedener Völker- und Gottesdienste und ganz besonders Deutschland kennen gelernt, und wenn ihm auch vermöge seiner Geburt das Prinzip der evangelischen Freiheit als religiöses wohl verschlossen blieb, so stand ihm doch in Folge seiner Erziehung, Bildung und Beobachtung ein Material für das freie Selbsturtheil zu Gebote, das dem überlieferten Ansehen geistlicher Obern nicht als solchem und unbedingt die bestimmende Macht der Inhaltsmaßgabe einräumen konnte. So war Tonnellé Deutscher in der unwillkürlichen Rechtsübung der Geistesfreiheit, während er aus dem Franzosenthum die Fähigkeit zog, hübsch die Erde unter den Füßen zu behalten! Dazu war ihm auch ein Rest von Sensualismus behülflich.

Diesen Charakter trägt die spekulative Mystik des jungen Denkers, welche, so weit unsere Kenntniß derselben reicht, mit den ultramontan-französischen und den deutschen Leistungen gleichen Faches nur den Glauben an den übernatürlich persönlichen Gott, an die Unendlichkeit, Unsterblichkeit und ewige Schöpferkraft des Geistes, kurz die echt religiösen Beweggründe gemein hat. Denselben Charakter trägt auch seine Symbolik der Sprache, wie seine Aesthetik. Man lese z. B. folgende Stelle über das Verhältniß von Wort und Gedanke:

„Ebenso wie die Seele nicht ohne den Körper einhergeht, und aus den Erscheinungen ihres himmlischen Lebens das erste Bewußtsein von ihrem Dasein entnimmt, ebenso gelangt der Gedanke durch das Zeichen zum klaren Selbstbewußtsein; und wie die Sinne den Grundstock und die erste und nothwendige Vorbedingung unseres Daseins bilden, so ist auch das sinnliche Element gleichsam der Grundstein und die nothwendige Stütze unseres Gedankens.

.....„Uebrigens aber ist der dem Gedanken in der Sprache gegebene Körper so zu sagen aus dem wenigst materiellen in der Materie und aus dem für den Geist durchdringlichsten Stoffe zusammengesetzt; es ist der Schall, d. h. eine Bewegung des Stoffes, ein unstätes, bewegliches, leichtfüßiges Wesen, das weder Farbe noch Größe hat, weder sichtbar noch greifbar ist; und zwar der articulirte Schall, d. h. ein solcher, der getheilt und zerlegt ist für die Bequemlichkeit des Gebrauchs; articulirt, d. h. schon verarbeitet und geformt, ein solcher, der bis in's Unendliche sich wandelt und modelt, nach Dauer, Biegsamkeit, Kraft, Betonung, in tausend zarten Schattirungen.

„Jeder Gedanke formt sich, wenn man es recht erwägt, mehr oder weniger, sobald er erscheint, und man hat von seiner Erscheinung nur Bewußtsein durch die Formel und in der Formel, die ihn als Kleid umschließt; sie mag schwach und in unentschiedenen, nebelhaften Umrissen erscheinen, diese Formel, wie ein ferner Rauch, der sich gestaltet, bei alle den dumpfen und fast unbemerkten Gedanken, die im Grund unserer Seele schlafen, aber es ist doch immer irgend welche Formel. Ich behaupte, niemals und nirgends die Spur eines Gedankens zu finden, der keinen Körper hat.

„Der Gedanke bleibt ungehobelt und unentschieden, so lange sein Ausdruck es ist. Jeder Gedanke stellt sich unter einem Zeichen dar, jede Schönheit unter einer Form. Erst später erhebt sich der Geist zum übersinnlichen Gedanken und zur übersinnlichen Schönheit. Es ist das wohl die platonische Lehre von der Erhebung der Seele aus schönen Körpern zu schönen Seelen. Und diese erste Gestalt, welche dem Gedanken oder der Schönheit gegeben ist, wirkt auf die Vernunft zurück, um daselbst neue Ideen zu erwecken."

Obschon wir nicht recht einsehen können, was hier die Schönheit und Plato bei der Gedankenform an sich zu thun haben, dürfen wir doch den Grundgedanken, der von aller Mystik fern ist, nämlich der Einheit von Denken und Sprechen, mit und ohne Erinnerung an Raimund Jakob Wurst (gest. 1845) anerkennen. Die Sprache ist wie das Denken unserem Tonnellé eine angeborene Eigenschaft des Menschen. Dem großen Problem des Ursprungs der Sprache gegenüber verwirft er die pantheistische Vonselbstentwickelung des Worts als eine Unmöglichkeit, so unmöglich wie die Vonselbstschöpfung selbst. Ihm hat G o t t u n s r e d e n d g e s c h a f f e n, die Gesetze unserer Natur und unseres Verständnisses kommen uns von Gott, n i c h t w i r s i n d e s, d i e s i e m a c h e n, denn seit dem Augenblicke, wo wir in's Leben treten, sind wir den Gesetzen unterthan, die dieses Leben unaufhörlich regeln. Eine bestimmte Form ist unserm Verständniß ertheilt, ebenso wie unserm Körper: psychologisch, wie physiologisch; physiologisch durch die organischen Functionen, psychologisch durch die Sprache, welche eine organische Thätigkeit der Seele ist. — Wie hängen nun Seele und Leib hinsichtlich der Sprachbildung zusammen? Nach Tonnellé durch eine wechselseitige Erregung, durch eine innerliche des Geistes, durch eine äußere des Leibes, diese bringen in einem Bewegungsakt, der an Trendelenburg's „construktive Bewegung" erinnert, uns aber nicht hinreichend klar erschien, jenes sylphenartige Ding, das „geflügelte Wort" zu Stande.

Die Kunstphilosophie unseres Tonnellé ist lediglich die Anwendung seiner allgemeinen Sprachlehre auf den Bereich des Schönen. Die Künste sind Sprachweisen, ihre Urstoffe Gedankenzeichen und nichts weiter. „D e n G e i s t i m B u c h s t a b e n s u c h e n, u n d d i e I d e e i m Z e i c h e n g i e b t d i e g a n z e K u n s t t h e o r i e." Folglich ist auch die Kunst eine Symbolik. Eine solche könnte noch an und für sich dem Sensualismus oder dem Materialismus zuneigen, aber Tonnellé schleudert uns von diesen Klippen weiter fort. Er behauptet kühn: „Alles in der Kunst ist Zeichen, nichts angeschautes Objekt," und meint, der Künstler strebe gar nicht nach dem Ausdruck der Dinge, sondern nach dem seiner Gedanken ü b e r die Dinge und selbst die Malerei gäbe nicht das unmittelbare Bild des Menschen, sondern die Idee seiner sinnlichen Erscheinung. Der Bezug des Subjekts auf das Objekt, nicht das Objekt, wie es sich beziehungslos darstellt, sei die Quelle der Schönheit in der Kunst; die Beziehung stehe im engsten Bunde mit der Ordnung und der Harmonie der Theile des Kunstwerks und sei der Kardinalpunkt der ganzen Thätigkeit des Künstlers, der wohl alles andere, nicht aber diesen aufopfern dürfe.

Man kann den ästhetischen Idealismus kaum weiter treiben. Denn hier sehen wir das realistische Moment der Selbstberechtigung des Gegenstandes von der Erhabenheit des denkenden Subjekts vollständig verdrängt. Alles Sinnliche ist nicht nur vergeistigt, sondern sogar zur Idee verflüchtigt, und es wird sehr gegen den Willen des Philosophen ein unumschränkter Subjektivismus gepredigt. Wir möchten fast diese Meinung des lieben Ich gerade auf den Kopf stellen, um dem die Ehre zu geben, dem sie gebührt: dem Gegenstande!

Nichts destoweniger und obgleich der Philosoph die „moderne Naturanbetung" als eine Charakterschwäche unseres Zeitalters ansieht, welches vor der Vertiefung in das Seelische sich in die Breite der sinnlichen Natur flüchte, versteht der Idealist Alfred Tonnellé gar wohl auch die Sprache dieser „sinnlichen Natur," Meer und Gebirge haben mächtig auf seine Einbildungskraft gewirkt, und ihn den schönen „Bezug" der Natur zum Ich würdigen gelehrt. Die Fragmens sur l'Art et la Philosophie enthalten einige malerische Naturbetrachtungen; eine davon, in der die d e u t s c h e F ä r b u n g jenes Mysticismus recht klar sich wiederspiegelt, übersetzen wir nach dem von Herrn Caro gegebenen Auszuge.

Der Reiz des Wassers.

„Das Fischlein zu sein, um sich in die durchsichtigen Schlünde zu tauchen, in dieses Licht, diese flüssige Klarheit, die bis auf den Grund hindurchdringt! Der Wassertropfen zu sein, um in den grundlosen und grenzenlosen Räumen zu fließen: verloren, versunken, verschlungen!

„Es ist das Bedürfniß der Seele, sich zu baden und sich zu verlieren in einem Gegenstande, der größer, als wir. D e r F i s c h e r v o n G o e t h e....! J e n e s b e w u n d e r u n g s w ü r d i g e G e f ü h l v o n N a t u r l e b e n, w e l c h e s k e i n V o l k s o w i e d i e D e u t s c h e n g e h a b t h a t, die Griechen haben es wohl empfunden, sie haben es persönlich vorgestellt; aber das moderne Gefühl steht höher. Vergleiche den „Mythos" von Hylas, und den „Fischer" von Goethe!

„...Dieses Sieden des unermüdlichen, unerschöpflichen Wassers (göttlich und ewig hätten es die Griechen genannt)! Diese Wasser, welche niemals anhalten und stets sich erneuen, die sich beständig in dieselbe Bewegung stürzen, Woge auf Woge, sich brechend, schäumend, immer im Gleichklang wiederhallend, ohne sich abzumatten, ohne sich auszuruhen! Welche Gewalt treibt sie, welche machtvolle Einheit belebt sie! Man begreift die Bewunderung und die Verehrung der Alten gegenüber den Kräften der Natur! Sie erklärten dieselben durch Wesen nach ihrem Ebenbilde! Von dieser leibhaftigen Vorstellung zu der heutigen mehr abstrakten Auffassung, bis zu der Naturbewegung, die als das Ergebniß geheimnißvoller Kräfte und eines verborgenen Lebens, das Alles durchdringt, gefaßt wird, giebt es Fortschritte; Fortschritte in der Wahrheit und in der Dichtung; nicht, weil die Ursachen uns jetzt bekannter sind, nicht weil der menschliche Geist vom Uebernatürlichen zu einer natürlichen Erklärung übergegangen, sondern im Gegentheil, eben deshalb besteht ein Fortschritt, weil das Mysterium größer ist, und Stirn an Stirn geschaut, besser gewürdigt wird.

„Es ist eine Qual und ein Bedürfniß des Menschen, sich on Ge-

heimnissen umgeben zu fühlen. Er fühlt, daß er sich nicht selbst zu genügen vermag. Ihn dürstet nach einem Gegenstande, der ihm überlegen, und trotz seiner Eroberungen wird er sich stets klein fühlen, angesichts jener großen Kräfte. Wenn sein Geist alles durchdrungen, alles aufgeklärt, alles auf die Stufe seines Begreifens zurückgeführt hätte, wenn er nichts mehr vor sich hätte, vor dem er sich klein fühlen könnte, er würde nicht länger leben können; er würde einen eigenthümlichen Widerwillen gegen eine Welt einsaugen, die nichts weiter gilt, als Er, Er, der so erbarmenswürdig und so schwach!

„Also besteht der Fortschritt nicht in der Zertrümmerung, sondern in der Vergrößerung des Geheimnisses. Darum bilde ich mir ein, daß, wenn dieser Erdball ganz und gar bekannt und durchforscht sein wird, und wenn es keinen entfernten, noch fabelhaften Schlupfwinkel mehr geben wird, der uns die Verhältnisse unseres Wohnorts vergrößern könnte, er aufhören wird, für die Menschheit bewohnbar zu sein; sie wird hier ersticken und vertrocknen."

Diese „Träumerei" ist mystisch, aber sie ist philosophisch und dichterisch zugleich, und in ihr zittert schon ein Funke von jener liebenden Hingabe an den Stoff, der die Größe des Künstlers, des Dichters und vor Allem des Forschers ist!

Wenn eine Verständigung des deutschen und französischen Geistes, nicht auf dem Boden des Tagesgeschwätzes und eines flüchtigen Kosmopolitismus, sondern auf dem bleibenden der Kunst und Wissenschaft zu den Zielen der friedlichen Völkerwohlfahrt gehört, so dürfen wir mit Recht beklagen, daß eine so glücklich angelegte Natur, wie die deutsch-französische unseres Alfred Tonnellé durch den grausamen Tod ihrer eigensten Mission entfremdet ward. T. v. B.

Italien.

Italiänisches Liederbuch von Paul Heyse.

Auch im „Magazin" ist zu verschiedenen Malen der von Constantino Nigra in Turin in der dort erscheinenden Rivista contemporanea veröffentlichten, piemontesischen Volkslieder gedacht und es ist dabei der ästhetische und historische Werth dieser Volkslieder gebührend anerkannt worden. Nun haben wir es auch besonders hoch anzuschlagen, daß, wenn wir das soeben erschienene „Italiänische Liederbuch" von Paul Heyse* zur Hand nehmen und uns der darin in deutscher Uebersetzung dargebotenen reichen Schätze italiänischer Volkspoesie erfreuen, in dieser Sammlung auch einige der von Nigra mitgetheilten historischen Volkslieder, (Volksballaden, wie sie Heyse nennt) einen Platz gefunden haben. Indeß scheint Letzterer nicht alle die von Nigra a. a. O. herausgegebenen Volkslieder gekannt zu haben, da er hier nur drei davon ausgewählt und diese mit 21 anderen Volksballaden zusammengestellt hat.

Im Allgemeinen ist Heyse der Meinung, daß zu einer gründlichen Arbeit über das italiänische Volkslied die Zeit noch nicht gekommen sei, und man kann ihm aus mehreren Gründen nur Recht geben. „Wenn der Waffenlärm," sagt er, „jenseits der Alpen verschollen und die Frucht so vieler heroischer Mühen geärndtet ist, werden in dem freien und einigen Italien die Blicke sicherlich nicht zuletzt auf die heimische Volkspoesie zurückgelenkt und die Forschungen in größerem Maßstabe wieder aufgenommen werden." Bis dies geschieht und manche Frage, die jetzt noch aufgeworfen und nur mit einer Hypothese beantwortet werden kann, entweder durch Thatsachen gelöst werden oder ganz wegfallen wird, mögen wir uns mit voller ästhetisch-poetischer Befriedigung an das Liederbuch von Heyse halten. Auch das, was er in der voranstehenden Einleitung über das italiänische Volkslied, über die Arten seiner Entstehung und über die einzelnen Klassen desselben bemerkt, ist in dem nämlichen Grade lehrreich und gewährt tiefe Blicke in das Wesen jener Volkspoesie, als auch die Winke über die Täuschungen, denen die Sammler bei'm Zusammentragen der Volkslieder (aber freilich auch anderswo, nicht blos in Italien), oft auch wider ihren Willen, ausgesetzt sind, allenthalben ernstliche Beachtung verdienen. Es ist freilich auch an sich bequemer, der Heerstraße nachzugehen und jedes Lied, das auf der Gasse gesungen wird, ohne Weiteres für ein Volkslied zu nehmen und aufzuschreiben, ohne darum sich zu bekümmern, ob es wirklich aus dem echten Quell volksthümlicher Ueberlieferung herstamme, ob nicht, in den Städten und anderswo, durch die Berührung mit Kultur und Literatur das Volksgemüth eingebüßt habe. Mit Recht bemerkt Heyse, daß es „für den Ausländer sehr schwer sei, der nicht jahrelang sein Ohr für die feinsten Halbtöne einer fremden Sprache geschärft hat, hier das Gewachsene vom Gemachten, das Ursprüngliche vom Nachgemachten zu unterscheiden." Heyse selbst ist nach dem, was er hierüber angiebt, bei der Auswahl für seine Sammlung mit Sorgfalt und Vorsicht zu Werke gegangen, und insofern er die von ihm ausgewählten italiänischen Volkslieder in deutschen Uebersetzungen giebt, leistet sein anerkanntes Uebersetzertalent, wie seine hohe dichterische Begabung, auch hier vollkommen genügende Bürgschaft, wenn schon es auch hier wahr bleibt, daß der Reiz des Ursprünglichen, den die Originale besitzen, in der Uebersetzung häufig ganz verloren geht oder doch geschwächt wird.

Der Inhalt der Sammlung ist sehr mannigfaltig. Heyse unterscheidet zunächst die einstrophischen Lieder, theils Rispetti (vorherrschend sechs- und achtzeilig), in Venedig Vilote (vierzeilig), theils Ritornelle, dann Volksballaden, volksthümliche Lieder (Lieder im engeren Sinn), darunter die bekannte venezianische Barcarole: O pescator dell' onda, und zum Schlusse theilt er mehrere Volksgesänge aus Korsika, Todtenklagen (Voceri), Wiegenlieder &c. mit. Das Meiste sind Rispetti und Ritornelle, und die Ersteren sind der Mehrzahl nach aus Toskana. Die am Schlusse mitgetheilten Melodien nebst dem italiänischen Texte werden für Manche eine interessante Zugabe sein.

* Berlin, Besser'sche Buchhandlung. 1860.

Polen.

Heinrich Nitschmann's: Polska na Parnasie.

Ausgewählte Gedichte der Polen.*

Im Sommer dieses Jahres erschien in Danzig ein kleines Buch unter dem Titel „Polska na Parnasie. Ausgewählte Gedichte der Polen. In's Deutsche übersetzt von Heinrich Nitschmann. Mit beigefügtem Originaltexte."

Welche Aufnahme diese Arbeit, die sich übrigens als „Erste Sammlung" ankündigt, bei'm deutschen Publikum gefunden hat, ist mir wenig bekannt. Nur durch Vermittelung der von Joseph Ignaz Kraszewski trefflich redigirten Gazeta Codzienna (täglichen Zeitung) weiß ich, daß die „Neue Preußische Zeitung" in Nr. 207 unter der Ueberschrift „Neue polnische Lyrik" eine im Ganzen lobende Kritik dieser Uebersetzungen bringt.

Wenn auch i ch mir einige Worte über dies Büchlein und bei dieser Gelegenheit auch über die polnische Literatur erlaube, so geschieht das auf Grund eines jetzt bereits zehnjährigen Aufenthaltes in Polen, einer eifrigen Beschäftigung mit der polnischen Literatur und vor Allem auf Grund eigener Versuche im Uebersetzen polnischer Dichtungen. Drei ziemlich umfangreiche Manuscripte,** die ich zu veröffentlichen gedenke, sind gegenwärtig in den Händen eines Berlin-Posener Buchhändlers und werden, wie ich hoffe, noch bis zum Mai künftigen Jahres erscheinen.

Die Polen, schon seit lange mit stiller Resignation an die vornehme Ignorirung ihrer Literatur von Seiten des Auslandes gewöhnt, können sich um so weniger einer gewissen Sympathie für jeden Ausländer erwehren, welcher beweist, daß er sich ernstlich mit ihrer Literatur beschäftigen will. So fanden denn auch in polnischen Journalen mehrfache Ankündigungen der obigen Schrift statt, welche verriethen, daß das polnische Publikum im Voraus zu Gunsten derselben eingenommen war.

Nichtsdestoweniger erschien in Nr. 240 der Gazeta Codzienna ein Referat über jene schon obenerwähnte Kritik in der Neuen Preußischen Zeitung, welches mit Recht darauf hindeutet, wie weit die Unbekanntschaft mit der polnischen Literatur auch bei den Organen der deutschen Kritik geht und welches, den guten Willen und das Uebersetzertalent des Herrn Nitschmann anerkennend, doch merken läßt, daß er durch Veröffentlichung dieser Auswahl weder der polnischen, noch der deutschen Literatur einen wesentlichen Dienst geleistet hat.

Jetzt, nachdem ich das Büchlein selbst gelesen, bin ich im Stande diese Andeutung zu würdigen und ihr beizustimmen.

Wenn ich mich hier in eine spezielle Analyse der kleinen, nur sechs Bogen starken Schrift einlasse, so geschieht das in der einfachen Absicht,

* Danzig, Theodor Bertling. 1860.

** Proben neuerer polnischer Lyrik und Epik. — Sitten- und Charakterbilder aus Polen und Litthauen. Eine Sammlung von Erzählungen und Skizzen polnischer Autoren. — Barbara Radziwill. Dramatisches Gedicht von Anton Eduard Odyniec.

der Wahrheit die Ehre zu geben, das Talent des Uebersetzers anzuerkennen, aber seine Auswahl als unzweckmäßig näher nachzuweisen.

Es würde mir Vergnügen machen, wenn Herr Nitschmann mir, seinem Mitstrebenden, trotz der Aufrichtigkeit der nachfolgenden Bemerkungen, oder vielmehr in Folge derselben, die Hand reichen wollte zur Bekämpfung des eingewurzelten Vorurtheils, als sei die polnische Literatur nicht ebenso gut, wie alle anderen europäischen Literaturen, ja wie die indische, persische und arabische, würdig dem deutschen Publikum in guten Uebersetzungen vorgeführt zu werden.

Aber Herr N. müßte Talent, Begeisterung, Zeit und Mühe dann allerdings auf etwas Anderes verwenden, als worauf er sie bei der vorliegenden Sammlung verwandt hat. Wer dem deutschen Volke die polnische Literatur näher rücken will, der muß nie aus dem Auge verlieren, daß die nationalen Antipathien zu mächtig sind, als daß sie auf dem Gebiete der Literatur ausgeglichen werden und Achtung und Anerkennung der polnischen Literatur erzielt werden könnte, wenn die letztere nicht vorläufig nur durch Productionen vertreten wird, die auf Meisterschaft Anspruch machen dürfen. Wie sehr aber hat Herr N. diesen Gesichtspunkt aus den Augen gelassen und wie wenig gerechtfertigt ist der Trompetenruf des Titels: Polska na Parnasie. Ausgewählte Gedichte der Polen?!

Nicht die geringe Anzahl der 25, meistens kurzen Gedichte ist es, was dem Büchlein Abbruch thut, sondern die Auswahl. Am natürlichsten würde man erwarten nur vorzüglichen Gedichten von Dichtern ersten Ranges zu begegnen. Aber auch zugegeben, daß der Name des Dichters sein Werk weder erhöht, noch verkleinert, zugegeben, die Aufnahme von Poesien unberühmter, ja unbekannter Dichter in eine Sammlung mit solchem Titel wäre statthaft, so wäre sie es doch nur unter der Bedingung, daß die Gedichte selbst durch Bedeutsamkeit des dichterischen Gedankens hervorragen und charakteristisch sind. Bei dem besten Willen kann ich jedoch den dichterischen Gehalt der Sammlung nur als mittelmäßig anerkennen und die Lobsprüche des Berliner Kritikers, der in diesen Gedichten „eine vortheilhafte Schilderung des polnischen National-Charakters, ritterlichen Geist, Anmuth, einen leichten, heiteren Sinn neben starkem, religiösen Gefühle"* sieht, finde ich nur in sehr beschränktem Maße gerechtfertigt.

Die ganze Sammlung (25 Gedichte von 20 verschiedenen Autoren!) enthält fast nur sehr subjektive, sehr sentimentale, elegische Lieder und wenn sich in ihr die berühmten Namen: Kazimierz Brodziński, Adam Mickiewicz, Antoni Edward Odyniec, Bohdan Zaleski, Józef Ignacy Kraszewski, Deotyma und die geachteten Namen: Konstanty Gaszyński, Józef Godebski, Franciszek Morawski, Włodzimierz Wolski, Gabriella Żmichowska, Władysław Syrokomla (Pseudonym für Kondratowicz), Karol Brzozowski und Józef Szujski finden, so sind doch auch Gedichte von den sehr unbekannten Dichtern Adolf Bronic und Sowiński, ein poetischer Scherz von A. S Naruszewicz (sic, vielleicht der Geschichtsschreiber Adam Naruszewicz?), ein Gedicht von einem räthselhaften J. K. T. und ein Lied von einem vollkommenen Anonymus aufgenommen worden.

Aber selbst jene namhaften Dichter haben sich für die Auswahl, welche Herr N. aus ihnen macht, nicht sehr zu bedanken.

Mickiewicz' mächtiger Genius wird nur durch drei kleine Jugend-Gedichte vertreten, nämlich: durch das liebliche und niedliche „Pierwiosnek" (Schlüsselblümchen) und zwei Sonnete, das innige „Do Niemna" (An den Niemen) und das schwächliche „Ranek i Wieczór" (Morgen und Abend). — Zaleski hat anstatt eine seiner herrlichen Balladen und Dumki (Kosakenlieder) nur eine poetische Spielerei „Wietrzyk" (das Lüftchen) und ein vielgesungenes Gesellschaftslied „Do Gitary" (an die Guitarre) beisteuern dürfen, das nicht eben durch Tiefe des Gedankens ausgezeichnet ist. — Aus Kraszewski's gereimten Poesien, in denen er freilich nie so groß ist, wie in seinen Romanen, hat der Uebersetzer „Ein Lied" ausgewählt, das freilich nur an der Stelle, von der es fortgerissen ist, recht gewürdigt werden kann. Es ist nämlich aus einer schönen Idylle unter dem Titel „das Dörfchen" (Wioska) entlehnt und wird einem Landmädchen in den Mund gelegt. In der Uebersetzung hat es seinen naiven Charakter gänzlich verloren. — Ebenso ist die aus Morawski und Syrokomla entlehnte Auswahl nicht die glücklichste. — Ansprechend und für den Charakter des Dichters bezeichnend, ist das Gedicht „die Tanne" (Jodła) von Brodziński. — Als gute, aber nicht ausgezeichnete Gedichte, als solche, die in einer umfangreichen Sammlung mitlaufen dürfen, bezeichne ich: „Starość ducha" (das Altern des Geistes) von Odyniec, „Do Egoisty" (an einen Egoisten) von Godebski, „Niepewność" (Ungewißheit) von Gabriella Żmichowska. — Kleine Meisterwerke in ihrer Art sind: „Dwie" (Zwei) von Włodzimierz Wolski, „Modlitwa" (das Gebet) von Deotyma und „Pieśń zimowa" (Winterlied) von Brzozowski. Alle übrigen Gedichte der Sammlung sind hinsichtlich des poetischen Werthes geringfügig.

Wo also ist bei dieser Auswahl Grund zu einem so anspruchsvollen Titel? Wo sind hier die ausgewählten Gedichte der Polen? Wo sind hier die Musen des polnischen Parnasses? Muß nicht ein Deutscher, auch wenn er mit dem vorurtheilfreisten Herzen von der Welt diese Sammlung zur Hand nimmt und nach ihr über die polnische Literatur urtheilt, nicht auf den Gedanken kommen, dem alten Volkswitze Recht zu geben, welcher reimt: In Polen ist Nichts zu holen!?

Der Herr Uebersetzer wird sich also wohl nicht mehr verwundern, wenn ich ihm sage, daß ich große Noth hatte, einem von der Reise durch Oesterreich heimkehrenden Polen, der das Büchlein in Wien gesehen hatte, begreiflich zu machen: die ganze Uebersetzung sei herzlich gut und aufrichtig gemeint. Der Pole behauptete anfangs steif und fest, bei einer solchen Auswahl könne das Buch nur eine Chikane sein.

Ich weiß, daß es keine Chikane ist, denn, wer jemals lyrische Gedichte aus dem Polnischen in's Deutsche übersetzt hat, der traut Niemandem die Selbstverleugnung zu, mit Ueberwindung so großer Schwierigkeiten auf solche Weise zu chikaniren. Aber der Herr Uebersetzer wird mir, wofern er selbst irgend einen Ueberblick über die reichen Schätze der polnischen Literatur hat, einräumen, daß er dieselbe vor dem deutschen Publikum durch diese Auswahl eher kompromittirt, als zur Kenntnißnahme empfohlen hat.

Sei es mir nun gestattet, gestützt auf die Vergleichung mit dem beigedruckten Originaltexte, darzuthun, daß das Uebersetzertalent des Herrn N. ungleich höher steht, als seine durch diese Chrestomathie bewiesene Kritik des poetischen Gedankens. Er kann überzeugt sein, daß ich weiß, was es sagen will, aus dem Polnischen übersetzen. Ich kenne sehr gut die große Abweichung in den Grundeigenthümlichkeiten der polnischen und deutschen Sprache. Und lyrische Poesien übersetzen, bei denen der unentbehrliche Reim im Deutschen (anders als im Polnischen, wo die Reime dem Dichter zuströmen) eher eine Fessel, als ein Flügel ist! O, etwas Anderes ist es, getragen von selbstschöpferischer Begeisterung der eigenen Empfindung, dem eigenen Gedanken Form und Gewand zu leihen, etwas Anderes, ein Kind der fremden Muse in den Lauten der eigenen Sprache so reden zu machen, daß es sich wohl hinsichtlich der Anschauung und Stimmung, in Bild und Empfindung, aber nicht in Wort und Ausdruck als Fremdling verräth.

Herrn N.'s Uebersetzungen lesen sich wie deutsche Originalverse. Styl und Wendungen, Alles in ihnen ist gut deutsch. Der Bau der Verse ist bis auf den der beiden Sonnette von Mickiewicz im Allgemeinen glücklich und dem Originale möglichst genähert. Daß Herr N. die größtentheils trochäischen polnischen Metra öfters in jambische umgewandelt, daß er die fast durchgängig weiblichen Reime in abwechselnd männliche und weibliche verwandelt hat, erachte ich dem Geiste der deutschen Versification entsprechend. Außerdem sind Herrn N.'s Verse glatt. Aeußerst selten nur begegnet man sprachlichen Härten wie: „spiegelst's" (S. 9), verunglückten Wortbildungen wie: „auf schampurpurnem Angesicht" (S. 11), unreinen Reimen wie:

— — „Unerbittlich streng gebeut er,
Daß verwelken Gras und Kräuter." (S. 31) und
— — „Was er schaut aus Nebels Mitte,
Wird ihm unterthänig.
So beginnt er
Der König
Winter."

Aber wie steht es mit der Treue der Uebersetzungen aus? Ich gestehe, daß ich sie im Allgemeinen wörtlicher gewünscht hätte. Die Kraft des poetischen Ausdrucks wäre dann nicht so häufig abgeschwächt worden. Uebersetzungsfehler in der gewöhnlichsten Bedeutung des Wortes sind zwar gemacht worden, dagegen finde ich oft die feinen Schattirungen der Originale verwischt. So unter Anderem S. 25 in der Strophe:

Ich lieb' des Gastmahls lauten Freudenklang,
Wenn sich des Tanzes frohe Kette schlingt. —
Und lieb' allein zu sein, wenn nächtlich bang
Ein Seufzer sich aus meiner Seele ringt.

Dem Originale viel wörtlicher nachgebildet, würde diese Strophe etwa so lauten:

---

* Ich citire aus der Uebersetzung dieses Passus in der Gazetta Codzienna.

Ich lieb' des Schmauses Lärmen ohne Zügel,
Den Tanz, der wie ein Band sich flatternd schlingt —
Und lieb' allein zu sein, wenn auf dem Hügel
Des Träumens meine Seele bangt und singt. —

Ganz im Tone verfehlt ist, wie schon oben erwähnt, die Uebersetzung des Kraszewski'schen „Liedes" (S. 41). Herr Nitschmann hat aus diesem, wie eine Volksweise klingenden Liedchen, ein Kunstgedicht à la Geibel gemacht. Eine Strophe hat er ganz ausgelassen, wahrscheinlich weil er sie mit ihrer Naivetät nicht dem Charakter seiner Uebersetzung anzupassen wußte. Sie ist hinter der dritten Strophe einzufügen.

Ich habe versucht, das Lied nach meiner Auffassung zu übersetzen, doch so, daß ich Strophe 3 und 6 aus der Uebersetzung des Herrn N. unverändert beibehalten habe.

Original.

Piosnka.

Szukałam* oczyma,
Szukałam po świecie:
Nigdzie szczęścia niema,
Gdzież ono jest przecie?

Drżysz i płaczesz brzozo,
Dąb się stary żali;
Zrąbią was, powiozą,
Człek potnie i spali.

Trawka mi mówiła,
Że ją zdepcze zwierze;
Woda się skarżyła,
Że ją ziemia bierze.

Ptaszek mi powiada,
Że go jastrząb goni;
Ryczą wołów stada,
Rżą tabuny koni.

Pytałam obloku,
Czy mu dobrze w niebie?
A łzy miał w oku,
Piorun rzucał z siebie.

Pytałam u ludzi,
Nikt nie wiedział doli,
Każdy z nas się trudzi,
Każdego coś boli.

Szukałam oczyma,
Szukałam po świecie:
Nigdzie szczęścia niema,
Gdzież ono jest przecie?

Herrn N.'s Uebersetzung.

Lied.

Hab' lang mich umgesehen
Auf diesem Erdenball;
Konnt' nirgends das Glück erspähen,
Wo weilt es im weiten All?

Ich sah die Birke zittern,
Der Eiche wankenden Muth;
Die Axt wird Beide zersplittern,
Ihr Loos ist Flammengluth.

Ich hörte die Gräser sagen,
Daß sie der Huf zerstört;
Ich lauschte des Wassers Klagen,
Daß es der Sand verzehrt.

— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

Die Wolke sollte mich lehren,
Ob ihr im Himmel so wohl?
Da schwamm ihr Auge in Zähren,
Sie wetterte dumpf und hohl.

Nun ging ich die Menschen fragen;
Ach, Keiner kennt das Glück,
Nur Kampf und Mühen und Plagen,
Das ist der Menschen Geschick.

Hab' lang mich umgesehen
Auf diesem Erdenball:
Konnt' nirgends das Glück erspähen,
Wo weilt es im weiten All?

Meine wörtlichere Uebersetzung.

Lied.

Meine Augen gingen zu spähen
Auf weiter Erdenflur;
Das Glück läßt nirgends sich sehen;
Wo ist es, wo ist es nur?

Die Birke weinet und zittert,
Es stöhnt der Eiche Stamm;
Des Menschen Axt zersplittert
Sie für des Herdes Flamm'.

Ich hörte die Gräser sagen,
Daß sie der Huf zerstört;
Ich lauschte des Wassers Klagen,
Daß es der Sand verzehrt.

Das Vöglein singt mir traurig,
Daß es der Habicht jagt;
Die Rinder brüllen so schaurig,
Das Wiehern der Pferde klagt.

Die Wolke sollte mich lehren,
Ob glücklich im Himmel sie sei?
Da hatte im Auge sie Zähren,
Ein Blitzstrahl riß sie entzwei.

Nun ging ich die Menschen fragen;
Ach, Keiner kennt das Glück,
Nur Kampf und Mühen und Plagen,
Das ist der Menschen Geschick.

Meine Augen gingen zu spähen
Auf weiter Erdenflur:
Das Glück läßt nirgends sich sehen;
Wo ist es, wo ist es nur?

Das wunderschöne Gedicht „Modlitwa" (das Gebet) von der auch als Improvisatrice bekannten Dichterin Deotyma** (Pseudonym für Łuszczewska) hat in der Nitschmann'schen Uebersetzung ebenfalls allzu viel verloren. Auch hier kann die Uebersetzung nicht wörtlich genug sein. Der ganze Eindruck des Gedichtes beruht hier auf der Concinnität im Ausgang aller Strophen von der zweiten an. Diese Concinnität ganz zu erreichen, ist allerdings unmöglich, denn Reime auf Gott, Engel, Mensch und Satan giebt es im Deutschen so gut, wie keine, doch kann die Uebersetzung sich noch immer mehr dem Originale anschließen, als es die des Herrn Nitschmann thut. Man vergleiche:

Das Original.

Modlitwa.

W szczęściu jestem szczęściem samém,
W cnocie wytrwania potęgą,
W cierpieniu pociech balsamém,
W grzechu poprawy przysięgą.

Bóg się w swem istnieniu błogiem
Nie modli, bo w żadnem niebie
Nie ma wyższego nad Siebie,
J dlatego też jest Bogiem.

Anioł z pochylonem czołem
Wiecznie zachwycon w pokorze
Bez modlitwy żyć nie może,
J dla tego jest aniołem.

Człowiek z każdym staniem, wiekiem,
W cierpień lub radości kole,
Modli się gdy chce, ma wolę,
J dla tego jest człowiekiem.

Szatan wszystko wié, rozumie,
Ale cóś mu jest nieznaném:
Modlitwę odrzuca w dumie,
J dla tego jest szatanem.

Herrn N.'s Uebersetzung.

Das Gebet.

Bin im Glücke selbst das Glück,
Bin der Tugendhelden Stärke,
Bin im Gram ein Sonnenblick,
Bin der Muth zum Besserungswerke.

Gott der Herr, so hoch und hehr,
Betet nicht, denn nirgends wohnet
Eine höh're Macht, als Er,
Der im höchsten Weltraum thronet.

Seht: der Engel sel'ge Schaar
Neiget mit der Inbrunst Beben
Zum Gebet sich immerdar,
Sind ja darum Engel eben.

Und der Mensch, ob reich, ob arm,
Darf zu jeder Stund' im Leben
Sich zu Gott im Glück und Harm —
Darum ist er Mensch — erheben.

Satan weiß und kann so viel,
Eins nur ist ihm nicht gegeben,
Des Gebetes Hochgefühl, —
Ist ja darum Satan eben.

Meine wörtlichere Uebersetzung.

Das Gebet.

Bin im Glücke selbst das Glück,
In der Tugend — Kraft zur Treue,
Bin im Leid ein Trostesblick,
In der Sünde — Schwur zur Reue.

Gott der Herr, so hoch und hehr,
Betet nicht. Die Himmel beben
Keinem Höheren, als Er;
Darum ist er Gott ja eben.

Vor dem Herrn der Engel steht,
Neigt sich mit der Andacht Beben,
Kann nicht leben ohn' Gebet:
Darum ist er Engel eben.

Und der Mensch — wer er auch sei,
Ob's ihn freut, ob schmerzt zu leben —
Betet, wann er will, ist frei;
Darum ist er Mensch ja eben.

Satan Alles wohl versteht,
Eins nur ward ihm nicht gegeben:
Stolz verschmäht er das Gebet;
Darum ist er Satan eben.

Aeußerst gelungen finde ich die Uebersetzung der Gedichte: Das Schlüsselblümchen (S. 15), der Unsichtbare (S. 45), das Altern des Geistes (S. 61), Winterlied (S. 73), Warum nicht trinken? (S. 97) und die Tanne (S. 101).

Aber noch einmal, warum führte der gewandte Uebersetzer den Deutschen so viele schwächliche Kinder der polnischen Muse vor, da er doch, selbst wenn er sich auf lyrische Poesie allein, ja sogar auf die kleine Zahl der von ihm ausgewählten Dichter ersten Ranges hätte beschränken wollen, gar manches Meisterhafte ohne Mühe gefunden haben würde. Zwar weiß ich nicht, auf welche Weise Herr N. zu seiner Kenntniß der polnischen Sprache gelangt ist und welche literarischen Hülfsmittel ihm zu Gebote stehen, aber mir deucht, wenn er Gedichte von Bronic und

* Szukałam und pytałam, nicht wie Herr Nitschmann druckt szukałem, pytałem, im weiblichen, nicht im männlichen Geschlechte.

** Sie gab heraus: Improwizacje (Improvisationen), Poezje (Gedichte) und Polska w pieśni (Polen im Liede). Versuch eines nationalen Epos. Bis jetzt sind in drei Bänden erst die mythischen Zeiten behandelt worden.

Szujski übersetzt, so müßte er doch auch Wincenty Pol und Teofil Lenartowicz als Lyriker ersten Ranges kennen, geschweige den durch großartige, schwungvolle Gedankenlyrik ausgezeichneten Emigranten Zygmunt Krasiński, der unlängst gestorben ist. Selbst eine Auswahl aus den älteren Dichtern Jan Kochanowski, Mikolaj Rej z Naglowic, Sebastyan Fabian Klonowicz und Franciszek Karpiński böte des bleibend Schönen, nie Veraltenden noch immer genug.

Statt dessen bietet uns Herr N. Lieder von Konstanty Gaszyński und Józef Godebski, welche als persönliche Freunde Mickiewicz' zwar häufig genannt werden, doch mehr wegen ihrer Schicksale, als wegen ihrer Gedichte dem polnischen Volke theuer sind. Das Gedicht „an einen Egoisten" von dem kräftigen, alten Napoleonisten und Obersten Godebski könnte man in einer Chrestomathie noch eher gelten lassen, wiewohl es für des Dichters philosophirende und mysticirende Richtung nicht eben sehr bezeichnend ist und wiewohl es an poetischem Werthe durch ein sehr bekanntes Gedicht desselben Dichters „Pogrzeb nędzarza" (ein Bettlerbegräbniß), das man in allen polnischen Schulen deklamirt, bedeutend übertroffen wird. Dagegen hat das Gedicht „Sehnsucht" von Gaszyński (S. 85) für des verbannten Polen Sehnsucht nach seinem Vaterlande ganz und gar nicht den richtigen Ausdruck gefunden. Wie mangelhaft und wenig charakteristisch ist in diesem Liede die Schilderung von Land und Leuten!

Auch unter den Gedichten Gabriella Żmichowska's hat der Uebersetzer in dem Gedichte „Ungewißheit" (S. 91) bei Weitem nicht das Beste ausgewählt. Fräulein Żmichowska, besonders als Mitarbeiterin an dem in den dreißiger und vierziger Jahren herausgegebenen Przegląd naukowy (Wissenschaftliche Revue) und durch mehrjähriges Leiden im Kerker bekannt, ist Verfasserin einer schönen prosaischen Erzählung „książka pamiątek." Von ihren Gedichten hat mich stets ihre Elegie „Czegomi smutno" (warum bin ich traurig) am meisten angesprochen.

Der Dichter J. N. Jasłowski, dessen in die Sammlung aufgenommenes Gedicht „Winters Anfang" (S. 31) kaum mehr, als ein leeres Spiel mit Reimen ist, hat, so viel mir bekannt, nie eine Gesammt-Ausgabe seiner Poesien veranstaltet. Er lebt im Posenschen und hat seine Gedichte, unter denen allerdings einige sehr kräftige und schwungreiche sind, in periodische Blätter zerstreut. Seit etwa zehn Jahren ist wenig mehr von ihm zu hören; nur hat er, wie ich durch eine Privat-Mittheilung weiß, eine gelungene Uebersetzung von Dante's Divina commedia gemacht, die noch Manuscript sein soll.

Ebenso viel Gedichte, wie von dem Dichterfürsten Mickiewicz, hat Herr N. auch von Karol Brzozowski ausgewählt, jedoch nur das letzte derselben „Winterlied" (S. 73) ist wirklich schön zu nennen. Brzozowski's Hauptverdienst um die polnische Literatur besteht bis jetzt in einer Sammlung lithauischer Volkslieder, die er 1844 in Posen unter dem Titel „Pieśni ludu nadniemeńskiego" (Volkslieder vom Niemen) im lithauischen Originaltexte mit der gegenüberstehenden vorzüglichen polnischen Uebersetzung herausgab.

Von einem ganz neuerdings aufgetretenen Dichter, Józef Szujski, bringt Herr N. auch ein Gedicht „Seufzer" (S. 57). Es wird durch die noch unausgegohrene Bilderkraft dieses jungen, vielversprechenden Dichters gekennzeichnet. Szujski ist eigentlich mehr ein dramatisches Talent. Sein historisches Drama „Halszka z Ostroga" (Elsbeth von Ostróg) wird sehr gerühmt. In Böhmen hat es so gefallen, daß man es in's Böhmische übersetzte und öfters aufführt. Ganz kürzlich erschien von Szujski in dem Warschauer Tygodnik illustrowany (Illustrirte Wochenschrift) ein hübsches erzählendes Gedicht („Herr Jacek Brzuchański") und mehrere kleine, schöne, lyrische Gedichte, unter Anderem „Swięte chwile" (heilige Augenblicke) und „Ona i On" (Sie und Er).

Nun noch eine Frage! Wenn Herr N., wie man doch von Jemand, der eine Chrestomathie herausgeben will, voraussetzen muß, einen Ueberblick über die gesammte polnische Literatur hat, warum verführt er denn, durch Ausschluß alles Epischen, ja auch der lyrisch-epischen Zwittergattung, der sogenannten Balladen und Romanzen, den Berliner Kritiker zu dem naiv geäußerten Glauben, „als herrsche die Lyrik allgebietend an den Ufern der Weichsel?" Herr N. weiß vermuthlich, ohne daß ich hier noch besonders daran erinnere, daß gerade die Polen ausgezeichnet sind in der Erzählung, im Roman und in ihren beliebten Gawędy (poetischen Erzählungen). Ich nenne hier nur Schriftsteller, wie Józef Ignacy Kraszewski, Józef Korzeniowski, Ignacy Chodźko, Henryk Rzewuski, August Wilkoński und Zygmunt Kaczkowski als Romanschreiber und Humoristen; Adam Mickiewicz, Antoni Malczewski, Kraszewski, Wincenty Pol, Włodzimierz Wolski und Władysław Syrokomla als Epiker und Gawenden-Erzähler. Doch auch in der dramatischen Dichtkunst haben die Polen Rühmliches geleistet, sowohl in der bühnengerechten Tragödie, Komödie und im Schauspiel durch Aloizy Feliński, Józef Korzeniowski, den Grafen Alexander Fredro, durch Fryderyk Skarbek, Antoni Edward Odyniec, Antoni Małecki und Jan Chęciński, als auch besonders im phantastischen Drama durch Adam Mickiewicz, Juljusz Słowacki und Zygmunt Krasiński. — Nur der Anbau einer Gattung der Afterpoesie, des sogenannten Lehrgedichtes, ist in neuerer Zeit von den Polen (sehr zu ihrem Ruhme) vernachlässigt worden. Für den besten Theil dieser poetischen Gattung, für die Kinder-Literatur und Fabel, ist jedoch von Ignacy Krasicki und Stanisław Jachowicz Schätzenswerthes geleistet worden.

Meiner Ansicht nach, wäre es auch nicht überflüssig gewesen, wenn Herr N. seine Sammlung mit einigen einleitenden Worten, die seinen Standpunkt und die Begränzung seines Arbeitsfeldes angeben, und mit literarischen Notizen versehen hätte. Was man auch sagen mag, man versteht ein Gedicht immer besser, wenn man weiß, von wem es herkommt.

Ich schließe diese Bemerkungen über die interessante Sammlung des Herrn N., wie ich begann, mit einer bei Kritiken etwas auffallenden Wendung.

Möge Herr N. mir meine Aufrichtigkeit nicht übel deuten! Sein Uebersetzertalent lasse ich unangefochten und erkläre es als ein ungewöhnliches. Von seiner guten Absicht, „die polnische Literatur in Deutschland bekannter zu machen," möchte ich ihn um keinen Preis abschrecken. Denn hier gilt recht das Wort: „Die Aerndte ist groß und der Arbeiter sind wenige." Gern hoffe ich, daß schon das nächste Heft der Sammlung Poesien bringen wird, deren Inhalt die Wahl des Titels zu rechtfertigen vermag. In der Hauptsache ist Herrn N.'s Streben auf dasselbe Ziel gerichtet, wie das meinige; wir werden uns also hoffentlich auch noch künftig recht oft begegnen und gegenseitig kritisiren, d. h. gegenseitig fördern und unterstützen.

Kalisch. August Woyde.

Rußland.

Russische Bibliographie für 1858.

Nach einem uns vorliegenden, als besondere Beilage zu dem russischen Ministerial-Journal für das Innere (Februar — April 1860) erschienenen, bibliographischen Verzeichniß sämmtlicher im Jahr 1858 im russischen Reiche (ohne Finnland und Polen) gedruckten Schriften, erstreckt sich die Zahl derselben auf 2036, wobei jedoch nicht allein die in russischer, sondern auch die in deutscher, polnischer und andern Sprachen veröffentlichten Werke mit inbegriffen sind. Am zahlreichsten vertreten ist das Fach der Theologie, das nicht weniger als 273 Titel aufweist, und in diesem wieder die Rubrik der Predigten (45 Titel, wovon 39 russisch, 1 französisch und 5 deutsch). Es befinden sich in derselben zum Theil ganze Sammlungen, zum Theil nur einzelne Reden; unter jenen bemerken wir die Predigten des Beichtvaters der kaiserlichen Familie, Herrn Bajanov, eines in Rußland sehr geachteten Kanzelredners, die jetzt in dritter Auflage erschienen sind, unter diesen einen von dem Rabbiner Minor in Wilna gehaltenen deutschen Vortrag: „Der Rabbiner und der Lehrer, was sie ihrem Volke sein sollen." Desto spärlicher ist das Feld der Philosophie bestellt, das im Ganzen nur 17 Werke darbietet, von denen auch nur die wenigsten eigentlich philosophischen Inhalts sind, da man, um diese Rubrik doch einigermaßen auszufüllen, ihr auch solche Opera, wie „ein sicheres Mittel, in vierzehn Tagen ein glücklicher Gatte zu werden," „die enthüllten Geheimnisse der alten Magier" rc. zugezählt hat! — Die Pädagogik enthält 150 Titel, wovon 74 Kinderschriften, zum großen Theil Uebersetzungen aus dem Deutschen, Englischen und Französischen; so erscheint eine russische Bearbeitung des alten deutschen „Kinderfreund" schon in zehnter Auflage. Im Fache der Sprachkunde sind 115 Werke angeführt, darunter einige von bedeutendem linguistischen Interesse, als eine Grammatik der jakutischen Sprache von dem Priester Chitrov, Castren's „Versuch einer ostjakischen Sprachlehre" (deutsch) und andere, und mehrere Uebersetzungen römischer und griechischer Klassiker, als die Annalen des Tacitus von Kroneberg, die Satyren des Horaz von Dmitriev, zwei Oden Pindar's von Wodowosov u. a. Die Geographie ist mit 69 Titeln vertreten, von welchen die Rubrik der Ethnographie 18 und die der Reisebeschreibungen 16 enthält. Die Geschichte und ihre Hülfswissenschaften weisen 227 Titel auf, wovon 49 auf die Geschichte Rußlands, 21 auf die allgemeine Geschichte (darunter Uebersetzungen von

Schlosser's Geschichte des 18. Jahrhunderts, von Mommsen's römischer und Curtius' griechischer Geschichte) kommen, 6 zur Rubrik der Memoiren 27 zu der der Biographie, 21 zu der der Paläographie, Archäologie und Numismatik gehören. Juristische Werke sind 136, staatswirthschaftliche 19, Schriften über Handel, Industrie rc. 61, landwirthschaftliche und technologische 116 erschienen. Im Fache der Naturwissenschaften zählt die Physik 7, die Chemie 11, die physikalische Geographie, Meteorologie, Geognosie und Paläontologie 22, die Naturgeschichte speziell (Zoologie, Botanik, Mineralogie) 44 Schriften. Die medicinischen Wissenschaften sind in 124 größeren und kleineren Werken behandelt, worunter 32 Doktor-Dissertationen in lateinischer Sprache; dagegen weisen die mathematischen mit Einschluß der Astronomie nur 37 Titel auf. Die Kriegswissenschaft zählt 34, die Nautik 8 Titel. Das Fach der Kunst, zu welchem auch der Sport, als noble Passion, gerechnet wird, ist durch 56 Werke vertreten. Literarhistorische Schriften sind 75 erschienen, zu denen die auch in unserem „Magazin" erwähnten Briefe Lavater's an die Kaiserin Maria Feodorowna gehören; außerdem sind die gesammelten Werke von 18 Schriftstellern herausgegeben worden, darunter die des Pseudonymen Baron Brambäus (Senkowsky) in 8 Bänden, mit einer Lebensbeschreibung des Verfassers von seiner Wittwe. Daß die Poesie in Rußland florirt, bezeugen wenigstens in quantitativer Beziehung 75 Titel Gedichte, unter denen wir zwei Uebersetzungen von Heine's Liedern und ebenso viele der Béranger'schen Chansons bemerken. Das Fach des Romans ist durch 43 Romane und Erzählungen russischer Schriftsteller, 24 Uebersetzungen ausländischer Novellisten (Freytag's „Soll und Haben," Feydeau's „Fanny," Disraeli's „Henriette Temple," „Onkel Tom" zweimal, Paul de Kock dreimal rc. rc.), und 105 Volksschriften vertreten, deren Titel an die von Basse in Quedlinburg verlegten Räuber-, Ritter- und Geistergeschichten erinnern. In diese Kategorie gehören die berühmten Bücher, „gedruckt in diesem Jahr," die immer wieder in neuen Auflagen und mit neuen Varianten erscheinen — die Geschichte des tapferen russischen Helden Ilia Murometz und der Tafelrunde des heiligen Wladimir, die Sage von dem Ritter Jeruslan Lasarewitsch, dem Vogel Phönix und dem grauen Wolf, die rührende Geschichte von dem englischen Mylord Georg und der brandenburgischen Prinzessin Friederike Louise — die mit gräulichen Holzschnitten (lubotschnya kartiny) versehen, auf den russischen Jahrmärkten von wandernden Buchhändlern feilgeboten werden und die Lieblings- oder vielmehr die einzige Lectüre des Volkes bilden. Zu den Romanen sind noch zehn Bände der von Smirdin in Petersburg herausgegebenen russischen Eisenbahn-Bibliothek zu rechnen, die übrigens im Jahr 1859 eingegangen ist. Endlich sind 99 dramatische Schriften (28 Originale, 66 Uebersetzungen und 5 in französischer oder deutscher Sprache), 50 Operntexte (russisch, italiänisch, deutsch, französisch) und 7 Werke vermischten Inhalts erschienen.

Außer den hier aufgezählten Publicationen sind im Jahr 1858 im russischen Reiche 254 Zeitschriften und Zeitungen herausgekommen. Hiervon gehören 10 (6 russische, 1 russisch-estnische, 1 russisch-lettische, 2 deutsche) zum Fache der Theologie, 11 zu dem der Pädagogik, 6 zu dem der Rechtsgelehrsamkeit, 3 zu dem der Staatswirthschaft, 13 (11 russische und 2 deutsche) zu dem der Geschichte, 7 zu dem der Geographie, 1 zu dem der Philologie, 5 sind Unterhaltungsblätter, 3 bibliographische, 10 (7 russische und 3 deutsche) haben die Medicin, 10 (3 russische, 4 französische und 3 deutsche) die Naturkunde, 7 die militairischen und nautischen Wissenschaften, 1 (französisch) die Mathematik, 18 die Kunst und Mode, 20 (16 russische und 4 deutsche) die Landwirthschaft und Technologie, 17 (11 russische, 4 deutsche, 1 englische und 1 italiänische) den Handel und die Industrie zum Gegenstande, 28 (15 russische, 8 französische, 3 deutsche, 1 polnische und 1 armenische) sind Revüen und Verhandlungen gelehrter Gesellschaften, 30 (14 russische, 1 polnische, 3 französische, 7 deutsche, 2 estnische, 1 lettische, 1 grusische und 1 armenische) politische Zeitungen und 54 amtliche Gouvernementsblätter.

Finnland.

Ein finnischer Schriftsteller über die Chevalerie des Mittelalters.*

Im dem wandernden Ritterthum erhielt die Chevalerie ihre Vollendung; denn erst durch vollständige Lösung von allen socialen Banden konnte der gemeinsame Gedanke des Germanismus, der Feudalität und des Ritterwesens: die Subjektivität, in seiner ganzen Einseitigkeit verwirklicht werden. Die alleinigen Gesetze, welche von der Chevalerie anerkannt wurden, seitdem sie als selbständige Körperschaft sich abzuschließen begann, ein Seelenadel über dem Geburts- und Eigenthumsadel, waren die alten feudalen Privattugenden, welche, da sie hier nicht im Dienste der das Gemeinwesen zerreißenden Leidenschaften standen, zu größerer Reinheit und Innerlichkeit sich entwickelten. Vor Allem erfolgte dies in dem anglo-normännischen Staate, wo unaufhörliche Zerrüttung und Verwirrung und gränzenloser Druck von Seiten der Machthaber dem wandernden Ritter häufige Gelegenheit boten, Bedrückte zu schützen, durch Abenteuer und Erreichung des beinahe Unerreichbaren herrlichen Ruhm zu gewinnen, während ein leicht erworbener Reichthum verschwenderische Freigebigkeit empfahl. Auch Kirche und Poesie betheiligten sich, Erstere die ritterlichen Grundsätze heiligend und Letztere sie idealisirend. Der Rittereid war forthin etwas Anderes, als eine bloße feudale Verpflichtung. Die Religion beschützen, war das erste Gelübde, dem Schwachen und Unterdrückten beistehen, das andere. An Stelle brutaler Tapferkeit trat Edelmuth, an Stelle der Beutegier glühende Ruhmgier, und Freigebigkeit ward ein sicheres Kennzeichen des Adels. Aus einfacher Werthschätzung des Weibes erwuchs, besonders unter Mitwirkung der Dichtkunst, ein künstliches System der Galanterie, in welchem das Weib als allbeherrschendes Idol thronte.

Da das Ritterwesen so gleichsam über die Wirklichkeit mit all' ihren kleinen Interessen, Sorgen und Pflichten gestellt war, verlor es sich in idealistischer Ueberspanntheit, wo der Ernst zu Spiel und Spiel zu blutigem Ernst wurde. Prachtvolle Feste und Turniere waren des Zeitalters Hochschulen, wo der Edelmann die einzige Wissenschaft lernte, die von ihm verlangt ward — lebendige Kenntniß der komplizirten Lehren des Ritterthums. Man kann daher die Chevalerie die heitere Seite des feudalen Lebens nennen, darf aber nicht übersehen, daß Beides im Grunde Eins war.

Denn betrachten wir genauer dies fröhliche, hochgestimmte Leben mit seinem raffinirten Ehrgefühl, seiner Verabscheuung niedriger, feiger und filziger Handlungsweise, seiner Selbstaufopferung für den Schwachen und Unterdrückten, so zeigt sich doch auch hier, unbemäntelt genug, die zügellose Willkür herrschend, und physische Stärke handhabt das Recht, allerdings weniger roh und wild, als draußen im politischen Leben, aber darum nicht weniger launisch. Ein Troubadour des zwölften Jahrhunderts singt: „Der Ritter, welcher hochgeachtet sein will, muß harte Drangsale auf sich nehmen; man verlangt von ihm, daß er seine Tugend allwärts übe, daß er nehme oder gebe, je nachdem Zeit oder Ort es erheischt." Bei solchen Grundsätzen darf man den Marquis von Malaspina seine Rechtfertigung nicht verdenken, als Raymbaud de Vaqueiras ihn der Räuberei und jeder erdenklichen Gewaltthätigkeit beschuldigte. „Ja, bei Gott, ich gestehe, daß ich oftmals Anderen ihre Habe geraubt, aber nur um zu geben, nicht um mir Schätze zu sammeln."

Eben so falsch, wie trivial ist also die Ansicht, welche in der Chevalerie eine wandernde Polizei sehen will, und den Nutzen, den sie in einem Zeitalter der Rechtlosigkeit stiftete, für ihr vornehmstes Gefühl erklärt. Die Handhabung des Rechts ist niemals ärgerer Willkür anvertraut gewesen. Selbst Handlungen, die aus den edelsten Beweggründen entspringen, verdienen Mißtrauen, sobald ein Einzelner sie mit voller Willkür ausübt. Das Rechte und Gute hat nie Gewinn davon, wenn es auf Lanzenspitzen getragen wird, denn alsdann entscheidet nur die rohe Kraft des Einzelnen darüber, was für recht und gut zu halten sei. Erst als die Grundsätze der Chevalerie aus den Schranken einer Art Kaste heraustraten, das ganze Gemeinwesen durchdrangen und von diesem aufrecht erhalten wurden, erwiesen sie sich wahrhaft wohlthätig.

Wir haben hiermit eine andere schwache Seite des Ritterthums berührt. So lange dieses in höchster Kraft und Vollendung dastand, zeigte es sich, seiner Tüchtigkeit bewußt, am einseitigsten und unduldsamsten. Die niederen Kreise der Gesellschaft waren, wie von den Privilegien desselben, so auch von seinen Pflichten ausgeschlossen. Einen nicht Adeligen zum Ritter schlagen, war bei schwerer Strafe verboten und kam ausschließlich dem Könige zu.* Den Druck der niederen Stände zu mildern, ihren Drangsalen abzuhelfen, hatte der Ritter keine Verbindlichkeit; in seinem Verhältnisse zu ihnen trat er nicht anders auf, als der harte und fühllose Feudal-Baron. Während er, von Liebe brennend, bis an's Ende der Welt ziehen mußte, um eine Laune seiner Herzensdame zu befriedigen, brauchte

* C. G. Estlander in seiner vortrefflichen Abhandlung Richard Lejonhjerta i historien och poesien.

* Im südlichen Gallien scheint in diesem Betrachte größere Freisinnigkeit geherrscht zu haben.

er keinen Schritt zu thun, wo es Abwehr einer Gewaltthätigkeit galt, deren Opfer das Weib eines Bauern oder gemeinen Mannes war. Einen Tag bereit, für die Sache des unterdrückten Barons sein Schwert zu ziehen, zog er es am anderen Tage, um einem fleißigen Gewerbsmann seinen Gewinn abzuzwingen, weshalb auch Bürger gewöhnlich ihr Testament machten, ehe sie von Paris nach Amiens reisten. Ehrgefühl, Freigebigkeit, verwegenste Tapferkeit, Ruhmsucht, Unverbrüchlichkeit eingegangener Verpflichtungen, den Frauen erwiesene Huldigung und feine Sitten — Alles, was unter die Begriffe loyalité, courtoisie und valeur kommt, ward nicht nach Menschenwerth, sondern nach Ritterwort bestimmt; überhaupt ist ja die Idee des Menschenwerths noch nicht ein Jahrhundert alt!

Kein Wunder demnach, wenn die mittelalterliche Geschichte so wenige Spuren ritterlicher Motive bewahrt. Bei seiner Einseitigkeit und isolirten Stellung über der Gesellschaft konnte des Ritterwesens unmittelbare Einwirkung auf die feudalen Einrichtungen nur wenig bedeutend sein, und auf dem Felde der Historie mußte die zwecklose Handlung, wie sehr sie auch als interessante Spielerei sich empfehlen mochte, als unberechtigt verworfen, oder wenigstens als werthlos übersehen werden.

Dieses Urtheil trifft insonderheit beinahe das ganze Dasein des Richard Löwenherz, des gefeiertesten Ideals aller Ritter, von welchem gesagt wurde, daß die eine Hälfte der Welt vor ihm gezittert, die andere ihn bewundert habe. Hätte dieser glänzendste Stern der Chevalerie nicht einen Kreuzzug unternommen und wär' er nicht ein Typus seines Zeitalters, so würde Richard Plantagenet in den Annalen Englands nur ein Königsname sein, mit welchem man die Jahrzahlen 1189—1199 bezeichnete, um, der alten Sitte gemäß, ein Decennium in des vereinigten angelsächsischen und normännischen Volkes Leben abzurechnen. Allein er hat das unsterbliche Glück, eine Zeit abzuspiegeln, wo der Einzelne, um groß zu sein im Sinne der Zeit, nicht nöthig hatte, mit seinen Thaten die Saat ewiger Früchte zu streuen, sittlich zu wirken in einem allgemeinen National-Interesse, oder Großes zu wirken im Dienste der Menschheit; wo Alles darauf ankam, daß die „Naturseite" des Individuums großartig angelegt, daß seine Leibes- und Seelenkräfte möglichst entwickelt und seine Leidenschaften mächtig genug waren, um den moralischen, oft nur conventionellen Rücksichten seines Standes genügen zu können. Das vorgesteckte Ziel brauchte nicht gerade ernsthafter zu sein, als ein unbefleckter Schild oder die Laune einer Schönen, und das Ergebniß nichts Wichtigeres, als eine zerbrochene Lanze oder ein verscherztes Menschenleben. Die Mitwelt verfuhr ja überhaupt nicht anders. Ohne Zweifel sind die Kreuzzüge von großer, welthistorischer Bedeutung gewesen, aber keineswegs durch irgend einen neuen Gedanken, der in ihnen sich ausgesprochen hätte (denn es war überhaupt kein vernünftiger Gedanke in denselben); sie legten keinen Stein an den Bau des europäischen Staatensystems, bildeten nicht ein Glied in der Entwickelungskette menschlicher Kultur. Die welthistorische Bedeutung der Kreuzzüge liegt in ihren secundären, nicht vorher berechneten Folgen und darin, daß sie großartige Gefühlsausbrüche einer Zeit waren, der es an Ueberlegung fehlte. Es ist darum blos Zufälligkeit, daß Richard Löwenherz' einzige historisch bedeutsame That ein Kreuzzug gewesen. Wo sonst sollte eine Natur von so löwenhafter Majestät und löwenhafter Wildheit, wie er, sich ihren vornehmsten Spielraum suchen?

Eigentlich kann nur von dem ersten Kreuzzuge gesagt werden, daß ihn schwärmender Glaubenseifer veranlaßt, weshalb auch dieser erste allein zum Ziele führte. Welch' große Begeisterung die Predigten der Erzbischöfe von Tyrus und Balduin von Canterbury in den Massen entzündet haben mögen, so ist doch der dritte Kreuzzug weit mehr eine Ritterthat im Großen, als eine religiöse Unternehmung. Hier kämpften nicht fanatische Schaaren von jedem Alter und Stand um ihres Seelenheils, sondern edle Ritter um ihres Ruhmes willen wider die Ungläubigen. Für Richard insonderheit war die (nicht gelungene) Eroberung des heiligen Grabes zwar das Ziel, aber die Ehre, der Christenheit erster Ritter zu sein, die Hauptsache.

Mannigfaltiges.

— Meister Friedrich.* Es ist ein glücklicher Gedanke, das Leben Schiller's zum geweihten Gegenstand einer Dichtung zu machen. Nicht minder glücklich, als die Idee, dürfen wir aber auch die Ausführung derselben, besonders in einigen Theilen dieser, das ganze Leben Schiller's, von seiner Kindheit bis zu seinem Ableben, umfassenden, poetischen Arbeit nennen. Das Ganze ist nicht etwa ein Epos in klangvollen Ottaverime, was, so erhaben es auch sein mag, doch dem gemüthlichen Verhältnisse, das zwischen dem deutschen Volke und seinem Lieblingsdichter besteht, nicht entsprechen würde, sondern eine Galerie von Bildern aus den Lehr-, den Wander- und den Meister-Jahren Schiller's, wobei seine Freunde und Geistesverwandten aus allen drei Perioden, zum Theil — wie Karl August, Goethe, Wilhelm v. Humboldt, Körner u. A. — mit ihren eigenen, klassischen Worten eingeführt werden. Keine jener aus dem Leben Schiller's bekannten Scenen auf der Karlsschule, auf dem Hohenasperg, in Mannheim, in Bauerbach, in Leipzig, auf Körner's Weinberg, in Rudolstadt, in Jena und in Weimar ist übergangen. Dichterische Lokalitäten, Gedanken und Worte sind auf das Geschickteste verwebt und benutzt zur Charakterisirung Schiller's, sowie nicht minder des mit gleicher Vorliebe behandelten Goethe. Ganz besonders aber dürfte der neue „Sängerkampf auf der Wartburg," den der Dichter allerdings vollständig erfunden und auf den 10. November 1804 verlegt hat, einen poetischen, auch nachhaltig wirkenden Eindruck auf den Leser nicht verfehlen.

Karl August heißt willkommen in dem Begrüßungssaal
Mit Wolfgang und mit Friedrich die Gäste sonder Zahl.

. . . .

Die Dichter und die Denker im weiten deutschen Land,
Des Tons, der Farbe Meister, mit ihnen geistverwandt,
Des Bau's, der Bühne Künstler, Bildbauer allzugleich,
Die große Zahl der Freunde, sie nahn erwartungsreich

. . . .

Karl August spricht: Den Menschen aus irdischem Sumpf und Dunst
Erhebt die stärkste, freiste, die farbenreichste Kunst;
Die Kränze, die sie windet, sind ewig frisch und jung:
Der Dichtung bringen festlich wir unsre Huldigung.

. . . .

Und Humboldt greift zum Worte: Schlicht ist fürwahr die Wahl,
Doch Wolfgang oder Friedrich — groß bleibt des Wählens Qual!
Auf von der Erd' zum Himmel steigt Wolfgang's Geistesflug,
Vom Himmel zu der Erde schwebt Friedrich's hoher Flug.

. . . .

Und Wolfgang spricht: Vergönnet mir, Freunde, noch ein Wort;
Wer größer von uns Beiden — o fragt nicht weiter fort!
Nehmt uns zusammen Beide, stets ohne Neid und Streit,
Wie wir zusammen schufen, stets ohne Streit und Neid!

. . . .

Und alle Männer rufen: Heil Euch, Ihr Häupter zwei!
Deutschland, von Euch geleitet, ist einig, stark und frei!

Das poetische Büchlein eignet sich, wie nicht leicht ein zweites, zu einem Weihe- und Festgeschenk für deutsche Jungfrauen und Jünglinge. Die Verlagshandlung hat auch das Aeußere desselben würdig ausgestattet, besonders durch ein schönes Medaillon Schiller's auf den Einbänden in Goldschnitt.

— Amerikaner in Deutschland. Alljährlich im Herbste feiern die Amerikaner in den Vereinigten Staaten eine Art Laubhütten- und Danksagungsfest, wie es im alten Testamente nach der Herbst- und Weinlese geboten ist. Nach diesem Beispiele wird seit einigen Jahren auch in Berlin von den dort und in anderen Gegenden Deutschlands wohnenden Amerikanern ein solches Fest unter dem Vorsitze des amerikanischen Gesandten begangen. Das diesjährige Fest fand am 29. November statt und war besonders dadurch interessant, daß sich die Amerikaner augenscheinlich angelegen sein ließen, den Deutschen, unter denen sie leben, zu beweisen, daß sie die vor Kurzem von einigen englischen Organen ausgesprochene Gesinnung über Deutschland in keiner Weise theilten. Die Feier begann mit dem Gesang eines Chorals und mit einer Predigt, welche sich über die reiche Aerndte des letzten Jahres, sowie über das politische Gedeihen der Nation aussprach, und zum Danke gegen Gott aufforderte. Die äußere Haltung der aus etwa 130 Amerikanern und einigen Gästen (worunter auch einige Diplomaten) bestehenden Versammlung zeigte von ernster Religiosität. Hierauf begann das Festmahl, wobei auch amerikanische Gemüse und Früchte in ihrer besonderen Zubereitung aufgetragen waren; darunter befanden sich mehrere Gerichte von Mais, von süßen Kartoffeln, amerikanische Heidelbeeren, Aepfel, Liebes-Aepfel u. dergl. Zunächst ergriff der amerikanische Gesandte, Herr Wright, als Präsident, das Wort und brachte einen Toast aus auf das preußische Königshaus und die Einigung Deutschlands unter Preußens Leitung, als die sicherste Garantie für den Weltfrieden; dabei bemerkte der Redner, daß Friedrich der Große sein Schwert Washington zum Geschenk gemacht habe, und daß seit jener Zeit freundschaftliche Beziehungen ununterbrochen zwischen Preußen und Nordamerika bestanden hätten und

* „Meister Friedrich. Ein Dichterleben." Von Moritz Zille. Leipzig, Veit & Comp., 1860.

sicherlich fortbestehen würden. Außerdem gedachte er der wissenschaftlichen Anstalten Deutschlands mit großem Lobe und Anerkennung und des seinen Landsleuten daraus erwachsenden Nutzens. Mit Freuden, sagte er, nehmen die in Deutschland wohnenden Amerikaner wahr, daß in diesem Lande die bürgerliche Freiheit und das verfassungsmäßige Recht mehr und mehr gedeihe und sich des Schutzes aufgeklärter Fürsten zu erfreuen habe. Capitain **Lyons**, von der Unions-Armee, brachte hierauf einen Trinkspruch aus auf die amerikanische Flagge, welche, mit der preußischen vereinigt, den Saal schmückte; dabei gedachte er des gegenwärtigen Parteikampfes aus Anlaß der Präsidentenwahl in Amerika und schloß mit einem Hoch auf den Präsidenten, gleichviel ob von **schwarzer** (republikanischer, d. h. anti-sklavischer) oder **weißer** (d. h. demokratischer oder pro-sklavischer) Farbe. Nach ihm sprach Mr. **Hudson** in dem Sinne der in der amerikanischen Verfassung begründeten Union, welche durch den Patriotismus aller guten Bürger gewährleistet sei und durch alle gesetzlichen Mittel, schlimmsten Falles durch das unveräußerliche Recht der Revolution, aufrecht erhalten werden müsse. — Herr Dr. F. v. **Holtzendorff** dankte hierauf in englischer Sprache für die Seitens des amerikanischen Gesandten in Beziehung auf das preußische Königshaus und Deutschland ausgesprochenen Gesinnungen, hob hervor, daß deutsche Diplomaten leider noch zu häufig amerikanische Zustände vom einseitigen bureaukratischen Standpunkte aus zu beurtheilen pflegen und in Amerika nur ein Land sähen, wo außer Messerstichen, Revolverschüssen und Lynch-Justiz wenig zu bemerken sei; der Redner erklärte hierauf, daß seiner Ansicht nach, die Ausbrüche der Rohheit und die Ueberschreitungen der Selbsthülfe nicht schlimmer seien, als die in vielen Staaten des Kontinents maßlos herrschende Polizeiwillkür. Deutschland habe ein Interesse an der Erhaltung der alle Gegensätze umfassenden Union, welche in dieser Beziehung ein Beispiel sei für das nach Einheit strebende Deutschland. Deutschland sei den Vereinigten Staaten Dank schuldig für die Aufnahme seiner Auswanderung, welche zwischen beiden einen Austausch von Arbeitskräften zu gegenseitigem Vortheil vermittle. Der Dank sei gerechtfertigt im Hinblick auf die südamerikanischen Staaten, besonders Brasilien, wo den Einwanderer Krankheit, moralische Verkommenheit und Knechtschaft erwarte. Der Redner schloß hierauf mit einem Hoch auf den Gesandten. Auch Herr Professor **Tellkampf** sprach sich im gleichen Sinne aus und erklärte seine Ueberzeugung, daß, trotz des Widerstrebens kleiner Fürsten, Deutschland nothwendiger Weise zur Einheit gelangen müsse, auf Grund der Berücksichtigung vorhandener Stammes-Eigenthümlichkeit, in gleicher Weise, wie die amerikanische Union Staaten verschiedenster Größe und Bevölkerung, ja verschiedenster Interessen in einer starken Central-Gewalt zusammenfasse. Die gegenwärtige Lage von Europa fordere die Einheit gebieterisch.

— **Ein amerikanisches Paroli auf den „Straßburger Korrespondenten."** Die deutsche Gesellschaft „Kannegießer" in Philadelphia hatte einem ihrer Mitglieder den Auftrag ertheilt, über die ihr zugegangenen ersten Nummern des „Straßburger Korrespondenten" Bericht zu erstatten. Dies ist geschehen, und der Bericht, der unter dem Titel „Die natürliche Gränze; ein Gedanke für Deutschland" gedruckt worden, liegt uns jetzt vor.* Die Deutschen in Amerika sind, wie man aus dieser Schrift sehen kann, nicht blos eifersüchtig darauf, daß das Mutterland ungeschmälert in seiner politischen Macht und Selbständigkeit erhalten werde; — sie nehmen auch den von französischen Journalisten hingeworfenen Fehde-Handschuh, „natürliche Gränzen" genannt, mit gieriger Kampflust auf, indem sie eine neue Ostgränze Frankreichs, genau nach der Linie der Vogesen und Ardennen, zeichnen und die Behauptung aufstellen und durchführen, daß Gebirgszüge die einzigen Landmarken sind, welche die natürlichen Scheidelinien der Völker und Staaten bilden, während Flüsse durch den auf denselben vermittelten Verkehr die Anwohner weit eher verbünden, als trennen. Die Schrift ist demnach mit einer Karte der in Amerika projektirten neuen Ostgränze Frankreichs ausgestattet, vermittelst deren zugleich ein neuer Staat „Arelat" hergestellt ist. Nizza ist auf dieser Karte wieder mit Italien vereinigt, während Savoyen zur Schweiz geschlagen wird. Und was insbesondere den „Straßburger Korrespondenten" betrifft, so läßt sich der Verfasser folgendermaßen vernehmen: „Es läßt sich nicht so leicht über die Straßburger Zeitung berichten, meine Herren! Geißelhiebe rechts und links auszutheilen — wahrhaftig, es wäre nur schwer, es nicht zu thun. Aber auch da läßt sich fragen: cui bono? Was hilft's? Oder sollen wir uns etwa selber geißeln, wie jene Betbrüder des Mittelalters? Eine deutsche Zeitung in Straßburg! Ist's nicht jene Stadt, wo der Münster steht, wo Goethe war und den Münster bestieg und beschrieb? Möchte man da nicht mit Voß fragen: „Habt ihr euch endlich besonnen, ihr Kinder?" Aber halt! Noch vor dem lombardischen Feldzuge und bevor das kaiserliche Wort erschallte: Italien frei bis zur Adria, als bereits der bekannte **Schmerzensschrei** in die kaiserlichen Ohren gedrungen war, wurden Hundert und Einige Schulmeister im Nordosten Frankreichs abgesetzt, weil sie außer der französischen auch noch die **vlamische** (niederdeutsche) Sprache zu reden sich unterstanden hatten! Aber Niemand hörte auf diesen Schmerzensschrei der Vlamingen — selbst die Deutschen hörten ihn nicht einmal!.... Wenn eine deutsche Zeitung in Straßburg erscheint, auf deutschem Grund und Boden, so ist das jedenfalls erfreulich, obwohl anzunehmen ist, daß die französische Regierung bei ihrer Absetzung der hundert vlamischen Schulmeister und bei ihrer Gründung oder Subventionirung der deutschen Zeitung in Straßburg von gleichen politischen Motiven ausging. Die Zeitung soll nämlich vor allen Dingen recht schön und deutlich auseinandersetzen, welches große Glück es für die Deutschen sein würde, Franzosen zu werden!"

* Philadelphia, Flugschriften-Verlag; Leipzig, Wienbrack, 1860.

— **Allgemeine deutsche Universitäts-Zeitschrift.** Dieses in jeder Beziehung zwanglose, kleine Journal, herausgegeben von Dr. Ed. Löwenthal in Frankfurt a. M.,* kömmt in seiner Kometenbahn auch uns manchmal zu Gesicht und scheint seinen Zweck, ein Sprechsaal für die Studirenden der verschiedenen deutschen Universitäten zu sein, vollkommen zu erfüllen. Wir finden darin sehr lehrreiche Artikel über den „Bier-Comment," ferner über den „Gegensatz der Burschenschaften und der Corps," und Studenten-Briefe aus Wien, Tübingen, Würzburg &c., die gewiß auf jedem Commers mit Vergnügen gelesen werden. Weniger am Platz scheinen uns darin die Bruchstücke aus des Herausgebers „System und Geschichte des Naturalismus" zu sein, die — wir möchten darauf wetten — von 99 unter 100 Lesern des Blattes gänzlich überschlagen werden. Wir glauben, daß es gut sein würde, dem Blatt im neuen Jahre eine weniger zwanglose Form und dagegen einen mehr centralisirten, von aller Theorie über Glauben und Wissen absehenden Inhalt zu geben.

— **Reise nach Kaschgar.** Der Wjestnik (Anzeiger) der russischen geographischen Gesellschaft enthält interessante Nachrichten über die Reise des Lieutenants **Walichanov**, der unlängst aus Kaschgar zurückgekehrt ist, wohin, außer Adolph Schlagintweit, bisher kein europäischer Reisender vorgedrungen war. Uebrigens ist Walichanov nur im uneigentlichen Sinne ein Europäer zu nennen; er ist der Sohn eines in russischer Unterthanschaft stehenden kirgisischen Sultans, und da er Muselmann von Religion und mit den verschiedenen Dialekten Central-Asien's vertraut ist, so erklärt es sich leicht, daß er ungefährdet nach Kaschgar gelangen konnte, wo einige Monate vor seiner Ankunft der unglückliche Schlagintweit umgekommen war. Auch hatte unterdessen in Kaschgar selbst eine politische Umwälzung stattgefunden, die zum günstigen Verlauf seiner Expedition beitrug. Zur Zeit der Schlagintweit'schen Reise befand sich Kaschgar im Aufstande gegen China, dem das Land seit einem Jahrhundert tributpflichtig ist, und wurde von einem Hadschi regiert, der sich durch seine Grausamkeit in ganz Central-Asien berüchtigt gemacht hatte. Dieser Mensch war es, der den trefflichen deutschen Reisenden hinrichten ließ. Bei Ankunft Walichanov's war jedoch der Hadschi schon aus Kaschgar verjagt und das Land hatte sich wieder den Chinesen unterworfen. Nachdem er sich mehrere Monate in Kaschgar aufgehalten, kehrte Herr Walichanov glücklich nach Rußland zurück.

* Leipzig, O. Voigt; Berlin, W. Weber.

J. L.

Berichtigung. Wir werden darauf aufmerksam gemacht, daß der Verfasser der in Nr. 38 des „Magazin" in dem Aufsatz über die Gewerbefreiheits-Frage erwähnten, trefflichen Artikel „Gewerbe" und „Gilde" in der Ersch-Gruber'schen Encyklopädie nicht Hafemann, sondern **Hasemann** heißt und Pfarrer zu Dachwig bei Erfurt ist.

Im Verlage von **Veit & Comp.** in Leipzig

Leipzig, Druck von **Giesecke & Devrient.**

Redigirt unter Verantwortlichkeit von **Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn** in Leipzig.

Bestellungen übernimmt jedes Postamt des deutsch-österreichischen Postvereins, sowie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallstraße Nr. 21) und die Verlagshandlung in **Leipzig.**

Diejenigen, welche mit dem Herausgeber des „Magazins" nicht direct correspondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commissionair, Herrn P. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in **Berlin.**

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von **Joseph Lehmann.**

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutsch-österreichischen Postverein portofrei geliefert wird.

№ 52. **Mittwoch, den 26. December 1860.** **29. Jahrgang.**

Inhalt:

☞ **Unsere Zeitschrift, welche mit der nächsten Nummer ihren dreißigsten Jahrgang beginnt, wird in den ersten Wochenlieferungen des Jahres 1861 unter Anderem folgende Artikel bringen:**

Die Nationalität und die Kultur Deutschlands und des Auslands.
Revolution und Reaction in Italien.
Präsident Lincoln und die Sklaverei in den Vereinigten Staaten.
Hans Ibeles in London.
Die Theilung der Türkei.
Fürst Metternich und seine Politik.
Die Zukunft der Religion in der modernen Gesellschaft.
Quinet's „Merlin" und Ratisbonne's „Kindliche Komödie."
Literarhistorisches über polnische Schriftsteller.
Amerikanische Naturbetrachtungen.
Die spanischen Republiken Süd-Amerika's.

Arabien.

Burton's Reisen.*

Medina, Mekka und die Kaaba.

Burton's Reisen nach Arabien und dem Somali-Lande liegen uns in einer verkürzten und dem größeren Publikum näher gebrachten Bearbeitung vor. Wir können in dieser Hinsicht das vorliegende Buch, welches den ersten Theil eines auch auf andere Reisen sich erstreckenden größeren Werkes umfaßt, nur empfehlen. Es ist splendid gedruckt, gut illustrirt und wirkt beim Lesen durchaus spannend und anregend.

Die Forschungsreisen der neueren Zeit sind fast durchaus interessant; aber schwerlich dürfte sich eine an Abenteuerlichkeit und Interesse mit der des englischen Lieutenants Burton messen, der nur in Burckhard den einzigen, einigermaßen vergleichbaren Vorgänger hat. — Arabien, das alte Stammland des Islam, ist für die Europäer ein versiegeltes Buch; der Glaubenseifer der Moslemin hütet mit finsterer Strenge den heiligen Boden, der ein in jeder Beziehung eigenthümliches und reiches, geschichtliches Leben in sich birgt. Tausende und aber Tausende von gläubigen Bekennern des ismaelitischen Propheten wandern alljährlich von allen vier Himmelsgegenden, von dem Strande der Donau, von dem Bosporus, von dem fernen Atlasgebirge an der Atlantis, wie von dem fabelhaften Ganges und den molukkischen Eilanden, von den Steppen im Osten des Kaspischen Meeres, wie aus den unbekannten Gegenden des inneren Afrika in großen Karavanen nach den geheiligten Stätten, nach Medina, nach Mekka und dem Berge Arafat, um dem Gebote zu genügen, das ihr Glaube ihnen auflegt und sich den Titel eines Hadschi zu erwerben. Die Geschichte der Urzeit, die alten Namen, die auch den Bekennern anderer Religionen heilig sind, Abraham, Ismael, Hagar, der Duft der Urwelt haucht diese Welt mit einem gewissen Zauber des Wunders an, dessen Poesie man sich schwer entziehen kann.

Was wagt der wißbegierige, in allen Sätteln gewandte Europäer nicht? Trotz alles Fanatismus der Muhammedaner, trotz der lauernden Vorsicht, die ihn von allen Seiten umgiebt, trotz der Fremdartigkeit der Lebensweise, der Religion, der Gebräuche gelingt es ihm doch, die Wunder zu schauen, das Geheime auszukundschaften und den Abendländern Bilder mitzubringen, aus denen sie sich eine klare Vorstellung machen können, wie Mekka, Medina, wie die Kaaba, der Brunnen Zamzem, das Grab Mohammeds, der Berg Arafat aussieht, welche Ceremonien man dort vernimmt, wie die Leute aussehen, wie sie denken, sprechen und handeln.

Es war kein geringes Kunststück, das Burton gemacht hat, sich zum Muselmann umzugestalten und eine Rolle durchzuführen, die eine ungeheure, bei Engländern sonst seltene Anbequemungsfähigkeit an fremde Sitten erfordert.

Burton stand im Dienste der englischen Compagnie zu Bombay und erhielt im Frühjahre 1853 auf ein Jahr Urlaub, um diese Reise in's Innere von Arabien zu machen, welche man für unausführbar hielt. Er begab sich zunächst nach London und schiffte sich von dort nach Alexandrien ein. Um jeder Entdeckung vorzubeugen, hatte er schon in London die orientalische Tracht angelegt und landete daher in Aegypten als vollkommner Muselmann, der alle Berührung mit Europäern sorgfältig vermied.

---

* Forschungsreisen in Arabien und Ost-Afrika, nach den Entdeckungen von Burton, Speke, Krapf, Rebmann, Erhardt und Anderen. In zwei Bänden bearbeitet von Karl Andree. I. Bd. Leipzig, H. Costenoble, 1861.

Burton verweilte längere Zeit in Alexandria, um seine Erinnerungen an den Orient wieder aufzufrischen und alle Vorschriften und Gebräuche des Islam so genau zu kennen und ihnen so nachzuleben, wie ein echter Muselmann. Er nahm Unterricht bei einem Scheich, studirte mit ihm den Koran, disputirte über theologische Gegenstände, vervollkommnete sich in den Reinigungen, Abwaschungen und Verbeugungen. Während seiner Mußestunden besuchte er die Moscheen und Bäder, Kaffeehäuser und Bazare, überhaupt alle öffentlichen Orte und beobachtete das Leben und Treiben der Gläubigen. Es ist keine leichte Aufgabe, mit allen Förmlichkeiten des morgenländischen Lebens ganz vertraut zu werden, wonach z. B. schon das Trinken eines Glases Wasser studirt sein will. Nicht weniger als fünf Vorschriften kommen dabei in Betracht.

Burton's Plan war anfänglich, unter der Firma eines Persers zu reisen. Seine genaue Kenntniß des Persischen, Arabischen und Hindustanischen befähigte ihn dazu. In Alexandrien legte er den persischen Mirza ab und verwandelte sich in einen schlichten Derwisch, der seiner Angabe nach die Länder der Ungläubigen besucht hat, um sich in Arzneikunde auszubilden. Als Derwisch und Hekim (Arzt), gedachte er die gefährliche Reise zu machen; deshalb mußte er auch seinen Paß nicht vom englischen Konsul, sondern von der ägyptischen Regierung nachsuchen und nach langen Schwierigkeiten und Plackereien gelang es ihm auch. Uebrigens hatte Burton schon in Indien den Muselmann gespielt; ein ehrwürdiger Mann hatte ihn schon vor längerer Zeit in den Chadirigeh-Orden eingeweiht und ihm den hochtönenden Namen Bismillah Schah, „König im Namen Gottes," gegeben; ja ihn, nachdem er alle Proben bestanden, zur Würde eines Murschid erhoben, der nun seinerseits wieder Muriden, d. h. Schüler, machen konnte. In muselmännischen Landen ist es sehr bequem, ein Derwisch zu sein; und deshalb nehmen Leute jeden Standes und Charakters diesen Titel an. — Der Vornehme, der bei Hofe in Ungnade gefallen ist, der lebensmüde Reiche, der Arme, welcher betteln will, wird Derwisch und braucht als solcher sich nicht um Sitte und Höflichkeit zu kümmern; er mag beten oder nicht beten, eine Frau nehmen oder unverheiratet bleiben, im Prunkgewand oder in armseliger Kleidung einhergehen, es ist alles einerlei. Er ist ein privilegirter Landstreicher, und je hochmüthiger und unverschämter er sich gebärdet, um so mehr wird er respektirt und sein Ansehen steigt noch, wenn er Quacksalberei treibt.

Burton schiffte von Alexandrien nach Kairo, hatte aber auf dem Dampfer, der von Orientalen jeder Art wimmelte, sehr viel zu leiden — weil er als Perser, ein Schiit, d. h. ein Irrgläubiger war. Indessen traf er in demselben auch mit einem Kaufmanne aus Kairo, Namens Hadschi Wali, zusammen, der äußerlich zwar ein strenger Muselmann, innerlich dagegen durch Umgang mit Europäern ziemlich tolerant war. Burton zog in sein Haus in Kairo, und hier erhielt er von seinem Gastfreund einen Rath, der ihm vom größten Nutzen war.

„Vernimm," sagte Hadschi Wali, „was ich dir rathe. Bleibst du dabei, als ein Adschemi zu reisen, so geräthst du ganz gewiß in viele Verlegenheiten. In Aegypten wirst du mit Schimpfreden überhäuft und in Arabien wird man dich prügeln, weil du ein Schismatiker bist. Alles, was du kaufst oder verlangst, mußt du doppelt und dreifach bezahlen, und wirst du krank, so leistet dir Niemand Hilfe; du kannst dann irgendwo am Wege elend sterben."

Dieser Rath war sehr gut; denn in den Schilderungen, die Burton von seiner späteren Reise entwirft, spielen wirklich die armen Perser eine traurige Figur. So stolz und selbstbewußt sie außerhalb Arabiens auftreten, eben so demüthig und geduckt müssen sie sich benehmen, sobald sie das heilige Land betreten haben, und keine Schmach, keine Schande, keine Zurücksetzung wird ihnen von ihren fanatischen Glaubensgenossen erspart.

Er faßte also auf Hadschi Wali's Rath den Entschluß, nicht als Perser, sondern als Afghane die Wallfahrt zu machen, und nahm abermals bei einem alten gelehrten Scheich, Mohammed el Attar, Unterricht, der früher Prediger in einer der Moscheen Mehemed Ali's gewesen war, sich aber nach seiner Entlassung als Kräuterhändler sein Brod erwarb.

Die Schilderungen aus diesem Leben in Kairo sind sehr interessant, weil wir hier nicht durch die europäische Brille sehen, sondern Alles aus der Anschauung des Muselmannes selbst erhalten. Denn seit Lane, der sich in ähnlicher Art zum Muhammedaner umgestaltete, dürfte kein Fremder so tief in alle Verhältnisse eingedrungen sein. Burton verdarb es indeß durch eine Unvorsichtigkeit, oder wie man es nennen will, der englische Lieutenant spielte dem afghanischen Derwisch einen fatalen Streich, und er mußte, um Aufsehen zu vermeiden, Kairo so still und geräuschlos als möglich verlassen. Burton hatte unter Anderem auch die Bekanntschaft eines Hauptmanns der unregelmäßigen, albanesischen Truppen gemacht, dessen Regiment damals in Arabien stand, der aber in Aegypten auf Urlaub war. Dieser Arnaut Ali Aga war ein wilder, banditenmäßiger Kerl, mit dem nicht zu spaßen war, weil es ihm nicht gerade darauf ankam, einen Menschen mit der Pistole niederzuschießen, wenn sie ihm beim Aufwallen des Zornes gerade zur Hand war. Dabei war er in religiösen Dingen sehr aufgeklärt und trank Arak, wie nur irgend ein europäischer Trunkenbold. Burton wußte sich indeß bei ihm in Respekt zu setzen, und so entspann sich ein Verhältniß, das endlich zu einer Katastrophe führte. Dieser Arnaut veranstaltete im Karavanserei, wo er, Burton und Hadschi Wali wohnten, ein nächtliches Zechgelage, zu dem er den afghanischen Derwisch einlud, ein nächtliches Zechgelage, daß der Arnaut schließlich zur Orgie machen wollte. Burton mochte sich wohl etwas übernommen haben, denn sonst konnte er schwerlich auf den Einfall gerathen, seinen toleranten, aber dabei streng religiösen Gastfreund herbeizuholen. Als derselbe herbeigekommen, wollte ihn der Arnaut zwingen, den Unfug mitzumachen. Dieser jedoch entsprang. — Der Skandal machte begreiflich Aufsehen und die Heiligkeit des indischen Arztes war sehr verdächtig geworden. Burton machte sich also auf, um seine Pilgerschaft zu beginnen. Wir heben daraus Einzelnes hervor, z. B. wie die Araber in Medina Politik treiben.

Burton befand sich in dem Hause Scheich Hamids, der mit derselben Karavane in seine Stadt zurückgekehrt war.

„Es ist in Medina hergebracht, daß ein Mann, der von einer längern Reise heimkehrt, baldmöglichst von seinen Freunden und Verwandten besucht wird. Deshalb hatte auch Hamid sogleich den Divan herrichten lassen; die Pfeifen standen bereit und der Kaffee duftete. Ich nahm Platz am Fenster, weil es dort immer am wenigsten heiß ist; gleich nachher kam ein Besuch nach dem andern und bald war das Gemach angefüllt. Scheich Hamid umarmte Jeden, der eintrat. Die Leute setzten sich auf den Divan, rauchten, sprachen über Politik, fragten über Reiseangelegenheiten und nach fernen Freunden, tranken Kaffee, sprangen nach etwa einer halben Stunde rasch auf, umarmten den Hausherrn und gingen wieder fort. Die geringeren Leute traten ohne Geräusch ein, machten die Umarmung bescheiden ab, grüßten die Anwesenden und nahmen die letzten Plätze ein; nachdem sie geraucht und Kaffee getrunken hatten, gingen sie eben so still von dannen, wie sie gekommen waren. Ganz anders benahmen sich Jene, die etwas aus sich machen und für vornehm gelten wollten; aus ihrem Gesichte strahlte große Selbstzufriedenheit, sie traten geräuschvoll ein und die Anwesenden erhoben sich, um sie zu begrüßen. Mit einer gewissen Wichtigthuerei nahmen sie Platz, bemächtigten sich der Unterhaltung, erhoben sich und schritten majestätisch aus dem Zimmer. Wie gewöhnlich sprach man auch damals viel über den heiligen Krieg. Der Sultan hatte dem Zar befohlen, Muselmann zu werden; der Zar hatte um Frieden gebeten, wollte einen Tribut zahlen und Vasall der Pforte werden. Allein der Sultan rief: Nein, bei Allah, du mußt dich zum Islam bekennen. Natürlich besann sich der Zar und konnte nicht sofort zu einem Entschlusse kommen; aber Allah schlägt die Ungläubigen mit Blindheit und Abd ul Medschid wird bald Herr über die Moskov's sein. Nachher wendet er dann seine siegreichen Waffen gegen alle Götzendiener von Frangistan; mit den Engländern, Franzosen und Griechen macht er den Anfang. Dann und wann fragte man mich um meine Meinung, und ich äußerte mich so, daß meine Ansicht kein Mißfallen erregen konnte. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich Allerlei, was mir von schlimmer Vorbedeutung für meine beabsichtigte Reise zu sein schien. Ich hegte nämlich den Plan, quer durch Arabien nach Maskat, am Busen von Oman, zu gehen; nun waren aber die Beduinen entschlossen, bei der in Europa zu erhoffenden Beute nicht leer auszugehen und wollten in ganzen Schaaren am heiligen Kriege Theil nehmen. Jeder Stamm hatte Ansprüche geltend zu machen gesucht, und darüber war es zu Streitigkeiten gekommen; alle Männer ohne Ausnahme drangen darauf, in den Kampf zu ziehen, selbst zehnjährige Knaben wollten nicht zurückbleiben. Deshalb waren denn diese Beduinen einander in die Haare gerathen und in der ganzen Wüste tobte Kriegslärm. So erzählten die Gäste meines Scheich's, und ich überzeugte mich später, daß sie die Wahrheit gesagt.

„Der Hauptzweck der Reise war, die Heiligthümer zu Medina und Mekka kennen zu lernen; es wird daher wohl am Orte sein, hiervon Einiges mitzutheilen, was besonders für das religiöse Leben des Islam von Wichtigkeit ist.

„Die Moschee des Propheten (Mesdschid el Nebawi) zu Medina ist eines der beiden großen Heiligthümer des Islam, und nimmt unter den drei Hauptstädten, welche von den muselmännischen Völkern verehrt werden, den zweiten Platz ein. Den Vorrang hat die Mesdschid el Harem (die Moschee des Heiligthums, die Unverletzliche) zu Mekka, die man auf Abraham zurückführt; die dritte Stelle wird der Moschee in Jerusalem

eingeräumt; man bringt sie mit König Salomon in Verbindung und nimmt an, daß sie auf der Stelle sich erhebe, wo einst der Tempel dieses Königs gestanden (das ist unzweifelhaft Wahrheit!). Die Ueberlieferung weiß, daß Mohammed gesagt habe: „ein Gebet in meiner Moschee zu Medina ist wirksamer, als tausend Gebete an andern heiligen Stätten, jene in der Harem-Moschee zu Mekka allein ausgenommen.“ Es ist deshalb Pflicht eines Pilgers, so lange er in Medina verweilt, in der Moschee des Propheten fünf Mal zu beten, dort im Koran zu lesen, und wo möglich auch bei Nacht sich religiösen Betrachtungen hinzugeben und zu beten.

„Ein Besuch in der Moschee des Propheten und bei den Heiligthümern, welche sie einschließt, wird als Ziyarat oder die Besichtigung bezeichnet; der Gläubige, welcher dieselbe vorgenommen, heißt Zair und der Führer, welcher ihn dabei geleitet, Mossawwer. Es ist ein erheblicher Unterschied zwischen der Pilgerfahrt nach Mekka, durch welche man ein Hadschi wird und der Wanderung nach Medina. Jene erstere ist geboten, der Koran legt jedem Muselmanne die Verpflichtung auf, das Heiligthum zu Mekka wenigstens ein Mal in seinem Leben zu besuchen. Der Tawaf, der Gang um das Gotteshaus (Beit Allah) zu Mekka, darf um das Grab des Propheten zu Medina niemals stattfinden; auch darf man das Letztere nicht in Pilgerkleidern besuchen, es nicht küssen, auch nicht mit der Hand berühren, oder mit der Brust daran drücken; was Alles bei der Kaaba geschieht. Ebensowenig ist es gestattet, daß man das Gesicht mit dem am Grabe angesammelten Staube reibe, und wer seine Andacht an demselben durch Niederwerfen bezeugt, was manchmal von unwissenden Indern geschieht, macht sich einer Todsünde schuldig. Aber nur ein Ungläubiger würde irgend einen Theil der Moschee bespeien, oder diese selbst verachten.

„Rang und Würde dieses Tempels sind also durch die Religion und Wissenschaft genau bezeichnet worden. Aber im Morgenlande verfallen die Menschen leicht in Extreme. So nimmt z. B. die orthodoxe Schule El Maliks an, Medina stehe über Mekka, und beruft sich dafür auf die Heiligkeit des Grabes und die religiösen Vortheile, welche man von diesem erwerben könne. Die Wahhabis dagegen halten die Ansicht fest, daß am Tage des Gerichts der Prophet keine Stimme habe; sein Grab gilt ihnen eben so viel und eben so wenig, wie das eines andern Sterblichen, es hat also gar keinen Anspruch auf besondere Verehrung. Sie verdammen dieselbe als götzendienerisch; zur Zeit, da sie in Arabien mächtig waren, plünderten sie die heilige Moschee und verboten fremden Pilgern den Zutritt. Wie dem auch sein möge, die bei weitem überwiegende Zahl der Muselmänner stellt Allah's Haus in Mekka weit über alle andern Heiligthümer der Welt, giebt aber im Uebrigen zu, daß als Stadt Medina heiliger sei, als Mekka, folglich auch heiliger, als alle anderen Stätten auf Erden, Allah's Haus ausgenommen.

„Ich stand vor der Moschee. Gleich jener in Mekka ist sie durch den Anbau schlechter Häuser verunziert worden; einige lehnen sich an die Ringmauern des Heiligthums, andere sind von demselben nur durch eine schmale Gasse getrennt, und so hat man von der Moschee keinen Gesammtanblick; sie sieht weder hübsch noch würdig aus. Ich stieg auf abgetretenen Stufen durch die Pforte der Barmherzigkeit, Bab el Rahma, zum Innern ein und war überrascht, in diesem von allen Muselmännern so hoch verehrten Tempel so viele Schnurrpfeifereien zu finden. Er machte einen kleinlichen Eindruck und kann auch nicht von ferne mit der Moschee in Mekka verglichen werden, denn diese ist der Ausdruck eines erhabenen Gedankens, zugleich einfach und großartig. Je mehr ich mir das Ganze und die Einzelnheiten näher betrachtete, um so mehr glaubte ich in einem Museum oder einer Raritätenbude zu sein, die man mit allerlei Flitter aufgeputzt hat.

„Die Mesdschit el Nebawi bildet ein Parallelogramm von ungefähr 420 Fuß englischer Länge und 430 Fuß Breite, und ist in der Richtung ihrer größten Länge nach Norden und Süden orientirt. Sie hat, gleich allen Moscheen, einen großen, von Gallerien umschlossenen Hofraum; diese werden von mehreren Pfeilerreihen getragen und erinnern an die Kreuzgänge mancher italiänischer Klöster. Diese Säulengänge sind nicht hoch und von einer großen Menge halbrunder, kleiner Kuppeln überwölbt. An der Nordseite des Hofes lehnt sich an die Umfassungsmauer ein Säulengang, genannt Medschid Riwak, weil der Bau desselben vor einigen Jahren vom Sultan Abd ül Medschid begonnen wurde. Der Stärke der Säulen nach zu schließen, mit welchen er geziert werden soll, ist es darauf abgesehen, alle andere in Schatten zu stellen, man befürchtet aber in Medina, daß er, in Anbetracht der bedenklichen Lage des türkischen Reiches, unvollendet bleiben werde. Die beiden Säulengänge, welche im Westen und Osten den großen Hofraum einschließen, werden nach den beiden zunächst liegenden Pforten (Bab el Rahma und Bab el Nisa) benannt. Der Portikus im Süden ist ungleich größer, als die übrigen, hat auch mehr Säulenreihen und bildet den wichtigsten Theil des Tempels, weil er die vorzugsweisen heiligen Stätten umschließt. Man nennt ihn El Rauzah, den Garten, weil er sich dort befindet, wo der Prophet den Garten hatte. Diese vier Säulengänge haben auf der Außenseite Arkaden, im Innern ruhen sie auf Pfeilern, die an Stoff und Form sehr verschieden sind; manche sind ganz plump, andere ungemein zierlich, viele von Porphyr, andere mit Gyps überzogen. Der südliche Portikus hat ein Pflaster von schönen Marmorplatten und Mosaik. Auf diesen liegen Strohmatten, worüber man Teppiche ausbreitet, die sehr bald von den zahlreichen Gläubigen abgenützt werden. Den Tempel-Eunuchen liegt es ob, diese Teppiche rein zu fegen, sie treten aber manchmal für Geld und gute Worte den Besen an fromme Pilger ab. So viel kann ich versichern, daß der Eifer der Eunuchen und der Pilger nicht ausreicht, um gewisse lästige Insekten zu entfernen.“

Der Plan dieser Moschee in den Text gedruckt, ebenso Plan und Abbildung der Moschee von Mekka. — Letztere ist ein sonderbares Gebäude, ganz verschieden von dem Bilde, das man sich nach den gewöhnlichen Vorstellungen davon zu machen geneigt wäre, eben so verschieden von jeder andern Art von Tempeln und Gotteshäusern. Die eigentliche Kaaba, von sehr mäßiger Größe, ohne Fenster und andern Schmuck gleicht kurz und gut einem viereckigen, mehr hohen, als langen Kasten, der in der Mitte eines geräumigen Platzes steht, welchen eine hohe viereckige Umhegung umgiebt.

„Die heilige Kaaba, das Gotteshaus, Beit Allah, erhebt sich in der Mitte einer ausgedehnten, fast rechtwinkeligen Einfriedigung von etwa drittehalb Hundert Schritten Länge und zwei Hundert Schritten Breite. Innerhalb derselben befinden sich vier Reihen Säulen auf der Ostseite, während die übrigen Seiten nur drei solcher Säulenreihen haben. Die, welche der innern Seite, dem Hofraume, zunächst sind, haben Bogengewölbe und das Dach besteht aus drei Reihen halbrunder Kuppeln, die mit Gyps beworfen und geweißt sind. Solcher kleinen Dome, deren Zahl sich auf nicht weniger als Einhundert zwei und fünfzig beläuft, gewähren einen ganz eigenthümlichen Anblick. Die Säulen haben ungefähr zwanzig Fuß Höhe und anderthalb Fuß Durchmesser; je vier und vier sind durch einen weit dickern achteckigen Pfeiler von einander getrennt. Drei Viertheile, oder auch vier Fünftheile dieser Säulen oder Pfeiler sind von Marmor, die andern aus Granit, wie er in der Nähe von Mekka gebrochen wird. Einige sehr schöne Schafte von rothem Porphyr oder rosenfarbenem Granit, fallen als Ausnahme auf und sollen aus Aegypten hergebracht worden sein. Unter diesen Hunderten von Säulen sind nicht zwei mit gleichförmigen Kapitäl und einerlei Sockel. Die Kapitäler zeigen zumeist schlechte saracenische Arbeit; einige haben früher andern Gebäuden angehört und sind nun hier von den ungeschickten Werkleuten verkehrt eingesetzt worden, so daß der obere Theil nach unten steht, oder der untere nach oben. An einigen Sockeln erkennt man vortreffliche griechische Arbeit; an verschiedenen Marmorsäulen arabische oder auch kufische Inschriften, aber diese sind noch nicht abgeschrieben oder übersetzt worden. Das Pflaster besteht aus roh neben einander liegenden Steinen. Manche Säulen und Minarets sind mit schlechten Malereien von rother, gelber oder blauer Farbe bepinselt.

„Auf der Südseite ist die Kaaba etwas schmäler, als auf der Nordseite und daraus geht wohl hervor, daß diese Moschee später als das innere Hauptgebäude, um dieses letztere herum, aufgeführt und zu verschiedenen Zeiten vergrößert worden ist. Der letzte Ausbau fällt in das Jahr 1627 und seitdem hat sie weiter keine Veränderungen erlitten. Sie bildet einen massiven Bau von achtzehn Schritt Länge, vierzehn Schritt Breite und ist ungefähr fünfunddreißig bis vierzig Fuß hoch. Das Dach ist platt und sie gleicht deshalb, aus der Ferne gesehen, einem Würfel, oder vielmehr einem länglich geformten Würfel. Die Unterlage der Wandmauer bildet in der Höhe von etwa einer Elle einen Vorsprung, der ungefähr einen Fuß weit aus der Mauer hervortritt. Die einzige Pforte zum Innern liegt auf der Ostseite, sechs oder sieben Fuß über dem Boden; ihre Thürflügel sind mit vergoldeten Silberplatten bedeckt; auf der Schwelle wird an jedem Abend Weihrauch verbrannt; auch werden brennende Lichter dorthin gestellt.

„Unweit von der Thür, im südlichen Winkel der Kaaba, befindet sich der berühmte schwarze Stein (Hadschar el Aswad), welchen die Engel dem Abraham zutrugen, als dieser am heiligen Tempel baute. Er war seit den ältesten Zeiten ein Gegenstand der Verehrung für die Araber, bildet vier bis fünf Fuß über dem Boden einen Theil des Vorsprungs in der Mauer, hat eine länglich runde, unregelmäßige Gestalt von sechs bis sieben Zoll Durchmesser, und seine ungleiche Oberfläche ist aus etwa

einem Dutzend Bruchstücken zusammengesetzt, die, an Umfang und Gestalt sehr verschieden, durch einen Meißel gut zusammengekittet und vollkommen abgeglättet sind. Der Stein sieht aus, als wäre er durch einen kräftigen Schlag in Trümmer zerschlagen worden, die man dann zusammensuchte und wieder aneinander fügte. Seine Farbe ist sehr dunkelbraun, beinahe schwarz und man hat ihn mit einem goldenen oder silbernen, mit Gold überzogenen Reifen umgeben. Der Hadschar el Aswad ist seit vielen Jahrhunderten durch Millionen und aber Millionen Küssen und Handberührungen dermaßen abgeglättet worden, daß es schwer hält, über seine eigentliche Beschaffenheit in's Reine zu kommen. Während Einige ihn für ein Stück Lava erklären, halten ihn Andere für einen Aerolithen, und dieser Meinung pflichtet auch Burton bei.

„In der westlichen Mauer, neben dem Yemeniwinkel, liegt ein anderer Stein, welchem die Pilger Ehrfurcht bezeugen; er heißt El Mustaschab, Stein des Gebetes, die Gläubigen dürfen ihn nicht küssen, sondern nur anrühren. Unten an der östlichen Mauer, nördlich von der Thür, ist der Boden etwas eingedrückt, und diese Stelle hat man mit einer Marmoreinfassung versehen, auf welcher drei Menschen Platz nehmen können. Das ist die Stätte der Vermischung, El Maaschan, weil dort Abraham und sein Sohn Ismael der Lehm und Thon vermischten, dessen sie beim Bau bedurften. Die Stelle wird auch Makam Dschibrail, der Ort Gabriels, genannt, weil der Erzengel dem Propheten Mohammed dort den Befehl überbrachte, die fünf täglichen Gebete des Islam anzuordnen; auch hat der Engel an dieser Stelle mit dem Propheten die Andacht verrichtet.“

Doch wir müssen uns mit dem Haupttheiligthume begnügen, da die Beschreibung der übrigen Merkwürdigkeiten, welche diese Stätte umschließt, noch einen großen Raum einnimmt.

Da ist die berühmte Dachrinne Myzab, durch welche das Regenwasser vom Dache der Kaaba abfließt (1573 aus Konstantinopel nach Mekka gebracht), da sind die Gräber Ismaels und seiner Mutter Hagar, die vier Makams (Orte), an welche die Imams der vier rechtgläubigen Sekten (Janafi, Schafei, Hanbali und Maliki) sich stellen, wenn sie vorbeten; der Makam el Schafei bildet zugleich das Gebäude über den heiligen Brunnen Zemzem, mit dessen Wasser die Entsündigung vollzogen wird. Auch Burton mußte davon trinken und sich damit begießen lassen. Sieben Minarete schmücken das Ganze.

Burton machte natürlich das ganze Ceremoniel mit durch. Eine zahlreiche Dienerschaft ist an dem Tempel beschäftigt, ein hochmüthiges, habsüchtiges, fanatisches Volk, das die Pilger tüchtig scheert. Alle diese Priesterthümer und priesterlichen Bedienungen sind erblich; die eine Familie besitzt das Anrecht auf diesen Ort, die andere auf einen andern und hat die Nutznießung davon. Als Burton in der Kaaba gewesen (was natürlich eine ungeheure Gnade ist) und an allen Ecken und Winkeln seine Gebete gesprochen, Adorationen und Verbeugungen gemacht hatte, opferte er sieben Thaler. Die Tempeldiener, die ihn nach der prahlerischen Angabe seines Dieners für einen Inder, d. h. einen reichen Mann hielten, drangen auf ihn ein, und als er sich stellte, als ob er sie nicht verstehe, machte ihm einer derselben, ein junger Mann aus der Familie, Beni Schehbeg, auf eine sehr klare Weise begreiflich, daß er mehr zahlen solle. Er zog nämlich aus dem Koffer einen grünen, mit Gold gestickten Beutel hervor, in welchem der Schlüssel zum Heiligthum aufbewahrt wird; mit dem vergoldeten Ringe dieses Schlüssels, welcher die Gestalt eines vierblätterigen Kleeblattes hat, rieb er ihm die Augen. — Leider hatte Burton nur noch einen Thaler bei sich; den legte er auf, zur großen Enttäuschung des jungen Scherif's.

Uebrigens sind diese Bewahrer des Heiligthums, diese Bewohner der heiligen Stadt keineswegs rein Araber, sondern halbe und zum Theil drei Viertel Mohren.

Galla-, Sawaheli-, Somali- und abyssinische Mädchen kommen zu Tausenden aus Suakim, Zeyla, Berbera und Tadschurra nach Dschidda, und viele davon werden für die heilige Stadt ausgesucht. Die meisten Mekkaner haben schwarze Beischläferinnen und der Scherif von Mekka selbst, Abd el Motalleb ben Galeb, welcher mit seinen Söhnen und einem großen Gefolge die Karavane eingeholt hatte, sieht fast aus wie ein Neger. Burton versichert, in Mekka nicht einen einzigen hübschen Mann gesehen zu haben, wohl aber einige schöne Frauen. Die Medani (Bewohner von Medina) sind weniger mit afrikanischem Blute versetzt und deshalb weißer, aber minder civilisirt (deshalb auch weniger verderbt), als die Mekkaner. Das Leben in Mekka ist sehr liederlich. Wenn der Enthusiasmus der Pilger etwas abgekühlt ist, tritt bei ihrer Rohheit die Kehrseite hervor. Dann muß man auch sagen, daß der Muhammedanismus rein in der Aeußerlichkeit aufgeht und wenig Einfluß auf das Gemüth ausübt. Endlose Recitationen von Gebeten, Formeln, Verbeugungen, Hammelschlachten, Observanzen und dergl.; dabei aber die größte Rohheit und Hartherzigkeit, Mord und Todtschlag. Die Art und Weise, wie man hülflose Pilger an der Straße verläßt, wie man mit den Schwachen und Kranken umgeht, ist empörend.

Die ethnographischen Mittheilungen über die Beduinen im Hadschas sind für die Wissenschaft von Werth. Danach zerfallen die Araber in drei Abtheilungen, welche der Genealogie der Genesis, den Ueberlieferungen im Lande selbst und den Beobachtungen neuerer Physiologen entsprechen.

„Die erste Raçe, jene der Autochthonen, Ureingeborenen, besteht aus jenen subkaukasischen Stämmen, welche wir noch heute in der Provinz Makrah und überhaupt der Küste entlang zwischen Maskat und Hadramaut treffen. Die Mahrah, die Dschenabeh und besonders die Gaba zeigen eine niedrige Stufe der Entwickelung, die sich aus ihrem mühsamen und entbehrungsvollen Leben allein nicht erklären läßt. Sie haben kleine Köpfe, niedrige Stirn, übelgestaltete Nasen, welche von jenen der Juden völlig abweichen, unregelmäßige Gesichtszüge, dunkle (black) Hautfarbe und schlanke, unkräftige Gestalt. Dr. Carter, ein Arzt in Bombay, welcher die Küstenbewohner Ost-Arabiens genau beobachtet hat, fand große Aehnlichkeit zwischen dem niedrigsten Typus jener Beduinen mit einigen indischen Völkerschaften, namentlich den Bhils und anderen, welche in den Dschengeln leben. Jene Völker sind die sogenannten Arab el Aribeh, die im Orient allgemein als eine niedrig stehende Menschenklasse angesehen werden.

„Eingewandert sind die Noachiden, ein großer chaldäischer oder mesopotamischer Stamm, der etwa 2200 Jahre vor Christus nach Arabien kam, im Fortgange der Zeit die alten Landes-Einwohner vor sich herdrängte und die besten Gegenden in Besitz nahm. Der weitverzweigte Stamm der Aniseh und die Stämme im Nedschd können als Typen dieser Raçe betrachtet werden. Sie ist ursprünglich rein kaukasisch, hat ein kräftiges, reizbares Temperament, zeigt „Blut,“ ähnlich wie das arabische Roß und Kameel, wie die Ziege und das Windspiel. Diese vor viertausend Jahren eingewanderten Stämme entsprechen den Arab el Mosta Arabaheh, oder arabisirten Arabern der morgenländischen Geschichtschreiber, und wir finden noch jetzt von dieser mesopotamischen Raçe manche örtliche Varietäten. Von den Unterthanen der vier abyssinischen und christlichen Herrscher, welche auf den jüdischen König Yussuff folgten, stammen in Jemen die heutigen Akhdam oder Dienenden. Die Hadscher in Jemen und Oman sind ein Gemisch, dessen Ursprung wir nicht kennen. Die Ebna sind Abkömmlinge der persischen Soldaten Anuschirwan's, durch welche die abyssinischen Eroberer aus Arabien vertrieben wurden.

Die dritte Familie, von alter und edler Abstammung, reicht bis in's Jahr 1900 vor Christus hinauf; es ist dies die ismaelitische und sie hat noch heute die Sinai-Halbinsel inne. Diese Araber gingen nicht über die Gränzen des Gebirgslandes hinaus, lebten stets gemäß den alten wilden Volksgebräuchen und haben den unzähmbaren Geist ihrer Ahnen bewahrt. Eine Beimischung ägyptischen Blutes und manche Kennzeichen der nilotischen Familie sind bei ihnen nicht zu verkennen. Die morgenländische Ethnographie kennt noch eine andere Klasse, die Arab el Mosta Adschemahah; diese barbarisirten Araber umfaßt z. B. solch' eine Bevölkerung, wie jene von Mekka; es ist viel Adschemi — d. h. fremdes, ausländisches Blut darin. Wir haben geschichtliche Beweise dafür, daß die Ausund Chasradsch, diese himyaritischen Stämme, welche in's Hedschas einwanderten, mit den Amalikeh, Dschorhem und Katireh, also drei Hedschasstämmen und mit den Hebräern, welche einen nördlichen Zweig der semitischen Familie bilden, sich vermischten. In Hinblick auf die Wahrnehmung, daß in der Wüste die Raçe fast unveränderlich bleibt, darf man annehmen, der Beduine im Hedschas habe die Reinheit des Blutes möglichst bewahrt.“

Burton reiste von Mekka bis Dschidda, dem bekannten Consularorte, der durch die Schlächterei der Europäer berüchtigt wurde. Der englische Consul wunderte sich sehr, als sich der Mekka-Pilger, der übrigens für die ganze übrige Welt seine Maske noch beibehielt, als Landsmann, und zwar unter den damaligen Umständen als geldbedürftiger Landsmann zu erkennen gab. Von Dschidda fuhr Burton auf einem kleinen Dampfer nach Suez zurück, um sich wieder nach Aegypten zu begeben. Die Vertraulichkeit, mit welcher er auf dem Schiffe mit einigen Engländern umging, erweckte den Verdacht eines Dieners Mohammed's, der schon lange bemerkt, daß es mit diesem Afghanen nicht ganz richtig sei; er wurde jetzt enttäuscht und äußerte seinen Verdruß darüber, daß man ihn und seine Glaubensgenossen so in den Bart hinein verspottet habe.

Fast eben so abenteuerlich als Burton's erste Reise, ist seine zweite

durch das Somaliland nach dem ostafrikanischen Timbuktu, nach Hârrär, jener Hauptstadt eines kleinen Reiches, das bis dahin kein europäischer Fuß betreten hatte. Schon im Jahre 1849 wurde in London der Plan gefaßt, das Somaliland im Interesse des Handels und der Wissenschaft näher erforschen zu lassen; doch stellten sich der Ausführung Schwierigkeiten entgegen. Burton war im Herbst 1853 aus Arabien zurückgekommen und nach Bombay gegangen; jetzt gedachte er im Frühlinge 1854, von zwei Offizieren, den Lieutenants Stroyan und Speke begleitet, durch das Somaliland über Hârrär und Genanah durch Ostafrika bis nach Zanzibar zu wandern und demgemäß die gestellte Aufgabe zu vollziehen. Die Engländer in Aden, wohin die drei Reisenden zunächst kamen, erklärten das ganze Unternehmen für vermessen und tollkühn. Das wilde Wesen, die Drohungen der Somali's, die bereits in Aden sich laut machten, die Kostspieligkeit der Reise ließen es rathsam finden, von dem ersten Plane abzugehen und die Expedition zu theilen. Lieutenant Herne sollte die große Messe zu Berbera besuchen, um dort Verbindungen mit den Somali's anzuknüpfen. Mit ihm ging Stroyan und beide sammelten wichtige Notizen an der afrikanischen Küste über die Karawanenstraßen u. s. w. Speke sollte in dem kleinen Hafen Bender Guray landen und wo möglich den Lauf und die Wasserscheide des Wady Noyal erforschen. Er brach am 23. November von Aden auf und kehrte nach etwa drei Monaten wieder zurück, ohne seinen Zweck völlig erreicht zu haben.

Burton endlich nahm die Tracht eines arabischen Kaufmanns an, verließ Aden am 29. Oktober 1854, erreichte die Hauptstadt des alten Hadiyehreiches am 3. Januar 1855 und war am 9. Februar wieder in Aden, wo er sich für eine zweite und längere Reise vorbereitete. Diese wurde jedoch gleich im Anfange auf eine klägliche Weise vereitelt. — Hârrär ist die Hauptstadt eines früher mächtigen Volkes, ein Sitz muselmännischer Gelehrsamkeit, ein Stapelplatz für den Kaffeehandel, ein Hauptquartier der Sklaverei, die Heimat der Katpflanze und zählt viele Baumwollenweber. Burton erreichte sein Ziel, trotz großer Hindernisse, die ihm das Mißtrauen der Landeseingebornen machte. Der dortige Emir, bei dem er Audienz gehabt, schrieb bald nach seiner Abreise von Hârrär an den englischen Residenten in Aden, um sich einen „fränkischen Arzt" auszubitten. Zugleich bot er jedem Europäer, welcher das Land besuchen will, seinen Schutz an.

England.

Whewell's Philosophie der Entdeckungen.

Die Art und Weise, Philosophie zu treiben und die Welt mit philosophischem Auge anzusehen, ist bei den verschiedenen Völkern, die es überhaupt zu dieser Höhe geistigen Lebens gebracht haben, ziemlich verschieden. Die selbständigen großen Geister, welche hier Bahn gebrochen, mögen über den natürlichen Schranken der Nationalität erhaben sein; die große Mehrzahl derer, die ihnen folgen, ist es nicht, und daher kommt es, daß die Philosophie bei jedem Volke ihre nationale Physiognomie hat und das hervorhebt, was seinen natürlichen Instinkten am Besten zusagt. — Man hat in Deutschland alle möglichen Philosophien getrieben und eine Anzahl sehr verschiedener Systeme aufgestellt, und doch ist ein gewisser Grundzug, der aus dem deutschen Temperamente stammt, deutlich erkennbar. Die Durchschnitts-Philosophie unserer Tage, in der die verschiedenen Systeme sich mehr oder minder neutralisirt haben, ist ein etwas lymphatischer Platonismus, in dem das Ideal und die Idee eine große Rolle spielen, ohne daß man sich gerade viel darunter zu denken braucht. — Nur ein deutsches Gemüth wird sich völlig in diese Anschauungsweise hineinfinden; für den Franzosen, für den Engländer ist Idee, Ideal in unserem Sinne, ziemlich unverständlich. Andererseits wird es für uns eine schwere Aufgabe sein, so tief in die französischen oder englischen Anschauungsweisen hineinzukriechen, um zu sehen, wie von dort aus die Welt aussieht; nur so viel wird man sagen können, diese beiden Völker haben mehr Sinn für Aristoteles, als für Plato, mehr für die Form, als den Inhalt, mehr für den Verstand, als für die Phantasie und das Gemüth.

Weder Engländer noch Franzosen (vielleicht auch wir Deutsche) gelten heutzutage als große Philosophen; die Zeiten sind nicht danach angethan, den Geist auf dieses Gebiet zu lenken, auch ist durch die allseits herrschende Zweifelsucht der Glaube an die Philosophie und an große Philosophen viel zu sehr erschüttert, als daß diese eine Rolle spielen könnten. Dabei ist jedoch geistige Bildung, logische Gewandtheit, Verständniß für philosophische Dinge verbreiteter, als dies zu jeder anderen Zeit der Fall gewesen, und daher kommt es, daß man wenigstens die Traditionen der Philosophie lebendig hält, und soviel als möglich ist, im Leben verwerthet. Wer an keine Philosophie der Gegenwart glaubt, glaubt vielleicht an die der Zukunft; wer nicht selbständig ein System baut, um darin die Welt einzufangen, kann Geschichte der Philosophie treiben und den allmählichen Fortschritt des menschlichen Geistes verfolgen, der dadurch erkennbar wird.

Wir nehmen hier Gelegenheit, eine englische Geschichte der Philosophie anzuzeigen: „On the Philosophy of Discovery. By William Whewell, D. D.* Schon der Titel „Ueber die Philosophie der Entdeckung" ist charakteristisch für die Anschauungsweise des Engländers. Er betrachtet die Philosophie als einen Durchgangspunkt, eine Vorstufe der exacten Wissenschaft, und geht demnach darauf aus, diese allmähliche Entpuppung auf geschichtlichem Wege darzuthun, indem er sich bemüht, die Reihe von Schritten aufzuzeigen, durch welche „neue Begriffe" in die Philosophie gebracht wurden, „um beobachtete Thatsachen" organisch zu verbinden. Jeden solchen Schritt vorwärts, nennt er „eine wissenschaftliche Entdeckung." — Also ist die Philosophie reine Wissenschaft, ein Aggregat wissenschaftlicher Entdeckungen, und schließlich die Allwissenschaft und höchste Theorie zur Erklärung aller Thatsachen. Hier haben wir den englischen matter-of-fact-Mann, dem die Philosophie nur das Mittel ist, um die Thatsache logisch zu beherrschen und die Wissenschaft mit der nöthigen Verläßlichkeit zu betreiben. Daß die Philosophie für das gesammte Alterthum nicht bloße Theorie, nicht bloßer wissenschaftlicher Fortschritt war, sondern vorwiegend eine praktische Bedeutung für's Leben hatte, wird hier wenigstens ganz bei Seite gelassen.

Wir wollen versuchen, einen kurzen Ueberblick von Professor Whewell's Ansichten zu geben. Indem er mit Plato beginnt, charakterisirt er seine Philosophie durch die Lehre, „daß wir betreffs sinnlicher Gegenstände kein Wissen haben, sondern nur von Ideen," und führt Diogenes Laertius an, um zu beweisen, daß „wenn wir das Princip der Dinge verstehen wollen, wir zuerst die Ideen von den Dingen sondern...... daß wir ein absolutes Schöne, Gute, Gerechte u. dergl. annehmen müssen." Nachträglich citirt er von Plato selbst eine schöne, aber etwas schwierige Stelle, worin wir in Verfolgung des Wissens angewiesen werden, „die Eine Idee als den Hauptpunkt zu erfassen." — In unseren modernen Forschmethoden versuchen wir, durch Inductionen, die auf Merkmale von Einzelwesen gegründet sind, zu einem Genus oder zur Art zu kommen; aber wie unsere Kenntniß allgemeiner Gesetze vollständiger wird, ändern wir unser Verfahren und schließen von allgemeinen Gesetzen abwärts, statt aufwärts zu diesen Gesetzen aus Betrachtung besonderer Fälle zu schließen. Es war unumgänglich, die älteste Philosophie mußte deduktiv sein und konnte, wie Whewell von Plato sagt, die Ausdehnung, bis zu welcher Erfahrung und Beobachtung die Grundlagen aller unserer Kenntniß des Weltalls sind, nicht völlig übersehen.

Dr. Whewell beschreibt Plato's Ansichten in folgender Weise:

„Ihm zufolge bilden die Ideen, welche die Unterlage des Wissens sind, eine intelligible Welt, während die sichtbaren und fühlbaren Dinge, die wir mit Sinnen wahrnehmen, die sinnliche Welt bilden. In der sichtbaren Welt haben wir Schatten und Wiederscheine wirklicher Dinge und aus diesen Schatten und Wiederscheinen mögen wir auf die Dinge schließen, da wir sie direkt wahrzunehmen nicht im Stande sind, etwa wie Leute, die in einer dunklen Höhle eingeschlossen, über äußere Dinge nach dem Schatten urtheilen, welche diese in die Höhle werfen. Ebenso giebt es in der geistigen Welt Begriffe, welche die gewöhnlichen Gegenstände menschlichen Denkens sind, und über die wir Schlüsse machen; aber diese sind nur Schatten und Reflectionen der Ideen, welche die wirklichen Quellen der Wahrheit sind.

„Das Denkvermögen, die logische Vernunft, der Logos, der so mit Begriffen zu thun hat, ist untergeordnet dem anschauenden Vermögen, der anschauenden Vernunft, dem Nus, welcher Ideen wahrnimmt. Diese Anerkennung eines Vermögens im Menschen, welches die letzten Gründe betrachtet — die Grundideen — des Wissens und durch Erfassung solcher Ideen, das Wissen möglich macht, ist der Philosophie zuständig, die ich lange bereits hingestellt habe, als die uns durch sorgfältiges Studium der Geschichte und der Natur des Wissens erlangte Ansicht, daß neue Grundideen entfaltet und das anschauende Vermögen durch den Fortschritt des Wissens und genaue Bekanntschaft mit seinem Denken entwickelt und erweitert werde, scheint Plato in gewissem Grade erkannt zu haben, obgleich dunkel; und dieses ist um so weniger zu verwundern, als diese stufen-

* Der gelehrte Verfasser ist Head-Master (Rector) des Trinity Kollege der Universität Cambridge.

weise und allmähliche Ausdehnung des Feldes intuitiver Wahrheit in Masse, wie wir mit einem größeren Betrag abgeleiteter Wahrheit vertraut werden, selbst jetzt noch von wenigen angenommen wird, obschon sie durch Schlußfolgerungen der größten wissenschaftlichen Entdecker jedes Zeitalters bewiesen ist."

Plato's Theorie einer „sichtbaren" oder „sinnlichen Welt" hat eine starke Verwandtschaft mit unserer modernen Unterscheidung zwischen sinnlicher Wahrnehmung und den Gegenständen, die sie hervorbringen (dem Dinge an sich); indeß würde man Plato gar nicht verstehen, wenn man seine Lehre von den Ideen blos von dem Standpunkte der modernen Wissenschaft und ihrer Bedürfnisse betrachten wollte; Plato ist mehr noch Theolog, als Philosoph, und es ist ihm jedenfalls mehr darum zu thun, durch die höchste Idee zum Begriffe und zu einer Erkenntniß des höchsten Einen, der Gottheit, zu gelangen, als einen letzten Erklärungsgrund für naturwissenschaftliche Systeme zu finden.

Von Plato geht Dr. Whewell zu Aristoteles über, und nachdem er dessen Gegensatz zu den Platonischen Ideen erklärt, ruft er aus:

„Aber das Schlußdenken muß von gewissen Urprincipien anfangen, und dann entsteht die Frage: Woher erhält man diese Principien? Darauf erwidert er (Aristoteles), sie sind das Ergebniß der Erfahrung."

Aber keine Erfahrung könnte eine Philosophie oder Wissenschaft entwickeln, wenn der Geist nicht fähig wäre, daraus zu verallgemeinern, sei es durch ein gewisses „Schauen," oder was praktisch auf dasselbe hinausläuft, durch ein Combinationsvermögen, um so von der besonderen zur allgemeinen Wahrheit zu gelangen. Nachdem Dr. Whewell die Unvollkommenheit von Aristoteles' Inductionsbegriff gezeigt, geht er zu seiner Bemerkung über den Scharfsinn über, der nach ihm „ein muthmaßliches Rathen auf den mittleren Terminus (den für zwei Fälle gemeinsamen Begriff) in einer unabschätzbaren Zeit" ist. In einer anderen Stelle findet er, daß Aristoteles erklärt: „Wissen und geistiges Wahrnehmen seien allzeit wahr," obgleich Meinen und Schließen dabei falsch sein können. Dr. Whewell übersetzt in dieser Stelle Nus (νοῦς) mit „Intuition," und eben das hat er in dem Citate Platonischen gethan.

Nach ferneren Bemerkungen über Aristoteles, nimmt er die Frage wieder so auf:

„Der Aristotelische Grundsatz, der so glaublich klingt und so allgemein angenommen worden ist, daß „Wissen eigentlich heiße, die Ursachen der Dinge zu wissen," ist ein schlechter Führer in wissenschaftlichen Untersuchungen. Statt dessen möchten wir sagen: „obschon wir danach streben, zu wissen, warum diese Dinge sind, müssen wir doch lange Zeit zufrieden sein, zu wissen, wie sie sind."

„Wenn wir also gefragt werden, ob Plato oder Aristoteles richtigere Ansichten von der Natur und Eigenthümlichkeit des Wissens hatten, müssen wir Plato den Vorzug geben; denn obschon sein Begriff einer wirklichen geistigen Welt, von welcher die sichtbare Welt ein flüchtiger und veränderlicher Schatten war, an Ueberschwenglichkeit litt, so führte sie ihn doch zu dem Versuche, die Form der intelligiblen Dinge zu bestimmen, welche in der That die Gesetze der sichtbaren Erscheinungen sind; während Aristoteles verleitet wurde, über solche Gesetze leicht wegzugehen (?), weil sie nicht zu gleicher Zeit die Ursachen dieser Erscheinungen enthüllten."

Der Fortschritt der Entdeckung unter den späteren Griechen wird kurz abgefertigt; die Römer werden (wie gewöhnlich) als „sklavische Nachahmer ihrer griechischen Lehrer," abgethan, und die Araber werden so dargestellt, als hätten sie wenig mehr gethan, als einige Zusätze gegeben.

Zu den Scholastikern des Mittelalters übergehend, bespricht Dr. Whewell die vorherrschende Neigung zum Kommentiren und spricht von dem Streite der Realisten und Idealisten, als jenem „Grundgegensatze von Sinnes-Wahrnehmung und Ideen," der in der Philosophie stets vorhanden gewesen ist. Hier hebt er Richard von St. Victor mit besonderem Lobe hervor:

„So sagt denn Richard von St. Victor, ein kontemplativ theologischer Schriftsteller des zwölften Jahrhunderts, daß es „drei Quellen des Wissens giebt — Erfahrung, Vernunft, Glaube." — Einige Dinge beweisen wir durch Experiment, andere erschließen wir durch Vernunft, die Gewißheit von andern erhalten wir durch den Glauben. Und mit Bezug auf zeitliche Dinge erhalten wir unsere Kenntniß durch thatsächliche Erfahrung; die anderen Führer beziehen sich auf das göttliche Wissen." Richard schlägt also eine Eintheilung des menschlichen Wissens vor, das klar und deutlich nicht direkt von den Alten abgeleitet ist und welche zeigt, daß man solchen Betrachtungen viel Aufmerksamkeit zugewandt haben muß. Er beginnt damit, daß er klar und bestimmt den Unterschied feststellt, der, wie wir gesehen, von ernster Wichtigkeit ist, den Unterschied von Praxis und Theorie. Praxis, sagt er, umfaßt sieben mechanische Künste: die des Kleidermachers, des Waffenmachers, des Schiffers, des Jägers, des Arztes und des Spielers (player). Theorie ist dreifach: göttlich, natürlich und lehrhaft; und wird eingetheilt in Theologie, Physik und Mathematik. Mathematik, fügt er hinzu, handelt von den unsichtbaren Formen sichtbarer Dinge."

Die Physik entdeckt Ursachen aus ihren Wirkungen und Wirkungen aus ihren Ursachen. — Es würde nicht möglich sein, heutzutage eine bessere Namhaftmachung der Objekte von Mathematik und Physik zu geben; aber Richard von St. Victor macht dieselbe noch merkwürdiger durch die Beispiele, auf die er hinweist; dies sind Erdbeben, Ebbe und Fluth, die Kräfte der Pflanzen, die Instinkte der Thiere, die Classification von Mineralien, Pflanzen und Reptilien.

Unde tremor terris, qua vi maria alta tumescant,
Herbarum vires, animos irasque ferarum,
Omne genus frugicum, lapidumque reptiliumque.

Er fügt ferner hinzu: „Die physische Wissenschaft steigt von den Wirkungen aufwärts zu den Ursachen und wieder abwärts von den Ursachen zu den Wirkungen. Francis Bacon selbst würde diese Erklärung angenommen haben."

Eines der interessantesten Kapitel in Dr. Whewell's Buch ist das über Roger Bacon, dem er volle Gerechtigkeit widerfahren läßt, sowohl als Reformator, wie als Mann der Wissenschaft. Dr. Whewell erklärt, daß Bacon, nachdem er die Uebel, die aus der Sklaverei unter der Autorität hervorgehen, besprochen, ihre Heilung anzeigt:

„Die Mittel, welche er für diese Uebel anempfiehlt, sind an erster Stelle das Studium der einzig vollkommenen Weisheit, die in der heiligen Schrift gefunden wird; an zweiter das Studium der Mathematik und der Gebrauch des Experimentes. Durch Hülfe dieser Methoden übersteigt Bacon die glänzendsten Fortschritte menschlichen Wissens. Er nimmt wieder den Ton von Hoffnung und Zutrauen auf, den wir als so hervortretend bei römischen Schriftstellern bezeichnet haben, und führt einige Stellen von Seneca an, die wir zur Erläuterung dessen herbeigezogen: daß die Versuche in der Wissenschaft zuerst roh und unvollkommen waren und später verbessert wurden; daß der Tag kommen wird, wo das bisher Unbekannte durch den Fortschritt der Zeit und die Arbeiten längerer Perioden an's Licht treten wird; daß ein Menschenalter nicht ausreicht für so weitschichtige und mannigfaltige Untersuchungen; daß die Leute künftiger Zeiten viele uns unbekannte Dinge wissen werden, und daß die Zeit kommen wird, wo die Nachwelt sich wundern wird, daß wir das so nahe Liegende übersehen haben."

Unglücklicher Weise war die Philosophie dieses wunderbaren Mannes zu groß für seine Zeit und mit der Wiedererweckung des Platonismus kamen mehr metaphysische Speculationen, welche die Stelle von Beobachtung, Experiment und wissenschaftlicher Induction vertraten. Zwischen Roger Bacon's Zeit und der von Leonardo da Vinci thaten verschiedene ausgezeichnete Männer etwas, um das Joch der Tradition abzuschütteln und das Wissen auf gesündere Grundlagen zu bauen; doch erst das 16. Jahrhundert war die große Periode des Erwachens und es ist interessant, zu hören, wie der berühmte Maler, dessen Name eben erwähnt worden ist, seine erleuchteten Ansichten so ausspricht:

„Theorie ist der Feldherr, Experimente sind die Soldaten. Der Dolmetscher der Kunststücke der Natur ist Erfahrung; sie wird niemals trügen. Unser Urtheil wird bisweilen betrogen, weil es Wirkungen erwartet, welche die Erfahrung zu geben weigert. Wir müssen die Erfahrung zu Rathe ziehen und die Umstände so lange ändern, bis wir aus ihnen allgemeine Regeln gezogen haben; denn nur sie bietet wahre Regeln. Doch von welchem Nutzen, wird man fragen, sind diese Regeln? Ich antworte, sie leiten uns in den Untersuchungen über Natur und Ausübung der Kunst. Sie verhindert, daß wir uns selbst und Andere betrügen, da wir uns Resultate versprechen, die wir nicht erhalten können.

„In dem Studium der Wissenschaften, die sich auf Mathematik gründen, sind Diejenigen, welche nicht die Natur, sondern Schriftsteller befragen, nicht die Kinder der Natur, sondern nur Enkelkinder. Sie ist die wahre Lehrerin genialer Menschen. Aber man sehe die Abgeschmacktheit der Menschen! sie rümpfen die Nase über einen Mann, der lieber von der Natur selbst lernen will, als von Schriftstellern, welche nur ihre Schreiber sind."

An einer anderen Stelle in Bezug auf einen besonderen Fall, sagt er: „Die Natur fängt an mit Vernunft, Denken und endet in der Erfahrung; doch trotzdem müssen wir den umgekehrten Weg einschlagen, anfangen vom Experimente und zu entdecken suchen Vernunft."

Weiterhin kommt Dr. Whewell auf Galilei, Kepler ꝛc., zu sprechen, natürlich auch auf Francis Bacon.

„Wenn er nicht der Erste war, um den Leuten zu sagen, daß sie ihr Wissen aus Beobachtung schöpfen müssen, so hatte er doch keinen Nebenbuhler in seinem besonderen Amte, sie zu belehren, wie das Wissen durch die Erfahrung gesammelt werden muß.

„Es scheint mir, daß die bei Weitem außerordentlichsten Theile von Bacon's Werken jene sind, in welchen er mit ungemeinem Ernst und großer Klarheit auf einer stufenweisen und allmählichen Induction besteht, im Gegensatze zu einem hastigen Ueberspringen von besonderen Thatsachen zu den höchsten Verallgemeinerungen. Das neunzehnte Axiom des ersten Buches, das Novum organon, enthält eine höchst genaue und tiefe Ansicht von der Natur des wahren Wissens und zwar, wenn ich nicht irre, völlig neu zu jener Zeit. „Es giebt zwei Wege und es kann nur deren zwei geben, Wahrheit zu suchen und zu finden; der eine vom Sinn und dem Besonderen ausgehend, schwingt sich empor zu den höchsten Axiomen und durch diese Principien und ihre ein für allemal festgestellte Wahrheit, erfindet er und urtheilt über vermittelnde Axiome. Die andere Methode entnimmt Axiome vom Sinn und vom Besonderen, indem sie zusammenhängend und allmählich aufsteigt, so daß sie zu den allgemeinsten Axiomen kommt. Dieser letztere Weg ist der wahre und bisher unversuchte......" „Es ist keineswegs eine richtige Ansicht von Bacon's Charakter, ihn dem Plato entgegenzusetzen. Plato's Philosophie war die Philosophie der Ideen; aber Bacon's Aufgabe war keineswegs die Philosophie der Thatsache der Philosophie der Ideen entgegenzusetzen. Dies hatten die spekulativen Reformatoren des 16. Jahrhunderts bereits zur Genüge gethan.

„Bacon hatte das Verdienst, zu zeigen, daß Thatsachen und Ideen kombinirt werden müßten."

Späterhin kommt Dr. Whewell auf Newton, überhaupt auf die neuere Philosophie zu sprechen; sogar die „deutschen Systeme" haben ein besonderes Kapitel in seinem Buche. Wir müssen uns hierüber kurz fassen. Ein englischer Kritiker geht dem Dr. Whewell scharf zu Leibe, daß seine Beurtheilung moderner Philosophen, wie J. S. Mill, August Comte, W. Hamilton, eine einseitige und ungerechte sei. Es scheint allerdings, daß Dr. Whewell ein gewiß solider und wohlgeschulter Denker und großer Freund und Bewunderer der matter-of-fact-Philosophie, sich die Konsequenzen nicht ganz deutlich gemacht hat, die aus dem Satze hervorgehen, daß alles Wissen Erfahrungswissen sei. Alles hat seine Gränzen, auch die sicherste Methode, die Wahrheit zu finden und keine Sprünge im Denken zu machen. Man kann nicht sagen, daß dieselbe in neuerer Zeit nicht zur Geltung gekommen wäre; im Gegentheil ist sie jetzt die Methode der ganzen Wissenschaft und ohne Zweifel hat sie ungeheure Schätze des Wissens zu Tage gefördert und dasselbe so organisirt, gegliedert, in Zusammenhang gebracht, daß es in der That bewunderungswürdig ist — aber — jedes Ding hat ein Aber — der menschliche Geist fängt bereits an, in Verlegenheit zu gerathen, was er mit diesem ungeheuern Vorrathe von Wissen thun soll; es fehlt ihm die Formel, die es zur Einheit zusammenbindet und diese Formel kann er nicht durch eine allmähliche, stufenweise Generalisation entdecken; die Lehre von den letzten Gründen und höchsten Gesetzen ist dunkler und konfuser, als je, wie die tollen materialistischen Systeme beweisen, die dieses Erfahrungswissen unter jeder Bedingung ganz folgerecht hervorgebracht hat. Dr. Whewell mit seinem guten englisch-christlichen Glauben einerseits, seinem Erfahrungswissen andererseits, wird also gewiß stets einen schweren Stand haben, wenn er den ersteren aus dem letzteren, wenn er, wie er versucht, Gott, Schöpfung, Geist ꝛc. aus der langsam aufsteigenden Generalisation finden soll. Alle diese Vorstellungen haben wir nicht auf dem Erfahrungswege gewonnen; entweder sie sind falsch; dann hat die atheistische oder pantheistische Naturanschauung recht — oder es giebt noch einen anderen Factor im Geistesleben, der auch die Form vom Wissen annehmen kann, aber nichts mit der Erfahrung und dem Experimente zu thun hat. Vielleicht würde man mehr auf's Reine kommen, wenn man genauer und schärfer, als es die neuere Philosophie thut, zwischen Wissen und Erkennen, zwischen Kenntnissen und Erkenntnissen unterscheiden und den Zusammenhang der Logik mit dem sittlichen Zustande des Geistes mehr berücksichtigen wollte.

Frankreich.

George Sand und die Moralität.

Vor zwanzig Jahren stand Aurora Dudevant in dem Rufe, die Moralität zu hassen, oder wenigstens ihre Gesetze zu verachten, und jetzt wird ihr von ihren damaligen Verehrern vorgeworfen, sie opfere nur noch einer kalten Moralität. Die Glut ihres Talents gehe daran unter und ihre tugendhaften Heldinnen seien nicht im Stande, die gefallenen Engel zu ersetzen, die sie in Lelia und Indiana einst so meisterhaft zu schildern wußte.

Es liegt in diesem Vorwurf viel Ungerechtigkeit und Unwahrheit, auf die wir weiter unten eine Widerlegung zu geben beabsichtigen. Vorerst aber muß hier eingeräumt werden, daß George Sand allerdings in den neuesten Productionen ihrer Feder die Unumstößlichkeit der Moralgesetze in einer Weise anerkennt, die etwas Ergreifendes und Ueberzeugendes hat, gerade weil der Schmerz der Reue sie zur Erkenntniß und Umkehr gebracht haben muß, denn nur ein Auge, welches die Schreckgestalt der Sündenfolge wirklich erblickt hat, kann so deutlich die Wahrheit erkennen.

In Paris wird behauptet, daß diese Schreckgestalt der Sündenfolge der Dichterin in der traurigsten Weise erschienen sei; sie ist eine unglückliche Mutter. Man sagt, ihre einzige Tochter habe die Theorien ihrer frühern Romane über die Freiheit der Liebe und das Zwangsinstitut der Ehe in's praktische Leben übersetzt, wodurch der Mutter die Schädlichkeit ihrer Lehren im grellsten Lichte erschienen wären, und deshalb soll George Sand jetzt die Moralität auf die Titel ihrer neuesten Bücher schreiben.

Daß ein derartiges Familien-Erlebniß der Feder einer Frau eine andere Richtung zu geben vermöchte, wollen wir nicht in Abrede stellen, indessen können auch andere Beweggründe die Schriftstellerin geleitet haben. Ihrem literarischen Scharfblick konnte es nicht entgehen, daß die Mannigfaltigkeit des Romanstoffes sich am ergiebigsten zeigt unter der Herrschaft des Sittengesetzes. Die Monotonie der Leidenschaft, das Einerlei einer Liebesgeschichte langweilt die Leser jetzt; sie wollen ein ganzes Leben, voll Leid und Freud, mit Lohn und Strafe. Wie kann ein Autor das ohne Moralität herstellen?

George Sand hat mit Meisterhand diese Aufgabe ergriffen, und es ist ihr gelungen, das Interesse ebenso an ihre jetzigen tugendstarken Heldinnen zu fesseln, wie früher an ihre schwachen. Wir können zum Beweise nur gleich die neuesten Novellen anführen. Der „Marquis von Villemer" ist bereits mehrfach besprochen; sein Hauptinhalt, ein Sohn, der seine Liebe opfern will, weil dieselbe gegen die Ansichten seiner Mutter verstößt, ist allerdings ein entschiedener Gegensatz der Romanengebräuche, wo die Liebe allein berechtigt ist, Elternwille, Standesunterschiede u.s.w. stets vor ihr weichen mußten.

Eine andere Novelle von George Sand, la ville noire, verdient mehr noch als die vorige, der lobenden Erwähnung. Sie schildert darin eine reine, feste Frauenseele, die durch ihre starke, aber uneigennützige Liebe einen schwachen, egoistischen Mann zum Leben tüchtig macht. Die Staffage wird durch das höchst anschaulich geschilderte Tagewerk einer Fabrikstadt gebildet. Die Nebenfiguren, ein braver Eisenbahn-Arbeiter und ein verunglückter Spekulant, sind vortrefflich gezeichnet. Die wagehalsigen Pläne des letztern waren eigentlich nur verkehrt angewendete Poesie, als er endlich hoffnungslosen Bankerott gemacht hat, wird er Stadt-Poet und ganz glücklich. Es sind in dieser Novelle viel dramatische Stellen; es scheint jedoch, als ob George Sand nicht mehr den Muth habe, ihr Talent für die Bühne zu verwenden. Die geringen Erfolge auf derselben würden vielleicht jetzt sich in glänzendere verwandeln, da die Dichterin so augenscheinlich an Ruhe und Objektivität gewonnen hat.

Das ethische Element, welches erst jetzt von der Kritik an George Sand bemerkt wird, ist nach unserer Ansicht in ihrer innersten Natur begründet, und konnte nur zeitweise durch die Verschrobenheit ihrer Umgebung, oder augenblickliche Verblendung der Leidenschaft in den Hintergrund gedrängt werden. Lelia ist, nach allseitiger Behauptung, ihre eigentlichste Selbstbekenntniß, und was ist diese Lelia anders, als die tiefste Anerkennung der ewigen Moralgesetze? Der Ekel vor der Sünde ist nie mit wahreren Worten und grelleren Farben geschildert, als in Lelia's scheinbaren Blasphemien. Freilich ist es kein Buch für unschuldige Herzen, die es mit Grauen erfüllen würde, aber wer dem Verderben in's Auge gesehen hat, wird in dieser Sprache die Warnungsstimme erkennen und den Rausch der Sinne fliehen, der so viel Elend und Geistesleere erzeugt.

Die Heldinnen, welche zu Dithyramben der Liebesgluth die blasirten Romanenleser begeistert haben sollen, wie Indiana und Valeriana, auch sie waren eigentlich keine Empörungen gegen die Moralität, wie man allgemein behauptete; sie empfangen die Strafe ihres Abfalls durch die Dichterin mit der unerbittlichen Strenge, als hätte sie die Absicht gehabt, eine moralische Erzählung à la Marmontel zu schreiben. Das Genie kann einmal nicht anders, es muß immer die ewige Weltordnung in seinen Schöpfungen abspiegeln. Auch Goethe hat in seinen Wahlverwandtschaften, Wilhelm Meister, Faust, nicht die Absicht gehabt, Moral zu

predigen, aber er thut es, ohne zu wollen. Es sind nur die kleinen, einseitigen Talente, die für oder gegen dieselbe zu Felde ziehen und weder so viel nützen, noch so viel schaden, als sie vermeinen in ihrem Dünkel.

In ihren Memoiren hat George Sand für den aufmerksamen Beobachter genügend ihr Inneres enthüllt, um zu zeigen, daß sie von jeher Sympathie für die Moralität habe. Das Ideal der Weiblichkeit, die Herzensreinheit hat sie in einem ihrer ersten Romane, in Jane, so überzeugend geschildert, wie keine der neuern Schriftstellerinnen es vermocht hätte, sei sie nun französischen oder deutschen Ursprungs. Daß sie neuerdings wieder in erhöhtem Grade sich der Moralität zuwendet, hat ihren Erfolgen glücklicherweise nicht geschadet; man ist in Frankreich auf dem richtigen Wege angelangt, lebenswahre Romane zu schätzen und ihre Werke der neuesten Epoche sind für ein ansehnliches Vermögen von dem klügsten Buchhändler in Paris, Levy, angekauft worden. F. v. H.

Italien.

L. Passarge's Fragmente aus Italien.*

Das armenische Kloster zu Venedig.

Das Jahr 1848 hat jenen gemüthlichen, ästhetischen Kunstreisen nach Italien, jenen andächtigen Wallfahrten zu den Kirchen, Museen, Palästen mit ihrer Unzahl von Erinnerungen und Kunstwerken wohl ziemlich ein Ende gemacht; das Zeitalter, wo Italien nichts als eine Raritätenkammer, und die Italiäner nichts als eine poetische, aber etwas verlumpte Staffage ihrer schönen Landschaften waren, scheint vorüber zu sein. — Einige werden es beklagen, Andere als ein Glück erachten, je nach Geschmack und Neigung. — Uns liegt ein Buch vor, das wohl am Reinsten und Friedlichsten die Schlußakkorde jener ganzen Reisepoesie spielt, welche wesentlich auf Goethe's italiänischer Reise beruht.

„Fragmente aus Italien." — Von dem Verfasser der Reiseskizzen aus dem Weichseldelta. — Das Buch ist eine ziemlich zwanglose Vereinigung verschiedener Elemente. I. Frühlingstage am Comersee, 1851; II. Die Träume, zwei Romanzen von Berchet, 1851; III. Tagebuchblätter aus Florenz 1847; IV. Von Florenz nach Rom 1857; V. Südlich von Neapel 1857; VI. Capri 1857; VII. Ein Gang durch Pompeji 1857; VIII. Aus Venedig 1847, 1857 und zum Schlusse — armenische Volkslieder. — Wie kommen die hierher — o sehr geschickt. — Herr Passarge besucht in Venedig das Mechitaristenkloster mit seinen Druckereien, macht dort die Bekanntschaft mit dem Armenier Leo Alischan, der ihm diese Lieder mittheilt (italiänisch?), und so bekommen wir also ein Stückchen armenischer Literatur unter italiänischer Firma. — Eine gewisse Einheit des gedämpften Kolorits, in welchem alle diese Skizzen und Fragmente aus Italien gehalten sind, läßt sich auch nicht verkennen; Herr L. Passarge ist eine jener jetzt immer seltener werdenden Naturen, die ganz in der Welt der Kunst, in der griechisch reflektirten Anschauung des Alterthums leben, und nach einer ästhetischen Harmonie des Lebens und des Stiles streben, wie sie der große Gräkogermane Goethe in Wort und Beispiel gelehrt hat. Wer in dieser Welt daheim ist, wen die rauhe Gegenwart noch nicht aus dieser idealen Lebensanschauung aufgescheucht hat; wer Titianische Farbengluth, Raffaelische Frauenaugen, Michelangeloische Vierschröterengel, wer Fresken, Antiken, Façaden, Kaskaden &c. noch mit Andacht bewundern kann, wem die Entscheidung für Hellenische Baukunst gegen Gothik &c. noch eine mächtige Lebensfrage ist, wer Erinnerungen an ein ähnliches Schwelgen in Kunstgenüssen in's Gedächtniß zurückrufen will, für den wird das vorliegende Buch des Interessanten genug bieten. Uns will es vorkommen, als wenn der Verfasser in dieser Hinsicht etwas zu zart besaitet und organisirt sei; denn das fortwährende Herzklopfen, das ihn befällt, wenn er im Begriff ist, eine merkwürdige Reliquie (z. B. den Codex Justinianus), ein berühmtes Bild oder die Stadt Rom zu sehen, scheint uns bei einem Manne, der das Nil admirari des Horaz in seinem richtigen Sinne gewiß kennt, nicht wohl angebracht. Freilich kann Niemand für seine Natur.

Wie gesagt, das Buch ist meist ästhetisches Stillleben, ruhiger, ebener Stil, sanftes, harmonisches Kolorit — das Leben und Treiben des italiänischen Volkes, das doch namentlich 1847 sehr hoch ging, berührt unseren Wanderer und seinen auf die Vergangenheit, auf Kunst und Naturschönheit gerichteten Geist wenig. — Wir sind weit davon entfernt, ihm hieraus einen Vorwurf zu machen und von ihm etwas zu verlangen, was vielleicht seiner Natur zuwider ist, und was Andere in tausendfacher Weise gethan haben; aber doch macht die Abwesenheit dieses Elements den Eindruck, als ob wir durch ein Reich der Träume wandelten. — Gewiß, es ist eine Sinnestäuschung unsererseits — aber so ändern sich eben die Zeiten, und was wir oben gesagt haben, müssen wir auf's Neue bewähren: Italien ist für uns kein blos ästhetischer Gegenstand mehr.

Wer in Italien selbst gewesen, wer jene Stätten, jene Museen, Bibliotheken, Gallerien besucht, wer die klassischen Gegenden, Aussichten, das Leben und Treiben der italiänischen Gesellschaft aus eigener Anschauung kennt, für den werden diese Fragmente schöne Erinnerungen wach rufen und er wird Manches noch einmal in poetischer Färbung verklärt nachleben können, und dieses dürfte das Publikum des Buches sein, das im Ganzen eben nur tausend Mal beschriebene Dinge enthält. Dieses wird uns zur Entschuldigung dienen, wenn wir uns aus Italien nach Armenien hinüberspielen und aus den im Anhange gegebenen armenischen Gedichten etwas vorführen. Dies um so mehr, als Armenien ein Land ist, auf welches wir in unserer Zeitschrift nicht gerade oft zu sprechen kommen.

Bekanntlich bestehen in Europa, namentlich zu Venedig und Wien, mehrere Klöster, in welchen armenische Mönche, nach ihrem Stifter Mechitar, Mechitaristen genannt, leben und sich wesentlich mit Buchdruckerei zu kirchlichen Zwecken beschäftigen. Sie haben sich der lateinischen Kirche angeschlossen und üben eine thätige Vermittelung des Orientes mit dem Abendlande. Unser Verf. besuchte ihre Anstalt auf der Insel San Lazzaro zu Venedig; Byron's alter Gondoliere führte ihn hinüber.

„Auf der Insel S. Lazzaro landet man an einem kleinen Hafen; die Klostergebäude liegen dicht dabei. Wir traten hinein und wurden von einem Mönche empfangen, einem noch jungen Manne von außerordentlicher Schönheit. Er fragte, ob er die Conversation italiänisch, französisch oder englisch führen solle? — und wir konnten uns zufällig für alle drei Sprachen entscheiden.

Die Kirche ist unbedeutend; dafür erfreute uns der von dem Klostergebäude im Viereck umschlossene Garten, in welchem die schönsten Cypressen und Oleander grünten und die Rosen blühten. In einer Laube saßen wir ganz unter Rosen, und das am 27. April! Die einzelnen Beete waren mit Buchsbaum eingefaßt, der einen strengen Geruch verbreitete. Ueberall herrschte der Geist der Ordnung und liebevollen Pflege. An den Fenstern der nach dem Garten führenden Zellen erschien zuweilen der Kopf eines der Mönche.

Wir wurden in die Leihbibliothek geführt. Man zeigte uns die Prachtausgabe von Byron's Werken, die der Verleger Murray dem Kloster geschenkt, zum Dank, daß es den Dichter längere Zeit gastlich aufgenommen. An dem mächtigen Tische erlernte Byron bei'm Pater Paschal Aucher die armenische Sprache.

In einem Briefe an seinen Verleger Murray lobt Byron den Abt des Klosters, schildert dessen Aussehen und seinen reichen, weißen, meteorähnlichen Bart, lobt seinen genannten Sprachlehrer als einen sehr gelehrten Mann und eine fromme Seele und erzählt unter Anderem Folgendes:

„Die Franzosen gründeten vor vier Jahren einen Lehrstuhl für di armenische Sprache. An einem Montag Morgen ließen sich zwanzig Zuhörer einschreiben, Alle begeistert für die Erlernung dieser Sprache. Würdig der Nation, welche die welterobernde ist, hielten es die jungen Männer aus bis an den Donnerstag. An diesem erlagen Funfzehn von de Zwanzig bei'm 26. Buchstaben des Alphabets. Dieses armenische ABC ist das Waterloo der Alphabete.

„Man zeigte uns auch die Namensunterschrift des Dichters. Da „Lord" und die Sylbe „By" sind fest gezogen, das „ron" dagegen wi ausgestrichen; wenn man es burlesk ausdrücken will, wie der nachschlep pende Fuß — eines Lahmen. Ich finde, daß alle leidenschaftlich erregte Menschen nur die erste Hälfte ihres Namens ruhig und fest schreiben, b der zweiten haben sie schon die Geduld verloren.

„Zum Interessantesten in diesem Kloster gehört die Buchdruckere Es ist kein träg beschauliches Leben, dem sich diese Mönche hingebe Nach der Regel ihres verehrten Stifters zur geistigen Erziehung, Bildu und Hebung ihres Volkes berufen, unterhalten sie nicht blos im Pala Zenobio eine Erziehungsanstalt für armenische Jünglinge und schicken d Ausgebildeten in ihre Heimat; sie übersetzen auch abendländische We in's Armenische und ediren aus ihrer Muttersprache historische, religiö und poetische Schriften. Ich fand in ihrer Büchersammlung die Geschich Armeniens von Moses von Charene, armenisch und französisch; ei Geschichte ihres Klosters; eine Polyglotte, nämlich eine Sammlung v

---

* „Fragmente aus Italien. Von Louis Passarge." Berlin, Königliche Geh. Oberhof-Buchdruckerei (R. Decker), 1860.

Schriftstücken in fast allen abendländischen und mehreren morgenländischen Sprachen, ein Werk, das auf der Pariser Ausstellung gewesen; und noch viele andere Bücher. Die Erbauungsschriften für den Orient bestimmt, zeichnen sich durch bequemes Format, vortrefflichen Druck und gutes Papier aus. Die Pressen sind zwar nur einfach, genügen aber dem Bedürfniß. Als Setzer und Drucker verwendet man durchweg Italiäner."

Wir werden in einem späteren Artikel auf die oben erwähnten armenischen Volkslieder zurückkommen.

Olympia Morata.*

Das Titelkupfer des uns vorliegenden Buches zeigt das Portrait einer jungen Dame von antiker Schönheit in der Tracht des sechzehnten Jahrhunderts: längliche, gerade Nase; große dunkle, von wohlgeschwungenen Brauen überwölbte Augen, kleinen anmuthig geschweiften Mund; dabei eine breite ernste Stirn, von einigen Löckchen eingerahmt, die unter der zurückgeschlagenen Haube hervorquellen. — Dies ist, wie die Unterschrift besagt, Fulvia Olympia Morata, eine gefeierte, gelehrte Dichterin des sechzehnten Jahrhunderts, deren griechische und lateinische Verse die Humanisten jener Zeit fast zum Uebermaß in Entzücken versetzten; es ist ferner eine italiänische Protestantin und zum Schlusse Frau Grunthler, der ein frühes und trauriges Ende beschieden war.

Fulvio Peregrino Morato, ihr Vater, war geboren zu Mantua, dem Vaterlande Virgils, gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts. Ein unwiderstehlicher Drang trieb ihn zu den Wissenschaften hin, die damals im üppigen Aufblühen begriffen waren. — Nachdem er auf den berühmtesten Universitäten Italiens mit Auszeichnung gelehrt, und sich einen gelehrten, bedeutenden Ruf (damals Ruhm) erworben, berief ihn Alphons von Este zum Erzieher seiner beiden Söhne, Hippolyt und Alphons nach Ferrara, welches damals einer der Mittelpunkte literarischen Glanzes war. Hier wurde ihm im Jahre 1526 von seiner Gattin Lucrezia diese Tochter geboren, die den Vater durch den Ruhm ihrer Gelehrsamkeit und dichterischen Anlagen verdunkeln sollte. Schon mit zwölf Jahren hatte sie in Ferrara und drüber hinaus die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt; die „jugendliche Muse" entzückte durch ihre Klugheit, durch ihre Kenntnisse die Freunde, Genossen und Zuhörer ihres Vaters, Lilio Giraldi, Bartolomeo Riccio, den Mathematiker, Archäologen und Dichter Celio Calcagnini, die Gebrüder Johannes und Kilian Sinapi, welche aus Deutschland gekommen waren, um in Ferrara Griechisch und Medicin zu studiren.

Die Herzogin von Este erzog mit großer Sorgfalt ihre Tochter Anna, und nahm dazu die Hülfe der geschicktesten Lehrer in Anspruch. Anna war so stark im Griechischen und Latein, daß sie in jungem Alter große Stücke aus Demosthenes und Cicero auswendig hersagen konnte. — Ihr fehlte eine ebenbürtige Genossin, und diese fand die Herzogin in Olympia Morata, welche eben in Gefahr war, ihre schönen Träume der nackten Prosa des Lebens opfern zu müssen. Es entstand nun ein Wetteifer zwischen den beiden jungen Mädchen, wie er nur in jener Zeit möglich war.

Bald hielt auch Olympia öffentliche Vorlesungen über stoische Philosophie und die Paradoxen des Cicero, ja förmliche gelehrte Turniere folgten; Olympia trug vor den entzückten Zuhörern ganze lateinische Stücke vor, ja sie sprach Griechisch aus dem Stegreife, was ihr heutzutage gemäß kein Professor publ. ord. in ganz Deutschland nachmacht; sie erklärte alte Schriftsteller und antwortete auf alle Fragen, die an sie gerichtet wurden. Sie verfaßte dabei griechische und lateinische Gedichte, die wirklich nicht schlecht sind.

„Einem und Allen gefällt nicht immer im Herzen dasselbe,
Zeus gab niemals noch Allen denselbigen Sinn,
Kastor zähmte das Roß, Faustkämpfe betrieb Polydeukes,
Ob sie vom nämlichen Schwan, jener wie dieser, entstammt.
So auch ließ ich, ein Weib von Geburt, weibliche Geschäfte,
Kunkel und Weberschiff, Nadel und Nähtergeräth.
Voller Verwunderung schau ich der Musen beblümte Gefilde,
Auf des Parnassos Höh'n ihren ergötzlichen Reih'n.
Andre Mädchen erfreu'n sich vielleicht an andern Dingen,
Aber für mich ist dies Ruhm und Vergnügen allein."

Griechisch klingt das wirklich allerliebst:

Μουσάων δ' ἄγαμαι λειμῶνα τὸν ἀνθεμόεντα,
Παρνάσσου δ' ἱλαροὺς τοῦ διλόφοιο χόρους etc.

und man kann schon glauben, daß jene Italiäner und Deutschen, die damals das Griechische noch mit dem Ohre, nicht wie jetzt, mit dem Auge lernten, in Entzückung geriethen und in der allerliebsten Olympia Morata eine Diotima, Sappho, Corinna :c. fanden.

Im April 1543 kam Papst Paul III., der damals mit großem Gefolge Italien durchzog, auch nach Ferrara und wurde dort mit außerordentlichen Festlichkeiten, Schaustellungen, Theaterspielen („Brüder" des Terenz) empfangen, an denen auch Olympia ihren guten Theil hatte. Dichter konnten sich dabei zeigen.

1548 starb ihr Vater, und diese große häusliche Prüfung war der Anfang der Leiden, die über Olympia hereinbrachen. Ihre Freundin, die Herzogin Anna, wurde bald darauf dem Herzoge Franz von Lothringen, dem nachmals so berühmten Herzoge von Guise, gewährt. Bald darauf fiel Olympia am Hofe in Ungnade. Der Protestantismus hatte in Ferrara Anhänger gefunden und Olympia scheint in den Verdacht gekommen zu sein, zu diesen zu gehören. Die Sache ist dunkel; in dem vorliegenden Buche wird vermuthet, daß ein französischer Carmelitermönch, Hieronymus Bolsec, der, aus Paris vertrieben, am Hofe zu Ferrara eine Zuflucht fand, hier die Hand im Spiele habe. Kurzum, die gefeierte Dichterin wurde vom Hofe verbannt und lebte nun wieder mit ihren Schwestern zusammen, welche sie mit Treue und Hingebung aufnahmen. Verfolgt von der großen Welt, gemieden und geschmäht lebte sie nun in einem kleinen Hause mit einer kränklichen Mutter, drei Schwestern und einem kleinen Knaben zusammen; der schöne klassische Traum war ausgeträumt, die Philosophie der Stoa war in der Luft verflogen und sie hatte nun die schönste Gelegenheit, die christliche Philosophie der Entsagung zu begreifen.

In dieser Zeit ging eine große Veränderung in ihrem Innern vor: aus einer Anhängerin, einer Verehrerin des klassischen Alterthums wurde sie eine ernste, strenge Christin protestantischer Richtung und schrieb ascetische Betrachtungen. Das Buch des Herrn Jules Bonnet (jedenfalls eines französischen Protestanten) ist lehrreich in Bezug auf die Geschichte des Protestantismus in Italien, der daselbst in jener Zeit nicht wenige Anhänger zählte; doch ist Manches in einem gewissen Halbdunkel gehalten. So wird z. B. einmal von einer evangelischen Gemeinde in Ferrara gesprochen, ohne daß wir erfahren, wie wir uns ihre Lage, ihre Stellung vorzustellen haben, ob sie öffentlich, halb öffentlich, oder ganz im Geheimen existirte. In jene Zeit fällt der Anfang der Bekämpfung von Seiten der Geistlichkeit; Inquisitoren :c. treten auf.

Die Lage der gelehrten Jungfrau und ihrer Familie mag traurig genug gewesen sein; sie entschloß sich dazu, einen in Ferrara studirenden Deutschen, der ihr Anträge machte, zu heiraten und mit ihm jenseits der Alpen überzusiedeln. Man denke, was das damals für eine klassisch geschulte Italiänerin sagen wollte. Andreas Grunthler, aus Schweinfurt am Main gebürtig, Arzt und Humanist, war der Glückliche, welcher Ende 1550 die schöne Olympia heimführte und sie nebst ihrem jungen Bruder über die Alpen brachte. Sie besang ihre Vermählung in sehr ernster Weise, in einem schönen griechischen Gedichte.

Im Frühjahre 1551 kam sie nach Deutschland, zunächst nach Augsburg. — Wir können auf Einzelnes nicht näher eingehen. Die Folgen des schmalkaldischen Krieges wurden verhängnißvoll für das junge Ehepaar. Markgraf Albrecht von Brandenburg warf sich mit seinen Söldnern in die Stadt Schweinfurt, wo das Paar seinen Sitz aufgeschlagen, und wurde von dem benachbarten Fürsten, den Bischöfen von Würzburg und Bamberg, dem Kurfürsten Moritz, dem Herzoge von Braunschweig und den Würzburgern belagert, vom April 1553 vierzehn Monate lang. Furchtbare Leiden, Hunger und Pest in der Stadt, der auch Grunthler zu erliegen drohte; endlich Einnahme der Stadt, aber eine schreckliche Flucht der Geplünderten und Vertriebenen, welche in Bettlernacktheit auf den Rhein zuflohen. Krankheit, Hunger und Elend waren da im Uebermaß. Endlich fanden Grunthler, seine Gattin und ihr Bruder, eine Zuflucht bei dem Grafen von Erbach, der ein eifriger Protestant war und mit Calvin im Briefwechsel stand. Er erwirkte für Grunthler bei dem Pfalzgrafen, seinem Schwager, einen Lehrstuhl der Arzneikunde an der Universität Heidelberg, während Olympia Ehrendame der Kurfürstin werden sollte. Sie schlug es jedoch im Hinblick auf früher gemachte Erfahrungen aus; auch krankte sie bereits an einem zehrenden Fieber, das sie aus dem Elende der Schweinfurter Belagerung mitgebracht; sie starb fromm und ergeben im Jahre 1555, in einem Alter von 29 Jahren zu Heidelberg; mit ihr starben Grunthler und ihr Bruder Emilio — denn in Heidelberg wüthete die Pest. Die Stadt Schweinfurt ehrte damals das Andenken der Geschiedenen, indem sie das Haus, worin sie drei Jahre gewohnt, mit einer Inschrift versehen ließ. Denn Olympia Morata war hochberühmt.

---

* „Das Leben der Olympia Morata," eine Episode aus der Zeit des Wiederaufblühens klassischer Studien und der Reformation in Italien, von Jules Bonnet. In's Deutsche übertragen von Dr. Friedrich Merschmann. Hamburg, 1860. Agentur des rauhen Hauses.

Ein reichhaltiger Anhang giebt den Briefwechsel Olympia's mit verschiedenen ausgezeichneten Personen, den Gebrüdern Sinapi, Celio Secundo Curione &c., ebenso Briefe von Grunthler.

Brasilien.

Deutsche Auswanderung nach dem amerikanischen Kaiserstaat.

Vieles ist schon geschrieben, gedruckt und wohl noch mehr gesprochen worden, (wenigstens in den brasilischen Kammern) für und gegen die Auswanderung unserer Landsleute nach Brasilien, und kürzlich ist Brasilien sogar als ein „neues Vaterland" für diese hingestellt worden, während es von anderer Seite wegen seines großen Sklaventhums und ebenfalls großen besitzlosen Proletarierthums, auch wegen seiner ungebildeten, sittenlosen und zugleich intoleranten Geistlichkeit als ein wahrer Höllenpfuhl für gesittete Einwanderer deutscher Zunge dargestellt wird. Ein Zweifel kann darüber nicht bestehen, daß Brasilien gegenwärtig unter großen materiellen Nachtheilen laborirt, die schon schwer lasten auf seinen eigenen Bewohnern — die Hervorragendsten von diesen sind unstreitig die Latifundien, durch welche dessen ausgedehnte Ländereien vergriffen und einem rationellen Anbau, auch da, wo er des Klimas halber durch Europäer möglich wäre, verschlossen sind, und ein Aneinanderreihen der Ansiedelungen, wodurch diese allein gekräftigt werden können, unmöglich wird. Die Sklaverei kommt zunächst; denn neben ihr kann die freie Arbeit eben so wenig, als die Civilisation überhaupt gedeihen. Noch viele andere Nachtheile wären leicht anzuführen; davon wären jedoch die meisten durch eine nachhaltige und wohl zusammen gehaltene Einwanderung mit Sicherheit, wenn auch erst nach einer Reihe von Jahren, zu beseitigen.

Um jedoch auch nur dem Gedanken an eine Auswanderung nach Brasilien wieder Raum geben und dann die ferneren Bedingungen dazu in Erwägung nehmen zu können, ist vorerst nöthig, daß folgende Punkte sich anders gestalten, als sie gegenwärtig stehen: 1) die Rechte der protestantischen Familie sind festzustellen, die ohne feierlich anerkannte und offiziell respektirte Kirche nicht denkbar sind. — Für diese also hätte vor Allem die brasilianische Regierung staatliche und internationale Garantien zu geben. 2) Bessere Sicherheit der Person und des Eigenthums durch eine wahrhafte und unbestechliche Rechtspflege, die gegenwärtig nicht existirt und auch schwerlich ohne eine sehr starke Einwanderung, welche neue Elemente der Sitte, der Kraft und des Rechtsgefühls mitbringt, herzustellen sein wird.

Die erste Einwanderung aber würde gerade viel durch den Mangel dieser Rechtspflege zu erleiden haben, wenn sie sich nicht ungetrennt zusammenhält, wofür der gegenwärtige Landbesitz und die kleinliche Furcht der Brasilianer vor einer starken, fremden Nationalität ein großes Hinderniß wird. Eine solche Einwanderung könnte sich möglicher Weise mit der Zeit herstellen, wenn der kaum vorauszusetzende Fall einträte, daß andere Länder ihre Anziehungskraft verlören; da jedoch die ersten Züge einer solchen Einwanderung sich geradezu den bestehenden Uebelständen zum Opfer brächten, so kann vorerst kein Privatmann ehrlicher Weise und keine deutsche Regierung gerechter und väterlicher Weise einer solchen Auswanderung Vorschub thun. Auch könnte sich bei gesunden Sinnen Niemand solchen Zuständen aussetzen wollen, selbst wenn er in denselben fast mit Sicherheit auf großen Erwerb rechnen dürfte, was im gegenwärtigen Brasilien nicht möglich ist, wo gegen Einwanderer die ärgsten Frevel ungerügt begangen werden und wo, wie in Pernambuco, kürzlich angesehene fremde Kaufmannshäuser durch die korrumpirte Verwaltung selbst, fast über Nacht, ruinirt werden können, oder wo so hinterlistiger, geldgieriger und herzloser Weise mit unseren Landsleuten verfahren werden konnte, wie es mit den sogenannten Janeiro-Kolonisten geschah, ohne daß selbst die Regierung das Unrecht wieder gut zu machen suchte oder auch nur ihre Beamten desavouirte, welche dieses Unheil zur Ausbeutung persönlicher Vortheile verwertheten. Germanus.

Deutschland und das Ausland.

Verschollene Inseln, von Julius Rodenberg.*

Sylt und Jersey.

Der deutsch-britische Inselfahrer Julius Rodenberg, der uns früher Wales und die Cambrischen Barden geschildert und dessen „Insel der Heiligen" jetzt unter dem Titel „Irländische Skizzen" (The Myrtle of Killarney and other Irish Sketches) in's Englische übersetzt und als schön ausgestattetes Weihnachtsbuch von Chapman & Hall in London angekündigt ist, hat uns soeben auch noch ein deutsches Weihnachtsgeschenk gemacht: „Verschollene Inseln," das manchem Freunde des See- und Insellebens eine willkommene Gabe sein wird. Helgoland, Sylt, Thanet, Jersey und Guernsey sind es, die der Verfasser hier als „verschollene Inseln" darstellt; — vielleicht hören sie in Folge dieser Darstellung auf, verschollene Inseln zu sein.

Thanet ausgenommen, haben diese Inseln das mit einander gemein, daß ihre politische mit ihrer nationalen Angehörigkeit in Widerspruch ist. Die friesische Insel Sylt ist der letzte Vorposten, auf dem die nördlichsten Sachsen wohnten, das äußerste Stück deutschen Landes, wo noch deutsch geredet und gefühlt wird. Sie theilt mit dem übrigen deutschen Theile von Schleswig das Schicksal, ihr Deutsch, wie ihr Friesisch von den Dänen verhöhnt zu sehen. „Lieber todt als Sklave," ist jedoch der Wahlspruch der deutschen Friesen auf Sylt, die den dänischen Statthalter gezwungen haben, deutsch mit ihnen zu reden und nach deutscher Weise mit ihnen zu Gericht zu sitzen. Rodenberg erzählt: „Die niedrige Feldarbeit wird auf Sylt von eingewanderten Dänen aus Jütland verrichtet. Diese — meistens plumpe Burschen, an ihren nichtssagenden Gesichtern und stumpfen Blicken, sowie an ihrem unbeholfenen Betragen, leicht von den freien, stolzen Friesen zu unterscheiden, unter denen sie sich bewegen — stehen zu diesen in einem untergeordneten Verhältniß und werden vorzugsweise als Knechte behandelt und bezeichnet; darum auch „Jüte" genannt zu werden, der größte Schimpfname auf Sylt ist." .....

„Als im Jahre 1848 der Ruf des deutschen Volkes nach einem deutschen Parlament auch hierher gedrungen und endlich eine allgemeine und große Wahl ausgeschrieben worden war: da versammelten sich die Männer von Sylt — sonst so gleichgültig, wo es sich um politische Dinge handelte — und nicht viel weniger, als vierhundert Stimmen bezeugten es, daß selbst am letzten Küstenrande, wo deutsches Volk wohnt, der Gedanke eines einigen Deutschlands begeisternden Anklang gefunden. Und ein oder zwei Jahre später, als der Krieg um Schleswig-Holstein entbrannt war, da hat auch die Insel Sylt ihr Kontingent gestellt und ihre Opfer gebracht. Mancher Vater erzählt von einem Sohne, der drüben auf dem Felde von Idstedt begraben liegt, oder auch nach dem Kriege die Heimat für immer verlassen und nach Amerika auswandern mußte. Was sollen wir Deutschen erwiedern, wenn wir uns solche Geschichten erzählen lassen, auf einer Insel und von einem Volke, das für uns geweint und geblutet hat und das wir kaum dem Namen nach kennen?"

Die Düne von Helgoland, sowie Margate und Ramsgate, die beide auf der kentischen Insel Thanet liegen, sind so oft schon von deutschen Touristen geschildert, daß wir sie uns nicht noch einmal von Rodenberg schildern lassen. Dagegen segeln wir mit ihm nach den wenig von Touristen besuchten Kanal-Inseln Jersey und Guernsey, jenen verschollenen Kolonien der Franzosen, wo Victor Hugo seine „Legende der Jahrhunderte" dichtet und wo er unter freigeborenen und bis zum Tode frei bleibenden Männern eine französische Luft athmet, wie sie in Frankreich selbst nicht mehr zu finden ist. „Guernsey war im Jahre 1809 die Zufluchtsstätte des Herzogs von Braunschweig und eines Theiles seiner schwarzen Jäger; und noch kurz vor der Schlacht von Waterloo, wo der tapfere Sohn, würdig des tapferen Vaters, fiel, soll er sich dankbar der Insel erinnert haben. Jetzt ist Guernsey allein der Sitz der französischen Flüchtlinge, nachdem man diese, wegen einer unziemlichen Aeußerung Felix Pyat's über die Königin von England, aus Jersey vertrieben hat."

Die Hauptstadt von Jersey, St. Helier, zählt etwa 30,000 Einwohner und hat ganz das Ansehen einer englischen Hafenstadt. Der amtliche Ausrufer proklamirt seine Bekanntmachungen in den Straßen der Stadt zuerst in französischer und dann auch in englischer Sprache. Die Mauer-Anschläge, Bekanntmachungen der Stadtbehörde, sind ebenfalls in beiden Sprachen abgefaßt. Die Namen der Straßen und Plätze sind jedoch nur englisch und tragen zum Theil sogar ein Londoner Gepräge, wie „Cheapside," „Charing Cross" und „Snow Hill." Ebenso ist die Bauart der Häuser und ihre innere Einrichtung ganz englisch. Gleichwohl hat das Straßenleben von St. Helier einen viel muntereren und fröhlichereren Anstrich, als in England. Wer des Abends in der lebhaften Kingstreet unter dem lustigen Menschen-Gewühl umherwandelt, glaubt sich nach einer südlichen Hauptstadt versetzt. Da die Männer meistens Seefahrer sind, so sind die Frauen auf den Inseln in bedeutender Mehrheit. In St. Helier lebt jetzt Harro Harring, dem es im Jahre 1848 auf Helgoland in ähnlicher Weise erging, wie nachmals den französischen Flüchtlingen auf Jersey.

* Berlin, Julius Springer, 1861.

Wir theilen schließlich mit, was Rodenberg über die Geschichte und den Nationalcharakter der Kanal-Inseln und ihrer Bewohner erzählt:

„Mit dem übrigen normannischen Besitzthum Wilhelm's des Eroberers gingen auch die Inseln des Kanals auf England über; und sie verblieben bei England, nachdem die Normandie, das alte Neustrien, unter König Johann wieder an Frankreich verloren ging.

Es läßt sich daher denken, daß diese Inseln seit alten Zeiten ein Gegenstand des Aergers und des Neides für Frankreich waren. Es machte auch viele Versuche, den letzten im Jahre 1781, um sie zu überrumpeln; aber diese Versuche scheiterten an den Felsen dieser Inseln, an den englischen Bollwerken, den englischen Wachtthürmen, den englischen Mörsern und den englischen Rothröcken, welche sich in erstaunlicher Menge noch heut auf jedem hervorragenden Punkte der Küste befinden. Ob die eingebornen Bewohner von Jersey so treu englisch sind, wie die englischen Handbücher behaupten, wage ich nicht zu unterscheiden. Ich glaube es nicht; obgleich ich auch nicht gesagt haben will, daß sie irgend welche prononcirt französische Sympathien hätten. Die Bewohner von Inseln pflegen selbstsüchtige Naturen zu sein; je kleiner die Inseln, desto selbstsüchtiger ihre Bewohner. Die von Jersey sind eifersüchtig auf ihre alte Verfassung, ihre alten Gesetze, ihre alte Sprache. Ich weiß nicht, ob sie die Franzosen lieben; aber aus vielen kleinen Zügen, die der Fremde und Unparteiische leichter sieht, als der Einheimische und Betheiligte, habe ich gemerkt, daß sie die Engländer nicht lieben.

Es ist eine oft besprochene Thatsache, daß Jerseyleute keinen geselligen Verkehr mit den dort angesiedelten Engländern haben und Misch-Heiraten derselben zu den Seltenheiten gehören. Kein Bauer grüßt den Engländer; ja, man ist ziemlich sicher, keine Antwort zu bekommen, wenn man ihnen auf Englisch guten Morgen oder guten Abend wünscht. Sie liegen in der Dämmerung auf den Mauern ihrer Gehöfte, kräftige Burschen in runden Lederhüten, dunkle Mädchen mit sonngebräunten Gesichtern und unbekümmert um den Fremden, der vorbeiwandert, lachen und scherzen sie in einer dem Engländer unbekannten Weise und singen französische Lieder. Besonders oft hörte ich das „Partant pour la Syrie," die Nationalhymne des neuen Kaiserreichs. An den Wänden ihrer Stuben hängen französische Bilder, wie sie in den Fabriken des Elsaß verfertigt werden, und wenn sie ja eine Zeitung in die Hand nehmen, so ist es die französisch geschriebene „Cronique de Jersey."* Frägt man sie in englischer Sprache nach irgend einem Punkte der nächsten Nachbarschaft oder um den Weg, den sie Alle kennen, so erhält man entweder gar keine oder die Antwort, sie wüßten es nicht; wogegen sie sich höchst liebenswürdig bezeugen, sobald man sie auf Französisch anredet. Daher denn die im Innern der Insel unter den Leuten von Jersey lebenden und von ihnen mehr oder weniger abhängigen Engländer auch durchaus nicht freundlich gegen sie gesinnt sind. Die englische Wirthsfrau von Gorey sagte mir, sie seien geizige Leute; der englische Apotheker von Grouville sagte mir, sie seien nicht ehrlich, man könne ihnen nicht trauen; und der englische Kutscher unserer Villa beklagte sich, daß sie so unhöflich seien und ihm niemals ausweichen wollten, wenn er ihnen auf einem schmalen Wege begegne. Wie gesagt, ich glaube nicht an den englischen Patriotismus auf Jersey.

Uebrigens haben die Engländer an diesem unfreundlichen Verhältnisse selbst viele Schuld. Sie kommen unter ein Volk, welches seit unvordenklicher Zeit französisch spricht, und, anstatt sich diese Sprache, so gut es gehen will, anzueignen, sagen sie es den auf Alles, was ihr altes Eigenthum ist, stolzen Bewohnern von Jersey in's Gesicht, daß sie ihr „nasty gibberish," ihr häßliches Kauderwelsch nicht lernen wollten und könnten. Dagegen picken die viel gelehrigeren Jerseyleute mit Leichtigkeit so viel Englisch auf, als sie nöthig haben, um im Verkehr des täglichen Lebens und auf dem Markte die Engländer um desto sicherer übervortheilen zu können. Die große Selbstsucht der Engländer und die noch größere der Jerseyleute liefern sich hier beständig kleine Vorpostengefechte; und die zähe Geschmeidigkeit der Letzteren siegt in der Regel über die unveränderliche Schwerfälligkeit der Ersteren.

Das wahre und eigentliche Band, welches diese Inselgruppe dauernd an England gefesselt hat und noch fesselt, ist zunächst das religiöse des Hochkirchenthums, welches hier fast zu derselben Zeit eingeführt ward, als in England; und dann das große Maß der ihr von Alters her gewährten und garantirten Privilegien, deren Mehrzahl schon aus dem zwölften Jahrhundert und der Regierung Johann's stammt.

Dieselbe Ansicht hatte schon, zweihundert Jahre vor uns, Peter Heylyn, den wir wohl als den ersten Touristen auf Jersey betrachten dürfen und der, trotzdem er im Vorworte seines Reisewerkes* die richtige Bemerkung macht, daß man über kleine Inseln nicht gut große Bücher schreiben könne, doch einen recht anständigen Quartband geliefert hat. „Die Bewohner dieser Inseln," sagt er (S. 249), „leben so zu sagen in „libera custodia," in einer Art freiwilliger Unterwerfung, und sind in keiner Weise mit Taxen oder anderen Belastungen ihrer Person oder ihres Vermögens bekannt. Daher denn, so oft das Parlament von England seinem Fürsten eine Geldbewilligung macht, sich immer ein Provisum in der Akte befindet, dahin, daß diese Bewilligung oder diese Subsidien oder was darin sonst gewährt sein mag, sich nicht auf eine Verpflichtung der Einwohner von Jersey und Guernsey erstreckt... Diese Privilegien und Immunitäten (zusammen mit verschiedenen anderen), in neueren Zeiten durch das mächtige Band der Religion unterstützt, sind die Hauptveranlassung jener Beständigkeit gewesen, mit der diese Inselbewohner ihre Treue gegen England gehalten. So viel vermag Freiheit oder wenigstens doch ein erträgliches Joch über den Geist und die Neigung eines Volkes." — Hierzu macht funfzig Jahre später der eingeborene Historiker Falle die Bemerkung: „Wir haben, so lange wir im Genuß dieser Privilegien sind, keinen Grund, einen Wechsel unserer Herren zu wünschen." (Caesarea, or an account of Jersey. I. Edit. 1694.)

Wie zu Peter Heylyn's Zeiten, giebt es auch heute noch weder Zölle noch Abgaben, weder Stempeltaxen noch Schlagbäume, weder Steuer-Aufseher noch Controleure irgend welcher Art auf Jersey: und diese seltene Freiheit, verbunden mit dem Reichthum des Bodens und der Sparsamkeit seiner Bewohner verleihen dieser glücklichen Insel überall den Anblick des friedlichen Wohlergehens, der gesegneten Ordnung, und sie erklären es, warum man nirgends Armuth und niemals einen Bettler sieht.

Auch die innere Verwaltung und Organisation ist durchaus selbstständig und vollkommen unabhängig vom englischen Parlament. Diese Inseln erkennen nur die Königin von England an, und die Gewalt des von derselben eingesetzten Gouvernements ist höchst beschränkt. Jersey und Guernsey haben jede ihr eigenes Parlament, die „Staaten" genannt; das von Jersey besteht aus den zwölf Richtern (Jurés-justiciers) und den zwölf Geistlichen der zwölf Kirchspiele, den zwölf Bürgermeistern (connétables) derselben und vierzehn alle drei Jahr neu erwählten Deputirten. Der Civil-Gouverneur der Insel (für Guernsey zusammen mit Sark und Alderney gilt dasselbe), sowie der oberste Befehlshaber der hier stationirten Truppen hat das Recht, den Sitzungen der „Staaten" beizuwohnen und bei ihren Berathungen mit zu reden. Ein Stimmrecht hat Keiner von Beiden, sondern nur ein Veto in Fällen, welche das specielle Interesse der Krone berühren; so daß die Kanalinseln in der That einer nur unter englischer Oberhoheit stehenden Republik gleichen, in welcher die englische Hochkirche herrscht und die englische Münze kursirt."

Mannigfaltiges.

— H. Heine's nachgelassene Schriften, von Fr. Steinmann. Ein Bruder H. Heine's, Herr Gustav Heine in Wien, erklärt in öffentlichen Blättern: „Von meinem Bruder existirt weder ein Gedicht, noch sonst ein Aufsatz, der nicht von ihm selbst geschrieben, oder mit seinem vollen Namen unterschrieben ist. Mein Bruder, Heinrich Heine, hat übrigens nur wenige Manuskripte hinterlassen, die sich sämmtlich in den Händen seiner Wittwe befinden; die Memoiren Heinrich Heine's befinden sich in meinem Besitze. Der von Herrn Steinmann herausgegebene Nachlaß kann daher nicht von Heinrich Heine sein, und das Publikum wird insofern vor dem Ankaufe dieser Bücher gewarnt. Ein für allemal werden zugleich alle angeblich aus dem Nachlasse Heinrich Heine's herrührende Werke, wenn sie nicht von dem rechtmäßigen Besitzer unter klarem Nachweise der Echtheit herausgegeben werden, für falsch erklärt."

— Sir John Franklin und Elisha Kent Kane. Der englische und der amerikanische Nordpolfahrer sind auf gleiche Weise sowohl energische Charakterbilder der beiden Nationalitäten, denen sie angehören, als merkwürdige Illustrationen des Wissenschafts- und Forschungstriebes unserer Zeit. Wenn daher zwei Bände der Leipziger „Jugend- und Haus-

* Außer diesem französischen Blatt erscheinen auf Jersey noch zwei englische: „The Jersey Independent" (täglich) und „The British Press and Jersey Times" mit dem Motto: „pro rege, lege, grege" (dreimal wöchentlich).

* A Survey of the Estate of France and of some of the adjoining islands. London, 1656.

Bibliothek," sowie des „Buch der Reisen," mit ihrer reichen, obwohl auch für jede bescheidene Büchersammlung ohne Verschwendung zu beschaffenden Ausstattung diesen beiden Männern gewidmet sind, so ist das jedenfalls anzuerkennen.* Das eine Buch zeichnet sich ebenso, wie das andere, durch geschickte Zusammenstellung der in getrennten Zeiträumen über die beiden Nordpolfahrer, sowie über die verschiedenen Expeditionen, die sie selbst unternommen oder indirekt veranlaßt hatten, erschienenen englischen und amerikanischen Berichte aus. Die Ausstattung der Bücher könnte auch in den beiden Heimatsländern Franklin's und Kane's nicht angemessener und vollständiger sein.

— Vlamische Literatur. In der vlamischen Literatur ist im Laufe des Jahres 1860 nicht gerade viel erschienen, dennoch können wir auf zwei bedeutendere Werke aufmerksam machen und zwar auf allgemein bedeutendere. Das erste, die in zwei Bänden gesammelten „Gedichte" von Nolet de Brauwere van Steeland,** einem der ausgebildetsten und geistvollsten Vlaminger, welcher, in Brüssel wohnhaft, es möglich gemacht hat, das Vlamische in die königliche Akademie einzuführen. Das zweite sind die „Reisebriefe" von J. C. Hansen aus Antwerpen,*** das erste Prosawerk des begabten jungen Dichters. Bemerkenswerth ist dabei noch, daß beide Schriftsteller zu den Pangermanen gehören, nur daß Nolet de Brauwere von der Partei ist, welche die bestehenden Sprachgränzen anerkennt und Deutschland hochdeutsch, sowie die Niederlande niederdeutsch sein lassen will, während Hansen als junger Apostel von „Dietschland" auftritt, jenes neuentdeckten Reiches, dessen geographische Lage bisjetzt noch nicht genau bestimmt ist. Diese unklare Schwärmerei abgerechnet, ist das Buch anziehend und besonders sehr gut geschrieben. Nolet de Brauwere ist als Sprachkünstler bereits bekannt, seine gesammelten Gedichte lehren uns darin nichts Neues.

— Clara Maitland.† Das Büchelchen, dessen Verfasser nicht genannt ist, gehört zu der modernen, katholischen Literatur Englands. Inhalt desselben ist die sehr einfache Geschichte eines englischen Mädchens von Stande, von seinem neunten Jahre bis zur Heiratsfähigkeit, also aus einer Zeit, in welcher wenig gedacht, wenig erlebt und viel Ueberflüssiges gefühlt wird. Im ersten Kapitel bringt der verwittwete Vater sein Töchterlein nach Paris in das Pensionat der englischen Nonnen. Der Haushalt und das Leben in dem Kloster wird sehr erbaulich geschildert; kirchliche Feierlichkeiten, kleine Mädchenabenteuer — à la „Herzblättchens Zeitvertreib," das Walten der Nonnen ꝛc. sind die Bilder, die vorgeführt werden. Später spielt das Geschichtchen wieder in England; einige vornehme Jungen mit verblasener Physiognomie lassen sich so weit sehen, als es die Klosterperspektive erlaubt, und man kann vermuthen, daß daraus Bräutigame gemacht werden sollen. Alles ist sehr decent und fromm, aber kränklich und überfeinert, wie das Leben in vielen aristokratischen, frommen, englischen Familien sein mag. Das Buch setzt auch ein ähnliches Publikum voraus.

— Führer in Athen. In Athen ist in neugriechischer und französischer Sprache, unter dem Doppel-Titel: Athènes moderne etc. und *Αἱ νέαι Ἀθῆναι* ꝛc. eine Schrift von 127 Seiten erschienen,†† die über Alles Auskunft enthält, was der Fremde, der Athen zu besuchen beabsichtigt, im Voraus zu wissen und kennen zu lernen wünschen muß. In diesem Betrachte hat zwar die Schrift einen etwas gar zu raisonnirenden Charakter; aber im Allgemeinen bespricht sie in gedrängter Zusammenstellung alles Wissens- und Sehenswerthe, und namentlich über die alten Monumente im heutigen Athen verbreitet sie sich mit Ausführlichkeit. Unter den öffentlichen Gebäuden finden auch die Wohlthätigkeitsanstalten besondere Berücksichtigung. Bereits hat das neue Athen zwei Waisenhäuser, eines für Mädchen (das nach der Königin genannte *Ἀμαλίειον*) und eines für Knaben, eine Blindenanstalt, ein bürgerliches und ein Militairspital, ein Findelhaus, Entbindungshaus und Poliklinik. Mit der Universität hängen zusammen: die Sternwarte, die öffentliche Bibliothek, das Münzkabinet, das naturhistorische Museum, der botanische Garten, und außer der Universität besitzt Athen zwei Gymnasien, zwei Hellenische Schulen (eine Art höherer Bürgerschulen), Priesterseminar, Militairschule, Schule der schönen Künste, Lehrerseminar, eine Schule für Mädchen, eine von der französischen Regierung errichtete und unterhaltene Ecole française (besonders für Kunststudien), ꝛc. Im Bau begriffen ist die Kunstakademie, und beabsichtigt wird der Bau einer polytechnischen Schule, eines archäologischen Museums und eines Gebäudes für Industrie- und Ackerbau-Ausstellungen. Wissenschaftliche Gesellschaften besitzt Athen vier: die medicinische, die archäologische, die naturhistorische und die der schönen Künste. Die öffentliche Bibliothek, die hier zu fast 120,000 Bänden angegeben wird, hat neuerdings durch den Ankauf des von Friedrich Thiersch in München hinterlassenen Bücherschatzes einen reichen und höchst werthvollen Zuwachs erhalten; aber um so dringender ist es nun auch, daß für den nöthigen Raum zu gehöriger Aufstellung und Benutzung der Bücher Sorge getragen werde. Bis jetzt fehlt es hieran in Athen noch gar zu sehr.

— Eine Oster-Reise in's heilige Land. Unter diesem Titel ist ein Buch von G. Scherer erschienen,* das sich ebenso in gegenständlicher Hinsicht, wie durch seine Darstellung empfiehlt. Durch die Briefform, in der es abgefaßt ist, hat das Buch an Lebendigkeit gewonnen, die sich vornehmlich auch in den persönlichen Beziehungen derjenigen kundgiebt, an welche die 39 Briefe gerichtet sind. Die Reise machte der Verfasser im Jahre 1859 über Triest, das Königreich Griechenland, Smyrna und Beirut. Er brachte die Osterwoche in Jerusalem selbst und dann noch längere Zeit in Palästina zu, das er in seinen, besonders durch die biblischen Beziehungen ausgezeichneten Hauptpunkten besuchte. Mit gleichem Interesse faßt er die Vergangenheit und die Gegenwart der von ihm gesehenen Länder und Städte, sowie der Einwohner derselben, deren öffentliche, gesellige und häusliche Zustände in's Auge. Der Orient ist und bleibt nun einmal in gewissem Sinne und in den verschiedensten Beziehungen eine Art Aschenbrödel der modernen Weltgeschichte, und Fürsten und Völker, auch einzelne Individuen, fürstliche und nicht-fürstliche, haben bis in die neueste Zeit und oft nicht ohne ihre Schuld, ja auch nicht selten sogar absichtlich, zur herabwürdigenden Behandlung und immer tieferen Verwahrlosung dieses Aschenbrödel, nämlich des christlichen und des jüdischen Orients, die Hand geboten. Nicht ohne tiefen Schmerz liest man gerade hier von unchristlicher Intoleranz und von wahrhaft Mitleid erregender Unklugheit, den Juden wie den Christen gegenüber, und in der That ist dieser Schmerz um so aufrichtiger, je weniger einzusehen ist, wie dort der greulichen Verwirrung der in verschiedenster Weise sich gegeneinander geltend machenden Interessen und aufeinander gehetzten Leidenschaften gesteuert werden könne.

* Frankfurt a. M., Brönner, 1860.

J. C.

* Die Franklin-Expedition und ihr Ausgang. Entdeckung der nordwestlichen Durchfahrt durch Mac Clure, sowie Auffindung der Ueberreste von Franklin's Expedition durch Capitain Sir M'Clintock Mit 110 Holzschnitt-Illustrationen, 6 Tondruck-Tafeln und 3 Uebersichtskarten. Leipzig, Otto Spamer, 1861.

Ein Weltfahrer, oder Erlebnisse in vier Welttheilen. Jugend, Schicksale, Reisen und Entdeckungen von Elisha Kent Kane. Unter Benutzung der besten amerikanischen Quellen herausgegeben von J. G. Kutzner. Mit 6 Tondruckbildern und 100 Holzschnitten. Leipzig, Otto Spamer, 1861.

** Gedichten van Dr. J. Nolet de Brauwere van Steeland. Amsterdam, Brussel, 1859.

*** Reisbrieven uit Dietschland en Denemark door C. J. Hansen. Gent, Amsterdam, Kiel, Hannover, 1860.

† Mit dem zweiten Titel: Aus dem Leben eines Kindes. Köln, J. P. Bachem, 1860.

†† Athen, 1860.

Einladung zur Abonnements-Erneuerung.

Nachdem mit der heutigen Nummer der 29. Jahrgang unseres Blattes zu Ende geht, bitten wir die geehrten Leser um gefällige Erneuerung der Bestellungen auf den beginnenden 30. Jahrgang, damit Unterbrechungen in der Zusendung vermieden werden. Die am Eingange dieser Nummer namhaft gemachten Aufsätze, welche den theilweisen Inhalt der ersten Nummern nächsten Jahres zu bilden bestimmt sind, liefern den Beweis, daß wir unser Blatt auch für die Folge in dem Sinne redigiren werden, wodurch wir uns den Beifall des Publikums, dessen wir uns seit einer so langen Reihe von Jahren bereits erfreuten, auch ferner sichern.

Die Redaction und Verlagshandlung.

Im Verlage von **Veit & Comp.** in Leipzig.

Leipzig, Druck von **Giesecke & Devrient.**

Redigirt unter Verantwortlichkeit von **Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn** in Leipzig.

Hierbei **Titel** und **Inhaltsverzeichniß** zu dem hiermit abgeschlossenen 58. Bande.



